Der Ring
des
Noſtradamus.

Hiſtoriſch-romantiſche Skizzen
des
franzöſiſchen Hoflebens
von
1515—1821

von
Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band.

Leipzig, 1838.
Verlag von Otto Wigand.

Erſter Abſchnitt.

Franz I.

Geboren am 12. September 1494 zu Cognac.
König am 1. Januar 1515.
Geſtorben am 31. März 1547 zu Rambouillet.

Zur Großherzogl:

Doberaner Bibliothek

Erſtes Capitel.

Der König und ſein Narr.

(1536.)

Tout est perdu hormis l'honneur.
François I.

Im Louvre ſchien ſchon Alles zu ſchlafen. Nur im ſüdöſtlichen Thurme der Citadelle ſchimmerten noch zwei Lichter durch das nächtliche Dunkel. Dieſen Theil des Schloſſes bewohnte Franz der Erſte, der ruhmgekrönte Sohn Karls von Orleans und Louiſens von Savoyen.

Auch heute hatte der König, begleitet von ſeinem Narren Triboulet, auf Abenteuer ausgehend, ſeinen mitternächtigen Spaziergang durch die Straßen von Paris gemacht. Erſt vor einer Stunde war er heimgekehrt; ernſt und nachdenkend, das gedankenvolle Haupt auf die blendendweiße Hand geſtützt, ſaß er auf einem großen Lehnſeſſel vor dem Kamine. Nicht fern von ihm kauerte Triboulet, die erlöſchenden Kohlen zu neuem Leben anfachend. Im ganzen Louvre herrſchte tiefes Schweigen, nur durch das einförmige Tiktak der großen Wanduhr und die wiederhallenden Tritte der Wachen unterbrochen, die im Hofraume und in den Corridors langſam auf und abgingen.

Finſterer Ernſt lag auf der Stirn des Königs.

— Heute alſo, ſprach Franz der Erſte, iſt der fünfzehnte September. Vor zwanzig Jahren ſchlug ich an dieſem Tage die Schweizer bei Marignano; heute vor zwanzig Jahren ſchwelgte ich im Rauſche des erſten Sieges; heute vor zwanzig Jahren grünte auf meiner Stirn der erſte Lorbeer; ermüdet von der Schlacht, die mein alter Marſchall Trivulce »**Combat de géants**« genannt, ſchlief ich auf dem Laufe der eroberten Kanone.

Er hielt inne und ſeufzte.

— Ich bin traurig, Triboulet, fuhr er fort;

ſcherze von meiner Stirn, auf der der Lorbeer zu welken beginnt, die grauen Wolken des Mißmuths weg. Sei luſtig, mein Junge!

— Luſtig, luſtig und immer luſtig! Glaubt Ihr denn, Herr Vetter, daß Wir, von Gottes Gnaden, fou du Roi en titre d'office immer und ewig aufgelegt zum Spaßen ſind?

— Ei, Burſche, wozu hab' ich Dich? Wofür zahl' ich Dir jährlich hundert Roſenobles? Kannſt Du mich nicht mehr erheitern, ſo jage ich Dich fort und ſuche mir einen Andern. Es giebt in meinem Frankreich — Dank dem Himmel — der Narren . . .

— Mehr als zu viel, Herr Vetter.

— Narren, die tauſendmal fleißiger . . .

— Aber gewiß nicht ſo ſchön und liebenswürdig ſind als Euer treuergebener Triboulet.

Der König betrachtete ihn mit großen Augen und ſchlug ein lautes Gelächter auf.

— Dieſer Menſch — Gott und der Pabſt verzeihe mir die Sünde — dieſes Monſtrum wollt' ich ſagen, dieſes Ungethüm mit ſeiner Kürbisnaſe und ſeinem Gnomenbuckel ſchmeichelt ſich, ſchön und liebenswürdig zu ſein. Iſt das nicht zum Todtlachen?

— De gustibus non est disputandum. Um Euch, Herr Vetter, die Mühe des Ueberſetzens zu erſparen, ſei hinzugefügt, daß dies ſo viel als: »In Geſchmackſachen iſt nicht gut ſtreiten« heißt. Mein Spiegel ſagt mir, ich ſei der ſchönſte Mann an Eurem Hofe . . .

— Der Schönſte?!

— Verſteht ſich nach Euch, und mögt Ihr mir's glauben oder nicht: es giebt Augenblicke, wo ich erröthend mir geſtehen muß, daß ich, von der gütigen Natur mit Reizen jeder Gattung verſchwenderiſch ausgeſtattet, gleichſam dazu geſchaffen bin, die Herzen aller Männer, wollte ſagen aller Frauen, zu beſiegen.

Der König wollte berſten vor Lachen.

— Lacht nur, Vetter, lacht nur. Genirt Euch nicht, Ihr ſeid ja König, und ein König darf thun, was ihm beliebt. Behauptet immerhin, ich ſei eine Mißgeburt, ein Schreckgeſpenſt, ein Un=

gethüm. Ich weiß, was ich weiß. Dieſer unbeſtochene Richter (bei dieſen Worten zog er einen kleinen Spiegel aus ſeinem Wams) ſagt mir klar und deutlich, daß ich mit Liebreiz ſo zu ſagen übergoſſen . . .

— Das iſt zum Todtlachen!

— Schön wie jener bithyniſche Jüngling aus Claudiopolis, ein zweiter Antinous bin, und wärt Ihr ſo gerecht als Kaiſer Hadrian, beſäßet Ihr ſeinen Geſchmack, ſchon längſt hättet Ihr, gleich Jenem, auf Euren Pagen Münzen prägen, ihm zu Ehren Statuen und Altäre und einen Tempel auf Mantinea errichten laſſen.

— Kerl, Du biſt verrückt, rief der König, der ſich vor Lachen die Hüften hielt.

— So ſpricht der Neid!

— Haſt Recht, mein Junge. Wär' ich nicht Franz der Erſte, ſo möcht' ich Triboulet, ſein erſter Hofnarr, ſein.

— So ſag auch ich. Wär' ich nicht Narr, ſo möcht' ich König von Frankreich ſein. Ah, König ſein iſt fürwahr ein hübſches Metier! Seine

Soldaten führen Schlachten, und er — er ſammelt die Beute; ſeine Unterthanen zahlen Abgaben, und er — er verpraßt ſie; ſeine Räthe denken für ihn, und er — er glaubt, Gott weiß wie ſehr gearbeitet zu haben, wenn er unter das, was Andere geſchrieben, ſeinen Namen klext.

— Junge, nimm Dich in Acht!

— Nulla regula sine exceptione, und um Euch die Mühe des Ueberſetzens zu erſparen, ſei hinzugefügt, daß dies ſo viel als: »Keine Regel ohne Ausnahme« heißt. Ihr, Herr Vetter, gehört zu den Ausnahmen, das verſteht ſich von ſelbſt.

— Nur ein Narr, wie Du, kann glauben, daß das Loos der Könige zu beneiden ſei. Wir Könige ſind ja auch nur Menſchen und haben, wie alle Andern, unſern Kummer, unſere Sorgen...

— Ihr ſeid traurig, ſagtet Ihr vorhin; quel mouche vous a piqué?

— Der Himmel gab uns ein geſalbtes Haupt und ein gebrochenes Herz...

— Seid Ihr unglücklich? Könnt Ihr die

fromme Claudia, Eure erſte Gemahlin, noch nicht vergeſſen? Ich bitt' Euch, Vetter, laßt die Todten ruhen. Oder iſt Eleonore, Eure jetzige Gemahlin, die Wurzel Eures Kummers? Liebt ſie Euch oder liebt Ihr ſie nicht? Je nun, machts wie Euer Nachbar, der achte Heinrich von England. — Vor vier Jahren trennte er ſich von Katharina von Aragonien und heirathete eine Eurer Hofdamen, die ſchöne Anna Boulen; vor Kurzem ließ er ſie enthaupten, und drei Tage ſpäter vermählte er ſich mit Johanna Seymour. Der Mann conſumirt viele Frauen, er verſtößt jeden Tag eine Andere. Wer kann es ihm wehren? Er iſt ja König, und ein König darf thun, was ihm beliebt. Seid Ihr der Königin überdrüßig, ſo laßt Eleonoren, die Tochter Philipps des Erſten von Spanien, die Schweſter Karls des Fünften aufs Schaffot ſchleppen, und wählt Euch unter den Damen Eures Hofes eine Andere. Ihr ſeid ja König, und ein König darf thun, was ihm beliebt.

— Schweig, Narr! Ich liebe die Königin, ob unſere Ehe gleich kinderlos, aber ...

— Ihr liebt außer Ihr noch eine Andere. Nicht wahr?

— Wer ſagt das?

— Ein Narr, und Kinder und Narren pflegen die Wahrheit zu ſagen . . .

— Ja, Triboulet, ich mags Dir nicht verhehlen, ich liebe . . .

— Aber wen?

— Françoiſe de Foir.

— Die Gräfin von Chateaubriant?

— Die Hofdame der Königin.

— Vergeßt ſie, Vetter. — Die Dame, die Ihr genannt, iſt fabelhaft keuſch, und ihr Gemahl kannibaliſch eiferſüchtig; mit Argusaugen bewacht er jeden ihrer Schritte, und lieber tödten würde er ſie, als zugeben, daß ſie als ein Opfer Eurer Lüſte falle.

— Du haſt Recht, ſprach der König, und holte tiefen Athem.

— Es giebt dreimal jüngere und zehnmal ſchönere Frauen an Eurem Hofe, wählt Euch eine Andere.

— Ach, wer doch ein Mittel beſäße, jede Frau, die man liebt, ſchnurſtracks in ſich verliebt zu machen! All' meine Schlöſſer, meine Krone, mein ganzes Königreich für einen Talisman, der die Zaubermacht beſäße, dieſem Weibe, das ich liebe mit nie gefühlter Gluth, Gegenliebe für mich einzuflößen. Triboulet, Du biſt ein kluger, pfiffiger, verſchmitzter Kauz, weißt Du keinen Rath, mein Junge?

— Ich bin ja nur ein armer Narr, ein einfältiger Tropf. — Sprecht mit Eurem Weiſen, mit Eurem großen, ſupperklugen, hochgelahrten Noſtradamus, der die Weisheit mit Löffeln gegeſſen und am Hofe, wie beim Volke, im Geruch der Zauberei ſteht. Er koſtet Euch ſchweres Geld und was thut er dafür. Er guckt in die Sterne, treibt Alchymie und verſchreibt Euch ein Pulver oder Tränkchen, wenn Euer allergnädigſter Unterleib verſtopft zu ſein geruht. Er, welcher vorgiebt, Alles zu wiſſen, wird doch wohl ein Arcanum oder einen Talisman kennen, die vermögend ſind, Euch zum Ziele Eurer Wünſche zu führen? Sprecht mit dieſem großen Magos, ſetzt ſeine Weisheit auf die

Probe, fühlt ſeiner Klugheit auf den Zahn … es kann ihr gar nichts ſchaden …

— Haſt Recht, mein Junge, das will ich thun und zwar noch heute …. jetzt gleich. Es iſt doch noch Licht in ſeinem Laboratorium?

— Ei freilich! Seine Eminenz legt ſich ja dann erſt nieder, wenn die Sonne und wir anderen ehrlichen Leute wieder aufſtehen.

— Komm, leuchte mir!

Sie erſteigen eine hohe, ſchmale Wendeltreppe.

Zweites Capitel.

Noſtradamus.

Nostra damus, cum falsa damus, nam fallere
nostrum est;
Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.
Etienne Jodelle.

Mitten unter Folianten, Todtenköpfen, Sanduhren, Himmelskarten, Zirckeln, Fernröhren, Retorten, Schmelztiegeln, Recipienten und andern chaotiſch durch einander geworfenen chemiſchen Apparaten, ſaß ein langer, hagerer Mann in einem weiten, ſchwarzen Talare, den um die Hüften ein weißer, mit Hieroglyphen überſäeter Gürtel zuſammen hielt. Dieſer Mann war Noſtradamus, den Katharina von Medicis, die Gemahlin des Dauphins, an den Hof berufen.

Michel de Noſtradamus, 1503 zu St. Remy in der Provence geboren, ſah, ob er gleich erſt drei und dreißig Jahre zählte, wie ein Greis von hundert Jahren aus. Nachtwachen und Studien, welche Geiſt und Körper in gleichem Maße angeſtrengt, hatten ſeiner hohen Stirn tiefe Furchen eingeprägt; dünnes, ſpärliches Haar umflatterte ſeinen halbkahlen Scheitel; ein langer, wilder, verworrener, ins Graue ſpielender Bart bildete den Rahmen ſeines abgelebten, eingefallenen Geſichts, in deſſen Zügen etwas Geſpenſterhaftes lag, das in hohem Grade abſchreckend, man könnte ſagen: grauenhaft war. Jeder, der dieſen Mann zum erſten Male ſah, fühlte bei deſſen Anblick ein unheimliches, beengendes Fröſteln. Das kam daher: der allgemeine Ruf bezeichnete ihn als einen tiefgelahrten, aber höchſt gefährlichen Menſchen, der mit unterirdiſchen Geiſtern ein Bündniß geſchloſſen und ihnen ſeine Seele verſchrieben. Der Teufel, hieß es, habe ihn dafür in die geheimſten Geheimniſſe der Natur eingeweiht, ihm Dinge offenbart, die früher noch kein Sterblicher erforſcht: er könne in den Sternen das Schickſal der Sterblichen leſen, die Zukunft weiſſagen, Arcana bereiten, die dem

Menſchen ewige Geſundheit ſichern und — was das non plus ultra ſeiner diaboliſchen Weisheit war — aus unedlen Metallen Gold, echtes Gold, brauen. Es gab mehr als einen Leichtgläubigen, der ſich rühmte, Roſenobles zu beſitzen, die aus dem Schmelztiegel des großen Adepten Noſtradamus hervorgegangen. — Von jüdiſcher Herkunft, hatte er ſich von Jugend auf mit dem Talmud beſchäftigt und die dunkeln Quellen der Kabbala ſtudirt, woraus er das Geheimniß erlernt, durch Talismane Wunder zu üben. Er formte aus Lehm ein geheimnißvolles Weſen, dem er ein Zauberwort auf die Stirne ſchrieb, wodurch es Leben bekam. Einmal ſogar ſoll er einen Todten, durch Einflüſterung einer kabbaliſtiſchen Formel, wieder ins Leben gerufen haben. Dies alles, halb Erfindung, halb Wahrheit, lieh ſeiner Erſcheinung einen Nimbus, der auf alles, was ihn umgab, einen unheimlichen Glanz warf.

Er ſaß und ſchrieb und war ſo vertieft in ſeine Arbeit, daß er nicht das Klopfen an die Thür vernahm.

Landesbibliothek Schwerin

Man pochte jetzt ſtärker.

— Wer da? rief Noſtradamus, aufgeſchreckt durch das Geräuſch.

— Der König!

Noſtradamus ſchob den Riegel zurück und öffnete.

— Salut, salut, mon Vieux, rief der König und lüftete ſein Barett.

— Ich flehe auf Euch den Segen des Himmels herab.

— Danke, danke, mein Alter.

— Darf ich fragen, was Euch noch zu ſo ſpäter Stunde zu Eurem treuen Diener führt?

— Das ſollt Ihr gleich erfahren, lieber Meiſter; doch zuvor erzählt mir, was Ihr da geſchrieben habt.

— Ich pflege das, was ich im Sternenbuche des Himmels geleſen, allnächtlich aufzuzeichnen.

— Und darf man wiſſen, was Ihr heute im Sternenbuche des Himmels geleſen habt?

— Viel und Mancherlei, aber leider wenig Gutes.

— Stand nichts vom König Franz in Euren Sternen da oben?

— Ihr habt Euch, wie Julius Cäſar, vor dem März-Monat zu hüten, der Eurem Leben Gefahr droht.

— Im Februar, mein Alter, wird es Zeit ſein, ſich vor dem ſchlimmen März zu hüten. Doch ſagt, was habt Ihr da für Verſe geſchrieben, fragte der König, ſeine großen Augen neugierig auf ein Papier heftend, worauf folgende Verſe ſtanden:

„Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel,
Dans cages d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir mort cruel.“

— Was bedeutet dieſes Quatrain?

— Sire, es iſt eine trübe Prophezeihung, die ſich auf Euren Sohn Heinrich bezieht, der — ſo ſteht es in den Sternen — in einem Tourniere verwundet und in Folge dieſer Wunde ſterben wird.

— Könnt ihr mir ſagen, Meiſter, woran wohl ich ſterben werde?

— Ihr werdet ſterben an einer unheilbaren Krankheit.

— Natürlich, ganz natürlich; denn wenn die Krankheit heilbar wäre, würde ich nicht daran ſterben. All' Eure Weiſſagungen, die Ihr centurienweiſe in die Welt ſchickt, ſind doppelſinnig, unklar und myſtiſch wie die Ausſprüche der alten Pythia.... Doch nun zu etwas Anderm! — Ich weiß, Ihr ſeid ein Tauſendſaſa, ein Schwarzkünſtler, ein Kabbaliſt und halber Hexenmeiſter, dem, wie Ihr oft ſelbſt geſagt, mächtige Geiſter das goldene Buch der Geheimniſſe aufgeſchloſſen, worin Ihr geleſen habt alle Myſterien der Natur. — Könnt Ihr mir wohl ein Arcanum, einen Talisman oder ſonſt ein Mittel verſchaffen, das mich, den Mann von zwei und vierzig Jahren, bei jeder Frau, die mir gefällt, angenehm und beliebt macht? Meiſter, giebt es ſolch ein Mittel?

— Ja, es giebt ein Mittel!

— Ihr ſcherzt, Meiſter.

— Das Leben iſt zu ernſt ... der Scherz iſt mir verhaßt ...

— Ihr glaubt alſo wirklich, daß es Mittel gäbe, die mich zum Ziele führten?

— Nennt mir Euer Ziel!

— Ich liebe die ſchönſte Frau meines Reiches: die Gräfin von Chateaubriant. Ihre Liebe iſt das Ziel, das meine Seele zu erreichen ſtrebt.

— Sire, Euch kann geholfen werden.

— Ihr macht mich glücklich. . .

— In drei Tagen erhaltet Ihr von mir einen Talisman, den Schlüſſel zu dem Herzen Eurer Dame, aber. . . .

— Sprecht, Meiſter, ſprecht!

— Zur Bereitung dieſes Talismans braucht Euer Diener. . . .

— Gold? Wieviel, wieviel?

— Fünftauſend Roſenobles.

— Das Doppelte, mein Alter, wenn die Gräfin ſich mir ergiebt . . . in drei Tagen alſo. . .

— Habt Ihr den Talisman. . .

— Und Ihr, Meiſter, zehntauſend Roſenobles. Habt Ihr mich aber nur getäuſcht, verfehlt Euer Mittel ſeine Wirkung, ſo tragt Ihr — ich ſchwör's bei unſerer lieben Frau, der gebenedeiten Mutter Gottes — Euern Kopf aufs Schaffot. Und nun gute Nacht, Herr Doctor; in zwei Stunden kräht der Hahn ſein Morgenlied; legt Euch ſchlafen, Meiſter, gute Nacht, gute Nacht!

Der König wollte gehen.

— Halt, noch Eins, ſprach er umkehrend. Nur Ihr und Triboulet wißt um das Geheimniß meines Herzens. Wehe dem, der einem Dritten es verräth.

— Meinetwegen ſeid unbeſorgt, ich kann ſchweigen wie ein Grab, wie aber, wenn Euer Narr . . .

— Kümmert Euch nicht um Andere. — Triboulet weiß zur rechten Zeit zu ſchwatzen und zur rechten Zeit zu ſchweigen. Und ſomit Gott befohlen!

— Der Himmel ſchenke Euch einen ruhigen Schlaf. —

Franz nickte freundlich und ging. Auf der Treppe harrte Triboulet mit der Leuchte.

Drittes Capitel.

Die Gräfin von Chateaubriant.

Auf einem gelbdamaſtenen, reichbrocadirten Ruhebette lag, in ein üppiges Negligé gehüllt, eine Dame von bewundernswerther Schönheit. Es war Françoiſe de Foix, Gräfin von Chateaubriant*). Zu ihren Füßen ſaß Deniſe, eine bildhübſche Kammerzofe, die ihrer Gebieterin ein Buch vorlas.

— Wie iſt es möglich, ſprach die Gräfin, die Vorleſung unterbrechend, daß die holde Muſe der Dichtkunſt, herabſteigend von ihrer Sonnenhöhe, ſich ſo tief erniedrigen kann? Wie iſt es möglich, frage ich, daß Clement Marot, der Sohn eines Kammerdieners, ſo ſchöne Verſe dichten kann? — Ich wage es kaum zu geſtehen, daß mir das Talent dieſes Menſchen einen Anflug von Bewunderung abtrotzt. — Einem Plebejer hätte ich niemals ſo viel Poeſie zugetraut. — Welch' ein Schatz von Phantaſie, welch' eine Fülle von Gemüth! Wäre er nicht der Sohn eines Kammerdieners, man könnte ihn ſogar liebenswürdig finden . . .

---

*) Ihr Vater Phöbus de Foix, Vicomte de Lautrec, und ihre Mutter Jeanne d'Aydie, die älteſte Tochter Odet's d'Aydie, Grafen von Comminges, erkannten nur die Prinzen von Geblüt über ſich. — Françoiſe de Foix wurde 1495 geboren und, vierzehn Jahr alt, mit Jean de Laval Montmorency, Grafen von Chateaubriant vermählt.

— Ihr werdet es nicht glauben, meine Gebieterin, wenn ich Euch ſage, daß Clement Marot die Verſe, die Ihr ſo ſchön gefunden, auf mich gemacht. —

— Auf Dich? wiederholte ſpitz die Gräfin und zuckte die Achſel.

— Ja, auf mich, gnädige Frau!

— Einem Menſchen, dem die Gabe verliehen, ſo hübſche Verſe zu machen, hätte ich, nimm es nicht übel, mein Kind, einen beſſern Geſchmack zugetraut . . .

— Bin ich denn ſo häßlich? fragte das arme hübſche Kind.

— Dies eben nicht, aber Du biſt ja nur ein Kammermädchen.

Deniſe ſchwieg . . . es koſtete ihr Mühe eine Thräne zu verbergen, die ſich aus ihrem großen, blauen, ſeelenvollen Auge ſtahl, das der Dichter, der ſie beſungen, »**miroir du ciel**« genannt.

Zum Glück trat ein Page ein.

— Gnädige Frau, ſprach der kleine Blondkopf, der Doctor Noſtradamus bittet um die Erlaubniß, vorgelaſſen zu werden.

— Er mag eintreten. Geh, Deniſe!

Die ſchöne Kammerzofe erhob ſich von ihrem Polſterkiſſen und entfernte ſich. Als ſie im Vorſaale war, trocknete ſie mit ihrem Schürzchen die Thränen, die wie blitzende Thauperlen an den langen Wimpern ihrer Augen hingen.

Die Gräfin richtete die ſeidenen Kopfkiſſen empor. — Der Page führte den Doctor ein und entfernte ſich ſchnell.

— Friede mit Euch, Frau Gräfin von Chateaubriant, ſprach Noſtradamus.

— Ich heiße Euch willkommen, Doctor. Ihr findet mich unwohl.

— Was fehlt Euch, ſchöne Gräfin?

— Ich habe mich auf dem letzten Hofball im Louvre etwas erhitzt und dann erkältet.

Michel de Notre-Dame fühlte ihren Puls.

— Seid unbeſorgt . . . morgen ſeid Ihr wieder wohl.

— Schon lange hatte ich nicht das Glück, Euch bei mir zu ſehen; iſt es erlaubt zu fragen, was mir heute die Ehre Eures Beſuches verſchafft?

— Ich komme mit froher Botſchaft. . . .

— Ihr macht mich neugierig, Doctor.

— Als ich in vergangener Nacht in den Himmel und ſeine Myriaden Augen geſchaut, entdeckte ich ein glänzendes Geſtirn, das Euch, holde Gräfin, großes Glück verheißt. Wenn des Himmels Sterne und meine Augen mich nicht trügen, ſo ſeid Ihr zu etwas Großem auserkoren. — Euer Stern iſt der nächſte an dem Jupiter.... Jupiter iſt der größte aller Sterne . . . der König der Götter . . . Habt Ihr mich verſtanden, Frau Gräfin von Chateaubriant?

ten Ort giebt, an dem mehr Blut klebt, als an dem **Pré aux Clercs**, wo oft an einem Abend vierzig, funfzig Duelle ihre blutige Spur zurückließen.

In den Sälen des Louvre prangte der Flor des Hofes und die Blüthe der Ritterſchaft. Franz der Erſte und Eleonore von Portugal, der Dauphin und ſeine Gemahlin, Katharina von Medicis, mit dem hundertäugigen Pfauenſchweif ihrer Hoffräulein und dem vielgoldigen Schwarm der Groß-Dignitaires bildeten das impoſanteſte Gewühl, das man ſich denken kann.

Aus dem Kranz der Frauen ſtrahlten zwei Blumen hervor, die alle anderen verdunkelten: Françoiſe de Foix, Gräfin von Chateaubriant und Anne de Piſſeleu; dieſe eine Cleopatra, die im Sturm die Herzen der Männer erobert, jene eine Aspaſia, die einſchmeichelnd ſich der Herzen bemeiſtert; dieſe eine anziehende, jene eine feſſelnde Schönheit; aber Jede von ihnen ein Engel an Liebreiz, obwohl die Erſtere viel älter als die Letztere war.

Auch Noſtradamus, der große Weiſe, und Triboulet, der kleine Narr, fehlten nicht. Hier, wie überall im Leben, ſah man Extreme ſich berühren.

Des Königs Auge flog, dem Schmetterlinge gleich, von einer Blume zu der andern, um aus allen Honig zu naſchen; lüſtern umſchwärmte es den ganzen Flor, doch am längſten und liebſten hing es an der Wimper der züchtig verhüllten, lieblich verſchämten Gräſin von Chateaubriant. Die Liebe betrachtet ihren Gegenſtand mit Augen, die ſelbſt das Häßlichſte für ſchön und reizend anerkennen; kein Wunder, daß ſie ihm von Allen die Schönſte ſchien! Sein liebetrunkener Blick weilte mit zitternder Wolluſt auf dem Bouquet ihrer Reize: er konnte ſich nicht ſatt ſehen an ihrer üppigen Geſtalt, an ihrem ſchön geformten Arm, an ihrem feingedrechſelten Fuß und an dem vollen Nacken, deſſen blendend weißer Schnee gehoben wurde durch ein winzig kleines, dunkelbraunes Maal. Von allen Nacken, ſagt man, ſeien dieſe die gefährlichſten.

Der König ſchwelgte in der Vorahnung der höchſten Seligkeit. Wenn ihr Blick dem ſeinigen begegnete, da klopfte ihm das Herz und er drückte den Ring, den ihm Meiſter Noſtradamus als Talisman an den kleinen Finger der linken Hand geſteckt. Es war ein breiter, maſſiv goldener Reifring mit einem roſenfarbenen Diamanten; an jeder Seite dieſes ſeltenen Steines waren zwei Buchſtaben eingegraben, auf der einen A. M., auf der andern M. A. Als der König ihn befragte, was dieſe Zeichen zu bedeuten hätten, ſagte Jener, es ſeien kabbaliſtiſche Charactere, die eine Zauberformel enthielten, der ſich alle Geiſter der Liebe unterwerfen müßten. Triboulet aber legte die vier Buchſtaben ſo aus: **Aimez-moi, mon Ange**, fügte aber ſarkaſtiſch lächelnd hinzu, daß es auch wohl anders heißen könne — — —

Franz nahm den Scherz ſeines Narren ſehr übel, denn er ſetzte auf dieſen Ring ſeine ganze Hoffnung. Noſtradamus und ſein Talisman konnten und durften nicht täuſchen, dafür bürgte der Kopf des großen Magos.

Die Glocke von **St. Germain des Prés** hatte eben die zehnte Stunde verkündet, als ſich der Hof von der Tafel erhob.

Die Gräfin von Chateaubriant flüchtete in einen der Nebenſäle, um dort, von keinem Auge beobachtet, einen Blick in den Spiegel zu werfen. Der König folgte ihr.

— Verzeihet, ſchöne Gräfin, daß ich Euch überall verfolge. Trabanten müſſen, ſie mögen wollen oder nicht, dem Laufe ihrer Sonne folgen.

— Mein König, hauchte die Gräfin, und ſenkte erröthend ihr Auge nieder.

— Wenn Ihr auf allen Euren Wegen mir begegnet, ſo glaubt es nur, ich bin nicht Schuld daran. Dem Schatten gleich an Eure Ferſe feſtgeſchmiedet, muß ſtets mein Fuß der Spur des Euren folgen . . . In Eurer Nähe blüht mein Glück . . .

— Sire, Ihr ſpottet meiner . . .

— Wie wenig kennt Ihr Eure Reize, wenn Spott Ihr nennt, was Ehrfurcht und Bewunderung ſpricht . . .

— Ihr ſeht mich tief beſchämt . . .

— O wendet Euch nicht ab . . . es iſt ſo ſchön, auf Eurer Wange Hermelin den Purpur holder Scham zu ſehn. Vergönnt mir Eures Auges Licht und hört mich an: Seit jenem Tage, an dem, auf mein Geheiß, Ihr an dem Hof erſchient, ſeit jenem Augenblick, wo ich zum erſten Male Euch geſehen, fühl' ich für Euch, was ich für Keine noch gefühlt. Ich lieb Euch, Françoiſe, lieb Euch Eurer Schönheit, Eurer Tugend willen und kann nicht länger leben ohne Euch. Im Staube liegt vor Dir Dein König, er küſſet Deines Kleides Saum und fleht Dich an um Gegenliebe . . .

Franz beugte ſeine Knie . . . die Gräfin erhob ihn raſch und ſank, mit Freudenthränen in den Augen, an ſeine Bruſt.

— Wer dieſem König widerſtehen kann, iſt mehr als Weib, rief Françoiſe de Foix, in Wonne aufgelöſt. Mein königlicher Herr, hört nun auch mein Geſtändniß an. Auch ich hab' Euch im Stillen längſt geliebt, geliebt mit allen Kräften meiner Seele . . . O ſüße Wonne, daß ich es ſagen darf, daß Ihr die Sonne meines Lebens, der Hymnus meiner Liebe ſeid . . .

Sie lagen Bruſt an Bruſt und hörten die lauten Schläge ihrer Herzen.

— Komm, Françoiſe, ſprach der König und zog ſie ſanft auf den Divan, komm, ſetze Dich zu Deinem François und nimm von ihm, als Angedenken dieſer ſchönen Stunde, dies kleine Zeichen ſeiner Liebe an.

Bei dieſen Worten zog er den Ring des Noſtradamus von ſeinem Finger und ſteckte ihn an den Mittelfinger ihrer rechten Hand, denn der Meiſter hatte geſagt, daß der Talisman an jedem andern Finger ſeine Wirkung verlieren würde.

Der Ring ſtack kaum an dem bezeichneten Finger, als ſie ſich liebeglühend zu ihm neigte und ihm als Dank für ſeine Gunſt den erſten Kuß als Zeichen ihrer Liebe reichte. Die Muſik tönte von dem großen Saale, in dem getanzt wurde, nur leiſe herüber . . . die Liebenden ſaßen Aug an Aug, Mund an Mund, Herz an

Herz . . . .

. . . .

. . . .

Am andern Morgen erhielt Meiſter Noſtradamus von Florimond Robertet, Geheimſchreiber und Schatzmeiſter Seiner Majeſtät, 10,000 Roſenobles ausgezahlt. Ob aus dem öffentlichen Staatsſchatz oder aus der Privatchatulle des Königs, iſt unbeſtimmt. Die Könige damaliger Zeit waren weit beſſer daran, als die jetzigen. Sie wußten nichts von Budgets und Civilliſten und durften ſo viel verſchwenden, als ihnen gefällig war.

Schöne Zeit, warum kehrſt du nicht zurück!

Fünftes Capitel.

Das Ende Noſtredame's.

(1566.)

„Alles iſt eitel!“
König Salomo.

Dieſer Noſtradamus, der ſpäter unter Katharina von Medicis, die ihn zu ihrem Leibarzt ernannt hatte, eine große Rolle geſpielt, ſtarb am 2. Juli 1566 zu Salon in der Provence. Er hatte den Tag und die Stunde ſeines Todes vorausgeſagt, indem er am Ende des Juni im Kalender des Jean Stadius die Worte: **hic propre mors est** (hier iſt mein Tod nahe) beigeſchrieben hatte.

Er wurde in der Franziskaner Kirche begraben, wo man ihm ein Denkmal ſetzte.

Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner prophetiſchen

Centurien erſchien im Jahre 1668 gedruckt von Elzevir in Amſterdam.

Unter der Unzahl ſeiner Prophezeihungen iſt folgende am merkwürdigſten:

Anno milleno 1000
Bis ter centeno 600
Ter quadrageno 120
Bis ter bis nono 24
Finem tibi, Gallia, pono 1744

Hans Sachs hat dies ſo überſetzt:

Wenn man ſchreibt tauſend an der Zahl 1000
Fortan dreihundert zu zweimal . . . 600
Und wieder vierzig zu dreimal 120
Dann zweimal drei zu zweimal neun. 24
So wird es aus mit Frankreich ſein 1744

Man ſieht aus dieſer Berechnung, daß auch Propheten irren können *).

In einem eiſernen Kaſten, der in der Wand eingegraben war, fand man 50,000 Roſenobles, die, wie man aus einem beigefügten Zettel erfuhr, der Meiſter ſelbſt fabricirt hatte.

---

*) Im Jahre 1781 wurden Noſtredame's Weiſſagungen, weil ſie den Untergang des Pabſtthums prophezeit, von Pius VI. verboten. —

Ein Chemiker ſpäterer Zeit, der mehrere dieſer Roſenobles chemiſch zerſetzt hat, gab folgende Beſtandtheile an: ein Zwanzigſtel wirkliches Gold, ein Viertel Queckſilber, ein Viertel Kupfer, ein Scrupel Eiſen, ein Achtel Zinn und das Uebrige eine unbekannte Miſchung.

Und dennoch waren die Roſenobles lange Zeit ſehr geſucht, denn der Aberglaube des Volkes lieh dieſer falſchen Münze magiſche Kräfte. Man betrachtete ſie als ein Präſervativmittel gegen anſteckende Krankheiten und zahlte für ſie oft das Doppelte ihres Werthes. Sein Bruder Jean de Noſtredame war Procurator beim Parlament zu Aix und ſchrieb provençaliſche Gedichte, die ſchön, aber höchſt ſchlüpfrich ſind. Auch ſchrieb er eine »Geſchichte der Troubadours,« die im Jahre 1575 erſchien, aber ſehr unvollſtändig iſt.

Ein Sohn von Michel, César Noſtredame, machte ſich ſpäter durch eine Chronik der Provence bekannt.

Sechſtes Capitel.

Anne de Piſſeleu.

> Elle etoit la plus sage des belles
> et la plus belle des sages.
> CHARLES DE SAINTE-MARTHE.

Es iſt das Loos der Frauen geliebt und — vergeſſen zu werden. Die Gräfin Chateaubriant hatte dem König ihre Tugend, ihre Reize geopfert; Franz hatte ſie geliebt, vergöttert, angebetet; er hatte ihr ewige Liebe, ewige Treue geſchworen. Aber weh Euch armen Frauen, die Ihr auf Königsſchwüre baut! Ihr werdet, früher oder ſpäter, über Undank, über Meineid weinen.

Françoiſe de Foix glaubte ſich noch immer geliebt, als des Königs treuloſes Herz lange ſchon für eine Andere ſchlug. Anne de Piſſeleu, Ehrendame der Königin Mutter, ein ſchönes, kluges, geiſtreiches, aber ſtolzes, habgieriges, herrſch- und ränkeſüchtiges Weib, hatte ſich ſpielend, wie ein Zephir in den Kelch der Blume, in das Herz des Königs eingeſchlichen und ſich allmälig ſeiner Gedanken und Gefühle bemeiſtert.

— Ihr liebt mich, ſagte ſie zum König, der ſchwärmend zu ihren Füßen lag, und wollt, daß ich Euch wieder lieben ſoll. — Euer Herz, mein König, iſt getheilt zwiſchen mir und einer Andern, die, verzeiht mir, wenn ich offen rede, nicht werth iſt, Eurer Füße Staub zu küſſen. Ich will Euch ganz und ungetheilt beſitzen; Ihr habt zu wählen zwiſchen ihr und mir.

Sie hielt inne und harrte auf Antwort.

— Fällt Euch die Wahl ſo ſchwer, mein König, fuhr ſie fort. Seht, hätte ich zu wählen zwiſchen Euch und einer ganzen Welt, Euch würde ich den Vorzug ſchenken. Und Ihr, Ihr könnt Euch nicht entſchließen? Sie lebt für Euch, ich möchte für Euch ſterben; ſie liebt Euch, weil Euch eine Krone ſchmückt, ich lieb Euch, weil Euch jede Tugend ziert, lieb Euch, weil Ihr ein tapferer, ruhmgekrönter Held, der Erſte unſerer

Ritter ſeid. Fragt nun Euer Herz, mein König, wer von uns Beiden mehr Euch liebt?

— Ihr liebt mich Beide. . .

— Sie liebt, wie tauſend Andere lieben, heut den und morgen einen Andern. . .

— Haltet ein, Anne de Piſſeleu! Ihr mögt ſie alt, Ihr mögt ſie häßlich finden, doch läſtert ihre Tugend nicht.

— Sire, wollt Ihr mich zum Lachen reizen? Ich könnte einen Namen nennen, der Eurer Wange friſches Roth in bleiches Weiß verwandeln würde.

— Nennt mir den Namen, rief der König, ſchwer entrüſtet.

— Bonnivet!

— Er mein Nebenbuhler?

— O Schmach, daß ich's bejahen muß! Ich wünſch Euch Glück zu Eurem Admiral, der auch zu Lande Siege feiert. Als Ihr das letzte Mal ganz unerwartet ſie beſuchtet, war Bonnivet bei ihr verſteckt. . .

— Wo, wo?

— Hinter grünem Laubwerk. . . im Kamine!

— Anne de Piſſeleu, Ihr lügt!

— Sire, wenn es Euch Troſt gewährt, ſo ſag' ich Ja!

— Nein, ich glaub Euch, glaub Euch mehr als Allen. Wißt, auch Triboulet hat mir geſagt, daß Bonnivet an jenem Abend bei ihr war. Ich Thor, der ich dem Narren nicht geglaubt! O Himmel, giebt es nicht ein einzig treues Weib auf dieſer großen weiten Erde!

— Die Treuſte, Sire, liegt jetzt zu Euren Füßen. . .

— Komm an mein Herz, du weißer Rabe; ich will Dich reich und glücklich machen, will Liebe Dir mit Liebe lohnen.

Noch an demſelben Tage erhielt die Gräfin von Chateaubriant den vom König eigenhändig ausgefertigten Befehl, in vier und zwanzig Stunden den Hof und die Hauptſtadt zu verlaſſen. Sie wollte zum König; die Wachen ſtießen ſie höhniſch zurück; ſie ſchrieb an ihn, betheuerte, daß ſie unſchuldig ſei, daß Triboulet, erkauft von ihrer Nebenbuhlerin, eine freche Lüge erſonnen; der König ſchickte ihren Brief unerbrochen zurück.

Françoiſe de Foix, rettungslos verloren, verließ Paris und kehrte gramgebeugt nach Chateaubriant, in der Bretagne, zu ihrem Gatten zurück.

Acht Tage ſpäter vermählte ſich Anne de Piſſeleu, auf Geheiß ihres königlichen Geliebten, mit Jean de Broſſe, dem Sohne René de Broſſe's, der (einer der Hauptttheilnehmer der Empörung des Connetable von Bourbon) in der Schlacht von Pavia unter den Feinden Frankreichs gefallen war. Jean de Broſſe, der ſeinen Namen zum Deckmantel der königlichen Schande hergab, erhielt die confiscirten Güter ſeiner Familie zurück, ward zum Gouverneur der Bretagne ernannt und bekam die Grafſchaft Etampes, die der König zum Herzogthum erhob.

Die Herzogin von Etampes, nunmehr officielle Geliebte Seiner Majeſtät des Königs, erhielt mehrere Paläſte in Paris, mehrere Schlöſſer und ſehr beträchtliche Beſitzungen. Eines dieſer

Palais lag am Ende der Straße Git-le-Coeur, da, wo ſie eine Ecke mit der Straße Hurepoix bildet. Dieſes kleine Schloß, das mit einem größern zuſammenhing, welches die Herzogin in der Straße Hirondelle beſaß, ſoll 50,000 Roſenobles gekoſtet haben. Die Frescomalereien, ſchreibt St. Foix, die Gemälde, die Teppiche, die Salamander (die Deviſen-Figur Franz des Erſten), die zarten Embleme und ſinnigen Deviſen — kurz Alles in dieſem Palais verkündeten den Gott und die Vergnügungen, denen es geweiht war. In dem Salle de Joie ſah man brennende Herzen zwiſchen einem Alpha und Omega, in dem Salle de bain den heidniſchen Jupiter, wie er, in ſchwarze Wolken gehüllt, die ſchöne Io umarmt. Das Eine dieſer Frescogemälde hatte Roſſo de Roſſi, das Andere Francesco Primaticcio gemalt. Koſtbare Ciſelirarbeiten von Benvenuto Cellini und reizende Statuen von Jean Goujon ſollen dieſe Halle zum Kunſttempel erhoben haben *).

---

*) Im Jahre 1835, als ich das letzte Mal in Paris

Es giebt wenig Maitreſſen, die eine ſo große, unumſchränkte Macht beſaßen als die Herzogin von Etampes. Der ganze Hof lag zu ihren Füßen. Alle Dichter ihrer Zeit beſangen den Flor ihrer Reize. Charles de Sainte-Marthe und Clement Marot flochten täglich neue Lieder für ihre Schläfe und Jean Clouet malte die Beſchützerin der ſchönen Geiſter als Juno, Minerva und Venus.

Ihr Einfluß, ihre Macht war, wie geſagt, unbegrenzt. Ihr mütterlicher Oheim, Aimé Sanguin, wurde Abt von Fleury-ſur-Loire, Biſchof von Orleans und endlich Cardinal und Erzbiſchof von Toulouſe. Ihre drei Brüder Charles, François und Guillaume de Piſſeleu erhielten die Bisthümer Condom, Amiens und Pamiers.

Wie Mancher von uns mag ſich ſolch eine Schweſter wünſchen!

---

war, ſah ich von all' dieſen Herrlichkeiten nichts mehr, als ein Paar finſtere Stuben, worin eine Hebamme reſidirte.

Siebentes Capitel.

Das Ende der Gräfin von Chateaubriant.

(1537.)

„Dispear and dear."
CHATTERTON.

Während die übermüthige Herzogin von Etampes auf des Glückes Rieſenleiter täglich höher ſtieg, ſank die arme, unglückliche Gräfin von Chateaubriant ſtündlich tiefer in des Elends jähen Abgrund.

Ihr ſchwer beleidigter Gemahl hatte, um ſie für ihre Untreue zu beſtrafen, eine grauſame Folter für ihr Gewiſſen erſonnen. Gleich nach ihrer Rückkehr zu ihm hatte er ſie in ein ſchwarz ausgeſchlagenes Zimmer eingeſperrt, das Tag und Nacht nur durch den kargen Schein einer Lampe erhellt ward.

Die Fenſter waren ſo dicht verſchloſſen, daß nie ein Sonnenſtrahl den Weg zu ihrem Kerker fand. Ueber ihrem Strohlager hing das Bild ihres Verführers und neben dieſem das Bild ihres Gatten; beide ſo ſprechend ähnlich, als ob ſie lebend vor ihr ſtänden. Dieſe Bilder, die ſie ewig mahnten an eine Schuld, die ſie jetzt bereute, dieſe Bilder, gräßlicher als alle Qualen der Hölle, peinigten ihr Gewiſſen, folterten ihre Einbildungskraft und bohrten ſich, wie glühende Sonden, in ihre Seele ein. Ihre Phantaſie lieh dieſen Bildern Leben, Ausdruck, Sprache. Das Geſicht des Königs ſchien ſie höhniſch anzugrinzen und ihr zuzurufen: »Albernes, ehrvergeſſenes Weib, Du glaubteſt Dich von mir geliebt, ich heuchelte Dir Liebe, um meinen Sinnenkitzel zu befriedigen; jetzt da meine Wolluſt abgekühlt, jetzt haſſe, jetzt verachte ich Dich. Aus meinen Augen, ehrloſes Weib, Du ekelſt mich an, Du biſt mir ein Gräuel!« Das Antlitz des Gatten aber ſchien ſie freundlich anzulächeln und ihr Worte des Troſtes zuzuflüſtern: »Armes, betrogenes Weib, er hat Dich entehrt, er hat Dich geſchändet, und dennoch liebe ich Dich und verzeihe Dir; Du biſt ein gefallener Engel, durch Buße wirſt Du Dich wieder erheben aus dem Pfuhl der Schande zur Sonnenhöhe der Tugend. Sühne durch Reue Dein Vergehen, löſche durch Thränen das Brandmal Deiner Schmach, den Schandfleck Deiner Ehre weg!«

Aber manchmal war es anders. Daſſelbe Bild, das ſie früher freundlich angelächelt, fing plötzlich zu grollen, daſſelbe Bild, das ſie früher höhniſch angegrinzt, fing plötzlich zu lächeln an.

— Vergieb mir, holdes Weib, ſprach des Königs Antlitz, man hat Dich verläumdet, ich habe Dich gekränkt, verſtoßen, vergieb, vergieb mir!

Dann klopfte ihr das Herz, denn es war das alte Lächeln, der alte Blick, deſſen Zauber ſie von Neuem hinriß und verführte. Da fiel ihr Blick auf des Gatten zürnendes Bild . . . ſeine Augen durchbohrten ſie.

— Treuloſes Weib, rief er mit donnernder Stimme, ich haſſe, ich verabſcheue Dich, denn Dein Schmerz iſt nicht wahr und Deine Reue iſt erlogen . . . Du liebſt ihn, wie früher, ihn, der Dich getäuſcht, betrogen, entehrt, geſchändet hat.

Dann erwachte von Neuem die Reue: ſie ſank auf ihre Knie und bat ihrem Gatten händeringend ihr Unrecht ab.

— Jean de Laval-Montmorency, rief ſie mit Thränen in den Augen, ich habe Deinen und Deiner Ahnen Namen befleckt, ich habe den Schwur der Treue gebrochen, vergieb, vergieb! Dir aber, Räuber meiner Tugend, Schänder meiner Ehre, rief ſie mit zornflammender Miene, Dir, König von Frankreich, Dir fluche ich!

Dieſer ewige Kampf zwiſchen Sünde und Reue hatte ihre Lebenskräfte aufgezehrt. Die Gräfin, vor kurzem noch eine der ſchönſten und üppigſten Frauen Frankreichs, war jetzt ein abſchreckendes Skelett.

Sechs lange Monate ſaß ſie bereits in dieſem öden, ſchauerlichen Kerker. Durch eine Oeffnung, die in der Thür angebracht war, reichte ihr jeden Morgen ein Vermummter friſche Nahrung, die aus

Brodt, Wein und Früchten beſtand. Auf keine ihrer Fragen erhielt ſie jemals Antwort von ihm.

Nachts quälten ſie die gräßlichſten Träume; die Bilder ſtiegen aus ihren Rahmen heraus: der König wollte ſie umarmen und ihr Gemahl ſie ermorden, ſie ſchrie, erwachte und konnte dann nicht wieder einſchlafen, denn dieſe Bilder peitſchten, wie Furien, den Schlaf aus ihrer Nähe fort. Eines Abends (es war am 16. October) war ſie ermattet auf ihr Lager hingeſunken und eben eingeſchlummert, da öffnete ſich die Thür ihres Kerkers und ein Mann, eingehüllt in einen rothen Mantel, das Geſicht mit einer ſchwarzen Sammetlarve bedeckt, trat vor ihr Lager hin.

— Françoiſe de Foix, rief er mit dumpfer Stimme und rüttelte die Schlafende aus ihrem Schlummer auf. Wach auf, rief er, wach auf!

Die erwachende Gräfin ſtieß beim Anblick dieſer geheimnißvollen Erſcheinung einen gellend-craſſen Schrei des Schreckens aus.

— Wer ſeid Ihr, ſtammelte ſie, was wollt Ihr?

— Wer ich bin, das braucht Ihr nicht zu wiſſen, doch was ich will, das ſollt Ihr gleich erfahren.

Und in demſelben Augenblick traten drei Leute, vermummt wie er, in ihren Kerker ein.

— Françoiſe de Foix, rief der Unbekannte, bete zu Gott um Vergebung Deiner Sünden.

— Beten? Grade jetzt? Warum?

— Die Stunde Deines Todes hat geſchlagen.

— Ihr wollt mich tödten? Mörder, Mörder, ſchrie ſie mit verzweifelter Kraft und raffte ſich von ihrem Lager auf, man will mich morden, Hilfe, Hilfe!

Niemand kam.

Der Unbekannte gab ſeinen Leuten einen Wink und verſchwand. Zwei dieſer Leute ergriffen die Gräfin und banden ſie, der Dritte ſchnitt ihr die Adern auf.

Die Gräfin, die ſich Anfangs mit der Kraft eines Löwen gewehrt, war endlich erlegen. Allmählig ſchwanden ihre Kräfte . . . ſie verblutete ſich.

Am andern Morgen fand der Unbekannte die Leiche in ihrem Blute ſchwimmend. Von ihrem Finger zog er den Ring, den ſie einſt vom König erhalten.

Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, der Graf von Chateaubriant habe in Erfahrung gebracht, daß der König Françoiſe de Foix habe begnadigen und nach Paris zurückberufen wollen. Um neuer Schmach vorzubeugen, habe der Graf ſeine Gemahlin ermorden laſſen.

Die Gräfin wurde in der Mathurinenkirche zu Chateaubriant beerdigt. Ihr Gemahl ließ ihr ein prachtvolles Denckmal errichten, worauf ihr Bildniß und eine von Clement Marot gedichtete Grabſchrift zu leſen war.

Den Ring ſchickte er dem König zurück, der ihn noch an demſelben Tage ſeiner Maitreſſe, der Herzogin von Etampes, ſchenkte.

Achtes Kapitel.

Künſtlerſtolz.

(1540.)

Am Ende der Straße Git-le-Coeur lag das Lieblingsſchloß der Herzogin von Etampes, die hier der Kunſt und dem Vergnügen lebte.

In einem der reichgeſchmückten Säle ſaß die Geliebte Franz des Erſten auf den ſchwellenden Kiſſen einer Ottomane.

Sie ſah auf die Uhr, deren Zeiger auf die zehnte Stunde wies.

— Er muß bald kommen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt. O Gott, wie ſchlägt mein Herz! Ach, wär' er doch ſchon hier, er, dem ganz Frankreich huldigt, dem die Kunſt den ewig grünen Lorbeer flicht, dem die Welt Bewund'rung zollt. Ach, wüßte er, wie ich ihn achte, ſchätze, liebe, er würde nicht ſo kalt und ſtolz auf mich herniederſehen, er würde Mitleid mit der Armen fühlen, die ſich in ſtiller Gluth verzehrt. Voll Wonne bebt mein armes Herz, wenn ich den Namen höre, der die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt. Von ihm geliebt zu werden, muß Götterwonne ſein!

Sie hörte Schritte im Vorſaale.

— Er kommt, ſprach ſie, o faſſe Dich, mein Herz!

Ein ſchöner, hoher Mann mit glatt geſcheiteltem Haar und vollen Locken, die über den Hintertheil des Kopfes auf die breiten Schultern fielen, trat in den Saal. Dunkles Haar umwallte das gebräunte Kinn. Der Schnitt ſeines ſcharfmarkirten Geſichtes, die Gluth ſeiner ſchwarzen Augen verriethen den Italiener, ſeine ſtolze Stirn, ſein edles Benehmen den Künſtler. Voll Ehrfurcht blieb er an dem Saum der Thüre ſtehen und verneigte ſich.

— Willkommen, Meiſter Benvenuto, rief Anne de Piſſeleu mit ſichtbarer Freude.

— Seid gegrüßt, Frau Herzogin, erwiederte Cellini, kalt und ernſt.

— Ich hab' Euch rufen laſſen, Meiſter, um Euch aufzutragen, für des Königs Majeſtät einen Becher anzufertigen . . .

— Ich fühle mich durch Euren Auftrag hochgeehrt. Wann ſoll der Becher fertig ſein?

— Am zwölften Tage des Septembers iſt des Königs Geburtsfeſt, bis dahin habt Ihr Zeit, die Arbeit abzuliefern . . .

— Schon morgen fang' ich an . . . Lebt wohl, gnädige Frau!

— Ihr wollt ſchon wieder fort? Ich bitt' Euch, bleibt! Ich hab' Euch Manches noch zu ſagen...

— Sprecht, hohe Frau, womit kann ich Euch ſonſt noch dienen?

— Ihr habt ein Crucifix für mich gemacht... bewundert hab' ich Eures Griffels Meiſterſchaft... es iſt ein Kunſtwerk, ſchön und groß, wie Alles, was Ihr ſchafft. Begehrt dafür ſo viel Ihr wollt!

— Für Gold und Arbeit hab' ich vier und zwanzig Roſenobles zu verlangen.

— Ihr ſchlaget Eure Kunſt zu niedrig an... ich will das Doppelte Euch zahlen . . .

— Gebt Ihr mir mehr, als ich verdiene, ſo kränkt Ihr mich.

— Ihr achtet nicht das Gold, drum weiſ't Ihr es zurück, doch weiß ich beſſer Euch zu lohnen. Seht dieſen Ring, der König hat ihn mir geſchenkt. Ich bitt' Euch, Meiſter, nehmt den Ring und tragt ihn als ein Zeichen meiner Achtung.

— Ich bin nicht würdig ſolcher Gunſt, behaltet Euren Ring.

— Ich fühle mich geehrt, wenn Eure Hand ihn trägt . . . ich bitt' Euch, Meiſter, weiſ't mein Geſchenk nicht hart zurück.

Sie ergriff ſeine Hand und ſteckte den Ring des Noſtradamus an ſeinen Finger.

— Kommt, Benvenuto, ſetzt Euch her zu mir, ſprach die Herzogin und zog ihn ſanft auf die Ottomane. Von allen Künſtlern, die am Hofe Frankreichs leben, acht' ich Keinen mehr als Euch. Ihr, Cellini, ſeid der größte aller Meiſter, Ihr Cellini, ſeid der größte Eurer Zeit.

Kalt und gefühllos wie ein Automat ſaß Cellini an der Seite der Liebeglühenden.

— Ihr ſcherzt, Frau Herzogin, noch giebt es andere Künſtler, die Eures Lobes würdiger, als ich . . .

— Der wahre Künſtler iſt beſcheiden; er dünkt ſich kleiner als er iſt. Die Tugend hat mir ſtets gefallen, und darum acht ich, darum lieb' ich Euch. Hört Ihr, Cellini, die Herzogin von Etampes . . .

— Liebt den König, ſprach er ſchneidend kalt.

— Nein, Dich, Dich liebt ſie.

— Ich bin ein armer Künſtler, er aber iſt ein reicher Fürſt . . .

— Wie klein und nichtig ſind die Fürſten dieſer Erde gegen Dich, Du großer Mann! Heute ſtirbt ein König . . . Niemand trauert, Niemand weint, denn ſchon morgen ſitzt ein neuer auf dem Throne. Wenn aber ein Cellini ſtirbt, dann weint und trauert eine ganze Welt, denn nicht in hundert Jahren kehrt ein neuer wieder . . . Zu meinen Füßen kriecht ein ganzer Hof von Fürſten und von Graſen . . . ich haſſe dieſes Schmeichelvolk . . . Du aber biſt ein rauher, ſtolzer Mann, Du haſt mir nie geſchmeichelt und darum acht' ich, darum lieb' ich Dich . . . . Dem König, all meiner Macht und Herrlichkeit will ich entſagen, Dir mein Leben, meine Liebe weihen. Verlaſſen will ich dieſes Reich und Dir folgen bis ans Ende dieſer Welt: Deine Mühen, Deine Sorgen will ich theilen, will Dich lieben wie ein Held den Ruhm, will Dich pflegen, wie die Tochter ihren Vater pflegt, will wie Deine Magd Dir dienen, mit Dir leben, mit Dir ſterben... Nachſinnend blickſt Du auf die Erde hin . . . woran denkſt Du, Benvenuto?

Cellini erwachte aus ſeinem dumpfen Hinbrüten.

— Noch eine Frage, hohe Frau! Soll von Silber oder Gold des Königs Becher ſein?

— Himmel!

— Was iſt Euch, hohe Frau?

— Cellini, Ihr habt ein Herz von Stein . . . blind iſt Euer Auge, taub iſt Euer Ohr für mich... Ihr ſeid ein kaltes Marmorbild . . . geht, Meiſter, geht!

— Ihr heißt mich gehen ... Ihr wälzet eine ſchwere Laſt von meiner Bruſt ... lebt wohl, Frau Herzogin, lebt wohl.

Cellini eilte fort; die Herzogin von Etampes bedeckte mit beiden Händen ihr glühendes Geſicht und fing heftig zu weinen an.

— Ich liebe ihn und er, er haßt, verachtet mich. Und hat er denn nicht Recht? Er, er iſt ein ruhmgekrönter Künſtler und ich, ich bin die ſchmachbeladene Concubine eines Königs!

Ohnmächtig ſank ſie auf die Erde nieder.

Noch an demſelben Tage verließ Benvenuto Cellini die Hauptſtadt des franzöſiſchen Reiches und kehrte nach Italien zurück.

Acht Tage ſpäter erhielt der König, der ſich damals im Schloß zu Chambord aufhielt, ein kleines Käſtchen, begleitet von folgendem Briefe:

Sire,

»Dieſen Ring erhielt ich von Eurer Maitreſſe. Bewahrt ihn als ein Zeichen meiner treuen Geſinnung.«

Benvenuto Cellini.

Der König trat ans Fenſter und preßte die glühende Stirn an die kalten Scheiben. Lange ſchien er nachzuſinnen, was er thun ſollte. Endlich nahm er den Ring und ſchnitt mit dem Diamanten folgenden Vers in die Scheibe:

„Souvent femme se varie,
Mal habile qui s'y fie.“

Und noch jetzt, nach dreihundert Jahren, zeigt man dem Fremden, der das Schloß von Chambord beſucht, jenen Vers von Franz dem Erſten.

Neuntes Capitel.

La belle Feronière.

(1540.)

Franz der Erſte, obgleich noch immer in den Banden der ſchlauen Herzogin von Etampes, war doch nach und nach kälter gegen ſie geworden. Zartgefühl, vielleicht auch andere Gründe, hatten ihn bewogen, den Ring zu behalten, ohne ſeiner Maitreſſe zu ſagen, daß Cellini ihn zurückgeſchickt.

Der König hatte unterdeſſen die Bekanntſchaft der **belle Feronière** gemacht, die, nach Mezeray und Saint-Foix, die Frau eines Eiſenhändlers, Namens Lunel, nach Dreux du Radier und Guyon aber die Gattin eines Advocaten war, welcher Feron hieß.

Jedem, der die Bildergallerie im Louvre durchſtreift, wird in einem der Säle ein Frauenkopf von ſo vollendeter Schönheit auffallen, daß er ſtaunend ſtehen bleiben und die ſchöne, erhabene Stirn, mit einem Bande geſchmückt, die großen dunkelbraunen Augen, die wohlgeformte Naſe, den kleinen, gracieuſen Mund, den reizenden Buſen, den üppigen Nacken, das glänzende Schwarz ihrer ſaubergeſcheitelten Haare und die blendende Weiße ihres Teints bewundern wird. Dies iſt das Originalbildniß der belle Feronière, gemalt von François Clouet, dem erſten Portraitmaler jener Zeit.

Wenn jemals eine Frau ſchön genannt zu werden verdiente, ſo war es dieſe.

Es war an einem Sonntag, als der König (um nicht erkannt zu werden, in einen ſchlichten Mantel eingehüllt) die Kirche **Saint Germain l'Auxerrois** beſucht.

Hier ſieht er ſie zum erſten Mal. Sie betet. Verſunken im Anſchauen ihrer frühlingfriſchen Reize, ſteht er, an einen Pfeiler angelehnt, an ihrer Seite und verwendet keinen Blick von ihr... Und als ſie aus der Kirche tritt, da ſteht er an der Thür und grüßet ſie; ſie aber dankt ihm nicht.

Das Gebetbuch in der Hand, den Blick zur Erde geſenkt, kehrt ſie nach ihrer Wohnung heim.

Am andern Morgen tritt eine alte Frau mit Blumen bei ihr ein.

— Gott grüß' Euch, ſchmucke Dame.

— Was bringt Ihr, gute Frau?

— Blumen, die ein Herr Euch ſchickt, der Euch geſtern in der Kirche hat geſehen. Entzückt von Eurer Schönheit tauſendfachem Reiz, war er Euch nachgegangen . . .

— Wohl hab' ich es bemerkt . . . ſagt, kennt Ihr jenen Herrn?

— Ich ſah ihn heut zum erſten Mal . . .

— Wer mag es ſein?

— Vermuthlich wohl ein reicher Edelmann. Er kauft mir dieſe Blumen ab und giebt mir — denkt Euch, ſchmucke Frau, mein Glück — einen ganzen Roſenoble . . .

— Und was ſagte er?

— Tragt dies Bouquet zur Schönſten aller Frauen und bittet ſie im Namen eines Fremden, der ihr Dinge hat zu ſagen von der größten Wichtigkeit, heut, ſo bald es dunkel wird, in St. Germain l'Auxerrois zu ſein.« — Ich habe redlich ſeines Auftrags mich entledigt . . Lebt wohl und ſeid mir ja nicht böſe, daß ich gewagt, ſo mir nichts, dir nichts bei Euch einzutreten.

Die belle Feronière war in tiefes Nachſinnen verſunken. Endlich erwachte ſie wie aus einem langen Traum, ihr Auge fiel auf die Blumen, die ſie zitternd in ihren Händen hielt.

— Ich hätte ſie nicht annehmen ſollen, denn ſie kommen von einem fremden Mann, der gewiß nichts Gutes im Sinne führt. Noch immer ſeh' ich ihn, wie er, an dem Pfeiler angelehnt, dicht an meiner Seite ſtand. Seine Augen verſchlangen mich ... ich wollte nicht hinſehen nach ihm, aber eine geheimnißvolle, unwiderſtehliche Gewalt lenkte meine Blicke ſtets von Neuem nach jenem Pfeiler hin. Ich wollte beten, nur an Gott und an den Heiland denken ... ich vermochte es nicht, denn ich dachte nur an ihn. Voll Angſt und Beben eilte ich aus der Kirche meiner Wohnung zu ... er folgte mir . . . ich zitterte. Als ich allein in meinem Zimmer war, da fing ich laut zu weinen an, denn ich fühlte etwas, was ich nie gefühlt... Schon früh ging ich zu Bett ... ſein Bild wob ſich in meinen Schlaf, in meine Träume ein: er lag zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, geſtand mir ſeine Liebe und ich — o ſchwerer Frevel! — ich erhörte ihn... Weh mir, dieſe Blumen ſagen, daß mein böſer Traum zur Wahrheit wird! Ich ſollte dies Bouquet...

Sie hielt inne und verſank von Neuem in trübe Träumerei.

— Ja, rief ſie entſchloſſen aus, ſo ſoll, ſo muß es ſein!

Sie zerriß das Bouquet ... da fiel ein beſchriebenes Blatt heraus ... ſie hob es auf und las ſo leiſe, daß kaum ſie ſelbſt es hören konnte:

»Ich hab voll innigem Verlangen
Zwar ſchon in manches Aug' geblickt
Und dort voll wonnig ſüßem Bangen
Manch liebes Veilchen abgepflückt;
Doch kann mich Eins nur noch beglücken,
Das Eine, das ſo himmliſch iſt:
Von allen Augen, die entzücken,
Das Deine doch das ſchönſte iſt!«

Die arme Frau, die aus dem Munde ihres ſchlichten Mannes noch niemals eine Schmeichelei gehört, ließ ſich vom Klang der ſüßen Worte hinreißen, ſie noch einmal zu leſen.

— Mein Auge, ſagt er, ſei das ſchönſte... das hat mein rauher Mann mir nie geſagt!

Sie erſchrak über ihre eigenen Worte.

— Weh mir, welch ein böſer Zauber umſtrickt meine Seele? Zerreißen möchte ich das Blatt, aber ach, ich kann es nicht. Dieſe Blumen haben mich behext. Gott im Himmel, warum ſchlägt mein Herz ſo bang und ungeſtüm? . . . Heut, ſo bald es dunkel wird, ſoll ich in der Kirche ſein . . . er hat mir Dinge von der größten Wichtigkeit zu ſagen! Nein, ich will, ich mag nichts hören!

Ihr Auge fiel auf das Blatt, ſie las noch einmal.

— Wie ſchön doch dieſe Verſe klingen! Aus jeder Sylbe athmet Liebe. Und ich, ich ſoll ſo grauſam ſein, die erſte Bitte, die er wagt, ihm abzuſchlagen. . . Geh' ich doch täglich in die Kirche, warum ſoll ich heute, grade heute. . . Weh mir, ich bin ein ſchwaches Weib ... barmherziger Gott, führe mich nicht in Verſuchung.

Da hört ſie Schritte nahen ... ängſtlich ſchiebt ſie das Blatt in ihr Mieder . . . ihr Mann tritt ein.

— Liebes Weib, ſprach er, ſo eben erhalte ich dieſen Brief: ein wichtiges Geſchäft, das keinen Aufſchub leidet, ruft mich fort von hier . . .

— Wie, rief ſie erſchreckt, du willſt verreiſen?

— In einer Stunde ſchon, mein gutes Weib.

— Wohin?

— Nach Orleans!

— Und denkſt Du lange fortzubleiben?

— In vierzehn Tagen bin ich wieder hier ... Du zitterſt, Du wirſt blaß ... was fehlt Dir?

— O reiſe nicht, ich bitte, ich beſchwöre Dich...

— Warum die Angſt?

— Ich hatte böſe Träume in vergangener Nacht . . . verſchiebe Deine Reiſe . . . es könnte ſonſt ein Unglück Dir begegnen ...

— Sei unbeſorgt, mein braves Weib ...

— Mir ahnt nichts Gutes ...

— Gieb Dich zur Ruh ... Du ſiehſt Gefahr, wo keine iſt ...

— Meine Träume gehen in Erfüllung ... bei allen Heiligen beſchwör' ich Dich ... bleib hier!

— Ich muß fort!

— So nimm mich mit, hörſt Du, nimm mich mit!

— Närriſch' Kind, wer ſoll mein Haus mir hüten, ſprach der rauhe Mann und ging in den Hof hinab, um Anſtalten zur Reiſe zu treffen.

Sie lief ihm nach und bat und flehte ... umſonſt! — Noch war keine Stunde verfloſſen, als er, reiſefertig, von ihr Abſchied nahm.

— Leb wohl, mein liebes Weib, bleib mir gut und treu, ſprach er und küßte ſie.

Sie wollte reden, aber Thränen erſtickten ihre Stimme. Der Wagen rollte von dannen ...

— Da fährt er ſorglos hin und läßt mich ganz allein ... Der Himmel will mich in Verſuchung führen ... O Gott, gieb mir die Kraft, mich ſelber zu beſchützen! Bleib mir gut und treu... das waren ſeine letzten Worte ... ſie mahnen mich an eine heilige Pflicht ... ich werde ſie erfüllen.

Doch als es zu dunkeln begann, da hatte ſie keine Ruhe mehr, da trieb ſie ein mächtiges, unwiderſtehliches Gefühl in die Kirche **Saint-Germain l'Auxerrois.** Sie war ſchon am Eingang, als ſie wieder umkehren wollte . . . ſie kämpfte lange mit ſich ſelbſt und gab endlich der Stimme ihres Herzens nach.

Sie trat in die Kirche ein, ſank auf die Knie und betete ein Vater-Unſer. Und als ſie an die Stelle kam:

»Herr führ' uns nicht in Verſuchung!«

da fiel ihr Auge auf den König. — Sie erbebte, raffte ſich empor, zeigte ihm ein Blatt, das ſie auf die Erde warf, und floh, als hätten Furien ſie gepeitſcht, aus der Kirche hinaus.

Franz hob das Blatt auf, eilte in die Nähe eines Candelabers und las:

> »Geſchäfte haben meinen Mann nach Orleans gerufen . . . ich bin allein. Um Mitternacht, wenn Alles ſchläft, erwart' ich Euch in meiner Wohnung.«

— Triumph, Triumph! rief der König.

Zehntes Capitel.

Die erſte Nacht.

Um Mitternacht ſchlich der König, in einen Mantel eingehüllt, durch das Labyrinth der öden, menſchenleeren Straßen nach der Rue St. Denis. Hier wohnte ſie in einem ärmlich kleinen Hauſe. Wie klopfte ihm das Herz, als er auf dem weißen Vorhang ihres Fenſters ihren Schatten zittern ſah, wie bebten ſeine Pulſe, als er die ſchmale, dunkle Treppe erſtieg! Er ſtand jetzt an der Thür ... es war ſtill in ihrem Zimmer ... er faßte Muth und klopfte leiſe an.

Eine zarte Stimme rief herein!

— Verzeihet einem Fremden, der zu ſo ſpäter Stunde die Schwelle Eures Heiligthums betritt ... Ihr habt es ihm erlaubt, doch wenn ſein Kommen Euch betrübt, ſo ſprecht ein einzig

Wort und er wird gehen, wenn auch das Herz ihm bricht ... Ihr ſchweigt! O laßt mich hören, ob ich gehen oder bleiben ſoll.

— Geht, ich bitt' Euch, geht!

— O weiſ't mir nicht die Thür! Ich bin ein Bettler, der um eine Gabe fleht ... habt Mitleid mit dem Armen, der Euch voll Vertrauen ſeinen Kummer klagt ...

— Ihr habt Kummer ... ſprecht, kann ich, ſelber arm, Euch helfen?

— Wohl könnt' Ihr's, wenn Ihr wollt ...

— Was verlangt Ihr?

— Ein Almoſen, das den Bettler kann zum Crösus machen ... O laßt mich unumwunden ſagen, was mir auf dem Herzen liegt ... Eurer Schönheit ſüße Allgewalt, Eurer Reize wunderbare Macht hat meiner Seele goldnen Frieden mir geraubt ... ich liebe Euch ...

— Weh mir, mein Traum!

— Ja, ich lieb' Euch und mein Herz ... es wird erſt dann geſunden, wenn Ihr ihm Gegenliebe ſchenkt.

— Mein Traum, mein böſer Traum!

— Ihr ſeid beſtürzt . . . hat mein Geſtändniß Euch verletzt?

— Wohl hätt' ich Grund mit Euch zu zürnen, wohl hätt' ich Urſach, Euch zu haſſen, aber ach! ein böſer Zauber hat mein Herz umſtrickt . . . es fühlt für Euch, was es für Keinen noch gefühlt. Ich mag mich ſträuben, wie ich will . . . ein Blick aus Eurem Aug', ein Wort aus Eurem Mund macht mich zur Sklavin Eures Willens . . .

— Ihr liebt mich alſo?

— Ich lieb' Euch, wie die Blume liebt das Licht, das ſie erwärmt, den Thau, der ſie erfriſcht . . . betend möcht ich vor Euch niederſinken, dankend Eure Hände küſſen . . .

— O namenloſes Glück . . . ſo können nur die Engel lieben! Früher glaubte ich zu lieben, jetzt erſt fühl' ich, daß ich nie geliebt. Du, holder Engel, haſt die Liebe mir gelehrt, Du haſt den Himmel mir erſchloſſen . . . ich tauſche jetzt mit keinem Gott!

— Geliebter, ſag mir, wie Du heißeſt, Geliebter, ſag mir, wer Du biſt?

— Frägt die Liebe je nach Rang und Namen?

— O glaube nicht, daß eitle Neugier mich verleitet; nur darum möcht ich Deinen Namen wiſſen, um ihn einzuprägen in mein Herz . . .

— Ich heiße François . . .

— Du biſt ein Edelmann?

— Ich bin noch mehr . . .

— Ihr ſeid ein Graf?

— Noch höher mußt Du ſteigen . . .

— Ein Herzog oder gar ein Prinz?

— Ich bin der König, ſchönes Kind.

— Du . . . der König?

— Holder Engel, wenn ich lüge, magſt Du ſelber mich belügen.

— Ja, Du ſprichſt die Wahrheit, auf Deiner Stirne thront die Majeſtät. O Gott, mein Herz weiß ſich vor Freude kaum zu faſſen . . . Herr, zu Deinen Füßen iſt mein Platz . . .

— Steh auf, Du holdes Weib, an meinem Herzen ſollſt Du ruhen. Ich will Dich hüten, wie der Gärtner ſeine Blume, will Dich ſchützen, wie die Muſchel ihre Perle ſchützt ... O wüßteſt Du, wie ſchön Du biſt! Dein Mund iſt eine junge Roſe, Dein Aug ein blauer Veilchenkranz. Um Dich würdig zu beſingen, möcht' ich Clement Marot ſein!

Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme.

Erſt als es zu tagen begann, ſchlich der glückliche König nach dem Louvre zurück.

Doch jeden Abend, ſo bald es dunkel ward, kam er wieder. Und Beide träumten dann im Paradis zu ſein.

Eilftes Capitel.

Er rächt ſich.

> „In Verzweiflung über eine Schmach, welche von den Hofleuten bloß Galanterie genannt wird, beſucht er ſchlechte Häuſer, damit ſeine Frau erkranke, und ſo ſeine Rache bis zu jenem dringe, der ihm ſeine Ehre geraubt.“
>
> Mezeray.

Die Liebe des Königs war nicht lange Geheimniß geblieben. Die Nachbaren der **belle Feronière** hatten neugierig die Köpfe zuſammengeſteckt und ſich Manches, was nicht laut werden durfte, leiſe ins Ohr geflüſtert.

— Wißt Ihr, ſagte Einer zu dem Andern, wer der Vermummte iſt, der jede Nacht, ſcheu und ängſtlich wie ein Dieb, da drüben in das Haus ſich ſchleicht?

— Wer anders als ein junger Taugenichts...

— Mit Nichten, Freund, es iſt der König.

— Wie, unſer König par la Grâce de Dieu?

— Der und kein Anderer . . .

— Wir ſollten einmal auf der Lauer liegen und ihm tüchtig . . .

— Still, das wär' ein Majeſtätsverbrechen! Ja, wenn es unſer Einer wär', dem könnten ein paar Prügel gar nichts ſchaden; er aber iſt ja unſer König . . . und großen Herren muß der Kleine höflich aus dem Wege gehn. Auch iſt es ja nicht unſre Frau! »Wer löſchen will, was ihn nicht brennt, der ohne Noth ins Unglück rennt.«

— Was thun wir alſo?

— Wir ſagens ihrem Mann, ſobald er wiederkehrt; der mag dann machen, was er will.

Nach Verlauf von vier Wochen war er wieder in Paris und früh genug in das Geheimniß ihrer Schuld eingeweiht.

Ein Mann von Ehre kann ſolche Schmach nicht lang ertragen. Wüthend ſchritt er in der Straße auf und ab.

— Du großer, ritterlicher König, was hab' ich jemals Dir zu Leid gethan, daß Du ſo grauſam mir mein Glück zerſtörſt? Du haſt mein gutes, braves Weib verführt und ihren Namen an den Pranger hingeſtellt. Mit Fingern weiſ't man auf mich armen Mann und raunt ſich lächelnd dann ins Ohr: »der König liebt ſein ſchmuckes Weib«... Du haſt die Ehre meines Hauſes, den Frieden meines Herzens mir geraubt. Glaubſt Du, weil Du König biſt, daß ich die Schmach, die Du mir zugefügt, geduldig tragen werde, glaubſt Du, weil Du König biſt, daß Du ungeſtraft mein Glück mit Füßen treten darfſt? O! triumphire nicht zu früh ... bald ſchlägt die Stunde der Vergeltung: ich will mich rächen, wie noch Keiner ſich gerächt ... ja, Beide ſollt Ihr für den Frevel büßen!

Zornig ſtürmt er durch die nächtlich ſtillen Straßen nach dem Wunderhof.

In dieſem Theil der Stadt, wo jedes Laſter eine Freiſtatt fand, lag eine jener widerlichen Höhlen, wo liederliche Dirnen mit geſchminkten Wangen und verpeſtetem Athem, der Venus cloacina Opfer weihend, ihren frechen Unfug trieben.

Es iſt das erſte Mal, daß ſein Fuß die Schwelle des Laſters betritt. Widerwille und Ekel halten ihn zurück, aber ein bitteres Gefühl, mächtiger als ſein Abſcheu vor dem Laſter, ruft ihm zu: Räche Deine Schmach! Da ermannt er ſich und tritt hinein.

Ein wildes Freudengeſchrei zerreißt ſein Ohr .... eine verpeſtete Luft erſchwert ſein Athmen ... er ſieht die Sünde in ihrer ſcheußlichen Nacktheit und will umkehren; allein zu ſpät! Schon ſieht er ſich umringt von einem Schwarme frecher Nymphen, die, den Ueberreſt ihrer vergifteten Reize halbnackt zur Schau tragend, ihn mit Liebkoſungen zu Tode martern.

— Nimm mich, nimm mich! rufen Alle.

Er aber wählt die Scheußlichſte, Verworfenſte aus dieſem Kreiſe.

Ein zotig Lied trällernd, zerrt ſie ihn in ein Nebenzimmer und drückt ihn mit erkünſtelter Gluth an ihr eisſtarres Herz. Er läge lieber auf der

Folter, als an ihrer Bruſt . . . viel gefaßter ertrüge er das Kneiſen glühender Zangen, als das Schmeicheln ihrer ſchweißigen Hände, denn Ekel martert mehr als Schmerz. Sie möchte ihn küſſen . . er möchte ins Geſicht ihr ſpeien, denn ſie ekelt ihn an; und dennoch bleibt er, denn er will ſich rächen, wie noch Keiner ſich gerächt . . . . .

. . . .

Es iſt geſchehen. Er wirft ihr ein Geldſtück in den Schooß und eilt aus der Höhle des Laſters in die Arme ſeiner Frau.

Arme Feronière. — Das Werk der Rache iſt vollbracht!

Zwölftes Capitel.

Franz I. ſtirbt.

> „Franz ward von der neapolitaniſchen Krankheit heimgeſucht, litt ſieben volle Jahre daran und empfand oft ſolche Schmerzen, daß er ausrief: Gott ſtraft mich, ſo wie ich geſündigt habe.“
>
> Mémoires historiques et secrets sur les amours des Rois de France.

Die Weiſſagung des Noſtradamus erfüllte ſich. Franz der Erſte ſtarb am 31. März 1547 (im Schloß zu Rambouillet) an einer Krankheit, für welche die Aerzte damaliger Zeit noch kein Heilmittel gekannt.

Die belle Feronière, die Urſache ſeines Todes, war drei Jahre früher geſtorben . . . .

. . . .

Franz der Erſte war ein ritterlicher König, aber ein ſchlechter Monarch, der durch eitle Eroberungsſucht die Kräfte Frankreichs erſchöpft hatte.

Und dennoch knüpft ſich an ſeinen Namen manche ruhmwürdige Erinnerung. Franz war der großherzige Beſchützer der wiederauflebenden Kunſt, der Beförderer der Wiſſenſchaften. Im Jahre 1539 hatte er zu Paris eine Profeſſur der franzöſiſchen Sprache begründet und ſie bei den Gerichtsverhandlungen eingeführt, wo die lateiniſche Sprache bisher die herrſchende war.

Franz war es, der einen Benvenuto Cellini, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, Francesco Primaticcio, Roſſo de Roſſi (le maître Roux) und andere Koriphäen der italieniſchen Kunſt nach Frankreich gezogen. Unter ſeiner Regierung blühten François Clouet, der erſte Portraitmaler, von dem wir Bildniſſe von Franz I. und Heinrich II. beſitzen, und Jean Goujon, der erſte Bildhauer, der franzöſiſche Phidias, der Correggio der Bildhauerkunſt, der die Fontaine des Innocens und viele andere Meiſterwerke ſchuf.

Unter Franzens Regierung blühte Clement Marot, der erſte Lyriker Frankreichs, der Reformator der franzöſiſchen Sprache, der Gründer des

Style Marotique, und Louiſe Labbé, die ſchöne Seilerin, eine berüchtige Frau, aber eine berühmte Dichterin, die der Nachwelt fünf Elegien, vier und zwanzig Sonette und eine Art von Drama: »Débat de la folie et de l'amour« hinterließ.

Unter Franzens Regierung bildete ſich das ſpäter ſo berühmt gewordene »Siebengeſtirn« *): Etienne Jodelle, der Begründer des franzöſiſchen Sonetts, der erſte Theaterdichter Frankreichs (Verfaſſer der Trauerſpiele Cleopatra und Dido, und des klaſſiſchen Luſtſpiels „Eugène“); Pierre de Ronſard, der Oden-Hymnen- und Idyllen-Dichter; Guillaume du Bellay (Autor des Epitome de l'antiquité des Gaules et des Frances); Jean Antoine de Baif (Ueberſetzer vieler griechiſchen und lateiniſchen Theaterſtücke, und der erſte, der den Hexameter und andere reimfreie Versarten (vers Baifins) eingeführt; Pontus de Thylard, Remi Belleau (der Dichter der „Bergéries,“ den Ronſard den

---

*) Plejade françoise, eine Nachahmung des Alexandriniſchen Siebengeſtirns.

»Maler der Natur« genannt) und Jean Dorat (der franzöſiſche Pindar, der Gedichte in lateiniſcher, griechiſcher und franzöſiſcher Sprache, zuſammen über 50,000 Verſe, geſchrieben und das franzöſiſche Anagramm erfunden), derſelbe Dorat, den ſpäterhin Karl der Neunte zum Hofdichter ernannte, eine Charge, die ihm jährlich 2000 Thaler eintrug.

Franz, ein Freund der Muſik, hatte eine eigene Capelle, deren Dirigent Mouton hieß. Die berühmteſten Virtuoſen dieſer Capelle waren Fervim, Arcadet, Verdelot und Goudimel.

Franz vergrößerte und verſchönerte das alte, ehrwürdige Louvre und baute viele neue Schlöſſer: Madrid, Fontainebleau und Chambord. Das erſte dieſer Schlöſſer, am Ende des **Bois de Boulogne**, in Form des Schloſſes zu Madrid erbaut, hatte ſo viel Fenſter, als Tage im Jahr; das zweite, aus vier großen Gebäuden beſtehend, 900 Zimmer und vier große Gärten; das letzte 440 Zimmer und einen großen Park, eingeſchloſſen von einer 8 Stunden langen Mauer. Der Bau dieſes Schloſſes, woran 1800 Menſchen ununterbrochen zwölf volle Jahre gearbeitet, ſoll zwei Millionen Roſenobles gekoſtet haben.

Wohl Keinem ging der Tod des Königs mehr zu Herzen, als ſeiner Schweſter. — Margarethe von Valois (geb. am 11. April 1492 zu Angoulême) war, als ſie erfuhr, daß ihr Bruder erkrankt ſei, in Thränen zerfloſſen. »Quiconque viendra à ma porte, ſchrieb ſie, m'annoncer la guérison du Roi, mon frère, tel courier, fut-il las, harrassé, fangeux et mal-propre, je l'irai baiser et l'accoler comme le plus-propre prince et gentilhomme de France. S'il avoit faute de lit pour se delasser, je lui donnerois le mien et coucherois plutôt sur la dure.«

Margarethe von Valois, am Hofe Ludwigs XII. erzogen, ſchön, klug, geiſtreich, hatte ſich 1509 mit dem Herzog Karl von Alençon und zwei Jahre nach deſſen Tode (1527) mit Heinrich d'Albert, König von Navarra vermählt, dem ſie die berühmte Jeanne d'Albert, die Mutter Heinrichs IV., gebar. Auch Margarethe beſchützte die Literatur und ſchrieb unter dem Titel »Heptameron« einen Cyclus reizender Novellen, die ein Muſter von Naivität ſind. »Elle les composait, ſchreibt Brantome, dans sa litière, en allant par le pays.

Den Tod ihres Bruders überlebte ſie nicht lange, ſie ſtarb 1549 auf dem Schloſſe Odes zu Bigorre. Zwei Jahre nach ihrem Tode gab ihr Kammerdiener, Jeen de la Haye, ihre geſammelten Schriften unter dem Titel: »les Marguerites de la Marguerite des Princesses« heraus. Ihre Zeitgenoſſen hatten ſie die zehnte Muſe und die vierte Grazie genannt.

Eleonore (geb. 1498 zu Löwen, ſeit 1519 mit Emanuel von Portugal, und nach deſſen Tode [1530] mit Franz I. vermählt) ging nach dem Ableben ihres zweiten Gatten in die Niederlande und 1556 nach Spanien, wo ſie 1558 zu Talavera ſtarb.

Franz hinterließ von ſeiner erſten Gattin, Claude de France (Tochter Ludwigs XII. und der Anne von Bretagne, geb. 1499 zu Romorantin, 1514 zu Saint Germain-en-Laye mit Franz vermählt und 1524 geſtorben auf dem Schloß zu Blois), drei Söhne und vier Töchter.

Ihm folgte ſein zweiter Sohn Heinrich.

Zweiter Abſchnitt.

Heinrich II.

Geboren am 31. März 1518 zu St. Germain-en-Laye.
König am 31. März 1547.
Geſtorben am 10. Juli 1559 zu Paris.

Erſtes Capitel.

Ein Bekenntniß.

Heinrich der Zweite hatte die Großen ſeines Reiches, die ihm huldigend den Eid der Treue dargebracht, gnädig entlaſſen, da trat ſeine Gemahlin, Katharina von Medicis, die Tochter des Großherzogs Alexanders von Florenz, die Nichte Clemens VII. ein. Sie beugte ihre Knie und ſprach:

— Erlaubt, mein königlicher Herr, daß eine Unterthanin den Stufen Eures glanzumſtrahlten Thrones nahe, um Euch tauſend Wünſche ihres treuen Herzens darzubringen. O glaubt mir, mein Gebieter, es giebt in Eurem Reiche keine zweite Seele, die an Eurem Heile wärmern Antheil nimmt, als ich . . .

— Steht auf, Katharina. Ich hab' an Eurer Liebe, Eurer Treue nie gezweifelt . . .

— O könntet Ihr in meinem Herzen leſen, wie wahr und rein, wie feſt und unverbrüchlich es für's Eure ſchlägt, von Neuem würde mir die Sonne Eurer Liebe leuchten . . .

— Ihr thut mir Unrecht, wenn Ihr Euch und mich zu überreden ſucht, daß ich Euch nicht mehr liebe. Ihr mögt getroſt mir glauben, Katharina, daß Ihr die Nächſte meinem Throne ſeid.

— Die Nächſte Eurem Throne! Das will ſo viel als gar nichts ſagen. Die Nächſte Eurem Herzen möcht' ich ſein . . . in Eurem Herzen möcht' ich thronen; doch — weh mir, daß ichs ſagen muß! — ein Weib, ſchön wie die Frucht im Paradieſe, aber liſtig wie die Schlange, hat aus Eurem Herzen mich verdrängt . . .

— Katharina, glaubt nicht Alles, was Verläumdung ſpricht . . .

— Ich glaub' nur das, wovon ich ſelbſt mich überzeuge. Noch niemals hab' ich Euer Ohr durch eitle Klagen ennuirt . . . heut iſt's das erſte Mal, daß ich es wage, mit Euch von einer Frau zu reden, die meines Lebens höchſten Stolz, meines

Daſeins höchſte Wonne, Eure Liebe mir geraubt . . .

— Ich ehre ſie als eine Freundin, die oft mit ihrem Rath mich unterſtützt . . .

— Ihr liebt ſie! rief die Königin von Wuth entbrannt.

— Reizt nicht meinen Zorn! Wißt Ihr, Madame, nichts Beſſ'res mir zu ſagen, ſo ſchweiget lieber oder geht!

Katharina von Medicis bekämpfte ihre Wuth und ſprach gelaſſen:

— Es ſind nun vierzehn Jahre, Sire, daß unſere Väter, glorreichen Andenkens, uns verbunden haben. Erinnert Euch des ſchönen Tages, an dem wir uns zum erſten Mal geſehen. Ich kam von Florenz . . . Ihr eiltet Eurer Braut, die, damals dreizehn Sommer zählend, in der Blüthe ihrer Schönheit ſtand, bis nach Marſeille entgegen. Ich brachte Euch zehn Millionen Scudi und, was mehr als alle Schätze gilt, ein Herz voll heißer Liebe mit. Clemens VII., der heilige Vater, mein Oheim, der mich nach Marſeille gebracht, ſegnete unſern Bund. Mit lautem Jubel ward dort unſer Hochzeitfeſt gefeiert *). Wer hätte damals es geglaubt, daß Heinrich, des Königs zweiter Sohn, mein Gemahl, einſt Herrſcher dieſes Landes, Zierde dieſes Thrones würde ſein?

— Das Schickſal raubte mir den ältern Bruder **).

— Das Schickſal ſaget Ihr? Thut ihm nicht Unrecht, Sire! Euer Bruder Franz ... er lebte wohl noch heute, wenn nicht eine andre Macht...

— Eine andre Macht?! Sprecht deutlicher, Madame!

— Weißt Du, Heinrich, was Lady Macbeth einſt gethan? Um ihren Gatten auf dem Thron zu ſehen, reizt ſie ihn auf zum Königsmord ... der alte Duncan fällt und Macbeth wird der Schotten König. Weißt Du, Heinrich, was Katharina hat gethan? Um ihren Gatten auf dem Thron zu ſehen, hat ſeinen Bruder ſie vergiſtet.

---

*) Am 4. October 1533.

**) Franz, Heinrichs älterer Bruder, kaum neunzehn Jahre alt, ſtarb am 11. Auguſt 1536 zu Tournon. Der Jeſuit Daniel und einige andere Geſchichtsſchreiber ſagen, der Dauphin ſei von Sebaſtian von Montecuculi, auf Anſtiften des Kaiſers Karls V. vergiftet worden.

— Weh mir, was hör' ich! Hat Fieberhitze oder Wahnſinn Dich umſtrickt? Du, Du haſt meinen Bruder, haſt den Dauphin vergiſtet?

— Ich that es Deinetwegen ...

— Du lügſt ... Du haſt ihn nicht gemordet ... Du prahlſt mit einem Frevel, den Du nicht begangen ... O widerrufe, was Du mir gebeichtet ...

— Ich kann es nicht ...

— Leugne Deine Schuld!

— Ich mag es nicht ...

— Du kannſt, Du ſollſt, Du mußt es thun, wenn nicht, ſo laß ich Dich noch heute vor die Schranken meines Parlaments fordern und klage Dich, im Angeſicht des ganzen Volks, des Königsmordes an.

— Heinrich, ich verlache Deine Drohung, denn wie willſt Du meinen Frevel mir beweiſen? Dein Zeugniß, das verwerfe ich. Um der Ehe läſtig Band zu trennen, willſt Du aufs Schaffot mich bringen, um Dich frei und ungeſtört in die Arme Deiner Buhlerin zu werfen.

— Aus meinen Augen, freches Weib! Dein Anblick ſträubt mein Haar empor, reizt jede Faſer meines Seins zum grimmen Zorne auf. So iſt es wahr, was Frankreich ſagt: daß Du nicht Schminke bloß, daß Du auch Gift und Dolch und Tücke und Verrath und alle Laſter Deines Vaterlands an unſern Hof gebracht! Ehrloſes Weib, ich könnte Dich mit Füßen treten, wenn Du nicht Mutter meines Kindes wärſt!

— Gebiete Deinem Zorne, Heinrich, bedenke, daß ich Deinetwegen nur gefrevelt. Macht- und glanzlos wär' Dein Leben hingewelkt; jetzt biſt Du König, kannſt die Welt mit Deinem Ruhm erfüllen und den Lorbeer der Unſterblichkeit erringen.

— Die Krone, die Dein Frevel mir aufs Haupt geſetzt, iſt eine Laſt, die mich erdrücken wird ... Dein Lorbeer iſt mit Blut befleckt ...

— Blut iſt Purpur, Purpur iſt Macht und Macht iſt etwas Göttliches.

Da trat ein Page ein.

— Sire, die Wittwe des Großſeneſchalls der Normandie, Gräfin von Maulevrier, bittet Ew. Majeſtät um die Gnade vorgelaſſen zu werden.

— Sie iſt uns jeder Zeit willkommen.

Der Page entfernte ſich.

— Verlaſſen Sie uns, Madame, ſprach der König kalt und ernſt zu ſeiner Gemahlin.

Die ſtolze Katharina unterdrückte ihre Wuth und wankte, bleich wie der Tod, zum Saal hinaus.

Zweites Capitel.

Diana von Poitiers.

Die Dame, die der Page eben gemeldet, iſt Diana von Poitiers, Gräſin von Saint-Vallier, geboren am 3. September 1499. Kaum funfzehn Jahre alt, mußte ſich das ſchöne Kind, auf Befehl ihres Vaters, mit Louis von Brézé, Grafen von Maulevrier vermählen. Dieſer Herr, Großſeneſchall der Normandie, (ein Sohn Charlottens von Frankreich, einer natürlichen Tochter der Agnes Sorel und Karls VII.) war, wie mehr als eine Chronik uns berichtet, ein Muſter von Häßlichkeit: klein, krummbeinig und verſchroben. Und dennoch ſoll die ſchöne Diana ihn geliebt, zärtlich geliebt haben. Vielleicht, ſagt eine Chronik, beſaß der Herr Seneſchall verſteckte Schönheiten. — Diana war bereits mehrere Jahre mit ihm vermählt, als ihr Vater, der Graf von Saint-Vallier, ein Greis von acht und ſechzig Jahren, als Anhänger des Connetable von Bourbon, als Theilnehmer der Verſchwörung gefangen genommen, verhaftet und zum Tode verurtheilt ward. — Die zärtliche Tochter, gerührt vom Unglück ihres greiſen Vaters, verläßt heimlich in der Nacht das Schloß ihres Gatten, eilt nach Paris, dringt in den Louvre, wirft ſich dem König zu Füßen und fleht um Gnade für den verurtheilten Vater. Franz der Erſte, entzückt vom Zauber ihrer Schönheit, verlangt für ihres Vaters Kopf ein Löſegeld. »Gnade für Gnade, ſpricht der König. Laßt eine Stunde mich in Euren Armen, an Eurem ſchönen Buſen ruhen und ich will dem Vater, der dem Henkerbeil verfallen, das Leben und die Freiheit ſchenken. Dort ein Schaffot, hier ein Divan . . . dort ein Henker, hier ein König . . . wählt nun, ſchöne Gräſin!« Sie ringt die Hände, fleht und weint — umſonſt! der König hat ein Herz von Stein! Da wirft ſich nun die fromme Taube in die Klauen des Geiers: der König ſchändet die Tochter und begnadigt den Vater. Vier Jahre ſpäter, am 23. July 1531 ſtirbt ihr Gemahl. Gleich nach ſeinem Tode zieht ſie ſich mit ihren beiden Töchtern, Diana und Franziska, auf ihr Landhaus Anet zurück und beſchließt, um den Hingeſchiedenen Trauer anzulegen für ihr ganzes Leben. Es giebt Geſchichtsſchreiber, welche an der Aufrichtigkeit ihres Grames zweifeln. Brantome z. B. behauptet, daß Diana die ſchwarzen Trauerkleider nur darum niemals abgelegt, weil ſie die blendende Weiße ihres Buſens erhöhten. Fünf Jahre nach dem Tode ihres Gatten führte der Zufall ſie mit Heinrich zuſammen, der damals noch Herzog von Orleans war. Die Wittwe des Oberſeneſchalls zählte damals ſechs und dreißig, Heinrich nur achtzehn Jahre; doch trotz dem, daß die Gräſin Maulevrier noch einmal ſo alt als Heinrich war, machte ſie durch den Zauber ihrer Schönheit den tiefſten Eindruck auf ihn. Ihr Geſicht, ein Bouquet lachender Roſen, ihr Teint, weiß wie friſchgefallener Schnee, ihre dichten Locken, ſchwarz wie die Schleier der Nacht, ihr himmliſcher Buſen, ihr herrlicher Wuchs, hoch und ſchlank wie die Ceder, ſchlugen ſein Herz in die goldene Feſſel der Liebe. — Der Hof und ganz Frankreich ſtaunten ſchon damals über das ungleiche Alter der Liebenden; Abergläubige erklärten geradezu, die Wittwe des Oberſeneſchalls habe den Herzog von Orleans behext, und ſelbſt aufgeklärte Köpfe, de Thou und Pasquier, zwei Geſchichtsſchreiber jener Zeit, waren der Meinung, Diana habe ſich eines Zaubermittels bedient, um das Herz des jungen Prinzen zu erobern. Eine im Jahre 1540 zu Lyon erſchienene Chronik erzählt, ſie habe von einem Italiener, der mit Katharina von Medicis nach Frankreich gekommen, ein Recept zu einem Liebestrank erhalten, durch deſſen Hilfe ſie ihr Ziel erreicht haben ſoll — ein Mährchen, dem man heut zu Tage keinen Glauben ſchenkt; das aber iſt gewiß: ſelten, vielleicht niemals ward ein Weib wärmer, inniger, anhaltender geliebt, als Diana von Heinrich, und ſelten, vielleicht niemals ward ein König von dem Willen eines Weibes mehr beherrſcht, als Heinrich von Diana. Nach und nach errang ihr Geiſt über ſein Herz eine ſo unumſchränkte Herrſchaft, eine ſo deſpotiſche Gewalt, daß Heinrich ein Spielball ihrer Launen, ein willenloſes Werkzeug ihrer Macht ward.

Katharina von Medicis wußte es und ſchwieg. Sie hegte die Hoffnung: Dianens Schönheit würde nach und nach verwelken und ihre Herrſchaft dann zu Ende gehen. — Zehn Jahre ſah ſie ihren Gatten feſtgeſchmiedet an dem Siegeswagen dieſer Zauberin, noch immer hoffte, harrte ſie; allein ſie täuſchte ſich; Dianens Reize, Heinrichs Liebe trieben, ſtatt zu welken, neue Blüthen, die Jahre knüpften jenes Band noch feſter. Katharina kämpfte einen ſchweren Kampf: ihr Stolz gebot zu reden, die Politik gebot zu ſchweigen und ſie ſchwieg. Erſt als ihr Gemahl den Thron ſeines Vaters beſtiegen, erſt als ſie einſah, daß das Band zur Kette geworden, wagte ſie, dem König ſein Unrecht vorzuwerfen.

Der Leſer weiß, was geſchehen.

Drittes Capitel.

Der König und ſeine Maitreſſe.

Diana von Poitiers, in tiefe Trauer eingehüllt, trat jetzt in den Thronſaal ein. Der König eilte freudetrunken ihr entgegen.

— Diana, Blüthe meines Lebens, Perle meines Reiches, ſei gegrüßt!

— Sire . . .

— O nenne mich, wie Du früher mich genannt. Ich bin nur König für mein Volk, für Dich Diana . . .

— Für mich, mein Heinrich, biſt Du mehr als König, für mich biſt Du ein zweiter Gott. Ich komme aus der Kirche Notre-Dame. Weinend lag ich auf den Knien, betend für Dein Leben, betend für Dein Wohl. Der Himmel wird mein heißes Flehen erhören, wird Dein Leben ſchützen und beſchirmen und das Füllhorn ſeiner Gnade ausſtrömen laſſen auf Dein theures Haupt.

— Wenn ſolche Engel für uns beten, kann des Himmels Segen uns nicht fehlen. Komm an mein Herz, Du holder Schutzgeiſt meines Lebens, und breite Deine Cherubsflügel über meines Thrones Säulen aus... Ich habe Vieles gut zu machen, was mein Vater einſt an Dir verſchuldet... o wohl mir, daß ich König bin und Deine Liebe, Deine Treue jetzt belohnen kann. Sieh dieſen Ring... mein Vater trug ihn bis ans Ende ſeines Lebens... jetzt ſoll er Deinen Finger zieren. Trag ihn holdes Weib, als Unterpfand der Liebe, die Alles, was Du wünſcheſt, Dir gewähren wird. Mit dieſem Ringe leg' ich meine Macht in Deine Hand: Du ſollſt herrſchen, Du ſollſt König ſein: Dein Wille ſoll Geſetz und Dein Geſetz mein Wille ſein.

— Ich nehme dieſen Ring und will ihn tragen als ein Zeichen Deiner Huld; doch, Herr, vergieb, wenn ſeine Kraft ich alſogleich erprüfe.

— Haſt Du Wünſche, ſprich ſie aus!

— Deines Vaters Buhlerin, Anne de Piſſeleu, hat mich mehr als einmal frech verhöhnt ... geduldig hab' ich ihren Spott ertragen zehn Jahre lang ... jetzt aber ...

— Sprich, was ſoll geſchehen?

— Du ſollſt zur Strafe, ſie verbannen. — Der Connetable, den Dein Vater ins Exil geſchickt, verdient ein Pfeiler Deines Throns zu ſein ...

— Was ſoll ich thun?

— Zurückberufen den Verbannten. — Der Cardinal von Tournon iſt ein ſchwacher Mann, unfähig der Geſchäfte, die Deines Vaters Gunſt ihm anvertraut ...

— Alſo ſoll ich ...

— Seines Amtes ihn entſetzen. — Annebaut, zur See ein großer Held, zu Land ein ſchwacher Feldherr nur, er bleibe Admiral ...

— Doch ſeine Marſchallswürde?

— Magſt Du in Gnaden einem Andern verleihen.

— Wem, Diana, wem?

— Saint-André iſt der Mann dazu.

— Nur für Fremde kannſt Du bitten, o bitt' auch einmal für Dich ſelbſt.

— Für mich hab' ich nur einen Wunſch.

— Er lautet?

— Bleib' mir gut!

— So lang' ich lebe, ſchwur der König und ſank an ihre Bruſt.

Heinrich II. verlieh bald darauf ſeiner Geliebten das Herzogthum Valentinois. Diana von Poitiers nahm davon den Herzogstitel an. Ihr altes Landhaus zu Anet wurde niedergeriſſen und an ſeiner Stelle ſtieg, wie eine Phönix aus der Aſche, einer der ſchönſten, großartigſten, prachtvollſten Paläſte empor, der den Namen ſeines Erbauers Philipp Delorme verewigt hat. Im Innern dieſes Schloſſes, ausgeſchmückt durch Couſin's Pinſel und Goujon's Meiſel, breitete ſich ſolch ein Luxus, ſolch ein Reichthum aus, daß man ſich in ein Feenſchloß verſetzt glaubte. — Außerdem ſchenkte ihr der König das nicht minder prachtvoll ausgeſtattete Luſtſchloß Chenonceaux.

Die Herzogin von Etampes, die Maitreſſe Franz des Erſten, wurde vom Hofe verbannt und zog ſich auf ihr Schloß Villemartin zurück *).

Der Connetable von Montmorency, zurückberufen aus ſeinem Exil, erhielt in Gemeinſchaft des Marſchalls Jacques de Saint-André und des Herzogs Franz von Guiſe die oberſte Leitung des Kriegsweſens und das Commando der Armeen.

An die Stelle des abgeſetzten Cardinals von Tournon trat der Cardinal Karl von Lothringen, Herzog von Aumale, der, wie de Thou und andere authentiſche Geſchichtsſchreiber behaupten, mit der Geliebten des Königs in einem ſehr innigen Verhältniß gelebt hat, was um ſo ſtrafbarer erſcheint, da der Cardinal, ſeit 1546 mit ihrer zweiten Tochter, Françoiſe de Brézé vermählt, ihr Schwiegerſohn war.

---

*) Vergeſſen von aller Welt, von Niemand betrauert, ſtarb ſie um das Jahr 1576. Der letzte Seufzer, der über ihre ſterbende Lippe glitt, war — Benvenuto!

Nicht lange nachher fiel der Kanzler Olivier in Ungnade. Auf Befehl der Herzogin von Valentinois wurde ihr Schützling Bertrandin, Präſident des Parlaments, zum Großſiegelbewahrer, und Gilles-le-Maitre, ein anderer Günſtling der Herzogin, zum Präſidenten des Parlaments ernannt. So wurden nach und nach alle erſten Juſtizſtellen, alle hohen Finanzämter, alle Präſidentenſtühle der Parlamente Dianens Creaturen verliehen; auf dieſe Weiſe verſicherte ſie ſich des Miniſteriums, der Armee, des Schatzes und der Geiſtlichkeit.

Die Herzogin von Etampes hatte die Reformirten begünſtigt; mehr aus Widerſpruch als aus Ueberzeugung nahm ſich die Herzogin von Valentinois der Katholiken an. Einverſtanden mit der Geiſtlichkeit, begann nun eine Ketzerjagd, die um ſo eifriger betrieben ward, da die confiscirten Güter der Calviniſten ihr zur Beute anheim fielen. Dadurch, und durch das Confirmationsrecht, das vor Einführung der die Aemter erblich machenden Paulette darin beſtand, daß jeder Beamte, der beſtätigt werden wollte, an die Herzogin von Valentinois eine beſtimmte Abgabe entrichten mußte, machte ſie ſich dergeſtalt verhaßt, daß halb Frankreich ſie verwünſchte.

Viertes Capitel.

Ein
Tournier in der Rue St. Antoine.

(1559.)

> Le lion jeune le vieux surmontera
> En champ bellique par singulier duel,
> En cages d'or les yeux lui crevera
> Des plaies une, puis mourir mort cruel.
>
> Erſte Centurie, 35. Quatrain von
> Michel de Noſtradamus.

In der Mitte Junys waren die Abgeſandten des Königs von Spanien in Paris angekommen, um im Namen ihres Souverains die älteſte Tochter des Königs von Frankreich zu heirathen.

Heinrich II. hatte zur Feier der Vermählung ein großes Tournier veranſtaltet.

Auf einer großen, terraſſenförmig ſich erhebenden Tribune ſah man die Königin Katharina von Medicis, umgeben von ihren Kindern; den

Dauphin Franz und ſeine Gemahlin, Maria Stuart; Eliſabeth, die Braut Philipps des Zweiten von Spanien; Margarethe von Valois; Karl, Herzog von Orleans; Heinrich, Herzog von Anjou und Franz, Herzog von Alençon; in der zweiten Reihe: Margarethe von Frankreich, Schweſter des Königs, und ihren Bräutigam Philibert, Herzog von Savoyen; dann die Herzogin von Valentinois und ihre beiden Eidame, die Herzoge von Aumale und Bouillon; in der dritten Reihe: die Abgeſandten des Königs von Spanien: den Herzog von Alba, den Prinzen Wilhelm von Oranien und den Grafen von Egmont; in der vierten Reihe: den Herzog von Guiſe, den Connetable von Montmorency, den Marſchall Frozi, den Vetter der Königin, den Marſchall von Saint-André, den Marſchall von Briſſac und den Grafen von Gondi-Retz, den Hofmeiſter der königlichen Prinzen; in der fünften Reihe: den Großſiegelbewahrer Bertrandin, den Präſidenten des Parlaments Gillis-le-Maitre, den Präſidenten des Rechnungshofes Alleman und Nantouillet, den Stadtſchuldheißen von Paris.

Am zweiten Tage des Tourniers beſchloß der König, um ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, ſelbſt Theil zu nehmen. Unter dem jubelnden Beifall der zuſchauenden Menge brach er mehrere Lanzen mit dem Herzog von Guiſe, mit dem Herzog von Nemours und dem Prinzen von Ferrara. Damit nicht zufrieden, fordert er den jungen Grafen Gabriel von Montgommery, den Capitain der ſchottiſchen Leibwache, zu einem Wettkampf mit geöffnetem Viſir heraus. Der Graf ſträubt ſich, denn ein dunkles Vorgefühl ſagt ihm, daß dies luſtige Spiel traurig enden werde. Der König aber, der auf ſeinen Willen beſtand, ſchickte dem Grafen eine Lanze.

Unter dem Geſchmetter der Fanfare und dem lauten Jubel der Menge reiten beide Streiter (der König auf einem weißen, der Graf auf einem ſchwarzen Roß) in die verhängnißvollen Schranken. Der Kampf beginnt ... die Bravour des Königs ſcheint den Sieg davonzutragen ... da ertönt ein furchtbarer Schrei ... Heinrich fällt verwundet vom Pferde.

Montgommery's Lanze war gebrochen, und ein Splitter derſelben dem König ins rechte Augenlied gefahren. Man ſchreit: der König iſt verwundet... die Herzogin von Valentinois ſinkt in Ohnmacht. Montgommery benutzt den Augenblick der Verwirrung und entflieht durch die dichten Reihen der vor Schreck verſteinerten Volksmaſſe. Der König, der Sprache und Beſinnung verloren hat, wird ins Hôtel des Tournelles *) gebracht.

Eilf Tage ſpäter, am 10. July, erfüllte ſich die Weiſſagung des Noſtradamus: der König verſchied unter gräßlichen Schmerzen.

Die Königin Wittwe ſetzte auf den Kopf Montgommery's, der nirgends zu finden war, einen Preis von 10,000 Roſenobles aus. Der Graf war nach England entflohen.

---

*) Dieſer Palaſt, der wegen ſeiner vielen Thürme das Anſehen einer gothiſchen Cathedrale hatte, lag an der Porte St. Antoine und gehörte früher dem Grafen von Bedfort. Karl VII. und Ludwig XI. ließen den Palaſt vergrößern; er enthielt zehn Höfe, zwölf Gallerien, zwanzig Capellen, ein Labyrinth, zwei Parke, ſechs Gärten und ein großes Getreidefeld. Karl IX. ließ den Palaſt 1565 abtragen.

Fünftes Capitel.

Das Ende Dianens von Poitiers.

> „Ich ſah ſie ſechs Monate vor ihrem Tode und ſie war noch ſo ſchön, daß nur ein Felſenherz davon ungerührt bleiben konnte."
>
> Brantome.

Der König war noch nicht beerdigt, als Katharina von Medicis ihrem langgenährten Grolle freien Lauf ließ: die Herzogin von Valentinois, heruntergeſtürzt vom Gipfel ihrer Macht, mußte die Kronjuwelen und viele andere Geſchenke, die ſie der Gnade des Königs verdankte, zurückerſtatten.

Freiwillig ſchickte Diana den Ring zurück, der einſt Heinrichs ganze Macht in ihre Hand gelegt; jetzt, nach ſeinem Tode, hatte der Ring keinen Werth mehr für ſie. Katharina nahm ihr das

Luſtſchloß Chenonceaux und trat ihr dafür das Schloß Chaumont an der Loire ab.

Die Herzogin von Valentinois zog ſich nach Anet zurück, lebte dort in der Einſamkeit ihres Schloſſes und ſuchte Troſt in den Armen des Marſchalls von Briſſac, mit dem ſie ihren Reichthum theilte, und der ihr, vielleicht nur aus dieſem Grunde, bis ans Ende ihres Lebens treu ergeben blieb.

Am 22. April 1566 ſtarb Diana in einem Alter von faſt 67 Jahren. Brantome, der ſie noch kurze Zeit vor ihrem Tode geſehen, war entzückt von ihrer blühenden Schönheit und betheuert, ſie habe damals nicht viel älter als ein Mädchen von achtzehn Jahren ausgeſehen.

Dianens ewige Jugend hat zu vielen Mährchen Anlaß gegeben. Ich will nur das Eine erzählen, das ich in einer alten Chronik vom Jahre 1624 aufgefunden.

Ein Jahr nach dem Tode des Großſeneſchalls, Grafen von Maulevrier, erblickte die ſchöne Wittwe, als ſie eines Morgens ihr Antlitz im Spiegel ſah, da, wo die zwei Augenlieder, unfern der Stirn, zuſammenlaufen, eine garſtige Runzel. Die Gräſin erſchrack, denn es war die erſte Runzel. Sie verzweifelte und ſchloß drei Nächte kein Auge zu. In der vierten Nacht fing ſie mit ihrem Geſchick zu habern an. Satan, rief ſie voll Verzweiflung, ich will meine Seele Dir verſchreiben, wenn Du mir bis ans Ende meines Lebens das Glück der ewigen Jugend gewährſt. Da ertönte ein furchtbarer Donnerſchlag . . . das Licht erloſch und Diana fuhr vor Schreck zuſammen, denn eine unheimliche Geſtalt, roth wie Zinnober, ſtand vor ihrem Bette. Sie ſchrie und drückte die Augen zu, um nicht das grinzende Lächeln, den höhniſchen Blick des Unbekannten zu ſehen. Da erſchallte ein lautes, höhniſches Gelächter, die Geſtalt verſchwand und Diana ſank in Ohnmacht. Am andern Morgen, als ſie erwachte, glaubte ſie das Alles nur geträumt zu haben. Sie kleidete ſich an, hatte aber Angſt in den Spiegel zu ſchauen, denn ſie fürchtete, auf ihrem Antlitz eine neue Runzel zu entdecken. Endlich faßte ſie Muth, ſchaute hinein und ſah, daß auch die erſte Runzel verſchwunden und ihr Geſicht wieder ſo glatt und ſchön als früher war. Es ſchien, ſagt die Chronik, als habe der böſe Geiſt ihren Wunſch erhört, denn die Jugend, dieſe liebliche Göttin, die flüchtig, wie der ſchnellfüßige Mai an uns vorüberzieht, blieb ihr bis ans Ende des Lebens getreu. Erſt als der Tod ihre ſchönen Augen zugedrückt, war ihr Geſicht zuſammen geſchrumpft, mit tauſend Runzeln bedeckt und ſo ſcheußlich wie das Haupt der Meduſa anzuſehen.

Andere Geſchichtsſchreiber erklären ſich ihre ewige Jugend viel einfacher; ſie ſagen: Diana ſei in ihrem ganzen Leben niemals krank geweſen, habe ſich, ſelbſt im ſtrengſten Winter, mit kaltem Brunnenwaſſer gewaſchen und niemals Schminke aufgelegt; jeden Morgen ſei ſie um ſechs Uhr aufgeſtanden, ein paar Stunden in freier Luft herumgeritten, dann wieder zu Bett gegangen, und nicht eher aufgeſtanden, als es Mittag war.

Kurz vor ihrem Tode hatte Diana, um den Himmel, gegen den ſie in mehr als einer Beziehung, geſündigt hatte, wieder auszuſöhnen, einige Hoſpitäler und eine Capelle geſtiftet, die der unbefleckten Jungfrau Maria gewidmet war.

Ihre beiden Töchter, die Herzoginnen von Aumale und Bouillon, theilten die ungeheuren Schätze ihrer Mutter. Dem Marſchall von Briſſac hatte ſie, als Anerkenntniß der treuen Dienſte, die er der verlaſſenen Wittwe geleiſtet, 100,000 Goldlämmer*) hinterlaſſen.

Das ſchöne Schloß Anet, in welchem Diana beerdigt ward, hat, wie manches andere Denkmal königlicher Schwäche, die Welle der Zeit weggeſpült; doch hat man in neuerer Zeit einige Trümmer, und darunter Dianens Grabmal: eine liegende, nackte Statue, Diana als Göttin der Jagd dargeſtellt (von Jean Goujon), aufgefunden.

Diana von Poitiers iſt die einzige Maitreſſe eines Königs von Frankreich, der zu Ehren Medaillen geprägt worden ſind. Darunter befindet ſich eine von Kupfer, auf deren Vorderſeite ihr Bild mit der Umſchrift: »**Diana dux Valentinorum clarissima,**« und auf der Rückſeite »**Victorem omnium vici**« eingeprägt iſt.

---

*) Eine goldene Münze (ungefähr 11 Francs werth), auf der einen Seite war das franzöſiſche Wappen und der Name Johanns, auf der andern Seite das agnus Dei, wovon die Münze ihren Namen erhielt.

Im Louvre ſieht man noch heutigen Tages Dianens Bild von Jean Couſin auf Glas gemalt.

Dritter Abſchnitt.

Franz II.

Geboren am 19. Januar 1544 zu Fontainebleau.
König am 10. July 1559.
Geſtorben am 5. December 1560 zu Paris.

Der König ohne Laſter.

Der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medicis war ein Jüngling von funfzehn Jahren, als er den Thron ſeines Vaters beſtieg.

Neun Monate vor ſeiner Thronbeſteigung, am 24. April 1558, hatte man ihn mit Maria Stuart, Tochter Jacobs V. von Schottland und Mariens von Lothringen, vermählt.

Maria Stuart (geb. am 7. December 1542 zu Linlithgow) hatte acht Tage nach ihrer Geburt den Thron ihres Vaters geerbt. Heinrich VIII. von England hatte das königliche Kind zur Braut für ſeinen Sohn Eduard begehrt. Aber Marie von Lothringen, nicht gewillt, Schottland mit England vereinigt zu ſehen, hatte ihr Kind für den Dauphin von Frankreich beſtimmt.

Die Regierung Franz des Zweiten währte nicht länger als ſiebzehn Monate.

Während dieſer Zeit gründeten die Oheime der Königin, der Herzog Franz von Guiſe und der Cardinal von Lothringen, an die Spitze des Staates geſtellt, jene Macht, die unter Heinrich III. dem Throne ein ſo gefährlicher Nebenbuhler ward.

Franz II. ſtarb am 5. December 1560 an einer Ohrfiſtel und hinterließ ſeinem Reiche eine Schuldenlaſt von 42 Millionen Livres.

Das Hofgeſinde, ſtets bereit, ſelbſt dem untauglichſten Herrſcher Weihrauch zu ſtreuen und ſeinen Namen in die Strahlen des Ruhmes zu hüllen, nannte ihn le Roi sans vices: Clio, die richtende Geſchichte, nennt ihn mit größerm Rechte le Roi sans vertus.

Maria Stuart kehrte nach dem Tode ihres Gatten nach Schottland zurück.

Noch in demſelben Jahre, am 10. Juni 1560, verlor ſie auch ihre Mutter, die während der Tochter Abweſenheit, als Regentin Schottlands, mit dem Grafen Arran, dem Vormunde ihres Kindes, die Zügel des Staates geleitet.

Mariens fernere Schickſale, ihre Vermählung mit Heinrich Darnley, ihre Liebſchaft mit dem Sänger David Rizzio, ihre Feindſchaft mit Eliſabeth von England und ihr trauriges Ende gehören der Geſchichte Englands an.

Franz dem Zweiten folgte ſein Bruder Karl IX.

Vierter Abſchnitt.

Karl IX.

Geboren am 27. Juni 1550 zu Saint Germain-en-Laye.
König am 5. December 1560.
Geſtorben am 30. Mai 1574 zu Vincennes.

Erſtes Capitel.

Der König und ſeine Hunde.

(1569.)

Chaque fou a sa marotte.

Nicht nur die Narren, auch die Könige haben ihren Sparren. Der neunte Karl, in dem jeder Zoll ein Narr, jede Linie ein Hanswurſt war, hatte viel und mancherlei Marotten: er ſchmiedete Helme und prägte Münzen, er dichtete, blies das Waldhorn, trieb ſich mit Dirnen und Jagdhunden herum und überließ das Scepter und die Sorge des Regierens ſeiner herrſch- und ränkeſüchtigen Mutter.

Denkt man ſich einen langen, krankhaft magern Körper, der auf dünnen Beinen und unverhältnißmäßig kleinen Füßen ruht, denkt man ſich einen kleinen, etwas ſchiefen Kopf mit großen, grauen, tiefliegenden, finſterrollenden Augen, bleichen, eingefallenen Wangen, ſtark hervortretenden Backenknochen, mit ſchwarzen, dicht auf dem Scheitel liegenden, borſtenähnlichen Haaren, mit einer ſchöngeformten Habichtsnaſe und einem Mund mit ſtark hervorragender Oberlippe und einem boshaften Lächeln, das an Grinzen ſtreift, dann ſteht das Bild von Karl den Neunten wohlgetroffen vor den Blicken des erſtaunten Leſers. Karl ſah abgezehrt und verlebt, mehr einem Greis als einem Jüngling ähnlich, der in dieſem Jahre ſein neunzehntes Geburtsfeſt gefeiert. Sein Anzug war bizarr, wie er ſelbſt: gewöhnlich trug er einen kurzen Jägerrock von grünem Sammet mit Puffen von weißer Seide — Hals und Bruſt entblößt — eng anſchließende Beinkleider von fleiſchfarbenem Tricot mit hochrothen Puffen, einen hellblauen goldgeſtickten Gürtel und ſchwarzſammetene Schuhe mit Goldplatten und Edelſteinen geziert. — War er nicht in ſeiner Schmiede, ſo war er auf der Jagd, war er nicht bei ſeinen Hunden, ſo war er bei dem Hofgeſindel im Schloß Madrid zu fin=

den. Er ſprach italieniſch lieber als franzöſiſch, ſchimpfte wie ein Fiſchweib, und ſtieß in jeder Minute ein Dutzend Flüche aus. Das war Karl der Neunte, der wohlgerathene Sohn Katharinens von Medicis, **par la grâce de Dieu Roi de France.**

Heute war der König mürriſcher als je. Man glaube nicht, daß er ohne Grund ſo mißvergnügt und traurig war. Geſtern, als er, begleitet von ſeinem Falkonier und zwanzig Jagdhunden, im Gehölze von Montmartre gejagt, fiel einer ſeiner Hunde, Aëllo (ſo genannt nach jenem Hunde, welcher Aktáon, ſeinen Herrn zerriß), blind durch allzu großen Eifer in die Seine und ertrank. — Karl war außer ſich, denn Aëllo war ſein Liebling. Eine Mutter kann über den Verluſt ihres Kindes, ihres einzigen Kindes, nicht untröſtlicher ſein, als der König von Frankreich über den Tod ſeines Jagdhundes war. Karl konnte vor Schmerz nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen; er geberdete ſich wie ein Menſch, dem der Gram den Verſtand geraubt. — Amadis Jamin, ſein Geheimſecretär, halb Poet, halb Narr, ließ alle Minen ſeines

Witzes ſpringen, um ſeinen Collegen aufzuheitern — umſonſt, der König, der, ohne ſich Gewiſſensbiſſe zu machen, zwanzig Colaskühe (ſo nannte man damals die Anhänger Calvins) mit kaltem Blut erſchoſſen hätte, weinte wie ein Kind über den Tod eines Hundes! Er ſelbſt verſuchte jetzt ſich aufzuheitern: er nahm das Waldhorn zur Hand, und blies, um den Schmerz von ſeiner Bruſt zu wälzen, die rührendſten Symphonien und Trauermärſche. Amadis Jamin, ein ſchlauer Schlingel, der ſeines Herrn ſchwache Seiten kannte, ſtellte ſich bei Anhörung dieſer Jeremiaden auf dem Waldhorn, als ob ihm das Herz bräche: er fing erſt leiſe zu ſchluchzen, dann laut zu heulen an.

— Ew. Majeſtät blaſen wie die Engel im Himmel und reißen Einem mit ihren Tönen das Herz aus dem Leibe heraus ... Man muß weinen, weinen wie ein albernes Kind.

Der König wurde dadurch noch trüber geſtimmt. Er warf das Waldhorn bei Seite, ſtreifte ſeinen Jagdrock ab, ſchnallte das Schurzfell um, krempelte die Aermel ſeines feingeſtickten Hemdes auf, ſetzte eine lederne Kappe auf und fing an zu ſchmieden. Plötzlich aber warf er Hammer und Zange weg und rief:

— **Cospetto di Bacco**! da fährt mir ein kluger Gedanke durchs Gehirn.

— Darf man fragen, Majeſtät . . .

— Ich will dichten, und weißt Du was?

— Nun was denn, Majeſtät?

— Eine Elegie auf meinen ins Jenſeits hinübergeſchwommenen Jagdhund.

— Eine Elegie — **Sangue di Dio**! — eine köſtliche Idee, ein herrlicher Gedanke. So etwas kann aber nur einem König von Frankreich einfallen!

— Nicht wahr, eine himmliſche Idee! Poz Galgen und Crucifix! Jetzt packe Dich. Eſel, jetzt laſſe mich allein, jetzt will ich dichten, was das Zeug hält. Bis Abend bin ich mit der Elegie fertig, ich leſe ſie dann der Königin Mutter vor... **Mille moustaches**! — die wird ſich freuen.

— Das glaub' ich, Majeſtät. Aber hat ſie denn nicht Grund dazu? Nicht jeder Mutter hat der Himmel ſolch' ein Genie von einem Sohn beſcheert.

— Da, Schlingel, nimm, das ſchenk' ich Dir.

Bei dieſen Worten warf er dem Geheimſecretär eine goldgefüllte Börſe an den Kopf, Jamin fing ſie mit beiden Händen auf, küßte den Zipfel des königlichen Schurzfells, bedankte ſich und tanzte fröhlich zur Thür hinaus.

Der König ſchmiedete jetzt Eiſen und Verſe. Nach den Schlägen ſeines Hammers richtete ſich der Rhythmus ſeiner Verſe. Er hämmerte und verſelte friſch drauf los, aber plötzlich ruhte der Hammer: der König verſank in tiefes Nachdenken: die Elegie war fertig, es fehlten nur noch die zwei letzten Zeilen; zum Unglück aber konnte er auf die beiden Worte: souviens und amour keine paſſenden Reime finden: er zerbrach ſich den Kopf, zerſann ſich alle Faſern des Gehirnes, dicke Schweißtropfen ſtanden auf der gekrönten Stirn . . . er ſtampfte mit den Füßen, tobte, ſchimpfte, fluchte, lief wie ein Wahnſinniger auf und ab und rannte mit dem Kopf an die Mauer — alles vergebens!

Jetzt wußte er ſich keinen andern Rath, er rief ſeinen Geheimſecretär, der ihm ſchon oft geholfen, zur Zeit der Noth einen paſſenden Reim zu erwiſchen.

— Amadis, meine Elegie iſt fertig.

— Wie, ſchon jetzt, unmöglich, Majeſtät.

— **Tête-bleue**, ich ſage Dir, ſie iſt fertig — es fehlen mir nur die beiden letzten Zeilen.

— Wie lauten die zwei vorhergehenden?

— **Je m'en souviens**
De ton amour.

— **Je m'en souviens de ton amour** wiederholte Amadis Jamin, rieb ſich die Hände und ſtrengte ſein Gehirn an, um auf dieſe Zeilen einen Reim zu finden.

— Tölpel, ſchaffe mir den Schluß oder ich erwürge Dich, rief der König und faßte ſeinen Geheimſecretär bei der Gurgel.

— Ich hab' ihn, ich hab' ihn, ich hab' ihn! ſchrie der Narr, der ſich losmachen wollte... Der Reim iſt gefunden!

— Heraus mit der Beſtie! ſchrie der König.

— Je m'en souviens
De ton amour,
Dors, dors mon chien,
Mon troubadour!

— Gut, ſehr gut! rief Seine Majeſtät.

— Den Hund mit einem Troubadour vergleichen — bei meiner Ehre, das iſt noch nicht da geweſen! Selbſt Jean Dorat, der Hofdichter Ew. Majeſtät könnte keinen paſſendern Schluß auffinden, als dieſen.

— Mille moustaches! die Elegie iſt fertig, raſch die Hunde losgelaſſen und hinaus, hinaus auf die Jagd! Doch halt, Schurke, damit Du ſiehſt, wie dankbar ich bin, ernenne ich Dich hiemit zum chevalier de l'ordre St. Michel *).

— Vive le Roi, vive le Roi! rief der neugebackene Ordensritter und warf ſeinen weißen Filzhut an die Decke.

— Sire, ſprach ein Page, der ſo eben eintrat,

---

*) Dieſer Orden, 1469 von Ludwig XI. auf dem Schloſſe Amboiſe gegründet, verlor dadurch, daß Karl ihn an jeden Lumpen vertheilte, ſo ſehr ſein Anſehen, daß er ſpottweiſe le collier à tous les bêtes genannt wurde.

der Kanzler und Großſiegelbewahrer Birago harrt im Vorſaale.

— Der Teufel ſoll ihn holen, ich habe keine Zeit, ich muß auf die Jagd, rief der König und ſtürmte zur Thür hinaus.

Eine Stunde ſpäter jagten Seine Majeſtät der König von Frankreich im Gehölze von Vincennes. Karl IX. ſchoß an dieſem Tage 42 Haſen. Sonderbar, die Chronik erzählt uns von den Königen, wie viel Haſen ſie erlegt; doch wie viel Böcke ſie geſchoſſen, davon ſchweigt ſie.

Zweites Capitel.

Ein Tag im Schloß Madrid.

(1570.)

Im Walde von Boulogne lag ein Schloß, das, von Franz I. erbaut, Madrid hieß und dadurch hiſtoriſch geworden, daß Franz, der nach einem Artikel des pariſer Friedens gehalten ſein ſollte, in Spaniens Hauptſtadt als Gefangener zu leben, dieſen Artikel dadurch umgangen hatte, daß er ſich eine Zeitlang, ſtatt in Madrid am Manzanares, im Schloß Madrid an der Seine aufhielt.

Dieſes Schloß war der Lieblingsaufenthalt des zwanzigjährigen Karls, der hier, umgeben von einer Kette italieniſcher und franzöſiſcher Sirenen, die in der hohen Schule ſeiner Mutter alle Künſte der Verführung erlernt, wie ein Sultan in ſeinem Harem lebte und tagtäglich und nachtnächtlich wilde

Gelage feierte. Madrid war das Aſyl der frechſten, ſchamloſeſten und verworfenſten Ausſchweifungen. Meine Feder ſträubt ſich, die Sünden dieſes Schloſſes, das ein kleines Sodom und Gomorrha war, weiter auszumalen: das Papier, worauf ich ſchreibe, müßte erröthen und die Dinte erblaſſen vor Scham, wollte ich verſuchen, von den Orgien, die man hier gefeiert, den Schleier wegzuheben und Wolluſt und Laſter, die ſich hier verſchwiſtert hatten, in ihrer ekelerregenden Nacktheit zu zeigen.

Katharina von Medicis, des Königs Mutter, unter deren Augen dies Alles geſchah, war das gemeinſte, nichtswürdigſte Weib, das jemals auf dem Throne ſaß, eine Beſtie, deren Namen ein Schandfleck in der Geſchichte Frankreichs iſt, ein Schandfleck ſo groß, daß Jahrhunderte nicht hinreichen werden, ihn auszutilgen. Katharina wollte ihren Sohn, der im zehnten Jahre den Thron ſeines Vaters beſtiegen, phyſiſch und moraliſch zu Grunde richten, um ihn untauglich zum Regieren zu machen. Die frechſten Buhldirnen, die ſchamloſeſten Mänaden und Hetären mußten die

Kräfte ſeines Körpers, ſeines Geiſtes, ſchon im Keime verpeſten und zerſtören, jede Regung ſeines beſſern Gefühls unterdrücken, ihn körperlich entnerven, geiſtig entmannen. Karl war »ein geflickter Lumpenkönig«, aber nicht ihn, nur ſeine nichtswürdige Mutter treffe der Fluch der franzöſiſchen Nation, der Haß und die Verachtung der Nachwelt, der Bannſtrahl der Geſchichte, denn ſie, nur ſie war Schuld, daß Karl, der vermöge ſeiner ſchönen Fähigkeiten und mancher guten Eigenſchaften, die man in ihm nicht auszurotten vermocht, eine Zierde des Throns, ein Denkmal ihres Ruhmes hätte werden können, ein Brandmal Frankreichs, ein Pranger ihrer Schande geworden iſt, an den Clio mit unverlöſchbaren Zügen den Namen »Katharina von Medicis« geſchrieben.

Horch, welch ein Lärmen?! Hörnerſchall, Hundegeklaff, Pferdegetrappel, Peitſchengeknall und Sporengeklirr — der König kehrt ſo eben von der Jagd zurück. Und dreißig Hoffräulein (größtentheils feurige, üppige, wollüſtige Italienerinnen, Eine ſchöner, aber auch frecher als die Andere) eilen ihm auf der Treppe entgegen, küſſen und umhalſen ihn und zerren ihn, lachend und ſingend, in den Saal, wo ſchon die Tafel gedeckt iſt. Schnell werden, ob es gleich erſt vier Uhr Nachmittag iſt, die Lichter angezündet und die Läden der Fenſter geſchloſſen, denn die Sonne, die draußen noch ſo hell und unverdroſſen freundlich ſcheint, incommodirt: der König will ungenirt ſein und beim Kerzenſchein ſehen die geſchminkten Geſichter ſeiner Odalisken viel ſchöner als beim Tageslicht aus, wo die ſchwarzen Ringe um ihre ausgeglühten Augen und ihr welker Teint einen ſchneidenden Contraſt zu ihrer Jugend bilden; überdem kann man, wenn die Läden geſchloſſen ſind, das Lärmen und Toben nicht hören, das nun beginnt. Im anſtoßenden Gemache erſchallt muntere Hornmuſik, man ſetzt ſich zur Tafel, der König ſitzt zwiſchen der Gräſin la Beuyere, einer kecken Franzöſin, und der Gräſin Gondy, einer frechen Italienerin. Die Nymphen, die dem König gegenüber ſitzen, werfen ihn mit Brodkügelchen und ſuchen unter dem Tiſche ſeine Füße auf. Die Andern ſchmollen lächeln, kichern, ſticheln, ſpötteln, reißen Witze, die roh, und Zoten, die nur halbverblümt ſind. Der Becher macht die Runde, man trinkt und wird heiter, luſtig, muthwillig, keck, ausgelaſſen und endlich frech. Man ſinkt und trinkt, man ſcherzt und lacht, man küßt und wird geküßt und ſteht endlich nach vier langen Stunden, von der Tafel auf . . . die Thüren werden geſchloſſen, man tanzt, man wird warm, die Einen löſchen die Lichter aus, die Andern zünden ſie wieder an, denn außer dem König, vor dem man ſich nicht zu geniren braucht, iſt kein einziger Mann im Saale. Karl iſt der Bacchus, um den ſich der Zug der Mänaden in wilder, ausgelaſſener Luſt dreht . . . man küßt und tanzt bis die Nacht entweicht und die Morgenröthe durch die Ritzen der Fenſter dringt.

Erſchöpft eilt der König und ſein bacchantiſches Heer in die Arme des Schlummers.

Es ſchlägt Sechs. Werft einen Blick in den Louvre: hier kniet vor dem Crucifix die ſchöne, fromme, gottergebene Eliſabeth von Oeſterreich, die

Tochter des Kaiſers Maximilian II. *). Sie faltet die Hände, blickt zum Himmel und betet für das Wohl des Königs von Frankreich, dem ſie ſeit fünf Monaten vermählt iſt, und für das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trägt.

---

*) Die Vermählung Karls mit Eliſabeth von Oeſtreich fand am 22. October 1570 ſtatt.

Drittes Capitel.

Marie Touchet.

„Amavit Mariam Tochetiam,
Aurelianensis Unguetarii filiam.“
Papirius Masso.

Am äußerſten Ende der Vorſtadt Saint-Marceau lag ein kleines Haus, eingehüllt in den grünen Schatten eines Kaſtanienbaumes, deſſen Aeſte neugierig in ein freundliches Stübchen ſchauten, in dem ein wunderhübſches Mädchen wohnte, das Marie Touchet hieß und das einzige Kind eines alten Apothekers in Orleans war, den ſie vor zwei Jahren verlaſſen, um einem jungen Manne zu folgen, der, angezogen vom Magnet ihrer wunderholden Schönheit, ſich in ſie verliebt und ſie zur Flucht beredet hatte. Erſt in Paris hatte das arme Kind erfahren, daß der junge, ſiebzehnjährige Karl Valois, der ſich für einen Officier der königlichen Leibwache ausgegeben und ſie zu heirathen verſprochen, kein Anderer als der König von Frankreich geweſen. Vergebens hatte ihr alter Vater ſie zur Rückkehr ermahnt: ihr Herz, eine jungfräuliche Knoſpe, durchzuckt vom Sonnenſtrahl der erſten Liebe, hatte den väterlichen Rath verachtet. Der Greis war bald darauf, von Gram gebeugt, geſtorben und Marie Touchet, die von aller Welt verlaſſene Waiſe, die Maitreſſe des Königs geworden. Ihre Schönheit, ihre Unſchuld, ihre Liebe und Treue hatten auf das junge Herz des Königs den tiefſten Eindruck gemacht; er hatte ſie achten und lieben gelernt und ihr ewige Treue geſchworen.

Marie Touchet war in der That ſehr liebenswürdig. Das niedliche, apfelrunde Geſicht, die treuen, lebhaften Augen, die kleine anmuthige Naſe, der ſchöne küßliche Mund und das bewundernswerth runde Kinn bildeten ein Ganzes, das durch Unſchuld und Naivität einen eigenthümlichen Zauber erhielt. Wenn man die Buchſtaben des Namens »Marie Touchet« anagrammatiſch verſetzt, ſo bringt man »Je charme tout« heraus, drei kleine Worte, die Mariens reizende Anmuth genau charakteriſiren.

Karl IX., im Umgang mit den ſcham- und ſittenloſen Damen ſeines Hofes ein roher Wüſtling, ſchien, ſo oft er ſeine Geliebte beſuchte, metamorphoſirt zu ſein: er war ſanft, ſchüchtern, harmlos und froh wie ein Kind. So oft er kam, brachte er ihr Blumen, die er ſelbſt gepflückt, Verſe, die er ſelbſt gemacht; er ſetzte ſich zu ihren Füßen, legte ſeinen Kopf in ihren Schooß und war glücklich, wenn ihre kleine Hand ſein ſtarres Haar ſtreichelte. — War er einmal verdrießlich, ſo konnte ſie ihn aufheitern, wenn ſie ſeine Lieblingslieder ſang, dann begleitete er ſie auf der Mandoline und ſang oft ſelbſt mit. Nicht ſelten vertrieben ſie ſich, wie harmloſe, glückliche Kinder, die Zeit mit unſchuldigen Spielen. Sie ließen Seifenblaſen in die Luft ſteigen oder ſpielten Ball mit einander; ſie neckten, herzten und küßten ſich und waren ſelig froh.

Eines Tages — es war am 3. Auguſt — kam er früher als gewöhnlich.

— Weißt Du, ſüßes Kind, was mich ſo früh ſchon zu Dir führt? Der heutige Tag iſt meinem Herzen ein Tag der Freude: heut' vor neunzehn Jahren ſtieg ein Engel vom Himmel hernieder, um tröſtende Sterne in die Nacht meines Lebens zu flechten . . . heut' iſt Dein Geburtstag, Marie, ſprach Karl mit kindlicher Rührung und ſchloß ſie ſanft in ſeine Arme.

— Du lieber, guter Karl, hauchte Marie mit Thränen in den Augen.

— Ich kenne Dich nun ſchon ein ganzes, liebes Jahr; allein noch haſt Du nicht, ſo ſehr ich Dich auch bat, ein Geſchenk von mir annehmen wollen. Brachte ich Dir Perlen, Juwelen oder andern Schmuck, ſo fühlteſt Du Dich gekränkt und fragteſt mich, ob ich Deine Liebe mit ſchnödem Tand bezahlen wolle. Heute, an Deinem Geburtstag, wirſt Du ein kleines Zeichen meiner Liebe nicht zurückweiſen. Es iſt nur eine werthloſe Kleinigkeit, aber eben darum wirſt Du ſie nicht verſchmähen. Haſt Du mich noch ein Bischen lieb, ſo nimm dieſen Ring, den mir einſt meine Mutter geſchenkt.

— Mit Freuden erfülle ich Deinen Wunſch; doch ſei nicht böſe, lieber Karl, wenn ich mir heut' noch ein anderes werthvolleres Geſchenk von Dir erbitte.

— Willſt Du mich glücklich machen, ſo bitte mich täglich, ſtündlich um etwas Anderes: was begehrſt Du, Marie?

— Etwas, was ich ſchon lange mir gewünſcht...

— Willſt Du eine Herzogskrone?

— Nein, Karl, laß mich bleiben, was ich bin: ich kenne Ehrgeiz nur dem Namen nach . . .

— Begehrſt Du Schlöſſer?

— Nein, Karl, in meiner kleinen Behauſung fühle ich mich glücklicher, als manche hohe Dame in den vergoldeten Sälen ihrer Paläſte.

— Sprich, was kann Dich glücklich machen?

— Eine Locke von Deinem Haar.

— Du liebes, gutes, ſüßes Kind, wie klein und harmlos ſind Deine Wünſche! Habſucht, Eigennutz ſind Deinem Herzen ſo fremd wie Sünde und Laſter! Du biſt ein Engel, zu gut für dieſe böſe Welt! O Mutter, Mutter, warum haſt Du mich verkuppelt an die Tochter eines Kaiſers.

— Karl, ſchmähe nicht Dein Weib: Eliſabeth von Oeſtreich iſt fromm und gut . . .

— Fromm und gut, aber weiter nichts, rief der König, deſſen Sanftmuth ſich plötzlich in Jähzorn verwandelte. Eliſabeth iſt eine Betſchweſter, die vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht vor dem Crucifix liegt und mir immer und ewig Moral predigt und die Ohren voll heult . . . **Cinque cent mille diables**, ich wollte . . .

— Karl, vergißt Du, was Du mir verſprochen?

— Was hab' ich Dir verſprochen, rief der König aufgebracht.

— In meiner Gegenwart nie zu fluchen, nie wild und jähzornig zu ſein. Zorn iſt die niedrigſte aller Leidenſchaften . . . ein König muß niemals zürnen. Der König ſoll ein Abglanz Gottes ſein und Gott iſt milde, alſo ſollſt auch Du es ſein!

— Verzeihe mir, Marie, wenn ein rauhes Wort Dein Ohr beleidigt hat . . . ich will mich beſſern, ſprach der König und reichte ihr ſeine Hand.

— Du biſt ein guter Menſch, rief ſie voll Freude und preßte ſeine Hand an ihre Lippe.

— Komm, ſüßes Kind, laß uns Ball ſpielen.

Neun Monate ſpäter, am 28. April 1573, wurde Marie Touchet im Schloß Fayet in der Dauphiné von einem Knaben entbunden, dem der König den Namen Karl von Valois, Graf von Auvergne und Ponthieu gab *).

---

*) Der Graf von Auvergne wurde ſpäter Herzog von Angouleme.

Viertes Capitel.

Das Ende Karls IX.

(30. Mai 1574.)

Im Schloſſe zu Vincennes lag der König mit dem Tode ringend. Seine Leibärzte, Miron und Eſchilius, hatten vergebens alle Mittel aufgeboten, ſeiner Krankheit Schranken zu ſetzen. Seit jener ſchreckenvollen Bartholomäusnacht, ſeit jener gräuelhaften Bluthochzeit, wo er, eine Arquebuſe in der Hand, aus einem Eckfenſter des Louvre auf die fliehenden Hugenotten herabgeſchoſſen, war in ſeine Seele tiefe Schwermuth eingezogen. Seine Mienen waren bleich und verzerrt, ſeine Blicke ſcheu und wild geworden. Reue und Gewiſſensbiſſe hatten mit tauſend Qualen ſeine Seele gemartert: kein ruhiger Schlaf hatte ſich ſeitdem auf ſeine todesmüden Augenlieder geſenkt; wenn er eingeſchlafen war, hatte ihn das Heulen und Winſeln, das Schreien und Wimmern ſeiner Unterthanen geweckt, die man auf ſein Geheiß meuchelmörderiſch hingewürgt. Tag und Nacht hatte er die Glocke gehört, die in jener verhängnißvollen Nacht das Signal zum Blutgemetzel gegeben, das ſich gleich einem Heere wüthender Hyänen, angeführt von dem Herzog von Guiſe und dem Marſchall von Tavannes, durch die Straßen von Paris gewälzt; immer und ewig ſtand die Nacht des 24. Auguſt mit ihrem Angſtgeſchrei und ihrem Todesröcheln, mit ihren Mördern und Leichen vor ſeiner angſterfüllten Seele. Vergebens hatte ſeine ſcheußliche Mutter, Katharina von Medicis, ihn zu tröſten und zu überreden geſucht, daß die Bartholomäusnacht ein nothwendiges, gottgefälliges Opfer geweſen, das man der heiligen Kirche, der allein ſeligmachenden Religion gebracht; daß der heilige Vater, Gregor XIII. der Stellvertreter Gottes, der Statthalter Chriſti dieſen »Aderlaß« gebilligt und heilſam gefunden*). Aber Karl war nicht zu tröſten; die Reue nagte an ſeinem Gewiſſen. Um ſeinen Schmerz zu betäuben, hatte er ſich, noch mehr als früher, der ausſchweifendſten Wolluſt hingegeben. Seine Frau, ſeine Maitreſſe hatten ihm nicht genügt: er hatte neuen Reiz in der Blutſchande geſucht, die er mit ſeiner jüngſten Schweſter, der ſchamloſen Königin von Navarra, Magarethe von Volois getrieben. Um ſeine Reue einzuſchläfern, um ſeinen Schmerz zu tödten, hatte ſie ſich ſtundenlang mit ihm in die düſtern Gemächer Madrids eingeſchloſſen und ihn durch wollüſtige Lieder, durch obſcöne Bilder und nackte Schamloſigkeit zur Blutſchande gereizt. Dieſe Ausſchweifungen hatten ſeine Kräfte aufgezehrt und ihn in ein bleiches Skelett verwandelt.

---

*) Katharina von Medicis hatte das Haupt des gemordeten Admirals an den Pabſt geſchickt, der dieſen Meuchelmord durch ein Gemälde verewigen ließ, das ſich noch jetzt im Vatican befindet und worunter man die Worte lieſt: »Der Pabſt billigt den Tod Colignys.« — Gregor XIII. ließ zur Erinnerung der Bartholomäusnacht »Hugenotten-Scudi« ſchlagen.

Karl lag jetzt im Sterben. Vor ſeinen todesmatten Blick, vor ſeine reuegepeinigte Seele traten die Geiſter der Erſchlagenen und forderten Rechenſchaft von ihm.

— Weg, weg, ihr blutigen Schreckengeſpenſter, mahnt mich nicht ewig an meine Schuld, an meine Schande. Jene Nacht, in der das Blut von zehntauſend meiner Unterthanen floß, war das Werk meiner Mutter, meiner boshaften, ſcheußlichen Mutter, die mich zu dieſer Unthat verleitet hat. Man hat mich gehetzt . . . ich mußte es thun. O Gott im Himmel, vergieb mir, daß ich es gethan! . . . Geht, geht, ruft mir Ducauroy, meinen Kapellmeiſter . . . Muſik, Muſik! Gebt mir mein Waldhorn . . . ich will blaſen, blaſen, daß die Wände einſtürzen und Euch und mich begraben. Geht, koppelt meine Hunde los, ich will ſie auf den Satan hetzen, der grinzend zu meinen Füßen ſitzt und mir die Nacht des 24. Auguſts aufrollt . . . Geht, ſattelt mir mein Roß, ich will hinaus auf die Jagd . . . Blut, Blut muß ich ſehen! Weh mir, was hör ich? die Sturmglocke, das fürchterliche Signal: aha, nun fängt ſie an die blutige Tragödie; Guiſe, Montpenſier, Angoulème, Nevers, Tavannes, ſchießt, ſchießt auf die Hugenottenhunde, daß keiner mir entrinnt. **Tuez, tuez, le Roi le commande!** Weg, weg, blutiger Schatten, bleicher Banquo . . . ich kenne Dich, Du biſt Coligny, der tapfere Admiral, dem le Behme auf mein Geheiß das Schwert ins Herz geſtoßen, Du biſt Coligny, den Heinrich Guiſe, als Du in Deinem Blute ſchwammſt, mit Füßen getreten; — Du biſt Coligny, den Petrucci und Sarlabous durch's Fenſter auf die Straße geworden; Du biſt Coligny, den man, von tauſend Lanzenſtichen durchbohrt, nach Montfaucon geſchleppt und an den Galgen gehängt, wo man Deinen ſterbenden Leichnam, in tauſend Stücke zerfetzt, den Hunden zur Atzung hingeworfen . . . weg,

weg, Dein Anblick peinigt, foltert, tödtet mich. **Aux hugenots, aux hugenots!** Was wir begonnen, müſſen wir vollenden ... Eine Büchſe her! Ich ſelbſt, der König von Gottes Gnaden, will auf die Calviniſtenhunde ſchießen: es ſoll, es muß Blut fließen, denn die Mutter befiehlt, und der Sohn muß gehorchen! Seht, bin ich nicht ein guter Schütze? Trifft nicht jeder Schuß? **Cinque cent mille diables**, wie wächſt das Blut ... Mutter, freue Dich, der Strom wird zum Meere! Muſik, Muſik! damit ich das Röcheln der Sterbenden nicht höre ... **Mille moustaches**, wer lacht da? Du biſt es, Gretchen, meine ſüße Schweſter, meine zärtliche Taube, komm, gieb mir einen Kuß, mein Schätzchen. O ſträube Dich nicht, ich weiß, Du giebſt ihn mit Freuden. Weg, weg, lieber ertrage ich das Grinzen des Teufels, als Dein Lächeln. Hier Blut, dort Blut und überall Blut ... die rothen Wogen rollen näher, ſie wälzen ſich durch die Fenſter in mein Zimmer, in mein Bett hinein, weh mir, ich ſchwimme im Blute meiner Unterthanen ... Mutter, ich fluche

Dir, fluche Dir, daß du mich gezeugt, gezeugt zu Deiner und ganz Frankreichs Schande*)!

Sein Blut entzündete ſich, ging in Fäulniß über und drang durch die Schweißlöcher durch: er ſtarb einen gräßlichen Tod.

Bald nach ſeinem Tode ſtarb ſeine einzige Tochter, Marie Eliſabeth, im fünften Jahre ihres Lebens.

Seine Gemahlin, die fromme, gottergebene Eliſabeth von Oeſtreich, ging nach Wien, ſtiftete dort ein Kloſter, in dem ſie im Jahre 1592, beweint von Allen, die ſie kannten, ihr tugendhaftes Leben beſchloß.

---

*) Zwei hundert und achtzehn Jahre ſpäter, decretirte der Nationalconvent unter das Fenſter, aus welchem der König auf ſeine Unterthanen ſchoß, folgende Worte zu ſetzen:

„C'est de cette fénêtre que l'infame Charles IX. d'exécrable mémoire, a tiré sur le peuple avec une carabine."

Dieſe Worte, geſchrieben mit zwei Fuß hohen Buchſtaben, waren noch im Jahre 1802 zu leſen und ſind erſt ſpäter, als Napoleon den Thron beſtieg, eraſirt worden.

Vier Jahre nach dem Tode des Königs vermählte ſich ſeine Maitreſſe, Marie Touchet, mit François Balzac d'Entragues, Gouverneur von Orleans, deſſen erſte Frau, Jacqueline von Rohan, am 4. Mai 1578 geſtorben war.

Fünfter Abſchnitt.

Heinrich III.

Geboren am 19. September 1551 zu Fontainebleau.
König am 30. Mai 1574.
Ermordet am 1. Auguſt 1589 zu Saint-Cloud.

Erſtes Capitel.

Ein Tag im Schloß zu Krakau.

(1574.)

Der Leichnam Karls des Neunten war kaum erkaltet, als die Königin Mutter, Katharina von Medicis, an ihren Lieblingsſohn von Valois (den die polniſche Nation kurz vorher, als in Sigismund Auguſt die Jagelloniſche Dynaſtie erloſchen und der Thron erledigt war, zum König erwählt hatte) folgenden Brief in italieniſcher Sprache ſchrieb:

Mein vielgeliebter Sohn!

Ich beeile mich, Dir die frohe Nachricht mitzutheilen, daß Dein Bruder Karl ſo eben verſchieden iſt. Frankreichs Thron iſt erledigt ... mein Wunſch und der Deinige ſind erfüllt ... verlaſſe, ſo ſchnell Du kannſt, das langweilige Polen und kehre ſchleunigſt nach dem ſchönen Frankreich in die Arme Deiner zärtlichen Mutter, in die Mitte Deines treuen Volkes zurück, das den Sieger von Jarnac und Montcontour*) mit Jubel empfangen und als König begrüßen wird.

Katharina von Medicis.

Nachſchrift. Meine Feinde haben das Gerücht verbreitet, Dein Bruder Karl ſei durch mich vergiftet worden. Was man Deiner armen Mutter nicht alles aufbürdet!

Paris am 30. Mai 1574.

Noch an demſelben Tage ſandte die Königin Mutter die Herren von Chemeraut und Neuvi nach Krakau ab, um ihrem Sohn die Nachricht vom Tode ſeines Bruders zu überbringen.

Heinrich von Valois, der am 9. Mai 1573 auf den polniſchen Thron berufen und am 15. Februar 1574 gekrönt worden war, konnte ſich in ſeinem Reiche nicht heimiſch fühlen. Die fremde Sprache, die ungewohnten Sitten, das einförmige Leben ſagten dem lebensluſtigen, vergnügungsſüchtigen Character des jungen Königs ſo wenig zu, daß er, von Langeweile gequält, ſich täglich, ſtündlich nach Paris ſehnte, wo er eine Liebſchaft, Renée de Rieux, zurückgelaſſen.

---

*) Der Herzog von Anjou war erſt 18 Jahre alt, als er, an die Spitze des Heeres geſtellt, zwei glänzende Siege über die Hugenotten errang.

Von allen Seiten wurde er jetzt mit Heirathsprojecten beſtürmt: ſeine Mutter wollte ihn mit Eleonore von Schweden, der polniſche Adel mit Anna von Jagello, der Tochter des vorigen Königs Sigismund I., vermählen. Anna (geboren 1515) war damals 59 Jahre alt. Heinrich wollte weder die Eine noch die Andere; um aber weder die Großen ſeines Reiches, noch Katharina von Medicis gegen ſich aufzubringen, verſchob er die Entſcheidung von einem Monat zum andern und ſchrieb unterdeſſen einen Liebesbrief nach dem andern an Renée de Rieux und unterzeichnete alle dieſe Briefe, nach der Sitte der damaligen Zeit, mit ſeinem Blute. — Anna von Jagello, die heirathsluſtige Polin, wurde endlich ungeduldig: ſie wollte wiſſen, woran ſie war. Der Adel drang in den König, ſich endlich zu entſchließen; Heinrich erbat ſich die letzte Friſt von vier Wochen. Doch als auch dieſe abgelaufen war, ſchickten die Magnaten eine Deputation ab, um vom König eine definitive Erklärung zu erhalten. Um Ruhe zu haben, erklärte er den Deputirten, daß er entſchloſſen ſei, Anna von Jagello zu heirathen.

— Wann? fragte die Deputation, die, müde des Hin- und Herzögerns, endlich Gewißheit haben wollte.

— Meinetwegen morgen, rief der König aufgebracht.

Die Deputirten hatten ſich kaum entfernt, da trat ein Page ein, der die Ankunft der Abgeſandten aus Paris anmeldete.

— Die Herren von Chemeraut und Neuvi bitten Ew. Majeſtät um Audienz.

— Heute bin ich nicht aufgelegt, ſie anzuhören, ſie ſollen morgen kommen.

— Sie bringen wichtige Depeſchen, ſagen ſie...

— Nun denn, zum Teufel, ſo mögen ſie eintreten!

Die Herren von Chemeraut und Neuvi überreichten dem König einen ſchwarzgeſiegelten Brief, den er haſtig erbrach und eilig durchflog. Sein Geſicht, anfangs finſter und mürriſch, hatte ſich plötzlich aufgeheitert.

— Mein Bruder Karl iſt alſo todt?

— Gottlob! riefen die beiden Höflinge.

— Schade, daß er nicht ein paar Tage früher geſtorben. Die Königin Mutter ſchreibt uns, daß wir ſo ſchnell als möglich Polen verlaſſen ſollen. — Das wird nicht gut angehen, meine Herren.

— Weshalb, Ew. Majeſtät, fragte Herr von Chemeraut, kleinlaut.

— Vor fünf Minuten habe ich einer Deputation des Adels mein Verſprechen gegeben, die alte Matrone Anna von Jagello zu heirathen . . .

— Wann, Ew. Majeſtät, fragte Herr von Neuvi ganz verduzt . . .

— Morgen ſchon.

— In dieſem Fall wär' es rathſam, ſtotterte Herr von Chemeraut . . .

— Daß Ew. Majeſtät noch heute die Hauptſtadt Ihres Reiches verließen, fügte Herr von Neuvi hinzu.

— Ihr ſtellt Euch das ſo leicht vor, meine Herren. Die Polen trauen mir nicht . . . ich bin von Spionen umringt, die jeden meiner Schritte beobachten. In einer Stunde, Ihr ſollt es ſehen, iſt meine Braut hier . . . was anfangen?

— Ew Majeſtät müſſen ſich krank melden, rieth Herr von Chemeraut.

— Das erregt Verdacht, meinte der König, ihre Spione werden dann noch aufmerkſamer . . . das geht nicht; kommt die Prinzeſſin, ſo muß ich ſie empfangen und ihr ſagen . . .

— Daß Ew. Majeſtät feſt entſchloſſen ſind Ihr Wort zu halten, fiel Herr von Neuvi ein. Um jeden Argwohn zu beſeitigen, bitten Ew. Majeſtät Ihre Braut, alle Anſtalten zur Hochzeit zu treffen. Wenn ſie fort iſt, machen Ew. Majeſtät ganz im Stillen Anſtalten zur Abreiſe . . .

— Wie, zum Teufel, komm ich aber zum Schloß heraus?

— Wenn es dunkel geworden, ſchleichen Ew. Majeſtät verkleidet zum Schloß heraus . . . Eine Stunde vor dem Thore harrt der Wagen, der Sie pfeilſchnell über die Grenze bringt.

— Gut, ſo ſei es, Herr von Chemeraut. Aber halt, noch Eins, zum Reiſen gehört Geld, viel Geld . . .

— Der Staatsſchatz, bemerkte Herr von Neuvi.

— Iſt leider ganz erſchöpft. Wir müſſen zu einem andern Mittel greifen, ſprach der König.

— Die Krone, ſagte Herr von Chemeraut.

— Sie bringen mich auf einen guten Gedanken. Ja, ja, ſo wird es gehen. Meine Herren, halten Sie ſich reiſefertig ... wenn es dunkel geworden ...

— Harren wir mit den Pferden vor dem Thore.

Die Abgeſandten entfernten ſich. Der König rief ſeinen Zwerg . .

— Joly, Joly!

— Sire, rief der Zwerg, was ſteht zu Befehl?

— Kannſt Du ſchweigen?

— Wie ein Fiſch.

— Nun denn, ſo höre: mein Bruder Karl iſt crepirt.

— Victoria, Victoria! nun ſind wir König von Frankreich, rief der Zwerg, der vor ausgelaſſener Freude auf den Thron und vom Thron auf die Erde ſprang und in einem Nu ein Dutzend Purzelbäume ſchoß. Sire, wann reiſen wir?

— Noch heute, beim Anbruch der Nacht . . .

— Was werden die Polen und die junge Braut dazu ſagen, fragte der Zwerg, ſich ängſtlich hinterm Ohr kratzend.

— Sie mögen ſich nach einem Andern umſehen. Ach, wär' ich doch ſchon in meinem Frankreich! Dort kann ſich ein König amuſiren; aber hier, in dem verdammten Polen, kann man ſterben vor Langeweile. Dieu de Dieu! wie freu' ich mich, Paris und meine alte Flamme, die ſchöne Renée wiederzuſehen! Heiſa, das ſoll ein Leben werden! Raſch meine Sachen eingepackt!

Das geſchah am 8 Juni 1574.

Am andern Morgen erfuhr Krakau, daß Seine Majeſtät der König, als Dame verkleidet, bei Nacht und Nebel durchgegangen, ſein Reich und ſeine Braut verlaſſen und in der Eile weiter nichts als die Kronjuwelen mitgenommen. Ein armer Teufel, der einen Rock geſtohlen, wird mit Steckbriefen verfolgt; ein König, der eine Krone geraubt, geht ruhig ſeine Wege: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.

Zwei Tage ſpäter kam Heinrich in Wien an: Maximilian II. ſorgte für deſſen Fortkommen. Von Wien ging er über Grätz nach Venedig, wo er vom Dogen Aloyſius Mocenigo mit feierlichem Pompe empfangen und königlich fetirt ward. Von Venedig begab er ſich nach Turin. Seine Tante Margarethe von Frankreich, Gemahlin des Herzogs Emanuel Philibert von Sovoyen trieb die Gaſtfreundſchaft ſo weit, daß ſie den königlichen Neffen eine Nacht in ihren Armen ruhen ließ — eine Gunſtbezeugung, die ihm theuer zu ſtehen kam, denn die kluge Frau ſchwatzte ihm dafür Pignerol, Savigliano und Peroſa ab. Am 28. Auguſt verließ er Turin, begleitet von einer Sauve-Garde von 7000 Mann und kam endlich in Lyon an, wohin ihm Katharina von Medicis, der Herzog von Alençon, ſein Bruder, und der König von Navarra, ſein Schwager, entgegen geeilt waren, um in ſeine Hand den Eid der Treue zu ſchwören. Hier, in Lyon, ſetzte er ein neues Cabinet zuſammen, das aus der Königin-Mutter, dem Kanzler René von Birago, Albert von Gondi Grafen von Retz, Philipp Herault Grafen von Chiverny, Pomponne de Bellievre und Sebaſtian de l'Aubeſpine, Biſchof von Limoges, beſtand. Der Herzog Heinrich von Guiſe behielt den Oberbefehl der Armee, die Herren von Villeroi und Sauve blieben Staatsſecretairs und an die Stelle des Herrn de la Tour-Gondi wurde Herr von Souvré, der mit dem König in Polen geweſen war, zum Obergarderobemeiſter ernannt.

Noch in demſelben Jahre vermählte ſich der König mit Louiſe von Lothringen, Tochter des Herzogs Nicolaus von Lothringen, geboren 1554 zu Nomeny.

Die Polen, die ſich über das Davonlaufen ihres Königs ſchnell getröſtet hatten, erwählten Stephan Bathory, den Woiwoden von Siebenbürgen, zum Nachfolger, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ſich mit der alten Anna von Jagello vermähle.

Solches geſchah im Jahre 1576.

Zweites Capitel.

Renée de Rieux

genannt

Die ſchöne Chateauneuf *).

(1574.)

Beaux noeuds crespés et blonds nonchalement épars,
Dont ce Vainqueur des Dieux s'emprisonne et se lie!
Front de marbre vivant, table claire et polie,
Ou les petits Amours vont eguiser leurs dards,
Epais monclou de neige, aveuglant les égards,
Pour qui de tout objet mon oiel se desalie.
Et toi guerrière main, de ma prise embellie
Qui peut nue acquerir la victoire de Mars!
Yeux, pleurant à la fois tout d'aise que de martyre!
Souris, par qui l'amour entretient son empire!

---

*) Renée de Rieux, geboren um das Jahr 1552, war die Tochter des früher zum geiſtlichen Stande beſtimmt geweſenen Jean de Rieux, Herrn von Chateauneuf, und Beatricens de Joncheres.

Voix, dont le son demeure du coeur si longuement
Esprit, par qui le fer de notre age se dore
Beautés, grâces, discour, qui m'allez transforment
Las! Connoissez vous point comme je vous adore?

Philippe Desportes *).

Sie war des Königs erſte Liebe. Schon als Herzog von Anjou lag er zu den Füßen des wunderholden Hoffräuleins, die ſein Herz mit unzerreißbaren Fäden umſponnen hatte. Die ſchöne Renée war damals ſechszehn, Heinrich ſiebenzehn Jahre alt. Ihre Liebe, anfangs rein Platoniſch, war frei vom Schmutz der Sinnlichkeit. — Der junge Prinz weihte den Dichter Desportes, »den Catull damaliger Zeit,« in das Geheimniß ſeiner Liebe ein und bewog deſſen Muſe, in Liedern und Sonetten die Schönheit ſeiner Geliebten zu preiſen. Desportes ließ ſich vom Golde des Herzogs von

---

*) Dieſes Sonnet, das Philippe Desportes auf Befehl des Herzogs von Anjou gemacht, verſchaffte ihm einen Jahrgehalt von 2000 Thalern. Derſelbe Dichter erhielt für ein anderes Sonnet eine Abtei vom Herzog Admiral Anne de Joyeuſe, Schwager Heinrichs III.

Anjou begeiſtern, täglich ein neues Lied auf den Altar ihrer Reize als Opfer der Huldigung zu legen. Das ſchöne Kind, berauſcht vom ſüßen Weihrauch der Poeſie, entzückt vom Frühlingsduft der erſten Liebe, war ſelig wie die Roſe, die ſich geliebt weiß von der Nachtigall. Aber Katharina von Medicis, ein Weib ohne Tugend, ohne Ehre, ſtreifte von der Knospe ihrer Liebe den zarten Schmelz der Keuſchheit, hauchte von den Wangen der jungen Roſe den Purpur der jungfräulichen Scham und weckte in ihrem Buſen die Gluth der Sinnlichkeit. — Heinrich und Renée liebten ſich dann, wie profane Menſchen ſich zu lieben pflegen.

Als der Herzog von Anjou, der eben la Rochelle, das Bollwerk der Hugenotten belagert hatte, zum König der Polen ernannt, nach Krakau gegangen war, hatte er ſeine Flamme mitnehmen wollen, Renée aber, die ſich am wollüſtigen Hofe Katharinens zu gefallen anfangen, Renée, die in jeder Stunde das Heer ihrer Anbeter wachſen geſehen, hatte damals keine Luſt gezeigt, ihre Stellung aufzugeben.

— Reiſe mit Gott, hatte ſie zum König von Polen geſagt und war in Paris geblieben.

Heinrich hatte ſich um ſo leichter getröſtet, da er gegen ihre Reize, die er alle durchgekoſtet, endlich gleichgültig geworden war.

Trennung iſt der Phosphor der Liebe.

Schon auf dem Wege nach Polen hatte der König in ſeinem Herzen den halberſtorbenen Funken zu neuer Gluth auflodern gefühlt, ſchon unterwegs Heimweh und Sehnſucht verſpürt; die Reize Renée's hatten ihn nach Frankreich, der Glanz der Krone hatte ihn nach Polen gelockt. Er hatte wie Hercules am Scheidewege geſtanden und wäre auf halben Wege umgekehrt, hätte nicht der Ehrgeiz, mächtiger als die Liebe, ihm zugerufen: Heinrich von Valois, ſei kein Schöps, nicht alle Tage kommt man ſo leicht zu einer Krone, wie Du zu der polniſchen.

Nach Paris zurückgekehrt, war er zuerſt in die Arme ſeiner Geliebten geeilt.

— Me voila! rief der König und umarmte ſie.

— Heinrich, ſüßer Heinrich, was haſt Du mir mitgebracht, fragte die ſchöne Chateauneuf.

— Einen göttlichen Papagey von meiner Tante.

— Und außerdem?

— Einen himmliſchen Affen vom deutſchen Kaiſer.

— Und dann?

— Einen ganzen Koffer voll Pretioſen.

— Ach Du lieber, ſüßer Heinrich, wüßteſt Du, wie ich mich nach Dir geſehnt . . .

— Schweige! Ich weiß, wie Du Dich während meiner Abweſenheit aufgeführt, kenne all' Deine liederlichen Streiche, weiß, daß Du Heuchlerin Vorwürfe, Flüche, Prügel verdienſt, aber der König von Frankreich vergiebt Dir, was Du an dem Herzog von Anjou verbrochen haſt . . .

— Sire, ich beſchwöre Sie . . .

— Schweige, ſag' ich . . . Ich will über Alles, was geſchehen, einen dichten Schleier werfen, will alles, was meine Mutter mir von Dir erzählt, für Märchen halten, die ſie aus der Luft gegriffen, hörſt Du! . . . Nun aber beſſere Dich und ſei auf

Deiner Hut! Du gehörſt nun wieder mir, ganz mir, nur mir: wehe Dir, Renée, wenn der König Dich auf einer Untreue ertappt.

Heinrich durchbohrte ſie mit zornflammenden Blicken … Renée ſchlug die Augen nieder … ſie erbebte und wurde bleich wie der Tod.

— Renée, ſprach der König, ein goldenes Crucifix aus ſeinem Buſen ziehend, ſchwöre beim Heiland unſerm Herrn, mir von heut' an treu zu bleiben auf ewig!

— Ich ſchwöre, ſprach Renée mit tonloſer Stimme und legte, zitternd wie Espenlaub, ihre Hand aufs Crucifix.

— Nun zu etwas Andrem, ſprach der König … ich habe Durſt, gieb mir Wein, mein Schatz.

Renée credenzte ihm einen vollen Pokal.

— Auf Deine Treue, rief der König, den Becher leerend. Komm, gieb mir die Mandoline … ich will Dir eine Barcarole ſingen, die ich von den Gondolieren in Venedig gehört.

Renée reichte ihm die Mandoline. Heinrich ſetzte ſich zu ihren Füßen und ſang:

»Milde Mandolinenklänge
Zittern durch die ſtille Nacht,
Horch, das iſt die Barcarole,
Die die Liebe ſich erdacht:

Dort auf ſpiegelhellen Wellen
Von dem Mondlicht angelacht,
Schwimmet eine kleine Gondel
Durch die ſternenhelle Nacht.

In der Mitte dieſer Gondel,
Deren ſchwarze Flagge weht,
Sitzt ein kleiner Gondoliere,
Der das Lenken gut verſteht.

Und dabei ein kecker Schütze,
Der gewandt mit Pfeilen ſpielt;
Hütet Euch vor dieſem Schützen,
Immer trifft er, wenn er zielt.

Hier auf ſpiegelhellen Wellen
Von dem Mondlicht angelacht
Schwimmet eine kleine Gondel
Durch die ſternenhelle Nacht.

Dieſe Gondel iſt Dein Auge
Licht und klar wie Mondennacht,
Amor iſt der Gondoliere,
Der aus Deinem Auge lacht.«

Er warf die Mandoline auf die Erde und ſank an ihre Bruſt.

Drittes Capitel.

Ligneroles.

(1575.)

Am Hofe Heinrichs III. gab es eine Race elender Cavaliere, die, aus wohlbekannten Gründen **Mignons du Roi** genannt, die höchſten Stufen der Macht erſtiegen. Montluc war zum Marſchall von Frankreich, Arques zum Herzog von Joyeuſe ernannt.

Zu dieſen Lieblingen des Königs gehörte auch Ligneroles, ein junger, ſchöner Mann, der, getrieben von Ehrgeiz, verleitet durch das Beiſpiel Anderer, der ſchändlichen Neigung Heinrichs III. Gehör geſchenkt hatte.

Heinrich liebte dieſen Günſtling, wie Alexander einſt den Hephäſtion geliebt. Ligneroles aber liebte das Fräulein von Chateauneuf und Renée, gewohnt ihre Schwüre zu brechen, erhörte ihn, ſchneller als er es hoffte. Das Geheimniß ihrer Liebe wurde aber bald verrathen. Fräulein von Montigny, eiferſüchtig auf das Glück Renée's von Chateauneuf, hatte den König von den geheimen Zuſammenkünften, die ſein Mignon mit ſeiner Maitreſſe bald in dieſer, bald in jener Kirche pflog, unterrichtet. Heinrich ließ nun Beide durch Villequier beobachten.

Eines Abends ſchlich Lignerolles durch einen unterirdiſchen Gang ins Schlafkabinet des Fräuleins von Chateauneuf, das ihm ein Stelldichein gegeben. Das Zimmer war nur matt erleuchtet, Renée lag halb entkleidet auf ihrem Divan und harrte mit pochendem Herzen des Geliebten. Da hörte ſie Schritte.

— Er iſt's, rief Renée und ſchob den Riegel zurück.

— Renée, Du haſt mir die Pforten des Paradieſes geöffnet.

— Es hat Dich doch Niemand geſehen?

— Niemand, Niemand!

— Wohlan, dann haben wir nichts zu fürchten. Beide Eingänge zu dieſem Zimmer ſind verſchloſſen.

— Und der Gang durch den ich kam?

— Kennt im Louvre außer mir und Dir kein Dritter. Wirf nun Deinen Mantel weg, gürte Dein Schwert los und laß Dich ruhig an meiner Seite nieder.

— Renée ich weiß nicht, was mich ſo ängſtlich und beklommen macht. Glaubſt Du nicht, daß wir zu viel gewagt, hier im Louvre, wo hinter jeder Thür Verräther lauſchen . . . Himmel, wenn der König es erführe!

— Wer hätte dann wohl mehr zu fürchten? Ich oder Du? Ich habe auf das Crucifix geſchworen, ihm treu zu bleiben bis zum Tod. Du ſiehſt, ich weiß was Liebe, nicht was Furcht iſt. Bezähme Deine Angſt und komm an mein Herz, das Dir ungeſtüm entgegenſchlägt . . . das Licht, das unſere Schatten auf den weißen Vorhang dieſes Fenſters zeichnet, wollen wir löſchen und den Vorhang in die Höhe ziehen. Am Himmel ſcheint der Mond ... er wird ſein mildes Licht auf dieſen Divan ſtreuen, auf dem wir, Arm in Arm, die Nacht durchwachen wollen; wann dann der letzte Stern erliſcht, kehrſt Du, Geliebter, auf demſelben Wege, den Du kamſt, nach Hauſe in des Schlummers Arme.

— Renée, flüſterte Ligneroles und ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken.

Die Stunden flogen wie Minuten vorüber. Es fing bereits zu tagen an.

— Der Morgen graut . . . nun mußt Du fort, ſonſt drohet Dir Gefahr.

— Noch einmal, eh' ich von Dir ſcheide, laß mich, an Deinem Munde hängend, die Schläge Deines Herzens zählen. Deine Küſſe ſind ſo ſüß, daß man nicht ſatt wird Dich zu küſſen.

— Schon glänzt der Morgenſtern, o eile, eile . . .

Ligneroles hüllte ſich in ſeinen Mantel, gürtete ſein Schwert und eilte fort. Als er ans Ende des dunkeln, unterirdiſchen Ganges kam, rief eine Stimme:

— Schießt ihn nieder!

Und Lignerolles ſank von drei Kugeln durchbohrt zur Erde nieder. Villequier hatte den Befehl des Königs vollſtreckt.

Renée de Chateauneuf erhielt den Befehl, den Hof zu verlaſſen. Bald darauf vermählte ſie ſich mit dem Florentiner Antinotti; doch bald nach der Hochzeit ertappte ſie ihren Gatten auf einer Untreue und gab ihm Gift. Hierauf vermählte ſie ſich mit Philipp Altoviti, und Heinrich III., der noch immer für ſie eingenommen war, ſchenkte ihr am Tage ihrer Hochzeit die Baronie Caſtellane.

Viertes Capitel.

Der König rächt ſich.

(1588.)

Das Volk, das vom Sieger von Jarnac große Heldenthaten erwartet hatte, ſah ſeine Hoffnung bald vereitelt. Heinrich III., der als Herzog von Anjou der Abgott Frankreichs geweſen, wurde bald darauf, als er den Thron beſtiegen, ein Gegenſtand allgemeiner Verachtung, und wohl niemals war der Haß eines Volkes gerechter, denn Heinrich war, wie ſein Bruder Karl, unſeligen Andenkens, ein Lumpenkönig, weibiſch, faul, zaghaft, unentſchloſſen, abergläubiſch, ausſchweifend und verſchwenderiſch; ſein unſinniges Betragen machte ihn von Tag zu Tag verhaßter. Des Morgens ſah man ihn, wie Sardanapal, in Frauenkleidern mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt;

des Abends trug er einen groben Kapuzinerkittel, und ſtatt der Schnallen kleine Todtenſchädel auf den Schuhen; mit dem Roſenkranz in der Hand ſpielte der königliche Sünder den Andächtigen, der mit gläubig verdrehten Augen Frömmigkeit heuchelte und Gebete murmelte. Sein Hof wimmelte von Atheiſten, Gottesläſtrern, Hofſchranzen, Speichelleckern, Wahrſagern, Sternguckern, Geiſterſehern, Buhldirnen und Luſtigmachern. Das Geld, das dem Staate gehörte, verſchwendete er an Affen, Papageyen, Pudelhunden und andern Seltenheiten, die er aus andern Ländern kommen ließ. Sein wahnſinniger Luxus war ein unerſättlicher Schlund, der die Einkünfte des ganzen Landes verſchlang. Ihm und ſeiner Verſchwendung verdankt Frankreich die verfluchte Erfindung des Papiergeldes (**acquits comptus**), jenes bösartige Geſchwür, das, immer weiter um ſich greifend, das geſunde Mark der Finanzen aufzehrt.

Das Volk fing zu murren an. An der Spitze der Unzufriedenen ſtand der ehrgeizige Heinrich, Herzog von Guiſe, der Chef der Ligue, der ſich durch ſeinen Muth, ſeine Tapferkeit und ſeinen glühenden Eifer für den Katholicismus die Gunſt des Volks errungen hatte.

Katharina von Medicis, die mit Schrecken die Macht der Guiſen wachſen ſah, rüttelte ihren Sohn aus ſeiner Sorgloſigkeit auf.

— Erwache aus Deiner Apathie, ſagte ſie zum König, der, auf einer Leiter ſtehend, die Wände ſeines Zimmers mit Kupferſtichen beklebte; ſieh um Dich, Heinrich . . . es droht Dir Gefahr . . .

— Ah bah, liebes Mütterchen, Du ſiehſt überall Geſpenſter . . .

— Welcher Dämon hat Dich verblendet? Siehſt Du nicht, daß Balafré Dich verdrängen will? . . .

— Dummes Zeug! Sieh mal, Mutter, wie gefällt Dir dieſer Kupferſtich?

— Heinrich, ich bitte, ich beſchwöre Dich, höre die Stimme der Warnung. Siehſt Du nicht, daß Balafré nach dem Throne ſtrebt?

— Mütterchen, was meinen Sie, ſoll ich das Bild hier oder dort aufkleben?

— Welch ein Leichtſinn! Sagt Dir nicht Dein Ehrgefühl, daß Du den verwegenen Knecht, der ſich über Dich zu erheben wagt, demüthigend zu Boden ſtürzen mußt? Willſt Du Frankreichs Krone Dir entreißen laſſen?

— Zum Teufel nein, das will ich nicht, rief Heinrich wie aus einem Traum erwachend und zornig von der Leiter ſpringend. — Du haſt Recht, Mutter, Guiſe wird übermüthig und gefährlich...

— Trotz Deines Verbotes iſt er nach Paris gekommen . . . Das Volk hat ihn mit Jubel begrüßt . . . ſchaarenweiſe lief es zuſammen und rief: es lebe der Herzog von Guiſe! . . . alle Straßen waren mit Blumen beſtreut . . . das Volk beugte ſeine Knie und küßte deſſen Hand und rief: es lebe der Herzog von Guiſe, der edle Beſchützer der Katholiken! . . .

— Das Volk iſt eine Canaille, deſſen Gunſt veränderlicher als Aprilwetter iſt. Heute verflucht es den, den es geſtern noch geſegnet. Ich war ein Knabe noch, da rief es jubelnd: vive le Duc d'Anjou! . . .

— Jetzt ruft es: à bas le Roi!

— Die Peſt auf das Volk — doch ſprich, was ſoll ich thun?

— Du ſollſt Dich rächen an dem Frechen, der Dich zu verdrängen wagt.

— Du haſt Recht, Mutter, ich will mich rächen an dem ſtolzen Balafré, rächen wie noch Keiner ſich gerächt. Der übermüthige, eitle Narr! Ich will ihm zeigen, daß ich noch König bin . . . Geh, Mutter, geh . . . ich will noch dieſe Bilder aufkleben und dann zu Dir kommen, um mich mit Dir zu berathen.

Katharina kehrte in ihre Gemächer zurück, Heinrich trällerte ein zotiges Lied. Bald darauf kugelte ſich Joly durch die Thür ins Zimmer hinein.

— Sire, ſprach er mit halblauter Stimme, im Vorſaal harrt das niedliche Blumenmädchen, das Euch am letzten Sonntag in der Kirche Notre Dame durch ihre Schönheit aufgefallen . . . Ich habe mir Mühe gegeben, ihre Wohnung ausfindig zu machen und ſie überredet, ins Schloß zu kommen.

— Teufelsjunge, führe ſie herein . . .

Zwei Tage ſpäter, am 23. December, als der Herzog Heinrich von Guiſe ins Cabinet des Königs eintreten wollte, warfen ſich neun Trabanten über ihn, die ihn rücklings erdolchten. An demſelben Tage ward Ludwig Cardinal von Guiſe, der Bruder des Herzogs, verhaftet und einen Tag ſpäter im Gefängniß durch vier Mörder niedergehauen.

Fünftes Capitel.

Das Ende Heinrichs III.

(am 1. Auguſt 1589.)

Die Ermordung der Guiſen hatte ganz Frankreich in Alarm geſetzt. Das Volk, das ſeinem Schmerz und Rachegefühl freien Lauf gelaſſen, hatte des Königs Bildniſſe zerriſſen, ſeine Statuen zertrümmert, ſeine Wappen in den Koth getreten. — Die Kirchen hatten ſich mit Menſchen angefüllt, die vor den Altären lagen, um vom Himmel den Tod Heinrichs von Valois zu erflehen. Die Sorbonne (die theologiſche Facultät) hatte das Volk vom Eid der Treue losgeſprochen und es aufgefordert, ſich gegen den Tyrannen zu bewaffnen. Sixtus V. hatte vom Vatican herab den Bannſtrahl auf ihn geſchleudert; die Geiſtlichkeit, aufgemuntert durch das Beiſpiel des heiligen Vaters, hatte von der Kanzel herab die Gemüther des Volks erhitzt und Königsmord gepredigt. Tödtet dieſen Judas Iſchariot und die Kirche wird euch ſegnen und heilig ſprechen, ſo ſchloß eine Predigt, die Jacques Leboſſu hielt. Heinrich III., in ſeiner Hauptſtadt nicht mehr ſicher, hatte die Flucht ergriffen und ſich nach Pleſſis les Tours begeben, um (weil es das einzige Rettungsmittel war) ſich mit dem König von Navarra, dem Chef des Calviniſtenheeres, auszuſöhnen und mit ihm ein Bündniß zu ſchließen gegen die rebelliſche Ligue, an deren Spitze der Herzog Karl von Mayenne ſtand, der zum Generallieutenant des Staats und der Krone Frankreichs ernannt worden war.

Die Könige von Frankreich und Navarra waren mit einem Heere von 40,000 Mann gegen Paris vorgerückt, um es zu belagern.

Die beiden Heinriche ſtanden auf den Höhen von St. Cloud.

— Paris, rief Heinrich von Valois, ſtolzes, übermüthiges Haupt meines Reichs, du haſt einen Aderlaß nöthig, um geſund zu werden; nach wenig Tagen wird nichts von Dir zu ſehen ſein, als die Erde, worauf Du geſtanden.

— Sire, ſprach Heinrich von Bourbon, der Sieger wird mit dem Beſiegten Mitleid haben.

— Nein, nein, rief Heinrich von Valois racheglühend, Paris ſoll in Flammen aufgehen und, wie Nero, will ich mich an dieſem Schauſpiel weiden; es iſt Schade um eine ſo gute, ſchöne Stadt; aber meine Ehre verlangt, daß ich die Rebellen, die mich ſo ſchmachvoll daraus vertrieben haben, furchtbar züchtige. Weh dir, Herzog von Mayenne, wenn du in meine Hände fällſt … ich will eine Strafe für dich erfinden, die ſo ſchrecklich wie dein Frevel ſein ſoll.

Am 1. Auguſt, einige Tage nach ſeiner Ankunft in St. Cloud, ſtellte ſich um ſieben Uhr Morgens, ein junger, zwei und zwanzigjähriger Jacobinermönch, Namens Jacques Clement, gebürtig aus dem Dorfe Sorbonne, beim Generalprocurator ein.

— Was wollt Ihr, fragt Laguesle.

— Ich wünſche den König zu ſprechen …

— Weshalb?

— Ich habe ihm einen Brief und ein höchſt wichtiges Geheimniß mitzutheilen, das ich nur ihm allein anvertrauen darf.

Der Mönch wird angemeldet und vorgelaſſen. Die Höflinge entfernen ſich. Jacques Element überreicht den Brief — der König wendet ihm den Rücken zu und lieſt; während des Leſens zieht der Mönch einen Dolch aus der Taſche und ſtößt ihn dem König in den Unterleib.

— Mörder, Mörder, ruft Heinrich, den Dolch aus der Wunde ziehend und ſeinen Mörder damit verwundend, Mörder, Mörder!

Man ſtürzt hinein, ſieht, was geſchehen und durchbohrt den Meuchelmörder. Eine Minute ſpäter ſtürzt Heinrich von Bourbon ins Cabinet.

— Himmel, was ſeh' ich, ruft er und ſtürzt zu den Füßen des verwundeten Königs.

— Mein Bruder, ſprach Heinrich von Valois, deſſen Kräfte zu ſinken begannen: Ihr ſeht, wie meine Feinde und die Eurigen mich behandelt haben; ſeid auf der Hut, auf daß es Euch nicht auch ſo gehe. Ich fühle, daß ich ſterben muß. — Meine Herren, ſprach er mit erlöſchender Stimme zu ſeiner Umgebung, ich bitte Euch als meine Freunde und befehle Euch als Euer König, nach meinem Tode meinen Bruder, Heinrich von Bourbon, als Euren Souverain anzuerkennen, und ihm mit der Treue zugethan zu ſein, die Ihr mir geſchenkt. —

Bald darauf hauchte der König ſeinen letzten Seufzer aus. Er ſtarb im 39. Jahre ſeines Lebens und im funfzehnten ſeiner Regierung. Mit ihm erloſch die Dynaſtie der Valois, die 1328 mit Philipp VI. den Thron beſteigend, 260 Jahre über Frankreich geherrſcht und ihm dreizehn Könige gegeben.

Der Tod des Königs verbreitete großen Jubel. Das Volk überließ ſich der ausſchweifendſten Freude. In den Straßen zündete man Freudenfeuer an. Die Herzogin von Montpenſier, die Schweſter des

Herzogs von Guiſe, ein wildes rachſüchtiges Weib, das an dem jungen Mönch ihre wollüſtigen Liebkoſungen verſchwendet hatte, um ihn für ihre Rache zu gewinnen, fuhr durch die Straßen von Paris und rief frohlockend: Juble Frankreich, die Schlange iſt getödtet! Das Bildniß des Königsmörders wurde in den Kirchen aufgehängt. Die Mutter Clement's, eine arme Bauerfrau, erhielt von der Ligue eine Penſion. Als Sixtus V. die Nachricht von der Ermordung Heinrichs III. empfing, ſagte er in Gegenwart vieler Cardinäle: die Zahl der Fürſten iſt um einen dummen Kerl kleiner geworden. Seine Heiligkeit wollten den Mönch als Märtyrer der Kirche heilig ſprechen, verglichen ihn mit Eleazar und nannten ihn einen zweiten Erlöſer.

Heinrich von Bourbon aber verurtheilte den Leichnam des Mörders zum Viertheilen und Verbrennen.

Die Höflinge fanden in dem Namen des Mönches »Frère Jacques Clement« das Anagramm:

»C' est l'enfer qui l'a crée.«

Die kinderloſe Königin begab ſich nach dem Tode ihres Gemahls nach Chateau des Moulins, wo ſie 1601 von dieſer Erde ſchied.

Sechſter Abſchnitt.

Heinrich IV.

Geboren am 13. December 1553 zu Pau.

König von Navarra am 2. September 1572.

Schwört den reformirten Glauben ab am 2. September 1572.

Proteſtirt gegen dieſe Abſchwörung am 12. Febr. 1576.

König von Frankreich am 2. Auguſt 1589.

Schwört nochmals den Calvinismus ab am 25. Juli 1593.

Erſtes Capitel.

Heinrich IV.

(1589 – 1610.)

Heinrichs Jugendjahre.

Am 14. December des Jahres 1553 wurde, im Schloß zu Pau, Jeanne d'Albert, Tochter Heinrichs II., Königs von Navarra, und Gemahlin Antons von Bourbon, Herzogs von Vendôme, von einem Knaben entbunden, der in der Wiege Prinz von Vianne, ſpäter Herzog von Beaumont und zuletzt Prinz von Bearn hieß. Vier und zwanzig Tage nach ſeiner Geburt wurde er vom Cardinal d'Armagnac, Biſchof von Rhodez und Vice-Legat von Avignon, getauft; Heinrich II., König von Frankreich, und Heinrich d'Albert, König von Navarra, waren ſeine Pathen.

Ma brebis a enfanté un lion, rief der glückliche Großvater und beſtrich die Lippen des neugebornen Prinzen, den er von Jugend auf abhärten wollte, mit Knoblauch und flößte ihm Wein ein.

Der junge Heinrich wurde unter Aufſicht Suſannens von Bourbon, ſeiner Tante, im Schloſſe Coaraſſe wie ein Cyrus erzogen. Barhaupt mußte er die höchſten Gebirge erſteigen, die ſteilſten Felſen erklimmen, Hunger und Durſt, Hitze und Kälte ertragen, lernen an Helm und Panzer ſich gewöhnen und ſich frühzeitig in den Waffen üben. Die Bildung ſeines Geiſtes wurde einem weiſen, aufgeklärten Manne, Namens La Gaucherie, anvertraut.

Nach dem Tode ſeines Großvaters, der im Jahre 1555 zu Egmetau geſtorben war, folgte ſein Vater, Anton von Bourbon, und als dieſer 1562 bei der Belagerung von Rouen verwundet, den Tod fand, beſtieg Heinrichs Mutter den Thron.

Der Herzog von Beaumont beſuchte nun das Collegium von Navarra, wo der Herzog von Anjou und der Herzog von Guiſe ſeine Schulkameraden waren. Wer hätte ahnen ſollen, daß dieſe drei Heinriche, hier ein unzertrennliches Kleeblatt, einſt die unverſöhnlichſten Feinde werden würden?

Eilf Jahre alt kam der Prinz von Bearn an den Hof ſeiner Mutter. Unter der Leitung ſeines Lehrers, Florent Chreten, machte er reißende Fortſchritte. In ſeinem zwölften Jahre überſetzte er den Julius Cäſar.

Am 14. Juni 1572 ſtarb Jeanne d'Albert, man ſagt an Gift. Heinrich beſtieg den Thron ſeiner Mutter und vermählte ſich am 18. Auguſt deſſelben Jahres mit der jüngſten Schweſter Karls IX., der zwanzigjährigen Margarethe von Valois. Ihre Krönung wurde mit großem Pomp in der Kirche Notre-Dame vom Cardinal von Bourbon vollzogen. Das Hochzeitfeſt währte drei Tage.

Vier Tage nach dieſem allgemeinen Jubel, der die Proteſtanten in Sicherheit gewiegt, wurde Paris der Schauplatz der bekannten Bluthochzeit. Meine Feder weigert ſich, die Gräuelſcenen zu beſchreiben, die auf die Stirn Karls IX. und ſeiner ruchloſen Mutter, Katharina von Medicis, das

Brandmal ewiger Schande gedrückt. Nur ſo viel ſei geſagt, daß in dieſer Nacht das Blut von 10,000 Proteſtanten floß. Auch Heinrich IV. ſollte als ein Opfer des Fanatismus fallen.

— **Choisissez: mort, messe ou Bastille!** rief **Karl IX.**

Der König von Navarra, der Gewalt unterliegend, trat in derſelben Nacht zur katholiſchen Religion über. Aber man traute ihm nicht und bewachte ihn wie einen Gefangenen. Heinrich täuſchte ſeine Späher, entwiſchte, trat wieder zu den Proteſtanten über und ſtellte ſich an die Spitze ihres Heeres.

Seine Schlachten und Siege gehören vor das Forum der Geſchichte — Clio mag ihm den Lorbeer reichen, der Roman will ſeine Stirn mit Myrthen ſchmücken.

Das geheime Archiv ſeiner Liebſchaften iſt ſo reich an Namen und Abenteuern, daß man damit zehn Bände füllen könnte.

Es ſei uns vergönnt, aus den Annalen des galanteſten Königs nur die berühmteſten Seiten mitzutheilen. Heinrich war erſt in Françoiſe de Montmorency (fünfte Tochter des Perrè de Montmorency und Jacquelinens d'Avaugour), bald darauf in die Coriſande von Guiche (Tochter des Vicomte Paul de Louvigny und Marguerite de Caunay), ſpäter in die Aebtiſſin Marie de Beauvilliers (Tochter des Claude de Saint-Aignan und Mariens Babou de la Bourdaiſſerè) und Charlotte von Sauves (Tochter Jacobs de Beaume-Samblançay) verliebt; aber alle dieſe Liebſchaften waren flüchtig wie der Duft einer Roſe, und jeder dieſer Namen war ſchnell verklungen wie der Ton einer Harfe.

1589 beſtieg Heinrich den Thron Frankreichs.

Zweites Capitel.

Gabrielle d'Eſtrée.

(1590.)

D'Estrée etait son nom, la main de la nature
De ses aimables dons la combla sans mesure
Telle ne brilloit pas aux bords de l'Eurotas
La coupable beauté qui trahit Ménélas ;
Moins touchante et moins belle à Tarse on vit paraître
Celle qui des Romains avoit dompté le maitre
Lorsque les habitans des rives de Cydnus
L'encensoir à la main la prirent pour Venus.

VOLTAIRE.

Ganz Frankreich ſchwärmte damals für ein Mädchen, das unter dem Namen la belle Gabrielle ſo bekannt war wie die belle Feronière zur Zeit Franz des Erſten. Ihre Schönheit war zum Sprüchwort geworden, denn wenn man einer Dame verblümt geſtehen wollte, daß ſie ſchön wie ein Engel ſei, ſo verglich man ſie mit Gabrielle.

Gabrielle war die Tochter Antoine's d'Eſtrée, Großmeiſters der Artillerie. Angelockt von dem Rufe ihrer Schönheit brannte Heinrich IV. ſie kennen zu lernen.

Gelegenheit dazu ward bald gefunden. Es war im Schloß zu Coeuvres, wo der König zum erſten Male die berühmte Schönheit ſah. Gabrielle d'Eſtrée, damals 16 Jahre alt, war ein Engel an Liebreiz, ſchön wie jene Anaxarete, die, zur Strafe ihres liebloſen Herzens in Stein verwandelt, zu Salamis im Tempel der Venus prospiciens ſtand. Gabrielle minder hart, ſchmachtete damals für Roger de Saint Lary, Herzog von Bellegarde. Und auch er, ſagte man, erglühe in Liebe für ſie.

Der König ließ den Herzog rufen.

— Iſts wahr, mein Freund, daß Euer Herz für Gabrielle brennt?

— Ja, Sire, ich liebe ſie.

— Herzog Bellegarde, wollt Ihr Eurem König einen Dienſt erweiſen.

— Sire, was befehlen Sie?

— Ich befehl Euch, Gabrielle zu vergeſſen.

— Weshalb, Majeſtät?

— Weil ich ſie liebe.

— Seit wann, Sire?

— Seit jenem Tag, ſeit jenem Augenblick, wo ich zum erſten Male ſie geſehn. Vier Wochen ſinds...

— Ihr kennt ſie erſt ſo kurze Zeit...

— **Vive Dieu**! ſchon lang genug. Wißt es, lieber Herzog, ich dulde keinen Nebenbuhler. Gern räum ich Euch ein andermal den Platz, nur diesmal nicht ... Und habt Ihr einen Wunſch, ſo ſprecht; im Voraus ſei er Euch gewährt, wenn Ihr das Opfer bringt, das ich von Euch begehre.

— Mein König ſcherzt...

— Bisweilen, aber diesmal nicht. Ich bitt' Euch, Herzog, lernt die Kleine hübſch vergeſſen.

— Sire, das kann ich nicht.

— Ihr müßts ... Ein Weib vergeſſen, iſt nicht ſchwer. Ich hab's ſchon oft verſucht, verſucht's auch Ihr einmal ...

— Und wenn das Herz mir bricht?

— Wo denkt Ihr hin, es iſt ja nicht von Glas.

— Geſetzt, mein König, ich vergäße ſie. Doch ſie, ſie wird mich nie vergeſſen.

— Herzog, das iſt meine Sorge. Die Weiber! Sie vergeſſen ſich und uns, vergeſſen Alles, nur das Vergeſſen nicht ...

— Gabrielle ...

— Iſt nichts beſſer, als jede Andere. Ich liebte einſt ein Mädchen ... Sie hieß Coriſande und war ſchön, ſchön wie Gabrielle. Ich liebte ſie, ſie liebte mich, bald kam ein Andrer, der ihr mehr gefiel, ſie nahm den Grafen und vergaß den König ...

— Gabrielle wird mich nie vergeſſen ...

— Wollt Ihr wetten, Herzog?

— Um mein Leben!

— Seid kein Thor!

— Sie ſchwur mir ewige Liebe, ewige Treue...

— Frauen-Schwüre ſind nur Seifenblaſen... Auch mir ſchwur man Liebe, auch mir ſchwur man Treue ... Die Seifenblaſen ſind zerplatzt... Herzog, geht und ſeid vernünftig.

Bellegarde verneigte ſich und ging mit ſchwerem Herzen.

Und in demſelben Augenblick trat durch die andre Thür eine zarte weibliche Geſtalt in Männerkleidung ein. Der König ſtürzte in ihre Arme, denn es war Gabrielle d'Eſtrée. Ihre Liebe zum König hatte ſie vermocht, ſeiner Einladung Folge zu leiſten. Um unerkannt ins Schloß zu gelangen, hatte ſie ſich in Männerkleidung gehüllt. Armer Bellegarde, hätteſt Du eine Minute länger hier verweilt, würdeſt Du Dich überzeugt haben, daß Gabrielle, deren Treue Du gerühmt haſt, Gabrielle, die Dich nie vergeſſen wird, ein Weib wie jedes andere iſt. Einem König giebt man ungern einen Korb — und nur wenig Frauen leben, die der Bewerbung eines Königs widerſtehen können.

Heinrich war außer ſich vor Freude. Er drückte ſie in ſeine Arme und küßte ihre Stirn, ihre Augen, ihren Mund, und dieſer Mund, der ſo ſchön, ſo ſüß und würzig war, er blieb nichts ſchuldig. Der König zog ſie auf den Divan. Hier in dieſem Schloß, in dieſem Zimmer und auf dieſem Sopha, wo 54 Jahre früher Franz der Erſte und Françoiſe de Foix, Gräfin von Chateaubriant, von Liebe berauſcht ſüße Küſſe getauſcht, hier trug Heinrich IV. über Gabrielle d'Eſtrée den erſten Sieg davon.

— Gabrielle, rief der König, Deine Liebe hat mir die Erde zum Paradies gemacht. Ich habe die Freuden des Himmels gekoſtet, und bin glücklich, glücklich wie kein Zweiter auf Erden.

— Der König hat in meinen Armen geruht, meine Lippe hat die ſeinige geküßt . . . ich bin glücklich, namenlos glücklich . . .

— Sprich, ſüßes Kind, was ſoll ich thun, Dir zu beweiſen, daß ich Deiner Gunſt nicht unwerth bin. Erbitte Dir eine Gnade . . . ſie ſoll Dir gewährt ſein.

— Erfüllt mir eine Bitte, Sire; befreit mich von dem ſklaviſchen Joch meines Vaters, der mit gehäßigem Auge jeden meiner Schritte bewacht.

Er hat mich vor Euch gewarnt . . . erführe er, daß ich trotz ſeiner Warnung der Stimme meines Herzens gefolgt, erführe er, daß Eurer Bitte ich Gehör geſchenkt — er würde mich tödten?

— Es giebt nur ein Mittel, dem Joche Deines Vaters zu entrinnen: Du mußt heirathen.

— Aber wen, mein König?

— Einen Edelmann, der Deiner würdig iſt...

— Wo find' ich ihn?

— Wär' ich frei noch heute führt' ich Dich zum Traualtar; da dies leider nicht geſchehen darf, ſo will ich ſelbſt einen Gemahl für Dich wählen...

— Ich ſoll einen Andern lieben?

— Lieben, Ventre gris! wer ſagt das? Du ſollſt ihn nur heirathen.

Bald darauf vermählte ſich Gabrielle d'Eſtrée mit Nicolas d'Amerval, Seigneur de Liancourt. Der Gemahl, entzückt von ihrer Schönheit, bezaubert von ihren Reizen, wollte ſeine Rechte geltend machen, aber wie erſchrack er, als er die Thür des Brautgemachs verſchloſſen fand.

Als er am Morgen nach der Hochzeit ſie darüber zur Rede ſtellte, gab ſie ihm locker zur Antwort: von dem Punkt, den Sie berühren, ſteht keine Sylbe in unſerm Contract; Sie müſſen ſich mit meiner Freundſchaft begnügen, oder, auf Scheidung antragen.

Der arme Mann, er wußte nicht, was er anfangen ſollte!

Drittes Capitel.

Der König und ſein Nebenbuhler.

(1593.)

Das Herz der ſchönen Gabrielle ſchlug, trotz der Liebe zu dem König, noch immer, wenn gleich leiſer als früher, für den Herzog Bellegarde, der, ob er gleich wußte, daß ſie den Schwur ewiger Treue gebrochen, ſie dennoch liebte mit der alten Gluth. Der Herzog war ein eitler Mann, der ſich geſchmeichelt fühlte, eines Königs begünſtigter Nebenbuhler zu ſein.

Gabrielle gab ihm, wenn ſie ſich vor jedem Ueberfall ſicher glaubte, ein Rendezvous. Freilich geſchah dies nur höchſt ſelten, da der König ſie faſt täglich beſuchte, und ſie außerdem aus Eiferſucht, mit Spionen umgab, die ſie bewachten, wie einſt Argus die Io bewachte.

Die Liebenden hatten ſich ſchon lange nicht geſehen. Beide ſehnten ſich nach dem Augenblick, wo ihnen nach ſo langer, langer Zeit, wieder vergönnt ſein würde, ſich, liebetrunken in den Armen liegend, ihre Herzen gegenſeitig auszuſchütten und ſich zu entſchädigen für das, was ſie ſo lang entbehren mußten.

Eines Tages, als ſie wußte, daß der König auf die Jagd zu reiten und erſt am andern Morgen heimzukehren beſchloſſen, ließ ſie durch Arſure, ihre Vertraute, den Herzog zu ſich einladen. Wonnetrunken eilt er in die Arme der Geliebten.

— Roger, mein theurer Roger, rief Gabrielle, als der Herzog ſich zu ihren Füßen warf.

— Gabrielle, heißgeliebte Gabrielle, rief der Herzog, als Gabrielle ihn in ihre Arme ſchloß.

— Weißt Du, Roger, wie lange wir uns nicht geſehen? Ein ganzes langes Jahr.

— Ein Jahrhundert willſt Du ſagen. Ach, Theure, wüßteſt Du, was ich ſeitdem gelitten, gelitten Deinetwegen, Du würdeſt Mitleid mit mir haben und meinem kranken Herzen den Balſam Deiner Liebe ſchenken. O welche Qual, zu wiſſen, daß der Engel, den man liebt, am Herzen eines Andern ruht! In jeder Nacht erſchienſt Du mir im Traume. Ich ſah Dich, ſah Dich, wie Du Deinen weichen Arm um ſeinen Nacken ſchlangſt, ſah, wie Deine Lippen an den ſeinen hingen und verzweifelte … — Kein Tag, kein Augenblick verging, an dem ich Deiner nicht gedacht … wohin ich ſah, ſah ich Dein theures Bild.

— So gings auch mir. In jedem Veilchen glaubte ich Dein Auge, in jeder Roſe Deinen Mund zu ſehen. In der Bäume leiſem Rauſchen, in der Quelle munterem Geſchwätz, in der Vögel lieblichem Geſang, in der Blumen holden Duft vernahm ich Deiner Stimme ſüßen Hauch und labte mich daran …

— Wenn Nachts die Sterne in dem blauen Aether ſchwammen, glaubt' ich in jedem Stern Dein holdes Aug' zu ſehen — ich blickte auf zu ihm, ſog gierig ſeine Strahlen ein und ſchickte tauſend Grüße, tauſend Küſſe durch die Nacht. Die Sterne haben mich verſtanden; ſie lachten freundlich mild zu mir herab und flößten Troſt in mein gebroch'nes Herz ... Der König iſt nach Fontainebleau und kehrt erſt morgen nach Paris zurück. Heute, Geliebter, bleibſt Du bei mir, bleibſt bei mir, bis die Sterne untergehen und der Hahn den Morgen kündet. Komm, Roger, in meine Arme ... laß mich die Schläge Deines Herzens zählen, von Deinen Lippen Balſam pflücken, aus den Augen Nektar trinken ...

Die Liebenden ſanken auf ein Ruhebett, als plötzlich geklopft wurde.

— Arſure, was giebts?

— Eilt, eilt, der König naht ...

Der Schreck riß Beide aus ihrer ſüßen Apathie!

— Fort, fort, Roger.

— Wohin?

— In dieſes Zimmer.

Der Herzog zog ſich raſch zurück ... Gabrielle verſchloß die Thür, ſteckte den Schlüſſel in die Bruſt, warf ſich aufs Ruhebett und nahm die Miene einer Schlafenden an.

Eine Secunde ſpäter trat der König mit Arſure ein ...

— Seit wann ſchläft ſie?

— Seit einer Stunde, Majeſtät...

Der König gab der Zofe einen Wink... ſie entfernte ſich. Heinrich ſchlich auf den Zehen näher und gab ſeiner Maitreſſe einen Kuß.

Gabrielle fuhr erſchreckt empor und ſtieß, um die Täuſchung zu erhöhen, ein Schrei aus...

— Erſchrick nicht, liebes Kind, ich bin's.

— Du biſt es, Heinrich, ſprach Gabrielle und erhob ſich... Ich glaubte Dich noch auf der Jagd...

— Um Dich zu überraſchen, bin ich früher heimgekehrt, als ich mir vorgenommen... Wie kommt es, Gabrielle, daß Du Dich zu ſo ungewohnter Zeit dem Schlummer hingegeben?

— Ich thats aus Langeweile, ſprach Gabrielle, ſich die Augen reibend.

— Deine Wange glüht... Deine Stirne brennt, fehlt Dir was, mein ſchönes Kind.

— Erſchrick nicht, guter Heinrich, wenn ich Dir ſage, daß ich mich nicht ganz wohl fühle...

Sogleich ſoll man zu La Rivière, meinem Leibarzt ſchicken ...

— Sei unbeſorgt ... Es iſt ein Schwindel nur, der bald vorübergeht ... Komm, Heinrich, ſetz' Dich her zu mir ... Du biſt der beſte Arzt ... ein Kuß von Deinem Mund die beſte Arznei ...

— Du liebes, ſüßes Weib! Ventre gris! Was ſeh ich? Hier liegt ein Männerhandſchuh ... Iſt es erlaubt, Madame, zu fragen, wem er angehört?

— Liancourt, mein Herr Gemahl hat mich beſucht ...

— Was wollte dieſer Mann? ...

— Nach meinem Wohlſein ſich erkundigen.

— Das ſoll er bleiben laſſen ...

— Das hab ich auch geſagt ... Ich war erſtaunt, daß man ihn vorgelaſſen und hab Befehl ertheilt, daß man in Zukunft ...

— Vive dieu! die Thür ihm weiſen ſoll ... Welch eine Keckheit, die ſchöne Gabrielle zu beſuchen, die der König liebt ...

— Herr d'Amerval de Liancourt iſt mein Gemahl.

— Pro forma nur … Weh ihm! wagt er noch einmal, durch ſeine Gegenwart uns zu beläſtigen … Par dieu! Wer iſt da drin in dieſem Zimmer? …

— In dieſem Zimmer? Niemand?

— Ich hörte Sporen klirren …

— Sire, glaubt Ihr meinem Worte nicht …

— Ihr ſeid ein Weib — ich muß mich überzeugen … die Thüre iſt verſchloſſen … den Schlüſſel …

— Hat Deniſe, mein Kammermädchen …

— Ventre gris! in jenem Zimmer iſt ein Mann verſteckt … Schafft den Schlüſſel …

— Sire, ich hab' ihn nicht …

— Es wird auch ohne Schlüſſel gehen, ſprach Heinrich und ſtieß mit dem Fuße die Thüre ein, was ihm um ſo leichter gelang, da es nur eine leichte Tapetenthür war …

—*Himmel! rief Gabrielle, außer ſich vor Schreck.

Heinrich ſtürzte ins Zimmer, fand es aber leer... Das Fenſter dieſes Cabinets ging auf den Garten hinaus. Herzog Bellegarde, der das ganze Geſpräch belauſcht, hatte zur rechten Zeit die Flucht ergriffen.

— Ich that Dir Unrecht, Gabrielle. Kannſt Du mir verzeihen, ſprach der König und ſank auf ſein Knie.

Gabrielle hatte ſich ſchnell geſammelt.

— Ich ſollte böſe ſein, ſprach ſie, daß Du mich immer noch durch Deinen Argwohn kränkſt... Vertraue mir: ich liebe Dich, wie Dich auf Erden noch kein Weib geliebt.

— Jetzt glaub' ich Dir, rief Heinrich und ſchlang ſeine Arme um ihren Nacken, und küßte ihre Schulter, ihren Hals, ihren Mund, ihre Augen, ihre Stirn.

Neun Monate nach dieſem Tage, im Juni des Jahres 1594 wurde Gabrielle von einem Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Céſar de Vendome erhielt.

Bald darauf wurde Gabrielle, auf Befehl des Königs, von ihrem Gatten getrennt; Le Seigneur de Liancourt, ſagt ein franzöſiſcher Geſchichtsſchreiber, deposa chez deux notaires un acte, par lequel il protestoit que c'etoit contre sa volonté et par force pour le respect de Roi, et de crainte de perdre la vie, qu'il consentoit à sa dissolution.

Der König ernannte Gabrielle de Liancourt zur Marquiſe von Monceaux, ſchenkte ihr bald darauf die Grafſchaft Beaufort und erhob ſie zur Herzogin. Ihr Sohn, Céſar de Vendome, wurde im Januar 1595 für legitim erklärt und drei Jahre ſpäter zum Herzog von Vendome *) ernannt.

Im März 1597 wurde Gabrielle von einer Tochter, Katharina Henriette **) und im April

---

*) Céſar, Herzog von Vendome vermählte ſich ſpäter mit der einzigen Tochter des Herzogs von Mercoeur, ſtarb 1665.

**) Vermählte ſich im Jahre 1619 mit Claude de Lorrain, Herzog d'Elbeuf, und ſtarb im Jahre 1663.

1598 von einem zweiten Sohne, Alexander von Vendome *) entbunden.

---

*) Starb als Gefangener im Schloß zu Vincennes 1629.

Viertes Capitel.

Gabrielle's Ende.

(1599.)

> C'est une merveille, que cette femme, dont l'extrême bonté ne tenoit rien de lascif, ait pu vivre dans cette cour avec si peu d'ennemis.
>
> Agrippe d'Aubigné.

Gabrielle ſtand jetzt auf dem Gipfel ihrer Macht. Heinrich, in dem Zaubernetz ihrer Reize gefangen, war ein Sklave ihres Willens. Ihr Wunſch war ihm Geſetz: was ſie wollte, geſchah. Eitel und ehrgeizig, ſtreckte ſie ihre Hand nach der Krone aus und verlangte, daß Heinrich ſie zur Königin von Frankreich erhebe.

Der König, gegängelt von ihrem Willen, faßte den Entſchluß, ſich von ſeiner Gemahlin zu ſcheiden und ſeine Maitreſſe auf den Thron zu erheben. Sully, ſein beſter Freund und erſter Miniſter, verſuchte hundert Mittel, ihn von dieſem Vorhaben abzubringen. Vergebens! der Kanzler Chiverni, der Staatsſecretair Forget und der ganze Queue der Höflinge, Gabriellen mehr zugethan, als der Königin, fachten den Funken zur Flamme an. Heinrich ſchickte einen Geſandten nach Rom, um vom Pabſte die Scheidung aus dem Grunde zu verlangen, daß ſeine Ehe mit Margarethe von Valois kinderlos geblieben. Die Königin, beleidigt, daß ihr Gemahl ein Weib von gewöhnlicher Herkunft der Tochter eines Königs vorzöge, proteſtirte gegen dieſe Scheidung. Der heilige Vater (Clemens VIII.), der dem König eben nicht gewogen war, widerſetzte ſich dem Geſuche Heinrichs. Sully trat als Vermittler auf. Magarethe erklärte nun, ſie wolle in die Scheidung einwilligen, wenn Heinrich Gabriellen entſagen und ſich mit einer Andern vermählen wolle. Der König, durch dieſen Widerſtand gereizt, war nun entſchloſſen, die Königin, um ſeinen Willen durchzuſetzen, des

Ehebruches anzuklagen. Magarethe war empört, doppelt empört, weil ihr Gewiſſen ihr zuflüſterte, daß ſie wirklich, mehr als ein Mal, gegen das ſechſte der zehn Gebote geſündigt.

— Es war gegen Ende der Faſten. Gabrielle wohnte mit dem König im Schloſſe zu Fontainebleau. Pater Coton, der Beichtvater des Königs, ein guter, alter Herr, machte dem 46jährigen Beichtkinde darüber Vorwürfe.

— Sire, ſprach er, lieben Sie Ihre Maitreſſe, aber vermeiden Sie als guter Chriſt und als König, der ſeinen Unterthanen mit gutem Beiſpiel vorangehen ſoll, das Aufſehen und den Scandal. Wie ſoll Ihr Volk Sie achten, wenn Sie Sich ſelbſt nicht achten? Ein König muß ſich vor dem Volke mehr geniren, als jeder Andere. Hermelin und Purpur ſind zwei Dinge, die keinen Fleck vertragen. Wollen Sie Ihren Nimbus zerreißen und Sich der Verachtung Preis geben? Sire, folgen Sie mir, ſchicken Sie Ihre Geliebte nach Paris . . . dort können Sie ungenirter lieben, als hier . . .

Heinrich, einer jener wenigen Monarchen, deren Ohr an Wahrheit gewöhnt war, nahm ſich dieſe Ermahnungen zu Herzen. Ein guter Hofnarr und ein ehrlicher Beichtvater ſind oft die beſten Räthe der Könige. Schade, daß man jene abgeſchafft und dieſe behalten hat, denn ein Narr iſt viel billiger als ein Beichtvater und nicht jeder Beichtvater iſt ſo ehrlich, als der des Königs Heinrich.

Der König bat Gabriellen, das Oſterfeſt in Paris zuzubringen. Sie ſträubte ſich Anfangs, ſchmollte, ſchluchzte, weinte, gab aber, auf vieles Zureden, endlich nach. Der König begleitete ſie bis nach Maleu. Hier nahmen ſie von einander Abſchied.

— Leb' wohl, Heinrich, leb' wohl. Mein Herz ſagt mir, daß wir uns niemals wieder ſehen, ſprach Gabrielle in Thränen zerfließend.

— Närriſches Kind, weg mit den trüben Gedanken. In acht Tagen und vielleicht ſchon früher, bin ich bei Dir in Paris.

— Leb' wohl, Heinrich, leb' wohl auf ewig.

Doch bevor wir ſcheiden, hab' ich eine Bitte noch an Dich . . .

— Sprich, liebes Kind — Du weißt es ja, daß ich Jede Dir erfülle.

— Mich, Heinrich, magſt du vergeſſen, aber meine Kinder nicht, meine ſüßen Kinder nicht. Grüße unſern Céſar, unſern Alexander, unſere Katharina. Sei ihnen ſtets ein guter, liebevoller Vater und laß ſie niemals fühlen, daß ſie ihr Leben der Sünde ihrer Mutter danken. Die armen Engel — laß ſie nicht büßen für die Schuld ihrer Mutter.

Gabrielle weinte lange und heftig — Heinrich ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ihre Thränen weg.

— Nimm, holdes Weib, bevor wir ſcheiden, dieſen Ring von mir. Trag ihn als Zeichen unſerer Verlobung, denn bin ich erſt geſchieden, dann, ich ſchwör's bei meiner Krone, wird die Herzogin von Beaufort Frankreichs Königin.

Ein Kuß beſiegelte das feierliche Verſprechen — eine Thräne ſeines Auges floß auf Gabriellens

Wange herab. Sie ſagten ſich noch einmal Lebewohl und ſchieden dann mit ſchwerem Herzen.

In Paris angekommen, ſtieg ſie bei dem reichen Financier Zamet, ci-devant Schuhmacher Heinrichs III., ab, der zur Feier ſeiner hohen Gaſtin ein Feſt veranſtaltete, das am 10. April, am Vorabend vor Oſtern, auf ſeinem Landgut, in der Nähe von Paris, gefeiert ward. Gabrielle wurde dort wie eine Königin empfangen und gleichſam im Triumph in den feſtlich geſchmückten Garten eingeführt. Junge Mädchen in weißen Kleidern ſchritten voran, um den Weg, den Gabriellens Fuß betrat, mit Blumen zu beſtreuen. In einer großen Lonicera-Laube hing Gabriellens und des Königs Bild, mit Guirlanden bekränzt. An jedem Baume hingen Feſtons mit den Buchſtaben G. H. und über dieſen beiden eine Krone aus Lorbeer und Myrthe geflochten.

Man ſetzte ſich zur Tafel. Es wurde auf ſilbernem Service geſpeiſt. Ein Toaſt folgte dem andern und jeder huldigte der reizenden Gabrielle. Am Schluß ſang man einſtimmig das Volkslied:

Vive Henri, vive Gabrielle *)!

Beim Deſſert wurden die koſtbarſten Früchte gereicht. Gabrielle aß eine Orange. Eine Stunde ſpäter war ſie todt. Sie, die im Leben die ſchönſte Frau von Frankreich war, war im Tode häßlich zum Erſchrecken. Die Einen ſagen, ein Schlag habe ſie gerührt, Andere ſagen, ſie ſei vergiftet worden auf Anſtiſten der Königin, die, einſehend, daß Heinrich ernſtlich entſchloſſen ſei, ſie zu verſtoßen, auf Rache geſonnen.

Die Leiche Gabriellens wurde zu Frau von Sourdis, ihrer Tante, ins Kloſter St. Germain gebracht.

Der König befand ſich auf dem Wege nach Paris als er, vier Meilen davon entfernt, die Nachricht ihres Todes empfing. Sein Schmerz war grenzenlos, er wurde ohnmächtig im Wagen. Als er wieder zu ſich gekommen, zwang man ihn nach Fontainebleau zurückzukehren. Der ganze Hof mußte Trauer anlegen. Das Parlament ſchickte

---

*) Der Compoſiteur dieſes Liedes iſt Euſtache Ducauroy, Kapellmeiſter Karls IX. und Heinrichs IV.

eine Deputation ab, um dem Könige, wegen des Verluſtes, den er erlitten, Beileid zu bezeigen. Acht Tage ſchloß er ſich in die innerſten Gemächer des Schloſſes ein, in dem er ſo viele ſüße Stunden mit ihr verlebt und war nur für Sully zu ſprechen. Der Miniſter verſuchte den König zu beruhigen, aber Heinrich war lange Zeit untröſtlich.

Folgenden Brief ſchrieb er an ſeine Schweſter:

Ma chère soeur, j'ai reçu à beaucoup de consolation votre visitè, j'en ai bien besoin; car mon affliction est aussi incomparable, comme l'etoit le sujet, qui me l'a donné. Les regrets et les pleurs m'accompagneront jusqu'au tombeau . . . La racine de mon amour est morte: elle ne rejetera plus; mais celle de mon amitié sera toujours verte pour vous, ma chère soeur, que je baise un million de fois.

Henri.

Zwei Hundert und zwanzig Jahre ſpäter (1820) wurde dieſer Maitreſſe im Departement de l'Aisne eine Statue errichtet.

Fünftes Capitel.

Henriette d'Entragues.

(1599.)

> Moins belle, que Gabrielle d'Estrée, elle avoit plus d'agrement dans l'esprit.
>
> MEMOIRES DE SULLY.

Es war in der Gegend von Malesherbes. Die untergehende Juliſonne ſtreute ihr purpurnes Licht auf die ſmaragdenen Kronen des Waldes. Heinrich IV. kehrte mit einem kleinen Gefolge von der Jagd zurück. Der luſtige Hörnerklang, der das ſchweigende Halbdunkel des Waldes belebte, hatte Alle heiterer geſtimmt. Nur der König ſchien nachdenkend und traurig. Er ritt langſam voraus, ſuchte die einſamſten Pfade auf und ſprach kein Wort: er gedachte der ſchönen, wonnevollen Zeit, wo er, heimkehrend von der Jagd, in die

Arme Gabriellens geeilt war, die am Fenſter weilend, mit der Liebe Sehnſucht ihn erwartet hatte. Wie freudig hatte ihm das Herz geklopft, wenn er ſich dem Garten von Monceaux oder dem Schloß von Beaufort genähert, wenn er das Nahen ihrer Schritte, das Rauſchen ihres Kleides gehört.

Seit drei Monaten ruhte Gabrielle — die Blüthe der Frauen — im Schooß des Grabes. Des Königs Herz, ein Sarkophag der abgeſtorbenen Liebe, war öde und leer: tiefe Wehmuth verhüllte ſeinen Geiſt mit dunklen Schleiern: hier und dort und überall erſchien ihm das Bild der Hingeſchiedenen und Alles, was er ſah, erinnerte ihn an den erlittenen Verluſt. Er hörte eine junge Blüthe von der Krone des Baumes auf die Erde fallen und dachte an Gabrielle — er hörte den verklingenden Ton des Waldhorns und den geheimnißvollen Ruf des fernen Echos und dachte an Gabrielle — er ſah ein friſches Blatt zertreten vom Hufe ſeines Pferdes und dachte an Gabrielle und wurde trüber und trüber.

Da näherten ſich ſeine Lieblinge: François de Baſſompierre und Theodore Agrippe d'Aubigné. Sie nahmen den König in die Mitte und erzählten ihm tauſend tolle Späße, um die Falten ſeiner Stirn zu glätten. Heinrich hörte Anfangs mit halbem Ohr zu, aber nach und nach zerſtreute ſich die graue Wolke der Schwermuth und ſeine Stirn wurde wieder klar und heiter.

Am Ausgange des Waldes begegnete der König zwei jungen ſtattlichen Damen, die ſtolz wie Amazonen zu Pferde ſaßen. Heinrich, entzückt von ihrer edlen Haltung, grüßte ſie freundlich. Die Damen dankten kurz und kalt.

— Baſſompierre, kennt Ihr dieſe ſtolzen Damen? fragte der König.

— Sire, ich ſehe ſie heute zum erſten Male...

— Und Ihr Aubigné?

— Ich kenne ſie . . .

— Ihr Name?

— Die ältere heißt Henriette, die jüngere Charlotte.

— Ihr Vater?

— Iſt François de Balzac, Seigneur d'Entragues.

— Der Gouverneur von Orleans?

— Ja Sire.

— Und Ihre Mutter?

— War die Maitreſſe Karls des Neunten.

— Marie Touchet?

— Ja, Sire. Nach dem Tode des Königs war ſie in traurige Lage gerathen: ſie hatte mit Noth und Sorgen zu kämpfen. Vier Jahre nach dem Tode Karls vermählte ſie ſich mit Balzac…

— Lebt ſie noch?

— Ja, Sire.

— Ich muß ſie kennen lernen. Von allen Maitreſſen meiner Vorfahren war Marie Touchet die beſte, treuſte, uneigennützigſte. Karl, der flatterhafte Karl war ihr bis zum letzten Hauche ſeines Lebens treu ergeben . . . ein Beweis, daß ſie eben ſo klug als ſchön und gut geweſen . . . Ihre Töchter gefallen mir . . . Habt Ihr geſehen, wie kalt ſie meinen Gruß erwiedert? Ich liebe ſtolze Frauen . . . ich muß ſie näher kennen lernen.

Und das geſchah denn auch.

Beide Schweſtern waren mehr pikant als ſchön. Heinrichs empfängliches Herz erbrannte für die ältere, Baſſompierre, ſein Günſtling, faßte eine Neigung zur jüngern.

Henriette d'Entragues ſtolz, ehrgeizig, herrſchſüchtig, wußte tauſend Mittel, den König, deſſen Herz bald in lichterlohen Flammen ſtand, an ihren Siegeswagen zu feſſeln. Seiner glühenden Liebe ſetzte ſie kalten Stolz entgegen. Sie leerte den ganzen Köcher ihrer Klugheit, ſchloß alle Pfeile der Koketterie ab, um das Herz des Königs zu verwunden und verſagte ihm mit berechneter Hartnäckigkeit jenen ſüßen Balſam, der dieſe Wunden wieder zu heilen vermag. Noch keine Eroberung war dem galanten Heinrich ſo ſchwer als dieſe geworden.

— **Ventre saint gris!** ſprach Heinrich zu Baſſompierre, es iſt leichter zehn Feſtungen, als das Herz dieſer ſtolzen Arſinoë einzunehmen. Noch kein Weib ſah ich ſo gepanzert gegen Liebe, als dieſe... jeder Pfeil prallt an dem geſtählten Harniſch ihrer

Kälte ab . . . eben dieſe Kälte vermehrt meine Gluth . . . mein Herz ſteht in Flammen . . . die Stolze will es nicht löſchen . . . Wie ſteht Ihr mit der Schweſter? . . .

— Sire, die Feſtung iſt erobert . . .

— Vive Dieu — auch Henriette wird ſich ergeben! . . .

Heinrich verſuchte nun das Herz der grauſamen Schönen mit Sturm einzunehmen . . . Henriette leiſtete koketten Widerſtand.

Eines Tages führte ſie den König durch ihre Zimmer. Er hatte alle geſehen, nur eines nicht.

— Sagt mir, holdes Fräulein, wie gelangt man zu Eurem Schlafgemach? . . .

— Sire, zu dieſem Zimmer giebts nur einen Weg.

— Er geht? . . .

— Durch die Kirche.

— Ihr wißt, daß ich verheirathet bin . . .

— Das ganze Volk dringt auf die Trennung Eurer Ehe . . . müßt Euch zum zweiten Male vermählen, um dem Thron einen Nachfolger zu ſchenken . . .

— Der Großherzog von Toskana hat mir ſeine Tochter, Maria von Medicis angetragen . . . Die Großen meines Reiches dringen in mich, ihr meine Hand zu reichen.

— Und Ihr wollt wirklich? . . .

— Ich muß es . . .

— Weh mir, rief Henriette d'Entragues, die Mienen einer Zerknirſchten affectirend.

— Beruhigt Euch . . . Ihr reich' ich meine Hand, Euch ſchenke ich mein Herz.

— Mein Herz ſchenk' ich nur dem, der meine Hand nicht verſchmäht. Wolltet Ihr nicht Gabrielle d'Eſtrée zur Königin erheben? . . . Dünk' ich Euch minder werth als Jene? Ihr Vater war Gouverneur von Isle de France, der meinige iſt Gouverneur von Orleans . . . Ihre Mutter war ein obſcures Weib, die meinige war die Geliebte Karls des Neunten, und nur eines Wortes hätte es bedurft, ſo wäre ſie Königin von Frankreich geweſen. Wer ſäße jetzt auf dem Throne? Karl von Valois, Graf von Auvergne, Herzog von Angoulême, der Sohn meiner Mutter . . .

— Nehmt Euch ein Beiſpiel an Eurer Mutter . . . Sie verſchmähte die Krone . . .

— Das war dumm, ſehr dumm von ihr . . .

— Ihr ſeid ehrgeizig . . . Erhört mich und ich will Euch reich und mächtig machen.

— Sire, das ſind Worte nur . . .

— Durch Thaten will ich Euch beweiſen, wie innig ich Euch liebe . . . Hundert Tauſend Thaler und ein Marquiſat für eine Nacht in Euren Armen!

— Sire, morgen um Mitternacht erwarte ich Euch . . .

— Wo Fräulein, wo? fragte der König außer ſich vor Freude . . .

— In dieſem Zimmer!

Zwei Tage ſpäter erhielt Henriette d'Entragues hundert Tauſend Thaler und Verneuil, ein Marquiſat in der Normandie.

Am 24. September 1599 wurde Heinrich IV. von Margarethe von Valois getrennt — am 4. December 1600 vermählte er ſich mit Maria von Medicis, der Tochter Franz II. von Toskana und Jahannens von Oeſtreich.

Sechſtes Capitel.

Heinrichs Ende.

(14. Mai 1610.)

Le Roi est mort, vive le Roi!

Das Fatum hat es ſo gewollt. Heinrich, der beſte der Könige, ſollte fallen durch die Hand eines Meuchelmörders. Die Geſchichte nennt uns zwei und zwanzig Namen, die ihr eigenes Leben in die Schanze geſchlagen, um dem Leben ihres Königs ein Ende zu machen. Glücklich war Heinrich all den Schlachten und Verſchwörungen, glücklich war er den Dolchen Pierre Barrierés, Jean Chaſtels, Jean Dalisle's und anderer Fanatiker entronnen. Sie alle haben ihren Frevel mit dem Tode gebüßt und ſich und ihren Namen gebrandmarkt auf ewige Zeiten, ich ſage gebrandmarkt, denn kein Grund, wär' er noch ſo edel, iſt hinreichend, ſolch einen Frevel zu beſchönigen. Zeigt ſich ein König unwürdig ſeines Throns, ſo ſchleppt ihn vor die Schranken der Richter, beweiſt ihm ſein Unrecht und überlaßt es dem Geſetze, ihn zu beſtrafen. Sagt das Geſetz, daß er den Tod verdient, ſo falle ſein Haupt; aber Fluch jedem Meuchelmörder, gleichviel ob er den erſten oder letzten eines Volkes, einen Trajan oder Nero gemordet.

Am 14. Mai, am Geburtstage ſeiner erſten Gemahlin, Margarethe von Valois, einen Tag nach der Krönung der Königin, Maria von Medicis, begab ſich Heinrich, begleitet von dem Herzog von Epernon und dem Herzog von Montbazon, von den Marſchällen Lavardé, Roquelaure und de la Force nach dem Arſenal. In der Rue de la Ferronnerie wurde der Wagen, in dem der König ſaß, durch zwei Schubkarren aufgehalten. Ein Mann, der dem König vom Louvre aus gefolgt war, benutzte dieſen Moment, um einen lang gehegten Plan ins Werk zu ſetzen. Mit

Blitzesſchnelle ſchwang er ſich auf ein Rad des Wagens, hielt ſich mit der einen Hand an den Kutſchenſchlag und ſtieß mit der andern dem König ein zweiſchneidiges Meſſer in die Bruſt. Das Fatum war erfüllt. Heinrich, von zwei Stichen durchbohrt, hatte ausgelebt. Sein Mörder war François Ravaillac, ein Mann von 28 Jahren, ein kopfloſer Schwärmer, der in Heinrich einen Feind der Kirche gehaßt. Feierlich hatte er gelobt, den König aus der Welt zu ſchaffen; das Gelübde war erfüllt: er floh nicht. Das rauchende Meſſer in der Hand, blieb er unbeweglich ſtehen. Man ergriff ihn und warf ihn ins Gefängniß, wo er mit ſtoiſchem Gleichmuth die gräßlichſten Qualen der Folter ertrug.

Am 27. Mai wurde er auf dem Grèveplatz von vier Pferden zerriſſen. Sein Name ward vertilgt und das Haus in Angoulème, wo er geboren ward, in Aſche verwandelt . . .

Es giebt wenige Könige, die ſo viel für ihr Land gethan, als Heinrich für Frankreich. Er war ein Muſter der Tapferkeit, ein Vorbild der

Gerechtigkeit. Die Wiſſenſchaften verloren in ihm einen großherzigen Mäcen. — Werft einen Blick auf ſeine Zeit: ſeht, welch eine Maſſe von berühmten Namen ſich an die Zeit ſeiner Regierung knüpft. Montaigne, ein Philoſoph, den in der Kunſt, das menſchliche Herz zu ergründen, noch Keiner übertroffen hat; de Thou, Frankreichs größter Geſchichtsſchreiber, ein neuer Tacitus; Bodin, der Vorläufer Monteſquieus; Mornay und d'Aubigné, berühmt durch Feder und Schwert, Bertraud, Desportes und Paſſerot, Regnier und Malherbe ſind die Sterne ſeines Zeitalters. Heinrich war es, der einen Caſaubonus, Juſtus Lipſius, Bertius und den jüngern Grotius, die größten Gelehrten damaliger Zeit, nach Paris berief. Heinrich errichtete gelehrte Schulen, ſtiftete Hoſpitäler, gründete die Gobelinfabrik, baute den Pont neuf, verſchönerte den Louvre und die Schlöſſer von St. Germain und Fontainebleau und verminderte die Laſt der Staatsſchulden.

Ein Geſchichtsſchreiber hat die Bemerkung gemacht, daß die Zahl 14 im Leben Heinrichs IV.

eine große Rolle geſpielt. Sein Name Henri de Bourbon enthielt 14 Buchſtaben; er hatte 14 Jahrhunderte, 14 Jahrzehnde und 14 Jahre nach Chriſti Geburt das Licht der Welt erblickt; er ward geboren am 14. December und getödtet am 14. Mai, nachdem er 4 mal 14 Jahre, 4 mal 14 Tage und 14 Wochen gelebt hatte.

Heinrich hatte 14 Kinder gezeugt. Mit Maria von Medicis:

1) Louis XIII; 2) einen zweiten Sohn, der vier Tage nach ſeiner Geburt geſtorben war; 3) Jean Baptiſt Gaſton, Herzog von Orleans; 4) Eliſabeth, vermählt mit Philipp IV. König von Spanien; 5) Chriſtine, vermählt mit Victor Amadeus, Prinzen von Piemont, ſpäter Herzog von Savoyen; 6) Henriette Marie, Gemahlin Karls I. Königs von England.

Mit Gabrielle d'Eſtrée, Herzogin von Beaufort:

7) César, Herzog von Vendome, 8) Alexander von Vendome, Großprior von Frankreich, und 9) Katharina Henriette, vermählt mit Karl von Lorraine, Herzog von Elboeuf.

Mit Henriette d'Entragues, Marquiſe von Verneuil:

10) Heinrich, Herzog von Verneuil; 11) Gabrielle Angelica, Gemahlin des Herzogs von Epernon.

Mit Jacqueline de Beuille, Gräfin von Moret:

12) Antoine von Bourbon, Graf von Moret, getödtet bei der Schlacht von Caſtelnaudari.

Mit Charlotte des Eſſarts, Gräfin von Romorantin:

13) Johanne von Bourbon, Aebtiſſin von Fontevrauld; 14) Marie, Henriette von Bourbon, Aebtiſſin von Chelles.

Noch in demſelben Jahre ließ die Stadt Paris auf dem Pont-neuf die Statue Heinrichs IV. (in Frankreich das erſte Denkmal dieſer Art) errichten.

Siebenter Abſchnitt.

Margarethe von Valois,

erſte Gemahlin Heinrichs des Vierten.

Geboren am 14. Mai 1552 zu Fontainebleau.
Geſtorben am 27. März 1615 zu Paris.

Margarethe von Valois.

Aunque la hermosura desta Reyna
sea mas divina que humana, es
mas perder y damnar los hombres
que salvar los.

DON JUAN D'AUSTRIA.

Die Geſchichte hat wenig Namen aufzuweiſen, an denen ſo viel Schande klebt, als an dem Namen Margarethe von Valois. Die Tochter Katharinens von Medicis, die Enkelin Franz des Erſten, ſuchte durch Schamloſigkeit den Ruhm der römiſchen Meſſalina zu verdunkeln. Ihre Oberhofmeiſterin, Frau von Courton, erzählt, daß die Prinzeſſin, kaum 9 Jahre alt, mit ihren ältern Schweſtern, Eliſabeth und Claudia, und mit Maria Stuart bei verſchloſſenen Thüren die Frucht verbotener Lüſte gekoſtet. In ihrem zwölften Jahre verſchenkte ſie ihre erſten Gunſtbezeugungen an Balzac d'Entragues. Seiner überdrüſſig warf ſie ihr Auge auf den Prinzen von Martigues. Nach dem Tode ihres Lieblings trat Herzog Heinrich von Guiſe an ſeine Stelle. Nicht lange nachher warf ſie ihr Auge auf ihren Bruder Karl XI. Stundenlang ſchloß ſie ſich mit ihm im Schloß Madrid ein, ſtachelte durch üppige Bilder und obſcöne Lieder ſeine Begierden an und erlöſchte auf dieſe Weiſe den letzten Funken ſeines Schamgefühls. Später übertrug ſie dieſe Neigung auf ihren zweiten Bruder, Heinrich von Anjou. Im Jahre 1570 ließ König Sebaſtian von Portugal um ihre Hand anhalten; ſie gab ihm einen Korb, denn ihr Herz lag damals in den Banden ihres dritten Bruders, Franz von Alençon. Zwei Jahre ſpäter, am 18. Auguſt 1572, vermählte ſie Karl IX. mit ſeinem Vetter Heinrich von Navarra.

— **En donnant ma soeur Margot au Prince de Bearn, je la donne à tous les huguenots de mon royaume,** ſagte der König, als er auf Anrathen ſeiner Mutter in die Heirath ſeiner Schweſter willigte*).

Margarethe ſetzte ihr zügelloſes Leben fort.

— **On est sans ame quand on est sans amour,** ſagte ſie bald nach ihrer Vermählung zur Herzogin von Nevers, die einen ihrer Freunde, den ſchönen Jüngling La Mole in die Arme der Königin führte. La Mole aber und Coconas, der Günſtling der Herzogin, ſtarben bald darauf als Theilnehmer an der Verſchwörung des Herzogs Franz von Montmorency, der ſich an die Spitze der unzufriedenen Katholiken geſtellt. Margarethe, die den Kopf ihres Lieblings heimlich entwenden ließ, beerdigte ihn mit eigenen Händen zu Montmartre in der St. Martinscapelle. Nur kurze Zeit betrauerte ſie den Verluſt dieſes Jünglings, den ſie und Du Perron als Hyacinthe in ihren Liedern beſangen, ihre Wolluſt ſuchte ſich bald neue Helden. Die vielverſprechende Geſtalt des Vicomte de Turenne entſprach nicht ihren Erwartungen.

---

*) Vom König erhielt ſie eine Mitgift von 300,000 Thlr. (den Thlr. zu 54 Sous gerechnet), von der Königin Mutter 200,000 und von ihren beiden Brüdern Franz und Heinrich 50,000 Thlr. Außerdem erhielt ſie das Palais Vendome.

Er iſt eine leere Wolke, an der nichts ſchön iſt, als der äußere Schein, ſagte ſie und warf ſich in die Arme Buſſis d'Amboiſe.

Im Jahre 1577 begab ſie ſich nach den Niederlanden, um, wegen ihrer durch zügelloſe Ausſchweifung geſchwächten Geſundheit, die Bäder von Spaa zu gebrauchen. In Namur empfing ſie die Huldigungen des Don Juan von Oeſtreich, der in ihren Armen die Schwüre vergaß, die er in Mailand der ſchönen Diana von Falanca geſchworen.

Von dort nach Paris zurückgekehrt, erſann ſie tauſend Mittel, den erſtorbenen Reiz von Neuem zu beleben. Sie ließ Tücher von ſchwarzem Taffet in ihr Bett legen, und ihr Schlafzimmer mit hundert Wachskerzen erleuchten. Nachts vor dem Schlafengehen ließ ſie ſich von einer ihrer Kammerfrauen Boccaccio's ſchlüpferige Novellen und

Aretino's üppige Sonnetten vorleſen, um ihrer Seele wollüſtige Träume einzuimpfen. Morgens badete ſie in Weinen mit duftenden Kräutern und ließ ſich von einem ihrer Pagen mit wohlriechenden Oelen ſalben. Auf ihrem Buſen trug ſie in einem blauſeidenen Säckchen ein ſilbernes Büchschen mit cabbaliſtiſchen Zeichen, welche die Kraft beſitzen ſollten, jedem Mann Reiz einzuflößen.

Als Sixtus der Fünfte ihren Gemahl (1585) in den Bann that, verließ ſie ihn und ſchlug in Agen ihren Hofſtaat auf. Hier war es, wo ſie ihren zügelloſen Lüſten völlig freien Lauf ließ, hier war es, wo ihre ſchamloſe Liederlichkeit den Gipfel erſtieg. Es wurden Bälle veranſtaltet, auf welchen ihre Cavaliere und Kammerfräulein, in durchſichtige Flormasken gehüllt, mänadiſche Orgien feierten. Die Einwohner von Agen, müde ſolcher ſittenverpeſtenden Unzucht, verjagten ſie aus der Stadt. Von hier begab ſie ſich nach der Auvergne, wo ſie, auf Befehl ihres Gemahls, vom Marquis von Canellac gefangen genommen und in das Schloß Uesſon gebracht ward. Von der Außenwelt abgeſchloſſen, wählte ſie jetzt neue Günſtlinge aus dem Kreiſe ihrer Dienerſchaft. Hier kam die Reihe an ihren Stallmeiſter Aubiac, den ſie, auf einer Untreue ertappend, in Aigueperſe aufhängen ließ! Von Tag zu Tag ſank ſie tiefer in den Pfuhl der Schande und lebte erſt mit ihrem Koch, dann mit ihren Lakayen.

Bei aller dieſer ſchamloſen Unzucht, bei all' dieſer zügelloſen Frechheit ſpielte Margarethe die Rolle einer frommen, gottesfürchtigen Chriſtin. Täglich ließ ſie Meſſen und Vespern leſen. Mit geſchminkten Wangen und geſchminktem Herzen beſuchte ſie täglich die Kirche. Hier lernte ſie einen jungen Chorknaben kennen. Er hieß Pomini, und war der Sohn eines Keſſelflickers. Seine ſchöne Stimme, aber mehr noch ſeine friſche, roſige Jugend, gefielen ihr ſo ſehr, daß ſie ihn zu ihrem erſten Muſikus ernannte. Aus der Capelle kam er ins Vorgemach, aus dem Vorgemach in das Cabinet und ſtieg hier von Stufe zu Stufe. Von allen ihren Günſtlingen hatte ſie dieſen am liebſten. Sie beſang ſeine Schönheit, ſeine Reize in zärtlichen Liedern, die damals von Mund zu Mund gingen:

»A ces bois, ces prés, ces antres
Offrons les voeux, les pleurs, les sons,
La plume, les yeux, les chansons
D'un poete, d'un amant, d'un chantre.«

Als Heinrich IV. den Thron beſtieg, ſchickte er einen ſeiner Räthe Sillery nach Rom, um vom heiligen Vater die Trennung ihrer kinderloſen Ehe zu bewirken. Heinrich führte zwei und zwanzig Scheidungsgründe an. Clemens VIII., der ſich Anfangs geweigert, das heilige Band der Ehe aufzulöſen, ſprach endlich am 24. September 1599 die Scheidung aus. Margarethe gab ihre Einwilligung unter der Bedingung, daß der König ihr einen Jahrgehalt von 80,000 Thalern feſtſetze. Erſt im Jahre 1605 kehrte ſie von Ueſſon nach Paris zurück und ſtieg zuerſt im Schloß Madrid ab. Später bezog ſie den Palaſt des Erzbiſchofs von Sens.

Hier traten neue Günſtlinge an die Stelle der alten. Ein gewiſſer Vermond ward durch Date, einen jungen Menſchen aus der Provence aus dem

Herzen der Königin verdrängt. Vermond hatte ihm Rache geſchworen. Eines Tages, als Date mit der Königin aus dem Wagen ſtieg, ſchoß er ihm eine Kugel durch den Kopf. Vermond will fliehen, die Häſcher packen ihn, Margarethe ſchäumt vor Wuth. Bringt ihn um, ruft ſie, hier ſind meine Strumpfbänder, erdroſſelt dieſen Schurken. Zwei Tage ſpäter ſah Margarethe mit kalter Miene, wie man vor dem Eingang ihres Palaſtes, dem Mörder ihres Lieblings den Kopf herunterſchlug. Vermonds Leichnam ließ ſie in eine Cloake werfen. Bald darauf kaufte ſie einen alten Palaſt in der Rue du Seine. Hier umgab ſie ſich mit einer Schar von Günſtlingen, die ihrer Wolluſt, und einem Hof von Dichtern, die ihrer Eitelkeit fröhnten. Scipio Dupleix, den ſie zu ihrem Premier[illegible] machte, Pater Hilarion de Coſte, Pierre de Bourdeilles-Brantome, hüllten ihr Bild in Weihrauch, erhoben ihre Tugend bis zu den Sternen. Von dieſen Schmeichlern rühren jene beiden Anagramme ihres Namens her: **Salve virgo, Mater Dei** und **Image de vertu royale.**

Am 27. März 1615 ſtarb ſie in einem Alter von 63 Jahren. Ihr Herz ward in der von ihr geſtifteten Kirche des petits Augustins, ihr Leichnam in St. Denis beerdigt.

Margarethe von Valois war in ihrer Jugend die ſchönſte Frau von Frankreich. Schönes ſchwarzes Haar, wollüſtige Augen, ſanfte einnehmende Stimme, ein üppiger Buſen und ein ſchlanker Wuchs machten aus ihr eine verführeriſche Erſcheinung. Brantome ſagt: die Königin Margarethe ſei ſo reizend geweſen, daß Tag für Tag Fremde nur darum nach Paris gekommen wären, um eine Schönheit zu bewundern, deren Ruhm ſich durch ganz Europa verbreitet hatte.

Sie hinterließ Gedichte, Memoiren und 300,000 Thaler Schulden.

Achter Abſchnitt.

Maria von Medicis,

zweite Gemahlin Heinrichs des Vierten.

Geboren am 19. November 1573 zu Florenz.
Geſtorben am 3. Juli 1642 zu Cöln.

Erſtes Capitel.

Concino Concini.

(1610.)

Ludwig XIII. war erſt neun Jahre alt. Heinrichs Wittwe, Maria von Medicis, ließ ſich vom Parlamente zur Vormünderin ihres Sohnes, zur Regentin Frankreichs proclamiren. Armes Land, beklagenswerthes Volk, das verurtheilt iſt, von dem Scepter einer Frau beherrſcht zu werden.

Sully, Villeroy, Bellievre, Sancy und Jeannin, Heinrichs treue Räthe und Miniſter, wurden abgeſetzt und ihre Stellen an Mariens Günſtlinge, meiſtentheils Italiener, verſchenkt.

An der Spitze der Günſtlinge ſtand der Florentiner Concino Concini.

Am dritten Tage nach der Ermordung des

Königs ließ Maria von Medicis ihren Günſtling in den Thronſaal rufen.

Die Regentin, ein üppig-ſchönes Weib von ſechs und dreißig Jahren, in deren Augen die Gluth des italieniſchen Himmels lag, trug tiefe Trauer. Eine violette Sammetrobe umwallte die Junoniſche Geſtalt, deren ſylphenartige Taille, geſchnürt von einem diamantenen Gürtel, mit zwei Händen zu umſpannen war. Auf den weißen, goldgeſtickten Stuartkragen floß die reiche Fülle ihrer ſchwarzen Locken herab. Sie trug den Orden des heiligen Geiſtes.

— Concino Concini, ſprach Maria von Medicis, ich habe Euch rufen laſſen, um Euch den Tod des Königs anzuzeigen. Die Wittwe Heinrichs iſt von Feinden umringt, ſie bedarf eines Freundes.

— Der treueſte, Königin, liegt jetzt zu Euren Füßen.

— Steht auf, mein Freund, und nehmt an meiner Seite Platz.

— Welche Gnade, Königin!

— Ich will Euch eine Geſchichte erzählen ... wollt Ihr mir zuhören?

— Mit Freuden, Majeſtät.

— Einſt, vor hundert Jahren, lebte an einem italieniſchen Hofe eine Dame, die Coelina hieß. Sie war die Tochter des Fürſten. Coelina ſah eines Tages, als ſie, von ihrem Kammerherrn begleitet, die Bildergallerie beſuchte, einen Jüngling, der ihr außerordentlich gefiel. Coelina wandte ſich an ihren Cavalier und fragte ihn, ob er den jungen Mann wohl kenne. Wohl kenn' ich ihn, ſprach der Marcheſe ... er iſt eines Senators Sohn und nennt ſich Silvio. Silvio! Welch ein ſchöner Name, ſprach die Prinzeſſin zu ſich ſelbſt und wiederholte dieſen Namen wohl tauſendmal und öfterer noch, ſchrieb ihn auf jedes Blatt, ſchnitt ihn in jede Rinde ein, auf daß ſie niemals ihn vergeſſe. Seit jener Stunde war Silvio ihrer Seele Ideal, ihrer Tage holde Sonne, ihrer Nächte ſüßes Mondlicht. Coelina liebte ihn, doch Silvio wußte, ahnte nicht, daß ſie ihn liebe — Als ihr Vater, wider ihren Willen, ſie vermählte, ſank ſie zu ſeinen Füßen und geſtand ihm weinend: nur Einen könne ſie lieben und dieſer Eine ſei Silvio. Närriſches Kind, ſprach der Vater, lieben darfſt Du Jeden, aber heirathen nur Einen und dieſer Eine iſt der König von Frankreich. Coelina mußte gehorchen dem eiſernen Willen ihres Vaters: ſie vermählte ſich mit dem Könige von Frankreich und nahm jenen Silvio, an dem ihr Herz und ihre Seele hing, nach Frankreich mit. Um den jungen Mann an ihren Hof zu ziehen, vermählte ſie ihn mit ihrer Dame d'Atour . . .

— Mit Leonore Galligai, denn Coelina iſt Maria von Medicis und Silvio iſt kein Anderer als ich. O Königin, wo finde ich im Uebermaß der Freude Worte, Euch zu ſagen, wie das Geſtändniß Eurer Huld ſo unausſprechlich glücklich mich gemacht; Maria liebt mich, hört es, ihr Könige der Erde, ihr Götter des Himmels und beneidet mich.

Ja Concino Concini, ich liebe Euch, liebe Euch mehr als mein Leben, mehr als meine Ehre. Zwölf lange, ewiglange Jahre war meine Liebe zu Euch eine Perle, die keinem Auge ſichtbar, in der Muſchel meines Herzens hat geruht. Ich blieb treu dem König, treu meinem Schwure ... jetzt, jetzt bin ich frei, jetzt ſoll Frankreich und die ganze Welt es wiſſen, daß Concino Concini der Apfel meines Auges, die Perle meines Herzens, die Blüthe meiner Seele, mein Glück, meine Wonne, meine Welt, mein Gott und mein Gebieter iſt.

— Die Freude raubt die Sinne mir. Auf meinen Knieen will ich Dir danken für die Liebe, die Du Deinem Knechte ſchenkſt.

— Concino Concini, wie biſt Du doch ſo ſchön. Komm an mein Herz, Antinous, lege Dein gelocktes Haupt an meine Bruſt und denke Dir, ich ſei Dein Weib. Leonore Galligai, wie oft hat die Königin Dich beneidet, beneidet um einen Blick ſeines Auges, um einen Druck ſeiner Hand! Mit Freuden hätt' ich all meine Macht und meine Größe für einen Kuß ſeines Mundes hingegeben! O wie glücklich bin ich jetzt! Der König, der mich nie geliebt, iſt todt. Meine Feinde ſagen, ich wiſſe um den Mord. Concino Concini, das iſt die frechſte Lüge, die man je erſonnen hat. Ich liebte ihn nicht — das iſt wahr — und dennoch bin ich ihm treu geblieben, bis zum letzten Hauche ſeines Lebens. Jetzt bin ich Wittwe — die Leidenſchaft, die ich zwölf lange Jahre unterjocht — ſie will jetzt ihre Feſſel brechen — das Herz zerſpringt vor Freude: ich darf den ſchönſten Mann in meine Arme ſchließen, und ihm jede Gunſt gewähren.

— Maria, rief Concini im Taumel der Freude und ſank an die Bruſt der Königin . . .

Maria von Medicis lag in den Armen ihres Günſtlings, im Nebenzimmer lag Heinrich IV. in ſeinem Sarge.

Zweites Capitel.

Concino's Glück und Ende.

(1617.)

Siebenzehn Jahre waren ſeitdem verfloſſen. Concino Concini, raſch von Stufe zu Stufe geſtiegen, war Kammerherr, Staatsrath, Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye, Beſitzer des Marquiſats Ancre und der Baronie Luſigny und endlich, ob er gleich nie ein Schwert gezogen, Marſchall und erſter Miniſter geworden. Die Regentin, entzückt von ſeiner männlichen Schönheit, hatte ihm unumſchränkte Gewalt über ſich, ihren Sohn und ganz Frankreich eingeräumt. Der Marſchall d'Ancre und ſeine Frau Leonore Galligai, regierten das Land. Ihr jährliches Einkommen belief ſich auf drei Millionen Livres.

Das Volk, müde der Erpreſſungen, fing zu murren, der Adel, neidiſch auf die Macht des Günſtlings, fing zu drohen an. An der Spitze der Unzufriedenen ſtand Marſchall Luynes, der Günſtling des jungen Königs.

— Fluch dem hergelaufenen Italiener! murmelte das Volk.

— Er falle! ſchrie der Adel.

Der Marſchall d'Ancre fing auf der ſchwindelnden Höhe ſeiner Macht zu zittern an. Schwarze Ahnungen, gewitterſchwangere Wolken umzogen ſeines Glückes Horizont . . . Er wurde ernſt und traurig.

— Nenne mir den Kummer, der Deine Seele trübt, ſagte die Regentin zu ihrem Günſtling, der muthlos an ihrer Seite ſaß. Sprich, Concino, was fehlt Dir?

— Nichts, gar nichts, Maria.

— Sei offen. Dein Auge, ſonſt ſo lachend wie der Himmel unſers ſchönen Vaterlandes, iſt jetzt ſo düſter und umwölkt. Bekenne, was Dich drückt . . .

— Ich bin unglücklich, ſprach der Marſchall, in deſſen Bruſt ein ſchwerer Seufzer wogte.

— Du unglücklich! Stehſt Du nicht auf dem Gipfel der Macht — habe ich nicht Alles für Dich gethan, um Dich zum Größten meines Reichs zu machen. Willſt Du noch höher ſteigen?

— Steigen? nein! Mich quält die Angſt, von der Höhe meines Glückes herabzufallen in mein altes Nichts . . .

— Wer kann Dich ſtürzen, Dich den Mächtigſten meines Reiches? . . .

— Ich habe Feinde, viele Feinde . . .

— Verſpotte ihre Ohnmacht . . .

— Sie werden mich bei Dir verläumden . . . Maria, meines Herzens Königin, wird mir die Strahlenſonne ihrer Gunſt entziehen, und noch ſchneller als ich geſtiegen, werde ich fallen; nachtnächtlich tritt ein Bild vor meine Seele, daß mich mit tauſendfacher Angſt erfüllt . . . das Schickſal Roberts Devereux ſteht vor meinen Augen: ich ſehe den Grafen Eſſex, wie er aus der Sonnenhöhe ſeines Glücks in die Nacht des Kerkers ſinkt . . .

— Graf Eſſex war ein Heuchler ... ein Verräther ... ein Schuſt ... das iſt der Marſchall d'Ancre nicht. Eliſabeth von England war eine Furie ...

— Maria von Medicis iſt ein Engel, aber können nicht auch Engel zürnen? Weiß nicht Verläumdung tauſend Mittel, Liebe ſchnell in Haß zu wandeln? Volk und Adel haben meinen Untergang beſchloſſen ... ſie werden mich bei Dir verläumden, Du wirſt der Bosheit Glauben ſchenken, und, wie Eliſabeth, mein Haupt dem Henker opfern.

— O ſprich, was ſoll ich thun, um dieſen Stein von Deinem Herz zu wälzen? Ich weiß ein einzig Mittel nur. Eliſabeth ſchenkte ihrem Günſtling einen Ring und ſprach zu ihm: Du magſt geſündigt haben, gegen mich und das Geſetz, zeige dieſen Ring und ich vergebe Dir. — Als er, vom Geſetz zum Tod verurtheilt, ſeinen Frevel büßen ſollte, gab er den Ring der Gräfin Nottingham und ſprach: geht hin zur Königin und zeigt ihr dieſen Ring: Eliſabeth wird mich begnadigen. Die Gräfin aber, von Eiferſucht erfüllt, behielt den Ring und Eſſex ward enthauptet. — Nimm Concino dieſen Ring — ich geb' ihn Dir als Talisman, der Dich, ſo lang Du lebſt, vor meinem Zorne ſchützt. Du magſt geſündigt haben gegen mich und das Geſetz, zeig' dieſen Ring, und ich vergebe Dir, ſprach Maria von Medicis und reichte ihm den Ring des Noſtradamus.

— Dank, tauſend Dank, Maria, mein Engel, mein Schutzgeiſt; jetzt darf mein Herz von Neuem ſchlagen, verſchwunden iſt die Angſt . . . ich ſetz' den Fuß auf meines Schickſals Nacken und fordere jetzt den Himmel in die Schranken . . . Leb' wohl, Maria, Geſchäfte rufen mich ins Parlament . . . jetzt liegt Dein Knecht zu Deinen Füßen, bald liegt Dein Freund in Deinem Arm.

Er beugte ſeine Knie, küßte den Saum ihres Kleides und ging.

Im Corridor harrte der Capitain Vitry mit drei Mann Garden.

— Marſchall, ſprach der Capitain.

— Nun, was wollt' Ihr? fragte der ſtolze Günſtling.

— Euren Degen . . . Ihr ſeid mein Gefangener . . . ich ſoll Euch verhaften.

— Mich verhaften? Auf weſſen Befehl?

— Auf Befehl des Königs.

— Lächerlich, zeigt mir Eure Ordre.

— Hier iſt ſie.

— Das iſt ein Wiſch, den ich zerreiſſe.

— Soldaten! rief der Capitain, führt ihn hinweg.

— Wehe Jedem, der mir naht! rief der Marſchall d'Ancre, ſeinen Degen ziehend.

— Marſchall d'Ancre, fragte Vitry, wollt Ihr Euch dem Befehle fügen?

— Frecher Bube, nein!

— Im Namen des Königs, gebt Feuer!

Die Garden vollſtreckten den Befehl ihres Capitains. Der Marſchall d'Ancre ſank von drei Kugeln durchbohrt.

— Ich hörte Schüſſe fallen, was iſt geſchehen!

ſchrie die Regentin und eilte leichenblaß auf den Corridor hinaus.

Der Marſchall d'Ancre ſchwamm in ſeinem Blute.

— Weh mir . . . Concino . . . todt??? Wer hat's gewagt?

— Der König, lachte Vitry.

— Ludwig, ich verfluche Dich! rief Maria von Medicis und ſank auf die Leiche ihres Günſtlings.

Das geſchah am 24. April 1617.

— Habt Dank, rief Ludwig, als er die Nachricht von Concino's Tod erhielt, jetzt erſt bin ich unumſchränkter König. Marquis von Vitry, der König ernennt Euch für den Dienſt, den ihr ſeiner Krone geleiſtet, zum Marſchall von Frankreich.

Concini's Leichnam, ohne Ceremonie eingeſcharrt, wurde vom Volke, das ſeiner Rache freien Lauf ließ, wieder ausgegraben und durch die Straßen von Paris bis ans Ende des Pont-neuf geſchleift. Hier hing man ihn bei den Füßen an einen der drei Galgen, die er für ſeine Feinde hatte errichten laſſen.

— **Vive le Roi!** rief das wüthende Volk, **à bas les Italiens!** Dann ſchnitt man ſeinen Leichnam wieder vom Galgen ab, und zog ihn auf den Grèveplatz, wo man ihn in tauſend Stücke zerriß. Jeder Franzoſe wollte ein Stück von dem »excommunicirten Juden« haben — jedes einzelne Glied wurde an den Meiſtbietenden verſteigert, am theuerſten wurden ſeine Ohren bezahlt. Die Wuth des Volkes war ſo groß, daß Einer ihm das Herz aus den Eingeweiden riß, es auf Kohlen röſtete und vor Aller Augen verzehrte. Seine Eingeweide wurden in eine Cloake geworfen und die blutigen Ueberreſte auf dem Pontneuf vor der Statue Heinrichs IV. verbrannt. Am andern Morgen wurde ſeine Aſche unzenweiſe für einen viertel Thaler verkauft.

Leonore Galligai, die Gattin des Marſchalls d'Ancre, bei der man Schmuck und Edelſteine für mehr als 120,000 Thaler fand (in den Taſchen ihres Gemahls hatte man den Werth von faſt 20

Millionen Livres in Papier, die er aus Vorſorge beſtändig bei ſich trug, und in ſeiner Wohnung, am Ende der Rue Tournon, 2,200,000 Livres baares Geld gefunden), wurde der Zauberei angeklagt (man hielt das Agnus Dei, das ſie auf ihrer Bruſt trug, für einen Talisman) und auf die Folter geſpannt.

Als der Präſident des Parlaments ſie befragte, welcher Mittel ſie ſich bedient hätte, um die Königin zu behexen, antwortete ſie mit kalter Standhaftigkeit:

— Mein Zauber war die Kraft, welche ſtarke Seelen über ſchwache Geiſter haben.

Am 8. Juli 1617 ward ſie durch Parlamentsbeſchluß zum Feuertode verdammt und auf dem Grèveplatze verbrannt.

— Vive le Roi! rief das entzückte Volk, vive le Roi, à bas les bandits Italiens!

Der Sohn des Marſchall d'Ancre, ſeiner Adelsrechte beraubt und aus Frankreich verbannt, kehrte nach Florenz zurück, wo er als Graf von Penna 1623 an der Peſt ſtarb.

Maria von Medicis, die Urheberin all dieſes Unheils, war verhaftet und am 5. Mai 1617 nach Blois verwieſen worden.

Die Perlen und Juwelen, darunter auch den Ring, den der Marſchall einſt von Maria von Medicis erhielt, ſchenkte der König ſeiner jungen Gemahlin, Anna von Oeſtreich.

Der Ring
des
Noſtradamus.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Zweite, vermehrte Ausgabe.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Otto Wigand.

Neunter Abſchnitt.

Ludwig XIII.

Geboren am 27. September 1601 zu Fontainebleau.
König am 14. Mai 1610.
Geſtorben am 14. Mai 1643.

Erſtes Capitel.

Ein Feſt im Louvre.

(1625.)

Die Prachtſäle des Louvre ſchwammen in einem Meer von tauſend Kerzen, die ihr blendendes Licht ausgoſſen auf den orientaliſchen Luxus der Toiletten, die mit Gold und Edelſteinen überſäet waren. Aus dieſem glänzenden Ball-Knäuel ragte die ſchöne Anna von Oeſtreich hervor. Sie war kaum funfzehn Jahre alt geweſen, als ihr Vater, Philipp III. von Spanien, ſie im Jahre 1615 mit Ludwig XIII. vermählt hatte. Die Königin, obgleich ſchon zehn Jahre verheirathet, überſtrahlte noch jetzt durch Schönheit und Jugendfriſche alle Damen ihres Hofes. Anna von Oeſtreich war der Sirius, um den ſich alle Grazien Frankreichs, wie Trabanten um ihre gemeinſchaftliche Sonne drehten. Neben ihr ſtrahlten: die reizende Herzogin von Chevreuſe, die ſchöne Herzogin von Nevers und die anmuthige Gräfin von Soiſſons, drei Sterne, angebetet von einem Schwarm junger und alter Cavaliere, an deren Spitze Gaſton von Orleans, der Bruder des Königs ſtand, dem ſich der Prinz von Condé, die Herzoge von Guiſe, Bouillon, Epernon und Vendome und die Marſchälle von Schomberg und Ornano anreihten.

In einer jasminumrankten Niſche, auf einem himmelblauen mit goldenen Lilien geſchmückten Lehnſtuhle ſaß Ludwig XIII., ein jugendlicher Greis mit bleichen eingefallenen Wangen, matten lebloſen Augen und finſtern grämlichen Mienen, neben ihm ſaß, in rother Toga, der Omnipotenz des Staates, der Cardinal von Richelieu und zwei ſeiner Creaturen, der Abbé de Gondy und der Pater Joſeph, der Secretair, das Factotum Seiner Eminenz. Nicht fern von dieſer düſtern, ſchweigſamen Gruppe, die ſich immitten dieſer lachenden Freude, auffallend langweilte, ſtand Herouard, des Königs erſter Leibarzt, der zwanzig Mal in einer Stunde den königlichen Puls betaſten mußte, um Sr. Majeſtät, die ſich ewig krank dünkte, die beruhigende Verſicherung zu geben, daß ſie ſich vollkommen wohl befinde. Mit finſtern Blicken ſah der König, auf ſeinen Arm geſtützt, dem luſtigen Treiben ſeines Hofes zu. Die Königin tanzte bald mit dem Herzog von Vendome, bald mit Heinrich von Talleyrand, Grafen von Chalais.

Der Cardinal Richelieu verwandte kein Auge von ihn.

Mitten im Tanze trat ein großer, ſchlanker Mann ein, deſſen impoſantes Aeußere, deſſen ſtolze Haltung den Adel ſeiner Geburt, die Würde ſeiner Stellung verrieth. Grüßend wandte er ſich zuerſt nach jener Seite hin, wo der König ſaß. Ludwig XIII. erhob ſich von ſeinem Sitze und erwiederte den Gruß mit einem gnädigen Lächeln. Der Cardinal hingegen nahm den Gruß des Eintretenden mit großer Kälte hin und blieb ſitzen.

Ein vielſtimmiges Flüſtern durchflog jetzt die Reihen der Tanzenden.

— Es iſt Georg von Villiers . . .

— Graf von Coventry . . .

— Herzog von Buckingham . . .

Und Aller Augen richteten ſich nun auf den ſchönen Mann, der grüßend ſich dem Kreiſe der Tänzer näherte.

Der Herzog von Buckingham, Premierminiſter und Großadmiral von England, Connetable von Dover, Gouverneur von Wechor und Ritter des Hoſenbandsordens, war nach Frankreich gekommen, um im Namen ſeines Souverains, Karls I. von England, um die Hand Henriettens von Frankreich, der Schweſter Ludwigs XIII. anzuhalten. Georg von Villiers, gewandter als Lord Carlisle und Lord Holland, hatte, nachdem er die Heirath glücklich zu Stande gebracht, die königliche Braut nach England hinübergeführt, war aber bald darauf, unter politiſchem Vorwand, nach Frankreich zurückgekehrt.

Der Cardinal von Richelieu, daraus Verdacht ſchöpfend, hatte den Herzog von Buckingham mit wachſamen Spionen umgeben. Und ſo geſchah es, daß er durch den Pater Joſeph und durch

Filandre, die erſte Kammerfrau der Königin, den Schleier eines Geheimniſſes lüftete, das Anna von Oeſtreich vor den Augen des Hofes ſchlau zu verbergen gewußt. Der Günſtling Karls I., der lebendige Stolz, der perſonificirte Ehrgeiz, hatte es gewagt, ſein Auge zu der Königin von Frankreich zu erheben, die entzückt von ſeiner ſtolzen, impoſanten Schönheit, ſich endlich ſo weit vergeſſen hatte, ſeinen Huldigungen Aufmerkſamkeit, ſeinen Bitten Gehör zu leihen. Richelieu, deſſen Huldigungen Anna von Oeſtreich früher verächtlich zurückgewieſen, hatte ſich dadurch in ſeiner Eitelkeit aufs Tiefſte verletzt gefühlt, und in Eiferſucht entbrannt, nun auch die Königin bewachen laſſen und durch ſeine Spione erfahren, daß Anna von Oeſtreich dem Herzog von Buckingham eine geheime Zuſammenkunft im Louvre bewilligt habe. Der Cardinal, der ihre Unterredung belauſcht, hatte ſeit jenem Augenblick dem begünſtigten Nebenbuhler ewigen Haß geſchworen.

Sein brennendes Auge verfolgte den ſtolzen Günſtling, der, nachdem er die Königin ehrfurchtsvoll gegrüßt und ein paar Worte mit ihr gewechſelt, ſie zum nächſten Tanze engagirte. Mit geballten Fäuſten und verbiſſenem Zorn, ſah er, wie das liebende Paar, weltvergeſſend, himmelträumend, an ihm vorüberflog.

— Georg von Villiers, murmelte er zähneknirſchend vor ſich hin, Herzog von Buckingham, der du ſo ſtolz auf mich hernieder ſiehſt, zittre vor der Rache des Cardinals von Richelieu. In meiner Hand liegt dein Geſchick. Dich und die Königin, die du liebſt, kann ich vernichten. Anna von Oeſtreich, du ſtolzes Weib, warum haſt du meine Liebe verſchmäht? Glaubſt du, Richelieu ſei minder mächtig als Buckingham? Ein Wort von mir, und Ludwig, dein Gemahl, der Spielball meines Willens, läßt dich vor die Schranken meines Parlaments ſchleppen, ein Wort von mir und deine Richter verdammen dich — ein Wort von mir, und du trägſt wie Anna Boulen und Catharina Howard, deinen Kopf aufs Blutgerüſt.

Das letzte Wort betonte Richelieu ſo laut, daß der König es vernahm.

— Cardinal, murrte Heinrich, was ſprecht Ihr da von Blutgerüſt.

— Sire, ſprach Richelieu, ich ſehe hier mehr als einen Kopf, der reif iſt für den Grève-Platz.

— Ich bitte Euch, Cardinal, ſtört nicht meine gute Laune. Kommt, laßt uns lieber Schach ſpielen.

Einer der Pagen brachte ein Schachbret. Das Spiel begann, der Tanz währte fort.

Richelieu, deſſen Blicke und Gedanken nur auf die Königin und ihren Günſtling gerichtet waren, machte oft falſche Züge.

— Ihr ſeid ſehr zerſtreut, Cardinal. Mit meinem Fähnchen nehmt Ihr Euren Thurm.

— Verzeihet, Sire, es blenden mich die vielen Lichter.

Richelieu warf ſeine Blicke auf die Königin, die eben eine Roſe auf die Erde fallen ließ; Buckingham, der dieſen Wink verſtanden hatte, hob ſie eilig auf.

— Schach dem König! rief Ludwig.

— Bei meiner Treue, meinem armen König

droht Gefahr, rief der Cardinal mit Bezug auf das, was er ſo eben geſehen hatte.

Buckingham küßte die Roſe und ſteckte ſie dann in ſein Knopfloch.

— Sire, ſagte Richelieu zum König, wollet Ihr nicht einen Roſenorden ſtiften?

— Sonderbar, wie kommt Ihr jetzt auf dieſe Idee?

— Die Gräſin Salisbury, die Geliebte Eduards III. verlor auf einem Balle ihr linkes Strumpfband. Der König hob es auf und gab es ihr mit den Worten: **honny soit qui mal y pense** zurück.

— Wie paßt das hieher?

— Vor einer Minute ließ Eure erlauchte Gemahlin eine Roſe fallen.

— Und wer wagte es, ſie aufzuheben? fragte Ludwig.

— Der Herzog von Buckingham. **Honny soit qui mal y pense**, fügte er mit ironiſchem Lächeln hinzu.

— Ich verſtehe Euch, Cardinal, kommt in

mein Cabinet, dort wollen wir das Nähere beſprechen.

Der König zog ſich begleitet von zwei Pagen ins Innere ſeines Palaſtes zurück.

— Die Rache naht, ſprach Richelieu, ihm nachfolgend, zu ſich ſelbſt.

Der Ball währte bis ſpät in die Nacht hinein.

Am andern Morgen erhielt der Herzog von Buckingham den Befehl, binnen 24 Stunden Paris zu verlaſſen.

Er mußte dem Befehl Folge leiſten. Vor ſeiner Abreiſe ſchrieb er an Richelieu:

— Cardinal, der Herzog von Buckingham wird ſich zu rächen wiſſen.

Zweites Capitel.

Die Rache.

(1627.)

> Pardonner-c'est divine; se venger — c'est humaine.
>
> Montaigne.

Der Herzog von Buckingham, der das Gelübde gethan, die Schmach, die der Cardinal von Richelieu ihm zugefügt, an ihm und ganz Frankreich zu rächen, hatte durch ſeinen Einfluß Karl I. endlich überredet, dem Herzog von Soubiſe, dem Oberhaupt der Calviniſten, durch Thoiras vertrieben aus ihrem letzten Bollwerk La Rochelle, Hülfe zu leiſten. England hatte in der Eile eine Flotte von 86 Schiffen mit 10,000 Mann ausgerüſtet, die unter Buckinghams Oberbefehl an Frankreichs Küſte, bei der Inſel Rhé landete.

Am 7. November 1627 ward hier ein blutiges Treffen geliefert zwiſchen Buckingham und dem Marſchall Schomberg. Lange ſchwankte der Sieg, endlich entſchied ſich das Glück für die Banner Frankreichs. Buckingham mußte die Flucht ergreifen.

Es war mitten in der Nacht. Der Mond, in bleiche Wolken gehüllt, ſah düſter auf das blutgeröthete Schlachtfeld herab, auf dem 5000 Feinde jetzt friedlich bei einander lagen. In dem Augenblick, als Buckingham auf dem Admiralſchiff St. George den Befehl zum Rückzug ertheilte, trat ein Officier in die Cajüte.

— So eben, Herr Herzog, iſt eine franzöſiſche Brigg herangeſegelt, an deren Bord ein Capitain iſt, der bei Euch Audienz begehrt.

— Was bringt er?

— Wie er ſagt, eine Botſchaft von der größten Wichtigkeit.

— Man ſoll ihn vorlaſſen, ſprach der Großadmiral.

Bald darauf ſtand der angemeldete Capitain, eine junge, ſchlanke, zierliche Geſtalt, in einen weiten Mantel eingehüllt, vor dem Herzog von Buckingham, der ihn mit ſcharfen Augen maß.

— Was wollt Ihr? ſprach der Herzog mit ſtolzem Tone.

— Euch ſprechen unter vier Augen.

— Warum ſo geheimnißvoll?

— Ich habe Euch, Großadmiral, eine Botſchaft mitzutheilen, die außer Euch und mir kein Dritter wiſſen darf.

— Laßt uns allein, ſagte der Herzog, ſeiner Umgebung ein Zeichen gebend.

Die Officiere entfernten ſich.

— Junger Mann, ſprach der Herzog, bevor Ihr Eures Auftrags Euch entledigt, wünſche ich zu wiſſen, wer Ihr ſeid.

Der junge Capitain warf ſeinen Mantel ab und fragte mit freudiger Aufregung:

— Herzog von Buckingham, kennt Ihr mich noch?

— Gott, wen ſehe ich! rief George von Villiers, aus deſſen Zügen das höchſte Erſtaunen ſprach.

— Anna von Oeſtreich.

— Königin, rief der Herzog, vor ihr auf die Knie ſinkend — was führt Euch jetzt mitten in der Nacht, ſo ganz allein und in dieſer Verkleidung auf das Schiff Eures Feindes?

— Mylord, ſprach die Königin mit bewegter Stimme, ich komme um Euch zu warnen.

— Vor wem Königin?

— Vor dem kühnſten, unverſöhnlichſten Eurer Feinde. Der Cardinal von Richelieu hat Dolche gedungen, die Euch ermorden ſollen.

— Mich ermorden, und wo?

— In Eurem eigenen Land, auf Eurem eigenen Schiff.

— Wo lebt der Freche, der es wagen will, Hand anzulegen an das Leben Georgs von Buckingham?

— Vor Meuchelmördern können ſich ſelbſt Könige nicht ſchützen, denkt an den dritten und an den vierten Heinrich . . .

Landesbibliothek

— Gut, ſie mögen kommen und mich tödten... Richelieu hat mich beſiegt ... das Leben iſt mir nun zur Laſt ...

— Mylord, bei Allem was Euch lieb und heilig iſt, beſchwöre ich Euch, auf Eurer Hut zu ſein. Der Dolch, der Euer Herz durchbohrte, er würde mit demſelben Schlage auch das meine tödten, denn wißt Mylord, ich liebe Euch!

— Ihr liebt mich, liebt mich wirklich, meine Königin! O warum habt Ihr damals mir verſchwiegen.

— Erſt ſeit dem Tage, wo Ihr von uns geſchieden, erkannte ich, wie theuer Ihr mir ſeid. Mir ſelbſt hab' ichs verhehlen wollen, daß Buckingham die Seele meiner Seele iſt.

— O nun erſt hat das Leben Werth für mich. Jedwede Stunde meines Daſeins iſt mir jetzt ein theures Gut, das ich beſchützen will mit meinem Schwert. Mein Leben — es gehört ja jetzt nur Dir, nur Dir allein, Du holde Königin.

Buckingham ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals.

— O Gott, mein Herz . . . es droht vor Freude zu zerſpringen, ich kann vor Wonne kaum mich faſſen . . . Wie gern möcht' ich noch länger bei Euch weilen, allein ich fühle, daß es hohe Zeit zu gehen, wohin die Pflicht mich ruft . . .

— Du willſt ſchon wieder fort? . . .

— Vor Tages Anbruch muß ich bei den Meinen ſein. Nehmt vor dem Scheiden dieſen Ring. Mag er Euch ſchützen vor Gefahr und im Glück Euch erinnern an ein Herz, das ewig für das Eure ſchlägt.

Sie entwand ſich ſeiner Umarmung und rief mit Thränen in den Augen.

— Lebt wohl, Mylord, auf Wiederſehen in einer ſchönern Welt.

Sie eilte aufs Verdeck und von dort auf ihr Schiff zurück.

Herzog von Buckingham ſtand leblos auf dem Verdeck des St. George, der Brigg nachſchauend, die ſeine holde Königin pfeilſchnell davon trug. Voll Sehnſucht ſchaute Anna von Oeſtreich nach dem ſchönen Mann zurück, mit ihrer ſchönen Hand den letzten Kuß zu ihm hinüberſendend. In ihren thränenfeuchten Augen ſpiegelte ſich der letzte Strahl des ſich verhüllenden Mondes, der letzte Strahl ihrer Hoffnung, ihres Glückes, ihrer Liebe.

Buckingham weilte, obgleich die Brigg ſeinem Geſichtskreis längſt entſchwunden war, noch lange auf dem Verdecke ſeines Schiffes, nach jener Gegend hinſtarrend, wo ſich die Brigg, ſein Glück davon tragend, in die Nebel der Nacht verlor.

Die Stimme eines ſeiner Officiere erweckte ihn endlich aus ſeinem wachen Traume.

— Herzog, der Morgen graut, ſoll ich das Zeichen zum Aufbruch geben?

— Thut, was Euch gefällt, ſprach der Großadmiral und ſtieg mit gebrochenem Herzen in ſeine Cajüte hinab.

Zehn Monate ſpäter, am 24. Auguſt 1628, wurde der Herzog von Buckingham, im Begriff, eine neue Flotte gegen Frankreich zu führen, um ſeine erſte Niederlage durch einen glänzenden Sieg zu rächen, zu Portsmouth von einem verabſchiedeten Lieutenant John Felton ermordet.

Das erſte Schiff, das am folgenden Tage den Canal Lalnanche paſſirte, überbrachte dem Premierminiſter Richelieu folgendes Schreiben:

Portsmouth am 24. Auguſt 1628.

Cardinal,

Euer Todfeind, Herzog von Buckingham, ruht nun im Grabe. Eurem Wunſche gemäß überſende ich Euch den Ring, den er einſt von der Königin von Frankreich erhielt und den ich dem Leichnam vom Finger zog. Eure Diener haben ihr Verſprechen erfüllt, Cardinal, erfüllt nun auch das Eure.

William * * *

Richelieu rief ſeinen Agenten.

— Joſeph, ſendet mit dem erſten Schiffe, das nach England geht, 50,000 Livres an unſere Freunde in London.

Pater Joſeph verneigte ſich.

Am andern Morgen, als wegen der wichtigen Depeſche, die aus England angelangt war, der Staatsrath ſich verſammelt hatte, ſagte der Cardinal von Richelieu zum König:

— Sire, dieſen Ring, den Ew. Majeſtät einſt der Königin geſchenkt, fand man am Finger des ermordeten Herzogs von Buckingham. Ich lege ihn als ein Zeichen gerächter Ehre in Eure Hand.

Der König dankte ihm mit einem ſchweren Seufzer. Seit jenem Tage war ihm Anna von Oeſtreich ein Gräuel.

Drittes Capitel.

Der König und ſein Beichtvater.

(1635.)

> Ludwig XIII. liebte die Frauen nur als Gattung. Seine Liebſchaften waren rein Platoniſch, von Seele zu Seele, nie kam es zum Genuß.
>
> Chriſtine von Schweden.

Ludwig XIII. war kurz vorher von der Jagd zurückgekehrt. Matt und müde ruhte er mit übergeſchlagenen Beinen auf ſeinem breiten Armſeſſel aus. Zu ſeinen Füßen lagen Caſtor und Pollux, ſeine beiden Lieblingshunde, die Cinq-Mars, Marquis d'Effiat, ſein Großſtallmeiſter, ſo trefflich dreſſirt, daß ſie den leiſeſten Wink ihres Herrn verſtanden, der ſie dadurch ſo lieb gewonnen, daß er ſie nie anders, als ſeine vierbeinigen Dioscuren genannt. Caſtor leckte mit der Zunge ſein beſtaubtes Fell und ſchnappte Fliegen, Pollux, beſtändig in die Sonne ſchauend, blinzelte und — gähnte. Gähnen iſt anſteckend: bald gähnten alle Drei.

Pierre Corſtart, der Kammerdiener des Königs meldete die Ankunft des Beichtvaters.

— Er iſt uns willkommen, ſprach der König.

Der Beichtvater des Königs war Nicolaus Couſſin (geb. 1584 zu Troyes), ein kluger, aalglatter Jeſuit, der durch den Cardinal Richelieu zu dieſer Höhe emporgehoben, ſeinem Beſchützer Anfangs blinden Gehorſam gelobt hatte, bald aber, als er ſich in der Gunſt des Königs feſtgerankt, dem Cardinal abtrünnig geworden war.

Die Hunde des Königs empfingen den Jeſuiten mit freundlichem Gebell und gaben ihm dadurch, daß ſie mit dem Schweiſe wedelnd, ihm entgegenkamen, gleichſam pantomimiſch zu verſtehen, daß er auch ihnen willkommen ſei.

— Ehrwürdiger Vater, ſprach Ludwig, ſich vom Stuhl erhebend, Ihr ſteht bei meinen Dioscuren ſehr gut angeſchrieben. Die lieben Thiere ſcheinen es zu wiſſen, daß Ihr einer meiner treuſten Diener ſeid. Unſerm Vetter Richelieu ſind ſie weniger gewogen. Neulich hat Caſtor Se. Eminenz in die Wade gebiſſen und Apoll ihm ein Stück vom rothen Mantel abgebiſſen.

— Die Hunde kennen ihre Leute, ſie wiſſen, wer es treu und ehrlich mit uns meint.

— Alſo glaubt Ihr, daß der Cardinal kein treuer Diener ſei?

— Sire, auf ſolche Fragen muß ich Euch die Antwort ſchuldig bleiben.

— Weshalb, frommer Vater?

— Eure Wände, Sire, ſind ſeine Ohren, Eure Schlüſſellöcher ſeine Augen — Alles hört, Alles ſieht, Alles weiß er.

— Und ihr fürchtet ihn?

— Wie die Sünde.

— Sagt mir, ehrwürdiger Herr, was iſt Sünde?

— Sünde, mein Fürſt, iſt Alles, was nicht Tugend iſt.

— Und was iſt Tugend?

— Tugend, Sire, iſt die ſtrenge Ausübung der göttlichen Gebote.

— Und welche von den Tugenden iſt wohl die größte?

— Die Liebe, denn ſie iſt der Inbegriff aller andern Tugenden, ſie iſt ein Abglanz Gottes, denn Gott iſt die reinſte Liebe.

— Und was haltet ihr von der Ehe?

— Die Ehe iſt ein heilig Band.

— Ich glaube, frommer Vater, es wären Viele glücklicher, wenn nur die Liebe, nicht die Ehe ſie verbände. Nehmt mich zum Beiſpiel. Meine Mutter hat mich wider meinen Willen vermählt mit Anna von Oeſtreich. Wir waren 14 Jahre alt, faſt Kinder noch, als Politik, die ſchlaue Kupplerin, unſere Herzen, die wie Nord und Süd ſich widerſtrebten, durch Prieſterhände band. Schon zwanzig Jahre ſind wir nun vermählt, und noch iſt unſere Ehe kinderlos.

— Was noch nicht iſt, kann werden.

— Schwerlich, ſeufzte Ludwig. Die Königin, ich weiß es, liebt mich nicht. Der Widerwille, der ihr Herz beſeelt, beſeelt auch mich, ſprach der König, tief ſeufzend und mit dem Ringe ſpielend, den ſie dem Herzog von Buckingham geſchenkt.

— Ich bedaure Euch mein Fürſt.

— Sie iſt Gluth und ich bin Eis. Mein Herz weiß nichts von Sinnlichkeit . . . ich liebe nur den Geiſt, die Seele.

— Wollt Ihr dem Beiſpiel Eures Vaters folgen, wollt Ihr Euch trennen von der Königin?

— Nein, das will ich nicht. Was der Kirche heilig Wort zuſammen hat gefügt, das ſoll der Menſch nicht trennen. Daß mein geliebter Vater gefallen iſt durch Meuchelmord, betrachte ich als Strafe, daß er das Band der Kirche frevelnd aufgelöſt. Ich will nicht ſündigen, wie er!

— Ihr habt nicht ſeine Fehler, Ihr habt nur ſeine Tugenden geerbt.

— Laßt mich beichten. Seit Jahren ſuche ich ein Herz, das mit mir Mitleid fühlt, ein Herz, dem ich mich anvertrauen darf, ein Herz, das wie das meine ſchlägt. Seit Kurzem, frommer Vater, wird es Tag in meiner Seele Nacht —

ein ſchönes Morgenroth bricht an. Vernehmet, was außer Euch kein Zweiter ſoll erfahren — Was lange ich geſucht, hab' ich gefunden: ein Herz, das mit mir Mitleid fühlt, ein Herz, dem ich mich anvertrauen darf, ein Herz, das wie das meine ſchlägt.

— Ihr liebt?

— Einen Engel, gut und fromm, wie Gottes Lamm; ſagt mir, iſt das Sünde?

— Kennt Ihr, mein Fürſt, die zehn Gebote? Der Herr befiehlt, Du ſollſt nicht ehebrechen.

— Vergeßt nicht, was ich Euch geſagt. Mein Herz weiß nichts von Sinnlichkeit, ich liebe nur den Geiſt, die Seele.

— Der Geiſt iſt ſchwach und die Verführung mächtig.

— Seit unbeſorgt, ehrwürdiger Herr. De fromme Engel, den ich liebe, kennt Sünde nur dem Namen nach. Sie iſt die Tugend ſelbſt!

— Wohlan, die Tugend dürft Ihr lieben.

— Und wär es dennoch Sünde?

— In nomine Dei absolvo te!

— Nun iſt mir wieder wohl! rief der König. Der Beichtvater entfernte ſich. Ludwig und ſeine Hunde gaben ihm das Geleite.

Am Abend deſſelben Tages erhielt Louiſe Motier de Lafayette, das Ehrenfräulein Annens von Oeſtreich, den erſten Beſuch des Königs.

Vier Wochen ſpäter wurde der Pater Couſſin, der dem Könige die Befugniß zum Sündigen ertheilt, auf den Antrag des Cardinals von Richelieu, vom Hofe nach Quimper Corentin verbannt. An ſeine Stelle trat der Pater Jakob Sirmond (geb. 1559 zu Riom in Auvergne.).

Viertes Capitel.

Louiſe de Lafayette.

Louiſe de Lafayette, Tochter des Seigneur Jean de Lafayette und der Gräfin Marguerite de Bourbon-Beſſet war von allen Blüthen, die den Hofſtaat Annens von Oeſtreich zierten, die Schönſte dieſes Blumenflors. Die Natur hatte das ganze Füllhorn weiblicher Reize geleert, um damit Louiſe de Lafayette zu ſchmücken; Geiſt und Tugend liehen dieſen Reizen einen Heiligenſchein, zu dem ſich Jeder magiſch hingezogen fühlte. Der König betete in ihr das Ideal weiblicher Vollkommenheit an.

Seine Liebe zu ihr hatte ihn zur Poeſie und Muſik begeiſtert. Er dichtete Lieder, componirte ſie und war glücklich, wenn dieſe Lieder in ihrem Auge Wohlgefallen fanden. Louiſe ſang dann dieſe Lieder und ihre Stimme drang wie Aeolsharfenton in ſeine Seele; er hätte auf die Knie ſinken und Louiſen anbeten mögen wie ein überirdiſch Weſen, das aus azurblauen Höhen mitleidsvoll zu ihm herabgeſtiegen, um die Leere ſeines Herzens auszufüllen. Er liebte ſie wie ein frommer Katholik die Mutter Gottes liebt.

— Seit Monden, ſagte Ludwig eines Morgens, als er ſie beſuchte, ſeit Monden, Fräulein, trage ich eine Bitte auf dem Herzen, doch immer fehlt es mir an Muth, ſie auszuſprechen.

— Sire, Ihre Tugend iſt mir Bürgſchaft, daß Sie nichts von mir verlangen werden, was ich Ihnen nicht gewähren darf und darum wage ich zu hoffen, daß ich Ihre Bitte wohl erfüllen kann. Sire, was wünſchen Sie?

— So lange ich in Ihrer Nähe weile, fühle ich mich frei von jedem Leid, ſo heiter und ſo wohl, daß die Erde ſchöner als das Paradies mir dünkt; doch naht die Stunde, wo ich meinen Himmel meiden, Sie verlaſſen muß, dann erwacht mein altes Leid; ich fühle mich in dem vaſten Louvre ſo verlaſſen, ſo allein, daß ich das Leben mir verwünſche. O, wie ſehne ich mich dann in Ihr kleines, trauliches Gemach zurück, um aus Ihren Augen neue Lebensluſt zu trinken! Nachts, wenn Sie ſchlafen und in ſchönen Träumen ſchwelgen, wälze ich mich ſchlaflos auf meinem Lager und rufe mir Ihre tröſtenden Züge zurück. In ſolchen Augenblicken, wo ich, allein, ganz allein, des Kummers Beute bin, wünſche ich ein Bild von Ihnen zu beſitzen, das ich auf meinem Herzen tragen, ein Bild, das ich an meine Lippen drücken darf. Seit Monden, Fräulein, wünſche ich ein ſolches Bild.

— Sire, von wem ſoll ich mich malen laſſen?

— Ein Breughal malte einſt die Hölle mit allen ihren Teufeln; der Stümper Ludwig wills verſuchen, den Himmel mit dem ſchönſten ſeiner Engel abzumalen. Nicht wahr, mein Fräulein, dieſe Bitte können, dürfen Sie erfüllen?

— Mit Freuden, Sire.

— O, daß ich weiter nichts als König bin. Viel lieber möchte ich ein Dichter wie Petrarca ſein, um meines Schutzgeiſtes hohe Tugend, um meiner Laura engelgleiche Schönheit zu verherrlichen durch holde Lieder, die ihr Unſterblichkeit verleihen. Ich Aermſter aller Armen bin ein König, viel lieber möchte ich ein Maler ſein, wie Raphael, um durch des Pinſels Meiſterſchaft die Züge meiner Fornarina zu verewigen!

Der König machte ihr Bild und ließ es in ein Medaillon faſſen, das er Tag und Nacht auf dem Herzen trug.

Nicht lange nachher hörte Louiſe de Lafayette mitten in der Nacht im Nebenzimmer ihren Namen rufen.

— Louiſe, Louiſe!

— Wer ruft mich?

— **Reine de mon coeur, pense à moi!** rief es.

Louiſe horchte und erſchrack, denn das war nicht die Stimme eines Mannes.

— **Dors-tu, ma Reine?** fragte die Stimme.

Louiſe weckte ihre Kammerfrau.

— Steh auf, Gervaiſe, zünde Licht an. Im Nebenzimmer ruft man meinen Namen . . .

— Louiſe, Louiſe! rief es wieder.

— Haſt du gehört, Gervaiſe. Sieh zu, wer im Nebenzimmer ſich verſteckt hat.

Gervaiſe machte Licht an und ging recognosciren.

— Fräulein, kommt, kommt. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, rief die Kammerfrau. Es iſt ein ſchöner Papagey, der Euren Namen ruft.

— Ein Papagey. Wie kam er in mein Zimmer?

— Seht nur, welch ein ſchöner Käſig! Maſſives Gold! Ach und welch ein ſchöner Vogel! Himmel, welch ein ſchönes Halsband! Köſtliche Diamanten! Ei, ſeht nur, wie das blitzt! Tretet näher, Fräulein, der Papagey iſt kirr, wie ein Kätzchen.

— Aimez-moi, ma Reine, aimez-moi, ma Reine, rief der Vogel.

— Fräulein, hört nur, wie hübſch er ſprechen kann.

— Himmel! dieſer Papagey . . .

— Iſt ein Bote der Liebe. Seht, Fräulein, da liegt ein Billet …

— Ein Billet?

— Leſ't doch, Fräulein.

— »Der arme Maler, dem Ihr erlaubt habt, Euer Bild zu malen, ſchenkt Euch dieſen Vogel, dem er das Sprechen gelehrt, als ein kleines Zeichen ſeines Dankes.«

— Louiſe, Louiſe! rief der Vogel.

— Er ruft Euch, Fräulein, geht doch zu ihm … ich habe mein Lebtag keinen ſchmuckern Papagey geſehen. An der Kette hängt ein Ring mit einem roſenfarbenen Diamant.

Louiſe ſchwieg.

— Ihr ſcheint betrübt, warum?

— Weh mir, er liebt mich!

— Der Vogel?

— Nein, nein, der Maler!

— Welcher Maler?

— Ein Maler, den ich nicht wieder lieben darf.

— Und weshalb nicht?

— Weil das eine Sünde wäre.

— Eine Sünde? Ei wie ſo?

— Der Maler hat eine Frau, eine gute, eine ſchöne Frau.

— **Pense à moi, Reine de mon coeur!** rief der Vogel.

— Hört nur, Fräulein, wie ſchön er bitten kann.

— Louiſe, Louiſe! rief der Papagey.

— Fräulein, wie könnt Ihr ſo hart ſein. Tretet näher, er beißt nicht.

Louiſe näherte ſich dem Käfig. Der Vogel ſprang auf ihre nackte Schulter und küßte ſie.

— Der Maler hat ihn trefflich abgerichtet. Das iſt ein kluges Thier.

— **Aimez-moi, ma Reine, aimez-moi!** rief der Vogel.

— Still, ſtill, man könnte dich hören, hauchte Louiſe.

— Fräulein, Ihr ſeid nackt und könnt Euch leicht erkälten; geht zu Bette, Fräulein, und nehmt den klugen Vogel mit.

— Gervaiſe, iſt das keine Sünde?

— Ei, wo denkt Ihr hin!

— Nun, wenn Ihr glaubt, daß das nichts ſchaden kann ... Doch wenn die Frau des Malers es erführe ...

— Gervaiſe iſt verſchwiegen, wie das Grab. Das arme Thierchen friert; kommt, Fräulein, kommt.

Louiſe de Lafayette nahm den Vogel in ihr Bett. Sie herzte und ſie küßte ihn und ... dachte an den Maler und konnte nicht mehr einſchlafen.

Fünftes Capitel.

Intriguen.

Louiſe de Lafayette hatte durch den Reiz ihrer Schönheit und durch die Macht ihrer Tugend nach und nach über Ludwigs ſchwachen Geiſt eine unumſchränkte Herrſchaft erlangt. Pater Joſeph, ein Verwandter des Fräuleins, wollte aus ihr ein Werkzeug ſeiner Politik machen. Urban VIII. hatte dem ehrgeizigen Capuziner den Cardinalshut verſprochen, wenn er den König, gegen den Willen des Cardinals von Richelieu, der den Proteſtanten in Deutſchland Subſidien gewährte, bewegen könnte, mit Oeſtreich Frieden und ein Bündniß gegen Wallenſtein und Guſtav Adolph zu ſchließen.

Der Pater Joſeph hatte den ganzen Knäuel ſeiner Suada abgewickelt, um Louiſe de Lafayette zu überzeugen, wie groß und unſterblich die Verdienſte wären, die ſie ſich um die allein ſeligmachende Kirche erwürbe, wenn ſie ſeinen geheimen Plan bei dem Könige begünſtigen wolle. Louiſe, gedrängt von ihrem Verwandten, trug des Pabſtes Bitte dem Könige vor; Ludwig, zu ſchwach und ängſtlich, um irgend einen Schritt ohne die Genehmigung ſeines erſten Miniſters zu thun, ſprach mit dem Cardinal. Richelieu erklärte, Frankreichs Politik erheiſche es, die deutſchen Fürſten unter ſich im Kriege zu erhalten, und ihre Macht zu zerſplittern. Nur aus dieſem Grunde gewähre er den Proteſtanten Subſidien gegen die Katholiken, nur aus dieſem Grunde unterſtütze er Wallenſtein gegen den Kaiſer.

— Oeſtreich, ſchloß der Cardinal, muß durch dieſe Kriege im Herzen ſeines Reichs geſchwächt werden, ſonſt wird ſeine wachſende Gewalt uns gefährlich.

Ludwig wagte keinen Einſpruch.

Am andern Morgen als Louiſe de Lafayette ihrem Vogel, dem Dollmetſcher ihrer Liebe, neue Worte lehrte, trat unangemeldet der Cardinal ein.

Louiſe erſchreckt durch dieſen unerwarteten Beſuch, zitterte wie Espenlaub. Richelieu verriegelte die Thür.

Cardinal, was wollt Ihr, fragte Louiſe de Lafayette.

— Euch ohne Zeugen ſprechen. Ihr zittert, Fräulein! Sagt Euch das Gewiſſen, daß Ihr Urſach habt, vor mir zu zittern?

— Cardinal . . .

— Laßt mich reden. Noch ſpreche ich zu Euch als Freund, der nur gekommen iſt, um Euch zu warnen. Ich bin von Allem unterrichtet. Ihr habt des Königs Herz bethört: er liebt Euch . . .

— Cardinal . . .

— Ihr wollt mir ſagen, daß dieſe Liebe rein Platoniſch ſei. Liebt den König wie Ihr wollt... ich gönne Euch den Zeitvertreib und habe nichts dagegen, ob ich gleich, erwägend, daß Ihr dadurch der Gattin Rechte ſchmälert, Urſach hätte, Euch zur Rechenſchaft zu ziehen . . .

— Cardinal . . .

— Ich weiß, was Ihr mir ſagen wollt; aber

Ihr irrt, Fräulein, wenn Ihr glaubt, daß Eure Worte mich bethören werden. Noch einmal ſag ich Euch, ich bin von Allem unterrichtet. Nicht zufrieden, den König durch der Liebe eitlen Tand von ernſtern Pflichten abzuhalten, habt Ihr ſogar gewagt, Euch in die Politik zu miſchen . . . Ihr habt den König überreden wollen, mit dem deutſchen Kaiſer einen Bund zu ſchließen.

— Cardinal . . .

— Fräulein, widerſprecht mir nicht, gebt lieber Antwort auf des Freundes Fragen. Der König gab Euch einen Ring? Sagt Ja oder Nein!

— Ja, erwiederte ſie mit zitternder Stimme.

— Ich kenne dieſen Ring . . . er gehört der Königin . . . Sagt, Fräulein, wollt Ihr dieſen Ring behalten?

— Cardinal . . .

— Ihr braucht nur Ja zu ſagen, oder Nein, wiederholte Richelieu, ſie mit ſeinem ſtechenden Blick durchbohrend.

— Hier iſt der Ring, nehmt ihn Cardinal, ſprach ſie mit angſtringendem Tone.

— Der König gab Euch einen Papagey?

— Ja!

— Ihr möget ihn behalten. Doch vernehmt nun Eures Freundes wohlgemeinten Rath. In acht Tagen müßt Ihr Ludwigs Hof verlaſſen.

— Cardinal . . .

— Euer Flehen iſt umſonſt. Verſchmäht Ihr des Freundes Rath, dann wird es der Miniſter Euch befehlen.

— **Aimez-moi, ma Reine, aimez-moi!** rief der Vogel.

— Hört Ihr Fräulein? Hütet Eures Vogels Zunge, ſie könnte Euch verrathen, und die Königin, die beleidigte Majeſtät, Anna von Oeſtreich, würde Mittel finden, die Schmach, von Euch Ihr zugefügt, zu rächen. Nun, lebet wohl, ſprach der Cardinal und huſchte wie ein Geſpenſt zur Thür hinaus.

Louiſe de Lafayette hatte keine Ruhe mehr am Hofe. Sie fürchtete den Zorn des Cardinals, die

Rache der Königin und entſchloß ſich ins Kloſter zu gehen. Ludwigs Bitten konnten ſie nicht länger am Hofe zurückhalten.

— Nun denn, ſprach Ludwig in Thränen zerfließend, gehen Sie mit Gott. Zwar könnte ich Sie zwingen, an meinem Hof zu bleiben, ich könnte allen Nonnenklöſtern meines Königreichs befehlen, Sie nicht aufzunehmen; aber Sie wünſchen es, alſo muß ich, wenn auch das Herz mir bricht, Ihrem Wunſch mich fügen.

Louiſe de Lafayette ging ins Kloſter zur Heimſuchung *) und legte dort das Gelübde ab, der Welt für immer zu entſagen.

Sie hielt ihren Schwur und ſtarb hier am 5. Januar 1665 als leuchtendes Vorbild der frommſten Tugend. Der Papagey, welcher der Frommen bis ans Ende ihres Lebens Troſt und Beruhigung gewährt, wollte nach dem Tode ſeiner treuen

---

*) Dieſes Kloſter lag in der Straße St. Antoine.

Pflegerin keine Nahrung mehr zu ſich nehmen. Der arme Vogel ſchien ſich zu grämen. Louiſe, Louiſe! rief er den ganzen Tag. Bald darauf fand man ihn verhungert in ſeinem goldenen Käfig.

Sechſtes Capitel.

Der Ring.

„Ringe bilden eine Kette“.

Der Cardinal Richelieu triumphirte.

— Dieſer Ring muß mich zum Ziele führen. Er iſt das **Corpus delicti** ihrer Untreue. Sie ſchenkte ihn dem ſtolzen Buckingham. Mein Gold hat ihn getödtet. Die Vollſtrecker meiner Rache ſandten mir den Ring, ich gab ihn dem König und nährte den thörichten Glauben, Ludwig würde rächen die Schmach und ſeine Gattin, die meine Huldigung verſchmäht, als Ehebrecherin vor die Schranken des Parlaments ziehen. Er aber ſchwieg, ertrug die Schmach und ſchenkte dieſen Ring dem Gegenſtand ſeiner Liebe. Der Ring iſt jetzt in meiner Hand; meine Rache iſt geſtillt, aber meine Liebe nicht.

Er ging zur Königin.

— Kennt Ihr dieſes Kleinod? fragte der Cardinal.

— Himmel! dieſen Ring . . .

— Schenkte einſt Anna von Oeſtreich dem Herzog von Buckingham, dem Geſandten Englands, der im frechen Uebermuth gewagt, ſein Auge zu der Königin von Frankreich zu erheben. Die Tochter Philipps des Dritten hat ihn erhört.

— Cardinal, Ihr wagt es . . .

— Die Wahrheit zu ſagen, Königin. Kennt Ihr dieſen Brief? Vor acht Tagen erhielt ich ihn aus England; ich hab jede Zeile dieſes Briefes mit ſchwerem Gold bezahlt . . . er koſtet mich 10,000 Pfund. Dieſen Brief ſchrieb Anna von Oeſtreich an den Herzog von Buckingham, an Frankreichs Feind, als dieſer ſich zum Kriege gerüſtet gegen Ludwig. Ich gebe dieſen Ring und dieſen Brief dem König und in acht Tagen beſteigt die Tochter Philipps das Schaffot.

— Richelieu, was hab ich Euch zu Leid gethan, daß Ihr nach meinem Leben trachtet?

— Ihr habt meine Huldigung verſchmäht, habt Buckingham erhört, habt den König, Euren Gemahl . . .

— Cardinal ſeid menſchlich.

— Ihr haßt mich, Königin, und dennoch lieb ich Euch. Ihr aber ſeid zu ſtolz, den treuſten Eurer Diener zu erhören.

— Ihr verlangt? . . .

— Eine Gunſt, die Ihr dem ſtolzen Buckingham gewähret.

— Seid Ihr bei Sinnen, Cardinal?

— War jener Buckingham denn mehr als ich? War ſeine Liebe größer als die meine? Nein, o nein! Wie ich Euch liebe, Königin, hat Buckingham Euch nie geliebt. Verlangt mein Blut, mein Leben . . . ich opfre Alles für das Glück, von Euch geliebt zu werden. Laßt mich eine Stunde nur in Euren Armen ruhen, und ſtoßt dann Euren Dolch in meine Bruſt. Laßt mich eine Stunde glücklich ſein, und mit Wonne will ich dann die ſchwerſte aller Strafen dulden . . . laßt mich auf die Folter ſpannen, laßt mich kneifen mit glühenden Zangen, laßt mich zerreißen von Euren Pferden; erſinnt für mich die grauſamſte der Qualen, aber erhört mich zuvor.

— Nimmermehr!

— Königin, laßt mich nicht troſtlos von Euch gehen. Dieſer Ring und dieſer Brief kann Euch vernichten.

— Ich haſſe Euch.

— Beſieget Euren Haß, bedenkt, in meiner Hand ruht Eure Ehre, Euer Leben. Ich zeige dieſen Brief und Anna von Oeſtreich endet wie Catharina Howard.

— Weh mir!

— Anna, habt Mitleid mit dem Armen, den der Liebe Gluth verzehrt. Bei Allem, was Euch lieb und heilig iſt, beſchwör ich Euch, der Liebe heißes Flehen zu erhören.

— O Schmach, daß ich dies Alles dulden muß!

— Anna habt Mitleid!

— Geht Cardinal, ich darf, ich kann Euch nicht erhören.

— Wollt ihr dem Henkerbeil verfallen? Denkt an Catharina Howard.

— O Bild des Schreckens! Gebt mir den Ring, gebt mir den Brief.

— Es ſind die goldenen Schlüſſel, die mir die Pforten des Paradieſes, die Thore Eures Herzens öffnen ſollen. Erhört mich, Königin, und Brief und Ring ſind Euer und Alles iſt vergeſſen.

— Richelieu, Anna liegt zu Euren Füßen, habt Erbarmen!

— Entſchließt Euch Königin. Erhört mein Flehen oder ſeid bereit Euer Haupt auf das Schaffot zu tragen.

— O Gott, o Gott, was ſoll ich thun?

— Was ihr damals gethan, als Buckingham zu Euren Füßen lag. Lohnt Liebe mit Liebe . . .

. . . .

. . . .

. . . .

— Anna, hier iſt der Brief und hier der Ring.

— Geht, geht, ſprach die Königin in Thränen zerfließend.

Am 5. September 1638 wurde Anna von Oeſtreich, nach 23jähriger unfruchtbarer Ehe von einem Sohne entbunden.

Siebentes Capitel.

Ein königliches Amuſement.

(1636.)

Un barbier rase l'autre.
Altes Sprüchwort.

Ludwig der Gerechte war, wie die Mehrzahl ſeiner ſehr hohen und ſehr mächtigen Vorfahren, ein Müſſiggänger, der, von Langeweile geplagt, auf tauſend alberne Gedanken gerieth. Wir wollen ihm verzeihen, daß er, um die Zeit zu tödten, dann und wann ſchlechte Verſe gemacht, Romanzen componirt und Landſchaften gemalt hat — die holden Muſen ſind ſeit Jahrtauſenden daran gewöhnt, ſich von Königen maltraitirt zu ſehen. Aber bald ward er auch des Dichtens und Muſicirens überdrüßig.

Eines Morgens, als er gähnend und mit übergeſchlagenen Beinen in ſeinem großen Lehnſtuhl ſaß, trat ſein Narr ein. Er hieß Angely und war von allen Hofnarren Frankreichs der klügſte. Gregor Lamprechter, ein Rath Karls V., meinte, ein König müſſe zwei Narren haben: einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt. In Angely waren beide Gattungen vereinigt; er kannte die Schwächen des Königs und wußte ſie trefflich zu benutzen *).

— Wie gehts Papa? fragte Angely.

— Schlecht, mein Sohn, ſehr ſchlecht.

— Was fehlt Euch, Ludwig der Gerechte?

— Ich ſterbe vor Langeweile. Iſt heute die **Gazette** **) erſchienen?

— Hier iſt das Blatt von geſtern.

— Was giebts Neues? fragte Seine gähnende Majeſtät, mit den beiden Daumen Mühle ſpielend.

---

*) Dieſer Narr hat ein Vermögen von 40,000 Goldthalern hinterlaſſen.

**) Die Gazette de France ward im Jahre 1631 von dem Arzt Theophraſt Renaudot gegründet, der ſie Anfangs zur Unterhaltung ſeiner Patienten ſchrieb. Er redigirte ſie bis zu ſeinem Tode (1653).

Angely entfaltete das kleine Blatt und las:

— Seine Eminenz der Cardinal-Herzog Armand Düpleſſis von Richelieu hat vorgeſtern einer Sitzung der von ihm geſtifteten Académie française beigewohnt.

— Weiter!

— Seine Eminenz der Cardinal-Herzog von Richelieu hat Herrn Fabre de Vaugelas, einen der vierzig Mitglieder der Académie française, beauftragt, einen Dictionnaire der franzöſiſchen Sprache auszuarbeiten.

— Weiter, weiter!

— Seine Eminenz der Cardinal-Herzog von Richelieu hat ſich Pläne zur Anlegung eines Jardin des plantes vorlegen laſſen.

— Was denn noch?

— Seine Eminenz der Cardinal-Herzog von Richelieu hat dem Geſchichtsſchreiber François Eudes de Mezeray eine Penſion von 900 Livres bewilligt.

— Die Geſchichte wird unſern Vetter Richelieu dafür loben. Lies weiter, mein Sohn.

— Seine Eminenz der Cardinal-Herzog von Richelieu hat ſeinen Bibliothekar Jacques Gaffarel nach Italien geſchickt, um dort ſeltene Handſchriften und Bücher für ihn anzukaufen.

— Weiter, weiter!

— Seine Eminenz der Cardinal-Herzog von Richelieu hat vorgeſtern im Theater des Hôtel de Bourgogne der Aufführung einer neuen „Tragédie des cinque auteurs“ beigewohnt. Der erſte Act iſt von François Metel de Boisrobert, der zweite von Claude de L'Eſtoile, der dritte von Guillaume Colletet, der vierte von Jean Rotrou und der fünfte von Pierre Corneille.

— Ein Stück und fünf Dichter!

— Viele Köche verderben den Brei.

— Lies weiter!

— Auf dem Theater des Palais Cardinal *)

---

*) Früher hieß es Hôtel de Piſani. Im Jahre 1606 verkaufte es Herr von Rambouillet für 34,000 Livres-Tournois an Pierre Forget Dufresne. 18 Jahre ſpäter kaufte es der Cardinal Richelieu für 30,000 Thaler, um

werden zwei neue Trauerſpiele einſtudirt, »Europe« von Desmarets und »Thomas Morus« von La Serre. Beide Stücke ſind nach Plan und Angabe Seiner Eminenz des Cardinals von Richelieu ausgearbeitet. Der berühmte Tragöde Montori wird die Hauptrollen ſpielen. —

— Richelieu und immer Richelieu! Steht denn nichts von uns darin?

— Keine Sylbe, Papa. Wär' ich Ludwig der Gerechte, ich ließe dem Doctor Theophraſt Renaudot, dem Schreiber dieſer Zeitung, die von Euch keine Notiz nimmt, das Privilegium nehmen und ihm dafür eine Entſchädigung von 25 Stockprügel geben.

— Unſer Vetter, der Cardinal-Herzog von Richelieu, würde das nicht zugeben, ſprach der König, der gähnend ſich das Kinn rieb. Ach, da fällt mir ein, daß Dubois, mein Kammerdiener,

---

es niederzureißen und an deſſen Stelle das Palais Cardinal aufführen zu laſſen.

mich heute noch nicht raſirt hat. Thu' Du es, mein Sohn.

— Hört mich an, Papa, ich will Euch einen guten Rath geben, laßt Euch von Eurem Vetter, dem Herzog von Richelieu, raſiren. —

— Das ſchickt ſich nicht für ihn.

— Wie ſo? Er hat Euch ja ſchon mehr als einmal eingeſeift und über den Löffel barbirt.

— Wenn unſer Vetter das hörte!

— Was könnte er mir anhaben? Mich höchſtens zum Mitglied der Academie ernennen, damit ich aus Dankbarkeit das nachſinge, was die andern Vierzig mir vorpfeiffen: Pſaphon iſt ein großer Gott!*)

— Laß das Witzeln, komm, raſire mich.

---

*) Pſaphon, ein Aegypter-König, hatte Vögel abgerichtet, die »Pſaphon iſt ein großer Gott« ſprachen. Die Vögel wiederholten dieſe eingelernten Worte im Freien; das dumme Volk hielt das für eine Verkündigung des Himmels und widmete ſeinem König göttliche Verehrung. Die Academie françaiſe, die ihrem Stifter Weihrauch ſtreute, ward deshalb Volerie de Psaphon genannt.

— Nun denn, wenns ſein muß, wo ſind die Meſſer?

— Dort ſteht Alles auf der Toilette.

— Hier iſt ein Stuhl, ſetzt Euch.

Angely wand dem König eine Serviette um den Hals, bepinſelte das königliche Antlitz, wetzte ſein Meſſer und begann.

— Du, nimm Dich in Acht! rief der König.

— Fürchtet Ihr Euch vor dem Meſſer? Nun gut, laßt Euch, wie Dionyſius, Tyrann von Syracus, mit Nußſchalen raſiren.

— Fahre nur fort, ich fürchte mich nicht.

— Es iſt fürwahr keine Kleinigkeit, ein geſalbtes Haupt zu raſiren, ſagte Angely, das Meſſer anlegend. Ihr Könige habt keine andere Gurgel als wir ... ein Schnitt, und Ihr ſeid todt. Der eilfte Ludwig hatte Furcht vor ſeinem Barbier und Olivier le Diable wußte dieſe Furcht ſchlau zu benutzen. Wär' ich König, ich ließe mich niemals raſiren.

— Du haſt Recht, Narr, von morgen an

will ich mich ſelbſt raſiren. Ob denn das ſo ſchwer iſt?

— O ganz und gar nicht!

— Andere zu raſiren iſt wohl ſchwerer?

— Auch das iſt kinderleicht, ich hab's in einer halben Stunde gelernt.

— Nun habe ich eine Bitte an Dich, ſagte der König, ſich das Kinn abwiſchend.

— Eine Bitte? An mich?

— Ich will Gleiches mit Gleichem vergelten.

— Wie ſoll ich das verſtehen?

— Vorhin haſt Du mich raſirt — jetzt will ich Dich raſiren.

— Ihr wollt mich raſiren? Ihr könnts ja noch nicht!

— Ich wills lernen.

— Gerechter Ludwig, wie könnt Ihr einem armen Narren zumuthen, ſein wohlconſervirtes Kinn zu Euren Vorſtudien herzugeben?

— Sei unbeſorgt, ich werde Dich nicht ſchneiden.

— Ihr ſtellt Euch das Raſiren ſo leicht vor!

— Kinderleicht, Du haſt es ja in einer halben Stunde gelernt. Auch ich wills erlernen, denn ich glaube, daß es dann und wann einen angenehmen Zeitvertreib gewährt.

— Aber Sire, ich bitte um Gotteswillen!

— Da hilft kein Bitten, Narr, ſetze Dich!

— Ihr wollt mir wohl den Hals abſchneiden?

— Sei kein Kind, ich will nur etwas lernen, was, wie Du ſagſt, kinderleicht iſt; ſetze Dich, ich befehle es Dir!

Ludwig XIII. betonte die letzten Worte ſo heftig, daß der arme Narr, zum böſen Spiele gute Miene machend, ſich in des Königs Willen fügte.

— Sire, ſprach Angely, gebt mir zuvor Euer königliches Wort, daß Ihr keine böſe Abſicht habt.

— Mein Wort, daß Dir nichts geſchehen ſoll.

— Nun denn, ſo fanget an.

Seine Majeſtät der König geruhten allerhöchſt ihren Narren eigenhändig einzuſeifen.

— Nun, fragte Ludwig, als er damit fertig war, hab ich das gut gemacht?

— Die Könige, Sire, haben es von jeher gut verſtanden, ihre Unterthanen einzuſeifen.

— Du ſtichelſt, Narr; nur zu, hat nichts zu ſagen, ſprach Ludwig, das Meſſer auf dem Streichriemen wetzend.

— Herr, das Meſſer iſt ſchon ſcharf genug!

— Glaubſt Du, fragte der König, ruhig weiter wetzend.

— Allzuſcharf macht ſchartig ... ſchont meines armen Kinnes, es hat Euch nie etwas zu Leid' gethan.

— Nur ruhig, es ſoll Dir nichts geſchehen.

— Langſam, langſam, bat der Narr, der nicht wenig Angſt dabei ausſtand. Eilt nicht ſo, der Bart läuft uns nicht fort.

— Nun bin ich fertig! rief der König nach einer kleinen Pauſe.

— Ich danke euch, ihr Götter! jubelte der Narr, die Gefahr iſt vorüber.

— Biſt Du zufrieden mit mir?

— Vollkommen. Bei allen Heiligen des Kalenders, Ihr habt alle Anlage, ein trefflicher Barbier zu werden.

— Mein Finanzminiſter Bouthilier ſoll Dir 100 Livres auszahlen.

Seit jenem Tage wurde das Raſiren die Lieblingsbeſchäftigung des Königs. Nach und nach erlangte er darin eine ſo große Fertigkeit, daß Angely, den er faſt täglich raſirte, ihm mehr als einmal das Zeugniß gab, daß er der König der Barbiere ſei.

Eines Tages wollte Ludwig der Gerechte auch den Cardinal von Richelieu raſiren; der Herzog aber proteſtirte dagegen mit der ganzen Kraft ſeiner academiſchen Beredſamkeit.

Sauvage, einer der witzigſten Schöngeiſter jener Zeit, hat darauf folgende Couplets gedichtet:

1.

Hélas, ma pauvre barbe,
Qu'est qui t'a faite ainsi?
C'est le grand Roi Louis
Treizième de ce nom
Qui tout a ebarbé sa maison.

2.

Laissons la barbe au pointe
Au cousin de Richelieu
Car, par la vertudieu,
Qui serait assez ose
Pour pretendre la lui raser?

Achtes Capitel.

Eine Sterbende.

(am 3. Juli 1642.)

Nemo ante mortem beatus.
Solon.

Im alten ehrwürdigen Köln, nicht fern von der Kirche des heiligen Gereon, lag ein finſteres halbzerfallenes Gebäude, worin einſt der große Maler Rubens gewohnt. Im vierten Stockwerk dieſes Hauſes, das Rubens von ſeinem Vater geerbt, wohnte eine faſt ſiebenzigjährige Frau, die ſeit beinahe zwei Jahren aller Hülfe entblößt, der drückendſten Armuth Preis gegeben, von tiefem Herzeleid niedergebeugt, langſam hinſiechte. Sie war eine jener Sonnen, die am Morgen heiterglänzend auftauchen und am Abend ſchaurigdüſter untergehen. Dieſelbe Frau, die jetzt auf einem harten Strohſack liegt, ſchlief einſt in ſilberner Wiege, auf Kiſſen von Sammet und Seide; dieſelbe Frau, die jetzt in einer dumpfen Dachſtube wohnt, thronte früher in vergoldeten Paläſten; denn dieſe Frau iſt die Tochter des Großherzogs von Toskana, die Wittwe Heinrichs IV., die Mutter Ludwigs XIII., die Mutter der Königinnen von Spanien und England, es iſt die von ihren Kindern verſtoßene Maria von Medicis. Sie, die Königin, die zwanzig Jahre früher Rubens nach Paris berufen, um von ihm die Wände des neuen Palais d'Orleans ausſchmücken zu laſſen, ſie, die Königin, die den Künſtler damals mit Gold und Ehren überhäuft, wohnte jetzt in Rubens Hauſe, in einer Dachſtube, die ſonſt der letzte ſeiner Leute bewohnte.

Der einzige Diener, der ihr im Unglück treu geblieben, war ein Jude, der damals, als Ludwig noch unmündig und Maria von Medicis Regentin war, als Arzt und Aſtrolog bei Hofe in großem Anſehen ſtand. Eleazar hatte ſich, wie alle Gelehrte jener Zeit, mit Kabbala und Magie beſchäftigt und der Regentin geweiſſagt, daß ſie in fremdem Lande, unter fremden Menſchen ſterben werde. Er war ihr freiwillig ins Exil gefolgt, hatte mit ihr die Gefangenſchaft in Blois und Compiegne getheilt, war mit ihr in Brüſſel und London geweſen und hatte das Gelübde gethan, ſeiner Gebieterin, die ihn früher mit Gold und Ehren überhäuft, bis zum Tode beizuſtehen und ſie niemals zu verlaſſen. Er theilte mit ihr das Wenige, was er beſaß, pflegte ſie mit unverdroſſener Anhänglichkeit und tröſtete die unglückliche Mutter, die verſtoßene Königin mit Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen ſollten. Er hatte ſich an ihre Töchter gewandt und von ihnen Hülfe erfleht ... ſie blieben taub für die Stimme des Elends. Alle Briefe, die ſie an den König geſchrieben, um von ihm die Erlaubniß zur Zurückkehr zu erflehen, hatten Richelieu und ſeine Agenten unterſchlagen. Von der dringendſten Noth getrieben, hatte ſie nach und nach alle ihre Diamanten und Juwelen verkauft. Die Jeſuiten, die ſie anfangs unterſtützt hatten, ließen aus Furcht vor dem allmächtigen Miniſter ſich einſchüchtern, ihr Hülfe zu leiſten. Mariens Noth hatte jetzt den Gipfel erreicht. Mehr als einmal war Eleazar gezwungen, in den Straßen Kölns von dem Mitleid fremder Menſchen ein Paar Albes zu erbetteln, um für die von aller Welt verlaſſene Königin Holz und Brod zu kaufen. Es giebt wenig Frauen, auf deren Haupt die eiſerne Hand des Schickſals ſo ſchwer geruht, als auf dem Haupte Mariens. Noth und Kummer nagten an ihrem Herzen . . . ſie verzweifelte und flehte jeden Tag, daß der Heiland ſich ihrer erbarmen und ſie erlöſen möge von der Qual ihres Daſeins; es ſchien, als wollte der Himmel ihr Leben nur darum verlängern, um ſie den Kelch des Leidens ausleeren zu laſſen bis auf die Hefe.

Es war in der Nacht des zweiten Juli. Maria von Medicis, ärmer als das ärmſte Weib, lag auf ihrem Strohbett und ſchlief. Eine kleine Lampe warf ihren kargen Schein auf ihr bleiches, abgezehrtes Geſicht, auf dem ſich langjährige Leiden, Gram und Verzweiflung abgeprägt. Ihre Lippen, obgleich geſchloſſen vom Balſam des mitleidigen Schlafes, ſchienen ein Gebet für ſie zu murmeln, — in ihrer abgezehrten Hand ruhte ein Roſenkranz. Nicht fern von ihrem Lager ſaß Eleazar; er las das berühmte Werk de occulta philosophia von Cornelius Agrippa von Nettesheim. Noch jetzt, in ſeinem größten Elend war ſein Geiſt mit der Idee beſchäftigt, den Stein der Weiſen zu finden und — Gold zu machen. Doch trotz der emſigen Aufmerkſamkeit, mit der er ſich in die Myſterien dieſes Buches vertieft, entging ihm kein Athemzug der Schlafenden. Nach einer Stunde ſüßen Schlummers erwachte ſie aus einem Traume.

— Wo bin ich? rief Maria von Medicis, ſich die Augen reibend.

— Königin, Ihr ſeid in Köln.

— Alſo nicht in Paris, nicht im Louvre. Ach, Eleazar, ich hatte einen ſüßen Traum. Mein Sohn, der König von Frankreich, hatte mir die Erlaubniß ertheilt, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen.

— Vielleicht, hohe Frau, geht dieſer ſchöne Traum bald in Erfüllung.

— Auch von meinen Töchtern habe ich geträumt. Eliſabeth von Spanien*), Gemahlin Philipps IV., und Henriette von England**), Gemahlin Karls I., knieten neben meinem Strohlager, benetzten meine Hände mit Thränen, baten mir ihr Unrecht ab und erflehten meinen Segen. Ach hab' ichs Dir nicht immer geſagt, Eliſabeth und Henriette ſind gute, fromme Kinder, die mit inniger Treue ihre Mutter lieben. Nur ihre Gatten, ſagen ſie, und die Politik wollen es nicht erlauben, daß ſie ſich des Elends ihrer armen Mutter annehmen. O hätteſt Du doch hören können, wie ſie baten, wie ſie flehten, wie ſie weinten, meine Kinder. Du alter, kalter, thränenſatter Mann hätteſt mit gebetet, hätteſt mit geweint. Kommt meine Kinder, rief ich, kommt an das todte Herz eurer Mutter — ſie vergiebt euch Alles, was ihr gethan. Ich küßte die Stirnen meiner Kinder und ſegnete ſie.

---

*) Geboren 1602, vermählt 1621, geſtorben 1644.

**) Geboren 1609, vermählt 1625, geſtorben 1669.

— Der Segen einer ſolchen Mutter dringt zum Throne Gottes, wo er Erhörung findet.

— O könnte ich, bevor ich ſterbe, noch einmal meine Kinder wiederſehen! Von allen Strafen, die der Himmel über uns verhängt, iſt die, in fremdem Lande, unter fremden Menſchen zu ſterben, die ſchwerſte, bitterſte. Ludwig, mein theurer erſtgeborner Sohn, erhöre das Flehen deiner ſterbenden Mutter, laß ſie in Frankreich, in deinen Armen ſterben. Wohl weiß ich es, du biſt nicht bös, aber dein Rathgeber Richelieu, der Cardinal, der Alles, was er iſt, Alles, was er hat, mir verdankt, hat mich bei dir verſchwärzt, verläumdet. Fluch über dich, Richelieu, der du eine Königin aus dem Herzen ihres Reiches, eine Mutter aus dem Herzen ihrer Kinder verbannt, Fluch über dich, der du frech zerriſſen die heiligſten Bande der Natur, Fluch über dich, der das heilige Feuer der Kindesliebe erſtickt, Fluch, Fluch über Dich!

— Amen, murmelte der alte Mann.

Maria von Medicis ſank erſchöpft auf ihr Strohkiſſen. Der Arzt ſtellte ſich an ihr Lager fühlte ihren Puls und belauſchte jeden ihrer Athemzüge.

— Armes, gebrochenes Herz, murmelte der Arzt, der Himmel ſchenke Dir einen ruhigen Schlaf.

Am Morgen des vierten Juli langte ein Bote aus Paris an.

— Was bringt Ihr? fragte Eleazar.

— Einen Brief vom König.

— Was enthält er?

— Unſere vielgeliebte Königin, Anna von Oeſtreich, hat von ihrem erlauchten Gemahl die Erlaubniß erwirkt, daß die Königin Mutter nach Paris an den Hof zurückkehren darf.

— Ihr kommt zu ſpät. Vor einer Stunde iſt Maria von Medicis verſchieden. Eleazar hat ihr die Augen zugedrückt ... meldet das ihrem Sohne, Ludwig dem Gerechten.

Neuntes Capitel.

Das Ende Richelieus und Ludwigs XIII.

Der Cardinal von Richelieu überlebte die Königin Mutter nur wenige Monate.

Kurz vor ſeinem Tode hatte ſich der junge Henri Cinq-Mars, Marquis d'Effiat, Großſtallmeiſter und Liebling des Königs, mit Gaſton von Orleans und den Herzog von Bouillon gegen das Leben des Cardinals verſchworen. Aber das Complot war entdeckt worden. Richelieu, unerbittlich in ſeiner Rache, ſchleppte die Verräther auf einem Kahn, angekettet an dem Schiff, auf dem Richelieu, der Großadmiral, geſchmückt mit dem Lorbeer ſeines letzten Sieges, erkrankt war, die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, wo Cinq-Mars und ſein Freund François de Thou, Staatsrath des

Königs am 12. September auf dem Place Ternaux enthauptet wurden. Den Tod im Herzen hatte Richelieu mit kaltem Blute ihrer Hinrichtung beigewohnt. Von Lyon hatte er ſich, weil das Fahren ſeine Schmerzen vergrößert, auf den Schultern ſeiner Garden nach Paris in das Schlafzimmer ſeines Palaſtes bringen laſſen, wo er, gepeinigt von der Furcht, daß ihn hier die Rache der Mitverſchwornen ereilen werde, ſein Krankenlager von zwei Garden bewachen ließ. Kein Anderer, als ſein Leibarzt Citois, durfte ihm nahen. Zwei Stunden vor ſeinem Tode ließ er ſeinen Beichtvater rufen.

— Cardinal, fragte dieſer, vergeben Sie Ihren Feinden?

— Ich hatte niemals andere als die Feinde des Staates und dieſen kann und darf ich nicht vergeben.

Am andern Morgen brachte die **Gazette de France**, die mit einem Trauerrande erſchien, folgende Nachricht:

»Geſtern am 4. December verſchied ſeine Eminenz der Herr Cardinal Armand du Pleſſis Richelieu, Herzog von Fronſac, Premierminiſter Sr. Majeſtät des Königs, Großadmiral von Frankreich, Gouverneur von Bretagne, General-Abbé von Clugny, Citeaux, Premontré u. ſ. w.«

Dem König vermachte er das Palais cardinal. Seiner Nichte und Geliebten, Marie Magdalene de Vignerol, vermählt mit Antoine de Combalet, hatte er ſchon früher das Herzogthum d'Aiguillon geſchenkt.

Der Cardinal hinterließ eine koſtbare Bibliothek und außer ſeinem »**Testament politique**«, das ſich als Manuſcript in der Bibliothek des Königs befindet, die »**Histoire de la mère et du fils**«, die 1731 unter Mezeray's Namen erſchien, und die »**Histoire de la Régence.**«

Es iſt bekannt, daß er auch an vielen Theaterſtücken mitgearbeitet. Die Tragi-Comödien »**Mirame**« und »**Europe,**« die unter dem Namen S. Sorlin erſchienen, ſoll der Cardinal geſchrieben, zu zwei andern Comödien: »**L'aveugle de Smyrne**«

und »La grande pastorale,« ſoll er bloß die Handlung und den Scenengang angegeben haben.

Richelieu, ſagt ein franzöſiſcher Geſchichtsſchreiber, darf wegen des warmen Antheils, den er an dieſem Genre der Dichtkunſt genommen, und wegen des Wohlwollens, womit er die Dichter überhäuft, die ſich darin ausgezeichnet, als der Mäcen des franzöſiſchen Schauſpiels angeſehen werden.

Wir wollen nicht vergeſſen, daß der Cardinal mit königlichem Pompe beerdigt ward, und daß der König ihm von dem berühmten Bildhauer Girardon ein prachtvolles Mauſoleum errichten ließ.

Ludwig XIII. war aber trotz der großen Dienſte, die ſein Miniſter ihm geleiſtet, herzlich froh, als Seine Eminenz, deſſen Macht dem Könige über den Kopf gewachſen war, das Zeitliche geſegnet.

Als der Leichenzug, dem der König aus einem Fenſter des Palais cardinal zugeſehen, durch die Rue Richelieu kam, ſagte Ludwig:

— Gott ſchütze jeden König vor ſolchem Miniſter.

Dankbarkeit iſt eine Tugend, die die Könige der Erde nur dem Namen nach kennen. Was wäre Frankreich unter Ludwig XIII. ohne Richelieu geweſen? Ein Schiff ohne Steuermann das an den Klippen ſeiner Feinde geſcheitert wäre.

Nach dem Tode des Herzogs von Richelieu wurden auf Befehl des Königs die Penſionen der Schriftſteller geſtrichen.

— Die Könige müſſen ſparen, ſagte der Gerechte, und wies das Geld, das er den Dichtern geſtrichen, für die Schauſpielertruppe an, die damals im Hôtel de Bourgogne italieniſche Poſſen aufführte.

Die Jagd, die bis jetzt ſeine einzige Zerſtreuung geweſen, war ihm bald zum Ueberdruß geworden; die Jagdhunde, die bisher ſeine einzige ſolide Unterhaltung geweſen, fingen ihn zu ennuyren an.

— **Taedet amima mea vitae meae**, rief er wie Hiob und erwies ſeinem Reiche das Vergnügen, am 14. Mai (an demſelben Tage, an dem 33 Jahre früher ſein thatenreicher, ruhmgekrönter Vater durch Ravaillac ermordet worden war) von St. Germain-en-Laye direct in den Himmel zu fahren.

Es floß keine Thräne um ihn.

Die Nation hat ihm dieſe Grabſchrift gedichtet:

»Il eut cent vertus de valet
Mais pas une de maitre *).«

Vier Jahre vor ſeinem Tode war auch ihm eine Ehrenſäule errichtet worden. **Statua statuae**, rief Boisrobert, der Schmeichler und Luſtigmacher des Cardinals von Richelieu.

Das Beſte, was Frankreich dieſem Schattenkönige zu danken hat, iſt die Einführung der Louisd'or, wovon die erſten im Jahre 1640 geprägt worden ſind.

---

*) Sein erſter Leibarzt Jean Herouard, Seigenur de Vaugrineuſe hat unter dem Titel »**La Ludovicotrophie**« eine genaue Beſchreibung ſeines Lebens, und ſein Kammerdiener Dubois unter dem Titel »**Memoire fidèle des choses qui se sont passées à la mort de Louis XIII.**« eine detaillirte Beſchreibung ſeiner letzten Tage hinterlaſſen.

Zehnter Abſchnitt.

Ludwig XIV.

Geboren am 5. Septbr. 1638 zu St. Germain-en-Laye.
König am 14. Mai 1643.
Geſtorben am 1. September 1715 zu Verſailles.

Erſtes Capitel.

Ludwig XIV.

Er hatte lange auf ſich warten laſſen. Erſt nach 23 Jahren unfruchtbarer Ehe hatte Anna von Oeſtreich, die Gemahlin des dreizehnten Ludwig, ihrem ſchwächlichen Gatten einen Sohn und dem Thron einen Nachfolger geſchenkt.

Ludwig wurde am 5. September 1638 zu St. Germain geboren. Man ſagt, er ſei mit zwei Zähnen zur Welt gekommen, die erſte Ungezogenheit, die ſeiner Amme, Madame Hamelin, nicht wenig Schmerzen verurſacht hat. Der Dauphin war fünf Jahre alt, als er den Thron ſeines Vaters beſtieg, den man 1643 zu St. Denis in die Gruft ſeiner Ahnen geſenkt.

Jules Mazarin (geboren zu Piscina im Jahre 1602), der ſich vom Studenten zu Alcala bis zum

Cardinal und Premierminiſter emporgeſchwungen, war der Automedon, der jetzt die Zügel des Staates lenkte. Der ſchlaue Italiener ließ kein Mittel unbenutzt, ſich in ſeiner Macht mehr und mehr zu befeſtigen. Mehr aus Ehrgeiz als aus Neigung buhlte er um die Gunſt der Königin Mutter, und mehr als eine Chronik ſagt, daß Anna von Oeſtreich, die noch bei Lebzeiten ihres Gemahls die Huldigung des engliſchen Geſandten Grafen Buckingham ſich gefallen ließ, auch die Huldigung des franzöſiſchen Premierminiſters nicht verſchmäht haben ſoll. Man breche nicht den Stab! Anna von Oeſtreich iſt nicht die einzige Königin, die ihren Gemahl gekrönt... eine Königin iſt auch nur ein Weib, und jedes Weib hat ſeine Schwächen.

Der Cardinal ſtand jetzt auf der höchſten Stufe der Macht. Ihm fehlte zum König nichts als die Krone. Sein Palaſt in der Rue neuve des petits champs verdunkelte den Louvre, in dem der König reſidirte. Die Einrichtung jedes einzelnen Zimmers im Palais Mazarin ſoll gegen 150,000 Francs gekoſtet haben. Der Premierminiſter hielt ſich Pagen, Kammerherren und Stallmeiſter und eine eigene Leibwache, beſtehend aus einer Compagnie Mousquetaires, deren Uniform reicher als die der königlichen Garden war.

Es lag im Plane Mazarins, die Erziehung des Königs ſo viel als möglich zu vernachläſſigen. Erſt im vierzehnten Jahre geruhten Seine Majeſtät der König mit Hilfe des Erzbiſchofs Pereſire buchſtabiren zu lernen, im funfzehnten Jahre konnten ſie ziemlich gut leſen, aber noch nicht ſchreiben, wenigſtens nicht richtig ſchreiben. — Wenn man bedenkt, daß es Könige gegeben, die dieſe Kunſt ſelbſt im reifern Alter nicht erlernt haben, ſo wird man der Unwiſſenheit des jungen Ludwig gern Nachſicht ſchenken. Als er leſen konnte, umgab ihn Mazarin mit Spielkameraden, die ihm jedes Buch, aus dem er etwas lernen konnte, heimlich wegnehmen mußten. Unnütze Vorſicht! Das wahre Talent läßt ſich nicht unterdrücken: jagt es hinaus, verſperrt ihm alle Zugänge, es findet, wie der Teufel, ein Schlüſſelloch, durch das es bequem wieder hineinſpaziert. Ludwig beſaß ſchöne Fähigkeiten und der Cardinal hatte nicht Unrecht, als er ſagte, aus Ludwig könne man vier Herrſcher machen.

Am 9. März 1661 ſtarb Mazarin zu Vincennes; noch zwei Stunden vor ſeinem Tode hatte er Herrn de Tuboeuf, dem Präſidenten der Rechnungskammer, mit dem er Faro geſpielt, 20,000 Francs abgenommen. Mazarin hinterließ zweihundert Millionen Francs (es giebt auch jetzt Miniſter, die ihren König beſtehlen, keiner iſt aber ſo unverſchämt als dieſer), eine koſtbare Bibliothek von 40,000 Bänden und — vier Nichten: Olympia, Maria, Hortenſia und Laura Mancini. Die Erſte hatte den Grafen von Soiſſons, die Zweite den Herzog von Bouillon, die Dritte den Marquis de la Meillerai geheirathet, der nach dem Tode des Cardinals deſſen Namen annahm und den größten Theil von deſſen Vermögen erbte.

In die vierte dieſer Nichten hatte ſich Ludwig verliebt und zwar dergeſtalt, daß er, à tout prix, ſie heirathen wollte.

Laura Mancini (geb. zu Rom im Jahre 1639) war von allen ihren Schweſtern die häßlichſte: klein, dick und ungraziös, aber deſſen ungeachtet liebenswürdig und im hohen Grade geiſtreich. Sie war es, die dem König, der damals 16 Jahre zählte, den erſten Unterricht in der ſüßen Kunſt der Liebe gab. Schlau, ehrgeizig und herrſchſüchtig, wie ihr Oheim, ließ ſie ſpäter alle Minen der Koketterie, alle Raketen der Liebe ſpringen, um Königin von Frankreich zu werden.

Aber Anna von Oeſtreich, die ſtolze Spanierin, vereitelte den Plan der ſchlauen Italienerin. Am 7. Juli 1660 vermählte ſich Ludwig XIV. mit Maria Thereſia von Oeſtreich, der einzigen Tochter Philipps IV. von Spanien und Eliſabeths von Frankreich (geboren 1638 zu Madrid). Laura Mancini verzweifelte und ... heirathete bald darauf (im Jahre 1661) den Prinzen von Colonna.

Gleich nach dem Tode des Cardinals hatte Ludwig, der junge 21jährige Aar, ſeine Schwingen geregt.

L'etat c'est moi, ſagte er und regierte nun als unumſchränkter Monarch.

Ich ſchweige von den Schlachten, die er auf dem blutgetränkten Felde der Ehre erfochten und erzähle nur von den Siegen, die er auf dem Felde der Liebe erkämpft. Der Ruhm ſeiner Waffen gehört der Geſchichte, der Ruhm ſeiner Galanterie dem Romane an.

Ich nehme den Königen, die ich beſchreibe, die drückende Krone vom Haupte, wälze von ihrer Schulter die Bürde des Purpurs, die Laſt des Hermelins, und zeige ſie, wie ſie ausſehen als gewöhnliche Menſchen.

Ludwig XIV. war ein ſchöner Mann: groß und ſtark, friſch und kernig. Sein Geſicht war etwas pockennarbig, ſein Auge feurig und doch ſanft, lebhaft und doch ſchmachtend, ſeine Stirn hoch und edel, ſein Haar ſchwarz und kraus. Er beſaß Geiſt und Anmuth und ein ganzes Alphabet von Eigenſchaften, die für Frauen ſo gefährlich ſind. Er kannte nur zwei Tugenden: Liebe und Ruhm.

Er beſchützte außerdem Künſte und Wiſſenſchaften, bildete die Academie der Maler- und Bildhauerkunſt, die Academie der Inſchriften und die Malerſchule zu Rom, er ermunterte die Talente, gab Penſionen an Gelehrte und Künſtler des In- und Auslandes, verſchönerte die Stadt Paris, ſtiftete das Hôtel des Invalides und das dankbare Volk ſchwenkte den Hut und rief:

— **Vive le Roi, vive Louis le Grand!**

Zweites Capitel.

Louiſe de la Vallière.

(1661.)

Il n'est rien de plus beau que l'innocente flamme,
Qu'un mérite éclatant fait naitre dans une âme,
Et le monde serait un horrible séjour,
Si l'on en bannisait les plaisirs de l'amour.
Les solides douceurs se goutent, à les suivre,
Et vivre sans amours n'est pas proprement vivre.

Louis XIV.

Philipp von Orleans, der einzige Bruder des vierzehnten Ludwig, hatte ſich mit Henriette von England vermählt. Die Tochter Karls des Erſten war ein Etui von tauſend Reizen, ein Album von eben ſo vielen Liebenswürdigkeiten. Ein Zauber eigener Art umgab ſie mit einem Aureole, der ihr Aller Herzen gewann. Geiſt, Anmuth und

Grazie hieß die Tiara, die, mehr als eine Krone, ihre Stirn von neunzehn Jahren ſchmückte. Sie ſehen hieß: ſie lieben.

Monſieur, ihr Gemahl, war eine kleine, corpulente, ziemlich ridicule Perſonage mit großklotzigen braunen Augen, in denen kein Fünkchen von Leben und Geiſt glimmte. Das Auge iſt der Spiegel der Seele. Seine Seele war matt und glanzlos wie ſein Auge. Henriettens Reize mit Philipps Häßlichkeit vermählen, hieß Perlen vor die Säue werfen. Der Vergleich iſt in der That etwas grob, aber paſſend, denn Seine königliche Hoheit war im ſtrengſten Sinn des Wortes eine Sau, die mehr Wohlgefallen an dem Chevalier von Lothringen, als an Henriette von England fand.

Monſieur war mit ſeiner Gemahlin vom Palais royal nach St. Cloud gezogen. Es verging nun keine Woche, in der nicht der König zwei, drei Mal ſeine Schwägerin beſuchte. Der ganze Hof, ja ſogar Madame, vermutheten, der Beſuch Seiner Majeſtät gelte ihr. Man irrte. Ein anderer Stern als Henriette von England lockte den König nach St. Cloud.

Unter den Hofdamen von Madame befand ſich ein Fräulein de la Vallière, Tochter von Lorenz Marquis de la Vallière und Francisca le Prevot, Tochter eines ganz obſcuren Edelmanns aus Tours. Louiſe Françoiſe de la Beaume le Blanc (geboren 1644 zu Tours) liebte den König und war ſo unvorſichtig geweſen, das ſüße Geheimniß ihres Herzens dem Fräulein von Montalais zu verrathen. Durch dieſe erfuhr es bald der ganze Hof und ſelbſt der König. Ludwig fühlte ſich durch die Eroberung, die er gemacht, geſchmeichelt.

— Man zeige mir die Dame, ſagte er zu ſeinem erſten Kammerherrn, auf die ich, ohne es zu wollen, einen ſo großen Eindruck gemacht.

— Sehen Eure Majeſtät das junge, blonde Mädchen, das dort unten am Fenſter ſteht?

— Alſo dieſe iſt es? Sie hat einen etwas großen Mund . .

— Aber ſchöne, blendendweiße Zähne, fügte der Herzog von St. Aignan hinzu . . .

— Sie hat ein hübſches Auge …

— Das ſchönſte, das ich je geſehen.

— Ei wie enthuſiaſtiſch, Herr Herzog … ihr Buſen iſt ſehr flach .. ſie ſcheint entſetzlich mager zu ſein …

— Sie iſt noch ſehr jung …

— Hat ſie nicht Pockennarben, fragte der König, der ſie fixirte.

— Nur wenig …

— Sie ſcheint uns bemerkt zu haben … ſie geht, was Teufel, ſie hinkt ja?

— Nur ein wenig … Eure Majeſtät ſollten ſie nur einmal in der Nähe ſehen. Sie gewinnt in der Unterhaltung durch wahrhaft bezaubernden Liebreiz, durch roſige Natürlichkeit, durch Geiſt und Witz …

— In drei Tagen begiebt ſich der Hof nach Vincennes … Herzog, ſorgen Sie dafür, daß das Fräulein Madame begleite, ſprach der König und entließ ihn mit einem allergnädigſten Lächeln.

Drei Tage ſpäter hatte ſich der ganze Hof in Vincennes verſammelt.

— Wo ſteckt meine kleine, pockennarbige Schöne? fragte der König den Herzog von St. Aignan . . .

— Vor zehn Minuten ſah ich ſie in den dunklen Gängen des Schloßgartens.

— Ich will ſie aufſuchen, ſprach Ludwig XIV. und eilte in den Garten.

Er hatte alle Gänge durchſtreiſt, das Fräulein aber nicht gefunden. Er wollte eben umkehren, da vernahm er in einer verſteckten, dicht verſchlungenen Roſenlaube den Ton einer ſirenenſüßen Stimme, die magiſch ſeine Schritte feſſelte. Er lauſchte.

— Haſt Du ihn heute geſehen, fragte Louiſe de la Vallière.

— Wen? fragte Hortenſe de Montalais.

— Nun, wen denn ſonſt, als den König?

— Ich glaubte, Du ſprächeſt von dem ſchönen Grafen Guiche . . .

— In meinen Augen iſt nur Einer ſchön, das iſt der König!

— Kleine Närrin, Du biſt verliebt in ihn...

— Verliebt? Nein.

— Ei, was denn ſonſt?

— Ich liebe ihn, liebe ihn mit einer Gluth, die meine Seele zu verzehren droht, liebe ihn wie Françoiſe de Foix Franz den Erſten, wie Gabrielle d'Eſtrèe Heinrich den Vierten geliebt. Ach, was iſt Franz, was iſt Heinrich, was ſind alle Könige der Erde, gegen dieſen Ludwig, der ein Abglanz Gottes, der König aller Könige iſt. Ja, Hortenſe, ich liebe ihn, liebe ihn mit der ganzen Kraft der erſten Liebe, und würde gern mein Blut, mein Leben und die Seligkeit des Himmels für einen Blick aus ſeinem Auge, für ein Wort aus ſeinem Munde opfern. Ach, was gäbe ich, dürfte ich, ſeine Magd, den Staub ſeiner Schuhe, die Feder ſeines Hutes, den Griff ſeines Degens, den Sattel ſeines Pferdes küſſen.

— Du raſeſt, Louiſe . . .

— Ich raſe, weil ich liebe . . .

— Närrin, wenn der König das hörte, er würde Dich auslachen.

— **Parole d'honneur!** das würde er nicht, rief der König, der außer ſich vor Freude, aus ſeinem Verſteck hervorſprang und ſich zu Louiſens Füßen warf.

— Warum erröthen, Fräulein de la Vallière? Iſt es eine Schande zu geſtehen, daß eine Unterthanin ihren König liebt? Ach, ſeitdem ich weiß, daß Sie mich lieben, bin ich mehr als König, ich bin ein Gott und Sie, Louiſe, ſind der ſchönſte Cherub meines Thrones, ſprach Ludwig und drückte einen Kuß auf ihre Hand. — Fräulein Hortenſe de Montalais, fuhr der König fort, wollen Sie mir einen Gefallen erweiſen?

— Was befehlen Eure Majeſtät?

— In dieſem Garten blüht ein Flor der ſchönſten Roſen. Das Loos der Roſen, von Ihrer Hand gepflückt, iſt neidenswerth. Winden Sie ein Bouquet und bringen Sie es der Königin...

— Sire, ſogleich, ſprach das Hoffräulein und eilte davon, um den Wunſch des Königs zu erfüllen.

— Reizender Engel, haben Sie Sich noch nicht von Ihrem Schreck erholt? . . . Faſſen Sie Sich, Fräulein . . .

— O, zürnen Sie mir nicht mein König, daß mein Mund verrathen, was mein Herz ſeit Monden fühlt. Der Liebe kann man nicht gebieten. — Mag man ihr immer ſagen, den liebe, aber Jenen nicht, — die Liebe liebt ihn darum doch und ſtärker nur, weil die Vernunft es ihr verbietet.

— Dem kalten Nordpol gleicht Vernunft, die Liebe gleicht dem heißen Süd und immer wird der Nord vom Süd beſiegt ... O, ſchämen Sie Sich dieſer Regung nicht — ein Herz, dem Ihren gleich, muß ewig lieben, denn Liebe iſt ja Tugend.

— Himmel, die Königin!

Maria Thereſia, begleitet von ihrer Oberhofmeiſterin, der Gräfin Soiſſons, ſchritt auf die Laube zu. Fräulein de la Vallière hatte ſie früh genug bemerkt und Zeit, ſich hinter ein dickes Gebüſch zu verbergen ...

— Sire, ſprach die Königin, ich komme mich zu bedanken.

— Wofür, wofür? fragte Ludwig verwirrt.

— Für das Bouquet, das meines Königs Huld mir zugedacht ...

— Wie, Fräulein Montalais hat ſo ſchnell ſchon meinen Auftrag erfüllt? Ich werde Ihre Pünktlichkeit zu lohnen wiſſen, ſprach Ludwig und bot der Königin ſeinen Arm an.

Sie kehrten nach dem Schloß zurück.

Drittes Capitel.

Bontems, der erſte Kammerdiener und Vertraute aller galanten Geheimniſſe des Königs, hatte den Auftrag erhalten, dem Fräulein Louiſe de la Vallière ein Schmuckkäſtchen zu übergeben. In dieſem Käſtchen von Ebenholz, mit Silber garnirt und mit Perlmutter ausgelegt, lag eine Uhr mit Diamanten beſetzt, ein diamantenes Halsgeſchmeide, fünf Schnuren der ſchönſten Perlen, Armbänder, Ohrgehänge, Ringe und andere Schmuckſachen, deren Geſammtwerth ſich auf 300,000 Francs belief. Unter dieſen Kleinoden befand ſich auch der Ring des Noſtradamus. Folgendes Briefchen lag dabei:

Meine angebetete Freundin,

»Wenn mein Kalender mich nicht trügt, ſo iſt heute Ihr Namensfeſt. Geſtatten Sie einem Manne, den das Geſtändniß Ihrer Liebe ſo namenlos glücklich gemacht, dieſes kleine Andenken, als ein ſchwaches Zeichen ſeiner unauslöſchlichen Dankbarkeit zu Ihren Füßen niederlegen zu dürfen. Wenn Sie mich lieb haben, ſo weiſen Sie es nicht zurück. Vergeſſen Sie, wer ich bin; der König von Frankreich gehört ſeiner Gattin, Ludwig aber ſeiner Geliebten an.«

P. S. Fräulein von Montalais, welche Schuld an dem geſtrigen Vorfall iſt, hat heute Morgen den Befehl erhalten, Paris zu verlaſſen.

Bontems, der treue Diener ſeines Herrn, hatte ſich ſeines Auftrages pünktlich entledigt.

Fräulein de la Vallière war entzückt, nicht über das Geſchenk, das in ihren Augen keinen Werth hatte, wohl aber über jene Zeilen, in denen ſo viel ungeſchminkte Liebe und Zärtlichkeit lag. Zehn, zwanzig Mal las ſie die ſüßen Worte, geſchrieben von der Hand des Geliebten. Auf dieſem Blatte hatte ſein Auge, ſeine Hand geruht. Aus jedem Wort, aus jeder Sylbe dieſes Briefes leuchtete ihr Ludwigs Bild entgegen. Sie küßte jede Zeile, benetzte jedes Wort mit Thränen der Freude. Louiſe liebte nicht den König, ſie liebte den Menſchen in ihm und hätte Ludwig geliebt, wär er Mörder, Räuber oder Scharfrichter geweſen. Das iſt ächte, das iſt wahre Liebe, jene ſeltene Blume, die, gleich der Aloe, in hundert Jahren nur einmal blüht.

Am Abend deſſelben Tages, an dem der König dieſen Brief geſchrieben, kam er nach St. Cloud, hielt ſich nur wenige Augenblicke in den Gemächern von Madame auf und eilte dann in ein traulich ſtilles Boudoir, deſſen einziges Fenſter, mit der Ausſicht nach dem Garten, durch den Laubſchmuck eines großen Kaſtanienbaumes grillirt war. In dieſem abgelegenen, halbdunkeln, ſtillverſchwiegenen Gemach ſaß Louiſe de la Vallière, den Brief des Königs leſend, als dieſer unerwartet, unangemeldet eintrat und ſich zu ihren Füßen warf. Ein leiſer Weſtwind rauſchte durch die Krone des Kaſtanienbaumes, der, mit tauſend Blüthen überkleidet, ſie hineinſchneien ließ auf das liebende Paar, das Arm in Arm, ſüße Küſſe zu tauſchen begann und die ganze Scala der Liebe durchflog. Welche Feder möchte wagen, die Millionen Wonnen zu beſchreiben, die zwei Seelen fühlen, wenn ſie liebend in einander fließen, die Seligkeiten, die zwei Herzen durchzittern, wenn das eine in dem andern verſchmilzt? Die Sprache iſt zu arm, den Zuſtand auszumalen, in dem das liebetrunkene Auge alle Himmel offen ſieht, in dem das klangberauſchte Ohr die Muſik der Sphären hört und das freudig klopfende Herz den Ambroſianiſchen Lobgeſang, das **Te Deum laudamus** ſingt, in den Myriaden unſichtbarer Geiſter einſtimmen? Ja, Liebe iſt die höchſte Tugend — Liebe iſt das höchſte Glück!

Fräulein de la Vallière war jetzt ſchöner als je. Des Königs Lippen hatten auf die Lilien ihrer Wangen der Roſe Purpur hingehaucht — ihr großes, braunes Auge, ſonſt ſo ſanft und ſchmachtend, leuchtete, als hätten tauſend Sonnen es durchzuckt — die blonden Locken floßen auf den weichen Sammet ihrer Schulter herab . . . Sie zitterte wie eine Lilie, die, zum erſten Male vom Kuß des Schmetterlings durchglüht, nie geahnte Wonnen fühlt.

Erſchöpft ſchlang ſie ihren weißen Arm um des Königs Nacken und fragte:

— Glauben Sie es nun, daß ich Sie liebe?

— Ja, Seele meiner Seele, Du liebſt mich, liebſt mich, wie noch kein zweites Weſen mich geliebt . . .

— Und werde ich denn auch wieder geliebt? fragte Louiſe mit geſenkter Stimme und verſchämt das Auge niederſchlagend.

— Welche Frage, böſes Kind! Ich liebe Dich jetzt mehr, als ich Dich je geliebt, Du ſüßes, ſüßes Weib.

— Und wird mein König mich auch ferner lieben? fragte ſie ganz leiſe und wagte kaum aufzublicken.

— Ewig, ewig!

— Iſt das wahr, iſt das wirklich wahr? Ach, Sire, wiederholen Sie noch einmal dies Wort, das ſchöne Wort . . .

— Bis zum Tode wird Louis ſeine Louiſe lieben . . .

— Wird auch der König ſie nicht vergeſſen?

— Wer ſolchen Engel je vergeſſen kann, der iſt kein König . . .

— Ihr ſeid ſo gut, mein König.

— Und Du, Du biſt ſo ſchön, mein Engel...

— Schönheit iſt eine Blume, die bald welkt im Aug' des Mannes... Was dann, mein König?

— König, immer König! Seit dem Du meine Königin biſt, bin ich Dein Sklave nur, nenne mich Louis — aus Deinem Munde wird mein Name ſchöner als aus jedem andern klingen . . .

— Mein theurer Louis!

— Meine angebetete Louiſe!

Sie ſanken ſich in die Arme, und noch einmal durchflogen ihre Seelen die Myriaden Wonnen der Liebe.

Erſt ſpät kehrte der König nach Paris zurück.

Viertes Capitel.

Königin und Maitreſſe.

(1662.)

Eines Morgens fand die Königin, in dem Augenblick, als ſie erwachte, einen anonymen, in ſpaniſcher Sprache geſchriebenen Brief folgenden Inhalts:

»Der König iſt Ihrer überdrüßig. Er liebt Louiſe de la Vallière und bringt jede Nacht in ihren Armen zu. Die Maitreſſe, die mit jedem Tage kecker, unverſchämter wird, bietet jetzt ihren ganzen Einfluß auf, Sie, die rechtmäßige Gattin, aus ſeinem Herzen zu verdrängen. Dringen Sie, Königin, mit Energie auf ihre Verbannung, dies iſt das einzige Mittel, das dieſe giftige Natter noch bei Zeiten unſchädlich machen kann.«

— Alſo doch wahr, rief die Königin, vom Zorn überwältigt, alſo doch wahr, was man ſich ſeit Monden ſchon bei Hof ins Ohr geflüſtert! Alſo wirklich getäuſcht, hintergangen, betrogen! Pfui, Ludwig, das iſt ſchlecht, das iſt abſcheulich, das iſt infam! Dieſe Kränkung, dieſe Schande, dieſe Schmach ... durch welche Handlung meines Lebens hab' ich ſie verdient?! Ludwig, biſt du es werth, daß Maria Thereſia dich liebt? Und dieſe La Ballière, dieſe Scheinheilige mit den frommen Augen und der keuſchen Miene, ſie wagt es, ihre Königin zu hintergehen, ſie, die nicht werth iſt, die Riemen meiner Schuhe aufzulöſen, ſie wagt es, meine Nebenbuhlerin zu ſein, wagt es, mich zu verdrängen, mich, die Königin? Elende Heuchlerin, ich will die ſcheinheilige Maske von deinem Antlitz reißen und deine Felonie beſtrafen!

Maria Thereſia, tief gekränkt und aufgeregt, riß an dem Klingelbande. Ihre Oberhofmeiſterin, die Gräfin von Soiſſons, trat ein.

— So eben fand ich dieſen Brief auf meinem

Bette. Ich will nicht wiſſen, wer ihn geſchrieben, will nicht wiſſen, wer ihn hierher gelegt . . .

— Einen Brief, was für einen Brief? fragte die erſtaunte Gräfin.

— Dieſen hier! leſen Sie, Gräfin, leſen Sie ihn laut: ich will noch einmal hören, daß ich betrogen bin, ſprach die Königin mit bebender Stimme und reichte ihr den Brief.

— Schrecklich, fürchterlich! rief die Oberhofmeiſterin, nachdem ſie das Schreiben haſtig durchgeleſen hatte. Ew. Majeſtät ſind verrathen, entehrt, beſchimpft!

— Das fordert Rache, nicht wahr, Gräfin, rächen muß ich mich?

— Aber wie — Ew. Majeſtät?

— Man ſoll ſie holen, ſogleich auf der Stelle...

— Wen ſoll man holen, Ew. Majeſtät?

— Sie, die Hetäre, die mir die Liebe meines Gatten hat geſtohlen, ſie, die Verhaßte, die ich mit kaltem Blute ermorden könnte . . .

— Bedenken Ew. Majeſtät, daß ſie die Maitreſſe ...

— Die Metze des Königs iſt, wollen Sie ſagen, ... ich weiß es ... ſie ſoll kommen, aber gleich, gleich ...

— Was wollen Sie thun?

— In Ihrer Gegenwart, Gräfin, will ich ſie beſchämen, ſo beſchämen, daß, wenn noch ein Funke von Ehrgefühl in ihrer Seele lebt, ſie vor Scham in die Erde ſinken ſoll. Man hole ſie, aber ſchnell ... ſchnell.

— Sogleich, Majeſtät, ſprach die Oberhofmeiſterin und eilte in den Vorſaal, um dem dienſthabenden Kammerherrn den Befehl der Königin zu hinterbringen.

Maria Thereſia las den Brief zum zweiten und zum dritten Male und gerieth dergeſtalt in Wuth, daß ſie mit den Füßen ſtampfte, mit den Zähnen knirſchte.

— O Schmach über Schmach, eine La Vallière der Tochter Philipps des Vierten vorzuziehen! Iſt ſie ſchöner als ich? Hinke ich? Iſt mein Geſicht, wie das ihrige, von Pockennarben zerkratzt. Wäre ſie jetzt hier, dieſe hektiſche Franzöſin, ich würde ſie vor den Spiegel ziehen, mich neben ſie ſtellen und ſie und alle Welt fragen, wer ſchöner ſei, ich, die Gattin, oder ſie, die Maitreſſe des Königs? Und dennoch beneide ich ſie, denn er liebt ſie, liebt ſie mehr als mich ... O Schimpf und Schmach, ich überleb' es nicht!

Thränen traten in ihr Auge ...

— Nicht weinen! Die Buhlerin ſoll die Gattin nicht in Thränen finden, ſoll nicht triumphiren. O wär' ſie doch ſchon hier, die Bübin, daß ich ihr ſagen könnte, wie ich ſie haſſe, wie ich ſie verabſcheue. Ich will mich rächen, wie noch kein Weib ſich gerächt, will ſie beſchämen, wie man noch kein Weib beſchämt ... mein königlicher Zorn ſoll ſie zu Boden ſchmettern: jeder Blick aus meinem Auge, jedes Wort aus meinem Munde ſoll ſich in ihr Herz bohren wie ein giftgetränkter Pfeil, wie ein dreiſchneidiges Stilet, wie ein ſcharfgeſchliffenes Schwert — fühlen ſoll ſie, was es heißt, eine Königin betrügen ... Ich höre Schritte ... man kommt ... Gott im Himmel, verleihe mir Kraft, dieſe ſcheinheilige Sünderin mit meinen Worten zu zerſchmettern.

Die Gräfin Soiſſons trat ein.

— Majeſtät, Ihr Befehl iſt erfüllt. Mademoiſelle de la Vallière iſt im Vorgemach.

— Führen Sie ſie hinein ...

— Ew. Majeſtät haben befohlen, ſprach die eintretende La Vallière, die ſich tief verbeugte und der Königin die Hand küſſen wollte.

— Mademoiſelle, ſprach die Königin, die den Ausbruch ihres Zornes nicht zurückdrängen konnte, geben Sie Sich keine Mühe, mich durch Ihre fromme Miene, durch Ihr ſcheinheiliges Benehmen länger noch zu täuſchen. Heuchlerin, Sie ſind entlarvt, ich weiß Alles, Alles! ...

— Was wiſſen Sie, Majeſtät?

— Wie? Sie haben den Muth, noch zu fragen? Sie wiſſen nicht, daß eine hinkende Schöne den König, meinen Gemahl, in ihr Netz gelockt, Sie wiſſen nicht, daß dieſer pockennarbige Engel mir ſeine Liebe geraubt, Sie wiſſen nicht, daß die keuſche, fromme, tugendhafte Ehrendame, Mademoiſelle de la Vallière oder wie ſie anders heißen mag, eine ganz gemeine Dirne, die Metze des Königs iſt?

— Gott im Himmel, was muß ich hören! rief Louiſe de la Vallière, rang die Hände und brach in einen Strom von Thränen aus. Haben Sie Mitleid, Königin!

— Mitleid? Mitleid für Sie? Hat denn die Buhlerin Mitleid mit der Gattin? Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mir das Glück meines Lebens, die Liebe meines Gemahls geraubt? Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie ſo grauſam ſein wollen, mich aus ſeinem Herzen zu verdrängen?

— Das iſt Verläumdung, Majeſtät, das will ich nicht! Täglich mahn' ich den König an ſeine Pflicht, täglich bitte ich ihn . . .

— Daß er Ihnen Geſellſchaft leiſte von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht. Wo war der König, als er vorgeſtern, geſtern und heute erſt gegen ſechs Uhr Morgens ſich ins Louvre ſchlich? .. Er war bei ſeinem ſaubern Liebchen, bei ſeiner Metze, er war bei Ihnen!

— Himmel! mich vernichtet die Scham, rief Louiſe de la Vallière, der Ohnmacht nahe ...

— Iſt das Alles, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung mir zu ſagen haben? Leugnen Sie Alles, fahren Sie fort, die Heilige zu ſpielen, ſagen Sie, es ſei Alles erlogen, was ich geſagt ... Nun warum thun Sie es nicht? Glauben Sie, daß die Thränen einer Heuchlerin mich rühren können? Aus meinen Augen, giftiger Scorpion, ſcheinheiliger Baſilisk!

— Verzeihung, Gnade, Gnade! rief die Maitreſſe, die, in Thränen gebadet, zu den Füßen der Königin ſank, um ihre Hand zu küſſen.

— Weg, weg! die Lippen einer Buhlerin beſudeln die Hand, die Sie küſſen wollen, — fort, fort, laſſen Sie Sich nie mehr vor meinen Augen, nie mehr bei Hofe ſehen. Ihr Anblick kränkt, verletzt, empört mich, ja noch mehr: er widert mich an ... gehen Sie, gehen Sie, wenn Sie nicht haben wollen, daß ich, meine Würde ganz vergeſſend, Sie mit Füßen treten ſoll, fort, fort!

Die Gräſin Soiſſons öffnete die Thür und gab der Maitreſſe einen Wink, ſich zu entfernen. Zerknirſcht, zertreten wankte Fräulein de la Vallière zur Thür hinaus. Im Corridor ſank ſie in Ohnmacht. Bontems, der Kammerdiener des Königs, eilte ihr zu Hilfe und brachte ſie, als ſie ſich wieder erholt hatte, zu ihrem Wagen, der im Hofraum des Louvre ſie erwartete.

In Schmerz und Thränen aufgelöſt, mit rothgeweinten Augen, bleich wie der Tod, ſtieg ſie ein.

— Wohin, mein gnädiges Fräulein? fragte voll warmer Theilnahme Bontems, als er ſie in den Wagen hob.

— Nach Chaillot ins Kloſter, ſprach Louiſe de la Vallière und brach von Neuem in einen Strom von Thränen aus.

— Was ſoll ich Sr. Majeſtät, dem König, ſagen?

— Sagen Sie ihm, daß er mich niemals wieder ſieht.

Der Wagen fuhr von dannen. Bontems ſah ihm nach.

Maria Thereſia, von dieſer Scene heftig angegriffen, mußte zu Bett gebracht werden.

Jener Brief, den die Königin in ihrem Bette gefunden, rührte, wie man ſpäter erfuhr, von Olympia Mancini, Gräſin von Soiſſons, her, mit der der König eine flüchtige Liaiſon gehabt und die, aus Eiferſucht, der neuen Geliebten ewigen Haß geſchworen hatte. Liebe macht die Frauen zu Engeln, die Eiferſucht macht ſie zu Teufeln.

Fünftes Capitel.

Das Kloſter von Chaillot.

Der Wagen hielt vor dem Kloſter.

Louiſe de la Vallière zog an der Glocke und man öffnete.

— Wen ſucht Ihr? fragte die Pförtnerin, eine alte, kalte, einſylbige Nonne.

— Die Priorin wünſche ich zu ſprechen. Wollt Ihr mich zu ihr führen? fragte das Ehrenfräulein mit ſanfter, herzgewinnender Stimme.

— Folgt mir, ſprach die Pförtnerin und führte die Angekommene durch einen langen, ſchmalen, halbdunkeln Gang, in welchem Zelle an Zelle ſtieß. An der Thür jeder dieſer Zellen war der Name der Nonne zu leſen, die ſie bewohnte. An der entgegengeſetzten Wand hing eine Reihe fahler Heiligenbilder in einfach ſchwarzen Rahmen. Am Ende dieſes Ganges bogen ſie in einen zweiten ein, deſſen Fenſter auf den Garten hinausgingen. Hier, wie im ganzen Kloſter, herrſchte tiefes Schweigen. Dumpf hallten die Tritte auf den Quadern . . . man hörte nichts, als das Rauſchen des Laubes und das Rauſchen ihrer Kleider.

— Dort links in der letzten Zelle, ſprach die Pförtnerin, werdet Ihr die finden, die Ihr ſuchet...

— Ich danke Euch, ehrwürdige Frau, ſagte Fräulein de la Vallière.

Die Nonne kehrte wieder um, das Fräulein öffnete die Thür. Die Priorin, die vor einem Crucifix kniete, erhob ſich erſt dann, als ſie ihr Gebet vollendet hatte.

— Ich weiß nicht, ehrwürdigſte Frau, ob Ihr mich noch kennen werdet, ſagte das Fräulein, das ſchüchtern und mit niedergeſchlagenen Augen an der Thüre ſtehen blieb. Im vorigen Jahre . . .

— Schenktet Ihr unſerer Kirche einen großen von Eurer Hand geſtickten Teppich, ich kenne Euch, Ihr ſeid . . .

— Louiſe de la Vallière, Ehrendame Ihrer königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Orleans.

— Und Maitreſſe Seiner Majeſtät des Königs.

Das Fräulein zuckte, denn jedes dieſer Worte war wie eine glühende Sonde in ihr wundes Herz gedrungen.

— Ja, ehrwürdigſte Frau, ich bin's . . .

— Was ſucht Ihr im Kloſter der heiligen Maria?

— Vergebung für meine Sünden . . .

— Ihr wollt . . .

— Der Welt und ihrem ſündigen Treiben für immer entſagen, bereuen, was ich gethan, und zu Gott und dem Heiland beten, daß er mir verzeihen und meiner Seele gnädig möge ſein . . .

— Faſt trau' ich meinen Ohren nicht. Ihr, der Königs Maitreſſe wollt eine Braut des Himmels werden?!

— Keine Sünde iſt ſo groß, daß Reue, bittere Reue ſie nicht zu ſühnen vermag. Glaubt es mir, ehrwürdige Frau, ich bin nicht ſo verworfen, als die Welt es glauben mag. Wenn ich geſündigt, ſo geſchah es aus Liebe. Ich liebe den König, es iſt wahr, aber ich liebe ihn nicht deßhalb, weil er König, ich achte und verehre ihn, weil er in meinen Augen das Bild männlicher Vollkommenheit, der Inbegriff aller Tugenden iſt.

— Sinnliche Liebe ſchmückt ihr Ideal mit tauſend Tugenden, von denen es oft nicht Eine beſitzt. Ihr wußtet, daß der König verheirathet iſt. Kennt Ihr ſo ſchlecht die zehn Gebote, daß Ihr nicht wiſſet, daß das ſechſte »du ſollſt nicht ehebrechen« heißt? Ihr habt geſündigt gegen Gott und Eure Königin . . .

— Ich fühle mein Unrecht und gelobe Euch Beſſerung. — Ach, ehrwürdigſte Frau, könntet Ihr in mein Herz ſchauen, um Euch von der Aufrichtigkeit meiner Reue zu überzeugen! . . . Erbarmt Euch einer reuevollen Sünderin und verſtoßt ſie nicht.

— Uebereilt Euch nicht, das Gelübde unſeres Ordens iſt ſtreng. Ihr ſeid an die rauſchenden Freuden des Hofes, an ſybaritiſchen Luxus gewöhnt. Die ſtille Abgeſchiedenheit des Kloſters, unſere einfache Lebensweiſe wird Euch nicht gefallen und Ihr werdet Euch zurückſehnen ins lachende Leben, dem wir für immer Valet geſagt…

— Das ſündige Treiben der Welt hat keinen Reiz mehr für mich, mit Freuden entſage ich dem Hofe . . .

— Und Eurer frevelhaften Liebe?

— Auch ihr will ich entſagen, will mich bemühen, das geliebte, theure Bild aus meinem Herzen zu verdrängen, will lernen, Ihn vergeſſen . . . es wird mir Mühe koſten, ich werde einen ſchweren Kampf zu kämpfen haben . . . mein Herz wird brechen, aber meine Seele gereinigt werden von den Schlacken der Sünde, und Gott und die Königin, die ich beleidigt, werden die Thränen meiner Reue zählen und mir verzeihen, denn Gott iſt barmherzig und die Königin iſt es auch . . .

— Hört mich an: ich gebe Euch drei Tage Bedenkzeit, bereut Ihr dann Euren Vorſatz nicht, ſeid Ihr dann noch feſt entſchloſſen, der Welt und Eurer ſündigen Liebe zu entſagen, ſo wollen wir

Euch einkleiden und aufnehmen in unſer Kloſter — Ihr ſollt dann in Jeder von uns eine mitleidvolle Schweſter finden, die, Euch mit chriſtlicher Liebe zugethan, die Thränen Eures Kummers trocknen, die Wunden Eures Herzens heilen wird.

Die Glocke des Kloſters erſchallte.

— Das Läuten dieſer Glocke ruft uns zur Kirche, es iſt Betenszeit, folgt mir! Die Töne der Orgel werden Troſt gießen in Eurer ſchmerzzernagtes Herz, Ihr werden mit uns beten zum Herrn des Himmels, und Gott, der Allmächtige, und die heilige Maria, die gebenedeite Jungfrau, und Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, werden auf Euch herabſchauen, in Eurem Herzen Reue leſen und Euch ſegnen, Amen!

Louiſe de la Vallière ſank der Aebtiſſin zu Füßen — die ehrwürdige Frau legte ihre weißen Hände auf das Haupt der Sünderin, blickte andächtig zum Himmel empor und ſegnete ſie im Namen der Mutter Gottes.

Dann gingen ſie in die Kirche.

Sechſtes Capitel.

Der König im Kloſter.

Vier Stunden ſpäter hielt vor dem Eingang dieſes Kloſters ein prächtiger, mit Gold beſchlagener und mit ſechs Schimmeln beſpannter Wagen, in dem ein hoher Mann, eingehüllt in einen Mantel, ſaß.

Zwei goldbetreßte Lakaien öffneten den Kutſchenſchlag. Der hohe Mann ſprang heraus und riß, eine Secunde ſpäter, ſo heftig an der Glocke, daß die Pförtnerin zuſammenfuhr.

Sie ſteckte den mit weißer Kapuze verhüllten Kopf zum Schaufenſter hinaus und fragte mit barſchem Tone.

— Wer iſt der Kecke, der ſo ungeſtüm hier Einlaß fordert?

— Der König iſt es.

— Jeſus Maria und Joſeph, rief die erſchreckte Pförtnerin und öffnete. Verzeihet Ew. Majeſtät, daß ich Euch nicht alſo gleich erkannt ... mein Auge iſt ſchwach ... ich ſehe nicht mehr gut ...

— Macht nichts, macht nichts, ſprach der König. Aber ſagt mir raſch, wo finde ich Louiſe de la Vallière?

— Sie iſt in ihrer Zelle ...

— Führt mich hin, gute Frau, aber raſch, raſch ...

Die Pförtnerin trippelte voran, der König folgte ihr.

— Hier, in dieſer Zelle wohnt unſere Novize, ſagte die Nonne und wies mit dem Finger nach der nächſten Thür hin. Soll ich Euch begleiten, Majeſtät? ...

— Nein, gute Frau, laßt uns allein, rief der König, riß die Thür auf und ſtürzte in die Zelle, in der Louiſe de la Vallière auf den Knieen lag und betete. Als ſie den König ſah, ſtieß ſie einen Schrei der Freude und der Ueberraſchung aus, erhob ſich raſch und ſank an die Bruſt des Königs, der ihr mit offenen Armen entgegengeeilt . . .

— Mein König, rief ſie und ſchmiegte ihre Arme um ſeinen Hals.

— Meine ſüße, theure Louiſe, rief der König und küßte ihre Stirn, vor zwei Stunden von der Jagd zurückgekehrt, erfuhr ich durch meinen Bontems den Auftritt, den Du mit der Königin gehabt . . . ich weiß, wie ſie Dich behandelt, weiß, was Du, armer Engel, meinetwegen erdulden mußteſt . . . Außer mir, als ich es hörte, wollte ich zu der Königin eilen und mit eigener Hand ſie züchtigen für die Schmach, die ſie Dir zugefügt, aber Bontems hielt mich zurück . . .

— That er das, that er das wirklich? Gott ſei Dank! Guter, ehrlicher Bontems, auf meinen Knieen will ich Dir dafür danken. Die Königin hat mich gekränkt, tief gekränkt, aber hab' ich es denn nicht verdient? — Ich, an ihrer Statt, hätte ich nicht eben ſo gehandelt? Ihr Zorn war vernichtend und zerſchmetternd, aber er war gerecht und ich ertrug ihn ohne Murren . . .

— O Gott, wo giebt es einen zweiten Engel, der ſo fromm und mild als dieſer iſt! Komm an mein Herz, Du liebes, ſüßes, gutes Kind, Du frommes Opferlamm, das Schimpf und Schmach geduldig über ſich ergehen ließ. Bis zu dieſer Stunde hab' ich Dich geliebt — jetzt bete ich Dich an, Du fromme Taube, die ihrem Feinde verzeiht und Haß mit Liebe lohnt. Das iſt Großmuth, das iſt Tugend! Wer ſolchen Engel haſſen kann, iſt ſelber haſſenswerth.

— O ſprich kein Wort von Haß, mein König. Nur böſe Menſchen können haſſen ... Du, Du kannſt nur lieben und liebſt Du mich und willſt Du, daß ich Dich wiederlieben ſoll, ſo liebe auch die Königin, die Königin, die mehr als ich und jedes Weib auf Erden, werth iſt, von Dir geliebt zu werden. Beweiſt nicht eben das, was ſie gethan, daß ſie Dich liebt, und darfſt Du Liebe wohl mit Haß belohnen? Nicht wahr, Du vergiebſt es ihr, wie ich's ihr längſt vergeben? ...

— Dein Wunſch iſt mir Gebot. Verziehen ſei der Königin, was ſie Dir zugefügt, doch da ſie

Dich beſchämt, in Deiner Feindin Gegenwart beſchämt, will und muß ich Deine Ehre rächen. Die glänzendſte Genugthuung ſollſt Du erhalten... Dich, die in den Staub man hat getreten, will zu den höchſten Ehren ich erheben: der ganze Hof ſoll Dich beneiden. Zehn Güter ſchenk ich Dir und Bauſéjour, das Dir ſo wohlgefällt. Du ſchweigſt und biſt betrübt — verſchmähſt Du meine Gaben?

— Ein ſüßes Wort aus Deinem ſüßen Munde iſt werther mir als eine ganze Welt. Glaubſt Du, ich liebte Dich nur darum, weil Du reich und mächtig biſt? Wärſt Du der ärmſte aller Bettler? ich liebte Dich wie jetzt. Doch Deine Gaben kann ich nicht gebrauchen: ich bleibe hier.

— Nein, bei Gott, das darfſt Du nicht! Der ſchönſte Edelſtein, er fehlte meiner Krone, bleibſt Du im Kloſter. Noch heute kehrſt Du an den Hof zurück . . .

— An den Hof, niemals, niemals!!!

— Dann liebſt Du mich nicht mehr.

— Will auch Ludwig heut mich kränken? Ich bleibe hier, mein König …

— Nein, ſag' ich, nein, Du biſt mir unterthan, mußt thun, was ich Dir befehle.

— Wie kann mein König es verlangen, daß ich erſcheinen ſoll vor einer Königin, die eine … das Wort erſtirbt auf meinen Lippen … ich bleibe hier, mein Ludwig …

— Dir und meiner Ehre bin ichs ſchuldig, Deine Schmach zu rächen … Willſt Du, daß Deine Feinde triumphiren ſollen? Willſt Du, daß Gräfin Soiſſons, in deren Gegenwart man Dich beſchämt, frohlockend ſagen ſoll: der König iſt kein Mann, ſonſt rächte er den Schimpf?

— Nein, das ſoll ſie nicht! Mich mag ſie kränken und beſchimpfen, doch Dich, den König nicht …

— Wenn meine Ehre und mein Glück Dir theuer, ſo kehrſt Du an den Hof zurück …

— Du biſt ein Gott, ich bin ein ſchwach Geſchöpf … in Deine Hände leg' ich mein Geſchick. —

— Folge mir, gebot der König und reichte ihr ſeinen Arm.

— Nun, ſo geſchehe denn, was Gott und König will, ſprach Louiſe de la Vallière, und folgte dem König.

Sie nahmen Abſchied von der Priorin.

— Frau Priorin, ſprach Ludwig zur Aebtiſſin ich fordere von Euch mein Eigenthum zurück . . .

— Des Königs Wille iſt Geſetz, ſprach die Nonne und verneigte ſich.

— Hochwürdige Frau, nehmt zur Erinnerung an dieſe Stunde dies kleine Zeichen meines Dankes an und — zürnt mir nicht, bat das Fräulein und ſchenkte der Priorin den Ring des Noſtradamus.

— Ich werde beten für Euch, ſprach die Priorin . . .

— Thut es, gute Frau, und vergeßt, wenn Ihr die Güte haben wollt, auch den König Ludwig nicht.

Lächelnd führte er ſeine Geliebte zum Kloſter hinaus.

Mit Blitzesſchnelle flog der Wagen nach Paris.

Siebentes Capitel.

Ein Feſt im Palais royal.

(1663.)

Am Abend deſſelben Tages war Ball bei Ihrer königlichen Hoheit dem Herzog und der Herzogin von Orleans.

Ihre Majeſtät, die Königin, Mademoiſelle de Montpenſier; der große Condé; Henri de la Tour d'Auvergne Vicomte de Turenne, Generaliſſimus des Heeres; die Herzoge von Grammont und Lafeuillade; der Herzog von Beaufort, Oberhofmeiſter Sr. Majeſtät des Königs; der Herzog von St. Aignan, der erſte Kammerherr des Königs; der Herzog von Gevres, Capitain der königlichen Garden; der Graf von Soiſſons, General-Capitain der Schweizer und Gouverneur der Champagne; die Marſchälle von Villeroy und d'Humière; Le Tellier, Fouquet und Brienne:

Miniſter des Krieges, der Finanzen und der Juſtiz; Colbert, General-Controlleur; die Grafen Peguillen, Guiche, Vardes, Sainthierry, Cavois, Sceaux und andere Hofcavaliere, die Gräfin von Soiſſons, Oberhofmeiſterin Ihrer Majeſtät der Königin, die Herzoginnen von Chevreuſe, Noailles und Soubiſe, die Ehrendamen Ihrer Majeſtät der Königin, unter denen die Marquiſe von Montespan, und die Ehrendamen Ihrer königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Orleans, worunter Fräulein* de Lamothe Houdancourt und d'Humieres, die Geſandten der fremden Höfe, und (faſt hätte man ſie überſehen) François Annat, Jeſuit und Beichtvater des Königs, und der Chevalier von Lothringen, der Geliebte Philipps von Orleans, bildeten eine Geſellſchaft, ſo reich und glänzend, wie man ſie ſelten geſehen. Die Säle ſchwammen in einem Meer von Lichtern, die, von den Spiegeln zurückgeſtrahlt, ſich hundertfach vervielfältigten. Die Mauern des Palais royal haben viele Feſte geſehen, aber nur wenige, die ſo üppig als dieſes waren. In den Sälen und in dem Putz der Gäſte herrſchte der raffinirteſte Luxus — man wollte ſich gegenſeitig überbieten an Glanz und Herrlichkeit. Eine Chronik ſagt, daß man niemals ſo viele Diamanten und Juwelen geſehen als hier an dieſem Abend — man hat berechnet, daß der Geſammtwerth der Edelſteine und Perlen, womit die Coiffure und Kleidung der Damen gleichſam überſäet war, ſich auf vierzig Millionen Francs belaufen hat. Die Königin und Madame allein ſollen für achtzehn Millionen Francs Geſchmeide getragen haben. Das war ein Schimmern und Flimmern, ein Sprühen und Funkeln, das ſelbſt das Feuer der ſchönſten Augen verdunkelte. Der geblendete Blick wußte nicht, wohin er ſich flüchten ſollte, um einen Punkt zu finden, auf dem er ausruhen konnte von all dem Glanz, der ſich hier zuſammengedrängt. Wie das Auge durch den Glanz von tauſend Lichtern, wurde der Sinn des Geruchs durch den Duft von tauſend Blumen, das Ohr durch die tauſend Klänge der Muſik gekitzelt. Es war ein Feſt, wie man ſie oft in den Mährchen von Tauſend und Einer

Nacht, aber ſelten nur in der Wirklichkeit antrifft.

— Schade nur, ſagte Fräulein de Lamothe Houdancourt zu der Gräfin von Soiſſons, daß die Krone des Feſtes, der König fehlt... Warum kommt er nicht?

— Ei wiſſen Sie denn nicht, was heute vorgefallen iſt im Louvre?

— Erzählen Sie, Gräfin, ich weiß kein Wort von Allem . . .

Die Oberhofmeiſterin erzählte nun den ganzen Auftritt zwiſchen der Königin und dem Fräulein de la Vallière mit einer Breite und Ausführlichkeit, der man es anſah, wie viel Freude es ihr mache, das, was blos ſie gehört, auch Andern mittheilen zu können.

— Denken Sie Sich, Herzogin, Ihre Majeſtät die Königin war ſo aufgebracht, daß ſie das Fräulein (faſt traue ich mir nicht, das Wort zu wiederholen) eine Metze genannt . . .

— Eine Metze?! Quel horreur!

— O, die Königin hat ihr Dinge geſagt, die noch viel bitterer waren ...

— Und wie benahm ſich das Fräulein?

— Wie ein albernes Ding, das die Ruthe bekommen.

— Und der König, hat der Alles erfahren?

— Durch einen elenden Spion, durch ſeinen Kammerdiener Bontems.

— Und was thaten Seine Majeſtät?

— Bis jetzt noch gar nichts, ſprach die Gräfin, um deren Lippen ein höhnendes Lächeln flog. Wenn ich die Königin wäre, fuhr ſie fort und ſpielte mit ihrem Fächer ...

— Was würden Sie thun?

— Mich von dem König ſcheiden laſſen . .

— Wer weiß, was noch geſchieht, liebe Gräfin, ſprach die Herzogin von Chevreuſe und erzählte alles, was ſie von dem Auftritt gehört, der Gräfin von Choiſſy, dieſe erzählte es der Marquiſe von Montespan und dieſe wieder dem Fräulein von Lamothe Houdancourt, und ſo lief die Geſchichte von Mund zu Mund, ſo daß bald kein Einziger im ganzen Saale war, der nicht ausführlich den ganzen Auftritt wußte. Verſchwiegenheit iſt eine Tugend, die man bei Hofe nur dem Namen nach kennt. Alle freuten ſich über den Sturz der La Vallière, nicht Eine, die mit dem armen Mädchen Mitleid gehabt. Neid iſt eines jener Laſter, die in hohen Paläſten beſſer als in niedern Hütten gedeihen. Neid iſt ein wucherndes Unkraut, das häufig ſogar an den Stufen des Thrones wächſt.

Die Gräfin Soiſſons, von allen Neidern des Fräuleins die Erbittertſte, erzählte den Vorfall (verſieht ſich unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit) auch dem Beichtvater des Königs.

François Annat (geb. 1590 zu Rhodez im Departement Aveyron, erſt General-Cenſor des Jeſuiten-Ordens in Rom, dann Rector des Collegiums zu Montpellier und zu Toulouſe, ſpäter Beichtvater des Königs) war im ſtrengſten Sinne des Wortes ein Jeſuit, der mehr als ein Mal ſich in Dinge gemiſcht, die außer dem Bereiche ſeines Amtes lagen.

— Hochwürdiger Vater, ſagte die Gräfin

Soiſſons, Ihr könntet der Königin einen Dienſt erweiſen, wofür ſie Euch ewig dankbar ſein würde.

— Ich der Königin einen Dienſt erweiſen? Sprecht, Gräfin, was meint Ihr damit?

— Der Beichtvater kann dem Könige Dinge ſagen, die kein Anderer ſich erlauben darf . . . Haltet ihm ſein Unrecht vor, macht ihm Vorwürfe, daß er ſeiner Gattin den Eid der Treue gebrochen und ſein Herz einer Andern geſchenkt, die ſeiner unwürdig iſt, beweiſ't ihm, wie frevelhaft, wie ſtrafbar dieſe Liebe ſei und bietet die ganze Kraft Eurer Beredſamkeit auf, um den König von dem Pfade des Laſters auf die Bahn der Tugend zurückzuleiten ... Verſprecht es mir, hochwürdiger Vater, dem König bei der nächſten Beichte nicht eher Abſolution zu ertheilen, bis er feierlich gelobt, einer Liebe zu entſagen, die ihn, die Königin, den Hof und ganz Frankreich ſchändet — droht ihm mit allen Strafen des Himmels und dringt auf die Verbannung der Buhlerin.

— Es ſoll geſchehen und zwar ſchon morgen, Gräfin Soiſſons.

— Hochwürdiger Vater, rechnet auf den Dank der Königin, ſprach die Gräſin, drückte dem Pater die Hand und eilte dann zu ihrem Geliebten, dem Herrn von Vardes.

— Darf man wiſſen, Gräſin, von welchem Gegenſtande Sie Sich ſo lang und ernſthaft mit dem Pater Annat unterhalten haben? fragte Herr von Vardes, der die Miene annahm, als ob er auf den alten Jeſuiten eiferſüchtig ſei ... Wär es möglich, daß ſich Gräſin Soiſſons ſo tief erniedrigen könnte ...

— Sich in den alten Eſel zu verlieben? Sein Sie unbeſorgt, Vardes, ſo lange es noch Junge giebt, ſagte die Oberhofmeiſterin und klopfte mit ihrem Fächer die Hand des Begünſtigten, haben die Alten vor mir Ruhe.

— Ein hübſches Compliment, erwiederte Vardes und drückte ihr zärtlich die Hand.

In demſelben Augenblick riſſen die Pagen die Flügelthüren auf.

Eine junge leichenblaſſe Dame in einem einfachweißen Kleide, das blonde Haar mit einer weißen

Roſe geſchmückt, trat ein, geführt von Seiner Majeſtät dem Könige.

Das Orcheſter brachte dem König ein Lebehoch. Ludwig führte die Dame in die Mitte des Saales und ſprach mit lauter Stimme:

— Meine Herren und Damen, — der König ſtellt Ihnen die Herzogin Louiſe de la Vallière vor.

Eine zweite Fanfare . . . Alle ſtanden wie verſteinert . . . Die Oberhofmeiſterin, außer ſich vor Wuth, zerpflückte in ihrer Hand eine Roſe und rief mit den Zähnen knirſchend:

— Verflucht!

— Amen, ſagte Pater Annat, der neben ihr ſtand.

Die Königin und ihre Oberhofmeiſterin verließen das Palais royal, der König aber trat mit der Herzogin de la Vallière in den Kreis der Quadrille.

Bald darauf legte Louiſe de la Vallière ihr Ehrenfräuleinamt nieder und bezog das Hôtel Biron, das der König ihr zum Wohnſitz anwies. Die Pracht der Einrichtung war ſo groß, daß man ſie auf ſechs Millionen Livres geſchätzt. Louiſe de la Vallière erhielt einen eigenen Hofſtaat, an deſſen Spitze Madame Colbert, die alte Mutter des General-Intendanten, und die Marquiſe von Montauſier ſtand. Beſorgt für die Sicherheit ſeiner Geliebten, gab er ihr eine Garde, und aus Furcht, daß man ſie vergiften könnte, einen Haushofmeiſter, der jede Speiſe, die auf ihre Tafel kam, koſten mußte, wofür Magaret, ſo hieß dieſer Vorkoſter, einen Jahrgehalt von 8000 Francs erhielt.

In einem Zeitraum von vier Jahren gebar ſie dem Könige drei Kinder. Das erſte, geboren am 27. December 1663 ſtarb in einem Alter von zehn Monaten. Die fromme Mutter, den frühen Tod ihres Kindes als eine Strafe des Himmels betrachtend, war untröſtlich. — Am 2. October 1666 ward ſie von einer Tochter entbunden. Dieſe zweite Entbindung war ſo gefahrvoll geweſen, daß Ludwig die Herzogin verloren gab. Rettet ſie, hatte er zu dem Arzte Seguin geſagt und nehmt Alles, was ich beſitze. Nach dieſer Entbindung ſchenkte er ihr die Herrſchaft Vaujour und die Baronie St. Chriſtophe, die er zur Pairie erhob. Marie Anne de Bourbon, durch **Lettres patentes** zur legitimen Prinzeſſin Frankreichs erhoben, erhielt den Namen Mademoiſelle de Blois. Seguin bekam ein Gnadengeſchenk von 4000 Louisd'or. Ein Jahr ſpäter, an dem erſten Geburtstage der Mademoiſelle de Blois (2. Oct. 1667) gebar Louiſe de la Vallière einen Knaben, Louis de Bourbon, Graf von Vermandois.

Die Gräfin von Soiſſons, die nicht unterlaſſen hatte, neue Ränke zu ſchmieden, erhielt endlich, compromittirt im Prozeß der berüchtigten Giftmiſcherin, Marquiſe de Brinvilliers, von Ludwig XIV. die geheime Weiſung, Paris zu verlaſſen.

Sie ging nach Brüſſel und von dort nach Madrid. Saint Simon und andere Geſchichtsſchreiber behaupten, ſie habe ihren Gatten, der plötzlich (am 7. Juni 1673) in Weſtphalen geſtorben war, Gift beigebracht. Ihr Sohn, der Prinz Eugen von Savoyen, ſoll dieſen Verdacht getheilt und ſeine Mutter deshalb ſo ſehr gehaßt haben, daß er ſie nie anders als »Giftmiſcherin« genannt.

Auch Marie Louiſe von Orleans, die Gemahlin Karls II. von Spanien ſoll durch ſie vergiftet worden ſein.

Von Madrid kehrte ſie nach Brüſſel zurück, und ſtarb daſelbſt, vergeſſen von aller Welt, im Jahre 1708.

Achtes Capitel.

Der Fluch.

Zwei Tage nach jenem Balle, auf dem der König ſeine Geliebte dem verſammelten Hofe als Herzogin de la Vallière vorgeſtellt, lag die Tochter Eliſabeths von Frankreich, in Thränen aufgelöſt, auf ihrem Ruhebette.

Ludwig, Ludwig, rief ſie aus, wie konnteſt Du ſo grauſam ſein, mich, Deine Gattin, vor den Augen Deines ganzen Hofes zu beſchimpfen? Durch welche Handlung meines Lebens hab' ich dieſe Schmach verdient, hab' ich Dich nicht geliebt mit der ganzen Gluth der erſten Liebe. Und Du, wie haſt Du dieſe Liebe mir vergolten? Du haſt die Magd der Herrin, die Buhlerin der Gattin vorgezogen, haſt der Ehe Schwur gebrochen, haſt geſündigt gegen mich und Gott. Der Himmel mag es Dir vergeben — ich aber, ich vergeb's Dir nie!

— Königin, ſprach der eintretende Page, die Priorin des Kloſters von Chaillot bittet Eure Majeſtät um einen Augenblick Gehör.

— Laßt die fromme Frau herein.

— Königin, ſprach die Priorin, verzeiht, wenn eine alte Frau Euch läſtig fällt. Mich führt nicht Eigennutz zu Euch . . . ich trage keine Bitte auf dem Herzen . . . ich komme nur, um zu ſagen, Königin, daß Louiſe de la Vallière, als ſie aus dem Kloſter ſchied, mir einen Ring geſchenkt, den ich nicht länger tragen darf.

— Weshalb nicht, fromme Frau?

— Er brennt auf meinem Finger wie ein glühend Band. Eine Sünderin hat ihn getragen, eine Sünderin, die, geblendet von der Krone Glanz, den König, unſern Herrn, in ihr Netz gelockt und Gott und Euch beleidigt hat. Sie hatte Reue mir gelobt, doch ihre Reue war erlogen. Nehmt dieſen Ring, o Königin, und gebt ihn in der Nonne Namen der Heuchlerin zurück, die unſres Kloſters heilige Schwelle frech beſudelt hat.

— Gebt mir den Ring, ich will ihn tragen als ein Zeichen meiner Schmach, will ihn tragen, um, ſo lang ich lebe, niemals zu vergeſſen, daß ſie es war, die meines Lebens höchſtes Glück, meines Gatten Liebe mir geraubt.

— Der Himmel wird Euch rächen, Königin. Louiſe de la Vallière, die Euch des Gatten Herz entfremdet hat, wird aus der Höhe ihres Glücks in des Elends Abgrund fallen und ausgeſtoßen aus des Hofes Glanz, vergeſſen von der Welt, hinwelken unter Gram und Leiden. Das Gewiſſen wird ſie foltern, wird ihren Augen keinen Schlaf, ihrer Seele keinen Frieden gönnen. Louiſe de la Vallière, ich fluche dir!

Die Königin zerfloß in Thränen.

— Trocknet Eure Thränen, Königin. Dies Erdenleben iſt ja bald verrauſcht, droben, in dem ſchönen Sein wird Euer Schmerz erlöſchen. Die Engel werden Eure Seele tragen zu des Ewigen glanzumſtrahlten Thron und ihn bitten: Herr, vergelte dieſem Engel jene Schmach, die dort unten er erlitten. Amen.

Die Priorin hob ihre Hände gen Himmel und ließ die Königin allein mit ihrem großen Schmerze.

Neuntes Capitel.

Ein Traum.

(1669.)

Quand l'astre decide autrement
Il faut se soumettre et faire,
C'est un caprice involontaire
Qui ne consulte plus les desirs
d'un amant.
Louise de la Vallière.

Durch die Geburt des Grafen von Vermandois hatte die Herzogin de la Vallière die letzten Reize, die ihren königlichen Geliebten noch zu feſſeln vermochten, faſt gänzlich eingebüßt. Ihr Auge hatte ſeine zündende Gluth, ihr Teint ſeine flammende Friſche, ihr Geiſt ſeine ſprudelnde Heiterkeit verloren. Ach, ſie fühlte früh genug, daß Ludwig ſie immer mehr und mehr vernachläſſigte. Aber Louiſe de la Vallière war ein Engel, zu gut und mild, um ihm Vorwürfe zu machen.

Mit frommer Duldung ertrug ſie die Qualen der Zurückſetzung. Aber war ſie allein, dann machte ſie ihrem herzbrechenden Grame durch Thränen Luft. Hatte ſie ſich ausgeweint, dann wagte ſie es, ihren Schmerz dem Papiere anzuvertrauen.

Eines Abends, als ſie den König vergebens erwartet hatte, dichtete ſie folgendes Sonnett:

Tout se detruit, tout passe et le coeur le plus tendre
Ne peut d'un même objet se contenter toujours
Le passé n'a point vu d'eternelles amours
Et les siècles futurs n'en doivent point attendre.

La constance a de lois que l'on ne peut entendre
Les desirs d'un grand Roi rien n'arrete le cours
Ce qui plait aujourd'hui, deplait en peu de jours
Cette inègalité ne saurait se comprendre.

Louis, tous ces defauts font tort à vos vertus!
Vous m'aimiez autrefois, mais vous ne m'aimiez plus,
Mes sentimens, helas, different bien des vôtres.

Amour a qui je dois et mon mal et mon bien
Que ne lui donniez-vous un coeur comme le mien
Ou que n'avez vous fait le mien comme les autres!

Von Schmerz überwältigt war ſie eingeſchlummert.

Der Gott der Träume führte ihren Geiſt in das lachende Eden ihrer Kindheit zurück. Sie ſah ſich im Hauſe ihrer Eltern; der letzte Strahl der untergehenden Sonne, der durch die buntgemalten Glasſcheiben drang, umſpielte, wie ein Nimbus, das Bild ihres Großvaters, der mit ehrwürdigem Ernſt auf ſie herabſah. Sie lag zu den Füßen ihrer Mutter, die ihr ein Feenmährchen erzählte, in das ſie hundert gute Lehren einwob. Aber plötzlich verwandelte ſich die Scene... ſie ſah ſich im Kreiſe froher Kinder, und unter dieſen Kindern erblickte ſie Bragelone, ihre Jugendliebe. Sie wollte ihn haſchen, aber plötzlich war er verſchwunden und ſie befand ſich in Blois. Sie hörte vom König und ſeinem Hofe, hörte von ſeinem Glanz und ſeinen Feſten und ſah ſich plötzlich hineinverſetzt in den Hof und ſeine Wunder. Da tauchten empor die Schlöſſer von Saint Germain, Saint Cloud und Fontainebleau.

In Saint Cloud ſieht ſie »die vier Jahreszeiten«, das Ballet, in welchem der König als Frühling, der Graf von Guiche als Sommer, der

Graf von Armagnac als Herbſt und der Marquis von Villeroi als Winter erſcheint, — aber Louiſe hat nur Augen für den Frühling. In Fontainebleau ſieht ſie das kleine Zimmer, beſchattet vom Laub der Kaſtanien . . . der König ſtürzt herein. Wie damals hört ſie ſein Flehen, wie damals die Schwüre ſeiner Liebe. Ludwig ſchließt ſie in ſeine Arme . . . ſie erliegt. Der Gefallenen zu Ehren veranſtaltet Ludwig, auf dem Platze der Tuilerien ein prächtiges Carrouſel*). Von der Tribüne herab ſchaut die Glückliche dem Feſte zu. Wie damals hört ſie das Geſchmetter der Trompeten, wie damals klopft ihr Herz, als der König, auf einem blendendweißen Roſſe, an der Spitze der Römer erſcheint — ihm folgen Philipp von Orleans, der Prinz von Condé, der Herzog von Enghien und der Herzog von Guiſe an der Spitze der Perſer, Türken, Indier und Mexikaner. Das Carrouſel beginnt. Der Graf von Saulx, der

---

*) Dieſer Platz erhielt von dieſem Feſte den Namen Place de Carrousel.

Sohn des Herzogs von Lesdiguières, gewinnt den Preis, den er aus den Händen der Königin Mutter empfängt ... aller Augen ruhen auf dem Sieger, aber Louiſens Auge ruht auf dem König, der ſich mit ihren Farben geſchmückt. Aus dem Tumult des Feſtes ſieht ſie ſich plötzlich in die heilige Stille des Kloſters der heiligen Marie zu Chaillot verſetzt. Wie damals hört ſie das Geſchmetter der Fanfare. Sie iſt Herzogin, ſie wird Mutter, zu ihren Füßen tändeln zwei Engel, ein Prinz, eine Prinzeſſin; Mutter, Mutter! rufen ihre holden Kinder und Stolz verklärt ihr Geſicht. Am Arme des Königs durchwandelt ſie die Blumen-Boskets in St. Germain. Der Himmel lacht, die Quellen rieſeln, die Blumen duften, die Vögel zwitſchern und der König liebt ſie. Welch ein ſchöner, entzückender Traum! Vergeſſen hat ſie all' die guten Lehren der Mutter. Ihr Ohr lauſcht den Worten ſeiner Liebe, den Schwüren ſeiner Treue... ſie iſt namenlos glücklich. Aber plötzlich umwölkt ſich der Himmel: die Quellen rieſeln nicht mehr, die Blumen duften nicht mehr — die Vögel zwitſchern nicht mehr und der König — er liebt eine Andere, die ſchöner iſt als ſie. Louiſe de la Vallière ſteht verlaſſen und allein in einer öden Wüſte, in der ihr Auge nichts als abgeblühte Blumen und zerfallene Paläſte ſieht, beleuchtet von den Strahlen der untergehenden Sonne. Ein unwiderſtehliches Gefühl treibt ſie zu einer Ruine hin, an deren Eingang ſie eine weiße Geſtalt erblickt — es iſt eine alte, verſchleierte Nonne, die betend vor einem großen, leeren Grabe kniet. Für wen, fragt die Träumende beteſt Du? Für eine Sünderin, antwortet die Nonne. Für wen dieſes Grab? — Für Dich, Louiſe de la Vallière. Und die Nonne flog zum Himmel hinan auch . . . Louiſe de la Vallière erwachte.

Der Traum war das Bild ihrer Zukunft.

Zehntes Capitel.

Die Marquiſe von Monteſpan.

(1669.)

Arme Louiſe de la Vallière, dein Traum geht in Erfüllung: der König bricht ſeine Schwüre. Satt deiner Reize, die er welken ſieht, wendet er die Sonne ſeiner Gunſt einer Andern zu, und dieſe Andere iſt — die Marquiſe von Monteſpan.

Athenais de Mortemart (geb. am 26. April 1641) war die zweite Tochter Gabriels de Rochechouart, Herzogs von Mortemart, und Dianens von Grandſeigne. Ihr Vater hatte ſie frühzeitig an den Hof gebracht, wo ſie, als Fräulein de Tonnay-Charente in die Zahl der Ehrenfräulein aufgenommen, wenig beachtet worden war. Im Jahre 1663 hatte Louis Pardaillan de Gondrin, Marquis von Monteſpan um ſie angehalten und, da das

Geſchlecht der Pardaillans eben ſo alt und edel als das der Mortemarts war, die Einwilligung der Eltern, aber nicht die Zuneigung ſeiner Braut erhalten. Gleich nach ihrer Vermählung war ſie, zur Palaſtdame der Königin ernannt, mehr in den Vordergrund getreten.

Die Marquiſe von Monteſpan war eine jener Schönheiten, die in allen Zügen das roſige Siegel der Ueppigkeit tragen. Ihr junoniſcher Wuchs war ein harmoniſcher Zuſammenfluß weicher, wellenförmiger Formen — ihr Geſicht ein blendendes Potpourri der feinſten, regelmäßigſten Züge. In ihren Augen brannte ein wollüſtiges Feuer, auf ihren Wangen glühte ein lebhaftes Roth, auf ihren Lippen flammte ein ſchwellender Purpur. Eine reiche Fülle des ſchönſten, weichſten Haares quoll in üppigen Locken auf den Schnee ihres fleiſchigen Nackens herab. Hals und Buſen, Arme und Hände waren von vollendeter Schönheit und von ſo durchſichtiger Weiße, daß ſie das blaue Veilchengeflecht der Adern durchſchimmern ließ. Dieſe Fülle von Reiz und Schönheit erhielt durch das geiſtige Fluidum, das ſie durchſtrömte, eine doppelte Anziehungskraft. — Ihre Unterhaltung war ein impoſantes Feuerwerk, die Leuchtkugeln ihrer Laune, die Raketen ihres Witzes, die Tourbillons ihres Muthwillens ausſprühend. In pſychiſcher Beziehung war ſie weniger ſchön. Man konnte ihr zwar kein Laſter vorwerfen, aber auch keine Tugend nachrühmen. Sie beſaß tauſend ſchöne Eigenſchaften, aber auch tauſend kleinliche Schwächen. Sie war leichtſinnig, unbeſtändig, leidenſchaftlich, aufbrauſend, indiscret, eitel und über alle Maßen gefallſüchtig.

Vor ihrer Vermählung hatte ſie verſucht, den Bruder des Königs in ihr Garn zu locken. Philipp von Orleans, ſagt ein Geſchichtſchreiber, habe nur darum ihren Reizen gehuldigt, um die Welt glauben zu machen, daß er auch in Damen verliebt ſein könne, etwas, was nicht Jeder, der deſſen Verhältniß mit dem Chevalier de Lorraine gekannt, glauben gewollt. Nach ihrer Vermählung hatte ſie ihre reizenden Schlingen ausgeworfen, um das Herz des Königs zu fangen. Aber Ludwig, gefeſſelt in den Banden der Herzogin de la Vallière, war Anfangs nicht in die Falle gegangen.

Eines Tages hatte ſie Herrn von Buſſy=Rabutin zu ſich bitten laſſen.

Rogers de Rabutin, Graf von Buſſy (geb. 1618 zu Epiry in Nivernois) hatte ſeiner militairiſchen Laufbahn (er war Maréchal de Camp und Inhaber eines Regiments) entſagt und ſich der Literatur gewidmet. Geiſt und Witz hatten ihn bald zu einem der gefürchtetſten Schriftſteller gemacht. Seine Feder, die bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe die Sitten des Hofes gegeißelt, hatte ihm die Ungnade des Königs zugezogen. Dafür entſchädigte ihn die Liebe der Marquiſe von Sevigné, die ſich mehr als einmal genöthigt ſah, ſeine Schulden zu bezahlen, denn ihr Herr Couſin hatte immer Witz, aber ſelten Geld.

Die Marquiſe von Monteſpan wußte das Geſpräch ſehr geſchickt auf die Liebe des Königs zu leiten.

— Ich begreife nicht, ſagte ſie zu Buſſy, der bei ihr ein Dejeuner à la fourchette einnahm, wie unſer ruhmgekrönter Louis Deodatus in dieſe magere Mumie ſo verliebt ſein kann. Die hinkende Schöne hat einen Mund, der von einem Ohr bis zum andern reicht ...

— Und da, wo andere Frauen zwei reizende Hügel haben, fiel Buſſy ein, hat die Herzogin eine reizloſe Ebene.

— Es wundert mich, lieber Graf, daß Sie noch kein Epigramm auf ſie gemacht, ſagte die Marquiſe, ſein leeres Glas füllend.

— Sie iſt ſo gut, ich mag ſie nicht kränken, erwiederte Rabutin, einen Taubenflügel abnagend.

— Gut, aber dumm! Wär ich an ihrer Stelle, Männer, wie Sie, lieber Graf, müßten bei Hofe die erſten Rollen ſpielen. Wie kann ſie zugeben, daß ein ſo geiſtreicher Mann, wie Sie, theurer Freund, in Ungnade fallen darf?

— Sie haben Recht; es bedürfte nur eines Wortes von ihr und ich könnte wieder bei Hofe erſcheinen.

— Sie iſt eine Egoiſtin, die nie an Andere denkt. Wär' ich Buſſy ....

— Nun, was thäten Sie? fragte der Schöngeiſt, ſein Glas leerend.

— Ich würde mich rächen ...

— Aber wie? fragte der Graf, der, jetzt ans Deſſert gekommen, eine Pfirſich zertheilte.

— Durch ein witziges Lied, durch ein beißendes Epigramm. Lieder ſind die blutigſten Waffen, Epigramme die ſchärfſten Geißeln unſeres Jahrhunderts, gefährlicher als Fauſt und Keule der alten Ritterzeit, gefährlicher als das Gift und die Dolche der Medicis, gefährlicher als alle Kanonen und Bajonette der Erde. Mit Lieder-Kugeln und Epigrammen-Bajonnetts kann man Könige entthronen, Miniſter ſtürzen, ganze Völker in Aufruhr bringen. Der große Ludwig iſt ein Held, und dennoch zittert er mehr vor einem einzigen Quatrain, als vor zehn Schlachten.

Man muß ihn und ſeine La Vallière lächerlich machen, nur auf dieſe Weiſe kann es uns gelingen, die ehernen Ketten ihrer Liebe zu ſprengen. Ein Epigramm, Buſſy, ein einzig Epigramm, und mir und Ihnen iſt geholfen ...

— Ein Epigramm kann ſeine Wirkung leicht verfehlen, wir wollen lieber gleich ein Dutzend Kugeln gießen.

— O wer doch ſo viel Geiſt beſäße, wie Sie, mein theurer Freund, ſprach Frau von Monteſpan, ſein Glas von neuem füllend.

— Ich bitte um ein Blatt Papier . . . ein Dutzend iſt gar leicht gemacht.

Die Marquiſe holte die Schreibmaterialien. Der Schöngeiſt ſtocherte die Zähne und ſann ein wenig nach.

— Hier, lieber Graf, iſt Alles, was Sie brauchen.

— Gut, ſchöne Frau. Doch halt, noch Eins. Wir Dichter ſind ein eigennützig Volk. Ich mache Anſpruch auf ein hohes Honorar. Für jedes meiner Epigramme verlange ich ein Küßchen von dem ſchönſten Mund.

— Buſſy, wie kann ein Mann wie Sie, ſo kindiſch ſein! Doch immerhin, es ſei, rief die Marquiſe, die das Vergnügen, die beneidete Herzogin lächerlich gemacht zu ſehen, im Nothfall ſelbſt mit größern Opfern erkauft hätte.

Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde hatte der Schöngeiſt, mit Hilfe des ſchäumenden Champagners, zwölf Epigramme, eines beißender als das andere, ausgebrütet. Buſſy las ſie vor... die Marquiſe war entzückt.

— Herrlich, herrlich! lieber Buſſy. Wenn unſer Louis Deodatus dieſe Verſe lieſt, ſo giebt er ſeinem magern Engel den Laufpaß, rief Frau von Monteſpan, ganz außer ſich vor Freude.

— Wenn aber der König erfährt, daß ich dieſe Verſe gedichtet...

— Dann, lieber Graf, ſei Ihnen der Himmel gnädig!

— Werden Sie mich verrathen?

— Sein Sie unbeſorgt, ich ſchweige.

— Und das Honorar...

— Erhalten Sie das nächſte Mal.

Frau von Monteſpan hatte Buſſy's Epigramme vielfach abſchreiben und bei Hofe circuliren laſſen. Die Feinde der Herzogin de la Vallière triumphirten. Der König, der ſeine Neigung dem Gelächter Preis gegeben ſah, wüthete. Der Verfaſſer dieſer vierzeiligen Pasquille blieb nicht lange unbekannt.

Graf Buſſy Rabutin ward in die Baſtille geſchickt. Dort fand er Zeit und Muſe, die, »**Histoire amoureuse des Gaules**«, ſeine »**Histoire abrégée de Louis le Grand**« und ſeine »**Memoires**« zu vollenden, drei Werke, die ihm im Pantheon der franzöſiſchen Literatur für immer einen ehrenvollen Platz geſichert.

Bald darauf ward die Marquiſe Athenais de Monteſpan des Königs erklärte Maitreſſe. Ihr Gemahl erſchien in tiefer Trauer.

— Um wen trauern Sie, fragte Ludwig XIV.

— Sire, um meine Frau, erwiederte der Marquis.

Am andern Morgen erhielt der Marquis von Monteſpan den Befehl, ſich auf ſeine Güter zu begeben. Um die Strafe der Verbannung zu verſüßen, verlieh ihm der König den Orden des heiligen Ludwig und eine Penſion von 40,000 Francs.

Solche Pflaſter heilen ſelbſt die tiefſten Wunden. Und ſchon darum ſind die Orden eine ſchöne, herrliche Erfindung.

Eilftes Capitel.

Neue Mode, neuer Tanz.

(1670.)

Der König hatte ſeine Liebe zur Marquiſe von Monteſpan anfangs ſehr geheim gehalten, aber bei Hofe bleibt nichts verſchwiegen.

Eines Morgens erhielt die Marquiſe den Beſuch ihres Bruders.

— Athenais! rief der Herzog von Vivonne, was muß ich hören? Der König hat Deinen Gemahl verbannt.

— Wer hieß den Herrn Marquis Trauer um mich anlegen? Der König hatte Recht!

— Du willſt alſo wirklich in die Fußtapfen der La Vallière treten, willſt, wie ſie, des Königs Liebchen ſein?

— Wer ſagt das?

— Der ganze Hof.

— Er lügt. Unſere Liebe, Victor, iſt nicht ſinnlicher Natur. Der König erweiſ't mir die Ehre, mich häufig zu beſuchen; das läugne ich nicht; aber ſeine Beſuche ſind unſchuldiger Art; dem König gefällt meine Laune, er lacht über meine guten Einfälle und freut ſich, wenn er ein paar Stündchen harmlos mit mir verplaudern kann. Abends vertreiben wir uns die Zeit mit Lectüre; bald leſe ich ihm, bald lieſ't er mir et~~was vo~~r; haben wir genug geleſen, dann ſpielen wir, bald dies bald das. Nun ſage ſelbſt, Victor, iſt das ein Verbrechen?

— Leute, die gut unterrichtet ſind, erzählen mir, er brächte ganze Nächte . . .

— Das ſind Lügen, die der Neid erſonnen hat, um mich bei der Königin zu verdächtigen; ſie aber kennt mich beſſer als Ihr Andern. Sie weiß, daß Alles nur Verläumdung iſt.

— Mir fällt ein Stein vom Herzen, ſprach der Herzog von Vivonne und empfahl ſich bald darauf.

Eine Stunde ſpäter erhielt ſie den Beſuch der Aebtiſſin von Fontevrault.

— Weißt Du, Schweſter, weshalb ich heute Dich beſuche?

— Weshalb, Gabrielle?

— Um Dir etwas Merkwürdiges zu erzählen. Mir träumte in vergangener Nacht, Du hätteſt mich rufen laſſen, um mir zu geſtehen, daß Du Dich Mutter fühlſt.

— Welch ein alberner Traum!

— Meine Träume, Schweſter, gehen in Erfüllung. Athenais, Athenais, ſagte die Aebtiſſin lächelnd mit dem Finger drohend.

— — Biſt Du närriſch? fragte die Marquiſe bitter gekränkt.

— Schweſter, wie kann man gleich ſo heftig ſein.

— Alſo auch Du gehörſt zu Jenen, die jeder böſen Zunge Glauben ſchenken? Ich möchte raſend werden!

— Gieb Dich zufrieden! Weiß Gott, ich hab' Dich nicht kränken wollen.

Als die Marquiſe allein war, ſtellte ſie ſich vor den Spiegel.

— Es giebt Augenblicke, wo ich glaube, es ſtehe auf der Stirn geſchrieben, daß das, was ich zu läugnen mich bemühe, nicht länger mehr zu läugnen iſt. Was fang ich an, um dieſen Zuſtand zu verbergen?

Sie dachte lange nach.

— Gefunden! rief ſie endlich, ſo ſtolz wie Archimedes, als er, in mechaniſche Forſchungen vertieft, ſein Heureka gerufen.

Drei Tage ſpäter erſchien die Marquiſe von Monteſpan in einem Reifrock. Man bewunderte die neue Mode, die namentlich jenen Frauen, die das Unglück hatten, Anlage zum **Embonpoint** zu haben, ſehr willkommen war.

Eines Morgen ließ ſie den Intendanten der königlichen Capelle rufen.

Johann Baptiſt Lully (geb. 1633 zu Florenz) war anfangs Küchenjunge im Dienſte der Mademoiſelle de Montpenſier geweſen. Die Prinzeſſin, die bei ihrem Liebling große Anlagen zur Muſik entdeckt, hatte ihm von den beſten Meiſtern Unterricht ertheilen laſſen. Seine Virtuoſität auf der Violine hatte bald ſo große Bewunderung erregt, daß der König ihn zum Dirigenten der königlichen »Bande des petits violons« und bald darauf zum Director der großen Oper gemacht.

— Herr Lully, ſagte die Marquiſe, haben Sie die Güte, zum nächſten Hofball ein neues Tanzſtück in Drei-Viertel-Tact in zwei Repriſen, jede zu 4 oder 8 Tacten zu componiren. Die Quadrillen echauffiren mich zu ſehr, ich will bei Hofe den Menuet einführen.

— Marquiſe, Ihr Wille iſt mir Befehl.

Acht Tage ſpäter tanzte die Marquiſe von Monteſpan im Reifrock mit dem Grafen von Lauzun, dem zierlichſten Tänzer am Hofe, den erſten Menuet.

Das langſame Tempo dieſes Tanzes vertrug ſich mit ihrem Zuſtande beſſer, als der raſche Rhythmus der Quadrillen.

Drei Monate ſpäter wurde die Marquiſe von Monteſpan, die Erfinderin der Reifröcke und Menuets, in einem abgelegenen Hauſe von einem Halbprinzen entbunden.

Acht Monate nach jener Entbindung, die erſt ſpäter bei Hofe bekannt worden war, raunte im **Oeil de Boeuf** ein Höfling dem Andern ins Ohr:

— Wiſſen Sie ſchon?

— Was denn?

— Die Frau Marquiſe von Monteſpan . . .

— Nun??

— Hat wieder ihren Reifrock angezogen.

Zwölftes Capitel.

Der Nabob von Myſore.

(1675.)

Die Marquiſe von Monteſpan war eine leidenſchaftliche Freundin ſchöner Edelſteine. Nach und nach hatte ſie ſich eine Sammlung von Diamanten angelegt, deren Werth ſich auf neun Millionen Livres belief. Aber dieſe Leidenſchaft war unerſättlich. Wenn ſie einen hübſchen Ring, ein ſchönes Ohrgehänge, ein ſchmuckes Halsgeſchmeide ſah, ſo mußte ſie es haben. Mehr als einmal zahlte ſie das Doppelte des Werthes, um den Beſitzer eines Kleinods, das in ihren Augen Wohlgefallen fand, zu bewegen, ihr daſſelbe abzutreten. Durch nichts konnte man ſich bei der mächtigen Favorite des Königs ſchneller in Gunſt ſetzen, als durch Diamanten; ſie übten, gleich einem Talisman, auf ihr Herz einen unwiderſtehlichen Zauber aus. Lauzun, der mit Ludwig XIV. das Bouquet ihrer Reize getheilt, ſagte einſt zur Mademoiſelle Montpenſier:

— Die Marquiſe gleicht der Nymphe Anippe. Will man auf ſie Eindruck machen, ſo muß man, wie Poſeidon, ihr in der Geſtalt einer großen Perle nahen.

Eines Morgens las man im **Mercure galant** *):

»Seit einigen Tagen befindet ſich in unſerer Mitte ein ſeltſamer Gaſt, der das Intereſſe von ganz Paris in Anſpruch nimmt. Er iſt ein junger Franzoſe, der vor ungefähr neun Jahren nach Oſtindien gegangen war, um von dunkler Ahnung getrieben, dort ſein Glück zu ſuchen. In Myſore hat er die natürliche Tochter des alten Rajahs kennen gelernt. Bananoe, faſt noch ein Kind, angehaucht vom Morgenroth der Jugend, eingehüllt in den duftigen Schleier der Keuſchheit, ſchön und lieblich wie die Blüthe des Lotos am Ufer des heiligen Ganges, hatte aus der Sonne ſeines Auges den erſten Strahl der Liebe getrunken und ihm die Knoſpe ihrer Gunſt geſchenkt. Auch der alte, graue Rajah hatte ihn liebgewonnen, den Bund der Liebe geſegnet und ſeinem Kinde, das er liebte wie den Apfel ſeines Auges, eine Mitgiſt von zehn Millionen Rupien gegeben. Nach ſechs Jahren einer wolkenloſen Ehe ſtarb des Rajahs holdes Töchterlein am Biß einer Schlange. Der alte Vater konnte den Verluſt ſeines einzigen Kindes nicht lange überleben: eilf Tage ſpäter folgte er ihr in's Grab. Der junge Franzoſe, den im fremden Lande nichts mehr zu feſſeln vermochte, kehrte, vom Heimweh getrieben, mit Schätzen beladen, nach dem geliebten Frankreich zurück. Der Nabob will ſich hier für immer niederlaſſen. Die Pracht ſeines fremdartigen Coſtüms, der Luxus ſeiner zahlreichen Dienerſchaft erregen hier großes Aufſehen. Geſtern hat der junge Nabob 5000 Livres an die Armen unſerer

---

*) Der Mercure galant, contenant tout ce qui c'est passe de curieux wurde im Februar 1672 von J. Donneau de Viſé gegründet.

Stadt geſchenkt — eine Kleinigkeit für einen Mann, der im wahren Sinne des Wortes bis über die Ohren in Gold und Diamanten ſteckt. Unſer Landsmann iſt unter andern im Beſitz einer der reichſten Edelſteinſammlung. Die Krone ſeiner Schätze iſt der Phönix, ein roſenfarbener Diamant, der 172 Karath wiegen und ſechs Millionen Francs werth ſein ſoll. Der alte Rajah hatte, um die Freuden der erſten Nacht zu erhöhen, über das Ruhelager ſeines Kindes zwölf koſtbare Shawls ausgebreitet und unter die Kiſſen des Brautbettes dieſen Stein gelegt — eine Aufmerkſamkeit, die, eben ſo zart als koſtſpielig, wenig Nachahmung finden dürfte! Der Nabob wohnt in der Rue St. Denis und ertheilt Jedem, der an ihn ein Anliegen hat, Audienz von 9 bis 10 Uhr Abends.«

Frau von Monteſpan hatte dies kaum geleſen, als ſie den Nabob und ſeinen Diamanten ſchriftlich zu ſich einladen ließ. Wer hätte einer ſo ſchmeichelhaften Einladung nicht Folge geleiſtet!

Am andern Morgen erſchien ein junger, hoher, kräftiger Mann in goldgeſtickten Scharlach und weißen Caſhemir gehüllt. Sein Geſicht, von der indiſchen Sonne gebräunt, hatte etwas Negerartiges. Ein blauer Turban, mit einer diamantenen Agraffe und einer ſchönen Reiherfeder geſchmückt, wand ſich um die ſchwarzen Locken ſeines Hauptes, das alle Wohlgerüche Aſiens aushauchte. Um den Hals zog ſich eine Schnur koſtbarer Perlen.

Frau von Monteſpan, ſchön wie der Tag, empfing ihn mit der ihr eigenthümlichen Laune und Unbefangenheit.

— Mein Herr Nabob, Sie ſehen in mir eine leidenſchaftliche Liebhaberin von Diamanten. Das Glück hat Sie, wie ich höre, in den Beſitz eines Steines geſetzt, der an Schönheit alles übertreffen ſoll, was man in dieſer Art bisher geſehen hat. Ich brenne vor Begierde, die Bekanntſchaft dieſes Phönix zu machen. Haben Sie ihn mitgebracht?

— Ihr Wunſch, Frau Marquiſe, war mir Befehl.

Der Nabob holte aus der Brieftaſche ein Etui hervor und öffnete es. Frau von Monteſpan ſtieß beim Anblick dieſes Steines einen Schrei der Bewunderung aus.

— Himmel, welch ein Diamant, welche Klarheit, welches Feuer! In meinem ganzen Leben habe ich nie etwas Schöneres geſehen. Solch einen Stein hat ſelbſt die Königin von Saba nicht gehabt! Wie viel wiegt er?

— Ein hundert zwei und ſiebenzig Karath.

— Und wie viel verlangen Sie dafür?

— Der Stein hat für mich einen unbezahlbaren Werth. Er iſt ein Andenken an den ſchönſten Tag meines Lebens. Die engliſche Krone bot mir dafür eine jährliche Rente von 5000 Pf. Sterl.

— Das gebe auch ich ...

— Und böten Sie mir das Doppelte, Frau Marquiſe, ich könnte mich von dieſem Stein nicht trennen ... er iſt ein Geſchenk Bananoes, die jetzt im Grabe ruht.

Aus dem Auge des Nabobs ſtahl ſich eine Thräne der Wehmuth.

— Tröſten Sie ſich, mein Herr Nabob; in unſerer guten Stadt Paris findet ein Mann von

Ihrer Art mehr als eine Schöne, die Ihre Herzenswunde heilen wird. Was nützt Ihnen dieſer Stein; er iſt ein todtes Capital, das keine Zinſen trägt.

— Geld, Frau Marquiſe, hat keinen Werth für mich.

— Trachten Sie nach Aemtern, Titeln, Würden? Es bedarf nur eines Winkes und morgen hat der Nabob von Myſore Sitz und Stimme in unſerm Staatsrath.

— Ich bin nicht ehrgeizig, Madame, meine Beſcheidenheit gebietet mir, zu bleiben, was ich bin. Mein Reichthum ſichert mir den Genuß meiner Unabhängigkeit, ein Glück, das über jedes andere geht.

Er ſchloß das Etui und ſteckte es wieder in die Taſche.

— Wollen Sie mir einen Gefallen erweiſen? fragte Frau von Monteſpan.

— Mit Vergnügen.

— Leihen Sie mir den Stein ... ich will ihn Sr. Majeſtät dem Könige zeigen. Morgen ſoll er, ich bürge Ihnen mit meinem Ehrenwort, in Ihren Händen ſein.

— Mit Freuden erfülle ich Ihren Wunſch.

Der Nabob holte das Etui hervor, die Marquiſe öffnete es und gerieth von Neuem in Entzücken.

— Welch ein ſchöner, ſchöner Stein! Jetzt ſcheint er mir prachtvoller noch, als vorhin.

— Die Strahlen Ihres Auges ſpiegeln ſich in ihm . . .

— Wie galant!

Der Nabob ſagte der Marquiſe noch einige Schmeicheleien. Frau von Monteſpan, in das Anſchauen des Diamanten vertieft, antwortete nur lakoniſch. Der Nabob empfahl ſich. Bald darauf kam der König. Sie zeigte ihm den Stein; auch Ludwig war entzückt. Man ließ zwei Juweliere rufen, die dieſen Phönix abſchätzen ſollten. Der Eine taxirte ſeinen Werth auf 4, der Andere auf 5 Millionen Livres.

— Ich muß ihn haben, ſprach die Marquiſe zu ſich ſelbſt, und ſollte ich ihn mit dem größten Opfer erkaufen.

Am andern Morgen kam der Nabob.

— Der König hat den Stein geſehen, ſprach die Marquiſe, er will ihn kaufen, mir zur Lieb. Wieviel begehren Sie! Und wär die Summe noch ſo groß ... der König wird ſie zahlen.

— Geld, ich wiederhole es, hat keinen Werth für mich.

— Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Wählen Sie aus meinen Diamanten drei der ſchönſten aus ... wir wollen tauſchen.

— Das läßt ſich hören. Wann kann ich Ihre Diamanten ſehen?

— Jetzt gleich.

Frau von Monteſpan führte den Nabob in ihre ſogenannte Schatzkammer. Sie öffnete ein Käſtchen nach dem andern und breitete vor ihm alle Schätze aus. Die Marquiſe hatte jedem ihrer Edelſteine einen berühmten Namen gegeben. Unter andern hatte ſie fünf Diamanten, die ſie »die Favoriten Frankreichs« getauft. Die einzelnen

Steine hießen: Odette de Champdivers (Geliebte Karls VI.), Agnes Sorel (Geliebte Karls VII.), Marguerite de Saſſenage (Geliebte Ludwig XI.), Anna Soliers (Geliebte Karls VIII.) und Thomaſine Spinola (Geliebte Ludwigs XII.). Unter ihrer Smaragdenſammlung befand ſich eine Marion Delorme, eine Ninon de Lenclos und Magdalene de Scüdery u. ſ. w. Zuſammengenommen hatte ſie wohl an fünfhundert.

— Wie gefallen Ihnen meine Steine, fragte die Marquiſe.

— Verzeihen Sie, Madame, wenn ich offen bekenne, daß ich unter allen dieſen Steinen keinen Einzigen finde, der mir gefällt.

— Nehmen Sie die Favoriten Frankreichs und geben Sie mir dafür Ihren Phönix.

— Madame verlangen Sie nichts Unmögliches von mir . . .

Der Nabob nahm ſeinen Stein und ging. Die Marquiſe, gewohnt, jede ihrer Capricen befriedigt zu ſehen, war außer ſich. Den ganzen Tag ſprach ſie vom Nabob und ſeinem Diamanten, und Nachts träumte ſie von ihm. Täglich ließ ſie ihn zu ſich bitten, täglich machte ſie ihm neue Vorſchläge, aber auf keinen von allen wollte er eingehen. Die Marquiſe, die ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, dieſen Phönix zu beſitzen, bot ihm dafür die fünf Favoriten Frankreichs und außerdem noch eine Million Francs.

— Geld, wiederholte der Nabob, hat keinen Werth für mich.

— Sie quälen mich zu Tode! rief die Marquiſe, in Thränen gebadet.

Der Nabob nahm ſeinen Stein und ging. Die Marquiſe verwünſchte ihn.

Eines Morgens (nachdem die Unterhandlungen ſchon vier volle Wochen gewährt) erhielt die Marquiſe folgendes Billet:

»Sie geben mir die fünf Favoriten Frankreichs und ſtatt der Million, die Sie mir zugeſagt, ein Rendezvous. Beſtimmen Sie mir den Ort und die Stunde, an dem ich meinen Diamant der Perle aller Frauen zu Füßen legen darf.«

Der Nabob von Myſore.

— Das hab ich gewollt, rief ſie, und entzückt wie die Peri, die endlich das Wort gefunden, das ihr den Himmel erſchließt, ſchrieb ſie ihm eine Zeile:

»Heute, mit dem Glockenſchlag Zwölf, in meiner Wohnung.«

. . . .

. . . .

Mit dem zwölften Glockenſchlage erſchien der Nabob von Myſore. Und erſt als der Hahn ſein Morgenlied ſang, kehrte der Glückliche nach ſeiner Wohnung zurück.

Beider Wünſche waren erfüllt: der Nabob hatte die fünf Steine und die Marquiſe von Monteſpan den Phönix.

Zwei Stunden ſpäter ließ die Marquiſe ihren Juwelier rufen.

— Wie hoch ſchätzen Sie dieſen Diamant?

— Welchen?

— Dieſen!

— Das iſt kein Diamant, das iſt ein Cryſtall.

Die Marquiſe ſank in Ohnmacht. Als ſie

wieder zu ſich kam, ließ ſie den Polizeilieutenant, Herrn von Sartines, zu ſich rufen.

— Der Nabob von Myſore iſt eine Schurke, der mich betrogen hat. Laſſen Sie ihn ſogleich arretiren.

Herr von Sartines eilte in die Wohnung des Verbrechers. Zu ſpät! Der Nabob von Myſore und ſeine Dienerſchaft war bereits verſchwunden und Niemand wußte, wo ſie hingekommen.

Die arme Marquiſe! —

Dreizehntes Capitel.

Sic transit gloria mundi.

Fünf lange Jahre hatte die Herzogin de la Vallière die bitterſten Kränkungen, die Ludwig und deſſen neue Geliebte, die Marquiſe von Monteſpan, ihr lieblos zugefügt, mit Engelsmilde ertragen; fünf lange Jahre hatte ſie ſich die ſchwere Buße aufgelegt, Zeugin des Glückes jener Frau zu ſein, die ihr aus dem Kranze der Freuden die ſchönſte aller Blüthen, die Liebe des Königs geraubt, fünf lange Jahre hatte ſie von der einen Seite kalten Hohn, von der andern erkünſteltes Mitleid hingenommen und nicht gemurrt, denn ſie betrachtete all das Leid, das ihr widerfuhr, als eine gerechte Strafe des zürnenden Himmels und fügte ſich duldſam den Beſchlüſſen der weiſen Vorſehung.

Die Marquiſe von Monteſpan, nicht zufrieden, der beſiegten Nebenbuhlerin des Königs Gunſt geraubt zu haben, erſann auch Mittel, ihr des Königs Achtung zu entziehen.

— Sire, ſagte ſie eines Morgens zu Ludwig, wie finden Sie den Grafen von Vermandois?

— Er iſt ein lieber, hübſcher Knabe . . .

— Das Ebenbild ſeines Vaters . . .

— Finden Sie wirklich, daß er mir ähnlich ſieht?

— Ihnen, Sire, nicht im geringſten.

— Ei, wem denn ſonſt?

— Ihrem Nebenbuhler, dem Grafen von Lauzun.

— Wie, Athenais, Sie glauben . . .

— Daß die ſcheinheilige Herzogin, daß die büßende Magdalena ihre letzten Reize mit dieſem übermüthigen Höfling getheilt.

— Wenn das wahr, wirklich wahr wäre, ich könnte dieſe Heuchlerin mit Füßen treten.

— Sire, thun Sie das nicht . . . die Frau

Herzogin kränkelt jetzt beſtändig, Madame könnten das nicht gut ertragen.

— Lauzun?! Welche Frechheit! Er hat gewagt bei mir um die Hand meiner Couſine, Anna von Montpenſier, anzuhalten. Meine gute Couſine hatte einſt zur Zeit der Fronde Parthei für den Rebellen Condé genommen und mit eigener Hand die Kanonen der Baſtille gegen meine Truppen abgefeuert. Glaubt die alte Närrin, ich hätte das vergeſſen? Sie liebt dieſen Lauzun, aber nimmer werde ich erlauben, daß er ihr Gemahl werde. Der Freche, der den Muth gehabt, ein Weib zu lieben, das ich einmal geliebt, ſoll dieſen Frevel büßen. Er ſoll nach Pignerol. Dort in der Feſtung, abgeſchieden von der Liebe Freude, von des Hofes Glanz, ſoll er Muße haben, ſeine Frechheit zu bereuen.

Graf Lauzun, mit Mademoiſelle Montpenſier heimlich vermählt, wurde bald darauf nach Pignerol abgeführt.

Dieſe liſtige Verläumdung hatte im Herzen des Königs den letzten Funken der Zuneigung zur Herzogin de la Vallière erſtickt. Sie, die Ludwig einſt mit allen Kräften ſeiner Seele geliebt, ſie und ihr Sohn, der junge Graf von Vermandois, waren ihm jetzt verhaßt bis in die tiefſte Tiefe ſeines Herzens.

— Sie werden immer magerer, ſagte der König eines Tages en passant zur Herzogin de la Vallière. Die pariſer Luft ſcheint Ihnen nicht mehr zu behagen. Madame, Sie ſollten in die Bäder reiſen. . . .

Die Herzogin de la Vallière fing heftig zu weinen an.

— Verſchonen Sie mich, Madame, mit Ihren Thränen, ſie fließen ja doch nur um Lauzun.

Louiſe de la Vallière, empört und aufgeregt von dieſer tiefen, unverdienten Kränkung, ſank ohnmächtig zu Boden.

— Bringen Sie Madame zu Bette, ſagte Ludwig mit kaltem Blute zu einer der umſtehenden Hofdamen und ging ruhig weiter.

Die Herzogin de la Vallière war ſchwer erkrankt, aber bald durch die Sorgfalt ihrer Aerzte wieder hergeſtellt. Kaum wieder geneſen, bat ſie um eine Audienz bei der Königin. Sie ward augenblicklich vorgelaſſen.

— Königin, ſprach Louiſe de la Vallière, eine arme Magd will von ihrer hohen Herrin Abſchied nehmen.

— Herzogin, wohin wollen Sie?

— Ins Kloſter. Doch bevor ich ſcheide, wag ich, Königin, für all' den Gram und Kummer, den ich Ihnen früher zugefügt, Sie um Verzeihung anzuflehen — Königin, rief ſie in Thränen ausbrechend, können Sie dem verworfenen Geſchöpf, das Ihnen die Liebe Ihres Gatten geraubt, können Sie der Sünderin, die Alles, was ſie verbrochen, tief bereut, können Sie der Armen, die troſtlos und verzweifelnd im Staub vor Ihnen liegt, vergeben?

— Stehen Sie auf, Herzogin. Den Kummer, den Sie einſt mir zugefügt, hab' ich Ihnen längſt vergeben und noch jetzt bereu' ich, daß ich damals Sie ſo tief gekränkt. Ach damals wußte ich noch nicht, daß Sie den König lieben, wirklich lieben. Herzogin, Sie haben ſeinetwegen viel geduldet, viel erlitten — Der König hat Ihre Liebe ſchlecht gelohnt, ich, die Königin, will Ihre Treue beſſer lohnen. Louiſe de la Vallière, Du lichter Engel aus des Himmels Höhen, Du frommes Opferlamm betrogener Liebe, des Königs Gattin will Dir Mutter ſein und Dich ſchützen und beſchirmen wie ihr eignes Kind, und wenn Dich jemals etwas ſchmerzt und wenn Dich jemals etwas kränkt, ſo flüchte dann zu mir: die Mutter wird der Tochter Wunden heilen und ihre Thränen ſtillen und wenn ſie ſie nicht löſchen kann, ſo wird ſie deine Leiden theilen und ſelber mit Dir weinen.

Die Herzogin de la Vallière ſank tief erſchüttert in die Arme der Königin. Beide drückten ſich ans Herz, Beide küßten ſich und Beide zerfloſſen in Thränen.

— Gieb mir Deinen Segen, Mutter, bat die Herzogin, der Königin zu Füßen fallend.

Maria Thereſia legte die Hände auf Louiſens Haupt und ſprach:

— Gott ſchütze Dich, mein frommes Lamm, und gieße Balſam in Dein ſchmerzzernagtes Herz.

— Amen, Amen, ſchluchzte Louiſe de la Vallière und ſtürzte fort. Die Königin ſank nieder vor ein Crucifix und betete für ſie zu Gott und zum Heiland, dem Erlöſer aller Leiden.

— Am 5. Juni 1675 wurde Louiſe de la Vallière im Kloſter der Karmeliterinnen feierlich eingekleidet. Der König und die Königin, Philipp von Orleans und deſſen Gemahlin, die Prinzeſſin von Bayern und die Hofdamen Ihrer Majeſtät und Ihrer Königlichen Hoheit wohnten in Gallakleidern dieſem feierlichen Acte bei. In einem der Beichtſtühle, der unfern des Altars ſtand, waren zwei Frauen verſteckt, die die Neugier hierher gelockt. Beide ſchauten durch ein kleines Fenſterchen; die Eine kicherte, die Andere ſchien ernſt und nachdenkend; die Eine war die Marquiſe von Monteſpan, die Andere, deren Geſellſchafterin, Frau von Maintenon.

Der Hofprediger hielt eine feierliche Rede, die Königin und alle Damen ihres Hofes konnten ſich der Thränen nicht enthalten. Ludwig aber hörte nur mit halbem Ohre zu.

— Der König ſcheint ſich nicht gut zu amuſiren, kicherte die Marquiſe von Monteſpan — er gähnt! Deodatus hat Recht . . . die Predigt dauert etwas lange.

Nach dieſer Rede nahte die Priorin Clara, um der Novize das Haar abzuſchneiden.

Die Königin hielt ſich ein Tuch vor die Augen, um ihre Thränen zu verbergen. Der König ſtocherte gleichgiltig die Zähne und Frau von Monteſpan ſagte zu ihrer Geſellſchaſterin.

— Wie kann man ſo grauſam ſein, ihr das Haar abzuſchneiden — das war noch das Schönſte an der Frau.

Die Priorin bekleidete die Novize mit einem ſchwarzen Schleier — hierauf begann die Orgel und alle Nonnen ſtürzten nieder auf die Knie und ſangen.

»Gloria in excelsis Deo«

Der Hof kehrte von Chaillot nach Paris zurück. Die Mutter Clara wies der Schweſter Louiſe von der Erbarmung Gottes eine Zelle neben der ihrigen an.

— Sie ſcheinen in Gedanken vertieſt, ſagte beim Nachhauſefahren die Marquiſe von Monteſpan zu Frau von Maintenon. Woran denken Sie?

— An die Vergänglichkeit der Liebe. Vor fünf Jahren war die Herzogin de la Vallière mehr als die Königin — jetzt iſt ſie eine arme, von aller Welt verlaſſene Nonne. Das kann uns Allen paſſiren.

— **Passons la-dessus** rief Frau von Monteſpan und gab ſich Mühe, einen ſchweren Seufzer zu unterdrücken.

Vierzehntes Capitel.

Françoiſe d'Aubigné.

Ma raison par de vains discours
A beau me faire voir le péril que je cours
Quoiqu'elle me conseille;
Grands yeux qui paroissez si doux!
Teint frais et vif, bouche vermeille!
Beaux cheveux! Belle Iris! Adorable merveille!
Je veux mourir pour vous.

Paul Scarron à Françoise d'Aubigné.

Im Gefängniß zu Niort hatte einſt ein Falſchmünzer geſeſſen. Er hieß Conſtant d'Aubigné und war der Sohn jenes Theodore Agrippe d'Aubigné, der unter Heinrich IV. Maréchal de Camp, Gouverneur der Inſel Oleron und des Schloſſes Maillezais, wegen ſeines rauhen, unbeugſamen Characters vom Hofe verbannt, aber wegen ſeiner vielſeitigen Verdienſte wieder zurückgerufen worden war. Unter der Regierung Ludwigs XIII. hatte er wegen ſeiner »histoire universelle«, deren freimüthige Sprache manche ſeiner mächtigen Zeitgenoſſen tief gekränkt, im Jahre 1620, nach Genf fliehen müſſen, wo er, ein Decennium ſpäter, in einem Alter von 80 Jahren geſtorben war.

Der Sohn hatte nichts von den Tugenden ſeines Vaters geerbt. Conſtant d'Aubigné war, um ſeinem Schickſal unter die Arme zu greifen, auf den keineswegs neuen Gedanken gerathen, falſches Geld zu machen. Vom Geſetz zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, war er aus ſeinem Kerker entflohen und mit ſeiner Gattin, Jeanne de Cardillac und ſeinen beiden Kindern, Françoiſe und Charles, nach Martinique geflüchtet.

Nach dem Tode ihres Gatten war die Wittwe mit ihren beiden Kindern, wegen Erbſchafts-Angelegenheiten im Jahre 1647 nach Frankreich zurückgekehrt und bald darauf geſtorben.

Françoiſe d'Aubigné (geb. am 28. December 1635) war damals 14 Jahre alt. Frau von Neuillant hatte ſich der verlaſſenen Waiſe angenommen, ſie Anfangs ins Kloſter der Urſulinerinnen gebracht und ſie ſpäter zu ſich genommen. Durch Frau von Neuillant war ſie bei der Marſchallin La Ferte eingeführt worden.

Der Salon dieſer in den roſenfarbenen Annalen der Galanterie ſo ſehr berühmten Frau war ein Stelldichein aller Schöngeiſter und Künſtler Frankreichs. Hier ſah man Ninon de Lenclos, Marie de Sevigne, Magdalene de Scudery; hier ſah man Paul Peliſſon und Gilles Menage, eben ſo berühmt als Advokat wie als Dichter; hier ſah man Molière, der ſich ſchon damals durch ſeine »Précieuses ridicules« einen großen Ruhm erworben; hier ſah man den Componiſten Lully und den Schauſpieler Baron, in den die Marſchallin ſo grenzenlos verliebt war.

Hier hatte Françoiſe d'Aubigné die Bekanntſchaft Scarrons gemacht.

Paul Scarron, der Sohn eines Parlamentsrathes (geb. 1610 zu Paris) war der witzigſte, aber vielleicht auch der häßlichſte Mann ſeiner Zeit. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, das witzige

Männer in der Regel häßlich, häßliche und namentlich bucklige Menſchen in der Regel witzig ſind. Aeſop, der witzigſte Fabeldichter, war bucklig; auch Ariſtophanes, der geiſtreichſte Luſtſpieldichter der Griechen, ſoll, ſagt man, einen Buckel und keinen Ueberfluß an Schönheit gehabt haben. Schönheit und Witz ſcheinen von jeher Antipoden geweſen zu ſein: ſchöne Leute ſind in der Regel ſehr dumm. Aber Françoiſe d'Aubigné gehörte zu den Ausnahmen.

— Sie iſt ſchön, wie ein Engel und klug wie der Teufel, ſagte die Marſchallin zu Scarron, der damals eine Frau geſucht.

Scarron hatte ſich in ſie verliebt, und ſie erſt mit Gedichten, dann mit Briefen bombardirt. Aber Françoiſe d'Aubigné war ſtandhaft geblieben; kein Wunder, denn Scarron, der unmännlichſte der Männer, hatte das Podagra, tauſend üble Angewohnheiten und kein Geld. Von ſeinen Gläubigern hart gedrängt, hat er ſich einſt an den König gewandt:

A l'exemple du bien qu'à tant d'autres vous faites
Une fois seulement daignez payer mes dettes!
Malgré ma pauvreté jamais je n'en ferais plus,
Si, pour m'en delivrer, javais deux mille écus.

Der König, gerührt von dieſer gereimten Jeremiade, hatte Scarrons Schulden bezahlt. Es gab wenig Könige, die ſo großmüthig wie Ludwig XIV. waren. Heut zu Tage läßt man arme Teufel, wie Scarron, weit lieber verhungern.

Scarron hatte ſich von der Kälte des Fräuleins von Aubigné nicht zurückſtoßen laſſen und war nicht müde geworden, ſie mit ſeinen Heirathsanträgen zu beſtürmen.

Um dieſe Zeit war Chriſtine von Schweden nach Frankreich gekommen. Neugierig, den Mann, deſſen komiſche Romane ihr ſo viel Vergnügen gewährt, perſönlich kennen zu lernen, hatte ſie ihn zu ſich bitten laſſen und ihm geſagt:

— Ich erlaube Ihnen, in mich verliebt zu ſein. Die Königin Mutter hat Sie zu ihrem Kranken ernannt, ich mache Sie zu meinem Roland.

Françoiſe d'Aubigne, die im Hauſe der Frau von Neuillant hart behandelt worden war, hatte Scarrons ungeſtümer Bewerbung endlich nachgegeben und war im April des Jahres 1651 ſeine Frau geworden.

Scarron war immer ein großer Sonderling geweſen. Man denke ſich die Qual der jungen, ſchönen und dabei gefallſüchtigen Frau, die nur Kleider von Leinwand tragen und ſich überhaupt nicht putzen durfte, weil der alte Podagriſt ſehr eiferſüchtig war. Wenn er Freunde bei ſich geſehen, hatte ſie nicht an ſeinem Tiſch ſitzen dürfen, eine Tyrannei, die nur aus der Furcht entſprungen, ſeine junge Frau würde zwiſchen ihm und Andern Parallelen und am Ende den Schluß ziehen, daß Jeder hübſcher ſei als er.

Neun lange Jahre hatte Madame Scarron das drückende Joch dieſer Ehe mit wahrer Lammsgeduld ertragen. Sie war bei ihm Secretär und Krankenwärter in Einer Perſon geweſen, ſie hatte ſeine Strümpfe ſtricken und ſeine Romane corrigiren müſſen. Endlich hatte ſich der Tod der hübſchen Frau erbarmt und ihren Ehekrüppel im

October 1660 von der Erde abgerufen. Scarron, **par la grace de Dieu malade indigne de la Reine**, der »Roland der Königin von Schweden,« hatte ſeiner jungen Frau nichts hinterlaſſen, als einen komiſchen Roman und tragiſche Schulden.

— Du weißt, ſchrieb ſie bald darauf an ihren Bruder, daß ich im Grunde nie vermählt geweſen bin. Es war eine Verbindung, woran das Herz wenig, der Körper gar keinen Antheil gehabt.

Ob das Letztere wirklich wahr geweſen, konnte außer ihr nur Scarron wiſſen.

Die arme Wittwe, deren Noth von Tag zu Tag geſtiegen war, hatte bald nach dem Tode ihres Gatten an den König geſchrieben und um eine kleine Penſion gebeten. Ludwig XIV. hatte ihr nicht geantwortet und Madame Scarron ſah ſich gezwungen, beim Pfarrer von St. Roch um Almoſen zu flehen. Er gab, ſie kam wieder und er gab ihr nichts mehr.

Wenn den armen hilfloſen Frauen jeder Ausweg verſperrt, bleibt ihnen ein Mittel noch, das ihres Schickſals Dornenpfade ebnen, ihrer Zukunft

Dunkel lichten kann. Es iſt ein trauriges Mittel, aber der Unglückliche, der auf dem ſturmbewegten Meere zu ertrinken fürchtet, greift nach jedem Halme, um ſich daran feſtzuklammern.

Die Wittwe Scarron nahm zu dieſem letzten Mittel ihre Zuflucht: ſie legte ſich auf die Liebe, fing an, mit ihren Reizen Handel zu treiben und daraus Gewinn zu ziehen. Bollars, Villarceaux und der Marſchall d'Albret wurden die Tröſter der armen Wittwe, aber als ſie ihrer Reize ſatt waren, verließen ſie ſie.

Es verging nun kein Monat, in dem ſie nicht ihr Geſuch um eine Penſion erneuerte; der König war aber niemals aufgelegt, ihre Bitte zu erhören.

Erſt im Jahre 1663 erhielt ſie durch die Protection des Abbé Teſſu von der Königin Mutter eine Penſion von 2000 Francs.

Und Madame Scarron war glücklich.

Funfzehntes Capitel.

Zwei Jahre nach dem Tode der Königin Mutter die 1666 in einem Alter von 64 Jahren geſtorben war, hatte man der Wittwe Scarron die Penſion entzogen.

Sie fing nun von Neuem zu ſuppliciren an; da aber trotz der Verwendung ihrer Freunde ihr Geſuch kein Gehör fand und ſie ſich der drückendſten Armuth preis gegeben ſah, ſtand ſie auf dem Punkte der Princeſſin von Nemours, die mit Alphons VI. König von Portugal vermählt worden war, als Gouvernante nach Liſſabon zu folgen.

Ihr Schutzgeiſt hatte ihr den Gedanken eingegeben, einen Tag vor ihrer Abreiſe, um eine Audienz bei der Marquiſe von Monteſpan zu bitten.

— Man laſſe ſie herein, ſagte die Marquiſe.

— Frau Marquiſe, ſprach die kluge Wittwe, Florenz verlaſſen, ohne die mediceiſche Venus geſehen zu haben, wäre nicht ſo ſtrafbar, als in

Paris geweſen zu ſein, ohne die Marquiſe von Monteſpan gekannt zu haben.

— Wie, fragte die Marquiſe, die ſich durch dieſe Artigkeit ungemein geſchmeichelt fühlte, die Wittwe Scarron will uns verlaſſen?...

— Da ich alle Hoffnung verloren, mir in meinem Vaterlande eine ſorgenfreie Exiſtenz zu gründen, habe ich mich entſchloſſen, eine Gouvernantenſtelle bei der Prinzeſſin von Nemours anzunehmen.

— Wann gedenken Sie abzureiſen?

— Morgen.

— Verſchieben Sie Ihre Abreiſe; ich will mit Seiner Majeſtät dem König reden und ſehen, was ich für Sie thun kann.

— Frau Marquiſe, ſprach Mad. Scarron tief gerührt, in Ihre Hände leg' ich mein Geſchick.

— Ich werde Alles, was in meiner Macht liegt, für Sie thun.

Und noch an demſelben Tage ſprach ſie mit dem König.

— Sire, kennen Sie Mad. Scarron?

— Der Name ſteht auf der Liſte meiner Idioſynkraſien.

— Was hat die Arme wohl verbrochen?

— Seit Jahren, meine Liebe, hat ſie meine Langmuth durch Supplikeu ennuirt . . .

— Sire, Sie haben ihr die Penſion entzogen, die Scarron iſt eine Enckelin d'Aubigné's, eines der treueſten Diener des großen Heinrich, und ſchon darum iſt ſie würdig Ihres Schutzes.

— Nun gut, was kann, was ſoll ich für ſie thun?

— Bewilligen Sie ihr eine kleine Penſion und geſtatten Sie mir, ſie als Gouvernante anzunehmen.

— In Gottes Namen!

Madame Scarron erhielt eine Penſion von 3000 Francs und trat als Gouvernante in die Dienſte der Frau von Monteſpan.

Sechszehntes Capitel.

Fräulein von Fontanges.

(1679.)

> C'était une femme plus belle qu'un ange, plus follette qu'un enfant.
> Abbé de Choisy.

Der Kebsmann Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Orleans, der Chevalier von Lothringen, der 1670 auf Madame's Geſuch von Paris verbannt worden war, hatte ſich zu rächen gewußt; am 30. Juni deſſelben Jahres ſtarb Henriette von England, die ſchönſte und liebenswürdigſte Prinzeſſin Frankreichs, in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre zu St. Cloud an Gift, das ihr der Marquis d'Eſſiat, ein Freund des Chevaliers, durch Morel, den Küchenmeiſter des Herzogs, beigebracht. — Ein Jahr nach ihrem Tode hatte ſich Monſieur mit Charlotte, Iſabelle, Tochter des Churfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, vermählt.

Unter den Hofdamen der neuen Herzogin von Orleans befand ſich die achtzehnjährige Tochter eines armen Landedelmanns aus Rovergeu. Sie hieß Maria Angelique de Scoraille de Rouſille-Fontanges und war ſchön wie ein Engel oder richtiger geſagt, die Engel waren ſo ſchön wie ſie. Verlangt kein Portrait! Kann man den Duft einer Roſe, den Schimmer eines Diamanten, den Ton einer Nachtigall, den Glanz einer Perle malen? Könnte ich meine Feder in das jungfräuliche Roth der Göttin Eos, in das lieblich-ſüße Blau des Veilchens tauchen, ſo würde ich verſuchen, ihre Wange, ihr Auge zu treffen. Legt das Blatt einer Roſe auf ihre Lippe, legt eine Flocke friſchgefallenen Schnee auf ihre Wange und ſagt, was röther, oder weißer ſei. Weiß ich doch wirklich kein Wort, das ſchön genug wäre, die Schönheit dieſes Mädchens zu bezeichnen, dem zum Engel nichts, als die Flügel fehlten. Ihr Auge war ein Stammbuch, in das ſich alle Sonnen und

Sterne des Himmels eingeſchrieben, ihre Wange ein Bouquet von friſchen Roſenblättern, ihr Mund eine halbgeöffnete Granatenknospe, umſchwärmt von tauſend Liebesgöttern.

Und dennoch wäre ſie den Augen Ludwigs XIV. verborgen geblieben, wäre nicht die Marquiſe von Monteſpan ſo unvorſichtig geweſen, ihn auf ſie aufmerkſam zu machen.

— Sire, ſagte ſie eines Morgens zum König, mit dem ſie durch das Vorgemach von Madame ging, wie gefällt Ihnen dort die marmorne Galathe?

— Himmel! rief der König, dem ſie außerordentlich gefiel, könnte ich, wie Pygmalion, dieſer Statue Leben und Gefühl einhauchen.

Sein Wunſch ging ſchnell in Erfüllung. Er lernte ihre Reize näher kennen und — erhob das Fräulein von Fontanges zu ſeiner Maitreſſe.

Das liebe, ſchöne Fräulein hatte nur einen Fehler, ſie war noch ſo kindiſch. Sie kannte den Werth des Geldes nicht und war über alle Maßen verſchwenderiſch. Es iſt erwieſen, daß ſie jeden Monat 300,000 Francs gebraucht.

— Wiſſen möchte ich, fragte der König, was mein Mädchen mit dem vielen Gelde anfängt.

— Was ich damit anfange? Ich kaufe mir lauter hübſche Sachen.

— Zum Beiſpiel?

— Hübſche Ketten, hübſche Ringe, hübſche Kleider, hübſche Shawls . . .

— Thörichtes Kind, Du haſt deren ſchon ſo viele.

— Noch lange nicht genug. Des Königs Geliebte muß den ſchönſten Staat haben . . . Geſtern Morgen kaufte ich mir einen Caſchemir für 6000 Francs.

— Ei zeig' ihn mir . . .

— Zeigen? Nein, lieber, guter Louis, das geht nicht.

— Warum nicht?

— Vor einer Stunde . . .

— Nun? Sprich doch Närrchen.

— Wirſt Du, lieber Louis, auch nicht böſe ſein? ſprach das Fräulein und ſetzte ſich auf ſeinen Schooß.

— Nein, mein Kind.

— Gewiß nicht, Louis? fragte ſie und ſtreichelte ſeine Stirn ...

— Gewiß nicht ... Vor einer Stunde alſo?

— Hab' ich den Shawl zerſchnitten, lieber Louis, ſagte das Fräulein und gab ihm einen Kuß.

— Zerſchnitten? Und weshalb?

— Weil er mir nicht gefallen hat ...

— So? Und aus den Stücken?

— Habe ich Kleider für meine Puppe gemacht.

— Du ſpielſt alſo noch mit Puppen ...

— Ja, warum nicht? Apropos, hat Louis ſchon mein neues Möpschen geſehen?

— Wie, Du haſt Dir ein Möpschen angeſchafft?

— O und was für Eins!

— Wohl gar ein Vierfüßiges?

— Ja wohl, lieber Louis. Gleich ſollſt Du ſeine Bekanntſchaft machen.

Sie rang ſich aus den Armen des Königs, lief raſch in ein anderes Zimmer, wäre beinahe über ihre lange Schleppe gefallen und kam mit dem Mops zurück.

— Nun, wie gefällt er Dir, fragte das Fräulein.

— Ein niedliches Thierchen! Und ein Halsband von Diamanten? Darf man fragen, was es koſtet?

— 5000 Francs.

— Wie heißt das Thierchen, fragte der König.

— Rathe!

— Vielleicht Nero?

— Pfui, welch ein unanſtändiger Name.

— Unanſtändig? Weißt Du denn, Närrchen, wer Nero geweſen iſt?

— Nero? Nero? War das nicht ein Fleiſcher?

— Nero, liebes Kind, ſprach der König, der ſich vor Lachen die Hüften hielt, war ein römiſcher Kaiſer.

— Wie kann man darüber lachen! Ich hätte viel zu thun, müßt' ich mir die Namen aller Kaiſer und Könige behalten . . .

— Haſt Recht, mein Kind. Dein Möpschen heißt alſo?

— Wie Eure Majeſtät!

— Alſo Louis? Charmant, charmant!

— Wenn ich allein bin, rufe ich: Schön herein, Louis, dann kommt er, wedelt mit dem Schweife und ſetzt ſich auf meinen Schooß . . . dann gebe ich ihm Bonbons und Biscuits . . . dann ſpiele ich mit ihm und er ſpielt mit mir. Nachts, wenn er zu mir ins Bett kriecht, ſage ich zu ihm: **Bon soir,** und Morgens, wenn ich erwache: **Bon jour, mon cher Louis.**

— Charmant, charmant! rief der König, der, in ſie vernarrt, Alles, was ſie ſagte, ſchön fand.

Als der Hof ſich nach Villers-Cotterets begab, bekam Fräulein von Fontange zehntauſend Louisd'or zur Reiſe — nach Verlauf von drei Wochen hatte ſie keinen Sou davon übrig.

Der König, der dies durch ſeinen Kammerdiener erfahren, lächelte über die kindiſche Verſchwendung und ſagte zum Herzog de la Feuillade.

— Gehen Sie zum Fräulein von Fontanges, bringen Sie ihr einen Gruß und dieſe fünftauſend Louisd'or. Heute Abend werde ich ſie beſuchen.

Siebzehntes Capitel.

Die Eine ſteigt.

Madame Scarron, die Erzieherin des jungen Herzogs du Maine, hatte durch die liebevolle Sorgfalt, die ſie dem ſchwachen kränklichen Kinde der Marquiſe von Monteſpan angedeihen ließ, die Abneigung des Königs nach und nach in Zuneigung umzuwandeln gewußt.

Ludwig, der ſich dann und wann mit ihr unterhalten und ſie allmählig liebgewonnen hatte, ſagte eines Tages zu ſich ſelbſt:

— Wie konnte ich gegen dieſe Frau ſo eingenommen ſein? Madame Scarron iſt wahrhaſtig gar nicht übel.

Sie war in der That eine ungemein anziehende Erſcheinung. Ein hoher, ſchlanker Wuchs, ein pikantes Geſicht, eine wohlgeformte Naſe, ein kleingeſchnittener Mund, große, ſchwarze Augen und üppiges hellbraunes Haar bildeten eine Moſaik von Reizen, die, durch Geiſt und Grazie erhöht, ſich bei Jedem einzuſchmeicheln verſtanden.

Eines Tages durchlief Ludwig die Liſte der Penſionen.

— Was, rief er aus, Madame Scarron nur 3000 Francs? Die ſchöne Sorgfalt, die ſie meinem Kinde widmet, verdient Anerkennung. Wir wollen aus den Francs Thaler machen.

Der Herzog du Maine war der Augapfel des Königs.

— Von wem haſt Du dieſe ſchönen Spielſachen, fragte eines Tages der König ſeinen kleinen Liebling.

— Von meiner Gouvernante.

— Liebſt Du Deine Gouvernante?

— Mehr als die Mutter.

— Und warum?

— Weil Mama ſich gar nicht um mich bekümmert. Wer hat mich leſen, wer hat mich ſchreiben, wer hat mich Dich als meinen Vater lieben gelehrt? Meine liebe Gouvernante.

— Geh, mein Kind, und ſage Deiner Gouvernante, daß Dein Vater ihr für das hübſche Spielzeug 100,000 Francs ſchenkt.

— Du biſt ein lieber, guter Vater.

— Und Du, mein lieber, guter Sohn, ſagte Ludwig, und drückte einen zärtlichen Kuß auf des Kindes Stirn.

Bald darauf reiſ'te Madame Scarron mit ihrem Pflegling in die Bäder von Barèges.

Nach ihrer Rückkunft dedicirte ſie dem König eine kleine Sammlung von Aufſätzen, die der Herzog du Maine während ſeines Aufenthaltes in Barèges ausgearbeitet, unter dem Titel: »Geſammelte Werke eines Autors, der noch nicht ſieben Jahre alt.«

Für dieſe Aufmerkſamkeit ſchenkte ihr der König 250,000 Livres, wofür ſie das Schloß Maintenon kaufte und von ihrem Beſitzthum den Titel »Marquiſe de Maintenon« annahm.

Bald darauf wollte der König ſie zur Dame d'atour der Dauphine ernennen.

— Sire, ſagte ſie zu Ludwig, ich ziehe es vor, die Geſellſchafterin der Marquiſe von Monteſpan zu bleiben. Ich kenne keinen ſchönern Ruhm, als die Erzieherin Ihrer Kinder zu ſein, keinen ſchönern Ehrgeiz, als mich dieſer Gnade würdig zu zeigen.

— Ihre Beſcheidenheit, Madame, vergrößert den Werth Ihres Verdienſtes. Sie erwerben Sich durch die Sorgfalt, die Sie der Erziehung meiner Kinder widmen, gerechte Anſprüche auf den wärmſten Dank des Vaters.

Die Marquiſe von Monteſpan, mit Schrecken gewahrend, welche Fortſchritte ihre Gouvernante in der Gunſt des Königs mache, geſtand ſich eines Tages, daß Madame Scarron eine Schlange ſei, die ſie an ihrem Buſen groß genährt.

— Sie gefällt dem König, ich muß ſie zu entfernen ſuchen.

— Sie ſollten heirathen, ſagte ſie eines Tages zur Marquiſe von Maintenon. Ich wüßte eine glänzende Partie für Sie. Ein Herzog hat bei mir um Ihre Hand geworben. Der Mann iſt zwar etwas alt und dumm, aber reich, ſehr reich . . . Ein Herzog glaube ich, ſei nicht zu verachten.

— Es giebt der Herzöge ſo viel, meinte Frau von Maintenon.

— Wollen Sie noch höher ſteigen?

— Ich bleibe ledig, Frau Marquiſe.

— Der Wittwenſtand hat manches Angenehme, doch auch fürwahr viel Drückendes.

— Ich fühle mich als Wittwe glücklicher, wie damals als Frau . . .

— Scarron war ein armer Dichter und dabei ein Krüppel, der Herzog aber, wie geſagt, iſt reich.

— Reichthum macht nicht glücklich. Ich bleibe Wittwe, Frau Marquiſe.

— Denken Sie an die Zukunft . . . Meine Kinder wachſen jetzt heran; Sie können doch nicht ewig Gouvernante bleiben!

— Des Königs Huld hat mich mit ſo viel Gütern überhäuft, daß meine Zukunft jetzt geſichert iſt.

— Und wem verdanken Sie dies Alles?

— Ihnen Frau Marquiſe.

— Undank iſt der Lohn der Welt. Sie werden älter, heirathen Sie . . .

— Ich bleibe Wittwe, Frau Marquiſe.

Es gab nun immer Zank und Hader. Der König mußte, ſo oft er kam, ſie wieder verſöhnen.

— Ich befehle Ihnen, Sich zu vertragen, ſonſt werden Sie mich böſe machen. Kommen Sie, meine Damen, wir wollen eine Partie L'hombre ſpielen.

Achtzehntes Capitel.

Die Andere fällt.

(1680.)

— Frau von Monteſpan, ſagte Ludwig eines Tages zur Marquiſe von Maintenon, fängt mich zu langweilen an. Es giebt Augenblicke, wo ich, vor mir ſelbſt erröthend, frage, wie es möglich war, daß dieſe Frau ſo lange mich gefeſſelt hielt.

— Sire, Frau von Monteſpan hat Reize...

— Die mich ſchon lange anekeln . . .

— Frau von Monteſpan hat Geiſt . . .

— Dem Ihren gegenüber nimmt er ſich aus wie Albernheit.

— Frau von Monteſpan hat manche gute Eigenſchaften.

— Meinen Sie ihre Prachtliebe, ihren Hang zum Luxus; ſie haben Millionen verſchlungen.

Frau von Monteſpan iſt eitel und ſtolz. Sie, Frau von Maintenon, ſind beſcheiden und anſpruchslos, Jene iſt zänkiſch und unverträglich, Sie Madame, ſind ſanft und gut, Jene kennt die hehre Himmelstochter Religion nur dem Namen nach, Sie, meine Theure, ſind ein Muſter ſchöner Frömmigkeit.

— Sire, die Religion gewährt eine ſüße Beruhigung. Sie lehrt uns, daß die erſte unſerer Pflichten Tugend ſei.

— Frau von Monteſpan hat hundert Laſter, Sie meine Liebe, ſind ein Inbegriff aller Tugenden.

— Tugend, Sire, iſt der Quell der reinſten Freuden.

— Erſt ſeitdem ich Sie kenne, iſt es mir vergönnt, an dieſem Quell mich zu laben, ſprach Ludwig, zärtlich ſeinen Arm um ihre Hüften ſchmiegend.

— Laſſen wir das, ſagte Frau von Maintenon, ihn davon zurückhaltend.

— Wie kann Ihr frommes Herz ſo grauſam ſein? Iſt denn Liebe eine Sünde?

— So lang ſie frei ſich hält vom Schmutz der Sinnlichkeit, iſt Liebe eine Tugend, doch wenn ſie in den Schlamm der Wolluſt ſinkt, verliert ſie ihren Glanz und wird zum Laſter.

Das war jene feine Politik, durch die Frau von Maintenon den glimmenden Funken zur lodernden Flamme anblies, das war jene feine Politik, durch die ſie den König mehr und mehr umgarnte.

Ludwig, allmälig durch ſie zum reuigen Sünder bekehrt, warf ſich nun aus den Armen der Liebe in die Arme der Religion.

François de la Chaiſe (geb. 1624 zu Aix in Forez), ein kluger Jeſuit, der nach Ferriers Tode Beichtvater des Königs geworden, war einer der treueſten Anhänger der Frau von Maintenon, die ihn durch ihre Schlauheit dergeſtalt für ſich eingenommen, daß er, ohne es zu wiſſen, ein Werkzeug ihres Willens, das Sprachrohr war, durch das ſie mit dem König ſprach.

— Sire, ſagte Père Lachaiſe, wenn Ihre Reue Ernſt, ſo bannen Sie aus Ihrer Nähe jenen böſen

Geiſt, der ſtets von Neuem Sie zur Sünde reizt. So lange Jene noch an Ihrem Hofe weilt, harrt Verführung an der Schwelle Ihres Herzens. Sire reißen Sie die Sünde mit der Wurzel aus, ſonſt keimt und wuchert ſie von Neuem.

Der König, gegängelt von dem Willen ſeines Beichtvaters, ſprach bald darauf mit ſeinem Kriegsminiſter.

— Louvois, ſorgen Sie dafür, daß Frau von Monteſpan, ſo bald als möglich, unſern Hof verläßt: ich kann, ich mag ſie nicht mehr ſehen.

Der Miniſter begab ſich zur Frau von Monteſpan.

— Frau Marquiſe, ſprach er mit erkünſteltem Mitgefühl, ich bringe ſchlimme Botſchaft.

— Reden Sie, Marquis, längſt bin ich auf das Schlimmſte ſelbſt gefaßt.

— Es ſchmerzt mich, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie bei dem König in Ungnade gefallen. Seine Majeſtät haben mich beauftragt, Ihnen die Weiſung zu ertheilen, ſo bald als möglich . . . Louvois hielt inne.

— Fahren Sie fort.

— So bald als möglich den Hof zu verlaſſen . . .

— Alſo das der Lohn, rief die Marquiſe, als Louvois ſie verlaſſen hatte, für jene tauſend Wonnen, die ich ihm bereitet? O Gott, wie hab' ich mich vergeſſen können, dieſen Mann zu lieben! O, warum blieb ich nicht bei meinem Mann!

Sie warf ſich auf ihr Bett und brach in Thränen aus.

Der König bewilligte ſeiner verabſchiedeten Maitreſſe eine monatliche Penſion von 1000 Louisd'or.

Frau von Monteſpan ließ ſich bald darauf durch ihren Beichtvater de la Tour wieder ihrem Gatten antragen. Aber Herr von Monteſpan verſpürte keine Luſt, ſeine Gemahlin zurückzunehmen.

— Madame, ſagte er zum Beichtvater, iſt ſeit zwölf Jahren eine königliche Domaine . . . Ich mache keinen Anſpruch darauf.

Frau von Monteſpan hüllte ſich in ein Bußkleid, wurde eine Frömmlerin, vertheilte Almoſen und zog ſich auf einige Zeit ins Kloſter des heiligen Joſeph zurück.

Um dieſe Zeit erſchienen in Paris Doſen, worauf Ludwig, umgeben von ſeinen vier Maitreſſen abgebildet war. Die Herzogin de la Vallière griff nach ſeinem Herzen, die Herzogin von Fontanges nach ſeiner Börſe, die Frau von Maintenon nach ſeiner Krone und die Frau Marquiſe von Monteſpan . . . .

Neunzehntes Capitel.

Das Ende der Herzogin von Fontanges.

(1681.)

In der Abtei Port-royal zu Paris lag eine junge, bleiche, kaum zwanzigjährige Dame, die, vor drei Stunden von einem todten Kinde entbunden, mit dem Tode rang. Vor ihrem Bette ſtand ein Mann, der, tief gerührt von ihren Schmerzen, Thränen vergoß, die auf ihre abgezehrte, fieberhaft brennende Hand fiel.

— Wie iſt Dir? fragte der König das Fräulein von Fontanges, als ſie das todesmatte Auge zu ihm aufſchlug.

— Wohl iſt es mir, denn Du, Du biſt ja bei mir?

— Haſt Du geſchlafen? fragte er beſorgt ...

— Geſchlafen und geträumt, ſchwer geträumt. Ich ſah neben meinem Bette eine ſchön geputzte Frau ſtehen, die mir eine Blume gab, an die ich riechen ſollte. Ich thats — bald darauf empfand ich in allen Gliedern des Körpers einen brennendheißen Schmerz . . . tauſend glühende Sonden durchbohrten meine Eingeweide . . . Gift, Gift! ſchrie ich und ſtarb. Ich ſah zwei Männer, die mich in den Sarg legten . . . Gott im Himmel! rief ſie plötzlich, und ſtarrte in die Ecke des Zimmers . . .

— Warum erſchrickſt Du, armes Kind?

— Siehſt Du nicht — dort, dort in der Ecke ſtehen zwei ſchwarze Männer — ſie kommen um mich abzuholen. Weg, weg! Louis, Du biſt König, befiehl ihnen zu gehen . . . Weh mir, ſie kommen näher, ſie packen mich, ſie ſchnüren mir die Kehle zu, ſie erwürgen mich, Luft, Luft!!! Laßt mich los . . . Hilfe! . . . Hilfe! . . . ich ſterbe . . .

Der König ſchellte. Guenand, ſein Leibarzt und die Frauen der Herzogin ſtürzten herein.

Guenand legte ſeine Hand auf ihr Herz und rief:

— Zu ſpät!

Der König warf ſich auf die junge im Lenz des Lebens geknickte Roſe, benetzte ſie mit ſeinen Küſſen, und ſprach, Thränen im Auge:

— Ein Engel kehrt zum Himmel zurück.

Die Marquiſe von Monteſpan, die mit Schrecken gewahrte, daß Ludwig ihr untreu geworden, hatte den Entſchluß gefaßt, ihre Nebenbuhlerin, die vom König kurz vor der Entbindung zur Herzogin von Fontanges ernannt worden war, ſchnell aus dem Wege zu räumen. Eine Stunde vor der Entbindung hatte ſie der Herzogin einen Beſuch abgeſtattet und ihr eine Blume geſchenkt. Dieſe Blume ſagt man, ſei vergiftet geweſen.

Zwanzigſtes Capitel.

Ein Geheimniß.

(1685.)

Maria Thereſia, die 1683 geſtorben war, hatte zwei Stunden vor ihrem Tode, gerührt durch die erheuchelte Theilnahme der Frau von Maintenon, die beim königlichen Krankenlager ganze Nächte durchwacht, derſelben jenen Ring geſchenkt, den ſie einſt von der Priorin des Kloſters zu Chaillot erhalten.

— Tragen Sie dieſen Ring zur Erinnerung an die Königin, die Ihnen für die treue Pflege, die Sie ihr angedeihen ließen, ſterbend ihren Dank ſtammelt.

Ludwig hatte die Kunde von dem Tode ſeiner Gattin mit ſteinerner Ruhe angehört.

— **Requiescat in pace,** hatte er ausgerufen und war dann zur Frau von Maintenon gefahren, die, eine Meiſterin in der Kunſt zu heucheln, die Miene der tiefſten Trauer angenommen.

Bald nach dem Tode der Königin drang Père Lachaiſe, der jeſuitiſche Mephiſtopheles, in den König, ſich mit Frau von Maintenon zu verheirathen.

— Was muthen Sie uns zu, rief der König voll Unwillen. Der Enkel des großen Heinrich ſoll die Wittwe Scarron heirathen?

— Sire, Ihr erlauchter Großvater, wollte er ſich nicht mit Gabrielle d'Eſtrèe vermählen?

Das hatte gewirkt.

Es war eine kalte, mondloſe Winternacht, als drei verdeckte Wagen, denen ein Reiter vorangeſprengt war, von Verſailles nach Maintenon fuhren.

Im erſten Wagen ſaßen: der König, Herr von Harlay, der Erzbiſchof von Paris, und Père Lachaiſe, der Beichtvater des Königs.

Im zweiten Wagen ſaßen die Marquiſe von Maintenon und Bontems, der Gouverneur des Schloßes von Verſailles.

Im dritten der Marquis von Louvois und Herr von Montchevreuil.

Der König war ſehr niedergeſchlagen; er ſprach wenig und ſeufzte viel.

Frau von Maintenon ſchien ſehr aufgeregt und ungeduldig.

— Noch nie kam mir dieſer Weg ſo entſetzlich lang wie heute vor.

— Gedulden Sie Sich, Frau Marquiſe, wir ſind bald am Ziele.

— Die Pferde kriechen wie die Schnecken; treiben Sie die Kutſcher zur Eile an.

— He, Kutſcher, tummle Dich! rief Bontems zum Wagenfenſter hinaus.

Weit luſtiger war die Unterhaltung im dritten Wagen.

— Erinnern Sie Sich noch der Zeiten, Montchevreuil, wo Ninon de Lenclos Ihnen ihr gelbes

Zimmer eingeräumt, um dort mit der Wittwe Scarron allein und ungeſtört zu ſein?

— Das ſind jetzt 22 Jahre her. Die hübſche Wittwe war damals ...

— Acht und zwanzig Jahre alt.

— Ganz recht, Marquis. Erinnern Sie Sich noch der Zeiten, wo die Wittwe Scarron faſt jede Woche Sie beſuchte, unter dem Vorwand, Ihnen eine Bittſchrift zu überreichen?

— Das war ...

— Gerade in derſelben Zeit, Marquis. Wir waren damals nicht die Einzigen.

— Wer hätte damals wohl geglaubt, daß dieſe unermüdliche Bittſtellerin, von der unſer großer Ludwig nie etwas hören wollte, einſt an ſeinem Hofe ſolche Rolle ſpielen wird?

— Wer hätte es damals geahnt, daß die gefällige Wittwe aus der Antichambre der Frau von Monteſpan ins Bett des ſtolzen Ludwig ſteigen wird?

— Tempora mutantur et nos mutamur in illis! ſprach Marquis Louvois.

— Ich verſtehe Sie nicht, Marquis.

— Das glaube ich Ihnen, lieber Freund; doch halt, da fällt mir eine Anekdote von Scarron ein.

— Ich bitte, erzählen Sie.

— Als der Notar beim Aufſetzen des Heirathscontractes ihn fragte, welches Witthum er ſeiner jungen Braut ſichere, erwiederte der junge aufgeblaſene Dichter: die Unſterblichkeit. Die Prophezeiung des Rolands der Königin von Schweden geht in Erfüllung. Seine Wittwe, unſere Freundin, die wir ſo getröſtet, fährt jetzt der Unſterblichkeit entgegen.

Die Wagen hielten jetzt vor dem Eingang des Schloßes. Flur und Treppen waren ſo matt erleuchtet, daß Ludwig der Große beim Hinaufſteigen ſtolperte und beinahe gefallen wäre.

Man verfügte ſich geraden Weges in einen kleinen ſchlecht erleuchteten Saal, in dem ein Altar aufgeſtellt war.

Père Lachaiſe las die Meſſe und Bontems miniſtrirte. Darauf ſchritt der Erzbiſchof — zur Trauung.

— Willigen Sie ein, die Gemahlin Sr. Majeſtät zu ſein? fragte Père Lachaiſe die Frau von Maintenon.

— Ja, antwortete die Gefragte mit lauter, feſter Stimme.

— Sire, willigen Sie ein, der Gemahl der Marquiſe von Maintenon zu ſein?

Der König zauderte einige Minuten, dann ſprach er ſo leiſe, daß man es kaum hören gekonnt:

— Ja.

— **Conjungo vos**, rief der Erzbiſchof, legte ihre Hände in einander und ſegnete ſie.

Gleich nach der Trauung, die ſo heimlich vollzogen worden war, daß außer Jenen, welche Zeuge derſelben geweſen, Niemand davon etwas erfahren hatte, kehrten der Erzbiſchof und der Beichtvater in dem einen, die Herren von Louvois und Montchevreuil in dem andern Wagen nach Verſailles zurück.

Der König und ſeine zur linken Hand Angetraute und deren treuer Diener Bontems, übernachteten im Schloße zu Maintenon.

Dieſe Trauung, die dem Hofe und der ganzen Welt ein Geheimniß geblieben war, hatte den Ehrgeiz der Frau von Maintenon noch immer nicht befriedigt. Sie wollte dieſe heimliche Ehe öffentlich anerkannt ſehen.

Nach dem Tode Sr. Heiligkeit Innocenz XI., der den hochfliegenden Planen der Frau von Maintenon nicht gewogen war, beſtieg (1689) Alexander VIII. den päpſtlichen Stuhl. Die Marquiſe beauftragte den franzöſiſchen Geſandten zu Rom, den neuen Pabſt zu bewegen, ihre Ehe durch ein Breve öffentlich anzuerkennen. Um Seine Heiligkeit dafür geneigt zu machen, verſprach ſie, den König zu bewegen, die Grafſchaft Avignon, die Frankreichs Waffen der römiſchen Tiara entriſſen hatten, dem päbſtlichen Stuhle zurückzugeben.

Louvois, von dieſem Handel, bei dem Père Lachaiſe und Abbé Gobelin ihre Hände im Spiele gehabt, frühzeitig genug unterrichtet, hatte die Depeſche auffangen und dem Herzog von Chaulnes

Winke zukommen laſſen, daß, im Fall er zu Gunſten der Frau von Maintenon intervenire, er ſich gefaßt machen müßte, von ſeinem Geſandtſchaftsposten augenblicklich abgerufen zu werden.

Der Geſandte, dadurch eingeſchreckt, hielt es fürs Beſte, ſich neutral zu halten.

Die Marquiſe harrte auf Antwort; aber ſie kam nicht. Da entſchloß ſie ſich, den Abbé Gobelin nach Rom zu ſenden.

— Bringen Sie mir das päbſtliche Breve, ſo ernenne ich Sie zu meinem erſten Almoſenier und zum Biſchof **in partibus.**

Kaum hatte Louvois dies erfahren, als er entrüſtet zum König eilte. Nachdem er Ludwig von Allem unterrichtet, bat und beſchwor er ihn, dieſen Plan aufzugeben.

— Verlaſſen Sie mich, Louvois, rief der König.

— Sire, rief der Miniſter, nicht eher, als bis Sie mir Ihr königliches Wort ertheilt, jenes Vorhaben, durch das Sie Sich vor den Augen von ganz Europa erniedrigen wollen, aufzugeben.

— Gehen Sie, Louvois, gehen Sie ...

— Sire, rief der Miniſter, ſeinen Degen ziehend, hier iſt mein Schwerdt; durchbohren Sie damit die Bruſt des treueſten Ihrer Diener, denn nicht eher weicht er von dieſer Stelle, bis Sie ihm gelobt, den Nimbus Ihres Ruhms zu wahren.

— Louvois, das ſoll geſchehen.

Abbé Gobelin, der in Rom alle Minen hatte ſpringen laſſen, um der Marquiſe die Krone und ſich die Biſchofsmütze zu verſchaffen, hatte endlich das erlangt, was er gewollt, und kehrte ſiegestrunken nach Paris zurück.

— Hier, hier iſt das Breve! rief der Abbé.

— Abbé, der Wiſch kommt zu ſpät.

— Zu ſpät?

— Louvois hat unſern ſchönen Plan zerſtört.

— Rache, Rache! rief der Abbé.

— Verlaſſen Sie Sich darauf, ſprach die Marquiſe mit feierlichem Tone.

Aber ſchneller als ihre Rache erreichte ihn der Tod. François Michel Le Tellier, Marquis von Louvois, ſtarb am 6. Juli 1691 zu Verſailles.

— Ich habe dieſem Manne manchen Sieg zu

danken, ſagte Ludwig, aus deſſen Auge ſich eine Thräne ſtahl.

Frau von Maintenon, die morganatiſch angetraute Gemahlin des Königs, erhielt eine jährliche Penſion von 48,000 Livres.

— Seine Maitreſſen, ſagte ſie zum Père Lachaiſe, haben ihm in einem Monat mehr gekoſtet, als ich in einem ganzen Jahr. Ich bin zu gut für dieſen Egoiſten!.

Ein und zwanzigſtes Capitel.

Das Ende der Marquiſe von Monteſpan.

Dieſe ſchöne Frau, einſt der glänzendſte Stern am Hofe Ludwigs XIV., ſtarb am 28. Mai 1707, vergeſſen von aller Welt, in den Bädern von Bourbon l'Archambault.

In einem Codicill ihres Teſtamentes hatte ſie den Wunſch ausgeſprochen, man ſolle ihre Eingeweide nach Paris bringen und ſie dort im Kloſter des heiligen Joſeph beiſetzen; aber die große Hitze hatte ihre Eingeweide ſo ſchnell in Fäulniß übergehen laſſen, daß der Träger, der ſie nach Paris bringen ſollte, bald wieder umkehren mußte. In Bourbon übergab er ſie den Capuzinern.

— Was ſtinkt hier ſo ſtark, fragte der Pater Guardian?

— Es ſind die Eingeweide der Frau von Monteſpan.

— Werft ſie den Hunden vor! befahl der fromme Capuziner.

Und das geſchah denn auch.

Frau von Monteſpan hatte dem König folgende Kinder geboren:

1) Ludwig Auguſt von Bourbon, Herzog du Maine, geboren am 31. März 1670 (er ſtarb am 14. Mai 1736 zu Sceaux).

2) Ludwig Cäſar von Bourbon, Graf von Vexin, geboren am 20. Juni 1672 (geſtorben am 10. Januar 1683).

3) Louiſe, Françoiſe von Bourbon, genannt Fräulein von Nantes, geboren am 12. Mai 1673, vermählt 1685 mit Ludwig III. von Bourbon, dem Enkel des großen Condé.

4) Louiſe Marie von Bourbon, genannt Fräulein von Tours, geboren im Januar 1676 (geſt. am 15. September 1681 in den Bädern von Bourbon).

5) Françoiſe Marie von Bourbon, genannt

Fräulein von Blois, geboren am 5. Mai 1677, vermählt 1692 mit Philipp Herzog von Orleans, ſpäter Regent von Frankreich (geſt. am 1. Februar 1749).

6) Ludwig Alexander von Bourbon, Graf von Toulouſe, geboren am 6. Juni 1678 (geſtorben am 1. December 1737 zu Rambouillet*).

Alle dieſe Kinder hatte der König legitimirt. Ein Edict vom 2. Auguſt 1714 ſetzte den Herzog du Maine, den älteſten dieſer legitimirten Prinzen, zum Thronerben ein.

---

*) Mit ihrem Gatten hatte ſie Ludwig Anton von Pardaillan und Gondrin, Herzog von Antin gezeugt (geboren 1665, geſtorben 1736).

Zwei und zwanzigſtes Capitel.

Das Ende der Herzogin de la Vallière.

> »Mon Dieu, donnez-moi ce coeur contrit et humilié dont vous ne rejetez jamais les gemissements; je veux dire: Seigneur inspirez moi par vôtre sainte grâce les mêmes dispositions avec lesquelles la pauvre Cananéenne se vint prosterner à vos pieds.«
>
> Reflexions sur la misericorde de dieu *).

Auf dem vaſten Terrain, der ſich von der Rue d'Enfer bis zur Rue Saint Jacques hinzog, lag das ehrwürdige Kloſter der Karmeliterinnen. Die Kirche dieſes Kloſters, eine der reichſten von ganz

---

*) Titel eines frommen Buches, das die Herzogin de la Vallière in den letzten Jahren ihres Lebens ſchrieb.

Frankreich, glänzte von Gold und Edelſteinen. Die marmornen Wände waren mit Meiſterwerken von Guido Reni, Philipp von Champagne und Laurent de la Hire geſchmückt. Aber alle dieſe Gemälde, wie ſchön ſie auch waren, wurden von einer büßenden Magdalena überſtrahlt, die Charles Lebrun, erſter Maler Ludwigs XIV. nach einer ſchönen frommen Nonne gemalt, die im Schooße dieſes Kloſters unter dem Namen Schweſter Louiſe von der Erbarmung Gottes ihre Sünden abbüßte.

Bei ihrem Eintritt ins Kloſter hatte ſie das Gelübde gethan, bis zu ihrem Tode ein und daſſelbe Kleid, ein und daſſelbe Hemd zu tragen. Die ſtrenge Regel des Ordens erforderte, daß ſie eine grobe Kutte trage und baarfuß gehe. Sie, die früher auf ſchwellendem Pfühl geruht, ſchlief jetzt auf harter Erde ... ihr Haupt ruhte auf einem Steine. Zwei Stunden vor Aufgang der Sonne verließ ſie ihre öde, finſtere Zelle, um vor den Stufen des Altars den Himmel um Vergebung ihrer Sünden anzuflehen. Ihre einzige Nahrung beſtand aus Brodt und Früchten . . . ſelbſt im ſtrengſten Winter verſchmähte ſie den Genuß warmer Speiſen. Drei Tage in der Woche faſtete ſie. Abgeſchieden von den andern Nonnen, ſaß ſie Tagelang züſammengekauert, in ihrer Zelle, inbrünſtige Gebete zum Himmel ſendend. Reue und Thränen waren ihr einziger Troſt.

So lebte ſie ſechs und dreißig Jahre.

Das allzuhäufige Faſten, das ewige Kaſteien hatte nach und nach ihre Geſundheit untergraben. Durch Erkältung hatte ſie ſich eine Fußroſe zugezogen, anfangs nicht darauf geachtet und das Uebel dadurch verſchlimmert. Sie ward ins Krankenzimmer gebracht, aber kein Zureden war im Stande, ſie zu bewegen, ärztliche Hilfe anzunehmen. Der Schmerz gewährte ihr Genuß. Man hätte ſie kneifen dürfen mit glühenden Zangen, Schweſter Louiſe hätte nicht gemurrt, denn alles, was der Himmel über ſie verhängt, betrachtete ſie als gerechte Strafen ihrer Sünden.

Eines Morgens (am 6. Juni 1710) war ſie

früher als gewöhnlich aufgeſtanden, um am heiligen Altare die Reue ihres Herzens auszugießen.

— Barmherziger Gott, eine Sünderin, die gefrevelt gegen Dein heiliges Gebot, eine Sünderin, die Deine Lehren frech verhöhnt, eine Sünderin, unwürdig Deiner göttlichen Gnade, ſinkt nieder vor die Stufen Deines glanzumſtrahlten Thrones, um auszuſchütten vor Dir ihr Herz und ſeine Reue. Groß iſt die Reue, aber größer noch ihre Schuld. Gerechter Gott, leere die Köcher Deines Zornes, vergrößere das Maß meiner Leiden, mehre meine Schmerzen, denn Balſam iſt die Strafe, die man verdient. Allmächtiger Gott, laß hinnieden mich abbüßen meine Schuld, auf daß ich, gereinigt von den Schlacken der Sünde, geläutert eingehen darf in Dein göttliches Reich und aufblicken darf zu Deinem gnadenſpendenden Antlitz. Barmherziger Gott, erhöre mein reuiges Flehen, kräftige meinen Geiſt, auf daß er muthig ertrage, die Strafen, die Deine Huld ihm auferlegt, erleuchte mein Herz, auf daß es nie aufhöre zu benedeien Deinen Namen, zu preiſen Deine Güte. Amen!

Die letzten Worte des Gebetes waren kaum verhallt, als ſie, vom Schmerz überwältigt, in Thränen zerfloß.

Und als die Hora die frommen Schweſtern zum Gebete in die Kirche rief, fanden ſie die Schweſter Louiſe bewußtlos am Fuße des Altars liegen. Sie trugen die Ohnmächtige ins Krankenzimmer und wandten hundert Mittel an, um die fliehende Seele ins Leben zurückzurufen. Die Sterbende ſchlug die Augen auf.

— O, meine Schweſtern, rief ſie aus, warum habt Ihr mich geweckt aus meinem ſchönen Traume! Es wuchſen mir Flügel, die mich hinauftrugen zum Throne des Herrn. Engel waren mir vorangeeilt um für mich zu beten. Und der Ewige, der die Thränen meiner Reue gezählt, winkte mich zu ſich heran und ſprach: ich vergebe Dir ... jetzt iſt mir wohl ... jetzt möcht' ich ſterben.

Da trat eine holde Frauengeſtalt, ſchöner als die Engel im Himmel, an ihr Sterbelager. Es war die Prinzeſſin von Conti *).

---

*) Mademoiſelle de Blois hatte ſich am 16. Januar

— Mutter, arme Mutter, hauchte ihre von Thränen gebrochene Stimme.

— Weine nicht, mein ſüßes Kind. Der Tod bringt Deiner Mutter den Kuß des ewigen Friedens. Empfange den Segen einer Sterbenden: bleib' fromm und gut.

Mit dieſem Segen empfing die Prinzeſſin von Conti den letzten Hauch ihrer Mutter, die mit ſeligem Lächeln verſchied.

In der Kirche wogten die Töne der Orgel und die frommen Schweſtern ſangen:

»De profundis.«

Ludwig befand ſich bei der Marquiſe von Maintenon, als er die Nachricht vom Tode der armen Nonne empfing.

1680 mit Louis Armand, Prinzen von Conti, vermählt die Prinzeſſin war ſo ſchön, daß ihr Portrait, das der Prinz von Conti in einem Feldzug gegen die Türken verloren hatte, von einem afrikaniſchen Völkerſtamm, dem es in die Hände gefallen war, göttlich verehrt ward. Die Prinzeſſin von Conti ſtarb am 3. Mai 1739. Ihr Bruder, der Graf von Vermandois, war am 18. Nov. 1683 geſtorben.

— Man ſchicke zu Maſſillon, ſagte der König, er ſoll an ihrem Sarge eine Predigt halten. Wenn es Ihnen gefällig iſt, Madame, ſo wollen wir jetzt ein Paar Partieen Riverſis ſpielen.

Drei und zwanzigſtes Capitel.

Das Ende Ludwigs und der Frau von Maintenon.

Ludwig ſtarb am 1. September 1715.

Am andern Morgen wurde ſein Teſtament, das den Herzog du Maine, den älteſten Sohn der Marquiſe von Monteſpan, zum Thronfolger eingeſetzt, vom Parlament für null und nichtig erklärt und der Herzog von Orleans bis zur Volljährigkeit Ludwigs XV. zum Regenten proclamirt.

Ludwig der XIV., der älteſte König ſeiner Zeit, erlebte vier Könige in Dänemark: Chriſtian IV., Friedrich III., Chriſtian V. und Friedrich IV.

Vier Könige in Schweden: die Königin Chriſtine, Karl X., Karl XI. und Karl XII.

Fünf Könige in Polen: Wladislaus IV., Johann Caſimir, Michael Johann Sobiesky und Friedrich Auguſt.

Einen Churfürſten und zwei Könige in Preußen: Friedrich Wilhelm, Friedrich III. und Friedrich Wilhelm I.

Fünf Czaaren in Rußland: Michael III., Feodorowitſch, Alexis Michaelowitſch, Feodor III., Iwan III. und Peter I.

Sieben türkiſche Kaiſer: Murad IV., Ibrahim, Muhammed IV., Soliman III., Achmed II., Muſtapha II. und Achmed III.

Vier deutſche Kaiſer: Ferdinand III., Leopold I., Joſeph I. und Karl VI.

Drei Könige in Spanien: Philipp IV., Karl II. und Philipp V.

Fünf Könige in Portugal: Philipp IV., Johann IV., Alphons VI., Peter II. und Johann V.

Sechs Könige in England: Karl I., Karl II., Jacob II., Wilhelm III., die Königin Anna und Georg I.

Neun Päbſte: Urban VIII., Innocenz X., Alexander VII., Clemens IX., Clemens X., Innocenz XI., Alexander VIII., Innocenz XII. und Clemens XI.

Alſo 55 gekrönte Häupter Europas.

Ludwig XIV. hinterließ eine Schuldenlaſt von 2600 Millionen Livres. Sein Tod verbreitete in Frankreich großen Jubel. Das Volk zündete Freudenfeuer an und machte ſeinem Haſſe durch Spottlieder Luft.

Vier Jahre ſpäter ſtarb Frau von Maintenon. Die Gazette de France zeigte ihren Tod in drei Zeilen an.

»Am 15. April 1719 verſchied Frau von Maintenon in einem Alter von 84 Jahren. Sie wurde in der Kirche Saint-Cyr beerdigt. Abbé Vertot hat ihre Grabſchrift gedichtet.«

Frau von Maintenon hinterließ vier Millionen Francs, die Adrien Maurice, Herzog von Noailles, der Gemahl ihrer Nichte, Frau von Caylus, geerbt.

Ihr Bruder Charles d'Aubigné war Gouverneur der Provinz Berry und Ritter des Heiligen-Geiſt-Ordens geworden.

Eilfter Abſchnitt.

Ludwig XV.

Geboren zu Verſailles am 15. Februar 1710.
König am 1. September 1715.
Volljährig erklärt am 22. Februar 1723.
Geſtorben zu Verſailles am 14. Mai 1774.

Erſtes Capitel.

Ein Miniſterial-Beſchluß.

(1741.)

Am Kaminfeuer eines der ſchönſten Boudoirs von Paris ſaß der Cardinal Fleury, ein rüſtiger Greis von neunzig Jahren, neben der Prinzeſſin von Carignan, die, erſt halb ſo alt, ſeine Maitreſſe und Rathgeberin war.

— Cardinal, ſprach die Prinzeſſin, hätten Sie dem König, Ihrem liebenswürdigen Zögling wohl ſo viel Beſtändigkeit zugetraut?

— Beſtändigkeit? Inwiefern Prinzeſſin? fragte der Premierminiſter mit diplomatiſch feinem Lächeln.

— Ludwig iſt nun ſchon neunzehn lange Jahre mit Maria Leszinska, der Tochter des ci-devant Polenkönigs Stanislaus, vermählt, und noch immer hängt ſein Herz an dem ihrigen mit wahrhaft bürgerlicher Treue. Iſt das nicht unerhört?

— Unerhört, in wiefern, Prinzeſſin?

— Bedenken Sie, Cardinal, daß der König um zwölf Jahre jünger iſt als die Königin ... Mir ſcheint dies ſehr gefährlich ...

— Gefährlich, in wiefern, theure Freundin?

— Bedenken Sie, wie leicht es möglich iſt, daß der König ihrer endlich überdrüſſig wird und ſich in die Arme einer Ehrgeizigen wirft, die Sie und uns Alle ſtürzen kann.

— Sie haben Recht ... Auch ich habe im Stillen längſt darüber nachgedacht. Doch was rathen Sie mir?

— Wir müſſen uns bei Zeiten um eine Maitreſſe für ihn umſehen und zwar um eine ſolche, die uns nicht gefährlich werden, im Gegentheil uns dadurch nützen kann, daß ſie den König, welcher angefangen hat, ſich in Staatsgeſchäfte — in Dinge, die ihn nichts angehen — zu miſchen, in einen Strudel von Vergnügungen zieht. So lange

Ludwig XIV. in den Liebesbanden der La Vallière geſeufzt, hat er ſich wenig oder gar nicht ums Regieren bekümmert ... Ein Miniſter, dem daran gelegen iſt, die Ruder des Staates zu führen, muß Sorge dafür tragen, daß der König ſich niemals langweile ...

— Ich verſtehe Sie ... Wo aber finden wir ein Weib, das ganz in unſere Plane paßt? Wie wärs, wenn wir die Herzogin von Gontaut, die Tochter des Marſchalls von Grammont? ...

— Der König will von ihr nichts hören ...

— Und warum?

— Weil der Herzog von Gevres, der verſchmähte Anbeter ihrer Reize, dem Könige eingeredet, daß ſie an einer gewiſſen Krankheit leide, die Seine Majeſtät, wie Sie wiſſen, im höchſten Grade fürchtet und verabſcheut ...

— Und die Herzogin von Rochechouart?

— Sie iſt zu mager. Wir Frauen haben ein ſchärferes Auge als Ihr Herren Premierminiſter ... Seine Majeſtät lieben, wie ich bemerkt habe, Damen mit ſtarkem Buſen ...

— Dies war auch ſeines Vaters ſchwache Seite ... Halt, da fällt mir die Herzogin von Boufflers ein.

— Die iſt ſchon beſetzt ... die hat den Grafen von Riom, den Herzog von Louxembourg und ein Dutzend Andere ... Cardinal, da weiß ich eine Beſſere für den König.

— Und die wäre?

— Die Gräfin von Mailly ...

— Die Palaſtdame der Königin? ...

— Dieſelbe. Die Wahl, die ich getroffen, ſcheint mir für den König und unſern Plan ganz geeignet ...

— Sie iſt nicht mehr jung ...

— Aber gewandt und erfahren ...

— Sie iſt nicht mehr ſchön ...

— Aber derb und geſund ...

— Mein Zögling iſt noch ſehr blöde ...

— Die Gräfin iſt ſehr keck ...

— Ob ſie dem König gefallen wird?

— Wenn ſie's darauf anlegt ... gewiß!

— Wie aber bringt man die Leutchen zuſammen? fragte der Premierminiſter und ſchürte im Kamine die Kohlen zuſammen ... Ich muß dabei aus dem Spiele bleiben ... Ich drücke ein Auge zu, das iſt Alles, was ich dabei thun kann ...

— Mehr verlange ich auch nicht ... Für das Uebrige wird unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Herzog von Richelieu, ſorgen, der in einigen Tagen von Wien zurückkehrt.

— **Eh bien!** Ihr Vorſchlag, Prinzeſſin, iſt genehmigt. Die Gräfin Mailly werde des Königs Maitreſſe ... Wenn's Ihnen nun gefällig iſt, ſo wollen wir, um die Zeit zu kürzen, ein Paar Partieen Riverſis ſpielen ...

— Mit Vergnügen, Cardinal ...

— Aber nicht hoch ... zehn Sous die Partie ...

— Freund, wie kann ein Mann wie Sie, ſo geizig ſein.

— Ich bin nicht geizig, nur ein Bischen oeconomiſch, ſprach der Cardinal und löſchte zwei Kerzen aus.

— Ei, warum thun Sie das?

— Vier Kerzen halte ich für Luxus; man ſieht ſchon bei zweien genug ...

— Himmel, welch ein Geiz! Ich würde glauben, daß Ew. Eminenz ein Jude, wär' ich nicht vom Gegentheil überzeugt.

Zweites Capitel.

Ein Tag im Schloß zu Verſailles.

(1741.)

In einem abgelegenen Theile des weitläufigen Schloſſes, das ich ſpäter flüchtig beſchreiben werde, lag eine große helle Küche, der wir uns ganz leiſe nähern wollen, um durch eine günſtige Ritze einen Blick in ihr Inneres zu werfen und unſichtbarer Beobachter einer drolligen Scene zu ſein.

In dieſer Küche, an dem marmornen Heerde, auf dem ein kleines Feuer brennt, ſteht ein ſchöner, großer, ſchlanker Mann, welcher Schlafmütze, Jacke und Schürze trägt und ſo eben Eier quirlt. Man möchte wetten, daß dies Beccari, der Küchenmeiſter des Königs iſt. Gefehlt, gefehlt! Dieſer Mann mit dem Quirl in der Hand, iſt kein

Anderer, als Ludwig XV., par la grâce de Dieu Roi de France et de Navarra.

Der König hat zwei Küchengehülfen. Der Eine, der hier in der Ecke Zucker reibt, iſt der Chevalier de Bruſſe, der Reiſeſtallmeiſter, und der Andere, der dort Zimmt ſtößt, iſt Saintſauveur, der Brigadechef der Garde du Corps. Die vier Küchenjungen ſind Pagen des Königs. Der Eine, der das Holz ſpaltet, iſt der Chevalier de Roſtaing; der Zweite, der die Meſſer putzt, heißt Bordat; der Dritte, der die Aepfel ſchält, heißt Lugnac und der Vierte, der die Hühner rupft, heißt . . . du lieber Gott, wer kann ſich die Namen aller Affen behalten, die bei Hofe den Pagendienſt verſehen.

Seine Majeſtät der König geruhten Eierkuchen zu backen und bei der Arbeit ein Liedchen zu ſummen.

— Butter her! rief der König.

— Sire, hier iſt Butter, ſagte ein Page und legte die Butter in die Pfanne.

Seine Majeſtät der König geruhten die Pfanne übers Feuer zu halten und allergnädigſt umzurühren.

— Aepfel her! rief der König.

— Sire, hier ſind Aepfel, ſagte ein Page und brachte einen Teller mit Aepfelſcheiben.

Seine Majeſtät geruhten die Aepfelſchnitte auf den Teig zu legen, der bereits zu braten anfing.

— Sind die Hühner fertig? fragte der König, der den Teig in der Pfanne umwandte.

— Noch nicht! ſchrie der rupfende Page.

— Junge, tummle Dich! rief der König und trällerte ſein Liedchen fort. Aber plötzlich hielt er inne und fing zu ſchreien an — Au, au! das thut weh.

— Sire, was iſt geſchehen? fragten Alle.

— Ich bin dem Feuer zu nahe gekommen und habe mir die Finger verbrannt . . .

— Eure Majeſtät müſſen ſie in die Dinte ſtecken, rieth Roſtaing, der keckſte dieſer Pagen mit lachender Miene.

— Schlingel, halt er ſein Maul! rief der

König und hielt die verbrannten Finger ans Ohrläppchen. Nach einem Weilchen rief er: Zucker her!

— Sire, hier iſt Zucker, ſprach der Reiſeſtallmeiſter.

— Zimmt her!

— Sire, hier iſt Zimmt, ſprach der Brigadechef.

Seine Majeſtät der König geruhten Zucker und Zimmt auf den Eierkuchen zu ſtreuen.

— Der Eierkuchen iſt fertig, raſch angerichtet! Der Eine der Pagen deckte den Tiſch, der Andere brachte die Teller, der Dritte die Meſſer und der Vierte die Servietten.

— Schüſſel her! rief der König.

— Sire, hier iſt eine Schüſſel.

Seine Majeſtät der König geruhten den Eierkuchen auf die Schüſſel zu legen.

— Setzen Sie Sich Bruſſe und Saintſauveur, erſt kommen Sie, dann kommen die Pagen und dann komme ich.

— Eure Majeſtät ſollten geruhen, ſagte Bruſſe...

— Den Anfang zu machen, fuhr Saintſauveur fort.

— Machen Sie keine Umſtände Meſſieurs, eſſen Sie, ſonſt wird die Speiſe kalt.

Der Page ſetzte die Schüſſel auf den Tiſch.

— Guten Appetit, meine Herren, ſprach der König. Während Sie den Einen verſpeiſen, backe ich einen neuen . . . Eier her!

— Sire, hier ſind Eier, ſchrien alle vier Pagen.

Seine Majeſtät der König geruhten die Eier zu zerſchlagen.

— Ein himmliſcher Eierkuchen! rief der Stallmeiſter.

— Eine göttliche Omelette! rief der Brigadechef.

— In meinem ganzen Leben hat mir noch kein Eierkuchen ſo gut als dieſer geſchmeckt, verſicherte Bruſſe.

— Wie Schaum zerfließt er auf der Zunge, betheuerte Saintſauveur.

— Es freut mich, wenn er Ihnen ſchmeckt, ſprach der König, der huldreichſt zu quirlen geruhte.

— Ew. Majeſtät ſind der beſte König, ſagte der Stallmeiſter.

— Und der allerbeſte Koch, ſetzte der Brigadechef hinzu.

— Vive le Roi! riefen die Pagen und ſchwangen ihre Nachtmützen.

— Quel bruit pour une omelette, erwiederte der König.

— Ein Witz! ſagte Bruſſe.

— Ein köſtlicher Witz! ſagte Saintſauveur.

Und alle Sechs wollten ſich todtlachen.

— Eſſen, eſſen Sie, auch der zweite wird bald fertig ſein. Aber was ſeh ich? Sie haben ja nichts zu trinken. — Champagner her!

— Champagner! Champagner! riefen die Pagen und ſchleppten einen ganzen Korb herbei.

In einem Nu flogen zwei Champagnerkorke in die Luft. Nun ging das Trinken los.

— Schüſſel her! rief der König, expedirte den zweiten Eierkuchen und fing den dritten an.

Es gab wenig Köche, die ſo große Virtuoſität im Eierkuchenbacken beſaßen, als der König von Frankreich und Navarra.

Bruſſe und Saintſauveur waren ſatt.

Jetzt kam die Reihe an die Pagen. Sie ſetzten ſich alle Viere an den Tiſch; der König buk und die beiden Cavaliere bedienten ſie.

Die Jungen hieben tüchtig ein, tranken wacker zu, lobten Speiſe und Wein und riefen nach jedem Biſſen und nach jedem Schluck: — **Vive le Roi! vive le Roi!**

Als auch die Pagen abgefertigt waren, ſprach der König.

— Jetzt iſt die Reihe an mir.

In einem Nu war auch der ſiebente Eierkuchen fertig.

Der Eine der Pagen ſetzte dem König einen Stuhl, der Andere band ihm die Serviette um den Hals, der Dritte ſchnitt Brodt für ihn ab, und der Vierte ſchenkte Wein für ihn ein.

— **Assez! assez!** ſagte Ludwig, indem er ſich von der Tafel erhob . . . jetzt will ich die Hühner braten.

Seine Majeſtät geruhten einige Hühner an den Spieß zu ſtecken, und ſie allergnädigſt mit Butter zu begießen, da meldete der Kammerdiener die Ankunft des Herzogs von Richelieu, der geſtern von ſeinem Geſandtſchaftsposten aus Wien zurückgekehrt war.

— Sire, ſoll ich den Herzog abweiſen? fragte Linet.

— Abweiſen? und weshalb? Etwa darum, weil ich am Heerde ſtehe? Der König von Frankreich braucht ſich vor Keinem zu geniren. Man laſſe ihn herein.

Der Herzog von Richelieu, im größten Gallaſtaate, machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verneigung.

— Willkommen, Herzog, ſprach der König, was bringen Sie uns Neues aus Wien?

Einen Gruß von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Thereſia . . .

— Sonſt nichts?

— Und dies Schreiben von ihr . . .

— Legen Sie es dort auf den Kamin, ich werde es ſpäter leſen, jetzt, lieber Herzog, bin ich ſehr beſchäftigt: ich muß, wie Sie ſehen, Hühner braten. Wollen Sie mit mir frühſtücken?

Richelieu verneigte ſich und zwar noch tiefer als das erſte Mal. Der König gab ſeinen Küchengefährten einen Wink, ſie entfernten ſich ſchnell.

— So, nun können wir ungenirt mit einander plaudern. Wann ſind Sie angekommen?

— Geſtern Abend, Majeſtät.

— Sie kommen mir wie gerufen. Wiſſen Sie etwas Neues? Ich bin verliebt, ja, ja verliebt, und wiſſen Sie, in wen? . . . in eine Ihrer Freundinnen, in die Gräfin Mailly . . .

— Ew. Majeſtät belieben zu ſcherzen . . .

— Nein, Richelieu, nein . . . ich bin verliebt, raſend verliebt . . .

— Und weiß ſie es?

— Nein. Aufrichtig geſagt, ich bin zu blöde, ihr meine Liebe zu geſtehen . . . ich ſehe ſie alle Tage, wage aber nicht, ihr zu nahen. — Sie, Herzog, ſind ein gewandter Mann ... Sie werden ſuchen die Sache einzufädeln und ins Reine zu bringen, aber Alles, was darin geſchieht, muß geheim gehalten werden, denn nicht um Alles in der Welt möchte ich, daß meine Gemahlin etwas davon erführe. Sie möchte ſich gekränkt fühlen, und das würde mir leid, ſehr leid thun; denn die Königin iſt eine gute, wackere Frau. **Passons la-dessus** ... die Hühner ſind gar ... Herzog von Richelieu, ich erlaube Ihnen Sich zu ſetzen.

Drittes Capitel.

Die Gräfin Mailly.

(1741.)

Der Marquis de Neßle hatte ſich 1709 mit Mademoiſelle de Laporte-Mazarin vermählt. Dieſe war 1729 geſtorben und hatte ihrem Gatten fünf Töchter hinterlaſſen: Louiſe Julie (geb. 1710), Pauline Felicité (geb. 1712), Diane Adelaide (geb. 1714), Hortenſe Felicité (geb. 1715) und Marie Anne (geb. 1717).

Die älteſte, Louiſe Julie de Neßle, hatte ſich, ſechszehn Jahre alt, mit ihrem Neffen Louis Alexander Grafen von Mailly vermählt. Aber dieſe Ehe war aus mehr als einem Grunde keine glückliche.

Die Gräfin von Mailly, eine jener nicht mehr jungen Frauen, die mehr imponiren als gefallen, mehr reizen als feſſeln, war groß und ziemlich derb. Die Züge ihres nicht ſonderlich ſchönen Geſichtes hatten, wie die ihrer Schweſter etwas Männliches: ſie hatte einen ziemlich großen Mund und eine ziemlich lange Naſe, aber ſchöne, ſchwarze Augen und blendendweiße Zähne. Hand und Fuß hätte man eher groß als klein nennen können. Die meiſte Anziehungskraft beſaß ihr Buſen, der von bedeutendem Umfang und blendender Weiße war. Die Gräfin ſchien es zu wiſſen, daß dieſer Theil etwas Verführeriſches habe, denn ſie trug ihn ziemlich offen zur Schau. Der keuſche Ludwig XIII. würde beim Anblick eines ſolchen Buſens das Auge niedergeſchlagen haben und roth geworden ſein, aber der funfzehnte Ludwig war in dieſem Punkte weniger penible. — Der Gang der Gräfin war männlich, keck, man könnte ſagen frech, auch ihre Stimme hatte etwas Rauhes, Männliches, mit einem Worte: Frau von Mailly war ein Mannweib; ſie beſaß wenig Geiſt aber deſto mehr Routine; ſie war voll Scherz und Laune, immer heiter, immer luſtig, oft ſogar fidel und —

— Gräfin, ſagte der Herzog von Richelieu, der neben ihr auf dem Divan ſaß, Seine Majeſtät der König haben ein Auge auf Sie geworfen.

— Auf mich, Herzog? fragte die Gräfin und fing zu lachen an.

— Ja, ja, auf Sie. Der König wünſcht Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich bin beauftragt worden, Sie in die kleinen Gemächer einzuführen. Schöne Frau, darf ich um Ihren Arm bitten?

— Wie, jetzt gleich?

— Je früher, je lieber, ſprachen Seine Majeſtät.

— Aber Sie werden doch einſehen, daß es von meiner Seite gewiſſer Vorbereitungen bedarf . . .

— Wozu? Um das Herz des Königs zu erobern, bedarf es nur eines jener zündenden Blicke, die Sie ſo ſehr in Ihrer Gewalt haben. Seine Majeſtät ſind etwas blöde, Sie, ſchöne Gräfin, müſſen die Trancheen eröffnen.

— Wie meinen Sie das?

— Sie müſſen dem König auf halbem Wege entgegen kommen.

— Das wird mir ſchwer werden.

— Keine Ziererei, liebe Gräfin, oder wollen Sie, daß ich dem Könige ſagen ſoll: Sie hätten keine Luſt, Ihr Glück zu machen. Eh bien! da Sie einen ſo ehrenvollen Antrag zurückweiſen, ſo werde ich bei einer Ihrer Schweſtern anklopfen... Adieu, Madame...

— Bleiben Sie, Herzog, ich will Alles thun, was Sie verlangen, ſprach die Gräfin und gab dem Herzog ihren Arm.

— Sie werden es nicht bereuen, erwiederte Richelieu und führte ſie zu ſeinem Wagen.

Sie fuhren ins Schloß.

Seine Majeſtät der König ſtand an der Drechſelbank, der Herzog von Richelieu trat ein.

Sire, ſprach er nach einer tiefen Verbeugung, ich habe mich Ihres Auftrags von geſtern entledigt. Im Vorſaal harrt die Gräfin Mailly.

— Die Gräfin Mailly? rief der König und wurde feuerroth.

— Darf ich ſie einführen? fragte der Herzog.

— Mein Gott, das kommt ſo raſch und unerwartet. Warten Sie noch einen Augenblick, daß ich mich ſammeln kann. Auch muß ich mich erſt ankleiden . . . ich kann ja nicht im Schlafrock ſie empfangen.

— Ei warum nicht? Ew. Majeſtät ſind ja bei Sich zu Hauſe.

— Vor einer Dame, die man das erſte Mal empfängt, kann man doch unmöglich im Négligé erſcheinen . . .

— Der König von Frankreich braucht ſich vor Keinem zu geniren.

— Sie haben Recht, Herzog . . . Die Gräfin mag kommen.

Während Richelieu die Gräfin holte, warf Ludwig einen Blick in den Spiegel, um ſein Haar zu ordnen.

Der Herzog führte die Gräfin ein.

— Stör' ich Ew. Majeſtät? fragte Frau von Mailly ſich tief verneigend.

— O — nein — ganz — und — gar nicht ſtammelte der König.

— Ew. Majeſtät drechſeln, wie ich ſehe . . .

— Ja, ich drechsle.

— Neulich war ich ſo glücklich, eine Doſe Ihrer Arbeit zu ſehen.

— Gefiel ſie Ihnen?

— Außerordentlich.

— Nun denn, ſo erlauben Sie, daß ich eine für Sie anfertigen darf . . . Aber ich bitte, Gräfin, wollen Sie nicht Platz nehmen, ſprach der König, der ſich geſammelt hatte.

— Sire, ſprach Richelieu, ein Buch vor die Naſe haltend, erlauben Sie, daß ich mich entfernen darf . . .

— Warum eilen Sie ſo, Herzog?

— Sire, ich blute aus der Naſe . . .

— Ei, da will ich Sie nicht länger aufhalten, ſagte Ludwig, den Herzog mit einer Miene entlaſſend, die äußerſt gnädig war.

Bald darauf erhielt der Herzog von Richelieu den Orden des heiligen Geiſtes.

Gräfin Mailly, die Maitreſſe des Königs, erhielt fünfmalhunderttauſend Francs. Dem Vater, der Moral predigen wollte, gab man zweimalhunderttauſend Francs und er war ruhig. Alexander von Mailly, der Gemahl der Gräfin, raſte, tobte, fluchte . . . er bekam einen Geſandſchaftsposten und — ſchwieg. —

Viertes Capitel.

Ein Souper in Choiſy.

(1741.)

Wie doch der Menſch ſich ändert! Ludwig XV., vor Kurzem noch ein gewiſſenhafter Ehemann, war, durch die Frivolität ſeiner Maitreſſe verführt, ein ausſchweifender Sybarit geworden: das Schaf hat ſich in einen Bock verwandelt.

Ich bitte meine Leſer, mich nach Choiſy zu begleiten, um dort einem Souper beizuwohnen, das der Sultan ſeinen Odalisken giebt.

Ludwig ſitzt zwiſchen der Gräfin Mailly und ihrer zweiten Schweſter, Pauline Felicité de Neöle; ihm gegenüber ſitzt die Prinzeſſin von Charolais und die Gräfin von Toulouſe.

Vergebens ſieht ſich der Leſer nach Bedienung um. Der König von Frankreich will mit ſeinen Damen allein ſein.

— Eh bien, Kinder, wie ſchmeckt Euch das Ragout? ſprach der König.

— Delicat, Delicat, rief einſtimmig das Kleeblatt.

— Kein Wunder, denn ich ſelbſt hab' es zubereitet.

— Du ſelbſt? fragte Gräfin Mailly.

— Ja, ja, mein Schatz, ich ſelbſt.

— Dafür ſollſt Du einen Kuß von mir haben.

— Nur Einen?

— Närrchen, ſo viel Du willſt, erwiederte die Maitreſſe, ſein Kinn ſtreichelnd.

— Es iſt doch recht Schade, daß Sie König von Frankreich ſind, ſagte das Fräulein de Nesle.

— Schade, und warum?

— Ich hätte Sie gern zu meinem Leibkoch gemacht, entgegnete das Fräulein.

— Der Himmel behüte mich vor ſolchem Koch, ſprach die Prinzeſſin Charolais. Verliebt wie dieſer, würde er zu oft die Speiſen verſalzen . . .

— Genug des Scherzes, ſagte die Gräfin von Toulouſe, eine reizende Wittwe; ſagen Sie mir, ob wir noch etwas zu eſſen bekommen ... ich verſpüre noch einigen Appetit.

— Geduld, Geduld, rief der König.

Er ſetzte mit dem Fuß einen Mechanismus in Bewegung: der Tiſch verſank und wurde zwei Minuten ſpäter, mit einer Fiſchpaſtete beſetzt, von unten wieder hinaufgeſchoben. Dieſe Tafel, der magiſche Tiſch genannt, war eine Erfindung der Gräfin Mailly.

Die Damen vertieſten ſich in die neue Speiſe ... Gräfin Mailly leerte ihr Glas und wollte es von Neuem füllen, ſah aber, daß alle Flaſchen bereits geleert waren.

— Louis, es iſt kein Wein da!

— Wie, habt Ihr die vier Flaſchen Champagner ſchon ausgetrunken?

— Sire, wundert Sie das? Drei davon hat meine Schweſter allein auf ihrem Gewiſſen, ſprach Fräulein de Nesle.

— Schatz, Du trinkſt wie ein Schwamm, ſagte der König zu ſeiner Maitreſſe.

— Iſt es Ew. Majeſtät vielleicht nicht recht? fragte die ſchmollende Gräfin.

— Kind, ich ſcherze ja nur. Trinke ſo viel wie Du willſt; aber nimm Dich in Acht, daß Du nicht wie geſtern, einen Rauſch bekömmſt und unter den Tiſch fällſt ...

— **Qu' importe!** Wir ſind ja unter uns ... Champagner, Du weißt es, geht mir über Alles.

— Schatz, welche Sorte befiehlſt Du?

— **Oeil de Perdrix.**

— Und Ihr?

— Wir bitten um Sillery, ſagten die Andern.

An jeder Seite der Tafel ſtand ein kleines Weintiſchchen, auf dem Papier und Bleiſtift lag. Der König ſchrieb ein paar Worte. Ein Druck: das Tiſchchen mit den leeren Flaſchen verſank und kam, fünf Minuten ſpäter, mit zwei Flaſchen **Oeil de Perdrix** und zwei Flaſchen Sillery zum Vorſchein ...

Jede Dame entkorkte eine Flaſche. Gräfin Mailly, die zuerſt damit fertig war, ließ aus der

Höhe herab den roſenrothen Strahl in ihr Spitzglas fallen.

Die andern Damen folgten ihrem Beiſpiel.

— Vive le Champagne! rief die Gräfin, hob das gefüllte Glas in die Höhe und ſang ihr Lieblingslied:

O laßt nur immer fließen
Das roſenrothe Blut,
Es ſtärkt die Lebensgeiſter,
Entflammt der Liebe Gluth.

— Stoßt an und ſingt mit mir! rief die Gräfin.

O laßt nur immer ſchäumen
Den hellen Perlenſaft,
Der uns in ſüßen Träumen
Die Erd' zum Himmel ſchafft.

Der König und die andern Damen wiederholten, als Chorus, die zwei letzten Verſe. Drauf leerte man die Gläſer und füllte ſie von Neuem.

Ludwig, früher nur Stümper, war jetzt Virtuoſe im Trinken. Er hatte dieſe Tugend von der Mailly gelernt, die es in dieſem Punkte ſelbſt mit Bacchus aufnahm.

— Du ſcheinſt ſchon einen kleinen Hieb zu haben, ſagte Ludwig lächelnd zu der Gräfin.

— Ich, einen Hieb? Haſt Du Luſt zu wetten, daß ich innerhalb zehn Minuten noch dieſe Flaſche leere? Wenn ich gewinne, was bekomme ich?

— Dieſen Diamant, ſagte Ludwig, den Ring des Noſtradamus vom Finger ziehend.

— Ach, welch ein ſchöner Ring! ſagte die Gräfin.

— Als Knabe erhielt ich ihn von der Maintenon ... Gewinnſt Du die Wette, ſo darfſt Du ihn behalten.

Die Mailly entkorkte die letzte Flaſche. Der König ſah auf ſeine Uhr: es war fünf Minuten nach Mitternacht ... Die Gräfin trank ein Glas nach dem andern ... nach Verlauf von einer halben Stunde war die Bouteille leer.

— Gewonnen, gewonnen! riefen Alle.

— Den Ring, den Ring! rief die Mailly.

Aber fünf Minuten ſpäter fiel ſie vom Seſſel herab. Die Prinzeſſin von Charolais und die Gräfin von Touloufe trugen die Mailly ins anſtoßende Gemach, in welchem zwei Betten ſtanden. Die beiden Damen zogen ſich von hier in ihre Zimmer zurück, denn auch ſie hatten mehr getrunken als ſie vertragen konnten.

— Wir ſind nun allein, Pauline, ſagte der König zum Fräulein de Nesle, kommen Sie her, mein Schatz, ſetzen Sie Sich auf meinen Schooß und eſſen Sie noch ein paar Früchte mit mir.

Das Fräulein, gekitzelt vom Kohlenſtoffgas des Champagners, ſetzte ſich auf ſeinen Schooß, umſchlang mit beiden Armen ſeinen Hals, ſchaute in ſein liebeglühendes Auge und ſagte zu ihm:

— Schelm, ich errathe Ihre Abſicht.

Sie wollte weiter reden, der König verſiegelte ihren Mund mit heißem Liebeskuß.

Arme Schweſter, die du drinnen ſo ſorglos deinen Rauſch ausſchläfſt, erwache, erwache aus deinem Traume!

Der König erhob das Fräulein Pauline Felicité de Nesle zu ſeiner Maitreſſe und vermählte ſie mit dem Neffen des Erzbiſchofs von Vintimille, den er auf Reiſen ſchickte.

Sechs Monate nach dieſer Scheinvermählung ward die Gräfin von Vintimille von einem Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Comte de Luc erhielt. Der König war glücklich, die Gräfin Mailly verzweifelte.

— Das Ungeheuer, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, hat mir die Liebe des Königs geraubt. Er wird mich verſtoßen . . . meine Schweſter wird triumphiren. Triumphiren! Beim Himmel, das ſoll ſie nicht . . . noch giebt's ein Mittel, dies zu verhindern . . .

Fünf Tage nach ihrer Entbindung ſtarb die Marquiſe von Vintimille, vergiftet von ihrer Schweſter, der Gräfin Mailly.

Fünftes Capitel.

Eine verdrängt die Andere.

(1743.)

»Des soeurs en soeurs le fils d'Alcmène
Courait jadis la prétentaine
Toutes lui livraient leurs appas.
Il exploita la cinquantaine.
Louis le suit à petits pas,
Il n'est encore qu'à la troisième.
Epigramme de Maurepas.

Nach dem Tode der Marquiſe von Vintimille die man unbeweint ins Grab geſenkt, war der Stern der Gräfin in neuem Glanz erſchienen. Bald aber war am Liebeshimmel des Königs eine neue Sonne aufgegangen, die den alten Stern verdunkelt hatte; Ludwig, der Mailly überdrüßig, hatte ſeine Neigung auf die dritte Tochter des Marquis de Nesle übertragen. Diane Adelaide de Nesle, geb. 1714, war an die Stelle ihrer

Schweſter getreten und, pro forma, mit Louis de Brancas, Herzog von Lauraguais vermählt worden, dem man Geld zum Reiſen gegeben; allein auch dieſe Sonne ward leider nur zu früh von einer andern überſtrahlt; Göttin Nemeſis hatte die Caprice, eine Schweſter durch die Andere zu zu verdrängen.

— Herzog, ſagte der König eines Morgens zu Richelieu, die Familie Nesle iſt eine gute Race: drei Blumen dieſes Roſenſtocks ſind bereits gepflückt . . . die Vintimille iſt todt . . . der Mailly und Lauraguais bin ich überdrüſſig . . . wir wollen es nun mit der vierten Tochter, mit Frau von Flavacourt verſuchen.

— Sire, ich rathe Ihnen, davon abzuſtehen…

— Warum Herzog?

— Hortenſe de Nesle liebt ihren Gemahl. Herr von Flavacourt iſt ein Mann, der keinen Spaß verſteht. Seine Ehre iſt in dieſem Punkt verdammt kitzlich.

— Wir wollen ihm Gold in die Augen ſtreuen.

— Herr von Favacourt iſt kein Mailly. Er würde den, der ihm ſeine Frau raubt, erſchießen — quand même, fügte er hinzu.

— Ehrenmänner ſolchen Schlages ſollte man in die Baſtille ſchicken und ſie ſo lang ſitzen laſſen, bis ſie verſtändig werden.

— Sire, bei ſolchen Händeln muß man das Aufſehen vermeiden.

— Sie haben Recht, Herzog, da iſt aber noch eine fünfte Tochter.

— Die Marquiſe de la Tournelle . . .

— Glauben Sie? . . .

— Wir wollen es verſuchen, ſprach der Herzog.

Anne Marie de Nesle, die jüngſte der fünf Schweſtern, war 1717 geboren und 1734 mit dem Marquis de Tournelle vermählt worden. Sechs Jahre nach der Vermählung hatte ihr das Schickſal den Gefallen erwieſen, ihren Herrn Gemahl, Obriſt des Regiments Condé, in die Garniſon des Jenſeits zu verſetzen. Eine Wittwe von 23 Jahren hat Anſprüche auf neue Eroberungen, zumal wenn ſie ſo ſchön, wie die Schweſter der Gräfin Mailly iſt. Die Grazien hatten über ſie das Füllhorn ihrer Reize ausgegoſſen. Durch die langen Wimpern ihrer Augen ſandte der Schalk Cupido ſeine herzverwundenden Pfeile ab. Es gab keinen zweiten Mund, dem ein ſüßeres Lächeln zu Gebote ſtand, als dem ihrigen.

Der Herzog von Richelieu trat als Parlamentair auf. Die ſchöne Wittwe, klüger und ehrgeiziger als ihre Schweſtern, machte Schwierigkeiten.

— Warum? fragte Richelieu, der früher mit ihr auf ſehr vertrautem Fuße gelebt, denn er und der Herzog Agenois waren, nach dem Tode ihres Gemahls, die Koriphäen ihres Hofes.

— Das Beiſpiel meiner Schweſtern, erwiederte die Marquiſe, hat etwas Abſchreckendes. Die Armen opferten den Schatz ihrer Reize den Lüſten des Königs. Er ſog ſie aus und warf ſie weg, wie die Schalen einer Citrone, deren Saft man ausgepreßt. Was haben ſie für ihre Opfer eingeerndtet? Schmach von der einen und Undank von der andern Seite. Nur dann Herzog, könnte ich mich zu gleichem Opfer verſtehen, wenn ſich der König geneigt finden ließe, einige Bedingungen zu erfüllen.

— Eh bien, was verlangen Sie?

— Erſtens verlange ich, daß meine Schweſter Mailly vom Hofe entfernt und ins erſte beſte Kloſter geſperrt werde.

— Zweitens . . .

— Verlange ich, daß der König das für mich thue, was ſein Vorfahr für Louiſe de la Vallière gethan . . . ich muß Herzogin ſein.

Drittens . . .

— Verlange ich eine lebenslängliche Penſion von 100,000 Francs, die mir vom König garantirt werden muß.

— Viertens . . .

— Verlange ich, daß der König ſich ſofort an die Spitze ſeines Heeres ſtelle, um den Ruhm unſerer Waffen zu retten.

— Dieſer Punkt iſt etwas kitzlich. Seine Majeſtät ſind kein Freund vom Blutvergießen. Sie kochen und drechſeln lieber.

— Memmen liebe ich nicht, ſagen Sie das dem König.

Richelieu begab ſich zu Seiner Majeſtät.

— Nun, Herzog, welche Botſchaft bringen Sie?

— Die Marquiſe macht Bedingungen.

— Welche?

— Sie verlangt, daß Gräfin Mailly vom Hof entfernt und in ein Kloſter geſperrt werde.

— Bewilligt!

— Sie verlangt eine lebenslängliche Penſion von 100,000 Francs.

— 100,000 Francs? Viel, ſehr viel Geld. Die Mailly bekam nur 60,000, die Lauraguais nur 40,000 Francs, ſie ſoll 80,000 haben.

— Außerdem verlangt ſie . . .

— Was denn noch? fragte Ludwig etwas aigrirt?

— Daß Eure Majeſtät Sich an die Spitze Ihres Heeres ſetzen und den Ruhm unſerer Waffen retten ſollen.

— Dummes Zeug, wozu hab ich Generale?!

Vier Wochen ſpäter ward die Gräfin Mailly aus der Zahl der Hofdamen geſtrichen und die Marquiſe de la Tournelle, durch Lettres patentes vom 21. Oct. 1743 zur Herzogin von Chateauroux ernannt, an ihre Stelle geſetzt.

Philippeaux, Graf von Maurepas, Miniſter der Marine, nebenbei einer der geiſtreichſten Spötter, dichtete darauf folgendes Chanſon:

„La Mailly est en désarroi,
V' la c'que c'est qu' d'aimer le Roi
La Tournelle a prisson emploi
Et la Vintimille
De la même famille
Avant subi la même loi:
V' la c'que c'est qu' d'aimer le Roi.“

Ludwig wollte ſeinem Miniſter das Portefeuille nehmen.

Sechſtes Capitel.

Marquis Quinola.

(1743.)

Die Herzogin von Chateauroux, war eine leidenſchaftliche Spielerin. Ganze Nächte hindurch hatte ſie bei ihrer Tante, der Herzogin von Mazarin, Pharo, Biribi, Rouge et Noir, Cinque et Neuf, Quinze, Vingtun und Trente et quarante geſpielt.

— Spielen, ſagte ſie zu Ludwig XV., iſt eine edle Leidenſchaft, denn es gehört Muth und Entſchloſſenheit dazu, mit dem Zufall, dem boshafteſten aller Kobolde, in die Schranken zu treten, um ihm einen Gewinn abzutrotzen. Das Trinken macht uns ſtumpf, das Spielen regt uns auf; der Trunk macht uns feig, das Spiel macht uns kühn und dem Kühnen lächelt das Glück.

Und ſo kam es, daß Ludwig XV. das Spiel, das er früher gehaßt, ſpäter ſo lieb gewonnen, daß kein Abend ohne Spiel verging. Er pflegte gern hoch zu ſpielen und gewann in der Regel. Verlor er aber, und waren es auch nur hundert Francs, ſo konnte ſein Geiz ſich nicht beruhigen. Da war Louis Dieu-donné ein anderer Mann. Eines Abends hatte er mit dem Marquis Dangeau Riverſis geſpielt und in zwei Stunden mit kaltem Blute 38000 Francs verloren. Ein ander Mal hatte er mit Frau von Monteſpan im Baſſetſpiel 400,000 Piſtolen gewonnen. Die Marquiſe hatte ſo lange fortgeſpielt, bis ſie dieſe Summe zurückgewonnen, was ihr um 4 Uhr Morgens gelungen war. Bald darauf verbot Ludwig XIV. das Baſſetſpiel.

Um jene Zeit, als die Herzogin von Chateauroux auf dem Roſenthron der Liebe ſaß, ward in Frankreich die Zahlenlotterie eingeführt.

Die Geſchichte hat wenig Erfindungen aufzuweiſen, die für die Welt ſo unheilbringend geworden, als das Lotto. Ueber die Entſtehung dieſes verderblichen Spieles erzählt man Folgendes: Die Republick Genua hatte jährlich aus 90 Nobili 5 Senatoren zu erwählen. Um keinen der Candidaten zurückzuſetzen, hatte der hohe Rath einſtimmig beſchloſſen, die Wahl dem Zufall anheim zu ſtellen. Die Namen der 90 wählbaren Nobili, wurden auf einzelne Zettel geſchrieben, zuerſt in einen Topf (**Seminario**) und ſpäter in ein Glücksrad geworfen, woraus eine Jungfrau, der man die Augen verband, fünf Namen zog. Einer der Nobili, Namens Benedetto Gentile, hatte die Andern zu Wetten aufgemuntert, welche von den Neunzig gezogen werden würden. Durch dieſe Wetten, welche Signor Gentile alle übernommen hatte, ſoll ſich mancher Reiche gänzlich ruinirt haben, denn ſie verloren faſt immer. Der Name Gentile war niemals herausgekommen, was im Volke den Aberglauben erweckt hatte, daß er und ſein Name, zur Strafe ſeiner hölliſchen Erfindung, vom Teufel geholt worden ſei. Späterhin wurden die Namen in Zahlen umgewandelt und ſo entſtand die Zahlenlotterie, die ſich nach und nach durch ganz Europa verbreitete.

Die Herzogin von Chateauroux, eine der leidenſchaftlichſten Spielerinnen ſpielte ſeit drei Jahren fünf Nummern, hatte aber das Unglück, das ſie während der ganzen Zeit nicht eine einzige Ambe gewonnen. Je mehr ſie verlor, deſto erpichter ward ſie auf das Spiel.

— Einmal müſſen ſie doch herauskommen, ſagte ſie, und ſpielte dieſelben fünf Nummern noch zwei Jahre fort. Aber ſie kamen nicht — die ungezogenen Nummern.

— Du ſollteſt Dir fünf andere wählen, rieth ihre Schweſter, die Gräfin von Lauraguais.

Die Herzogin befolgte den Rath und nahm fünf andere Nummern — in der nächſten Ziehung kamen drei von jenen heraus, die ſie früher beſetzt hatte.

— Du haſt mich um eine Terne gebracht, rief die untröſtliche Herzogin.

Die Zahlenlotterie beſchäftigte ſie dergeſtalt, daß keine Nacht verging, in der ſie nicht Nummern träumte. Sie beſetzte die Nummern, gewann aber niemals.

Eines Abends ließ ſich ein Italiener bei ihr anmelden, der ſich Quinola nannte und für einen Marquis ausgab. Es war ein kleiner Mann mit fuchsrothem Haar und meergrünen Augen. An jedem Finger blitzte ein Ring und auf der Bruſt prangte der Orden des goldenen Sporns.

— Durch Zufall, ſagte der Marquis, habe ich erfahren, daß Sie, Frau Herzogin, eine leidenſchaftliche Liebhaberin des Lottoſpiels ſind. Nach zwanzig Jahren raſtloſen Studiums und Eindringens in die tiefen Schachten der Algebra, in die Geheimniſſe der Logarythmen und Combinationsrechnung, iſt es mir endlich gelungen, den Lauf des Spieles zu berechnen, daß von fünf Nummern, welche gezogen werden, ich vier vorausſagen kann.

— Herr Marquis, ſprach die Herzogin, glauben Sie ein Kind vor ſich zu haben, dem man ungeſtraft alberne Mährchen aufheften kann?

— Wenn ich Ihnen ſage, daß ich in Folge untrüglicher Berechnung im Laufe des letzten Monats zwei Quaternen gewonnen habe, ſo werden Sie ungläubig den Kopf ſchütteln. Um Ihnen den Glauben zu benehmen, daß ich Sie myſtificiren, täuſchen oder gar betrügen will, erlaube ich mir, Ihnen einen Vorſchlag zu machen. Morgen iſt Ziehungstag. Für dies Mal will ich Ihnen nur zwei Nummern ſagen, die, in Folge genau angeſtellter Berechnung, gezogen werden müſſen.

— Dieſe beiden Nummern? fragte die Herzogin aufs Höchſte geſpannt.

— Sind 25 und 45. In einigen Tagen werde ich wiederkommen.

Er empfahl ſich. Die Herzogin beſetzte dieſe zwei Nummern.

— Habe ich Sie betrogen? fragte der Marquis Quinola, als er wiederkam.

— Nein, Herr Marquis. Die beiden Zahlen

ſind wirklich gezogen worden — ich habe eine Ambe gewonnen.

— Das kann Zufall ſein, werden Sie ſagen. Zugegeben! Um Sie aber zu überzeugen, daß dies kein Zufall, ſondern Berechnung iſt, werde ich Ihnen diesmal drei Nummern ſagen. Wollen Sie eine Terne gewinnen, ſo nehmen Sie 7. 14. 24. In einigen Tagen werde ich wiederkommen.

Er ging. Die Herzogin beſetzte die drei Nummern.

— Nun, Frau Herzogin, fragte der Marquis, als er ſie wieder beſuchte, iſt meine Weiſſagung eingetroffen?

— Ja, Marquis, ich habe eine Terne gewonnen. Ich fange an, Sie für einen H[illegible]meiſter zu halten und bekomme Reſpect vor Ihnen.

— Um Ihnen noch mehr Gewißheit zu verſchaffen, daß meine Berechnung mich niemals irre führt, will ich Ihnen heute vier Nummern ſagen. Wollen Sie eine Quaterne gewinnen, ſo nehmen Sie 8. 60. 80. 89. In einigen Tagen werde ich wiederkommen.

Die Herzogin beſetzte die vier Nummern mit zehn Louisd'or.

— Marquis, Sie ſind ein Engel! rief ihm die Herzogin entgegen, als er wiederkam. Ich habe eine Quaterne gewonnen. Ja nun glaube ich an Ihre Berechnung.

— Ich will Sie einweihen in das Geheimniß meiner Berechnung, wenn Sie mir eine Gefälligkeit erweiſen wollen.

— Alles, was Sie wünſchen, ſei Ihnen im Voraus gewährt. Was verlangen Sie?

— Weiter nichts, als den Orden des heiligen Geiſtes *).

— Alle Orden Frankreichs ſollen Sie haben, wenn Sie, göttlicher Marquis, mir das Geheimniß enthüllen wollen.

— Ich brauche Ihnen nur eine arithmetiſche

---

*) Geſtiftet am 30. Dec. 1578 von Heinrich III. Dieſer Orden zählte 100 Mitglieder, von denen die 30 älteſten 6000 und die übrigen 3000 Livres jährliche Penſion erhielten.

Formel zu dictiren. Setzen Sie Sich gefälligſt an Ihr Pult und ſchreiben Sie.

Die Herzogin von Chateauroux wollte eben die Feder eintauchen, da — — erwachte ſie aus ihrem Traume. Der Marquis Quinola kam nicht wieder. —

Siebentes Capitel.

Zwei Schweſtern.

Mitten in einem durch zwei Gueridons erleuchteten Boudoir, ſaß die Herzogin von Chateaurour, die neue Geliebte des Königs, umgeben von drei Kammerfrauen, die emſig beſchäftigt waren, die Toilette ihrer reizenden Gebieterin zu vollenden. Eine dieſer Frauen wand um das feingedrechſelte Bein der Herzogin die weißen Bänder der Atlasſchuhe, die Andere ſchmückte den vollen Arm und die Handgelenke mit diamantenen Bracelets, die Dritte befeſtigte in der Lockenfülle ihres Haares eine blaßrothe Roſe . . .

— Wir ſind fertig, riefen die Frauen.

— **Voyons**, ſprach die Herzogin, ſich vom Stuhle erhebend und einen Blick in den Spiegel werfend. Ob ich dem König ſo gefallen werde?

— Gewiß, gewiß, verſicherten die Frauen.

— Iſt der Wagen ſchon da? fragte die Herzogin, im Spiegel ihre ſchönen Formen beſchauend.

— Er harrt ſchon ſeit einer Stunde.

— Wohlan, ich komme.

Eben will ſie fort, da meldet Mademoiſelle Hebert, ihre Duenna, die Ankunft der Gräfin Mailly.

— Was will ſie?! rief die Herzogin. Mir etwa ihren Kummer klagen? Jetzt bin ich nicht aufgelegt, ſie anzuhören. Sie möge morgen oder übermorgen kommen.

— Heute, jetzt gleich muß ich Dich ſprechen, ſprach die Gräfin Mailly, die ins Boudoir eingedrungen war.

— Ich muß nach Choiſy . .·. der König erwartet mich.

— Schenke mir fünf Minuten.

— Was willſt Du von mir?

— Ich habe Dir etwas mitzutheilen, was ich nur Dir allein anvertrauen darf. Entferne Deine Frauen.

Die Herzogin gab ihren Leuten einen Wink, ſie entfernten ſich.

— Nun, was haſt Du mir zu ſagen, fragte die Herzogin, die wie auf Stecknadeln ſtand.

— Ich bin beim König in Ungnade gefallen.

— Wer iſt Schuld daran?

— Du, Schweſter, Du! Aber glaube nicht, daß ich gekommen ſei, um Dir Vorwürfe zu machen. Ich gönne Dir Dein Glück und wünſche, daß es ſich niemals von Dir wende.

— Zur Sache, Schweſter, was willſt Du?

— Ich will der Welt und ihren Freuden entſagen und durch Reue Gott und die Königin, die ich beleidigt, verſöhnen.

— Thue, was Dir gut dünkt, Schweſter Mailly, aber halte mich nicht auf . . . ich muß fort . . . der König erwartet mich . . .

— Ich komme, um Dich zu bitten, beim König ein gutes Wort einzulegen für Deine arme, unglückliche Schweſter . . .

— Was kann, was ſoll ich für Dich thun?

— Ich bin verſchuldet. Die Nachricht von

Deiner Erhebung hat ſich wie ein Lauffeuer durch ganz Frankreich verbreitet. Die Leute wiſſen, daß mein Stern erloſchen iſt. Vor acht Tagen lag noch der ganze Hof zu meinen Füßen, jetzt ſtehe ich allein und verlaſſen . . . meine Gläubiger drängen und verfolgen mich.

— Wieviel brauchſt Du?

— 800,000 Francs.

— Und die ſoll der König für Dich zahlen? ſagte die Herzogin, ihre parfumirten Handſchuhe anziehend.

— Wenn Du bitteſt, wird er mich erhören.

— Du biſt eine Verſchwenderin, die eigentlich kein Mitleid verdient. Du hätteſt, ſo lang das Glück Dir günſtig war, ſparen ſollen auf Dein Alter. Die Gunſt eines Königs — Du hätteſt das bedenken ſollen — iſt vergänglich wie der Duft einer Roſe . . . im Glücke muß man an die Zukunft denken.

— Ich hatte nie mehr als 25,000 Francs.

— Eine Närrin, die ihre Reize ſo gering anſchlägt. Du kannſt nun betteln gehen.

— Dein Einfluß kann mich retten . . . ſprich mit ihm und ſchildere ihm meine Lage . . . Du biſt ſo ſchön . . . wie Seide kannſt Du ihn um Deinen Finger wickeln.

— Gut, es ſoll Dir Hülfe werden, aber dann erſt, wenn Du geneigt biſt, mir eine Bitte zu erfüllen.

— Sprich, Schweſter, was verlangſt Du?

— Haſt Du noch jenen Ring, den Dir einſt der König gab?

— Er iſt ſeit jener Stunde nicht von meiner Hand gekommen.

— Der Ring gefällt mir ... gieb ihn mir...

— Er iſt das einzige Andenken . .

— Ich verlange, daß Du mir in Opfer bringſt . . . gieb mir den Ring und morgen hat Deine Noth ein Ende . . .

— Nimm Alles, was ich noch beſitze, aber laſſe mir den Ring.

— Ich muß nach Choiſy . . . der König wartet . . . entſchließe Dich.

— Du nimmſt mit dieſem Ringe mir mein halbes Leben.

— Behalte ihn und bitte ſelbſt für Dich.

— Das iſt grauſam, Schweſter . . .

— Haſt Du mir ſonſt noch was zu ſagen?

— Schweſter, erbarme Dich meiner Noth...

— Der Ring gefällt mir, gieb ihn mir.

— Nun denn, ſo fahre hin du letztes Zeichen meines alten Glücks. Hier iſt der Ring . . . nimm ihn . . .

— Ich will Dein Opfer königlich belohnen.

Die Herzogin von Chateauroux begab ſich nach Choiſy.

Achtes Capitel.

Escamotagen.

(1743.)

»Il trompe, mais il trompe honnettement.«
MERCURE GALANT.

Zur Zeit der Gräfin Mailly, war Choiſy von allen Schlöſſern des Königs das unbedeutendſte. Aus Liebe zur Herzogin von Chateauroux, die ſich hier beſſer als in Verſailles gefiel, hatte er das kleine Choiſy vergrößern und dergeſtalt verſchönern laſſen, daß ſich die Koſten dieſer neuen luxuriöſen Ausſtattung auf 1,200,000 Livres beliefen, eine Summe, die Orry aus den Staatscaſſen herbeiſchaffen mußte.

Zur Einweihung dieſes Schloſſes, das jetzt ein blendender Feenpalaſt war, hatte Ludwig XV. ein Feſt veranſtaltet, zu dem er nur die nächſte Umgebung des Hofes eingeladen. Die Prinzeſſin de Roche-ſur-Yonne, die Herzoginnen de Chevreuſe, d'Antin, de Ruffec und Lauraguais, der Herzog von Richelieu, das Factotum des Königs, der Herzog von Gevres, der erſte Kammerherr, der Herzog d'Ayen, Capitain der Garden, der Graf de Coigny, Gouverneur von Choiſy, der Marquis d'Argenſon, Miniſter des Krieges, der Graf von Maurepas, Miniſter der Marine, Orry, Generalcontrolleur der Finanzen, und Amelot, Staatsſecretair, bildeten die Radien eines Kreiſes, in dem der König der glänzende Mittelpunkt war.

Zur Erheiterung ſeiner Gäſte hatte Ludwig XV. den berühmten Taſchenſpieler Joſeph Pinetti eingeladen, der erſt vor Kurzem aus Italien herübergekommen war. Die hundertzüngige Fama, der **Mercure galant** und viele andere Journale hatten von dieſem Manne ſo viel Wunderdinge erzählt, daß der ganze Hof geſpannt war, die Bekanntſchaft dieſes Quaſi-Zauberers zu machen.

Die Vorſtellung hätte längſt beginnen können, allein noch fehlte die Königin des Feſtes. — Der

König, der das Erſcheinen der Geliebten faſt nicht erwarten konnte, hatte ſchon mehr als ein Mal auf ſeine Uhr geſehen. Er wurde unruhig.

— Die Herzogin von Chateauroux! rief plötzlich die Stentorſtimme des erſten Kammerdieners, der am Eingange des Saales hingeſtellt war, um der Geſellſchaft die Namen der ankommenden Gäſte zu annonciren.

Aller Blicke wandten ſich jetzt auf die Eintretende, die, angethan mit allem Zauber einer reizenden Toilette, vom Grafen von Coigny zu dem für ſie beſtimmten Platz zur Rechten des Königs geleitet ward.

Die Herzogin von Chateauroux hatte, nachdem ſie den König ehrfurchtsvoll begrüßt, ſich neben ihm auf ihr Fauteuil niedergelaſſen, als auf ein vom Herzog von Gevres gegebenes Zeichen das kleine Orcheſter die Ouverture aus Rameau's Pygmalion begann, eine Muſik, die, en passant geſagt, damals ſehr beliebt war.

— Wir haben Sie, theure Freundin, ſchon weit früher erwartet.

— Verzeihung, Sire, meine Schweſter Mailly hat mich aufgehalten. Sie hat mir ihren Kummer geklagt.

— Was fehlt ihr? fragte der König mit der gleichgiltigſten Miene.

— Geld, um ihre Schulden zu bezahlen.

— Wieviel braucht ſie?

— 800,000 Francs.

— Sie erſchrecken mich! rief Ludwig, der wirklich ganz bleich geworden war.

— Sire, vergeſſen Sie nicht, daß meine Schweſter Ihnen größere Opfer gebracht.

— Gut, gut, ihre Schulden ſollen bezahlt werden.

— Damit iſt ihr nicht geholfen. Wovon ſoll ſie leben?

— Wir wollen ihr eine jährliche Penſion von 10,000 Francs ausſetzen.

— Sire, ſo viel giebt der ärmſte Ihrer Cavaliere einer bei ihm in Ungnade gefallenen Operntänzerin.

— Nun gut, ſo ſoll ſie 20,000 Francs haben.

— Sire, die Gräfin Mailly hat Ihnen ihre Tugend, ihre Ehre aufgeopfert; geben Sie Ihr keinen Grund, Ihnen Undank vorzuwerfen.

— Wohlan, ich gebe ihr 30,000 Francs.

— Um anſtändig zu leben, braucht ſie mindeſtens 40,000.

— **Eh bien**, die ſoll ſie haben. Sind Sie nun zufrieden mit mir?

— Sire, von den Tugenden eines Königs iſt Großmuth nicht die kleinſte.

Bald darauf war die Ouverture zu Ende und der Vorhang rollte auf. Der glänzende Zauberapparat, amphitheatraliſch aufgeſtellt und beleuchtet von hundert ambrahauchenden Wachskerzen, machte einen günſtigen Eindruck. Der Künſtler erſchien in ſchwarzſammetner altdeutſcher Tracht. Er machte drei ungemein tiefe Verbeugungen, legte die Hand aufs Herz, ſtotterte eine Rede, bat um Nachſicht und begann mit dem keineswegs ſchwierigen Kunſtſtücke, daß er mitten in der Rede ſtecken blieb. Der galante Hof Ludwigs XV. applaudirte, um den Künſtler aufzumuntern.

Pinetti hatte bereits zehn bis eilf Kunſtſtückchen gezeigt, aber keines von Allen hatte großen Effect gemacht.

— Dieſer Magier wird etwas langweilig, lispelte die Herzogin von Chateaurour.

— Nur Geduld, theure Freundin, das Amúſante kommt vielleicht erſt ſpäter, meinte der König.

— Messeigneurs et Dames! ſagte Pinetti, der, beiläufig geſagt, ſchon etwas zu ſchwitzen anfing, hier iſt eine weiße und eine ſchwarze Taube. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich beiden die Köpfe abſchneiden.

— Die armen Thierchen, jammerte die Herzogin von Chevreuſe, die zur Linken des Königs ſaß.

— Sein Sie unbeſorgt, ich habe die Kraft, ihnen die Köpfe wieder aufzuſetzen.

Er nahm drei elfenbeinerne Käſtchen und zeigte, daß ſie leer ſeien. Dann nahm er die beiden todten Tauben und ſteckte jede in eines dieſer Käſtchen, dann nahm er ihre beiden Köpfe, ſteckte ſie in das dritte Käſtchen, das in der Mitte ſtand, und verſchloß nun alle drei Käſtchen.

— **Messeigneurs et Dames!** ich werde nun dieſe drei Käſtchen mit meinem Zauberſtäbchen berühren.

Er thats und öffnete dann die Käſtchen. Aus dem einen flog eine weiße Taube mit einem ſchwarzen Kopfe und aus dem andern eine ſchwarze Taube mit einem weißen Kopfe heraus.

Der ganze Hof, überraſcht von dieſem Experiment, zollte dem Künſtler überreichen Beifall.

Pinetti öffnete nun das dritte Käſtchen, in dem, ſtatt der zwei abgeſchnittenen Köpfe, zwei Eier lagen. Er zerſchlug ſie mit ſeinem Zauberſtab und aus beiden krochen zwei Canarienvögel heraus.

— **Allez, parlez!** rief Pinetti.

Und der eine dieſer Vögel flog nun auf die Schulter des Königs, der andere auf die Schulter der Herzogin von Chateauroux.

Der ganze Hof zerſchlug ſich die Hände. Der Applaus wollte nicht enden ... Pinettis Ruf war gerechtfertigt.

— **Messeigneurs et Dames**! ſagte der Künſtler, der nun neuen Muth geſchöpft hatte, ich erlaube mir von Ihnen Uhren, Ringe, Tabacksdoſen, Ketten, Armbänder und mehr dergleichen zu erbitten.

Er nahm ſeinen Teller und ſammelte damit die geforderten Gegenſtände ein. Der König gab ihm eine kleine mit Brillanten beſetzte Uhr, ein theures Andenken von Ludwig XIV. Die Herzogin von Chateauroux reichte ihm den Ring des Noſtradamus, den ſie kurz vorher von ihrer Schweſter erhalten. Pinetti hatte ſich die beiden Stücke gemerkt.

— **Messeigneurs et Dames**! ſagte der Künſtler. Sie ſehen hier eine kleine Uhr und einen Diamantenring. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich beides in dieſen Mörſer werfen und zerſtoßen.

Geſagt, gethan.

— Meine Uhr! rief der König.

— Erſchrecken Sie nicht, ich habe die Macht, Zerbrochenes wieder ganz zu machen. Ich bitte nur um einen Augenblick Geduld. Er warf das Zerſtoßene in eine goldene Urne, goß einen rothflammenden Spiritus hinein, rührte den Inhalt mit ſeinem Zauberſtäbchen um und deckte, als die Flamme erloſchen war, die Urne mit einem Deckel zu.

Alles war geſpannt, was daraus werden ſollte.

— **Messeigneurs et Dames**! ſagte der Künſtler, jetzt kommt das letzte Experiment. — Sie ſehen hier eine Apfelſine ... ich lege ſie auf dieſen Tiſch und decke ſie mit dieſer großen Pyramide zu. Ich berühre ſie mit meinem Zauberſtabe und die Apfelſine wird ſich verwandeln.

Er nahm die Pyramide weg und die Apfelſine hatte ſich in ein kleines, allerliebſtes Mädchen verwandelt, das als geflügelter Genius gekleidet, ein goldenes Fruchtkörbchen in ſeinem Arme hielt. Sylphenleicht flog ſie vom Tiſche herab und gab nun zuerſt dem König, der Herzogin von Chateauroux und dann jedem der Gäſte eine Apfelſine.

— Welch ein reizendes Kind! rief der König.

— Wie heißt Du, mein Engel! fragte die Herzogin.

— Ich heiße Guimard, antwortete die lachende

Sylphe, die ſpäter eine der berühmteſten Ballettänzerinnen Frankreichs ward.

— **Messeigneurs et Dames**! ſprach der Künſtler ſich tief verneigend, die Vorſtellung iſt beendigt.

— Aber wo iſt die Uhr?

— Und wo mein Ring? fragten Beide faſt zu gleicher Zeit.

— Uhr und Ring ſind bereits in Ihren Händen.

— Sie irren.

— Ich bitte um Entſchuldigung, öffnen Sie gefälligſt Ihre Apfelſinen.

Pinetti reichte dem König ein Meſſer. Ludwig öffnete die Frucht, und fand darin den Ring der Herzogin. Die Herzogin fand in der ihrigen die Uhr des Königs. Beide Kleinodien waren trotz des Zerſtoßens, ganz unbeſchädigt geblieben. Eine dreifache Beifallsſalve krönte das Verdienſt des Künſtlers.

— Herzogin, ſprach der König, behalten Sie die Uhr, und laſſen Sie mir dafür den Ring.

— Ihr Wille iſt mir Befehl.

In demſelben Augenblick verbreitete ſich ein dumpfes geheimnißvolles Flüſtern, das von Mund zu Mund lief und alle Phyſiognomien, die noch vor Kurzem ſo heiter waren, plötzlich verdüſterte.

— Was iſt vorgefallen? fragte der König, den hinter ihm ſitzenden Kriegsminiſter.

— Sire, ſprach der Marquis d'Argenſon, ſo eben iſt eine ſehr betrübende Nachricht eingelaufen.

— Was giebts? reden Sie . . .

— Der Premierminiſter Ew. Majeſtät, der Cardinal André Hercule de Fleury, iſt vor zwei Stunden auf ſeinem Landſitze zu Iſſy geſtorben.

— Geſtorben? rief der König, aufs Tiefſte ergriffen! Mein alter Lehrer — ein harter Schlag!

Das Feſt war geſtört.

Durch den Einfluß der Herzogin von Chateauroux trat bald darauf an die Stelle des Cardinals von Fleury einer ihrer Freunde, der Herzog von Noailles.

Neuntes Capitel.

Das Ende der Herzogin von Chateauroux.

(1744.)

Am 2. Mai 1744 war der König, angeſpornt von dem Ehrgeiz ſeiner Geliebten, zur Armee abgereiſt, um durch ſeine Gegenwart ſein Heer zum Siege anzufeuern.

Am 8. Juni war die Herzogin von Chateaurour, begleitet von der Prinzeſſin von Conti, der Herzogin von Chartres und der Herzogin von Lauraguais, dem König nachgereiſt.

Am 8. Auguſt, während man in Metz zur Feier des Sieges bei Chateau-Dauphin in allen Kirchen ein Te Deum ſang, war Ludwig XV., nicht gewöhnt an die Strapazen des Krieges und geſchwächt durch die Freuden der Wolluſt, die er in den Armen ſeiner Agnes Sorel genoßen, gefährlich erkrankt. Sein Großalmoſenier, der Biſchof von Soiſſons, und ſein Beichtvater, der Père Peruſſeau, hatten dieſe Gelegenheit benutzt, ihm fromme Vorſtellungen zu machen.

— Sire, hatte der Biſchof von Soiſſons geſagt, betrachten Sie dieſe Krankheit als eine Strafe des Himmels. Die Herzogin von Chateauroux iſt der böſe Geiſt, der den Zorn des Ewigen geweckt.

— Sire, hatte der Pater Peruſſeau hinzugefügt, der Himmel wird Sie dann erſt geneſen laſſen, wenn Sie dieſen böſen Geiſt aus Ihrer Nähe bannen.

— Man ſage der Herzogin, daß ich ſie nicht mehr ſehen mag. Argenſon, ſagte Ludwig zu ſeinem Kriegsminiſter, ertheilen Sie ihr den Befehl, uns ſofort zu verlaſſen.

Die arme Herzogin hatte mit Schimpf und Schande beladen Metz verlaſſen und mit ihrer Schweſter nach Paris zurückkehren müſſen. Der Pöbel hatte ſie ſteinigen wollen.

Aber kaum war Ludwig von ſeiner Krankheit geneſen, als ſeine Liebe zu ihr von Neuem erwacht war. Er war eilig nach Paris zurückgekehrt und in ihre Arme geſtürzt.

Aber nicht lange währte ihr Glück. Die Herzogin erkrankte.

— Man hat mir Gift gegeben, ſagte ſie zu ihrer Schweſter Mailly, die ſie mit treuer Liebe pflegte.

— Vergiftet? Wann?

— Geſtern Abend aß ich eine Paſtete, ſie war vergiftet.

— Beruhigen Sie Sich, Herzogin, die Arzenei wird ihre Wirkung nicht verfehlen, ſagte der Leibarzt des Königs.

— Ich will alle Arzeneien nehmen, die Sie mir geben, aber ſie werden nichts fruchten, ich fühle, daß ich ſterben muß.

Die Herzogin von Chateauroux verſchied am 8. December 1744. Die Aerzte waren einſtimmig der Meinung, ſie habe ſich dadurch den Tod zugezogen, daß ſie vor Ungeduld, ihren königlichen Geliebten zu empfangen, früher gebadet habe, als es den Frauen zu gewiſſen Zeiten erlaubt iſt.

Zehntes Capitel.

Ein Feſt im Hôtel de Ville.

(1745.)

Das Herz der Könige ſcheint von anderm Teig geknetet zu ſein, als das unſerige. Stirbt uns eine Frau, die uns geliebt, dann blutet unſer Herz; wir ſtehen weinend an ihrem Grabe und ſind untröſtlich. Aber die Herren Könige ſind weit vernünftiger; ſie halten es unter ihrer Würde den Tod einer Geliebten zu betrauern: ſie denken, es giebt der Frauen ſo viele.

Die Herzogin von Chateauroux war längſt vergeſſen. Ludwig ſehnte ſich nach einem neuen Gegenſtand. Sein Kammerdiener Binet führte ihm jede Nacht eine andere Schöne — heute eine Gräfin aus dem Faubourg St. Germain — morgen ein Bürgermädchen aus der Rue St. Denis — und übermorgen eine Bauerdirne zu. Genau inſtruirt, benutzten ſie des Königs ſchwache Seiten, um ihn zu feſſeln, doch vergebens. Schon am andern Morgen war er ihrer überdrüßig und ſo kam es, daß der Thron der Chateauroux eine Zeitlang unbeſetzt blieb.

Um dieſe Zeit gab die Stadt Paris zur Vermählungsfeier des 13jährigen Dauphins mit der Infantin Maria Thereſia ein Maskenfeſt im Hôtel de Ville. Die Stadt hatte eine aus den reichſten Bürgern erwählte Deputation nach Verſailles geſchickt, um auch den König einzuladen. Die Deputirten harrten im Vorſaal auf die Antwort Sr. Majeſtät. Ludwig ſchien wenig Luſt zu haben, die Einladung anzunehmen.

— Ew. Majeſtät, ſprach der Kammerdiener, ſollten dieſen Ball nicht verſäumen; die gute Stadt Paris hat die ſchönſten Frauen dazu eingeladen ... es wäre leicht möglich, daß eine unter ihnen ...

— Gut, ſag' den Leuten, daß ich kommen werde, ſprach der König.

— Seine Majeſtät werden erſcheinen, ſagte Binet zur Deputation, die ſich ſogleich nach Paris verfügte.

Abends war das Stadthaus glänzend illuminirt. Der Grève-Platz, erleuchtet durch Fackelſchein, war mit Wagen angefüllt. Im Innern des Stadthauſes wogte ein Meer von Masken, welche ungeduldig die Ankunſt des Königs erwarteten.

Endlich erſchien Seine Majeſtät, begleitet von dem erſten Kammerherrn, dem Herzog von Richelieu. In das Schmettern der Fanfare miſchte ſich der tauſendſtimmige Ruf: **Vive le Roi, vive le Roi!**

Wie Motten um das Kerzenlicht, ſo kreiſte nun ein Schwarm ſchöner Frauen um den König von Frankreich. Mit Wolluſt irrte ſein Auge durch die wandelnden Blumen ... da nahte ſich ein roſenfarbener Domino ...

— Sire, ſagte die Maske zum König, ich hoffe Ihnen einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich Sie auf eine Dame aufmerkſam mache, die nur Ihretwegen hergekommen ... Sehen Sie dort am Fenſter jene Diana? Auf ihrem Haupte glänzt der halbe Mond ... auf dem Rücken der gefüllte Köcher ... in der Hand der blitzende Pfeil ...

— Ja, ja, ich ſehe ſie ... Wer iſt dieſe Dame?

— Sire, das darf ich nicht ſagen, erwiederte der Domino und verſchwand im Gedränge.

— Sonderbar, ſprach der König zu ſich ſelbſt und ſuchte, vom Reiz der Neugierde getrieben, die bezeichnete Maske auf, die bald da, bald dort war. Mehr als ein Mal ſchien ſie ihn zu ſich heranzuwinken, aber wenn er ihr nah war, floh ſie und verſchwand. Erſt nach einem Weilchen kam ſie dann wieder zum Vorſchein ... und wenn ſie Ludwig erhaſchen wollte, war ſie wieder entflohen. Der König wurde von Minute zu Minute neugieriger ... er folgte ihr Schritt auf Schritt ... endlich gelang es ihm, ſie feſt zu halten.

— Schöne Maske, ſprach der König, warum flieheſt Du?

— Ich fürchte mich ...

— Und vor wem?

— Vor dem Blick Deines Auges.

— Willſt Du mir nicht Dein holdes Antlitz zeigen?

— Wozu, Du kennſt mich ja!

— Ei, wer biſt Du denn?

Die Maske nahm raſch die Larve ab und verſchwand.

— Himmel! rief der König, das iſt die ſchöne Frau, die ich oft im Walde von Senart geſehen... Trotz aller Mühe konnte ich nie erfahren, wer ſie iſt und wie ſie heißt . . . Heute muß ich es erfahren.

Da näherte ſich der roſenfarbene Domino.

— Sire, iſt es erlaubt zu fragen, wie die Dame Ihnen gefällt?

— Ich finde ſie reizend...

— Das freut mich, ſprach der Domino und verſchwand.

— Der Teufel kann aus dieſer Maske klug werden, ſprach der König zu ſich ſelbſt und ließ ſeine Blicke durch den Saal ſchweifen, um die

Amazone aufzuſuchen. Aber vergebens: er fand ſie nicht …

Da nahte ſich wieder der Domino.

— Sire, wen ſuchen Sie? fragte die Maske…

— Ich ſuche meine ſchöne Amazone …

— Sie wartet auf Sie …

— Wo? fragt der König.

— In Ihrem Wagen, Majeſtät.

— In meinem Wagen?

— Ja, Sire, belieben Sie mir zu folgen, um Sich von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen.

Der Domino ging voran — der König folgte ihm… Die Maske öffnete den Wagenſchlag … der König warf einen Blick in das Innere des Wagens und rief erſtaunt:

— Wahrhaftig! Doch bevor ich einſteige, muß ich wiſſen, wer Sie ſind …

Der Domino nahm ſeine Larve ab und ſagte:

— Sire, ich bin Ihr Kammerdiener Binet.

— Tauſendſaſa! rief der König und ſtieg in den Wagen.

Der Kammerdiener ſchwang ſich auf den Bock und ſagte zum Kutſcher . . .

— Langſam!

Der Wagen fuhr nach Choiſy.

Eilftes Capitel.

Ihre Lebensgeſchichte.

Die keuſche Diana, die mit Seiner Majeſtät dem Könige in einem dichtverſchloſſenen Wagen langſam nach Choiſy fuhr, war Madame Lenormand d'Etioles. Die Mutter dieſer ſchönen Frau war eine Anhängerin der Polygamie, die außer einem Manne, welche Poiſſon hieß und Fleiſcher war, noch zwei Liebhaber gehabt, von denen Herr Paris von Montmartel, ein reicher Financier, und Herr Lenormand de Tournehem, ein ſteinreicher Generalpächter war. Wer von dieſem ehrenwerthen Kleeblatt die gerechteſten Anſprüche auf den Vatertitel dieſer ſchönen Tochter gehabt, iſt leider nicht erwieſen.

Als Vater Poiſſon, Unterſchleifs halber, die Flucht ergriffen, hatte Vater Tournehem ſich des ſchönen Kindes angenommen und es fürſtlich erziehen laſſen, denn Antoinette war ſein Augapfel, ſeine Puppe, ſein Abgott. Zwanzig Jahre alt, war Demoiſelle Poiſſon mit Herrn Lenormand d'Etioles, dem Neffen ihres Pflegevaters, vermählt worden.

Mad. d'Etioles war eine der ſchönſten Frauen von Paris. Die Grazien hatten das ganze Füllhorn weiblicher Reize auf ſie ausgegoſſen; ihr Geſicht war ein Moſaik der feinſten ausdrucksvollſten Züge, das veilchenblaue Auge, der roſenfarbige Mund, das goldene Haar bildeten ein Potpourri frühlingduftender Liebenswürdigkeiten, deren magnetiſcher Zauber alle Herzen an ſich riß. Madame Poiſſon, vernarrt in die Schönheit ihres Kindes, hatte oft geſagt: Meine Antoinette iſt zu ſchön für einen Unterpächter — ſolch ein Engel verdient das Bett eines Königs zu theilen.

Herr Lenormand d'Etioles war ein Prisma aller Höflichkeiten — kein Wunder, daß ſeine Frau dem Abbé de Bernis, ihrem Lehrer in der Muſik, und Herrn von Bridge, der ihr Unterricht im Reiten gab, den Vorzug gegeben. Auch Voltaire, entzückt von ſo vielen Reizen, bezaubert von ſo vieler Anmuth, hatte gewagt, ſich auf die Liſte ihrer Anbeter zu ſchreiben. Täglich hatte ihr der König der Dichter ein neues Madrigal, eine neue Canzone zu Füßen gelegt. Mad. Poiſſon war damit nicht zufrieden. Bernis, ſagte ſie zu der Tochter, iſt nur ein armer Abbé, Bridge nur ein armer Stallmeiſter, Voltaire nur ein armer Dichter — ſie alle zuſammen ſind nicht werth, die Riemen Deiner Schuhe zu löſen. Ich wünſche, der König ſähe Dich! Der Bock würde Feuer fangen und ſeine Krone und ſein Reich Dir zu Füßen legen, wenn Du ihn erhören willſt.

Die gute Frau hatte ſich hinter Binet geſteckt, der mit ihr verwandt war. Auf Binets Geheiß war Mad. d'Etioles dem König im Walde von Senart begegnet, auf Binets Geheiß war ſie ohne Wiſſens ihres Gemahls, auf dem Ball im Stadthauſe erſchienen, auf Binets Geheiß war ſie in den Wagen eingeſtiegen.

Der König ſchwelgte an der Seite der ſchönen

Frau im ſeligſten Entzücken. Er ſchloß ſie liebeglühend in ſeine Arme, ſie ſchmiegte ſich zitternd an ſeine Bruſt.

— Sire, ſagte Mad. d'Etioles zum König, was wird mein Gemahl ſagen, wenn er in mein Schlafgemach tritt und es leer findet? . . . Weh mir! er wird mich morden . . .

— Ich werde Sie vor ſeinem Zorn zu ſchützen wiſſen.

— Aber wie, Sire?

— Ich werde Ihnen eine Wohnung in meinem Schloſſe anweiſen . . .

— Er wird mich verfolgen . . .

— Ich werde ihn auf Reiſen ſchicken . . .

— Er wird Paris nicht verlaſſen wollen . . .

— Ich werde ihn als Geſandten nach Conſtantinopel ſenden.

— Wer wird dann für mich ſorgen?

— Der König, der Sie hiemit zur Marquiſe von Pompadour ernennt und Ihnen eine Penſion von 300,000 Francs bewilligt.

— Sire, womit kann ich ſo viele Huld vergelten?

— Durch Liebe.

— Seine Majeſtät der König ließen die Wagenfenſter herab.

— Wie gefällt Ihnen dieſes Schloß? fragte der König am andern Morgen, als er die Marquiſe aus einem Zimmer ins andere führte.

— Außerordentlich.

— Marquiſe von Pompadour, der König macht Ihnen ein Geſchenk damit.

Die Marquiſe ſtieg von Tag zu Tag, von Stund zu Stund in der Gunſt des Königs. Er ſchenkte ihr Choiſy, Crecy, Bellevue und andere Schlöſſer.

Zwölftes Capitel.

Ein Liebhabertheater.

(1745.)

Frau von Pompadour hatte von Jugend auf große Neigung fürs Theater. Madame Poiſſon, ihre Mutter, hatte oft geſagt: Meine Antoinette iſt ein Univerſalgenie: ſie zeichnet, ſie malt, ſie ſingt, ſie tanzt, ſie dichtet und declamirt beſſer als Adrienne Lecouvreur.

Ihr Töchterchen beſaß in der That ein niedliches Talent: ſchon als Mädchen von 14 Jahren hatte ſie auf dem Geſellſchaftstheater des Herrn von Tournehem, ihres Vice-Vaters, glänzende Proben abgelegt und ſpäter, nachdem ſie geheirathet, auf dem Theater der Frau von Villemür im ſtrengſten Sinn des Wortes Furore gemacht. Voltaire, Marmontel und Crebillon der Aeltere hatten ihr ſchon damals Lob und Weihrauch, Blumen und Verſe geſtreut.

— Schade, ewig Schade, hatte Voltaire geſagt, der ſich beſſer als mancher Andere auf die Kunſt zu ſchmeicheln verſtand, daß Sie, gnädige Frau, nicht Schauſpielerin geworden. Ich hätte Stücke für Sie geſchrieben und Ihnen Rollen einſtudirt. Melpomene und Thalia hätten in Ihnen eine ihrer talentvollſten Prieſterinnen begrüßt. Sie wären das glänzendſte Geſtirn der Bühnenwelt, der Abgott des Publikums, das Schooßkind der Kritik geworden.

Frau von Pompadour hatte das nicht vergeſſen.

Eifrig bemüht, ſich dem König ſtets von einer neuen angenehmen Seite zu zeigen, hatte ſie den Entſchluß gefaßt, im Schloß zu Verſailles ein neues Liebhabertheater zu errichten. Das Medaillencabinet wurde in eine Bühne verwandelt. Frau von Pampadour theilte hier, wie in der politiſchen Welt, die Rollen aus. Der ganze Hof riß ſich um die Gunſt, ein Röllchen zu erhalten, war es auch noch ſo klein und unbedeutend. Ein bekannter Marquis, reich aber dumm, verſprach der Madame du Hauſſet, der Kammerfrau der Marquiſe, ein bedeutendes Cadeau, wenn ſie es durchſetzen könnte, daß auch er einmal mitſpielen dürfte. Ich verlange keine große Rolle, ſprach der gute Mann, ich bin zufrieden, wenn ich einen Bedienten ſpielen kann, der einen Stuhl oder Brief herausträgt. Der Marquis bekam eine Rolle (den Polizeibedienten im Tartüffe) und die Kammerfrau erhielt das Cadeau (5000 Francs).

Der Herzog von Lavrillière war Director, Herr von Arboulin Regiſſeur und Abbé Lagarde war Souffleur. Lonjou wurde als Theaterdichter angeſtellt. Die Herzoge von Chartres, d'Ayen, de Nivernois, Duras und Coigny, der Marquis d'Entragues und der Graf von Mallebois bildeten das Perſonal des Schauſpiels. Deheſſe, Mitglied des italieniſchen Theaters, fungirte als Capellmeiſter. Das Corps de Ballet beſtand aus Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren. Die Herren von Langeron, Courtenvaux, Beuvron und Melfort führten im Verein mit den Gräfinnen d'Ambli=

mont, d'Esparbes, Chateau-Renaud und d'Estrades die Soli aus. Zuweilen tanzte auch die Marquiſe und es gab dann mehr als einen Schmeichler, der ſie mit der Camargo verglich, die um dieſe Zeit der Sirius aller Operntänzerinnen war.

— Sie ſingen wie ein Gott und tanzen wie ein Engel, ſagte Crebillon der Aeltere.

Frau von Pompadour ſchaffte ihm bald darauf eine Penſion von 1000 Francs, eine Anſtellung bei der Bibliothek und das Cenſoramt.

Im September 1745 wurde zur Feier des Sieges bei Fontenoy ein Ballet, »der Tempel des Ruhms«, in Scene geſetzt. Voltaire hatte, auf den Wunſch der Frau von Pompadour, das Programm gemacht, das eine Apotheoſe auf Ludwig war, der in dieſem Ballet als Trajan erſchien. Ganz Paris war geſpannt darauf.

Der Raum für die Zuſchauer war aber ſo klein, daß er kaum hundert Perſonen faſſen konnte. So kam es, daß nur die nächſte Umgebung des Hofes Zutritt erhielt. Der Marquis, der im Tartüffe den Polizeidiener geſpielt, verſprach der Madame de Hauſſet abermals ein Cadeau, wenn ſie ſich für ihn verwenden wollte, daß auch er Zutritt erhalte. Ich verlange keinen Platz in der königlichen Loge, ſprach der Bonhomme, ich bin zufrieden, wenn Sie mir das kleinſte Plätzchen auf der letzten Gallerie verſchaffen. Der Marquis erhielt eine Eintrittskarte und die Kammerfrau erhielt ein Cadeau, abermals 5000 Francs.

Das Auditorium war höchſt glänzend. In der Hofloge befand ſich der König und die Königin, der Dauphin und die Dauphine, der Herzog von Orleans, der Herzog von Chartres, der Prinz von Conti und der Prinz von Sachſen; die Herzogin von Luynes, Ehrendame der Königin, und die Herzogin Brancas, Ehrendame der Dauphine; der Herzog von Bouillon, Oberkammerherr, und der Herzog von Larochefoucault, Obergarderobenmeiſter des Königs. Auf den letzten Reihen ſaßen der Graf von Maurepas, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Graf d'Argenſon, Miniſter des Krieges, der Graf von St. Florentin, Miniſter der Marine, der Graf Machault d'Ar=

nouville, Generalcontrolleur, der Marquis von Marigny, der Generalbaudirector und — Voltaire, der, bei Hofe nicht ſehr beliebt, nur auf den Wunſch der Marquiſe Zutritt in die Hofloge erhalten. Voltaire war ein großer Dichter, aber ein eitler Narr, der ſich glücklich ſchätzte, in der Hofloge des Königs brilliren zu können. Die Hofdamen kokettirten mit dem Dichter, der verlegen mit ſeinen geſtickten Manchetten ſpielte.

In einer dunklen Loge ſaßen zwei andere Dichter: Greſſet, der berühmte Verfaſſer des Gedichts »Vertvert«, und Desforges, Verfaſſer einiger niedlicher Luſtſpiele.

Jetzt rollte der Vorhang in die Höhe. Frau von Pompadour, die als Göttin des Ruhms erſchien, ſprach einen von Voltaire gedichteten Prolog, der wegen ſeiner ſchmeichelhaften Anſpielungen auf den König vom ganzen Hofe rauſchend beklatſcht wurde. Am Schluß ſprach ſie einen Epilog und bekränzte den Trajan. Das Hofgeſindel klatſchte ſich die Hände wund, aber Desforges, ein Feind der Lüge und Heuchelei, knirſchte mit den Zähnen und verließ, glühend vor Zorn, ſeine Loge.

Voltaire näherte ſich dem König, klopfte ihm leiſe auf die Schulter und fragte:

— Nun, Trajanchen, haſt Du Dich erkannt?

Der König, entrüſtet über dieſe freche Vertraulichkeit, gab dem Herzog von Bouillon einen Wink. Zwei Garden traten ein, die Herrn von Voltaire mit der größten Artigkeit heraus nöthigten.

Bald darauf erſchien über Voltaire und ſeinen ſpeichelleckenden Prolog eine ſehr beißende Kritik. Sie war von Desforges und enthielt manche boshafte Anſpielung auf Frau von Pompadour. Der arme Dichter wurde verhaftet und auf dem Mont-Saint-Michel in einen eiſernen Käfig eingeſperrt, in dem er acht lange Jahre ſaß und erſt dann durch Vermittelung des Herrn von Broglio, Abtes von Saint Michel, die Freiheit wieder erhielt.

Dreizehntes Capitel.

Frau von Pompadour und der Tambour.

(1746.)

Eines Morgens kam ein junger Tambour.

— Wohnt hier Frau von Pompadour? fragte er den Kammerdiener, der gravitätiſch im Lehnſtuhl ſaß und eine Zeitung las.

— Ja, was wollen Sie?

— Ich will angemeldet ſein, erwiederte der brusque Tambour und ſetzte ſeine Trommel nieder.

— Wer ſind Sie? fragte Gourbillon, den Fremden vom Czako bis zur Fußſohle meſſend.

— Ich bin Tambour, wie Sie ſehen.

— Ihr Name?

— Ich heiße Poiſſon und bin der Couſin der Frau Marquiſe, ſprach der ſtolze Trommelſchläger und drehte mit beiden Händen die Enden ſeines ſchwarzen Schnurbarts.

— Wie? fragte verwundert der Kammerdiener. Sie ſind . . .

— Der Couſin der Frau Marquiſe, und wenn Sie ſich erdreiſten ſollten, daran zu zweifeln, ſo werden Sie die Güte haben, Sich mit mir zu ſchlagen, erwiederte der Tambour und legte ſeine Hand an den Griff ſeines kurzen Säbels.

— Beruhigen Sie Sich, ſprach der feige Livreeheld, ich werde Sie anmelden.

— Aber etwas raſch, wenn ich bitten darf, ſagte der Tambour, ſtellte ſich vor den Spiegel, ſetzte ſeinen Czako zurück, drehte ſeine Seitenlocken und trällerte ſeinen Lieblingsmarſch. Die Marquiſe wird ſich nicht wenig freuen, wenn ſie meine Bekanntſchaft machen wird . . . Charles, du biſt, weiß Gott, ein hübſcher Kerl, ſprach der eitle Tambour zu ſich ſelbſt und ſchlug ſich ſelbſtgefällig mit der rechten Hand auf die linke Achſel.

— Gnädige Frau, ſagte der Kammerdiener

zur Marquiſe, im Vorſaal iſt ein Mann, der Sie zu ſprechen wünſcht.

— So früh ſchon? . . . ich bin ja noch nicht angekleidet. Wie heißt er? Was iſt er? Was will er?

— Er heißt Poiſſon . . .

— Poiſſon? wiederholte die erſchreckte Marquiſe.

— Er giebt vor, der Couſin der gnädigen Frau zu ſein.

— Mein Couſin? Ich habe keinen Couſin, habe wenigſtens nie etwas von ihm gehört . . .

— Der Mann muß verrückt ſein, denn als ich es wagte, einen kleinen Zweifel zu erheben, wollte er . . .

— Nun was denn? . . .

— Sich mit mir ſchlagen . . . Soll ich ihn abweiſen?

— Das verſteht ſich.

Der Kammerdiener eilte in die Antichambre zurück.

— Lieber Mann, ſagte der Kammerdiener, die Frau Marquiſe iſt heute nicht zu ſprechen.

— Warum nicht?

— Sie iſt unwohl.

— Kerl, er lügt! rief der Tambour, nahm ſeine Trommel, ſtieß den Kammerdiener bei Seite und ſtürzte sans façon ins Zimmer der Marquiſe.

Er legte ſeine Hand an den Czako und ſprach:

— Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen.

— Wer ſind Sie? fragte die Marquiſe, aufgebracht über die Keckheit dieſes Mannes . . .

— Ich heiße Charles Poiſſon, bin Tambour im Regiment Piemont und habe die Ehre Ihr Couſin zu ſein . . .

— Mein Couſin?

— Ja, ja, Frau Couſinchen ... Mein Vater und der Ihrige ſind leibliche Brüder . . .

— Sie kommen?

— Aus Nantes.

— Und warum ſind Sie nicht dort geblieben?

— Angelockt von dem Ruhm meines Couſinchens, habe ich mich auf den Weg gemacht, um mich bei ihr vorzuſtellen . . .

— Was wollen Sie von mir?

— Nichts weiter als ein Lieutenantpatent . . .

— Sie müſſen Sich an Herrn d'Argenſon wenden . . .

— D'Argenſon, wer iſt das?

— Er iſt Kriegsminiſter.

— Ach, was geht mich der an . . . Man hat mir geſagt, daß Sie mehr als alle Miniſter vermögen. Ich erſuche Sie alſo, Frau Couſine, mir ein Patent auszufertigen . . .

— Das geht nicht . . .

— Wie ſie wollen nicht? Couſinchen, machen Sie mich nicht böſe . . . wenn Sie mich nicht auf der Stelle zum Lieutenant machen, ſo fange ich dermaßen zu trommeln an, daß das ganze Haus zuſammen läuft — dann ſage ich nur ein Wort, nur ein einziges Wort, und Couſinchen iſt verloren.

— Unverſchämter! Sie wagen . . .

— Die Stelle oder ich fange zu trommeln an . . .

— Ich werde Sie arretiren laſſen . . .

— Und ich . . . ich werde ſagen, was mir mein Vater von Ihnen erzählt hat . . . Couſinchen, wenn das der König erfährt . . .

— Himmel, welche Frechheit!

— Die Stelle, oder ich fange zu trommeln an . . .

— Was wiſſen ſie von mir?

— Ein Geſchichtchen, daß Ihnen, mit Reſpect zu ſagen, den Hals brechen könnte . . .

Der Tambour rückte näher und raunte ihr ganz leiſe einen Namen ins Ohr.

Die Marquiſe wurde bleich wie der Tod.

— Nun, Couſinchen, was ſagen Sie? fragte der Tambour. Die Stelle oder ich fange zu trommeln an.

Die Marquiſe überlegte . . . Der Tambour ſetzte ſeine Schläge in Bewegung . . . Frau von Pompadour fiel ihm in den Arm . . .

— Schweigen Sie, Herr Lieutenant.

— Ach Couſinchen, das klingt ganz anders . . . Wann darf ich mir mein Patent holen?

— Morgen, Herr Lieutenant.

— Couſinchen, ich habe die Ehre, mich Ihnen beſtens zu empfehlen, ſprach der avancirte Tambour, legte zwei Finger an ſeinen Czako und ging.

Am andern Morgen erhielt Herr Charles Poiſſon, der den Namen Malvoiſin annahm, das Lieutenants-Patent.

Einen Monat ſpäter wurde Herr Malvoiſin Capitain bei den Dragonern.

Zwei Monate ſpäter wurde Herr Malvoiſin Obriſtlieutenant bei den Huſaren.

Drei Monate ſpäter wurde Herr Malvoiſin Obriſt bei der Garde du Corps.

Ach beſäße doch jeder Lieutenant ſolch ein Geheimniß!

Vierzehntes Capitel.

Ein Abend bei Frau von Pompadour.

(1758.)

Die Marquiſe war unwohl. Sie mußte in Choiſy bleiben und das Bett hüten. Um den langen Winterabend zu verkürzen, hatte ſie ihre vertrauteſten Freunde eingeladen: den Grafen Stainville (der, durch ihre Protection zum Pair und Herzog von Choiſeul erhoben, nach Abdankung des Cardinals Bernis, das Portefeuille eines Premierminiſters erhalten), die Herzogin von Choiſeul, deſſen Gemahlin, den Herzog von Gontaut, deſſen Schwager, die Marſchallin von Mirepoix, den Grafen und die Gräſin Baschi, den Marquis von Marigny, ihren Bruder, den ſie zum Generalbaudirector, und Herrn Quesnay, den ſie zum

Leibarzt des Königs gemacht. Auch Jannette, der Poſtintendant, eine ihrer intimſten Creaturen, war eingeladen aber nicht erſchienen, denn er mußte, wie gewöhnlich, auf der Poſt alle Briefe erbrechen und Auszüge daraus machen, um ſie am nächſten Sonntag der Frau von Pompadour zu bringen, die ihn dazu bevollmächtigt.

— Um Ihnen, meine lieben Freunde, eine kleine Unterhaltung zu bereiten, ſprach die Marquiſe, habe ich einen höchſt intereſſanten Mann eingeladen. Rathen Sie, wen?

Nun ging das Rathen los.

— Herrn von Voltaire?

— Herrn von Marmontel?

— Duclos oder Crebillon?

— Nein, nein, nein!!!

— Ei, wen denn ſonſt? fragten Alle.

— Den Grafen St. Germain, einen Wundermann, der jetzt großes Aufſehen erregt. Wie, Sie haben von dieſem Zauberer noch nichts gehört?

— Nein! riefen Alle.

— So hören und ſtaunen Sie. Graf St.

Germain iſt in mehr als einer Beziehung eine merkwürdige Erſcheinung. Man weiß weder wann, noch wo er geboren. Alle Erkundigungen, die ich über ihn eingezogen, ſind dunkel und zweifelhaft. Der Eine meint, er heiße Aymar und ſei ein Baſtard des Königs von Portugal; der Andere ſagt, er ſei ein ſpaniſcher Marquis de Bethmar, der Dritte behauptet, er ſei der Sohn eines jüdiſchen Arztes, heiße Daniel Wolff und ſei 1704 zu Straßburg geboren. Dieſer letzten Meinung iſt auch unſer Polizeiintendant, welcher Nachforſchungen angeſtellt und durch den Baron von Breteuil dem Geheimniß auf die Spur gekommen. Mag er nun heißen, wie er will, mag er Chriſt oder Jude, in Liſſabon oder Straßburg geboren ſein, er bleibt auf jeden Fall ein merkwürdiges Individuum. Er giebt vor, 32 Jahre vor Chriſti Geburt geboren worden, jetzt alſo 1791 Jahre alt zu ſein. Er erklärt, Jeſus Chriſtus eben ſo genau als den Kaiſer Tiberius gekannt zu haben. Nach ſeiner Ausſage war er ein intimer Freund des großen Herodes und des römiſchen Statthalters Pontius

Pilatus; von jenem hat er ein Büſchel brauner Haare, von dieſem einen Siegelring als Andenken aufzuweiſen. Er behauptet, daß er niemals ſterben könne, weil ihm ein arabiſcher Arzt ein Recept zu einem Lebenselixir mitgetheilt, das nicht bloß jede Krankheit heilt, ſondern auch die Kraft beſitzt, alte Leute wieder jung zu machen. Er ſelbſt, obgleich ſchon gegen 1800 Jahre alt, ſieht wie ein Funfziger aus, der ſich gut conſervirt hat.

— Merkwürdig! rief die Marſchallin von Mirepoix, die ſtaunend zugehört hatte.

— Himmel, am Ende iſt der Graf St. Germain der ewige Jude! rief die Gräfin Baschi.

— Der ewige Jude? Was iſt das für ein Subject? fragte die Herzogin von Choiſeul.

— Wie! rief Gräfin Baschi, Sie haben noch nichts von Ahasverus gehört? Ahasverus ſoll nach Johannes 21, 23 ein jüdiſcher Schumacher geweſen ſein, der, weil er unſern Heiland, als dieſer von Jeruſalem nach Golgatha zog, mit einem Leiſten von ſeinem Hauſe fortgejagt, verdammt worden iſt, ewig, ohne Raſt und Ruhe, die Welt zu durchwandern. —

— Liebe Freundin, ſprach die Marſchallin von Mirepoix, erzählten Sie nicht, daß dieſes Lebenselixir auch die Kraft beſäße, alte Leute wieder jung zu machen?

— Ganz recht!

— Ach, da will ich mirs bei Zeiten anſchaffen, erwiederte Frau von Mirepoix.

— Das Elixir iſt ſehr theuer, meinte Frau von Pompadour, eine Phiole, worin höchſtens 40 Tropfen dieſes ätheriſchen Liqueurs enthaltend ſind, koſtet 5000 Francs.

— Und ſollte ſie das Doppelte koſten, ich muß eine haben! rief Frau von Mirepoix.

— Ich habe zwei Phiolen gekauft — darf ich Ihnen mit einer davon ein Geſchenk machen? fragte Frau von Pompadour.

— Sie würden mich glücklich machen ...

— Madame du Hauſſet, meine Kammerfrau, ſoll ſie Ihnen morgen früh zuſtellen ... Weil gerade vom Alter hier die Rede iſt, ſo will ich, auf daß ichs nicht vergeſſe, gleich hinzufügen, daß der Graf einen jungen Burſchen von Bedienten hat, der, wie's aus ſeinem Taufſchein hervorgeht, ſchon 365 Jahre alt iſt. Alle zehn Jahre giebt der Graf ſeinem Bedienten 20 Tropfen, die ihn wieder verjüngen ...

— Ach, lieber Charles, ſagte die Herzogin von Choiſeul zu ihrem Gemahl, wie wärs, wenn Du auch mir eine Phiole?...

— Laſſen Sie mich dafür ſorgen, fiel die Marquiſe der Herzogin ins Wort.

— Sie ſind ſo gütig, theure Freundin.

— **Revenons à nos moutons**, ſprach die Marquiſe und fing wieder vom Grafen St. Germain zu erzählen an. In der That, dieſer Mann kann mehr als Brod eſſen. Er ſpricht, wie jener Mithridates, 22 alte und neue Sprachen und alle ſo geläufig wie das arabiſche, das er für ſeine Mutterſprache ausgiebt. Auch das Franzöſiſche ſpricht er wie ein Franzoſe wenn gleich ſein Accent etwas an den Elſaß erinnert. Er ſpielt faſt alle In=

ſtrumente, unter andern auch die Violine, und zwar ſo, daß man nicht ein oder zwei, ſondern zehn Inſtrumente zu hören glaubt; das meine werthen Freunde, habe ich mit meinen eignen Ohren gehört. Er ſchreibt zu gleicher Zeit mit der rechten und mit der linken Hand und mit beiden ſo ſchön und gleichmäßig, daß man das Eine von dem Andern kaum zu unterſcheiden vermag. Mit verbundenen Augen ſpielt er Schach, beſſer als unſer Philidor, der jetzt, beiläufig geſagt, in Berlin iſt. Er malt, und weiß namentlich die Edelſteine ſo täuſchend nachzuahmen, daß Jeder glaubt, es ſeien wirkliche. Das Alles aber iſt noch das kleinſte von ſeinen Wundern. Der Graf — nun kommt das Beſte — hat das große Problem der Adepten gelöſt, er hat den Stein der Weiſen gefunden, er kann, hört, hört! Perlen und Diamanten machen!!!

— Wenn das wahr, wirklich wahr iſt, rief die entzückte Herzogin von Choiſeul, ſo könnte ich mich in den Teufelskerl, ohne ihn geſehen zu haben, närriſch verlieben!

— Ei, ei, ſagte Frau von Pampadour und drohte lächelnd mit dem Finger.

— Ach, lieber Charles, ſprach die Herzogin zu ihrem Gatten, wenn es wirklich wahr iſt, daß der Graf Diamanten machen kann, ſo mußt Du…

— Was denn, liebes Kind?

— Unterricht bei ihm nehmen und ſollteſt Du für jede Lection 100,000 Livres bezahlen.

— Ach Kind, ich glaube nicht an ſeine Künſte…

— Auch ich kann nicht Alles, was er ſagt, verbürgen; ſo viel aber iſt gewiß, daß er Perlen vergrößern und ihnen die ſchönſte Farbe geben kann; davon habe ich mich ſelbſt überzeugt, ich gab ihm vor 14 Tagen eine Schnur kleiner Perlen, die ich für 5000 Francs gekauſt, er nahm ſie nach Hauſe und brachte ſie mir nach 3 Tagen wieder … Die Perlen, noch einmal ſo groß und ſchön, ſind jetzt, wie mein Juwelier ſagt, gering angeſchlagen, das Doppelte werth. Wie erklären Sie Sich das?

— Mein Gott, das iſt ſehr einfach: er wird die Ihrigen gegen beſſere vertauſcht haben …

— Was ſagen Sie dazu, Doctor? fragte Frau von Pompadour ihren Leibarzt.

Dr. Quesnay hatte jetzt eine Gelegenheit, den ganzen Fond ſeiner Gelehrſamkeit auszukramen. Er räuſperte ſich und ſprach:

— Ich halte die Kunſt, Perlen zu machen, nicht für unmöglich. Die Perlen, die man am häufigſten in der Perlenmuſchel findet (mytilus margaritiferus), ſind, meiner Anſicht nach, weiter nichts als kleine, durch Zufall in die Muſchelſchale hineingefallene Steinchen, welche das inwohnende Thier, das ſich dadurch gedrückt und beläſtigt fühlt, mit ſeinem Schleime überzieht. Philoſtratos erzählt, daß ſchon zur Zeit der Römer die Orientalen künſtliche Perlen dadurch erzeugten, daß ſie die Muſchel anbohrten, kleine Steinchen hineinpracticirten, die Muſchel wieder ins Waſſer warfen und ſie da einige Jahre liegen ließen, ſpäter herausgefiſcht, die ſchönſten Perlen enthielten. Die Perle bedarf ſieben Jahre zu ihrer Ausbildung — das Thier ſtirbt dann an Indigeſtion. Erſt vor Kurzem habe ich irgendwo geleſen, daß ein ſchwediſcher Naturforſcher, Linné, ein Arcanum zur Bereitung von Perlen für 500 Ducaten zu Upſala verkauft haben ſoll — vielleicht hat es der Graf St. Germain von ihm gekauft.

— Leicht möglich, meinte Frau von Pompadour, hoch erfreut über den Scharfſinn ihres Arztes, den der König ſeinen »Denker« (penseur) genannt.

Die Marquiſe wollte eben mehr von ihm erzählen, als der Kammerdiener eintrat, um den Grafen St. Germain anzumelden.

Alles war geſpannt, den Mann, von dem Frau von Pompadour ſo viel Wunderbares zu erzählen gewußt, perſönlich kennen zu lernen.

— Ich werde Keinen von Ihnen vorſtellen, er kennt alle Leute, ohne ſie jemals geſehen zu haben, er erräth Vor- und Zunamen — Sie ſollen ſich ſelbſt davon überzeugen.

Der Graf St. Germain trat ein: ein großer ziemlich robuſter Mann, mit einem Wald von weißen Haaren, einem weißen Backenbarte und weißen Augenbraunen; dennoch ſah er kaum ſo alt als ein Funfziger aus. Sein Auge war ſehr klar, ſeine Haut ſehr friſch, ſein Gang ganz jugendlich. Sein Anzug war etwas geſucht und überladen, an jedem Finger blitzten 3—4 koſtbare Ringe — Uhr und Doſe, Schuhe und Hoſenſchnallen waren mit großen Diamanten beſetzt . . . die Ermelknöpfe ſeines blauſammetenen Rockes waren funkelnde Rubinen. Gering angeſchlagen waren die Edelſteine, die er an ſich trug, 300,000 Francs werth.

Die Marquiſe von Pompadour ſtellte ihn der Geſellſchaft mit den Worten vor:

— Dies, **Messieurs et Dames**, iſt der berühmte Graf Germain, von dem ich Ihnen heute ſchon ſo viel erzählt habe . . .

Knixe, Verbeugungen, Bücklinge, Kratzfüße ꝛc.

— Ich würde Ihnen meine Freunde vorſtellen, lieber Graf, wäre ich nicht überzeugt, daß Sie ſchon längſt errathen, wer Jeder iſt, wie Jeder heißt.

— Wenn ich nicht irre, erwiederte der Wundermann, ſo iſt dies der Herzog und die Herzogin von Choiſeul, der Graf und die Gräfin Baschi die Frau Maſchallin von Mirepoix . . .

— Und ich, wer bin ich? fragte neugierig Herr von Marigny.

— Sie, mein Herr, ſind der Bruder der Frau Marquiſe und Sie, mein Herr, ſind Dr. Quesnay.

— Der Teufel, woher wiſſen Sie das?

— O ich kannte Sie ſchon als einen Knaben von fünf Jahren. Sie wurden 1694 zu Ecqueville geboren und ſind jetzt 65 Jahre alt. Auch Ihren Herrn Papa habe ich gut gekannt, er war zwar nur ein Tagelöhner, aber ein ehrlicher, kreuzbraver Mann.

— Wahr, ſehr wahr, ſagte der Dr. Quesnay und bot dem Grafen eine Priſe an.

— Auch Ihre Voraltern, Herr Herzog, habe ich ſehr genau gekannt. Sie ſtammen von einem alten ſehr berühmten Adel her, der ſeinen Urſprung vom ſouverainen Grafen von Champagne ableitet. Ein Charles von Choiſeul wurde 1610 von Ludwig XIII. zum Großmeiſter und 1619 zum Marſchall von Frankreich erhoben. Ich kannte ihn…

— Wie, Sie kannten ihn? fragte der ungläubige Herzog.

— Er zeichnete ſich zuerſt im Jahre 1575 bei der Belagerung von la Fère aus, bei welcher auch meine Wenigkeit zugegen war.

— Ei, wie alt ſind Sie denn, lieber Graf? fragte der Herzog.

— Wie alt? Man ſpricht nicht gern davon.

— Warum nicht?

— Würden Sie es glauben, Herr Herzog, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich vor drei Wochen mein 1791ſtes Jahr zurückgelegt?

— Nein, Herr Graf, das würde ich nicht glauben.

— Das kann ich Ihnen nicht verübeln und dennoch könnte ich auf zehn verſchiedene Arten Ihnen beweiſen, daß ich 32 Jahre vor Chriſti Geburt das Licht der Welt erblickt. (Der Graf zog jetzt aus der Seitentaſche ſeines Rockes ein Buch hervor.) Werfen Sie gefälligſt einen Blick in dieſes Stammbuch. Ich habe es mir vor ungefähr dreihundert Jahren angelegt. Sie werden darin Verſe von Franz dem Erſten, von Diana von Poitiers, von Maria Stuart und Magarethe von Valois, von Karl IX. und Heinrich IV. und von andern gekrönten Häuptern finden, die mir die Ehre erwieſen, ſich mit höchſt eigner Hand einzuſchreiben.

— Das muß ich leſen, rief Frau von Pompadour.

— Auch ich, auch ich! riefen Alle.

— Das Stammbuch des Grafen machte jetzt die Runde durch alle Hände.

— Am beſten, ſagte die Marquiſe von Pompadour, gefällt mir der Vers, den die unglückliche Maria Stuart gedichtet.

»Adieu plaisant pays de France,
Adieu ma patrie la plus cherie,
Que'a nourri ma tendre enfance
Adieu ma France, adieu ma patrie!«

— Ich ziehe jene vor, ſagte die Gräfin Baschi, welche Franz I. unter ein Bild der Agnes Sorel geſetzt.

»Plus de louange et d'honneur tu mérites
La cause etant de France recouvrer
Que ce que peut dedans un cloitre ouvrer
Close nonain ou bien dévots hermites.

— Sie finden in dieſem Album auch Fragmente von Dichtern damaliger Zeit: von Clement

Marot, Pierre Ronſard. Von dem Letztern, der einer meiner intimſten Freunde war, rührt das berüchtigte Epigramm auf Catharina von Medicis her.

— Leſen Sie, leſen Sie! riefen Alle.

Der Graf begann:

»L'on demande la convenance
De Cathérine et Jsabel
L'une, ruine d'Israel,
L'autre, ruine de la France
L'une etoit la malice même,
L'autre est la malice extrême,
Enfin le jugement est tel
Par une vengeance divine
Les chiens mangèrent Isabel
La carogne de Catharine
Sera differente en ce point
Car les chiens n'en voudront point.«

Man fand das Epigramm ſehr treffend und applaudirte.

— Iſt es war, lieber Graf, fragte der Herzog, daß Sie ein Elixir bereiten können, das die Kraft beſitzt, dem Menſchen langes Leben zu verleihen?

— Ich zwinge Keinen, daran zu glauben — ich ſelbſt aber bin davon ſo feſt überzeugt, daß ich darauf ſchwören möchte.

— Sie hoffen alſo noch recht lange zu leben?...

— Ich hoffe, Herr Herzog, niemals zu ſterben. Nur dann könnte es geſchehen, wenn ich ſo unglücklich wäre, das Recept zu dieſem Elixir zu verlieren... Sie werden es nicht glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß 777 verſchiedene Stoffe zur Bereitung dieſes Arcanums nöthig ſind, und daß alle ihre Kraft verlieren, wenn auch nur Eines daran fehlt...

— An Ihrer Stelle, ſagte der Herzog von Gontaut, würde ich Abſchriften von dieſem Recepte verkaufen.

— Nicht um Alles in der Welt... Die Bereitung dieſes Elixirs bleibt mein Geheimniß.

— Iſt es wahr, fragte die Marſchallin von Mirepoix, daß Ihr Elixir auch die Eigenſchaft beſitzt, alte Leute zu verjüngen?

— Ich zwinge Keinen daran zu glauben — ich ſelbſt aber bin davon ſo feſt überzeugt, daß ich darauf ſchwören möchte...

— Haben Sie denn ſchon Beweiſe gehabt, fragte der Herzog, daß Ihr Arcanum in dieſer Hinſicht probat iſt?

— Hundert Beweiſe ... Die Marquiſe d'Urfé die Sie wahrſcheinlich kennen werden, hat ſich durch den Gebrauch meines Elixirs dergeſtalt verjüngt, daß man die ſiebenzigjährige Dame für ein Mädchen von 20 Jahren hält ... Das Arcanum wirkt freilich nicht auf der Stelle, ſondern nach und nach, und oft bemerkt man erſt nach 4—5 Jahren ſeine Wirkung.

— Das Arcanum iſt wohl ſehr theuer? fragte die Herzogin von Choiſeul.

— Ich verkaufe ganze und halbe Phiolen, dieſe zu 2500, jene zu 5000 Francs.

— Und wieviel Phiolen braucht eine Dame von funfzig Jahren, die ſich um zwanzig Jahre verjüngen möchte? fragte die Marſchallin von Mirepoix.

— Es iſt hinreichend, wenn ſie monatlich zwei Phiolen nimmt ...

— Dieu de Dieu, das macht 10,000 Francs! rief die Gräfin Baschi ...

— Das iſt freilich ſehr viel, aber ich kann ſie darum nicht billiger herſtellen, weil die 777

Stoffe, die dazu gehören, höchſt koſtſpielig ſind. Ich verdiene bei jeder Phiole nicht mehr als 40 Francs.

— Da ſind Sie in der That ſehr uneigennützig; ſprach der ungläubige Herzog von Choiſeul und wandte dem Grafen den Rücken, um ihm nicht ins Geſicht zu lachen.

— Sie können, wie ich gehört, auch Perlen und Diamanten machen, ſagte die Herzogin . . .

— Ich zwinge Keinen es zu glauben, aber alle dieſe Diamanten, die ich trage, habe ich meiner Kunſt zu verdanken.

— Ich erzählte meinen Freunden, wie groß Ihre Virtuoſität auf der Violine iſt, ſprach Frau von Pompadour. Sie würden mich ſehr verpflichten, lieber Graf, wenn Sie . . .

— Ich bin Ihrem Wunſche zuvorgekommen und habe meine Violine mitgebracht.

— Wo iſt ſie?

— Im Vorſaal, Frau Marquiſe . . .

— Ich werde ſie holen, ſagte Herr von Marigny.

Der Graf ſpielte ein Concert von ſeiner eignen Compoſition und zwar mit einer ſolchen Bravour, daß Alles in Entzücken ſchwamm und, von Enthuſiasmus hingeriſſen, Beifall jauchzte.

Sein Adagio war ſo ſchmelzend, daß jeder Ton zu Thränen rührte; ſein Allegro hingegen ſo keck und feurig, daß man drei Violinen zu hören glaubte. Frau von Pompadour, ganz außer ſich, wäre aus dem Bette geſprungen und ihm um den Hals gefallen, hätte ſie ſich nicht vor ihren Gäſten genirt. Auch die andern waren dergeſtalt in Extaſe gerathen, daß ſie den Grafen für ein überirdiſches Weſen hielten, das ſie in dicke Weihrauchwolken einhüllten. Mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit wies er das Lob zurück, das ihm in ſo überreichem Maße gezollt ward.

Man plauderte noch ein Weilchen und ſetzte ſich dann im Nebenzimmer zur Tafel. St. Germain war der Einzige, der nicht aß.

Als der Graf ſich ſpäter entfernte, ſchenkte er dem Kammerdiener, der ihm leuchtete, einen Diamantring. Gourbillon zeigte ihn der Kammerfrau und Madame du Hauſſet zeigte ihn der Marquiſe von Pompadour, die ſich beſſer, als mancher Juwelier auf Diamanten verſtand.

— Dieſer Ring, ſagte ſie zu der Kammerfrau, iſt unter Brüdern 5000 Francs werth. Der Graf wirft mit Diamanten um ſich, als wären es Kieſelſteine.

* * *

Der Graf St. Germain wohnte zu Paris in der Rue Foſſes St. Victor No. 5. Seine Zimmer waren ſehr anſtändig, aber ohne großen Luxus möblirt; er hielt ſich Wagen und Pferde, zwei Lakaien, einen Kutſcher, einen Bedienten, aber weder Koch noch Köchin, denn er aß niemals zu Hauſe, und auch anderswo hat man ihn niemals eſſen ſehen. Lachend ſagte er: er lebe von der Luft. Zwei bis drei Mal im Jahre pflegte er mit ſeinem Kammerdiener (einem äußerſt verſchmitzten Burſchen) unſichtbar zu werden. Keiner wußte dann, welchen Weg er genommen und wo er hingekommen. Selbſt die Argusaugen der Polizei, die ihm auf Befehl des Königs nachſpürten, konnten nicht herausbringen, wo er ſich während dieſer Zeit aufgehalten haben mag. Plötzlich kam er dann wieder zum Vorſchein, und fragte man ihn, wo er geweſen? ſo ſagte er: das iſt mein Geheimniß.

Ludwig XV., der durch Frau von Pompadour, mit ihm bekannt geworden war, hielt große Stücke auf ihn. Der Graf, der auch Chiromant war, weiſſagte, daß der König an den Blattern ſterben werde, eine Prophezeihung, die, wie man weiß, auch eingetroffen iſt.

Gleich nach dem Tode der Frau von Pompadour verließ er Paris, ging nach Hamburg und von dort zum Landgrafen von Heſſen-Caſſel, der ihn gaſtfreundlich bei ſich aufnahm.

Der arme Graf muß ſpäter das Unglück gehabt haben, das bewußte Recept zu verlieren, denn im Jahre 1784 rief ihn der Tod, wie jeden Andern, von der Erde ab. Graf St. Germain ſtarb, von Gewiſſensbiſſen gequält, in Schleswig.

Sanft ruhe ſeine Aſche!

Der Ring
des
Noſtradamus.

Hiſtoriſch-romantiſche Skizzen
des
franzöſiſchen Hoflebens
von
1515—1821

von
Eduard Maria Oettinger.

Dritter Band.

Leipzig, 1838.
Verlag von Otto Wigand.

Zur Großherzogl.

Doberaner Bibliothek

Funfzehntes Capitel.

Der Hirſchpark.

(1759.)

— Madame, ſagte der König eines Morgens zur Frau von Pompadour, die vergangene Nacht hat mir die traurige Gewißheit verſchafft, daß Ihre Neigung zu mir immer mehr und mehr erkaltet. Es giebt Augenblicke, wo ich mich frage: Iſt es Frau von Pompadour oder eine Marmorſtatue, die ich in meine Arme ſchließe? Früher ſo glühend und jetzt ſo kalt? Muß ich nicht glauben, daß ich Ihnen gleichgültig geworden?

— Sie irren, Sire. Ich liebe Sie mit unverſiegbarer Kraft und ſtrebe jetzt mehr als je nach dem Glück: Ihnen zu gefallen. Wie tief betrüben Sie Ihre Freundin, wenn Sie die Kälte, über die Sie Sich beklagen, etwas anderm, als ihrem

Temperamente zuſchreiben. Iſt es meine Schuld, daß die Natur mich für gewiſſe Freuden weniger empfänglich gemacht, als andere Frauen?...

Zum Glück ward jetzt die Herzogin von Brancas, Ehrendame der Dauphine und Freundin der Marquiſe, angemeldet. Das Geſpräch nahm eine andere Wendung.

Seit jenem Tage bemerkte Madame du Hauſſet, daß ihre Gebieterin jeden Morgen Chocolade mit Vanille und Ambra, jeden Mittag Selleriesuppen und Trüffeln aß, und jede Nacht vor dem Schlafengehen 30 Tropfen einer braunen Tinctur nahm, die ſie von einer ihrer Freundinnen, der Frau von Chateau-Renaud erhielt. Aber alle dieſe Mittel verfehlten ihre Wirkung.

— Himmel! rief Frau von Pompadour, warum gabſt Du mir nicht das Temperament der Monteſpan! — Der König wird die Freuden, die ich ihm nicht mehr bereiten kann, bei Andern ſuchen: er wird mir untreu werden. Meine Eiferſucht würde das Uebel verſchlimmern: ich will den entgegengeſetzten Weg einſchlagen und ſeine Untreue begünſtigen, will ſelbſt ihm ſchöne Mädchen in die Arme führen und mich auf dieſe Weiſe in ſeiner Gunſt erhalten.

Und ſo entſtand der Parc aux Cerfs, der in den Annalen des Hofes von Verſailles eine ſo berüchtigte Rolle geſpielt.

Lebel, Kammerdiener und Vertrauter des Königs wurde Intendant und eine Madame Bertram Oberaufſeherin dieſes Serails.

Frau von Pompadour ſtellte Kupplerinnen an, die in die Provinzen geſchickt wurden, um dort friſches Wild für den Harem Sr. Majeſtät des Königs zu fangen. Schöne Mädchen wurden bald durch dieſe, bald durch jene Liſt nach Paris gelockt und in die ſogenannten petits maisons (die meiſten derſelben lagen in der Rue Satory) einquartirt und von eigends hierzu angeſtellten Abbés im Singen und Tanzen, von Lebel und Madame Ronelle in allen Künſten der Verführung unterrichtet. Jedes dieſer Mädchen hatte ihr eigenes Zimmer. Um ihre Sinne zu wecken, hing man in ihrem Zimmer obſcöne Bilder auf, und gab ihnen ſchlüpfrige Romane von Crebillon zu leſen. Jeden Morgen bekamen ſie erhitzende Getränke, jeden Mittag erhitzende Speiſen. Um ihre Eitelkeit zu reizen, gab man ihnen prächtige Kleider, koſtbare Geſchmeide. — Der König nahte ihnen bald unter dieſer bald unter jener Maske. Durchſchaute eines dieſer Mädchen die Maske ihres königlichen Verführers und machte ſie die Pretenſion, des Königs Maitreſſe zu werden, ſo ſorgte Frau von Pompadour, die unſichtbare Hand, die dieſe Wolluſtpuppen in Bewegung ſetzte, daß das Mädchen ſchnell hinter den Couliſſen verſchwinde: man gab ihr ein harmloſes Pülverchen und das Mädchen verſtummte. Die aber, welche ſich den Lüſten des Königs freiwillig opferten, wurden reichlich von ihm beſchenkt, und ſobald er ihrer Reize überdrüßig war (was in der Regel ſehr bald geſchah), mit einer Ausſteuer von 200,000 Francs in ihre Provinzen zurück geſchickt. Die Aeltern des Mädchens drückten dann ein Auge zu, denn ſie wußten, daß ihr Töchterchen mit einer ſolchen Mitgiſt immer noch einen Mann finde, der ſich über das, was ſeine Braut im Hirſchpark zurückgelaſſen, wohl tröſten wird. Jene Mädchen aber, die in den Augen des Königs kein Wohlgefallen fanden, bekamen 10,000 Francs und wurden aus der Anſtalt entlaſſen. Viele unter dieſen waren dann untröſtlich, denn das Leben im Hirſchpark gefiel ihnen: es war hier alles ſo ſchön, ſo üppig.

Dieſer Hirſchpark beſtand acht Jahre. In einer Anwandlung von Frömmigkeit ließ der edle Monarch dieſe ſchöne Anſtalt im Jahre 1761 wieder eingehen.

Aus dieſem Hirſchpark waren 60 Mädchen und 3 Knaben hervorgegangen. Wir wagen nicht zu behaupten, daß alle dieſe Sprößlinge vom König waren; denn mehr als eine Chronik ſagt, daß der Kammerdiener und mancher Abbé, der den Kleinen Unterricht gegeben, das Ihrige redlich dazu beigetragen haben.

Dieſer **Parc aux Cerfs**, deſſen Erhaltung dem armen Volke gegen 100 Millionen Francs gekoſtet, war die Peſtbeule, aus der die Demoraliſation Frankreichs, der Embryo, aus dem ein blutiger Rieſe: die Revolution von 1789 hervorbrach.

Sechszehntes Capitel.

Eine Novize der Gourdan.

(1762.)

Die Gourdan kannte damals jedes Kind.

Es gab wohl nur wenig Perſonen, die in Paris ſo berüchtigt waren, als dieſe Dame Gourdan. Sie war eine der unverſchämteſten Kupplerinnen und Directrice eines fameuſen Bordells. Ganz Frankreich ſandte ihr ſeine ſchönſten Laſter, die ſie in Sammet und Seide, in Blonden und Kaſchemir hüllte, um ſie dann als Lockvögel auszuſchicken und tugendhafte Gimpel ins Netz der Verführung zu locken. Der Harem dieſer Dame zählte gegen funfzig Odalisken, worunter Schönheiten aus allen Zonen und Himmelsſtrichen, Franzöſinnen, Italienerinnen, Spanierinnen, ja ſogar Indianerinnen von Martinique und St. Domingo und zwei Mohrinnen von Algier, die noch vor Kurzem Favoritinnen des Dey geweſen, der ſie ſeiner Freundin, mit der er, wie ſie ſagte, in ununterbrochenem Briefwechſel ſtand, für zwei Franzöſinnen verkauft haben ſoll.

Im Innern dieſes Serails, den ein Spottvogel »**Couvent des filles innocentes**« genannt, herrſchte ein reicher, üppiger, übermüthiger Luxus **à la** Pompadour. Große Spiegel, cryſtallene Lüſtres, Blumenvaſen, Spieluhren, üppige Bilder, koſtbare Teppiche, ſchwellende Divans und bequeme Fauteuils bildeten das Inventarium dieſes Kloſters, deſſen Priorin, anfangs ſelbſt eine Prieſterin der Venus Kallipygos, ſpäter aber, als ihre, durch ein Decennium abgenutzten Reize zu welken begannen, die Oberprieſterin ihres eigenen Tempels wurde.

Eines Tages klopfte an der Thür der Dame Gourdan, die im Erdgeſchoß ihres Hauſes wohnte, ein junges, bildhübſches, wunderniedliches Mädchen, das zwei Jahre unter dem Namen einer Demoiſelle Lancon als Modiſtin, bei der in der haute volée ſehr berühmten Modehändlerin, Madame Labille, in der Rue St. Honoré, gearbeitet, dort, wie jede Putzmacherin, ein paar Liebſchaften mit einem Studenten und Commis gehabt, plötzlich aber mit ihrer Principalin ſich dergeſtalt entzweit hatte, daß dieſe ſie ſofort aus ihrem Dienſt entlaſſen. Das arme Mädchen hatte ein anderes Unterkommen geſucht, zu ihrem Unglück aber, oder richtiger geſagt, zu ihrem Glücke, keines gefunden. Die paar Francs, die ſie ſich früher erſpart hatte, waren bald aufgezehrt, und ſo kam es, daß ſie leider nur zu bald dem Mangel und der Entbehrung ausgeſetzt war. Noth iſt die Mutter aller Laſter. Vom Hunger getrieben, hatte ſie ſich Abends, wenn es dunkel zu werden begann, in den Arcaden des Palais royal herumgetrieben. Eine alte Bekannte, der ſie ihre Noth geklagt, hatte ſie ihrer Freundin Gourdan empfohlen.

Mit bleichen Wangen, klopfendem Herzen und einem Briefchen in der Hand ſtand ſie jetzt an der Schwelle des Laſters und der Schande. Sie hatte leiſe geklopft, Niemand hatte es gehört, —

ſie klopfte ſtärker . . . eine naſelnde Stimme rief barſch — herein!

Die kleine Modiſtin trat ein, machte ihre Verbeugung und fragte eine ältliche Dame, die, aufgeputzt, an ihrem mit Blumentöpfen garnirten Fenſter ſaß:

— Habe ich die Ehre, Madame Gourdan zu ſprechen?

— Ja, ich bins. Was bringſt Du mir, mein Kind?

— Einen Brief, Madame.

— Von wem?

— Von Madame Duquesnoy.

— Ah ha, von ihr! Nimm Platz, mein Kind, ſprach die Gourdan, die ruhig ſitzen blieb und ſich eine goldene Brille aufſetzte, um den Brief zu leſen, den Jene ihr eingehändigt.

Das Mädchen ſetzte ſich und warf, während Jene las, neugierige Blicke in dem mit Sardanapaliſchem Luxus ausgeſchmückten Zimmer umher, das eine Art von Antichambre und Salon war.

— Du willſt alſo bei mir bleiben? fragte die

Gourdan, nachdem ſie den Brief geleſen, die Brille wieder abgenommen und auf einem Blumentopf gelegt.

— Ja, Madame, ſtammelte die Gefragte.

— Ich muß Dir ſagen, mein Kind, daß mein Inſtitut jetzt ſehr überfüllt iſt, daß ich mehr Penſionairinnen habe, als ich in dieſer Jahreszeit eigentlich gebrauchen kann. Es iſt Sommer, die meiſten Herrſchaften ſind auf dem Lande und in den Bädern, ich bin daher nur auf eine kleine Anzahl Stammgäſte angewieſen, denn Fremde haben, wie Du vielleicht ſchon wiſſen wirſt, keinen Zutritt bei mir und dürfen nur dann mich beſuchen, wenn ſie von einem meiner Freunde mir ſchriftlich empfohlen ſind, ſprach die Gourdan, öffnete ihre goldene Tabatiere und nahm eine Priſe, ſo daß die Hälfte des Tabaks auf ihr Kleid fiel. Da aber Madame Duquesnoy, meine Landsmännin, Dich ſo dringend mir empfiehlt, ſo wollen wir ſehen, was zu machen iſt. Tritt näher, mein Kind, ſprach die Gourdan, die wie angenagelt auf ihrem Fauteuil ſitzen blieb.

Das Mädchen näherte ſich ihr mit niedergeſchlagenen Augen und ſchamgerötheten Wangen, denn ſie war bei alledem noch nicht ſo verdorben, daß ſie nicht gefühlt hätte, daß ſie in den Schlamm der Sünde wate und Urſache zum Erröthen habe.

Die Gourdan wiſchte ſich erſt die Naſe, ſetzte dann wieder die Brille auf und betrachtete erſt vom Scheitel bis zur Zeh das Aeußere der Modiſtin, muſterte die bloßgeſtellten und prüfte dann die verhüllten Reize.

Tiefe Röthe lag auf den Wangen des armen Mädchens, das ſich ruhig unterſuchen ließ. Gern hätte ſie der Frechen Ohrfeigen gegeben — aber was hätte die Arme, wenn ſie kein Obdach gefunden, anfangen ſollen?

— Wie alt biſt Du, mein Kind? fragte die Gourdan und fixirte ſie mit ihren grauen Augen.

— Siebenzehn Jahre.

— Wie heißt Du?

— Marie Gomart de Vaubernier*).

---

*) Marie Jeanne Gomart (geb. am 19. Aug. 1746 zu Vaucouleurs, der Geburtsſtadt der Jungfrau von Or=

— Woher?

— Aus Vaucouleurs.

— Dein Vater?

— War Thoreinnehmer.

— Und Deine Mutter, lebt ſie noch?

— Auch ſie iſt todt. Ich bin eine älternloſe Waiſe, ſprach das Mädchen, aus deren Auge ſich eine brennendheiße Thräne ſtahl.

— Du gefällſt mir, mein Kind, ich will Dich behalten ... weine nicht, kindiſches Mädchen, Du ſollſt es gut bei mir haben ... Du haſt ein jugendlich friſches Geſicht, ein Paar hübſche Augen, einen ſchönen Mund, eine feine weiße Hand, einen kleinen, niedlichen Fuß ... Du biſt hübſch gebaut und haſt ein feines Benehmen. Unter meiner Leitung kann aus Dir was werden. Du mußt aber guten Rath annehmen und ihn befolgen, mein Kind ...

---

leans) war die uneheliche Frucht eines Fraters Picpus, genannt Pater Gomart, und einer Nähterin, Namens Becu, genannt Contigny, die ſpäter einen Zollaufſeher, Namens Vaubernier, heirathete, der die kleine Gomart als ſeine Tochter anerkennen mußte.

— Verlaßt Euch darauf, ſprach Jeanne Marie Gomart und küßte der Gourdan die Hand.

— Nun, wenn Du willſt, ſo kannſt Du gleich hier bleiben, ſagte die Gourdan, der das Mädchen ſehr gefiel und die ſich durch den Handkuß etwas geſchmeichelt fühlte.

— Wann Ihr erlaubt, ſo will ich mir bloß meinen Koffer holen . . .

— Wo wohnſt Du, meine Kleine?

— In der Rue Feydeau, fünf Treppen hoch, gab ſie zur Antwort und wollte gehen.

— Bleib, ſprach die Gourdan, befürchtend, daß die Kleine, von deren Reizen ſie ſich viel verſprach, vielleicht nicht wieder kommen würde, bleib, mein Kind. Den Koffer kann Abends, wann es dunkel wird, einer meiner Diener holen.

— Ich bin aber meiner Wirthin noch für die vier letzten Monate die Miethe ſchuldig.

— Wieviel beträgt das?

— Sie hat 80 Francs für Miethe und 30 Francs für Frühſtück zu erhalten.

— Sei unbeſorgt, ich werde alle Deine Schulden bezahlen.

— Ach, Ihr ſeid ſo gütig.

— Du brauchſt von nun an für nichts mehr zu ſorgen . . . Du wohnſt bei mir, bekömmſt von mir Eſſen und Trinken, feine Wäſche, ſchöne Kleider, Hüte und Shawls, Ringe und Ketten, kurz alles, was Deine Schönheit erhöhen, Deiner Geſtalt ein Relief geben kann. Außerdem erhältſt Du monatlich 100 Francs, ſo viel bloß vorläufig, ſpäter, wenn Du hübſch folgſam biſt, bekömmſt Du das Doppelte, das Vier=, vielleicht auch das Zehnfache dieſer Summe. Noch vor Kurzem hatte ich ein Mädchen, das von mir, außer Wohnung, Koſt und Kleidung, jeden Monat 1200 Francs erhielt. Sie war eine Bauerdirne aus der Umgegend von Fontainebleau, jetzt iſt ſie die Frau eines Marquis . . . Wer weiß, was der Himmel aus Dir noch macht! ſprach die Gourdan und nahm eine zweite Priſe. Du kannſt eine Gräfin, eine Marquiſe, eine Königin werden! (Sie nieſte). Siehſt Du, Kind, ich conbeniere es.

Landesbibliothek

Am andern Morgen wurde Jeanne Marie Gomart de Vaubernier förmlich eingekleidet und in die erſten Myſterien ihres neuen Cultus eingeweiht. Die Gourdan wies ihr das ſchönſte Zimmer, die reichſte Garderobe, den ſchönſten Schmuck an. Sie war eine gelehrige Novize, die unter der Anleitung ihrer Meiſterin große Fortſchritte auf der Bahn des Laſters machte. Nach einigen Monaten war Mademoiſelle l'Ange (ſo hieß ſie hier) die reizendſte Nymphe dieſes Harems.

Einmal träumte ihr, der König habe ſie geſehen, mit ihr geſprochen und ſich in ſie verliebt. In dieſem Traume ſah ſie Ludwig XV. zu ihren Füßen liegen. Dieſe Viſion drückte ſich tief in ihre Seele ein und trat, weil ſie an nichts Anderes mehr dachte, faſt nachtnächtlich vor ihr Auge hin. Eines Morgens erzählte ſie dieſen Traum der alten Gourdan. Die Gourdan lachte und ſprach:

— Bei Gott iſt Alles möglich.

Siebzehntes Capitel.

Ein Maskenball.

(1763.)

Im Theater fand zur Zeit des Carnevals ein Maskenball ſtatt, den der Hof mit ſeiner Gegenwart beehrte.

Der König (der einzige im ganzen Saale, der nicht maskirt war) ſah aus ſeiner Loge auf den bunten Maskenſchwarm herab, der ſummend und ſurrend, ſlirrend und funkelnd, hüpfend und tanzend vorüberzog.

Der Ball war glänzend und bizarr. Die Fluth der Masken wogte fröhlich auf und nieder. Hier ſah man das Groteske mit dem Graciöſen, das Schöne mit dem Häßlichen, das Komiſche mit dem Tragiſchen kaleidoſkopiſch gepaart, muſiviſch zuſammengeſetzt. Masken von jeder Gattung, Engel und Fledermäuſe, Köche und Veſtalinnen, Müller und Schornſteinfeger, Ritter und Lumpenſammler, Prieſter und Arlequins, Bären und Zigeuner, Eremiten und Matroſen, Affen und Sylphen, Schneider und Ziegenböcke, Bauermädchen und Dämonen, Feen und Quackſalber, Colombinen und Gnomen, Rieſen und Zwerge, Türken und Chineſen, Elephanten, Taxusbäume, Baumtorten, Mißgeburten, Pierrots, polniſche Juden und Dominos von allen Farben.

Angeſteckt von der allgemeinen Fröhlichkeit, verließ der König, begleitet von einem ſeiner Kammerherren, ſeine Loge und miſchte ſich, heiter und unbefangen ins bunte Maskengewimmel.

Plötzlich näherte ſich ihm eine Maske, die in der Geſtalt einer Windmühle, durch ihre groteske Erſcheinung und ihre bizarren Einfälle Aller Augen auf ſich gezogen. Die Maske ſteckte ihr verlarvtes Geſicht zum Fenſter hinaus und ſprach:

— Sire! ich benutze die Maskenfreiheit, um Ihnen unter vier Augen einen guten Rath zu ertheilen . . . Wollen Sie ihn annehmen?

— Recht gern, liebe Maske, erwiederte der König.

— Sire, ſprach die Maske, jagen Sie die Pompadour weg.

Ludwig war erſtaunt. Gern hätte er der Maske die Larve abgeriſſen, aber er genirte, oder richtiger geſagt, er fürchtete ſich. Seine Majeſtät machte zum böſen Spiele gute Miene und ſagte lächelnd:

— Ich ſoll ſie wegjagen und darf ich wiſſen warum?

— Weil dieſes Weib Sie und ganz Frankreich ins Verderben ſtürzt, ſagte der Müller, zog raſch ſeinen Kopf zurück, ſetzte die Flügel ſeiner Mühle in Bewegung und miſchte ſich, klappernd, ins kichernde Maskengewirr.

Der König wurde ernſt und nachdenkend.

— Ich möchte wiſſen, ſprach Ludwig zu ſich ſelbſt, wer hinter dieſer Maske, die mir ſo unumwunden die Wahrheit ſagt, wohl verſteckt ſein mag . . . Nur Kinder und Narren pflegen die

Wahrheit zu ſagen, aber dieſe Maske ſcheint weder ein Kind noch ein Narr zu ſein . . .

Darauf wandte ſich der König an ſeinen Kammerherrn, ziſchelte ihm ganz leiſe ein Paar verſtohlene Worte zu und ging weiter.

Da kam wieder die Windmühle. Der Müller ſteckte den Kopf heraus und ſprach zum König:

— Sire, ich wiederhole es: jagen Sie die Pompadour weg. Sie taugt nichts! Sie irren, Sire, wenn Sie glauben, daß Ihre Maitreſſe Ihnen treu iſt ... Die Katze läßt das Mauſen nicht ... ſie buhlt abwechſelnd mit dem Abbe Bernis und dem Herzog von Choiſeul — dann und wann kehrt ſie auch in die Arme ihres erſten Geliebten: des Herrn von Bridge zurück: mit einem Wort, die Pompadour iſt ein gemeines Weib, das Ihrer Gunſt unwürdig iſt, ſagte der Müller, zog raſch ſeinen Kopf zurück, ließ ſeine Flügel ſpielen und tauchte wieder in die Fluth der Masken.

Der König war aufgebracht, entrüſtet und empört.

— Dieſe Maske, ſprach Ludwig zu ſich ſelbſt, iſt entweder die ehrlichſte Haut oder der niederträchtigſte Schurke in meinem Reich... Ich brenne vor Begierde zu erfahren, wer der Müller dieſer Mühle iſt . . .

Hierauf wandte er ſich zum zweiten Male an ſeinen Kammerherrn, ziſchelte ihm wie vorhin, ein Paar verſtohlene Worte zu und ging weiter.

Aber bald ſtürmte wieder die Windmühle auf ihn los.

— Sire, ich rathe Ihnen zum dritten und letzten Male: Jagen ſie die Pompadour weg — ſie ſaugt Ihnen und Frankreich das Mark aus den Knochen... ſie verkauft Sie und Ihr Land... Wenn noch ein Funke von Ehre in Ihren Adern rollt, ſo bin ich überzeugt, daß Sie dieſe Phryne je eher je lieber zum Teufel ſchicken, ſprach der Müller, zog raſch ſeinen Kopf zurück, ließ wieder ſeine Flügel kreiſen und miſchte ſich wieder ins Maskengewühl.

Der König war außer ſich. Er wandte ſich zu ſeinem Kammerherrn:

— Sagen Sie dem dienſthabenden Officier, daß er auf den Windbeutel, der in dieſer Mühle ſteckt, ein wachſames Auge haben und ihn, wenn er ſich entfernen will, feſthalten und auf die Wache bringen ſoll. Noch heute ſtatten Sie mir Rapport ab.

Der König kehrte verdrießlich in ſeine Loge zurück. Fünf Minuten ſpäter verließ der ganze Hof den Ball. Dies war das Signal zum Aufbruch: die Masken entfernten ſich allmählig . . . der Saal, der noch vor Kurzem vollgepfropft, wurde von Minute zu Minute leerer und leerer. Die Windmühle war eine der letzten: klappernd ging ſie auf und ab: der dienſthabende Officier und der Kammerherr wandten kein Auge von ihr ab . . . es waren jetzt nur noch drei Masken im Saale: ein Taxusbaum, ein Domino und die Windmühle, die endlich müde geworden zu ſein ſchien, denn ſie blieb unbeweglich ſtehen und ließ ermattet ihre Flügel hängen.

— Der Spitzbube, ſagte der Kammerherr zum dienſthabenden Officier, kann uns nicht mehr entwiſchen.

— Wir wollen ihn ſogleich arretiren, ſagte der Officier und näherte ſich der Windmühle.

Aber wie erſchraken Beide, als ſie ſich überzeugten, daß der Müller bereits ausgeflogen war. Die Maske, die noch früh genug bemerkt hatte, daß ſie beobachtet werde, hatte ſich in eine der Verſenkungen herabgelaſſen und ſich auf dieſe Weiſe aus dem Staub gemacht.

Officier und Kammerherr ſahen ſich verwundert an und wußten nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollten . . .

— Himmel, rief der Kammerherr, was ſoll ich nun Ew. Majeſtät dem König rapportiren...

— Rapportiren Sie dem König, daß der Müller von der Sache Wind bekommen und uns durch die Lappen gegangen, ſprach der Officier.

— Der Kerl muß baumeln, ſagte noch an demſelben Abend der König zur Frau von Pompadour, der er den ganzen Vorfall berichtet hatte.

— Baumeln? rief die Marquiſe, außer ſich vor Wuth, dieſe Strafe iſt viel zu gelind für ſolch ein Majeſtätsverbrechen . . .

— Der Schlingel ſoll gerädert werden! ſchrie der König.

— Gerädert werden? Das macht zu viel Aufſehen . . . Nein, nein, wir wollen den Patron, wie Desforges, in den eiſernen Käfig ſperren.

— **Bon**! ſprach der König.

Und in demſelben Augenblick trat der Kammerherr ein . . .

— **Eh bien**, der Verbrecher? . . .

— Hat ſich leider durch eine Verſenkung aus dem Staube gemacht.

— **Sacre nom de Dieu**! rief die Marquiſe und ſtampfte wie eine Furie mit den Füßen.

— Seine Majeſtät der König hätte gern gelacht — aber ſie fürchteten den Zorn ihrer Maitreſſe.

— Tröſten Sie Sich, liebe Freundin, ſagte Ludwig, unſer Polizeilieutenant Berryer wird ihn ſchon ausfindig machen.

Am andern Morgen ſprach man bei Hofe von nichts Anderm als von dem Windmüller, der dem König ſo grobe Wahrheiten geſagt. Die Höflinge erzählten es weiter. Ganz Paris zerbrach ſich nun den Kopf und Einer fragte den Andern:

— Wer mag es geweſen ſein?

Der Eine meinte, es war der Dauphin, dem die Pompadour ein Gräuel war *); der Andere glaubte, es war der Herzog von Choiſeul, der ſchon lange mit dem Plan umgegangen, die Marquiſe zu ſtürzen und an ihre Stelle ſeine Schweſter, die Herzogin von Grammont einzuſetzen; der Dritte wollte wiſſen, es war der Cardinal Bernis, der es der Marquiſe noch immer nicht verzeihen wollte, daß ſie ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten abgenommen; der Vierte behauptete: es war Herr le Normand d'Etioles, der **ci-devant** Gemahl der Marquiſe, der über ihre Treuloſigkeit noch immer aufgebracht ſich auf dieſe Weiſe an ihr gerächt habe . . .

---

*) Als die Marquiſe von der Prinzeſſin Conti bei Hofe eingeführt wurde, war die Königin ihr entgegen gekommen. Der Dauphin, der ihr ſeine Wange zum Kuße hingereicht, hatte ſich über ihre Schulter hinweggebückt und hinter ihrem Rücken die Zunge herausgeſteckt.

Trotz der eifrigſten Nachforſchungen der geheimen Polizeiagenten hat man nicht herausbringen können, wer jene Maske geweſen iſt.

Achtzehntes Capitel.

Das Ende der Frau von Pompadour.

(1764.)

> Vous, ma chere, vous êtes presque la seule, qui me consoliez de toutes ces misères.
>
> Lettre de Mad. P. à la Comtesse Baschi.

In einem der abgelegenſten Gemächer von Bellevue ſaß Frau von Pompadour neben der Gräfin Baschi.

— Sie ſind ſo betrübt, Marquiſe? Darf die beſte Ihrer Freundinnen nicht wiſſen, was Sie traurig macht?

— Vor Ihnen, theure Gräfin hab' ich kein Geheimniß, vor Ihnen, theure Freundin, will ich mein Herz und ſeinen ganzen Kummer ausſchütten. Ob von Allen gleich beneidet, bin ich doch ſehr beklagenswerth.

— Beklagenswerth? Warum?

— Mein Zuſtand gleicht einer hochprangenden Frucht mit glänzender Schale und wurmzernagtem Innern. Stärker als die Gunſt des Königs, der mich in Glanz und Reichthum hüllt, iſt der Haß des Volkes, der, einem Wurme gleich, an dem Kern meines Lebens nagt.

— Mag das Volk Sie haſſen, wenn nur der König Sie liebt . . .

Die Liebe eines Einzigen, kann ſie uns entſchädigen für den Haß von Millionen? Von Tag zu Tag wächſt Frankreichs Erbitterung: ich kann, ich will's mir nicht verhehlen, daß ich der Gegenſtand allgemeiner Verachtung bin. Pinſel und Feder haben ſich verbunden, die Maitreſſe des Königs lächerlich zu machen. Der alte Voltaire hat Recht: les armes de ridicule sont les plus dangereux. Täglich erſcheint eine neue Karikatur, täglich ein neues Spottgedicht auf mich. Dieſe Bosheit, in Verſe geſchmiedet und von den leichten Schwingen einer allbekannten Melodie getragen, fliegt von Stadt zu Stadt und findet im Herzen des Volkes ein tauſendſtimmiges Echo. Selbſt Voltaire, der größte Speichellecker meiner Macht, derſelbe Voltaire, den ich zum Kammerherrn und Hiſtoriographen des Reiches gemacht, hat ſich, angeſpornt vom großen Philoſophen von Sansſouci *) incognito der Legion meiner Feinde angeſchloſſen und mich, die er früher in allen Versarten beſungen, mich, der er ſo knechtiſch gehuldigt. zur Zielſcheibe ſeines giftgetränkten Witzes gemacht **).

---

*) Friedrich der Große nannte die Herzogin von Chateauroux, die ihm zugethan, Cotillon I., die Marquiſe von Pompadour, die ihm abgeneigt war, Cotillon II., und Mad. Dubarry Cotillon III.

**) Wer kennt nicht dieſe Verſe:

»Sa vive allure est un vrai port de reine,
Ses yeux fripons s'arment de majesté,
Sa voix à pris le ton de souverain
Et sur son rang son esprit s'est monté.«

On a eu l'insolence, ſchreibt Frau von Pompadour an Voltaire, de m'adresser des vers tres-injurieux pour le roi et pour moi, un homme voulut me soutenir, que c'etoit vous que les aviez faits. Je lui soutint, qu'ils ne pouvoient etre de vous, parcequ'ils etoient mauvais et que je vous avois jamais fait de mal: vous voyez par-la ce que pense de votre genie et de votre justice. Je pardonne volontiers à mes ennemis, mais je ne pardonne

— Der Undankbare! Von allen Laſtern, die den Menſchen ſchänden, iſt der Undank das ſchwärzeſte.

— Ich verzeihe ihm … Iſt er doch nicht der Einzige, der Liebe mit Haß, Gutes mit Böſem vergilt. Erſt geſtern ſind wieder zwei neue Pasquille, giftig wie der Biß einer Natter, auf mich erſchienen. Was nützt es, daß meine Polizei ſie confiscirt? Der Haß des franzöſiſchen Volkes gleicht der lernäiſchen Schlange . . . heute ſchlägt man ihr einen ihrer tauſend Köpfe ab und morgen wachſen ihr zwei neue. Man müßte das undurchdringende Fell des nemäiſchen Löwen haben, um gepanzert zu ſein gegen die Herculiſchen Pfeile der Verläumdung. Was muß ich Aermſte erdulden?! Man legt mir das Unglück Frankreichs, alle mißlungenen Plane des Cabinets, alle verlorenen Schlachten und alle Siege unſerer Feinde zur Laſt.

---

si aisement aux ennemis de roi et je ne serois pas fachée, que l'auteur de ces beaux vers passat quelque temps à Bicêtre pour pleurer ses péchés, ses calomnies et sa mauvaise poësie.

Man klagt mich an, daß ich über Frankreich ſchalte und walte, daß ich es beherrſche und Alles verkaufe. Vor Kurzem näherte ſich ein alter Mann dem Könige bei der Mittagstafel und bat ihn, Seine Majeſtät möchte die Gnade haben, ſich für ihn bei der Frau von Pompadour zu verwenden. . . Alle Welt lachte über den Einfall des alten Mannes, doch ich, ich lachte nicht. — Um Geld zu erhalten, ohne es vom Volk zu erpreſſen, gab ein Anderer dem Conſeil den Rath, mich zu bitten, dem König 100 Millionen zu leihen . . . Jedermann lachte über den guten Plan, doch ich, ich lachte nicht . . . Dieſer wüthende Haß, dieſe allgemeine Erbitterung vernichtet mich . . . mein Leben iſt ein fortwährender Tod . . . Alles, was mich früher gefreut, ekelt mich jetzt an. Ich habe mein Haus in Paris prächtig meubliren laſſen, zwei Tage hat es mich gefreut . . . jetzt iſt es mir zuwider. Bellevue wird von Jedem reizend gefunden, mir, Freundin, iſt es unerträglich. Mitleidige Perſonen berichten mir alle Tage die pariſer Vorfälle, ſie glauben, daß ich ihnen zuhöre, aber wenn ſie fertig ſind, frage ich, was ſie mir erzählt haben. Mit einem Wort ... ich lebe nicht mehr ... ich bin lebendig todt ...

— Sie ſollten den Hof verlaſſen und Sich ins Privatleben zurückziehen ...

— Der Hof iſt mir verhaßt und dennoch kann ich ihn nicht meiden ... ich bin zu ſchwach, mir fehlt die Kraft dazu ... Ich bin unglücklich, ſehr unglücklich ... Alle Welt verſchwört ſich, mir das Leben zu verleiden. Himmel, was hab' ich denn gethan, daß dieſes Volk mich ſo verachtet und verwünſcht?! Iſt es denn wirklich ein ſo großes Verbrechen, die Maitreſſe eines Königs zu ſein? Oder bin ich etwa ſchlechter als Anne de Piſſeleu, Gabrielle d'Estrée, Henriette d'Entragues und ſo viele Andere? Einſt nährte ich den ſchönen Glauben, die Gattin des Königs zu werden: ich ſchmeichelte mir, daß der beſte der Könige das für mich thun könnte, was einſt ſein Vorfahr für eine Wittwe von 50 Jahren, für Franziska Scarron, für die Marquiſe von Maintenon gethan, es war nur ein Hinderniß im Wege: Die Königin und mein Gemahl lebten noch. Lange trug ich mich mit dieſem ſchönen Traume . . . jetzt, jetzt iſt Alles vorbei . . .

Sie ſank an die Bruſt der Freundin und weinte lang und bitterlich.

Vierzehn Tage nach dieſer Unterredung wurde die Marquiſe von Pompadour auf einer Reiſe nach Choiſy von einer Unpäßlichkeit überfallen, die ſich raſch in eine Abzehrung verwandelte. Am 15. April ſtarb ſie 44 Jahre alt im Schloß zu Verſailles.

Der König ſtand am Fenſter, als man ihren Leichnam, kaum erkaltet, auf einer Tragbahre durch den Schloßhof trug.

— Die arme Frau, ſagte Ludwig zum Herzog von Choiſeul, warum iſt ſie nicht 10 Jahre früher geſtorben? Mein Volk hätte ſie minder gehaßt und ich ſie mehr bedauert. Wo will man ſie beerdigen?

— In Paris, im Kloſter der Kapuzinerinnen . . .

— Herzog, ſorgen Sie dafür, daß ihre Beerdigung im Stillen und ohne Prunk vor ſich gehe.

Und das geſchah auch.

Es giebt Leute, welche den raſchen Tod der Marquiſe dem Herzog von Choiſeul zuſchreiben, der deshalb bei ihr in Ungnade gefallen, weil er verſucht hatte, die Herzogin von Grammont, ſeine Schweſter, an ihre Stelle zu ſetzen. Empört über dieſen Undank, habe die Marquiſe den Mann, den ſie emporgehoben, ſtürzen, und den Abbé Bernis, ihren alten Günſtling, wieder erheben wollen. Der Herzog habe dieſen Plan zu vereiteln gewußt.

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete in ganz Frankreich großen Jubel. Der Haß und die Verachtung des Volkes gönnte ſelbſt der Todten keine Ruhe. Es regnete auf ihr Grab eine Sündfluth von Epigrammen, von denen das eine beißender als das andere war. Nur zwei dieſer Grabſchriften mögen hier als Medaille und Revers eine Stelle finden. Die eine lautete:

Ci git d'Etiole - Pompadour,
Qui charmait la ville et la cour,
Femme infidèle et Maitresse accomplie.
L'amour et l'Hymen n'ont pas tort,
Le premier de pleurer sa vie
Et l'autre de pleurer sa mort.

Die andere:

Ci git qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans putain, puis huit ans maquerelle.

Abel Poiſſon, Marquis von Marigny, ihr Bruder, wurde der Univerſalerbe ihres großen Vermögens. Sie hinterließ vier Millionen Francs. Man brauchte ein ganzes Jahr, um ihre Möbel, ihre Gemälde, Statuen, Broncearbeiten, ihre Schmuckſachen, ihren Putz und ihre Wäſche zu verſteigern. Dieſe Auction lockte aus allen Theilen Frankreichs und ſelbſt aus dem Auslande eine Menge Käufer herbei. Der Erlös des ganzen Inventariums ſoll ſich nach Einigen auf fünf, nach Andern auf acht Millionen Francs belaufen haben.

— Werden Sie nicht Anſpruch auf einen Theil der Erbſchaft machen? fragte Mademoiſelle Rem, eine Operntänzerin, den ci-devant Gemahl der Frau von Pompadour.

— Je ne veux pas d'un bien, qui couta tant des l'armes, antwortete Herr le Normand d'Etioles.

Als bald darauf Herr le Normand mit Dlle. Rem ſich vermählte, verbreitete ſich folgendes Epigramm:

Pour reparer *miseriam*,
Que Pompadour fit à la France,
Le Normand, plein de conscience,
Vient depouser *rem publicam*.

Neunzehntes Capitel.

Der Traum geht in Erfüllung.

Zu den Hausfreunden der Dame Gourdan, deren reicher Harem das Stelldichein aller vornehmen Wüſtlinge war, gehörte auch der Graf Jean du Barry, der von dem altadeligen Geſchlecht der Barrymores in Irland abzuſtammen vorgab. Der gute Graf, unter dem Namen »der Roué« bekannt, hatte, wie mancher Andere ſeines Gleichen, viele Felder im Wappen, aber keine in der Wirklichkeit; er war ein completer Lump, ein Spieler, der von der freien Kunſt lebte, im Ecarté jedesmal den König aufzuſchlagen; ein Schuldenmacher, ein Schmarozer und obendrein ein Kuppler, der hübſche Mädchen ausſpürte, ihre Reize prüfte und ſie den Großen des Hofes zuführte, die ihm, aus Erkenntlichkeit, dann und wann Geld borgten, das er mit andern Nymphen wieder todtſchlug.

Bei der Gourdan war es, wo dieſer Glücksritter eines Abends, halb berauſcht, die Bekanntſchaft der reizendſchönen Mademoiſelle l'Ange machte.

Er fand die Nymphe ganz nach ſeinem Geſchmack: ſchön, pikant und etwas frech.

— Ein guter Biſſen, der mir etwas eintragen kann, ſprach der edle Graf und beſuchte ſie nun faſt täglich. Er zählte ihr die Mädchen auf, welche unter ſeiner Leitung emporgekommen, berühmt und in der großen Welt Mode geworden. Er verſprach ihr goldene Berge und überredete ſie, die Gourdan zu verlaſſen und in ſein Hotel zu ziehen, wo ſie nur Grafen, Herzöge, ja ſelbſt Prinzen ſehen würde. Drauf wurde ſie ſeine Maitreſſe, die er die erſten vier Wochen für ſich allein, und dann für ſeine guten Freunde hielt.

Bekannte machten ihm darüber Vorwürfe.

— Was wollt Ihr? ſprach der edle Graf.

Ich betrachte Manon als ein Capital, das ich anlegen muß, daß es mir Zinſen trage.

Nicht lange nachher empfahl er das wandelnde Capital, die lebendige Hypothek, dem Kammerdiener des Königs.

— Was bringen Sie mir, lieber Graf? fragte Lebel, dem er deshalb die Aufwartung gemacht.

— Eine angenehme Nachricht, ich habe ein Mädchen ausgewittert, ein Mädchen, das ganz geſchaffen ſcheint für ſeine Majeſtät den König.

— Iſt ſie ſchön?

— Bildſchön, ſagte der Graf, ſeine Fingerſpitzen küſſend: große feurige Augen, ein reizender, üppiger Mund, eine blendendweiße Haut, göttliches Haar und . . .

— Wo kann man ſie ſehen?

— Bei mir.

— Und wann?

— Heute Abend.

— Ich werde kommen, ſprach der Kammerdiener und entließ ſeinen Lieferanten mit vornehmthuenden Manieren.

Der Graf rannte zu ſeiner Maitreſſe.

— Wirf Dich in Deinen ſchönſten Staat, Manon.

— Warum? Was giebts?

— Lebel, die rechte Hand des Königs, wünſcht Deine Bekanntſchaft zu machen.

— Wirklich?

— Ei, warum lachſt Du, Manon?

— Mir träumte, als ich noch bei der Gourdan war, der König läge zu meinen Füßen.

— Das kann leicht kommen. Heute Abend wird Lebel uns beſuchen. Kind, ſei klug und benutze die Gelegenheit.

Mademoiſelle l'Ange ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen. Sie hüllte ſich in ein Blondenkleid, das die Fülle ihrer Formen üppig hervortreten ließ. Ein kleines Schönpfläſterchen verlieh ihrem bewundernswürdig = ovalen Geſichtchen einen eigenthümlichen Reiz. Sie ſtellte ſich vor den Spiegel und ſprach, ſich ſelbſt gefallend:

— Nun mag er kommen.

— Manon, Du ſiehſt wie eine Mahomeds Paradieſe entſchlüpfte Peri aus. Kind, ich bitte Dich, unſer Glück ſteht auf dem Spiele . . . Laß alle Minen Deiner Reize ſpringen, um ihn für Dich einzunehmen. Was ihm gefällt, gefällt dann auch dem König, alſo nimm Dich zuſammen, Manon.

— Sei unbeſorgt.

Lebel kam. Demoiſelle l'Ange zeigte ſich außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen ihn. Lebel benahm ſich Anfangs kalt und vornehm gegen ſie; er betrachtete ſie mit jener Ruhe, womit ein Dandy ein Pferd betrachtet, das ihm zum Kaufen vorgeritten wird. Er fixirte ſie mit der Lorgnette und ſagte zum Grafen:

— Nicht übel. Doch bevor ich ſie dem Könige vorſtelle, fuhr er fort, wünſche ich ſie näher kennen zu lernen. Lieber Freund ...

— Was befehlen Sie, verehrter Freund und Gönner?

— Ich bitte Sie, mich auf eine halbe Stunde mit Ihrer Dame allein zu laſſen, raunte er ihm ins Ohr.

— Was ſagten Sie? fragte der Graf, der ſich die Miene gab, nicht recht gehört zu haben.

— Sie werden mich verſtehen, wenn ich zu dem, was ich Ihnen bereits geſagt, hinzufüge, daß es nicht Ihr Schade ſein ſoll.

— Bitte, bitte, betrachten Sie mein Haus ganz wie das Ihrige, ſprach er zu Lebel und ſeiner Maitreſſe . . . Adieu, liebe Manon.

— Wie, Du willſt uns verlaſſen?

— Ich muß, liebes Kind, eine Einladung, die ich nicht refuſiren gekonnt.

— Wann ſehe ich Dich wieder?

— Schwerlich vor morgen früh. Eine kleine vingt-un Partie . . .

— Ich wünſche Ihnen viel Glück.

Der Graf dankte und empfahl ſich. Manon und Lebel waren nun allein . . . .

. . . .

Lebel muß ſie ſehr ſchön gefunden haben, denn er blieb lange bei ihr.

Am andern Morgen wurde ſie in die vertraulichen Gemächer eingeführt und Sr. Majeſtät dem Könige vorgeſtellt.

Ludwig XV., der Vielgeliebte des Almanachs, fand die neue Acquiſition ganz convenable und ſuchte bald darauf, um ſie bei Hofe einführen zu können, einen Mann für ſie.

Der war nun bald gefunden. Der König vermählte ſie mit Grafen Guillaume du Barry, einem Bruder des Vorigen, der ſich auch ſogleich dazu verſtand, weil Seine Majeſtät ihm dafür eine jährliche Penſion von 60,000 Livres auszuſetzen geruhte.

Am 1. September wurde in der Pfarrkirche St. Lorenz die Trauungsceremonie vollzogen.

Der Bräutigam, der ſeine Braut vor der Trauung nie geſehen, nie geſprochen, reichte ihr am Altar ſeine Hand und — reiſte eine halbe Stunde ſpäter nach Toulouſe.

Der König wollte ſeine Maitreſſe jetzt bei Hofe einführen. Der Herzog von Choiſeul und ſeine Schweſter, die Herzogin von Grammont, die lange im Stillen nach der Ehre gegeizt, die Frau von

Pompadour zu remplaciren, entwickelten den ganzen Knäuel ihrer Intriguen, um dem König dies auf jede Weiſe zu erſchweren. Umſonſt! Die Gräfin du Barry ward durch eine Frau von Bearn (die für dieſe Gefälligkeit 100,000 Francs und für ihren Sohn die Stelle eines Kavalleriecapitains erhielt) bei Hofe eingeführt.

Freitag Abends am 21. April 1769, heißt es in den »Nouvelles à la main«, kündigte der König, von der Jagd heimkehrend, an, daß am nächſten Abend die Vorſtellung der Gräfin du Barry ſtattfinden werde. An demſelben Abend brachte ihr der Hofjuwelier Diamanten im Werthe von 100,000 Francs.

Am nächſten Sonntag ſpeiſte die Gräfin du Barry mit der königlichen Familie.

Seit jenem Tage war ſie des Königs erklärte Maitreſſe.

Zwanzigſtes Capitel.

Ein Morgen im Schloß zu Luciennes.

(1770.)

Ludwig XV. hatte der Gräfin du Barry, die Anfangs im Palais der Prinzeſſinnen gewohnt, das Schloß zu Luciennes bauen laſſen, ein Schloß, deſſen Einrichtung (dem König oder ſeinem Volke?) mehr als ſechs Millionen Francs gekoſtet. Alles, was die üppigſte Pracht, der raffinirteſte Luxus jemals erfunden, die Sinne zu ſchmeicheln, war in dieſem Pavillon zuſammengedrängt. Das Boudoir der Gräfin war das Schönſte, was die Phantaſie erſinnen kann. Ein Putztiſch von maſſivem Gold, ein Toilettenſpiegel mit zwei Amouretten, die eine goldene Krone trugen, venetianiſche Spiegel, herrliche Schildereien, antike Vaſen, Spieluhren und koſtbare Gobelin-Teppiche bildeten ein Ganzes, in dem der König ſich ſo heimiſch fühlte. Hier verlebte er ſeine angenehmſten Tage, ſeine glücklichſten Nächte.

Morgens, wenn der König erwacht war, gewährte es ihm beſonderes Vergnügen, für die Gräfin du Barry das erſte Frühſtück zuzubereiten.

— He, he! rief die Gräfin, gieb doch Acht, Frankreich, Dein Kaffee läuft Dir über, Du biſt wieder zerſtreut. Frankreich, woran denkſt Du?

— An die verfloſſene Nacht, antwortete Ludwig XV. und goß den duftenden Moccaſaft in die goldene Schale und brachte ihr das Frühſtück vor ihr Bett.

Dann frühſtückten und plauderten ſie zuſammen.

Eines Vormittags, als die Gräfin, ermüdet von der Soirée, noch ſehr ſpät im Schnee der Betten lag, meldete Zamore, ihr Haushofmeiſter, (ein junger Neger, der bei der Gräfin in ſolcher Gunſt ſtand, daß der Leumund ihn als einen Nebenbuhler Frankreichs bezeichnete) den päbſtlichen Nuntius und den Großalmoſenier.

— Was wollen die alten Herren? fragte die Gräfin in eine weite Morgenblouſe ſchlüpfend.

— Der Frau Gräfin ihre Aufwartung machen.

— So früh ſchon?

— Es iſt bald Mittag.

— Dann magſt Du ſie hereinlaſſen.

Die hochwürdigen Herren verbeugten ſich, die Gräfin dankte durch eine gracieuſe Handbewegung.

— Frau Gräfin, ſprach der Nuntius, ich bin der Ueberbringer eines Grußes aus Rom.

— Vom heiligen Vater? Wie befindet ſich der alte Papa?

— Wohl, ſehr wohl. Seine Heiligkeit Clemens XIV. legt Ihnen das Wohl der Geſellſchaft Jeſu ans Herz. Frau von Pompadour hat ſie aus Frankreich verbannt. Ihnen, Frau Gräfin, koſtet es ein Wort, ein einzig Wort und Frankreichs allerheiligſte Majeſtät wird dieſen treuen Dienern der römiſch-kotholiſchen Kirche wieder freien Zutritt in ſein Land geſtatten.

— An der Vertreibung der Jeſuiten hat kein Anderer als Monſieur Choiſeul Schuld. Ich haſſe den Hochmuth dieſes Mannes. Er muß ſpringen, dann wird es mir leicht ſein, den König zu bewegen, die Geſellſchaft Jeſu in Gnaden aufzunehmen. Melden Sie das dem heiligen Vater und erſuchen Sie den alten Herrn, mich in ſein Gebet einzuſchließen . . . Wie gehts, Großalmoſenier? Was bringen Sie uns Neues?

— Frau Gräfin, in der Vorſtadt St. Antoine iſt eine Kirche abgebrannt. Der Maire der Gemeinde fleht Sie um eine Unterſtützung an.

— Der Gemeinde ſoll ſofort geholfen werden. Ich will aufſtehen. Vor Ihnen, hochwürdige Herren, brauche ich mich nicht zu geniren.

Der Großalmoſenier reichte ihr den einen, der päbſtliche Nuntius den andern Pantoffel.

— Ich danke Ihnen, meine Herrn, ſagte ſie mit einem honigſüßen Lächeln, ſetzte ſich an ihr Pult und ſchrieb auf ein kleines Blatt Papier:

gut für 5000 Francs

und reichte das Blatt dem Großalmoſenier.

— Die Staatskaſſe wird dieſe Anweiſung augenblicklich acceptiren.

Die beiden Herren der hohen Geiſtlichkeit verneigten ſich tief und gingen ihre Wege.

Bald darauf meldete Zamore den Herzog von Tresme.

— Ach mein kleiner Affe! laß ihn herein.

Eine kleine, buckelige Gnomengeſtalt machte eine tiefe Verbeugung.

— Der Sapajou der Frau Gräfin nimmt ſich die Freiheit, Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen.

— Kleiner Herr, es iſt bald Mittag.

— Nun dann nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einen guten Appetit zu wünſchen.

— Wenn ich nun ſagte, daß ich auch ſchon gegeſſen habe?

— Dann würde ich die Ehre haben, Ihnen eine gute Verdauung zu wünſchen.

— Und wenn ich Ihnen ſagte, daß ich mich jetzt ankleiden muß?

— Dann würde ich mir die Freiheit nehmen, mich ganz gehorſamſt zu empfehlen, ſagte der Herzog und machte eine tiefe Verbeugung.

— Auf Wiederſehen, lieber Herzog, ſprach die Gräfin und entließ ihn mit einem ſehr gnädigen Lächeln.

Zwei Minuten ſpäter meldete Zamore den Grafen Jean du Barry.

— Mein Schwager? Was will denn der ſchon wieder? Vermuthlich braucht der arme Teufel wieder Geld; er mag eintreten.

— Liebe Schwägerin, ich bin entzückt, Sie wohl zu ſehen, ſagte der Graf, ihre Hand an ſeine Lippen ziehend.

— Was wollen Sie?

— Mich nach Ihrem Befinden erkundigen.

— Ich ſehe es Ihm an der Naſe an, daß ein ganz anderer Grund Ihn zu mir geführt. Er braucht wieder Geld.

— Errathen, himmliſche Schwägerin.

— Wieviel braucht mein Herr Schwager?

— Nur lumpige 50,000 Francs.

— Wie, ſo viel?

— Frankreichs Herrſcherin, der alle Kaſſen offen ſtehen, nennt dieſe Bagatelle viel?

— Wozu brauchen Sie das Geld?

— Wir ſpielten geſtern Biribi . . . ich hatte viel Unglück und verlor in zwei Stunden 80,000 Francs; ich habe mein Ehrenwort gegeben, meine Spielſchuld zu bezahlen, und Sie werden einſehen, daß der Schwager der Frau Gräfin du Barry eine Spielſchuld nicht ſchuldig bleiben darf.

— Schwager, Sie verſchwenden enorme Summen.

— Was wollen Sie? Ich halte erſt bei der fünften Million. Sehen Sie, himmliſche Schwägerin, Brüderchen (damit meinte der Graf den König) kann das ſchon bezahlen, denn wem anders als mir verdankt er das Glück Ihrer Bekanntſchaft.

— Hier haben Sie einen Bon auf 50,000. Nun kommen Sie aber ſo bald nicht wieder.

— Tauſend Dank, himmliſche Schwägerin! ſagte der Graf, ihr zärtlich die Hand küſſend.

Der Schwager der Gräfin war noch nicht zur Thür hinaus, als Zamore Herrn von Varennes, einen königlichen Marine-Commiſſair, anmeldete.

— Da es ſtadtkundig iſt, Frau Gräfin, daß Sie eine Freundin ſchöner Papageyen ſind, ſo erlaube ich mir, ein ſeltenes Exemplar eines Arras, den ein Schiff von der Küſte Coromandel mitgebracht, Ihnen in tiefſter Ehrfurcht zu Füßen zu legen. Möchten die Frau Gräfin huldreichſt geruhen, den Vogel, den ich im Vorzimmer gelaſſen, als ein ſchwaches Zeichen meiner Aufmerkſamkeit anzunehmen.

— Ihr Name kommt mir bekannt vor, haben Sie nicht vor vier Wochen bei Seiner Majeſtät eine Bittſchrift eingereicht?

— Ja, Frau Gräfin.

— Um was baten Sie doch gleich?

— Ich habe es gewagt, um einen Orden anzuhalten.

— Noch heute ſoll Ihr Diplom ausgefertigt werden.

Der Marine-Commiſſair wollte ſich gerührt auf ſein Knie niederlaſſen.

— Erſparen Sie Sich die Mühe, ſagte die Gräfin, die ihn davon zurückhält ...

Eine Stunde ſpäter (zum Glück war die Gräfin ſchon ganz angekleidet) fuhr der Staatswagen des Herzogs von Orleans, des erſten Prinzen von Geblüt, vor.

— Ich komme, ſchöne Gräfin, Sie noch einmal daran zu erinnern, Sich huldreich für mich bei Sr. Majeſtät den König zu verwenden und, hinſichtlich meiner Heirath mit Frau von Monteſſon, ein gutes Wörtchen für uns einzulegen.

— Heirathen Sie nur zu, dicker Herr, ſprach die Gräfin, dem Herzog auf den Bauch klopfend, der König wird Ihnen den Conſens nicht länger verweigern ... verlaſſen Sie Sich auf mein Wort.

— Ich ſtatte Ihnen im Voraus meinen herzlichſten Dank ab und wünſche, daß es mir bald vergönnt ſein möge, Sie zu überzeugen, wie gern ich bereit bin, Ihnen jeden Gegendienſt zu erweiſen.

— Nicht Urſach, dicker Herr, ... für meine Freunde thu ich Alles, was ich kann.

Die Gräfin gab ihm bis zur Treppe das Geleit. In ihr Boudoir zurückgekehrt, durchlief ſie die angekommenen Bittſchriften und Briefe.

— Elias du Barry, Graf von Hargicourt, der Neffe meines Herrn soi-disant Gemahls wünſcht, je eher je lieber Colonel zu werden. Seine Bitte ſoll ihm gewährt werden.

— Ein junger Dichter bittet um das Glück, mir ſein erſtes Drama dediciren zu dürfen. Angenommen.

— Ein Maler fleht um die Huld, mich malen zu dürfen. Auch das ſei gewährt.

— Ein Brief von meiner alten Stiefmutter! Sie iſt die Einzige, die ſo ſelten mich um Etwas bittet. Laßt doch ſehen, was ſie will. Geld? Weiter nichts als Geld — nur 1000 Francs. Die gute, liebe alte Frau; wie beſcheiden ihre Wünſche — Zehntauſend ſoll ſie haben. Ach, wie ſüß iſt das Gefühl — die Bitte einer Mutter erfüllen zu können. Thränen kamen ihr in die Augen; ſie küßte die lieben Zeilen und erbrach dann ein anderes Couvert.

— Ein ausgeſchnittenes Blatt: »le gazetier cuirassé.« Vermuthlich wieder ein Pasquill. Sie las:

»Die Frau Gräfin du Barry will einen neuen Orden ſtiften. Frauen, die in dieſen Orden aufgenommen werden wollen, müſſen beweiſen können, daß ſie wenigſtens zehn Liebhaber gehabt und die Hungerkur ausgeſtanden haben. Die Männer müſſen ſich der Prüfung der Gräfin unterwerfen, welche ſich die Großmeiſterwürde vorbehalten hat. Wiewohl die Frau Gräfin verſichert, daß ſie nur diejenigen zu Rittern ernennen wird, welche ihre ganze Gunſt beſitzen, ſo glaubt man dennoch, daß dieſer Orden zahlreicher ſein wird, als der des heiligen Ludwig.«

Ihre harmloſe Gutmüthigkeit hatte ſich während des Leſens dieſer Zeilen in die heftigſte Wuth verwandelt.

— Das hat kein Anderer geſchrieben als Morande, dieſer feile Schurke, der nicht müde wird, mich bis in die tiefſte Tiefe meines Herzens zu verwunden. Elender, was hab' ich dir je zu Leid gethan, daß du mit deinem kalten Hohn ſo grauſam mich verfolgſt, daß du meine Ehre an den

Pranger nagelſt und mich dem Geſpötte einer ganzen Welt Preis giebſt, feiger, niederträchtiger Schuft?!

— Herr von Beaumarchais, meldete der eintretende Haushofmeiſter. Die Gräfin ſammelte ſich raſch, nahm ein freundliches Lächeln an und ſprach:

— Er iſt uns willkommen.

Der Dichter des »Barbier de Seville« trat ein.

— Nun lieber Freund, haben Sie mit dieſem Herrn Morande bereits unterhandelt?

— Ja, Frau Gräfin.

— Und was ſagte der gute Mann?

— Er wolle die Anecdoten aus Ihrem Leben, die er bereits nach London geſandt, um ſie dem Drucke zu übergeben, zurückverlangen und vernichten, wenn Sie Sich geneigt finden ließen, ihm eine Entſchädigung von 1000 Guineen zu bezahlen und ihm außerdem eine Penſion von 4000 Livres bis zum Ende ſeines Lebens und nach ſeinem Tode die Hälfte dieſer Summe ſeiner Frau zuzuſichern.

— Der feile Schurke — ſo viel verlangt er für ſeine Sudelei?!

— Er betheuert, daß ein londoner Buchhändler ihm für ſein Manuſcript 10,000 Pf. St. Honorar geboten.

— Der Schurke lügt — doch einerlei . . . ich will Ruhe haben und darum ſeine Forderung bewilligen. Setzen Sie darüber einen Act auf, Herr von Beaumarchais, worin er ſich auf Ehrenwort verpflichtet, ſein Manuſcript zu vernichten und ſeine Feindſeligkeiten gegen mich für immer einzuſtellen. Ich meinerſeits will mich verbindlich machen, ihm, ſo lang ich lebe, die Penſion, die er von mir begehrt, zu zahlen. Berichten Sie ihm dieſen meinen Willen, aber vergeſſen Sie nicht hinzuzufügen, daß ich nicht haſſen, höchſtens nur bedauern kann. Auf Wiederſehen, Herr von Beaumarchais.

Der Unterhändler empfahl ſich, um die Sache ſofort in Ordnung zu bringen.

Die Gräfin, der nun ein Stein vom Herzen gefallen, zerriß das Zeitungsblatt in tauſend kleine Stücke, die ſie in den Camin warf.

Die Scene hatte ſie etwas angegriffen. Sie ſchälte ſich eine Orange, ſog den Saft ein und fühlte ſich neu geſtärkt.

Mit zwei andern Orangen ſpielte ſie wie ein Jongleur mit einem Paar Kugeln. Sie warf ſie in die Höhe und fing ſie wieder auf und trällerte dabei einen ſelbſt gedichteten Gaſſenhauer:

»Springe Choiſeul, ſpringe Praslin!
Ihr tauget Beide nichts.«

Eine Stunde ſpäter kam der König.

— Frankreich, wo haſt Du heute ſo lange geſteckt? fragte ſie Ludwig XV., dem ſie zärtlich um den Hals fiel.

— Ich hatte viel zu thun, liebes Kind. Da ſieh mal, Schatz, was ich Dir mitgebracht.

— Tauſend, was iſt das?

— Der erſte Shawl, der aus Oſt-Indien nach Paris gekommen.

— Wie ſchön, wie herrlich. Der wird mich kleiden. Der ganze Hof wird die Augen aufreißen.

— Und Dich bewundern — ja, ja, das ſeh ich ſo kommen.

— Aber weißt Du, womit Du mir eine noch größere Freude hätteſt erzeigen können?

— Sprich, ich bin heute in einer Stimmung, Dir jede Bitte zu gewähren.

— Geſtern habe ich meinen Choiſeul*) weggejagt — wann jagſt Du denn Deinen weg?

— Nun, wenn Du einmal feſt darauf beſtehſt, meinetwegen morgen ſchon. Aber wo nehmen wir auf der Stelle einen Andern her? Zu wem ratheſt Du?

— Herzog von Aiguillon ...

— Es ſei, er trete an die Stelle Choiſeuls. Abgemacht. Nun, Schatz, gieb mir einen Kuß.

— Hundert für Einen, ſprach die Gräfin, und ſank ihm um den Hals.

Am 24. December 1770 wurde Herzog von Choiſeul, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nach ſeinem Landgute Chanteloup verwieſen und Armand Vignerol, Herzog von Aiguillon erhielt deſſen Portefeuille.

---

*) Die Gräfin hatte einen Koch, den ſie darum ſo nannte, weil er dem ihr verhaßten Miniſter ähnlich ſah.

Der neue Miniſter, der ſeine Erhebung nur einzig und allein der Gunſt der Gräfin du Barry zu danken hatte, ſchenkte vier Wochen ſpäter ſeiner Beſchützerin eine prachtvolle Kutſche, die 50,000 Livres gekoſtet.

Die Gräfin du Barry herrſchte nun, im Verein mit Herzog von Aiguillon, dem Kanzler Maupeou und dem Abbé Terray, den ſie zum Finanzminiſter erhoben, mit faſt unumſchränkter Gewalt über König und Volk.

Es iſt factiſch erwieſen, daß die Gräfin du Barry, ihr Gatte und ihr Schwager dem Staatsſchatze gegen vierzig Mill. Francs gekoſtet haben.

Ein und zwanzigſtes Capitel.

Eine Soirée bei Mad. du Barry.

Laharpe, der ausgezeichnete, aber ſehr von ſich eingenommene Literat und Kritiker hatte lange Zeit um die Gunſt gebettelt, der Gräſin du Barry vorgeſtellt zu werden. Durch die Fürſprache des Herrn von Briſſac erhielt er Zutritt zu ihrem Salon (der ein Vereinigungspunkt der **haute volée** war) und bald darauf die längſt erſehnte Erlaubniß, der Gräſin eine ſeiner Tragödien vorleſen zu dürfen.

Mad. du Barry hatte zu dieſer Soirée eine große glänzende Geſellſchaft einladen laſſen.

Am Ende des Saales ſtand auf einer mit grünem Tuche belegten Eſtrade ein Leſepult, auf dem zwei violette Wachskerzen, eine Lichtſcheere, eine Caraffe mit Waſſer, eine Schale mit Zucker und ein Trinkglas ſtanden. In einer Entfernung von zehn Schritten waren ſechs Reihen von Stühlen aufgeſtellt.

Die roſenfarbenen, ambraduftenden Wachskerzen der Kron= und Wandleuchter brannten ſchon zwei volle Stunden, die meiſten Stühle waren bereits beſetzt. Es fehlten nur noch ſechs bis acht Gäſte, unter dieſen auch Laharpe.

— Er läßt lange auf ſich warten, ſprach Madame du Barry zu Frau von Mirepoix, die in der erſten Reihe neben der Gräfin ſaß.

— Was lange währt, wird gut, liebe Gräfin.

— Wir wollen es hoffen, erwiederte Mad. du Barry und entfaltete ihren Fächer, um hinter dieſer Schutzwehr das erſte Gähnen, das Vorgefühl der Langeweile, zu verbergen.

Bald darauf verkündete die Stentorſtimme des am Eingang harrenden Kammerdieners die Ankunft eines neuen Gaſtes.

— Monſieur Laharpe!

— Ah, rief die Gräfin und ſprang von ihrem Stuhle auf, um dem Eintretenden entgegen zu eilen und ihn mit ihrem Lächeln, das ihren Lippen immer zu Gebote ſtand, an der Thür zu empfangen. Herzlich willkommen, Herr Laharpe . . . Mit Sehnſucht werden Sie ſeit einer Stunde ſchon erwartet . . .

— Verzeihen Sie, ſchöne Gräfin, ich bin nicht Schuld daran . . . Mein Schlingel von Schneider hat mir erſt vor einer halben Stunde meinen neuen Frack gebracht . . .

— Der böſe Schneider, lächelte Mad. du Barry, nahm den Dichter bei der Hand und ſtellte ihn mit der liebenswürdigſten Grazie der Geſellſchaft vor.

— Es iſt ſchon etwas ſpät, wenn es Ihnen gefällig iſt...

— So will ich meine Vorleſung gleich beginnen, fiel ihr Laharpe ins Wort . . .

— Ach ja, ach ja, bat die Gräfin, führte den Dichter bis zum Pulte und ſetzte ſich dann auf ihren Platz.

Laharpe öffnete die Rolle, die ein grünſeidenes Band zuſammenhielt, putzte erſt die beiden Lichter, räuſperte ſich ganz leiſe und begann:

— **Les Barmecides, tragédie en cinq actes.**

— Fünf Acte! ſagte Mad. du Barry zu ihrer Nachbarin. Gott im Himmel, das wird ein langes Trauerſpiel!

— **Tant mieux,** je länger, je lieber, erwiederte Frau von Mirepoix.

Laharpe las die Perſonen ſeines Trauerſpiels und wollte eben die erſte Scene vortragen, als die Rieſenſtimme des Kammerdieners das Erſcheinen eines neuen Gaſtes anzeigte.

— Monſieur le Marquis de Briſſac!

Laharpe wollte weiter leſen.

— **Un petit moment, je vous en prie,** ſagte die Gräfin zu Laharpe und eilte dieſem Gaſte, willkommener als jeder andere, mit einem Lächeln entgegen, das weit ungezwungener als jenes war, mit dem ſie, fünf Minuten früher, den Dichter empfing.

— Komme ich zu ſpät? fragte Briſſac leiſe.

— O noch früh genug, erwiederte ſie noch leiſer und führte ihn in die vorderſte Reihe, wo noch ein Stuhl, dicht neben dem ihrigen, für ihn offen war.

Laharpe, der ſich während dieſer Pauſe Waſſer eingeſchenkt und den Zucker umgerührt hatte, recitirte noch einmal die Perſonen ſeiner Tragödie und las dann ununterbrochen die zwei erſten Acte.

— Ah, que c'est beau, que c'est beau! rief die Gräfin, als Laharpe den dritten anfangen wollte. Die zwei erſten Acte ſind charmant, fuhr ſie mit erkünſteltem Enthuſiasmus fort, ich bitte Sie nun einen Augenblick auszuruhen . . . Ihre Stimme dürfte ſonſt zu ſehr angeſtrengt werden . . . gönnen Sie ihr fünf Minuten zur Erholung . . .

— Ganz nach Ihrem Wunſche, ſprach Laharpe und machte nur ungern eine Pauſe.

Diener in rothem Sammet mit Gold verbrämt trugen jetzt durch die Reihen der Gäſte Erfriſchungen herum: man ſchlürfte das Eis mit goldenen Löffeln, trank aus dem feinſten Cryſtall Mandelmilch und Limonade. Die Gräfin war bald hier, bald dort, für Jeden hatte ſie ein ſüßes Lächeln, ein verbindliches Wort. Wer hätte es geglaubt, daß die Gräfin, die mit bezaubernder Grazie die Honneurs machte, die Dame vom feinſten Ton, die Tochter eines gemeinen Thoreinnehmers, vor acht Jahren noch ein gewöhnliches Freudenmädchen war, das bei der Gourdan nur Umgang mit liederlichen Geſellen gehabt, die, von Wein und Liebe berauſcht, Scandal machten und ſich oft gemeiner als das gemeinſte Vieh betrugen. Was doch bei Hofe nicht Alles aus uns werden kann!

Nachdem die Geſellſchaft von den Strapazen der beiden erſten Acte ſich erholt hatte, machte ſie ſich gefaßt, den dritten anzuhören.

Die Gräfin ſah auf ihre kleine Uhr.

— Mein Gott, es iſt ſchon halb zehn, ſagte ſie leiſe zu Briſſac . . . Ach hätten wir auch ſchon den dritten Act hinter uns . . .

— Hat denn der erſte Act Sie nicht amüſirt?...

— Entre nous soit dit . . . ich fand ihn ſchrecklich langweilig . . .

— Ich auch, ſagte Briſſac.

Ein halblautes St! ließ ſich hören. Laharpe begann den dritten Act.

— **C'est beau, c'est beau!** rief die Gräfin zwanzig Mal in einer Viertelſtunde, trat dabei Herrn von Briſſac etwas unſanft auf ſein Hühnerauge und murmelte ganz leiſe: Gott, wie langweilig!

Laharpe, wie jeder Dichter eitel, eingebildet, fühlte ſich durch dieſe tombackenen Lobeserhebungen, die er für ächtes Gold annahm, göttlich geſchmeichelt. Er war entzückt und — leerte ein Glas Zuckerwaſſer nach dem andern.

— Unſer Dichter, liſpelte die Gräfin zu Briſſac, muß einen Häring gegeſſen haben . . . er hat einen martialiſchen Durſt.

Gerade jetzt, in der ernſteſten Scene, fing Briſſac halblaut zu kichern an. Alles ſah nach dem Punkte hin, von dem dieſes ſchlecht unterdrückte Lachen ausgegangen war. Mad. du Barry ſtieß mit ihrem Knie das Knie ihres Nachbars und machte dabei das ernſthafteſte Geſicht. La=

harpe warf auf Briſſac einen Blick, in dem Gift und Dolch lag . . . er entfärbte ſich vor Wuth, faßte ſich aber bald und las den Act zu Ende.

Die Artigkeit gebot, daß Briſſac ſich bei Laharpe entſchuldige. Er nahm ihn bei Seite und ſprach:

— Theurer Freund, ich halte mich verpflichtet, Ihnen zu ſagen, daß ich nicht über Ihr Trauerſpiel, ſondern über meines Nachbars Naſe gelacht, an deren Abhang ein Tropfen gebaumelt, der auf ſein Jabot fiel.

Laharpe war ausgeſöhnt. Jetzt kam Madame du Barry auf ihn zu.

— Ihr Trauerſpiel, ſagte ſie zu ihm, gefällt mir außerordentlich . . . es iſt in der That ein Meiſterwerk . . . ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich auf den Ausgang Ihrer Tragödie geſpannt bin . . .

— Sogleich will ich weiter leſen, ſprach der Dichter, der mit einem Fuße ſchon auf der Eſtrade war . . .

— Nein, Herr Laharpe, ich gebe es nicht zu, daß Sie weiter leſen . . .

— Mein Gott, warum denn nicht?

— Hieße das nicht Ihre Güte mißbrauchen?... das Leſen der drei Acte hat Sie angeſtrengt . . .

— Nicht im Geringſten, Frau Gräfin . . .

— Doch, doch, man hört es Ihrer Stimme an . . . Nicht wahr, Herr Laharpe, Sie erweiſen mir das Vergnügen, mir die beiden letzten Acte, auf die ich in der That ſehr geſpannt bin, ein ander Mal, vielleicht heute über acht oder vierzehn Tage vorzuleſen . . .

— Geſtatten Sie, daß ichs noch heute thun darf. . . . Die beiden letzten Acte ſind ſehr kurz, in einer halben Stunde . . .

— Nein, Herr Laharpe, das kann, das darf ich nicht von Ihnen fordern . . . Genüſſe ſolcher Art ſind ſo ſelten, daß man öconomiſiren und nicht Alles in einem Tage verpraſſen muß, damit auch für den folgenden Tag noch etwas übrig bleibe . . . Meine Herren und Damen, ſagte ſie zur Geſellſchaft gewandt, Herr Laharpe, der ſich durch das Vorleſen etwas angeſtrengt fühlt, wird die Güte haben, uns das Ende ſeines Trauerſpiels das nächſte Mal vorzuleſen . . . die Sitzung iſt aufgehoben . . .

Man applaudirte. Laharpe verneigte ſich. Die Geſellſchaft erhob ſich. Die Stühle wurden bei Seite geſchafft und Spieltiſche arrangirt.

Die Grafen du Barry und Herr von Briſſac ſpielten Ecarté.

— Briſſac, was ſagen Sie zu dieſem Trauerſpiele? fragte die Gräfin und miſchte die Karten.

— Es iſt etwas langweilig, gab Jener zur Antwort und hob die Karte ab.

— Ich glaubte, ich müſſe ſterben vor Langeweile, ſagte die Gräfin und gab Karten ... Sie, Marquis, ſind an Allem Schuld . . .

— Mein Gott, ſprach Briſſac, an dem das Ausſpielen war, was kann denn ich dafür, daß Laharpe ein Trauerſpiel geſchrieben, das mehr zum Lachen als zum Weinen iſt. Er hat tauſendmal

Beſſeres geſchrieben . . . es iſt ein Unglück, daß er gerade ſein ſchwächſtes Product ausgewählt ...

Sie ſprachen und ſpielten weiter. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte die Gräfin 50 Louis verloren. Eine Bagatelle für die Maitreſſe eines Königs, der Millionen mit ihr vergeudet hatte.

Zwei und zwanzigſtes Capitel.

Das Ende Ludwigs XV.

(1774.)

Das ausſchweifende Leben, dem ſich der König in den Armen der Gräfin du Barry hingegeben, die, um ihn immer feſter an ſich zu ſchmieden, alle Liebkoſungen an ihm erſchöpft, hatte endlich den Reſt ſeiner Kräfte aufgezehrt.

— Ich ſehe wohl ein, daß es Zeit iſt, Einhalt zu thun, ſagte er eines Tages zu ſeinem Wundarzt, dem er ſeine Leiden klagte.

— Sire, erwiederte la Martinière, es wäre klüger, ganz aufzuhören.

— Ach, iſt es erſt ſo weit mit mir gekommen, dann hat das Leben keinen Reiz mehr für mich.

Ludwig wurde nun von Tag zu Tag mißlauniger, niedergeſchlagener, mürriſcher. Vergebens erſann die Gräfin du Barry neue Zerſtreuungen, vergebens verſchwendete ſie an ihm ihre Liebkoſungen, um ſein Gemüth wieder aufzuheitern. Immer mehr und mehr verſank er in trübe Schwermuth.

Der Jeſuit Griffet, der Beichtvater des Königs, benutzte dieſe Anwandlung von Reue, um ihm fromme Vorſtellungen zu machen.

— Sire, ſagte er zu Ludwig, Sie haben alle Freuden dieſer Erde durchgekoſtet, denken Sie nun an das Jenſeits, wo des Frommen ſchönere Wonnen harren, Wonnen, die nicht vergänglich wie die irdiſchen Freuden ſind. Sire, ſchließen Sie die Rechnung Ihrer Sünden und vereinigen Sie Ihr Gebet mit dem meinigen, daß der Gott der Liebe und Barmherzigkeit ſie Ihnen in Gnaden vergebe.

— Ach, ehrwürdiger Vater, ſagte der König, ich fürchte, es bleibt mir nicht mehr ſo viel Zeit, meine Sünden alle zu bereuen.

— Sie werden leben, Sire, und in Sich gehen.

— Verlaſſen Sie Sich darauf, mein Vater.

Zehn Minuten ſpäter meldete des Königs Kammerdiener die Gräfin du Barry.

— Sire, ich habe eine Bitte an Sie.

— Welche? liebe Gräfin.

— Wir wollen nach Trianon. Dort harret Ihrer eine Ueberraſchung, von der ich mir die beſten Folgen verſpreche . . .

— Gräfin, vor wenig Augenblicken habe ich meinem Beichtvater verſprechen müſſen, in mich zu gehen.

— Können Sie nicht auch in Trianon in Sich gehen? Sire, wenn noch ein Funke von der alten Zuneigung zu mir in Ihrem Herzen glimmt, ſo erfüllen Sie mir dieſe kleine Bitte.

— Ach, was wird mein Beichtvater dazu ſagen?

— Sire, er ſoll es nicht erfahren.

— Eh bien, Gräfin, Ihr Wille geſchehe, wenn aber mein Beichtvater mir Vorwürfe macht?

— Dann ſchicken Sie ihn zu mir . . . ich will ſchon mit ihm fertig werden.

Der König begab ſich nach Trianon. Hier war es, wo ihm die Gräfin, um ſein abgeſtorbenes Gefühl von Neuem anzufachen und ihm neue Luſt zur Freude einzuflößen, eine hübſche Bauerdirne von 13 Jahren, die Tochter eines Müllers, zuführte.

— Das alſo war die Ueberraſchung? fragte der König.

— Sind Sie damit zufrieden?

— Vollkommen, Gräfin, aber mein Beichtvater? . . .

— Frankreich, genieße Dein Leben . . . jenſeits giebts kein Verſailles, kein Luciennes, kein Trianon.

Die Flamme, ſchon dem Erlöſchen nahe, fing noch einmal aufzuflackern an. An den roſigen Lippen dieſes Mädchens, das, ohne es zu wiſſen, Pockengift in ſich trug, ſog er ſeinen Tod ein. Angeſteckt von dieſem Gifte, bekam er die Blattern und wurde krank nach Verſailles zurückgebracht.

Am fünften Tage ſeiner Krankheit ſagte er zur Herzogin von Aiguillon:

— Geben Sie der Gräfin du Barry dieſen Ring, aber ſagen Sie ihr, daß ich ſie nicht mehr ſehen will, denn ſie iſt an Allem Schuld.

— So ſind dieſe Könige, ſprach die Gräfin, als ſie dies erfuhr, erſt freſſen ſie uns auf vor Liebe, und wenn ſie Alles von uns genoſſen, dann ſpeien ſie uns aus.

Die verabſchiedete Favorite begab ſich nach Ruel.

Am 10. Mai, Morgens 11 Uhr, verſchied Seine Majeſtät der König Ludwig XV. unter den gräßlichſten Schmerzen an den Folgen ſeiner Ausſchweifung.

Im Schloßhof zu Verſailles wurde der eherne Zeiger der Todtenuhr auf die Stunde ſeines Todes gerückt.

Als in Paris die Nachricht von ſeinem Tode anlangte, herrſchte ſo großer Jubel, als ob das Bulletin eines Sieges eingelaufen.

Ein Spötter hatte darauf angetragen, die Stadt illuminiren und in der Kirche Notre-Dame ein **Te Deum laudamus** anſtimmen zu laſſen.

Louis le Bien-aimé hinterließ einen ſchmachbeladenen Namen und eine Schuldenlaſt von 420 Millionen Francs.

Zwölfter Abſchnitt.

Ludwig XVI.

Geboren am 23. Auguſt 1754.
König am 10. Mai 1774.
Guillotinirt am 21. Januar 1791.

Erſtes Capitel.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

Der Sohn Ludwigs XV. (geb. 1729 zu Verſailles) hatte ſich 1745 mit Marie Thereſe von Spanien und nach ihrem Tode 1746 mit Marie Joſephe von Sachſen vermählt; mit dieſer zweiten Gemahlin hatte der Dauphin zwei Söhne, den Herzog von Burgund und den Herzog von Berry, gezeugt. Der erſte Sohn war 1760 in einem Alter von neun Jahren geſtorben und fünf Jahre ſpäter war ihm ſein Vater ins Grab gefolgt.

Nach dem Tode Ludwigs XV. beſtieg nun des Dauphins zweiter Sohn, der Herzog von Berry, den Thron. 1770 hatte ihn ſein Großvater und der Herzog von Choiſeul wegen politiſcher Plane mit Marie Antoinette von Oeſterreich, der ſechſten

Tochter Franz des Erſten und der Kaiſerin Maria Thereſia, vermählt.

Schon damals hatte über dieſes Paar ein böſer Stern gewaltet. Bei dem großen Feuerwerke, das zur Feier der Vermählung auf dem Place Louis XV. abgebrannt worden war, hatten Hunderte von Zuſchauern ihr Leben eingebüßt — ein ſchlimmes, unheilkündendes Vorzeichen. Der Herzog von Berri hatte alles Geld ſeiner Privatſchatulle hingegeben, um denen, die dabei zu Schaden gekommen, Hilfe und Rettung zu verſchaffen.

Ludwig XVI. war, als er die Regierung antrat, erſt zwanzig, die Königin (geb. am 2. November 1755) erſt neunzehn Jahre alt.

— Ach, welch ein Unglück für uns! rief der neue König, wir ſind noch zu jung zum Regieren.

— Wir wollen uns dem Rathe weiſer, einſichtsvoller Männer anvertrauen und ihrem Rathe folgen, um uns die Liebe unſeres Volkes zu erwerben.

Einen Tag nach ſeiner Thronbeſteigung verwies er die Gräfin du Barry, die ſich durch ihre

Maitreſſenherrſchaft den Haß des ganzen Volkes zugezogen.

— Frau Gräfin du Barry (ſo lautet der Brief), aus Gründen, die auf die Ruhe meines Königreichs Bezug haben und wegen der Nothwendigkeit, die Staatsgeheimniſſe, in die Sie eingeweiht, zu wahren, befehle ich Ihnen, daß Sie Sich ungeſäumt, allein und nur mit einer Dienerin, unter Aufſicht des Sieur Hamont, eines unſerer Sicherheits-Officiere, nach Pontes-aux-Dames verfügen. Dieſe Maßregel hat Ihnen nicht zu mißfallen, da ſie nicht von langer Dauer ſein wird. Da Gegenwärtiges keinen andern Zweck hat, ſo bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Louis.

— Eine ſchöne Regierung, die mit einem **lettre de cachet** debütirt, rief die Gräfin und fügte ſich dem Befehle des Königs.

Bald darauf wurde der Herzog von Aiguillon, der Kanzler Maupeou, der Abbé Terray abgeſetzt und exilirt, ein ganz neues Miniſterium gebildet, der Graf von Maurepas aus der Verbannung zurückberufen, an die Spitze des neuen Cabinets geſtellt und das Parlament, das Ludwig XV. auf dringendes Zureden der Gräfin du Barry aufgelöſt, wieder einberufen.

Die abgeſetzten Miniſter zogen ſich auf ihre Landgüter zurück*).

Charles Gravier, Graf von Vergennes, wurde von ſeinem Geſandſchaftsposten am Hofe Guſtavs des Dritten von Schweden zurückberufen und zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und Anne Robert Turgot, Graf von Aulne, zum Generalcontrolleur der Finanzen ernannt.

Viele der drückendſten Abgaben wurden aufgehoben, andere vermindert. Ein noch größeres Verdienſt erwarb ſich Ludwig durch die Abſchaffung der Tortur.

---

*) Der Kanzler Maupeou ſtarb am 29. Juni 1792 auf ſeinem Landgut Thuit in der Normandie. Der Herzog von Aiguillon ſtarb 1784 und der Abbé Terray am 18. Februar 1748 an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen.

Die Nation, begeiſtert von ſolcher Herrſchermilde, ließ ihrer Freude freien Lauf und rief:

Vive Louis le Bienfaisant, vive Louis le Juste, vive Louis le Père du peuple! . . .

Zweites Capitel.

Ein Abend in Trianon.

(1776.)

Die Königin Marie Antoinette hatte große Vorliebe für Trianon. Von allen Schlöſſern des Königs fühlte ſie ſich in keinem ſo heimiſch, ſo wohl und ſo behaglich, als in ihrem kleinen Trianon. Hier, in dem kleinen Kreiſe ihrer vertrauteſten Freunde, ſtreifte ſie die drückenden Feſſeln der altfranzöſiſchen Etikette ab, hier entſchädigte ſie ſich für die peinigende Langeweile, die in dem großen Hoffeſten zu Verſailles ihr altes Recht geltend machte.

Am 2. November hatte der Hof das Geburtsfeſt der Königin gefeiert. Von allen Geſchenken, womit ſie an dieſem Tage überhäuft worden war, hatte ihr keines ſo viel Freude gemacht, als ein kleiner, von Petitot gemalter, Elfenbeinfächer, den ihr der Graf von Provence mit dem Quatrain zu Füßen gelegt:

Au milieu des chaleurs extrêmes,
Heureux d'amuser vos loisirs,
J'aurai soin près de vous d'amener les Zephirs,
Les amours viendront par d'eux-memes.

Am folgenden Tage war in Trianon eine Art von Nachfeier, zu der die Königin den Grafen von Provence und den Grafen von Artois (ihre beiden Schwager), die Prinzeſſin Eliſabeth (die Schweſter des Königs), die Prinzeſſin von Lamballe (die Oberhofmeiſterin der Königin) die Gräfin von Genlis und die Frau von Campan, den öſtreichiſchen und preußiſchen Geſandten den Grafen von Maurepas und einige Hofcavaliere bloß deshalb eingeladen, um einen jungen Klaviervirtuoſen zu hören, der aus Deutſchland nach Paris gekommen war, um auch hier Proben ſeines ſtaunenerregenden Talentes abzulegen.

Dieſer junge Mann, Ritter des goldenen Sporns, kaiſerlicher Kammercomponiſt, Mitglied der philharmoniſchen Geſellſchaften zu Verona und Bologna, damals kaum 20 Jahre alt, war Wolfgang Mozart. Kaiſer Joſeph II., der hochherzige Mäcen aller Künſte und Wiſſenſchaften, hatte den jungen Virtuoſen, der damals ſchon zwei große Opern: »La finta semplice« und »il Re pastore« componirt, ſeiner Schweſter, der Königin von Frankreich, empfohlen:

»Ueberreicher dieſer Zeilen, ſo lautete des Kaiſers ungeſchminkter Brief, iſt der junge Mozart, ein neuer Amphion, der bald mit ſeinem Ruhme die ganze Welt erfüllen wird. Ich empfehle dieſes muſikaliſche Genie Deinem königlichen Schutze und bitte Dich, meine vielgeliebte Schweſter, ihn wohlwollend an Deinem Hofe aufzunehmen und nichts zu verſäumen, was ihm nützlich werden kann.

Behalte lieb

Deinen Bruder Joſeph.

P. S.

Das nächſte Jahr will ich, wenn ich nach Brüſſel gehe, Dich in Deiner Hauptſtadt beſuchen. Grüße Deinen Gemahl, meinen lieben Vetter Ludwig.«

Die Königin hatte den jungen Mozart mit der herablaſſendſten Güte aufgenommen und ihn ſpielen gehört, und ſeine ſchöne Compoſition und die Bravour ſeines Vortrages hatten ſie dergeſtalt enthuſiasmirt, daß ſie ihn zu der heutigen Soirée eingeladen, wo er daſſelbe Concert, das ſie ſo begeiſtert hatte, noch einmal vortragen ſollte.

— Meine theuren Freunde, ſagte die Königin, als ihr Schützling in den Salon eingetreten war, zu den Gäſten, ich habe die Ehre, Ihnen in dieſem jungen Manne den größten Componiſten meines Vaterlandes vorzuſtellen. Herr Mozart wird uns das Vergnügen erweiſen, eine ſeiner Compoſitionen vorzutragen, Sie werden ihn hören und ſeinem Genie gern den Tribut Ihrer Bewunderung zollen.

Der beſcheidene Mozart, den dieſes damals noch unverdiente, allzu große Lob verlegen gemacht, hatte ſich ſchüchtern verbeugt und ſich dann ſogleich ans Piano geſetzt, ſeine Handſchuhe ausgezogen und ohne Präludium ſeinen Vortrag begonnen.

Der Graf von Artois hatte einen Platz hinter

Mozarts Stuhle eingenommen, um ihm die Notenblätter umzuwenden, eine zarte Aufmerkſamkeit, die den beſcheidenen Künſtler noch mehr in Verlegenheit ſetzte.

Mozart ſpielte den »Sogno di Scipione« (Scipio's Traum) eine Serenade, die er vor vier Jahren zur feierlichen Einſetzung des Erzbiſchofs von Salzburg componirt, der ihn darauf zum Concertmeiſter ernannt hatte. —

Im Saale herrſchte tiefes Schweigen. Die Verſammlung war ganz Ohr. Alles lauſchte den zauberiſchen Klängen, den ſüßen Accorden, die er den Taſten des Inſtrumentes bald koſend entlockte, bald ſtürmiſch entriß. Die Königin, die zwiſchen der Prinzeſſin Eliſabeth und der Prinzeſſin von Lamballe ſaß, ſchwelgte in dieſer Sphärenmuſik und küßte, um dem ihr gegenüberſitzenden Grafen von Provence pantomimiſch ihre Begeiſterung zu verſtehen zu geben, die Spitze ihres Fächers, den ſie ſo lieb gewonnen, weil er ein Geſchenk des Grafen war.

Die Hörer wußten nicht, was ſie mehr bewundern ſollten: den Reichthum dieſer neuen muſikaliſchen Gedanken, die wunderbaren Combinationen der bald klagenden, bald jauchzenden Rhythmen, die geheimnißvollen Uebergänge, mit einem Wort: die ſchöne Compoſition oder die Bravour ſeines Vortrages. Alle bewunderten die Fertigkeit ſeiner linken Hand. In Neapel hatte man dieſe außerordentliche Gelenkigkeit der magiſchen Kraft eines Ringes, den er an der linken Hand trug, zugeſchrieben. Wie einfältig — Mozart hatte dieſen Ring abgelegt und dann wo möglich eine noch größere Fertigkeit entfaltet.

Mitten im Spiele hatte ſich der Graf von Provence, auf den Zehen ſchleichend, dem Klaviere genähert, um die beiden Kerzen zu putzen — die Königin hatte ihm ihren Dank für dieſe Aufmerkſamkeit ebenfalls pantomimiſch und zwar dadurch zu verſtehen gegeben, daß ſie lächelnd mit dem Kopfe nikte und mit dem Fächer einige Male in die Hand ſchlug.

Mozart, der Anfangs etwas ängſtlich geweſen war, hatte bald ſeine ganze Ruhe wieder gewonnen und nun mehr und mehr die ganze Fülle ſeiner

Kraft entfaltet. Und ſo kam es, daß ſich das ſtumme Staunen der Zuhörer von Minute zu Minute ſteigerte und ſich am Schluß der Serenade durch einen minutenlangen Applaus Luft machte.

Mozart erhob ſich vom Klaviere und machte, die Hand aufs Herz legend, eine dankende Verbeugung.

Die Königin, die mit ihrem Fächer das erſte Signal zu dieſer lauten Beifallsbezeichnung gegeben, trat auf ihn zu und ſprach:

— Ich ſtatte Ihnen im Namen meiner Gäſte meinen herzlichſten Dank ab. Chriſtine von Schweden erlaubte einſt dem großen Corneille, ihre Hand zu küſſen; Marie Antoinette von Frankreich geſtattet dieſes ihrem Landsmanne, dem großen Mozart.

Die Königin reichte dem jungen Künſtler die Hand. Mozart drückte einen leiſen Kuß darauf.

— Herr Mozart, fuhr die Königin fort, mein Vaterland darf ſtolz darauf ſein, Sie den Ihrigen zu nennen. Erweiſen Sie der Königin von Frankreich, Ihrer Landsmännin, die Ehre, ihr, ſo lange

Sie in Paris verweilen, Klavierunterricht zu ertheilen.

— Majeſtät, ſtammelte Mozart, ich werde Alles thun, um mich dieſer Huld nicht ganz unwürdig zu zeigen.

— Wann fangen wir an? fragte Marie Antoinette.

-- Wann Ew. Majeſtät befehlen.

— Alſo ſchon Morgen, ſprach die Königin.

Mozart verneigte ſich.

— Frankreich, ſagte der Graf von Provence, wird einen Künſtler Ihrer Größe auf den Händen tragen.

— Bleiben Sie bei uns, ſprach der Graf von Artois.

— Königliche Hoheit, mein Herz zieht mich nach Deutſchland.

Der Graf von Provence ſchlug ein Pfänderſpiel vor. Der Graf von Artois ſammelte die Pfänder.

Beim Auslöſen derſelben mußte jeder der Mitſpielenden ein Schärflein zur Unterhaltung beitragen.

Die Gräfin von Genlis mußte ein Capitel aus ihrem Roman »les Chevaliers du Cygne« vorleſen, Mozart einen deutſchen Walzer ſpielen, die Prinzeſſin Eliſabeth eine Scene aus Racine's »Phädra« declamiren und die Prinzeſſin von Lamballe ein Lied vortragen.

— Was ſoll der Eigenthümer jenes Pfandes thun, das ich jetzt in meiner Hand halte? fragte der Graf von Artois.

— Er ſoll der Geſellſchaft, ſprach die Königin, ein hübſches Räthſel aufgeben.

— Wem gehört dieſer Handſchuh? fragte Charles von Artois.

— Mir! rief der Graf von Provence.

Der Graf, der bei Hofe in dem Rufe eines Schöngeiſtes ſtand, gab dem Cirkel folgendes Räthſel auf:

Je suis un penible sentier
Ou l'amour fit mainte surprise,
Je suis non loin du bénitier
Quoique je suis hors d' l'église
Je suis feminin, masculin,
Douteux en grec, neutre en latin,

En hebreu je ne le puis dire
Sans vous devoiler mon secret.
Avec le mânes je soupire.
Je suis voilée, mais indiscret,
Et c'est la rage, qui m'inspire.
D'emouvoir j'ai reçu le don.
Je suis présent à la parade.
De l'enigme j'ai l'abandon.
La profondeur de la charade
Je sais employer sans abus
L'importance du hierogliphe,
La reticence du rebus
Et la noirceur du logogriphe;
Enfin, je suis un malheureux
Un sylphe, une ruine, une belle,
Je suis un disque lumineux
Et je suis une bagatelle.
Pour deviner, je suis un lynx,
Hercule me trouva futile;
Pour me cacher, je suis un sphinx —
C'est . . . une chose fort utile.

— Das Räthſel iſt etwas ſchwierig, ich gebe den verehrten Herrſchaften vier Wochen Zeit zum Nachſinnen und verpflichte mich, dem, der die richtige Auflöſung findet, ein herrliches Bild von Van Dyk »das Bildniß Karls I. von England« zum Geſchenk zu machen.

Alle Gäſte baten ſich eine Abſchrift dieſes Räthſels aus.

Einige Tage ſpäter erſchien es im »Mercure de France«. Ganz Paris zerbrach ſich den Kopf, aber noch bis zum heutigen Tage hat kein Sterblicher jenes Räthſels dunkeln Kern gefunden; der Graf von Provence hatte ſich den Scherz erlaubt, ganz Paris zu myſtificiren, denn ſein Räthſel war nur eine taube Nuß, eine Schale ohne Kern.

Drittes Capitel.

Caglioſtro.

(1785.)

Eines Morgens las man in der Gazette de France folgende Notiz:

»Graf Alexander Caglioſtro, der berühmte Wundermann, dem, von Deutſchland und dem Elſaß aus, ein ſo großer Ruf vorangeeilt, iſt vorgeſtern, Abends 9 Uhr 43 Minuten, in Paris angekommen und in der Rue St. Claude Nr. 11. abgeſtiegen. Der Graf wird leider nur wenige Tage bei uns verweilen und ſich dann nach dem Lande der Pyramiden begeben.«

Dieſe wenigen Zeilen, etwas größer gedruckt als die andern, waren hinreichend, auf dieſen Mann die Aufmerkſamkeit von ganz Frankreich hinzulenken.

— Caglioſtro iſt hier! rief ein Chemiker, Caglioſtro, der große Adept, der wie Theophraſtus Paracelſus, Michel Noſtredame und Borro Borri Gold machen kann.

— Caglioſtro iſt hier! rief ein Mann, der ſchon 30 Jahre an der Gicht litt, Caglioſtro, der große Wunderdoctor, der vermittelſt eines Elixirs, wie Nicolaus Flamel und der Graf St. Germain, jede Krankheit heilen und das menſchliche Leben verlängern kann.

— Caglioſtro iſt hier! rief ein armer Teufel, Caglioſtro, der große Magier, der Geiſter und, was noch mehr iſt, verborgene Schätze aus dem Schooß der Erde heraufbeſchwören kann.

— Caglioſtro iſt hier! rief ein Myſtiker, Caglioſtro, der große Oneiromant, der, wie Joſeph von Aegypten und Lucaccio Borrodina, die Träume, die brochirten Gedanken der Seele, deuten und ihre verſchlungenen Züge dechiffriren kann.

— Caglioſtro iſt hier! rief ein Gelehrter, Caglioſtro, der große Chiromant, der aus den Lineamenten der flachen Hand die Zukunft der Menſchen herausleſen kann.

— Caglioſtro iſt hier! rief ein anderer Gelehrter, Caglioſtro, der große Hydromant.

— Hydromant? fragte ein Unwiſſender, was iſt das für ein Metier?

— Hydromant, lieber Mann, iſt ein Prophet, der aus der Farbe des Waſſers und aus den Bildern, die ſich darin abſpiegeln, den Ausgang einer Sache, das Schickſal eines Menſchen weiſſagen kann.

— Caglioſtro iſt hier! rief ein dritter Gelehrter, der ſich klüger als die andern dünkte, Caglioſtro, der große Nekromant.

— Nekromant? fragte ein Profaner, was iſt das für ein Patron?

— Wie, rief Jener, Sie wiſſen nicht, was Nekromant iſt? . . .

— Nein!

— Wirklich nicht?

— Nein, nein, ſag' ich Ihnen.

— Ach, das iſt dumm, ſehr dumm, denn ich weiß es auch nicht und hätte gern von Ihnen erfahren, was dieſes Wort, das ich geſtern in der Zeitung gefunden, zu bedeuten hat.

— Caglioſtro, Caglioſtro iſt hier! rief halb Paris und lief in die Rue St. Claude und verſammelte ſich vor dem Hauſe, in dem der berühmte Wunderthäter abgeſtiegen war. Das liebe, gute Volk ſperrte Augen, Ohren und Mäuler auf und wollte nicht eher auseinandergehen, bis es ihn geſehen, ſo recht in der Nähe geſehen. Das war ein Drängen und Stoßen, ein Gucken und Gaffen, ein Fragen und Wundern ohne Ende.

Als der Graf am offnen Fenſter erſchien, warfen Viele ihre Hüte in die Luft und riefen: **Vive le comte Cagliostro, vive le divine Magicien!** Und als er das erſte Mal in einem von vier Pferden gezogenen Staatswagen zum Herzog von Orleans ins Palais royal fuhr, gab es ein paar Enthuſiaſten, die ihm die Pferde ausſpannen wollten.

— Haſt Du ihn geſehen?

— Ei freilich.

— Wie ſieht er aus?

— Wie jeder andere Menſch ...

— Nicht möglich! ... Und was trägt er?

— Einen blauen Atlasrock, an dem jede Nath mit Treſſen beſetzt iſt ...

— Und ſein Kopfputz?

— Er trägt eine große, dickbepuderte Perücke und einen Hut mit weißen Federn.

— Und ſein Fußwerk?

— Seidene Strümpfe und ſammetene Schuhe mit diamantenen Schnallen.

— Fuhr er allein?

— Nein, eine Dame ſaß neben ihm.

— Wie ſah ſie aus?

— Wie ein Engel!

— Wer mag ſie ſein?

— Der Eine ſagte, ſie ſei ſeine Frau ...

— Und was ſagte der Andere?

— Sie ſei ſeine Maitreſſe. Der Graf ſcheint unmenſchlich reich zu ſein... hinten auf dem Wagen ſtanden zwei Mohren, die ächte Kaſchemirs und einen Turban trugen, der von Perlen und Diamanten ſtrotzte ...

— Wo fuhren ſie hin?

— Ins Palais royal zum Herzog von Orleans.

Im Café de Foy ſaßen, unfern des Buffets, zwei Leute, die ganz anders von Caglioſtro ſprachen.

— Dieſer soi-disant Graf Caglioſtro, ſagte Mirabeau zu Beaumarchais (denn das waren die beiden Leute) iſt ein frecher Gauner, ein unverſchämter Betrüger, der ſchon hundertmal den Galgen verdient hat.

— Sie ſcheinen ihn zu kennen ... Erzählen Sie, lieber Graf ...

— Dieſer Lumpenhund will der Sohn des Großmeiſters von Malta, Don Manuel Pinto da Fonſeca, und der Tochter des Scheriffs von Mecca ſein. Das Alles iſt erlogen. Dieſer Schlingel heißt Guiſeppe Balſamo und iſt der Sohn eines Advokaten, Namens Marcus Balſamo. Wenn ich nicht irre, ſo wurde er am 8. Juni 1743 zu Palermo geboren. Seine Eltern und ſein Onkel, welcher Caglioſtro hieß, ſind Juden geweſen.

— Merkwürdig! rief Beaumarchais. Auch Michel Noſtredame und der Graf St. Germain waren vom Stamme Juda. Ja, ja, die Kerle ſind nicht dumm! Doch weiter, wenn ich bitten darf.

— Giuſeppe Balſamo wurde, 22 Jahre alt, in den Orden der barmherzigen Brüder aufgenommen, aber bald wegen liederlicher Streiche wieder ausgeſtoßen. Verfolgt wegen Unterſchriften, die er täuſchend nachgemacht, floh er nach Rom. In Genua verführte er die Tochter eines Gürtlers, die ſchöne Florenza Feliciani, und durchzog nun, als Graf von Meliſſa, Marquis von Belmonte, Chevalier Pellegrini, Italien, Frankreich, Deutſchland, Polen und Rußland, gab ſich für den Groß-Cophta der ägyptiſchen Freimaurerei aus, ſtiftete unter dem Namen »Balſamiten« eine neue Secte, verrichtete Wunderkuren, errichtete Freimaurerlogen, trat in Berlin, wo ich zuerſt ihn kennen lernte, dem Orden der Illuminaten bei, an deſſen Spitze damals der König Friedrich Wilhelm II. ſtand, begab ſich nach Neapel und von dort mit Empfehlungen an den Herzog von Orleans nach Paris.

— Man ſagte mir, er ſei ſchon früher einmal in Paris geweſen ...

— Ganz recht, vor einigen Jahren war er hier als Graf Tiſchio und ſpäter als Graf Fenice aufgetreten, aber ſpurlos vorüber gegangen ...

— Jetzt aber erregt die Beſtie großes Aufſehen, ſagte Beaumarchais.

— Wenn ich König wäre, oder ſonſt etwas zu befehlen hätte, ſo würde ich den Gauner in die Baſtille ſchicken.

— Das Weib, mit dem er herumreiſt, ſoll, wie ich höre, ſehr ſchön ſein ...

— Ein Weib zum Verführen! rief Mirabeau und küßte ſeine Fingerſpitzen. Der Kerl iſt nicht werth, ſolch einen Engel zu beſitzen. Die arme Feliciani! Sie iſt der Köder, womit er Gimpel in ſein Netz lockt, um ihnen die goldenen Federn auszurupfen ... für Geld muß ſie ſich Jedem hingeben und ſträubt ſie ſich, ſo bekömmt ſie Prügel von ihm. Wie wär's, Beaumarchais, wenn Sie den Halunken auf die Bühne brächten? Ihre

»Hochzeit des Figaro« macht ja ein unerhörtes Glück!

— Heute Abend wird mein Stück zum 100ſten Male aufgeführt, ſagte der eitle Dichter und rieb ſich vergnügt die Hände.

— Ihr Figaro iſt ein Teufelskerl, der Hof, Adel und Geiſtlichkeit raſirt ... Jedes Wort iſt eine Bombe, die einen Grundpfeiler des Throns zertrümmert.

— Sie ſind ſehr gütig, lieber Graf.

— Wiſſen Sie, Beaumarchais, über welche Stelle ich am meiſten gelacht habe?

— Nun?

— Ueber die: **Laissez moi faire, Basile, je lui ferai la queue** ... ich habe mir dabei ſo manches gedacht.

Sie ſprachen noch ein Weilchen zuſammen und trennten ſich dann.

Viertes Capitel.

Ein Geſtändniß.

(1785.)

Der Cardinal Louis Rohan, der Großalmoſenier des Königs, hatte ſchon in Straßburg, als er dort noch Biſchof war, die Bekanntſchaft des Grafen Caglioſtro gemacht. Prinz Louis, der nur durch die Protection des Polenkönigs Stanislaus den (rothſeidenen, 15quaſtigen, von Innocenz IV. im Jahre 1245 geſtifteten) Cardinalshut empfangen, war ein gemeiner Wollüſtling, der alle Cardinallaſter, aber keine von den Cardinaltugenden beſaß. Weil hier von Tugend die Rede iſt, ſo ſei hinzugefügt, daß es nach Cicero (de officiis I. 4) nur drei, nach Plato aber vier und nach Ariſtoteles ſogar eilf Sorten von Tugenden giebt. In vielen Augen giebts nur eine Tugend: Geld.

Dieſe Tugend beſaß Rohan, im Uebrigen war er ein Cardinal-Lump, oder richtiger geſagt, ein Lumpencardinal, deſſen violettes Kleid ein Deckmantel ſchwarzer Sünden war.

Caglioſtro war erſt drei Tage in Paris, als er vom Cardinal eine Einladung erhielt.

— Ich habe Sie rufen laſſen, lieber Graf, um Sie zum Vertrauten eines für mich höchſt wichtigen Geheimniſſes zu machen. Ich weiß, Sie ſind mein Freund, dem ich es anvertrauen darf.

— Gewiß, ganz gewiß ...

— Sie ſind ein Wundermann, von dem die tauſendzüngige Fama unter hundert Wundern auch das erzählt, daß Sie ...

— Warum halten Sie inne? ...

— Werden Sie, theurer Graf, auch ſchweigen können?

— Verlaſſen Sie Sich auf mein Grafenwort!

— Nun denn, man ſagt, daß Sie auch Liebestränke bereiten können ... Iſt das wahr?

— Sie ſind der Einzige, der daran zweifelt, und dennoch kann ich Sie verſichern, daß mir Mittel zu Gebote ſtehen, die …

— Wohlan, ſo erfahren Sie, daß ich in eine Dame verliebt bin, die mich nicht erhören will.

— Erlauben Sie mir vor allen Dingen eine Frage.

— Welche, lieber Graf?

— Wenn ich nicht irre, ſo ſind Sie, geboren 1734, jetzt 51 Jahre alt …

— Ganz Recht.

— Und die Dame, die Sie lieben, iſt 1755 geboren, alſo 21 Jahre jünger als Sie …

— Himmel, Sie ſcheinen zu wiſſen …

— Alles …

— Mein Gott, von wem?

— Von keinem Andern, als von Ihnen!

— Von mir? fragte der Cardinal, der vor Schreck ganz bleich geworden.

— Ja, ja, von Ihnen; in Ihren Augen, in Ihren Mienen habe ich es geleſen, daß Marie Antoinette, die Königin von Frankreich, das Ziel Ihrer Wünſche iſt!

— Sie ſind ein Hexenmeiſter . . . man ſollte Sie verbrennen!

— Verbrennen? dann könnte ich Ihnen nicht mehr behilflich ſein . . .

— Wie, Sie wollen mir alſo beiſtehen?

— Das verſteht ſich.

— Laſſen Sie Sich umarmen, vielgeliebter Freund.

Der Cardinal fiel dem Grafen um den Hals und erdrückte ihn faſt . . .

— Wundermann! rief er, ſind Sie wirklich im Stande, mir zu helfen?

— Ich hoffe es!

— Aber wie?

— Darüber will ich nachdenken . . .

— Kennen Sie die Königin?

— So gut als mich ſelbſt . . .

— Woher?

— Von Wien aus. Kaiſer Joſeph, ihr Bruder, iſt einer meiner alten Bekannten.

— Haben Sie Zutritt bei ihr?

— Ich werde unangemeldet vorgelaſſen. Noch heute werde ich mit ihr reden.

— Und wann erhalte ich Beſcheid?

— In drei Tagen.

— Nicht früher?

— Ei wie ungeduldig!

— Ich brenne …

— Wo?

— Vor Liebe zu ihr …

— Ach ſo! Geduld, Geduld, drei Tage ſind bald vorüber.

— Und dann?

— Hoffe ich, daß Sie an Ihrem Ziele ſind.

— Das gebe der Himmel!

— Amen, ſprach Caglioſtro und eilte davon.

Fünftes Capitel.

Ein Gaunerſtreich.

In der Nähe des Schloſſes zu Verſailles wohnte eine Dame, die, ob ſie gleich nichts mehr als die Tochter gemeiner Bauerleute war, durch Papiere zu beweiſen gewußt, daß ſie und ihre Eltern von der erlauchten Familie der Valois abſtamme. Sie hieß Jeanne de Luz de Valois — geb. am 22. Juli 1756 zu Fontette in der Champagne — hatte einen gemeinen Garde du Corps geheirathet und den Titel einer Gräfin de Lamothe angenommen.

Schöne Seelen finden ſich: der Graf Caglioſtro, ein verſchmitzter Betrüger, kannte die Gräfin de Lamothe, die eine eben ſo feine Gaunerin war. Beide, höchſt intime Freunde, hatten kein Geheimniß vor einander. Sie war hübſch ... er war nicht häßlich, und ſo hatte ſich Alles von ſich ſelbſt gemacht. Armer Garde du Corps! Ein Glück, daß die Wände Deiner Zimmer nur Ohren, aber keine Zungen hatten, ſonſt hätten ſie Dir Geſchichtchen erzählt, daß Dein Geſicht bis zum Schnurbart roth geworden wäre wie Deine Uniform.

Gegen Abend, als es zu dunkeln begann, hielt vor der Wohnung der Pſeudo-Gräfin die Equipage des Pſeudo-Grafen.

— So eben, theure Freundin, komme ich vom Cardinal Rohan. Wiſſen Sie, was er von mir verlangt hat?

— Nun? fragte die Gräfin im höchſten Grade geſpannt.

— Einen Liebestrank. Und als ich ihm ſagte, daß ich die Dame kenne, in die er hoffnungslos verliebt ſei, wurde er bleich wie Kreide und ſperrte vor Staunen und Schrecken Maul und Augen auf. Der violette Eſel! Er weiß nicht, daß wir uns kennen, weiß nicht, daß ich ſein Geheimniß durch Sie, die Sie eine ſeiner Vertrauten ſind, erfahren habe.

— Alſo auch Ihnen geſtand er? . . .

— Daß er die Königin liebt. Das Geheimniß, theure Freundin, ſoll uns Nutzen bringen.

— Aber wie?

— Haben Sie Muth?

— Mehr als genug . . .

— Nun ſo ſetzen Sie Sich raſch zum Pulte und ſchreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde...

— Ich bin bereit . . .

— »Cardinal! Unſer gemeinſchaftlicher Freund hat mich einen Blick in Ihr Herz werfen laſſen... ich bin entzückt! Morgen Abend, nach dem Glockenſchlage Neun, erwarte ich Sie im Schloßgarten zu Verſailles im Apollo-Bosquet.«

— Freund, heißt das nicht zu viel gewagt?

— Zittern Sie?

— Das nicht, wie aber, wenn er erkennt, daß dies nicht die Handſchrift der Königin iſt?

— Das kann er nicht, denn ich weiß, daß

er noch niemals eine Zeile von ihrer Hand geſehen . . .

— Sie wiſſen das?

— Aus ſeinem eigenen Munde . . .

— Dann dürfen wir es wagen. Soll ich den Namen der Königin unterzeichnen?

— Nur die Anfangsbuchſtaben M. A.

— Das nenne ich Vorſicht, denn im Nothfall kann man . . .

— Dieſe beiden Buchſtaben anders deuten, ſo denke auch ich, liebe Freundin.

— Aber mit dem Rendezvous? Wo werden Sie eine Frau finden, die den Muth beſitzt, im Bosquet die Rolle der Königin zu ſpielen?

— Dies, theure Freundin, iſt meine Sorge.

— Der Spaß kann uns Beiden den Kopf koſten . . .

— **Fortuna audaces juvat**; wer nicht wagt, gewinnt nicht.

— Sie haben Recht. Halt! da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf . . .

— Ein Gedanke? Reden Sie . . .

— Von der Schwägerin des Königs habe ich erfahren, daß die Hofjuweliere Böhmer und Boſſange vorgeſtern früh der Königin ein diamantenes Halsband zur Anſicht geſandt, das ſie, ob es ihr gleich außerordentlich gefallen, dennoch zurückgeſchickt hat, weil es ihr zu theuer war. Dieſer Schmuck ſoll 1 Million 800,000 Francs koſten ...

— Eine ſchöne Summe . . .

— Mit der uns Beiden geholfen wäre. Wie wär's, wenn ich, d. h. die Königin, durch die Blume ſchriebe, daß ſie ihn erhören würde, wenn er bereit wäre, ihr das Halsband zu ſchenken.

— Das wäre zu unwahrſcheinlich. Wir müſſen das anders anfangen und ſagen, daß er das Halsband in ihrem Namen kaufen ſoll, und daß ſie den Betrag, den ſie nicht mit einem Male bezahlen könne, nach und nach von ihrem Nadelgelde entrichten wolle.

— Wird der Cardinal das glauben? . . .

— Die Liebe iſt leichtgläubig . . .

— Was ſoll ich alſo ſchreiben? . . .

— Schreiben wäre zu riskant und unwahrſcheinlich, ich werde das mündlich mit ihm abmachen. Gelingt der Plan . . .

— Dann theilen wir die Beute, lieber Freund; mißglückt er aber . . .

— Spatzieren wir Beide in die Baſtille.

— Das wäre ſchlimm!

— Aber noch nicht das Schlimmſte! Muth, Muth! Noch heute, jetzt gleich, fahre ich zum Cardinal und bringe ihm das Billet. Der wird die Augen aufreißen und ſich wundern! Ich frage Sie, theure Freundin, was fingen die geſcheuten Leute an, gäbe es keine Dummköpfe auf der Welt!

Er küßte ſie und eilte davon.

Sechſtes Capitel.

Das Rendezvous.

(8. Auguſt 1785.)

Um die achte Stunde ſah man einen Mann mit violetten Strümpfen, in einen ſchwarzen Mantel eingehüllt, durch die Alleen des Verſailler Schloßgartens ſchleichen, ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, wie ein Dieb, der, überall Verfolger witternd, erkannt und ertappt zu werden fürchtet. Es war der Cardinal, der wirklich in die Falle gegangen, bei Böhmer und Boſſange, im Namen der Königin, das bewußte Halsband gekauft und (ſo war es zwiſchen ihm und Caglioſtro verabredet) für die Bezahlung, die in drei Terminen erfolgen ſollte, ſich verbürgt hatte.

Da es eben erſt drei Viertel geſchlagen, ſo haben wir bis zum Rendezvous noch ein Viertelſtündchen Zeit, um einen Blick auf das Schloß und ſeine Umgegend zu werfen.

Ludwig XIII., welcher Verſailles von dem Grafen Jean de Soiſſy gekauft, hatte in dem Gehölze, das dieſen Flecken umgab, im Jahre 1627 ein Jagdſchloß (Rendez-vous de Chasse) erbaut, das er im October, der günſtigſten Jagdzeit, zu bewohnen gepflegt. Dieſes Schloß war aber ſo klein und unbequem, daß ſeine Begleitung in einem Wagenſchuppen hatte übernachten müſſen.

Ludwig XIV., dem der Aufenthalt in Paris durch die Unruhen der Fronde verleidet worden war, hatte, als er großjährig geworden, ſeinen Hof in St. Germain aufgeſchlagen und das alte Schloß von Franz I. und das neue von Ludwig XIII. dergeſtalt verſchönert, daß St. Germain ein wahrer Feenpalaſt geworden. Von allen Schlöſſern hatte dieſes die geſündeſte Lage, die herrlichſte Ausſicht, die reizendſte Umgebung; weil Ludwig aber von hieraus die Abtei St. Denis, die Gruft ſeiner Ahnen, beſtändig vor Augen ſah (ein Umſtand, der ihn oft ſehr traurig geſtimmt) ſo hatte er für Verſailles große Vorliebe gefaßt. Das alte Jagdſchloß, daß Baſſompierre nicht anders als chetif chateau (Lumpenſchloß) und Saint-Simon nur »das kleine Kartenhaus« genannt, ſollte vergrößert und verſchönert werden. Der Bau war im Jahr 1661 begonnen und erſt nach 27 Jahren vollendet worden. Die Ausſchmückung hatte man den berühmteſten Künſtlern anvertraut. Charles Lebrun, der erſte Hofmaler des Königs, hatte in neun großen und achtzehn kleinen Gemälden die berühmteſten Momente Ludwigs XIV., von deſſen Großjährigkeit bis zum Frieden von Nimwegen (1678), in allegoriſchem Gewande dargeſtellt; die einzelnen Säle wurden nach den Bildern am Plafond Hercules-, Venus-, Diana-, Mars-, Mercur-, Apollo- und Bellona-Saal genannt. Coyſevox hatte die Modelle der zahlreichen Gruppen entworfen, die von den Gebrüdern Keller, Aubry und Roger gegoſſen wurden. François Girardon hatte nach einer Zeichnung Perraults die berühmte Marmorgruppe der Apollobäder ausgeführt. André Lenotre hatte den Gartenplan entworfen, wofür er vom Könige in den

Adelſtand und zum Ritter des Sanct-Michaels-Ordens ernannt worden war.. Die abgezirkelten Laubgänge, die hohen Terraſſen, die plätſchernden Fontainen, die murmelnden Cascaden, die träumeriſchen Bosquets, die maleriſchen Baumgruppen, die duftenden Orangerien, die tauſendfarbigen Blumenparterres bildeten ein Ganzes, das die Namen Lebrun, Girardon und Lenotre verewigt hat. Im Parke nördlich vom Schloß hatte Ludwig außerdem ein Luſtſchloß aufführen laſſen, das nach dem Dorfe, das früher dort geſtanden, den Namen Trianon erhalten.

Der Bau dieſer beiden Schlöſſer hatte nach genauer Angabe, 187,078,537 Francs 13 Sous und 2 Deniers gekoſtet. Davon kamen:

für die Hauptarbeit	142,000,000	Francs.
„ „ Tiſchlerarbeit	5,107,376	„
„ „ Dachdeckung	1,437,359	„
für Blei	9,116,154	„
„ Fenſterſcheiben	601,757	„
„ Spiegel	443,262	„
„ Malereien und Vergoldungen	3,352,573	„
„ Bildhauerarbeit	5,392,140	„
„ Marmorbekleidung	10,087,004	„

für Gold und Silberſtoff	2,151,346	Francs.
= Silbergeräthſchaften	6,491,518	=
= Kryſtalle und Achate	1,112,138	=
= Honorar für die Architekten ...	2,000,000	=

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick in den Marmorhof. Hier ſehen wir die ſogenannte Todtenuhr, eine Uhr ohne inneres Werk, deren einziger Zeiger auf der Stunde ſteht, in welcher Ludwig XIV. geſtorben war. Die Uhr, ein Vermächtniß Ludwigs XIII., ſollte ſeine Nachfolger ewig daran erinnern, daß ſie ſterblich wie alle Andere ſind und nach ihrem Tode vor dem Thron des Königs aller Könige Rechenſchaft ablegen müſſen über alle Bande, die ſie freventlich geknüpft oder freventlich gelöſt.

Ludwig XV., der während der Regentſchaft erſt das Palais royal, dann das Schloß von Vincennes und ſpäter das für ihn eingerichtete Palais des Tuileries bewohnt, war erſt im Jahre 1722 nach Verſailles gezogen und hatte dort, zur Zeit der Pompadour, den Parc aux Cerfs, die berüchtigte Baumſchule der Maitreſſen, und am Ende des großen Parkes Klein-Trianon, einen Pavillon mit einem engliſchen Garten angelegt.

Als Ludwig XVI. zur Regierung kam, wurde Klein-Trianon das Lieblingsſchloß der Königin, die hier ihre menus plaisirs feierte. Der Läumund ſagt, die Schweſter des Kaiſers Joſeph habe hier, umgeben von ihren Lieblingen, bacchantiſche Orgien gefeiert; hier ſagt man, habe ſie geheime Zuſammenkünfte mit ihrem Schwager, dem Grafen von Artois, gepflogen, hier ſagt man, habe ſie . . .

Doch halt . . . die Schloßuhr ſchlägt . . . es iſt Neun . . . raſch zum Bosquet, damit wir das Rendezvous nicht verſäumen.

Der neunte Schlag war kaum verklungen, da huſchte aus dem dunklen Grün der Zweige eine ſchöne Frauengeſtalt in einem blendendweißen Kleide hervor. Ihre Züge konnte man, da die Nacht ihren dunkeln Schleier herabgeſenkt, nicht ganz genau erkennen. Der Cardinal fiel, als ſie auf ihn zueilte, ihr zu Füßen.

— Hier iſt das Halsband, Königin. Nehmen Sie es als ein Zeichen meiner Aufmerkſamkeit an.

— Tauſend, tauſend Dank, Cardinal. Horch!

ich höre Tritte ... das iſt die Gräſin Artois ... ich muß eilen ... auf Wiederſehen, Cardinal.

— Aber wann und wo?

— Morgen auf derſelben Stelle, Adieu, Adieu!

Sie nahm den Schmuck, ließ eine Roſe auf die Erde fallen und huſchte durch das Gebüſch.

Der Cardinal, der noch auf den Knieen lag, ſprang auf, um ihr nach zu eilen. Sie war verſchwunden.

Siebentes Capitel.

Kataſtrophen.

Der erſte Termin war abgelaufen. Böhmer und Boſſange verlangten ihr Geld. Die Königin hatte das Halsband nicht erhalten. Der Cardinal, behauptend, er habe es ihr am 8. Auguſt im Schloßgarten zu Verſailles gegeben, wurde in Pontificalibus nach der Baſtille gebracht, und eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet, die großes Aufſehen und noch mehr Scandal erregte. Endlich ergab es ſich, daß die Perſon, die im Apollo-Bosquet die Rolle der Königin geſpielt und das Halsband in Empfang genommen, ein Freudenmädchen war, das Oliva hieß und mit der Königin eine frappante Aehnlichkeit hatte. Der Mann der Gräſin de Lamothe hatte ſich zwei Tage nach jenem Rendezvous nach London eingeſchifft, wo er das Halsband für 1 Million 500,000 Francs verkauft. Der geprellte Cardinal wurde zwar freigeſprochen, aber ſeines Amtes entſetzt, in die Abtei von Haiſedieu in Auvergne und ſpäter in ſein Bisthum nach Straßburg verwieſen. Die Gräfin de Lamothe wurde durch Parlamentsbeſchluß vom 31. Mai 1786 auf beiden Schultern gebrandtmarkt und zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe verurtheilt. Ihr Gatte wurde zu den Galeeren condemnirt. Am beſten war Caglioſtro weggekommen, der ſich geſchickt auszureden und die ganze Schuld auf die Lamothe zu wälzen gewußt.

— Wohin, wohin? fragte Herr von Beaumarchais den Grafen von Mirabeau, der außer Athem an ihm vorüberrannte.

— Der Schlingel Caglioſtro ſitzt in der Baſtille, ich eile zu ſeiner ſchönen Frau.

— Unterhalten Sie Sich gut, rief ihm lachend der Dichter des Figaro nach.

— Retten Sie meinen armen Mann, bat Laura Feliciani den zärtlichen Mirabeau.

— Sein Sie unbeſorgt, Ihr Herr Gemahl iſt ein Hexenmeiſter, der ſich ſelber helfen wird.

— Spotten Sie nicht, Graf. Ich will Ihnen ewig dankbar ſein, wenn Ihr Einfluß ihn befreien kann.

— Wir wollen ſehen, was zu machen iſt, ſchöne Frau, ſagte Mirabeau und wurde immer zärtlicher.

Caglioſtro erhielt bald darauf ſeine Freiheit wieder, wurde aber verwieſen. Er ging nach Rom, wollte dort eine Freimaurerloge ſtiften, ward aber, mehrerer Verbrechen angeklagt und überwieſen, am 7. April 1791 zum Tode verdammt, eine Strafe, welche Pius VI. in lebenslängliche Haft verwandelte. Caglioſtro ſtarb 4 Jahre ſpäter im Gefängniß zu St. Leo. Man ſagt, er habe ſich das Leben genommen. Ein Jahr vor ſeinem Tode war Laura Feliciani, als Mitſchuldige ſeiner Verbrechen zum ewigen Gefängniß verdammt, im Hoſpital St. Appollino geſtorben.

Die Lamothe war nur 10 Monate eingekerkert und dann nach London entflohen, wo ſie am 23. Auguſt 1791 nach einer nächtlichen Orgie aus dem Fenſter eines dritten Stockwerks ſprang und an den Folgen dieſes Falles ſtarb.

Achtes Capitel.

Eine Orgie.

Es war am 13. Januar 1793.

In einem großen, reich decorirten, von Lüſtres und Girandolen taghell erleuchteten Saale des Palais royal herrſchte ausgelaſſene Freude, toller Lärm, ſybaritiſcher Jubel.

In der Mitte des Bankets, bei welchem der Champagner in unverſiegbaren Strömen floß, ſaß ein ſchön gebauter, mittelmäßiger großer Mann mit einem faſt gänzlich kahlen Kopfe und einem vollen blaſſen Geſichte, das, wenn gleich mit rothen, giftigen Puſteln, den Spuren liederlicher Ausſchweifungen überkruſtet, dennoch angenehme Züge der frühern Schönheit aufzuweiſen hatte. Dieſer Mann, kaum 46 Jahre alt, war Louis Philipp, Herzog von Orleans, der Neffe Ludwigs XVI., der, um beim Volke ſich beliebt zu machen, erklärt hatte, daß ſeine Mutter, Henriette von Bourbon-Conti, ihn mit ihrem Kutſcher gezeugt habe. Freiwillig hatte er auf ſeine hohe Geburt, ſeinen hohen Stand, ſeine hohen Titel Verzicht geleiſtet und, um dem Pöbel zu ſchmeicheln, ſich den Namen Philipp Egalité beigelegt.

Ihm zur Rechten ſaß ein großer, koloſſal gebauter Mann mit herkuliſchen Formen, einem von Blatternarben zerriſſenen Geſichte, ſtarken, abſtoßenden Zügen und einer Stentorſtimme, die, wie Donnerſchläge, den Raum, in dem er ſie verhallen ließ, erbeben machte. Dieſer Athlet, der vor Ausbruch der Revolution Advokat, ſpäter das Haupt der Cordeliers und nach dem 10. Auguſt Juſtizminiſter geweſen, war Georges Jacques Danton (geb. am 26. Oct. 1759 zu Arcis ſur Aube).

Neben Danton ſaß ein Mann, der Anfangs Maler und Kupferſtecher, dann Muſiker und endlich Schauſpieler geweſen, als ſolcher aber in Verſailles, Brüſſel und Lyon ſpurlos vorübergegangen war, worauf er dem Theater entſagt, ſich der Literatur gewidmet und le **Philinte de Molière** (eine Fortſetzung von Pocquelins »**Misantrope**«, den »**Presomptueux**, ou l'heureux **imaginaire**,« »**le Collateral**« und einige andere mit großem Beifall aufgenommene Theaterſtücke geſchrieben hatte. Dieſer Mann war Philipp François Nazaire **Fabre**, der ſich von der wilden Roſe, die er in ſeiner Jugend als einen von der **Académie des jeux floraux** zu Toulouſe ausgeſetzten Preis gewonnen, den Beinamen Eglantine zugelegt hatte (geb. am 28. December 1755 zu Carcaſſonne).

Neben Fabre d'Eglantine ſaß ein junger Mann, mit einem unedlem Aeußern, mit finſterem unheimlichen Blick und unreinem Teint, ein Schulkamerad Robespierres und beim Beginn der Revolution Advokat beim Parlament. Dieſer Mann, der früher den »Vieux Cordelier«, ein Journal, herausgegeben, in dem er ſich den Titel »General-Procurator der Laterne« beigelegt, war Benoit Camille Desmoulins (geb. 1762 zu Guiſe in der Picardie.)

Neben Desmoulins ſaß einer jener drei Commiſſarien, die von der geſetzgebenden Verſammlung beauftragt waren, den König, der am 21. Juni 1791 durch den Poſtmeiſter Drouet in Varennes feſtgehalten worden war, nach Paris zurückzubringen. Dieſer Mann, am 18. Nov. 1791 zum Maire von Paris und ſpäter zum Präſidenten des Convents erwählt, war Jerome Petion de Villeneuve (geb. 1742 zu Chartres).

Neben Petion ſaß ein blutjunger, bildſchöner Mann, mit langem blonden Haar und einer edlen ausdrucksvollen Phyſiognomie, in der eine trübe Schwärmerei prädominirte. Dieſer junge Mann, Robespierre's treueſter Freund und wärmſter Anhänger, einer der kühnſten und begeiſtertſten Apoſtel der jungen Freiheit, ein glühender Republikaner, der, niemals von Privatzwecken geleitet, ſtets nur nach eigener Ueberzeugung gehandelt, war Louis Leon de Saint-Juſt (geb. 1768 zu l'Iſère).

Zur Linken des Herzogs von Orleans ſaß ein Ungethüm, mit einer ſcheußlichen, ekelerregenden Fratze, die die Seife nur dem Namen nach gekannt, mit ſtruppigem, unausgekämmten Haar, langen, ſchwarzen Nägeln, ſchmutziger Wäſche und unausgebürſteten Kleidern. Dieſer Mann, erſt ein Charletan, ein Specificum verkaufend, das alle Uebel heilen ſollte, dann ein Journaliſt, der, im Solde des Herzogs von Orleans, unter dem Titel »Ami du Peuple« ein Blatt herausgab, in dem er ſeine Gegner nicht anders als Dummköpfe, Schweine, Schurken, ſchamloſe Lumpen und dem Tollhaus entſprungene Narren nannte, dieſer Sansculotte aller Sansculottes war Jean Paul Marat (geb. 1744 zu Baudry in Neufchatel).

Neben Marat ſaß ein ziemlich ſchöner Mann mit hoher Stirn, feurigen Augen und beredten Zügen, ein ci-devant Schauſpieler, der erſt in Genf, dann im Haag und zuletzt in Lyon aufgetreten, aber überall ausgepfiffen worden war. In »der Wittwe von Malabar«, einem Stücke, worin er die Rolle des Montalban geſpielt, hatte er dem Lyoner Publikum dergeſtalt mißfallen, daß es ihn unbarmherzig mit Aepfeln warf — ein Verbrechen, das er der guten Stadt Lyon nie vergeben hat. Bald darauf war er vom Theater abgegangen und als Theaterdichter mit »Clemence et Monjair«, »Lucie«, »le Bénéfice«, »La Famille des Patriotes ou la Federation« und einigen andern Stücken aufgetreten, die, den »Paysan magistrat« ausgenommen, elende Machwerke waren. In den Jakobinerklubb aufgenommen, ließ er einen »Almanac du Père Gérard« erſcheinen, der durch die kühne Vertheidigung der damaligen Conſtitution allgemeinen Anklang fand. Dieſer Mann, einer der blutdürſtigſten Tiger der Revolution, war Jean Marie Collot d'Herbois.

Neben Collot d'Herbois ſaß ein preußiſcher Baron, der als »Abgeordneter und Sprecher des Menſchengeſchlechts« am 19. Juni 1790 vor den Schranken der geſetzgebenden Verſammlung im Namen aller Völker allen Königen der Erde und »als perſönlicher Feind von Jeſus Chriſtus« ſogar dem Heiland den Krieg erklärt hatte. Dieſer Mann, Verfaſſer eines Werkes »La republique universelle« war Johann Baptiſt, genannt Anacharſis Cloots (geb. am 24. Juni 1755 zu Cleve).

Neben Clootz ſaß ein Narr, der vor Kurzem erſt den Vorſchlag gemacht, ein Corps von 1200 Tyrannenmördern zu bilden und einen Preis von 100,000 Francs auf den Kopf Friedrich Wilhelms von Preußen, des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen und des Herzogs von Braunſchweig auszuſetzen. Dieſer Ausbund von Verrücktheit war Jean Debry (geb. 1761 zu Vervins).

Neben Debry ſaß ein Monſtrum, früher Matroſe, ſpäter Fleiſcher und am 10. Auguſt bei der Erſtürmung der Tuilerien einer der Haupträdelsführer: Louis Legendre.

Neben Legendre ſaß der jüngere Bruder Robespierre's, Auguſtin. Zwiſchen Auguſtin Robespierre und St. Juſt ſaß einer der reichſten und einflußreichſten Männer des Convents: Louis Michel Lepelletier de Saint-Fargeau. Als **president à mortier** beim pariſer Parlament, hatte er das Gelübde gethan, keinen Menſchen, wie groß auch deſſen Verbrechen ſei, zum Tode zu verdammen. Das Geſetz, ſagte er, ſoll den Verbrecher nicht der Wohlthat berauben, ſeine Sünden bereuen zu dürſen — das Geſetz ſoll nicht rächen, es ſoll nur beſſern.

Lepelletier hatte wegen ſeiner weiſen und gemäßigten Grundſätze großen Anhang im Convente. Orleans und ſeine Partei wußten, daß Lepelletier über 25 einflußreiche Stimmen zu gebieten hatte und deshalb verſuchten ſie es, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Das heutige Feſt war nur ſeinetwegen veranſtaltet worden.

— Teufel, was ſeh ich! rief Marat, wir ſind Dreizehn an der Tafel. Beim Styx, das iſt ein böſes Omen! Einer von uns muß bald ſterben!

— Marat wird uns den Gefallen erweiſen, uns Allen voranzugehen, ſagte Danton.

— Ihr Lumpen, ich hoffe noch, Euch Alle zu überleben.

— Wenn der Tod ſich Deiner nicht bald erbarmt, ſagte Desmoulins, dann freſſen Dich bei lebendigem Leibe die Würmer auf.

— Sei unbeſorgt, Desmoulins, ich hülle mich in die alten Blätter Deines **Vieux cordelier**, die

Würmer, wären ſie noch ſo hungrig, werden dann gewiß nicht anbeißen wollen.

— Marat hat Recht. So lange es noch wohlconſervirte Leichen giebt, brauchen ſich die Würmer an dem vergifteten Cadaver des **Ami du peuple** nicht zu vergreifen.

— Fängſt auch Du zu witzeln an, deutſcher Baron! rief Legendre, magſt Du machen, was Du willſt, Du bleibſt doch immer nur ein Adeliger. **Quant à moi je mangerais le Coeur d'un Aristocrate.**

— Man ſieht doch gleich, daß Du ein Fleiſcher warſt, Legendre. Ich, Anacharſis Clootz, möchte Dein Herz um keinen Preis der Erde freſſen.

— Warum nicht, Sprecher des Menſchengeſchlechts?

— Ich eſſe kein Schweinefleiſch.

— Am Ende iſt er gar ein Jude! rief Debry.

— Egalité, bin ich ein Jude?

— Anacharſis, warum frägſt Du gerade mich?

— Du biſt das goldene Kalb, hab ich Dich jemals angebetet?

— Laßt die ſchlechten Witze! rief Collot d'Herbois, ich habe Euch etwas Intereſſanteres mitzutheilen.

— Willſt Du uns etwa ein Paar Acte aus Deinem Schauſpiel »Clemence und Montjair« vorleſen? fragte Fabre d'Eglantine.

— Was wärs? Ihr würdet höchſtens dabei gähnen. Aber wenn es Dir, gekrönter Dichter, gefiele, uns Deinen »Philinte« vorzuführen, würden Alle einſchlafen.

— Beſonders, wenn Du, großer Mime, die Hauptrolle darin ſpielteſt.

— Zum Glück ſind noch ein paar Aepfel da.

— Deutſcher Baron! rief Collot d'Herbois, Du biſt heute ſehr witzig; aber Dein Witz iſt deutſch, maſſiv, plump.

— **Mon coeur est français, mon ame est sansculotte!** rief Anacharſis Cloots.

— Hört endlich zu witzeln auf! rief St. Juſt. Wir ſtehen am Vorabend eines großen Ereigniſſes.

Uebermorgen beginnt die Abſtimmung über das Schickſal Louis Capets ... Jeder von Euch, der für ſeinen Tod ſtimmt, erhebe ſich und ſchwöre.

— La mort, la mort! riefen zwölf Stimmen wie aus einem Munde. Nur Einer blieb ſitzen, es war Pelletier.

— Du willſt alſo den Tyrannen nicht zum Tode verdammen! donnerte Dantons Stimme, die jetzt, wie Sturmgeläute, den Saal durchdröhnte.

— Ich that das Gelübde, keinen Menſchen zum Tode zu verdammen.

— Louis Capet iſt kein Menſch! rief Marat, vom Weine berauſcht, Louis Capet iſt ein Schöps.

— Ein ſchönes Complimentt für ſeinen Neffen Philipp Egalité, erwiederte Lepelletier.

— Ihr ſprecht ihn alſo frei von jeder Schuld, fragte Desmoulins, ihn mit finſterm Blick durchbohrend.

— General-Procurator der Laterne, wer ſagt Dir, daß ich ihn freiſpreche. Louis Capet iſt ein Verräther, aber da es gegen meine Grundſätze iſt, einen Menſchen zum Tode zu verdammen, ſo werden ich und die Meinigen dafür ſtimmen, daß er des Thrones für verluſtig erklärt und verbannt werde ...

— Damit iſt die Rache des beleidigten **Peuple-Souverain** nicht geſühnt! rief St. Juſt, die Fauſt, die ein Meſſer hielt, feſt zuſammenballend.

— Wir müſſen Europas Völkern mit einem blutigen Beiſpiel vorangehen! rief Danton.

— Er ſterbe! riefen Alle, bis auf den Einen.

— Du ſtimmſt alſo nicht mit uns? fragte Collot d'Herbois.

— Eure drohenden Mienen werden mich nicht hindern, Nein zu ſagen.

— Pfui und zehnmal Pfui! rief Marat und leerte mit einem Zuge das bis zum Rand gefüllte Glas.

— Wer nicht mitſtimmt für den Tod des Verräthers, iſt ſelbſt ein Verräther! ſchrie Legendre. Mit dem Köpfen allein iſt ein guter Patriot, wie ich, nicht zufrieden. Ich werde darauf antragen, daß man den Leichnam des Tyrannen in 84 Stücke zerhaue und eines davon an jedes der 84 Departements verſende.

— Schweig, Fleiſcher! rief Desmoulins, darüber empört.

— Bürger Lepelletier! rief Danton mit ſeiner Donnerſtimme, wir fragen Euch zum dritten und zum letzten Male, wollt Ihr für den Tod des Königs ſtimmen?

— Ich ſage Euch zum dritten und zum letzten Male: Nein!

— Nun dann hol Euch der Henker! rief Philipp Egalité.

— Halt! rief Auguſtin Robespierre, da fällt mir eben ein, daß ich einen Brief für Euch in meiner Taſche habe.

— Einen Brief? Von wem?

— Das ſollt Ihr gleich erfahren. Da nehmt und leſ't.

Lepelletier warf einen Blick auf die Adreſſe. Die Hand ſchien ihm bekannt zu ſein. Eilig erbrach er das Siegel und las. Im ganzen Saale herrſchte tiefes Schweigen. Aller Blicke hingen an ſeinen Zügen, in denen ſich freudiges Erſtaunen malte. Als er den Inhalt ganz geleſen, ſprang er eilig auf und rief:

— Ich muß fort!

— Wohin, wohin?

— Das kann, das darf ich Euch nicht ſagen.

— Es iſt ſchon Eilf vorüber.

— Ich werde erſt um Mitternacht erwartet.

— Ein Rendezvous?

— Denkt was Ihr wollt! rief Lepelletier vor Freude außer ſich und ſtürmte fort.

— Robespierre, fragte Danton, wer gab Dir den geheimnißvollen Brief?

— Mein Bruder gab ihn mir.

— Und was enthielt er?

— Das werdet morgen Ihr erfahren.

Neuntes Capitel.

Ein Opfer für das Andere.

Lepelletier warf ſich in ein Cabriolet und fuhr nach der Rue Tournon.

— Halt! rief er dem Kutſcher zu und ſtieg vor dem Eingang eines großen Hôtels ab.

Mit freudig pochendem Herzen lief er die marmorne Treppe hinan. Auf dem hellerleuchteten Corridor harrte ein junges Mohrenmädchen, das ſchweigend ihn durch eine Reihe finſterer Zimmer führte.

— Tretet dort ein, Bürger, ſagte die Mohrin, auf eine verborgene Tapetenthür hinzeigend.

Leiſe pochte er an. Eine zarte Stimme rief, kaum hörbar, herein. Das Conventsmitglied trat in ein matterleuchtetes, von ſinneſchmeichelnden Wohlgerüchen durchduftetes Schlafkabinet. Ein junges, mit tauſend friſchknospigen Reizen ausgeſtattetes Weib, in ein wollüſtiges Nachtnegligé eingehüllt, lag auf den molligen Kiſſen eines weißſeidenen Ruhebettes ausgeſtreckt. Bei ſeinem Eintreten erhob ſie ſich.

— Der große Robespierre hat mir geſagt, daß Du mich liebſt. Bürger, iſt das wahr?

— Ja, Bürgerin, ich liebe Dich, ſtammelte Lepelletier mit freudetrunkenem Blick.

— Seit wannen liebſt Du mich?

— Seit Jahren ſchon, doch nie hab ichs gewagt, mich Dir zu nahen.

— Sage mir, Bürger, wie groß iſt Deine Liebe zu mir?

— So groß, daß ich Dir jedes Opfer bringen kann.

— Wenn die Frau, die Du ſeit Jahren liebſt, Dir ſagen würde: Ich haſſe Dich und dennoch will ich Dich erhören.

— Die Freude würde mir die Sinne rauben.

— Bürger, eine Nacht zu ruhen in den Armen eines Weibes, das man liebt . . . weißt Du, was das iſt?

— Ein Glück, das ich ſelbſt mit dem Tod erkaufen würde.

— Für das Opfer, das ich Deinen Lüſten bringe, verlange auch ich von Dir ein Opfer.

— Willſt Du Gold?

— Die Freundin Robespierre's verſchmäht Dein Gold.

— Willſt Du für einen Deiner Freunde eine Stelle?

— Wirkliches Verdienſt bedarf nicht Deines Schutzes . . . es bahnt ſich ſelber ſeinen Weg . . . Das hat Robespierre bewieſen.

— Willſt Du mein Weib ſein?

— Nein, das will ich nicht, ſprach ſie mit bitterm Spott.

— Was Du verlangſt, Alles, Alles, will ich gewähren.

— So höre! Zwanzig Männer, mächtiger als Du, haben ihren Reichthum, ihre Macht mir zu meinen Füßen gelegt . . . ich habe ſie mit meinen Füßen fortgeſtoßen und ſie verachtet. Und wären ſie auch geſtorben zu meinen Füßen und hätte ich ſie auch retten können mit einem einzigen Blick... ich hätte es nicht gethan. Nun wohl, die Gunſt, die Keiner, außer Robespierre, von mir erlangt, ſollſt Du, Bürger, erlangen. Dafür verlange ich von Dir weiter nichts als ein armſeliges Opfer, den Kopf Ludwigs XVI.

— Niemals! niemals! rief Lepelletier. Ich verſchmähe ein Glück, das ich einem Meuchelmord verdanken ſoll.

— Du haſt über 25 Stimmen im Convent zu verfügen ... um dieſen Preis verkaufe ich mich Dir ... willſt Du, Bürger?

— Nimmermehr! rief Lepelletier.

— Bürger, betrachte mich, betrachte mich noch einmal, betrachte mich genau. Findeſt Du nichts in meinen Augen, das die Stimme Deines Gewiſſens, wenn Du anders eines haſt, beſchwichtigen kann? Bürger, ich bin ſchön, und mein Geſicht, jetzt bleich und todt, wird ſich, von

Deinen Küſſen geröthet, in glühendes Roth verwandeln . . .

— Weib, die Hölle, die Du mir bieteſt, iſt ſchöner als das Paradies.

— Bürger, zählſt Du das Vergnügen, ein Weib, das Du liebſt, an Dein Herz drücken zu können, dieſes Weib in Deine Arme zu ſchließen und ſie mit Deinen Küſſen zu erſticken, für nichts, für gar nichts! Ach, dann haſt Du die Liebe, die wahre Liebe nie gekannt. Bürger, das, was ich von Dir verlange, iſt ein armſeliges Opfer, das nichts Dich koſtet als ein einzig Wort; das, was ich Dir biete, iſt ein Glück, das Du heute oder nie mehr ſollſt genießen.

— Weib, ich möchte Deinen Reizen widerſtehen!

— Für einen Königskopf eine Nacht, eine ganze Nacht des Glücks, eine Nacht in meinen Armen, Bruſt an Bruſt, Herz an Herz, Aug an Aug . . .

— Nun gut, Ludwig verfalle, weil Du es willſt, dem Tode; aber denke daran, daß eines

Königs Leben in Deinen Händen lag, daß Du es warſt, die ihn dem Henkerbeile überliefert.

— Bürger, ſchwöre, daß Du übermorgen für den Tod des Königs ſtimmſt!

— Schwören ſoll ich?

— Schwören, oder mich ſogleich verlaſſen.

— Nun denn, ich ſchwöre!

— Jetzt bin ich Dein, ganz Dein für dieſe Nacht.

– Das Glück wird mich tödten.

Robespierre, kein Mittel, das zum Ziele führt, verſchmähend, hatte durch dieſe Liſt 26 Stimmen für ſeinen Plan gewonnen.

Zehntes Capitel.

Die Abſtimmung.

Mittwoch am 15. Januar begann die Abſtimmung. Die Tribune war mit Tauſenden von Zuhörern angefüllt. Aus dieſer Menge ragte der Engelskopf eines Weibes hervor, jenes Weibes, deſſen Reize ſo mächtig waren, Lepelletiers Gelübde zu brechen.

Er und 25 ſeiner Anhänger ſtimmten für den Tod des Königs.

— Ich haßte dieſen Mann, jetzt lieb ich ihn, rief triumphirend die Freundin Robespierres.

Clio hat die Stimmen des Convents aufgezeichnet in die Asbeſtblätter der Geſchichte.

Hier jene Stimmen, die ſich am beſtimmteſten vernehmen ließen:

— Louis, ma conscience me dit, que tu as merité la mort; je la prononce! ſagte Allafort, der Deputirte der Dordogne.

— Louis a trop vecu; sa mort est une justice, ſagte der Marquis d'Aout, Deputirter du Nord.

— Le seul moyen d'anéantir la tyrannie est d'anéantir les tyrans. Donnons cet exemple à l'univers. Je vote pour la mort et je demande l'exécution dans les 24 heures (Moiſe Bayle, Deputirter der Rhonemündung).

— Comme je ne crois pas, que la conservation d'un ex-Roi soit propre à faire oublier la royauté; comme je suis intimement convaincu, que le plus grand devoir à rendre au genre humain, c'est de délivrer la terre des monstres qui la devorent, je vote la mort du tyran dans le plus bref délai (Bernard, Präſident des Tribunals zu Saintes).

— Pour établir mon opinion, j'ai consulté l'histoire. Rome chassa ses rois et eut la liberté. César fut assassiné par Brutus et eut un successeur. Les Anglais immolèrent leur tyran, mais bientôt ils rentrèrent dans les fers, qu'ils venaient de briser. Je pense donc que pour rétablir la liberté, Louis doit être fermé jusqu'à la paix, et à cette époque banni (Alasseur, député du Nord).

— Ni les menaces dont ce tribunal a retenti, ni cette crainte puérile dont on a cherché à nous environner ne me feront trahir mon sentiment; je vote pour la réclusion (Joſeph Becker, Deputirter des Moſel-Departements).

— Louis a commis un assassinat ... il en a commis mille; je le condamne à la mort (Bouquier, Deputirter der Dordogne).

— Etre indulgent envers Louis, ce serait se rendre complice de ses crimes. La convention se couvrirait d'infamie, si elle ne condamnait pas Louis à la mort. Je le condamne à la mort. (J. Brival, Procurateur des Departements der Corezze).

— La mort de Louis XVI. est, dans mon intime conviction, le tombeau de la liberté publique et le triomphe des ennemis de ma patrie. Le seul code pénal, applicable à Louis, est celui qui prononce sa déchéance (Casenave, député des Basses Pyrennées).

— Si je ne consultais que les crimes de Louis et la peine qu'il mérite, je ne balancerais pas à prononcer la mort; mais la crainte de voir mêler ce sang odieux à celui d'un peuple que je chéris, me détermine à voter pour la réclusion et le bannissement à la paix (T. Castilhon, député de l'Herault).

— Je vote pour la réclusion d'abord et pour le banissement après la guerre. Je m'oppose à la mort de Louis, précisément parce que Rome la voudrait pour le béatifier (E. Chaillon, député de la Loire inférieure).

— L'assemblée a décrété à l'unanimité Louis convaincu de conspiration. La loi le condamne à la mort. Les considérations politiques n'ont été invoquées en sa faveur que par le fanatisme et la tyrannie. Heureusement le règne en est passé. Si quelque ambitieux osait attaquer la liberté, les bras du peuple sont levés et je briguerais l'honneur de porter les premiers coups. Je vote pour la mort de Louis le Dernier. (Chateauneuf-Randon, député de la Lozère).

— La peine contre les conspirateurs est la mort; mais cette peine est contre mes principes, je vote pour la peine la plus grave dans le code pénal et qui ne soit pas la mort (les fers) (Condorcet, député de Paris).

— Je vote pour la mort, trop tard peut-être pour l'honneur de la Convention (Camille Desmoulins, député de Paris).

— Le délit, dont Louis est coupable, doit être puni de mort d'après les règles de la justice éternelle, je le déclare digne de mort. Cependant nous devons consulter le salut de l'Etat. Or, je crois, que pour le bonheur de la patrie, Louis doit être seulement chassé du sein d'une nation qu'il a si lâchement trahie. En attendant qu'il puisse être banni, je demande qu'il soit détenu (J. Devars, député de la Charente).

— Les attentats de Louis Capet me sont connus, mais c'est en homme d'état que je veux prononcer. Quel que soit le jugement, que je vais porter, je sais le sort qui m'est reservé, si nos ennemis réussissaient dans leurs perfides desseins. Mais si jamais ma patrie pouvait perdre sa liberté, il n'existerait plus alors aucun républicain, il n'y aurait que des làches ou des esclaves, et j'aimerais mieux périr mille fois que de vivre avec eux . . . Je vote pour la peine la plus grave après la mort (les fers). (A. Dupin, député de l'Aisne).

— D'après mon opinion, la raison, la justice, l'humanité, le ciel et la terre condamnent Louis à la mort (R. Gaston, député de l'Arriège).

— Je vote pour la mort de Louis, et en prononçant ce voeu terrible, je renouvelle dans le sein des réprésentans de la nation le serment de ne jamais exister sous un nouveau tyran et de ne vivre désormais que pour combattre celui qui voudrait succéder au tyran que je condamne (Guezno, député du Finistère).

— Je pense que c'est ici un combat de la liberté contre la tyrannie et c'est un combat à mort. Tous les peuples, qui ont voulu être libres, n'ont pu l'être que par la mort des tyrans. Je vote pour la mort (Jean Bon Saint André, député du Lot).

— J'ai toujours haï les Rois et mon humanité eclairée a écouté la voix de la justice éternelle; c'est-elle, qui m'ordonne de prononcer la peine de mort contre Louis Capet (M. A. Julien, député de la Drôme).

— Le tyran est declaré convaincu du plus grand des crimes, de celui d'avoir voulu asservir la nation. La loi prononce la peine de mort contre un pareil attentat. Soumis à la loi, je vote pour la mort (J. R. Lacoste, député du Cantal).

— Nous devons aux rois une grande leçon, aux peuples un grand exemple. Je vote pour la mort (Laguire, député du Gers).

— Un vrai républicain parle peu. Les motifs de ma décision sont là (die Hand auf's

Herz legend). Je vote pour la mort (J. Lakanal, député de l'Arriège).

— Je vote la mort du tyran sans craindre les reproches de mes contemporains ni de la postérité (S. P. Lejeune, député de l'Indre).

— Je regrette que la sûreté de l'état ne permit pas de le condamner aux galères perpétuelles pour servir long-temps d'exemple. Je vote pour la mort, mais en cas que la peine de la détention obtenait la majorité, ce ne serait qu'au bagne qu'on pourrait l'enfermer (Lequinio, député de Morbihan).

— La culmination des fonctions de jury, de juge, de législateur me parait monstrueuse, tyrannique, subversive de tout ordre social. Je vote pour la détention du ci-devant Roi pendant tout le temps de la guerre et l'expulsion un an après que les despotes coalisés contre la France auront posé les armes et réconnu la république (Marey, député de la Côte d'or).

— Je croirais manquer à la justice, à la sûreté présente et future de ma patrie, si par mon souffrage je contribuais à prolonger l'existence du plus cruel ennemi de la justice, des lois, de l'humanité; en conséquence je vote pour la mort (J. B. Massieu, député de l'Oise).

— Quand ce prince aurait mille vies, elles ne suffiraient pas pour expier ses forfaits; je le condamne à la mort (St. Maure, député de l'Yonne).

— Un tyran n'est à mes yeux qu'un monstre. Louis a attenté à la sûreté générale de l'état; qu'il périsse sous la glaive de la loi (J. B. Michaud, député du Doubs).

— Citoyens, vous devez un grand exemple aux peuples et aux Rois. Je pense, que la justice éternelle, les raisons d'état, l'intérêt de la nation française et celui de l'humanité me commandent également de voter la mort de Louis (C. F. Oudot, député de la Côte d'or).

— Comme convaincu du crime de lésé-na-

tion, je condamne Louis à la mort (F. Rebecquy, député des bouches du Rhône).

— Je condamne le tyran à la mort, et en prononçant cet arrêt, il ne me reste qu'un regret, c'est que ma compétence ne s'étende pas sur tous les tyrans pour les condamner tous à la même peine (P. Robert, député de Paris).

— L'histoire apprend que des cendres d'un roi il en renait un autre. Je vote pour la detention et le bannissement à la paix (Texide-Mortegoute, député de la Creuse).

— La mort sans phrase (Robespierre).

Freitag am 17. Januar 7 Uhr Abends, nachdem alle Stimmen eingeſammelt waren, erhob ſich Pierre Victorin Vergniaud (geboren 1795 zu Limoges), der Präſident, um dem Convent das Reſultat der Abſtimmung vorzulegen.

Der Convent beſtand aus 749 Mitgliedern.

15 befanden ſich als Commiſſarien in den Departements.

8 waren durch Krankheit abgehalten, mitzuſtimmen.

5 haben ſich geweigert, ihr Votum zu geben.

Die Zahl der Votirenden betrug alſo 721.

Die abſolute Majorität 361.

Von dieſen haben geſtimmt:

Für die Galeeren 2.

Für Gefangenſetzung und Verbannung nach dem Frieden, oder für ſofortige Verbannung oder Abſetzung 286.

Für den Tod mit Aufſchub nach dem Frieden oder der Einſetzung der Conſtitution 46.

Für den Tod nach Mailhe's Amendement 36.

Für den Tod ohne Aufſchub 361.

Mithin, fuhr der Präſident mit bewegter Stimme fort, erkläre ich im Namen des Nationalconvents, daß Louis Capet zum Tode verdammt iſt.

Die Bürger Deſeze, Tronchet und Lamoignon-Malesherbes, die Vertheidiger des Königs, wurden vor die Schranken des Convents geführt. Sie verlangten einſtimmig, daß das Urtheil durch eine Appellation an das Volk ratificirt werden ſolle.

— Bürger, rief Robespierre, Ihr könnt das Urtheil, das Ihr einmal gefällt, nicht wieder umſtoßen. Ich verlange, daß Ihr erklärt, die Appellation an das Volk ſei, zuwiderlaufend den Rechten der Natur und des Convents, unſtatthaft und daß Jeder, der ſich ferner erkühnen ſollte, einen Antrag dieſer Art zu ſtellen, als Beleidiger des Geſetzes, als Störer der öffentlichen Ruhe zur Verantwortung gezogen werde.

— Das Urtheil iſt gefällt! rief der Präſident, die Sitzung iſt aufgehoben.

Deſeze, Tronchet und Malesherbes begaben ſich ſofort zum Könige.

Eilftes Capitel.

Nemeſis.

Fünf Tage nach jener Nacht ſpeiſte Lepelletier im Palais royal bei dem Reſtaurant Fevrier.

Außer ihm war nur noch ein Gaſt gegenwärtig, ein gewiſſer Paris, der früher Gensd'arme, ſpäter Garde du Corps beim Grafen Artois und endlich Officier bei der conſtitutionellen Leibwache Ludwigs XVI. geweſen war.

Der Wirth raunte ihm leiſe in's Ohr:

— Der Gourmand da, der ſich jetzt ſein Rebhuhn ſo gut ſchmecken läßt, iſt Lepelletier de Saint Fargeau. Dieſer Mann, der früher das Gelübde gethan, keinen Menſchen zum Tode zu verdammen, hat vor drei Tagen ſeinen König zum Tode verdammt.

Lepelletier war eben im Begriff, den Champagner zu entkorken, als Paris auf ihn zutrat mit den Worten:

— Alſo auch Ihr habt für den Tod des Königs geſtimmt?

— Mein Gewiſſen, erwiederte Lepelletier ruhig fortkauend.

Aber Paris ließ ihm keine Zeit die Phraſe zu vollenden. Wuthentbrannt zog er ſeinen Degen und ſtieß ihn zähneknirſchend in die Bruſt des Deputirten.

Lepelletier ſank vom Stuhl. Aus der Wunde ſtrömte das Blut heraus.

— Mich friert, rief er und hauchte bald darauf ſein Leben aus.

Paris hatte den Wirth, der ihn feſthalten gewollt, mit ſtarker Hand auf die Erde hingeſchleudert und eilig die Flucht ergriffen.

Zwei Tage ſpäter wollte man den Mörder Lepelletier's, den ein Kaninchenfellhändler in Forges=les=Eaux denuncirt hatte, gefangen nehmen. Aber in dem Augenblick, als zwei Gensd'armen eintraten, um Paris in ſeinem Bette zu ergreifen, ſchoß er ſich eine Kugel durch den Kopf. Ein Courier jagte mit dieſer Botſchaft nach Paris.

Legendre und Tallien vom Convent abgeſandt, um ſich von der Wahrheit des berichteten Vorfalls augenſcheinlich zu überzeugen, fanden bei ihm ſeinen Taufſchein und ſein Garde-Brevet, worauf er folgendes Quatrain geſchrieben:

Sur cet brevet d'honneur j'ecris sans effroi,
Je l'ecris à l'instant ou je quitte la vie:
Français, si j'ai frappé l'assassin de mon Roi,
C'etait pour m'arracher à votre ignominie.

Zwölftes Capitel.

Der Tag der Hinrichtung.

(Dienſtag am 21. Januar 1793.)

Es war ein kalter, aber ziemlich heiterer Tag.

Schon ſeit frühem Morgen war die Bevölkerung von halb Paris auf den Beinen, um nach dem Place de la Revolution hinzuſtrömen.

Vom Tour du Temple, in dem der König und ſeine Familie ſeit dem 10. Auguſt eingekerkert war, bis zum Richtplatz hin zog ſich, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, ein doppeltes Spalier von Nationalgarden.

Mit dem Glockenſchlage Neun waren in den Kerker des Königs drei Abgeordnete des Convents eingetreten, um ihn zu ſeinem letzten Gange abzuholen.

Die Königin Marie Antoinette, ſeit vier Wochen von dem König getrennt, hatte vom Convent die Erlaubniß erhalten, ihrem Gatten das letzte Lebewohl zu ſagen. In Thränen aufgelöſt, hing ſie am Halſe ihres königlichen Gemahls. Seine beiden Kinder umklammerten ſeine Knie. Nicht fern von dieſer herzerſchütternden Familiengruppe kniete des Königs Schweſter, Eliſabeth von Frankreich, vor einem Crucifix in inbrünſtiges Gebet verſunken.

— Weine nicht, mein holdes Weib, weint nicht meine holden Kinder. Droben ſehen wir uns Alle wieder! Bis dahin lebet wohl!

Er küßte ſeine Frau, er herzte ſeine Kinder, ertheilte ihnen ſeinen Segen, entriß ſich ihren Umarmungen und folgte dem gebieteriſchen Ruf der Schergen.

In dem Wagen, der ihn zum Richtplatz führte, ſaß der Abbé Edgeworth, ſein Beichtvater, neben ihm, der den Balſam der Religion in ſeine Seele träufelte. Ludwig fühlte den geſunkenen Muth durch die Worte des göttlichen Troſtes von Neuem erwachen. Sein Antlitz, Anfangs voll Schmerz, nahm wieder eine ruhige, ja faſt heitere Miene an.

Die Straßen, die der Zug paſſirte, waren mit tauſend herzloſen Gaffern angefüllt, die ihre Gloſſen machten.

— Man ſieht, daß es dem Louis Capet in ſeinem Kerker an nichts gefehlt, er ſieht recht fett und wohlbehaglich aus.

— Er trägt einen gelbbraunen Rock und einen abgetragenen Hut.

— Für ſeine ganze Garderobe gebe ich keine 20 Francs.

— Weiß Gott, er thut mir dennoch Leid!

— Mir nicht . . . er hat uns verrathen, hat uns verkaufen wollen ans Ausland.

— Wer ſagt das?

— Der große Robespierre und was der ſagt, darauf ſchwör' ich, lieber als aufs Evangelium.

— Das arme Weib, die armen Kinder, wie mögen ſie jetzt jammern um den lieben guten Vater!

— Sprecht nicht ſo laut, alter Mann . . . Euer Mitleid könnte Euch den Kopf koſten.

— Es lebe der König!

— Das iſt ein Ariſtokrat, ſchlagt ihn todt, den Hund!

Am Richtplatz angekommen, beſtieg der König feſt und ohne Bangen das Schaffot.

— Sohn des heiligen Ludwig, ſteige zum Himmel! ſagte der Beichtvater.

Oben angekommen ließ er ſich, nur auf Zureden des Prieſters, ohne Murren die Hände auf den Rücken feſtbinden.

Während der Henkersknecht mit gefühlloſer Kälte den Strick feſt zuſammenſchnürte, ſprach Ludwig, die Blicke gegen die Tuilerien hingewandt, alſo zu ſeinem Volke:

— Franzoſen, ich bin unſchuldig! Ich vergebe meinen Feinden und wünſche, daß mein Tod meinem Volke, das ich liebe, Nutzen bringe. Franzoſen...

— Rührt die Trommeln! rief Santerre, der Commandant der Nationalgarden, die rings um die Guillotine ein undurchdringliches Carré geſchloſſen.

Der Lärm der Trommeln übertönte die Stimme des königlichen Delinquenten.

— Spute Dich, rief der Henker Samſon. Glaubſt Du, wir haben heute keinen andern als nur Dich zu köpfen? Wir müſſen heute noch 24 in das Jenſeits expediren, alſo tummle Dich!

Louis legte ſein Haupt auf den Block.

Um 10 Uhr 20 Minuten fiel das geſalbte Haupt des Königs unter dem ihm zu Ehren neugeſchärften Beil der Guillotine.

Der Henker Samſon zeigte das vom Rumpf getrennte Haupt, warf es dann in einen Korb, und mehr als hundert Tauſend Stimmen riefen:

— Es lebe die Nation, es lebe die franzöſiſche Republik!

Und die Trommeln fingen von Neuem zu wirbeln an und wildes Freudengeſchrei zerriß die Luft.

Der Henkersknecht zerriß nun den Rock des Hingerichteten in tauſend kleine Fetzen, welche er unter die Menge vertheilte, die ihre Hände darnach ausſtreckte, um ein Stück davon als Trophäe oder

Reliquie aufzubewahren. Viele tauchten, wenn der Henker ihnen den Rücken gewandt, ihre Tücher, einige Officiere tauchten ihre Degenquaſten in das königliche Blut.

— Das Blut eines Hingerichteten bringt Glück.

— Des Königs Blut wird Unheil bringen.

— Gott ſchütze Frankreich!

— **Vive la nation, vive la république française!**

Der Henkersknecht bot jeden einzelnen Knopf des königlichen Rockes, den Hut, die Schnallen, die Schuhe, des Königs Haarband, ja ſogar deſſen Haare aus. Und man riß ſich darum und überbot ſich wie auf einer Auction, wo alter Trödel an den Meiſtbietenden verſteigert werden.

Das blutige Drama war zu Ende. Die Maſſen zerſtreuten ſich, patriotiſche Lieder trällernd, froh und fröhlich, als ob ſie von der Kirmeß kämen.

Unfern der Terraſſe des Feuillans, von wo aus man den Richtplatz am beſten überſehen gekonnt, hatte noch vor wenigen Augenblicken ein unſcheinbares Cabriolet gehalten, in dem ein Mann, dicht in einen Mantel gehüllt, das Auge mit einem Operngucker bewaffnet, der Hinrichtung des Königs mit ſo kaltem Blute, wie den Sprüngen einer Balletttänzerin, zugeſehen hatte. Dieſer theilnahmloſe Zuſchauer war des Königs Neffe, Philipp Egalité, der, als Ludwigs Haupt gefallen, nach dem Palais royal zurückgekehrt, dort in einen ſechsſpännigen Wagen eingeſtiegen und nach Rincy gefahren war, um dort im Kreiſe ſeiner verworfenen Mitgenoſſen und liederlicher, ſchamloſer Operntänzerinnen eine neue Orgie zu feiern.

Der Leichnam des Königs wurde auf dem Magdalenen-Kirchhof eingeſcharrt. Die Grube war zwölf Fuß tief und ſechs Fuß breit und mit ungelöſchtem Kalk angefüllt, damit der Leichnam ſchnell in Verweſung übergehe.

Zwei Stunden ſpäter herrſchte in Paris eine ſo ungetrübte Ruhe, als ob gar nichts darin vorgefallen wäre.

Im Café de Foy, dem Rendezvous vieler Patrioten, ſaßen zwei Leute, welche Domino ſpielten und Zuckerwaſſer tranken.

— Wo bringſt Du den heutigen Abend zu? fragte der Eine.

— Ich will in das Theater du Vaudeville.

— Was giebt man da?

— Eine Parodie auf die italieniſche Oper »Romeo und Juliette« oder »Alles für die Liebe«.

— Wie heißt die Parodie?

— Rault, Meot und Juliette oder Alles für den Magen. Da wird es viel zu lachen geben... und Du, wo biſt Du dieſen Abend?

— Im Theater de la Republique.

— Was geben ſie dort?

— Noch weiß ich ſelbſt nicht was. Garçon, Bürger wollt' ich ſagen, gebt mir die heutige Affiche vom Theater der Republik.

— Hier, Bürger, iſt der Zettel.

— Heute am 21. Januar: Durch und für das Volk.

Erſte Sansculottide.

Das letzte Gericht der Könige.

Hierauf:

Die Hochzeit des Kapuziners.

— Vielleicht komme ich ſpäter auch hin, ſagte der Andere.

Dieſe beiden Männer, die ſo ſorglos vom Theater ſchwatzten und die Hinrichtung des Königs, für deſſen Tod ſie mit geſtimmt, faſt ſchon vergeſſen hatten, waren die Conventsmitglieder Barrère und Billaud-Varennes.

Drei Tage nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. wurde Lepelletier de St. Fargeau mit großem Pompe im Pantheon beigeſetzt. Robespierre beſtieg im Convent die Tribune und hielt eine feierliche Gedächtnißrede.

Die Nation adoptirte, auf Robespierre's Antrag, die Tochter Lepelletiers.

Dreizehntes Capitel.

Der letzte Tag der du Barry.

(17. Frimaire 1793.)

Die Gräfin du Barry ſaß in der Conciergerie. Die Gefängniſſe waren zu dieſer Zeit, wo die Schreckensherrſchaft ihren Gipfel erreicht, dergeſtalt überfüllt, daß in einem Zimmer, oder richtiger geſagt, in einem Loche, 20—30 Gefangene ſchmachteten. Es war daher eine große Vergünſtigung, daß man der Exmaitreſſe des Königs, der Millionen mit ihr verſchwendet, einen Kerker eingeräumt hatte, in dem ſie allein ſaß.

Selbſt hier, in der Conciergerie, wo die Gräfin nur ihren Kerkermeiſter ſah, machte ſie jeden Morgen ſorgfältige Toilette und ſchmückte ſich wie eine Dame, die den Wagen erwartet, der ſie zu einem Ballfeſt abholt. Täglich brachte ſie zwei Stunden vor dem Fragment eines Spiegels zu, das ſie der Großmuth ihres Gefängnißwärters verdankte, dem ſie, für dieſe und für manche andere kleine Nachſicht, Tauſende von Aſſignaten geſchenkt. Täglich ſalbte ſie ihr Haar mit den feinſten Parfums, ihre Wäſche mit den beſten Odeurs; täglich zog ſie ein anderes Kleid, eine andere Robe an. Es war eine alte, ihr liebgewordene Gewohnheit, von der ſie, ſelbſt im Kerker, ſich nicht losſagen konnte. Der Putz ging ihr über Alles, und ſo lange man ihr den Staat ließ, fühlte ſie ſich ſelbſt im Gefängniß glücklich, ob ſie gleich ſo Vieles hier entbehren mußte. Die dunkeln feuchten Wände überkleidete ſie mit Mouſſelin, den kalten, naſſen Fußboden mit koſtbaren Shawls. Sie, die ſonſt unter ſeidenem Baldachin auf weichen Dunen, auf ſchwellenden Kiſſen geruht, lag jetzt auf einem Feldbett, auf einem harten Strohſack. Selten ſah man ſo viel Glanz mit ſo viel Elend, ſo viel Luxus mit ſo viel Entbehrung vereint. Aber dennoch war ſie guten Muthes, denn ſie hoffte noch immer, daß Männer, die ihr Glück getheilt, ſich ihrer Noth erbarmen und bei Robespierre ihre Begnadigung auswirken würden. Sie konnte den gräßlichen Gedanken, daß der Mann des Schreckens wirklich ſo grauſam ſein könne, ſie auf die Guillotine ſchleppen zu laſſen, nicht faſſen, nicht begreifen. Sie hoffte, daß ſich in jeder Minute die Pforte ihres Kerkers öffnen, und ein Abgeordneter des Sicherheitstribunals, vielleicht Robespierre ſelbſt, ihr die Begnadigung überreichen würde. So oft ein Riegel knarrte, glaubte ſie, es müſſe ein Retter, ein Befreier eintreten, der ſie aus der Nacht des Kerkers, aus der Vorhalle des Todes zurück ins Leben führen würde. Sie ſang, ſie trällerte Couplets und dachte an die ſchöne Zeit zurück, wo ſie der König faſt täglich im Schloß Luciennes beſuchte, wo ein Feſt das andere verdrängte.

Eines Morgens, als der Gefängnißwärter ihr friſches Waſſer brachte, ſprach ſie zu ihm:

— Mein Freund, ich habe eine Bitte an Euch...

— Was begehrt Ihr, Bürgerin?

— Verſchafft mir ein Spiel Karten ...

— Karten, ei wo denkt Ihr hin?

— Ich bitt' Euch, Bürger, verſagt mir dieſe Bitte nicht ...

— Was wollt Ihr damit?

— Die Langeweile will ich tödten, ich will in den Karten meine Zukunft leſen.

— Ihr ſpaßt wohl nur!

— Seid nicht ſo grauſam, alter Freund. Kann's Euch ſchaden, wenn Ihr die kleine Bitte mir erfüllt?

— Wenn es Robespierre erführe?! ... Vergeßt nicht, Bürgerin, daß ich durch die Finger ſehe und Euch mehr geſtatte, als ich ſollte ...

— Ich weiß es, lieber Freund, und werde all das Liebe, das Ihr mir erweiſt, Euch nie vergeſſen. Laßt mich nur wieder frei ſein, dann ſollt Ihr ſehen, daß die Gräfin ...

— Die Gräfin? dehnte mürriſch der Kerkermeiſter und zog ſeine düſtern Augenbrauen zuſammen ... die Gräfin ...

— Die Bürgerin du Barry, wollte ich ſagen, Wohlthaten, die man ihr erwieſen, zu belohnen weiß ...

— Ihr ſprecht noch immer von Begnadigung ... denkt nicht daran, macht Euch lieber bei Zeiten mit dem Gedanken vertraut, von hier abgeholt und auf den Grève-Platz geſchleppt zu werden.

— Sprecht nicht ſo thöricht, alter Mann; die Stimme meines Herzens trügt mich nicht ... Robespierre wird, Robespierre muß mich begnadigen!

— Arme Frau!

— Schafft mir Karten, guter Alter, ich bitte, ich beſchwöre Euch ... Ihr ſchüttelt den Kopf ... Ihr wollt nicht ... da nehmt dieſen Ring ... ich erhielt ihn einſt vom König, dem Ihr (vergeßt es nicht), durch meine Fürſprache, die Stelle, die Ihr jetzt bekleidet, zu verdanken habt. Da nehmt den Ring ... er iſt 5000 Francs, vielleicht auch mehr noch werth ... nehmt ihn, nehmt ihn, aber ſchafft mir Karten, gleich, gleich!!!

Der Gefängnißwärter nahm den Ring und brachte ihr, eine Stunde ſpäter, ein Spiel Karten.

Sie hatte nun einen Zeitvertreib ... ſie ſpielte Patience vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Ging es auf, ſo war ſie außer ſich vor Freude, gings nicht auf, war ſie bis zum Tod betrübt.

Eines Morgens (es war am 17. Frimaire) lag ſie angekleidet in einer weißen Atlasrobe auf ihrem mit Kaſchemirs bedeckten Strohlager und ſpielte wieder Patience. Die Karten waren aufgegangen.

— Sieg! Sieg! rief ſie, freudig aufgeregt, der Traum der vergangenen Nacht geht in Erfüllung ... heute naht mein Befreier ...

Da knarrte der Riegel ihres Kerkers.

Wer malt das Gefühl, das ſich ihrer Seele bemächtigte? Es war ein freudiger Schreck und eine erſchreckende Freude. Das Herz ſchlug ſo ſtark, als ob es zerſpringen wollte. Hätte man ihr in dieſem Augenblick alle Adern geöffnet, es wäre kein Tropfen Blut gekommen.

— Was bringt Ihr, Bürger? fragte ſie den

Abgeordneten des Gerichts, der in Begleitung des Gefängnißwärters eintrat.

— Seid Ihr gefaßt, es zu hören, Bürgerin?

— Ich bins; ſprecht, was bringt Ihr?

— Euer Todesurtheil!

— Ihr ſcherzt ...

— Ihr habt nur drei Stunden noch zu leben...

— Ihr ſeid toll, Bürger!

— Mit dem Schlage Zwölf werdet Ihr, des Hochverraths gegen die Republik und des Einverſtändniſſes mit ihren Feinden angeklagt und überwieſen, auf dem Grève-Platze durch die Guillotine vom Leben zum Tode gebracht. Hier leſ't es ſelbſt, wenn meinen Worten Ihr nicht glauben wollt.

Sie warf einen Blick auf ihr Todesurtheil, ſtieß einen furchtbaren Schrei des Schreckens aus und ſank ohnmächtig auf ihr Lager zurück.

Aber bald kam ſie wieder zu ſich. Sie ſchlug die Augen auf und glaubte, als ſie ſich allein ſah, nur geträumt zu haben; mit beiden Händen ſtrich ſie ſich die Haare von der Stirn und ſtierte mit glotzenden Augen die Wände ihres Kerkers an.

— Nein! rief ſie, ich habe nicht geträumt, mit meinen Ohren habe ich es gehört, mit meinen Augen habe ich es geſehen ... mein Todesurtheil ... Hu, wie ſchaudert mir die Haut ... ſterben ſoll ich ... ich bin ja noch ſo jung ... ich will noch leben, muß noch leben ... Robespierre, Brandmal der Schöpfung, Schandfleck der Menſchheit, warum kann ich dich mit meinen Zähnen nicht zerreißen, mit meinen Nägeln nicht zerfleiſchen, du zweibeiniger Tiger, du Schuft, du Ungeheuer! Schrecklichſter der Schrecken, durch Henkershand zu ſterben! O warum bin ich nicht bei der Gourdan geblieben ... Was hätte mir dort ſo Gräßliches begegnen können? Lieber im Spitale als auf der Guillotine enden ... lieber gliedweiſe ſterben im Hôtel Dieu, als ſterben auf dem Grève-Platz durch das Beil der Guillotine ... Barmherziger Gott, rette, rette mich ... ich will all meine Sünden abbüßen, will mich kaſteien und geißeln mit tauſend Qualen, will betteln gehen von Haus zu Haus, zum ärgſten meiner Feinde, aber leben, leben will ich! Ach Leben, wie biſt du doch ſo ſchön, ſelbſt in der ewigen Nacht des Kerkers! ...

Ihr Schmerz, der ſeinen Gipfel erreicht, löſte ſich in Thränen auf. Sie weinte, weinte lang und bitterlich, fing dann wieder zu toben und zu raſen an, verfluchte Robespierre und die ganze Republik mit ihren tauſend Schrecken, häufte Verwünſchung auf Verwünſchung und verfluchte zuletzt ſich ſelbſt. Ohnmächtig ſank ſie auf ihr Lager zurück. Da ertönte die Glocke der Conciergerie ... Sie zählte mit Todesangſt die langſam aufeinanderhallenden Schläge.

— Neun ... Zehn ... Eilf!

Ihr Ohr, ihr Auge, jeder Nerv ihres Körpers lauſchte ... die Glocke hatte ausgeſchlagen.

— Nur eine Stunde, nur eine einzige kleine Stunde noch ... Gott, barmherziger Gott, hemme das Rad der Zeit, lähme ihre Flügel und laß jede Minute einen Tag währen ... Noch ſechszig Tage hätte ich dann zu leben ... und in ſechszig

Tagen, was kann da nicht Alles geſchehen! Robespierre, dieſer blutdürſtige Tiger, dieſer Teufel in Menſchengeſtalt, kann geſtürzt und ich ... ich kann gerettet ſein! ...

Da knarrte der Riegel ihres Kerkers und ein Scherge und zwei Nationalgardiſten traten ein.

— Henker, was wollt Ihr? ...

— Euch abholen ...

— Es ſchlug erſt Eilf ... ich habe eine ganze, lange, ſüße Stunde noch zu leben ...

— Ihr irrt, vor zwei Minuten hat es Zwölf geſchlagen ...

— Du lügſt, Henker, Du lügſt ...

— Ihr habt Euch wohl verzählt ... die Stunde Eures Todes hat geſchlagen ... Steht auf und folgt ...

— Ich will nicht, ich will nicht! ſchrie ſie mit verzweiflungsvoller Kraft.

— Wachen, ſchleppt ſie fort!

— Ich tödte Jeden, der mir naht!

— Narrenspoſſen, ſagte ein Soldat und zerrte ſie aus dem Bett heraus.

Sie ſchlug um ſich wie eine Wahnſinnige, ſchrie, weinte, raſte, tobte, fluchte ... Umſonſt!

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand ſie in weißer Atlasrobe am Fuße der Guillotine. Zu ſchwach, um ſelbſt hinaufzuſteigen, mußten die Gehülfen des Henkers ſie hinauftragen.

Sie legten ihr Haupt unter das ſchwebende Beil.

— **Encore un moment, Monsieur le Bourreau!** ſchrie ſie ...

Da fiel das Beil und eine Secunde ſpäter warf der Henker ihr Haupt zu den übrigen.

Gleich nach ihr beſtieg ein junger Mann das Schaffot. Des Lebens überdrüßig, hatte er auf öffentlichem Platze »**Vive le Roi!**« gerufen. Was er gewollt, war geſchehen.

Oben angekommen, warf er einen lachenden Blick auf die gaffende Menge, und die Roſe, die er im Munde hatte, unter das Volk und rief:

— **A la plus belle!**

Die Roſe fiel auf die Bruſt einer jungen Bürgerin. Sie war ſeine Geliebte.

Einen Augenblick ſpäter rollte ſein ſchwarz gelocktes Haupt auf die blutgefärbte Erde.

— Der arme Junge, er dauert mich, ſagte das Mädchen zu ihrem neuen Geliebten.

Vierzehntes Capitel.

Das Ende der Königin.

Nach der Hinrichtung des Königs hatte der Convent den Befehl erlaſſen, die Königin von dem ci-devant Dauphin, die Mutter von ihrem Kinde zu trennen.

— Barbaren, nehmt mir nicht den letzten Troſt, laßt mir meinen Sohn, meinen einzigen Sohn, rief die Königin und ſchloß den Knaben feſt in ihre Arme.

— Weigerſt Du Dich, den Jungen uns zu überliefern, ſo haben wir den Befehl, ihn auf der Stelle zu tödten.

— Weh mir! rief Antoinette und ſank bewußtlos zu Boden.

Der Dauphin wurde abgeführt und bei dem Schuſter Antoine Simon in Koſt und Lehre gegeben. Dieſer wüthende Jakobiner, der, als Agent der Gemeinde im Tour du Temple, der grauſamſte, gefühlloſeſte Gefängnißwärter des Königs geweſen, hatte dem königlichen Kinde, das deſſen republikaniſcher Erziehung anvertraut worden war, nur Unterricht im Schimpfen und Saufen ertheilt. Der Sohn mußte ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Tante verfluchen, die Carmagnole und Marſeillaiſe ſingen und »Vive les Sansculottides!« rufen. Weigerte er ſich, die Befehle ſeines Herrn und Meiſters zu erfüllen, dann bekam er Schläge oder mußte hungern.

Am 5. Auguſt ward Marie Antoinette vom Tour du Temple in die Conciergerie gebracht, wo man ihr ein kaltes, feuchtes, mit Ungeziefer aller Art angefülltes Loch zum Kerker anwies. Aber ihr Betragen gewann ihr die Herzen der Gefängnißwärter, die ſie mit ſchonender Milde behandelten. Einige ihrer Anhänger, die den Verſuch gemacht, ihr ein Billet zuzuſtecken, das ihr die Flucht als einziges Mittel zu ihrer Rettung angab, mußten ihre Treue mit dem Leben bezahlen. Tag und Nacht ward ſie nun von zwei Gensd'armen bewacht, die nur durch eine ſpaniſche Wand von ihrem ärmlichen Lager getrennt waren.

Am 3. September beſtand die Königin das erſte Verhör vor zwei Commiſſarien des öffentlichen Sicherheits-Comité. Die Königin benahm ſich vor ihren Richtern mit einer Würde, die ſelbſt ihren Todfeinden Achtung und Ehrfurcht einflößte.

Am 11. October fand das zweite, am 14. das dritte und letzte Verhör ſtatt.

Die Tribune war mit rohem Pöbel angefüllt, welcher Zeuge ihres Verhörs und ihrer Verurtheilung ſein wollte.

Hebert, der Herausgeber des berüchtigten **Père Duchesne**, der nicht aufgehört, die Königin zu beſchimpfen und verläſtern, um den Haß der Pöbelmaſſen gegen ſie aufzuregen, hatte als Procurator der Gemeinde ſeine Frechheit ſo weit getrieben, die Königin der ſchändlichſten Verbrechen, ja ſogar der Blutſchande mit ihrem eigenen Sohne anzuklagen.

— Ich frage hier alle Mütter, rief die Königin, die bei dieſer Anklage ihre Faſſung verlor, ob eine unter ihnen eines ſolchen Verbrechens fähig iſt?!

Dieſe freche Anklage hatte ſelbſt den rohen Pöbel dergeſtalt empört, daß er zu murren anfing.

Als Robespierre dies erfahren hatte, rief er wüthend aus:

— Der Wahnſinnige! War es nicht genug, ſie als Meſſaline anzuklagen? Warum wollte er noch eine Agrippine aus ihr machen?

Die Sitzung der Richter und Geſchworenen, bei der der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville den Vorſitz führte, währte zwei Tage und zwei Nächte.

Nachdem das Verhör geſchloſſen, ward Marie Antoinette zum Tode verurtheilt.

Mit ruhiger Würde hörte ſie ihr Todesurtheil und ſprach:

— Ich rufe den Vater im Himmel zum Zeugen, daß all die Verbrechen, die meine Feinde mir zur Laſt gelegt, erlogen ſind.

Sie verließ den Saal und kehrte in ihr Gefängniß zurück.

Dieſe Schreckensſcene hatte ſie dergeſtalt angegriffen, daß ihr Haar in einer Nacht ergraut war.

Am 16. Oct. beſtieg ſie den Karren, wo ſie zwiſchen dem Henker und einem conſtitutionellen Prieſter ſaß, deſſen geiſtlichen Troſt ſie verſchmäht hatte.

Als der Zug durch die Rue St. Honoré kam, ließ das Volk, das auf den Stufen der Kirche Saint Roche ſich zuſammen gedrängt, den Karren anhalten, um ihre Züge in der Nähe betrachten zu können.

— Ha, ha, Madame Veto hat graue Haare bekommen.

— Sie ſieht ſo blaß und eingefallen aus.

— Das kommt von ihrem ſchlechten Lebenswandel.

— Sie war eine Meſſaline, die ſo viel Anbeter gehabt, als Tage in der Woche.

— Auch den Cardinal Rohan hat ſie nicht verſchmäht.

— Was thut man nicht alles für ein diamantenes Halsband!

— Sie ſei verflucht!

— Amen! rief der lachende Pöbel.

Auf dem Schaffot angelangt, wollte der Henker ihr das Haar abſchneiden.

— Das will ich ſelbſt thun, rief ſie und band ſich ſelbſt die Hände und legte lächelnd ihr ſchönes Haupt unter das Meſſer der Guillotine.

Eine Minute ſpäter hatte der Henker ſein blutiges Werk vollbracht.

Pöbelhafte Weiber, mit dem Strickſtrumpf in der Hand, hatten dieſem blutigen Act wie der Schlußſcene eines Melodramas zugeſchaut und dem Henker Beifall zugejauchzt.

Auch der Leichnam der Königin wurde auf dem Kirchhof de la Madeleine eingeſcharrt.

Noch an demſelben Tage zog eine Colonne ſchmutztriefender Pöbelhorden nach St. Denys, wo ſie die Grabſtätte der Könige entweihten und deren Aſche in alle Winde zerſtreuten.

Aus den bleiernen Särgen, die eingeſchmolzen wurden, ließ der Convent Gewehrkugeln gießen.

Drei und zwanzig Tage ſpäter (am 6. November 1793) beſtieg der feige, ſchändliche, verruchte Philipp Egalité das Schaffot.

In dem letzten Augenblick bewies er mehr Muth, als man ſeiner ſonſt ſo feigen Seele zugetraut hätte.

Er unterhielt ſich lange mit ſeinem Beichtvater und ſagte zum Henker, als ihm dieſer die Hände band:

— Kamerad, mach Deine Sache gut!

Funfzehntes Capitel.

Robespierre.

(1793.)

»Sire, je n'aime pas les Rois.«
MANUEL.

Es war ein rauher unfreundlicher Octoberabend. In einem kleinen, drei Treppen hoch gelegenen Zimmer in der Rue St. Honoré, Nr. 366, ſaßen drei Männer von ziemlich gleichem Alter bei düſterer Lampe und dampfender Punſch-Bowle. Der Eine dieſes Kleeblatts war Robespierre, die beiden Andern, ſeine Gäſte, waren Chabot und Hebert.

Maximilian Robespierre (geb. 1759 zu Arras), ein tüchtiger Advokat, der, 1789 von ſeiner Vaterſtadt zum Deputirten in der Nationalverſammlung und 1792 zum Mitglied des Convents erwählt, als begeiſterter Apoſtel der Freiheit aufgetreten war, ſtand ſeit dem 28. Juli dieſes Jahres an der Spitze des ihm ergebenen Wohlfahrtsausſchuſſes, der, aus Carnot, Couthon, Lindet, Prieur, Barrère, Billaud-Varennes, Jean Bon St. André und Collot d'Herbois zuſammengeſetzt, mit unumſchränkter Gewalt regierte. Robespierre, der Dictator, das Haupt der Terroriſten, war ein bleicher Mann von 34 Jahren. Er trug einen hellblauen Rock, eine Weſte von geſticktem Mouſſelin mit roſenfarbenem Unterfutter, Beinkleider von ſchwarzer Seide, weiße ſeidene Strümpfe und Schnallenſchuhe*).

In ſeinem durch Blatternarben entſtellten Geſichte lag ein ſtechender Hohn, eine ätzende Ironie; aus ſeinem Auge flammten kühne bohrende Blicke; ſeine Stimme, rauh und kreiſchend, konnte Schrecken einjagen, denn oftmals klang ſie wie das Geſchrei einer Hyäne, die in der Nacht Gräber aufſcharrt und Leichen frißt.

François Chabot (geb. 1759 zu St. Geniez-

---

*) In dieſem Anzug beſtieg er das Schaffot.

Dol in Rovergue) und Jacques Réné Hebert geb. 1755 zu Alençon), zwei der größten Lumpenhunde, die jemals gelebt, waren Mitglieder des Convents und Lieblinge des ſouverainen Pöbels. Chabot gab das »Journal populaire ou le Catéchisme des Sansculottes«, Hebert gab den berüchtigten »Père Duchesne« heraus.

Robespierre haßte Beide von Grund ſeiner Seele, gebrauchte ſie aber als Werkzeuge; ſie waren, ſo zu ſagen, die Zangen, womit der ſchlaue Dictator die Kaſtanien aus dem Feuer holte.

Robespierre füllte von Neuem die Gläſer und ſtieß rechts mit Chabot und links mit Hebert an, der ſchon halb betrunken war.

— Es lebe die Freiheit! rief Robespierre.

— Hoch, hoch! riefen die beiden Sansculotten.

— Auch **Père Duchesne** ſoll leben!

— Danke Dir, Robespierre, lallte Hebert und ſtürzte den Punſch hinunter.

— Mag man ſagen, was man will, ſagte der Dictator, **Père Duchesne** iſt ein vortreffliches Journal, dann und wann zwar etwas gemein, nicht ſelten ſogar ſchweiniſch, aber mitunter doch recht amuſant ...

— **Oui, bougrement amusant**, lallte Hebert und lümmelte den Kopf auf die Ellenbogen.

— Am 16. October, heute vor 14 Tagen, wurde Marie Antoinette hingerichtet ... Wem anders hat ſie es zu danken, als dem würdigen **Père Duchesne**, der täglich auf ſie geſchimpft und wie geſchimpft?

— **Bougrement** geſchimpft, ſagte Hebert, deſſen Zunge, vom vielen Trinken noch ſchwerer geworden, kaum mehr lallen konnte.

— Braver, edler **Père Duchesne**, fahre fort zu läſtern und zu ſchimpfen auf die Feinde der Republik, und ſei überzeugt, großer, unſterblicher Hebert, daß ſie Dir die treuen Dienſte, die Du ihr geleiſtet, einſt belohnen wird.

— Schenk ein, Unbeſtechlicher! rief Hebert mit geſammelter Kraft, ſchenk ein! Nichts in der Welt geht über die Republik und ein gutes Glas Punſch. Tod allen Königen ... es lebe die Freiheit und der Punſch!

— Hoch, hoch! rief Chabot.

— Auch Du, Chabot, und Dein Journal populaire ſollen leben! rief Robeſpierre, der ſelbſt nur wenig getrunken, den Andern aber deſto mehr eingeſchenkt hatte. Auch Dein Blatt hat mir . . . der Republik wollt' ich ſagen . . . gar oftmals große Dienſte geleiſtet. Mit demantenem Griffel wird Clio Deinen Namen aufzeichnen in die Asbeſtblätter der Geſchichte. Nach Eurem Tode werden, wie beim Homer, ſieben Städte um die Ehre ſtreiten, Eure Wiege zu ſein . . . Den Dioscuren gleich werden Chabot und Hebert einſt als Sterne ewigen Ruhms am Himmel glänzen.

— Nicht mehr wie billig, ſtammelte Chabot.

— Doch genug davon. Hört jetzt, was ich Euch zu ſagen habe. Um Staat und Volk ganz zu reformiren, iſt es nothwendig, daß die Ueberreſte der alten Zeit ausgerottet und bei Seite geſchafft werden. Alte Stämme fällt man nicht mit einem Male: der Thron iſt geſtürzt . . . jetzt muß auch die Kirche fallen. Es giebt in Frankreich keinen König mehr . . . es darf auch kein

Gott mehr exiſtiren. Religion iſt ein Popanz, erfunden für das Königthum, das Schreckensgeſpenſter braucht, um den murrenden Sklaven einzuſchüchtern. Die Republik und ihre freien Bürger brauchen weder Gott noch König. Wir wollen Tribunen, aber keine Kanzel. Geſetz iſt Moral, Gott iſt Vernunft. Die Tempel müſſen geſchloſſen, die Kirchengüter dem Pfaffengezücht entriſſen und Eigenthum der Nation werden . . . Ihr, meine theuren Freunde, tragt im Convent auf Abſchaffung der chriſtlichen Religion an, und ich und mein Queue: mein Bruder, St. Juſt, Chaumette, Anacharſis Cloots, Collot d'Herbois werden Euern Antrag unterſtützen . . . Habt Ihr mich verſtanden?

— Ja! ſchrie Chabot und leerte ſein Glas.

— Du haſt Recht, Unbeſtechlicher! Früher war ich ein frommer Kapuziner, jetzt bin ich ein Atheiſt. Die Religion genirt, man muß ſie über Bord werfen, declamirte der beſoffene **Père Duchesne** und fing plötzlich zu ſpeien an.

— Hebert iſt ein Schwein! rief Robespierre.

— **Les Français sont tous égaux**, ſagte Chabot und fing nun auch zu ſpeien an.

— Packt Euch, rief Robespierre, macht, daß Ihr nach Hauſe kommt!

— Noch ein Glas Punſch! ſchrie Hebert. Schenk ein, Unbeſtechlicher ... So, mehr noch! Nun ſtoßt an mit mir. Es lebe die Freiheit!

— Hoch, hoch! rief Chabot.

— Macht, daß Ihr fort kommt, ich habe noch zu arbeiten.

— Na, wir gehen ja ſchon, ſagte Chabot.

— Iſt kein Punſch mehr da? fragte Hebert.

— Nein, Saufaus!

— Na, gute Nacht, Unbeſtechlicher, ſprach der **Père Duchesne** und wankte mit Chabot zur Thür hinaus und die Treppe hinab.

— Lumpenhunde! ſagte Robespierre, als er allein war, Ihr ſeid reif zur Guillotine.

Chabot fiel in einen Rinnſtein, Hebert in ein Bordell hinein.

Glückliches Volk, das ſolche Repräſentanten hat!

Zwei Tage ſpäter ſtand im Père Duchesne ein Aufſatz gegen Gott und ein Pasquill auf die Religion.

— Einfaltspinſel, ſchrieb Hebert, Gott, der biſt Du, der bin ich, das iſt eine Rübe, das iſt die ganze Natur.

Am 5. November wurde alles Kirchengut für Nationaleigenthum erklärt. Der Convent, der die bleiernen Königsſärge eingeſchmolzen, um Kugeln daraus zu gießen, befahl nun auch, die Glocken einzuſchmelzen, und daraus Sousſtücke zu prägen (sous cloches).

Am 7. November wurde der ſiebenzigjährige Gobel, Erzbiſchof von Paris, von Chaumette, Hebert, Clootz und Perrera vor die Schranken des Convents geführt, wo er, ſein Patent und ſein Brevier, ſein Kreuz und ſeinen Hirtenring niederlegend, den Biſchofshut mit einer Jakobinermütze vertauſchte und freiwillig erklärte, keinen andern Glauben, als den der Freiheit und Gleichheit anzuerkennen.

Sechszehntes Capitel.

Robeſpierre's Geliebte.

(8. Nov. 1793.)

> — Nein, es giebt keinen Gott mehr.
>
> Dupont.
>
> — Und wenn es einen giebt, ſo thut er Recht, ſich zu verbergen, ſonſt erklären wir ihn für verdächtig.
>
> Couthon.

Abends beſuchte Robeſpierre ſeine Geliebte. Sie hieß Maillard und war eine Schauſpielerin von mittelmäßigem Talent, aber ausgezeichneter Schönheit. Jammerſchade, daß in einem ſo ſchönen, makelloſen Körper eine ſo häßliche, ſchmutzige Seele wohnte! Die Maillard war eine der ſittenloſeſten und verworfenſten Frauen: eine Erzkokette, die die Liebe nur vom Hörenſagen kannte, eine Phryne, die mit den heiligſten Gefühlen des Herzens Spott und Unfug trieb. Für Geld war ſie für Jedermann zu haben.

Nicht aus Liebe, nur aus Furcht und Eigennutz gab ſie ihre Reize auch dem Mann des Schreckens Preis. Dieſer aber liebte ſie, liebte ſie mit der ganzen Raſerei der erſten Liebe und war glücklich, durfte er in ihren Armen ruhen, ſelig, durfte er an ihren Lippen ſchwelgen.

Wohl wußte er, daß er dieſe Gunſt mit Vielen theilen mußte und dennoch liebte er ſie, denn ſie war ſo ſchön, ſo üppig, ſo reizend, ſo verführeriſch ſchön.

— Heute Morgen, ſagte Robespierre, als er ſich zu ihr auf das Sopha ſetzte, habe ich Deinen lieben Brief erhalten. Du verlangſt 2000 Francs von mir. Es ſchmerzt mich, Dir ſagen zu müſſen, daß ich Deinen Wunſch in dieſem Augenblick nicht erfüllen kann.

— Warum nicht, Robespierre?

— Du kannſt noch fragen, Theure? weil ich ſo viel nicht habe.

— Wie, Du, der Dictator, dem alle Kaſſen von ganz Frankreich offen ſtehen, Du ſollteſt eine Bagatelle wie dieſe nirgends auftreiben können??

— Ich könnte es, aber ich mag es nicht. Hältſt Du mich für ſo verworfen, daß Du glauben kannſt, ich würde mich, wie hundert Andere, auf Koſten der Republik bereichern, die öffentlichen Kaſſen beſtehlen und Schätze für mich zuſammenſcharren? Das haſſe, das verabſcheue ich. Glaub' mir, meine Vielgeliebte, es giebt Tage, wo der Dictator, ärmer als jeder Andere, oft nicht 10 Francs im Vermögen hat.

— Das iſt lächerlich . . .

— Aber wahr, mein Engel. Hier, theure Freundin, ſind 400 Francs... die Hälfte davon hat mir mein Bruder Auguſtin geliehen... nimm, es iſt Alles, was ich habe...

— Ich brauche aber fünf Mal mehr . . .

— Quäle mich nicht, Melanie. Mit Freuden würde ich Dir Alles, was Du verlangſt, und wohl mehr noch geben, wenn ichs nur im Stande wäre.

— Da iſt Danton ein anderer Mann . . . Tauſende ſchenkt er ſeiner Maitreſſe . . .

— Er iſt ein Schuldenmacher, ein Bankerotteur . . .

— Aber ein aufmerkſamer Liebhaber, ein treuer Freund in der Noth.

— Um Dir, meine Theure zu beweiſen, daß auch ich das bin, will ich dieſen Ring Dir geben. Vor vier Monaten bekam ich ihn vom Gefängnißwärter der Conciergerie, der ihn von der du Barry einen Tag vor ihrer Hinrichtung für ein Spiel Karten erhielt. Der alte ehrliche Kerkermeiſter machte ſich Gewiſſensbiſſe, daß er das Geſchenk angenommen ... er kam zu mir, fiel mir zu Füßen, gab mir den Ring und bat um Verzeihung, denn er glaubte gefehlt zu haben. Ich ſchenkte ihm 1000 Francs ... und er war glücklich. Der Ring iſt wohl mehr werth . . . verſetze, verkaufe ihn, mache damit, was Du willſt, aber ſei mir gut, mein holdes Weib, mein ſchöner Engel.

— Du lieber, guter Mann! Die Leute ſagen, Du ſeiſt ein Tyrann, ein Wütherich . . . das iſt Verläumdung . . . Du biſt ein edler Menſch ... Du haſt ein weiches, gefühlvolles, dankbares Herz ... wie Seide kann man Dich um den Finger wickeln.

— Das kannſt nur Du, Du, die ich liebe

wie die Freiheit. Es giebt ſehr viele Leute, die von Freiheit und Gleichheit ſchwatzen, aber wenige nur, die es offen und ehrlich mit ihr meinen. Die Meiſten ſind Phraſenmacher, die mit der Freiheit nur Koketterie treiben, ich, ich liebe ſie, liebe ſie wie Dich, mit der ganzen Kraft meiner Seele. — Ich werde falſch beurtheilt, Alles, was ich thue, entſpringt nicht aus niederer Bosheit, aus thieriſcher Grauſamkeit, ſondern aus der klaren Ueberzeugung, daß es nothwendig ſei für das Wohl der Republik. Unſere Freiheit iſt eine ſchwache Pflanze, die dann erſt grünen und gedeihen kann, wenn wir ſie mit dem Blute unſrer Feinde, der Ariſtokraten, tränken. Oft blutet mein Herz, wenn ich meine Landsleute ſcharenweiſe hinmorden ſehe; aber es muß ſein. Der Schrecken iſt das einzige Mittel, das die Ariſtokraten in Zaum und Zügel halten kann. Schafft heute die Guillotine ab und morgen ſteigt aus dem Schutt des alten Throns ein neuer empor ... und die Freiheit, kaum geboren, wird frohlockend zu Grabe getragen, doch ſo lange ich noch lebe, ſoll und darf das nicht geſchehen. Das ſind Schurken, welche ſagen, daß ich mein Vaterland verrathen, die Republik an das Ausland verkaufen will; Schurken ſind es, welche ſagen, daß ich die Herrſchaft an mich reißen und ſelber König werden will . . . Hätte ich das wirklich gewollt, ſo ſäße ich ſchon längſt auf dem Throne… aber ich haſſe das Königthum und liebe die Republik und nicht Milliarden ſind im Stande, meine Grundſätze umzuſtoßen. Höre nun, was ich Dir mitzutheilen habe. Im Convent iſt, auf Heberts und Chabots Antrag, beſchloſſen worden, das Chriſtenthum abzuſchaffen. Frankreich ſoll nicht mehr den alten Gott, ſondern die Vernunft als höchſtes Weſen anerkennen, und Notre-Dame, die alte Kirche Gottes, ſoll eingeweiht werden zum Tempel der Vernunft. Die, die ich liebe, ſoll von ganz Frankreich angebetet, göttlich verehrt werden… Du, theure Melanie, biſt auf meinen Antrag zur Repräſentantin des höchſten Weſens, zur Göttin der Vernunft erwählt!

— Iſt das wahr, Robespierre?

— Ja, Theure, es iſt wahr: übermorgen früh mit dem Glockenſchlage Zehn wird meine angebetete Göttin, begleitet von 10,000 Mann Nationalgarden, im Triumph nach Notre=Dame gezogen.

— Du ſcherzeſt?

— Nein, Melanie, nein. So eben komme ich aus dem Convent, wo es einſtimmig beſchloſſen ward.

— Ich alſo die Göttin Frankreichs? Robespierre, Deine Allmacht iſt groß!

Sie ſank entzückt in ſeine Arme . . . er blieb bei ihr.

Am 10. Nov. geſchah, was er geſagt. Die Göttin der Vernunft, ihre Reize halb nackt zur Schau tragend, eine Pike in der Hand, eine phrygiſche Mütze auf dem Haupte und ein Ebenmaaß auf der Bruſt, geſtützt auf eine Guillotine von Mahagonyholz, wurde auf einem Triumphwagen durch die jauchzende Menge und ein Spalier von Nationalgarden nach Notre=Dame gezogen. Dort angekommen, ſtreute man ihr Weihrauch und Blumen, es ertönten die Glocken von ganz Paris und die Salven der Nationalgarden, und das Volk fiel nieder auf die Knie und ſang mit Begeiſterung die von André Chenier gedichtete Hymne der Freiheit.

Am 7. Mai 1794 beſtieg Robespierre die Tribune und hielt eine Rede, die ſo anfing:

»Es giebt einen Gott und gäbe es keinen, ſo müßte man einen erfinden«.

Und am 8. Juni wurde der alte Gottesdienſt wieder eingeführt und am 28. Juli wurden Robespierre und deſſen Bruder, St. Juſt, Couthon, Dumas, Henriot und 16 Andere zur Guillotine geſchleppt.

Ja, ja, es giebt einen Gott!

Siebenzehntes Capitel.

Das Ende der Schreckensherrſchaft.

Am Abend des zehnten Thermidor (28. Juli), an welchem Robespierre und mit ihm die Schreckensherrſchaft unter dem Beil der Guillotine fiel, erhielt Robespierres Maitreſſe folgendes Billet:

Bürgerin!

Robespierre hat geendet. Wollen Sie jetzt, wo Sie von ſeiner Eiferſucht nichts mehr zu fürchten haben, noch länger gegen mich die Spröde ſpielen? Ich brenne vor Begierde, Sie zu überzeugen, wie ſehr ich die Macht Ihrer Reize zu achten weiß. Beſtimmen Sie eine Stunde, wo es mir geſtattet iſt, Ihnen meine Huldigung darzubringen.

Der Schreiber dieſes ziemlich lakoniſchen Liebesbriefes war Jean Nicolas **Barras**, der Tags vorher vom Convent den Oberbefehl über die Nationalgarde erhalten und an der Spitze einiger Bataillone das Hôtel de Ville umzingelt hatte, um Robespierre, der hier Schutz geſucht, verhaften zu laſſen.

Die Antwort lautete:

General!
Morgen um 10 Uhr erwartet Sie
Melanie Maillard.

Barras, der ſich ſchon mit Tagesanbruch bei ihr anmelden ließ, ward in ihr Schlafgemach eingeführt. Die entthronte Göttin der Vernunft lag im Bette.

— Jeden Andern hätte ich zu dieſer Stunde abweiſen laſſen; Sie, General, ſind mir willkommen, ſagte die Maillard, einen Shawl um ihre nackten Schultern werfend. Ein leichtes Unwohlſein hat mich abgehalten, der Hinrichtung unſeres lieben Freundes Robespierre beizuwohnen. Sie würden mich verpflichten, General, wenn Sie mir die intereſſante Sitzung des 9. Thermidor und die letzten Augenblicke unſers Herrn Dictators erzählen wollten.

— Im Convente herrſchte jene Schwüle, die einem großen Gewitter voranzugehen pflegt. Tallien, Freron, Gouffroi, Ruamps, Leconitre, Garnier, Bourdon und viele andere Conventsmitglieder, die dem Dictator den Tod geſchworen, hatten ſich, mit Dolchen bewaffnet, in die Sitzung begeben. Robespierre unterhielt ſich eifrig mit Saint Juſt und Couthon. Dann und wann roch er an eine Roſe, die im Knopfloch ſeines Rockes ſtak. — Nachdem Thuriot die Sitzung eröffnet hatte, beſtieg Saint Juſt die Tribune und hielt eine geharniſchte Rede gegen die Ausſchüſſe der Regierung, deren Beſtrafung er verlangte. Schon hatte die Macht ſeiner fulminanten Rhetorik den Muth der Verſchworenen gebrochen, als Tallien ihn unterbrach. Wozu dieſe Phraſen! rief er, der Schleier muß zerriſſen werden. Robespierre iſt ein Tyrann! er werde angeklagt! Präſident! rief Robespierre, ich verlange das Wort. Thuriot verweigerte es ihm. Ich ſage Dir, laß mich reden! ſchrie Robespierre. Die Reihe iſt an Saint Juſt. Schurkenpräſident! kreiſchte der Angeklagte, ich will, ich muß reden. Thuriot ließ die Klingel erſchallen; Robespierre wandte ſich an die Tribune: und Ihr, Ihr könnt' dazu ſchweigen? fragte er. Die Maſſe, von Angſt verſteinert, wagte nicht zu reden. Robespierre wandte ſich an den Marais, das Juſte-Milieu des Convents: Zu Euch, Ihr tugendhaften Männer, will ich reden, nicht zu den Mördern, vor deren Wuth ich 73 Eurer Gefährten gerettet habe — ſchützet mich vor der Gewalt dieſer Schurken. Nieder mit dem Tyrannen! nieder mit ihm! donnerte Bourdon. Robespierre in Anklage! riefen Alle, wie aus Einem Munde, und der Würfel war gefallen und ſein Schickſal war entſchieden. Robespierre und ſein Anhang wurde ſofort arretirt. Aber der Kerkermeiſter des Luxembourg gab ihm die Freiheit. Fleuriot, der Maire von Paris, läßt die Sturmglocke läuten, die Thore ſperren und Kanonen vor das Stadthaus auffahren, um Robespierre, ſeinen Bruder, St. Juſt, Couthon und Lebas, die ſich hieher geflüchtet, zu beſchützen. Ich wurde vom Convent beauftragt, das Stadthaus zu erſtürmen und die Verräther gefangen zu nehmen. Ich und meine Bataillone eilen hin. Die Artillerie der Gemeinde ſtand mit brennenden Lunten bei ihren Kanonen. Schießt ſie nieder! commandirte Henriot. Es lebe der Convent! riefen die Soldaten und gehorchten ihm nicht. Die Eingänge des Stadthauſes werden geſperrt — wir dringen in den Sitzungsſaal — einer meiner Gensd'armen, Charles Meda, ſtürzt auf Robespierre, der ängſtlich in einer finſtern Ecke kauert. Meda ſchießt und zerſchmettert ihm die untere Kinnlade. Couthon, unter einem Tiſch verſteckt, wird hervorgezogen und mit Gewehrkolben fortgeſtoßen. Lebas erdolcht ſich. Auguſtin Robespierre ſpringt zum Fenſter hinaus und bricht ein Bein. Alle werden unter ſtarker Bedeckung nach der Conciergerie abgeführt. Es lebe der Convent! rief ganz Paris, das wieder zu athmen wagte und ſchwamm im Jubel. Geſtern Nachmittag um 4 Uhr ward Robespierre zum Blutgerüſt geführt. Er ſaß auf einem Karren zwiſchen

Couthon und Henriot. Eine Wolke wilden Pöbels umhüllte den Karren, die Männer ſangen patriotiſche Lieder, die Weiber ſtießen Flüche und Verwünſchungen aus. Robespierre! rief die Eine, verflucht ſei der Vater, der Dich gezeugt! verflucht die Mutter, die Dich geboren! verflucht die Amme, die Dich geſäugt! Du elender Henker, Du Bluthund! heulte eine Andere; Du haſt meinen Mann, meinen Sohn, ſein Weib getödtet, dafür wirſt Du ſieden in der Hölle, im Blute der Erwürgten, die Teufel werden Dich ſchinden, wie Du uns geſchunden. Robespierre ſchien nichts zu hören, nichts zu ſehen; von allen Sinnen ſchien nur der Geruch noch nicht abgeſtumpft, er hielt ſich mit einem Tuche die Naſe zu, denn noch roch Henriots Kleidung von dem Kothe des Abtritts, in den er, um der Verhaftung zu entgehen, hineingeſprungen.

— Und wie beſtieg er das Schaffot? fragte die Maillard mit geſpannter Neugier.

— Er zitterte und bebte und murmelte, wie mir Samſon erzählte, ein Gebet zu Gott.

— Der feige Schuft! Er, der früher den alten Herrn ein Hirngeſpinnſt, ein Mährchen, eine Null genannt, er hat dieſe Null um Beiſtand angerufen. Wieviel Köpfe fielen geſtern?

— Zwei und zwanzig, darunter auch ſein Bruder Auguſtin.

— Ein mittelmäßiger Tropf.

— Und Dumas, Fleuriot, Leſcot, Payan, Coffinhall, Vivier . . .

— Der Präſident des Jacobinerclubbs.

— Und Simon.

— Der verrückte Schuſter.

— Unterdeſſen war es Nacht geworden. Die Letzten wurden beim Schein der Fackeln guillotinirt . . . St. Juſt . . .

— Schade um den ſchönen Kopf! Er war einmal verliebt in mich . . .

— Und Sie? fragte Barras.

— **Passons la dessus**, fuhr ſie fort, ich bin nicht abgeneigt, Ihre Wünſche zu erhören, aber laſſen Sie uns offen reden; ich brauche Geld, viel Geld . . . vor acht Tagen theilte Robeſpierre mit mir die letzten 1000 Francs . . . jetzt hab' ich keinen Sou; hier iſt ein Ring . . . ein Andenken Robespierres . . . leihen Sie mir auf das Pfand 10,000 Francs.

— Auf dieſen Ring? fragte Barras zögernd.

— Wohl weiß ich, daß er nicht die Hälfte werth; doch giebt er Ihnen eine Anwartſchaft auf meinen Dank, ſprach die Schauſpielerin und wußte das Bett auf eine ſo künſtliche Weiſe zu verſchieben, daß ihr nacktes Bein ſichtbar wurde.

— Abgemacht! rief Barras, ich behalte den Ring und bringe Ihnen heute Abend die 10,000 Francs.

— General, ich erwarte Sie, ſprach die Maillard und drückte zärtlich ſeine Hand.

Abend brachte Barras das Geld und blieb bei ihr.

Achtzehntes Capitel.

Eine Wittwe.

(1796.)

In einem kleinen, reizend ausgeſchmückten Boudoir ſaß eine junge, reizendſchöne, einfach aber ungemein geſchmackvoll gekleidete Creolin, die ſich von einer andern Frau die Karten legen ließ. Die Kartenlegerin war Demoiſelle Lenormand, eine neue Pythia, die ſich durch ihre Kartenorakel, welche faſt immer in Erfüllung gingen, einen großen Ruf erworben hatte. Die andere Dame war Marie Françoiſe Joſephine Taſcher de la Pagerie. Geboren am 24. Juni 1768 zu St. Pierre auf Martinique, hatte ſie ihr Vater, ein wohlhabender Edelmann, frühzeitig mit ihrem Landsmann, dem Vicomte Alexander de Beauharnais, vermählt. Ihr Gemahl, der ſehr jung in franzöſiſche Kriegsdienſte getreten, war Major in einem Infanterieregiment und ſpäter unter Luckner und Cuſtines Generaladjutant der Nordarmee geweſen.

Im Mai 1793 zum Obergeneral der Rheinarmee ernannt, hatte er ſo glänzende Beweiſe von Tapferkeit abgelegt, daß der Convent ihm das Kriegsminiſterium angetragen, einen Poſten, den er jedoch abgelehnt hatte. Bald darauf, nachdem der Convent das Decret erlaſſen, daß alle Adelige in der Armee verabſchiedet werden ſollten, war Beauharnais angeklagt, Mainz den Feinden übergeben zu haben, zum Tode verurtheilt und am 23. Juli 1794 guillotinirt worden. Joſephine, nach der Hinrichtung ihres Gatten, im Gefängniß **des Madelonettes** eingekerkert, hatte nach dem Sturze Robespierre's durch Barras ihre Freiheit wieder erlangt. Die Dankbarkeit der jungen Wittwe hatte ſich nach und nach in Zuneigung, die Zuneigung in Liebe umgewandelt. Barras war ihr Beſchützer, ihr Hausfreund, ihr **Cavaliere servente** geworden.

— **Eh bien**, Mademoiſelle, was ſagen Ihre Karten? fragte die neugierige Wittwe.

— Ich freue mich, Ihnen eine glänzende Zukunft prophezeien zu können. Sie haben viel Schönes zu erwarten.

— Zum Beiſpiel?

— Noch heute erhalten Sie einen angenehmen Beſuch und eine angenehme Nachricht.

— Leicht möglich.

— Wenn meine Karten mich nicht trügen, ſo werden Sie Sich bald wieder vermählen.

— Wiſſen Ihre Karten auch mit wem?

— Mit einem tapfern Krieger, der die höchſte Sproſſe des Ruhms erſteigen wird. Himmel, was ſehe ich!

— Was ſehen Sie?

— Ja, wahrhaftig, es iſt wahr.

— Was iſt wahr?

— Sie ſind zu großen Dingen auserkoren: Sie werden einſt eine Krone tragen.

— Eine Dornenkrone?

— Nein, eine Herrſcherkrone, die alle Kronen der Erde verdunkeln wird: Sie werden einmal einen Thron beſteigen.

— Das iſt in der That ſehr drollig.

— Sie lächeln?

— Sonderbar: ich war noch ein ganz junges Mädchen, als eine alte Creolin auf Martinique mir ganz daſſelbe prophezeite.

— Ich bitte, nennen Sie mir Ihre Lieblingsblume.

— Dort ſteht ſie an meinem Fenſter.

— Ein Heliotropium! Ja, ja, meine Karten haben mich nicht getäuſcht . . . Sie werden die Zierde eines Thrones werden . . . Sie haben zwei Kinder . . .

— Wer ſagte Ihnen das?

— Meine Karten, Madame. Auch auf dem Haupte Ihrer Kinder ſehe ich Kronen glänzen; Ihr Sohn wird auf dem Felde der Ehre den Lorbeer der Unſterblichkeit erringen.

— Eugen gleicht ſeinem Vater.

— Und Ihre Tochter wird einen fremden Thron beſteigen, aber . . .

— Sie runzeln die Stirn ... ich bitte, reden Sie.

— Ueber dem Diadem Ihrer Tochter lagern ſchwarze Wolken, ſie wird nicht glücklich ſein.

— Arme Hortenſe!

— Jeſus, was iſt denn das?

— Ich bitte, fahren Sie fort.

— Eine ſtolze Dame, aus fernem Land, umflort die Sonne Ihres Glückes ... Sie raubt Ihnen die Liebe Ihres Gemahls.

— Die Schändliche, lächelte Joſephine.

— Und verdrängt Sie aus ſeinem Herzen.

— Das iſt nicht ſchön von ihr.

— Mit Ihrem Stern erbleicht auch der Ihres zukünftigen Gemahls. Ach!

— Warum ſeufzen Sie?

— Er wird auf fremder Erde ſterben, prophezeite Mademoiſelle Lenormand und warf die Karten zuſammen.

Da trat Barras ein.

— Störe ich, meine Damen? fragte Barras.

— Nicht im Geringſten, unſer Geſchäft iſt vollbracht. General, gratuliren Sie mir.

— Darf ich fragen, warum?

— Ich habe die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich nächſtens geſonnen bin, einen Thron zu beſteigen.

— Welch einen Thron?

— Ja, das weiß ich noch nicht.

— Es iſt die Zeit gekommen, wo man die Throne zertrümmert.

— Mir zu Liebe wird man einen neuen aufbauen.

— Empfangen Ew. Majeſtät im Voraus meine Huldigung, erwiederte der General, der Herrſcherin in spe zärtlich die Hand küſſend.

Mademoiſelle Lenormand, klug genug, um einzuſehen, daß ihre Gegenwart jetzt überflüſſig ſei, packte ihre Karten zuſammen und empfahl ſich. Joſephine gab ihr das Geleite.

— Was giebt es Neues? fragte Frau von Beauharnais, als ſie wieder eingetreten war.

— Sie kannten doch die Göttin der Vernunft?

— Sie meinen die Schauſpielerin Maillard?

— Die Arme iſt geſtern im Hôtel Dieu an den Folgen ihrer Ausſchweifungen verſchieden.

— Kannten Sie ſie?

— So gut als mich ſelbſt. Wie gefällt Ihnen dieſer Ring?

— Recht gut.

— Dann bitte ich Sie, ihn zu behalten. Ich hatte ihr einſt 10,000 Francs darauf geliehen. Was thut man nicht Alles, wenn man verliebt iſt. Apropos. Ich habe einen Gruß an Sie vom General Bonaparte.

— Was macht der kleine Mann?

— Er ſchwärmt von Ihrer Schönheit, nennt Sie eine Peri des Paradieſes und will Sie . . .

— Nun, was denn?

— Heirathen, meine ſchöne Frau.

— Wirklich? fragte Joſephine mit einem Anflug von Malice.

— In allem Ernſte. Das wäre **vraiement** keine üble Partie. Bonaparte iſt ein junger, tüchtiger Soldat, der bei Toulon bewieſen, was er zu leiſten vermag ...

— Er hat ſich dort mit Ruhm bedeckt ...

— Wie gefällt er Ihnen?

— Er iſt zwar nicht hübſch, aber doch recht angenehm.

— Sie ſollten ihn heirathen.

— Ich bin arm, er iſt es auch ...

— Ein Mann wie Bonaparte braucht nichts als ſeinen Degen.

— Und eine Armee, die ihm fehlt ...

— Der Convent iſt mit Scheerers Commando nicht zufrieden ... er ſoll aus Italien abgerufen werden. Heirathen Sie den jungen Mann und ich will für ſein Fortkommen ſorgen.

— Ich muß lachen.

— Worüber, ſchöne Frau?

— Vor zehn Minuten prophezeite mir die Kartenlegerin, daß ich mich bald verheirathen werde ...

— Alſo ein Fingerzeig des Himmels.

— Wo aber bleibt der Thron, den ſie geweiſſagt?

— Sie werden als Königin in ſeinem Herzen thronen ... heirathen Sie ihn, Joſephine; er iſt ein Mann, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle ſitzen ...

— Sie wollen mich mit Gewalt unter die Haube bringen, vielleicht nur darum, um mich los zu werden.

— Joſephine, Sie kränken mich. Wahrhaftig, ich meine es gut mit Ihnen. Sie ſtehen ſo allein in der Welt ...

— Habe ich denn nicht Sie?

— Sie brauchen einen Mann ... ich bin leider verheirathet ...

— Sie rathen mir wirklich, den kleinen Mann zu heirathen?

— Ich glaube, Sie werden es nicht zu bereuen haben.

— Nun wohl, wir wollen ſehen.

* * *

Am 8. Mai 1796 vermählte ſich der Bürgergeneral Napoleon Bonaparte mit Madame Joſephine de Beauharnais.

Am Tage der Hochzeit erhielt General Bonaparte durch Barras und Joſephinens Einfluß das Obercommando über die italieniſche Armee.

Neunzehntes Capitel.

Der Abſchied.

Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé.
La Marseillaise.

Die Stunde der Trennung rückte heran.

— Ich möchte verzweifeln! rief Bonaparte. Der Convent bringt mich um meine Flitterwochen. Kaum vermählt, muß ich mein ſchönes Weib verlaſſen. Wie gern, Joſephine, bliebe ich noch einige Wochen bei Dir in Paris.

— Dich ruft die Göttin des Sieges, erfaſſe die Gelegenheit und eile.

— Ich trenne mich von Dir mit ſchwerem Herzen, Du biſt krank und kannſt mir nicht folgen, Du biſt umringt von einem Hof von Schmeichlern. Schelte mich, Joſephine, mich quält der

Dämon der Eiferſucht. Wirſt Du mir treu bleiben?

— Treu bis in den Tod!

— Darf ich Deinen Schwüren trauen?

— Biſt Du von meiner Liebe ſo wenig überzeugt?

— Ich weiß es, Du liebſt mich. Aber ihr Weiber ſeid ſchwache Geſchöpfe . . . Wer weiß, wie lange ich weg bleibe . . . Aus den Augen, aus dem Sinn . . .

— Willſt Du mich kränken?

— Nein, Joſephine, nein. Ich fühle, daß ich Dir Unrecht thue und dennoch . . . o es iſt zum Raſendwerden!

— Wie kann ein Soldat ſo kindiſch ſein!

— Nennſt Du das kindiſch? Ich liebe Dich bis zur Raſerei und muß in den Krieg ziehen.

— Mit Lorbeer gekrönt wirſt Du heimkehren in die Arme Deiner treuen Joſephine. Meine Wünſche werden Dich begleiten, ich werde für Dich beten.

— Das iſt Alles recht ſchön, aber noch lieber wäre es mir, könnte ich bei Dir bleiben.

— Dich ruft die Ehre . . .

— Ich folge ihr, aber wirſt Du mir auch fleißig ſchreiben.

— In jeder *Woche* erhälſt Du einen Brief von mir.

— Nur einen Brief? das iſt zu wenig, Du mußt mir täglich ſchreiben, wie Du jede Nacht geſchlafen, was Du geträumt haſt . . . nicht wahr, Du wirſt doch auch dann und wann von mir träumen?

— Närriſcher Menſch!

— Ferner mußt Du mir ſchreiben, was Du den ganzen Tag getrieben haſt und wer Dich beſucht hat. Ich erlaube Dir alle Beſuche zu empfangen, nur Einen nicht . . .

— Und dieſer Eine?

— Iſt Barras. Du lachſt? das iſt ſchändlich von Dir!

— Wie kann man ſo eiferſüchtig ſein!

— Was kann ich dafür! Du biſt ſo ſchön, ſo einnehmend ... die ganze Männerwelt iſt in Dich verliebt und ich armer Mann muß nach Italien, um mich mit den Weißröcken herumzuſchlagen. Weiß Gott, ich hätte große Luſt in Paris zu bleiben.

— Und die Hände in den Schoß zu legen und die Gelegenheit, Unſterblichkeit zu erringen, unbenutzt vorüberziehen zu laſſen ... Schämen Sie Sich nicht, Bürgergeneral?

— Du haſt Recht, ich muß fort und bald ſollſt Du von mir hören. Dein Bild wird mir voranleuchten, mich begeiſtern und zum Siege führen, Du ſollſt Wunderdinge von mir hören, Joſephine. Aber wehe, wenn Du mir nicht ſchreibſt! Ich kehre auf halbem Wege um, eile nach Paris und ...

— Was denn?

— Tödte Jeden, der es gewagt, mir Deine Liebe zu rauben ... ach meine Eiferſucht ...

— Macht Dich närriſch.

— Du haſt Recht, liebes Kind, aber habe Mitleid mit mir und vergiß mir ja nicht zu ſchreiben, wie oft Dich jeder dieſer Herren beſucht hat; hörſt Du, Joſephine? — Nun lebe wohl!

— Meine Gedanken folgen Dir.

— Wie, willſt Du mich ſo von Dir ſcheiden laſſen, ohne mir ein Andenken mit auf den Weg zu geben?

— Was verlangſt du von mir?

— Eine Locke von Deinem Haar, eine Schleife von Deinem Hut, ein Strumpfband, einen Handſchuh, einen Ring oder ſonſt etwas, was Du getragen haſt.

— Nimm dieſen Ring.

— Ein Andenken von Barras, gieb ihn her, ich will ihn tragen als einen Talisman, der in der Schlacht mir Muth einflößen ſoll . . . Nun lebe wohl, mein ſüßes Weib, bleib mir treu und gut.

Er ſchloß ſie in ſeine Arme, küßte ihre Stirn, küßte ihre Augen, küßte ihren Mund und ſprach:

— Gott ſchenke mir das Glück, Dich bald wieder zu ſehen.

Dann eilte er fort. Aus Joſephinens Auge ſtahl ſich eine Thräne.

— Gott ſchütze ihn, ſprach ſie und küßte ſein Bild, das ſie auf ihrem Herzen trug.

Am 30. März 1796 kam Bonaparte in Nizza an, wo er, Scheerer ablöſend, den Oberbefehl der Armee übernahm.

Am 12. April ſchlug er die Oeſtreicher unter d'Argenteau bei Montenotte, am 13. die Piemonteſer unter Beaulieu bei Milleſimo und Dego und zog am 22. in Mondovi ein; am 8. Mai ging er bei Piacenza über den Po, trug am 10. Mai bei Lodi einen glänzenden Sieg davon, zog am 12. in Cremona, am 13. in Pavia und am 14. in Mailand ein. Der Sieg, gefeſſelt an ſeine Fahnen, folgte ihm von Stadt zu Stadt.

Am 10. November 1799 wurde Napoleon Bonaparte zum erſten Conſul, am 26. Januar 1802 zum Präſidenten der italieniſchen Republik, am 2. Auguſt 1802 zum lebenslänglichen Conſul und am 18. Mai 1804 zum Kaiſer der Franzoſen erwählt.

Die Weiſſagung der Mademoiſelle Lenormand hatte ſich erfüllt.

Joſephine beſtieg den Thron von Frankreich.

Zwanzigſtes Capitel.

Hector.

(1794.)

In einem kleinen, unanſehnlichen Hauſe der Rue Victoire wohnte ein junger Held, der gleich nach der Eroberung von Toulon nach Paris zurückgekehrt war. Kein Anderer war's, als Napoleon Bonaparte, ein Mann von fünf und zwanzig Jahren, damals nur Commandant eines Artillerie-Bataillons.

Er ſtand am Fenſter; menſchenfeindlicher Unmuth umflorte die ſieggekrönte Stirn, auf die Victoria ihren erſten Kuß gedrückt; er pfiff ſeinen Lieblingsmarſch, und ſeine Finger trommelten die Begleitung dazu auf der Fenſterſcheibe. Sein Geiſt, gelähmt durch Unthätigkeit, ſein Herz, gequält von unbefriedigtem Ehrgeiz fühlten ſich namenlos unglücklich. Sein düſteres Auge durchirrte die labyrinthiſchen Gänge der Zukunft, die nachtumflort vor ſeinen Blicken lag.

Ein ſicheres Einkommen, eine Wohnung in der Chauſſée d'Antin, ein Cabriolet und ein Platz im Théâtre français, das waren damals die höchſten Wünſche des jungen Kriegsgottes, der zwölf Jahre ſpäter als Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Beſchützer des Rheinbundes in den weltgeſchichtlichen Gemächern der ſtolzen Tuilerien reſidirte und von dort aus eine halbe Welt beherrſchte.

Aber damals war er ein armer Soldat, der mit Neid und Noth zu kämpfen und oft nicht zwei Francs hatte, um bei einem Reſtaurant die beſcheidenen Wünſche ſeines Hungers zu erfüllen.

Um dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft Talma's, der ſchon damals der Koriphäus der franzöſiſchen Künſtler war. Bonaparte, der von Jugend auf eine große Vorliebe für die Tragödie beſaß, beſuchte, ſo oft es ſeine Börſe erlaubte, das Théâtre français, um Talma, den Gott der

Tragödie, zu bewundern. Nach und nach entſpann ſich zwiſchen dieſen zwei Herren eine Freundſchaft, die, auf gegenſeitige Achtung gegründet, immer inniger wurde. Bald hatte Einer vor dem Andern kein Geheimniß. Mehr als ein Mal, erzählt Bourienne, machte Bonaparte, wenn es ihm an Geld fehlte, eine kleine Anleihe bei Talma, der, trotz ſeiner großen Gage, auch nicht viel hatte.

An demſelben Tage, an dem Bonaparte ſo traurig und niedergeſchlagen an ſeinem Fenſter ſtand und auf die Straße hinunter ſah, klopfte es an ſeiner Thür. Und ohne das »Entrez!« abzuwarten, trat der König der Schauſpieler, François Talma, ein.

— Sie kommen wie gerufen, Talma, ich bin verdrießlich . . .

— Was fehlt Ihnen?

— Ich ſterbe vor Langeweile! Die Kraft in ſich fühlen, daß man eine Welt erobern kann und müſſig die Hände in den Schooß legen zu müſſen, iſt fatal, höchſt fatal. Mein junger Degen roſtet in der Scheide . . . ich verzweifle.

— Verzweifeln? warum nicht gar! . . . Sie könnten etwas Beſſeres thun.

— Zum Beiſpiel?

— Heute Abend ins Theater gehen.

— Was wird gegeben?

— Der Cid . . . ich ſpiele ihn.

— Da muß ich hinein! rief Bonaparte, deſſen Stirn plötzlich heiter ward. Aber . . . fügte er kleinlaut hinzu . . .

— Ich verſtehe, Sie haben kein Billet, ich habe ſchon daran gedacht und eins beſorgt . . . hier iſt es. Aber verſprechen Sie mir, daß Sie gewiß kommen, ich ſpiele noch einmal ſo gern. wenn ich Sie im Theater weiß; Ihr Beifall iſt mir lieber, als der von hundert Andern, denn Sie verſtehen etwas von unſerer Kunſt und reden nicht, wie ſo viele Andere, ins Blaue hinein. Alſo Sie kommen doch?

— Gewiß, gewiß! Apropos, Talma, wann führen Sie mich bei Demoiſelle Mars ein?

— Morgen, übermorgen, wann Sie wollen; jetzt muß ich fort . . .

— Aber, mein Gott, warum ſo eilig?

— Ach, ich muß noch meine Rolle durchgehen, ich habe ſie ſchon lange nicht geſpielt. Au plaisir de vous revoir, ſagte Talma und eilte zur Thür hinaus.

Bonaparte öffnete das Fenſter und ſah ihm nach.

— Da läuft er! Weiß Gott, ich möchte Talma ſein! Er iſt ein großer Mann, der beſte Dollmetſcher Corneille's und Racine's, unſterblich wie ſie.

Abends ging Bonaparte ins Theater.

II.

Das großartige Werk ſeines Lieblingsdichters Corneille, das meiſterhafte Spiel ſeines Freundes Talma hatten ihn dergeſtalt begeiſtert, daß er beim Nachhauſegehen bald dieſe, bald jene Stelle des Cid recitirte und dabei an Talma und an ſich dachte.

Zu Hauſe angekommen, ſchlug er ſich Licht an und holte aus ſeinem kleinen Bücherſchranke einen Band von Corneille's Werken hervor.

— Cid, ſagte er, das Buch durchblätternd, iſt die Tragödie aller Tragödien. Sie erhebt das Herz, begeiſtert die Seele und entflammt uns zur Vaterlandsliebe, zum Heldenmuth und zu allen Tugenden, die dem Menſchen Unſterblichkeit verleihen. Wie klein und nichtig nehmen ſich gegen dieſen tragiſchen Koloß die geputzten Pygmäen Voltaire's aus! »Voltaire kennt weder Welt noch Menſchen, weder die Wahrheit noch die Größe der Leidenſchaften.« Corneille verhält ſich zu Voltaire wie Hannibal zu Dumouriez, wie Julius Cäſar zu Pichegru, wie Oliver Cromwell zu Robespierre. — Und mein Talma, welch ein Cid! Großer Corneille, könnteſt Du ihn ſehen, Du würdeſt Dich freuen über Dein Werk und ſeinen Commentar! Als Du Deine Trauerſpiele ſchriebſt, gab es noch keinen Heros wie Talma! Jetzt hat Frankreich einen Talma, aber es fehlt ihm ein neuer Corneille. Vor zwei Jahren (ich war damals noch Capitain im vierten Artillerie-Regiment) hatte ich, begeiſtert von den Schöpfungen Corneille's und Racine's den Plan zu einem Trauerſpiel aus der alten Geſchichte entworfen und ſchon den erſten Act vollendet. Wie wär's, wenn ich jetzt, wo ich nichts, gar nichts zu thun habe, meinen »Hector« hervorſuchte und ihn fertig machte?! Talma müßte ein herrlicher Hector, die Mars eine reizende Andromache ſein! Ei warum nicht? Morgen, nein noch heute, jetzt gleich will ich anfangen. So lange mein Schwerdt in der Scheide ruht, ſoll ſich meine Feder auf dem Papiere üben; die Feder iſt ja auch ein Schwert; auch durch ſie kann man ſich Unſterblichkeit erringen. Alſo friſch gewagt!

Bonaparte holte ſeine angefangene Tragödie hervor, durchdachte von Neuem den ganzen Plan und arbeitete jetzt faſt ununterbrochen an einem Werke, das er von Tag zu Tag lieber gewann. Die Arbeit machte ihm Anfangs zwar etwas Mühe: es gab Augenblicke, wo er, vom Versmaß genirt, wüthend aufſprang und in tragikomiſcher Wuth ausrief:

— Die verdammten Alexandriner ſind doch nicht ſo leicht, als ich ſie mir vorgeſtellt!

Aber Corneille und Talma ſtanden vor ſeinem

Blick: dieſe Namen ermuthigten ihn von Neuem, und er arbeitete weiter und wollte ſein Trauerſpiel erſt dann, wann es vollendet ſei, ſeinem Freunde Talma zeigen, um ihn damit zu überraſchen.

— Der wird die Augen aufreißen, wenn ich ſagen werde: hier iſt ein Trauerſpiel . . . leſen Sie . . . es iſt von mir!

Der vierte Act war noch nicht vollendet, als er, am 6. Februar 1794, ganz unerwartet zum Brigadegeneral ernannt, wieder in militäriſche Thätigkeit trat, ſein Trauerſpiel unvollendet in einen Winkel ſeines Pultes warf und nun mit Leib und Seele wieder Soldat war.

III.

Eilf Jahre ſpäter, im Mai des Jahres 1805, ſaß im Palaſte der Tuilerien ein Mann in einer grünen Uniform an ſeinem Schreibpulte. Es war Napoleon Bonaparte, der Kaiſer der Franzoſen. Lächelnd blätterte er in einem Manuſcripte herum, das wegen der ausgeblaßten Tinte etwas unleſerlich geworden. Es war ſein Trauerſpiel.

— Das Stück iſt in der That nicht ganz ſchlecht, ſprach der Kaiſer zu ſich ſelbſt. Schade nur, daß ich keine Zeit habe, es durchzufeilen; einzelne Scenen müſſen ſich auf der Bühne, von Talma und der Mars geſpielt, gar nicht übel ausnehmen; einige Momente müſſen ſogar großen Effect machen. Das Ganze aber bedarf einer geſchickten Hand, die einige holprige Verſe ebnet und der Idee mehr Colorit, mehr Glanz, mehr Duft giebt. Halt, da fährt mir ein guter Gedanke durch den Kopf!

Der Kaiſer ſchellte. Sein geheimer Staatsſecretair trat ein.

— Wiſſen Sie, wo der Dichter der Achilleïde, Luci de Lanceval, wohnt?

— Nein, Majeſtät; aber wir können es ſchnell erfahren.

— Gut, ſchicken Sie augenblicklich einen Ordonnanzoffizier mit dem Befehl ab, Lanceval ſofort nach den Tuilerien zu bringen. Eilen Sie, Bourienne, in einer Stunde muß er hier ſein.

Bourienne ſandte ſofort einen Officier ab, der den Dichter, welcher gerade ſeine Sieſta hielt, zu Hauſe fand.

Herr Lanceval, aus dem Schlaf aufgeweckt, wurde bleich vor Schreck, als er den Befehl vernahm, ſich ſofort nach den Tuilerien zu begeben. Er wollte eine Frage wagen, der Officier gab ihm aber klar genug zu verſtehen, daß er eilen müſſe, da der Kaiſer ihn erwarte.

— Der Kaiſer! wiederholte der Dichter, dem der Schreck in die Beine fuhr.

— Ja, ja, kommen Sie nur, kommen Sie!

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Luci de Lanceval, noch ganz ſtumm vor Erſtaunen, im Vorzimmer des Kaiſers.

Er ward ſofort angemeldet und eingelaſſen.

— Ich heiße Sie willkommen, Herr Lanceval! rief Napoleon dem Eintretenden entgegen. Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß Ihre Achilleide mir ſehr gefallen hat.

Jetzt erſt wagte der Dichter aufzuathmen ... ein Mühlſtein war ihm vom Herzen gefallen ... er verneigte ſich tief und ſprach:

— Sire ...

— Ich weiß, was Sie ſagen wollen, fiel ihm Napoleon in's Wort, um dem conſternirten Dichter die Mühe zu erſparen, ſeine Rede fortzuſetzen. Ich habe leider nicht viel Zeit und muß mich kurz faſſen ... Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Lanceval ... ich habe hier ein Trauerſpiel, das einſt ein junger Menſch geſchrieben, an deſſen Schickſal Niemand wärmern Antheil nimmt, als ich. Leſen Sie ſein Stück, Herr Lanceval, ſtreichen Sie, ſo viel Ihnen gefällt, ſchreiben Sie hinzu, was Sie wollen; mit einem Wort, verbeſſern Sie ſeine vielen Fehler ... gern hätte ich das ſelbſt gethan; aber ich bleibe nur noch einen Tag in Paris, übermorgen ruft mich die Krönung nach Mailand ... Haben Sie das Stück durchgefeilt und bühnengerecht gemacht, ſo reichen Sie es (ich habe meine Gründe dazu) unter Ihrem Namen bei der Direction des Théâtre français ein. Sie werden mich verſtanden haben, Herr Lanceval, hier iſt das Manuſcript ... laſſen Sie Sich die Mühe nicht verdrießen ... der Kaiſer wird Ihnen dafür dankbar ſein . . . und nun Adieu, Herr Canceval.

Ohne des Dichters Antwort abzuwarten, gab der Kaiſer ihm das Trauerſpiel, öffnete die Thür, begleitete den Dichter, der ſich tief verneigend empfahl, bis in die Mitte des Vorzimmers und kehrte dann in ſein Arbeitscabinet zurück.

IV.

Die Gefühle, die die Bruſt des Dichters durchkreuzten, ſind ſchwer zu ſchildern. Canceval war jetzt der glücklichſte Menſch, denn der große Napoleon hatte ſeine Achilleide gelobt. Noch an demſelben Tage las er das Trauerſpiel, das der Kaiſer ſeiner Discretion anvertraut, noch an demſelben Tage fing er zu ſtreichen und corrigiren an und 14 Tage ſpäter reichte er das Stück, neu abgeſchrieben, neu zugeſtutzt, unter ſeinem Namen bei der Direction des Théâtre français ein.

Sechs Wochen ſpäter erhielt er von dem Comité ein Schreiben, worin ihm angezeigt wurde, daß das Stück zur Aufführung nicht geeignet und deshalb zurückgewieſen iſt.

Lanceval war empört.

V.

Zwei Monate ſpäter (Napoleon war unterdeſſen von Mailand nach Paris zurückgekehrt) ließ der Kaiſer Herrn Lanceval kommen.

— Nun, Herr Lanceval, ſind Sie mit der Tragödie ſchon im Reinen?

— Sire, ſchon längſt!

— Haben Sie ſie auch ſchon eingereicht?

— Ja, Majeſtät.

— Haben Sie ſchon Beſcheid erhalten?

— Ja, Sire.

— Der Comité hat doch das Stück angenommen?

— Nein, Majeſtät, flüſterte kleinlaut der Dichter.

— Nein?! donnerte der Kaiſer, der plötzlich in Wuth gerieth, aber ſchnell wieder ſanft wurde.

Haben Sie das Stück vielleicht bei Sich? fragte er mit jenem einnehmenden Lächeln, das er ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte.

— Sire, hier iſt das Manuſcript.

— Wie finden Sie die Idee? fragte der Kaiſer.

— Gut, ſehr gut!

— Ich will nicht hoffen, daß Sie mir blos ſchmeicheln wollen. Ich wünſche von Ihnen die Wahrheit zu hören.

— Sire, der junge Mann, der dieſes Stück geſchrieben, beſitzt ein Talent, dem es nur an Routine fehlt, um einer unſerer größten Dichter zu werden . . .

— Das freut mich, das freut mich ſehr, ſagte der Kaiſer, ging an ſein Pult und ſchrieb eigenhändig auf das vom Comité zurückgewieſene Trauerſpiel:

»Les acteurs du théâtre français joueront d'aujourdhui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la bétise de réfuser.

Napoléon.

— Herr Lanceval, hier iſt das Stück. Haben Sie die Güte, es nochmals unter Ihrem Namen einzureichen; jetzt werden dieſe Herren es nicht zurückweiſen ... ich bürge dafür!

Lanceval nahm das Stück und reichte es am andern Morgen von Neuem ein.

Eine Stunde ſpäter erhielt er folgendes Billet:

Monsieur.

Nous aurons l'honneur de vous prévenir que votre grande tragédie est unanimement acceptée.

VI.

Nach Verlauf von kaum drei Wochen fand auf dem Théâtre français die erſte Vorſtellung der Tragödie »Hector« ſtatt. Es hatten ſich in der Hauptſtadt Gerüchte verbreitet, die die Neugier der Pariſer dergeſtalt aufgeſtachelt, daß ſchon acht Tage vorher kein Billet zu dieſem Abend zu haben war. Das Haus war ſo gepfropft voll, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte. Der ganze kaiſerliche Hof beehrte das Stück mit ſeiner hohen

Gegenwart. Das Trauerſpiel gefiel außerordentlich. Der Kaiſer blieb bis zu Ende. Am Schluß des Stückes wurde unter ſtürmiſchem Jubel der Name des Dichters »Luci de Lanceval« genannt.

VII.

— Sind ſchon die Zeitungen da? fragte der Kaiſer, der ſeit 5 Uhr Morgens an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, den Kammerdiener Marchand, der ihm das Frühſtück brachte.

— Ja, Sire.

— Bringe ſie mir, ſagte Napoleon.

Marchand brachte ein ganz Packet Journale. Der Kaiſer, der nicht erwarten konnte, zu erfahren, wie die tauſendzüngige Preſſe ſein Trauerſpiel beurtheilt habe, durchflog die Feuilletons und vergaß, daß ſein Thee kalt werde. Die Journale hatten das Stück ungeheuer gelobt; die Gazette de France war das einzige Blatt, das den Muth hatte, manche Kleinigkeiten daran auszuſetzen. Dieſe ziemlich tadelnde Kritik war von Jouy, dem Verfaſſer des **Ermite de la Chaussée d'Antin.**

— Der Mann hat Recht, ſagte Napoleon und trank den kalt gewordenen Thee.

VIII.

(Auszug aus dem Moniteur).

Se. Majeſtät der Kaiſer haben geruht, dem Verfaſſer des Trauerſpiels: »Hector«, Luci de Lanceval und dem Verfaſſer des »Ermite de la Chaussée d'Antin«, Etienne de Jouy, den Orden der Ehrenlegion zu ertheilen.

Ein und zwanzigſtes Capitel.

Napoleons letzte Liebe.

I.

Der Einzug in Mailand.

(am 8. Mai 1805.)

Um 3 Uhr Nachmittags verkündete der Kanonendonner und das Geläute der Glocken die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin. Der Prinz Eugen, der Marſchall Jourdan und alle Nobilitäten des franzöſiſchen und italieniſchen Generalſtabes waren Ihren Majeſtäten entgegen gezogen.

Der Kaiſer, der in einem von 8 Schimmeln gezogenen Wagen ſaß, hielt ſeinen Einzug durch das Thor von Marengo. Als der Zug an den hier errichteten Triumphbogen kam, brachten Raketen und andere Signale die Wirkung hervor, daß in demſelben Augenblick in allen Feſtungen des Königreichs Artillerie-Salven, jede von 60 Kanonen, abgefeuert wurden und die Glocken in ganz Italien zu läuten begannen. Der Departements-Präfect näherte ſich, an der Spitze der oberſten Behörden, dem Wagen Ihrer Majeſtäten und hielt eine italieniſche Rede. Der Präſident der Municipalität überreichte darauf dem Kaiſer die Schlüſſel der Stadt mit einer kurzen italieniſchen Rede, die der Kaiſer in eben dieſer Sprache huldreich beantwortete.

Als der Zug in das Innere der Stadt ankam, ertönte ein tauſendſtimmiges, jauchzendes Freudengeſchrei. Der Cardinal Erzbiſchof von Mailand befand ſich an der Spitze der Geiſtlichkeit vor dem Eingange der Kathedrale. Als hier der Wagen Ihrer Majeſtäten Halt machte, trat Seine Eminenz hinzu, ſtreute dem Kaiſer und der Kaiſerin Weihrauch und hielt eine Rede, worauf der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte.

Im Pallaſte angekommen, wurden Ihre Majeſtäten unter lautem Jubelgeſchrei von den Ehrenwachen empfangen.

Abends war ganz Mailand erleuchtet.

II.

Die Krönung.

(am 26. Mai.)

Gleich beim Anbruch des Morgens beſetzte die franzöſiſche und italieniſche Leibgarde, unter dem Commando des Generals Duroc, die Eingänge der Kathedrale. Von der großen Treppe des Pallaſtes bis zum Hauptportal der Kirche war eine Gallerie errichtet, 'oben wie ein Zelt bedeckt, an beiden Seiten aber offen. Das Innere der Kirche, mit Carmoiſin-Seide und Goldfranzen ausgeſchmückt, war durch 40 von dem Schiff herabhängenden Kronleuchtern und eben ſo vielen an den Säulen befeſtigten Candelabern erleuchtet. Ueber dem in der Mitte der Kirche errichteten Throne, zu dem

25 Stufen hinaufführten, wölbte ſich ein von vier goldenen Siegesgöttinnen getragener Baldachin.

Um 10 Uhr Morgens zogen die Gerichtshöfe, die Municipalität und die Profeſſoren von Pavia und Bologna aus der Präfectur, die Wahlcollegien, die Staatsconſulta und das geſetzgebende Corps aus ihren Verſammlungsgebäuden, die Generale, Oberſten, Präfecten und Vice-Präfecten, ſämmtlich unter Escorte, nach der Kathedrale, wo ihnen zu beiden Seiten des Thrones Plätze angewieſen wurden. — Zur Rechten des Thrones waren die Logen der Kaiſerin, der Prinzeſſin Eliſa und des Prinzen Eugen; zur Linken die Logen des geſetzgebenden Corps und der Geſandten.

Um 11 Uhr zog der Erzbiſchof von Mailand mit allen Cardinälen, Erzbiſchöfen und Biſchöfen nach der Kirche.

Zehn Minuten vor Zwölf verließ die Kaiſerin, unter Vortritt eines Garde-Detachements, ihrer Pagen, Stallmeiſter und Kammerherren, ihre Gemächer und begab ſich über die Gallerie nach der

Kirche. Zur Rechten der Kaiſerin gingen ihre Staatsdamen, zur Linken ihr erſter Stallmeiſter. Einer ihrer Pagen trug die Schleppe. Ihr voran ging die Prinzeſſin Eliſa, die Schweſter des Kaiſers, von Stallmeiſtern, Kammerherren und Edeldamen begleitet. Am Eingang der Kirchthür ward die Kaiſerin, unter einem Baldachin, vom Cardinal-Erzbiſchof empfangen, der ſie nach ihrer Loge führte.

Mit dem Glockenſchlage Zwölf verließ der Kaiſer unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken den Pallaſt und begab ſich über die Gallerie, durch ein Truppen-Spalier, nach der Kirche. Abtheilungen der franzöſiſchen und italieniſchen Garde eröffneten und ſchloſſen den Zug, der in folgender Ordnung ging: Waffenherolde, Pagen, Ceremonien-Adjuncten, der Ceremonienmeiſter Salmatoris, der Ober-Ceremonienmeiſter Graf von Segur. Die Krone Karls des Großen, das Scepter Karls des Großen, die Gerechtigkeitshand Karls des Großen, das Schwert Karls des Großen, die Krone Italiens, das Scepter

Italiens, die Gerechtigkeitshand Italiens, der Ring Italiens, das Schwert Italiens, der Korb für den Mantel Italiens, der Reichsapfel — jede dieſer Inſignien wurde von einem hohen Beamten getragen. Dann kam der Kaiſer mit der Kaiſerkrone auf dem Haupte, in den Händen haltend das kaiſerliche Scepter und die Gerechtigkeitshand, und mit dem königlichen Mantel von Italien bedeckt. Die Ober-Stallmeiſter von Frankreich und Italien, Caulaincourt und Caprara, trugen den Mantel Sr. Majeſtät. Hierauf folgten die Miniſter und die Großofficiere.

Am Eingang der Kirche ward der Kaiſer vom Cardinal-Erzbiſchof empfangen; dieſer reichte ihm das Weihwaſſer und führte ihn unter einem von Canonicis getragenen Baldachin bis zum kleinen Thron im Chor. Der Cardinal-Erzbiſchof ſtimmte das **Veni Creator** an; hierauf trugen die hohen Beamten die Inſignien Italiens, Krone, Scepter, Schwert, Gerechtigkeitshand, Mantel und Ring, nach dem Altar. Der Erzbiſchof von Bologna brachte die eiſerne Krone. Nachdem der Erzbiſchof alle dieſe Inſignien eingeweiht, begab ſich der Erzbiſchof von Ravenna (der Groß=Almoſenier Codronchi) zum Kaiſer, machte eine tiefe Verbeugung und führte ihn zum Altar, wo der Cardinal=Erzbiſchof von Mailand ihm die Inſignien in folgender Ordnung überreichte: Ring, Schwert, welches der Kaiſer in die Scheide ſteckte, Mantel, den der Ober=Kammerherr ihm anlegte, Gerechtigkeitshand und Scepter.

Der Kaiſer verrichtete knieend ein Gebet, beſtieg dann den Altar, nahm die eiſerne Krone, ſetzte ſie einen Augenblick auf ſein Haupt, übergab ſie dem Erzbiſchof und ſetzte dann die königliche Krone auf ſein Haupt, indem er ſolche in die Kaiſerkrone ſtellte. Dann beſtieg er den Thron. Der Erzbiſchof ſtimmte das Gebet »**In hoc regni solo**« an und ſprach darauf mit lauter Stimme: **Vivat Imperator, Rex in aeternum.** Die ganze Kirche wiederholte dieſes Gebet, das vom Orcheſter mit Muſik begleitet ward. Der Cardinal Erzbiſchof ſetzte das Hochamt fort. Der Groß=Almoſenier reichte dem Kaiſer das Evangelienbuch zum Kuße dar. Hierauf ſtieg der Kaiſer von ſeinem Thron herab und begab ſich zum Altar zum Opfern. Eine Wachskerze mit incruſtirten Goldſtücken, ein Silberbrod und ein Goldbrod wurden vor ihm hergetragen und von ihm als Opfer dargebracht, worauf er wieder den Thron beſtieg. Bei dem **Agnus Dei** brachte ihm der Groß-Almoſenier zwei Mal den Friedenskuß vom Cardinal Erzbiſchof.

Hierauf wurde ihm die Eidesformel gebracht. Sitzend die Krone auf dem Haupte und die Hand auf das Evangelienbuch haltend, ſchwur er den Eid. Der erſte Waffenherold rief hierauf mit lauter Stimme:

Der ſehr glorreiche und ſehr erhabene König Napoleon iſt gekrönt und inthroniſirt, es lebe der Kaiſer und König!

Eine Artillerie-Salve kündigte die erfolgte Krönung an. Nach dem **Te Deum** kehrte der ganze Krönungszug in voriger Ordnung nach dem Pallaſte zurück.

Nachmittags um 4 Uhr begaben ſich der Kaiſer und die Kaiſerin in feierlicher Proceſſion zur Dankſagung nach der Kirche des heiligen Ambroſius. Bei dieſem Zuge commandirte Prinz Eugen die Truppen. Neben den Seiten des Wagens Ihrer Majeſtäten ritten die Marſchälle Mortier, Beſſières, Lannes und Jourdan. Hinter dem Wagen ritten der Marſchall Moncey und der Kriegsminiſter Pino.

»Nie hat Mailand, ſagt die **Gazetta di Milano**, einen ſchönern, glänzendern Tag geſehen, wie den heutigen. Napoleon ſchmückte ſeine glorreiche Stirn mit der eiſernen Krone der lombardiſchen Könige. Die Pracht und Feſtlichkeiten des heutigen Tages laſſen ſich nicht beſchreiben. — Abends verſuchte die Nacht vergebens, ihre Schatten über unſere Stadt auszubreiten. Der Glanz der Illumination hatte die Nacht taghell gelichtet. Auf dem Forum Bonaparte, auf jenem Platze, wo vormals Tauſende von Menſchen auf Scheiterhaufen verbrannt wurden, ward ein prachtvolles Feuerwerk für 100,000 Lire abgebrannt.«

III.

Ein Abend im Theater della Scala.

Am 31. Mai gab die Stadt Mailand Ihren Majeſtäten im Theater della Scala ein glänzendes Feſt, das aus einem Concerte und einem Ball beſtand.

Der Kaiſer und die Kaiſerin wurden mit dem tauſendſtimmigen e viva! empfangen. Unter der Elite, die die Logen füllten, bemerkte man die Prinzeſſin Eliſe, den Prinzen Eugen, den Dogen von Genua, Girolamo Durazzo, die Marſchälle Jourdan, Mortier, Beſſières, Lannes, Brun und Moncey, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Herrn von Talleyrand, den Kriegsminiſter Berthier, den Miniſter des Innern Herrn von Champagny, den Großkanzler Melzi, den Fürſten Mareschalci, den Oberceremonienmeiſter Herrn von Segur, den Ceremonienmeiſter Salmatoris, die Oberſtallmeiſter Caulaincourt und Caprara, den Oberkammerherrn Litta, die Generale Duroc, St. Cyr, Caffarelli und Lemarrois, die Pallaſtpräfecten Beauſſet und Saint-Didier, den Oberhofmeiſter Fenaroli, die Kammerherren Hedouville, Thiars, Mercy-Dargenteau und Beaumont, den Leibarzt Corviſart, Herrn Menneval, den Privatſecretär des Kaiſers, und Herrn Deschamps, den Secretär der Kaiſerin. Vom diplomatiſchen Corps waren zugegen: der Marquis von Lucheſini, Geſandter des Königs von Preußen, der Fürſt Corſini, Geſandter der Königin von Hetrurien, Herr von Cetto, Geſandter des Churfürſten von Baiern, Baron von Dalberg, Geſandter des Churfürſten von Baden, und Herr Bailly-Benvenuti, Miniſter des Großmeiſters von Malta. Unter den Hofdamen der Kaiſerin ſah man Frau von Savary, Frau von Arberg und Fräulein von Arberg.

Der Kaiſer ſaß, umgeben vom Glanze eines zwiefachen Hofſtaates, in der Mittelloge. Er trug ſeine grüne Uniform und keine andere Decoration als das Band des ſchwarzen Adlerordens. Zu ſeiner Rechten ſaß die Kaiſerin, zur Linken die Prinzeſſin Eliſe.

Das Concert wurde mit der Ouverture zu Cherubini's »Lodoiska« eröffnet. Bald darauf erſchien eine junge, reizendſchöne Sängerin, die eine Arie aus Piccini's Roland mit einem alle Herzen erobernden Zauber vortrug. Die Künſtlerin, das gefeierte Schooskind von ganz Mailand, hätte wohl ſchwerlich eine beſſere Wahl treffen können. Piccini war bekanntlich der Lieblingscomponiſt des Kaiſers, der dieſem Meiſter vor allen andern den Vorzug gab. — Napoleon lauſchte mit ſteigender Aufmerkſamkeit dieſer lieblichen, einſchmeichelnden Muſik, dieſer ſüßen, wollüſtigen Stimme, und während ſein Ohr ſich an dem Zauber ihrer Töne ergötzte, berauſchte ſich ſein Auge in dem Glanze ihrer Schönheit. Noch keine von allen Sängerinnen hatte ſolch tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

— Wie heißt dieſe junge Dame? fragte er die Kaiſerin.

— Sire, ſprach ſie, Giuſeppa Graſſini iſt ihr Name.

— Dieſer Name kommt mir bekannt vor, ſagte Napoleon, der die Sängerin fixirte. Nach der Schlacht von Marengo wohnte ich hier dem Debüt einer jungen Künſtlerin bei, die, wenn ich nicht irre, auch Graſſini hieß. Es wird wohl dieſelbe ſein, die ich vor fünf Jahren gehört. Sie iſt ſeitdem viel ſchöner geworden … ihre Stimme hat an Kraft und Umfang, an Schmelz und Ausdruck viel gewonnen . . . Ja, ja, ſie iſt es! Die Stimme dieſer Nachtigall hat etwas Beruhigendes, Tröſtendes, etwas Erquickendes und Erhebendes… So müſſen die Engel im Himmel ſingen!

Joſephine ſchien faſt neidiſch zu ſein auf dieſes Lob.

— Sire, ſprach ſie, ich habe Sie noch niemals ſo enthuſiasmirt geſehen . . .

— Kein Wunder, Madame, denn ich habe noch nie eine ſolche Stimme gehört. Das iſt ein Schalmeienton, der bei aller Luſtigkeit doch etwas Rührendes hat! Das iſt eine Stimme, die in das Herz des Herzens dringt und jeden Nerv mit Luſt erfüllt. Armer Piccini, Du ruhſt im Grabe und kannſt ſie nicht hören . . . das nenne ich Muſik, das nenne ich Geſang!

Und als die Sängerin ihre Arie beendigt hatte, war der Kaiſer der Erſte, der ihr Beifall zuklatſchte. Das war ein Signal für den ganzen Hof: Alles, was Hände hatte, applaudirte und ſelbſt die Kaiſerin zeigte ſich, dem Kaiſer zu Gefallen, ſo herablaſſend, in dieſen Beifall, der gleich einem endloſen Donner den Saal durchbrauſte, lächelnd einzuſtimmen.

Guiſeppa Graſſini, die den Kaiſer in ſo hohem Grade bezaubert hatte, war die Tochter eines armen Landmannes, der ſie, weil ſie ſchon frühzeitig Luſt und Anlage zum Geſang gezeigt, in ihrem funfzehnten Jahre nach Mailand zu einem ſeiner reichen Anverwandten gebracht. Der General Belgiojoſo, ein Mäcen der Muſik und nebenbei ein Verehrer weiblicher Schönheit, hatte ſich des Mädchens liebreich angenommen, ihm von den beſten Meiſtern Unterricht ertheilen und ihre Anlagen ausbilden laſſen. Die böſe Welt, die in jeder guten That nur einen Act des Eigennutzes ſieht, hat die Abſichten des Generals zu verdächtigen geſucht, doch ſind dies Gerüchte, denen man nur halben Glauben ſchenken darf. Im Jahre

1798 hatte Giuſeppa in Venedig debutirt, war dann als Primadonna nach Neapel gegangen und von dort einem glänzenden Ruf nach Mailand gefolgt. Signora Graſſini ſtand jetzt, kaum 23 Jahre alt, in der Maienblüthe ihres Lebens, im Zenith ihrer Schönheit. Nicht mit Unrecht hatte ſie ein Dichter, der ſie beſungen, Italiens Cäcilia genannt. Sie war in der That eine der ausgezeichnetſten Schönheiten Europas. Ihre großen, ſchwarzen Augen, den Sternenglanz einer italieniſchen Sommernacht ausſtrahlend, ihre ſchwellenden Lippen — üppige Korallenzweige, die Perlen ihrer Zähne beſchirmend — ihr duftiger Teint, wetteifernd mit dem keuſchen Weiß der Lilie — ihr reizender Wuchs, ihr gracieuſes Benehmen, dies Alles bildete ein Bouquet unwiderſtehlicher Reize. Leicht erklärbar, daß Giuſeppa Graſſini die angebetete Sonne aller Dilettanten war.

Auch dem Kaiſer ſchien ſie zu gefallen, denn als ſie zum zweiten Mal erſchien, um eine Arie von Zingarelli vorzutragen, nahm Napoleon, was er ſonſt nie zu thun pflegte, das Opernglas der

Prinzeſſin Eliſe, um die Künſtlerin genauer zu betrachten.

— **Elle est bien jolie**, ſagte die Prinzeſſin Eliſe zum Kaiſer.

— **Oui**, erwiederte der Kaiſer mit ſeiner gewöhnlichen Kälte und ſtellte ihr das Glas zurück.

Nach beendigtem Concert begann der Ball. Erſt gegen Mitternacht verließ der Kaiſer das Theater.

IV.

Der Contract.

Am andern Morgen ließ Napoleon ſeinen Liebling, den General Duroc rufen.

— Sie waren geſtern Abend im Theater?

— Ja, Sire.

— **Eh bien**, wie hat Ihnen die Graſſini gefallen?

— Sire, außerordentlich! Es wäre zu wünſchen, unſere große Oper in Paris beſäße ein ſolches Talent . . .

— Sie haben Recht, Duroc . . . Väter, die von der Reiſe heimkehren, pflegen ihren guten Kindern etwas mitzubringen. Unſere gute Stadt Paris würde Mund und Augen aufſperren, brächten wir ihr eine ſolche Stimme, eine ſolche Schönheit mit . . .

— Unſere Oper würde durch ſie einen neuen Aufſchwung erhalten . . .

— Das denke auch ich . . . Laſſen Sie Sich von meinem Privatſecretair 10,000 Francs auszahlen, kaufen Sie für dieſe Summe ein Collier von Diamanten und ſtellen Sie es noch heute, im Namen Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, der Signora Graſſini zu.

— Ein Collier für 10,000 Francs?

— Finden Sie das Geſchenk zu gering? Nun gut, ſo nehmen Sie einen Schmuck für 20,000 Francs. Man muß die Kunſt belohnen; nicht wahr, Duroc?

— Sire, Sie waren von jeher ein großherziger Mäcen der Kunſt . . .

— Aber noch heute muß der Schmuck in ihren Händen ſein. Sie ſelbſt, Duroc, überreichen ihr ihn. Sagen Sie ihr, der Kaiſer hätte ſich günſtig über ſie ausgeſprochen und den Wunſch fallen laſſen, ſie je eher, je lieber in Paris zu ſehen. Fügen Sie hinzu, daß es ihr in Paris an nichts fehlen ſoll. Denken Sie Sich, Duroc, Sie wären der Impreſſario eines Theaters ... ſuchen Sie ſie zu überreden, ihr hieſiges Engagement aufzugeben. Machen Sie ihr begreiflich, daß Paris ihr größere Vortheile gewähre, als Mailand und jede andere Stadt der Welt ... bewilligen Sie ihr Alles, was ſie verlangt, aber ſchließen Sie, wo möglich, noch heute den Contract mit ihr ab ...

— Und auf wie lange?

— Auf fünf, auf zehn, auf zwanzig Jahre... auf ſo lange ſie will.

— Sogleich will ich mich hin verfügen.

— Aber vor allen Dingen den Schmuck ... für 30,000 Francs ...

— Ich eile.

— Gut, Duroc, gut, ſprach der Kaiſer und klopfte freundlich die Schulter des Generals, der ſofort das Cabinet verließ, um ſich deſſen Auftrags zu entledigen.

Zwei Stunden ſpäter überreichte General Duroc, im Namen Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, der Signora Graſſini einen Schmuck für 30,000 Francs und eine Stunde ſpäter ſchloß er mit ihr einen Contract ab, laut welchem ſie als kaiſerlich-königliche-Kammerſängerin mit 20,000 Francs Monatsgage, vorläufig auf drei Jahre, engagirt war.

Als Duroc dem Kaiſer den von Signora Graſſini unterzeichneten Contract vorlegte, rieb er ſich trällernd die Hände und ſagte zum General:

— Duroc, Sie haben Ihre Sache gut gemacht.

Zehn Tage ſpäter, am 9. Juni, begab ſich Signora Graſſini nach Paris. Am Vorabend ihrer Abreiſe hatte ihr der Kaiſer, durch Duroc, 20,000 Francs Reiſegeld, begleitet von einem ſchmeichelhaften Handbillet, zuſtellen laſſen.

Am 10. Juni reiſte der Kaiſer ab.

V.

Liebe und Abneigung.

Signora Graſſini bewohnte in der Rue Chantereine ein großes Hôtel, das vom Kaiſer für ſie gemiethet und feenhaft ausgeſchmückt worden war. Reiche Gobelin-Tapeten, die berühmteſten Schlachten Napoleon's darſtellend, prachtvolle Teppiche, koſtbare Trumeaux, Luſtres und Girandolen bildeten ein Enſemble, wie man es nur in Palläſten zu finden gewohnt iſt. Die Einrichtung des ganzen Hôtels hatte über 30,000 Francs gekoſtet.

Die reizende Sängerin, die im Theater, aber häufiger noch in den Tuilerien ſang, wurde von ganz Paris auf Händen getragen: ihre Stimme, ihr Vortrag riß Alles zur Bewunderung hin. Die Journaliſten, den Köcher ihres Lobes leerend, erhoben ſie bis zu den Sternen: ſie war ja der Liebling des Publikums, der Abgott des Hofes, die Geliebte des Kaiſers.

Jeden Abend, wenn es zu dunkeln begann, ſchlich ein kleiner Mann in einem blauen Oberrocke, mit einem dreieckigen Hute bedeckt, aus dem Schloß der Tuilerien durch die kleine Thür des Pavillon du Marſan, ſtieg, begleitet von einem ſeiner Vertrauten, eben ſo angezogen wie Jener, in einen Fiacre, der Beide nach der Rue Chantereine Nr. 28. fuhr. Der Eine war Napoleon, der Andere der Großmarſchall Duroc.

Die Geliebte des Kaiſers, beneidet von ganz Paris, war doch keinesweges glücklich. Stundenlang ſaß ſie in ihrem mit ſardanapaliſchem Luxus überkleideten Boudoir, dem geheimen Kummer, der ihr Herz erdrückte, durch Thränen einen Ausgang bahnend. Napoleon, der Mann des Ruhmes, in deſſen Strahlen eine halbe Welt ſich ſonnte, Napoleon, gefürchtet und geliebt von ganz Frankreich, Napoleon, der ſiegestrunken in ihren Arme lag, hatte keinen Reiz für ſie. Sein Benehmen, das der ganze Hof ſo liebenswürdig, ſein Lächeln, das ganz Frankreich ſo einnehmend fand, hatte für Guiſeppa etwas Abſtoßendes, und je mehr er ſeine Zärtlichkeit verdoppelte, deſto mehr wuchs ihre Abneigung, die, ob ſie ſich gleich keinen beſtimmten

Grund anzugeben gewußt, in ihrem Herzen tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ein Kuß von ſeinem Munde — eine Gunſt, für die manche Dame ihr Leben, ihre Tugend, ihre Ehre hingeopfert hätte — machte ihr Blut erſtarren. Wohl war ſie klug genug, das wahre Gefühl ihres Herzens zu verbergen. Ihre Eitelkeit ſagte ihr, daß ſie dem Kaiſer, der ſie mit Glanz und Ehre umgeben, Dankbarkeit ſchuldig ſei. Und deshalb bekämpfte ſie ihre Abneigung, ihren Widerwillen und heuchelte dem Kaiſer ein Gefühl, das ihrem Herzen fremd war. Mit Freuden hätte ſie ihn aufrichtig, innig geliebt, doch wie ſehr ſie ſich auch bemühte, ihr Herz zu überreden, dieſe Abneigung zu überwinden, ſie vermochte es nicht; der Widerwille, fruchtlos bekämpft, artet zuletzt in Eckel aus. Bei der leiſeſten Berührung ergriff ſie ein kalter Schauer: ſie mußte die ganze Kraft ihres Geiſtes anſtrengen, um dies Gefühl zurückzudrängen. Nur ein Frauenherz kann empfinden, welche Qual es iſt, einem Manne, der Widerwillen einflößt, Liebe heucheln zu müſſen!

Der Kaiſer, der ſich aufrichtig von ihr geliebt wähnte, gab ihr täglich neue Beweiſe eines unbegrenzten Wohlwollens. Er ſchmückte ihre Schulter mit Shawls, ihren Hals mit Perlen, ihr Haar mit Juwelen, um die der ganze Hof ſie beneidete.

Eines Abends, als er früher, wie gewöhnlich, ſie beſuchte, fand er ſie in Thränen.

— Sie weinen, Giuſeppa? fragte der Kaiſer tief bewegt. Darf der treueſte Ihrer Freunde wiſſen, welche Wolke die Sonne Ihres Glückes trübt?

— Sire, ſprach Signora Graſſini, die ſich ſchnell geſammelt, ich las vorhin ein Buch der Frau von Genlis, die Lebensgeſchichte des Fräuleins de La Ballière. Sire, was halten Sie von dieſem Ludwig, der, trotz aller Schwüre ſeiner ewigen Liebe, dieſen Engel verließ, um in die Arme einer Monteſpan zu eilen?

— Der große Ludwig war nicht würdig ſolcher Liebe. Ein Egoiſt, wie er, kann keinen Andern lieben, als ſich ſelbſt ...

— Und Louiſe de La Ballière?

— Sie war die Krone ſeiner Krone ...

— Und ſtarb, von ihm und aller Welt verlaſſen, in den Mauern eines Kloſters.

— Ihre Zukunft, Giuſeppa, will ich freundlicher geſtalten. So lang Sie leben, ſoll Ihr Glück die erſte meiner Sorgen ſein. Hier, theure Freundin, iſt ein Ring, den einſt die Kaiſerin mir geſchenkt. Der Ring ſei Zeuge meines Schwurs, daß Ihre Wünſche auch die meinen ſind.

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und reichte ihr den Ring.

Acht Tage ſpäter war Concert bei Hofe. An dieſem Abend machte Signora Graſſini die Bekanntſchaft des berühmten Violiniſten Pierre Rode, der, von einer Kunſtreiſe heimgekehrt, wieder in den Tuilerien erſchien. Der gefeierte Künſtler wurde von dem Auditorium und ſelbſt vom Kaiſer huldvoll empfangen. Rode trug ein neues Concert vor, welches ſo großen Enthuſiasmus erregte, daß er es, auf den Wunſch der Kaiſerin Joſephine, wiederholen mußte. Die ſchöne Compoſition, der gefühlvolle Vortrag und der ehrenvolle Beifall, der ihm von ganzen Hofe zü Theil geworden, hatte auf Signora Graſſini einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß ſie, vergeſſend, daß ſie bei Hofe ſei, hingeriſſen von ihrem Enthuſiasmus, dem großen Meiſter, nach beendigtem Concert, entzückt um den Hals fiel, ausrufend:

— Ihre Geige iſt die erſte Sängerin der Welt!

Rode, Anfangs verwirrt und in Verlegenheit gebracht, faßte ſich bald und ſprach:

— Signora, erſt ſeitdem ich Sie ſingen gehört, weiß ich, was ſingen heißt.

Napoleon, deſſen Blick, geſchärft durch Eiferſucht, Guiſeppa's Herz troß aller Hüllen allzubald durchſchaut hatte, ließ ſie von ſeinem Adjutanten Junot beobachten. Durch ihn kam er, 2 Monate ſpäter, auf die Spur eines ſchlau verborgenen Geheimniſſes. Entrüſtet ließ er ſeinen Polizeiminiſter rufen.

— Fouché, ſprach der Kaiſer, Sie rühmten neulich Ihre Allwiſſenheit; Sie ſagten mir, nichts bliebe Ihrem Scharfblick und den Argusaugen Ihrer Polizei verborgen ...

— Sire, das ſage ich noch jetzt ...

— Nun gut, ſo ſagen Sie mir, wer iſt der Mann, der ſeit Kurzem jede Nacht in der Rue Chantereine in das Haus der Graſſini ſchleicht?

— Er wohnt in der Rue Montblanc, iſt ein Violinſpieler und heißt ...

— Nun, wie? fragte der Kaiſer in großer Aufregung.

— Pierre Rode!

— Rode! So hat ſich Junot alſo doch nicht getäuſcht, rief Napoleon, zornig auf- und abgehend. Außer ſich, daß ein Weib, die er mit Glanz und Reichthum überhäuft, den Muth habe, ihn zu hintergehen, knirſchte er mit den Zähnen und ſprach:

— Laſſen Sie von heute ihr Haus bewachen und den Mann, der wie ein Dieb ſich einzuſchleichen wagt, ſofort feſtnehmen, bis auf weitere Ordre.

Fouché eilte den Befehl des Kaiſers zu vollziehen.

In dem Nebenhauſe der Signora Graſſini lagen, ſeit es dunkel geworden war, fünf Polizeiagenten auf der Lauer.

Nach Mitternacht kommt ein Mann, in einen Mantel gehüllt und eine Geige unterm Arm, ängſtlich wie ein Dieb an's Haus geſchlichen. Er klopft dreimal in die Hand und bald darauf öffnet ſich das Hausthor. Der Mann will eben hineinſchlüpfen, als ihn einer von Fouché's Agenten am Mantel zurückhält; der andere hält ihm eine Handlaterne vor's Geſicht und ſagt:

— Er iſt's! Arretirt ihn!

In demſelben Augenblick vernimmt man im Hausflur einen Schrei. Einer der Agenten ſtürzt hinein. Auf der Erde liegt eine junge Dame in einem verführeriſchen Nachthabit. — — Es iſt Signora Graſſini, die aus Vorſicht ſelbſt gekommen war, um dem Geliebten das Thor zu öffnen. Als ſie Rode's Zeichen und den Befehl »Arretirt ihn« vernommen, war ſie ohnmächtig niedergeſunken.

Drei Agenten trugen die Ohnmächtige in ihre Zimmer hinauf, die andern brachten Herrn Rode und ſeine Geige auf die Polizei-Präfectur.

VI.

Eine Privataudienz.

Am andern Morgen ſah man im Vorgemach des Kaiſers eine junge, bleiche Dame in einem ſchwarzen Atlaskleide, die, eine Bittſchrift in der Hand, ſich eine Privataudienz erbat.

Der dienſtthuende Kammerherr verfügte ſich in's Cabinet, um ſie anzumelden.

— Sire, ſagte Mercy d'Argenteau, im Vorſaal harrt Signora Graſſini.

— Was will ſie? fragte der Kaiſer aufgebracht.

— Sie bittet um die Gnade, Ew. Majeſtät möchten huldreich geruhen, ihr einen Augenblick Gehör zu ſchenken.

Napoleon, Anfangs unentſchloſſen, ob er die Künſtlerin abweiſen oder vorlaſſen ſollte, ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er:

— Sie mag kommen!

Signora Graſſini warf ſich, kaum eingetreten, dem Kaiſer zu Füßen.

— Sire, ſprach ſie, eine Strafbare, die nicht würdig iſt der Huld, womit Eure kaiſerliche Majeſtät ſie überhäuft hat, liegt zu Ihren Füßen, um ſich einer ſchweren Schuld anzuklagen ...

— Stehen Sie auf, Mademoiſelle, ich kenne Ihr Unrecht: Sie haben mich getäuſcht, hintergangen, betrogen ... Kommen Sie, um Ihre Schuld zu läugnen?

— Nein, Sire, ich komme, um Alles zu geſtehen. Sire, ich habe Sie nie geliebt. Vergebens habe ich mich bemüht, eine Abneigung zu beſiegen, der ich nicht Meiſter bin. Könnte ich meinem Herzen gebieten, dann müßte es Sie lieben mit unbegrenzter Kraft, mit unauslöſchlicher Gluth, mit unwandelbarer Treue. Aber, Sire, das Herz iſt ein Rebell, das ſich keinem Geſetze, keinem Gebote unterwirft ... es liebt nicht ſelten den, der uns mit Haß verfolgt und haßt gar häufig die, die uns mit allen Kräften ihrer Seele lieben. Seit ich Sie zu haſſen angefangen, hab ich mich zu lieben aufgehört.

— Sie lieben einen Andern ...

— Ja, Sire, ich liebe ihn mit einer fieberhaſten Gluth, mit einem Feuer, das meine Seele zu verzehren droht ...

— Der Glückliche ... er iſt ein armer Künſtler, der nichts als ſeine Geige hat, und ich, ich bin ein mächtiger Kaiſer, der halb Europa jetzt ſein eigen nennt und doch — faſt ſchäm' ich mich, es zu geſtehen — und doch beneid' ich ihn!

Napoleon unterdrückte einen tiefen Seufzer, Giuſeppa zerfloß in Thränen.

— Signora, ſprach der Kaiſer, was kann, was ſoll ich für Sie thun?

Seufzer erſtickten ihre Stimme; knieend reichte ſie dem Kaiſer die Bittſchrift. Er las.

— Sie fürchten für ſein Leben ... Bin ich ein Tyrann, der, das Geſetz verhöhnend, aus Willkühr ſeine Unterthanen ſchlachtet? Giuſeppa, ſtehen Sie auf, in einer Stunde iſt Rode frei. Aber fort muß er von hier, noch heute fort. Weil Sie ihn lieben, iſt er mir verhaßt ... noch heute muß er meine Stadt, in einem Monat mein ganzes Reich verlaſſen ... ich kann nicht dulden einen Mann, der mächtiger als ich ...

— Und darf ich mit ihm ziehen in's Exil? ...

— Sie, Signora, bleiben. Die Zeit wird Ihre Wunde heilen ... Sie werden ihn vergeſſen ...

— Nie, nie, Majeſtät! Ich kann nicht athmen, kann nicht leben ohne ihn! Ich muß ihm folgen, Sire!

— Sie bleiben, ſag ich, bleiben bei uns in Paris. Vergeſſen Sie, daß ein Contract Sie bindet? Und flöhen Sie mit ihm bis an das Ende dieſer Welt ... der Kaiſer würde Sie erreichen und Sie zwingen, Wort zu halten ...

— Sire, hier iſt der Ring. Er iſt ein Zeuge Ihres Schwurs, daß meine Wünſche auch die Ihren ſind. Sire, ich wünſche, ihm zu folgen.

— Undankbare! rief der Kaiſer, iſt das der Lohn für meine Liebe?

— Hier iſt der Ring ... der Kaiſer hält ſein Wort!

— Gut, gut! rief Napoleon, Sie ſind entlaſſen.

Signora Graſſini warf ſich auf ihre Knie, erfaßte ſeine Hand, ſteckte den Ring an ſeinen Finger und rief noch einmal: der Kaiſer hält ſein Wort! Dann eilte ſie freudetrunken aus dem Cabinet.

Drei Stunden ſpäter erhielten Signora Graſſini und Pierre Rode einen vom Polizeiminiſter Fouché unterzeichneten Befehl: »binnen 24 Stunden Paris und in acht Tagen Frankreich zu verlaſſen.«

Am andern Morgen begab ſich der Kaiſer zur Armee nach Straßburg.

VII.

Die Verbannten gingen nach Rußland. Ihre Leidenſchaft, genährt durch die Liebe zur Kunſt, gekräftigt durch gegenſeitige Bewunderung ihres Talents, machte ihre Herzen unzertrennlich. Sie ſangen und muſicirten zuſammen, ſie lernte von ihm und er von ihr. Rode componirte für ſie die bekannten Variationen, Signora Graſſini ſang ſie mit einer Virtuoſität, die Alles übertraf, was man bisher von ihr gehört. Rode war ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Bruder, ihr Geliebter, ihr Gott ... ſie war ſeine Muſe, ſeine Welt, ſein Stolz, ſein Glück, ſein Alles.

Später gingen ſie nach London. Hier ſtarb Signora Graſſini. Nach ihrem Tode kehrte Rode nach Frankreich zurück. Im Jahre 1830 ſtarb er in ſeiner Vaterſtadt Bordeaux.

Napoleon liebte ſie bis zu ſeinem Tode. Auf St. Helena, kurze Zeit vor ſeinem Tode, ſagte er zu Las Caſas:

— Das Fräulein von Colombier war meine erſte, Giuſeppa Graſſini meine letzte Liebe.

Zwei und zwanzigſtes Capitel.

Das Parterre der Könige.

Es war im Jahre 1808.

Napoleon und Alexander hatten ſich ein Rendezvous in Erfurt gegeben. Beide Kaiſer waren am 27. September dort eingetroffen. Faſt alle Souveraine Deutſchlands waren herbeigeeilt, um dem ſieggekrönten Helden, dem Beſchützer des Rheinbundes, ihre Huldigungen darzubringen. Der Kaiſer von Oeſterreich hatte ſeinen Geſandten, Herrn von Vincent, und der König von Preußen ſeinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Erfurt geſchickt.

Napoleon war im Pallaſt des Fürſt-Primas, Alexander im Stadthauſe abgeſtiegen. Die andern Könige und Prinzen hatten ſich bei Privatleuten einquartirt.

Zwei Tage vor der Ankunft des Kaiſers war Talma und Dlle. Duchesnois mit der Künſtler-Elite des Théâtre français angekommen. Napoleon hatte dem großen Künſtler ein Parterre von Königen und Fürſten verſprochen.

Vor dem Eingange des Theaters war ein Detaſchement von 100 Garden aufgeſtellt. Die Wache hatte den Befehl erhalten, bei der Ankunft der beiden Kaiſer die Trommel zu rühren.

Die Logen des Theaters, mit Prinzeſſinnen und Ehrendamen angefüllt, bildeten eine glänzende Guirlande. In der Mittelloge ſah man die Prinzeſſin Stephanie von Beauharnais und Catharina von Würtemberg, die Erſtere mit dem Herzog von Baden, die Letztere mit Jerome Bonaparte, König von Weſtphalen vermählt. Eugen von Beauharnais, der junge, tapfere Held, hatte ſich kurz vorher mit der Prinzeſſin Amélie, der älteſten Tochter des Königs von Baiern, und Berthier, Fürſt von Wagram und Neufchatel, ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth, der Nichte Maximilians von Baiern vermählt . . . Frankreich war damals die große Nation.

Im Orcheſter waren acht Fauteuils aufgeſtellt, die in einer Reihe ſtanden. Fünf davon waren bereits beſetzt durch die Könige von Baiern, Würtemberg und Weſtphalen, durch den Prinzen Wilhelm von Preußen und durch den Geſandten von Oeſtreich.

Da rollte eine mit ſechs Pferden beſpannte Equipage heran. Die Trommeln wurden gerührt.

— Haltet ein, rief der Officier, es iſt ja nur ein König!

Es war der König von Sachſen, der neben dem König von Würtemberg Platz nahm.

Die beiden leeren Fauteuils, die in der Mitte und in einiger Entfernung von den übrigen ſtanden, waren für die beiden Kaiſer beſtimmt, die mit Ungeduld erwartet wurden.

Der König von Weſtphalen verließ ſeinen Platz und ſetzte ſich in die Loge neben der Königin. Der König von Sachſen grüßte Herrn von Talleyrand, der mit Berthier in der kleinen Proſceniums-Loge rechts vom Theater ſaß.

Im Parterre ſaßen die Großherzoge von Baden, von Sachſen=Weimar und Heſſen=Darmſtadt, der Großfürſt Conſtantin, der Bruder des Kaiſers von Rußland, die Herzoge von Naſſau und Oldenburg, zwei Herzoge von Mecklenburg, drei Herzoge von Sachſen und eine Anzahl Prinzen von Anhalt, Hohenzollern=Sigmaringen, Hohenzollern=Hechingen, die Prinzen von Reuß, Greitz, Schleitz ꝛc.

Dann kamen die Miniſter, die Staatsräthe, die Kammerherren mit Orden und Bändern aller Farben geſchmückt.

Aller Augen waren auf die Thür gerichtet, durch die der Kaiſer eintreten mußte. Jeder war begierig vom König der Könige einen Blick, ein Lächeln zu erhaſchen.

Plötzlich verkündete das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten die Ankunft der beiden Kaiſer.

Das ganze Auditorium erhob ſich.

Napoleon und Alexander ſchritten grüßend auf ihre Plätze zu. Sie hatten ſich kaum geſetzt, als der Vorhang in die Höhe flog.

Man gab den »Cid« des Corneille.

Die Etikette hatte es nicht erlaubt, ſeinen Beifall zu äußern. Das Parterre blieb kalt, das Spiel der Schauſpieler nicht minder. Einige ſchöne Momente von Talma und der Duchesnois abgerechnet, ſchienen ſich die hohen Herrſchaften königlich zu ennuyren.

Herr von Talleyrand fing bereits zu gähnen an.

Wir wollen unſere Blicke abwenden von der Orcheſtergruppe und ſie nach dem Hintergrunde des Parterre's richten, wo die Generale ſaßen. Ihre goldſtrotzenden Uniformen waren mit ſchimmernden Orden überſäet. Aus all' dieſen Decorationen ſtrahlte das Kreuz der Ehrenlegion (der einzige Orden, den auch der Kaiſer Napoleon trug) wie die Sonne aus ihren Trabanten hervor — es blitzte auf der Bruſt der Generale, worunter ſich die Herzoge von Vicenza und Montebello befanden. Damals belohnte Frankreich mit dem Orden der Ehrenlegion nur ruhmgekrönte Sieger.

Auf einer der letzten Bänke des Parterre's ſaß ein ſchlichtbekleideter Mann, der, mit andächtiger Aufmerkſamkeit den unſterblichen Verſen Corneille's folgend, in dieſer goldenen Menge faſt der Einzige zu ſein ſchien, der die erhabene Poeſie zu begreifen und zu würdigen verſtand.

Als das Schauſpiel zu Ende war, erhoben ſich die beiden Kaiſer. Napoleon grüßte mit freundlichem Lächeln nur den einen Zuſchauer, der während der Vorſtellung ganz Ohr geweſen war. Der Kaiſer grüßte dieſen Mann nicht etwa darum, weil er Geheimerath des Großherzogs von Weimar, ſondern weil er ein Mann von Genie war und Göthe hieß.

Am andern Morgen erhielt Göthe vom Kaiſer Napoleon eine Einladung zur Tafel.

— Nun, Herr von Göthe, was ſagen ſie zu unſern Talma? fragte der Kaiſer.

— Wohl jedem Dichter, der ſolche Dollmetſcher hat.

— Ich habe unlängſt Ihre Iphigenia geleſen. Sie iſt eine große herrliche Dichtung, die mich begeiſtert hat. Was meinen Sie, Herr von Göthe, müßte nicht Talma ein göttlicher Oreſt ſein?

— Gewiß, Sire.

— Ihre Werke ſind ein Gemeingut aller Nationen; kommen Sie bald einmal nach Frankreich, Herr von Göthe.

Darauf wandte er ſich an Herrn von Talleyrand.

— Ich möchte Großherzog von Weimar ſein.

— Weshalb, Sire, wenn ich fragen darf.

— Um die Ehre zu haben, Göthe meinen Unterthan zu nennen.

Der Kaiſer von Rußland, der, nicht fern von Napoleon, dies gehört hatte, verlieh dem Dichter der Iphigenia den Alexander-Newsky-Orden.

Drei und zwanzigſtes Capitel.

Eine Stunde in Malmaiſon.

Das Orakel der Kartenlegerin war in Erfüllung gegangen.

Joſephine hatte mit Napoleon den alten Thron der Lilien beſtiegen, und war am 2ten December 1804 von Pius VII. in der Kirche Notre-Dame mit der kaiſerlichen Krone gekrönt worden.

Ihre Tochter Hortenſe hatte ſich im Jahre 1802 mit Louis Bonaparte, dem Bruder des Kaiſers, vermählt und am 6. Juni 1806 den Thron von Holland beſtiegen. Aber ihre Ehe war keine glückliche.

Joſephinens Sohn, Eugen von Beauharnais, der in Italien und Aegypten ſeine Stirn mit dem Lorbeer des Ruhms geſchmückt, war vom Kaiſer als Sohn und Erbe des Königreichs Italien adoptirt worden.

Aber auch die andere Hälfte jenes Kartenorakels war in Erfüllung gegangen.

Napoleon I., Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Beſchützer des Rheinbundes hatte ſich am 16. December 1809 von der Kaiſerin Joſephine, weil die Ehe kinderlos geblieben, getrennt, und, um ſeine Macht noch mehr zu befeſtigen und ſeinem Ehrgeiz zu genügen, am 11. März 1810 mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich vermählt.

Die verwittwete Kaiſerin hatte den Hof der Tuilerien verlaſſen müſſen und ſich in die Einſamkeit ihres Luſtſchloſſes Malmaiſon zurückgezogen.

Aber mit Joſephinens Stern war auch der Stern Napoleons erblichen. Die Göttin des Sieges, feſtgeſchmiedet an den Adlern ſeiner ruhmgekrönten Legionen, hatte ſich treulos, wie er von Joſephinen, von ihm losgeriſſen. Mit Joſephinen war das Glück von ſeiner Seite gewichen. Der Kaiſer hatte eine Schlacht nach der andern verloren und ſeine Macht, vor Kurzem noch ſo groß und unerſchütterlich, war zerbrochen.

Am 31. März 1814 war der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, der Fürſt von Schwarzenberg und Blücher, der Marſchall Vorwärts, mit den ſieggekrönten Heeren der heiligen Allianz in Paris eingezogen.

Am 11. April hatte der Kaiſer im Schloß zu Fontainebleau die Entſagungsacte unterzeichnet und ſich nach Elba zurückziehen müſſen.

Ganz Frankreich hatte ſich von dem gefallenen Kaiſer treulos abgewendet; unter 30 Millionen Seelen gab es nur Eine, die ſeinen Sturz aufrichtig betrauert hatte, es war die verſtoßene Wittwe von Malmaiſon. Als Joſephine die Nachricht erhalten, daß der Kaiſer abdiquirt habe, hatte ſie ſich in ihre Gemächer eingeſchloſſen und Tage und Nächte geweint. Der Schmerz hatte ſie aufs Krankenlager geworfen.

Am 26. Mai erhielt Joſephine den Beſuch des Kaiſers Alexanders, der ſich ſchon Tags vorher bei ihr hatte anmelden laſſen. Die Kaiſerin, die ſich ſeit einigen Tagen etwas wohler gefühlt, hatte dem Beſuch zu Ehren das Bett verlaſſen.

— Madame, ſagte der ritterliche Kaiſer Alexander, ihre Hand an ſeine Lippen ziehend, verzeihen Sie, wenn ein Feind Frankreichs die Schwelle Ihres Heiligthums betritt. Nicht bloße Neugier, Ew. Majeſtät, nein, der innere Drang des Herzens, dem Schutzgeiſt des großen Napoleon meine Huldigung darzubringen, treibt mich zu Ihnen. Mit tiefem innigen Bedauern habe ich gehört, daß die Ereigniſſe der letzten Tage Ew. Majeſtät auf das Krankenlager geworfen, ich bin hieher geeilt, um Sie zu fragen, wie Sie Sich befinden?

— Sire, die zarte Aufmerkſamkeit, die Sie einer unglücklichen, von aller Welt verlaſſenen Wittwe zu Theil werden laſſen, hat mich zu tief gerührt, als daß ich meinen Dank in Worte kleiden könnte. Ich bin überzeugt, daß Ew. Majeſtät an meinem Schickſal warmen Antheil nehmen, und freue mich daher, Ihnen ſagen zu können, daß ich mich ſeit einigen Tagen etwas wohler fühle. Die Luft iſt mild und rein . . . iſt es Ew. Majeſtät gefällig, ſo wollen wir eine kleine Promenade durch den Garten machen.

— Ich habe von dem Garten, der unter Ihrer Pflege, wie ich höre, ein ſo reizendes Aſyl geworden, ſo viel Schönes gehört, daß ich Willens war, Ew. Majeſtät zu bitten, an Ihrem Arm all die Schönheiten Ihres Eldorado's, an das ſich beſtimmt manche Erinnerung knüpft, in Augenſchein zu nehmen.

Der Kaiſer Alexander bot ihr ſeinen Arm ... die Kaiſerin nahm ihn mit jenem milden Lächeln an, hinter dem ſie ihren Schmerz ſo gut zu verbergen wußte.

Plaudernd durchſtreiſten ſie die Alleen.

— Malmaiſon, erzählte Joſephine, war früher eine Scheune, die mala domus hieß. Der Ort ſcheint es geahnt zu haben, daß er einſt ein Aſyl des Unglücks werden würde . . .

— Ach, welch eine reizende Magnolia! rief Alexander, um ihre trübe Stimmung zu verſcheuchen . . .

— Die Blumen, Sire, ſind meine einzige

Freude... die meiſten habe ich ſelbſt gepflanzt... ich pflege ſie mit mütterlicher Liebe . . .

— Kein Wunder, daß ſie dann ſo ſchön gedeihen.

— Ich ſehe, daß der Ruf nicht gelogen. Ew. Majeſtät ſind die Blüthe ritterlicher Galanterie.

— Ach, welch ein hübſcher Springbrunnen!

— Hier, dieſer Raſen, war der Lieblingsſitz meines Gemahls . . . Stundenlang ſaß hier der große Kaiſer, in Gedanken vertieft, zuhorchend dem geheimnißvollen Gemurmel des Waſſerſtrahls, der ins Baſſin fiel. Dieſe Fontaine, war ſie nicht ein mahnendes Zeichen für Napoleon! Sie ſtieg und fiel, ſo ſchnell wie er!

— Was iſt das für eine Blume? fragte der Kaiſer, nur darum, um ihren Gedanken, die ſich ſtets zu ſchwermüthigen Erinnerungen hinneigten, eine andere Richtung zu geben.

— Das iſt eine Pflanze, die Hippolyte Ruiz und Joſeph Pavon, zwei ſpaniſche Naturforſcher, aus Peru mitgebracht und mit dem Namen des Kaiſers belehnt haben. Es iſt eine **Bonapartea speciosa.**

— Eine ſchöne, prachtvolle Blüthe!

— Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich eine dieſer himmliſchen Blüthen für Sie pflücken darf.

— Ich werde ſie, ſo lange ich lebe, als ein mir theures Andenken bewahren, ſprach der Kaiſer und ſteckte die Blüthe in ein Knopfloch ſeiner Uniform.

— In dieſer Laube pflegte der Kaiſer den Moniteur und den Ambigu zu leſen, den einer ſeiner heftigſten Gegner, Peltier, in London herausgegeben hatte. Der große Napoleon hatte die Schwäche, ſich oft über dieſen Schmähſchriftler zu ärgern.

— Ein deutſcher Dichter ſingt.

»Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub ziehen.«

— Hier auf dieſem großen Raſen pflegten die Brüder und die Schweſtern des Kaiſers, Mürat, Berthier, Maſſena und andere ruhmgekrönte Helden, dann meine Niece, Stephanie von Beauharnais, ich und meine Kinder, Eugen und Hortenſe, Pfänder zu ſpielen. Bisweilen nahm auch der Kaiſer daran Theil. Hier legte Napoleon ſeinen Purpurmantel, ſeine Kaiſerkrone ab, hier war er liebender Gatte, zärtlicher Vater, theilnahmvoller Camerad ſeiner tapfern Generale . . . Das Alles iſt nun vorbei . . . er, der noch vor Kurzem eine halbe Welt beherrſcht, ſitzt jetzt auf Elba, ein Königsadler in einem Kartenhauſe . . . Verzeihen Eure Majeſtät, daß mein Schmerz mich verleitet, Saiten anzuſchlagen, die Ihr Ohr unſanft berühren müſſen . . .

— Ich ehre Ihren Schmerz und bin unglücklich, daß es nicht in meiner Macht liegt, ihn zu lindern. Doch geben Ew. Majeſtät nicht ganz die Hoffnung auf: Was heute fällt, kann morgen wieder ſteigen.

— Ich, Sire, werde das ſchwerlich erleben ... Mein Herz iſt gebrochen . . . ich fühle, daß ich am Rande des Grabes ſtehe.

— Faſſen Sie Muth, Madame! Der Himmel wird Sie zum Wohle der Armen, denen Sie eine liebevolle Mutter ſind, noch lange erhalten. In einigen Monaten ſende ich Ew. Majeſtät ſeltene Gewächſe aus meinen Gärten. Auch in meinem Vaterlande giebt es hübſche Blumen.

— Die ſchönſte iſt die Kaiſerin Eliſabeth.

— Für dieſes ſchöne Compliment wird ſie ſelber Ihnen danken.

— Es wird ſchon wieder kühl . . . erlauben mir Ew. Majeſtät mich in meine Zimmer zurückzuziehen… ich bin noch immer ſchwach… die Promenade hat mich, wie ich fühle, etwas angegriffen … Ja, ja, ſeitdem der Kaiſer in Elba, liebe ich mein Malmaiſon nicht mehr, denn jede Stelle, jede Bank, jeder Baum weckt in mir eine ſchmerzliche Erinnerung…

— Verſcheuchen Sie, Kaiſerin, dieſe trüben Gedanken. Vielleicht ſcheint Ihnen, früher als Sie vermuthen, die Sonne eines ungetrübten Glücks.

— Vielleicht dort oben, ſagte die Kaiſerin, den Blick zum Himmel gewandt. Bringen Sie, wenn ich bitten darf, das Bouquet Ihrer lieben Frau Gemahlin . . . grüßen Sie die Kaiſerin und bitten Sie ſie, der Wittwe von Malmaiſon eine Thräne des Mitleids zu ſchenken.

— Ich kann nicht eher ſcheiden, bis Ew. Majeſtät mir die Erlaubniß ertheilt, Ihnen vor meiner Abreiſe von Paris noch einmal meine Aufwartung zu machen, um von Ihnen Abſchied zu nehmen. — Ew. Majeſtät werden mir ſtets willkommen ſein.

Der Kaiſer küßte ihre Hand, dankte ihr noch einmal für die Blumen und kehrte nach Paris zurück.

Am 23. April 1814 war Ludwig XVIII. in Calais gelandet und am 3. Mai in Paris angekommen.

Am 30. Mai, am Tage, an welchem Ludwig XVIII. den Thron Napoleons beſtieg, ſtarb im Schloß zu Malmaiſon die verwittwete Kaiſerin Joſephine.

Vier und zwanzigſtes Capitel.

Der Moniteur.

Proëthes und Cyeſtris — ſo erzählt ein neuerer Schriftſteller — zwei alte Philoſophen, die längſt vergeſſen ſind, ſtritten einſt, ob es möglich ſei, daß ein Menſch zu gleicher Zeit aus vollem Halſe lachen und heiße Thränen weinen könne. Dieſer Streit, der unentſchieden blieb, bewirkte, daß die Jünger Heraklit's und die Anhänger Demokrit's noch unverſöhnlicher wurden. Seit der franzöſiſchen Revolution iſt dieſe Streitfrage bejahend entſchieden worden. Es giebt einen Folianten, der dieſes Problem gelöſt hat. Dieſer Foliant iſt der Moniteur. Ihr, die Ihr lachen wollt, leſt den Moniteur; Ihr, die Ihr weinen wollt, leſt den Moniteur. Ihr, die Ihr zugleich lachen und weinen wollt, leſt den Moniteur.

Dieſe Zeitung, die Strazze der franzöſiſchen

Revolution, das Archiv der wichtigſten Documente, war am 24. Nov. 1789 zuerſt als **Gazette nationale ou le Moniteur universel** erſchienen; im Jahre 1811 hatte ſie auf den erſten Titel Verzicht geleiſtet und ſich mit dem zweiten begnügt. Damals war ſie das officielle Organ des Kaiſers. Napoleon, ſagt man, habe, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten, mehr als einen Artikel dafür geſchrieben; einige Zeit ſoll er dieſes Blatt eigenhändig cenſirt haben.

Nach der Abdication Napoleons war dieſe wetterwendiſche Zeitung der Anwald Ludwigs XVIII. geworden. Der Moniteur, der den Kaiſer ex officio in die Sterne erhoben und die Bourbons in den Koth gezogen, hatte nun ſeine Stirn mit dem Wappen der Lilien geſchmückt und mit giftigem Geierſchnabel das Herz und den Nimbus ſeines alten Mitarbeiters, des auf Elba gefeſſelten Prometheus, zerriſſen.

Am 26. Februar 1815 hatte ſich der Kaiſer mit 400 Garden, 200 corſiſchen Jägern und 100 polniſchen Lanciers auf der Kriegsbrigg l'Inconſtant und drei Felucken eingeſchifft, um mit dieſer Handvoll Soldaten nach Paris zu ziehen und von Neuem ſeinen Thron zu erobern.

Der Moniteur hatte Tag für Tag Bulletins von dem Herannahen des Kaiſers von Elba mitgetheilt.

Hier einige Auszüge:

Elba am 26. Februar: **L'anthropophage est sorti de son repaire** (der Menſchenfreſſer iſt aus ſeiner Höhle herausgegangen).

Am 28. Febr.: **L'ogre de Corse vient de debarquer au Cap Juan** (der Währwolf von Corſica iſt ſo eben zu Cap Juan gelandet).

Am 1. März: **Le tigre est arrivé à Cannes** (der Tiger iſt in Cannes angelangt).

Am 7. März*): **Le Monstre a couché à Grénoble** (das Ungeheuer hat in Grenoble übernachtet).

---

*) An dieſem Tage war Labedoyère mit ſeinem Regimente zu Napoleon übergegangen.

**) An dieſem Tage war Ney zu dem Kaiſer übergegangen.

Am 13. März: Le tyran a traversé Lyon (der Tyrann iſt durch Lyon gekommen).

Am 15. März: L'usurpateur a été vu à soixante lieues de la capitale (der Uſurpator iſt 60 Meilen von der Hauptſtadt geſehen worden).

Am 17. März: Bonaparte s'avance à grands pas, mais il n'entrera jamais dans la capitale (Bonaparte rückt mit großen Schritten vor, aber niemals wird er in Paris einziehen).

Am 19. März: Napoléon sera demain sous nos remparts (Napoleon wird morgen unter unſern Mauern ſein).

Am 20. März: L'Empereur est arrivé à Fontainebleau (der Kaiſer iſt in Fontainebleau angekommen).

Am 21. März: Sa Majesté impériale et royale a fait hier au soir son entrée à son chateau de Tuileries au milieu de ses fideles sujets. (Seine Kaiſerliche und Königliche Majeſtät haben geſtern Abend Ihren Einzug in Ihr Schloß der Tuilerien mitten unter Ihren getreuen Unterthanen gehalten).

Der Moniteur riß nun die Bourbonen-Lilien von der Stirn und ſteckte wieder die dreifarbige Cocarde auf den Hut. Der Held von Toulon, der Sieger von Marengo und Auſterlitz ward wieder in Weihrauchwolken eingehüllt und in den Himmel erhoben.

Aber die heilige Alliance wollte ihn trotzdem nicht anerkennen. Seine Herrſchaft hatte nur 100 Tage gewährt und die Schlacht von Waterloo am 8. Juni ſeinen Sturz herbeigeführt. Am 22. Juni dankte der Kaiſer zu Gunſten ſeines Sohnes ab und begab ſich nach Rochefort, um ſich von dort nach Amerika einzuſchiffen. Hier begab er ſich (am 15. Juli) unter den Schutz des Capitains Maitland, der das engliſche Kriegsſchiff Bellerophon befehligte. Der Capitain ſollte ihn nach England bringen; aber das engliſche Cabinet hatte ihm die Weiſung ertheilt, den Kaiſer nach St. Helena zu führen.

Fünf und zwanzigſtes Capitel.

Die letzte Stunde.

(am 21. Mai 1821.)

Der Kaiſer ſchlief. Neben ſeinem Bette ſaß die Gräfin Bertrand, die mit ängſtlicher Sorge ſeine Athemzüge zu zählen und jede ſeiner Mienen zu prüfen ſchien. Nicht fern von ihr ſtand des Kaiſers Kammerdiener Marchand. Sein thränenfeuchtes Auge weilte auf dem bleichen Antlitz ſeines Herrn. Im Nebenzimmer ſprachen Bertrand, Montholon und Las Caſes mit dem Doctor Antomarchi.

— Sie glauben alſo wirklich, daß es der Magenkrebs iſt? fragte Bertrand.

— Ich glaube es nicht bloß, General, ich bin überzeugt davon.

— Und wodurch entſteht denn dieſe böſe Krankheit? fragte Montholon.

— Sie iſt gewöhnlich die Folge eines Lebens, das vielen Kummer und Aerger zu ertragen gehabt.

— Der Schurke Hudſon Lowe iſt der giftige Krebs, der an dem Leben des Kaiſers nagt, ſagte Las Caſes zähnknirſchend. Fünf lange Jahre ſchmachtet er in dieſem ungeſunden, glühenden Felſenkerker. Jeder Tag bringt ihm neue Kränkung, neue Schmach. Geſtern begehrte der Kaiſer ein Bad. Sie haben ſchon am Morgen eines genommen, das Waſſer iſt rar auf unſerer Inſel, entgegnete Sir Hudſon Lowe. Zornröthe übergoß das Antlitz des gefangenen Löwen, ſeine Augen ſchleuderten verwundende Blicke, bitterer Spott durchzuchte ſeine Mienen. Schreiben Sie, Las Caſes, rief der Kaiſer mit einer Stimme, die wie das Rollen des Donners klang, ſchreiben Sie: Die Schmach der engliſchen Regierung, dictirte er mir, beſteht nicht darin, daß ſie mich nach St. Helena geſchickt, ſondern darin, daß ſie einen Sir Hudſon Lowe zu meinem Aufſeher gemacht . . . ſeinen Namen übergebe ich der Verwünſchung aller Völker, und wenn man eine Creatur bezeichnen will, die etwas mehr als ein Gefängnißwärter und etwas weniger als ein Henkersknecht iſt, ſo wird man ſie Sir Hudſon Lowe nennen.

— Fluch dieſem Elenden! rief Bertrand.

— Sein Name iſt ein Schandfleck in der Geſchichte Englands, fügte Montholon hinzu. Aber ſagen Sie uns, Doctor, wie entſteht der Magenkrebs?

— In den innern Häuten des Magens bildet ſich eine ſchwielige Haut, die Anfangs wenig Schmerz verurſacht. Beim Zunehmen ſtört ſie die Verdauung und reizt den Magen zu häufigen Erbrechungen; endlich gehen die verhärteten Stellen in Eiterung über und der Schmerz wird dann oft ſo heftig, daß er kaum zu ertragen iſt.

— Giebt es denn gar kein Mittel für dieſe Krankheit? fragte Bertrand.

— Gelber Rübenſaft, Selterwaſſer, Gurkenſaft, Opiumextract ſind Mittel, die nur momentane Linderung, aber keine radicale Heilung herbeiführen. Larrey und O'Meara haben Alles verſucht, aber nichts hat fruchten wollen, denn das Uebel hatte bereits jenes Stadium erreicht, wo es nicht mehr zu heilen iſt. Die Symtome haben ſich in den letzten Tagen ſehr verſchlimmert . . . der Kaiſer iſt nicht mehr zu retten.

— Frankreich, Frankreich, ſeufzte Bertrand, und eine Thräne trat ihm ins Auge.

Da erwachte der Kaiſer.

— Wo iſt Antomarchi? fragte er.

— Ich will ihn rufen, ſagte die Gräfin Bertrand und eilte ins Nebenzimmer. Treten Sie ein, meine Herren, der Kaiſer iſt erwacht.

— Sire, fragte der Arzt, den Puls des Kranken fühlend, wie fühlen Sie ſich.

— Ihr Opium hatte meinen Schmerz betäubt, ich war eingeſchlummert . . . O wär ich doch nicht wieder erwacht! Der Schmerz wüthet nun mit neuer Kraft. Glühende Meſſerklingen wühlen in meinen Eingeweiden herum ... ich möchte raſend werden! Antomarchi, haben Sie Mitleid mit mir, geben Sie mir wieder Opium, aber viel, recht viel, damit ich einſchlafe und nicht wieder erwache.

— Sire, haben Sie Geduld, der Schmerz wird austoben, ſagte die Gräſin Bertrand.

— Ach, Gräſin, wüßten Sie, wie ich leide, Sie ſelbſt würden mir das Gift reichen, um mich zu erlöſen von der Qual, die ich erleide . . . Wie ſpät iſt es? meine Herren.

— Halb Sechs, ſagte Bertrand, einen Blick auf die ſilberne Uhr werfend, die über dem Canape hing.

— Das Tiktak dieſer Uhr weckt in meiner Seele ſüße Erinnerungen. Dieſe Uhr gehörte Friedrich dem Großen . . . ſie hing einſt in ſeinem Palaſt zu Sansſouci . . . jetzt hängt ſie im Kerker zu Longwood. O mein Schmerz, mein Schmerz! Oeffne die Fenſter, Marchand, ich will die Sonne noch einmal vor ihrem Untergange ſehen . . . die Abendluft wird die Gluth des Tages beſiegt haben und mich erfriſchen.

Marchand öffnete das Fenſter.

— Ich danke Dir, mein Freund. — Gräſin Bertrand, fuhr er fort, ſtellen Sie zu den Füßen meines Bettes das Bild der Kaiſerin auf. Ihr

Anblick wird mich an ſchönere Tage erinnern ... Montholon, auf dem Camin ſteht die kleine Büſte des Königs von Rom ... geben Sie ſie mir. Da es dem ärmſten der Väter nicht vergönnt iſt, ſein Kind, ſein ſchönes Kind, ſein einziges Kind in ſeine Arme zu ſchließen, ſo will er den kalten Marmor küſſen. Nicht wahr, meine Herren, die Büſte ſieht ihm ähnlich? Mein lieber Sohn, mein armer Sohn! Eine halbe Welt hatte ich für Dich erobert, Alles, Alles hat man mir genommen... jetzt kann ich Dir nichts mehr hinterlaſſen, als meinen Namen und meinen Segen.

Der Kaiſer drückte die Statue an ſein Herz und küßte ſie.

— Lieber theurer Sohn, räche die Schmach Deines Vaters, zeige, daß Du ſeiner würdig biſt! O, wie das nagt, wie das wühlt in meinen Eingeweiden, Kohlen glühen in meinem Innern ... ich möchte mir mein Schwerdt in den Leib ſtoßen, um meinem Schmerz eine Grenze zu ſetzen. Schließe das Fenſter, Marchand, das iſt nicht die Sonne von Auſterlitz, das iſt nicht der Himmel von

Morengo — das ſind die glühenden Wolken von St. Helena — ſchließe das Fenſter, mich friert, kalter Schweiß überläuft mich. Bertrand, Montholon, bedeckt mich mit dem Mantel, den ich bei Morengo trug ... O, das Sterben iſt doch nicht ſo leicht, als ichs mir immer gedacht!

Der Kaiſer faltete die Hände und murmelte ein Gebet. Da trat Sir Hudſon Lowe, begleitet von ſeinen zwei Adjudanten ein.

— Was will dieſer Mann hier? rief Napoleon.

— Was wollen Sie hier? fragte Las Caſes.

— Meine Regierung hat mir den Befehl ertheilt, den General Bonaparte nicht zu verlaſſen, ſo bald zu befürchten ſteht ...

— Schweigen, rief Las Caſes, oder ...

— Laß ihn, Las Caſes, laß ihn! Der kranke Löwe kann nicht mehr ſeine Mähnen ſchütteln... da kommen die Mäuſe und machen ſich luſtig über ihn ... Stellt Euch dicht vor mein Bett, meine Freunde ... ich kann die rothe Uniform nicht ſehen ... O Frankreich, Frankreich, wie kannſt Du es dulden, daß Dein Kaiſer, der Deine

Stirn mit ewigem Lorbeer geſchmückt, hier auf fremder Erde, preisgegeben dem kalten Hohn ſeines Feindes, machtlos hinſiechen muß!? . . . Gebt mir mein Schwert, lichtet die Anker, ſchwellet die Segel, wir wollen nach Frankreich!

— Sire . . .

— Es iſt zu ſpät . . . die Stunde meines Todes hat geſchlagen . . . Bertrand, Montholon, Las Cases, Marchand kehrt nach Frankreich zurück und bringt meinem Volke meinen letzten Gruß . . . Grüßt die Kaiſerin, grüßt den König von Rom und bittet ihn, daß er ſeinem Vater vergebe . . . Hier, Las Cases, ſind drei Ringe . . . den einen gieb der Kaiſerin, den andern meinem Sohne, den dritten, den ich einſt von meiner Joſephine erhielt, ihrer Tochter Hortenſe . . . Ach Joſephine, bald ſehe ich Dich wieder! Du warſt der Schutzgeiſt meines Lebens . . . grauſam hab' ich Dich verſtoßen... Joſephine kannſt Du, wirſt Du mir verzeihen? . . . Der Himmel öffnet ſich . . . Du winkſt . . . ich komme . . . ich komme . . .

Er ſank erſchöpft auf ſein Bett zurück.

Antomarchi legte die Hand auf das Herz Napoleons.

— Es hat aufgehört zu ſchlagen . . . Der Kaiſer iſt todt.

Alle ſanken nieder auf die Knie und beteten für die Seele des Kaiſers. Nur Sir Hudſon Lowe blieb kalt und theilnahmlos. Er ſah auf die Uhr und ſprach:

Zehn Minuten vor Sechs!

Siebenzehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Der große Kaiſer liegt begraben auf fremder Erde — Joſephine liegt in der Kirche la Ruelle, Eugen von Beauharnais in München und Hortenſe neben ihrer Mutter.

Wo aber iſt der Ring des Noſtradamus? Hortenſe hat ihn mit in ihr Grab genommen.

Leipzig, gedruckt bei W. Haack.

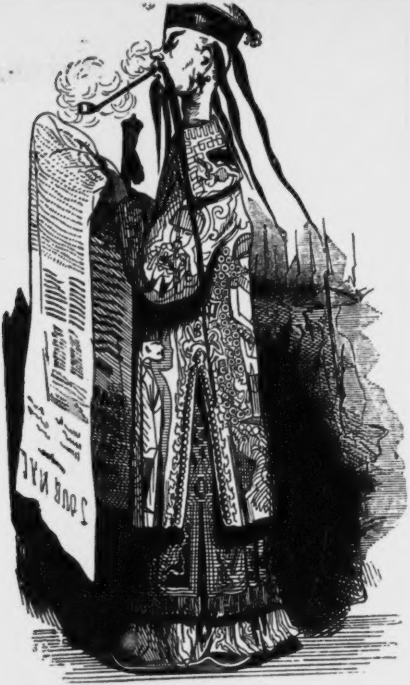
Druckfehler.

I. Band.

Pag. 104 Zeile 8 v. unten leſe man ſtatt eine — ein.
— 135 = 1 v. oben l. m. ſt. Birago — Biraga.
— 168 = 4 v. oben l. m. ſt. Peroſa — Perouſe.
— 199 = 6 v. oben l. m. ſt. Chreten — Chretien.
— 201 = 8 v. oben l. m. ſt. Bourbaiſſerè — Bourbaiſière.
— 223 = 9 v. unten l. m. ſt. Maleu — Melun.
— 237 = 4 v. unten l. m. ſt. Dalisle — Delisle.
— 271 = 5 v. unten l. m. ſt. bandits — maudits.

II. Band.

— 5 Zeile 10 v. oben l. m. ſt. ihn — ihr.
— 6 = 8 v. oben l. m. ſt. Wechor — Windſor.
— 9 = 1 v. oben l. m. ſt. Heinrich — Ludwig.
— 19 = 4 v. oben l. m. ſt. Lalnanche — La Manche.
— 23 = 3 v. oben l. m. ſt. Apoll — Pollux.
— 28 = 3 v. oben l. m. ſt. Beſſet — Buſſet.
— 30 = 8 v. unten l. m. ſt. Breughal — Breughel.
— 31 = 8 v. oben l. m. ſt. machte — malte.
— 64 = 5 v. oben l. m. ſt. Albes — Albus.
— 73 = 5 v. unten l. m. ſt. Taėdet amima — Taedet anima.
— 138 = 2 v. oben l. m. ſt. ſaire — taire.
— 143 = 3 v. unten l. m. ſt. auch — und.
— 161 = 2 v. unten l. m. ſt. passe — passé.
— 189 = 3 v. unten l. m. ſt. Abbe Teſſu — Abbé Teſtu.
— 229 = 2 v. oben l. m. ſt. humilié dons — humilié dout.
— 254 = 10 v. oben l. m. ſt. Linet — Binet.



Mar-fou-king.

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſekabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band.

Mit 85 Karikaturen.

Leipzig, 1843.
Druck und Verlag von Phil. Reclam jun.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

68-5410
Ø
30.4.68
MK
Allg. Lz. u. Sn.
Sg

Inhalt.

Seite

Nat-fou-king. Chineſiſches Märchen 1

Ein ruſſiſches Dampfbad 14

Der Hahn, im Korbe, unter dem Regenſchirm, auf der Wache, im Wagen und in der Dinte 15

Edles Streben der ſchleſiſchen Adelsreunion 33

Wampelino und Saraſtro, oder: Roſine und Mandel 35

Eine Griſette und zwei Rendezvous, oder: „Zwei Seelen und ein Gedanke“ 47

Eine Auſternwette. (Weder aus noch nach dem Franzöſiſchen.) . . 48

Probemänner 57

Eine franzöſiſche Schauſpielerin, ein engliſcher Lord und ein türkiſcher Shawl 58

Hör- und Lehrfreiheit 66

Emancipation der Eſel 67

Naturgeſchichte der Ballettänzerin 70

Scene in der Berliner Kunſtausſtellung 84

Die Kunſt, Geheimer Rath zu werden 85

Ein Bild, das keiner Erklärung bedarf 98

Spieler und Spiele 99

Quaſimodo 107

Vaterfreuden 113

Blaubart der Schwarze 114

Der gewonnene Prozeß 136

Der Mann ohne Vornamen 138

Die vornehme Dame und ihr Leibjäger 149

Die behexte Sphynx in Dresden 151

Sonne und Mond, oder: Colombine und Arlequin 156

Der Faſhionable und ſein Schneider 161

Buchhändler und Schriftſteller 163

Seite
Die Ehe, ihre Freuden und ihre Leiden 169
Ein Ehepaar aus der alten Zeit 172
Schaf und Tiger 173
Tête-à-Tête 174
Ein Hahnenkampf 157
Familien-Aehnlichkeit 176
Die Verſuchung 177
Ein Papagei und zwei Nebenbuhler 178
Die weißen Raben 193
Rathgeber vor, bei und nach Tiſche 205
Der Blutvergießer 212
Phyſiologie des Grußes 216
Pech × Pech 218
Sultan und Dichter 229
Der Verliebte 234
Die drei ſchönſten Männer von Paris 236
Zwei Freunde 238
Herr Malztippel 243

Bilder aus dem Leben:

I. Eine Vorſtellung 276
II. Eine Vorleſung 278
III. Scene in der Kunſtausſtellung 280
IV. Häusliches Glück 281
V. Am Sterbebette 282
Der verkaufte Schlaf 283
Eine Glatze und zwei Perücken, oder: Adel ſchützt vor Dummheit nicht 288
Ein Brautpaar 289
Mittel, Masken zu vertreiben 290
Folgen einer Waſſerkur 294
Maskenzug der deutſchen Journale 295
Loblied der Polizei 312
Hans Wurſt 318

Inhalt.

Seite

Der große Bandit und der kleine Taugenichts 1

Illuſtrationen deutſcher Claſſiker

1. Schiller's „Ring des Polykrates" 23
2. Göthe's „Egmont" 24
3. Schiller's „Cabale und Liebe" 25
4. " „Glocke" 26
5. " „Räuber" 27
6. " „Wallenſteins Tod" 28
7. " „Fiesko" 29
8. " „Bürgſchaft" 30
9. " „Don Carlos" 31
10. " „Wilhelm Tell" 32
11. Göthe's „Fauſt" 108
12. Schiller's „Des Mädchens Klage" 109
13. " „Ritter Toggenburg" 110
14. Leſſing's „Emilie Galotti" 111
Der Cardinal Richelieu als Theaterdichter 33
Der Mann mit vierzehn Naſen 47
Wunder-Kinder 54
Mythologiſche Briefe 56
Magliabecchi 72
Toiletten-Bilder 112
Ausgezeichnete Fremde 124
Ein anderes Meßbild 125
Moral in Bildern 126
Robert Macaire 129
" " als Buchwidmer 133
" " als Advokat 140
Der Notenſchlucker 148
Scene im Wiener Augarten 152
Vorſtellung im Odéon-Theater 153
Eugène Sue als Criminaliſt 154
Der neue Komet 158
Jagd-Vergnügen 160
Der Student von Cambridge 163

Seite

Opern-Scenen:

1. Eine Alt(e) Sängerin 174
2. Don Juan und Zerline 175
Jonathan Dibbs 176
Ein merkwürdiger Reiſender 205
Purzels Abenteuer oder: Der Weltumſegler wider Willen . . . 207
Ein Familienbad
Guter Rath 222
Das letzte Mittel 223
Ein Conzert im Monde 224
Ein Nachtquartier 226
Jockei und Jäger 227
Gaſtronomiſche Papilloten 228
Zwei Kinderwärterinnen 232
Ein Leiſterkaſtenmann 233
Straßen- und Salon-Bilder 234

Leben und Abenteuer des Herrn von Schwipps

1. Werbung 238
2. Zuſage 239
3. Zerſtreuung 240
4. Haarbeutel 241
Ein neuer Schneiderkönig 243
Schulknaben-Prüfung 250
Exercier-Stunde 251
Thier-Schwimmſchule 252
Lips XIV. 253

Leipziger Meßbilder:

1. Dresdener in Leipzig 293
2. Der ſchielende Engländer 294
3. Juden und Harfenmädchen 295
4. Die dicke Berlinerin 296
Höchſt merkwürdige Prophezeihungen für das Schalt- und Schalk-Jahr 1844 297
Verzweiflung 306
Militäriſche Liebeserklärung 307
Tod den Wanzen 308
Pantheon literariſcher Beutelſchneider 310
Moral in Bildern 313

Inhalt.

Seite
Der Moniteur 1
Kindiſche Frage 23
Die beiden Crébillon 24
Eine Prophezeihung 45
Vater Noah und ſeine Arche 46
Das Fiſchen im Trüben 53
Sebaſtian Puff 54
Freundſchaftliche Begegnung zweier Großſchnäbel 63
Die traveſtirte Danaë 64
Thierbild 72
Helene 73
II. Thierbild 84
Ein Pantomimen-Programm 85
Eine Erinnerung aus dem Jahre 1833 102
III. Thierbild 109
Marie Antoinette 110
Homöopathiſches Abfütterungsſyſtem 138
Kurze Briefe an meinen langen Vetter 139
Gefahr im Verzuge 180
Frau von R.......y 181
Hochmuth und Kriecherei 201
Ein Blatt aus Schillers Leben 202
Eine Ueberraſchung 214

Seite
Ein Feen-Handſchuh 215
Deſto beſſer 221
Ochſenheimer 222
Berliner Straßenbild 239
Anaſtaſius von Schlick 240
Berliner Straßenbild 247
Der geſtiefelte Kater 248
Berliner Straßenbild 264
Hundert Jahre ſpäter 265
Thierbild 276
Talma 277
Thierbild 308
Marokkaniſche Kriegsſcenen 309

Nar-fou-king.

Chineſiſches Märchen.

> Je me fis journaliste et j'obtins la permission
> de parler de tout, hormis — la vérité.
> **Figaro de Beaumarchais.**

Vor zweihundert Jahren lebte im himmliſchen Reiche ein ſehr weiſer, ein ſehr gerechter, ein ſehr milder und ſehr mächtiger Kaiſer.

Er hieß Nar-fou-king und war ein ſehr großmüthiger Beſchützer aller Gelehrten, ſelbſt Gelehrter und einer der beſten Redner ſeines Reiches. Dann und wann machte der Beherrſcher des Himmels, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes und Couſin der Sterne auch Gedichte, die er kurz vor ſeinem ſeligen Ende zu ſammeln und auf allerhöchſt eigene Koſten, mit ſeinem Bildniſſe geziert, herauszugeben geruhte. Jeder ſeiner getreuen Unterthanen mußte auf fünf Exemplare ſubſcribiren; wer auf zehn abonnirte, bekam zur Belohnung ſeines Patriotismus eine Pfauenfeder, den chineſiſchen Verdienſtorden; wer aber kein einziges nahm, wurde — und zwar nicht mehr wie billig — als Hochverräther betrachtet und erhielt — nichts geht über Gerechtigkeit und Milde! — fünfundzwanzig huldreiche Winke mit dem Bambusrohr, woher es denn auch kam, daß in vier Jahren vier Auflagen dieſer Sammlung vergriffen waren.

Jene Gedichte, die Nar-fou-king's Namen für alle Ewigkeiten unſterblich gemacht haben, ſind — leider! — im Strome der Zeiten untergegangen. Nur Eines von Allen hat ſich durch Ueberlieferung von Kind zu Kind im Munde des himmliſchen Volkes erhalten; dieſes Eine — ein höchſt witziges Epigramm auf die Dampfnudeln — beſteht aus vier Verſen und lautet, wörtlich genau, wie folgt:

O — ne — po — muk has kia — king
Na — lu — ley — fou sti — nella — pu
Fi — ne — nu — far bim — basi — ring
Ho — ang — ko — nas nam tuta — tu.

Jeder, der nur einigermaßen chineſiſch verſteht, wird die Gedankenfülle dieſes äußerſt witzigen Sinngedichtes, die Reinheit der Verſe, den melodiſchen Rhythmus bewundern; wer aber nicht chineſiſch verſteht, muß ſich — die Verſe überſetzen laſſen.

In einer alten Chronik China's, der ich dieſes Epigramm entlehnt habe, befindet ſich das nach dem Leben gezeichnete Portrait des Monarchen. (Siehe das Titelbild.)

Zieh' Deinen Hut, guter Leſer, denn die Chronik ſagt, Nar-fou-king, der dort vor Dir ſteht, ſei eben ſo groß als Dichter, wie als Kaiſer geweſen.

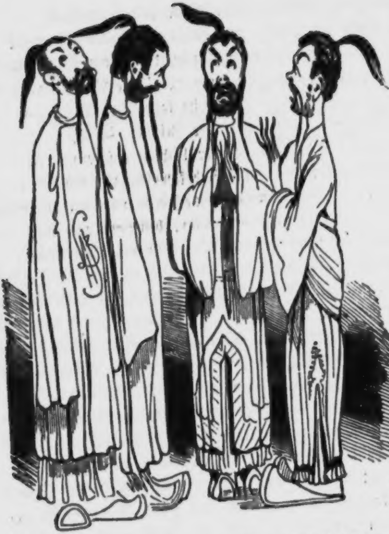
Dieſelbe Chronik erzählt, Seite 1142, folgenden Zug ſeiner Milde. Der Beherrſcher des Himmels, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes und Couſin der Sterne, luſtwandelte eines Morgens, zwiſchen fünf und zwölf, die Pfeife im Munde und ein Journal in der Hand, im kaiſerlichen Hofgarten, als er ganz unten an der Ferſe der Zeitung eine Anſpielung auf ſeine Gedichte fand. Der darüber höchlich aufgebrachte Monarch runzelte die Stirn, blies dicke Tabakswolken vor ſich hin, zerriß die Zeitung in hunderttauſend kleine Fetzen und — verſammelte gleich darauf ſeinen Geheimen Rath, beſtehend aus vier Mitgliedern, dem hochweiſen Mandarinen Mi-mo-muh, dem Miniſter des Innern; Ya-ne-Ya, dem Miniſter des Cultus; Lu-ley-le, dem Miniſter des Auswärtigen, und Treng-teng-teng, dem Miniſter des Krieges.

Das vierblätterige Kleeblatt erſchien, zitternd und bebend, wie die vierte Seite zeigt, vor dem Throne des Monarchen.

Der Kaiſer hielt folgende Anrede:

— Edelmögende Zöpfe und Herren! Wir können nicht in Abrede ſtellen, daß eine freie Beſprechung aller Literaturerzeugniſſe von Uns erlaubt worden und ſchon manche gute Frucht an das Licht gefördert hat, wollen jedoch nicht verhehlen, daß nach den bereits gemachten Erfahrungen Wir Uns bewogen fühlen, daß, da, wiewohl, obgleich — edelmögende Zöpfe und Herren, Ich hoffe, Ihr werdet Mich begriffen haben und vollkommen mit Mir einverſtanden ſein.

— Vollkommen, erklärte einſtimmig der Geheime Rath und



verneigte ſich ſo tief, daß er mit ſeiner Naſenſpitze den Fußboden berührte.

— Edelmögende Zöpfe und Herren, Ihr werdet ungeſäumt …

— Ein neues Preßgeſetz entwerfen, ſagte der Geheime Rath.

— Ihr ſeid nicht ſo dumm, als Ihr ausſeht, ſprach der Kaiſer und entließ mit dem huldreichſten Lächeln ſeine weiſen Miniſter.

Acht Tage ſpäter erſchien folgendes Preßgeſetz:

„Wir Nar-fou-king, Beherrſcher des Himmels, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes und Couſin der Sterne, haben befohlen und befehlen:

Von morgen an darf in Unſerm Reiche jeder Chineſe ſchreiben und drucken laſſen, was er will, ausgenommen:

1) nichts gegen den Kaiſer,
2) nichts gegen die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt,
3) nichts gegen den Hof,
4) nichts gegen den Staat,
5) nichts gegen die Miniſter,
6) nichts gegen die Hofſchauſpieler,
7) nichts gegen die Bonzen,
8) nichts gegen gekrönte Dichter,
9) nichts gegen Gelehrte, die aus ihrem Wiſſen keine Profeſſion machen.

Wer gegen dieſe neun Ausnahmen irgend etwas drucken läßt, ſoll zu der Strafe verurtheilt werden, ſich ſelbſt zu köpfen.

Im Uebrigen herrſcht von morgen an in Unſerm ganzen Reiche unbedingte Preßfreiheit.

Gegeben in Unſerm kaiſerlichen Palaſte zu Pe-king am 43ten Lin-ku-ſi im 12,843ſten Jahre der Welt und im 29ſten Unſerer glorreichen Regierung.

Ich der Kaiſer.

Contraſignirt: Mi-me-muh. Ya-ne-Ya. Lu-ley-le. Treng-teng-teng."

Morgens um neun Uhr erſchien das Edikt. Abends um zehn Uhr war ganz Peking glänzend erleuchtet.

Nur ein einziges Haus nicht.

In dieſem Hauſe wohnte Ne-non-not, der Herausgeber des „Fi-puff" (ein Titel, der im Chineſiſchen ſo viel als Flegel bedeutet), der verantwortliche Redacteur deſſelben Journals, das eine leiſe Anſpielung auf die Gedichte des Kaiſers enthalten, deſſelben Journals, das der Beherrſcher des Himmels in hunderttauſend Stücke zu zerreißen geruht hatte.

Ne-non-not, der nichts ſo ſehr als die Wahrheit liebte, ließ ſich durch das neue Preßgeſetz nicht einſchüchtern, Alles drucken zu laſſen, was ihm auf dem Herzen lag.

Die Gedichte ſeines Kaiſers gefielen ihm nicht. Er nahm deshalb kein Blatt vor den Mund und ſagte zu ſich:

Wenn ein Monarch vom Throne herabſteigt und Gedichte macht, wie unſer Einer, ſo muß er ſich auch gefallen laſſen, daß man ſeine Verſe, ſo gut wie die meinigen, der Kritik unterwirft. Wären ſie gut, ſo hätte ich das Recht, ſie zu loben; da ſie aber ſchlecht ſind, muß mir auch das Recht bleiben, ſie zu tadeln, ohne daß mir Jemand den Vorwurf machen darf, daß ich dadurch einen Hochverrath begehe. Kann man nicht ein großer Monarch und dabei ein mittelmäßiger Dichter ſein? Und was hat in ſolchem Falle der Dichter mit dem Monarchen gemein? Dieſer iſt unantaſtbar, aber Jener nicht. Ich frage, ob dieſer Mann ſo ganz Unrecht hatte?

Aber weiter im Text.

Eines Morgens erzählte er in ſeinem „Fi-puff" eine alte Anekdote, die er Tags zuvor in einem griechiſchen Autor gefunden:

„Der ältere Dionys, Tyrann von Syrakus und nebenbei ein höchſt mittelmäßiger Dichter, hatte einſt den berühmten Philoxen, einen der beſten Dithyramben-Sänger Griechenlands*), an ſeinen Hof und zur Tafel eingeladen, um ihm — dem Kenner von Poeſie — ein Paar Gedichte vorzuleſen und deſſen Urtheil zu erfahren. Der Tyrann verſetzte ihm ein, verſetzte ihm zwei, verſetzte ihm drei Gedichte und fragte dann: Nun ſage mir frei und unumwunden, wie gefallen Dir meine Gedichte? Philoxen leerte ſeinen Pokal, wiſchte ſich den Mund und antwortete frei und unumwunden: Mein König und Herr, Deine Gedichte gefallen mir nicht im geringſten. — Iſt das Dein Ernſt? fragte Dionys senior. — Ja, Herr, erwiderte der Kritiker, aufs Schlimmſte längſt gefaßt. — Schleppt den Hochverräther in die Steingruben, befahl der Tyrann, und al-

---

*) Geſtorben zu Epheſus 380 Jahre vor Chriſti Geburt.
Anmerk. d. Setzers.

ſogleich ward des Königs Befehl vollzogen. — Am andern Morgen ließ Dionys den Verbrecher wieder vor ſich führen, um ihm ein neues Gedicht, das der Tyrann für ſein beſtes hielt, vorzuleſen. Als dies geſchehen war, fragte Dionys den Dichter: Nun, Philoxen, ſage mir frei und unumwunden, wie gefällt Dir dies Gedicht? Der Philoſoph gab dem Könige keine Antwort; er drehte ſich kaltblütig um und ſagte zu den Häſchern Sr. Majeſtät: Kommt, Freunde, ſchleppt mich wieder in die Steingruben.“

Als der Kaiſer von China dieſe uralte Anekdote las, wurde er von Neuem wüthend, ſtampfte mit den Füßen, knirſchte mit den Zähnen und ſprach:

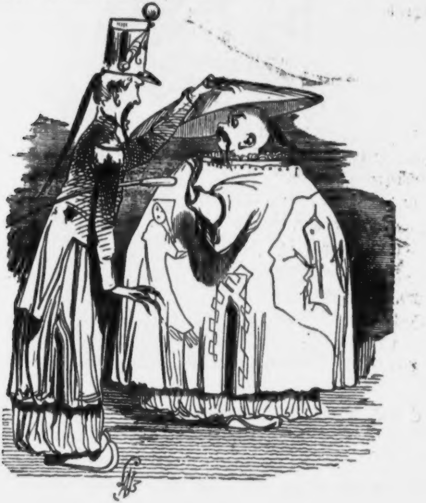
— Dieſe Anekdote iſt eine boshafte Anſpielung auf mich, mithin ein Majeſtätsverbrechen, das der Flegel noch heute mit dem Leben büßen ſoll.

Der Beherrſcher des Himmels klingelte und gleich darauf trat der kaiſerliche Ordonnanz-Offizier Mr. Beafſteak, von Geburt ein Engländer, ein.

— Hund der Hunde, geruhte mit der liebenswürdigſten Herablaſſung der Bruder der Sonne zum Ordonnanz-Offizier zu ſagen, laufe ſchnell zum Polizeiminiſter und befiehl ihm in meinem Namen, ſich ungeſäumt in eigener Perſon zu dem boshaften Schlingel, der den „Fi-puff“ ſchreibt, zu verfügen, den Elenden ſofort zu arretiren und dafür Sorge zu tragen, daß der Verbrecher ſich — wie das Geſetz es vorſchreibt — ſofort eigenhändig den Kopf abſchlägt.

Mr. Beafſteak rannte ſpornſtreichs zum Polizeiminiſter.

Seine Excellenz Mi-mo-muh, welche die ſonderbare Angewohnheit hatten, ſtehend einzuſchlafen, erſchraken nicht wenig, als ſie von dem kaiſerlichen Ordonnanz-Offizier etwas barſch, und zwar auf die Weiſe, wie dieſer Holzſchnitt zeigt, aus ihrem Mittagsſchläfchen geweckt wurden.



— Was giebt's? fragte der erſchreckte Mandarin.

— Seine Majeſtät der Kaiſer geruhen allergnädigſt wüthend zu ſein.

— Ueber wen?

— Ueber den unverſchämten Schlingel, der den „Fi-puff" ſchreibt.

— Weshalb?

— Das weiß ich ſelbſt nicht.

— Was ſoll geſchehen?

— Ew. Excellenz ſollen ſich in eigener Perſon ungeſäumt in deſſen Wohnung verfügen, den Elenden — ſo lautet Wort für Wort der Befehl Seiner gnadenreichen Majeſtät — ſofort feſtnehmen und dafür Sorge tragen, daß der Verbrecher ſich, wie das Geſetz es vorſchreibt, eigenhändig den Kopf abſchlage.

— Wie aber, wenn der Elende das nicht thun will?

— Dann zwingt man ihn dazu.

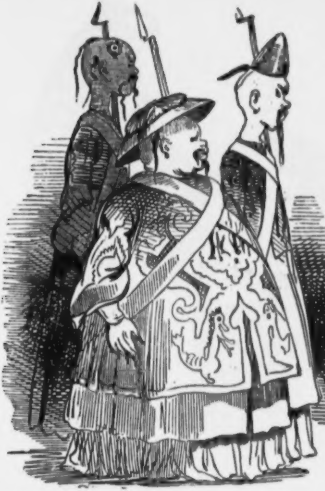
— Schön," ſprach der Mandarin und verfügte ſich, von zwei Mann Wachen escortirt, ſchnurſtracks in die Wohnung des Hochverräthers. (Siehe Seite 11.)

Dort angekommen, ſagte der Mandarin Mi-mo-muh zum Journaliſten Ne-non-not:

— Ew. Wohlgeboren werden höflichſt erſucht, ſich auf der Stelle Ihren Kopf abzuſchlagen.

— Weshalb? fragte der Journaliſt ſehr gefaßt.

— Die hohe Polizei iſt Niemandem Rechenſchaft ſchuldig als dem Kaiſer; der Kaiſer aber, unſer allerdurchlauchtigſter,



großmächtigſter Kaiſer, unſer allergnädigſter Kaiſer und Herr, hat befohlen, daß Sie ſich ſelber köpfen ſollen.

— Aber warum?

— Das weiß ich ſelber nicht. Sie werden nun die Güte haben, dem Befehle Folge zu leiſten und Ihren Kopf eigenhändig vor die Stufen des Thrones zu tragen.

— Aber weshalb, weshalb??

— Das weiß ich Alles nicht; doch werden Sie es wohl ſpäter noch erfahren. Tummeln Sie ſich, mein Herr, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

— Contre la force point de résistance, ſprach der Journaliſt. Wohlan denn, ſo geſchehe der Wille des Kaiſers! Geben Sie mir Ihr Schwert, Mandarin!

— Ich bitte, bedienen Sie ſich ...

Ne-non-not nahm das Schwert, ſtellte ſich vor den Spiegel und ſchlug ſich damit äußerſt gewandt den Kopf ab.

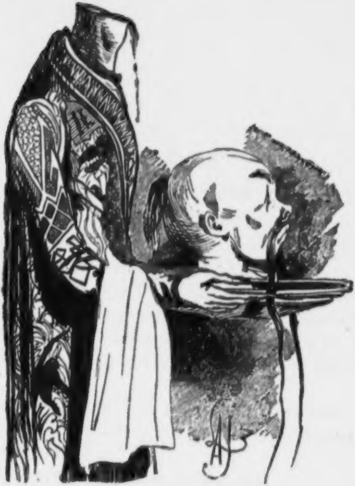
— Bravo, bravo, ſprach der Mandarin, Sie haben Ihre Sache gut gemacht.

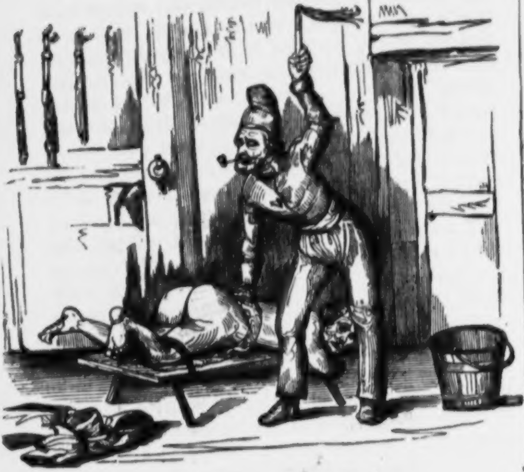
Der Geköpfte legte nun ſeinen eigenen Kopf auf eine ſilberne Bratenſchüſſel und trug ihn — wie auf der folgenden Seite zu ſehen iſt — in den kaiſerlichen Palaſt vor die Stufen des ruhmgekrönten Thrones.

Dort ſagte er:

— Phi-tsi-hong, tscha-li-men o; ungefähr daſſelbe, was Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms geſagt: „Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Der arme Teufel wurde hierauf begnadigt, d. h. kopflos aus China verwieſen.


AJ



Ein ruſſiſches Dampfbad.

Der Hahn

im Korbe, unter dem Regenſchirm, auf der Wache, im Wagen und in der Dinte.

Er iſt ein Feind aller Nationalgarden.

— Wer? Wer? höre ich fragen.

— Ein junger, ziemlich hübſcher, äußerſt liebenswürdiger Mann, dem es durchaus gleichgiltig iſt, ob ich ihn Charles oder Henry nenne, der aber außer ſich geriethe, wenn ich es wagen würde, ihm einen ſpießbürgerlichen Namen wie Gottlieb oder Chriſtoph beizulegen.

Dieſer junge Mann haßt auf Gottes reizendſchöner, aber etwas perfider Erde nichts ſo ſehr als die Nationalgarden.

— Und warum?

— Das eben iſt's, was ich erzählen will.

Charles — oder wäre es Dir angenehmer, wenn ich ihn Henry hieße? — iſt einer jener Glücklichen die, obgleich ſchon fünf und zwanzig Jahre alt, noch immer im Stande ſind, ſich in jedes weibliche Weſen, gleichviel ob dieſes Weſen viel oder wenig Fülle, lichtes oder dunkles Haar, Veilchen- oder Katzenaugen hat, über Hals und Kopf beſtmöglichſt zu verlieben. Lebten die lieben, frommen eilftauſend Jungfrauen noch, er wäre der Mann, ſie alle in Pauſch und Bogen zu lieben und jeder Einzelnen unter vier Augen bei Himmel und Erde und Alles was ihm heilig iſt, Treue, Treue bis in den Tod zu ſchwören. Wie Sancho Panſa mit einem Sack von Sprichwörtern, iſt Henry — oder wäre es Dir lieber, wenn ich ihn Charles hieße? — mit einem Sack von Liebesſchwüren zur Welt gekommen, womit er alle Frauen bethört und jeden Zweifel an ſeiner Beſtändigkeit ſiegreich in die Schanze zu ſchlagen verſteht. Charles iſt dabei eine jener Naturen, die weit eher ohne Eſſen und Trinken, als ohne Frauen und Liebe leben können. Jedes weibliche Weſen, gleichviel ob Mädchen oder Frau, iſt ein geheimnißvoller Magnet, ein übernatürlicher Reiz, ein unwiderſtehlicher Zauber für ihn. Huſcht auf der Straße oder Promenade eine Dame an ihm vorüber, ſo kann das Wehen ihres Schleiers, das Flattern ihres Hutbandes, das Rauſchen ihres Kleides, eine einzige Vibration ihres Fächers ihn mit überſchäumender Wonne, mit allen ſiebenzig Seligkeiten des mahomedaniſchen Paradieſes erfüllen. Ein kleiner Fuß, ein netter Schuh, ein feiner Strumpf iſt hinreichend, ihn wahnſinnig verliebt zu machen.

Bei ſo hohem Grade von Empfänglichkeit für das Gefühl der Gefühle kann von Herrn Henry unmöglich verlangt werden, daß ſein Herz immer und ewig nur für ein und daſſelbe Weſen glühe. Ein abgeſagter Feind des zuletzt anwidernden Toujours perdrix, ein Anhänger des horaziſchen Variatio delectat, liebt er in der Regel nie weniger als ein halbes Dutzend Frauen, oft ganze Straßen, manchmal ſogar ganze Stadtviertel. Suche zu gefallen, ſagt Lord Cheſterfield oder ein Anderer, und Du wirſt gefallen. Herr Charles, der dieſe Maxime befolgt, reuſſirt faſt immer. Der Glückliche! Der Neidenswerthe! Der Bewundernswürdige! Faſt in jedem der zwölf Arrondiſſements der liebebedürftigen Stadt Paris hat er mindeſtens eine Flamme und überall — ha, welches Glück! — iſt er der Hahn im Korbe.

Im erſten Arrondiſſement ſchwärmt er für die maigrüne Frau eines octobergelben Deputirten von der äußerſten Linken, der, während er in der Kammer das Centrum perhorreſcirt, nicht gewahr wird, daß ſein juliwarmer Nebenbuhler im Kabinet ſich mehr und mehr der Rechten nähert.

Im zweiten theilt er mit vielen Andern die Liebe einer berühmten Schauſpielerin, die mehr Liebhaber als manche deutſche Zeitſchrift Abonnenten hat.

Im dritten exploitirt er die mittelalterliche Wittwe eines zur rechten Zeit vom Schlagfluß gerührten Börſen-Speculanten, eine weiche, ſeelensgute Frau, welche regelmäßig alle Schulden bezahlt, die Henry zur Beſtreitung ſeiner kleinen Vergnügungen mit jüngern Damen unternehmen muß.

Im vierten unterhält er eine reizende Modiſtin, eine jener Veſtalinnen, die in der Pariſer Mythologie Griſetten genannt werden, liebenswürdige Geſchöpfe, die mit dem einen Fuße an der Schwelle des Laſters, mit dem andern an der Schwelle der

Tugend ſtehen, lockende Irrlicht-Weſen, die nur Paul de Kock zu ſchildern, Gavarni zu zeichnen und Herr Charles zu behandeln verſteht.

Im fünften liebt er eine Dame, die ſich ſo geſchickt in die Schleier des Geheimniſſes eingepuppt hat, daß er nur ihre Vornamen kennt. Sie heißt Blanche und iſt — brünett. Ihre Augen ſind ein Paar kleine, dintenſchwarze, feuerſprühende Springteufel, die niemals müde werden, Blicke, ſchnellzünder als Congreve's Raketen, in die Herzen der armen Männerwelt zu ſchleudern, um dort Verheerungen anzurichten, die im Strafgeſetzbuch unter dem Paragraph „Brandſtiftung“ figuriren.

Erſt ſeit Kurzem hatte Henry dieſen roſenrothen Engel mit den ſchwarzen Teufelsaugen in Begleitung einer alten Dame einige Abende hintereinander in einer Loge der komiſchen Oper geſehen, aber trotz aller Erkundigungen, die er über ſie bei der Logenſchließerin eingeholt, weder Namen noch Stand derſelben erfahren können. Nach der Vorſtellung hatte er ſie in einen Landau einſteigen und ſo blitzſchnell davonfahren geſehen, daß es vergebliche Mühe geweſen wäre, dieſem Wagen folgen zu wollen. — Eines Abends, als beide Damen wieder das Theater beſucht, hatte er ſich kurz vor dem Ende der Vorſtellung jenem Landau genähert, die Pferde geſtreichelt, das Geſchirr bewundert und mit anſcheinend gleichgiltigem Tone die Frage hingeworfen, wer die Eigenthümerin dieſer Equipage ſei? Der Kutſcher, nicht geneigt, ſich von jedem Unbekannten ausforſchen zu laſſen, fragte: was ihm das Recht gebe, ihn darnach zu fragen? Flegel! brummte Charles in ſich hinein, wollte es aber nicht mit ihm verderben und bot ihm einen Louis, wenn er ſeine Fragen beantworten wolle. Behalten Sie Ihr Geld, ſagte der Kutſcher, und laſſen Sie mich ungeſchoren. Teufel, ſolch ein Kutſcher war ihm noch nicht vorgekommen!

Eines andern Abends, als beide Damen wegen einer Ausbeſſerung ihres Wagens genöthigt waren, zu Fuße ins Theater zu gehen, hatte der Schlingel Zufall, dem es von jeher ein beſonderes Vergnügen gewährt, verliebten Leuten die Hand zu bieten, gegen Ende der Vorſtellung beim Schickſal, das mit Zufall ewig unter einer Decke ſpielt, einen gelinden Regen beſtellt, in welchem Charles, der jede Gelegenheit beim Schopfe zu faſſen verſteht, einen Schickſalswink erkannt hatte, den Damen, die ſich vergebens nach einem Fiaker umgeſehen, ſeinen Arm und einen Regenſchirm, den er mit Hilfe eines Fünffrankenſtückes der alten Logenſchließerin abgeborgt, anzubieten und jene Damen nach Hauſe zu begleiten, was nach kurzem Widerſtande der Alten mit ſichtbarer Freude von der Jungen ſofort angenommen worden war. Unterweges hatte Henry alle Hilfstruppen ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, alle Pfropfen ſeiner ſprudelnden Unterhaltung ſpringen laſſen, um wie im Sturme das Herz der Jüngern zu erobern, was ihm — wie man alsbald erfahren wird — auch bald vollkommen gelungen war. Neugierig, zu erfahren, wen er nach Hauſe begleitet, hatte er ſogleich Bekanntſchaft mit der Portière angeknüpft und durch ſie herausgebracht: daß die ältere Dame, Frau von Dulac, eine Wittwe, die von ihren Renten lebe, die Tante der Jüngern ſei, welche erſt vor Kurzem — doch wiſſe ſie nicht zu ſagen, mit wem — ſich verheirathet habe.

— Wohnt ſie bei ihrer Tante? fragte Charles.

— Nein.

— Wo denn?

— Das weiß ich nicht.

— Fatal, ſehr fatal, brummte Charles und ging ſeine Wege.

Wittwe ... Rente ... Tante ſind Töne, die für das Ohr junger Windbeutel, wie Herr Henry Einer iſt, einen bezaubernden Klang haben. Enfin, der junge Mann war entzückt.

Am andern Abend, als der Engel mit den Teufelsaugen ohne Begleitung ihrer Tante im Theater erſchienen war, hatte der Schlingel von Zufall es wiederum gerade ſo eingerichtet, daß gegen Ende der Oper ein gutmüthiger Regen als intervenirende Macht zwiſchen der jungen Dame und dem jungen Herrn erſchienen war. An dieſem Abende hatte Charles keinen Regenſchirm, Madame aber hatte einen Landau, und es war daher nicht mehr als billig, daß ſie mit dem Manne, der geſtern ſo uneigennützig mit ihr ſeinen Regenſchirm getheilt, heute eben ſo uneigennützig ihren Wagen theile. Natürlich, denn eine Hand wäſcht die andere, und wär' ich Sancho Panſa, ſo könnte ich bei dieſer Gelegenheit mit einem Sack ähnlicher Sprichwörter ganz bequem zwei Seiten füllen; aber wozu?

Als Beide in den Wagen eingeſtiegen waren und der Kutſcher durch einen leichten Peitſchenhieb die Pferde in Bewegung geſetzt, hatte Henry voll heißen Ungeſtüms die Hand der jungen Dame erfaßt und dieſe Hand, die ihm nicht entzogen worden war, mit zügelloſer Gluth an Herz und Mund gedrückt.

— Verzeihen Sie, reizende Frau, begann Charles, wenn ich den erſten, glücklichen Augenblick ungeſtörten Alleinſeins benutze, Ihnen bei Gott und allen ſeinen Heiligen, bei Jupiter und allen übrigen Göttern des Olymps, beim Heſperus und allen Sternen des Himmels, bei Allem, was dem Menſchen lieb und heilig iſt, zuzuſchwören, daß Sie das ſchönſte Weib auf Gottes Erde, mein Ideal, mein Alles ſind.

— Wie ungeſtüm, mein Herr!

— Madame, ein Mann, der ſeit jenem Augenblicke, wo er zum erſten Male Sie geſehen, Sie liebt und anbetet mit der ganzen Kraft ſeines Herzens, mit der ganzen Gluth ſeiner Seele, dieſer Mann bittet und beſchwört Sie, ihm vor Allem Ihren Namen zu nennen.

— Und weshalb?

— Damit ich ihn mit unauslöſchlicher Liebe in die tiefſte Tiefe meines Herzens einprägen kann für alle Zeiten.

— Dazu genügt auch mein Vorname. Ich heiße Blanche.

— Blanche! Blanche! O wunderholder Name! Und der Name Ihres Herrn Gemahls?

— Ei, wer hat Ihnen geſagt, daß ich verheirathet ſei?

— Die ... die Port ... nein ... die Stimme meines Herzens.

— Die Stimme Ihres Herzens hat Sie getäuſcht. Ich bin nicht mehr verheirathet.

— Alſo verwittwet?

— Ja, mein Herr, antwortete Madame mit einem Seufzer, in dem ein ganzes Drama zu pulſiren ſchien.

— Und ſeit wann?

— Seit acht Tagen.

— Und warum ſoll der Name Ihres ſeligen Gemahls für mich unbekannt bleiben?

— Weil hundert wichtige Gründe mich beſtimmen, über ſeinen Namen den Schleier eines ewigen Geheimniſſes zu ziehen.

— Nun denn, ſo nennen Sie mir wenigſtens Ihre Wohnung.

— Auch dieſe Bitte darf ich nicht erfüllen.

— Warum nicht, Madame?

— Weil Sie durch meine Wohnung zugleich auch meinen Namen erfahren würden.

— Auf dieſe Weiſe darf und kann ich Sie alſo niemals beſuchen?

— Niemals, mein Herr!

— Mit dieſen drei Worten ſtoßen Sie mir dreitauſend Dolchſtiche in die Bruſt. Ich liebe Sie, Madame, ich bete Sie an, Madame, und aus dieſem Grunde werden Sie begreifen, Madame, daß ich Sie täglich ſehen, täglich ſprechen muß.

— Das wäre wohl möglich...

— Aber wie und wo?

— Sie werden mich dann und wann im Theater finden.

— Das allein, Madame, genügt mir nicht.

— Von Ihrem Betragen wird es abhängen, ob ich es wagen darf, Ihnen jeden Abend wie heute einen Platz in meinem Wagen einzuräumen.

— Und bis zu welcher Straße ſoll es mir dann vergönnt ſein, Ihnen Geſellſchaft leiſten zu dürfen?

— Bis zu der Straße, in der Sie wohnen.

— Das iſt zu kurz, Madame, viel zu kurz, denn ich wohne hier in dieſer Straße.

— Dann erſuche ich Sie, auszuſteigen, ſagte die Dame und zog an dem Klingelgriff, worauf der Kutſcher alſogleich ſeine Pferde anhielt.

— Ich darf Sie alſo nie, nie nach Ihrer Wohnung begleiten?

— Nie, nie, mein Herr!

— Grauſames Geheimniß, das mich in Verzweiflung bringt. Wann aber, Madame, habe ich das Glück, Sie wieder zu ſehen?

— Wenn ich keine Abhaltung habe, vielleicht ſchon morgen.

— Dann hätte ich nur eine Bitte noch ...

— Und welche, mein Herr?

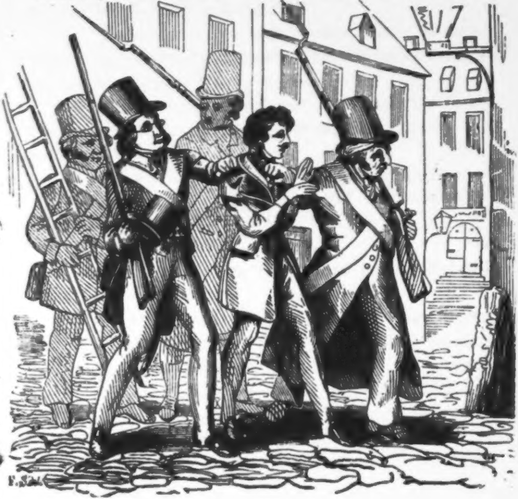
— Ohne Tante, ohne Tante, wenn ich bitten darf.

Blanche mußte unwillkührlich lachen. Der Kutſcher fuhr weiter.

Seit jenem Abende hatten ſich Blanche und Henry faſt allabendlich im Theater und nach der Vorſtellung Anfangs mit, ſpäter ohne Tante geſehen und geſprochen und ſich allmählig ſo lieb gewonnen, daß Blanche vor Henry — außer dem Namen ihres verſtorbenen Gemahls und der Nennung ihrer Wohnung, — kein Geheimniß mehr hatte.

Wieder eines Abends, als Blanche durch Unwohlſein abgehalten war, das Theater zu beſuchen, hatte ſie Herrn Charles Vormittags durch zwei Zeilen, der Stadtpoſt anvertraut, davon in Kenntniß geſetzt. Er benutzte dieſen Abend, um der maigrünen Frau des octobergelben Deputirten, die er in letzterer Zeit, Blanche's wegen, etwas vernachläſſigt hatte, einen längſt zugeſagten Beſuch abzuſtatten. Zum Unglück aber hatte er eine ungünſtige Stunde gewählt, denn kaum eingetreten ins halbdunkle, ſtillverſchwiegene Boudoir ſeiner „einziggeliebten Freundin“, meldete die vertraute Kammerzofe die ganz unerwartete Ankunft des alten Herrn, der, ſchon vor zwei Stunden zu Bett gegangen, plötzlich aufgewacht war und den — der Himmel weiß durch welch einen Inſtinct angetrieben — urplötzlich die Luſt angewandelt hatte, ſein in dem andern Flügel des Hauſes gelegenes Schlafkabinet zu verlaſſen und, mit einer tricoloren Nachtmütze auf dem Kopfe und einer Nachtlampe in der Hand, ſeiner Frau Gemahlin nach langer, langer Zeit wieder einmal einen Beſuch abzuſtatten und ſich — unhöflich genug, Nachts zwiſchen Eilf und Zwölf — nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Henry, dem kein anderer Ausweg blieb, mußte zu demſelben Fenſter, in das er ſo eben erſt mit Hilfe einer Leiter, welche die Kammerzofe angelegt hatte, hineingeſtiegen war, wieder hinausſteigen. Einen Augenblick ſpäter erſchien der Herr Gemahl, der — wie man ſich wohl denken kann — nicht allzuzärtlich empfangen ward.

In demſelben Moment, als Henry's Fuß die unterſte Sproſſe der Leiter erreicht hatte, führte der Zufall — der muthwilligſte aller Gamins — die National-Patrouille vorüber.



— Ein Dieb, ein Dieb! brüllte der bebrillte Corporal, der eben kein allzugroßer Menſchenkenner zu ſein ſchien.

Um aber allen Lärm, alles Aufſehen unter dem Fenſter ſeiner Dame zuvermeiden, war Herr Charles ſo vernünftig, ſich ruhig feſtnehmen und nach der nächſten Wache abführen zu laſſen.

— Laſſen Sie mich los, mein Herr Corporal, ſagte er unterwegs, **parole d'honneur**, ich bin kein Dieb!

— Ei, was ſind Sie denn? ſchrie einer der Gardiſten, der die Leiter, das **corpus delicti**, nachſchleppte.

— Ich bin ein Menſch, der in der Zerſtreuung das Fenſter für eine Thür angeſehen hat.

— Das glaubt Ihnen der Teufel, aber nicht die Nationalgarde.

— Sie halten mich alſo wirklich für einen Dieb?

— Natürlich! riefen Alle.

— Der Teufel hole alle Nationalgarden Frankreichs! fluchte Henry und warf ſeit jenem Augenblick einen unverſöhnlichen Haß auf die Bürger-Miliz.

In der Wache angelangt, ſagte der Corporal zum Officier:

— Wir bringen Ihnen hier einen Dieb und dort eine Leiter, worauf er eben, als wir vorüberzogen, zum Fenſter eines Hauſes in der Straße *** Nro. 28 herausſtieg.

— Ihr Name? fragte der Lieutenant.

— Wird Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ſein, ſagte der junge Mann, holte aus ſeiner Bruſttaſche eine geſtickte Brieftafel hervor und reichte dem Officier eine ſeiner Viſitenkarten hin.

— Ihr Name allein, erwiderte Jener, iſt mir Bürgſchaft, daß Sie kein Dieb ſind. Folgen Sie mir, wenn ich bitten darf, auf mein Zimmer.

— Recht gern.

— Erzeigen Sie mir das Vergnügen, hier eine Bowle Punſch mit mir zu theilen und mir mit wenigen Worten den Hergang der Geſchichte mitzutheilen.

— Ich hatte, wie Sie leicht errathen können, ein Stelldichein. Das unerwartete Erſcheinen eines tölpelhaften Gemahls ließ mir keinen andern Ausweg als das Fenſter.

— Beklagenswerthe Ehemänner! lachte der Lieutenant. Die armen Teufel mögen noch ſo ſehr auf ihrer Hut ſein, ſie werden trotzdem hintergangen.

— Sind auch Sie verheirathet, mein Herr? fragte Charles.

— Gottlob, nein! Wiſſen Sie, was Beaumarchais in Bezug auf Ehe ſagt?

— Was ſagt er?

— Von allen ernſthaften Dingen iſt die Ehe die allerſpaßhafteſte.

— Ein wahres Wort, mein Herr! Ich gebe jedem Manne den wohlgemeinten Rath, lieber zehn Frauen zu lieben, als eine zu heirathen. Liebe, ſagte Jemand, iſt ein acceptirter, Ehe ein bezahlter Wechſel; ein bezahlter Wechſel aber iſt ein Wiſch Papier, das keinen Werth hat. Heirathen Sie nicht, denn unter zehn Frauen werden neun früher oder ſpäter untreu.

— Glauben Sie das wirklich? fragte der Offizier, auf deſſen Stirn ſich kleine Wolken ſchlechtverhehlten Mißmuths zuſammenzogen.

— Niemand weiß das beſſer als ich. Weit entfernt, mich mit meinen Eroberungen brüſten zu wollen, ſage ich Ihnen nur das, daß ich bisher noch keine einzige Frau gefunden habe, die einer ernſten Bewerbung widerſtanden hat. Ich könnte Ihnen davon mehr als ein Geſchichtchen erzählen. Nur Eins! Es ſind jetzt ungefähr ſechs Wochen, daß ich in einer Loge der komiſchen Oper die Bekanntſchaft einer jungen hübſchen Wittwe gemacht, die ſich Anfangs ſo ſehr in den Schleier des Geheimniſſes einzuſpinnen gewußt, daß ich weder deren Namen, Stand noch Wohnung zu erfahren im Stande war. Sie ſagte mir, ſie ſei Wittwe und heiße Blanche.

— Blanche! Ein ſchöner Name!!

— O noch viel ſchöner als der Name iſt die Frau, ſagte Charles und küßte ſeine Handſchuhſpitzen. Allabendlich treffen wir uns ſeitdem im Theater und nach dem Theater räumt ſie mir einen Platz in ihrem Wagen ein. Aber ſtellen Sie ſich vor, welch eine Schelmin ſie iſt! Vor einigen Stunden erfahre ich durch Zufall, daß dieſe Frau nicht Wittwe, ſondern noch verheirathet iſt und nicht Blanche, ſondern Roſe heiße.

— Das iſt herrlich, das iſt charmant! ſagte der Lieutenant und rieb ſich die Hände mit einer Schadenfreude, die ſeiner ganzen Phyſiognomie einen mephiſtopheliſchen Anſtrich verlieh. Auf Ihr Wohlſein, mein Herr, rief er aus und leerte mit einem Zuge ſeinen Punſch.

— Aber Teufel, es ſchlägt ſchon Zwei! Ich bin matt und müde. Darf ich mich nun empfehlen?

— Gehen Sie mit Gott, junger Freund, ſprach der Officier und klopfte Herrn Henry etwas unſanft auf die Schulter.

Als der Lieutenant mit ſich allein war, füllte er von Neuem ſein Punſchglas und ſagte:

— Weiland Beaumarchais hat Recht: von allen ernſthaften Dingen iſt die Ehe die allerſpaßhafteſte.

Dann warf er ſich verdrießlich aufs Sopha.

Am andern Abend fuhr Blanche oder richtiger geſagt Roſe wieder ganz allein nach dem Theater. Auch Charles blieb nicht aus.

Als es zu dunkeln begann, näherte ſich jener Mann, den meine Leſer als wachthabenden Officier kennen gelernt haben, dem Landau, der ſeit einer halben Stunde vor dem Ausgang des Theaters harrte, und rief den Kutſcher.

— Was befehlen Sie? fragte der Diener, der alſogleich die Stimme ſeines Herrn erkannte.

— Steige vom Bock herab, leihe mir Deinen Mantel, Deinen Hut und Deine Peitſche und laß mich für heute Dein Amt übernehmen.

Herr und Diener tauſchten zuerſt die Hüte; der Erſtere, ſchlüpfte dann in den Mantel des Letztern, nahm die Peitſche und ſchwang ſich auf den Bock.

Dort oben hielt der arme Mann folgendes Selbſtgeſpräch mit ſparſam eingeſtreuter Peitſchen-Begleitung:

— Da ſitze ich nun und weiß noch immer nicht, ob ich im Mantel bleiben oder aus der Haut fahren ſoll? Darum alſo zweimal getraut, einmal auf der Mairie und einmal in der Kirche! Kaum ein Jahr verheirathet und ſchon jetzt, ſchon jetzt!! Darum alſo einen Landau für ſie gekauft? Darum alſo eine Loge für ſie gemiethet? Und während ich ſie in Begleitung ihrer alten Tante glaubte, war ſie allein, allein mit dem jungen Laffen! O Tante, Tante! Sagte ſie nicht noch geſtern: Ihre Frau beſucht das Theater nie ohne mich! Der Teufel hole ſolch eine Tante! Sechs Höllenmaſchinen ſind weniger gefährlich als ſolch eine Tante! Was aber thun? Democrit oder Heraklit? Lachen oder Weinen? O Beaumarchais, Beaumarchais, was thäteſt Du an meiner Stelle? Scheidung? Die wünſcht ſie vielleicht! Rache? Iſt nicht mehr Mode! Asmodi, ſchadenfroher Eheteufel, ſoufflire mir einen guten Rath!

Und in demſelben Augenblick begann in ſeiner Nähe die Drehorgel eine Nummer aus Boieldieu's „umgeworfener Kutſche“ zu ſpielen.

— Teufel, ich danke Dir! rief der beklagenswerthe Mann, der, urplötzlich heiter geſtimmt, die Melodie eines Gaſſenhauers zwiſchen den Zähnen zerkaute.

Bald darauf erſchien die Dame Blanche, geführt von Herrn Charles, der den Namen „Jacques!“ kaum ausgerufen hatte, als der kutſchirende Ehemann mit einem Geſichte, runzeliger als ein gebratener Apfel, auch ſchon vorgefahren war.

Charles hob ſeine Dame in den Wagen und ſagte einſteigend:

— Zu Tortoni!

Der arme Mann ſtachelte durch zwei heftige Peitſchenhiebe die feurigen Roſſe zu einem ungewöhnlich ſchnellen Tempo an.

— Teufel, ſagte Henry, wie kommt's, daß der Schlingel heut ſo ſchnell fährt? Habe ich ihm nicht ſchon oft genug geſagt, daß er langſam fahren ſoll? Jacques, rief er, ſteckte den Kopf zum Wagenfenſter hinaus und ſchrie immer lauter und lauter: Jacques! Jacques! Der Tölpel hört nicht! Jacques! Jacques! Der Lümmel muß Baumwolle in den Ohren haben oder vorſätzlich nicht hören wollen! Jacques, Jacques! Langſam! Langſam!!!

Der Kutſcher, der ſich die Miene gab, als ob er das Alles nicht gehört, verſetzte Herrn Charles in dem Momente, als er Langſam!!! gerufen hatte, mit der Peitſche einen ſo tüchtigen Hieb über das zum Wagenfenſter hinausgeſteckte Geſicht, daß ihm vor Schmerz Hören und Sehen verging.

— Meine Backe, meine Backe! ſchrie Herr Henry.

— Der Spitzbube muß betrunken ſein, ſagte Blanche.

— Morgen früh mußt Du den Schlingel fortjagen.

— Mir wird angſt und bang, Charles; die Pferde ſcheinen mit uns durchzugehen.

— Jacques, Jacques! rief Charles mit der ganzen Kraft ſeiner Stimme zum Wagenfenſter hinaus.

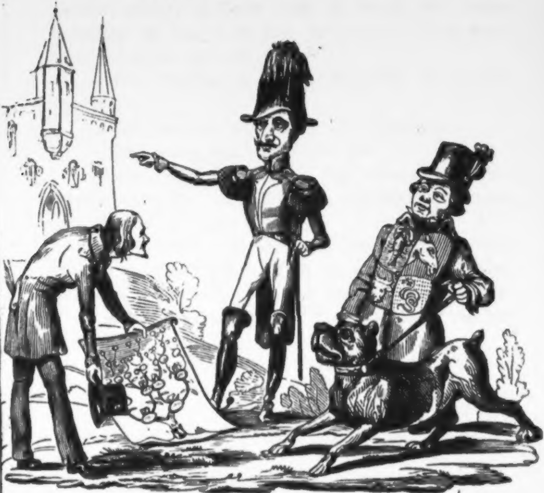
Aber in demſelben Moment verſetzte ihm der Kutſcher einen zweiten Hieb.

— Himmel Tauſend Donnerwetter! ſchrie Charles und verlor vor Schmerz faſt die Beſinnung.

Der Kutſcher machte jetzt eine Secunde Halt, um Zeit zu gewinnen, vom Bock herabzuſteigen; dann aber trieb er den Landau mit ſolcher Haſt an einen ſteinernen Eckpfoſten an, daß im Nu die Hinterräder zerbrachen und der Wagen, das Gleichgewicht verlierend, um und auf das Pflaſter fiel. In demſelben Moment vernahm man ein furchtbares Wehgeſchrei, das aus dem Innern des Wagens, und ein ſchadenfrohes Gelächter, das aus dem Innern des Ehemannes kam, der ſogleich den Wagenſchlag öffnete und mit grinſendem Lächeln hineinrief: — Iſt es den Herrſchaften gefällig auszuſteigen? Blanche, die ihren Mann, und Charles, der den Officier der Nationalgarde erkannte, fielen in Ohnmacht. Erſt als Beide wieder zu ſich gekommen waren, fühlten ſie, daß ſie durch den jähen Umſturz des Wagens Schaden genommen. Blanche hatte ſich das Naſenbein und Herr Charles die Hälfte ſeiner Rippen zerbrochen.

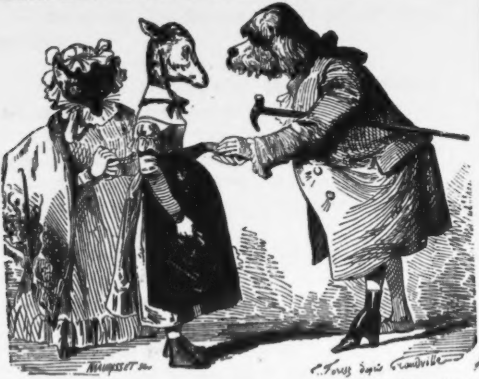
Edles Streben der ſchleſiſchen Adelsreunion. No. 1.

„Häng' Er in jedes Zimmer meiner Burg meinen Stammbaum und einige meiner hochſeligen Ahnen."



Cap. IV. §. 5. des Programms der Adelsreunion: Allmählige Gewöhnung der öffentlichen Meinung an das beſtimmtere Hervortreten **des Adels an die Spitze der Nation**, durch entſprechende Einwirkung auf die äußeren Sinne des Volkes durch **Kleidung, Pferde, Hunde, Waffen, Diener-Gefolge** und **burgartige Wohnungen.**

Edles Streben der ſchleſiſchen Adelsreunion. No. 2.



Cap. V. §. 3. des Programms der ſchleſiſchen Adelsreunion: Verbeſſerung des materiellen Wohlſtandes durch Verbindung des **heruntergekommenen Adels** mit **wohlhabenden** Töchtern des **Bürgerſtandes.**

— Nein, meine Flöhe. In Wien haben die Kunſtkenner von unſerm Wagen die Pferde aus- und ſich dafür anſpannen wollen; in Prag hat man bei ihrem letzten Auftreten „Hierbleiben!“ gerufen, in Berlin haben die Damen keine andern Handſchuhe als couleur de puce und auf dieſe Weiſe meine Flöhe auf Händen getragen.

— Unſer Publikum iſt in dieſer Beziehung weit ſtrenger, ſagte ich.

— Sie irren, ein Publikum iſt wie das andere...

— Das unſrige will nur Künſtler ſehen...

— Sie glauben alſo wirklich, daß meine Flöhe nicht Künſtler ſind? Sie ſollen ſich ſogleich vom Gegentheil überzeugen. Saraſtro! rief Herr Bertolotti.

Saraſto verließ mein linkes Ohr und ſprang auf ſeines Meiſters ausgeſtreckten Arm. Dann rief er: Vampelino! Aber Vampelino hatte nicht Luſt, dem Rufe ſeines Herrn zu gehorchen.

— Vampelino, Vampelino! rief er zum zweiten und zum dritten Male. Zum Teufel, wo ſteckſt Du denn?

Ich fühlte in mein rechtes Ohr... Vampelino war nicht mehr da.

— Ei ſehen Sie doch den kleinen Schelm, rief Herr Bertolotti, außer ſich vor Freuden. Er hat ſich einen ſchönen Platz ausgeſucht.

— Wo ſitzt er denn? fragte ich.

— Auf dem reizenden Halſe der Dame!

— Himmel, welche Frechheit! rief Fräulein Mandel, die vor Zorn ſo ponceaurothh als ihr Kleid wurde. Ein Floh auf meinem Halſe! Erlauben Sie, mein Herr, daß ich in Ohnmacht falle!

Ich weiß nicht, ob es eine echte oder nachgemachte Ohnmacht war, in der ſie jetzt auf die Kiſſen meines Sopha's niederſank. Ich benutzte ihren Schreck, um den frechen Floh zu fangen ... und ſiehe da, es gelang mir!

— Wo iſt mein Floh, wo iſt mein Floh? rief der beſorgte Impreſſario.

— Nur ruhig, mein Herr, nur ruhig, hier iſt er!

— Haben Sie das abſcheuliche Thier? fragte Fräulein Flora, aus ihrer Ohnmacht erwachend.

— Wir haben ihn, wir haben ihn! rief ich, die Hand zuhaltend, damit er nicht fortfliegen könne.

— „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Floh“, rief Meiſter Bertolotti, mein iſt der Floh, geben Sie ihn mir zurück!

— Da, nehmen Sie ihn, ſagte ich, ihm den Floh auf dem flachen Handteller präſentirend.

— Das iſt allerdings ein Floh, aber nicht der meinige!

— Nicht der Ihrige??? wiederholte ich mit Entſetzen.

— Nein! Das iſt ein anderer Floh!

— Unerhört! rief Fräulein Flora und ſank zum zweiten Male in Ohnmacht.

— Vampelino, Vampelino! ſchrie der blaſſe Mann; ſchaffen Sie mir meinen Floh! „Ein Königreich für meinen Floh!“

Wir ſuchten ihn im ganzen Zimmer und fanden ihn nicht.

Die Angſt und Verzweiflung des armen Mannes wuchs von Secunde zu Secunde. Die Stimme, mit der er fortwährend Vampelino, Vampelino! rief, nahm mehr und mehr einen tragiſchen, markdurchbohrenden, nervenerſchütternden Ausdruck an: es traten ihm bereits Angſtſchweißtropfen auf die Stirn und Verzweiflungsthränen in die Augen.

— Da ſitzt er, da ſitzt er! rief ich plötzlich.

— Wo, wo? fragte der Verzweifelnde.

— Hier auf Ihrer eignen Naſe.

Bertolotti rannte zum Spiegel hin.

— Ja, da biſt Du, mein verlorener Sohn, ja da biſt Du, meine Freude, meine Wonne, mein Glück und mein Stolz!

— Der Teufel hole Sie und Ihre Flöhe! rief ich ärgerlich. Nun machen Sie, daß Sie fortkommen.

— Sie werfen uns zur Thüre hinaus? fragte er tief empört.

— Sehen Sie denn nicht, daß das Fräulein Ihretwegen noch in Ohnmacht liegt?

— Sie weiſen uns alſo wirklich die Thür? wiederholte er mit boshaftem Pathos.

— Ja, ja, mein Herr!

— Gut, wir gehen; aber Sie ſollen Zeitlebens an uns denken, rief er aus und rannte wüthend fort.

Ich beeilte mich nun, Fräulein Mandel aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Ich hielt ihr engliſches Salz, ſpaniſchen Pfeffer und franzöſiſchen Senf unter die Naſe. Endlich ſchlug ſie ihre Augen auf und fragte im Tone einer Nachtwandlerin:

— Sind ſie fort? Sind ſie fort?

— Ja, Fräulein, ſie ſind fort.

— Ach, nun athme ich wieder freier.

— Armes Fräulein! ſagte ich und drückte ihr theilnahmsvoll die Hand.

— Ich werde dieſe Scene nie vergeſſen, ſtöhnte ſie.

— Auch ich nicht, liebes Fräulein.

* * *

So oft ich nun eines dieſer kleinen Thiere ſehe, trällere ich das Lied vor mich hin:

„Denkſt Du daran, Du zuckerſüße Mandel,
Wie einſt ein Floh auf Deinen Buſen ſprang;
Denkſt Du daran u. ſ. w. u. ſ. w.“

Aber die Hauptſache hätte ich beinah' vergeſſen.

Seit jenem Auftritte haſſen mich alle Flöhe und ſtechen mich bald da, bald dort, am liebſten in Zeitſchriften.

Flohſtiche aber muß man immer ignoriren. Et voilà la morale, ſagt Diderot*).

---

*) Er denkt nicht d'ran.

ganze Jahr nicht denke, und wiederum Menſchen, an die ich das ganze Jahr nicht ſchreibe und dennoch täglich an ſie denke. Zu den Letztern gehörſt auch Du, mein Eduard. (Ich verbeugte mich.)

Der berühmte Componiſt der „Fanchon“, der einſt einem ſeiner Freunde eine junge Sängerin empfahl, that das mit den wenigen Worten:

„Der Himmel ſchickt Ihnen einen Engel und damit Punktum.“

Ich befinde mich jetzt in einem ähnlichen Falle und ſage Dir weiter nichts, als:

Doctor Bartolo ſchickt Dir eine Roſine und damit Gedankenſtrich.“

— Fräulein heißen Roſine? fragte ich mit ſammetweichem Lächeln.

— Nein, mein Herr.

— Wie denn, wenn ich fragen darf?

— Ich heiße Flora Mandel!

— Aber wie kann mein Freund ſo naiv ſein, zu ſchreiben, daß er mir eine Roſine ſchickt?

— Ich bin Sängerin, mein Herr, und wünſche hier als Roſine im „Barbier von Sevilla“ aufzutreten.

— Ah, nun begreiſe ich Alles! Es freut mich außerordentlich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen; dem Namen nach ſind Sie mir ſchon lange bekannt.

Ich ſagte da gewiß keine Unwahrheit: denn ich kenne wenigſtens eine ganze Mandel Mandeln, Mandeln von jeder Gattung, ſüße Mandeln, bittere Mandeln, gebrannte Mandeln u. ſ. w.

Fräulein Flora gehörte, allem Anſcheine nach, zu den Mandeln, die nicht bitter ſind.

— Wollen Sie nicht, Fräulein Roſine Mandel, einen Augenblick Platz nehmen?

— Wenn ich nicht ſtöre?

— Nicht im geringſten, ſüße Man — Fräulein wollt' ich ſagen.

In demſelben Augenblick vernahm ich abermals ein Pochen an meiner Thür.

— Teufel, warum gerade jetzt geſtört! Ich that, als ob ich das Klopfen nicht gehört hätte. Es klopfte zum zweiten Male. Ich ſtellte mich taub. Es klopfte zum dritten Male. Mir blieb nun nichts Anderes übrig, als wiederum Herein! zu rufen.

Und wer trat ein?

Ein Mann, kalt und häßlich wie der letzte Februar. Auch er überreichte mir einen Brief.

— Entſchuldigen Sie, mein Fräulein, ſagte ich zum erſten Mai und entfaltete ihn alſogleich — nicht den Mai, ſondern den Brief.

Und was ſtand darin?

„Ueberreicher dieſer Zeilen, theurer Freund, iſt Herr Bertolotti, der Peſtalozzi der dreſſirten Flöhe, die überall ſo großes Aufſehen gemacht, daß man ſie in Wien nach jeder Vorſtellung ſieben bis neun Mal hervorgerufen, in Prag reich bekränzt, in Dresden dreimal lithographirt und in Berlin ſogar in Kupfer geſtochen hat. Zwei dieſer Herren Flöhe — Wampelino und Saraſtro — ſind wahre Meteore, eben ſo beſcheiden und liebenswürdig als Künſtler, wie als Flöhe. Dieſe lieben Thiere wollen — wenn es angeht — ſich auf Ihrer Bühne produciren. Ich lege Ihnen, theurer Freund, dieſe ausgezeichneten Flöhe an Ihr Herz und bitte Sie inſtändigſt, ſie unter die Flügel Ihres einflußreichen Schutzes zu nehmen. Zu jedem Gegendienſt finden Sie bereit" u. ſ. w.

— Sie ſind alſo Herr Bertolotti?

— Zu dienen, mein Herr.

— Warten Sie nur noch einen Augenblick, liebes Fräulein, ſagte ich zur Mandel, welche Miene machte, aufzuſtehen. Haben Sie Ihre Flöhe vielleicht mitgebracht?

Fräulein Flora ſah mich an.

— Ich meine Herrn Bertolotti.

— Ja, mein Herr, ſagte der van Amburgh der Flöhe und krempelte ohne Umſtände ſeinen rechten Aermel in die Höhe. Da ſitzen ſie, ſagte er, mit majeſtätiſchem Lächeln auf ſeinen nackten Arm zeigend.

— Meine Herren Flöhe, ſagte ich, es freut mich unendlich, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Wollen Sie gefälligſt Platz nehmen?

— Setzt Euch! commandirte Herr Bertolotti.

Die Herren Künſtler ließen ſich dies nicht zwei Mal ſagen.

Auf ſein Commando flogen ſie auf mich zu.

Er ſetzte mir in jedes Ohr einen Floh.

— Bampelino, ſprach er, ſitzt in Ihrem rechten, Saraſtro in Ihrem linken Ohre.

— Rauchen dero Flöhe? fragte ich den Impreſſario.

— Nein, mein Herr.

— Das iſt mir lieb, denn ich habe ohnedies keine Cigarren mehr. Sie wollen alſo — ich bitte nochmals um Entſchuldigung, liebes Fräulein — auch hier Ihre Zöglinge produciren?

— Wenn Sie glauben, daß ich dabei meine Rechnung finde?

— Gewiß, ganz gewiß! Es kommt nur darauf an, wo Sie ſpielen wollen?

— Wo anders, als im Theater?

— Im Theater???

— Warum erſtaunen Sie? fragte Meiſter Floh.

— Mein Herr, ich bitte Sie, nicht vergeſſen zu wollen, daß unſer Theater eine Kunſtanſtalt iſt, mit deren Würde es ſich durchaus nicht verträgt, daß Flöhe...

Die Flöhe, die Herr Bertolotti mir ins Ohr geſetzt, fingen zu ſticheln an.

— Ei, erwiderte der Mentor der beiden Telemachs, glauben Sie etwa, daß meine Flöhe keine Künſtler ſind? Leſen Sie gefälligſt die geiſtreichen Kritiken, die über ſie in Wien, Prag Dresden und Berlin erſchienen ſind... ſie haben überall furore gemacht.

— Die Kritiken?

Vampelino und Saraſtro, oder: Roſine und Mandel.

Mein Fräulein, nur nicht prüde,
Ich haſſ' das wie den Tod:
Das Schüchterne, Timide,
Iſt längſt ſchon aus der Mod'.
117tes Lied aus meinem „Buch der Liebe."

Dann und wann quält mich Langeweile. Einem Menſchen, der zuweilen das Theater und ariſtokratiſche Geſellſchaften beſucht, wo man mit dünnen Butterbemmen und dicken Trauerſpielen abgefuttert wird, kann ſo ein Unglück gar häufig paſſiren.

Aber wenn ich allein bin und auch dann eine Anwandlung von Langeweile verſpüre, nehme ich Oken's Naturgeſchichte zur Hand und leſe mich in die Salons der Thierwelt hinein. Oft finde ich dort eine anſtändigere, intereſſantere und liebenswürdigere Geſellſchaft, als in manchem vornehmen Hauſe.

Ich halte jetzt bei den Inſecten.

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dieſer ehrenwerthen Thierklaſſe iſt der etwas verrufene — Floh.

Seit Jahrhunderten iſt dieſer „Nero des Unterrocks“ der Sündenbock, an dem mancher Dichter ſeinen Witz wetzt.

In Göthe's „Fauſt“ erzählt uns Mephiſto ein ſtichelndes Märchen vom König Floh.

E. T. A. Hoffmann macht uns mit einem „Meiſter Floh“ bekannt.

Aloys Blumauer, der Voltaire der Flohiade, griff voll Begeiſterung in die Saiten ſeiner Lyra, um das Lob dieſes Thieres zu preiſen.

Auch ein Paar tüchtige Juriſten haben den guten Floh in den Kreis ihrer gelehrten Forſchungen gezogen.

Ein pſeudonymer Rechtsgelehrter, Opitius Jocoſerius, hat eine geiſtreiche Abhandlung „de eo quod justum est circa spiritus familiares foeminarum, h. e. pulices“ (Marburg, 1704.) geſchrieben.

Auch Papa Göthe hat den Floh zum Gegenſtand einer ſehr gelehrten Abhandlung gemacht, die unter dem Titel „de pulicibus“ erſt vor einigen Jahren in Berlin herausgekommen iſt.

Aber trotzdem iſt der arme, vielfach verkannte und arg zurückgeſetzte Floh ein Paria in der menſchlichen Geſellſchaft, ein armes Geſchöpf, das von dem Areopag jenes Geſchlechtes, welches wir Männer das ſchwache nennen, weil es das ſtärkere iſt, für vogelfrei erklärt, keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher iſt. Wie Maria von Medicis, des vierten Heinrichs zweite Gemahlin, nicht einmal gemalte Roſen ſehen konnte, ſo kann jetzt manche Dame nicht einmal gedruckte Flöhe — Flöhe Schwarz auf Weiß — ſehen, ohne vor Schreck bleich zu werden, wenn ſie anders nicht geſchminkt iſt.

In ältern Zeiten war man nicht ſo prüde und auch weniger pikirt auf dieſe armen Thiere als jetzt.

In welchem Anſehen die Herren Flöhe in früherer Zeit geſtanden haben, mag folgendes Beiſpiel beweiſen:

Etienne Pasquier, einer der häßlichſten Schöngeiſter Frankreichs, gewahrte einſt — im Jahre 1588 — auf dem Schwanenhalſe des Fräuleins Catherine Desroches zu Poitiers einen Floh, der ihn und den ganzen Kreis von Dichtern, der ſie umlagert hatte, zu einem Schwarme von Liedern begeiſterte, die in demſelben Jahre unter dem Titel „la Puce des grands jours de Poitiers“ im Druck erſchienen und jetzt zu den typographiſchen Seltenheiten gehören.

Auch ein neuerer Dichter der Franzoſen, Herr Alfred de Vigny, hat im „Diable bleu“ den Floh, der einſt auf dem Buſen des Fräuleins von Coulanges gaſtirte, zum Helden einer reizenden Novelle gemacht.

Vom naturgeſchichtlichen Standpunkte betrachtet, iſt dieſes gute Geſchöpf nicht minder merkwürdig und zwar durch ſeine verhältnißmäßige Kraft, denn er überſpringt, ſagt ein bekannter Zoolog, einige hundert Male den Raum ſeiner Länge, während der Menſch den Raum, den er ſeiner Länge nach einnimmt, kaum drei Mal überſpringen kann; es giebt kein Thier in der Welt, das größere Sprünge macht, als ein Floh; jeder Floh iſt daher ein geborener Ballettänzer, ein Taglioni im verkleinerten Maaßſtabe.

Eben ſo impoſant iſt ſeine Körper- und Muskelkraft; der Floh iſt der Hercules, der Athlet, der Rappo der Inſecten, denn er zieht eine Laſt, die achtzig Mal ſchwerer iſt als er ſelbſt; ein Kraftſtück, das ſelbſt nicht Madame Seraphine Luſtmann auszuführen im Stande iſt.

Die einzige Untugend dieſes Thieres beſteht in ſeiner Grauſamkeit: der Floh iſt verhältnißmäßig der blutdürſtigſte Tyrann, ein Marat in der Republik der Inſecten.

Ich hatte mich eben ganz und gar mit der innern und äußern Organiſation dieſes kleinen Ungeheuers vertraut gemacht, als ich ein Pochen an meiner Thür vernahm.

Mir blieb nichts übrig, als Herein! zu rufen.

Und wer trat ein?

Eine Dame, ſchön wie — der erſte Mai. Ich weiß wohl, daß es auch erſte Mai's gegeben hat, die nicht ſchön geweſen ſind. Aber was ſchadet das! Poetiſche Licenzen, wie dieſe, ſind erlaubt, und wären ſie auch nicht erlaubt, ich würde mich nicht daran kehren und dann erſt recht ſagen:

— Schön wie der erſte Mai!

Dieſe Dame überreichte mir einen Brief, duftiger als das erſte Märzveilchen.

Der Leſer wird errathen, daß ich ihn alſogleich erbrach — nicht den Leſer, ſondern den Brief.

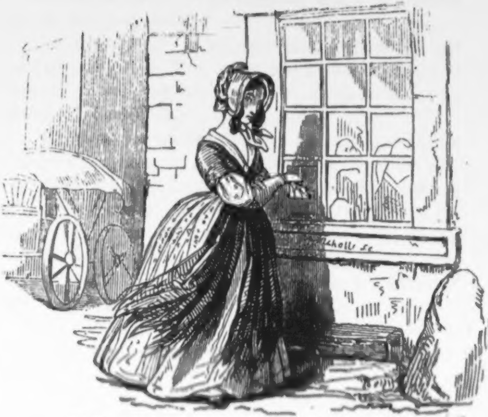
Einer meiner Berliner Freunde und Mitarbeiter ſchrieb mir Folgendes:

„Es giebt Menſchen, an die ich täglich ſchreibe und das

Eine Griſette und zwei Rendezvous,

oder

„Zwei Seelen und ein Gedanke.“



Erſter Brief.

Es ſchmerzt mich unendlich, Ihnen, theurer Guſtav, anzeigen zu müſſen, daß ich durch Unwohlſein abgehalten bin, morgen Abend an dem bewußten Orte zu erſcheinen.

Zweiter Brief.

Es freut mich unendlich, Ihnen, theurer Adolf, anzeigen zu können, daß Sie mich morgen Abend an dem bewußten Orte ganz beſtimmt erwarten dürfen.

Eine Auſternwette.

(Weder aus, noch nach dem Franzöſiſchen.)

Spaa war damals der beſuchteſte Kurort. Während der Badeſaiſon war das kleine Neſt der Mittelpunkt des haut parage, das Stelldichein der galanten Welt, das Ruheplätzchen der hohen Diplomatie. Nicht mit Unrecht hatte ſchon Kaiſer Joſeph II. dieſen Badeort „das Kaffeehaus von Europa“ genannt, denn hier trafen Bekannte und Unbekannte aus allen zweiunddreißig Radien der Windroſe zuſammen.

Zu den hervorragenden Erſcheinungen, die im Jahre 1805 dort ihr fliegendes Zelt aufgeſchlagen hatten, gehörten Prinz Jerôme, Herr v. Talleyrand; Gérard, Talma, Pigault-Lebrün und Jouy. Zu den weiblichen Notabilitäten gehörten vor allen Andern die Herzogin von D. und die Gräfin Regnaud de Saint-Angely, zwei Damen, die, obgleich glänzend verheirathet, ſich dennoch die glücklichen Zeiten des alten Griechenland's zurückwünſchten, um das drückende Ehejoch je eher je lieber abzuſchütteln und dafür die Rolle einer Lais und Aſpaſia zu übernehmen. Beide Damen, ſehr jung, ſehr ſchön, ſehr liebenswürdig, hatten ihre häßlichen Männer und ihre ſchönen Erinnerungen in Paris zurückgelaſſen, ihre beſte Laune und ihre liebſten Kleider mitgenommen und den Vorſatz gefaßt, ſich in Spaa kein Vergnügen zu verſagen, um ſich den kurzen Aufenthalt daſelbſt ſo angenehm als nur möglich zu machen.

Um aber gegenſeitig in keiner Beziehung genirt zu ſein, war die Herzogin im **Croix d'or**, unfern der Promenade **de quatre heures**, die Gräfin hingegen im **Diable d'argent**, unweit der Promenade **de sept heures**, abgeſtiegen.

Nur dann und wann ſtattete man ſich gegenſeitig flüchtige Beſuche ab, unterhielt ſich von alten Bekannten und neuen Moden, theilte ſich Nachrichten von Paris und Anecdoten von Spaa mit, umarmte ſich dann ſo zärtlich als möglich und ſah ſich dann erſt in acht oder vierzehn Tagen wieder.

Eines Morgens, als die Herzogin eben ihre Toilette beendet hatte, meldete der Mameluk — damals mußte jede Dame von Ton einen Mameluken haben — den Beſuch der Gräfin an.

— Willkommen, theure Freundin, ſagte die Herzogin, der eintretenden Gräfin mit einem großen Aufwande von Artigkeit entgegeneilend.

— Störe ich, ſo ſchicken Sie mich fort, ſprach die Gräfin, an der Thürſchwelle bleibend.

— Reizende Schelmin, wann haben Sie mich jemals geſtört? fragte die Herzogin, ihre Freundin zum Sopha führend. Wäre mir jeder Beſuch ſo angenehm, als der Ihrige, dann wüßte ich nicht, wer in ganz Spaa mehr zu beneiden wäre, als ich.

Legen Sie ab, Theuerſte, nehmen Sie Platz, Liebſte! Wir haben uns acht, wohl gar ſchon vierzehn Tage nicht geſehen, und deshalb iſt es wohl erlaubt, Sie zu fragen, ob es etwas Neues giebt?

— Das Allerneueſte iſt ein Geheimniß, das ich nur Ihnen anvertrauen will ...

— Ein Geheimniß? Sie wiſſen, Liebe, nicht der Tod kann verſchwiegener als Ihre Freundin ſein. Alſo reden Sie.

— Ich bin verliebt ...

— Iſt das etwas Neues? fragte die Herzogin mit ſo fein gazirter Bosheit, daß es faſt wie unſchuldige Naivetät klang.

— Ernſtlich verliebt ...

— Nicht möglich! Und in wen?

— In einen jungen Künſtler, den ich vor acht Tagen an der Spielbank kennen gelernt.

— In einen Künſtler? Wiſſen Sie, daß das, was Sie mir ſo eben erzählen, höchſt merkwürdig iſt?

— Und weshalb?

— Weil auch ich verliebt, ernſtlich verliebt bin und zwar, wie Sie, in einen Künſtler. Am Ende lieben wir, ohne es zu wiſſen, einen und denſelben?

— Das wäre fatal!

— Sehr fatal, meine Liebe! Der Künſtler, der Sie liebt, iſt ...

— Maler!

— Gott ſei Dank, mein Seladon iſt Muſiker. Der Künſtler, den Sie lieben, heiß mit ſeinem Vornamen?

— Julius.

— Sonderbarer Zufall, daß mein Anbeter Cäſar heißt. Der Familienname des Ihrigen?

— Dambreville.

— Der meinige heißt d'Allancourt. Wir lieben alſo nicht Einen und Denſelben, kommen uns nicht ins Gehege und dürfen uns darum gegenſeitiges Vertrauen ſchenken. Wie weit iſt Ihre Liebe bereits vorgeſchritten?

— Geſtern Abend gab er mir ein Gedicht.

— Ein Gedicht??? Wiederum höchſt merkwürdig!

— Und warum?

— Weil auch ich geſtern Abend ein Gedicht von ihm erhielt.

— Von meinem Julius?

— Ich bitte um Entſchuldigung, von meinem Cäſar. Haben Sie das Gedicht bei der Hand?

— Hier iſt es, ſagte die Gräfin, ein roſenfarbiges Blatt aus ihrem Buſen hervorholend. Wo aber iſt das Ihrige?

— Ganz an dem gleichen Orte, erwiderte die Herzogin, ebenfalls ein roſenfarbiges Billet aus ihrem Buſen ziehend. Vertrauen erweckt Vertrauen. Wollen Sie ſich geneigt finden laſſen, mir das Ihrige vorzuleſen, dann bin ich gern bereit, Ihnen auch das meinige mitzutheilen.

— Mein Julius hat ſich etwas kurz gefaßt: ſein Gedicht hat leider nicht mehr als vier Verſe!

— Beim ewigen Gott, das iſt zu merkwürdig!

— Schon wieder? Weßhalb? Wie ſo? Warum?

— Das Gedicht meines Cäſars hat gerade auch nur vier Verſe.

— Wir leſen Vers um Vers.

— Ich bitte, fangen Sie an.

Beide Damen entfalteten ihre Billets. Die Gräfin begann:

— „Stern der Sterne, blick' hernieder."

— „Stern der Sterne, blick' hernieder."

— Wie? Steht das auch bei Ihnen ſo?

— Ganz ſo, und der zweite Vers?

— „Sonn' der Sonnen, ach erwach'!"

— „Sonn' der Sonnen, ach erwach'!"

— Sie ſcherzen, Herzogin!

— Soll ich weiter leſen?

— Die Reihe iſt an Ihnen!

— „Höre meiner Laute Lieder!"

— „Höre meiner Lieder Ach!" fiel ihr die Gräfin ins Wort. Ja beim Himmel, es iſt ein und daſſelbe Lied!

— Wir ſind Beide betrogen, rief die Herzogin.

— Wer aber von Beiden iſt ein größerer Schelm? Hat mein Julius dieſe Verſe von Ihrem Cäſar oder hat Ihr Cäſar ſie von meinem Julius abgeſchrieben?

— Ich ahne noch etwas viel Schlimmeres!

— Was ahnen Sie, Herzogin?

— Daß Ihr Julius und mein Cäſar eine und dieſelbe Perſon unter zwei verſchiedenen Namen iſt.

— Dieſer Doppelgänger hätte uns alſo myſtificirt?

— Wohl möglich, gute Gräfin.

— Der Treuloſe! Der Falſche! Der Elende!

— Herr Cäſar d'Allancourt, meldete in demſelben Augenblick der eintretende Mameluk.

— Warte, Julius Cäſar, du kommſt uns wie gerufen! Eilen Sie raſch in das Nebenzimmer. Beide Zimmer ſind durch einen Vorhang getrennt. Von dort aus können Sie ihn ſehen. Iſt Ihr Julius und mein Cäſar ein und derſelbe, dann nieſen Sie und bleiben ſo lange in dem Zimmer, bis ich klingle. Dann gehen Sie dort zu jener Thür hinaus und kommen zu dieſer Thür hier herein.

Die Gräfin huſchte ins Nebenzimmer. Gleich darauf trat Herr Cäſar d'Allancourt ein. In demſelben Momente erfolgte im Nebenzimmer ein Nieſer. Die Herzogin war ihrer Sache nun vollkommen gewiß.

— Guten Tag, Herr d'Allancourt.

— Ich grüße die ſchönſte der Frauen.

— Schmeichler! ſagte die Herzogin mit dem unbefangenſten Lächeln. Wie gehts? Was treiben Sie? Ich habe Sie geſtern nicht geſehen. Wo waren Sie?

— Auf dem Lande.

— Und mit wem?

— Mit Herrn v. Talleyrand.

— Sie kennen ihn?

— Sehr genau.

— O dann kennen Sie auch gewiß Herrn Jules Dambreville.

— Jules Dambreville? wiederholte Cäſar, ſichtlich verlegen.

— Nun ja, Herrn Jules Dambreville? Oder kennen Sie ihn etwa nicht?

— Nein, Madame, ich kenne ihn nicht ...

— Vielleicht aber kennen Sie die Dame, der er ſeit acht Tagen den Hof macht. Sie wohnt im Diable d'argent und iſt die Grafin Regnaud de Saint-Angely.

— Saint-Angely? wiederholte der Gefragte mit wachſender Verlegenheit.

— Ich frage Sie, mein Herr, ob Sie die Gräfin kennen?

— Nein, Madame, ich habe leider nicht das Vergnügen.

— Nun, dann ſollen Sie ſogleich ihre Bekanntſchaft machen.

Die Herzogin klingelte. Gleich darauf meldete der Mameluk:

— Die Frau Gräfin Regnaud de Saint-Angely.

— Teufel, nun iſt meine Wette verloren! ſtammelte der verrathene Julius Cäſar.

Beide Damen umarmten ſich ſo unbefangen, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Dann fragte die Herzogin:

— Kennen Sie dieſen Herrn?

— Ich habe das Vergnügen, Herrn Dambreville bereits zu kennen.

— Dambreville? Sie irren, theure Gräfin. Dieſer Herr heißt d'Allancourt.

— Sie irren, liebe Herzogin, es iſt Dambreville.

— Wer von uns Beiden hat Recht? fragte die Herzogin den verlegenen Julius Cäſar.

— Ich bin allerdings d'Allancourt, ſehe aber Herrn Dambreville ſo verteufelt ähnlich, daß ich ſchon mehr als einmal mit ihm verwechſelt wurde.

— Menſch, wollen Sie mich blind machen? rief die Gräfin. Wenn Sie nicht Drambreville wären, wie kämen Sie zu dem Ring, den ich ihm geſtern geſchenkt?

— Böſewicht, Sie ſind entlarvt! rief die Herzogin.

— Herr v. Talleyrand, annoncirte in demſelben Moment der eingetretene Mameluk.

— Der fehlte noch! brummte der Doppelnamige wüthend vor ſich hin.

— Guten Tag, meine Damen, ſagte der ſchlaue Diplomat und brach beim Anblick des bewußten Julius Cäſar in ein unbändiges Gelächter aus.

— Aber, mein Gott, Herr v. Talleyrand, warum lachen Sie denn ſo?

— Warum ich lache? Weil ich eine Wette von fünfhundert Auſtern gewonnen habe.

— Von wem? fragten die Damen.

— Von dieſem Herrn da.

— Sie kennen ihn?

— Sehr genau.

— Und wer iſt dieſer Herr?

— François Talma.

— Herr Talma? wiederholten die Damen.

— Ja, meine hochzuverehrenden Damen, ich bin Talma und bitte Sie Beide tauſendmal um Entſchuldigung, daß ich es gewagt habe, mich bei Jeder von Ihnen unter einem andern Namen einzuführen . . .

— Aber warum haben Sie das gethan?

— Weil ich mit Herrn v. Talleyrand gewettet hatte, daß es mir auch unter ganz unbekanntem Namen gelingen würde . . .

— Einen Eindruck auf Ihr gefühlvolles Herz zu machen, ſetzte Herr v. Talleyrand hinzu. Nicht wahr, er hat die Wette verloren?

— Diesmal irren Sie, Herr v. Talleyrand, ſagten die Damen.

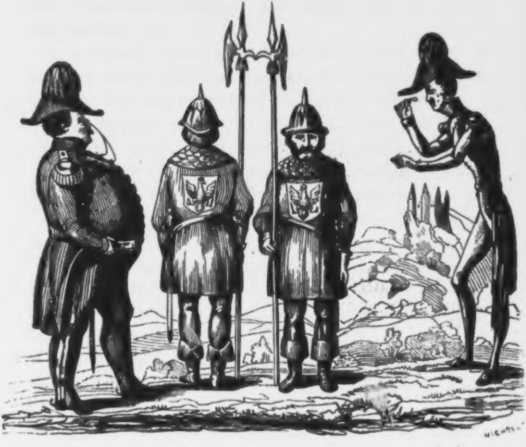
— Eh bien, dann erlauben Sie, daß ich die Auſtern bezahle. Morgen früh erwarte ich die Damen zu einem Frühſtück in Valençay.

— Wird Herr Talma uns begleiten?

— Wenn Sie ihm Verzeihung angedeihen laſſen?

— Julius Cäſar, wir verzeihen Ihnen, ſprachen die Damen.

— Amen! ſagte Herr v. Talleyrand.



Probemänner.

Eine franzöſiſche Schauſpielerin, ein engliſcher Lord und ein türkiſcher Shawl.

I.

Die franzöſiſche Schauſpielerin iſt Demoiſelle Rachel, der engliſche Lord iſt Viscount M. und der Shawl iſt die Spindel, um die ſich der kurze Faden meiner Anekdote dreht.

Man erlaube mir, mich deutlicher auszudrücken: Demoiſelle Rachel iſt das Subjekt, Viscount M. das Prädikat und der Shawl die Copula.

Das Subjekt gaſtirte in London; das Prädikat war entzückt, bezaubert und behext, oder, kürzer ausgedrückt, verliebt.

Eines Morgens ſetzte er ſich an ſeinen Pult, um ihr ſchriftlich ſeine Liebe zu erklären. Er zerriß das erſte, er zerriß das zweite, er zerriß das dritte Brouillon; endlich nahm er ein viertes Blatt und faßte ſeine Liebeserklärung in vier Worte: „Miß, ich liebe Sie!"

— Wie hoch ſchätzt man die Einkünfte ſeiner Herrlichkeit?

fragte Frankreichs Melpomene ihren Laufburſchen, der zugleich auch ihr Vater war.

— Mylord, erwiderte der Vater der tragiſchen Muſe, iſt einer der reichſten Pairs der vereinigten drei Königreiche. Seine jährlichen Revenuen belaufen ſich auf achtzigtauſend Pfund.

— Achtzigtauſend Pfund! Glauben Sie nicht, daß es vernünftig wäre, wenn ich mir ſeine Huldigung gefallen ließe?

— Welche Frage! Mylord iſt reich, Mylord iſt dumm. Kannſt Du Dir hier einen beſſern Anbeter wünſchen?

— Ich werde ihm die Erlaubniß ertheilen, mich beſuchen zu dürfen.

— Thu' das, mein Kind. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lang' es noch warm iſt. Morgen vielleicht kann ſchon ſein Geſchmack ſich verändert haben, und darum rathe ich Dir, noch heute, und zwar jetzt gleich, ihm zu antworten.

— Das ſoll geſchehen, ſagte Mademoiſelle Rachel, ſetzte ſich an ihren Pult, nahm ein eiweißes, ſpiegelglattes Blatt Papier und ſchrieb:

„Ihre lakoniſche Liebeserklärung, Mylord, hat mich entzückt. Ich liebe Alles, was originell und geiſtreich iſt, und bin deshalb ſehr geſpannt, die perſönliche Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, dem ein ſo liebenswürdiger Ruf voraneilt."

Als Seine Lordſchaft dieſe Antwort erhielt, drehte ſie ſich ſechs Mal auf dem Abſatz ihres Stiefels herum, etablirte ſich dann vor den Spiegel und ſprach zu ſich ſelbſt:

— Wo lebt das Weib, das Dir widerſtehen kann?

Acht Tage ſpäter waren die franzöſiſche Schauſpielerin und der engliſche Lord „zwei Herzen und ein Gedanke, zwei Seelen und ein Schlag.“

II.

— Wie gefällt Dir Mylord? fragte eines Abends der Vater ſeine Tochter.

— Mylord iſt der abgeſchmackteſte, dümmſte, langweiligſte Patron, der auf Gottes Erde exiſtirt.

— Aber bedenke, mein Kind, daß er ein jährliches Einkommen von achtzigtauſend Pfund St. beſitzt.

— Ich würde ihm ſeine Dummheit verzeihen, wenn er freigebig wäre. Mylord aber iſt ein Filz, der mir ſeit unſerer Bekanntſchaft weiter nichts, als ein Käſtchen Cocusnuß-Seife und ein Flacon Patchouly zu Füßen gelegt hat.

— Du mußt dreiſter ſein, mein Kind, und Wünſche fallen laſſen …

— Glauben Sie denn, daß ich das nicht ſchon längſt gethan habe? Aber Mylord thut, als ob er mich nicht verſtünde.

— Dann mußt Du keine Umſtände machen und ſagen: „Mylord, Das oder Jenes gefällt mir, ich wünſche, daß Sie es kaufen.“

— Ich habe ein Plänchen in petto.

— Laß hören, mein Kind.

— Ich habe einen Shawl, der mir nicht gefällt. Tragen

Sie dieſen Shawl zu unſerer Landsmännin, der Pariſer Modehändlerin, Madame Lafleur, auf dem Piccadilly-Square. Bringen Sie ihr einen Gruß von mir und erſuchen Sie ſie in meinem Namen, dieſen Shawl ſofort an ihr Auslagfenſter zu hängen. Durchſchauen Sie meinen Plan?

— Noch nicht, theures Kind.

— Sagen Sie ihr, daß ſie den Shawl ſo lange bei ſich behalten ſoll, bis Jemand kommt, der ihn kaufen will.

— Für wen?

— Für mich!

— Ah, nun begreife ich Deine Weisheit.

— Wenn dieſer Jemand ſie dann fragt: „was koſtet dieſer Shawl?“ ſo ſoll ſie dafür, ohne ſich Gewiſſensbiſſe zu machen, zwölfhundert Pfund Sterling begehren, tauſend Pfund mir, der Eigenthümerin des Shawls, auszahlen und die übrigen zweihundert Pfund für ihre Bemühung behalten.

— Ein herrlicher Plan! Du erhältſt Deinen Shawl und obendrein tauſend Pfund.

— Sind Sie mit Ihrem Kinde zufrieden?

— Ich ſegne Dich, Rachel, ſagte der Alte und trug den Shawl zur Madame Lafleur.

III.

Zwei Stunden ſpäter erſchien Mylord M.

Die Muſe des Trauerſpiels blieb mißmuthig auf ihrem Sopha.

— Miß, warum ſo verdrießlich? fragte der Viscount.

— Ach, Mylord! ſeufzte die Künſtlerin.

— Iſt Ihnen ein Unglück begegnet?

— Ein großes Unglück.

— Und darf ich's wiſſen?

— Als ich geſtern Nachmittag in Begleitung meines Vaters auf dem Piccadilly-Square promenirte, gewahrte ich am Fenſter der franzöſiſchen Modehändlerin einen Shawl, Mylord ...

Mylord kratzte ſich hinter den Ohren.

— Einen Shawl, Mylord, ſo ſchön, als ich noch nie einen geſehen habe. Mylord, ich habe zwanzig Shawls, aber alle zwanzig machen mir nicht ſo viel Freude, als mir jener machen würde.

— Miß, ich will Ihnen einen guten Rath geben. Verkaufen Sie Ihre zwanzig Shawls und kaufen Sie ſich dafür den, der Ihnen gefällt.

— Ein ſehr naiver und noch obendrein ſehr billiger Rath! Aber all' dieſe zwanzig Shawls, Mylord, ſind unveräußerliche Andenken, an die ſich die ſchönſten Erinnerungen meines Lebens knüpfen. Geſetzt, Mylord hätte mir einen Shawl geſchenkt, wäre es nicht Kirchenraub, wenn ich ihn jemals verkaufen würde? Reden Sie, Mylord!

— Reden, Miß, war immer meine ſchwache Seite.

— Nun denn, ſo handeln Sie wenigſtens.

— Miß, ich bin kein Trödeljude.

— Sie wollen mich abſichtlich nicht verſtehen. Eh bien, dann muß ich mich deutlicher ausdrücken. Der Shawl, Mylord, gefällt mir. Wenn Ihnen an meiner Gunſt etwas gelegen iſt, ſo werden Sie mich zwiſchen drei und vier Uhr Nachmittag zu Madame Lafleur begleiten und die kleine Aufmerkſamkeit haben, den Shawl für mich zu kaufen.

— **Goddam**, brummte der Viscount leiſe vor ſich hin und zog ſein Taſchentuch hervor, um ſich den Angſtſchweiß von der Stirn zu wiſchen.

— Scheint Ihnen die Erfüllung einer ſo kleinen Bitte ein ſo großes Opfer zu ſein?

— Nein, nein! ſtammelte der reiche Geizhals, dem der Schreck die Zunge und ſämmtliche Gliedmaßen gelähmt hatte.

— Kleine Geſchenke, ſagt der Franzoſe, unterhalten die Freundſchaft.

— **Yes**, ſtöhnte Mylord, mehr todt als lebendig.

IV.

Nachmittags kam Mylord mit ſeinem Wagen. Er holte Demoiſelle Rachel, die ſeit einer Stunde auf glühenden Kohlen ſaß, denn ſie hatte geglaubt, Seine Herrlichkeit werde es vorziehen, lieber wegzubleiben.

Eine halbe Stunde ſpäter befanden ſich Beide im Atelier der Madame Lafleur.

— Zeigen Sie uns den Shawl, der vor Ihrem Schaufenſter hängt.

— Le voilà, ſagte die Oberprieſterin der Mode mit einem unbeſchreibbaren Lächeln.

— Was koſtet das Ding? fragte der Viscount.

— Fünfzehnhundert Pfund, antwortete Madame Lafleur mit bewundernswerther Kaltblütigkeit.

— Fünfzehnhundert Pfund? wiederholte Mylord kreidebleich.

— Finden Sie dieſen Preis etwa zu theuer? fragte die Modiſtin mit ſarkaſtiſchem Tone.

— Ich finde ihn ſogar billig, Mylord, erwiderte die Künſtlerin, die ſich ſchon um dreihundert Pfund reicher dünkte.

Mylord überlegte einen Augenblick, dann griff er mit Reſignation in ſeine Bruſttaſche, holte ſein Portefeuille hervor und legte mit ſüßſaurem Lächeln drei Banknoten, jede zu fünfhundert Pfund, auf den Tiſch.

— Senden Sie den Shawl ſogleich in meine Wohnung, ſagte die Künſtlerin mit bedeutungsvollem Blick.

— In einer Stunde iſt er in Ihren Händen, ſprach die Modiſtin und geleitete ihre Kunden bis zum Wagen.

— Herrlichkeit, ſagte die Muſe des Trauerſpiels, ich habe Sie verkannt.

— Mich verkannt?

— Ich hielt Sie für einen Filz und ſehe nun ein, daß Sie ein Muſter von Großmuth ſind.

V.

Um fünf Uhr kamen Shawl und Billet. Das letztere wurde von der Künſtlerin haſtig erbrochen

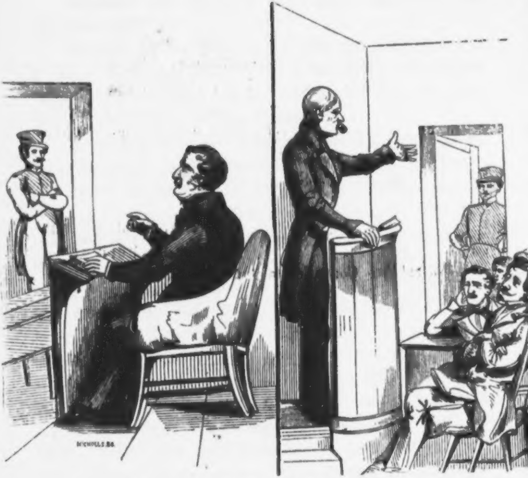
„Piccadilly-Square, am 22 Sept. 1842.

Inliegend erhalten Sie, Mademoiſelle, 750 Pfund, die Hälfte des gemeinſchaftlichen Gewinnes. Sollten Sie auf mehr Anſpruch machen, ſo würde ich mich genöthigt ſehen, den Biscount M. in den ganzen Handel einzuweihen und ihn zum Schiedsrichter zwiſchen uns zu wählen.

In der Hoffnung, daß das nicht nöthig ſein wird, nenne ich mich

Ihre bereitwillige Dienerin
Anais Lafleur.“

Ein hübſches **Conto-meta**-Geſchäft!



Hör- und Lehrfreiheit.

Emancipation der Eſel.

Der Eſel iſt ein gutes Thier;
In England braut man Porterbier.
Fibelvers.

Emancipation iſt das Loſungswort unſerer Zeit.

Nicht nur die polniſchen Juden und die franzöſiſchen Frauen, auch die deutſchen Eſel wollen emancipirt ſein.

Und iſt das Verlangen, ſich zu emancipiren, nicht ſchon Beweis genug, daß die Eſel, genau betrachtet, keine Eſel ſind?

Sie wollen gleichgeſtellt ſein mit den andern Laſtthieren und nicht länger erlauben, daß man jeden dummen Menſchen ungeſtraft einen Eſel nenne.

Weshalb, fragen ſie, ſollen die Pferde höher ſtehen, als die Eſel? Wir tragen gleiche Laſten und verlangen gleiche Rechte. Wahrlich, nur ein Eſel kann das dem andern verargen.

Es gab eine Zeit, wo die Herren Eſel in größerem Anſehen ſtanden, als heut zu Tage manche Miniſter.

Es gab eine Zeit, wo ſie wegen ihres Muthes, ihrer Ausdauer, ihrer Unerſchrockenheit den Helden als leuchtende Vorbilder aufgeſtellt wurden.

Vergleicht nicht Homer in ſeiner Iliade den König Ajax mit einem Eſel?

Erlaubte ſich der ſelige Homer ſolche Vergleiche noch heut zu Tage, würde man ihn nicht, mit vollem Rechte, als Hochverräther in Wachsleinwand und Ketten packen und poste restante nach der erſten beſten Feſtung ſchicken?

Ammonius, einer der berühmteſten Kritiker Griechenlands, hatte, wie Bayle erzählt, einen Eſel, der ein ſo großer Freund und Kenner der Poeſie war, daß er — der Kritiker par excellence — ihm — dem Eſel par excellence — jedes neu erſchienene Gedicht vorlas, um deſſen Urtheil darüber zu vernehmen.

Wie die Zeiten ſich ändern! Heut zu Tage lieſt kein Kritiker einem Eſel, aber mancher Eſel einem Kritiker Gedichte, mitunter ſogar Trauerſpiele, vor.

Marigny erzählt in ſeiner „Geſchichte der Araber" (Bd. 2, S. 387), der Khalif Mervan II., Nachfolger Jezid's III., habe wegen ſeiner Tapferkeit, wegen ſeines Heldenmuthes von ſeinem Volke den ehrenvollen Beinamen „el hemar", der Eſel, erhalten. Würde man wohl dem Khalifen noch heut zu Tage einen ſolchen Beinamen geben? Nein, Mervan II., Nachfolger Jezid's III., der damals Eſel hieß, würde jetzt der Große, der Starke, der Beharrliche heißen.

Miſander berichtet in ſeinem Werke „Deliciae biblicae"

(Bd. V. S. 633), ein Komödiant ſei einſt — er ſagt nicht weshalb — in einen Eſel verwandelt worden. Heut zu Tage verwandelt ſich — gerade umgekehrt — mancher Eſel in einen Komödianten.

Wem, frage ich, verdankt der römiſche Dichter Apulejus ſeine Unſterblichkeit?

Wem anders, als ſeinem „goldenen Eſel“?

Wer ſpräche wohl noch von einem König Midas, guckten nicht aus einem finſtern Winkel der Geſchichte ſeine ehrwürdigen Eſelsohren hervor? Der beleidigte Gott der Muſik und Dichtkunſt ſchenkte ihm dieſe Ohren, weil der Schwachkopf einſt einen bacchiſchen Gaſſenhauer einem apolloniſchen Hymnus vorzog. Gerechter Gott, wenn heut zu Tage Jedem, der einen Strauߧiſchen Walzer lieber, als eine Beethoven'ſche Symphonie hört, zur Beſtrafung Eſelsohren wüchſen, würden wir nicht bei jedem Schritt über einen König Midas ſtolpern?

Vergeſſen wir ja nicht Buridan's Eſel. Er ſtammte — wie einſt ein deutſcher Genealogiſt bewies — in ſchnurgerader Linie von Bileams Eſelin ab und war Philoſoph, Philoſoph im engſten und weiteſten Sinne dieſes Wortes. Lebte dieſer ausgezeichnete Denker, dieſer unentſchloſſene Grübler, dieſer famoſe Eſel noch jetzt, würde es ihm wohl ſchwer werden, ſich gegen das übliche Honorar ein Doctordiplom zu verſchaffen?

Der gelehrte C. F. Paullinus, der unter dem Titel „**Cynosura curiosa**“ (Nürnberg 1685) ein höchſt gelehrtes Werk über die Hunde ſchrieb, widmete auch den Eſeln ein Buch, das unter dem Titel „de claris asinis et asellis“ ein vollſtändiges Verzeichniß aller weltgeſchichtlichen Eſel enthält.

Auch Paſſerati hat in ſeiner „Apologie des Eſels“ und Blumauer in ſeinem „Lob des Eſels“ dieſes verkannte Thier zu Ehren gebracht.

Es könnte mir nicht ſchwer werden, zu dieſem und zu jenem Werke Nachträge zu liefern, die bis auf die neueſte Zeit reichen; ich könnte noch manchen berühmten Eſel citiren, müßte ich nicht befürchten, daß einer dieſer Eſel zuletzt auch mich citire . . . vor das Rügengericht.

Verbrannte Kinder aber ſcheuen das Feuer.

Naturgeſchichte der Ballettänzerin.

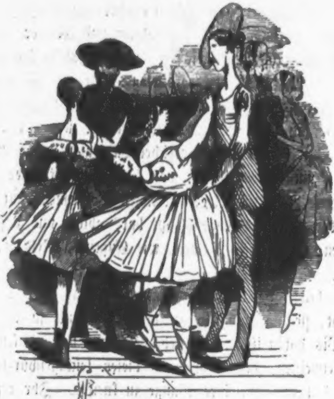
Die Ballettänzerin iſt ein zweibeiniges Säugethier. Die drei Hauptmerkmale ihrer Gattung, die drei Hauptbeſtandtheile ihres Körpers ſind: Koketterie, Muſſelin und — Watte.

Die Ballettänzerin hat in der Regel blos eine Mutter; nur ſelten auch einen Vater.

Die Mutter der Ballettänzerin iſt entweder Hebamme oder Logenſchließerin, ci-devant Blumenmädchen oder geweſene Harfeniſtin; der Vater entweder Portier oder Zettelträger, Lampenputzer oder Zeitungscolporteur. Vater und Mutter ſetzen ihre friedlichen Handthierungen bis zu dem Zeitpunkte fort, in dem ihre Tochter aus den untergeordneten Kreiſen der Figurantinnen in die glänzenden Reihen der Solotänzerinnen eintritt; dann erſt ziehen ſich die beneidenswerthe Mutter und der drei Mal glückliche Vater von ihrer glorreichen Laufbahn zurück und leben von ihrer natürlichen Rente, von der Wohlthat ihrer Tochter, die um dieſe Zeit den ſpiesbürgerlichen Vornamen, mit dem ſie ſich ſeit der Taufe herumgeſchleppt hat, ablegt und dafür einen vornehmen, melodiſchen Namen, wie Eugenie, Melanie, Elodie annimmt.

So lange ſie noch Figurantin iſt, hat jeder Solotänzer das Recht, ſie en canaille zu behandeln und zu ihr Du zu ſagen. Bis dahin iſt ſie noch ſehr verſchämt und glücklich, wenn der Balletmeiſter, der Großmogul dieſer leichtgeſchürzten Odalisken, ſich herabläßt, ihre Wange zu kneifen. Ihr erſter Anbeter und Liebhaber iſt in der Regel der Figurant, der mit ihr in einer Reihe tanzt.

Betrachte den Bengel und bewundere die tölpelhafte Grazie, mit welcher er die Weſpentaille der jungen Figurantin umſchlingt, die Dir den Rücken zeigt. Sie ſelbſt iſt vom Scheitel bis zur Zehe noch ganz „Backfiſch“. Ihre Beine haben etwas Schwefelholzartiges, ihre Bewegungen aber etwas Graziöſes, wodurch ſie ſich von ihrer Nachbarin unterſcheidet, die wie ein geſchwollener Korkſtöpſel herumſpringt. Das dürre, aber an-



muthige Schwefelhölzchen blinzelt über die Schulter ihres Tänzers hinüber, und kokettirt mit einem jungen Journaliſten, den man nicht ſehen kann, weil er hinter den Kouliſſen ſteht. Die Figurantin weiß, daß dieſer Herr Kritiken ſchreibt, der Dutzbruder des Balletmeiſters und der vertraute Freund des Directors iſt, ihr alſo in jeder Beziehung nützlich werden kann.

Nach beendigtem Tutti-Tanze entſpinnt ſich hinter den Kouliſſen zwiſchen dem Journaliſten und der Figurantin folgendes Geſpräch:

— Guten Abend, Fräulein Caroline.

— Guten Abend, Herr J.

— Wahrhaftig, ich bewundere Sie!

— Weshalb?

— Weil Sie raſende Fortſchritte machen. Sie ſind, ſo viel ich weiß, erſt ein halbes Jahr beim Theater und tanzen ſchon wie ein Engel.

— Ei, wie tanzen denn die Engel?

— Die Engel tanzen wie Sie, mein ſchönes Kind. Doch zu etwas Anderm. Wo wohnen Sie?

— Bei meiner Mutter.

— Und wo wohnt Ihre Mutter?

— Bei mir.

— Gott, wie naiv! Erlauben Sie, daß ich Sie nach der Vorſtellung nach Hauſe begleiten darf?

— Fragen Sie die Mutter, ſagt Caroline, auf eine Figur zeigend, die wie ein Drache die Tugend ihrer Tochter bewacht.

— Neidenswerthe Mutter, ſagt der Journaliſt zur kaffeebraunen Mumie, Ihre Tochter iſt ein Engel!

— Das haben ihr ſchon Viele geſagt.

— Sie iſt auf dem Wege, eine Fanny Elsler zu werden.

— Glauben Sie wirklich?

— Ich ſtehe Ihnen dafür! Es fehlt Ihrer Tochter weiter nichts, als ein Bischen Ruf. Ich werde ihr einen machen.

— Herr J., liebe Mutter, ſchreibt Kritiken.

— Für welches Blatt? fragt der Drache.

— Für das geleſenſte der ganzen Stadt. Wir haben 36,000 Abonnenten. Lobe ich Ihre Tochter, dann iſt ihr Ruf gegründet und ihr Glück gemacht.

— Herr J. will uns nach der Vorſtellung nach Hauſe begleiten.

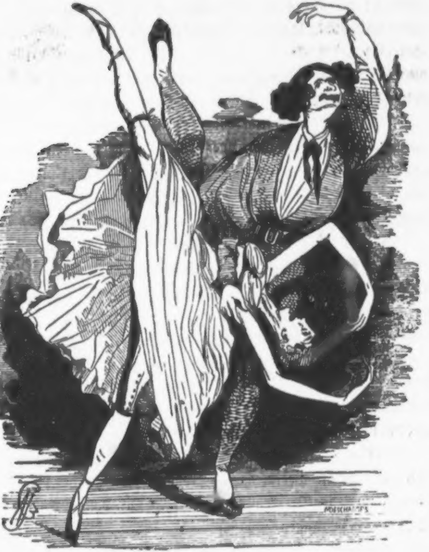
— Darf ich, angebetete Mutter?

— Sie dürfen, mein Herr, ſagt die Alte.

Caroline giebt ſchon am andern Morgen ihrem erſten Geliebten, dem tölpelhaften Figuranten, den Laufpaß. Herr J. beſucht ſie dann jeden Tag und lobt ſie wöchentlich ein Mal in ſeinem Feuilleton. Caroline bekommt Ruf. Ihr kritiſcher Beſchützer ſpricht mit dem Balletmeiſter, der ſie aus den Reihen der Figurantinnen nimmt und ihr kleine Solopartien anvertraut. Caroline, die von dieſem Augenblick an Ida heißt, bekommt mehr Gage und mit der Gage auch mehr Selbſtvertrauen.

Ihre Dachſtube iſt jetzt zu klein für ſie. Sie miethet ſich eine große Wohnung und zahlt mehr Miethe, als ſie Gage bezieht. Aber was ſchadet das? Täglich wächſt ihr Ruf. Der Journaliſt wird nicht müde, ihr Lob auszupoſaunen. Sie iſt erſte Solotänzerin und ſteht nun auf der Höhe ihres Ruhmes.

Bewundere dieſe maleriſche Stellung.



Eine Tänzerin, die es erſt ſo weit gebracht, iſt für alle Zeiten geborgen. Ida iſt jetzt der Liebling des Publikums, das Schooskind der Kritik, die Krone des ganzen Ballets.

Eine nicht minder bewundernswerthe Erſcheinung iſt der Solotänzer, der mit unbeſchreiblicher Grazie den linken Fuß wie einen Windmühlenflügel in die Höhe wirft. Aber dieſer Mann iſt nicht nur ein großer Tänzer, ſondern ein noch viel größerer Märtyrer, denn trotz ſeiner lächelnden Miene, die pure Wonne ausſtrahlt, quält ihn ein unendlicher Schmerz, drückt ihn eine namenloſe Qual.

— Warum ſtöhnen Sie? fragt ihn die ausgeſpreizte Sylphide.

— Ich leide fürchterlich! erwidert Zephyr II.

— Sie leiden? Woran denn?

— An meinem alten Uebel.

— An welchem Uebel?

— An den verdammten Hühneraugen!

Der Arme! Giebt es wohl eine gräßlichere Qual, als tanzen und noch dabei lächeln zu müſſen, wenn man Hühneraugen hat? Giebt es ein Weſen auf der Welt, das mehr Mitleiden verdient, als ein Solotänzer mit Leichdornen? Beklagenswerther Märtyrer, der Du lächelſt unter Thränen, wende Dich je eher je lieber an die königlich preußiſche privilegirte Dintenfabrik in Berlin und verſchreibe Dir von dort das neue Patent-Hühneraugen-Pflaſter!

Ida iſt glücklich, ſchon darum glücklich, weil ſie Talent ohne Leichdornen hat. Als erſte Tänzerin bezieht ſie eine Gage von ſechstauſend Thalern. Der Journaliſt, dem ſie ihren ganzen Ruf, ihr ganzes Glück zu verdanken hat, wird von ihr bei Seite geſchoben, weil ſich ein Anbeter meldet, der zwar wenig Geiſt, aber deſto mehr Geld hat.

Ida erhält von dem alten Herrn Juwelen, Affen, Shawls Papageyen, Brüſſeler Spitzen, endlich gar ein Cabriolet und — — — einen Mohren.

Eine Tänzerin, die es erſt bis zu einem Mohren gebracht, iſt der Gegenſtand des allgemeinen Neides. Sie lebt nun wie eine Fürſtin, führt ein großes Haus, giebt Soiréen und empfängt bei ſich alle Berühmtheiten des Tages: Staatsmänner, Schriftſteller, Maler und andere Künſtler.

Auf jeder Kunſtausſtellung prangt jetzt Ida in einem andern Koſtüme: hier als Sylphide, die ſich auf Blumenſtengeln ſchaukelt, dort als Fee, die mit Irisflügeln ſich in den blauen Aether erhebt. Die Bildhauer kleiden Ida's Formen in karariſchen Marmor; auf jedem Kaminſims prangt ihre kleine Statue. Das Publikum ſchmückt ihre Stirn mit Lorbeer, man ſtreut ihr Blumen und Gedichte, Enthuſiaſten ſpannen die Pferde von ihrem Wagen ab und ſpannen dafür Eſel, d. h. ſich ſelber an. O drei bis neun Mal glückliche Ida!

Und ihre Mutter! Die Mutter iſt nun weiter nichts als die Waſchfrau, die Köchin oder Haushälterin ihrer Tochter. Früher, als Figurantin, gehorchte ſie der alten Mutter; jetzt aber muß die alte Mutter der Solotänzerin gehorchen, und wehe, drei Mal wehe dieſer Mutter, wenn ſie den Zorn ihres dankbaren Kindes reizt.

— Heute war wieder die Suppe angebrannt. Geſchieht das noch ein Mal, dann jage ich Sie fort und ſehe mich nach einer andern Köchin um.

— Aber liebes Kind ...

— Still, ſtill, ich mag nichts hören! Sie ſind eine nachläſſige Frau, die ſich um nichts, als um ihren Staat bekümmert. So alt und noch immer ſo putzſüchtig!

— Ich putzſüchtig? Bin ich nicht mit Allem zufrieden?

— Giebt's aber auch eine Tochter, die ſich großmüthiger benimmt, als ich? Habe ich Ihnen nicht geſtern erſt einen neuen Hut geſchenkt?

— Einen alten Hut willſt Du ſagen.

— Für eine Frau von Ihren Jahren iſt er neu genug! Gott im Himmel, giebt es ein unerſättlicheres Geſchöpf auf der Erde, als eine Theatermutter!

— Verſündige Dich nicht!

— Still, ſage ich! Als ich noch Figurantin war, mußte ich mir Ihre Moral-Predigten gefallen laſſen — jetzt hab' ich ſie ſatt. Gehen Sie!

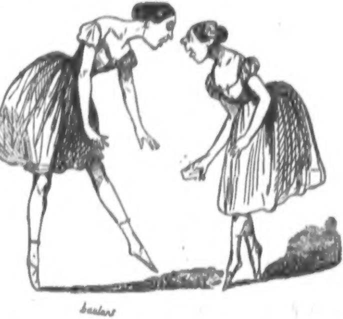
Die Mutter zerdrückt eine Thräne und geht.

Ida aber lebt luſtig in den Tag hinein, macht fürſtlichen Aufwand, giebt große Gaſtmähler, verſchwendet all ihr Geld und denkt nicht an die Zukunft.

So treibt ſie es zehn Jahre. Während dieſer Zeit hat ſie fünf bis ſechs reiche Leute ruinirt und aus dem Schiffbruch ihres Glückes nur noch einige Schmuckſachen gerettet.

Ida fängt zu altern und mit dem Alter auch zu ſinken an. Mit der Jugend hat ſich auch ihre Anmuth verloren. Ihre Stellungen, ihre Bewegungen, früher ſo rund und graziös, ſind jetzt eckig und ridicul.

Betrachte dies Pas de deux! Es wird Dir ſchwer werden, in der Tänzerin links die vormals jugendliche Ida wieder zu erkennen.



Auf kurzen Lenz iſt bei ihr gleich der Herbſt gefolgt. Ihre Reize ſind verblüht und ihre Anbeter, einer nach dem andern, von ihr abgefallen. Zudem iſt ſie Mutter, Mutter einer Tochter, die, wie Japhet, ihren Vater ſucht. Die einſt ſo gefeierte Ida, der Gegenſtand des Neides aller Tänzerinnen, iſt jetzt zum Stichblatt des allgemeinen Witzes herabgeſunken. Die Arme tanzt und keucht und ſchwitzt; das Publikum, das ihr einſt dicken Weihrauch geſtreut, lächelt, witzelt, ſpöttelt, ziſcht, und ihre jungen Nebenbuhlerinnen frohlocken, jubeln, triumphiren.

— Die alte Ida, ſagt eine junge Prieſterin Terpſichorens, dauert mich. Wie kann man plötzlich ſo alt und ſo unanſtändig häßlich werden!

— Ich an ihrer Stelle, ſpricht eine Andere, würde das Theater verlaſſen ...

— Und ins erſte beſte Waſſer ſpringen, ſetzt eine Dritte hinzu.

— Seht nur, Kinder! Tanzt ſie nicht gerade wie ein ſchwindſüchtiger Wiedehopf?

— Und wie ſie keucht!

— Und wie ſie ſchwitzt!

— Ha, ha, ha! lacht das ganze Corps de ballet.

Und Ida hört das und iſt ſo wüthend, daß ſie das ganze ehrvergeſſene, undankbare Publikum vergiften und die ganze elende, erbärmliche Theaterbrut in die Luft ſprengen möchte. Und bei all' dieſer Wuth muß ſie tanzen, Ails de pigeon, Pirouettes und Battements riskiren, die ihr jetzt ſauer werden, und die Niemand mehr von ihr ſehen mag! Sie bietet alle Kräfte auf: ſie lächelt, ſie kokettirt, ſie pirouettirt und — fällt, und zwar ſo ungeſchickt, als nur immer möglich. Das boshafte

Parterre fängt zu pfeifen und zu pochen an, die Aermſte wird ohnmächtig von der Bühne fortgeſchleppt, keine Seele kümmert ſich um ſie. Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann und Ida mehr Anbeter, als echte Zähne im Munde hatte.

Mit Thränen in den Augen, Verwünſchungen im Munde und Verzweiflung im Herzen ſchleicht ſie geſtürzt, beſchämt, zerknirſcht nach Hauſe und läßt ihren Zorn an ihrem armen Kinde aus.

Am andern Morgen, bei der Probe, fragt Fräulein Emma ihre Colleginnen:

— Wißt Ihr etwas Neues? In vergangener Nacht hat die einſt ſo ſtolze und gefeierte Ida ihre ſieben Sachen eingepackt und ſich aus dem Staube gemacht.

Und nicht Eine von Allen hat Mitleid mit der Armen. Jede triumphirt und Keine bedenkt, daß es ihr einſt nicht beſſer gehen wird, als dieſer Ida.

Die Unglückliche irrt von Stadt zu Stadt. Jede Bühne, ja die ganze Welt iſt für ſie verrammelt. Kein Director will ſie kennen, kein Theater ſie auftreten laſſen. Sie bittet, ſie fleht, aber die Kunſt kennt kein Mitleid.

— Sie kommen um vierzehn Tage zu früh, ſagt der eine Director.

— Sie kommen um drei Wochen zu ſpät, ſagt der Andere.

— Tänzerinnen in Ihrem Alter, ſagt ein Dritter, will Niemand ſehen.

Ida muß ihren letzten Shawl verſetzen, um ſich Geld zur

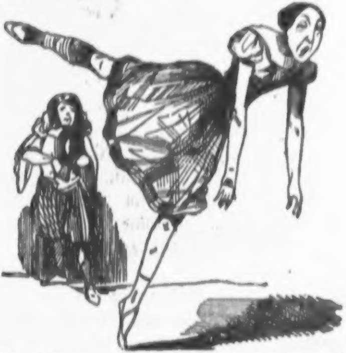
Weiterreiſe zu verſchaffen. Sie reiſt auf's Gerathewohl dahin, dorthin; endlich findet ſie einen Director, der, von ihren Thränen gerührt, ihr eine Gaſtrolle bewilligt.

Schon ihr Name auf dem Anſchlagzettel erregt Gelächter.

— Dieſe Ida, heißt es in der ganzen Stadt, iſt mindeſtens ſo alt, als das trojaniſche Roß.

— Ei, wo denken Sie hin! Dame Ida hat, wie man ſagt, ſchon in der Arche Noah's getanzt.

Die arme Ida debütirt. Sie tanzt ein Solo und ſieht jetzt ungefähr wie dieſes Bild aus.

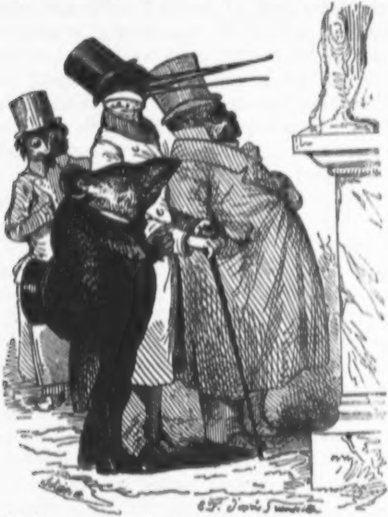


Schon nach dem dritten Pas bricht das kleine Publikum in ein großes Gelächter aus. Das arme Schlachtopfer läßt ſich dadurch nicht einſchüchtern und tanzt weiter, denn es iſt ihr nicht mehr um den Beifall, ſondern einzig und allein um den Louisd'or zu thun, den ihr die Direction als Honorar zugeſagt. Aber je länger ſie tanzt, deſto größer wird der Lärm. Das Publikum, das ſolche Vogelſcheuchen nicht ſehen mag, macht die Aermſte zur Zielſcheibe ſeiner faulen Aepfel. Ida ſinkt in Ohnmacht und das ganze Publikum ruft:

— Bravo, Bravo!

Soll ich Dir ſagen, was das Ende vom Liede iſt? Ida iſt, wie ihre Mutter, Hebamme geworden. Kein Hahn kräht mehr um ſie.

Scene in der Berliner Kunſtausſtellung.



Ratte. Iſt dieſe Juno nicht von Rauch?
Bulldogg. Nein, mein Herr, ſie iſt von Gips.

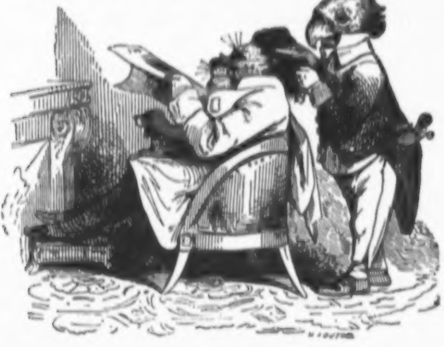
Die Kunſt, Geheimer Rath zu werden.

Der Herr von Löwe iſt Miniſter.

Fragt mich Jemand, in welchem Lande, ſo ſtelle ich mich dumm und antworte: das weiß ich nicht.

Seine Excellenz ſind ein ganz allerliebſter Herr, zwar etwas grob, patzig, auffahrend und nebenbei, nicht aus Ueberzeugung, ſondern nur darum, weil es jetzt die Mode verlangt, außerordentlich fromm und fanatiſch, trotzdem aber — auf mein Ehrenwort! — eine liebe, gute, ehrliche Haut.

Seine Excellenz geruhen ſo eben, ſich von dem herzoglichen Hoffriſeur Kakadu friſiren zu laſſen.



Der Herr Miniſter haben einen kleinen Pintſcher auf dem Schooße, einen großen Orden auf der Bruſt und eine miniſterielle Zeitung in Hochdero Hand. Er lieſt mit unverkennbarer Wolluſt einen die Maſſen vorbereitenden Artikel über ein von ihm in Anregung gebrachtes Sittengeſetz, laut welchem jeder Bürger, welcher Sonntags auf offener Straße Cigarren raucht, als Hochverräther und Gottesläſterer betrachtet und zuerſt von unten hinauf und dann von oben hinunter gerädert werden ſoll, ein höchſt zeitgemäßes, weiſes und humanes Geſetz, wodurch er ſich ein ungeheures Verdienſt um Religion und Sittlichkeit, ſo wie den Dank der ganzen Nation zu erwerben hofft.

Der Hoffriſeur, der ſo glücklich iſt, Seine Excellenz ſchon ſeit dreiundzwanzig Jahren mit einem und demſelben Kamm zu kämmen, iſt ein kleiner, dicker, gutmüthiger Schwätzer, der ſich von Seiner Excellenz zu Allem gebrauchen läßt. Herr Kakadu iſt des Miniſters Vertrauter, der Neuigkeitsbote, der Rapporteur der **Chronique scandaleuse**, der Gelegenheitsmacher und Kuppler, der Auskundſchafter, der Spion, der Mouchard Seiner Excellenz. Für all' dieſe treuen Dienſte erhält der arme Kakadu bis jetzt freilich nur vier Thaler monatlich, in zwei Jahren aber, wo er ſein funfzigjähriges Jubiläum feiert, die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, wodurch der Herr Hoffriſeur ſich ſchon jetzt unendlich gerührt und geſchmeichelt fühlt.

— Was giebt's Neues, Kakadu? fragt jetzt Seine Excellenz.

— Wenig von Bedeutung, Excellenz.

— Was ſagt das Publikum zu meinem neuen Sittengeſetz?

— Es murrt, Excellenz.

— Meinetwegen.

— Man bezeichnet Ew. Excellenz als einen Mucker.

— Dummes Volk! lächelt der kluge Löwe.

— Die Cigarrenhändler wollen eine Proteſtation einreichen.

— Das ſollen ſie nur thun, ich laſſe ſie dann Alle in's Loch werfen. Und was ſchreiben die elenden Zeitungsſchreiber?

— Sie ſchimpfen über Ew. Excellenz.

— Wir werden ihnen wieder einen Maulkorb anlegen. Dieſe elenden Sudler ſind noch nicht reif für Preßfreiheit.

— Das ſag' auch ich, Excellenz.

— Doch nun von etwas Wichtigerm. Kennſt Du die Frau von Bär?

— Die Frau des Hofraths?

— Ja!

— Nein, die kenne ich nicht. Aber ich kenne ihren Friſeur, der täglich zu ihr in's Haus kommt.

— Die Frau von Bär gefällt mir.

— Sie ſoll ſehr ſchön ſein.

— Pikant, pikant, das iſt die Hauptſache! Wie fange ich's an, um mit dieſer Frau bekannt zu werden?

— Nichts leichter als das, Excellenz. Wozu wären wir Friſeure auf der Welt? Sie ſchreiben ihr ein Billet-doux und geben es mir, ich gebe es ihrem Friſeur und der Friſeur giebt es ihr.

— Ein herrlicher Einfall! Wann feierſt Du Dein funfzigjähriges Jubiläum?

— In zwei Jahren.

— Die goldene Medaille entgeht Dir nicht. Du meinſt alſo, daß ich der Frau von Bär unumwunden ſchreiben ſoll, daß ich ſie liebe?

— Ganz recht, Excellenz. Ein Miniſter braucht ſich niemals zu geniren.

— Wie aber, wenn mein Billet-doux in die Hände ihres Gatten fällt? Wird dann der alte Bär mir das nicht übel nehmen?

— Keine Skrupel, Excellenz! Das Billet-doux wird nicht in ſeine Hände fallen.

— Gut, dann will ich's ſchreiben.

Der Herr Miniſter ſetzt ſich an ſeinen Pult und erklärt der Frau von Bät ganz offiziell ſeine Liebe.

Kakadu nimmt das Billet.

— Noch heute ſpreche ich mit meinem Collegen. Morgen iſt das Billet in den Händen der Frau von Bär und übermorgen haben Ew. Excellenz — ſo wahr ich Kakadu heiße und ein frommer Chriſt bin, der jeden Sonntag in die Kirche geht — eine Antwort, ganz nach Ihrem Wunſche.

— Mach' Deine Sache klug und denk' an die Medaille!

Zwei Stunden ſpäter trifft der Friſeur Kakadu ſeinen Collegen Papagei auf der Straße.

— Wohin ſo ſchnell, Papagei?

— Zur Frau von Bär, Kakadu.

— Gut, daß ich Dich gerade jetzt treffe. Du kannſt mir eine kleine Gefälligkeit oder, aufrichtig geſagt, einen großen Dienſt erweiſen, Papagei.

— Sprich, womit kann ich Dir dienen, Kakadu?

— Ich habe hier ein Billet.

— An?

— Frau von Bär.

— Von?

— Seiner Excellenz dem Herrn Miniſter von Löwe.

— Ich verſtehe! Gieb her!

— Aber darf ich mich auf Dich verlaſſen?

— So gut, als auf Dich ſelbſt.

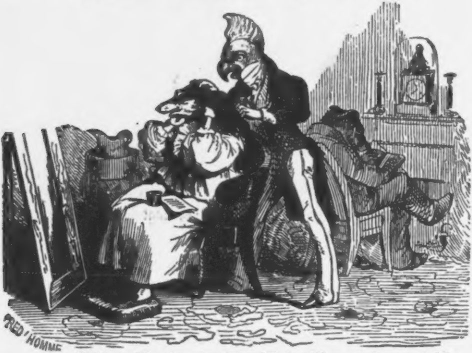
— Ich ſtehe Dir in gleichen Fällen gern zu Dienſten.

— Eine Hand wäſcht die andere, ſagt der Papagei und rennt geſchäftig fort.

Frau von Bär, geborne Spitz, iſt eine Frau, die man, obgleich ſie, wie Cooper's Landsleute ſagen, das Cap Dreißig bereits umſegelt hat, noch immer ſchön nennen darf. Sie hat einen kleinen Fuß und hübſches langes Haar und dabei ein gewiſſes Etwas, das, namentlich auf ältere Herren, einen unwiderſtehlichen Reiz ausübt.

Ihr Gemahl iſt ein Mann, der es trotz aller Anſtrengung in dreißigjährigem Dienſte nicht weiter, als bis zum Hofrath gebracht. Herr von Bär hat keine Connexionen und iſt noch außerdem ſo rauh und ungelenk, daß er viele Feinde und keinen einzigen Gönner hat, was ſehr leicht begreiflich iſt, da er wohl brummen und beißen, aber nicht ſchmeicheln und kriechen kann.

Vor fünf Minuten iſt Papagei eingetreten.



Der Friſeur iſt eben im Begriff, der Frau und zu gleicher Zeit auch dem Herrn von Bär einen Zopf zu machen.

Der alte Bär, eiferſüchtig wie ein Krokodill auf die Schönheit ſeiner Frau, ſitzt am Kamine und wärmt ſich am Feuer die gichtiſchen Füße. Obgleich er ſeiner Frau den Rücken zugedreht hat und in die Lectüre eines Buches vertieft zu ſein ſcheint, das Paul de Kock's komiſcher Roman „le Cocu“ iſt, ſo entgeht ſeinem ſcharfen Gehöre doch kein Wörtchen, ſeinem ſchlaublinzelnden Auge keine einzige Bewegung des Friſeurs, dem er von jeher nicht getraut hatte.

Papagei aber, der ſich unbelauſcht und unbeobachtet glaubt, läßt jetzt ſehr gewandt das Billet-doux des Löwen auf den Schoos der Frau von Bär hinabgleiten.

— Für mich? flüſtert die Frau Hofräthin.

— Leſen Sie, haucht der Papagei ſo leiſe als nur möglich.

Frau von Bär entfaltet das Billet und durchfliegt den Inhalt.

— X. Y. Z. Wer iſt das?

— Seine Excellenz der Herr Miniſter. — Nun, Madame?

— Ich bin entzückt, Papagei, ſagt Frau von Bär, das Billet in ihr Corſet verſteckend.

— Und die Antwort darauf?

— Erhalten Sie morgen früh.

— Gewiß???

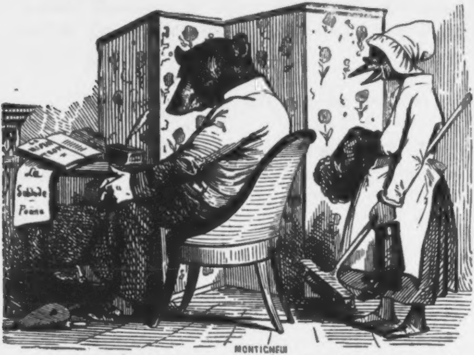
— St! Reden Sie nicht ſo laut: der alte Bär könnte uns hören!

Der Hofrath nieſ't in demſelben Augenblick.

— Zur Geneſung! rufen Madame und ihr Friſeur.

— Merci, brummt der Bär.

Eine halbe Stunde ſpäter finden wir den Bären in ſeinem Arbeitszimmer.



Der Herr Hofrath, der ſich in ſeinen Mußeſtunden viel mit franzöſiſcher Literatur beſchäftigt, ſitzt an ſeinem Pulte und lieſt eben Molière's Luſtſpiel „**le Misantrope**" (der Menſchenfeind), als ſeine alte Haushälterin, die ſchnatternde Gans, ins Zimmer tritt und dem Brummbären die Stiefel bringt.

— Schönes Wetter heute, Herr Hofrath.

— Hm! brummt der Bär.

— Sehr ſchönes Wetter heute, ſchnattert die Gans.

— Hm! hm! brummt der Bär.

— Wie viel Grad Wärme haben wir heute?

— Zwei Grad mehr als geſtern.

— Und wie viel Grad hatten wir geſtern?

— Zwei Grad weniger als heute, antwortet der Menſchenfeind.

— Ich verſtehe Sie nicht, Herr Hofrath.

— Siehſt Du nicht, daß Du mich ſtörſt? Mach', daß Du fortkommſt.

— Ich habe den Beſen mitgebracht und will jetzt Ihr Zimmer auskehren.

— Das kann nachher geſchehen. Jetzt will ich allein ſein, packe Dich, ſchnatterndes Ungeheuer, altes Plappermaul!

— Nu, nu, ich geh' ja ſchon, ſagt die Gans, ſetzt die Stiefel ab, legt die Kleider hin und geht; vor der Thür aber dreht ſie ſich um und ſpricht:

— Aber das Beſte hätte ich bald vergeſſen, guter Herr Hofrath.

— Was giebt's, Hexe?

— Ich habe etwas gefunden.

— Was haſt Du gefunden?

— Ein Billet, das vermuthlich die gnädige Frau verloren hat.

— Ein Billet? ruft der Bär, ahnungsvoll aufſpringend. Gieb's her!

— Hier, ſagt die ſchadenfrohe Gans und trippelt ab.

Der Bär entfaltet haſtig den Brief und lieſt:

„Madame.

Wenn Sie geneigt ſind, den heißen Wunſch eines Ihrer wärmſten Bewunderer zu erhören, ſo beſtimmen Sie baldmöglichſt Ort und Zeit, wo er Ihnen mündlich ſagen kann, wie ſehr er ſei

Ihr

Sie anbetender Verehrer

X. Y. Z.“

— Dieſe Handſchrift kenne ich. Dieſes X. Y. Z. iſt mein Chef, dieſer Verführer iſt Seine Excellenz, der Herr Miniſter von Löwe! Warte, Heuchler, Spitzbube, Schurke, ich will Dir eine Falle legen, ruft der Bär und ſchreibt ſeinem Chef folgende Antwort:

„Excellenz.

Da es ſchon ſeit Jahren der ſtille Wunſch meines Herzens war, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ſo beeile ich mich, Ihrer Einladung Folge leiſtend, Ihnen anzuzeigen, daß ich Sie noch heute Abend, beim Einbruch der Nacht, zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends, am Ausgange des Parks, dicht neben der großen Eiche, erwarten werde, um Ihnen mündlich zu ſagen, wie ſehr ich ſei

Ihre ganz ergebene Dienerin

Emma von Bär.“

Der Hofrath verſiegelt das Billet, zieht ſich eilig an und wirft es eigenhändig in den nächſten Briefkaſten der Stadtpoſt.

— Triumph, Triumph! ruft der rachebrütende Bär.

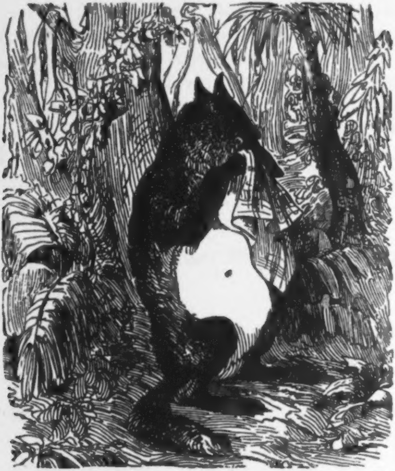
Nachmittags erhält Seine Excellenz ein Billet. Sie erbricht's, lieſt's und ruft:

— Wie? Schon heute?? So ſchnell??? Madame kann es alſo nicht erwarten. Ah, da ſieht man doch gleich, wozu es gut iſt, Miniſter zu ſein! Das Wort Excellenz übt auf die Eitelkeit der Frauen einen unbeſiegbaren Zauber aus. Mein iſt Frau von Bär, ſo wahr ich Löwe heiße und kein Mucker bin!

So eben hat es Acht geſchlagen. Der Bär wartet ſchon ſeit einer Stunde im Parke, an der großen Eiche, auf ſeinen Nebenbuhler.

Es iſt ſchon ziemlich finſter geworden. Der Hofrath brütet Rachegedanken. Er zieht ſein Schnupftuch aus der Taſche und weint über die Falſchheit ſeiner Frau, die von dem Friſeur das Billet des Verführers angenommen und ihm, dem Manne, keine Sylbe davon geſagt hat. Mitten im beſten Weinen hört er Schritte nahen. Er trocknet ſeine Thränen, ſpitzt die Ohren und lauſcht. (Siehe folgende Seite.)

Da tritt aus dem Gebüſch des Parkes, ganz wie von ungefähr, der liebelechzende Löwe hervor. Aber ſtatt des weiblichen Bären findet er den männlichen Bären.



— Ei, Sie ſind's, Herr Hofrath? fragt der Miniſter höchlich verwundert.

— Ja, ich bin's, Excellenz.

— Iſt es erlaubt zu fragen, was Sie zu ſo ſpäter Stunde in dieſe einſame Gegend des Parkes führt?

— Ich habe eine Beſtellung an Sie auszurichten.

— An mich? fragt Herr von Löwe mit ganz miniſterieller Verwunderung.

— Ja, ja, an Ew. Excellenz. Meine Frau hat mich beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß ſie durch Unwohlſein verhindert iſt, ſelber zu erſcheinen, aus welchem Grunde ſie mich geſchickt hat, um Ihnen ſagen zu laſſen, daß Sie hier auf der Stelle mit mir ein Paar Kugeln wechſeln, oder mich ſofort zum Geheimen Rath ernennen müſſen.

— Liebſter Herr von Bär, Sie haben ſich um Fürſt und Vaterland ſeit einer langen Reihe von Jahren ſo große unläugbare Verdienſte erworben, daß ich keinen Augenblick anſtehe . . .

— Ein Paar Kugeln mit mir zu wechſeln? fragt der Bär, ein Paar Piſtolen hervorziehend . . .

— Nein, im Gegentheil, Sie, ganz nach Ihrem Wunſche, znm Geheimen Rath zu machen.

— Mit einer Zulage . . .

— Von zwölfhundert Thalern.

— Die Großmuth Ew. Excellenz rührt mich zu Thränen.

— Schon gut, ſchon gut, mein Freund, ſtammelt Seine Excellenz und ſchleicht beſchämt von dannen.

Noch an demſelben Abend ſagte Herr von Bär zu ſeiner Frau:

— Ich bin Dir zuvorgekommen, liebes Kind.

— Womit?

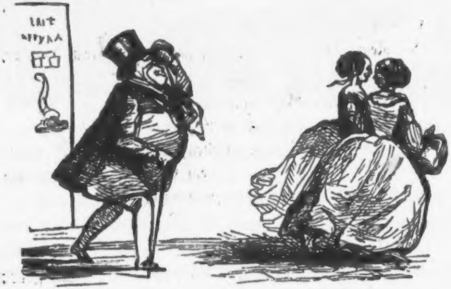
— Ich habe in Deinem Namen dem Miniſter, der an Dich dieſen Brief geſchrieben, heute Abend ein Stelldichein gegeben, und Seine Excellenz haben geruht . . .

— Nun? fragte Frau von Bär aufs Höchſte geſpannt.

— Mich zum Geheimen Rath zu ernennen.

Frau von Bär ſank in Ohnmacht. Der Herr Gemahl ließ ſie liegen.

Ein Bild, das keiner Erklärung bedarf.



Spieler und Spiele.

Im Spiele erkennt man den Menſchen.

Leute, welche verdrießlich, unwirſch und auffahrend werden, wenn ſie verlieren, Leute, welche wüthend werden, wenn ſie ſchlechte Karten bekommen, Leute, die ihrem Mitſpieler weit eher eine grobe Sünde, als einen vergebenen Trick verzeihen, Leute, die nach jedem Stich ſich auf die Regeln des Spieles berufen, Leute, die ſich ſelbſt für unerreichbare Meiſter, jeden Andern aber für einen elenden Stümper halten, Leute, die ihre Freude nicht verbergen können, wenn ſie gewinnen, Leute, die ſich über jeden Verlierenden luſtig machen, ſind rohe Plebejer, gemeine Naturen, Spieler aus der Tabagie.

Nur ein gebildeter Mann verſteht die Kunſt, ſein Geld mit Lächeln zu verlieren.

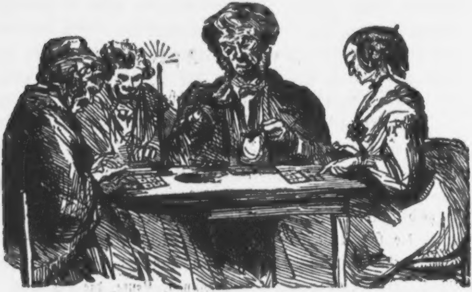
Sage mir, was Du ſpielſt, und ich ſage Dir, was Du biſt.

Ein Menſch, der täglich nach Tiſche Ecarté ſpielt, iſt entweder ein Commisvoyageur, oder ein Glücksritter, der nicht weiß, womit er ſeine Gaſthofsrechnung bezahlen ſoll.

Ein Menſch, der jeden Abend Mariage ſpielt, iſt ein Philiſter.

Ein Menſch, der nicht zu Bette gehen kann, ohne ſeine Partie Piquet geſpielt zu haben, iſt ein ſpießbürgerliches Gewohnheitsthier.

Betrachte dieſe Gruppe.



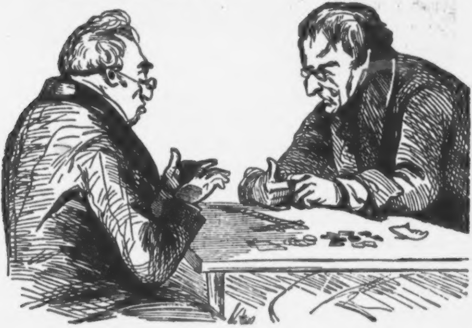
Das harmloſe Lottoſpiel iſt der Zeitvertreib alter Pfahlbürger, die an Sonn- und Feiertagen damit die ſociale Leere ihrer Abendſtunden ausfüllen.

Der **pater familias**, der mit ſo ſtoiſchem Ernſte die Nummern aus dem Sacke holt, iſt ſeines Zeichens ein ehrenwerther Horndrechsler. Die alte Dame iſt ſeine Ehehälfte, die in den erſten Jahren ihrer Verheirathung ihrem Mann ins Handwerk gepfuſcht und ihm geholfen hat, manches Horn zu drechſeln. Das junge Mädchen iſt der horndrechſelnden Familie einziges

Kind. Der junge Mann, der zwiſchen Papa und Mama, wie ein grünes Blatt zwiſchen zwei grauen Löſchpapier-Bogen ſitzt, iſt ein junger Dichter, welcher der jungen Horndrechslerstochter heimlich den Hof macht; das Blumenſträuschen, das an ihrem jungfräulichen Buſen prangt, iſt ein Zeichen ſeiner Liebe. Noch kurz vorher ſaß er neben dem lieben, ſchmucken Mädchen; als aber Papa Horndrechsler gewahr wurde, daß die Füße der jungen Leute unter dem Tiſche Domino mit einander ſpielten, ſagte der ehrwürdige **pater familias** zum jungen Dichter:

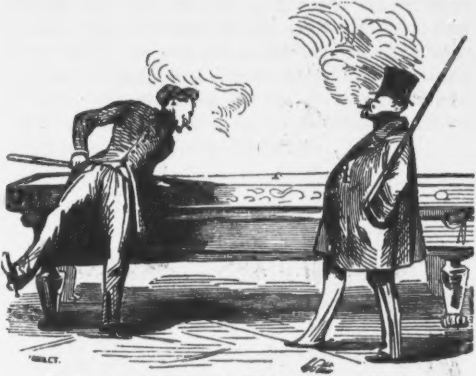
— Sie ſitzen ſich im Lichte. Nehmen Sie hier an meiner Seite Platz.

Schnell ein anderes Bild.

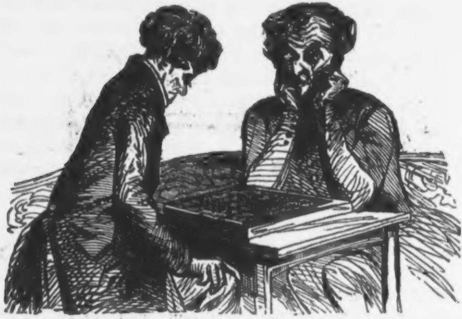


Dieſe beiden Herren, welche hier Domino ſpielen, ſind zwei alte Hageſtolze, die einſam und allein von einer kleinen Rente leben und kein anderes Vergnügen kennen, als ſich allabendlich, Jahr ein Jahr aus, pünktlich zu einer und derſelben Stunde in einem und demſelben Kaffeehauſe zu treffen, wo ſie bis drei Viertel auf Zehn ununterbrochen Domino, das Hundert zu zwei Neugroſchen, ſpielen. Als zwei der älteſten Stammgäſte jenes Kaffeehauſes haben ſie, obgleich ſie blutwenig verzehren — der alte Herr links trinkt Abends weiter nichts, als einen Abſynth, um am andern Morgen bei gutem Appetite zu ſein; der alte Herr rechts, der funfzig Thaler Renten mehr, als der Andere hat, trinkt eine Taſſe Thee, in die er drei Stücke Zwieback einſtippt — dennoch das Privilegium, den meiſten Lärm machen zu dürfen. Sie machen mit den achtundzwanzig Steinen mehr Spektakel, als alle übrigen Gäſte, die dieſen beiden Dominohelden, wegen des ewigen Geklappers, den Spitznamen „Klapperſchlangen“ gegeben haben. Beide Herren ſind, ſo friedlich ſie hier auch ausſehen, ungemein leidenſchaftlich: ſie ſtreiten und zanken mit einander auf Leben und Tod und gerathen, blos des Spieles wegen, oft dergeſtalt an einander, daß ſie ſich die Dominoſteine an den Kopf werfen und wie die ärgſten Feinde auseinander gehen, um am andern Morgen wieder als die allerbeſten Freunde zuſammen zu kommen.

Betrachte nun folgendes Bild.

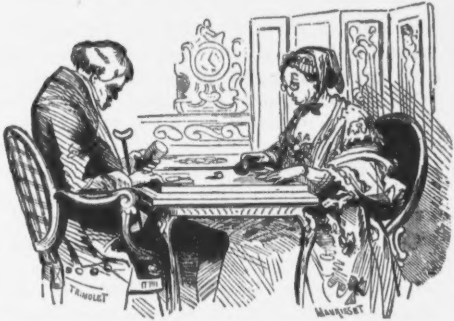


Zwei ſogenannte elegante Billardſpieler, zwei sol-disant Faſhionables, die bei aller Freundſchaft, welche ſie ſich gegenſeitig vorheucheln, ſich im Stillen ungeheuer verachten, denn Jeder von ihnen glaubt ſchöner, liebenswürdiger, geiſtreicher als der Andere zu ſein, obgleich Beide ein Paar Tölpel ſind. Sie halten ſich für elegante Leute, weil ſie Judenbärte und Glacéhandſchuhe tragen, Havannahs rauchen und nach Moſchus riechen. Dabei beträgt ſich Einer ſo grob wie zwei Flegel. Mit ihren vornehmthuenden Mienen verblüffen ſie manchen Laien; der Eingeweihte aber, welcher ſie gleich auf den erſten Blick durchſchaut, weiß, daß ihre Eleganz nicht weit her iſt, daß ſie, wie der Berliner ſagt, „Mylords vom Mühlendamm", Gamins in Glacéhandſchuhen ſind.



Auf dieſem Bilde erblicken wir zwei alte Junggeſellen, zwei eben ſo ehrgeizige als unermüdliche Schachſpieler, die ſo beiſpiellos vorſichtig ſpielen, daß manche Partie vier bis fünf Stunden währt. Während des ganzen Spieles wechſeln ſie kein Wort mit einander. Vertieft in ihre geheimnißvollen Plane iſt die ganze Welt für ſie todt. Sie leben nur für das Schach und gehören zu Jenen, die dieſes Spiel den König aller Spiele nennen; aber, wie faſt jeder König, iſt auch das Schach mehr groß als liebenswürdig, weshalb Beide auch von Tag zu Tag mehr aus der Mode kommen. Von zehn Leuten, die jetzt noch Schach ſpielen, haben neun viel Zeit, aber wenig Geld zu verlieren. Von allen Spielern beſitzen die Schachſpieler den meiſten Ehrgeiz und den wenigſten Anſtand, denn faſt Alle lümmeln ſich, wie dieſer da, auf den Tiſch und erhalten dadurch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem großherzoglichen Wappen von Mecklenburg.

Das letzte Bild



zeigt uns ein uraltes, kinderloſes und dennoch glückliches Ehepaar aus der guten alten Zeit, in der ſich die Eheleute nicht ſo ſchnell überdrüſſig wurden, als heut zu Tage. Seit achtundvierzig Jahren ſpielen ſie allabendlich vor dem Schlafengehen ihre Partie Puff oder Trictrac, ein antediluvianiſches Spiel, das ſchon Vater Noah mit ſeinen Töchtern geſpielt haben ſoll. Man betrachte noch ein Mal das glückliche Ehepaar. Es erinnert uns an die fabelhaften Zeiten von Philemon und Baucis, die, einem unverbürgten on dit zu Folge, ebenfalls mit einander Puff geſpielt haben ſollen. Um was aber ſpielen dieſe beiden Leutchen? Um Geld? Gott behüte! Sie ſpielen — obgleich ſie in zwei Jahren ihre goldene Hochzeit feiern — um — Ihr werdet es ſchwerlich errathen — um Küſſe. O ſchöne, alte, goldene Zeit! Heut zu Tage küſſen ſich die Eheleute ſchon nach den Flitterwochen nicht mehr. — Wem fällt nicht beim Anblick dieſes Ehepaares aus der alten Zeit das Lied von Angely ein:

Te souviens tu, et ſind jetzt fünfzig Jahre,
Daß ich Dir ſah pour la première fois;
Une robe blanche und Roſen in de Haare,
Ick denke dran, mon ange, embrassez-moi!

Sei geſegnet, glückliches Paar! Spiele ruhig Deinen Puff fort und fort, bis zu dem Augenblick, wo Freund Hain an Deine Thür pocht und Dir zuruft:

— Parthie, Parthie!

Quaſimodo.

Unlängſt war Herr Schreier in Leipzig. Er hatte unter Andern einen kleinen, ungemein gelehrſamen Pudel, welcher Quaſimodo hieß, ein Urenkel des Hoffmann'ſchen Pudels Berganza und ein natürlicher Sohn jenes weltberühmten Fido-Savant war, der vor zehn oder zwölf Jahren ſo großes Aufſehen erregt hatte, und ſpäter an einer Gemüthskrankheit — der deutſche Pudel hatte ſich eingebildet, ein türkiſches Windſpiel zu ſein — geſtorben war.

Quaſimodo, der die Geiſtesgaben ſeines Vaters geerbt, war ein Kapitalhund, oder richtiger geſagt, ein Hundekapital, das Herrn Schreier reiche Zinſen trug, denn Quaſimodo war ein genialer Pudel, der leſen, ſchreiben und rechnen und, in allen Geſellſchafstugenden unterrichtet, ſogar Boſton, Whiſt und L'hombre ſpielen konnte. Kein Wunder, daß dieſer Pudel überall Senſation machte. Ein berühmter Pädagoge wollte ihn an Kindesſtatt adoptiren, die Univerſität zu *** trug ihm honoris causa den Doctorhut und mehr als ein gelehrter Verein ein

Diplom als Ehrenmitglied an. Quaſimodo aber beſaß ſo viel Beſcheidenheit, all' dieſe Auszeichnungen abzulehnen und einzig und allein Privatgelehrter und Mitglied der Schreier'ſchen Hundekomödie zu bleiben.

Ich beſuchte Herrn Schreier und bewog ihn, nach langem Zureden, mir dieſen Pudel abzutreten. Ich kaufte den Pudel und ſtellte dafür dem ehemaligen Eigenthümer einen Wechſel von fünfhundert Thalern aus, zahlbar an dem erſten Charfreitag, der auf einen Sonnabend fällt. Herr Schreier, ein Mann von Welt, war ſo artig, zu verſichern, daß ein Autograph von mir mehr Werth für ihn habe, als lumpige fünfhundert Thaler. Dieſe Aufmerkſamkeit hatte mich dergeſtalt gerührt, daß ich mich ſogleich in ſein Stammbuch ſchrieb.

Quaſimodo war jetzt mein rechtmäßiges Eigenthum. Eine berühmte Schauſpielerin hatte die Güte, ihm ein koſtbares Halsband zu ſticken; ich löſte ſofort zwei Hundemarken für ihn, kaufte ihn zu noch größerer Sicherheit in die Gothaer Lebensverſicherungsanſtalt ein und ſcheute außerdem keine Koſten, um ſeine eminenten Geiſtesanlagen mehr und mehr auszubilden. Ich ließ ihm von einem berühmten Profeſſor Unterricht in der Aeſthetik ertheilen, und ſuchte ihn auf dieſe Weiſe zum Schriftſteller heranzubilden. Nach ſechs Lectionen hatte mein Pudel ſchon überraſchende Fortſchritte gemacht. Eines Morgens überreichte er mir drei ſtarke Bände cenſurfreier Gedanken, woraus ich dem wißbegierigen Leſer folgende ungemein wahre Sentenzen als Probemuſter oder Muſterproben mittheile:

— Der Schatten iſt eine natürliche Folge des Lichts.

— Vom Appetite bis zum Hunger giebt's oft nur einen Schritt.

— Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß die Fenſter nur im Winter frieren.

Zu gleicher Zeit übte ſich mein Pudel im Gebiete der Kritik und ſchrieb Theaterberichte, worin er neue, noch niemals dageweſene Grundſätze aufwarf und eine Folgenreihe der trefflichſten Gedanken entwickelte. Wie kurz und ſchlagend mein vierfüßiger Ariſtarch zu recenſiren verſtand, mag aus folgenden Bruchſtücken hervorgehen:

— Madame X. füllte vollkommen ihren Platz aus.

— Fräulein Y. ließ nichts zu wünſchen übrig.

— Herr Z. übertraf ſich ſelbſt.

Bald darauf erhielt Quaſimodo einen Ruf nach Schkeuditz, um am dortigen Geheimen Hof- und National-Theater die vakant gewordene Dramaturgenſtelle einzunehmen. Aber ſeine Beſcheidenheit lehnte auch dieſes Anerbieten ab.

Ich ſelbſt ertheilte ihm jetzt Unterricht in der franzöſiſchen Sprache und bemerkte mit beſonderm Wohlgefallen, daß er in kurzer Zeit erſtaunliche Fortſchritte machte. Schon nach drei Monaten hatte er in dieſer Sprache ſo viel Fertigkeit erlangt, daß er — mit Hilfe eines **Dictionnaire de poche** — ein Scribe'ſches Vaudeville ins Deutſche und ein Cosmar'ſches Luſtſpiel ins Franzöſiſche überſetzen konnte.

— Mein Pudel muß Theaterdichter werden, ſagte ich zu mir und verſchrieb ihm nun alle neuen Vaudevilles, die jenſeits des freien deutſchen Rheines im Hirne des großen Fabrikherrn Scribe und Compagnie mouſſirend auftauchten.

Quaſimodo hatte in der Kunſt, franzöſiſche Luſtſpiele zu überſetzen, ſehr bald eine Fertigkeit erlangt, die ans Unglaubliche, Fabelhafte, Märchenartige ſtreifte. In zwei Mal vierundzwanzig Stunden überſetzte er ein dreiaktiges Stück und zwar eleganter und gewandter, als mancher ſeiner zweibeinigen Kameraden.

Bald darauf erließ ich, im Namen meines Pudels, an alle Theatervorſtände Deutſchlands folgendes Rundſchreiben:

„Der Unterzeichnete hat die Ehre, die Vorſtände der deutſchen Bühnen zu benachrichten, daß er ſich entſchloſſen habe, in die ruhmgekrönten Reihen der Ueberſetzer einzutreten und alle Bühnen Deutſchlands gegen ein mäßiges Hononar zu jeder Jahreszeit mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen zu verſorgen. Der Unterzeichnete iſt weit entfernt, große Anſprüche zu machen: er verlangt für jedes angenommene Stück, gleichviel, ob es einen viertel, halben oder ganzen Abend ſpielt, nicht mehr als zwei Thaler Preuß. Courant, zahlbar am Tage der zehnten Aufführung. Directionen, welche darauf reflectiren wollen, werden erſucht, ihre Beſtellungen zu machen bei

Quaſimodo, Ex-Mitglied der Schreier'ſchen Hundekomödie."

Mein Pudel und ich ſchmeichelten ſich mit der Hoffnung, auf dieſe Weiſe alle jene unermüdlichen Melker der franzöſiſchen Vaudevillenkuh nach und nach entbehrlich zu machen. Doch läßt ſich leicht errathen, wie mein armer Hund von den Miteſſern des Herrn Scribe angefeindet und verläſtert wurde. Alle jene Herren hatten unter ſich ſtillſchweigend das Cartel abgeſchloſſen, die dramatiſchen Erzeugniſſe meines **Chien-traducteur** allenthalben „ſchlecht zu machen.“ Aber Quaſimodo ließ ſich dadurch nicht einſchüchtern, in der mit Ruhm begonnenen Laufbahn rüſtig vorwärts zu ſchreiten. Seine Klugheit hatte ihm die Liſt eingegeben, ſich bald in dieſe, bald in jene Maske zu hüllen, ſeine Ueberſetzungen bald unter dieſem, bald unter jenem angenommenen Namen in die Welt zu ſchicken, und ſo kam es, daß ſeine Stücke unter zehn verſchiedenen Namen durch alle Bühnen Deutſchlands die Runde machten und, endlich ſogar gedruckt, die Zierden des Both'ſchen Bühnen-Repertoirs wurden.

Mein Pudel ſtand im Zenith ſeines Ruhmes, als er eines Morgens — zu meinem Leidweſen — die Bekanntſchaft einer gewiſſen Esmeralda machte. Dieſe Esmeralda war eine kokette ſpitzfindige Hündin. Quaſimodo kam auf die unglückliche Idee, ſich in dieſe Esmeralda hündiſch zu verlieben. Ich bot alle Kräfte meiner Ueberredungsgabe auf, um ihn von ſeiner blinden Leidenſchaft zu heilen. Ich machte ihm tauſend Vorſtellungen. Sie iſt zu alt für Dich, ſagte ich; ſie gehört einer armen, ganz obſcuren Familie an und hat nicht die mindeſte Erziehung genoſſen. Unmöglich kann es, Pudel, Dein Ernſt ſein, von Deiner Höhe zu ſolcher Tiefe herabzuſteigen. Dieſe Mißheirath würde ich durchaus nicht dulden und Dich weit eher enterben, verfluchen, oder gar erſchießen, als zugeben, daß mein Quaſimodo das

Opfer einer unglückſeligen Leidenſchaft, der Mann, der Sklave einer gewiſſen Esmeralda würde.

Aber das Alles war tauben Ohren gepredigt. Mein armer Pudel war einmal verliebt, und die ſchlaue Esmeralda wußte ihn dergeſtalt zu umgarnen, daß er, feſtgeſchmiedet am Triumphwagen ihrer Reize, Sklave ihres Willens wurde. Aber gleich allen Koketten gefiel ſich Esmeralda in der Maske, gegen ihn die Spröde zu ſpielen.

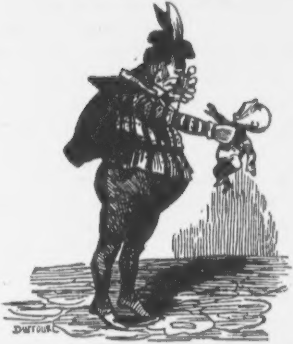
Auch ein Hund kann den Kopf verlieren, auch ein Pudel kann verzweifeln. Das Unglück der verſchmähten Liebe hatte ſeinen Geiſt dergeſtalt geſchwächt, daß er in kurzer Zeit alle franzöſiſchen Vokabeln vergaß und zum Ueberſetzen total unfähig geworden war.

Eines Morgens, als ich, wie gewöhnlich, mit ihm im Roſenthal promenirte, ſprang Quaſimodo, als wir die Gohlißer Brücke erreicht hatten, in die Pleiße, und endete dort ſein junges, thatenreiches Leben. Viele Theaterdirectoren, die von meinem Pudel ihren Bühnenbedarf bezogen haben, werden hoffentlich ſo viel Zartgefühl beſitzen, um ihn Trauer anzulegen.

Ich für meinen Theil, untröſtlich über den Verluſt meines Pudels, habe dem Seligen folgende Grabſchrift gedichtet:

Stücke — meine Herren — ſind ferner nicht zu haben;
Denn in der Pleiße liegt mein Hund begraben.

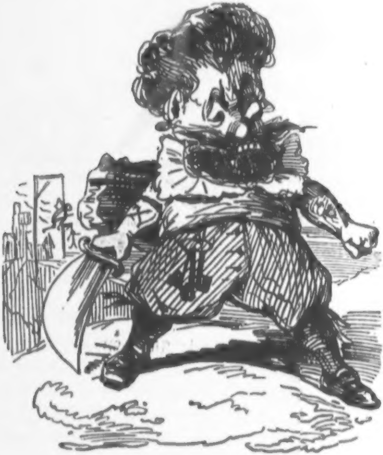
Vaterfreuden.



Monolog. Das mein Kind? Nimmermehr!!!

Blaubart der Schwarze.

Altes Märchen in neuem Gewande.



Es war einmal ein armer Mann. Dieſer arme Mann war Rentier, hieß Steinvogelkopp und wohnte in einer der vornehmſten Straßen Berlin's, in der Paddengaſſe.

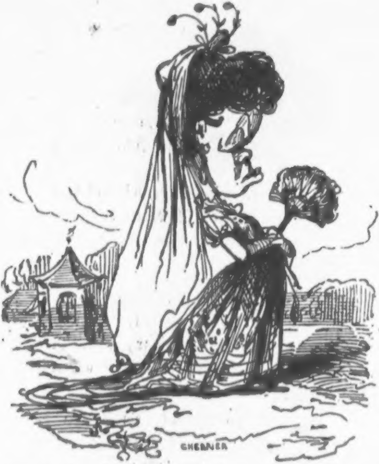
Im ganzen Viertel war Herr Steinvogelkopp unter dem Spitznamen „Blaubart der Schwarze“ bekannt und dergeſtalt beliebt, daß kein Menſch mit ihm umgehen wollte, weil er ſtolz, patzig und jähzornig war und in dem verdächtigen Rufe ſtand, ſechs Frauen zu Tode geärgert zu haben.

Nebenbei war er ein Mann, der, wie ſein Conterfei zeigt, keinen allzugroßen Ueberfluß an Schönheit beſaß.

Herr Steinvogelkopp hatte kaum ſeine ſechſte Ehehälfte bei Seite geſchafft, als er ſich ſchon nach einer Siebenten umſah.

Eine ſeiner nächſten Nachbarinnen, die ungefähr zweihundert Meilen von ihm entfernt war, hatte zwei Töchter, von denen die eine häßlich wie der Tag, die andere aber ſchön wie die Nacht war.

Die Letztere, Ismaele genannt, ein Flacon aller ſinneprickelnden Reize, ein Potpourri aller Liebenswürdigkeiten, glich von der Locke bis zum Schuhbande dem Bilde, das Dir entgegentritt, wenn Du dieſes Blatt umkehrſt.



Der Rentier beeilte ſich, um Jsmaelens Hand anzuhalten.

— Jöttlichſte Blüthe des ſchönen Jeſchlechtes, ſagte er zu ihr im reinſten Hochdeutſch, ick leje Allens, wat ick beſitzen dhun dhue, vor Deine Füße nieder un bitte un beſchwöre Dir, ſaje Ja und nich Ne un nimm mir. Nich alle Dage, himmliſche Jrazie, kommt ein Mann, der zwee Dauſend Daler Renten un keene Schulden, zwee Häuſer un keen Kind hat. Bedenke das, anjebetete Jötlin, un entſchließe Dir raſch.

Ismaele aber ſchien noch immer zu wanken.

— Ferner bedenke, fuhr Herr Blaubart der Schwarze fort, daß ick Stadtverordneter un een Mann bei der Spritze bin un alle Eijenſchaften beſitze, um Dir jlücklich zu machen. Du kriegſt die janze Jarderobe von meinen ſechs ſelig hingeſchiedenen Frauen, Du kriegſt zwölf Umſchlajedücher, zwee Zobelpelze, drei Boas, keenen Eduard und eenen nagelneuen Wehmuff.

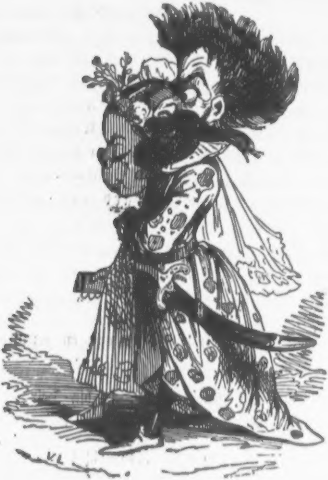
— Eenen Wehmuff? wiederholte Ismaele, die von dieſem Worte ganz electriſirt zu ſein ſchien.

— Ja, eenen nagelneuen Wehmuff, den meine erſte Frau, die vor zwölf Jahren jeſtorben iſt, nur en eenzijes Mal jedragen hat.

— Nimm mir! rief Ismaele, ick bin Dein, janz Dein, Dein uff ewig!

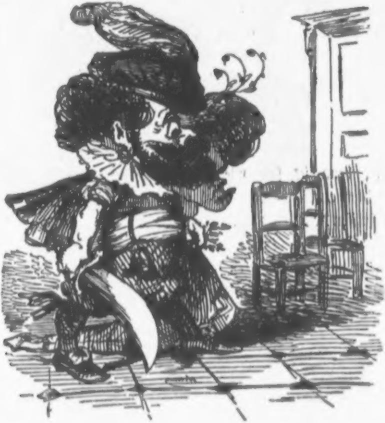
Acht Tage ſpäter führte Blaubart der Schwarze ſeine junge, in tauſend Reizen gebadete Braut zum Traualtar.

Der Prieſter ſegnete den Bund der Liebenden. Das junge Paar, begleitet von den Glückwünſchen einiger Gäſte, die nicht eingeladen waren, ſtieg in den Wagen und fuhr dann wieder nach Hauſe, wo die Treppe mit Blumen beſtreut und der Speiſe-



ſaal ſo glänzend erleuchtet war, daß Einer den Andern nicht ſehen konnte.

Das junge Paar verzehrte zwei Beefſteaks mit Zwiebeln und verfügte ſich dann, um keine Zeit zu verlieren, in das ſanft durchwärmte, von allen Wohlgerüchen der Herren Treu und Nugliſch durchduftete Brautgemach.

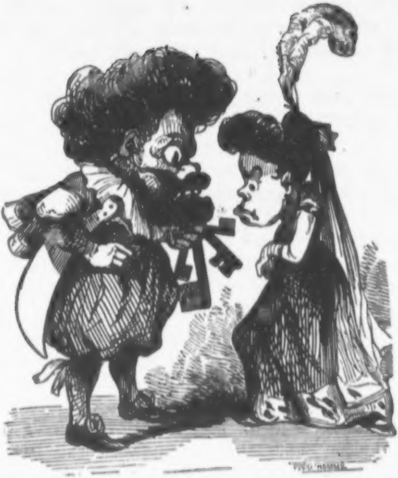


Aber nach Verlauf der Flitterwochen war Blaubart der Schwarze — ein Mann, der ſehr die Veränderung geliebt — der ſiebenten ſeiner Ehehälften wieder ſo überdrüſſig, daß er ſie vor lauter Liebe nicht mehr leiden konnte.

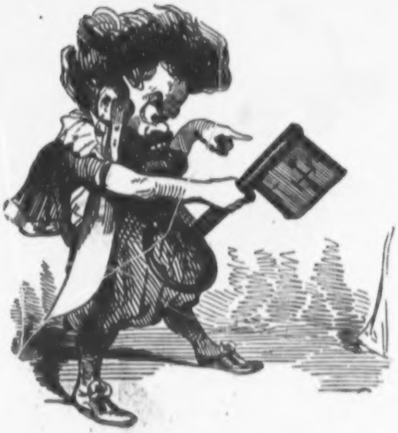
— Liebes Kind, ſagte er zu ſeiner jungen Frau, Jeſchäfte rufen mir in mein Vaterland, nach Kyritz. Ick überjebe Dir hier die Schlüſſel meines janzen Hauſes: den Schlüſſel zum Wäſchſpint, den Schlüſſel zum Jeldkaſten, den Schlüſſel zum Boden und den Schlüſſel zum Weinkeller. Nimm Dir ſo viel Jeld, als Du brauchſt, trinke ſo viel Du willſt un amuſire Dir ſo jut Du kannſt. Lade Dir Deine Jeſpielinnen zum Kaffee un zum Thee inn un ſpiel Dir mit ihnen, damit Dir die Zeit nich lange wird, denn ick bleibe vierzehn Dage weg. Bis dahin, hoffe ich, wirſt Du mir treu bleiben un mir keene Schande machen; denn ick ſaje wie Don Carloſſens Vater: „wenn ick zu fürchten anjefangen, hab' ick zu fürchten uffgehört.“ Haſt Du mir bejriffen?

— Ja, ſagte Dame Blaubart.

Hierauf überreichte er ihr — als Zeichen ſeines ungeheuern Vertrauens — die bewußten vier Schlüſſel.



Dann aber zog er einen fünften Schlüſſel aus der Taſche und fragte mit bedeutungsvollem Blick:



— Weeßt Du, wat det für Eener iſt?

— Der Hausſchlüſſel vielleicht?

— Ne, eene jeſittete Frau braucht nie nich keenen Hausſchlüſſel nich. Dieſer Schlüſſel da, unjeheuer heißjeliebtes Weſen, iſt der Schlüſſel eenes Geheimniſſes, des ick dort in jenem Zimmer verſchloſſen halte, een Geheimniß, des Niemand nich erjründen darf. Verführt Dir Deine Neujier, von dieſem Schlüſſel

Jebrauch zu machen un damit jenes jeheimnißvolle Appartement uffzuſchließen, dann weh' Dir, heißjeliebtes Weib, dann — Jott ſtrafe mir, wenn ick nich Wort halte — denn, anjebetetes Weſen, bleibt mir niſcht nich übrig, als Dir, jeliebtes Leben, aus der Welt zu ſchaffen, uff dieſe oder jene Art.

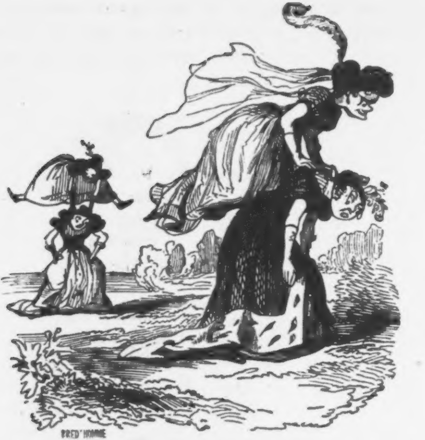
— Iſt das Dein Ernſt? fragte Dame Blaubart tief erſchreckt.

— Ick ſpaße nich . . . nimm Dir in Acht, ſagte der Tyrann, drückte einen Abſchiedskuß auf ihre Stirn und . . . verreiſte.

Schon am andern Morgen lud Dame Blaubart ihre Nachbarinnen — lauter junge, hübſche Frauen und Mädchen — zum Kaffee ein.

Sie führte ihre Gäſte in den Garten hinab; dort gaben ſie ſich allerhand unſchuldigen Vergnügungen hin.

Sie ſpielten Ball, Verſteckens, Blindekuh, Häuschenvermiethen und amuſirten ſich — wie harmloſe Kinder — endlich auch, um ſich Bewegung zu machen, auf folgende Weiſe:



Den Kaffeeſchweſtern hatte es bei der Dame Blaubart dergeſtalt gefallen, daß ſie am andern Nachmittage wiederkamen, wieder Kaffee tranken und ſich dabei dem edlen Genuß des Klatſchens hingaben. Die Mädchen erzählten von ihren Geliebten, die Frauen von ihren Männern. Dame Blaubart aber geſtand ihren Freundinnen, daß ſie ſich ſehr unglücklich fühle, weil ihr Mann ein Grobian, ein Wüthrich, ein Tyrann ſei.

— Ganz wie der meinige! riefen die ehrenwerthen Damen, wie aus Einem Munde.

Die unglückliche Frau erzählte ihnen dann die Geſchichte vom fünften Schlüſſel und die Strafe, womit er ihr gedroht, wenn ſie ſich erdreiſten würde, damit das geheimnißvolle Kabinet aufzuſchließen.

Die Frauen berſteten vor Neugier.

— Da muß etwas Schreckliches dahinter ſtecken, meinte die Eine.

— Natürlich, natürlich, meinten alle Andern.

— Ich aber, begann wieder die Eine, ließe mich durch die Drohung nicht abſchrecken, die Thür zu öffnen, um hinter das Geheimniß zu kommen.

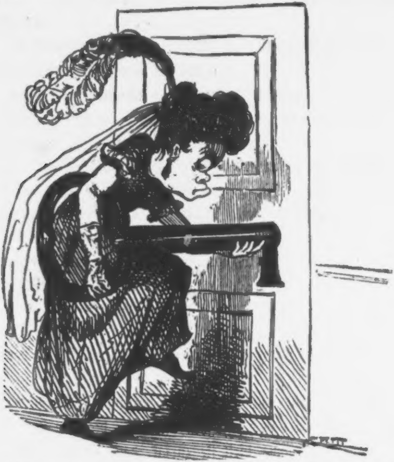
— Er bringt mir aber um, entgegnete Dame Blaubart.

— Das ſoll er nur thun ... wir rufen die hohe Polizei zu Hilfe ... wozu gäb' es denn Gensdarmen in Berlin? Auch ſehe ich gar nicht ein, durch wen er erfahren ſoll, daß Sie Luſt in ſich verſpürten, gerade deshalb, weil er es Ihnen verboten hat, jenes Kabinet dennoch zu öffnen. Ich verrathe Sie nicht.

— Wir gewiß auch nicht, riefen einſtimmig die Andern.

Dame Blaubart überlegte hin und her: die Neugier ſpornte ſie an, die Furcht aber hielt ſie zurück, den Rath ihrer Freundinnen zu befolgen; auch traute ſie dieſen nicht ganz und dachte bei ſich: ſie könnten dich ja doch verrathen und deshalb unterließ ſie es.

Am andern Morgen aber, als ſie ganz mit ſich allein war, packte ſie der Teufel der Neugier dergeſtalt, daß ſie ſeiner Verſuchung nicht länger widerſtehen konnte.

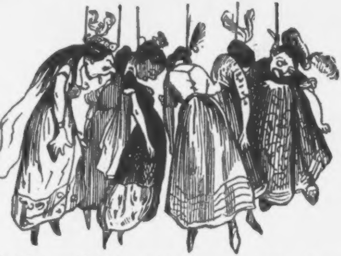


Sie nahm den kleinen verhängnißvollen Schlüſſel und öffnete damit die große geheimnißvolle Thür.

Und was erblickte ſie? Nichts, gar nichts!

— Hat mein Jemahl mir man blos jefoppt? fragte ſich Madame Blaubart. Sollte in dieſes Zimmer jar niſchte nich verborjen ſind? Ick jlobe, ick ſehe man blos darum nich, weil et finſter is.

Sie öffnete einen der feſtverſchloſſenen Fenſterladen und — ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, als ſie, wie Hemden an einer Waſchleine, ſechs weibliche Leichname erblickte, die, noch im Tode gefallſüchtig, ihre reizenden Züge in einer Pfütze geronnenen Blutes bewunderten.



Dieſe ſechs unglücklichen Leichname waren die erſten Frauen Blaubarts des Schwarzen, die er, Eine nach der Andern, geheirathet und gleich nach den Flitterwochen ſtrangulirt und dann in dieſem Zimmer aufgehängt hatte.

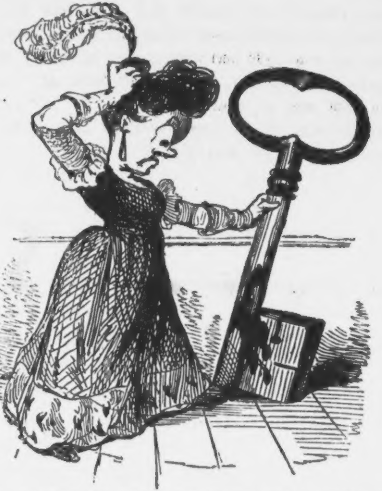
— Jroßer, jerechter Jott! ſchrie das brave Weib und ließ vor Entſetzen den kleinen Schlüſſel, den ſie aus dem Schloſſe herausgezogen hatte, auf die Erde in den Blutpfuhl fallen. Det alſo iſt ſein Antikenkabinet? Det alſo iſt ſeine Schatzkammer? Det alſo ſein jrünet Jewölbe? O Steinvogelkopp, hädd' ick Dir nie nich jeſehn, o Steinvogelkopp, hädd' ick Dir nie nich jekannt!

In demſelben Momente ſchlug das luſtige Schmettern eines ziemlich nahen Poſthorns an ihr Ohr.

Dame Blaubart fuhr erſchreckt zuſammen. Dann eilte ſie ans Fenſter, ſah auf die Straße hinab und erblickte — eine Extrapoſt, die jetzt vor ihrem Hauſe hielt.

— Er iſt's! rief ſie tief erſchreckt und hob den Schlüſſel auf.

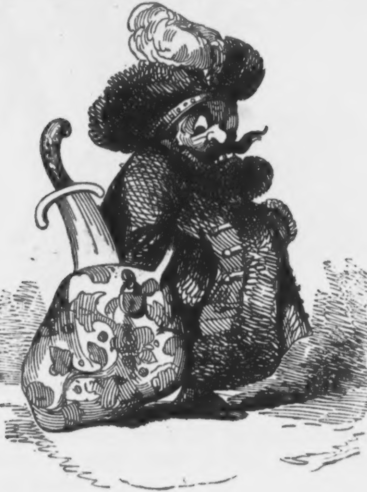
Aber eben dieſer vermaledeite Schlüſſel, der einen Blutfleck bekommen hatte, ſollte ihr Verräther werden.



Sie gewahrte den Fleck, wiſchte und putzte, putzte und wiſchte, aber Fleck blieb Fleck.

Blaubart der Schwarze kroch aus dem Wagen heraus und erſtieg ſtolz und gravitätiſch, mit dem Mantelſack am Arme, die ſechs ſteinernen Stufen, die zum Portale ſeines Hauſes führten, und zog, oben angekommen, ſo heftig an der Klingel, daß ſeine Ehehälfte von Neuem erſchreckt zuſammenfuhr.

Sie verließ das Kabinet, verſchloß es, warf den blutbefleckten Schlüſſel in das dunkele Vorzimmer und eilte hinaus, um dem heimkehrenden Wüthrich die Hausthür zu öffnen.



— Ick jrüße Dir, ſagte Blaubart der Schwarze, warf ſeinen Mantelſack, aus welchem ſein kleines Taſchenmeſſer hervorguckte, in den Winkel und umarmte ſein Weib mit rührender Zärtlichkeit. Du wirſt Dir wundern, warum ick nich länger ausjeblieben bin. Meine Jeſchäfte waren in zwee Mal vier un zwanzig Stunden abjemacht, dann aberſcht hatte ick keene Ruhe mehr — meine Liebe zu Dich trieb mir in Deine Arme. Haſt Du Dir jut amuſirt?

— Ja, mein Jemahl, ſagte Dame Blaubart.

— Iſt Dich die Zeit ohne mir nich lang jeworden?

— Ne, mein Jemahl.

— Ne, ſagſt Du? Ooch jut! Nur eene Frage noch. Haſt Du Dir mein Antikenkabinet beſehen?

— Ne, Steinvogelkopp.

— Wo iſt der Schlüſſel?

Dame Blaubart erblaßte.

— Hörſte nich, wat ick Dir frage?

— Wat fragſt Du mir?

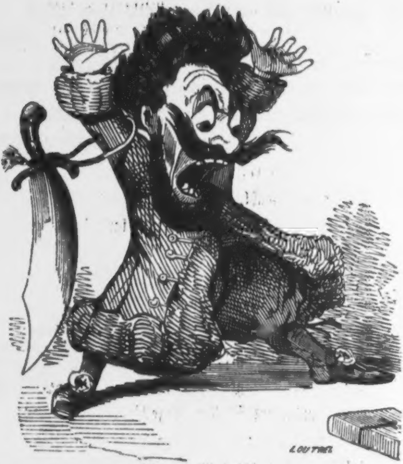
— Ick frage Dir, wo mein Schlüſſel is?

— Welcher Schlüſſel?

— Der Schlüſſel zu meinem jrünen Jewölbe!

— Hier iſt er, lieber Mann, ſagte Dame Blaubart.

Blaubart der Schwarze erblickte den Blutfleck, ſperrte den Rachen auf und ſchrie:



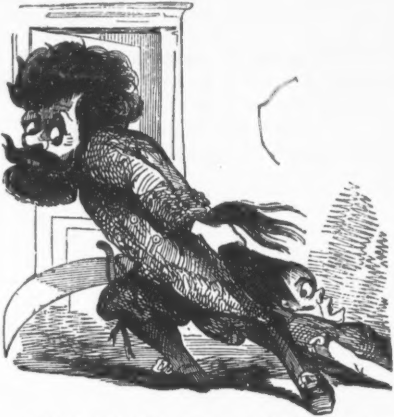
— Hunderttauſend Schock Millionen Donnerwetter, Du warſt im Kabinet . . .

— Ick im Kabinet?

— Himmel Kreuz Bomben und Granaten, Du haſt Dir unterſtanden, mein jrünet Jewölbe zu ſehen. Jehe, mache Dir bereit zum Sterben . . .

— Hab' Erbarmen! flehte Dame Blaubart.

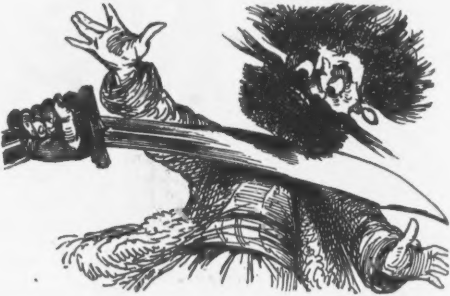
— Still, ſag' ich Dir, ſchrie der blutdürſtige Wütherich, packte ſie bei den Haaren und zerrte ſie, trotz ihrem Widerſtreben, ins grüne Gewölbe hinein, wie auf dieſem Bilde zu ſehen iſt. —



— Siehſte dieſe ſechs Frauen da? fragte er. Sie waren neujierig, wie Du, und darum hab' ick Eene nach der Andern ſtranjelirt. Doch Du wirſt erwürgt, ſchrie Blaubart der Schwarze und ſtreifte ſeine Aermel auf, um ſeine Drohung wahr zu machen.

— Hilfe, Hilfe! ſchrie Dame Blaubart mit ſolchem Kraftaufwand, daß man es draußen auf der Straße hören konnte.

— Da hilft keen Zittern und keen Schreien, lachte er, ergriff die Fliehende und — erdroſſelte ſie.



Ihren Hilferuf aber hatte ein Gensd'arm gehört, der an Blaubart's Hauſe zufällig vorübergegangen war.

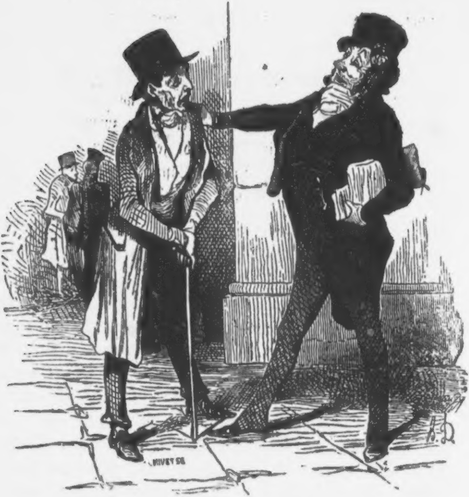
Ohne lange zu fragen, was hier vorgefallen ſei, öffnete er die Thür, zog ſeinen Säbel und hieb Blaubart dem Schwarzen mir nichts dir nichts den Kopf ab, wie jenſeits zu ſehen iſt. —

* * *

Die Moral dieſer ſchlechten Erzählung, an der die Holzſchnitte das Beſte ſind, läßt ſich in drei Sätze zuſammenfaſſen:

a. Gehorſam iſt die Pflicht jeder Frau.
b. Neugier iſt ein böſes Laſter.
c. Auch Gensd'armen ſind nicht zu verachten.

Der gewonnene Prozeß.



Advokat. Gut, daß ich Sie treffe! Mann Gottes, Glücklichſter der Sterblichſten, umarmen Sie mich!

Klient. Weshalb, Herr Doctor?

Advokat. Danken Sie es meinem Scharfſinn, daß Sie Ihren Prozeß auch in letzter Inſtanz gewonnen haben.

Klient. Endlich, nach acht langen Jahren!

Advokat. Freundchen, beſſer ſpäter als gar nicht!

Klient. Und wie viel bekomme ich denn nun?

Advokat. Das Gericht hat Ihnen zweitauſend Thaler zuerkannt. Sie haben an mich zweitauſend dreihundert Thaler Koſten zu bezahlen, mithin erhalte ich noch dreihundert Thaler.

Klient. Lieber Himmel, da verliere ich ja noch obendrein mein Geld!

Advokat. Das Geld, Mann Gottes, iſt freilich verloren, aber der Prozeß iſt gewonnen.

Der Mann ohne Vornamen.

Namen nennen Dich nicht,
Dich bilden nicht Griffel noch Pinſel.

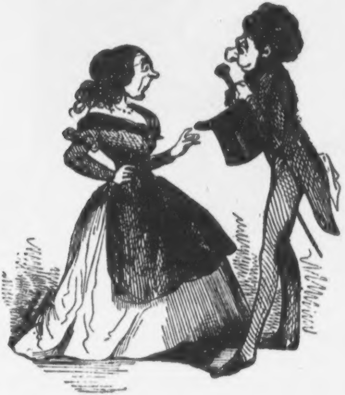
I.

Er heißt Polck und iſt — Literat. Literat aber glaubt heut zu Tage jeder Dummkopf zu ſein, der einen Journal-Artikel, wäre er auch nur zehn Zeilen groß, geſchrieben hat. Polck war Anfangs Piccolo, ſpäter Fagott und zuletzt Mohrenwirbel bei der Janitſcharen-Muſik des jungen Deutſchlands, alſo ein Mann, der im wahren Sinne des Worts vielen Lärm (um nichts) gemacht und — wie ſich das von ſelbſt verſteht — ſich mehr eingebildet hat, als Vater Göthe und zehn Tambour-Majors. Wie der letzte Querpfeifer jener verſtorbenen Janitſcharen-Muſik hält ſich auch Polck, wiewohl, längſt verſchollen, kein Hahn, nicht einmal die Gräfin Ida, um ihn kräht, für eine der erſten Puiſſancen, für den Tambour-Major der deutſchen Journal-Bande, für einen der Groß-Marſchälle der lärmmachenden Tages-Literatur, für einen der größten Simpel — Gipfel will ich ſagen — unſerer Zeithöhe (Lieblingsausdruck des Herrn Polck). Er ſchreibt Kritiken, die unter den Novellen, und Novellen, die unter der Kritik ſind; dann und wann ſchreibt er auch Romane und — weil es einmal Mode geworden iſt, auch von der Bühne herab ſeine Größe auszutrommeln — Theaterſtücke, Trauerſpiele à la Gutzkow, Laube und Kühne, prachtvolle Meiſterwerke, die das abſcheuliche Publikum — pfui, wie kann man ſo boshaft ſein! — durchaus nicht goutiren will. — Nach Polck's Anſicht giebt es jetzt nur einen großen dramatiſchen Dichter. Raupach? — Schund! — Grillparzer?? — Schund!! — Halm??? — Schund!!! — Wer alſo iſt der Eine? — Polck, kein Anderer als Polck, genannt Meſſias IV. — Auch von den ältern Dichtern, ſelbſt von unſerm großen, göttlichen, unerreichbaren Schiller hält er wenig oder gar nichts, denn dieſer Dichter iſt ihm viel zu keuſch. Eine Schiller'ſche Tragödie kann man bis zum vierzehnten Jahre bewundern, im fünfzehnten muß man darüber lachen, im ſechszehnten gähnen, im ſiebenzehnten einſchlafen, im achtzehnten erwachen und im neunzehnten ein zehn Mal beſſeres Trauerſpiel ſchreiben können, denn Schiller iſt weiter nichts, als ein Floskeskauer, ein Tiradenwürger und — Moralſchwätzer, meint das große Genie, der winzig kleine Polck. In einem modernen Trauerſpiel, meint der große Polck und der kleine Schiller, darf Alles, nur keine Moral, keine Spur von Moral vorkommen, denn Moral gehört überhaupt nicht auf die Bühne und am allerwenigſten in ein Drama. Je unmoraliſcher, deſto kühner, deſto lockender, deſto dramatiſcher iſt die Tragödie. Alle unſere neuern Trauerſpieldichter taugen nur darum nichts, weil ihre Stücke noch viel zu moraliſch ſind! — Du ſiehſt, guter Freund, daß Herr Polck eines jener tragi-komiſchen Ipecacuanha-Kerlchen, eines jener zweibeinigen Brechpülverchen iſt, über die ein Menſch, der nur zwei halb geſunde Sinne hat, ſich erſt krank und dann wieder geſund lachen kann.

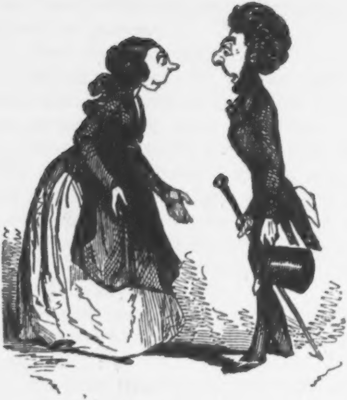
Im Uebrigen iſt Herr Polck — Literat, mithin auch, wenn gleich nur aus eigener Machtvollkommenheit, Doctor!!! — ein höchſt ehrenwerther, ungemein liebenswürdiger, ausnehmend einnehmender Menſch, zwar nicht ſehr ſchön, aber . . . auffallend häßlich, eines jener Weſen, deren Geſicht — etwa wie mein eignes — Bart, ganz Bart, nichts als Bart iſt; aber trotz ſeiner Häßlichkeit hält er ſich, wie faſt jeder Schöngeiſt, überzeugt, feſt überzeugt, daß er das Ideal aller Mädchen, der Liebling aller Frauen, der ſtille Wunſch aller Wittwen, mit ei nem Wort ein neuer Cäſar iſt, der nur zu kommen und zu ſehen und ſeinen Backenbart zu ſtriegeln braucht, um ſelbſt die Sprödeſte der Spröden ohne Widerſtand beſiegen zu können. Glücklicher Tambour-Major!

II.

Eines Abends wurde er — im Salon der liebenswürdigen, literaturbeſchützenden Frau von K. — einer jungen, bildhübſchen, aber koloſſal neugierigen Wittwe vorgeſtellt, die ihn im erſten Monat

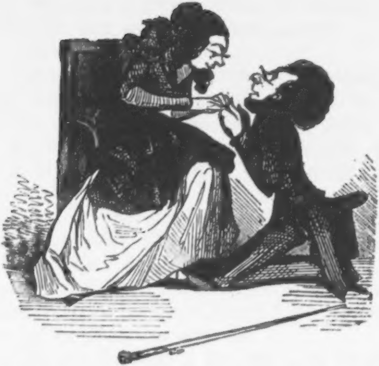


unausſtehlich, im zweiten Monat.



ziemlich erträglich, im ſechſten aber ſchon ſo liebenswürdig fand, daß ſie ſich ſeine Huldigungen gefallen ließ und ihn zu heirathen beſchloß.

Polck lag eben, wie folgender Holzſchnitt zeigt,



auf ſeinen Knieen, dicht zu ihren Füßen, und ſchwärmte Anfangs aus A-dur, ging dann allmählig in C-moll über und that ſo weich und gerührt, als ob er vor ihren Augen zerfließen wollte, wie ein Eiszapfen an den Strahlen der Mittagsſonne.

— Stehen Sie auf, Doctor, ſprach die reizende Wittwe, Sie könnten ſich ſonſt Ihre Unausſprechlichen ruiniren. Stehen Sie auf, ſage ich Ihnen, und erweiſen Sie mir einen andern Gefallen.

— Welchen, himmliſches Weſen?

— Ich kenne Sie bereits — wie lange?

Polck zog ſein Notizenbuch aus der Bruſttaſche, warf einen Blick hinein und antwortete:

— Sechs Monate und dreizehn Tage.

— Alſo ſchon ſo lange und noch immer weiß ich Ihren Vornamen nicht. Wohl ſchon fünfzig Mal habe ich Sie erſucht, gebeten und gequält, nicht länger ein Geheimniß daraus zu machen, immer aber haben Sie mir meine Bitte abgeſchlagen, mit einer Hartnäckigkeit, die mich — aufrichtig geſagt — etwas unruhig macht. Was ſoll ich davon denken, daß Sie Ihren Vornamen ſo beharrlich in den Schleier des tiefſten Geheimniſſes einhüllen? Kann ich doch, trotz alles Hin- und Herſinnens, keinen Grund herausfinden, weshalb Sie mir Ihren Vornamen ſo lange verſchweigen wollen!

— Ich ſagte Ihnen, reizendes Weſen, ſchon fünfzig Mal, daß ich Ihnen meinen Vornamen nicht nennen kann, weil ich ihn ſelbſt nicht weiß . . .

— Sie können ihn doch unmöglich vergeſſen haben.

— Vergeſſen ſchon darum nicht, weil ich — ſo lange ich denke und ſchreibe — niemals einen Vornamen beſaß.

— Lügen Sie nicht, Doctor. Jeder gute Chriſt muß einen Vornamen haben.

— Sie irren, Theuerſte. Wie ſich die Herren Könige blos mit ihren Vornamen, ſo begnügen wir Literaten uns einzig und allein mit unſern Familiennamen. Es genüge Ihnen, zu wiſſen, daß der Mann, der Sie ſchätzt, der Sie liebt, der Sie anbetet, Polck heißt.

— Aber, Gott im Himmel, ich kann Sie doch nicht immer und ewig blos Polck, mein geliebter Polck nennen?

— Ei warum denn nicht?

— Das klingt ſo kalt, ſo proſaiſch, ſo ſpießbürgerlich froſtig! Liebende nannten ſich zu allen Zeiten nur bei ihren Vornamen. Romeo nannte ſeine Geliebte nur Julie, Julie ſagte zu ihrem Geliebten immer nur Romeo. Wie komiſch, hätte ſie zu ihm: „lieber Montecchi“ und er zu ihr: „liebſte Capuletti“ geſagt.

— Wenn ich nun aber keinen ſo poetiſchen Namen, wie Juliens Anbeter habe? Nicht Jeder, Sie werden es begreifen, kann Romeo heißen.

— Nun ſo heißen Sie anders. Karl? Heinrich? Guſtav? Theodor? Vielleicht gar Eugen? Arthur? Alfred? Silvio? Namen, die wie gemacht zum Lieben ſind . . .

— Ich wiederhole noch ein Mal, daß ich gar keinen Vornamen habe. Wozu auch der Luxus? Weiß Jemand, wie die großen Schauſpieldichter Aeſchylos, Euripides, Sophocles mit ihren Vornamen geheißen haben? Auch ſie warfen ihre Vornamen über Bord. Wie ridicul aber wäre es, wenn ein großer Dichter, wie Heinrich Smidt, auch Heinrich Euripides, wie Ludewig Rellſtab auch Ludewig Aeſchylos, wie Ignatz Kuranda auch Ignatz Sophocles hieße? Wem fällt es ein, Wolfgang Göthe, Wolfgang Mozart, Wolfgang Menzel zu ſagen? Sagt man nicht kurzweg Göthe, Mozart, Menzel? Ich bitte, Madame, nennen Sie mich kurzweg Polck und fragen Sie mich, wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgiltig bin, nie mehr nach meinem Vornamen.

— Ihr Widerſtreben foltert meine Neugier; ich will, ich muß ihn wiſſen.

— Nimmermehr, Madame.

— Dann, mein Herr . . .

— Nun, Theuerſte?

— Dann kann ich Sie auch nicht mehr lieben.

— Sie ſcherzen wohl nur?

— Ein Mann, der ſo eigenſinnig iſt, mir eine ſo winzig kleine Bitte abzuſchlagen; ein Mann, der ſo hartnäckig ein Geheimniß vor mir bewahrt, kann mich nimmermehr lieben.

— Beim Zeus, ich liebe Sie!

— Ich glaube Ihnen erſt dann, wenn Sie kein Geheimniß mehr vor mir haben.

— Madame, Sie peinigen mich . . .

— Ihr Vorname? mein Herr?

— Ich möchte raſend werden!

— Und warum?

— Weil . . .

— Reden Sie!

— Weil ich befürchten muß, Ihnen einen Vornamen zu nennen, der vielleicht im Stande iſt, mir Ihre ganze Liebe zu rauben?

— Halten Sie mich für dumm?

— Nein Madame.

— Alſo faſſen Sie Muth!

— Nun denn, ſo ſei's in Gottes Namen. Ich heiße ...

— Nun geſchwind, wie heißen Sie?

— Werden Sie aber auch nicht erſchrecken?

— Wo denken Sie hin!

— Werden Sie aber auch nicht lachen?

— Was fällt Ihnen ein!

— Werden Sie mich dann wohl noch ſo lieb haben, wie jetzt?

— Noch zehn, noch hundert, noch tauſend Mal lieber.

— Nun denn, ſo erfahren Sie ein Geheimniß, das zwölf Jahre lang in der tiefſten Tiefe meines Herzens eingeſchloſſen war; erfahren Sie, Madame, daß ich nicht blos einen, ſondern drei Vornamen mit mir umherſchleppe ...

— Drei Vornamen? Deſto beſſer. Sie heißen alſo?

— A... A... Der Name erſtirbt auf meiner Lippe ...

— Reden Sie, ich beſchwöre Sie!

— Nun, da Sie durchaus darauf beſtehen, ich heiße ... Abraham ...

— Abraham?

— Iſaak ...

— Iſaak??

— Feitel ...

— Feitel??? Halten Sie ein, halten Sie ein, mein Herr, Sie ſtoßen mir drei Dolche in die Bruſt. Nein, nein, Sie ſcherzen nur ... Sie heißen nicht ſo ... Sie heißen anders, ganz anders ...

— Nein, Madame, ich wiederhole es Ihnen noch ein Mal, ich heiße Abraham Iſaak Feitel Pollack, genannt Polck.

— Aus meinen Augen, Herr!

— Madame?

— Glauben Sie, daß eine Dame meines Standes je im Stande ſein könnte, einen Mann — ſelbſt wenn er ein Adonis, ein Apoll, ein Mars wäre — zu lieben, wenn dieſer Adonis Abraham, wenn dieſer Apoll Iſaak, wenn dieſer Mars mit ſeinem Vornamen Feitel hieße? Fort, fort, mein Herr! Es iſt aus mit uns! Wir ſind geſchieden, geſchieden fur immer...

— Iſt das Ihr Ernſt, Madame?

— Ich ſchwöre.

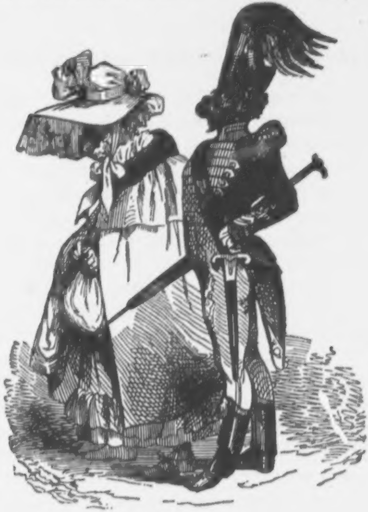
— Dann habe ich die Ehre, mich beſtens zu empfehlen.

Die Partie ging zurück, und Doctor Abraham Iſaak Feitel Pollack, genannt Polck, iſt — noch zu haben.

III.

Welche meiner Leſerinnen will ihn heirathen?

Die vornehme Dame und ihr Leibjäger.



Frau v. Bulldogg. Greif!

Greif. Gnädigſte Frau Comteſſe!

Sie. Mir ſcheint, ich habe etwas verloren . .

Er. Eine Kleinigkeit, gnädige Frau!

Sie. Was denn?

Er. Ihren guten Ruf.

Sie. Flegel, daran iſt kein Anderer ſchuld, als Er!

Die behexte Sphynx in Dresden.

Wer kennt nicht die Brühl'ſche Terraſſe? Am Fuße derſelben ruhen zwei ſteinerne Sphynxe, die, ſeitdem ſie der Bildhauer dorthin geſtellt hat, ſich immer höchſt anſtändig betragen, keinem der Vorübergehenden irgend etwas Unangenehmes in den Weg gelegt und Niemandem weder Räthſel noch Charaden, weder Logogryphe noch Homonyme, weder Palindrome noch ſonſt etwas zu knacken aufgegeben haben. Sie verhielten ſich immer ſtill und ruhig, wie es fabelhaften Weſen ihres Ranges zukommt. Eines Nachmittags aber — es war im vergangenen Sommer — wäre eine dieſer beiden Terraſſen-Hüterinnen — es fehlte nicht viel — Urſache eines großen Volk-Aufruhrs geworden.

Damals ſtand dicht vor einer dieſer beiden Sphynxe ein Mann, in dem Jeder gleich im erſten Augenblick einen Sohn Albions, einen Beafſteak-Menſchen, einen Engliſhman erkannte. Er hatte rothe Haare und — obgleich die Sonne ſchien — einen braunen Regenſchirm unter dem Arme, einen großen Strohhut auf dem Kopfe und ein kleines Lorgnon in der Hand, womit er die Sphynx anglotzte mit einer Art von Ueberraſchung, die ſich ſo lebhaft in jeder ſeiner Mienen abſpiegelte, daß ſeine Ueberraſchung einen andern Mann, der zufällig an ihm vorübergegangen war und nicht begreifen konnte, weshalb der Engländer ſo unabgewandten Blicks dieſe Sphynx anſtiere, dergeſtalt überraſchte, daß auch er — aus Neugier — ſtehen blieb und die Sphynx nun gleichfalls anſtarrte.

— Gentleman, begann der Neugierige, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich eine Frage an Sie richte.

Der Engländer, vertieft in das Anſchauen der Sphynx, that, als ob er die Frage nicht gehört hätte und ſchwieg.

Der Neugierige ſah erſt die Sphynx und dann wieder den Engliſhman an und ſprach nach einem Weilchen:

— Sir, geſtatten Sie mir eine beſcheidene Frage . . .

— Was wünſchen Sie?

— Ich möchte wiſſen, weshalb Sie ſeit einer Viertelſtunde ſo unabläſſig dieſe Sphynx betrachten?

— Der Grund, weshalb ich das thue, iſt ſo ſonderbar, ſo räthſelhaft, ſo wunderbar, daß Sie ihn ſchwerlich begreifen würden.

— Sie machen mich außerordentlich neugierig. Ich bitte, Sir, erzählen Sie mir den Grund Ihres Staunens.

— Sie werden es mir nicht glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe ſteinerne Sphynx, in der kein Leben zu wohnen ſcheint, dann und wann mit ihrem Kopfe wackelt . . .

— Das iſt nicht möglich.

— Das ſage auch ich und traue darum meinen eigenen Augen nicht, und dennoch ſage ich Ihnen die Wahrheit. Sehen Sie, ſehen Sie, jetzt wackelt ſie abermals mit dem Kopfe . . .

— Merkwürdig, ich ſehe das nicht.

— Paſſen Sie nur recht genau auf und wenden Sie kein Auge von ihr ab. Himmel, was ſehe ich da!

— Herr, was ſehen Sie wieder?

— So eben, Sir, hat die Sphynx auch mit dem Schweife gewedelt.

— Herr, das bilden Sie ſich nur ein.

— Sir, wollen Sie mich blind machen? Jetzt in dieſem Augenblick ſperrt ſie ihren Rachen auf und . . . gähnt.

— Was giebt's denn hier zu ſehen? fragte ein Dritter, der jetzt hinzutrat.

— Dieſer Engländer hier behauptet, daß dieſe Sphynx da mit dem Kopfe wackelt.

— Wie?

— Mit dem Schweife wedelt.

— Was??

— Den Rachen aufſperrt und uns angähnt.

— Teufel, iſt das wahr? fragte der darob höchlich verwunderte Philiſter und maulaffte nun gleichfalls die Sphynx an.

— Goddam, rief der Engländer, die Sphynx muß behext ſein.

— Was iſt denn los hier? fragte ein Vierter, der ſich hinzugeſellt hatte.

— Dieſe Sphynx da, ſprach der Philiſter, iſt behext.

— Wie ſo behext? fragte der Vierte.

— Sie wackelt mit dem Schweife und wedelt mit dem Kopfe, erklärte der Philiſter.

— Nein, umgekehrt, mein Beſter, ſprach der Zweite, ſie wackelt mit dem Kopfe und wedelt mit dem Schweife.

— Goddam, ſchrie der Engländer, ſo eben hatte ſie wieder das Maul aufgeſperrt.

— Man ſollte das der Polizei anzeigen, ſagte ein Fünfter, der das Geſpräch mit angehört hatte.

Wo erſt fünf Maulaffen ſtehen, da ſtellen ſich auch zehn und hundert ein. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte ſich dort ein dichter Knäuel neugieriger Gaffer zuſammengedrängt, alle neugierig, die behexte Sphynx mit dem wackelnden Kopfe und dem wedelnden Schweife zu ſehen.

Als die Maulaffen-Menge immer dichter und gedrängter wurde, miſchte ſich auch ein harmloſer Polizei-Sergeant hinein.

— Iſt denn ein Unglück paſſirt? fragte er.

— Ein großes Unglück, antwortete ein kleiner Spaßvogel. Die ſteinerne Sphynx dort iſt eine Hexe von Fleiſch und Blut. Sie wackelt mit dem Kopfe, wedelt mit dem Schweife und ſperrt den Rachen auf, wie der Moloch.

— Moloch? Wer iſt dieſer Moloch?

— Ein menſchenverſchlingendes Ungeheuer, ein Fremder.

— So??? Wo iſt er denn abgeſtiegen?

— Im Hotel de Saxe bei Herrn Gerskamp, der ihn vielleicht nicht angemeldet hat.

— Herr Gott! das muß ich gleich berichten, ſprach der Sergeant und lief ſofort auf die Polizeidirection.

Schon ſtanden über dreihundert Menſchen auf dem Platze. Die Furchtſamen glaubten bereits an Aufruhr.

— Mylord, Mylord! rief plötzlich der Engliſhman einer großen, rothborſtigen Hopfenſtange zu, die aus dem Maulaffenknäuel wie der Fockmaſt eines Linienſchiffes hervorragte.

— Was giebt's, was giebt's? fragte der Maſtbaum.

— Erinnern Sie ſich noch unſerer Wette?

— Welcher Wette?

— Der Wette, die ich vor drei Monaten mit Ihnen eingegangen, der Wette, daß ich im Stande bin, einen Volks-Auflauf herbeizuführen?

— Eh bien?

— Dieſe Wette habe ich jetzt gewonnen. Die ganze Menſchenmenge, die Sie hier verſammelt ſehen, habe ich hieher gelockt . . .

— Und wodurch?

— Das ſollen Sie ſogleich erfahren, ſprach der Engländer, häkelte ſich in den Arm ſeines Landsmanns ein, ſtieg mit ihm die Terraſſe hinauf und erzählte ihm dort die Liſt, die er gebraucht hatte, um ſeinen Plan auszuführen.

Mylord hatte dadurch hundert Guineen verloren.

Sonne und Mond, oder Colombine und Arlequin.

Vorwort.

Herr Bäuerle hat eine Prämie ausgeſchrieben. Wofür? Für die beſte Novelle. Da ich große Luſt verſpüre, dieſen Preis von fünfzig Dukaten zu gewinnen, ſo habe ich den kühnen Entſchluß gefaßt, als Concurrent aufzutreten. Hier folgt die Novelle. Sie iſt, nach meinem Erachten, ein Meiſterſtück, würdig jenes Preiſes von fünfzig Dukaten. Ich erſuche die „Wiener Theaterzeitung", dieſe Preisnovelle ihren 8000 Abonnenten löffelweiſe einzugeben, ſo zwar, daß ſie ſich wie ein Bandwurm durch mindeſtens dreizehn Nummern ihres Blattes zieht.

Ganz Europa kennt den Doctor Gimpel.

(Fortſetzung folgt.)

Er iſt einer der geſchickteſten Irrenärzte Europa's und ſteht in dem Rufe, jede Art Wahnſinn zu heilen, jeden Narren wieder zur geſunden Vernunft zurückbringen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Doctor Gimpel behandelt ſeine Narren auf ſehr kluge Weiſe: er heilt die Meiſten durch ſtrenge Diät, regelmäßige Leibesbewegung, harmloſe Spiele, vor Allem aber durch die magiſche Wirkung der Muſik.

(Fortſetzung folgt.)

Im Carneval des vorigen Jahres kam Doctor Gimpel auf den Einfall, einen Maskenball zu veranſtalten, an dem alle Narren, die ſich zu jener Zeit in ſeiner Heilanſtalt befanden, Theil nehmen durften.

In dem mit Blumenfeſtons reich geſchmückten, durch Lüſtres und Girandolen taghell erleuchteten Ballſaale wogte ein Schwarm von Masken, erheitert von den Klängen frohſinnzündender Tanzmelodien. Jedem dieſer Narren war die Wahl ſeiner Maske freigeſtellt. Es war ein komiſcher und dabei doch unheimlicher Anblick, den düſtern Wahnſinn in heitern Narren-Gewändern umhertanzen zu ſehen. Da ſah man Arlequins und Colombinen, Pantalons und türkiſche Kaftans, Veſtalinnen und Fledermäuſe, Eremiten und Schornſteinfeger, tiroler Bauern und polniſche Juden. Der Zuſchauer glaubte ſich nach dem Markusplatz von Venedig verſetzt.

(Fortſetzung folgt.)

Nur einem der Narren, einem Genfer Uhrmacher, welcher Rouſſeau's Schriften geleſen und darüber ſein Bischen Verſtand verloren hatte, war von einem der Wärter der Eintritt in den Ballſaal verwehrt worden, weil er wie Adam —

(Fortſetzung folgt.)

im nackten Naturzuſtande erſcheinen wollte. Die andern Wahnſinnigen aber, die ſich viel anſtändiger, als manche ſogenannte vernünftige Leute betrugen, gaben ſich den Freuden des Feſtes mit ſolcher Heiterkeit hin, als ob ſie ganz vernünftig wären. Sie foppten ſich gegenſeitig, ſie ſcherzten, kicherten und lachten; ſie plauderten, tanzten und koſ'ten mit einander und waren froh wie —

(Fortſetzung folgt.)

die Kinder. — Das Orcheſter rief jetzt die Narren zum Contretanz. Mitten im Tanze entſpann ſich zwiſchen einer jungen ſchönen Colombine und einem jungen liebenswürdigen Arlequin folgendes Geſpräch:

(Fortſetzung folgt.)

— Maske, ſagte Colombine zu ihrem Arlequin, Du biſt der Geliebte, der mich treulos verlaſſen hat.

— Ich Dein Geliebter? Was fällt Dir ein? Ich habe Dich niemals geſehen! Wer biſt Du?

— Ich bin das glänzendſte Geſtirn des Tages, die Königin des Himmels, ich bin, mit Permiſſion zu ſagen, die Sonne.

— Blendende Sonne, erhabene Himmelskönigin, es freut mich, Deine werthe Bekanntſchaft zu machen. Die glühenden Strahlen Deiner Augen ſchmelzen das Eis meines Herzens.

— Verräther, ich erkenne Dich an dem heuchleriſchen Schmelze Deiner Stimme, Du haſt mir Liebe, Du haſt mir Treue geſchworen und all' dieſe Schwüre gebrochen. Du haſt mich getäuſcht, hintergangen, betrogen.

— Ich Dich betrogen! Ei, für wen hältſt Du mich denn?

— Du biſt das glänzendſte Geſtirn der Nacht, Du biſt, mit Reſpekt zu ſagen, der blaſſe Mond.

— Mondſüchtige Sonne, Du irrſt! Ich bin nicht der Mond, ich bin weiter nichts als ein armer Haſe, der ewig von einem ſchwarzen Pudel verfolgt wird.

— Vergebens ſuchſt Du mich zu täuſchen, feiger Haſe!

— Ach, liebſte Sonne, verrathe mich nicht. Sieh', all' dieſe Weſen hier ſind maskirte Hunde; erfahren ſie, daß ich armer Teufel der Haſe bin, deſſen Spur ſie verfolgen, dann, Sonne, liebe Sonne, iſt es um mich geſchehen, dann packen und zerreißen ſie mich . . .

— Du willſt alſo nicht eingeſtehen, daß Du der falſche, treuloſe, meineidige Mond biſt?

— Bei meinen Löffeln ſei's geſchworen, daß ich ein Haſe bin!

— Wohlan, ſo fahre hin, haſenfüßiger Mond! Holla, ihr Hunde! rief die Sonne. Mein Tänzer da, dieſer elende Arlequin, iſt nicht der Mond, er iſt der Haſe, den Ihr ſucht. In demſelben Augenblick —

(Fortſetzung folgt.)

öffnete ein Wärter den Eingang zum Saale, und Othello, der ſchwarze Pudel des Irrenarztes, als Mohr von Venedig verkleidet, miſchte ſich wedelnd und bellend in den dichten Maskenknäuel.

(Fortſetzung folgt.)

Als Arlequin-Haſe das Bellen des Hundes vernahm, rief er im Tone der gräßlichſten Verzweiflung: „Weh' mir, ich bin verrathen!“ und — ergriff das Haſenpanier. Wie ein Beſeſſener lief er von einem Ende des Saales zum andern. Die Sonne rannte dem Haſen und der ſchwarze Pudel der weißen Sonne nach. Dieſes Wettlaufen ergötzte die andern Masken dergeſtalt, daß ſie, gleich als ob ſie Zeugen eines Treibjagens wären, heiſſa, huſſah, holla ho!!! ſchrieen, lachend in die Hände klatſchten und den armen Haſen und ſeine beiden Verfolger, die Sonne und den Pudel, immer mehr und mehr in die Enge trieben.

(Fortſetzung folgt.)

Der arme Arlequin, durch den heilloſen Lärm und das teufliſche Bellen des ſchwarzen Pudels in Todesangſt verſetzt, durchbrach halb todtgehetzt die dichten Maskenreihen und ſprang — da ihm kein anderer Ausweg offen ſchien — mit einem Sprunge durch das große Bogenfenſter. Die Sonne folgte dem treuloſen Monde; nur der Pudel blieb klaffend am zerbrochenen Fenſter ſtehen.

(Schluß folgt.)

Unten auf den Quadern des monderhellten Hofraumes lagen zwei zerſchmetterte Leichname. Oben vom Himmel ſchaute der helle Mond und oben vom Fenſter der finſtere Pudel auf die Sonne und den Haſen herab.

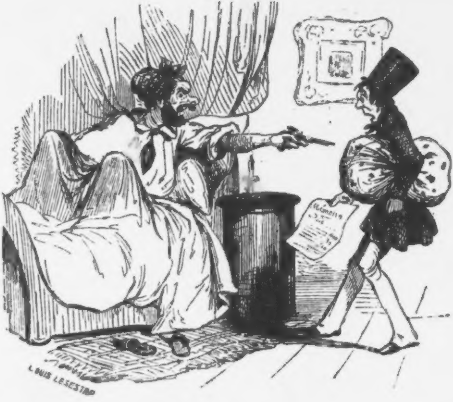
Beide aber ſchwammen in ihrem Blute.

⁂

Nachwort.

Fertig! Nun bitte ich mir die fünfzig Dukaten aus.

Der Faſhionable und ſein Schneider.


Mémoire
LOUIS LESESTRE

Faſhionable (im Bette). Kameel, was bringſt Du?

Schneider. Die Rechnung, Herr Baron.

Faſhionable. Was bringſt Du??

Schneider. Ihr Conto, Herr Baron.

Faſhionable. Sprich mir von allen Schreckniſſen des Gewiſſens, nur von einem Conto ſprich mir nicht.

Schneider. Alſo die Note, Herr Baron.

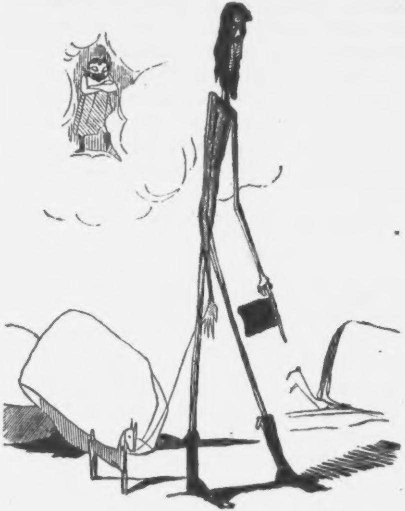
Faſhionable. Kameel, ich bin nicht muſikaliſch und verſtehe keine Note.

Schneider. Alſo Ihr Memoire.

Faſhionable. Ich leſe keine Memoiren. Nun aber nimm Deine Beine unter die Arme und — verdufte, ſonſt — (zieht eine Piſtole hinter dem Kiſſen hervor und zielt auf die Bruſt des Schneiders.)

Der Schneider reißt vor Schreck den Rachen auf und — verduftet.

Buchhändler und Schriftſteller.



11*

— Mitleidvoller Leſer, biſt Du bei Thränen?

— Ich glaube!

— Nun, dann widme wenigſtens eine derſelben — Thränen koſten ja nichts! — jener Jammergeſtalt, in der Du den Typus der deutſchen Schriftſteller erblickſt.

Ein deutſcher Schriftſteller, thränenvergießender Leſer, iſt das unglücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller hat keine Heimath. Er irrt, wie der ewige Jude, von Land zu Land und findet nirgends Ruhe und . . . Verleger. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller hat Ueberfluß an Mangel. Sein Koch iſt der Hunger, ſein Kellermeiſter der Durſt. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller hat blutwenig Geld, aber verteufelt viel Ehrgefühl und noch mehr . . . Schulden! Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller ißt für Fünf und bezahlt . . . nicht für einen Einzigen. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller thut dick und iſt magerer als ein penſionirtes Schwefelhölzchen. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller iſt ſo arm, daß er Kleider für Luxus und Geld für eine Chimäre hält. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller trägt langes, zottiges Haar und einen polniſchen Judenbart, weil ihm landesübliche Münze zum Ra- und Fri-ſiren fehlt. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller trägt, wie ein armer Supplikant, beſtändig den Hut in der Hand und das Bewußtſein im Herzen, daß er ein verkanntes Genie iſt. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller trägt weite Stiefel und dennoch drückt ihn der Schuh und . . . die Cenſur. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller iſt ein rechnungs- und europamüder Freiheitsbote, omnia sua secum portans. Weine, weine!

Ein deutſcher Schriftſteller ſchleppt ſeine ganze Unſterblichkeit, all ſeine Werke mit ſich herum, geht damit hauſiren von einem Buchhändler zum andern und nennt Jeden, der dieſe Werke nicht verlegen will, einen Dummkopf, einen Philiſter, einen Geizhals, einen Filz, einen Schinder. Weine, weine!

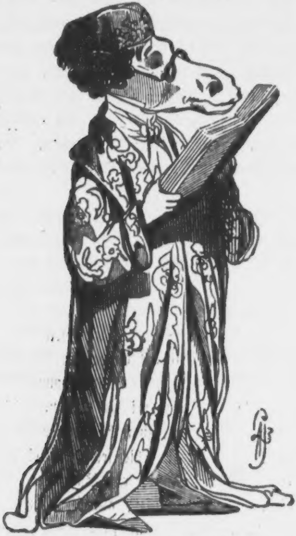
— Aber was für Werke ſind es, die er mit ſich herumſchleppt?

— Scharfſinnige Geiſtesprodukte aus allen Sphären der Wiſſenſchaft.

— Zum Beiſpiel?

— Sieben- bis neunaktige Trauerſpiele, die zum Todtlachen ſind; mediziniſche Abhandlungen mit den lärmſchlagenden Titeln: „die Liebe heilbar!“ „der Katzenjammer heilbar!“ „die Cenſur unheilbar!“ u. ſ. w.; drei bis vier verſchiedene Geſchichten des Hamburger Brandes, zum Beſten der Abgebrannten, zu denen er ſich ſelber zählt; fünf bis ſechs bluttriefende Criminal-Epopöen; ein Buch der Küſſe, ein Buch der Ohrfeigen, ein Buch der Liebe und noch fünfzig andere Manuſcripte, für die er Käufer ſucht, Käufer à tout prix, Käufer quand même. Weine, weine!

Schmerzzernagter Leſer, betrachte nun dieſe Göttergeſtalt, in der Du den Typus der deutſchen Buchhändler erblickſt.



Ein deutſcher Buchhändler, ehrfurchtdurchdrungener Leſer, iſt das biederſte, edelſte, großmüthigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler hat mehr Unternehmungsgeiſt, als fünf engliſche, zehn franzöſiſche und hundert kamtſchadaliſche Buchhändler. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler hat niemals Mangel an Ueberfluß. Er hat mehr Geld als Rothſchild und mehr Verſtand als der Fürſt Metternich. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler zieht nie mehr Exemplare ab, als der Kontrakt ihm zugeſteht. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler iſt die perſonificirte Beſcheidenheit, kennt Stolz und Aufgeblaſenheit nur dem Namen nach und opfert lieber ſich, als Andere auf. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler iſt die zu Fleiſch gewordene Großmuth: er beſchützt und ermuntert, er unterſtützt und beſchäftigt junge Talente und läßt ſich nie etwas zu Schulden kommen, was wie Geiz oder Schmutz ausſieht. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler zahlt viel lieber fünfhundert Thaler baar als funfzig Thaler in faulen Wechſeln. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler ſchlägt den Louisd'or nie höher an als der Cours ſteht. Lache, lache!

Ein deutſcher Buchhändler prüft, wie dieſer Biedermann, alle eingeſchickten Manuſcripte ſelbſt und läßt ſich weder durch Haß noch Liebe, weder durch Verhältniſſe noch durch Privatrückſichten leiten. Lache, lache!

Zwiſchen dem deutſchen Buchhändler und dem deutſchen

Schriftſteller herrſcht ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt und ſeit dem Erſcheinen des Börſenblattes und der Preßzeitung die innigſte Eintracht, die rührendſte Freundſchaft, das erhebendſte Vertrauen. Zum Beweiſe dieſer Behauptung führe ich blos einen glänzenden Fall, den zwiſchen Herrn ***** und Herrm *** an.

Heul, drei mal Heul dem gebenedeiten Lande, was ſolche Buchhändler, Heil, drei Mal Heil dem ſegensreichen Lande, das ſolche Schriftſteller hat.

Und nun, gerührter Leſer, lache oder weine, weine oder lache, oder lache und weine, wenn es Dir Freude oder Schmerz macht.

Ihr aber, meine Herren Schriftſteller und Buchhändler, nehmt den harmloſen Scherz nicht als bittere Wahrheit auf und bedenkt, was Ludwig Robert einſt geſagt, als er das ganze Publikum durch ſeine Hechel zog:

Ich bitte Dich, nimm's ja nicht krumm,
Denn Einer iſt kein Publikum. —

Und nicht alle Schriftſteller und nicht alle Buchhändler ſind ſo liebenswürdig, wie jene Beiden, die ich ſo ebem gezeichnet habe.

Dixi et salvavi animam meam. Amen!

Die Ehe, ihre Freuden und ihre Leiden.

Man hat dicke Folianten darüber geſchrieben. Ich erinnere meine Leſer blos an das berühmte Werk von Sanchez „de matrimonio“, an Hippel's „Buch über die Ehe“, an Krug's „Philoſophie der Ehe“, an Balzac's „Physiologie du mariage“ und könnte zweihundert andere, mehr oder minder berühmte Werke aufzählen, um den Beweis zu führen, daß über dieſes Thema eine ganze Bibliothek tragi-komiſcher Variationen exiſtirt. — Die dümmſten und die geiſtreichſten Menſchen aller Zeiten haben für und wider die Ehe geſchrieben. Es wundert mich, daß in unſerer ſchreibſeligen, ſammelſüchtigen, ſpekulativen Zeit noch keiner unſerer tauſend Compilatoren auf den Einfall gerathen iſt, alle Stimmen über Liebe und Ehe, die für und dawider erklungen ſind, gewiſſenhaft zuſammenzuſtellen, um zu beweiſen, ob die Liebe ſchädlich und die Ehe nützlich, oder ob umgekehrt die Ehe ſchädlich und die Liebe nützlich ſei. Ich ſollte meinen, daß eine Blumenleſe der geiſtreichſten Gedanken für und wider die Liebe, für und wider die Ehe gerade jetzt, wo die weiſen Lykurge neue Ehegeſetze in ſtrenge Berathung ziehen, zeitgemäßer und erſprießlicher wäre, als manches vage, alberne, herz- und geiſtloſe Zeitungsgeſchwätz.

Die Liebe, ſagt König Salomo, iſt ſtark wie der Tod. Doch von der Ehe . . . ſchweigt er.

Die fromme Heloiſe, Abälard's treue Geliebte, die lieber ſeine Magd als ſeine Frau ſein wollte, ſagt: die Ehe iſt das Grab der Liebe.

Petrarca nennt die Liebe ein Gefühl, „che fa gentil' il cor vilano"; die Ehe, ſagt Bocaccio oder ein Anderer, iſt umgekehrt ein Gefühl „che fa vilan' il cor gentile."

Der alte, ehrliche Michel de Montaigne ſagt in ſeinen klaſſiſchen „Essais": Mit der Ehe geht es wie mit den Vogelkäfigen; Alle, die nicht d'rin ſind, wollen mit aller Gewalt hinein, und Alle, die drin ſind, möchten mit aller Gewalt wieder hinaus.

Die Ehe gleicht dem Vogelhaus,
Wer draußen iſt, der will hinein,
Wer drinnen iſt, der will hinaus,
Drum laſſe man das Freien ſein.

Der alte liebenswürdige und gewiß eben ſo ehrliche Pater Abraham a Santa Clara ſagt:

Die Ehe iſt ein Uebel,
Ein bitter-ſüßes Joch;
Sie gleicht fürwahr der Zwiebel,
Man weint und — frißt ſie doch.

Hören wir, was der geiſtreiche Beaumarchais ſagt: „De toutes les choses sérieuses le mariage est la plus bouffonne“; d. h. von allen ernſthaften Sachen iſt die Ehe die allerkomiſchſte.

Die Liebe hat Flügel, ſchreibt Lord Byron. Die Ehe aber lähmt ſie, ſagen hundert Andere.

Die Liebe, ſagt Lamennais, macht Alles möglich. Die Ehe, meinen Andere, macht Vieles unmöglich. Die Liebe macht uns blind, die Ehe aber öffnet uns die Augen.

L'amour est une statue de diamant avec des pieds d'argile, ſagt Etienne de Neufville in ſeiner „Physiologie des amoureux“. Die Ehe, ſage ich, iſt eine Statue von Blei mit einer Naſe von — Wachs.

Mein witziger Freund Saphir ſagt: Liebe und Ehe ſind zwei Himmelsleitern; auf der Leiter der Liebe ſteigt man in den Himmel hinauf, auf der Leiter der Ehe ſteigt man auf die Erde herab.

Der ſchwärmeriſche Friedrich Halm läßt den „Sohn der Wildniß“ fragen: Was iſt Liebe? Und die Antwort lautet:

Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.

Ein Zahmer fragte einen Wilden: was iſt Ehe? Und der Wilde erwiderte:

Eine Seele und zwei Gedanken, zwei Schläge und — kein Herz.

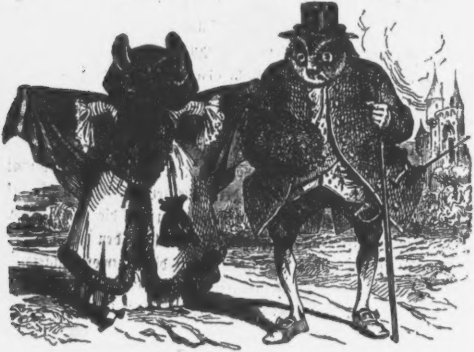
Du fragſt, was ich ſelbſt davon halte?

Liebe iſt der Süd-, Ehe iſt der Nordpol des Glücks. Liebe iſt das Morgenroth der Ehe; Ehe iſt das Abendroth der Liebe. Liebe iſt ein Räthſel, Ehe iſt die Auflöſung davon. Liebe iſt eine ſüße Fabel, Ehe iſt eine bittere Moral.

Ich könnte, verlangte es Jemand, noch tauſend ſolcher

Citate aus der Sparbüchſe meines Gedächtniſſes ſchütteln, doch wozu? Ich will meinen Leſern lieber einige Bilder und Scenen aus dem modern-thieriſchen Eheleben vorführen.

Ein Ehepaar aus der alten Zeit.



Schier neunzig Jahre biſt Du alt,
Haſt manchen Sturm erlebt!

Er. Wie lange, liebes Weib, ſind wir nun mit einander ſo glücklich verheirathet?

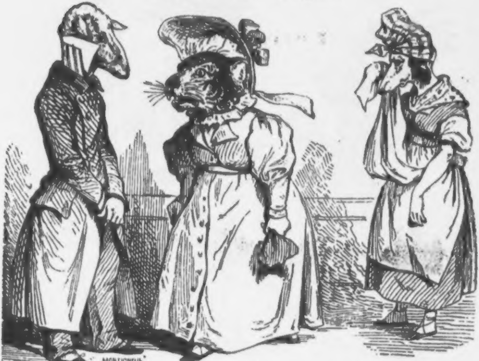
Sie. Schon neunundzwanzig Jahre, lieber Mann.

Er. Alſo ein Jahr noch und dann feiern wir . . .

Sie. Die goldene Hochzeit, lieber Mann.

Er. Nein, den dreißigjährigen Krieg, liebes Weib.

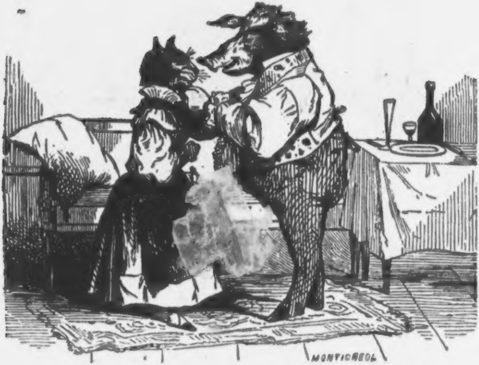
Schaf und Tiger.



Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Doch das Schrecklichſte der Schrecken
Iſt ein Weib in ſeinem Wahn.

Magd. Ach, Madame, Madame! — **Frau.** Was giebt's ſchon wieder? — **Magd.** Der Herr kneift mich immer . . . — **Frau.** Mein Mann kneift Dich? (zu ihm) Schafskopf, ich glaube, die Köchin gefällt Dir beſſer, Als Deine Frau? — **Mann.** Wo denkſt Du hin! Ein Blick Deines Auges iſt mir lieber als die ganze Perſon. — **Frau.** Wehe Dir, Lahire, wenn Du lügſt!

Tête-à-Tête.



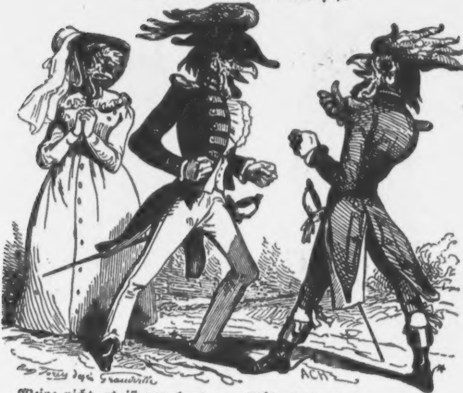
Iſt denn Liebe ein Verbrechen,
Darf man denn nicht zärtlich ſein?

Er. Gut, daß Du gerade jetzt kommſt, ſchmuckes Kätzchen!

Sie. Sind die gnädige Frau nicht zu Hauſe?

Er. Nein, liebes Kind, ich habe ſie Deinetwegen fortgeſchickt.

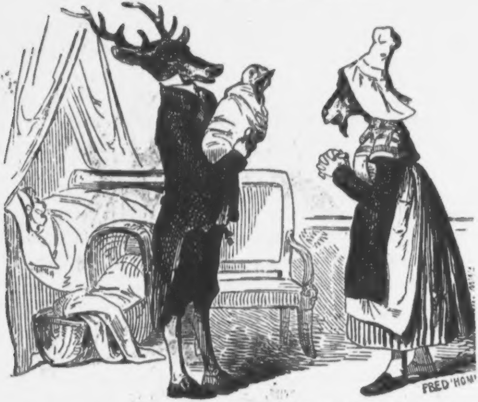
Ein Hahnenkampf.



Weine nicht, es iſt vergebens,
Alle Freuden dieſes Lebens
Sind ein Spiel der Fantaſie;
Mühe Dich, es zu vergeſſen,
Daß Du einſt ein Weib beſeſſen,
Denke, Du beſaß'ſt es nie!

Herr v. Hahn. Sie haben mich beleidigt. Wozu tragen Sie einen Degen? Ziehen Sie! — **Herr v. Puter.** Ich bin keine ſpaniſche Fliege. — **Hahn.** Nun denn, ſo ſchießen Sie! — **Puter.** Ich ſchieße keine — Böcke. — **Hahn.** Herr, Sie ſind ein Bock. — **Puter.** Das fordert Rache! — (Sie boxen. Frau von Hahn fleht zum Himmel, daß ihr Gemahl ... den Kürzern ziehe.)

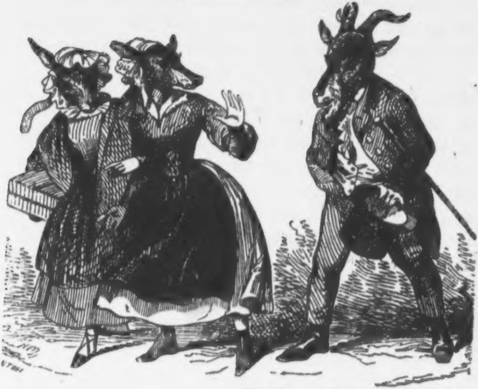
Familien-Aehnlichkeit.



Ha welches Glück, ha welches Glück,
Ha welches Glück, Papa zu ſein!
Weiße Dame.

Er. Nun, Amme, was ſagſt Du zu meinem kleinen Thronerben? — **Sie.** Ach, gnädiger Herr, das Kind iſt Ihnen wie aus dem Geſicht geriſſen. — **Er.** Amme, findeſt Du das wirklich? — **Sie.** Vater und Kind ſind einander ſo ähnlich, wie zwei Hirſchgeweihe.

Die Verſuchung.



Ein frommer Knecht war Fridolin.
Schiller.

Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' in mein Haus mit mir;
Da hilft kein Widerſtreben,
Es iſt nicht weit von hier.

Aut Scylla aut Charybdis ... hier ihre Wohnung ... dort das Zuchthaus ... Nimm Dich in Acht, guter Fridolin, denn hinter der Ecke lauert ein ... Gensd'arme.

(Der Vorhang fällt.)

Ein Papagei und zwei Nebenbuhler.

I.

Madelaine war ein Kind zum Küſſen.

Kaum dreizehn Jahre alt, eine arme verlaſſene Waiſe, eine Thräne im Auge, eine Erbſenblüthe an der Bruſt und ein bretagniſches Lied auf den Lippen, hatte ſie ihr kleines heimathliches Dorf, das wie eine Erdbeere im lachenden Grün eines der ſchönſten Thäler verſteckt lag, verlaſſen, um nach Paris zu ziehen und ſich dort, unter den ſchützenden Flügeln einer alten, aber reichen Pathin, eine Zukunft zu ſchaffen.

— Aus Dir muß eine Taglioni oder mindeſtens eine Noblet werden, mein liebes Kind, ſagte die alte Dame, als ſie Madelaine's reizende Geſtalt, Madelaine's hübſchen Arm, Madelaine's bezaubernd ſchönen Fuß ſah.

— Eine Taglioni? Eine Noblet? Was ſind dieſe Damen?

— Wie, mein Pathchen kennt dieſe Gottheiten nicht? Haſt Du dieſe Namen noch in keiner Zeitung geleſen?

— Wir armen Leute in der Bretagne leſen keine Zeitungen.

— Und ihr armen Leute könnt leben ohne Zeitungen, athmen ohne Mode-Journale, exiſtiren ohne programmes des spectacles? Ach, lieber Himmel, wie danke ich Dir, daß Du mich nicht zur Strafe verurtheilt haſt, in der Bretagne zu leben!

— Ach, und doch iſt es ſo ſchön bei uns!

— Hier, ſchöne Pathe, in dem lieben Paris ſoll es Dir bald noch beſſer gefallen. Ich will Dir Unterricht in Tanz und Muſik ertheilen laſſen, ich will Dir die beſten Meiſter halten, ich will keine Koſten ſcheuen und für Dich ſorgen, ſüßes Kind, als wäreſt Du mein eigenes. Du biſt arm, ich bin reich; Du biſt Waiſe, ich bin kinderlos; ich will Dir Mutter ſein, ſagte Frau v. Vaucluſe und ſchloß die kleine Bretagnerin zärtlich an ihr Herz.

II.

Seitdem waren kurze drei Jahre verfloſſen. Madelaine ſtrahlte jetzt als einer der erſten Sterne am Firmamente der großen Oper. Ihr Tanz entzückte, ihre Schönheit bezauberte ganz Paris. Aus dem ſchlichten, einfachen Bauermädchen war eine in alle Künſte der Gefallſucht eingeweihte Pariſerin — dies eine Wort ſagt Alles — geworden.

— Weißt Du, liebes Pathchen, ſprach Frau v. Vaucluſe zu ihrem Schützling, daß Du mir jetzt noch viel tauſend Mal ſchöner als vor drei Jahren erſcheinſt, wo Du als ſchüchternes Dorfmädchen, in einem krebsrothen Mollrock, einen Roſenkranz in der Hand und ſchwere Holzſchuhe an den Füßen, Dich in meinen Schutz begabſt? Jetzt, ſüße Madelaine, biſt Du eine vornehme Dame, eine von aller Welt angebetete Künſtlerin, in Mouſſelin und Seide gehüllt, ein Engel an Schönheit, eine Peri an Anmuth und Liebreiz . . . damals eine unſcheinbare Puppe, jetzt ein goldſchimmernder Schmetterling!

— Mama, gefalle ich Ihnen wirklich? fragte Madelaine, einen ſelbſtgefälligen Blick in das venetianiſche Spiegelglas werfend, das ihre Sylphengeſtalt zurückhauchte.

— Wär' ich ein Mann, mein holdes Kind, ich könnte mich in Dich verlieben.

— Sie wären das in der That im Stande? fragte die kleine Kokette mit pfirſichweichem Lächeln.

— Sind denn nicht alle Männer in Dich verliebt? Liegt nicht Eugen, liegt nicht Charles, liegt nicht ganz Paris zu Deinen Füßen? Siehſt Du, Kind, das eben iſt mein Stolz; denn ich darf mir ſagen: Madelaine, wie ſie jetzt vor mir ſteht, iſt meine Schöpfung, mein Werk!

— Sie liebe, gute Mutter! rief die Tänzerin, ihre Pathin zärtlich umarmend.

— Doch halt, damit ich's nicht vergeſſe. Wir ſprachen ſo eben . . .

— Von Eugen und Charles.

— Ganz recht, mein liebes Kind. Und wen von Beiden liebſt Du denn? Du ſchweigſt? Du beſinnſt Dich? Bekenne, Madelaine!

— Wen von Beiden würden Sie vorziehen?

— Ich finde Einen ſo liebenswürdig wie den Andern. Beide ſind gleich reich, Beide gleich angeſehen . . . Eugen iſt blond . . . Charles braun . . . der Eine Avoué . . . der Andere Notar . . . das iſt der einzige Unterſchied. Darf ich mich nun wohl erkühnen, Dich zu fragen, wem von Beiden Du den Vorzug giebſt?

Madelaine wollte antworten; da trat der alte Diener ein.

III.

— So eben, gnädige Frau, iſt dieſer ſchöne Papagei bei mir abgegeben worden.

— Von wem? fragte Frau von Vaucluſe.

— Der Vogelhändler, den ich darum befragt, ſchien es nicht zu wiſſen, von wem.

— Auch nicht für wen? fragte die Tänzerin.

— Für Fräulein Madelaine, antwortete der Diener.

— Ach, welch' ein ſchönes, herrliches Thier! ſagte Madelaine, den Vogel abnehmend. Comment t'appelles-tu, mon bon garçon? fragte ſie, ſeine dreifarbige Huppe ſtreichelnd.

Der Vogel aber ſchien zum Antworten nicht aufgelegt.

— Donnes-moi ta patte, mon vieux vilain, bat Madelaine.

Auch dazu war das eigenſinnige Thier nicht aufgelegt.

— Nimm Dich in Acht, liebes Kind, das Vieh iſt am Ende boshaft und beißt Dich.

— Der junge Herr wird doch nicht ſo unartig ſein? Ach nein, ach nein, der iſt ſo kirr wie mein angoliſcher Kater.

— Ich traue dieſer dreifarbigen Raçe nicht, meinte Frau von Vaucluſe, die, beiläufig bemerkt, eine eingefleiſchte Henriquinquiſtin, eine Anhängerin der von der glorreichen Juli-Sonne verſengten Lilien war. Zukünftig, mein lieber Barnabé, ſagte ſie zum Diener, rathe ich Dir, Geſchenke von unbekannten Gebern nicht mehr anzunehmen.

— Sehr wohl, gnädige Frau, ſprach der Alte und entfernte ſich.

— Ich möchte wohl wiſſen, ob Eugen oder Charles mir dieſen Vogel geſchenkt hat?

— Wem von Beiden würdeſt Du lieber dafür verpflichtet ſein?

— Ei, ei, wie ſchlau, Mama! Geheimniſſe des Herzens pflegt man nicht ſo leicht auszuplaudern.

— Endlich wirſt Du Dich zu einer Wahl ja doch entſchließen müſſen. Darf Deine Mutter, Deine Freundin nicht jetzt ſchon wiſſen, zu wem von Beiden Dein Herz ſich hingezogen fühlt?

Madelaine wollte antworten, als wiederum der Diener eintrat, um die Ankunft der beiden Herren, von welchen ſo eben die Rede war, anzumelden.

— Ach, ich bin ja noch nicht angekleidet . . .

— Dann will ich ſie abweiſen laſſen . . .

— Das wäre unartig, ſüßes Kind. Nein, nein, empfange ſie; ich aber will unterdeſſen Toilette machen, ſagte Frau von Vaucluſe und verfügte ſich in ihr Ankleidezimmer.

Gleich darauf erſchienen die beiden Nebenbuhler.

IV.

— Wer von Ihnen ſchenkte mir heute dieſen allerliebſten Papagei?

Beide ſchwiegen.

— Wünſchen Sie dieſe Frage wiederholt zu hören?

Charles ſah Eugen, Eugen ſah das Fräulein an.

— Wie heißt das ſchmucke Thier? fragte die ſchlaue Eva.

Aber Beide ſchwiegen.

— Das iſt nicht ſchön von Ihnen, meine Herren. Viel lieber hätte ich das ſchöne Thier, wüßte ich, wem von Ihnen ich dafür zu danken habe.

— Von etwas Ernſterem, angebetete Madelaine, begann Charles. Wir Beide, Eugen und ich, haben geſtern Abend im Foyer der großen Oper, wo Ihr Tanz wieder Alles entzückt hat, unter uns ausgemacht, heute gleichzeitig um Ihre neidenswerthe Hand anzuhalten und Ihnen, wie ſich das von ſelbſt verſteht, zwiſchen uns vollkommen freie Wahl zu laſſen.

— Sehr verbunden, meine Herren.

— Aber wir bitten und beſchwören Sie, theure Madelaine, ſetzte Eugen hinzu, uns nicht länger in der qualvollen Ungewißheit zu laſſen, wem von uns Beiden es gelungen iſt, Ihr Herz zu gewinnen.

— Sie wollen mich in die Enge treiben, wollen mich gleichſam überrumpeln, mir nicht einmal Zeit zur Ueberlegung, Friſt zur Entſcheidung gönnen?

— Wie lange noch wollen Sie uns auf die Folter ſpannen? fragten Beide zugleich.

— Nur kleine acht Tage noch.

— Wie, acht Tage?

— Scheint Ihnen die Friſt zu kurz? Gut, dann werde ich mich über vierzehn Tage entſcheiden.

— Grauſame Madelaine, ſeufzten Beide.

— Bis dahin, meine Herren, habe ich an Sie eine Bitte, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen.

— Welche? welche? fragten Eugen und Charles wie aus einem Munde.

— Ich wünſche, von morgen angefangen, tagtäglich nur Einen von Ihnen bei mir zu ſehen.

— Nur Einen? fragten Beide erſchreckt.

— Verſtehen Sie mich recht: ich bitte Sie, Ihre Beſuche ſo einzutheilen, daß nicht beide auf einen und denſelben Tag fallen.

— Aber weshalb? weshalb?

— Um ungeſtörter Vergleiche anſtellen zu können, in welcher Geſellſchaft ich mich behaglicher, heimlicher, glücklicher fühle . . .

— Glauben Sie, Madelaine, ſagte Eugen, daß ich im Stande wäre, einen Tag zu leben, ohne Sie zu ſehen?

— Oder meinen Sie, daß ich vielleicht ſtark genug wäre, dieſe Marter zu ertragen? fragte Charles.

— Vielleicht Keiner, vielleicht auch Beide. Laſſen wir dieſe Frage unentſchieden. Aber da Sie Beide vorgeben, nicht kleine vierundzwanzig Stunden — erlauben Sie, daß ich lache — ohne mich leben zu können, ich aber geſonnen bin, Keinen von Ihnen zu bevorzugen, ſo will ich dem Einen meinen Vormittag, dem Andern meinen Nachmittag einräumen.

— Wem von uns Beiden gehört dann der Abend? fragte Eugen.

— Dem Nachmittagsbeſuch, erwiderte Madelaine.

— Gut, dann wage ich um den Nachmittag zu bitten, ſagte Charles.

— Und ich, ich ſollte mich mit dem kurzen Vormittage begnügen? fragte Eugen.

— Theilen wir, damit Niemand von uns Dreien zu kurz kommt, die Zeit von zehn Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends in zwei gleiche Hälften.

— Von zehn bis vier, ſagte Eugen.

— Und dann von vier bis zehn, fügte Charles hinzu.

— Sind Sie damit einverſtanden?

— Vollkommen, ſagten Beide.

— Entſcheiden Sie nun unter ſich, wer von Ihnen mich Vor- und wer mich Nachmittags beſuchen darf.

Beide überlegten hin und her und konnten keinen Entſchluß faſſen.

Dieſe Wahl iſt aber auch gar nicht ſo leicht, als ſie Manchem von uns erſcheinen mag.

Ob die Morgen- oder Abendſtunden in Geſellſchaft der Geliebten ſchöner, ſüßer und genußreicher ſind, ob — es kommt dabei viel auf die Jahreszeit an — ein heiterer Frühlingsmorgen oder ein traulicher Winterabend vorzuziehen iſt, ob ſechs Stunden mit der Geliebten in Gottes freier unbewachter Natur, mehr Zauber in ſich tragen, mehr Seligkeit in ſich bergen, als ſechs Stunden in den vier Pfählen eines ſtillverſchwiegenen Zimmers, ob es angenehmer iſt, mit der Geliebten zu frühſtücken und Mittagsbrod zu eſſen, als zu veſperm und ſoupiren — dies ſind ſchwierige Fragen, mit deren Beantwortung ich, gälte es eine Wette, ſpielend drei Bände von je zwanzig Bogen oder 1001 Feuilleton zu füllen im Stande wäre, Fragen, die ſich in frühern Zeiten ganz für die Cours d'amour geeignet hätten. Da es aber heut zu Tage weder Minnehöfe giebt, welche dieſe Fragen entſcheiden, noch Buchhändler, welche die Beantwortung derſelben verlegen würden, ſo entſcheide ich mich kurzweg für die Abendſtunden, einzig und allein ſchon darum, weil ich als Epicuräer ein gutes Abendbrod dem feinſten Diner vorziehe.

Aber Zeit und Leſer drängen; alſo fortgefahren.

Da Eugen und Charles durchaus nicht mit ſich einig werden konnten, für welche Tageszeit ſich jeder von ihnen erklären ſolle, ſo beſchloſſen ſie, auf Madelaine's Vorſchlag, die Entſcheidung dem Zufall zu überlaſſen. Sie nahm zwei Viſitenkarten, ſchrieb auf die eine avant und auf die andere après, rollte beide Looſe zuſammen, warf ſie in den Hut und ſagte:

— Wer von Ihnen die avant-Karte zieht, der darf mir — merken Sie ſich das — von morgen angefangen, nur Vormittags, und wer die après-Karte erwiſcht, nur Nachmittags die Ehre ſeines Beſuches ſchenken. Der Eine darf nicht früher als zehn Uhr Morgens, der Andere nicht früher als vier Uhr Nachmittags kommen. — Gehen, meine Herren, kann Jeder, wann er will. Wer von Ihnen will nun ziehen?

— Ich, ich, riefen Charles und Eugen und zogen Beide zugleich.

Auf Charles fiel der Vor-, auf Eugen der Nachmittag.

Dieſer Punkt war nun glücklich beſeitigt.

V

Am Vorabende oder richtiger am Vormittage des Tages, den Madelaine zur Entſcheidung feſtgeſetzt hatte, erſchien Charles viel eleganter gekleidet, als gewöhnlich.

— Heute, meine theure Madelaine, ſagte er, iſt der entſcheidende Tag. Heute wird der Eine von uns ſein Todes-, der Andere von uns ſein Begnadigungsurtheil erfahren. O wüßten Sie, Madelaine, welche unholde Gefühle mich beſchleichen, wenn ich dem finſtern Gedanken Raum gebe, daß ich der Zurückgeſetzte, Eugen hingegen der Bevorzugte ſein könnte. In ſolchem Falle, den ich nicht erleben möchte, wäre ich im Stande, ihn und mich zu ermorden.

— Sind Sie toll?

— Ich bin verliebt ... Iſt das nicht ganz daſſelbe?

— Charles, ich habe noch immer geglaubt, daß Sie nur Scherz mit mir treiben und eben ſo wenig in mich verliebt ſind, als dieſer Papagei.

— Sagen Sie mir nichts von dieſem Vogel; er iſt mir ein Dorn im Auge.

— Und warum?

— Weil er, wie ich vermuthe, ein Geſchenk von Eugen iſt.

— Ach, er iſt ſo lieb, ſo ſchön!

— Eugen? fragte Charles mit aufflammender Eiferſucht.

— Ich meine den Papagei. Komm her, mein ſchmuckes Thier, komm, ſetze Dich auf meine Hand. Nun ſei aber auch hübſch artig und ſage mir, wie heißeſt Du?

— Eugen, Eugen, krächzte der Vogel.

— Weh mir! ſchrie Charles. Dieſer Vogel ſpricht mein Todesurtheil aus. Er, er ſchenkte Ihnen dieſen Papagei ... er, nur er lehrte ihm den mir verhaßten Namen ...

— Sie thun Ihrem Freunde Eugen großes Unrecht ... Nicht er lehrte ihm den Namen ...

— Wer denn, wer denn? fragte Charles mit tiefem Groll.

— Errathen Sie das nicht? fragte Madelaine, die Augenlider niederſenkend.

— Eugen, Eugen! ſchrie der Vogel.

— O ich Thor, der ich geglaubt, daß ich von Ihnen geliebt werde! Eugen aber — das ſchwöre ich — ſoll ſich ſeines Triumphes nicht lange zu erfreuen haben . . . Er hat mich überliſtet, gekränkt und betrogen.

— Aber mein Gott! wodurch?

— Er hat Ihnen dieſen elenden Papagei geſchenkt . . . Dieſes abſcheuliche Thier hat Sie beſtändig an ihn erinnert, hat fortwährend ſeinen Namen in Ihr Ohr gekrächzt und mich dadurch in den Hintergrund gedrängt.

— Eugen, Eugen! krächzte der Vogel.

— Ich mag den verhaßten Namen nicht mehr hören, ſagte Charles, ergriff den armen Papagei und — erwürgte ihn.

Die Conſole auf dem Ofenſimſe ſchlug eben vier. Charles Zeit war abgelaufen.

— Abſcheulicher! rief Madelaine.

— Was geht hier vor? fragte Eugen, der ſo eben eingetreten war.

— Dieſer böſe Menſch hat mein armes Papchen erwürgt.

— Und weshalb? fragte Eugen.

— Weil er . . . ſtotterte Madelaine.

— Deinen verhaßten Namen ausgeſprochen hat, fügte Charles hinzu.

— Wir ſchlagen uns, Charles.

— Morgen früh um ſechs Uhr.

— Im Bois de Boulogne.

— Auf Piſtolen.

— Und auf fünfzehn Schritt.

— Abgemacht, ſagte Charles, nahm ſeinen Hut und ging, ohne Madelaine eines Grußes zu würdigen.

VI.

— Du willſt Dich alſo mit ihm ſchlagen? Meinetwegen mit ihm ſchlagen? fragte Madelaine, ſich liebkoſend an ihn ſchmiegend.

— Er hat Dich und mich gekränkt.

— Vergieb ihm, denn hätteſt Du als Zurückgeſetzter nicht auch ſo gehandelt, wie er?

— Nein, nimmermehr!

— O dann liebſt Du mich nicht ſo, wie er mich liebt!

— Wie, Du könnteſt wirklich glauben, daß es auf Erden einen Menſchen giebt, der Dich inniger lieben kann, als Dein Eugen?

— Ich that Dir Unrecht, verzeihe Deiner Madelaine.

Und Beide umarmten ſich mit Liebesgluth.

VII.

Eine Stunde ſpäter kam folgender Brief:

„Mein lieber Eugen.

Nachdem ich eine Havannah-Cigarre geraucht, und zwei Gläſer Zuckerwaſſer mit Orangeblüthen getrunken habe, bin ich, ruhiger geworden, zu der Einſicht gelangt, daß es ſehr thöricht von uns wäre, wenn wir einer Kleinigkeit, eines Papchens wegen, miteinander Kugeln wechſeln wollten. Wenn Du Madelaine, die ich von mir zu grüßen bitte, bewegen kannſt, mir meine Unartigkeit, dem Vogel gegenüber, zu verzeihen, ſo laſſe es mich noch heute wiſſen, damit ich Euch morgen mit meinem neuen Landau zur Longchamp-Promenade abholen kann. Alle Welt ſoll ſehen, daß ich mich über meine Niederlage mit Anſtand zu tröſten weiß und einem Sieger, wie Dir, gern das Feld räume. Einen Handkuß an Madelaine. Bleibe gut

Deinem alten Charles.“

— Der Diener hat auch einen Papagei gebracht, ſagte der alte Barnabé.

— Bring' ihn herein, befahl Eugen.

— Ach, welch' ein nettes Thier! Faſt dieſelbe Geſtalt, faſt dieſelbe Farbe, meinte Madelaine.

— Wartet der Diener auf Antwort? fragte Eugen.

— Ja.

Der beglückte Nebenbuhler ſchrieb:

„Lieber Charles.

Unſere Sache iſt abgemacht. Wir bleiben Freunde wie bisher. Tauſend Dank für den Papagei. Eugen.“

P. S. „Morgen früh erwarten wir Sie. Madelaine.“

VIII.

Madelaine iſt ſeit einem Jahre vermählt. Eugen iſt ihr Gatte, und Charles ihr Hausfreund.

Wer von Beiden iſt mehr zu beneiden?

Die weißen Raben.

Laß Dir, Leſer, ein Märchen erzählen.

Zu Memphis, der prachtgeſchmückten und ruhmgekrönten Hauptſtadt Aegyptens, herrſchte (1500 Jahre vor des Heilands Geburt) König Pheron — von Einigen auch Pharaon genannt — der Nachfolger Seſoſtris II., ein fabelhaft großer Fürſt, der wegen ſeines herrlichen Charakters und ſeiner märchenhaften Tugenden, durch die er ſich vor allen andern Fürſten der Vor- und Mitwelt ausgezeichnet haben ſoll, von Clio, welche die Thaten der Herren Könige mit diamantenem Griffel eingräbt in die ehernen Tafeln der Geſchichte, den Beinamen „der weiße Rabe“ erhielt.

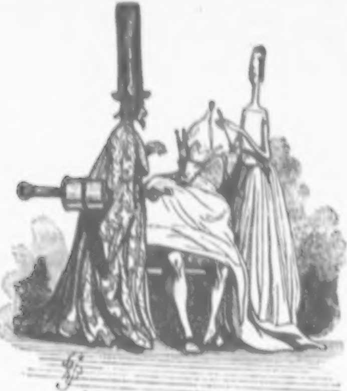
Und König Pheron verdiente dieſen Namen, denn er war in der That das, was der Lateiner „rara avis“, einen ſeltenen Vogel nennt. Der „weiße Rabe“ wurde von ſeinem Volke auf Händen getragen, vergöttert und angebetet als ein hellleuchtendes Muſterbild der Gerechtigkeit, der Weisheit und der Milde. König Pheron errieth die Wünſche ſeines Volkes und erfüllte ſie, bevor ſie noch ausgeſprochen waren, denn der „weiße

Rabe“ fand ſein eigenes Glück nur in dem ſeiner Unterthanen. Der letzte Bettler ſeines Reiches konnte eben ſo leicht Zutritt zu ihm haben, als der erſte ſeiner Miniſter, welcher Typhon (ungefähr ſo viel wie „Nachteule“) hieß und — beiläufig bemerkt — ein großer Schwachkopf war, deſſen Dummheit manchen weiſen Plan des gerechten Königs hintertrieb. — König Pheron war zu allen Stunden des Tages und der Nacht für ſein treues Volk zu ſprechen. Bei ihm brauchte man nicht, wie bei ſeinen Vorfahren, um Audienz zu betteln, weder Bitten noch Klagen ſchriftlich einzureichen und mondenlang auf abſchläglichen Beſcheid zu harren. Das Ohr des „weißen Raben“ war dem Volke jederzeit geöffnet. Der gute König Pheron hatte an jedem Fenſter ſeines nur von der Liebe ſeiner Unterthanen beſchützten Palaſtes eine Klingel anbringen laſſen, die Jeder, der den Monarchen ſprechen wollte, blos in Bewegung zu ſetzen brauchte, um augenblicklich Gehör zu erhalten. Der König erſchien dann ungeſäumt am Fenſter und fragte: „Sohn — (denn er nannte ſich Vater des Volkes) — was begehrſt Du?“ War des Unterthanen Bitte gerecht, ſo wurde ſie ſofort gewährt; war ſie aber ungerecht, in einem Tone abgeſchlagen, der nicht erbitterte.

Mit einem Wort: König Pheron war einer jener Fürſten, wie ſie ſein ſollten, aber — leider! — nicht immer ſind.

Der „weiße Rabe“ hatte eben ſein eilftes Regierungsjahr angetreten, als das ungerechte Schickſal die harte Prüfung über ihn verhing, ihm das Licht ſeiner Augen zu rauben.

Der blinde König und die tiefbetrübte Königin Sophonisbe ließen ihren berühmten Leibarzt Sethon holen, der, mit Inſtrumenten zur Operation verſehen, ſich alſogleich in den Palaſt begab und vor dem Throne ſeines Herrn und Gebieters erſchien, wie hier in dieſem Bilde zu ſehen iſt.



— Armer König, ſprach der weiſe Arzt, nachdem er die Augen des erlauchten Kranken unterſucht hatte, Dir iſt leider nicht mehr zu helfen; Du haſt den Staar, und keine Kunſt iſt im Stande, Dir die Schuppen von den Augen zu reißen. Da kann nicht Menſchenhand, da kann nur Götterrath noch helfen.

Noch am demſelben Tage ließ der König das Orakel um Rath befragen.

Und das Orakel ſprach:

— König Pheron wird dann erſt das Licht ſeiner Augen wieder erhalten, wenn eine keuſche Frau, welche mindeſtens fünf Jahre ihrem Manne treu geweſen iſt, ihm, wenn die Sichel des Neumondes am Himmel glänzt, drei Mal die blinden Augen küßt. Nach Verlauf von drei Mal drei Tagen wird der König dann wieder ſehen können, wie zuvor.

Dem „weißen Raben“ wäre ſofort geholfen worden, hätte ſeine erlauchte Gemahlin, die treue Königin, den Spruch des Orakels erfüllen können. Leider aber waren Pheron und Sophonisbe erſt vier Jahre und zwei Monate vermählt; das Orakel hingegen verlangte, daß die treue Frau, deren Küſſe dem Könige die Schuppen von den Augen reißen ſollte, mindeſtens fünf Jahre vermählt ſein müſſe.

Der „weiße Rabe“ beſchloß hierauf folgende Proklamation zu erlaſſen:

„Wir Pheron I., von Gottes Gnaden König von Aegypten, thun hiermit kund und zu wiſſen für Jedermann:

Das Schickſal hat Uns die herbe Strafe auferlegt, Uns das Augenlicht zu rauben.

Das um Rath befragte Orakel hatte erklärt: König Pheron wird dann erſt das Licht ſeiner Augen wieder erhalten, wenn eine keuſche Frau, welche ihrem Manne mindeſtens fünf Jahre treu geweſen iſt, dem König, wenn die Sichel des Neumondes am Himmel glänzt, ihm drei Mal die blinden Augen küßt.

Und darum erlaſſen Wir an alle verheiratheten Frauen Unſeres Reiches, die ſich überzeugt halten, daß ſie ihrem Manne fünf Jahre treu geblieben ſind, den Befehl, ſich in Unſerm Palaſte einzufinden und den Spruch des Orakels zu erfüllen.

Die erſte Frau, gleichviel welchem Stande ſie angehöre, die erſte Frau, die durch drei Küſſe ihrer keuſchen Lippen Uns den Staar ſticht, erhält zur Belohnung ihrer ehelichen Treue und zur Belohnung ihrer Dienſte, die ſie dadurch Unſern blinden Augen geleiſtet, den ſchönſten Diamant Unſerer Krone, einen Diamant von der Größe eines Hühnereies, einen Diamant, deſſen Werth ſich auf zwanzig Millionen Krokodil-Thaler beläuft.

Außerdem haben Wir beſchloſſen und beſchließen, daß dieſer treuen Frau zu Ehren auf dem öffentlichen Markte zu Memphis ein Obelisk errichtet werde, deſſen Scheitel bis in die Wolken ragen ſoll, als Zeichen Unſeres ewig dauernden Dankes.

Jede Frau aber, die, blos von Gewinnſucht angetrieben, Unſere blinden Augen küßt, ohne dieſe durch ihren Kuß ſehend zu machen, ſoll

1) weil ſie die eheliche Treue gebrochen,

2) weil ſie das Orakel zu verhöhnen, und

3) Uns ſelbſt frevelhaft zu betrügen verſucht hat, aus Mangel an Zuchthäuſern in Unſerm Reiche, auf öffentlichem Markte, auf derſelben Stelle, wo ſich einſt, wenn Wir Unſer Augenlicht wieder erhalten, der Obelisk erheben ſoll, lebendig verbrannt werden, car tel est notre bon plaisir! *)

Gegeben im Schloß zu Memphis, am 8ten Hippodromios (März) des 3002ten Jahres der Welt und des 11ten Unſerer ſegensreichen Regierung.

Pheron.

Contraſignirt: Typhon.“

Es vergingen zwei, es vergingen drei, es vergingen vier Wochen und in ganz Aegypten war keine einzige Frau, die ſich im Palaſt zu Memphis zur Erfüllung des Orakelſpruches und zur Heilung des blinden Königs meldete.

— Woher mag das kommen? fragte der König die Königin. Hat keine meiner Unterthaninnen meine Proklamation geleſen, oder giebt es in meinem ganzen, großen Reiche nicht eine Frau, die ihrem Manne fünf kleine Jahre treu geblieben iſt?

— Auch mich, mein Herr und Gebieter, befremdet das, ſagte die fromme Königin. Ach, warum ſind wir denn nicht

---

*) Man ſieht hieraus, daß dieſe franzöſiſche Herrſcherphraſe ägyptiſchen Urſprungs iſt.

ſchon fünf Jahre vermählt! Ach, wie glücklich, wie ſelig wäre ich, wenn meine Küſſe Dir das Augenlicht wieder ſchenkten!

— Es bedarf keines Beweiſes Deiner Tugend; der König und jeder ſeiner Unterthanen weiß es, daß Sophonisbe der hellſtrahlende Stern der ehelichen Treue iſt. Ach Gott im Himmel, wär' ich nur nicht ſo blind, ſo ſtockblind, daß ich ſelbſt die Sonne Deiner Augen nicht mehr ſehen kann!

— Ströme heißer Zähren haben ſie längſt umwölkt; aber tröſte Dich, mein Herr und Gebieter; noch giebt es in Aegypten treue Frauen . . . bald wird Dir ein Rettungsengel nahen.

Und ſiehe da, noch an demſelben Tage ließen ſich zweiundzwanzig Frauen aus den ägyptiſchen Provinzialſtädten und — hört, hört! — zwei ſogar aus der demoraliſirten Hauptſtadt zur Erfüllung des Orakelſpruches melden.

Der König war entzückt, noch mehr aber war es Sophonisbe. Der Neumond und vierundzwanzig Frauen waren vor der Thür und Jede wollte die Erſte ſein.

Pheron's Weisheit ließ — um keinen von den Rettungsengeln zurückzuſetzen — durch das Loos die Reihenfolge der Frauen beſtimmen.

Die Erſte, die den König heilen wollte, war eine Kaufmannsfrau aus Theben. Und Nachts, als die Sichel des Neumondes am Himmel glänzte, küßten ihre keuſchen Lippen drei Mal Pheron's Augen, und drei Mal drei Tage vergingen und der König — blieb blind und die Verhöhnerin des Orakels wurde, laut Vorſchrift, auf öffentlichem Markte lebendig verbrannt.

Dann kam die Reihe an die Zweite, Dritte und Vierte. Sie Alle küßten den König, der König aber blieb blind und die drei Frauen wurden lebendig verbrannt.

Nicht beſſer ging's allen Andern. Pheron blieb blind und Sophonisbe verzweifelte.

Die vierundzwanzig untreuen Weiber, die den Flammentod geſtorben waren, hatten Alle entmuthigt, ihre Treue einer gleichen Feuerprobe zu unterwerfen. Sie verzichteten auf den Diamant, ſie verzichteten auf den Obelisken und ſagten zu ihren Männern:

— Was kümmert uns, ob der König mit Blindheit geſchlagen iſt oder nicht?! Wenn die Küſſe einer treuen Frau ihm das Augenlicht wieder geben können, warum läßt er ſich denn nicht von ſeiner eigenen küſſen? Wenn das Orakel — was doch auch ſchon geſchehen iſt — gelogen hat, ſo ſieht ſich die treueſte Frau, wenn ihre Küſſe nichts gefruchtet haben, der Gefahr ausgeſetzt, der Untreue beſchuldigt und öffentlich verbrannt zu werden. Ich melde mich nicht, ſagte Eine.

— Ich auch nicht, ſagten alle Andern.

Acht Monate waren ſeitdem verfloſſen und der arme König ſchien jetzt, wo möglich, noch blinder, als Anfangs.

Es blieb ihm jetzt nur ein Troſt, eine Hilfe, eine Rettung noch: die Treue der Königin.

Sie waren nun gerade fünf Jahre vermählt. Tags zuvor hatte der ganze Hof das fünfjährige Hochzeitsfeſt gefeiert.

Nachts, als die Sichel des Neumondes wieder am Himmel glänzte, ſagte der König zu ſeiner Gemahlin:

— Ich bin noch immer blind, wie Du ſiehſt. Nun küſſe Du, meine treue Sophonisbe, meine mit Blindheit geſchlagenen Augenlider, nun reiße Du mir, durch den Balſam Deiner keuſchen Küſſe, die Schuppen von den Augen.

Die Königin fuhr tief erſchreckt zuſammen.

— Nun, Sophonisbe, fragte Pheron, haſt Du meine Bitte nicht vernommen? Komm, theure Gattin, küſſe, rette, heile mich!

— Wohlan, in des Himmels Namen! ſagte Sophonisbe und drückte, aufs Schlimmſte gefaßt, drei Küſſe auf die Augen ihres blinden Gemahls.

— Nun, Theure, iſt mir geholfen. Nach Verlauf von drei Mal drei Tagen fallen mir die Schuppen von den Augen, dann ſehe ich wieder die Morgenröthe Deiner Wangen, den keuſchen Schnee Deines Buſens, die Veilchenfarbe Deiner Adern, die Sonnenſtrahlen Deiner Augen glänzen.

Die Königin aber ſchwieg und erblaßte.

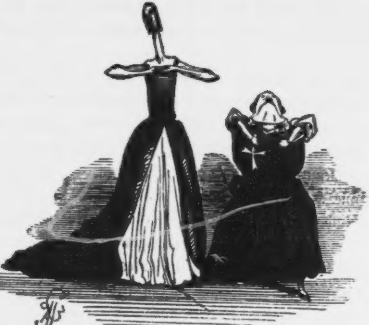
Nach Verlauf von drei Mal drei Tagen öffnete König Pheron, nach einem vierzehnſtündigen Schlafe, in welchem die ſchönſten Träume ihn umgaukelt hatten, die ſchlummernden Augenlider und ſah — nichts, denn leider, leider! war er noch ſo blind als zuvor.

Da erfaßte ihn eine kannibaliſche Wuth. Er knirſchte mit den Zähnen, er ſtampfte mit den Füßen und ſchrie:

— Auch Du untreu! Nun denn, ſo fahre hin, gleißneriſche Schlange, fahre hin, wie die Andern!

Darauf rief er den Oberſten ſeiner Leibwache und befahl ihm, der Königin Ketten anzulegen und ſie in den Kerker abzuführen; was denn auch ſogleich geſchah.

Zwei Stunden ſpäter wurde ihr das Todesurtheil verkündet. Sie legte ihre beiden Hände auf die Bruſt und ſang vor Schmerz, wie der ſterbende Schwan, mit dem kleinen, dicken Herrn, der ihr das Todesurtheil überbrachte, ein herzzerreißendes Duett.



Gleich darauf beſtieg ſie den Scheiterhaufen.

Vier Wochen ſpäter meldete ſich im Palaſte zu Memphis, wo, vom König bis zum letzten Pagen herab, Alles in die tiefſte Trauer verſenkt war, eine kaum neunzehnjährige Zigeunerin. Sie hieß Dſchali und war eine jener öffentlichen Tänzerinnen, die im Rufe der ſchaamloſeſten Ausſchweifung ſtanden. Seit fünf Jahren lebte ſie mit einem jungen ägyptiſchen Soldaten; ſie war nicht ſein angetrautes Weib; ſie war nur ſeine Geliebte, oder richtiger geſagt: ſeine Sclavin, ſeine Magd; aber Dſchali liebte ihn mit der ganzen Gluth der erſten Liebe, mit der ganzen Kraft ihres liebeerfüllten Herzens. Ihre Lippen — zwei üppige Korallenzweige, die zwei der ſchönſten Perlenreihen beſchatteten — hatten niemals einen andern Mund als den ihres Geliebten geküßt. Dieſe Dſchali, aufgefordert von dem jungen Manne, der ihre Treue erproben wollte, meldete ſich beim Könige und wurde augenblicklich vorgelaſſen.

— Was führt Dich zu Uns? fragte der tiefbetrübte Monarch.

— Wenn Dein Orakel nicht lügt, ſo kommt Dſchali, um Deinen geblendeten Augen das Licht wiederzubringen.

— Wie, Du wärſt wirklich ein Weib, das, obgleich ſchon fünf Jahre verheirathet, ihrem Manne noch nicht den Schwur der Treue gebrochen hat?

— Nicht des Prieſters Hand, der Liebe Band hat uns vereint. Niemals hat Dſchali einen Schwur geleiſtet; was ſie freiwillig verſprochen, das hat ſie freiwillig gehalten.

— Die Sichel des Neumondes glänzt wieder am Himmel; komm' und küſſe mich.

Und Dſchali hauchte drei keuſche Küſſe auf Pheron's Lider, und gleich darauf öffnete der König ſeine Augen und — überzeugte ſich, daß ſeine Blindheit, wie das Orakel geweiſſagt hatte, durch die Küſſe einer treuen Frau plötzlich geheilt war.

Der entzückte König ſchloß die arme, verworfene Zigeunerin in ſeine Arme, drückte einen Kuß des heißeſten Dankes auf ihre Stirn und ſegnete ſie. Dann aber löſte er den ſchönſten Diamant von ſeiner Krone, reichte ihr den koſtbaren Stein und ſagte:

— Hier, „weißer Rabe", empfange den Lohn Deiner Tugend.

— Behalte Deinen Diamant, o Fürſt, Tugend belohnt ſich durch ſich ſelbſt, erwiderte Dſchali und kehrte, ſelig vergnügt, die Blindheit des Königs geheilt zu haben, zu ihrem Geliebten zurück.

König Pheron hielt ſein Wort. Er ließ auf dem öffentlichen Markte zu Memphis, zu Ehren der treuen Tänzerin, der er die Rettung ſeines Augenlichts verdankte, eine Pyramide bauen, die noch heute, nach Jahrtauſenden, der Nachwelt Kunde giebt von den „zwei weißen Raben."

* * *

Danken wir dem Himmel für drei Dinge:

1) daß es jetzt keine ſo boshafte Orakel,
2) daß es keine ſo ungetreue Königinnen und
3) keine ſo verteufelt treue Tänzerinnen giebt*).

---

*) Das Wahre an dieſem Märchen findet man im Herodot, Buch II., Cap. 111 — 112. und in Bayle's „Dictionnaire historique et critique" unter dem Artikel „Pheron."

Rathgeber vor, bei und nach Tiſche.

§. 1.

„Manger est un besoin, mais savoir manger est un art,“ ſchreibt Larochefoucault in ſeinen „Maximes“, die ich Jedem empfehle, der das Bedürfniß fühlt, ein gebildeter Eßkünſtler zu werden.

§. 2.

Ein Menſch, der während des Eſſens Bücher oder gar Zeitungen leſen kann, muß entweder einen außerordentlich guten Magen oder einen äußerſt ſchlechten Appetit haben.

§. 3.

An der Art und Weiſe, wie Jemand bei Tiſche ſich die Zähne reinigt, kann man den Grad ſeiner Bildung ermeſſen. Es wundert mich, daß noch Niemand auf die Idee gerathen, eine gelehrte Abhandlung zu ſchreiben über die „Kunſt, ſich während der Tafel mit Anſtand die Zähne zu ſtochern“.

§. 4.

Ein einfaches Butterbrod, das man bei gut beleuchteter

Tafel ißt, ſchmeckt beſſer als ein Braten, den man im Finſtern hinabwürgen muß. Licht iſt der Prometheusfunke, welcher Appetit einhaucht.

§. 5.

Der Kanzler Thomas Morus ſagt in ſeiner „Utopia", der Menſchen Sinnesart und Neigung laſſe ſich nirgends beſſer erkennen, als bei Tiſche.

§. 6.

Nirgends muß man vorſichtiger in der Wahl des Geſpräch-Gegenſtandes ſein, als bei Tiſche. Spricht man während des Eſſens mit einer ſchönen Frau von der Schönheit einer andern

Frau, mit einem Dichter oder Componiſten von dem Talente eines ſeiner Kunſtgenoſſen, mit einem Generale von den Siegen anderer Helden oder mit einem Journaliſten von den zahlreichen Abonnenten eines andern Blattes, ſo kann man leicht in den Ruf kommen, entweder ein Tölpel oder ein malitiöſer Menſch zu ſein.

§. 7.

Ein dummer Menſch nimmt ſich nie und nirgends dümmer aus, als bei Tiſche.

§. 8.

Ein Menſch, der ſeine Serviette nicht anders als im Knopfloch ſeines Frackes zu befeſtigen weiß, kann nur ein Dummkopf oder Schmarotzer ſein.

§. 9.

Ich rathe jedem gebildeten Manne, ſich lieber zehn Ohrfeigen zu geben, als bei Tiſche das Salzfaß oder das Weinglas umzuſchütten.

§. 10.

Jeder, der gut verdauen will, muß weder vor noch gleich nach Tiſche Briefe leſen, deren Inhalt er noch nicht kennt. So lange der Magen ſeine heiligen Functionen verrichtet, zieht ſich der Geiſt beſcheiden in ſeine innerſten Gemächer zurück und ſieht es ungern, wenn man ihn durch den Reiz der Neugier aus ſeinem Schlupfwinkel hervorlockt.

§. 11.

Nichts befördert ſchneller die Verdauung, als eine gute Anekdote, über die man herzlich lachen kann.

§. 12.

Ein Lügner iſt nirgends amüſanter, als bei Tiſche. Während einer guten Mahlzeit iſt der ungläubigſte Menſch mehr als je aufgelegt, ſelbſt das Unglaublichſte zu glauben.

§. 13.

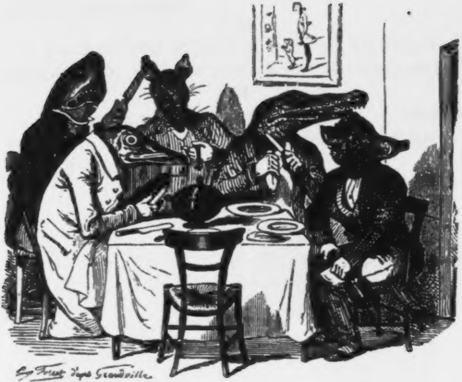
Es giebt Frauen, welche die Vornehmen ſpielen wollen und zu imponiren glauben, wenn ſie während des Eſſens die Handſchuhe nicht ablegen. Wie taktlos, wie widrig, wie ekelhaft! Handſchuhe bei Tiſche tragen, iſt eben ſo unnatürlich, als ſich mit Stiefeln und Sporen ins Bett legen.

§. 14.

Wer Aepfel oder Birnen mit der Schaale ißt, giebt ſich als Hungerleider oder als Cyniker zu erkennen. Nur *ſelbſtgepflücktes* Obſt darf ungeſchält gegeſſen werden.

§. 15.

Ein Gaſt, der bei einem großen Diner länger als eine Viertelſtunde auf ſich warten läßt, iſt eher alles Andere, als ein Gourmand.



§. 16.

Lady Morgan ſagt: „Ein kleines, ſorgfältig bereitetes Abendbrod, an einer runden Tafel ſervirt für eine beſchränkte Anzahl von Gäſten und durch geiſtige Unterhaltung gewürzt, wiegt alle Feſte und Bankets auf, wenn man dieſe kleine Soupers als Mittel betrachtet, die verſchiedenen Weſen zu vereinigen, welche Gott geſchaffen hat, um zuſammen zu leben in dieſer und in jener Welt.“

§. 17.

Ein Gaſt, der zu leben weiß, wird dann erſt Geſpräche anknüpfen, wenn die erſte Tracht vorüber iſt. Bis dahin, ſagt ein franzöſiſcher Eßkünſtler, bleibt das Eſſen ein ernſthaftes Geſchäft, von dem Niemand die Aufmerkſamkeit der Gäſte leichtſinnig abwenden darf.

§. 18.

Von einer guten Tafel hängt gute Geſundheit, von guter Geſundheit die Erhaltung einer guten Conſtitution, von dieſen Beiden Alles ab, was das Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft Großes und Herrliches beſitzt.

§. 19.

Jeder Gaſt, der dem Wirth früher als vor Ablauf von drei Stunden etwas Uebles nachzuſagen wagt, verdient den ſtrengſten Tadel. Die Dankbarkeit jedes Gaſtes ſollte wenigſtens ſo lange als die Verdauung des Genoſſenen dauern.

§. 20.

Die einzige artige Weiſe, eine von dem Wirthe angebotene Schüſſel zurückzuweiſen, iſt die Bitte, ſich noch ein Stück von der vorigen nehmen zu dürfen.

§. 21.

Wenn ein Gaſt dem andern eine Schüſſel reicht, muß man ſie ohne Umſtände annehmen; denn jeder Wettſtreit um den Vorrang dient nur zur Erkaltung der Speiſe, wofür ihm Niemand Dank weiß.

§. 22.

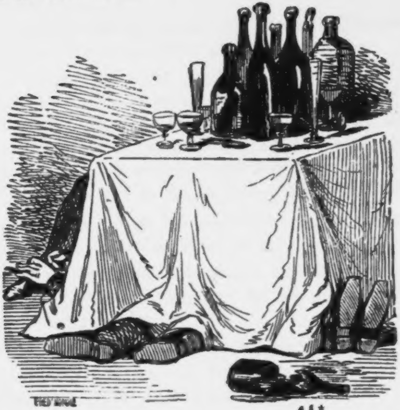
Ein Vorſchneider muß ſehr ungeſchickt ſein, wenn er nicht dafür, daß er ſich zuletzt bedient, das beſte Stück für ſich bei Seite zu ſchieben verſteht.

§. 23.

Die Lende jedes Geflügels iſt beſſer, als das Flügelſtück. Dieſer Satz darf, wenn man Damen bedient, nie vergeſſen werden.

§. 24.

Ein gebildeter Mann trinkt nie mehr, als er vertragen kann. Wer mehr trinkt, dem geht es wie den drei Unſichtbaren auf dieſem Bilde.



Der Blutvergießer.

Es war im Herbſte des Jahres 746.

Damals herrſchte zu Bagdad der Khalif Abul Abbas Eſſafach, der Mörder und Nachfolger ſeines Bruders Ibrahim Ben Muhamed, ein abſcheulicher Tyrann, der wegen ſeiner unerhörten Grauſamkeit vom Volke und von der Geſchichte jenen Beinamen erhielt, der an der Spitze dieſer Skizze ſteht.

Der grauſame Abbaſſide hatte in ſeinem ganzen Reiche bei Todesſtrafe den Genuß des Weines verboten, obgleich er ſelbſt ein ſo leidenſchaftlicher Verehrer dieſes Götterkrankes war, daß er ohne Wein nicht leben konnte.

Eines Abends, als ſich der Blutvergießer auf einer ſeiner Wanderungen durch die einſamen Straßen ſeiner Hauptſtadt am äußerſten Ende derſelben verirrt hatte, kehrte er, um ein klein wenig auszuruhen, in das dunkelerleuchtete Häuschen eines armen Gärtners ein und begehrte zur Labung einen Schluck Wein von ihm.

— Ihr wißt, ſagte der gute Mann, daß der Khalif das Weintrinken verboten hat.

— Der Khalif iſt ein Tyrann.

— Redet mit mehr Achtung von ihm, denn er iſt unſer Herr und Gebieter.

— Aber ein Schluck Wein, guter Freund, würde mich ſehr erquicken. Ich bin einer der Unterbeamten des Khalifen und weiß, daß gerade er ſelbſt dann und wann einen Becher leert; was ſchadet es alſo, wenn auch ich ein Tröpflein von Euch begehre? Seid unbeſorgt, guter Freund, ich werde Euch nicht verrathen.

Der gute Mann, der zu dem Unbekannten Vertrauen gefaßt hatte, konnte dieſer Bitte nicht länger widerſtehen.

— Hört, lieber Herr, dieſe Thür da führt zu einem kleinen Keller hinab. Die Macht des Khalifen, die ſich über die ganze Oberfläche ſeines Reiches erſtreckt, wird, glaube ich, nicht bis ins Unterirdiſche hinabreichen. Alſo laßt uns getroſt hinunterſteigen; wir werden dort einen guten Krug finden, von dem Ihr, wenn's Euch beliebt, ſo viel als Euch gefällt, koſten könnt.

Der Khalif folgte dem Gärtner, der ihm, im Keller angekommen, den beſten ſeiner Krüge vorſetzte.

Abul Abbas Eſſafach trank einen Schluck.

— Ihr ſeid alſo, fragte der Gärtner, einer der Unterbeamten Seiner Hoheit.

— Ich täuſchte Dich, erwiderte der Blutvergießer, einen zweiten Schluck trinkend, ich bin einer der oberſten Diener des Khalifen, den Allah verdammen möge.

— Flucht nicht, guter Herr; bedenkt, daß er unſer Herr und Gebieter iſt und daß Ihr ſein Unterthan, ſein Diener ſeid.

— Das eben ärgert mich, erwiderte der Khalif und trank einen dritten Schluck. Ich will aufrichtig ſein und Dir geſtehen, daß ich ſogar einer der erſten Generale ſeiner Armee bin.

— Wie, General ſeid Ihr! rief der erſtaunte Kellermeiſter.

— Noch mehr als das, ich bin Veſir, ſprach er, einen fünften Schluck trinkend.

— Veſir! ſchrie der Gärtner, während der Khalif zum ſechsten Male den Rand des Kruges an die Lippen ſetzte.

— Noch mehr als das, ſage ich Dir, ich bin der Groß-Veſir Seiner Hoheit.

Der gute Kerl betrachtete den durſtigen Weintrinker mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens, ungewiß, was er davon glauben ſollte.

Der Khalif leerte den Reſt des Kruges in einem Zuge und ſagte dann:

— Mein würdiger Wirth, Dein liebenswürdiger Wein hat mir ſo vortrefflich gemundet, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, Dich länger zu täuſchen. Erfahre denn, wen Du vor Dir ſiehſt. Ich bin mehr als der Groß-Veſir . . . ich bin der Khalif.

Bei dieſem Worte nahm ihm der Gärtner den Krug weg.

— Was willſt Du thun? fragte Abul Abbas Eſſafach.

— Den Lügentrunk entfernen, erwiderte der Andere. Denn tränket Ihr noch einen Schluck mehr, dann würdet Ihr Euch vielleicht einbilden, ſogar der Prophet zu ſein.

Die arabiſche Chronik ſchweigt, wie dieſes Geſchichtchen geendet hat. Ein ſpäterer Geſchichtsſchreiber vermuthet, der grauſame Khalif habe den armen Gärtner, zur Belohnung ſeiner Gaſtfreundſchaft, hinrichten laſſen, ein Anderer wieder behauptet, der dankbare Fürſt habe den armen Teufel zum geheimen Ober-Mundſchenk ernannt.

Glaube davon, was Dir gefällt.

Phyſiologie des Grußes.

Jeder Menſch grüßt auf andere Art.

Höhere Beamte, welche die Hand oft in der Weſte tragen, etwas ſteif gehen und den Hut ſehr hoch heben, wenn ſie grüßen, ſind eben nicht ſtolz, ſondern wohlwollende Leute, die nur etwas gelten wollen.

Wer bei dem Gruße mit der Hand winkt, will den Hut ſchonen oder gern ein vornehmes Weſen affectiren.

Stolz iſt der Ungeſchliffene; der blos mit einer kalten Kopfbewegung grüßt.

Zwei Perſonen, von denen die eine höher ſteht, die aber Beide gleich gebildet ſind, grüßen ſich entweder gar nicht und thun ſo, als ob ſie ſich nicht ſähen, oder machen einen Abſtecher nach rechts oder links, um nicht an einander vorüber zu gehen.

Zwei Menſchen, die ſich gegenſeitig verachten, grüßen ſich ſehr ehrfurchtsvoll, wenn ſie einander fürchten; iſt dies nicht der Fall, glotzen ſie ſich an.

Der Mann grüßt den Liebhaber ſeiner Frau mit Gönnermiene, der Liebhaber lächelt dazu (jedoch nicht ganz ohne Ironie). Zwei Nebenbuhler beißen ſich in die Lippen.

Gläubiger grüßen in der Regel verlegen; Schuldner, wenn ſie keine Neulinge mehr ſind, unbefangen.

Freunde grüßen ſich mit der Hand, Liebende mit den Augen, Damen von gleichem Range durch ſchnelles Nicken, Bittſteller durch Kratzfüße, Subordinirte durch Stehenbleiben (und ſogenanntes Frontemachen) und arme Schlucker durch tiefe Bücklinge.

Leute, welche Perücken tragen, grüßen nur ungern und mit großer Vorſicht, da ihnen das Hutabziehen gerechte Beſorgniſſe einflößt.

Ein Menſch, der beim Gruße den Hut an der hintern Krämpe erfaßt, iſt in der Regel ein armer Teufel oder ein geiziger Filz.

Pech × Pech.

Pech! Weißt Du, was Pech iſt?

Pech iſt Unglück in Taſchenformat. Pech iſt kleiner, aber malitiöſer als Unglück.

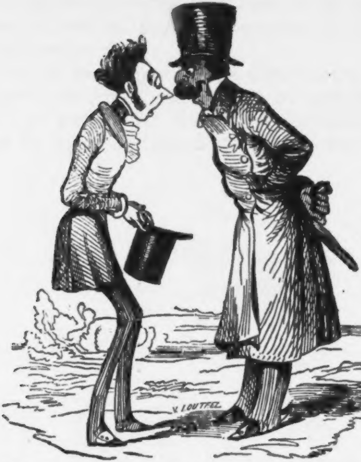
Erlaube mir, glücklicher Leſer, Dir ein Paar pechöſe Beiſpiele aufzuzählen.

Pech iſt, wenn Jemand im Whiſt cinq honneurs und vier As, ſein Partner aber ſtatt dreizehn Karten nur zwölfe hat.

Pech iſt, wenn Jemand mit drei As groß Schlem wird.

Pech iſt, wenn Jemand, von einer Dame zum Stelldichein eingeladen, ſtatt der Frau ihren Mann antrifft.

Mit dem Hute in der Hand ſteht vor dem grimmigen Ehemanne, der ſich mit einer geladenen Piſtole bewaffnet hat, der gefoppte Unglücksvogel, wie ein vom Blitz genaſenſtüberter Fockmaſt da.

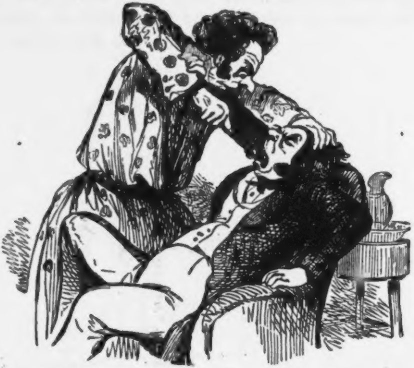


Pech iſt, wenn Jemand fünf Lotterie-Looſe hat, eines davon verkauft und dann gerade auf das Eine das große Loos fällt.

Pech iſt, wenn Jemand irgend einen reichen Verwandten zu beerben hofft und früher als Jener ſtirbt.

Pech iſt, wenn Jemand von der einen Seite einen Geldbrief erwartet und dafür von der andern einen ſackgroben Mahnbrief erhält.

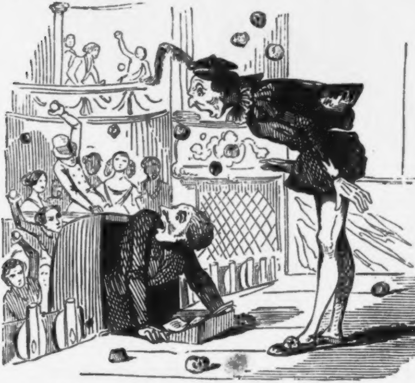
Pech iſt, wenn Jemand an Zahnſchmerzen leidet und ein Eſel von Zahnarzt ihm ſtatt des kranken Zahnes einen ganz geſunden Zahn auszieht.



Betrachte dieſen armen Pechvogel und ſchenke ihm eine Thräne des Mitleids.

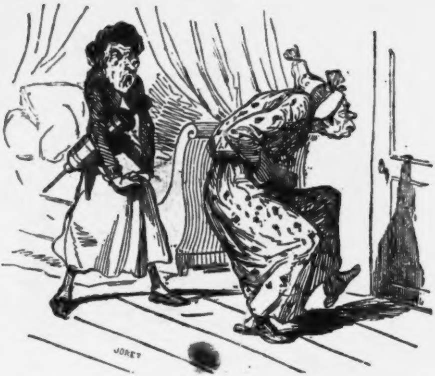
Pech iſt, wenn Jemand endlich nach langem Suchen eine junge, ſchöne, reiche Braut ergattert, die zwei Stunden vor der Hochzeit die Pocken bekommt und, nach ſechs Wochen wieder hergeſtellt, nicht ihm, ſondern dem jungen Doctor, der ihr das Leben gerettet hat, Hand und Herz und — was mehr als Beides iſt — ihr Vermögen ſchenkt.

Pech iſt, wenn Jemand, welcher Hühneraugen hat, jeden Augenblick einen Fußtritt erhält. — Pech iſt, wenn ein großer Mime, der Morgens von Gedichten und Lorbeerkränzen geträumt hat, Abends mit faulen Aepfeln geworfen wird.



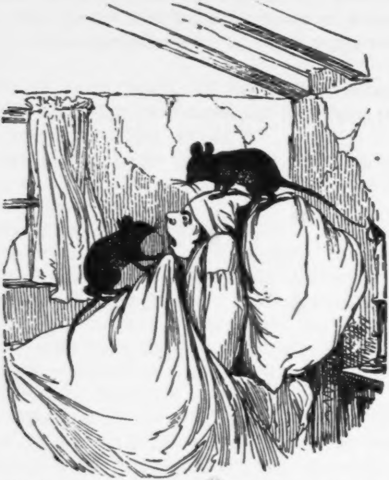
Betrachte dieſes unglückliche Schlachtopfer und wünſche Dir Glück, daß Du Dich nicht in ähnlicher Lage befindeſt.

Pech iſt, wenn eine Dame während des Tanzes ihren Cul de Paris oder ein Herr ſeine Perücke verliert. — Pech iſt, wenn Jemand eine Brieftaſche mit tauſend Thalern in Caſſen-Anweiſungen verliert und als Aequivalent ein Portefeuille mit zehntauſend Gulden Banknoten findet, welche falſch ſind. — Pech iſt, wenn Jemand mitten in der Nacht, von furchtbarem Durſte gequält, im Finſtern ſtatt der Weinflaſche eine andere erwiſcht, in welcher Dinte oder Fliegengift iſt.



Dieſer arme Pechvogel hat Dinte getrunken und Leibgrimmen bekommen.

Pech iſt, wenn ein armer Hageſtolz von hübſchen Weibern träumt und von häßlichen Hausthieren geweckt wird.

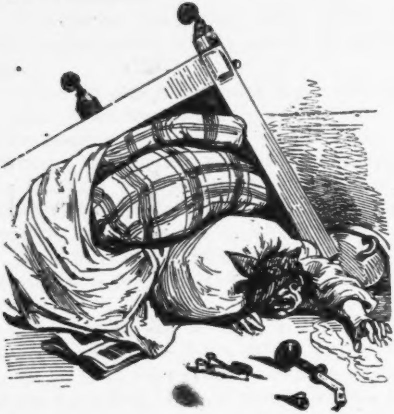


Bei dieſer Gelegenheit empfehle ich allen Hageſtolzen den bei Baſſe in Quedlinburg erſchienenen „Ratten- und Mäuſevertilger“.

Pech iſt, wenn Jemand einer Künſtlerin, die im erſten

Stocke wohnt, ein Ständchen bringt, wofür er von einer neidiſchen Nebenbuhlerin, die eine Treppe höher hauſt, nicht mit Eau de Cologne überſchüttet wird.

Pech iſt, wenn Jemand im Himmel zu ſein träumt und plötzlich aus dem umgeſtürzten Bette mit dem Geſichte ins Nachtgeſchirr fällt.



Pech iſt, wenn Jemand ſeiner Geliebten ganz heimlich unter dem Tiſche ſtatt eines Sonnets eine unbezahlte Schneiderrechnung, einen Pfandzettel oder eine verdächtige Apothekernote in die Hand ſteckt.

Pech iſt, wenn Jemand ein Geſchenk, das er von einer Frau erhielt, die aus ihrem Stand und Namen ein Geheimniß gemacht, zu einem Pfandleiher bringt, der zufällig der Mann dieſer Frau iſt.

Pech iſt, wenn Jemand ſein Fußwerk nicht beſchmutzen will, ſich in einer Portchaiſe forttragen läßt, deren Boden unterweges, inmitten einer Pfütze, einbricht.

Pech iſt, wenn Jemand in der Zeitung eine heirathsluſtige Wittwe angekündigt ſieht, hin zu ihren Füßen eilt und wen findet? Seine Mutter!

Zum Schluß ein Geſchichtchen.

Der größte aller Pechvögel iſt Dr. Cocus, dem täglich, ſtündlich ein neues Unglück zuſtößt. Dieſer Schöngeiſt iſt das perſonificirte Pech: jeder Zoll in ihm iſt ein Häufchen Unglück.

Eines Nachts erſcheint ihm im Traume Fee Schabernak mit einem großen Buckel und einem kleinen Zauberſtäbchen; mit dem letztern berührt ſie ſeine Stirn und ruft:

— Erwache, unglückliches Menſchenkind!

— Was willſt Du? fragt das zu Fleiſch gewordene Pech.

— Ich will Dich glücklich machen. Ich habe dort fünfzig Bücher, alle in gleichem Einbande, aufgeſtellt. Neunundvierzig dieſer Bände enthalten Banknoten und der fünfzigſte enthält Makulatur. Erhebe Dich, Unglücksvogel, und greife blindlings in die Bibliothek. Erwiſcheſt Du einen Band mit Banknoten, dann gehören auch die andern achtundvierzig Dir und Du biſt reicher als Rothſchild I.; ertappſt Du aber den Makulaturband, dann bleibſt Du arm wie eine Kirchenmaus. Thue nun, Pechmenſch, was ich Dir geſagt habe.

Doctor Cocus greift mitten hinein und erwiſcht — die Makulatur. Fee Schabernak ſchlägt eine höchſt malitiöſe Lache auf und — verſchwindet.

In der darauf folgenden Nacht erſcheint ihm Fee Schabernak zum zweiten Male, weckt ihn abermals aus dem Schlafe und ſagt:

— Ich will einen zweiten Verſuch wagen, Dich glücklich zu machen. Rings um Dein Bett ſtehen hundert Schafe, darunter neunundneunzig weiße und ein ſchwarzes. Erhebe Dich, verbinde Dir die Augen und greife dann zu. Erwiſcheſt Du eines der weißen Schafe, dann wirſt Du der Reichſte und Glücklichſte aller Sterblichen, erwiſcheſt Du aber das ſchwarze, dann bleibſt Du, was Du biſt.

Doctor Cocus verbindet ſich die Augen, greift mitten hinein und erwiſcht — wie vorauszuſehen war — das ſchwarze Schaf.

Fee Schabernak ſchlägt wiederum eine höchſt malitiöſe Lache auf und — verſchwindet. Doctor Pechvogel aber verzweifelt.

In der darauf folgenden Nacht erſcheint ihm Fee Schabernak zum dritten Male, weckt ihn wiederum aus dem Schlafe und ſagt:

— Ich erſcheine Dir heute zum dritten Male, um den letzten

Verſuch zu machen, ob Dein Unglück nicht zu beugen iſt. Ich habe dicht um Dein Bett tauſend gleiche Vaſen geſtellt; in 999 findeſt Du mehr Gold und Edelſteine, als alle Herrſcher der Erde beſitzen, in einer aber findeſt Du etwas, was Du ſchon jetzt im Uebermaaße haſt. Verbinde Dir wiederum die Augen und greife hinein.

Doctor Cocus verbindet ſich die Augen, tappt lange unentſchloſſen hin und her, greift endlich in eine der Vaſen hinein und findet — — — Pech, Pech, Pech!!!

Fee Schabernack ſchlägt abermals eine höchſt malitiöſe Lache auf, verſchwindet und — iſt ihm ſeitdem nicht wieder erſchienen.

Vor Kurzem beſuchte Doctor Cocus einen Maskenball. In dem bunten, fröhlichen Maskenſchwarme fällt ihm eine ſchwarzſeidene Pilgerin auf, deren reizender Wuchs, deren ſchneeweißer Hals, deren feine Koketterie ihn mit ſüßer Liebes-Ahnung erfüllt. Sie wirft ihm zärtlich-ſchmachtende Blicke zu; er ſchwelgt in der Hoffnung, eine einträgliche Eroberung gemacht zu haben. Er faßt ein Herz und wagt ſie anzureden.

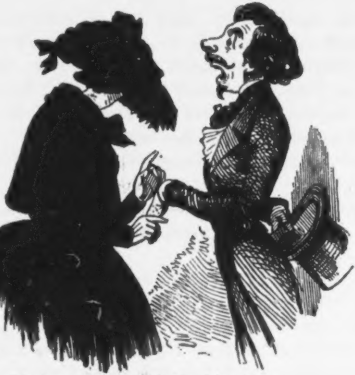
— Wer biſt Du, holde Maske? fragt Doctor Cocus, vor Liebesgluth faſt zerſchmelzend.

— Kennen Sie mich nicht, Herr Doctor? lispelt die ſchwarzſeidene Frau.

— Nein, auf Ehre, ich kenne Dich nicht.

— Beſinnen Sie ſich, Doctor.

— Ah, Du biſt gewiß die wohlwollende Fee, welche mir heut zum vierten Male erſcheint, um mir die Pforten des Glücks zu öffnen.



— Sie irren, Doctor, ich bin keine Fee.

— Ei, wer biſt Du denn?

— Ich bin die bewußte Frau, der Sie ſchon ſeit neun Wochen 2 Thaler 25 Silbergroſchen 9 Pfennige Waſchgeld ſchuldig ſind.

Pechvogel riß das Maul auf und ſtand wie ein verſteinerter Stockfiſch da.

Goethe hat vollkommen Recht, wenn er ſagt:

„Wer Pech ſoll haben, der ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken und bricht ſich — die Naſe.“

Sultan und Dichter.

In Perſien lebte vor ungefähr achthundert Jahren Sultan Mahmud, ein Fürſt, deſſen Hofſtaat zu Gasna der glänzendſte und prachtvollſte des ganzen Morgenlandes war. Sein Palaſt, ein Spiegelbild jener glänzenden Feenſchlöſſer, die uns Scheherazade in dem ſchimmernden Rahmen von „Tauſend und Einer Nacht" zeigt, prangte von Gold und Edelſteinen, deren blendendes Farbenſpiel keine Feder zu ſchildern vermag. Doch ſchöner noch als das Innere dieſes Palaſtes war der bezaubernde Garten, der wie ein duftender Gürtel die Hüfte des Schloſſes umſpann. Mehr als hundert Springbrunnen warfen ihre ſilbernen Waſſerſtrahlen aus, die wie Staubregen aus der Höhe in die Baſſins von Perlmutter niederſanken. Löwen, Elephanten, Krokodille und Sphynxe von ſchneeweißem Marmor lagerten auf dem grünen Raſen-Sammet, der die dichten Lotosgruppen umfaßte, welche ſich in ſilberklaren Bächen ſpiegelten, in denen ein Heer von Schwanen auf- und abwogte. Duftende Jasminbüſche umzäunten kleine Pavillons, worin Marmor-Baſſins zum Baden und ſchwellende Divans zur Ruhe einluden. Im

Granatenwäldchen ſah man große, goldene Käfige, worin die ſchönſten Vögel aller Zonen die ſüßen Lieder der Nachtigallen begleiteten, welche im nahen Roſenparke ſchaarenweiſe, aufgeſcheucht von einem Trupp von Pfauen und Faſanen, die gravitätiſch auf- und abmarſchirten, von einem Baume zum andern flogen. Ueber dieſem Garten war der tiefblaue Himmel Perſiens wie ein ſeidener Baldachin ausgeſpannt und unter dieſem Baldachine ſaß Sultan Mahmud, umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaate, und ließ ſich von ſeinem Aſtrologen die Wunder des Himmels, und von ſeinem Poeten die Geſänge der Dichter erklären.

Um eben dieſe Zeit lebte dort Haſſan Ben Jshak, genannt Firduſi, der Sohn eines armen Gärtners, der größte Dichter Perſiens, deſſen Lieder von Mund zu Mund gingen und das ganze Volk und den ganzen Hof entzückten und bezauberten.

— Dieſer Dichter, ſagte eines Tages Sultan Mahmud, iſt die Krone meines Reiches. Jedes ſeiner Worte iſt Nachtigallenton, jeder ſeiner Verſe Muſik der Sphären. Jch will ihn ſehen, will ihn ſprechen. Man hole ihn, befahl der Herrſcher.

Auch damals, vor achthundert Jahren, gab es elende Stümper, die, weil ſie auf Sonne Wonne, auf Herz Schmerz und auf Bruſt Luſt gereimt, ſich in ihrem Dünkel für große Dichter hielten. Zu dieſen Stümpern gehörte auch Anſſarri, der Hofpoet des Sultans, dem der blaſſe Neid aus allen Poren ſchaute, als er Firduſi's Lob vernahm.

Firduſi kam. Sultan Mahmud ließ ihn am Eingange des Schloſſes mit klingendem Spiele empfangen. Die Sklaven des Harems mußten ihm voranſchreiten und den Weg, den er ging, mit Roſen beſtreuen. Am Throne angekommen, beugte Firduſi ſeine Knie.

— Mahmud grüßt Dich, ſprach der Sultan. Ich habe Dich rufen laſſen, um Dir einen Auftrag zu ertheilen. Du biſt der größte Dichter meines Reiches; beſinge die Thaten meiner ruhmgeſchmückten Ahnen und mache ſie nun auch durch die Macht Deiner Lieder unſterblich. Ich will Deine Arbeit königlich belohnen: für jeden Vers, den Du zu ihrem Lobe ſingſt, ſoll Dir ein Goldſtück werden. Nun geh' und komme dann erſt wieder, wenn Du Deine Arbeit vollendet haſt.

Firduſi ſtudirte die alten Chroniken, ſchöpfte am Borne der Geſchichte und arbeitete dreißig lange Jahre an ſeinem Gedichte „Schah-Nameh“ (das Buch der Könige), das ihn und Perſiens Herrſcher unſterblich macht.

Und als ſein Gedicht, das ſechzigtauſend Verſe hat, vollendet war, begab er ſich zum Sultan, überreichte ihm ſeine Arbeit und begehrte ſeinen Lohn.

— Du haſt lange auf Dich warten laſſen, rief ihm der Sultan entgegen.

— Seit dreißig Jahren habe ich Tag und Nacht darüber nachgedacht und manchen Vers wohl tauſend Mal geändert, aus Furcht, daß er nicht würdig Deiner Väter ſei. Nun aber darf ich hoffen, daß „Shah-Nameh“ Gnade finden wird vor Deinem Kennerblick.

— Zum Leſen bin ich jetzt nicht aufgelegt, doch ſoll mein Groß-Veſir für jeden Vers, den Du gedichtet, Dir ein Silberſtück bezahlen.

Der Veſir zahlte dem Dichter ſechzigtauſend Dirhem. Firduſi nahm ſeinen Lohn und ging.

— Er verſprach mir Gold und gab mir Silber, murrte der Dichter. So alſo hält der Sultan ſein Verſprechen? Erfahren ſoll er, daß ich ſeinen Lohn verachte.

Firduſi ging auf den Markt und vertheilte dort zwanzigtauſend Dirhem unter die Armen. Dann nahm er ein Bad und bezahlte dafür zwanzigtauſend Dirhem, dann trank er ein Glas Wein, gab dafür den Reſt ſeines Lohnes hin und kehrte heiterer als je zu ſeiner Schweſter nach Tus zurück.

* * *

Drei Jahre ſpäter, als Sultan Mahmud ſich ſchlaflos auf ſeinem Pfühle wälzte, befahl er ſeinem Sklaven Hadſchi, ihm das Gedicht zu bringen, das er bis dahin keines Blickes gewürdigt hatte. Er las und wurde von der Schönheit dieſer Verſe ſo tief ergriffen, daß er das dem Dichter zugefügte Unrecht wieder gut zu machen beſchloß.

Als der Morgen kam, befahl er dem Veſir, zwölf Kameele, jedes mit fünftauſend Goldſtücken beladen, nach Tus zu ſenden und Firduſi einzuladen, die letzten Tage ſeines Lebens am Hofe des Sultans zu beſchließen.

Als die Kameele in das Thor von Tus einzogen, begegnete ihnen ein Leichenzug.

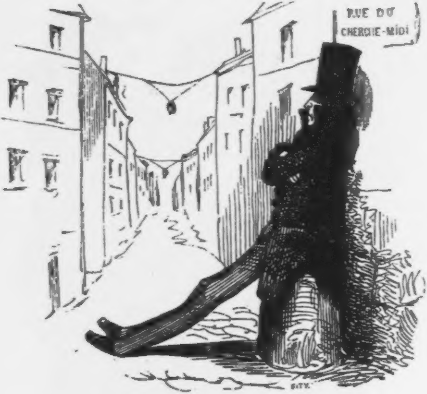
— Wen begrabt ihr? fragte einer der Führer.

— Einen armen Dichter.

— Sein Name?

— Haſſan Ben Jshak, genannt Firduſi.

Der Verliebte.


RUE DU
CHERCHE-MIDI

Welche Qual, welche Pein,
Ein Verliebter zu ſein!
Es kann gar nicht Schlimmeres geben:
Jede Freude iſt hin,
Ganz confus jeder Sinn,

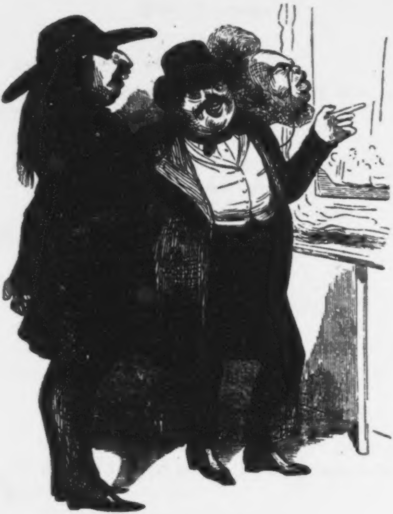
Und Tod noch viel ſüßer als Leben . . .
Aber ach, aber ach, aber ach . . .
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Ja, wen Amors Pfeil traf,
Ach, den fliehet der Schlaf,
Ihm mundet nicht Eſſen noch Trinken;
Seine Wange iſt blaß,
Sein Auge ſtets naß,
Wenn Mädchen und Becher auch winken.
Aber ach, aber ach, aber ach,
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Im Galopp und im Trab
Geht er auf, geht er ab
Vor'm Fenſter der holden Sirene,
Und er grüßt ſie recht ſchön,
Und bleibet oft ſteh'n
Von Morgens bis Abends um Zehne.
Aber ach, aber ach, aber ach,
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Und ſein Herz iſt ihm voll
Und er ſeufzt aus b-moll
Und ſchluchzt, daß die Fenſter erbeben;
Singt ein Lied aus a-dur
Und beklagt die Natur,
Daß die Menſchen am Vorurtheil kleben.
Aber ach, aber ach, aber ach,
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Die drei ſchönſten Männer von Paris.



— Der Mann ohne Hut iſt Herr Paul Foucher, Verfaſſer mehrerer Dramen, worunter der „Pacte de famille“ das berühmteſte iſt.

— Der dicke Mann in der Mitte iſt der unſterbliche Herr von Balzac, der Erfinder der „Frau von dreißig Jahren“.

— Der Mann mit den lang herabhängenden Haaren iſt Herr Theophile Gautier, einer der liebenswürdigſten Feuilletoniſten von Paris.

Jeder glaubt der Schönſte zu ſein.

Zwei Freunde.

I.

Beide liebten ein und daſſelbe Mädchen.

Emma aber hatte einen guten Geſchmack und liebte — einen Andern.

Beide Herren litten nun an Weltſchmerz.

— Was haſt Du beſchloſſen? fragte Emil ſeinen Freund.

— Reginald geht und nimmer kehrt er wieder!

— Du gehſt? Darf Dein Emil erfahren, wohin?

— Ich reiſe nach Paris und ſpringe dort in die Seine.

— Ich folge Dir, Reginald.

— Nach Paris?

— Nein, ich gehe nach London und ſpringe in die Themſe.

— Bleibt's dabei?

— Ein Mann ein Wort. Aber iſt's Dir recht, Reginald, ſo enden wir unſere Qual — Du in Paris und ich in London — an einem und demſelben Tage.

— Und wo möglich in einer und derſelben Stunde.

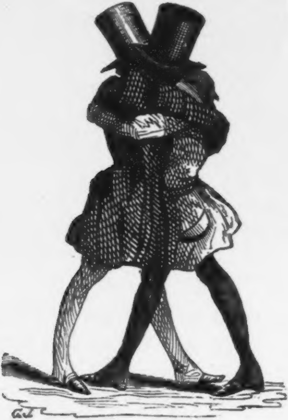
— Am 2. Mai feiert Emma ihre Hochzeit, ſtöhnte Emil. Ich für meinen Theil mag dieſen Tag des Jammers nicht erleben. Ich ſpringe am 1. Mai.

— Ich auch und zwar um Mitternacht.

— Nein, gerade umgekehrt, bei helllichtem Tage, mit dem Glockenſchlage Zwölf.

— Abgemacht!

Beide Freunde umarmten ſich höchſt gerührt



und — traten dann ihre Reiſe an.

II.

Es war am erſten Mai. Mittags um zwölf Uhr erſchien auf der Themſe-Brücke in London ein junger, ſchlanker Mann, in einen leichten Mantel eingehüllt. Es war Emil.

An demſelben Tage und zu derſelben Stunde ſtellte ſich auf dem Pont neuf in Paris ein Mann von gleichem Alter und gleicher Größe ein. Er trug einen Frack und hieß — Reginald.

Und zu welchem Zweck waren Beide da?

Um pünklich ihr Wort zu erfüllen.

Ruhe ihrem Herzen, Friede ihrer Aſche!

III.

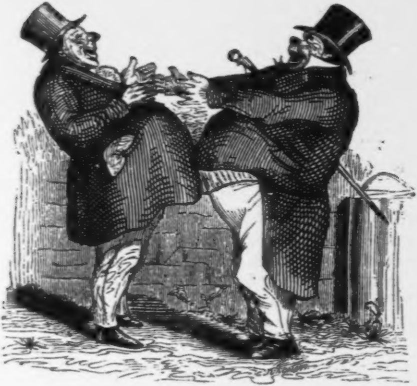
Dreißig Jahre ſpäter führte der Zufall zwei alte Freunde im Wiener Volksgarten zuſammen.

Sie blieben verwundert ſtehen, denn Beide hatten ſich ſogleich erkannt.

— Emil! rief der Eine.

— Reginald! ſchrie der Andere.

Und Beide wollten ſich zärtlich umarmen; leider aber vermochten ſie das nicht, denn ſie waren unterdeſſen ſo abenteuerlich dick, wie auf dieſem meiſterhaften Holzſchnitt, geworden.



— Reginald liegt alſo nicht in der Seine?

— Eben ſo wenig als Emil in der Themſe.

— Höre, Freund, ich hatte mir die Sache genau überlegt und gefunden, daß es thöricht geweſen wäre, einer Liebſchaft wegen ins Waſſer zu ſpringen.

— Sieh, Bruderherz, gerade ſo dachte auch ich.

— Und leideſt Du, armer Teufel, noch immer an Weltſchmerz?

— Das eben nicht, aber deſto mehr an Sodbrennen. Und Du?

— Mich plagt die Gicht, im Uebrigen bin ich wohl und …

— Etwa gar verheirathet?

— Erſt ſeit einem Jahre. Und Du?

— Geſchieden ſeit neun Wochen.

— Glücklicher Freund! rief Emil. Was aber iſt aus unſerer Emma geworden?

— Eine alte Jungfer. Willſt Du ſie jetzt heirathen?

— Nicht um Alles in der Welt!

* * *

Moral:

Weißer Spargel iſt dem grünen vorzuziehen.

Herr Malztippel.

1.

„Maler, male mein Liebchen,
Male ihr ſchönes Geſicht;
Maler, male ihr Grübchen,
Maler, vergeſſe es nicht.“
Altes Lied.

Die Zahl der Bildernarren iſt Legion. Kein Wunder, denn ein Pinſel intereſſirt ſich für den Andern.

Dieſe Liebhaberei, koſtbare Gemälde zu ſammeln, graſſirt vorzüglich in dem ſogenannten Iſar-Athen, wo das bayer'ſche Bier und die klöſterliche Frömmigkeit, das Zahlen-Lotto und die Malerkunſt, die Dampfnudeln und die Gedichte König Ludwigs in voller Blüthe ſtehen.

Nur ein ſo witziger, boshafter Spötter, wie mein verehrter Freund Saphir, kann zu behaupten wagen, daß die liebenswürdigen Bewohner des Iſar-Athens ſich nur für ihr Bier intereſſiren; nur ein ſo großer Schalk, wie er, kann den Muth haben, zu ſagen: „Morgens ſei jeder Münchener ein Bierfaß und Abends ein Faß Bier.“ Dafür hat ihn aber auch König Ludwig zum Hoftheater-Intendanz-Rath gemacht!

Aber nicht das himmliſche Bier, auch die göttliche Malerkunſt hat in München begeiſterte Anhänger, die ſich, käme es darauf an, lieber gliedweiſe rädern, als ſich das Eine oder Andere entreißen ließen.

Der leidenſchaftlichſte Malerfreund, der eifrigſte Bildernarr der guten Stadt München, war Herr Joſeph Malztippel, ein ci-devant Bierbrauer, der ſich in einem Zeitraum von zehn Jahren ein bedeutendes Vermögen zuſammengebraut, dann ſein Geſchäft an ſeinen Stiefſohn abgetreten und ſich der Länge nach auf die Malerei und das Steckenpferd, Gemälde zu ſammeln, geworfen hatte.

Herr Malztippel war jedenfalls dümmer, als er ausſah, und verſtand von der Malerkunſt, ohne Uebertreibung, mindeſtens zehnmal weniger als ein Mondkalb von dem Sonnenſyſtem. Er glaubte Alles, was man ihm ſagte, und wurde täglich das Opfer ſeiner Leichtgläubigkeit.

Das Factotum dieſes Bildernarren war Sylvius, ein junger, pfiffiger Maler, der aus Berlin nach München gekommen war, um hier die Metaphyſik der bayer'ſchen Dampfnudeln und die Phyſiologie des bayer'ſchen Bockbieres zu ſtudiren. Gleich nach ſeiner Ankunft hatte er unter den Hofgarten-Arcaden, wo manches gute Bild durch manchen ſchlechten Vers entſtellt wird, die Bekanntſchaft des Herrn Malztippel gemacht, der ihn, wegen ſeines berliniſchen Dialectes und ſeines altſpaniſchen Bartes, augenblicklich liebgewonnen und gleich darauf zu ſich in ſein Haus genommen, das, beiläufig geſagt, unfern des Karlsthores lag.

Der gute Sylvius, der ſich weit mehr aufs Trinken als aufs Malen verſtand, durchſchaute bald die Geiſtesfähigkeiten ſeines Mäcen's, der in der That ein Muſterbild von Dummheit war. Ein einziger Zug wird hinreichen, deſſen botokudiſche Dummheit vollſtändig zu characteriſiren. Herr Malztippel fragte einſt einen jungen Arzt, der mit ihm bei Tamboſi dann und wann „Schafskopf" zu ſpielen pflegte, warum die Natur jedem Menſchen zwei Naſenlöcher verliehen habe?

„Mit dem rechten Naſenloche," erklärte der Gefragte, „kann man nur gute, mit dem linken nur ſchlechte Gerüche einathmen."

„Ich weiß nun," ſagte unſer Ex-Bierbrauer, „wie ich mich zu verhalten habe. Komme ich an einem Blumenbeete vorüber, dann drücke ich das linke, und gehe ich an einer Miſtpfütze vorbei, dann drücke ich das rechte Naſenloch zu."

Und das that er denn auch!

2.

Sylvius hatte die Verpflichtung übernommen, ſeinem Gönner ſpielend Unterricht in der Kenntniß der Gemälde zu ertheilen, ihn mit dem Leben der berühmteſten Maler und mit den Eigenthümlichkeiten ihres Pinſels vertraut zu machen, auf daß Herr Malztippel allmälig in den Stand geſetzt werde, die Rolle eines Kunſtkenners zu ſpielen.

Vor Allem mußte unſer ci-devant Bierbrauer täglich ein Dutzend Kunſtausdrücke in ſein Gedächtniß prägen, weil es bei den ſogenannten Kunſtkennern einmal Styl geworden iſt, damit bei jeder Gelegenheit verſchwenderiſch um ſich zu werfen und auf dieſe Weiſe dem Laien Sand in die Augen zu ſtreuen.

„Wenn von einem Pinſel die Rede iſt, ſo gebrauchen Sie abwechſelnd zur characteriſtiſchen Bezeichnung dieſes Pinſels die Worte: ſaftig, kernig, markig, was im Grunde genommen ziemlich daſſelbe iſt, oder weich, ſanft, lieblich, was ungefähr den Gegenſatz zum Vorhergehenden bildet. Wenn von der Zeichnung die Rede iſt, ſo bedienen Sie ſich abwechſelnd der Ausdrücke: correct, harmoniſch, geſchmeidig, und umgekehrt der Worte: unregelmäßig, unharmoniſch, ſteif.“

Nicht ſelten geſchah es, daß Herr Malztippel die Kunſtausdrücke verwechſelte und jetzt von einem ſteifen Pinſel und bald darauf von einer ſaftigen Zeichnung ſprach.

Allwöchentlich ein Mal mußte Sylvius ſeinen Gönner in die Pinakothek begleiten, um dort die verſchiedenen Bilder mit ihm durchzugehen und ihm intereſſante Züge aus dem Leben jedes Meiſters, der ſich hier durch ein Werk ſeiner Hand verewigt, zu erzählen.

Sylvius gefiel ſich darin, bei ſolchen Gelegenheiten ſeinem ſchwachköpfigen Mäcen Märchen anzuheften, Lügen vorzuſchwatzen und ihm auf dieſe Weiſe einen ganzen Wald von Bären anzuhängen. Nur dann und wann erzählte er ihm auch einen Zug, der nicht erlogen war.

— Hier, ſagte der Cicerone zu ſeinem Schüler, als ſie ſich wieder in der Bildergallerie befanden, hier ſehen Sie ein Bild des berühmten Giulio Romano, eines der erſten Meiſter der römiſchen Schule: Simſon, der mit dem Eſelskinnbacken die Philiſter erſchlägt.

— Wer darunter iſt denn der Simſon?

— Der kleine häßliche Kerl mit den Widderhörnern und den Bocksfüßen.

— Und wo hat er denn ſeinen Eſelskinnbacken?

— Ei, ſehen Sie denn nicht das Inſtrument in ſeiner Hand?

— I, das iſt ja eine Flöte.

— Ganz recht. Zu Simſon's Zeiten wurden aber die Flöten Eſelskinnbacken genannt.

— Und warum denn?

— Weil ein Eſel eine Flöte einſt an ſeine Backen gelegt, im Wahne, daß auch er darauf ſpielen könne.

— Simſon hat alſo die Philiſter mit einer Flöte erſchlagen?

— Nicht eigentlich erſchlagen, ſondern blos fortgejagt, denn als er die Flöte zu blaſen angefangen hatte, ergriffen ſie die Flucht, was ihnen Niemand verdenken kann. — Dies hier iſt ein Bild des großen Leonardo da Vinci, des Oberhauptes der florentiniſchen Schule, einer jener Maler, die am langſamſten gearbeitet haben. Vier ganzer Jahre hatte er an dem Bildniß der Joconde gemalt, wofür ihm König Franz I.

von Frankreich blos viertauſend Thaler bezahlte. Derſelbe Meiſter hat auch die Belle Ferronière, die Geliebte jenes Königs gemalt, in deſſen Armen Leonardo bald darauf geſtorben iſt, im Schloß zu Fontainebleau. Nicht ſelten brachte da Vinci Bänkelſänger und Poſſenreißer mit, um den Perſonen, die er abmalte, während des Sitzens die Langeweile zu vertreiben. — Dieſe Frauenfigur da iſt Herodias, die Enkelin des großen Herodes, die Gemahlin ihres Onkels Herodes Philippus. Das Haupt, das ſie in der Schüſſel trägt, ließ ſie dem heiligen Johannes abſchlagen . . .

— Warum denn?

— Weil der gute Heilige ſich in Dinge gemiſcht, die ihm nichts angingen: er war erboßt darüber, daß ſie ihren Onkel und nicht ihn geheirathet hatte. Aus Rache ließ ſie den abgeſchlagenen Kopf ihren Gäſten als Ragout auftragen.

— Ein Kalbskopf mit Kren wär' mir lieber geweſen.

— Mir auch, denn der Heilige ſoll ſehr zäh geweſen ſein. Hier ſehen Sie ein Bild von Michel Angelo Buonarotti, welcher nicht blos Maler, ſondern auch Bildhauer, Baumeiſter und Poet geweſen iſt. Nach dem Tode ließ ihn Papſt Pius IV. mit wahrhaft königlicher Pracht begraben; bald darauf aber ward ſein Leichnam auf Befehl Cosmo's von Medicis heimlich ausgegraben, unter Waarenballen nach Florenz geſchafft und dort in der Kirche des heiligen Kreuzes beigeſetzt. Er pflegte die Malerei „ſeine Frau“ und ſeine Bilder „ſeine Kinder“ zu nennen. Er diente zwei Kaiſern, ſieben Päpſten und faſt allen Fürſten Italiens, und Cosmo de Medicis hatte ſolche Ehrfurcht vor ihm, daß er, wenn Michel Angelo mit ihm ſprach, ſein Haupt entblößte. — Dies iſt die ſchöne Leda, die Geliebte des liederlichen Jupiters, der ſich, ihr zu Liebe, in einen Schwan verwandelte und ſie am Ufer des Eurotas, in dem ſie ſich gebadet hatte, dergeſtalt umarmte, daß das gute Kind, ohne es zu ahnen, bald darauf Mutter zweier Töchter, Helena und Klytemneſtra, und zweier Söhne, Caſtor und Pollux, geworden war.

— Herr Gott, wer ſich doch auch ſo in einen Schwan verwandeln könnte! ſeufzte Herr Malztippel, der dabei an eine gewiſſe Perſon dachte, die ich im nächſten Capitel meinem Leſer vorzuſtellen gezwungen ſein werde.

— Dieſelbe Schwanengeſchichte hat auch Paul Veroneſe, Andreas del Sarto und Antonio Allegri da Correggio behandelt.

— Auch Sie müſſen mir eine Leda und mich als Schwan malen. Ich zahle Ihnen dafür Alles, was Sie begehren.

— Wir wollen ſpäter unterhandeln! — Hier ſehen Sie ein Bild des Maëſtro Roſſo, ein anderes Abenteuer jenes verliebten Gottes. Das junge Mädchen iſt Danaë, die Tochter des Königs von Argos, der ſie in einen Thurm eingeſperrt hatte, weil ihm geweiſſagt worden war, daß ſein Enkel ihm die Krone und das Leben rauben werde. Der verſchmitzte Don Juan-Jupiter ließ ſich in Geſtalt eines Goldregens zu ihr in den Kerker herab, worauf das gute Kind Mutter ward und den Perſeus gebar.

— Dieſer Jupiter muß ein verdammt geſcheidter Kerl geweſen ſein!

— Er ſoll unter Anderm das Schießpulver und das Salvator-Bier, die Löwen-Pomade und die Buchdruckerkunſt, die Hoffmannstropfen und die Dampfmaſchinen erfunden haben. — Hier ſehen Sie ein Bild von Paul Veroneſe. Jupiter iſt hier als Stier verkleidet. Prinzeſſin Europa, die Tochter des Königs Agenor von Phönicien, die an dieſem Ochſen Gefallen zu finden ſcheint, ſchmückt ſeine Hörner mit Guirlanden, ſtreichelt und liebkoſ't ihn und ſetzt ſich auf ſeinen Rücken. Der Stier entführt ſie; ſie geht mit ihm durchs Waſſer; er bringt ſie nach Creta.

— Hören Sie, Freund, dieſes Bild gefällt mir noch beſſer als die Leda. Wiſſen Sie was? Malen Sie mir eine Europa und mich als einen Ochſen.

— Ich bürge für die Aehnlichkeit! — Dies hier iſt ein Meiſterwerk von Pietro Beretino da Cortona, von ſeinen Zeitgenoſſen „die Krone der Maler“ genannt. Dieſes Bild hatte Anfangs ein lachendes Kind dargeſtellt; durch einen einzigen Pinſelſtrich war es von ihm in ein weinendes verwandelt worden. Eben ſo ſchnell und auf dieſelbe Weiſe ſoll er in Gegenwart des Großherzogs Ferdinand von Medicis ein weinendes Kind in ein lachendes umgeſchaffen haben. Kurz vor ſeinem Tode vermachte er der Maler-Akademie in Rom ein Capital von hunderttauſend Scudi.

— Das gefällt mir von dieſem Mann!

— Hier ſehen Sie ein Bild des weltberühmten Tizian Vecelli, der faſt alle Fürſten ſeiner Zeit, unter Andern auch König Franz I., den Sultan Soliman II. und Kaiſer Karl V. gemalt hatte, Letztern ſogar drei Mal, weßhalb der Kaiſer geſagt haben ſoll: er habe durch Tizians Pinſel eine dreifache Unſterblichkeit erlangt. Als dieſem großen Maler einſt, während ihm der Kaiſer ſaß, der Pinſel aus der Hand fiel, beeilte ſich Karl V., dieſen Pinſel aufzuheben und ihn dem Meiſter zurückzugeben, mit den Worten: „Ein Tizian verdient es, von einem Kaiſer bedient zu werden.“ Derſelbe Fürſt verlieh ihm 1552 zu Barcelona den Titel eines Pfalzgrafen, ernannte ihn zum Ritter des Jakobs-Orden und wies ihm eine Penſion von fünftauſend Kronen an. Heut zu Tage exiſtirt kein Karl V.

— Aber auch kein Tizian, erwiderte Herr Malztippel.

— Dieſe Antwort müſſen Sie irgendwo geleſen haben.

— Wie ſo?

— Nun, Ihnen kann ſie nicht eingefallen ſein.

— Ich verſtehe Sie nicht.

— Das glaube ich Ihnen. — Dieſes Weib da, das ihre unverhüllten Reize im Spiegel begafft, iſt Dame Venus, und der kleine Schelm, der ihr den Spiegel hält, iſt Cupido.

— Was war denn dieſe Venus?

— Choriſtin bei einem römiſchen Liebhaber-Theater.

— Und der kleine Cupido?

— Souffleur bei derſelben Bühne.

— Aber warum liefen damals die Leute beim Theater nackt herum?

— Weil ſie ſo wenig Gage bekamen, daß ſie ſich keine Kleider kaufen konnten.

— Gerade wie jetzt, brummte Malztippel, der das ſehr genau zu wiſſen ſchien.

— Hier ſehen Sie ein Bild des Giorgione, eines der älteſten und ausgezeichnetſten Maler der venetianiſchen Schule. Er iſt von allen Malern derjenige, der am Beſten die Farbe des menſchlichen Fleiſches getroffen hat. In ſeinem dreiunddreißigſten Jahre ſtarb er aus Gram, weil einer ſeiner Freunde ihm ſeine Geliebte entführt hatte. Auf dieſem Bilde halten ſich Jakob und Rahel in liebeglühender Umarmung umſchlungen. In dieſem Jakob ſoll er ſich und in dieſer Rahel ſeine untreue Geliebte abgebildet haben.

— Ich kann es dieſer Rahel gar nicht verdenken, daß ſie mit einem Andern durchgegangen iſt.

— Und warum?

— Weil dieſer Jakob viel zu alt für ſie iſt.

— Sie haben Recht. Alte Eſel ſollten ſich niemals in junge Mädchen verlieben, ſonſt könnte es ihnen wie dem Meiſter dieſes Bildes gehen.

— Wären Sie wohl auch im Stande, die Geliebte Ihres Freundes zu entführen?

— Ei, wenn ſeine Rahel mir gefiele, ganz beſtimmt.

— Hallunke! murmelte Herr Malztippel leiſe in den Bart. Was iſt denn das für ein Bild?

— Judith und Holofernes, gemalt von dem Florentiner Chriſtofero Allori. Dame Judith hält in ihrer Hand das vom Rumpfe getrennte Haupt des Holofernes. Der Maler hat in dieſem Kopfe ſeinen eigenen und in der ſchönen Judith ſeine grauſame Geliebte Mazzafira, die ihn nicht erhören mochte, portraitirt. Mit dieſem Gemälde wollte er andeuten, er habe durch ſie ſeinen Kopf verloren.

— Die Weiber, die Weiber! rief Herr Malztippel. In der Regel erhören ſie gerade den, den ſie nicht erhören ſollten. Kommen Sie, Freund, für heute habe ich genug gelernt.

3.

Herr Malztippel hatte unter andern Dummheiten auch die begangen, ſich auf ſeine alten Tage in eine Liebſchaft mit einem jungen Mädchen einzulaſſen, welches Peppi ** hieß und Choriſtin beim Münchener Hoftheater war.

Peppi, die einzige Tochter eines Portier's beim **ſchen Geſandten, war achtzehn Jahre alt geweſen, als ſie durch den Einfluß des erſten Legationsſecretärs ein Engagement beim Theater erhalten hatte. Eine jener brünetten Schönheiten, die durch feurige Augen und ſchwarze Brauen für Manchen etwas Unwiderſtehliches haben, hatte ſie ſich bald von einem Schwarme alter und junger Anbeter umringt geſehen, von denen Jeder bei allen

Heiligen des gregorianiſchen Kalenders ihr betheuerte, daß ſie das ſchönſte Mädchen von ganz München, die Perle des ganzen Chorperſonales ſei. Einfältig genug, um dieſe werthloſen Spielmarken alltäglicher Schmeichelei für baare Goldmünzen zu halten, hatte ſie ſich von dem verlockenden Klange derſelben bethören und verführen laſſen, Verſicherungen und Schwüren zu glauben, die bald gebrochen waren. Kaum zwei Jahre bei der Bühne, hatte ſie bereits ein halbes Alphabet von Liebſchaften durchgemacht. An die Stelle des Legationsſecretärs war bald der jugendliche Held und Regiſſeur des Schauſpiels getreten, der ſie dadurch gekirrt, daß er ihr dann und wann eine kleine Rolle zugedacht. Dem Regiſſeur war ein junger Theater-Recenſent gefolgt, der ihr in einem Winkelblatte unbändigen Weihrauch geſtreut und das Prognosticon geſtellt hatte, ſie würde bald eine der berühmteſten Künſtlerinnen Deutſchlands werden; der Theater-Recenſent war von einem Officier, der Officier von einem Studenten und der Student von einem Handlungsreiſenden verdrängt worden. Durch den letztern hatte ſie endlich die Bekanntſchaft des Herrn Malztippel gemacht, der den gänzlichen Mangel an Liebenswürdigkeit durch eine ewig volle Börſe zu erſetzen ſuchte. Geſchmeichelt durch das Bewußtſein, eine Liebſchaft beim Theater zu haben, überhäufte er ſie täglich mit neuen Geſchenken, kaufte ihr jedes Kleid, jeden Hut, der ihr gefiel, ſchenkte ihr Ketten, Ringe, Armbänder, fuhr täglich mit ihr aufs Land und ſchonte mit einem Worte kein Geld, um endlich einen Eindruck auf ihr Herz zu machen. Peppi aber, allmälig klüger geworden, war trotz all' dieſer Aufmerkſamkeiten kalt und unempfindlich gegen ihn geblieben. Malztippels vierundzwanzigpfündige Seufzer waren machtlos am Harniſch ihrer Gleichgiltigkeit abgeprallt; er ſelbſt aber hatte allen Appetit verloren und zu verzweifeln angefangen, als Peppi ihm endlich den erſten Kuß erlaubte. Die Wonne des guten Bierbrauers läßt ſich nur empfinden, aber nicht beſchreiben. Er ſank zu ihren Füßen nieder, küßte ihre Schuhe, benetzte ihren durchbrochenen Strumpf mit Thränen der Freude und war ganz närriſch vor Wonne.

— Peppi! rief er, himmliſchſchöne Peppi, tritt mich mit Füßen, mache mit mir, was Du willſt, aber werde mein Weib!

Das eben war es, was Peppi haben wollte. Sie war nach und nach zur Einſicht gelangt, daß beim Sichcourmachenlaſſen nichts herauskomme, und daß es klüger ſei, ſich bei Zeiten nach einem Mann umzuſehen. Und dieſer Malztippel ſchien ihr gerade der Rechte zu ſein.

— Er iſt alt und dumm, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ich kann mit ihm machen, was ich will; ich bin arm, er hat Geld; ich werde ihn heirathen.

— Sprich, Peppi, rief der zu ihren Füßen vor Wonne zerfließende Bierbrauer, kannſt Du, willſt Du mich erhören?

— Wir wollen uns die Sache überlegen, ſagte Peppi und geſtattete ihm ſeit jenem Augenblick täglich beim Kommen und beim Gehen einen Kuß.

4.

— So ſtanden die Sachen, als Herr Malztippel plötzlich auf den dummen Einfall gerathen war, den jungen Maler in das Geheimniß ſeines Herzens einzuweihen und ihn bald darauf bei Peppi einzuführen, um ſie als Prinzeſſin Europa, ſich ſelbſt aber als Stier malen zu laſſen.

— Ich ſtelle Dir hier, liebe Peppi, meinen Freund Sylvius, einen der ausgezeichnetſten Maler unſeres Jahrhunderts vor. Dies, lieber Sylvius, iſt meine reizende Braut, von deren Schönheit und Liebenswürdigkeit ich Ihnen bereits Alles, was ich weiß, erzählt habe.

— Mein Fräulein, ſagte Sylvius, ich war in der That ſehr geſpannt, die Bekanntſchaft einer Dame zu machen, deren Schönheit mein Freund Malztippel wahrlich nicht zu viel gerühmt hat; ich habe Sie mir ſchön, ſehr ſchön vorgeſtellt, bekenne jedoch, daß Sie meine höchſten Erwartungen bei Weitem übertroffen haben.

— Sie ſind in der That zu galant, mein Herr, erwiderte Peppi, deren Ohr an Schmeicheleien ſo plumper Art ſchon dergeſtalt gewöhnt war, daß das Unanſtändige derſelben ihr gar nicht mehr auffiel. Wollen Sie nicht Platz nehmen? fragte ſie ihn mit einer Miene, der man's anſah, daß der erſte Eindruck, den der Maler auf ihr Herz gemacht, ein ſehr günſtiger ſei.

— Freund Malztippel, ſagte Sylvius, ſich nonchalant aufs Sopha ſetzend, hat mir den ſchmeichelhaften Auftrag ertheilt, ſowohl Sie als auch ihn zu malen, Sie als Prinzeſſin Europa, ihn als Stier . . .

— Aber, Malztippel, wie kann man denn ſo dumm ſein, ſich als Stier malen zu laſſen!

— Das verſtehſt Du nicht, liebes Kind. Wenn ſelbſt ein Gott wie Jupiter es nicht unter ſeiner Würde hielt, ſich als jungen Ochſen malen zu laſſen, ſo ſehe ich nicht ein, weßhalb ich mich daran ſtoßen ſoll? Das Bild, das ich neulich in der Gallerie geſehen, hat mir ſo außerordentlich gefallen, daß ich meinen Freund Sylvius erſucht habe, ein ähnliches für meine Sammlung zu malen.

— Sie würden ſich als Prinzeſſin gewiß ſehr gut ausnehmen, meinte Sylvius.

— Und Malztippel als Stier? Iſt das nicht zum Todtlachen? Aber meinetwegen, ich habe nichts dagegen.

— Iſt es erlaubt zu fragen, zu welchen Stunden des Tages ich Sie am wenigſten ſtöre?

— Sie ſtören mich niemals, gab ihm Peppi zur Antwort. Blos Abends bin ich im Theater beſchäftigt.

— Ich werde Sie alſo des Morgens beſuchen.

— Aber nicht zu früh, wenn ich bitten darf, ſagte Malztippel, denn meine Braut pflegt in der Regel erſt nach Neun aufzuſtehen.

— Ich werde mich alſo täglich um zehn Uhr einſtellen.

— Täglich? wiederholte Herr Malztippel mit verdrießlicher Miene.

— Nun ja, damit ich früher mit dem Bilde fertig werde.

— Sie brauchen ſich gar nicht zu übereilen; es hat durchaus nichts zu ſagen, wenn das Bild erſt in Jahr und Tag fertig wird.

— Dann bedanke ich mich dafür! erwiderte Peppi mit etwas trotzigem Tone.

— Sei nur nicht böſe, liebes Kind, es kommt ja ganz auf Dich an.

— Nun gut, dann wünſche ich, daß Herr Sylvius ſchon morgen anfange und mich täglich beſuche, damit ich Sie bald als Stier bewundern kann, ſagte Peppi und fing darüber ſo herzlich zu lachen an, daß der Maler mitlachen mußte.

— Ich begreife nicht, wie Jemand darüber lachen kann, meinte Herr Malztippel. Iſt denn ein Stier etwas Unanſtändiges?

— Gott behüte! ſagte Sylvius. Ich lache nur, weil Fräulein Peppi lacht.

— Und warum lacht Fräulein Peppi?

— Ich lache nur, weil Herr Sylvius lacht. Sie kommen alſo morgen? fragte ſie den Maler.

— Punkt Elf!

— Ich werde Sie begleiten, lieber Sylvius.

— Vorläufig brauchen wir Sie noch nicht; denn erſt male ich die Prinzeſſin und dann erſt den Stier.

— Ich kann aber doch meiner Braut Geſellſchaft leiſten?

— Meinetwegen, ſagte Peppi. Nun aber muß ich in die Probe, meine Herren.

— Ich begleite Dich, liebe Peppi.

— Das ſollte mir fehlen; nein, nein, ich gehe allein.

— Nun denn, ſo kommen Sie, Sylvius, ſagte Malztippel.

— Leben Sie wohl, Fräulein.

— Auf Wiederſehen, Herr Sylvius.

Beide entfernten ſich. Bald darauf ging auch Fräulein Peppi.

5.

Seit jenem Tage beſuchte unſer Maler jeden Morgen die junge, pfiffige Braut ſeines alten, dummen Freundes. Malztippel gebrauchte immer die Vorſicht, ſie niemals allein zu laſſen. Während der erſten Sitzung hatte er, um ſich die Langeweile zu vertreiben, eine Cigarre geraucht; Peppi aber hatte ihm dies ein für alle Mal verboten, weil ſie, wie ſie ſagte, den Tabakrauch nicht vertragen könne. Gewohnt, dem leiſeſten Winke Peppi's zu gehorchen, hatte er ſeitdem nicht mehr zu rauchen gewagt und ſich damit begnügt, ein ſtummer Zuſchauer des Malers zu ſein.

Als aber eines Morgens ein unabweisbares Bedürfniß ihn hinaus in den Vorſaal trieb, warfen Sylvius die Palette und Peppi das Stickbrett bei Seite, liefen auf einander zu, umarmten und . . . küßten ſich.

— Peppi! rief der Maler.

— Sylvius! rief die Braut.

Und in dieſen beiden Worten lag Alles, was ſie ſich in dieſem Augenblick zu ſagen hatten; dann folgte Kuß auf Kuß. Als ſie bald darauf Malztippels Schritte hörten, nahmen ſie wieder ihren vorigen Platz ein und die Miene an, als ob ſie ihn gar nicht verlaſſen hätten. Als Othello-Malztippel eintrat, fand er den Maler ſo ruhig, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre, an der Staffelei und Peppi trällernd am Stickbrett.

— Du biſt heute recht vergnügt, liebes Kind, ſagte der Bierbrauer, ſeine Weſte zuknöpfend.

— Warum? fragte Peppi mit der gleichgiltigſten aller Mienen.

— Du ſingſt, liebes Kind.

— Ja, warum ſoll ich denn nicht ſingen?

— Ei, was iſt denn das für ein ſchwarzer Streif auf der Stirn? fragte der eiferſüchtige Bräutigam.

— Ein ſchwarzer Streif? wiederholte Peppi und lief zum Spiegel hin. Das kommt . . .

— Von der Wolle her, fügte Sylvius hinzu.

— Ganz recht, die ſchwarze Wolle färbt ab.

— Alſo Wolle? Von der Ferne betrachtet ſieht dieſer Streif wie von ſchwarzer Tuſche aus.

— Ich möchte wiſſen, wie ich zu Tuſche käme, ſagte Peppi.

— Sei nur nicht böſe, liebes Kind; irren iſt menſchlich.

Malztippel hatte ſich in der That geirrt; es war nicht Tuſche, ſondern Bart-Pomade, die ihre Spur von den Lippen des Malers auf Peppi's Elfenbein-Stirn zurückgelaſſen hatte.

— Wann denken Sie mit dem Bilde fertig zu werden? fragte er den Maler.

— In drei bis vier Monaten.

— Nicht früher?

— Ei, Herr Malztippel, warum wollen Sie ihn denn übereilen?

— Er malt ſchon ſechs Wochen daran und ich ſehe noch nichts, als ein Paar elende Wolken am Himmel und ein Paar Blumen auf der Erde.

— Gemälde dieſer Art müſſen wohl überdacht ſein. Balthaſer Denner arbeitete zwanzig Jahre an einem alten Weibe.

— Meine Braut iſt aber kein altes Weib.

— Stören Sie doch Ihren Freund nicht, befahl Peppi.

Eine Woche war wieder vergangen und Sylvius noch nicht weiter gekommen. Die Gegenwart des Herrn Malztippel war ihm von Tage zu Tage läſtiger geworden, und ſo kam es, daß er auf ein Mittel ſann, ihn, wenn auch immer nur auf wenige Minuten, aus ſeiner Nähe zu verbannen. Für zwei junge Leute, die ſich lieben, iſt nichts unerträglicher, als ein Dritter, der noch obendrein ein Recht zu haben glaubt, eiferſüchtig zu ſein.

Eines Morgens kam Sylvius auf den Einfall, in das

Frühſtück ſeines Gönners ein harmloſes Pülverchen zu ſchütten, das dieſen in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzte, öfter als gewöhnlich einen Ort aufzuſuchen, den man bei geſundem Zuſtande täglich nur einmal betritt.

Als ſich Beide zu Peppi begaben, verſpürte Malztippel bald darauf die Wirkung dieſer Medicin, und wie groß Anfangs auch die Mühe war, die er anwendete, dieſem Schach zu widerſtehen . . . es half nichts.

— Ach, Peppi, ſagte der Maler, als ſie wieder allein waren, ich habe ſo Vieles auf dem Herzen, was ich Ihnen ſagen möchte, wir ſind aber noch nie allein, ohne Zeugen, geweſen. Nachmittags fahren Sie mit ihm ſpazieren, Abends ſind Sie im Theater und nach dem Theater . . .

— Seufzt mir Ihr Freund die Ohren voll, daß ich ihn heirathen ſoll.

— Und wollen Sie denn das wirklich thun?

— Ich ſchwanke noch immer. Mein Herz ſagt: Nein! mein Verſtand ſagt: Ja!

— Und werden Sie dem Herzen oder dem Verſtande folgen?

— Ich weiß es ſelbſt noch nicht.

— Ach, Peppi, folgen Sie der Stimme des Herzens; bedenken Sie, wie alt, wie dumm er iſt . . .

— Dieſe Eigenſchaften eben könnten mich bewegen, der Stimme des Verſtandes Gehör zu geben.

— Thun Sie das nicht, Peppi, er iſt verteufelt geſund

und könnte Ihnen den Poſſen ſpielen, noch zwanzig Jahre zu leben.

— Das würde mich freilich in Verzweiflung bringen . . .

— Sie ſind jung, Sie ſind ſchön und gefühlvoll . . . heirathen Sie ihn nicht. Nur einmal, Peppi, möchte ich ein halbes Stündchen mit Ihnen allein ſein, um Ihnen ſagen zu können . . .

Da trat wieder der vertrakte Malztippel ein und Peppi begann wieder zu trällern und Sylvius wieder zu malen.

— 'S iſt doch recht komiſch, meinte unſer Ex-Bierbrauer.

— Was iſt komiſch? fragte ſeine Braut.

— Daß Du immer trällerſt, wenn ich ins Zimmer trete.

— Ei, wollen Sie mir denn auch das Trällern verbieten?

— Gott bewahre, liebes Kind. Trällere ſo oft es Dir gefällt. Aber hören Sie, Freund Sylvius, wenn Sie ſo langſam fortmalen, ſo werden Sie am Tage des jüngſten Gerichtes noch nicht fertig ſein.

— Ich habe Ihnen ſchon ein Mal geſagt, daß ſich Bilder dieſer Art nicht über's Knie brechen laſſen. Auch mag ich es nicht leiden, wenn mir Jemand fortwährend auf die Hand ſieht.

— Mir geht's beim Sticken eben ſo, ſagte Peppi.

— Ich wäre, wenn Sie uns allein gelaſſen hätten, gewiß ſchon viel weiter . . .

— Das glaub' auch ich, meinte die Braut.

— Ich ſtöre Euch doch nicht im Geringſten; ich ſitze hier auf dem Sopha, leſe den hundertjährigen Kalender und begreife nicht, wie ich daran Schuld ſein kann, daß Sie nicht weiter kommen. In den letzten acht Tagen haben Sie weiter nichts, als ein Paar Hörner gemacht.

— Aber was für Hörner, meinte Peppi.

— Schöne, große, ſuperbe Hörner, da fehlt aber noch gar viel.

— Nur Geduld, ſagte Sylvius.

— Ich möchte des Teufels werden! fluchte der Eiferſüchtige, der ſich abermals genöthigt ſah, die beiden Leutchen zu verlaſſen.

— Dank dem Himmel, daß wir wieder allein ſind, ſagte der Maler. Ach, Peppi, nur ein kleines Viertelſtündchen möchte ich mit Ihnen allein ſein, um Ihnen ſagen zu können, was ich für Sie fühle.

— Ei, was fühlen Sie denn für mich? fragte Peppi übernaiv.

— Liebe, unausſprechliche Liebe!

— Sie ſcherzen, Sylvius.

— Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich lüge. Ach, Peppi, ich kann Ihnen gar nicht beſchreiben, wie unendlich ich Sie liebe. Ich kann nicht athmen, kann nicht leben ohne Sie. Das Feuer Ihrer Schelmenaugen hat mein Herz in Brand geſteckt.

— Soll ich meinen Bräutigam rufen, um das Feuer zu löſchen?

— Keine Macht und Spritze der ganzen Welt kann dieſes

Feuer dämpfen. Ach, Peppi, könnte ich nur einmal ſo glücklich ſein, Sie an mein Herz zu drücken.

— Aber bedenken Sie doch, daß ich einen Bräutigam habe.

— Was kümmert mich der alte Eſel.

— Still, ich höre ihn kommen!

— Was habt Ihr denn immer ſo heimlich mit einander zu wiſpern, wenn ich draußen bin? fragte der eintretende Bräutigam.

— Ich glaube gar, man iſt eiferſüchtig, ſagte Peppi.

— Und habe ich nicht etwa ein Recht dazu?

— Nein, das haben Sie nicht!

— Biſt Du nicht meine Braut? Bin ich nicht Dein Bräutigam?

— Ei, wenn Sie mich ärgerlich machen, dann werde ich auf das Vergnügen, ſolch einen eiferſüchtigen Bräutigam zu beſitzen, bald Verzicht leiſten und Sie bitten müſſen, ſich gelegentlich um eine andere Braut umzuſehen.

— Peppi, iſt das Dein Ernſt?

— Ja, Herr Malztippel. Ihre Eiferſucht beleidigt mich.

— Ich bin ja gar nicht eiferſüchtig, liebes Kind. Himmel Donnerwetter!

— Mein Gott, weshalb fluchen Sie denn ſo? fragte Peppi.

— Ach, Engel, wenn Du wüßteſt, was ich leide, ſagte Malztippel, zum dritten Male gezwungen, das Zimmer zu verlaſſen.

— Ach, Peppi, begann wiederum Sylvius, wenn in Ihrem Herzen auch nur ein Funke von Mitleid glüht, wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, dann werden Sie mich erhören und mir verſprechen, den alten Eſel nicht zu heirathen.

— Ich ſage nicht Ja und ſage nicht Nein.

— Peppi, wenn Ihr Herz nicht von Stein iſt, ſo werden Sie mir eine Bitte gewähren, die ich ſchon lange auf dem Herzen trage.

— Und wie lautet dieſe Bitte?

— Darf ich Sie heute Abend nach dem Theater beſuchen?

— Heute nicht, Sylvius.

— Warum nicht, Peppi?

— Heute habe ich . . .

— Was haſt Du heute, liebes Kind? fragte Malztippel, der ſoeben zurückgekehrt war.

— Lange genug geſeſſen, ſagte Peppi; ich bin jetzt müde; aber morgen erwarte ich Sie.

Mehr brauchte Sylvius nicht zu wiſſen.

6.

Am andern Abend tappte der Maler, in einen Carbonari gehüllt, zwiſchen Elf und Zwölf die drei dunkeln Treppen zur Braut ſeines Freundes hinauf.

Auf der zweiten Stiege rannten im Dunkeln zwei Köpfe an einander.

— Wer da! ſchrieen Beide.

Es wird Leſer geben, welche vermuthen werden, daß hier der Nebenbuhler mit dem Bräutigam, welcher bis dahin auf der Lauer gelegen hat, zuſammen getroffen ſei. Es thut mir leid, dieſe Leſer aus ihrem Irrthum zu reißen, denn es war nicht Herr Malztippel, ſondern ein furchtſamer Kleidermacher-Gehilfe, der mit der beherzten Peppi auf einem Flure zu wohnen das Glück hatte und eben im Begriff war, eine Treppe hinabzuſteigen, um dort mit einem jener dienſtbaren Geiſter, die man im gewöhnlichen Leben Köchinnen zu nennen pflegt, eine vertrauliche Schäferſtunde zu feiern.

Da Einer vor dem Andern zurückſchreckte, ſchrieen Beide noch einmal:

— Wer da!

Als Sylvius an dem Klang der Stimme erkannte, daß ſeine Befürchtung, mit Malztippel zuſammengeſtoßen zu ſein, ungegründet geweſen ſei, faßte er Muth und ſprach:

— Ich bin der Requiſiteur des Theaters und habe eine Treppe höher eine Rolle abzugeben. Darf ich nun auch wiſſen, wer Sie ſind?

— Ich bin Damenſchneider und habe eine Treppe tiefer noch Maaß zu nehmen.

— Jetzt, um Mitternacht? fragte der Maler.

— Ich habe mich etwas verſpätet, ſagte der Schneider.

— Da geht es Ihnen gerade wie mir, erwiderte Sylvius.

Beide wünſchten ſich darauf: Gute Nacht. Der Maler ſtieg eine Treppe hinauf, der Schneider eine Treppe hinunter.

Unten auf der Straße nachwandelte ein Student, der mit Bayerſchem Bierbaß das von Uſteri gedichtete und von Hans Nägeli in Muſik geſetzte Lied ſang:

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Roſe,
So lang' ſie noch blüht."

7.

Wunderbar! In einer Stunde traulichen Alleinſeins waren die Liebenden bereits ſo weit gekommen, daß ſie Du zu einander ſagten, Ein Herz und Eine Seele waren, ſich ewige Liebe und – wenn ich recht gehört habe — auch ewige Treue gelobten.

Der Jeſuit Raynaud hielt einſt ſieben Predigten über den Buchſtaben O; ich bin zwar kein Jeſuit, wäre aber im Stande, ſiebenmalſieben Predigten über den Buchſtaben W. zu halten. Meine erſte Predigt zöge gegen die Weiber zu Felde: ich würde damit anfangen, was Petrarca von ihnen geſagt: „Mulieres angeli sunt accessu, daemones in domo, picae in porta et caprae in horto", und würde damit ſchließen, was Pater Abraham a Sancta Clara von ihnen behauptet hat: „Angelus penna, voce Gehenna." Ein anderer Geiſtlicher hielt über den Text: „Foeminae sunt viscarium diaboli" (die

Weiber ſind des Teufels Leimruthen) eine Predigt, die 1615 zu Straßburg erſchienen, und noch heut zu Tage ſehr erbaulich iſt. Guy-Patin pflegte ſeinem Schöpfer täglich zu danken, daß er keinen Pfaffen, keinen Juden und keine Frau aus ihm gemacht. Auch ich möchte um keinen Preis der Erde eine Frau ſein, und zwar darum nicht, weil ihr nur zwei Wege offen ſtehen: betrügen oder betrogen werden.

Peppi gehörte zu den Frauen, die es vorziehen, den erſten Weg einzuſchlagen. Nach anderthalb Stunden war ſie entſchloſſen, ſich vom jungen Maler entführen zu laſſen.

— Wir gehen nach Italien, Peppi.

— Dort heirathen wir uns . . .

— Auf der Stelle!

— Wo aber, Sylvius, nehmen wir Geld zur Reiſe her?

— Das muß Malztippel geben.

— Er wird das bleiben laſſen.

— Dafür, liebes Kind, laſſe mich ſorgen. Ich habe bereits einen Plan entworfen, einen Plan, der unmöglich fehlſchlagen kann!

— Du irrſt, Sylvius!

— Wallenſtein kennt ſeine Pappenheimer und Sylvius ſeinen Malztippel: morgen erhalten wir Geld von ihm und übermorgen entfliehen wir.

— Herrlich, herrlich, rief Peppi außer ſich vor Freude und herzte und küßte den Maler mit einem über alle Beſchreibung erhabenen Enthuſiasmus.

8.

Am andern Morgen begab ſich Sylvius in aller Frühe zu einem Bilder-Trödler und kaufte dort für einen halben Kronenthaler zwei uralte Bilder, von denen das eine ein Knie-, das andere ein Viehſtück war. Dann eilte er zu Malztippel.

— Gratuliren Sie mir, ſagte Sylvius.

— Wozu, lieber Freund?

— Sie ſehen in mir den Glücklichſten auf Gottes Erdboden!

— Haben Sie eine Quaterne erwiſcht?

— O mehr als das: ich habe einen Schatz gefunden.

— Was für einen Schatz?

— Einen Schatz, der nicht mit Gold aufzuwiegen iſt, einen Schatz, um den ganz Europa mich beneiden wird! Jauchzen, jubeln Sie mit mir: heute Morgen hat mich der Zufall an einer Trödlerbude vorübergeführt, in der ich zwei Bilder gekauft habe, die unter Brüdern vierzigtauſend Gulden werth ſind.

— Und wo haben Sie dieſe Bilder?

— Draußen im Vorzimmer; ſogleich will ich ſie holen.

Er lief hinaus und kam bald darauf mit den beiden Scharteken zurück.

— Von wem ſind dieſe Bilder?

— Das da iſt ein Balthaſar Denner, ſagte Sylvius, auf das Knieſtück zeigend.

— Ein Denner ſagen Sie? J das iſt ja ein altes Weib!

— Nun ja, ein altes Weib, gemalt von dem berühmten Portraitmaler Denner, derſelbe Frauenkopf, wofür ihm Kaiſer Karl V. einſt ſechstauſend Gulden gezahlt, derſelbe Frauenkopf, den der Kaiſer in einem Zimmer aufgehangen, zu dem er allein den Schlüſſel hatte.

— Ein herrliches Bild! rief Malztippel, von Wonne durchrieſelt. Und das andere?

— Iſt ein Viehſtück von Philipp Wouvermans, dem größten Meiſter der niederländiſchen Schule. Dieſes Pferd iſt das ſchönſte, das wir ſeit Erſchaffung der Welt bis zur heutigen Stunde einem Malerpinſel zu verdanken haben. Dieſes Pferd iſt ſo täuſchend, ſo lebendig-wahr, daß man das Stampfen ſeiner Hufe zu hören, das Fliegen ſeiner Mähnen zu ſehen glaubt. Sehen Sie nur, wie es ſtampft, hören Sie nur, wie es wiehert! Zwanzig Jahre meines Lebens, hätte ich dieſes Roß gemalt!

— Sie haben Recht, Sylvius. Solch ein Meiſterwerk hab' ich noch nie geſehen!

— Ich will nun gleich zum Director der Bildergallerie, will ihm die beiden Meiſterwerke zeigen und ſie . . .

— Wohl gar verkaufen? fragte Malztippel.

— Ei freilich, jedoch nur dann, wenn er giebt, was ich dafür begehre.

— Und wie viel verlangen Sie?

— Fünftauſend Gulden! Dieſes alte Weib allein iſt das Doppelte werth, ſagte Sylvius und that, als ob er gehen wollte.

— Eilen Sie nicht ſo! Unſer Einer hat ja auch Geſchmack ... Unſer Einer hat ja auch Geld. Dreitauſend Gulden gebe ich Ihnen für die Bilder.

— Das glaube ich Ihnen; ſo viel giebt mir jeder Blinder dafür.

— Ich lege, wenns ſein muß, auch noch fünfhundert Gulden zu ...

— Leben Sie wohl, Herr Malztippel.

— So bleiben Sie doch ... die Gallerie kann Ihnen nicht davonlaufen ... ich gebe Ihnen viertauſend Gulden ...

— Auf Wiederſehen, Herr Malztippel.

— Bleiben Sie, bleiben Sie! Bin ich einmal ſo weit gegangen, ſo gehe ich auch noch weiter und bin capable, Ihnen fünftauſend Gulden zu bezahlen ...

— Aber wann?

— In zwei Monaten.

— Leben Sie wohl, Herr Malztippel.

— In vier Wochen alſo?

— Ich brauche mein Geld jetzt gleich ... wenn Sie alſo nicht bei Caſſe ſind ...

— Die Hälfte gleich und die andere in vierzehn Tagen...

— Auf Wiederſehen, Herr Malztippel.

— Sie ſind noch ſchlimmer, als ein Jude! Warten Sie, Sie ſollen gleich das Geld erhalten.

Malztippel ging ins andere Zimmer, öffnete dort ſeine

Geldtruhe, holte fünf Säcke, jeden zu tauſend Gulden, heraus und warf einen nach dem andern dem Maler vor die Füße hin.

— Da haben Sie Ihr Geld; nun machen Sie aber, daß Sie fortkommen: Sie ſind ein undankbarer Menſch, ein Blutſauger, ein Vampyr!

— Herr, wenn Sie mich böſe machen, dann werfe ich Ihnen das Geld vor die Füße und begehre von Ihnen meine Meiſterwerke zurück.

— Ach, Sylvius, ich ſpaße ja nur. Nehmen Sie Ihr Geld und bleiben Sie mein Freund.

— Verlaſſen Sie ſich darauf, ſagte der Schelm, raffte die Säcke auf und machte, daß er fortkam.

9.

Drei Stunden ſpäter befanden ſich Sylvius und Peppi auf dem Wege nach Augsburg.

Gegen Abend erhielt Malztippel ein Billet von der Stadtpoſt. Im Couvert lag aber nichts, als eine gedruckte Karte mit der Anzeige:

Als Verlobte empfehlen ſich:

Peppi O . . .
Sylvius W . . . . .

Malztippel wollte kaum ſeinen Augen trauen. Er glaubte Anfangs nur zu träumen und trat ſich vorſätzlich auf das eine ſeiner ehrwürdigen Hühneraugen, um ſich durch Schmerzempfindung Gewißheit zu verſchaffen, daß er ſich in wachem Zuſtande befinde.

Dann rannte er wüthend in die Wohnung ſeiner ci-devant Braut. Doch ſchon unten an der Treppe vernahm er die Hiobspoſt, Peppi ſei mit ihrem neuen Bräutigam nach Italien gereiſt.

— O, die Natter! rief Herr Malztippel mit einer Wuth, die ihn noch viel lächerlicher als gewöhnlich machte. „Die Schlange! Der Schurke!“ ſchrie der betrogene Bräutigam und riß ſich im Zorne von ſeinem nagelneuen Rocke einen Knopf nach dem andern ab. „O, ich Eſel“ ſagte er dann und hätte, wenn es möglich geweſen wäre, ſich ſelbſt mit Füßen treten mögen. „Alſo darum habe ich dieſer Katze ſo viel Hüte, ſo viel Pretioſen geſchenkt; alſo darum habe ich dieſen Schurken ſo gaſtfreundlich in mein Haus genommen, dieſes Krokodil ſo lange an meinem Buſen genährt, damit er mir meine Peppi entführen kann! Und ich Mauleſel habe noch dazu fünftauſend Gulden hergegeben und die Reiſekoſten bezahlen müſſen! Ich möchte mir alle Haare ausraufen!

Glücklicher Weiſe beſann er ſich, daß dies unmöglich ſei, weil er ſchon ſeit Jahren eine Perücke trug.

Die erſten acht Tage rannte er wie ein wüthender Eber herum; dann aber tröſtete er ſich mit den beiden Kunſtwerken, für die er zwar viel Geld bezahlt hatte, die aber ſtündlich ihm mehr Freude machten.

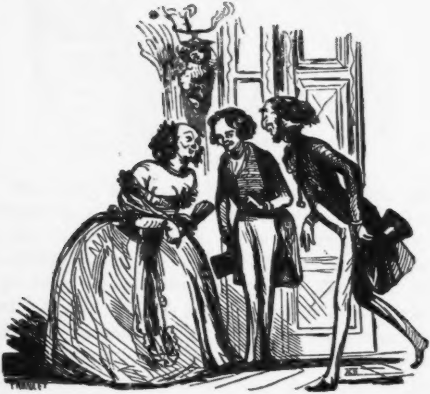
— Dieſer göttliche Denner, dieſer himmliſche Wouvermans ſind mir lieber, als alle Peppi's der Erde!

Der Glückliche! Noch bis zur jetzigen Stunde glaubt er in den beiden Bildern, für die ſein Freund Sylvius eine halbe Krone bezahlt, unbezahlbare Kunſtſchätze zu beſitzen!

Der Glaube, guter Leſer, macht ſelig.

Bilder aus dem Leben.

I. Eine Vorſtellung.



Junger Cavalier. Reizende Frau, geſtatten Sie mir das Vergnügen, Ihnen den weltberühmten, hochgefeierten, unzugänglichen Kunſtrichter Dr. Theobold Spitz vorzuſtellen.

Alte Sängerin. Mein Herr, ich bin entzückt, die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der . . .

Cavalier. Gerecht wie Minos, weiſe wie Rhadamanth und unbeſtechlich wie Sarpedon iſt . . .

Dr. Spitz. Der Herr Baron erſchöpft ſich in Schmeicheleien, die . . .

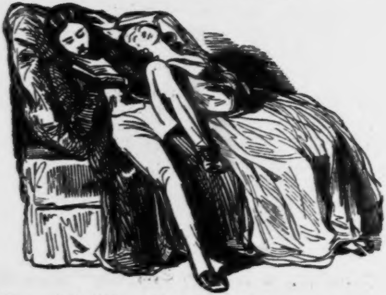
Sängerin. Ganz am rechten Platze ſind. Darf ich Sie bitten, lieber Doctor, mir das Vergnügen zu erweiſen, morgen Mittag mein Gaſt zu ſein?

Dr. Spitz Ich pflege Einladungen dieſer Art niemals anzunehmen, diesmal aber . . .

Cavalier. Wird Doctor Spitz uns die Huld erweiſen, eine Ausnahme zu machen.

Morgen früh wird in dem Journale des unbeſtechlichen Kunſtrichters die Ankunft der alten Sängerin durch ein Akroſtichon begrüßt werden.

II. Eine Vorleſung.



Er. „Die Alten, die noch genug Illuſion beſaßen, um an Wunder zu glauben, wollten zwei Pflanzen gekannt haben, von deren Zauberkraft ſie uns ſo-viel zu erzählen wiſſen, daß wir aufrichtig bedauern müſſen, von dieſen keine Ableger erhalten zu haben. Die eine dieſer Blumen hieß Nenuphar, die andere Leucophile. Die erſte ſoll die Eigenſchaft beſeſſen haben, die Männer unempfindlich gegen die Reize der Frauen zu machen; der andern, die man am Ufer des Phaſis, eines Fluſſes in Colchis, fand, ſchrieb man die Kraft zu, die Frauen zu verhindern, den Männern untreu zu werden.“

Sie (bei ſich). Die Alten waren Dummköpfe.

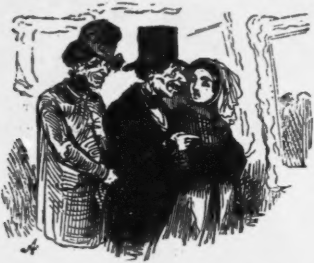
Er (fortfahrend). „Furcht vor Untreue hat die Eiferſucht erzeugt. Eiferſucht, ſagt ein bekanntes Wortſpiel, iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft. Die alte Zeit war mehr geneigt zur Eiferſucht, als die neuere, obgleich letztere mehr Grund dazu hat. Die Alten ſannen über Mittel nach, die Untreue des Weibes zu erforſchen und zu errathen. Dioscorides glaubte ſolch ein Mittel im Magnet gefunden zu haben. Wenn man den Magnet, ohne Wiſſen der Frauen, unter deren Kopfkiſſen legt, ſo werden Jene, die ihren Männern untreu ſind, ſo unruhig, daß ſie nicht im Bette bleiben können. Noch tauſend Jahre ſpäter glaubte Albert der Große an dieſe Kraft des Magnets, und noch heut zu Tage giebt es Leute, die, wie Jener, daran glauben.“

Eine Stunde ſpäter wirft Madame ſämmtliche Magnete ihres Gemahls ins Waſſer.

Warum? Warum?? Warum???

Das iſt ſo klar wie — Dinte.

III. Scene in der Kunſtausſtellung.



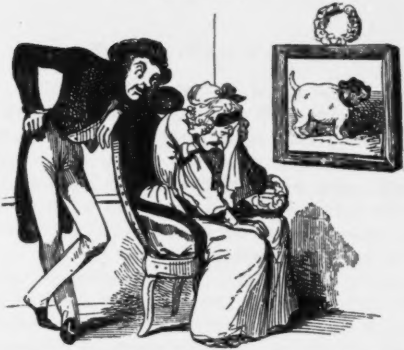
Gemahl. Wie gefällt Dir dieſer Maler?

Gemahlin (mit einem Blick auf den Herrn, der hinter ihrem Manne ſteht). Ich liebe ihn über Alles.

Gemahl. Das freut mich.

Hausfreund (leiſe). Dummkopf!

IV. Häusliches Glück.



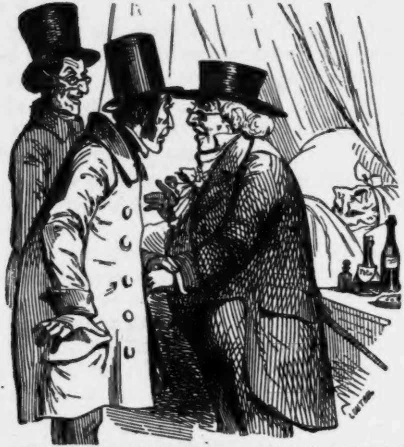
Er. Du weinſt, Engel! Und warum mein Täubchen? Wegen dieſer Beſtie? Du liebteſt dieſen Hund mehr als Deinen Mann?

Sie. Ach, Azor war ſo ſanft und gut!

Er. Bin ich's nicht auch?

Sie. Ach, mein Azor!

V. Am Sterbebette.



Allöopath. Ich ſage Ihnen noch ein Mal, dieſer Mann iſt ein Opfer der Homöopathie.

Homöopath. Und ich wiederhole Ihnen zum zehnten Male, dieſen Mann hat die Allöopathie auf ihrem Gewiſſen.

Der lachende Erbe. Keine Rangſtreitigkeiten, meine Herren. Nach meiner Anſicht hat Jeder von Ihnen redlich das Seinige dazu beigetragen.

Der verkaufte Schlaf.

Er hieß Pü und war gar ſehr zu beneiden. Denn im Reiche der Mitte, wo Thee und Bambusprügel, Tuſche und Porzellan-Pagoden blühen, gab es keinen zweiten Menſchen, der einen ſo geſunden Schlaf hatte, als beſagter Pü, welcher Hofhühnerarzt und nebenbei Luſtigmacher Seiner himmliſchen Majeſtät des Kaiſers Kjen-long war, der 1735 nach Chriſti Geburt den Thron ſeiner erlauchten Vorfahren beſtiegen hatte.

Kjen-long war ein grundgeſcheidter Herr, der zwar nicht das Schießpulver, aber doch manches Andere erfunden, das ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. Beſagter Kaiſer iſt Verfaſſer eines Gedichtes zu Ehren des Thee's und Gründer der chineſiſchen Staatsencyclopädie, die ſeit 1773 unter dem Titel „die vier Schätze“ erſcheint und jetzt nach ſiebenzig Jahren, nachdem ſchon 74,329 Bände davon herausgekommen ſind, unter der Redaktion des jetzigen Kaiſers bis zum Buchſtaben F. vorgeſchritten iſt. Einen noch weit größern Ruhm erwarb ſich Kjen-long, der nebenbei auch ein höchſt erleuchteter Feinſchmecker war, durch die Erfindung einer höchſt geſchmackvollen Paſtetengattung, die aus Regenwürmern, Hundefett und Tabaksblättern beſteht und noch jetzt ein Lieblingseſſen der chineſiſchen haute volée iſt.

Der Kaiſer war, obgleich er die Liebe ſeines Volkes beſaß, dennoch unglücklich, denn er litt während der langen ſegensreichen Dauer ſeiner Regierung beſtändig an Hühneraugenſchmerz.

Pü mußte täglich ins Schloß, um dem Schatten des Himmels, dem Bruder der Sonne und dem Schwager des Mondes die kaiſerlichen Leichdornen auszuſchneiden.

Bei dieſer feierlichen Gelegenheit lernte er Ihre königliche Hoheit die Prinzeſſin Lü, die 163ſte Tochter des himmliſchen Kaiſers kennen.

Lü war eine Schönheit erſten Ranges, ein Catalog aller Reize, eine Encyclopädie aller Liebenswürdigkeiten.

Pü verliebte ſich in ſie und wurde, von den Sonnenſtrahlen ihres Auges begeiſtert, zum Dichter.

Eines Tages beſang er den Zauber ihrer Schönheit in einem Gedichte, das aus 1345 Strophen beſtand, woraus ich meinem Leſer, der vermuthlich wenig Luſt haben wird, ſie alle zu leſen, blos vier als Probe des Ganzen vorlege:

Deiner Lippen Cochenille,
Deiner Küſſe Pecco-Thee
Färben meiner Seele Dunkel,
Stillen meines Herzens Weh.

Für des Auges braune Tuſche,
Für der Wangen Pergament,
Bring' ich gerne Dir zum Opfer
Alles, was man theuer nennt.

Deines Haares gold'n Seide,
Deines Buſens Muſſelin
Sind Magnete, die das Ferne
Nah und näher an ſich zieh'n.

Deine Lippen ſind Granaten,
Deine Augen ſind Violen;
Holde Herrin, wenn ich lüge,
Soll mich gleich der Teufel holen!

Man ſieht, daß der Herr Hühneraugenarzt weit mehr Talent beſaß, als mancher unſerer jetzigen Muſenalmanach-Poeten.

Pü liebte die Prinzeſſin bis zum Wahnſinn; Lü aber wollte natürlich nichts von ihm wiſſen, was Pü ſich bei Tage ſehr zu Herzen nahm. Nachts aber ſchlief er ſo feſt, wie jener Dionys von Syrakus, dem man Nadeln ins Fleiſch ſtechen mußte, wenn er erwachen ſollte.

Pü ſchlief in der Regel neunzehn Stunden und zwar ſo feſt, daß ſelbſt die Poſaunen des Weltgerichts nicht im Stande geweſen wären, ihn aus dem Schlafe aufzurütteln.

In einer ſchönen Mainacht erſchien vor ſeinem Bette Pſi, ein chineſiſcher Gnom, der den Hühneraugenarzt um den geſunden Schlaf beneidete.

— Verkaufe mir Deinen Schlaf, ſagte der Gnom, und begehre dafür was Du willſt; es ſoll Dir gewährt ſein.

— Ich will Dir mit Freuden meinen Schlaf abtreten, wenn Du es durchſetzen kannſt, daß der Kaiſer mich zu ſeinem erſten Mandarin ernennt und mir ſeine Tochter Lü, die ſchönſte Theeblüthe ſeines Reiches, zur Gemahlin giebt.

— Gut, ſagte Pſi und verduftete wie ein Räucherkerzchen.

Am andern Morgen gingen Pü's Wünſche in Erfüllung.

Der himmliſche Kaiſer geruhte ſeinen Hühneraugenarzt zum erſten Miniſter ſeines Reiches und zu gleicher Zeit zum Gemahl der Prinzeſſin Lü zu ernennen.

Seine Excellenz der Herr Miniſter Pü waren nun der glücklichſte Mann auf Gottes Erdboden. Es fehlte ihm nichts als ein Bischen Schlaf, worüber er ſich Anfangs ſehr geſchickt zu tröſten wußte, denn die ganze Nacht hindurch unterhielt er ſich mit ſeiner jungen Gemahlin, und wenn dieſe ermüdet in die Arme des Schlummers ſank, vertiefte er ſich im Anſchauen ihrer Reize und dichtete immer wieder neue Strophen zum Preiſe ihrer Schönheit.

So war das Gedicht aus Mangel an Schlafloſigkeit bis zu 25,843 Strophen angewachſen. Eine der letzten Strophen lautete:

Für Dich glüh' ich, für Dich brenn' ich,
Für Dich brenn' ich lichterloh;
Für Dich leb' ich, für Dich ſterb' ich,
Für Dich ſterb' ich lebensfroh.

Während Seine Excellenz ſeine Finger wund ſkandirte, geruhte Prinzeſſin Lü zu ſchnarchen wie ein Nachtwächter.

Nachdem die Flitterwochen vorüber waren, ſtellte ſich bei Pü, der allmählig müde und müder geworden war, ein ununterbrochenes Gähnen ein. Er ſehnte ſich nach fünf Minuten Schlaf, legte ſich bald auf dieſes, bald auf jenes Ohr, fing zu zählen an, nahm Opium, las alle Bände der chineſiſchen Staatsencyclopädie, einen nach dem andern, las alle Romane, die in ganz China erſchienen, las ſogar ſeine eigenen Verſe und — konnte trotzdem nicht einſchlafen.

— Ach! rief er aus, was nützt mir alles Glück der Erde, wenn ich nicht ſchlafen kann? Der Teufel hole Ihre Königliche Hoheit die Prinzeſſin Lü, die wie ein Mehlſack neben mir liegt und wie zwei Bären ſchnarcht, der Teufel hole mein Mandarinenthum, der Teufel hole all' mein Glück und gebe mir dafür meinen geſunden Schlaf wieder.

Und gleich darauf erſchien Pſi und gab dem Unglücklichen den verkauften Schlaf zurück.

Pü ſank in ſüßen Schlummer und als er nach zweiundzwanzig Stunden erwachte, überzeugte er ſich, daß er das Alles blos geträumt hatte.

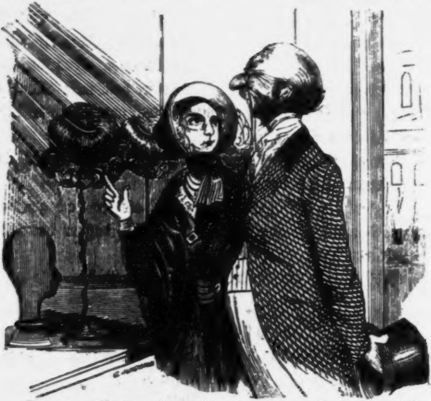
Wohl Jedem, der ſo ſchlafen kann wie Pü!

⁂

Wichtige Moral:

a. Verſäume keine Vorſtellung eines Gutzkow'ſchen Dramas.
b. Iß vor dem Schlafengehen keinen Käſe.
c. Abonnire auf Herrn A. Lewald's „Europa“.

Eine Glatze und zwei Perücken,
oder
Adel ſchützt vor Dummheit nicht.



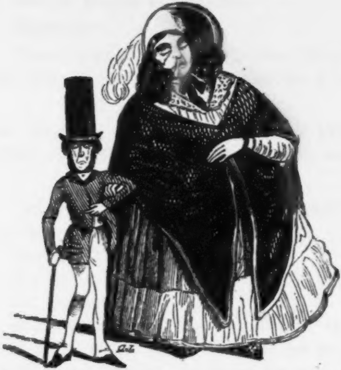
Graf. Was rathen Sie mir, theure Freundin, ſoll ich mir eine blonde oder eine ſchwarze Perücke zulegen?

Griſette. Jede hat ihre Licht- und Schattenſeite. Die blonde würde Sie um zwanzig Jahre jünger, die ſchwarze um dreißig Grad Reaumur intereſſanter machen.

Graf. Gut, meine Liebe, dann kaufe ich mir alle Beide und trage Vormittags die ſchwarze und Abends die blonde.

Seitdem glaubt der alte Geck, ſchön und intereſſant zu ſein.

Ein Brautpaar.



Sie. Ich möchte nur wiſſen, warum uns die Straßenjungen ſo angaffen?

Er. Vermuthlich haben ſie noch nie ein Paar Brautleute geſehen, die ſo gut zu einander paſſen, als wir Beide!!!

Mittel, Masken zu vertreiben.

Es war auf dem letzten Maskenballe.

Im Büffet, an einem kleinen, runden Tiſche, ſaßen drei junge Leute, deren Laune mit der Farbe ihres roſenrothen Dominos übereinſtimmte. Sie tranken Montebello und waren ſo ausgelaſſen luſtig, daß ſie keine Maske, die an ihnen vorüberging, ungeneckt ließen.

— Von allen Masken, die ſich im Saale umhertreiben, begann der Eine, iſt mir keine ſo zuwider, als der Harlekin. Ich haſſe die ganze Raçe, denn ein Menſch, der ſein edles Ich in dieſe bunten Lappen hüllt und ſich zum Luſtigmacher eines Maskenballes hergiebt, muß entweder Geck oder Dummkopf ſein.

— Du haſt Recht, ſagte der Andere. Doch noch viel verhaßter ſind mir die Pierrots, dieſe einfältigen Tröpfe, die ihre bemalte Fratze in Alles hineinſtecken und ſo unausſtehlich zudringlich ſind, daß ich ſie ſammt und ſonders hinauswerfen möchte.

— Haſt Du Luſt mit mir zu wetten, daß ich in Verlauf einer halben Stunde ſämmtliche Pierrots, ohne Unterſchied der

Farbe, alle weißen, alle rothen, alle blauen Pierrots, aus dem Saale verſchwinden laſſe?

— Es gilt. Wir wetten . . .

— Um fünf Flaſchen Champagner!

— Angenommen!

— Komm, ſagte der Erſte zum Dritten, häkelte ſich in den Arm ſeines Freundes ein und kehrte mit ihm in den Saal zurück.

Hier gingen ſie auf und ab, um ſich die Opfer ihres Muthwillens auszuſuchen. Hinter jedem Pierrot machten ſie Halt.

— Haſt Du ſchon gehört, was im Büffet vorgefallen iſt? fragte der Eine.

— Nein, noch nicht, ſagte der Andere.

— So eben iſt der Silberkorb geſtohlen worden.

— Und der Dieb?

— Man glaubt ihm auf der Spur zu ſein. Man weiß, daß es ein elender Pierrot geweſen iſt. Eben hat mir der Polizeicommiſſär geſagt, daß er, um keinem Einzelnen nahe zu treten, alle Pierrots, ohne Unterſchied der Farbe, arretiren und unterſuchen laſſen wird.

Dieſe Worte, halb leiſe und doch laut genug geſprochen, um vom Pierrot gehört zu werden, jagen der armen Maske einen paniſchen Schreck ein. Um ſich nicht dem Skandal ausgeſetzt zu ſehen, von der Polizei feſtgenommen und unterſucht zu werden, läßt er ſeine Colombine im Stich und macht, daß er den Ausgang erreicht. Athemlos eilt er in die Garderobe, um ſich ſo ſchnell als möglich zu depierrotiſiren.

So tragen die beiden Dominos Schreck und Verwirrung von einer Quadrille zur andern. Nach jedem Halt, den ſie machen, verſchwindet ein Pierrot nach dem andern.

Schon nach Verlauf einer Viertelſtunde haben dreiundſechzig furchtſame Pierrots das Haſenpanier ergriffen und, aus Furcht vor der Polizei, den Maskenball verlaſſen.

Nur ein Pierrot iſt noch da. Dieſer Eine aber ſcheint ein beſſeres Gewiſſen und mehr Muth als die andern zu haben, denn er wankt und weicht nicht.

— Man wird dieſen armen Pierrot ſogleich arretiren.

— Warum? fragt der andere Domino.

— Weil der Polizeicommiſſär den Verdacht hat, daß dieſer Pierrot im Büffet das Silberzeug geſtohlen.

— Herr, ſagt der letzte Pierrot, Sie erfrechen ſich, mich für einen Dieb zu halten?! Wiſſen Sie, wer ich bin?

— Gottlob, nein!

— Ich bin der Polizeicommiſſär.

— Ah, es freut uns ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie werden uns gewiß den Gefallen erweiſen, auf einen Augenblick den Saal zu verlaſſen, wenn Sie erfahren, daß wir mit einem unſerer Freunde um fünf Flaſchen Champagner gewettet haben, daß wir im Laufe einer halben Stunde alle Pierrots in die Flucht jagen wollen.

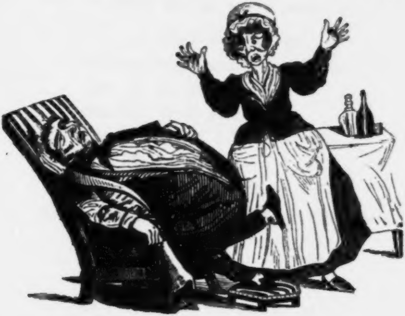
— Wenn ich alſo nicht weiche . . .

— Dann verliere ich die Wette und habe nur noch die Bitte an Sie, ein Glas mit uns auf Ihr Wohl zu leeren.

— Sie ſollen Ihre Wette gewinnen, ſagte der artige Polizeicommiſſär und verließ eilig den Saal.

Der Verlierende mußte fünf Flaſchen bezahlen.

Folgen einer Waſſerkur.



Der Herr. Ich leide fürchterlich.

Haushälterin. O Priesnitz, Priesnitz, warum haſt Du mir dieſes gethan?!

Maskenzug der deutſchen Journale.

In der 55ſten Sitzung des Leipziger Literaten-Vereins wurde vom Redacteur des „Charivari“ der Antrag geſtellt, zur Belebung des nächſten Carnevals ein harmloſes Maskenfeſt zu veranſtalten, bei dem jedes Mitglied des Vereines eines der unzählig vielen Organe der deutſchen Preſſe in einer Maske, die den Geiſt jedes dieſer Journale charakteriſirt, darſtellen ſoll. Die Motion wurde — was im Vereine nicht ſehr oft geſchieht — mit einer Stimmen-Mehrheit von 86 gegen 5 ſofort angenommen, worauf in aller Eile, nicht mehr als drei Commiſſionen, jede einzelne aus nicht weniger als neun Mitgliedern zuſammengeſetzt, erwählt wurden, wovon die erſte Commiſſion die Journale, die zweite die Masken auswählen und die dritte, in die der Antragſteller gewählt zu werden ſo glücklich geweſen war, ungeſäumt das Programm entwerfen ſollte. Schon in der 59ſten Sitzung hatten alle drei Commiſſionen ſich ihres äußerſt ſchwierigen Auftrages dergeſtalt entledigt, daß ſich der ganze Verein — was auch nicht häufig geſchieht — mit der Löſung der Aufgabe in allen Punkten vollkommen einverſtanden erklärte.

Mit Erlaubniß des Directoriums legen wir unſern Leſern das Programm dieſes großartigen Maskenfeſtes mit der Bitte vor, daſſelbe ja nicht als leichten Faſchingsſcherz, ſondern als reine Wahrheit zu betrachten, doch dabei nicht den bekannten Spruch zu vergeſſen:

Hony soit qui mal y pense.

I. Section Augsburg.

Allgemeine Zeitung: Zamba=Kolb.

Alles iſt mir unterthan,
Mir kann nichts widerſtehen,
Und was ich mal nicht ändern kann,
Das laß ich ruhig gehen.

II. Section Berlin.

Preußiſche Staatszeitung: Kilian=Zinkeiſen.

Schau' der Herr mich an als König!
Dünkt ihm meine Macht zu wenig?
Gleich zieh' er den Hut, Moſje!
Wird Er? frag' ich. He! he! he!

Voſſiſche Zeitung: van Bett=Rellſtab. (Czaar und Zimmermann.)

Ich verſteh' zu recenſiren,
Zu chikaniren, perſifliren,
Zu blamiren, bombardiren,
Zu raiſonniren, echauffiren,

Zu maltraitiren
Und zu iren, ziren, riren, ſiren,
Mit einem Wort, man ſieht's mir an:
Ich bin ad speciem ein ganzer Mann.

Haude- und Spenerſche Zeitung: Maſaniello-Spiker.

Des Vaterlandes heil'ge Rechte
Vertheid'ge ich mit ſtarkem Arm,
Ich lob' das Gute wie das Schlechte,
Das macht nicht kalt, das macht nicht warm.

Figaro: Dorfbarbier-Hoffmann.

Jüngſt ſprach mein Herr, der Bader:
Friſch, faſſe Muth;
Geh', laß den Herrn zur Ader,
Und — das war gut.

Geſellſchafter: Dörthe-Gubitz. (Berliner in Wien.)

Kommt, jeliebte Kaffeetaſſen,
Ihr erheitert meinen Sinn;
Wenn mir alle Menſchen haſſen,
Seh' ick Euch und — ſtippe in!

Modenſpiegel: Templer-Klein.

Der weiblichen Schönheit zu Füßen
Treibt mich Gefühl und Natur,
Doch leider darf ich nur
Heimlich der Liebe genießen.

Literariſche Zeitung: Kalkbrenner-Brandes.

Was iſt der Menſch?
Ein rechter Ochſe!

Volksfreund: Brauer (von Preſton) **-Puttkammer.**

Brauer, braue, braue,
Kühl und klar und rein,
Stadt und Land verlangen,
Weißbier zu empfangen;
Drum darf Dir nicht bangen,
Ehr' (?) und Geld ſind Dein.

III. Section Breslau.

Breslauer Zeitung: Caſanova-Baerſt.

Ob auch Don Carlos meiner bald vergißt,
Beſeligend für mich iſt der Gedanke,
Wenn hier ein ſchönes Auge mich vermißt.
Es drängt mich, Geld und Orden zu erjagen;
Lebt wohl, ihr Herr'n und Damen hochgeehrt,
Lebt wohl, vielleicht, daß ihr in ſpäten Tagen
Manch' Wort von meinen Heldenthaten hört.

Bresl. Theaterzeitung: Kunigunde-Michaelſon. (Hans Sachs.)

Sehnſuchtsvoll, mit ſüßem Bangen,
Harr' ich, Abonnente, Dein,
Bei der Abendröthe Prangen,
Bei des Mondes Silberſchein.

Dieſe Blume will ich fragen,
Ob Du mir auch treu geſinnt;
Denn ich hörte öfters ſagen:
Künſtlerſchwur ſei Spreu im Wind.

IV. Section Caſſel.

Salon: Pretioſa-Oetker.

(Stimme aus dem Grabe.)

Einſam bin ich und alleine,
Doch es ſtrahlet ſüß und mild,
Fern im Telegraphen-Haine,
Gutzkow's heißgeliebtes Bild.

V. Section Cöln.

Rheiniſche Zeitung: Fisperl-Marx.

Soll ich ſchon ſterben?
Bin noch ſo jung, ſo jung!
Soll ich ſchon ſterben?
Bin noch ſo jung!
Wenn das der Abſatz wüßt',
Daß Stiefel ſterben müßt',
Würd' er ſich grämen
Bis in den Tod, juchhe!
Würd' er ſich grämen
Bis Ende März.

VI. Section Danzig.

Damfboot: Fridolin-Schahnasjan.

Das Schiff ſtreicht durch die Wellen,
Schahnasjan!
Von Oſt die Segel ſchwellen,
Schahnasjan!
Dunkel ſchimmern dort die Sterne,
O wie gerne, o wie gerne
Hätt' den Lasker ich zurück.

VII. Section Dresden.

Abendzeitung: Iwanow-Hell. (Czaar und Zimmermann.)

Darf ich es denn wirklich wagen,
Alles grad' herauszuſagen,
Ob mir das nicht Schaden bringt?
Ob mir das nicht Schaden bringt???

VIII. Section Elberfeld.

Elberfelder Zeitung: Nachtwächter-Runkel.

Juter Mond, Du jehſt ſo ſtille,
Durch das Wupperthal dahin;
Jehſt ſo ruhig und ick fühle,
Daß ick nah dem Schnarchen bin.

IX. Section Frankfurt.

Oberpoſtamts-Zeitung: Guitarrenſpieler-Berly.

Ob ich zu ſprechen wage
In dieſem Augenblick?

Wenn ich ein Wörtchen ſage,
Entſchwindet dann mein Glück.

Frankfurter Journal: Gambetto-Heller. (Caſanova.)

Ich weiß mich zu nehmen,
Zu wenden, zu drehen,
Die Hände zu drücken
Und zärtlich zu blicken.

Converſationsblatt: Görg-Schuſter. (Hans Sachs.)

Die Schuſterzunft bleibt immer doch
Die wichtigſte von allen,
Sonſt müßten alle Menſchen noch
Barfuß durchs Leben wallen.

Didaskalia: Bürgermeiſter-Wagner.

Alt und Jung ruft mir zum Preiſe:
Ich ſei Frankfurt's größtes Licht!
O, ich bin klug und weiſe,
Und mich betrügt man nicht.

X. Section Hamburg.

Originalien: Don Juan-Lotz.

Reich' mir die Hand, mein Leben,
Und abonnir' auf mich,
Da hilft kein Widerſtreben,
Denn ach, ſonſt reiß' ich Dich.

Telegraph: Czaar Peter-Gutzkow.

Sonſt ſpiel' ich mit Scepter, mit Krone und Stern,
Den Kiel ſchon als Kind, ach, ich ſchwang ihn ſo gern!
Bekannte und Freunde bedrohte mein Blick —
Froh kehrt' ich zum Schooße des Vaters zurück;
Und liebkoſend ſprach er: „Dies Karlchen iſt mein!“
O ſelig, o ſelig, ein Gutzkow zu ſein!

XI. Section Hannover.

Poſaune: Harrys.

Kind, willſt Du ruhig ſchlafen,
Folge meinem Brauch,
Und halte die Poſaune
Und leg' Dich auf den Bauch.

XII. Section Hildburghauſen.

Dorfzeitung: Zinngießer-Nonne.

Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens
Klagt ſo mancher dumme Schnack;
Mich neckt alle Noth vergebens,
Hab' ich meine Pfeiſe voll Taback.

XIII. Section Karlsruhe.

Europa: Aſchenmann-Lewald.

So Mancher ſteigt herum,
Der Hochmuth bringt ihn um,

Trägt einen ſchönen Rock,
Iſt dumm als wie ein Stock.
Vom Stolz ganz aufgebläht —
O Freundchen, das iſt öd'! —
Wie lang' ſteht's denn noch an,
Biſt auch ein Aſchenmann.
Ein Aſchen! Ein Aſchen!

XIV. Section Königsberg.

Königsberger Zeitung: Toby-Hartung. (Brauer von Preſton.)

Käm' ich zum König, ſpräch' ich frei,
Wie mir ums Herz, bei meiner Treu!

XV. Section Leipzig.

Leipziger allgemeine Zeitung: ſchöne Müllerin-Julius.

Mich fliehen alle Freuden,
Ich ſterb' vor Ungeduld;
An allen meinen Leiden
Iſt blos der Herwegh ſchuld!

Locomotive: Marie van Bett-Held. (Czaar und Zimmermann.)

Darf eine nied're Magd es wagen,
Sich Eurer Majeſtät zu nah'n:
Ich wollte unterthänigſt fragen,
Ob Sie den Herren Michel ſah'n?

Charivari: Baronin = Oettinger. (Wildſchütz.)

Auf des Lebens raſchen Wogen
Fliegt mein Schifflein leicht dahin,
Keine Wolk' am Himmelsbogen
Trübet mir den heitern Sinn.

Komet: Myrrha = Herloßſohn. (Unterbrochenes Opferfeſt.)

Ich war, als ich erwachte,
Stets heiter und ſtets froh,
Ich ſcherzte, neckte, lachte,
Jetzt iſt es nicht mehr ſo.

Planet: Max = Keil. (Freiſchütz.)

Den Hirſch zu verfolgen durch Dickicht und Teich,
Iſt fürſtliche Freude und herrlich Verlangen.

Roſen: Uſteri = Heller.

Freut Euch des Lebens,
Weil noch die Lämpchen glüh'n;
Pflücket die Roſen,
Eh' ſie verblüh'n.

Vaterlandsblätter: Licinius Blum und **Cinna = Günther.**

Es wird der Freund den Freund
Im Kampfe unterſtützen,
Und helfen nicht Kanonen,
So helfen doch wohl Spritzen.

Eiſenbahn: Johann-Kaiſer. (Zu ebener Erde und im erſten Stock.)
Es trifft gar häufig ſich im Leben,
Daß man auf falſchem Weg etwas beginnt,
Die gold'ne Bahn liegt oftmals dicht daneben,
Doch macht zu große Hitze uns oft blind.

Freikugeln: Wamba-Bauſchke. (Templer und Jüdin.)
'S wird beſſer geh'n, 's wird beſſer geh'n,
Die Welt iſt rund und muß ſich dreh'n.

Elegante Zeitung: Kakadu-Laube.
Ich bin der Schneider Kakadu,
Gereiſ't durch alle Welt,
Und bin vom Kopfe bis zum Schuh
Ein Bügeleiſenheld.

Allgemeine Modenzeitung: Gluck-Diezmann. (Feſt der Handwerker.)
Abends ruht der Hobel,
Da mach' ich mir nobel, ja nobel,
Und werfe mir in Wix.
Vatermörder, Schleife,
Cigarro und Pfeife, ja Pfeife,
Und weiter ſag' ich nix.

Eilpoſt für Moden: Chapelon-Stolle.
Freunde, kommt und höret die Geſchichte
Vom jungen ſchönen Poſtillon,

Glaubt, wahr iſt, was ich Euch berichte,
Bekannt in Grimma und Canton,
Ho, ho, ho, ho! wie ſchön iſt ſo
Der Poſtillon von Longjumeau!

Alte muſikaliſche Zeitung: Fanchon-Hauptmann.

Arm oder reich,
Fanchon bleibt ſich immer gleich.

Signale für die muſikaliſche Welt: Joſeph-Senff.

Ich bin Jüngling noch an Jahren,
Dreizehn zähle kaum ich nur,
Muthig trag' ich die Gefahren,
Folge meiner Brüder Spur.

Freihafen: Papageno-Mundt.

Ein Mädchen oder Weibchen
Wünſcht Papageno ſich.

Pilot: Tambour-Saß. (Sieben Mädchen in Uniform.)

Bin der kleine Tambour Veit,
Meine Trommel kann ich rühren,
Zur Parade wie zum Streit,
Leſer nur nach Holſtein führen.

Adelszeitung: Marquis von Farambolo-Fouqué. (Carame.)

Brüllt nicht ſo, ihr plumpen Bären,
Drückt Euch hübſch manierlich aus,
Wenn der Prinz zu ruhn geruht.

Wie doch ſo gemeines Blut
Gleich in Wallung kommen thut!

Grenzbote: Eoban-Kuranda. (Hans Sachs.)

Da ſtehen ſie, die Gecken,
Und ſeh'n mich gähnend an,
Ja, Lang'weil' zu erwecken,
Bin ich der rechte Mann.

Blätter für literariſche Unterhaltung: Huſar-Brockhaus.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein,
Hör's näher und näher brauſen,
Sie ziehen herunter in düſtern Reih'n,
Und gellende Hörner erſchallen darein
Und erfüllen den Autor mit Grauſen?
Und wenn Ihr die ſchwarzen Geſellen fragt:
Das iſt Brockhaus' wilde verwegene Jagd!

Repertorium: Mauſer-Gersdorf. (Reiſender Student.)

Ungeheure Heiterkeit iſt meines Lebens Regel,
Und wer das nicht glauben will, iſt fürwahr ein Flegel.

Jahrbücher: alter Feldherr-Ruge.

Ford're Niemand mein Schickſal zu hören,
Dem das Leben noch wonnevoll winkt,
Sonſt könnte ich Geiſter beſchwören,
Die der Acheron wieder verſchlingt.

Theater-Chronik: Paul-Kölbel.

Wenn ich ſie nur von Weitem ſeh,
So lauf' ich, was ich kann.

Hausfreund: Leporello-Brinkmeier.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts, was mir Vergnügen macht,
Schmale Koſt und wenig Geld:
Das ertrage, wem's gefällt.

XVI. Section Mainz.

Rheinland: Donauweibchen-Kaliſch.

In meinem Schloſſe iſt's gar fein,
Komm, Leſer, kehre bei mir ein.

Rheiniſcher Telegraph: Eiſenbart-Reis.

Ich bin der Doctor Eiſenbart,
Widewidwumwum;
Ein Jeder ennuirt nach ſeiner Art,
Widewidwumwum.

XVII. Section München.

Ausland: Fatime-Wiedemann. (Oberon.)

Arabien, mein Heimathland.

XVIII. Section Nürnberg.

Correſpondent v. u. f. Deutſchland: Hans Sachs-Heule.

Zwar ziert mich nicht der Ehre Schein,
Nicht Ordensband und Titel;
Doch Nürnberg's wackrer Bürger ſein,
Das ehrt mich — ſelbſt im Kittel.

XIX. Section Wien.

Theaterzeitung: Saraſtro-Bäuerle.

In dieſen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht,
Und iſt ein Menſch [durch]gefallen,
So chikanirt ihn nicht!

Humoriſt: Figaro-Saphir.

Ich bin der Cicero
Aller Barbiere,
Denn ich raſire
Mit Kopf und Verſtand.

Wiener Moden-Zeitſchrift: Zerline-Witthauer.

Wahrlich, mein Wuchs iſt nicht übel,
Und ich bin doch nur eine Magd!

Sammler: Knieriem-N.

Eduard und Kunigunde,
Kunigunde und Eduard.

Wanderer: Seyfried.

Immer langſam voran, immer langſam voran,
Daß die Wiener Literatur nachkommen kann.

Oeſterreichiſches Morgenblatt: Huber-Vogl.

Kommt a Vogerl geflogen,
Setzt ſich nieder auf mein Fuß,
Hat Balladen im Goſcherl
Und vom Dearndl ein Gruß.

Zuſchauer: Diavolo-Ebersberg.

Seh't Ihr auf kahlen Höh'n
Den Mann von keiner Bildung ſteh'n,
Feſt geſtützt auf ſeinen Kiel.
— — — — —
— — — — —
Zittert — — — —
— — — — —
— — — — —
Ebersberg! Ebersberg! Ebersberg!

Adler: Aline-Groß-Hoffinger.

War's vielleicht um Eins, war's vielleicht um Zwei,
War's vielleicht um Eins oder Zwei,
Daß Du ſchwurſt Andern Treu???
Denk' a Biſſel, denk' a Biſſel nach!
I denk' ſchon nach!

XX. Section Zürich.

Bote aus der Schweiz: Rocco-Herwegh. (Caſanova.)

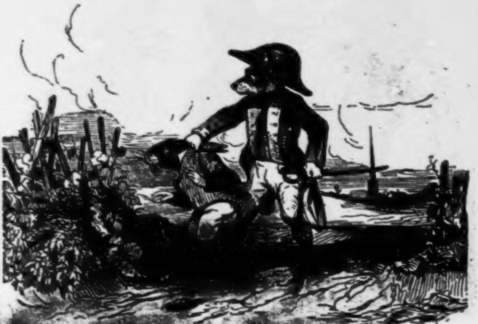
Man kann es in der Bibel leſen,
Wie ſchön es war im Paradies;
Die Republik iſt ſchon geweſen,
Als Eva in den Apfel biß.

Loblied der Polizei.

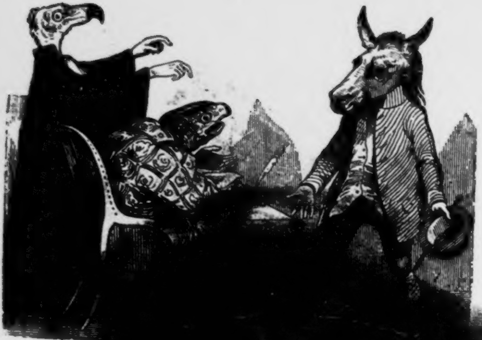
Ständchen von Feodor Wehl.

(Mit Arabesken, wobei ſich Jeder denken kann, was er will.)

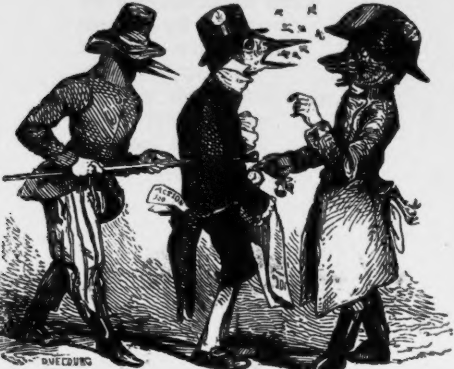
Wir ſind die allerbeſten Leut'
Wohl in der ganzen Welt,
Wir haben Heil und Sicherheit
Auf Polizei geſtellt.
Und was wir machen, was wir thun,
Wir thun's mit Polizei,
Die Polizei kann gar nicht ruh'n
Und opfert ſich dabei.
Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!



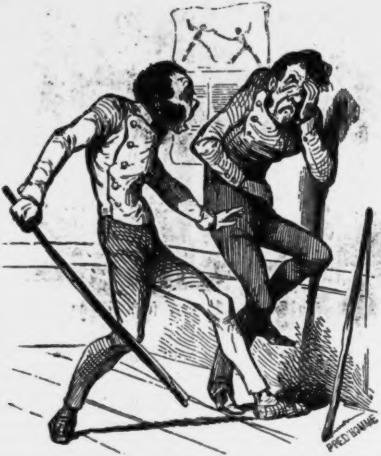
Am hellen Tag, in dunkler Nacht,
Auf Straßen und zu Haus
Wird All's mit Polizei gemacht,
Und friedlich geht es aus.
Wir gehen nicht, wir ſtehen nicht,
Iſt nicht die Polizei
Uns immerdar vor Angeſicht,
Und hilfreich nebenbei.
Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!



Im Schauſpiel [illegible] im [illegible]
Beim St[illegible] von [illegible]
Im Singverein, beim luſtigen [illegible]
Bei Wein und Tanz und Bier,
Da iſt die liebe Polizei,
Die unſer Feſt verſchönt;
Iſt ſie auch manchmal grob dabei,
Wir ſind das ſchon gewöhnt.
Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!

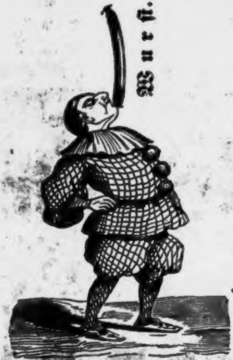


Wo Zweie ſteh'n und ſeh'n ſich an,
Da iſt die Polizei
Gewiſſenhaft als dritter Mann
Im Augenblick dabei.
Wo Einer nieſ't, da ſagt ſie gleich:
Gott helf' Euch, guter Mann!
Und wo man ſtahl im guten Reich,
Da kommt ſie ſpäter an.
Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!



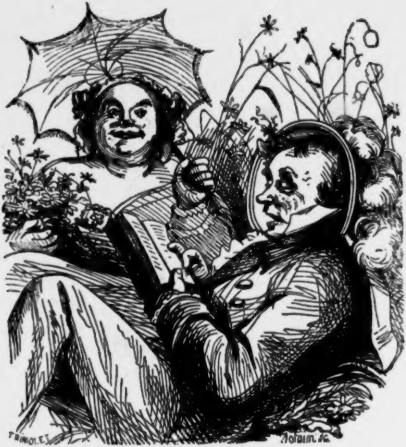
Wir ſind ihr ſehr zu Dank verpflicht't,
Um Dieſes und um Das;

Wir wiſſen eigentlich nur nicht,
Wie, wann und wo und was?
Doch iſt das wirklich einerlei;
Wir ſind mal bei Humor
Und ſchrein: Gott ſchütz' die Polizei,
Und uns ſchütz' Gott davor.
Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!



Hans

Inſchildeburgdaslichtderwelterblickthabendverſprochenſchoninſeinerfrüheſtenkaumzumknabenalteraufblühendendenſcherzenſichergebendenunddenpoſſenſichheißwidmendenjugend fürdiezukunftvielhungerunbedeutenddurſt übermäßigknabenalterverlaſſenhabendſichalsjünglinghervorgethangeweſeneinſtwürſtchen ſeiendbereitswurſtaufdiehochſchulegegangennarritatologiedaſelbſtſtudirendfleißigſtberufdazuundtalentwieinteutſchlandsweitenkreiſenkeinerbuntejacketragendundpritſcheinderhandhabendmitihrgeißelndderzahmenphiliſterundindeutſchlandvielſeiendendunklerkameelköpfe zujederſtundeundſekundedestagesſehrpopularitätunbeſchreiblichſiebenzehnhundertſiebenunddreißiginleipzigſeiendeinfeindihmauftauchendinmagiſtergottſchedpedanteundphiliſterüberallemaßenhanswurſtindieſemjahreaufdiebühnetretendvomvolkebegrüßteres grüßendüberfallenplötzlichvonſchnödenergebendemphiliſterthumundder bocksbeuteleiſchergenaufdenſcheiterhaufengebrachtmärtyrerwerdendundtreubleibendbisindenflammentoddernarrheit innigverdienſteumsteutſchevaterlandunberechenbareriſtdergeſtirnedieandemhimmelklarerherzerquickendernarrheitzudermenſchenfreudeglühenundſchimmernunddesſpießbürgerthumesnachterhellenerſter.



Ach, ſüße Olimpia, kaufe mir das luſtige Buch!

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſecabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Mit 74 Karikaturen.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Phil. Reclam jun.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

68-5410

D
30.4.68
nK

Allg. Br. u. Sch.
Sy

Der große Bandit und der kleine Taugenichts.

Es war in Breslau. Am zwölften Februar des Jahres Eintauſendachthundertundachtzehn ſchwänzte ein kleiner Taugenichts von zehn Jahren das Gymnaſium zu Maria Magdalena, begab ſich auf Umwegen, durch öde, abgelegene Gäßchen und Durchgänge, nach der Schmiedebrücke zu einem Antiquare, dem er für ein Spottgeld von 7½ Böhm — denn damals gab es noch keine ſchaamrothen Silbergroſchen — ein nagelneues, jungfräulich-reines, in Halbfranz eingebundenes Exemplar von Meidinger's unverwüſtlicher „Grammatik der franzöſiſchen Sprache" verkaufte, um ſich — zum allererſten Male in ſeinem bis dahin unbefleckten Leben — ohne Wiſſen und Willen eines ſehr lieben und ſehr guten, aber auch ſehr ſtrengen Vaters — das Vergnügen, den Genuß, die Wonne zu verſchaffen, ein Theaterſtück zu ſehen. Das Stück, das den kleinen Taugenichts vom Wege, nach der tugendhaften Schule auf den Pfad des antiquariſchen Laſters und von dort direkt ins Theater gelockt, war — Gott verzeihe es dem Autor! — Zſchokke's „Abällino der große Bandit".

Bei einer Kälte von mindeſtens 22 Grad ſtand der kleine Taugenichts auf kaltem Schnee und glühenden Kohlen, eine Mappe unter dem Arme und 7½ Böhm in der Hand, mit Gewiſſensbiſſen, aber ohne Handſchuhe, ſeit drei Uhr Nachmittags vor dem Eingange des Theaters und erwartete dort, mit aller Sehnſucht eines ungeduldigen Quartaners, den ſeligen Augenblick, in dem es Fünf ſchlagen und das enge Pförtchen zur Caſſe geöffnet werden mußte. Damals ſtand der kleine Taugenichts von Drei bis Fünf mehr Seelenqual, Herzenspein und Todesangſt, als der größte Verbrecher im ganzen Leben aus, denn in jeder Minute gaukelte ihm ſeine kindiſche Furcht und ſein böſes Gewiſſen neue Schreckbilder vor: jeden Augenblick erſchien ihm eine Geſtalt, die ſeinem Vater oder einem ſeiner Lehrer dergeſtalt ähnlich ſah, daß dem ſchwänzenden Quartaner, trotz der ſtrengen Kälte, brennend heißer Fieberſchweis auf die Stirn trat.

Endlich ſchlug es Fünf. Der Eingang war geöffnet und die erſte Gefahr vorüber. Für fünf Böhm erkaufte ſich der kleine Taugenichts einen Platz im ſiebenten Himmel oder jenem Paradieſe, das in der Breslauer Theaterſprache der Heuboden genannt wird. Nach Adam Rieſens unfehlbar richtiger Subtraction blieben ihm noch 2½ Böhm. Für den einen kaufte er ſich — o Wonne! — den allererſten Theaterzettel, für den andern den allererſten Pfannenkuchen, denn da der kleine Schulſchwänzer ſeit Ein Uhr nichts genoſſen hatte, war es kein Wunder, daß er einen knabenhaften Hunger verſpürte. Gleich, nachdem er ſeinen Platz auf der vorderſten Bank eingenommen, verſpeiſte er mit einem über alle Beſchreibung erhabenen Appetite den Pfannenkuchen und empfand bald darauf einen Durſt, den der große Biograph des kleinen Böſewichts ſelbſt nicht dem ärgſten ſeiner Feinde wünſcht. Mit dieſem pyramidalen Durſte, mit nur halb geſtilltem Hunger und einem halben Böhm in der Weſtentaſche, ſaß er da ſo froh, ſo glücklich und ſo ſelig, wie es nur ein kleiner Taugenichts von zehn Jahren zu ſein im Stande iſt! Ach, nie hat ſich ein Engel ſo heimiſch in ſeinem Paradieſe, als der ſchwänzende Maria-Magdalena-Schüler an jenem für ihn ewig unvergeßlichen Abende auf dem Heuboden gefühlt. Dieſer Taugenichts war kein Anderer als — ich.

Der Zufall, jener ſchadenfrohe Teufel, der ſo oft im Leben Tugend und Laſter, Unſchuld und Verführung, wie Kartenblätter durcheinandermiſcht, der Zufall gab mir bald darauf einen Nachbar, der eine baufällige Pudelmütze, einen grauen vielkragigen Mantel, große Pelzhandſchuhe, eine ſtählerne Brille und eine fuchsrothe Perücke trug, eine Perücke, würdig, wie Berenicens Haarzopf, in den Himmel unter die Sternbilder zwiſchen den kleinen Hund und den großen Bären verſetzt zu werden. Dieſer Mann war der unſelige Antiquar, der mir für meinen in Halbfranz eingebundenen Meidinger — ich ärgere mich noch heut' darüber! — nicht mehr als armſelige ſieben und einen halben Böhm bezahlt hatte. Der konnte froh ſein, denn er hatte ein brillantes Geſchäft gemacht; ich armer Teufel aber hatte von meiner erſten Sünde nichts weiter als einen halben Böhm in der Taſche, Gewiſſensbiſſe im Herzen und — einen Pfannenkuchen im Magen.

Der antiquariſche Teufel maß mich mit ſchadenfroher Bertram-Miene und fragte dann:

— Iſt das nicht der junge Menſch, der heute Nachmittag bei mir ſeinen Meidinger abgeſetzt hat?

— Ja, ſtammelte ich und ſah leichenblaß umher, ob Niemand in der Nachbarſchaft das gehört habe.

— Hat man noch andere Bücher? fragte der Mephiſto von der Schmiedebrücke.

— O ja, ſtotterte ich armes Lamm.

— Zum Beiſpiel? fragte der Antiquar, eine dicke Priſe in ſeinen Naſenrüſſel ſtopfend.

— Cannabich's Geographie.

— Hm!...

— Kohlrauſch's Geſchichte.

— Hm!

— Willdenow's Botanik.

— Hm, hm! brummte der Verführer mit den Pelzhandſchuhen. I nun, fuhr er fort, wenn Sie das eine oder andere dieſer Bücher verkaufen wollen, ſo beſuchen Sie mich wieder.

Ich ſchwieg, ſeelenvergnügt, nicht ob des Vorſchlags, den er mir gemacht, ſondern darum, weil ſich der Teufel mit der Pudelmütze ſo überaus artig gegen mich benahm. Ach, noch nie hatte Jemand zu mir Sie geſagt! Der Quartaner war jetzt ſo ſtolz, als hätte die weiſe Vorſehung urplötzlich die unverzeihliche Thorheit begangen, ihn nach Klein-Tertia zu verſetzen.

Bald darauf begann das Stück. Ich ſah mich jetzt in eine neue Welt verſetzt ... ich ſah Abällino den großen Banditen ... ich hörte mit kindlicher Andacht die Geſchichte ſeines Lebens und fühlte mich gleich in der erſten Szene ſo ergriffen, gepackt und gerührt, daß mein gefühlvolles Herz — hätte es ſich nicht vor dem Bertram mit der rothen Perücke geſchämt — ſich durch etwas Thränen würde Luft gemacht haben. Ach, die liebe, ſüße, goldene Zeit, wo man im Theater über Lumpe aller Art noch weinen kann, ſie iſt ein kurzer, aber ſchöner Traum, den der Menſch nur von Quarta bis Secunda träumt. In Prima ſchämt man ſich der Thränen und lacht darüber!

Die erſte Szene war vorüber. Ich hatte Meidinger's Grammatik und alle Gewiſſensbiſſe, ja noch mehr, ich hatte Hunger und Durſt darüber vergeſſen.

Mehr noch entzückte mich die zweite Szene, in welcher Andreas Gritti mit ſeinen zwei rathloſen Näthen auftritt. Der zinnoberrothe Doge kam mir wie eine geſchwollene Siegellackſtange und jeder der beiden ſchwarzen Senatoren, Dandoli und Canari, wie ein corpulenter Dintenſtecher vor. Ich war ganz-Auge, ganz Ohr; ſo oft aber die Siegellackſtange „O Canari, Canari!“ ausrief, mußte ich lachen, denn ich dachte dabei an unſern Canarienvogel und hätte es lieber geſehen, wenn der alte Herr, um ſeinen Namen zu rechtfertigen, ſtatt des ſchwarzen ein zeiſiggrünes Habit getragen hätte.

Die Erſcheinung der jungen Roſamunde machte einen zauberhaften Eindruck auf mich, denn ſie war ſo ſchön, ſo naiv und ſo appetitlich, daß, wäre die Tochter des Dogen ein Pfannkuchen geweſen, ich ſie ohne Weiteres verſchlungen hätte, denn ich empfand ſchon wieder Anwandlungen von Hunger.

Als gleich darauf Abällino dem Banditen Matteo, der die reizende Roſamunde ermorden will, den Todesſtoß verſetzte, ſtieß ich unwillkürlich einen Schrei des Schreckens aus und drängte mich ängſtlich an meinen Nachbar.

— Fürchten Sie ſich nicht, ſagte der Antiquar, es iſt ja blos Komödie. In einer halben Stunde können Sie den ermordeten Spitzbuben kreuzfidel in der Königsecke, im Bierhauſe, ſitzen ſehen.

Ein Mühlſtein fiel mir von der Bruſt. Mein Mitleidsgefühl war wieder beruhigt, aber die ganze Illuſion war beim Teufel.

— Ach, ſtöhnte ich, als zum erſten Mal der Vorhang fiel.

— Warum ſeufzen Sie, junger Menſch? fragte Nachbar Bertram.

— Ach, ich habe einen fürchterlichen Durſt!

— Gehen Sie hinunter in die Conditorei und trinken Sie dort ein Glas Punſch!

— Punſch? fragte ich höchſt verwundert. Was iſt denn das?

— Wie, Mann Gottes, Sie verkaufen Ihre Schulbücher und wiſſen nicht, was Punſch iſt? ſagte Mephiſto, der mich armes, unſchuldiges Gretchen für einen ſcheinheiligen Sünder hielt. Punſch, junger Menſch, iſt ein in den Adelſtand erhobener Grog.

— Und was iſt Grog?

— Grog iſt … aber, lieber Gott, in welcher Klaſſe ſitzen Sie denn?

— In Quarta, antwortete ich mit ſtolzem Bewußtſein.

— In Quarta! Und Sie wiſſen nicht, was Grog, wiſſen nicht einmal, was Punſch iſt? Punſch iſt eine Art Nectar, von dem das Glas fünf Böhm koſtet.

— Ach! ſtöhnte ich und zwar noch viel ſtärker als das erſte Mal.

— Aber Jeſus Maria und Joſeph, warum ſeufzen Sie denn ſchon wieder?

— Ach, weil ich nur noch einen halben Böhm in der Taſche habe!

— Ja, dafür kriegen Sie freilich keinen Punſch. Aber, wiſſen Sie was? Ich will Ihnen — vorausgeſetzt, daß wir bald wieder ein kleines Geſchäftlein mit einander machen — fünf Böhm zu einem Glaſe Punſch vorſchießen.

Mein Gewiſſen ſouflirte mir: Nein! mein Durſt aber nöthigte mich, Ja! zu ſagen. Weh' mir! Ich entrirte die erſte Schuld. Der Teufel mit den Pelzhandſchuhen holte einen gemsledernen Geldbeutel hervor und zählte mir mit bewundernswürdiger Vorſicht fünf, ſage fünf Böhm in die Hand.

Ich wollte hinabeilen, um meinen Durſt zu ſtillen. Aber ſchon war es zu ſpät, denn eben begann der zweite Akt.

Die vier venetianiſchen Edelleute, Parozzi, Falieri, Contareni und Memmo, gefielen mir über alle Beſchreibung. Ich dachte mir, ſo ein Leben führen, wie dieſe Nobili, müßte doch ganz herrlich ſein. Am meiſten lachte ich über den Schuldenmacher Parozzi, da wo er ausruft:

»Lächerlich iſt mir Venedigs Polizei!«

Nicht weniger amüſirte mich Memmo, der, als ſeine Kameraden ihm den Rath ertheilen, in ein Kloſter zu gehen, um dort ſeine Sünden zu bereuen, ſo mir nichts, dir nichts hinzuſetzt: »Ach ja, in ein Nonnenkloſter!« Ich lachte fürchterlich, ohne damals zu wiſſen, warum.

Und nun vollends Abällino! Der große Bandit enthuſiasmirte den kleinen Taugenichts dergeſtalt, daß ich, als der Vorhang zum zweiten Male fiel und das ganze Haus Bravo ſchrie, dermaßen mitbrüllte, als ob mich Abällino eigens dafür bezahlt hätte.

Ich hatte die Tantalus-Qual erduldet, die Nobili trinken zu ſehen, ohne mittrinken zu dürfen: mein Durſt hatte den Meridian erreicht. Ich eilte ins Büffet hinab und kaufte mir da das allererſte Glas Punſch; der vermaledeite Punſch war aber ſo glühend heiß, daß ich, das Glas erfaſſend, mir die Hand verbrannte und den mephiſtopheliſchen Nectar ungekoſtet auf die Erde fallen ließ.

— Wie ungeſchickt! rief die Conditormamſell.

Ich fühlte, daß ich vor Schaam dunkelroth geworden war und wollte zurück nach dem Heuboden.

— Halt, halt! rief mir der weibliche Würgengel nach, ich bekomme noch fünf Böhm.

— Ich habe meinen Punſch ja ſchon bezahlt, antwortete ich in meiner Einfalt.

— Das wird Ihnen Niemand abſtreiten, aber trotzdem krieg' ich noch fünf Böhm.

— Ach, lieber Gott, wofür denn?

— Guteſter Jüngling, für das zerbrochene Glas.

Alle Sturmglocken der Erde, alle Furien der Hölle könnten mir jetzt keinen furchtbarern Schreck einjagen, als den, welchen mir die ſchadenfrohe Zuckerbäcker-Meduſe mit den ſechs Dolchſtichen: Guteſter Jüngling, für das zerbrochene Glas! in meine Bruſt gebohrt hatte. Mehr todt als lebendig, niedergedonnert, verſteinert ſtand ich, wie der gefeſſelte Prometheus, dem ein blutdürſtiger Geier die Leber aus den Eingeweiden hackt, ein Bild des Jammers da! Die Meduſe aber, deren Anblick meine Züge verſteinert hatte, ſchlug ein Hohngelächter auf, das noch markdurchbohrender, als das des großen Abällino klang.

— Nun, fragte die Furie, bekomme ich mein Geld oder nicht?

Mein Piedeſtal war in der Erde, meine Zunge am Gaumen feſtgewurzelt. Ich vermochte weder zu fliehen, noch ihr Rede zu ſtehen.

— Ei, fuhr ſie fort, Gläſer zerbrechen kann jeder dumme Junge, aber bezahlen, bezahlen . . .

— Kann nur der, welcher Geld hat, fuhr ich fort. Ach, Fräulein, haben Sie Mitleid und Erbarmen mit einem armen Jungen, der ſich künftig beſſer in Acht nehmen und Ihnen kein Glas mehr zerbrechen will.

Dieſe Worte mußten zündend in das Herz der Furie gefallen ſein, denn alsbald gewahrte ich auf ihrem pockennarbigen Geſichte einen Anflug von Mitleid.

— Sie haben alſo kein Geld bei ſich?

— Nein, Fräulein!

— Sind Sie denn allein im Theater, haben Sie denn gar keinen Bekannten hier, der das Glas für Sie bezahlen kann?

— Ach ja, Fräulein, oben auf der vierten Gallerie habe ich einen guten Freund, der mir heute Nachmittag Meidinger's franzöſiſche Grammatik . . . ich hielt plötzlich inne, denn ich fühlte, daß es eine unverantwortliche Dummheit wäre, dieſe wildfremde Perſon zur Mitwiſſerin meines ſchwarzen Geheimniſſes zu machen.

Sie aber hatte die erſte Hälfte meiner Beichte heißhungerig aufgeſchnappt und ſagte:

— Sie haben alſo einen guten Freund, der Ihnen Meidinger's Grammatik . . .

— Geſchenkt hat, ſetzte ich hinzu.

— Na, dann ſchenkt er Ihnen auch wohl fünf Böhm, um Ihre Schulden zu bezahlen.

— Gewiß, gewiß, rief ich aus und wollte hinauf zu ihm,

— Halt, halt! rief ſie mir nach. So ſchnell, Guteſter, geht das nicht. Ich kenne Sie nicht und laſſe Sie dann erſt fort, wenn Sie mir ein Pfand hier laſſen.

— Ein Pfand verlangen Sie? Hier haben Sie meinen Theaterzettel.

— Seht doch den Gelbſchnabel an! Ich glaube gar, der kleine Junge will ſich über mich luſtig machen!

— Glauben Sie das nicht, Fräulein. Gern ließe ich Ihnen ein anderes Pfand zurück; aber hab' ich denn eins?

— O ja, rief die Meduſe und riß mir im Nu meine Mütze vom Kopf.

Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel had're nicht!

Sie kennen doch Bürgers Leonore? Sie war mit blauer Seide gefüttert . . . nicht Leonore, ſondern meine Mütze, und das ſchmerzte mich.

Flugſchnell kehrte ich nach dem hohen Olymp zurück. Aber wie erſchrak ich, da ich, oben im Paradieſe angelangt, in demſelben Augenblicke, als ich meinen Platz einnahm, den Vorhang fallen ſah. — Weh' mir! Ich hatte den ganzen dritten Akt verſäumt.

— Wo haben Sie denn ſo lange geſteckt? fragte der Antiquar.

— Ich war unten in der Conditorei und habe . . .

— Punſch getrunken interpretirte Freund Bertram.

— Das nicht!

— Was denn?

— Ich habe leider gar nichts getrunken.

— Aber Kuchen genaſcht?

— Ach, auch das nicht!

— Na, warum denn nicht?

Ich erzählte dem Teufel mein Unglück.

— I nu, wenn's weiter nichts iſt, ſagte der Verführer, holte wieder ſeinen gemsledernen Geldbeutel hervor und zählte mir abermals fünf Böhm in die Hand. Jetzt, junger Mann, ſind Sie mir zehn ſchuldig. Wie wär's, wenn Sie mir den Cannabich, den Kohlrauſch, den Willdenow oder ſonſt ein altes Buch, das Sie nicht mehr gebrauchen können, dafür ablieſſen? Manus manum lavat, ſagt der Lateiner. Wiſſen Sie, junger Menſch, was das heißt?

— O ja, ſagte ich, obgleich die Kenntniß der lateiniſchen Sprache in mir noch nicht bis zu dem Grade gediehen war, daß ich das geheimnißvolle Dunkel jener drei inhaltſchweren Worte „Manus manum lavat" ganz durchſchauen konnte.

— Löſen Sie nun Ihre Mütze aus, ſagte der Antiquar.

Ich wollte hinuntereilen; aber in demſelben Momente ging der Vorhang in die Höhe, ich vergaß meine Mütze und blieb.

Der vierte Akt gefiel mir ſchon weniger als der zweite. Das Ganze hatte dadurch, daß ich den dritten Akt nicht geſehen, ſeinen Zuſammenhang für mich verloren. Ich war untröſtlich.

Der ſiegellackfarbige Doge verlor, als er dem Flodoardo gegenüber zu klagen und zu winſeln anfing, ſeinen ganzen Nimbus für mich. Als er ausrief: »Einſam und verlaſſen ſtehe ich hier,« fing ich zu lachen an.

— Worüber lachen Sie?

— Hörten Sie denn nicht, was der Herr Doge da für dummes Zeug geſprochen hat? Hier ſtehe ich, ſagte er, und dabei ſitzt er ganz ruhig auf dem Seſſel.

— Junger Menſch, ſagte mein Bertram, aus Ihnen kann einſt ein großer Recenſent werden.

Ich hatte das fremde Wort früher nie gehört.

— Recenſent? fragte ich, was iſt das?

— Ein Recenſent iſt ein Weſen, das freien Eintritt ins Theater und dafür die Verpflichtung hat, alle Schauſpieler zu loben.

— Auch die ſchlechten?

— Die gerade am meiſten, erwiderte der Mephiſto von der Schmiedebrücke.

— So ein Recenſent muß wohl ſehr viel gelernt haben?

— Im Gegentheil, ſagte Nachbar Bertram.

Nach dem Schluß des vierten Aktes ſtürzte ich in die Conditorei hinab, um mein Pfand einzulöſen. Man denke ſich meinen Schreck, als ich das Büffet bereits verſchloſſen fand. Ein Menſch, der ſeinen Kopf verloren hat, kann nicht beſtürzter ſein, als es meine Wenigkeit über den Verluſt ihrer Mütze war. Wie ein Wahnſinniger rannte ich im Corridor auf und ab und rief, von Verzweiflung zerriſſen: »meine Mütze, meine Mütze!«

— Was ſuchen Sie? fragte der Billeteur.

— Die Conditormamſell und meine Mütze.

— Ach, Sie ſind der Kleine, der das Glas zerbrochen hat?

— Ja, heulte ich.

— Die Mamſell hat mir die Mütze gegeben.

— Wo iſt ſie?

— Die Mamſell? fragte er.

— Nein, die Mütze, ſagte ich.

— Die hab' ich in der Taſche, aber die kriegen Sie nicht eher, als bis Sie das Glas bezahlt haben.

— Hier ſind fünf Böhm.

— Hier, Kleiner, iſt Ihre Mütze.

Ein König, der die geraubte Krone wieder erobert hat, kann nicht glücklicher ſein, als es der kleine Taugenichts bei der Reſtauration ſeiner Mütze war. »O Königin, das Leben iſt doch ſchön,« ſagt ein gewiſſer Marquis Poſa.

Mit der Behendigkeit eines Rehes flog ich die vier Treppen hinan. Als ich athemlos am Ziele war, hatte ſchon längſt der letzte Akt begonnen.

Durch das zerbrochene Glas und die verpfändete Mütze war mir der ganze Genuß, den ich mit Aufopferung der erſten Sünde erkauft hatte, dermaßen vergällt, daß ich den großen Banditen, der mich ins Theater gelockt, zu allen Teufeln wünſchte.

— Ach, wär' ich doch lieber in die Schule gegangen, hätte ich doch nicht den Meidinger verkauft und noch obendrein eine zehnböhmige Anleihe gemacht, dachte ich bei mir und wurde entſetzlich verſtimmt.

— Wie amüſiren Sie ſich? fragte mein Gläubiger.

— Ich wollte, ich wäre ſchon zu Hauſe.

— Warum?

— Ich bin ohne Erlaubniß meines Vaters hier.

— Ih!

— Erfährt er, daß ich die Schule geſchwänzt, ein Buch verkauft habe und im Theater geweſen bin, dann ſetzt es tüchtige Prügel.

— Oh!

— Ja, ja, mein Vater iſt ſehr ſtreng.

— Sie müſſen ihm das verheimlichen.

— Wie aber, wenn er heute oder morgen fragt: Sohn, wo iſt Dein Meidinger?

— Dann antworten Sie keck: den hab' ich verloren.

— Sehen Sie, daran hab' auch ich ſchon gedacht. Aber wird er mir's denn auch glauben?

— Das muß er, denn dafür iſt er Vater, ſagte Bertram.

— Aber finden Sie denn nicht, daß es ſehr unrecht iſt, ſeinen Vater zu belügen?

— Machen Sie ſich darüber keine Gewiſſensbiſſe; auch ich habe meinen Vater belogen, auch ich habe hinter ſeinem Rücken Bücher verkauft . . .

— Und der liebe Gott hat Sie nicht dafür geſtraft?

— Im Gegentheil, junger Menſch.

— Nun gut, morgen Nachmittag bring' ich Ihnen meinen Cannabich.

— Schön, ſagte der Teufel und zog ſich ſeine Pelzhandſchuhe an.

Gleich darauf fiel der Vorhang. Die Vorſtellung war zu Ende. Der Antiquar begleitete mich bis zur nächſten Straße. Dann wünſchte er mir „gute Nacht" und ging. Aber kaum achtzehn Schritte von mir entfernt, machte er Halt und rief:

— Sie, heda, Sie! Bringen Sie doch auch gleich den Kohlrauſch mit, aber machen Sie ja keine Eſelsohren hinein.

Ich gab ihm keine Antwort und ging, ſo von ganzer Seele betrübt, daß ich hätte weinen mögen. Aber bei alledem hatten das Theater und der große Bandit einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nach und nach darüber alles Andere vergaß und allmälig wieder heiter wurde.

Es ſchlug Zehn, als ich in die Antonienſtraße einbog. Fünf Minuten ſpäter trat ich in die Stube meines Vaters ein.

Er ließ mir keine Zeit, ihm guten Abend zu wünſchen, denn kaum hatte ich die Thürſchwelle überſchritten, als er mir die Worte entgegendonnerte:

— Junge, wo warſt Du?

Dieſe Frage kam mir ſo unerwartet ſchnell, daß ſie mich im erſten Augenblick ganz conſternirte, aber

„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

— Ich frage, wo Du ſo lange geſteckt haſt? wiederholte der Vater.

— Bei der Tante, antwortete ich gefaßter als mancher Primaner.

Ich weiß nicht, war es Sophocles oder Herr Ludwig Rellſtab, der in einem ſeiner Trauerſpiele ſagt: zehn Onkel ſeien nicht ſo viel werth als eine Tante. Ich Glücklicher hatte deren ſogar zwei. Die eine wohnte auf dem Naſchmarkt, die andere auf dem Salzring.

— Bei der Tante? wiederholte mein Vater mit einem Accente, der mir noch jenſeits im Ohre nachklingen wird.

— Ja, Papa, ſagte ich, nicht einſehend, warum ich nicht eben ſo gut bei der Tante als beim großen Banditen hätte ſein können.

— Junge, Du lügſt! Du warſt nicht bei der Tante, denn ſo eben komme ich von ihr.

— Von der Tante auf dem Salzring? fragte ich ſchlau.

— Ja, antwortete der Vater, der in der Hitze in die Falle ging.

— Das glaube ich, daß Du mich dort nicht gefunden haſt, denn ich war bei der Tante auf dem Naſchmarkt.

— Auf dem Naſchmarkt??? wiederholte mein Vater.

— Ja, Papa!

— Für heute will ich's glauben; aber wehe, wehe! wenn Du mich belogen. Haſt Du dort Abendbrod gegeſſen?

Mein Hunger ſtachelte mich: Nein, die Lüge reizte mich: Ja zu ſagen.

— Gut, dann mache, daß Du zu Bette kommſt.

Ich ſagte „Gute Nacht“, küßte meinem Vater die Hand und ging gleich darauf mit leerem Magen, aber deſto ſchwererem Herzen zur Ruh'.

Ach, lieber Gott! — dies war die erſte ſchlafloſe Nacht meines Lebens. Damals ahnte ich noch nicht, daß es im Menſchenleben Nächte giebt, in denen der Schlaf, von Kummer und Sorgen hinweggeſcheucht, aus unſern Wimpern flieht, Nächte, in denen uns nur ein Troſt übrig bleibt: die Thräne.

Erſt gegen Morgen ſank ich, von Furcht und Reue abgemattet, in einen kurzen, unerquicklichen Schlummer. Ich träumte von Meidinger und dem Mephiſto an der Schmiedebrücke, von dem zerbrochenen Glaſe und der uſurpirten Mütze, von der jungen Roſamunde und dem alten Pfannenkuchen, der mir wie ein unüberwindlicher Kieſel im Magen lag. Jenen Abend, jene Nacht, ich werde ſie niemals vergeſſen!

Am andern Morgen — es war ein Sonnabend — ging ich eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich, vom Hauſe fort, um Zeit zu gewinnen, zur Naſchmarkt-Tante hinzulaufen und ſie zu bitten, dem Vater, Falls er ſich erkundigen ſollte, ob ich geſtern Abend bis Zehn bei ihr geweſen ſei, Ja zu ſagen. Ich beichtete ihr den erſten Theil meiner Schuld, und ſie vergab mir. Von der Seite hatte ich alſo nichts mehr zu befürchten. Von der Tante lief ich nun zum Antiquar und opferte dem

Moloch Cannabich's Geographie, um dieſem Teufel meine Schuld zu bezahlen und auch von dieſer Seite vor Verrath geſichert zu ſein. Das Ungeheuer wollte mir, um mich immer tiefer in ſein Garn zu locken, noch fünf Böhm hinzählen; ich aber wies ſie ſtandhaft zurück, um nicht noch einmal in die Verſuchung zu gerathen, mich nach dem Heuboden hinaufzuſehnen. — Vom Antiquar begab ich mich geraden Weges in die Schule. Als die Lehrer mich fragten, warum ich geſtern Nachmittag die Schule verabſäumt, gab ich als Entſchuldigungsgrund ein plötzliches Unwohlwerden meines Vaters an. Ich war bei dieſer Lüge dunkelroth geworden, denn ich dachte mir, auf meiner Stirne müſſe mit Frakturbuchſtaben zu leſen ſein: Abällino der große Bandit! Aber meine Herren Lehrer müſſen entweder ſehr kurzſichtig, oder jene Buchſtaben ſehr unleſerlich geweſen ſein, denn Alle glaubten es, weil ich ſie bis dahin noch nie belogen hatte. Mir waren nun drei Mühlſteine vom Herzen gefallen: die Tante, der Antiquar und die Schule.

Als ich aus der Schule nach Hauſe ging, erinnerte ich mich, daß ich von geſtern den letzten Reſt des Sündengeldes bei mir trug. Der halbe Böhm brannte wie eine Kohle in meiner Hand. Der Zufall führte einen alten Bettler mit ſilbergrauem Haare und einem Stelzfuß an mir vorüber.

— Nehmt, guter Mann, ſagte ich und drückte ihm den halben Böhm in die Hand, ein Akt der Wohlthätigkeit, womit ich mir Ablaß für meine erſte Sünde zu erkaufen hoffte.

Von dieſem Augenblick an war kein Schüler von Maria

Mein Hunger ſtachelte mich: Nein, die Lüge reizte mich: Ja zu ſagen.

— Gut, dann mache, daß Du zu Bette kommſt.

Ich ſagte „Gute Nacht“, küßte meinem Vater die Hand und ging gleich darauf mit leerem Magen, aber deſto ſchwererem Herzen zur Ruh'.

Ach, lieber Gott! — dies war die erſte ſchlafloſe Nacht meines Lebens. Damals ahnte ich noch nicht, daß es im Menſchenleben Nächte giebt, in denen der Schlaf, von Kummer und Sorgen hinweggeſcheucht, aus unſern Wimpern flieht, Nächte, in denen uns nur ein Troſt übrig bleibt: die Thräne.

Erſt gegen Morgen ſank ich, von Furcht und Reue abgemattet, in einen kurzen, unerquicklichen Schlummer. Ich träumte von Meidinger und dem Mephiſto an der Schmiedebrücke, von dem zerbrochenen Glaſe und der uſurpirten Mütze, von der jungen Roſamunde und dem alten Pfannenkuchen, der mir wie ein unüberwindlicher Kieſel im Magen lag. Jenen Abend, jene Nacht, ich werde ſie niemals vergeſſen!

Am andern Morgen — es war ein Sonnabend — ging ich eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich, vom Hauſe fort, um Zeit zu gewinnen, zur Naſchmarkt-Tante hinzulaufen und ſie zu bitten, dem Vater, Falls er ſich erkundigen ſollte, ob ich geſtern Abend bis Zehn bei ihr geweſen ſei, Ja zu ſagen. Ich beichtete ihr den erſten Theil meiner Schuld, und ſie vergab mir. Von der Seite hatte ich alſo nichts mehr zu befürchten. Von der Tante lief ich nun zum Antiquar und opferte dem

Moloch Cannabich's Geographie, um dieſem Teufel meine Schuld zu bezahlen und auch von dieſer Seite vor Verrath geſichert zu ſein Das Ungeheuer wollte mir, um mich immer tiefer in ſein Garn zu locken, noch fünf Böhm hinzählen; ich aber wies ſie ſtandhaft zurück, um nicht noch einmal in die Verſuchung zu gerathen, mich nach dem Heuboden hinaufzuſehnen. — Vom Antiquar begab ich mich geraden Weges in die Schule. Als die Lehrer mich fragten, warum ich geſtern Nachmittag die Schule verabſäumt, gab ich als Entſchuldigungsgrund ein plötzliches Unwohlwerden meines Vaters an. Ich war bei dieſer Lüge dunkelroth geworden, denn ich dachte mir, auf meiner Stirne müſſe mit Frakturbuchſtaben zu leſen ſein: Abällino der große Bandit! Aber meine Herren Lehrer müſſen entweder ſehr kurzſichtig, oder jene Buchſtaben ſehr unleſerlich geweſen ſein, denn Alle glaubten es, weil ich ſie bis dahin noch nie belogen hatte. Mir waren nun drei Mühlſteine vom Herzen gefallen: die Tante, der Antiquar und die Schule.

Als ich aus der Schule nach Hauſe ging, erinnerte ich mich, daß ich von geſtern den letzten Reſt des Sündengeldes bei mir trug. Der halbe Böhm brannte wie eine Kohle in meiner Hand. Der Zufall führte einen alten Bettler mit ſilbergrauem Haare und einem Stelzfuß an mir vorüber.

— Nehmt, guter Mann, ſagte ich und drückte ihm den halben Böhm in die Hand, ein Akt der Wohlthätigkeit, womit ich mir Ablaß für meine erſte Sünde zu erkaufen hoffte.

Von dieſem Augenblick an war kein Schüler von Maria

Magdalena wieder ſo heiter und luſtig, als Dein gehorſamer Diener.

Den ganzen Nachmittag ſtand ich, in Ermangelung eines gläſernen Dolches, mit einem hölzernen Lineal in der Hand, vor dem großen Wandſpiegel und äffte bald dieſem, bald jenem Helden des geſtrigen Stückes nach. Bald ſpielte ich den großen Banditen und rief mit der ganzen Kraft meiner Stimme: Roſamunde, Roſamunde!

Die Haushälterin meines Vaters, die unglücklicherweiſe gerade wie Abällino's Geliebte hieß, meinte, ich riefe ſie. Sie kam hereingeſtürzt und ſagte:

— Wenn Sie nun nicht bald aufhören, mich unnütz von der Arbeit wegzurufen, werd' ich's dem Papa ſagen, ſobald er nach Hauſe kommt. Raſch verwandelte ich mich in die Tochter des Dogen und ſeufzte: Flodoardo, Flodoardo! Dann parodirte ich den Parozzi und rief wie er: »Lächerlich iſt mir Venedigs Polizei!« Dann verſuchte ich zu lachen wie der große Bandit, ſchwang dabei meinen hölzernen Dolch und zwar ſo unvorſichtig, daß ich das Unglück hatte, damit eine Scheibe des Trumeau zu zertrümmern.

In demſelben unglückſeligen Moment trat mein Vater herein. Schon draußen vor der Thür hatte er Parozzi's Ausruf gehört: »Lächerlich iſt mir Venedigs Polizei!«

— Junge, ſagte er, ich glaube, Du biſt verrückt.

— Warum, lieber Vater? fragte ich beſtürzt.

— Was kümmert Dich Venedigs Polizei? Weißt Du, was Venedig iſt?

— Venedig, lieber Vater, iſt die Hauptſtadt des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs; ſie hat 100,000 Einwohner, darunter 20,000 Bettler, 4000 Juden und eine Seufzerbrücke.

(Geographie war damals mein Steckenpferd.)

— Lügner! Taugenichts! Willſt Du auf der Stelle bekennen, daß Du geſtern Abend den „Abällino“ geſehen?

— Vater, — ſtöhnte ich und wollte reden, aber das Wort erſtarb auf meinen Lippen.

— Willſt Du auf der Stelle geſtehen, wo Du das Geld dazu hergenommen?

Mir war's, als müſſe ich vor Schreck hundert Klafter in den Schoos der Erde ſinken.

— Willſt Du augenblicklich Alles geſtehen, oder ſoll ich das ſpaniſche Rohr holen und Dir damit die Zunge löſen? ſagte der Vater und griff nach einem unſerer älteſten Claſſiker, nach dem Klopſtock.

Zitternd, bebend geſtand ich ihm alle meine geſtrigen Sünden von A bis Z, ſank nieder auf die Knie und bat um Verzeihung. Sein gerechter Zorn aber übermannte ihn dergeſtalt, daß er den Rohrſtock nahm und mir die wohlverdiente Strafe zu Theil werden ließ. Ich bekam Prügel, furchtbare Prügel, coloſſale Prügel, Prügel, die ich, ſo lange ich lebe, nie vergeſſen werde.

Gleich darauf ſtattete mein Vater der fuchsrothen Perücke auf der Schmiedebrücke einen kurzen, aber äußerſt freundſchaftlichen Beſuch ab. Am andern Morgen ſah ich mich wieder im Beſitze meiner Bücher.

Jene ewig unvergeßlichen Prügel aber erzeugten in mir eine ſo unüberwindliche Abneigung gegen den großen Banditen, daß ſeit jenem Abende nicht zwanzig Pferde mehr im Stande waren, mich wieder in ein Theater zu ziehen, in welchem man den „Abällino" gab.

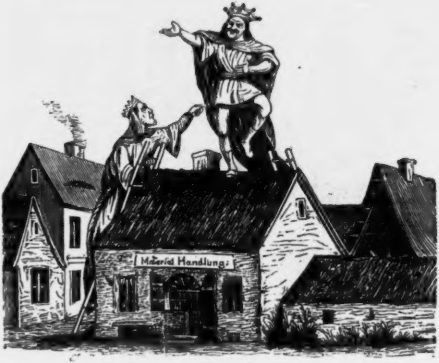
* * *

Fünfundzwanzig Jahre ſpäter — am 22. Februar 1843 — wurde im Stadttheater zu Leipzig „Abällino" gegeben. Herr Kunſt ſpielte die Titelrolle. In der Parquetloge Nummer 11 zwiſchen ſeiner Frau und einem zehnjährigen Knaben ſaß ein ſtiller, bleicher Mann, deſſen Blick in das Jahr 1818 zurückſchaute. Bei der Aufführung dieſes Stückes, das in ſeinem Leben einen traurigen Abſchnitt bildet, fielen ihm ſeine alten Sünden: Meidinger's Grammatik, Bertram mit den Pelzhandſchuhen und vor Allem die bewußten Prügel ein. Er dachte an zwei der verhängnißvollſten Tage der Vergangenheit und unbewußt ſtahl ſich eine Thräne in ſein Auge und ein Lächeln auf ſeine Lippen. Friede deiner Aſche, mein Vater, murmelte er leiſe vor ſich hin und warf dann einen Blick auf den roſigen Knaben, der neben ihm ſaß.

Nach fünfundzwanzig Jahren hatte ich den „Abällino" zum zweiten und, parole d'honneur, auch zum letzten Male geſehen

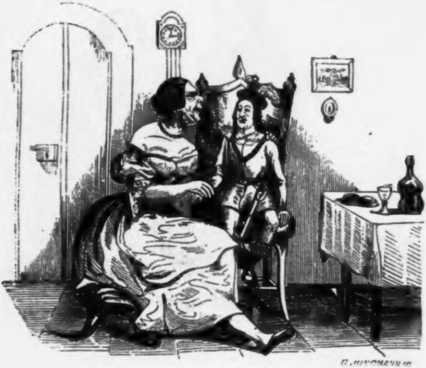
Illuſtrationen deutſcher Claſſiker.

1. Schiller's Ring des Polykrates.


Material Handlung.

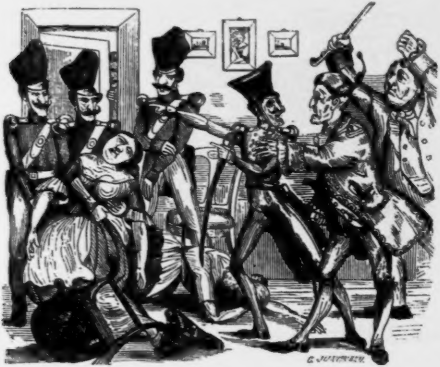
Er ſtand auf ſeines Daches Zinnen
Und ſchaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrſchte Samos hin.
Dies Alles iſt mir unterthänig,
Begann er zu Egyptens König,
Geſtehe, daß ich glücklich bin.

2. Göthe's Egmont. (III. Akt, 2. Szene.)



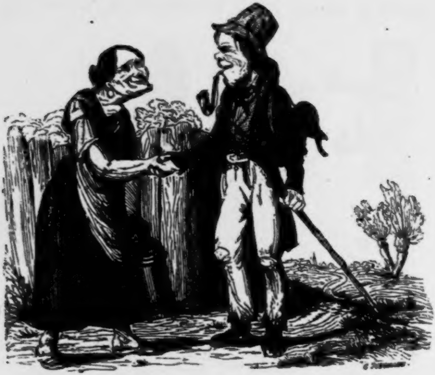
Clärchen. Sage mir! Sage, ich begreife nicht! Biſt Du Egmont? der Graf Egmont, der große Egmont, der ſo viel Aufſehen macht, von dem in den Zeitungen ſteht, an dem die Provinzen hängen. — **Egmont.** Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

3 Schiller's Cabale und Liebe. (II. Akt, 7. Szene.)



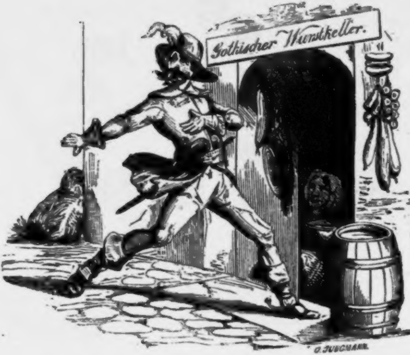
Präſident (zu den Gerichtsdienern). Legt Hand an, im Namen des Herzogs! — **Ferdinand.** Ihr führt ſie zum Pranger fort, unterdeſſen (dem Präſidenten ins Ohr rufend) erzähl' ich der Reſidenz eine Geſchichte, wie man Präſident wird. — **Präſident.** Was iſt das? Ferdinand! Laßt ſie ledig.

4. Schiller's „Glocke".



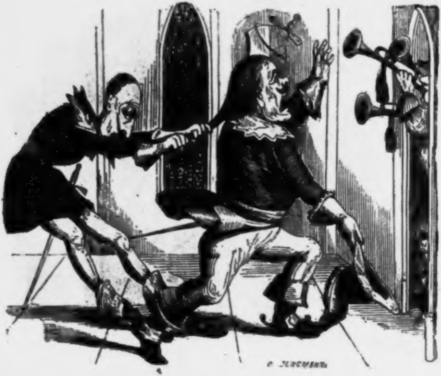
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſteh'n.

5. Schiller's „Räuber. (II. Akt, 3. Szene.)


Gothischer Wurstkeller.
O. JUCHMANN

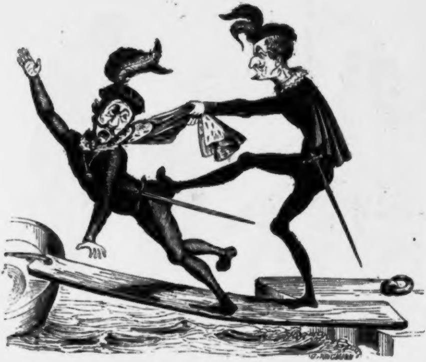
Karl Moor. Ich gehe, mich in irgend einer Kluft der Erde zu verkriechen, wo der Tag vor meiner Schande zurücktritt!

6 Schiller's „Wallenſteins Tod". (III. Akt, 18. Szene.)



Wallenſtein. Max, bleib' bei mir!

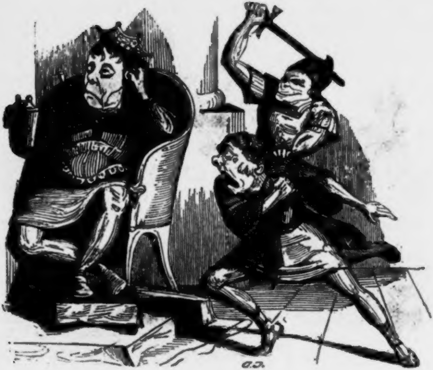
7. Schiller's „Fiesko“. (V. Akt, 16. Szene.)



Fiesko. Was zerrſt Du mich am Mantel? — er fällt!

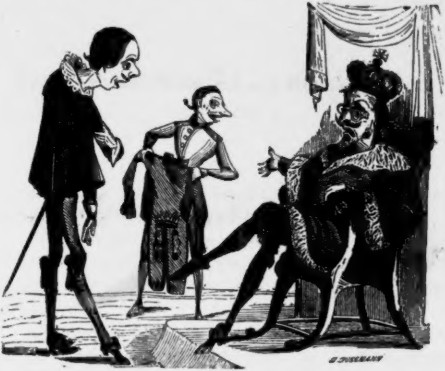
Verina (mit fürchterlichem Hohn). Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (Er ſtürzt ihn ins Meer.)

8. Schiller's „Bürgſchaft“.



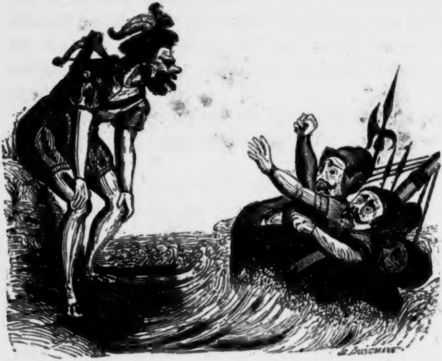
Zu Dionys, dem Tyrannen, ſchlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn ſchlugen die Häſcher in Bande.

9. Schiller's „Don Carlos". (III. Akt, 10. Szene.)



Marquis Poſa. Ich kann nicht Fürſtendiener ſein!

10. Schiller's „Wilhelm Tell". (IV. Akt, 1. Szene.)



Tell. Jetzt, ſchnell mein Schießzeug faſſend, ſchwing' ich ſelbſt
Hochſpringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußſtoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Waſſer;
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben.

Der Cardinal Richelieu als Theaterdichter.

(1635.)

I.

Wir ſtehen vor dem Palais Cardinal. Von allen Zimmern dieſes Schloſſes iſt nur noch ein einziges erleuchtet.

In dieſem Zimmer, deſſen ganze Einrichtung den Stempel mediciäiſcher Ueppigkeit trägt, ſitzen an einer runden Tafel ſechs Männer, welche ich der Reihe nach meinem Leſer ungeſäumt vorſtellen will.

Der König dieſer kleinen Tafelrunde, welcher auf einem mit violettem Sammet überkleideten Lehnſtuhle ſitzt, iſt der Cardinal Herzog Armand du Pleſſis-Richelieu, der fünfzigjährige Atlas, auf deſſen Schultern der Thron des dreizehnten Ludwigs, in deſſen Händen das Schickſal von ganz Frankreich ruht, jener ehrgeizige Richelieu, der, nicht zufrieden mit dem Purpur der geiſtlichen und weltlichen Macht, auch nach dem Lorbeer ſtrebt, womit die Muſe der Dichtkunſt die Schläfe ihrer Lieblinge ſchmückt.

In einiger Entfernung zur Rechten des Cardinals erblicken wir Herrn François le Metel de Boisrobert, den Staatsrath und Luſtigmacher Seiner Eminenz, eine lebendige Encyclopädie tauſend närriſcher Einfälle, womit er die Runzeln ſeines hohen Gönners ſo gut zu glätten verſteht, daß Citois, der Leibarzt des Cardinals, als dieſer ſich einſt mit ſeinem Hofnarren überworfen, ihm keine andere Arzenei als „recipe Boisrobert“ verſchrieben hatte.

Neben Boisrobert ſehen wir Herrn Guillaume Colletet, einen Dichter, der einige mittelmäßige Oden und Sonette geſchrieben hat.

Der Nachbar Colletets iſt Herr Claude de l'Etoile, ein Bühnendichter, der ſeit fünf Jahren an einem Luſtſpiele, „l'Intrigue des Filoux“, arbeitet und nicht damit fertig werden kann, ein Dichter, der, wie Montagne, jede Szene ſeiner Haushälterin vorlieſt, die von der Poeſie nicht mehr, aber auch nicht weniger, als ein Mondkalb von der Aſtronomie verſteht.

Neben l'Etoile ſitzt Herr Jean de Rotrou, der Scribe jener Zeit, ein Lebemann und leidenſchaftlicher Spieler, der oft, wenn er Geld braucht, in einer Nacht ein Stück ſchreibt und auf dieſe Weiſe ſchon mehr als dreißig aus dem Aermel geſchüttelt hat.

Links vom Cardinal begrüßen wir in Herrn Pierre Corneille, der ſchon als junger Mann von neunzehn Jahren „Melite“, ein fünfaktiges Luſtſpiel in Verſen, geſchrieben hatte, das ſeit einem Jahrzehend eine Zierde des Repertoire geblieben, ein aufgehendes Geſtirn, deſſen Talent Niemand mehr bewundert, aber auch Keiner mehr beneidet, als der Cardinal von Richelieu, dem jeder neue Triumph Corneille's eine ſchlafloſe Nacht bereitet.

Dieſe fünf Männer, denen Seine Eminenz den Plan zu einem von ihm erfundenen Luſtſpiele, „les Tuileries“, mitgetheilt, hatten dieſen Plan gemeinſchaftlich ausgearbeitet, und die Ausarbeitung ſelbſt in dieſer Nacht dem Gutachten des Cardinals vorgelegt.

Boisrobert, der manche Szene, an welcher Richelieu etwas zu verbeſſern fand, drei bis vier Mal vorleſen mußte, war nicht wenig froh, als die Leſeprobe ihrem Ende nahte.

— Messieurs, ſagte der Cardinal, Ihr habt Eure Sache gut gemacht. Ich werde nun dafür Sorge tragen, daß Euer Stück, oder vielmehr das meine, ſofort in Szene geſetzt werde. Das Luſtſpiel wird und muß gefallen, denn die Idee …

— Iſt von Ew. Eminenz, mithin eminent, bemerkte Boisrobert, der ſich in Wortſpielen gefiel.

Richelieu fühlte ſich dadurch ungemein geſchmeichelt.

— Ich bin neugierig zu erfahren, ſagte er, welchen Eindruck unſer Luſtſpiel auf unſern großen Kunſtrichter, Herrn Theophraſt Renaudot, machen wird.

— Der gute Mann, erwiderte Rotrou, verſteht von der Poeſie leider nicht viel mehr, als der Blinde von der Farbe.

— Der Schuſter hätte bei ſeinem Leiſten bleiben ſollen, meinte Colletet.

— Aus Mangel an Kranken, fügte l'Etoile hinzu, hat er der Medizin den Rücken gekehrt und das Zeitungsſchreiben erfunden.

— Das heißt, interpretirte Boisrobert, er verſchreibt jetzt ſeine Latwerge in Form von Journal-Artikeln.

— Der Doctor Renaudot, entgegnete Corneille, iſt ein Mann von großem Wiſſen. Man kann ein mittelmäßiger Arzt und deſſen ungeachtet ein geiſtreicher Mann ſein. Mir wenigſtens ſcheint ſeine „Gazette de France" eben ſo belehrend als unterhaltend. Er giebt uns zwar manchmal bittere Pillen zu verſchlucken; doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß er gar häufig den Nagel auf den Kopf trifft.

— Clericus clericum non decimat, antwortete Boisrobert; der Doctor lobt Herrn Corneille und Herr Corneille lobt den Doctor.

Der Cardinal, neidiſch auf den Weihrauch, den Renaudot dem Genius Corneille's geſtreut, belächelte den Witz ſeines Hofnarren.

— Ich würde ihn, erwiderte der Dichter der „Medea", auch dann noch loben, wenn er mich tadelte; denn ein belehrender Tadel hat nichts Kränkendes für mich.

— Tadeln kann aber auch jeder Dummkopf, ſagte Rotrou.

— Ich für meinen Theil, entgegnete Corneille, bin der Meinung, daß zum Tadeln mehr Geiſt als zum Loben gehört; ich kann ſelbſt das ſchlechteſte Machwerk gut finden aus dem einfachen Grunde, weil es mir gefällt; der Tadel aber muß, wenn er überzeugen ſoll, ſtrenger motivirt ſein als das Lob.

— Alſo hat Herr Renaudot Ihre „Medea“ wohl nur darum gelobt, weil ſie ihm gefallen hat?

— Herr Boisrobert will damit geſagt haben, daß meine „Medea“ ein ſchlechtes Machwerk ſei. Ich ehre jede Anſicht, denn der Geſchmack iſt verſchieden. Ihre Tragicomödie „Pirandre et Liſimene“ wurde vom Publikum wenig oder gar nicht goutirt; mir hat ſie gefallen.

— Wirklich? fragte der Spötter, der urplötzlich aus der Rolle fiel. Sehen Sie, das freut mich.

— Du biſt ein eitler Narr, ſagte der Cardinal, den es ſehr verdroß, daß der Witzbold ſich durch ein Schmeichelwort Corneille's ſo leicht bethören ließ. Man muß, fuhr er fort, auf das Lob eines Einzelnen nie allzugroßes Gewicht legen. Der einzig competente Richter iſt das Publikum.

— Geſtatten mir Ew. Eminenz die Bemerkung, daß ich in dieſem Punkte keineswegs Ihre Anſicht theile, antwortete Corneille. Schon der alte Horaz hat das Publikum mit einem Ungeheuer verglichen, das viel Köpfe, aber wenig Sinn hat. Wenn man annimmt, daß unter je zehn Menſchen höchſtens zwei ein kunſtgerechtes Urtheil haben, ſo gelangt man zu der Einſicht, daß ſich unter fünfhundert Zuſchauern in der Regel vierhundert Schwachköpfe befinden, die keines Urtheils fähig ſind. Ich, für meinen Theil, bekenne, daß die Anerkennung eines einzigen geiſtreichen Mannes mich mehr ermuntert, als das Lob des großen Haufens.

— Die alten Dichter Griechenlands, ſprach der Cardinal, dachten in dieſem Punkte weit richtiger. Der Beifall der großen Maſſe war das Ziel, nach dem ſie ſtrebten. Ariſtophanes, deſſen geißelnde Satyre ſelbſt die Götter nicht verſchonte, war entzückt, als das Volk von Athen ihm nach der Aufführung ſeiner „Wolken“ eine Oelbaumkrone decretirte. Aeſchylos feierte ſeinen ſchönſten Triumph, als bei der Darſtellung ſeiner „Eumeniden“ die ſchwangern Weiber, von den Schreckensſzenen ſeines Trauerſpiels gefoltert, ohnmächtig fortgeſchleppt werden mußten. Einen ähnlichen Eindruck machte die „Andromache“ des Euripides. Der neunzigjährige Sophokles ſtarb vor Freude, als man ihm die Nachricht brachte, daß ſeine „Antigone“ bei den olympiſchen Spielen den Preis davon getragen. Die Anerkennung eines Einzelnen verhallt ohne Spuren; der Beifall einer ganzen Nation lebt fort durch alle Zeiten. Doch genug davon für heute; Mitternacht iſt längſt vorüber, mein Geiſt ſehnt ſich nach Ruhe.

Die Tafelrunde erhob ſich und verließ gleich darauf das Palais Cardinal.

II.

Acht Tage ſpäter erhielt jeder der fünf Autoren von Seiten Seiner Eminenz folgendes Handbillet:

»Wir ſprachen neulich von den Dichtern Griechenlands. In der Nebenlage erhalten Sie, als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit, eine ſeltene Ausgabe des

Euripides, die Ihnen, wegen der von mir beigefügten Kupfer, vielleicht nicht ganz unwillkommen ſein wird.

Richelieu.«

Es war eine Ausgabe von Aldus vom Jahre 1503. Jedem Exemplare waren fünf Kupfer beigelegt. Jedes dieſer fünf Kupfer war eine ſauber geſtochene Anweiſung auf tauſend Livres; zuſammen alſo ein Geſchenk von 25,000 Livres.

Es giebt noch heut zu Tage Cardinäle und Miniſter, aber keinen Herzog Armand du Pleſſis-Richelieu.

III.

Drei Monate ſpäter fand bei Hofe die erſte Aufführung des von Richelieu entworfenen und von ſeinen fünf Mitarbeitern ausgeführten Luſtſpiels „les Tuileries“ ſtatt. Der Cardinal hatte das Stück mit feenhafter Pracht in Szene ſetzen laſſen. Mitten im Zuſchauerraume war eine ſogenannte „banc des auteurs“ für die Herren Boisrobert, Rotrou, Colletet, L'Etoile und Corneille aufgeſtellt.

Nicht fern von dieſem fünfblätterigen Kleeblatte ſaß Herr Doctor Theophraſt Renaudot, der erſte Journaliſt Frankreichs, der Gründer der (noch jetzt beſtehenden) „Gazette de France“, der von Ludwig XIII. das Privilegium zur Herausgabe dieſer Zeitung für ſich und ſeine Erben erhielt. Herr Renaudot liebte, wie jeder Journaliſt, das Geld, und obgleich ſeine Patienten und Leſer für ihn ſehr einträgliche Renten waren, von denen er ſorgenfrei leben konnte, ſchien er damit doch ſo wenig zufrieden, daß er nebenbei noch — quel horreur! — wie ein Jude auf Pfänder lieh.

Mehr noch als ſein Geiſt und Witz machte ihn ſeine Habſucht verhaßt; Renaudot aber, in dem jeder Zoll ein Zeitungsſchreiber war, dachte wie Caligula: oderint dum metuant (mögen ſie mich haſſen, wenn ſie mich nur fürchten). Und was wahr iſt, iſt wahr. Es gab damals wenig Menſchen in Paris, die ſo ſehr gefürchtet wurden, als der Herausgeber der „Gazette de France“. Es zitterten alle Schauſpieler, von Mondori bis hinab zum letzten Statiſten, vor dem kritiſchen Gänſekiel des Doctors Renaudot. Alle Schauſpielerinnen, von der erſten Heldin bis herab zur letzten Choriſtin, machten ihm, oder richtiger geſagt, ſeinem Journale den Hof. Er wiederum liebte Alle, aber ganz beſonders die kleine, blauäugige, weißhalſige, purpurlippige Soubrette, die reizende Demoiſelle Clélie, die ſich ſehr geſchmeichelt fühlte, daß ſie bei Abfaſſung ſeiner Kritiken dann und wann ein Wort mitzureden hatte und gar häufig zu ſchmollen pflegte, wenn der Doctor eine ihrer Nebenbuhlerinnen mehr als ſie ſelbſt gelobt hatte. Man ſieht aus dieſen kurzen Andeutungen, daß Alles damals gerade nicht beſſer war, als es jetzt iſt. Ich will eher zugeben, daß die Zeiten als die Menſchen ſich ändern. Letztere, glaube ich, bleiben ſich, mit wenigen Ausnahmen, zu allen Zeiten ziemlich gleich. In jedem Zeitalter ſuchten die Phrynen Allen, edlere Frauen aber ſtets nur Einem zu gefallen.

Der König und ſein ganzer Hofſtaat beehrten die Vorſtellung mit ihrer Gegenwart. Die Königin Anna von Oeſterreich, umgeben vom buntfarbigen Kranze ihrer Ehrendamen, ſaß zur Rechten ihres erlauchten Gemahls, an deſſen linker Seite der Cardinal Herzog von Richelieu Platz genommen hatte. Unter den Ehrendamen ragte Mademoiſelle Louiſe de la Fayette durch den Glanz ihrer Schönheit, mehr aber noch durch die Glorie ihrer engelreinen Unſchuld hervor. Schon damals hatte Ludwig XIII. eine unwiderſtehliche Neigung zu ihr gefaßt. Nicht fern von dem liebenswürdigen Fräulein ſtand einer der ſchönſten Männer des franzöſiſchen Hofes, der Marquis von Cinq-Mars, Hauptmann der Leibgarde und Liebling des Königs, jener Cinq-Mars, deſſen Einfluß ſchon damals den Neid und die Mißgunſt des Cardinals erregte; neben Cinq-Mars der Intendant der königlichen Bibliothek, François Auguſte de Thou, der älteſte Sohn des berühmten Geſchichtsſchreibers, zwei Leute, deren Freundſchaft an die des Damon und Pythias erinnerte. Im Hintergrunde lauerte das verſchmitzte Factotum des Cardinals, der berüchtigte Capuciner Pater Joſeph du Tremblay. Zur Rechten des Capuciners ſah man Jacques Gaffarel, den berühmten Bibliothekar, zur Linken den Doctor Citois, den erſten Leibarzt Seiner Eminenz. Unter den Zuſchauerinnen, die nicht zum Hofſtaate gehörten, machte ſich vor Allen die damals dreiundzwanzigjährige Marion Delorme, die Geliebte des Marquis de Cinq-Mars, die nach deſſen Hinrichtung die Courtiſane des Cardinals und nach Richelieu's Tode die Lais des großen Condé wurde, durch den Nimbus ihrer frühlingsfriſchen Reize bemerkbar. Neben ihr ſaß Magdalena de Scudery, eine geiſtreiche, aber grundhäßliche Schriftſtellerin, deren Geſicht zu dem ihrer Nachbarin einen ſo auffallenden Gegenſatz, wie die Nacht dem Tage gegenüber, bildete.

Das Stück begann. Aller Erwartungen waren aufs Höchſte geſpannt, denn der ganze Hof, die ganze Stadt wußte, daß der Urheber dieſes Luſtſpiels kein Anderer, als der Cardinal von Richelieu, der gefürchtetſte und verhaßteſte Mann Frankreichs war. Es gab — den ſchwachen König abgerechnet — keinen Zuhörer, der nicht ganz Ohr, ganz Auge geweſen wäre. Der Alleraufmerkſamſte aber war der Doctor Theophraſt Renaudot, dem kein Wort, keine Sylbe entging. Der Cardinal, der dann und wann heimlich hinter dem Rücken des Königs zum Journaliſten hinüberblinzelte, verſuchte den Eindruck, den eine Szene nach der andern auf Jenen hervorbrachte, aus deſſen Mienen herauszuleſen; der Zeitungsſchreiber aber hatte ſein Geſicht dergeſtalt in der Gewalt, daß es ſelbſt in der heiterſten Szene unbeweglich ernſt blieb, was Seine Eminenz nicht wenig zu verdrießen ſchien.

Der erſte Akt war vorüber und von der Zuhörerſchaft im Ganzen ſehr günſtig aufgenommen worden. Nach kurzer Pauſe begann der zweite Akt, der nicht minder gut gefiel. Im dritten Akte aber machten ſich ſchon einige Längen fühlbar, die den Gang der Intrigue aufhielten und dadurch den günſtigen Eindruck der beiden erſten Akte verwiſchten. Noch matter und ſchleppender erſchien der vierte Akt; das Auditorium verſpürte bereits den Vorgeſchmack jenes unangenehmen Vergnügens, das man in der nackten, ungeſchminkten Sprache der Bourgeoſie kurzweg „Langeweile“ zu nennen pflegt. Im fünften Akte ſteigerte ſich dieſes „unangenehme Vergnügen“ von Szene zu Szene dergeſtalt, daß die Königin, Cinq-Mars, de Thou und überhaupt Alle, die dem Herrn Cardinal im Innern ihrer Seele nicht ſehr gewogen waren, dieſe Gelegenheit benutzten, ſich dadurch an ſeinem unerſättlichen Ehrgeiz zu rächen, daß ſie ſich ganz unverholen in der bei Hofe ohnedies ſehr beliebten Kunſt zu gähnen übten, was Seine Eminenz immer mehr und mehr in Verzweiflung brachte. Man erzählt von dem Kaiſer Caligula, er habe einſt, in einer Anwandlung von Wuth, dem ganzen römiſchen Volke Einen Kopf gewünſcht, um ihn dem Beile des Henkers zu überliefern. Der Herzog von Richelieu befand ſich, als er den König neben ſich eingeſchlafen und die andern Zuſchauer rings um ſich gähnen ſah, in einer ähnlichen Wuth: er hätte, wie er Tags darauf ſeinem Hof-Luſtigmacher Boisrobert geſtand, dem ganzen Auditorium Eine Naſe gewünſcht, um dieſer, weil ſie die Schönheiten ſeines Stückes nicht herauszuriechen verſtand, eine Million Naſenſtüber zu geben.

Der Vorhang fiel. Das Stück war zu Ende. Seine Majeſtät der König, der bereits allerhuldreichſt zu ſchnarchen angefangen hatte, mußte von der Königin geweckt werden. Als er erwachte, geruhte er, um dem Cardinal ſeinen Beifall erkennen zu geben, allergnädigſt zu applaudiren und zwar ſo heftig, daß der ganze Hofſtaat ſich der Etikette halber genöthigt ſah, dem königlichen Beiſpiel à contre coeur Folge zu leiſten.

Nach der Vorſtellung war noch Ball. Der König geruhte mit dem Fräulein de la Fayette, die Königin mit dem Marquis de Cinq-Mars den erſten Tanz zu tanzen.

— Nun, ſchönes Fräulein, fragte Ludwig XIII., wie hat Ihnen die Komödie meines Herrn Premierminiſters gefallen?

— Sire, es fehlt mir an Muth, Ihnen die Wahrheit zu geſtehen.

— Fürchten Sie nichts, Fräulein, der Cardinal kann uns nicht belauſchen, denn, unwillig über den ungünſtigen Erfolg, hat er Unwohlſein vorgeſchützt und ſich bereits nach Hauſe verfügt.

— Dann wage ich Ew. Majeſtät zu geſtehen, daß es für Frankreich ein großes Unglück wäre, wenn der Cardinal Herzog von Richelieu nicht größer als Staatsmann wie als Dichter wäre.

— Sie haben Recht, Fräulein, ſagte der König.

— Eh bien, Marquis, was ſagen Sie zu dieſer Komödie? fragte Anna von Oeſterreich ihren Tänzer.

— Madame, erwiderte der Cavalier, ich finde das Stück eben ſo unerträglich als den Urheber deſſelben.

— Mir aus der Seele geſprochen, Marquis.

— Morgen in früheſter Früh werde ich den Doctor Renaudot beſuchen.

— Und weßhalb?

— Um ihn zu bitten, das langweilige Machwerk in der nächſten Nummer ſeines Blattes ſchonungslos durchzuhecheln.

— Und wodurch denken Sie dem Manne ſo viel Muth einzuflößen?

— Durch einen Talisman . . .

— Und der wäre?

— Meine Börſe, ſagte Cinq-Mars.

IV.

Fünf Tage nach der erſten Aufführung der durchgefallenen Komödie erſchien in der „Gazette de France“ eine ſehr beißende Kritik, die den Cardinal dergeſtalt in Harniſch brachte, daß er zum Pater Joſeph, dem Vertrauten aller ſeiner Geheimniſſe, die Worte fallen ließ:

— Weißt Du, Joſeph, wer der Urheber dieſer nichtswürdigen Bosheit iſt?

— Wer? Wer? fragte der Capuciner.

— Kein Anderer als Cinq-Mars!

— Und was berechtigt Ew. Eminenz zu dieſem Glauben?

— Ich habe Gewißheit. Einer meiner Spione hat am andern Morgen nach der Aufführung meines Stückes die Equipage des Marquis vor dem Hauſe des elenden Zeitungsſchreibers halten ſehen.

— Ah, dann ſcheint mir Ihr Argwohn vollkommen gerechtfertigt.

— Dieſer Cinq-Mars iſt mein Todfeind. Früher oder ſpäter muß er fallen.

V.

Der Cardinal pflegte Wort zu halten.

Sieben Jahre nach der Aufführung jenes Stückes, am 12. September des Jahres 1642, wurden Frankreichs Oreſt und Pylades, Henri Coiffier Marquis de Cinq-Mars und François Auguſte de Thou, auf dem öffentlichen Markte zu Lyon als Staatsverräther hingerichtet.

Der Cardinal überlebte ſeinen Feind nur einige Monate. Er ſtarb, achtundfünfzig Jahre alt, am 4. December 1642.

Eilf Jahre ſpäter, am 25. October 1653, verſchied der erſte Journaliſt Frankreichs, der Doctor Theophraſt Renaudot.

Der Mann mit vierzehn Naſen.

„Dieſe Naſe, dieſe Naſe,
Dieſe Naſe weckt Vertrauen,
Papataci-Muſtapha.“
Italiener in Algier.

Die Naturforſcher befanden ſich in Mainz.

Einer unter ihnen war Herr Profeſſor Dr. Romeo Zwiebelmeyer, der unter Naturforſchen nichts Anderes als gut eſſen und gut trinken verſtand. Und zu dieſer Art Naturforſchung ſchien ihm — und zwar mit vollem Rechte — keine Stadt mehr geeignet, als das goldene, lebensluſtige, liebenswürdige Mainz.

Profeſſor Zwiebelmeyer fühlte ſich im Schooße der alten Moguntia bald ſo heimiſch, wie jeder Lebemann, der dort acht Tage verweilt.

Er wohnte in den „drei Reichskronen“; er aß gut, er trank gut und nannte das — Naturforſchen. Schön, ſehr ſchön! Jeder, der etwas dagegen einzuwenden wüßte, wäre Alles, nur kein . . . Naturforſcher! Anch'io sono Zwiebelmeyer oder — was ein und daſſelbe ſagen will — Naturforſcher. Mithin habe ich wenigſtens gegen ihn und ſeine Forſchungstheorie nicht das Mindeſte einzuwenden.

Nebenbei beſuchte Herr Zwiebelmeyer auch dann und wann die Sitzungen der andern Naturforſcher, blieb aber immer ſo ſtumm wie ein Fiſch und begnügte ſich blos mit Zuhören. Nur dann und wann zog er ſeine Schreibtafel und einen Bleiſtift hervor, um ſich — entre nous soit dit — nichts, gar nichts von all dem, was er gehört, aufzuzeichnen. Während alle Welt glaubte, daß er den Vortrag ſeiner gelehrten Collegen ſtenographire, ſtreute er auf ſein Pergament kleine naturforſchende Lieder, etwa folgender Art:

Dieſer Hecht da iſt pompöſe,
Dieſer Kloß iſt delikat,
Dieſe Sauç' iſt deliciöſe,
Magnifique iſt der Salat.

Eſſe noch ein zweites Stückchen,
Sintemal ſobald ich muß,
Zum Deſſert dann, holde Herrin,
Etwas Käſe und — ein Kuß.

Hätte Herr Profeſſor Zwiebelmeyer dieſe himmliſchen Verſe nicht ſelbſt erdacht, er würde darauf gewettet haben, daß ſie von Herrn Heinrich Heine eigens darum erfunden wären, die Lyrik Zwiebelmeyers nachzuäffen.

Eine andere Eigenthümlichkeit unſeres großen Naturforſchers war die, alle Verſe, die er dichtete, ſo einzurichten, daß ſie genau zu der Melodie ſeines Lieblingsliedes paßten. Seine Favoritmelodie war die erſte Arie des Quackſalbers Dulcamara in Donizetti's „Elisir d'amore“. Den ganzen lieben langen Tag trällerte er dieſe eine Melodie, der er heute einen luſtigen, morgen einen höchſt rührenden Text unterſchob.

Eines Morgens hatte ſich Profeſſor Zwiebelmeyer im Speiſeſaale der „drei Reichskronen“ ſoeben in die Analyſe eines ſehr complicirten Gabelfrühſtücks vertieft, als einer ſeiner Herren Collegen, Doctor Jonas Myoſotis, ein berühmter Pflanzenkenner und Spaßvogel, der alle Welt gern myſtificirt, hereintrat und ſich ein Frühſtück beſtellte.

— Nichts Neues? fragte Profeſſor Zwiebelmeyer.

— Wiſſen Sie ſchon, daß hier ein Mann mit vierzehn Naſen zu ſehen iſt?

— Ein Mann mit vierzehn Naſen? Seit wann?

— Seit drei Tagen.

— Und wo?

— Er iſt in der ſogenannten Künſtlerherberge, im „Schützenhofe“, abgeſtiegen und läßt dort ſeine vierzehn Naſen für Geld ſehen. Nebenbei iſt er auch Schauſpieler, der hier gaſtiren will.

— Haben Sie das Ungethüm ſchon unterſucht?

— Ich war ſchon zwei Mal bei ihm, habe ſeine vierzehn Naſen zu Papier gebracht und werde ſie in der nächſten Sitzung zum Gegenſtande eines höchſt anziehenden Vortrages machen.

— Das Ungethüm muß ich ſehen!

— Verſäumen Sie das ja nicht! Eine Erſcheinung dieſer Art kommt vielleicht erſt in tauſend Jahren wieder.

— Ich bin ganz Ihrer Meinung und werde keine Zeit verlieren.

— Doch muß ich Sie auf Etwas aufmerkſam machen. Der Kerl nimmt es übel, wenn Sie ihm geradezu erklären, daß Sie ihn blos ſeiner Vielnäſigkeit wegen aufſuchen. Sie müſſen ihm ſagen, daß der große Ruf ſeines Künſtlertalentes

Sie bewogen habe, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, denn der Schlingel iſt zehn Mal eitler auf ſeine Kunſt, als auf ſeine Naſen. Bei alledem iſt er ein armer Teufel, der, weil er nirgends zum Gaſtſpiel kommt, mit großem Mangel zu kämpfen hat. Wenn Sie ſich an ſeinen Naſen ſatt geſehen haben, können Sie — auch ich habe das gethan — ihm einen Thaler in die Hand drücken.

— Einen Thaler? Iſt das nicht zu viel?

— Er wird auch mit einem Gulden zufrieden ſein.

— Den ſoll er haben. Und wann trifft man ihn am beſten?

— Gerade um dieſe Zeit.

— Mein Frühſtück iſt verzehrt; ich eile hin zu ihm, ſagte Profeſſor Zwiebelmeyer, nahm Hut und Stock und wollte gehen. Doch halt, das Wichtigſte hätte ich faſt vergeſſen. Der Name des Vielnäſigen?

— Reginald Schniepel aus Würzburg.

— Und die Nummer ſeines Zimmers?

— 23.

— Danke, danke, rief der eifrige Naturforſcher und eilte nach dem Schützenhofe.

Dort wohnte in der That ein Mann, deſſen Naſe Anſpruch hatte, eine Sehenswürdigkeit genannt zu werden. Sie war von der Größe einer kleinen Gurke und ſo roth wie capsicum annuum oder ſpaniſcher Pfeffer. Dreizehn große Warzen ſtanden wie gothiſche Spitzſäulen da und verliehen der eigentlichen Naſe einen wirklich pittoresken Anſtrich. Dr. Myoſotis hatte Tags zuvor an der Wirthstafel die Bekanntſchaft dieſer illuſtrirten Naſe und gleich darauf auch die ihres Eigenthümers gemacht. Letzterer hieß in der That Schniepel, war aber nicht Schauſpieler, ſondern Weinreiſender für ein Würzburger Haus, ein ſehr lieber, guter Mann, der, mit Ausnahme ſeiner vielthürmigen, altgothiſchen Naſe, durchaus nichts Unangenehmes hatte.

Herr Schniepel ſtand mit eingeſeiftem Geſichte vor einem kleinen Rundſpiegel, der am Fenſter hing, und wollte ſich eben raſiren, als Profeſſor Zwiebelmeyer anklopfte.

— Herein! rief der Vierzehnnäſige.

— Habe ich das Vergnügen, Herrn Schniepel zu ſprechen?

— Ich heiße Schniepel und erlaube mir die Frage, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Der Wunſch, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen; aber Sie erlauben wohl, daß ich mir meine Brille aufſetze, weil ich etwas kurzſichtig bin, ſagte der Naturforſcher, ſeine Brille putzend.

— Geniren Sie ſich nicht. Aber womit kann ich dienen?

— Womit Sie mir dienen können? fragte Zwiebelmeyer, ſeine Brille aufſetzend und einen tiefforſchenden Blick auf Schniepels Naſe werfend. Bei Gott! rief er aus, ich bewundere Sie!

— Weshalb?

— Sie können noch fragen? Ich bewundere Ihr Talent.

— Welches Talent?

— Ihr Talent, das Ihrem Namen eine europäiſche Berühmtheit verſchafft.

— Mein Herr, ich glaube, Sie irren ſich in mir.

— Nein, mein Herr, ich irre mich nicht. Sie ſind der Mann, den ich ſuche, der Mann, der meine ganze Bewunderung in Anſpruch nimmt, wiederholte Zwiebelmeyer, ſich immer tiefer in Schniepel's Naſe vertiefend.

— Aber was, um Gottes willen, bewundern Sie an mir?

— Vor Allem bewundere ich Ihre Beſcheidenheit, die nicht zu ahnen ſcheint, daß Sie der Einzige Ihres Jahrhunderts ſind.

— Ich der Einzige meines Jahrhunderts? Mein Herr, ich fange zu glauben an, daß . . .

— Glauben Sie, was Sie wollen, unterbrach ihn Zwiebelmeyer; aber geſtatten Sie mir das Vergnügen, Sie aufrichtig zu bewundern.

— Aber, warum? warum?

— Weil mir das einen unbeſchreiblichen Genuß gewährt.

— Herr, wofür halten Sie mich? fragte Schniepel, dem ſchon der Kamm ſchwoll.

— Ich halte Sie für ein Phänomen, mein Herr.

— Wollen Sie mich beleidigen?

— Im Gegentheil!

— Nun gut, ſo ſagen Sie mir, warum Sie mich wie ein Wunderthier anglotzen?

— Ich erblicke in Ihnen einen Meſſias der Kunſt.

— Welcher Kunſt?

— Der Schauſpielkunſt. Was ſind Garrick, Talma, Iffland, Devrient gegen Sie?

— Sie halten mich für einen Schauſpieler?

— Schauſpieler iſt heut zu Tage jeder Hanswurſt. Ich halte Sie für etwas mehr; ich halte Sie für ein Genie.

— Und ich, mein Herr, halte Sie für verrückt.

— Halten Sie mich für das, was Ihnen gefällt, aber geſtatten Sie mir nur noch einen Augenblick . . .

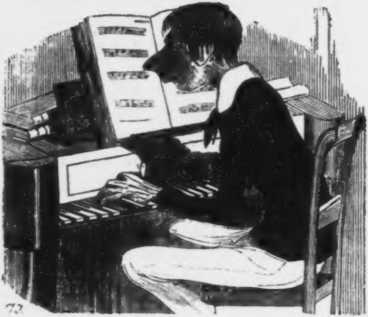
— Was denn?

— Nun bin ich befriedigt! Nehmen Sie ja nicht übel, mein Herr, daß ich Sie geſtört habe, ſagte Zwiebelmeyer, dem Vielnaſigen ein Guldenſtück in die Hand drückend.

— Herr, Sie ſind ein unverſchämter Narr! rief der Weinreiſende, nahm den myſtificirten Naturforſcher beim Kragen und — warf ihn zur Thür hinaus.

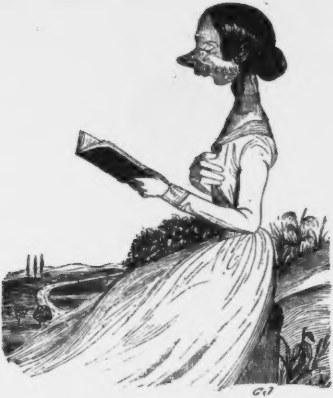
Wunder-Kinder.

I.



Der kleine Lißzt.

II.



Die neue Bettina.

Mythologiſche Briefe

des Volksſchulmeiſters Jeremias Kauz
an
ſeinen Vetter Habakuk Käuzlein.

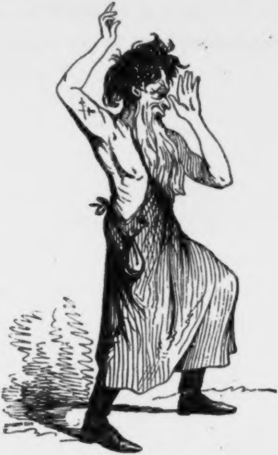
Hoffentlich werden die guten Socken und die wollenen Lehren, die ich Dir vor acht Tagen zum Geſchenk gemacht, friſch und geſund angekommen ſein und Dich richtig angetroffen haben.

Heute überſende ich Dir, meinem Verſprechen gemäß, eine alte weſtphäliſche Weſte, zwei Mancheſterſchinken und einen Abriß der heidniſchen Götterlehre.

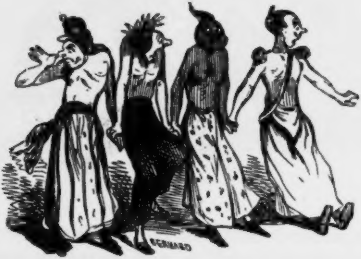
Anfangs, guter Habakuk, war die ganze Natur ein Chaos, id est ein formloſer Klumpen, ein miſchmaſchiger Wirrwarr, in dem alle Materien der Welt, Sterne und Kameele, Menſchen und Rhinoceroſſe, Mond und Kalbsbraten wie Kraut und Rüben durcheinander lagen.

Damals, guter Habakuk, herrſchte noch viel größere Finſterniß als jetzt, denn ſiehe, es gab weder Sonne noch Gasbeleuchtung, weder Mond noch Talglicht, weder Sterne noch chemiſche Feuerzeuge. Es war alſo finſter, guter Habakuk.

Der Tag, dem es nicht länger gefiel, im Dunkeln herumzutappen, wollte ſich zerſtreuen. In der Zerſtreuung umarmte er die Jungfrau Gäa, id est die Erde, und erzeugte mit ihr ein Knäblein, Namens Uranus.



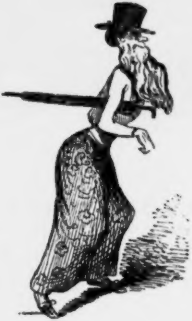
Sothaner Uranus, Sohn der Erde, heirathete, was damals noch erlaubt war, ſeine Frau Mutter und erzeugte mit ihr erſtens drei große Bengel, von denen Jeder fünfzig Köpfe und hundert Hände hatte, — ſie hießen Centimanen und ſollen ſehr froh geweſen ſein, daß es damals noch nicht Mode war, Handſchuhe zu tragen, was für ſie und ihren Herrn Vater gewiß ſehr koſtſpielig geweſen wäre; — zweitens erzeugte ſie mit ihm drei andere Bengel, die nur ein Auge hatten, aber ſehr liſtig waren und Cyclopen hießen; drittens erzeugten Beide zuſammen die Titanen, die auch keinen Ueberfluß an Schönheit beſaßen und ungefähr ſo ausſahen:



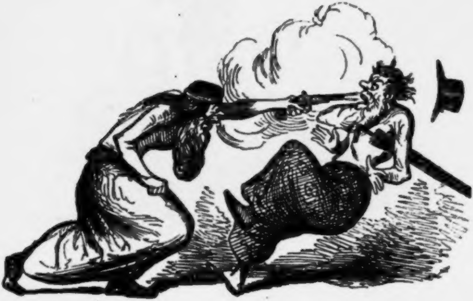
Mutter Gäa, wüthend über ihren Mann, daß er die Centimanen und Cyclopen in den Tartarus, id est unterirdiſchen Karzer eingeſperrt hatte, wiegelte die Titanen gegen ihren eigenen Vater auf. Papa Uranus, der ſich das Ding nicht gefallen ließ, gab Jedem ein Paar Kopfſtücke und ſperrte ſie ebenfalls in den Karzer, id est Tartarus ein.

Einer dieſer Titanen aber, der junge Saturnus, ſprengte die Thür ſeines Kerkers, entfloh und ſuchte ſeinen Herrn Vater auf, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen.

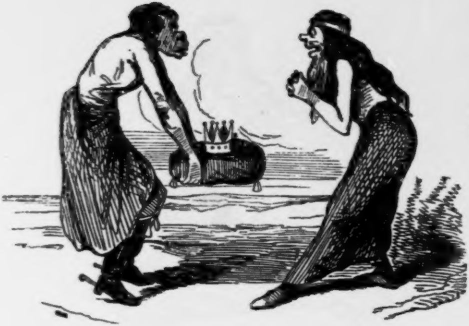
Vater Uranus, der, mit dem Regenſchirme unter dem Arme, gerade ſpazieren ging,



war Anfangs ganz gefaßt und ſpäter ſehr überraſcht, als der boshafte Schlingel Saturnus ihm eine Kugel in den Rachen jagte.

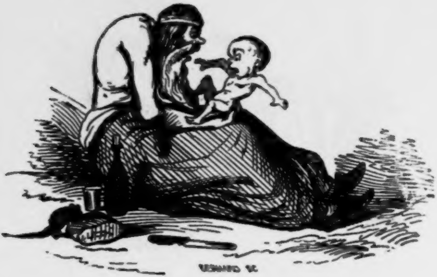


Titan, der Erſtgeborene des Uranus, verzichtete auf die Thronfolge und trat die Krone an ſeinen jüngern Bruder ab,

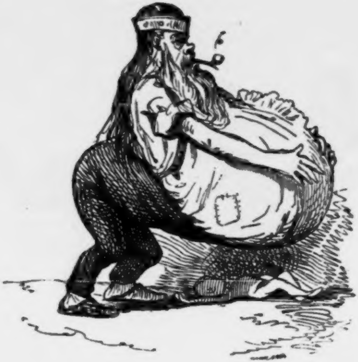


jedoch nur unter der Bedingung, daß Saturnus alle ſeine männlichen Nachkommen mit Haut und Haaren auffreſſen müſſe. Man begreift, daß ſo ein guter Sohn, wie Saturn, nicht im Stande war, ſeinem ältern Bruder eine ſolche Kleinigkeit abzuſchlagen.

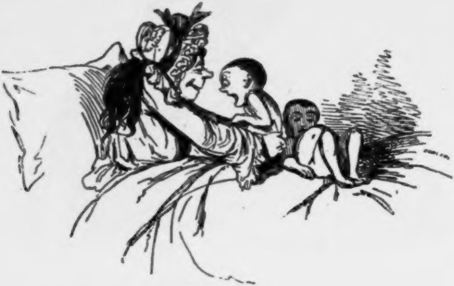
Treu ſeinem königlichen Verſprechen verſchlang er all ſeine männlichen Kinder.



Die Kinder mußten außerordentlich nahrhaft ſein, denn der liebende Vater wurde ſo dick, daß ſein Bauch wie ein Kürbis anſchwoll (wie Figura auf der folgenden Seite zeigt).

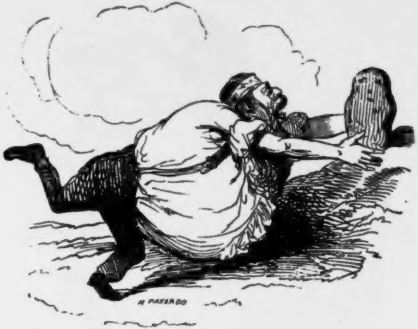


Cybele, das brave Weib, das nicht müde wurde, immer wieder neue Kinder in die Welt zu ſetzen, gebar eines Morgens zwei Sprößlinge, einen Buben, der in der Taufe den Namen Jupiter, und ein Mädel, das den Namen Juno erhielt. Beide waren ſo ſchön,

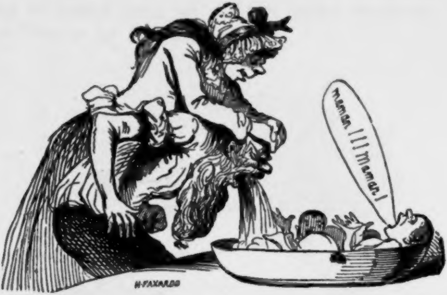


daß Mutter Cybele beſchloß, den Buben um jeden Preis der Welt dem unerſättlichen Magen ihres Mannes zu entziehen.

Was thut die Frau? Denke Dir, guter Habakuk, ſie giebt ihrem Manne, der zum Glück ſehr kurzſichtig war, ſtatt des Jungen einen Stein zu verſchlucken. Der Eſel merkt das nicht und — — — frißt den Stein.



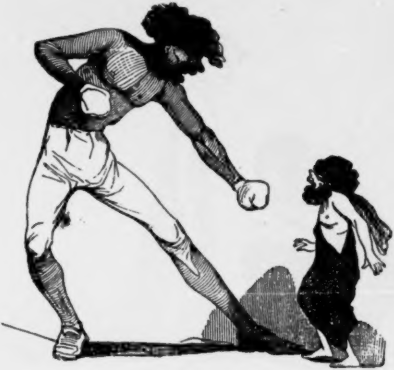
Mutter Cybele aber beweinte das Loos der andern Kinder, die der Vater noch im Magen hatte, und ſann auf Mittel, ihn zu zwingen, ihr die Kinder wieder herauszugeben. Die gute Frau, die nicht auf den Kopf gefallen war, giebt ihrem Manne vor dem Schlafengehen mehr Grog, als der Alte vertragen kann, worauf der zärtliche Vater der liebenden Mutter ein Kind nach dem andern wiedergiebt und ſich dann — wie auf Seite 66 zu ſehen — ſehr erleichtert fühlt.



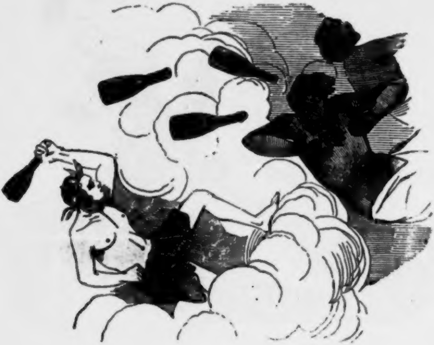
Jupiter war unterdeſſen heimlich bei einem Schullehrer auf der Inſel Creta erzogen worden. Als Titan durch eine griechiſche Zeitung erfuhr, daß ein männlicher Nachkomme ſeines Bruders noch am Leben ſei, ſammelte er eine Armee, zog gegen Saturn, beſiegte ihn und ſperrte ihn und ſein Weib in den Tartarus.

Jupiter aber befreite ſeinen Vater, der zu deſſen Gunſten dem Thron entſagte und ſich nach Latium zurückzog, um dort eine Apotheke anzulegen.

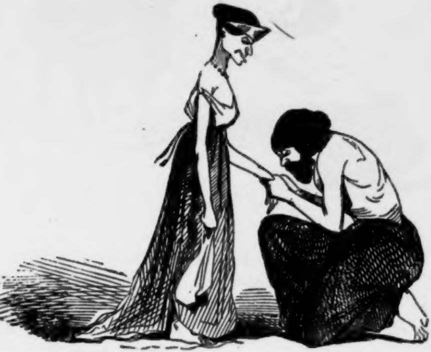
Jupiter hatte nun große Kämpfe gegen die Giganten zu beſtehen, die Fels auf Fels, Berg auf Berg gethürmt hatten, um den Himmel zu erſtürmen.



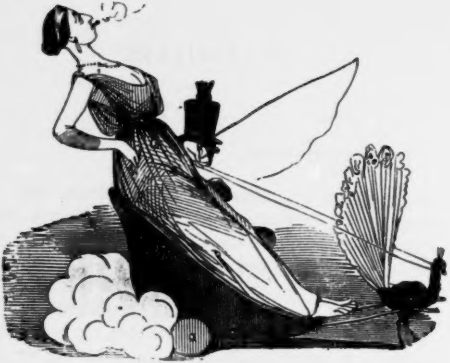
Die Götter hatten aus Vorſicht eine Nationalgarde errichtet; als es aber zum Klappen kam, hatten ſie Alle den Muth verloren und verkrochen ſich, die Einen hier, die Andern dort. Viele flohen nach Aegypten, wo ſie ſich incognito als Ochſen und Schlangen, als Zwiebeln und Rettige anbeten ließen. Bacchus, Beſitzer einer großen Weinſtube, war der Einzige, der nicht die Courage verlor und alle leere Flaſchen den ſtürmenden Rieſen an den Kopf warf.



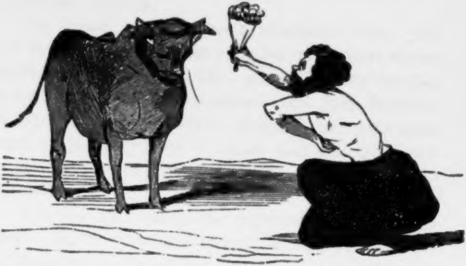
Nachdem Jupiter die Giganten beſiegt hatte, beging er die Dummheit, um die Hand ſeiner Schweſter Juno anzuhalten.



Juno, guter Habakuk, war ein eitles, ſtolzes und vergnügungsſüchtiges Weib, das nicht die Wirthſchaft zu führen verſtand. Sie kutſchirte den ganzen Tag im Himmel umher, rauchte Cigarren und war eiferſüchtig wie der Teufel.



Als die Flitterwochen vorüber waren, verliebte ſich unſer Jupiter zuerſt in eine Kuh, welche Prinzeſſin, oder richtiger geſagt, in eine Prinzeſſin, die eine Kuh war.



Einmal verkleidete er ſich als ein Schwan, das andere Mal als ein Ochſe, heute verwandelte er ſich in eine Wolke und morgen in einen preußiſchen Fünfthalerſchein. Die böſen Zungen des Alterthums ſagen, daß er in der letzten Verkleidung das meiſte Glück gemacht.

Ein andermal werde ich Dir einige ſeiner Liebesabenteuer erzählen.

Bis dahin behalte lieb Deinen Onkel
Jeremias Kauz.

Magliabecchi.

I.

„Optimi consultores libri."
Magliabecchi.

Man glaubt nicht mehr an Wunder. Die liebe, gute, maigrüne Feenzeit, die ſchöne, holde, regenbogenfarbige Märchenwelt mit ihren Moſcheen von Saphir und Opal, mit ihren Paläſten von Rubin und Cryſtall, mit ihren ſchwimmenden Zaubergärten, worin auf den ewigblühenden Zweigen ſingender Bäume und auf den beweglichen Stengeln tanzender Blumen heitere Sylphen ſich gewiegt und geſchaukelt — ach, die Zeit der blauen Wunder, die Zeit der Talismane und Wünſchelruthen iſt — leider! — längſt vorüber. Die arme Welt hat ihre poetiſchen Träume ausgeſchlafen, ſich die Märchen von Tauſend und Einer Nacht aus den Wimpern gewiſcht, und gähnt und glotzt nun, blaß und ſiech, die erzproſaiſche, theelaulige, ſumpffaulige, ſcheinheilige, langweilige, kraftmehlige, trübſelige Wirklichkeit mit ihrem Runkelrüben-Pietismus und ihrer Dampfnudel-Lyrik, mit ihrer

Asphalt-Philoſophie und ihrem Glacéhandſchuh-Geiſt, wie ein Geſpenſt das andere an.

Und dennoch, mein ausnehmend-einnehmender Leſer, ziebt es in dieſer aſchgrauen, nüchternen und faſt unerträglichen Katzenjammerwelt noch eine roſenfarbige, gutmüthige, mitleidige Fee, die mit dem bunten Schmetterlingsſtaube ihrer Zauberflügel das öde Leben vergoldet, die eisſtarren Wüſten in blüthenſchwangere Oaſen, die ſternenloſe Nacht in lachende Tageshelle, die bleierne Sorge in goldene Luſt und Leidenszähren in Freudenthränen umzaubert.

Und dieſe Fee, dieſe nimmer mißvergnügte, immer dienſtwillige, ewig wunderthätige Fee heißt — Lectüre, und ihre Talismane ſind — die Bücher.

Und darum liebe ich die Bücher! Sie ſind mir die liebſten Geſellſchafter, die treueſten Freunde, die erfahrenſten Rathgeber, die einſichtsvollſten Aerzte, die weiſeſten Tröſter.

Wenn im Unglück die Schmarotzer, die Du an Deiner gaſtfreien Tafel abgefüttert, wenn die Freunde, denen Du Dein Herz und Deine Börſe geöffnet, wenn Deine Geliebte, Deine Braut, Dein Weib, in deren Augen Du den Himmel, in deren Herzen Du die Hölle gefunden haſt, Dir lieblos den Rücken zugekehrt und Dich treulos verlaſſen haben, dann ſuche Troſt und Balſam, Hoffnung und Vertrauen, Faſſung und Muth, Frohſinn und Zufriedenheit bei Deinen — Büchern!

Wißt Ihr, was Pixérecourt geſagt? Le livre est le seul ami, qui nous reste fidèle. Er hat Recht. Die

Bücher ſind die einzigen Freunde im Leben, welche Leiden und Freuden brüderlich mit uns theilen, uns nicht verkaufen und verrathen, uns treu bleiben bis zum Tode!

Schelte mir deshalb die Leute nicht, die ihre Freuden aus den beſtaubten Fächern einer Bibliothek, aus den vergilbten ſchweinsledernen Folianten ſchöpfen. Nenne ſie nicht Büchernarren. Dieſe Narren ſind tauſendmal klüger als Jene, die keinen andern Genuß als:

„Fläſchen ſei mein A B C“

und

„Kartenſpiel und Würfelluſt
Und ein Kind mit runder Bruſt“

kennen.

O glaub' es mir, mein theurer Leſer, es giebt kein ſchöneres, edleres, nachhaltigeres Vergnügen, als ein Buch, ein gutes Buch!

Bücherfreunde ſind gewiß auch Menſchenfreunde. Denn was ſind Bücher? — Menſchen zuſammengeſetzt aus Lumpen, Buchdruckerſchwärze und mehr oder weniger Geiſt. Und was ſind Menſchen? Bücher zuſammengeſetzt aus Fleiſch und Bein, aus Mark und Blut. Die Bücher werden von Menſchen und die Menſchen von Gott geſchaffen; das Schickſal iſt der Cenſor, der ihnen das Imprimatur oder Damnatur auf die Stirne drückt.

Einer der größten Bücherfreunde aller Zeiten war König Alphons von Neapel. Er führte ein Buch in ſeinem Wappen und ſchloß mit ſeinem beſiegten Feinde, Cosmo von Medicis, einen unvortheilhaften Frieden nur gegen Abtretung der erſten Ausgabe des Livius ab.

Luigi Beccatelli vertauſchte eines der größten, prachtvollſten Rittergüter gegen eine ſeltene Ausgabe des Tacitus.

Mir fällt nicht gleich der Name des franzöſiſchen Gelehrten ein, der aus Gram, daß ſeine Bibliothek in Flammen aufgegangen war, den Verſtand verlor und ſich im Wahnſinn das Leben nahm.

Ein Leipziger Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte wurde einſt von ſeinen Freunden gefragt, was er wohl lieber verlieren und leichter verſchmerzen könnte: ſeine Frau oder ſeine Bibliothek?

— Meine Frau, meine Frau! rief, ohne ſich einen Augenblick lang zu beſinnen, Herr Profeſſor Johann Burkhardt Mencke, Hiſtoriograph Friedrich Auguſts II.

— Ei, wenn Deine Frau das hörte!

— Dann würde ich vielleicht nur den Muth haben, das blos zu denken, was ich jetzt laut zu bekennen wage. Jeden Tag kann ich eine ſo gute Frau, aber nicht in hundert Jahren eine ſo ſchöne Bibliothek, wie die meinige, wiederfinden.

— Bravo, Bravo! ruft vielleicht — wenn auch im Stillen nur — mancher meiner Leſer, dem das Schickſal eine ſocratiſche Ehehälfte an den Hals gebunden.

— Steinigt ihn, ſteinigt ihn! ruft einſtimmig die ganze Frauenwelt.

Aber was fragt Herr Mencke danach? Er liegt ſchon ſeit Jahren auf dem Kirchhof St. Johannis in Leipzig, aber ſeine Bibliothek lebt im Paulinum fort und wird noch manchem Bücherfreunde einen frohen Tag, eine frohe Stunde bereiten.

— Nennen Sie mir ein Mittel, fragte mich ein junger Mann, wodurch ich im Nu, gleichviel ob berühmt oder berüchtigt werde.

— Heroſtrat, erwiderte ich, zündete den Tempel zu Ephesus an. Wollten Sie ſein Beiſpiel befolgen und irgend eine hübſche Kirche anzünden, ſo würde, außer der hohen Polizei, kein Hahn um Sie krähen. Wollen Sie aber à tout prix berüchtigt werden, ſo zünden Sie in einer Nacht alle Pariſer Bibliotheken an.

— Ach, es wäre doch Schade um ſie! Nein, Herr, das wage ich nicht; lieber ſchöſſe ich einmal auf Louis Philipp.

Armer, bedauernswerther König der Franzoſen! Du erinnerſt mich an den deutſchen Kaiſer Maximilian I., der einſt den Satz auszuſprechen wagte: »Wenn ich Gott wäre und zwei Söhne hätte, ſo würde ich dem Einen den Himmel und dem Andern Frankreich geben.« Ob ein deutſcher Kaiſer das wohl noch jetzt ſagen würde, wo nicht ſechs Monate vergehen, ohne daß ein Tollhäusler auf das Leben Louis Philipp's Jagd macht.

Schämt Euch, Franzoſen!

2.

Mein Leſer begleite mich nun nach Florenz.

Hier, in der prachtgeſchmückten Reſidenz der Medizäer, wo ein Palaſt den andern verdrängt, in der Stadt der Künſte, wo einſt eine heilige Schaar großer, berühmter, unſterblicher Künſtler gelebt und gewirkt, und wo jetzt ein langweiliger Schwarm rothborſtiger, ſchwindſüchtiger Beefſteak-Weſen und Goddam-Creaturen hauſt; in der Stadt, wo ein ewig veilchenblauer Mädchenaugen-Himmel ſich in der blaßgelben Fluth des Arno ſpiegelt; in dieſer „Stadt der Städte,“ wie einſt Machiavelli ſie genannt, lebte vor länger als hundert Jahren ein hochgefeierter, weltberühmter Mann, welcher Antonio Magliabecchi hieß und ſich vom Obſtjungen zum Buchhändler-Gehülfen und dann vom Buchhändler-Gehülfen bis zum Hofbibliothekar des Großherzogs Cosmo III. von Florenz emporgeſchwungen hatte.

Magliabecchi (geboren am 28. October 1633 zu Florenz) gehörte zu jenen außergewöhnlichen Menſchen, die man, wegen ihrer barocken Eigenſchaften und bizarren Neigungen, Sonderlinge nennt. Wie der mailändiſche Marſchall Trivulzio einſt die Behauptung aufgeſtellt, daß ein Feldherr zur Kunſt des Kriegführens nichts als Geld, Geld und wiederum Geld brauche, alſo behauptete Magliabecchi, daß jeder Menſch zu der weit ſchwierigern Kunſt eines friedlichen, ſorgloſen Lebens nichts Anderes brauche, als — Bücher, Bücher und wiederum Bücher. Das kleine Haus, das er in einer entfernten Vorſtadt bewohnte, war von dem Eingang bis zum Dachgiebel mit Büchern aller Wiſſenſchaften überſäet, angefüllt, vollgepfropft. Selbſt auf beiden Seiten der Treppe lagen Büchermaſſen aufgeſchichtet, ſo zwar, daß nur ein ſchmaler Durchgang für eine Perſon freigelaſſen war.

Sein ganzes Mobiliar beſtand aus ſechs Stühlen, die jedoch nicht zum Sitzen, ſondern blos zum Bücherhalten da zu ſein ſchienen. Vergebens ſah man ſich in ſeinen Zimmern nach einem Bett um; Sommers und Winters ſchlief er, mitten unter einer Verſchanzung von Büchern, irgend einen Kirchenvater als Kopfkiſſen gebrauchend, auf einer harten Matratze und deckte ſich mit einem uralten Mantel ſeines Vaters zu.

Keine Nacht ſchlief er länger als drei bis vier Stunden; dann ſtand er auf und kochte — weil er weder männliche noch weibliche Bedienung hatte — ſelbſt ſeinen Kaffee, den er ſtets ohne Zucker trank, nicht etwa aus Geiz, wohl aber aus Furcht, weil er in mehr als einem Autor geleſen, daß Zucker, dreißig Jahre aufbewahrt, ſich in Gift verwandele. Er aß beinahe nichts als Eier und trank niemals einen Tropfen Wein.

Den ganzen Tag brachte er mit Leſen, Studiren und Schreiben zu. Seine Bibliothek war ihm ſein Alles: Welt und Kirche, Garten und Promenade, Caſino und Theater. Nur ſelten ging er ſpazieren und nie in ſeinem Leben auf Reiſen. Er kam nie fünf Meilen über Florenz hinaus und hatte alſo Welt und Menſchen nur aus ſeinen Büchern kennen gelernt. Er gehörte zu Jenen, die, wie der große Kant, die Behauptung aufzuſtellen gewagt, daß nur Derjenige wahrhaft glücklich, wahrhaft zufrieden ſein könne, der nie über das Weichbild ſeines Geburtsortes hinausgekommen ſei. Touriſt und Vagabond waren für Magliabecchi gleichbedeutende Worte.

Seine Bücher aber liebte er über Alles und nannte ſie ſeine treuen folgſamen Kinder. Dieſe Bücher waren die Penaten, denen er ſein ganzes Einkommen opferte; denn fand er irgendwo ein Buch, das ihm in ſeiner Bibliothek noch fehlte, ſo zahlte er oft mehr dafür, als der Käufer begehrte, und war untröſtlich, wenn der Eigenthümer — wie es oft zu geſchehen pflegte — das Buch, wie es Redensart iſt, um keinen Preis der Erde verkaufen wollte. In ſolchen Augenblicken wünſchte er ſich die Schätze eines Cröſus, um ſie für jenes Buch hinzugeben. »Ich möchte nur darum über Millionen Scudi gebieten, um mir dafür Bücher kaufen zu können, die mir noch fehlen.« — Er las nichts lieber als Bücher-Verzeichniſſe und war kindlich froh, glücklich, ſelig, wenn er ein Buch darin fand, deſſen Titel ihm noch nicht bekannt war. Sonſt hatte das Geld, der elende Mammon, keinen Werth, keinen Reiz für ihn. Kam ein Bettler, ſo ſagte er: »Dort auf dem Buche liegt meine ganze Baarſchaft. Nimm ſie Dir und geh' zufriedener als Du kamſt.«

Außer ſeinen Büchern kannte er nur noch eine Leidenſchaft, ein Bedürfniß: Taback ſchnupfen. Ein deutſcher Gelehrter, der Verfaſſer der curiöſen Reiſe durch ganz Italien (Freiberg 1701) erzählt: Magliabecchi liebe den Schnupftaback über Alles und leere, obgleich der Großherzog ihm das übermäßige Schnupfen aufs Strengſte verboten habe, täglich eine rieſengroße Doſe. — Ein anderer Reiſender, Bartſch, berichtet, daß Magliabecchi von dieſem übermäßigen Tabacksſchnupfen ſich ſeine ohnehin ungeheuere, faſt pittoreske Naſe dermaßen verdorben, daß ſie, von der Ferne betrachtet, wie ein ungefegter Schornſtein ausſah.

Aber kehren wir zu ſeinen Büchern zurück. Er hatte deren mehr als der Großherzog, wohl über 30,000 Bände und eine reiche Anzahl höchſt ſeltener Handſchriften. Trotz der ſcheinbaren Unordnung, in der ſeine Bücherſchätze unverwahrt im Vorhofe und auf der Treppe, in den Zimmern und Kammern, auf dem Dachboden und ſogar im Stalle zerſtreut umherlagen, wußte er doch jedes einzelne, das er ſuchte, im Nu herauszufinden.

Bewunderswürdiger als alle übrigen Eigenſchaften ſeines großen Geiſtes war ſeine wahrhaft ſtaunenerregende Gedächtnißkraft. Man nannte ihn eine lebendige Encyclopädie, eine auf zwei Beinen herumwandelnde Bibliothek aller Wiſſenſchaften. Es gab wohl keinen alten, keinen neuen Schriftſteller, deſſen Werke er nicht ſtudirt und theilweiſe auswendig gewußt hätte. Er kannte alle Ausgaben, alle Ueberſetzungen, alle Bearbeitungen eines Werkes, und war ſo zu ſagen ein zu Fleiſch gewordener Bücher-Catalog. Und ſo kam es, daß er in jeder Sphäre des menſchlichen Wiſſens ſo heimiſch als in ſeinen vier Pfählen war. Es gab nichts, was ihm ganz fremd und unbekannt geweſen wäre.

— Außer dem lieben Gott, ſagte einer ſeiner berühmten Zeitgenoſſen, gäbe es nur Einen noch, der Alles wiſſe und dieſer Eine ſei . . .

Magliabecchi!

3.

Dieſer Mann, dieſe Bibliothèque vivante, wie einſt die Prinzeſſin von Wales den großen Leibnitz genannt, dieſer Magliabecchi, dieſes florentiniſche Orakel der europäiſchen Gelehrtenwelt, hatte eine Mündel.

Sie hieß Bettina und war das ſchönſte Mädchen von Florenz. Aus der Sommernacht ihrer liebezündenden Augen ſtrahlten zwei lichte Sterne durch das ſchwarze Gitter ihrer Augenwimpern, die ihren flüchtigen Schatten auf das Lilienbeet ihrer Wangen zeichneten, auf denen friſcher, unentweihter Purpur ausgegoſſen lag. In dieſen Augenſternen ſchlummerte eine Welt geheimnißvoller Märchen, ein unerſchöpflicher Zauberquell ſchwermüthiger Liebeslieder, die wie Echoklänge aus fernen Himmelsſphären herniederrauſchten und ſich wie milde Minne-Melodien einſchmeichelten in die tiefſten Tiefen der Seele. Ihre Lippen glichen zwei glühenden Corallenzweigen, die zwei Zahngruppen verbargen, deren glänzendes Weiß an Perlenſchmelz erinnerte. Der ſchön geformte Hals, der üppig runde Nacken ſchien einer Statue anzugehören, deren Alabaſter unter dem lebeneinhauchenden Meißel eines Phidias oder Buonarotti den weichen Ton ſchneeweißen Fleiſches angenommen. Sie hatte Schultern, in deren Anblick man ſich vertiefen konnte, Schultern, in die ſich das Auge hätte feſtwurzeln mögen wie eine Biene in den Honigkelch einer Blume. Auf dieſen Nacken, auf dieſe Schultern floſſen in reicher, ungekünſtelter Fülle lange, ſeidenweiche Haare wie die dichten Schleier der Nacht auf ein taghelles Schneegefild herab. Bruſt und Arme ſchienen als Modelle dem Schöpfer der medizäiſchen Venus vorgeſchwebt zu haben und die wunderbar kleinen Füßchen weit eher einem Kinde China's als einer Tochter Italien's anzugehören.

Alles in Allem geſagt: Bettini war ſchöner als das ſchönſte Wort, das eines Dichters Fantaſie für ſie erfinden kann.

Und Magliabecchi, ihr Vormund, liebte ſie faſt ſo ſehr als ſeine Bücher und hütete ſie wie eine ſeltene Handſchrift, wie einen köſtlichen Schatz, vor dem räuberiſchen Blick der Männerwelt. Er hielt ſie, fern von den Verführungen der Stadt, fern von den Galanterien des Hofes, auf dem nahen Landſitz eines alten Geiſtlichen verſteckt, und geſtattete ihr nur an Sonn- und Feſttagen, ihn in Florenz zu beſuchen.

Dann las er mit ihr einen alten Autor und bildete ſo ihr Herz und ihren Geiſt, warnte ſie vor der Eitelkeit der Welt, vor der Vergänglichkeit der Liebe und panzerte ihr Gefühl gegen die Verführungskünſte der böſen Männerwelt.

— Die Liebe, ſagte er ihr tauſendmal, iſt blos ein ſchöner Traum, der beim Erwachen nichts als Reue zurückläßt. Liebe iſt eine vergängliche Roſe, die, gar bald ihres Blüthenſchmuckes entkleidet, von ihrem frühern Glanze nichts als die Dornen behält. Liebe iſt ein ſchnellverklungener Harfenton, der ſich, wie Blumenduft, nicht feſſeln läßt.

Und Bettina war eine gelehrige Schülerin, in deren Herzen die weiſen Lehren ihres Meiſters tiefen Anklang fanden. Sie lohnte ſeine väterliche Liebe durch kindliche Zuneigung, unbegrenzte Ehrfurcht und faſt ſklaviſchen Gehorſam. Nie im Leben hatte ſie gewagt, ihrem Lehrer zu widerſprechen. Sein Wille war ihr Geſetz, in das ſie ſich fügte wie eine Sklavin in das Joch ihres Tyrannen.

Eine Waiſe, verlaſſen von aller Welt, kannte ſie nur zwei Weſen, die ſie liebte, die ſie fürchtete — denn es giebt keine Liebe ohne Furcht — und dieſe beiden Weſen, an denen ſie ſich emporrankte wie Epheu an einem Muttergottesbilde, dieſe beiden Weſen waren — Gott im Himmel und ihr Vormund in Florenz.

4.

Es war im Herbſte des Jahres 1703.

Magliabecchi, der ehrwürdige Greis, der berühmteſte Gelehrte ſeines Vaterlandes, hatte den Höhepunkt ſeines Ruhmes erreicht. Die Academia della Crusca, zu deren Mitgliedern er gehörte, ließ zur Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstages, zur Verherrlichung ſeiner Verdienſte, die er ſich um jeden Zweig der Wiſſenſchaften erworben hatte, eine Schaumünze prägen, die auf der Vorderſeite ſein wohlgetroffenes Bildniß und auf der Rückſeite ein aufgeſchlagenes Buch mit der Ueberſchrift „Omnibus omnia“ zeigte. Ludwig XIV. von Frankreich, der großmüthige

Beſchützer aller Gelehrten ſeiner Zeit, ließ ihm durch einen eigens zu dieſem Zwecke nach Florenz abgeſandten Cavalier ſeines Hofes ſeinen Glückwunſch abſtatten; vom Papſt Clemens XI. erhielt er ein mit eigener Hand abgefaßtes, ungemein ſchmeichelhaftes Gratulationsſchreiben; Kaiſer Leopold I., der ihm gleichfalls gratulirte, lud ihn bei dieſem feierlichen Anlaß zum zweiten Male zu ſich nach Wien ein, und der Kurfürſt Johann Wilhelm von der Pfalz überſandte ihm ein Medaillon mit goldener Kette.

Aber zarter und ſinniger als all' dieſe Fürſten gab Sophie Charlotte, die liebenswürdige, geiſtreiche, wiſſenſchaftfördernde und kunſtbeſchützende Gemahlin König Friedrichs I. von Preußen, dem berühmten und gefeierten Greiſe ihre Aufmerkſamkeit dadurch zu erkennen, daß ſie ihn durch den Großherzog von Florenz um ſein Bildniß erſuchen ließ.

Magliabecchi aber, den all' dieſe Ehrenbezeugungen nicht ſtolz zu machen vermocht hatten, hatte ſich früher nie malen laſſen wollen und wollte es auch jetzt nicht.

— Ich bin kein ſo wichtiger Mann, daß ich mir und Andern zumuthen ſollte, an meinem Bildniß Intereſſe zu finden. Mögen Andere, von Eitelkeit getrieben, ſich abconterfeien laſſen, ſo oft es ihnen gefällt; mich und mein Geſicht ſollen die Pinſel ungeſchoren laſſen; ich mag mich nicht einmal im Spiegel, um ſo weniger abgemalt ſehen.

Der Großherzog mußte nun, um dem Wunſche der Königin Gewährung zu verſchaffen, eine kleine Liſt gebrauchen, um ſein Ziel zu erreichen.

Er wußte, daß ſein alter Bibliothekar täglich nach Tiſche ein halbes Stündchen Mittagsruhe zu halten pflegte. Dieſe Zeit wollte er benutzen, um ihn ſchlafend malen zu laſſen.

5.

Es war an einem Sonntage.

Die weithinſchallenden Glockentöne der Dominikanerkirche hatten die gläubigen Matronen und frommen Greiſe zum Gebete abgerufen.

Magliabecchi, der bei all' ſeiner Frömmigkeit nie die Kirche beſuchte, ſaß, wie gewöhnlich, unter Büchern vergraben, vertieft im Leſen eines großen Folianten.

— Sag' mir, heißt ein alter Grundſatz, welches Buch er lieſ't, und ich ſage Dir, was für ein Menſch er iſt.

Das mag allerdings auf Manchen, nicht aber auf einen gelehrten Mann wie Magliabecchi paſſen, der täglich, ſtündlich ein anderes Buch las, eine andere Wiſſenſchaft ſtudirte.

Alexander der Große las täglich Homer's Odyſſee, Karl V. den Thucydides, Heinrich IV. den Plutarch, Chriſtine von Schweden den Seneca und Lucan, Türenne und Karl XII. den Quintus Curtius, Friedrich der Große den Xenophon, Catharina II. den Tacitus, Napoleon den Machiavell und — man verzeihe mir den gewaltigen Sprung — Jules Janin lieſ't täglich einen Brief der Frau von Sevigné und — abermals ein Sprung — meine Wenigkeit lieſ't täglich einen Bücher-Catalog.

— Welches Buch aber, höre ich den ungeduldigen Leſer fragen, las an jenem Sonntag der Held Ihrer Erzählung?

Magliabecchi las Juan de Torquemada's „Monarchia Indiana," ein Werk, das der Verfaſſer — beiläufig erwähnt — „dem lieben Gott" dedicirt hat, was von dieſem frommen Franziskaner gewiß ſehr uneigennützig iſt, weil der liebe Gott Alles, nur nicht goldene Tabatieren verſchenkt.

Mein Leſer geſtatte mir, den Faden meiner Erzählung auf einen Augenblick fallen zu laſſen, um bei der Mode und Sucht, ſeine Bücher großen Herren zu widmen, ein klein wenig Halt zu machen.

Dieſe Dedicationsſucht iſt ſchon uralt, und — wunderbar genug! — noch immer in der Mode.

Jammerſchade, daß ich den alten Autor nicht zu nennen weiß, der dieſe Mode — die ſich von allen andern dadurch unterſcheidet, daß jene Geld koſten, dieſe hingegen Geld einbringt — zuerſt eingeführt hat. Dieſer Unbekannte verdient, nach meiner Anſicht, weit mehr als mancher andere Schwachkopf, ein Monument und wär's auch nur von — Löſchpapier.

Der griechiſche Philoſoph Chryſipp, der, wie Diogenes Laërtes erzählt, über 700 Werke verfaßt haben ſoll, verdient hier deshalb erwähnt zu werden, weil er der Erſte war, der keine ſeiner Schriften einem Könige widmen wollte. Der Grund, gemüthlicher Leſer, iſt leicht einzuſehen und deßhalb verſchweige ich ihn.

Aber nur Wenige dachten ſo wie Chryſipp. Die Meiſten dedicirten ihre Bücher einem Könige in der Ausſicht, dafür ein Geſchenk zu erhalten.

König Hiero von Syracus ſchenkte dem Dichter Archimelus für ein kleines Gedicht ein großes mit Getraide beladenes Schiff.

Kaiſer Caracalla ſchenkte dem Dichter Appianus für jeden Vers ſeines Jagd-Gedichtes ein Goldſtück.

Der Cardinal Anne de Joyeuſe ſchenkte dem Dichter Philipp Desportes für ein Sonnett eine Abtei.

Beiſpiele dieſer Art haben ſo viel Verlockendes, daß ſie manchen Chryſipp bekehren könnten, wüßte er nicht, daß die Herren Kaiſer und Könige, die Päpſte und Cardinäle unſerer mesquinen Zeit nicht ſo großmüthig wie Hiero, Caracalla und Joyeuſe ſind.

Die Mäcenaten unſerer Zeit machen es wie Papſt Leo X., der dem Alchymiſten Augurelli, welcher ihm ſein Lehrgedicht, über die Kunſt Gold zu machen, dedicirt hatte, nichts als einen leeren Beutel ſchenkte. »Ich würde Euch einen gefüllten Beutel geſchenkt haben, wüßte ich nicht, daß Ihr das Gold dazu Euch ſelber machen könnt.«

Man ſieht, daß auch ein heiliger Vater witzig und boshaft ſein kann.

Aber nicht Torquemada allein, auch andere ſpaniſche und deutſche Theologen, unter Andern Spitzelius, haben ihre Bücher Gott dem Vater, Gott dem Sohne, Gott dem heiligen Geiſte, der gebenedeiten Jungfrau Maria und der heiligen Dreieinigkeit gewidmet.

Eine der allermerkwürdigſten Dedicationen iſt das Werk „de morbo foedo et occulto,“ das der Leibarzt Pinctor dem heiligen Vater, Alexander VI., der damals gerade an dieſer Krankheit litt, zu widmen gewagt hat. Auch Ulrich von Hutten dedicirte ſein berühmtes Werk über denſelben Gegenſtand einem hohen Geiſtlichen, dem Erzbiſchof Albrecht von Mainz und Magdeburg. Ein anderer Schriftſteller, Wendelin Hock, brachte ein Buch gleichen Inhalts dem Grafen Ulrich von Würtemberg als Act der Huldigung dar. — Beweis, daß die hohen Herrſchaften damals geruht hatten, ſehr leidend zu ſein. —

Ein franzöſiſcher Jeſuit widmete eines ſeiner Bücher dem Teufel, und hätte es je einen ſolchen gegeben, ſo würde er den Jeſuiten — ſchon aus Dankbarkeit — ſicher geholt haben.

Revenons à nos moutons!

Magliabecchi war — Mancher wird dies natürlich finden — unterdeſſen eingeſchlafen. Zu ſeinen Füßen ſchlummerte, den Lockenkopf auf ſeine Knie geſtützt, Bettina. Wär' ich Maler, ich würde mir dieſes Bild nicht entgehen laſſen.

Plötzlich ſchlichen ganz leiſe, auf den Fußſpitzen, zwei Männer ins Zimmer. Beide trugen ſchlichte Kleidung und ein einfach ſchwarzes Baret. Der Eine war Cosmo III., Großherzog von Florenz; der Andere Francesco Gherardi, ein junger Hofmaler.

Der Letztere, mit Pinſel und Palette in der Hand, ſchritt alſogleich ans Werk.

Ach, tauſendmal lieber hätte der Maler die junge reizende

Engelsgeſtalt, die, wie ein Lamm zu den Füßen des Heilands, hingegoſſen lag, tauſendmal lieber das feenſchöne, elfenholde Kind als den alten Schläfer gezeichnet, deſſen große breite Naſe, deſſen hohe runzelige Stirn, deſſen dicklippiger, halbgeöffneter Mund wenig Begeiſterndes hatte. Deſto mehr aber entzückte und bezauberte ihn das junge Mädchen. Viel lieber hätte er ſeinen Pinſel in den Carmin ihrer ſchlummergerötheten Wangen, in das Lilienweiß ihres Buſens, in die Nacht ihrer Haare, als in die froſtigen Farben ſeiner Palette tauchen mögen.

— Schlafend ſchon ſo ſchön, flüſterte Gherardi wonnetrunken vor ſich hin. O wie entzückend ſchön muß ſie dann erſt ſein, wenn ſie ihre Augen aufſchlägt.

— Wie gefällt Dir Bettina? Iſt ſie nicht ſo ſchön wie der Tag?

— Sagt lieber, mein Fürſt, dieſer Tag iſt ſo ſchön als ſie!

— Könnteſt Du ſie lieben?

— O, gäbe es wohl Jemanden, der ſolchen Engel ſehen und ihn nicht lieben könnte? Nie ſah mein Aug' ein Weib, das dieſem glich!

— Sie ſei Dein!

— O, mein allergnädigſter Fürſt! rief der junge Künſtler in der höchſten Begeiſterung, und Palette und Pinſel entglitten ſeinen wonnezitternden Händen und fielen zu Boden nieder.

Das Geräuſch weckte die beiden Schlummernden.

— Wer da? riefen Magliabecchi und Bettina, aus dem leiſen Schlafe aufgeſchreckt.

— Coſmo von Medicis!

— Ihr, mein Fürſt, erwiderte der alte Bibliothekar höchlich verwundert. Und Jener? fragte er erſtaunt.

— Iſt Franceſco Gherardi, ein junger, talentvoller Künſtler, der Euer Conterfei für unſere vielgeliebte Muhme, die Königin von Preußen, entworfen hat.

— Durchlauchtigſter Herr . . .

— Ich weiß, was Ihr ſagen wollt. Aber all' Euer Widerſtreben iſt vergebens! Uebermorgen wandert Euer Bild nach Berlin, um dort als Zierde ihres Luſtſchloſſes in Charlottenburg zu prangen. Lebt wohl, mein Freund. Doch halt, das Wichtigſte hätte ich faſt vergeſſen. Ihr ſeid dem jungen Meiſter hier eine Belohnung ſeiner Arbeit ſchuldig.

— Und iſt es erlaubt zu fragen, was Signor Gherardi dafür begehrt?

— Kein Geld, ſtammelte verlegen der junge Maler.

— Kein Geld? Alſo irgend ein altes Buch?

— Auch das nicht.

— Ei, was denn ſonſt?

— Die Hand Eurer Mündel, ſprach der Großherzog.

— Durchlauchtigſter Herr, für einen Spaß iſt dieſe Antwort zu ernſt und für einen Ernſt zu ſpaßhaft. Ich ſehe dieſen jungen Mann heute zum erſten Male und bekenne offen und ehrlich . . .

— Daß . . .

— Er mir durchaus nicht gefällt!

— Ihr ſollt ihn auch nicht heirathen, guter Freund. Sprich, ſchönes Kind, gefällt er Dir?

Bettina ſchlug verſchämt die Augen nieder ... ſie wagte nicht zu reden, wenn ihr Vormund ſprach.

— Seht, ſie erröthet ... ſie ſchweigt ... das heißt: er gefällt mir.

— Aber mir nicht, mein Fürſt. Ich bin der Vormund dieſes Kindes und habe, mit Erlaub, in Dingen von ſo ernſter Art ein Wörtchen mitzureden. Malerei, durchlauchtigſter Herr, iſt ein gar unſicheres Metier ... Kunſt, wollte ich ſagen. Wie bald gehen einem armen Maler die Farben aus! Und was bleibt dann? Ein Pinſel! Und vollends ein Portrait-Maler! Er iſt das unter den Malern, was ein Dudelſackpfeifer unter den Muſikern. Heute malt er das und morgen das Geſicht ... ewig die alte Leyer! Ja wenn's noch ein Schlachten- oder Landſchaftsmaler wäre, dann würde ich nichts dagegen haben, aber ein Portrait-Maler und noch dazu — mit Permiſſion — ein Anfänger, kein Meiſter von europäiſchem Rufe ...

— Das kann er ja noch werden!

— Wohl wahr, Durchlaucht, aber wann?

— Vielleicht bald, vielleicht auch nie.

— Nun gut, dann wollen wir wenigſtens ſo lange warten, bis ſich das entſchieden hat.

— Aber Eure arme Mündel wird unterdeſſen alt, und der arme junge Menſch härmt ſich darüber zu Tode.

— Das mag er halten, wie er will; ich bedauere ihn, aber helfen kann ich ihm nicht.

— Ihr ſeid hartherzig, alter Freund. Kann denn nichts Euch rühren? Knie nieder, Franceſco, und bitte ſelbſt für Dich!

Der Maler ließ ſich ſchweigend auf ein Knie nieder.

— Steht auf, junger Herr. Euer Flehen iſt umſonſt... ich ſage Euch, es geht nicht.

— Und warum nicht? fragte der Fürſt mit finſterer Miene.

— Die Hand meiner Mündel . . .

— Nun, mein Herr Bibliothekar?

— Iſt . . . bereits verſagt. Ihr Herz iſt nicht mehr frei . . .

— Iſt das wirklich ſo, ſchönes Kind? fragte Cosmo mit der ihm eigenthümlichen Herablaſſung.

Bettina ſchlug wiederum die Augen nieder.

— Seht, Durchlaucht, ſie erröthet . . . ſie ſchweigt, das heißt . . .

— Diesmal ſo viel, als: ich weiß nichts davon, fiel ihm der Fürſt in die Rede. Aber fern ſei es von mir, Euch zu Etwas, was Ihr nicht gern thut, zwingen zu wollen. Ihr ſeid ein freier Mann und könnt über Euere Mündel ſchalten und walten nach Eurem Gefallen; doch gebe ich Euch drei Tage Zeit, nachzudenken, ob es ſich mit Eurer Pflicht verträgt, meiner Fürbitte für dieſen jungen Künſtler da Gehör zu ſchenken oder nicht. In drei Tagen wollen wir wiederkommen . . . Ihr ſagt uns dann Beſcheid. Wollt ihr das, mein alter Freund?

— Gewohnt, Euren Befehlen zu gehorchen, mein Fürſt, will ich die Sache reiflich überlegen. Doch ſage ich Euch im Voraus, Signor Gherardi, daß wenig Ausſicht vorhanden iſt, Euern Wunſch erfüllt zu ſehen ...

— Nach drei Tagen ſehen wir uns wieder ... dann holen wir uns Euere Entſcheidung. Für heute nichts mehr davon. Lebt wohl, mein alter Freund, Gott erhalte Euch! Addio, ſchönes Kind, der Himmel ſchütze Dich, ſagte der liebenswürdige Fürſt und ging.

Der Maler grüßte voll Ehrfurcht den Vormund und deſſen Mündel und folgte dem Großherzog.

In der Thür kehrte er ſein Geſicht noch einmal um. Sein Blick begegnete dem ihrigen.

Und Beide zitterten vor niegefühlter Wonne.

6.

Folgen wir dem jungen Maler, der von den entgegengeſetzteſten Gefühlen gefoltert, im höchſten Grade entzückt über den Anblick jener madonnengleichen Erſcheinung und unausſprechlich betrübt über die Aeußerungen des hartherzigen Vormunds, nach ſeiner Wohnung heimkehrt.

Treten wir mit ihm in ſein kleines Atelier ein. Wir finden darin durchaus nichts Neues, Ungewöhnliches. Büſten ... Staffeleien ... angefangene Bilder ... Pinſel und Paletten

. . . hier zwei Rappiere und dort ein Muttergottesbild. Hier ein Crucifix und daneben einen Gliedermann. Das Erhabene und Lächerliche grenzt oft ſo ſcharf aneinander, wie Leben und Tod.

Aber all' dieſe Gegenſtände betrachtete Franceſco heute mit ganz andern Augen als geſtern. Die Bilder, die ihm geſtern noch ſo ſchön erſchienen waren, hatten, ſeitdem er Bettina, den Inbegriff alles Schönen geſehen, allen Reiz für ihn verloren und ſchienen ihn wie alltägliche Fratzen anzuſtarren, ohne Leben, ohne Geiſt, ohne Poeſie. All' dieſe Bilder, in denen ſeine Eitelkeit Meiſterwerke der Kunſt erblickt, hatten ihren Nimbus abgeſtreift und glotzten ihn wie ſtümperhafte Machwerke, ſo nichtsſagend und doch ſo höhniſch an, daß er ſie mit ſeinem Degen hätte durchbohren, mit ſeinen Händen in tauſend Fetzen zerreißen mögen. Jetzt erſt fühlte er, wie wenig, wie gar nichts er im Vergleiche zu andern Meiſtern ſeiner ſchönen, edlen, erhabenen Kunſt ſei.

— Hatte der alte Mann nicht Recht, nicht vollkommen Recht, als er mich einen Anfänger, einen Menſchen ohne allen Ruf nannte? O lauter als je ruft mir aus dieſen Fratzen eine unſichtbare Stimme zu: du biſt noch weit, noch Millionen Meilen weit von deinem Ziele entfernt . . . du biſt ein Stümper, ein elender Farbenklerer, nicht würdig, ſein Auge zu einem Engel zu erheben, der ſo ſchön, ſo göttlich ſchön wie jenes Mädchen iſt. O Bettina! dein Anblick hat mich in den Himmel erhoben und zugleich in den tiefſten Erdenſtaub zurückgeſtürzt. Ich fühle, daß ich in meiner Kunſt ein Nichts bin, doch, durch Dich begeiſtert, für Dich entbrannt, Viel, ja Alles werden kann. Du, holder Engel, ſollſt fortan meine Muſe und mein Vorbild ſein . . . ich will arbeiten und beten, ringen und ſtreben, um einſt Deiner würdig zu werden.

Hierauf ſtellte er ſich an ſeine Staffelei, um das Bild ihres Vormunds zu vollenden. Er hatte dem Fürſten verſprochen, es übermorgen fertig abzuliefern, und um ſein Wort erfüllen zu können, arbeitete er bis ſpät in die Nacht hinein.

Aber während des Malens miſchten ſich in den Kreis ſeiner Gedanken Bettinen's wunderholde Züge. Er ſah ſie in ſeinem Geiſte vor ſich ſtehen, wie ſie ihn mit ihrem ſüßeſten Lächeln ermunterte, in der Arbeit, in ſeinem Ringen und Streben nach dem Ziele der Vollendung fortzufahren; er ſah den Sonnenaufgang ihrer Augen, den roſigen Morgen auf ihren Wangen, den keuſchen Alpenſchnee ihres Buſens und die tiefdunkele, verlockende Nacht ihres Haupthaares und . . . der Pinſel entfiel ſeiner Hand und ſein Hirn brannte und ſeine Hand zitterte und ſein Herz pochte und ſein ganzes Sein und Denken war nur von einem Bilde, einem Gedanken erfüllt.

Und dieſes eine Bild, dieſer eine Gedanke war — Bettina. In Thränen ausbrechend, ließ er ſich erſchöpft auf ſein Lager nieder. Süßer, beruhigender Schlummer ſenkte ſich in ſeine müde Seele. Sein letzter Gedanke war Bettina. Dann ſchloß er die Augen und ſank in tiefen Schlaf.

7.

Auch im Herzen Bettina's war eine große Umwandlung vorgegangen.

Sie, die noch geſtern außer Gott und Magliabecchi keinem Gedanken für ein anderes Weſen Raum gegeben, mußte ſich heute geſtehen, daß zwiſchen Gott im Himmel und ihren Vormund auf Erden ſich ein Dritter eingeſchlichen, der — wohl fühlte ſie es — den Letztern ſchnell in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt. Geſtern wußte ſie noch nicht, was Liebe war; ſie kannte dies Gefühl der Gefühle nur aus den häßlichen Beſchreibungen ihres Vormunds; für ſie war die Liebe bis zu dem Augenblick, wo ſie den jungen Maler geſehen, ein täuſchender Traum, eine ſchnell verblühende Roſe, ein im Nu verklungener Harfenton; jetzt aber erſchien ihr die Liebe in ganz anderer Geſtalt, wie eine Wunderblume, deren Wurzel im Herzen keimt und deren Krone bis in den Himmel ragt, und eben dieſe Krone erſchien ihr wie ein hellleuchtender Stern, deſſen Strahlenglanz aus dem Himmelreiche zündend in ihr Herz — in das Erdreich ihrer Liebe — fiel. So hält die Liebe Himmel und Erde zuſammen und zieht den Himmel zur Erde hernieder und trägt die Erde zum Himmel hinauf. Noch wußte ſie ſich keine beſtimmtere Rechenſchaft von dieſem wunderbaren Zuſammenhange des Irdiſchen mit dem Göttlichen zu geben, wohl aber wußte ſie, daß ſie liebe, ihn liebe, der ihr ſo ſchön, ſo reizend ſchön erſchien, daß ſie ſein Bild in ihrem Geiſte feſtzuhalten ſuchte, damit es ihrem Auge nicht entſchwebe. Auch ſie dachte nur an ihn und ſonſt an nichts in der Welt. Es war das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie ihr Nachtgebet zu beten vergaß; es war die erſte Nacht, die ſie ſchlaflos durchwachte, und dennoch träumte ſie, träumte mit wachen Augen, träumte von ihm, ſah ihn, wie er ſüßflehend zu ihren Füßen lag, wie er den Saum ihres Kleides, die Bänder ihrer Schuhe küßte und mit Thränen in den Augen zu ihr ſprach:

— Ich liebe Dich, o liebe auch Du mich!

Und gerührt von ſeinen Bitten, gerührt von ſeinem Flehen, ſchwur ſie ihm Liebe, Liebe bis in den Tod!

8.

Als Franceſco erwachte, war es bereits helllichter Tag. Er rieb ſich die Augen und fuhr ſüß erſchreckt empor, wie Jemand, der plötzlich aus der Umarmung eines ſchönen Traumes weggeriſſen wird. Er wußte nicht, ob er ſich im Himmel oder auf der Erde befände. Er hatte geträumt, von ihr geträumt; er hatte an ihrem Herzen geruht, an ihren Lippen geſchwelgt; ihr ſüßer Athem hatte die brennende Hitze ſeiner Wangen gekühlt. Aber mitten in dieſe holden Träume hatte ſich auch das Bild ihres kalten, unerbittlichen Vormunds hineingedrängt, der ihm donnernd in's Ohr gerufen: Erwache aus Deinem Traume und falle aus Deinem Himmel auf die Erde herab.

Das aber war noch nicht Alles, was ihm geträumt hatte. Fantaſus, der Gott der Träume, hatte ihm auch einen Rath in's Ohr geflüſtert, und dieſer Rath lautete alſo: »Auf der erſten Brücke, die Du heute überſchreiteſt, wirſt Du einen alten Trödler, und unter deſſen alten Büchern Bocaccio's „Decamerone“ finden. Kaufe dieſes Buch, und mit Hilfe dieſes Buches wird der heißeſte Wunſch Deines Lebens erfüllt werden.«

Der heißeſte Wunſch ſeines Lebens war — Bettinen's Beſitz. Wie dieſer Wunſch durch Bocaccio's „Decamerone“ in Erfüllung gehen könne, konnte er zwar nicht begreifen, und dennoch ſchien ihm die Zuſage des Traumes ſo viel Vertrauen einzuflößen, daß er eilig aufſprang, ſich haſtig ankleidete und unaufhaltſam fortrannte.

Auf der nächſten Brücke erblickte er den alten Trödler. Wie ſchlug ihm das Herz, als er ſich der Bude näherte und den Trödler fragte:

— Habt Ihr, guter Freund, Bocaccio's „Decamerone“?

— Damit kann ich dienen, Signor, hier iſt das Buch.

— Was begehrt Ihr dafür?

— Drei Scudi, lieber Herr.

— Hier habt Ihr das Doppelte, gebt her das Buch.

— Ich danke Euch, junger Herr.

Francesco nahm das Buch und ſtürzte fort, ſo froh, als hätte er ſich mit dieſen Scudi's den Himmel, die Seligkeit des Paradieſes erkauft. Ach, er hätte dafür Alles, was er beſaß, hingegeben, denn mit Hilfe dieſes Buches ſollte ja der liebſte

Wunſch ſeines Lebens in Erfüllung gehen; zwar konnte er noch immer nicht die Möglichkeit davon einſehen, und dennoch glaubte er es. Der Menſch glaubt ja Alles, ſelbſt das Unmöglichſte, was er wünſcht.

Dann ging er wieder nach Hauſe, ſtellte ſich wieder an ſeine Staffelei und vollendete Magliabecchi's Bild.

Aber Francesco hatte keine Ruhe mehr. Er eilte, um damit fertig zu werden. Und als es endlich vollendet war, nahm er Bild und Buch und begab ſich nach dem Palaſt Pitti.

9.

— Was bringſt Du, junger Freund? fragte der Großherzog, der ihn alſogleich vorgelaſſen hatte.

— Das Bild Euers Bibliothekars, durchlauchtigſter Fürſt.

— Laß ſehen, Francesco.

Der Maler zeigte ſein Bild. Cosmo III. betrachtete es einige Augenblicke mit prüfender Kennermiene, dann ſagte er:

— Dein Bild trägt unverkennbare Spuren großer Uebereilung an ſich und deſſenungeachtet gefällt es mir, weil es dem Originale außerordentlich ähnlich ſieht. Das iſt ganz ſeine Naſe, ganz ſein Mund. Unſere gute Muhme, die Königin von Preußen, wird freilich nicht ſehr erbaut ſein. Sie mag ſich meinen lieben Magliabecchi wohl viel hübſcher gedacht haben. Aber weder Du, noch ich, tragen die Schuld, daß er ſo häßlich iſt. Noch einmal . . . dieſe frappante Aehnlichkeit gefällt mir . . . der Lohn

Deiner Arbeit wird nicht ausbleiben . . . Kein Medizäer vergißt ſeine Künſtler . . .

— Mein Fürſt, Ihr ſeid ſo gut, ſo überaus gnädig . . .

— Ich liebe Kunſt und Wiſſenſchaft . . . dieſe Liebe habe ich von meinen Vorfahren geerbt . . . vielleicht iſt ſie das einzige Gute, das die Geſchichte mir einſt nachrühmen wird . . .

— Ihr ſeid ein großer, glorreicher Fürſt . . .

— Still, ſtill, ich haſſe den Schmeichler . . . Was haſt Du da für ein Buch in der Hand?

— Ein Buch, mein Fürſt, wodurch, wenn anders mein Traum mich nicht belogen hat, der liebſte Wunſch meines Lebens in Erfüllung gehen ſoll.

— Und dieſer liebſte Wunſch?

— Iſt Bettinen's Beſitz.

— Du liebſt ſie alſo wirklich?

— Mehr als mich ſelbſt.

— Nun denn, ſo zeige mir das Buch, das jenes Wunder bewirken ſoll.

Gherardi überreichte es dem Großherzog. Cosmo warf voller Neugier einen Blick auf das Titelblatt und rief freudig überraſcht:

— Junger Freund, Dein Traum hat Dich nicht getäuſcht. Du haſt in dieſem Buche einen Talisman erworben, der Dir Glück bringen wird.

— Wie, Durchlaucht, wäre das wirklich wahr?

— Es iſt eine Ausgabe von 1474, gedruckt von Valdorfer in Venedig ... die älteſte, ſeltenſte und koſtbarſte, die mein alter Magliabecchi, der ſämmtliche Ausgaben und Ueberſetzungen ſeines Lieblingſchriftſtellers beſitzt, ſchon ſeit Jahren vergebens geſucht und nie gefunden hat. Du haſt nun den Schlüſſel zu ſeinem Herzen in der Hand ... jetzt iſt die Reihe des Bittens und Flehens an ihm ... Dein Glück iſt gemacht ...

— Noch faſſe ich es nicht ... noch glaube ich mich in den Schlingen eines ſüßen Traumes gefangen ... Iſt denn das Alles Wahrheit, wirklich Wahrheit?

— Bald ſollſt Du Dich mit eigenen Augen davon überzeugen. Wir wollen augenblicklich hin zu ihm. Du ſollſt ſehen und hören und ſtaunen über die Zauberkraft dieſes Buches.

— Gott im Himmel! So geſchehen alſo doch noch Wunder in der Welt?

— Die Einen nennen es Wunder, die Andern nennen es Zufall oder Glück; doch läuft Alles auf Eins hinaus.

O wäre doch immer der Gott der Träume ſo gefällig, jedem Menſchen im Schlafe den rechten Weg zum Ziele, den goldenen Schlüſſel zu den geheimnißvollen Pforten ſeines Glückes zu zeigen, wie dieſem glücklichen Maler!

10.

Eine halbe Stunde ſpäter traten Fürſt und Künſtler in Magliabecchi's Zimmer ein.

— Seid freundlich gegrüßt.

— Willkommen, mein Fürſt.

— Wir kommen, alter Freund, uns Euere Antwort zu erbitten . . .

— Mein Fürſt und Herr, nach wohlerwogener reiflicher Ueberlegung habe ich, eingedenk der heiligen Pflichten, die ich als Vormund meiner Mündel ſchuldig zu ſein glaube, den feſten, unabänderlichen Entſchluß faſſen müſſen, dieſem jungen Manne dort, trotz aller Achtung vor ſeinem Talente und ſeinen übrigen guten Eigenſchaften, die ich zwar noch nicht kenne, aber wohl vorausſetzen darf, weil er ein Schützling Ew. Durchlaucht iſt, trotz aller Achtung, wiederhole ich, die Hand meiner Mündel aus 1001 Grunde ein für allemal, definitiv und rund heraus geſagt, zu verſagen.

— Dies alſo iſt, wie Ihr ſprecht, Euer feſter, unabänderlicher Wille?

— Ja, ja und noch einmal ja, mein allergnädigſter Großherzog.

— Nun gut, dann iſt die Sache abgemacht. Lebt wohl, eigenſinniger, mir aber darum nicht minder lieber, achtenswerther Freund, lebt wohl. Doch halt, noch Eins! Ihr hegt, wenn ich nicht irre, ſeit Jahren ſchon den heißen Wunſch, die erſte ſeltene Ausgabe von Bocaccio's »Decamerone« zu beſitzen . . .

— So iſt's, mein Fürſt. Seit langen Jahren ſuche ich die ſeltene Ausgabe, die einzige und freilich koſtbarſte, die meiner Sammlung bis jetzt noch fehlt, um dieſe vollſtändig zu machen Trotz aller Mühe, die ich mir und Andere ſich, mir zur Liebe, gegeben, habe ich in ganz Italien ſie nirgends auftreiben können, und den Verſuch, in den Beſitz der unſchätzbaren Seltenheit zu gelangen, im Stillen längſt ſchon aufgegeben.

Dem jungen Maler ſchlug, beim Zuhören dieſer Rede, vor überſtrömender Wonne, den höchſten Wunſch dieſes alten Mannes erfüllen zu können, ſo gewaltig laut das Herz, daß er vor ihn hätte hinſinken und ihm ſagen mögen: Hier iſt das, was Du ſuchſt. Francesco aber mußte ſeine Freude zügeln.

— Wie nun, begann der Großherzog, wenn ich vielleicht im Stande wäre, Euch dieſe unſchätzbare Seltenheit zu verſchaffen?

— Ich halte es, mein Fürſt, faſt für unmöglich.

— Und wenn ich's dennoch vermöchte?

— Dann würde ich für dieſes einzige Buch die Hälfte meiner Bibliothek, den einzigen, größten Schatz, den ich beſitze, zu Euren Füßen niederlegen.

— Ei, wüßt Ihr mir keinen andern, höhern Preis, als die dürftige Hälfte Eurer Bücher anzubieten?

— Stünde es in meiner Macht, ſo würde ich Euch dafür mit Freuden zehn Jahre meines Lebens hingeben . . .

— Und ſonſt nichts?

— Ich böte Euch noch den kleinen Finger meiner Hand. Was ſage ich? Nicht den Finger nur, die ganze Hand, mein Fürſt und Herr.

— Und weiter nichts?

— Verlangt Ihr noch mehr? Ich habe ja nichts als mein armes Leben und meine liebe, ſchöne Bibliothek.

— Seht, mein Freund, hier iſt das Buch, hier iſt die Ausgabe, die Euch über Alles theuer.

— Himmel, was ſehen meine Augen! Ja, das iſt ſie, die ich ſuche, ſeit zwanzig Jahren ſuche. O Herr, gebt mir das Buch und nehmt mir Alles, was ich habe, meine ganze Bibliothek, mein Leben, wenn Ihr wollt.

— Dieſes Buch, lieber Freund, gehört nicht mir.

— Ei wem denn ſonſt?

— Dem jungen Maler dort.

— O junger Mann, wenn noch ein Funken von Mitleid in Eurem Herzen glüht, ſo werdet Ihr den liebſten, wärmſten, innigſten Wunſch eines armen Greiſes, der zum erſten Male in ſeinem langen Leben flehend ſeine Knie beugt, gewiß erhören...

— Ach, lieber, lieber Herr! rief Francesco, dem vor Freude das Herz brechen wollte.

— Schweig, Gherardi! Steht auf, alter Freund ... Euer Flehen iſt umſonſt ... ich ſage Euch, es geht nicht.

— Und warum nicht? fragte der zitternde Greis.

— Die Ausgabe dieſes Buches ...

— Nun, mein Fürſt und Herr?

— Iſt ... bereits verſagt ...

— Durchlaucht, iſt das wirklich wahr? fragte Magliabecchi mit herzzerſchneidender Rührung.

— So iſt's! Und nur um einen Preis der Erde iſt es feil.

— Und dieſer Preis? fragte der Greis mit bebender Stimme.

— Iſt Bettina. Gebt ſie dem jungen Maler zum Weib, und Euch gebe ich dann das Buch und Eurer Mündel eine Mitgift von 10,000 Scudi. Ich frage Euch nun zum erſten und zum letzten Male: Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?

— Ich will, ich will! rief Magliabecchi, von Freude gefoltert.

— Victoria, Victoria! ſchrie Francesco im Uebermaß der Wonne und fiel erſt dem Großherzog und dann dem Vormund um den Hals, drückte ihn an ſein ungeſtümes Herz, küßte und erwürgte ihn beinah.

— Luft, Luft, rief Magliabecchi, ich erſticke!

— Hier nimm Dein Buch und ſei glücklich, ſprach der Fürſt und ſchloß den treuen, gepeinigten Diener in ſeine Arme.

Magliabecchi küßte den Deckel des köſtlichen Fundes und ſprach mit Freudenthränen im Auge:

— Mein verehrter Fürſt, mein geliebter Sohn, nun ſterbe ich ruhig!

11.

Zwei Monate nach dieſer tragi-komiſchen Scene feierten Francesco und Bettina im Palaſte des Großherzogs ihre Hochzeit. Cosmo III. erfüllte ſein Wort. Er ſchenkte der Braut eine Mitgift von 10,000 Scudi und noch außerdem eine wahrhaft fürſtliche Ausſtattung.

Franceſco Gherardi wurde zwar kein weltberühmter, wohl aber ein ſehr guter Maler und — was mehr zu verwundern iſt — ein treuer Ehemann.

— Ein weißer Rabe! höre ich ſagen.

12.

Eilf Jahre nach Bettinen's Hochzeit – am 4. Juli 1714 — entſchlief Antonio Magliabecchi, der illustrissimo per mondo litterato, in einem Alter von 81 Jahren.

Er ſtarb wie Petrarca, mit einem Buche in der Hand. Es war Cicero's Werk: „de officiis,“ beiläufig geſagt das erſte Werk, dem die Ehre und die Wohlthat der größten aller Erfindungen — der Buchdruckerkunſt — zu Theil geworden war.

Seine aus mehr als 30,000 Bänden beſtehende Bibliothek vermachte er, nebſt einem Capitale zur Erhaltung derſelben, ſeiner Vaterſtadt Florenz.

Die ganze Gelehrtenwelt betrauerte ſeinen Tod, und alle Akademien, deren Mitglied er war, pflanzten auf ſein Grab Blumen der Erinnerung.

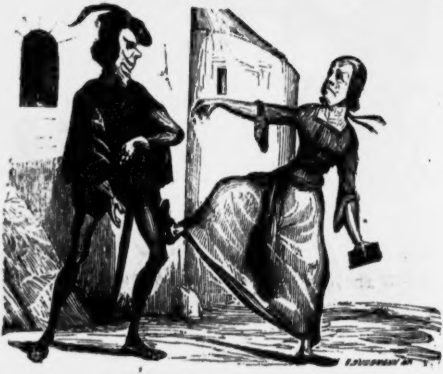
13.

Hundert und zwölf Jahre nach dem Tode Magliabecchi's, am 13. Juli 1826, wurde in London auf einer Auction jene ſeltene Ausgabe von Bocaccio's „Decamerone", die nach dem letzten Willen Magliabechi's dem frühern Eigenthümer, dem Maler Gherardi anheimgefallen war, um den enormen Preis von 2260 Pfund Sterling (15.800 Thaler) verſteigert.

Der Mann, der es erſtieg, war Sir Blandford.

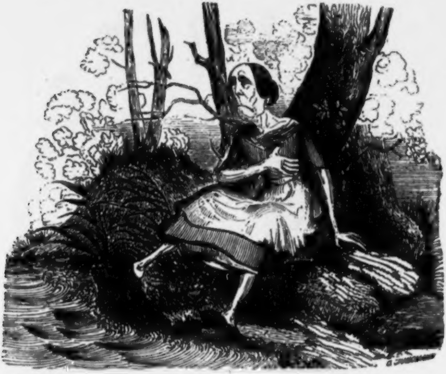
Illuſtrationen deutſcher Claſſiker.

11. Göthe's „Fauſt“.



Fauſt. Mein ſchönes Fräulein, darf ich's wagen,
Meinen Arm und Geleit Euch anzutragen?
Margaretha. Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

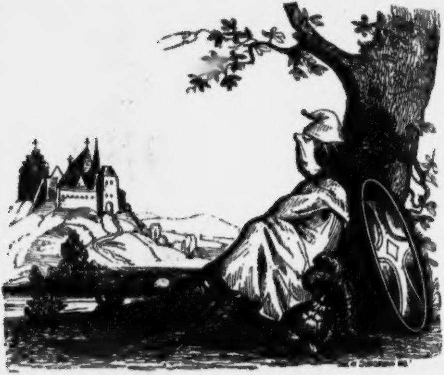
12. Schiller's „Des Mädchens Klage“.



Der Eichwald brauſet,
Die Wolken zieh'n,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtere Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet.

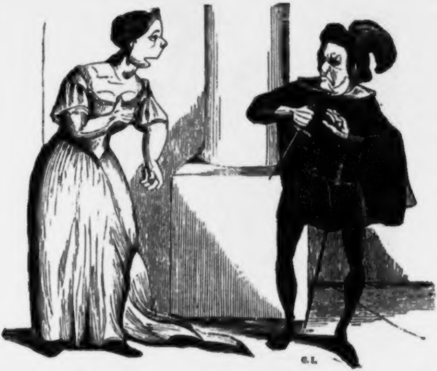
Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe Dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück:
Ich habe geliebt und gelebet!

13. Schiller's „Ritter Toggenburg".



Und ſo ſaß er, eine Leiche,
Eines Morgens da;
Nach dem Fenſter noch das bleiche,
Stille Antlitz ſah.

14. Leſſing's „Emilie Galotti". (V. Akt, 17. Szene.)



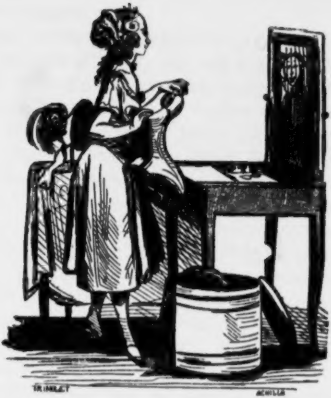
Emilie. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, iſt nichts; Verführung iſt die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater, ſo jugendliches, ſo frommes Blut, als Eine.

Toiletten-Bilder.

Die Kunſt, ſchöne Toilette zu machen, iſt eine Prärogative der vornehmen Welt. Nur die haute-volée beſitzt das Geheimniß, ſich durch die Zaubermittel einer feinen Toilette in jenen Strahlenglanz zu hüllen, der ihr in den Augen der uneingeweihten Menge einen überirdiſchen Nimbus, einen unwiderſtehlichen Reiz verleiht.

Alle Frauen ſind ſchön; nur die ſind häßlich, welche ſich nicht ſchön zu machen verſtehen. Einer Frau aber, die ſich ſelbſt anzuziehen weiß, wird es auch niemals ſchwer werden, Andere (Männer nämlich) anzuziehen.

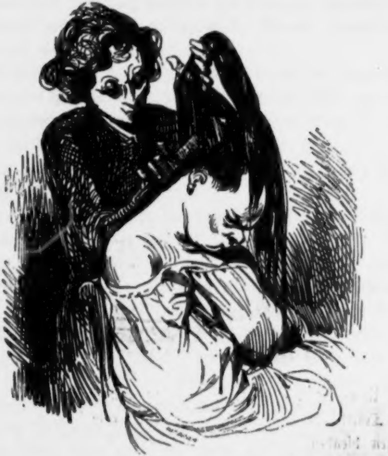
Wirf einen Blick auf die Frau en negligée auf der folgenden Seite.



Unangezogen gehört ſie nicht zu den ſchönſten. Iſt aber ihre Toilette beendigt, dann wird die Aureole ihrer Reize Deine Augen blenden: Du wirſt ihre Jugend, ihre Schönheit, ihren Wuchs, die üppige Fülle ihrer Formen bewundern und wie Fontenelle ſagen:

„Eine ſchöne Frau iſt ein Paradies für die Augen, eine Hölle für die Seele und ein Fegefeuer für die Börſe.“

Betrachte nun dieſes Bild:



Auch dieſe Frau gehört nicht zu den ſchönſten. Und weil ſie außerdem eine jener Vielen iſt, die ſich nicht anzuziehen verſtehen, wird ſie, jemehr ſie ſich putzt, deſto häßlicher erſcheinen.

Die Sucht der Frauen, ſich jünger und ſchöner zu machen, als ſie ſind, iſt ſo alt als die Welt. Dieſe Sucht hat auch die Schminke erfunden.

Einem unverbürgten Gerüchte zu Folge ſoll ſchon Eva im Paradieſe ſich geſchminkt haben; doch weiß man leider nicht womit.

Die älteſte Schminke wurde aus Spießglas bereitet; ſchon die Töchter Hiob's bedienten ſich derſelben als Verſchönerungsmittel. Die koketten Jüdinnen färbten ſich damit ihre Augen, um ſie größer und lebendiger zu machen. Auch die böſe Jeſabel verſchmähte dieſe Schminke nicht. — Später bediente man ſich der Kreide, des Bohnenmehls, des Honigs und des Safrans, um die Weiße und Röthe der Haut zu erhöhen und auf dem herbſtlichen Teint die Roſen und Lilien des Frühlings erſtehen zu laſſen.

Die ägyptiſchen Frauen hatten ein wirkſames Verſchönerungsmittel in den Excrementen des Krokodils gefunden. Aus der nämlichen Ingredienz wollte 2000 Jahre ſpäter der berüchtigte Charlatan Giuſeppe Balſamo, genannt Caglioſtro, eine Eſſenz zur Beförderung ewiger Jugend deſtillirt haben.

In Griechenland war die Schminke ſchon im graueſten Alterthume bekannt. Schon Angelo, Tochter des Jupiters und der Juno, ſtahl ihrer gefallſüchtigen Mutter die Schminkbüchſe, um ſie ihrer Freundin Europa, der Tochter Agenors, zu ſchenken.

Theophraſt erwähnt einer Wurzel Rhizion, woraus die Frauen ſeiner Zeit eine rothe Schminke gewannen, die ihrem Teint den duftigen Carmin der Roſen lieh.

Von den Griechinnen lernten die Schönen in Rom die Kunſt, ſich zu ſchminken. Schon zu Plautus' Zeiten war es

Mode, ſich die Wangen roth zu färben. In der „Kunſt zu lieben“ lehrt Ovid ein Schminkmittel: lybiſche Gerſte und Walderbenkraut in Eiweiß aufgelöſt und dann mit pulveriſirtem Hirſchhorn, geſtoßenen Narciſſenzwiebeln, Gummi, hetruriſchem Mehle und Honig vermiſcht.

Später wuſchen ſich die römiſchen Koketten mit Eſelsmilch. Die reizende Poppäa Sabina, Nero's Geliebte, hielt ſich eine Leibgarde von fünfhundert Eſelinnen, in deren Milch ſie ſich badete, um den Frühlingsſchmelz ihrer Haut zu erhalten.

Zu Julius Cäſar's Zeiten ſchminkten ſich die Frauen Britanniens mit himmelblauen Farben.

Im dreizehnten Jahrhundert empfahl Wilhelm von Salicetto das Queckſilberwaſſer als Schminkmittel.

In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts führte Catharine von Medicis, Gemahlin Heinrichs II., die Mode, ſich zu ſchminken, in Frankreich ein und von dort aus verbreitete ſich dieſe, am meiſten zur Zeit des vierzehnten Ludwigs, durch ganz Europa. Frankreich aber blieb das Land, das die meiſte Schminke conſumirte. Noch vor ſechszig Jahren verbrauchten vorzugsweiſe die höhern Klaſſen der Geſellſchaft jährlich über zwei Millionen Tiegel Schminke. Der Chevalier d'Elbée ließ im Jahre 1781 unter dem Titel „la véritable ressource qu'on peut tirer du rouge“ ein Pamphlet erſcheinen, worin er der franzöſiſchen Regierung den Rath ertheilte, die Verfertigung der Schminke zum Monopol zu machen, dieſes Monopol einer Geſellſchaft zu überlaſſen, dieſer aber die Verpflichtung aufzulegen, von jedem Tiegel Schminke fünfundzwanzig Sous an den Staat zu entrichten und auf ſolche Weiſe eine Art Schminkſteuer einzuführen, die dem Budget Jahr aus Jahr ein circa 375,000 Francs eintragen würde. Der Chevalier verlangte, daß der ganze Ertrag dieſer Luxusſteuer zu Penſionen für Offizierswittwen verwendet werden ſollte, wovon die Regierung keine Notiz nahm. — Die franzöſiſche Revolution von 1789, der Frankreich ſo Vieles zu danken hat, verdrängte auch die Schminke. Heutzutage ſchminken ſich dort, wie in jedem andern gebildeten Lande, nur noch zwei Klaſſen von Frauen: Griſetten und Schauſpielerinnen.

Gehen wir nun von der Schminke zum Parfüm über.

Die Mode, ſich zu parfümiren, iſt eine Erfindung der Morgenländer, die wegen ihrer Tranſpiration nicht im beſten Geruche ſtanden und darum auf Mittel ſannen, ſich wieder in guten Geruch zu bringen.

Die alten Orientalen beſprengten ihre Betten mit wohlriechenden Waſſern und ſalbten Haupt und Füße mit wohlriechenden Oelen. König Salomo, einer der größten Stutzer ſeiner Zeit, war einer der Erſten, welche ihr Haupthaar pomadirten, denn er predigt: „Laß Deinem Haupte nicht die Salbe mangeln.“ Auch ſeine Geliebte muß eine leidenſchaftliche Verehrerin des Parfüms geweſen ſein, denn er ſingt im hohen Liede, Cap. 4, Vers 10. 11: „Der Geruch Deiner Salben übertrifft alle Würze, und Deiner Kleider Geruch iſt wie der Geruch Libanon's.“

Auch die Helden der Mythologie verſchmähten nicht, ſich zu parfümiren. Die Haare des freundlichen Bacchus trieften, wie Ovid ſingt, von Myrrhen. Lebte Bacchus noch jetzt, ſo würde er ſtatt der Myrrhen vielleicht Löwenpomade gebrauchen.

Auch die homeridiſchen Helden ſalbten ſich Haare, Augen Wangen und den ganzen Körper. Neſtor's Töchterlein, die ſchmucke Polycaſte, ſalbte den Sohn des Ulyſſes, den wackern Telemach, mit wohlriechenden Oelen.

Von Griechenland wanderte dieſe Sitte nach Rom. Horaz ſingt in ſeinen Oden: „laß aus großen Krügen ausſtrömen wohlriechende Waſſer.“ — Im alten Rom gab es Perſonen, welche Räucherer von Profeſſion waren. Sie ſtanden auf einem öffentlichen Platze, der „velabrum“ hieß, und verkauften dort zu ſehr hohen Preiſen alle Wohlgerüche Arabiens. Der Aeltervater des Kaiſers Auguſtus war, wie Suetonius berichtet, Parfümeur in Aricia. — König Juba von Mauritanien war, wie Plinius erzählt, in eine Parfümeuſe verliebt. Cajus badete ſich täglich in wohlriechenden Waſſern, und Cäſar's tapfere Legionen rochen ſchon von weitem nach Parfüms und Pomaden. Nero, der Tyrann ſtinkenden Andenkens, verbrauchte mehr Parfüms in einer Woche, als alle Luſtdirnen Roms in einem Monate.

Im grauen Alterthume war es die phöniziſche Stadt Tyrus, welche drei Welttheile mit Wohlgerüchen verſorgte; in neueſter Zeit iſt es die franzöſiſche Stadt Graſſe (im Departement des Var), welche den ſtärkſten Parfümeriehandel treibt und jährlich für mehr als acht Millionen Francs Wohlgerüche blos nach der Levante ausführt.

Wie man den Vogel nach den Federn, ſo kann man den Menſchen und die Geſellſchaftsſphäre, der er angehört, nach ſeinem Parfüm beurtheilen.

Die faſhionable Welt erkennt gegenwärtig nicht mehr als drei feine Wohlgerüche an: Patchouly, Vitivère und Eau de Cologne. Die beiden Erſteren werden, wie alle andern Odeurs, früher oder ſpäter durch neue Erfindungen wieder in den Hintergrund gedrängt werden; der einzige Parfüm, der ſich zu allen Zeiten in der Gunſt der Mode erhalten wird, iſt das Kölniſche Waſſer. Was die Roſe unter den Blumen, iſt die Eau de Cologne unter den Parfüms. Vive Jean Marie Farina!

Mit Roſenöl ſalben ſich jetzt nur noch türkiſche Juden und chriſtliche Muſterreiter; Kunſtreiter, Schauſpieler und Croupiers parfümiren ſich mit Extrait de Mouſſeline oder Bouquet de Jasmin, Griſetten mit Eau de Lavande und Freudenmädchen mit Moſchus.

Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo die hohe Ariſtokratie, die ſogenannte Crême der feinen Geſellſchaft, aus ihren Haaren, Kleidern und Taſchentüchern alle Wohlgerüche entfernen und ſich gar nicht mehr parfümiren wird, ſchon darum, weil jetzt jeder Ladenſchwengel darin ſeine Hauptſtärke ſucht.

Unterhalten wir uns nun von zwei der ſchönſten Requiſiten der weiblichen Toilette: von Perlen und Diamanten.

Schon im hohen Alterthume waren die Perlen, namentlich im Morgenlande, die höchſte Zierde, der ſchönſte Schmuck der Frau, die ein orientaliſcher Mann die „Perle der Perlen“ nennt. Im Buche Hiob werden die Perlen als das köſtlichſte Juwel bezeichnet. Der heilige Kirchenvater Tertullian nennt die Perle „maris poma“, Confekt des Meeres. Plinius erwähnt einer Perle, welche die Königin Cleopatra, als ſie den Sieger Antonius bei ſich bewirthete, in Wein aufgelöſt hatte. Dieſe Perle ſoll 58,400,000,000 Seſtertien (ungefähr 1,250,000 Thaler) gekoſtet haben. — Zwei Züge ähnlicher Verſchwendung hat die Geſchichte Englands aufzuweiſen. Sir Richard Whittington ahmte bei einem Gaſtmahle, das er auf ſeinem Schloſſe zu Ehren Heinrichs V. gab, das Beiſpiel Cleopatra's nach. — Im Jahre 1569 trug ein Yorker Jude der Königin Eliſabeth eine Perle für 20,000 Pfund Sterling zum Kauf an. Sie war der Königin zu theuer. Ein Londoner Kaufmann, Thomas Grosham, kaufte dieſe Perle, zerſtampfte ſie zu Pulver und ſchüttete es in ein Glas Rheinwein, das er auf das Wohl ſeiner Königin austrank. Heut zu Tage käme ein Mann, der ſeinen Patriotismus auf ſolche Weiſe an den Tag legen wollte, ins Bedlam und zwar — von Rechtswegen. — Papſt Paul IV. kaufte einem venetianiſchen Kaufmann eine Perle von der Größe einer Haſelnuß für 44,000 Dukaten ab. — Die Republik von Venedig verehrte einſt dem türkiſchen Kaiſer Soliman aus dem öffentlichen Schatze eine Perle, deren Werth ſich auf 100,000 Kronen belief. Der Sultan opferte dieſen Schatz auf dem Altare einer venetianiſchen Edelfrau für die Seligkeit einer einzigen Nacht, wie ein italieniſcher Geſchichtſchreiber erzählt.

Die bedeutendſten Perlenbänke ſind an der Weſtküſte von Ceylon, bei Java, Japan und Sumatra. Die Regierung von Ceylon, welche die Perlenfiſcherei an Privatperſonen verpachtet hat, bezieht dafür jährlich eine Million Thaler Pacht.

Der berühmte Botaniker Linnée wollte das Geheimniß entdeckt haben, durch Anbohrung gewöhnlicher Flußmuſcheln auf künſtlichem Wege Perlen zu erzeugen; man erzählt, er habe dieſes Geheimniß für 500 Dukaten an einen ſchwediſchen Kaufmann verkauft; aber weder dieſer, noch deſſen Erben ſcheinen davon Gebrauch gemacht zu haben.

Den koſtbarſten Perlenſchmuck beſitzt gegenwärtig die Kaiſerin von Rußland und die Königin von England: der Schmuck der Erſtern wird auf ſiebenzehn Millionen Silberrubel, der der Letztern auf acht Millionen Pfund Sterling geſchätzt.

Ein Nebenbuhler der Perle iſt der Diamant.

Die ſchönſten Diamanten werden in Oſtindien, in der Umgegend von Punnah, und in Braſilien im ſogenannten Diamantendiſtrikt gefunden. Die Hauptſtadt dieſes Bezirkes iſt Tejuco, wo der General-Intendant der Diamantenwäſchen reſidirt. In einem Zeitraume von circa fünfzig Jahren (von 1770—1818) wurden im ganzen Diſtrikte für 40—50 Millionen Thaler Diamanten gewonnen. Hat ein Neger das Glück, einen Diamanten zu finden, welcher 17½ Karat wiegt, ſo erhält er zur Belohnung dieſes Fundes ſeine Freiheit; auch die Finder kleinerer Steine bekommen Prämien. In der Schatzkammer von Tejuco werden die Diamanten in Kiſten mit verſchiedenen Schlöſſern aufbewahrt, deren Schlüſſel verſchiedenen Aufſehern anvertraut ſind. Jährlich ein Mal wird das Diamanten-Inventarium unter militäriſcher Bewachung nach Rio Janeiro gebracht. Die hierzu beorderten Soldaten haben dieſen Auftrag als Belohnung ihrer guten Aufführung anzuſehen.

Der größte bekannte Diamant befindet ſich im Schatze der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal. Er wiegt 1680 Karath, oder ungefähr 23 Loth, iſt faſt ſo groß wie ein Straußenei und wird auf 479 Millionen Dukaten oder 1568 Millionen Thaler geſchätzt. Der Kaiſer von Rußland beſitzt einen Diamanten von 779 Karath und 34 Millionen Thalern an Werth. Der Diamant des großen Moguls wog 279 Karath und ſein Werth wurde auf 6 Millionen Thaler angegeben. Der Regent oder Pitt, 136 Karath ſchwer, und auf eine Millionen Thaler taxirt, früher im Beſitze Ludwigs XV. und XVI., ſpäter im Beſitze des Kaiſers, fiel bei der Schlacht von Belle-Alliance als Siegesbeute in die Hände der Preußen. Ein nicht minder koſtbarer Diamant von 130 Karath gehört dem Hauſe Oeſterreich. Das grüne Gewölbe in Dresden hat drei Diamanten zu 48, 40 und 38 Karath.

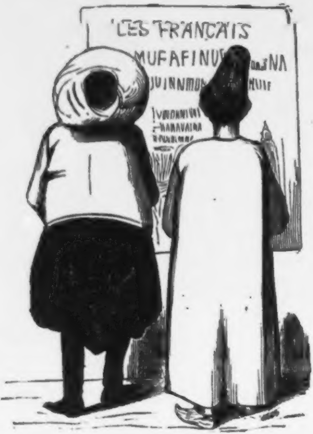
Die Kunſt, den Diamanten zu ſchleifen und brillantiren, erfand im Jahre 1456 ein junger flanderiſcher Edelmann, Ludwig von Berghem aus Brügge. Im Jahre 1475 ſchliff er für Karl von Burgund einen Diamant, den die ſiegreichen Schweizer, ein Jahr darauf, in der Schlacht bei Granſon erbeuteten. Die Eidgenoſſenſchaft verkaufte ihn ſpäter an die Brüder Fugger in Augsburg und dieſe ſchenkten ihn dem Kaiſer Karl V.

Ich wollte, all' dieſe Perlen und Diamanten gehörten mir; ich würde ſie als Zeichen treuer Huldigung den holden Leſerinnen des „Joujour“ zu Füßen legen; aber da ich über jene Schätze leider nicht gebieten kann, ſo will ich Euch wenigſtens einen guten Rath ertheilen:

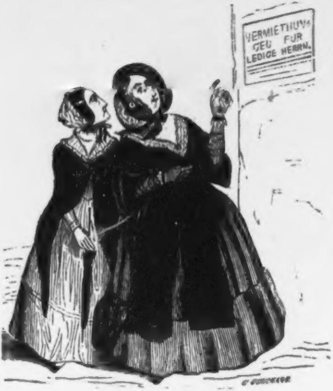
Mehr als Perlen und Diamanten verſchönt Euch ein Lächeln.

Ausgezeichnete Fremde,

welche geruhen, ſich während der Oſtermeſſe in Leipzig aufzuhalten.

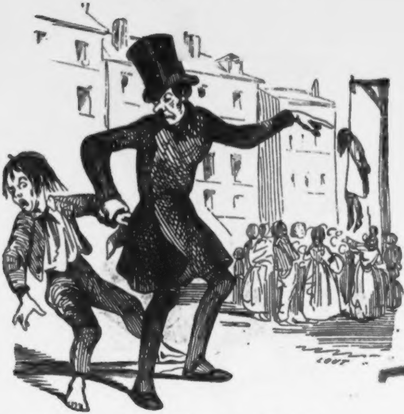

LES FRANÇAIS
MUFAFINU
NA

Ein anderes Meßbild.

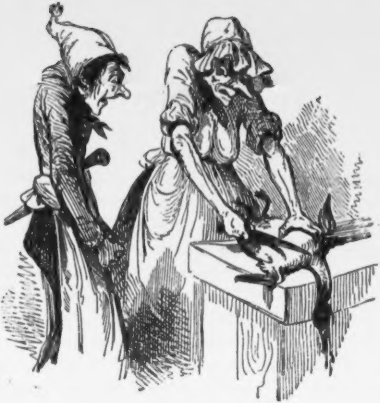

VERMIETHUN-
GEN FÜR
LEDIGE HERRN.

Vermiethungen für ledige Herren.

Moral in Bildern.

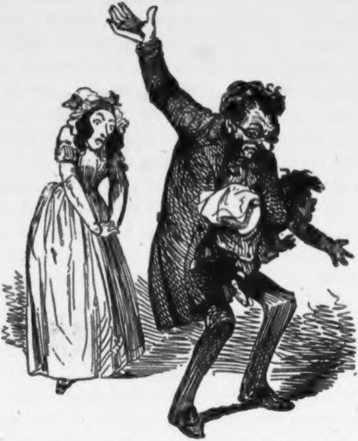


Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!
Schiller.



Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Doch grün des Lebens gold'ner Baum.

Göthe.



Nach der Kraft giebt es nichts Höheres als die Beherrſchung.
Jean Paul.

Robert Macaire.

Robert Macaire! Wer iſt Robert Macaire?

Robert Macaire iſt einer der Repräſentanten unſeres Jahrhunderts, der hervorragendſte Charakter unſerer Zeit, der Proteus der neuern Mythologie, ein vielſeitiges Weſen, das auf dem lauten Markt des Lebens und in der ſtillverſchwiegenen Zelle klöſterlicher Abgeſchiedenheit, in allen Sphären der Spekulation, in allen Kreiſen der Induſtrie, im Staatskabinet und auf der Kirchenkanzel, in den Zeitungen und auf der Rednerbühne, in den Foyers der Theater und auf der Börſe, in den Sälen der hohen Diplomatie und vor den Schranken aller Gerichtshöfe, heute als Angeklagter und morgen als Vertheidiger, in hundert verſchiedenen Geſtalten und Schattirungen, hier unter dieſem, dort unter jenem Namen, immer aber als Scheinheiliger, Heuchler, Abenteurer, Glücksritter, Windmacher, Aufſchneider, Großſprecher, Prahlhans, Zungendreſcher, Schwätzer, Lügner, Schwindler, Ränkeſchmidt, Rechtsverdreher, Schmarotzer, Teller- und Speichellecker, Mädchenverführer, Ehebrecher, Kuppler und . . . Polizeiſpion auftritt.

Robert Macaire iſt Shakeſpeare's Falſtaff, Molière's Tartuffe, Calderon's Perin, Beaumarchais' Figaro, Holbein's, Bramarbas, Richardſon's Lovelace, Bürger's Münchhauſen, Jünger's Alter überall und nirgends, Kotzebue's Elias Krumm und Don Ranudo de Colibrados in Einer Perſon. Robert Macaire iſt das fleiſchgewordene Stammbuch aller noblen Laſter, der Inbegriff aller Ränke und Kabalen, der Sammelname einer ganzen Raçe von Betrügern, eine Spitzbubenbande in Einer Perſon, ein Weſen, das alle Hinterthüren kennt und alle Schlüſſellöcher ſtudirt, ein Teufel, der überall horcht, der Alles ſieht, der Alles weiß, wie Guevara's hinkender Asmodi, ein Weſen, fügſamer und geſchmeidiger als Wachs, glatter und ſchlüpfriger als ein Aal, pfiffig, ſchlau, verſchmitzt und — unternehmend.

Mit einem Wort: Robert Macaire iſt der menſchgewordene Grundſatz: Mundus vult decipi, ergo decipiatur (die Welt will betrogen ſein, mithin werde ſie betrogen).

Man thut Herrn Robert Macaire, der lebendigen Bildergallerie aller Schelme, Spitzbuben, Gauner, Schurken und Schufte unſerer betrügenden und betrogenen Zeit, ſehr Unrecht, wenn man ihn ſeiner Geburt nach für einen Franzoſen hält. Jener Namensvetter, der zur Zeit Karl's V., um das Jahr 1371, den franzöſiſchen Ritter Aubri de Mondidier ermordet hatte und ſich durch den Hund des Ermordeten verrathen ſah, war allerdings Franzoſe; der Robert Macaire aber, den ich meine, gehört ausſchließlich keiner oder richtiger geſagt, jeder Nation an: er iſt der wahre Weltbürger, eigentlich nirgends und dennoch überall; ſeine Heimath iſt dort, wo es ihm gut geht, d. h. da, wo er beim Betrügen nicht ertappt, da, wo er von der Polizei nicht fortgejagt wird; nirgends aber fühlt er ſich weniger heimiſch, als in ſeiner wahren Heimath, denn Niemand kennt beſſer als er die Wahrheit des alten Sprichworts: „Nemo propheta in patria.“ Unter Prophet iſt hier nichts Anderes, als Schurke, Spitzbube, Lump zu verſtehen.

Unſer Robert Macaire befaßt ſich nicht, wie ſein franzöſiſcher Ur-Ur-Ur-Ahn, mit Mord; dieſes gefährliche Handwerk überläßt er ungebildeten Räubern; ſein Metier iſt blos Betrug; ihm liegt nichts an Blut, ihm liegt blos an Geld. Sein Vorfahrer, der Mörder Aubri's, war adelig; unſer Macaire, ob er gleich mehr als ſechszehn Ahnen aufzuweiſen im Stande wäre, hat auf das Wörtchen von großmüthig Verzicht geleiſtet, denn er weiß, daß heut zu Tage der europäiſche Adel, trotz des ſchleſiſchen Adels-Vereins, in Verruf gerathen iſt, daß die Titel Baron und Graf ſo ganz außer Cours gekommen ſind, daß kein Jude einen Heller mehr darauf vorſchießen will.

In unſerer Zeit adelt nur das Geld. Geld, Geld, Geld iſt die Loſung unſeres Zeitalters, und Robert Macaire, einer der Repräſentanten unſeres Jahrhunderts, kennt deshalb nur Ein Ziel, Ein Streben:

Nichts Anderes zu gewinnen als — Geld!

In Robert Macaire's Augen giebt es auf Gottes Erde keinen größern Dummkopf oder Heuchler, als den berühmten Theaterdichter Eugen Scribe in Paris. Macaire haßt und verachtet dieſen Mann und zwar nur deshalb, weil er dem Ritter Bertrand im „Teufel Robert“ das Lied in den Mund gelegt:

„Gold iſt nur Chimäre.“

— Pfui, pfui, Herr Scribe, ſchrie Robert Macaire, als er zum erſten Male dieſes Lied gehört; wenn Gold nur Chimäre iſt, was ſind dann Sie, Herr Scribe? Chimäre einer Chimäre! Nein, nein, Herr Scribe, Gold iſt kein Hirngeſpinnſt, Gold iſt Macht, Gold iſt Tugend, Gold iſt Ehre, Gold iſt Ruhm, Gold iſt Alles!

Und wahrlich, Macaire hat nicht ganz Unrecht.

Ein honneter Mann, der kein Geld hat, iſt überall ein Lump; ein Lump hingegen, welcher Geld hat, iſt überall ein honneter Mann.

Robert Macaire, der ſich durch tauſend Ränke, Schliche und Pfiffe, durch alle Künſte des Betrugs — in der Gaunerſprache Raffinement genannt — Geld, viel Geld erworben hat, iſt folglich kein Lump, ſondern ein Ehrenmann, quod erat demonstrandum!

Seht, dort geht ein Mann! Jeder der Vorübergehenden zieht ehrfurchtsvoll den Hut. Der Mann, die linke Hand in der Weſte, erwidert den Gruß mit kaum bemerkbarem Kopfnicken, mit vornehmthuendem Lächeln.

Jeder bleibt ſtehen, Jeder ſieht ihm nach.

— Wer iſt dieſer Mann? fragt ein Fremder.

— Robert Macaire!

— Wer iſt Robert Macaire?

— Er iſt der größte Mann unſeres Jahrhunderts!

* * *

In den nachfolgenden Bildern habe ich den Verſuch gemacht, dieſen vielgeſtaltigen Proteus, dieſes politiſche Chamäleon, in einigen ſeiner hervorragendſten Masken abzuconterfeien und auf dieſe Weiſe, wie Ovid die Metamorphoſen der Götter, die Verwandlungen der großen Gauner-Sippſchaft Robert Macaire zu ſchildern.

Robert Macaire als Buchwidmer.

Antoine Furetière, der ſeinen „Roman bourgeois“ dem Henker gewidmet hat, ſagt in der Vorrede: der unverſchämteſte aller Bettler ſei der — Erfinder der Dedicationen.

So ein unverſchämter Bettler widmet dem erſten beſten König ein Buch — nicht etwa aus innerm Antriebe eines dankerfüllten Herzens, als Merkmal ungeheuchelter Verehrung, ſondern einzig und allein aus Spekulation und in der Hoffnung, ſich dadurch einen Orden, eine Medaille oder allermindeſtens eine Buſennadel oder Tabacksdoſe mit Brillanten zu erbetteln.

Chryſipp, der ſtolze Philoſoph, that, um niemals in einen ähnlichen Verdacht zu kommen, das Gelübde, keine ſeiner Schriften einem Könige zu widmen.

Damals gab es freilich weder Orden noch Medaillen, weder

Tabatièren noch Buſennadeln, und dennoch wußten die Herren Könige Bettler ſolcher Art ſehr anſtändig zu belohnen. König Hiero von Syrakus ſchenkte dem Dichter Archimelos für ein kleines Sinngedicht auf des Königs großes Schiff 1000 Medimnen Waizen. Du lieber Himmel, wenn heut zu Tage ein König jedem dummdreiſten, unverſchämten Bettler, der ihm ein Gedicht zueignet, nur den zehnten Theil jener Waizen-Maſſe ſchenkte, wären dann nicht in einem Jahre alle Getraide-Magazine Europas erſchöpft?

Ganz anderer Natur ſind jene Bettler, die ihre Bücher den überirdiſchen Herrſchaften, den himmliſchen Mächten, dediciren.

Der Franziſkaner-Mönch Juan Torquemada widmete ſeine „Monarchia Indiana“ dem lieben Gott, der Prieſter Urbano de Campos ſeine „Ueberſetzung des Horaz“ der heiligen Dreifaltigkeit und der Arzt Hyppolite Guarinonius „die Grewle der Verwüſtung des menſchlichen Geſchlechts“ — ein Büchlein von 1330 Folioſeiten — „der Allerheiligſten, Großmächtigſten vnd Vnüberwindlichſten Fürſtin Frawen Frawen, Jungfrawen MARIA, Gekrönten deß Himmliſchen Reichs, Großherrſcherin der Neun Engliſchen Heerſchaaren, Geborenen Königin zu Jſrael, Churfürſtin des Gelobten heiligen Landes, Fürſtin auß Juda, Triumphirenden Zerknirſcherin der alten Schlangen, Gewaltigen Ueberwinderin der Heyden, Siegreichen Verwüſterin der Ketzern, Allmächtigſten Frawen der ganzen Welt, Jungfräwlichen Geſponß und Mutter des Allerhöchſten“ u. ſ. w.

Keiner dieſer Leute und am wenigſten der Letztere, welcher ſich „Under allerunderthänigſtes, allerdemüthigſtes, allerverworfenſtes Knechtle“ unterſchrieb, ſpekulirte auf Doſen oder Orden, aber, worauf ſie mehr Werth zu legen ſchienen, auf einen guten Platz in einer der Proſceniumslogen des Himmels.

Schon Jonathan Swift — und nach ihm viele Andere — zogen mit allen Geißeln ihrer Satire gegen dieſe unverſchämte Bettelmode zu Felde, aber weder Scherz noch Ernſt ſind bis jetzt im Stande geweſen, ſie gänzlich auszurotten.

Robert Macaire, einer jener Schriftſteller, welche die Kunſt verſtehen, aus zwölf Büchern einer und derſelben Tendenz ein dreizehntes herauszuſchreiben, geräth eines Tages auf den Einfall, ein zeitgemäßes Buch herauszugeben, um damit (gewöhnliche Redensart) „einem langgefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen und eine Lücke in unſerer Literatur auszufüllen.“ Er nimmt Machiavell's „Fürſten“, Haller's „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft“ und Hobbe's „Leviathan“, knetet den alten Sauerteig zu einem neuen Honigfladen um und nennt ſein (?) Buch:

Anatomie der Politik.

In dieſem Buche wirft er ſich zum wüthendſten Vertheidiger des unumſchränkteſten Abſolutismus auf, welcher, beiläufig bemerkt, Niemanden mehr anekelt, als ihn, der im Grunde ſeines Herzens ein eingefleiſchter Republikaner iſt. Weil aber Abſolutismus jetzt weit mehr an der Tagesordnung und für Publiciſten, die gegen ihre Ueberzeugung zu ſchreiben wiſſen, äußerſt einträglich iſt, ſo fröhnt er der Gewalt, huldigt der Mode und . . . findet dabei ſeine Rechnung.

Der Hirte, ſagt Robert Macaire in ſeiner Vorrede, war früher als die Heerde da und ſo wie die Heerde nur wegen des Hirten, ſo iſt das Volk nur des Königs wegen auf der Welt. Wer aber, gerade umgekehrt, behauptet, daß ein König nur ſeines Volkes, der Hirte nur der Heerde wegen da ſei, iſt nicht blos ein Dummkopf, ſondern auch ein Gotteslästerer, ein Volksverführer, ein Jakobiner, ein Demagog.

Genug, wenn ich ſage, daß auf jeder Seite ſeines Buches ein Servilismus aufgeſpeichert liegt, der bis zum Himmel hinanſtinkt.

Da aber kein Buchhändler ſchaamlos genug iſt, zu ſolchem Werke ſeine Firma herzuleihen, beſchließt Robert Macaire, ſeine „Anatomie der Politik“ auf eigene Koſten herauszugeben, d. h. dem Drucker den Druck, dem Papierhändler das Papier und dem Buchbinder den Einband ſchuldig zu bleiben bis zum Tage des jüngſten Gerichts.

Der Druck iſt vollendet und Robert Macaire frägt ſich:

— Wem widmeſt Du nun Dein Buch? Jedenfalls einem Potentaten! Wie, nur einem Potentaten? Wäre das nicht albern, einfältig, dumm, ſehr dumm von Dir? Wenn dieſer Eine zufällig Knicker, Knauſer, Filz iſt, was dann? Nein, nicht einem, allen Potentaten Europas, vom erſten bis zum letzten, vom größten bis zum kleinſten, vom klügſten bis zum dümmſten herab — denn weshalb ſollen nicht auch Potentaten das Recht haben, dumm ſein zu dürfen? — mußt Du Dein Werk dediciren, damit Du auf Deine Koſten kommſt, denn unter hundert Fürſten werden doch wohl zehn geſcheit und großmüthig genug ſein, Deine Verdienſte um die abſolute Monarchie einzuſehen und dankbar anzuerkennen.

Robert Macaire läßt hundert gleichlautende und nur in den Titulaturen abweichende Widmungsbriefe drucken, jede dieſer Dedicationen einem in Sammet und Seide eingebundenen Pracht-Exemplare vorkleben und an einem und demſelben Poſttage ſämmtliche hundert Exemplare (unfrankirt) an ſämmtliche Souveraine Europas abgehen.

* * *

Neun Wochen ſpäter lieſt man in der Zeitung:

„Der König von X. hat allergnädigſt geruht, dem rühmlichſt bekannten Publiciſten, Herrn Robert Macaire für die Ueberreichung eines Exemplars ſeiner „Anatomie der Politik“ einen Orden zu verleihen.“

Wer ſich erſt einen Orden erſchlichen hat, bekommt bald ſo viele, daß er am Ende zu wenig Knopflöcher hat.

Nach Verlauf eines Jahres iſt Herr Robert Macaire im Beſitze von 4 Orden, 9 Medaillen, 14 Tabatièren und 22 Brillantringen.

* * *

Viele Potentaten, ſagt eines Morgens der Verfaſſer der „Anatomie der Politik“ zu keinem Andern als zu ſich ſelbſt, haben Dir weder Orden noch Doſe, weder Medaille noch Ring geſchickt und Dir nicht einmal geantwortet. Woran liegt das? Die Tendenz Deines Werkes hat ihnen vermuthlich nicht gefallen. Kannſt Du den guten Leuten das verübeln? Nein! Die Klugen unter ihnen werden eingeſehen haben, daß Abſolutismus, auf die äußerſte Spitze getrieben, umſchlagen und in Anarchie ausarten kann, und daß ein Buch, welches, wie das meinige, den ſervilſten Servilismus predigt, den Thronen weit mehr ſchaden, als nützen kann. Wie fange ich es an, auch dieſe für mich zu gewinnen? Nichts einfacher als das!

Vier Wochen ſpäter erſcheint ein neues Buch, betitelt:

Anatomie der Anatomie.
Kritiſche Beleuchtung der Schrift des Herrn Robert Macaire
von
einem Freunde des Vaterlands.

Dieſe Entgegnung ſchickt Robert Macaire als Emil v. G. an jene Potentaten, die von ſeinem erſten Werke bis jetzt keine Notiz genommen, und ihm weder Orden noch Doſe geſchickt haben.

Sechs Wochen ſpäter lieſt man in der Zeitung:

„Der König der Franzoſen hat Herrn Emil v. G., dem Verfaſſer der „Anatomie der Anatomie“, für die Dedication dieſes Werkes durch die Geſandtſchaft den

Orden der Ehrenlegion, begleitet von einem huldvollen Schreiben, zuſtellen laſſen.“

Die Schrift erregt überall große Aufmerkſamkeit. Zwiſchen dem Freunde des Thrones und dem Freunde des Vaterlands entſpinnt ſich ein heftiger Federkrieg. In einer ſervilen Zeitung brandmarkt Robert Macaire ſeinen Gegner; in einem liberalen Journale brandmarkt Emil von G. den Robert Macaire; der Freund des Vaterlands trägt den Sieg davon. Alle Welt zerbricht ſich den Kopf, wer der „Freund des Vaterlands“, wer jener Pſeudonym Emil v. G. iſt, den Louis Philipp zum Ritter der Ehrenlegion ernannt hat. Alles forſcht, Jeder frägt und Niemand erfährt's, daß Robert Macaire und Emil v. G. eine und dieſelbe Perſon iſt.

Du ſtolzes Deutſchland freue Dich,
Dein Robert hehr und ritterlich,
Dein Robert, Dein Robert
Iſt doch ein Ehrenmann!

Robert Macaire als Advokat.

Ihr fragt, was iſt ein Advokat?

Schlagt Ihr ein Fremdwörterbuch nach, ſo werdet Ihr die Auskunft erhalten: Advokat iſt ein Sachwalter oder Rechtsfreund. Die erſte Erklärung, die eigentlich gar nichts erklärt, laſſe ich hingehen, gegen die zweite aber, die durchaus falſch iſt, muß ich freilich proteſtiren; denn Advokat und Rechtsfreund ſind, meiner Meinung nach, nur in höchſt ſeltenen Fällen gleichbedeutend, weil unter je zehn Advokaten ſich mindeſtens neun finden, welche ich für Feinde des Rechts und Freunde der Chikane halte.

Ihr fragt noch ein Mal, was iſt ein Advokat? und verlangt von mir eine Definition dieſes Wortes.

Ein Advokat iſt eine männliche Hebamme der prozeßſchwangern Göttin Themis; die Göttin ſelbſt iſt, einem freilich noch nicht ganz verbürgten Gerüchte zu Folge, eine parteiloſe, unbeſtechliche Dame, die, weil ihr die Augen verbunden ſind, nichts ſehen kann und deshalb das Unglück hat, oft einen Fehltritt zu machen und — zu ſtolpern. Der Advokat iſt gleichſam der Hund, der die Schritte der blinden Frau leitet und ſie oft aus Muthwillen, oft aus Eigennutz, auf Abwege und manchmal ſogar in den Koth führt. So geſchieht es gar häufig, daß die Gerechtigkeit auf den Hund kommt.

Im alten Rom mußte der Advokat — Patronus genannt — nach dem Willen der Lex Cincia, unentgeldlich Dienſte leiſten, woher es kam, daß die Zahl der Patrone nur unbedeutend war; jetzt aber, wo ſich dieſe Patrone ihre Dienſte dürfen theuer bezahlen laſſen, vermehren ſie ſich überall mit der Fruchtbarkeit der Kaninchen.

Zum Glück haben aber unter je hundert Advokaten nur zehn das, was man in ihrer Sprache Praxis oder Kundſchaft nennt. Die Meiſten kennen das heilige Gefühl, einen Clienten zu haben, (unter haben verſtehen die Meiſten ausziehen) nur vom Hörenſagen. Der berühmte Rechtsgelehrte Dr. König in Halle hatte einmal ein Buch geſchrieben von „Juriſten, die ſich zu Tode gegeſſen haben"; es wäre ein Leichtes, einen Anhang zu ſchreiben über Juriſten, die nahe daran ſind, aus Mangel an Clienten vor Hunger zu ſterben.

Zu dieſen armen Teufeln gehörte auch Dr. Robert Macaire.

Eines Abends gerieth er, um endlich einen Clienten zu erwiſchen, auf den überaus glücklichen Einfall, ſich ſelbſt — vor zwei Zeugen — einen Eſel zu nennen und ſich — um den Schimpf zu rächen — gleich darauf ein Paar Ohrfeigen zu geben; dies Alles einzig und allein nur darum, um in einer juriſtiſchen Zeitſchrift die barocke Frage aufzuwerfen:

„Iſt es eine Injurie, wenn Jemand ſich ſelbſt einen Eſel nennt?"

Gleich darauf bewies Robert Macaire, daß der Ausdruck „Eſel" überhaupt keine Ehrenkränkung ſei, mit einem ſo großen Aufwande von Scharfſinn, Geiſt und Witz, daß er — nicht der Eſel, ſondern Robert Macaire — ſeit jenem Augenblick ein geachteter Mann, ein berühmter Advokat war.

Eines Morgens ſaß unſer Rechtsfreund vergraben unter hohen Haufen dickbeſtaubter Manual-Akten, die er für ein Lumpengeld auf einer Makulatur-Auktion erſtanden hatte, als er ein Pochen an ſeiner Thür vernahm.

— Herein! rief Robert Macaire.

— Habe ich die Ehre, fragte der Eintretende, den berühmten Advokaten Dr. Robert Macaire zu ſprechen?

— Ich bin's, antwortete der große Mann, mit der beringten Hand durch die ölfeuchten Locken fahrend. Womit kann ich dienen?

— Ich komme, um mir Ihren Rath und Beiſtand zu erbitten. Es handelt ſich um eine Klage . . .

— Die ich mir ſchriftlich mitzutheilen bitte, da meine Zeit heute ſo knapp zugemeſſen iſt, daß ich Ihrem Vortrage nicht die nothwendige Aufmerkſamkeit ſchenken kann.

— Ich bin Ihrem Wunſche zuvorgekommen und habe die Hauptpunkte der Klage, die ich anſtellen will, ſchriftlich aufgeſetzt, ſagte der Client und zog aus der Bruſttaſche ein Manuſcript hervor, das er auf den Arbeitstiſch des Rechtsfreundes gleiten ließ.

— Ich will, wenn meine Zeit es erlaubt, Ihre Sache noch heute unterſuchen und ſie gern annehmen, wenn ich ſie gerecht finde, denn ungerechte Prozeſſe verabſcheue ich.

— Zu gleicher Zeit erlaube ich mir, Ihnen außer Ihren Mandatar-Gebühren noch eine Gratification von 500 Thalern zuzuſichern, wenn Sie meinen Prozeß ſo betreiben, daß er bald beendigt iſt.

— Wir wollen ſehen, was ſich machen läßt.

— Geſtatten Sie mir, Ihnen einſtweilen dieſe 200 Thaler mit der dringenden Bitte zu übermachen, die Sache noch heute vorzunehmen.

— Morgen früh ſoll Ihre Klage fertig ſein, ſagt Macaire, den der Anblick des Geldes ſchon viel geſchmeidiger gemacht hat. Morgen Nachmittag zwiſchen drei und vier Uhr erwarte ich Sie zur Unterſchrift der Klage.

Der Client hatte ſoeben ſeinen Rückzug angetreten, als ein anderer Kunde eintrat, der ſich nach dem Schickſale eines Prozeſſes erkundigte, den unſer Rechtsfreund abſichtlich in die Länge zog.

— Nur Geduld, Theuerſter, nur Geduld. Sie gewinnen Ihren Prozeß, ſo wahr ich Macaire heiße und noch keine Seele um einen Pfennig betrogen habe, Sie gewinnen Ihre Sache mit Pomp, mit Eclat ſage ich Ihnen . . .

— Aber wann? fragte der Arme.

— Vielleicht in drei, vielleicht ſogar ſchon in zwei Jahren.

— Unterdeſſen aber bin ich geſtorben.

— Das würde mir leid thun, denn wer ſollte dann die Koſten bezahlen?

— Der Verlierende, wie ſich das von ſelbſt verſteht.

— Ihr Gegner iſt blutarm, und wo nichts iſt, da hat der Kaiſer das Recht verloren . . .

— Ja, mein Gott! wozu prozeſſire ich dann?

— Um ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß Ihr Gegner Unrecht gehabt.

In demſelben Augenblicke traten ein Herr und eine Dame ein.

— Auf Wiederſehen, Theuerſter, auf Wiederſehen, ſagte der Rechtsfreund zu ſeinem Clienten und klopfte ihn ganz cordial auf die Schulter. Die Sache wird bald abgemacht.

— Der Teufel hole alle Advokaten! murmelte das arme Opfer leiſe vor ſich hin.

— Verlaſſen Sie ſich darauf, ſetzte der Rechtsfreund hinzu, der das überhört hatte. Womit kann ich dienen? fragte er die Neuangekommenen, als er mit ihnen allein war.

— Ich nehme mir die Freiheit, ſagte der junge Mann, Ihnen eine Dame vorzuſtellen, die keinen ſehnlicheren Wunſch kennt, als den: ſich von ihrem Gemahle geſchieden zu ſehen.

— Sind Sie der Herr Gemahl? fragte Robert Macaire.

— Bitte um Entſchuldigung; ich bin blos ein Freund ihres Hauſes*), der an dem Schickſal dieſer armen Frau den wärmſten Antheil nimmt.

— Madame wünſchen geſchieden zu ſein? fragte der Rechtsfreund mit bronzirtem Lächeln.

— Je eher, je lieber, antwortete die junge Frau mit der reizendſten Nonchalance. Mein Herr Gemahl iſt ein unerträgliches Geſchöpf . . .

— Ein Othello, der jeden ihrer Schritte mit argwöhniſchen Argus-Augen bewacht, ſetzte ihr Begleiter hinzu.

---

*) Umſchreibung für Hausfreund, was mit Einem Worte Alles ſagt.

— Und Madame wohl gar mißhandelt??? fragte der Rechtsfreund mit einer Miene, in der die Aufforderung zur Bejahung dieſer Frage lag.

— Ganz recht, mein Herr, erwiderte das brave Weib ſchnell. Mein Gemahl iſt ein abſcheulicher Tyrann ... er mißhandelt mich!

— Ueber alle Beſchreibung, betheuerte der theilnahmsvolle Freund des Hauſes.

— Er trachtet wohl gar nach Ihrem Leben? fragte Macaire.

— Mein Freund wird dies allenfalls beſtätigen können, entgegnete die charmante Frau.

— Im Nothfall könnte ich es ſogar beſchwören, meinte der junge Mann.

— Gut, dann bringen wir ihn ins Zuchthaus, ſagte der Rechtsfreund.

— Mich? fragte der erſchreckte Hausfreund.

— Nein, den Herrn Gemahl, der nach dem Leben ſeines armen Weibes trachtet. Nöthigenfalls bringen wir ihn ſogar auf die Galeere.

— Ach, mein Herr, Sie würden ſich dadurch Anſprüche auf unſere innigſte Dankbarkeit erwerben. Haben Sie die Güte, die Scheidungsklage wo möglich noch heute einzureichen, damit der Böſewicht, der gleichfalls mit einer Klage gedroht hat, uns nicht zuvor komme. Empfangen Sie die Verſicherung, daß wir mit Vergnügen bereit ſind, die Dienſte, die Sie uns leiſten, anſtändig zu belohnen. Wir ſichern Ihnen, wenn Sie den

Prozeß glücklich für uns zu Ende führen, außer den geſetzlich beſtimmten Gebühren noch ein Geſchenk von 1000 Thalern zu und beeilen uns, einſtweilen, zur Belebung Ihres Eifers, die Hälfte dieſer Summe bei Ihnen niederzulegen.

— Gar nicht nöthig, erwiderte der Rechtsfreund, das Papiergeld einſtreichend, bei meinem mir innewohnenden Rechtlichkeitsgefühle hätte es dieſes Beweiſes Ihrer Dankbarkeit durchaus nicht bedurft, um meine ganze Theilnahme für Sie in Bewegung zu ſetzen. Morgen früh reichen wir unſere Klage ein.

— Brauchen Sie vielleicht Gründe, nähere Details? fragte der Hausfreund.

— Ich brauche nichts weiter als den Namen und die Wohnung der Dame zu wiſſen.

— Adele von **, Carlſtraße Nummer 45.

— Abgemacht. Morgen früh reichen wir unſere Klage ein.

Herr und Dame empfahlen ſich.

Am andern Tage, Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, erſchien der erſte Client, welcher blos 200 Thaler deponirt hatte.

— Sie wünſchen von Ihrer Frau geſchieden zu ſein?

— So bald als möglich.

— Ich habe die Gründe, die Sie anführen, reiflich erwogen, und finde, daß die Untreue Ihrer Gattin völlig erwieſen iſt.

— Und die Klage?

— Iſt fertig bis auf den Namen Ihrer Frau. Sie heißt . . .

— Adele von **.

— Adele von **??? fragte Macaire, etwas überraſcht. Ach, mein Herr, dann thut es mir herzlich Leid, die Klage zurückweiſen zu müſſen.

— Weshalb?

— Weil ich die Ehre habe, der Anwalt Ihrer Frau Gemahlin zu ſein.

⁂

Moral.

Wer gut ſchmiert, fährt auch gut.

Der Notenſchlucker.

Ein junger Componiſt hatte mir ſeine neueſten Walzer geſchickt. Vor dem Schlafengehen (denn früher hatte ich keine Zeit dazu gehabt) ſetze ich mich ans Klavier, um ſie flüchtig durchzuſpielen. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß ſie mir gefallen hätten. Strauß'ſche Rhythmen, Lanner'ſche Motive, Labitzki'ſche Wendungen, aber durchaus nichts Originelles. Ich glaube, es giebt nichts Neues mehr in der Muſik; das Meer der Töne iſt ziemlich erſchöpft. Ein Componiſt plündert den andern, und jede Oper iſt, wie jeder Walzer, ein Steckbrief auf den andern, denn alle ſehen ſich unter einander ſo ähnlich wie Kirſchkerne.

Mitten im Schlafe vernehme ich ein ganz ſonderbares Geräuſch. Es kommt mir vor, als ob Jemand Blätter aus einem Buche riſſe. Ich ſchlage die ſchlummermüden Augen auf und erblicke eine weiße Geſtalt, die dicht am Klaviere ſteht. Zum Glück brennt noch meine Nachtlampe.

— Wer da? rufe ich mit dem ganzen Aufwande meiner Courage.

— Erſchrecken Sie nicht, ſagt die weiße Geſtalt, ich will Ihnen nichts zu Leide thun.

— Wer ſind Sie?

— Ich bin ein unglückſeliges Geſchöpf, vom Schickſale verurtheilt, ſo lange umher zu wandeln, bis ich alle muſikaliſchen Phraſen, die ein Componiſt dem andern geſtohlen hat, aufgezehrt habe. Nachtnächtlich treibe ich mich in den muſikaliſchen Bibliotheken herum, durchſtöbere alle Partituren, alle Muſikſtücke, alle Noten und verſchlinge Alles, was der Eine von dem Andern abgeſchrieben hat. Ich wandle nun ſchon fünfzehn Jahre umher und habe ſeit dieſer Zeit (ich führe Buch darüber) 347 Millionen Noten verſchluckt.

— Warum, wenn ich fragen darf, hat das Fatum Sie zu dieſer Strafe verurtheilt?

— Ich war, als ich noch lebte, Kapellmeiſter beim Theater zu ***. Laut Paragraph acht meines Contractes war ich verpflichtet, jährlich eine neue Oper zu ſchreiben, wofür ich zwanzig Louisd'or erhielt. Aber die ſtiefmütterliche Natur hatte mir ſo wenig Schöpfungsgabe verliehen, daß mir nichts Anderes übrig blieb, als aus zwölf alten Partituren eine dreizehnte zuſammenzuſtoppeln, die ich für ein neues, mir eigenthümlich angehöriges Opus ausgab. Ich bin gewiß nicht der einzige Kapellmeiſter, der dies gethan hat, und wenn das Schickſal ſo grauſam wäre, jeden Componiſten, der ſich bisher mit fremden Federn geſchmückt hat, als Geſpenſt umherwandeln zu laſſen, dann gäbe es eine ganze Armee ſo unglückſeliger Notenfreſſer, wie ich einer bin.

— Ihre einzige Nahrung beſteht alſo in Noteneſſen?

— Leider, ja! Es giebt Tage, wo ich zehn bis zwölf Opern-Partituren von der erſten Note der Introduktion bis zur letzten des Finale hinunterwürgen muß. Daraus, mein werther Herr, können Sie abnehmen, wie oft ich gezwungen bin, mir wider meinen Willen den Magen zu verderben, denn jetzt verſchlucke ich eine Donizetti'ſche Arie, dann einen Marſchner'ſchen Chor, dann einen Morelly'ſchen Walzer und ein Banck'ſches Lied, Moll- und Dur-Stücke, Alles durcheinander, denn ich denke, je mehr ich an einem Tage verſchlucke, deſto früher werde ich erlöſt. Aber jeden Tag ſchießen, wie Pilze, neue Compoſitionen auf, die, genau betrachtet, nur die alten ſind, denen man hier und da ein Paar neue Lappen angeflickt hat. So oft nun ein neues Muſikſtück angekündigt wird, bekomme ich furchtbares Herzklopfen, denn es iſt muſikaliſches Unkraut, das ich ärmſtes aller Geſpenſter ausjäten und hinunterwürgen muß. Heute vor acht Tagen habe ich Donizetti's „Maria di Rohan“ und Wagners „Rienzi“ verzehrt. Die deutſche und italieniſche Muſik, die ſich nicht viel beſſer wie Eier mit Gurkenſalat vertragen, fingen in meinem Magen zu gähren und zu toben an.

— Mein Fräulein, ſagte Cola Rienzi zu Maria di Rohan, wenn Sie nur die Hälfte von dem wären, was Sie ſich einbilden, ſo wollte ich nichts ſagen; aber weiß Gott, Sie ſind ſo fad und ſeicht . . .

— Sie deutſcher Michel, rief Maria di Rohan, ich habe mehr Melodie im kleinen Finger, als Sie in der ganzen Hand.

Cola Rienzi wurde grob, Maria di Rohan noch gröber und Beide erlaubten ſich nun ſolche Exceſſe, daß mein ohnedies geſchwächter Magen vor Unwohlſein Zeter über Zeter ſchrie.

— Sie armes Geſpenſt! Aber darf ich fragen, was Sie heute zu mir führt?

— Meine Naſe hat bei Ihnen friſche Muſikalien gewittert; Sie haben geſtern neue Walzer erhalten.

— Nun, was halten Sie davon?

Das Geſpenſt reichte mir das Heft.

— Mein Gott! nichts als weißes Papier; wo ſind denn die Noten?

— Die liegen mir jetzt wie Kieſelſteine im Magen. Mir iſt ganz unwohl.

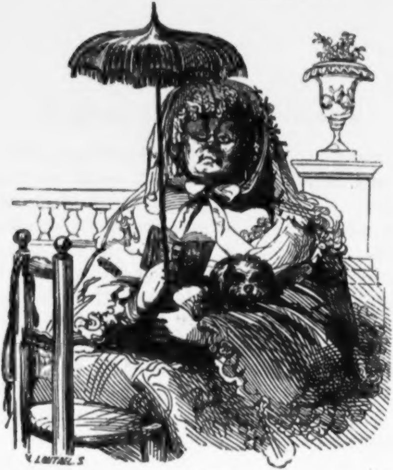
— Wollen Sie vielleicht eine Taſſe Kamillenthee?

— Ach nein, mein Herr, ich habe keine Zeit; ich muß in ein Muſik-Inſtitut; geſtern iſt ein neues Paket Noten von Taubert angekommen; ach da giebt's wieder erſchrecklich viel für mich zu thun!

— Dann will ich Sie nicht länger aufhalten, ſagte ich und fiel ... aus dem Bette, denn das Alles hatte ich nur geträumt.

Träume ſind Gottlob noch immer zollfrei.

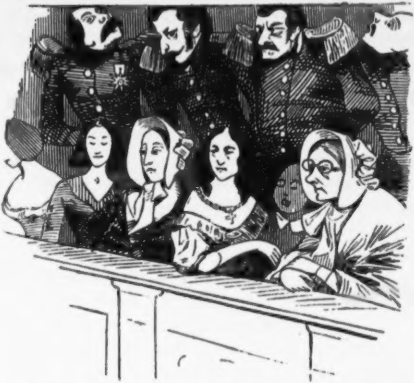
Scene im Wiener Augarten.



Alte Wittwe. Ich möchte nur wiſſen, ob jener junge Menſch in der Allee mein Gottliebchen oder mich ſo angafft?!

Vorſtellung im Odéon-Theater.

(Ponſards „Lucretia“ wird gegeben.)



Tochter. Mama, was halten Sie von dieſer „Lucretia“?
Mutter. Sie iſt ein Muſter von Keuſchheit.
Tochter. Aber ſehr langweilig, Mama!

Eugène Sue als Criminaliſt.

Der große Kronleuchter des „Journal des Débats“, der Obelisk der Pariſer Feuilletoniſten, Herr Eugène Sue, ſagt im ſiebenten Theile, vierundzwanzigſten Kapitel, ſeiner öffentlichen „Geheimniſſe von Paris“: »Die Todesſtrafe, die keinen andern Zweck hat, als den: die Geſellſchaft von einem ihr gefährlichen Individuum zu befreien, die Todesſtrafe, die dem Verbrecher ſelten Zeit zur Bereuung ſeiner Sünde und niemals Zeit zu ſeiner Rehabilitation durch Abbüßung ſeines Verbrechens läßt, die Todesſtrafe, welche Einige faſt ohne alles Bewußtſein, Andere wieder mit entſetzlichem Cynismus erleiden, die Todesſtrafe kann durch eine ſchreckliche Züchtigung, die dem Verurtheilten Zeit zur Reue und Abbüßung ſeiner Schuld läßt, erſetzt werden, ohne daß ein Geſchöpf Gottes gewaltſam dieſer Welt entzogen wird.«

Der edle Menſchenfreund ſchlägt zu dieſem Zweck die Blendung der Verbrecher vor.

»Durch die Blendung, ſagt der große Philantrop, wird den Verbrechern die Möglichkeit zur Flucht und die Möglichkeit

Jemandem zu ſchaden, entzogen, und dadurch iſt der Zweck der Todesſtrafe vollſtändig erreicht, denn die Geſellſchaft tödtet nicht im Namen der Wiedervergeltung, ſondern im Namen ihrer eigenen Sicherheit. Was aber hat ſie von einem Blinden, der noch obendrein eingeſperrt iſt, zu befürchten?«

Man ſieht, daß Herr Sue ſich nicht allein mit dem Ruhme eines Modeſchriftſtellers begnügt, ſondern ſich auch als Apoſtel einer neuen Criminalgeſetzgebung Ruf und Anhang verſchaffen will. Der edle Menſchenfreund hat die feſte Ueberzeugung, daß ſeine neue Straftheorie den heilſamſten Einfluß auf die Beſſerung der entarteten Geſellſchaft ausüben werde.

Das ſicherſte Mittel, die Verbrecher zu beſtrafen, beſteht nach der Anſicht unſeres Duodez-Draco, einzig und allein darin, ihnen die Augen auszuſtechen. Auf dieſe Weiſe organiſirt man die Reue, die, bis jetzt, ſich nur bei wenigen Verbrechern zeigt. Durch Blendung hofft Herr Sue dieſem Mangel an Reue aufs Sicherſte abzuhelfen. Indem man den Verbrecher ſeines Augenlichtes beraubt, zwingt man ihn, in ſein Innerſtes zu ſchauen und ſeine Augen auf ſeine Vergangenheit zu werfen.

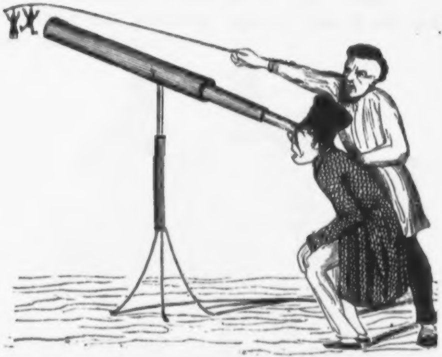
Aber wenn die Geſetzgebung den Wunſch des neuen Beccaria erfüllt, ſo werden ſich die Armen, die nicht vom Geſetz, ſondern von der Natur mit Blindheit geſchlagen ſind, ſich wenig dadurch geſchmeichelt fühlen. Jeder Blinde, der, von einem Hunde geleitet, auf der Straße ſein Almoſen bettelt, wird in den fatalen Verdacht kommen, ein alter Sünder zu ſein, der im Namen des Geſetzes ſeine Frevel abbüßt. Was ſchadet das?

meint Herr Sue und beharrt bei ſeiner neuen Theorie: um böſe Menſchen zu beſſern, muß man ſie blind machen. Seltſame Verblendung! Sein Vorſchlag hat etwas Schielendes, was wohl Jedem, ſelbſt dem Blindeſten, in die Augen ſpringt.

Wir rathen den Herren Geſetzgebern, auf Herrn Eugène Sue ein wachſames Auge zu haben, denn unter der Anſpruchloſigkeit des Romanſchreibers lauert der Ehrgeiz eines Criminaliſten!

Der neue Komet.

(Schauplatz: Berlin.)



— Männecken, wollen Sie den neuen jroßen Kometen ſehen?

— Jetzt, bei Dage?

— Jloben Sie denn, daß der Komet ſich zu ſchämen braucht, ſich ooch bei hellichtem Tage ſehen zu laaſen? Durch dieſet Fernjlas können Sie ihn jetzt janz jenau beobachten.

— Umſonſt?

— Umſonſt is der Dood, Männecken. Ick muß ſo jut wie Sie meine Abjaben bezahlen unn mein Sperfectiv krieg' ick ooch nicht umſonſt. Für fünf Silberjroſchen können Sie des Verjnügen jenießen, den neuen Kometen janz in der Nähe zu ſehn.

— Hier ſind fünf Silberjroſchen!

— Nu ſehen Sie man zu!

(Der Neugierige guckt durch das Fernrohr.)

— Det alſo is een Komet?

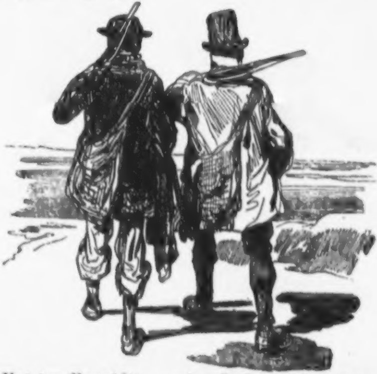
— Unn was für eener! Een Komet, der ſich jewaſchen hat! *Een Komet, wie er bis jetzt noch nich dajeweſen iſt!*

— Jott, wie jroß ſind Deine Werke!

Jagd-Vergnügen.

Zwei Sonntagsjäger gehen auf die Jagd. Juchhe!

Fröhlich und wohlgemuth ziehen die lieben Philiſter zum Thore hinaus. Juchhe!



Aus der Bauerhütte, an der ſie haaſenträumend vorüberziehen, ſteigt kerzengerade der Rauch in die Höhe. Juchhe!

Der Himmel lacht und die Lerche ſchwirrt hoch in der Luft und die beiden Sonntagsjäger ſingen:

„Was gleicht wohl auf Erden
Dem Jäger-Vergnügen?"

und nehmen ſich vor, Alles zu ſchießen, was ihnen vor's Rohr kommt. Juchhe!

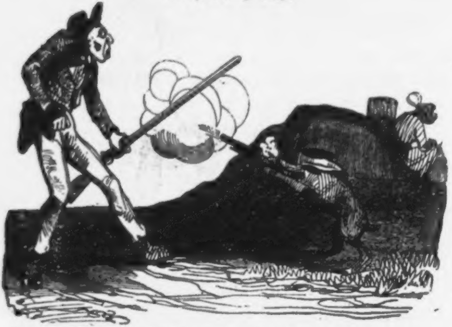
Unterwegs begegnet ihnen ein dummer Junge, der ihnen guten Morgen wünſcht.

— Das bringt uns Unglück! murmelt der Eine.

— Wollen wir umkehren? fragt der Andere.

— Muth, Bruder, Muth, wozu haben wir uns Flinten und Jagdtaſchen geliehen? Weiter, weiter!

Erſtes Pech.



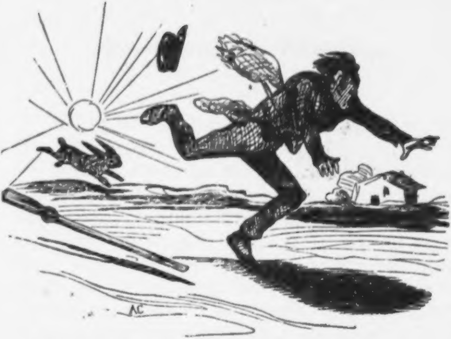
Wie der Haſe auf die Jäger ſchießt.

Der erſtaunte Sonntagsjäger ſperrt Maul und Rachen auf, läßt ſeine Büchſe fallen und nimmt Reißaus.

Ach, nichts geht über die Freuden der Jagd:

„Was gleicht wohl auf Erden
Dem Jäger-Vergnügen?“

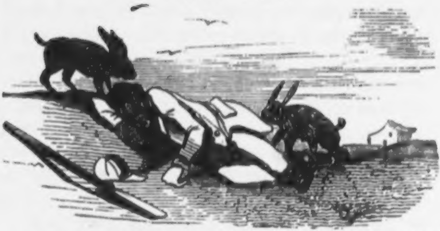
Zweites Pech.



Wie der Haſe den armen Jäger verfolgt.

Der tapfere Jäger rennt durch Schilf und Moor, durch Dickicht und Dünn, verliert ſeine Taſche, verliert ſeine Flinte, verliert ſeine Mütze und verliert ſeine Courage; die Haare ſtehen ihm zu Berge. Er rennt weiter.

Drittes Pech.



Ermattet ſinkt der arme Jägersmann auf einen Hügel nieder. Zwei Haſen erſcheinen, um ſich über ihn luſtig zu machen. Er aber ſchläft und ſingt im Traume:

„Was gleicht wohl auf Erden
Dem Jäger-Vergnügen?“

Viertes Pech.

Seinem Begleiter iſt es noch ſchlimmer ergangen. Von zwei Haſen verfolgt iſt er in einen Sumpf hineingerathen und darin ſtecken geblieben.

⁂

Moral:

Man muß keinem Jäger „guten Morgen“ wünſchen.

Der Student von Cambridge.

I.

Am 10. Mai des Jahres 1566 hielt Eliſabeth von England ihren Einzug in Cambridge.

Ungeachtet die Königin dieſe Reiſe nur zu ihrer Erholung unternommen hatte, blieb ſie dennoch ihren gewohnten Beſchäftigungen treu und arbeitete ſchon am Morgen ihrer Ankunft in aller Frühe mit den Staatsräthen Robert Dudley, Francis Ruſſel und William Cecil. Nach aufgehobenem Miniſterrathe ertheilte ſie den Lehrern der Univerſität Audienz. Nach dem Mittagsmahle wohnte ſie den öffentlich gehaltenen gelehrten Disputationen bei, während der Abend den Vergnügungen und vor Allem dem Beſuche der Schauſpiele gewidmet war, die von den Schülern der Univerſität gedichtet und dargeſtellt wurden.

Das dritte Mal, als die Königin in dem eigens zu dieſem Zwecke in dem Univerſitätsgebäude erbauten Schauſpielſaale erſchien, gab man ein Stück: „Wie das Jungfrauenthum das Frauenthum verachtet!“

Das Stück begann. Schon in der Expoſitionsſzene fühlte ſich Eliſabeth durch die eben ſo originelle als gediegene Diction der Dichtung gefeſſelt. Jede Phraſe enthielt ein pikantes Wortſpiel oder eine geiſtreiche Anſpielung.

Als der Held des Stückes erſchien, war die Königin ganz Auge, ganz Ohr. In ſeinem Weſen lag eine ſo ſchwärmeriſche Melancholie, ſeine Stimme war ſo weich und rührend, ſein edelgeformtes Geſicht ſo bleich, ſein Blick ſo glühend und doch ſo leidend, daß Eliſabeth bei ſeinem Erſcheinen alle Uebrigen unbeachtet ließ.

— Wer iſt der junge Mann? fragte ſie, ohne den Blick von ihm abzuwenden.

— John Lillie, der Verfaſſer der „Pasquinade“ des heutigen Abends, erwiderte der Graf von Arundel.

— Pasquinade! wiederholte Eliſabeth, über den ſchlechtgewählten Ausdruck des Grafen die Achſel zuckend und dann von Neuem in ſtummes Betrachten verſinkend.

Aber auch John Lillie wandte während ſeiner ganzen Rolle kein Auge von der erhabenen Monarchin ab. Bei jeder Phraſe, in welcher er die Gluth ſeiner Liebe zu ſchildern hatte, richtete er ſehnſuchtsvolle Blicke nach der Loge der Königin und es ſchien, als ob alle ſeine Liebesworte nur ihr zur Huldigung beſtimmt ſeien. Eliſabeth wurde durch die ſchmeichelhaften Allegorien John Lillie's dergeſtalt hingeriſſen, daß ſie, aller Etikette zum Trotz, dem Verfaſſer und Darſteller laut applaudirte und ihm mit der Hand wiederholt die wohlwollendſten Zeichen des Dankes zuwinkte, ein Benehmen, das ihrer Umgebung ſehr zu mißfallen ſchien.

Während der erſten Tage nach dieſer Vorſtellung war die Königin traurig und niedergeſchlagen. Nach dem Rathe ihres Leibarztes Huick, der ihr Zerſtreuung empfahl, gab ſie den Gelehrten und Schriftſtellern Audienz. Als ſie in den Thronſaal eintrat, verſchwanden plötzlich, wie durch Zauberei, die trüben Falten ihrer Stirn; ein leichtes Roth färbte ihre Wangen, ein freundliches Lächeln lagerte ſich auf ihren Lippen; denn in der Niſche eines Fenſters bemerkte ſie den Mann, deſſen Bild, ſeit ſie ihn zuerſt erſchaut, unabläſſig vor ihrer Seele ſtand. John Lillie empfand beim Anblick der hohen Fürſtin nicht weniger als dieſe eine gewaltſame Aufregung in ſeinem Innern; ſein Antlitz bedeckte ſich mit Todtenbläſſe; er war genöthigt, ſich an dem Rahmen des Fenſters feſtzuhalten, um nicht niederzuſinken und ſo den Aufruhr ſeiner Gefühle zu verrathen.

Bald darauf begannen die gelehrten Disputationen. Vergebens bemühten ſich die Redner, die Aufmerkſamkeit der Königin zu feſſeln, welche ungewöhnlich zerſtreut ſchien und von Zeit zu Zeit unruhige Blicke zu John Lillie hinüberſandte.

Bald darauf traf ihn die Reihe, als Redner aufzutreten, und von demſelben Augenblick, wo der Student, zitternd und voll Verwirrung, ſich den Stufen des Thrones näherte, verwandelte ſich die Zerſtreutheit Eliſabeths in die geſchärfteſte Aufmerkſamkeit. Folgende Stelle war es, die ſie am meiſten zu intereſſiren ſchien:

»Man muß drei Linien haben, um ein Dreieck bilden zu können: die erſte beginnt die Figur, die zweite bildet ſie aus, die dritte vollendet ſie. Eben ſo giebt es drei Tugenden in der Liebe: die Sympathie, die das Herz feſſelt, die Verſchwiegenheit, welche die Hoffnung vermehrt, und die Treue, welche das Werk beendet. Fehlt eine jener drei Linien, ſo iſt die Bildung des Dreiecks unmöglich; fehlt eine dieſer drei Tugenden, wird man vergebens die Liebe heraufbeſchwören.«

Die Königin, die bald ihre Selbſtbeherrſchung wieder gewonnen hatte, um in Gegenwart ſo vieler Zeugen mit dem jungen Dichter reden zu können, ohne ihre geheimen Gedanken zu verrathen, äußerte gegen den ſchwärmeriſchen Redner, daß ſie ſpäterhin von ihm die weitere Ausführung ſeiner ſo eben aufgeſtellten Behauptung erwarte, eine Aufforderung, in die alle anweſenden Damen und die Mehrzahl der Höflinge einſtimmten.

Mehrere Tage vergingen, während der zum Profeſſor ernannte John Lillie ſeine königliche Schülerin in der von ihm aufgeſtellten Liebes-Rhetorik unterrichtete, ein Studium, das Beider Zuneigung zu einander auf den höchſten Gipfel trieb, ohne daß es zum Geſtändniß kam, da den Einen die Ehrfurcht, die Andere der Stolz zurückhielt.

Seit John Lillie ſich durch ſein neues Amt in der gewöhnlichen Begleitung der Königin befand, hatte ſich dieſe in ihrem ganzen Weſen auffallend verändert. Früher die Heiterkeit ſelbſt, war ſie jetzt die perſonificirte Schwermuth. Sie vergaß die

Huldigungen der Grafen Leiceſter und Arundel und hatte nur Augen für John Lillie.

Bald darauf begab ſich Eliſabeth und ihr Hof nach Oxford, begleitet von John Lillie, den die Königin zu ihrem Vorleſer und Geheimſchreiber ernannt hatte. John Lillie war es, der ſeitdem alle an die Monarchin gerichteten Bittſchriften empfing und dieſe in ihrem Namen beantwortete. Allein ungeachtet der vielen Ehren und Auszeichnungen, womit die Königin ihren Günſtling überhäufte, ſuchte ſie ihm dennoch die glühende Leidenſchaft, die ihr Herz für ihn durchwogte, ſorgſam zu verbergen. Eliſabeth begnügte ſich, John zu lieben, ohne daß er es ahnte, und ſich von ihm anbeten zu laſſen, ohne daß er ſeinen Gefühlen Worte lieh.

II.

Nach einem Aufenthalte von ungefähr vier Wochen kehrte die Königin von Oxford nach London zurück, wo ſie am 22. October inmitten ihres glänzenden Hofſtaats, in welchem auch Lillie nicht fehlte, ihren Einzug hielt.

Schon am nächſten Morgen beſtürmte der Geheime Rath die Königin dringender als je, ſich zum Wohle des Reiches alsbald zu vermählen. Die Grafen von Pembrocke, Arundel, Leiceſter und Worcheſter unterſtützten dieſes Geſuch in der Hoffnung, daß Eliſabeth einen unter ihnen zum Gemahl erwählen würde. William Cecil, der als Staatsſekretär mehr als irgend

Einer Einfluß auf die Staatsangelegenheiten beſaß und der die Beſorgniß hegte, daß der künftige Gatte der Königin ſich der ausſchließlichen Leitung des Staatsruders bemächtigen werde, William Cecil war der Einzige, der ſeine ganze Macht und Ueberredungsgabe aufbot, um Eliſabeth von der Einwilligung in eine eheliche Verbindung abzuhalten, und ſelbſt Huick, der Leibarzt, dem die Königin ein unbedingtes Vertrauen ſchenkte, war von Cecil für die Plane ſeines Ehrgeizes gewonnen.

Nach aufgehobenem Miniſterrathe, worin die verhandelte Frage durchaus unentſchieden geblieben war, verſank die Königin, als ſie ſich allein befand, in tiefes Nachdenken. Ihre Seufzer, ihre Thränen ließen leicht errathen, daß ſich in ihrer Seele ein heftiger Kampf zwiſchen Vernunft und Liebe entſponnen habe. In kurzem inbrünſtigen Gebet ſank ſie vor ihrem Betaltar nieder, von dem ſie bald, wie neu geſtärkt, ruhig und entſchloſſen wieder aufſtand. Dann ſchritt ſie auf eine Seitenthür ihres Gemaches zu, rief eine ihrer Kammerfrauen, die Montjoie, und befahl ihr, auf der geheimen Treppe John Lillie, den Geheimſekretär, zu ihr zu führen. Als ſie kurz darauf den Gerufenen ſich nahen hörte, eilte ſie ihm entgegen. Auf ein Zeichen der Königin zog ſich die Kammerfrau in ein Nebengemach zurück, um dort des Augenblicks zu harren, wo ſie den ſo eben Eingeführten auf dem geheimen Wege wieder zurück geleiten ſollte.

— Woher das Blut, welches ich auf Eurer Stirn ſehe? fragte Eliſabeth mit ſchlecht verhehltem Entſetzen, als ſie ſich mit ihm allein befand.

— Dies Blut, ſtammelte Lillie, unwillkührlich die Hand auf ſein Herz legend, dies Blut . . . ach, ich weiß nicht . . . ein kleiner Riß . . .

— Blutet nicht ſo heftig, Sir John. Sprecht, Lillie, wer hat Euch verwundet? Seid gewiß, daß ſchwere Rache . . .

— O Königin, es bedarf nicht mehr der Rache. Ein Elender, der es gewagt, auf Eure Majeſtät zu ſchmähen, er fiel von meiner Hand beſtraft.

— Alſo meinetwegen wagtet Ihr Blut und Leben? rief die Königin, die ihre Freude darüber nicht bergen konnte; bald aber ſetzte ſie mit kalter Würde hinzu: Nun denn, ſo darf ich hoffen, daß Ihr in Zukunft, wenn ſchwere Gefahren mich und meinen Thron bedrohen, mir gleiche Treue und Tapferkeit beweiſen werdet.

— Ich werde meiner Königin ſtets zu gehorchen wiſſen, entgegnete John Lillie, ſeine Augen zu Boden ſenkend.

Auch Eliſabeth ſchwieg, den Blick zur Erde geheftet.

— John Lillie, begann ſie endlich in merkbarer Verwirrung, ich habe Euch rufen laſſen, um mir bei Euch Rath zu holen eines dringenden Geſuches wegen, womit meine Räthe mich heute Morgen, dringender als je, beſtürmt haben.

— Ich Euch rathen, hohe Königin? entgegnete John zaghaft und ſchüchtern.

— Ihr ſcheint leidend? fragte Eliſabeth nach kurzer Pauſe.

— Ja, Majeſtät, ich fühle mich in der That ſehr angegriffen.

— Und die Urſache Eures Schmerzes?

— Ein Traum, entgegnete Lillie erbebend.

— Ein Traum? Ich bitte Euch, Sir John, erzählt.

— Ich war . . . das, was ich bin, begann John Lillie, der treueſte Eurer Unterthanen und liebte mit der ganzen Gluth der erſten Liebe ein Weib, ſchöner als alle Seraphim der Himmelswelt. Ihr Antlitz, obgleich von Engelreiz umfloſſen, ſchien oft ernſt und ſtreng, doch milderten die blonden Ringellocken, die ihr Haupt umwallten, den majeſtätiſch ernſten Ausdruck ihrer Züge. Dieſe Frau, ſtets mild und gütig, hatte mich einſt auf einem Spaziergange erblickt und mich freundlich angeredet. Sie that noch mehr! Trotz meiner bleichen, von Sorge und Kummer abgezehrten Züge und ungeachtet der Lumpen, die als Kleidung mich bedeckten, erlaubte ſie mir, den Saum ihres Purpurmantels zu erfaſſen und mich zu ſich zu erheben, denn ſie war . . . eine hohe, edle, huldvolle Frau.

— Und dann? fragte Eliſabeth, die nicht zu athmen wagte.

— Und dann? Das Gefühl der Verehrung und des Dankes, das mich für meine großmüthige Beſchützerin beſeelte, verwandelte ſich bald in glühendheiße, wahnſinnige Liebe, in eine Liebe, die den Tod in ihrem Schooße birgt.

— Ja, Lillie, Ihr ſprecht wahr, es giebt eine Liebe, welche tödtet! Doch erzählt mir weiter . . . wie endet Euer Traum?

— Das Ende meines Traumes? Ich ſehe ſie noch jetzt, die hohe Frau, wenn ſie ihre Blicke voll Zauber zuweilen auf mir ruhen läßt, ein Zauber, der mich glauben laſſen könnte an die höchſte Erdenſeligkeit; zuweilen aber blickt ſie mich voll Schwermuth und voll ſanften Mitleids an, denn ſie weiß es wohl, die hohe Frau, welch weite Kluft uns trennt.

— Ja, Lillie, ſie weiß es, rief Eliſabeth voll Entzücken. Dieſe Frau ernennt, um Deine Liebe, Deine Treue würdig zu belohnen, zum König ihres Reiches Dich, Dich, Dich!

— Was ſagt Ihr, Königin, rief Lillie aus, der Monarchin zu Füßen ſinkend, das kann nicht ſein, das iſt unmöglich!

— Ich bin Königin!

— Gedenket Eures Volkes, Eures Ruhmes und der Nachwelt; bedenkt, daß ſelbſt Euer Leben . . .

— Ich liebe Dich, John, ſagte Eliſabeth, voll Inbrunſt einen heißen Kuß auf Lillie's Stirne drückend. Doch nun geh'! Die Nacht bricht an, mit ihr die Stunde, wo die Miniſter ſich verſammeln zum Conſeil. Dort iſt es, wo ich Dich wiederſehen werde; dort, in Deiner Gegenwart, will ich ihnen Antwort künden auf ihr Geſuch und ſie wiſſen laſſen den feſten, unabänderlichen Entſchluß meines königlichen Willens. Leb' wohl, leb' wohl, mein John!

III.

Es war nahe um Mitternacht. Die Königin präſidirte im Miniſterrathe. Jede Minute, die in den Schooß der Zeit hinabrollte, vermehrte ihre ſichtbare Unruhe. Wie von geheimer

Qual bewegt, ſchaute ſie oft nach der Thür des Gemachs, als ob ſie Jemandes Eintritt erwarte; dann öffnete ſie zuweilen den Mund, als ob ſie an ihre Räthe eine Frage richten wollte; aber jedes Mal ſchien die Frage auf ihren bebenden Lippen zu erſterben. Die Mitglieder des Geheimen Staatsrathes, unvermögend, ſich die ſeit dem am Morgen ſtattgehabten Conſeil mit der Königin vorgegangene auffallende Veränderung zu erklären, betrachteten mit ängſtlicher Sorge die hochverehrte Fürſtin. Nur zwei von ihnen lächelten und ſandten ſich verſtohlene Blicke zu. Das dumpfe Schweigen, das ſeit einigen Minuten ringsum im Saale herrſchte, weckte die Königin endlich aus ihrem dumpfen Hinbrüten. In demſelben Moment erſchien auch der Graf von Arundel in der Hauptthür des Conferenzzimmers. Eliſabeth ſchaute mit feurig verlangenden Blicken hin, doch als ſie ihre ſüße Erwartung getäuſcht ſah, ſagte ſie mit erkünſtelter Gleichgiltigkeit:

— Ah, eben recht, Graf von Arundel. Ihr kommt aus London. Saht Ihr meinen . . . Geheimſchreiber?

— Nein, Königin!

— O, dann iſt er das Opfer einer teufliſchen Schandthat geworden! herrſchte ihm die Königin zornentflammt entgegen, doch früh oder ſpät werde ich das Bubenſtück enthüllen, und dann Wehe, Wehe den Schuldigen!

Eliſabeth erhob ſich ungeſtüm von ihrem Lehnſtuhle und verließ, ihren Räthen drohende Blicke zuwerfend, das Gemach.

IV.

Am andern Morgen fand man in der Themſe den Leichnam eines jungen Mannes, dem ein Degenſtich das Herz durchbohrt hatte. Bald darauf wurde ein Coroner herbeigeholt, der den Körper und deſſen Kleidung unterſuchte, um ſich nähere Auskunft über die Perſon des Ermordeten zu verſchaffen. Vergebens! Das Einzige, was ſich in der Seitentaſche des Bruſtwammſes befand, war ein in gewählten Verſen abgefaßtes, von überſchwenglicher Begeiſterung und ſeligem Entzücken durchwebtes Lobgedicht auf die hohen Tugenden und Reize der Königin Eliſabeth, ein Gedicht mit dem Refrain:

„Tauſend Mal ſei mir geſegnet der Tag,
Wo meiner Herrin Mund mir verkündet
Ewige Liebe!“

— Er war verrückt, ſagte der Coroner.

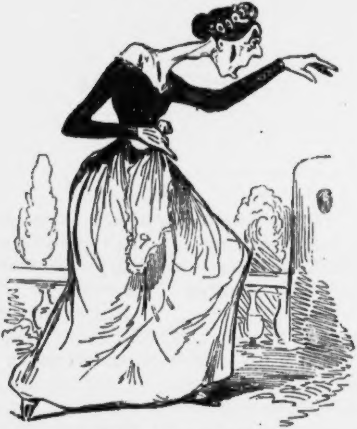
V.

An jenem Tage that die Königin Eliſabeth das Gelübde, ſich nie zu vermählen.

Man weiß, daß ſie Wort gehalten.

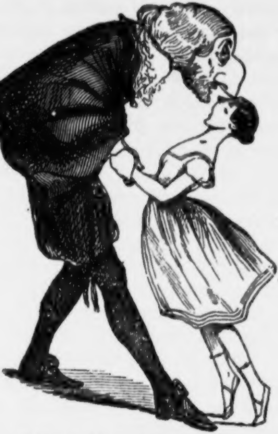
Opern-Szenen.

Eine Alt(e)-Sängerin.



Mich fliehen alle Freuden,
Ich ſterb' vor Ungeduld;
An allen meinen Leiden
Iſt blos — das Alter Schuld.

Don Juan und Zerline.



Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm in mein Schloß mit mir,
Da hilft kein Widerſtreben,
Es iſt nicht weit von hier.

Jonathan Dibbs.

I.

„Schreibe keinen Brief.“
Oxenſtierna.

Ganz London kennt Sir Jonathan Dibbs. Er bewohnt eines der prachtvollſten Häuſer auf dem Sobo-Square und iſt der unermüdlichſte, leidenſchaftlichſte, unerſättlichſte Handſchriften-Sammler der drei vereinigten Königreiche, vielleicht gar der fünf bekannten Welttheile.

Beſagter Sir Jonathan war, noch vor kaum zwanzig Jahren, ein ſehr ehrenwerther, übrigens ganz ſchmutziger Buchhändler, der in einer der abgelegenſten und unbekannteſten Straßen der City gehauſt und ausſchließlich nur Räuber-Romane verlegt hatte. Sir Dibbs hatte, wie ſo viele ſeiner Herren Collegen, den ſehr ehrenwerthen, übrigens ganz filzigen Grundſatz gehabt, wenig oder gar kein Honorar zu zahlen. Und dennoch war kein Monat vergangen, in dem nicht zwei bis drei funkelnagelneue Räuber die Preſſe des Sir Jonathan verließen. Die meiſten dieſer Räuberromane hatten einen wahrhaft ſpitzbübiſchen Abgang gefunden und in vier bis fünf Jahren zwei bis drei Auflagen erlebt. Beweis genug, daß es nicht blos auf dem Kontinente, ſondern auch auf der britiſchen Halbinſel ſchöne, empfindſame Seelen giebt, die ſich für die Schickſale und Abenteuer der Herren Räuber lebhaft intereſſiren.

Sir Jonathan hatte ſich durch ſeine ſehr ehrenwerthen, übrigens oft ſehr langweiligen Räuberromane bereits ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben, als er auf den ſehr ehrenwerthen, übrigens höchſt unglücklichen Einfall gerathen war, den dreibändigen Roman eines in etwelchen Stadtvierteln Londons ſchnell berühmt gewordenen Schriftſtellers, der ſich in einigen Zeitungen, an welchen er Mitarbeiter war, ſehr beſcheiden mit Walter Scott und Edward Bulwer verglich, in Verlag zu nehmen. Sir Jonathan hatte ſich vom Rufe dieſes Schriftſtellers verleiten laſſen, ihm ein Honorar von 8000 Pfund Sterling zu bewilligen und deſſen Roman ſo elegant in Scene ſetzen zu laſſen, daß ihm die Ausſtattung — Finden hatte reizende Frauenköpfe, Cruikſhank treffliche Karikaturen dazu geliefert — faſt eben ſo hoch als das Honorar zu ſtehen kam. Der Roman war erſchienen, ſpurlos vorübergegangen und — Sir Jonathan Dibbs ruinirt. Ich überlaſſe es meinem Leſer, ihn zu bemitleiden; ich für meine Perſon vermag es nicht. Wäre der Schuſter bei ſeinem Leiſten, der ſehr ehrenwerthe, übrigens auffallend einfältige Buchhändler bei ſeinen ſpottbilligen Räubern geblieben, ſo wäre er nie in die Lage gekommen, ſeine Zahlungen einſtellen und nach dem Kings-Bench wandern zu müſſen.

Sir Jonathan, der hier drei lange Jahre zugebracht, hatte in der Einſamkeit volle Muße gehabt, ein Mittel zu erſinnen, ſeinem Schickſal unter die Arme zu greifen und ſich wieder auf die Beine zu bringen.

An einem etwas mehr als gewöhnlich ſchmutzigen Apriltage des Jahres 1826 hatte ihn plötzlich — zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens — die glückliche Idee überſchattet, eine neue Stiefelwichſe zu erfinden, die Alles, was Vor- und Mitwelt in dieſem Genre bisher geleiſtet, überſtrahlen, verdunkeln, ecraſiren ſollte.

Die Wichſe war erfunden und ſchon die erſte Probe — er hatte ſich herabgelaſſen, ſeine eigenen Stiefel zu putzen — dergeſtalt glänzend ausgefallen, daß der ſehr ehrenwerthe Ex-Buchhändler bald darauf der General-Stiefelputzer des ganzen Kings-Bench geworden war.

Nach Verlauf des erſten Jahres ſeiner weltgeſchichtlichen Erfindung hatte ſich der ci-devant-Buchhändler ſchon ſo viel zuſammengewichſt, um ſich damit die Riegel ſeines Kerkers zu öffnen. Bald, nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt, hatte er um ein Patent nachgeſucht, daſſelbe ſchnell erhalten und es in allen Zeitungen Alt-Englands mit ſo viel liebenswürdiger Unverſchämtheit ausposaunt, daß Jeder begierig war, dieſe Wunderwichſe kennen zu lernen.

Wer von Euch erinnert ſich nicht, in den engliſchen Journalen einen blankgewichſten Stiefel geſehen zu haben, der einem ſich ſelbſt raſirenden Pavian als Spiegel dient? Wer von Euch hat nicht über die hochtrabenden Verſe gelacht, die am Abſatze dieſes Spiegel-Stiefels geprangt?

Dieſe poetiſche Wichſe, dieſe gewichſte Poeſie war die Erfindung des ſehr ehrenwerthen, übrigens ſehr langweiligen Sir Jonathan Dibbs, der ſich dadurch, nach Verlauf von zehn Jahren, faſt zum Millionär emporgewichſt hatte.

Vom Stiefelputzer bis zum Gentlemann giebt's oft nur einen Schritt, namentlich in England, wo man eben nur ſehr viel Geld zu haben braucht, um ein vornehmer Mann zu ſein. Sir Jonathan hatte ſeine Wichſe ſehr bald abgeſtreift und einen nagelneuen Menſchen angezogen. Er war über Nacht ganz Gentleman geworden, hatte ſich ein palaſtähnliches Haus auf dem Soho-Square — daſſelbe, das er noch jetzt bewohnt — gekauft, einen irländiſchen Kammerdiener, einen ſchweizer Portier, einen franzöſiſchen Koch und mit dieſem Dienſt-Perſonale alle ſogenannten noblen Paſſionen der faſhionablen Welt angenommen, die theuerſten Pferde und die ausgeſuchteſten Newfoundländer gekauft, bei Crockford Whiſt den Point um ein Pfund Sterling geſpielt und nebenbei hohe Wetten entrirt, in Covent-Garden und Drury-Lane eine Loge gemiethet, koſtſpielige Liaiſons mit den leichtgeſchürzten Coriphäen des Ballets angeknüpft und am Ende Eine derſelben zum Altar geführt.

Sir Jonathan war, als er — am 13. Juli 1838 — der ſchönſten Sylphe des Drury-Lane die ſehr ehrenwerthe

Ehre erwieſen, ſie zur zweiten Hälfte ſeines Ich's zu erheben, ein Mann, der den Aequator ſeines Lebens längſt überſchritten hatte.

Er war gerade 58 Jahre alt.

2.

— Und ſeine Frau?

Seine Frau war eine Peri, auf deren Stirn die Jugend in kaum erſchloſſener Blüthe prangte.

Denke Dir, mein höchſt vortrefflicher Leſer, ein Paar Augen, für deren Feuer keine Verſicherungsanſtalt exiſtirt, Wangen, deren blühendes Weiß ſelbſt den blendendſten Schnee beſchämt, und einen Mund, geſchaffen für den erſten Kuß, ein Lächeln, das einem Petrarca Stoff zu hunderttauſend Sonneten gegeben, ein Füßchen, das Jedem den Kopf verdreht und einen Wuchs, einen Wuchs . . . beim Brama, Sir Jonathan war zu beneiden!

Ich bitte meine Leſer 1844 mal um Verzeihung, wenn ich hier meine Erzählung unterbreche, um ſie zu fragen, ob einer unter ihnen jene gelehrte Abhandlung geleſen, die unter dem Titel „**Disputatio qua probatur, mulieres homines non esse**“ (Beweis, daß die Frauen keine Menſchen ſind) 1595, ich weiß nicht, wo? erſchienen iſt. Der Verfaſſer dieſer Abhandlung, Valens Alcidalius (Andere behaupten, dieſe Schrift ſei von dem berühmten Rechtsgelehrten Jacob Cujacius) verſuchte den Beweis zu führen, daß alle Frauen — hört, hört! — Teufel ſind. Ein anderer Gelehrter, Dr. Gediccius, ſoll hierauf — gleichfalls in einer ſehr gelehrten Abhandlung — bewieſen haben, daß die Frauen keinesweges Teufel, ſondern, umgekehrt, Engel ſeien.

Der Erſtere beruft ſich auf eine Maſſe Autoritäten und citirt eine Unzahl von Beiſpielen, die für ſeine Behauptung ſprechen.

Adam wurde verführt, Simſon gefeſſelt, David's Heiligkeit getrübt, Salomo zum Narren gemacht und das Alles durch — Weiber; ein Weib chikanirte den armen geplagten Hiob mehr als der Teufel; ein Weib verleitete den Apoſtel Petrus, ſeinen Herrn zu verläugnen. — Die alten Griechen behaupteten, daß alles Unglück durch ein Weib — Pandora — in die Welt gekommen. Um Helena brannte Troja; Dejanira vergiftete den Hercules; die Danaiden ermordeten in einer Nacht all' ihre Männer. Der große Philoſoph Plato floh den Umgang mit Frauen, weil er ſie für weit unvollkommnere Geſchöpfe hielt als die Männer; er behauptete, daß die Seele eines männlichen Böſewichts nach dem Tode — zur Strafe — in ein Weib übergehe. Der Dichter Codrus ſang: »Nicht ſo viel Sterne ſind am Himmel, nicht ſo viel Fiſche im Meere, als Schalkhaftigkeiten im Herzen der Frauen.« Hippocrates verſichert, die Bosheit ſei dem Weibe angeboren. Philipp von Macedonien betheuert: der ſchlimmſte Krieg, den er zu führen gehabt, ſei gegen ſein Weib geweſen. Heſiod ſagt: zur Strafe des Menſchengeſchlechts ſei das Weib erſchaffen. Die Quelle alles Böſen, behauptet Socrates, der freilich eine Xantippe zur Frau gehabt, ſei das Weib. Der Römer Laberius ſchreibt: Sobald ein Weib allein iſt, denkt es Böſes. — Allein nicht blos die heidniſchen Philoſophen und Dichter, auch die chriſtlichen Kirchenväter verurtheilen das Weib. Der heilige Chryſoſtomus verſichert, unter allen wilden Thieren ſei keines gefährlicher als das Weib. Der heilige Hieronymus rathet nur denen zu heirathen, die ſich fürchten, Nachts allein zu ſchlafen; Matthäus belehrt uns, daß die Heiligen im Paradieſe unverheirathet ſein werden. Der heilige Origines nennt das Weib des Teufels Hauptwaffe, und der heilige Gregorius beweiſ't klar und deutlich, daß der Haß des Teufels weniger zu fürchten ſei als die Liebe eines Weibes. — Der berühmte Dichter Prior wurde gefragt, warum es im Paradieſe keine Ehe gebe? Weil es kein Paradies in der Ehe giebt, erwiderte der Gefragte.

Wer von Beiden hat wohl Recht? Sind die Frauen Engel oder Teufel? Ich, für meinen Theil, halte ſie für das Erſtere, habe aber nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Anderer ſie für das Letztere hält.

Doch nun zurück zu Mißtreß Dibbs.

3.

Sie war in der That eben ſo geiſtreich als liebenswürdig, daher auch Niemand begreifen wollte, wie ſie, die junge, lebensluſtige Sylphe, an dieſem alten, abgeſchmackten, übrigens ſehr ehrenwerthen Dromedar Geſchmack finden konnte.

Und dennoch war die Ehe dieſer beiden Leute Anfangs ſehr glücklich. Sir Jonathan trug ſein junges Weibchen, ſo zu ſagen, auf den Händen, errieth jeden ihrer Wünſche, fügte ſich in jede ihrer Launen und war mit einem Wort **un bon enfant,** ein gutes Schaaf. Geſtern kaufte er ihr eine Mantille und heute einen Shawl; heute einen Hut und morgen ein Baret. Kleine Geſchenke — ſagt der Franzoſe — erhalten die Freundſchaft.

Bald aber klopfte ein ungebetener Gaſt, die Langeweile, der erſte Hausfreund, der gefährlichſte Feind jeder ungleichen Ehe, bei ihr an. Sie fing erſt zu gähnen, dann . . . zu ſchreiben an und wurde Blauſtrumpf.

Blauſtrumpf, lieber Leſer, heißt jede Dame, die ihre Weiblichkeit abgeſtreift und dafür die Neigungen, Gewohnheiten und Beſchäftigungen der Männer angenommen hat Ein Blauſtrumpf raucht Cigarren, ſpielt Billard, tanzt nur ſelten, aber reitet deſto mehr, trinkt viel Champagner, liebt die Hazardſpiele, gefällt ſich dann und wann in Männerkleidung, jagt und angelt, kann auch fechten und ſchwimmen, lieſ't außer den Romanen des Herrn von Balzac kein Buch, das ein Mann geſchrieben hat, iſt, was den Glauben anlangt, weder Jüdin noch Chriſtin, hält, wie David Strauß, den Heiland für eine Mythe und den Propheten Mahomed für einen grundgeſcheuten Mann, weil er den Türken Polygamie geſtattet, betrachtet die Ehe als das

Grab der Liebe und jede Wiege für einen Dorn im Auge, liebt Abenteuer und Jeden, der Aufſehen erregt, haßt den Petrarca, weil er für eine gewiſſe Laura geſchwärmt, erklärt den armen Werther, der ſich um ſeiner Lotte willen todtgeſchoſſen, für einen Eſel, Frau von Dudevant für den größten Mann und Herrn von Balzac für das größte Weib, das je gelebt.

— Dieſe Mißtreß Dibbs gefällt mir ...

— Mir auch, guter Leſer.

Noch beſſer wird Dir ihr Boudoir gefallen. Statt der Teppiche breiten ſich Bären- und Tiger-Felle über den ſauber getäfelten Fußboden aus. In jeder Ecke des Zimmers iſt ein Spiegel aufgeſtellt, damit, wie Mißtreß Dibbs ſich auch drehen und wenden möge, ſie nie ihr Bild aus den Augen verliere. Im Rahmen dieſer Pſyche's ſtecken als Siegeszeichen ihrer Eroberungen die Viſitenkarten aller Anbeter ihres Geiſtes und aller Bewunderer ihrer Schönheit. Auf ihrem Schreibpulte prangt ein von Elfenbein meiſterhaft geſchnitzter Todtenſchädel, der zugleich die Stelle einer Vaſe vertritt, in welcher ein buntfarbiger Flor ausländiſcher Blumen ſeine duftigen Seufzer aushaucht. Rings um dieſes **Memento mori** zieht ſich eine reiche Gallerie alabaſterner Statuetten von Rouſſeau und Bellini, von Robespierre und Johann Strauß, von Chateaubriand und Fanny Elsler, von Franconi und Franz Lißzt, von Virginie Kenebel und Lady Bleſſington, von Bulwer und Carême, dem berühmteſten Kochkünſtler aller Zeiten. Ueber dem Pulte hängt eine Judith, die dem ſchlafenden Holofernes den Kopf vom Rumpfe trennt, rechts der Dolch, womit Henry Darnley, der eiferſüchtige Gemahl der Maria Stuart, ſeinen begünſtigten Nebenbuhler, den holden Sänger David Rizzio, durchbohrt; links der Dolch, womit Chriſtine von Schweden ihren Liebling, Giulio Monaldeschi, niederſtechen ließ, weil er ſich der von ihr empfangenen Gunſtbezeugungen gerühmt. Rings an den Wänden prangt Mißtreß Dibbs in zwanzig verſchiedenen Coſtumes und Stellungen, hier als Frühling mit Schneeglöckchen im Haar, dort als Amazone mit dem Wurfſpieß in der Hand, hier als Venus in diaphanen Schaum und dort als Magdalene in die Schleier der Nacht gehüllt. Auf dem offenen Klavier lagern in chaotiſcher Unordnung Albumblätter und Modebilder, Romane von Herrn Georges Sand und Frau von Balzac, Fächer und Reitgerte, Sonnenſchirm und Angelruthe, Armbänder und Sporen und manche andere Kleinigkeiten, die uns in Zweifel laſſen, ob wir uns im Boudoir einer Dame oder eines Herrn befinden. Neben dem Klaviere ſchaukelt ſich in vergoldetem Käfich ein blaßgelber Kakadu; zu Mißtreß Füßen zerrt am geſtickten Saume ihres Unterkleides ein langhaariger, ſchwarzäugiger Spitz, welcher Percy heißt, und neben dieſer Gruppe gähnt ein Löwe, der auf den Namen Reginald hört.

— Ein Löwe?

— Wie, guter Leſer, Du weißt nicht, was ein Löwe iſt?

— Ein Löwe iſt, ſo weit ich mich ſeiner noch aus Raff's Naturgeſchichte zu erinnern weiß, ein vierfüßiges, wildes, reißendes Thier, das zum Katzengeſchlechte gehört, und Felis Leo, aber nicht Reginald heißt.

— Ich merke, vortrefflicher Leſer, daß Du in der Umgangsſprache der modernen Welt um ein Jahrzehend zurückgeblieben biſt. Ein Löwe heißt in der Terminologie der **Beau-monde** eines jener zweibeinigen Weſen, die in Frankreich urſprünglich **petit-maitres**, dann **muscadins**, dann **mirliflors**, dann **incroyables**, dann **élégants**, dann **dandies**, dann **fashionables** geheißen haben. Seit den glorreichen Julitagen heißt dieſes Weſen, für das der Deutſche bisher nur drei Ausdrücke gehabt: Stutzer, Modepuppe und Zierbengel, in Frankreich und England **lion** und in Deutſchland Löwe. Dieſer Löwe gehört nicht ausſchließlich dem Katzengeſchlecht, ſondern häufig auch der Affen-Sippſchaft an und ſieht weit öfter einem Pavian als einem Menſchen ähnlich.

— Und woran erkennt man einen ſolchen Löwen, der gleichſam den Uebergang vom Menſchen zum Affen bildet?

— An hundert kleinen Merkmalen, von denen ich blos die wichtigſten hervorheben will. Ein Löwe trägt nie andere als gelbe Glaçehandſchuhe, weßhalb er früher auch **gant jaune** geheißen hat. Ein Löwe raucht nur Damen-Cigarren und auch dieſe bis zur Hälfte nur. Ein Löwe erkennt keinen andern Parfüm als Patchouly an. Ein Löwe gähnt in zehn Minuten mehr als ein anderer Menſch im ganzen Jahre; er gähnt überall, im Theater, im Concert, auf dem Balle und bei Tiſche, denn Gähnen iſt die Dominante des guten Ton's. Er iſt blaſirt,

d. h. überſättigt und alſo abgeſtumpft gegen alle Genüſſe des Lebens. Tafelfreuden haben keinen Reiz für ihn, Liebe iſt in ſeinen Augen nur ein Hirngeſpinnſt, Theater ennuiren ihn, Concerte bringen ihn in Verzweiflung; wenn Alle applaudiren, iſt er der Einzige, welcher ziſcht, gähnt oder die Miene eines Schlafenden affectirt. Das Einzige, wofür er noch nicht ganz und gar abgeſtumpft iſt, was noch einigen Reiz für ihn beſitzt, iſt das Spiel. Er glaubt an Träume und beſetzt jede Nummer, die ihm im Schlafe erſcheint, am andern Morgen auf der Roulette, und im Ecarté verſteht er die Kunſt, zu rechter Zeit den König aufzuſchlagen. Schönen Frauen macht er den Hof, aber nicht aus Liebe, ſondern aus Eigennutz: die Eine muß ihm einen Bedienten halten, die Zweite ein Reitpferd ſchenken, die Dritte ihm Geld zum Spiele verſchaffen. Im Ganzen genommen, iſt der Löwe das unter den Männern, was der Blauſtrumpf unter den Frauen.

— Sie ſind ſeit einigen Tagen wieder ganz unausſtehlich, ſagte Mißtreß Dibbs zu Reginald de Mérancourt.

— Das haben mir heute ſchon Viele geſagt, erwiderte der Löwe, der ſich mit pittoresker Nachläſſigkeit auf dem Stuhle wiegte.

— Sie ſcheinen mißvergnügter als je zu ſein. Was fehlt Ihnen, Reginald?

— Geld, erwiderte er mit trockenem Lakonismus.

— Und wozu brauchen Sie es?

— Naive Frage! Ich brauche es zum Spielen. Vorgeſtern Abend verlor ich bei Crockford 120 Guineen auf die Coeur-Dame. An dieſem Unglück iſt Niemand anders Schuld als . . . Madame.

— Ich???

— Nur Sie, antwortete Reginald, mit der Reitgerte, die — beiläufig geſagt — ein Löwe nie aus der Hand legt, nonchalant um ſich hauend. An Sie dachte ich, als ich die Coeur-Dame beſetzte. Und ſiehe da . . . ich verlor all' mein Geld!

— Armer Freund, ich bedauere Sie.

— Mercy, Madame! Aber mit dem Bedauern allein iſt mir nicht geholfen. Ich brauche Geld.

— Wie viel, mein Freund?

— Nur lumpige 2000 Francs, eine Bagatelle für eine ſo reiche Frau, wie Sie ſind.

— Erſt vor acht Tagen gab ich Ihnen 4000 Francs.

— Sie waren ſchon am andern Morgen beim Teufel. Ich habe ſeit Kurzem Pech, viel Pech, Madame.

— Sie ſollten das Spiel aufgeben.

— Welche Zumuthung! Auch dieſe kleine, harmloſe, unſchuldige Freude gönnen Sie mir nicht?

— Sie ſtürzen dadurch ſich und mich ins Verderben. Wo in aller Welt ſoll ich all' das Geld für Sie auftreiben?

— Aber mein Gott, wozu haben Sie denn einen Mann und noch dazu einen ſo alten, häßlichen Mann?

— Er iſt geizig und noch obendrein argwöhniſch; er kann nicht begreifen, was ich mit all' dem Gelde, das er mir giebt und das ich mir nehme, anfange.

— Sagen Sie ihm, Sie brauchen es zu einem edeln, wohlthätigen Zweck.

— Das hab' ich geſagt, er aber glaubt es nicht.

— Welche Impertinenz! Ein verheiratheter Mann muß Alles glauben, was ihm ſeine Frau ſagt.

— Und wenn er nicht will?

— Dann iſt er ein Flegel.

— Sie haben Recht, Reginald; mein Herr Gemahl iſt ein Fegel. Wie aber fange ich es an, Ihnen das Geld zu verſchaffen?

— Haben Sie denn keinen Credit mehr?

— Seitdem mein Gemahl in den Zeitungen erklärt, keiner Perſon, ſie möge heißen wie ſie wolle, etwas auf ſeinen Namen zu leihen, ſind alle Quellen für mich verſtopft!

— Sie wiſſen alſo wirklich keinen Rath zu ſchaffen?

— In dieſem Augenblick, nein!

— Dann muß ich ſehen, wo ich anderswo Geld auftreibe. Adieu, Madame, ſprach der Löwe und entfernte ſich.

Mißtreß Dibbs ſchickte ihm einen langanhaltenden Seufzer nach. Gleich darauf ſetzte ſie ſich an's Klavier und ſpielte, von dieſem Auftritt tief ergriffen, ein Muſikſtück.

Es war ein Galopp von Muſard.

* * *

4.

Was trieb unterdeſſen der Herr Gemahl?

Er beſchäftigte ſich mit ſeiner einzigen Liebhaberei, mit dem Ordnen ſeiner Handſchriften-Sammlung.

Die Manie, Autographen und Facſimile berühmter Leute zu ſammeln, iſt eine Krankheit neuerer Zeit. Sie verdrängte die Albums, die ihrerſeits die Stammbücher verdrängt haben, welche vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis zu Ende des franzöſiſchen Kaiſerreichs graſſirt hatten. Es gab eine Zeit in Deutſchland, wo faſt Jeder und Jede, das Stubenmädchen ſo gut als der Jäger, ein Stammbuch beſaßen, und wollte das Stubenmädchen dem Jäger unter der Blume zu verſtehen geben, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei, ſo ſagte ſie zu ihm: »Schreiben Sie ſich in mein Stammbuch,« und ihr Jäger ſchrieb dann einen jener Gedanken hinein, die auf jeden Stand und jedes Alter paßten und ungefähr ſo lauteten:

„Wandle auf Roſen und Vergiß — mein — nicht!“

Das Stubenmädchen, vielleicht um einen Grad gebildeter, ſchrieb in das Stammbuch des Jägers die erſten Zeilen eines ihr bekannten Gedichtes, z. B.:

„Zu Dionys, dem Tyrannen, ſchlich
Möros, den Dolch im Gewande“ — —

und fügte als Zeichen ihrer Freundſchaft die Worte zu:

»Erinnern Sie ſich bei Leſung dieſer Zeilen
Ihrer Jette.«

Ach, das war noch eine ſchöne, liebenswürdige, himmliſch-naive Zeit!

Aber nicht blos in den niedern Sphären der Domeſtikenwelt, auch in den höchſten Rayons der **haut parage** fanden ſich überall Stammbücher, die überall wie Pilze emporſchoſſen, und ſelbſt Fürſten und Fürſtinnen verſchmähten es nicht, dieſe allgemeine Mode lange Zeit mitzumachen. Die ſtärkſte und intereſſanteſte Sammlung derlei fürſtlicher Stammbücher befindet ſich in Weimar; ſie beſtand im Jahre 1828 aus 331 Bänden und hat ſich ſeitdem gewiß vermehrt.

Erſt ſeit den letzten zehn Jahren ſammelt alle Welt Briefe und Unterſchriften.

Buffon ſagte einmal: **le style c'est l'homme**, und ſeit jener Zeit will man den Character des Menſchen aus ſeinem Style und aus der Form ſeiner Schriftzüge erkennen. Aber Buffon's Axiom iſt grundfalſch und lächerlich; ich kenne manchen lieben, guten, kreuzbraven Mann, der einen ſchlechten Styl, und wiederum manchen ſchlechten Kerl, der einen ganz vortrefflichen Styl und dabei ſo ſchön, wie geſtochen, ſchreibt. Nichts trügt ſo ſehr als Styl und Handſchrift.

Der beſte Probierſtein eines guten Styls bleibt ein einfacher Brief. Wer einen guten Brief ſchreiben kann, kann Alles gut ſchreiben. Die ſchönſten, beſten und muſterhafteſten Briefe ſchrieb Frau von Sevigné an ihre Tochter, Lord Cheſterfield an ſeinen Sohn und Ludwig Baruch Börne an ſein Volk. Als die Erſtere einſt gefragt wurde, wie man es anfange, ſo einfache, ſchmuckloſe und doch ſo reizend ſchöne Briefe zu ſchreiben, wie ſie, erwiderte ſie: „Schreibe ſo, wie Du denkſt und — denke ſo, wie Du ſchreibſt.« In dieſen Worten liegt das ganze Geheimniß ihrer Kunſt.

Da hier einmal von Briefen die Rede iſt, ſo muß ich noch einmal den Satz citiren, den ich als Motto an die Spitze meiner Erzählung geſetzt. Als der junge Oxenſtierna die diplomatiſche Laufbahn betrat, gab ihm ſein Vater, der alte, weiſe Kanzler, den einzigen, aber höchſt vortrefflichen Rath: »Schreibe keinen Brief.« In dieſen drei Worten liegt eine Fülle von Vorſicht, die, wie ſchon das Sprichwort ſagt, die Mutter der Weisheit iſt. Schreibe keinen Brief, geliebte Leſerin, rathe auch ich, denn es kommen Tage und Verhältniſſe, wo die Briefe, die wir geſchrieben, unſere ärgſten Verräther, unſere öffentlichen Ankläger, unſere ſchlimmſten Feinde werden. Willſt Du die Feder ergreifen, um dem Papiere die Geheimniſſe Deines Herzens anzuvertrauen, dann denke an den ſchwediſchen Kanzler Oxenſtierna und lege die Feder bei Seite, damit Du es niemals zu bereuen habeſt.

Aber Sir Jonathan war gerade auf nichts ſo ſehr erpicht und verſeſſen, als auf Briefe berühmter Perſonen.

Rings um die Wände ſeines großen Zimmers liefen Mahagoni-Schränke mit prachtvollen Cartons angefüllt, in welchen die Autographen und Facſimile alphabetiſch geordnet lagen. Sir Dibbs hatte der Briefe und Unterſchriften ſo viele, daß er damit die Chauſſee von London bis Liverpool hätte pflaſtern können.

Seine ganze Bibliothek beſtand aus zwei Büchern, aus Gough Nichol's „**Autographs of royal, noble, learned and remarkable personnages,**" einer Sammlung von 600 Namensunterſchriften hiſtoriſcher Notabilitäten aus der Zeit Richards II. bis zum Tode Karls II., die 1829 in London erſchienen, und Chateau-Giron's „**Isographie des hommes célèbres,**" die in drei Bänden die Nachbildungen von 634 Handſchriften enthält und 1832 in Paris herausgekommen iſt.

Außer dieſen beiden Büchern hat er einen von ihm ſelbſt angefertigten Catalog, worin er ſich alle Handſchriften notirt, die auf öffentlichen Auctionen ausgeboten und um welche Preiſe ſie verſteigert worden ſind.

Für jene meiner Leſer, welche vielleicht auch Autographen-Sammler ſind, dürfte nachfolgender Auszug aus Sir Jonathan's gewiſſenhaft geführtem Cataloge nicht ganz unintereſſant ſein.

In den Verſteigerungen der letzten Decennien wurde eine Handſchrift Ludwigs XIV. mit 30, Condé mit 30, Montesquieu mit 38, Friedrich II. mit 42, Frau von Sevigné mit 45, J. J. Rouſſeau mit 52, die bloße Unterſchrift der Agnes Sorel mit 52, Fénélon mit 57, Coligny mit 61, Mazarin mit 64, Racine's bloßer Name mit 66, Kepler mit 71, Philipp Egalité mit 80, die bloße Unterſchrift Franz I. von Frankreich mit 90, Eliſabeth von England mit 99, Corneille mit 101, Napoleon mit 104, Sully mit 106, Marie Antoinette mit 120, Ludwig XVI. mit 125, Heinrich IV. mit 240, Maria Stuart mit 300, Lafontaine (nicht der deutſche Roman-, ſondern der franzöſiſche Fabeldichter) mit 300, Gabrielle d'Eſtrée mit 410 und Michel Montaigne mit 699 Francs bezahlt.

Welcher Abſtand zwiſchen Ludwig XIV., für deſſen Handſchrift 30, und Ludwig XVI., deſſen Facſimile mit 125 Francs bezahlt ward. Und dennoch wurde Jener der Große genannt und Dieſer — enthauptet.

Auf einer Wiener Verſteigerung wurde ein Winkelmann für 21, Linné für 22, Franklin für 24, Erasmus von Rotterdam für 25, Mozart für 26, Juſtus Lipſius für 29, Rouſſeau für 32, Wallenſtein für 39, Waſhington für 49, Schwedenburg für 50, Schiller für 60 und Luther für 200 Fl. Conventions-Münze verſteigert.

Man ſieht aus dieſer Scala, daß das Autographen-Sammeln eine ſehr koſtſpielige Leidenſchaft iſt.

Was aber fragt Sir Jonathan Dibbs nach Geld? Er iſt ja Millionär und hat kein anderes Steckenpferd als dieſe Handſchriften-Liebhaberei.

Dafür iſt aber auch in ganz England kein Zweiter, der eine ſo ſeltene, reiche, koſtbare Sammlung aufzuweiſen vermag, als er. Sir Jonathan hat ſelbſt Handſchriften von Moſes, Jeſus und Mahomet, von dem Letztern ſogar ein Billet, das der Prophet an ſeinen Schwiegervater ſchrieb und wörtlich alſo lautet:

»Beſuchen Sie morgen Nachmittag auf eine Partie Schach, eine Taſſe Kaffee und eine Pfeife Taback Ihren

hochachtungsvoll ergebenen
Mahomet.«

Für dieſe einzige Handſchrift, die er auf einer Brüſſeler Auction erſtieg, zahlte er 300 Pfund Sterling! Eine Bagatelle für eine Seltenheit ſolcher Art!!!

Du lächeſt? Und weßhalb? Die Welt will betrogen ſein; nur zu!

5.

Eines Morgens hatte ſich Sir Jonathan Dibbs eben in die Calculs eines ausgeſuchten Gabelfrühſtücks vertieft, als er in einer kurz vorher angekommenen Nummer des »Morning Chronicle« folgende Anzeige fand:

„In der Gerard-Street Nr. 113 iſt zu ebener Erde eine reiche Auswahl eben ſo ſeltener als merkwürdiger Handſchriften zu verkaufen.“

Die Gabel entglitt ſeiner Hand, der Rebhuhnflügel blieb ihm vor Freude in der Kehle ſitzen; er griff haſtig nach dem Glockenring und ſchellte ſo heftig, als ob das Haus in Flammen ſtände.

— Sir? fragte der hereinſtürzende Patrick.

— Sogleich anſpannen laſſen!

Sir Dibbs, der bereits angekleidet war, warf ſich in ſeinen Landau und trieb den Kutſcher zur ſchnellſten Eile an.

Der Weg war bald zurückgelegt.

Als der Beſitzer des Autographen-Kabinets eine ſo vornehme Equipage vor ſeiner Wohnung halten ſah, kam er dem Ausſteigenden mit bronzirtem Lächeln entgegen.

— Ich wünſche, ſagte Sir Jonathan.

— Vermuthlich meine Handſchriften-Sammlung zu ſehen?

— Ganz recht!

— Sir, ich bitte, gefälligſt hineinzuſpazieren.

Der Verkäufer, bei dem aus allen Poren Schlauheit und Pfiffigkeit durchblitzten, breitete vor den Augen unſeres Gentleman's den ganzen Schacht ſeiner Schätze aus.

— Welcher Gattung, Sir, belieben Sie den Vorzug zu ſchenken? Wünſchen Sie die Autographs berühmter Königsmörder zu ſehen? Hier eine Unterſchrift Clement's, Ravaillac's, Damien's, Louvel's, Fieschi's, Alibaud's. Oder ziehen Sie, Sir, die Handſchriften gekrönter Häupter vor? Hier, Sir, das Bruchſtück eines Briefes, den Kaiſer Karl V. an die ſchöne Augsburgerin, Barbara Blomberger, an die nachherige Mutter Don Juan's von Oeſterreich; hier ein Liebesbrief, den Heinrich VIII. an ſeine ſechsfingerige Geliebte, Anna Boulen, geſchrieben hat. Für beide Reliquien, deren Aechtheit ich verbürgen kann, Sir, hat mir das Muſeum 540 Pfund geboten.

— Und Sie begehren dafür?

— Nicht mehr als 600 Pfund. Hier ein Decret vom

Jahre 1210, mit der Unterſchrift König Johann's, der einem reichen Juden, welcher ſich geweigert, 1000 Mark Silber herzugeben, täglich einen Zahn auszuziehen befahl. Das Factum iſt geſchichtlich; ſiehe Matthieu Paris, Pagina 300 und . . .

— Der Preis dafür?

— 1000 Pfund, Sir. Kleinigkeit, Sir, für ein ſo hochwichtiges Actenſtück, das auf die Sitten der damaligen Zeit ein ſo aimables Licht wirft.

— Was für Handſchriften birgt dieſer Carton? fragte Sir Jonathan.

— Briefe und Unterſchriften von faſt ſämmtlichen Maitreſſen der europäiſchen Höfe, nach der Nationalität geordnet. In dieſem Packete liegen ſämmtliche Favoritinnen Frankreichs, vom Zeitalter Franz I. bis herab zu Karl X.; hier eine Unterſchrift der Gräfin von Chateaubriand; hier ein Brief der Diana von Poitiers, der Geliebten Franz I. und Heinrichs II.; hier Marie Touchet, Maitreſſe Karls IX.; hier 37 Freundinnen Heinrichs IV. darunter Gabrielle d'Eſtrée und die Marquiſe de Verneuil; hier das vierblätterige Kleeblatt Ludwigs XIV., die Herzogin von La Vallière, die Marquiſe von Monteſpan, die Herzogin von Fontanges und Frau von Maintenon; hier die zwei Freundinnen des Regenten Philipps von Orleans: Frau von Monteſſon und die Marquiſe de Parabère; hier das Dreigeſpann Ludwigs XV.: die Herzogin von Chateauroux, die Marquiſe von Pompadour und die Gräfin Dubarry, drei Damen, die Friedrich der Große ſo bezeichnend Cotillon I., Cotillon II., Cotillon III. genannt; hier die Unterſchrift der Frau von Polaſtron, der Maitreſſe Ludwigs XVIII. Hier ein Packet engliſcher Maitreſſen, 9 von Karl II., darunter die Herzogin von Bridgewater; 6 von Georg III., und 3 von Georg IV., darunter Lady Fitzherbert. Hier ein Packet deutſcher Favoritinnen, darunter ein Brief der Gräfin von Degenfeld, der Geliebten des Churfürſten Carl Ludwigs von der Pfalz; des Fräuleins von Grävenitz, der Geliebten des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, und eine Unterſchrift der Gräfin von Lichtenau, der Maitreſſe Friedrich Wilhelms II. von Preußen. In Summa Summarum 149 Piecen. Stück für Stück laſſe ich für den äußerſt billigen Preis von 20 Pfund; wer Zehne kauft, erhält die Eilfte gratis. Wie viel wünſchen Sie, Sir, davon zu beſitzen?

— Keine einzige, Sir, denn ich beſitze ſie faſt alle. Aber haben Sie nicht auch Handſchriften berühmter Schriftſtellerinnen Englands?

— Eine ſolche Maſſe, Sir, daß ich damit das Weltmeer austrocknen kann, erwiderte der kleine Pfiffícus und ſchleppte einen großen Carton herbei, der mit Handſchriften von halb London angefüllt war.

— Hier, Sir, ſehen Sie zwei wunderſchöne Strophen von Felicia Hemans.

Jetzt erſt holte Sir Jonathan ſeine Niggl'ſche Loupe hervor, putzte das Glas mit ſeinem Rockzipfel und betrachtete die Handſchrift, die ſeiner Sammlung noch zu fehlen ſchien.

— Hier, Sir, fuhr Jener fort, ſehen Sie das Bruchſtück eines Aufſatzes der Lady Morgan; hier, Sir, das letzte Blatt des erſten Romans der Lady Bleſſington; hier, Sir, eine äußerſt witzige Einladung zum Mittagsbrod von Mißtreß Norton; hier, Sir, ein Stammbuchsblatt von Miß Landon; hier, Sir, eine höchſt merkwürdige Handſchrift von einer bekannten Dame, Mißtreß Effie . . .

— Effie? unterbrach ihn Sir Jonathan, ich bitte, Sir, laſſen Sie doch ſehen . . .

— Mit Vergnügen, Sir.

Sir Jonathan putzte noch ein Mal ſein Glas, betrachtete den Brief und die zierlichen Schriftzüge und wurde plötzlich ſo leichenblaß, daß der Handſchriftenhändler, drei Schritte zurückprallend, die Frage ſtotterte:

— Sir, was iſt Ihnen?

— Nichts, nichts, erwiderte der Gefragte, bei dem ſich nach und nach Ohrenſauſen, Zähneklappern, Herzklopfen, Händezittern, Knieſchlottern und überhaupt alle Symptome des türkiſchen Schwindels eingeſtellt hatten. Mit zitternder Stimme las er:

»Morgen Abend, lieber Freund, erwarte ich Sie bei Mißtreß W . . . Ich werde jedoch erſt nach 11 Uhr kommen können, denn früher pflegt Sir J . . . ſich nicht zur Ruhe zu begeben. Ich habe Ihretwegen außer meinem Schmuck auch einige Pretioſen meines Mannes verſetzt, um Ihnen die gewünſchten 10,000 Francs geben zu können.

Bleiben Sie gut

Ihrer

Effie . . .

— Sir, rief der alte Gentlemann, der ſich alle erdenkliche Mühe gab, ſeine verlorene Faſſung wieder zu gewinnen, dieſe Effie iſt . . .

— Allem Anſcheine nach die junge Frau eines alten Eſels, der . . .

Sir Jonathan ſtieß ein ſataniſches Hohngelächter aus.

— Sie lachen, Sir, warum, Sir? fragte der Autographenhändler.

— Weil ich gerechte Urſache dazu habe. Sir, wie viel begehren Sie für dieſe Handſchrift?

— Für dieſe Handſchrift, wiederholte der Sammler, deſſen ſchlaue Iltis-Augen den Fragenden und deſſen Aufregung genau taxirten.

— Reden Sie, Sir, oder ich erwürge Sie, Sir, rief der ci-devant Stiefelwichs-Fabrikant mit allen Anzeichen wahrer Berſerker-Wuth.

— Für dieſe höchſt intereſſante Handſchrift hat mir der Herzog von Suſſex 240 und Lord Melvil 250 Pfund angeboten, doch bin ich nicht im Stande, dieſes wichtige Document unter 300 Pfund abzulaſſen.

— Sir, 300 Pfund für ſolch einen elenden Wiſch?

— 288 Pfund habe ich ſelbſt dafür gezahlt.

— Wem, wem?

— Dem jungen Manne, an den dieſes Schreiben gerichtet iſt.

— Wie, Sie kennen dieſen Schurken?

— So gut als mich ſelbſt.

— Und wer iſt dieſer Elende?

— Ein junger, äußerſt liebenswürdiger Franzoſe, ein Löwe, der mehr Gläubiger als Haare auf dem Kopfe gehabt und endlich, aus Mangel an landesüblicher Münze, die Sammlung aller Liebesbriefe, Sir, die er von den Londoner Damen aus allen Klaſſen der Geſellſchaft — von der Herzogin von M . . . bis herab zu der letzten Ratte der großen Oper — empfangen, an mich abgetreten hat.

— Und ſein Name, Sir?

— Reginald von Mérancourt.

— Und dieſer Menſch iſt . . .

— Vor fünf Wochen, Sir, nach Paris zurückgekehrt.

— Sir, ich frage Sie nun zum letzten Male, wie viel begehren Sie für dieſen Brief?

— 325 Pfund iſt der genaueſte Preis.

— Sir, ſind Sie des Teufels? Vor zwei Minuten begehrten Sie nicht mehr als 300 Pfund.

— Papiere, Sir, Sie werden dies aus eigener Erfahrung wiſſen, fallen und ſteigen plötzlich, je nachdem Umſtände, Sir, Verhältniſſe, Sir, Vermuthungen, Sir . . .

— Sir, was wollen Sie damit ſagen?

— Sir, was Sie leicht errathen können.

— Das Allergenaueſte alſo?

— Iſt 350 Pfund, und wenn Sie ſich nicht ſchnell entſchließen, ſo könnte es leicht geſchehen, Sir, daß der Werth dieſes Papieres noch höher ſtiege, denn ich kenne eine Dame, Sir, die mit Freuden dafür das Doppelte bezahlen würde . . .

— Sir, hier ſind 350 Pfund, ſagte Sir Jonathan, holte in höchſter Aufregung ſein Portefeuille hervor und erlegte die verlangte Summe.

— Aber wiſſen Sie etwas Neues, Sir? fragte Sir Jonathan den Handſchriftenhändler.

— Nun, Sir?

— Sie ſind ein Gauner, Sir.

— Und Sie, Sir . . .

— Nun, was denn?

— Ein höchſt beklagenswerther Ehemann.

— Effie, Effie! rief der alte Herr, außer ſich vor Wuth, ſtieß die Fauſt gegen die Stirn, rannte zur Thür hinaus, ſchwang ſich blitzſchnell in den Wagen hinein, dem Kutſcher die Worte zurufend:

— Raſch zu meinem Advokaten!

6.

Drei Monate nach dieſer koſtbaren Ueberraſchung ſprach das Geſetz die Scheidung des Sir Jonathan und der Mißtreß Effie aus.

Das Aergerlichſte bei der ganzen Geſchichte war unſtreitig das, daß der arme betrogene Ehemann für ein Billet-doux ſeiner etwas allzugefälligen Frau noch 350 Pfund zu bezahlen genöthigt war, um das **Corpus delicti** ihrer Schuld in den Händen zu haben.

O Weiber! Weiber!!!

Seid Ihr Engel, ſeid Ihr Teufel?

Beantwortet Euch dieſe Frage lieber ſelbſt.

7.

Vier Monate nach dieſer Scheidung, die in den Kreiſen der vornehmen Welt ziemlich viel Aufſehen erregt hatte, war in allen engliſchen Journalen ein neues Buch angekündigt:

Goggeley, der Mann von Gewiſſen,
moderner Roman von Mißtreß Effie**

Die geſchiedene Dame erzählte darin mit bewundernswürdiger Nonchalance den ganzen Hergang der Geſchichte und gab ihren Ex-Gemahl dem Spott und Gelächter von ganz Europa preis.

8.

Reginald von Mérancourt war nach ſeiner Rückkehr von London, von Langeweile angetrieben, Theaterdichter geworden, und hatte, als der Roman ſeiner **ci-devant-liaison** erſchienen war, nichts Eiligeres zu thun, als ſich der Geſchichte, in welcher er eine der Hauptrollen geſpielt, zu bemeiſtern und ein Vaudeville daraus zu machen, das gleich darauf auf dem **Théâtre des Variétés** in Scene ging und wenigſtens mehr als jedes ſeiner frühern Luſtſpiele gefiel.

9.

Und die Moral dieſer kleinen Erzählung?

Sie läßt ſich in drei Sätze zuſammenfaſſen:

a.

Heirathe, Leſer, keinen Blauſtrumpf.

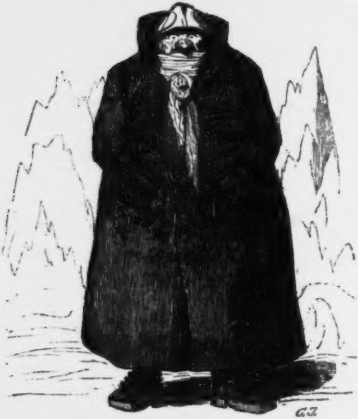
b.

Schreibe, Leſerin, Alles, nur nicht Briefe.

c.

Sammle Alles, nur keine Handſchriften.

Ein merkwürdiger Reiſender.



Dieſer Mann iſt Alt-Englands Ahasver.

Er heißt James Dodd und befindet ſich ſeit 48 Jahren beſtändig auf der Reiſe.

Maſter Dodd war 24 Jahre alt, als eine Kartenſchlägerin ihm prophezeiht hatte, daß er vierzehn Tage nach ſeinem Einzuge in ſeine neue Wohnung ſterben werde. Maſter Dodd, ein ſehr abergläubiger Chriſt, kündigte noch an demſelben Tage ſeine erſt Tags zuvor bezogene Wohnung und begab ſich, um dem unerbittlichen Fatum aus dem Wege zu gehen, auf Reiſen. Es war am 3. April 1795, als er ſeine Vaterſtadt Liverpool verließ. Seit jenem Tage reiſt er raſtlos in der Welt umher und bleibt in keiner Stadt und in keinem Gaſthofe länger als dreizehn Tage. Vor ungefähr vier Wochen wohnte er im Hôtel de Pologne und aß mit uns an der Table d'hôte. Obgleich er ſchon 72 Jahre alt iſt, ſieht er doch noch ſo friſch und geſund wie ein Fünfziger aus. Es giebt faſt keinen Gaſthof der civiliſirten Welt, in dem er [illegible]ſtens zwei oder höchſtens dreizehn Tage gewohnt hat.

Maſter James [illegible] mir leid. Der Arme iſt in ſeinem Leben gewiß mehr als ein Mal geprellt worden.

Purzel's Abenteuer,

oder

Der Weltumſegler wider Willen.

Vor Kurzem ließ ſich auf unſerm Stadttheater eine köſtliche Burleske, „der Weltumſegler wider Willen", ſehen. Der Inhalt dieſer Farce iſt ſo komiſch, daß eine Skizze davon manchem unſerer Leſer vielleicht ein Lächeln abgewinnt.

Man höre.

Herr Hyppolite Purzel, einer jener ſtaatsbürgerlichen Würgengel, die, in der Gerichtsſprache Executoren genannt, der Schrecken und die Nemeſis aller Schuldenmacher ſind, hat von der hohen Obrigkeit den ſchmeichelhaften Auftrag erhalten, einen Herrn Windmeyer, welcher Schulden halber die Flucht ergriffen, zu verfolgen und gefangen zu nehmen. Der Executor Purzel, begleitet von ſeinem Neffen Ludwig, macht ſich auf die Reiſe. Dieſer Neffe, das Factotum ſeines ſtaatsbürgerlichen Onkels, erfährt, daß der Schuldenmacher, den die hohe Obrigkeit verfolgen läßt, ſich auf einem Landgute unfern des Hafens verborgen hält. Der kleine, muntere Duodezſpion triumphirt bereits, und Onkel Purzel, der in den Mußeſtunden auch Naturdichter iſt, will — man gönne ihm dieſe Freude — ein Gedicht darauf machen. Windmeyer hat unterdeſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſeinen Schlupfwinkel verlaſſen und ſich auf die offene Straße hinausgewagt. Onkel Executor giebt ſeinem kleinen Attaché einen Wink, worauf dieſer davoneilt, um die Helfershelfer zu holen, die den Schuldenmacher arretiren ſollen. Unterdeſſen verwickelt Herr Purzel das Opfer der hohen Juſtiz in ein harmloſes Geſpräch, in der Hoffnung, daß während dieſer Zeit ſeine dienſtbaren Geiſter eintreffen werden; aber die Schlingel kommen nicht. Windmeyer wünſcht ſich von ihm loszumachen, um zu ſeiner reichen Braut zu eilen, mit der er ſich heute verloben will. Da Purzel ihn nicht freiläßt, ſieht ſich der Schuldenmacher genöthigt, den Würgengel in das Haus des zukünftigen Schwiegervaters einzuführen. Alles frägt, wer der Fremde iſt. Purzel will ſich decouvriren, Windmeyer fällt ihm ins Wort und ſtellt ihn als den liebſten ſeiner Freunde vor. Da dieſer Freund aber allen Gäſten die Gläſer austrinkt und noch obendrein ſchlechte Witze reißt, ſo läßt man ihn zum Hauſe hinauswerfen. Noch zu rechter Zeit findet Purzel ſeine Leute, die, um den ſchlauen Schuldner leichter in ihr Netz zu locken, ſich auf des Neffen Rath als Matroſen verkleidet haben. Auch Purzel maskirt ſich als Matroſe und ſucht ſein Opfer auf.

Unterdeſſen iſt des Schuldenmachers Freund, ein Schiffscapitain, erſchienen, um ſeinem Freunde Lebewohl zu ſagen. Windmeyer begleitet ihn aufs Schiff, deſſen Anker ſchon gelichtet ſind. Da naht Purzel, um den Schuldner zu arretiren.

— Mit welchem Rechte? fragt der Capitain.

Purzel zeigt ſeine Papiere.

— Das ſind ja Verſe! ruft der Capitain.

— Entſchuldigen Sie, ſagt der beſtürzte Purzel, ich habe mich blos vergriffen; hier iſt der Verhaftsbefehl.

— Capitain, rufen die Matroſen, Alles iſt zur Abreiſe fertig.

— Iſt's gefällig? fragt der Executor, der ſein Opfer arretiren will.

— Halt, Schurken, ruft der Capitain, Ihr gebt Euch für Gerichtsdiener aus? Ihr lügt! Ihr ſeid Matroſen, die von meinem Schiffe entlaufen ſind.

— Sie befinden ſich auf einem Holzwege, liebſter Seemann, ſagt Herr Purzel; aber die Idee gefällt mir, ich werde ein Gedicht darauf machen.

— Man packe die Schurken und ſchiffe ſie ein.

— Hören Sie mal, ſchreit Purzel, wir verbitten uns alle ſchlechten Witze in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht.

— Fort, fort! commandirt der Capitain.

Onkel und Neffe werden, trotz allen Sträubens, eingeſchifft. Die Matroſen ziehen die Segel auf und — das Schiff paſſirt die

Linie. Purzel ſoll ſpäter, ſo will es der alte Schiffmannsbrauch, die tropiſche Taufe empfangen.

— Haben Sie Courage, Onkel?

— Unvernünftig in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht.

— Gut, dann gehen wir durch die Lappen.

— Hier unter der Linie? Die See ſoll ſtellenweiſe ſehr tief ſein.

— Dann ſchwimmen wir.

— Schwimmen? Thörichter Gedanke in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht! Soll Dein Onkel wie ein Bückling im Rachen eines Wallfiſches ſpurlos verſchwinden? Nein, wahnſinniger Neveu!

Gleich darauf macht Purzel auf dem Schiffe die Bekanntſchaft eines Unbekannten, welcher kein Anderer iſt als Neptun, der mächtige Beherrſcher der Meere, der in der Bibliothek eines geſcheiterten Dampfſchiffes das Pfennigmagazin gefunden und darin geleſen hat, daß man, ſo oft ein Schiff die Linie paſſire, ein Feſt begehe, bei dem Gott Neptun lächerlich gemacht wird. Hierüber aufgebracht, nimmt er die Geſtalt eines Matroſen an, um ſich genau davon zu überzeugen. Bei dieſer Gelegenheit lernt er Herrn Purzel kennen, ſchließt Freundſchaft mit ihm und wird von da an ſein Beſchützer.

Onkel Executor empfängt nun die tropiſche Taufe: er wird über Bord gehalten und mit Waſſer begoſſen. Während der feierlichen Ceremonie fällt plötzlich ein Kanonenſchuß; es nahen zwei Seeräuberbriggs.

— Jeder auf ſeinen Poſten! ruft der Capitain; zum Kampf, zum Kampf!

Purzel will verzweifeln.

— Giebt's denn kein Mittel, ſich mit den Räubern zu arrangiren?

— Keines, erwidert der Capitain; wenn ſich die Piraten unſeres Schiffes bemächtigen, ſo werfen ſie alle Männer über Bord und verſchonen nur die Frauen, die ſie in Marocco verkaufen. Alſo ſiegen oder ſterben!

— Kann nicht das Erſtere ohne das Letztere geſchehen? fragt Purzel.

— Da ſind ſie! ſchreien Alle.

Es beginnt ein großes Seegefecht. Die Corſaren tragen den Sieg davon: ſie dringen auf's Schiff, bemächtigen ſich des Capitains und der ganzen Mannſchaft.

— Der Sieg iſt unſer, über Bord mit der Mannſchaft!

Purzel und ſein Neffe, die während des Gefechtes Zeit gewonnen haben, ſich in eine Kajüte zu verkriechen, erſcheinen als Frauen verkleidet auf dem Verdeck.

— Was, Frauenzimmer? rufen die Corſaren.

— Seid menſchlich, in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht, laßt Euch durch Weiberthränen rühren, ſchluchzt Purzel, in Thränen zerfließend.

— Der Schönheit kann man nichts abſchlagen, erwidert der Corſarenhauptmann, die Mannſchaft ſoll leben, man ſoll ſie ans Land ſetzen. Aber Sie, meine Damen, bleiben die Unſrigen.

Die Corſaren ſegeln von dannen und landen in Marocco.

Auf dem dortigen Sklavenmarkte, wo die gekaperten Frauen wie Gänſe an die Meiſtbietenden verkauft werden, begegnet der Hauptmann der Seeräuber dem Chef der Eunuchen. Se. Excellenz erzählen dem Sklavenhändler, Seine Majeſtät der König von Marocco ſei in eine Melancholie verfallen, die an Dummheit gränzt. Zu den vielen dummen Paſſionen des erhabenen Monarchen gehöre auch die, daß er nur Frauen von ſehr bedeutendem Umfang liebe. Je fetter, deſto beſſer! Sobald in Marocco eine Frau das Unglück hat, mager zu werden, wiegt man ſie, und ſobald ſie nicht mehr 150 Pfund wiegt, ſo wird ſie — wäre ſie auch noch ſchöner als Mahomet's erſte Gattin — in einen Sack geſteckt und ohne Schonung in den erſten beſten Kanal geworfen. Seine Majeſtät der König, ſo erzählt der Chef der Eunuchen, habe erfahren, daß der Paſcha von Aegypten ein Frauen-Exemplar beſitze, das (o Allah!) zweihundert Pfund wiege. Der erhabene Monarch habe ſich nun die fixe Idee in den Kopf geſetzt, eine Sultanin zu beſitzen, die wo möglich eben ſo viel wiege. Der Sklavenhändler verſpricht ihm ein Seitenſtück zu liefern. Seine Excellenz, unendlich gerührt, verfügt ſich ſofort ins Serail, um einen Strahl der Hoffnung in die Bruſt des unglücklichen Potentaten zu ſenken. Auf einen Wink des Sklavenhändlers eilen ſämmtliche Sklavinnen, und unter dieſen auch Onkel Purzel und ſein kleines Anhängſel herbei.

— Geben Sie uns frei, bittet Purzel, laſſen Sie uns ziehen.

— Das iſt unmöglich, donnert der Sklavenhändler, ich habe Euch bereits verkauft.

— Verkauft, ruft Purzel, und an wen?

— In wenigen Augenblicken wird der liebenswürdigſte Monarch der Welt, der König von Marocco, Dir ſein Schnupftuch zuwerfen.

— Sein Schnupftuch? Wird es hinreichen, meine Thränen zu trocknen?

— Beruhige Dich, Roſe des Occidents!

— Roſe des Occidents? Onkel, ich glaube, der ſchimpft!

— Oeffnet die Gitter, ruft der Sklavenhändler, der Markt beginnt.

Da naht ein langer Zug — in der Mitte Seine Majeſtät der König von Marocco, geſtützt auf zwei Sklaven, die ihn zum Throne führen, auf dem er ſich unter dem Jubelgeſchrei des Volkes allergnädigſt niederzulaſſen geruht.

— Es lebe der König von Marocco! ruft das dumme Volk.

Schahahabaham der 97ſte, ein Rindvieh erſter Claſſe mit Eichenlaub, befiehlt ſeinen geliebten Unterthanen, das Maul zu halten und ihm das dicke Wunder, das Weib, das zweihundert Pfund wiegen ſoll, vorzuführen.

— Sire, ſagt der Sklavenhändler, ſie wird ſogleich erſcheinen.

— Nehmt Euch in Acht; wenn dieſe Sylphe nur ein halbes Pfund weniger wiegt, ſo müßt Ihr den Thieren meiner Menagerie zum Frühſtück dienen.

— Majeſtät, ich garantire für das Gewicht und die Qualität.

Da naht Purzel in türkiſcher Frauenkleidung und — — — tanzt dem Sultan ein Solo à la Fanny Elsler vor.

Seine Majeſtät der König von Marocco geruhen voll Verwunderung das Maul aufzuſperren.

— Was ſeh' ich! ruft Schahahababam der 97ſte und ſingt wie Tamino in der Zauberflöte: „Das Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ Ich fühle alle meine Sinne berauſcht. Man wiege ſie.

Purzel wird gewogen; ein Executor iſt in civiliſirten Staaten ein Mann von Gewicht; es zeigt ſich, daß er dreihundert Pfund wiegt.

— Drei Centner! ruft Schahahababam. Da ſind dreihundert Zechinen, die Sklavin iſt mein.

— Sire, vielleicht würde ein Anderer . . .

— Dir etwa mehr geben? Das ſei ihm nicht verwehrt; er trete vor, ich laſſe ihn ſpießen.

— Sire, behalte ſie!

— Es lebe der König! ruft das entzückte Volk.

Schahahababam wirft Herrn Purzel das Schnupftuch zu.

— Das bringe ich meiner Frau als türkiſchen Shawl mit.

— Sklaven! ruft der König, tragt die Sultanin im Triumph nach dem Serail!

— Wer mir zu nahe kommt, dem kratze ich die Augen aus.

— Gehorcht! befiehlt der König.

Die Eunuchen verfolgen Herrn Purzel, der entfliehen will; er wehrt ſich und verliert ſeinen Kopfputz.

— Was ſeh' ich! ruft Seine Majeſtät, das Weib hat einen Backenbart!

— Es iſt ein Mann! ruft das Volk.

— Eine Frau, die ein Mann iſt! Wer biſt Du?

— Sire, ich heiße Hyppolite Purzel und bin Gerichtsdiener und Naturdichter.

— Rache! ruft Schahahababam der Gerechte. Ergreift den Betrüger und werft ihn ins Waſſer.

Purzel wird fortgeſchleppt und ins Waſſer geworfen. Das Meer aber, großmüthiger als der König von Marocco, wirft ihn an eine wüſte, menſchenleere Küſte, wo er, als Sohn der Wildniß, ſich gewaltig ennuirt. Plötzlich gewahrt er Fußtapfen — Menſchentritte — 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, — Acht Füße! Ein Kerl mit acht Füßen! Ein Menſchenfreſſer! Man kommt, er iſt's!

Aber ſtatt des Menſchenfreſſers erſcheint ſein Freund Neptun.

— Wo ſind wir? fragt Purzel.

— An der Küſte von Japan, antwortet Neptun.

— Ne — Pan, das iſt unmöglich!

— Komm nur mit. Der Kaiſer von Japan iſt geſtorben und ein mächtiger Tartarenprinz hat das Land mit Krieg überzogen.

— So ein Ueberzug iſt manchmal ſehr theuer, antwortet Purzel.

Neptun macht dem Executor dem Vorſchlag, die erledigte Kaiſerſtelle anzunehmen. Purzel beſinnt ſich nicht lange; Neptun läßt den Waſſerfiaker Nr. 13 vorfahren und bringt ſeinen Freund nach Japan.

Im Palaſt des Kaiſers von Japan iſt der Staatsrath verſammelt, um zu deliberiren, wen man an die Spitze des Heeres ſtellen, wen man auf den Thron erheben ſoll. Der Staatsrath beſteht aus dem Conſeilspräſidenten Tintatſchi und ſechs Miniſtern; der Miniſter des Cultus ſtottert, der Miniſter der Polizei iſt einäugig, der Miniſter der Finanzen harthörig und der Miniſter des Krieges lahm — ein Miniſterium, wie man ſich's nur wünſchen kann!

Da naht Prinzeſſin Tulipanette. Sie bringt dem Staatsrath die Kunde, daß das japaneſiſche Volk einen Fremden zum Kaiſer erwählt hat. Die Prinzeſſin und der Staatsrath entfernen ſich.

Im Triumph wird nun der neue Kaiſer in ſeinen Palaſt eingeführt. Die japaneſiſche Leibgarde, Fahnenträger, Becken- und Paukenſchläger und tanzende Bajaderen eröffnen den Zug, dann folgen vier Edle, die einen reichen Palankin tragen, worauf der Kaiſer von Japan, der ci-devant Executor Purzel, im vollen Kaiſerornate ſitzt. Hinter ihm der Staatsrath und die Leibgarde.

Der neue Kaiſer hält vom Palankin herab im Recitativ folgende wahrhaft claſſiſche Thronrede:

„Vergönn' zwei Worte mir, o Volk,
Bevor ich meinen Fuß auf dieſen Boden ſetze,
Nehmt meinen Dank für Euer anſtändiges Betragen,
Es iſt ein ſchöner Zug, daß Ihr zum Kaiſer mich erwählt;
Purzel der Erſte mögt Ihr mich nun nennen,
Auf andere Titel leiſte ich Verzicht,
Nennt Vater mich fortan!"

— Es lebe der Kaiſer! ruft das Volk; und Purzel der Erſte nimmt Beſitz von ſeinem Throne.

Da naht der ſtotternde Miniſter des Cultus.

— Si — Si — Sire!

— Was wollen Sie?

— Ei — ei — eine Rede ha — ha — halten!

— Später, ſagt Purzel der Erſte. Schatzmeiſter, fragt Seine Majeſtät, welch ein Gehalt haſt Du bisher bezogen?

— Gar kein's.

— Von Morgen angefangen erhältſt Du das Doppelte. Man reiche dem Schatzmeiſter die Schlüſſel zur Kaſſe.

Da naht der ſtotternde Miniſter.

— Si — Si — Sire!

— Was wollen Sie?

— Mei — mei — meine Rede ha — ha — halten.

— Später. Schatzmeiſter, geh' und hole mir Taſchengeld.

— Erlaube, erhabener Herrſcher, ſagt der Conſeils-Präſident, daß das Feſt beginne.

— Es kann losgehen, befiehlt der Kaiſer.

Das Feſt beginnt. Die Japaneſen führen einen Fächertanz auf.

— Jetzt laßt mich allein, ſagt der Kaiſer, den das Ding zu ennuiren anfängt.

— Es lebe der Kaiſer! ruft das Volk, das ſich eilig entfernt.

— Gefällt es Ew. Majeſtät, jetzt dem Staatrath zu präſidiren?

— Wenn's ſein muß, o ja!

— Erlauchter Kaiſer, ſagt der Premierminiſter, es iſt Gebrauch, daß bei der Thronbeſteigung der Kaiſer etwas für ſein Volk thut.

— Man ſchreibe. Wir Purzel der Erſte, Kaiſer in Japan und Koch-in-China, befehlen und verordnen wie folgt: Wir ertheilen unſern vielgeliebten Unterthanen die Erlaubniß, ihre Schuldner arretiren zu laſſen. Punktum!

— O — o — weh! ſtammelt der Miniſter des Cultus, ich ha — ha — be ſo vie — vie — le Schu — Schu — Schulden.

Der Präſident des Conſeils wagt Einſpruch zu thun.

— Schweigen Sie, Theekeſſel! herrſcht der Kaiſer.

Man ſieht, daß der neue Monarch ſehr ſchnell das Herrſcher-Comment wegbekommen hat.

Der Staatsrath macht jetzt den Herrſcher von Japan mit dem letzten Willen ſeines Vorgängers bekannt, laut welchem er verbunden ſein ſoll, ſich mit einer von den beiden Prinzeſſinnen, Tulipanette oder Narciſſine, zu vermählen.

— Sie mögen erſcheinen, befiehlt ſeine Majeſtät.

Seine Miniſter entfernen ſich. Im Gemüthe Purzels des Erſten ſteigen einige Gewiſſenszweifel auf. Er denkt an ſeine Ehehälfte Griſeldis, denkt an die beiden Prinzeſſinnen, denkt an Bigamie und findet das Alles ſo neu, daß er ein Gedicht darauf machen will.

Da naht eine der Prinzeſſinnen. Dieſe Eine — Narciſſine — iſt kein Anderer als ſein verkleideter Neffe. Große Ueberraſchung.

— Du ſiehſt, ich bin Kaiſer, ſagt Purzel; willſt Du mein Kronprinz ſein? Schlage ein!

— Mit Vergnügen, antwortet der kleine Straßenjunge und hüllt ſich in ſeine neue Würde ein.

Da naht die andere Prinzeſſin. In dieſer Andern — Tulipanette — erkennt Purzel eine hübſche Putzmacherin aus Berlin, die er einmal Schulden halber arretiren ſollte. Ein reicher Engländer hatte ihre Schulden bezahlt, ſie an Kindesſtatt angenommen und nach Indien mitgenommen. Mylord war unterwegs geſtorben; man hatte ſie in Japan ausgeſchifft, wo das dumme Volk ſie wegen ihrer Schönheit für eine Prinzeſſin hielt.

— Sie müſſen mich nun heirathen, verlangt die Prinzeſſin.

— Ich denke nicht daran, ſagt der Kaiſer; erſtens bin ich verheirathet in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht und zweitens heirathe ich keine Putzmacherin, die ſo viel Courmacher hatte, als Sand am Meere.

— Unverſchämter! ruft Tulipanette und giebt dem Kaiſer eine Ohrfeige.

— Mir, Purzel dem Erſten, eine Ohrfeige! Wenn ich noch Purzel der Zweite wäre, dann wollte ich nichts ſagen. Wehe! ich will mich rächen!

— Und ich will Ihnen zeigen, was eine gereizte Löwin im Stande iſt.

Sie eilt fort, organiſirt eine Revolution und ſtellt ſich an die Spitze der Rebellen.

Der Kaiſer, der ſich in ſeine innern Gemächer zurückgezogen hat, hört Tumult und erſcheint nun in einem warſchauer Schlafrock, die japaniſche Krone auf dem Haupte und eine türkiſche Pfeiſe im Munde.

— Was iſt das für ein Skandal? ruft Purzel der Erſte; kann man nicht ruhig ſein Mittagsſchläfchen halten, wenn man Kaiſer iſt?

Die Rebellen, angeführt von der Prinzeſſin Tulipanette, dringen in den Palaſt.

— Nieder mit dem Tyrannen! ſchreit das Volk.

— Ihr wollt mich nicht mehr haben?

— Entſagt dem Throne oder heirathet mich! ruft Tulipanette.

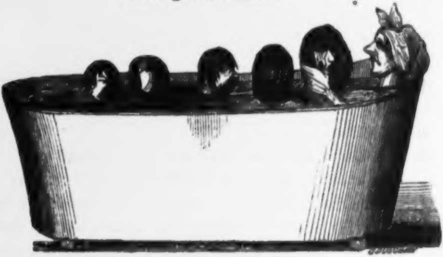
— Dieſes weniger, Jenes mehr, ſagt der Kaiſer. Ich reiche meine Entlaſſung ein — hier, Prinzeſſin, iſt die Krone — ich bitte mir nur das Unterfutter, meine Nachtmütze, wieder aus.

Aber damit nicht zufrieden, will man ihn und ſeinen Neffen verbrennen, jedoch zu rechter Zeit ſchreitet Freund Neptun mit einer Waſſerfluth ein, die dem Executor das Leben rettet und ihn mittelſt eines Dampfſchiffes in ſeine Heimath zurückbringt.

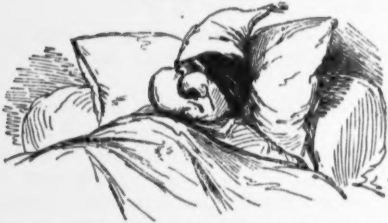
Im Garten einer Berliner Tabagie tractirt Herrn Purzels ehemaliger Schreiber deſſen verlaſſene Ehehälfte Griſeldis. Mitten in der Szene, wo er ihr ſeine Liebe erklärt, kehrt Purzel zurück. Griſeldis bereut und wirft ſich in die Arme ihres Gatten, der ihr, in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht, Amneſtie gewährt.

So endet das drollige Stück, das Herr Räder nach dem Théaulon'ſchen Vaudeville: „**les Infortunes de Mr. Jovial**,“ frei bearbeitet hat.

Ein Familienbad.

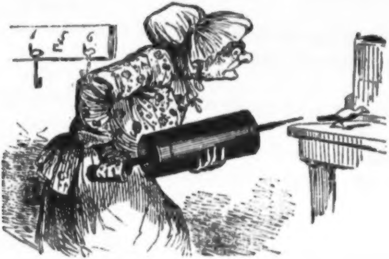


Guter Rath.



Wenn Dir Jemand eine Maulſchelle auf die rechte Backe giebt, ſo halte, um das Gleichgewicht herzuſtellen, auch die linke hin.

Das letzte Mittel.



Der Kanarienvogel: Contre la force point de résistance!

Ein Conzert im Monde.

In Paris iſt unter dem Titel „un autre monde“ ein eben ſo originelles als witziges Werk mit wunderhübſchen Illuſtrationen von Grandville erſchienen. In dieſem Buche entwirft Dr. Puff das nachfolgende Programm zu einem von ihm zu veranſtaltenden mechaniſch-metronomiſch-phenomenaliſchen Vocal- und Inſtrumental-Conzert.

Erſte Abtheilung:

1) Ouvertüre für großes Orcheſter aus der Oper Tam-tam.
2) Die Exploſion, Cantilene für 300 Trombonen und 400 Pickelflöten.
3) Das rechte und das linke Ufer, großes Duett, ausgeführt von Dem. Waggon und Herrn Tender.
4) Trinklied von Dem. **, 22 Monate, 6 Tage und eine Nacht alt.
5) Klavier-Etude von F. Lißzt, executirt von einem Kinde, das noch in den Windeln liegt.
6) Großer Männerchor, gebrüllt von Madame Lundi-Mardi-Mercredi.

Zweite Abtheilung:

1) Das Ich und das Nicht-Ich, eine Hegel'ſche Symphonie in C moll.
2) Der in die Luft geſprengte Tunnel, Polonaiſe für 400 Ophikleiden und Serpenten.
3) Die Locomotive, Trauermarſch mit Niederdruck von 300 Pferden.
4) Das Erdbeben in Guadeloupe, Solo auf dem Baſſethorn, ausgeführt von der ſeit eilf Jahren achtjährigen Virtuoſin Hortenſia X.
5) Preghiera, exekutirt von 400 Pauken und einer Sopranſtimme.
6) Großer Nonnenchor, geſungen vom Tenoriſten Utremifaſolaſi, welcher um Nachſicht bittet, weil er ſchon ſeit vierzig Jahren heiſer iſt.

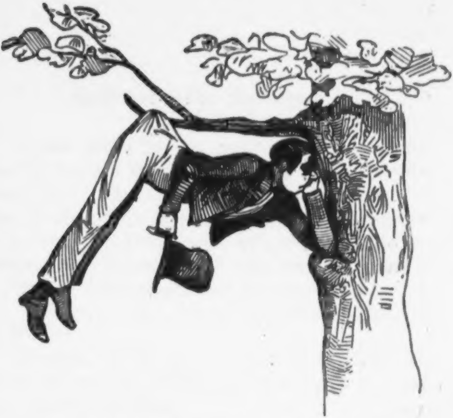
* * *

Kinder unter vier Jahren, welche rauchen und componiren können, zahlen die Hälfte, eben ſo alle Domeſtiken, welche ihre Herrſchaften mitbringen. In den Logen kann man während des Conzerts ruſſiſche Dampfbäder nehmen. Wer vor dem Ende das Conzert verlaſſen will, zahlt noch extra fünf Francs Austrittsgeld.

* * *

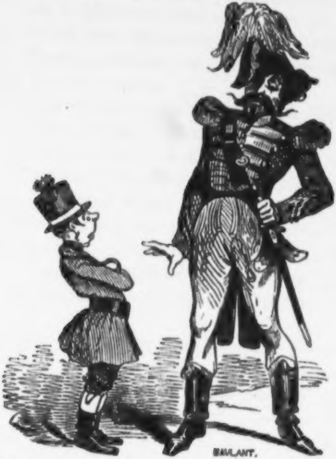
P. S. Wer ein Billet bezahlt, erhält zwölf Freikarten. Hunde und Recenſenten werden nicht eingelaſſen.

Ein Nachtquartier.



„Nichts geht über Bequemlichkeit,“ ſagt Jean Paul.

Jockei und Jäger.



Jockei. Glaubſt Du, langer Goliath, daß der kleine David vor Dir Furcht hat?

Jäger. Mücke, reize den Elephanten nicht!

Jockei. Elephanten haben einen Rüſſel; Du, langer Schlingel, haſt blos eine Schnauze, aber keine Courage.

Jäger. Schlingel? Schnauze? Ja, großer Schiller, Du haſt Recht:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.“

Gaſtronomiſche Papilloten.

Jn jener ſchönen Zeit, wo unter den Auſpizien eines Perikles und Zeuxis in Griechenland alle Künſte ihren Zündgipfel erreicht hatten, durfte auch die edle Kochkunſt, die Amme aller ſchönen Künſte, nicht zurückbleiben; doch gleichwie von den Werken ſo vieler hohen Meiſter nichts übrig geblieben iſt, als das Gedächtniß ihres Ruhmes, eben ſo wiſſen wir von den gefeierten Köchen zu Athen und Syrakus nur noch die wenigen Namen: Pantaleon, Zophon, Simonaktides, Espenetos, Epirikos und Moſchion.

Die Sitte, vor dem Anfang der Mahlzeit den Gäſten eine Liſte der zu erwartenden Gerichte vorzulegen, war ſchon bei den alten Griechen in Gebrauch.

Die Alten ſchätzten die Faſanen aus Kolchis, die aber ſo ſelten waren, daß ein Ptolemäer noch auf dem Todtenbette ſeinem Geſchicke fluchte, aus der Welt ſcheiden zu müſſen, ohne jemals einen Biſſen vom Fleiſche dieſes köſtlichen Vogels gekoſtet zu haben.

Die Inſel Samos zog großen Gewinn vom Mäſten der Pfauen. Auch im Mittelalter kamen noch Pfauen auf die Tafel.

Den Strauß rühmt Apicius mit der Dankbarkeit eines befriedigten Magens; Heliogabal, der Schlemmer par excellence, wollte nur das Hirn derſelben.

Die Gansleber ſtand bereits vor zweitauſend Jahren in ſo hohem Anſehen, als jetzt. Schon Vater Horaz griff in die Saiten ſeiner Lyra, um ihren Ruhm zu preiſen.

Die Nachkommen des Romulus mäſteten auch Schwäne für die Küche, zu welchem Behufe dieſe ſchönen Thiere geblendet wurden. Gleich dem Pfau war auch der Schwan ein Leibgericht des Mittelalters; eine Ausgabenrechnung des Hauſes Northumberland im vierzehnten Jahrhundert führt in einem Jahre nicht weniger als einundzwanzig für die herzogliche Tafel beſtimmte Schwäne an.

Die Zahl der mit Vergnügen genoſſenen Waſſergeſchöpfe war unzählbar. Zu den beliebteſten gehörte der Stör (acipenser sturio), der im Triumph aufgetragen wurde, und die Amia, von welcher ein atheniensiſches Sprichwort verſichert, ſie ſei ſo vortrefflich, daß auch der ungeſchickteſte Koch ſie nicht verderben könne.

Maaß und Gewicht gehörten zu den Küchenkünſten des Alterthums; ein Dutzend Lerchen mußte mindeſtens zwölf Pfund wiegen, ſonſt waren ſie nicht tafelfähig.

Zehn dicke Bände würden kaum hinreichen, die Art zu beſchreiben, zu welcher Höhe die Gourmandiſe zur Zeit des römiſchen Kaiſerreichs emporgeſtiegen war. Geta, der oft drei Tage und drei Nächte hintereinander zu tafeln geruhte, ließ ſich die Speiſen nach der Reihenfolge des Alphabets vorſetzen und nahm ſo ein ganzes Wörterbuch von Gerichten in succum et sanguinem in ſich auf. Vitellius ließ ein großes Gaſtmahl anrichten, bei dem nicht weniger als 2500 verſchiedene Fiſchgattungen, zu deren Fang die römiſche Flotte bis zum ſchwarzen Meere vorgedrungen war, den Appetit ſeiner Gäſte in die Schranken riefen.

Heliogabalus gefiel ſich in der Caprice, ungenießbare Dinge genießbar zu machen, eine Eigenheit, die uns an einen ſpätern Gourmand erinnert, der ſich zu Tode gegrämt, weil ihm der Verſuch mißlungen war, den Kühen ein Gericht abzugewinnen, das wir den Schnepfen verdanken.

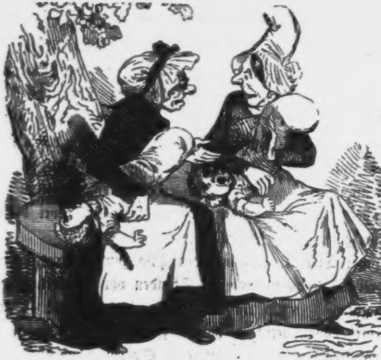
Der Römer Catius, der die Behauptung aufgeſtellt hat, ein für die Tafel beſtimmtes Wild müſſe durchaus in Falerner ertränkt werden, um den wahren haut-gout zu erhalten, war ein Mann, der für dieſen wohlgemeinten Rath ein Denkmal verdient. Ein Gourmand, wie er, wäre im Stande geweſen, ein Stückchen von jenem Herzog Georg von Clarence zu verſuchen, der von ſeinem Bruder, König Eduard VI., gezwungen, als Hochverräther eine Todesart auszuwählen, auf den originellen Einfall geriebt, ſich im Tower in eine Tonne Malvaſier zu erſäufen. Die Tonne zeigt man noch jetzt; aber der Malvaſier iſt leider längſt ſchon ausgetrunken.

Der berühmte Redner Quintus Hortenſius, ein Nebenbuhler ſeines großen Freundes Cicero, der ſeine Bibliothek im Keller und ſeinen Keller in der Bibliothek hatte, hinterließ, zum Troſte ſeiner Freunde, zehntauſend Maas des allerfeinſten Falerners, ein Vermächtniß, das genußreicher, als der literariſche Nachlaß ſeines Freundes Cicero geweſen iſt. Derſelbe Rhetor liebte ſeine Muränen dergeſtalt, daß er in Thränen zerfloß, wenn eine derſelben umkam. Craſſus legte nach dem Tode einer ſeiner Muränen ſogar Trauer an. Das iſt komiſch. Was aber ſoll man zu der kalten Grauſamkeit des Vidio Pollio, eines Freundes des Kaiſers Auguſtus, ſagen, der, überzeugt, daß Muränen, mit Menſchenfleiſch gefüttert, ſaftiger ſchmecken, ihnen in ſeinen Fiſchteichen beim Golfe Mare Piano tagtäglich zwei bis drei ſeiner Sklaven vorwerfen ließ?!?

Kaiſer Tiberius ernannte den Piſo zum Prätor, weil derſelbe drei Mal vierundzwanzig Stunden ohne Unterlaß gezecht und trotzdem — welch ein beneidenswerther Mann! — keinen Haarbeutel davon getragen hatte. Flaccus wurde wegen einer ähnlichen Bravour zum Conſulate in Syrien erhoben.

Alte, ſchöne, große, erhabene, glückliche Zeiten!

Zwei Kinderwärterinnen.



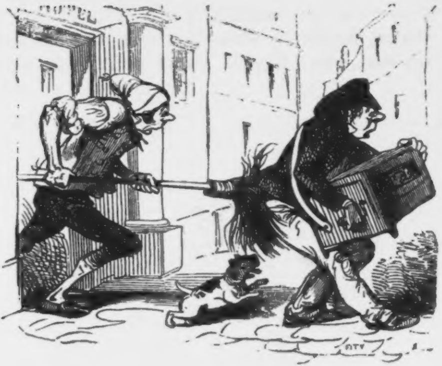
— Madam', ſagt' ick, wenn Sie jloben, det ick zu jrob jegen Ihre Jören bin, ſo jeben Sie mich meinen Lohn, den Sie mich ſeit Jott weeß wie lange ſchuldig ſein und laaſen Sie mir zieh'n.

— Und wat ſagte ſie?

— Niſcht ſagte ſie.

— Ja, ja, uff eenen jroben Klotz jehört en jrober Keil.

Ein Leierkaſtenmann.



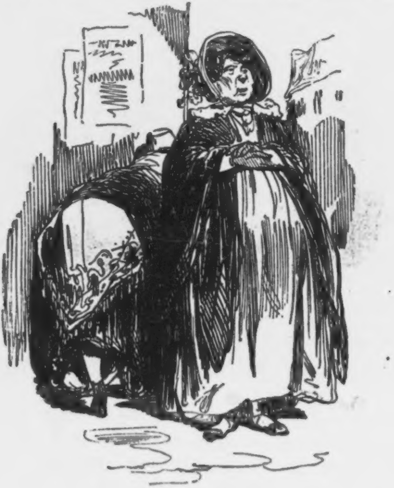
Leierkaſtenmann (ſingt):

Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein!

Hausknecht (ihn fortjagend): Hier wird nich jebettelt!

Straßen- und Salon-Bilder.

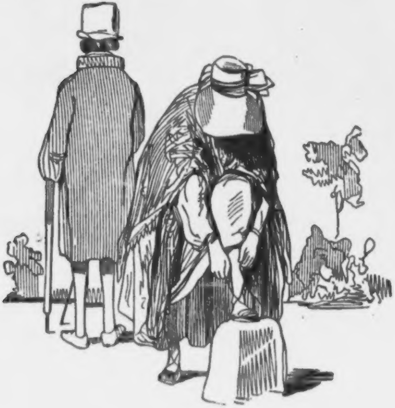
Es giebt Frauen, die das Pech haben, daß ihnen in jeder Viertelſtunde fünf Mal das Schuhband aufgeht. An der Art und Weiſe, wie ſie den aufgelöſ'ten Knoten von Neuem ſchür-



zen, kann man nach der Anſicht des großen Phyſiologen Dr.*** nicht blos das Alter, ſondern auch den Stand und Charakter der Dame erkennen.

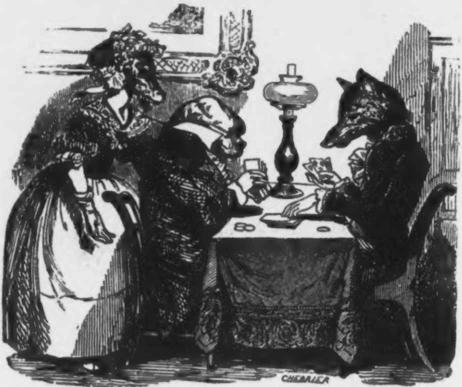
Eine Dame, die ſich ihr Schuhband wie jene reizende Shawlträgerin (auf Seite 234) zubindet, iſt höchſtens fünfundzwanzig Jahre alt, eine Griſette, die einen Anbeter, oder eine Wittwe, die einen Mann ſucht.

Das nachfolgende Bild



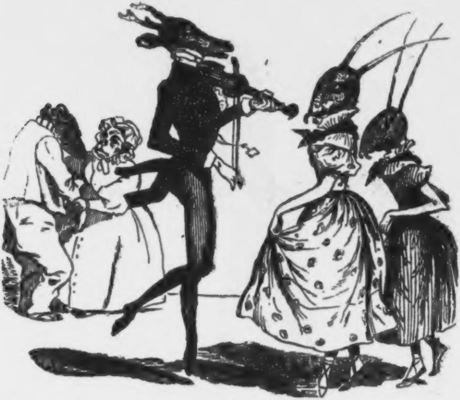
verräth eine Dame, die das Cap Fünfzig umſegelt und ſchon mehr als einen Mann unter die Erde gebracht hat. In ihrer Jugend war ſie galant, im Alter iſt ſie Betſchweſter geworden.

Das dritte Bild



zeigt eine Ecarté-Partie, bei welcher die junge Frau des alten Herrn von Spitz dem ſchlauen Herrn von Fuchs, ihrem Hausfreunde, durch Zeichen die Karten ihres Gemahls verräth. Ihre flache Hand ſagt ihm, daß Herr von Spitz keinen Trumpf in der Karte hat. **Je propose**, ſagt der Gemahl. **Jouez, Monsieur**, ſagt der Hausfreund und — gewinnt.

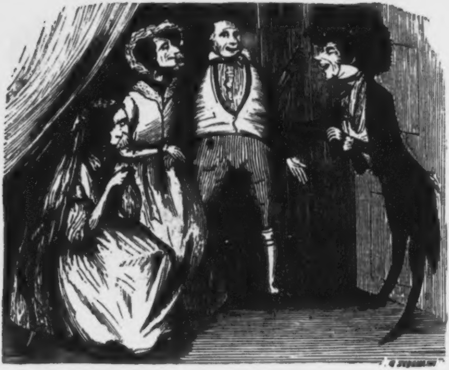
Das vierte Bild



zeigt einen franzöſiſchen Tanzmeiſter, der zwei jungen Engländerinnen Unterricht im Menuet giebt. Miß, ruft er, wie ſteif halten Sie wieder Ihren rechten Hinterfuß!

Leben und Abenteuer des Herrn von Schwipps.

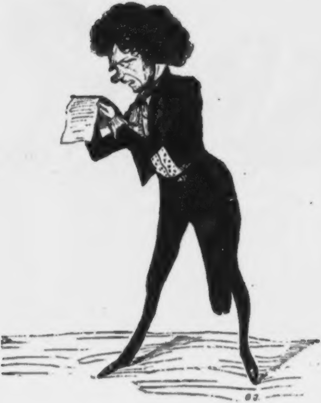
1. Werbung.



Schwipps. Morgen über vierzehn Tage,
Da verſchenk' ich meine Hand;
Drum, mein Fräulein, eine Frage:
Iſt noch Dero Herz vakant?

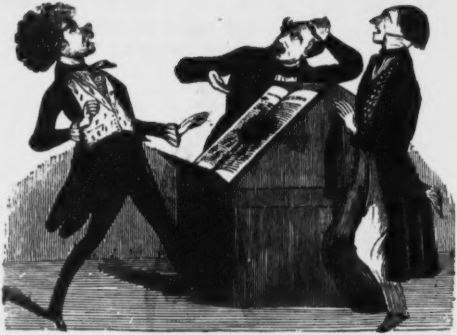
Fräulein Honigmilch ſchlägt ſchüchtern die Augen nieder und bittet ſich drei Tage Bedenkzeit aus.

2. Zuſage.



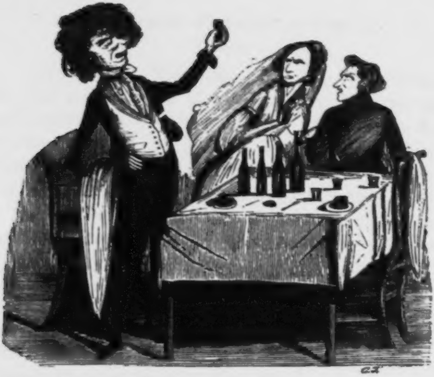
Am dritten Tage erhält Herr von Schwipps die ſchriftliche Zuſage, daß Fräulein Honigmilch ihn heirathen will. Er iſt entzückt.

3 Zerſtreuung.



Am andern Morgen, als er beim Notar den Heirathscontrakt unterzeichnen ſoll, erwiſcht er ſtatt der Streuſandbüchſe das Dintenfaß und muß Stempel und Notargebühren noch ein Mal bezahlen.

4. Haarbeutel.



Zwei Tage vor der Hochzeit wird er von ſeinen zukünftigen Schwiegereltern zu Tiſch eingeladen. Herr von Schwipps begeht die unbegreifliche Dummheit, mehr zu trinken, als er vertragen kann. Die Folge davon iſt ein koloſſaler Haarbeutel.

— Schöne Braut, ſagt er im Rauſche, Sie glauben wohl, daß ich Sie liebe? Au contraire! Sie ſind mir ungeheuer gleichgiltig, ich liebe an Ihnen weiter nichts, als Ihre Mitgift.

Fräulein Honigmilch will in Ohnmacht fallen; da ſie aber ein neues Kleid anhat, das unter dieſer Ohnmacht leiden könnte, beſchließt ſie ſtandhaft zu ſein. Sie ſagt weiter nichts, als:

— Heuchler, ich verachte Dir!

Und aus der Heirath wird nichts.

Ein neuer Schneiderkönig.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne. Alles iſt ſchon ein Mal dageweſen. Zu allen Zeiten hat der Arme den Reichen beneidet und ihm den Krieg erklärt, ihm Tod und Vernichtung geſchworen. Ich finde das ganz natürlich. Ein armer Teufel, welcher Hunger im Magen und keinen Heller im Sacke hat, kennt keinen größern Gräuel als einen Elenden, welcher Pferde im Stalle, Wein im Keller und Banknoten in der Brieftaſche hat. Das Gold iſt für Jeden, der es nicht beſitzt, ein „verächtliches Metall", ein „ſcheußlicher Klumpen", eine „unnütze Schlacke", ein „falſcher Götze", ein „elender Mammon". Aber flöge ſolch einem Verächter des Goldes urplötzlich das große Loos ins Maul, dann würde er anders denken und ſagen: das Gold iſt eine herrliche Erfindung, eine erhabene Macht, ein wunderwirkender Talisman.

Zu allen Zeiten hat es Tagediebe, Faullenzer und Pflaſtertreter gegeben, die ernten gewollt, ohne zu ſäen, genießen, ohne zu arbeiten. Der Menſch, ſagten ſie, lebe nicht um zu darben, er lebe um zu genießen. Brod verdienen im Schweiße ſeines Angeſichts, iſt eine Plage. Tiſchlein, deck' Dich! rufen und ſich

16*

Auſtern und Champagner ins Maul regnen laſſen, iſt weit vernünftiger und behaglicher.

Zu allen Zeiten hat es Propheten gegeben, welche Aufhebung des Eigenthums und Gemeinſchaft der Güter gepredigt haben. Sie haben aller Schaam den Kopf abgebiſſen und geſagt: Dein Haus, Dein Pferd, Dein Weib, Dein Geld ſind mir Dornen im Auge. Ich ſtecke Dein Haus an, ich ſtehle Dein Pferd, ich verführe Deine Frau und raube Dir Dein Geld, denn Dein Eigenthum iſt das Meine.

So entſtanden die Baboeufiſten, die Saint-Simoniſten, die Fourieriſten, die Cabetiſten, die Socialiſten, die Communiſten.

„Alles wiederholt ſich nur im Leben“, ſagt Schiller.

Im Jahre 1534 tauchte zu Münſter ein verrückter Schneider, Johann von Leyden, auf. Er haßte die Arbeit, liebte das Vergnügen und... ſtellte ſich an die Spitze der Wiedertäufer. Zwölf ſeiner Spießgeſellen, die er ſeine Apoſtel hieß, proklamirten ihn als Geſandten des „Ewigen“, abgeſchickt, ein neues Jeruſalem zu gründen. Am 24. Juni wurde der Schneider als „König von Zion“ gekrönt. Er hob die Ehe auf, decretirte die Emancipation des Fleiſches, Gemeinſchaft der Weiber und heirathete ſiebenzehn Frauen, die er prügelte. Die Verfaſſung, die am 12. Juli auf öffentlichem Markte proclamirt worden war, enthielt 27 Paragraphen, von denen einer dümmer als der andere war. Das Edikt ſchloß mit den Worten: »Jeden dieſer Punkte hat Gott der Herr diktirt Johann dem Gerechten, König des neuen Jeruſalems, Miniſter des allerhöchſten Weſens, im ſechsundzwanzigſten Jahre ſeiner Geburt und im erſten ſeiner Regierung.«

Jetzt iſt in Zürich ein neuer Schneider, Wilhelm Weitling, aufgetreten.

Einſt, tauſend Jahre vor Chriſti Geburt, ſtritten ſieben Städte um die Ehre, welche von ihnen Homer's Wiege geweſen:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamis,
Chios, Argos, Athenae
Orbis de patria certat, Homere, tuâ.

Einſt, in tauſend Jahren, werden Kuhſchnappel, Schöppenſtädt, Flachſenfingen, Krähwinkel, Polkwitz, Tripstrill und Burtehude um die Ehre ſtreiten, welche von ihnen die Geburtsſtadt Wilhelm Weitlings iſt.

Da wird Magdeburg hervortreten und triumphirend ausrufen:

»Mein iſt der Held und mir gehört er an!«

O Magdeburg, Magdeburg, wie hoch und erhaben wird dann Dein Name neben dem Deines großen, unſterblichen Wilhelms prangen!

Wollt Ihr ein Portrait von dieſem neuen Propheten? Ein Touriſt, der ihn in Lauſanne geſehen hat, entwirft folgendes Bild von ihm:

„Von Kopf bis zu den Füßen ein Kobold, klein, zitternd, mit hektiſchem Ausſehen fehlt ihm nichts, als eine Scheere, um in irgend einem ſkurrilen Zaubermärchen à la Hoffmann eine ergötzliche Figur zu ſpielen.“

Und dieſes Schneiderlein, lächerlicher als Schneider Fips und Schneider Kakadu, iſt nun als communiſtiſcher Luther aufgetreten und hat „Garantie der Harmonie und Freiheit“, das Evangelium ſeiner neuen Lehre, ans Licht treten laſſen.

Er verflucht das Geld und ruft:

»Verächtliches Metall! Ausfluß der Hölle! Der Du das Saamenkorn der Liebe in den Herzen der Menſchen mit Deinem ſiedenden Guß verſengſt, wie der Sirocco die grünenden Matten paradieſiſcher Ebenen, möchte ein Wunder Dich wieder in die Tiefen der Erde verſenken, aus welchen Dich der Eigennutz mit der Aufopferung des Lebens ganzer Völker hat hervorholen laſſen!«

»Unnütze Schlacke, an welcher das Blut von Millionen klebt, das den armen Arbeiter mit Weib und Kind den Tod des Elends ſterben läßt, weil es dem Schwelger und Müßiggänger erlaubt hat, das Fett von ihren Suppen zu ſchöpfen und das Mark aus ihren Knochen zu ſaugen, das der Arbeiter in Thränen arbeitend und bittend empfängt und mit Fluch und Thränen wieder ausgiebt. Fort, verſchwinde (ein anderer Schneider würde geſagt haben: verdufte!) aus der Geſellſchaft.«

»Todtes Metall, deſſen Zauberglanz den erſten Krieg entzündet, den erſten Dolch geſchliffen und das erſte Schaffot gebaut, verſchwinde (warum nicht: verdufte?) aus unſerer Mitte, damit Verzeihung, Sicherheit und Friede ihre Wohnungen wieder unter uns aufſchlagen.«

»Falſcher Götze, unter deſſen Schutz die Schatten der Vorurtheile, des Aberglaubens und der Unwiſſenheit der Menſchheit Aufklärung, Freude, Licht und Leben rauben, entweiche von uns mit Deinen Lügengeiſtern, damit der Menſch wieder wiſſe, daß er Menſch ſei und nicht geſchaffen iſt, ſich ſelbſt zur Plage zu leben!«

»Scheußlicher Klumpen, deſſen ſich die Ungerechtigkeit bediente, um das Heiligſte zu verrathen, das Millionen in die Kerker warf und auf die Schaffote ſchleppte, das einen Heiland an das Kreuz ſchlug, weil er ſeinen ſchädlichen Einfluß bekämpfte, ſei verflucht von nun an bis zu ewigen Zeiten.«

O Schneider, Schneider, wie groß biſt Du! Welcher Reichthum von Bildern und Gedanken ſteht Dir zu Gebote! Wo, um Alles in der Welt, haſt Du das Alles aufgegabelt, großer Scheeren-Lamennais! Wo haſt Du vor Allem das ſchöne, gute, reine Deutſch gelernt? »Scheußlicher Klumpen, das einen Heiland an das Kreuz ſchlug, weil er ſeinen, ſage ſeinen Einfluß bekämpfte.« Jeder Andere würde deſſen Einfluß geſagt haben, weil das Fürwort ſich nicht auf den Heiland, ſondern auf das Geld bezieht. Du aber, mein Schneider, der Du das Mein und Dein verwechſelſt, machſt auch keinen Unterſchied zwiſchen ſein und deſſen, und das iſt groß, das iſt ſchön, das iſt claſſiſch von Dir! O Weitling, Weitling, wer doch auch ſo ſchreiben könnte, wie Du!

Jetzt, großer, verkannter Meſſias, ſchmachteſt Du im Gefängniß; bald aber wird ein neuer Morgen für Dich anbrechen.

Dann werden zwölf Deiner Spießgeſellen, Deine Apoſtel, Herwegh, Fröbel u. ſ. w., Dich als Abgeſandten der Freiheit, als König des neuen Zions proclamiren. Du, großer Mann, wirſt den Thron Johann's von Leyden beſteigen und decretiren wie folgt:

Wir W. W. I., von Gottes Gnaden Schneidergeſell und König der Communiſten, haben befohlen und befehlen wie folgt:

§. I. Alles iſt erlaubt, was nicht verboten iſt.

§. II. Alles iſt verboten, was nicht erlaubt iſt.

§. III. Jedes Laſter iſt eine Tugend, jede Tugend iſt ein Laſter.

§. IV. Das Laſter aller Laſter iſt — arbeiten.

§. V. Es giebt kein Eigenthum. Dein iſt Mein und Mein iſt Dein.

§. VI. Schuldenmachen iſt erhaben, Schulden bezahlen iſt lächerlich.

§. VII. Diebſtahl iſt erlaubt, Mord nicht verboten.

§. VIII. Monogamie iſt ein Unſinn, Polygamie eine Wohlthat.

§. IX. Religion iſt ein Popanz, „erfunden von Pfaffen und Gelehrten, um die Armen über ihr Elend zu täuſchen und ihnen daſſelbe durch die Hoffnung auf eine künftige Seligkeit erträglicher und die Maſſen gehorſamer zu machen.“ (Siehe Seite 103 der „Garantien“.)

§. X. Wer an ein Jenſeits glaubt, iſt ein Eſel.

§. XI. Geld iſt die Wurzel alles Uebels.

§. XII. Jeder, der Geld hat, iſt ein Verräther.

§. XIII. Jeder Verräther wird geblendet.

§. XIV. Die Todesſtrafe iſt abgeſchafft.

§. XV. Statt des Geldes wird Tauſchhandel eingeführt.

§. XVI. Niemand darf Kaffee ohne Zucker trinken.

§. XVII. Das baieriſche Bier iſt abgeſchafft.

§. XVIII. Jeder iſt ſein eigener Diener. Wer ſich Domeſtiken hält, muß ſeiner Dienerſchaft die Stiefel wichſen.

§. XIX. Alle Kirchen ſollen zerſtört und an deren Stelle Schauſpielhäuſer erbaut werden.

§. XX. Jedermann hat freien Eintritt ins Theater.

§. XXI. Die Kinder der Familien werden auf Koſten des Staates erzogen.

§. XXII. Familien-Namen, Titel, Würden und Wappen ſind abgeſchafft.

§. XXIII. Das Oberhaupt der Communiſten führt den Titel „Auge des Staats“.

§. XXIV. Wöchentlich wird ein anderes Staatsauge gewählt.

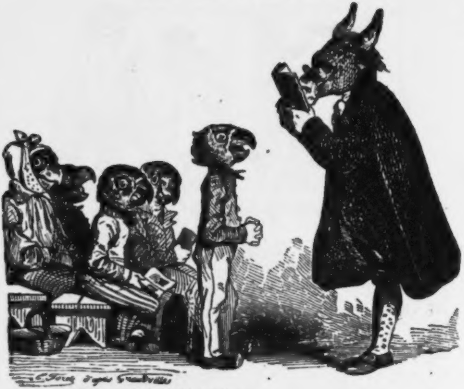
§. XXV. Jeder iſt berechtigt, dieſem Auge den Staar zu ſtechen.

§. XXVI. Das Staatsauge darf keine Brille tragen.

§. XXVII. Tabakrauchen auf den Straßen iſt erlaubt.

Dies ſind die 27 Paragraphen des neuen Johann von Leyden, den Gott noch lange erhalten möge zum — Gelächter aller Vernünftigen.

Schulknaben=Prüfung.



Lehrer. Was iſt Gold?

Schüler. Gold iſt ein edles Metall.

Lehrer. Was iſt Salz?

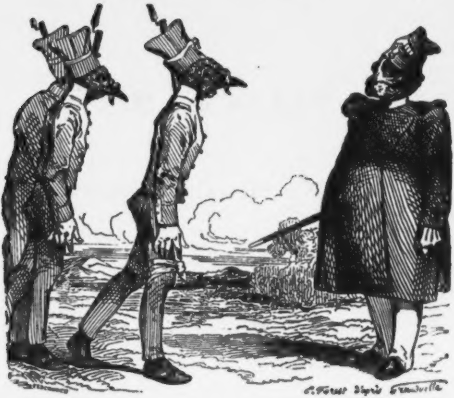
Schüler. Salz iſt eine Würze der Speiſen.

Lehrer. Was iſt Pech?

Schüler. Pech iſt, wenn mein Vater Whiſt ſpielt und Geld verliert.

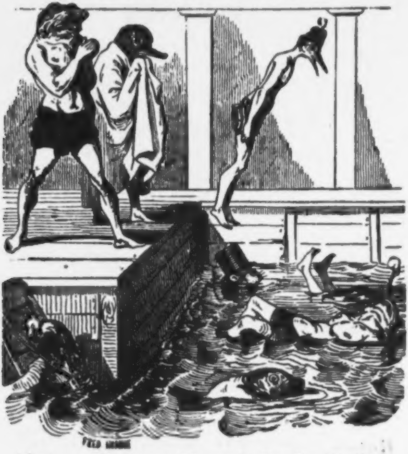
Lehrer. Dummer Junge!

Exercier=Stunde.


C. Forest d'après Grandville

Unterofficier. Einundzwanzig, zweiundzwanzig. Himmel Tauſend Donnerwetter, wo hat Er denn wieder den linken Hinterfuß?!

Thier-Schwimmſchule.



Ente. Springen Sie zuerſt, Gevatter Froſch.
Froſch. Sie haben wohl Furcht?
Ente. Furcht? Nicht im Geringſten! Ich habe blos…
Froſch. Na, was denn?
Ente. Keine Courage!

Lips XIV.

Dramatiſirte Novelle in einem Akte.

Perſonen:

Graf Holm.
Baron Salm.
Juſtizrath Knorpel.
Referendar Sempronius.
Lieutenant v. Goldfuchs.
Doctor Fenchel.
Amalie.
Zoe.
Melanie.
Flora.
Emma.
Joſephine.
Jeremias Lips.
Hulda, ſeine Frau,
Marqueure.

(Die Scene ſpielt in Berlin.)

Erſte Scene.

(Kurzes Zimmer.)

Graf Holm. Baron Salm.

Graf. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr es mich freut, das Du gerade heute angekommen biſt; ich verſpreche mir von dem kleinen Feſte, das ich heute Abend bei Jagor veranſtalte, einen ganz beſonderen Genuß; ich habe lauter originelle Käuze eingeladen; den alten Juſtizrath Knorpel, der, trotz ſeines Podagra's, noch immer den jugendlichen Roué ſpielt, jeder Dame ohne Unterſchied des Standes und der Religion den Hof und ſich dabei lächerlich macht, den Referendar Sempronius, der ſchon ſeit ſechs Jahren das Aſſeſſor-Examen machen will, mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hat und in fünf Minuten mindeſtens zehn Mal ſich ſeines Lieblingsausdrucks eventualiter bedient, den Gardelieutenant von Goldfuchs, der mehr Felder im Wappen als in der Wirklichkeit beſitzt, ein abgeſagter Feind der Linie iſt, blos von Pferden zu reden weiß und jeden Augenblick auf Ehre oder auf taille! ausruft, den Doctor Fenchel, der den ganzen lieben Tag in ſeinem Wagen herumfährt, eine

Unzahl von Gläubigern, aber, dem Himmel ſei Dank, keinen einzigen Patienten hat, dann ſieben junge Damen, liebe, gute Geſchöpfe, die, durchaus nicht ſpröde, Spaß verſtehen, und endlich Herrn Jeremias Lips.

Baron. Jeremias Lips? Was iſt das für ein Menſch?

Graf. Wie? Du kennſt nicht Herrn Jeremias Lips? Ja, ja, man ſieht's Dir an, daß Du erſt ſeit einigen Stunden in unſerer Hauptſtadt biſt, ſonſt müßteſt Du ihn kennen.

Baron. Wer iſt der Mann?

Graf. Der originellſte Kauz von ganz Berlin. Sogleich ſollſt Du ihn kennen lernen. (Holt aus der Schublade ein Zeitungsblatt hervor.) Vor ungefähr fünf Monaten las man in der Zeitung folgende Anzeige: Der Unterzeichnete hat die Ehre dem hohen Adel und verehrten Publikum ganz gehorſamſt anzuzeigen, daß derſelbe bei Hochzeiten, Kindtaufen, Picknicks, Mittags- und Abendgeſellſchaften, bei welchen nicht mehr und nicht weniger als dreizehn Gäſte eingeladen — eine Zahl, die bekanntlich ſehr ominös iſt, weil der Aberglaube und ſelbſt vorurtheilsfreie Leute behaupten wollen, daß von den Dreizehn in Folge dieſes Zuſammentreffens Einer ſterben müſſe — erbötig ſei, wenn man ihn gütigſt den Tag vorher unterrichten wolle, ſich zu jeder Tages- und Jahreszeit pünktlich als vierzehnter Gaſt bei der Tafel einzuſtellen. Er ſieht weniger auf das Honorar als auf anſtändige Behandlung, und erbietet ſich dafür, die verehrte Geſellſchaft, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, beſtens zu unterhalten, die Freuden der Tafel durch Karten- und andere Kunſtſtücke, durch Maultrommel und Grimaſſenſpiel, vor Allem aber durch Erzählung luſtiger Schwänke und friſcher nagelneuer Theater-Anekdoten dergeſtalt würzen zu wollen, daß die dreizehn Gäſte, die, beiläufig geſagt, falls es ihnen Spaß gewährt, ihn auch zum Stichblatt ihres Witzes gebrauchen können, nicht aus dem Lachen herauskommen ſollen. Ferner erlaubt ſich der Unterzeichnete, dem hohen Adel und verehrten Publikum ergebenſt anzuzeigen, daß er auch bei Whiſt- und Boſton-Parthien, denen es zufällig an einem vierten Mann gebricht, gut zu verwenden iſt, da er ſich in beiden Spielen einen hohen Grad von Virtuoſität angeeignet hat und im Boſton die Tabelle entbehrlich macht, indem er ſie ſo vollkommen inne hat, daß er ſie von A bis Z auswendig weiß, und außerdem die Verpflichtung übernimmt, die Lichter zu putzen, ohne ſie auszulöſchen. Jeremias Lips, bürgerlicher Clavierſtimmer, Mauerſtraße Nr. 81.

Baron. Das iſt zum Lachen! Ich kann mir denken, daß dieſe Anzeige große Senſation gemacht!

Graf. In tauſend Abſchriften ging ſie von Haus zu Haus, von Hand zu Hand; einen ganzen Monat lang ſprach man in Berlin von keinem Andern als Herrn Jeremias Lips, bürgerlichem Clavierſtimmer und privilegirten Spaßvogel, der nun nicht anders als Jeremias IV. oder Lips XIV. hieß. Dreizehn und ein halber Bühnendichter ſpitzten ihre ſtumpfen Kiele, um ihn brühheiß aufs Theater zu bringen; Herr Stehely, Berlins Tortoni, kündigte in der Zeitung Jeremias-Kuchen und Lips-Törtchen; ein Schneidermeiſter, Jeremias-Mäntel und Lips-Weſten; ein Delicateſſenhändler, Jeremias-Würſtchen und Lips-Salat; ein Perückenmacher, Jeremias-Touren und Lips-Perücken; ein Liqueurfabrikant, Jeremias-Waſſer und Lips-Liqueur, ein Parfumeur, Lips-Pomade und **Extrait de Jérémie** an. Ja, noch mehr, dieſe Anzeige erregte ein ſo großes Aufſehen, daß unſer Telegraph, der, beiläufig geſagt, blutwenig zu thun hat, ſich herabließ, dieſe Nachricht nach allen Gegenden zu tragen. — Mit einem Wort, Herr Jeremias Lips war plötzlich ein Mann des Volkes, ein öffentlicher Charakter, ein koſtbarer Typus, noch bekannter als der Eckenſteher Nante und der muſikaliſche Referent der Voſſiſchen Zeitung.

Baron. Ein köſtlicher Patron! Du haſt mich in der That ſo neugierig gemacht, daß ich nicht erwarten kann, dieſen General-Spaßvogel kennen zu lernen.

Graf. Alſo, Du kommſt doch heute Abend?

Baron. Ganz beſtimmt.

Graf. Nach dem Theater. Aber ja nicht ſpäter. Wo denkſt Du jetzt hinzugehen?

Baron. Zu Stehely.

Graf. Ich begleite Dich. (Beide ab.)

Zweite Scene.

(Zimmer bei Lips.)

(Rechts ein Sopha, links ein Spiegel.)

Lips.

(Ein ſchon ziemlich bejahrter Mann mit grauen Haaren und ſchwarzen Beinkleidern, mit dickem Bauch und dünnen Beinen, mit langen

Vatermördern und kurzen Kamaſchen tritt trällernd zur Seitenthür herein.)

Lips, Du biſt ein prächtiger Kerl, ein ausgezeichnetes Genie, ein unbezahlbares Juwel! Schade, daß Mutter Natur, die doch ſonſt ſo weiſe iſt, nicht die Einrichtung getroffen, daß der Menſch ſich ſelbſt umarmen und ans Herz drücken kann; ich bin dergeſtalt entzückt über mich, daß ich mir vor Freude um den Hals fallen könnte. Jeremias Lips, **cidevant** bürgerlicher Clavierſtimmer, Du haſt Deine Sache brav, ſehr brav gemacht! (Klopft ſich auf die Schulter.) Die Leute reißen ſich um Dich; es vergeht kein Tag, an dem Du nicht ein halbes Schock Einladungen erhältſt; und wem, Freund Lips, haſt Du Dein Glück zu verdanken? Deinem Scharfſinn, Deinem Geiſt, Deinem Humor und jener extra-originellen Anzeige. — Heute Morgen brachte mir ein krebsrother Livreediener folgendes Billet: „Euer Wohlgeboren werden höflichſt erſucht, ſich heute Abend bei dem Traiteur Jagor einzufinden, einen geſunden Magen und eine frohe Laune mitzubringen.“ — Der Mann hat ſich zwar nicht genannt, doch was liegt daran? Chriſt oder Jude, Heide oder Muſelmann, Graf oder Stiefelputzer, mir gleich. Anonymus bittet mich, einen geſunden Magen und eine frohe Laune mitzubringen. — Geſunder Magen heißt ſo viel, als geſunder Appetit. Dank dem Himmel, daran hat es mir noch nicht gefehlt! Ich habe einen himmliſchen, unbezahlbaren Appetit, den ich ſelbſt meinem beſten Freund nicht wünſche, aus Furcht, daß er mich dann ruiniren könnte, einen Appetit, ganz geeignet, nach meinem Tode ausgeſtopft und als Seltenheit aufbewahrt zu werden. Auch mit Deiner Laune, Lips, darfſt Du vollkommen zufrieden ſein, denn überall, wo es etwas Gutes für Dich zu eſſen und zu trinken giebt, da ſtellt ſich — wenn Du anfangs noch ſo verdrießlich wärſt — alsbald die frohſte Laune ein. Habe ich erſt drei bis neun Flaſchen guten Weines hinabgefördert, dann bin ich ein Springbrunnen himmliſcher Einfälle, göttlicher Späße! Glücklicher Weiſe ſind mir heute Morgen ein Paar funkelnagelneue Theateranekdoten eingefallen; die will ich ihnen zum Beſten geben und ihrem Zwerchfell dergeſtalt imponiren, daß ſie vor Lachen berſten ſollen, denn Jeremias Lips darf nur neue, ganz neue Anekdoten erzählen, eine alte, und mein Nimbus iſt dahin zu allen Teufeln. — Aber wo ſteckt mein ſüßes Weibchen, meine himmliſche Hulda? (Er ſieht auf die Uhr.) Das Ballet muß doch ſchon aus ſein? Lips, Du biſt ein glücklicher Ehemann! Vor acht Tagen haſt Du die reizendſte Figurantin des **corps de ballet** geheirathet und in Deiner Hulda das große Loos gezogen. Gott, welch ein Weib! Augen, für deren Feuer keine Aſſekuranz exiſtirt, einen Mund erfunden für den erſten Kuß, einen Fuß, nicht größer als mein kleiner Finger, und einen Wuchs — einen Wuchs — Lips, bei Gott, Du biſt zu beneiden! Meine himmliſche Hulda iſt die perſonificirte Grazie, welch ein **coup-pied**, welch ein **porte-bras** und welch ein unwiderſtehliches **à plomb!** (Er ſtreckt dabei den rechten Fuß in die Höhe.) Und wie groß die Virtuoſität, die ſie in graziöſen Attitüden (ahmt die Stellung der Balletttänzerinnen nach), in den **battements** und **pirouettes** beſitzt! (macht dieſe nach.) Und wie lieb ſie mich hat und wie treu ſie mir iſt! Die Damen vom **corps de ballet** haben in der Regel ſtarke Beine, aber äußerſt ſchwache Grundſätze, die der leiſeſte Hauch über den Haufen ſtürzen kann. Wir ſind zwar erſt acht Tage verheirathet, aber ich kenne meine reizumfloſſene, luftentſproſſene, wachsgegoſſene Hulda . . . ſie macht eine Ausnahme. — Aber wiſſen möcht' ich denn doch, warum ſie heute ſo lange ausbleibt?! Der geſtiefelte Kater ſpielt nie länger als bis halb Zehn — wenn meine angebetete Hulda nicht bald eintrifft, ſo weiß ich wirklich nicht, was ich davon denken ſoll.

Dritte Scene.

Jeremias Lips. Hulda (in einen Mantel gehüllt).

Hulda. Guten Abend, Jeremias!

Lips. Ah, da biſt Du ja, mein liebes Kind! Ich muß bekennen, daß ich ſchon etwas unruhig ward.

Hulda. Und weshalb, Jeremias?

Lips. Weil meine reizumfloſſene (küßt ihr die Hand), luftentſproſſene (küßt ſie abermals), wachsgegoſſene Grazie heute etwas länger als vorgeſtern ausgeblieben iſt.

Hulda. Es war nicht meine Schuld, Jeremias, das Ballet hat heute etwas länger geſpielt. Nun, Jeremias!

Lips. Was denn, liebes Kind?

Hulda. Nimmſt Du mir nicht meinen Hut und meinen Mantel ab?

Lips. Verzeihung, daß ich nicht gleich daran gedacht! (Legt Beides auf's Sopha.)

Hulda. Hier nimm auch die Handſchuhe.

Lips. Ganz wohl, liebes Kind!

Hulda. Und auch den Shawl!

Lips. Ganz wohl, liebes Kind!

Hulda. Darf man fragen, Jeremias, wo Du den heutigen Tag zugebracht haſt? Du gingſt um elf Uhr Morgens fort und kamſt nicht einmal zu Tiſche. Wo war mein Herr Gemahl?

Lips. Ueberall und nirgends, liebes Kind.

Hulda. Ich verſtehe Deine Späße nicht; ſprich deutlicher, wo warſt Du?

Lips. Zuerſt ging ich zu Stehely und trank dort vier Taſſen Chocolade.

Hulda. Vier Taſſen?

Lips. Nein, ich irre mich, es waren nur fünf. Ich las dort die Zeitungen, ſchrieb ein Paar Witze ab, ging dann unter die Linden und nahm bei Kranzler ein Glas Eis zu mir; von dort ging ich in eine Apotheke und kaufte mir Ingwer, weil ich gehört, daß dieſes Mittel den Magen ſtärkt und den Appetit reizt. Dann lief ich in den Thiergarten hinaus und trank beim Hofjäger ein kleines, ganz kleines Gläschen Kalmusliqueur, weil ich unlängſt in einem Buche geleſen, daß dies das beſte Präſervativmittel gegen den Magenkrampf ſei. Von dort ſtiefelte ich zu Fuß — hörſt Du, liebes Kind — zu Fuß nach Charlottenburg, um mir Bewegung zu machen.

Hulda. Und warum kamſt Du nicht zu Tiſche?

Lips. Weil — ich beſchloſſen hatte, die ganze Fülle meines Appetits für den heutigen Abend aufzubewahren.

Hulda. Und weßhalb?

Lips. Weil ich, — ſei nicht böſe, angebetete Hulda — heute Abend eingeladen bin.

Hulda. Wie? ſchon wieder?

Lips. Die Leute reißen ſich um mich, es iſt zum Raſendwerden!

Hulda. Und darf man fragen, bei wem Du eingeladen biſt?

Lips. Bei wem? — Sieh, liebes Kind, das weiß ich nicht. Der Mann hat ſich nicht genannt.

Hulda. Wer mag es ſein?

Lips. Chriſt oder Jude, Heide oder Muſelmann, Graf oder Stiefelputzer, mir gleichviel; ich habe den Grundſatz, weder nach Stand noch nach Religion, ſondern nur nach der Hauptſache zu fragen: Giebts dort etwas Gutes zu eſſen oder zu trinken?

Hulda. Das iſt nun ſchon der dritte Abend, wo Du ausgebeten biſt! Schöne Flitterwochen! Der Mann wird immer eingeladen, und das arme Weib muß zu Hauſe bleiben. Ach, mir wird ohne Dich die Zeit ſo lang, ich weiß dann nicht, was ich anfangen ſoll.

Lips. Lies ein Buch, liebes Kind, oder ſpiele patience.

Hulda. Eine ſchöne Unterhaltung!

Lips. Gieb Dich zufrieden, meine reizumfloſſene, luftentſproſſene, wachsgegoſſene Hulda. Geſchäfte gehen vor, dafür bring' ich Dir wieder, wie vorgeſtern, eine Rocktaſche voll Kuchen und ein Paar große Düten Bisquit mit.

Hulda. Und wann gedenkſt Du heimzukehren?

Lips. Schwerlich vor drei bis vier Uhr Morgens.

Hulda. Da ſoll ich wohl wieder wie geſtern mitten im Schlafe aus dem Bette ſteigen, die Treppen hinuntergehen und Dir das Hausthor aufſchließen? Nein, das mag ich nicht mehr; ich habe ohnedies den Schnupfen und mich geſtern obendrein ſo ſtark erkältet, daß ich Dich ernſtlich bitten muß, lieber gar nicht als wieder ſo ſpät, wie geſtern, nach Hauſe zu kommen.

Lips. Gar nicht nach Hauſe kommen? Mein Gott, liebes Kind, wo ſoll ich denn bleiben? Unſer Einer will ja auch ſchlafen.

Hulda. Geh' in den erſten beſten Gaſthof.

Lips. Ich kann ja den Hausſchlüſſel mitnehmen und mir ſelbſt das Thor aufſchließen.

Hulda. Hab' ich Dir nicht ein für allemal geſagt, daß ich den Schlüſſel nicht weggebe? — Nachts kann mir etwas zuſtoßen, es kann Feuer ausbrechen ... nein, nein, den Schlüſſel behalte ich.

Lips. (Nachdenklich in das Schnupftuch einen Knoten machend.) Hm!

Hulda. Was ſoll das?

Lips. Morgen in aller Frühe beſtelle ich mir ein Paar Hausſchlüſſel. (Wieder fröhlich.) Für heute will ich Deinen Rath befolgen, in irgend einem Gaſthof übernachten und erſt morgen früh nach Hauſe kommen.

Hulda. Thu, was Dir gefällt; ich bin müde vom Tanzen und will gleich zu Bette gehen.

Lips. Thu das, meine angebetete Hulda. Erlaubſt Du wohl, daß ich jetzt gehen darf?

Hulda. In Gottesnamen.

Lips. Nun denn, gute Nacht, meine reizumfloſſene, luftentſproſſene, wachsgegoſſene Hulda! (Will gehen.)

Hulda. Jeremias, willſt Du nicht?

Lips. Dich zu Bette bringen? Das verſteht ſich. (Er reicht ihr den Arm und führt ſie ins Nebenzimmer.)

(Verwandlung.)

Vierte Scene.

(Großer eleganter Speiſeſaal. Rechts und links ganz im Vordergrunde eine Thür, in der Mitte eine große Tafel mit vierzehn Couverts, mit Weinbouteillen, Torten, Bisquit und Cigarren beſetzt.)

(Der **Graf** und **Baron** kommen à quatre épingles gekleidet durch die Seitenthür links vom Zuſchauer.)

Graf. Was Teufel, noch Niemand da?

Baron. Deine Gäſte laſſen lange auf ſich warten.

Graf. Sie pflegen doch ſonſt ſo pünktlich zu ſein. Aha, da kommt ſchon ein Paar!

Fünfte Scene.

Vorige. Doctor. Amélie.

(Kommen Arm in Arm durch die Thüre rechts.)

Graf. Willkommen! Willkommen!

Doctor und Amélie (verbeugen ſich).

Graf (zum Baron). Ich habe die Ehre, Dir hier Fräulein Amélie und Herrn Doctor Fenchel, einen meiner zehn Hausärzte vorzuſtellen.

Baron. Wie, Du haſt zehn Hausärzte?

Graf. Verſtehe mich recht. Geheimrath Horn iſt die Eins, und Doctor Fenchel, mein liebenswürdiger Freund, die Null.

Fenchel. Ein alter Witz, aber gar nicht übel. Denken Sie ſich, Graf, mein Glück!

Graf (ganz erſtaunt). Haben Sie endlich einen Patienten erwiſcht?

Fenchel. Das eben nicht, aber ein Viertel von einem Looſe, das in der geſtrigen Ziehung — rathen Sie, mit wie viel — herausgekommen . . .

Graf. Mit?

Fenchel. 70 Rthlr. Gold.

Graf. Gratulire von ganzem Herzen! Wie befindet ſich Fräulein Amélie?

Amélie. Recht wohl, lieber Graf!

Graf. Was giebts Neues, Doctor?

Fenchel. Vor drei Tagen hat ſich ein komiſcher Zufall ereignet. Ein bekannter Arzt, der Nachts um zwei Uhr aus einer luſtigen Trinkgeſellſchaft heimkehrt, wird bald darauf durch einen ſtarken Riß an ſeiner Nachtglocke aus dem Schlafe geweckt; er eilt ans Fenſter und fragt, was es giebt? „Der Herr Doctor möchten ſo gut ſein und gleich mit mir kommen," ruft ein Bedienter hinauf. „Wer iſt denn krank?" „Der Graf Sternberg und ſeine Diana." „Seine Frau?" fragt der Arzt. „Nein, ſeine goldbraune Stute," antwortet der Bediente. Der Arzt wirft ſich in ſeine Kleider und eilt in die Wohnung der beiden Patienten. Noch etwas umnebelt vom Kohlenſtoffgas des Champagners ſchreibt er zwei Recepte, irrt ſich aber in der Adreſſe und ſchreibt auf das Recept, für die Stute beſtimmt, den Namen des Grafen, und auf das für den Grafen beſtimmte, die Medizin der Stute. Beide Recepte werden ſogleich nach der Apotheke geſchickt, und in Folge dieſer Verwechſelung geſchieht es, daß Graf und Stute, Roß und Reiter . . .

Graf. Natürlich ſterben. . . .

Fenchel. Im Gegentheil, von jenem Augenblicke an geneſen. Die Medizin hat dadurch eine neue Erfahrung gemacht, die nämlich, daß dem Grafen die Roßkur und dem Roß die Grafenkur beſſer bekommen iſt, als es vielleicht umgekehrt der Fall geweſen wäre.

Graf. Der Spaß iſt nicht übel! Ah, da kommen Fräulein Melanie und unſer guter Referendar Sempronius.

Sechſte Scene.

Vorige. Melanie. Sempronius.

(Sempronius, eine Brille auf der Naſe und Acten unter dem Arm, durch die Thür rechts.)

Graf. Herzlich willkommen! Wie gehts, Sempronius?

Sempronius. Hören und erſtaunen Sie, lieber Graf, morgen mache ich . . .

Graf. Doch nicht das Aſſeſſor-Examen?

Sempronius. Das eben nicht, eventualiter aber eine Landparthie mit der reizenden Fanny, die jetzt auf unſerer Hofbühne gaſtirt.

Graf. Sie glücklicher Mann! Sie wiſſen immer ſo viel Neues, Sempronius, erzählen Sie uns etwas!

Sempronius. Ich will Ihnen einen höchſt merkwürdigen Injurienproceß erzählen. Vor einiger Zeit las man in einer Berliner Zeitung — zum Glück habe ich das Blatt eben bei der Hand — folgende Anzeige, eventualiter Bekantmachung: Vorgeſtern wurde meine Frau von einem geſunden Knaben entbunden. Das Kind iſt anſcheinend kränklich, aber wohl, die Mutter angegriffen, aber tapfer. Möge Gott Beide beſchützen und erhalten, und mich von meinem kalten Fieber befreien, von dem ich ſeit acht Tagen befallen bin. Schreier, Gummi-elaſtiſcher Kalloſchenfabrikant.

Alle. Eine drollige Annonce!

Sempronius. Hören Sie weiter. Der Redacteur eines Unterhaltungsblattes nimmt dieſe Anzeige wörtlich, ohne

Zuſatz, in ſein Journal und zwar mit folgenden Worten auf: In Nr. 163. d. u. d. Zeitung lieſt man folgende merkwürdige Anzeige. Das Wort merkwürdig hält Herr Willbald Schreier, Gummi-elaſtiſcher Kalloſchenfabrikant, für einen Touche, eventualiter für eine Injurie, und wird klagbar. Der Prozeß, der fünf Monate geſchwebt, iſt heut endlich entſchieden worden: wir haben den Herausgeber jenes Journals wegen des wörtlichen Abdrucks jener Anzeige und des unſchuldigen Wortes „merkwürdig“ . . .

Graf. Natürlich freigeſprochen?

Sempronius. Freigeſprochen? Warum nicht gar?

Fenchel. Was denn ſonſt?

Sempronius. Nach §. 538. Artikel 20. Theil II. des allgemeinen Landrechts zu 10 Rthlr. Geldbuße, eventualiter acht Tagen Gefängniß, und zur Tragung ſämmtlicher Proceßkoſten condemnirt.

Graf. Fiat mundus et pereat justitia. — So eben kommen Fräulein Zoe und Herr Lieutenant von Goldfuchs.

Siebente Scene.

Vorige. Zoe. Goldfuchs.

Goldfuchs. Guten Abend, lieber Graf.

Graf. Guten Abend, Herr von Goldfuchs. Fräulein Zoe, ich bin unendlich erfreut, daß Sie unſerm kleinen Zirkel das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchenken. Darf ich fragen, wie Sie ſich befinden?

Zoe. Ich leide ſeit acht Tagen an einem barbariſchen Katarrh (ſie huſtet). Das Reden incommodirt mich.

Graf. Ich beklage Sie von ganzem Herzen.

Goldfuchs. Mir aber gratuliren Sie, lieber Graf.

Graf. Wozu, wenn ich fragen darf?

Goldfuchs. Ich habe heute Morgen auf Ehre eine ganz köſtliche Acquiſition gemacht. Sie kennen doch die Rezia?

Graf. Welche Rezia?

Goldfuchs. Die ſchwarze Stute unſeres Rittmeiſters. Auf **taille**, das ſchönſte Pferd bei dem ganzen Regiment. Dieſe Rezia iſt nun mein — ich habe ihm, auf Ehre, 65 Louisdors, auf Ehre baar! gezahlt. — Hören Sie, lieber Graf, ein Wort im Vertrauen (zieht ihn bei Seite): können Sie mir nicht auf acht Tage 10 Rthlr. leihen?

Graf. Mit dem größten Vergnügen.

Goldfuchs. Ich halte Sie beim Wort. Dieſe Rezia macht mir auf **taille** ungemein viel Vergnügen, ich bin heute Vormittag ſchon neun bis ſieben Mal vor dem Fenſter der fremden Tänzerin vorbeigeritten; auf Ehre, ſie courbettirt himmliſch.

Graf. Die fremde Tänzerin?

Goldfuchs. Nein, meine Rezia! Während des Reitens habe ich ein Diſtichon auf ſie gemacht, und, damit ichs nicht vergeſſe, es ſogleich in mein Portefeuille aufnotirt. (zieht eine kleine Schreibtafel hervor und lieſt:)

„Auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr'; auf Ehr', bei
meiner Ehre!“
Die Stute trabt ganz wunderſchön, ganz wunderſchön auf
Ehre!“

Nun wie gefällts Ihnen?

Graf. Außerordentlich!

Goldfuchs. Ich ſchüttle derlei Impromptus aus den Aermeln.

Graf. Sie ſollten ſie ſammeln und dem Druck übergeben.

Goldfuchs. Was fällt Ihnen ein, lieber Graf, ſo etwas darf ſich allenfalls der Lieutenant von der Linie, aber kein Offizier der Garde du Corps erlauben.

Graf. Da kommen auch Fräulein Flora, Fräulein Emma und Herr Juſtizrath Cäſar Knorpel.

Achte Scene.

Vorige. Die Genannten.

Graf. Sie haben uns lange auf ſich warten laſſen.

Knorpel. Verzeihung, lieber Graf, aber ich konnte unmöglich früher abkommen, denn ich hatte . . .

Graf. Dringende Termine?

Knorpel Das eben nicht, aber — (nimmt den Grafen bei Seite) Zu Ihnen im Vertrauen geſagt — nicht wahr, Sie verrathen mich nicht — ein Paar Rendezvous abzumachen. Ich ſag' Ihnen, theurer Graf, die Frauen reißen ſich um mich.

Graf. Schon wieder ein Paar Rendezvous?

Knorpel. Ich muß (ſich am Halskragen zupfend) Ihnen frei bekennen, daß ich mir von den Siegen, die ich tagtäglich über die Schwächen der armen Weiber davon trage, keine genaue Rechenſchaft zu geben weiß. Ich muß auf ihre Herzen einen, mir ſelbſt ganz unerklärlichen Reiz ausüben; denn keine von Allen kann mir widerſtehen; die Natur ſchien mich ſchon in der Wiege zum Beſieger der ganzen Frauenwelt beſtimmt zu haben, denn in der Taufe erhielt ich den Namen Cäſar; wie jener römiſche Held darf auch ich von mir ſagen, **veni, vidi, vici!**

Graf. Sie ſind ein glücklicher, beneidenswerther Mann.

Knorpel. Im Gegentheil, lieber Graf, ich bin ein armer, ein ſehr geplagter Mann, ich kann vor lauter Rendezvous nicht zu mir ſelber kommen.

Graf. Darum gehen Sie auch immer zu Andern.

Knorpel. Ganz recht, lieber Graf. Ach, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich marode bin; aber iſt es denn auch anders möglich? In den letzten acht Tagen habe ich nicht weniger als drei und zwanzig, ſage drei und zwanzig Rendezvous gehabt; ich pflege darüber ein gewiſſenhaftes Protokoll zu führen. (zieht ein Taſchenbuch hervor) Auf dieſer Seite ſind Termine, auf dieſer die Rendezvous, die ich abzuhalten habe. Ich verſäume wohl dann und wann einen Termin, aber niemals ein Stelldichein. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt von der Wahrheit meiner Ausſage — hier ſtehts: vom 5. — 12. drei und zwanzig

Rendezvous, die hält der Teufel, aber kein Juſtizrath aus; ich bin zwar friſch und geſund und nehme es in Kraft und Stärke noch mit dem jüngſten Manne auf; ich mache alle Vergnügungen, alle Luſtbarkeiten mit: ich reite, ich ſchwimme, ich fechte, ich tanze (macht ein Paar entrechats, bekommt aber plötzlich das Reißen.)

Graf. O das verdammte Podagra!

Knorpel. Bitte um Entſchuldigung, das iſt nicht Podagra . . .

Graf. Was denn ſonſt?

Knorpel. Rheumatismus, nichts als eitel Rheumatismus — der geht ſchnell vorüber, ich kenne meine Conſtitution und weiß, daß ich ihr Trotz bieten darf. Apropos, lieber Graf, ich will heut mit Ihrer gütigen Erlaubniß ausnehmend einnehmend ſein, und — verlaſſen Sie ſich auf mein Wort — die Herzen aller jener Damen, die dort am Arme ihrer Cavaliere auf- und abwandeln, ohne Gnade und Barmherzigkeit über die Klinge ſpringen laſſen.

Graf. Thun Sie das, lieber Rath.

Knorpel. Sehen Sie, wie dort Amélie, die Freundin des Doctor Fenchel, zu mir herüberblinzelt? Sehen Sie, welche ſüße Blicke die Freundin des Referendar Sempronius mir zuwirft! O ich kenne mich, mir widerſteht kein Weib! (Er geht an die Couliſſe, zieht einen kleinen Taſchenſpiegel aus der Taſche, wirft einen flüchtigen Blick hinein und ſteckt ihn ſchnell wieder ein.)

(Die übrigen Gäſte, die während dieſer Scene im Hintergrunde plaudernd auf und abgegangen, treten jetzt allmälig in den Vordergrund.)

Fenchel. Gehts bald zu Tiſch?

Sempronius. Ich verſpüre einen heilloſen Hunger, eventualiter, Appetit.

Goldfuchs. Auf taille, auch ich habe Hunger!

Graf. Meine Herren und Damen, Sie müſſen mir den Gefallen erweiſen, ſich noch ein wenig zu gedulden; ich erwarte noch zwei Gäſte, den bekannten Spaßmacher Herrn Jeremias Lips!

Alle. Wie?

Graf. Ja, ja, verlaſſen Sie ſich darauf, er kommt! Außer ihm erwarte ich noch einen andern Gaſt . . .

Knorpel. Wen denn?

Graf. Das darf ich nicht ſagen.

Goldfuchs und Fenchel. Warum nicht?

Graf. Weil ich Sie Alle damit überraſchen will.

Goldfuchs. Auf Ehre, Sie machen mich neugierig.

Knorpel. Ich brenne.

Graf. Wo denn, lieber Rath?

Knorpel. Vor Neugier, zu erfahren, wen Sie noch erwarten.

Graf. Geduld, Geduld!

Neunte Scene.

Vorige. Lips.

Graf. Ah, kommen Sie endlich!

Lips. Bitte hundert Millionen Mal um Entſchuldigung

— ich bin ein Mann nach der Uhr — ſoeben hat es Zehn geſchlagen. Belieben Sie ſich ſelbſt davon zu überzeugen. (Er zieht die Uhr.)

Graf. Schon gut! ſchon gut! — Meine Herren und Damen, ich erlaube mir, Ihnen in dieſer kleinen dicken Perſon den weltberühmten Spaßvogel, Herrn Jeremias Lips, genannt Lips XIV., vorzuſtellen.

Lips (macht eine Unzahl tiefer Verbeugungen. Die Damen richten, ohne ſeinen Gruß zu erwiedern, ihre Lorgnetten auf ihn, der Juſtizrath ſogar ſeinen doppelten Operngucker).

Knorpel. Lips! Lips! Sagen Sie einmal, lieber Freund, ſind Sie vielleicht ein Nachkomme jenes Lips, der nebenbei auch Tullian hieß?

Lips. Nein, mein Herr, doch wenn es Ihnen Spaß gewährt, meinen Stammbaum von jenem Spitzbuben herzuleiten, ſo habe ich durchaus nichts dagegen, wenn Sie ihn als meine Großmutter betrachten.

Sempronius. Sie ſind Clavierſtimmer, eventualiter?

Lips. Bitte um Entſchuldigung, den Clavierſtimmer habe ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß an den Nagel gehängt und...

Fenchel. Leben nun ...?

Lips. Einzig und allein der Geſellſchaft. Bevor ich mich in den Zeitungen, wie den werthen Herren und Damen bekannt ſein wird, als vierzehnten Gaſt, gleichſam als Supplementband zu jeder dreizehnbändigen Geſellſchaft dem hohen Adel und verehrten Publikum empfahl, hatte ich die Abſicht gehabt, mich allen Geſellſchaften, bei welchen zwölf Gäſte zugegen, als dreizehnten zu rekommandiren und es dem Tode freizuſtellen, wenn er von jeder Geſellſchaft, die aus dreizehn Perſonen beſteht, durchaus eine tantième begehrt, keinen Andern als mich zum Opfer ſeiner Caprice auszuwählen. Der Gedanke iſt — Sie werden es mir zugeben — ächt philantropiſch, aber da man den Tod nicht herausfordern ſoll, ſo habe ich es vorgezogen, jetzt als vierzehnter Gaſt mein Glück zu verſuchen.

Graf. Wie ſpät iſts auf Ihrer Uhr?

Lips. Bald ein Viertel auf Elf.

Graf. Bis Elf wollen wir noch warten; kommt dann nicht mein Gaſt, ſo gehen wir zu Tiſche. Wenn es den Herren und Damen gefällig iſt, ſo gehen wir in den Nebenſaal und ſpielen indeſſen. Ich lege eine kleine Bank.

Knorpel. Thun Sie das, lieber Graf!

Goldfuchs. Auf Ehre, eine ganz köſtliche Idee! Ein Wort im Vertrauen, lieber Graf. (zieht ihn bei Seite.) Vergeſſen Sie nicht die 10 Rhlr. auf vierzehn Tage.

Graf. Schon gut, ſchon gut! — Alſo kommen Sie, meine Herren und Damen. Sie, Herr Lips, können indeſſen im Saale bleiben und aufpaſſen, daß unſere feinen Weine nicht vertauſcht werden.

Lips (ſich tief verbeugend). Ganz wie Sie befehlen!

Alle (rechts ab).

Zehnte Scene.

Lips (allein). Noch bis elf Uhr will er warten? Noch drei Viertelſtunden; und ich Aermſter habe einen Hunger, daß ich eine ganze Generation, eine ganze Welt von Speiſen vertilgen könnte! Er erwartet noch einen Gaſt, ſagt er, das muß ein unverſchämter Gaſt ſein, der ſo lange auf ſich warten läßt! Dieſem Gaſte könnte ich mit kaltem Blute den Hals brechen. — Alſo noch drei lange Viertelſtunden! Jede Viertelſtunde hat funfzehn Minuten, jede Minute ſechzig Secunden, — und ich — ich habe einen Appetit wie ein ausgehungerter Wolf. Da bleibt nur eine Rettung! (er zieht die Uhr.) Ich rücke den Zeiger um zwanzig Minuten vor; der Graf glaubt dann, daß es wirklich ſo ſpät ſei, und wartet nicht länger. Lips, Du biſt ein göttliches Genie! — Nun wollen wir mal ſehen, was es dort zu eſſen und zu trinken giebt. (er ſchnuppert um die Tafel herum, betrachtet und betaſtet Alles, nimmt die Bouteillen und lieſt die Etiketten.) Liebfrauenmilch — ein köſtlicher Wein! Rüdesheimer — auch eine ſchöne Gegend! (lieſt eine andere Etikette.) Was iſt denn das für eine Sorte? Chateau d'Yquem! Das muß da (den Daumen über die Achſel legend) gleich hinter Jüterbogk liegen! (nimmt die andere.) Côte rotie — auch ein unentdeckter Welttheil für mich! Wie der wohl ſchmecken mag! Ob ich ihn wohl einmal verſuche? Nein, Lips, laſſe das ſein, der Wirth könnte das merken und (reibt ſich den Rücken wie Jemand, der Furcht vor Schlägen hat) — und drei Schüſſeln voll Bisquit. Von dieſem Gebäck (ſieht ſich um, ob er allein iſt) kann man ſchon eher ein Paar Finger voll zu ſich nehmen, denn das merkt man nicht ſo leicht. — (holt eine große Düte hervor, füllt ſie mit Bisquit und ſteckt ſie in die Taſche.) Das iſt für meine reizumfloſſene, luftentſproſſene, wachsgegoſſene Hulda. Ach du lieber Gott, da liegt nun das ſüße himmliſche Weib ſo ganz allein zu Hauſe, und ich Undankbarer treibe mich hier in luſtiger Geſellſchaft herum. — Aha, da ſind auch Cigarren. (riecht daran.) Scheinen gut zu ſein. Ich bin zwar kein Raucher, habe aber einen Vetter, der ſo ſtark wie ein Schornſtein raucht. Er hat zehn lebende Würmer. Mit Pathos und Carl Moor rufe ich aus: dem Mann kann geholfen werden! (ſteckt raſch ein Paquet Cigarren zu ſich.)

Elfte Scene.

Lips. Marqueur.

Marqueur (kommt mit einer Schüſſel durch die Thür links und ſtellt ſie auf die Tafel.)

Lips. Gott im Himmel! Der Menſch da wird doch nicht geſehen haben, daß ich die Cigarren zu mir geſteckt? (Der Marqueur will gehen, Lips hält ihn am Rockſchoos zurück). Auf ein Wort, lieber Freund!

Marqueur. Was wünſchen Sie, mein Herr?

Lips. Können Sie mir nicht ſagen, wer der Veranſtalter dieſes Feſtes iſt?

Marqueur. Graf Holm!

Lips. Ich danke Ihnen verbindlichſt. (umarmt den Marqueur und giebt ihm einen Kuß.)

Marqueur (wiſcht ſich mit der Serviette, die er über dem Arm trägt, den Mund und lacht). Ein komiſcher Kauz! (ab.)

Zwölfte Scene.

Lips (allein). Was murmelt er da? Mich träfe der Schlag, wenn ich überzeugt wäre, daß er den Cigarrenraub bemerkt hat. Grundgütiger Himmel, ich habe ſie ja nicht für mich, ſondern für meinen alten Vetter mitgenommen, der zehn lebende Würmer hat und ſo ſtark wie unſer Schornſtein raucht!

Dreizehnte Scene.

Lips. Amélie und Knorpel (kehren zurück).

Amélie. Sie ſcheinen, lieber Rath, kein großer Freund vom Pharo zu ſein.

Knorpel. Doch, doch, ich pflege aber immer großes Unglück zu haben.

Amélie. Wie ſagt doch das Sprüchwort: Unglück im Spiel . . .

Knorpel. Und Glück in der Liebe. Sie haben vollkommen Recht: im Betreff der Liebe giebt es auf Erden keinen glücklichern Menſchen als Ihren ganz unterthänigen Diener. (küßt ihre Hand.)

Lips (für ſich). Eſel!

Knorpel. Rief mich Jemand?

Amélie. Nein, lieber Rath. —

Knorpel. Ja, wie geſagt, ich bin ſehr glücklich. Die Damen haben — verzeihen Sie, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bediene — einen Narren in mir gegeſſen. Alt und Jung iſt närriſch in mich verliebt.

Lips. Schwachkopf!

Knorpel. Die Damen erdrücken mich mit ihrer Liebe und außerdem noch mit allerlei Geſchenken. Dieſe ſchön geſtickte Cigarrenbüchſe habe ich von einer jungen Braut, dieſes Taſchenbuch von einer jungen Frau, und dieſes Brillenfutteral von einer jungen Wittwe erhalten.

Lips (leiſe). Den kenn' ich: die Sachen hat er ſich alle ſelbſt gekauft.

Knorpel. Ja, das iſt wirklich wahr, die Frauen ſind mir alle gewogen; nur Sie allein, reizende Amélie . . .

Amélie. Nur ich allein, lieber Rath, kann nicht begreifen, wie man einem Manne wie Ihnen . . .

Knorpel. Was denn, meine Liebe?

Amélie. Geſchmack abgewinnen kann.

Lips. Mir aus der Seele geſprochen.

Knorpel (prallt erſchreckt zurück). Mein Fräulein . . .

Amélie. Sie müſſen mir das Geſtändniß nicht übel nehmen. Sollte es wirklich Damen geben, die ſich in Sie verliebt ſtellen, ſo geſchieht es, glaub' ich, einzig und allein darum, lieber Rath, um Sie hinters Licht zu führen. Aber ſchwerlich kann ich glauben, daß es einer Dame ernſtlich einfallen könnte, ſich in einen Mann zu verlieben, der ſich — ſein Sie ja nicht böſe, lieber Rath — täglich mit Eroberungen brüſtet, die er nur in ſeiner Einbildung gemacht.

Lips (leiſe). Bravo! bravo!

Knorpel. Fräulein, Sie vergeſſen . . .

Amélie. Was, wenn ich fragen darf?

Knorpel. Daß ich Cäſar Knorpel heiße und Juſtizrath bin.

Vierzehnte Scene.

Vorige. **Goldfuchs** (kommt mit Zoe zurück).

Goldfuchs. Auf Ehre, ich habe ſchändliches Pech!

Knorpel. Alſo auch Sie haben verloren?

Goldfuchs. Ungeheuer!

Knorpel. Und darf man fragen, wie viel?

Goldfuchs. 16 Louisdors und 30—40 harte Thaler.

Lips (lacht für ſich). So viel hat der in ſeinem ganzen Leben nicht gehabt.

Goldfuchs (ſchlägt ſich vor die Stirn). Das verdammte Quartettreiten, auf Ehre, ich ſpiele nicht mehr!

Knorpel. Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie für morgen auf ein kleines Spielchen einzuladen?

Goldfuchs. Morgen Abend? Ich komme, auf taille, ich komme!

Funfzehnte Scene.

Vorige. **Sempronius** (kehrt zurück).

Sempronius. Man mag ſagen, was man will, das Spielen iſt ein ſchändliches Laſter, und die Geſetze haben vollkommen Recht, wenn ſie dieſem Laſter ſteuern, eventualiter Einhalt thun.

Goldfuchs. Alſo auch Sie haben verloren?

Sempronius (ſpitzig). Mehr als Sie.

Goldfuchs. Herr, was wollen Sie damit ſagen?

Sempronius. Was Sie leicht dechiffriren, eventualiter errathen können.

Goldfuchs. Herr, wofür halten Sie mich?

Sempronius. Für einen gebildeten Cavalier.

Goldfuchs. Ich aber halte Sie für einen Grobian.

Sempronius. Alſo haben wir uns Beide geirrt.

Goldfuchs (an den Degen greifend). Herr!

Knorpel. Charmant! Charmant! Vielleicht giebt's ein Duell; ich habe ſchon lange nicht ſekundirt. (vor ſich hin parirend.)

Lips (zwiſchen Goldfuchs und Sempronius tretend). Nur kein Blutvergießen, wenn ich bitten darf.

Goldfuchs, Knorpel und Sempronius. Herr, was wollen Sie?

Lips. Ich will als Engel der Verſöhnung zwiſchen Sie treten.

Knorpel, Goldfuchs, Sempronius (auf Lips eindringend). Herr, was unterſtehen Sie ſich?

Amélie. Ich bitte Sie, meine Herren, nicht zu vergeſſen, daß Sie ſich in Geſellſchaft befinden. Wenn Sie etwas mit einander abzumachen haben, ſo rechnen Sie an einem andern Orte, aber nicht vor Damen ab.

Lips. Madame oder Fräulein, ich weiß zwar nicht, wie ich Sie nennen ſoll, deſſen ungeachtet erkläre ich mich mit Ihnen vollkommen einverſtanden.

Amélie. Sehr ſchmeichelhaft für mich.

Lips. Keineswegs, keineswegs!

Sechszehnte Scene.

Vorige. Fenchel (kehrt zurück).

Fenchel. Man mag ſagen, was man will, ich halte das Pharo, das himmliſche Pharo, für das edelſte und geiſtreichſte Spiel der Welt.

Knorpel. Sie haben vermuthlich gewonnen?

Fenchel. Ein dix-sept-leva.

Lips (leiſe). Je dümmer der Strick, deſto größer ſein Glück!

Siebzehnte Scene.

Vorige. Graf. Baron. Die Damen.

Graf. Nun, mein Gaſt iſt noch nicht da? Er verſprach mir doch ſo gewiß zu kommen. Ei, ei, das iſt nicht ſchön. Herr Lips!

Lips. Was befehlen der Herr Graf?

Graf. Wie ſpät iſt es auf Ihrer Uhr?

Lips. Fünf Minuten über Elf.

Graf. Nun mag mein Gaſt kommen oder nicht, ich kann unmöglich länger auf ihn warten. Meine Herrn und Damen, wenn's gefällig iſt, zu Tiſche!

Lips. Gott ſei Dank! (wendet ſich raſch um und tritt dabei den Juſtizrath, der hinter ihm ſteht, aufs Hühnerauge.)

Knorpel (ſchreit fürchterlich). Herr, nehmen Sie ſich doch in Acht!

Lips. Bitte hundert Millionen Mal um Entſchuldigung — ich kann nichts dafür.

Knorpel. Sie nicht? wer denn ſonſt?

Lips. Der Abſatz meines Stiefels mit Ihrer gütigen Erlaubniß.

Knorpel. Ein elender Witz.

Lips. Paſſirt, paſſirt!

Graf. Zu Tiſch! zu Tiſch! wenn ich bitten darf.

(Jeder Herr führt ſeine Dame zu Tiſche; ſie ſetzen ſich in bunter Reihe, ein Platz neben dem Grafen bleibt leer.)

Lips. Wo befehlen der Herr Graf, daß meine Wenigkeit ſich etabliren ſoll?

Graf. In die Mitte, zwiſchen dem Herrn Lieutenant v. Goldfuchs und dem Herrn Doctor Fenchel, damit Jeder von uns Sie ſehen kann.

Lips. Ganz zu Befehl. (Die Tafel muß ſo geſtellt ſein, daß Lips gerade der linken Seitenthür gegenüber ſitzt.)

Graf (klingelt).

Lips (krempelt die Aermel in die Höhe, ſchlägt die Vatermörder um und zieht die Serviette durchs Knopfloch).

(Marqueurs tragen Schüſſeln herein und ſerviren.)

Marqueur (hinter Lips). Befehlen der Herr Caviar oder Auſtern?

Lips. Beides, wenn ich bitten darf. (nimmt einen Teller voll Caviar und eine Merge Auſtern.)

Fenchel (zu ſeinem Nachbar). Ich bitte, betrachten Sie doch Herrn Lips, er frißt ja wie ein Wolf, der ſoeben die Hungerkur überſtanden.

Graf. Sprechen Sie doch laut, lieber Doctor. Herr Jeremias Lips hat ſich dergeſtalt in ſeinen Teller vertieft, daß er jetzt für Alles, was ihn umgiebt, völlig abgeſtumpft iſt; er hört und ſieht nicht. Man könnte in dieſem Augenblick eine Kanone hinter ſeinem Rücken abfeuern, er ſpürte es nicht. All ſeine fünf Sinne haben ſich auf einen reduzirt; er ſchmeckt blos. Um Sie zu überzeugen, wie unempfindlich er in dieſem Augenblick für alle Eindrücke von außen iſt, will ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, dieſen dicken Korkpfropfen ihm an den Kopf ſchleudern. (thut es.) Sehen Sie, er ſpürt es nicht, er ißt ruhig weiter.

Knorpel. Aber wozu haben Sie ihn eingeladen? Er frißt, das macht uns nicht den mindeſten Spaß.

Graf. Sie haben Recht, ich will ihn doch gleich daran erinnern, ſeine Schuldigkeit zu thun. — Herr Lips!

Lips (hört es nicht).

Alle (rufen mit möglichſt ſtarker Stimme). Herr Lips!

Lips (fährt vor Schreck in die Höhe und ſchlägt mit dem Ellnbogen dem eben hinter ihm ſtehenden Marqueur, der ihm ſoeben Hecht mit Butterſauce präſentiren will, die Schüſſel aus der Hand, daß dieſe ihm auf die Naſe, und die Butter dem Lieutenant auf die Uniform fällt).

Goldfuchs. Ungeſchickter Klotz!

Lips. Ich bitte hundert Millionen Mal um Entſchuldigung, aber ich kann nichts dafür.

Goldfuchs. Sie nicht, wer denn ſonſt?

Lips. Mein von Natur aus etwas zerſtreuter Ellnbogen.

Goldfuchs. Meine nagelneue Uniform, die ich heut zum erſten Male angezogen! (ſich trocknend.)

Sempronius (ſich die Zähne ſtochernd). Und die er gewiß noch nicht bezahlt hat.

Graf. Herr Lips, wollen Sie uns jetzt nicht ein Paar luſtige Theater-Anekdoten erzählen?

Lips. Jetzt gleich, Herr Graf?

Graf. Warum denn nicht?

Knorpel. Gott im Himmel, weshalb hat man Sie denn eingeladen?

Lips. Vollkommen einverſtanden; ich erlaube mir jedoch die unterthänigſte Bemerkung, daß der Marqueur ſoeben den Faſan herumträgt. Der Faſan . . .

Graf. Wird Ihnen nicht davon fliegen. Alſo fangen Sie an.

Lips. Erlauben Sie mir zuvor, Herr Graf, daß ich meine Kehle anfeuchte.

Graf. Schenken Sie ſich ein.

Lips. Château d'Yquem! Nicht wahr, Herr Graf, das liegt nicht weit von Jüterbogk?

Graf. Sie irren, lieber Mann. Château d'Yquem liegt bei Anklam in Hinterpommern.

Lips. Danke für die gütige Auskunft. (ſchenkt ſich ein Glas voll und riecht daran.) Eine köſtliche Blume. Das hätte ich nicht geglaubt, daß in Hinterpommern eine ſo treffliche Rebe gedeiht. (leert das Glas und ſchenkt ſich ein zweites ein.) Das iſt ein ganz ausgezeichneter Wein! Alſo bei Anklam in Hinterpommern! Das muß ich mir doch merken.

Graf. Nun wollen Sie endlich einmal ſo gut ſein und uns ein Paar luſtige Anekdoten erzählen?

Lips. Sogleich, Herr Graf.

Knorpel. Es müſſen aber neue ſein.

Lips. Herr Juſtizrath, ich habe noch nie, nie eine alte erzählt!

Goldfuchs. Heraus damit!

Lips. Nun denn, ſo hören Sie. Vor einigen Tagen wurde ein Choriſt der königlichen Oper, gerade als er mitten im erſten Schlafe lag, durch einen ungeheuern Lärm aufgeweckt. Viele Stimmen riefen ſeinen Namen. Das hohe d ſtürzt ans Fenſter und fragt, was giebts? — Wir ſollen der fremden Sängerin ein Ständchen bringen, quitſcht das hohe c. Komm mit uns, brummt das tiefe f. Nicht um eine Million, ruft das faule d. Jeder bekommt einen Thaler, quitſcht das hohe a. Ah, das iſt etwas Anderes, erwidert das hohe d und huſcht eilig in die Kleider.

Knorpel. Die Anekdote, Herr, iſt nicht mehr neu.

Fenchel. Ich habe ſie ſchon in zwanzig Journalen geleſen.

Sempronius. Die hat mir ſchon mein ſeliger Großvater, eventualiter Großmutter erzählt.

Graf. Wiſſen Sie uns nichts Beſſeres zu erzählen?

Lips. Später, wenn ich mehr gegeſſen und getrunken habe, hoffe ich mit Beſſerem aufwarten zu können. Vorläufig erlaube ich mir die unterthänigſte Bemerkung, daß der Faſan . . .

Goldfuchs. Bereits aufgezehrt iſt. Schade, daß Sie nicht ein Stück davon gekoſtet haben. Auf Ehre, er war fabelhaft delikat.

Alle. Ungeheuer delikat!

Lips. Und ich Armer habe nichts davon genießen können! Nein, das überleb' ich nicht!

Graf. Erzählen Sie, Herr Lips!

Lips. Gleich, gleich, Herr Graf, aber erlauben Sie mir wenigſtens ein Stück von dieſer Eistorte.

Graf. Bedienen Sie ſich. — Alſo?

Lips. Geſtern Morgen wollte unſer erſter Held und Intriguant, der Tags zuvor in der Zeitung etwas durchgehechelt worden war, den Referenten dieſer Zeitung beſuchen, um, wie er ſich feſt vorgenommen hatte, dem elenden Scribler den Daumen abzuklemmen, damit er dann nichts mehr ſchreiben könne. Der erhitzte Held flog wuthentbrannt die Treppe hinan, fand aber die Thür des Referenten verſchloſſen. Es giebt Leute, welche ſagen, der Herr Referent ſei ſchon früh ausgegangen;

beſſer Unterrichtete wollen jedoch behaupten, er ſei zu Hauſe geweſen und habe ſich blos verläugnet. Unſer Held, der nicht umſonſt hier geweſen ſein wollte, riß ein kleines Papier aus ſeinem Portefeuille, ſchrieb — verzeihen Sie, meine Herrn und Damen — Rindvieh darauf, und klebte dieſen Zettel an die Thür des Recenſenten. Geſtern Nachmittag erhielt unſer Held folgende Zeilen vom Beleidigten: Da Sie mich heute Morgen nicht zu Hauſe gefunden, haben Sie an meiner Thür Ihre Viſitenkarte zurückgelaſſen. Ich halte es daher für Pflicht, Ihnen für dieſe zarte Aufmerkſamkeit meinen wärmſten Dank abzuſtatten.

Knorpel. Beſter Herr Lips, dieſe Anekdote iſt mindeſtens ſo alt als der trojaniſche Krieg.

Sempronius. Dieſen ſchlechten Witz haben ſich ſchon zwei Thiere in der Arche Noahs erzählt.

Fenchel. Man ſagt, Adam, der dieſes Bonmot der Eva mitgetheilt, ſei nur deswegen aus dem Paradies gejagt worden.

Graf. Herr Lips, Sie blamiren ſich heute. Ihr Ruf, Ihre Ehre ſteht auf dem Spiele. Wenn Sie nicht die beiden Niederlagen durch einen glänzenden Sieg, durch eine neue überraſchende Anekdote wieder gut machen, dann ſind Sie für alle Zeiten verloren, dann kräht kein Hahn mehr um Sie.

Lips. Nur Geduld, Herr Graf; ein kluger Feldherr verknallt nicht mit einem Male ſein Pulver. Das Gute kommt erſt ſpäter, das Beſte ganz zuletzt. Ich will Ihnen jetzt ein Geſchichtchen erzählen, ſo neu und frappant, daß Sie vor Lachen, wenn Sie nichts dagegen haben, berſten ſollen.

Alle (rufen). Heraus damit!

Lips. Erlauben Sie, daß ich mir zuvor die Kehle anfeuchte und bei dieser Gelegenheit jene Flaſche verſuche. Côte rotie, wo wächſt dieſe Rebe?

Graf. Zwei Stunden von Venedig.

Lips. Danke für gütige Auskunft. (füllt ſich das Glas und riecht daran.) Dieſe Blume iſt auch nicht bitter.

Graf. Nun reißt mir die Geduld. Erzählen Sie uns Ihre Geſchichte, oder machen Sie, daß Sie fortkommen.

Lips. Nun denn, ſo hören und ſtaunen Sie. In vergangener Woche ereignete ſich ein höchſt komiſcher Vorfall. Ein alter Tropf, ein Schmarotzer erſter Claſſe, iſt von einem jungen Manne im Café royal nur deshalb eingeladen, um den andern Gäſten zur Zielſcheibe ihrer Neckereien zu dienen; der Schmarotzer ſchwelgt eben im Hochgenuß der feinſten Weine, da öffnet ſich ihm gegenüber die Thür (im gleichen Augenblick öffnet ſich die Seitenthür links) und herein tritt, rathen Sie, wer?

Alle. Wer? wer?

(In demſelben Augenblick tritt Hulda ungeheuer aufgeputzt herein. Lips erblickt ſie, ſpringt mit dem Glas in der Hand auf ſeinen Stuhl hinauf und ruft:)

Lips. Donnerwetter, meine Frau!

Hulda (erſtaunt). Gott im Himmel, mein Mann!

Graf (erſtaunt). Was? Fräulein Hulda iſt —?

Lips (wüthend). Seit 8 Tagen meine Frau.

Hulda (für ſich). Was beginnen? Dort mein Mann und hier ein Stuhl; das Beſte iſt, ich ſinke in Ohnmacht. (ſie ſtürzt mit einem Schrei auf den Stuhl, der unfern der Thür ſteht.)

Lips (ſpringt über den Tiſch zu ſeiner Frau). Ihr himmliſchen Mächte! Das gute Kind iſt vor Schreck ohnmächtig geworden. (zieht ein Flacon hervor und ſpritzt ihr in's Geſicht.) Der Schreck kann ſie tödten. Grundgütiger Himmel, was fange ich an, daß ſie wieder zu ſich kommt?

Graf (zum Marqueur). Jacques und George! bringt ſogleich Madame Lips in's Nebenzimmer und laßt den Wagen anſpannen, um ſie nach Hauſe zu fahren.

(Beide Marqueurs tragen Hulda mit dem Stuhl in's Nebenzimmer. Lips, der vor Angſt und Schrecken den Kopf verloren, will ihr folgen. Der Graf hält ihn am Rockſchoß zurück.)

Graf. Noch ein Wort, Herr Lips, wiſſen Sie, daß es jetzt in meiner Macht ſteht, Sie arretiren zu laſſen?

Lips. Sie? mich? arretiren laſſen? und weshalb?

Graf. Sie haben noch den Muth zu fragen? Sie ſind ein . . . (raunt ihm in's Ohr).

Lips (ſchreckt zuſammen).

Graf. Sie haben mir 25 Stück... (raunt ihm in's Ohr.)

Lips (außer ſich). Wer hat Ihnen das geſagt?

Graf. Der Marqueur, der Sie dabei ertappt hat.

Lips. Alſo doch? O ſchrecklich! ſchrecklich! (ſchlägt ſich vor die Stirn.)

Graf. Doch damit Sie ſehen, daß ich nicht rachſüchtig bin, ſo will ich Ihnen gern vergeben, wenn Sie auch mir und Ihrer Frau verzeihen.

Lips. Herr Graf, daß Sie meine Frau, ohne mein Wiſſen, in den Kreis Ihrer Abendgeſellſchaft gezogen, will ich Ihnen gern vergeben, denn was bleibt mir am Ende anders übrig, als zum böſen Spiele gute Miene zu machen, daß ich aber — durch Ihre Schuld — um den delikaten Faſan gekommen bin, kann ich Ihnen Zeitlebens nicht verzeihen.

Graf. Wie aber, Herr Lips, wenn ich mir erlaube, Ihnen morgen früh 20 Faſanen und 30 Flaſchen Château d'Yquem zu ſchicken?

Lips. Meinen Sie die Sorte, die bei Anklam in Hinterpommern wächſt?

Graf. Dieſelbe!

Lips. Dann, Herr Graf, ſei Alles vergeſſen und vergeben. Vollkommen ausgeſöhnt reiche ich Ihnen meine Hand und bitte Sie, von morgen an mein Haus ganz wie das Ihrige zu betrachten.

Graf. Werde nicht ermangeln, lieber Lips.

Lips. Der Herr Graf wiſſen, wo ich wohne.

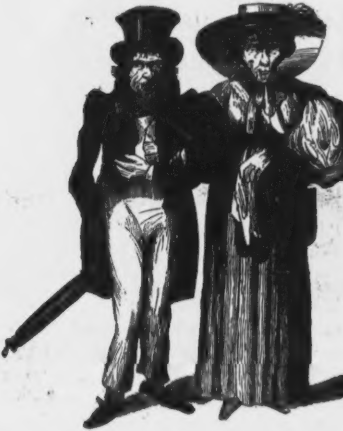
Graf. Mauerſtraße....

Lips. *Nr. 81, 3 Treppen hoch. Und um Ihnen die* Mühe des Treppenſteigens zu erſparen, will ich morgen früh meinem Wirth den Contract aufkündigen und eine Parterre-Wohnung beziehen.

Alle. Vivat Lips XIV.

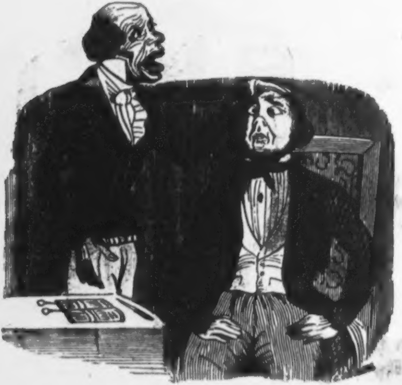
Leipziger Meßbilder.

1. Dresdener in Leipzig.



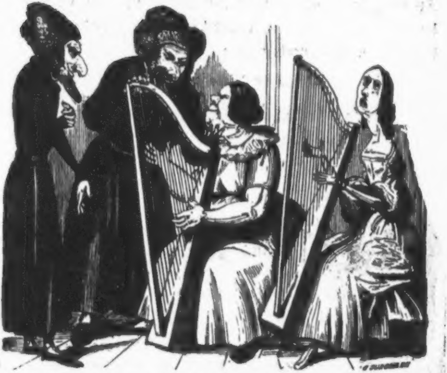
Wenn Du auf der Straße einen Philiſter ohne Sprungriemen am Arme einer Philiſterin mit einem Pompadour ſiehſt, in welchem ſich Butterbemmen für drei Tage befinden, ſo darfſt Du wetten, daß ſie aus Dresden ſind und ſich in Leipzig ennuiren, denn ein guter ehrlicher Dresdener langweilt ſich überall und ſelbſt im Paradieſe, weil es dort keine Brühl'ſche Teraſſe und kein japaniſches Palais giebt.

2. Der ſchielende Engländer.



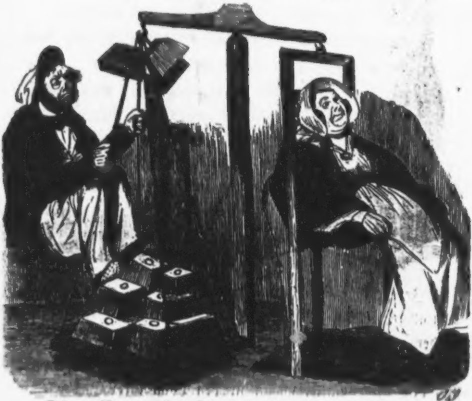
Der Quackſalber. Mylord, Sie ſchielen wie der Teufel!
Engländer. Yes!
Der Quackſalber. Und ſeit wann ſchielen Sie ſchon?
Engländer. Seit Profeſſor D. in Berlin mich operirt hat.

3 Juden und Harfenmädchen.



Jede Meſſe bringt uns Juden aus Brody und Harfenmädchen aus Prießnitz. Letztere, Troubadours in Unterröcken, haben in der Regel keinen Ueberfluß an Schönheit, aber deſto mehr Mangel an Stimme. Ihr ganzer Reichthum beſteht in der Harfe und dem Notenblatte, womit ſie den Lohn ihrer Lieder einſammeln. Mittags ſingen ſie in den Gaſthöfen, Abends in den Weinkellern. Sie lieben Eierpunſch und Jeden, der ihnen den Hof macht. Von Zehnen ſind neun ſentimental und nur Eine iſt prüde. Ihre Lieblingslieder ſind: „Leb' wohl, du Land, das mich geboren" und „Mein' Lieb' iſt eine Alplerin, gebürtig aus Tyrol". Das letzte dieſer beiden Lieder iſt — von mir. So lange es alſo noch Harfenmädchen giebt, brauche ich nicht zu fürchten, in Vergeſſenheit zu gerathen.

4. Die dicke Berlinerin.



Sie. Na nu, Juteſter, wie ſchwer bin ick denn?
Er. Schwerer als alle meine Gewichte.
Sie. Wie viel Quentken wieg' ich woll?
Er. Drüben wohnt een Aptheker. Eene Pille, wie Sie, wiegt man bei uns nach Scrupeln.

Höchſt merkwürdige Prophezeihungen

für das Schalt- und Schalk-Jahr 1844,

oder

Wer keinen Spaß verſteht, iſt ein Dummkopf.

Januar.

— Beiſpiellos ſchöner Winter. Herrliche Entſchädigung für den ſchlechten Sommer von 1843. Blumen in allen Gärten und ſogar Roſen im Roſenthale.

— Herr Wilhelm Held, Redakteur der Locomotive, wird königlich **iſcher Geheimer Hofrath.

— Herr Commiſſionsrath Cerf erhält den Orden pour le mérite.

— Die „Deutſche Allgemeine Zeitung" wird in Preußen zum zweiten Male verboten.

— Auf dem Leipziger Stadttheater wird H. Laube's „Bernſteinhexe" aufgeführt und vom Publikum mit ſolchem Enthuſiasmus aufgenommen, daß der Dichter gerufen, bekränzt und mit Muſik und Fackelzug nach Hauſe begleitet wird.

— Herr Carl Herloßſohn, Redakteur des „Kometen“, zieht ſich in ein Kloſter zurück.

Februar.

— Louis Philipp reiſt nach St. Petersburg.

— Herr Adolf Glaßbrenner, Verfaſſer der „Antigone“, wird zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt.

— Der Leipziger Carneval außerordentlich brillant. Der Tunnel giebt fünf große Maskenbälle.

— 23ſte Vorſtellung von Laube's „Bernſteinhexe“.

— Von R. Heller's Roman „Prinz von Oranien“ erſcheinen zwei neue Auflagen, die eine in Octav, die andere in Schillerformat, beide mit dem Bildniß des berühmten Verfaſſers.

— Hofrath Ludwig Tieck läßt ſich im Literaten-Vereine vorſchlagen und — fällt durch.

März.

— Frühzeitiger Frühling. Spargel, Erbſen, Melonen Pfirſichen und Aprikoſen. Gefährliche Indigeſtionen. Mehrere Aerzte, die bisher zu Fuß gegangen ſind, ſchaffen ſich Fuhrwerk an.

— Reuß-Greiz-Schleiz erklärt den Franzoſen den Krieg. In Paris fallen alle Papiere.

— Ihre Majeſtät die Königin Pomare von den Sandwichsinſeln kommt nach Leipzig und ſteigt im „Palmbaum ab.“

— Herr R. Heller überſetzt ſeinen „Prinzen von Oranien“ ganz fehlerfrei ins Franzöſiſche und giebt ihn auf eigene Koſten bei Brockhaus und Avenarius in Paris heraus.

— Die Königin Pomare bietet dem Feuilletoniſten der „Mode“ und der „Eilpoſt“, Herrn Julius Hammer, Herz und Hand an, erhält aber einen Korb.

— 42ſte Vorſtellung von Laube's „Bernſteinhexe“.

April.

— Fräulein Charlotte von Hagn heirathet den Intendanten der königlichen Schauſpiele, den Chevalier de Küſtner.

— K. Gutzkow's „Schule der Reichen“, ins Chineſiſche überſetzt, wird im Hoftheater zu Peking aufgeführt. Der Kaiſer Tſching-king-ſing ſchickt eine Geſandſchaft nach Frankfurt am Main, um dem berühmten Dichter ein Paar chineſiſche Pagoden, einen Knopf der Auszeichnung, zwei Pfund Tuſche, eine Pfaufeder, vier Pfund Perlthee und den Zopf des hingerichteten Mandarinen Bam-ſcha-bel zu überſenden.

— 59ſte Vorſtellung von Laube's „Bernſteinhexe“ (bei aufgehobenem Abonnement!).

— Die Abonnentenzahl der Heller'ſchen „Roſen“ hat ſich verdoppelt; einer unverbürgten Schiffer-Nachricht zufolge ſollen ſie jetzt 310 Abonnenten zählen.

— Das Leipziger Stadttheater wird geſäubert und erhält eine beſſere Beleuchtung.

— Die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ wird zum zweiten Male in Preußen erlaubt.

Mai.

— Großer, anhaltender Regen. Die Elſter tritt aus ihren Ufern. Auf Kähnen fährt man ins Theater. Herr Baron von Lobeck rüſtet eine Goëlette aus und lichtet die Anker, um einen Verleger zu ſuchen; auf dem Neumarkt leidet er Schiffbruch; doch rettet er, wie Camoëns, aus der Wuth des Elementes ſein Manuſcript.

— Der heilige Vater überſendet dem Dr. David Strauß und dem Dr. Arnold Ruge den Orden des goldenen Sporns.

— Die Königin Pomare verheirathet ſich zur linken Hand mit dem berühmten Wanzen-Vertilger Marſchall in Leipzig.

— 73ſte Vorſtellung von Laube's „Bernſteinhexe“ (bei gedrängt vollem Hauſe!!).

— Das Berliner Obſervatorium kündigt auf den 21. Mai das Erſcheinen eines neuen Kometen an. Der Komet aber iſt „tückſch wie Buggenhagen“ und erſcheint nicht.

— Der Kaiſer von China leiſtet freiwillig auf ſeine Civilliſte Verzicht.

Juni.

— Der Redakteur des „Charivari“, Herr E. M. Oettinger, erhält vom Dey von Tunis einen Ruf nach Marocco als

Oberbibliothekar mit einem Gehalte von 4000 Piaſtern, mit der einzigen Bedingung, daß er nie mehr Whiſt ſpielen darf. Der Antrag wird abgelehnt.

— Die Chineſen wagen einen Einfall in England, bemächtigen ſich der Hauptſtadt London und nehmen Lord Wellington als Geißel der von ihnen diktirten Friedensbedingungen mit.

— 95ſte Vorſtellung von Laube's „Bernſteinhexe“ (bei ausgeräumtem Orcheſter!!!), ausgeführt zum Beſten des Unterſtützungsfonds für hilfsbedürftige Schriftſteller.

— Der Kriegsrath Karl Müchler läßt ſich als Mitglied des Literaten-Vereines vorſchlagen und wird — mit 63 Stimmen gegen 2 — aufgenommen.

— Keine einzige Mücke im Roſenthale!

— Tod einiger Journale. Geburt mehrerer neuen Blätter.

Juli.

— Herr Jakob Kaufmann vollendet ſeine zweite Novelle.

— Rabbi Ignaz Kuranda erhält für die ausgezeichnete Redaktion ſeiner „Grenzboten“ den belgiſchen Leopoldsorden und für ſein Trauerſpiel, „die letzte weiße Roſe“, das Großkreuz der Ehrenlegion.

— Heller's „Roſen“ erhalten zwei neue Abonnenten aus . . . dem Blinden-Inſtitut.

— Belgien leiſtet freiwillig auf das Gewerbe des Nachdrucks Verzicht.

— Bettina wird zur Gouvernante der Töchter der Königin Pomare von den Sandwichsinſeln ernannt.

— Herr Dingelſtedt entſagt ſeinem Hofraths-Charakter und wandert, als kosmopolitiſcher Nachtwächter, wieder nach Heſſen zurück.

Auguſt.

— Herr Dr. N. Heller erhält den nicht nachgeſuchten Hofraths-Titel.

— Herr Georg Günther, Redakteur der äußerſt ſervilen „Vaterlandsblätter“, erhält vom König von *** eine lebenslängliche Penſion von 2000 Thalern.

— Der Kaiſer von Rußland ſchenkt dem Leipziger Unterſtützungsfond für hilfsbedürftige Schriftſteller 10,000 Silberrubel.

— Herr Ludwig Rellſtab in Berlin ſchreibt eine unpartheiiſche Kritik über eine Spontini'ſche Oper.

— Madame Crelinger feiert ihren vierundzwanzigſten und die ältere ihrer Töchter den fünfundzwanzigſten Geburtstag.

— Der berühmte Komiker Ballmann von Leipzig gaſtirt in Conſtantinopel und erhält vom Sultan den Niſcham-Iftichar-Orden mit Brillanten. Letztere behält er, den Orden aber ſchenkt er ſeinem Freunde und Collegen Berthold.

September.

— Herr R. Heller läßt ſämmtliche Abonnenten ſeiner „Roſen“ in Lebensgröße abbilden und in ſeinem Studierzimmer aufhängen.

— Die „Theater-Zeitung“ des Herrn J. Koſſka beſchäftigt drei Papiermühlen und vier Schnellpreſſen.

— Herr C. Herloßſohn unternimmt eine Fußreiſe nach Jeruſalem. Herr E. M. Oettinger begleitet ihn auf der Eiſenbahn bis Jüterbogk.

— Herr Paul de Kock erhält einen ſchmeichelhaften Ruf nach Wien, um dort als Vorſteher eines adeligen Mädchen-Erziehungs-Inſtituts in Wirkſamkeit zu treten.

— Herr J. F. Caſtelli erzählt eine nagelneue Anekdote.

— Herr M. G. Saphir zieht ſich von der Redaktion ſeines „Humoriſten“ auf ſeine Landgüter in Ungarn zurück.

October.

— Der König von Hannover ertheilt dem iriſchen Agitator Daniel O'Connell das Ehrenbürgerrecht.

— Von den Gedichten Ludwigs von Bayern erſcheint die 21ſte Auflage.

— Herr C. Herloßſohn kehrt von ſeiner Fußreiſe aus Jeruſalem zurück. Herr E. M. Oettinger fährt ihm auf der Eiſenbahn bis Schkeudiz entgegen.

— 150ſte Wiederholung von Laube's „Bernſteinhexe“ (zum Benefiz des Verfaſſers).

— Herr von Balzac heirathet die berühmte Schriftſtellerin Ida Frick in Dresden.

— Herr Johann Peter Burmeiſter-Leonhardt-Lyſer gaſtirt auf der Berliner Hofbühne als Caliban in Shakeſpeare's „Sturm“.

November.

— Großes Erdbeben in Gohlis. Das Häuschen, in welchem Schiller gewohnt, iſt das einzige, welches ſtehen bleibt. Der Bundestag kauft es im Namen der deutſchen Nation für 25,000 Thaler an.

— Herr Robert Heller läßt ſeinen „Prinzen von Oranien“ ins Holländiſche überſetzen.

— Ankunft der deutſchen Flotte im Seehafen zu Dobberan, um daſelbſt zu überwintern.

— Herr Friedrich Saß wird zum Nelſon der deutſchen Flotte ernannt.

— Herr E. M. Oettinger thut das Gelübde, nie mehr Whiſt zu ſpielen, und geht als Oberbibliothekar des Deys von Tunis direkt — über Taucha — nach Marocco. Der Literaten-Verein bringt dem Scheidenden ein Ständchen, wobei Herr Laube eine Rede hält und Herr Kühne ganz leiſe Hurrah ſchreit.

— Bei helllichtem Tage wird die Victoria vom Brandenburger Thore in Berlin geſtohlen, ohne daß der Dieb ermittelt werden kann.

December.

— Entſetzliche Hitze. 36 Grad Reaumur im Schatten. Die Berliner Gardelieutenants promeniren in weißen Pantalons im Thiergarten.

— Furchtbare Kinderblattern in China. In einer Woche ſterben 44 Offiziere.

— Gräßliche Rinderſeuche. An einem Tage ſterben in Deutſchland 142 Schöngeiſter.

— Dem Licentiaten Bruno Bauer wird bei Lebzeiten in Charlottenburg ein Denkmal errichtet.

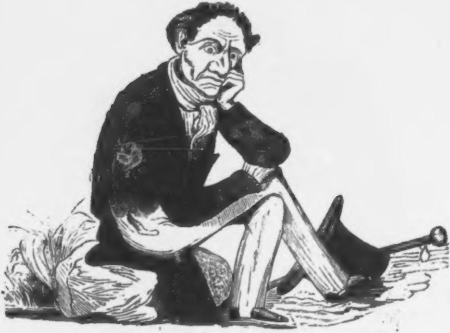
— Großer Pech- und Schwefelregen, wie in Sodom und Gomorrha.

— Allgemeine Sündfluth. Rette ſich, wer kann.

Allgemeine Prophezeihung.

— Oeſterreich und Preußen erhalten keine Conſtitution.

Verzweiflung.

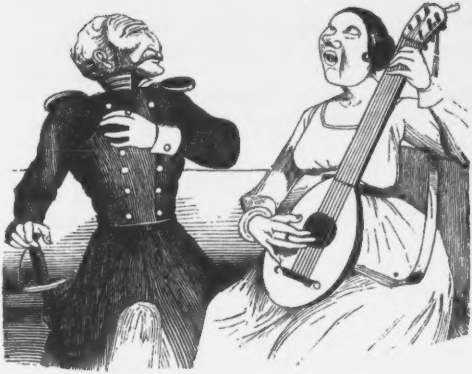


Er iſt Dichter, hat Hunger und iſt verliebt — alſo dreifach unglücklich. Er ſitzt wie Marius auf den Trümmern von Rom und dichtet folgende Ghaſele:

Hörſt Du das Girren der Taube?
Hörſt Du den Sproſſer im Laube?
Alles iſt Lüge und Trug!
Siehſt Du der Sterne Geflimmer?
Des Mondes ſilbernen Schimmer?
Alles iſt Lüge und Trug!

Fühlſt Du des Zephirs Gekoſe?
Fühlſt Du den Zauber der Roſe?
Alles iſt Lüge und Trug!
Liebe iſt eine Hetäre!
Treue iſt eine Chimäre!
Alles iſt Lüge und Trug!

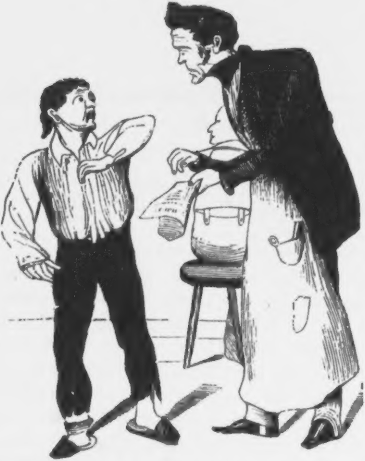
Militäriſche Liebeserklärung.



Wàchtmeiſter. Deine Lippen ſind Granaten,
Deine Augen ſind Violen,
O Mathilde, wenn ick lüge,
Soll mir gleich der Teufel holen!

Mathilde. Wachtmeiſter, Sie ſind ein Tauſendſchwerenöther!

Tod den Wanzen.



Lehrjunge. Meiſter, haben Sie heut ſchon das „Leipziger Tageblatt“ geleſen?

Meiſter. Ne!

Lehrjunge. Na, leſen Sie mal, was da ſteht.

Meiſter (lieſt):

„Tod allen Wanzen!

Man wird von ihnen ſagen: ſie waren!

Euripides.

Ich habe mehr gethan, als Paixhans und Lacretelli, ich lichte nicht nur ihre Reihen, ich vernichte ihre Gegenwart und Zukunft!

Den einzigen Tod, welchem die Wanzen bisher zu trotzen gewußt, habe ich ausfindig gemacht. Sie ſterben! — ſie werden ſterben!!

Ich habe im Intereſſe des Jahrhunderts und des ruhigen Bürgerſchlafs ein »Wanzenvertilgungsmittel« erfunden, welches den erhabenen Zweck erfüllt, der Menſchheit zu nützen und den Wanzen zu ſchaden.

Aus Rückſichten der Humanität habe ich den Preis eines Glaſes des Marſchall'ſchen »Univerſal-Wanzentodes« nur auf drei Neugroſchen feſtgeſetzt.“

Lehrjunge (fängt furchtbar zu heulen an).

Meiſter. Schlingel, warum heulſt Du?

Lehrjunge. Weil ich nicht drei Neugroſchen habe!

Pantheon literariſcher Beutelſchneider.

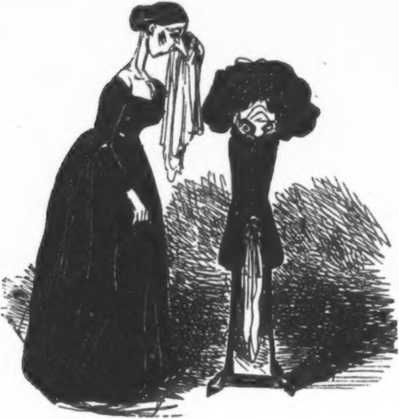
Ein ernſtes Wort.

> „Man würde mir ein großes, unverzeihliches Unrecht zufügen, wenn man behaupten wollte, daß, was ich im Allgemeinen ſchreibe, bezöge ſich auf Dieſen oder Jenen. Zu dem Bilde, das ich portraitire, hat mir eine ganze Gattung geſeſſen — der Einzelne kann ſich darin nicht getroffen fühlen, denn er iſt höchſtens nur ein Theil vom Ganzen.“
>
> Jouy im „Eremit der Chauſſée d'Antin“.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern gab es Gauner, Beutelſchneider, Wegelagerer, Buſchklepper und andernamiges Diebsgeſindel, das entweder am Galgen geendet hat, oder durch Glücksfall dieſem entronnen iſt. Allein nicht nur in der bürgerlichen Welt, auch in der literariſchen Republik giebt es Gauner, Beutelſchneider, Wegelagerer, Buſchklepper und andernamiges Diebsgeſindel, das dem Galgen, wenn auch nicht Ehre, doch auch nicht Schande macht. Im gewöhnlichen Leben kann man ſich hüten vor dem Diebsgeſindel. Was will ein gewöhnlicher Gauner, wenn er uns meuchlings überfällt? Er ſetzt uns die Piſtole auf die Bruſt und ruft: „la bourse ou la vie!“ Wir werfen ihm die Börſe hin und ruhig läßt er uns weiter ziehen. Ein literariſcher Gauner hingegen will nicht allein unſer Geld, ſondern außerdem noch unſere Ehre. Er glaubt, daß er, unſere Ehre raubend, dadurch ſelbſt zu Ehren kommt. Vor gewöhnlichen Gaunern ſchützt uns das Geſetz: ein Beutelſchneider, der uns die Kette von der Uhr abſchneidet, kommt ins Zuchthaus; ein Beutelſchneider aber, der uns die Ehre abſchneidet, lacht ſich ins Fäuſtchen, denn was geſchieht ihm? Er zahlt ein Paar Gulden, und morgen erlaubt er ſich das, wofür er geſtern beſtraft worden iſt. Im alten Rom wurden Ehrenräuber, nach dem Geſetze der zwölf Tafeln, mit dem Tode beſtraft, unter der Regierung Auguſtus wurden ſie lebendig verbrannt; unſere Geſetze ſind milder, und das iſt gut, ſehr gut, denn wären ſie ſo ſtreng, als die alten, ſo verginge jetzt kein Tag, an dem nicht ein literariſcher Gauner lebendig verbrannt würde. Aber woher kommt es, daß unſere Zeit ſo reich an Ehrenräubern iſt? Der Grund liegt ſehr nahe. Die Leute wollen ſich **à tout prix** einen Namen machen. Der Schuſter Heroſtrat, der blos aus der Sucht, unſterblich zu werden, den Tempel von Epheſus in Brand geſteckt hat, iſt das Ideal dieſer Elenden. Sie halten jedes Mittel für erlaubt: die Lüge, wäre ſie noch ſo gemein, die Verläumdung, wäre ſie noch ſo infam; bankerout an Geiſt und Herz, vermodert im Schlamme der Gemeinheit, wagen ſie, „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ ſelbſt das Schlechteſte, um von ſich abzuwälzen den Fluch der Obſcurität. Sie möchten, es koſte, was es wolle, bekannt werden. Nichts iſt ihnen heilig: ſie beſudeln unſere Ehre, zerfetzen unſern Ruf, treten Alles, was uns lieb und theuer iſt, kaltblütig in den Koth und dies Alles, um ſich einen Namen zu machen. Nichts, ſage ich, iſt ſolchen Gaunern heilig: ſie ſind im Stande, gleich den Hyänen, Gräber aufzuſcharren, „mit den Gebeinen ihres Vaters Domino zu ſpielen" und ſeine Aſche zum Streuſand ihrer ſchaamloſen Lügen zu machen, wenn ſie dadurch ihren Zweck erreichen, d. h. bekannt werden. Schinderhannes, Lips Tullian, Käſebier und der Henker weiß, wie all die Heroen der großen Gaunerzunft geheißen haben, ſind Ehrenmänner gegen jenes Ungeziefer unſerer Journaliſtik. Wie aber wehrt ſich ein Ehrenmann gegen ſolches Ungeziefer? Da hilft nur ein Mittel: man ſchweigt und — läßt das Publikum richten.

Moral in Bildern.

I.

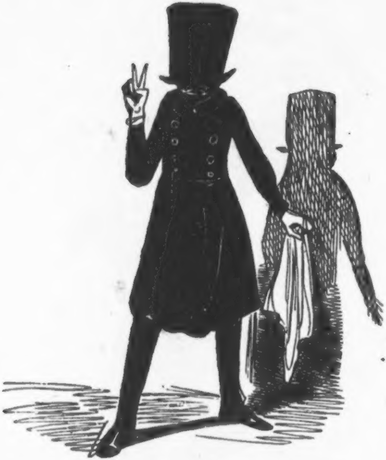


Der Menſch iſt nicht zur Freude gemacht,
Drum weint ſein Auge, wenn er herzlich lacht *).

---

*) Im Innern nämlich. Ein Ehemann verreiſt. Beim Abſchied zerfließt ſeine Frau in Thränen — Beweis, daß ſie in ihrem Innern denkt: Ach, wie froh bin ich, daß er fortgeht!

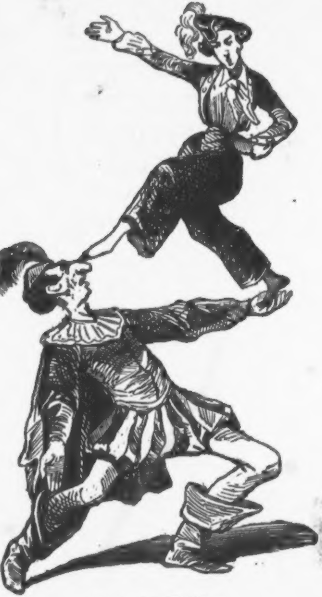
II.



Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche nicht zwei Finger breit
Von Gottes Wegen ab*).

---

*) Dieſer Moralprediger hat eben ein Schnupftuch geſtohlen.



Pas de Polka.

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſecabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Dritter Band.

Mit 46 Karikaturen.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Phil. Reclam jun.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

68-5410

30.4.68
nK

Allg. Zs. u. Sr.
Sg

Der Moniteur.

Börne befand ſich 1830 in Soden. Er hatte mich und ſechs andere Freunde zu Tiſch eingeladen und beim Nachtiſche, mehr abſichtlich als zufällig, die Frage aufgeworfen:

— Welches Buch würden Sie wählen, wenn der despotiſche Befehl irgend eines deutſchen Duodezfürſten Sie von hier urplötzlich nach einer öden, menſchen- und bücherleeren Inſel verbannen würde?

Wir beſannen uns nicht lange. Der Eine wählte die „Bibel“, der Andere den „Don Quixote“, der Dritte die „Utopia“ des Cardinals Morus, der Vierte (ein ſchwachköpfiger Augsburger) die „Gedichte des Königs von Bayern“, der Fünfte Montesquieu's „Geiſt der Geſetze“, der Sechste das Brockhaus'ſche „Converſationslexikon“. Jetzt kam die Reihe an mich. Schon damals Biblioman, wollte ich in ſolchem Falle die vollſtändige Sammlung der Leipziger Meßkataloge von 1600 bis 1830 mit ins Exil nehmen.

— Wiſſen Sie, fragte unſer Amphitryon, welches Buch ich wählen würde?

— Nun? fragte geſpannt die kleine Tafelrunde.

— Den „Moniteur“, meine Herren, erwiderte Artus-Börne.

Der bloße Name dieſer Zeitung wurde der Anknüpfungspunkt eines vielfarbigen Geſpräches, das, alle Sphären der Geſchichte, Philoſophie und Politik durchkreuzend, immer lauter und lebendiger wurde. Als wir, matt und müde vom Hin- und Herſtreiten, uns endlich von der Tafel erhoben, ſchlug es Mitternacht.

Jetzt, vierzehn Jahre ſpäter, liegt der von Lafourde geleitete und von Leonard Gallois mit geſchichtlichen Anmerkungen begleitete Wiederabdruck des alten „Moniteur“ vor mir, und vertieft im Leſen dieſer Zeitung, ſchwelge ich wachend an den Purpurlippen eines ſchönen Traumes, aus deſſen blutgetränkten Hieroglyphen ich das geheimnißvolle Zauberwort „Freiheit“ herausbuchſtabire.

Ja, ja, der große Börne hatte Recht, als er damals dieſe Zeitung das „Buch der Bücher“ nannte. Der „Moniteur“ iſt aber, meiner Anſicht nach, noch mehr als das: er iſt das alte und neue Teſtament der franzöſiſchen Revolution, das Evangelium der einſt mit Füßen getretenen Menſchenrechte, das hohe Lied der wiedererrungenen Freiheit.

Welche Zeitung kann ſich mit dem „Moniteur“ vergleichen? Wollt Ihr weinen? Leſ't den „Moniteur“! Wollt Ihr lachen? Leſ't den „Moniteur“! Wollt Ihr Trauerſpiele dichten? Studirt den „Moniteur“! Wollt Ihr Luſtſpiele ſchreiben? Studirt den „Moniteur“! Der „Moniteur“ iſt ein Buch, in dem auf jeder Seite blutige Tragik neben der barockeſten Komik, neben der ſchmerzabgepreßten Thräne ein heiteres Lächeln ſteht. Der „Moniteur“ iſt die Apocalypſe der politiſchen Religion: in ihr offenbart ſich der Humor der Weltgeſchichte. Der „Moniteur“ iſt ein hiſtoriſches Drama, das den unſichtbaren Titel „die Kunſt zu regieren“ an der Stirne trägt und in vier große Abtheilungen zerfällt. Der erſte Akt, die **Assemblée constituante**, beginnt am 5. Mai 1789 und endigt am 30. September 1791; der zweite Akt, die **Assemblee législative**, umfaßt den Zeitraum vom 1. October 1791 bis zum 20. September 1792; der dritte Akt, die **Convention nationale**, der Glanzpunkt des Ganzen, ſpielt vom 21. September 1792 bis zum 26. October 1795; der vierte Akt, das **Directoire exécutif**, das matte Ende, ſchleppt ſich keuchend vom 27. October 1795 bis zum 10. November 1799 fort, von wo dann das Conſulat und die Macht des großen Corſen beginnt, der wie ein **deus ex machina** einen unerwarteten Aktſchluß herbeiführt.

Nennt mir ein Drama, das ſo großartig und ſo ſtaunenerregend, ſo ergreifend und erſchütternd, ſo zermalmend und doch ſo erhebend, ſo ſchrecklich und doch ſo ſchön iſt! Nennt mir ein Drama, das eben ſo reich an erhabenen Tugenden als an großen Verbrechen iſt! Nennt mir ein Drama, das bei allen Gräueln, die darin verübt werden, ſo viel Verſöhnendes, ſo viel hiſtoriſche und poetiſche Gerechtigkeit aufzuweiſen hat, als die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution!

Muſtern wir nun einen Akt nach dem andern.

Der hervorragendſte Charakter, die Hauptfigur, der Held des erſten Aktes, der den Knoten ſchürzt, iſt Mirabeau, der „plebejiſche Graf“, ein Mann, der, wie Necker ihn ſo richtig bezeichnet, Ariſtokrat aus Neigung und Volkstribun aus Berechnung iſt, ein gekränkter Ehrgeiz, der aus Verdruß, daß der provençaliſche Adel ihn desavouirt, ſeinem Stande freiwillig entſagt, Bürger, Tuchhändler, Deputirter des dritten Standes und als ſolcher der gefährlichſte Gegner des Hofes wird. **Voilà la victime!** flüſtert er ſeinem Nachbar zu, als der König die erſte Sitzung der conſtituirenden Verſammlung eröffnet. Am 23. Juni 1789 hören wir, wie er dem Marquis von Dreux-Brezé, welcher den unfügſamen Deputirten den königlichen Befehl überbringt, ſich augenblicklich aufzulöſen, mit donnernder Stimme die Antwort ertheilt: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß nur die Gewalt der Bajonette uns von dieſen Plätzen vertreiben kann“, jenes Schlagwort, wodurch er der ganzen Verſammlung Muth zum Widerſtande einflößt. Ein politiſcher Janus, mit dem einen Antlitz nach dem Hofe, mit dem andern zum Volke hinſchauend, ſpeit er, ein zweiter **Jupiter fulminans**, feuerflammende Reden, um ſich bei Jenem gefürchtet, bei Dieſem beliebt zu machen. Ihr, die Ihr Vertreter Eures Volkes ſeid, Ihr, die Ihr durch die Macht Eures Wortes das Herz Eurer Zuhörer entflammen, begeiſtern, hinreißen wollt, nehmt den „Moniteur“, leſt und ſtudirt die Reden dieſes Mirabeau, bewundert ſein demoſtheniſches Talent, aber verachtet ſeine Felonie, meint es entweder treu mit dem Fürſten, oder ehrlich mit dem Volke, aber ſeid nicht, wie Mirabeau, Diener zweier Herren.

Nicht minder eingreifend in das Rad der Revolution iſt jener Siéyes, der als Verfaſſer des Qu'est ce que le tiers-état, als das punctum saliens der Volksſouverainetät, als der Hebel dieſes großen Drama's betrachtet werden kann. Er iſt es, der die erſten Linien der franzöſiſchen Verfaſſung und der damit verbundenen Menſchen- und Bürgerrechte entwirft. Er iſt es, der am 20. Januar 1790 Preßfreiheit verlangt. Preßfreiheit, hören wir ihn ſagen, iſt die Baſis aller Conſtitutionen, das Palladium aller Freiheiten, ohne die jede einzelne gefährdet iſt. Eher, ſagt er in ſeinem Entwurfe, läßt ſich Preßfreiheit ohne Verfaſſung, als eine Verfaſſung ohne Preßfreiheit denken.

Neben Siéyes tritt Abbé Maury als eifrigſter Vertheidiger, der Advokat Camus als heftiger Verfolger des Adels und der Geiſtlichkeit in den Vordergrund. Auf des Letztern Antrag decretirt die Nationalverſammlung, am 13. Februar 1790, die Unterdrückung aller geiſtlichen Orden, die erſte Maaßregel, wodurch das Band zwiſchen Staat und Kirche aufgelockert wird.

Am 12. April ſehen wir, wie der Pfarrer von Saint-Laurent zu Paris, um ſeinen Patriotismus zu zeigen, dem Allerheiligſten die dreifarbige Kokarde anheftet.

Am 19 Juni hören wir, wie auf Antrag des jungen ehrgeizigen Vicomte von Noailles die Abſchaffung aller Titel, Wappen und Vorrechte des Adels, der erſte Schritt zum Umſturz der Feudalrechte, der erſte Schritt zur Gleichheit der Stände beſchloſſen wird.

Unter den Miniſtern ragt jener Necker hervor, welchen Mirabeau, neidiſch auf die Macht und den Einfluß dieſes Plebejers, den er den Charlatan von Genf, den König der Canaille nennt, ein Mann, der Anfangs ſo beliebt, daß das Volk über den Eingang ſeines Hôtels die Inſchrift „zum angebeteten Miniſter“ ſetzt, ſpäter, nachdem Camus das berüchtigte rothe Buch — eine Liſte der Penſionen, welche der Hof an Leute bezahlt, die dem Volke verdächtig waren — veröffentlicht hatte, dergeſtalt gehaßt und verhaßt war, daß er die Flucht ergreifen mußte. Es giebt in der Geſchichte dieſer Revolution keinen zweiten Namen, der ein ſo abſchreckendes Beiſpiel der wetterwendiſchen Volksgunſt darbietet, als der Name Necker. Der Pöbel, der einſt im Triumphe deſſen Wagen zog, trat ihn ſpäter in den Staub und überhäufte denſelben Mann, auf den er, kurz vorher, das ganze Füllhorn ſeiner Huldigungen ausgeleert, mit Spott und Verwünſchungen! Und warum? Weil es in der Natur des Menſchen liegt, daß auf jeden Rauſch ein Katzenjammer folgt.

Von den Geiſtlichen iſt der Biſchof von Autun, Talleyrand, derſelbe, der kurz vorher den Antrag gemacht, alle Glocken einzuſchmelzen, um Kupfermünzen daraus zu prägen, der Erſte, welcher den Bürgereid leiſtet, ein Mann, der die Kunſt erfand, Eide ſo ſchnell als ſeine Wäſche zu wechſeln. Seinem Beiſpiele folgen Grégoire und Gobel, die Biſchöfe von Blois und Lydda.

Aber dreißig andere Biſchöfe und hundert Pfarrer verweigern den Eid.

Am 4. Januar 1791 leſen wir an allen Straßenecken von Paris, daß jeder Geiſtliche, der ſich weigert, den Bürgereid zu leiſten, als Störer der öffentlichen Ruhe beſtraft werden ſoll.

Am 3. März erſcheint ein Decret, das alles Silbergeräth der Kirchen und Klöſter an die Münze abzuliefern befiehlt.

Am 7. Mai wird auf Talleyrand's Antrag unumſchränkteſte Glaubensfreiheit decretirt, ein Befehl, der die Grundveſten der katholiſchen Kirche untergräbt.

Drei Tage vorher wird die Kirche von Saint-Genevieve zum Tempel des Ruhmes, zum Panthéon erhoben und (am 12. Juli) durch die Aſche Voltaire's eingeweiht.

Am 20. Juni tritt die verhängnißvolle Kataſtrophe des erſten Aktes, die Flucht des Königpaares, ein. Die fünf Hauptperſonen dabei ſind Drouet, Poſtmeiſter von St. Ménéhould, und Suce, Seifenſieder und Gemeindevorſteher von Varennes. Von dem Erſtern erkannt, von dem Andern verhaftet, werden Ludwig und Marie Antoinette nach Paris zurückgebracht. Die von der Flucht unterrichtete Nationalverſammlung ſchickt ihnen drei Commiſſarien entgegen: Barnave, einen glühenden Republikaner, der vergebens ankämpft gegen die Zaubermacht der Königin, welche mit einem Blick all ſeinen Haß, all ſeinen Groll gegen das Königthum in Mitleid verwandelt; Péthion, einen brutalen Gegenſatz, an deſſen gepanzertem Königshaß der Liebreiz der Königin machtlos abprallt, und Latour-Maubourg, einen rohen, anmaßenden Soldaten, der ein Verdienſt darin ſucht, noch brutaler als Péthion zu ſein.

Am 25. Juni ſind wir Zeugen ihres Einzuges in Paris. Unter den Zuſchauern erblicken wir den Herzog von Orleans, für den die Demüthigung ſeines königlichen Bruders ein unbeſchreiblicher Triumph iſt. Dieſer Zuſchauer erinnert uns an die große Wahrheit, daß brüderliche Liebe keine jener Tugenden iſt, die am Fuße der Throne gedeiht, daß im Gegentheil der Bruder eines Königs faſt immer deſſen Opponent iſt, aus Gründen, die ſo nahe liegen, daß ſie keiner Erörterung bedürfen. Das dumpfe Schweigen, das die Gefangenen empfängt, wird durch tauſendſtimmigen Jubel unterbrochen, womit der mit Bändern und Baumlaub geſchmückte Poſtmeiſter von St. Ménéhould begrüßt wird.

Am andern Morgen ſehen wir, wie Barnave die Rednerbühne beſteigt, um mit der ganzen Macht ſeiner ſiegreichen Beredſamkeit — das Bild der Königin vor Augen und im Herzen — die Unverletzbarkeit ihres Gatten vertheidigt und den ſchwankenden Thron aufrecht hält.

Am 18. Auguſt beſchließt die Nationalverſammlung, dem Poſtmeiſter Drouet für den Dienſt, den er durch die Gefangennehmung der königlichen Familie dem Staate geleiſtet, eine Belohnung von 30,000 Francs zu bewilligen.

Am 14. September beſchwört der König die Verfaſſung, die ſeiner Macht ein Veto einräumt, ihm aber das Recht der Begnadigung, die ſchönſte Appanage der Krone, raubt.

Am 30. September: Schluß der Nationalverſammlung und des erſten Aktes.

Der zweite Akt zeigt uns die geſetzgebende Verſammlung. Wir ſehen ſie in zwei große Parteien getheilt, die eine davon der conſtitutionellen Monarchie, die andere der Republik zugethan; die letztere Partei wieder in zwei Factionen geſpalten, die gemäßigten Girondiſten, die Doctrinaire jener Zeit, und die Jakobiner, die damaligen Radikalen. Auf der Seite der Gemäßigten das Talent, auf der Seite der Exaltirten Muth und Energie. Die Koriphäen der Gironde: Guadet, Genſonné und Vergniaud, denen ſich Briſſot, Condorcet, Roland und gegen zwanzig Andere anſchließen; unter den Jakobinern ragen Péthion (am 18. November 1791 zum Maire von Paris ernannt), Manuel, Robespierre, Danton, Fabre d'Eglantine, Desmoulins, Chabot, Bazire, Merlin de Thionville und Debry hervor.

Am 19. Juni rücken die von den Jakobinern gedungenen Pöbelhaufen von Marſeille in Paris ein, um den König zur Flucht oder Abdankung zu zwingen. Péthion, der Maire von Paris, ſtellt die Ruhe wieder her. Aber dieſer Auflauf iſt nur das Vorſpiel eines größern, der am 10. Auguſt um Mitternacht ſich unaufhaltſam nach dem Schloß der Tuilerien wälzt und den König und ſeine Familie in den Schoos der Nationalverſammlung treibt.

Auf Vergniaud's Antrag wird der König abgeſetzt und am 13. Auguſt mit ſeiner ganzen Familie gefangen nach dem Tempelthurm abgeführt.

Der dritte Akt, die **Convention nationale**, beginnt am 21. September 1792. Auf den Antrag Collot d'Herbois', des fünf Jahre früher in Lyon ſchmachvoll ausgepfiffenen Komödianten, der bald darauf eines der einflußreichſten Orakel des Jakobinerklubbs und von der Stadt Paris zum Conventsmitgliede erwählt worden war, wird, unter fanatiſchem Beifallsgebrüll, das Königthum abgeſchafft und die Republik proklamirt.

Am 8. October unterſtützt Debry, der am 26ſten Auguſt die Bildung eines Corps von 1200 Tyrannenmördern vorgeſchlagen, Goſſuin's Antrag, einen Preis von 100,000 Livres auf den Kopf des Herzogs von Braunſchweig, den Befehlshaber der preußiſchen Armee, die in Frankreich eingefallen war, auszuſchreiben.

Am 11. December wird der König von Chambon und Chaumette, vom Maire und Syndicus der Stadt Paris, vor die Schranken des Convents gefordert, um dem Präſidenten Barrère, dem „Anacreon der Guillotine" gegenüber, der die Behauptung aufgeſtellt, „daß der Baum der Freiheit nicht eher gedeihen könne, als bis er mit dem Blute der Tyrannen getränkt", ein vierſtündiges Verhör zu beſtehen.

Fünfzehn Tage ſpäter erſcheint der unglückliche König zum letzten Male vor dem Convent, begleitet von ſeinem Vertheidiger Deſèze.

Am 16. Januar 1793 wird „Louis Capet", des Hochverraths gegen die Souverainetät des Volkes beſchuldigt, mit einer Mehrheit von fünf Stimmen zum Tode verurtheilt. Am 20. wird ihm das Urtheil im Gefängniſſe vom Juſtizminiſter

Garat publicirt. Am 21. fällt ſein geſalbtes Haupt unter dem Beile der Guillotine.

Der unglückliche Ludwig fällt als Opferlamm ſeiner beiden Vorgänger und als Sühnopfer ſeiner eigenen Schwäche, die, feſter Entſchlüſſe unfähig, ihn ſtets nur halbe Maaßregeln ergreifen, ihn unentſchloſſen hin- und herſchwanken ließ zwiſchen zwei ſich kreuzenden Willen: dem eigenen und dem ſeines Volkes. Dieſe Unentſchloſſenheit, die heute nimmt, was ſie geſtern gewährt, und heute beſchließt, was ſie morgen wieder bereut, erſchüttert die Grundpfeiler des feſteſten Staatsgebäudes und erzeugt Schwankungen, die früher oder ſpäter den Einſturz des Thrones herbeiführen.

Nach dieſer blutigen Kataſtrophe, welche Schrecken und Verwirrung durch ganz Europa trägt, treten im Convente drei Hauptperſonen hervor: Danton, Robespierre, Marat. Der Erſte, beim Ausbruch der Revolution ein armer Advokat, ein leichtſinniger Schuldenmacher, ein Sklave ſeiner Sinnlichkeit, ein Mann ohne Grundſätze, aber kühn und verwegen wie ein Hazardſpieler, der nichts Anderes zu verlieren hat als ein Leben, das ihm zur Laſt geworden iſt, weil es ihm an Mitteln fehlt, dieſe Bürde erträglich zu machen; dieſer Mann, kein Mittel, keine Gefahr ſcheuend, die ihn zu Macht und Reichthum führen, war der Haupturheber des Aufſtandes vom 10. Auguſt, der Anſtifter des Blutbades vom 2. September. — Der zweite dieſes Triumvirats — Robespierre — ganz das Gegenſpiel Danton's, iſt einer jener unbeugſamen, eiſernen Charaktere, die ſich feſt anklammern an ihren Grundſätzen und dieſe mit einer Ausdauer und mit einer Hartnäckigkeit vertheidigen, die dieſen Grundſätzen endlich den Sieg über die ihrer Gegner verſchafft. Ein Verächter der Sinnlichkeit und aller ihrer Freuden, die keinen Reiz für ihn haben, ein Verächter des elendes Mammons, wonach der ſinnliche Danton ſtrebt, kennt Robespierre's Herz keine andere Leidenſchaft, als Ehrgeiz, Ehrgeiz, Ehrgeiz! Ehrgeiz aber wurzelt in der Selbſtſucht, Selbſtſucht in der Eitelkeit. Robespierre iſt die perſonificirte Eitelkeit, ein Stutzer, der, während alle Sansculottes ein Verdienſt darin ſuchen, in zerriſſenen Kleidern einherzugehen, in elegantem Anzuge erſcheint, ein Petit-Maitre, der ſein unſchönes Antlitz wohlgefällig in einer Unzahl von Spiegeln und in einer Menge von Copien ſeines Bildniſſes betrachtet, die den ganzen Reichthum ſeiner kleinen Wohnung im vierten Stockwerke der Rue St. Honoré ausmachen. Sein ſtreng ſittliches Leben, die Unbeſcholtenheit ſeines bürgerlichen Rufes, ſeine zum Sprichwort gewordene Unbeſtechlichkeit, die ſelbſt ſeine Feinde nie zu verdächtigen gewagt, dieſe Eigenſchaften verleihen ſeinem nicht großen, aber doch edeln Charakter einen Nimbus, ein Uebergewicht, eine Herrſchaft über den ganzen Convent. Der Dritte — Marat — iſt einer jener unheimlichen Dämonen, welche, ausgerüſtet mit unverſöhnlichem Vernichtungstrieb, die Vorſehung aus der Hölle als Gottesgeißel auf die Erde ſendet, um hier die Reihen der im Sündenſchlamme verſunkenen Menſchheit zu lichten. Marat iſt's, deſſen unerſättlicher Blutdurſt täglich neue Opfer verlangt;

er iſt's, den man wiederholt ausrufen hört, daß die Republik dann erſt feſtſtehe, wenn 300,000 Köpfe durch das Beil der Guillotine gefallen ſind.

Werfen wir nun einen Blick auf die Thaten und das Ende dieſes Triumvirats.

Am 11. März 1793 wird auf Danton's Antrag die Errichtung eines Revolutionstribunals, eines außerordentlichen Criminalgerichts zur Ausmittelung und Beſtrafung Aller, die der Republik als Königsgeſinnte verdächtig ſcheinen, decretirt. An der Spitze dieſes Blutgerichts ſteht Fouquier-Tinville als öffentlicher Ankläger, der in einer Sitzung 60 — 80 Verdächtige zum Tode verurtheilen, in mancher Decade 3 — 400 Menſchen hinſchlachten läßt.

Am 6. April wird auf Marat's Betrieb ein aus neun Mitgliedern beſtehender Wohlfahrtsausſchuß (Comité de salut public) mit dictatoriſcher Gewalt eingeſetzt, der nach und nach alle Gewalt an ſich reißt und mit eiſernem Deſpotismus den ganzen Convent beherrſcht und deſſen Schreckensſyſtem unter Robespierre, Barrère, Billaud-Varennes, Carnot, Collot d'Herbois, Prieur, Robert Lindet, Couthon, Saint-Juſt, Jambon und Saint André den höchſten Gipfel erreicht.

Am 13. Juli ſehen wir den Bluthund Marat, den Schöpfer dieſes Wohlfahrtsausſchuſſes, durch den Dolch der Charlotte Corday fallen, die ſieben Tage darauf unter dem Beile der Guillotine blutet. Mögen Andere in dieſer vielgeprieſenen That einen Akt des Heldenmuthes erblicken, ich kann deren Bewunderung nicht theilen, denn ich ſehe in jener Heldin weiter nichts als eine Meuchelmörderin, die durch Privathaß dazu angetrieben wird, weil Marat ihren Geliebten Belſunce dem Tode geweiht. Meuchelmord kann uns nur zu Märtyrern, nie aber zu Helden ſtempeln.

Am 16. October fällt das Haupt der Königin. Am 31. desſelben Monats folgen ihr 21 Deputirte der Gironde, darunter Briſſot, Vergniaud, Genſonné, Ducos und Boyer-Fonfrède. (Valazé war der Hinrichtung durch Selbſtmord zuvorgekommen.)

Am 6. November wird der mitangeklagte Philipp von Orleans, des Königs Bruder, hingerichtet. Am 10. November wird Madame Roland guillotinirt. Clavière und ſeine Gattin tödten ſich freiwillig im Gefängniß; Condorcet nimmt Gift.

Nachdem der Thron geſtürzt, ſoll auch die Kirche, die Schutzmauer des Königthums, fallen. Am 7. November erſcheint Gobel, conſtitutioneller Biſchof von Paris, ein ſiebenzigjähriger Greis, im Schooße des Convents, um den katholiſchen Glauben abzuſchwören. An demſelben Tage beſchließt der Convent, auf Héberts Antrag, die Abſchaffung des Chriſtenthums und die Einführung der Vernunftreligion. Die Republik erkennt keine andere Heilige an, als „**Madame la Sainte-Guillotine**“, die nicht müde wird, Jeden, der ihr verdächtig ſcheint, aus dem Wege zu räumen. Am 10. November wird, auf Chaumette's Antrag, die Kirche Notre-Dame zum Tempel der Vernunft geweiht und eine liederliche Schauſpielerin als Göttin der Vernunft eingeſetzt.

Das Blutvergießen dauert fort. Alle Gefängniſſe ſind überfüllt. Die Guillotine **en permanence** ſchlachtet nicht ſchnell genug. Javogues macht den Vorſchlag, täglich 300 der Verhafteten auf die Ebene von Grenelle zu führen, um ihnen Blei in den Kopf zu gießen und, wie Fréron in Marſeille, Fuſilladen zu veranſtalten, um die Verdächtigen **en masse** zu tödten. Collot d'Herbois geht noch weiter und begehrt, daß man unter jedes der 75 Gefängniſſe von Paris eine heilbringende Mine grabe und alle Verhafteten mit einem Male in die Luft ſprenge.

Um dieſelbe Zeit trägt die ganze Gemeinde von Paris beim Convente darauf an, die Verbrennung aller Bibliotheken zu decretiren, ein Vorſchlag, den der verrückte Anacharſis Cloots, einer der Vorſitzenden des Unterrichts-Ausſchuſſes, ſogar zu bevorworten wagt.

Müde des ewigen Blutvergießens, beantragt Camille Desmoulins in ſeinem „**vieux cordelier**" die Errichtung eines Gnadenausſchuſſes. Auch Danton, der ſich unterdeſſen in Belgien bereichert hat und im Schooße des Luxus lebt, giebt der Stimme der Menſchlichkeit Gehör.

Am 6. März 1794 klagt Robespierre den Redner des Menſchengeſchlechts, Anacharſis Cloots, als einen Verräther des Vaterlandes, und Jacques René Hébert, den Herausgeber des „**Père Duchesne**", als einen Verpeſter der öffentlichen Sittlichkeit an. Sieben Tage ſpäter wird, auf Saint-Juſt's Antrag, Hébert und deſſen ganzer Anhang, darunter Anacharſis Cloots, verhaftet und am 24. März guillotinirt.

Am 5. April folgen den Hébertiſten Danton und deſſen Anhänger Camille Desmoulins, Lacroix, Phélipeaux, Hérault de Sechelles (der Urheber der neuen demokratiſchen Verfaſſung vom 24. Juni 1793), Fabre d'Eglantine, der treueſte Acolyt Danton's, Chabot, Delaunay und Bazire. Am größten und männlichſten von Allen ſtirbt Danton. Fabre d'Eglantine denkt auf dem Wege zum Richtplatze über die letzte Scene ſeines neuen Luſtſpiels nach, und Bazire wünſcht ſich nichts als eine Taſſe ſchwarzen Kaffee's, um nicht nüchtern die große Reiſe anzutreten, auf der es vielleicht keine Reſtauration giebt. Man ſieht, daß die Männer jener Zeit die Kunſt verſtanden, mit Humor zum Schaffot zu gehen.

Nach Danton's Tode herrſcht der Wohlfahrtsausſchuß, deſſen Seele Robespierre iſt, mit gänzlich unumſchränkter Gewalt.

Am 9. Mai wird die Prinzeſſin Eliſabeth, die Schweſter des unglücklichen Ludwig, von Robespierre, der, wie es hieß, ſie *heimlich geliebt* haben ſoll, vor das Blutgericht geſtellt. Seine Feinde hoffen, er werde ihre Vertheidigung übernehmen; aber der Mann des Schreckens ſchweigt, und Eliſabeth fällt am andern Morgen unter dem Meſſer der Guillotine.

Seit jenem Tage ſcheint in Robespierre's Charakter eine große Veränderung vorgegangen zu ſein. Bald darauf erſcheint er im Convent und beantragt die Wiedereinführung des Chriſtenthums. „Es giebt einen Gott, ruft er aus, und geſetzt, es gäbe keinen, ſo müßte man einen erfinden.“ Auf ſeinen Antrag wird die Anerkennung des Daſeins eines höchſten Weſens decretirt.

Am 8. Juni wird ein großes Gottesfeſt gefeiert, aber ſchon zwei Tage darauf ein neues Blutgeſetz erlaſſen, das den Gang des Revolutionstribunals noch mehr beſchleunigen und die Verdächtigen ſchneller den Armen des Henkers überliefern ſoll. Robespierre verlangt die Ausſtoßung des allzumilden Carnots. Billaud-Varennes tritt als Carnots Vertheidiger und, am 27. Juli, im Vereine mit Tallien und Fouché, als Robespierre's Ankläger auf. Auch Maximilian's Stunde hat geſchlagen, und am Abende des folgenden Tages fallen Robespierre, Saint-Juſt, Couthon, Dumas, Henriot und ſechszehn Andere. Mit ihrem Tode beginnt der Feierabend der Revolution.

Der Convent zerfällt jetzt in zwei Parteien, in die Thermidoriſten und die Terroriſten; an der Spitze der Letzteren ſtehen Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Barrère.

Am 26. Auguſt wird die durch ein Geſetz des Wohlfahrtsausſchuſſes ſuspendirte Preßfreiheit wiederhergeſtellt, und von dieſem Tage datirt ſich die Rückkehr zur geſetzlichen Freiheit.

Am 12. November beſchließt der Convent die Schließung des Jakobinerklubbs.

Am 17. December werden die öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville, Carrier und Lebon, die in den Provinzen, wie Jener in Paris, gewüthet hatten, der gerechten Wiedervergeltung überliefert.

Am 8. December werden auf Antrieb Siéyes, der nach langem Schweigen wieder in den Vordergrund tritt, die 73 geächteten Girondiſten wieder in den Schooß des Convents aufgenommen und am 29. December die Freiheit des Gottesdienſtes hergeſtellt.

Am 2. April 1795 werden die drei Schreckensmänner Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Barrère nach Cayenne deportirt und einen Tag ſpäter Siéyes, Cambacérès und einige Andere zur Entwerfung einer neuen Verfaſſung gewählt, die, am 25. Juni angenommen, ein von zwei Kammern erwähltes Directorium, beſtehend aus fünf Mitgliedern, einſetzt, worauf am 26. October der Convent ſich auflöſt.

Die Herrſchaft des Convents währte 3 Jahre 4 Monate und 4 Tage. Ueberſchauen wir deſſen ganze Wirkſamkeit, ſo ergiebt ſich, daß er in dieſer kurzen Friſt mitten unter den Stürmen der Schreckensherrſchaft, wo an den Grenzen feindliche Armeen und im Innern die nimmer raſtende Guillotine gewüthet, nicht weniger als 11,220 Geſetze in Berathung gezogen und in Wirkſamkeit geſetzt hat, Geſetze, deren heilſame Kraft noch in der jetzigen Zeit fortwirkt und manches übereilte Geſetz, das, damals durch Furcht und Parteihaß hervorgerufen, im Strome der Zeiten untergegangen iſt, vergeſſen macht.

Von den 76 Männern, die im Schooße des Convents nach und nach auf dem Präſidentenſtuhle ſaßen, ſind nur 15 von den Geſchicken, die ſie Andern bereitet hatten, ſelber unangefochten geblieben. Das Schickſal der Uebrigen hat Leonard Gallois folgendermaßen nachgewieſen: 18 Convents-Präſidenten wurden guillotinirt, 3 fielen als Selbſtmörder, 8 wurden deportirt, 6 eingekerkert, 4 wegen Wahnſinns eingeſperrt, und 22 — hors de la loi — für vogelfrei erklärt. Ein ähnliches Schickſal hatten faſt ſämmtliche Secretaire des Convents.

Bevor ich zur Schilderung des letzten Aktes übergehe, erlaube ich mir eine kleine Bemerkung, die nach meinem Wiſſen noch keiner aller Geſchichtsſchreiber dieſer großen Weltepoche in den Kreis ſeiner Forſchungen gezogen hat.

Faſt alle Häupter der Schreckensherrſchaft waren, Danton und Camille Desmoulins ausgenommen, unverheirathet. Von den beiden Andern, die im Sonnenglanze einer glücklichen Ehe gelebt, ging zuerſt der Ruf: „Gnade!“ aus. Lucilie, die Gefährtin Danton's, und Anna Laridon Du-Pleſſis, die Gemahlin Desmoulin's, folgten als weithinleuchtende Vorbilder ehelicher Treue ihren Gatten aufs Schaffot. Wer ſagt uns, ob Robespierre, Saint-Juſt, Marat, Collot d'Herbois nicht beſſere, edlere Menſchen geweſen wären, wenn ſie, wie Jene, ihr fieberkrankes Gehirn an der Bruſt eines liebenden Weibes hätten abkühlen, wenn ſie in den Armen der Liebe den Stachel ihres Ehrgeizes hätten überwinden können?!

Unter dieſer impoſanten Maſſe politiſcher Gewalten ragen drei Dichter hervor, die durch die Macht ihrer Lieder die Republik verherrlicht und das franzöſiſche Volk zum Kampf und Sieg gegen die Feinde derſelben begeiſtert haben. Marie Joſeph Chenier, Verfaſſer der zu jener Zeit Epoche machenden Trauerſpiele „Charles IX.“, „Henri VIII.“, „Jean Calas“, „Cajus Gracchus“ und „Timoléon“, Stücke — deren revolutionärer Geiſt die Maſſen der Gemüther aufregte — der preisgekrönte Sänger, der den Ruhm der Nationalverſammlung, die Beſtürmung der Baſtille, den Sieg des 10. Auguſts, die Apotheoſe Marats, die Einweihung des Tempels der Vernunft und alle großen Ereigniſſe und Feſte der Republik in Dithyramben, Oden und Hymnen beſungen, die in ganz Frankreich ein millionenſtimmiges Echo gefunden und ihm den Ruhm verſchafft, daß er auf dem Marsfelde zum „erſten Dichter Frankreichs“ proclamirt wurde; Rouget de Lisle, Adjutant des Generals Hoche, ein tapferer Offizier, der in Strasburg auf die Bitte des dortigen Maire Dietrich die Marſeillaiſe, jene weltberühmte Revolutionshymne gedichtet, die, wie unſer Meſſiasſänger Klopſtock zu Rouget de Lisle geſagt, 30,000 braven Deutſchen das Leben gekoſtet, jene Hymne, die ihren Sänger, ſo lange es ein Frankreich geben wird, unſterblich gemacht; und endlich Souriguère, der Dichter jenes gleichberühmten Volksliedes le réveil du peuple“, zwei Lieder, die manchen Feind beſiegen, manche Schlacht gewinnen, manche Stadt erobern halfen. In ſolchen Zeiten allgemeiner Aufregung begeiſtert oft ein einziges Lied mehr, als tauſend Proclamationen.

Der vierte Akt jenes großen Dramas beginnt am 27. October 1795 mit Ernennung der fünf Directoren Barras, Rewbell, Reveillère-Lepeaux, Letourneur und Carnot, wovon der Letzte, der ſchon als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes die Plane der franzöſiſchen Schlachten entworfen und die Siege der Revolutionsarmeen geleitet hatte, der Wichtigſte iſt.

Am 10. Mai 1797 wird durch den Polizeiminiſter Cochon die von Drouet und Grachus Baboeuf geleitete Verſchwörung gegen das Directorium entdeckt; ſie und ihr ganzer Anhang, darunter Amar und Vadier, werden verhaftet. Drouet entflieht, Baboeuf aber, von deſſen Hirne die Idee einer allgemeinen Ackervertheilung ausgegangen war, wird am 25. Mai 1797 hingerichtet.

Am 9. November treten an die Stelle der Fünfmännergewalt die drei Conſuln, Siéyes, Roger Ducos und Napoleon Bonaparte.

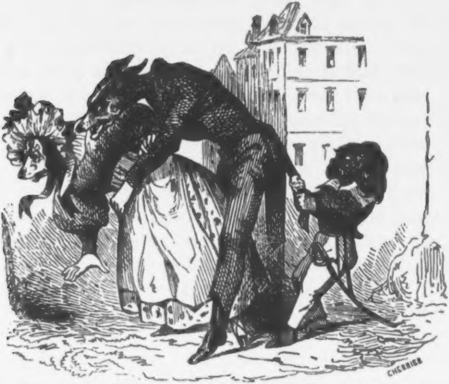
Das ganze Drama vom 5. Mai 1799 füllt 10 Jahrgänge oder 40 Bände des „Moniteur“.

Ueber die Zeitung ſelbſt nur noch einige Worte. Der Gründer des „Moniteur“ war der Buchhändler C. J. Pancoucke, deſſen Erben noch jetzt das Eigenthumsrecht dieſer Zeitung beſitzen. Die berühmteſten Redacteure dieſer Zeitung waren, nach chronologiſcher Ordnung, Laharpe, Garat, die beiden Lacretelle, Guinguené, Rabaut de St. Etienne, Régnier, Lenoir-Laroche, Germain Garnier, d'Eymar, Boufſleurs, Tiſſot, Laya, P. A. David, Amar, Tourlet, Aubert de Vitry, Delécluze, La Chapelle, Ch. Miel, Durozoir, Sénac, Emeric David, F. Chéron, René Périn, Alex. Corby, Prévoſt, Chaſſeriau Vieillard und F. Pillet. Vom Jahre 1826 — 1840 war Sauvo, und ſeit deſſen Abgang iſt ein Elſaßer Advokat, Alphons Grün, Haupt-Redacteur des „Moniteur“.

Die ganze Sammlung des „Moniteur“ war ſo ſelten geworden, daß im Jahre 1840 die belgiſche Regierung für ein vollſtändiges Exemplar dieſer Zeitung 22,000 Francs bezahlte. Noch weit ſeltener ſind einzelne Jahrgänge, wie die der Jahre VII. und VIII. (1798 — 1800), ſo zwar, daß für beide Bände ſchon oft 12—1500 Francs bezahlt worden ſind.

Dieſe Koſtſpieligkeit der alten Sammlung und die Unentbehrlichkeit derſelben, brachte Herrn Laſourde auf die glückliche Spekulation, auf Aktien einen Wiederabdruck der erſten 40 Bände zu veranſtalten. Jede Lieferung, 5 Nummern enthaltend, koſtet 15 Sous, jeder Band, aus 90 Nummern beſtehend, 12½ Francs, das Ganze alſo, mit zwei Bänden Regiſtern, in 750 Lieferungen erſcheinend koſtet jetzt ungefähr 520 Francs.

Kindiſche Frage.



Junge (den Vater am Rockſchoß feſthaltend). Papa, Papa!

Vater. Was verlangſt Du, Azorchen?

Junge. Ich verlange zu wiſſen, wer das Schießpulver erfunden hat?

Vater. Ich nicht, liebes Kind.

Junge. Das hab' ich ſchon früher gewußt.

Die beiden Crébillon.

I.

„Die Katze läßt das Mauſen nicht.“
Altes Volkslied.

Liebſt Du Hunde? Liebſt Du Katzen?

Der Hund iſt, wie Jedermann weiß, das Sinnbild der Treue, die Katze hingegen das Symbol der Falſchheit, Tücke und Hinterliſt. Wunderbar genug, daß der Hund männlichen und die Katze weiblichen Geſchlechts iſt. Beſäße unſere Sprache nur einen Funken von Galanterie, dann müßte ſie der Katz und die Hund ſagen.

Der Hund war zu allen Zeiten ein Gegenſtand menſchlicher Verehrung. Schon in der römiſchen Götterlehre ſehen wir den Hund eine große Rolle ſpielen, denn er wurde dem Mars und Merkur, dem Pan und Aesculap, der Hekate und andern Gottheiten geopfert. Er war der Begleiter Dianens und das Attribut der Laren. Die alten Aegypter, deren Götter in den Gärten wuchſen, die Aegypter, welche Zwiebel und Knoblauch anbeteten, zollten auch dem Hunde abgöttiſche Verehrung. Sie beweinten jeden todten Hund und begruben ihn mit großer Feierlichkeit. Auch ſoll, wie Plutarch in ſeinem Werke **adversus stoicos** erzählt, zu ſeiner Zeit ein Volk exiſtirt haben, das einen Hund zum König gewählt und deſſen Bildniß auf ſeine Münzen geprägt hatte. Auch ſpäter ließ ſich manches Volk von einem Hunde regieren, der ſich von der gewöhnlichen Art nur dadurch unterſchied, daß er zwei Füße weniger als jeder andere beſaß. Kurz und gut: man verehrte die Hunde dergeſtalt, daß man ſie ſogar in den Himmel erhob und unter die Sterne verſetzte, allwo noch bis zum heutigen Tage der große Hund, oſtwärts unter dem Orion, und der kleine Hund, ſüdwärts unter den Zwillingen thront.

Auch die Geſchichte weiß uns Manches von Hunden zu erzählen.

Herodot berichtet, der große Cyrus habe vier Städten die Abgaben erlaſſen, weil ſie aus freiem Antriebe viel königliche Hunde ernährt haben.

Alcibiades bezahlte, wie Plutarch erzählt, für einen ſeiner Jagdhunde 7000 Drachmen (circa 1500 Thaler).

Ein Barnabeo Visconti unterhielt 5000 Jagdhunde, die von den Klöſtern in und um Bologna beköſtigt werden mußten.

Zu Genua, im Garten des Palaſtes Doria, iſt das prachtvolle Marmor-Denkmal eines Hundes zu ſehen, welcher der Liebling des tapfern Seehelden Andreas Doria geweſen war.

Dieſem Hunde, der 1605 ſeinen Geiſt aufgab, war während ſeiner Lebenszeit von König Philipp II. von Spanien eine jährliche Penſion von 500 Goldducaten ausgeſetzt. Er (der Hund nämlich) wurde von zwei Sclaven bedient, welche ihm ſeine Koſt in ſilbernen Schüſſeln überreichten.

Ein ähnliches Denkmal ließ Friedrich der Große im Garten von Sansſouci ſeiner vielgeliebten Hündin Alkmene ſetzen. Eine andere Hündin, Biche, die in der Schlacht bei Soor 1745 in die Hände der Oeſterreicher gefallen war, wurde ihm, auf inſtändiges Bitten, vom General Nadasdi zurückgegeben. Der Philoſoph von Sansſouci ſoll überhaupt ein großer Freund von Hunden geweſen ſein und zum Marquis d'Argens einſt geſagt haben: **j'aime tous les chiens, excepté les Autrichiens.** Als Voltaire deſſen Vorliebe für die Hunde nicht begreifen konnte, erinnerte ihn Friedrich an die Moloſſer, die ihre Hunde prachtvoll begruben, an die Agrigentiner, die den Hunden ſogar Ehrenſäulen mit Grabſchriften geſetzt, an Alexander den Großen, der einem todten Hunde zu Ehren eine Stadt erbaut, an Kaiſer Hadrian, der zu Ehren ſeiner geſtorbenen Hunde große Leichen-Mahlzeiten veranſtaltet und an Sergius, der zum Andenken ſeines von den Wölfen zerriſſenen Hundes Arzibur einen Jahrestag angeordnet, an welchem er ſelbſt gefaſtet hatte.

König Karl XII. von Schweden ließ ſeinen Lieblingshund Pompe feierlich begraben und Gedichte und Grabſchriften auf ihn anfertigen.

Auch die Kaiſerin Katharina II. von Rußland liebte ihren

Schooshund Rogerſon über Alles und dichtete ihm nach ſeinem Tode eine franzöſiſche Grabſchrift.

Aber nicht blos unter den gekrönten Häuptern, auch unter den Gelehrten und Dichtern gab es große Hunde-Verehrer.

Der berühmte Cardinal Pietro Bembo hatte einen Hund, deſſen Tod ihn tief betrübte.

Der Philoſoph, Sterndeuter und Alchymiſt Cornelius Agrippa von Nettesheim hatte Tag und Nacht einen Hund um ſich, der ſtets zu ſeinen Füßen lag und bei den abergläubiſchen Leuten in den Verdacht kam, ein verkleideter Teufel zu ſein.

Der gelehrte Juſtus Lipſius hatte drei Hunde, welche Mops, Mopſulus und Saphirus hießen und die er dermaßen liebte, daß er jeden auf eine beſondere Tafel malen ließ und alle Drei in Verſen beſang. Als der Letztere, den er am meiſten geliebt, in einem Faſſe ſiedendheißen Waſſers umkam, ſchrieb Lipſius an ſeinen Freund Philipp Rubenius: „**Tristis haec scribo et juxta lacrymas, non rideo. Saphirus meus obiit et id violenta morte.**“ Mit einem Hunde im Arm ſieht man ihn abgemalt in der Univerſitäts-Bibliothek zu Jena.

Der berühmte Jeſuit Maimbourg war ein ſo großer Hundefreund, daß er ſie ſogar zum Gegenſtand einer Predigt machte, worin er genau den Hund des Königs David beſchrieb, die engliſchen Doggen mit den Janſeniſten, die Bauerhunde mit den Trappiſten und die wachſamen Haushunde mit den Jeſuiten verglich.

Ein anderer Jeſuit, der Père du Cerceau, der das Leben Rienzi's beſchrieb, beſang auch ſeinen Hund Mirtille.

Paul Scarron dedicirte einen ſeiner komiſchen Romane dem Schoosbündchen ſeiner Schweſter, das er Dame Guillemette genannt. Als er mit ſeiner Schweſter ſich entzweite, war er ſo boßhaft, bei der neuen Auflage unter die Druckfehler der erſten Auflage zu ſetzen: **au lieu de la chienne de ma soeur lisez: ma chienne de soeur.**

Bruzen de la Martinière widmete den zweiten Theil ſeiner „**Entretiens des Ombres aux Champs Elysées**“ dem Lieblingshunde des Buchhändlers Uytwers in Amſterdam.

Auch ein engliſcher Dichter — wenn ich nicht irre, war es Swift — eignete eines ſeiner Werke ſeinem Schooßhündchen zu.

Madame Deshoulières dichtete ſogar ein Trauerſpiel auf den Tod eines Lieblingshundes ihres Freundes (**La mort de Cochon, chien de Mr. le Maréchal de Vivonne, Amst. 1709**).

Eine franzöſiſche Herzogin legte, als ihr Hündchen geſtorben war, Trauer an und nahm im Bette Beileidsbezeugungen an.

Ein Graf Clermont trauerte gleichfalls um ſeinen Hund Citron und beauftragte ſeinen Pfarrer, den Hingeſchiedenen in einer Grabſchrift zu feiern. Und dieſe Grabſchrift lautete:

Ci-gît Citron qui sans peut-être
Avoit plus de sens que — son maitre.

Eine öſterreichiſche Gräfin unterhielt ein ganzes Heer kleiner Möpſe und ließ, wenn einer davon krank wurde, für ihn Meſſe leſen.

Eine Prinzeſſin, Anna von Würtemberg, die 1733 zu Mömpelgard gelebt und ihre Hunde in zinnernen Särgen hatte begraben laſſen, ſtach einſt eine ihrer Kammerzofen, die darüber zu lachen gewagt, mit Stecknadeln und ließ ihr Siegellack auf die Wunden tröpfeln, worauf die gefühlvolle Prinzeſſin vom Colmarer Gerichtshofe auf fünf Jahre aus der Grafſchaft verbannt wurde.

Aber keine Nation liebt ſo ſehr die Hunde als — die engliſche. Eines ihrer Sprüchwörter ſagt: „Love my, love my dog.“ Nirgends in der Welt findet man ſo prachtvolle Hundeſtälle, als in England. Der Hundepalaſt des Herzogs von Richmond ſoll 20,000 und der des Herzogs von Bedfort ſogar 70,000 Pfund Sterling gekoſtet haben.

Ich frage nun jeden meiner Leſer, ob all' dieſe Hunde nicht zu beneiden ſind?

Aber auch die Katze ſtand in frühern Zeiten in großem Anſehen. Die alten Aegypter betrachteten dieſes Thier als ein Symbol der Freiheit und verehrten es ſchon darum, weil auch die Göttin Iſis ſich einmal in eine Katze metamorphoſirt hatte. Und daher kam es, daß bei großen Feſtgelagen den Katzen Ehrenplätze eingeräumt wurden. Starb eine Katze, ſo ſchoren ſich, wie Herodot erzählt, die Bewohner des Hauſes die Augenbrauen ab und ließen den Leichnam der Katze einbalſamiren und begruben ihn in der Stadt Bubaſtis.

In einer ſehr gelehrten Abhandlung über die Vorzüge der Katzen (**Dissertation sur la prééminence des chats, Rotterdam 1741**) wird erzählt, daß jeder Aegypter, der eine Katze — gleichviel ob vorſätzlich oder nicht — getödtet hatte, mit dem Tode beſtraft wurde. Cambyſes befahl bei der Erſtürmung der Stadt Peluſe ſeinen Soldaten, ſich, ſtatt mit Schilden, mit lebendigen Katzen zu bewaffnen, eine Liſt, wodurch die ägyptiſche Beſatzung allen Muth zur Vertheidigung verlor.

Auch die Türken verehrten von jeher die Katzen, ſchon darum, weil der Prophet Mahomet ihnen ſehr gewogen war und einſt lieber ein Stück von ſeinem Kaftan abſchnitt, als ſeine Lieblingskatze weckte, die darauf eingeſchlafen war.

Zoe, die Gemahlin des griechiſchen Kaiſers Conſtantin Monachus, ſchätzte ihre Katze Mechlempe dergeſtalt, daß ſie dieſelbe mit goldenem Tafelgeſchirr bedienen ließ.

Francesco Petrarca liebte außer ſeiner weißen, ſchwarzäugigen Laura auch noch eine ſchwarze, grünäugige Katze, welche Antonio Quaerengo, ein Domherr zu Padua, beſungen hat, eine Katze, deren Skelet noch heutzutage in Padua als Reliquie aufbewahrt wird, eine Katze, der ſogar die Auszeichnung zu Theil wurde, in Thomaſio's „**Petrarcha redivivo**“ in Kupfer geſtochen zu werden. Lebte die ſchöne Laura noch, ſie hätte Urſach, auf dieſe Katze eiferſüchtig zu werden.

Auch Torquato Taſſo, der unſterbliche Sänger des „befreiten Jeruſalems“, hatte eine Katze, die ihm theuer war und die er in einem ſeiner ſchönſten Sonette erſucht, ihm das

Licht ihrer Augen zu leihen, da es ihm an Geld fehle, ſich anderes Licht zu kaufen. Armer Taſſo!

Michel Montaigne kannte keinen größern Genuß, als die Gewohnheiten der Katzen zu beobachten.

Michel de Marolles, ein Dichter, der ſich gerühmt, 133,124 Verſe gedichtet zu haben, beſang, wie Montgrif in ſeiner **Histoire des Chats** erzählt (Paris 1791) die Katze des Fräuleins de Gournay.

Madame Deshoulières beſang ihre theuere Griſette viel ſchöner und poetiſcher, als mancher unſerer modernen Dichter ſeine Geliebte.

Die Herzogin du Maine, Schwiegertochter Ludwigs XIV., feierte ihre Katze Marlamain durch Verſe, die ſelbſt dem größten Dichter Frankreichs keine Schande machen.

Der Miniſter Colbert hatte ſo viel Katzen, daß es in ſeinem Kabinet davon gewimmelt haben ſoll.

Noch jetzt ſieht man in Paris das Denkmal, das Madame de Lesdiguières, die Gemahlin des letzten Connetable von Frankreich, ihrer Katze ſetzen ließ.

Die Pariſer Harfenſpielerin Madame Dupuis und ein Nürnberger Advokat Dr. de Neufville ſetzten ihre Katzen zu Univerſalerben ihres Vermögens ein.

Der bekannte Componiſt Sacchini konnte nicht drei Tacte componiren, wenn nicht ſeine Frau und ſeine Katzen bei ihm ſaßen. Das unharmoniſche Katzen-Concert erweckte in ihm harmoniſche Melodien.

Der Berner Maler, Gottfried Mind, der ſeine Katzen mehr als mancher Vater ſeine Kinder geliebt, beſaß eine ſo große Virtuoſität im Katzenmalen, daß er, größer noch als Viſcher, Carnel und Mollar, ſich den Beinamen **Raphael des chats** erwarb.

Auch Jean Jacques Rouſſeau und — der koſtbarſte Edelſtein liegt oft dicht neben dem alltäglichen Kieſel — Herr Karl von Holtei gehören zur Katzen-Parthei und haben ihren Schützlingen warme Lobreden gehalten. Der Erſtere zog die Katze dem Hunde vor, weil dieſer kriechend, ſpeichelleckend, knechtiſch, Jene hingegen ſtolz, eigenwillig und nicht zudringlich ſei.

Männer, welche Katzen lieben, ſind in der Regel Weiberfeinde, und Frauen, welche Hunde lieben, den Männern zugänglicher als ſolche, welche Katzen vorziehen. Marion de Lorme liebte die Hunde und Ninon de l'Enclos die Katzen. Und darin lag der Unterſchied zwiſchen Beiden!

Ich für meinen Theil haſſe nichts ſo ſehr als Katzen und — Komödianten. Und genau betrachtet haben Beide viel Aehnlichkeit mit einander. Beide ſind nur ſo lange kriechend artig, hündiſch freundlich gegen uns, ſo lange ſie uns brauchen. Brauchen ſie uns nicht mehr, dann möchten ſie uns die Augen auskratzen.

2.

Einer der größten Katzenfreunde aller Zeiten war Proſper Jolyot de Crébillon (geboren am 15. Februar 1674 zu Dijon.)

Er hatte Anfangs die Rechte ſtudirt, bald aber der Göttin Themis den Rücken gekehrt und ſich der Muſe des Trauerſpiels zugewendet.

Sein erſter Verſuch, „la mort des enfants de Brutus“, fand vor dem Richterſtuhle der Schauſpieler ſo wenig Gnade, daß er zurückgewieſen wurde. Die armen „Söhne des Brutus“ wurden von ihm zum Feuertode verurtheilt und — in den Ofen geworfen. Das erſte Stück, dem man im Jahre 1705 die Ehre der Aufführung zu Theil werden ließ, war ſein „Idomeneus“, dem 1707 ein neues Trauerſpiel „Atreus“, 1709 „Electra“, 1711 „Rhadamiſtos“, 1714 „Xerxes“ und 1716 „Semiramis“ nachfolgten.

Seine Freunde, an deren Spitze der Procurator Prieur ſtand, ſtreuten ihm dicke Weihrauchwolken und nannten ihn den Aeſchylos Frankreichs; ſeine Gegner aber — und welches Talent, das ſich über die Stufe der Mittelmäßigkeit erhebt, hat nicht Gegner? — warfen ihm ſeine Vorliebe für das Grauenvolle, ſeinen Hang zur Uebertreibung vor und ließen an all' ſeinen Trauerſpielen kein gutes Haar. Boileau, deſſen ſatiriſche Geißel ſelbſt den beſten Freund nicht ſchonte, nannte ihn ſogar „den betrunkenen Racine.“

Seine Freunde wie ſeine Gegner gingen offenbar zu weit; doch da es in der Natur jedes Menſchen liegt, daß er weit leichter das übertriebenſte Lob als den gelindeſten Tadel verträgt, ſo wird Niemand Herrn von Crébillon verübeln, daß er den Tadel nicht ſo leicht verſchmerzen konnte.

Man erzählt von Mezeray, einem der größten Geſchichtsſchreiber Frankreichs, er habe ſtets ein Goldſtück aufbewahrt, einzig und allein darum, um ſich, falls er einmal das Glück erleben ſollte, einen Recenſenten zum Galgen verurtheilt zu ſehen, für dieſes Geld ein Fenſter auf dem Grève-Platz zu miethen. Crébillon's Erbitterung gegen die ungerechten Schmähungen ſeiner Gegner war nicht minder groß: er verglich die Kritik mit dem Höllenhunde Cerberus, welcher Jeden anklafft, der ihm nicht das Maul ſtopft. — Entmuthigt durch die boshaften Anfeindungen der Kritik, wollte er auch der Bühne Valet ſagen; bald aber erwachte von Neuem die Luſt in ihm, und nach zehnjährigem Stillſchweigen trat er mit ſeinem „Pyrrhus" hervor, der 1726 in Scene ging und faſt ungetheilten Beifall fand. Fünf Jahre ſpäter wurde er zum Mitgliede der Akademie ernannt, worauf Voltaire geſagt haben ſoll, man habe, um die Zahl 40 vollzumachen, eine Null gewählt. Und trotz ſeines Talentes, trotz der Anerkennung, die er fand, hatte er ewig Sorgen und niemals Geld. Endlich verſchaffte ihm die Gunſt der Frau von Pompadour eine Penſion von 1000 Francs und eine Anſtellung bei der königlichen Bibliothek.

Auch Herr von Crébillon war ein Sonderling: er führte ein ſehr ungeregeltes Leben, kam ſelten ins Bett, ſchlief meiſtens auf der harten Erde und ließ den ganzen, lieben langen Tag nicht das Feuer ſeiner Pfeife ausgehen. Dabei haßte und verabſcheute er die Menſchen und liebte über Alles ſeine Trauerſpiele und — ſeine Katzen. Er hatte deren nicht weniger als zehn Stück und pflegte neun davon die Muſen, die ihn begeiſterten, und die zehnte „Boileau" zu nennen, weil dieſer ihn am meiſten gekränkt, am tiefſten verwundet hatte. — Als Einer von Boileau's Freunden ihn wegen dieſes ſchlechten Spaßes zur Rechenſchaft ziehen wollte, ſagte er: „Was wollen Sie? Meine Katze ſchreibt ſich mit und Boileau ohne X." Der Andere mußte lachen und — ruhig abziehen.

3.

Herr von Crébillon hatte einen Sohn. Claude Proſper (geboren am 12. Februar 1707) war ganz das Gegenſpiel ſeines Vaters. Dieſer melancholiſch, lebensüberdrüſſig, welt- und menſchenmüd, Jener ewig froh, ewig heiter und manchmal ſogar ausgelaſſen luſtig. Er wohnte mit ſeinem Vater in einem und demſelben Hauſe, und während der Alte im erſten Stockwerke über neuen Planen zu ſchauerlichen, haarſträubenden, ſchreckenerregenden Theaterſtücken brütete, heckte der Jüngere, eine Treppe höher, eine Menge luſtiger, aber äußerſt ſchlüpfriger Romane aus, Romane, in denen roſiger Frohſinn, leichtgeſchürzter Witz und feingazirte Frivolität — das Halbverhüllte hat immer mehr Reiz als das Ganzentſchleierte — gleichſam um den Preis zu kämpfen ſchienen.

Im Jahre 1742 ließ er „Tanzaë et Néadarne", einen ziemlich intereſſanten, aber ſehr obſcönen Roman erſcheinen, deſſen boshafte Anſpielungen auf einige Hof-Cavaliere ihm eine freie

Wohnung in der Baſtille verſchafften. Zehn Jahre ſpäter gab er einen noch viel boshaftern Roman, „**les amours de Zéokinsul, roi des Kofizaus**“, ein Pasquill auf die Liebesabenteuer des Königs, heraus. Um ſich vor den Sticheleien dieſes Spötters Ruhe zu verſchaffen, ſtellte ihn Ludwig XV., auf Anrathen des zweiten Cotillons, (der Frau von Pompadour) als königlichen Cenſor mit einem Jahrgehalte von 6000 Francs an. Er ſchrieb dann noch „**le Sopha**“, „**ah quel conte!**“ und einige andere Romane, die eben ſo viel Leſer als Nachahmer gefunden, der Literatur aber keine Ehre eingebracht haben.

Im gewöhnlichen Leben war Crébillon der Jüngere ein Muſter ſanfter, feiner Sitten, ein Mann, der wenig oder gar keine Feinde beſaß, weil er Fontenelle's berühmte Maxime, „**Chacun a raison**“ zu befolgen ſchien und Jedem ſeinen Willen ließ. Er war eines der beliebteſten Mitglieder der Dominiclaux, einer literariſchen Sonntagsgeſellſchaft, und des ſogenannten Caveau, wo die berühmteſten Tafel- und Liederfreunde ſich unter den Fahnen Piron's und Collé's verſammelten, um mit dem ſchäumenden Becher in der Hand zu ſingen:

„Vive le vin et la joie!“

4.

Vater Crébillon ſaß eines Morgens, umringt von ſeinen vierfüßigen Muſen, an ſeinem Pulte, beſchäftigt mit der Ausarbeitung eines neuen Trauerſpiels, deſſen Held der Römer Catilina war. Seine Katzen ſprangen, während er ſchrieb, von einem Stuhle zum andern. Eine ſprang ſogar auf ſein Pult hinauf.

— Fi-done, Melpomène, rief der Dichter, wie kann eine anſtändige Katze ſo ungebildet ſein, auf den Tiſch zu ſpringen?! So etwas darf ſich allenfalls ein Kater vom Lande, aber keine Pariſer Katze von guter Erziehung erlauben.“

— Miau, miau, erwiderte die muthwillige Muſe.

— Schäme Dich, Melpomène, ſagte Herr Crébillon und gab ihr einen Klapps.

Beleidigt ſprang ſie vom Tiſch herab und verkroch ſich hinter das Sopha. Aber bald darauf ſaß eine Andere auf dem Pulte.

— Wie, Euterpe, auch Du willſt mich heute ärgern? Siehſt Du denn nicht, daß ich arbeiten muß? Verſchwinde, liebes Kind, ſagte Herr Crébillon und gab auch ihr einen Klapps, worauf Euterpe die Flucht ergriff.

Der Dichter war eben im beſten Zuge, als er von Neuem geſtört wurde. Diesmal war es aber keine Katze, ſondern ſein Sohn, der königliche Cenſor, der eben ins Zimmer eingetreten war.

— Ich komme mit einer Bitte, lieber Vater.

— Was begehrſt Du, mein Sohn?

— So eben brachte mir ein junger Dichter ein Trauerſpiel, das ich cenſiren ſoll.

— Thu' das, mein Sohn.

— Ja, wenn ich nur Zeit hätte! Ich arbeite an einem neuen Romane . . .

— Und ich an einem neuen Trauerſpiele; ſtöre mich nicht, lieber Claude, ich bin gerade in der glücklichſten Stimmung von der Welt und laſſe eben einen nichtswürdigen Schurken von Miniſter hängen . . .

— Laß ihn noch ein wenig zappeln, lieber Vater, und erweiſe mir die Gefälligkeit, dieſes Trauerſpiel zu cenſiren; ich habe keine Zeit, denn der Drucker wartet auf Manuſcript.

— Nun denn, ſo gieb es her! — Wie heißt denn das Ding?

— Catilina.

— Teufel, ſo heißt ja auch meine Tragödie! Ei, da bin ich denn doch neugierig, wie Dieſer meinen Helden aufgefaßt hat. Du lieber Gott, welch eine ſchlimme Zeit! Heutzutage glaubt jeder Dummkopf, Beruf zur Tragödie zu haben. Und doch iſt nichts ſo ſchwer, als ein gutes Trauerſpiel! Kann doch ſelbſt Voltaire, der ſich für den größten Dichter hält, keine echte, wahre Tragödie ſchreiben! Das verſtanden nur zwei: Sophokles und Racine. Ich ſelbſt bin nur ein Stümper, und es giebt Augenblicke, in denen ich glaube, daß Zoilus-Boileau . . .

— **Passons la-dessus**, mein Vater, unterbrach ihn der Sohn. Sage mir lieber, wann der Dichter ſein Manuſcript wieder abholen darf?

— In drei Tagen werde ichs wohl durchgeleſen haben.

— Gut, mein Vater, ſagte der jüngere Crébillon und entfernte ſich.

Der Alte, von Neugier getrieben, ſchob ſeinen eigenen „Catilina“ bei Seite und nahm den fremden vor. Er las die erſte, zweite, dritte Scene und . . . verſpürte bereits Langeweile.

— Der gute Mann, ſagte der Katzenfreund, erinnert mich an den alten Choerilus, welcher Alexander den Großen beſingen wollte und für jeden guten Vers ein Goldſtück, für jeden ſchlechten blos eine Maulſchelle begehrte. Der Dichter dieſes „Catilina“ verdiente dann mehr Ohrfeigen, als er vielleicht vertragen könnte, denn bis jetzt habe ich unter dieſer Fluth von Jamben noch keinen einzigen guten Vers gefunden. Doch weiter!

Er laß die vierte, fünfte und ſechſte Scene und . . . fing zu gähnen an.

— Mir fällt dabei der griechiſche Trauerſpieldichter Diphilus ein. Als dieſer einſt bei ſeiner Freundin Geathene aß, fragte er, wie ſie es anfange, daß ſie ſelbſt im heißeſten Sommer ſo kühlen Wein habe. „Ich laſſe ihn in den Brunnen ſtellen,“ ſagte ſie, „in den ich Deine Verſe geworfen habe.“ Du lieber Himmel, wie viel froſtige Verſe giebt es in der Welt!

Er las dann noch eine Scene und . . . warf das Stück bei Seite.

6.

Wenn das Unglück gegen uns arme Menſchen Ränke ſchmiedet, Intriguen ſpinnt und Verſchwörungen anzettelt, dann weiß es tauſend Mittel und Wege zu erſinnen, ſeinen Plan früher oder ſpäter durchzuſetzen.

Der junge Dichter, der drei lange Jahre ſeinen „Catilina“ mit ſich herum getragen und ihn, nach mancher ſchlaflos durchwachten Nacht, endlich im Schweiße ſeines Angeſichts vollendet hatte, gehörte zu jenen armen Teufeln, die man im gewöhnlichen Leben „Pechvögel“ nennt, weil das Unglück ſie auf allen Stegen und Wegen verfolgt, ihnen überall feindſelig in den Weg tritt, ſie ewig neckt und quält und ihnen täglich, ſtündlich einen neuen Schabernack ſpielt.

In ſeiner Jugend hatte ihm eine berühmte Kartenſchlägerin aus dem Kaffeeſatze geweiſſagt, daß er ſich vor Katzen in Acht nehmen möge, weil ſie im Buche des Schickſals geleſen, daß ihm von dieſen Thieren Gefahr drohe.

Der abergläubige Menſch glaubt Alles und das eben macht ſein Unglück.

Seit jenem Tage hatte der junge Mann eine ganz natürliche und gewiß ſehr verzeihliche Abneigung gegen das ganze Katzengeſchlecht gehabt und war Allem aus dem Wege gegangen, was einer Katze auch nur im Entfernteſten ähnlich geſehen. Bei dem Anblick dieſer Thiere wurde ihm ſo unheimlich zu Muthe, wie dem dritten Heinrich von Frankreich, der zu zittern anfing.

wenn eine Katze im Zimmer war. Derlei Idioſynkraſien ſind Räthſel, welche kein Pſycholog zu löſen vermag.

Der junge Mann war bereits 26 Jahre alt geworden, und noch hatten die Katzen nicht das Geringſte ihm zu Leide gethan. Schon ſtand er auf dem Punkte, der Weiſſagung der Kaffeeſatz-Sybille nicht länger Glauben zu ſchenken und ſich mit den Thieren, die ihm bisher ſo ſehr verhaßt waren, völlig auszuſöhnen, als ſich ein Vorfall ereignete, der — die Wahrheit des Karten-Orakels und die Bosheit der Katzen ganz außer allen Zweifel ſtellte.

Man höre!

6.

Am dritten Morgen ſtellte ſich beim königlichen Cenſor, dem jüngern Crébillon, der junge, äußerſt beſcheidene Dichter des „Catilina" ein, um ſich ſein Trauerſpiel abzuholen.

— Ihr Catilina liegt unten bei meinem Vater, ſagte der Cenſor. Iſt es Ihnen gefällig, ſich mit mir hinabzubemühen?

Der Dichter bejahte es durch eine tiefe Verneigung, worauf Beide ſich zu Herrn Crébillon dem Aeltern begaben.

— Ich habe die Ehre, Ihnen den Dichter des Catilina vorzuſtellen.

— Ich bin erfreut, Sie kennen zu lernen.

Der Poet verneigte ſich ſo tief als möglich.

— Wo haben Sie, lieber Vater, das Trauerſpiel hingelegt?

— Es muß auf meinem Pulte liegen.

Der Sohn ſuchte.

— Nein, Vater, auf dem Pulte liegt es nicht.

— Nun, dann muß es auf dem Sopha liegen.

Der Sohn ſuchte abermals.

— Auch dort liegt es nicht.

— Ei, dann muß es ganz beſtimmt dort auf dem Kamine liegen.

— Auch da nicht.

— Zum Teufel, wo mag ſich dieſer Catilina denn verkrochen haben? fragte der Alte etwas beſtürzt.

— Haben Sie ihn in Gedanken vielleicht in den Maculaturkorb geworfen?

— Sieh doch nach, lieber Sohn.

Er ſuchte, ſuchte und fand es nicht. Dem jungen Dichter trat bereits der Angſtſchweiß auf die Stirn, denn eine innere Stimme ſagte ihm, daß das Manuſcript verloren ſei, was ihn um ſo tiefer betrüben mußte, da er, unvorſichtig genug, keine Abſchrift davon zurückbehalten hatte.

Vater und Sohn durchſuchten jeden Winkel. Endlich, nach langem Suchen, fanden ſie den Catilina unter dem Sopha, Aber wie? In tauſend kleine Stücke zerfetzt, denn ſämmtliche Katzen des Herrn von Crébillon waren in vergangener Nacht heißhungrig über den edlen Römer hergefallen und hatten ſo lange an ihm hin- und hergezerrt, bis auch keine Seite an ihm ganz geblieben war. Man denke ſich die Verlegenheit der beiden Crébillon und den Schreck des armen jungen Dichters! Er ſtand wie ein vom Bliß getroffener Kirchthurm da.

— Mein Herr, begann der jüngere Crébillon, Sie ſehen, welch ein Unglück hier geſchehen iſt. Ich bin außer mir . . . ;

— Ich ebenfalls, mein Herr, betheuerte der Alte.

— Welche Entſchädigung, welche Genugthuung können wir Ihnen geben?

— Keine, keine! rief der junge Poet tief zerknirſcht, ſchlug ſich vor die Stirn und rannte in wahnſinniger Verzweiflung fort.

7.

Noch an dem nämlichen Tage ſtarben zwei Katzen des Herrn von Crébillon; ob an den Folgen des halb aufgezehrten Trauerſpiels, ob aus anderm Grunde, darüber ſchweigt die Geſchichte.

Der junge Poet betrachtete dieſe Katzen-Intrigue als einen Fingerzeig des Himmels, ſchrieb — zum Glück der Menſchheit — kein zweites Trauerſpiel und wurde bald darauf — Journaliſt.

8.

Noch in demſelben Jahre (1749) kam der „Catilina" des Herrn von Crébillon zur Aufführung, fand aber, trotz der prachtvollen Ausſtattung, mit der er auf Befehl der Frau von Pompadour in Scene geſetzt worden war, faſt gar keinen Beifall.

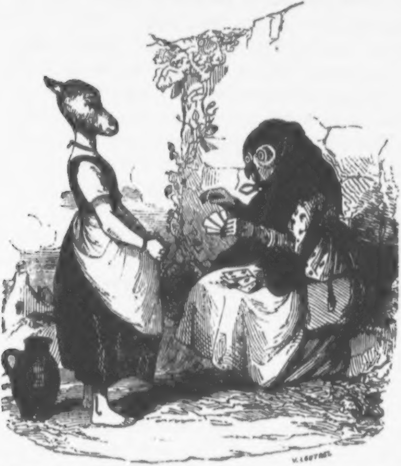
Gleich darauf erſchien eine ſehr boshafte Beurtheilung dieſes Stückes, mit dem Motto:

„Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra.“

9.

Die Kritik war vom jungen Dichter.

Eine Prophezeihung.



Die Junge. Nun, Mutter, was ſagen Euere Karten?

Die Alte. Nicht viel Gutes, mein Kind. Der Coeur-Bube bedeutet einen ſchlauen Fuchs aus der Stadt, die Coeur-Dame eine dumme Gans vom Lande und das Pique-As keine fehlgeſchlagene Hoffnung.

Vater Noah und ſeine Arche.

Laß Dir einen verrückten Faſchings-Traum erzählen.

In vergangener Nacht träumte mir, ich ſei Vater Noah. Ich ſah mich mit einem ſilberweißen Barte, der mir bis zum Nabel reichte. Ich trug eine Art Kopfbedeckung, die ein **Juste-milieu** von Turban und Nachtmütze war, und ſprach ein köſtliches Hebräiſch. Ich ſaß im Garten-Pavillon und ſpielte mit einem Profeſſor der jüdiſchen Literatur eine Partie L'hombre, als ich vom lieben Gott ein unfrankirtes Schreiben erhielt, worin er mir die Mittheilung machte, daß er geſonnen ſei, das im Schlamm der Sünde umherwatende Menſchengeſchlecht durch eine Sündfluth zu vertilgen. Zugleich erhielt ich den Befehl, eine Arche zu bauen, um darin mit meiner Familie und allen Thiergattungen — von jeder ein Männlein und ein Weiblein — meine Wohnung aufzuſchlagen und zwar ſo lange, bis es auf der Erde wieder trocken geworden. Ich beendigte meine Partie und traf dann ſofort die nöthigen Anſtalten, um dem himmliſchen Befehle pünktlich nachzukommen. Nach Verlauf von acht Tagen war die

Arche fix und fertig. Sie war, wie der gelehrte Jeſuit Athanaſius Kircher in ſeiner Abhandlung — de arca Noae, Amſterdam 1675 Fol. — ganz genau angiebt, von Tannenholz und mit Harz verpicht, 300 Ellen lang, 50 Ellen breit, 30 Ellen hoch und beſtand aus drei Stockwerken. Das Parterre war in mehr als 500 kleine Käfige für die verſchiedenen Herren und Damen aus der Thierwelt abgetheilt; die Bel-Etage behielt ich für mich und meine Familie und das dritte Stockwerk beſtimmte ich für meine Dienerſchaft und einige gute Freunde, wozu auch der Profeſſor der jüdiſchen Literatur gehörte, mit dem ich jeden Nachmittag meine Partie L'hombre — den Point um einen halben Neugroſchen — zu ſpielen gewohnt war. Beſagter Profeſſor, der berühmte Rabbi Bimbam, hatte einen jungen Neffen, der in eine meiner Töchter dergeſtalt verliebt war, daß ich ihm Anfangs eine Parterre-Wohnung einzuräumen Willens war, auf Zureden Rabbi Bimbams aber mich endlich bewegen ließ, ihn in eine kleine Dachſtube einzulogiren, womit meine Tochter auch ſehr zufrieden ſchien. — Gleich darauf erließ ich im Wochenblatt eine Aufforderung an ſämmtliche Thiere, worin ich ſie in Kenntniß ſetzte, daß an dem und dem Tage eine Sündfluth eintreten werde, welche die ganze Erde unter Waſſer ſetzen wird. Nach dem Willen des Ewigen ſtände es aus jeder Thiergattung einem Paare, à Perſon Fünf Silbergroſchen, frei, in der Arche, die ich erbaut, Schutz zu ſuchen; alle Thiere könnte ich unmöglich mitnehmen, weil es mir dazu an Platz und Proviant fehle. Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt, erklärte ich; wer ſpäter kommt, hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er zurückbleiben und in der Sündfluth untergehen muß.

Dieſe Nachricht rief, wie man leicht denken kann, in der Umgegend eine große Beſtürzung hervor. Alles, was nicht Luſt zum Sterben hatte, machte ſich reiſefertig.

Auf Anrathen des gelehrten Rabbi Bimbam hatte ich die ungeheure Betiſe begangen, am Schluſſe meiner Proclanation die Eröffnung der Arche eine halbe Stunde vor Beginn der Sündfluth feſtzuſetzen. Dadurch entſtand vor dem Eingange der Arche ein Andrang, faſt noch größer wie bei der zweiten Wiederholung eines neuen Schauſpiels von Gutzkow, Laube oder Kühne. Meine Töchter ſahen aus der Bel-Etage zum Fenſter hinaus und amuſirten ſich himmliſch. Es war aber auch ein Anblick ſo komiſcher Art, daß ſelbſt der ernſte Rabbi Bimbam, der, wie König Philipp II. von Spanien, in ſeinem ganzen Leben nie gelacht, ſeine ſtoiſche Gleichgiltigkeit verlor und in volles Gelächter ausbrach. Da ſah man einen langen, ſpindeldürren Orangutang in einem erbſengelben Mackintoſh, in der einen Hand ein Fernrohr und in der andern einen Regenſchirm; hier ſah man einen feiſten Bären, der ſich mit ſeinem Felleiſen und zwanzig Hutſchachteln ſeiner Ehehälfte umherſchleppte; dort ein Kameel, das einen coloſſalen Fußſack und eines jener Inſtrumente trug, womit der weiland berühmte Marſchall Lobau die franzöſiſchen Emeuten auseinander trieb; hier einen gelehrten Elephanten, der alle ſechsundzwanzig Bände von Pierer's Encyclopäde, von der er ſich nicht trennen wollte, auf ſeinem Rüſſel balancirte;

dort ein gemüthliches Krokodil, das ſämmtliche Oreillers, welche ihm ſeine Geliebte, eine geborene v. Haifiſch, geſtickt, zwiſchen den Zähnen hielt; hier einen Ziegenbock, der ſeine ganze Werkſtatt auf den Hörnern trug, und dort eine Giraffe, die ganz außer ſich war, weil ſie ihr Raſirzeug einzupacken vergeſſen hatte. Hier wurde gewinſelt, dort gelacht, hier geſungen, dort geflucht; Manche Thiere waren ſehr niedergeſchlagen, Andere wiederum riſſen ſchlechte Witze und ſchienen aufs Schlimmſte gefaßt zu ſein.

— Teufel, brummte der gelehrte Elephant, wenn mir mein Pierer nur nicht naß wird!

— Bah! ſagte das Krokodil, ich fürchte mich vor dem Waſſer nicht! Wenn's in der Arche nur was zu verſchlingen giebt!

— Malchen, ſagte der Bär zu ſeiner Ehehälfte, haſt Du nicht vergeſſen, meine Löwenpomade zu Dir zu ſtecken? Mir fallen, ſeitdem ich verheirathet bin, alle Haare aus.

— Ja, ja, lachte der Ziegenbock, Sie bekommen eine Glatze!

— Laps, brummte der Bär und verſetzte ihm einen Schlag mit dem Fernrohr.

— Grobian! Flegel! ſchimpfte der Ziegenbock.

— Ruhe, meine Herren, ſagte das Kameel und wollte, um die Streitenden auseinander zu bringen, von ſeinem Inſtrumente Gebrauch machen.

— Wofür halten Sie uns? fragte der Ziegenbock. Wir fürchten uns vor keiner Spritze, am allerwenigſten vor der Ihrigen!

— Verdufte, Bock, oder ich erwürge Dich, drohte der Bär.

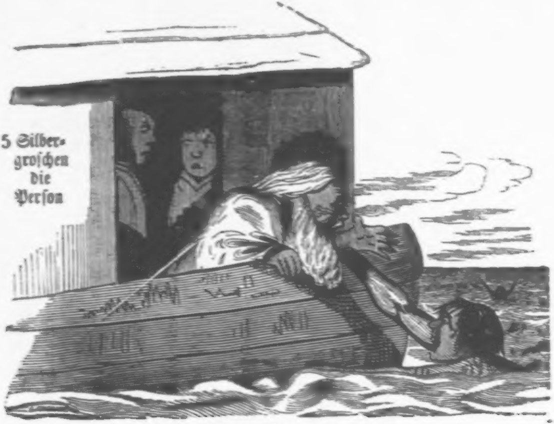
— **Allons, enfans de la patrie,** ſang der Bock und nahm . . . Reißaus.

In demſelben Augenblick wurde die Arche geöffnet. Schaarenweiſe drängten ſich die Thiere durch die kleine Eingangspforte, an der ich, Rabbi Bimbam und ſein Neffe ſtanden, um ſie paarweiſe, à Perſon Fünf Silbergroſchen, hineinzulaſſen.

Nachdem die Arche von Thieren aller Art dergeſtalt vollgepfropft war, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte, ſchlug ich den Andern, die keinen Platz gefunden hatten, die Thür vor der Naſe zu und gab das Zeichen zur Abfahrt, denn die Sündfluth hatte ſchon dergeſtalt um ſich gegriffen, daß den Menſchen das Waſſer bereits bis an der Kehle ſtand.

Die Arche war noch nicht zweihundert Schritte vom Ufer entfernt, als noch ein Weinreiſender, der ſich etwas verſpätet hatte, nachgeſchwommen kam. Er erreichte mein Schiff und verlangte Einlaß.

— Alles beſetzt! rief ich, und bitte den Leſer rechts auf Seite 51 hinzuſchauen, um ſich die Verzweiflung des Weinreiſenden genau zu vergegenwärtigen.


5 Silber-
groſchen
die
Perſon

Alles beſetzt!

— Alles beſetzt! rief ich und ließ ihn untergehen.

Rings um mich hörte ich das Wehgeſchrei der Ertrinkenden, unter mir das Vocalconzert der Thiere, über mir ein Duett, welches der Neffe des Rabbi Bimbam mit meiner Tochter aus Weigl's Schweizerfamilie ſang:

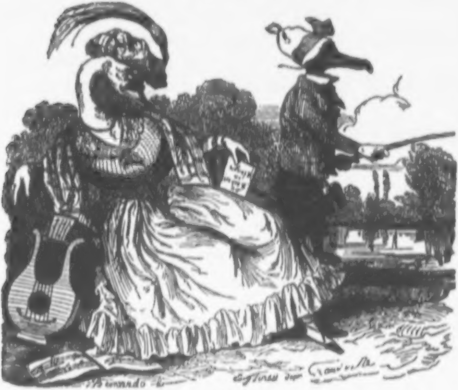
> Setz' Dich nieder, Emmeline,
> Nah, recht nah zu mir;
> Laß uns recht vertraulich ſprechen,
> Niemand lauſchet hier!

— Spitzbube! dachte ich bei mir und wollte hinaufeilen.

— Papa! Papa! der Barbier iſt da, rief mein Oskar, der mich aus dem Schlaf gerüttelt.

— Alles beſetzt, ſagte ich und — — — erwachte.

Das Fiſchen im Trüben.



Frau v. Schwan. Ach, lieber Mann, Du ſtehſt nun ſchon ſeit 6 Uhr Morgens mit der Angel in der Hand am Weiher und erwarteſt einen Fiſch, der anbeißen ſoll. Aufrichtig geſagt, Du ennuirſt mich, lieber Mann.

Der Gemahl. Du ſitzeſt nun faſt eben ſo lange mit der Guitarre in der Hand auf der Naſenbank und erwarteſt den jungen Maler aus der Stadt. Aufrichtig geſagt, Du ennuirſt mich, liebe Frau.

Frau v. Schwan. Unverſchämter!

Der Gemahl. Siehſt Du, dort kommt er!

Sebaſtian Puff.

I.

Im Speiſeſaale des Gaſthofes zum „goldenen Bären“ in einer deutſchen Stadt, die ich nicht nennen will, ſaßen zwei junge Leute bei einer Flaſche Champagner. Sie rauchten Cigarren und ſpielten Domino. Der Eine hieß Sebaſtian Puff und machte — ich bediene mich des echten Kunſtausdrucks — in Rheinwein, der Andere hieß Jonas Paff und reiſte in Grünberger und Eſſig, was ſo ziemlich auf Eins hinauslaufen ſoll.

In einer Ecke des Saales, an einem kleinen, einſamen Tiſche, ſaß ein alter Mann bei einer Taſſe ſchwarzen Kaffee. Den Kopf auf die Hand geſtützt und in trübe Gedanken vertieft, hörte er weder das Klappern der Steine, noch die rohen Späße der beiden Weinreiſenden. In ſeinem Innern ſchien ein tiefer Schmerz zu wüthen. Er kniff die Lippen zuſammen und trommelte mit den Fingern auf der Tiſchplatte.

— Ich kenne Sie nun ſchon drei Tage, begann der Eſſigreiſende, und bin noch immer zu faul geweſen, Sie um Ihren allerwertheſten Namen zu fragen. Sie heißen?

— Puff! antwortete der Rheinweinmann und blies eine dicke Tabakſalve vor ſich hin.

— Puff! wiederholte der alte Mann, der bei Anhörung dieſes Namens leichenblaß wurde.

— Und Ihr Vorname? fragte der neugierige Grünberg-Agent.

— Sebaſtian! erwiderte der Gefragte.

— Sebaſtian! wiederholte der alte Mann, verließ den Tiſch und näherte ſich den beiden Spielenden. Um Vergebung, wenn ich ſtöre, ſagte er. So eben vernehme ich, daß Einer unter Ihnen Sebaſtian Puff heißt. Wer von Ihnen führt dieſen Namen?

— Ich, ſagte ſtolz der Mann des Rheingaus.

— Haben Sie Zeit, ein Paar Worte unter vier Augen anzuhören? fragte der Alte.

— Wünſchen Sie mir Nierſteiner, Hochheimer oder ſonſt was abzukaufen?

— Das nicht; aber ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, bei dem Sie ein weit beſſeres Geſchäft machen.

— Laſſen Sie hören!

Der Alte zog den Weinreiſenden ans Fenſter und fragte ihn leiſe:

— Haben Sie Luſt zu heirathen?

— Wie kommen Sie zu ſolcher Frage?

— Antworten Sie: Ja oder Nein.

— Ja!

— Nun denn, ſo weiß ich eine Partie für Sie.

— Eine Wittwe?

— Ein Mädchen, antwortete der Alte mit ſchlechtverhehltem Seufzer.

— Vermuthlich ſehr häßlich?

— Schön wie ein Engel.

— Arm? fragte der Weinreiſende, ſich die Zähne ſtochernd.

— Reich, ſehr reich!

— Wer iſt ſie?

— Das einzige Kind eines reichen und doch ſehr unglücklichen Vaters.

— Unglücklich, weshalb?

— Das iſt ein Geheimniß, das Sie erſt nach der Hochzeit erfahren dürfen.

— Und der Vater dieſes Mädchens?

— Bin ich, antwortete der Alte. Nun, junger Mann, ſind Sie entſchloſſen, mein Eidam zu werden?

— Kannten Sie mich ſchon früher?

— Ich ſehe Sie heut zum erſten Male.

— Sie wiſſen vielleicht . . .

— Ich weiß nur, daß Sie Sebaſtian Puff heißen und das genügt mir. Ich preiſe den Zufall, der mir einen Mann dieſes Namens in den Weg geführt.

— Herr, ich begreiſe Sie nicht!

— Das glaube ich Ihnen. Kommen Sie, ich will Sie ſogleich meiner Tochter vorſtellen.

— Aber wenn ich das Unglück habe, ihr zu mißfallen?

— Heirathen muß ſie Sie dennoch, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann und ein guter Vater bin, dem nichts ſo ſehr als die Ehre und das Glück ſeines einzigen Kindes am Herzen liegt. Gefallen Sie ihr, ſo erhalten Sie von mir eine Mitgift von dreißigtauſend Thalern und nach meinem Tode mein ganzes Vermögen; im entgegengeſetzten Falle erhalten Sie nur fünftauſend Thaler und müſſen eine Stunde nach der Hochzeit abreiſen und ſich ſchriftlich verpflichten, keine Anſprüche auf die Liebe Ihrer Frau zu machen.

— Räthſelhaft!

— Wollen Sie die Bedingung eingehen? fragte der Alte voll Ungeduld.

Der Mann des Rheingaus überlegte einen Augenblick. Der Klang der fünftauſend Thaler, die ihm der Vater ſeiner unbekannten Braut als Abſtandsſumme zuſicherte, falls er (Puff) ihr mißfallen ſollte, hatte für ein Weſen ſeines Schlages zu viel Verlockendes, um widerſtehen zu können.

— Es ſei! ſagte der Weinreiſende, das Ende ſeines Glimmſtengels wegwerfend.

— Nun denn, ſo kommen Sie!

Puff verabſchiedete ſich bei Paff, nahm Stock und Hut und folgte dem Vater ſeiner Braut.

II.

Emma war ein junges, hübſches Mädchen. Sie hatte pechſchwarze Augen, deren Strahlen mehr Zündkraft als Congreve'ſche Raketen beſaßen. Der kleine, roſenfarbene Mund verſtand die Kunſt, eben ſo gewandt zu lächeln und zu ſchmollen, und bei jeder Gelegenheit die alabaſterweißen Zähne zu zeigen. Ihr Fuß war nicht viel größer als ihre Hand; Wuchs und Gang voller Anmuth. Mit einem Wort: ſie war charmant.

Aber frühzeitige Romanlektüre hatte ſie etwas überſpannt gemacht.

So kam es, daß ſie die Thorheit beging, ſich in einen jungen Windbeutel zu verlieben, der, beim Theater als erſter Bariton angeſtellt, ihr ſeit fünf Monaten Unterricht im Singen und — Lieben gab.

Folge davon war, daß ſie eines Morgens ihrem Vater zu Füßen fiel und, mit Thränen in den Augen, ihren Fehltritt geſtand.

Der langen Rede kurzer Sinn war:

— Vater, ich bin Mutter!

Der gute alte Mann verzweifelte.

— Mein Kind, mein einziges Kind entehrt! rief er und wollte fort.

— Vater, wohin? fragte Emma.

— Zum Elenden, der Dich verführt hat. Ich erwürge ihn!

— Deine Rache kommt zu ſpät, mein Vater!

— Wie ſo?

— Heute Nacht iſt er durchgegangen!

— Ha! rief der Alte, ſchlug ſich drei bis ſechs Mal vor die Stirn und rannte fort.

Der Zufall hatte ihn in den Speiſeſaal des „goldenen Bären" geführt, wo er in Sebaſtian Puff einen Retter für die Ehre ſeines Kindes fand.

III.

— Warten Sie hier einen Augenblick, ſagte der alte Vater und wies ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne einen Platz auf dem Sopha an. Ich hole meine Tochter, fuhr er fort und begab ſich in eines der Nebenzimmer.

Der Mann des Rheingaus glaubte zu träumen. Eine Braut mit einer Mitgift von dreißigtauſend Thalern flog ihm wie eine gebratene Taube ins Maul. Er ſtand auf, begaffte ſich im Spiegel, zupfte an ſeinen Vatermördern, zog ſeine etwas ſchmutzigen Manchetten heraus, kämmte ſich ſein Haar und ſah dann wieder in den Spiegel.

— Ob Sebaſtian Puff ihr gefallen wird? fragte er ſich. Beſtimmt, ganz beſtimmt!

In demſelben Augenblick traten Vater und Tochter ein.

Puff machte eine etwas plumpe Verbeugung. Emma ſchlug verſchämt die Augen nieder.

— Gefällt er Dir? fragte der Alte.

— Ja, antwortete die Tochter, ohne ihn anzublicken.

— Sie hören alſo, daß meine Tochter entſchloſſen iſt, Sie zu heirathen. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?

— Nein, ſagte der Weinreiſende, der ſeine Braut ganz allerliebſt fand.

— Nun denn, ſo muß in längſtens 8 Tagen Hochzeit gemacht werden.

— Meinetwegen ſchon morgen! ſagte der Weinreiſende und rieb ſich die Hände, wie Jemand, der ſchon im Vorgefühl eines nahen Glückes ſchwärmt.

Emma aber ſeufzte tief und ſchwer.

— Sie können nun wieder gehen, ſagte der Alte zu ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne.

— Und wann darf ich wiederkommen? fragte der Bräutigam.

— Am Tage der Hochzeit, antwortete die Braut.

Sebaſtian Puff trat ſeinen Rückzug an.

IV.

— Hol' mich der Teufel, ſagte er zu ſich, wenn ich begreife, wie ich im Handumdrehen zu einer ſo hübſchen und ſo reichen Braut gekommen bin. Ich möchte nur wiſſen, was dem Alten an mir ſo gut gefallen hat? Meine Naſe? Sie iſt allerdings nicht übel! Mein Backenbart? Ich pflege ihn wirklich mit großer Sorgfalt. Aber ob ich auch meiner Braut gefallen habe? Natürlich, ſonſt würde ſie ſich nicht entſchloſſen haben, mich zu heirathen. Sie hat mich zwar nicht angeſehen; aber vermuthlich geſchah das nur aus übertriebener Schamhaftigkeit. Ach, meine zukünftige Frau iſt noch ſo unſchuldig! Heute über acht Tage alſo iſt die Hochzeit! Früher ſoll ich ſie nicht beſuchen. Jeder Andere in meiner Stelle würde ihr das übel nehmen; ich aber verzeihe ihr, denn eine Braut von dreißigtauſend Thalern Mitgift darf ſich vor der Hochzeit wohl dann und wann eine kleine Ungezogenheit erlauben; nach der Hochzeit aber iſt man Mann!!!

Auf der Straße begegnete er ſeinem Collegen Paff.

— Gratuliren Sie mir, ſagte der Rheinwein.

— Weshalb? fragte der Eſſig.

— Ich bin Bräutigam einer Braut, die mir eine Mitgift von dreißigtauſend Thalern mitbringt. Der alte Mann, der vor einer halben Stunde mich im „goldenen Bär“ geſehen, hatte einen Narren an mir gegeſſen. Sie müſſen mein Schwiegerſohn werden, hatte er geſagt und mich zu ſeiner Tochter geführt, die ſterblich in mich verliebt ſein muß, denn auf des Vaters Frage: »Gefällt er Dir?« hatte das liebe Kind, ohne mich anzuſehen, »Ja« geantwortet. Heute über acht Tage feiern wir unſere Hochzeit. Nun, Freund, wie gefällt Ihnen die Geſchichte?

— Hm, hm! ſagte der Eſſig, ſie muß einen Haken haben.

— Meine Braut?

— Nein, die Geſchichte, die Sie mir erzählen.

— Glauben Sie???

— Wie wär's ſonſt möglich?

— Haken hin, Haken her! Die Sache iſt abgemacht. Meine Braut iſt jung, ſchön, reich . . . ich bin zufrieden.

— Glücklicher Puff! ſagte der Eſſig und machte dabei ein ſaures Geſicht, denn im Stillen beneidete er den Rheinwein.

V.

Acht Tage ſpäter feierten die Brautleute ihre Hochzeit.

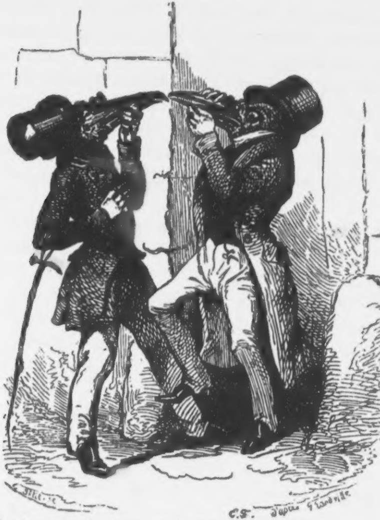
Vier Monate nach der Hochzeit wurde Emma von einem hübſchen Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen ſeines Vaters — Sebaſtian — empfing. Der Sänger, der treuloſe Verräther, hieß nämlich gerade ſo wie der Weinreiſende, Sebaſtian Puff.

Erſt nach der Hochzeit hatte der Weinreiſende die Auflöſung des Räthſels erfahren, die darin beſtand, daß Emma ihn blos darum geheirathet habe, um ihrem unehelichen Kinde den Namen ſeines rechten Vaters beilegen zu können.

Welcher von dieſen drei Sebaſtian Puff's war nun wohl der Glücklichſte?

Ich weiß es, aber ich ſag' es nicht.

Freundſchaftliche Begegnung zweier Groß-ſchnäbel.



Doctor Null. Herr, wofür halten Sie mich?
X. Y. Z. Bis jetzt hielt ich Sie für einen gebildeten Mann.
Doctor Null. Ich, mein Herr, hielt Sie ſtets für einen Flegel.
X. Y. Z. Beweis, daß Jeder von uns ſich geirrt hat.

Die travestirte Danaë.

I.

Die Zeit der Schreckensherrſchaft war vorüber. Paris, das täglich eine Reihe blutiger Dramen auf dem Grève-Platze hatte aufführen ſehen, war der Gräuel der Guillotine müde geworden und ſehnte ſich nach Ruhe und Vergnügen. Man kehrte zu den alten Gewohnheiten zurück und beſuchte wieder Kirchen und . . . Theater.

Eine der erſten Zierden des Théâtre français war zu jener Zeit Mademoiſelle Lange. Sie beherrſchte das große Fach der Koketten und Soubretten und war der Liebling des ganzen Parterre, der Augapfel der ſogenannten Habitués, die ihr Hauptquartier im Orcheſter hatten. Mademoiſelle Lange war in der That eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung: ihr großes, ſchwarzes Auge mit dem ſammetweichen Blick, der kleine herzförmige Mund mit dem ſüß-ſchelmiſchen Lächeln, das die Lippen auf Albani's Liebesgöttern umgaukelt, der reizende Wuchs, und die anmuthige Haltung ihres Körpers erwarben ihr täglich neue Anbeter. Man apoſtrophirte ihren Namen und machte aus der irdiſchen Lange einen überirdiſchen L'ange.

Einer ihrer größten Verehrer war Anne Louis Girodet, ein Schüler David's, einer der talentvollſten Geſchichtsmaler des jungen Frankreich. Der Maler, zugleich auch Dichter, hatte die ſchöne Schauſpielerin in allen erdenklichen Versmaßen beſungen, und ſie bald unter dieſer, bald unter jener Maske, heute als Venus und morgen als Pandora gemalt und auf dieſe Weiſe ihrer Eitelkeit dergeſtalt geſchmeichelt, daß Girodet auf der langen Liſte ihrer Anbeter bald einen der oberſten Plätze einnahm.

Eines Morgens beſuchte der Lehrer ſeinen Schüler. Der berühmte Meiſter David, der glühende Republikaner, der als Mitglied des Convents für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt, der begeiſterte Freund Marat's, deſſen Ermordung er durch die Meiſterſchaft ſeines Pinſels verewigt, hatte nach dem Sturze Robespierre's der politiſchen Laufbahn den Rücken gekehrt und ſich wieder in die Arme der Kunſt geworfen. Der zehnte Thermidor, der ihn auf vier Monate ins Gefängniß gebracht, hatte ihm alle Luſt an dem Treiben der Politik verleidet und ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß er klüger gehandelt hätte, als Maler bei ſeinem Pinſel zu bleiben.

— Wie geht's, Girodet? fragte er ſeinen Schüler, den er an der Staffelei fand.

— Ich weiß nicht, was mir fehlt.

— Du biſt verliebt.

— Freund David irrt.

— Gieb Dir keine Mühe, es zu läugnen. Ich weiß, für wen Du ſchwärmſt. Mademoiſelle Lange hat Dir den Kopf verdreht. Armer Junge, Du dauerſt mich!

— Weshalb?

— Man hat Dir armem Gimpel eine Leimruthe gelegt, auf der Du picken geblieben biſt. Die liſtige Kokette wird Dir die goldenen Federn auszupfen und Dich dann zum Käfig hinausjagen.

— Kennſt Du ſie?

— Nein; aber ich weiß, daß ſie Schauſpielerin iſt, und das genügt. Dieſe Theater-Nymphen ſind alle zuſammen keinen Schuß Pulver werth. Sie ſpielen zu Hauſe oft noch beſſer Comödie, als auf den Brettern. Ich haſſe ſie Alle . . .

— Und gewiß nicht ohne Grund?

— Höre, Girodet! Auch ich liebte einſt, als ich noch Conventsmitglied war, eines jener leichtſinnigen Geſchöpfe, die der hirnverbrannte Enthuſiasmus Künſtlerinnen nennt, wiewohl ſie nichts als geſchminkte Pfuſcherinnen ſind. Durch meinen Einfluß wurde ſie zur Göttin der Vernunft erwählt und im Triumphe nach Notre-Dame gezogen, wo man ihr Weihrauch ſtreute. Ich betete ſie an und wollte ſie heirathen. »Was ficht Dich an?« ſagte ſie und fing höhniſch zu lachen an. »Die Göttin der Vernunft ſoll ſich in das unerträgliche Joch der Ehe ſchmiegen, die Sklavin Deiner Launen, der Spielball Deines Willens werden? Von einer Göttin der Vernunft wäre das ſehr unvernünftig, dumm ſogar. Die Liebe eines Einzigen kann mir keinen Erſatz gewähren für die Anbetung hundert Anderer. Ich habe Dir die Ehre erwieſen, Deine Geliebte zu ſein; nie aber werde ich mich ſo tief erniedrigen, Dein Weib, Deine Sklavin zu ſein,« ſagte das ſtolze Weib mit einem Tone, der wie ein zweiſchneidiges Schwert in mein Herz drang. Ich ging und kam nicht wieder. Drei Jahre ſpäter ſtarb meine Göttin der Vernunft an den Folgen ihrer Ausſchweifung im Hôtel Dieu, ſprach David und begann die Carmagnole zu pfeifen, um keine Thräne aufkommen zu laſſen.

Es entſtand eine kleine Pauſe.

— Was malſt Du jetzt? fragte David, um dem Geſpräche einen andern Lauf zu geben.

— Eine Danaë.

— Laß ſehen, ſagte der Lehrer und pflanzte ſich vor die Staffelei ſeines Schülers. Schön, ſehr ſchön! murmelte er leiſe vor ſich. Das Fleiſch Deiner Danaë iſt zum Anbeißen. An dieſem Schwanenhalſe muß gut ruhen ſein! Ich beneide den alten heidniſchen Lovelace, der ſich in Geſtalt eines Goldregens auf ihren üppigen Schoos herabläßt. Aber faſt hätte ich Luſt zu wetten, daß dieſe Danaë viel Aehnlichkeit mit Deiner Schauſpielerin hat.

— Errathen, Freund David!

— Alle Achtung vor ihrer Schönheit, und dennoch warne ich Dich vor ihr; denn ich wette Hundert gegen Eins, daß auch ſie eigennützig, falſch und herzlos iſt, wie Jede ihres Gleichen.

— Du thuſt ihr Unrecht.

— Als einer meiner Freunde mich vor der Göttin der Vernunft gewarnt, hatte auch ich geſagt: »Du thuſt ihr Unrecht.« Die Zeit hat mich Lügen geſtraft. Laß ſie laufen, Girodet, ſprach der Meiſter, drückte ſeinem Schüler die Hand und ging.

II.

Zu den Fremden, die um jene Zeit nach dem Seine-Babel gekommen waren, um ſich hier in einen der tauſend Wirbel der Zerſtreuungen hineinzuſtürzen, gehörte auch Herr Simons, der junge einzige Sohn eines alten, ſteinreichen Wagenfabrikanten aus Brüſſel.

Genannter Herr Simons hatte eines Abends das Théâtre français beſucht, Mademoiſelle Contat als Suſanne und Mademoiſelle Lange als Pagen in „Figaro's Hochzeit“ geſehen und einen ganzen Akt mit ſich herumgekämpft, in welche von beiden Damen er ſich verlieben ſolle. Cherubin's hübſche Wade hatte endlich über Suſannen's ſchönen Arm den Sieg davon getragen und Brüſſels Don Juan bewogen, der Mademoiſelle Lange den Vorzug einzuräumen.

Am andern Morgen ſchrieb er ihr:

»Ein Mann, der geſtern Abend das Glück gehabt, die Bekanntſchaft der reizendſten Wade der ganzen Chriſtenheit zu machen, fühlt ſeit dieſem Augenblick kein dringenderes Bedürfniß, keinen ſehnlicheren Wunſch, keinen höheren Stolz, als die Beſitzerin dieſer ſchönen Wade näher kennen zu lernen, um ihr zu ſagen, wie ſehr er ſei

Ihr aufrichtiger Bewunderer
C. Simons.«

Mademoiſelle Lange zeigte dieſe Zeilen dem Maler.

— Was halten Sie davon? fragte die Schauſpielerin. Ich finde dieſen Mann außerordentlich naiv.

— Sagen Sie lieber impertinent.

— Ein Mann kann bei aller Unverſchämtheit dennoch etwas Liebenswürdiges haben. Der kecke Ton gefällt mir.

— Was haben Sie beſchloſſen? fragte der eiferſüchtige Künſtler.

— Ihm zu antworten, daß die bewußte Wade ſehr geſpannt ſei, die Bekanntſchaft ihres aufrichtigen Bewunderers zu machen.

— Iſt das Ihr Ernſt?

— Ei, mein Herr Othello, warum denn nicht?

— Thun Sie, was Sie wollen, brummte Girodet und ging.

— Dieſer Schwärmer wird langweilig, ſagte Demoiſelle Lange und . . . beantwortete den Brief des Herrn Simons.

Am andern Morgen machte er ihr die Aufwartung; der erſte Eindruck, der ſehr günſtig war, wurde zehnfach erhöht, als Herr Simons vierundzwanzig Stunden ſpäter der Mademoiſelle Lange einen nagelneuen Wagen aus der Fabrik ſeines

Vaters und zwei der ſchönſten Schimmel von ganz Brüſſel als Akt aufrichtiger Huldigung zu Füßen legte.

— Dieſer Mann gefällt mir, ſprach die Schauſpielerin zu ſich ſelbſt und geruhte, das Geſchenk in Gnaden anzunehmen.

Seit jenem Augenblick war Herr Simons der erklärte Hausfreund der Mademoiſelle Lange. Als Künſtlerin und Dame von feinem Tone ließ ſie ſich durch die neue Liaiſon nicht abhalten, auch die alte mit Girodet fortzuſetzen. Morgens empfing ſie den armen Teufel, Abends den Brüſſeler Cröſus.

Eines Abends, als Herr Simons, berauſcht von Kohlenſtoffgas des Champagners, an der Seite ſeiner Dulcinea ſaß, ließ er unvorſichtiger Weiſe ein Wörtchen vom Heirathen fallen. Die Schauſpielerin ſchnappte es auf und ſagte:

— Sie müſſen mich heirathen.

— Meinetwegen, ſagte Herr Simons.

III.

Am andern Morgen erhielt ſie den Beſuch des Malers. Er näherte ſich leiſe und küßte ihre nackte Schulter.

— Was haben Sie gethan?

— Meines Engels Flügel geſucht.

— Sie ſind ein Narr.

— Danke verbindlichſt, antwortete der Maler

— Wiſſen Sie nichts Neues?

— Nichts von Bedeutung.

— So vernehmen Sie eine Neuigkeit, die Sie vielleicht intereſſiren wird. Geſtern Abend hat Herr Simons . . .

— Sich erſchoſſen?

— Nein!

— Was denn?

— Förmlich um meine Hand angehalten.

— Und Sie, Mademoiſelle, Sie haben ihm einen Korb gegeben?

— Sie irren, Herr Girodet; ich habe mich entſchloſſen, ihn zu heirathen.

— Und das ſagen Sie mir mit Lächeln?

— Herr Simons iſt reich: weshalb ſollte ich weinen?

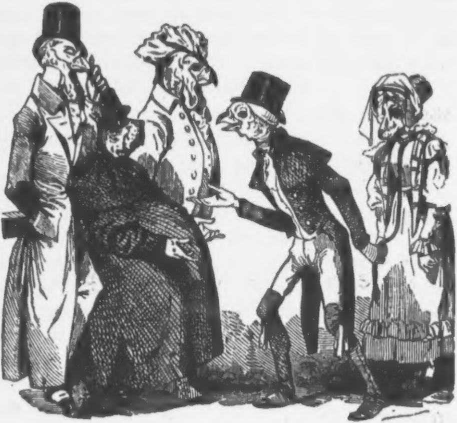
— O David, David! rief der arme Maler und rannte wüthend fort.

Herr Simons aber heirathete Mademoiſelle Lange.

IV.

Auf der nächſten Kunſtausſtellung prangte das ſprechend ähnliche Bild der Madame Simons als Danaë; doch hatte der Maler des Bildes, Herr Girodet, den Goldregen in einen Hagel Sous-Stücke verwandelt, die, mit Simon's Bildniß geſchmückt, in den Schoos der treuloſen Geliebten fielen.

Thierbild.



Geben Sie noch acht Shilling, dann ſollen Sie ſie haben.

Helene.

Der arme Guſtav war zu beklagen. Er ſtand auf dem Punkte, wo alle Hoffnung aufhört und die Verzweiflung — **le commencement de la fin** — beginnt. Das Leben, das ihn früher huldreich angelächelt und auf Roſen gebettet, hatte für ihn nach und nach alle Farbe, allen Duft, allen Reiz verloren und ihm ein Lager von Dornen bereitet. Die Gegenwart langweilte, die Zukunft beunruhigte ihn.

— Es iſt Zeit, ſagte Guſtav, daß ich mit dieſem traurigen Leben abſchließe und den Reſt meiner Jahre als Ballaſt über Bord werfe. Leben heißt genießen. Wer nicht genießen kann, muß entſagen. Entſagen aber heißt ſterben! Gut, ich will entſagen. Nur für Glückliche hat der Tod etwas Abſchreckendes, dem Unglücklichen erſcheint er als ein Freund in der Noth, der ſeiner Qual und — was noch ſchlimmer iſt als alle Qual — ſeiner Langweile ein Ende macht. Jenſeits braucht man kein Geld; jenſeits quälen uns weder Gläubiger noch Gerichtsdiener! Ach, was ſind alle Würgengel der Hölle gegen einen königlich preußiſchen Exekutor! Hyänen ſind Lämmer gegen dieſen Menſchenſchlag! Aber dieſe Piſtole ſoll den Sadducäern, die mich ſchonungslos verfolgen, mitleidlos peinigen, kaltblütig martern, einen ſataniſchen Strich durch die Rechnung machen, ſagte der tiefverſchuldete Lebemann und lud die Waffe, die ihm endlich Ruhe verſchaffen ſollte. — Zuvor aber, fuhr er fort, will ich meine Papiere in Ordnung bringen.

Guſtav trat an ſein Pult, zog ein Fach nach dem andern hervor und prüfte jedes Blatt.

— Unquittirte Rechnungen, ſeufzte er, angefangene Gedichte und verjährte Liebesbriefe von allen Farben und Papiergattungen. Hol' der Teufel den Mann, der die Rechnungen erfunden hat! Zum Henker mit aller Poeſie! Weg mit dieſen Billet-doux, die nichts als treuloſe Betheuerungen, falſche Schwüre, erbärmliche Meineide enthalten. O Weiber, Weiber! Ihr ſeid Schlangen in wattirten Roben, Krokodile in durchbrochenen Strümpfen, Furien in Glacéhandſchuhen! Nicht Eine iſt treu, aber die treuloſeſte von Allen iſt Helene. Ach, Helene!!! wiederholte Guſtav mit einem Tone, in dem eine ganze Garniſon von Seufzern lag.

In ſeinen Händen befand ſich ein eiweißes, ſpiegelglattes, goldgerändertes Blatt, ein patchoulyduftendes Billet von Helenen.

Der arme Guſtav las den Inhalt:

»Dieſe Locke, theurer Freund, iſt das einzige Andenken, das ich Dir reichen darf, ohne meiner Pflicht, Ihm gegenüber, allzunah zu treten; bewahre ſie als einen Talisman, der einſt, wenn es das Schickſal will, unſere Herzen auf ewig vereinen ſoll. Früher aber kann und darf ich Dir nichts Anderes gewähren, als den Troſt, daß ich Dich mit der Seele meiner Seele liebe und nie aufhören werde, Wünſche für Dein Wohl zu Dem zu ſenden, der — mein Herz ſagt's mir — ſie einſt erhören wird Leb' wohl, mein Guſtav. Bleibe treu Deiner

Helene.«

— Alles Lüge, Alles Trug! rief Herr Guſtav und zerriß den Brief in hunderttauſend kleine Fetzen. Helene iſt treulos wie jedes andere Weib! Frauengunſt iſt blauer Dunſt. Liebte ſie mich wirklich, ſo wäre ſie längſt mein Weib; denn ſeit zwei Jahren iſt ſie Wittwe. Der Himmel hat meinen und — wohl kann ich's ſagen — auch ihren Wunſch erhört: ihr Gemahl ruht im kühlen Schooße der Erde vom Podagra aus. Vier Wochen nach ſeinem Tode erinnerte ich Helenen an ihr Wort. Und was that die Falſche? Sie bat ſich ein Jahr Bedenkzeit aus. Das Jahr war vorüber . . . ich warb von Neuem um ihre Hand; ſie aber bat ſich abermals ein Jahr Bedenkzeit aus. Das beleidigte, das kränkte mich. Es giebt außer ihr noch mehr Frauen in der Welt, dachte ich, und bekümmerte mich nicht mehr um ſie. Seitdem hab' ich nichts mehr von ihr gehört. Entweder lebt ſie noch auf dem kleinen Gute ihres Seligen oder iſt todt und ruht wie er im Grabe. Aber jedenfalls iſt ſie falſch, treulos und meineidig! Fahret hin, ihr einzigen

Zeichen ihrer Gunſt, rief Guſtav und warf Brief und Locke ins knatternde Kaminfeuer.

Dann nahm er die Piſtole und wollte ſich eine Kugel durch den Kopf jagen.

Doch in demſelben Augenblick klopfte Jemand.

— Herein! rief der arme Menſch, der ſchon an der Schwelle des Selbſtmordes ſtand.

— Sind Sie Herr Juſtav? fragte ein dickes, pockennarbiges Vollmondsgeſicht, das eine kurze blaßrothe Perücke trug.

— Der bin ich. Was wünſchen Sie?

— Ick wünſche jar nichts, antwortete der Berliner.

— Haben Sie mir etwas mitzutheilen?

— O ja! Zuvor aber eine Frage. Iſt das Ding da eine Piſtole?

— Ja, mein Herr.

— Und jeladen?

— Ja!

— Und was wollen Sie damit?

— Mich erſchießen . . .

— J, was Sie ſagen. Aber warum wollen Sie ſich erſchießen?

— Bin ich Ihnen Rechenſchaft ſchuldig?

— Janz und jar nich, allein . . . ſchnupfen Sie vielleicht? fragte der Dicke, dem Verzweifelten eine Doſe hinhaltend. Bitte, nehmen Sie eine Priſe, — Doppel-Mops-Raps, das Pfund koſtet einen Daler zehn jute Jroſchen.

— Ich ſchnupfe nie!

— I, was Sie ſagen, ſprach der Dicke, eine Priſe nehmend.

— Herr, wiſſen Sie, daß Sie mich ſehr ennuyiren?

— Wirklich? fragte der Schnupfer mit trockenem Lächeln.

— Ich frage Sie nun zum letzten Male, was Sie wollen?

— Ick will Sie noch ein Mal fragen, ob Sie ſich wirklich erſchießen wollen?

— Es iſt mein feſter, unabänderlicher Entſchluß . . .

— Sie werden ſich nich erſchießen, Herr Juſtav.

— Wer will mich daran hindern?

— Ich, Herr Juſtav!

— Herr, Sie miſchen ſich in Dinge, die Sie nichts angehen . . .

— Sie ſchnupfen alſo wirklich nich? fragte der Dicke, eine zweite Priſe in ſeinen Naſenrüſſel ſtopfend.

— Herr, nun packen Sie ſich!

— Sie wollen mich wohl jar hinauswerfen?

— Auf der Stelle!

— Mich, der ich jekommen bin, Ihnen ein großes Jlück zu verkünden?

— Mir ein Glück? Reden Sie!

— Aber ſind Sie auch jefaßt jenug, dieſes Jlück zu erdragen?

— Ich ertrage Alles . . . Reden Sie!

— Wird Sie das große Jlück nich niederſchmettern?

— Herr, Sie ſpannen mich auf die Folter!

— J. was Sie ſagen, ſprach der Dicke und nahm eine dritte Priſe.

— Herr, Sie ſind ein Teufel!

— Nein, ich bin blos ein Lotterie-Collecteur, der Ihnen anzeigt, daß Sie jeſtern 50,000 Daler Jold jewonnen haben.

— Ich? Sie irren, beſter Mann.

— Ne, Sie irren, Herr Juſtav.

— Unmöglich, denn ich habe ſchon ſeit drei Jahren kein Loos genommen und kann alſo durchaus nichts gewonnen haben.

— Ick aber ſage Ihnen: Nummer 13,802 iſt jeſtern mit 50,000 Dalern rausserjekommen.

— Das glaub' ich Ihnen; was aber geht das mich an?

— Das jeht Ihnen ſehr viel an; denn Sie, Herr Juſtav, ſind der Beſitzer dieſes Looſes.

— Herr, ich bin jetzt nicht in der Stimmung, mich von einem Lotterie-Collecteur foppen zu laſſen. Ich wiederhole Ihnen noch ein Mal: ich habe nicht geſpielt, kann alſo auch nicht gewonnen haben.

— Hier iſt das Loos und hier iſt der Gewinnſt, ſprach der Dicke, zog eine Brieftaſche von ſchmutzigrothem Saffian heraus und zählte nun 50,000 Thaler in Caſſenanweiſungen à 100 Thaler auf den Tiſch. Glauben Sie's jetzt? fragte der Lotterie-Collecteur.

— Ich kann noch immer nicht begreifen, ſagte Guſtav, wie Jemand in der Lotterie gewinnen kann, ohne geſpielt zu haben.

— Auf der Rückſeite ſteht Ihr Name.

— Das ſeh' ich. Wer aber hat dieſes Loos für mich bezahlt?

— Das ſollen Sie jleich erfahren, ſprach der Lotterie-Collecteur und zog einen Brief aus der Bruſttaſche. Kennen Sie dieſe Handſchrift? fragte der Dicke, dem jungen Mann die Aufſchrift zeigend.

— Nein, antwortete Guſtav.

— J, was Sie ſagen!

— Ihre verdammte Redensart bringt mich in Verzweiflung. Der Brief iſt an mich?

— Ja!

— Dann geben Sie ihn her.

— Jenießen Sie ihn, ſprach der Glücksbote und reichte ihm das Billet.

Guſtav erbrach das Siegel, warf einen Blick auf die Unterſchrift und rief mit einem unbeſchreiblichen Tone der Ueberraſchung:

— Helene!!!

— 'S iſt doch ein wahres Jlück, wenn der Menſch leſen kann! bemerkte der Lotterie-Collecteur, nahm zwei Priſen auf einmal und ſchnitt dabei ein ſo malitiös-komiſches Geſicht, daß jeder Andere als Guſtav in Lachen ausgebrochen wäre.

Guſtav las mit einer Schnelligkeit, die von Zeile zu Zeile zunahm, Folgendes:

»Es ſind jetzt zwei Jahre, theurer Freund, daß der Tod mir einen Gatten entriſſen hat, den ich zwar nie geliebt, aber ſtets geachtet und deshalb nie gekränkt habe. Ein Jahr früher hatte ich auf einem Balle Deine Bekanntſchaft gemacht und ſeit dem Cotillon, den ich mit Dir getanzt, gehörte Dir jeder meiner Gedanken. Und trotzdem, daß ich Dich geliebt, bat ich Dich, meine Nähe zu meiden, um mich nicht in Verſuchung zu führen, dem Schwure, den ich einſt meinem Gatten geſchworen, untreu zu werden. Du verſprachſt mir, meinen Wunſch zu erfüllen. Das fand ich eben ſo ſchön als edel, und liebte Dich ſeit jenem Tage noch wärmer als bisher. In der Stunde des Abſchieds hatteſt Du mich um ein Andenken gebeten; ich verſprach's und ſchickte Dir am andern Morgen eine Locke mit der Bitte, ſie als einen Talisman zu bewahren, der einſt — wenn es das Schickſal will — unſere Herzen vereinen ſoll.

Seit dem Tode meines Gemahls beſchäftigte mich kein anderer Gedanke, als die Sorge um Dein Glück. Ich kannte Deine Lage und wußte, daß es Dir an Mitteln fehle, eine Frau, wäre ſie auch noch ſo anſpruchslos, anſtändig zu ernähren. Wäre ich reich geweſen, ſo hätte ich meinen Reichthum mit Dir getheilt; mein Gemahl hat mir aber nur ſo viel hinterlaſſen, daß ich mit den Zinſen des kleinen Kapitals höchſtens mich allein erhalten kann.

In einer Nacht, in der ich, mit Dir und Deinem Glücke beſchäftigt, mich ſchlaflos auf meinem Lager wälzte, gab mir der Himmel einen Plan ein, den ich auszuführen beſchloß.

Mit Hoffnung im Herzen und einem Gebete auf den Lippen trat ich am andern Morgen in den Laden des erſten beſten Lotterie-Collecteurs und zog ein Loos, ein Loos für Dich, mein theurer Guſtav. Ich ſpielte und beſetzte es durch alle fünf Claſſen; es verlor. Aber eine innere Stimme ſagte mir: »das Loos, das Du für Deinen Guſtav ſpielſt, gewinnt,« und deshalb ſetzte ich dieſelbe Nummer fort und fort. Der Himmel hat meine Wünſche für Dein Wohl erhört; geſtern hat Nummer 13,802, das Loos, das ich ſeit zwei Jahren für Dich geſpielt, fünfzigtauſend Thaler gewonnen, die nun Dein Eigenthum ſind.

Beſitzeſt Du noch jenen erſten Brief und jene Locke, die ich Dir zum Andenken gab, beſitzeſt Du jenen Talisman, der unſere Herzen vereinigen ſoll, dann, mein theurer Guſtav, hat die Stunde meines Glücks geſchlagen, dann, geliebter Freund, bin ich Dein, Dein auf ewig! Biſt Du aber, was Gott verhüten wolle, nicht mehr im Beſitze jenes Andenkens, dann iſt mein ſchönſter Glaube zertrümmert, meine ſüßeſte Hoffnung getäuſcht, dann biſt Du für mich verloren.

Helene.«

— Weh mir! rief der arme Guſtav, der auf dem Gipfel des Glücks am Abgrund der Verzweiflung ſtand. Ich bin verloren!

— I, was Sie ſagen! ſprach der Glücks- und Unglücksbote. Was iſt Ihnen denn paſſirt?

— Ein Unglück, ein ſchreckliches Unglück! Sie haben den Inhalt des Briefes gehört?

— Ja, Herr Juſtav.

— Brief und Locke . . .

— Nun, Herr Juſtav?

— Habe ich kurz vorher, ehe Sie eintraten, dort in den Kamin geworfen. Helene aber . . .

— Reden Sie, Herr Juſtav.

— Wird mir das nicht glauben wollen.

— Können Sie ihr das verdenken?

— Herr, wiſſen Sie, was ich thue?

— Nein.

— Dieſe Piſtole iſt einmal geladen; ich erſchieße mich.

Ein Mann von fünfzigtauſend Dalern wird ſich doch nich das Leben nehmen?!

— Was iſt alles Glück der Erde ohne Helenen's Beſitz!

— J nu, wenn Madame es durchaus nicht glauben will, ſo läßt ſie's bleiben. Ein Mann von fünfzigtauſend Dalern findet noch viel hübſchere Frauen und viel ſchönere Mädchen. Jch, Herr Juſtav, habe zum Beiſpiel eine Nichte, die wunderſchön iſt und auch noch zwanzigtauſend Dälerchen hat. Zwanzig und fünfzig macht ſiebzig!

— Hol' der Teufel Ihre Nichte . . . ich kann nur Helenen lieben.

Jn demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür.

— Guſtav! rief eine weibliche Stimme.

— Helene! ſchrie Guſtav und ſank der verſchleierten Dame zu Füßen.

— Steh' auf, mein Freund, hier an meinem Herzen iſt Dein Platz . . .

— Aber die Locke . . .

— Haſt Du ins Feuer geworfen ... ich glaube und verzeihe Dir.

— Liebes, ſchönes, ſüßes Weib! ſchluchzte Guſtav und ſchloß Helenen dankerfüllt in ſeine Arme.

— Die Jeſchichte wird rührend! Es iſt Zeit, daß ich jehe. Apropos, meine Nichte! Herr Juſtav hat die Jüte jehabt, den Wunſch zu äußern, der Teufel hole meine Nichte. Das wird dem Teufel ſauer werden, denn ick habe keene Nichte nich und wollte ihn man blos en Bisken auf die Probe ſtellen.

— O Sie Vocativus! lächelte Guſtav.

— Iſt das Alles, was Sie mir zu ſagen haben?

— Das für Ihre Bemühung, ſagte Helene, nahm fünf Hundertthalerſcheine vom Tiſche und ſchenkte ſie dem Lotterie-Collecteur.

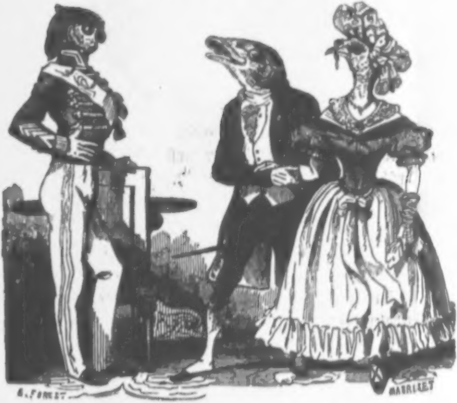
— Ich danke, Frau Baronin, ſprach der Dicke. Wünſchen Sie vielleicht zur nächſten Ziehung wieder ein Loos?

— Wir ſpielen nicht mehr, antworteten Beide.

⁂

Bald darauf feierten ſie ihre Hochzeit.

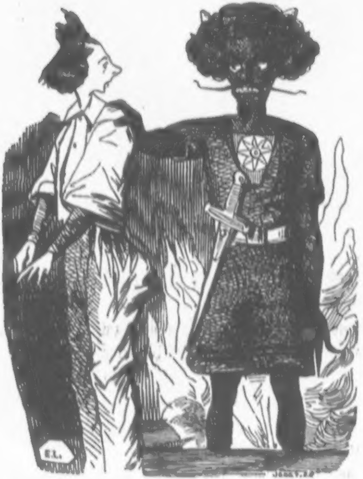
Zweites Thierbild.


E. FOREST
MAURISSET

Erlauben Ew. Durchlaucht, Ihnen meine Huldigung und meine Tochter zu Füßen zu legen.

Ein Pantomimen-Programm.

Nemorino iſt ein junger, hübſcher Bauerburſche. Beſagter Bauerburſche liebt Colombine, die Tochter des Pachters Pantalon. Colombine iſt hübſch; ſie könnte zwar noch viel hübſcher ſein, aber das ſchadet nichts; Nemorino iſt verliebt und ein Verliebter hält ſelbſt die Häßlichſte für ſchön. Sie ſehen ſich, ſie ſprechen ſich und wechſeln ſo eben in einem Pas de deux ihre gegenſeitigen Gefühle aus, als Vater Pantalon hinzukommt und die Liebenden auseinanderjagt. Nemorino ergreift die Flucht und will nun ſo gut als möglich verzweifeln, da erſcheint Satan, der Teufel, in höchſt eigener Perſon.



— Ich will Dir helfen, ſagt der Schwarze, und Dich glücklich machen, wenn Du mir etwas verkaufen willſt.

— Was verlangſt Du?

— Eine Kleinigkeit: Deine Seele.

Nemorino, dem an ſeiner Seele nicht viel gelegen iſt, überläßt ſie dem Teufel, der ihn dafür in einen Arlekin verwandelt und ihm einen Talisman ſchenkt, mit deſſen Hilfe er all die großen Wunder, die den Reiz einer Pantomime bilden, hervorzaubern kann.

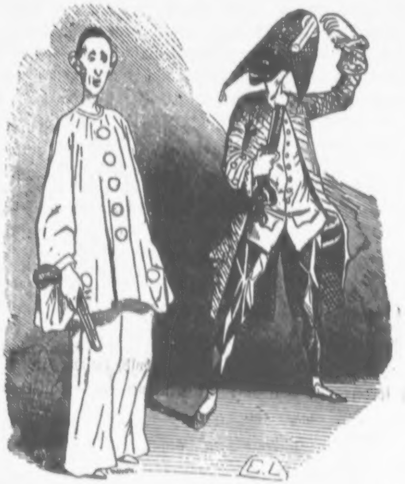
Arlekin und Satan ſcheiden als die beſten Freunde. Der Teufel zieht ſich auf ſeine unterirdiſchen Domainen zurück; Arlekin aber ſchleicht ins Haus der Geliebten und — entführt ſie.

Pantalon und ſein zukünftiger Schwiegerſohn, der unvermeidliche Marquis, beſchließen, die Fliehenden zu verfolgen. Pierrot, der Groom Pantalons, begleitet ſie.

Müde vom erfolgloſen Nachlaufen, kommen ſie endlich auf dem Markt an, wo jeder von ihnen auf einem Eckſtein Platz nimmt, um ein wenig auszuruhen.

Gleich darauf erſcheint ein Raufbold, welcher Krakeel ſucht. Er fordert den Marquis; der Marquis verweiſt ihn an Pantalon, dieſer an Pierrot.

Der gute Pierrot ſcheint Anfangs wenig dazu aufgelegt; endlich entſchließt er ſich.



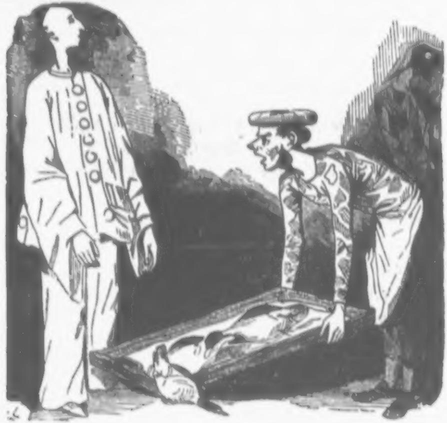
Der Raufbold hat den erſten Schuß. Er zielt, er ſchießt und trifft — Pierrot's Hut, der wie ein Luftballon in die Luft fliegt und ſich ruhig wieder auf das Haupt des erſtaunten Eigenthümers niederläßt.

Colombine, die für das Leben des Geliebten zittert, verläßt ihren Schlupfwinkel und wirft ſich — wohin? fragſt Du? — in die Arme Arlekins.

Es entſteht jetzt ein Kampf auf Leben und Tod. Pantalon, der Marquis, Pierrot und Arlekin reißen ſich um Colombine. Arlekin, im Schutz der Zauberei, bleibt Sieger. Der feige Pierrot, der es immer mit dem Stärkeren hält, geht zum Feinde über. Ein Menſch, der ewig Prügel bekommt, iſt froh, wenn ſich eine Gelegenheit darbietet, bei der er, zur Abwechslung, Prügel austheilen kann. Vater und Bräutigam bekommen von Arlekin und Pierrot furchtbare Prügel. Eine Pantomime ohne Prügel iſt Hirſchbraten ohne Madera-Sauce.

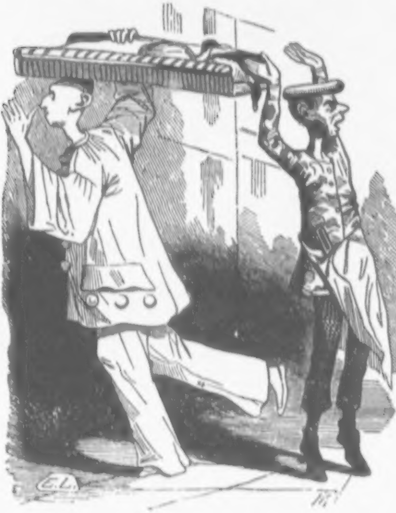
Ein gutmüthiger Wiener, der ſeit fünfundzwanzig Jahren das Leopoldſtädter Theater beſucht und während dieſer Zeit keine einzige Pantomime verſäumt, hat die Marotte, Buch zu führen über die verſchiedenen Prügel, die der berühmte Pierrot Schadetzky während dieſer langen Reihe von Jahren empfangen hat. — Nach dieſem Tagebuche hat dieſer Pierrot 66,418 Maulſchellen, 95,893 Kopfſtücke und 1 Million 220,046 Fußtritte bekommen.

Pierrot, ſtolz auf die Prügel, die er ausgetheilt, verlangt zum Lohne ſeiner Tapferkeit ein gutes Frühſtück, denn Pierrot iſt ein gefräßiges Thier, das, wie ein Kameel, mehr Magen als Sinne und ewig Hunger hat. Arlekin aber, der ihn belohnen ſoll, iſt verſchwunden. Der hungrige Pierrot macht ſich nun Gewiſſensbiſſe über die Dienſte, die er dem Verführer, und über die Prügel, die er dem Vater Colombinens geleiſtet hat. Pierrot fängt zu ſchluchzen, Pierrot fängt zu heulen an. Um die Reue und den Hunger dieſes Magen-Menſchen zu ſtillen, ſchickt der Zauberer Arlekin einen Garkoch vorüber, der vorſätzlich den Henkelkorb fallen läßt, in deſſen Innerem Pierrot gebratene Enten und Tauben gewahrt. Garkoch verſpricht ihm eines dieſer reizenden Geflügel, wenn er ihm behilflich ſein wolle, den Korb fortzutragen. Pierrot, der für Eſſen Alles thut, nimmt den Korb auf ſeine Schulter, läßt ihn aber niederfallen, als er in einer dunkeln Ecke Arlekin und Colombine in ſchmachtender Umarmung gewahrt.



Pierrot will ſie ergreifen — aber Beide verſchwinden.

Pierrot und der Garkoch tragen nun den Korb weg. Erſterer treibt ſeine Artigkeit ſo weit, daß er die ſüße Laſt ausſchließlich auf ſeine Schultern nimmt und damit entflieht.



Der unglückliche Vater Pantalon, der in Folge der ſtupenden Prügel, die er mit ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne getheilt hat, jeden Augenblick zu ſterben glaubt, läßt von Pierrot, der unterdeſſen zurückgekehrt iſt, einen Arzt holen.

Aus Vorſorge holt der gute Pierrot gleich ein halbes Schock Aerzte, die ein hochgelehrtes Conſilium halten, ſich gegenſeitig die Doſen hinreichen und die Köpfe ſchütteln.

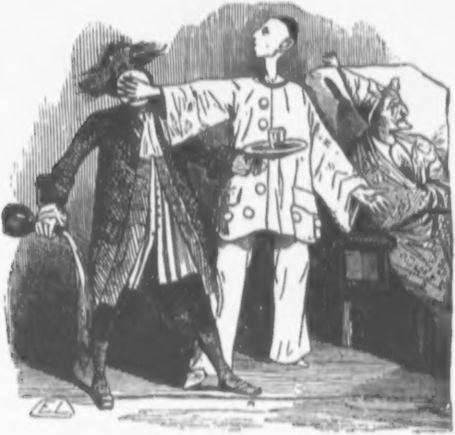
Jeder der dreißig Heilkünſtler verſchreibt dann dem Kranken ein anderes Recept.

Zehn wollen ihn allöopathiſch, zehn homöopatiſch und zehn hydropathiſch behandeln.

Pantalon wird von Minute zu Minute kränker.

Arlekin, der als Doctor erſcheint, verordnet zwanzig ſpaniſche Fliegen auf den Leib des Kranken. Pierrot, der damit nicht ganz einverſtanden iſt, macht einen Verſuch, indem er das

Fliegenpflaſter auf das ehrenwerthe Antlitz ſeines treuen Dieners ſchlägt.



Das hilft dergeſtalt, daß Vater Pantalon dadurch ganz geheilt iſt.

Von Neuem geht er nun auf die Verfolgung ſeiner leichtſinnigen Tochter aus. Schwach, wie er iſt, fühlt er das dringende Bedürfniß nach einem Beefſteak. Pantalon und Pierrot begeben ſich zu einem Reſtaurant. Der treue Diener, der eine Indigeſtion befürchtet, die dem Reconvalescenten gefährlich werden kann, opfert ſich für ſeinen Herrn und ißt:

3 Beefſteaks mit Vanille-Eis,
5 Kalbscoteletten mit Baumtorte,
6 Filet de Boeuf mit Melonen,
4 Aalpaſteten mit Knallbonbons,
100 Leipziger Lerchen und
3 Portionen Hirſchbraten.

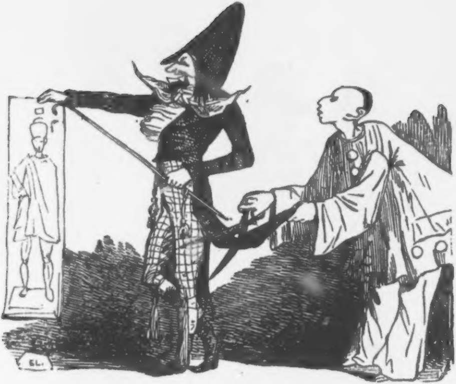
Alles, was Pantalon für ſich beſtellt hat, verſchlingt Pierrot. Pierrot iſt ein Freſſer, der eine Niſche im Converſationslexikon und einen Platz in der Walhalla verdient.

Der Herr bewundert den Appetit ſeines Dieners und iſt gerührt.

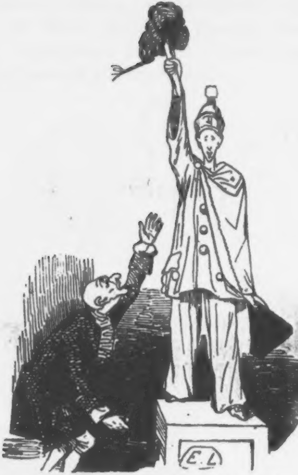
Vor lauter Rührung beſchließt Pantalon zu hungern.

Die ſtrenge Diät bekommt ihm vortrefflich; es fehlt ihm weiter nichts als ſeine Tochter.

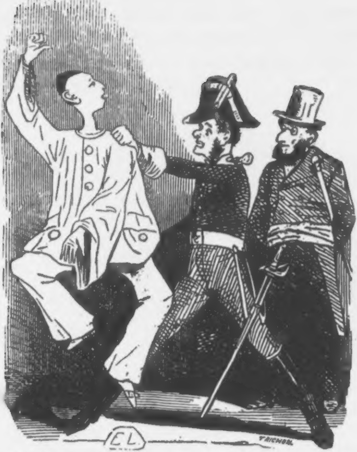
Nach Hauſe zurückgekehrt bietet ihm ein berühmter Bildhauer den Kauf einer Statue an. Während der Künſtler (der verkleidete Arlekin) mit ſichtbarem Wohlgefallen ſeine eigene Schöpfung bewundert, ſchneidet ihm Pierrot die Zipfel des Frackſchooßes ab; eine Dummheit, welche Pierrot für außerordentlich genial hält.



Pantalon kauft die Statue und läßt ſie im Paradezimmer aufſtellen. Die Statue aber iſt der verkleidete Arlekin, der dem Vater Colombinens erſt den Hut und dann die Perücke vom Kopfe reißt.

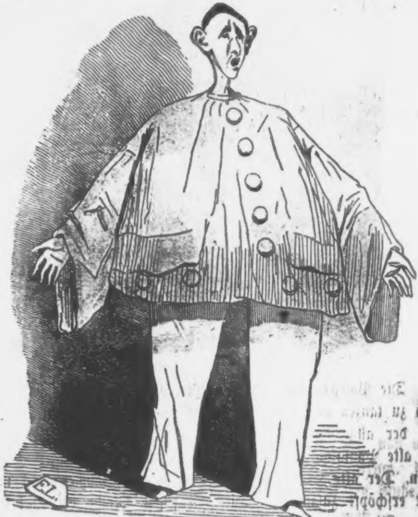


Die Statue verläßt ihr Poſtament und fängt, zum größten Jubel Pierrots, zu tanzen an. Iſt es die Zauberwirkung Arlekins oder der Stich einer Tarantel, Pierrot muß nun mittanzen. Wie ein Beſeſſener ſpringt er dergeſtalt herum, daß Pantalon, um ſich vor der Tanzwuth ſeines Dieners Ruhe zu verſchaffen, die bewaffnete Macht zu Hilfe rufen muß.

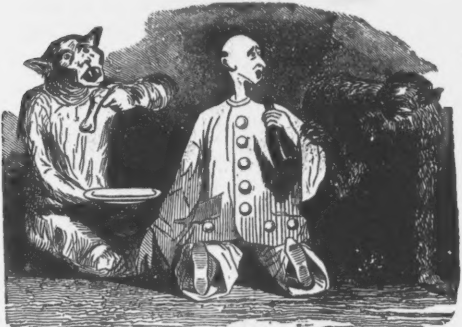


Die Polizei, angeſteckt von Pierrot's Krankheit, fängt nun auch zu tanzen an. Sie läßt die Wache rufen; auch dieſe wird von der allgemeinen Tanzluſt gepackt. Zuletzt fühlt ſich ſelbſt der alte Pantalon durch Arlekin's Zauber zum Tanzen hingeriſſen. Der alte Herr macht Sprünge wie ein lahmer Bock und ſinkt erſchöpft zuſammen. Die bewaffnete Macht bekommt vor lauter Tanzen den Schwindel und ſinkt gleichfalls nieder.

Iſt's nun die Wirkung des ausgelaſſenen Tanzes oder die Furcht vor der Polizei, der Körper Pierrot's ſchwellt wie ein Kürbis an; er wird immer dicker und dicker und zuletzt ſo dick, daß er jeden Augenblick zu berſten glaubt.

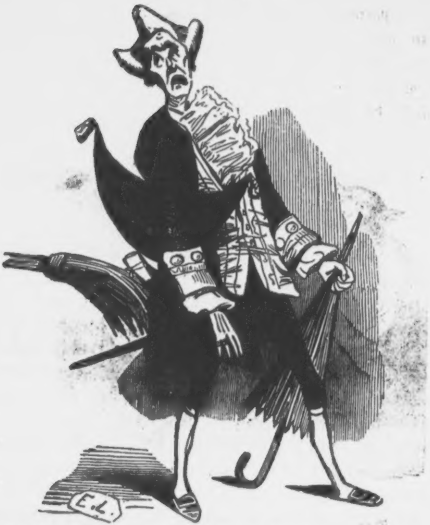


Pantalon läßt einen Thierarzt holen, der den treuen Diener wieder herſtellt. Pierrot wird wieder mager und bekommt einen ungeheuern Hunger; aber mitten im beſten Eſſen ſchickt ihm der boshafte Arlekin ein Paar vierfüßige Gäſte auf den Hals, die ihm Alles wegfreſſen.



Das iſt das Aergſte, was einem Vielfraß begegnen kann. Pierrot verzweifelt.

Arlekin befreit ihn von ſeinen Miteſſern; Pierrot legt dafür ein gutes Wort bei ſeinem Herrn ein, der, endlich müde, den Marquis

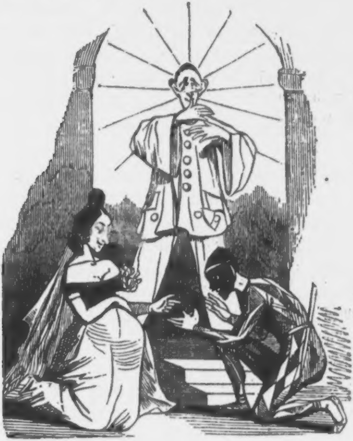


zum Hauſe hinausjagt, und den Bund Arlekins und Colombinens ſegnet.

Bei dieſer feierlichen Gelegenheit ertheilt ihnen Papa Pantalon, Alles durch Pantomine, folgende ſieben goldene Regeln:

Seid fruchtbar und mehret Euch.
Quält Euch nicht durch Eiferſucht.
Spült euch jeden Morgen den Mund aus.
Hüthet Euch vor alten Hausfreunden und jungen Wittwen.
Habt kein Geheimniß vor einander.
Hängt in Eurem Schlafzimmer ſchöne Bilder auf.
Eßt vor dem Schlafengehen keine Zwiebeln.

Pierrot verheißt ihnen eine glückliche Ehe.



Eine Erinnerung aus dem Jahre 1835.

Dann und wann bin ich unausſtehlich. Es giebt Tage, an denen ich, ohne zu wiſſen weshalb, dergeſtalt verdrießlich bin, daß ich mich, aus Aerger über mich ſelbſt, bei Seite nehmen und mir Grobheiten ſagen möchte über meinen Spleen, wenn ich an ſolchen Tagen nicht gar zu maulfaul wäre.

An einem ſolchen Tage begab ich mich — gegen fünf Uhr Abends — ins Palais-Royal, um bei Richard mein Mittagsbrod einzunehmen. Man zahlt dort zwei Francs, erhält dafür eine Suppe, vier Schüſſeln zur Auswahl, Deſſert, eine halbe Flaſche Wein und „**pain à discretion**“. Was will man mehr?

Um nicht in Verſuchung geführt zu werden, ein Geſpräch anzuknüpfen, ſetzte ich mich an einen leeren Tiſch, der in einer finſtern Ecke des Seitenzimmers ſtand.

Garçon, rief ich, **Purée aux croutons**!

Bald darauf erſchien ein alter Herr, der, obgleich in demſelben Zimmer noch drei Tiſche unbeſetzt waren, juſt an meinem

Tiſche Platz nahm. Er grüßte mich; ich dankte kaum, denn ich hatte einen meiner **mauvais jours.**

Mein Tiſchnachbar war Soldat; das ſagte mir ſein ſchneeweißer Schnurrbart, eine tiefe Narbe auf der Stirn und ſeine militäriſche Haltung. Aus einem Knopfloch ſeines blauen, gänzlich zugeknöpften Rockes guckte das rothe Band der Ehrenlegion hervor. In Paris iſt dieſer Orden, wie man weiß, keine Seltenheit. Unter zehn anſtändigen Leuten ſind neun Ritter des **Croix d'honneur.**

Der alte Herr ſchien große Luſt zu haben, ſich mit mir in ein Geſpräch einzulaſſen; er betrachtete mich mit einer Miene, der es anzuſehen war, daß ſie mich zum Sprechen aufforderе. Ich aber nahm keine Notiz davon.

— Iſt Ihre Suppe gut? fragte er mich.

— Geht an.

— Ich werde Ihrem Beiſpiele folgen, ſagte er und verlangte gleichfalls **Purée aux croutons.**

Bald darauf beſtellte ich **Cotelettes en papillottes.** Sie waren dergeſtalt angebrannt, daß mein ſehr verwöhnter Gaumen ſich tief beleidigt fühlte. Ich rief den Marqueur und überſchwemmte ihn mit einer Fluth von Vorwürfen, die er, als **Garçon comme il faut,** mit ſtoiſcher Gemüthsruhe hinnahm und ſich dann entfernte.

— Sie ſind ein Fremder? ſagte mein Nachbar.

— Ja, mein Herr.

— Ein Spanier?

— Nein, mein Herr.

— Ein Italiener.

— Keineswegs.

— Alſo ein Grieche?

Um mir Ruhe vor den Fragen zu verſchaffen, ſagte ich ihm, daß ich ein Deutſcher ſei.

— Das hätte ich nicht geglaubt. Ihre Ausſprache des Franzöſiſchen . . .

— Iſt ſchlecht, ich weiß es.

— Im Gegentheil, iſt ſo rein, daß man verſucht wäre, Sie für einen Franzoſen zu halten.

— Sehr verbunden.

— Sie reiſen?

— Zum Vergnügen.

— Sie ſind Soldat?

— Sie irren.

— Kaufmann?

— Auch das nicht.

— Alſo Künſtler?

— Schriftſteller!

— Ah, da haben Sie ſich einen ſchönen, unabhängigen Beruf erwählt. Ich liebe die Schriftſteller.

— Freut mich, ſagte ich.

— Auch ich habe in meiner Jugend in Ihr Metier gepfuſcht und manche Kleinigkeit geſchrieben . . .

Mein Nachbar ſchien zu erwarten, daß ich fragen würde, was er geſchrieben habe. Ich aber war nun einmal maulfaul, ſchwieg und — beſtellte **Salade aux volailles.**

Mein Schweigen verdroß ihn; auch er ſchwieg ein Weilchen, dann aber fing er von Neuem zu fragen an:

— Haben Sie Herrn Klopſtock gekannt?

— Nein, mein Herr.

— Ich bin ſtolz darauf, ſagen zu dürfen, daß ich ihn gekannt habe. Im Jahre 1798 befand ich mich beim Genie-Corps in Altona. Die erſte freie Stunde benutzte ich, dem Meſſias-Dichter meine Huldigung darzubringen. Es war ein ſchöner Augenblick für mich, als mir Klopſtock ſeine Hand reichte. Ich werde ihn nie vergeſſen! ſagte er und nahm ſein Glas zur Hand. Stoßen Sie an, fuhr er fort. Auch die Todten ſollen leben!

— Friede ihrer Aſche, ſagte ich und verlangte **Charlotte russe.**

Mein Nachbar ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Niemand war nun froher, als ich. Bald aber brach er ſein Schweigen und fragte:

— Was halten Sie von unſerer Literatur?

— Ich halte ſie für die erſte der Welt.

— Iſt das Ihr Ernſt?

— Mein vollkommener Ernſt!

— Und wen von unſern neuern Dichtern lieben Sie am meiſten?

— Béranger.

— Frankreichs Anakreon und Thyrtäus. Er lebe! ſagte der alte Herr und leerte, mit Thränen in den Augen, ſein Glas Chablis.

— Und von den ältern Liederdichtern?

— Liebe ich vor allen andern Pannard, Piron, Gallet.

— Kennen Sie auch unſere Volkslieder?

— Die Marſeillaiſe . . .

— Gefällt ſie Ihnen?

— Sie iſt das Lied der Lieder, eines der ſchönſten Blätter aus der Geſchichte Frankreichs.

— Gedenken Sie lange in Paris zu bleiben?

— Uebermorgen kehre ich nach Deutſchland zurück.

— Es iſt ein ſchönes Land! Die Deutſchen ſind eine große Nation. Sie haben Das, was uns fehlt: Ernſt und Tiefe des Gefühls. Wir haben keinen Klopſtock.

— Uns fehlt ein Voltaire.

In demſelben Augenblick traten ein paar junge Leute ein. Sie erblickten meinen Tiſchgenoſſen und grüßten ihn mit einer Art von Ehrfurcht, die mir auffiel.

Gleich darauf empfahl ſich mein Nachbar. Ich rief den Garçon, um eine Taſſe Kaffee zu beſtellen.

— **Un moment, Monsieur,** ſagte er, kam aber erſt nach zehn Minuten wieder.

— Sie haben mich lange warten laſſen.

— Ihr Nachbar hielt mich auf; er fragte mich, ob ich Sie kenne. Ich ſagte: Nein!

— Kannten Sie den alten Herrn?

— O ja, erwiderte der Garçon mit einem Tone, in dem ein hoher Grad von Stolz ausgeprägt war.

— Sein Name?

— Rouget de l'Isle.

— Der Dichter der Marſeillaiſe?

— Derſelbe!

— O hätte ich das gewußt! Iſt er noch da?

— Vor fünf Minuten iſt er fortgegangen.

— Wiſſen Sie ſeine Wohnung?

— Rue Dauphine, hôtel Dauphine.

Ich zahlte und ging.

* * *

Am andern Morgen verfügte ich mich in ſeine Wohnung.

— Zu wem wünſchen Sie? fragte der Portier.

— Zu Herrn Rouget d'Isle.

Der Portier zog ſeine baumwollene Nachtmütze und ſagte:

— Sie kommen zu ſpät: er iſt heute Morgen nach Straßburg zurückgekehrt.

Ich war untröſtlich.

Auf dem Pont neuf angekommen, fiel mir der alte Spruch ein:

Wenn mancher Mann wüßt',
Wer mancher Mann wäre,
Thät mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehre.

* * *

Ein Jahr ſpäter, am 27. Juni 1836, ſtarb Joſeph Rouget de l'Isle (geb. am 10. Mai 1770 in Lons le Saulnier) zu

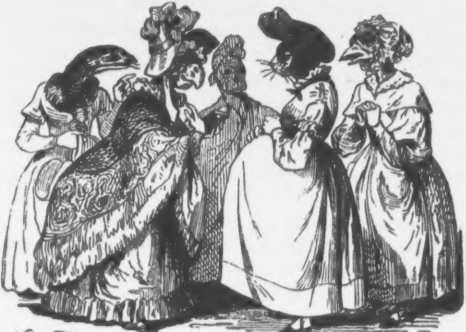
Choiſy-le-Roi bei Paris. Bei ſeiner Anweſenheit in Altona hatte ihm unſer Klopſtock die Hand gedrückt und geſagt: »Ihre Marſeillaiſe iſt ein ſchönes Lied, aber ich liebe ſie nicht, denn ſie hat 30,000 braven Deutſchen das Leben gekoſtet«[*].

Nach der Juli-Revolution beeilte ſich Louis Philipp, dem Sänger der Marſeillaiſe das Kreuz der Ehrenlegion und eine lebenslängliche Penſion von 6000 Francs zu verleihen. Letztere genoß er kaum ſechs Jahre.

---

[*] Hiſtoriſch.

Drittes Thierbild.



Verlaſſen Sie ſich darauf, mein Mann iſt Advokat; ich muß das wiſſen: La recherche de la paternité est interdite, ſteht im „Code Napoléon“.

Marie Antoinette.

I.

„Sterne ſind Blumen des Himmels,
und Blumen ſind Sterne der Erde.“
M. O. I.

Die liebe, gute Frau von Genlis! Sie hat viel und mancherlei, Schlechtes und Gutes geſchrieben, ihr beſtes Werk aber iſt ein kleines Buch, betitelt „**Botanique de l'histoire**“, worin ſie uns viel Schönes von Blumen erzählt, die mit geſchichtlichen Ereigniſſen im Zuſammenhange ſtehen. Sie ſpricht von Roſen und Lilien, von Tulpen und Camellien, von Veilchen und Vergißmeinnicht, und knüpft an jede dieſer Blumen hiſtoriſche Erinnerungen an. Am längſten und liebſten verweilt ſie bei der Roſe, der ſchmucken Blumenkönigin, welche Anakreon ſo hochpoetiſch die einzige Sorge des Frühlings nennt.

Nach Frau von Genlis hat auch Herr von Biedenfeld die Roſe zum Anknüpfungspunkte geſchichtlicher Reminiscenzen gemacht und in ſeinem „Buch der Roſen“ uns manch intereſſantes Blatt geliefert.

Es ſei mir vergönnt, als Dritter in dieſem Bunde, der Blume der Blumen ein Kapitel meines Taſchenbuchs zu widmen.

Anakreon leitet den Urſprung der erſten Roſe von einem Schaumtropfen her, der in dem Augenblicke, als Venus Aphrodite ſich den Meereswellen entwand, am Ufer zur Erde gefallen ſei. Dieſer Schaumtropfen habe den Embryo des erſten Roſenſtrauches in ſich getragen, der, erwärmt vom Sonnenſtrahle ihrer Augen, ſogleich Wurzel gefaßt, Blätter getrieben und ſich mit Blüthen geſchmückt habe, um die erſte Luft, welche die Göttin der Liebe auf Erden einathmen ſollte, mit ambroſiſchem Dufte zu würzen.

Der perſiſche Poet Firduſi läßt die erſte Roſe aus einem Schweißtropfen des Propheten Mahomed entſtehen, der, bevor er vom Himmel zur Erde herabſtieg, die Gärten des Paradieſes durchſchritt und plötzlich vor dem Ewigen ſtand, welcher ihn mit ſeinem welterleuchtenden Auge derſtalt fixirte, daß der Prophet vor Staunen und Schrecken in Schweiß gerieth, den er ſich mit der Hand von der Stirn wiſchte. Zwei Tropfen dieſes Schweißes fielen auf die Erde herab und einer davon erzeugte den Reis, der andere die Roſe.

Cupido, der Gott der Liebe, ſchenkte die erſte Roſe dem Gott des Schweigens, Harpokrates, der ihm dafür verſprechen mußte, niemals die Geheimniſſe der Liebenden zu verrathen.

Und darum wurde die Roſe ein Sinnbild der Verſchwiegenheit, und deßhalb pflegten die alten Römer in ihren Speiſeſälen eine weiße Roſe an die Decke aufzuhängen, um ihre Gäſte damit zu erinnern, daß Alles, was hier geſprochen würde, sub rosa d. h. unter dem Siegel der Verſchwiegenheit bleibe.

Und darauf beziehen ſich die Verſe:

„Est Rosa flos Veneris, cujus furtu laterent
Harpocrati matris dona dicavit Amor.
Inde Rosam mensis hospes suspendit amicis,
Convivae ut sub ea dicta tacenda sciant.“

Die erſte Roſe ſoll weiß wie die Lilie geweſen ſein, doch als ſie den Teint der ſchaumgeborenen Göttin erblickt, ſoll ſie das Auge niedergeſchlagen haben und vor Beſchämung roth geworden ſein.

Die erſten Roſen ſollen auch, wie der heilige Baſilius erzählt, Anfangs keine Dornen gehabt und erſt ſpäter, als Jeder ſie pflücken gewollt, die Dornen als Waffen der Vertheidigung angelegt haben.

Nach einer indiſchen Mythe fand Wiſchnu, der Gott der Götter, eine ſeiner Frauen, Pagoda-Siri, in einem Roſenkelche.

Die alten Griechen betrachteten die Roſe als Orakel der Liebe: ſie legten die Roſenblätter auf die hohle Fauſt und zerſchlugen ſie mit der flachen Hand; der mehr oder minder ſtarke Knall der berſtenden Blätter weiſſagte ihnen Gnade oder Ungnade in der Liebe.

Die theſſaliſchen Zauberinnen bereiteten aus den Blättern der Roſe magiſche Liebestränke. Der Glaube an die Zauberkraft dieſer Blume iſt auch jetzt noch nicht ganz ausgeſtorben. Man höre Herrn v. Biedenfeld: „Trage drei Roſen, eine dunkelrothe, eine blaßrothe und eine weiße, drei Tage, drei Nächte und drei Stunden hindurch in einer Flaſche Wein und gieb dieſen Wein dem Gegenſtande Deiner Liebe zu trinken, ohne daß er wiſſe, was darin war, und er wird Dich lieben mit ganzer Seele und Dir treu bleiben Dein ganzes Leben lang.“ Das Mittel iſt ſo unſchuldig, daß jeder meiner Leſer es probiren kann.

Die üppigen Römer, welche die Roſen vorzugsweiſe zur Winterzeit liebten, ließen ſich dieſe Blumen aus Egypten kommen, um damit ihre Betten, Fußböden und Tafeln zu beſtreuen und ihre Häupter und Becher damit zu bekränzen.

Marcus Antonius bat, als er in den Armen Cleopatra's ſeinen letzten Seufzer aushauchte, ſein Grab mit Roſen zu bedecken.

Unter Kaiſer Domitian wurde ein Mann, der das Geheimniß entdeckt hatte, Roſen auch im Winter zur Blüthe zu bringen, ſo reich, daß er übermüthig eines Tages die Frage wagte, was Rom koſte, er wolle es kaufen.

Heliogabalus, der großartigſte Verſchwender Roms, ließ all' ſeine Fiſchteiche mit Roſenwaſſer füllen.

Smindrid, einer der größten Sybariten Perſiens, konnte nicht einſchlafen, weil unter ihm ein gefaltetes Roſenblatt lag.

Antiochus ſchlief, ſelbſt im Winter, auf Roſen.

Die erſten Chriſten tadelten die Anwendung der Roſen bei Feſten und auf Gräbern, weil ſie darin einen Rückſchritt zu den Gebräuchen des Heidenthums erblickten. Einer der frommen Kirchenväter, Tertullian, ſchrieb einen großen Folianten gegen die Roſenkränze.

Clemens von Alexandrien ſchalt die Chriſten, die ſich mit Roſen bekränzten, während der Heiland mit Dornen gekrönt wurde.

Auf der Synode zu Nismes wurde den Juden befohlen, eine Roſe auf der Bruſt zu tragen, um ſie von den Chriſten unterſcheiden zu können.

Prinzeſſin Nurmahal ließ einen ganzen Kanal mit Roſenwaſſer füllen. Von den Sonnenſtrahlen deſtillirt, ſchwamm auf der Oberfläche das köſtliche Oel, deſſen Duft ſich durch das ganze Land verbreitete.

Karl der Große befahl in ſeinen Capitularien, die Roſen anzupflanzen.

Dem heiligen Biſchof Ludwig, einem Neffen König Ludwigs IX., ſproßte nach dem Tode eine Roſe aus dem Munde.

Nach den alten Gewohnheiten der Auvergne, von Anjou, Tours und Maine brauchte ein Adeliger ſeinen Töchtern keine andere Mitgift zu geben, als ein Roſenhütchen oder ein Roſenbaret.

Der heilige Medardus, Biſchof von Noyon, ſtiftete im Jahre 538 das bekannte Roſenfeſt, bei welchem das unſchuldigſte Mädchen des Orts den Tugendpreis erhielt, der aus einer Roſe und 25 Livres beſtand.

Das Grabmal der Clemence Jſaure wurde 400 Jahre hindurch an ihrem Sterbetage mit Roſenſtöcken überpflanzt und mit Roſenblättern überſtreuet und alle Dichter mußten Zeugen dieſer Feierlichkeit ſein. Unter den Preiſen, welche die von ihr geſtiftete Academie der Blumenſpiele zu Toulouſe vertheilte, befand ſich auch eine Roſe, die **Rose d'Eglantine,** die ſogenannte wilde Roſe.

Zu Provins erwählten ſich die Gärtner alljährlich einen König, einen **roi des rosiers,** deſſen Regiment nur ein Jahr währte. Dann wurde der neue König mit den Worten „**deposuit potentes de sede et exaltavit humiles**“ auf den Thron geſetzt und gleich darauf im Triumphe unter dem Schall der Schalmeien und unter Abſingung luſtiger Lieder in ſeine Wohnung getragen.

Sultan Saladin wollte 1188 in das von ihm eroberte Jeruſalem dann erſt einziehen, nachdem alle Wände des in eine Moſchee verwandelten Tempels durch Roſenwaſſer gereinigt waren. Sanul berichtet, 500 Kameele ſeien kaum im Stande geweſen, all' das hierzu nöthige Roſenwaſſer herbeizuſchleppen. Auch Mahomed II. ließ nach der Eroberung Conſtantinopels am 29. Mai 1453 die Kirche der heiligen Sophia durch Roſenwaſſer zur Moſchee einweihen.

Der Papſt weiht am Sonntage Lätare, um die Allmacht Gottes zu bezeichnen, der aus Steinen Brod und aus Brod Roſen erzeugen kann, in der **Camera Papagalli** eine goldene Roſe (eine Ceremonie, die ihren Urſprung aus dem elften Jahrhunderte von Leo IX. herleitet. Dieſe geweihten Roſen verſchenkten die Päpſte an Fürſten, die ſie für die Kirche gewinnen wollten, z. B. Alexander III. im Jahre 1177 an Ludwig VII. von Frankreich, Innocenz VIII. 1486 an König Jacob III. von Schottland, Leo X. 1518 an den Churfürſten Friedrich den Weiſen von Sachſen, Gregor XIII. 1574 an Heinrich von Valois, König von Polen u. ſ. w. Der Sonntag erhielt von dieſer Feierlichkeit den Namen Roſenſonntag (**Dominica in Rosa**).

In der Geſchichte Englands ſehen wir die Roſe eine blutige Rolle ſpielen. Im Jahre 1453 entſpann ſich zwiſchen Heinrich VI. aus dem Hauſe Lancaſter und zwiſchen dem Herzoge von York ein fünfunddreißigjähriger Kampf, der Krieg der weißen und der rothen Roſe, der mit der Schlacht von Bolworth, worin Richard III. den Tod fand, ſein Ende erreichte.

König Jacob II. von Schottland verlieh einem Sir Walter Scott die Baronie von Brankſome, gegen die Pflicht, ihm jährlich eine rothe Roſe zu liefern.

Ein Roſenſtrauch bezeichnet im Park zu Roxburg die Stelle, auf der König Jacob II. von Schottland ſtarb.

Als König Carl I. von England im Jahre 1648 das Schaffot beſtieg, riß ein junges Mädchen, um dem unglücklichen Fürſten ein Zeichen ihres tiefgefühlten Schmerzes zu geben, eine Roſe von ihrem Mieder und warf ſie auf das Blutgerüſt.

Der Erzbiſchof Hoton pflückte, als die Prinzeſſin Galiezin um ſeinen Segen bat, eine Roſe und gab ſie ihr mit den Worten: Nehmt Euer Ebenbild.

Die Roſe von Cagliari heißt in Sardinien das Verzeichniß dreier Candidaten, von denen Einer gewählt werden muß, wenn ein Mitglied des Stadtraths geſtorben iſt.

Wenn im Engadin, in Graubündten, ein unſchuldig Verhafteter freigeſprochen wird, überreicht ihm ein junges Mädchen zum Zeichen der ihm wiedergegebenen Freiheit eine Roſe.

In Perſien werden bei feierlichen Gaſtmählern ſtatt der Stöpſel rothe Roſen in die Flaſchen geſteckt.

Im Herbſt, während der Tag- und Nachtgleiche, feiern die Perſer ihr Abrizan-Feſt, wobei man ſich gegenſeitig Beſuche abſtattet und Roſen ins Geſicht wirft.

Jeder Fremde, der zu St. Jago in Chili zum erſten Male in das Haus eines Fremden eintritt, erhält von der Dame des Hauſes zum Zeichen, daß ſein Beſuch ihr willkommen ſei, eine Roſe.

Um das Jahr 1484 ſtiftete Chriſtian Roſenkreuz, ein adeliger Mönch in Franken, eine geheime Geſellſchaft, die den Stein der Weiſen und eine Panacé zum ewigen Leben gefunden zu haben vorgab und zu Ende des 18ten Jahrhunderts in großes Anſehen kam. Die Mitglieder, die ſich Roſenkreuzer nannten, trugen ein Ordensband, an dem ein goldenes Kreuz und eine Roſe befeſtigt waren. Einer der letzten Matadore dieſer Geſellſchaft war der berüchtigte Giuſeppe Balſamo, genannt Vicomte Phénix, Marquis Ana, Graf Caglioſtro.

Im achtzehnten Jahrhundert entſtand in Paris ein Dichter-Verein, deſſen Mitglieder ſich Rosati und den Ort ihres Stelldicheins das Roſen-Bosquet nannten. Jeder Poet mußte, um aufgenommen zu werden, wie Horaz, ein Lied zu Ehren der Roſe dichten.

Im Jahre 1780 creirte der Herzog von Chartres einen Roſenorden, der bald ſo verrufen wurde, wie ſein Stifter. Die Mitglieder dieſes berüchtigten Ordens nannten ſich **Chevaliers et Nymphes de la Rose.**

Minder anrüchig war der deutſche Roſenorden, geſtiftet im Jahre 1784 von einem Herrn von Groſſing.

Don Pedro, Kaiſer von Braſilien, ſchuf zur Feier ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Amélie von Leuchtenberg einen Roſenorden für die Cavaliere ſeines Hofes.

König Eduard III. von England ließ eine Roſe auf ſeine Goldmünzen (**Rosenobles**) prägen, und Martin Luther, der Reformationsheld, eine Roſe auf ſein Petſchaft ſtechen.

Es giebt faſt keinen Dichter, der nicht die Roſe beſungen hat. Eine der ſchönſten Apotheoſen feierte dieſe Blume in dem altfranzöſiſchen **Roman de la Rose** und in dem deutſchen Gedichte: die bezauberte Roſe.

Doch auch dieſe ſchöne, weltgefeierte Blumen-Königin hat Gegner und Feinde gehabt.

Der alte Balzac theilt im zweiten Capitel ſeiner „**Entretiens**“ eine Liſte von Perſonen mit, welche Roſen weder ſehen noch riechen konnten. Zu dieſen Roſenfeinden gehörte der Cardinal von Cardonne, Herzog Heinrich von Guiſe und Maria von Medicis, die zweite Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich.

Letztere, eine Freundin aller Blumen, wurde ohnmächtig, ſo oft ſie eine Roſe ſah.

Die leidenſchaftlichſten Roſenliebhaber aller Zeiten waren Herr von Malesherbes und die Königin Marie Antoinette. Der Erſtere pflegte zu ſagen: das Schönſte auf Erden ſeien Frauen und — Roſen. Letztere liebte die Roſen über Alles. Als ſie zur Vermählung mit Ludwig XVI. durch Nancy kam, um dort zu übernachten, bereiteten ihr die Lothringer ein mit Roſen überſäetes Bett. Sie ſchlief darauf, wähnte träumend im Paradieſe zu ſein und erwachte — ſiebzehn Jahre ſpäter auf dem Schaffot, unter dem Beile der Guillotine.

Was aber war die erſte Urſache ihres Unglücks?

Eine Kleinigkeit, eine Blume, eine Roſe!

2.

Im eilften Arrondiſſement der guten Stadt Paris, in der **Rue des Fossés St. Germain**, befindet ſich ein Kaffeehaus, das ſich einen Platz in den Annalen Frankreichs errungen und eine intereſſantere Geſchichte aufzuweiſen hat, als manche Stadt, manches Land. Ich meine das **Café Procope**.

Hier war es, wo vor der franzöſiſchen Revolution Voltaire, Diderot, d'Alembert, Piron, Panard, Collé, Gallet, Lemierre, Crébillon der Jüngere, Fréron der Aeltere, Mercier, Retif de la Bretonne und viele andere literariſche Berühmtheiten Frankreichs aus- und eingingen; hier war es, wo zu Anfang der franzöſiſchen Revolution Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Manuel, Billaud-Varennes, Danton, Joſeph Chénier und viele andere Koriphäen jener großen, verhängnißvollen Zeit ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hatten.

An einem März-Abend des Jahres 1788 ſaßen in einem der nicht für Jedermann zugänglichen Nebenzimmer vier Männer bei einer Whiſtparthie.

Der Eine dieſer Parthie war Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau, der aus beleidigtem Ehrgefühl von der Adelspartei, die ihn nicht zur Reichsverſammlung gewählt, ſich auf die Seite des dritten Standes geſchlagen hatte und einer der heftigſten Gegner der Ariſtokratie und des Königthums geworden war. Der Zweite, Pierre Joſeph Marie Barnave, war ein junger Advokat aus Grenoble, der, vom Tiers-État der Dauphiné zum Deputirten gewählt, einer der erbittertſten Gegner der Hofpartei, ſich durch ſein Rednertalent die allgemeine Volksgunſt errungen hatte. Der Dritte war Jean Pierre Briſſot, der Sohn eines Paſtetenbäckers aus Quaville, der, kurz vorher aus Nordamerika zurückgekehrt, wo er ſich vergebens um eine Anſtellung bemüht, in Paris ein ultraliberales Journal „le Patriote français“ herausgab. Der Vierte war Pierre Auguſtin Caron de Beaumarchais, Verfaſſer des Luſtſpiels „die Hochzeit des Figaro“.

— Ich habe doch immer Unglück im Spiel, begann Mirabeau.

— Deſto mehr Glück haben Sie in der Liebe, begann Beaumarchais.

— Sagen Sie lieber, daß die Liebe an all' meinem Unglück Schuld iſt. Meine erſte Liebſchaft reizte dermaßen den Zorn meines Vaters, daß er mich nach der Inſel Rhé abführen . . .

— Und Sie dort einſperren ließ, unterbrach ihn Beaumarchais. Ich kenne Ihre Lebensgeſchichte ſo gut als die meinige. Bald darauf vermählten Sie ſich mit dem jungen, reichen, liebenswürdigen Fräulein von Marginane in Aix, machten aber ſo großen Aufwand . . .

— Daß ich in Schulden gerieth. Ich mache kein Geheimniß daraus. Kaum drei Jahre verheirathet . . .

— Wurden Sie von Ihrer Frau geſchieden und auf Befehl des Königs . . .

— Als Gefangener nach dem Schloſſe If abgeführt. Dort . . .

— Knüpften Sie einen neuen Liebeshandel an, der Ihren Vater bewog . . .

— Mich nach der Citadelle Joux bringen zu laſſen, und hier . . .

— Machten Sie die Bekanntſchaft der eben ſo ſchönen als geiſtreichen Gemahlin des eben ſo alten als langweiligen Marquis Monnier.

— Ach, Sophie! das einzige Weib, das ich wahr und innig geliebt und . . .

— Deßhalb zur Flucht überredet hatten. Sie entführten ſie ihrem Gemahle, wurden in Dijon arretirt . . .

— Wir entkamen aber glücklich und begaben uns nach Holland.

— Wo Sie und Sophie als Herr und Frau von Saint-Matthieu ein ſicheres Aſyl fanden. Der gekränkte Gemahl verklagte Sie, worauf . . .

— Ich zum Tode verurtheilt und — quelle insolence! — mein Bild an den Galgen geſchlagen ward.

— Zwei Jahre nach Ihrer Flucht wurden Sie entdeckt und nebſt Frau von Monnier verhaftet. Die Geliebte Ihres Herzens wurde nach dem Clara-Kloſter zu Gien gebracht . . .

— Ich aber in Vincennes eingeſperrt, jedoch zwei Jahre ſpäter völlig freigeſprochen.

— Sie begaben ſich gleich darauf nach Berlin, wo Sie die Geſchichte des preußiſchen Hofes ſchrieben und weshalb . . .

— Ich auf Befehl Friedrich Wilhelms II. die preußiſchen Staaten verlaſſen mußte.

— Sie kehrten hierauf nach Frankreich zurück und . . .

— Genug, meine Herren, begann Briſſot, wir ſind hier, um Whiſt zu ſpielen, nicht eine Biographie anzuhören.

— Sie haben Recht, Briſſot, entgegnete Mirabeau, den dieß zu ärgern ſchien. Doch bevor wir weiter ſpielen, erlaube ich mir nur eine Frage noch. Iſt es wahr, Briſſot, daß Sie der Sohn eines Paſtetenbäckers ſind?

— Ich bin ſtolz darauf, dieſe Frage bejahen zu dürfen. Sie werden mir einräumen, Graf, daß es beſſer iſt, einen Paſtetenbäcker . . .

— Als gar keinen Vater zu haben, fiel ihm Mirabeau in die Rede. Sie haben Recht, Briſſot.

— Jouons, jouons!“ rief Barnave, der bis dahin geſchwiegen hatte.

Die unterbrochene Whiſtparthie nahm dann ihren Fortgang.

— Das Kartenſpiel, begann Mirabeau, wird mir zum Ekel.

— Sie ſpielten ja ſonſt ſo gern, warf Briſſot hin.

— Ich liebe auch jetzt noch das Spiel, aber dieſe Karten, worauf ſich die langweiligen Geſichter nichtsſagender Könige breit machen, beleidigen mein Auge.

— O, wären alle Könige ſo leicht abzuſchaffen als dieſe, dann ſtünde es noch gut um manchen Staat.

— Dieſer Ludwig XVI., ſondirte Mirabeau.

— Muß fallen, ſo wahr ich Briſſot heiße. Es wird noch manchen Kampf, noch manches Leben koſten, bald aber wird die Stunde der Freiheit ſchlagen und das geknechtete Frankreich als freie Republik daſtehen.

— Das gebe Gott, ſprach Barnave und blickte voll Vertrauen zum Himmel empor.

Sie ſpielten weiter, doch die Gedanken jedes Einzelnen waren mit andern Dingen beſchäftigt. Mirabeau träumte von Macht und Reichthum, Briſſot vom Sturz des Königthums, Barnave von einer platoniſchen Republik und Beaumarchais von ſeinem neuen Drama „la mère coupable“. Und ſo geſchah es, daß Jeder von ihnen ſich langweilte.

— Laßt uns aufhören, begann Mirabeau.

— Genug des Spielens, ſagten die Andern.

Und bald darauf entfernten ſich Briſſot und Barnave, Mirabeau und Beaumarchais.

3.

Auf der Straße faßte der Graf den Dichter des Figaro vertrauensvoll unter den Arm, ſchaute ſich bedächtig um, ob kein Dritter ſie belauſche, und fragte dann:

— Beaumarchais, verſtehen Sie die Kunſt zu ſchweigen?

— Der Tod iſt nicht ſchweigſamer, als ich.

— Darf man Ihnen alſo wirklich ein Geheimniß anvertrauen?

— Sie dürfen es, Graf. Hier haben Sie Hand und Wort darauf.

— Nun denn, ſo vernehmen Sie ein Geheimniß, das mich drückt und peinigt, weil ich, außer Ihnen, keinen Freund habe, dem ich es mitzutheilen wage. Vor drei Tagen war ich im **Théâtre français**. Der Hof war von Verſailles nach Paris gekommen, um der Aufführung eines neuen Trauerſpiels von Chénier beizuwohnen. Ich befand mich in der Nähe der königlichen Loge und ſah . . .

— Die Königin!

— Die Anmuth ihrer Züge, der Glanz ihrer Schönheit riß mich zur Bewunderung hin. Mein Auge hing mit Wolluſt an den Wimpern ihres Auges; plötzlich — war es Fügung des Himmels oder Spiel des Zufalls, ich weiß es nicht — plötzlich begegnet ihr Blick dem meinigen; faſt erſchrak ich vor Wonne. Die Königin, die meine freudige Aufregung bemerkt zu haben ſchien, winkte, als gleich darauf der dritte Akt zu Ende war, mit engelſüßem Lächeln den Ober-Ceremonienmeiſter des Königs, den Marquis Brezé, zu ſich heran, allem Anſcheine nach einzig und allein in der Abſicht, ihn zu fragen, ob er mich kenne, denn gleich darauf ſah ich, wie der Marquis, der etwas kurzſichtig iſt, ſein Opernglas nach meiner Loge richtete, um mich in Augenſchein zu nehmen und dann der Königin über meine Perſon Auskunft ertheilen zu können. Es war mir, als hörte ich meinen Namen nennen. Antoinette betrachtete mich ſpäter, als der vierte Akt begonnen hatte, mit Zügen, die eben ſo viel Neugier als Intereſſe zu verrathen ſchienen; einmal ſogar bemerkte ich, daß ſie mich einen kurzen Augenblick mit ihrer Lorgnette fixirte. Ich that, als ob ich's nicht geſehen, und ſeufzte tief und ſchwer. Seit jenem Augenblick ſah ſie nicht mehr nach meiner Loge hin; ich war untröſtlich darüber, doch als der Vorhang zum letzten Male fiel und die Königin ſich von ihrem Stuhle erhob, warf ſie, bevor ſie die Loge verließ, noch einen flüchtigen Blick zu mir hinüber. Wer war jetzt glücklicher, als ich. — Ich verließ flugſchnell das Theater und kam noch zu rechter Zeit, um ſie in ihren Wagen ſteigen zu ſehen. Der Wagen rollte pfeilſchnell von dannen; ich aber ſchlich betrübter als je nach meiner Wohnung, begab mich gleich darauf zu Bette und ſchlief, beſchäftigt mit ihrem Bilde, ein. — Am andern Morgen trieb mich eine dunkele Ahnung, das Vorgefühl einer Hoffnung in den Garten der Tuilerien. Halb Paris lag noch in tiefem Schlaf verſunken: der Garten war noch öd' und menſchenleer. Faſt unwillkürlich warf ich einen Blick zu den Fenſtern hinauf. Erſchreckt fuhr ich zuſammen, als ich auf dem Balcon des pavillon d'horloge eine hohe Frauengeſtalt erblickte. Es war die Königin. In demſelben Augenblicke, als ſie mich bemerkte, fiel eine weiße Roſe, die ſie in der Hand gehalten, zu meinen Füßen nieder. Ich hob ſie auf und . . . küßte ſie.

— Hatte die Königin das geſehen?

— Ich vermuthe es, denn ein holdes Lächeln umſpielte ihren Mund. Sie warf noch einen Blick auf mich hinab und verſchwand. — Dieſe Roſe iſt ſeit jenem Augenblick mein höchſter Schatz . . . ich trage ſie beſtändig auf meiner Bruſt . . . das iſt ſie, ſagte Mirabeau und zeigte eine weiße Roſe, die er alſogleich wieder verbarg.

— Wer ſollte glauben, daß Graf Mirabeau, der Cäſar aller Frauen von Paris, ſolch ein Romeo iſt?!

— Schelten Sie mich, ſpotten Sie meiner, lachen Sie über mich, aber verrathen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt unter Gottes freiem Himmel mit dem heiligſten Eide bekenne: ich liebe die Königin, liebe ſie, wie noch kein Sterblicher ein Weib geliebt, liebe ſie mit der ganzen Kraft meiner Seele, liebe ſie unausſprechlich. Aus jeder Roſe, die ich jetzt betrachte, lächelt mir ihr Bild entgegen. Marie Antoinette iſt der Gedanke, der mir den Schlaf aus meinen Wimpern ſcheucht, der Gedanke, der, wenn ich endlich in die Arme des Schlafes geſunken bin, ſich in meine Träume webt, der Gedanke, mit dem ich erwache. Meine ganze Zukunft, die Seligkeit des Jenſeits möchte ich hingeben für einen einzigen Augenblick, an dem es mir vergönnt wäre, ihr ſagen zu dürfen, wie unendlich ich ſie liebe!

— Sie zittern, Graf.

— Vor Wonne, wenn ich an den Augenblick zurückdenke, in dem die Roſe zu meinen Füßen niederſank.

— Kann dies nicht blos Zufall geweſen ſein?

— Mein Herz ſagt mir: es ſei abſichtlich geſchehen.

— Möglich, aber, aufrichtig geſagt, wenig wahrſcheinlich.

— O rauben Sie mir dieſe ſüße Täuſchung nicht. Dieſer Glaube, Beaumarchais, verſöhnt mich mit Gott und der Welt, mit dem Königthume und Allem, was ich bisher gehaßt und verabſcheut habe. Dieſer Glaube macht mich glücklich, ſelig, wonnetrunken . . .

— Das merke ich, Graf, denn ſo exaltirt habe ich Sie noch nie geſehen.

— Und halten Sie es denn für unmöglich, daß eine Königin ſich herablaſſen kann, einen ihrer Unterthanen zu lieben? Liebte nicht Eliſabeth von England einen Leiceſter, einen Eſſex?

— Vergeſſen Sie nicht, daß Marie Antoinette keine Eliſabeth, Graf Mirabeau aber weder ein Eſſex, noch ein Leiceſter iſt.

* * *

— In ſolchen Zeiten, wie die unſern, gilt ein Mann, wie ich, oft mehr als jene Zwei.

— Wohl wahr, lieber Graf, aber . . .

— Kein Aber, Beaumarchais, laſſen Sie mir dieſen Glauben, denn ohne ihn wäre ich der unglücklichſte Mann auf Gottes Erdball und der Verzweiflung näher, als ich jetzt dem Glück des Himmels bin. Laſſen Sie mich glauben, daß ich der Königin nicht ganz gleichgiltig ſei . . .

— Glauben Sie, was Ihnen gefällt, lieber Graf. Aber ſagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen und beweiſen kann, daß ich Ihnen von ganzem Herzen ergeben bin und mich glücklich ſchätzen würde, wenn ich im Stande wäre, Ihnen dabei irgend einen Dienſt zu erweiſen.

— Rathen Sie mir, Beaumarchais, wie ich es anfange, in die Nähe der Königin zu kommen. Sie ſind ein Mann, der Luſtſpiele ſchreibt, der die Kunſt der Intrigue verſteht, ſeien Sie mir das, was Ihr Figaro dem Grafen Almaviva iſt . . . rathen Sie mir . . .

— Laſſen Sie ſich beim Könige vorſtellen.

— Das würde beim Hofe Verdacht erregen und mir beim Volke meine Popularität rauben. Ich möchte die Königin ſehen und ſprechen, ohne daß es ein Dritter erführe.

— Dann giebt es ein Mittel nur . . .

— Und das wäre?

— Verſuchen Sie es, ſich in Trianon einzuſchleichen, wo die Königin, einzig und allein von einer ihrer Kammerfrauen umgeben, ſtundenlang im Parke verweilt.

— Und von wem wiſſen Sie das Alles?

— Von einem meiner Freunde, dem Hofgärtner von Verſailles.

— Ich möchte ſeine Bekanntſchaft machen.

— Das kann geſchehen.

— Doch ohne ihm zu ſagen, wer ich ſei. Stellen Sie mich ihm als Dichter, Maler, oder was Sie wollen, nur nicht als Mirabeau vor.

— Ich werde Sie für einen Blumenfreund ausgeben, der die Gewächshäuſer von Verſailles und Trianon ſehen will.

— Und wann wollen Sie das thun?

— Meinetwegen morgen ſchon.

— Und wann und wo treffe ich Sie?

— Um 11 Uhr im Café de Foy.

— Ich halte Sie beim Wort.

— Abgemacht!

Und Beide drückten ſich die Hände, wünſchten einander gute Nacht und trennten ſich.

Beaumarchais begab ſich in einen Spielclubb, Mirabeau zu einem Reſtaurant.

4.

Acht Tage nach dieſer Unterredung ſaßen in einem der kleinen Treibhäuſer zu Trianon zwei Damen unter dem Schatten eines Orangenbaumes bei einem Frühſtück, das aus Chocolade beſtand. Die Jüngere dieſer beiden Damen war die Königin, die Aeltere eine ihrer Kammerdamen, Frau von Campan. Sie ſprachen von Gegenſtänden, die ihnen am nächſten lagen, von Blumen.

— Dieſe Amaranthen, begann Frau von Campan, rufen in mein Gedächtniß einen Orden zurück, den Chriſtine von Schweden unter dem Namen dieſer Blume, jedoch nur für ſolche Cavaliere ihres Hofes gegründet, die das Gelübde gethan hatten, ſich nie zu verheirathen. Die Deviſe dieſes Amaranthen-Ordens hieß: Doux souvenir qui ne doit pas mourir.

— Ich bewundere, Frau von Campan, Ihre Geſchichts-Kenntniſſe. Faſt von jeder Blume wiſſen Sie mir etwas Neues zu erzählen. Fahren Sie fort, liebe Campan.

— Die Magnolia trägt den Namen eines franzöſiſchen Botanikers, der Pierre Magnol hieß; die Camellia verdankt ihren Namen dem Jeſuiten Camelli, der ſie aus Japan mitgebracht, wo der Camellienbaum einheimiſch iſt und eine Höhe von 40 bis 50 Schuhen erreicht. Der ſchönſte Camellienbaum, den Europa aufzuweiſen hat, iſt in Caſerta, bei Neapel, zu ſehen, wo er ſeit dem Jahre 1760 auf königlichem Grunde prangt.

— Ich werde meinen königlichen Vetter um einen Ableger erſuchen.

— Die Hortenſia erhielt ihren Namen von einem franzöſiſchen Reiſenden, deſſen Geliebte, die ihn auf allen ſeinen Reiſen zu begleiten pflegte, Hortenſe hieß.

— Die gute Dame blüht auf dieſe Weiſe in der Erinnerung der Nachwelt fort.

— Das Veilchen erinnert mich an die **Academie des jeux floraux** zu Toulouſe. Die Gründerin dieſer Akademie, die im dreizehnten Jahrhundert ſich **gai consistoire**, und deſſen Mitglieder ſich **les sept troubadours mainteneurs de la gaie science** genannt, ſoll Clemence Iſaure geweſen ſein. Dieſe Troubadours verſammelten ſich Anfangs in einem Obſtgarten bei der Stadt, doch als in einem Kriege mit den Engländern das fröhliche Konſiſtorium im Jahre 1346 dieſen Garten verlor, verlegten ſie ihre Sitzungen ins Kapitol, das Rathhaus der guten Stadt Toulouſe. Im Jahre 1694 wurde, durch ein Edict Ludwigs XIV., die fröhliche Geſellſchaft zur Akademie erhoben. In früherer Zeit erhielt der Verfaſſer des beſten Gedichtes ein Veilchen von Gold. Den allererſten Preis gewann Arnauld Vidal de Caſtelnaudari für ein Lied, das er zu Ehren der heiligen Jungfrau gedichtet.

— Ach, das waren ſchöne, friedliche Zeiten, Zeiten, in denen Liebe und Poeſie noch Hand in Hand gingen. Unſere Zeit aber . . ., ſagte Marie Antoinette mit einem tiefen Seufzer.

— Die Blätter dieſes Feigenbaumes dort, unterbrach ſie Frau von Campan, vertraten in Syrakus, wie Montesquieu in ſeinem „**esprit des lois**“ erzählt, die Stelle des griechiſchen Scherbengerichts. Wenn der Staat ſich eines Bürgers, der ihm wegen ſeiner Grundſätze gefährlich ſchien, entledigen wollte.

ließ er ihm blos ein Feigenblatt in die Hand drücken, worauf er ſofort ins Exil wandern mußte.

— O beſäße doch auch jetzt der Staat ſolch ein harmloſes Mittel, böſe Unterthanen aus ſeinem Reiche zu verbannen! Jetzt aber . . .

— Verbannen Sie, Königin, dieſe traurigen Gedanken. Bald wird Alles beſſer werden. Die Lilie, das alte Wappen Frankreichs, fuhr ſie fort, iſt das Scepter der Engel und Feen, das Emblem der Unſchuld.

— Eine trübe Ahnung ſagt mir, daß das blendende Weiß unſerer Lilien von Blut geröthet werden wird.

— Geben Sie ſo düſtern Vorgefühlen keinen Raum in Ihrem Herzen. Gott wird Alles zum Guten lenken! Betrachten Sie draußen den ſchönen, reizenden Tulpenflor. Welch eine herrliche Blume! Busbeck brachte ſie im Jahre 1554 aus dem Orient nach Europa. Fünf Jahre ſpäter ſah der berühmte Botaniker Gesner die erſte blühende Tulpe im Garten des Senators Herwart zu Augsburg. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts artete die Tulpenliebhaberei in eine Manie aus, die manchen Reichen an den Bettelſtab brachte. Es gab eine Zeit, in der die Tulpenzwiebeln mit Gold aufgewogen wurden. Für eine Zwiebel, Admiral van der Eyck, ließ man ſich 1600, für einen Viceroy 3000, für einen Admiral Lieffen 5000, für einen Semper Auguſtus ſogar 6000 Gulden bezahlen. Zu Alkmar wurden einſt 120 Tulpen zum Beſten des dortigen Waiſenhauſes für 90,000 Gulden verkauft. Im Jahre 1637 gab ein reicher Bürger von Lille für eine ſeltene Tulpe ein großes Brauhaus hin. Seit jener Zeit hieß dieſes Brauhaus die Tulpe und jene Tulpe das Brauhaus.

— Welche Tollheit! Aber ſehen Sie doch, liebe Campan, wie heiter jetzt die Sonne lacht. Wir wollen dieſen ſchönen Augenblick benutzen . . .

— Ich bin bereit.

— Kommen Sie, kommen Sie!

Marie Antoinette eilte in den Garten hinaus. Sie hatte ſich eben dem kleinen Baſſin genähert, in dem ein Heer kleiner Goldfiſche herumplätſcherte, als plötzlich ein leichenblaſſer Mann vor ihr ſtand, der mit zitternder Hand ihr eine weiße Roſe überreichte.

— Königin, begann er, doch in demſelben Augenblick gewahrte er Frau von Campan, die ihrer Herrin auf dem Fuße nachgefolgt war. Erſchreckt ergriff er die Flucht.

— Kannten Sie dieſen Mann? fragt Marie Antoinette.

— Nein, Majeſtät, erwiderte Frau von Campan.

— Er hatte den Muth, mir dieſe Roſe zu überreichen. Ei, ſehen Sie doch, jetzt bleibt er ſtehen und ſieht ſich um nach . . . uns. Welche Frechheit, ſagte die Königin und warf, entrüſtet über dieſe Unverſchämtheit, ſeine Roſe ins Baſſin.

— Verflucht, rief der Geber und ſtürzte fort wie ein Wüthender.

— Wer mag das ſein? fragte die Kammerfrau ganz erſtaunt.

— Ein Narr, liebe Campan, erwiderte die Königin. Es war der Graf von Mirabeau.

5.

Seit jenem Auftritt in Trianon war Mirabeau der erbittertſte Gegner des Hofes. Sein beleidigtes Ehrgefühl, ſein tiefgekränkter Stolz hatten dem Könige und der Königin, die ſeine Roſe mit empörender Verächtlichkeit, mit kaltem Hohne in's Baſſin geworfen, Rache zugeſchworen. Seine heiße Liebe zu Marie Antoinette hatte ſich in glühenden Haß verwandelt und dieſen Haß wußte er geſchickt jedem ſeiner Anhänger einzuimpfen.

Am 23. Juli 1788 trat Ludwig XVI. unerwartet in den Sitzungsſaal der Deputirten. Statt der Orden trug er eine weiße Roſe, die ihm die Königin an die Bruſt geheftet, als einen Talisman, der ihm — ein Traum hatte ihr das verkündet — Glück bringen werde. Vom Throne herab hielt er eine Rede an die Abgeordneten ſeines Volkes, worin er ſie ermahnte, ihre Stellung nicht zu mißbrauchen, ſondern, eingedenk ihres Schwures, mit unverbrüchlicher Treue feſtzuhalten an dem Throne der Lilien und nichts zu unternehmen, was die Gemüther des Volkes erhitzen und dem Lande Gefahr bringen könne. Dieſe Rede aber hatte im Herzen der Deputirten ſo wenig Anklang gefunden, daß ſie, ohne Theilnahme zu erregen, ſpurlos vorübergegangen war. Wuth und Ingrimm malte ſich auf Mirabeau's Antlitz, der die weiße Roſe an der Bruſt des Gatten für Verrath ſeiner Schwäche hielt und von dieſem Augenblicke feſt überzeugt war, Marie Antoinette habe ſeine Neigung zu ihr dem Könige verrathen Als Ludwig **XVI.** ſich entfernt hatte, beſtieg Mirabeau die Tribüne und hielt eine Rede, in der jedes Wort wie ein Donnerkeil in die Ohren der Hofpartei, wie ein Blitz in die Herzen ihrer Gegner ſchlug.

Gleich darauf erſchien der Ober-Ceremonienmeiſter, Marquis de Brezé, abgeſchickt vom Könige, um der Verſammlung den Befehl mitzutheilen, daß ſie aufgelöſt ſei und auseinandergehen ſolle.

Dieſer unerwartete Schlag, der wie ein Blitz aus heiterer Höhe niederzuckte, erſchreckte die Verſammlung dergeſtalt, daß die Mehrzahl der Deputirten bereits entſchloſſen war, dem königlichen Machtgebote Folge zu leiſten. Da aber erhob ſich mitten im Schooße des **tiers-état** eine Stimme, die wie das Grollen des Donners das unheimliche, gewitterſchwangere Schweigen brach und die unheilvollen Worte ausrief:

— **Allez dire à votre maître que nous ne quitterons nos places que par la force des baïonnettes.“**

Der **Jupiter tonans**, der dieſe Donnerworte dem Abgeſandten des Königs zur Antwort gab, war Graf Mirabeau.

Marquis de Brezé mußte ſich entfernen und dem Könige die Nachricht überbringen, daß die Verſammlung, angefeuert von dem Muthe des Grafen Mirabeau, einſtimmig beſchloſſen habe, nur der Macht der Bajonnette zu weichen.

Der ſchwache Ludwig, unfähig eines energiſchen Entſchluſſes, erblaßte, die Königin aber ſank in Ohnmacht.

6.

Seit jenem Tage und ſeit jenem Ausſpruche Mirabeau's ſchritt die Revolution mit unaufhaltbaren Rieſenſchritten ihrem Ziele zu.

Der Hof, gedrängt von der Nothwendigkeit, ließ nun kein Mittel unverſucht, Mirabeau auf ſeine Seite zu ziehen. Ludwig XVI. wurde von der Königin bewogen, für den Grafen 250,000 Francs Schulden zu bezahlen und ihm außerdem eine monatliche Penſion von 6000 Francs zuzuſichern. Als er das erſte Mal bei Hofe erſchien, ſagte Marie Antoinette zur Frau von Campan:

— Hätte ich damals ſeine Roſe genommen, wer weiß, ob es jetzt nicht beſſer um uns ſtände. Sein erſter Anblick hat mir Schrecken, aber die hinreißende Macht ſeiner Beredſamkeit das Vertrauen eingeflößt, daß mir, ſo lange dieſer Mann lebt, keine Gefahr droht.

Aber all' dieſe Schritte kamen zu ſpät. Die Deputirten hatten durch Mirabeau die Größe ihrer Macht kennen gelernt und verfolgten jetzt mit Muth und Beharrlichkeit ihr vorgeſtecktes Ziel.

7.

Am 2. April 1791 verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch ganz Paris die Kunde, daß Graf Mirabeau, der abtrünnige

Apoſtel der jungen Freiheit, urplötzlich geſtorben ſei und zwar an einem Entzündungsfieber, wie Einige, an Gift, wie Andere behaupteten.

Auf ſeiner Bruſt lag eine verwelkt: Roſe.

8.

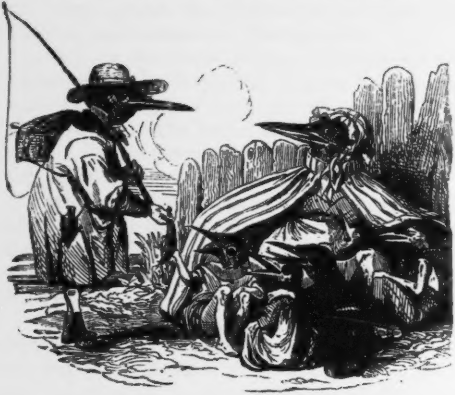
Als Marie Antoinette die Nachricht ſeines Todes erfuhr, ſagte ſie zur Frau von Campan:

— Nun ſterb' auch ich ſehr bald!

9.

Mittwoch am 16. October 1793 ging ihre Ahnung in Erfüllung. Eine weiße Roſe am Buſen, ſtarb ſie unter dem Meſſer der Guillotine.

Homöopathiſches Abfütterungsſyſtem.



Hunger iſt der beſte Koch.

Kurze Briefe an meinen langen Vetter.

Erſter Brief.

In Deinem letzten Schreiben, ausgezeichneter Vetter, haſt Du mich erſucht, Dir einige Merkmale anzugeben, durch die Du den ſogenannten „Gentleman“ vom Philiſter unterſcheiden kannſt. Ich erfülle Deinen Wunſch.

Zu einem vollkommenen Gentleman gehört eigentlich viel, aber, genau betrachtet, ſehr wenig.

Was die Kleidung anlangt, ſo merke Dir vorläufig Folgendes: Trage weder im Sommer, noch im Winter einen weißen Filzhut. Der weiße Filzhut iſt ein Merkmal, woran Du den Friſeur, den Sänger der italieniſchen Oper, den Kunſtreiter und den Buchhandlungs-Commis erkennen kannſt.

Nicht minder warne ich Dich vor einem Strohhut. Es giebt wenig Phyſiognomien, denen er zuſagt; die meiſten erhalten durch ihn einen Anflug von Lächerlichkeit.

Ahme, lieber Vetter, ja nicht die Mode nach, an den innern Deckel Deines Hutes Deine Viſitenkarte anzukleben; das iſt eine ſpießbürgerliche Mode, die den Handlungsreiſenden oder einen jener Gelehrten verräth, welche ſtolz auf ihren Doctortitel ſind.

Ein ſchwarzſeidenes Halstuch kommt nie aus der Mode. Ein weißes Halstuch kann Dich leicht in den Geruch eines Bittſtellers oder Candidaten der Theologie bringen.

Trage um Gotteswillen niemals ein ſogenanntes Chemiſettchen. Ein weißes Vorhemdchen iſt in der Regel ein Deckmantel für ein unſauberes Hemde und ein unſauberes Hemde verräth, mehr als alles Andere, den Plebejer. Man verzeiht Dir weit eher einen abgetragenen Rock und einen abgeſchabten Hut, als ein Vorhemdchen.

Hüte Dich vor Buſennadeln jeder Art. Brillantene Tuchnadeln werden größtentheils nur von kaufmänniſchen Emporkömmlingen, von Krämern, welche ihren Reichthum zur Schau tragen wollen, angeſteckt. Der echte Gentleman trägt nichts Anderes, als eine einfache Goldnadel ohne Stein.

Willſt Du einen Deiner Feinde dem Fluche der Lächerlichkeit preisgeben, ſo rathe ihm vor allen Dingen, ſeine Uhr an eine große goldene Erbſenkette zu befeſtigen. Solch eine Erbſenkette iſt das Attribut reichgewordener Bierbrauer oder Marqueure, welche in der Lotterie gewonnen haben. Auch reiſende Komödianten, die eine reiche Frau geheirathet, und Taſchenſpieler, die ſich einiges Geld zurückgelegt haben, pflegen derlei Ketten zu lieben. Der echte Gentleman trägt eine dünne Breguetkette, deren Haken er an das dritte oder vierte Knopfloch ſeiner Weſte befeſtigt.

Biſt Du kurzſichtig, ſo trage ein Lorgnon, aber weder eins von Perlmutter, noch von Gold. Perlmutter-Lorgnetten ſind ein Merkmal, woran man den reichen Schneider, der den Rentier ſpielen will, oder die Griſette, die von einem Bankier unterhalten wird, erkennen kann. Durch goldene Lorgnetten wollen Weinreiſende und kleinſtädtiſche Stutzer die Blicke der Angegafften auf ſich ziehen. Der Gentleman trägt ein kleines, in Schildkröte eingefaßtes und an einer ſchwarzſeidenen Schnur befeſtigtes Augenglas.

Wenn Du Schnupfer biſt, ſo rathe ich Dir, eine Doſe von Silber zu tragen, die aber ſo klein ſein muß, daß ſie in der Weſtentaſche Platz hat. Mit großen goldenen Doſen prunken in der Regel blos Aerzte, die ein paar reiche Patienten haben. Große runde Doſen von Papier-maché ſieht man meiſtentheils nur bei Gaſtwirthen, Poſtmeiſtern und Lotterie-Einnehmern.

Aber nichts in der Welt iſt ridiculer, als eine geſtickte Cigarrentaſche. Es gab eine Zeit, wo ich deren ein halbes Dutzend beſaß; jede war ein Andenken von lieber Hand; alle waren mir theuer bis zu dem Augenblicke, wo eine Dame, der ich vor dreizehn Jahren den Hof machte, mir geradezu ins Geſicht lachte, weil ich in ihrer Gegenwart eine Cigarrentaſche hervorzog, auf deren einer Seite ein flammendes Herz und auf der andern Cupido mit dem Pfeile geſtickt war. Als ich Tags darauf ſie wieder beſuchen wollte, ließ ſie mir durch ihr Kammermädchen ſagen, daß ſie für Leute, welche geſtickte Cigarrentaſchen tragen, nicht zu ſprechen ſei. Ich eilte nach Hauſe, warf all' dieſe theuern Andenken zum Fenſter hinaus und wurde dann wieder in Gnaden aufgenommen.

Faſt eben ſo lächerlich kommen mir Cigarrenbüchſen von Silber vor. Sie ſind Symptome, woran man den renommirenden Zahnarzt, den halbbankerotten Buchhändler oder den reichen Pferdemäkler herausfühlen kann. Ein Gentleman trägt ſeine Cigarren in einer Taſche von feinem Lima-Stroh.

Bediene Dich beim Rauchen Deiner Cigarre niemals einer Spitze oder Röhre; beide ſind ridicul, gleichviel, ob ſie von Horn oder Bernſtein, mit Gold oder Silber beſchlagen ſind. An der Art und Weiſe, wie Jemand ſeine Cigarre anbrennt und raucht, iſt ſehr leicht wahrzunehmen, ob er Philiſter oder Gentleman iſt. An der Table d'hôte pflegt der Letztere ſeine Cigarre an die Spitze ſeines hölzernen Zahnſtochers zu befeſtigen und in je zehn Minuten nie mehr als fünf Züge zu thun. Der Gentleman raucht, der Philiſter pafft.

Der Gentleman trägt niemals mehr als einen Ring und dieſen nur an dem kleinen Finger ſeiner linken oder an dem vierten Finger ſeiner rechten Hand. Leute, die auf einem Finger fünf bis ſechs Ringe tragen, ſind gewöhnlich Spieler von Profeſſion oder Glücksritter. An Siegelringen pflegen nur untergeordnete Beamte, Polizei-Commiſſäre (Officiere tragen Siegelringe mit Wappen), oder Weinreiſende Geſchmack zu finden.

Die Mode, ſeidene Taſchentücher, ſogenannte Foulards, zu tragen, überlaſſe den Philiſtern und Advokaten, welche die Anfangsbuchſtaben ihres Namens hineinwürken laſſen. Der Gentleman ſteckt tagtäglich ein reines Schnupftuch von echtem Battiſt (mit eingeſtickter Nummer von 30 bis 36) zu ſich.

An ſchwarzen Glacéhandſchuhen kannſt Du den Buchhalter oder reichen Geizhals erkennen. Pelzhandſchuhe dürfen nur Poſtillone und Fiacres anziehen. Der Gentleman trägt entweder buttergelbe Handſchuhe oder — gar keine. Letzterer Fall tritt jedoch nur dann ein, wenn er eine feine weiße ariſtokratiſche Hand — dieſe darf weder Nietnägel, noch Warzen haben — aufzuweiſen hat.

Der reiche Philiſter trägt ein Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopf, der Gentleman ein dünnes ſpaniſches Rohr ohne Goldknopf.

Dies vorläufig über den Anzug.

Der Philiſter pflegt ſich, um in guten Geruch zu kommen, mit Eau de mille fleurs, Extrait de mouſſeline oder andern Wohlgerüchen zu parfümiren. Auch giebt es Schwachköpfe, die ſich mit Moſchus einreiben. Der Gentleman bedient ſich nur zweier Parfüms, innerhalb ſeines Hauſes Patchouly, außerhalb ſeines Hauſes Eau de Cologne. Auch pflegt er ein Flacon mit engliſchem Salmiak bei ſich zu führen, denn jeder Gentleman **muß** ſchwache Nerven haben.

Doch das Allerwichtigſte hätte ich beinah vergeſſen. Sorge vor allen Dingen für ein feines Fußwerk. Auf den Stiefel kommt viel, ja oft Alles an. Hüte Dich, lieber Vetter, vor Winterbeulen. Der vollkommenſte Gentleman fällt, ſobald er Winterbeulen oder Leichdornen hat, in die Sippſchaft der Spießbürger.

Zweiter Brief.

In Deinem letzten Schreiben, worin Du Dich für die guten Lehren bedankſt, die ich Dir hinſichtlich Deines Anzuges ertheilt habe, begehrſt Du von mir zu erfahren, wie Du Dich bei Tiſche zu benehmen haſt. Auch dieſer Wunſch, vortrefflicher Vetter, ſei Dir gewährt.

Vor Allem habe die Güte, Dir zu merken, was ein gewiſſer Herr von Larochefoucauld, der, beiläufig geſagt, mehr Verſtand als jeder von uns Beiden beſeſſen, geſagt hat: »**Manger est un besoin, mais savoir manger est un art.**« Sodann empfehle ich Dir, alle ſieben Theile meines „Onkels Zebra“ zu leſen und aus den Memoiren dieſes in Gott ruhenden Epicuräers die äußerſt ſchwierige Kunſt zu erlernen, mit Verſtand zu eſſen, was in der That nicht ſo leicht iſt, als es Dir und manchem Andern, der davon nichts verſteht, vorkommen mag. In dieſem Buche, das ich, hätte es ein Anderer geſchrieben, ohne Weiteres einzig in ſeiner Art — ja noch mehr: klaſſiſch nennen würde, wirſt Du Manches finden, was Du nicht ſuchſt, und wiederum Manches darin ſuchen, was Du nicht finden wirſt; aber deſſen ungeachtet lege ich es an Dein Herz mit der Bitte, jede Nacht vor dem Schlafengehen zehn bis zwölf Seiten zu leſen, um dadurch Deinen Geiſt und — was noch mehr ſagen will — Deinen Magen auszubilden.

Haſt Du die Kunſt zu eſſen erlernt, dann empfehle ich Dir ein anderes, nicht minder ausgezeichnetes Werk: „die Kunſt, ſchnell und gut zu verdauen“, ein Opus, das der weltberühmte

Buchhändler Fürſt in Nordhauſen zu Nutz und Frommen der ſchlechten Verdauung herausgegeben hat.

Haſt Du alsdann auch die Kunſt, Alles zu verdauen, gelernt, dann biſt Du ein gemachter Mann, der es weit, ſehr weit, ja, wenn das Glück ihm wohl will, ſogar bis zum Geheimen Hofrath und Ritter mehrerererer Orden bringen kann. Denn ein Mann, der heutzutage nicht blos Champignons und Gänſeleberpaſteten, Trüffeln und Gurkenſalat, ſondern auch Grobheiten, Dummheiten und Ungerechtigkeiten aller Art gemächlich verdauen kann, iſt, ohne es zu wiſſen, auf dem Wege, in kurzer Zeit ſein Glück zu machen.

Was das Eſſen anlangt, ſo merke Dir vorläufig Folgendes:

Die Serviette iſt für den Laien ein Stein des Anſtoßes. Es giebt Philiſter, die ſie wie ein Ordensband durch ein Knopfloch ihres Rockes, Andere, die ſie, wie ein Barbier, vorn in die Cravatte hineinſtecken. Thue keines von Beiden, lieber Vetter. Breite Deine Serviette auf Deinen Schooß aus und bediene Dich ihrer ſo wenig als möglich. Ein Gentleman ißt immer ſo rein und ſauber, daß er im Nothfall auch ohne Serviette durchkommt.

Der Philiſter hält, wie Vater Noah in der Arche, die Gabel noch immer in der rechten Hand. Der Gentleman regiert das vierzackige Scepter mit der Linken, wozu freilich etwas Uebung und ein gewiſſer Takt gehört, der nicht jedem Deutſchen gegeben iſt. Niemand ißt geſchmackvoller, anmuthiger, graziöſer, als der engliſche Gentleman. Suche Dir einen Engländer als Vorbild zu verſchaffen, dann kann es Dir nicht fehlen, daß Du Dir in dieſem Punkte die nothwendige Routine erwirbſt. Aller Anfang iſt ſchwer, aber das Ende deſto lohnender.

Es giebt Leute, denen das Schnupfen ſo zur andern Natur geworden iſt, daß ſie dieſe üble Gewohnheit ſelbſt während der Tafel nicht unterlaſſen können. Merke Dir, mein ausgezeichneter Vetter, daß ein Schnupfer bei Tiſche einer jener Gräuel iſt, die den Gentleman mit gerechtem Unwillen erfüllen.

Außerdem präge Dir folgende zehn Tiſch-Gebote ein:

1) Lege, wenn Du Deine Suppe ausgegeſſen haſt, den Löffel nie aufs Tiſchtuch, ſondern in Deinen Suppenteller.

2) Nage niemals einen Knochen ab.

3) Wiſche niemals mit dem Brode Deinen Teller rein.

4) Kommt Dir Huſten oder Nieſen an, ſo wende Dich abwärts und halte Dir das Taſchentuch vor.

5) Stochere während des Eſſens, in Gegenwart Anderer, niemals in den Zähnen herum.

6) Knete niemals Brodkügelchen.

7) Lege Dein Schnupftuch niemals auf das Tiſchtuch.

8) Halte Deine Beine ruhig und ſchlage unter dem Tiſche keine Entrechats.

9) Lies während des Eſſens keine Zeitung.

10) Rauche erſt dann, wann die Damen ſich entfernt haben.

Beim Trinken haſt Du blos drei Regeln zu beobachten:

a. Schenke das Glas nie ſo voll, daß es überläuft.

b. Hüte Dich, das volle Glas umzuwerfen.

c. Stoße nur mit Herren, aber niemals mit Damen an.

P. S. Trinke nie ſchwarzen Kaffee mit Milch.

Dritter Brief.

Dein letzter Brief, worin Du mir Deinen Dank ausdrückſt für die guten Lehren, die ich Dir in Bezug auf Eſſen und Trinken ertheilt habe, enthält die Aufforderung, Dir einige freundliche Winke zu geben, wie Du Dich im Theater zu benehmen haſt. Das Nachfolgende mag Dir beweiſen, daß ich nicht im Stande bin, Dir etwas abzuſchlagen.

Wenn Du das Theater beſuchen willſt, ſo merke Dir Folgendes:

Komme niemals früher als bis das Stück angefangen hat. Ein Menſch, der eine halbe Stunde früher auf ſeinem Platze ſitzt, iſt ein ausgemachter Philiſter. Der Gentleman kommt, wie überall, auch ins Theater ſpäter als jeder Andere und macht bei ſeinem Eintreten ſo viel Lärm, daß ſeine Umgebung gezwungen wird, St! St! auszurufen.

Ein wahrer Gentleman ſieht nur ſelten auf die Bühne, deſto häufiger aber in jene Logen, worin ſich hübſche Frauen befinden. Nur der Spießbürger wendet ſeinen Blick niemals von der Bühne ab.

In der Oper rathe ich Dir, jede Melodie ſo laut als möglich nachzuträllern und dabei (je falſcher, deſto vornehmer) den Takt anzugeben.

Nur der Philiſter amüſirt ſich im Theater; der Gentleman muß Langeweile affektiren, in jeder Scene mindeſtens drei bis vier Mal gähnen und ſich dabei den Backenbart ſtreichen.

Der Spießbürger ſchaut voll Andacht jeden Augenblick auf den vor ihm liegenden Theaterzettel. Der Gentleman braucht keine Affiche, denn er muß alle Mitglieder der Bühne perſönlich kennen.

Wenn ſich der Gentleman im Theater die Naſe wiſcht, ſo muß es mit ſolchem Geräuſche geſchehen, daß ſeine Umgebung dadurch in der Andacht geſtört wird.

Wenn der Philiſter in Thränen zerfließt, lacht der Gentleman und ſagt ſo laut, daß ſeine ſchöne Nachbarin es hören kann: »Gott, wie naiv!«

Ein Gentleman kokettirt immer mit mindeſtens drei Frauen zugleich. Bei jedem Stück, das mehr als drei Akte hat, muß der Gentleman wenigſtens einen im Foyer verſäumen.

Der Gentleman muß ſich freien Zutritt auf die Bühne verſchaffen. Wer hinter den Couliſſen ſeinen Hut nicht aufbehält, iſt ein Laie, der dort blos geduldet wird.

Der Gentleman ſagt keiner Schauſpielerin eine Artigkeit; nur der Spießbürger erſchöpft ſich in Lobeserhebungen.

Der Philiſter nennt jede Schauſpielerin bei ihrem Familien-, der Gentleman jede Künſtlerin — von der erſten Sängerin bis zur letzten Choriſtin — bei ihrem Vor-Namen.

In ſeine Loge zurückgekehrt, wendet er der Bühne den

Rücken zu und thut, als ob er müde ſei und ſchlafen wolle. Er ſchließt die Augen und erwacht, ohne eingeſchlafen zu ſein.

Der Spießbürger bleibt bis zum letzten Augenblick. Der Gentleman entfernt ſich ſchon in der vorletzten Szene und zwar mit eben ſo vielem Geräuſch, als er bei ſeinem Kommen verurſacht hat.

Fragt man den Spießbürger, wie ihn das Stück unterhalten hat, ſo antwortet er: »Herrlich!« Fragt man den Gentleman, ſo erwidert er gähnend: »Miſerable!«

Nächſtens mehr!

Apropos, wie ſteht's mit Deinen Winterbeulen?

Vierter Brief.

Du ſchreibſt mir, daß Dich die Frau Hofräthin Eulalia von Dachsbein zum Ball eingeladen hat, und bitteſt mich, Dir ein paar väterliche oder vetterliche Winke zu ertheilen, wie Du Dich dabei zu benehmen haſt.

Vor Allem ſei Dir geſagt, daß ein echter Gentleman kein Freund vom Tanzen iſt und nur darum den Ball beſucht, um die Philiſter tanzen zu ſehen. So ein Spießbürger tanzt Alles, was auf dem Programm ſteht: die Polonaiſe, die Anglaiſe, die Françaiſe und Gott weiß was mehr; auch iſt er durchaus nicht wählig in der Perſon ſeiner Tänzerin; er tanzt mit Allen, ohne Unterſchied des Standes und der Jahre, mit jungen Mädchen und alten Weibern, und küßt Jeder, wenn er ſie zu ihrem Platze zurückführt, die Hand — eine Mode, die ſchon in der

Arche Noah's Manchem ridicul vorgekommen iſt. — Ein Gentleman, ausgezeichneter Vetter, tanzt nur höchſt ſelten und auch dann nur den Contredanſe, den er gehend abmacht, denn ein Gentleman läßt ſich niemals auf ſchulgerechte Pas, am allerwenigſten auf Entrechats ein. An letztern erkennt man augenblicklich den Tanzmeiſter, den Statiſten beim Corps de Ballet und den Philiſter, der ſich viel darauf einbildet. Der Gentleman tanzt ferner nur mit jungen Wittwen oder hübſchen Frauen, denen er, ohne daß es der gutmüthige Tropf von Gemahl merkt, beſtmöglichſt den Hof macht. Ein Weſen, das in Beinkleidern ohne Strippen tanzt, iſt das **non plus ultra** aller Lächerlichkeit, ſo wie ein Menſch, der ohne Handſchuhe tanzt, das geborene **onze et demie** aller Philiſter und jedem Gentleman **horrorum horror,** ein Gräuel aller Gräuel iſt.

Wenn Du mit Deiner Tiſch-Nachbarin die Polonaiſe tanzen mußt, ſo unterhalte ſie ſo gut als es Dir möglich iſt. Führſt Du aber eine fremde Dame zur Polonaiſe, ſo ſuche, als Gentleman, nicht etwa durch eine gewöhnliche Phraſe über Wetter oder Ball, ſondern durch eine ganz und gar ungewöhnliche Frage das Geſpräch anzuknüpfen, z. B.: Madame, bei welchem Schuhmacher laſſen Sie arbeiten? oder: Fräulein, eſſen Sie lieber Hecht oder Karpfen? oder leſen Sie lieber Boz oder Bulwer? oder ſonſt eine Frage, wodurch die Dame verblüfft und verlegen gemacht wird; letzteres, lieber Vetter, gehört darum zum feinen Tone, weil man auf dieſe Weiſe am allerſchnellſten die Geiſtesgegenwart und den Witz ſeiner Tänzerin auf die Probe ſtellt.

Iſt ſie ſo beſchränkt, daß ſie Dir die Antwort ſchuldig bleiben muß, ſo bekümmere Dich nicht weiter um ſie; läßt ſie ſich aber nicht verblüffen, ſo iſt es der Mühe werth, alle Springbrunnen Deines Geiſtes, alle Korkſtöpſel Deines Witzes ſpringen zu laſſen, um ſie durch die geiſtreichen Wendungen Deines Geſprächs im Sturm für Dich einzunehmen.

Der unverheirathete Philiſter hat die Gewohnheit, jeder jungen Tänzerin in der Aufgeregtheit ſeiner Gefühle die Liebe zu erklären. Ein Gentleman, der überhaupt kein Freund von Liebeserklärungen iſt, wird am allerwenigſten beim Tanzen die Stimme ſeines Herzens laut werden laſſen, weil dies, wie geſagt, philiſtrös und ridicul iſt.

Ein Gentleman darf unter keiner Bedingung ſchwitzen beim Tanze; weiß er, daß er ſchwitzt, ſo darf er durchaus nicht tanzen, denn Schweiß beim Tanze iſt eine lächerliche Prärogative des Philiſters.

Wähle Dir nur ſolche Tänzerinnen, die nicht viel Blumen im Haare haben; beim Tanzen pflegen ſie dieſe Blumen zu verlieren, ein Umſtand, der Dich alsdann nöthigt, Dich öfterer zu bücken, als es einem Gentleman erlaubt iſt.

Ein Gentleman muß auf die Solidität ſeines Hoſenträgers rechnen dürfen; ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß dieſer Hoſenträger unter keiner Bedingung geſtickt ſein darf, denn ein geſtickter Hoſenträger iſt faſt eben ſo lächerlich, als ein geſticktes Futteral, worin der Spießbürger ſeinen Hausſchlüſſel mit ſich herumträgt.

Ein Gentleman wird auf Bällen niemals in einem ſchwarzen Fracke erſcheinen. Schwarz iſt die Ballfarbe der Philiſter; der Gentleman trägt gewöhnlich einen braunen Frack.

Ein Gentleman führt immer ein Paar Reſerve-Handſchuhe bei ſich.

Daß es heutzutage noch Menſchen geben kann, die auf Bällen und in Geſellſchaften eine Kopfbürſte mit und ohne Spiegel bei ſich tragen können, iſt mir wenigſtens völlig unbegreiflich. Ein Menſch, der die Lächerlichkeit bis zu dieſem Punkte hinauf zu treiben wagt, iſt mehr Kameel als Menſch, und verdient als ſolches je eher je lieber ausgeſtopft und einem zoologiſchen Muſeum einverleibt, oder lebendig in Weingeiſt aufbewahrt zu werden, als warnendes Beiſpiel für Kind und Kindeskinder.

Grüße die Frau Pupillenräthin Eulalia von Dachsbein und bitte ſie, Jeden, nur nicht mich, einzuladen, denn ich bin ein geſchworener Feind des Tanzes und ſage wie Kaiſer Albrecht: »Wie das Jagen ſich nur für Männer, ſo ſchickt ſich das Tanzen nur für Weiber.«

P. S. Ein tanzender Gentleman darf weder eingeſetzte noch plombirte Zähne haben.

Fünfter Brief.

Du biſt ein ſehr gelehriger Schüler! Mit tiefgefühlter Freude habe ich vernommen, daß Dein wahrhaft überraſchendes Gentleman-Benehmen auf dem letzten Balle der Frau Pupillenräthin im ſtrengſten Sinne des Wortes „fureur“ gemacht hat.

Wem anders, ſchreibſt Du, hätteſt Du dieſe Siege zu verdanken, als mir und meinen weiſen Lehren! Es freut mich, daß Du dies einſiehſt. Wenn Du nun auf dem Pfade, den ich Dir vorzeichne, ſo rüſtig fortſchreiteſt, wie bisher, ſo wirſt Du bald am Ziele ſtehen und ein echtes „Vollblut“, „un lion comme il faut“, ſein.

Du frägſt mich, liebwerther Vetter, was ich vom Spiele halte, und ob daſſelbe eine jener Paſſionen ſei, deren ſich der Gentleman nicht zu ſchämen brauche?

Das Spiel, lieber Michel, iſt allerdings ein Laſter, aber, genau betrachtet, ein nobles Laſter, das manche ſpießbürgerliche Tugend aufwiegt.

Spielen, ſagte eine Geliebte Ludwigs XV. (die ſchöne Herzogin von Chateauroux), iſt eine edle Leidenſchaft, denn es gehört Muth und Entſchloſſenheit dazu, mit dem Zufall, dem boshafteſten aller Kobolde, in die Schranken zu treten, um ihm einen Vortheil abzutrotzen. Das Trinken macht uns ſtumpf, das Spielen regt uns auf; der Trunk macht uns feig, das Spiel macht uns kühn und dem Kühnen lächelt das Glück.

Spiele, guter Michel, aber trinke nicht, denn der Trunk gehört zu den philiſtröſen Leidenſchaften.

Das Spiel aber iſt, wohlgemerkt, eine jener gefährlichen Klippen, woran mancher Spießbürger, welcher den Gentleman zu ſpielen verſucht, zu ſcheitern pflegt; denn nichts verräth ſo ſchnell den innern Menſchen, ſeinen Charakter und ſeine Denkungsweiſe, als das Spiel. In der Hitze des Spieles giebt ſich Jeder, der nicht Gentleman iſt, tauſend Blößen, die den Philiſter verrathen. Letzterer lamentirt ewig über Unglück, das er Pech, der Gentleman aber Guignon nennt. Wenn der Spießbürger zwei Mal hinter einander ſchlechte Karten — der Gentleman nennt ſie Papier — erhält, ſo fährt er, ſo zu ſagen, „aus dem Häuschen", brummt, ſchimpft, flucht und ruft: »So etwas kann nur mir paſſiren! 'S iſt zum Teufel holen!! Solch Pech kann nur ich haben!!!« Hüte Dich vor ſolch einem Spieler, denn er verzeiht Dir weit eher hundert Ungezogenheiten, als einen einzigen Tric, den Du durch Deine Unachtſamkeit vergeben haſt; er wirft mit der Doſe, wirft mit den Karten, rückt mit dem Stuhle und will zehn Mal in einer Minute aus dem Pergament fahren. Der Gentleman giebt zu, daß er bisweilen irren kann, denn irren iſt menſchlich; der Philiſter aber kann, eben weil irren menſchlich iſt, niemals irren; er iſt ein unfehlbarer Spieler, ein unerreichbarer Meiſter, der jeden Andern für einen Stümper hält.

Aber noch viel unangenehmer iſt ſo ein Spießbürger, wenn er im Glücke ſitzt. In dieſem Falle verſucht er ſogar witzig zu werden und erſchöpft ſich in Witzen, die Du an den Spieltiſchen jeder Kneipe hören kannſt. Er hänſelt die Verlierenden und wird ſo ungenießbar, daß jeder Zoll ſeines Körpers ein Brechpülverchen iſt.

Der berühmte Fox, einer der größten Staatsmänner Englands, pflegte zu ſagen: Nächſt dem Genuſſe zu gewinnen, kenne er kein ſchöneres Vergnügen, als das: zu verlieren. Nur für ſolche Menſchen wurde das Spiel erfunden. Der Philiſter reißt ſich beim kleinſten Verluſte die Haare aus. Nur der gebildete Mann — merke Dir das, guter Michel! — verſteht die Kunſt, ſein Geld mit Lächeln zu verlieren.

Du frägſt mich, ob der Gentleman alle Spiele ſpielen darf?

Nein, guter Vetter, das darf er nicht. Es giebt Spiele, die eigens für Philiſter-Naturen erfunden zu ſein ſcheinen; zu dieſen Spielen gehören Lotto, langer Puff, Mariage, Piquet, Scat und vor Allem, lieber Vetter, Schafskopf!

Den Uebergang von den ungentilen zu den gentilen Spielen bildet das Ecarté, das Lieblingsſpiel der Commis voyageurs und jener Glücksritter, die ſich eine ganz eigenthümliche Geſchicklichkeit in der Kunſt, zu rechter Zeit den König aufzuſchlagen, angeeignet haben.

Beim Proponiren im Ecarté verlangt der Spießbürger, wenn er keine ſeiner Karten behält, Alle! Der Gentleman fordert: Paquet!

Auch Domino darf der Gentleman ſpielen, aber niemals im Kaffeehauſe, ſondern nur im Klubb oder in ſeinen vier Pfählen.

Die drei gentilſten Spiele ſind: L'hombre, Whiſt und Boſton. Die beiden erſtern werden ſich zu allen Zeiten in der Gunſt der Gentlemen erhalten; letzteres wird aber bald wieder gänzlich aus der Mode kommen oder den Frauen anheimfallen.

Beim Whiſt giebt es einen techniſchen Ausdruck, durch den Du den Gentleman vom Philiſter augenblicklich unterſcheiden kannſt: der Erſtere ſagt, wenn er drei Bilder des Trumpfes hat, deux d'honneurs, der Spießbürger, der mit der franzöſiſchen Sprache brouillirt iſt, ſagt deux honneurs; ein Bock, der Jedem, welcher die Anfangsgründe des Franzöſiſchen glücklich überwunden hat, ein bronzirtes Lächeln abnöthigen wird.

Auch iſt an der Art und Weiſe, wie Jemand Karten giebt, ſehr leicht der Grad ſeiner geſellſchaftlichen Bildung zu erkennen. Ein Menſch, der den Daumen an der Zunge anfeuchtet, um die einzelnen Karten loszulöſen, iſt ein Seehund erſter Klaſſe. Der Gentleman ſtreut die Karten wie Blumenblätter hin.

Beim Spiele darf der Gentleman nichts als Zuckerwaſſer trinken, der Philiſter pflegt in der Regel Grog oder Bayriſch Bier vorzuziehen!

Sechſter Brief.

Dein letztes Schreiben, herzlieber Michel, hat mich — erlaube mir, aufrichtig zu ſein — peinlich überraſcht. Du legſt mir darin das Geſtändniß ab, Du habeſt Dich auf dem Balle der Frau Pupillenräthin von Dachsbein, am Whiſttiſche, in die ſchönen kornblumenblauen Augen ihrer Mündel — Deiner Partnerin — dergeſtalt verliebt, daß Du, Falls Fräulein Benjamine Dir keinen Korb giebt, feſt entſchloſſen ſeiſt, ſie zu heirathen! Michel, einzig geliebter Michel, wie kann ein ziemlich geſcheidter Menſch, der noch obendrein Gentleman ſein will, 1843 Jahre nach Chriſti Geburt die unverantwortliche Betiſe begehen, ſich

— gleichviel in wen — zu verlieben und aus Liebe zu heirathen? Vetter, Vetter,

ſprich mir von allen Schreckniſſen des Gewiſſens,
nur von der Liebe ſprich mir nicht.

Du ſagſt, ſie ſei ſchön, geiſtreich, liebenswürdig! Aber ſagt das nicht Jeder, der das Unglück hat, verliebt zu ſein? Die, die wir lieben, iſt die Schönſte, hat Jouy und nach ihm jeder verliebte Gimpel behauptet. Doch geſetzt auch, daß dies keine optiſche Selbſttäuſchung, ſondern mathematiſche Gewißheit wäre, kann Schönheit denn jemals ein triſtiger Grund zur Entſchuldigung jener Thorheit ſein, für welche die Alles bemäntelnde Galanterie den Schmeichelnamen „Liebe" erfunden hat? Ich ſage: nein, nein und abermals nein! Denn Schönheit, guter Michel, iſt nur ein flüchtiges Alkohol, ein Räucherkerzchen, das, ſchnell heruntergebrannt, ſeinen Wohlgeruch verliert. Merke Dir alſo, lieber Vetter, daß Jeder, der ſich in eine Frau blos ihrer Schönheit willen verliebt, ein Schwachkopf oder ein Philiſter iſt, was auch hier wieder ziemlich auf Eins hinausläuft, denn ein Schwachkopf wird ſtets mehr oder weniger Philiſter, und ein Philiſter mehr oder weniger Schwachkopf ſein, **quod bene notandum!**

Ganz am Schluſſe giebſt Du Deinem Vetter, dem Dein Wohl mehr als das ſeinige am Herzen liegt, etwas dunkel zu verſtehen, daß Deine Schöne — nebenbei — auch nicht ganz ohne Vermögen ſei. Nebenbei, ſchreibſt Du und beweiſeſt dadurch, wie wenig, trotz aller guten Lehren, die ich Dir bisher ertheilt, wie blutwenig Du Dir Welt- und Menſchenkenntniß angeeignet haſt.

Das, was Du in Deiner präadamitiſchen Einfalt, in Deiner vorſündfluthlichen Naivetät Nebenſache zu nennen geruhſt, iſt ſchon ſeit langer, langer Zeit beim Heirathen Hauptſache geworden. Von je zehn Einfaltspinſeln, welche ſich den Leichtſinn zu Schulden kommen laſſen, ihre goldene Unabhängigkeit der eiſernen Laune eines Weibes aufzuopfern, heirathen anderthalb aus Liebe, drei und ein halber aus Aerger oder Langeweile und fünf blos aus Geld-Rückſichten. Von allen Ehen, die geſchloſſen werden (— man ſagt im Himmel, weil, wie Saphir meint, beide Theile gleich nach der Hochzeit aus den Wolken fallen —) ſind die ſogenannten Geldheirathen noch die vernünftigſten. Eine ſolche Vernunftheirath verhält ſich zu einer Heirath aus Liebe, wie ein Sack Geld zu einem Geldſack und letzterer wieder zu erſterem wie teufliſche Ironie zu göttlicher Wahrheit.

Ich komme noch einmal auf die Liebe zurück. Liebe, ehrlicher Michel, iſt eine jener Streitfragen, über die alle Philoſophen alter und neuer Zeit nie mit ſich einig geworden ſind. Das, was der Eine keck behauptet, hat der Andere noch kecker verworfen. Der Eine hat ſie von dieſem, der Andere von jenem Standpunkte betrachtet; Dieſer hat ſie in den Himmel erhoben, Jener in den Staub gezogen. Zu Letzteren gehört auch der gute Berliner, weiland Franz Horn, der ſie, plump genug, einen „potenzirten Trieb nach Fleiſchſpeiſe“ nennt. Auch ich, guter Michel, habe, ohne mir im Entfernteſten einfallen zu laſſen, mich für einen Philoſophen zu halten, im zweiten Jahrgang meines „Narren-Almanachs“ das Kapitel der Liebe mit Allem, was drum und dran, in den Kreis meiner Forſchungen gezogen und dort, wenn auch vielleicht wenig Neues, doch gewiß viel Wahres geſagt. Wenn Du nichts Beſſeres zu thun weißt, ſo lies es und ſage mir dann Deine Meinung, wenn Du überhaupt eine Meinung haſt. —

Nach meiner Anſicht, ausgezeichneter Vetter, iſt die Liebe unſerer Zeit ein chriſtlich-germaniſcher Begriff, der ſich zur Zeit der Kreuzzüge durch geiſtige Verſchmelzung morgen- und abendländiſcher Sitte ausgebildet und nach und nach mehr und mehr ausgebildet hat. Zwar gab es ſchon im grauen Alterthume eine Liebe; dieſe Liebe aber, guter Michel, war größtentheils nur ſinnlicher, nicht geiſtiger Natur. — Zur Zeit des alten Perikles liebten ſich die Griechen — das gebildetſte und geiſtreichſte Volk jener Zeit — um ſich die Zeit zu verkürzen, nicht aber, um ſich gegenſeitig zu langweilen. Und eben darum liebten ſie ſich, ohne daran zu denken, ſich zu heirathen. Damals herrſchte durchaus kein Zwang. Man liebte ſich ſo lange, als man ſich gegenſeitig liebenswerth erſchien. Und daher kam es, daß es damals weit weniger unglückliche Familien als in ſpätern Zeiten gab. Damals, wo die Liebe keine philiſtröſe Pflicht, keine ſogenannte Schuldigkeit, ſondern ein gegenſeitiges Vergnügen, ein freiwilliges Opfer war, damals gab es eine Aſpaſia, eine Lais, eine Theone; Weiber, die den Männern, welche ſie der Ehre ihres Umgangs würdig hielten, die finſtere Erde zum ſonnendurchwirkten Paradieſe umſchufen. Daß es damals auch ſchon eine Xantippe gegeben hat, iſt nur Ausnahme von der Regel; Letztere ſcheint überdem auch ſchlimmer in der Einbildung des griesgrämigen Sokrates, als in der Wirklichkeit geweſen zu ſein. — Erſt nachdem die Ehe aufgehört hatte, ein freiwilliger Vertrag zu ſein, ſtarben die Aſpaſien aus und kamen die Xantippen auf. In Ninon de l'Enclos, ſagt Balzac, wurde die letzte der Aſpaſien zu Grabe getragen; täglich aber wird eine neue Xantippe geboren. Und nur darum, herzlieber Vetter, ertheile ich Dir zwei wohlgemeinte Winke, Dir ſelber die Wahl überlaſſend, welchen von beiden Du befolgen willſt:

Liebe, ohne zu heirathen, oder heirathe, ohne zu lieben.

Im Uebrigen bitte ich Gott, daß er Dich in ſeinen heiligen Schutz nehme u. ſ. w.

Siebenter Brief.

Dein Entſchluß, ſchreibſt Du, ſei gefaßt. Du willſt Deine Schöne heirathen, nicht, weil Du ſie liebſt, ſondern nur darum, weil ſie — jetzt erſt rückſt Du mit der Wahrheit heraus — ein höchſt achtenswerthes Vermögen beſitzt, weil ſie, rund herausgeſagt, „unvernünftig reich“ iſt.

Bei dieſer feierlichen Gelegenheit ſchütteſt Du in das Herz Deines Freundes Deinen geheimen Kummer über Deine Geldverhältniſſe aus und geſtehſt mir — mit Thränen in der Feder — daß Du ſeit fünf Jahren, um bei den Damen Deines Ortes einen gewiſſen Grad von Aufſehen zu erregen, verteufelt viel Schulden gemacht, Schulden, die Dich quälen, Schulden, die

Dir armen Jungen ſchlafloſe Nächte verurſachen, Schulden, worüber Dein Gewiſſen Dir bittere Vorwürfe macht.

Zachariä von Lingenthal ſagt in ſeinem biographiſchen Nachlaſſe: »Ich habe, weil ich meine Unabhängigkeit geliebt, mich immer vor Schulden gehütet. Auch iſt die Kunſt, Schulden zu machen, eine ſchwere Kunſt.« Ich führe dieſe Stelle nur deshalb an, um Dir zu beweiſen, daß der berühmte Verfaſſer der „Vierzig Bücher vom Staate“ ein großer Philoſoph, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, ja alles Andere, nur kein Gentleman geweſen iſt; ſonſt hätte er unmöglich behaupten können, daß die Kunſt, Schulden zu machen, eine ſchwere Kunſt ſei. Jeder Gentleman, der darin eine, wenn auch nur alltägliche Routine erlangt hat, wird im Stande ſein, den ſchlagendſten Beweis zu liefern, daß von allen freien Künſten die des Schuldenmachens die allerleichteſte iſt.

Als ich — ſo jung wie Du — mehr Gläubiger als Tage im Jahre hatte, war ich der unabhängigſte, freieſte und froheſte Menſch auf Gottes Erdboden; ich ſelbſt machte mir nicht die geringſte Sorge, ſondern überließ ſie meinen Gläubigern. — Niemals — ſelbſt im Traume nicht — beging ich die Thorheit, mir über meine Schulden Gewiſſensbiſſe zu machen.

Ich kann in der That nicht begreifen, guter Vetter, wie Jemand die Philiſterhaftigkeit bis zu dem Punkte ausdehnen kann, ſich über Schulden Gewiſſensbiſſe zu machen. Die armen Eumeniden hätten viel zu thun, wenn ſie ihr ſchlangenumgürtetes Haupt, ihre bepechfackelten Hände in Dinge miſchen ſollten, die ſie, wie der Exekutor Purzel im „Weltumſegler wider Willen“ ſagt, in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht durchaus nichts angehen; ich möchte wiſſen, wo die guten Furien all' die Schlangen hernehmen ſollten, wenn ihnen Jemand zumuthen wollte, Jeden, blos darum, weil er Schulden hat, als Böſewicht zu verfolgen und in den Abgrund der Verzweiflung zu ſtürzen! Merke Dir ein für alle Mal, Schulden gehören vor das Stadtgericht, nie vor den Richterſtuhl der Erinnyen, nie vor das Forum des Gewiſſens.

Weißt Du denn überhaupt, was Gewiſſen iſt? Nimm den zweiten Band von Krug's „philoſophiſchem Lexikon“ zur Hand und ſchlage Seite 267 auf; dort wirſt Du finden, daß der geiſtreiche Verfaſſer des Werkes „**Mes rêves ou l'art de ne pas m'ennuyer**“ das Gewiſſen für nichts Angeborenes, ſondern für etwas Erkünſteltes, für eine Erfindung der alten Aegyptier hält. Er ſagt ſehr naiv: »**Les régulateurs de l'Egypte, pour compléter la civilisation, inventèrent la conscience!**«

Laſſe Dir darum alſo kein graues Haar wachſen, mache Schulden, ſo viel Du für nöthig hältſt und bezahle ſie niemals früher, als Du es im Stande biſt.

Schulden, lieber Michel, ſetzen Credit, Credit ſetzt Vertrauen, Vertrauen ſetzt Treue und Redlichkeit voraus; folglich iſt jeder Schuldenmacher ein Mann, der die ſchöne Maxime befolgt:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit.“

Falls Du Dich in der Art und Weiſe, wie der **Gentleman** Schulden entweder zu machen oder zu bezahlen hat, **noch mehr** ausbilden und allmälig vervollkommnen willſt, ſo ſtudire die im Jahre 1837 in Paris erſchienene „**Art de payer ses dettes**“ vom Baron Emil de l’Empeſé, einem ſtupend geiſtreichen Manne, dem die faſhionable Welt außer dieſem Werke noch ein anderes, nicht minder wichtiges verdankt, das den unſterblichen Titel „**l’art de mettre sa cravate**“ führt, die Quelle, aus der Dein Vetter ſeine Virtuoſität in der Sphäre der Halstuchknoten geſchöpft hat.

Der Montesquieu der Kunſt, ſeine Schulden zu bezahlen, ſtellt in ſeinem Werke folgende ſieben Haupttheſes auf:

1) Je mehr Schulden, deſto mehr Credit; je weniger Gläubiger, deſto weniger Hilfsquellen.

2) Jeder, der nicht creditirt, muß unfehlbar Bankeroutt machen, denn je mehr man creditirt, deſto mehr verkauft man; je mehr man verkauft, deſto mehr macht man Geſchäfte und je mehr man Geſchäfte macht, deſto mehr gewinnt man.

3) Die Bevölkerung jedes Staates zerfällt in zwei Klaſſen: in die erzeugende und in die verzehrende. Die Gläubiger ſind die produzirende, die Schuldner die conſumirende Klaſſe. Die erſte kann eben ſo wenig ohne die letzte, als die letzte ohne die erſte beſtehen.

4) Der Reichthum eines Staates hängt ſtets von der Größe ſeiner Schulden ab. Betrachte England und richte Dich darnach.

5) Jeder Staat beſteht aus zwei Menſchenklaſſen: aus der einen, die zu viel, und aus der zweiten, die nicht genug hat.

Es iſt an Dir, zwiſchen beiden Klaſſen das zur Erhaltung des Staates nöthige Gleichgewicht herzuſtellen.

6) Es iſt vernünftiger, hunderttauſend Francs einem Einzigen, als hundert Francs tauſend Gläubigern ſchuldig zu ſein.

7) Nichts iſt lächerlicher, als ſich Schulden halber zu grämen oder gar das Leben zu nehmen. Man muß für ſeine Gläubiger leben, aber nicht für ſie ſterben.

Merke Dir dieſe ſieben weiſen Lehren und es wird Dir, trotz der Schulden, die Du machſt, immer wohlergehen auf Erden wie im Himmel.

Mein nächſter Brief wird Dir einige Winke ertheilen, wie Du Dich im perſönlichen Umgang mit Deinen Gläubigern zu verhalten haſt.

Bis dahin behalte lieb u. ſ. w. "

Achter Brief.

Am Schluſſe meines letzten Schreibens habe ich Dir einige Winke verſprochen, wie Du Dich im perſönlichen Umgange mit Deinen Gläubigern zu verhalten haſt. Ich würde Dir, liebes Kind, ganz einfach eine von den zwölf Auflagen von Knigge's klaſſiſchem Werke „Ueber den Umgang mit Menſchen“ anempfehlen, wäre ich nicht allzu ſattſam überzeugt, daß die meiſten Gläubiger wahre Unmenſchen, Barbaren, Quälgeiſter ſind, welche anders behandelt, anders gezähmt, anders gekirrt ſein wollen, als gewöhnliche Menſchenkinder.

Die heilige Schrift — das zweite Buch Moſis, Kapitel 22, Vers 25 — verbietet zwar jedem Gläubiger, ſeinen Schuldner zu treten (Kunſtausdruck, guter Vetter, für drängen, drücken, quälen, peinigen); was aber fragt ein ſo gottloſer Gläubiger, ſo ein mitleidloſer Phariſäer, ſo ein kieſelherziger Manichäer, nach der heiligen Schrift, nach Moſes und deſſen weiſen Satzungen? Zu allen Zeiten und bei allen Völkern berief ſich der Gläubiger auf die menſchlichen Geſetze, die ſeine Unmenſchlichkeit — albern genug — in Schutz genommen haben.

Danke Deinem Schöpfer, mein ausgezeichneter Vetter, daß Du nicht ſchon zu den Zeiten der Maccabäer gelebt haſt. Damals war ein Schuldenmacher viel ſchlimmer daran, als heutzutage. Der jüdiſche Gläubiger hatte das Recht, Dich Schulden halber nicht blos in den Kerker werfen, ſondern auch, wie einen Schöps oder Hammel, verkaufen zu dürfen. Das barbariſche Geſetz erlaubte ſogar, auch Dein Weib und Deine Kinder zu Gunſten Deines unbarmherzigen Gläubigers vertrödeln zu laſſen. Damals wurde manche ſchöne Jüdin um ein wahres Lumpengeld verſchachert. Beſtände das unmenſchliche Geſetz noch heutzutage, wie mancher Jude liefe nicht, blos Schulden halber, je eher je lieber zum Chriſtenthume über!

Von den ſieben Weiſen Griechenlands habe ich von jeher für den guten Solon die meiſte Vorliebe gefühlt, weil er der Erſte geweſen war, der den Athenienſern das vernünftige Geſetz gegeben hatte, daß bürgerlicher Schulden halber kein Grieche eingeſperrt werden dürfe. Er war es, der das abſcheuliche Geſetz des Perſonalarreſtes aufgehoben hat.

Wie einfältig, wie albern, wie dumm waren dagegen die Rhodier! Nach ihrer Geſetzgebung wäreſt Du, beklagenswerther Vetter, nicht allein für die eigenen Schulden, ſondern auch obendrein für die Deines Vaters verantwortlich geweſen, ſelbſt dann noch, wenn Du aus Vorſicht auf deſſen Erbſchaft großmüthig Verzicht geleiſtet hätteſt. Würde das Rhodiſche Geſetz, daß alle Söhne verbunden ſeien, auch die Schulden ihrer Herren Väter zu bezahlen, heutzutage bei uns eingeführt werden, welcher dumme Teufel möchte dann wohl noch Sohn und nicht lieber Tochter ſein wollen?

Noch unmenſchlicher und grauſamer war das Geſetz der zwölf Tafeln; es erlaubte den armen Schuldner in Stücke zu zerreißen und ihn gliedweiſe unter ſeine Gläubiger zu vertheilen. Hatte der Unglückliche blos einen einzigen Creditor, ſo durfte Dieſer Jenen zwar nicht tödten, aber, was noch viel ſchlimmer war, als Sklave auf öffentlichem Markte an den Meiſtbietenden verſteigern.

Die indiſche Geſetzgebung, guter Vetter, war in dieſem Punkte weit menſchlicher und viel galanter. Sie geſtattete dem Gläubiger, der ſein Geld nicht erhielt, ſich mit der Frau ſeines Schuldners oder mit derjenigen ſeiner Töchter, die ihm am beſten gefiel, gütlich abzufinden. Während die armen europäiſchen Ehemänner oft Jahre lang gebrauchen, um die Schulden ihrer putzſüchtigen Frauen zu bezahlen, ſteht es in der Macht der indiſchen Frauen, die Schulden ihrer Ehemänner in einer einzigen Nacht abzutragen. Wie mancher tiefverſchuldete Ehegatte möchte deshalb weit lieber Indianer als z. B. Reuß-Greiz-Schleizer ſein!

In der Türkei durfte der Gläubiger jeden ſeiner Schuldner ſpießen und, wenn derſelbe kein Muſelmann war, ſogar ohne Seife ſpießen laſſen, was die Procedur natürlich noch viel ſchmerzhafter machte.

Kehren wir nun nach Rom zurück.

Strenge Geſetze, ausgezeichneter Vetter, überleben ſich bald. Die Barbarei des Zwölftafelgeſetzes währte, hinſichtlich der Zerſtückelung der Schuldner, nur bis zum Jahre 428, wo auf Antrag des Volkstribunen Petilius, der, einem on dit zu Folge, ſehr verſchuldet geweſen ſein ſoll, den Conſuln ein Geſetz abgenöthigt wurde, das die Tödtung der Schuldner aufhob und dem Gläubiger blos das Recht einräumte, ſie in einem öffentlichen Gefängniſſe ſo lange zurückzuhalten, bis ſie ihre Schulden bezahlt hatten.

Julius Cäſar, die Frau aller Männer und der Mann aller Frauen, der in ſeiner Jugend mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatte, erbarmte ſich der armen, freiheitberaubten Schuldner und bewilligte ihnen die Wohlthat der Güterabtretung (**cessio bonorum**), durch die ſie ſich vom Perſonalarreſt befreien konnten.

Seit jener Zeit hat ſich in dieſem Punkte der Geſetzgebung wenig geändert. Nur auf der Inſel Korea herrſcht noch bis heute die alte Sitte, die dem Gläubiger das Recht einräumt, ſeinem Schuldner tagtäglich fünfzehn Bambushiebe zu geben; ein Recht, das bei uns zu Lande, wo der zudringliche Gläubiger oft vom Schuldner Prügel erhält, köſtlich parodirt wird.

Ich komme jetzt endlich zur Hauptſache.

Merke Dir vor Allem, daß nicht alle Gläubiger aus einem Thone geknetet, über einen Leiſten geſchlagen, über einen Kamm geſchoren ſind, ſondern daß jeder Einzelne eine andere Behandlung verlangt.

Nach meiner Anſicht, mein überaus geliebter Vetter, zerfällt das leider allzuzahlreiche Genus der Gläubiger in vier Species, die nach den vier Temperamenten einzutheilen ſind in

1) ſanguiniſche,
2) choleriſche,
3) phlegmatiſche und
4) melancholiſche Gläubiger.

Jede dieſer vier Species zerfällt wieder, wie das Geſchlecht der Bremſen, in unzählige Varietäten oder Spielarten, und wie es Ochſen-, Schaf-, Pferde- und Rennthier-Bremſen giebt, alſo giebt es auch Ochſen-, Schaf-, Pferde- und Rennthier-Gläubiger.

Der ſanguiniſche Gläubiger (**Tabanus sanguinicus**) iſt gutmüthig, leicht gerührt, ſchnell überzeugt und äußerſt nachgiebig, leider aber nicht ganz zuverläſſig; heute verſpricht er Dir Nachſicht und morgen — verklagt er Dich. Zu dieſer Species zweibeiniger Bremſen gehört vor Allem der Schneider (**Tabanus sartor**).

— Monſeigneur, fragte ein Gläubiger den Fürſten von Talleyrand, ich möchte gern wiſſen, wann Sie mich endlich einmal bezahlen werden?

— Gott im Himmel, rief der hinkende Teufel, wie kann man ſo neugierig ſein!

Notire Dir dieſe ausweichende Antwort; ſie verblüfft und iſt von ſo überraſchender Wirkung, daß ich mit deren Hilfe ſchon mehr als einen Schneider ſiegreich in die Flucht geſchlagen habe.

Als ich noch Garçon war, hatte ich einen Schneider, der mir am Erſten jedes Monats die unbezahlbare Ehre erwies, ſich weniger nach dem Befinden meiner fünf Sinne, als nach dem meines Geldbeutels zu erkundigen.

— Sie verlangen Geld von mir, edler Freund und Gönner?

— Nun ja, wenn es Sie nicht genirt ...

— Durchaus nicht, ſagte ich und öffnete mein Schreibpult.

Das Geſicht meines Schneiders ſtrahlte vor Freude, denn ſeine Seele ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß ich ihm wenigſtens einen Theil ſeiner Rechnung bezahlen würde.

Aber ſtatt des Geldes zeigte ich ihm ein halbes Dutzend verſiegelter Briefe.

— Sie irren, würdiger Mäcen, wenn Sie ſich dem Aberglauben hingeben, daß blos auf der Liſte Ihrer Gläubiger ſaumſelige Zahler ſtehen. Ach, auch ich weiß ein Lied davon zu ſingen ... doch, daß ich's nicht vergeſſe ... darf ich Ihnen eine echte Havanna ... **dos amigos ... première qualité** anbieten?

— Danke verbindlichſt, ich rauche nicht.

Das wußte ich, ausgezeichneter Vetter, ſonſt hätte ich ihm gewiß keine angeboten.

— Ja, wie geſagt, auch ich weiß ein Lied davon zu ſingen. Sie ſehen hier fünf Mahnbriefe. Der Eine dieſer Herren ſchuldet mir 8 Louis, die ich ihm im Ecarté vorgeſchoſſen; der Andere 50 Thaler, die ich ihm vor ſechs Monaten geliehen; der Dritte einen kleinen Reſt von 12 Carolins für eine reizend ſchöne Apfelſtute, die ich ihm ſchon im vergangenen Jahre verkauft; den Vierten mahne ich nun bereits zum fünften Male um 6 Dukaten, die ich ihm auf ſein Ehrenwort geliehen; der fünfte Brief iſt an eine junge Choriſtin gerichtet, die mir ſo lange die Ohren vollgeheult, ſie brauche einen neuen Shawl, daß mir endlich nichts Anderes übrig geblieben war, als für 86 Thaler gut zu ſagen, die ich ſeitdem längſt bezahlt habe. Lauter Kleinigkeiten, wie Sie ſehen — ich betonte das Wort abſichtlich etwas auffallend — aber wenn man all' dieſe Bagatellen zuſammenrechnet, kommt doch ein hübſches Sümmchen heraus.

— Ein Sümmchen? Eine Summe, eine reſpektable Summe!

— Nun ſehen Sie, lieber Freund, wie oft man ſich blos für Andere in Noth und Sorgen ſtürzt. Aber der Faden der Geduld platzt zuletzt ... Nicht wahr?

— Natürlich ...

— Ich habe meine Freunde heute zum erſten Male ernſtlich erſucht, an die Bezahlung ihrer Poſten zu denken, denn auch, ma foi! ich brauche mein Geld.

— So gut als ich das meinige, ſagte der Schneider.

— Ich habe dieſe fünf Briefe Anfangs auf die Stadtpoſt werfen wollen, mir jetzt aber die Sache anders überlegt. Meine Schuldner könnten die Ausrede gebrauchen, ſie hätten meine Mahnung nicht erhalten, und deßhalb habe ich mich entſchloſſen...

— Es zu machen wie ich und ſelbſt hinzugehen ...

— Das nicht.

— Was denn?

— Sie zu bitten, dieſe Briefe an ihre Adreſſen abzugeben.

— Bin ich denn Ihr Laufburſche? fragte der Sanguiniker.

— Sie ſind mehr als das. Sie ſind mein Gönner, mein Beſchützer, mein Freund! rief ich und ſchloß den tiefgerührten Schneider feſt in meine Arme.

Das ehrliche Kameel! Faſt hätte es an meinem Krokodilherzen Thränen der reinſten Freude vergoſſen!

— Man kann Ihnen nichts abſchlagen, ſprach mein Mäcen; geben Sie her die Briefe.

— Sie wollen ſich alſo wirklich damit beläſtigen?

— Haben Sie es nicht verlangt?

— Gut! Zum Danke dafür will ich Alles, was Sie darauf einnehmen, morgen brüderlich mit Ihnen theilen.

— Schön, ſagte der Schneider, nahm die fünf Briefe und galoppirte für mich durch die halbe Stadt.

Du fragſt mich, naiver Vetter, ob jene Briefe wirklich mahnenden Inhalts geweſen??? Unter vier Augen geſagt: Nein! Denn keine von allen Perſonen, an die ſie gerichtet, war mir

Etwas ſchuldig. Meine Briefe enthielten Mittheilungen der gleichgiltigſten Art.

Als der Schneider am andern Morgen zu mir ins Zimmer trat, rief ich ihm donnernd entgegen:

— Nun, Mann Gottes, bringen Sie Geld?

— Nein!

— Und weshalb nicht?

— Weil ich von allen Fünfen keinen Heller erhalten habe. Der Eine ſchlief noch, der Andere war ſchon ausgegangen, der Dritte war noch gar nicht nach Hauſe gekommen, der Vierte war ausgezogen, ohne die Adreſſe ſeiner neuen Wohnung zu hinterlaſſen, und die Dame vom Theater ließ mir herausſagen, daß ſie Ihnen ſchriftlich antworten wolle.

— Sehen Sie, das hat man von ſeiner Bereitwilligkeit! Der Teufel hole alle guten Freunde und die Choriſtin obendrein! Ich bin ſo aufgebracht, ſo empört, ſo wüthend, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen könnte.

— Aber warum denn?

— Blos Ihretwegen! Es thut mir weh, es blutet mir das Herz, Sie auch heute ohne Geld fortſchicken zu müſſen …

— Faſſen Sie ſich, wir müſſen nun einmal mit unſern Gläubigern Geduld haben …

— Wann aber beſuchen Sie mich wieder?

— In vier Wochen!

— Nein, edler, großmüthiger Freund, ich erwarte Sie in längſtens vierzehn Tagen … bis dahin hoffe ich …

— Schon gut, ſchon gut, ſagte der Schneider, wiſchte ſich eine erbſendicke Thräne aus dem Auge und ging.

Acht Tage ſpäter erhielt ich vom Stadtgericht eine Vorladung, aus der ich erſah, daß er mich Tags darauf verklagt hatte.

So ſind ſie, dieſe ſanguiniſchen Schneider!

— — — — —

Der **choleriſche Gläubiger** (Tabanus cholericus) iſt ſehr zum Zorne und zum Schimpfen geneigt, wird durch Widerſpruch noch mehr aufgereizt und droht jeden Augenblick, einen furchtbaren Skandal zu machen. Im Ganzen aber iſt er nicht ſo grimmig, als er ausſieht, und läßt ſich durch Ruhe und Gelaſſenheit entwaffnen. Er droht beſtändig mit einer Klage, aber klagt in der That nur höchſt ſelten. Zu dieſer Klaſſe gehört vor Allem der Schuſter (Tabanus sutor).

Als ich noch Garçon war, hatte ich natürlich auch einen Schuſter, dem ich dann und wann Etwas ſchuldig blieb. Beſagter Pechmenſch war ein Grobian der feinſten, oder richtiger geſagt, der gröbſten Sorte, ein Flegel erſter Klaſſe, der den Feldzug von 1813 mitgemacht, das eiſerne Kreuz und, dieweil er einen Pudel und zwei Gensd'armen aus dem Waſſer gezogen, die goldene Rettungsmedaille erhalten hatte, worauf er, im Vorbeigehen geſagt, viel ſtolzer als der Fürſt Metternich oder der Herzog von Wellington auf alle ihre Crepundien war.

— Herr, ſagte er eines Morgens, ich brauche mein Geld.

— Ich gleichfalls, gab ich ihm ruhig zur Antwort.

— Meine Rechnung beträgt 14 Thaler 28 Silbergroſchen, und wenn Sie mich nicht augenblicklich bezahlen, ſo mache ich Ihnen ſolch einen Mordſpektakel, daß in fünf Minuten das ganze Haus zuſammenläuft.

— Thun Sie das; ich fürchte mich nicht. Poltern, ſchimpfen, fluchen Sie. Ihr Zorn wird mir vielen Spaß machen. Je mehr Sie ſich ereifern, deſto mehr werde ich lachen, und wenn die Zeugen, die Sie herbeiwünſchen, erſchienen ſind, werde ich die Thür öffnen und ihnen ſagen: »Seht her, ſo benimmt ſich einer der ruhmgekrönten Krieger, die 1813 das Vaterland von der Schmach der Zwingherrſchaft befreit, ſo benimmt ſich ein Held, der zwei Fahnen und Gott weiß wie viel Kanonen erbeutet, ſo benimmt ſich ein Ritter des eiſernen Kreuzes, ein Inhaber der goldenen Rettungsmedaille, der einen Pudel und zwei Gensd'armen aus dem Waſſer gezogen, ſo benimmt ſich ein Mann, ein Meiſter, ein Bürger, vielleicht einſt ein Stadtverordneter der Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin, weil er ſich vom Zorne, der unedelſten aller Leidenſchaften, auf einen Augenblick hinreißen ließ, ſeine Meiſterwürde zu vergeſſen und ſich wie der letzte ſeiner Schuſterjungen zu betragen.«

— Herr! rief der Schuſter, deſſen Wuth mit einem Male gebrochen war.

— Nun, edler Krieger, tapferer Vaterlandsvertheidiger, was hindert Sie in Ihrem Vorhaben? Warum poltern, warum fluchen, warum ſchimpfen Sie nicht? Warum machen Sie nicht Mordſpektakel, damit die ganze Nachbarſchaft zuſammenläuft und

Sie, den Helden, den Bürger, den zukünftigen Stadtverordneten in der Glorie Ihres Zornes bewundern kann???

Selbſt der gröbſte aller Grobiane, guter Vetter, hat eine Stelle, wo er kitzlich iſt. Findeſt Du dieſe Stelle, ſo ſteht es in Deiner Macht, den vierſchrötigſten Flegel in einen empfindſamen Galant-homme, den Tiger in einen Schöps umzuwandeln. Es giebt keinen Schuſter, der nicht ehrgeizig iſt. Ich kannte dieſen kitzlichen Punkt und wußte ihn zu benutzen.

— Ach, Herr! rief der zerknirſchte Schuſter und Stadtverordnete in spe, es war ja nicht ſo bös gemeint; ich ſpaßte ja nur. Wie können Sie nur glauben, daß es mir jemals einfallen könnte, Sie wegen lumpiger 14 Thaler 28 Silbergroſchen, die ich von Ihnen zu fordern die Ehre habe, zu mahnen, Ihnen wegen dieſer Lumperei nur ein böſes Wort zu ſagen?

— Aber weshalb ſind Sie denn jetzt hier?

— Weshalb ich hier bin? fragte der Vaterlandsvertheidiger, eine Sekunde lang einhaltend. Weshalb ich hier bin? Um Ihnen, wenn Sie erlauben, Maaß zu nehmen zu einem Paar neuen Stiefeln, denn ich will es Ihnen nur geſtehen, ich wünſche mir in meinem ganzen Leben keinen beſſern Kunden, als Ew. Hochwohlgeboren.

— Es freut mich, daß Sie dies einſehen, ſagte ich, warf mich auf's Sopha und hielt ihm den rechten Fuß hin.

Der gebändigte Tiger ließ ſich auf ein Knie nieder, um mir Maaß zu nehmen.

— So, ſagte er, nun bin ich fertig.

— In vier Wochen ſollen Sie Ihr Geld erhalten.

— Sie beſchämen mich, ſprechen wir nicht mehr davon…

— Nun denn, auf Wiederſehen! Wenn ich einſt die Geſchichte des glorreichen Jahres 1813 ſchreibe, ſo ſein Sie überzeugt, daß Ihr Name darin nicht fehlen wird. Bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie und Ihre Kunden in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Schluchzend trat der Schuſter ſeinen Rückzug an.

— — — — —

Der phlegmatiſche Gläubiger (**Tabanus phlegmaticus**) liebt die Ruhe, haßt jede Aufregung, geht ſtets vorſichtig zu Werke und läßt ſich daher nur ſelten zu einer Unbeſonnenheit, nie aber zu Haß und Zorn hinreißen; er mahnt ſehr artig, leider aber öfterer als jeder Andere und, wenn's ſein muß, ſogar tagtäglich mit einer unermüdlichen Ausdauer. Von allen Gläubigern iſt er — merke es Dir, lieber Vetter — der unerträglichſte. Zu dieſer Klaſſe gehört vor Allen der Friſeur und Barbier (**Tabanus comae textor** und **Tabanus tonsor**). Dieſe Art von Bremſen kannſt Du Dir nur durch zwei Mittel vom Halſe ſchaffen. Durch Geld oder — Grobheit.

Vergiß überhaupt nicht, Dich in der faſhionablen Kunſt, mit Manier grob zu ſein, immer mehr und mehr auszubilden, denn nur der Philiſter iſt gegen Jedermann artig und zuvorkommend, der Gentleman aber gegen Alles, was nicht ſeines Gleichen iſt, immer abſtoßend, patzig, grob. Wenn der Gentleman einem Philiſter auf den Fuß tritt, ſo bittet der Getretene um Entſchuldigung; der Gentleman entſchuldigt ſich nur ſelten und auch dann nur im Vorbeigehen. — Grobheit, mein artiger Vetter, iſt der Schlüſſel zum Geheimniſſe, ſein Glück zu machen, denn ein unverſchämter Flegel kommt in der civiliſirten Welt immer weiter, als der feingebildete, ſchüchterne und beſcheidene Mann. Beſcheidenheit, lieber Vetter, bringt oft ſelbſt den Reichen in den Geruch eines armen Teufels. Mir fällt dabei das hübſche Epigramm ein:

„Seit Göthe hat geſagt: »Nur Lumpe ſind beſcheiden,«
Nimmt jeder Lump ſich vor, Beſcheidenheit zu meiden.“

Grobheit, mein beſcheidener Vetter, iſt weiter nichts, als Ironie im Schlafrock; Spott, Ironie und Malice aber ſind zu allen Zeiten die gefährlichſten Waffen geweſen. Merke Dir den Fibelvers:

„Bemühe Dich, mein Freund, recht göttlich grob zu werden,
Auf daß es wohl Dir geh' im Himmel und auf Erden.“

— — — — — — — — —

Der melancholiſche Gläubiger (**Tabanus melancholicus**) iſt ängſtlich um ſeine Zukunft beſorgt und ſehr zu Geiz und Mißtrauen geneigt; ſeine Schwermuth verleitet ihn gar oft zur Selbſtpeinigung und zum Menſchenhaß; er malt ſich und Andern, um ſie zum Mitleid zu bewegen, die gräßlichſten Bilder vor und ſieht Geſpenſter und Leichen, wo keine ſind. Zu dieſer Species gehört vor Allem jene Klaſſe von Biedermännern, die Dir auf unmenſchlich hohe Zinſen Geld leiht, der Wucherer (**Tabanus foenerator**).

Dieſer Gläubiger hat beſtändig Seufzer auf den Lippen, Thränen in den Augen und Trauer im Herzen; er erzählt Dir lange Jeremiaden und Odyſſeen von Unglücksfällen, die ihn unabläßlich verfolgen; faſt täglich iſt ſein armes Weib von einem Zwillingspaare entbunden worden, allwöchentlich ſtirbt ihm „ein armes Wurm“ am Keuchhuſten oder an der Bräune; heute muß er den Apotheker und morgen den Doctor, heute die Miethe und morgen ſeine Lebensverſicherungs-Police bezahlen. Er klagt, winſelt, jammert und heult beſtändig, bittet Dich, mit ſeinem Unglück Erbarmen zu haben und ihm das Geld — noch vor der Verfallzeit — zurückzuzahlen.

Vor zwölf Jahren trat einer dieſer edlen Menſchenfreunde mit einem Trauerflor um Arm und Hut in mein Zimmer ein.

— Sie trauern? fragte ich bewegt. Um wen?

— Um mein armes Weib, das die himmliſche Vorſehung vorgeſtern am Magenkrebs zu ſich genommen hat, erwiderte der arme Mann, der darauf wie ein Kind zu heulen anfing. Morgen früh ſoll ſie begraben werden und ich habe keinen Groſchen Geld, um den Sarg und die Beerdigungskoſten zu bezahlen.

— Vor einigen Tagen war Ihre Frau ja noch friſch und geſund.

— Die Wege der Vorſehung ſind dunkel. Heute roth und morgen todt! rief er aus und zerfloß in Thränen.

Gerührt öffne ich meine Schatulle, um dem armen Teufel vier Wochen vor der Verfallzeit meinen Wechſel zu bezahlen, als die Thür ſich aufthut und ein Weib den Kopf zur Thür hineinſteckt und mich fragt:

— Verzeihen Sie, iſt mein Mann noch da?

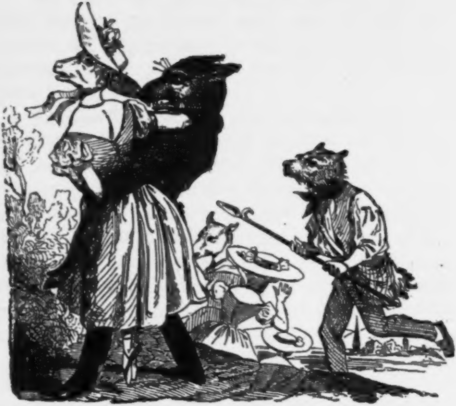
Der Heuchler ſtand wie vom Blitz getroffen; ich aber ſchlug ein lautes Gelächter auf, warf meine Schatulle zu und — den Heuchler zur Thür hinaus.

Ich erzähle Dir das, um Dir zu beweiſen, daß Du keiner dieſer melancholiſchen Stechfliegen glauben darfſt. Winſeln ſie, ſo lache; jammern ſie, ſo ſpotte, und werden ſie unangenehm, ſo wirf als Gentleman den Philiſter zur Thür hinaus. Mit Grobheit, wie geſagt, gelangt man immer am ſchnellſten zum Ziele.

Schließlich gebe ich Dir noch einen andern, wohl zu beherzigenden Rath:

Sei lieber zehn Männern, als einer einzigen Frau Etwas ſchuldig, denn es giebt keine nergelnderen Gläubiger, als die weiblichen. Nach der Peſt und Cholera kenne ich überhaupt nichts Gefährlicheres in der Welt, als eine Gläubigerin.

Gefahr im Verzuge.



Tugend ſchützt vor Thorheit nicht.

Frau von R.......y.

Opus 999.

I.

Sei gegrüßt, Krone der ſchleſiſchen Bäder; ſei gegrüßt, mein herzliebes Warmbrunn, Du Bad der Bäder, Du Juwel des blauen Rieſenkammes; ſei gegrüßt, Du herrlich ſchönes Sudetenthal mit Deinen lachenden Dörfern und Deinen freundlichen Kapellen; ſeid gegrüßt, Hermsdorf, Stohnsdorf, Erdmannsdorf und Schreiberau; ſei gegrüßt, mein altes, bemooſtes, himmelanſtrebendes Rieſengebirge mit Deiner ehrwürdigen Schneekoppe und Deinen neckiſch-heitern Märchen vom ewigjungen Rübezahl; ſei gegrüßt, mein ſagengekrönter Kynaſt mit Deinem altergrauen, vom Blitze zerſtörten Burgſchloſſe und Deinem männerhaſſenden Burgfräulein; ſei gegrüßt, Du ſchmucker Kochel- und Zacken-Fall mit Deinen ſpiegelhellen Wellen und Deinen köſtlichen Forellen, bei deren Erinnerung mir das Waſſer im Munde zuſammenläuft; ſeid gegrüßt viel tauſend tauſend Mal, Ihr lieben

Orte, wo ich als Knabe von zehn Jahren die erſten Freuden des Lebens genoß, ſeid gegrüßt zum Xten Mal!

Nun aber raſch zurück nach Warmbrunn.

Die Saiſon des Jahres 1835 war eine der beſuchteſten dieſes Kurorts. Die Badeliſte zählte mehr als 2000 Gäſte, darunter viel polniſcher Adel, deſſen großer Reichthum und ſybaritiſche Pracht dem heitern Badeleben einen glänzenden Luſtre lieh.

Zu dieſem Theile der Gäſte gehörte auch Frau von R.......y, die Wittwe eines in der polniſchen Revolution von 1830 auf dem blutgefärbten Bette der Ehre gefallenen Obriſten, der ihr außer einem alten, ruhmbedeckten Namen auch ein ſehr bedeutendes Vermögen, leider aber weder einen männlichen noch weiblichen Erben ſeines Namens hinterlaſſen hatte. Nach dem Tode ihres Gemahls war Frau von R.......y nach Schleſien geflüchtet und hatte ſich in Breslau niedergelaſſen. Jeden Sommer pflegte ſie, ihrer zerrütteten Geſundheit wegen, Warmbrunn zu beſuchen und hier zwei bis drei Monate zu verweilen.

Frau von R.......y bewohnte ein großes Quartier im „Berliner Hofe“, lebte aber ſehr zurückgezogen, ſah höchſt ſelten oder gar nicht Geſellſchaft bei ſich und führte ein ziemlich ascetiſches Leben.

Zu den Wenigen, mit denen ſie vertrauten Umgang pflog, gehörte General S. aus B., ein Jugendfreund ihres verſtorbenen Gemahls, ein ſchon bejahrter, aber noch immer ſehr liebenswürdiger Militär, der all' ſeine geiſtige Kraft aufbot, ſeiner lieben Freundin den Aufenthalt in Warmbrunn ſo angenehm als möglich zu machen. Er beſuchte ſie faſt täglich, blieb ein paar Stündchen bei ihr und ließ alle Minen ſeines Humors ſpringen, um ſie beſtmöglichſt aufzuheitern.

— Sie müſſen wieder heirathen, liebe Freundin, ſagte er eines Morgens, als Frau von R.......y, in trübe Gedanken verſunken, ſchweigend auf der Cauſeuſe ſaß.

— Ich heirathen? Bin ich denn nicht ſchon zu alt dazu?

— Zu alt? wiederholte der General und fing zu lächeln an. Ich kenne viel ältere Frauen, welche Männerherzen erobert haben. Zudem wüßte ich einen Mann, der ganz für Sie geſchaffen wäre. Sie ſind eine aufgeklärte Frau, die nicht auf Rang und Vermögen ſieht. Sie lieben die Kunſt und ehren die Künſtler. Ich kenne einen jungen Mann, der Ihrer würdig wäre.

— Kenne auch ich den jungen Mann?

— Sie werden ihn wohl ſchon oft auf der Promenade geſehen haben. Er fällt allgemein wegen ſeiner Jugend und Schönheit auf ... er iſt Maler und ...

— Heißt, wenn ich nicht irre, Robert ...

— Ganz recht, aber, mein Gott, woher wiſſen Sie das?

— Hedwig, mein Kammermädchen, hat es mir geſagt.

— Und woher kennt ihn Hedwig?

— Von Breslau. Ich bin in der That geſpannt, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Der junge Mann ſoll eben ſo geiſtreich als talentvoll ſein.

— Erlauben Sie mir alſo, daß ich ihn einführen darf?

— Recht gern, doch unter welchem Vorwande?

— Der liegt ſehr nah. Robert ſoll Sie malen.

— Mein Gott, für wen?

— Welche Frage? Für den aufrichtigſten Ihrer Verehrer, für mich, meine liebenswürdige Freundin!

— Sie ſind ein loſer Spötter. Aber, ſagen Sie mir aufrichtig, bin ich denn nicht ſchon viel zu alt für ihn?

— Schon wieder zu alt! Das iſt die ewige Angſt, die Sie quält. Beruhigen Sie ſich, theure Freundin! Ein geiſtreicher Mann ſieht überdem weniger auf Jugend und Schönheit, als auf Geiſt und Herz, und wo gäbe es eine zweite Frau in Ihren Jahren, die mehr Geiſt, mehr Herz beſäße, als Sie, meine angebetete Freundin!

— Sie ſind heute einmal in der Laune, mir zu ſchmeicheln; ich muß es mir gefallen laſſen; doch fürchte ich ...

— Fürchten Sie nichts, liebe Freundin. Morgen wird er Ihnen ſeine Aufwartung machen.

So plauderten ſie noch ein Weilchen. Frau von R.......y theilte ihrem Freunde ein Plänchen mit, das ſie in aller Schnelligkeit ausgebrütet hatte, um den jungen Maler auf eine gefährliche Probe zu ſtellen. Der General fand den Gedanken ganz charmant und gab ſein Ehrenwort, nichts davon zu verrathen.

Hedwig wurde mit ins Complott gezogen.

II.

In der Pappel-Allee, die zur Gallerie, dem Stelldichein der vornehmen Welt, führt, begegnete General S. ſeinem jungen Freunde, dem Maler Robert, der, ſeine Cigarre rauchend, auf- und abſchlenderte und mit jedem hübſchen Frauengeſichte, das ihm in den Weg kam, bald aus dieſer, bald aus jener Tonart kokettirte; als Künſtler liebte er Alles, was ſchön war.

— Guten Morgen, Robert.

— Guten Morgen, General.

— Was treiben Sie?

— Ich flanire.

— Haben Sie Langeweile?

— Mehr, als ich mir wünſche.

— Es fehlt Ihnen an Bekanntſchaft?

— Leider!

— Morgen um dieſe Zeit will ich Sie, wenn es Ihnen recht iſt, bei einer Dame einführen, welche Ihre Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Gefällt ſie Ihnen, ſo können Sie ſie heirathen. Die Dame iſt zwar nicht mehr jung; im Gegentheil ſchon etwas alt, aber doch immer noch liebenswürdiger als manches Mädchen, das auf die Blüthe ſeiner Jugend pocht; denn die Dame, der Sie vorgeſtellt werden ſollen, iſt klug, geiſtreich und — was mehr als Alles ſagen will — reich, ſehr reich.

— Ihr Name? fragte Robert, der durch das letzte Epitheton etwas neugierig geworden war.

— Frau von R.......y, Wittwe eines polniſchen Obriſten, Beſitzerin mehrerer Herrſchaften in Schleſien und zweier Häuſer in Breslau ...

— Die Frau fängt an, mir Intereſſe einzuflößen, ſprach der Maler, die Cigarre wegwerfend, deren Feuer plötzlich ausgegangen war. Wie alt iſt ſie ungefähr?

— Zwiſchen vierzig und fünfzig.

— Das iſt etwas ſehr alt.

— Doch gewahrt man auf ihrem einſt himmliſch-reizenden Geſichte noch immer einzelne Spuren früherer Schönheit. Ihr Auge ſtrahlt noch dann und wann vom alten Glanze, der früher die ganze Männerwelt geblendet, entzückt und bezaubert hat. Sie beſitzt noch immer eine ziemlich hübſche Hand, einen ziemlich hübſchen Fuß und ...

— Wie viel Vermögen?

— So viel, daß ſie kaum die Hälfte ihrer Zinſen verzehren kann.

— Das iſt ein Lichtſtreif, der manche ihrer Schattenſeiten erhellt. Vierzig bis fünfzig Jahre, ſagen Sie? Ich wollte, ſie wäre ſiebzig bis achtzig ... dann heirathete ich ſie auf der Stelle ungeſehen.

— Ich verſtehe, Freund Robert. Sie hätten alsdann Ausſicht, ſehr bald ihren Verluſt zu beweinen und ſich als trauernder Wittwer um eine junge Tröſterin umzuſehen.

— Errathen, General! Ich brauche vor Ihnen kein Geheimniß zu haben und darf mich alſo unumwunden gegen Sie ausſprechen. Eine Frau, die den Aequator ihres Lebens paſſirt hat, bleibt bei allem Reichthume doch immer ein ſaurer Apfel…

— In den Sie Niemand einzubeißen zwingt. Vorläufig ſollen Sie Frau von R.......y weiter nichts, als malen; mißfällt ſie Ihnen, ſo haben Sie nichts als ein paar Stündchen Zeit und ein Bischen Farbe verloren; hat ſie aber das Glück, Ihnen trotz ihres vorgerückten Alters nicht ganz zu mißfallen…

— Dann heirathe ich ſie, erwiderte Robert entſchloſſen und gab dem General die Hand.

— Abgemacht! Morgen um eilf Uhr holen Sie mich von meiner Wohnung ab, ich führe Sie ein und …

— Das Uebrige findet ſich dann.

III.

Der General hatte ſein Verſprechen erfüllt. Robert war keinesweges angenehm überraſcht, als ihm in Frau von R.......y ein höchſt freundliches, aber ſchon hoch bejahrtes Mütterchen, eine vom gepuderten Scheitel bis zur Schuhſohle wahrhafte Rococo-Erſcheinung entgegentrat, auf deren Antlitz zwar noch einzelne Trümmer längſt verwitterter Schönheit, ſonſt aber keine andern Reize, als Seelenadel und Herzensgüte, zu erblicken waren.

— Die gute Frau iſt viel älter, als ich ſie mir vorgeſtellt habe, geſtand ſich der Maler, bat aber nichtsdeſtoweniger um die Gunſt, ſie malen zu dürfen.

Der General entfernte ſich. Robert ſchritt ſogleich ans Werk. Während der erſten Sitzung unterhielt er Frau von R.......y von Kunſt und Literatur, von Theater und Muſik und entfaltete in ſeinen Anſichten ſo viel Geiſt, ſo viel Wiſſen und ſo viel beſcheidenes Urtheil, daß ſeine Zuhörerin ihn gleich ſehr lieb gewann.

Um Frau von R.......y nicht zu ermüden, hob er nach einem halben Stündchen die Sitzung auf und erbat ſich die Erlaubniß, morgen wiederkommen zu dürfen.

— Ihr Beſuch wird mir jederzeit willkommen ſein, ſagte Frau von R.......y.

Der Maler küßte ihre Hand und entfernte ſich.

Draußen im Vorſaale gewahrte er das Kammermädchen der gnädigen Frau. Die kleine, ſchwarzäugige, roſenwangige, korallenlippige Hedwig war ein reizender Typus jener maifriſchen, ſinneprickelnden Zofengattung, die auf ein ſo empfängliches Herz, wie das unſeres Malers, einen höchſt gefährlichen Eindruck ausübt. Sie machte ihren Knix und lächelte ſo verführeriſch, daß Robert ſich nicht enthalten konnte, ihre Wange zu kneifen.

Am andern Morgen trieb es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt in den „Berliner Hof". War es der Geiſt der alten Frau von R.......y oder die Schönheit ihres jungen Kammerkätzchens, die ihn hintrieben, er wußte es ſelbſt nicht.

Die zweite Sitzung währte ein halbes Stündchen länger; das Geſpräch war ſchon viel lebhafter und ungezwungener; man ſchwatzte von den Badegäſten, von den Frauen, die ſich durch ihre Schönheit, von den Spielern, die ſich durch ihr Glück oder Unglück am Farotiſch bemerkbar machten, zog bald dieſe, bald jene Dame durch die Hechel, bekrittelte den Einen, moquirte ſich über den Andern und unterhielt ſich ſo gut, daß Beide keinen Augenblick Langeweile empfanden.

Im Vorſaale begegnete ihm wieder Hedwig. Die Kleine ſchien ihm heute noch viel hübſcher als geſtern. Ihr Lächeln war heute noch viel beredter und herausfordernder; aber als der Maler, durch ihre zärtlichen Blicke ermuthigt, wieder ihre Wangen kneifen wollte, gab ihm die Schelmin einen leiſen Klaps auf die Hand, die den Angriff gewagt hatte, und ſagte mit dem reizendſten Lächeln:

— Pfui, wie ungezogen!

— Die kleine Kokette! dachte Robert. Wäre die gnädige Frau nur halb ſo jung und hübſch, wie ihr Kammerzöfchen, ich heirathete ſie und beſäße ſie auch nur ein Haus.

Die dritte Sitzung währte fünf, die vierte ſechs, die fünfte ſogar ſchon ſieben Viertel-Stündchen. Frau von R.......y hatte die heitere, geiſtreiche Unterhaltung des jungen Künſtlers ſo lieb gewonnen, daß in ſeiner angenehmen Geſellſchaft die Stundenweiſer ſo ſchnell als die Minutenzeiger kreiſten. Auch Robert hatte der Dame, ſo alt ſie auch war, nach und nach mehr Reiz abgewonnen. Ihr wahrhaft liebenswürdiges Benehmen, die Friſche und Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, der einen anziehenden Gegenſatz zu dem Alter ihrer Jahre bildete, die Herzensgüte, die aus jedem ihrer Worte leuchtete, die Heiterkeit ihres Gemüthes machten ſie tagtäglich angenehmer.

— Ach, wenn Frau von R.......y nur kleine zwanzig Jährchen jünger wäre, dachte er bei ſich draußen im Vorſaale, wo die kleine junge ſchelmiſche Kokette ihn wieder mit ſo verliebten Blicken anſah, daß er all' ſeinen Stolz zuſammenraffen mußte, um nicht wieder einen Klaps zu bekommen.

Robert hatte der Frau von R.......y verſprochen, in der ſechſten Sitzung mit ihrem Bilde fertig zu ſein.

Dieſe letzte Sitzung währte den ganzen Nachmittag; bald hatte er hier, bald dort eine Nuance zu verbeſſern, einen Zug zu veredeln.

Endlich war das Bildniß fertig. Der junge Mann zeigte es der alten Frau, die von der Aehnlichkeit ihrer Züge dergeſtalt überraſcht war, daß ſie ſeufzend ausrief:

— Ach, wie alt und häßlich!

Robert hätte ſich beinah verſchnappt und ausgerufen:

— Alt? Ja! Häßlich? Ja! Aber doch ſehr ähnlich!

— Zürnen Sie nicht, junger Freund. Dies iſt kein Vorwurf, der Ihre Kunſt trifft. Was können Sie dafür, daß ich nicht mehr jung und nicht mehr ſchön bin? Ihr Pinſel hat nicht geſchmeichelt und das freut mich, fügte ſie hinzu und drückte dem jungen Künſtler mit ſo vieler Wärme, wie eine verliebte Frau von dreißig Jahren, die Hand.

Robert fühlte ſich plötzlich von einem neuen Gefühle durchzuckt, das aber allzuſchnell dem alten Platz machte.

— Schade, Jammerſchade, daß die gute Frau um dreißig Jahre zu alt iſt.

Robert empfahl ſich.

— Wann ſehe ich Sie wieder? fragte Frau von R.......y verſchämt wie ein junges Mädchen die Augen zur Erde niederſchlagend.

— Wenn ich nicht befürchten müßte, Ihnen läſtig zu fallen, ſo würde ich der gnädigen Frau tagtäglich meine Huldigung darbringen, ſagte der Maler und dachte dabei an das hübſche Kammermädchen.

— Kommen Sie ſo oft es Ihnen gefällt, entgegnete Frau von R.......y.

Robert machte ſeine Verbeugung und ging.

Draußen im Vorſaale wandelte ihn von Neuem die Luſt an, den herausfordernden Reizen der kleinen Verführerin Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; aber die Furcht vor dem Klapſe hielt ihn zurück, dem Gefühle ſeiner Bewunderung freien Lauf zu gönnen.

— Das kleine Ding iſt doch gar zu nett! dachte er bei ſich und küßte in Ermangelung etwas Beſſern ſeine Fingerſpitzen.

IV.

Bald darauf begegnete ihm der General.

— Woher, mein junger Freund?

— Geraden Weges von Frau von R.......y.

— **Eh bien**, wie gefällt ſie Ihnen?

— Ganz charmant, erwiderte der Maler, ſeinen Schnurrbart drehend. Ich ſage Ihnen, ich bin verliebt, verliebt...

— In Frau von R.......y?

— Gott behüte!

— Ei, in wen ſonſt?

— In ihr Kammerzöſchen, in die kleine, ganz allerliebſte Hedwig.

— Das glaube ich Ihnen; das iſt keine Kunſt; in die ſchwarzbraune Hexe hat ſich ſchon Mancher vergafft.

— Vielleicht auch Seine Excellenz der Herr General von S.?

— Reden wir von etwas Wichtigerm? Frau von R.......y mißfällt Ihnen alſo?

— Ich kann nicht geradezu ſagen, daß ſie mir mißfällt... ſie iſt herzensgut, äußerſt gebildet, geiſtreich; aber ihr Kammerzöſchen wäre mir doch weit lieber, denn ſehen Sie, Frau von R.......y iſt doch beinah' zu alt...

— **Tant mieux**, mein junger Freund, deſto eher werden wir Wittwer.

— Wie aber, wenn uns Frau von R.......y einen Poſſen ſpielt und hundert Jahre alt wird?

— Dann laſſen wir uns ſcheiden. Greifen Sie zu, Freundchen! Frauen mit 10,000 Thalern jährlicher Einkünfte ſind weiße Raben, die man nicht leichtſinnig aus dem Garne laſſen darf. Wäre ich nicht — leider! — verheirathet, ich würde verſuchen, Sie bei Frau von R.......y, die Ihnen, wie ſie mir geſtern Abend geſtanden hat, außerordentlich gewogen iſt, aus dem Sattel zu heben.

— Aber das hübſche Kammermädchen!

— Iſt arm wie eine Kirchenmaus ...

— Freilich ſehr ſchlimm, denn auch ich habe nichts, als meine Kunſt.

— Wenn Sie alſo vernünftig ſind, ſo drücken Sie ob des Alters der Frau von R.......y ein Auge zu und heirathen die Alte.

— Aber Hedwig, Hedwig!

— Junger Thor, die läuft Ihnen nicht davon. Man kann eine alte reiche Frau heirathen und doch nebenher, zum Zeitvertreibe, ihr junges, ſchmuckes Kammerzöfchen lieben.

— Sie haben recht, General! Ich bin Ihnen für den guten Rath, den Sie mir ſoeben ertheilt haben, dankbar verbunden und werde mich nun doch wohl entſchließen ...

— In den ſauren Apfel einzubeißen, nicht wahr?

— Errathen, Excellenz, aber werden Sie mich nicht verrathen?

— Wo denken Sie hin? Ein Mann hilft ſtets dem andern.

V.

Robert beſuchte Frau von R.......y ſeitdem tagtäglich; aber noch immer war er zweifelhaft, ob er der jungen, armen Zofe, oder der alten, reichen Frau den Vorzug geben ſollte.

Seine Unentſchloſſenheit erinnert mich an ein altes franzöſiſches Luſtſpiel von Philipp Néricault Destouches, betitelt „l'irrésolu“, worin ein junger Mann fünf Akte hindurch nicht mit ſich einig werden kann, welche von zwei Mädchen er wählen ſoll, die Blonde oder die Brünette, endlich die Blonde heirathet, worauf der Vorhang fällt, der aber gleich wieder in die Höhe fliegt; der Unentſchloſſene ſchlägt ſich vor die Stirn und ruft wüthend: »J'aurais mieux fait, je crois, d'épouser Célimène,« d. h. ich hätte doch wohl klüger gethan, die Brünette zu heirathen.

So ungefähr ging es auch unſerm Maler. Er kämpfte einen ganzen langen Monat mit ſich und ſeinen Gefühlen, ob er Zofe oder Herrin wählen ſolle. Endlich gerieth er auf den ganz abenteuerlichen Einfall, die Knöpfe ſeiner neuen Weſte als Orakel zu befragen, welcher von beiden Frauen er den Vorzug ſchenken ſolle: der jungen oder reichen, der armen oder häßlichen. Das Weſtenknopf-Orakel ſprach ſich zu Gunſten der Frau von R.......y aus, und Robert, der ſehr abergläubiſch war, hatte nicht den Muth, der Stimme ſeines Orakels Trotz zu bieten.

Endlich war er feſt entſchloſſen, um die Hand der alten Frau von R.......y anzuhalten. Und ſiehe da, Robert bekam keinen Korb.

— Vorläufig verlange ich, ſagte die fünfzigjährige Braut, nicht Liebe, ſondern nur Achtung von Ihnen, und ich erwarte von Ihrem Geiſte und Ihrem Herzen, daß Sie dieſe einer Frau, welche mit Ihnen die letzten Jahre ihres Lebens, ihre letzten Hoffnungen und Freuden theilt, um ſo weniger verſagen werden, da ſie alle Kräfte aufbieten wird, das, was ihr an Jugend und Schönheit abgeht, durch Liebe und Freundſchaft zu erſetzen.

— Ich ſchwöre Ihnen, ſagte Robert, ihre Hand erfaſſend und ſich auf ein Knie niederlaſſend.

— Was wollen Sie ſchwören? Ewige Treue? Ich kenne die Männer und wünſche nicht, daß mein Gemahl jemals einen Meineid zu verantworten habe. Schwören Sie mir nichts, gar nichts; aber beweiſen Sie mir durch Ihr Benehmen, daß Sie meiner Liebe nicht unwürdig ſind. Nun ſtehen Sie auf, Robert!

Der junge Mann küßte der alten Frau, die ſeine Großmutter hätte ſein können, ſo zärtlich als nur möglich die Hand und erhob ſich.

— Morgen Nachmittag zwiſchen Fünf und Sechs wird die Hand des Prieſters in der Annenkapelle den Bund unſerer Herzen ſegnen; gleich nach der Trauung ſetzen wir uns in den Reiſewagen und fahren nach Breslau, um von dort — ſobald ich meine Geldangelegenheiten geordnet habe — eine Reiſe nach Italien anzutreten. Wollen Sie mir dieſe kleine Bitte gewähren?

— Jeder Ihrer Wünſche iſt mir Geſetz!

VI.

Am andern Nachmittag fand in der Annenkapelle in Gegenwart zweier Zeugen, des Generals von S. und des Majors von H., die Trauung der alten Braut und des jungen Bräutigams ſtatt.

Nach einem in Schreiberau eingenommenen Mittagsmahle ſetzte ſich das neuverbundene Paar in den bereitſtehenden Reiſewagen. Major von H. führte die Neuvermählte, General von S. den jungen Ehemann bis an den Wagenſchlag.

— Sie Glücklicher! raunte der Letztere ganz leiſe dem Maler ins Ohr.

— Welch ein Mephiſto! murmelte noch leiſer der arme Robert vor ſich.

Vorn im Cabriolet nahm Hedwig an der Seite des Kammerdieners Platz.

— Reiſen Sie mit Gott, wünſchte der Major.

— Denken Sie an mich, mein lieber Robert! rief der General in den Wagen hinein.

— Gewiß, gewiß! betheuerte der Maler mit ſüßſaurer Miene.

Eine Sekunde ſpäter flog die vierſpännige Extrapoſt durch die allmälig hereinbrechende Nacht, begleitet von den Hornfanfaren des Poſtillons und den ſilbernen Strahlen des Mondes, nach Hirſchberg.

— Die Ceremonie hat mich mehr angegriffen, als ich vermuthet habe, ſagte Frau von R........y. Wir wollen, wenn Robert damit zufrieden iſt, hier unſer Nachtquartier aufſchlagen und morgenfrüh mit Tages-Anbruch weiter reiſen.

— Ich bin mit Allem zufrieden, erwiderte der Arme ziemlich verſtimmt und half ſeiner jungen, oder richtiger geſagt, alten Frau aus dem Wagen.

Es ſchien, als ereilte ihn, indem er am Arme ſeiner Gemahlin die Treppe des Gaſthofes erſtieg, im Vorgefühl der Freuden, die ſeiner harrten, der erſte Vorbote der nachhinkenden Reue. Eine aſchgraue Wolke lagerte ſich auf ſeiner Stirn; gewiß dachte er, wie jener Irréſolu, an Hedwig und meinte wie Jener:

»J'aurais mieux fait, je crois, d'épouser Célimène«

Unter Célimène verſtand der arme blonde Robert die arme brünette Hedwig.

Jetzt aber war ein Rücktritt unmöglich.

VII.

Nachdem der Kellner den Angekommenen drei aneinandergrenzende Zimmer angewieſen hatte, fragte er, ob die Herrſchaften bereits ſoupirt hätten.

— Ja, antwortete Robert ſehr verdrießlich.

— Dann wünſche ich wohl zu ſchlafen ...

— Gute Nacht, erwiderte der junge Ehemann mit ſchlecht unterdrücktem Gähnen.

— Gedulde Dich einen Augenblick, theurer Freund, ſagte Frau von N.......y zu ihrem jungen Gemahle; ſchneller, als Du glaubſt, bin ich wieder bei Dir.

— Hat gar keine Eile, dachte Robert.

Madame winkte der Kammerzofe, die mit einem Leuchter ihrer Gebieterin ins andere Zimmer folgte. In der Thür warf

Hedwig dem ihr ſehnſüchtig nachſchauenden Herrn noch einen ſchelmiſch-lächelnden Blick zu und — verſchwand.

VIII.

Robert war allein, ſeinen Gedanken überlaſſen. Verdrießlich knöpfte er ſich ſeinen Rock auf, warf ſich, mißmuthiger als je, auf's Sopha und ſang mit einem leiſen Anflug von Ironie Tamino's Arie aus der Zäuberflöte:

Das Bildniß iſt bezaubernd ſchön.

— — — — —

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür und herein trat eine im friſchen Frühlingsglanze prangende Frauenſchönheit in einem vom Kerzenſchimmer beleuchteten Negligé, das dem überraſchten Auge Robert's die üppigſten Körperformen zeigte. Ein lautes Ach der freudigſten Ueberraſchung entriß ſich ſeiner Bruſt: der Engel mit den himmelblauen Augen, mit den goldenen Locken und dem ſchneeweißen Nacken war Frau v. N.......y, die ihre Verhüllung abgeworfen hatte und wie ein glänzender Falter aus häßlicher Verpuppung herausgeſprungen war.

— Jelenna! rief der Maler ganz entzückt.

— Robert! hauchte die junge Wittwe und flog in die weit geöffneten Arme ihres jungen Gemahls.

Hedwig beleuchtete die Gruppe der Liebenden. Auf ihrem kleinen niedlichen Geſichte war viel Schelmerei, aber auch ein wenig Neid zu leſen. Wer kann das der Kleinen verdenken?

IX.

Robert iſt ſeitdem der glücklichſte Ehemann; er hat eine junge, ſchöne, liebenswürdige und reiche Frau und zwei Kinder, von denen das ältere, ein Knabe, dem Vater, das jüngere, ein Mädchen, der ſchönen Mutter ähnlich iſt. Im Sommer lebt er auf einer ſeiner reizenden Beſitzungen in Schleſien, in Winter verweilt er mit ſeiner Frau auf einer der reizendſten Villen am Ufer des Comer-Sees und verſetzt ſich dann und wann träumend ins ſchöne Sudetenthal zurück.

— Der gute General! denkt er dann ganz im Stillen. So war es alſo doch keine Ironie, als er mir beim Abſchied die Worte ins Ohr geraunt: Sie Glücklicher! Bin ich nicht glücklich? Und wem anders als ihm verdanke ich dieſes Glück? **Mort de ma vie**, wäre ich König von Preußen, dann wäre General von S. ſchon längſt Feldmarſchall-Lieutenant und Ritter ſämmtlicher ſchwarzen und rothen Adler!

Robert's Frau iſt wirklich ein Engel! Zehn Mal des Tages küßt er die liebe Hand, die, wie Herr von Balzac ſagen würde, „weiß wie eine Hoſtie und ſo weich und wollüſtig wie ein Camellienblatt anzufühlen iſt“. Der drei Mal glückliche Robert!

Schon während der Flitterwochen hat er ſeine Frau in ihrer wahren Geſtalt gemalt und dies zweite Bild neben das erſte aufgeſtellt.

Freunden, die ihn auf ſeinem Gute in Schleſien beſuchen, zeigt er das alte und das junge Bild und fügt dann mit ſtolzer Freude hinzu:

— So ſah meine Frau vor der Hochzeit und ſo ſieht ſie nach der Hochzeit aus.

X.

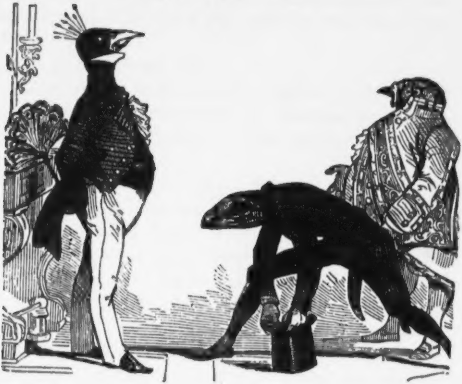
Was aber iſt aus Hedwig geworden?

Die arme Kleine hat den Hauslehrer der Kinder ihres ehemaligen Anbeters geheirathet und — — — verteufelt ſchnell eingepackt.

Das iſt das Loos des Schönen! Ach!!!

Hochmuth und Kriecherei.

(Stuttgart 1843.)



Praktiſche Anleitung zu der Kunſt, in kurzer Zeit Hofrath zu werden.

Ein Blatt aus Schiller's Leben.

Es war am 9. November 1792.

In einem niedern, dunkel erleuchteten Zimmer zu Jena ſaß der Profeſſor der Geſchichte und Philoſophie, der Schöpfer des „Fiesco“ und des „Don Carlos“, der erhabenſte Dichter Deutſchlands, unſer Stolz und unſere Freude, Friedrich Schiller, das ſorgenmüde Haupt auf die linke Hand geſtützt, das düſtere Auge auf ein Blatt Papier geheftet, auf dem er kurz vorher einen Abſchnitt ſeiner „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges“ vollendet hatte.

Es war nahe an Mitternacht. Schiller ſtand an der Schwelle ſeines dreiunddreißigſten Geburtstages. Sein träumeriſcher Blick verlor ſich ins Dunkel einer ungewiſſen Zukunft. Es war einer jener Augenblicke eingetreten, wie ſie im Leben jedes Dichters, der nach dem Höchſten ringt, vorkommen: ein Augenblick der Entmuthigung, in dem er mit ſich und ſeinem Schickſal grollte und ſein großes, ſchönes Streben für ein verfehltes, und Alles, was er bisher als Dichter und Geſchichtsſchreiber geleiſtet hatte, für Ausgeburten der Mittelmäßigkeit, für ephemere Erſcheinungen hielt, die, wie ſo viele Tauſende von Produkten anderer Denker, untergehen würden im Strome der Vergeſſenheit. Ein ſchwerer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Unmuthig warf er die Feder weg, erhob ſich von ſeinem Seſſel und ſagte zu ſich:

— O wäre ich nie geboren!

Dann ging er in ſeinem kleinen, ſchmalen Zimmer auf und ab, ſtellte ſich ans Fenſter, drückte die fieberheiße Stirn an die kalten Scheiben und ſtierte in die öde, menſchenleere Straße hinaus.

— Du arge, falſche, ſchnöde Welt! rief er aus. Wie farb- und troſtlos gähnt mich Dein ſelbſtſüchtiges Treiben an! Wie thöricht-dumm iſt Jeder, der Dir ſeinen Schlaf, alle Gedanken ſeines Herzens, alle Regungen ſeines Geiſtes opfert, um Dir ein Lächeln, eine Thräne abzuringen! Wie glücklich und beneidenswerth iſt Jeder, der nichts nach Deiner Anerkennung fragt, der nur ſich und den Seinen lebt und auf Ruhm und Nachruhm Verzicht leiſtet! Was hab' ich von all' meinem Dichten und Trachten? Gerade ſo viel Brod, um nicht, wie der erſte beſte Bettler, zu verhungern. Wär' ich Juriſt, wär' ich Mediziner, ich hätte jetzt meine Praxis und brauchte nicht ſo ängſtlich in die Zukunft zu ſchauen, die wie eine ſternenloſe Nacht vor mir ausgebreitet liegt. Aber warum murre ich? Ging es andern Geiſtern, die Größeres geleiſtet haben, beſſer als mir? Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben oft die größten Genies, die erhabenſten Talente mit Mangel und Entbehrung, mit Noth und Sorgen zu kämpfen gehabt. Plautus, Roms Zwerchfellerſchütterer, mußte, um ſich den täglichen Unterhalt zu verdienen, bei einem Bäcker die Mühle drehen. Dante Alighieri, der erſte Dichter, der höchſte Stolz Italiens, der große Schöpfer der divina comedia, wurde, verbannt aus ſeiner Vaterſtadt, zu Ravenna mit Franziskanerſuppen zu Tode gefüttert. Michel Cervantes, der gefeierte Dichter des unerreichbaren Romans „Don Quixote“, Louis Camoëns, der hochbegeiſterte Sänger der „Luſiade“, die er mit Gefahr ſeines Lebens, ſchwimmend, ſein Gedicht in die Höhe haltend, aus dem Schiffbruch gerettet hatte, Beide ſtarben, verlaſſen von aller Welt, trauriger als mancher Bettler; Cervantes erlag dem Hungertode auf offener Landſtraße, Camoens ſtarb im Hoſpitale. Taſſo, der unſterbliche Sänger des „befreiten Jeruſalem“, war ſo arm, daß es ihm oft an Kleidungsſtücken mangelte, um ausgehen und friſche Luft ſchöpfen zu können, der bewunderte Liebling Lucreziens und Leonorens von Eſte, der Freund Herzogs Alphons II. von Ferrara, ſtarb zu Rom im St. Annen-Hoſpitale am Vorabende jenes Tages, an dem Papſt Clemens VIII. ihm auf dem Capitole den Lorbeer um die Schläfe zu flechten beſchloß. Samuel Butler, deſſen komiſches Heldengedicht „Hudibras“ tauſend ſeiner ſpleenſüchtigen Landsleute erheitert und ergötzt hatte, verhungerte. Thomas Ottway, der Dichter eines der ergreifendſten Trauerſpiele Englands, des „befreiten Venedigs“, ſtarb in den drückendſten Umſtänden auf dem Stroh eines Speichers. John Dryden, welcher der engliſchen Bühne nicht weniger als achtundzwanzig Schau- und Luſtſpiele geſchenkt, er, deſſen ganzes Leben einem filzigen Buchhändler, dem unbarmherzigen Geizhals Thomſon, verpfändet war, ſtarb in Armuth. Richard Savage, einer der geiſtreichſten Luſtſpieldichter ſeiner Nation, der natürliche Sohn der Gräfin Macclesfield, ſtarb, von ihrem Haſſe verfolgt und von aufgehetzten Gläubigern gequält, im Schuldgefängniſſe zu Newgate. Thomas Chatterton, der ſchon als Jüngling von fünfzehn Jahren ſich auf dem engliſchen Parnaß einen ehrenvollen Platz erkämpft hatte, wurde, kaum achtzehn Frühlinge zählend, von der drückendſten Armuth zu der einzigen Sünde, die der Menſch nicht bereuen kann, zum Selbſtmord, angetrieben. Pierre Corneille, der Sophokles Frankreichs, hatte einen Tag vor ſeinem Ende keinen höhern Wunſch, als den: ſeine geſunkenen Kräfte durch eine armſelige Fleiſchſuppe heben zu können. Jacques Malfilâtre und Nicolas Gilbert, zwei jugendliche Talente, deren Oden und Satiren ganz Frankreich begeiſtert hatten, ſtarben in der vollſten Blüthe ihrer Jugend im Spitale. Der berühmte Theologe Carlſtadt, einer der rüſtigſten Mitkämpfer Martin Luther's und der Reformation, mußte einſt, aus Sachſen verbannt, auf der Reiſe nach Baſel ſein letztes Kleinod — ſeine Bibel — verkaufen, um den Hunger ſeiner Kinder zu ſtillen. Friedrich Juſtus Riedel, ein freier Denker, von der großen Maria Thereſia als Atheiſt ſeiner hohen Stelle entſetzt, ſtarb im Sanct Marcus-Spitale zu Wien als Wahnſinniger. Ephraim Moſes Kuh, der Schützling Mendelſohn's, der Liebling Leſſing's, er, deſſen Sinngedichte eben ſo viel Geiſt als Gemüth athmen, wurde, aus Mangel an Anerkennung, wahnſinnig! — O Himmel, wer ſagt mir, wie ich enden, ob ich im Schuldgefängniſſe, ob ich im Spitale ſterben werde? Aber warum klage ich denn? Bin ich nicht Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte? Habe ich nicht als Solcher 800 Thaler fixes Gehalt? Der große unſterbliche John Milton bekam für ſein „verlorenes Paradies“ zehn Guineen. Ich bekam das Doppelte für meinen „Fiesco“. Und ich Undankbarer hadere noch mit dem Geſchick, das mir Talent und Willen geſchenkt hat, nach dem Höchſten zu ringen? Gieb Dich zufrieden, mein bewegt Gemüth, ſagte er, die Aufwallung ſeines Mißmuths männlich niederkämpfend, blicke unter Dich und — ſei zufrieden.

Und gleich darauf begab er ſich zu Bette.

Nachts entſchädigte ihn für die trübe Stunde der Entmuthigung die Wonne eines reizenden Traumes.

Er lag in einem von den zitternden Strahlen des Mondes feenhaft beleuchteten Palmhaine. Floren's ſchönſte Kinder ließen ihre weiße Blumenglöckchen klingend auf ſein Lager fallen. Tauſend ſchillernde Vögel ſchaukelten ſich auf den biegſamen Stengeln der Blumen und ließen ihren Geſang ertönen, als wollten ſie ihm ein Ständchen bringen. Da nahten dem glücklichen Schläfer zwei in lilienweiße Gewänder gehüllte Jungfrauen; auf ihrer Stirne thronte ewige Jugend, auf ihren Lippen lag ein himmliſches Lächeln, an ihren Schultern regten ſich regenbogenfarbige Flügel.

— Wer biſt Du? fragte Schiller die eine der beiden Geſtalten.

— Ich bin Clio, die Muſe der Geſchichte.

— Und Du? fragte er die zweite.

— Melpomene, die Muſe des Trauerſpiels.

— Wie kommt dieſer Glanz in meine Hütte? Welche Abſicht, holde Muſen, führt Euch zu mir?

— Wir ſind gekommen, ſprach Clio, um am Vorabende Deines Geburtsfeſtes eine heilige Schuld an Dich abzutragen.

— Wir ſind erſchienen, ſprach Melpomene, um Friedrich's Stirn mit unverwelkbarem Lorbeer zu ſchmücken.

Darauf nahm jede der beiden Muſen ihren Lorbeer ab, um Schiller's Schläfe zu umflechten.

— Schlafe ſanft, mein Friedrich, liſpelte Clio.

— Erwache froh und heiter, ſetzte Melpomene hinzu.

Und dann verſchwanden ſie noch ſchneller, als ſie gekommen waren.

Schiller ſchwelgte an den Lippen dieſes Traumes bis zu dem Augenblick, in dem er erwachte. Er rieb ſich die Augen und fragte:

— Wo ſeid Ihr, reizgeſchmückte Huldgeſtalten? Wo iſt der ewiggrüne Lorbeer, womit Ihr meine brennendheiße Stirn gekühlt? O weh, das Alles war nur ein Traum, ein Traum, der mich geäfft, ein Traum, von der Wirklichkeit ſo weit entfernt, als der winzig kleine Sandkorn, der ſich Erde nennt, von dem welterleuchtenden Auge des Schöpfers, von der erhabenen Sonne. Nur im Traume ſind wir glücklich. Iſt doch unſer ganzes Glück hier auf Erden nicht Anderes, als ein minutenlanger Traum!

Es ſchlug Neun. Schiller war im Begriff, ſich anzukleiden, als der Briefträger eintrat.

— Guten Morgen, Herr Profeſſor.

— Grüß' Dich Gott, alte Brieftaube. Was bringſt Du mir?

— Einen Brief aus Paris.

— Aus Paris? wiederholte unſer Dichter überraſcht. Wieviel bekommſt Du?

— Nichts, denn der Brief iſt frei, antwortete der Bote und entfernte ſich.

Schiller erbrach das Schreiben mit einer Miene, in der ſich ſeine ganze Neugier abſpiegelte.

Wer malt ſeine Ueberraſchung, ſeine Freude, als er Folgendes las:

> »Die geſetzgebende Verſammlung, durchdrungen von dem Wunſche, die großen Geiſter aller Nationen an Frankreich zu feſſeln, hat in ihrer letzten Sitzung einſtimmig beſchloſſen, dem Dichter Friedrich Schiller, der erſten Notabilität der dramatiſchen Dichtkunſt Deutſchlands, den Titel und alle Rechte eines franzöſiſchen Bürgers zu ertheilen.
>
> Im Auftrage der geſetzgebenden Verſammlung
> Sieyès*).«

---

*) Dies iſt hiſtoriſch. Quérard ſagt in ſeiner „**France littéraire**“ bei Aufzählung der ins Franzöſiſche übertragenen Trauerſpiele Schiller's, wörtlich wie folgt: »**En 1792, l'Assemblée législative con-**

Bei Leſung dieſer Zeilen ſtahl ſich aus ſeinen langen Wimpern eine Thräne kurzer Freude.

— Frankreich hat mir das Bürgerrecht ertheilt, ſagte Schiller. Dies Decret iſt das ſchönſte Geburtstags-Geſchenk.

* * *

Gleiche Auszeichnung ließ die geſetzgebende Verſammlung den beiden Philoſophen Kant und Fichte und dem berühmten Meſſiasdichter Klopſtock zu Theil werden. Gewiß war es ein ſchöner, erhabener, echt poetiſcher Gedanke, alle große Männer fremder Nationen als Bürger Frankreichs zu adoptiren. Dieſe Idee iſt hinreichend, den Mann, von dem ſie urſprünglich ausgegangen, vollkommen zu charakteriſiren; ſie war von **Sieyès** geweckt worden.

* * *

Zehn Jahre ſpäter (1802) wurde Friedrich Schiller, Frankreichs Ehrenbürger, vom Kaiſer Franz II. in den deutſchen Adelſtand erhoben.

---

féra à Schiller, par un décret solennel, le titre et les droits de citoyen français. Ce fut vraisemblablement pour payer un tribut de reconnaissance à sa patrie adoptive qu'il célébra une des époques les plus étonnantes de nos annales, celle ou Jeanne d'Arc sauva son prince et sa patrie. Jeanne d'Arc fut représentée pour la première fois à Weimar, en 1801.«

Nachwort.

Wir laſſen hier ein Verzeichniß jener Stücke unſeres gefeierten Dichters folgen, die in fremdländiſche Sprachen überſetzt worden ſind.

Die Räuber.

Franzöſiſch u. d. T. „Les Voleurs", überſetzt von Friedel im 12. Bande des „Nouveau Théâtre allemand", Par. 1785. U. d. T. „Robert, chef des brigands", überſetzt von J. H. F. la Martelière, Par. 1793; ebendaſ. 1799. U. d. T. „Les Voleurs", überſetzt von A. C. D. P. (Auguſte Creuzé de Paris), Par. 1795*). — Engliſch u. d. T. „The Robbers", Lond. 1792; überſetzt von B. Thompſon, Lond. 1800; von W. Render, Lond. 1800. — Däniſch u. d. T. „Röfwarbundet" von C. A. Nicander. Stockh. 1834.

Verſchwörung des Fiesko.

Franzöſiſch von J. H. F. la Martelière, Par. 1799. — Engliſch u. d. T. „Fiesco, or the Genoese Conspiracy", überſetzt von G. H. N. (Nöhden) und L. S. (Stottard), Lond. 1796. — Italieniſch u. d. T. „La Congiura di Fiesco", von P. Ferrario, Milan. 1819.

---

*) Der glänzende Erfolg, den dieſe Ueberſetzung auf der franzöſiſchen Bühne davontrug, rief eine von Sauvage und Dupin verfaßte Parodie hervor, die ſich im Jahre 1795 unter dem Titel „Les Brigands de Schiller" als Opéra-Vaudeville ſehen ließ.

Kabale und Liebe.

Franzöſiſch u. d. T. „L'Amour et l'Intrigue", von J. H. F. la Martelière, Par. 1799. U. d. T. „La fille du Musicien", von M. M. Crosnier und de Ferrière, Par. 1825. U. d. T. „Amour et Intrigue", von G. de Wailly, Par. 1826. U. d. T. „L'Intrigue et l'Amour", von N. Delaville de Mirmont, Par. 1826. U. d. T. „L'Amour et l'Intrigue", von M. de Barante, Par. 1834. — Engliſch u. d. T. „Cabal and Love", (von J. J. Timaeus), Lond. 1795. Lond. und Leipzig 1796. U. d. T. „The Minister", von W. Lewis, Lond. 1797. — Italieniſch u. d. T. „Amore e Raggiro", von M. Leoni, Firenz, 1817. — Schwediſch u. d. T. „Kabal och Kärlek", von H. Sandſtröm, Stockh. 1833.

Don Carlos.

Franzöſiſch von A. Lezay-Marnezia, Par. 1799 und 1808. Von J. H. F. la Martelière, Par. 1799. Von M. de Barante, Par. 1834. — Engliſch (von G. H. Nöhden), Lond. 1798. Von J. Windham Bruce, Mannheim 1817. Von S. Sabba, Par. 1821. Von einem Ungenannten, Palermo 1837. — Italieniſch von P. Ferrario, Milan. 1819. Von A. Maffei, Milan 1842.

Wallenſtein.

Franzöſiſch von B. Conſtant de Rebecque, Par. 1809. Von F. le François, Strasb. u. Par. 1837, 2 Bde. Von

M. de Barante, Par. 1834. Bd. 4. — Engliſch: „Wallenſtein's Lager", überſetzt von F. E. Gower, Lond. 1830. Die „Piccolomini", überſetzt von T. Coleridge, Lond. 1800. „Wallenſtein's Tod", überſetzt von T. Coleridge, Lond. 1800. — Italieniſch u. d. T. „la morte di Wallenstein", von F. Bergani, Milan. 1838. — Polniſch von J. N. Kaminski, Lemberg 1837. 2 Bde.

Maria Stuart.

Franzöſiſch von J. G. Heß, Genèv. u. Par. 1816. (Vom Freiherrn von Riedern), herausgegeben von H. de Latouche, Par. 1820. Von M. M. Merle u. Rougemont, Par. 1820. (Von P. A. Lebrun), Par. 1820. Von M. de Barante, Par. 1835. — Engliſch: Lond. 1801. — Italieniſch von P. Ferrario, Milan. 1816. Von A. Maffei, Milan 1829. — Holländiſch von J. Kinker, Amſterd. 1807.

Jungfrau von Orleans.

Franzöſiſch von C. F. Cramer, herausgegeben von L. S. Mercier, Par. 1802. Von J. B. Daulnoy, Düſſeldorf 1815. Von Caroline Pavlof, geb. Jaeniſch, Par. 1839. — Italieniſch von P. Ferrario, Milan. 1819. Von A. Maffei, Milan. 1830. Von C. B. Schade, Sorau 1831. — Holländiſch von J. Kinker, Amſterd. 1807.

Braut von Meſſina.

Franzöſiſch von M. de Barante, Par. 1835. — **Italieniſch** von P. Ferrario, Milan. 1819. Von W. E. Frye, Mannheim 1826. Von A. Maffei, Milan. 1827. Ebendaſelbſt 1828. Ebendaſ. 1837. Von A. Caimi, Milan. 1828. — **Däniſch**: Kjöbenhav. 1834.

Wilhelm Tell.

Franzöſiſch von J. H. Merle d'Aubigné, Genèv. und Par. 1818; Hamb. 1819. Von E. Dürre, Strasb. u. Par. 1839. Von J. Mulhauſer, Par. 1839. — **Engliſch** von W. Peter, Lond. 1839. — **Italieniſch** von P. Ferrario, Milan. 1819. Von A. Maffei, Milan 1835.

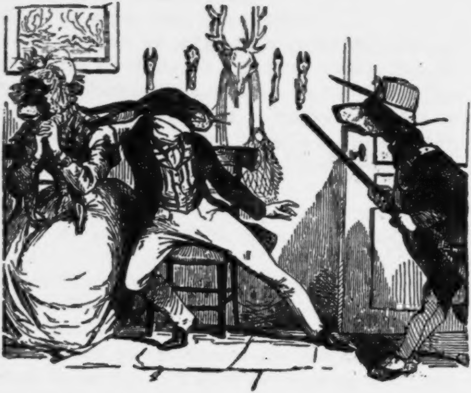
Turandot.

Engliſch von Archer Tompſon Gurney, Frankf. 1836.

Von „Wallenſtein's Lager" exiſtirt ſogar eine **lateiniſche** Ueberſetzung u. d. T. „**Wallenstenii castra**", von G. A. Grieſinger, Tübing. 1830.

In dieſem Augenblick wird in Leipzig der Druck einer polniſchen Ueberſetzung ſämmtlicher Dramen Schiller's vorbereitet.

Eine Ueberraſchung.



Alcibiades, ein junger, galanter Haſe, macht einer gewiſſen Alline, der Ehehälfte des höchſt eiferſüchtigen Windhundes Hector,. eine Liebeserklärung. In demſelben Augenblick tritt der vierfüßige Othello mit geladener Flinte in das mit Geweihen jeden Kalibers ausgeſchmückte Zimmer und fragt mit ungeheurer Ironie und kannibaliſcher Malice: »Stör' ich, Madame???«

Ein Feen-Handſchuh.

Rauchend ſaß ich auf dem Sopha. Neben mir Blumen, vor mir Bücher und hinter mir epheuumrankte Bilder von Freunden, die mir lieb und theuer ſind. Die blaßblauen Ringelwölkchen meiner La Fama hüllten mich in diaphane Schleier: ich träumte mit wachen Augen.

Da ſetzt ſich eine Fliege auf meine Naſe. Ich jage ſie fort. Einen Augenblick ſpäter kommt ſie wieder und nimmt den alten Platz ein. Ich nehme mir die Freiheit, ſie zum zweiten Male fortzujagen. Sie aber kommt zum dritten Male wieder und fängt, wie Bileams Eſelin, zu reden an.

— Wie, Fliege, Sie können reden?

— So gut als Sie, mein Herr.

— Wer ſind Sie, Madame?

— Rathen Sie!

— Der Teufel mag wiſſen, was Sie für eine Fliege ſind!

— Ich heiße Nebucadnezar und habe die Ehre, der fliegende Groom einer Fee zu ſein, die ſich Ihnen beſtens empfehlen läßt. Sie wünſcht, Sie kennen zu lernen.

— Ei, warum kommt ſie nicht ſelbſt?

— Sie leidet ſeit einigen Tagen an der Gicht und muß auf Anrathen des Arztes das Bett hüten. Madame läßt Sie durch mich einladen, ihr heute Abend mit dem Glockenſchlage Zehn die Ehre Ihres Beſuches zu ſchenken. Sie wohnt im Roſenthale in der großen Eiche, die mitten auf der Wieſe ſteht. Klopfen Sie drei Mal mit dem Mittelfinger der linken Hand und es wird Ihnen aufgethan werden.

— Sagen Sie Ihrer Fee, daß ich kommen werde.

— Au revoir, ſprach der Groom und flog zum Fenſter hinaus.

— Es giebt alſo doch noch Feen in der Welt, ſagte ich zu mir. Eine Fee im Roſenthale, eine Fee, die an der Gicht leidet, eine Fee, die meine Bekanntſchaft zu machen wünſcht! Wenn das nur keine Myſtification iſt! Aber ihr Groom, die redende Fliege? Nein, nein, es iſt keine Täuſchung, es iſt Wahrheit, rief ich aus und konnte die zehnte Stunde nicht erwarten.

Eine halbe Stunde früher verfügte ich mich ins Roſenthal. Es war eine reizende Juli-Nacht. Der Mond träufelte ſein keuſches Silberlicht auf den grünen Wieſen-Sammt, auf dem ein zahlloſes Heer von Elfen und Gnomen, ein endloſer Schwarm von Sylphen und Kobolden einen Contretanz aufführten, der zuletzt in eine Galoppade überging.

An der großen Eiche angekommen, klopfte ich drei Mal mit dem linken Mittelfinger, worauf ein ſchwefelgelber Lakai mit zinnoberrother Livrée mir den Eingang öffnete.

Auf einem mit Utrechter Sammt überkleideten Großvaterſtuhl ſaß ein altes Feenmütterchen, eine Hornbrille auf der Naſe, einen Mops auf dem Schooße und einen Band von Eugène Sue's „**Mystères de Paris**“ in der Hand.

— Setzen Sie ſich, ſagte die Fee.

Das iſt leicht geſagt, aber ſchwer zu befolgen, wenn man weder Stuhl noch Sopha ſieht, worauf man Platz nehmen kann.

— Ich bin nicht müde, erwiderte ich, und wär' ich's auch, ich würde dennoch ſtehen, ſchon darum, weil es mir an einem Stuhl zum Sitzen fehlt.

— Einen Stuhl! rief die Fee.

Und in demſelben Augenblick ſtieg aus dem Schooß der Erde ein mit carmoiſinrother Seide überzogener Lehnſtuhl herauf.

— **Merci**, ſagte ich und ſetzte mich.

— Ich habe Sie rufen laſſen, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten. Vor einigen Tagen feierte ich meinen 1748ſten Geburtstag. Kein Wunder alſo, daß mein Auge etwas ſchwach und matt iſt, und das Sehen mich ſehr angreift. Haben Sie Luſt, ſich bei mir als Vorleſer anſtellen zu laſſen?

Ich dachte an Dingelſtedt und ſchwieg.

— Ich verlange es nicht umſonſt. Ich kann Ihnen zwar weder Geld noch Orden geben, Ihnen aber in anderer Beziehung nützlich werden . . .

— Sie beſitzen Talismane?

— Talismane von jeder Gattung.

— Vielleicht auch einen ſolchen, durch den es mir gelingt, die Herzen aller Frauen zu erobern?

— Nehmen Sie dieſen Handſchuh, ſagte die gichtiſche Fee. Jedes Weib — gleichviel ob Mädchen oder Frau — jedes weibliche Weſen, dem Sie dieſen Handſchuh hinwerfen, muß ihn aufheben und ſich ſterblich in Sie verlieben.

— Das wäre prächtig!

— Aber nicht ganz gefahrlos, ſetzte die Fee hinzu.

— Der Liebling aller Frauen, der Beſieger aller Spröden, der Hahn im Korbe zu ſein ... wo ſteckt da die Gefahr?

— Sie vergeſſen, daß die Mädchen Anbeter oder Bräutigame, die Frauen Hausfreunde und Ehemänner haben, die nicht dulden wollen, daß Jemand einen Eingriff in ihre Rechte wagt ...

— Wenn man aber vorſichtig zu Werke geht?

— Die Eiferſucht ſieht durch Bretter, die kein Loch haben ...

— Seien Sie unbeſorgt; ich werde ſie zu täuſchen wiſſen.

— Eh bien, hier iſt mein Handſchuh ... wann aber treten Sie bei mir Ihre Funktion als Vorleſer an?

— Morgen um dieſe Zeit.

— Ich erwarte Sie, ſagte die Fee vom Roſenthale und entließ mich mit ſafrangelbem Lächeln.

Mit dem Handſchuh in der Hand trat ich meinen Rückzug an. Im Schweizerhäuschen, bei Kintſchy, war an demſelben

Abend Concert mit Feuerwerk. Prickelnde Walzer von Lanner, Strauß und Labitzky verſetzten die Zuhörer in die roſigſte Laune. Der Mond, der durch das ſmaragdene Grün der Baumgruppen fiel, verklärte die Phyſiognomien der Frauen, die im vollſten Glanze ihrer Toiletten prangten. Das Licht ihrer Augen verdunkelte den Schimmer der Leuchtkugeln, die ſich in den tiefdunkeln Aether erhoben. Bei Nacht ſind alle Katzen grau und alle Weiber — ſelbſt die häßlichſten — entzückend ſchön. Meine Blicke durchſchweiften wonnetrunken das lebendige Blumen-Parterre und blieben hier an den Wimpern eines Veilchenauges und dort am Saume einer Roſenlippe hangen . . . plötzlich gewahrte mein Auge eine Huldgeſtalt, deren Schönheit Alles überſtrahlte. Sie iſt es, rief ich, von tauſend Wonnen durchzittert, und näherte mich dem Tiſche, an dem ſie an der Seite eines mir verhaßten Nebenbuhlers ſaß.

Im Vorübergehen ließ ich den bezauberten Handſchuh zu ihren Füßen niedergleiten.

Der Engel bückte ſich, um ihn aufzuheben. Ich triumphirte, doch in demſelben Augenblick, als ſie ihre Hand nach meinem Talisman ausſtrecken wollte, ſprang der ſchwarze Pudel meines Nebenbuhlers, der unter dem Stuhle ſeines Herrn lag, hervor, fiel, wie eine ausgehungerte Hyäne über ihre Beute, über meinen Handſchuh her und — — — verſchluckte ihn.

— Verdammt! rief ich und eilte fort. So nahe am Ziele, von einem Hunde um das höchſte Glück betrogen zu werden, ſolch ein Pech kann nur Ich haben!

Zum Glück blieb mir noch ein Troſt. Meine Fee, die mir den Handſchuh geſchenkt, wird mir das zweite Exemplar dieſes Talismans gewiß nicht verweigern.

Am andern Abend mit dem Glockenſchlage Zehn ſtand ich zum zweiten Male vor der großen Eiche im Roſenthale und klopfte drei Mal an die Feen-Wohnung; aber Niemand öffnete. Ich klopfte noch drei, noch ſechs, noch neun Mal; endlich fragte eine rauhe Stimme:

— Zu wem wollen Sie?

— Zur Fee vom Roſenthale.

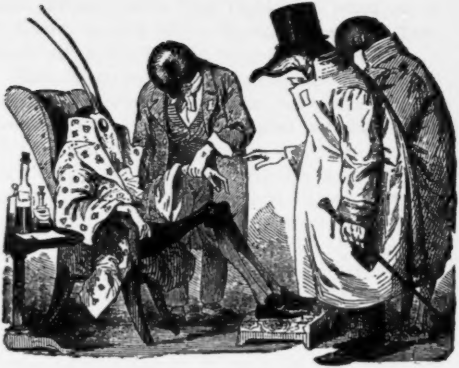
— Sie iſt heute Morgen ausgezogen.

— Und wohnt?

— Ueberall und nirgends!

Elender, nichtswürdiger, verdammter intriganter Pudel!!!

Deſto beſſer!



Arzt. Nun, wie befindet ſich der Patient?

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſind bereits verſchieden.

Arzt. Setzt ihm ſchnell noch 48 Blutigel.

Kammerdiener. Aber Excellenz ſind ja ſchon todt.

Arzt. Da können ein paar lumpige Blutigel ihm um ſo weniger ſchaden.

Ochſenheimer.

1.

„Schmetterlinge ſind Blumen der Luft."

Oken.

Der Deutſche iſt durch und durch gemüthlich. Er liebt den Frühling und Erbſen und Sauerkraut, Nachtigallen und Pökelfleiſch, Blumen und Radieschen, Kuhkäſe und Poeſie, Baierſches Bier und — Schmetterlinge. Unter hundert Deutſchen beſitzen Zehne eine Sammlung jener Inſekten, welche Oken ſo ſchön die Blumen der Luft nennt.

Auch ich liebe die Schmetterlinge, dieſe geflügelten Roués, die allen Blumen, ohne Unterſchied des Standes, den Hof machen, dieſe luftigen Windbeutel, die nur von den duftigen Zinſen ihres ſchnell abgeblühten Blumen-Capitals leben. Ich liebe dieſe Schmetterlinge, weil ich in jedem von ihnen etwas Unkörperliches, Aetherhaftes, eine Perſonification der menſchlichen Seele, ein Symbol der Unſterblichkeit ſehe.

Der gewöhnliche Schmetterlingsſammler aber erblickt in dieſen „Blumen der Luft“ weiter nichts als eine vierflügelige Inſekten-Ordnung, welche Linné **Lepidoptera** getauft und in drei Gruppen abgetheilt hat: in Tagvögel (**Papiliones**), Dämmerungsvögel (**Sphingides**) und Nachtvögel (**Phalaenae**).

Einer dieſer proſaiſchen Schmetterlingsſammler war Herr Ferdinand Ochſenheimer, ein zu ſeiner Zeit ſehr beliebter und allgemein geachteter Schauſpieler, der zuerſt in Ansbach, ſpäter in Dresden und Leipzig und ſeit 1807 beim Wiener Hofburgtheater engagirt und beſonders in malitiöſen Rollen ganz an ſeinem Platze war. Ein Schüler Ifflands wußte er durch ungekünſtelte Wahrheit und durch echt komiſches Phlegma dem Zwerchfell ſeiner Zuhörer unwiderſtehlichen Lachſtoff einzuimpfen und ſie in die heiterſte Laune zu verſetzen. Aber außerhalb der Bühne war er, wie faſt jeder Komiker, melancholiſch, trocken, fad, langweilig. — Außer ſeinen Rollen beſchäftigte er ſich nur noch mit Schmetterlingen und Käfern. Alle Wände ſeiner Wohnung waren ringsum mit Glaskaſten angefüllt, worin eine Welt von Schmetterlingen angeſpießt war. In ſeinem Empfangszimmer hingen die Tagfalter, in ſeinem Studierzimmer, in dem beſtändig ein geheimnißvolles Halbdunkel herrſchte, prangten die Dämmerungsvögel, und in ſeinem Schlaf-Kabinet die Nachtſchwärmer. Nach der Probe lief er auf die Schmetterlingsjagd und von dort begab er ſich ins Theater. An Tagen, wo er reichen Fang gemacht, war er bei außergewöhnlich guter Laune und ſpielte dann — wie der Kaufmann verſicherte, bei dem er ſeinen Kork und Kampher kaufte — wie ein Gott; an Tagen hingegen, wo er wenig oder gar nichts erbeutet hatte, war er verdrießlich und ſpielte wie ein gewöhnlicher Komödiant. Heute — hieß es dann im Parterre — hat Ochſenheimer ganz beſtimmt keinen Schmetterling erwiſcht.

Während ſeines Engagements in Dresden gab er (1803) den erſten Theil ſeiner Naturgeſchichte aller in Sachſen einheimiſchen Schmetterlinge heraus, ein Werk, das von den zahlreichen Freunden dieſer Inſektenklaſſe mit großem Beifall aufgenommen wurde. Vier Jahre ſpäter ließ er in Leipzig „die Schmetterlinge von Europa“ erſcheinen, eine ausgezeichnete, mit Abbildungen verſehene Monographie, die ſpäter einer ſeiner Kunſtgenoſſen, Herr Fr. Treitſchke, fortgeſetzt hat.

2.

Eines Morgens ſaß Herr Ochſenheimer in ſeinem Studierzimmer, beſchäftigt mit einer neuen Rolle, die ihm durchaus nicht in den Kopf hineinging. Aergerlich warf er ſeine Arbeit aufs Sopha hin und eilte in das Nebenzimmer, um einige ſchöne Ritterfalter, die er Tags zuvor von einem ſeiner Freunde zum Geſchenk erhalten hatte, den andern anzureihen. Es war ein außerordentlich ſchöner, ſechszehn Zoll breiter **Papilio Priamus**, ein citrongelber **Podalirius** und ein **Machaon** oder Schwalbenſchwanz, die der eifrige Schmetterlings-Cröſus mit kunſtgeübter Hand und Nadel an den Kork ſpießte.

Der berühmte Criminaliſt Carpzov rühmte ſich, während ſeiner Richter-Praxis gegen 22.000 Todes-Urtheile gefällt zu haben. Ochſenheimer's Ruhm beſtand darin, daß er mindeſtens fünfmal ſo viel Schmetterlinge geſpießt.

Vertieft in ſeine Lieblingsbeſchäftigung, bemerkte er nicht, daß ſeine alte Haushälterin eingetreten war, um ihm einen Brief einzuhändigen, den kurz vorher der Poſtbote überbracht hatte.

— Ew. Gnaden, ſagte die gute Frau, ein Brief iſt angekommen.

— Gieb her, Pelz-Motte, erwiderte der Schauſpieler, der ſeiner Haushälterin jeden Augenblick einen neuen Motten-Namen anhing.

— Ew. Gnaden werden mich noch früh genug unter die Erde bringen.

— Warum, Tapeten-Motte?

— Weil Sie mir ſo häßliche Spitznamen geben. Es exiſtirt keine Motte mehr, deren Namen Sie mir noch nicht angehängt.

— Du weißt, Kleider-Motte, daß ich's deſſenungeachtet gut, ſehr gut mit Dir meine.

— Ew. Gnaden wären ein lieber, prächtiger Herr, wenn Sie nur nicht ſo viel Raupen im Kopfe und ſo viel Motten auf der Zunge hätten. Geſtern Morgen fragte ich Sie, was ich Mittags kochen ſolle. Todtenköpfe und Schwalbenſchwänze, ſagten Sie, weil Sie wieder an Ihre Schmetterlinge dachten.

Als ich darüber zu lachen anfing, nannten Sie mich Bombyx. Dieſe ausländiſche Beſchimpfung werde ich nicht lange überleben.

— Entferne Dich, Getreide-Motte, ſonſt ſpieße ich Dich mit dieſer Pack-Nadel an den erſten beſten Korkſtöpſel an.

— Na, das fehlte mir noch, meinte Dame Bombyx und trat alſogleich ihren Rückzug an.

Herr Ochſenheimer erbrach nun den Brief, deſſen Inhalt alſo lautete:

„Mein hochverehrter Herr.

Ein eifriger Inſektenfreund und Schmetterlingsſammler, der zugleich auch ein Bewunderer Ihres Talents und ein Verehrer Ihrer Naturgeſchichte der Schmetterlinge iſt, wagt ſo frei zu ſein, Ihnen, als einen ſchwachen Beweis ſeiner Hochachtung für Sie als Naturforſcher und als Schauſpieler, erſtens eine höchſt ſeltene Wanze und zweitens ſeine erſte Tragödie mit der ganz ergebenſten Bitte zu überreichen, ſowohl die Eine als die Andere huldvoll anzunehmen und Beiden Ihre Aufmerkſamkeit ſchenken zu wollen. Der Unterterzeichnete nährt die angenehme Hoffnung, daß Sie bis jetzt weder eine Wanze noch eine Tragödie werden gefunden haben, die ſo viel Eigenthümlichkeiten beſitzen, als die Beiliegenden. Sie hat achtfüßige Trochäen (die Tragödie nämlich) und ein höchſt originelles Colorit (die Wanze nämlich). Nach der unmaßgeblichen Anſicht des Unterzeichneten hat keine aller bisher erſchienenen Tragödien eine ſo eigenthümliche Haltung, und keine von allen bisher dageweſenen Wanzen ſo viel Elaſticität und Springkraft, wie die beiliegende. Ich bin überzeugt, daß ſie Ihnen Freude machen wird (die Wanze nämlich) und daß Sie Alles dazu beitragen werden, ſie zur Aufführung zu bringen (die Tragödie nämlich). Ihre naturforſchende Beobachtungsgabe wird in dieſer Wanze eine ſeltene Monſtruoſität und in dieſer Tragödie ein gewiß unverkennbares Talent herausfühlen.

In drei Tagen wird der Unterzeichnete ſich die Freiheit nehmen, bei Ihnen anzufragen, ob Sie ſich herablaſſen wollen, bei ſeiner Wanze Pathenſtelle und in ſeiner Tragödie die Hauptrolle zu übernehmen. Sowohl bei der Wanze als bei der Tragödie hat er Sie immer vor Augen gehabt.

Genehmigen Sie die Verſicherung unbegrenzter Hochachtung

Ihres
wärmſten Verehrers
P. P.“

Der etwas zweideutige Ton dieſes Schreibens ſchien Herrn Ochſenheimer Anfangs in Zweifel zu laſſen, ob er dieſen Ton für den Ausdruck harmloſer Dummheit oder boshafter Ironie halten ſollte. Endlich entſchied er ſich für die erſte dieſer beiden Anſichten.

— Dieſer P. P. iſt ein gutmüthiger Schwachkopf, und die Wanze, die er mir als einen ſchwachen Beweis ſeiner Hochachtung zuſchickt, in der That eine außergewöhnliche Erſcheinung, die, ſchon wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, einen Platz in meiner Käferſammlung verdient. Was ſeine erſte Tragödie anlangt, ſo bin ich wenig oder gar nicht neugierig, ſie kennen zu lernen. Wenn ich alle Stücke leſen wollte, die mir eingeſendet werden, dann bliebe mir kaum Zeit zum Schlafen übrig. Ich leſe in der Regel nur Titel und Perſonen und weiß dann Alles, was ich zu wiſſen brauche, um dem Autor ſagen zu können, daß ichs geleſen habe. — Wie nennt ſich dieſe Tragödie? fragte Herr Ochſenheimer und warf einen Blick aufs Titelblatt. „Der Bluthund von Sanct Domingo.“ Perſonen: Jacob Deſſalines. So, nun kenne ich bereits das ganze Ding, meinte der naturforſchende Künſtler, warf das Manuſcript, ohne es eines Blickes zu würdigen, auf ſein Schreibpult und machte ſich wieder an ſeine Schmetterlinge.

3.

— Ew. Gnaden, ſagte die eben eintretende Haushälterin.

— Was willſt Du wieder, Bücher-Motte? fuhr ſie Herr Ochſenheimer an.

— Eine Dame iſt draußen, die Ew. Gnaden zu ſprechen wünſcht.

— Alt oder jung?

— In meinen Jahren.

— Sag' ihr, ich ſei nicht zu Hauſe.

— Sie ſah Ew. Gnaden am Fenſter ſtehen . . .

— Nun, ſo laſſe ſie eintreten.

Bald darauf erſchien eine Dame von ſo zweifelhaftem Alter, daß man, von der Ferne geſehen, ſie für eine Jungfrau von 26 Sommern, in der Nähe betrachtet hingegen für eine Frau von 62 Jahren hätte halten dürfen. Sie trug grasgrüne Schuhe, ein ſchwefelgelbes Kleid, einen kirſchrothen Hut und einen himmelblauen Schleier. Der untere Theil glich einer Schüſſel Salat, der obere einem Teller Compot. Ihr übermäßig längliches Geſicht war ein Auslagkaſten geſchminkter Runzeln; in ihren katzengrünen Augen glimmten noch einige Funken des frühern Feuers; die dünnen blaßblauen Lippen wußte ſie ſo geſchickt zu ſchließen, daß ſelbſt beim Reden man nur ſelten einige Zahnlücken durchſchimmern ſah; auf der rechten Wange, unfern des ſpitzen Naſenflügels, prangte eine Warze; auf der Linken, unfern des Mundwinkels, ein Schönpfläſterchen. Im Ganzen betrachtet ſchien ſie ganz geeignet, den Platz einer Vogelſcheuche auszufüllen.

— Iſt es erlaubt, zu fragen, wen ich zu begrüßen die Ehre habe?

— Ich heiße Hermione von Roſenkranz und bin die Witwe des Kaiſerlich Königlich Geheimen Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expedientens-Adjuncten, den die Vorſehung im vergangenen Sommer von meiner treuen Seite weggeriſſen und in eine beſſere Welt hinübergeführt hat, wo mein Seliger nicht mehr Zeitungen zu expediren braucht.

— Ich habe zwar nicht das Glück, den Seligen perſönlich gekannt zu haben, fühle mich aber angeregt, ſeinem Andenken eine Thräne des Mitleids zu weihen. — Geſtatten Sie mir nun die Frage, welcher glückliche Zufall mir die Ehre Ihres unſchätzbaren Beſuchs verſchafft?

— Ich bin eine Freundin der ſchönen Natur, mein Herr.

— O ſagen Sie lieber eine ſchöne Freundin der Natur.

— Zu galant, mein Herr! Ich liebe Blumen und Inſekten, habe ein Herbarium und eine Schmetterlingsſammlung und fühle ſchon ſeit langer Zeit das dringende Bedürfniß, einen Mann kennen zu lernen, der ſowohl als Künſtler wie als Naturforſcher ſich einen Kaiſerlich Königlich öſterreichiſchen Ruf erworben hat.

— Sie ſind zu gütig, Madame. Dürfte es mir vergönnt ſein, zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann?

— Ich hege ſeit dem Tode meines Seligen keinen innigern Wunſch als den, Ihre Schmetterlinge zu ſehen. Ach, mein Herr, ich liebe ſie über Alles!

— Mich, Madame? fragte Herr Ochſenheimer mit einem leiſen Anflug paniſchen Schreckens.

— Nein, Ihre werthe Schmetterlingsſammlung, von der ich ſo viel ſchon gehört habe, daß ich kaum erwarten kann, ſie kennen zu lernen. Vielleicht ſind Sie geneigt, mein Herr, mir einzelne Doubletten abzulaſſen, die meinem Kabinet bis jetzt noch fehlen.

— Welche Gattung zum Beiſpiel ſuchen Sie?

— Einen Schwalbenſchwanz, **Papilio Machaon.**

— O damit kann ich dienen.

— Dann einen **Papilio Hector.**

— Auch damit kann ich aufwarten.

— Einen **Papilio Dejanira.**

— Auch dieſer ſteht Ihnen zu Gebote.

— Ach, mein Herr, Sie machen mich zur Glücklichſten aller Sterblichen, erwiderte Madame Hermione von Roſenkranz, ſeine Hand drückend mit einem Blick und einem Seufzer, der, wenn dieſe Kaiſerlich Königliche Geheime Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expedientens-Adjuncten-Wittwe nur um dreißig Jahre jünger geweſen wäre, ſelbſt einen Stein gerührt haben würde.

Herr Ochſenheimer führte ſie hierauf in ſein Schlafkabinet und zeigte ihr dort ſeine Nachtvögel. Frau von Roſenkranz war beiſpiellos entzückt, namenlos gerührt.

— Ach, wenn mein Gemahl noch lebte, ſeufzte die gefühlvolle Witwe.

— Was würden Sie dann thun?

— Mich von ihm ſcheiden laſſen, wenn er einen Augenblick ſich weigern würde, mir dieſe ganze Sammlung zu kaufen.

— Sie iſt mir um keinen Preis der Erde feil.

— Um gar keinen Preis? fragte die Witwe mit einem höchſt bedeutungsvollen Blick.

— Um gar keinen, wiederholte Herr Ochſenheimer mit einer Beſtimmtheit, als ob er dieſen Blick gar nicht verſtanden hätte.

Dann führte er ſie in ſein Studirzimmer und zeigte ihr dort ſeine Dämmerungsvögel. Die Dame gerieth immer mehr und mehr in Entzückung.

— Welch eine Sammlung! Wie klein und unbedeutend iſt dagegen die meinige! Ach, was ſchenkte ich darum, wenn dieſer Schatz mein wäre!

— Sie würden ſeiner bald überdrüſſig werden.

— O glauben Sie das nicht! Ich bin ein Muſter weiblicher Beſtändigkeit und liebte meinen Seligen noch drei Stunden vor ſeinem Ende ſo innig und treu, wie am Tage unſerer Hochzeit. Nie war ich ſeiner überdrüſſig . . .

— Ihr Seliger war aber auch kein Schmetterling! All' dieſe Inſekten intereſſiren uns nur ſo lange, als wir ſie nicht beſitzen. Haben wir ſie einmal, dann verlieren ſie allen Reiz für uns.

Herr Ochſenheimer führte ſie hierauf in ſein Paradezimmer und ſchenkte ihr eine Dejanira, einen Hector und einen Machaon.

— Ach, nichts in der Welt iſt doch ſchöner, als ſo ein Schwalbenſchweif!

— Geſchmackſache, Madame!

— Darf ich ſo frei ſein, zu fragen, was ich Ihnen dafür ſchuldig bin?

— Nichts, Madame, nichts!

— Sie beſchämen mich, mein Herr. Wie können Sie glauben, daß ich im Stande wäre, eine Aufmerkſamkeit anzunehmen, ohne ſie zu erwidern? Hermione von Roſenkranz verlangt nichts umſonſt, ſagte ſie wieder mit einem jener räthſelhaften Blicke, welche Herr Ochſenheimer vorſätzlich nicht verſtehen wollte. Ich nehme Ihr Geſchenk nur unter der Bedingung an, daß Sie mir verſprechen, mich recht bald einmal zu beſuchen.

— Wo wohnen die Gnädige?

— Jägerzeile, No. 11., im blauen Bock.

— Ich werde nicht ermangeln, dem blauen Bock recht bald meine Aufwartung zu machen, ſagte der galante Mann und begleitete ſie bis zur Treppe.

— Noch ein Mal meinen Dank, meinen wärmſten, innigſten, herzlichſten, tiefgefühlteſten Dank!

— Gleichfalls, Madame, gleichfalls, entgegnete Herr Ochſenheimer, herzlich froh, daß er dieſen Beſuch glücklich überſtanden hatte. Pelz-Motte, ſagte er dann zu ſeiner Haushälterin, wenn Du Dich unterſtehſt, dieſe Perſon noch ein Mal hereinzulaſſen, dann wehe Dir und ihr!

4.

Acht Tage ſpäter meldete die Haushälterin einen männlichen Beſuch.

— Sein Name? fragte Herr Ochſenheimer.

— P. P., ſagte er.

— Teufel, das iſt jener Mann, der mir eine Wanze und ein Trauerſpiel zugeſchickt hat. Das Letztere habe ich zwar noch nicht angeblickt, das ſchadet aber nichts ... laß ihn herein, Tuch-Motte!

— Ew. Gnaden müſſen aber doch jedes Mal ſchimpfen! erwiderte die Alte.

Sie ging. Gleich darauf trat P. P. ein.

— Habe ich das Glück, Herrn Ochſenheimer zu ſprechen?

— Ich bin's, den Sie ſuchen.

— Vor acht Tagen hatte ich mir die Freiheit genommen, Ihnen eine ſeltene Wanze und meine erſte Tragödie zu überſenden.

— Ich habe Beide richtig erhalten.

— Darf ich fragen, wie ſie Ihnen gefallen hat?

— Ganz außerordentlich gut.

— Die Tragödie?

— Bitte um Entſchuldigung, ich meine die Wanze. Was Ihre Tragödie betrifft, ſo habe ich hauptſächlich das daran auszuſetzen, daß ſie viel zu lang und gedehnt erſcheint.

— Wie gefällt Ihnen die Hauptrolle, der Bluthund Jacob Deſſalines?

— Er erſcheint mir hier und da etwas zu ſentimental, namentlich in der Scene mit ... wie heißt ſie doch gleich?

— Adele de Poix, in die er ...

— Wahnſinnig verliebt iſt.

— Wer ſagt Ihnen das?

— Nun, es ſchien mir wenigſtens ſo.

— Wie fanden Sie den Schluß des dritten Actes?

— Beſſer als den des zweiten.

— Und den vierten?

— Etwas ſchwächer als den dritten. Im Ganzen vermiſſe ich jene Steigerung, die mir bei dramatiſchen Producten durchaus nothwendig erſcheint.

— Finden Sie den fünften Act nicht effectvoll genug?

— Leider habe ich dieſen erſt bis zur Hälfte leſen können.

— Schade, denn gerade die letzte Hälfte ſcheint mir am beſten gelungen zu ſein. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Tragödie noch auf vierundzwanzig Stunden hier zu laſſen, um Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, auch den Schluß kennen zu lernen.

— Sie werden mich dadurch zu großem Dank verpflichten.

P. P. machte eine tiefe Verbeugung und empfahl ſich.

Herr Ochſenheimer, der keine einzige Scene dieſes Bluthundes geleſen, ſchien mit ſich außerordentlich zufrieden zu ſein, daß er die Tragödie, ohne den Inhalt zu kennen, ſo richtig beurtheilt hatte.

5.

Am andern Morgen erhielt Herr Ochſenheimer zu gleicher Zeit zwei Briefe: den einen von Frau von Roſenkranz, den andern von Herrn P. P.

Das erſtere dieſer beiden Billets lautete alſo:

„Mein innigſt verehrter Herr.

Seit acht Tagen habe ich vergebens Ihren Beſuch erwartet. Ich kann Ihnen unmöglich den Eindruck beſchreiben, den Sie und Ihre Schmetterlinge auf mein gefühlvolles Herz gemacht. Ich möchte, wenn es der Anſtand erlaubte, täglich in Ihre Wohnung eilen, um mit Ihnen Ihre Zimmer und Schmetterlinge durchzugehen.

Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Freundſchaft geben, ſo ſenden Sie mir recht bald noch einen Ihrer Schwalbenſchweiſe.

Zu jedem Gegendienſte finden Sie bereit

Ihre
aufrichtige Verehrerin
Hermione v. Roſenkranz.“

Der Inhalt des zweiten Schreibens lautete:

„Mein Herr.

Ich habe Ihre Gewiſſenhaftigkeit auf eine kitzliche Probe geſtellt. Das Manuſcript, das ich Ihnen vor zehn Tagen zugeſtellt, enthält nicht mehr als die erſten fünf Scenen meines Trauerſpiels; alles Uebrige iſt weiter nichts als leeres Papier, das Sie ſich behalten können; ich halte mich verpflichtet, Ihnen für Ihr höchſt motivirtes Urtheil meinen innigſten Dank abzuſtatten, Ihnen aber auch zu gleicher Zeit den Rath zu ertheilen, ſich künftighin nicht in ähnliche Fallen locken zu laſſen. Schließlich erſuche ich Sie, mir ungeſäumt meine ſeltene Wanze zurückzuſchicken und bei dieſer Gelegenheit die Verſicherung rückſichtloſer Hochachtung zu genehmigen, womit ich die Ehre habe zu ſein

Ihr
ganz ergebener
P. P.
Himmelpfortgaſſe Nro. 563.“

Herr Ochſenheimer, außer ſich vor Wuth, daß ein junger

Gelbſchnabel ihn ſo frech myſtificirt habe, beeilte ſich, den impertinenten Brief des Herrn P. P. augenblicklich zu beantworten. Dieſe Antwort lautete wie folgt:

„Ew. Wohlgeboren erhalten anbei die gewünſchte Wanze mit der dringenden Bitte, mich zukünftig ungeſchoren zu laſſen.“

Eben ſo lakoniſch beantwortete er das Billet der Frau von Roſenkranz:

„Ew. Wohlgeboren erhalten anbei den gewünſchten Schwalbenſchwanz und die Verſicherung, daß ich Sie nächſtens beſuchen werde.“

F. O.

In den einen dieſer Briefe legte er den Schmetterling, in den andern die Wanze hinein, faltete beide Briefe und verſiegelte ſie. In der Wuth aber beging er die Unvorſichtigkeit, den Brief mit dem Schwalbenſchwanze

„An Herrn P. P.“

und den Brief mit der Wanze

„An Frau von Roſenkranz“

zu adreſſiren.

6.

An demſelben Abend trat Herr Ochſenheimer in einer neuen Rolle auf und riß das ganze Publikum durch ſeine ungekünſtelte Komik zu lauten Beifallsbezeugungen hin. Nur ein Herr und eine Dame im Parquet ſingen, während alle Andere Bravo ſchrieen und applaudirten, ſo heftig zu ziſchen an, daß der wachthabende Polizei-Commiſſär dadurch auf ſie aufmerkſam gemacht wurde. Am Ende der Vorſtellung bat er ſich ihre Namen aus.

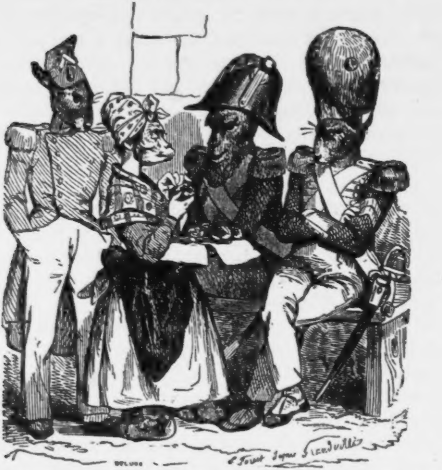
— Ich heiße P. P. und bin Practikant bei der ungariſchen Hofkanzlei, ſagte der junge Mann.

— Ich bin die Kaiſerlich Königliche Geheime Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expedientens-Adjuncten-Witwe Hermione von Roſenkranz.

Der Eine hatte ſtatt der Wanze einen Schwalbenſchwanz und die Andere ſtatt des Schwalbenſchwanzes eine Wanze erhalten.

Beide hatten das für Bosheit gehalten.

Berliner Straßenbild.


E. Forest d'après Grandville

Marketenderin. Unter-Offizier, wofür halten Sie mir?

Unter-Offizier. Jck halte Sie für eene Perſon, die nich ſo dumm iſt, wie ſie ausſieht. Sie war bei Belle-Alliance unn weeß, wo Barthel Moſt holt.

Anaſtaſius von Schlick.

Anaſtaſius von Schlick iſt ein Phänomen. Er führt das behaglichſte Leben, wohnt ſehr hübſch, kleidet ſich nach der neueſten Mode, trägt immer das theuerſte Tuch, die feinſte Wäſche und niemals einen Seidenhut; er macht alle Vergnügungen mit, flanirt den ganzen lieben langen Tag auf den öffentlichen Promenaden und in den beſuchteſten Gärten, treibt ſich Abends im Theater oder Concert, in allen Geſellſchaften und auf allen Bällen herum, iſt in jeden geſchloſſenen Cirkel eingeführt, ſpielt, ziemlich hoch, dort Whiſt und hier L'hombre, ißt und trinkt gut und führt ein Leben, wie Gott in Frankreich.

Herr von Schlick, wiederhole ich, iſt ein Phänomen, denn Niemand — ja ſelbſt die ſonſt allwiſſende Polizei nicht — weiß, wovon er lebt.

Die Einen hielten ihn deshalb für einen ausländiſchen Spion, die Andern für einen Spieler und noch Andere für eines jener bevorzugten Individuen, die, wie man im bürgerlichen Leben zu ſagen pflegt, ihr Leben durch Schürzen-Stipendien friſten. Der Eine wollte wiſſen, er lebe von einer reichen Bäckerin; der Andere wollte wetten, er laſſe ſich von einer reichen Brauermeiſterin erhalten; der Dritte vermuthete, er lebe von einer eben ſo galanten als gutmüthigen Schauſpielerin; der Vierte behauptete, eine vornehme Gräfin ſei ſein unſichtbarer Schutzgeiſt; aber Alle, Alle haben Herrn Anaſtaſius von Schlick in falſchem Verdacht gehabt und nicht bedacht, daß er für einen Spion viel zu dumm, für einen Glücksritter viel zu plump und für einen Liebling der Damen, für einen „Hahn im Korbe“ viel zu alt und häßlich iſt.

Wieder Andere waren der Meinung geweſen, er habe vor fünf Jahren in der Frankfurter Lotterie ein Achtel vom großen Looſe gewonnen; noch Andere gaben ſich der Vermuthung hin, er habe einen reichen Onkel beerbt, der (um mit dem Advokaten Detmold zu reden, welcher jeden gewöhnlichen Menſchen Meyer nennt) nach Ameyer's Muthmaßung Sklavenhändler in Rio Janeiro, nach Bemeyer's Ausſage Stadtverordneter in Polkwitz, nach Cemeyer's Meinung Plantagenbeſitzer in Surinam und nach Demeyer's Behauptung Strumpfwirker in Chemnitz geweſen ſei. Kurz, es gab in Betreff des Onkels, den Herr von Schlick beerbt haben ſollte, ſo viel Vermuthungen, als es Meyer, Müller, Schmidt und Schulzen in unſerm einigen Deutſchland giebt, das, wie bekannt, aus 39 verſchiedener Herren Ländern beſteht. Aber all' dieſe Muthmaßungen rückſichtlich des beerbten Onkels waren falſch, grundfalſch, denn erſtens war dieſer Onkel eine Tante, zweitens beſaß dieſe Tante nichts als ein Hebammen-Diplom, und drittens hinterließ dieſe Tante kein Vermögen, ſondern Schulden, zu deren Bezahlung ihr Erbe durchaus nicht aufgelegt war.

Alle Welt zerbrach ſich den Kopf, welche geheime Hilfsquelle Herrn von Schlick zu Gebote ſtehe, um ihn in den Stand zu ſetzen, ein ſo unabhängiges, angenehmes, äußerſt comfortables Leben zu führen, ohne je in die Nothwendigkeit zu gerathen, Schulden machen zu müſſen.

Herr von Schlick, ſage ich noch ein Mal, iſt ein bewundernswerthes Phänomen, denn er ſchwört bei allen Heiligen der Kirche, bei dem Barte des Propheten und bei den Filzſchuhen Wiſchnu's, daß er keinen Pfennig Schulden hat, was auch wirklich wahr zu ſein ſcheint, da man noch nie gehört, daß ihn Jemand gemahnt oder gar verklagt habe.

Wovon alſo lebt dieſes unerklärliche Phänomen? —

Ein Zufall, ein kleiner boshafter Zufall hat mich endlich in Herrn von Schlick's koſtbares Geheimniß eingeweiht.

Ich höre, wie meine charmanten Leſer zu rathen anfangen. Der Eine meint, Herr von Schlick ſei ein Adept, der, wie Graf Saint Germain, die Kunſt verſtehe, aus Blei Gold zu machen. Der Andere glaubt, Herr von Schlick ſei ein zweiter Linnée, der das Geheimniß entdeckt habe, künſtliche Perlen zu erzeugen. Eins ſo falſch als das Andere!

Alſo wovon lebt Herr von Schlick? höre ich zum zweiten Male fragen.

Um meine Leſer recht neugierig zu machen, nehme ich mir die Erlaubniß, ſie noch ein Paar Minuten in Ungewißheit zu laſſen und ihnen von dem Geheimniß, in das mich der Zufall eingeweiht, vorläufig nur das zu verrathen, daß die Quelle, aus welcher der Unerklärliche ſeine Hilfsmittel ſchöpft, eine ganz neue, höchſt originelle und wahrhaft überraſchende iſt; eine Quelle, die ſobald nicht verſiegen wird; eine Quelle, die für Herrn von Schlick ergiebiger, als manche Plantage in Surinam iſt.

Der ungeduldige Leſer ſchüttelt ärgerlich den Kopf und fragt den Autor:

— Iſt es Ihnen endlich gefällig, uns zu ſagen, wovon Ihr Herr von Schlick lebt?

— Herr von Schlick, ich wiederhole es zum vierten Male, iſt ein köſtliches Phänomen, ein Phänomen, das einzig und allein von Mandeln lebt.

— Von Mandeln?

— Ja, charmanter Leſer, von Mandeln.

— Von ſüßen oder bittern? fragt ein Fräulein zwiſchen 15 und 45 Jahren.

— Das iſt Herrn von Schlick ganz einerlei; er frißt ſüße und, wenn's ſein muß, auch bittere Mandeln.

— Aber weshalb, wozu, warum?

— Das eben, neugierige Leſerin, iſt das Geheimniß, in das der Zufall — ganz gegen den Willen des Herrn von Schlick — mich neulich eingeweiht hat.

— Wollen Sie ſich endlich deutlicher erklären?

— Mit tauſend Freuden. Herr von Schlick lebt alſo von

Mandeln, von Knack- oder Krachmandeln, von Zwillingsmandeln, von jenen gleich den ſiameſiſchen Jünglingen zuſammengewachſenen Mandel-Paaren, die man im gewöhnlichen Leben — nun platzt die Bombe meines Geheimniſſes — „Vielliebchen" nennt.

Herr von Schlick lebt alſo einzig und allein von der für uns Alle ſo koſtſpieligen Mode, mit jedem ſeiner Bekannten ein Vielliebchen zu eſſen.

Wir Andern, die wir gute Chriſten ſind, bitten den lieben Gott: Herr, gieb uns täglich unſer Brot! Herr von Schlick aber, der gottloſe Phariſäer, bittet den himmliſchen Vater: Lieber Gott, ſchenke mir täglich ein Vielliebchen!

Und damit dieſer Wunſch ja in Erfüllung gehe, führt er ewig — Tag und Nacht — in jeder ſeiner großen, weitläufigen Taſchen einen ungeheuren Proviant von Zwillingsmandeln bei ſich, damit ihm der Vorrath ja nie ausgehe.

Jeder andere ehrliche Spitzbube und Beutelſchneider, der uns berauben will, ſetzt uns eine geladene Piſtole auf die Bruſt und ruft: »**la bourse ou la vie!**« Herr von Schlick hingegen, der Cartouche in Glacéhandſchuhen, hält Jedem ſeiner Freunde und Bekannten mit arglos-lächelnder Miene eine Knackmandel hin und fragt mit wahrhaft kindlicher Unſchuld:

— Iſt Ihnen gefällig, mit mir ein Vielliebchen zu eſſen?

Der Teufel kann da Nein! ſagen; man nimmt die Mandel und iſt — verloren; denn noch Keiner von allen Sterblichen, mit denen Herr von Schlick ſeit ſiebenzehn Jahren Vielliebchen gegeſſen hat, kann ſich rühmen, auch nur eines davon gewonnen zu haben. Herr von Schlick hingegen gewinnt jedes, denn dies iſt ſein Beruf, ſein Geſchäft, ſeine Rente, von der er lebt; der ganze Kerl iſt ein zu Fleiſch und Blut gewordenes: „Guten Morgen, Vielliebchen!“ Es vergeht kein Tag, es vergeht kein Feſt, an dem er nicht Dieſem oder Jenem — einem Fremden oder Bekannten — einem Herrn oder einer Dame — zwei bis drei Zwillingsmandeln aufdringt. Mit Allen, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, des Alters und Geſchlechts, frißt er ein Vielliebchen in der ſichern Ueberzeugung, daß er es gewinnt und vom Verlierenden ein Geſchenk erhält. Neulich hat er ſogar dem Schooshunde der Frau von H. eine überzuckerte Mandel angeboten; das Vieh aber war geſcheidter, als unſer Einer, und hat die Mandel durchaus nicht annehmen wollen.

Was aber macht Herr von Schlick mit den Geſchenken, die er von den Verlierenden erhält? — Er macht ſie zu Geld, er verkauft ſie.

Ihr fragt, wie ich hinter dies Geheimniß gekommen?

Am Sylveſter-Abend, als ich das Glück hatte, an der Tafel meines liebenswürdigen Freundes W. der Nachbar des Herrn von Schlick zu ſein, wußte der boshafte Zufall es ſo einzurichten, daß Schlick’s Tagebuch aus der Seitentaſche auf die Erde fiel. Ich fand es, als er mir bereits das dritte Vielliebchen abgewonnen und ſich bald darauf entfernt hatte, um in eine andere Geſellſchaft zu eilen und auch dort ſeinen Freunden und Bekannten ein Paar neue Vielliebchen-Piſtolen auf die

Bruſt zu ſetzen. Eine unwiderſtehliche Neugier trieb mich an, das Tagebuch zu öffnen. Und was fand ich darin?

Ein mit der größten Gewiſſenhaftigkeit geführtes, chronologiſch geordnetes Verzeichniß aller Damen und Herren, denen er im Laufe des Jahres 1843 Vielliebchen abgewonnen hatte; es waren ihrer in Summa Summarum 749 Namen; unter dieſen prangte — zu meiner eigenen Schande muß ich es geſtehen — zwei Mal auch der meinige; hinter dem Namen ſtand das Geſchenk.

Am 24. Februar hatte ich ihm eine mit Silber beſchlagene Meerſchaum-Pfeife, am 13. November ein Cigarren-Etui von Paliranderholz geſchenkt. Am andern Morgen hatte der Mandrin in Glanzſtiefeln, der Böſewicht, der Galgenſtrick — wie ich durch ſein eigenes Tagebuch erfuhr, — die Pfeife, die mich zehn Thaler gekoſtet, für ſechs, und den Kaſten, für den ich acht Thaler bezahlt, für fünf Thaler verkauft.

Iſt das nicht mehr noch als unverſchämt?!

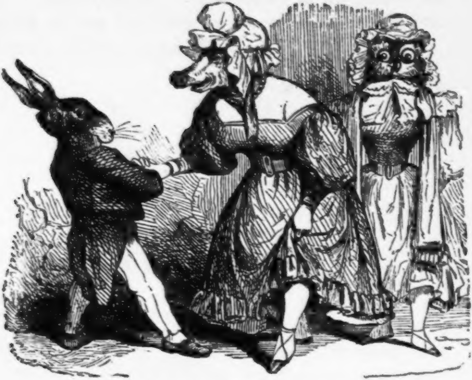
Nur bei zwei Tagen im ganzen Jahre fand ich in ſeinem Tagebuche ein Kreuz mit dem Titus-Ausſpruch: Diem perdidi.

An dieſem Tage war es ihm, trotz aller Bemühungen und Verſuche, wahrſcheinlich nicht gelungen, ein Schlachtopfer für ſeine Vielliebchen-Intriguen zu finden.

Am Sylveſter-Abende hatte ich, wie geſagt, das dritte Vielliebchen verloren. Statt des Geſchenkes ſchickte ich ihm am andern Morgen ſein gefundenes Tagebuch mit dem einfachen, aber wahrhaft herzlich gemeinten Neujahrswunſch:

»Der Teufel hole Sie und Ihr Vielliebchen!«

Berliner Straßenbild.



Nachtwandlerin. Kleener!

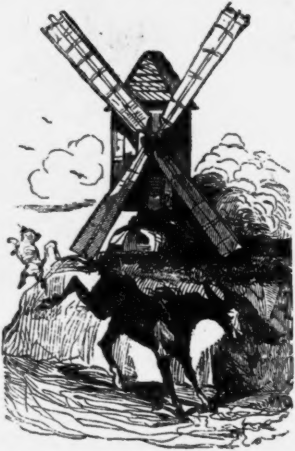
Haſenfuß. Wat wollen Sie?

Nachtwandlerin. Wir haben uns Beede verirrt, Kleener; können Sie uns nich ſagen, wo wir man wohnen duhn?

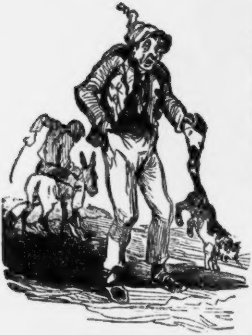
Der geſtiefelte Kater.

Nagelneues Mährchen in uraltem Gewande.

Es war einmal ein Müller. Dieſer Müller hatte drei Söhne, denen er eine Mühle, einen Eſel und einen Kater hinterließ.



Der Aeltere eignete ſich ohne Weiteres die Mühle zu; der Zweite nahm ſein Muſterbild — den Eſel — und der Dritte, der — Gottlob leider! — noch dummer als der Zweite war, ließ ſich mit dem Kater abſpeiſen. Er nahm ſein Erbtheil beim Schwanze und trug es nach Hauſe.

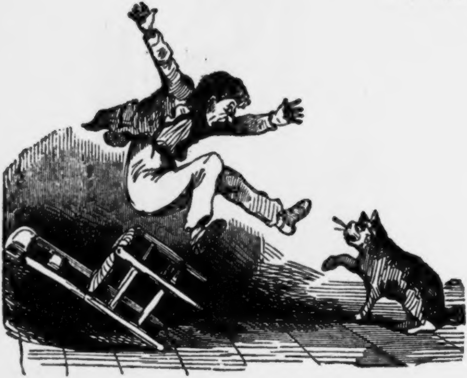


— Ich bin ein guter Kerl, ſagte er unterwegs zum beſten ſeiner Freunde, d. h. zu ſich ſelbſt. Wenn meine Brüder ihr Erbtheil — die Mühle und den Eſel — zuſammenthun, haben ſie ein ungeheueres Vermögen; ich armer Teufel aber, wenn ich meinen Kater als Haſen verſpeiſt und mir aus ſeinem Fell eine Pelzkappe gemacht habe, was bleibt mir dann? Noch weniger als nichts, d. h. gar nichts.

Der Kater, äußerſt betrübt, ſeinen Herrn ſo beſtürzt zu ſehen, gab ſich Mühe, ihn zu tröſten.

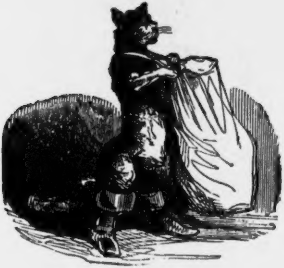
— Gib mir, ſagte er, einen Sack und ein Paar Stiefel, und ich will Dir zeigen, wo Barthel Moſt holt.

Als der Müller ſeinen Kater alſo reden hörte, verloren er und ſein Stuhl vor lauter Erſtaunen die Balance und waren im Begriff, umzufallen.



Bald aber faßte ſich der Müller und ſagte zum Kater: — Gut, Kater, ich will Dir Rock und Stiefel geben, wenn Du mir verſprichſt, mich dafür glücklich zu machen.

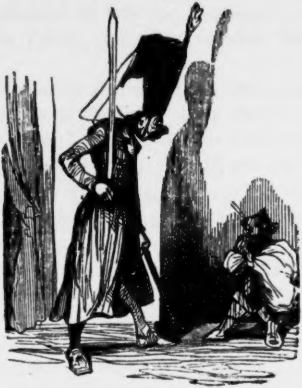
— Topp, ſprach der gemüthliche Kater, zog ſich die Stiefel an, hing ſich einen Sack um,



warf Kleie und andere Leckerbiſſen hinein und rannte ſpornſtreichs in ein Kaninchengehäge.

Dort ſtreckte er ſich auf die Erde aus und ſtellte ſich, als ob er todt wäre.

So hatte er kaum fünf Minuten gelegen, als ein armes Kaninchen ihm in die Falle lief. Er drehte ihm unbarmherzig den Hals um, lief ins Palais des Königs und fragte die Wache, ob Seine Majeſtät zu ſprechen ſeien.



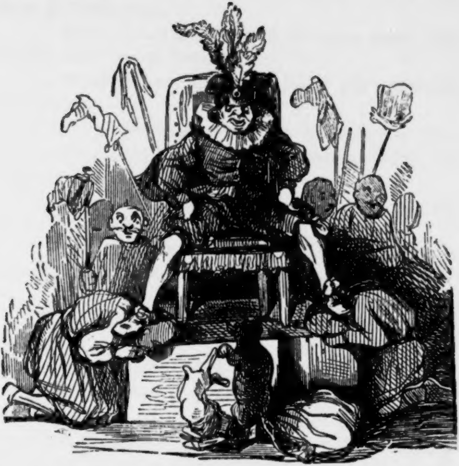
— Unſer allergnädigſter König und Herr, ſprach die Wache, geruhen zu ruhen.

— Seit wann? fragte der Kater.

— Seit vier Stunden.

— Man wecke Seine Majeſtät, ſprach der Geſtiefelte, denn ich habe dem Könige Etwas zu bringen, was ihm viele Freude machen wird.

Darauf wurde der ſchlaue Kater in den Thronſaal geführt, wo König Schnickſchnack XCIV. in ſeiner ganzen Glorie auf dem Thronſeſſel ſaß.



— Sire, ſprach der Kater, der Marquis von Carabas, mein Herr und Gebieter, ſendet mich, Ew. Majeſtät zu bitten, dieſes Kaninchen als einen ſchwachen Beweis ſeiner Huldigung anzunehmen.

— Sage Deinem Herrn, daß Schnickſchnack XCIV. Alles annimmt, antwortete der huld- und gnadenreiche Fürſt mit dem allermildeſten Lächeln, das ſeinem erhabenen Maule zu Gebote ſtand.

Der Kater machte eine möglichſt tiefe Verbeugung und ging. Am andern Morgen ſtiefelte er in ein Kornfeld hinein und ſpannte dort ſeinen Sack von Neuem als Falle aus.

Und ſiehe da, gleich darauf fingen ſich zwei arme Rebhühner.

Der geſtiefelte Chargé d'Affaires trug ſeine Beute wieder ins Schloß und legte ſie im Namen ſeines Herrn vor die Stufen des glanzumſtrahlten Thrones des Monarchen nieder.

— Sage Deinem Herrn, daß Schnickſchnack XCIV. in ſeiner angeſtammten Milde auch dieſes neue Opfer huldreich anzunehmen geruht, ſprach der König und hing dem Bevollmächtigten des Marquis eine Kette um den Hals, an welcher der grüne Gimpelorden ſechſter Klaſſe hing.

Der geſtiefelte Kater, von der Huld Schnickſchnacks zu Thränen gerührt, wiſchte ſich mit ſeiner linken Pfote 2¼ derſelben aus dem rechten Augenwinkel und beſchloß, ſich der Huld des Fürſten nicht unwürdig zu zeigen.

Täglich legte der Geſtiefelte an die Stufen des Thrones ein Kaninchen oder ein Paar Rebhühner hin, und Schnickſchnack XCIV., der in ſeiner angeſtammten Milde gewohnt war, gar nichts zu geben, dafür aber Alles anzunehmen, wies natürlich auch dieſe Opfer ſeines treuen Vaſallen nicht zurück.

Eines Tages, als der König mit ſeinem einzigen Töchterlein am Ufer des Fluſſes ſpazieren zu fahren geruhte, ſagte der Kater zu ſeinem Herrn:

— Willſt Du nun thun, was ich Dir ſagen werde, dann iſt Dein Glück für alle Zeiten gemacht.

— Sprich, geliebter Kater, was ſoll ich thun? fragte der Müllersſohn.

— Ins Waſſer ſpringen und Dich baden an dem Orte, an dem König Schnickſchnack mit ſeiner ſchmucken Tochter, der Prinzeſſin Lulu, vorüberfahren muß.

Der Müller befolgte den Rath ſeines Katers und warf ſich ins Waſſer.

In dem Augenblick, als die Equipage Seiner Majeſtät vorüberfuhr, rief der Geſtiefelte mit dem ganzen Aufwande ſeiner Lungen:

— Hilfe! Hilfe! Der Herr Marquis von Carabas ertrinkt! Hilfe! Hilfe!

König Schnickſchnack ſteckte ſein geſalbtes Haupt muthig zum Wagenfenſter hinaus, um ſich mit Allerhöchſteigenen Augen von der Gefahr zu überzeugen Gleich darauf befahl er ſeinen Leuten, den ertrinkenden Marquis zu retten. Er ſelber blieb, wie ſich das von ſeinem Muthe nicht anders erwarten ließ, im Wagen ſitzen und geruhte unterdeſſen, ſich die Allerhöchſten Zähne zu ſtochern.

Marquis von Carabas wurde glücklich aus dem Waſſer herausgezogen und in den Wagen des Königs gebracht, der ihn, trotz der Einfachheit ſeines Badecoſtüme, neben Prinzeſſin Tochter ſetzen ließ.

Der Kater war unterdeſſen vorausgelaufen und hatte die Schnitter, welche auf den Feldern das Getreide mähten, durch Verſprechungen aller Art in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt.

— Schlingel, ſagte er zu ihnen, wenn der König Euch fragt, wem dieſe Felder gehören, ſo antwortet Ihr: dem Marquis von Carabas.

König Schnickſchnack, der neugierig wie eine Elſter war, verfehlte nicht zu fragen: Wem gehört dieſes wunderſchöne Feld?

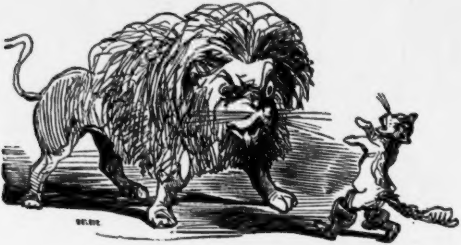
— Sire, antworteten die beſtochenen Bauern, Alles, was hier zu ſehen iſt, gehört unſerm gnädigen Herrn, dem Marquis von Carabas.

— Teufel, ſagten Seine Majeſtät zu ſich; mir ſcheint, daß dieſer Marquis von Carabas faſt eben ſo viel Land beſitzt, als ich ſelbſt!

Während der ſchlaue Kater immer weiter vorausgeſtiefelt war, um die Bauern zu beſtechen und König Schnickſchnack zu hintergehen, kam er an das Schloß eines verwunſchenen Prinzen, welcher Eigenthümer dieſer reichen Felder war.

— Iſt es wahr, fragte der naſeweiſe Kater, daß Ew. Hoheit die Gabe beſitzen, ſich in jedes Ihnen beliebige Vieh verwandeln zu können?

— Ich will Dich gleich davon überzeugen, ſprach die verwunſchene Hoheit und geruhte, ſich augenblicklich in einen grimmigen Löwen zu transformiren.

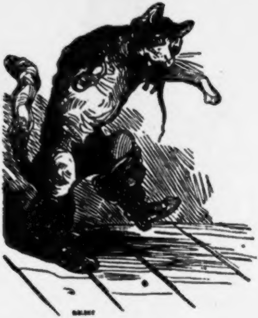


Der Kater, dem das Herz in die Stiefel fiel, verlor deſſenungeachtet nicht den Muth und ſprach:

— In einen Löwen, das iſt leicht; aber in eine Maus, das iſt viel ſchwerer; ich wette mit Ew. Hoheit um fünf Silbergroſchen, daß Sie ſich in Alles, nur nicht in eine Maus, verwandeln können.

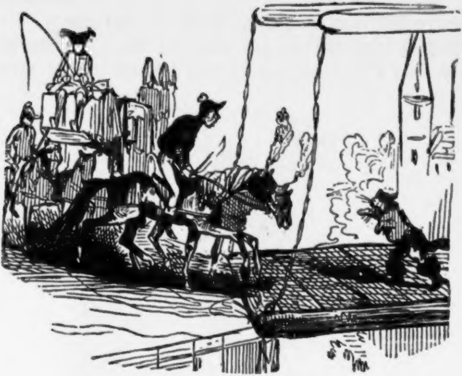
Seine Königliche Hoheit, der verwunſchene Prinz, der ein coloſſales Rindvieh war, nahm alſogleich die Geſtalt einer kleinen Maus an. Der ſchlaue Kater aber ließ Seiner Hoheit kein=

Zeit, ſich zum dritten Male zu verwandeln; er ſtürzte ſich auf die Maus und —

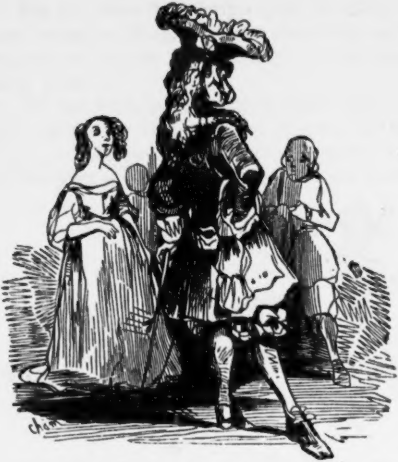


verſchlang Seine königliche Hoheit mit Haut und Haaren.

Gleich darauf folgte die Equipage des Königs, die vor der Zugbrücke des Schloſſes Halt machte. Der Kater ſtiefelte den allerhöchſten und hohen Herrſchaften entgegen und erſuchte Seine Majeſtät, im Schloſſe des Marquis von Carabas auszuruhen und einige Erfriſchungen einzunehmen.



Schnickſchnack XCIV. geruhte nebſt Prinzeſſin Tochter in angeſtammter Milde allerhuldreichſt auszuſteigen und zuerſt die Huldigungen der Diener an- und dann die angebotenen Erfriſchungen einzunehmen.

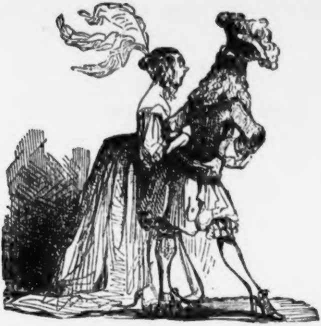


Am Schluſſe des improviſirten Feſtes, bei dem Seine Majeſtät mehr zu trinken geruht hatte, als Allerhöchſtdieſelben vertragen konnte, ſagte der liebenswürdige Monarch zum Müllersſohne:

— Marquis von Carabas, willſt Du mir einen Gefallen erweiſen?

— Sire, mit tauſend Freuden, antwortete der Pſeudo-Edelmann.

— Nun denn, ſei ſo gut und heirathe meine Tochter, die Prinzeſſin Lulu. Sie wird jeden Tag älter und bleibt am Ende ſitzen. Sprich, Marquis, willſt Du mein Schwiegerſohn werden?

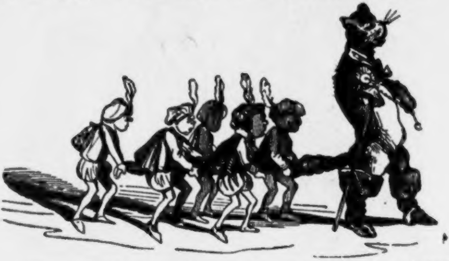


— Mein Herr und Gebieter, ſprach der diplomatiſche Kater, will Prinzeſſin Tochter ſofort zum Altar führen, um Ew. Majeſtät zu beweiſen, wie gern Ihr treueſter Vaſall bereit iſt jedem Allerhöchſtihrer Wünſche zu gehorchen.

— Bon! ſprach Schnickſchnack XCIV. und ſegnete den Bund der Herzen.

Aus dem armen Müllerburſchen wurde ein Prinz. Bald darauf entſagte der König, zu Gunſten ſeines Schwiegerſohnes, der Krone und zog ſich als Naturforſcher in eine unbekannte Gegend zurück.

Und was wurde aus dem pfiffigen Kater? — Der Kater wurde Oberhof- und Ceremonienmeiſter, Großkreuz des Gimpelordens erſter Klaſſe mit Brillanten, Pair, Miniſter und Präſident des geheimen Staatsrathes Seiner glorreichen Majeſtät.



Aber als ſein Herr, der ci-devant Müller, des Katers nicht mehr bedurfte, jagte er ihn unter dem Vorwande, daß der Anblick des Geſtiefelten in ihm traurige Erinnerungen erwecke, vom Hofe fort. Der eigentliche Grund der Ungnade war aber der, daß der neue Monarch, Schnickſchnack XCV., ſich überlegte, der ſchlaue Diener, der Dich auf den Thron gebracht, kann Dich eben ſo leicht wieder ſtürzen.

Und ſiehe da — der Ungnade folgte der Tod. Der gefallene Kater ſtarb, wie die Hofzeitung berichtete, an der Leber. (Andere ſagten, er ſei an Gift geſtorben.)

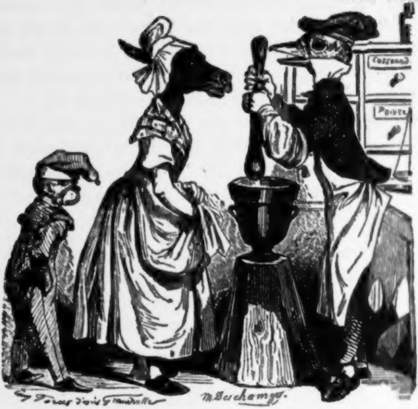
Sein Tod hatte die traurigſten Folgen. Auf Allerhöchſten Befehl wurden ſämmtliche Kater und Katzen aus dem Reiche Schnickſchnacks XCV. für alle Zeiten verbannt, und daher kommt es, daß ſeitdem in jenem Lande die Ratten und Mäuſe freies Spiel haben.

⁂

Moral:

Berlin iſt die Hauptſtadt von Preußen.

Berliner Straßenbild.



Dienſtmädchen. Männeken, haben Sie Rhabarber?

Pfefferſtoßer. Ne!

Dienſtmädchen. Wo krieg ick welchen?

Pfefferſtoßer. Jehn Sie man zu ſich nach Hauſe unn ſtellen Sie ſich vorn Spiegel, da haben Sie Rhabarber jenug.

Hundert Jahre ſpäter!

oder

Maſter Puff's harmloſe April-Prophezeihungen

für

das glorreiche Jahr 1945.

1ſter April.

— Berlin und Treptow feiern den 159ſten Geburtstag der Madame Auguſte Crelinger, die trotz ihres etwas vorgerückten Alters noch immer das Fach der jugendlichen Heldinnen bekleidet. Sie tritt an dieſem Abende als „Jungfrau von Orleans" auf und wird am Schluſſe der Vorſtellung von einem 63jährigen Urenkel, der den Lionel ſpielt, mit Lorbeer bekränzt.

— Der hohe Bundestag beſchließt, die proviſoriſchen Preßbeſtimmungen vom 20. September 1819 abermals auf weitere fünf Jahre zu verlängern.

2ter April.

— Das „Journal des Débats“ theilt in ſeinem heutigen Feuilleton den Schluß des vor hundert Jahren von Eugène Sue angefangenen Romans „der ewige Jude“ mit. Drei Generationen haben das Unglück gehabt, hinzuſterben, ohne das Ende dieſes Romans zu erleben.

— In Hamburg wird Laube's „Bernſteinhexe“, ein Meiſterwerk, das ein Jahrhundert lang unverdientermaßen im Staube der Vergeſſenheit geruht, zum Beſten der Taubſtummen- und Blinden-Anſtalt aufgeführt. Das Haus iſt ſo gedrängt voll, daß die Einnahme 52 Mark 14 Schilling beträgt.

3ter April.

— Der König von Bayern erläßt ein Decret, dem zu Folge die rieſengroße Statue der berühmten Bühnendichterin Birch-Pfeiffer in die baieriſche Ruhmeshalle aufgeſtellt werden ſoll. Zu dieſem Zwecke wird eine eigene Subſcription eröffnet, zu welcher der König aus ſeiner Privat-Schatulle 1 Gulden 45 Kreuzer beiträgt.

— Zwei Berliner Stadtverordnete erklären ſich definitiv für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; alle Uebrigen proteſtiren dagegen.

4ter April.

— Die Eiſenbahn von Leipzig nach Hof ſchreitet ſo unbändig raſch vorwärts, daß man am 11. April 1945 damit bis zur kleineren Hälfte fertig zu ſein hofft.

— In Hannover treten die geachtetſten Thiere der Stadt zuſammen, um einen Verein gegen Menſchenquälerei zu begründen. . An der Spitze dieſes höchſt zeitgemäßen Unternehmens ſteht ein toller Hund, eine wilde Katze und ein Blutegel.

5ter April.

— Ein Badenſcher Abgeordneter der zweiten Kammer, ein Urenkel des berühmten Itzſtein, dringt auf Wiedereinſetzung der durch die Verfaſſung garantirten Preßfreiheit. Die Regierung beruft ſich auf den hohen Bundestag und Alles bleibt beim . . . Alten.

— Ein Berliner Aſtronom entdeckt am öſtlichen Ende der Milchſtraße einen neuen Planeten, dem er „mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß“ den Namen „Fanny Elsler“ beilegt.

6ter April.

— In Rußland wird die Knute abgeſchafft, Gleichheit vor dem Geſetze, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen und unumſchränkte Preßfreiheit eingeführt.

— In Leipzig auf dem neugepflaſterten Rathhausmarkte wird die rieſengroße Reiterſtatue Dr. Carl Reginald Herloßſohn's, in Erz gegoſſen von der berühmten Bildhauerin P., aufgeſtellt. In der rechten Hand hält er einen Operngucker, in der linken Hand gar nichts. An dieſem Tage erſcheint der „Komet“ in Golddruck.

7ter April.

— In Monomotapa, das unter dem Scepter eines überaus milden und gerechten Monarchen blüht, wird eine Seufzer-Steuer eingeführt.

— Ein Naſſau-Uſinger entdeckt ein neues Mineralwaſſer, das alte Weiber jung macht. Madame Crelinger iſt die Erſte, die davon Gebrauch macht.

8ter April.

— Auf Befehl des Königs von *** werden ſämmtliche Sternbilder umgetauft. Der „Hundsſtern“ erhält den Namen „Schelling“, der „große Bär“ wird in einen „Commiſſionsrath Cerf“, der „kleine Bär“ in ein „Eichhörnchen“ und „Berenicens Haarzopf“ in Bettinens Perücke umgetauft.

— In Gohlis, wo der kleine Schiller das Lied „an die Freude“ und der große Heller den „Prinzen von Oranien“ gedichtet hat, werden zwei neue Plätze eingeweiht, wovon der eine, mit obrigkeitlicher Erlaubniß, den Namen „Heller-“, der andere den Namen „Schiller-Platz“ erhält.

9ter April.

— Herr Dr. Eduard Meyen, der Letzte der Hegelianer, vollendet in einem Alter von 220 Jahren ſeine erſte Novelle, betitelt: „Victor klingelt!“

— Die Perücke des berühmten Novelliſten Theodor Mügge wird öffentlich an die Meiſtbietenden verſteigert. Der Geſandte der Sandwich-Inſeln erſteht ſie für 1 Thaler 3 Silbergroſchen 9 Pfennige.

10ter April.

— Die Erben des Verlegers der „Gräfin Chateaubriand" entſchließen ſich, die noch vorräthigen 432 Exemplare (Auflage 750) dieſes vielgeleſenen Romans zu vernichten, um nach hundert Jahren eine zweite Auflage davon zu veranſtalten.

— In Berlin erſcheint ein großartiges Werk, betitelt: „Ludwig Rellſtab im Wendepunkte zweier Jahrhunderte".

11ter April.

— Der Kaiſer von China wird Mitglied des Leipziger Literaten-Vereines, der jetzt 11.893 Mitglieder, darunter auch 7 Schriftſteller, zählt.

— Die deutſche Flotte, unter dem Oberbefehl des Admirals Saß XLIV., verliert bei einem Sturme im Mittelmeere die Hälfte ihrer Kriegsſchiffe. (Reſt zwei Linienſchiffe.)

12ter April.

— Die Erben Robert Hellers werden vom Könige der Niederlande in Anbetracht des Gleichgewichts, das der große Verſtorbene durch ſeinen „Prinzen von Oranien" zwiſchen Deutſchland und Holland vermittelt hat, mit dem Prädicate „Heller von Geuſenſtorm" in den Freiherrenſtand erhoben.

— In England wird als große Seltenheit ein Pferd gezeigt, das einen Wagen zieht.

13ter April.

— Die Wiener Frauen wallfahren nach Klafterbrunn, um das Grab des „öſterreichiſchen Anacreons" — J. F. Caſtelli — Dichters (?) der „Schweizerfamilie", mit „Eau de Cologne" zu begießen und ihm ein Denkmal von Wiener Würſteln mit Kren zu ſetzen.

— Ein deutſcher Edelmann verzichtet freiwillig auf ſein „von".

14ter April.

— In einer Pariſer Handſchriften-Verſteigerung wird ein Autograph des ſehr berühmten Bibliographen E. M. Oettinger von einem ſehr verrückten Engländer für 2400 Pfund Sterling erſtanden.

— Im neuen Jeruſalem, der Hauptſtadt des jüdiſchen Reiches, das unter dem ſegensreichen Scepter Rothſchilds IV. ein Muſterſtaat geworden, bildet ſich ein Verein zur Emancipation der Chriſten, an deren Spitze der berühmte Rabbi Jehuda Kuranda, ein Urenkel des unſterblichen Ignaz Kuranda, ſteht.

15ter April.

— Der erſte Conſul der Republik Frankreich erklärt Seiner Majeſtät dem Könige der vereinigten Schweizer-Cantone den Krieg, weil dieſer der einzige Monarch iſt, der die Republik nicht anerkennen will.

— Gräfin Ida Gans-Gans wird zum Commandanten der preußiſchen Nationalgarde erwählt.

16ter April.

— In Abasſidone wird ein neues Strafgeſetz publicirt, nach dem unter Anderm auch die Folter und für Ehebrecher die Blendung eingeführt wird.

— In Leipzig löſt ſich der ſeit hundert Jahren beſtehende Verein zur Emancipation der Juden auf, weil er einſieht, daß ſeine bisherigen Beſtrebungen fruchtlos geblieben ſind.

17ter April.

— Auf der Frankfurter Meſſe läßt ſich der letzte Sproſſe des jungen Deutſchlands in einer Bretterbude vor dem Bockenheimer Thore für Geld ſehen.

— In Stuttgart wird von einer Horde betrunkener Schwaben die Statue Schillers niedergeriſſen und an deren Stelle eine aus maſſivem Selbſtlob gegoſſene Bildſäule Carl Gutzkows aufgeſtellt. Deutſchlands Voltaire ſitzt auf Meidingers Grammatik; in der rechten Hand hält er einen Zopf, in der linken ein Schwert.

18ter April.

— In der Türkei, die den ruſſiſchen Provinzen einverleibt iſt, wird der Koran abgeſchafft.

— Der 104te Jahrgang des weiland von E. M. Oettinger begründeten „Narrenalmanachs“ bringt eine ausführliche Lebensbeſchreibung des „kosmopolitiſchen Nachtwächters“, worin bis zur Evidenz erwieſen wird, daß weder Berthold Schwarz, noch Franz Dingelſtedt, ſondern Fräulein Amalie von Stubenrauch das Schießpulver erfunden hat.

19ter April.

— Der Ehrenſäbel des H. H. H. id est Hohenzollern-Heching'ſchen Hofraths Dr. Franz Lißt wird in Weimar an den Mindeſtbietenden verſteigert.

— Börne's ſterbliche Ueberreſte werden vom Père Lachaiſe mit großer Feierlichkeit nach Frankfurt am Main gebracht und in dem dortigen Pantheon beigeſetzt.

20ſter April.

— Profeſſor Hengſtenberg, Ritter des rothen Adlerordens vierter Klaſſe, wird vom Papſt canoniſirt.

— Auf dem Stephansplatz in Wien wird der Grundſtein zu einer Saphir-Fontaine gelegt. Der Präſident der oberſten Polizei- und Cenſurhofſtelle hält eine Gedächtnißrede, die von 101 Salve begleitet wird. Abends große Illumination. Im Burgtheater werden der erſte und letzte Jahrgang des „Humoriſten“ vorgeleſen.

21ſter April.

— Der ungariſche Landtag beantragt zum 51ſten Male die Abſchaffung der Todesſtrafe.

— Auf der Donaubrücke zwiſchen Peſth und Ofen werden die goldenen Statuen von Koſſuth und Weſſeleny feierlich eingeweiht.

22ſter April.

— Der hochweiſe Senat der freien Stadt Hamburg weigert ſich, die Thorſperre abzuſchaffen, worüber zum zwanzigſten Male eine Revolution ausbricht.

— Die Ständekammern des Kurfürſtenthums Heſſen-Caſſel ziehen die Eiſenbahn-Frage in Berathung und beſchließen, mit 19 Stimmen gegen 18, die Anlegung der erſten Bahn von Caſſel nach Fulda.

23ſter April.

— Fürſt Roderich Pückler verkauft ſeine Herrſchaft Muskau für 3 Millionen Thaler an einen Urenkel des Baron Schlump.

— Kühne's Trauerſpiel „Kaiſer Friedrich II." wird auf dem Hof- und Nationaltheater zu Kieritz zum erſten Male aufgeführt. Der Verfaſſer wird gerufen, bedauert aber, nicht erſcheinen zu können, weil er ſchon ſeit 30 Jahren geſtorben ſei.

24ſter April.

— Hellers „Roſen" legen Trauer an, um endlich in Flor zu kommen.

— Die Kins'ſchen Erben kaufen von dem Ertrage der Kühne'ſchen „Portraits und Silhouetten“ die Villa Sommariva für 900,000 Francs.

25ſter April.

— Madame Schröder-Devrient gaſtirt zum 1844ſten Male als Euryanthe. Die Berliner Kritik lobt die Friſche ihrer äußerſt jugendlichen Stimme.

— Die Leipziger Confeſſionsfrage, die vor hundert Jahren ſo viel Gemüther aufgeregt hat, iſt noch immer nicht entſchieden. Die blutigen Fehden im „Tageblatt“ ſind noch nicht durchgekämpft.

26ſter April.

— Der „Leipziger Zeitung“ wird ſeit ihrem 200jährigen Beſtehen zum erſten Male ein Artikel von der Cenſur geſtrichen.

— In Berlin wird zum fünften Male die Bilder-Cenſur aufgehoben.

27ſter April.

— Bei Reichenbachs Erben erſcheint die 44ſte Auflage vom „Prinzen von Oranien“. Die erſten 43 Auflagen ſind nicht in den Buchhandel gekommen.

— Ein Münchener Koch erhält ein fünfjähriges Patent auf die Erfindung einer neuen Gattung Dampfnudeln.

28ſter April.

— In Dresden erſcheint von einem Urenkel des ſehr berühmten Johann Peter Leonhardt-Burmeiſter-Lyſer eine kurzgedrängte, in engliſcher Sprache abgefaßte Lebensbeſchreibung, „Emil Devrient und ſein Zeitalter“, in drei ſtarken Foliobänden.

— Im Berliner Thiergarten wird ein Selbſtmörder gefunden. In ſeiner Bruſttaſche findet ſich ein vierteljähriges Abonnement auf die „Preußiſche Staatszeitung“.

29ſter April.

— Die klaſſiſchen Gedichte Königs Ludwig von Bayern werden auf der ſpaniſchen Halbinſel in allen Schulen eingeführt.

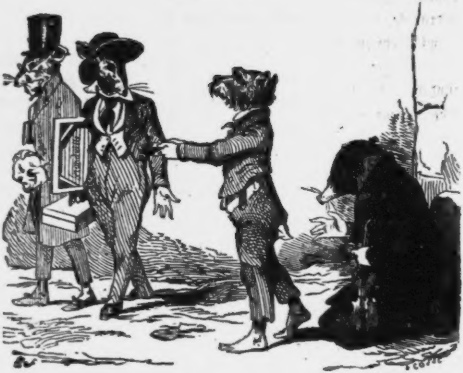
— Das Leipziger Muſeum ſchafft den „Berliner Figaro“ an (falls er bis dahin noch nicht eingegangen ſein ſollte).

30ſter April.

— Das „Stuttgarter Morgenblatt“ geht aus Mangel an paſſenden Motto's ein.

— Der „Berliner Geſellſchafter“ kann ſich noch immer nicht entſchließen, einen guten Witz zu reißen.

Thierbild.



Pudel. Ein Almoſen, Excellenz!

Haſe. Wir ſind Pränumerantenſammler und haben ſelber nichts.

Talma.

Original-Luſtſpiel in einem Akt.

Perſonen.

Joſephine Duchesnois Hippolite Mars François Talma Jean Baptiſt Dugazon	Mitglieder des Théâtre français.

Abbé Geoffroy.
Ein Arzt.
Mahomet, Diener der Mlle. Duchesnois.

(Die Handlung ſpielt in Paris im Jahre 1804,
im Salon der Duchesnois.)

Erſte Scene.

Dlle. Duchesnois (kommt aus dem Seitenzimmer). Schon halb Eilf! Und noch keiner von meinen Gäſten da? Sie laſſen lange auf ſich warten. Zum Glück hat dies nichts zu ſagen, denn ſo eben erfahre ich von meinem Koch, daß er noch ein kleines Viertelſtündchen braucht, um mit dem Souper in Ordnung zu ſein. Ach, mein Koch! Mein Esdragon! Ich kann nicht von ihm reden, ohne von der Größe ſeiner Schöpfungskraft begeiſtert zu ſein! Welch ein Mann! Welch ein Genie! Hätte mein Esdragon zu den Zeiten Lucull's gelebt, man würde ihm Altäre erbaut haben! Kein Wunder, daß ganz Paris mich um dieſen Phönix beneidet. Der Marquis von Cuſſy nannte ihn unlängſt den Napoleon der Küche. Bonaparte, ſagt mein Freund, hat Frankreich mit dem Schwerte, Esdragon die Welt mit dem Quirl erobert. Pigault-Lebrun erhob ihn zum Plato der culinariſchen Philoſophie und Dugazon — hört, hört! — zum Dalai-Lama aller Köche. Und dieſer Koch, dieſer Plato, dieſer Dalai-Lama iſt mein, mein auf ewig, nein! leider nicht auf ewig, aber vorläufig doch auf zwei Jahre. O ich Glückliche!

Zweite Scene.

Die Vorige. Mahomet. Gleich darauf Dugazon.

Mahomet (anmeldend). Herr Dugazon.

Duchesnois. Willkommen, Criſpin.

Dugazon. Voll Ehrfurcht grüßt der Letzte von Thaliens Prieſtern Frankreichs Melpomene. Doch was ſehe ich, liebe Duchesnois, noch Niemand von Ihren Gäſten da? Ja, ja, beim Eſſen iſt Dugazon ſtets der Erſte, Dugazon ſtets der Letzte. Aber ſagen Sie aufrichtig, giebt es auf Erden wohl einen ſchönern Genuß, als eine wohlbeſetzte Tafel? Anfangs liebt man Puppen, dann Kleider, dann Mädchen, dann Pferde, dann Bücher und zuletzt die Freuden der Tafel. Der einzige reelle Genuß in dieſem Leben voller Täuſchungen iſt, wie geſagt, eine wohlbeſetzte Tafel, ein wohlaſſortirter Weinkeller die ſchönſte Bibliothek. Theilt auch die reizende Semiramis meine Anſicht?

Duchesnois. Ich habe die Ehre, ganz Ihrer Meinung zu ſein.

Dugazon. Für mich iſt jedes Diner ein Stück Weltgeſchichte, das in drei Haupt-Epochen zerfällt: Erſte Epoche: vom Erſcheinen der Suppe bis zum Verſchwinden des Rindfleiſches. Zweite Epoche: von der Invaſion des Gemüſes bis zur Einſetzung des Bratens. Dritte Epoche: von der Entthronung des Bratens bis zur Krönung des Deſſert. Nichts, nichts in der Welt geht über ein gutes Diner!

Duchesnois. Einverſtanden, Freund Dugazon.

Dugazon. Ich weiß nicht mehr ganz genau, ob es ein griechiſcher Weiſer oder ein deutſcher Philiſter geweſen, der einmal geſagt haben ſoll: Der Menſch lebe nicht, um zu eſſen; er eſſe nur, um zu leben. Dieſer gute Mann muß entweder keinen Verſtand, oder gar keinen Appetit gehabt haben.

Duchesnois. Und was von Beiden würden Sie wohl für ein größeres Unglück halten?

Dugazon. Je nun: hat es ihm an Verſtand gefehlt, ſo war er zu beneiden, denn zu allen Zeiten iſt ein dummer Menſch viel weiter gekommen, als ein kluger. Hat es ihm aber an Appetit gefehlt, dann war er zu beklagen, denn Appetit — meine himmliſche Dido wird es mir eingeſtehen — iſt das Oel der Lebenslampe, ein Menſch ohne Appetit . . .

Duchesnois. Iſt ein Tanz ohne Muſik, Liebe ohne Gegenliebe.

Dugazon. Mir ganz aus der Seele geſprochen. Für mich, reizende Klytemneſtra, giebt es nur zwei Freuden: erſt eſſen und dann verdauen. Spielen iſt blos eine Leidenſchaft, Eſſen aber iſt eine Tugend. So lange man ißt, iſt man tugendhaft, folglich bin ich, der ich oft, viel und gern eſſe, auch ſehr tugendhaft.

Duchesnois. Ein höchſt logiſcher Schluß! Aber zwiſchen Eſſen und Eſſen iſt — Freund Dugazon wird es mir einräumen — ein Unterſchied.

Dugazon. Ein ungeheurer Unterſchied. Die meiſten Menſchen eſſen wie das liebe Vieh, ohne Sinn und Verſtand, und nur Wenige . . .

Duchesnois. Verſtehen, wie Freund Dugazon, die Kunſt mit Geiſt und Andacht zu eſſen.

Dugazon. Ein Menſch, der an reichbeſetzter Tafel von jeder Speiſe etwas, aber von keiner zu viel ißt, ein Menſch, der jeden Biſſen, bevor er ihn der Speiſeröhre überantwortet, auf der Zunge hin und her wiegt und ſich von jedem Biſſen Rechenſchaft zu geben weiß, iſt ein Eßdenker, ein Feinſchmecker, vor dem ich ehrfurchtsvoll meinen Hut ziehe. Aber wie wenig giebt es ſolcher Feinſchmecker! N'est pas gourmand qui veut, ſagt mein großes Vorbild Brillat-Savarin. — Ein Menſch aber, der jede Speiſe leichtſinnig hinunterwürgt, iſt, meiner Anſicht nach, ein Menſch ohne Bildung, der mich ſehr in Verlegenheit ſetzen würde, ſollte ich mit ihm bei helllichtem Tage über die Straße gehen. Die Kunſt, mit Verſtand und Geiſt zu eſſen, iſt eine Appanage der vornehmen Welt, eine Prärogative der Feinſchmecker. Ich, liebe Duchesnois, habe die Ehre Gourmand zu ſein und bilde mir auf dieſe Gabe Gottes mehr als auf jedes andere Talent ein. Ich ſpiele Komödie — freilich nur paſſable — ich ſinge, ich tanze, ich fechte. Dies Alles aber iſt eine Bagatelle gegen meine Virtuoſität im Eſſen. Beiläufig geſagt, ich verſpüre einen oſtrogothiſchen Hunger. Iſt es erlaubt zu fragen, mit welchen Gerichten Ihr Küchen-Dalailama uns heute regaliren wird?

Duchesnois. Ei, wie kann man ſo neugierig ſein? Als der Herzog von Buckingham eines Tages Herrn Swift, Englands Ariſtophanes, zu Tiſche lud, legte er ſeinem Gaſte eine lange Speiſeliſte vor. Mylord, ſagte Swift, laſſen Sie mich ſtatt der Liſte Ihrer Speiſen lieber die Liſte Ihrer Gäſte ſehen; ich mag zuvor nicht wiſſen, was, wohl aber, mit wem ich eſſe.

Dugazon. Mir, angebetete Hermione, iſt es ganz gleichgiltig, mit wem, aber höchſt wichtig zu erfahren, was ich eſſe. Wiſſen Sie, was mein großer Meiſter Brillat-Savarin ſagt: Dis-moi ce que tu manges et je te dirai ce que tu es, und dieſe einzige Phraſe macht ihn unſterblich, denn es liegt darin mehr Wahrheit, als in allen Phyſiologien. Aber weiß Gott, ich verſpüre bereits Hunger, kannibaliſchen Hunger . . .

Duchesnois. Hunger und Liebe, ſagt Deutſchlands Corneille, halten die Welt zuſammen. Ach, Dugazon, erklären Sie mir dieſe beiden Worte: Was iſt Hunger, was iſt Liebe?

Dugazon. Was Liebe iſt, wiſſen Alle, die, wie wir, noch nicht geheirathet haben, was Hunger iſt, weiß Jeder, der lange nichts gegeſſen hat. Hunger iſt ein geſteigerter Appetit, Appetit iſt die Regung eines nüchternen Magens. Der Magen iſt der Regiſſeur unſerer Handlungen, der Soufleur unſerer Geſinnungen. Der Magen iſt der Lycurg, der unſerm Geiſte Geſetze vorſchreibt, Geſetze, von denen jedes einzelne ein kategoriſcher Imperativ iſt. Erfüllen wir ſeine Befehle, ſo iſt er ein gutmüthiger Patron. Widerſetzen wir uns, ſo iſt er ein Barbar, ein Deſpot, ein Tyrann. Ein nüchterner Magen iſt ein blutdürſtiger Terroriſt, ein öffentlicher Ankläger, ein Marat, ein Fouquier-Tinville; ein geſättigter Magen iſt ein Capitaliſt, der von ſeinen Renten lebt, ein Held, der auf ſeinem Lorbeer ruht, ein Rothſchild, ein

Napoleon. Ein hungeriger Magen ſpeit blutige Satiren, ein geſättigter Magen läßt weihrauchduftende Hymnen emporſteigen; ein leerer Magen ſingt die Marſeillaiſe, ein voller Magen: Vive Henri IV! John Hunter, einer der größten Aerzte Englands, hat Recht, wenn er ſagt: der Menſch iſt das, was ſein Magen aus ihm macht.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Mahomet und gleich darauf Dlle. Mars.

Mahomet (anmeldend). Mademoiſelle Mars.

Duchenois. Herzlich willkommen, meine liebe, ſüße, ſchöne Mars.

Mars. Guten Abend, Joſephine. (Beide umarmen ſich.)

Dugazon. Das Luſtſpiel umarmt die Tragödie — **les extrêmes se touchent.**

Mars. Auch Er hier, alter Kamerad! Hätte ich das gewußt . . .

Dugazon. So wäre Hippolite . . .

Mars. Vielleicht ſo aufmerkſam geweſen, Ihm einen Bayonner Schinken mitzubringen, den ich heute Morgen als Act der Huldigung vom ſpaniſchen Geſandten erhielt.

Dugazon (ſich vergnügt d'e Hände reibend). Morgen, reizende Thalia, beſuche ich Sie.

Duchesnois. Was giebt es Neues, meine theure Hippolite?

Mars. Talma iſt wieder ein Mal ganz außer ſich.

Duchesnois und Dugazon. Und worüber?

Mars. Ueber Abbé Geoffroy's Kritik, die geſtern im Journal des Débats erſchienen iſt. Habt Ihr ſie noch nicht geleſen?

Duchesnois. Bis jetzt noch nicht.

Mars. Und Er, Dugazon?

Dugazon. Ich für meinen Theil leſe niemals Kritiken

Mars. Und weshalb?

Dugazon. Weil ſie mir in der Regel allen Appetit verderben.

Mars. Und ein guter Appetit iſt ihm lieber, als das größte Lob, als der größte Beifall.

Dugazon. Beifall! Lob! Kann ein Menſch davon ſatt werden?

Duchesnois. Der arme Talma!

Mars. Er ſpeit Feuer und Flammen und hat geſchworen ſich an ſeinem Feind zu rächen.

Duchesnois. Hätte ich das ahnen können, ſo würde ich den Abbé heute nicht eingeladen haben. Am Ende kommt nun Talma nicht!

Mars. Sein Sie unbeſorgt. Er weiß, daß Abbé Geoffroy heute Abend Ihr Gaſt iſt . .

Duchesnois. Und wird . . .

Mars. Dennoch kommen, wenigſtens hat er's mir heute Morgen noch verſprochen.

Dugazon. Das iſt recht, das iſt ſchön von ihm. Meinem Feinde zu Lieb' verſäume ich kein Souper. Ich, an Talma's Stelle, würde mich an dieſem giftgeſchwollenen Journaliſten auf ganz andere Weiſe rächen. Nachts, wenn der Mond mit den Wolken Blindekuh ſpielt, würde ich ihm einmal auflauern und eine ſchlagende Antikritik mit meinen Fäuſten auf ſeinen Rücken ſchreiben.

Duchesnois. Pfui, alter Schwätzer, ſchämen Sie ſich.

Dugazon. Ich ſehe, beim Barte des Propheten, gar keinen Grund dazu ... Er ſchlägt mich mit Worten, ich ſchlage ihn ...

Mars. Laß Er mich mal ſeinen Puls fühlen. (fühlt Dugazon's Puls) Mir ſcheint, Crispin hat getrunken ...

Dugazon. Leider bis jetzt noch nicht; doch geſtehe ich, daß ich einen barbariſchen Hunger und einen vandaliſchen Durſt habe und den Anfang des Soupers nicht erwarten kann (er ſieht auf ſeine Uhr) Schon drei Viertel auf Eilf! Wenn's nicht bald zu Tiſche geht, ſo verliere ich allen Muth.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Mahomet. Gleich darauf Talma.

Mahomet (anmeldend). Herr Talma.

Duchesnois. Ah, unſer Roscius! Sie haben ſich lange erwarten laſſen.

Talma. Beinah' wäre ich gar nicht gekommen.

Duchesnois. Und aus welchem Grunde?

Talma. Ich bin verdrießlich, melancholiſch, mit einem Worte nicht gut aufgelegt . . .

Dugazon. Hat uns wieder eine Weſpe geſtochen?

Talma. Errathen, Freund. Papa Geoffroy hat mich in ſeinem geſtrigen Feuilleton wieder einmal bis auf's Blut geſtochen, bis auf's Tiefſte verwundet, auf das Empfindlichſte verletzt . . .

Dugazon. Und was hat Freund Talma darauf beſchloſſen?

Talma. Vorläufig ganz und gar zu ſchweigen und, der Biene gleich, ſelbſt aus dem Gifte ſeiner Beurtheilungen Honig für meine Kunſt zu ſaugen.

Dugazon. Mehr als um Dein Talent beneide ich Dich um Deinen Magen. Der meinige verträgt weit eher zehn Straßburger Gänſeleber-Paſteten, als eine einzige tadelnde Kritik dieſes boshaften Sadducäers. Und darum habe ich mir's zum Grundſatz gemacht, nie mehr ein Blatt zu leſen.

Talma. Du beneidenswerther Mann. *Dich* hat Papa Geoffroy gelobt!

Dugazon. Hat er das wirklich gethan?

Mars. Freund Talma hat die Wahrheit geſagt.

Dugazon. Ei, da will ich morgen gleich in aller Früh meinem Grundſatz einmal untreu werden und ſein Feuilleton leſen. Kinder, es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſer verteufelt boshafte Abbé Geoffroy doch Geiſt und Witz, Urtheil und Geſchmack beſitzt . . .

Talma. Weil er Dich gelobt hat?

Dugazon. Ja, ſchon darum.

Mars. Eitler Thor!

Dugazon. Das iſt mehr oder weniger Jeder von uns.

Talma. Dugazon hat Recht. Alle Achtung vor dem Geiſte des Papa Geoffroy, und genau betrachtet, iſt es mir am Ende doch noch lieber, wenn ein Mann von Geiſt mich tadelt, als wenn ein Schwachkopf mich in den Himmel erhebt. Faſt in jedem Blatte wird mir Weihrauch geſtreut. Aber von wem? Größtentheils von Solchen, die von der dramatiſchen Kunſt nicht viel weniger, aber auch nicht viel mehr, als Affen vom Schachſpiel verſtehen. Floskeln, Phraſen, Redensarten. Papa Geoffroy iſt jetzt faſt der einzige Kritiker, der, wie der liebe Gott, uns Comödianten ins Herz ſchaut und Geiſt und Nieren prüft...

Duchesnois. Er hat ein ſcharfes Auge.

Mars. Und eine zehnmal ſchärfere Feder.

Dugazon. Er iſt eine wahre Gottesgeißel für uns: ein neuer Attila!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Mahomet. Bald darauf Abbé Geoffroy.

Mahomet (anmeldend). Abbé Geoffroy.

Talma. Hannibal ante portas!

Duchesnois. Sein Sie freundlich gegrüßt, Herr Abbé.

Geoffroy. Tauſend Dank, reizende Phädra. (zur Mars) Guten Abend, Diamant des **Théâtre français.** (zu Dugazon) **Bon soir,** zwerchfellerſchütternder Momus. (zu Talma) **Salut,** Monſieur Talma.

Talma. Es freut mich, Sie wohl zu ſehen.

Duchesnois. Waren Sie heut im Theater?

Geoffroy. Welche Zumuthung! Sie waren ja unbeſchäftigt.

Mars. **Dieu de Dieu,** wer hätte wohl je geglaubt, daß Abbé Geoffroy bei all ſeiner geiſtreichen Bosheit ſo galant ſein kann.

Geoffroy. Gegen Damen, liebe Mars, bin ich zu jeder Zeit artig.

Talma. Gegen Männer aber . . .

Geoffroy. Bisweilen bitter, aber immer wahr.

Dugazon (bei Seite). O Judas Iſchariot!

Duchesnois. Ich erſuche meine verehrten Gäſte, Platz zu nehmen.

Dugazon. Gott ſei gedankt. Nun fange ich wieder aufzuleben an.

Duchesnois. Abbé Geoffroy wird die Güte haben, den Mittelpunkt des kleinen Halbkreiſes zu bilden. Zu ſeiner Rechten wird meine reizende Mars, zu ſeiner Linken meine Wenigkeit Platz nehmen; den rechten Flügel wird Talma, den linken Dugazon bilden. (Alle ſetzen ſich.)

Geoffroy. So throne ich nun zwiſchen dem blonden Luſtſpiel und der brünetten Tragödie wie eine Muſchel zwiſchen zwei Perlen.

Mars. Zu meiner Rechten die Kunſt, zu meiner Linken die Kritik.

Dugazon. Eine Roſe zwiſchen zwei Dornen.

Duchesnois. Hier der Ernſt und da der Scherz.

Talma. Der Frühling zwiſchen Winter und Sommer.

Duchesnois (klingelt. Mahomet trägt die Suppe auf). Wer von den beiden Flügelmännern will unſer Ganymed ſein?

Dugazon. Freund Talma wird für das Einſchenken und ich für das Austrinken Sorge tragen.

Talma. Trinkt Abbé Geoffroy Weißen oder Rothen?

Geoffroy. Ich halte es mit dem Rothen.

Mars. Ich bitte um Weißen.

Duchesnois. Ich ebenfalls.

Talma. Und Du, Dugazon?

Dugazon. Um weder den Weißen noch den Rothen zurückzuſetzen, werde ich von Beiden trinken.

Duchesnois. Iſt es, lieber Abbé, erlaubt zu fragen, wie Ihnen die Potage à la Camerani ſchmeckt?

Geoffroy. Wie ein Kuß von ſchönem Munde. Durch welche Kleinigkeiten Mancher heut zu Tage berühmt werden kann! Der Name dieſes italieniſchen Sängers, welcher der Columbus dieſer Suppe iſt, wird länger leben als der manches großen Künſtlers.

Dugazon. Abbé Geoffroy hat Recht. Wer von uns würde wiſſen, daß jemals ein Marquis de Béchamel gelebt, hätte dieſer Mann nicht den überaus glücklichen Einfall gehabt, jene pikante Zwiebelſauce zu erfinden, die noch heute ſeinen Namen führt.

Geoffroy. Wer würde nicht ſchon längſt vergeſſen haben, daß zur Zeit des vierzehnten Ludwigs ein Prinz von Soubiſe gelebt, wäre er nicht der Gründer einer neuen Cotelette-Branche, die ſeinen Namen der Unſterblichkeit überliefert hat.

Talma. Dieſe **Cotelettes à la Soubise** erinnern mich an eine Anekdote, die ich geſtern im Foyer der komiſchen Oper gehört. Ein junger Marquis aus dem Languedoc bewarb ſich bei Cambacérès um eine diplomatiſche Anſtellung. Ich habe keine große Idee von dieſem Menſchen, ſagte der Kanzler zu Talleyrand. Der gute Mann hat noch niemals **Pudding à la Richelieu** gegeſſen und kennt die **Cotelette à la Soubise** nicht einmal dem Namen nach. Aus ſolchem Menſchen kann nie ein großer Diplomat werden. — Vielleicht aber ein kleiner Kanzler erwiderte der hinkende Teufel der franzöſiſchen Diplomatie.

(Mahomet reicht Auſtern herum.)

Mars. Welche gute Fee hat Ihnen dieſe herrlichen Auſtern beſcheert?

Duchesnois. Sie kommen direct aus Oſtende.

Geoffroy. Und die gute Fee?

Duchesnois. Iſt Obriſt in einem Huſaren-Regiment.

Dugazon. Auſtern ſind die Perlen des Meeres.

Mars. Eine Mahlzeit ohne Auſtern iſt ein Epigramm ohne Spitze.

Geoffroy. Tauſend Menſchen eſſen Auſtern, aber von dieſen Tauſenden wiſſen nicht zehn, ſich von dem Genuſſe Rechenſchaft zu geben. Sie *eſſen* die Auſtern, aber *genießen* ſie nicht. Auſtern genießen iſt eine Kunſt, die nur Dichter und Leute von Geiſt verſtehen.

Dugazon. Auſtern muß man ohne Bart, aber mit der Seele genießen.

Talma. Man muß ſtets mit drei Auſtern beſchäftigt ſein: die eine muß man in der Hand, die andere im Munde und die dritte im Auge haben.

Geoffroy. Die Auſtern ſind *das* zur See, was die Genies zu Lande ſind: der zarteſte Kern in der rauheſten Schale.

Mars. Nach dieſer Definition könnte ſich Abbé Geoffroy nicht beleidigt fühlen, wenn ich mir die Freiheit nehme, ihn mit einer Auſter zu vergleichen.

Dugazon. Auſtern aber ſind käuflich ...

Talma. Unſer Abbé iſt das nicht.

Geoffroy. Wer das Gegentheil zu behaupten wagt, iſt ein ...

Mahomet (eine neue Schüſſel umherreichend). **Canard au père Vanille!**

Dugazon. Auch ein Stück Weltgeſchichte! Durch dieſe Speiſe gelang es einſt der Frau von Maintenon, dem geſchwächten Magen ihres königlichen Freundes neue Haltung und ſeinem abgeſtorbenen Herzen „friſche Neigung einzuflößen.

Geoffroy. Heute Morgen las ich in einer Geſchichte der Gaſtronomie: Der Chan der Tartarei laſſe ſich bei der Tafel nur von dicht verſchleierten Sklaven bedienen, damit ihr Athem keine ſeiner Speiſen berühre. Ich bin weniger ſtreng, möchte aber doch den unſchuldigen Vorſchlag machen, daß jeder Diener, der die Ehre hat, uns Speiſen zu präſentiren, wenigſtens Handſchuhe trage, denn ich frage Sie, meine Herren und Damen, giebt es wohl etwas Unappetitlicheres, als einen rohen Daumen, der ſich über den Rand der Schüſſel verirrt?

Talma (ruft). Mahomet!

Mahomet. Was befehlen Herr Talma?

Talma (wirft ihm eine Börſe zu). Nimm dies Geld und kaufe Dir dafür ein Dutzend Handſchuhe.

Mahomet. Tauſend Dank, Herr Talma.

Duchesnois. Auch ich habe jenes Werkchen, das der Abbé vorhin citirt, vor Kurzem geleſen und Manches darin gefunden, was mich außerordentlich intereſſirt hat. Der König von Abyſſinien, las ich, hält es unter ſeiner Würde, die Speiſen mit allerhöchſt eigener Hand zum allerdurchlauchtigſten Munde zu führen. Seine Pagen müſſen ihm das Fleiſch zerſchneiden und ſtückweiſe in den allergnädigſten Rachen ſchieben.

Mars. Wenn es Ihnen Freude gewährt, Abbé, ſo will ich Ihnen die Mühe erſparen, dieſe Ente ſelbſt zu zertheilen und Ihnen, wie dem Könige von Abyſſinien, einen Biſſen nach dem andern zuführen.

Talma. Kein übler Einfall, meine ſchöne Hippolite. Doch weiß ich, weshalb Sie ſich dazu verſtehen wollen. Sie hoffen unſerm verehrten Herrn Kritiker dadurch bildlich den Mund zu ſtopfen.

Geoffroy. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeit, liebe Mars. Ich kann den Weg zu meinem Munde leichter als zu Ihrem Herzen finden.

Dugazon. Aber Gott im Himmel, was ſehe ich?

Geoffroy. Was ſehen Sie?

Dugazon. Abbé Geoffroy hat die Salzbüchſe umgeſtoßen.

Talma. Das bedeutet Verdruß.

Mars. So behauptet wenigſtens der Aberglaube.

Duchesnois. Und woher datirt ſich dieſer Aberglaube?

Geoffroy. Vom neuen Teſtamente. Als der Heiland ſeinen zwölf Jüngern ein Abendmahl gab, war es der Verräther Judas Iſchariot, der in der Heftigkeit ſeiner Rede das Salzfaß umſtieß. Daher der Aberglaube, daß eine umgeworfene Salzbüchſe der Vorbote lauernden Verrathes iſt, und daher auch die Abneigung gegen dreizehn Tiſchgäſte, weil der Aberglaube annimmt, daß einer darunter ein Judas Iſchariot iſt, der ſeinen Herrn und Meiſter verrathen und in's Verderben ſtürzen will.

Duchesnois. Dank dem Himmel, daß wir nicht mehr als fünf ſind.

Talma. Und dennoch kann unter uns ein Verräther ſein.

Mahomet. Faisan rôti et choux de Bruxelles aux truffes.

Dugazon. Sei voll Ehrfurcht gegrüßt, edler Faſan.

Geoffroy. Es giebt Worte, deren Begriffe mir dergeſtalt theuer ſind, daß mich beim Namen deſſelben ein namenloswonniges Gefühl durchzuckt. So oft ich Kuß oder Caviar, Stockfiſch oder Frühling, Liebe oder Champagner, Engel oder Faſan ausſpreche, läuft mir das Waſſer im Munde und das Geld in der Taſche zuſammen. Was der Sirius unter den Sternen, was die Roſe unter den Blumen, was unſere Duchesnois unter den Künſtlerinnen, das iſt der Faſan unter dem Geflügel.

Talma. Der Faſan iſt der Mandarin der Volière, die Excellenz des Meierhofes.

Dugazon. Wenn es im Himmel keine Faſanen giebt, ſo möchte ich gar nicht hinein kommen, denn wie ſich die Türken kein Paradies ohne Houris, ſo kann ich mir kein Eden ohne Faſanen denken.

Mars. Wäre ich Raphael geweſen, ich hätte ſtatt der Engel Faſanen gemalt.

Duchesnois. Und wäre ich Petrarca, ich hätte ſtatt der Laura den Faſan beſungen.

Geoffroy. Wiſſen Sie, was Piron geſagt? Ein Diner ohne Faſan iſt ein Helm ohne Federbuſch, ein Schiff ohne Flagge, ein Regiment ohne Fahne.

Talma. Entſchuldigen Sie, Abbé, das hat Piron nicht geſagt.

Geoffroy. Eh bien, dann hab' ich es geſagt.

Talma. Piron's Name erinnert mich an eine andere Anekdote. Ein Dichter-Dilettant ſchickte ihm einſt einen Faſan. Was that Piron?

Dugazon. Er behielt den Faſan.

Talma. Ganz recht. Am andern Morgen kam der Geber des Faſans und zog aus der verſchwiegenen Bruſttaſche, rathen Sie was?

Duchesnois. Einen Dolch?

Talma. Noch etwas Schlimmeres, als das. Er zog ein Trauerſpiel heraus.

Mars. Und was that Piron?

Talma. Ich merke Ihre Liſt, ſagte er. Nehmen Sie Ihren Faſan zurück und laſſen Sie mich ungeſchoren.

Geoffroy. Wer kann ihm das verübeln? Es giebt zwar nichts Beſſeres in der Welt, als einen Faſan, aber auch nichts Schlimmeres, als ſich ein langweiliges Trauerſpiel vorleſen zu laſſen.

Dugazon. Aber Gott im Himmel, was ſehe ich?

Geoffroy. Was ſehen Sie ſchon wieder?

Dugazon. Der Herr Abbé hat das Weinglas umgeſchüttet.

Talma. Schade um das blendendweiße Tiſchtuch.

Geoffroy. Fürſt Kaunitz hatte einſt einen engliſchen Officier eingeladen, dem, gerade wie mir, das Unglück begegnete, ein volles Weinglas umzuſtoßen. Iſt das in England ſo gebräuchlich, fragte der Fürſt in einem Anflug von Bosheit. Das eben nicht, erwiderte der Engländer; wenn es aber einmal geſchieht, ſo iſt man bei uns gebildet genug, keine Notiz davon zu nehmen. Wie gefällt Ihnen dieſe Antwort, Herr Talma?

Talma. Bei weitem nicht ſo gut, als Ihre geſtrige Kritik über die letzte Aufführung der Phädra. Wie hieß doch der Narr von einem fränkiſchen König, der einmal den verrückten Einfall bekam, zwei Buchſtaben des Alphabets, bei Strafe des Ohren-Verluſtes, Gott weiß weshalb zu verbieten? Sie, Abbé, wiſſen ja Alles. Iſt Ihnen auch der Name dieſes Königs bekannt?

Geoffroy. Er hieß Chilperich.

Talma. Und wiſſen Sie auch, welche Buchſtaben er verboten hat?

Geoffroy. Vermuthlich das ah! und das oh, weil dieſe zwei Buchſtaben die Sorgen ſeines Volkes verriethen.

Talma. Geiſtreich, aber ſehr boshaft! Wiſſen Sie aber auch, welche zwei Buchſtaben ich, angenommen, daß auch ich ein König und dabei eben ſo verrückt wie jener Chilperich wäre, verbieten würde?

Geoffroy. Nein, Herr Talma, das weiß ich nicht.

Talma. Eh bien, ich würde das A und das G conſisciren.

Geoffroy. Und weshalb?

Talma. Weil ſie die Anfangsbuchſtaben Ihres Namens ſind, womit Sie alle Ihre Kritiken unterzeichnen. Alle Achtung vor Ihrem Geiſte, aber Sie ſind mitunter doch gar zu boshaft...

Mars. Ach, Abbé, was bemerke ich ſo eben . . .

Geoffroy. Was bemerken Sie?

Mars. Daß Sie die Gabel in der rechten und das Meſſer in der linken Hand führen.

Geoffroy. Das iſt ſo meine Gewohnheit.

Mars. Wiſſen Sie nicht, lieber Abbé, daß es viel hübſcher und weit bequemer iſt, die Gabel in der linken und das Meſſer in der rechten Hand zu halten?

Geoffroy. Ich werde mich mit dieſer neuen Sitte, die über den Canal Lamanche zu uns herübergekommen, niemals befreunden können.

Talma. Die Gabel in der rechten Hand! So pflegte man zur Zeit der Sündfluth in der Arche Noah's zu eſſen. Wiſſen Sie, lieber Abbé, was unſer Talleyrand dazu ſagen würde? Das iſt mehr als ein Verbrechen, das iſt ein Fehler.

Geoffroy. Und wiſſen Sie, Herr Talma, was ich ihm darauf erwidern würde? Das, was Sie mir ſo eben geſagt, iſt noch mehr als ein Fehler, das iſt . . .

Mahomet (Eis herumreichend). Gefrorenes, Herr Abbé!

Mars. So oft ich Gefrorenes eſſe, fällt mir jene Italienerin ein, die mit tiefem Schmerze beklagte, daß das Eiseſſen keine Sünde ſei.

Duchesnois. Und warum beklagte ſie das?

Mars. Weil ſie überzeugt war, daß es ihr dann noch ein Mal ſo gut munden würde.

Geoffroy. Ich, für meinen Theil, werde mich an die Melone halten.

Duchesnois. Auch unſere Clairon war eine Freundin von Melonen. Was Semiramis unter den Trauerſpielen Voltaire's, iſt nach Clairon's Anſicht die Melone unter den Früchten des Nachtiſches.

Dugazon. Ich ziehe den fromage de Brie vor. Ein Nachtiſch ohne Käſe, ſagt mein verehrter Meiſter Brillat-Savarin, iſt eine Schöne, der ein Auge, oder ein Claqueur, dem ein Arm fehlt.

Duchesnois. Ich pflege Kaffee allem Andern vorzuziehen. Eine Mahlzeit ohne Kaffee erſcheint mir immer wie eine Fabel ohne Moral.

Talma. Sie haben Recht, liebe Joſephine. Kaffee iſt das Oel, das die Triebräder unſerer Verdauung geſchmeidig macht.

Duchesnois. Trinken Sie keinen Kaffee, lieber Abbé?

Geoffroy. Abends niemals. Ich, für meinen Theil, beſchließe jedes Souper mit einem Glaſe Waſſer (trinkt ein Glas).

Mars. Auf Melonen Waſſer! Wird Ihnen das auch gut bekommen?

Geoffroy. Ei warum denn nicht? Erasmus von Rotterdam pflegte zwar zu ſagen, er habe vor nichts in der Welt ſo große Furcht, als vor der Peſt und einem Glaſe Waſſer.

Ich aber, meine Liebe, kann ſeine Furcht nicht theilen. Ich werde mit Ihrer Erlaubniß noch ein zweites Glas leeren.

Talma. Das ſcheint mir denn doch ſehr gewagt.

Geoffroy. Ich kenne meine Natur.

Dugazon. Ein herrlicher Käſe! Graf Marcellus hat erſt vor Kurzem ein didactiſches Gedicht in zwanzig Geſängen über den Knoblauch gedichtet; ich werde dieſen **fromage de Brie** in einer Ode feiern.

Geoffroy. Herr Dugazon iſt alſo auch Dichter?

Dugazon. Wer iſt es heut zu Tage nicht? Jeder Schulknabe, der auf Sonne Wonne, auf Herz Schmerz, auf Bruſt Luſt zu reimen verſteht, rechnet ſich jetzt zu den Poeten.

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Mahomet (einen Brief in der Hand).

Mahomet. Ein Billet an den Herrn Abbé.

Geoffroy. Von wem?

Mahomet. Iſt mir nicht bekannt.

Geoffroy. Wer hat es gebracht?

Mahomet. Ein goldbetreßter Diener, der im Vorzimmer auf Antwort zu warten ſcheint.

Geoffroy. Und woher wußte er, mich hier zu finden?

Mahomet. Er war in Ihrer Wohnung und erfuhr von Ihrem Diener, daß Sie hier ſoupiren.

Geoffroy (betrachtet die Adreſſe). Ein Brief zu ſo ſpäter Stunde?

Mars. Wohl gar eine Einladung zu einem zärtlichen Stelldichein.

Dugazon. Ein ſchwarzes Siegel?

Duchesnois. Doch nicht etwa eine Trauerbotſchaft?

Dugazon. Jedenfalls etwas Unangenehmes, denn der Abbé warf ja vorhin die Salzbüchſe um.

Talma. Sagte ich nicht gleich, daß dies Verdruß bedeute!

Geoffroy. Ich geſtehe Ihnen, daß dieſes ſchwarzgeſiegelte Billet mich in der That etwas unruhig macht . . .

Talma. Man hat . . . auch mir pflegt es ſo zu gehen . . . dann und wann Ahnungen . . .

Duchesnois. Aber wollen Sie das Billet denn nicht öffnen?

Dugazon. Der Abbé macht Grimaſſen . . .

Geoffroy. In der That . . . ich . . . fühle mich . . . nicht ganz wohl . . .

Mars. Aber ſo erbrechen Sie doch endlich den Brief . . .

Geoffroy. Das ſchwarze Siegel hat mir einen paniſchen Schrecken eingejagt . . .

Duchesnois. Muth gefaßt, Abbé! Die Ahnungen trügen oft . . . Ueberzeugen Sie ſich . . .

Geoffroy. Wohlan, es ſei! (erbricht den Brief, überfliegt den Inhalt und ſinkt erſchreckt auf ſeine Stuhllehne zurück.) Jeſus, Maria und Joſeph!

Alle. Himmel, was iſt geſchehen?

Geoffroy. Ich bin . . .

Duchesnois. Gott im Himmel, was ſind Sie?

Geoffroy. Vergiftet!

Duchesnois. Sie ſcherzen, Abbé.

Geoffroy. Nun denn, ſo leſen Sie es ſelbſt.

Duchesnois (lieſt mit zitternder Stimme). „Vor einer Stunde erfuhr ich durch einen glücklichen Zufall, daß ein gewiſſer Herr, den Sie in Ihrer letzten Kritik etwas hart mitgenommen haben, aus gekränkter Künſtler-Eitelkeit den ſchwarzen Entſchluß gefaßt, Sie in der heutigen Abendgeſellſchaft, zu der man Sie nur deshalb eingeladen hat, zu vergiften.“ (Der Brief entſinkt ihrer Hand). Beim Ewigen, es iſt wahr!

Geoffroy. Himmel und Hölle, ich bin ein Kind des Todes!

Mars. Wer iſt der Schreiber dieſes Briefes?

Dugazon (nimmt den Brief). Unſere Freundin hat ihn nicht zu Ende geleſen. „Ich will hoffen und wünſchen, daß meine gutgemeinte Warnung nicht zu ſpät komme. Ein eifriger Leſer Ihres Feuilleton's: Alfred Marquis d'Aſſac.“

Geoffroy. Glauben Sie nun, daß ich vergiftet bin? Iſt das Wort vergiftet nicht unterſtrichen?

Dugazon. Drei Mal ſogar.

Geoffroy. Beim ewigen Gott, es iſt wahr, ich bin vergiftet.

Duchesnois. Abbé, kennen Sie dieſen Marquis?

Geoffroy. Nein; aber ſeine Warnung kommt zu ſpät. Weh mir, ich bin vergiftet, meuchelmörderiſch umgebracht!

Duchesnois. Wer von uns ſollte ſolchen Frevel wohl gewagt haben?

Geoffroy. Und Phädra kann noch fragen? Hilfe! Rettung!

Duchesnois. Eſſig! Eſſig!

Mars. Oel! Oel!

Dugazon. Wünſchen Sie vielleicht Salat anzumachen?

Geoffroy. Elender Witz!

Duchesnois. Butter, Butter her!

Dugazon. Iſt Ihnen auch etwas Käſe gefällig?

Geoffroy. Menſch, tödten Sie mich nicht vollends durch Ihre ſchlechten Witze. Schon tritt der Todesſchweiß auf meine Stirne . . . ich zittere an allen Gliedern . . .

Duchesnois. Wir wollen einen Arzt rufen laſſen.

Geoffroy. Weh mir, ſeine Hilfe kommt zu ſpät! Der wüthende Schmerz in meinen Eingeweiden wird immer ſtärker, heftiger. Ich fühle, daß ich rettungslos verloren bin.

Alle. Einen Arzt, einen Arzt! Mahomet! Mahomet!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Mahomet (mit einem Briefe).

Mahomet. So eben iſt dies Billet abgegeben worden.

Duchesnois. Für wen?

Mahomet. Für Herrn Talma.

Duchesnois. Hole raſch einen Arzt. Sage ihm, daß er augenblicklich erſcheine ... es iſt Gefahr im Verzuge ... eile, eile!

Mahomet (eilt hinaus).

Duchesnois. Abbé, wie fühlen Sie ſich?

Geoffroy. Glühende Kohlen wühlen in meinen Eingeweiden ... ich ſterbe ...

Talma (hat unterdeſſen den Brief geleſen). Ha, ha, ha, das iſt zum Todtlachen!

Mars. Was iſt zum Todtlachen?

Talma. Die Nachricht, die ich ſo eben erhalte.

Alle. Von wem? Von wem?

Talma. Vom Marquis d'Aſſac.

Alle. Vom Marquis d'Aſſac?

Mars. Und was ſchreibt der Marquis?

Talma. Leſen Sie, leſen Sie, Hippolite.

Mars (lieſ't raſch den Brief). Ha, ha, ha! Ein herrlicher Scherz! Ein köſtlicher Spaß! Ein unbezahlbarer Witz!

Dugazon. Sie machen mich neugierig. Talma lacht ... Sie lachen ... Hat Euch die Tarantel geſtochen?

Mars (giebt ihm den Brief). Leſen Sie, leſen Sie, Dugazon.

Dugazon (durchfliegt raſch den Brief). Ha, ha, ha! Ja, nun begreife ich Alles! Eine göttliche Malice! Ich möchte berſten vor Lachen.

Duchesnois. Sind Sie denn Alle toll geworden? Was iſt's mit dieſem Briefe?

Dugazon (giebt ihr den Brief). Leſen Sie, leſen Sie!

Duchesnois (lieſt laut). „Vor einer Stunde, lieber Talma, erfuhr ich durch einen glücklichen Zufall, daß ein gewiſſer Herr, den Abbé Geoffroy in ſeiner letzten Kritik etwas hart mitgenommen, den Entſchluß gefaßt habe, dem Abbé“ . . . Ha, nun fallen mir die Schuppen von den Augen . . . ja, Freunde, nun begreife ich Euch . . . ha, ha, ha!

Alle bis auf Geoffroy. Ha, ha, ha!!

Geoffroy. Bin ich in einem Tollhauſe? Alle berſten vor Lachen und ich befinde mich auf dem Punkte, meinen Geiſt aufzugeben!

Duchesnois (giebt ihm den Brief). Leſen Sie, Abbé, leſen Sie!

Geoffroy. „Vor einer Stunde erfuhr ich durch einen glücklichen Zufall, daß ein gewiſſer Herr, den Abbé Geoffroy in ſeiner letzten Kritik etwas hart mitgenommen, den Entſchluß gefaßt habe, ſeinem Gegner (Gott im Himmel, darf ich meinen Augen trauen?!) weiß zu machen, daß er ihn vergiftet habe.“ Das Ganze wäre alſo nur . . .

Talma. Ein Spaß, nichts als ein kleiner Spaß.

Geoffroy. Und dieſer Schurke, dieſer Spaßvogel wollte ich ſagen . . .

Talma. Iſt Alfred Marquis d'Aſſac ſelbſt.

Geoffroy. Und dieſer Marquis d'Aſſac?

Talma. Iſt kein Anderer als . . .

Geoffroy. Freund, ſpannen Sie mich nicht auf die Folter. Dieſer Marquis d'Aſſac iſt . . .

Talma. Kein Anderer als Ihr ganz gehorſamer Diener.

Geoffroy. Man hätte mich alſo nicht vergiftet?

Talma. Nein, bei allen Heiligen des Kalenders.

Geoffroy. Sie hätten mich alſo blos gefoppt?

Talma. Sagen Sie lieber myſtificirt, das klingt nicht ſo hart.

Geoffroy. Iſt aber ganz daſſelbe. Engel, Teufel, Roscius, Menſch, ich weiß nicht, ob ich Sie im Uebermaaße meiner Freude umarmen oder in der gerechten Wuth, daß Sie mich ſo unbarmherzig gefoppt haben, erwürgen ſoll!

Talma. Umarmen Sie mich lieber.

Geoffroy. Ja, Roscius, ich will Sie umarmen. **Soyons amis, Cinna!** Nun athme ich wieder freier . . . alle Schmerzen ſind verſchwunden . . . ich lebe!

Achte Scene.

Die Vorigen. Ein Arzt und Mahomet.

Arzt. Sie haben mich rufen laſſen.

Duchesnois. Ja, mein Herr, aber, Dank dem Himmel, Sie kommen zu ſpät.

Arzt. Wie, iſt der Vergiftete bereits verſchieden?

Geoffroy (außer ſich vor Freude). Nein, Doctor, er lebt, er lebt friſch und geſund, wie ein Fiſch im Waſſer.

Arzt. Ich begreife das nicht.

Geoffroy. Deſto beſſer, deſto beſſer!

Arzt. Meine Anweſenheit iſt alſo überflüſſig?

Geoffroy. Ganz überflüſſig.

Arzt. Dann empfehle ich mich.

Duchesnois. Bleiben Sie, Doctor. Leeren Sie mit uns ein Glas Cliquot auf die Auferſtehung des Abbé Geoffroy.

Arzt. Wie, dieſer Herr iſt Abbé Geoffroy, der berühmte Kritiker des Journal des Débats.

Geoffroy. Ich bin's.

Arzt. Ich ſchätze mich glücklich . . .

Geoffroy. Keine Complimente, Doctor. Nur zwei Wörtchen **entre nous!** (er nimmt Talma und Dugazon unter den Arm und führt ſie in eine Ecke.) Wir wollen von nun an Freunde, Brüder ſein, jedoch nur unter der Bedingung, daß Keiner von Ihnen dieſe Myſtification ins Publikum bringt. Talma, Dugazon, Caſtor und Pollux des **Théâtre français**, werdet Ihr darüber ſchweigen können?

Talma und Dugazon (mit feierlichem Pathos). Wir ſchwören!

Geoffroy. Abgemacht! Nun, Doctor, müſſen Sie erſt mit mir ein Glas auf das Wohl meines unſterblichen Freundes Talma leeren. (führt den Arzt zum Tiſche.)

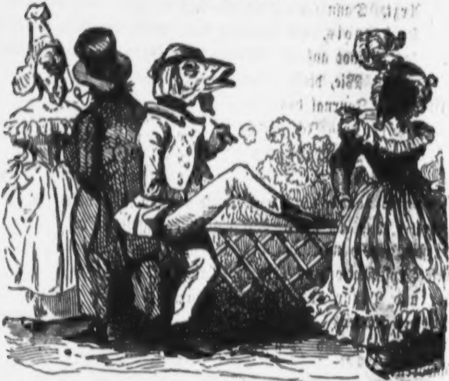
Dugazon (zieht Talma bei Seite). Nur ein Wort.

Talma. Was giebt's?

Dugazon. Ein köſtlicher Spaß! Uebermorgen leſ't Ihr den Spaß in allen Zeitungen.

Der Vorhang fällt.

Thierbild.



Er. Madame, warum ſchmollen Sie ſchon wieder?

Sie. Sie rauchen den ganzen langen lieben Tag die feinſten und theuerſten Cigarren, und wenn Ihr armes Weib einen armſeligen Shawl oder ein neues Barret braucht, ſo antworten Sie wie Dunois:

„Kann ich Dukaten aus der Erde ſtampfen,
Wächſt mir ein Goldfeld auf der flachen Hand?"

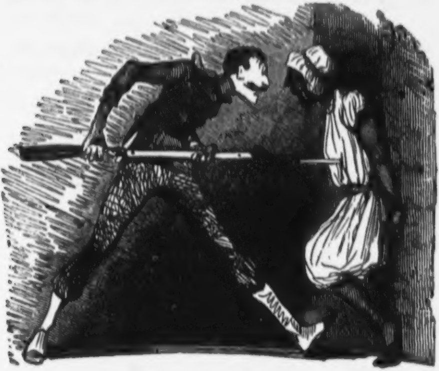
O Geiz, Geiz, Dein Name iſt Mann!

Er. O Schwachheit, Dein Name iſt Weib!

Marokkaniſche Kriegsſcenen.

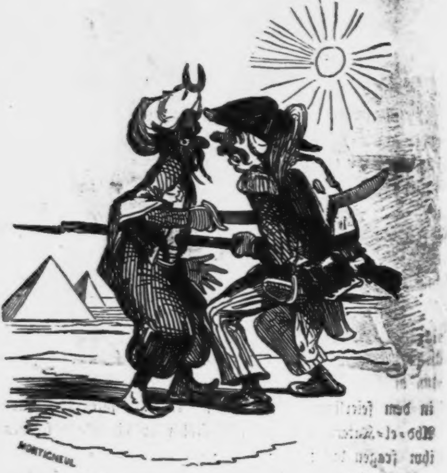
Guckkaſtenbilder.

Hür, meine Herren und Damens, ſeh'n Sie eenen franzeſchen Irenadier



in dem ſeierlichen Mojement, wo er eenen juten Bekannten von Abd-el-Katern wie eenen Maikäber an die Wand ſpießen und ihm fragen duht: »**Commes vous portez-vous?**« Der Marokkaner ſpuckt ihm in't Jeſichte und antwortet: »Ick danke für die jütige Nachfrage, ick befinde mir janz wohl.«

Nrrrr ein ander Bild. Hür, meine Herren und Damens, ſehen Sie, wie zwei jroße Krüger am Isly ſich jejenſeitig aus Schillers „Kabale und Liebe“ die Jeſchichte erzählen, wie man Präſident werden duht. Hünten ſcheint die Sonne von Agram.



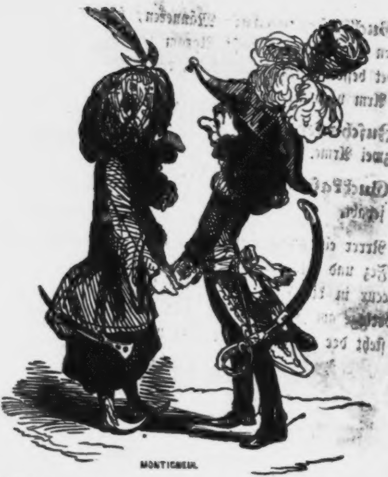
Zuſchauer. Wagram wollen Sie ſagen.

Guckkaſtenmann. Männeken, ſchweigen Sie, ſonſt blamiren Sie ſich. Es heißt Agram und nicht Wagram. Jck muß det beſſer wiſſen, denn ick bin dabei jeweſen unn hab' dort eenen Arm verloren.

Zuſchauer. Aber, Juteſter, Sie haben ja, wie ich ſehe, noch zwei Arme.

Guckkaſtenmann. Janz recht, aber früher hab' ick dreie jehabt.

Rrrrr ein ander Bild. Hür ſehen Sie den jroßen Kaiſer von Fez und Marokko, wie er dem franzeſchen Marſchall een Douceur in die Hand drückt und ſich bei ihm für die jroße Niederlage am Isly bedankt. Ein hörrliches Bild! Janz hinten ſteht der engellend'ſche Conſul unn lacht.



Zuſchauer. Na, warum lacht er denn?

Guckkaſtenmann. Wenn Sie düſes wiſſen wollen, ſo jehn Sie hin unn fragen Sie'n.

Bei demſelben Verleger iſt erſchienen:

Dritter Jahrgang

CHARIVARI.

Redigirt von

Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: $5^1/_2$ Thlr. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an.

NARREN - ALMANACH

für

1845

von

Eduard Maria Oettinger.

Mit einer räthſelhaft dunkeln Medaille und einem wunderbar ſchönen Holzſchnitt.

Dritter Band.

Preis: 2 Thlr.

Perlen.

Taſchenbuch
romantiſcher Erzählungen.

Von

Robert Heller.

Mit 6 prachtvollen zum Texte gehörigen Stahlſtichen.

Der Jahrgang für **1845** enthält folgende Erzählungen:

Aleſſandro Stradella.
Der Großvater.
Die Badegäſte in Gaſtein.

Elegant in Goldſchnitt gebunden, Preis 2½ Thlr.

Krieg,
Literatur und Theater.
Mittheilungen
zur
neueren Geſchichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wilhelm Dorow.
Preis: 2 Thaler.

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſecabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Vierter Band.

Mit 81 Karikaturen.

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Phil. Reclam jun.

1912
2472

HAMBURG. PUBL. × BIBLIOTHECA

Inhalt.

Seite
Louis Charles Mahé de Labourdonnais 1
Beweis, daß ein Kaiſer Napoleon niemals exiſtirt hat 44
Neues Mittel, den Orden der Ehrenlegion zu erhalten 56
Geſchichte der franzöſiſchen Moden 79
Die Prinzeſſin von Itſchabok 99
Rothkäppchen 106
Pantheon der Feinſchmecker 123
Norma 129
Grimod de la Reynière 153
Allegorien des Tages 174
Kurze Briefe an meinen langen Vetter 178
Gallerie berühmter Schönheiten 186
Flora der deutſchen Schriftſtellerinnen 190
Dresden und Leipzig 195
Bilder aus dem Leben 199
Schreiben eines türkiſchen Roſenölhändlers 204
Bosco 210
Ein Pariſer Geheimniß 215
Die unterbrochene Landpartie 219

Seite
Laienbrevier 228
Jeſuitica 231
Parodien 236
Puſchkin 238
Illuſtrirter Schlachtgeſang der pomareſiſchen Leibgarde 270
Theekeſſelchen 274
Studen eines Clown 276
Die ſtreitenden Röcke 279

Louis Charles Mahé de Labourdonnais.

I.

„Schach dem König!“
† † †.

Der Held dieſer kleinen Erzählung iſt ein berühmter Mann, deſſen Steckenpferd das Schachſpiel war.

Bevor wir mit ihm über den Canal la Manche hinüberſchiffen, um in London Zeugen eines intereſſanten Wettkampfs zu ſein, vergönne mir mein freundlicher Leſer, ihm eine ſkizzirte Geſchichte dieſes weltberühmten Spieles mitzutheilen.

Der allgemeinen Sage nach herrſchte, 400 Jahre vor Chriſti Geburt, in Indien, an den lotosſchwangern Küſten des Ganges, einer jener Herren Könige, welche der liebe Gott in einer Aufwallung von Zorn dann und wann, hier und da auf den Thron ſetzt, um die entartete Menſchheit für alle Miſſethaten, Frevel, Verbrechen und Sünden, die ſie ſich gegen Gott und Welt zu Schulden kommen läßt, ſo eindringlich zu beſtrafen, daß ſie endlich in ſich geht, Beſſerung gelobt und wieder beten lernt. Dieſer König von Gottes Zorn, Schechram genannt, war das abſcheuliche Ebenbild jenes gleichzeitigen Tyrannen von Syrakus, von dem der Sänger der „unpolitiſchen Lieder“ alſo ſingt:

„Gott erhalte den Tyrannen,
Den Tyrannen Dionys,
Der des Guten uns nur wenig,
Doch des Böſen viel erwies.“

Derſelbe Schechram kannte keine größere Freude, keine höhere Wonne, als die: ſeinen Unterthanen das Mark aus den Knochen und das Geld aus den Taſchen zu ſaugen. Wenn dieſe Armen dann zu murren ſich erdreiſteten, ließ er, während er mit dem Schwarme ſeiner Kebsweiber bei ſchwelgeriſchem Mahle ſaß und ſich von ſeinen Sklavinnen mit Pfauenfedern ſanfte Kühlung zufächeln ließ, einem halben Schock Rebellen die Köpfe vor die Füße legen und ihre Leichname ſeinen ausgehungerten Jagdhunden vorwerfen. Es iſt natürlich, daß das arme, mit Füßen getretene Volk dann noch mehr zu murren und endlich gar zu raiſonniren anfing. Zu ſchwach aber und zu feig, den Tyrannen fortzujagen, hörte es, aus Furcht vor der Peitſche, endlich auch zu murren auf. Seſſa, ein grundgelehrter Bramine, der ſich die Noth des geknechteten Volkes ſehr zu Herzen nahm, gerieth nach langem Hin- und Herſinnen und nach vielem Kopfzerbrechen endlich auf den glücklichen Einfall, ein Spiel zu erfinden, dem Tyrannen, bei dem er freien Zutritt hatte, einen Spiegel vorhaltend, in dem er erkennen ſollte, daß ein König, den nicht die Klugheit und Tapferkeit ſeiner Feldherren, der Muth und die Treue ſeiner Unterthanen beſchützen und vertheidigen, machtloſer als der ärmſte Bauer, ein lächerliches Schattenſpiel, eine ohnmächtige Null iſt. Herr Schechram, der bei all' ſeiner Grauſamkeit doch nicht ganz auf den Kopf gefallen war, erkannte darin eine traurige Wahrheit, nahm ſich des Spieles weiſe Lehre ſehr zu Herzen und gelobte dem weiſen Braminen, ſich zu beſſern. Dann aber bat er ihn, ſich für die Erfindung dieſes ſchönen Spieles eine Gnade zu erbitten. Papa Seſſa, der, zehn Mal klüger, als er ausſah, nicht nur ein grundgelehrter Philoſoph, ſondern auch ein tiefgelehrter Rechner war, begehrte von dem bekehrten Tyrannen eine Huld, die dieſem, der weder das Pulver noch die Algebra erfunden hatte, anfangs ſo klein und unbedeutend erſchien, daß er darüber höhniſch zu lächeln geruhte. Seſſa erbat ſich nämlich für das erſte Feld des Schachbretts ein Weizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht, für das fünfte ſechzehn Körner und ſo fort bis zum 64ſten Felde. Herr Schechram befahl, ihm das Gewünſchte ſofort verabfolgen zu laſſen. Des Königs Sklaven, die alſogleich die Körner zu zählen begannen und ſie auf jedem Schachfelde verdoppelten, hatten noch nicht den vierten Theil des ganzen Schachbrettes gezählt, als ſie über die Unmaſſe des Getreides erſchraken. Weiter fortzählend, erkannten ſie endlich, daß alle Getreidemagazine des ganzen Landes nicht hinreichten, Seſſa's Wunſch zu befriedigen. Kuh-hang-pok, der Finanzminiſter mit dem Kürbiskopf und dem Waſſerbauch, eilte zum König, um ihm die Unmöglichkeit der Erfüllung ſeines Befehles vorzuſtellen. Herr Schechram, der ein abgeſagter Feind jeder Kopfanſtrengung war, konnte das anfangs nicht begreifen; als es ihm aber allmälig klar wurde, ſagte er zum Braminen: „Du biſt nicht ſo dumm wie Du ausſiehſt“ und — erklärte ſich inſolvent.

Seſſa's Forderung war in der That enorm. — Ein Engländer, der ſich die Mühe gegeben, dieſe Forderung genau zu berechnen, hat herausgebracht, daß das Facit 18 Trillionen, 446,744 Billionen, 73,907 Millionen, 551,652 Weizenkörner betrage; eine Weizenmaſſe, zu deren jährlicher Erzeugung der ganze Erdball, frei von allen Wäldern, Wegen, Wüſten, Seen und Flüſſen, noch 76 Mal größer ſein müßte, als er jetzt iſt. Zur Fortſchaffung dieſer Weizenmaſſe wären nicht weniger als 625,499 Millionen vierſpänniger Wagen nöthig, die, dicht aneinandergereiht, 231,666 Mal rund um die Erde reichten. — Ein Franzoſe hat berechnet, es hätten 13,584 Städte, in jeder dieſer Städte 1084 Scheuern, in jeder dieſer Scheuern 174,762 Maaße und in jedem dieſer Maaße 32,768 Körner ſein müſſen, um die beſcheidene Forderung dieſes äußerſt pfiffigen Braminen erfüllen zu können. Den Wispel Weizen zu 50 Thaler angeſchlagen, bedürfte ein Staat von 30 Millionen jährlicher Einkünfte 2,085,000 Jahre zur Aufbringung des Geldwerthes jener Getreide-Lieferung.

Noch unendlich größer als die Progreſſion der 64 Schachfelder iſt die Combination aller Stellungen der 32 Figuren, die nicht weniger als 1124 Quartuordecillionen verſchiedenartiger Poſitionen geſtatten, eine Zahl, die, beiläufig geſagt, mit 88 Nullen geſchrieben wird. Um ſich einen Begriff von der ungeheuren Anzahl aller möglichen Spiele zu machen, ſtelle man ſich jedes einzelne Sandkorn unſerer Erde als einen Weltkörper vor, eben ſo groß, wie unſere Erde; man denke ſich ferner jede dieſer Erden, von Erſchaffung der Welt bis jetzt, mit eben ſo vielen Menſchen wie unſere Erde bevölkert, und erſtaune dann, wenn man erfährt, daß wenn dieſe zahlloſe Menſchenmaſſe die ganzen 5590 Jahre, Tag und Nacht hindurch, nichts Anderes als Schach geſpielt, ſo zwar, daß je Zwei und Zwei in jeder Stunde eine Parthie beendigt hätten, damit noch lange nicht die Zahl aller möglichen Spiele erſchöpft wäre.

„Wer über gewiſſe Dinge,“ ſagt Vater Leſſing, „den Verſtand nicht verliert, hat keinen zu verlieren.“ Ich für meinen Theil geſtehe, daß ich ihn bei dieſen Berechnungen, die natürlich nicht von mir herrühren, beinah' verloren hätte. Müßte ich nachrechnen, ob keiner dieſer Herren ſich geirrt habe, ſo würde ich ohne Weiteres verrückt werden.

Mit Recht nennt Méry das Schachbrett und die Combination der Züge ein allgemeines Alphabet, das alle Nationen der Erde verſtehen. Der Bonze in der Pagode von Jaggernaut ſpielt Schach wie der Biſchof von Island, der bei dieſem Spiele faſt die halbjährige Nacht ſeines Polarwinters, wie Jener die drückende Sonnenhitze ſeines Südhimmels, vergißt. Kurz, unter allen Zonen bilden die 64 Felder des edlen Spieles einen angenehmen Zeitvertreib, eine geiſtreiche Unterhaltung.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſchon die alten Römer dieſes „Spiel der Spiele" gekannt, daß ſie es aus den Kriegen, die ſie in Aſien durchgekämpft, nach Rom gebracht und es dort unter dem Namen ludus latronum (Soldatenſpiel) eingeführt haben.

Auch am Hofe Karls des Großen war dieſes Spiel allgemein beliebt und der Kaiſer ſelbſt einer der leidenſchaftlichſten Schachſpieler. Auch ſeine Pairs ſpielten nichts Anderes als Schach und waren glücklich, denn ſie hatten noch über keine Hochverräther und Königsmörder den Stab zu brechen. — Einer der Neffen des großen Karls wurde von Renaud de Montauban durch einen Schlag mit dem Schachbrett getödtet.

Im Jahre 1001 gewann Ezo, auch Ehrenfried genannt, Pfalzgraf von Sachſen, dem Kaiſer Otto III., der ſich im Schachſpiel für einen unüberwindlichen Meiſter hielt, deſſen Schweſter Mathilde ab, deren Hand der Kaiſer ihm unter der Bedingung zugeſagt hatte, wenn Ezo im Stande wäre, ihm eine Parthie abzugewinnen.

Unfern Halberſtadt liegt ein Dorf, Ströbeck genannt, das wegen ſeiner Bauern, welche ausgezeichnete Schachſpieler ſind, bekannter als manche große Stadt iſt. Die allgemeine Sage erzählt, Biſchof Burkhard I. von Halberſtadt, der von 1040—1045 thätigen Antheil an den Feldzügen Kaiſer Heinrichs III. gegen die Wenden genommen, ſei von einem Wendenfürſten gefangen genommen und zu Ströbeck in einen **Thurm**, der noch jetzt gezeigt wird, eingekerkert worden. Dieſer Biſchof, heißt es, habe, um die Einſamkeit ſeines Kerkers zu mildern, ſeinen Wärtern das Schachſpiel gelehrt, und dieſe Wärter hätten es bald ſo lieb gewonnen, daß ſie den ganzen lieben langen Tag nichts gethan, als Schach geſpielt. — Seit jenen alten Tagen herrſcht die Sitte dort, daß vor jedem Hochzeitfeſte der Bräutigam, umringt von ſeinen Gäſten, auf der Rathsſtube mit dem geſchickteſten Spieler um ſeine Braut ſpielen muß. Gewinnt er, dann darf er ſein Bräutchen ohne weitere Umſtände heimführen; verliert er aber, ſo muß er ſie ſeinen Hochzeitgäſten durch ein gewiſſes Aequivalent abkaufen, — Wie manche Heirath, ſchrieb jüngſt ein Spaßvogel, würde rückgängig werden, käme der Bräutigam vor der Hochzeit zur ruhigen Beſinnung eines Schachſpielers.

Zu Anfang des eilften Jahrhunderts brachten die Saracenen das Spiel nach Spanien.

Im dreizehnten Jahrhundert griff, namentlich in Frankreich, die Wuth, Schach zu ſpielen, dergeſtalt um ſich, daß Eudes von Sully, Biſchof von Paris, im Jahre 1206 allen Geiſtlichen das Schachſpiel verbot. Achtundvierzig Jahre ſpäter ſah auch der heilige Ludwig ſich genöthigt, dieſes Gebot nicht nur zu erneuern, ſondern auch zu verſchärfen. Ludwig IX. ſagt in dem Edict von 1254: er verbiete dieſes Spiel, weil es ein etwas allzuernſter Zeitvertreib ſei, der wegen der allzugroßen Geiſtesanſtrengung den Körper erſchlaffe. Glückliche Zeiten, wo ſich die Herren Könige noch mit Erlaſſung von Ordonnanzen gegen das Schachſpiel begnügten! Das Edict hatte die Folge, daß in Paris allein an einem einzigen Tage gegen 30,000 Schachbretter den Flammentod ſtarben. — Aber gleich nach dem Tode des heiligen Ludwigs kam ſeine närriſche Ordonnanz außer Kraft, und das geiſtreiche Spiel von Jahr zu Jahr mehr in die Mode; ein alter, aber ſchlagender Beweis, daß gewiſſe Ordonnanzen, welche gewiſſe Freiheiten beſchränken wollen, im Gegentheil deren Gedeihen gerade befördern helfen.

Noch viel größern Anklang, noch viel wärmere Anhänger fand dieſes Spiel im Morgenlande, an den Höfen jener ſorgloſen Könige, die, in ſüßer Trägheit verſunken, ihr wolkenloſes Daſein in den ambraduftenden Kreiſen ihres Serails, im Treibhauſe lebendiger Blumen, in den Umarmungen der Liebe verträumten. In jenem goldenen Zeitalter, wo die türkiſchen Sultane, die Söhne der Sonne und Freunde des Schattens, weder vor dem Ehrgeiz der ägyptiſchen Satrapen, noch vor den Protocollen der europäiſchen Diplomatie zu zittern brauchten, führten ſie keine andern Kriege als auf dem Felde der Liebe und den 64 Feldern des Schachbretts, und waren zufrieden, wenn ſie eine ihrer Odalisken beſiegt und ſchachmatt gemacht hatten. — Cardinal Dübois, der, zur Zeit der Regentſchaft Philipps von Orleans, eine ſeiner Maitreſſen im Pharo auf's Spiel ſetzte, ahmte darin nichts weiter als das verführeriſche Beiſpiel des alten Orchan, eines Enkels Mahomeds, nach, der im Jahre 1359 ſeine Favorite Zalue, Himmelſtrahl genannt, im Schachſpiel gegen ſeinen Groß-Veſir verloren haben würde, hätte nicht im Moment, in dem er ein Pion auf ein gefahrbringendes Feld rücken wollte, Zalue, die hinter einem Vorhange den Gang der verhängnißvollen Parthie beobachtet hatte, einen dumpfen Schreckensſchrei ausgeſtoßen, der ihn von dem gefahrbringenden Schritt zurückhielt. Der Enkel Mahomeds entging dem Matt, und Zalue, der Sonnenſtrahl, dem alten, ſchwachen, ſüßlichen Groß-Veſir.

Von Bajazet, dem Sohne und Nachfolger Amurats I., erzählen einige leichtgläubige Geſchichtsſchreiber das blutige Märchen, er habe mit lebendigen Figuren, mit weißen und ſchwarzen Sklaven, Schach geſpielt und jedem beſiegten Sklaven eigenhändig den Kopf abgeſchlagen. Andere ſchreiben dieſe Fabel einem Kaiſer von Marokko zu.

Auch an dem üppigen Hofe des eroberungsſüchtigen Tamerlans, des mongoliſchen Napoleons, war, wie ſein Geheimſchreiber Schiltberger erzählt, das Schachſpiel an der Tagesordnung, und Timur ſelbſt ein ſo großer Meiſter darin, daß er 1402, nach der Schlacht von Ankyra, in welcher er Bajazet I. zu ſeinem Gefangenen gemacht, untröſtlich war, weil der beſiegte Sohn Amurats den Alles beſiegenden Nachkommen Dſchingiskhans auf dem Schachbrett überwunden hatte. Aus beleidigter Eitelkeit und barbariſchem Hochmuth ſoll er den beſiegten Sieger in einen eiſernen Käfig eingeſperrt und auf all' ſeinen Eroberungen mit ſich geführt haben, was den armen Bajazet dergeſtalt genirte, daß er ein Jahr ſpäter für gut fand, ſich an den Stäben ſeines Käfigs den Kopf zu zerſchmettern.

Zur Zeit Kaiſer Karls V., der, beiläufig bemerkt, nur ein mittelmäßiger Schachſpieler war, durchwanderte der Syrakuſaner Boy halb Europa, um alle Könige ſchachmatt zu machen. Er ſpielte mit dem Bauer gegen Karl V. und gewann ihm eine Parthie nach der andern ab. Er ſpielte mit Don Juan von Oeſterreich, der das Spiel und dieſen Spieler dergeſtalt liebgewann, daß er, Bajazets Beiſpiel nachahmend, in einem großen Saale ein Schachbrett mit ſchwarzen und weißen Marmorfeldern einrichten ließ, worauf ſich, nach dem Winke der beiden Gegner, gleichfalls lebendige Figuren bewegten, die von Glück zu ſagen hatten, daß ihnen blos der Helm und nicht der Kopf abgeſchlagen wurde. Aber Don Juan vermochte ihm kein einziges Spiel abzugewinnen Später verſuchte auch Philipp II. ſein Glück mit Boy; doch auch aus dieſen Kämpfen ging der Letztere ſtets als Sieger hervor.

Von Spanien kehrte dieſer unüberwindliche Meiſter nach Italien zurück.

In Rom angekommen, lud ihn der Papſt Urban VII. (1590) zu ſich in den Vatican ein, um deſſen Unüberwindlichkeit auf eine harte Probe zu ſtellen. Boy ſchlug auch den heiligen Vater, der ihm als Anerkenntniß ſeiner Unbeſiegbarkeit ein Bisthum antrug, das dieſer Schachvirtuoſe aber eben ſo beſcheiden ausſchlug wie den Cardinalshut, den ihm im Jahre 1544, bei ſeinem erſten Aufenthalte in Rom, Paul III. angetragen hatte.

In Venedig beſiegte er der Reihe nach alle die edlen Väter der Republik, die Senatoren Grimani, Manfrini und Piſani, und machte endlich auch die Bekanntſchaft des Senators

Barbarigo, der viel Geld und außerdem eine reizend ſchöne Mündel beſaß, in die der alte Herr ungebührlich verliebt und dabei ſo unmäßig eiferſüchtig war, daß er die arme Erminia (ſo hieß deſſen angebetete Mündel) in ſeinem Palaſte beſtändig eingekerkert hielt und ihr keine andere Erholung, keine andere Zerſtreuung, als das Schachſpiel vergönnte, das ſeine größte Leidenſchaft war. Der alte Herr beging die große Unvorſichtigkeit, den ſchönen Syrakuſaner ſeiner Mündel vorzuſtellen. Boy ertheilte ihr Unterricht im Gambit des Schachs und der Liebe und — entführte ſie. Auf der Flucht fiel das zärtliche Paar in die Hände der Seeräuber, bei denen es ſich aber bald durch Unterricht im Schachſpiel dergeſtalt einzuſchmeicheln verſtand, daß dieſe gefühlvolle Seelen Beiden die Freiheit, ihm außerdem noch einen erbeuteten Roßſchweif und ihr eine Perlenſchnur ſchenkten. Der alte Barbarigo aber konnte ſich von dieſem Schach nicht erholen: er verwünſchte Boy und grämte ſich über den Verluſt ſeiner Mündel zu Tode. Später ſoll Boy plötzlich verſchwunden, die arme Erminia aber ſehr unglücklich geworden und in ein Kloſter gegangen ſein.

Am 10. Mai 1547, nach der Schlacht bei Mühlberg, in welcher Karl V. den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen gefangen genommen hatte, war dieſer Fürſt im Lager zu Wittenberg mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernſt von Braunſchweig in einer Partie Schach begriffen, als man ihm ſein Todesurtheil verkündigte. Ruhig und gelaſſen ſetzte er, nachdem er dieſes Urtheil vernommen, mit der ganzen Heiterkeit eines gläubigen Gemüthes das angefangene Spiel fort und beſiegte ſeinen Gegner, den Herzog Ernſt, der zu den beſten Spielern ſeiner Zeit gehörte.

Einem andern Fürſten von Braunſchweig, dem Herzog Auguſt von Braunſchweig, verdanken die Schachliebhaber ein Werk, das unter dem Titel „Das Schach- oder Königs-Spiel“ unter dem Pſeudo-Namen „Guſtavus Selenus“ 1616 zu Leipzig im Druck erſchien.

Kehren wir aus Deutſchland nach Frankreich zurück, ſo finden wir dort am Hofe Ludwigs XIII. einen Erben des Boy'ſchen Ruhmes, den berühmten Schachhelden Gioachimo Greco, mehr bekannt unter dem Beinamen „der Calabreſe.“ Auch er durchwanderte, wie ſein Landsmann, alle europäiſchen Höfe, um ſich dort ebenbürtige Gegner zu ſuchen; nirgend aber fand er einen Spieler, der ihm gewachſen war. Er beſiegte den Herzog von Nemours, Arnauld le Carabin und Chaumont de la Salle, die drei berühmteſten Spieler des franzöſiſchen Hofes. Auch dieſer Calabreſe hinterließ eine ſehr gelehrte Abhandlung über dieſes Spiel, in dem ihn kein Sterblicher beſiegt hatte.

Auch der Herzog von Richelieu war ein großer Verehrer, aber nur ein ſehr mittelmäßiger Held dieſes Spieles. In den letzten Jahren verging faſt kein Tag, an dem er nicht entweder mit dem König oder mit dem Pater Joſeph, ſeinem Factotum, mit Boisrobert, ſeinem Luſtigmacher, oder mit Marion de Lorme, ſeiner geheimen Geliebten, eine Lanze auf dem Schachbrett brach.

Während der Regierung Ludwigs XIV. verdrängten die jeux de l'amour et du hazard das ernſte Verſtandes-Spiel. „Ich ſah," ſchreibt Frau von Sevigné, „Tauſende von Louisd'or auf dem Teppich und fünf- und ſiebenhundert Louis auf einer einzigen Karte. Das Hoca iſt in Paris bei Lebensſtrafe verboten und dennoch ſpielt man es bei Hofe, beim Könige. Fünftauſend Piſtolen vor Tiſch gewonnen oder verloren zu haben, iſt eine Kleinigkeit." Die Marquiſe de Monteſpan verlor in einer einzigen Nacht 500.000 Livres im Baſſetteſpiel. Als Urheber jener Spielwuth wird der Cardinal Mazarin angeklagt, der noch zwei Stunden vor ſeinem Tode einem Parlamentsrathe 2000 Louis abgewonnen hatte.

Die Begierde, Geld zu gewinnen, drängte das edle Schach, bei dem weiter nichts als Ehre zu gewinnen und Geduld zu verlieren iſt, mehr und mehr in den Schattengrund, bis zur Zeit Ludwigs XV., wo um das Jahr 1745 ein neuer Schachſpielſtern in dem Componiſten André Danican Philidor emportauchte, der fünf Jahre lang England, Holland und Deutſchland bereiſte, um überall, wo er ſich aufgehalten hatte, den Ruf des größten Schachſpielers ſeiner Zeit zu hinterlaſſen. Im Jahre 1750 ſpielte er am Hofe Friedrichs des Großen mit ſeinem berühmten Landsmann Voltaire, der aber, wie der König, in dieſem Spiele nur ein Stümper war. In Berlin ſpielte er gegen drei der bewährteſten Meiſter drei verſchiedene Parthien zu gleicher Zeit und ſchlug Einen nach dem Andern. Ruhmbeladen kehrte er nach Paris zurück, begab ſich von hier alljährlich, auf Koſten des Weſtminſterklubbs, nach London und ließ ſich dort endlich ganz und gar nieder bis zum Jahre 1795, wo Meiſter Tod ihm ein Schach bot, das ſeinem Spiele ein Ende machte. „**Le jeu est fini,**“ ſagte er und ſchied von der Welt und ſeinem geliebten Schachbrett, nachdem er noch kurz vor ſeinem Tode das Künſtſtück ausgeführt hatte, zwei Parthien Schach mit verbundenen Augen zu ſpielen und ſo, gleichſam blindlings, als unbeſiegter Sieger hervorzugehen.

Schon früher und noch zu ſeiner Zeit war das **Café de la régence** auf dem Königsplatze das Hauptquartier aller Schachhelden von Paris. Hier ſah man ſpäter auch den alten Voltaire, durch deſſen Beſuch dieſes Kaffeehaus von Tag zu Tag eine größere Berühmheit und endlich einen europäiſchen Ruf erhielt. Eine reizende Schilderung dieſes Mocca-Tempels entwirft Louvet de Couvray in ſeinem „**Faublas**“, der, wie Michel Montaigne, ein Verächter dieſes Spieles war.

Einen deſto größern Verehrer fand das Schachſpiel im Philoſophen von Genf, in Jean Jacques Rouſſeau, der ſich für einen Meiſter dieſes Spieles hielt, wiewohl auch er nur ein mittelmäßiger Anfänger war, den Frau von Warens mehr als ein Mal matt gemacht hat. Der erſte Zwietrachtsſame zwiſchen Rouſſeau und David Hume, der ihn 1766 mit nach London genommen, war aus einer Parthie entſprungen, in der Hume ihn in acht Zügen beſiegt hatte, was Rouſſeau's Ehrgeiz ihm nie verzeihen konnte. Es giebt in der That kein zweites Spiel, das den Funken des Ehrgeizes ſchneller anfacht, als das Schach.

Robespierre haßte dieſes Spiel, vielleicht ſchon deshalb, weil ſich darin Alles um einen König dreht. Als er noch im Collège Louis-le-Grand ſtudirte, ſoll er auf das ihm verhaßte Schach folgendes Lied gedichtet haben:

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der ſo ſtolz,
Fühllos, gleich dem dürren Holz,
Auf ſein Volk herniederſchaut,
Dem nicht banget, dem nicht graut,
Wenn der Feinde Tigerbrut
Frech ſich labt am Bürgerblut —
Dem Tyrannen Schach!

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der ſo kalt
Mit deſpotiſcher Gewalt
Zug um Zug und Schritt um Schritt
Land und Volk mit Füßen tritt,
Seines Volkes Hab' und Gut
Opfert ſeinem Uebermuth —
Dem Tyrannen Schach!

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der ſo keck
Sich nicht rührt von ſeinem Fleck,
Der des Volkes Schweiß genießt,
Der des Heeres Blut vergießt
Und ſich brüſtet memmenfeig
Nur mit fremdem Lorbeerzweig —
Dem Tyrannen Schach!

Und als dieſer Mann das Haupt der Schreckensherrſchaft war und in ſeinem grimmen Haſſe die Könige ſogar aus den

Kartenblättern verjagte, durfte Niemand mehr „Schach dem König“ ſagen. Damals hieß es: „Schach dem Tyrannen.“

Aber in dem Grade, wie dieſes Spiel von Robespierre verläſtert und gehaßt, ward es geſchätzt und geliebt von Napoleon. Doch auch dem Kaiſer fehlte zur Meiſterſchaft im Schach die nöthige Ruhe und Leidenſchaftloſigkeit. Am Bord des Bellerophon und in ſeinem Felſenkerker zu Sanct Helena erſetzten ihm die 32 Figuren von Elfenbein und Ebenholz ſeine alten Garden von Fleiſch und Blut und die 64 Felder des Schachbretts die Schlachtfelder von Marengo und Auſterlitz.

Zur Zeit, als Napoleon noch Kaiſer und das franzöſiſche Volk noch die große Nation war, erſchien ein neuer Heros des Schachſpiels, Herr Deschapelles, deſſen Name den Weg über alle Meere fand und ſogar in Indien, an den Ufern des Ganges, in der Heimath des Schachſpiels, mit Liebe und Ehrfurcht genannt wurde.

Als der Kaiſer nach der Schlacht bei Jena mit ſeinen ſieggekrönten Heeren in die preußiſche Hauptſtadt einrückte, befand ſich auch Herr Deschapelles, der Napoleon des Schachbretts, in ſeinem Gefolge. Siegestrunken eilte er in den Schachklubb, forderte dort den „Bravſten der Braven“ heraus, gab dieſem zwei Züge und noch obendrein einen Bauer vor und — verließ das Schachbrett als Sieger.

Aber all' dieſe Koryphäen des Schachſpiels, all' der Ruhm und all' der Lorbeer, die ſich Boy der Syrakuſaner, Gioachino der Calabreſe und Deschapelles der Franzoſe errungen hatten, wurden verdunkelt durch das Erſcheinen des Herrn von Labourdonnais, in dem ganz Frankreich, ja faſt die ganze Welt, den Heiland des Schachſpiels begrüßte.

Dieſer Meſſias, geboren um das Jahr 1796 zu Paris, ein Enkel des berühmten Gouverneurs von Indien, Bernard Mahé de Labourdonnais, war ſeit 1825 der unumſchränkte Herrſcher des elfenbeinernen Königreichs, der, umgeben von ſeinem großen Generalſtabe, beſtehend aus den Herren Boncour, Saint-Amand und Desloges, in der Rue Menars im prachtvollen Hôtel der Schachſpieler reſidirte und von allen Klubbs Europa's den Namen des Unüberwindlichen erhalten hatte. Aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes, namentlich Englands, kamen Schachvirtuoſen nach Paris, um Labourdonnais den Unüberwindlichen zu bewundern, reich belohnt, wenn es ihnen gelungen war, dem unſterblichen Meiſter einen neuen Zug abzugucken.

2.

Im Jahre 1826 erhielt der Unüberwindliche vom Londoner Weſtminſterklubb eine höchſt ſchmeichelhafte Einladung, auf Koſten dieſes Klubbs, wie weiland Philidor, die Themſeſtadt zu beſuchen, um, wie es in dem Schreiben hieß, dort die Huldigungen aller Schachfreunde in Empfang zu nehmen, aber die Wahrheit geſagt, nur deßhalb, um ſeiner Unüberwindlichkeit auf den Zahn zu fühlen. Der Comité des Weſtminſterklubbs benachrichtigte ihn, er habe in Calais bereits ein Schiff zu ſeiner Verfügung geſtellt, und überzeugt, daß er dieſe Einladung — die, in der Nähe betrachtet, ganz wie eine Herausforderung ausſah — nicht zurückweiſen werde, eine Wohnung in Joney's Hôtel auf dem Leiceſter-Square zu ſeinem feierlichen Empfang in Bereitſchaft geſetzt.

Gerade um dieſelbe Zeit beſaß auch London in der ſehr ehrenwerthen Perſon des Sir Macdonell einen hochgefeierten Schachvirtuoſen, dem ſeine Landsleute blos aus dem Grunde, weil er einſt einen Eingeborenen von Jagernaut, den hochweiſen Braminen Fleh-hi, die Blüthe aller indiſchen Schachſpieler, geknickt und überwunden, gleichfalls den Ehrentitel eines „Unüberwindlichen" einſtimmig zuerkannt hatten. — Der Weſtminſterklubb, ſtolzer auf ſeinen Macdonell als König Georg IV. auf all' ſeine Miniſter, war begierig zu erfahren, wer von dieſen beiden Unüberwindlichen wohl der Ueberwindlichſte ſei. Es wurden, wie bei ſo zweifelhaften Fällen immer zu geſchehen pflegt, furchtbar hohe Wetten entrirt; der Herzog von D. wettete 10,000 Pfund für Englands, der Marquis von S. 100,000 Francs für Frankreichs Unüberwindlichen. Alle Zeitungen bemächtigten ſich neuigkeitshungerig dieſes Schachſpielkampfes, dem ganz Europa mit geſpannter Erwartung entgegenſah; ja ſelbſt der König ſchien begierig auf den Ausgang dieſes ſeltſamen Wettſtreits, der die Gemüther des ganzes Landes beherrſchte.

Es iſt bekannt, was einſt Kaiſer Maximilian I. von dem berühmten Maler Albrecht Dürer geſagt, als ſeine Höflinge ſich darüber beſchwerten, daß er ihn auf ihre Koſten bevorzuge. »Ich kann,« ſprach der Kaiſer, »aus jedem Bauer einen Edelmann, aber nicht aus jedem Pinſel einen Albrecht Dürer machen.« Dieſer Gedanke ſchien einem ſeiner Nachkommen, Kaiſer Karl V., ſo ſehr zu gefallen, daß er ungefähr daſſelbe von dem berühmten italieniſchen Maler Tizian Vecelli ſagte, was ſein Vorfahre, zwanzig Jahre früher, von dem deutſchen Maler geſagt. »In einem Augenblick,« ſagte Karl V., »kann ich hundert Granden, aber nicht in hundert Jahren einen Tizian ſchaffen.« Dieſer Gedanke ſagte wiederum ſeinem Zeitgenoſſen, König Heinrich VIII. von England dermaßen zu, daß er ſie mit einer kleinen Veränderung auf den Maler Hans Holbein anwandte. »Es iſt leichter,« ſagte Heinrich VIII., »aus ſieben Bauern ſieben Pairs, als aus ſieben Pairs einen Holbein zu machen.« Etwas Aehnliches ſoll auch Franz I. von Leonardo da Vinci geſagt haben. König Georg IV., der den unüberwindlichen Macdonell 1824 zum Esquire ernannt hatte, machte bei dieſem Anlaß eine Anleihe bei ſeinem Vorfahren und geruhte zu ſagen: »es ſei leichter, aus Macdonell einen Esquire, als aus einem Esquire einen Macdonell zu machen.« Aus dieſem kleinen Beiſpiele kann man die Folgerung ziehen, daß, wenn in fünfhundert Jahren irgend ein Kaiſer oder König einmal einen Witz reißt, ſeine Zeitgenoſſen und Nachkommen, in Ermangelung eines neuen, den alten immer wieder aufwärmen und dadurch gar leicht in den Geruch kommen, Gott weiß wie geiſtreich und witzig zu ſein. —

Der Unüberwindliche Frankreichs, der Anfangs nicht entſchloſſen war, dieſer Einladung, die ſeinem Rufe eine ſo gefahrdrohende Falle legte, Folge zu leiſten, hatte nach reiflicher Ueberlegung und nach Rückſprache mit ſeinem Generalſtabe doch bald einſehen gelernt, daß es eben ſo feig als ungalant geweſen ſein würde, wenn er dieſem Rufe nicht gefolgt wäre.

„Aut Caesar, aut nihil!“ ſagte Labourdonnais, wie jener Cäſar Borgia, und ſchiffte, begleitet von einem ſeiner Flügel-Adjutanten, dem Baron Dumesnil, incognito wie jeder große Mann, über den Canal la Manche nach London hinüber, um die Herausforderung anzunehmen, zu ſiegen oder beſiegt zu werden, um Cäſar oder **Nichts** zu ſein.

Am 3. Mai langten ſie in London an.

3.

Als ſich im großen Themſe-Babel die Nachricht von der Ankunft des Unüberwindlichen mit der Schnelligkeit einer Taubenpoſt oder Telegraphenbotſchaft von einem Ende der Stadt bis zum andern verbreitete, beeilten ſich ſämmtliche Zeitungen Londons, von den Times bis herab zum letzten Winkelblättchen, das große Ereigniß nach allen Richtungen der Windroſe auszupoſaunen, daß Herr von Labourdonnais, der Lord Wellington der vierundſechszig Schachfelder, begleitet von ſeinem General-Adjutanten, in der Hauptſtadt angelangt und Leiceſter-Square, Joney-Hôtel, abgeſtiegen ſei.

4.

Am andern Morgen verfügte ſich eine Deputation des Weſtminſterklubbs, beſtehend aus fünf Mitgliedern, an deren Spitze Herr William Kenny, der Verfaſſer einer ſehr berühmten Schach-Grammatik, in das Hôtel des Unüberwindlichen, um ihn im Namen des ganzen Klubbs zu bewillkommnen und auf morgen Abend zu einem Meeting einzuladen.

Die Rede, womit Herr Kenny ihn begrüßte, währte nach dem Berichte der Morning Chronicle, die in ſolchen Fällen höchſt gewiſſenhaft iſt, eine Stunde und ſechszehn Minuten. Da der Druck dieſer Rede ungefähr acht bis neun Bogen füllen und Manchem deßhalb etwas allzulang erſcheinen dürfte, ſo will ich meinen Leſern nur einige Stellen, woraus ſie auf den Geiſt des Ganzen ſchließen können, daraus mittheilen.

— Das Schachſpiel, ſagte Herr Kenny, iſt die Grammatik des menſchlichen Verſtandes, die Sanscritſprache des menſchlichen Geiſtes. Ein guter Schachſpieler iſt in der Regel auch ein tiefer Denker, ein großer Philoſoph, ein gewandter Feldherr, mit einem Wort: ein Genie, dem nichts unmöglich, kein Ziel unerreichbar iſt. — Es wird eine Zeit kommen, wo man den Kindern auf der Schule, noch bevor ſie leſen und ſchreiben gelernt, Unterricht in der edlen Schachſpielkunſt ertheilen wird, denn nichts in der Welt ſchärft mehr den Verſtand, weckt mehr den Geiſt, ſtachelt mehr die Ehre und den Ehrgeiz an, als das Schach, und darum pflichte ich dem großen deutſchen Dichter

Jean Paul bei, welcher das Bekenntniß ablegt, daß er nichts ſo ſehr als Kaffeetrinken und Schachſpielen liebe.

Nach unendlich langen Umwegen gelangte der ehrenwerthe Redner endlich zum Ziele ſeiner Rede, zur Bewillkommnung des gefeierten Gaſtes.

— Nach dem Tode Philidors, begann Herr Kenny, nachdem er eine Priſe genommen, um ſeinen Geiſt anzufriſchen, war das franzöſiſche Schachſpiel zu einer bedauernswerthen Stufe, noch weit unter die Mittelmäßigkeit, herabgeſunken. Die franzöſiſche Schule hatte ſich zwei Decennien hindurch durch höchſt beklagenswerthe Irrthümer und vor Allem durch die lächerliche Sucht, den Gegner durch glänzende, doch, in der Nähe betrachtet, geiſtloſe, nichtsſagende Züge zu verblüffen, auf eine Weiſe ausgezeichnet, daß es in der That eine Schande für Frankreich, eine Schmach für das ganze Feſtland, eine Proſtitution für die ganze Schachſpielwelt war.

Der General-Adjutant des Unüberwindlichen, den dieſer Schimpf mehr verdroß, als es die franzöſiſche Lebensart erlaubt, fing darüber zu murren an. Herr Kenny, der dadurch aufmerkſam gemacht wurde, daß er einen Schritt zu weit gegangen ſei, nahm zuerſt eine zweite Priſe, ſuchte dann ſehr geſchickt wieder einzulenken und endlich zur Hauptſache zu kommen.

— Zur Ehre Frankreichs aber, begann er mit neugeſtärktem Athem, zur Freude und zum Ruhme Englands und der ganzen übrigen Welt erſchien am pechſchwarzen Schachfirmament unſeres glorreichen Nachbarlandes urplötzlich ein mächtiger Komet, deſſen blendender Strahlenglanz das bedauernswerthe Dunkel erleuchtete, die Nacht in Tag verwandelte und das franzöſiſche Schachſpiel, das, wie ich ſchon oben bemerkt, zu einer bedauernswerthen Stufe, noch tief unter die Mittelmäßigkeit, herabgeſunken war, zu einer ſchwindelnden Höhe erhob. In Ihnen, Wellington des Schachſpiels, begrüße ich im Namen des Weſtminſterklubbs jenen mächtigen Kometen, der alle bisher in Frankreich aufgetauchten Schachſpielſterne verdunkelt, deſſen Name, deſſen Ruhm über den Canal la Manche und über alle Meere des ganzen Erdballs hinüberleuchtet und deſſen blendendes Licht jeden Schachkenner mit ſtolzer Freude und freudigem Stolze erfüllt. Dieſem Kometen, deſſen Gleichen vielleicht erſt in tauſend Jahren wiederkehrt, reiche ich im Namen des Weſtminſterklubbs die Freundeshand, den Bruderkuß und — — das Ehrendiplom. Bei dieſen Worten zog Herr Kenny eine große Pergamentrolle aus der Taſche und überreichte ſie ihm mit Hinzufügung einer Umarmung, die mit einem Kuſſe ſchloß.

„**Rule Britannia!**“ ſchrieen hierauf die drei Andern, wodurch ſie den Vierten weckten, der über der langen Rede kurzen Sinn ſtehend eingenickt war und nun pflichtſchuldigſt mitſchrie.

Herr von Labourdonnais, für den dieſe Rede ſchon viel zu lange gewährt, richtete ſeine Antwort deſto kürzer ein.

— Meine Herren, ſagte er, ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Nachſicht, die Sie meinem unbedeutenden Talente zu Theil werden laſſen und erſuche Sie, dem ehrenwerthen Klubb meinen Entſchluß mitzutheilen, mich morgen Abend zur beſtimmten Stunde einzufinden.

Hierauf entließ er die Deputation, die ſein General-Adjutant bis zur Thürſchwelle begleitete, worauf er raſch wieder umkehrte und zu ſeinem Chef ſagte:

— Nein, ſo dumm habe ich mir dieſe Kerle doch nicht vorgeſtellt!

— Hätte dieſe Rede, erwiderte Herr von Labourdonnais, nur noch zehn Minuten länger gewährt . . .

— Dann wäre ich auf und davon gelaufen, um Pferde zur Abreiſe zu beſtellen. Ach, dieſe Engländer!

— Sie ſind wahre Muſter von Langweiligkeit!

5.

Während der Wellington des Schachbretts in Begleitung des Baron Dumesnil in den Straßen Londons umherſchlenderte und ſich ſo gut amuſirte, als es in einer fremden Stadt, am erſten Abend nach der Ankunft, nur irgend möglich iſt, ſaß daheim Ritter Macdonell, der soi-disant Unüberwindliche Englands, ganz allein vor ſeinem Schachbrett, verſunken in die Betrachtung eines höchſt ſchwierigen Endſpieles, worauf er ſchon ſeit vier Monaten den Plan zur Ueberliſtung und Unterjochung des Unüberwindlichen Frankreichs angelegt hatte.

— Ob er wohl ſo in die Falle geht? fragte er mit einem Tone, dem man etwas Herzklopfen anmerkte. Ja, ſo, nur ſo gelingt mir die Liſt beſtimmt, ganz beſtimmt. — Halt! rief er nach kurzer Pauſe, ſo geht es nicht; vielleicht aber ſo.

Hierauf that er wieder einen Zug, legte den rechten Zeigefinger nachſinnend an den rechten Naſenflügel und vertiefte ſich dergeſtalt in die Stellung der Steine, daß er nichts Anderes zu ſehen und zu hören ſchien und nicht einmal das Pochen an der Thür vernahm.

Erſt nachdem es noch ein Mal geklopft hatte, erwachte der ehrenwerthe Esquire aus ſeinem dumpfen Nachſinnen und rief: Herein!

Der Eintretende war Herr Toms Snippletown, der reiche Steinkohlenhändler, welcher, als Mitglied der vom Weſtminſterklubb an Herrn von Labourdonnais abgeſchickten Deputation, das Unglück gehabt hatte, während der geiſtreichen Rede des Maſter Kenny ſtehend einzuſchlafen.

— Was bringen Sie Neues? fragte der Unüberwindliche.

— Labourdonnais hat die Herausforderung angenommen.

— Das weiß ich bereits . . .

— Die ganze Hauptſtadt, vom König bis herab zum letzten Schuhflicker, iſt geſpannt auf den Ausgang dieſes Kampfes . . .

— Auch das weiß ich ſchon . . .

— Was Sie aber noch nicht wiſſen werden, iſt das, daß der Weſtminſterklubb vor einer Stunde beſchloſſen hat, zu Ehren des Siegers eine Denkmünze prägen zu laſſen. Man iſt einſtimmig überzeugt, daß Sie den Sieg davon tragen werden, und hat den Stempelſchneider ſchon im Voraus beauftragt, Ihr

Bildniß, das die Vorderſeite der Münze zieren ſoll, anzufertigen.

— Wie aber, wenn mich das Unglück träfe, von ihm beſiegt zu werden?

— Dann würde der ganze Klubb, vom Präſidenten bis herab zum letzten Ofenheitzer, in Verzweiflung gerathen, ſich wie Hiob die Kleider zerreißen und ſich in Aſche und Trauer hüllen . . .

— Ich geſtehe, daß das Directorium durch dieſe Herausforderung eine große Verantwortlichkeit auf meine Schultern gewälzt hat.

— Faſſen Sie Muth, Ritter Macdonell, der Sieg wird auf unſerer Seite bleiben.

— Das gebe der Himmel!

— Auf der Rückſeite dieſer Denkmünze wird ein Schachbrett mit der Umſchrift „**Societatis decus**“ (die Zierde der Geſellſchaft), eine feine Anſpielung auf Ihr Bildniß auf dem Avers, zu ſehen ſein.

— Wenn aber mein Gegner den Sieg davonträgt?

— Dann iſt auf Antrag des Maſter Kenny beſchloſſen worden, den Anfangsbuchſtaben des zweiten Wortes zu verändern, d. h. das **decus** in ein **pecus** zu verwandeln.

— Herr, dieſen ſchlechten Spaß muß ich mir allen Ernſtes verbitten!

— Was kann denn ich dafür?! Die Majorität hat dieſen unabänderlichen Beſchluß gefaßt.

— Nun, wenn ſich das wirklich ſo verhält, ſo bin ich entſchloſſen, dieſes Wettſpiel gar nicht einzugehen.

— Herr, das müſſen Sie! rief der Steinkohlenhändler.

— Ich möchte wiſſen, wer mich dazu zwingen kann?

— Die Geſellſchaft, die ſich in Folge Ihrer mündlichen und ſchriftlichen Zuſage in allerhand Koſten geſtürzt, die Ihrem Gegner ein Schiff und eine prachtvolle Wohnung zur Verfügung geſtellt, die ganzen Koſten ſeines hieſigen Aufenthalts und die Koſten ſeiner Rückreiſe übernommen hat. Wenn Sie ſich als Unüberwindlicher doch ſchwach genug fühlen, um der Möglichkeit Raum zu geben, von einem Franzoſen beſiegt zu werden, ſo hätten Sie gleich Anfangs nicht darauf eingehen ſollen.

— Sein Sie unbeſorgt, ich werde ſpielen; aber gegen die Denkmünze, gleichviel ob auf ihr **decus** oder **pecus** ſteht, muß ich feierlich proteſtiren, weil der erſte Ausdruck viel zu galant, der zweite hingegen viel zu grob wäre.

— Die Sache iſt nun nicht mehr zu ändern. Da heißt es einmal **decus** oder **pecus**, ſiegen oder ſterben!

— Der Teufel hole den ganzen Klubb!

— Ich werde nicht ermangeln, ihm dieſen frommen Wunſch mitzutheilen.

— Ich frage Sie, Maſter Toms, heißt das nicht geradezu, mir die Piſtole auf die Bruſt ſetzen, heißt das nicht geradezu: Siege oder du biſt ein Eſel?

— Das heißt es freilich; die Majorität hat es aber einmal beſchloſſen und bei dem Beſchluſſe muß es bleiben.

— Ich möchte mich in die Themſe werfen!

— Thun Sie das, aber dann erſt, wann Sie dem Schimpf erlegen ſind, von ihm geſchlagen zu ſein.

— Ich könnte mir eine Kugel durch den Kopf jagen!

— Nur jetzt nicht, wenn ich bitten darf, denn in dieſem Falle hätten wir all' das Geld umſonſt hinausgeworfen und uns Ihretwegen heillos blamirt. Ganz England, ganz Frankreich, ganz Europa würde einſtimmig ausrufen: Seht doch die feige Memme, die es gewagt hat, ſich mit dem Titel eines Unüberwindlichen zu brüſten! Im Bewußtſein ſeiner Schwäche hat er ſich das Leben genommen. Ha, ha! Wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt.

— Sie bringen mich vollends in Verzweiflung.

— Ich bedauere Sie unendlich, ſehe aber nicht ein, wie ich Ihnen helfen kann.

— Sie hätten lieber gar nicht herkommen, mir nichts von der Denkmünze ſagen ſollen.

— Ich hielt es für meine Schuldigkeit, Sie aufmerkſam zu machen, daß bei dieſer Partbie Ihr Ruf, Ihre Ehre auf dem Schachbrett ſteht. **Aut Caesar, aut nihil! Aut decus, aut pecus!** Sieg oder Schmach!

— Ich erſuche Sie, mich jetzt zu verlaſſen, denn ich habe meinen Schachplan zu entwerfen.

— Ich gehe, Unüberwindlicher, und laſſe Sie nun allein mit Ihrem Schickſal, das in Ihrer Hand liegt. **D or P, that** is the question! monologiſirte der boshafte Steinkohlenhändler mit mephiſtophelischem Lächeln und — entfernte ſich.

Der Titel „Unüberwindlich“ hat bei all' ſeiner Herrlichkeit doch einen bittern Beigeſchmack. Er erinnert an Philipps II. unüberwindliche Flotte, die an den Küſten Englands vom Sturm zertrümmert ward, und an den unüberwindlichen Napoleon, deſſen Stern auf den Schneegefilden von Borodino erloſch. Nichts in der Welt iſt unüberwindlich!

6.

Am andern Morgen ſtellte ſich im Joney-Hôtel, im Abſteigequartier des Schach- und Tageshelden, ein höchſt origineller Beſuch ein.

— Wer ſind Sie? fragte Labourdonnais.

— Ich heiße Amédée Pompé Magloire Moufflon und habe die Ehre, einer Ihrer Landsleute zu ſein, die gleich nach Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ihr Vaterland verlaſſen und ſich an den Küſten Albions ein neues Neſt gebaut, in dem ſie ihre Jungen ausgebrütet haben.

— Was ſind Sie, wenn ich fragen darf?

— Fragen Sie zuerſt, was ich war.

— Nun, wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchieht, ſo richte ich meine Frage an die Vergangenheit zurück.

— Ich hatte die Ehre, von meinem achtzehnten bis zum einundzwanzigſten Jahre ein nicht unbeliebter Ballettänzer bei der Bühne in Lyon zu ſein. Zu jener unglücklichen Zeit, als dort einer meiner **ci-devant** Collegen, der ausgepfiffene Schauſpieler Collot-d'Herbois, als Volksrepräſentant die früher erlittene Schmach dadurch rächte, daß er täglich der Guillotine neuen Proviant lieferte, hatte ich die Ehre, oder richtiger geſagt, das Unglück, mir das linke Bein zu zerbrechen. Ich ſah mich nun in die Nothwendigkeit verſetzt, meine Kunſt an den Nagel und mich ſelbſt an einen Baum zu hängen. Ich hatte die Ehre, von einer jungen Frau, die dergeſtalt in mich verliebt war, daß ſie mich Schritt für Schritt verfolgte, noch zu rechter Zeit abgeſchnitten zu werden. Gleich darauf wurde die junge Frau, die mir das Leben gerettet hatte, von einem Knäblein entbunden, das, weil es mir auffallend ähnlich ſah, mir den Argwohn und die Verfolgung ſeines Vaters zuzog. Ich ergriff die Flucht und landete bald darauf an den Küſten Englands. In London, unbekannt mit dem Volke und ſeiner vermaledeiten Sprache, verſuchte ich nach und nach als Tanzlehrer, Senf-Fabrikant, Sprachlehrer, Pomaden-Producent, Fechtmeiſter, Schminken-Fabrikant, Wunderdoctor, Bonbon-Deviſen-Poet und Hühneraugen-Operateur mein Glück zu verſuchen, konnte aber, trotz aller Bemühungen, in keiner dieſer verſchiedenartigen Sphären auf einen grünen Zweig kommen; da gab mir mein Schutzgeiſt urplötzlich den glücklichen Gedanken ein, eine Jugendbeſchäftigung hervorzuſuchen und als Modeleur aufzutreten. Die zwei Lehrjahre, die ich, bevor ich mich dem Ballet gewidmet, bei einem guten Meiſter in Lyon durchgemacht, kamen mir jetzt trefflich zu ſtatten; nach kurzer Zeit war ich einer der geſuchteſten Modeleurs der ganzen Hauptſtadt. Während meiner vierzigjährigen Praxis hatte ich die Ehre, ganz oder theilweiſe alle Sommitäten Englands zu modelliren; ich war der Glückliche, der die Hand des großen Luſtſpieldichters Sheridan, das Ohr der berühmten Schauſpielerin Jordan, den Buſen ihrer gefeierten Kunſtgenoſſin Fanny Kemble, das Bein der angebeteten Ballettänzerin Veſtris der Unſterblichkeit überliefert hat. Jetzt, am Ende meiner Laufbahn, wird mir von Seite meiner innigſt geliebten Landsleute, an deren Spitze der franzöſiſche Geſandte ſteht, der ſchmeichelhafte Auftrag zu Theil, auch Ihre werthe Perſon, oder richtiger geſagt, einen Theil derſelben in Wachs zu gießen und ſpäter in Marmor abzuformen. Ich bin vom Comité abgeſchickt, ſo ſchnell als möglich Ihre Naſe zu modelliren.

— Meine Naſe, wiederholte Herr von Labourdonnais, deſſen Geſichts-Erker, beiläufig erwähnt, zu den größten ſeiner Zeit gehörte. Weshalb denn gerade die Naſe?

— Weil ſie die Ehre hat, ſich durch ihre Eigenthümlichkeit vor allen andern Naſen unſeres Jahrhunderts auszuzeichnen.

— Eh bien, ich ſtelle meine Naſe ganz zu Ihren Dienſten.

— Ich werde die Ehre haben, ſie vorläufig in Wachs abzudrücken, ſagte der alte Modeleur, holte aus einer ſeiner unendlich vielen Taſchen weiches Wachs hervor, drückte dieſes Wachs auf das achtunggebietende, ehrfurchteinflößende Geruchs-Organ ſeines berühmten Landsmanns und war nach Verlauf von fünf Minuten im Beſitze eines wohlgelungenen Abdrucks dieſer pittoresken Naſe.

— Die Naſe iſt fertig, ich brauche ſie hier nur noch etwas zu drehen, um die vollkommenſte Harmonie der wächſernen Copie mit dem fleiſchigen Originale herzuſtellen. So, nun iſt auch das gemacht! — Am Fuße dieſer Naſe ſoll ein Sockel mit der Inſchrift angebracht werden: **Nasorum Nasus**, der Naſen Naſe!

— Eine närriſche Idee! Spötter könnten ſagen, man habe mir in England eine Naſe gedreht!

— Der Sinn dieſer Huldigung liegt etwas tiefer. Der ehrenwerthe Comité will damit andeuten, Sie hätten an die Schachſpieler der britiſchen Halbinſel Naſen austheilen wollen.

— Ich ſelbſt aber, könnten die Engländer ſagen, hätte mit langer Naſe wieder abziehen müſſen. Aber was liegt daran? Ich verſtehe einen harmloſen Scherz, habe einmal meine Naſe ganz zu Ihrer Verfügung geſtellt und muß mir nun gefallen laſſen, daß Sie ganz nach Ihrem Belieben mich bei der Naſe herumziehen können.

— Ich danke Ihnen, im Namen der ganzen civiliſirten Welt, für Ihr mir ſo uneigennützig, ſo freiſinnig und ſo großmüthig zur Dispoſition geſtelltes Geruchs-Organ und habe die Ehre zu ſein Ihr aufrichtiger Verehrer Amédée Pompé Magloire Moufflon, ſagte der Modeleur, machte dabei eine Verbeugung, die den ci-devant Ballettänzer verrieth, und hüpfte trällernd zur Thür hinaus.

7.

So war der verhängnißvolle Abend herangerückt.

Nicht banger können zwei feindliche Heere der entſcheidenden Schlacht entgegen gehen, als Labourdonnais und Macdonell, der Napoleon und Wellington des Schachbretts, der verhängnißvollen Partie, die entſcheiden ſollte, welcher von dieſen beiden kampfgerüſteten Helden den Namen des Unüberwindlichen verdiene. Mit dem Glockenſchlage Acht ſollte im großen Saale des Weſtminſterklubbs der große Schachkampf beginnen und eine neue Schlacht von Waterloo geſchlagen werden. Ganz Albion, ganz Frankreich ſah dem Ausgange dieſes Nationalkampfes mit dumpfer Beſorgniß, mit unbeſchreiblicher Herzensangſt entgegen und ſchickte — wenn auch im Stillen nur — heiße Segenswünſche für den Vertheidiger ihres vaterländiſchen Ruhmes zum Gott der Schlachten und zu Palamedes, dem alten Schutzpatron des Schachbretts, empor.

Schon um ſechs Uhr ſtanden vor den geräumigen Eingangshallen des Weſtminſterklubbs dichte Volksmaſſen aufgepflanzt, die ſich gegenſeitig ſtießen und drängten, foppten und neckten und, um ſich die Zeit des Wartens zu verkürzen, gute und ſchlechte Witze riſſen, während die Herren Taſchendiebe dieſe überaus günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberziehen ließen, den franzöſiſchen Flaneurs und den engliſchen Maulaffen einen neuen Beweis ihres Daſeins und neue Proben ihrer Geſchicklichkeit zu geben.

Mit dem Glockenſchlage Sieben illuminirte ſich wie durch einen Zauberſchlag die ganze Façade des Klubbs und über dem Eingange erſchienen im Brillantfeuer, umſchlungen von einem Strahlenkranze buntfarbiger Lampen, die Anfangsbuchſtaben des Caſtors und Pollux des Schachſpiels: ein L. und ein M.

Ein tauſendſtimmiges, langgedehntes Ah! der Ueberraſchung und Bewunderung wälzte ſich durch die urplötzlich taghell erleuchtete Nacht zum ſternenloſen Himmel hinauf.

— L. M. Was mögen dieſe beiden Buchſtaben zu bedeuten haben? fragte ein langer, vier- bis fünfſchrötiger Matroſe.

— Das bedeutet Labourdonnais und Macdonell, erklärte ein kurzer, buckeliger Zeitungsträger.

— Wer von Beiden, fragte ein Schneider aus der City, wird wohl den Sieg davon tragen?

— Der Franzoſe, antwortete aus angeborenem Patriotismus ein Pariſer Parfumeur vom Piccadilly-Square.

— Goddam! rief ein zum Boxen alle Zeit aufgelegter Bierbrauer aus der Nachbarſchaft. Wenn der verdammte Franzoſe unſern Unüberwindlichen beſiegt, muß er ſich mit mir boxen; ich will ihm dann einen Denkzettel geben, daß er nicht lebendig nach Frankreich zurückkehrt, um ſich drüben mit dem Ruhme brüſten zu können, er habe Alt-England beſiegt.

— Und wenn Euer Macdonell — was Gott verhüten möge! — unſern Labourdonnais beſiegt, dann erfinde ich, eigends für ihn, eine neue Pomade, nach der ihm alle Haare ausfallen ſollen.

— Goddam, wer ſo etwas zu thun ſich erfrecht, iſt ein Krokodill, ein Hayfiſch, ein Nilpferd!

— Und wer ſo etwas zu ſagen ſich erfrecht, iſt ein **vieux ganache**!

— Goddam, ich habe kein franzöſiſches Wörterbuch bei mir und bitte Euch darum, mir zu erklären, was ein **Ganache** iſt.

— **Ganache** iſt die reſpectable Waffe, mit der Simſon die räudigen Philiſter ſchlug.

— Alſo ein Eſelskinnbacken! Na warte, lavendelduftender Philiſter, ich will Dir zeigen, daß auch ich ein Simſon bin, ſagte der Bierbrauer und gab ihm mit geballter Fauſt einen ſolchen Schlag vor den Magen, daß der arme Teufel mit einem **ah mon dieu!** ohnmächtig zur Erde niederſank und ſich dann erſt erholte, als zwei mitleidige Landsleute ſich ſeiner annahmen und ihn ſterbensmatt nach ſeiner Wohnung brachten.

— Habt ihr ſchon gehört, begann ein zu Grund gegangener Schneider, daß unſer glorreicher König mit der glorreichen Herzogin von Kent eine Wette von tauſend Pfund Sterling eingegangen, daß der hergelaufene Franzoſe die Partie gewinnen wird?

— Wenn unſer glorreicher König, entgegnete ein hochnäſiger Naſirmeſſer-Fabrikant, das wirklich gethan hat, ſo ſollte das Parlament ihn des Hochverraths gegen die Nation anklagen und . . .

— Ihn des Thrones verluſtig erklären, meinte der Schneider.

— Und etwa an ſeine Stelle den erſten beſten bankerottirten Schneider zum König machen, fügte ein maſſiver Miethskutſcher hinzu.

— Gentleman! begann der Beleidigte, ich verbitte mir jede Anſpielung . . .

— Und ich, Meiſter Zwirn, verbitte mir jede unpatriotiſche Aeußerung. Ob und wie unſer König tauſend Pfund verwetten will, geht Euch einen Quark an, und wenn Ihr, ſpindeldürrer Nadelheld, noch ein Wort darüber zu verlieren wagt, ſo zerreiße ich Euch in dreimalhunderttauſend Fetzen!

— O ho, das wollen wir doch mal ſehen, wie Er das anfangen will, begann ein Matroſe, der ſich des ſchwachen Schneiderleins annahm.

— Das will ich Euch gleich zeigen, erwiderte der Roſſelenker.

Und gleich darauf begann eine grandioſe Boxerei, die nach zehn Minuten damit endete, daß der Sohn der Flotte dem großmäuligen Kutſcher das Naſenbein und ein Paar Rippen zerbrach und dann ruhig ſeine Wege ging.

In demſelben Augenblick kam ein Wagen angerollt, in welchem Ritter Macdonell und ſein Secundant Maſter Kenny ſaßen.

— Vivat hoch! vivat hoch! ſchrie die Volksmenge.

Und während Alles nach Herrn Macdonell hinblickte, tauchte die Hand eines jungen Taſchendiebes in die auffallend dicke Rocktaſche eines maulaffenden Gentleman hinab, um aus dem tiefen Grunde irgend eine Perle, eine Doſe oder Brieftaſche, hervorzuholen.

— Au! au! au! ſchrie der auf der That ertappte Dieb, den ein kleiner Pintſcher, welchen der Gentleman vermuthlich aus Vorſorge bei ſich trug, dergeſtalt in die Finger gebiſſen hatte, daß er dem wüthenden Schmerze durch wüthendes Geſchrei Luft machte, worüber die Umſtehenden in ſataniſches Gelächter ausbrachen.

— Guter Freund, ſagte der Gentleman zu dem beſtürzten Diebe, ich rathe Euch, zukünftig, wenn Ihr wieder eine Expedition nach meiner Taſche antretet, Pelzhandſchuhe anzuziehen.

Der Dieb machte, daß er fortkam.

— Maſter Doddle, ſagte der Gentleman zu dem Pintſcher, den er aus der Taſche zog, heute habt Ihr Eure Sache gut gemacht. Dann ſtreichelte er den Hund und ſteckte ihn wieder ins Burgverließ ſeiner Rocktaſche.

Gleich darauf kam ein zweiter Wagen angerollt, in dem die Herren von Labourdonnais und Dumesnil ſaßen.

— **Dieu protège la France**, rief ein enthuſiasmirter Senf-Fabrikant aus Dijon.

— Das Maul gehalten, ſchrie ein neben ihm ſtehender Rieſe.

— Wer will mir das Schreien verbieten?

— Ich, John Ton, der Garkoch!

— Ah! Jean Moutard iſt ſehr erfreut, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Darf ich Ihnen vielleicht eine Probe ausgezeichneten Senfes zuſchicken?

— Der Teufel hole Euch und Euren ſchlechten Senf!
— Zu gütig, mein Herr ſagte der Franzoſe und eclipſirte ſich.
— Vivat, vivat! ſchrie man oben beim Eintritt des Gaſtes.
— Hurrah! ſchrie das unten verſammelte Volksgewühl.

8.

Mit dem Glockenſchlage Acht begann die verhängnißvolle Schachpartie. An einem großen, in der Mitte des Saales aufgeſtellten Schachbrett nahmen die beiden Gegner und deren Secundanten ihre Plätze ein. Fünf Schritte vom Schlachtfelde bildete ſich ein dichtgedrängter Kreis von Zuſchauern, die aus Furcht, die beiden Spieler zu ſtören, kaum Athem zu ſchöpfen wagten. Sie waren ganz Auge, folgten mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit jeder Bewegung, jedem Zuge Macdonell's und beobachteten jede ſeiner Mienen, um aus ihnen herauszuleſen, ob die Partie bis jetzt noch gut oder ſchlecht für ihn und für ſie ſtehe, denn ſie Alle waren dabei betheiligt, ſtand doch der Ruf des ganzen Klubbs dabei auf dem Spiele! Kein Wunder alſo, daß ſämmtliche Mitglieder des Klubbs ſich nur für ihren Vertreter intereſſirten, nur für ihn bangten, nur für ihn beteten, er möge ſeine Faſſung, ſeine Geiſtesgegenwart behalten und ſich von dem ſchlauen Franzoſen nicht überliſten, nicht übertölpeln, nicht überrumpeln laſſen. Für den armen Herrn von Labourdonnais intereſſirte ſich hingegen nur ein Einziger, ſein Adjutant, Baron Dumesnil, der für ſeinen Meiſter dergeſtalt eingenommen war, daß es ihm weniger Schmerz verurſacht hätte, einen Finger ſeiner Hand, als dieſe Partie zu verlieren. Die beiden Unüberwindlichen waren Anfangs von gleicher Ruhe und von gleicher Siegeshoffnung beſeelt; aber ſchon nach dem zehnten Zuge zog ſich auf der Stirn Macdonell's in der Mitte der beiden Augenbrauen ein finſteres Gewölk zuſammen, während ſich die Mienen Labourdonnais' mehr und mehr aufheiterten. Mit freundlichem Schmunzeln reichte er, ohne die Todtenſtille durch ein Wort zu unterbrechen, ſeinem Secundanten die Doſe hin, aus der dieſer kopfnickend eine Priſe nahm. In demſelben Augenblick hatte ein ehrenwerthes Mitglied des Klubbs, unfern der Thür, ſich zu räuspern gewagt, worauf er durch ein einſtimmiges, langgezogenes St! der Mißbilligung zur Ruhe verwieſen wurde. Nach jedem neuen Zuge vergönnte ſich Englands Unüberwindlicher eine längere Pauſe zum Nachdenken, ſo daß nach Verlauf von zwei Stunden kaum zwanzig Züge gethan waren. Daſſelbe Mitglied, das vorhin ſich zu räuspern gewagt, ſchlich jetzt, weil ihn das Bedürfniß zu nieſen anwandelte, auf den Zehen der Thür zu, ſah ſich aber, noch bevor es den Ausgang erreicht hatte, der Nothwendigkeit bloßgeſtellt, dieſem Bedürfniß freien Lauf zu laſſen.

— Ruhe, Ruhe! erſcholl's von allen Seiten.

Das Volk, das unterdeſſen in banger Erwartung ſchwebte, begann endlich unruhig zu werden und den Entſchluß zu faſſen, eine Deputation hinaufzuſenden, um Kunde zu erhalten, wie jetzt die Partie ſtehe.

Der Secretär des Klubbs ſah ſich, um die Menge zu beruhigen, in die Nothwendigkeit verſetzt, ein ſchriftliches Bulletin folgenden Inhalts zu erlaſſen:

„So eben iſt der vierundzwanzigſte Zug geſchehen. Der Sieg ſcheint ſich auf unſere Seite hinzuneigen. Macdonell kämpft wie ein Löwe.“

— Hurrah! ſchrie die ſiegestrunkene Maſſe, Hüte, Mützen und Taſchentücher ſchwenkend.

— **Quatre-vingt-neuf mille diables!** fluchte der Dijoner Senf-Fabrikant.

Aber ſchon nach dem fünfundzwanzigſten Zuge trat dem engliſchen Löwen der Angſtſchweiß auf die Stirn und es wurde ihm und ſeinem Secundanten etwas ſchwül zu Muthe. Labourdonnais reichte ſeinem Landsmann wieder die Doſe hin und Baron Dumesnil ſchwelgte bereits im Vorgefühle des nahen Sieges.

Beim ſechsundzwanzigſten Zuge ſah Ritter Macdonell ſich gezwungen, einen Thurm aufzuopfern, um einem gefahrdrohenden Schach zu entgehen.

Maſter Kenny wurde bleich wie Käſe; Macdonell fing am ganzen Körper zu ſchwitzen an.

— Wie ſtehts? wie ſtehts? fragte die Deputation.

Der Secretär ertheilte ein neues Bulletin, alſo lautend:

„Das Glück hat ſich plötzlich auf die Seite unſeres Gegners geworfen. Wir haben einen Thurm und zwei Fähnlein eingebüßt. Macdonell vertheidigt ſich wie ein gereizter Tiger.“

— Goddam! murrte die aus ſüßen Siegesträumen unſanft aufgerüttelte Maulaffen-Menge.

— **Dieu protège la France**, triumphirte der Dijoner Senf-Fabrikant.

— Schach dem König, erſcholl es jetzt von Seiten des Franzoſen.

— Weh mir, rief Macdonell, ich bin verloren!

— Noch nicht, aber bald, erwiderte Labourdonnais, ſeinem Gegner den zweiten Thurm abnehmend.

Es trat nun eine lange, lange Pauſe und in deren Gefolge eine tiefe, tiefe Schwüle ein, wie ſie einem Ungewitter vorauszugehen pflegt. Zum Glück für Herrn Macdonell fing es auf der Straße eben zu regnen an, und da viele der müden Maulaffen nicht naß werden wollten, verließen ſie den freien Platz und eilten in die nächſten Tavernen, um dort bei einem Glaſe Ale Schutz vor dem Regen zu ſuchen.

— Schach dem König! donnerte Labourdonnais hinein.

— Ei ſehen Sie denn gar keinen Ausweg mehr? fragte Maſter Kenny.

— Nein, antwortete der verzweifelnde Tiger.

— Ich leider auch nicht, brummte ſein Secundant.

— Matt, matt! riefen Labourdonnais und Dumesnil wie aus einem Munde.

Ritter Macdonell ſank halbohnmächtig in ſeinen Lehnſtuhl zurück.

— Faſſung, Faſſung, mein Herr! rief ihm der großmüthige Sieger zu. Solch ein Unglück kann dem beſten Spieler zuſtoßen.

— Sie haben ſich wie ein Held vertheidigt, fügte Baron Dumesnil hinzu.

Einige Mitglieder des ehrenwerthen Weſtminſterklubbs ſtanden wie verſteinerte Salzſäulen, Andere wie begoſſene Pudel da.

— Wie ſtehts? wie ſtehts? fragte die Deputation.

— Wir ſind geſchlagen, erwiderte der Secretär, der ſich in der Wuth die Kleider vom Leibe und die Perücke vom Kopfe riß und Letztere mit ſolcher Wuth auf den Fußboden warf, daß eine dicke Puderwolke ihn faſt unſichtbar machte.

Die Deputation überbrachte dieſe Hiobspoſt dem Reſte der regentrotzenden Maulaffen. Ein coloſſales Hohngelächter zerriß die Luft; mittendurch ertönte der Anfang der Marſeillaiſe:

„Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé.“

Der Mann, der dieſe Hymne angeſtimmt hatte, war der Dijoner Senf-Fabrikant.

Einen Augenblick ſpäter fuhr ein Wagen vor. Der Einſteigende — es war der Sieger Macdonell's — wurde von einem Theile der Maſſe mit Hurrahgeſchrei, von dem andern mit Ziſchen empfangen.

— Kommen Sie, Dumesnil, ſagte er, ſonſt werden wir am Ende noch geſteinigt.

Der Wagen rollte pfeilſchnell von dannen.

Herrn Macdonell wurde der gutgemeinte Rath ertheilt, ſo lange zu verweilen, bis der Volkshaufen auseinander gegangen.

Und das befolgte er denn auch.

9.

Am andern Abend brachte die Evening-Poſt eine Beſchreibung dieſes Schachkampfes, die, mit echt-engliſcher Weitſchweifigkeit erzählt, ſechs lange Spalten füllte.

Am zweiten Morgen erſchien auf Sir Macdonell ein Dutzend Karikaturen von Cruikſhank, eine witziger und ſpaßhafter als die andere.

Aber die Denkmünze wurde aus Rückſicht für den Geſchlagenen nicht ausgegeben, ſondern auf Beſchluß des Klubbs wieder eingeſchmolzen.

Der Sieger blieb nur drei Tage noch in London und ſchiffte dann mit ſeinem Begleiter nach Frankreich zurück.

10.

Bald darauf ſtarb Macdonell am Gallenfieber.

Beweis, daß ein Kaiſer Napoleon niemals exiſtirt hat.

Ein Philoſoph kann uns Alles beweiſen. Bewies doch Dupuis in ſeinem „**Origine de tous les cultes,**“ daß unſer Heiland nichts weiter als die perſonificirte Sonne ſei! —

Ein anderer Franzoſe hat nun den Beweis zu führen geſucht, daß auch Napoleon Bonaparte, von dem man ſo viel erzählt und geſchrieben, ſo viel gehört und geleſen hat, nichts weiter als eine allegoriſche Figur, ein Symbol der Sonne geweſen ſei.

Das Nachfolgende wird beweiſen, daß der Beweis nicht ganz ohne iſt.

Man hat uns erzählt:

1) Daß ein Mann Napoleon Bonaparte geheißen; 2) daß er auf einer Inſel des mittelländiſchen Meeres zur Welt gekommen; 3) daß ſeine Mutter „Laetitia" geheißen habe; 4) daß er drei Schweſtern und vier Brüder gehabt, wovon drei Könige geworden; 5) daß er zwei Frauen gehabt, wovon eine ihm einen Sohn geſchenkt; 6) daß er einer großen Revolution ein Ende gemacht; 7) daß er ſechzehn Reichs-Marſchälle gehabt, wovon zwölf in activem Dienſt geſtanden; 8) daß er im Süden geſiegt habe und im Norden erlegen ſei und 9) daß er, nach einer zwölfjährigen Herrſchaft, vom Orient, wo er hergekommen, im Occident verſchwunden ſei.

Unſer Franzoſe beweiſt nun, daß all' dieſe verſchiedenen Einzelheiten aus dem Leben des Kaiſers dem Weſen der Sonne entlehnt ſind.

Alle Welt weiß, daß die Sonne von den Dichtern „Apollon" genannt wird; der Unterſchied zwiſchen „Apollon" und „Napoleon" iſt nicht groß und wird noch viel geringer erſcheinen, wenn man bis zum Urſprung und zur Bedeutung dieſer beiden Worte hinabſteigt.

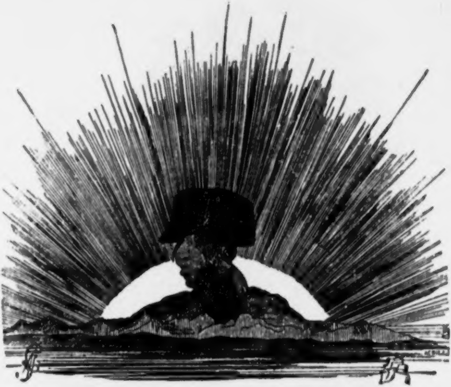
Es ſteht feſt, daß das Wort „Apollon" nicht weniger als „Ausrotter" bedeutet. Dieſen keineswegs ſchmeichelhaften Beinamen gaben die Griechen der böſen Sonne des Unheils wegen, das dieſe ihnen vor den Mauern von Troja zugefügt, wo ein großer Theil ihres Heeres durch außerordentliche Sonnenhitze und durch eine anſteckende Krankheit, die durch jene erzeugt worden war, umkam, zur Strafe der Beleidigung, welche Agamemnon dem Sonnenprieſter Chryſeas angethan hatte; die blendende Einbildungskraft der griechiſchen Dichter verwandelte die Strahlen der Sonne in flammende Pfeile, welche die beleidigte Gottheit von allen Punkten abſchoß, Pfeile, welche die ganze Menſchheit ausgerottet, wenn nicht die Griechen, um den Zorn der Sonne zu beſänftigen, Chryſeis, der Tochter des Oberprieſters Chryſeas, die Freiheit wiedergegeben hätten.

Blos aus dieſem Grunde wurde die Sonne, die ſich an ihren Feinden ſo glänzend gerächt, Apollon (Ausrotter) genannt. Ueberdies iſt Apollo und Apoléon ein und daſſelbe Wort, das von Apolluo, *Απολλυω*, oder von Apoleo, *Απολεω*, abſtammt, zwei Worten, die wiederum ein und daſſelbe bedeuten: ins Verderben ſtürzen, tödten, ausrotten.

Jene allegoriſche Figur hat aber — wie Jedermann weiß — Napoleon oder, wie an der Vendomeſäule zu leſen iſt, Néapoléon geheißen. Aber dieſe Vorſchlagsſylbe né, *νη*, oder nai, *ναι*, iſt eine griechiſche Affirmation, die ungefähr ſo viel als wirklich oder wahrhaftig bedeutet. Daraus folgt, daß Néapoleon ſo viel als wirklicher Apollon, wirklicher Ausrotter zu bedeuten hat.

2) Apollo war, wie die griechiſche Mythe erzählt, auf einer Inſel des mittelländiſchen Meeres (auf der Inſel Delos) geboren; deshalb ſoll auch Napoleon auf einer Inſel des mittel-

ländiſchen Meeres, auf Corſica, das Licht der Welt erblickt haben.



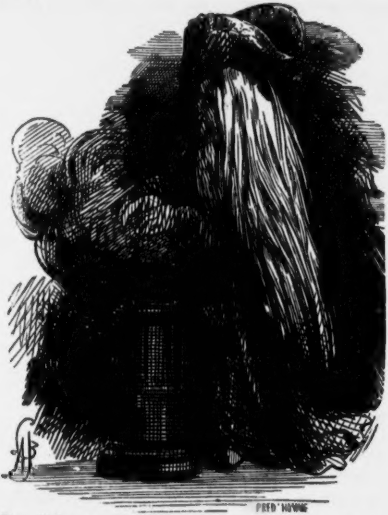
3) Napoleons Mutter, ſagt man, habe Laetitia geheißen. Mit dem Namen Laetitia, der ſo viel als Heiterkeit, Fröhlichkeit bedeutet, hat man die Morgenröthe bezeichnen wollen, deren Aufgang Leben und Freude auf die ganze Natur ausſtreut; jene Morgenröthe, welche, wie die Dichter ſagen, die Mutter der Sonne iſt.

Nach der griechiſchen Mythologie wurde Apollo's Mutter **Lêtô**, *Λητω*, genannt, ein Name, aus dem die Römer **Latone** und die Franzoſen **Laetitia** gemacht, was, wie **Latone**, von **laeto** abſtammt, das ſo viel als „Freude erzeugen, Heiterkeit erregen," bedeutet.

4) Laetitia's Sohn hatte drei Schweſtern; es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſe drei Schweſtern die drei Grazien ſind, die mit den neun Muſen, deren Begleiterinnen, die Zierde und der Reiz des Hofes ihres Bruders geweſen waren.

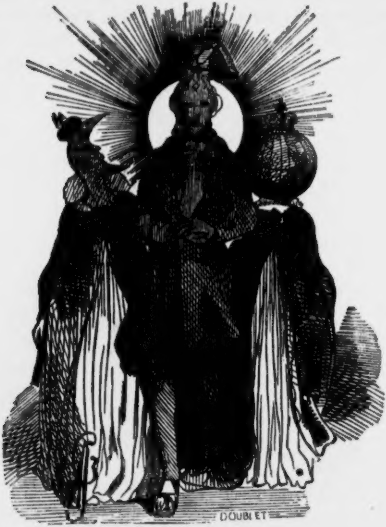
5) Man ſagt, daß der moderne Apollo vier Brüder gehabt. Dieſe vier Brüder ſind die vier Jahreszeiten; was ſogleich bewieſen werden ſoll; von dieſen vier Brüdern, ſagt man, ſeien drei Könige geweſen: der Frühling iſt der König der Blumen; der Sommer König der Ernte und der Herbſt König der Früchte. Und wie dieſe drei Jahreszeiten ihren mächtigen Einfluß der Sonne zu verdanken haben, alſo hatten auch die drei Brüder Napoleons ihr Reich und ihre Krone blos ihrem Bruder zu verdanken. Der vierte von ſeinen Brüdern, welcher nicht König geweſen, war der Winter, und dieſer Winter war wieder kein Anderer, als der Prinz von Canino, weil **canino** von **cani** abſtammt und **cani** ſo viel als das Silberhaar des ſtarren Alters, **id est** Winters bedeutet. Mithin iſt der Prinz von Canino nichts Anderes, als der perſonificirte Winter, der Winter, der dann erſt beginnt, wenn die drei andern

Jahreszeiten ſchon vorüber ſind und die Sonne ihre Macht verloren hat.

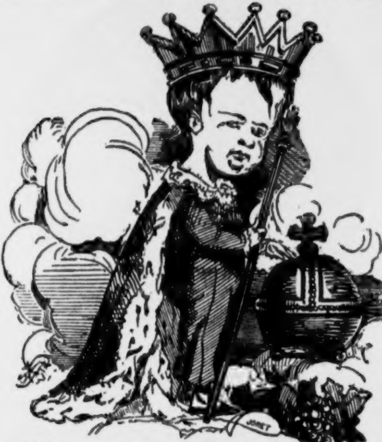


Der Prinz von Canino iſt, wie der Winter, ein rauher, äußerſt ſtrenger Republikaner.

6) Nach der nämlichen Mythe hatte Napoleon zwei Frauen. Auch die Sonne hatte deren zwei. Dieſe zwei Frauen der Sonne waren Luna und die Erde.



Von Luna, der erſten dieſer beiden Frauen, hatte die Sonne keine Nachkommen. Mit der zweiten Frau, der Erde, erzeugte Apollo einen Sohn, einen einzigen Sohn, den kleinen Horus.

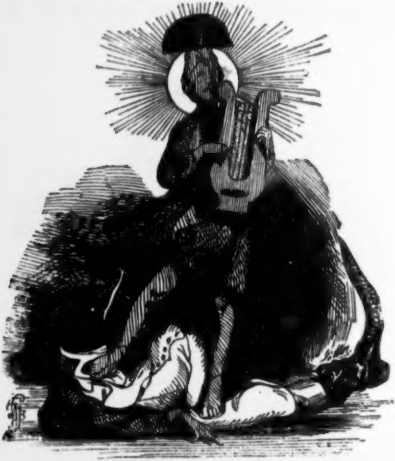


Joſephine war alſo die kinderloſe Luna, Marie Louiſe war die fruchtbare Erde und Horus war der kleine König von Rom.

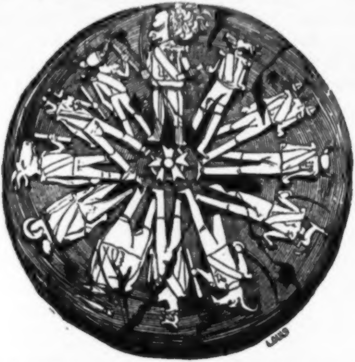
7) Es wird erzählt, daß Napoleon die Hydra der Revolution getödtet. Die Hydra iſt eine Schlange, gleichviel welcher

Art, wenn es ſich blos um eine Fabel handelt. Dieſe Hydra war die Schlange Python, der Schrecken (terreur) Griechenlands.

Und wie Apollo ſeinen Fuß auf den beſiegten Python, alſo ſetzte Napoleon ſeinen Fuß auf den Nacken der durch ihn überwundenen Revolution. Revolution ſtammt von dem lateiniſchen revolutus ab, ein Wort, das die Lage einer Schlange, roulé sur lui même, bezeichnet.



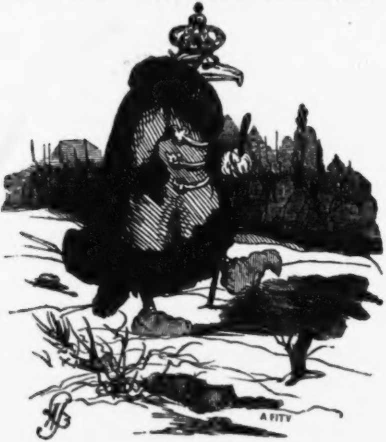
8) Napoleon hatte, wie erzählt wird, zwölf Reichsmarſchälle, die an der Spitze ſeiner Heere ſtanden.



Dieſe zwölf Marſchälle waren die zwölf Bilder des Thierkreiſes, die dem Befehle der Sonne Napoleon folgten und wovon jeder Einzelne eine unzählbare Armee von Sternen commandirte.

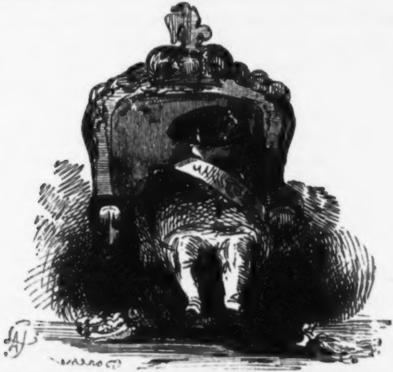
9) Die Fabel erzählt, daß der Held, der im Süden geſiegt, im Norden erlegen ſei. Auch dies ſtimmt vollkommen mit dem Laufe der Sonne überein.

Die Sonne herrſcht im Süden mit ſouveräner Gewalt, aber nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings ſucht ſie, indem ſie ſich vom Aequator entfernt, die nördlichen Regionen zu gewinnen. Nach einem Zuge von drei Monaten tritt ihr der feindliche Nordwind entgegen, der ſie zwingt, nach dem Süden zurückzukehren, dem **Zeichen des Krebſes** folgend (ein Thierbild, das dieſen Namen erhalten hat, um damit die retrograden Bewegungen der Sonne in der Gegend dieſer Sphäre anzudeuten). Wem leuchtet es nicht ein, daß dies der imaginäre Feldzug Napoleons gegen Norden, ſeine fabelhafte Flucht aus den Eisfeldern Rußlands iſt?



10) Daß endlich die Sonne im Oriente auf- und im Occidente untergeht, bedarf wohl keines Beweiſes. Wie die Sonne kam auch Napoleon aus dem Orient (aus Egypten), um über Frankreich zwölf Jahre, oder, richtiger geſagt, zwölf Stunden zu herrſchen, während welcher die Sonne den Horizont beherrſcht.

Dann aber verſank das glänzende Geſtirn, ſeines ſtrahlenden Diadems, ſeiner blendenden Krone beraubt, in die Meeresfluthen des Occidents.



Il n'a regné qu'un jour, ſingt ein franzöſiſcher Dichter, der in dem auf Sanct Helena entſchlafenen Kaiſer Napoleon Frankreichs untergegangene Sonne beweint.

Neues Mittel,
den Orden der Ehrenlegion zu erhalten.

Das Glück kommt häufig über Nacht; plötzlich und ganz unerwartet. Man höre ein Geſchichtchen, das nicht erfunden iſt und alſo wenigſtens den Reiz der Wahrheit für ſich hat.

Einer der erſten Limonadiers des zweiten Arrondiſſement der guten, aber ſehr frivolen Stadt Paris iſt Herr Camille Anatole Tamtam, ein Mann in den beſten Jahren, der früher ein nicht unbeliebter Baßbuffo in Bordeaux, ſpäter Parfumeur in Lyon geweſen war und ſeit drei Jahren Beſitzer eines Kaffeehauſes iſt, bei dem er ſeine Rechnung findet, eines Theils wegen der guten Limonade, andern Theils wegen ſeiner hübſchen Frau, mit der er ſeit vierzehn Monaten beiſpiellos glücklich verheirathet iſt

Fanny — ſo heißt das brave Weib — war Anfangs Putzmacherin im Atelier des „Diable d'argent“, ſpäter Choriſtin beim „Théâtre des Variétés“ und bald darauf die „Freundin“

eines Lord Reginald Tilbury, der ein jährliches Einkommen von zweitauſend Pfund Sterlingen und einen hohen Grad von Spleen beſaß, welcher ihn antrieb, in einer mondhellen Nacht, aus Ekel am Daſein, ſich mit Fanny's geſticktem Strumpfbande an einem der prächtigſten Bäume im **Bois de Boulogne** aufzuhängen, nachdem er ſich Abends vorher den Magen verdorben, ſein Teſtament gemacht und ſeiner „braunäugigen Flamme“ eine Leibrente von hundert Pfund Sterling vermacht hatte.

Fanny war untröſtlich — nicht etwa über Mylords Selbſtmord — ſondern einzig und allein über die unverantwortlich gemeine Knauſerei, daß er ſie nicht zur Erbin ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt.

— Undank, Dein Name iſt England! rief die Ex-Putzmacherin, nahm Mylords Bild und warf es in den Kamin, nahm ſeine rothblonden Locken und warf ſie in den Kehricht, behielt aber die Rente und that das feierliche Gelübde, ſich lieber, wenn's ſein muß, in ein Paar arme franzöſiſche Teufel, als in einen reichen engliſchen Geizhals zu verlieben.

Und ſiehe da, Fanny hielt Wort.

Auf einem der ländlichen Feſte zu Belleville machte ſie die Bekanntſchaft des ſüßen Limonadiers Tamtam, der ihr, eine Stunde ſpäter, während des Contretanzes, in welcher er ſeine ganze Gewandtheit in der Sphäre der Entrechats zu entfalten wußte, ſeine Liebe erklärte und ihr in dem gleich darauf folgenden Cotillon Herz und Hand antrug.

Vier Wochen ſpäter war Fanny ſeine Frau, die ſeitdem als Comptoirdame fungirt und alle Gäſte ihres Herrn Gemahls dergeſtalt bezaubert, daß jeder von ihnen glücklich iſt, ſich durch einen Becher Gefrorenes oder durch ein Glas Limonade das Recht erkaufen zu können, der Madame Tamtam tagtäglich ſeine Huldigungen darbringen zu dürfen. Und Madame Tamtam iſt in der That ſo hübſch und ſo reizend, ſo zuvorkommend und doch ſo zurückhaltend, ſo freundlich und doch ſo ſtolz, mit einem Wort: ſo kokett, daß man's Keinem verdenken kann, wenn er in die eiscredenzende, limonadeſpendende Sirene, wenn auch nicht gerade bis über die Ohren, doch allermindeſtens bis über die Cravatte hinaus verliebt iſt.

Aber keiner von allen Gäſten kann ſich rühmen, von ihr bevorzugt zu werden. Für jeden hat ſie daſſelbe Eis und daſſelbe Lächeln, dieſelbe Freundlichkeit und Limonade, dieſelben Bonbons und Rückſichten. Keiner von Allen kann behaupten, Madame Tamtam, die Hebe am Schenktiſche, habe den Einen um eine Linie mehr als jeden Andern ausgezeichnet.

— Meine Frau, ſagte der Limonadier, wenn er ſein Weibchen von dieſem dichten Schwarme anbetender Kunden umringt ſah, iſt nicht blos ein Engel an Schönheit, eine Peri an Liebreiz, ſondern auch ein Muſter jeder Tugend, ein Vorbild weiblicher Treue. Ich Glücklichſter der Glücklichen, der ich aus Millionen Nieten den größten Treffer, aus hunderttauſend ſchwarzen Raben den einzig weißen, eine eben ſo ſchöne als treue Frau mit einer Rente von hundert Pfund Sterlingen erwiſcht habe! Wem anders als ihr habe ich dieſen koloſſalen

Zuſpruch, dieſes unaufhörliche Zuſammenſtrömen von Gäſten aus allen Ständen und Quartieren zu verdanken? Der Ruf meines Etabliſſements iſt für alle Zeiten feſtgeſtellt, mein Glück für immer gemacht! Ich, Camille Anatole Tamtam, tauſchte jetzt mit Louis Philipp nicht, und wäre der beneidenswertheſte Limonadier und Gatte von ganz Paris, wenn ich nicht nebenbei auch Nationalgardiſt wäre, als ſolcher dann und wann den Wachtdienſt verſehen und manche Nacht, ſtatt im weichen Bette, auf harter Pritſche übernachten müßte. Der Teufel hole die Juli-Revolution! Unter Karl X. konnte der glückliche Bürger noch ganz ruhig an der Seite ſeiner Frau ſchlafen; jetzt reißt ihn der Dienſt aus den Armen der Liebe; er muß Nachts auf dem Poſten frieren, Diebe und anderes Geſindel arretiren, mit langweiligen Geſellen in der Wachtſtube bivouakiren und, um die Zeit zu tödten, im Piquet oder Domino ſein Geld verlieren. Was den letztern Punkt betrifft, ſo mache ich freilich eine Ausnahme, denn ich verliere nie. Was Labourdonnais auf dem Schachbrett iſt, das bin ich im Domino; ich gewinne ſtets; weit lieber aber wollte ich zehn Partien im Domino und zwanzig Partien im Piquet, als eine einzige ſüße, angenehme, ruhige Nacht verlieren. Ach, meine Fanny! ſeufzte der glückliche Limonadier und erinnerte ſich dann, daß gerade an dem Tage, an welchem er dies rührende Selbſtgeſpräch führte, die Reihe wieder an ihm war, Nachts auf die Wache zu ziehen.

Es war dies am 12. Mai, am Tage des heiligen Pancratius, jenes hochzuverehrenden Märtyrers, der, Falls ich nicht irre, unter Diocletian gefangen und unter Galerius aus purer Frömmigkeit geköpft worden war, ein Heiliger, zu deſſen Ehren man im ſechszehnten Jahrhundert im Bergiſchen Pancratius-Thaler mit dem Bildniſſe deſſelben geprägt hatte. Außerdem iſt dieſer Heilige auch ſchon darum bekannter und gefürchteter als mancher andere, weil er und ſein College Servatius, deſſen Tag auf den 13. Mai fällt, der Schrecken aller Gärtner iſt, dieweil ſich an dieſen zwei Tagen die letzten Nachtfröſte einzuſtellen pflegen

Herr Camille Anatole Tamtam ſchien dies vergeſſen oder gar nicht gewußt zu haben, ſonſt würde er ſchwerlich ohne Mantel oder Paletot an dieſem Tage ſeiner Pflicht als Nationalgardiſt nachgekommen ſein. Abends acht Uhr, als er ſeinen Wachtdienſt antrat, war es freilich noch ſo warm, daß ein Paletot oder Mantel Manchem überflüſſig erſchienen wäre; der Leichtſinnige hätte jedoch bedenken ſollen, daß man Nachts, wenn man eine ganze Stunde, das Gewehr im Arme, auf dem Poſten ſteht, weit mehr als zu Hauſe am Ofen friert. — Aus Furcht vor langer Weile hatte er einen Band von Paul de Kocks köſtlichem „Cocu“, zwei Fläſchchen mit den allerfeinſten Likören — **Parfait amour** und **Consolation** — und außerdem fünfundzwanzig Stück echter Havannah-Cigarren zu ſich geſteckt. So ausgerüſtet bezog er die Wache, wo er bereits alle ſeine Kameraden, um einen langen Tiſch gruppirt, in höchſt intereſſantem Geſpräche vertieft fand.

— Wiſſen Sie was ganz Nagelneues? fragte Herr Priame

Neſtor Coqueluche, Paſtetenbäcker und Feldwebel derſelben Compagnie, welcher Herr Tamtam anzugehören die Ehre hat.

— Eh bien? fragte der Kreis der Gardiſten.

— Sie Alle kennen doch Herrn Borromé Brillant, einen der Offiziere unſerer Compagnie?

— So gut als mich ſelbſt, erwiderte der glückliche Limonadier; er beſucht dann und wann mein Etabliſſement und ...

— Schreibt dann und wann ein hübſches Vaudeville, fügte Herr Cäſar Themiſtokles Jullien, ehrenwerther Handſchuhmacher und einer der Gardiſten, die den allermeiſten Lärm machen (er iſt Tambour), hinzu.

— Ganz recht! Nun denken Sie ſich, welche hohe Auszeichnung dieſem blutjungen Manne widerfahren iſt. Vor einigen Tagen hat er das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

— Wofür? fragte Herr Tamtam mit ganz auffallender Theilnahme.

— Ob dieſe Auszeichnung dem Vaudevilledichter oder dem Offizier der Nationalgarde gelten ſoll, weiß ich eben ſo wenig, als vielleicht er ſelbſt; das bleibt ſich am Ende auch ganz gleich, für welche Gattung von Verdienſt er den Orden erhalten; er hat ihn einmal und unſere Compagnie kann ſich, glaube ich, geſchmeichelt fühlen, daß ſie in der Reihe ihrer Offiziere einen Ritter der Ehrenlegion beſitzt.

In demſelben Augenblick vernahm man einen tiefen Seufzer.

— Warum ſeufzen Sie, Herr Tamtam? fragte der Feldwebel, dem eine Frage mehr als jedem Andern freiſteht.

— Ach, ſeufzte der Limonadier, ich bin durchaus nicht ehrgeizig und dennoch beneid' ich dieſen Mann.

— Um ſeinen Orden? fragte der Paſtetenbäcker mit einem Anfluge von Ironie.

— Ei, um was denn ſonſt? Der Orden der Ehrenlegion war ſchon früher, als ich noch Parfumeur in Lyon geweſen, einer meiner heißeſten Wünſche, eine meiner kühnſten Hoffnungen. — Ich will Ihnen — mögen Sie mich auslachen oder nicht — frei geſtehen, daß ich ſchon mehr als ein Mittel verſucht habe, mich in den Beſitz dieſes Ordens zu bringen. Ein Jahr nach der Thronbeſteigung Louis Philipps erfand ich an einem ſchönen Maimorgen einen neuen Wohlgeruch, dem ich den Namen „Parfum de juillet“ gab und dem Könige der Franzoſen dedicirte in der Hoffnung, daß er dieſen Akt ungeheuchelter Vaterlandsliebe nicht unbelohnt laſſen und mir den Orden der Ehrenlegion, worauf ich verblümt angeſpielt hatte, verleihen würde. War es nun, daß der König den Juli-Geruch nicht mehr vertragen konnte oder die verblümte Anſpielung nicht verſtehen wollte, kurz und gut, ich erhielt ſtatt des achteckigen Kreuzes einen neunzeiligen Dank und weiter nichts.

— Vive le roi! rief die ganze Wachtſtube.

— Doch ließ ich mich dadurch nicht einſchüchtern. Zwei Jahre ſpäter erfand ich eine neue Seife, die ich zu Ehren des präſumtiven Thronerben „Savon d'Orléans“ taufte und dem Herzog comme témoignage d'estime zu Füßen legte.

— Und der Herzog? fragte der paſtetenbackende Feldwebel.

— Behielt die Seife und bedankte ſich viel kürzer als ſein Herr Vater.

— Vive le duc d'Orléans! ſchrieen die Gardiſten.

— Aller guten Dinge ſind drei, dachte ich mir, und erfand, als Herr Thiers Miniſter des Auswärtigen geworden war, ein neues Räucherpulver, das ich dem großen Manne zu Ehren „Poudre à la Thiers“ nannte und ihm eine Probe davon als Zeichen meiner innigſten Hochachtung überreichte.

— Und was that Herr Thiers?

— Er behielt das Pulver und bedankte ſich nicht einmal.

— A bas Monsieur Thiers! murmelte der Feldwebel.

— Seitdem, fuhr der ehrgeizige Limonadier mit 48pfündigem Seufzer fort, habe ich freilich keinen neuen Verſuch mehr gewagt, wiewohl in meinem Innern unter Kohlen noch immer der Wunſch — der ſehnlichſte meines Lebens — fortglimmt, einſt das Glück zu haben, den Orden der Ehrenlegion — gleichviel wofür und auf welche Weiſe — zu erhalten.

— Nur Muth gefaßt, Herr Tamtam! Was Sie heute wünſchen, kann vielleicht morgen ſchon in Erfüllung gehen, denn Gott iſt groß und unſer Louis Philipp, den uns der Himmel noch lange erhalten möge, pflegt mit dem Kreuze der Ehrenlegion weit weniger als mit allen andern zu geizen. Vielleicht gelingt es Ihnen beſſer, wenn Sie einen neuen Likör, einen „Liqueur-à la Reine“, erfinden. Apropos! haben Sie heute kein Tröpflein Calmus oder ſonſt was zum Trinken bei ſich?

fragte der Feldwebel, welcher geiſtigen Flüſſigkeiten durchaus nicht abgeneigt zu ſein ſchien.

— Ein Schluck „Consolation“ ſteht Ihnen zu Dienſten.

— Ich verachte kein Getränk, es heiße wie es wolle, erwiderte der Paſtetenbäcker und leerte mit einem Zuge faſt die ganze Flaſche. Ein herrliches Getränk das ...! Fabriciren Sie das ſelbſt?

— Zu dienen.

— Wär' ich Louis Philipp, ſo bekämen Sie noch heute Nacht den Orden der Ehrenlegion.

Herr Tamtam fing wieder zu ſtöhnen an.

— Na, na, beruhigen Sie ſich und denken Sie an Herrn Brillant; der hat vielleicht eben ſo wenig als Sie den Orden verdient und hat ihn doch erwiſcht. Das Glück kommt häufig über Nacht.

— Was beginnen wir nun? meinte der Handſchuhmacher, der auf ſeine Uhr ſah.

— Iſt Jemandem eine Partie Piquet oder Domino gefällig? fragte der ordensſüchtige Limonadenheld.

Alles ſchwieg, denn Jeder fühlte ſeine Schwäche.

— Nun, hat denn Niemand Muth, mit mir zu ſpielen?

— Komm, Nachbar, ſagte endlich ein kleiner, buckeliger, kupfernäſiger Weinhändler, Herr Anacharſis Medoc, ein Spaßvogel erſter Klaſſe; ich ſpiele mit Dir, doch nur unter der Bedingung, daß Du mir vom Hundert fünfzig vorgiebſt.

— Es ſei, antwortete Herr Tamtam, der auf ſeine Bravour im Domino faſt eben ſo ſtolz, als auf die Schönheit und Tugend ſeiner Frau war.

— Hat Niemand Cigarren bei ſich? fragte Herr Coqueluche, der als Feldwebel gewohnt war, ſich von ſeinen Gardiſten im Eſſen, Trinken und Rauchen ein für alle Mal freihalten zu laſſen. (NB. Der Mann hat Recht, denn wofür wär' er ſonſt Feldwebel?)

— Hier, Feldwebel, ſchrie Herr Tamtam, Jenem ſeine Büchſe hinreichend.

— Heilige Genovefa, warum bin ich nicht Louis Philipp, rief der Paſtetenbäcker, der aus Vorſicht, daß eine Cigarre nicht Luft haben könnte, gleich zwei herausnahm. Einen Mann, der ſo trefflichen Likör und ſo ausgezeichneten Tabak, wie Herr Tamtam hat, hätte ich längſt ſchon decorirt.

Tamtam und Medoc begannen ihr Domino, Coqueluche und Jullien ihr Piquet. Einige ſahen ſtill zu, Andere tranken und plauderten.

Nichts tödtet ſchneller die Zeit, als das Spiel. Stunden rauſchen wie Minuten vorüber. Man ſpielte ſchon anderthalb Stündchen. Eben als eine neue Partie begann, ſagte der Weinhändler zum Limonadier:

— Mich friert! Heute Nacht wird es verteufelt kalt werden. Schon jetzt klappre ich vor Froſt, wenn ich dran denke, daß ich bald eine ganze lange Stunde unter freiem Himmel auf dem Poſten ſtehen muß. Pancratius iſt ein ſehr geſtrenger Herr.

— Pancratius? wiederholte Herr Tamtam. Iſt dies etwa unſer neuer Lieutenant?

— Wie, Nachbar, Du weißt nicht, wer Pancratius iſt? Pancratius, erſter Limonadier Frankreichs, iſt ein höchſt reſpektabler Heiliger, der in ſeiner Jugend römiſcher Weinreiſender geweſen und ſpäter als Demagoge geköpft worden iſt. Pancratius, der bei Lebzeiten ſehr ſtark an Froſtbeulen gelitten haben ſoll, macht ſich heut an ſeinem Namenstage den Sterblichen durch ſtarken Nachtfroſt fühlbar. Und darum habe ich meinen dicken Pelzrock angezogen. Haſt auch Du Dich gut verſorgt?

— Nein, leider nicht! Heute zum erſten Male erhalte ich Kunde von der Exiſtenz jenes Heiligen und hätte ich ahnen können, daß es heute Nacht ſo mörderiſch kalt werden wird, ſo hätte ich meinen Paletot wahrlich nicht zu Hauſe gelaſſen.

— Und mit dieſem dünnen Sommerröckchen willſt Du Dich Nachts ins Freie hinauswagen? Du erfrierſt, ſag' ich Dir.

— Wie ſpät? fragte Tamtam.

— Soeben ſchlägt es Eilf.

— Weißt Du, was ich thue? Ich laufe ſchnell nach Hauſe und hole mir meinen Paletot.

— Aber Deine Frau?

— Das arme brave Weib wird freilich ſchon ſchlafen, ſchlafen ohne mich! Aber was ſchadet das? Ich wecke ſie.

— Und wird ſie Dir das nicht übel nehmen?

— Ein Weib, das uns liebt, verzeiht uns Alles.

— Haſt Recht, Tamtam. Nun aber mache, daß Du fortkommſt.

— Ich eile, ſagte der Limonadier, holte des Feldwebels Erlaubniß ein und rannte nach ſeiner Wohnung.

Dort angekommen, riß er an der Klingel, die zu ſeiner Wohnung im zweiten Stocke führt, mit ſolcher Heftigkeit, daß ſein armes Weib, dadurch aus ſüßen Träumen aufgeſchreckt, zitternd aus dem Bette ſprang und halbnackt das Fenſter aufriß, um nachzuſehen, welcher Flegel oder Trunkenbold ſich erdreiſte, die Ruhe ihres Schlafes zu ſtören.

— Wer da? rief ſie an Leib und Seele zitternd, als ſie im Dunkel der Nacht unten am Hausthore einen Mann gewahrte, der vor Kälte auf und ablief, ſich die Arme kreuzweis um die Bruſt ſchlug und dann noch ein Mal an der Klingel zog. Wer da? ſchrie ſie noch ein Mal.

— Erſchrick nicht, liebes Kind; ich bin's, ich, Dein armer Gemahl!

— Du biſt's, Anatole? fragte Fanny ganz erſtaunt.

— Ach, Fanny, Seele meiner Seele, ich friere wie ein Schneider!

— Soll ich öffnen?

— O nein, liebes Kind; ich muß gleich wieder fort.

— Und weshalb biſt Du gekommen?

— Um Dich zu bitten, ſüße Taube, mir meinen Paletot, der im Vorzimmer hängt, herabzuwerfen.

— Und ſonſt nichts?

— Willſt Du mir außerdem auch noch einen Kußfinger angedeihen laſſen, ſo werde ich ihn dankbar annehmen. Nun aber ſpute Dich, Fanny, denn ich friere entſetzlich!

— Sogleich, ſagte das brave Weib, lief ohne Licht in das finſtere Vorzimmer hinaus, tappte ſo lange an der Wand herum, bis ſie den Paletot fand, und eilte dann ans Fenſter zurück, um ihn in die ausgeſpreizten Arme des frierenden Gemahls hinabgleiten zu laſſen.

— Tauſend Dank, Goldpüppchen, rief Herr Tamtam, der den Paletot geſchickt aufgefangen hatte. Nun ſchlaf wohl, geliebtes Leben!

— Gute Nacht, Anatole!

— Auf Wiederſehen, reizende Fanny, ſagte der glückliche Limonadier, warf ihr noch einen Kußfinger hinauf und rannte dann ſchneller als ein Haſe mit acht Füßen fort.

Das brave Weib warf raſch das Fenſter zu und flog ſeelenvergnügt in ihr warmes Bett zurück. — Ein Viertelſtündchen ſpäter befand ſich Herr Camille Anatole Tamtam wieder im Wachtzimmer.

— Es war die höchſte Zeit, ſprach der Feldwebel, denn in zwei Minuten ſchlägt es Mitternacht. Dann iſt die Reihe an Ihnen, den Poſten abzulöſen.

— Ich bin bereit, ſagte Tamtam, ſein Gewehr erfaſſend.

Und mit dem Glockenſchlage Zwölf löſte eine Patrouille von fünf Mann den Poſten am nächſten Schilderhauſe ab.

Eine Stunde auf dem Poſten währt länger als ein ganzer

Abend am Kamine oder eine ganze Nacht im Bette. Tamtam, ein Menſch, nicht geiſtreich genug, um ſich ſelbſt Geſellſchaft leiſten zu können, langweilte ſich mehr als ein ganzes Bataillon von Möpſen. Frierend ſchritt er auf und ab und dachte an ſein Weib, in das er — wiewohl ſchon vierzehn Monate mit ihr verheirathet — noch immer ſehr verliebt war. Er ſah ſie mit aufgelöſtem Haare, mit halb enthülltem Buſen, mit ſchlummergerötheten Wangen im Schnee der weichen Betten ruhen. Seine Phantaſie zeigte ihm Fanny's geſchloſſene Augen, Fanny's halb geöffneten Mund, und ſo kam es, daß ihm, trotz der zwölf Grad Kälte, gewaltig heiß wurde.

— Teufel, rief er, wenn man, um ſich zu zerſtreuen, auf dem Poſten wenigſtens ſeine Cigarre rauchen dürfte! Der Henker hole die Juli-Revolution und das Inſtitut der Nationalgarde! Ich wollte, ich wäre zu Hauſe und läge in meinem Bette. Ach, Fanny, Fanny, wüßteſt Du, wie ſehr Dein Gemahl ſich nach Dir ſehnt, Du würdeſt ihn aufrichtig bedauern, daß er hier, das Gewehr im Arme und Hunger im Magen, auf- und abgehen und kannibaliſch frieren muß. **Ah quel plaisir d'être soldat,** trällerte er zähnklappernd vor ſich hin und dachte, um ſich aufzuheitern, über ein neues Mittel nach, durch das er, wenn auch nicht gleich, doch einſt zu der Ehre gelangen könnte, den bewußten Orden zu erhalten. Einen kleinen Finger meiner Hand für das Kreuz der Ehrenlegion! Meine Fanny liebt mich zwar ſchon jetzt, wie lieb aber würde ſie mich dann erſt haben, wenn ich decorirt wäre. Die Frauen lieben nun einmal das rothe Band im Knopfloch, und es ſoll, hab' ich mir ſagen laſſen, viele Frauen geben, die ſich in ganz häßliche Männer verlieben, blos darum, weil ſie Ritter der Ehrenlegion ſind. Gerechter Himmel, wenn Du nicht ganz und gar taub biſt, erhöre mein Flehen und mache, daß je eher je lieber der liebſte meiner Wünſche in Erfüllung geht!

Alſo monologiſirte Herr Camille Anatole Tamtam, der auf den Rath des Feldwebels, in jener Stunde, in welcher er auf dem Poſten ſtand, einen neuen Likör erfand, den er „Nectar de Nemours“ zu nennen und dem zukünftigen Regenten Frankreichs zu weihen beſchloß.

Gleich darauf wurde er abgelöſt. Er trat in die Wachtſtube ein, ſetzte Gewehr und Czako ab, leerte mit einem Zuge den „parfait amour“ und zündete eine Cigarre an.

— Iſt Ihnen, fragte der Feldwebel, eine Partie Piquet gefällig?

— Ich ſpiele, wenn's ſein muß, Alles, alſo auch Piquet.

— Wohin ſetzen wir uns?

— Dort an den Ofen, denn ich bin ganz erfroren und behalte darum meinen Paletot an.

— Hergott, was ſeh' ich?

— Feldwebel, was ſehen Sie?

— Ein Wunder, ein blaues; nein, ein rothes Wunder.

— Herr Coqueluche, ich verſtehe Sie nicht.

— Hatte ich nicht Recht, als ich ſagte: das Glück kommt häufig über Nacht?

— Ich begreife Sie noch immer nicht.

— Wie, Sie begreifen mich nicht? Ihr Wunſch iſt erfüllt ... Sie haben den Orden der Ehrenlegion erwiſcht.

— Mein Gott, wer ſagt Ihnen das?

— Wer mir das ſagt? Ihr werther Paletot. Ei, ſehen Sie doch, Herr Tamtam, da prangt ja das Band, das Sie ſo ſehnlichſt erfleht hatten.

Der Limonadier warf einen Blick unbeſchreiblichen Staunens auf Orden und Paletot.

— Himmel! ſchrie er und wurde kreidebleich.

— Was iſt Ihnen, Chevalier? fragte der Feldwebel.

— Das iſt nicht mein Paletot!

— Wie, das wäre nicht Ihr Paletot? Ei, wem gehört er denn?

Sprachlos, mechaniſch, niedergeſchmettert von einem Hagelſchlag ſchwarzer Ahnungen griff er in beide Rocktaſchen des Paletot und holte aus der einen einen Operngucker und aus der andern ein dünnes Manuſcript, das der kurzſichtige Gemahl nahe an das Licht hielt, um die Aufſchrift leſen zu können. Dieſer ganz unerwartete Fund war das Brouillon einer Poſſe, betitelt:

„Les petites misères d'une garde nationale.
Vaudeville en un acte par Borromé Brillant.“

Derjenige meiner Leſer, der vielleicht Luſt verſpürt, den Schreck des Herrn Tamtam auszumalen, der melde ſich; meine Feder, zu ſchwach, den Seelenzuſtand des beklagenswerthen Limonadenhändlers ins rechte Licht zu ſtellen, begnügt ſich, nur eine flüchtige Andeutung zu geben.

Herr Tamtam riß, als ihm durch dieſes Manuſcript plötzlich hundert Gasflammen auf ein Mal aufgegangen waren, den Orden der Ehrenlegion aus dem Knopfloch und warf Decoration und Manuſcript auf die Erde, trat Beides mit Füßen, ballte die Fäuſte und ſchrie zehn Mal in einem Athem:

— Betrogen, betrogen, betrogen!

— Wer iſt betrogen?

— Dummkopf, Feldwebel wollte ich ſagen, Sie können noch fragen, wer hier der Betrogene iſt? Ich, ich, ich! rief Herr Tamtam mit einem Tone, in dem ein tragikomiſcher Klimax lag.

— Und wer, wer hat Sie betrogen?

— Er, er, er!!! tobte Herr Tamtam und ſchlug ſich wüthend vor die Stirn.

— Wer iſt dieſer Er?

— Hol' der Teufel Ihre Fragen. Ich muß fort, Feldwebel!

— Wohin?

— Nach Hauſe, Feldwebel!

— Wozu?

— Mich blutig rächen, Feldwebel!

— Mein Gott, an wem?

— Himmel, wie kann man Feldwebel und dabei ſo dumm ſein! Ich muß nach Hauſe, ſage ich Ihnen.

— Das geht nicht; ich darf es durchaus nicht geſtatten.

— Aber mein guter Ruf, meine Ehre, mein ganzes Glück ſteht auf dem Spiele ...

— Das glaube ich Ihnen recht gern; aber trotzdem darf ich Sie jetzt nicht fortlaſſen ...

— Sie ſind ein Tyrann!

— Ein Tyrann! Und das wagen Sie Ihrem Feldwebel zu ſagen?

— Ich ſag' Ihnen noch mehr: Sie ſind ein Despot, ein Barbar, ein Nero.

— Haben Sie das gehört, meine Herren? fragte der Paſtetenbäcker mit wahrem Feldwebel-Pathos. Morgen früh werde ich Sie als Zeugen vor das Kriegsgericht citiren laſſen.

— Thun Sie das, Feldwebel, ſchrieen Alle.

— Herr, flehte Tamtam, haben Sie Mitleid mit einem armen Manne, der mit einem Fuße in der Wache und mit dem andern in der Hölle ſteht. Es ſchwirrt mir vor den Augen, es ſauſt mir vor den Ohren, meine Kniee ſchlottern; ich glaube, ich werde vor Wuth verrückt.

— Ich vermuthe, Sie ſind's ſchon, antwortete der Paſtetenbäcker, der noch immer nicht begreifen konnte, welche traurige Entdeckung der arme, betrogene Tamtam gemacht.

— Halten Sie mich, meine Herren, ſonſt fahre ich aus der Haut.

— Woher dieſe unvernünftige Wuth? fragten Alle.

— Sie an meiner Stelle würden eben ſo verzweifeln. Still! Still! rief er ganz tragiſch und horchte mit geſpanntem Ohre.

— Was hören Sie?

— Ich höre die Teufel in der Hölle lachen!

— Der Arme hat ſeinen Verſtand verloren, meinte der Feldwebel.

— Kameraden, ich bitte, ich beſchwöre Euch, laßt mich fort; noch iſt es Zeit, den Verbrecher auf der That zu ertappen.

— Welchen Verbrecher?

— Ihn! Ihn! Ihn!

— Er iſt wirklich übergeſchnappt, ſagte Medoc zum Feldwebel, entlaſſen Sie ihn.

— Gut. Der Gardiſt Tamtam, ſprach der Paſtetenbäcker, kann, in Anbetracht, daß derſelbe plötzlich ſeinen Verſtand verloren hat, nach Hauſe gehen. Nachbar Medoc wird ihn begleiten.

— Ich brauche keine Begleitung, ſchrie Tamtam, nahm ſeinen Czako und rannte wie ein Beſeſſener nach ſeiner Wohnung.

Unterweges brütete ſeine Seele haarſträubende Rachepläne aus.

— Ich ermorde, ich erwürge, ich zermalme ſie und ihn. Nein, nein, nur ihn allein, denn er iſt der Verführer und ſie hat eine Rente von hundert Pfund. Sie will ich blos züchtigen, ihn aber tödten. Tödten? Das nicht. Denn wer tödtet, wird getödtet, und ich habe keine Luſt, mein gehörntes Haupt aufs Schaffot zu tragen. Ihn fordern? Auch das nicht, denn er trifft beſſer als ich. Was alſo thun? Ihn prügeln? Das iſt das Allervernünftigſte! Ja, Prügel muß er haben, Prügel, daß er ewig daran denken ſoll! Warte, Vaudevilliſt, ich will

Dir Stoff zu einem Trauerſpiele geben, daß Dir Sehen und Hören vergehen ſoll.

Soeben erreicht er ſein Haus. Im Begriff, die Klingel zu erfaſſen, beſinnt er ſich, daß er von geſtern noch den Hausſchlüſſel in der Taſche hat. Er ſegnet den Zufall, der ihm das Mittel in die Hand gegeben, ſein ungetreues Weib auf der That zu ertappen und den Verführer, der ihm nun nicht mehr entwiſchen kann, exemplariſch zu beſtrafen, id est windelweich zu hauen. Er öffnet ſo leiſe als möglich die Hausthür, tappt geräuſchlos die zwei dunkeln Treppen hinan und ſteht jetzt mit Wuth im Herzen und mit dem Hausſchlüſſel in der Hand an der Schwelle der Rache. Wie pocht ihm das Blut, wie klopft ihm die Stirnader! Ein Riß an der Klingel zaubert das Dienſtmädchen herbei, das ihm den Eingang öffnet. Er reißt ihr den Leuchter mit dem Lichte aus der Hand und ſtürzt, wie Othello mit der Fackel, ins finſtere Schlafgemach ſeiner Frau, die ſo ruhig ſchläft, als ob während ſeiner Abweſenheit durchaus nichts vorgefallen wäre. Er rüttelt ... ſie erwacht und fragt mit ſüßliſpelnder Stimme:

— Was willſt Du, lieber Anatole?

— Madame, Sie haben den Muth, mich zu fragen, was ich will? Rächen will ich mich, meine Wuth in ſeinem Blute kühlen, ihn erwürgen!

— Wen? fragt Fanny mit bewunderungswürdiger Ruhe.

— Den elenden Verführer!

— Träumen Sie, Herr Tamtam, oder haben Sie Ihr

Bischen Verſtand auf der Wache ſitzen laſſen? Von wem reden Sie denn?

— Von dem Schurken, deſſen Paletot Sie, aus Verſehen, ſtatt des meinigen ergriffen hatten. Dieſer Paletot gehört Herrn Brillant …

— Wohl möglich; was aber geht denn das mich an?

— Sehr naiv! Wie kam Brillants Paletot in meine Wohnung?

— Auf ganz einfache und natürliche Art. Ihr Schneider, der vermuthlich auch für Herrn Brillant arbeitet, hat beide Paletots verwechſelt.

— Wie aber kam der Schneider zu meinem Paletot?

— Er hatte ihn vor acht Tagen zum Ausbeſſern mitgenommen und erſt geſtern Abend zurückgebracht. Du wirſt neues Futter und einen neuen Sammetkragen finden.

— Ich eile zum Schneider …

— Jetzt, mitten in der Nacht?

— Auf der Stelle!

— Thue, was Dir gefällt, lieber Anatole, ſagte Fanny mit unverwüſtlicher Ruhe und kehrte dem inquirirenden Gemahle den Rücken zu.

Dieſe Ruhe verfehlte keineswegs ihre Wirkung

— Sollte ich ihr alſo doch Unrecht gethan haben? fragte er ſich und ſchien einen Augenblick zu überlegen. Ja, ja! rief er aus, Fanny iſt ein Muſter von Tugend, ein Vorbild weiblicher Treue. Fanny kann ihren Mann nicht hintergehen, dafür bürgt mir ſchon ihre Ruhe; denn hätte ein ſchuldbeladenes Weib wohl jede meiner Fragen ſo unumwunden beantworten können, wie meine Fanny? Unmöglich! Ich habe ſie ohne Grund im Verdacht gehabt, ohne Grund beleidigt und gekränkt. O ich Schwachkopf, ſagte er, gab ſich ſelbſt einen Naſenſtüber und trat voll Schaam und Reue an ihr Bett, zupfte leiſe an dem Bande ihres Nachthäubchens und fragte mit dem liebevollſten Tone: Fanny, kannſt Du mir verzeihen?

— Laß mich! ſprach Madame Tamtam und ſchmollte noch ein Weilchen, dann aber kehrte ſie ſich um, reichte ihm ihre Hand und fragte mit dem unſchuldigſten Lächeln:

— Glaubſt Du noch, daß ich Dir untreu geweſen bin?

— Nein, angebetetes Weib, Du biſt vollkommen gerechtfertigt. Ich glaube von jetzt an Alles, was Du mir ſagſt, und breche Jedem, der Dich einer Lüge zu zeihen wagt, den Hals!

— Du guter Anatole!

— Welch ein Engel! triumphirte Tamtam und ſank gerührt an die Bruſt ſeines treuen Weibes.

Asmodi, der hinkende Eheteufel, ſah auf dieſe rührendſchöne Gruppe mit einer Miene herab, auf der mit daumendicken Buchſtaben im Brillantfeuer zu leſen war:

„Tamtam, Du biſt ein ungeheurer Eſel!“

⁂

Gegen Mittag brachte der Schneider den neu gefütterten Paletot und bat ſich dafür den des Herrn Brillant aus.

— Apropos, ſagte Tamtam. In einer der Taſchen fand ich ein von Herrn Brillant verfaßtes Vaudeville. Heute Morgen habe ich's geleſen. Grüßen Sie ihn von mir und ſagen Sie ihm …

— Was denn, liebes Männchen? fragte Fanny ſehr geſpannt.

— Daß es mir vielen Spaß gemacht hat.

Ja, ja, Tamtam, Du biſt ein koloſſaler Eſel!

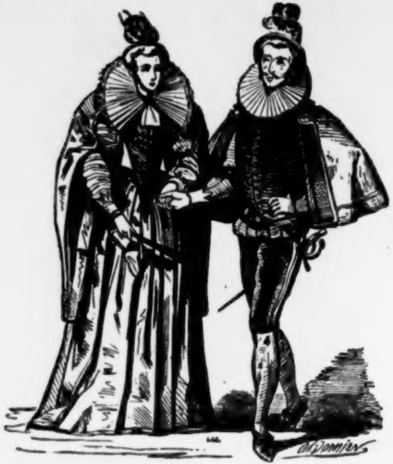
Geſchichte der franzöſiſchen Moden,

von Heinrich III. bis auf unſere Zeit.

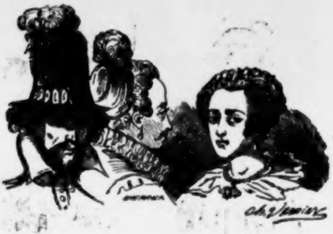
Die Geſchichte der Mode in Frankreich würde Stoff zu einem weit belehrenderen Buche geben, als man bei einer oberflächlichen Betrachtung glauben ſollte. Herr von Büffon, gleich zierlich im Styl, wie in ſeinem Aeußeren, hätte ſchreiben müſſen: »das Kleid macht den Menſchen!«

Es ſollte uns nicht ſchwer fallen, die Wahrheit dieſer Behauptung darzuthun; wir könnten zurückgehen bis zur Zeit der Sündfluth — einer ſehr nackten Periode, die auf die Erfindung der Paletots keinen Anſpruch macht. Wir für unſern Theil wollen uns begnügen, mit der unter Heinrich III. herrſchenden Mode zu beginnen.

Betrachten Sie gefälligſt jenen Mignon. Er trägt ein ſammtenes Wamms, einen Mantel von Atlas, eine geſteifte Halskrauſe und — Ohrringe. Wer erkennt in dieſem Herrn nicht augenblicklich eines jener weibiſchen Subjekte, die dem franzöſiſchen Hofe die ganze Ueppigkeit Italiens eingeimpft haben?

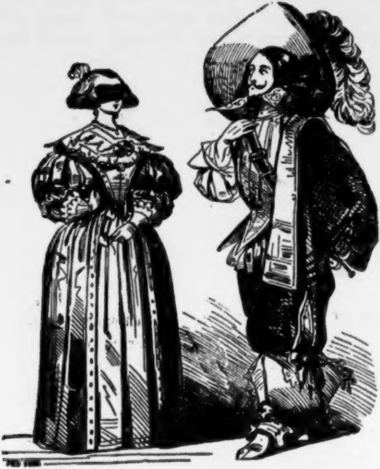


Und was ſagen Sie zu dem nachfolgenden Kopfputz? Sähe man nichts weiter als dieſen, man würde den mittlern Herrn vermuthlich für eine Dame halten.



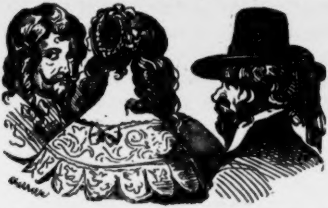
Unter Ludwig XIII. will der franzöſiſche Stutzer mit all' jenem italieniſchen Flitter nichts mehr zu ſchaffen haben. Er liebt langes Haar, trägt einen ungeheuren grauen Filz, der, eher ein Sonnenſchirm als ein Hut, mit einer langen, rothen Feder geſchmückt iſt; er biegt ſeinen Schnauzbart eben ſo kühn wie ſtolz in die Höhe und läßt ſich nie ohne Stoßdegen und Sporenſtiefel ſehen. (Siehe Seite 82.)

Er hält ſich jeden Augenblick fertig, ſeinen Mann zu tödten und in der nächſten Minute ſein Pferd zu beſteigen. Denn mit dem Cardinal von Richelieu war unter gewiſſen Umſtänden nicht gut Kirſchen eſſen.

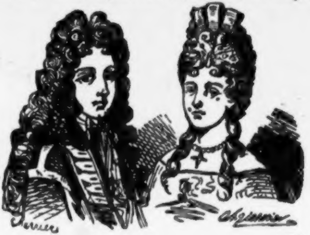


Sie werden Mühe haben, drüben in den ſtolzen Köpfen der „Frondeurs“ die Söhne der Lieblinge Heinrichs III. zu erkennen.

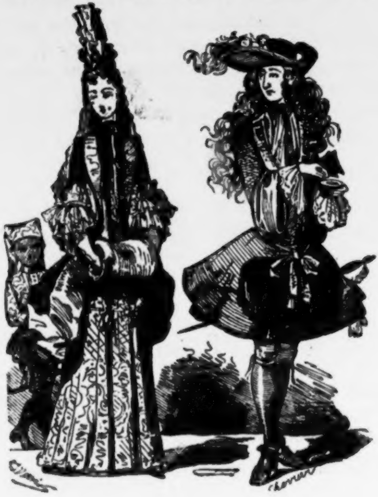
Hätte aber die Mode des Tages dieſen jungen Herren nur Wämmſer von Sammet angelegt, ſo würden die Kriege der



„Fronde“ kaum zwei Monate gewährt haben. Ein mit weißer Seide gefütterter Mantel mag ſich recht hübſch auf Bällen ausnehmen; aber für das Leben im Felde taugt er keinen Dreier. Selbſt bei *unſeren* traurigen Coſtümen wäre die ganze Julirevolution vielleicht zu Waſſer geworden, hätte es drei Tage geregnet.

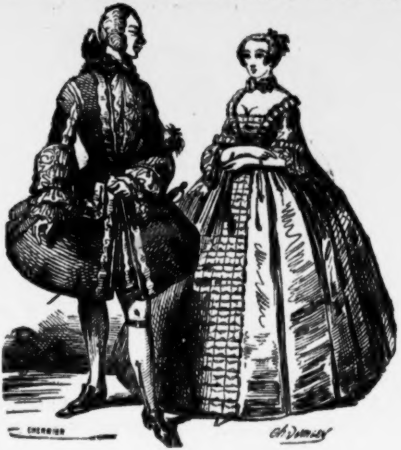


Aber das Jahrhundert Ludwigs XIV. ſollte ſich durch Etikette und Aufwand auszeichnen. Wie wäre dies möglich geweſen, hätten die Herren und Damen vom Hofe unglücklicher Weiſe keine Luſt gehabt, vom Scheitel bis zur Zehe und umgekehrt in Gold zu glänzen. Und glänzen mußte Alles während dieſer brillanten Periode. Selbſt die Perücken waren — brillant!



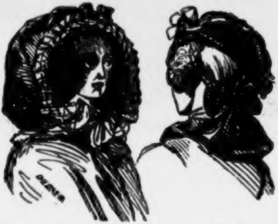
Seit dem Augenblicke, wo Ludwig XIV. als Sonne aufging, konnten die Prinzen und Herzöge nichts Geſcheidteres thun, als ebenfalls zwar kleinere, aber nicht weniger glänzende Sterne vorzuſtellen. Man ſteige hinunter bis zu den Marquiſen: jede Dame war ein wahrhaftiger Komet, deſſen Schweif ein kleiner, von oben bis unten in Gold verſteckter Negerburſche ſchleppte.

Unter Ludwig XV. verlor der Kopfputz wie das Coſtüme



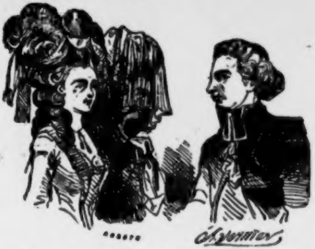
von ſeiner Weile. Man machte die fatale Bemerkung, daß Bankelts bei Tage und wüſte Orgien bei Nacht das Grauwerden der Haare nicht verhinderten, und mußte deshalb die Schwachheiten der Natur — nämlich einzelne oder zu Dutzenden erſcheinende Silberhärchen — mindeſtens zu verſtecken ſuchen. Man erfand den Puder. Von nun an durfte kein Mann unter ſechzig Jahren ſein zwanzigſtes Lebensjahr überſchreiten.

Da die verheiratheten Damen ziemlich oft Viſiten in die Stadt machen mußten, adoptirten ſie faſt ohne Ausnahme die weite Kapuze. Dieſe hatte unter Anderem die nützliche Eigenſchaft, das Geſicht der Damen, wenn die Umſtände es erheiſchen ſollten, ſelbſt dem ſchärfſten Auge unzugänglich zu machen.



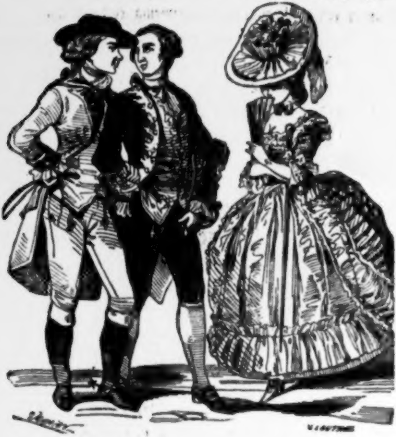
Als man mit dergleichen geſcheidten Erfindungen einmal im Zuge war, lag auch ein höherer und ſchlankerer Wuchs, eine weſpenähnlichere Taille und dergleichen nicht mehr im Bereiche der Unmöglichkeit. Man erfand rothe und weiße Schminke, Schönpfläſterchen, hohe Abſätze und falſche Hüften. Kurz an den Damen jener Periode war blutwenig echt — am wenigſten ihre Tugend.

Ludwig XVI. beſteigt den Thron. Der Kampf der franzöſiſchen Ideen mit den engliſchen, deſſen Beginn in dieſe Epoche fällt, zeigt ſich zuerſt in der Frage, ob das Kleid einen franzöſiſchen oder engliſchen Zuſchnitt haben müſſe. Selbſt die Damen ſpalten ſich in zwei Hälften:

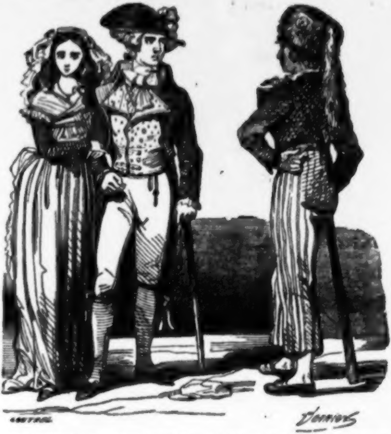


Die Einen geben dem einfachen Hut à la Grandisson den Vorzug, die Andern entſcheiden ſich für die hoffärtigen weißen Federn, die letzten Spuren einer längſt zu Grabe getragenen Ariſtokratie.

Uebrigens iſt nicht zu leugnen, daß ſich in dem eleganten Kleide am Hofe damals ein Geſchmack offenbarte, den ſeit fünfzig Jahren kein Kleiderkünſtler wieder aufgefunden hat.

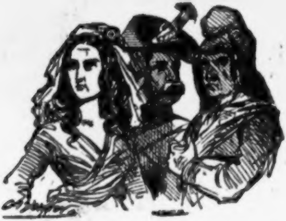


Das habit à la française, welches Humann und die übrigen Geſetzgeber der Mode in neuerer Zeit vom Tode aufzuerwecken verſuchten, beſitzt freilich denſelben gefälligen Zuſchnitt, wie im Jahre 1780; der Stoff von Elbeuf und Sedan aber vermag ſich mit dem prächtigen Lyoner Sammet, mit noch prächtigerem Beſatz bereichert, vielleicht noch weniger zu meſſen, als der Stoff zu modernen Meſſias-Schöpfungen mit einer einzigen Idee von Shakeſpeare.

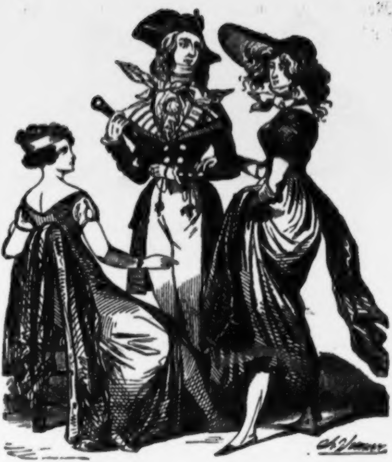


Zehn Jahre ſpäter herrſchte in Frankreich, und zwar faſt ohne Nebenbuhler der Bourracan. Das unglückliche Kleid à l'anglaise hatte, ſeinem Schnitte nach zu urtheilen, in einer Rauferei die Schöße eingebüßt. Es war zu einer bloßen Jacke herabgeſunken.

Der Einfachheit des Coſtümes mußte nothwendig der Kopfputz auf dem Fuße folgen. Das wenig friſirte Haar der Bergbewohner (Montagnards) deckte eine einfache Mütze.

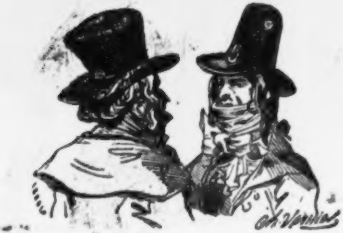


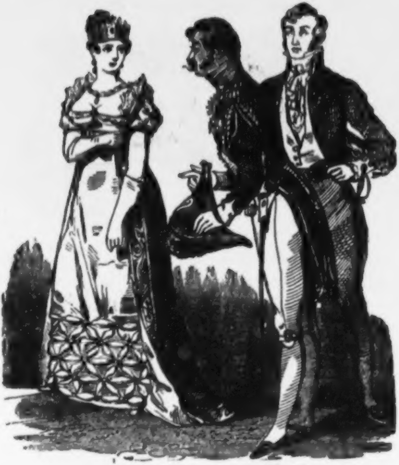
Die Frauen ſelbſt verbannten einen Luxus, dem die Zeit und ihre Anſichten über den Kopf gewachſen waren.



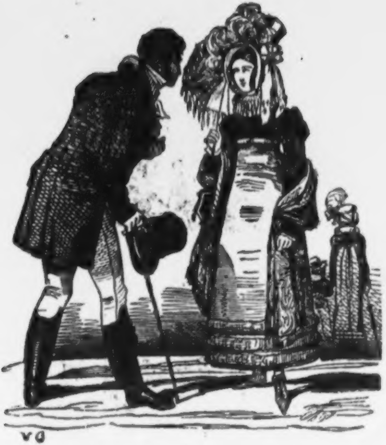
Nach dem neunten Thermidor offenbarte ſich der Geiſt der Umwälzung nicht allein in der Politik, ſondern ſchritt auch durch das Gebiet der Mode. Die faſt unſichtbaren Schöße jener Jacken wuchſen raſch zu einer rieſigen Länge heran; die kleine

Cravate à la Colin verwandelte ſich in eine ungeheure Schanze von Mouſſelin, und um das Coſtüme zu vervollſtändigen, überluden ſich die „Incroyables" mit Ketten, Ohrringen, Uhrketten, Lorgnons und Allem, was bizarr und in den Boutiken der Goldſchmiede zu finden war.

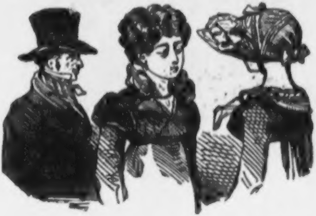




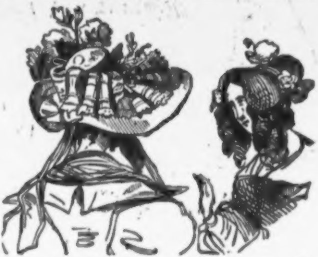
Während der Kaiſerzeit erhielt das offizielle Coſtüme einen theatraliſchen Pomp; alle Frauen gaben ſich die erſinnlichſte Mühe, die Miene einer Kaiſerin anzunehmen — man wußte ja nicht, was paſſiren konnte!



Weniger ſchmeichelte dem Auge das Coſtüme des ſchlichten Bürgers. Aber warum hätten die „Pekings" ſich abmühen ſollen, den Frauen zu gefallen, die beiläufig an einer höchſt beweinenswerthen Idee litten? Sie fanden nämlich, der Kopfputz des höchſtſeligen Kaiſers Titus ſei das Ideal alles Schönen! Aber vielleicht noch beweinenswerther war ihre Einbildung, daß man der Taille ihren Sitz hart unter den Armen anweiſen müſſe.

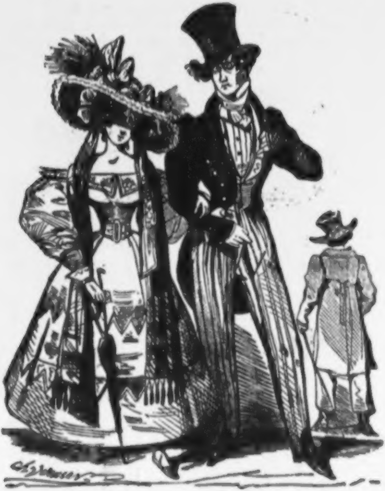


Bequem mag das geweſen ſein — ob aber auch ſchön, darüber laſſen wir unſere hochverſtändigen Leſerinnen entſcheiden.

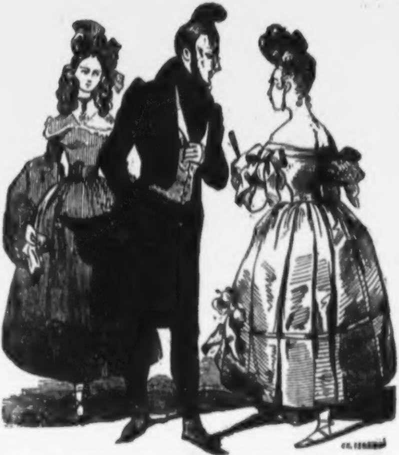


Unter der Reſtauration ſtiegen die rieſigen Hüte auf den

Thron und das Reich der Pauſchärmel (Aermel à gigot) währte



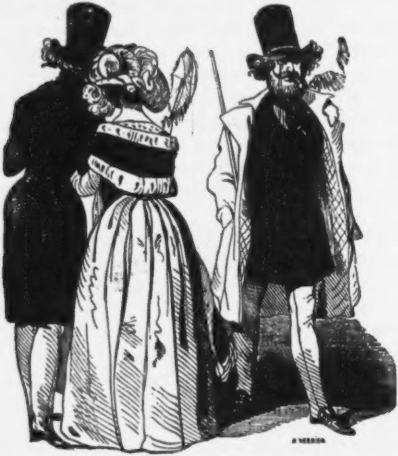
länger, als die Regierung Ludwigs XVIII.; jenes dauerte bis zum Jahre 1830.



Das merkwürdigſte Ereigniß während der Regierung Karls X. war die Ankunft der Giraffe zu Paris. Der Kopfputz à la giraffe verdrängte alle anderen.

Seit 1830 haben wir im Reiche der Mode eine vollſtändige Revolution erlebt. Das weibliche Coſtüme hat durch die Erſcheinung der überall gleichengen Aermel und der Mantelets eine weſentliche Reform erlitten, ſowie das männliche durch die Erfindung einer Spielart von Sack, die man, um gelegentlich die Hände und das Spazierrohr hineinzuſtecken, mit Taſchen ausgerüſtet hat. Man nennt dieſen Sack einen Paletot.

Der Paletot iſt nicht ſchön, aber ſo bequem, daß der Schneider, der dieſes juste-milieu von Sack und Mantel erfunden hat, einen Platz im Pantheon und eine Niſche in jedem hiſtoriſch-biographiſchen Lexikon verdient. Heil, drei Mal Heil dem Manne, der die Paletots erfunden hat.



Die Prinzeſſin von Itſchaboë.

In einer weiten Bai des Auſtral-Oceans, zwiſchen Chile und Patagonien, liegt ein Archipel von 573 Inſeln, die zuſammen einen Flächenraum von zweihundert Quadratmeilen einnehmen und eine Provinz von Chile bilden.

Eine dieſer Inſeln — Itſchaboë genannt — iſt vor Allem durch ihren claſſiſchen Miſt berühmt, der daſelbſt ſeit Jahrtauſenden aufgehäuft liegt und wie ein Bergwerk ausgebeutet wird. Dieſer Dünger, Guano und Huano genannt, iſt die Crême und Blüthe aller Miſtgattungen: er ſieht wie Rhabarber aus, iſt leicht, trocken und geruchlos, ſchillert in allen Farben und zerfällt, zerrieben, in den feinſten Sand. Dieſer weltberühmte Miſt — das Produkt von Millionen Seevögeln — iſt für die Chile-Inſeln eine unerſchöpfliche Goldgrube. Alljährlich werden dort 150,000—180,000 Centner Guano gewonnen. Da jeder Centner zwei bis drei ſpaniſche Piaſter werth iſt, ſo trägt dieſer Miſt der Regierung jedes Jahr 300,000—540,000 ſpaniſche Piaſter ein.

Um das Jahr 1484 blühte die Miſtinſel Jtſchabos unter dem ſegensreichen Scepter eines ſehr weiſen und gerechten Königs, der Habehibohu hieß und ſeines Namens der 999ſte war.

Habehibohu CMXCIX. beſaß eine einzige Tochter, welche Papepipopu hieß und, nach dem Guano, das theuerſte Kleinod ihres glorreichen Herrn Vaters war.

Papepipopu war zu ſchön, um ſie häßlich, und wiederum zu häßlich, um ſie ſchön nennen zu können. Trotzdem ſagten ihr der Spiegel und ihr Kammerzofentroß, daß ſie die „Blume der Engel" und der „Engel der Blumen" ſei. Man ſieht, daß auch ſchon anno 1484 die Schmeichelei eine Hoftugend war.

Papepipopu hatte ſchon drei Mal zehn Frühlinge, eben ſo viele Sommer, eben ſo viele Herbſte und eben ſo viele Winter zurückgelegt und — noch keinen Prinzen gefunden, der ſie heirathen wollte.

Darob härmte und grämte Papa Habehibohu ſich dergeſtalt, daß er zwei ſeiner ruhmwürdigſten Tugenden, Schlaf und Appetit, verlor und ſo mager wurde, daß er in eine Federpoſe hineinkriechen und ſich darin ganz bequem einrichten konnte. Magere Könige ſind in der Regel viel weiſer und gerechter, als die dicken, und darum freute ſich das treue Volk von Jtſchabos, daß der gute König von Tag zu Tag abnahm und immer dünner wurde.

Eines Tages, als Habehibohu CMXCIX. ſeinen Unterthanen Audienz zu ertheilen geruhte, erſchien auch ein Fremder, der kurz vorher aus Mexiko angekommen war.

Er hieß Wizlipuzli, war ein ſehr gefürchteter Magier und nebenbei, zu ſeiner Erholung, auch Dichter und Weinreiſender für ein mexikaniſches Haus.

Wizlipuzli beugte ſeine Kniee und offerirte Seiner glorreichen Majeſtät zuerſt einige Proben ſeiner Weine nebſt Preiscourant und ſpäter einige ſtaunenerregende Proben ſeiner Magie. Letztere überraſchten den Beherrſcher von Itſchaboë dergeſtalt, daß deſſen Allerhöchſter Verſtand wie eine abgelaufene Wanduhr ſtehen blieb.

— Wenn dieſe Kunſtſtücke meine Prinzeſſin Tochter ſieht, ſagte der erlauchte Vater, wird ſie eine kindiſche Freude haben.

Hierauf geruhte der König von Itſchaboë ein großartiges Feſt zu veranſtalten, zu dem er ſeinen Oberſchatzmeiſter, den General-Intendanten der königlichen Guano-Gruben, ſeine ſechs Miniſter und den Magier Wizlipuzli einlud.

Prinzeſſin Papepipopu, die an dieſem Abend ihren beau jour hatte — bei Nacht ſind alle Katzen grau — machte auf den jungen Zauberer einen ſo gewaltig tiefen Eindruck, daß er während der Polonaiſe folgende Liebeserklärung wagte:

— Prinzeſſin, ſagte er zu ihr, wenn Sie bei Tage ſo hübſch als bei Abend ausſehen, ſo ſind Sie ſchöner als Ihr Ruf. Sie gefallen mir, Königliche Hoheit, und wenn Sie nichts dawider haben, ſo werde ich noch heute Nacht um Ihre Hand anhalten.

— Um *meine* Hand? fragte die Prinzeſſin, mit vollem Rechte empört über die Frechheit dieſes Fremden. Glauben Sie wirklich, daß die Prinzeſſin von Itſchabos ſich ſo tief erniedrigen könnte, ihre Hand einem Manne zu reichen, der, genau betrachtet, nichts weiter als ein armſeliger Gaukler, ein elender Taſchenſpieler iſt?

— Gaukler!? Taſchenſpieler!? wiederholte der Magier und ſchnaubte vor Zorn. Prinzeſſin, fuhr er fort, Sie und Ihr ganzer Hof ſollen dieſe Schmach mir theuer bezahlen. Mit dem Glockenſchlage Zwölf ſoll Ihnen die Ueberzeugung werden, daß ich mehr als ein armſeliger Gaukler, mehr als ein elender Taſchenſpieler, daß ich ein Magier bin, der, mit dämoniſchen Mächten im Bunde, die Kraft beſitzt, Ihren Stolz zu demüthigen. Ihr Vater und ſein ganzer Hofſtaat, ja Sie ſelbſt, Prinzeſſin, werden mich fußfällig bitten, Sie zu heirathen.

— Mich zu heirathen??? wiederholte Ihre Hoheit und geruhte ein königliches Hohngelächter aufzuſchlagen.

— Lachen Sie nur fort, Prinzeſſin, erwiderte der gekränkte Magier. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

Mit dem Glockenſchlage Zwölf, mitten im Cotillon, ſchwang Vizlipuzli ſeinen Zauberſtab, worauf in einem Nu eine der überraſchendſten Verwandlungen vor ſich ging.

Das Haupt des erlauchten Monarchen verwandelte ſich in den Kopf eines ungeheuern Bären, das der hochmüthigen Prinzeſſin in den Kopf einer rieſengroßen Gans. Nominativus, Miniſter des Handels, wurde in ein Kameel; Genitivus, Miniſter der Marine, in einen Seehund; Dativus, Miniſter des Krieges, in ein Armadill; Accuſativus, Miniſter der Juſtiz, in ein Heupferd; Vocativus, Miniſter des Cultus, in ein Krokodil; Ablativus, Miniſter der Finanzen, in einen Haifiſch und der Oberſchatzmeiſter und General-Intendant der königlichen Miſtgruben in einen Ameiſenbär metamorphoſirt.

— Thiere von Iſſchaboë, begann der Magier mit feierlichem Ernſte, erfahret, was Bizlipuzli, von Satans Gnaden König der Magier, über Eure Zukunft beſchloſſen hat. Ihr behaltet Eure jetzige Geſtalt bis zu dem Tage, an dem jene königliche Gans dort mir ihre aufrichtige Reue zu erkennen giebt über den Schimpf, den ſie mir als Prinzeſſin zugefügt hat; unvernünftige Thiere bleibt Ihr bis zu dem Augenblick, wo jener königliche Bär mir freiwillig die Hand ſeiner Tochter anbietet. Haltet nun Rath und überlegt, was Ihr beſchließen wollt.

Sprachs und verſchwand.

Der königliche Bär, tief ergriffen vom Anblick ſeiner miniſteriellen Menagerie, fragte ſeine Räthe, was zu thun ſei.

— Eine verdammte Geſchichte! fluchte das Kameel.

— Eine Frechheit ſonder Gleichen! ſchrie der Seehund.

— Wir wollen den Zauberer mit Krieg überziehen, rieth das Armadill.

— Ich laſſe ihn rädern, lächelte das Heupferd.

— Schweigen Sie, meine Herren, ſagte der ſchlaue Vocativus, das Krokodil. Nach meiner Anſicht müſſen wir gute Miene zum böſen Spiele machen und dem Zauberer Alles gewähren, was er von uns verlangt hat.

— Ich ſoll bereuen? fragte Ihre königliche Hoheit, die Gans.

— Ich ſoll dieſem elenden Fremdling die Hand meiner Tochter reichen? fragte Seine Majeſtät, der Bär.

— Eins eben ſo ſchrecklich als das Andere! ſchluchzte der Miniſter des Cultus und vergoß ein Paar Krokodilsthränen; da uns aber kein anderes Mittel zu unſerer Erlöſung bleibt, ſo müſſen Ew. Majeſtät und Ihre königliche Hoheit wohl geruhen, die Friedensbedingungen jenes Böſewichts in Gnaden anzunehmen.

— Prinzeſſin, ſagte der erlauchte Bär zur erlauchten Gans, wenn noch ein Funke kindlichen Gehorſams in Deinem Buſen glimmt, dann wirſt Du in Dich gehen und dem böſen Zauberer Deine Reue zu erkennen geben.

— Nimmermehr! rief die verwunſchene Prinzeſſin.

— Gehorche, Gans, oder das betrübte Vaterherz läßt Dich brevi manu ſpießen und, wenn das Geſetz es verlangt, ſogar braten.

Das half.

— Man rufe den Magier! befahl Ihre königliche Hoheit.

In demſelben Augenblick ſtieg aus dem geöffneten Schooße der Erde der ballmäßig gekleidete Vizlipuzli herauf.

— Bereuen Sie, Prinzeſſin, was Sie gethan haben? fragte der Magier.

— Ja, antwortete Papepipopu.

— Und Du, alter Bär, willſt Du Deine Tochter mir zur Gattin geben?

— Nimm hin die Gans! rief der zerknirſchte Bär.

— Halt, ſo ſchnell geht das nicht. Ich verlange außer der Hand Deiner Tochter auch noch eine Mitgift.

— Was verlangſt Du?

— Deine Guano-Gruben.

— Nimm mein Kind, ſprach der zärtliche Vater, und laſſe mir meinen Miſt.

— Ich habe mir die Sache reiflich überlegt. Laſſe mir Deinen Miſt und behalte Dein Kind.

— Unverſchämt! rief der ganze Hof.

— Ich laſſe Euch fünf Minuten Bedenkzeit. Nach Ablauf dieſer Friſt verſchwinde ich und keine Macht der Erde ruft mich dann zurück. Wollt Ihr erlöſt werden, ſo entſchließt Euch raſch.

Nach Verlauf von vier Minuten faßte der König von Jtſchaboës den feierlichen Entſchluß, ſeine Tochter zu behalten und ſeinem Schatze zu entſagen.

Der Magier war nun glänzend gerächt.

* * *

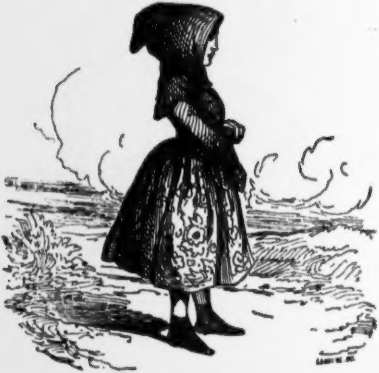
Moral:

Auch Prinzeſſinnen können manchmal ſitzen bleiben.

Rothkäppchen.

Aufgewärmter Märchenkohl.

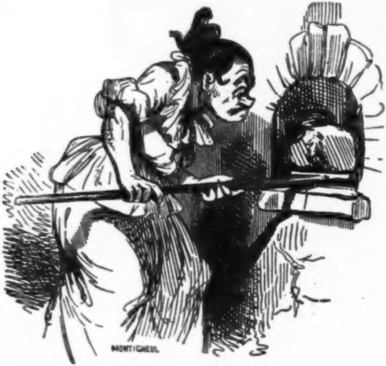
Es war einmal ein kleines Landmädchen, das außerordentlich hübſch, ungeheuer naiv und beiſpiellos artig war. Kein Wunder, daß dieſes Kind der Stolz des ganzen Dorfes und die Freude ſeiner guten Mutter war.



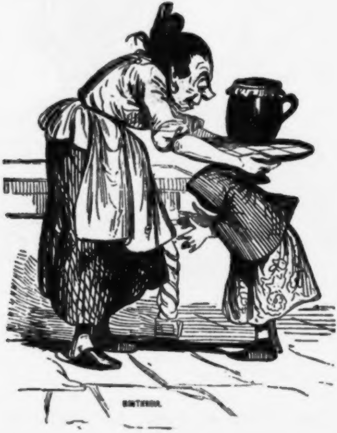
Dieſe gute Mutter hatte dem lieben Kinde einſt, zu Weihnachten, aus den Ueberreſten eines baufälligen Unterrockes ein rothes Käppchen machen laſſen, welches dem kleinen Dorfengel ſo gut ſtand, daß ihn ſeit jener Zeit alle Welt das „kleine Rothkäppchen" hieß.

Eines Morgens, als Rothkäppchens überaus zärtliche Mutter Kuchen backte, ſagte ſie zum Kinde:

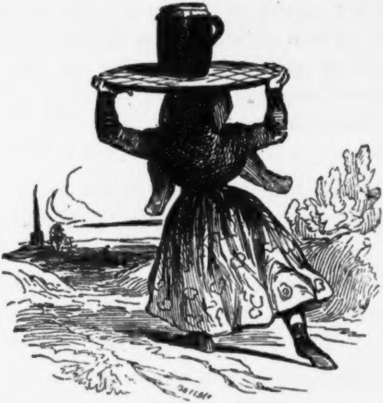
— Geh' zur Großmama und bringe ihr dieſen kleinen Kuchen, der ſie ſtärken und erquicken wird. Bringe ihr ferner einen



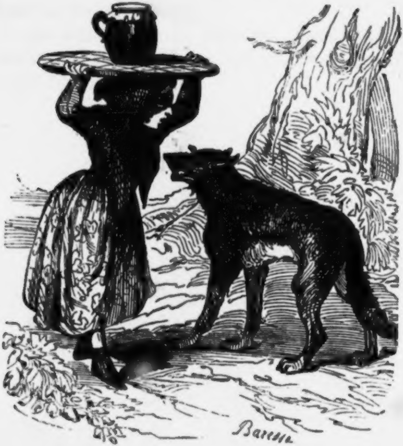
Gruß und dieſen Topf mit Butter. Großmama wohnt, wie Du weißt, ein wenig weit von hier. Du mußt durch den Wald; geh', ſpute Dich, Rothkäppchen, ſagte die vortreffliche Mutter und ſtellte den Topf mit friſcher Butter auf den heißen Kuchen und den heißen Kuchen auf den kalten Kopf des kleinen Rothkäppchens.



Der kleine Engel machte ſich alsbald auf den Weg zur Großmutter.



Aber mitten im Walde hatte Rothkäppchen das Unglück, einem jener vierfüßigen Individuen zu begegnen, die in der Naturgeſchichte Wölfe genannt werden.



Beſagter Wolf, viel ſchlauer als mancher Fuchs, ſprach ſechs lebende Sprachen, franzöſiſch wie Waſſer, engliſch wie

Grog, italieniſch wie Roſoglio, ſpaniſch wie Xeres und deutſch wie Bier.

— Wohin des Weges, ſchmuckes Kind? fragte der vierfüßige Schüler Loyola's.

Die arme Kleine, zu unſchuldig, um zu wiſſen, daß man jedem Jeſuiten, gleichviel ob er zwei oder vier Beine hat, ausweichen muß, war thörig genug, ihm zu ſagen, daß ſie ihre Großmutter beſuchen und ihr einen Kuchen, einen Gruß und einen Topf Butter bringen wolle, um damit Großmama's geſchwächten Magen wieder aufzufriſchen.

— Das iſt ſchön, ſehr ſchön von Dir, liebes Kind, ſprach der vierfüßige Jeſuit, kneifte Rothkäppchens Wange und ſagte: geh' mit Gott, kleiner Engel.

Dann aber machte ſich der ſchlaue Wolf auf die Beine, lief ins erſte beſte Wirthshaus und ließ ſich dort ein Adreßbuch geben, um die Wohnung der Großmutter aufzuſuchen.

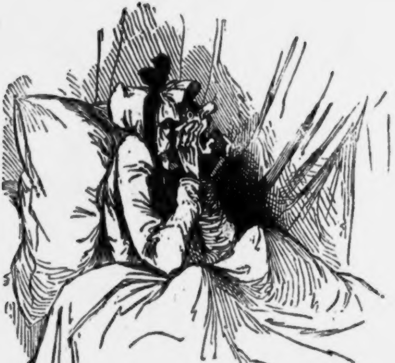
Gleich darauf lief er ſo ſchnell, als er konnte, um früher als Rothkäppchen bei der Großmutter zu ſein.

Großmutter lag höchſt verdrießlich in ihrem Bette, als ſie an ihrer Thür ein leiſes Klopfen vernahm.

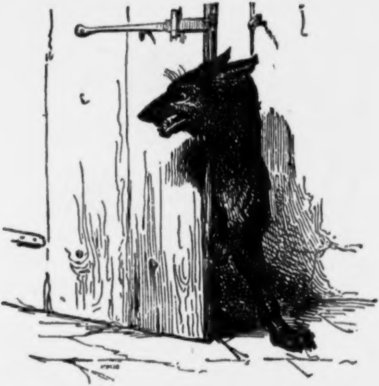
— Wer da? fragte die Alte.

— Rothkäppchen, antwortete der geſchwänzte Loyola mit verſtelltem Tone. Mach' auf, Großmütterchen! fuhr er fort, ich bringe Dir einen Kuchen, einen Topf mit Butter und einen Gruß von der lieben Mutter.

Die gute Großmutter, welche die Stimme ihrer Enkelin alſogleich erkannt hatte, ſchrie mit der ganzen Kraft ihrer Stimme: »Zieh' den Schieber weg!«

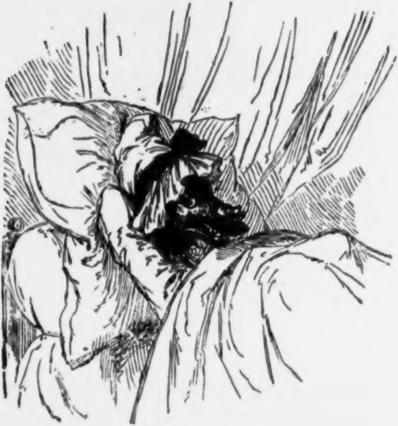


Der heißhungerige Wolf zog den Schieber weg, ſteckte den Kopf durch die geöffnete Thür, beobachtete mit freudeſtrahlenden

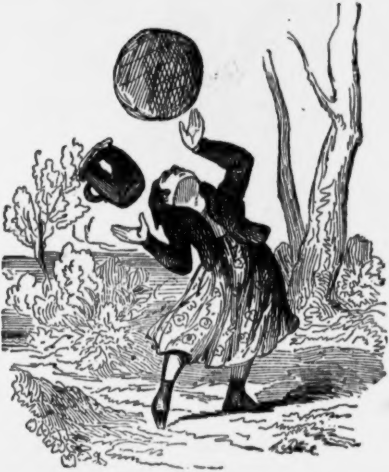


Augen das unglückliche Schlachtopfer ſeines Appetites, ſprang dann aufs Bett zu und verzehrte die unglückliche Großmutter mit Haut und Haaren. Die Unglückliche fand dies ſehr hart; der Wolf ſeinerſeits fand ſie auch nicht weich, denn Großmama hatte mehr Knochen als Fleiſch, wie dies bei Großmüttern in der Regel der Fall iſt.

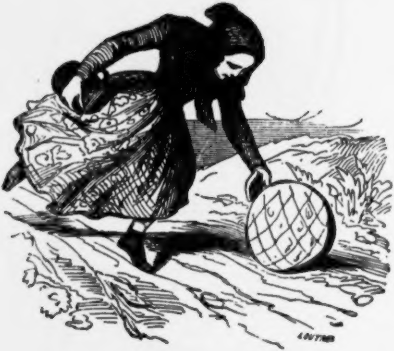
Nach dieſem frugalen Frühſtück fühlte der gefräßige Wolf das Bedürfniß, ein wenig auszuruhen, um zu verſuchen, die Gewiſſensbiſſe zu verſchlafen. Er ſchlüpfte in die Wäſche der verſchluckten Großmama, ſetzte ſich deren ehrwürdige Haube ſowie deren hörnerne Brille auf und legte ſich dann in ihr Bett hinein.



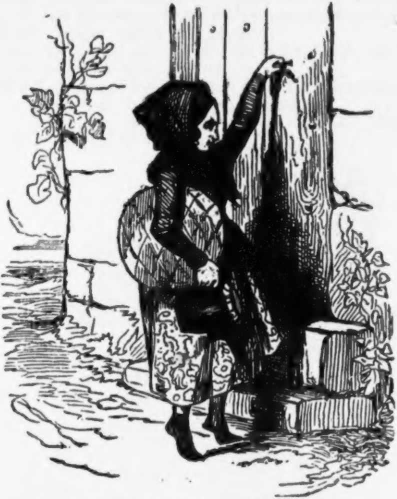
Unterwegs amuſirte ſich unſer Rothkäppchen mit Topf und Kuchen bald auf dieſe,



bald auf jene Weiſe,



und erreichte endlich die Wohnung der guten Großmama.
Das Märchen wird von hier an immer rührender.
Rothkäppchen pocht an die Thür.

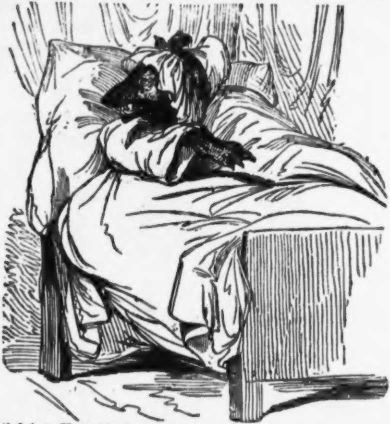


— Wer da? fragt die vierfüßige Großmutter.

Rothkäppchen, das die rauhe Wolfsſtimme hört, fürchtet ſich anfangs; bald aber überlegend, daß Großmama ſo gut als jede Andere berechtigt ſei, enrhümirt zu ſein, antwortet:

— Rothkäppchen iſt da! Mach' auf, Großmütterchen, ich bringe Dir einen Kuchen, einen Topf mit Butter und einen Gruß von der lieben Mutter.

— Zieh' den Schieber weg, ruft der Wolf und verkriecht sich tief ins Bett hinein.



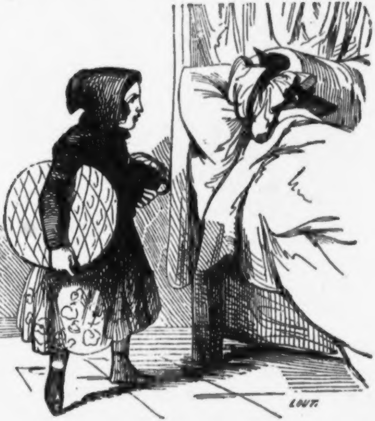
»Verſtellungskunſt,« ſagte der verſtorbene Philoſoph Wilhelm Traugott Krug, »iſt die Geſchicklichkeit, ſich mit einem ſolchen Scheine zu umgeben, daß wir ſcheinen, was wir nicht ſind und nicht ſcheinen, was wir ſind. Die Kunſt wird in einem gewiſſen Grade von allen Menſchen ausgeübt, ſelbſt von kleinen Kindern (oft ſogar auch von Thieren). Es giebt aber auch Virtuoſen darin, die man Verſtellungskünſtler par excellence nennen könnte. Dahin gehören alle Heuchler.«

Auch unſer Wolf war ein Virtuoſe in der Kunſt, ſich zu verſtellen; auch unſer Wolf war ein Heuchler.

Als Rothkäppchen eingetreten war, fragte Großmutter-Wolf:

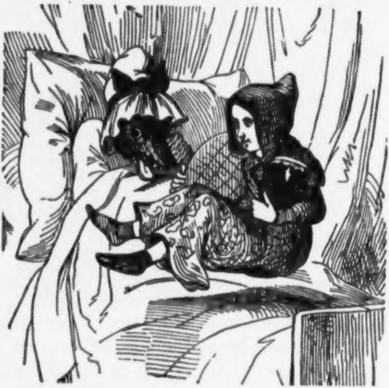
— Liebes Kind, willſt Du Dich nicht ſetzen?

— Recht gern, Großmama, erwiderte der kleine Engel, wo aber iſt ein Stuhl?



— Richtig, ſagte Meiſter Wolf zu ſich ſelbſt, die Stühle habe ich vorhin in meinem Heißhunger gleich mit aufgefreſſen. Komm, Rothkäppchen, fuhr er fort, ſetze Dich zu mir aufs Bett.

Die Kleine ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Einen Augenblick ſpäter ſaß ſie auf dem Bette.

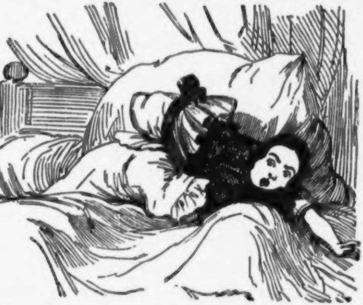


— Komm, Goldpüppchen, lege Dich zu mir, ſagte das boshafte Thier.

Rothkäppchen, das die Gehorſamkeit ſelber war, zog ſich aus, legte ſich ins Bett und war nicht wenig erſtarrt, als es ſich, ſtatt in den Armen der Großmama, in den Klauen der blutgierigen Beſtie ſah.

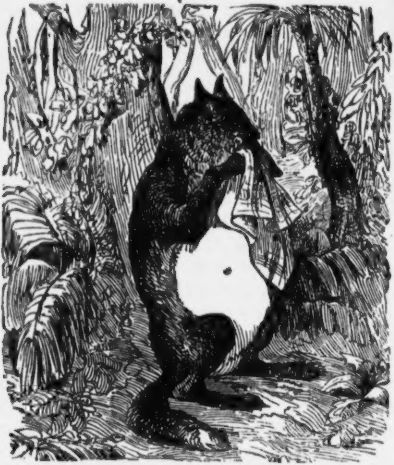
— Hilfe! Hilfe! ſchrie das arme Kind.

Der Wolf aber nahm keine Notiz davon und verzehrte das friſche Rothkäppchen mit demſelben Appetite, wie vorher die zähe Großmutter.



* * *

Vier Wochen ſpäter erblicken wir den gefräßigen Wolf, verfolgt von Reue und Gewiſſensbiſſen, in einem braſilianiſchen Urwalde, wo er bittere Thränen vergießt, die er mit dem rothcarrirten Tuche des armen Opferlammes auffängt.



Trotz aller Thränen und Gewiſſensbiſſe erreichte er ein Alter von 122 Jahren und vermachte ſeinen Leichnam dem zoologiſchen Muſeum zu Rio Janeiro, allwo er noch jetzt, ſtattlich ausgeſtopft, blos am Charfreitag zu ſehen iſt.

Moral:

Jeſuiten und Wölfe ſind große Heuchler.

Pantheon der Feinſchmecker,
oder
Leben und Schriften der berühmteſten Gourmands Frankreichs.

Der Dalai-Lama aller Feinſchmecker war Joſeph Anthelme Brillat-Savarin (geb. am 1. April 1755 zu Bellay, einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen, geſt. am 2. Februar 1826 zu Paris). Er war Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, floh während der Schreckensherrſchaft zuerſt nach der Schweiz, ſpäter nach Amerika, kehrte erſt im September 1796 nach Frankreich zurück und wurde als Rath am Caſſationshofe angeſtellt. Sein ganzes hiſtoriſches Leben beſchränkt ſich, mit Ausnahme einer gelehrten Abhandlung über das Duell, auf ſein claſſiſches Werk „**Physiologie du gout**“. Die erſte Auflage dieſes berühmten Buches erſchien Paris 1826, 2 Bde. 8. Seitdem hat dieſes Werk mehr als ein halbes Dutzend neuer Auflagen erlebt. Eine der neueſten hat Honoré de Balzac, Paris 1840, beſorgt.

Brillat-Savarin war ein langer, ſchwerfälliger, gemein ausſehender Mann, der ſich in altmodiſcher Kleidung gefiel. Er trug einen hohen Hemdkragen, der ſeinen Hals einſchachtelte und weite, über die Schuhe ſchwimmende Pumphoſen. Seine Converſation verrieth auf keine Weiſe eine höhere Geiſtesfähigkeit: ſie war kurz, gleichgiltig, monoton. Nur wenn er von der Tafel und ihren Freuden ſprach, verklärten ſich ſeine Züge und nahmen einen beredten Ausdruck an. Alles, was er dann ſprach, athmete franzöſiſchen Geiſt und athenienſiſchen Witz.

Die zweite Autorität war Herr Alexandre Balthaſar Laurent **Grimod de la Reynière** (geb. am 20. November 1757 zu Paris, geſtorben im Jahre 1842) Nicht mit Unrecht nennt ihn ein neuerer Schriftſteller, M. F. Fayot, den Corneille der franzöſiſchen Gaſtronomie. Sein Styl war dramatiſch, voll Leben und Feuer; doch zerſplitterte er ſein Talent und ſammelte es nie zu einem ſo abgerundeten Werke wie die „**Physiologie du gout**“. Grimod de la Reynière entſagte ſehr frühzeitig der juriſtiſchen Laufbahn — er war Advokat — und vertrödelte den größten Theil ſeines Lebens im vertrauten Umgange mit den Schauſpielern des Théâtre français. Unter dem Titel „**le censeur dramatique**“ gab er eine Art Theater-Zeitung heraus, um bei den Theaterprinzeſſinnen, denen er den Hof machte, deſto ſicherer ſein Ziel zu erreichen. Größer und weit verdienter war der Beifall, welchen die acht Jahrgänge ſeines „**Almanach des Gourmands**“ (Paris 1803—12) ſich errangen. Außerdem verdanken ihm die Freunde der Tafel noch ein anderes, nicht minder intereſſantes Werk; es heißt „**Manuel des Amphytrions**“ und erſchien anonym (Paris 1808).

Grimod de la Reynière war außerordentlich liebenswürdiger, lebensluſtiger und kindlicher Natur. In ſeiner Jugend war er einer der ſchönſten Männer von ganz Paris. In ſpätern Jahren entſtellte ihn ein auffallend dicker Bauch. Er ſchrieb mit bewundernswerther Leichtigkeit, obgleich er in ſeiner Jugend durch einen böſen Zufall beide Hände eingebüßt hatte.

Die dritte Notabilität iſt Herr Joſeph Berchoux (geb. 1765 zu Saint-Symphorin-de-Lay, geſt. 1839 zu Marcygni im Departement der Saone und Loire). Im Jahre 1810 kam er nach Paris, wo er eine Anſtellung im Bureau der „Quotidienne" erhielt. Michaud, der Redakteur dieſer Zeitung, wurde ſein Freund und Rathgeber. Ein Jahr ſpäter ließ er ſein Gedicht **„la Gastronomie, ou l'homme des champs à table"** unter den Buchſtaben **J. B......x** erſcheinen. Seit 1801 hat dieſes in ſeiner Art claſſiſche Werk nicht weniger als ſechs Auflagen und eine deutſche Ueberſetzung (Ulm 1839) erlebt.

Fayot ſchildert ihn als einen Mann von ſanfter, freundlicher Natur, dem Frieden und der beſtehenden Gewalt zugethan. Während der Republik und des Kaiſerthums war er als Friedensrichter, während der Reſtauration als Cenſor angeſtellt. In beiden Aemtern erwarb er ſich den Ruf außerordentlicher Gutmüthigkeit*).

---

*) Fünf Jahre nach dem Erſcheinen der erſten Auflage der **„Gastronomie"** ließ Herr J. B. Gouriet eine **„L'Anti-Gastronomie, ou l'homme de ville sortant de table, poëme en IV chants"** — eine Parodie auf Berchoux's Werk — ans Licht treten.

Nach Berchoux kommt Herr Charles Joſeph Colnet (geb. 1770 bei Vervins, geſt. 1828 zu Paris), Verfaſſer des anonym erſchienenen Gedichtes „l'art de diner en ville, à l'usage des gens de lettres, poëme en IV chants“ (Paris 1810), eine der reizendſten Satiren auf das Schmarotzerthum der Gelehrten. Auch von dieſem Gedichte ſind bis jetzt fünf Auflagen erſchienen.

Colnet, der Sohn einer adeligen Familie aus der Picardie, war zwei Mal Buchhändler und ſpäter Mitarbeiter an der „Gazette de France“. Die unter dem Titel „la voisine“ erſchienenen Briefe ſind größtentheils von ihm und Herrn von Beauregard.

Eine nicht minder intereſſante Autorität der gaſtronomiſchen Literatur iſt Herr C. L. Cadet de Gaſſicourt (geb. zu Paris am 23. Januar 1769, geſt. am 21. November 1821), der berühmte Chemiker und Pharmaceut, dem wir das gelehrte Werk „Cours gastronomique ou les diners de Manantville“ (Paris 1809) verdanken.

Nach ihm nennen wir den Marquis Louis de Cuſſy, den Kaiſer Napoleon zum Baron und Palaſtpräfecten erhoben hatte. Cuſſy war unſtreitig eine der eleganteſten Typen der Gaſtronomie, im ſtrengſten Sinne des Wortes ein Grand-Seigneur, der ein ungeheures Vermögen auf echt adelige Weiſe verpraßt hat. Die Geſchichte giebt ihm das Zeugniß, daß er ein ganz gewöhnliches Huhn auf 365 verſchiedene Arten zu kochen und zu braten verſtand. Als gaſtronomiſcher Schriftſteller hat er ſich durch ſeine „Art culinaire“ (Paris 1831) einen unſterblichen Namen erworben. Man geſtatte uns, aus dieſem Werke blos eine Stelle über die Reformation hervorzuheben.

»Das durch Luther hervorgerufene Schisma,« behauptet unſer Marquis, »hatte ſeine eigentliche Quelle im Faſten und in der den orthodoxen Deutſchen auferlegten Faſten-Poenitenz. Die geiſtliche Gewalt ſollte niemals mit der Küche anbinden. In Folge eines ſolchen Fehlers wurde die ganze Geſtalt der Kirche in Europa verändert.«

Herr von Cuſſy — erzählt Fayot — litt niemals an Magenſchwäche und die Aerzte brauchten mehr als ein volles Jahr zur Zerſtörung ſeiner ſtarken Conſtitution. Nach einer Unpäßlichkeit von ſechs Monaten aß er an ſeinem Todestage ein ganzes rothes Rebhuhn und verdaute es mit bewundernswürdiger Leichtigkeit.

Wir kommen nun zu Herrn Antonin Carême, dem Tacitus der Köche. Sein „Maitre d'hôtel français, ou parallèle de la cuisine ancienne et moderne“ (Paris 1822, 2 Bde. 8.), ſein „Patissier pittoresque“ (Paris 1825, 8.) ſind zwei Werke, die ihm früher oder ſpäter einen Platz in der Akademie verſchaffen müſſen. Herr Carême verdient dieſe Auszeichnung ſchon der hohen Achtung wegen, die er der Literatur und den Koriphäen derſelben zu Theil werden läßt; die ſchönſten Suppen, die er bisher erfunden, hat er mit ſehr erlauchten Namen getauft; ihm verdanken wir die **Potages Condé, Buffon,**

Broussais, die **Potages Boieldieu**, **Dumesnil** und **Lamartine**. Und um gerecht zu ſein, gab er einer ſeiner feinſten Suppen den Namen „Victor Hugo“ und einer Fiſch-Matelote den Namen „Caſimir Delavigne“.

Zum Schluß nennen wir noch einen gaſtronomiſchen Compilator, Herrn Charles Verdot, den Verfaſſer der „**Historiographie de la table, ou abrége historique, philosophique, anecdotique et littéraire des substances alimentaires et des objets qui leur sont relatifs etc.**“ (Paris 1833, 18), ein Werkchen, das wir Jedem empfehlen, welcher ſich mit der Geſchichte der Gaſtronomie näher vertraut machen will.

Norma.

Große Oper in zwei bis vier Akten.

Nach dem Italieniſchen des Signor Felice Romani.

Motto: Jede Oper iſt ein Rührei von Muſik und Unſinn.
Müllner.

Perſonen:

Seebär, römiſcher Proconſul und Schürzenjäger in Gallien.
Mohr au Whiſt, Haupt der Druiden.
Norma, deſſen Tochter, eine Seherin.
Adalgiſa, Prieſterin im Tempel Irminſuls.
Clotilde, Norma's Freundin.
Flavius, Seebärs Begleiter.
Druiden. Barden. Nacht- und Tempel-Wächter. Prieſterinnen. Galliſches Volk.

Ort der Handlung im Theater.

Erſter Akt.

Die Bühne ſtellt einen freien Platz vor, auf dem man vor lauter Bäumen den Wald nicht ſieht; links eine alte Eiche, rechts eine junge Buche. Es iſt Nacht und Mondſchein. Aus der Ferne hört man den Geſang der Druiden. Galliſche Krieger, angeführt von ihrem Lieutenant, eröffnen den Zug der heiligen Druidenſchaar.

Der Mohr au Whiſt befiehlt den Druiden, einen Hügel, der gar nicht da iſt, zu beſteigen, in die Sterne zu gucken und zu ſehen, was der auf- und abgehende Mond dazu ſagt.

— Wo iſt Norma? fragen die Druiden.

— Sie wird kommen, ſagt Papa Oberprieſter, um Euch zu künden der Götter heiligen Beſchluß.

Drauf brüllen Alle einen Chor und ziehen ab. — Bald nachher erſcheint Seebär.

„Fern ſind die Töne. Furchtlos betret' ich
Dieſe Wälder,“

ſingt der römiſche Kriegsheld und zittert an allen Gliedern.

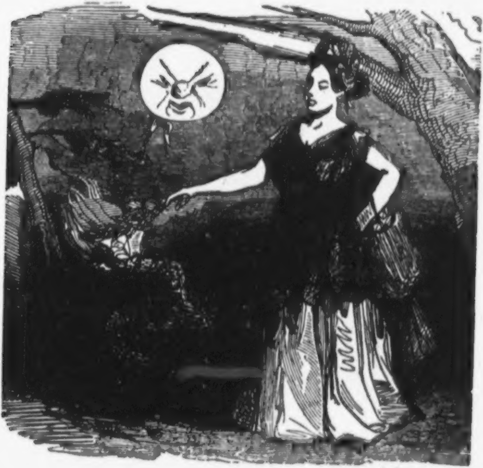
Sein Freund Flavius erinnert ihn, daß rings um ihn her Verderben lauſcht, daß Norma ihn gewarnt u. ſ. w.

Proconſul will nichts von ihr hören. Sein Freund erinnert ihn, daß ſie ſeine Geliebte, daß ſie — was für eine junge, unverheirathete Prieſterin noch weit mehr ſagen will — Mutter iſt.

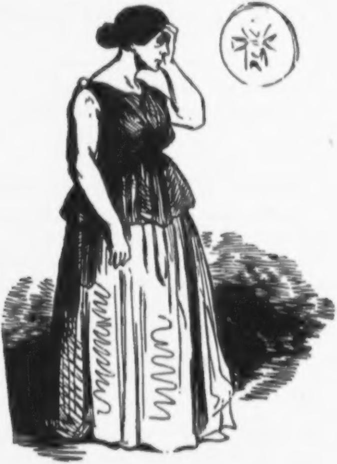
Der edle Römer geſteht dem p. p. Flavius, daß er eine Andere liebt. Dieſe Andere heißt Adalgiſa, iſt, wie Seebär ſagt, „die Blume holder Unſchuld“ und nebenbei Prieſterin, was dieſelbe aber keineswegs abhält, ihn gleichfalls zu lieben.

Aus der Ferne ertönt der Chor der Druiden. Beide Römer ergreifen die Flucht.

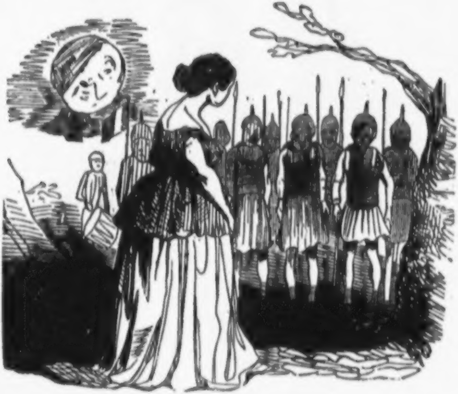
Umgeben von der Prieſterſchaar erſcheint Norma, die reizende Jungfrau, welche — entre nous soit dit — Mutter zweier Kinder iſt.



Sie hält einen Arbeitsbeutel in der Hand, aus dem ſie eine goldene Sichel zieht, mit welcher ſie das heilige Kraut — die Miſtel — abmäht, die ſie auf dem Altare melancholiſch in Flammen aufgehen läßt. Dann ſchaut ſie in den Mond und



verkündet den galliſchen Kriegern, welche nach dem Blute der Römer lechzen, daß Rom nicht durch die Waffen der Gallier, wohl aber durch ſeine eigenen Laſter fallen wird, womit die galliſchen Krieger dergeſtalt zufrieden ſind, daß ſie »vive la charte!« ſchreien und ruhig abziehen.



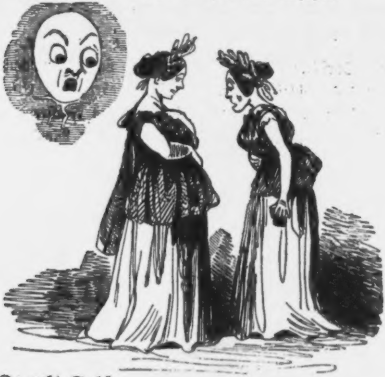
Nachdem ſich Alle entfernt haben, erſcheint Adalgiſa; auf dem Fuße folgt ihr der römiſche Dandy. Es entſpinnt ſich ein Duett, in welchem Sebär die keuſche Prieſterin zur Flucht überredet.

— Schweig', o ſchweige, ſingt Adalgiſa und hört ruhig weiter zu.

Seebär ſingt eine neue Strophe und die Keuſche läßt ſich rühren und verſpricht, morgen um dieſelbe Zeit mit ihm durchzugehen.

Nachdem Beide ſich entfernt haben, erſcheint Norma mit ihren beiden Söhnen und ihrer Freundin Clotilde. Neulich hörte ich Norma zum 44ſten Male und konnte noch immer nicht begreifen, warum die keuſche Jungfrau gleich zwei Kinder hat. Als ob ein Kind nicht auch hinreichend wäre! Die keuſche Mutter heult ihrer Freundin die Ohren voll, denn ſie ahnt, daß Proconſul nichts mehr von ihr wiſſen will. Nachdem ſie die kleinen Druidenſprößlinge fortgeſchickt hat, erſcheint Adalgiſa.

Nach langem Hin- und Herſingen erfährt Norma, daß Seebär, der Vater ihrer beiden Kinder, die Frechheit beſitzt, Adalgiſa zu lieben. Norma iſt außer ſich. Selbſt der Mond reißt die Augen auf und iſt empört über die Impertinenz des Proconſuls, der zwei keuſche Prieſterinnen verführt.



Da naht Seebär.

Norma.

Treuloſer!

Seebär.

Ha, ſchweige!

Norma.

Bleibe!

Seebär (zu Adalgiſa).

Komme!

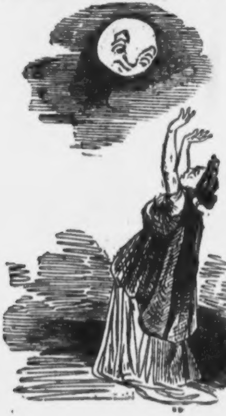
Adalgiſa.

Laß mich! fliehe!

Und ſo zanken ſich die beiden keuſchen Jungfrauen und der edle Römer ſo lange, bis der Vorhang fällt.

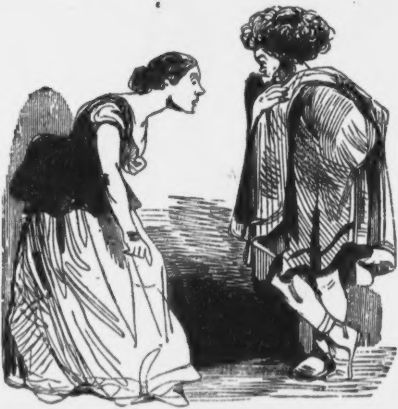
Zweiter Akt.

Norma's Boudoir. Im Hintergrunde eine Wiege, worin die zwei Sprößlinge der keuſchen Seherin ſich den unſchuldigen Freuden des Schlafes hingeben. Norma aber, von Eiferſucht gequält, kann nicht ſchlafen. Sie öffnet das Fenſter und beſchwört ihren guten Freund und Rathgeber, den Mond, ihr zu

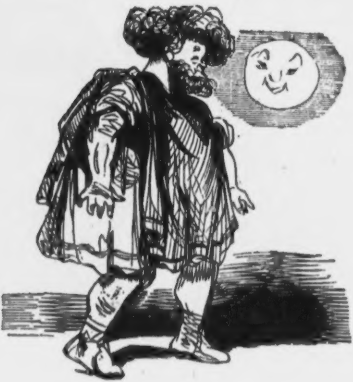


ſagen, was ſie in Sachen Seebärs contra Adalgiſa beſchließen ſoll.

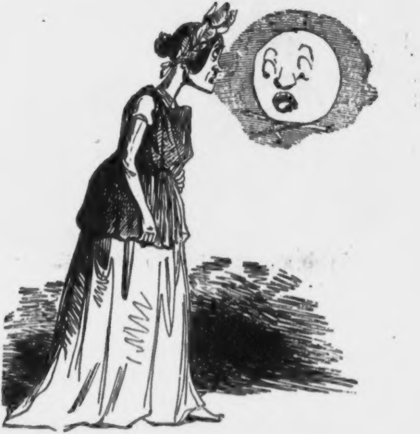
Der Mond ertheilt ihr den Rath, den treuloſen Römer rufen zu laſſen. Seebär erſcheint. Norma macht dem Böſewicht ſchreckliche Vorwürfe; er will ſich vertheidigen, ſie aber läßt ihn nicht zu Worte kommen.



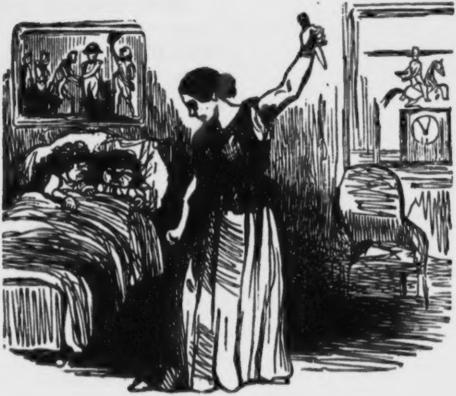
Nun wird auch Proconſul wüthend und geſteht ihr geradezu, daß er nichts mehr von ihr wiſſen will und daß er fort muß, weil ... zwei gute Freunde ihn im Wirthshaus erwarten.



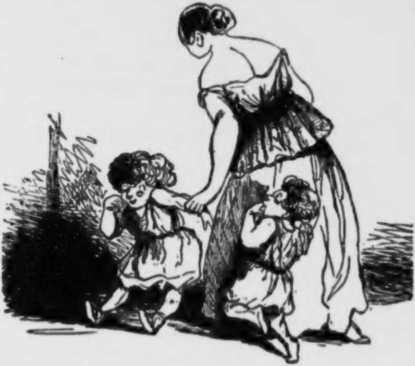
Er geht. Norma, außer ſich vor Wuth, will ſich alle Haare ausreißen; begreifend, daß dies Verfahren ſie noch älter und häßlicher machen würde, beſchließt ſie, davon abzuſtehen und ihr himmliſches Orakel, den langweiligen Mond, zu fragen, auf welche Weiſe ſie ſich rächen ſoll. Norma glotzt den Mond, der Mond glotzt Norma an.



Und weil das Orakel ſtumm wie ein Fiſch iſt, wird Norma noch wüthender, ſtürzt an das Bett ihrer Kinder, zieht ihren Dolch und will die unſchuldigen Würmer ermorden (ſiehe S. 140).



Aber das harmoniſche Schnarchen der beiden Engel rührt das zarte Mutterherz; ſie wirft den mörderiſchen Stahl weit von ſich weg, bedeckt ihre Kinder mit zärtlichen Küſſen und ruft ihre Kammerjungfer Clotilde, welche die beiden Würmer aus dem Bette hebt, um ſie fortzuführen (ſiehe S. 141).



Dritter Akt.

Norma's Boudoir. Die keuſche Seherin, welche zwei Kinder hat, läßt ihre ditto keuſche Nebenbuhlerin Adalgiſa rufen.

Adalgiſa.

Was wünſcht Norma? Welch' finſt're Bläſſe
Deckt Dein Geſicht?

Norma.

Bläſſe des Todes!

Drauf geſteht ſie ihr, daß ſie Mutter zweier Kinder und feſt entſchloſſen iſt zu ſterben, wenn Adalgiſa ihr verſprechen will, ſich der armen Kinder anzunehmen und ſie nach Rom zu bringen zu ihrem Vater Seebär.

Adalgiſa.

Ach, was begehrſt Du?

Norma.

Gatte
Soll er Dir werden!
Ich hab' verzieh'n und — ſterbe.

Adalgiſa.

Gatte, ach nein!
Zu Seebärus will ich gehen,
Schildern ihm all' Deine Leiden,
Er ſoll meine Thränen ſehen,
Sich an meinem Schmerze weiden.
Hoffe, hoffe! Heiße Triebe
Werden bald in ihm erwachen;
Ja, er kehr' zurück voll Liebe,
Norma wird noch glücklich ſein.

Norma aber will an dieſes Glück nicht glauben.

Adalgiſa.

Hör', o höre!

Norma.

Ach, laß mich! Er liebt Dich!

Adalgiſa.

Schon fühlt er Reue.

Norma.

Und Du?

Adalgiſa.

Ich liebte ihn; doch fühle ich
Nur Freundſchaft noch für ihn.

Norma.

O holdes Weſen, Du wollteſt —

Adalgiſa.

Dir ihn wiedergeben
Und — ich ſchwör' es bei dem Monde! —
Nie ihn wiederſehen.

Norma.

Ha, Du ſiegteſt! Umarme mich!
Nun biſt Du Freundin mir!

Während dieſer zärtlichen Umarmung fällt gerührt der Vorhang.

Vierter Akt.

Schauerlicher Eichenwald. In der Mitte die rieſengroße Statue Irmenſuls. Unter dem Schatten der Bäume lagern die tapfern Gallier und eſſen — in Ermangelung eines beſſern Frühſtücks — rohe Eicheln.

Norma, die unterdeſſen durch Clotilde erfahren hat, daß Adalgiſens Flehen nichts gefruchtet, und daß Seebärus von der Mutter ſeiner zwei Buben nichts mehr hören mag, erſcheint und ſchlägt an den Schild Irmenſuls.

Chor.

Was iſt der Gottheit Wunſch und Wille?

Norma.

Kampf, Krieger, und Vertilgung!

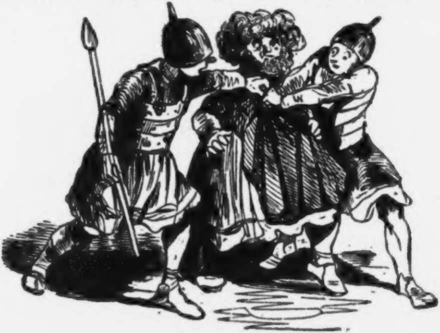
Chor.

Vor Kurzem ließ ſie Frieden künden
Durch Deine Lippen.

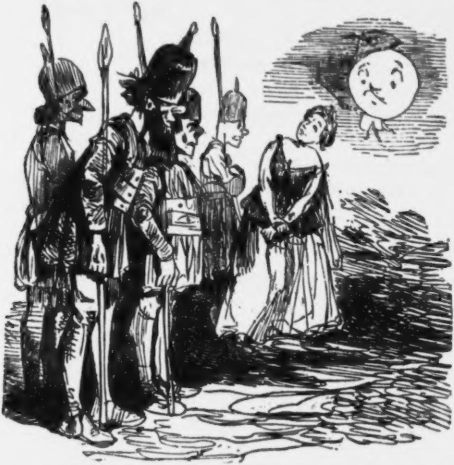
Norma.

Ihr Zorn erwacht.
Mit allen Römern nieder!
Stimmt an die Kriegeslieder.

Die Gallier brüllen nun einen Schlachtgeſang. Mohr au Whiſt will die Feier vollenden und der erzürnten Gottheit ein Opfer bringen. In demſelben Augenblick ſchleppen zwei Vorpoſten einen edlen Römer herbei, den ſie für einen Spion halten.



Norma erkennt in ihm den treuloſen Verräther. Sie erſucht die Herren Prieſter und Soldaten, ſich einen Augenblick zu entfernen. Dieſe haben anfangs keine Luſt dazu. Norma wirft ſich in Poſitur und droht mit dem Zorne des Mondes,



worauf die tapfern Krieger augenblicklich den Rückzug antreten.

(Bei dieſer feierlichen Gelegenheit erlauben wir uns, die Leſer aufmerkſam zu machen, daß die neuen Helme der königlich preußiſchen Armee eine auffallende Aehnlichkeit mit den Helmen der alten Gallier haben.) Zwiſchen Norma und Seebär entſpinnt ſich gleich darauf folgendes muſikaliſche Zwiegeſpräch.

Norma.

Du biſt nun in meinen Händen,
Niemand kann Dein Schickſal wenden;
Nur ich vermag's.

Seebär.

Du wirſt es nicht.

Norma.

Ja, ich will.

Seebär.

Und wie?

Norma.

Bei dem Mond und Deinen Söhnen
Mußt Du ſchwören, von der Stunde
Adalgiſa zu verlaſſen.
Schwöre!

Seebär.

Nein, ich bin ein Römer.

Norma.

Schwöre, ſchwöre!

Seebär.

Eher den Tod!

Norma.

Weißt Du nicht, daß gleich dem Blitze
Trifft die Rache?

Seebär.

Sie mag mich treffen!

Norma.

Weißt Du nicht, daß dieſe Spitze
Deine Kinder —

Dieſe Drohung erſchüttert den edlen Römer dergeſtalt, daß er ſein Schnupftuch aus der Taſche zieht und zu heulen anfängt:

Gott was hör' ich!

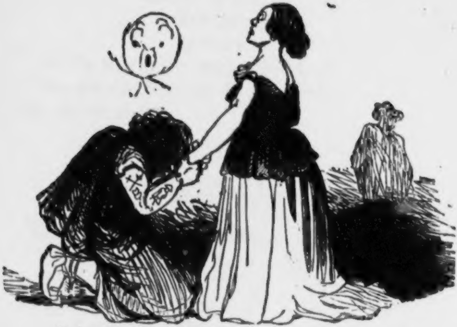
Norma.

Siehe drohend ſie nun ſchweben
Ueber Deiner Kinder Leben,
Zeit noch iſt's — bedenk' — denn enden
Kann ich es mit dieſen Händen
Und vergeſſen, daß ich Mutter (zweier Buben),
Und verleugnen, daß ein Weib ich bin.

Seebär.

Mich allein nur laß es büßen,
Sieh' mich hier zu Deinen Füßen.

(Siehe S. 148.)



Deine Wuth mag mich zertreten,
Doch die Unſchuld ſollſt Du retten;
Nur an mir magſt Du Dich rächen,
Mich allein dem Tode weih'n.

Vor Allem machen wir unſere Leſer auf den herrlichen Reim, „zertreten und retten“, aufmerkſam. Norma iſt über dieſen Reim dergeſtalt gerührt, daß ſie dem Treuloſen Verzeihung ſchenkt.

Sie ruft die Krieger und Prieſter herbei und verkündet ihnen, daß eine Prieſterin den Schwur der Keuſchheit gebrochen, den Tempel geſchändet, das Vaterland verrathen und die Götter beleidigt hat. Die neugierigen Prieſter wollen den Namen der Schuldigen hören.

Norma.

Ich bin's!

Alle.

Norma, Du?

Norma.

Ja, ich! Entflammt den Holzſtoß.

Alle.

O welches Grauen!

Seebär.

Kaum athme ich …

Alle.

Verbrecherin!

Seebär.

O glaubt es nicht!

Nachdem Beide noch ein Duett geheult, wendet ſich Norma zu Mohr au Whiſt und geſteht ihm:

Vater, ich bin Mutter!

Mohr au Whiſt.

Mutter!!!

Norma.

Sei meinen Würmern Vater!

Mohr au Whiſt.

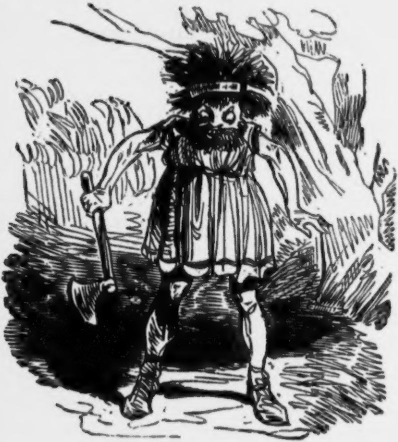
Geh', laß mich!

Norma.

Nein, nicht kannſt Du es wollen,
Daß ſie mein Vergehen büßen;
Laß nicht ihr Blut vergießen
In des Lebens Blüthenzeit;
Vater, ach! verzeih'!

Mohr an Whiſt.
Mein Herz erliegt.

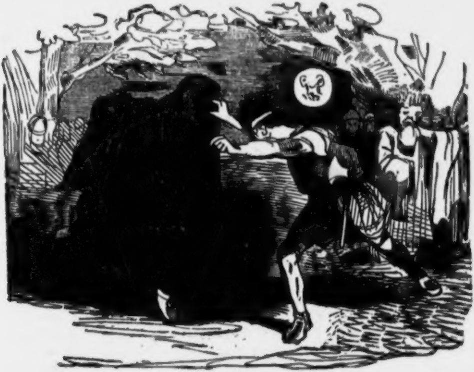
Norma.
Ich bin beruhigt, die Sorgen fliehen,
Und gern und heiter geh' ich zum Tod!
Da naht der Henker.



Chor.

Nehmt ihr den heil'gen Schmuck vom Haupte
Und hüllt in Todtenkleider ſie.

Der Henker der heiligen Druidenſchaar wirft über Norma's Haupt einen langen, dichten, ſchwarzen Schleier, um ſie zu verhindern, ihre ſchreckliche Lage zu ſehen, und mit dem Beil im Gürtel zerrt er die keuſche Prieſterin in den ſchweigſamen Wald.



Seebär, von den galliſchen Kriegern beim Kragen ſeiner Toga gepackt, ſtimmt die Marſeillaiſe an und beſteigt den Holzſtoß.

Die tiefergriffenen Druiden füllen ihre Helme mit Thränen und — ſind froh, daß der Vorhang fällt und ſie nun ins Bierhaus gehen können.

Die geköpfte Norma wird ſtürmiſch hervorgerufen und vom Publikum erſucht, ihre … beiden Kinder zu grüßen.

⁂

Moral:

Nichts geht über einen guten Operntext.

Grimod de la Reynière.

1.

N'est pas gourmand qui veut.
Brillat-Savarin.

Die älteſte Wiſſenſchaft iſt die Gaſtronomie. Ihre Wiege war der Apfelbaum im Paradieſe. Dieſe älteſte aller Wiſſenſchaften, geſchätzt zu allen Zeiten, geehrt von allen Völkern, hat die größten Männer, die ausgezeichnetſten Geiſter aller Jahrhunderte zu ihren Prieſtern gewählt. Kaiſer und Könige, Päpſte und Cardinäle, Helden und Staatsmänner, Dichter und Gelehrte drängten ſich in ihren Tempel und huldigten dem großen Götzen Stomachus.

Die Hochſchule dieſer Wiſſenſchaft iſt Frankreich. Hier war es, wo ſie ſelbſt in den Zeiten der Barbarei ihren ſouveränen Einfluß geltend machte. — Im Mittelalter, als das erſte Frühroth der Civiliſation zu dämmern begann, ſchlug die Gaſtronomie ihren Thron in den Klöſtern auf. Arm in Arm mit der Diplomatie miſchte ſie ſich in alle politiſchen Unterhandlungen, erſchien bei allen Concilien der Päpſte und bei allen Turnieren der Ritterſchaft.

Von Stufe zu Stufe ſteigend, erreichte ſie endlich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., während der glorreichen Regentſchaft Philipps von Orleans, ihren Höhepunkt. Es war eine ſchöne, glückliche Zeit, in welcher Könige und Prinzen die Ehre, ihren Namen einer neuen Sauce oder einem neuen Gerichte aufzudrücken, höher anſchlugen als einen Sieg, den ſie auf dem blutgetränkten Felde des Krieges erkämpften.

Die Revolution von 1789, die ſich nicht begnügte, den Thron der Lilien geſtürzt zu haben, trat auch der Gaſtronomie feindlich in den Weg. Sie emigrirte mit dem Grafen von Provence und dem Grafen von Artois, erhielt aber bald wieder die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen unter der Bedingung, ſich populär zu machen. Sie wohnte dann den Bankets der Sansculotten bei, ſang mit ihnen die Marſeillaiſe und — wartete auf beſſere Zeiten.

Da kam das Directorium und dann das Kaiſerreich. Die Gaſtronomie, die ſich zür Höhe ihres alten Glanzes erhob, bemächtigte ſich aller Miniſter und aller Paläſte des neuen Hofes. Mit der einen Hand geſtützt auf den Cardinal Feſch, und mit der andern auf den Erzkanzler Cambacérès, bahnte ſie ſich den Eingang zum Schloß der Tuilerien, wo ſie ſich die Freundſchaft und Achtung Joſephinens, Joſephs und Jerôme's Bonaparte, den Schutz Murats und Talleyrands errang.

Um dieſe Zeit tauchte in Paris ein Herr Alexander Balthaſar Laurent Grimod de la Reynière, ein ehemaliger Advokat auf, der — man ſagt aus Mangel an Klienten — ſeine Praxis aufgegeben und ſich als Herausgeber eines „Almanach des Gourmands“ in einigen Jahren einen großen Ruf und ein ziemlich bedeutendes Vermögen erſchrieben hatte. Die zwölf Jahrgänge ſeines gaſtronomiſchen Taſchenbuchs und der „Manuel des Amphitryons“ — ein Werk, das 1808 erſchienen war — ſollen ihm ein Honorar von mehr als 200,000 Francs und eine europäiſche Berühmtheit eingetragen haben. Der erſte Jahrgang ſeines Almanachs war dem Erzkanzler Cambacérès dedicirt, der ihm dafür eine Anſtellung bei der kaiſerlichen Bibliothek angeboten hatte. Aber Herr Grimod de la Reynière, dem ſeine Unabhängigkeit theurer war als jedes andere Glück, hatte darauf Verzicht geleiſtet und ſehr klug daran gethan, denn was iſt wohl vergänglicher als die Gunſt der Großen?

2.

Dieſer Mann hatte ein ganz eigenthümliches Steckenpferd: er ſammelte Speiſezettel und hatte deren mehr als zehntauſend. In dieſer Sammlung befand ſich unter Andern ein engliſcher Speiſezettel, auf deſſen Rückſeite Thomas Heywood, ein engliſcher Dichter, der zur Zeit der Königin Eliſabeth gelebt und über zweihundert Luſtſpiele gedichtet, die erſte Scene ſeiner Poſſe „Hudibras“ geſchrieben hatte. Nicht minder intereſſant war ein franzöſiſcher Speiſezettel, auf deſſen Rückſeite Raimond de la Fage, einer der größten Zeichner Frankreichs, einſt, als er dem Wirthe die Zeche nicht bezahlen gekonnt, eine Landſchaft gemalt, wofür ein Kunſtkenner dem Wirthe ſpäter dreitauſend Livres bezahlt haben ſoll.

Seine Bibliothek, die aus ungefähr ſechshundert Bänden beſtand, enthielt blos Werke über Gaſtronomie; unter Andern ſämmtliche Ausgaben und Ueberſetzungen des Athenäus, eines griechiſchen Grammatikers, der unter dem Titel: „**Deipnosophistos**“ oder „die Gelehrten an der Tafel“*) ein höchſt intereſſantes Werk hinterließ, das in der Urſprache 1514 zuerſt in Venedig erſchien.

---

*) Dieſes Buch, eine Schatzkammer geſchichtlicher Curioſitäten, iſt ſowohl in hiſtoriſcher als bibliographiſcher Hinſicht ſo merkwürdig, daß ich manchem Bibliomanen gefällig zu ſein glaube, wenn ich hier eine kurze Ueberſicht aller Ausgaben und Ueberſetzungen folgen laſſe. Die erſte lateiniſche Ueberſetzung erſchien, von Natalis Comes beſorgt, Venedig 1514; die zweite von Jacob Daléchamp, Lyon 1552. 2 Bde. Fol ; die dritte von J. Caſaubonus, Lyon 1597, 2 Bde. Fol.; die vierte von J. Schweighäuſer, Strasb. 1801 - 1807. 14 Bde. in 8.; die fünfte von G. Dindorf, Leipzig 1827. nur 3 Bde. in 8. Die erſte franzöſiſche Ueberſetzung erſchien von Michel de Marolles, Paris 1680. in 4.; die zweite unter dem Titel „Banquet des savans“ von J. B. Lefebvre de Villebrune, 1789—1791, 5 Bde. in 4. Ein Auszug unter dem Titel: „Morceaux extraits du banquet des savans“, von M. Hubert, Paris 1828. in 8. Eine deutſche Ueberſetzung exiſtirt leider nicht. Auf einer unlängſt ſtattgefundenen Bücherverſteigerung wurde eine Prachtausgabe der Villebrune'ſchen Ueberſetzung für zweitauſendſechshundert Francs ausgeboten.

3.

Der Beſitzer dieſer Bibliothek, wofür ihm der Cardinal Feſch vergebens zwanzigtauſend Francs angeboten hatte, war der Gründer eines gaſtronomiſchen Klubbs, der, unter dem Namen „Caveau moderne“ bekannt, ſich allwöchentlich einmal im Rocher de Cancale verſammelte.

Die Mitglieder dieſes Klubbs waren lauter Feinſchmecker, die keinen höhern Genuß als eine gute Tafel kannten. Herr Grimod de la Reynière, der die Statuten entworfen hatte, war auf den komiſchen Einfall gerathen, jedem neu aufgenommenen Mitgliede den Namen irgend einer Delicateſſe beizulegen; da gab es nun einen Meiſter Spargel, einen Meiſter Faſan, einen Meiſter Trüffel u. ſ. w. Präſes war jedesmal derjenige, der zuerſt kam. Er wurde der Vorfreſſende genannt und durfte ſich von jedem Gerichte das Beſte nehmen. Nach vollendeter Tafel mußte jedes Mitglied, der Reihe nach, eine gaſtronomiſche Anecdote erzählen und dadurch ein Schärflein zur Verdauung und Erheiterung des ganzen Klubbs beitragen.

4.

Eines Abends erzählte Meiſter Truthahn — ſo hieß Grimod de la Reynière — folgendes Geſchichtchen:

Es war im Jahre 1778. Ludwig XV. hatte zur Feier der Vermählung ſeines Enkels mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oeſterreich eine bunte Reihe von Feſtlichkeiten und unter Anderm auch einen großen Maskenball in Marly veranſtaltet. Die wahrhaft königliche Freigebigkeit zeigte ſich bei dieſer Veranlaſſung im glänzendſten Lichte. An beiden Enden des Saales war ein großartiges Buffet aufgeſtellt mit den ausgeſuchteſten Schüſſeln, den feinſten Erfriſchungen, den herrlichſten Weinen und den köſtlichſten Eis-Sorten.

Der Ball hatte kaum begonnen, als an einem der beiden Buffets ein blauer Domino erſchien, der ſich vor allen andern Masken durch ſeine auffallende Größe bemerkbar machte. Er nahm ein gebratenes Huhn und eine Trüffelpaſtete und verſchlang Beide, ohne dabei die löbliche Vorſicht zu vergeſſen, das Ganze durch zwei Flaſchen des allerbeſten Weines anzufeuchten.

Der Vorſtand des Buffets hatte dieſem blauſeidenen Appetite Anfangs wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt; als aber nach Verlauf von fünf Minuten derſelbe Domino wiederkehrte und diesmal wiederum ein ganzes Huhn und eine ganze Paſtete verſchlang, wurde dieſe Maske ein intereſſanter Gegenſtand ſeiner Beobachtung. Man denke ſich die Neugier und das Erſtaunen des guten Mannes, als er die Bemerkung machte, daß alle fünf Minuten derſelbe gefräßige Domino erſchien und immer wieder ein ganzes Huhn und eine ganze Paſtete verſchlang.

— Teufel, ſagte der Aufſeher des Buffets, dieſer Domino hat einen bewundernswürdigen Appetit und einen beneidenswerthen Magen; in dem kurzen Zeitraum von drei Stunden hat er, genau gezählt, ſechsunddreißig Hühner, ſechsunddreißig Paſteten und zweiundſiebzig Flaſchen Wein vertilgt. Solch ein Freſſer iſt mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.

In demſelben Augenblicke erſchien der Appetit im Domino zum ſiebenunddreißigſten Male, verſchlang ſein Huhn und ſeine Paſtete, trank ſeine zwei Flaſchen Wein und ging wieder ſeine Wege.

Der Vorſtand der Credenz hielt es nun für angemeſſen, den Marſchall von Richelieu auf dieſen Domino, der fünf Minuten ſpäter wieder mit ungeſchwächtem Appetit erſchien, pflichtſchuldigſt aufmerkſam zu machen.

Der Herzog, neugierig zu erfahren, wer der Beſitzer eines ſo beneidenswerthen Appetites ſei, der drei Mal in einer Viertelſtunde ein Huhn, eine Paſtete und zwei Flaſchen Wein conſumiren konnte, folgte nun dem blauen Domino, der ſich vom Saale in die Wachtſtube verfügte, denn der Kern dieſer ſeidenen Schaale war einer der hundert Schweizergarden. Die Compagnie hatte ſich eine Eintrittskarte zu dieſem Ball verſchafft und eine Summe zuſammengeſchoſſen, um ſich dafür einen gemeinſchaftlichen Domino zu leihen, in den Jeder von ihnen, der Reihe nach, hineinkroch, um ſich vom Buffet eine kleine Erfriſchung zu holen.

Der Marſchall erzählte den luſtigen Vorfall dem Könige, der dieſen Einfall ſo ſpaßhaft fand, daß er lachend ausrief: „Man darf das den braven Schweizern nicht verübeln … Appetit iſt niemals ein Verbrechen!“

— Im Gegentheil, ſagte Meiſter **Lachs**. Appetit iſt die ſchönſte aller Tugenden.

5.

— Mir fällt da ein anderes Anecdötchen ein, begann Meiſter **Spargel** — der Marquis de Cuſſy, ein Mann, der die ſchöne Kunſt verſtand, ein Huhn auf dreihundertfünfundſechzig verſchiedene Weiſen zuzubereiten:

Der berühmte Verfaſſer des „Esprit des lois“, unſer großer Montesquieu, wurde im Jahre 1728, während ſeines Aufenthalts in Rom, dem heiligen Vater vorgeſtellt. Benedict XIV., der unſers Landsmanns Geiſt und Schriften liebte, ſagte ihm bei der Abſchieds-Audienz: „Mein lieber Herr von Montesquieu, ich wünſche, daß Sie aus Rom ein kleines Andenken meiner Freundſchaft mit ſich nehmen.“ Montesquieu, im Glauben, der heilige Vater wolle ihm vielleicht einen ſeiner in Verruf gerathenen Orden ſchenken, erſchrak. „Weshalb erſchrecken Sie darüber?“ fragte ſeine Heiligkeit. „Ich achte und liebe Sie und deshalb ſchenke ich Ihnen und Ihrer Familie für's ganze Leben die Erlaubniß, während der Faſtenzeit Fleiſch eſſen zu dürfen.“

Unſer Landsmann dankte dem heiligen Vater und ſagte ihm Lebewohl. Ein Secretär führte ihn hierauf in die Kanzlei. Hier, wo man die päpſtlichen Bullen ausfertigt, überreicht man ihm einen Diſpens, für deſſen Stempel und Taxe Montesquieu nah' an hundert Scudi bezahlen ſoll.

Was thut er? Er giebt dem Secretär das Brevet zurück und ſagt zu ihm: „Wozu brauche ich einen ſchriftlichen Diſpens; der heilige Vater iſt ein honnetter Mann, auf deſſen mündliches Verſprechen ich mich verlaſſen darf.“

— Es lebe Monteſquieu! rief der Klubb.

6.

Die Reihe war jetzt am Meiſter Trüffel — Herrn Brillat-Savarin — der ſpäter die claſſiſche „Physiologie du gout“ herausgab.

— In Grenoble, erzählte er, führte mich der Zufall bei einem luſtigen Mahle, das ein alter Schulfreund von mir veranſtaltet hatte, mit einem hohen Geiſtlichen zuſammen, der einige Tage vorher aus Paris angekommen und an meinen Freund empfohlen war. Der Graf hatte mich an die Seite des geiſtlichen Herrn geſetzt. Seine Hochwürden ſchienen außerordentlich wortkarg, denn jede meiner Fragen wurde mit lakoniſcher Kürze abgefertigt. Mein Tiſchnachbar hatte ſich eben in die Analyſe eines in Sauerkraut aufgegangenen Faſanenbratens (bei dieſen Worten lief dem Meiſter Trüffel das Waſſer im Munde zuſammen) vertieft, als es mir einfiel, mich bei ihm über einige Freunde zu erkundigen, von denen ich ſeit zwei Monaten keine Nachricht erhalten hatte.

— Ew. Hochwürden kennen Herrn von Morfontaine …

— Hm, erwiderte der geiſtliche Herr und nickte dabei mit dem Kopfe.

— Nun, was macht er?

— Todt, antwortete er, emſig fortkauend.

— Todt, wiederholte ich und bekam einen ſolchen Schreck, daß mir die Gabel aus der Hand und der Biſſen aus dem Munde fiel. Und ſeine Frau, ſeine reizend-ſchöne Frau? fragte ich weiter.

— Todt, lautete die einſylbige Antwort meines Nachbars.

— Heiland, auch ſie todt?

— Todt!

— Und ihre beiden Schweſtern?

— Todt, todt!

— Und ihre Tochter, die kleine, engelſchöne Eugenie?

— Todt, Alle todt!

Ich war wie niedergedonnert; mein Nachbar aber zeigte nicht die geringſte Spur von Theilnahme: er ſchmauſ'te ruhig weiter mit einer Ruhe, einer Andacht, als ob er auf der Kanzel ſtände und ſeiner frommen Heerde den Vers irgend eines biedern Evangeliſten zu erklären hätte.

Um jene Zeit hatte in der guten Stadt Paris eine anſteckende Krankheit graſſirt; ich fluchte dieſer Krankheit, die in Zeit von zwei Monaten eine ganze Familie, ſo viel blühende Menſchenleben, die beſten meiner Freunde hinweggerafft hatte.

Nach Tiſche, als ich mit Seiner Hochwürden eine Parthie

Piquet zu ſpielen gezwungen war, leitete ich das Geſpräch noch einmal auf jene unglückliche Familie hin.

— Er iſt alſo vermuthlich an der Grippe geſtorben? ſagte ich.

— Wer? fragte er.

— Nun mein Freund, Herr von Morfontaine.

— Geſtorben? Was fällt Ihnen ein, der iſt ſo geſund wie ich.

— Und ſeine Frau, ſeine himmliſch-ſüße Frau?

— Geſund wie ein Fiſch im Waſſer.

— Und ihre beiden Schweſtern?

— Geſund und friſch!

— Und ihre Tochter, die liebe kleine Eugenie?

— Geſund, kerngeſund!

— Ei, vorhin bei Tiſche ſagten Ew. Hochwürden, ſie ſeien Alle todt.

— Sagte ich das???

— Freilich, freilich!

— Leicht möglich.

— Aber wie geht das zu?

— Sehen Sie, mein Herr, ſo lang' ich eſſe, iſt alles Andere todt für mich!

— Ich bitte Sie, meine Herren, wie gefällt Ihnen ſolch ein Pelikan?

— Ich kann's dem guten Manne nicht verdenken, meinte Meiſter Auſter. Bei Tiſche höre auch ich nur mit halbem

Ohre, und ſitzt ein Schwätzer neben mir, der mich mit unnützen Fragen beläſtigt, dann weiß ich nur einen Rath …

— Welchen? fragte der ganze Klubb.

— Sitzt er rechts neben mir, ſo höre ich nur auf dem linken, ſitzt er links, ſo höre ich nur auf dem rechten Ohre; das andere aber ſtellt ſich taub.

7.

— Haben Sie ſchon das neue Bonmot des Herrn von Talleyrand gehört? fragte Meiſter **Senf**, Herr Pigault-Lebrün.

— Erzählen Sie, bat die Tafelrunde.

Eines Morgens ſieht er ſeinen Koch tief betrübt am Eingang der Küche ſtehen. „Warum ſo traurig?“ fragt der kluge Diplomat. — „In einigen Tagen ſoll die Welt untergehen,“ antwortet der Koch. „Die Thiere müſſen am vierten und die Menſchen am ſechſten Januar ſterben.“ „Guter Gott,“ ſagt Herr von Talleyrand, „wer wird dann am fünften für mich kochen?“

— Bravo, bravo! ſchrieen Alle.

8.

Meiſter **Lachs** begann:

— Ein mit kirchlichen Würden überreich ausgeſtatteter, äußerſt reicher und dabei doch ſehr geiziger Biſchof, der eine Reiſe durch ſeine Diöceſe machte, begegnete eines Tages einem armen Pfarrer. Der niedrige Geiſtliche brachte dem hohen Prälaten ſeine Huldigung dar und hoffte vom Biſchof zur Tafel gezogen zu werden. Der Biſchof aber, der viel zu geizig war, um die ſtillen Wünſche eines hungrigen Magens zu errathen, lud ihn nicht zu Tiſche.

— Sie werden mich ſehr verbinden, ſagte der hohe Prälat, wenn Sie im Gaſthof zum goldenen Stockfiſch, der dicht neben Ihrer Pfarre liegt, ein beſcheidenes Mittagsbrod für mich beſtellen möchten. —

Der getäuſchte Pfarrer begehrte, als er den Gaſthof erreicht hatte, Feder, Dinte und Papier und übergab dem Wirth eine lange Liſte von Perſonen, für die er, ſo ſchnell als möglich, ein gutes Mittagsbrod bereiten ſolle. Und dann machte er, daß er fortkam.

Seine Eminenz fand zwei Stunden ſpäter eine Tafel mit ſechs Couverts.

— Wozu ſo viele Gedecke? fragte der Biſchof den ſchmunzelnden Wirth.

— Ich habe mich genau an die Liſte des Herrn Pfarrers gehalten und gerade ſo viel Couverts gedeckt, als er mir Gäſte aufgeſchrieben hat. Zuerſt für den Biſchof von Oxford.

— Das bin ich, erwiderte Seine Eminenz.

— Für den Doyen von Cherwel.

— Das bin ich ebenfalls, ſagte der Biſchof.

— Für den Archidiaconus von Glouceſter.

— Auch das bin ich.

— Für den Präbendär von Cambridge.

— Für mich!

— Für den Kaplan von Warwick.

— Auch für mich.

— Für den Groß-Prior von Berkſhire.

— Wiederum für mich. Ich bin eine einzige Perſon und ſoll nun ſechs Couverts bezahlen! Der Herr Pfarrer hat Recht, warum hab' ich ihn nicht eingeladen.

— Soll ich ihn rufen laſſen?

— Das Eſſen iſt einmal beſtellt ... meinetwegen!

Der herbeigerufene Pfarrer aß für Fünf.

9.

Meiſter **Blumenkohl** — Herr Berchoux, Verfaſſer des bekannten Epos „**la Gastronomie**“ — begann:

— Einer unſerer berühmteſten Luſtſpieldichter, Herr Marivaux, hatte die Gewohnheit, tagtäglich den Gemüſemarkt zu beſuchen, um kleine Einkäufe zu machen. Gar häufig ſah man ihn, mit jungen Gemüſegattungen beſchwert, durch die Straßen eilen. Eines Tages war ihm ein Gärtner aufgefallen, der den erſten Spargel feilbot. Was koſtet ſo ein Bund? fragte der Gourmand. — Zehn Francs, erwiderte der Gärtner. — Seid Ihr zufrieden, wenn ich Euch fünf Francs für die Hälfte gebe? — O ja! Der Dichter des „**heureux stratagème**“ zog raſch ſein Meſſer hervor, ſchnitt das Bund mitten durcheinander, gab dem Gärtner die untere Hälfte und behielt die obere für ſich.

— Und was that der Gärtner? fragte der Klubb.

— Er machte zum böſen Spiele freundliche Miene, nahm die fünf Francs und ſchenkte ihm die andere Hälfte.

10.

Meiſter Krebs — der Buchhändler Capelle, Verleger des „**Cours gastronomique**“ — erzählte folgendes Geſchichtchen:

Eines Morgens luſtwandelte im Garten von Caſerta ein ſchlichter Mann in einem blauen Ueberrock, als eine arme Witwe, die ihn für einen Hofbedienten hielt, die Frage an ihn richtete, ob es wohl möglich wäre, daß ſie den König ſprechen könnte.

— Was haſt Du ihm zu ſagen? fragte der Mann.

— Ich möchte ihn um eine Unterſtützung für einen meiner ſieben Söhne bitten, welcher Maler iſt und gern nach Rom möchte, um dort die Werke der großen Meiſter zu ſtudiren.

— Willſt Du Dich nicht ſchriftlich an den König wenden?

— Ich habe das ſchon zwei Mal gethan; der gute Ferdinand hat aber nie darauf geantwortet. Manche Bittſchrift, die an ihn gerichtet wird, ſoll von dem Hofgeſindel unterſchlagen werden.

— Leicht möglich; wenn Du aber mir Deine Bittſchrift anvertrauen willſt, dann kommt ſie ſicher in die Hände des Königs ...

— Hier iſt ſie, ſagte die Witwe, einen langen Brief aus dem verdeckten Korbe ziehend. Seht, guter Freund, wenn Ihr die Güte haben wollt, dem König dieſe Bittſchrift einzuhändigen und dabei ein Paar Worte zu Gunſten meines Sohnes, der wahr und wahrhaftig ein braver Junge und ein tüchtiger Pinſel iſt, fallen zu laſſen, dann bringe ich Euch, wenn ich wiederkommen und mir von Euch Antwort abholen darf, drei der allerfetteſten Truthühner mit.

— Das läßt ſich hören, gute Frau. Nun verlaſſe Dich darauf, daß ich Alles thun will, was in meinen Kräften liegt, um den König für Dein Geſuch zu gewinnen.

— Und wann kann ich Antwort von Euch erhalten?

— Vielleicht ſchon morgen.

— Ich komme, guter Freund.

— Vergiß aber nicht, die Truthühner mitzubringen, rief ihr der blaue Ueberrock nach.

Am andern Morgen, ganz zu der nämlichen Stunde, erſchien die Witwe mit den drei Truthühnern und der Unbekannte mit einem Briefe in der Hand.

— Nun? fragte die Witwe auf's Höchſte geſpannt.

— Hier bringe ich Dir die Antwort auf Deinen Brief. Der König hat Dein Geſuch erfüllt.

— Hört, guter Freund, Ihr ſeid ein Teufelskerl. Da nehmt Euren Lohn dafür, ſagte ſie, ihm die drei Truthühner einhändigend. Nun habe ich aber noch eine Bitte an Euch. Wollt Ihr nicht die Güte haben, mir zu ſagen, wer Ihr ſeid?

— Und wozu wollt Ihr das wiſſen?

— Damit mein Junge erfahre, bei wem er ſich zu bedanken habe. Sprecht, guter Freund, wer ſeid Ihr?

— Nun, wenn Du's durchaus wiſſen willſt ... ich bin der König.

— Jeſus Maria und Joſeph! rief die Witwe, die, auf's Höchſte erſchreckt, zu zittern anfing.

— Und weshalb fürchteſt Du Dich?

— Ach, weil ich Euch beſtochen habe.

— Sei unbeſorgt, gute Frau. Wie mancher meiner Diener läßt ſich beſtechen, warum ſoll ich's nicht auch einmal verſuchen?

— Gott ſegne Euch dafür, ſagte die Witwe, der die hellen Freudethränen über die Backen liefen.

— Lebe wohl und grüße mir Deinen Sohn, ſprach der König.

— Leute, ſagte Grimod de la Reynière, welche empfänglich für die Freuden der Tafel ſind, haben in der Regel auch ein gutes Herz.

Der Mann hat wahrlich nicht Unrecht.

11.

Meiſter Hummer wollte eben zu erzählen anfangen, als ein Diener mit allen Zeichen der höchſten Beſtürzung eintrat und dem Herrn Grimod de la Reynière ein ſchwarzgeſiegeltes Billet einhändigte. Meiſter Truthahn, der es ſogleich eröffnete, durchflog den kurzen Inhalt und ſagte dann:

— Ich muß fort!

— Wohin? wohin? fragten Alle.

— Zum Abbé Geoffroy, einem meiner älteſten Freunde, der mir ſoeben die Nachricht mittheilt, daß er im Sterben liege und mich vor ſeinem Abmarſch in's Jenſeits noch ein Mal zu ſprechen wünſche, um mir — hört, hört! — ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit anzuvertrauen. Sie ſehen alſo, daß ich eilen muß, ſagte Grimod de la Reynière, ergriff haſtig Hut und Stock und folgte dem Unglücksboten ſeines ſterbenden Freundes.

12.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand der Verfaſſer des „Almanach des Gourmands“ am Sterbebett des berühmten Kritikers.

— Ich habe Sie rufen laſſen, theurer Freund, um Sie zu bitten, meinen letzten Willen aufzuſetzen.

— Sie wollen alſo wirklich uns verlaſſen?

— Ich muß, ich muß, ſagte der Abbé, ſich, wie Mahomed, kurz vor ſeinem Ende die Zähne ſtochernd.

— Wohl jedem Manne, der beherzt wie Sie dem Tod entgegengeht.

— Der Tod, theurer Freund, hatte niemals etwas Beunruhigendes für mich. Sterben iſt das Loos aller Lebenden … weshalb ſich fürchten vor Etwas, was gar nicht ſo furchtbar iſt, als Mancher von uns ſich einbildet? — Dort auf dem Tiſche finden Sie Tinte, Feder und Papier; ich erſuche Sie, das niederzuſchreiben, was ich Ihnen dictiren werde.

— Ich bin bereit, ſagte Grimod de la Reynière.

— Mein Teſtament wird kürzer ausfallen, als Sie glauben. — Der Unterzeichnete, ſo begann er zu dictiren, ſetzt hiermit ſeinen Neffen Louis Marie Geoffroy — gegenwärtig in Bordeaux — zum Univerſalerben ſeines Vermögens ein.

— Seines Vermögens ein, wiederholte der Advokat.

— Seine Bibliothek, beſtehend aus viertauſendachthundertzweiundvierzig Bänden, vermacht er ſeiner verehrten Freundin, der Mademoiſelle Joſephine Duchesnois, Schauſpielerin am Théâtre français.

— Am Théâtre français, wiederholte Grimod.

— Die Sammlung ſeiner Theaterzettel, beſtehend aus mehr als fünfundzwanzigtauſend Stück, hinterläßt er ſeinem berühmten Freunde François Talma.

— François Talma, wiederholte la Reynière.

— Nun kommt das Geheimniß, das ich keinem Andern als Ihnen anvertrauen will.

— Sie machen mich neugierig, Abbé.

— Schreiben Sie: Meinem verehrten Freunde Grimod de Reynière vermache ich ... (Ein ſtarker Huſten hinderte den Sterbenden, weiter fortzufahren.)

— Vermache ich? fragte Grimod auf's Höchſte geſpannt.

— Geduld, Geduld! Hören Sie denn nicht, wie mich der Huſten quält?

— Der abſcheuliche Huſten!

— Er iſt es, der mich in's Grab bringt!

— Meinem Freunde Grimod de la Reynière, begann Meiſter **Truthahn**.

— Hinterlaſſe ich den größen Schatz, den ich beſitze ...

— Beſitze ...

— Ein Papier von der größten Wichtigkeit, fuhr der Abbé fort.

— Von der größten Wichtigkeit.

— Ach der vermaledeite Huſten! Er läßt mich nicht zu Worte kommen ... Wo blieben wir ſtehen? fragte der Abbé.

— Bei der größten Wichtigkeit.

— Alſo meinem lieben Freunde Grimod de la Reynière hinterlaſſe ich eine Anweiſung ...

— Eine Anweiſung ...

— Zur Bereitung des **Poudingue à la diplomate.**

Maitre **Dindon**, der etwas Anderes erwartet hatte, war plötzlich wie aus den Wolken gefallen.

— Iſt das Alles?

— Ja, theurer Freund! Mehr beſitze ich nicht. Kann ich nun das Teſtament unterſchreiben?

— **Oui, s'il vous plait!**

Abbé Geoffroy unterzeichnete lächelnd ſeinen Namen.

— Ein merkwürdiges Teſtament! brummte Herr Grimod.

Geoffroy aber hörte es nicht mehr, denn — er war bereits in's Jenſeits hinübergeſchlummert.

13.

Drei Tage ſpäter hielt Meiſter **Truthahn**, der Erbe des Recepts zum Pudding **à la diplomate**, am Grabe des Abbé Geoffroy folgende Leichenrede:

— Die Welt, meine theuern Freunde, iſt eine große Küche; wir Menſchen ſind die Fleiſchſpeiſen, die das Schickſal klopft, kocht, ſpießt und bratet und zu einer Olla potrida macht, die der unerſättliche Vielfraß »Tod« mit nie geſtilltem Eryſichthon-Hunger verſchlingt.

Dieſer Vielfraß hat nun auch den Mann verſchlungen, deſſen Tod wir Alle beweinen. Dieſer Todte war ein Lebemann im ſchönſten Sinne dieſes vielverkannten Wortes, ein Gourmand, wie es deren leider nur Wenige auf Erden giebt.

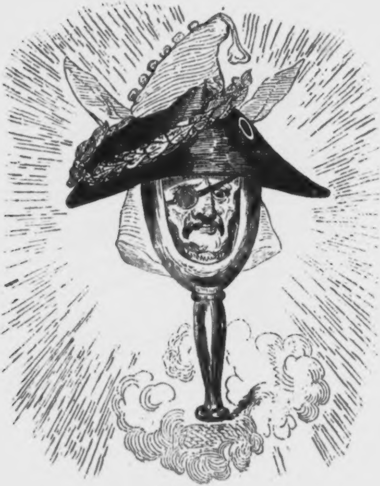
Als die Mainzer Frauen den deutſchen Minneſänger Heinrich Frauenlob beerdigten, begoſſen ſie ſein Grab mit dem edelſten Rheinwein. Wir, meine Freunde, wollen mit dieſem Weine unſere **Kehlen**, und mit unſern Thränen ſein Grab benetzen.

Ja, Freunde, wir wollen ihn beweinen, beweinen von ganzer Seele, beweinen von ganzem Herzen, weil es Jenſeits keinen **Rocher de Cancale**, Jenſeits keinen **Caveau moderne**, Jenſeits keinen Pudding **à la diplomate** giebt.

Der ganze Klubb zerfloß in Thränen.

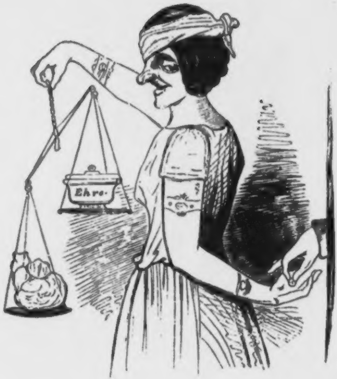
Allegorien des Tages.

1.



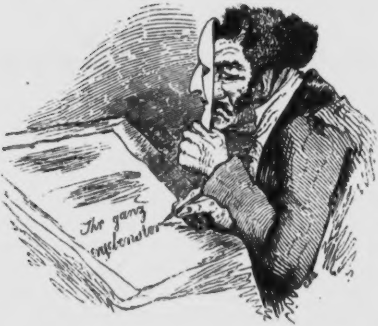
Ruhm.

2.



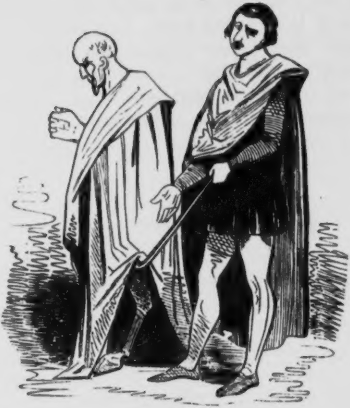
Gerechtigkeit.

3.


Ihr ganz
ergebenster

Aufrichtigkeit.

4.



(Ein Anhänger des heiligen Rocks.)

Frömmigkeit.

Kurze Briefe an meinen langen Vetter.

(Siehe Joujoux, Band 3, Seite 139.)

Neunter Brief.

Schon ſeit langer Zeit, treuherziger Michel, habe ich die unerfreuliche Bemerkung gemacht, daß Du noch allzu vielen Nichtigkeiten dieſer Welt eine durchweg unnütze Bewunderung zollſt. Du fällſt aus einer Bewunderung in die andere; Du bewunderſt die Schönheit Deiner Braut, den Reichthum ihres Vaters, den Aufwand ihrer Mutter, den Witz ihres Bruders, die Naivetät ihrer Schweſter, die Verſchwiegenheit ihres Kammermädchens und hundert andere Eigenſchaften, die, bei Lichte betrachtet, ſo große Kleinigkeiten ſind, daß ſie nicht die geringſte Bewunderung verdienen. Du aber bewunderſt Alles: den Bau eines Pferdes, das Talent eines Gauklers, die Bravour eines Seiltänzers, wie den Geiſt eines großen Dichters; hinreichender Beweis, daß Du noch immer ein allzugroßer Philiſter biſt, um einzuſehen, daß ein wahrer Gentleman eigentlich nichts, gar nichts bewundern darf. Nur der Mann, der über nichts mehr erſtaunt, der mit Gleichgiltigkeit auf Perſonen und Handlungen herabſchaut, die von Andern geliebt, bewundert oder gar gefürchtet werden, nur der, den nichts mehr überraſcht, iſt wahrhaft glücklich, wahrhaft weiſe, wahrhaft beneidenswerth. Schon die alten Weltweiſen Griechenlands — klüger als alle Philoſophen unſerer Tage — fanden in der Athaumaſie, d. h. in der Nichtbewunderung, die Quelle der Eudämonie oder Glückſeligkeit, und ſchon Vater Horaz, Roms geiſtreichſter Gentleman, ſagt in ſeinen Briefen (I. 6):

„Nil admirari prope res est una Numici,
Solaque, quae possit facere et servare beatum.“

In dieſen zwei Worten „nil admirari“ liegt, guter Michel, mehr Weisheit, als Dein baufälliger Verſtand ſich träumen läßt; in dieſen zwei inhaltsſchweren Worten „nichts bewundern“ liegt das Geheimniß, ſich durch nichts in der Welt verblüffen, ſich durch nichts aus der Faſſung bringen laſſen. Horaz, guter Michel, war tauſend Mal klüger, als jener Mäcen, der ein Typus jenes kindiſchen Enthuſiasmus iſt, welcher uns früher oder ſpäter dem Fluche der Lächerlichkeit preisgiebt. Ich kann mir nichts Abgeſchmackteres, als jenen gutmüthigen Mäcenas denken, der den Gentleman Horaz täglich an ſeine Tafel zog und, aus angeborenem Bewunderungstriebe, ſelbſt den ſchlechteſten Witz ſeines Gaſtes aus Leibeskräften belachte.

Lachen überhaupt iſt eine philiſterhafte Tugend. Denke, lieber lachluſtiger Michel, an Philipp II., der niemals gelacht, und an den Grafen Orenſtierna, der das Lachen den „Herold der Narrheit“ genannt hat. Schon ein altes Sprichwort ſagt „Per risum multum debes cognoscere stultum.“ („An vielem Lachen kannſt Du den Narren erkennen.“) Nur ein Philiſter lacht; der Gentleman lächelt. So kannſt Du an der Weiſe, wie Jemand lacht, nicht blos den Grad ſeiner Bildung, ſondern auch ſein Temperament und den aus dem Temperamente entſpringenden Charakter erkennen. Abbé Damaſeno, ein italieniſcher Aſtrolog, ließ im Jahre 1662 zu Orleans eine Flugſchrift von ſechs Blättern erſcheinen, in welcher er eine ziemlich geiſtreiche Charakteriſtik des Lachens liefert. Nach ſeiner Anſicht lacht der Choleriſche ha, ha, ha, der Phlegmatiſche he, he, he, der Melancholiſche hi, hi, hi und Sanguiniſche ho, ho, ho; doch iſt nicht immer darauf zu bauen. Am klügſten iſt es, wenn Du überhaupt gar nicht, wenigſtens nicht in Gegenwart Anderer lachſt, ein Rath, der Dir in manchen Situationen des Lebens gute Dienſte leiſten wird. So z. B. kannſt Du einen Bonmotiſten in Verzweiflung bringen, wenn Du ſeine Witze nie belachſt. Auch bei den Frauen macht ein Mann, der ſelten lacht, immer tiefern Eindruck, als ein Narr, der beſtändig lacht.

Alſo weder ſtaunen, noch lachen! Das merke Dir, mein guter Michel!

Zehnter Brief.

In einer Nachſchrift Deines letzten Briefes erſuchſt Du mich, Dir einige Bücher zu empfehlen, aus welchen Du die Kunſt erlernen kannſt, Dich bei allen Menſchen, vorzüglich aber bei den Frauen, beliebt zu machen.

Wär' ich Philiſter, wie Du, ſo würde ich für Dich folgende Liſte entwerfen:

1. **J. B. Morvan de Bellegarde, „l'art de plaire dans la conversation et réflexions sur ce qui peut plaire et deplaire dans le commerce du monde“**, ein Werk, das in alle Sprachen, natürlich auch ins Deutſche überſetzt iſt*).

2. A. F. v. Knigge's „Umgang mit den Menſchen“, ein höchſt philiſterhaftes Buch, von dem ſchon eilf bis zwölf Auflagen erſchienen ſind**).

3. **J. M. Mossé, l'art de se faire aimer des femmes et de se conduire dans le monde“, Par. 1822. 18.**

4. **L. de Saint-Ange, „le secret de triompher des femmes et de les fixer“, Par. 1825. 18.*****)

---

*) Deutſch u. d. T.: „Ueber die feine Lebensart“, Leipz. 1800. 8. Engliſch u. d. T.: „Politiness of manners and behaviour in fashionable society“, Lond. 1812. 8.

**) Die erſte Auflage erſchien Hannover 1788, die letzte 1822, 3 Bde. 8.

***) Deutſch von G. Sellen, Leipzig 1830. Spaniſch, Madrid 1827, 2 Bde. 18.

5. E. Marco de Sainte-Hilaire, „l'art de reussir en amour, enseigné en vingt-cinque leçons, ou nouveaux secrets de triompher des femmes et de les fixer", Par. 1825. 12.

6. H. N. Raisson, Code des boudoirs, moyens adroits de faire des conquêtes, de devenir heureux en amour et d'acquérir un certain aplomb auprès des femmes", Par. 1829. 18.*).

7. Deſſelben Autors „Code galant, ou l'art de conter fleurette", Par. 1829. 18.

8. C. F. v. Rumohr „Schule der Höflichkeit für Alt und Jung", Stuttgart 1834—35. 2 Bde. 8.

9. Alberti's „Complimentirbuch" und ein Dutzend anderer geiſtloſer, abgeſchmackter und philiſtröſer Compilationen.

Aber ſchon in einem meiner frühern Briefe — wenn ich nicht irre, im achten — habe ich Dir begreiflich zu machen geſucht, daß Beſcheidenheit und Höflichkeit nur philiſtröſe Tugenden, Arroganz und Grobheit aber die Vorzüge des wahren Gentleman ſind. Höflichkeit, die in der Regel ein Deckmantel kriechender Falſchheit iſt, ſcheint mir, ſelbſt vom Standpunkte der Moral betrachtet, verabſcheuungswürdiger als die rückſichtsloſeſte Grobheit. Das hat ſchon Krug geſagt und dadurch bewieſen, daß auch er kein Freund der Höflichkeit war. Grobheit aber, und namentlich jene Gattung von Grobheit, welche der äſthetiſche Schlegel die göttliche genannt hat, iſt die erſte Staffel zur geheimnißvollen Leiter, auf deren Gipfel uns das Glück erwartet. Grobheit, mein artiger Vetter, iſt ein Paſſe-par-tout, der uns alle Thüren der fashionablen Welt öffnet. Hätte Herr von Rumohr eine „Schule der Grobheit“ geſchrieben, ſie würde mehr Abſatz und Anklang gefunden haben als ſeine „Schule der Höflichkeit“, die, nach meiner Meinung, nur für Philiſter geſchrieben iſt. Da aber dieſe Race von Menſchen — es iſt dies eines der Hauptmerkmale, woran man ſie erkennen kann — ſelten oder nie ein Buch lieſt, ſo hat dieſes Werk ganz und gar ſeinen Zweck verfehlt. Hätte jener große Philiſter ſtatt des „Galanthomme“ einen „Grobian“ oder die „Kunſt ein Flegel zu ſein“ ausgebrütet, ſo hätte er unſerer „goldenen Jugend“ einen Dienſt geleiſtet, für den ſie ihm früher oder ſpäter gedankt haben würde, denn die Gabe, mit Manier grob, mit Anſtand flegelhaft zu ſein, iſt zweifelsohne eine der ſchönſten Apanagen der vornehmen Welt, eine der größten Prärogative des echten Gentleman.

---

*) Erſchien ohne Namen des Verfaſſers „par un jurisconsulte de Cythère".

Merke Dir ein für alle Mal, daß nur der Philiſter gegen Jedermann artig und zuvorkommend, höflich und beſcheiden iſt.

Mir fällt dabei eine Anekdote ein. Graf von Bünau, Hofmarſchall des Königs von Sachſen, ein Ariſtokrat vom reinſten Waſſer, ein Gentleman comme il faut, hatte einem jungen Manne die Ehre erwieſen, ihn zum Diner einzuladen. Nach aufgehobener Tafel beging der junge Menſch die unverzeihliche

Betiſe, ſich Seiner Excellenz mit höchſt philiſtröſer Verbeugung zu nahen und dem Grafen „geſegnete Mahlzeit“ zu wünſchen. Graf von Bünau war darüber — und zwar mit vollem Rechte — ſo indignirt, daß er dem beſcheidenen Einfaltspinſel den Rücken kehrte und zu einem ſeiner Freunde ſagte: »Welch ein Schwachkopf! Ich glaube gar, der Tölpel wäre, wenn ich in ſeiner Gegenwart nieſen würde, im Stande, mir: Gott helf! zu wünſchen.«

Es giebt in der That nichts Einfältigeres, Abgeſchmackteres, Dümmeres, als jenes Alphabet platter, abgenutzter Höflichkeitsphraſen, die der Philiſter ewig wiederkäut und wodurch er ſich dem Gentleman gegenüber ſo unausſtehlich lächerlich macht.

Kein Menſch auf Erden iſt für mich unerträglicher, als ein Philiſter, der ſich einen „gehorſamſten Diener“ oder gar einen „unterthänigſten Knecht“ nennt, fortwährend Katzbuckel und Kratzfüße macht und ſich in lauter Höflichkeit auflöſt. Ein einziger Flegel flößt mir mehr Achtung, als ein ganzes Schock ſogenannter „artiger Menſchen“ ein.

Kaufe Dir, ſtatt aller Höflichkeitsſchulen, Meinhardts „Neueſtes Schimpfwörterbuch der Deutſchen“*) und erlerne daraus die unbezahlbare Kunſt, in vierundzwanzig Stunden ein Flegel **comme il faut** zu werden. Befleißige Dich der „göttlichen Grobheit“ und ſei überzeugt, daß Du in der vornehmen Welt mit ihr weiter kommen wirſt, als mit der allerhöflichſten Höflichkeit. Eine einzige malitiöſe Bemerkung, eine einzige geiſtreiche Grobheit macht oft mehr Effect, als tauſend fade Schmeicheleien.

---

*) Arnſtadt 1840.

Um aber bei den Frauen Dein Glück zu machen, brauchſt Du Dir gar nichts Anderes, als den Gothe'ſchen Vers zu merken:

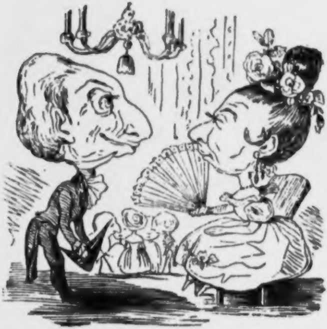
„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie, auf mein Wort;
Doch wer keck iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort.“

Sei alſo grob gegen Männer, keck gegen Frauen und Du wirſt in der faſhionablen Welt das erreichen, was der gutmüthige Philiſter in ſeiner Sprache und in ſeiner Sphäre „ſich beliebt machen“ nennt.

Ich bitte Gott, daß Dich der Teufel hole, wenn Du fortfährſt, ſo kriechend artig zu ſein, wie bisher. Dies iſt der aufrichtige Wunſch Deines göttlich groben Vetters

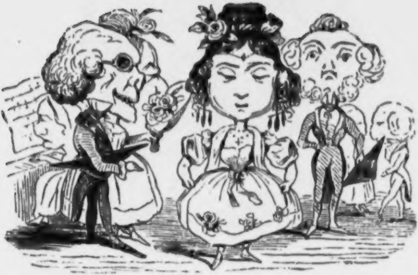
E. M. Oettinger.

Gallerie berühmter Schönheiten.



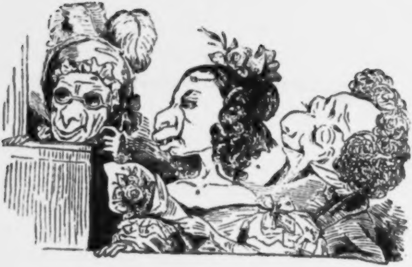
Wahre Königin iſt des Weibes weibliche Schönheit. Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſcht, blos weil ſie ſich zeigt.-

Schiller.



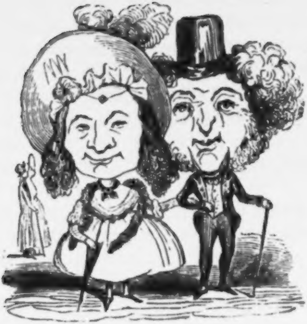
Sie hatte jenes regelmäßige Statuen- und Madonnengeſicht, das nicht ſelten hohle Weiberköpfe zudeckt.

Jean Paul.



Vom Menſchen bis zum Thiere giebt's oft nur einen Schritt.

Buffon.



De gustibus non est disputandum

oder

Tugend vergeht, Schönheit beſteht.

Flora der deutſchen Schriftſtellerinnen.

In den Jahren 1823—1825 ließ Herr Karl Otto Auguſt Wilhelm von Schindel ein dreibändiges Lexikon der „deutſchen Schriftſtellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts“ erſcheinen. Die Zahl der darin citirten weiblichen Schöngeiſter beträgt gegen 600. Seit dem Erſcheinen dieſes Werkes ſind erſt zwei Decennien verfloſſen und während dieſer Zeit iſt mehr als ein halbes Hundert neuer Schriftſtellerinnen aufgetaucht. Die Zahl derſelben wächſt auf ſo erſchreckende Weiſe, daß der deutſche Büchermarkt bald von Frauenbüchern überſchwemmt ſein wird, denn unſere deutſchen Schriftſtellerinnen vermehren ſich wie die Kaninchen und jeder neue Meßkatalog bringt eine neue Frau v. Genlis.

Wir laſſen hier ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß ſämmtlicher *nach dem Erſcheinen des Schindel’ſchen Werkes* aufgetauchten Schriftſtellerinnen folgen; befürchtend, daß eine bloße Namens-Aufzählung manchem unſerer Leſer zu trocken erſcheinen möchte, haben wir den Verſuch gewagt, jede Schriftſtellerin mit irgend einer Blume, die mit deren Talente irgend eine Wahlverwandtſchaft hat, zu vergleichen. Frauen ſind ja ohnehin Blumen; warum ſollten nicht auch Schriftſtellerinnen auf dieſe Aehnlichkeit Anſpruch machen dürfen?

Adolfine, Pſeudonym, **Cypripedium calceolus** (gemeiner Frauenſchuh).

Amalia, Prinzeſſin von Sachſen, **Rosa centifolia** (hundertblätterige Roſe).

Andreä, Wilhelmine, **Caltha palustris** (Sumpf-Kuhblume).

Arnim, Bettina von, **Verbascum tapsus** (Königskerze).

Bacheracht Thereſe von, **Helianthemum formosum** (ſchönes Sonnenröslein).

Birch-Pfeiffer, Charlotte, **Eryngium giganteum** (Rieſen-Mannstreu).

Biſſing, Henriette von, **Eucomis punctata** (punktirte Schopflilie).

Dobeneck, Magdalena von, **Oenothera amoena** (liebliche Nachtkerze).

Droſte-Hülshofen, Annette von, **Elichrysum argenteum** (ſilberfarbige Strohblume).

Düringsfeld, Ida von, **Myosotis scorpioides** (Vergißmeinnicht).

Frick, Ida, **Aster amplexicaulis** (ſtengelumfaſſende Sternblume).

Großmann, Julie von, Hesperis matronalis (rothe Nachtblume).

Gumpert, Thekla von, Papaver somniferum (einſchläfernder Mohn).

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Antirrhinum majus (großes Löwenmaul).

Hart, Wilhelmine, Helleborus niger (ſchwarzer Nießwurz).

Kind, Roswitha, Anacyclus aurea (goldgelbe Ringelblume).

Kuhlmann, Eliſabeth, Cerinthe minor (kleine Wachsblume).

Lenzen, Maria, Anemone hortensis (breitblättrige Anemone).

Lewald, Fanny, Passiflora incarnata (fleiſchfarbige Paſſionsblume).

Lorenz, Wilhelmine, Anchusa sempervirens (breitblätterige Ochſenzunge).

Lyſer, Karoline, Pelargonium angulosum (eckiger Kranichſchnabel).

Marezoll, Louiſe, Colchicum autumnale (Herbſt-Zeitloſe).

Megerle, Thereſe von, Corydalis nobilis (edle Hohlwurz).

Mühlbach, Louiſe Mundt, Phaseolus vexillatus (großfahnige Bohne).

Neefe, Regina, Erica cylindrica (walzenförmige Heide).

Niendorf, Emma von, Dianthus plumaria (Feder-Nelke).

Norden, Maria, **Amygdalus nana** (Zwerg-Mandel).

Oldofredi-Hager, Julie Gräfin, **Lathyrus latifolium** (breitblätterige Platterbſe).

Ottenheimer, Henriette, **Convallaria majalis** (einfaches Maiblümchen).

Otto, Louiſe, **Haemanthus pubescens** (behaarte Blutblume).

Paalzow, Auguſte von, **Bignonia sempervirens** (immergrüne Trompetenblume).

Paoli, Betty Glück, **Viola odorata** (wohlriechendes Veilchen).

Plönnies (Louiſe von) **Hedychium coronarium** (ſchöne Kranzblume).

Nemekhazy, Joſephine von, **Anthemis nobilis** (römiſche Chamille).

Niebe, Hulda, **Cypressus stricta** (ſteife Cypreſſe).

Schopenhauer, Adele, **Clerodendron fragrans** (wohlriechender Loosbaum).

Seefried, Sidonia von, **Citrus aurantium** (Pomeranze).

Sydow, Wilhelmine von, **Lactuca perennis** (ausdauernder Salat).

Thurnberg, Maria von, **Crotalaria juncea** (binſenartige Klapperſchote).

Tittmann, Louiſe, **Reseda odorata** (wohlriech. Reſeda)

Wallenheim, Ludovika, **Asclepias tuberosa** (knollige Schwalbenwurz).

Wauer, Minna, **Coreopsis bicolor** (zweifarbige Wanzenblume).

Wedekind, Bertha, **Ranunculus acris** (ſcharfe Ranunkel).

Werner, Pauline, **Vaccinium amoenum** (angenehme Heidelbeere).

Wilke, Henriette, **Geranium maculatum** (gefleckter Storchſchnabel).

Winter, Amalia von Groß, **Mimosa pudica** (ſchaamhafte Sinnpflanze).

Witzingerode, Amalia von, **Lonicera caprifolium** (Geisblatt).

Zitz, Kathinka, **Lychnis viscaria** (klebrige Pechnelke).

Einundzwanzig dieſer Schriftſtellerinnen ſind adeligen und drei — Fanny Lewald, Henriette Ottenheimer und Betty Paoli — jüdiſchen Urſprungs.

Dresden und Leipzig.

Eine Parallele.

Dresden verhält ſich zu Leipzig, wie Darmſtadt zu Mainz. Letzteres iſt die aufgeweckteſte, heiterſte, luſtigſte Stadt Deutſchlands, Erſteres, trotz ſeines großartigen Reſidenz-Anſtrichs, trotz ſeiner langen und breiten Straßen und trotz ſeiner ſchönen, ſtattlichen Häuſer, der nüchternſte und langweiligſte Ort von ganz Europa. Leipzig ſcheint dem goldenen Mainz, Dresden dem foſſilen Darmſtadt nachzueifern. Die Dresdener Straßen und Häuſer, die Menſchen und die Aushängeſchilder ſcheinen zu gähnen und Miene zu machen, als ob ſie ſich langweilten wie verzweifelnde Möpſe, denen man die Buße aufgelegt hat, ſich jeden Morgen beim Kaffee eine Spalte der „Preußiſchen Staatszeitung“ und jeden Abend vor dem Schlafengehen ein Blatt aus Lewalds Romanen vorleſen zu laſſen.

Leipzig hat einen franzöſiſchen, Dresden einen engliſchen Habitus; Leipzig hat einen Jules Janin'ſchen Esprit, Dresden einen Lord Byron'ſchen Spleen, der keine andere Erholung als die Brühl'ſche Terraſſe kennt; auf jeder Bank gähnen dort vier Menſchen, darunter fünf Philiſter, die vor dem reizenden Natur-Panorama wie vor dem Loch eines Guckkaſtens ſitzen und ſich kaum bewegen. — Von der Ferne betrachtet ſehen dieſe Spazierſitzer wie Automaten oder Wachsfiguren aus.

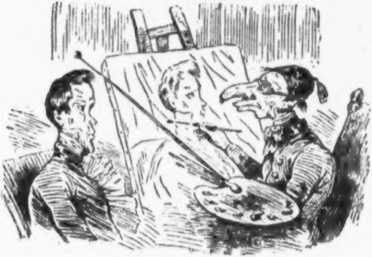
Leipzig iſt eine kecke, geiſtreiche, witzige Brünette, Dresden eine abgemeſſene, prüde und äußerſt ſchläfrige Blondine. Leipzigs Frauenwelt verhält ſich zu jener Dresdens wie ein Roman von Balzac zu einem Romane von Schilling, bei dem die Nüchternheit und das Spießbürgerthum, mit *einem* Wort, *das blonde Element*, aus allen Poren herausguckt. Die Straßen-Toilette der Leipziger Frauen iſt einfach und geſchmackvoll; eine echte Leipzigerin ſieht wie ein aus dem Pariſer Follet herausgeſchnittenes Modebild aus; die Dresdener Frauen-Toiletten ſind entweder überladen oder ſalopp (eines ſo häßlich als das andere). Faſt alle Dresdnerinnen tragen ſich **à l'anglaise**, ganz ſchwarz, eine Farbe, die ſich nicht ſelten ſogar bis auf den Strumpf erſtreckt; ein ſchwarzer Strumpf aber iſt **horrorum horror**, ein Gräuel aller Gräuel, während umgekehrt ein weißer Strumpf der erſte Paragraph im Geſetzbuch der feinen Toilette bleibt. Leipzig iſt die Heimath der Weißſtrümpfe, wie Dresden die der Blauſtrümpfe iſt. Hier ſtrickt Helmine von Chezy ihre ſchwarzen Strümpfe, hier webt Ida Frick ihre blonden Romane. — Unter tauſend Männern gewöhnlichen Schlages taucht dann und wann auch ein Dresdener Lion auf; dieſer Löwe unterſcheidet ſich von allen Andern dadurch, daß er blos alte Moden mitmacht; der Dresdener Lion trägt noch langes Haar wie Hofrath Lißt und die Herren Pudel.

Im Uebrigen beſteht zwiſchen Leipzig und Dresden noch der Unterſchied, daß dort ein eleganter Fiaker für jede Fahrt innerhalb der Stadt 2½, eine Dresdener Droſchke aber, die wie ein verkleideter Beichtſtuhl ausſieht, 5 Neugroſchen koſtet; wenigſtens habe ich ſo viel vom Eiſenbahnhofe bis nach dem Hôtel de France bezahlen müſſen. Elbflorenz iſt in der Cultur des Reiſe-Comforts bis jetzt noch nicht ſo weit vorgeſchritten, daß die hieſigen Gaſtwirthe, wie die aller andern Städte, wo Eiſenbahnen ſind, dem Fremden einen Wagen entgegenſchicken; dazu ſind die Dresdener Herren Hôteliers zu bequem und auch viel zu patriarchaliſch; auch denken ſie, daß es ihnen zu viel Geld koſtet, denn jeder Dresdener iſt Knicker par excellence, während jeder Leipziger ein großartiger Verſchwender iſt.

Der auffallendſte Unterſchied zwiſchen Dresden und Leipzig offenbart ſich an der Wirthstafel; eine Leipziger Table d'hôte verhält ſich zu einer Dresdener, wie die ſieben fetten zu den ſieben magern Kühen, die dem König Pharao im Traum erſchienen ſind. Man bezahlt zwar eben ſo viel als bei uns, bekommt aber drei Schüſſeln weniger für ſein Geld. Die Küche an und für ſich iſt nicht übel, aber, wie faſt Alles in Dresden, engliſch, fad, blond. Die Geſellſchaft an einem Leipziger Gaſttiſch verhält ſich zur Geſellſchaft an einer Dresdener Wirthstafel wie eine komiſche Oper zu einem idylliſchen Schäferſpiel; die Leute eſſen hier ſo ſtill und ruhig, als ob ſie in der Kirche oder in einem Hofconzerte wären. Man hört das Summen der Fliegen und das Kauen der Kinnladen. — In Leipzig wird in der Regel Roth-, in Dresden Weißwein getrunken; ſelbſt darin verläugnet Elbflorenz ſeine Blondheit nicht. In Leipzig vergeht keine Table d'hôte ohne Champagner, in Dresden läßt ſich, wie ich dies aus früherer Zeit weiß, nur ſelten ein Peloton von Korkſtöpſeln hören. Leipzig iſt ein Epicuräer, Dresden ein Trappiſt. Leipzigs Mecca iſt Eckerleins Keller, Dresdens Wallfahrtsort iſt Kreiſche oder irgend eine andere Waſſerheilanſtalt. In Leipzig erſcheinen zwanzig belletriſtiſche Journale, in Dresden erſcheint blos die „Abendzeitung“. Dresden iſt, wie geſagt, höchſt langweilig.

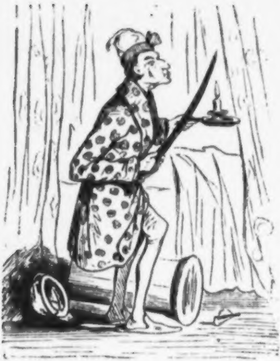
Bilder aus dem Leben.

1.



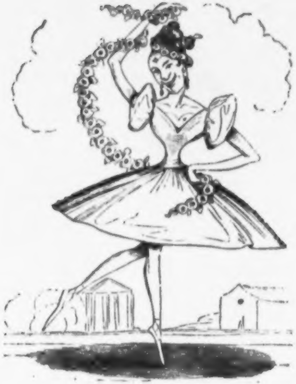
Wie ein Pinſel den andern malt.

2.



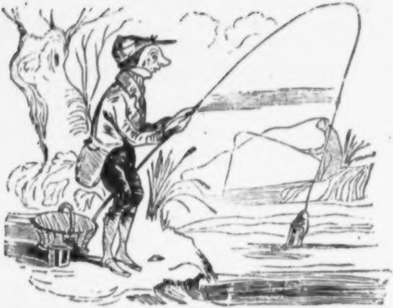
Ein beherzter Mann, welcher Geſpenſter ſieht.

3.



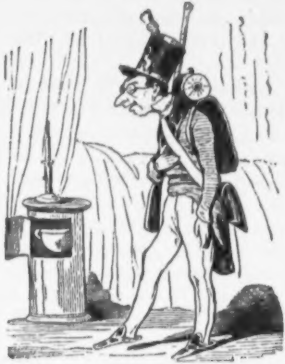
Eine bekannte Tänzerin, die man unbedingt ſchön nennen könnte, wenn ſie nicht beiſpiellos häßlich wäre.

4.



Ein unglücklicher Gevatter Handſchuhmacher, der im Trüben fiſcht und den Pantoffel ſeiner Frau erwiſcht.

5.



Ein von der Wache früher als gewöhnlich heimkehrender Bürgerſoldat, der Etwas findet, was er nicht ſucht, und Etwas ſucht, was er nicht findet.

Schreiben
eines türkiſchen Roſenölhändlers
an
ſeinen „geliebten Schatten“ in Conſtantinopel.

(Aus dem Türkiſchen überſ. [illegible].)

Leipzig, Oſtermeſſe, 25. April 1845.

Bei meiner Abreiſe von Stambul nahmſt Du, geliebter Schatten, Deinem allezeit willfährigen Ibrahim das Verſprechen ab, in Leipzig die perſönliche Bekanntſchaft aller literariſchen Roßſchweife zu machen, um Dich durch eine möglichſt wahre und getreue Schilderung derſelben zu erfreuen. Seitdem Du in Conſtantinopel die Bekanntſchaft der Gräfin Hahn-Hahn gemacht, ſchwärmſt Du für die deutſche Literatur und beneideſt Deinen Gatten, der ſich in dieſem Augenblick im Mittelpunkte des ſchöngeiſtigen Deutſchland befindet.

Gleich nach meiner Ankunft in „Klein-Paris“ nahm ich einen Cicerone, dem ich für jede neue Bekanntſchaft, die ich ihm zu verdanken, ein Fläſchchen Roſenöl und zehn Neugroſchen verſprach. Nach Verlauf von acht Tagen kannte ich alle Heroen der deutſchen Literatur ſo genau, daß ich nun im Stande bin, Dir, geliebter Schatten, von jedem dieſer großen, alphabetiſch geordneten Geiſter ein frappant ähnliches Bild zu entwerfen.

Herr Dr. Robert Blum, die „Maienblüthe der Leipziger Ariſtokratie", iſt ein in den vergoldeten Salons der haute-volée an den Brüſten des raffinirteſten Epicuräismus großgeſäugter Roué, der, wie das Billetdoux einer Pariſer Kokette, Pa-tchou-ly und in Mondſchein gebratene Liebesſeufzer ausathmet, eine rein ätheriſche, wahrhaft ſylphenartige Geſtalt, die ſich nur auf Blumenſtengeln zu ſchaukeln und nur von Sonnenſtrahlen zu nähren ſcheint, ein Charakter, dem Alles, was nach Volk riecht, ins Tiefinnerſte zuwider iſt, dem das Wort Proletarier ein Dorn im Auge und ein Wurm im Herzen iſt, der ſich weit lieber fünf Mal köpfen und ſechs Mal ſpießen läßt, als zu der Fahne der Maxime ſchwören: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk". Trotz aller Beredtſamkeit, die ihm innewohnt, hat noch Niemand ihn bewegen können, einmal öffentlich als Redner aufzutreten. Sein Lieblingsſchriftſteller iſt Paul de Kock, deſſen Werke er, wie Juſtus Lipſius den Tacitus, von der erſten bis zur letzten Seite auswendig weiß. Nb. Das Schönſte an ihm iſt ſeine römiſche Adlernaſe.

Dr. Wilhelm Robert Heller, Paſcha der in mehr als 20,000 Abdrücken durch alle Zonen des Erdballs verbreiteten

„Roſen“, iſt ein äußerſt kleiner, durchſichtig magerer Mann mit einer ſo feinen Stimme, daß die weiſen Reden, die in unaufhaltſamem Strome die Ufer ſeines Mundes überſchreiten, kaum hörbar verhallen. Viele ſeiner Freunde — er zählt deren eine Legion — ſind der Anſicht, daß er ſich im Stillen zum Islamismus bekennt, weil noch keine menſchliche Seele einen Tropfen Weines über ſeine jungfräulichen Lippen hinabgleiten ſah. Waſſer! Waſſer! iſt die Deviſe, die auf ſeinem Petſchaft und auch auf der Vignette ſeiner Zeitſchrift prangt. Wenn ihm Jemand die Wahl zwiſchen einem qualvollen Tode und einer Flaſche Wein ließe, ſo würde er, aus zwei Uebeln immer das kleinere wählend, dem Tode muthig ins blaſſe Antlitz ſchauen und ihm zurufen: »Je meurs, mais je ne me rends pas.« Dieſer Ausſpruch erinnert mich an die Vollkommenheit, mit der er, vor allen andern fremden Sprachen, vorzugsweiſe das Franzöſiſche ſpricht, das gleichſam ſeine zweite Mutterſprache geworden, worauf der kleine Mann ſich nicht wenig einbildet. Dies abgerechnet iſt er ein Muſterbild der anſpruchsloſeſten Beſcheidenheit, die am 25. November dieſes Jahres ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiert.

Dr. Carl Reginald Herloßſohn, der Paſcha des auch in der Türkei vielgeleſenen „Kometen“, iſt ein Mann in der Blüthe ſeiner Jahre, groß und ſchlank wie ein Minaret unſerer Sophienmoſchee, mit einer Phyſiognomie, die ſo ernſt wie unſer türkiſcher Halbmond auf die Verkehrtheiten unſerer Zeit herabſchaut. Dabei iſt dieſer Roßſchweif der erſte Dandy Leipzigs, der kühnſte Reiter, der flinkſte Tänzer und ..., der größte Weiverfeind. Die Gedichte, die unter ſeinem Namen auf dieſe oder jene Schöne in Umlauf ſind, rühren, wie er mir ſelbſt erzählt hat, nicht von ihm, ſondern von einem ſeiner älteſten Mitarbeiter, dem Reis-Effendi Marſchall her, der unter Anderm auch eine Wanzen-Tinktur erfunden hat, die ſeinen Namen unſterblich macht. Dr. Herloßſohn iſt nebenbei der unermüdlichſte Fußgänger, ein neuer Menſen Ernſt, der täglich eine Promenade von zwei bis drei Meilen macht. Außerdem iſt er weit und breit wegen ſeines Frühaufſtehens berühmt. Die aufgehende Sonne findet ihn ſeit zwei Stunden am Pulte, an dem er drei Schreibern zugleich diktirt, dem erſten einen hiſtoriſchen Roman, dem zweiten eine humoriſtiſche Novelle, dem dritten ein Kapitel ſeiner Memoiren. Abends mit dem Glockenſchlage Neun verläßt er die heiterſte Geſellſchaft, um ſich in die Arme des Schlafes zu werfen, den er ein „zeitraubendes Ungeheuer“ nennt. Am 1. September feiert ganz Leipzig ſeinen Geburtstag.

Dr. Guſtav Kühne, Ex-Paſcha der „Eleganten“, ruht, wie dieſe, jetzt auf dem alten Lorbeer aus. Der ruhmgekrönte Verfaſſer des in Mannheim innerhalb acht Tagen neun Mal bei brechendvollem Hauſe wiederholten Dramas „Friedrich II.“, iſt, wie Byron, Tieck und Bernhardy, ein großer Sonderling, der nicht die geringſte Sorgfalt auf ſeine Toilette verwendet, ein erbitterter Feind der Seife und Glacéhandſchuhe iſt, und ſich quartaliter nur ein Mal raſiren läßt.

Dr. Heinrich Laube, Paſcha der „eleganten Zeitung“ und Erfinder der neuen deutſchen Nationaltracht, iſt ein vom Scheitel bis zur Zeh geharniſchter Demokrat, der, ganz das Gegentheil vom Dr. Robert Blum, eine unbeſchreibliche Idioſynkraſie gegen den Adel hat und ein abgeſagter Feind aller soi-disant noblen Paſſionen iſt. Das unter ſeinem Namen erſchienene „Jagdbrevier“ erklärt er für die verunglückte Spekulation irgend eines adeligen Landjunkers, der durch dieſe Myſtifikation Keinem mehr als ſich ſelbſt geſchadet hat. Wohl keiner von allen Roßſchweifen der Literatur ſcheint mir weniger für ſich eingenommen, als der Dichter der „Bernſteinhexe“, die er ſelbſt für eine Verirrung hält, welche tief unter den ähnlichen Produkten der Madame Birch-Pfeiffer ſteht. Sein Aeußeres erinnert auffallend an den Apoll von Belvedere, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer immer auf einem und demſelben Orte bleibt, während Paſcha Laube von einer Stadt zur andern reiſt, um allenthalben die Huldigungen der von ſeinen Bühnenſtücken berauſchten Menge huldreich entgegenzunehmen. Am 8. September ſoll, zur Feier ſeines Geburtstages, auf dem Leipziger Stadttheater der erſte Akt ſeines „Monaldeschi“, der zweite Akt ſeiner „Bernſteinhexe“ und der dritte Akt ſeines „Struenſee“ als Quodlibet unter dem Titel „Was Euch nicht beliebt“ aufgeführt werden.

Oettinger, der unbedeutendſte dieſer großen Geiſter, zeichnet ſich vor Allen durch ſeine zum Sprichwort gewordene Corpulenz und ſeine hinter aller Beſchreibung weit zurückbleibende Arroganz aus. »Deutſchland«, ſagte er zu mir, »hat nur zwei geniale Schriftſteller: mich und den Kriegsrath Müchler in Berlin, Haake'ſchen Markt, drei Treppen hoch, links.« Trotz ſeiner furchteinflößenden Löwenmiene zeigt ſein Geſicht nicht die geringſte Spur eines Bartes, weshalb boshafte Spötter behaupten wollen, daß ihm Keiner gewachſen ſei. Er iſt dem Laſter des Trunkes ergeben und rühmt ſich ein braver Mann zu ſein, blos darum, weil er faſt täglich einen Rauſch haben ſoll. Das einzige Gute, was ſelbſt ſeine Feinde an ihm zu rühmen wiſſen, iſt das, daß er im Whiſt, ſo lange er lebt und ſpielt, noch niemals einen Trick vergeben hat, und im Domino noch nie beſiegt worden iſt.

Die Schilderung der übrigen Paſchas von drei und zwei Roßſchweifen erfolgt in meinem nächſten Briefe.

Bis dahin, geliebter Schatten, bleibe treu
Deinem auf dem Brühl Nr. 9 wohnenden Herrn
und Gebieter,
Ibrahim Juſſuf.

B — o — s — c — o.

„Figaro hier, Figaro da, Figaro dort.“

Wißt Ihr genau, wer Bosco iſt?

Bosco, werdet Ihr mir antworten, iſt ein Magier, ein Zauberer, ein Hexenmeiſter.

Ich aber ſage Euch, Bosco iſt kein Magier, kein Zauberer, kein Hexenmeiſter; Bosco iſt weiter nichts als Bosco; aber dies eine kleine Wort ſagt mehr, als hundert andere; es umfaßt Alles, was unbegreiflich, was unerklärlich, was unglaublich iſt. Seht ihn, hört ihn und Ihr werdet wider Willen an blaue, rothe, grüne, gelbe Wunder glauben müſſen.

Aber durch welche Macht, werdet Ihr fragen, vollbringt Bosco all' dieſe Wunder? Hat er Zoroaſters Zauberſtab, hat er Salomons Zauberſchlüſſel, hat er den Zauberring des Königs Gyges, der Alles, was ſichtbar iſt, unſichtbar macht?

Bosco, ſage ich Euch, hat keinen Zauberſtab, Bosco hat keinen Zauberſchlüſſel, Bosco hat keinen Zauberring, er hat blos

einen Talisman, aber dieſer eine Talisman, der Euch den Kopf vom Rumpfe, die Knöpfe von der Weſte, die Uhr aus der Taſche, die Dukaten aus der leeren Hand und Eure geheimſten Gedanken aus dem Herzen ſtiehlt, iſt mächtiger als hundert andere, und dieſer eine Talisman, womit er ſeine tauſend und eine Teufelei vollbringt, iſt ſeine Zunge, ſeine Suada, ſein blendender Vortrag. Mit Hilfe dieſes Talismans überzeugt er Euch, daß weiß ſchwarz, krumm gerade, und 2 Mal 2 = 5 iſt. Seine Zunge, ein Perpetuum mobile von Witz und Humor, weiß unſere Augen ſo zu feſſeln, daß ſie keine Muße haben, den pfeilſchnellen Manövern ſeiner Hand zu folgen, die hundert Finger und tauſend Gelenke zu haben ſcheint. Mit dieſer hundertfingerigen Hand knetet er aus Semmelkrumen Dukaten und aus Dukaten Semmelkrumen; mit Hilfe dieſer Hand läßt er jedes Ding, das ihm in den Wurf kommt, eben ſo ſchnell verſchwinden, als wieder erſcheinen. Und dabei lächelt der geiſtreiche Schelm und geſteht uns ganz naiv: Je vous trompe, mais je vous trompe honnêtement. — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am Morgen des 31. März läßt ſich ein Unbekannter bei mir anmelden. Ich laſſe nach ſeinem Namen fragen.

— Mein Name hängt am Spiegel, läßt mir der Unbekannte hineinſagen.

Ich trete an den Spiegel und ſehe den Rahmen eingefaßt von drei bis vierhundert buntfarbigen Viſitenkarten, auf welchen in fünfzig verſchiedenartigen Schriftzügen der Name

Bartolomeo Bosco

p. f. v.

prangt.

— Bosco! rufe ich erſtaunt und ſehe den Unbegreiflichen in meinen Armen liegen.

Wir hatten uns ſeit vierzehn Jahren nicht geſehen. Ich war unterdeſſen älter, mein Freund, wie es ſchien, um zwanzig Jährchen jünger geworden.

— Haben Sie ſchon gefrühſtückt?

— Nein, ſagte Bosco.

— Dann erlauben Sie mir, Ihnen eine Taſſe Chokolade einzuſchenken.

— Acceptirt!

Ich ſchenke ein, Bosco lacht. Warum lacht der Böſewicht? Weil er in einem Nu meine Chokolade verwandelt hat.

— Wie, Freund, Sie muthen mir zu, Tinte zu trinken? ſagt der Schwarzkünſtler, ergreift die Taſſe und gießt mir die Tinte ohne Umſtände ins Geſicht.

Ich will eben erſchrecken, als ich bemerke, daß die Tinte ſich in Eau de Cologne verwandelt hat.

— Ungeheuere Ironie! ruft der Tauſendſaſa.

Ich umarme ihn; während dieſes feierlichen Aktes zaubert mir der Böſewicht alle Knöpfe meines Schlafrockes weg — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen — es war am erſten April — lud ich ihn ein, mein Gaſt im Hôtel de Pologne zu ſein. Er war ſo artig, meine Einladung anzunehmen. Wir ſchwärmten in der Erinnerung vergangener Zeiten: er erzählte mir Wunderdinge vom ruſſiſchen Kaiſer und vom türkiſchen Sultan, vom Serail und von den Pyramiden, von den Odalisken und den Krokodilen, von den Eunuchen und den Ichneumons, die er geſehen. Mittendurch, ganz **en passant**, machte er eine Diablerie nach der andern, verwandelte eine Bouteille Scharlachberger in Medoc, Pfeffer in Salz und eine **Charlotte russe** in einen Reis **à la Malta**. Alles ſtaunte. Die ganze Table d'hôte war bezaubert und rief: **evivà Bosco!**

Man denke ſich meine Wuth, als mir am Abend deſſelben Tages Freund J. erzählt, Bosco habe Mittags, an demſelben Mittag, wo er mit mir im Hôtel de Pologne dinirt, mit Freund Herloßſohn im Hôtel de Bavière geſpeiſt.

— Du irrſt, ſagte ein Dritter zu J. Ich bin Augenzeuge geweſen, daß Bosco heute Mittag zwiſchen Eins und Zwei mit dem Legationsrath Gerhard in Pellegrino's Delikateſſenkeller gefrühſtückt hat.

Es entſpann ſich zwiſchen uns Dreien ein heftiger Streit. Jeder berief ſich auf einen Zeugen und hatte Luſt zu wetten, daß wir Andern uns geirrt.

— **Bon soir, Messieurs**, ſagte der Unbegreifliche, der in demſelben Augenblick eingetreten war.

— Wo und mit wem haben Sie heut Mittag geſpeiſt? fragte ich.

— Erlaſſen Sie mir die Antwort, mein Magen hat ein ſchwaches Gedächtniß und wenn ich nicht irre, ſo habe ich heute noch nirgends Mittagbrod gegeſſen, ſagte Bosco und lachte dabei ſo pfiffig wie Mephiſto. Man wird zuletzt ganz irre an ſich ſelbſt, fuhr er fort und zog ein noch brühwarmes Blatt des „Berliner Figaro“ aus der Taſche.

— Auf meiner Reiſe von Berlin nach Leipzig ſoll ich, nach der Ausſage eines Lieutenants, mit ihm in einem Coupé der erſten, nach der Verſicherung einer jungen Dame mit ihr in einem Coupé der zweiten und nach der Betheuerung eines Tabakreiſenden mit ihm in der dritten Wagenklaſſe geſeſſen haben, und doch kann ich auf Ehre verſichern, daß alle Drei ſich geirrt haben...

— Alſo wo ſaßen Sie? fragte ich.

— Ich ſaß gar nicht, ich ſtand neben dem Condukteur auf der Locomotive und ſchlief, ohne aufzuwachen, von Berlin bis nach Leipzig.

— Der Teufel kann daraus klug werden!

Ein Pariſer Geheimniß.

Sie hieß Melanie und colorirte Oblaten. Außerdem war ſie jung, hübſch und liebenswürdig. Kein Wunder alſo, daß ſie mündliche und ſchriftliche Liebeserklärungen erhielt. Aber eine dieſer Liebeserklärungen nahm ſich die Kleine dergeſtalt zu Herzen, daß ſie vor Liebe – unglaublich, aber wahr! — ihr Bischen Verſtand verlor.

Arthur (denn alle jungen Leute, die eine Rolle in Novellen ſpielen, führen dieſen Namen) beſtieg den Poſtwagen und verſchwand, als er die Hälfte eines Honigmonds genoſſen, wie ein Strahl der untergehenden Sonne.

Melanie verſank in tiefe Schwermuth und vergiftete ſich mit den Farben, womit ſie ihre Oblaten zu coloriren pflegte.

Die Zeitungen, die nichts lieber als Mord- und Vergiftungsgeſchichten erzählen, machten das augenblicklich bekannt.

Man las:

»Ein junges, reizendhübſches Mädchen, Melanie S., wohnhaft in der Straße St. Martin Nr. 123, hat ſich geſtern aus Liebe zu einem treuloſen Lovelace, der entflohen iſt, vergiften wollen; die herbeigerufenen Aerzte geben indeß noch nicht alle Hoffnung auf, ſie am Leben zu erhalten.«

Als Melanie, vier Tage ſpäter, ganz wieder hergeſtellt war, erzählte ihr die Portière, daß drei vornehme Herren ſich ſehr angelegentlich nach Mademoiſelle's Befinden erkundigt und verſprochen hätten, baldigſt wiederzukommen.

— Dieſe Herren, fügte die Thürſteherin hinzu, ſcheinen Engländer und außerordentlich generös zu ſein, denn Einer derſelben hat mir ein Fünffrankenſtück, der Zweite einen Louis und der Dritte ſogar eine Guinee in die Hand gedrückt.

Melanie, ganz entzückt über die Großmuth ihrer unbekannten Verehrer, war nicht wenig geſpannt, die Bekanntſchaft derſelben zu machen.

Noch an demſelben Tage erhielt das hübſche Kind eine Menge anſehnlicher Geſchenke: Blumenvaſen, Regenſchirme und Abonnementbillets für Theater und Omnibus.

Am andern Tage erſchienen die drei Engländer; der eine ſo früh, daß er erwarten konnte, Melanie ſei noch nicht ausgegangen; der zweite um die Mittagsſtunde, weil ihm die Portière geſagt, Mademoiſelle ſei um dieſe Zeit immer zu Hauſe; der dritte gegen Abend, weil er aus derſelben Quelle erfahren, daß

Melanie, ſobald es dunkel geworden, nicht mehr ausgehe. Das gute Kind hatte, wie jede Griſette, eine große Vorliebe für den lieben, ſchönen, goldenen Sonnenſchein.

Alle drei Engländer waren rothhaarig und ſagten ihr ungefähr das Nämliche. Mademoiſelle, ſagten ſie, müſſe ein ſehr gefühlvolles Herz haben, weil ſie ſich aus Liebe habe vergiften wollen. Ein weibliches Weſen, das im Stande ſei, ſich aus Liebe zu tödten, wäre ein weißer Rabe, der alle Achtung verdiene. Alle drei erklärten ſich bereit, ihre Perſon nebſt einer monatlichen Rente von 300 Francs zu Mademoiſelle's Verfügung zu ſtellen, wenn ſie ſich geneigt finden ließe, ſich auch ihretwegen zu vergiften, natürlich nicht gleich, ſondern ſpäter. Einſtweilen verlangten ſie nichts weiter, als von ihr ſo leidenſchaftlich geliebt zu werden, wie ſie den treuloſen Arthur geliebt.

Melanie fand dieſe Vorſchläge ſehr lächerlich. Doch als Griſette von guter Erziehung ließ ſie ſich dadurch nicht abhalten, dieſelben anzunehmen.

Melanie verliebte ſich in alle Drei und ſchenkte dem Einen ihren Morgen, dem Andern ihren Mittag und dem Dritten ihren Abend.

Einige Zeit darauf begegneten ihr einige ihrer alten Bekannten. Verwundert fragten die Freundinnen, wie ſie es angefangen habe, ſo ſchnell ihr Glück zu machen.

— Seit meinem Verſuche, mich zu vergiften, haben ſich drei reiche Engländer in mich verliebt.

Die Griſetten beſchloſſen, in Melanie's Fußſtapfen zu treten; ſie thaten noch mehr und theilten ihr Geheimniß aus ſchweſterlicher Zuneigung auch Andern ihres Gleichen mit. Sämmtliche Griſetten der guten Stadt Paris hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als ſich ein klein wenig zu vergiften, um die Aufmerkſamkeit der Journale und die Theilnahme verrückter Engländer zu erregen.

Seit jener Zeit iſt unter den Griſetten der Selbſtmord dergeſtalt an der Tagesordnung, daß die Zeitungen faſt täglich derlei Geſchichtchen zu berichten haben. Z. B.:

> »Eine hübſche Putzmacherin, wohnhaft in der Straße ... Nummer ſo und ſo, hat ſich, um ſich aus Liebe zu tödten, die Spitze einer Scheere ins Herz geſtochen. Glücklicherweiſe war die Spitze ſehr ſtumpf. Es iſt Hoffnung vorhanden, das hübſche Kind zu retten.«

Acht Tage ſpäter ſieht ſich die Putzmacherin verſorgt.

Blos im Intereſſe der engliſchen Nation, ſagt das Journal, dem wir dieſen Puff nacherzählen, hat man ſich verpflichtet geglaubt, dies Griſetten-Geheimniß zu enthüllen, um den Herren Engländern endlich die Schuppen von den Augen zu reißen.

Die unterbrochene Landpartie.

I.

Es giebt bukoliſche, aus Mondſchein und Buttermilch zuſammengeſetzte Seelen, die für das Landleben ſchwärmen.

Zu dieſen Schwärmern gehört auch mein Freund N, der für die ſogenannten Freuden des Landlebens ein höchſt empfängliches Herz beſitzt; ſeine Seele, unbefleckt vom Hauche des Skepticismus, glaubt an die Unſchuld der Bauernmädchen ſo feſt, wie Unſereiner an die poſitive Gewißheit, daß $2 \times 2 = 4$ iſt. Der Glückliche! Die aufgehende Sonne, ein krähender Hahn, ein blökendes Kalb, ein bellender Hund, eine klappernde Mühle entzücken, der Anblick des Kirchthurmes oder eines blühenden Kartoffelfeldes begeiſtern ihn zu dem hundert Mal wiederkehrenden Refrain:

„Nichts geht über die Freuden des Landlebens!“

Ich dagegen bin ein abgeſagter Feind dieſer ſogenannten Freuden; für mich giebt es auf Gottes Erdenrund nichts Einförmigeres, nichts Langweiligeres, nichts Unerträglicheres, als das Landleben. Mancher wird aus dieſem Bekenntniß einen Schluß auf meinen Charakter ziehen und mich geradezu für einen Böſewicht, oder, was noch viel ſchlimmer iſt, für einen Schwachkopf erklären. Auch das muß ich mir gefallen laſſen.

Ein Mann, der das einfache Landleben liebt, iſt zweifelsohne ein guter Sohn, ein guter Ehemann, ein guter Vater, ein guter Bürger, ein guter Communalgardiſt; aber all' dieſe ſchönen Eigenſchaften, die ſich in ihm vereinigen, hindern ihn nicht, bei allen ſeinen Tugenden ein einziges Laſter zu haben, das ihn unerträglich macht: das Laſter, langweilig und ridicul zu ſein.

Käm's auf meinen Freund an, ſo liefe er den ganzen lieben langen Tag als Schäfer gekleidet umher. Als Nemorino ſpielt er die Flöte und weiß dieſem arkadiſchen Inſtrumente Töne abzugewinnen, die ſelbſt einen Schäferhund zu Thränen rühren.

Sechs Tage in der Woche halten ihn ſeine bürgerlichen Geſchäfte in der Stadt zurück; während dieſer Zeit iſt er Lotterie-Einnehmer; am Sonntag aber ſtreift er alle Looſe und Liſten von ſich ab und iſt vom Scheitel bis zur Zehe blos Arkadier, Landbewohner, Gefühlsmenſch.

Sechs Tage in der Woche vegetirt er nur: er verkauft Looſe, ißt, trinkt, verdaut und ſchläft mehr oder weniger; dieſes Daſein gleicht dem einer Auſter, von der Herr von Buffon behauptet, daß ſie nur exiſtirt, aber nicht lebt.

Aber der ſiebente Tag entſchädigt ihn für die Einförmigkeit der ganzen Woche. Sonntags dünkt er ſich ein Crõſus. Sein Auge ſtrahlt pure Freude; kein Wölkchen lagert ſich auf ſeiner Stirn; auf ſeinen roſigen Lippen entfaltet ſich ein wohlgenährtes Lächeln; er ſchreitet ſtolz einher wie ein Choriſt, der in ſeiner Kehle das hohe Bruſt-C entdeckt, und ſchmunzelt vergnügt wie Herr von Rothſchild, wenn er mit dieſem oder jenem armſeligen Potentaten eine neue Anleihe abgeſchloſſen hat. O Glück ſonder Gleichen, o Wonne aller Wonnen!

II.

Im Auguſt des vorigen Jahres — es war an einem Sonntage — traf mich mein Freund, als er eben aufs Land fahren wollte.

— Lieber Freund, ſagte mein Lotterie-Einnehmer zu mir, der Himmel iſt ſo rein, wie das friſche Hemde, das ich heute angezogen, und die Luft ſo ſüß und mild, wie das Veilchenbouquet, das im Knopfloch meines Rockes duftet; Du mußt heute mit mir auf dem Lande ſpeiſen; Du wirſt lauter Bekannte finden, darunter auch ein Paar junge Damen; Jeder bringt ein Gericht mit; wir werden uns köſtlich amüſiren.

Ein Paar junge Damen! Das war hinreichend, mich von ihm verführen zu laſſen. Ich eilte zum beſten Reſtaurant, kaufte einen Hummer und fuhr mit meinem Freunde nach ***. Unterwegs ſchwärmte er wieder von den Freuden des Landlebens und rief entzückt:

— Giebt's etwas Schöneres unter Gottes Sonne, als ein Mittagsmahl im Freien, auf grünem Raſen, unter blauem Himmel?! Sonntags eſſe ich für Fünf, trinke für Zehn und lache für Hundert. Auch Du wirſt froh und heiter ſein und Dich göttlich unterhalten.

— Nous verrons! ſagte ich und erlaubte mir im Stillen einen ganz beſcheidenen Zweifel.

III.

Zwei Stunden ſpäter befanden wir uns auf dem Lande. Die Geſellſchaft wartete auf meinen Freund ſchon ſeit einer Stunde.

— Ich bringe Euch einen lieben charmanten Geſellſchafter mit, ſagte mein Lotterie-Collekteur und ſtellte mich der Reihe nach erſt ſeiner Frau, dann ſeinen zwei Töchtern und zuletzt ſeiner jungen Nichte vor. Letztere war noch die Schönſte; unter den Blinden, ſagt das Sprichwort, iſt der Einäugige König.

— Meine Damen, ſagte ich, ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Die Damen machten einen ſpießbürgerlichen Knix. Die Nichte lächelte, um ihre hübſchen Zähne zu zeigen.

Dann ſtellte er mich zwei jungen Kaufleuten vor, die allem Anſcheine nach die Bräutigame ſeiner beiden Töchter waren. Sie glaubten in mir einen Nebenbuhler zu ſehen und waren nicht ſehr entzückt von mir, was ich ihnen natürlich nicht übel nahm.

— Nun raſch zur Kegelbahn, meine Freunde, rief mein Lotterie-Collekteur. Das Kegelſchieben, Kinder, befördert den Appetit; ich habe zwar ſchon ohnehin Appetit, aber noch immer nicht genug, denn Sonntags, wie geſagt, eſſe ich für Fünf, trinke für Zehn und lache für Hundert. Ihr, Kinderchen, ſchiebt doch mit?

— Ja, Papa, riefen die Töchter.

— Ja, Onkelchen, ſchrie die Nichte.

— Unſerm Gaſte, der einen vortrefflichen Hummer mitgebracht hat, gebührt der erſte Wurf. Schieb zu, Alter, ſagte er und drückte mir eine Kugel von der Größe eines Globus in die Hand, die, nicht groß genug, dieſen Umfang zu faſſen, ſie fallen ließ. Die unglückſelige Kugel fiel auf das Hühnerauge eines der beiden, dicht bei mir ſtehenden Bräutigame, der ein Au! Au! ſchrie, das im Herzen ſeiner mitfühlenden Braut einen dreifachen Widerhall fand.

— Entſchuldigen Sie, ſagte ich mit dem ganzen Aufwande meiner Höflichkeit.

Er aber kehrte mir den Rücken zu; denn vermuthlich glaubte er, ich hätte die Kugel abſichtlich fallen laſſen.

— **Allons, allons!** rief mein Freund, mich zum Wurfe anfeuernd.

Ich nahm die Kugel, bückte mich, ſchob und hatte ein doppeltes Pech. Ich warf keinen einzigen Kegel und zerplatzte durch das Bücken ein nagelneues Kleidungsſtück, für das die engliſche Prüderie den Ausdruck „**inexpressible**“ erfunden hat.

Die beiden Bräutigame, die mein Unglück leider nur allzufrüh gewahr wurden, fingen ſchadenfroh zu lachen, die Damen heimlich zu kichern an. Mir war Beides ſo gleichgiltig, daß ich sans façon mitlachte.

Wir ſchoben zwei Stunden. Ich langweilte mich wie ein Mops und verlor etwas über drei Thaler.

— Du haſt Lehrgeld bezahlt, rief mein Lotterie-Collekteur und theilte die Beute unter ſich und ſeine zukünftigen Schwiegerſöhne. Und nun raſch in den Wald hinaus; es iſt Mittag und mithin Eſſenszeit. Ich verſpüre einen cannibaliſchen Appetit! Vorwärts, marſch!

Die Karavane ſetzte ſich in Bewegung. Der Lotterie-Collekteur, einen Stock in der Hand, an deſſen obern Ende er ſein buntgewürfeltes Schnupftuch als Fahne angebunden hatte, zog ſingend voran:

„Immer langſam voran, immer langſam voran,
Daß die öſtreich'ſche Landwehr nachkommen kann.“

IV.

Mit dem Glockenſchlage Zwölf erreichten wir den Wald. Der Spaziergang in der größten Mittagshitze hatte uns Alle etwas echauffirt. Mein Freund zog ſich den Rock ab, hängte ihn über die Schulter und ſang:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.“

— Schade, ſetzte er hinzu, daß ich nicht meine Flöte bei mir habe; ich würde Euch was d'rauf vorblaſen.

Ich dankte der Vorſehung, daß ſie mich von dieſer Qual befreit hatte.

Unter dem Schatten dreier ziemlich nahe an einander ſtehenden Eichen lagerte ſich unſer Trupp auf dem grünen Raſen, über den ein weißes Tiſchtuch ausgebreitet wurde, auf das der Lotterie-Collekteur die von der Geſellſchaft mitgenommenen Teller, Meſſer, Gabeln, Gläſer, Speiſen und Weinflaſchen aufſtellte.

Wir wollten eben zum Eſſen ſchreiten, als der bis dahin durchſichtig ſaphirblaue Himmel ſich mit dichten Wolken überzog, die eine Sekunde ſpäter einen ſo furchtbaren Platzregen herabfallen ließen, als ſollte eine neue Aufführung der Sündfluth in Szene geſetzt werden.

Und wir Aermſten hatten keine Arche, ſondern nur drei lumpige Regenſchirme für zehn bis auf die Knochen durchnäßte Menſchenkinder.

— Rette ſich, wer kann! ſchrie mein Lotterie-Collekteur, der unter dem Schutze eines Parapluie ſämmtliche Mundvorräthe zuſammenpackte.

Fünf Minuten ſpäter befanden wir uns auf dem Rückmarſch. Eine kleine halbe Meile vom nächſten Dorfe entfernt, mußten wir eine ganze Stunde unter heftigem Regen durch alle Gattungen von Pfützen und improviſirte Kloaken hindurchwaten.

Einer der beiden Bräutigame, der ſeine Zukünftige führte, fiel in eine Grube und zog ſeine ſüße Laſt mit ſich in den dickſten Koth hinein. Die junge Braut, die mit dem Gleichmuth auch ihre Sanftmuth verlor, nannte ihren Zukünftigen einen Eſel und gab ihm eine Ohrfeige, die nöthigenfalls auch für zwei hätte gelten können.

Und während dieſer reizenden Szene fiel der Regen in immer dichteren Strömen herab.

Endlich erreichten wir das Dorf. Der artige Zufall hatte, wohl nur mir zu gefallen, einen Fiaker herbeigeführt. Ich ſprang, ohne der Geſellſchaft Adieu zu ſagen, in den Wagen hinein und ließ mich eiligſt nach der Stadt zurückfahren.

V.

Anbei die genaue Berechnung deſſen, was mich dieſe Landpartie gekoſtet hat:

Einen Hummer gekauft: . . .	8	Thaler		
Auf der Kegelbahn verloren . .	3	„	2	Sgr.
Ein Paar nagelneue Hoſen zerplatzt	8	„	25	„
Ein Paar Stiefel verdorben . .	5	„	15	„
Einen Hut ruinirt	4	„	—	„
Fiaker	1	„	15	„
Summe	30	Thaler	27	Sgr.

Als Agio hatte ich außerdem einen Schnupfen davon getragen, mit dem ich vom 15. Auguſt bis zum 22. October zu kämpfen gehabt.

Der Teufel hole all' dieſe Landpartien!

Laienbrevier

für Solche, welche noch immer glauben, daß die Cenſur ein nothwendiges Uebel ſei.

∴ **Bernſtorff**, Miniſter des Königs von Dänemark, ſagte ſchon 1770: »Preßfreiheit iſt ein großes Gut und der Segen ſeines weiſen Gebrauches wiegt bei weitem den Schaden ſeines Mißbrauches auf. Sie iſt ein unveräußerliches Recht jeder civiliſirten Nation, durch deſſen unverletzte Bewahrung eine Regierung ſich ſelbſt achtet und ſich des vollen Vertrauens der Nation würdig zeigt.«

∴ **Blackſtone,** einer der größten Rechtsgelehrten Englands, ſagt: »Die Preßfreiheit iſt mit dem Weſen eines freien Staates auf das Innigſte verbunden. Bei gehöriger Handhabung der Geſetze kann die Preſſe zu keinem verderblichen Zwecke gemißbraucht werden, ohne daß der Mißbrauch einer angemeſſenen Beſtrafung anheim fällt.«

.†. **Buonaparte** erklärte als erſter Conſul: »die Preſſe heilt die Wunden, welche ſie ſchlägt.«

.†. **Chateaubriand**, der geiſtreichſte Legitimiſt, ſagt: »Eine repräſentative Monarchie ohne Freiheit der Preſſe iſt ein todter Körper, eine Maſchine ohne Leben.«

.†. **Dahlmann**, einer der ausgezeichnetſten Geſchichtsforſcher Deutſchlands, ſagt: »Kein Volk, das die Macht dazu in Händen hat, wird um ihrer Gefahr willen der freien Schrift entſagen.«

.†. **Friedrich der Große** ſchrieb: »Ohne die Freiheit zu ſchreiben, bleibt der Verſtand im Finſtern, und alle Encyclopädiſten und die berühmteſten Staatsmänner dringen darauf, daß die Preſſe frei und Jeder, was ihm ſeine Denkungsart giebt, ſchreiben könne«

.†. **Gentz** ſagt in ſeinem Sendſchreiben an den König von Preußen (1797): »Ein fortgeſchrittenes Volk kann von der Preßfreiheit nicht laſſen, ſo wenig als vom Schießpulver, obgleich Beide ihr Bedenken haben.« Später verwandelte ſich ſeine Begeiſterung für Preßfreiheit in eine für Cenſur: »Hätte die Preßfreiheit,« ſchreibt Dahlmann, »ſeine Schulden bezahlt, er würde für dieſe geſchrieben haben.«

.†. **Hertzberg**, Miniſter Friedrichs des Großen, ſagte 1787 in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften: »Jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, innere Stärke und Gerechtigkeit gründet, gewinnt mehr, als er verliert, wenn er ſie ans helle Tageslicht bringt. Die Publicität iſt nur für ſolche Staatsverwaltungen gefährlich, welche finſtere und unterirdiſche Schleichwege lieben.«

.†. **Krug** ſagt in ſeinem „Philoſophiſchen Lexikon“: »Preßfreiheit iſt eine Tochter der Denkfreiheit, nämlich der äußern, die auch Sprech- und Schreibfreiheit iſt. Denn wo volle Denkfreiheit ſtattfinden ſoll, da muß auch Jeder die Befugniß haben, unter eigener Verantwortlichkeit ſeine Gedanken mittelſt der Buchdruckerpreſſe bekannt zu machen.«

.†. **Johannes Müller,** der Tacitus der deutſchen Geſchichtsſchreiber, ſagt in dem anno 1809 im Namen des weſtphäliſchen Staatsraths erſtatteten Berichte: »Die Wohlfahrt der verſchiedenen Länder und die geiſtige Entwickelung der Völker ſtand immer in genauem Verhältniß mit der größeren oder geringeren Freiheit, welche man der Preſſe ließ.«

.†. **Schlözer,** einer der erſten Publiciſten Europa's, ſagt: »Publicität iſt der Puls der Freiheit.«

.†. **Tertullian**, der eben ſo weiſe als fromme Kirchenvater, ſagt: »Kein Geſetz iſt nur ſich allein das Bewußtſein ſeiner Gerechtigkeit ſchuldig, ſondern auch Denen, von welchen es Gehorſam verlangt. Verdächtig übrigens iſt das Geſetz, welches nicht will, daß es geprüft werde; unredlich aber, wenn es, nicht gut befunden, dennoch fortbeſteht.«

Jeſuitica.

Geſchichtliche Miscellen zur Charakteriſtik dieſes Ordens.

.†. Der Stifter dieſes ehrwürdigen Ordens, Don Inigo von Loyola (geb. 1491), ſchrieb ein Buch von 24 Bogen über die heilige Dreifaltigkeit, die ihm leibhaftig erſchienen war.

.†. Die Jeſuiten wurden des Papſtes Leibgarde und vom Advokaten Servin die Janitſcharen Seiner Heiligkeit genannt. Pater Abraham a Sancta Clara hieß ſie das fünfte Rad am Wagen der Kirche.

.†. Sie ſelbſt ſagten: Wer in einer Kirche der Geſellſchaft Jeſu fünf Vaterunſer und fünf Ave Maria betet und alsdann beichtet, kann 23,000 arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien oder hundert Jahre Ablaß ſeiner Sünden erhalten und während dieſer Zeit nicht weniger als 15,000 Todſünden begehen. (F. Nicolai's Reiſen, 5ter Band, Seite 94)

.†. Der franzöſiſche Juriſt Etienne Pasquier machte folgendes Diſtichon:

„Si itis cum Jesu — itis non cum Jesuitis,
Si cum Jesuitis, non cum Jesu — itis.“

.†. Folgende Jeſuiten haben Königsmord gepredigt: Petit, Guarat, Guignard, Mariana, Santarell, Bauny, Hereau, Escobar, Buſenbaum, Amicus, Leſſius, Suarez, Becan, Jouvency und Stattler.

.†. Der engliſche Jeſuit Garnett war der Urheber der gegen König Jacob I. gerichteten Pulververſchwörung.

.†. Der belgiſche Jeſuit Balthaſar Gerard war der Mörder des Prinzen Wilhelm von Oranien.

.†. Der franzöſiſche Jeſuit J. Girard wagte im Jahre 1731 unter dem Vorwande der Abſolution die ſchöne Cadière im Beichtſtuhle zu ſchänden.

.†. Der portugieſiſche Jeſuit Malagrida, Beichtvater Josephs von Portugal, wurde als Urheber des Mordverſuchs gegen das Leben des Königs hingerichtet.

.†. Papſt Innocenz XI. verdammte im Jahre 1679 in einer Bulle 65 anſtößige moraliſche Sätze (**propositiones laxórum moralistarum**), die aus den Schriften von Suarez, Buſenbaum, Escobar und Bauny gezogen waren.

.†. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo dieſer ehrwürdige Orden den höchſten Gipfel ſeiner Macht erſtiegen hatte, beſaßen die Jeſuiten — es gab deren damals 22,589 ordentliche Mitglieder — 24 Profeßhäuſer, 335 Reſidenzen, 273 Miſſionen, 176 Seminarien, 61 Probationshäuſer, 669 Collegien, vertheilt in 39 Provinzen.

.†. Der Jeſuit Pierre Bouhours warf in allem Ernſte die Frage auf, ob es möglich ſei, daß ein Deutſcher auch Dichter ſein könne?

.†. Der Jeſuit Harduin hielt den größten Theil der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker für unächt und behauptete, die angeblichen Werke derſelben ſeien von Mönchen des Mittelalters verfaßt worden.

.†. Der Jeſuit Franz Sacchini hatte nur zwei Federn, mit denen er ſieben Jahre lang alle ſeine Werke ſchrieb.

.†. Der Jeſuit P. Garzäus glaubte, die Flöhe der Frauen wären Teufel, die ihnen ankleben.

.†. Der Jeſuit P. Raynaud hielt ſieben Predigten über den Buchſtaben O. **(Bayle's „Dictionnaire historique", article Renaud.)**

.†. Der Jeſuit Meneſtrier hatte ein ſo koloſſales Gedächtniß, daß er achthundert der ſinnloſeſten Wörter, welche die Königin Chriſtine von Schweden in ſeiner Gegenwart aufſchreiben ließ, in und außer der Ordnung auswendig herzuſagen wußte.

.†. Der todtkranke Jeſuit Johann Wallis erbat ſich erſt von ſeinem Rector die Erlaubniß zum — Sterben. (Pelzels Schriftſteller aus dem Jeſuiten-Orden, Seite 85.)

.†. Der Jeſuit N. Lansberg ſchrieb: »Ich möchte mich anſpeien, daß mich ein Weib geboren hat.« (Pfefferkorns „Thüringiſche Geſchichte", S. 67.)

.†. Folgende Jeſuiten haben ſich in ihren Schriften gerühmt, als keuſche Junggeſellen geſtorben zu ſein: Mariana, Coſter, Cotton, Gonzaga und Sanchez. Letzterer iſt Verfaſſer des berüchtigten Werkes **„de matrimonio"**.

.†. Der ſpaniſche Jeſuit Hurtado de Mendoza erklärte, man brauche den lieben Gott jährlich nur ein Mal zu lieben. (**Maximes politiques du Pape Paul III., Lahaye 1716.**) Der Jeſuit Connich und Henriquez gingen noch weiter und behaupteten, es ſei hinreichend, ihn alle drei oder vier Jahre ein Mal zu lieben. (**Escobar „Theologia moralis", Tractat. I. Except. 2. Tractat. V. Except. 4.**)

.†. Der Jeſuit Bernhard Leſſius ſagt ſogar, man ſei niemals verbunden, Gott zu lieben. Die Jeſuiten hielten dieſen Biedermann ſo hoch, daß ſie einen ſeiner Schreibfinger weihten und ihn den Beichtenden zum Küſſen darreichten (**Courtois, vita Lessii, Brux. 1688. Morhofs „Polyhistor", Tractat. III, cap. 14. §. 60.**)

.†. Der Jeſuit Cornelius a Lapide bewies aus Capitel XIV. Vers 20 der Offenbarung Johannis, daß die Hölle

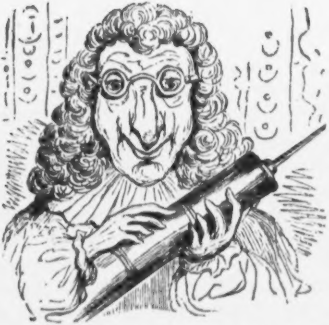
1600 Stadien oder 200 italieniſche Meilen tief und eben ſo breit ſei.

.†. Eine Weiſſagung des Jeſuiten Franciscus Borgia lautet: »Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, wie Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder emporſchwingen.«

Dieſe unheilvolle Prophezeiung ſcheint jetzt mehr und mehr in Erfüllung zu gehen.

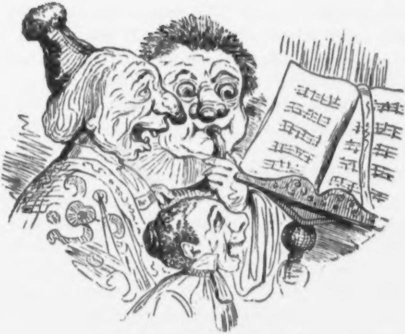
Parodien.

I.



»Hand in Hand mit Dir, ſo fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken!«

II.



Heil Dir im Siegerkranz,
Herrſcher des Vaterlands,
Heil, König, Dir!

Puſchkin.

1.

„Ego ludendi artificia delexisse, non ludum valde exercuisse laudarem."
Leibnitz.

Zu allen Zeiten haben die tiefſten Denker, die größten Philoſophen und ausgezeichnetſten Mathematiker die ſogenannten Haſard-Spiele, in welchen Glück, Zufall, blindes Ungefähr entſcheidet, in den Kreis ihrer gelehrten Forſchungen gezogen, dieſe Spiele zum Gegenſtande arithmetiſcher Berechnungen gemacht und an die Möglichkeit gedacht, die willkürlichen Launen des Zufalls auf die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit zurückzuführen.

Der große **Leibnitz**, der in ſeiner Abhandlung über ein chineſiſches Spiel*) die Bemerkung macht, daß die Menſchen in keiner Sphäre ſich ſinnreicher, als in der Erfindung der Spiele gezeigt, Montmort in ſeinem geiſtreichen „Essai d'analyse sur les jeux de hasard“ (Par. 1712); Bernoulli in ſeinem gelehrten Werke „de arte conjectandi“ (Berol. 1713); Barbeyrac in ſeinem ſtellenweiſe langweiligen, aber oft tiefſinnigen „traité du jeu“ (Par. 1738); Moivre in ſeiner ſcharfſinnigen „doctrine of chances“ (Lond. 1738); Duſſaulx in ſeiner intereſſanten Abhandlung „de la passion du jeu“ (Par. 1779, 2 Bde.); Bicquilley in ſeinem tiefdurchdachten „Calcul des probabilités“ (Par. 1787)*); Hindenburg in ſeiner Sammlung „combinatoriſch-analytiſcher Abhandlungen“ (Leipz. 1800); Vieth in ſeinen leſenswerthen „Betrachtungen über das Spiel“ (Elberf. 1815); vor allen Andern aber Laplace in ſeiner Alles erſchöpfenden „Théorie analytique des probabilités“ (Par. 1816) und in ſeinem höchſt anziehenden „Essai philosophique sur les probabilités“ (Par. 1819)**), haben die Chancen des Zufalls — Zufall iſt die offenbare Folge einer uns unbekannten Urſache — in den Karten-, Würfel- und Lottoſpielen zu berechnen und wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnes feſtzuſtellen verſucht.

---

*) Im erſten Bande der Memoiren der Berliner Akademie.

Was dieſe und andere Herren nicht Alles berechnet haben!

Profeſſor Vieth, der die Zahl aller möglichen Combinationen der 52 Kartenblätter berechnet, hat ein Facit von 80 Undecillionen, 658,175 Decillionen, 103.516 Nonillionen, 460,331 Octillionen, 660,636 Septillionen, 866,403 Sextillionen, 766,923 Quintillionen, 289,505 Quadrillionen, 440,883 Trillionen, 277,824 Billionen, keine Millionen und keine Einzelne herausgebracht.

---

*) Deutſch von Rüdiger (Leipz. 1788).

**) Deutſch von Tönnies (Halberſt. 1819).

Wenn die tauſend Millionen Menſchen, die unſere Erde bewohnen, nichts weiter thäten, als Karten miſchen und Jeder in jeder Secunde eine neue Stellung hervorbrächte, ſo würden in einem Jahre doch nur 31,566 Billionen, 928,000 Millionen Stellungen zu Stande kommen. Und wenn die Erde in 6000 Jahren, von Anbeginn an, ſo bevölkert geweſen wäre wie jetzt, ſo würde die ganze Menſchheit jetzt erſt an der 190ſten Trillion arbeiten und hätte alſo noch ein gut Stück Arbeit übrig, um die Unzahl aller möglichen Stellungen zu erſchöpfen.

Ein Anderer berechnete, daß die 13 Karten, die jeder der vier Spielenden im Whiſt erhält, nicht weniger als 607,440,239,600 verſchiedenartige Spiele zulaſſen.

Ein Dritter ſchrieb einen großen Folianten, worin er in 1024 Taillen dem **Trente-et-un**-Spieler Anweiſung ertheilte, auf welche Weiſe er ſtets gewinnen müſſe. Um dieſe Berechnung aufzufinden, hatte er die Geduld gehabt, 600,000 Taillen mit ſich ſelbſt zu ſpielen, die aus ungefähr 1 Million 660,000 Abzügen beſtanden, eine Arbeit, an deren Ausführung er vier volle Jahre ſeines Lebens vergeudet hatte.

Laplace ſtellte in ſeinem „**Essai philosophique des probabilités**“ eine Berechnung an, nach welcher ſich die Wahrſcheinlichkeit herausſtellt, daß nach 65,767 Ziehungen jede beliebige Quinterne gewonnen werden muß.

Leider haben aber unzählige Erfahrungen bewieſen, daß die Chancen des Zufalls außerhalb des Bereiches aller menſchlichen Berechnungen liegen.

2.

Zu jenen Narren, die durch Berechnung eine Formel herausfinden wollten, nach welcher man im Pharo jederzeit gewinnen müſſe, gehörte auch Alexander Puſchkin, Rußlands Lord Byron, der berühmte Sänger des berühmten Gedichtes „Rußlan und Ljudmila“ und einiger andern Dichtungen, durch die er ſich einen ehrenwerthen Platz im Andenken der Nachwelt errungen hat.

Puſchkin's Steckenpferd hieß Pharo. Nach ſeiner Anſicht gab es kein zweites Spiel, das bei ſo großer Einfachheit ſo viel verwickelte Schwierigkeiten darbiete, als das Pharo, das er „la crême de tous les jeux“ zu nennen pflegte. Er kannte keinen höhern Genuß, als Nächte hindurch an der Pharobank zu ſitzen, den Gang des Spieles zu beobachten, ſelber mitzuſpielen und den Zufall in die Schranken der Berechnung zu fordern. — Er hatte Alles geleſen, was über die Combinationen dieſes Spieles erſchienen war, und pikirte ſich immer mehr und mehr auf die Entdeckung einer ſogenannten Kabbala, mit deren Hilfe er Meiſter des Zufalls zu werden hoffte.

Wenn ſeine Freunde ihm Vorwürfe darüber machten, daß er an der grünen Tafel ſein Geld und ſeine Zeit verliere, wurde er unwillig und oft ſogar böſe.

— Gönnt mir doch auch eine Freude, gönnt mir doch auch einen Zeitvertreib, ſagte er. Ich halte mir weder Pferde, wie Thaddäus, noch Maitreſſen wie Nicanor. Ich bin kein Praſſer, bin kein Säufer und lebe ſo einfach, wie ein Trappiſt. Ein einziges Frühſtück koſtet Euch mehr, als mich der Tafel-Aufwand einer ganzen Woche.

— Dafür, erwiderte Thaddäus, verlierſt Du auch in einer einzigen Nacht mehr, als Mancher von uns in einem Monat verbraucht.

— Und wen geht das etwas an? Bin ich Jemandem von Euch etwas ſchuldig? Ich arbeite und verdiene mehr, als ich brauche.

— Was Du bei Tag mit Deinen Verſen verdienſt, verlierſt Du Nachts am Pharotiſch, ſagte Nicanor.

— Ich bin freier Mann und als ſolcher keinem von Euch Rechenſchaft ſchuldig.

— Die verlangen wir auch nicht; wir warnen und bitten Dich nur, Deine Leidenſchaft zu zügeln.

— Habe ich es je gewagt, die Deinige zu zügeln? Haſt Du, Thaddäus, je gehört, daß ich Dir Vorwürfe gemacht, wenn Du Unſummen im Ankauf neuer Pferde vergeudet haſt? Cha, que fou a sa marotte.

— Deine Marotte aber iſt hundert Mal koſtſpieliger, als die meinige. Auch habe ich Etwas davon: ich habe einen Marſtall, der ſeines Gleichen in ganz Petersburg ſucht. Was aber haſt Du von Deinem Geld?

— Ich wollte Dir Deine Leidenſchaft gern verzeihen, ſagte Nicanor, fände ich, daß Du auch einmal gewönneſt. Aber ſo oft ich Dich geſehen, haſt Du, trotz Deiner untrüglichen Kabbala, jederzeit verloren. Ich kann nicht begreifen, wie es Dir Freude machen kann, allabendlich Dein Geld zu verſpielen.

— Wißt Ihr, was James Fox geſagt? „Nächſt dem Vergnügen, im Spiele zu gewinnen, giebt es kein größeres, als das: zu verlieren.“ Wenn ich immer gewönne, dann verlöre das Spiel allen Reiz für mich. Je mehr ich verliere, deſto größer wird die Luſt, zu gewinnen. Ach, Ihr wißt es nicht, welchen Genuß es gewährt, dem Zufall des Spieles Trotz zu bieten, welchen Genuß es gewährt, den Zufall zu zwingen, ſich in das Joch unſerer Berechnung zu ſchmiegen.

— Aber all' Deine Berechnungen trügen Dich, entgegnete Thaddäus, ſonſt würdeſt Du gewinnen müſſen.

— O, es kommt noch! Ihr werdet Euch überzeugen, daß ich mit Hilfe meiner Kabbala früher oder ſpäter die Bank ſprenge.

— Mit dieſer Hoffnung, meinte Thaddäus, tröſteſt Du Dich ſeit Jahren ſchon.

— Nur Geduld, ich bin noch nicht ganz hinter das Geheimniß gekommen.

— Thäteſt Du mir nicht leid, dann würde ich Dich auslachen, ſagte Nicanor.

— Ei, dann müßte ich Dich ja ſchon längſt ausgelacht haben.

— Und warum?

— Weil auch Du noch nicht hinter manches Geheimniß gekommen. Du haſt eine Liaiſon und glaubſt, ſie gehöre Dir, nur Dir allein an, während ich aus ganz guter Quelle weiß, daß die gute B... nicht blos Dich, ſondern noch einen Andern rupft.

— Und dieſer Andere? fragte Nicanor.

— Iſt unſer gemeinſchaftlicher Freund Anatole.

— Sprichſt Du Wahrheit?

— Frage ihn ſelbſt ... er wird es nicht leugnen ...

— Dann werde ich ihn fordern ...

— Mache was Dir gefällt.

— Und Du, Du wirſt mein Secundant ſein ...

— Meinetwegen.

— Leb' wohl, Alexander!

— Auf Wiederſehen, Freund Nicanor!

Der Betrogene rannte wüthend fort.

— Ei, wie indiscret! meinte Thaddäus.

— Er wollte mich auslachen ... ich mußte ihm beweiſen, daß die Reihe an mir ſei.

— Es wird Blut fließen ...

— Was liegt daran?

— Anatole wird Dich zur Rechenſchaft ziehen.

— Ich ſpiele Pharo und fürchte mich ſelbſt vor dem Teufel nicht.

Thaddäus zuckte die Achſel und ging.

3.

Am andern Morgen ſchlugen ſich Nicanor und Anatole, der keinen Grund einſah, ſeine heimliche Liaiſon mit Mlle. B... zu desavouiren, auf Piſtolen.

Anatole bekam einen Schuß in die Hüfte und mußte drei Monate das Zimmer hüten.

4.

Während dieſer Zeit arbeitete Puſchkin an ſeiner „Quelle von Baktiſchiſſarai,“ einem neuen Gedichte, wofür ihm ſein Buchhändler ein Honorar von fünf Silberrubel für jeden einzelnen Vers contraktlich zugeſichert hatte.

Die aufgehende Sonne fand den Dichter am Schreibpulte, die untergehende traf ihn an der Pharobank.

5.

Eines Abends — es war während der ſogenannten Butterwoche, der ruſſiſchen Carnevals-Zeit — wollte er ſein Glück einmal zur Abwechslung am Roulette-Tiſch auf die Probe ſtellen. Er hatte, um von den Croupiers nicht erkannt zu werden, einen ſchwarzen Domino umgeworfen und zehntauſend Rubel in Banknoten zu ſich geſteckt, um mit dieſem Gelde eine große Scharte, die er am vorigen Abende von der Pharobank davongetragen, an der Roulette wieder auszuwetzen.

In demſelben Augenblick, als der ſchwarze Domino ſich auf der einen Seite des grünen Tiſches etablirte, ſetzte ſich auf der andern Seite, ihm gerade gegenüber, ein roſenfarbener Domino feſt.

Die beiden Spieler erregten bald die allgemeine Aufmerkſamkeit, nicht etwa darum, weil Beide **en masque** erſchienen (denn außer ihnen nahmen noch andere Masken am Spiele Theil), ſondern blos darum, weil der Eine immer das Gegentheil vom Andern beſetzte. Setzte der ſchwarze Domino ſein Geld auf Roth, dann ſetzte — man konnte wetten darauf — der rothe Domino eine gleiche Summe auf Schwarz, und ſo kam es, daß, wenn der Schwarze hundert Rubel verlor, der Rothe hundert Rubel gewann, und ſo umgekehrt. Beide Spieler hatten blos die Aehnlichkeit mit einander, daß jeder von ihnen ſtets nur eine der drei Chancen: **Rouge ou noire, paire ou impaire, passe ou manque,** keiner von Beiden aber eine Nummer, ein Quadrat oder eine Colonne beſetzte. Dann hatte Beider Spielweiſe nur noch die Aehnlichkeit, daß ſowohl der Eine, ſo oft er gewann, als der Andere, ſo oft er verlor, den Satz doublirte. Verlor z. B. der eine Domino vier Mal auf

Roth, gewann der andere Domino eben ſo oft auf Schwarz. Die Zuſchauer, die dies erſt nach und nach bemerkt hatten, fingen allmälig zu lächeln an, weil ſie ein gegenſeitiges Einverſtändniß zwiſchen Beiden vorausſetzten und der Meinung waren, daß das, was der Eine verliere, der Andere zurückgewinnen wolle; als ſie aber einſahen, daß der ſchwarze Domino nach und nach all' ſein Geld verlor und über ſein Unglück ſo wüthend wurde, daß er mit den Zähnen knirſchte, mit den Füßen ſtampfte und Flüche vor ſich hinmurmelte, während der rothe Domino hohnlachend das gewonnene Geld einſtrich, da wußten ſie nicht, was ſie von Beiden denken ſollten.

Puſchkin hatte bereits Alles bis auf die letzten fünfzig Rubel verloren. Fluchend warf er den Reſt ſeiner ganzen Baarſchaft auf die erſte beſte Nummer hin ... das Papiergeld flog auf Nummer 11. Eine Secunde ſpäter gewann Nummer 12, und Rußlands Lord Byron hatte nun auch den Reſt verloren und keine Kopeke mehr in der Taſche.

Wüthend ſchlich er zum Saale hinaus. Draußen im Vorzimmer trat der rothe Domino auf ihn zu.

— Wohin, Herr Puſchkin? fragte die Maske.

— Wie, Sie kennen mich?

— Natürlich kenne ich Sie und frage nicht umſonſt, wohin Sie wollen?

— Ich habe all' mein Geld verſpielt und will nach Hauſe, um mir neues zu holen.

— Deshalb brauchen Sie ſich nicht nach Hauſe zu bemühen. Hier ſind zehntauſend Rubel, die ich für Sie gewonnen habe.

— Für mich? Sie machen mich neugierig auf die Bekanntſchaft eines ſo großmüthigen Freundes. Wer ſind Sie, wenn ich fragen darf?

— Ich bin Nicanor, ſagte der rothe Domino, ſeine Larve abnehmend, und habe, als ich Dich an die Roulette treten ſah, die Vorſicht gebraucht, gegen Dich zu ſpielen und auf dieſe Weiſe Alles, was Du verloren haſt, für Dich zurück zu gewinnen.

— Du lieber, guter, edler Freund! rief Puſchkin, den dieſer ſchöne Zug wirklich gerührt hatte.

— Das Geld, Alexander, gebe ich Dir aber nur unter einer Bedingung zurück.

— Und unter welcher?

— Unter der Bedingung, daß Du mir verſprichſt, heute nicht mehr zu ſpielen; denn heute haſt Du Unglück, wie Du bereits bemerkt haben mußt.

— Du haſt Recht, Nicanor. Ich hatte heut noch mehr Guignon, als gewöhnlich. Heute — hier haſt Du Hand und Wort darauf — ſpiele ich nicht mehr.

— Nun wohlan, ſo nimm Dein Geld!

— Ich danke Dir, Nicanor. Wir wollen nun, wenn's Dir gefällt, ſoupiren.

— Nur hier nicht, ſagte Nicanor, ſeinen Freund fortziehend.

— Was macht Anatole? fragte Puſchkin, als Beide die Treppe hinabgingen.

— Es geht ſchon viel beſſer.

— Und wann darf er wieder ausgehen?

— Vielleicht ſchon morgen.

Puſchkin ſchwieg und Nicanor ebenfalls.

Bald darauf ſoupirten Beide bei F...

6.

An dieſem Abende hatte Puſchkin mehr als gewöhnlich getrunken. Die Folge davon war, daß er viel aufgeregter als ſonſt nach ſeiner Wohnung heimkehrte und ſich mehr als je nach Schlaf ſehnte. Aber ſeine Nerven waren von Spiel und Wein viel zu ſehr alarmirt, um ſich ſobald wieder beruhigen zu können. Er nahm deshalb — ganz gegen ſeine Gewohnheit — ein Buch zur Hand, um ſich gleichſam damit in den Schlaf hineinzuleſen.

Das Buch war Vieth's „Betrachtungen über das Spiel.“

Da ich annehmen darf, daß von hundert meiner Leſer vielleicht nicht zwei dieſes ziemlich ſeltene Werk beſitzen, ſo erlaube ich mir einige Aphorismen und Anekdoten daraus mitzutheilen:

— — — — — — — — — — —

„Welche Leidenſchaft iſt wohl mächtiger als das Spiel? Ein leidenſchaftlicher Spieler denkt in ſeiner Aufregung an nichts Anderes in der Welt, als an die Frage: Werde ich verlieren oder gewinnen? Während des Spielens vergißt er Hunger und Durſt. Vater Herodot erzählt, die Lydier hätten während einer großen Hungersnoth, die während der Regierung des Königs Atys ausgebrochen war, den einen Tag einzig und allein weiter nichts, als mit Würfeln geſpielt, um nicht an's Eſſen zu denken, den andern Tag vom Spielen ausgeruht und nur ſo viel Nahrung zu ſich genommen, um nicht zu verhungern; ſo hätten ſie es achtzehn Jahre hindurch getrieben, und keiner dieſer Spieler wäre dabei verhungert, Mancher aber aus allzugroßer Aufregung ſchwach geworden. — Niemand altert ſo ſchnell, als ein Spieler: im dreißigſten Jahre iſt er ein Greis."

„Hegeſilochus, Statthalter der Inſel Rhodus, würfelte mit den Vätern der Stadt nicht um Geld, ſondern um Frauen."

— — — — — — — — — —

„Auch die alten Deutſchen waren unermüdliche Würfler. Sie ſpielten, wie Tacitus erzählt, um Hab und Gut und endlich, wenn ſie Alles verloren hatten, um ſich ſelbſt."

— — — — — — — — — —

„Schon Juvenal räumt im hundertvierundſiebzigſten Vers ſeiner neunten Satyre dem Haſardſpiel einen Platz vor dem Ehebruch ein:

„. . . . . alea turpis
Turpe et adulterium."

— — — — — — — — — —

„Wären die Israeliten," ſchreibt Vieth, „wie vom König Pharao auch vom Pharo-Spiel tyranniſirt worden, ſo hätte

Moſes, der ſie von Jenem befreite, ſie gewiß auch von dieſem zu befreien geſucht und auf das Gebot: Du ſollſt nicht tödten, das folgen laſſen: Du ſollſt nicht ſpielen, und auf das Gebot: Du ſollſt nicht ehebrechen, das folgen laſſen: Du ſollſt nicht ſtehlen. Denn wahrlich, ich glaube, daß mehr Zerrüttung häuslichen Wohlſtandes und häuslicher Zufriedenheit durch das Spiel herbeigeführt wird, als durch den Ehebruch, und daß mancher Spieler weit mehr den Galgen verdient, als mancher Dieb.“

— — — — — — — — — —

„Pharo! Wo iſt ein Spiel wie dieſes? Welche große Mannigfaltigkeit bei dieſer hohen Einfachheit! Und beſteht nicht darin nach allen Lehrbüchern der Aeſthetik das Weſen der Vollkommenheit? Pharo iſt alſo ein vollkommenes Spiel. Und daher kommt es auch, daß es, wie die Kunſt der Chineſen, immer auf einer und derſelben Stufe blieb. Wie viel Veränderungen und Verkünſtelungen hat man nicht beim L'hombre, beim Whiſt, beim Schach verſucht? Du aber, o edles Pharo, bliebſt bei allen dieſen Revolutionen das, was Du Anfangs geweſen warſt. Immer der einfach erhabene Gang, rechts und links, wie beim Pendel einer Thurmuhr. Noch einmal, wo iſt ein Spiel wie dieſes!!!“

— — — — — — — — — —

„Wie ungeheuer am franzöſiſchen Hofe unter Heinrich IV. geſpielt wurde, kann man aus den Memoiren Baſſompierre's ſchließen. Es entſtanden eine Menge Spielhäuſer, welche „academies de jeu“ genannt wurden. Der Marſchall Baſſompierre gewann an manchem Abend hunderttauſend Thaler und ſtarb trotzdem in ſo ſchlechten Umſtänden, daß kaum der zwanzigſte Theil ſeiner Schulden bezahlt werden konnte.“

— — — — — — — — — —

„Rotrou, Verfaſſer des Trauerſpiels »Wenzeslaus« und ſiebenunddreißig anderer Theaterſtücke, ein Dichter, den der große Dichter des »Cid«, Pierre Corneille, ſeinen Vater und Lehrer genannt, war ein unbeſonnenes Kind, wenn's auf Spiel ankam. Er hatte einmal (vom Cardinal Richelieu) ein Geſchenk von dreihundert Louisd'or erhalten, die er, um ſie nicht zu verſpielen, an einem ſichern Orte unter Reisbündeln verſteckte. Aber ſchon in der andern Nacht mußte er ein Bund nach dem andern ausſchütteln, um ſeine Goldſtücke zuſammen zu ſuchen und — ſiehe da, er verlor ſie alle.“

— — — — — — — — — —

„Vincent Voiture, nach der Frau von Sevigné das Muſterbild des franzöſiſchen Briefſtyls, verlor einſt in einer Nacht tauſendvierhundert Louisd'or, und weil ihm nur ein Tag übrig blieb, um ſeine zum Pfand eingeſetzte Ehre wieder einzulöſen, ſchrieb er ſeinem Freunde Coſtar: »Schicken Sie mir, ich bitte Sie dringend, zweihundert Louis, die ich nothwendig brauche, um die Summe von tauſendvierhundert Louis, die ich geſtern verloren habe, heute bezahlen zu können. Sie wiſſen, lieber Freund, daß ich nicht minder auf Ihr Wort, als auf das meinige baue. Wenn Sie das Geld nicht haben, ſo leihen Sie es ſich und wenn Sie Niemanden finden, der es Ihnen leihen will, ſo verkaufen Sie Alles, ja ſogar Ihren guten Freund, Herrn Pauquet; denn ich muß durchaus zweihundert Louis haben.« Coſtar ſchickte ihm augenblicklich das verlangte Geld, beſchwor ihn aber bei allen Heiligen des Kalenders, ſeine Leidenſchaft endlich einmal zu bezähmen. — Voiture nahm ſich das Wort ab, eine Zeitlang nicht zu ſpielen. »Ich habe ſo gut wie Ariſtoteles eingeſehen,« ſchrieb er bald darauf ſeinem Freunde Coſtar, »daß das Spiel keinen Segen bringt und deshalb habe ich auch ſchon ſeit ſieben Monaten keine Karte angerührt; eine wichtige Neuigkeit, die ich Ihnen früher mitzutheilen vergeſſen habe.« Paul Peliſſon erzählt von Voiture, er hätte als reicher Mann ſterben müſſen, wäre er im Stande geweſen, ſeine Spielluſt beherrſchen zu können."

— — — — — — — — — —

„Auch Voiture's Freund, Jean Louis Guez de Balzac, war ein leidenſchaftlicher Spieler, der ſich einſt von ihm vierhundert Thaler zum Spielen lieh und ihm über das empfangene Darlehen einen Schein ausſtellte, worunter Voiture die Worte ſchrieb:

> »Ich beſcheinige hiermit Herrn von Balzac die Summe von achthundert Thalern ſchuldig zu ſein für das Vergnügen, das er mir dadurch bereitet hat, ſich vierhundert von mir geliehen zu haben«

und ihm den Schein zurückſchickte."

„Noble Spieler ſind in der Regel ſehr großmüthig, natürlich nur ſo lange, als ſie ſelbſt Etwas haben."

„Descartes, dieſer berühmte Philoſoph und Mathematiker, wurde frühzeitig durch den Reiz des Spieles verführt; ſo auch Michel de Montagne. Beide aber überwanden ſich; Beweis, daß dieſe Leidenſchaft nicht unbeſiegbar iſt.“

— — — — — — — — — —

„Paſchaſius Juſtus, einer der berühmteſten Aerzte Flanderns, war von der Leidenſchaft des Spieles ſo beſeſſen und doch von ihrer Schädlichkeit ſo ſehr überzeugt, daß er vierzig Jahre hindurch mit ſich ſelbſt im Kampfe lag. Er verfaßte mehrere lateiniſche Gebete, worin er Gott bat, ihn von dieſer Krankheit der Seele zu heilen. Er ſchrieb ſogar ein Werk gegen dieſe verderbliche Leidenſchaft, um ſich von ſeiner Leidenſchaft zu heilen. Die Cur ſchlug aber nicht an, denn er war einem ſchlechten Arzte — ſich ſelbſt — in die Hände gefallen. Ungeheilt und im höchſten Grade elend, ſtarb er um das Jahr 1598 zu ...., aber ſein Buch de alea, sive de curanda ludendi in pecuniam cupiditate (.... 1560) exiſtirt noch und wird von den Bibliomanen mehr geſucht, als manches beſſere Werk.“

— — — — — — — — — —

„Eine fromme Dame bekannte im Beichtſtuhle unter andern Sünden, daß ſie ſich zu ſehr dem Spiel ergeben habe. »Bedenken Madame,« ſprach der fromme Beichtvater, »wieviel koſtbare Zeit Sie mit dem elenden Kartenmiſchen verloren haben!« »Ich ſah das recht gut ein,« erwiderte ſie, »aber, ehrwürdiger Herr, gemiſcht müſſen ſie doch werden.«

„Zwei unglückliche Spieler ſaßen neben einander am Pharotiſche. »Wie können Sie ſo kaltblütig verlieren?« fragte Einer den Andern. »Kaltblütig?« wiederholte der Gefragte, »ſehen Sie her!« Dabei zog er ſeine Hand aus dem Buſen und zeigte ihm die blutig zerkratzte Bruſt.“

— — — — — — — — — —

Mehr als all' dieſe Anekdoten intereſſirte ihn eine Geſchichte, die ſich im Sommer des Jahres 1784 zu Aachen zugetragen hatte. „Unter den Badegäſten, die blos des Spielens halber von Frankreich herübergekommen waren, befand ſich ein Herr Namier de la Naudier, der, weil er einmal in einem uralten Jahrgange des **Journal des Savans** von 1679 Sauveur's Schlüſſel, das Baſſette-Spiel zu berechnen, gefunden hatte, auf den verrückten Einfall gerathen war, auch einen Schlüſſel zu den geheimnißvollen Schlöſſern des Pharoſpiels zu entdecken. Nach zehn Jahre langem Hin- und Herbrüten wollte er endlich eine genaue Berechnung, eine ſogenannte Kabbala gefunden haben, mit deren Hilfe er alle Banken der Erde zu ſprengen ſich dermaßen ernſtlich vornahm, daß er ſeinen kleinen Poſten als Privatſecretair bei einem der Miniſter aufgab und nun von einem Bade in's andere reiſ'te, um dort die Richtigkeit ſeiner Berechnung, die Unfehlbarkeit ſeiner Kabbala, auf die Probe zu ſtellen. Die erſte Probe mißlang, die zweite ebenfalls und ſo auch die dritte, vierte und fünfte. Er hatte bereits all ſein Geld, aber noch nicht alle Hoffnung verloren, denn er glaubte noch immer an ſeine perpendiculäre und trianguläre Formeln und überredete ſich, daß die Schuld, weshalb er nichts gewonnen habe, nicht an ſeiner Kabbala, ſondern blos daran lag, daß er nicht Geld genug gehabt, die Martingale — d. h. die jedesmalige Verdoppelung des frühern Einſatzes — bis zu dem Punkte zu treiben, auf dem ſeine Karte durchaus gewinnen müſſe. Wenn man aber bedenkt, daß die Summe der Progreſſion 1. 2. 4. 8. 16 32. 64. 128. 256. 512 ſchon bei der zehnten Karte 1023 beträgt, wenn man bedenkt, daß man, um einen einzigen Louisd'or, den man auf die erſte Karte geſetzt, zu gewinnen, bei Verluſt der zehnten Karte, wenn man bis zu dieſer ſeine Martingale verfolgt, 1023 Louisd'or zu verlieren wagt, ſo wird Jeder einſehen müſſen, daß jede auf Martingale beruhende Kabbala ein Unſinn iſt. Dieſer Narr aber wollte das durchaus nicht begreifen und ſo kam es, daß er eines Abends, nachdem er ſein letztes Geld verſpielt hatte, nach Hauſe ſchlich und ſich eine Kugel durch den Kopf jagte."

Nachdem Puſchkin dies geleſen hatte, warf er das Buch verdrießlich auf die Erde, löſchte die Lampe aus, ſchob ſich, vom Leſen ermüdet, auf die andere Seite hinüber und ſank bald darauf in feſten Schlaf.

7.

Dann und wann geſchehen noch Wunder. Wer daran nicht glauben will, der leſe, um ſich von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen, folgendes Geſchichtchen:

Urplötzlich ſtand dicht vor Puſchkin's Lager eine kleine, buckelige, auf allen Seiten eingekniffene, höchſt abenteuerliche Gnomen-Geſtalt, die, in ein aus den 52 Blättern des Kartenſpiels ſinnreich zuſammengeſetztes Gewand eingehüllt, ein ſchwarzes Zauberſtäbchen in der Hand hielt, das ſie ſo unſanft auf die Naſenſpitze des Schlafenden fallen ließ, daß er augenblicklich erwachte, weit die Augen aufriß und, durch den Anblick dieſer fremdartigen Erſcheinung mehr überraſcht als erſchreckt, die Frage ausſtieß:

— Wer da?

— Ich heiße Paroli, antwortete der Gnom, und habe die Ehre der Geiſt des edlen Pharoſpiels zu ſein. Ich weiß, Freund Puſchkin, daß Du ſeit Jahren Dich vergeblich abquälſt, eine Kabbala zu entdecken, durch die Du als unumſchränkter Souverain den wetterwendiſchen, rebelliſchen Zufall beherrſchen und ihn nach Deinem Willen gängeln kannſt, ich weiß, daß Du trotz aller Anſtrengungen, trotz aller Studien dieſe Kabbala, dieſes große Geheimniß, dieſen goldenen Schlüſſel noch immer nicht gefunden und deshalb ſchon viel Geld verloren haſt. Du thuſt mir leid, Freund Puſchkin; ich habe unlängſt Deine Gedichte geleſen und Dich und Deine Poeſie ſo lieb gewonnen, daß ich mich herabgelaſſen oder, richtiger geſagt, zu Dir hinaufbemüht habe, um Dir unter vier Augen die Auflöſung jenes geheimnißvollen Räthſels, das Dein ſchwacher Geiſt bisher nicht zu erforſchen im Stande war, jedoch nur unter der Bedingung mitzutheilen, daß Du mir zuvor Dein Ehrenwort giebſt, jenes große Geheimniß, das ich Dir entdecken will, keinem Andern zu verrathen, nur unter der Bedingung, daß Du den Schwur ablegſt, es ewig zu verſchweigen.

— Ich ſchwöre, rief Puſchkin mit feierlichem Tone.

— Nun denn, ſo höre! Das ganze Geheimniß der Kabbala, welche Du ſuchſt, beſteht darin, die Augen der drei erſten Abzüge oder ſechs erſten Karten zuſammenzuzählen. Das As gilt 1, die Zwei 2, die Drei 3 und ſo fort bis zur Zehn; Bube, Dame und König — merke Dir das genau, Freund Puſchkin — werden niemals mitgezählt. Beträgt nun die Summe der Augen der drei erſten Abzüge 32, ſo beſetzeſt Du die Drei und die Zwei; beträgt ſie 18, dann beſetzeſt Du das As und die Acht; beträgt ſie aber eine runde Zahl, z. B. 20 oder 30, dann ziehſt Du von dieſer Zahl die Augen der erſten Karte, die auf die Seite des Bankiers fiel, ab; war z. B. die erſte Karte eine Neun, dann ſubtrahirſt Du 9 von 30 und beſetzeſt die beiden Zahlen der Summe, welche Dir übrig geblieben iſt.

— Alſo, weil der Reſt 21 iſt, die Zwei und das As.

— Ganz recht, Freund Puſchkin. Iſt aber die erſte Karte, die auf die Seite des Feindes fiel, eine Zehn oder ein Bild, dann ziehſt Du von der runden Zahl die Augen der zweiten Karte; iſt auch dieſe eine Zehn oder ein Bild, die Augen der dritten, iſt dieſe wiederum ein Bild oder eine Zehn, die Augen der vierten, fünften oder ſechſten ab. Begreifſt Du das?

— Vollkommen, ſagte Puſchkin.

— Trifft es ſich aber, fuhr der Pharo-Geiſt fort, daß die

Summe der Augen der drei erſten Abzüge nur aus einer einfachen Zahl von 1 bis 9 beſteht, dann zählſt Du die Augen der nächſten Karte, welche auf die ſechſte folgt und kein Bild und keine Zehn iſt, hinzu und erhältſt dann, wenn z. B. die Summe der drei erſten Abzüge 8 und die ſiebente Karte eine Neun geweſen iſt, die Zahl 17 und beſetzeſt dann …

— Das As und die Sieben, fiel Puſchkin ein.

— Du begreifſt mich ganz vortrefflich, ſagte der kleine Kobold Paroli.

— Wie aber, wenn eine dieſer beiden Karten verliert?

— Dann doublirſt Du, Freund Puſchkin.

— Aber wie oft?

— Nur zwei Mal, denn das dritte Mal muß Deine Karte gewinnen; das eben iſt das Geheimniß; in der Regel gewinnt ſie aber ſchon das erſte Mal.

— Und was mache ich dann?

— Dann ſteckſt Du ruhig Deinen Gewinn ein und warteſt die neue Taille ab.

— Ich darf alſo in keiner Taille mehr als zwei Karten ſpielen?

— Mehr nicht, Freund Puſchkin. Befolgſt Du dieſe Kabbala, dann darfſt Du des Sieges jederzeit gewiß und feſt überzeugt ſein, daß Du auf dieſe Weiſe peu-à-peu alle Banken ruinirſt.

— Laß Dich umarmen, edler Schutzgeiſt, rief Puſchkin, im größten Taumel der Freude aus dem Bette ſpringend, um ſeinen Genius Paroli an's Herz zu drücken.

Der Geiſt aber war verſchwunden oder, beſſer geſagt, gar nicht da geweſen, denn Puſchkin — mein ſcharfſinniger Leſer wird das ſchon längſt durchſchaut haben — hatte dieſe wunderbare Geſchichte blos geträumt.

Aber dieſer Traum war ſo lebendig und die Anleitung, die ihm Gott Fantaſus gegeben, ſo einfach, daß Puſchkin, da er einmal aufgeſtanden war, ſich nicht wieder hinzulegen, ſondern die Lampe anzuzünden beſchloß, um jene Kabbala, die ihm der Gott der Träume gelehrt, ſofort auf die Probe zu ſtellen.

Er zog ſich ſeinen chineſiſchen Schlafrock an, holte raſch ein Spiel Karten herbei und fing mit ſich ſelbſt zu ſpielen an.

Und ſiehe da, die Kabbala traf wirklich ein. Im Verlauf einer Stunde hatte er gegen dreißig Taillen abgezogen und in allen Taillen jede der zwei durch Berechnung gefundenen Karten gewonnen.

Puſchkin konnte vor Freude nicht mehr einſchlafen. Er ſetzte ſich an ſein Schreibpult und vollendete in der „glücklichſten Nacht ſeines Lebens“ ſeine „Quelle von Baktiſchiſſerai“.

Gerade als der Hahn zum erſten Male zu krähen anfing, ſchrieb er den letzten Vers ſeines Gedichtes, das nun aus 600 Verſen beſtand, und da der Buchhändler ihm für jeden Vers fünf Silberrubel zugeſagt, ſo hatte Puſchkin jetzt Anſprüche auf 3000 Silberrubel.

Aber mehr als ſein Gedicht, mehr als das Honorar freute und entzückte ihn die geträumte Kabbala, die unfehlbar richtig war, denn ſie hatte durch dreißig Taillen die Probe beſtanden und ihn nicht ein einziges Mal im Stich gelaſſen.

Dann und wann, ſagte ich, geſchehen noch Wunder. Wer von Euch zweifelt noch daran???

8.

Puſchkin konnte den Abend nicht erwarten. Den ganzen Tag über hatte er nirgends Ruh noch Raſt.

Für Menſchen, die einem inhaltſchweren Brief, einem nothwendigen Beſuch, einem wichtigen Ereigniß entgegengehen, hat der Zeiger der Uhr etwas Peinigendes, weil er ſich ſo träge und ſchläfrig fortbewegt, daß ſie die Uhr oft an's Ohr legen, um zu ſehen, ob ſie vielleicht ſtehen geblieben ſei. Für Menſchen hingegen, die nichts zu erwarten haben, entflieht die Zeit mit ſolcher Haſt und Schnelligkeit, daß ihnen mancher Tag kürzer erſcheint, als Manchem eine Stunde. — Die Uhr, ſagt unſer großer Schiller, ſchlägt keinem Glücklichen; in dieſen Worten liegt mehr Sinn als in mancher Tragödie unſerer modernen Sophocleſſe. — Menſchen, welche beſtändig nach der Uhr ſchauen, ſind in der Regel nicht glücklich: es quält ſie eine geheime Unruhe, von der ſie ſich oft ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben wiſſen, eine Unruhe, die ſie von einem Orte zum andern fortſtachelt und ihnen nirgends das Glück ruhiger Behaglichkeit gönnt. Von zehn Menſchen, welche in einer Viertelſtunde fünf

Mal nach der Uhr ſehen, haben fünf eine Liebſchaft, drei ein Rendezvous und zwei ein böſes Gewiſſen.

Puſchkin, der, wie Jeder, welcher nicht von der Zeit abhängig iſt, oft wochenlang nicht ein Mal den Lauf ſeiner Taſchenuhr beobachtete, ſah an dieſem Tage häufiger als ein Verliebter nach ſeinem Breguet, trieb ſich länger als gewöhnlich auf der Alexander-Newsky-Perſpective umher, blieb, um die Zeit abzukürzen, vor jedem Bilderladen und vor jedem Auslagkaſten ſtehen, liebäugelte — was ſonſt auch gegen ſeine Gewohnheit war — mit allen hübſchen Pariſer Modiſtinnen, die hinter den Glasſcheiben der Putz-Ateliers mit ihren weißen Fingern Zwirn und mit ihren ſchwarzen ſündigen Augen Liebſchaften einfädelten, warf bald der Einen, bald der Andern einen Fingerkuß zu, dachte im Grunde aber an nichts Anderes, als an ſeinen reizenden Traum und ſeine untrügliche Kabbala, mit der er heute Abend die Bank zu ſprengen feſt entſchloſſen war.

Der Hunger trieb ihn endlich zu einem Reſtaurant. Er war eben damit beſchäftigt, ſich ſeine Lieblingsgerichte auszuwählen, als der wiedergeneſene Anatole in Begleitung ſeines Freundes Thaddäus eintrat. Beide ſetzten ſich an Alexander's Tiſch.

— Nun, wie geht's, Anatole? fragte Puſchkin.

— Gut, wie Du ſiehſt. Ich habe Dich ſeit dem Tage, an dem ich Nicanor's Herausforderung erhielt, leider nicht geſehen. Du biſt mir Rechenſchaft ſchuldig, weshalb Du mich mit Nicanor zuſammengehetzt haſt.

— Ich glaubte Euch Beiden dadurch einen Dienſt zu erweiſen. Jeder von Euch glaubte ſich allein von ihr geliebt; ich habe Euch bewieſen, daß ſie Euch Beide hintergangen, getäuſcht und betrogen hat.

— Nicanor und ich, wir haben ihr den Laufpaß gegeben und ſind Dir in der That verpflichtet dafür, daß Du uns die Schuppen von den Augen geriſſen haſt; aber deſſen ungeachtet blieb es immer eine Indiscretion von Dir ...

— Du ſcheinſt Luſt zu haben, eine Kugel mit mir zu wechſeln ...

— Heute Abend erwarte ich Dich ...

— Morgen, ſo früh es Dir beliebt, aber nur heute Abend nicht.

— Hat Freund Puſchkin ein Rendezvous? fragte Thaddäus.

— Und was für eins! rief der Dichter, entzückt die Spitzen ſeiner Finger küſſend.

— Dann will ich Dich nicht abhalten, morgen früh aber? ...

— Treffen wir uns an dem uns bekannten Orte.

— Abgemacht, ſagte Anatole.

— Sie aßen, tranken, plauderten zuſammen, und ſo verſtrich die Zeit. Puſchkin ſah auf die Uhr: es war Sechs vorüber.

— Ich muß Euch nun verlaſſen. Lebt wohl!

— Auf Wiederſehen morgen früh! ſagten die Freunde.

Puſchkin eilte von hier nach ſeiner Wohnung, ſteckte ein Portefeuille mit 12,000 Silberrubeln in Banknoten und außerdem ſein Gedicht und ſeinen Contract zu ſich, weil er ſeinen

Verleger, der zu den Stammgäſten der Spielbank gehörte, dort zu finden überzeugt war.

Mit dem Glockenſchlage Sieben pflegt das Spiel dort ſeinen Anfang zu nehmen. Puſchkin war einer der Erſten, die ſich an der grünen Wieſe, auf welcher die verlockenden Goldlämmer weiden, in der Hoffnung einſtellten, die ganze Heerde ihrem Hirten zu entführen. Gewinnen mußte er, dafür bürgte ſeine untrügliche Kabbala.

Die drei erſten Abzüge der erſten Taille betrugen zweiunddreißig; er beſetzte die Drei und die Zwei — und beide Karten gewannen. In der zweiten, dritten, vierten und fünften Taille gewann er ebenfalls; er hatte auf jede der zehn Karten hundert Rubel geſetzt und in fünf Taillen bereits tauſend Rubel gewonnen; das beſtärkte noch mehr ſeinen Glauben an die Unfehlbarkeit ſeiner Kabbala und er ſetzte nun in der ſechſten Taille auf jede der beiden Karten fünfhundert Rubel. Die Eine — das As — gewann ſchon nach dem dritten Abzuge; die Andere — eine Sechs — verlor ... er doublirte ... ſie verlor ... er doublirte wiederum ... ſie verlor abermals; in dieſer Taille hatte er alſo auf die Sechs dreitauſendfünfhundert Rubel verloren.

— Teufel! rief er aus; ich muß mich im Addiren geirrt haben, ſonſt wäre es ja gar nicht möglich, daß ich dreimal darauf hätte verlieren können. Sagte nicht mein Pharogeiſt: Das dritte Mal muß Deine Karte gewinnen! Die Schuld lag alſo nur an mir und nicht an Freund Paroli. **Mais ça ne** fait rien! Jetzt will ich beſſer aufpaſſen und mich im Zuſammenzählen nicht irren.

Drauf ſetzte er auf jede der beiden Karten wieder fünfhundert Rubel. Diesmal hatte er ſo richtig gezählt, daß Beide durchaus gewinnen mußten; aber ſiehe da, Beide verloren ... er doublirte und doublirte wiederum und ſie verloren beide Male, und Puſchkin hatte nun in dieſer einzigen Taille ſiebentauſend Rubel eingebüßt. Ein Blick in ſein Portefeuille belehrte ihn, daß er nur noch dreitauſend Rubel hatte.

— Himmel und Hölle, ſollte ich mich abermals geirrt haben? Nein, bei allen Teufeln, ich habe mich nicht geirrt! Noch ein Mal will ich auf dieſe Weiſe mein Glück verſuchen, ſagte er, und ſetzte auf jede der beiden Karten abermals fünfhundert Rubel. Die Erſte gewann ... die Zweite verlor ... er doublirte ... ſie verlor; er doublirte abermals und ... ſie verlor wiederum und nun waren ſeine letzten dreitauſend Rubel beim Teufel oder, was ziemlich daſſelbe iſt, beim Bankier.

— Sollte der Traum mich nur geäfft haben, ſollte die Kabbala, die er mir gelehrt, eben ſo unhaltbar, eben ſo trüglich als jede andere ſein? Ich will, ob ich gleich keinen Rubel mehr in meiner Taſche habe, doch noch ein Weilchen den Lauf des Spieles beobachten, um zu ſehen, ob ich, würde ich ſo weiter fortgeſpielt haben, gewonnen oder verloren hätte.

Und ſiehe da, jetzt, wo er die Karten nicht mehr beſetzte, gewannen ſie Schlag auf Schlag in ſechs aufeinander folgenden Taillen, und Puſchkin war nun ſo wüthend, daß er, hätten es Sitte und Anſtand erlaubt, gern aus der Haut gefahren wäre.

— Hätte ich das Spiel fortſetzen können, ſo würde ich jetzt die Hälfte meines ganzen Verluſtes zurückgewonnen haben. Himmel, wo treibe ich ſchnell Geld auf, um weiter ſpielen zu können.

Der Zufall führte in demſelben Augenblick den Buchhändler des Herrn Puſchkin wie einen **Deus ex machina** an die Spielbank.

Der Dichter hatte ihn kaum erblickt, als er ihn geheimnißvoll bei Seite zog.

— Gut, daß ich Sie finde. Ich habe heute Morgen mein Gedicht vollendet ... zufällig habe ich es bei mir ... hier iſt es ...

— Gut, gut, morgen in früheſter Frühe wandert es in die Druckerei, die es ſchon vor acht Tagen erwartet hat. Wieviel Verſe enthält das Ganze?

— Gerade ſechshundert.

— Nun, wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo können Sie morgen früh das Honorar dafür in Empfang nehmen.

— Hören Sie, Freund, ich muß die dreitauſend Rubel noch heute und zwar jetzt gleich haben.

— Ei, glauben Sie etwa, daß ich mit dem Manuſcript, ohne es bezahlt zu haben, davonlaufen werde? Wofür halten Sie mich, Herr Puſchkin?

— Ich halte Sie für einen lieben, guten, charmanten, äußerſt honnetten Mann, dem ich tauſendmal mehr als dieſe lumpigen dreitauſend Rubel anvertrauen würde, wenn nicht der Fall eingetreten wäre, daß ich ſie in dieſem Augenblick dringender als jemals brauche ...

— Und wozu, wenn es erlaubt iſt zu fragen?

— Zum Spielen, verehrter Freund. Das Schickſal iſt mir Revanche ſchuldig ... in zwei Stunden habe ich hier zwölftauſend Rubel verloren, ich muß verſuchen, meinen Verluſt zurückzugewinnen.

— Thun Sie das, ſagte der honnette Mann.

— Ich habe aber kein Geld bei mir und eben deshalb Sie erſucht, mir das Honorar jetzt gleich auszuzahlen.

— Ei, hätten Sie mir das gleich geſagt, ſo würde ich kein Wort darüber verloren haben. In ſolchen Fällen ſteht Ihnen meine ganze Brieftaſche zu Gebote. Ich bitte, bedienen Sie ſich ihrer ſo, als ob ſie die Ihrige ſei; nehmen Sie ſich, ſo viel Sie wollen, ſagte der äußerſt charmante Buchhändler, ihm das mit Banknoten angefüllte Portefeuille hinreichend.

— Ich nehme mir nur mein Honorar, erwiderte Puſchkin, nahm ſeine dreitauſend Rubel und gab ihm dann die Brieftaſche zurück.

Welch ein lieber, charmanter, gefälliger Verleger! wird mancher Autor rufen, dem in ſeiner Praxis ſolch ein weißer Rabe vielleicht noch nicht vorgekommen iſt. Aber übereilt Euch nicht mit Eurem Lobe. Damals wußte Puſchkin noch nicht, was er bald darauf erfuhr, damals wußte er noch nicht, daß ſein Verleger ein Theilnehmer der Spielbank war und Manches, was er im Buchhandel und an Schriftſtellern verlor, hier zehnfach von ihnen und Andern zurückgewann. Er ſah es gern, wenn Herr Puſchkin ſpielte; wußte er doch, daß er in der Regel immer Unglück hatte! —

Mit neuen Geldmitteln ausgerüſtet eilte Alexander wieder zum Pharotiſch, wartete hier die neue Taille ab, addirte dann die erſten drei Abzüge und beſetzte jede der zwei Karten wieder mit fünfhundert Rubeln. Zehn Minuten ſpäter war das ganze Honorar wieder beim Teufel und theilweiſe bei ſeinem Verleger.

Puſchkin war reich genug, um einen Verluſt von fünfzehntauſend Rubeln leicht verſchmerzen zu können. Mehr als das verlorene Geld kränkte und ſchmerzte ihn die fehlgeſchlagene Hoffnung, eine Kabbala geträumt zu haben, die er für unfehlbar gehalten und die ihn ſo ſchändlich geäfft hatte.

— Der Teufel hole den Gott der Träume! rief er aus und ging mißvergnügt nach Hauſe.

Hier fand er folgendes Billet:

— Da auf morgen eine Landparthie nach Jelagin verabredet worden iſt, ſo erſuche ich Dich, das Duell auf einen andern Tag zu verſchieben und die Parthie mitzumachen. Um eilf Uhr werde ich Dich mit meinem Wagen von Deiner Wohnung abholen.

Dein Anatole.

Puſchkin ging gleich darauf zu Bette.

9.

Die Moral dieſer Erzählung läßt ſich in drei Sätze zuſammendrängen:

a.

Verlaſſe Dich nicht auf Träume.

b.

Glaube an keine Kabbala.

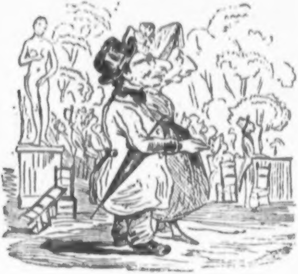
c.

Spiele überhaupt nicht Pharo.

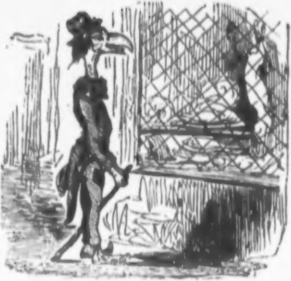
Illuſtrirter Schlachtgeſang
der pomareſiſchen Leibgarde.

Melodie: Gott grüß Dir, Bruder Straubinger,
Mir freut, daß ich Dir ſehe.

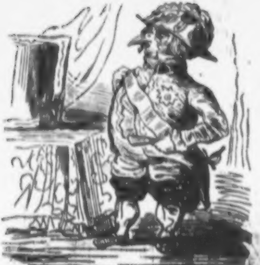
Ein Mann, der eine Pfeife raucht,
Kann nie nich imponiren;
Wenn Eener eene Fuhre braucht,
So muß er tüchtig ſchmieren.



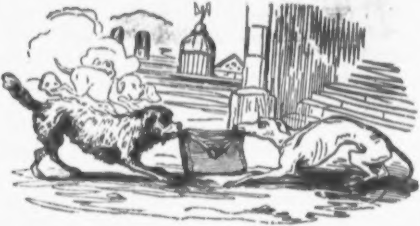
Im Winter iſt das Wetter kalt,
Aus Leder macht man Schuhe,
Die jüngſten Mädchen werden alt
Und . . . Bürgerpflicht iſt Ruhe.



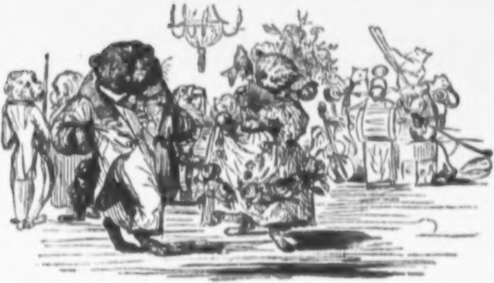
Wer weiß noch, was mich treffen ſoll
Auf dieſer Pilgerreiſe,
Man nehme nur das Maul recht voll
Bei Rede, Trank und Speiſe.



Die längſten Zeiten werden kurz,
Und Grün ſpielt oft ins Blaue,
Den Helden ſelbſt bedroht der Sturz,
Daß man ſich d'ran erbaue.



Wenn Du Dich ſo entſchieden haſt,
Dann kannſt Du ruhig ſchlafen;
Es trägt der Eſel ſeine Laſt,
Und Wolle wächſt auf Schafen.



Drum kämpfe rüſtig weiter fort,
Bis Dir der Lorbeer lächelt,
Du findeſt Ruh an keinem Ort,
Bis Dich das Grab umfächelt.

Theekeſſelchen.

(Parabel.)

Da ſtehſt Du vor mir, Du kleines, waſſergefülltes Theekeſſelchen, worin mein Pecco ſiedet.

Ich rauche meine Amaryllos und ſchaue in die kleine, harmloſe Flamme, die Dir (Du armer Theekeſſel!) den Kopf dergeſtalt warm macht, daß Du vor Zorn zu glühen, zu ſchwitzen und zu rauchen anfängſt.

Von allen Leidenſchaften, kleines Theekeſſelchen, iſt der Zorn die trivialſte ... Zorn verräth den Plebejer.

Wie kannſt Du, waſſergefülltes Theekeſſelchen, ſo einfältig ſein, über Spiritus in Zorn zu gerathen?

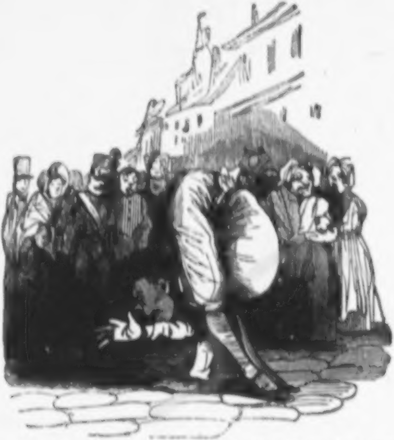
Was iſt Spiritus?

Spiritus iſt Geiſt, und Geiſt, liebes Theekeſſelchen, iſt eine Eigenſchaft, die Deines Gleichen freilich nur vom Hörenſagen kennt.

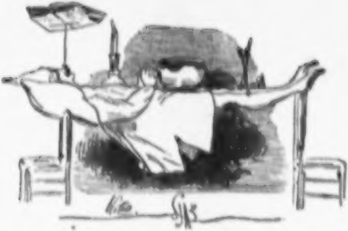
Du läufſt über vor Zorn! Mäßige Dich, mein Theekeſſelchen. Zorn iſt nicht nur gemein, ſondern auch ungeſund: es giebt Beiſpiele, daß viel größere Theekeſſel, als Du, durch Zorn und Neid ſich dergeſtalt echauffirt haben, daß ſie zerſprungen ſind.

Mäßige Dich, mein Theekeſſelchen, bald löſche ich die Flamme, die Deine Eingeweide erhitzt, dann gieße ich das, was in Dir gekocht hat, in meine japaniſche Taſſe, dann biſt Du wieder hohl, wie Du früher warſt, Du armes, obſcures Theekeſſelchen!

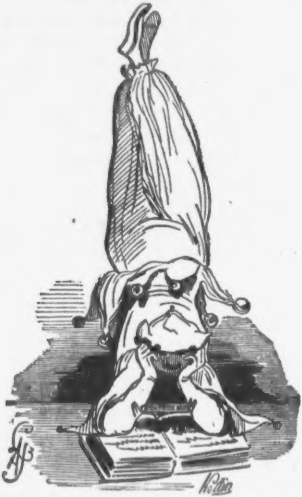
Etuden eines Clown.



Wie Clown ſeinen Kopf durch die Beine ſteckt und ſich beim Publikum für den eingeernteten Beifall bedankt.



Wie Clown ganz bequem auf ſeinen Lorbeeren und zwei Rohrſtuhllehnen ausruht.



Wie Clown alle zehn Bände des „ewigen Juden“ von Anfang bis zu Ende lieſt, ohne die Geduld und das Gleichgewicht zu verlieren.

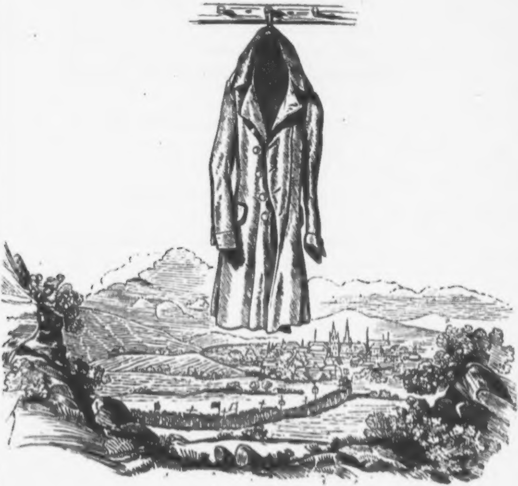
Die ſtreitenden Röcke.

Gedicht mit erklärenden und ſehr belehrenden, vom Verfaſſer
gezeichneten Holzſchnitten.

Nebſt einem hiſtoriſch-kritiſchen Anhange.

Von

S. Zed.



Von meinen Röcken iſt mir keiner lieber,
Als juſt mein alter, guter, ſel'ger Biber,
Mein treuer Freund im Leide wie im Glücke,
Er iſt für mich ein heilig Kleidungsſtücke.
Und ſelig heißt er, weil in ſel'gen Tagen
Ich einſt den blauen Biber hab' getragen,
Theils, weil ein ſonderbarliches Geſchicke
Ihn kurze Zeit entzogen meinem Blicke.
Ich hab' ihn wieder, trag' ihn an dem Herzen;
Doch wo er war? — Er pfleget nicht zu ſcherzen,
Drum könnt Ihr's glauben ſeinem Biberworte —
Laßt ihn das ſelbſt erzählen. — Immer forte!

Der Biber.

Ich hing gar lang' in Deinem Kleiderſchranke,
Wo ich zum Zeitvertreibe Motten fing,
Da kam auf einmal mir der Prachtgedanke:
»Wie, wenn ich mal allein auf Reiſen ging'?!«

Ich ſuchte gleich in allen ſieben Taſchen,
Da fand ich noch von Dir ein Reitbillet
Zum Lieblingspferde Pegaſus, dem Raſchen,
Gleich ſaß ich auf. »Nach Rom, Du wirſt zu fett!«

Gleich war ich da. O Glanz von allen Städten! —
Da dacht' ich denn, »wie amuſirt man ſich?«
Was kann man beſſer thun in Rom, als beten;
Fort zu Sanct Petern ging's andächtiglich.

Ich kniete nieder. — Andere Geſchöpfe
Gar nicht zu ſeh'n, und ſtille war's umher;
Zum Roſenkranze braucht' ich meine Knöpfe —
Da kam ein Lärm mir plötzlich in die Quer.

Und eine Stimme hört' ich klar und helle:
»Collegen Röcke, heute, wie Ihr wißt,
Sind wir gekommen, um an heil'ger Stelle
Zu ſchlichten, wer von uns der wahre iſt.«

Ich duckte mich und hörte zu vom Weiten
Die heil'gen Röcke um den Vorrang ſtreiten.

Erſter Rock (ſingt):

Mel.: Bin ich nicht ein geſchlagener Mann? Jurivallarala! Jurira!

Bin ich nicht der rechte Rock?
Beſſer als ein ganzes Schock,
Beſſer als der ganze Plunder,
Denn ich thu' noch heute Wunder.

Halte mich der Herr nicht an
Bei dem Schmaus zu Kanaan?
Damals in den heil'gen Landen
Hat ein Jude mich erſtanden!

Zweiter Rock.

Nein, ich bin der einzig wahre,
Denn vor Alter ließ ich Haare;
Wurde von dem Volk geſchunden.
Baumeln Siegel und Urkunden
Nicht an mir von allen Papen
Und den päpſtlichen Satrapen?
Wahr und einzig bin ich's in der That.
Schaut! — Wer noch von Euch hat keine Naht?!

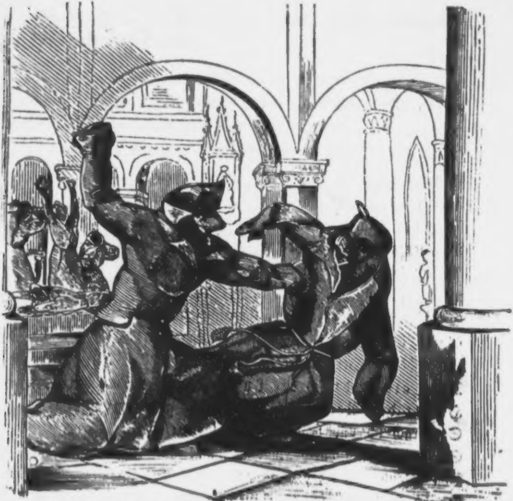
Dritter Rock.

So koſtbar Kleid hat nie der Herr getragen,
Wahrhaftig nicht! D'rauf laß ich meinen Kragen!
Und wär' es auch, bedenket, wie die Juden
Mit Geißelhieben damals ihn beluden,
Und ohne Naht — als Röcke müßt ihr's ſagen —
Kann man für Geld noch heute Kleider tragen.
Doch ich — ich war zur Himmelfahrt zugegen;
Der Herr beſchloß vorher mich abzulegen

Und ſprach: »Ich gehe himmelauf jetzunder:
Du bleib' auf Erden, thu' für mich die Wunder!«

* * *

Als ſo geredet war von dieſen dreien,
Da huben an zu poltern und zu ſchreien
Noch vierzehn and're von der heil'gen Art;
Mir ward's zu toll, die hatt' ich nicht gewahrt.
Doch kaum, daß ich ſie flüchtig nur betrachte,
Find' ich Bekannte d'runter, ihrer Achte,
Mit denen ich zum Trödelmarkte ging,
Als ich bei Veiteln im Verſatze hing.
»Ihr Lumpen,« rief ich, »ſolche Garderobe
Gereicht dem Herrn wahrhaftig nicht zum Lobe,
Wo ſah't Ihr je die Himmelfahrt gemalt,
Wo nicht der Herr in ſeinem Rocke ſtrahlt?
Denn als er durch die Luft emporgeſchwommen,
Hat er den Rock mit in die Höh' genommen.«
So ſprach ich und begann d'rauf los zu polken,
Sie wehrten ſich durch Knoblauchdunſt und Wolken
Von Staub, den jeder aus den Falten blies,
Bis ich ſie boxend über'n Haufen ſtieß.
Zuletzt nahm ich beim Aermel den von Trier,
Klopft' ihn recht aus und warf ihn vor die Thür;
Den Cölner henkte ich an einen Mantelſtock.
Der Platz war mein! — Sagt nun, wer iſt der wahre Rock?



Mein Biber ſprach's, der kühne Rockvertilger,
Er hängt zur Schau bei mir für fromme Pilger. (S. erſtes Bd.)
Du Herr, Du lächelſt aus den Wolken oben:
Wie ſind die Menſchen kleinlich und verſchroben!

Geſchichte des blauen Bibers.

Wenn überhaupt hiſtoriſche Erinnerungen, welche ſich an einen ſonſt unbedeutenden Gegenſtand knüpfen, demſelben einen höhern Werth, ja, einen Heiligenſchein verleihen können; ſo iſt es vorzugsweiſe der ſelige Biber, welcher in dieſer Hinſicht noch lange nicht genug gewürdigt und geſchätzt worden iſt; doch zu anſpruchslos und beſcheiden, um ſich durch eine glänzende Außenſeite in der Welt eine Geltung verſchaffen zu wollen, fand er bisher bei mir eine genügende Anerkennung ſeines Werthes und einen ſeligen Troſt in ſeinem eigenen bibernen Bewußtſein.

* * *

Urſprünglich ein Mantel Apollons, den dieſer, vor Achilles fliehend (Ilias XXI. fin.), im Stiche ließ, wurde der blaue Biber durch Phokäer nach Maſſilia gebracht, mit neuen Schößen verſehen und als Fahne an einen galliſchen Volksſtamm verkauft, der nach ihm **Bibroctrer** (Caes. de bell. gall. ed. Gottschling.) genannt wurde.

Die nächſte Nachricht finden wir in einer Papyrusrolle des Kloſters Biberich, bei Wiesbaden, welches ihm Entſtehung und Namen zu verdanken hat. Er wurde als eine dort den Galliern im Kampfe abgenommene Trophäe aufbewahrt, und mit Ausnahme der uralten Schöße vollſtändig renovirt anno 1115.

Ferner iſt es ganz unzweifelhaft, daß von ihm das Dresdener Manuſcript von 1474 (Adelungs Mag. der deutſchen

Sprache, II. Th. 1. St. S. 63) ſpricht, nachdem er zum dritten Male gewendet worden:

He war de schoneste aller rocken:
Was schone blow unde sonder flocken;
Syne Patten weren swart gevar,
De Knoppen wal gesponnen gar.

Nähere Nachrichten, ſowie die genauern Beweiſe für die Urſprünglichkeit ſeiner Geſtalt und ſeines Stoffes werde ich in meinen nachgelaſſenen Papieren unter dem Titel „Manuſcripte, aufgefunden im Rockfutter meines ſeligen Bibers“ herausgeben, worauf ich ſowohl ein gelehrtes als auch ein geehrtes Publikum des bevorſtehenden Jahrhunderts aufmerkſam zu machen hier Gelegenheit nehme.

* * *

Anmerkung zu Bibroctrer:

Bibroctrer iſt contraſignirt aus Bibro-broetl von Biber (βιβρώσκω, nagen) und dem cymbriſchen bruc, Gewand, Hoſen, niederſächſiſch bruc, holländiſch broek. In den Lindenbrogſchen Gloſſen. Eccardi Franc. Orient. Tit. III. 997, lumbare dih bruc. In der Runeninſchrift bei Trogilus Arnkiel 330:

Hi did Lachüstorische hukkan
Bi upna himla og upna brukkan.

Daher denn auch die **Bructerer** bei **Caesar** und **Tacitus** (**de mor. Germ. 33**) und **Walafr. Strabo** (**de off. div. 181**) ſo viel als Nicht-**Sansculottes** bedeuten. **Bruk**, nach **Paine Knight** mit dem **Digamma** verſehen, gibt **wbruc**. **wb** fällt natürlich vor **r** weg und wir haben das deutſche **ruk růk ruck rok** Rock. Nichts einfacher!

Bei demſelben Verleger iſt ferner zu haben:

Fürst Kosloffsky.

Herausgegeben
von
Dr. Wilhelm Dorow.
Preis: 2 Thaler.

Phantaſiegemälde.

Taſchenbuch romantiſcher Erzählungen
für
1846
von
C. Herloßſohn.
Mit einem Stahlſtich. Preis: 1½ Thaler.

Die todten Seelen.

Ein ſatyriſch-komiſches Zeitgemälde
von
Nikolai Gogel.
Aus dem Ruſſiſchen übertragen, mit Anmerkungen verſehen
und bevorwortet
von
Philipp Löbenstein.
Preis: 1¼ Thaler.

λ

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſecabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Fünfter Band.

Mit 62 Karikaturen.

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Phil. Reclam jun.

1912
2472

HAMBURG. PUBL. BIBLIOTHECA

Inhalt.

Seite
Naturgeſchichte des Ehemanns 1
Die Hunde-Komödie 96
Herr von Kipfelhuber 112
Das kommt von den Viſitenkarten 134
Typen der Pariſer Maskenbälle 145
Amandus Mops 151
Auf der Jagd 179
Zwei Bilder 180
Napoleon als Bühnendichter 181
Ein liebenswürdiger Rentier 193
Ein höchſt beſcheidenes Talent }
Ein berühmter Publiciſt } 194
Ein ſchüchterner Poet 195
Vaillant 196
Rührende Freundſchafts-Verſicherung }
Moraliſcher Katzenjammer } 222
Pascaline 223
Gymnaſtiſche Uebungen (I. II.) 232
Bibliographiſcher Decamerone 234
Molière und ſein „Tartüffe" 242

Seite

Soldatenbilder:

1. Ein verlorener Poſten 248
2. Liebeswerbung 249
3. Peinliche Muſterung 250
4. Ein Algieriſcher Jäger 251

Die Schlange 252
Zwei Lichtfreunde 254
Der Journaliſt 255
Chargen (I. II.) 299

Naturgeſchichte des Ehemanns.

Von Paul de Kock.

I. Einleitende Betrachtungen.

Von allen ernſten Dingen, ſagt Beaumarchais, iſt die Ehe das allerpoſſirlichſte.

Aber Beaumarchais, der immer etwas Geiſtreiches ſagen will, fördert oft ſehr paradoxe Ideen ans Tageslicht, die häufig nur auf einem Scherz baſiren. Nein, die Ehe iſt durchaus kein poſſirliches Ding! Denn der Stand des Ehemannes iſt nicht immer ſo comfortable, wie Viele ſich einbilden. Und dennoch verheirathet ſich alle Welt. Behüte mich der Himmel, eine kritiſche Abhandlung über die Ehe zu ſchreiben! Da die größere Mehrzahl trotz der tauſend guten und ſchlechten Einfälle, mit welchen man gegen Hymen und ſeine Prieſter zu Felde zieht, die Ehe perſönlich zu koſten begehrt, ſo müſſen doch wohl die Süßigkeiten und Freuden dieſes Bandes, welches zwei Perſonen für immer aneinander kettet, die Monotonie und alle Unannehmlichkeiten, die daſſelbe zugleich einſchließt, reichlich aufwiegen.

Und dann ... wie würde es um uns ſtehen, wollte man ſich nicht mehr verheirathen? Sind wir nicht auf der Erde, um in Gemeinſchaft zu leben? Und leben wir nicht, um zu lieben? — Aber auch davon abgeſehen, macht uns ſchon die Bibel die Ehe zur Pflicht, denn einer der rühmlichſt bekannten Apoſtel lehrt:

Melius est nubere quam uri.

Man ſieht alſo, daß ſich gegen das Heirathen vernünftigerweiſe nicht das Mindeſte einwenden läßt.

Aber wenn dem ſo iſt, meine Herren Ehemänner, warum nehmen Sie mitunter eine Miene ... eine ſo ganz eigenthümliche Miene an? Warum wollen Sie ſo oft Ihre Stellung verleugnen, indem Sie die Haltung, den Schritt und alle Manieren eines Junggeſellen anzunehmen ſuchen? Warum beklagen Sie, meiſt ſchon wenige Tage nach der Hochzeit, ſich verheirathet zu haben? Warum hören Sie ſo bald auf, galant, zuvorkommend, liebenswürdig und oft ſogar verliebt zu ſein? Denn es giebt eine Menge Dinge, die Sie unterlaſſen oder mindeſtens nicht mehr mit demſelben Eifer verrichten.

Jeder Art von Unzufriedenheit können Sie leicht durch ein wenig Geduld oder Nachgiebigkeit vorbeugen. Warum gewöhnen Sie ſich ſtatt deſſen daran, mit einer Kaltblütigkeit, als nähmen Sie eine Taſſe Kaffee, mit Ihrer Frau Gemahlin zu ſtreiten?

Weshalb ſuchen Sie, ſobald ſich in Ihrem Hauſe einige Langeweile einſtellt, Ihr Vergnügen außer demſelben, während ſie jene zu verbannen ſich bemühen ſollten?

Warum ſind Sie immer die Erſten, die gerade das thun, was die Liebe nothwendig untergraben muß?

Warum ſind Sie thöricht genug, liebenswürdige Garçons oder Männer von Geiſt in Ihr Haus zu ziehen, neben welchen Ihr Nimbus wenigſtens nicht gewinnen kann?

Warum erzählen Sie Jedem, der es hören will, daß Ihre Frau Sie nicht mehr liebt? Es iſt, als riefen Sie laut: »Der Platz iſt vakant, ich bin entlaſſen; wer Luſt hat, kann ſich um ihn bewerben.«

Warum ... Aber ich wette den „Lear“ gegen das „Täubchen von Amſterdam“, daß Sie ſich längſt geſagt haben: »Das Alles paßt nicht auf uns.«

Ja, ja, das Alles paßt auf Sie, ſo ſehr Sie auch vom Gegentheile überzeugt ſein mögen. Wie Viele giebt es, die ſich ſelbſt am wenigſten kennen! Selbſt wenn ich von Ihrer Perſönlichkeit und Ihren Verhältniſſen aufs Genaueſte unterrichtet wäre, würde ich — deſſen darf ich Sie verſichern — das oben angegebene Portrait mit keinem Pinſelſtrich ändern.

Ich bitte, nicht mir die Schuld zu geben.

II. Der ſoeben Vermählte,

oder, wenn man will,

Die Flitterwochen.

Anfangs ſteht er ſehr ſpät auf; man kann ihn nicht aus dem Bette bringen. (Daß die Frau Gemahlin ſich eben ſo wenig erhebt, verſteht ſich von ſelbſt.)

Wenn er ein Beamter iſt, ſagt er:

— Es läßt ſich nicht mehr ändern. Jetzt würde ich doch zu ſpät auf mein Bureau kommen, als daß ich noch das Eintrittsblatt beim Portier unterzeichnen könnte. Ich thue daher am beſten, wenn ich gar nicht mehr hingehe.

— Wozu habe ich Commis, ſagt er, wenn er Kaufmann iſt. Sie können das Gewölbe auch ohne mich öffnen. Ueberdies wird Morgens ſelten Etwas von Belang verkauft ... auch iſt es höchſt nothwendig, daß die jungen Leute ſich ſelbſtſtändig heranbilden. Immer und ewig kann ich ſie doch nicht im Auge haben!

Iſt er Geſchäftsmann, ſo weiß er ſich auf ähnliche Weiſe zu helfen.

— Ich hatte, ſagt er, für dieſen Morgen eine Zuſammenkunft verabredet ... indeſſen ... heute Morgen oder heute Abend, das kommt auf Eins hinaus. Kann man ſich todt arbeiten? Ich werde heute Abend hingehen.

Lebt er blos von ſeinen Renten, ſo ſagt er — gar nichts.

Wenn aber ſeine Frau ihn nach der Zeit fragt, ſo beſteht der weſentlichſte Theil ſeiner Antwort in einer eben ſo ſtummen als vielſagenden Umarmung.

— Was kümmert uns, fügt er hinzu, die Zeit? Was kann uns preſſiren? Dürfen wir nicht thun und laſſen, was uns beliebt?

Dieſe und einige andere ſehr ſchlagende Gründe, von den zärtlichſten Liebkoſungen begleitet, verfehlen ihre Wirkung nicht. Madame iſt bald überzeugt. Sie findet, daß ihr Herr Gemahl mit einer Beredſamkeit begabt iſt, die keine Widerlegung kennt. Sie gratulirt ſich, einen Mirabeau geheirathet zu haben. Auch gratulirt ſie ſich noch zu mancherlei Anderem.

Die Liebe genügt indeſſen nicht, unſere ſchwache Maſchine im Gange zu erhalten. Im Gegentheil: Cytherens Freuden leeren den Magen bedeutend.

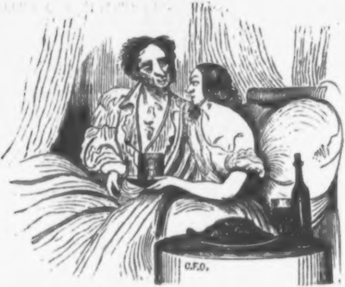
Sine Cerere et Baccho friget Venus.

Bald geſteht unſer Ehemann, daß er Hunger ſpüre.

— Das Frühſtück, erwidert die Frau Gemahlin, iſt längſt bereit. Stehen wir auf ...

Aber warum aufſtehen? ruft unſer Ehemann und ſchließt ſeine Hälfte in ſeine verliebten Arme. Frühſtücken wir im Bette, liebes Kind; das wird weit angenehmer ſein.

Madame hat nichts dagegen einzuwenden und — — —



man frühſtückt im Bette. Dies mag ſehr angenehm ſein, aber bequem iſt es gewiß nicht. Doch was thut das? Die Liebe findet Alles charmant.

Sogar nach dem Frühſtück denkt man noch nicht ans Aufſtehen. Die Chokolade hat die Beredtſamkeit des Mannes aufs Neue entflammt und auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weiſe ſetzt er die Unterhaltung fort.

Madame glaubt einen Nachkommen des großen Simſon geheirathet zu haben, der in mancherlei Dingen ausgezeichnet war, bevor Frau Delila eine Schlafmütze aus ihm gemacht hatte.

Endlich erhebt man ſich. Unter tauſend verliebten Neckereien und eben ſo vielen Küſſen, die kein Ende nehmen wollen und von denen die eine Hälfte diebiſcher Weiſe entwandt und die andere freiwillig gegeben wird, kleidet man ſich allmälig an.

Unter Koſen und Lachen rückt die Mittagszeit heran. Während der Tafel nimmt der Herr ſeine Frau auf den Schooß, trinkt aus dem Glaſe, aus welchem ſie getrunken, und ißt nur das, wovon ſie gekoſtet hat. Die auserwählteſten Leckerbiſſen würde er geſchmacklos finden, hätte ſeine Frau ſie nicht berührt.

Abends beſchließen die Neuvermählten, ins Theater zu gehen, warten aber nicht den letzten Akt ab. Oder ſie gehen in Geſellſchaft und dann dünkt dem Ehemanne die Zeit bis zur Rückkehr eine Ewigkeit. Er giebt ſeiner Frau einen heimlichen Wink; dieſe ſucht ihm jedoch begreiflich zu machen, daß ſie Anſtands halber noch nicht aufbrechen dürfen.

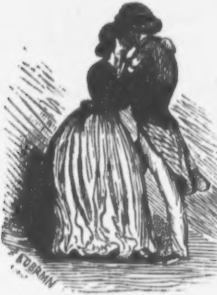
Unſer Neuvermählter aber ſpottet aller guten Sitte; es iſt ihm durchaus gleichgiltig, was die Welt auch ſagen und was ſie von ihm denken mag. Er will ſeine Frau nach Hauſe führen; er kann die Zeit nicht erwarten, wo er wieder mit ihr allein ſein wird. Die Augenblicke, in denen er ſie an ſein Herz drücken darf, ſcheinen ihm allzuſparſam zugemeſſen. (Siehe Seite 8.)

Endlich gelingt es ihm, ſich ſeiner Frau zu bemächtigen.

Er zieht ſie mit ſich fort, und dieſes Fortziehen gleicht einer halben Entführung.

Er läßt die junge Frau in einen Wagen ſteigen, ſpringt ihr ſchleunigſt nach und befiehlt dem Kutſcher, die Peitſche nicht ruhen zu laſſen.

Nichts kommt der Ungeduld dieſes Herrn gleich!



Er zählt die Sekunden, bis er wieder mit ihr zu Hauſe ſein wird, um die unterbrochene Morgen-Unterhaltung fortſetzen zu können.

Wenn dies immer ſo bliebe, es wäre zum Entzücken! Aber —

(Siehe nebenſtehendes Bild.)

III. Die Flitterwochen haben ein Ende.

Würden die Frauen bei geziemender Begegnung von Seiten ihrer Männer dieſen immer das ſein, was ſie ihnen während der Flitterwochen ſind? Dies iſt eine ſehr ernſte Frage. Ich werde ſie hier nicht zu beantworten verſuchen, weil wir uns nur mit verheiratheten Männern und keineswegs mit ihren Ehehälften beſchäftigen wollen. Nur ganz im Vorbeigehen will ich

bemerken, daß die Frauen durch Vergnügen und Glück bei weitem nicht ſo ſchnell abgeſtumpft werden, als die „Herren der Schöpfung“. Als Folge daraus ergiebt ſich, daß die Frau es nicht verſchuldet, wenn die ſüßen Flitterwochen ſo bald ihr Ende erreichen.

Der junge Mann, der Anfangs nicht aus dem Bette zu bringen war, beginnt jetzt früher aufzuſtehen. Bald ſteht er zu der Stunde auf, in der er aufſtand, als er noch Garçon war. Noch einige Tage — und er ſteht ſogar ein Stündchen früher auf.

Jetzt iſt es die junge Frau, die ihn unter zärtlichen Umarmungen zurückzuhalten ſucht. Unſer Ehemann aber ſucht ſich loszumachen, indem er ſagt:

— Und mein Bureau! ... Teufel, ich habe keine Luſt, daß man meinem Chef ungünſtigen Rapport über mich abſtatte! ... Wer wird ſeine Stelle gern verlieren?

Oder:

— Die Commis dort unten gehen müßig, wenn ich nicht am Platze bin. Wenn man Kaufmann iſt, meine Theure, muß man früh auf ſein; wo nicht, ſo geht Alles den Krebsgang. Nichts geht über das Auge des Principals.

Oder:

— Ich habe dieſen Morgen ſehr früh eine Zuſammenkunft, bei welcher es ſich um eine Sache von Bedeutung handelt. Ich habe keine Luſt, meinen Mann zu verfehlen. Will man gute Geſchäfte machen, ſo darf man nicht läſſig ſein.

— Aber, ſagt Madame ſeufzend, Du haſt noch nicht gefrühſtückt; wenn Dir's recht iſt, ſo ſoll man Dir das Frühſtück ans Bett bringen ... dies würde nicht länger dauern ...

— Nicht länger dauern? Aber bedenkſt Du denn gar nicht, wie unbequem es iſt, im Bette zu frühſtücken? Man vergießt den Kaffee ... läßt den Theelöffel fallen ... kann die Semmel nicht wiederfinden ... nein, ein Frühſtück im Bette iſt eben ſo jämmerlich, wie ein Diner im Graſe.

— Und dennoch, ſchmollt die junge Frau, frühſtückteſt Du ſonſt recht gern bei mir im Bette ... damals fandeſt Du nicht, daß dies jämmerlich ſei.

Statt aller Antwort ſpringt unſer Ehemann aus dem Bette, kleidet ſich ſchleunigſt an, frühſtückt ſehr ſchnell und hat, noch ehe ſeine Frau ihre Morgentoilette beendet, das Haus verlaſſen.

Madame findet, daß die Beredtſamkeit ihres Herrn Gemahls um ein Bedeutendes nachgelaſſen hat. Sie ſtellt dieſelben Betrachtungen an, welche Gil Blas über den Erzbiſchof von Granada angeſtellt hat.

Wenn der Ehemann im Laufe des Tages zurückkehrt und ſeine Frau ſich ihm nähert, um mit ihm zu ſcherzen, zu lachen und zu tändeln, wie in den erſten Tagen ihrer Ehe, dann antwortet er ihr faſt ungeſtüm:

— Laß mich zufrieden ... zum Spielen habe ich für meine Perſon keine Zeit! ... Du biſt allerliebſt, würdeſt mich aber ſehr verbinden, wenn Du gingeſt ... Du hinderſt mich im Arbeiten.

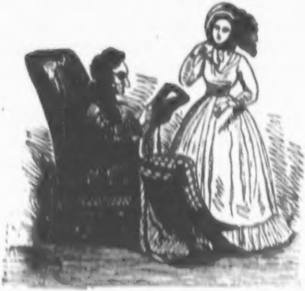
Es fällt ihm nicht mehr ein, die Taille ſeiner Frau zu umſpannen; er fühlt keine Neigung mehr, ihre Hände oder Knie zu drücken; es fehlt ihm jetzt an Zeit dazu.

Beim Diner nimmt er ſie nicht mehr auf den Schooß. Wenn ſeine Frau von irgend einem Gerichte zuerſt nimmt und ihm dann daſſelbe präſentirt, thut er, als ſähe er es nicht, und fährt fort zu eſſen, was er eben vor ſich hat. Manchmal zuckt er auch wohl mit den Achſeln, indem er ſagt:

— Höre doch endlich einmal mit Deinen Thorheiten auf! ... Ich liebe dieſes Gericht nicht ... überdies iſt es zu fett. — Oder: es iſt zu mager.

Wenn Madame eine neue Haube oder einen neuen Hut aufſetzt und ſich mit der Frage, wie ſie ihm gefalle, vor ihren Mann hinſtellt, ſo erwidert er, ohne die Augen aufzuſchlagen:

— Gut … ſehr gut! Du biſt reizend!



Seine Frau, die es wohl bemerkt, daß er ſie keines Blickes gewürdigt hat, muß dieſe Gleichgiltigkeit pikiren. Sie entfernt ſich, indem ſie ſich heilig gelobt, ſich künftig nicht mehr die geringſte Mühe zu geben, ihm zu gefallen.

Wenn er ſie in eine Geſellſchaft begleitet, ſo bringt er ſie in einen Winkel des Saales. Dort mag ſie ſich amüſiren, ſo gut ſie kann. Was ihn betrifft, ſo haben ſeine Funktionen ſich geändert: er begiebt ſich in ein anderes Zimmer und ſpielt dort bei einer andern Dame, bei vielen anderen Damen den Liebenswürdigen, den Galanten. In der Wahl iſt er nicht ſehr ängſtlich, ſobald die Frau, der er Aufmerkſamkeiten erzeigt, nur nicht ſeine Frau iſt. Wenn er tanzt, ſo wird ſeine Tänzerin nie zugleich ſeine Frau ſein; dies ſcheint ihm unpaſſend. Später ſucht er einen Spieltiſch auf und — von nun an vergißt er die Zeit. Er amüſirt ſich und kümmert ſich wenig darum, ob ſeine Frau vor Langeweile umkommt. Dieſe iſt inzwiſchen an den Spieltiſch getreten; ſie nähert ſich ihrem Manne und ſagt ſehr ſanften Tones:

— Mein Freund ... wollen wir nicht an unſern Aufbruch denken?

— Wenn ... wenn ... ſogleich ... bald ... Geh', tanze noch ein wenig ... ſpäter werden wir gehen ...

— Ich mag nicht mehr tanzen; ich bin ermüdet ...

— Nun, ſo ruhe aus ...

Madame ſagt nichts mehr, ſie entfernt ſich. Nach einer halben Stunde aber kommt ſie zurück und ſpricht zu ihrem Manne, der noch immer ſpielt:

— Mein Lieber, es iſt ſchon ſehr ſpät, wirſt Du bald kommen?

— Ja, ja, in fünf Minuten ... nur noch fünf Minuten ... dann ſtehe ich zu Befehl.

Die fünf Minuten währen abermals eine halbe Stunde. Endlich verläßt unſer Ehemann den Spieltiſch.

— Wie ennuyant, brummt er in den Bart, wenn man nicht mehr thun kann, was man will, wenn man beſtändig getrieben wird zu gehen, gerade dann, wenn man bleiben will. Die Frauen ſind die ungefälligſten Geſchöpfe auf der Erdkugel

... Ach, wär' ich Junggeſelle geblieben, ſo hätt' ich nach wie vor meinen eigenen Willen ... Thoren, die wir ſind, uns Feſſeln anzulegen! ... Aber nun iſt's einmal geſchehen!

Er reicht ſeiner Frau den Arm. Sie gehen zu Fuß, und wenn ſie der Meinung iſt, daß ein Wagen bequemer wäre, ſo erwidert er:

— Warum fahren? ... wir haben nicht ſehr weit; außerdem kann etwas Bewegung Dir durchaus nichts ſchaden.

Madame ſeufzt. Sie findet, daß ihr Mann ein ganz Anderer geworden. Er iſt weder ein Mirabeau mehr, noch ein Simſon. Konnten die Thorheiten, welche die Flitterwochen bezeichneten, ewig währen? Gewiß nicht!

Warum aber, meine Herren Ehemänner, begehen Sie dieſe Thorheiten? Warum gewöhnen Sie, ſobald Sie in den Eheſtand treten, Ihre Frauen an eine Behandlung, die Ihnen in der Folge äußerſt ſchwer, ja ſogar unmöglich wird? Warum überſättigen Sie dieſelben mit Vergnügen, um ſie ſpäter auf die halbe Nation zu ſetzen? Warum überhäufen Sie Ihre Hälften zuerſt mit Liebkoſungen, da Sie ſich ſpäter doch kaum die Mühe nehmen, Ihr Auge auf ſie zu richten, ſobald ſie ſich eine neue Haube anprobiren? Warum verſchwenden Sie gleich in den erſten Tagen Ihre ganze Liebenswürdigkeit und ſparen nicht ein einziges Wort für ſpätere Zeiten auf? — Aber ich will Sie der Antwort überheben. Dies Alles hat ſeinen Grund darin, weil es dem Manne nicht gegeben iſt, mäßig im Genuſſe zu ſein. Dies liegt in ſeiner Natur; jede Moralpredigt wäre deshalb rein verſchwendet.

IV. Der Ehemann als Kinderwärter.

Sie ſind Gatte und Vater. Das iſt hübſch, ja ſogar ſehr hübſch. Die Schrift ſagt: »Wachſet und mehret Euch.«

In der That, wenn Sie Gatte ſind, ſo wachſen Sie nicht mehr, aber Sie mehren ſich . . . Freilich giebt es auch Ehen, in denen man ſich nicht mehrt. Wenn in ſolchen Fällen der Ehemann ſich Kinder wünſcht, macht er es ſeiner Gattin zum Vorwurf, daß ſie ihm keine ſchenkt; er gebraucht deshalb gegen ſie ſpitze, vorwurfsvolle, ja bisweilen ſogar unedle Aeußerungen.

Arme Frau! als ob ſie nicht ſelbſt ſchon traurig genug wäre, nicht Mutter zu ſein!

Und dann, wer liefert Ihnen den Beweis, daß es Ihre Frau Gemahlin iſt, die den Mangel an Kindern verſchuldet? Warum können Sie nicht ſelbſt die Urſache ſein?

Sie befragen einen Arzt. Aber die Aerzte ſind keine allwiſſende Götter; auch Aerzte können irren. **Errare humanum est.**

Sie thun deshalb am beſten, Ihrer Frau, falls ſie nicht Mutter werden will, darüber nicht allzuoft Vorwürfe zu machen. Dies könnte ſie leicht auf den Gedanken bringen, ſich zu überzeugen, an wem die Schuld liegt.

Wir haben es hier aber mit dem Ehemann zu thun, welcher Kinder hat, ſie verehrt und Leib und Leben für ſie opfern würde; mit dem Ehemann, der nie die Wiege ſeiner Kinder verläßt; der ihnen den Brei ſelber reicht, nachdem er ihn zuvor gekoſtet hat, der des Nachts vom Lager ſpringt, um deren Durſt zu ſtillen, und der ſie des Tags ſpazieren führt.

Auch ich führe meine Leſer ſpazieren. Und alſogleich werden wir einem Ehemanne begegnen, der das Amt einer Kinderwärterin bekleidet.

Es iſt unmöglich, nicht ſchon auf den erſten Anblick dieſen Typus der Vaterliebe zu erkennen, der allen andern Rechten des Mannes entſagt, um ſich ganz und gar ſeinen Vaterpflichten hinzugeben.

Betrachten ſie jenen Herrn, deſſen beſcheidene Tracht nicht die geringſte Koketterie verräth. Er würde ſehr proper ſein, hätten ſeine Kinder nicht die Gewohnheit, an ſeinem Rocke, ſeinen Pantalons, kurz an dem erſten beſten Stück ſeiner Kleidung ihre Hände abzuwiſchen.

Da er faſt immer die Spuren von Zuckerwerk, Butter, Honig, Weinbeermuß und Syrup auf ſeinen Kleidern trägt, ſo begreifen Sie, daß es ihm unter dieſen Umſtänden unmöglich iſt, ein ſauberes Aeußere zu bewahren.

Oft iſt auch die Kleidung dieſes Herrn ſtellenweiſe ein wenig zerriſſen; es trifft ſich nicht ſelten, daß ihm auch mehrere Knöpfe fehlen; ſein Hut iſt reich an tiefen Eindrücken. Alles dies iſt eine Folge der loſen Streiche ſeiner artigen Kleinen. Aber dies hindert ihn dennoch nicht, vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht zu ſingen:

„Ich habe ein Söhnlein und Töchterlein,
Was braucht man mehr, um glücklich zu ſein!“

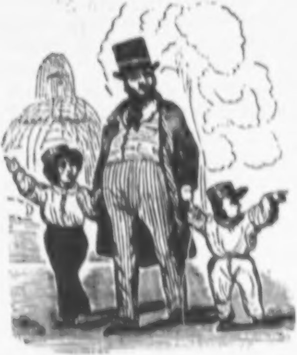
Bis jetzt freilich hat er nur zwei Söhne und die tägliche Ausſicht auf ein drittes Kind. Der ältere jener Knaben zählt ſechs und der jüngere drei Jahre. Von Sonnenaufgang bis zu dem Augenblick, wo er ſich niederlegt, horcht dieſer Herr auf die Befehle ſeiner Söhne; Madame will nicht, daß man ihnen in irgend Etwas widerſpreche; ſie iſt der Anſicht, daß man, um den Charakter der Kinder auszubilden, ihnen in Allem freien Willen laſſen müſſe. Unſer Ehemann aber iſt ein allzuguter Vater, als daß er ſeiner Frau zu widerſprechen wagt, und ſtatt ſeine Kleinen an Gehorſam zu gewöhnen, kehrt er die Sache um und . . . gehorcht ihnen.

Wenn Karlchen und Peterchen ſpazieren gehen wollen, zieht er ſchleunigſt den Oberrock an, ſetzt den Hut auf und iſt mit ihnen unterwegs.

Noch von der Treppe ruft ſeine Frau ihm nach:

— Hüte Dich vor den Wagen . . . laß ſie nicht zu ſchnell gehen . . . laß ſie nicht in den Schmutz treten! . . . Wenn ſie ihre Kleider zerreiſſen, biſt Du mir dafür verantwortlich . . .

— Sei ganz ruhig, meine Theure . . . Nicht eine Minute werde ich ſie verlaſſen . . . ich werde wohl auf ſie Acht geben . . . ſei ganz ohne Sorgen! erwidert der brave, als Gatte wie als Vater gleich ausgezeichnete Mann und wendet ſich, Karlchen an der rechten und Peterchen an der linken Hand, nach den Boulevards.



Die Promenade beginnt ziemlich friedlich; die Kinder, zufrieden in freier Luſt zu ſein, begnügen ſich, ihren Schöpfer, reſpektive Vater zu zwingen, vor jeder Bude Halt zu machen, was dieſer mit bewundernswürdiger Gefälligkeit thut.

Sobald ſie aber den Boulevard du Temple erreicht haben, will Karlchen rechts zu den Wachsfiguren, während Peterchen vorzieht, ſich links zu wenden, um die Waſſerkunſt in Augenſchein zu nehmen.

Unſer Ehemann und Kinderwärter, ſo nach beiden Seiten gezerrt, geräth in nicht geringe Verlegenheit. Er ſieht ſich zum erſten Male in der Lage, nicht beiden jungen Herren zugleich den Willen thun zu können.

— Meine Lieben, ſagt er, wir können nicht zugleich links und rechts gehen ... wäre dies möglich, ſo würde ich nicht das Geringſte dagegen einzuwenden haben. Ihr wißt recht gut, daß ich Euch niemals gern widerſpreche ...

— Ich will die Wachsfiguren ſehen! commandirt der Aeltere.

— Ich aber will die Waſſerkunſt ... nun gerade! ruft der Kleinſte, der in Wuth geräth und wie ein Erwachſener mit den Füßen zu ſtampfen beginnt, was ſeinen Vater in Bewunderung verſetzt.

— Nein ... wir gehen rechts ... nicht wahr, Vater?

— Nein, links ... komm hieher, Papa!

Und nun beginnen ſie auf's Neue, den Urheber ihrer Tage, indem Jeder einen ſeiner Rockſchöße ergreift, nach beiden Seiten fort zu zerren. Unſer Ehemann will faſt in Thränen ausbrechen; da er jedoch vorausſieht, daß, wenn er dem Handel nicht ſchleunigſt ein Ende macht, er ſich bald bis auf die Weſte entkleidet ſehen wird, faßt er einen ſchnellen Entſchluß.

— Neunmalhundertneunundneunzig Kanonen und tauſend Schock Pompen! ruft er; wenn die jungen Herren nicht augenblicklich ruhig ſind, werde ich fortgehen und ſie allein laſſen ... Potztauſend! ... und dann wird die Wache kommen und Euch, mir nichts, dir nichts, wie Vagabonden arretiren ... Sagt, wollt Ihr das?

Dieſe Drohung wirkt. Die jungen Herren ſchweigen einen Augenblick. Entzückt, ſie zum Gehorſam zurückgeführt zu haben, führt unſer Ehemann ſie weiter. In ſeiner Miene malt ſich ein gewiſſer Stolz — die Folge vom Bewußtſein ſeines Sieges — und ſeine Augen ſcheinen in dem Antlitz jedes Vorübergehenden ſich an dem Eindruck weiden zu wollen, den ſein feſtes Auftreten auf ſie gemacht haben muß.

Man ſtellt ſich nun vor die Wachsfiguren, was aber den Knaben nicht genügt. Sie wollen ins Innere der Bude. Der Vater muß ſich entſchließen; ſie gehen hinein. Es iſt nun bereits das fünfzigſte Mal, daß der Brave den Anblick dieſer Wachsfiguren und die Erklärung derſelben, ſeinen Kindern zu Liebe, genießen muß.

Nachdem die Kinder die Figuren geſehen haben, bekommen ſie Durſt. Der Papa führt ſie in ein Kaffeehaus und fordert Bier. Man bringt es; die beiden Knaben aber, nachdem ſie es gekoſtet haben, ſchneiden Geſichter und rufen:

— Pfui, wie ſchlecht ſchmeckt das ... es iſt nicht ſüß! ...

Der Papa fordert Limonade oder Zuckerwaſſer, ſetzt dieſes ſeinen Söhnen vor und leert, obgleich er ſelbſt gar nicht durſtig iſt, den ganzen Inhalt der Flaſche, damit ſie wenigſtens nicht unnützerweiſe ſtehen bleibt. Denn Vaterliebe macht zu Allem fähig.

Nachdem die Knaben aus dem Kaffeehauſe getreten ſind, wollen ſie den Polichinelle ſehen. Man bleibt vor einem Leinwandzelt ſtehen. Dies Mal verlangen die beiden Kleinen nicht hineinzutreten; ſie haben errathen, daß man ſich vor der Thür bei weitem beſſer amüſirt. Da ſie aber einen dichten Knäuel von Kindermädchen, Bonnen und Müßiggängern jeder Gattung in Hemdsärmeln und in Blouſen vor ſich haben, die den Polichinelle gleichfalls ſehen wollen, fangen ſie an zu ſchreien:

— Papa . . . trage mich . . . Papa . . . auf den Arm! auf den Arm!

Unſer Ehemann bückt ſich, nimmt ſeine Söhne auf den Arm, hebt ſie ſo bis auf die Schultern und ſtößt in dieſer Stellung mit der Naſe gerade gegen den Hintertheil der Beinkleider ſeiner Herren Söhne, die noch nicht wiſſen, wie man ſich in Geſellſchaft aufführen muß. Nicht alle Vaterpflichten ſind roſig.

Und dieſer brave Mann, deſſen ganze Ausſicht ſich auf den Hintertheil ſeiner Sprößlinge beſchränkt, iſt noch obendrein gezwungen, ihnen das Schauſpiel zu erklären und die tauſend Fragen zu beantworten, die ſie unaufhörlich an ihn richten.

— Papa . . . wer iſt jener Böſewicht, der mit dem Kopfe ſchüttelt und den Polichinelle ſchlagen will?

— Mein Sohn, es iſt der Commiſſarius.

— O ja! . . . er hat zwei große Hörner auf dem Kopf . . . und einen rothen Schwanz.

— Hat er einen rothen Schwanz, dann iſt es nicht der Commiſſarius, dann iſt es der Teufel, meine Kinder.

— Papa, weshalb will denn aber der Teufel den Polichinelle ſchlagen?

— Vermuthlich, mein Lieber, weil Polichinelle nicht artig geweſen iſt, oder weil er ſeine Suppe nicht eſſen und die Fabel von dem Fuchs und dem Raben nicht auswendig lernen will.

— Papa … lehrt denn der Teufel dem Polichinelle Fabeln? … Iſt er denn ſein Schulmeiſter?

Der Vater, überraſcht durch die Tiefe der Betrachtung, die ſein kaum ſechsjähriger Thronerbe angeſtellt hat, läßt ſeine Blicke über die umſtehenden Perſonen ſchweifen, um in den Mienen derſelben den Ausdruck der Bewunderung zu finden, die derjenigen entſpräche, welche er ſelbſt in dieſem Augenblick für ſeinen Dauphin fühlt. Als er aber ſieht, daß ſich Niemand um ihn bekümmert, entſchließt er ſich zu antworten und zwar ſehr laut, um dadurch die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen.

— Mein lieber Karl, ſagt er, der Teufel iſt kein Schulmeiſter. Du würdeſt irren, wollteſt Du ihm ſchulmeiſterliche Funktionen zuſchreiben … da jene Funktionen … um ſo mehr nämlich … da jene Funktionen …

Hier beginnt der Vater, der für das, was er ſagen will, nicht immer die paſſenden Worte finden kann, ſich zu räuſpern, wie wenn er den Reſt verſchluckt hätte. Dann fährt er fort:

— Zu allen Zeiten aber hat der Teufel ſich ein Vergnügen daraus gemacht, unartige Kinder zu beſtrafen … wie Ihr ſehen könnt … Hm! hm! …

— Papa, wer iſt aber jener Mann in dem großen ſchwarzen Kleide, mit dem Puder im Haare, der immer kommt, ſobald der

Teufel ſich entfernt, und der ſich gleichfalls mit dem Polichinelle zankt?

— Dies Mal, mein Sohn, wird es der Commiſſarius ſein . . .

— Was iſt ein Commiſſarius, Papa?

— Mein Sohn, das iſt ein Mann, der die Ordnung und den Frieden aufrecht zu erhalten hat . . .

— Nun, warum zankt er ſich dann mit dem Polichinelle? Warum giebt er ihm Stockſchläge?

Neues Signal zur Bewunderung für den Papa, der zu vermuthen beginnt, daß er einen kleinen Voltaire auf den Armen trage.

— Mein Sohn, ſagt er nach kurzer Pauſe, vermuthlich thut er dies deshalb, weil Polichinelle ſich geweigert haben wird, ſeine Steuern zu bezahlen, oder weil er, den Verboten der Polizei zum Trotz, Blumentöpfe vor ſeine Fenſter geſtellt hat.

— Ah . . . Polichinelle wird vom Commiſſarius getödtet . . .

— Das, mein Sohn, iſt ein Beweis von der göttlichen Gerechtigkeit, die früher oder ſpäter jeden Taugenichts für ſeine unnütze Aufführung züchtigt.

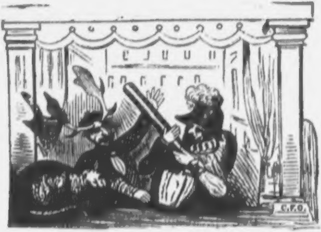
— Sieh, ſieh . . . Polichinelle ſteht wieder auf . . . er tödtet den Commiſſarius . . .

— Dann hat dieſer Commiſſarius wahrſcheinlich auf beiden Schultern getragen, und die Vorſehung hat ihn durch die Hand des Polichinelle beſtrafen wollen . . .

Papa, Papa! der Commiſſarius iſt nicht todt ... er ergreift ſeinen Stock wieder ... er tödtet Polichinelle! ...

— Dann, mein Sohn, iſt Polichinelle auf jeden Fall ein Böſewicht, der ſich gegen irgend einen Polizeidiener vergangen ...

— Papa, Papa! Polichinelle iſt nicht todt ... jetzt ergreift auch er ſeinen Stock wieder ... jetzt tödtet er den Commiſſarius!



Der Papa findet es nachgerade ziemlich ſchwierig, ſeinen Kindern die Moral dieſer Puppenkomödie zu erklären. In dieſem Augenblick aber wird er von einem heftigen Nieſen befallen, das ihn aus dem Regen in die Trauſe bringt. Denn wenn man genieſ't hat, iſt man gewöhnlich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich die Naſe zu putzen, beſonders wenn man ſchnupft.

Unſer Ehemann würde, nachdem er genieſ't, wer weiß wie viel darum gegeben haben, hätte er ſein Schnupftuch hervorziehen können. Aber wie wäre es möglich, ſich irgend Etwas aus der Rocktaſche zu ziehen, wenn man auf jedem Arme einen Knaben trägt!

Der Papa iſt daher feſt entſchloſſen, ſich die Naſe gar nicht zu putzen. In der That bleibt dieſer heldenmüthige Entſchluß unter den gegenwärtigen Umſtänden der beſte, der zu faſſen iſt.

Gleich darauf erhebt ſich über ſeinen Schultern ein lebhafter Streit. Karlchen und Peterchen reißen ſich gegenſeitig eine Zuckerſtange aus den Händen, wobei es Geſchrei und Fußtritte ſetzt Umſonſt verſucht Papa, ſie zu beruhigen.

— Nun, meine Herren, ruft er: ſeid Ihr dort oben bald fertig? ... Halte ich Euch darum in die Höhe, damit Ihr Euch puffen ſollt? ...

— Er hat mir meine Zuckerſtange genommen ...

— Er iſt ein Leckermaul ...

— Er iſt ein Vielfraß ...

— Glaube das nicht, Papa; ich habe die Stange in zwei Hälften gebrochen und ihm die eine gegeben ...

— Papa, das längſte Stück hat er für ſich behalten ...

— Es iſt nicht wahr ... er ſagt das blos, weil er ſeinen Theil ſchon zur Hälfte verſchlungen hat ...

Um den Streit zu endigen, iſt unſer Ehemann ſo vernünftig, ſeine beiden Söhne auf die Erde zu ſetzen. Jetzt ſchreien ſie noch lauter; ſie wollen den Polichinelle wieder ſehen.

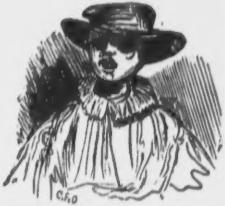
Dieſer ſchlägt ſich in dieſem Augenblick mit einer Katze herum, die den Teufel und den Commiſſarius abgelöſt hat. Papa, von dem Tragen ermüdet, fühlt ſich nicht mehr ſtark genug, ſeine beiden Söhne zum zweiten Male auf die Arme zu nehmen. Er führt ſie weiter und kauft ihnen, um ſie zu entſchädigen, Pfefferkuchen, dann Gebackenes, darauf Aepfel und endlich Chokoladenküchelchen. Ganz zuletzt läßt er ſie Cocusmilch trinken.

Monſieur Karl, der Aelteſte, langweilt ſich in der Nähe ſeines Vaters. Jeden Augenblick läßt er die Hand des Urhebers ſeiner Tage los und rennt davon, um ein Bild zu betrachten oder den Spielen der Straßenjugend zuzuſehen. Zuweilen will dann auch Peterchen davon laufen und, wie der Bruder, ganz allein gehen. Der unglückliche Vater geräth dadurch in nicht geringe Verlegenheiten. Genöthigt, zu einer und derſelben Zeit ſeinen beiden Söhnen nachzulaufen, welche ganz verſchiedene Richtungen eingeſchlagen haben, rennt er gegen alle Vorübergehende an und empfängt dafür von dem Einen himmliſche Grobheiten und von dem Andern hölliſche Ellbogenſtöße. Aus dem Allen aber macht er ſich nichts. Er ſchätzt ſich glücklich, wenn er endlich, ganz in Schweiß gebadet, ſeine beiden Flüchtlinge wieder erwiſcht und ſie ruhig weiter führen kann.

Bald gewahrt er zu ſeinem Todſchrecken, daß die Naſe ſeines älteſten Sohnes geſchunden und deſſen Auge, von Natur blau, völlig ſchwarz geſchlagen iſt. Er muß ferner ſehen, daß Peterchen, ſein jüngſter Sohn, ein ganzes Stück ſeiner Weſte eingebüßt hat, und daß ſeine Beinkleider auf dem Knie entzwei geplatzt ſind.

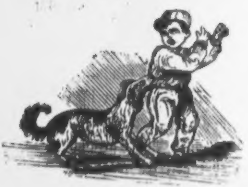
— Was hat das zu bedeuten? ruft der Papa; kaum eine Minute hatte ich Euch aus den Augen gelaſſen ... und wie muß ich Euch wiederfinden ... zerriſſen und mit Beulen! ...

— Papa, ein großer Eſel, welcher Kugelſpiel geſpielt, hat mir mit der Fauſt aufs Auge geſchlagen. Er ſagte, daß ich auf ſeinen Spielraum getreten wäre und ihn am Gewinnen gehindert ...



— Papa ... eine alte Frau hatte einen Hund; ich wollte ihn ſtreicheln, er ſprang an mir hinauf und riß mir ein Stück aus meiner Weſte ... und als ich fliehen wollte, bin ich auf die Knie niedergeſtürzt ... (Siehe Seite 28.)

— Nun, das iſt hübſch! Zu Hauſe werden wir einen angenehmen Empfang bekommen ... Mutter, was wird Mutter



ſagen? Rangen, die Ihr ſeid! Wie kann man Euch ſo wiederbringen, wie man Euch mitgenommen hat!

— Papa, trage mich ...

— Papa, trage uns ... .

— Allerliebſt! Nein, meine Herren, daraus wird nichts. Ihr werdet hübſch zu Fuße gehen. Ich habe Euch kleine Rangen lange genug bei dem Polichinelle getragen. Ueberdies iſt es gerade kein Vergnügen, Euch ſpazieren zu führen, wenn Ihr beſtändig getragen ſein wollt.

— Papa ... bis zu Hauſe iſt's aber noch ſo weit ...

— Gar nicht ... Dreihundert Metres ungefähr ...

— Was ſind Metres, Papa?

— Metre, meine Kinder, iſt ... iſt ... ein franzöſiſches Wort. Sobald ihr Franzöſiſch gelernt haben werdet, dann werdet Ihr dies ſo gut wie Vater und Mutter verſtehen.

— Ich bin müde ... hi, hi, hi ...

— Mich ſchmerzen meine Füße ...

— Allons, Peterchen, Karlchen, vorwärts! Zeigt, daß Ihr Männer ſeid ... laßt Euch nicht wie Kinder nachſchleppen ...

— Dann ſinge uns ein Lied!

— Ach ja, Papa, Eduard und ... und ... Du haſt verſprochen, uns dies Lied zu lehren ...

— Nun gut, ich bin's zufrieden ... aber Ihr müßt mich begleiten. Zuerſt will ich's Euch vorſingen; gebt wohl Acht. Später werdet Ihr's der Mama vorſingen ... dies wird ihr viel Vergnügen machen.

— Ja, Papa.

— Ja, liebes Väterchen!

Der Papa präludirt eine Octave und beginnt dann mit tiefer Stimme, indem er ſeinen Schritt nach dem Takt zu modificiren ſucht, die ſo moderne Weiſe des eben ſo ſchönen als rührenden Liedes:

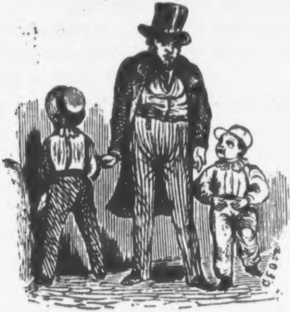
„Eduard und Kunigunde,
Kunigunde und Eduard!“

— Nun, meine Herren?

Herr Karl ſchreit aus vollem Halſe nach, was er ſoeben gehört hat. Der kleine Peter beſchränkt ſich darauf, zwiſchen den Zähnen zu murmeln:

— Kun ... Kunig ... und ... Kunigunde ... Papa, ich habe Bauchgrimmen! ...

— Und ich, ich habe Durſt ...



Bald wollen die beiden Knaben nicht weiter gehen. Unſer Ehemann geräth einen Augenblick in Verzweiflung. Endlich ergreift er ſeine beiden Söhne in einer Art nervöſer Anwandlung und macht ſich mit ihnen auf den Heimweg.

— Himmel, ruft er, welch' ein Spaziergang! — Nicht dem ärgſten meiner Feinde wünſche ich ſolch ein Plaiſir!

Todtmüde und mit halbzerbrochenem Rückgrat langt der arme geplagte Mann endlich zu Hauſe an. Zum Lohne für ſeine tauſend Mühen wird ihm von ſeiner Frau dafür, daß er die Kinder mit Beulen im Geſicht und mit Löchern in der Kleidung zurückbringt — ein ellenlanger Text geleſen.

Aber hat er's denn beſſer verdient?

Daß man ſeine Kinder liebt, iſt ſehr natürlich; daß man ſie dann und wann ſpazieren führt, kann man verantworten; wenn aber ein Ehemann ganz und gar zur Kinderwärterin herabſinkt, macht er ſich ſogar in den Augen ſeiner Frau lächerlich. Und das iſt äußerſt gefährlich. Denn der Mehrzahl nach bewahren die Frauen ihre Liebe dem Manne nur ſo lange, als er ihnen gegenüber eine gewiſſe Ueberlegenheit zeigt.

Mit der Urſache verſchwindet auch die Wirkung.

V. Wie ein Ehemann ſeine Frau ſpazieren führt.

Es iſt drei Uhr. Schon vor zwei Stunden wollte man ausgehen; unſer Ehemann aber war lange unentſchloſſen, ob er ſich raſiren ſolle oder nicht, ob er einen Frack oder einen Rock anziehen, ob er eine offene oder eine zugeknöpfte Weſte wählen ſolle. Und darüber iſt es drei Uhr geworden. Jetzt iſt der Herr fertig; er ſteigt die Treppe hinunter, indem er ſich wie ein Geck von allen Seiten betrachtet und dann eine ſehr zufriedene Miene macht.

Da Madame nicht zu gleicher Zeit mit ihm am Fuße der Treppe eintrifft, wendet er ſich um, macht eine Geberde der Ungeduld, hebt den Kopf in die Höhe und ruft die Treppe hinauf:

— Nun ... wird's bald?

— Da bin ich ſchon, mein Lieber; ich ſuchte nur meinen Handſchuh.

— Ah ... die Handſchuhe! Heute die Handſchuhe und morgen das Schnupftuch ... Ich würde mich ungemein wundern, hätteſt Du nicht, gerade wenn wir ausgehen wollen, dies oder jenes noch zu ſuchen.

Madame ergreift ſeinen Arm und zieht ihren Handſchuh an.

— Eine allerliebſte Manier, brummt unſer Ehemann in den Bart, ſich auf der Straße die Handſchuhe anzuziehen!

— Aber wie kann ich anders ... Du eilſt ja ſo ſehr ...

— Wie! Warſt Du es nicht, die ſchon vor zwei Stunden ausgehen wollte und nicht genug brummen konnte, weil ich noch nicht angekleidet war? Doch genug davon. Wohin gehen wir?

— Mir iſt es gleich.

— Mir auch.

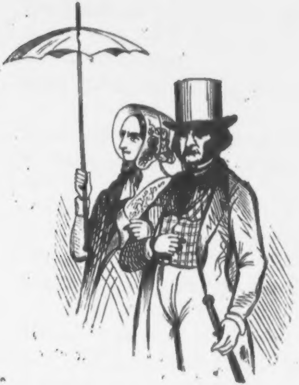
— Ich werde gehen, wohin Du willſt.

— Aber man wird ſich doch entſchließen müſſen! Oder wollen wir hier mitten auf der Straße wie blödſinnig ſtehen bleiben? Ich kenne nichts Unerträglicheres als eine Frau, die immer antwortet: »Mir iſt es gleich.«

— Nun gut ... gehen wir in die Tuilerien.

Man macht ſich auf den Weg. Unſer Ehemann betrachtet die Damen, die ihnen begegnen, oder denkt an ſeine Geſchäfte. Keines von Beiden ſpricht ein Wort. (Siehe Seite 33.)

Dann und wann, wenn ſie an einem Putz- oder Modewaaren-Magazin vorüberkommen, kann ſich die junge Dame eines freudigen Ausrufs nicht enthalten.



— Ach, ruft ſie begeiſtert, welch' ein ſchöner Shawl! Welch' niedliches Kleidermuſter! Welch' ein allerliebſter Hut!

Der Herr Gemahl hat dann nichts gehört, oder er thut wenigſtens, als ob er nichts gehört hätte.

Endlich gelangt man in die Tuilerien. Man geht dort auf und ab, in Kreuz und Quer; man wechſelt kein Wort. Nur daß der Herr Gemahl von Zeit zu Zeit gähnt oder einen ſchweren Seufzer in die Welt ſchickt.

Man befindet ſich jetzt ganz allein inmitten einer Allee.

— Bei Gott! ruft unſer Ehemann, das iſt ein göttliches Vergnügen, hier ſpazieren zu gehen!

— Aber irgendwohin mußten wir doch gehen?

— Ich ſehe aber nicht die Nothwendigkeit ein, weshalb wir gerade die Tuilerien wählen mußten!

— Weil Du nicht ſagen wollteſt, wohin Du zu gehen wünſchteſt ...

— Du haſt dieſen Ort aus keinem andern Grunde gewählt, als weil Du weißt, daß es keinen zweiten Spaziergang giebt, den ich ſo langweilig finde.

— Ach, von dem Augenblick an, wo Du mit mir ſpazieren gehſt, langweilſt Du Dich, und ob wir daher dieſen oder einen andern Ort gewählt haben, iſt am Ende eins und daſſelbe.

— Gut! ſehr gut! Noch gar Vorwürfe! ... Du findeſt es vermuthlich angenehm, mitten unter dieſer Menge von Kindern ſpazieren zu gehen, die uns ihre Bälle oder Reifen zwiſchen die Füße werfen ... den Staub einzuſchlucken, wo er am dickſten iſt ... das amüſirt Dich!

— Wenn Du mit mir ſprächeſt, würdeſt Du Dich nicht langweilen; aber Du biſt ſtummer als ein Fiſch ...

— Meine Theure, wenn man ſtets zuſammen iſt, kann man nicht immer Stoff zum Plaudern haben ...

— Wärſt Du bei einer andern Frau, ſo würdeſt Du den Liebenswürdigen, den Zuvorkommenden ſpielen ...

— Eine Andere würde mir auch keine Vorwürfe machen ... ſie würde nicht unaufhörlich brummen ...

— Man brummt alſo mit einem Herrn, weil man ihm einen Vorwurf darüber macht, daß er ſich zu ennuyiren ſcheint!...

— Biſt Du bald zu Ende?

— Glaubſt Du vielleicht, mir das Sprechen verbieten zu können?...

— Schreie doch noch ein wenig lauter, um die Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden auf uns zu ziehen ... dies Einzige fehlt noch!

— Und wenn ich nun ſchreien will ... wer wird ſich deshalb mit uns beſchäftigen? Du meinſt immer, daß Aller Augen auf Dich gerichtet wären!

— Wenn Du jetzt nicht aufhörſt, werde ich Deinen Arm loslaſſen ...

— Ganz nach Belieben ... ich mache mir nichts daraus.

Der Herr bleibt einen Augenblick ſtehen, überlegt, beſinnt ſich und — läßt den Arm ſeiner Frau nicht los.

Der Spaziergang wird in tiefem Schweigen beendigt.

VI. Ein Ehemann, der wegen ſeiner Gemahlin beſtändig in Sorgen iſt.

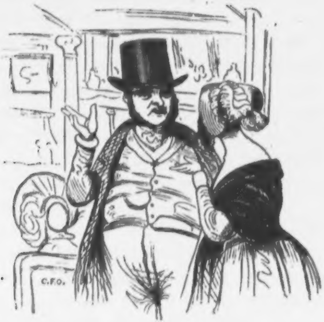
Sie erkennen ihn auf der Stelle. Auf der Promenade giebt er ſeinem Kinde, wenn er ein ſolches hat, die Hand; er hält mit ſeiner Frau gleichen Schritt; er bewegt und wendet ſich genau wie ſie; es vergehen keine zwei Minuten, ohne daß er ſie mit unruhiger, faſt verliebter Miene anſieht, indem er murmelt:

— Du biſt nicht ermüdet, theure Freundin? Willſt Du umkehren, mein Engel? Wünſcheſt Du einen Wagen? Wenn wir in jener Richtung gehen, ſo wird Dir, fürchte ich, die Sonne in die Augen ſcheinen ... Nimm Dich in Acht vor dieſem Rinnſtein ... Wenn Du befiehlſt, wollen wir ein wenig langſamer gehen ...

Dieſe kleinen Redensarten bilden ihrer Zahl nach kaum ein Zehntauſendtheil von dem Wörterbuche eines Ehemanns, der ſeiner Gemahlin halber beſtändig in Sorgen iſt. Aber in der Regel erhält er auf all' jene Phraſen höchſtens eine Bewegung der Ungeduld oder ein nicht ſehr dankbares Achſelzucken zur Antwort.

Wenn dieſer Herr ſeine Frau ins Theater führt, muß ſie fünf oder ſechs Plätze probiren, bevor ſie ſich auf einen derſelben niederlaſſen darf.

Hier, meine Beſte, wird es Dir nicht gefallen können ... Du haſt hier große Hüte vor Dir. ... Gehen wir weiter hinunter ... dort wirſt Du beſſer ſehen können. ... Hier iſt die Bank ſehr hart, gehen wir auf jene Seite. ... Hier darfſt Du nicht bleiben ... es zieht ... Du wirſt Dich erkälten ... das iſt ſehr gefährlich ... gehen wir anderswohin. ... Ach, hier ſitzt eine Dame in einem Meere von Parfüms ... dies würde Dir auf die Nerven fallen ... hier darfſt Du auf keinen Fall bleiben.



Die arme Frau, von den ewigen Wanderungen durch das ganze Haus ermüdet, klammert ſich endlich an einen Platz, von dem ſie nicht wieder aufſteht.

— Nun mag's genug ſein, ſagt ſie; hier will ich bleiben. Ich bin es müde, auf allen Plätzen umherzulaufen.

— Es liegt mir nur daran, daß Du gut ſitzen ſollſt. Wünſcheſt Du eine Fußbank?

— Nein…

— Logenſchließerin, beſorgen Sie ſchnell eine Fußbank für Madame! Willſt Du ein Kiſſen zum Unterlegen?

— Aber warum dies Alles? Bin ich denn noch ein Kind?

— Logenſchließerin, ein Kiſſen für meine Frau! Soll ich das Logenfenſter ſchließen?

— Wie Du willſt.

— Iſt Dir ſehr warm?

— Nein.

— Ich will es ſchließen.

Das Stück beginnt. Madame möchte demſelben ihre ganze Aufmerkſamkeit widmen. Aber mitten in einer intereſſanten Scene ruft der Gemahl plötzlich:

— Du ſiehſt ſo blaß . . . Du biſt doch nicht unwohl?

— Ich? nicht im Geringſten!

— Fehlt es Dir irgendwo?

— Aber, mein Gott, nein! Mir fehlt nichts! Welche Idee, zu wollen, daß ich durchaus unwohl ſein ſoll!

— Ich will das ganz und gar nicht, mein Engel; im Gegentheil, aber wenn Dir Etwas fehlen ſollte, wäre es beſſer, daß Du mir es ſagteſt und daß wir gingen . . . Du würdeſt vielleicht nur aus Gefälligkeit für mich bleiben . . . und daran würdeſt Du großes Unrecht thun.

— Du würdeſt mich ſehr verbinden, wollteſt Du mich ungeſtört das Stück anhören laſſen.

— Es ſcheint mir, daß ich Dich daran gar nicht hindere; nur macht es mich ängſtlich, wenn ich Dich ſo blaß ſehe.

Wenn dieſer Herr mit ſeiner Frau außer dem Hauſe ſpricht, verliert er ſie nicht aus den Augen. Sollte er auch am ganz entgegengeſetzten Ende der Tafel ſitzen, ſo verfehlt er deshalb doch keineswegs, ihr zuzurufen:

— Liebes Kind, iß hiervon nicht; es wird Dir nicht bekommen ... Du weißt, daß Du die Sardellen nicht vertragen kannſt . . . Laß die Hummern, ſie ſind zu ſchwer für Dich . . . Wenn Du Lachs nehmen wollteſt, würdeſt Du Unrecht thun ... Ach, mein Herr, ich bitte Sie, meiner Frau keinen Madeira einzuſchenken . . . ich kenne ihren Magen . . . der Wein bekommt ihr nicht . . . Meine Theure, wenn Du davon trinkſt, wirſt Du wieder unwohl werden . . .

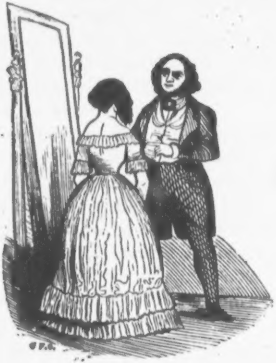
Madame, unwillig über die Beſorgniſſe ihres Gemahls, nimmt ſehr deutlich eine ſchmollende Miene an und ißt von keinem Gericht mehr, weil die Einwürfe, die ſie bei jeder Schüſſel zu gewärtigen hat, ihr allen Appetit rauben. Unterdeſſen ißt der Herr Gemahl für Vier und trinkt für Fünf.

Geht man auf den Ball, ſo iſt dies eine Geſchichte für ſich. Zuerſt inſpizirt der Herr Gemahl die Toilette ſeiner Frau.

— Dies Kleid iſt gar zu weit ausgeſchnitten, Du würdeſt frieren . . . Dieſes zwängt Dich zu ſehr ein . . . es drückt Dich, es muß Dich drücken . . . (Siehe Seite 40.)

— Aber ich verſichere Dich, Lieber, daß mein Kleid mich gar nicht drückt.

— O, die Frauen wollen das niemals zugeben, aber ſie thun ihrer Geſundheit großen Schaden, indem ſie ſich ſo einſchnüren; ſpäter kommen dann all' die Krankheiten nach. Wie oft heißt es nicht: Himmel, die Frau iſt an der Bruſtkrankheit geſtorben, ſonderbar! ſie war doch ſo wohl gebaut, hatte eine ſo friſche Farbe; ich hätte mir nie träumen laſſen, daß ſie an einem Bruſtübel gelitten! . . . Aber man weiß nichts davon, daß dieſe Dame, blos um eine dünne Taille zu haben, ſich Lunge und Magen eingezwängt hatte.



— Du ſiehſt ja, mein Freund, daß man noch einen Finger in meinen Gürtel ſtecken kann, ein Beweis, daß ich gar nicht gedrückt bin.

— Freilich . . . o ja . . . aber wie? Deiner Meinung nach kann man immer den Finger hineinſtecken, weil Du den Athem zurückhältſt. Meine Theure, Du würdeſt ſehr liebenswürdig ſein, wollteſt Du ein anderes Kleid anziehen . . . ich würde mich den ganzen Abend unglücklich fühlen, müßte ich Dich in dieſem Kleide auf dem Balle ſehen.

Blos um dem ärgerlichen Handel ein Ende zu machen, willigt Madame endlich ein, ein Kleid anzuziehen, das ihr nicht ſo gut gefällt; und ſchon dieſer Umſtand wird Urſache ſein, daß ſie ſich auf dem Balle weniger amüſirt, als ſie ſich's verſprochen hatte. Denn die ganze Nacht hindurch wird ſie an jenes Kleid denken, das ihr ſo gut ſtand und das ſie ihres Gemahls halber wieder ablegen mußte.

Man iſt nun auf dem Balle angekommen. Statt ſeiner Frau ungeſtört das Vergnügen des Tanzes genießen zu laſſen und ſich ſelbſt ebenfalls ſo gut wie möglich zu unterhalten, verliert unſer Ehemann ſie nicht aus den Augen. Vielleicht aus Eiferſucht? O nein! Ein Ehemann, der ſeiner Gemahlin halber beſtändig in Sorgen iſt, kennt die Eiferſucht nur dem Namen nach. Er iſt überzeugt, daß ſeine Frau ihn anbetet, weil ſie weiß, daß auf der weiten Welt kein Zweiter lebt, der ſo aufmerkſam und zuvorkommend gegen ſie ſein würde. Aber auch hier, wie überall anderswo, übt er ſeine rührende Sorgſamkeit aus.

Er durchmißt den Saal, in dem ſeine Frau Platz genommen hat, in der Länge und Breite. Kaum hat ſie einen Contretanz getanzt, ſo eilt er auf ſie zu:

— Dir iſt ſehr warm, meine Theure?

— Nein, nicht ſehr . . .

— Doch, doch . . . Du biſt erhitzt . . . wirſt Du die nächſte Quadrille tanzen?

— Gewiß, ich bin engagirt . . .

— Es iſt mir gar nicht lieb, daß Du zugeſagt haſt . . . Du hätteſt ein wenig ausruhen ſollen . . .

Kaum iſt Madame nach dem folgenden Contretanz durch ihren Tänzer auf ihren Platz zurückgeführt worden, als auch ſchon das Geſicht ihres Mannes wie ein Schatten der Laterna magika dicht vor ihr wieder auftaucht.

— Wie roth Du biſt, meine Gute! ſagt unſer Ehemann mit der beſorgten Miene einer Mutter, die, indem ſie ihrem Kinde an den Puls fühlt, ein leidiges Fieber entdeckt.

Madame findet jene Bemerkung ganz überflüſſig. Deſſen ungeachtet verſucht ſie zu lächeln, indem ſie erwidert:

— Wie kannſt Du Dich darüber wundern, daß man roth iſt, wenn man getanzt hat?

— Freilich . . . aber ich habe Dich auch niemals ſo roth geſehen, als gerade jetzt . . .

Madame wendet ſich an eine neben ihr ſitzende Dame mit der leiſen Frage:

— Bin ich wirklich ſo auffallend roth . . . ſehe ich aus wie ein geſottener Krebs?

— Durchaus nicht, Sie ſehen ſehr wohl aus. Ihr Mann weiß nicht, was er ſpricht . . .

Gleich darauf präſentirt ein junger Mann, der ſo glücklich geweſen iſt, einige Gläſer Eis zu erlangen, eins derſelben der Gattin unſeres Ehemannes. Dieſe nimmt das Eis an und iſt eben im Begriff, es zu eſſen, als der Herr Gemahl ihr daſſelbe aus den Händen reißt.

— Der Tauſend auch, liebes Kind! ruft er, das wirſt Du nicht eſſen . . .

— Aber weshalb nicht? . . . es iſt Eis . . .

— Ganz recht, und eben darum will ich nicht, daß Du auch nur einen Löffel voll davon nimmſt . . . Du biſt zu warm, es würde Dir nachtheilig ſein.

— Aber all' dieſe Damen, die gleichfalls getanzt haben, eſſen Eis . . .

— Mögen dieſe Damen thun, was ihnen beliebt . . . ich kann's ihnen nicht wehren! Aber mit Dir iſt es etwas Anderes . . . ich kenne Dein Temperament. Eis? . . . Behüte der Himmel; Das wäre eine unverzeihliche Thorheit! Befiehlſt Du Punſch?

— Du weißt recht gut, daß ich nie Punſch trinke, daß ich ihn nicht leiden kann, daß ich das Eis hingegen ſehr liebe . . .

— Das macht nichts.

Und unſer Ehemann beginnt in aller Gemüthsruhe, das für ſeine Frau beſtimmte Eis zu eſſen. In dieſer angenehmen Beſchäftigung ſpaziert er vor ihr auf und nieder und genirt ſich nicht einmal, zu ſagen:

— Es iſt vorzüglich ... excellent . . . wahrhaft köſtlich!

Etwas ſpäter beginnt das Orcheſter die Introduktion zu einem allerliebſten Walzer von Strauß. Madame liebt den Walzer mit wahrer Leidenſchaft . . . ſie tanzt ihn eben ſo regelrecht als graziös. Soeben hat ſie den Arm eines jungen Herrn angenommen, den man ihr als einen vorzüglichen Tänzer vorgeſtellt hat. Beide treten an; ſchon haben ſie die Runde durch den Saal gemacht und den Beifall der Zuſchauer erhalten, als unſer Ehemann, der ſeine Frau im Begriffe ſieht, ſich zu wenden, auf die Gefahr hin, von dem einen oder andern Paare umgewalzt zu werden, auf ſie zuſtürzt, ſie am Arme ergreift und ſie nebſt ihrem Tänzer mit Gewalt aufhält, indem er, immer mit dem liebenswürdigſten Tone von der Welt, zu ihr ſagt:

— Aber was machen wir denn? ... Woran denkſt Du?

... Du willſt walzen? ... Ein Glück, daß ich da bin, um Dich an dieſen Thorheiten zu verhindern!

— Aber Du weißt doch recht gut, daß ich den Walzer ſehr liebe ... daß er mich gar nicht angreift ...

— Es iſt möglich, daß er Dich nicht angreift; aber ſpäter würden die nachtheiligen Folgen nicht ausbleiben ... morgen würdeſt Du krank ſein. Ich habe mehrere Aerzte befragt; ſie haben mir geſagt, daß der Walzer den nervöſen Frauen ungeheuer ſchädlich ſei ... und Du, Du biſt nervös, ungemein nervös, meine Theure.

— Nur ein paar Gänge noch, mein Herr, und dann wollen wir aufhören! ſagt der Tänzer der jungen Dame, ſich an ihren Gemahl wendend.

— Ja, ja, blos ein paar Gänge, mein Lieber! wiederholt ſeine Frau mit bittender Miene.

Unſer Ehemann aber iſt unerbittlich. Er nimmt ſeine Frau am Arm, führt ſie auf ihren Platz zurück und wirft ihr wider ihren Willen einen Pelz, einen Mantel, einen Burnus, einen Shawl, eine Boa, kurz Alles, was ihm in die Hand kommt, über ihre atlasweichen Schultern.

Madame iſt zwar ſehr aufgebracht, wagt jedoch nichts zu ſagen. Man pflegt ſich nicht gern vor aller Welt zu zanken, und außerdem ſteht auch der Herr Gemahl im Renommée eines ſehr galanten und für ſeine Frau, die man übermäßig glücklich wähnt, ſehr zärtlich beſorgten Mannes. Sie ſucht ihren Unwillen zu verbergen.

Die Stunde des Soupers naht heran; durch die Dame des Hauſes hat ſie erfahren, daß die Damen allein zu Tiſche gehen werden; ſie wird daher eſſen können, was ihr beliebt, ohne den Beobachtungen ihres Mannes ausgeſetzt zu ſein. Sie hofft ſich beim Souper für die Widerwärtigkeiten des Abends entſchädigen zu können; ohnedies haben die Soupers für gewiſſe Frauen einen ganz beſonderen Reiz. Ich ſehe darin nichts Böſes; im Gegentheil, für Damen von gutem Appetit fühle ich die aufrichtigſte Hochachtung.

Aber eine Viertelſtunde vor dem Souper erſcheint unſer Ehemann. Auf dem Arme trägt er den Mantel ſeiner Frau, den er ihr über die Schulter wirft, indem er ſagt:

— Mein Täubchen, unten erwartet uns der Wagen.

— Wie, Du willſt ſchon gehen?

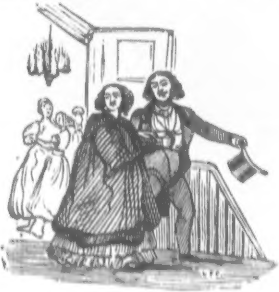
— Schon . . .? Es iſt ſehr ſpät!

— Aber man wird ſich ſogleich zu Tiſche ſetzen.

— Grade deshalb. Du könnteſt ſchwach genug ſein, Etwas zu eſſen . . . und zu Abend eſſen taugt nichts . . . beſonders für Dich, die Du ſo ſchwächlich biſt und beſtändig über Deinen Magen klagſt. Du weißt ja, daß Du niemals zu Abend ſpeiſeſt, eben ſo wenig wie ich . . .

— Wenn man aber einen Theil der Nacht durchwacht hat, iſt es doch etwas Anderes, als wenn man ſich um eilf Uhr ſchlafen legt.

— O, das iſt ganz gleich . . . ich will nicht, daß Du zu Abend eſſen ſollſt. Teufel, wie ſtände es dann um Deine Geſundheit? Komm', komm', meine Liebe. Der Wagen wartet ſchon ſeit einer halben Stunde.



Madame, welche große Luſt hat, zu weinen, muß ihm dennoch folgen, ſie mag wollen oder nicht. Aber zu Hauſe angekommen, gelobt ſie ſich heilig, künftig weder auf die Promenade, noch ins Theater, noch auf den Ball, noch zu einem Diner, noch irgend anderswohin zu gehen.

Halten Sie die Gemahlin eines Mannes, der ihrethalben beſtändig in Sorgen iſt, nach alle dem für ſehr glücklich? — Zum Troſt für das ſchöne Geſchlecht iſt dieſe Sorte von Ehemännern ſehr ſelten.

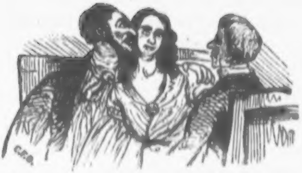
VII. Ein Ehemann, der ſeine Frau vor aller Welt liebkoſ't.

Ein Ehemann, der, wie der Held des vorigen Kapitels, in der Beſorgniß um ſeine Gattin weder Ziel noch Maaß kennt, iſt ein durchaus unerträgliches Weſen und fähig, die Nerven ſeiner Frau ſo anzugreifen, daß ſie, ſelbſt wenn die Ohnmachten ſonſt nicht ihre Leidenſchaft ſind, leicht aus der einen in die andere fällt. Wenn Sie jedoch glauben, daß dieſer Herr ſeine Gattin nur aus übergroßer Liebe ſo quält, irren Sie gewaltig. Er will nur, daß man ihn für den Phönix aller Ehemänner halte, für einen Mann, der ſeine Frau anbetet und ſich mit nichts als mit ihr beſchäftigt.

Wenn er ſeine Frau aufrichtig liebte, würde er ſich nicht unaufhörlich an ſie drängen.

Ich rangire dieſe Sorte von Ehemännern unter die Klaſſe der Heuchler.

Wir haben uns jetzt mit ſolchen zu beſchäftigen, die ihre Frauen vor den Augen der Welt aus purer Liebe verſchlingen möchten. Dieſe können nicht in der Nähe ihrer Hälften ſein, ohne deren Taillen zu umſpannen und ſie zärtlich zu umarmen. Es giebt ſogar Exemplare, die es bis zum Küſſen treiben: ihre Lippen ſuchen den Hals, die Bruſt, die Wangen, ja mitunter ſelbſt den Mund der Frau Gemahlin. Dann gerathen ſie förmlich in Extaſe und zeigen eine ſo entzückte Miene, als hätten ſie ihre Frau zum erſten Male umarmt.



Nun denken Sie ſich dazu das Geſicht eines Dritten. Er wird ſich immer verſucht fühlen, dem Herrn Gemahl zu ſagen:

— Verzeihung … ich genire vermuthlich; ich will gehen …

Und wenn man dann ginge, wenn man ihn mit ſeiner Frau allein ließe, würde man dieſem Herrn, der ſie mit Liebkoſungen zu erſticken gedroht hatte, dadurch ein arges Schnippchen ſchlagen.

Abgeſehen davon, daß der Herr durch ein ſolches Benehmen vor den Augen der Welt gegen alle guten Sitten, allen Anſtand, alle Schicklichkeit verſtößt, iſt er, ſobald er ſich mit ſeiner Frau allein weiß, in der Regel höchſt übellaunig und mitunter ſogar brutal.

Eine Verwandlung in der Oper kann nicht vollſtändiger ſein. Er iſt dann ein ganz Anderer.

VIII. Ein Blick in die Haushaltung eines Mannes, der ſeine Frau vor den Augen der Welt liebkoſ't.

— Warum iſt das Frühſtück noch nicht fertig?

So lautet die erſte Frage dieſes Herrn, ſobald er ſich erhebt. Der Ton, in welchem dieſe Frage ausgeſprochen und die Miene, mit welcher ſie begleitet wird, läßt auf eine höchſt üble Laune ſchließen.

— Aber, mein Lieber, es iſt ja noch nicht ſpät ...

— Nicht ſpät, nicht ſpät! Wenn ich das Frühſtück nun früher verlange, wenn ich Hunger habe ... Aber man iſt hier ſo nachläſſig! Warum hat man Kaffee und nicht Chokolade gekocht? Ich wollte Chokolade ...

— Du hätteſt mir das ſagen ſollen!

— Man hätte mich deshalb fragen ſollen!

— Du trinkſt doch in der Regel Kaffee!

— Eben deshalb wollte ich heute zur Abwechſelung Chokolade ... Aber es macht Dir vermuthlich zu viel Mühe, mich zu fragen, was ich wünſche ... Und wer hat dies Feuer angelegt? ... Allerliebſt, wirklich allerliebſt! man weiß nicht einmal ein Feuer anzulegen. Von welcher Sorte iſt jenes Brod?

— Es iſt Gerſtenbrod ...

— Wie oft habe ich Dir geſagt, daß ich das Gerſtenbrod nicht liebe ... Du mußt alſo immer gerade das Gegentheil von dem thun, was ich wünſche. Man hat dieſen Morgen geklingelt; wer war da?

— Jener junge, blonde Mann, der ſchon zwei Mal da war, um Dich um Rath zu fragen, ob er ſich verheirathen ſolle. Du haſt geſagt, daß er Dich langweile, und deshalb habe ich ihn wieder fortgeſchickt, indem ich ihm ſagte, Du wäreſt ſchon ausgegangen.

Der Herr Gemahl ſpringt von dem Stuhl in die Höhe, ſchlägt ſich zornig auf die Kniee und ruft:

— Aber wer hatte Dich gebeten, dieſen jungen Mann wieder fortzuſchicken? . . . Du begehſt eine Dummheit über die andere . . . Gerade heute wollte ich ihn ſprechen, da ich ihm eine höchſt wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Und nun ſagt man ihm, ich ſei ausgegangen. Man würde ſich hier lieber hängen als Etwas thun, das mir angenehm wäre!

Und in ſeinem Zorne gewahrt er nicht, daß er ſich mit dem Ellbogen auf ſeine Taſſe Kaffee ſtützt; die Taſſe fällt um und der Kaffee fließt auf ſeinen Schlafrock. (Siehe Seite 52.)

Dies verdoppelt die Aufwallung unſeres Ehemannes.

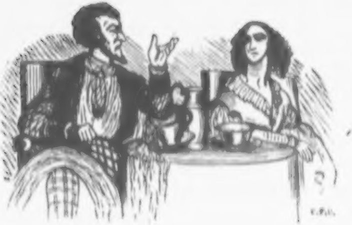
— Nun iſt es um meinen Schlafrock geſchehen! ſchreit er; und wer iſt daran Schuld? Sie, Madame!

— Ich? Du hätteſt Deine Taſſe nicht umwerfen ſollen . . .

— Du hätteſt mir meine Laune nicht verderben ſollen . . .

— An dieſer iſt nichts zu verderben. Du brummſt, ſobald Du die Augen öffneſt.

— Biſt Du zu Ende mit Deinen Grobheiten? . . . Sieh' Dich vor . . . treibe mich nicht zum Aeußerſten . . .



— O, mein Gott! da ſpielſt Du nun wieder den Wütherich. Man ſieht wohl, daß wir allein ſind . . .

— Willſt Du ſchweigen?

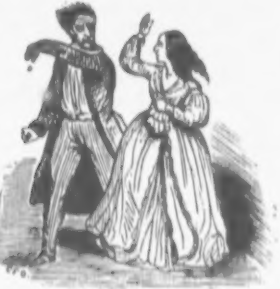
— In Geſellſchaft möchteſt Du mich mit Deinen Liebkoſungen erdrücken, damit alle Welt mich für ſehr glücklich halte . . . Ach, wenn man wüßte, wie Du mich behandelſt, wenn wir allein ſind!

— Wenn Du nicht ſchweigſt, werfe ich Dir die Taſſe ins Geſicht!

— Das ſieht Dir ähnlich, Elender!

— Wie . . . Du ſchimpfſt mich einen Elenden? . . . Da!

Und die Taſſe fliegt dicht an ihrem Kopfe vorüber. Glücklicherweiſe weicht ſie dem Wurfe aus, indem ſie ſich raſch auf die Seite bückt.



Während dieſes zärtlichen Auftritts wird die Klingel gezogen. Das Kammermädchen meldet Jemand an.

— Ich hoffe, ſagt unſer Ehemann mit drohender Miene zu ſeiner weinenden Frau, daß Du vor dem Fremden nicht weinen wirſt! Augenblicklich trockne Deine Thränen. Wo nicht, ſo fange ich von Neuem an, ſobald wir wieder allein ſind.

Der Beſuch tritt ein. Unſer Ehemann hat ſogleich eine lächelnde, liebenswürdige Miene, eine ſanfte und einſchmeichelnde Stimme angenommen. Die Perſon, welche ſoeben eingetreten iſt, ſpricht zu der jungen Dame:

— Ich finde Sie blaß . . . Ihre Augen ſind roth . . . Sind Sie vielleicht krank geweſen?

Unſer Ehemann läßt ſeine Frau nicht antworten; er beeilt ſich das Wort zu nehmen und ſpricht:

— O, es iſt nichts . . . Sie hat geſtern Abend zu lange im Bett geleſen . . . und das greift ihre Augen an. Ich habe freilich ſchon oft zu ihr geſagt: Du verdirbſt Dir die Augen, mein Püppchen, wenn Du bis in die ſpäte Nacht hinein lieſt; aber man will nicht auf mich hören. Und ſpäter kommt es dann, wie es kommen muß; andern Morgens iſt man bleich, hat rothe Augen . . . Aber ſie will vernünftiger werden . . . ſie hat es mir feſt verſprochen . . .

Während dieſer erbaulichen Rede hat er ſich ſeiner Frau genähert, um deren Wange zu ſtreicheln . . .

Unter allen Laſtern iſt die Heuchelei das abſcheulichſte. Ein Heuchler will Tugenden halber geehrt werden, die er gar nicht beſitzt.

Der Räuber, welcher uns auf offener Straße anfällt, ſagt uns frei heraus, daß er ein Räuber iſt.

Der Ehemann, der ſeine Frau vor den Augen der Welt liebkoſt und ſie mißhandelt, ſobald Niemand zugegen iſt, iſt laſterhafter als jener Räuber.

Wenn die Frau eines ſolchen Mannes dennoch ihren Pflichten getreu bleibt, verdient ſie unſere innigſte Hochachtung. Man ſollte ihr einen Altar, oder einen Obelisk, oder einen Triumphbogen, oder Statüen, oder wo möglich Alles zuſammen errichten.

IX. Die baumwollene Nachtmütze.

Ehemänner ſollten niemals baumwollene Nachtmützen tragen. Thun ſie es dennoch, ſo begehen ſie an ſich ſelbſt das himmelſchreiendſte Unrecht. Ihre Haushaltung, ihr Anſehen vor der Welt, ja ſelbſt ihr Geſchäft — Alles muß darunter leiden.

Die beiden weſentlichen Nachtheile, welche eine baumwollene Nachtmütze mit ſich führt, beſtehen darin: erſtens, daß ſie häßlich, und zweitens, daß ſie noch weit mehr als das, nämlich lächerlich macht.

Wenn Sie ſchon von Natur häßlich ſind, warum wollen Sie dann noch eine Kopfbedeckung wählen, die Sie noch häßlicher macht?

Sie werden mir antworten:

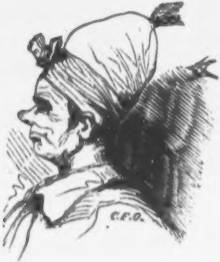
— Vor ſeiner Frau braucht man ſich nicht zu geniren.

Aber gerade darin liegt die gröbſte Verſündigung der meiſten Ehemänner, daß ſie ihren Frauen gegenüber ſich ganz und gar nicht geniren. (Siehe Seite 56.)

— Wenn Sie wollen, daß Ihre Frau Sie immer lieben ſoll, ſo laſſen Sie ſich's wenigſtens einige Mühe koſten, ihr zu gefallen.

Vor Ihrer Geliebten — wenn Sie eine ſolche haben — würden Sie ſich in baumwollener Nachtmütze gewiß nicht ſehen laſſen; warum iſt es Ihnen alſo gleichgiltig, ob Ihre Frau Sie mit dieſem Kopfputz erblickt oder nicht?

Glauben Sie vielleicht, Ihre Frau wiſſe nicht eben ſo gut wie jede Andere, was gut oder übel kleidet?



Aber die Mehrzahl der Herren Ehemänner kleidet ſich zu Hauſe mit einer Nachläſſigkeit, an welcher die Kunſt keinen Antheil hat. Sie ſcheinen ſich zu ſagen: Ei was! für unſere Frauen ſind wir noch immer hübſch genug!

O Vanitas, vanitatum vanitas!

Sie irren, meine ſehr geehrten Herren. Ihre Frauen finden Sie nicht immer hübſch genug. Und deshalb — um wieder auf die bewußte Nachtmütze zu kommen — verbannen Sie dieſelbe in Ihr Schlafkabinet. Bedenken Sie, daß dies Ihren Kopf angeht und daß man, wenn Sie einmal dieſe Dinge zu tragen gewöhnt ſind, Sie leicht für fähig halten könnte, noch eine Menge anderer Dinge zu tragen, die härter als Baumwolle ſind!

X. Der Ehemann als Kleinigkeitskrämer.

Genies müſſen geboren werden, ſei es nun in der Geſtalt eines Malers, eines Muſikers, eines Dichters oder eines Kochs. Denn man kann in jeder Branche genial ſein.

Auch Kleinigkeitskrämer müſſen geboren werden.

Ein Mann, der als Garçon ein Kleinigkeitskrämer geweſen war, wird es um ſo mehr ſein, wenn er verheirathet iſt. Mögen die Frauen ſich dies merken!

Freilich kann man ein Kleinigkeitskrämer und dennoch ein achtungswerther Mann ſein. Ein verheiratheter Kleinigkeitskrämer kann ſeine Frau anbeten, ſeine Kinder vergöttern, ſeinem Beruf Ehre machen und ſeine Wache regelmäßig beziehen — kurz, er kann alle Pflichten, welche die Geſellſchaft ihm auferlegt, prompt und zur Zufriedenheit Aller erfüllen, nichtsdeſtoweniger aber wird er in ſeinem Hauſe ein unerträgliches, überläſtiges und äußerſt langweiliges Geſchöpf ſein.

Schon früh Morgens, noch bevor er aus den Federn ſteigt, findet er Gelegenheit, ſein Talent zu üben.

— Liebe Frau, mein Schnupftuch ... gieb mir mein Schnupftuch ... es muß auf jenem Stuhle liegen, dicht neben Dir ...

Madame, noch halb im Schlafe, ſtreckt den Arm aus und reicht ihrem Manne ein Schnupftuch. Dieſer iſt ſchon im Begriffe, den Zweck zu erfüllen, für welchen die Schnupftücher erfunden ſind, als er plötzlich einhält und das Schnupftuch von allen Seiten betrachtet.

— Dieſes iſt nicht das meinige, ſagt er; meine Schnupftücher haben keinen farbigen Rand ... es gehört Dir ...

— Es iſt möglich, mein Lieber.

— Ja, ja, es gehört Dir ... Allein Deine Schnupftücher haben einen blauen Rand und dieſer da iſt braun ... wie geht das zu?

— Sehr einfach ... ich habe auch einige mit braunen Rändern ...

— Mit braunen ... ſeit wann denn?

— Vermuthlich ſeitdem ich ſie gekauft habe ...

— Wann aber haſt Du ſie gekauft?

— Mein Gott, ich erinnere mich der Zeit nicht mehr ſo ganz genau ...

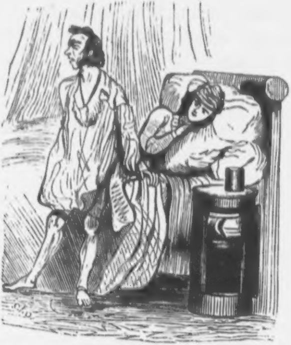
— Das iſt ſonderbar! ... Du haſt mir gar nicht geſagt, daß Du andere Schnupftücher gekauft hätteſt ...

— Ei, darf ich denn nicht das Geringſte mehr kaufen, ohne Dich vorher deshalb um Erlaubniß zu bitten?

— Das ſage ich nicht ... aber ... genug, Du wirſt einſehen, daß ich wohl Recht hatte, mich zu wundern, als ich ein Schnupftuch mit braunem Rande ſah.

Unſer Ehemann ſteigt aus dem Bette. Er ſucht ſeine Pantoffeln, und da er ſie nicht ſogleich finden kann, wird er ungeduldig und klingelt.

Das Dienſtmädchen erſcheint. Sie ſieht ihren Herrn im ſtrengſten Negligée. Die Dienſtmädchen ſind jedoch an Dergleichen ſchon ſo gewöhnt, daß ihre Tugend dabei durchaus nicht gefährdet iſt.



— Jeanette, wo ſind meine Pantoffeln? Schon ſeit einer Stunde ſuche ich ſie ...

Das Mädchen zeigt dem Herrn die Pantoffeln, die unter dem Bett hinter dem Nachttiſche ſtehen.

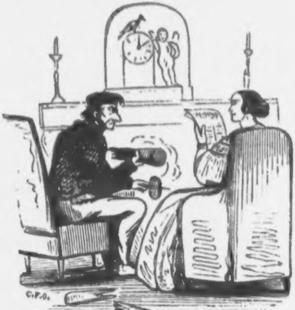
— Hier ſind ſie, mein Herr.

— Ah, da ſind ſie ja ... Aber warum haſt Du ſie dorthin geſtellt? Iſt das der Platz, wohin ſie gehören?

— Ei, ich glaubte es recht gut zu machen, wenn ich ſie unter das Bett ſtellte.

— Iſt das der Ort, vor welchen ich ſie jeden Morgen hinſtelle? Sie gehören unter den Fauteuil, am Kamine. Man muß Alles an ſeine gehörige Stelle bringen. Merk' Dir das ein für alle Mal!

Man kleidet ſich an; das Frühſtück wird ſervirt. Madame trinkt ihren Kaffee, indem ſie dabei in einem Journal lieſt; unſer Ehemann röſtet ſich am Feuer ſeine Semmel.



Bald aber ſtößt er ſeine Frau ans Knie, und fragt ſie:

— Haſt Du vielleicht geſtern Abend, nachdem ich ausgegangen war, noch einen Klotz ins Feuer gelegt?

— Einen Klotz, mein Lieber? Wie meinſt Du das?

Es ſcheint mir doch, daß ich nicht hebräiſch mit Dir rede! Als ich geſtern Abend um neun Uhr ausging, waren noch zwei Klötze im Feuer, ein großer und ein kleiner; damit hätte man den Abend hindurch wohl auskommen können. Ich will damit nicht ſagen, daß Du, wenn Dich friert, kein ſtärkeres Feuer anlegen ſollſt; aber Auskunft könnteſt Du mir darüber doch wohl geben. Denn dieſen Morgen finde ich zwar noch jenen Klotz, aber vor demſelben liegen drei Scheite. Warum drei neue Scheite, ich bitte Dich, wenn der alte Klotz noch nicht verbrannt iſt!

— Ach, Freund, Du langweilſt mich mit Deinen Klötzen! Man hat Holz angelegt oder man hat es nicht angelegt ... werde ich Notiz davon nehmen? Ich leſe ſoeben einen Artikel, der mich intereſſirt, und finde es unausſtehlich, daß Du mich eines Klotzes halber unterbrichſt!

Der Herr Gemahl ſchweigt. Er begnügt ſich damit, zwiſchen ſeinen Zähnen eine Arie zu zerbröckeln, was er immer thut, ſobald er eine Antwort erhalten hat, die ihm nicht gefällt. Er fährt dann zu frühſtücken fort; bald aber murmelt er:

— Dieſe Milch iſt ſchlecht und hat gar keine Sahne; außerdem giebt die Milchfrau jetzt weniger, als früher. Es ſcheint mir gerathen, einen beſondern Topf für die Milch anzuſchaffen; man könnte dann ſehen, ob die Milchfrau das richtige Maaß einhält. Sprich doch, Eulalie, haben wir keinen beſonderen Topf dafür?

Eulalie antwortet nicht; ſie lieſt weiter.

— So rede doch! Findeſt Du nicht, daß ich Recht habe? Wenn man immer denſelben Topf hätte, würde man ſehen, ob man betrogen wird, nicht wahr?

Zornig, aber ohne ſich im Leſen unterbrechen zu laſſen, erwidert Madame:

— Ja, ja, ja! Man hat einen Topf, man hat deren zehn, wenn Du willſt, und nun laß mich in Ruhe!

— Nach zehn Töpfen frage ich nicht; ich frage nur nach einem. Der iſt nicht theuer. Man kauft jetzt ſehr niedliche Taſſen und gar nicht theure Milchtöpfe mit Reliefs. Ich habe bereits um einen gehandelt; er koſtet zwölf Sous. Ich werde Dir ſagen, wo Du ihn kaufen kannſt. Aber die Butter iſt heute ſchlechter als je! Wie theuer bezahlſt Du dieſe Butter, mein Kind?

— Ich weiß es nicht.

— Wie? Das weißt Du nicht?

— Das Mädchen kauft ſie.

— Aber ich ſetze voraus, daß Du mit dem Mädchen abrechneſt?

— Ohne Zweifel! ... Ah, ſie koſtet ſechsunddreißig Sous, ich erinnere mich ...

— Du biſt deſſen nicht gewiß. Jeanette! Jeanette!

Das Mädchen erſcheint mit ſehr verdrießlicher Miene.

— Wie theuer iſt dieſe Butter, Jeanette?

— Sechsunddreißig Sous, mein Herr.

— Das Pfund?

— Wie? Das Viertelpfund gewiß nicht!

— Ich denke mir wohl, daß das Viertelpfund nicht ſo viel koſtet; aber es könnte doch der Kilo ſein.

— Was iſt das, ein Pilo?

— Kilo, habe ich geſagt! Das iſt das neue Maaß. Du ſollteſt doch nach dem Kilo rechnen können! Kurz, die Butter iſt zu theuer für das Geld. Vorgeſtern beim Frühſtück aß ich Butter bei einem meiner Freunde, der nur zweiunddreißig Sous giebt, obgleich ſie weit beſſer iſt.

— Der Herr haben alſo Ihren Freund nach dem Preiſe gefragt?

— Weshalb nicht?

Jeanette will ſich entfernen; unſer Ehemann hält ſie zurück.

— Was ißt Du zum Frühſtück, Jeanette?

— Den Reſt vom Hammelfleiſche, mein Herr.

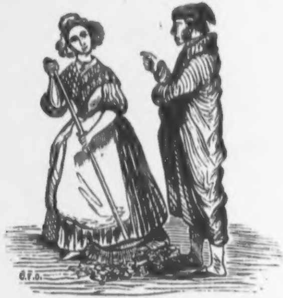
— Ah! . . . blieb nicht vorgeſtern vom Rindfleiſche noch ein Reſt?

Gewiß; aber von dieſem Reſt iſt längſt nichts mehr übrig.

Das Mädchen entfernt ſich, während unſer Herr vor ſich hin murmelt:

— Es ſcheint mir doch, als ob von jenem Reſt noch Etwas übrig ſein könnte!

Wenn der Augenblick kommt, wo man das Zimmer reinigt, befindet er ſich immer dicht vor dem Beſen des Dienſtmädchens. Er will ſich mit eignen Augen überzeugen, ob ſie nicht in irgend einem Winkel Staub läßt, ob ſie jedes Meuble rein abgeputzt hat. Das Mädchen, welches dergleichen nicht leiden kann, hat die Gewohnheit, ihren Beſen nirgends anders, als zwiſchen den Füßen ihres Inſpicienten abzuſtäuben.



Wenn er mit ſeiner Frau ausgeht, prüft er zuvor alle Einzelnheiten ihrer Toilette.

— Du willſt dies Kleid anziehen?

— Ja, mein Lieber.

— Es ſteht Dir nicht zum Beſten an der Taille . . . wie, Du nimmſt Deinen Lilahut?

— Iſt er nicht hübſch genug?

— O ja . . . aber ich liebe das Bouquet nicht, welches darauf ſteckt . . . Mein Gott, Du haſt ja die Spitzen an Deinem Shawl abgetrennt. Warum das?

— Weil ſie für den Shawl, der ſchon ein wenig altert, zu ſchön ſind.

— Ich verſichere Dich, daß er mit den Spitzen weit beſſer ausſah.

Madame beginnt, Dank den Einwürfen ihres Mannes, ihre Toilette noch ein Mal und nimmt ſich zuweilen ſogar vor, gar nicht mehr mit ihm auszugehen, weil er ihr jedes Mal vorher die Laune verdirbt.

Die junge Frau hat ihrem Gemahl geſagt, daß ſie ſich zwei oder drei Sommerkleider kaufen möchte. Er hat nichts darauf erwidert; andern Morgens aber kommt er nach Hauſe und bringt den Stoff zu drei Kleidern mit, welchen er für ſeine Frau gekauft hat.

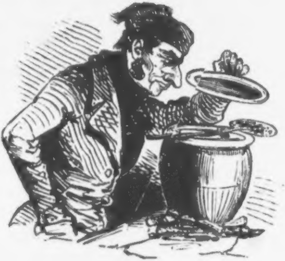
— Ich hoffe, daß ich galant bin! ſagt er und überreicht ihr das Geſchenk.

Um ihrem Manne nicht wehe zu thun, nimmt Madame eine ſehr zufriedene Miene an, obgleich die Kleider, die er für ſie gekauft hat, gar nicht nach ihrem Geſchmack ſind. Sie liebt weder dieſes Muſter noch dieſe Farbe. Sie wünſcht, daß ſie nur ſchon verbraucht ſein möchten, um dann andere kaufen zu dürfen. Wenn ſie ihre Kleider ſelbſt gekauft hätte, würde ſie dieſelben hübſcher ausgewählt und gewiß nicht ſo theuer bezahlt haben.

Kurz vor dem Diner wird unſer Kleinigkeitskrämer ſicher nicht verfehlen, in der Küche herumzuſtöbern. Er deckt die

Kaſſerollen und Töpfe auf; er koſtet die Ragouts; er ruft die Köchin herbei, die er ungemein gründlich examinirt.

— Köchin, was iſt dies?



— Ein Hühnerfricaſſée, mein Herr.

— Haſt Du auch die Champignons nicht daran vergeſſen?

— Gewiß nicht.

— Sonderbar, ich finde keine . . . Ah ja, jetzt ſehe ich einige . . . Haben wir heute Fleiſchſuppe?

— Ja; ſehen Sie nicht den Topf an dem Feuer?

— Ganz recht . . . Aber Du giebſt zu viel Gemüſe in den Topf, das ſchadet der Fleiſchbrühe. Wie viel Möhren thuſt Du in den Topf?

— Mein Gott, wie kann ich das ſo genau wiſſen! Ich thue hinein, was man mir giebt. Soll ich die Möhren jetzt nachzählen?

— Warum nicht? Ich wette, Du haſt wenigſtens ſechs hineingegeben.

Unſer Kleinigkeitskrämer deckt den Topf auf, guckt hinein und ſondirt die Anzahl der Möhren. Die Köchin aber, höchlich darüber entrüſtet, daß man ihr fortwährend ins Handwerk pfuſcht, hat nicht übel Luſt, ihm einen Scheuerlappen an den Rock zu heften.

Während des Diners macht er die Bemerkung, daß die Köchin eine rothe Naſe hat, daß ſeine Frau ihre Serviette, anſtatt mit zwei, nur mit einer Nadel befeſtigt, und daß ſein Kater einen dicken Bauch hat.

Abends, wenn Geſellſchaft kommt, ſchilt er das Dienſtmädchen, wenn Jemand ſeine Füße nicht auf dem Strohteller gereinigt hat. Er giebt genau Acht, wieviel Zucker man in die Taſſe wirft. Will eine Dame Hut und Shawl ablegen, ſo nimmt er Beides in Empfang und ſagt:

— Sein Sie ganz ruhig, ich bringe Alles in Sicherheit. Wenn Sie fortgehen, dürfen Sie es nur von mir zurückfordern.

Und wenn dann die Dame ihren Shawl zurückverlangt, macht man die Entdeckung, daß die Katze ſich auf demſelben vergeſſen hat, weil unſer Ehemann, der Alles beſſer machen will, als ein Anderer, den Shawl in ein Zimmer getragen hat, in welches Niemand hineinkommt, ausgenommen die Katze.

Will man ſich ſchlafen legen, ſo läuft er in alle Zimmer, um nachzuſehen, ob auch Alles in Ordnung iſt. Er ſteht zwei oder drei Mal wieder auf, um ſich zu überzeugen, ob das Dienſtmädchen ihr Licht ausgelöſcht hat, oder auch um zu ſehen, ob alle Thüren feſt zugeſchloſſen ſind.

Dienſtboten halten es bei einem verheiratheten Kleinigkeitskrämer nie lange aus. Sie laſſen ſich bald ihren Lohn auszahlen und — empfehlen ſich ihm.

Seine Frau kann das leider nicht.

XI. Der Ehemann mit ſeiner Frau im Theater.

Madame wünſcht das Vaudeville zu beſuchen.

— Liebes Kind, ſagt der Herr Gemahl, als ſie eben das Haus verlaſſen wollen, was man heut im Vaudeville-Theater giebt, ſcheint mir nicht ſehr amüſant. Ich ſchlage vor, nach dem Théâtre français zu gehen.

— Was giebt man im Théâtre français?

— „Figaro's Hochzeit“.

— Dieſe haben wir ja ſchon — ich weiß nicht wie oft — geſehen.

— Das iſt ganz gleich, ſie verliert dadurch nichts von ihrem Werth. Und dann iſt ſie vortrefflich beſetzt . . . ja, ja, wir gehen ins Théâtre français.

Madame wendet nichts mehr ein. Ihr Mann will ſie ins Theater führen, und ſchon dadurch hat er ihr ein bedeutendes Opfer gebracht. Um ſich dafür dankbar zu beweiſen, läßt ſie ſich in dasjenige Theater führen, welchem er den Vorzug giebt.

Man kommt im Schauſpielhauſe an; man tritt in eine Loge. Madame läßt ſich auf einem der vorderen Plätze nieder, der Herr Gemahl ſetzt ſich neben ſie. Anſtatt jedoch ſeine Blicke der Bühne zuzuwenden, ſchickt er ſie durch die Lorgnette nach allen anweſenden Damen und kehrt den Schauſpielern und ſeiner Frau den Rücken, indem er von Zeit zu Zeit ausruft:

— Jene Frau iſt nicht übel . . . aber die Gläſer täuſchen bisweilen . . . Jene hat ſehr ſchöne Zähne . . . aber welch einen Kopfputz! welch kleinſtädtiſches Aeußere! . . . Man ſitzt hier ſchlecht, man weiß nicht, wo man die Füße laſſen ſoll . . . Dieſe Logen ſind doch gar zu klein . . . Man hat die Manier, die Logen für Zwerge einzurichten . . . ich werde mich weiter hinten niederlaſſen . . .

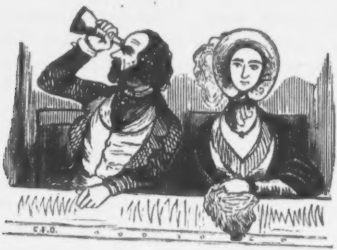
Er ſucht einen hinteren Platz auf und gebraucht dann ſeine Lorgnette nach wie vor. Seine Frau macht dann und wann Bemerkungen über das Spiel eines Schauſpielers; er aber antwortet weiter nichts als:

— He? . . . Wie? . . . Meiner Treu, ich habe nicht Acht gegeben . . .

Einige Minuten ſpäter ſetzt er ſich wieder nach vorn und ruft:

— Hier hinten ſieht man auch gar nichts . . . dieſe Logen ſind miſerabel eingerichtet. (Siehe Seite 70.)

Und nun beginnt er von Neuem, den ganzen Saal zu beglasaugen und ſeiner Frau, die lieber dem Stücke zugehört hätte, ſeine Entdeckungen und Gedanken mitzutheilen.



Während des nächſten Aktes hat unſer Ehemann am Eingange auf dem Balkon einen ſeiner Freunde erblickt und geht ſogleich hin, um mit ihm zu plaudern. Er kommt erſt zurück, als der Akt zu Ende iſt, und tritt ſogleich wieder aus der Loge, um im Foyer ſpazieren zu gehen.

Diesmal bleibt er länger fort; als er zurückkommt, hat der dritte Akt begonnen.

— Woher kommſt Du? fragt ihn ſeine Frau etwas pikirt.

— Aus dem Foyer . . . ich habe mit einigen Bekannten geplaudert . . .

— Und mich läßt Du hier allein!

— Liebes Kind, ich kann doch nicht einen ganzen Abend hindurch auf einem und dem nämlichen Platze wie angenagelt ſitzen; meine Beine würden einſchlafen ... und dann, wenn ich mit Dir plaudern will, antworteſt Du mir nicht ...

— Ich höre dem Stücke zu ...

— Dem Stücke ... gerechter Himmel, wir wiſſen's ja auswendig, wir ſehen es zum zehnten Male ...

— Es iſt ſo vortrefflich beſetzt!

— Ja, ja ... aber ich habe ſie ſchon Alle darin geſehen ... Logenſchließerin! Logenſchließerin!

Die Gerufene erſcheint an der Thür der Loge.

— Gebt mir das „Abendjournal", den „Charivari", den „Vert-vert", den „Figaro" ... ja, wenn's ſein muß, ſogar den „Entreacte", es gilt mir ganz gleich, wenn ich nur Etwas zu leſen bekomme ...

Die Logenſchließerin reicht ihm ein Journal. Unſer Ehemann beginnt zu leſen und der Akt geht zu Ende, ohne daß er eine Sylbe mit ſeiner Frau geſprochen oder einer Scene zugehört hätte.

Während des letzten Zwiſchenaktes will er durchaus die Loge verlaſſen, um Orangen zu kaufen; Madame erklärt ihm aber ſehr nachdrücklich, daß ſie keine haben will. Er muß alſo ſchon dableiben. Jeden Augenblick ſteht er auf und ſetzt ſich wieder. Er richtet ſeine Lorgnette auf eine ziemlich hübſche Frau, die er in einer Loge gegenüber bemerkt hat, und um ſie deſto beſſer betrachten zu können, kehrt er ſeiner Frau den Rücken zu.

Man beginnt den fünften Akt. Madame kann ſich nicht enthalten, zu ihrem Manne zu ſprechen:

— In der That, Du haſt eine merkwürdige Manier, Dich im Theater zu benehmen! . . . Wenn Jemand von unſerer Bekanntſchaft Dich ſieht, wie Du mir fortwährend den Rücken zuwendeſt, muß er unſere Ehe für ſehr unglücklich halten.

Dieſe Worte wirken. Der Herr Gemahl wendet ſich um und fängt an, dem Spiele ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, indem er murmelt:

— Ach, wenn Du deshalb böſe wirſt . . . dann iſt es etwas Anderes!

Von jetzt an rührt er ſich nicht mehr. Beim Schluſſe des Stücks wendet ſich Madame zu ihrem Gemahl, um zu ſehen, ob er befriedigt iſt. Sie findet ihn . . . feſt eingeſchlafen. Sie ſtößt ihn an; er öffnet die Augen und bemüht ſich, ſehr munter zu ſcheinen.

— Bravo! bravo! ruft er; ſie haben ſehr wacker geſpielt. Ich bin zufrieden.

Man geht nach Hauſe; Madame aber denkt:

— Es ſcheint mir, als hätte er mich eben ſo gut ins Vaudeville-Theater führen können.

XII. Der leichtfertige Ehemann.

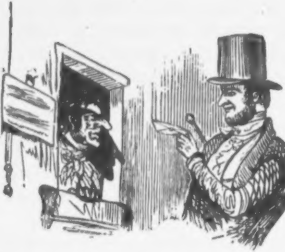
Ich weiß, ſtreng genommen, ſelbſt nicht, weshalb ich den leichtfertigen Ehemännern eine beſondere Klaſſe anweiſe; denn mehr oder weniger würden — mit ſehr geringen Ausnahmen — in dieſe Klaſſe alle Ehemänner gehören.

Man ſagt ſich immer, ſobald man ſich verheirathet:

— Jetzt iſt es vorbei, jetzt will ich vernünftig werden. Ich habe nun Thorheiten genug begangen; ich kenne die Welt in- und auswendig; es bleibt immer die nämliche Sache und ich bin daher feſt entſchloſſen, mich ausſchließlich an meine Frau zu halten.

Einige Monate ſpäter ſpielt er, ſobald er mit einer hübſchen Frau zuſammen kommt, den Artigen, den Koketten, den Verführer; er wirft ihr bedeutungsvolle Blicke zu, ſeufzt und wagt ſogar Erklärungen . . . kurz, er vergißt ganz, daß er verheirathet iſt. — Wenn dieſe Ehemänner ein wenig ſchlau ſind, enthalten ſie ſich wenigſtens aller Liebesbriefe. In Fällen, wo ſie ſchreiben müſſen, verſtellen ſie wenigſtens ihre Handſchrift und unterſchreiben ſich entweder gar nicht oder mit einem fingirten, von beiden Theilen verabredeten Namen. **Verba volant, scripta manent.** Faſt all' dieſe Herren nehmen für die Zirkel, wo ſie nach wie vor als Garçon auftreten, einen hübſchen, nagelneuen Namen an, unter welchem die Frau Gemahlin ſie nie gekannt hat. Der Portier kennt dieſe Namen genau; die Herren ermangeln nicht, ihn davon zeitig genug in Kenntniß zu ſetzen. (Siehe Seite 74.)

— Wenn Briefe für Herrn Iſidor ankommen, ſo gebt Ihr ſie mir, aber nur wenn ich allein bin, niemals in Gegenwart meiner Frau.



Die Herren Ehemänner verſtehen auch aus dem Grunde, ſich wechſelſeitig in ihren kleinen Intriguen beizuſtehen. Ein Mann hilft dem andern. Der eine hat zum Beiſpiel für morgen ein Stelldichein mit einer jungen, äußerſt gefühlvollen Dame verabredet, mit welcher er, **extra** oder **intra muros**, in einem beſonderen Kabinet ein Diner einnehmen will. In dieſem Falle geht er zu ſeinem Freunde, der ebenfalls verheirathet iſt und deſſen Herz eben ſo leicht Feuer fängt, wie das ſeinige, nimmt ihn auf die Seite und ſagt zu ihm:

— Morgen ſpeiſe ich bei Dir zu Mittag . . .

— Wie, morgen? . . . Ah ſo, ich wußte nicht . . .

— Höre mich an: wir haben uns verabredet, daß ich mit Dir in einer Reſtauration ſpeiſe . . . eine Wette, ein Zweckeſſen . . . Du verſtehſt mich . . . Ich habe das meiner Frau geſagt, weil ich keine Luſt habe, morgen zum Eſſen nach Hauſe zu kommen. Begreifſt Du mich?

— Vollkommen! Das trifft ſich ſehr glücklich, denn gerade morgen ſpeiſe auch ich nicht zu Hauſe.

— Wenn Du Zeit hätteſt, einen Augenblick bei mir vorzuſprechen, könnteſt Du wie zufällig gegen meine Frau unſeres Mittagseſſens erwähnen; es würde dann um ſo natürlicher erſcheinen.

— Sehr gern, ich werde bald zu Dir kommen.

— Ich danke Dir, Freund. Du kannſt geeigneten Falls auf Gegendienſte rechnen, verſtehſt Du?

— Parbleu, ich halte Dich beim Wort!

Und noch im Laufe des Tages beſucht der Freund unſern verliebten Ehemann und ermangelt nicht, in Gegenwart der Gattin deſſelben, ihm zu ſagen:

— Noch Eins: morgen ſpeiſen wir zuſammen. Ich hoffe doch, daß Du das nicht vergeſſen haſt?

— Ja, ja, um fünf Uhr ... in der Rotunde, nicht wahr?

— Um fünf Uhr, aber präciſe . . . Madame, ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie morgen ihres Gemahls beraube; aber es iſt ein Männerdiner, das ſchon ſeit langer Zeit arrangirt war. Uebrigens haben Sie nichts zu befürchten, wir werden ſehr vernünftig ſein . . .

Und Madame hat die Güte zu antworten:

— Ich fürchte nicht das Geringſte, ſobald ich meinen Mann in Ihrer Geſellſchaft weiß . . .

Der leichtfertige Ehemann hält ſeiner Frau in der Regel nur ſelten Wort. Er widerſpricht ihr zwar faſt niemals, er verſpricht ihr im Gegentheil Alles, was ſie begehrt; ſie wünſcht ins Conzert, ins Theater oder aufs Land, immer lautet ſeine Antwort:

— Ja, wir werden hingehen, ich werde Dich führen ... mein Wort darauf.

Und die Verſprechungen erneuern ſich unaufhörlich und realiſiren ſich niemals. Bisweilen wird Madame ungeduldig und ſagt:

— Es iſt nun bald ein Jahrhundert, ſeitdem Du mir verſprochen, mich einmal aufs Land zu führen. Das Wetter iſt köſtlich; wollen wir heute ...?

— Heute, gerade heute kann ich nicht, ich habe Geſchäfte ... ich werde einige Beamte beſuchen müſſen ...

— Aber morgen?

— Morgen ... ja ... halt, auch morgen iſt es mir unmöglich. Morgen gehe ich in eine Verſammlung von Aktionären, bei welcher ich nothwendig zugegen ſein muß ...

— Alſo übermorgen?

Bis in die engſte aller Engen getrieben, erwidert unſer Ehemann.

— Uebermorgen ... abgemacht!

— Ich werde mich zeitig ankleiden. Um zwölf Uhr werden wir wegfahren, nicht wahr?

— Ja, ja, meine Liebe, Punkt Zwölf.

Der feſtgeſetzte Tag erſcheint. Madame beſorgt ihre Toilette und iſt ſchon vor zwölf Uhr fix und fertig. Sie fragt das Mädchen, wo ihr Mann ſei.

— Der Herr ſind ſchon vor eilf Uhr ausgegangen, haben jedoch geſagt, daß ſie nicht lange ausbleiben würden.

Madame wartet. Eine Stunde vergeht. Madame tritt jede Minute ans Fenſter, in der Hoffnung, ihren Mann kommen zu ſehen. So vergeht eine zweite Stunde, dann eine dritte. Madame giebt alle Hoffnung auf; traurig legt ſie zuerſt den Hut, darauf den Shawl und endlich auch das Kleid wieder ab. Gegen vier Uhr erſcheint plötzlich ganz außer Athem, in Schweiß und ſcheinbar erſchöpft, der Herr Gemahl.

— Wie, Du biſt noch nicht fertig? fragt er ſeine Frau.

— Nicht fertig! . . . Ich war es ſchon um Zwölf, ich war es noch vor einer Stunde; da ich Dich aber nicht zurückkommen ſah, habe ich mich wieder ausgekleidet . . .

— Hätte ich das gewußt, würde ich mich nicht ſo beeilt haben!

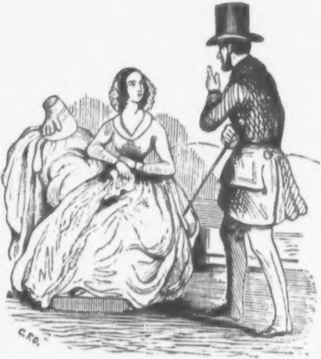
— Du kommſt um vier Uhr, da wir doch ſchon um Zwölf wegfahren wollten . . .

— Es iſt nicht meine Schuld; ich bin Freunden begegnet, die mich zurückgehalten haben . . .

— Du begegneſt ſehr oft ſolchen Freunden. Es wäre mir lieber, wenn Du mir geradezu ſagteſt, daß Du nicht mit mir ausgehen willſt; das wäre aufrichtiger, und ich würde nicht genöthigt geweſen ſein, mich anzukleiden und Dich zu erwarten...

— Ach, Du willſt zanken, ſchelten, ſchmollen . . . dann bin ich hier überflüſſig!

Er nimmt ſeinen Hut und — verſchwindet.



Mitunter aber trifft es ſich, daß unſer Ehemann das Ausgehen mit ſeiner Frau nicht vermeiden kann. Dieſe hat ſich ſchön herausgeputzt; ſie ergreift den Arm ihres Mannes und iſt ſehr ſtolz darauf. In der That ereignet ſich dies Glück ſo ſelten, daß ſie wohl berechtigt iſt, etwas Werth darauf zu ſetzen. Kaum aber iſt das Pärchen eine Strecke gegangen, als unſer Ehemann, dem Etwas einzufallen ſcheint, plötzlich ſtehen bleibt.

— Aber, mein Gott, ich werde ja erwartet! ſagt er, zum wenigſten muß ich hingehen, um mich zu entſchuldigen . . . es iſt nur zwei Schritte von hier. Einen Augenblick, meine Liebe; geh' immer voraus, wende Dich von hier aus links und halte Dich dann immer auf derſelben Seite . . . ich werde Dich in fünf Minuten wieder einholen.

Und bevor die arme Frau ihm noch antworten kann, iſt er auf und davon und hat ſie mitten auf der Straße allein gelaſſen. Sie entſchließt ſich, langſamen Schrittes weiter zu gehen; ſie wählt genau denſelben Weg, den er ihr vorgezeichnet hat, und hält ſich immer links. So geht ſie mehrere Stunden auf und ab, ſieht jedoch ihren Mann nicht wieder und muß allein nach Hauſe zurückkehren.

— Ich begreife das nicht! ruft der leichtfertige Herr Gemahl, ſobald er Abends heimkehrt; ich habe Dich überall geſucht! Zehn Mal bin ich die Straße auf- und abgerannt und habe Dich nicht finden können!

Wenn der leichtfertige Ehemann einer unverheiratheten Dame den Hof macht, erhält er in der Regel zur Antwort:

— Aber . . . wenn Ihre Frau wüßte, daß Sie ein ſolcher Schmetterling ſind!

— O mein Gott! erwidert Jener; meine Frau hat ſich um andere Dinge zu bekümmern! Zuerſt hat ſie eine ſehr lückenhafte Geſundheit und iſt faſt immer krank . . . Sie verſtehen mich ſchon . . . Wenn Sie nur Alles hat, deſſen ſie im Haushalt bedarf . . . wenn ſie ihren Gerſtenſchleim kochen, ihre Küche beaufſichtigen und das Mädchen ausſchelten kann, iſt ſie vollkommen glücklich.

Aber was dieſe Herren auch ſagen mögen, ſo verhindert dies ihre Hälften nicht, ſich ſehr wohl zu befinden und an ganz andere Dinge, als an Küche und Gerſtenſchleim zu denken. — Wenn man all' die Unruhe, die getäuſchten Hoffnungen, die Furcht, die vergeblichen Gänge und alle Beſchwerlichkeiten, die das Metier eines verheiratheten Mädchenjägers in ſeinem Gefolge hat, näher ins Auge faßt, muß man ſich fragen, ob dieſe Herren nicht weit glücklicher ſein würden, wenn ſie ihre Frauen liebten.

Aber der Geſchmack iſt ſehr verſchieden.

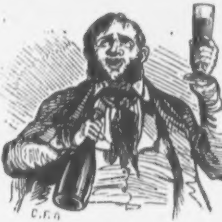
XIII. Der verheirathete Lebemann.

Er gilt allgemein für eine brave Seele. Wenn von ihm die Rede iſt, ſpricht Jeder:

— Kennen Sie einen Zweiten ſeiner Art? Welch' ein vortrefflicher Mann . . . immer in der heiterſten Laune . . . wie glücklich muß ſeine Frau ſein!

Iſt aber ſeine Frau in der That ſo ſehr zu beneiden?

Wenn ſie in der Stadt wohnt, ſo vergeht ſelten ein Tag, an welchem ihr Mann nicht einige Gäſte zum Diner mitbringt; ſie erwartet vier Perſonen; er hat deren zehn eingeladen. Und das ſagt er ihr fünf Minuten vor dem Augenblick, wo man ſich zu Tiſche ſetzt. Madame ſieht ſich dann genöthigt, zu gehen und zu kommen, um für die Herbeiſchaffung des Fehlenden zu ſorgen; und während ſie kaum ein noch aus weiß, amüſirt ihr Herr Gemahl ganz vortrefflich, lacht, raucht, ſpielt Billard oder Karten bis zu dem Augenblick, wo Madame, ganz ermüdet von den Anſtrengungen, welche die bedeutende Zahl der Gäſte ihr auferlegt, der Geſellſchaft ankündigt, daß das Eſſen ſervirt ſei.



Bei Tiſch iſt unſer Lebemann fortwährend in der allerheiterſten Laune, vorausgeſetzt nämlich, daß der Braten nicht angebrannt, der Wein gut und der Kaffee heiß iſt. Iſt aber eins dieſer drei Dinge nicht nach ſeinem Geſchmack, dann verſteht er die Kunſt, ſehr energiſch zu ſchelten.

— Ach, das iſt abſcheulich! ruft er; ein ander Mal ſieh darauf, meine Liebe, daß man die Sachen beſſer macht!

Und die arme Frau, die ſeit mehreren Stunden faſt außer Athem iſt, erwidert ſanften Tones:

— Das kommt, lieber Mann, blos daher, weil ich ... ein wenig preſſirt war; aber künftig ſoll es nicht wieder geſchehen ...

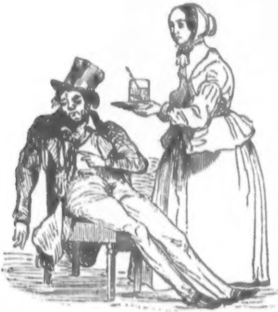
Nach dem Diner hat der Herr nichts Angelegentlicheres zu thun, als mit ſeinen Freunden einen möglichſt heitern Abend zu verleben. Er findet alle Zerſtreuungen nach ſeinem Geſchmack, ſogar diejenigen, welche erheiſchen, daß man auf die Meubles ſteigt, die Vorhänge herunterreißt, ſich mit Waſſer beſpritzt und das Oberſte zu unterſt kehrt. Wenn er einen Garten hat, darf man darin umherrennen, ſpielen, den Raſen niedertreten, über die Beete weggehen, die Blumen abreißen, die Früchte abpflücken und die Zweige abbrechen. Unſer Ehemann wird immer Derjenige ſein, der die Uebrigen zu allen erdenklichen Tollheiten ermuthigt.

— Ei was! ruft er, man muß ſich amüſiren! Wälzen wir uns wie Kugeln, machen wir Dummheiten! ... Wer iſt Meiſter im Laufen oder Springen? ... Wir müſſen nothwendig etwas zu lachen haben!

Und andern Tags hat dann ſeine Frau vollauf zu thun, um Alles, was muthwilligerweiſe zerſtört worden iſt, wieder herzuſtellen.

Feiert unſer Ehemann ſein Gelage außerhalb, ſo iſt ſeine

Frau wenigſtens zu Hauſe ungeſtört. Aber nur allzuhäufig kehrt dann der Herr Gemahl ziemlich unwohl zurück. Er hat bei einem Auerhahn mit Trüffeln, oder öfter noch im Champagner oder Punſch des Guten weit mehr gethan, als ſeine Verdauungsorgane vertragen können. Er iſt zum mindeſten — ſtark angeſäuſelt.



Anſtatt der Ruhe zu pflegen, muß ſeine Frau ihm Thee kochen und in allerlei Dingen Beiſtand leiſten; ſie darf ſo bald nicht daran denken, ſich ſchlafen zu legen. Außerdem iſt dieſe Gattung von Ehemännern nur äußerſt ſelten aufgelegt, ſich mit Geſchäften zu befaſſen, zu arbeiten, kurz der Vergrößerung ihres

Wohlſtandes nachzuſtreben; ſie verſtehen nichts, als letztern zu ruiniren.

Und wenn ein Gläubiger eintritt, macht unſer Ehemann ſich ſchleunigſt auf und davon, indem er ſagt:

— Wenden Sie ſich an meine Frau; was mich betrifft, ſo miſche ich mich nicht in ſolche Details . . .

Nach dieſem Allen halte ich dafür, daß die Ehe eines Lebemanns nur zur Hälfte eine glückliche genannt werden kann. Die glückliche Hälfte iſt — der Gemahl.

XIV. Der ſorgloſe Ehemann.

Nehmen Sie ſich in Acht, meine Herren! Die Sorgloſigkeit iſt ſehr nahe mit der Gleichgiltigkeit verwandt, und an gleichgiltigen Männern pflegen die Frauen ungemein gern Rache zu nehmen.

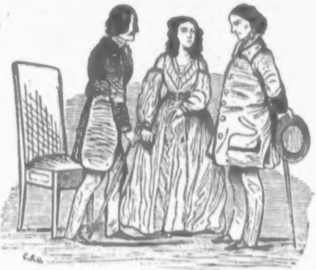
Der ſorgloſe Ehemann kommt nach Hauſe, geht aus, entfernt ſich, ohne ſich im Geringſten darüber zu beunruhigen, was in ſeinem Hauſe geſchieht.

Wenn das Mädchen ihm ſagt: »Madame iſt ausgegangen!« erwidert er nichts, als: »Ah!« und ſeine Miene ſcheint den Commentar dazu in den Worten zu liefern: »Sehr gut.« Später, wenn man ihm berichtet: »Madame iſt noch nicht zurück,« oder: »Madame ſpeiſt heute in der Stadt,« ſagt er zum zweiten Male: »Ah!« und weiter nichts.

Glauben Sie nicht, daß er ſich erkundige, um welche Stunde

Madame ausgegangen ſei oder wo ſie ſpeiſe; eine ſolche Frage zu thun kommt ihm niemals in den Sinn.

Wenn er dann und wann, was ihm übrigens nicht oft paſſirt, unerwartet nach Hauſe kommt, findet er bei ſeiner Frau einen jungen Herrn, den er früher nie geſehen hat.



Dieſer zwingt ſich einige Verbeugungen ab, die der Herr Gemahl ungemein höflich erwidert. Seine Frau fragt ihn:

— Du erkennſt den Herrn nicht?

— Nein . . . ich kann mich nicht ſogleich beſinnen . . .

— Wir haben den Herrn bei Madame B. geſehen; er hatte die Güte, mich auf dem Piano zu begleiten, und ſpäter haben wir zuſammen ein Duett geſungen . . .

— Ah . . . das iſt ja ſchön . . . ſehr ſchön! . . . Ich glaube mich zu erinnern . . . der Herr hat eine ſehr ſchöne Stimme . . .

— Der Herr hatte mich gebeten, uns dann und wann beſuchen und mit mir muſiciren zu dürfen. Als Du eintratſt, waren wir eben im Begriff, eine Piece zu beginnen.

— Schön, ſehr ſchön . . . laſſen Sie ſich durch mich ja nicht abhalten. Der Herr iſt ſehr freundlich, uns zu beſuchen; ich bin ſehr froh, daß er mit Dir ſingen will. Das wird Deine Stimme unterſtützen, und unterſtützt muß die Stimme werden.

Der ſorgloſe Ehemann hört einen Augenblick zu, wie ſeine Frau mit dem jungen Herrn muſicirt; bald läßt er ſie allein und entfernt ſich, um wieder ſeinen Geſchäften nachzugehen.

Der junge Herr, welcher vermuthlich an den Duetten, die er mit Madame ausführt, Geſchmack gefunden hat, kommt von nun an alle Tage und bisweilen ſogar Abends. Bilden Sie ſich nicht ein, als ob unſerm Ehemanne die Beharrlichkeit auffiele oder daß er ſich deshalb beunruhige; keineswegs! Der Herr Gemahl hat ſich im Gegentheil ſo ſehr daran gewöhnt, dieſen jungen Mann bei ſeiner Frau zu ſehen, daß er, ſobald er denſelben bei ihr vermißt, ſogleich fragt:

— Wo iſt denn Arthur? . . . Warum kommt er nicht? . . . Sollte er unwohl ſein? . . . Haſt Du nach ihm geſchickt?

Wenn man ſpazieren geht, nimmt Madame den Arm ihres Galans; der Herr Gemahl geht zur Seite, oder voran, oder er folgt. Der Gute iſt mit Allem zufrieden.

Madame beſucht Bälle, Conzerte, Theater, wann und mit wem es ihr gefällt. Unſer Ehemann findet darin nichts Auffallendes.

Oft geht Madame ſchon ſehr zeitig aus, um ein Bad zu nehmen, und kehrt dann bisweilen etwas angegriffen zurück. Ihr Kleid und ihr Halskragen ſind auffallend chiffonnirt. Die Dienerſchaft bemerkt das Alles ſehr wohl; der Herr Gemahl aber nimmt keine Notiz davon.

Unſer Ehemann hat ein Amt; ſein Gehalt beläuft ſich auf 1000 Thaler. Oder er hat ein Geſchäft, welches ihm jährlich ſeine 4—5000 Franks abwirft. Unter ſolchen Verhältniſſen ſchenkt man ſeiner Frau keinen Cachemire, auch kauft man ihr keine Sammetkleider.

Und dennoch trägt Madame einen Cachemire, Madame hat die modernſten Schmuckſachen, Madame garnirt ihre Kleider mit den feinſten Spitzen, und dennoch fällt es dem Herrn Gemahl nicht ein, ſie zu fragen:

— Wovon trägſt Du denn einen Cachemire? Mit welchem Gelde haſt Du dieſe Steine bezahlt?

Und bisweilen findet man in ſeinem Hauſe eine ſolche Eleganz, einen ſolchen Luxus, wie weder jene noch dieſer mit ſeinen Einkünften im entfernteſten Einklange ſteht.

Aber niemals fragt der Sorgloſe:

— Teufel, wovon beſtreiten wir all' dieſe koloſſalen Ausgaben?

Hier dürfte denn die Sorgloſigkeit füglich einen anderen

Namen annehmen. Wie man einen ſo handelnden Ehemann nennen könnte, will ich zu errathen jedem meiner Leſer überlaſſen.

XV. Der eiferſüchtige Ehemann.

Wenn ein Mann ſich verheirathet, ſollte er ſich gleich Anfangs das Dilemma ſtellen:

— Entweder wird meine Frau mich hintergehen, oder ſie wird mich nicht hintergehen.

Es ſcheint mir, daß ſich gegen die Wahrheit dieſes Vorſchlags nichts einwenden laſſe.

— Wenn ſie mich hintergeht, verdient ſie nicht, daß ich mich ängſtige, daß ich mich abhärme, daß ich mir durch die Furcht, ihr Herz zu verlieren, das Leben verbittere.

— Wenn ſie mich nicht hintergeht, ſo begehe ich ſchweren Frevel, wenn ich ihr nicht traue.

— In der einen wie in der andern Vorausſetzung habe ich folglich immer Unrecht, wenn ich eiferſüchtig bin.

Scheinen Ihnen dieſe Sätze nicht ein Raiſonnement **ad hominem?** — Aber es iſt eben ſo gut, als hätte ich gar nichts geſagt. Mein Raiſonnement wird die Zahl der Eiferſüchtigen nicht vermindern, denn wer eiferſüchtig iſt, nimmt ſelten Raiſon an.

Ein eiferſüchtiger Ehemann iſt ſehr unglücklich, und Alle, die ihn umgeben, ſind nicht viel glücklicher. Der geringſte Umſtand erweckt in ihm den ſchrecklichſten Argwohn. Dann martert er ſeine Frau, iſt hart mit ſeinen Kindern, ſchilt ſein Dienſtmädchen und prügelt ſeinen Hund, wenn er einen ſolchen hat.

Leidenſchaftliche Lotterieſpieler finden in Allem, was ſie ſehen, hören oder träumen, einen Beweggrund, um dieſe oder jene Nummer zu ſetzen.

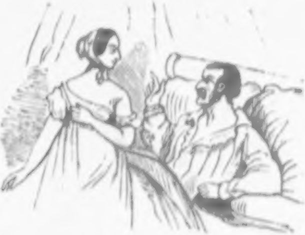
Haben ſie von einer Katze geträumt, ſo ſetzen ſie ſchleunigſt Nummer 44 und Nummer 88. Begegnen ſie einem Betrunkenen, ſo wählen ſie Nummer 77 und Nummer 13. Fährt ein Fiaker vorüber, ſo nehmen ſie die Nummer des Fiakers, und wenn dieſe höher als 90 iſt, ſo ſetzen ſie aus ihr mehrere Nummern zuſammen und finden darin eine Terne oder Quaterne. Hat Jemand früh Morgens drei Mal an ihre Decke geklopft, ſo war dies ein Wink der Vorſehung, daß man Nummer 3 wählen muß. Wenn ſie Nachts die Sterne betrachten, verwandeln ſich dieſe in Nummern; auf dem Boden einer Kaffeetaſſe erblicken ſie Nummern; aus dem Schnee, aus dem Sande, aus dem Feuer — kurz aus Allem, was ſichtbar iſt, glänzen ihnen Nummern entgegen, überall Nummern und nichts als Nummern.

Sollten ſie nicht in die Lotterie ſetzen?

Dieſen Spielern gleicht der Eiferſüchtige auf ein Haar. Seine Frau hat ſchlecht geſchlafen — weil ſie Jemanden haben muß, mit dem ihre Gedanken ſich fortwährend beſchäftigen. Sie hat laut geträumt; ſie hat den Namen eines gewiſſen Herrn und denjenigen des Großſultans ausgeſprochen, weil — ſie nicht in den Großſultan, wohl aber in den gewiſſen Herrn verliebt iſt.

Madame erhebt ſich frühzeitig und macht kein Geräuſch, da ſie ihren Mann feſt ſchlafend wähnt. Dieſer aber, der immer nur mit dem einen Auge ſchläft, ruft plötzlich:

— Teufel, Du gebrauchſt ja heute beim Aufſtehen gewaltig große Vorſicht! Du fürchteſt Dich, wie es ſchien, mich zu wecken?



— Mein Lieber, ich glaubte, Du ſchliefeſt noch, und wollte deshalb kein Geräuſch machen.

— Ah! Du wollteſt mich nicht wecken . . . Ein Mann, der ſchläft, iſt bequemer . . . Weshalb ſtehſt Du denn heute ſo zeitig auf? Was hat denn ſo große Eile?

— Nichts; aber ich ſchlief nicht mehr . . . überdies iſt es hohe Zeit aufzuſtehen . . .

Madame kleidet ſich an. Unſer Ehemann betrachtet ſie prüfend vom Scheitel bis zur Zehe; mit einem einzigen Blicke hat er alle Einzelnheiten ihrer Toilette überſehen.

— Weshalb ziehſt Du denn heute dieſes Kleid an? ruft er; willſt Du ausgehen?

— Keineswegs. Dieſes Kleid gehört zu denjenigen, die ich häufig anziehe, wenn ich zu Hauſe bleiben will . . .

— Und dieſe Haube? . . . Man ſollte glauben, Du hätteſt Pläne für heute . . .

— Wie? Was für Pläne? Pflege ich nicht in der Regel eine Haube zu tragen?

— Allerdings . . . aber . . . in der Art und Weiſe, ſie aufzuſetzen, liegt bald mehr, bald weniger . . .

Madame zuckt die Achſeln und antwortet nichts mehr.

Unſer Ehemann hat eine Zuſammenkunft in Geſchäften verabredet.

— Mein Lieber, es iſt die Stunde, in welcher Du Dich zu Deinem Rendezvous einfinden wollteſt, erinnert ſeine Frau.

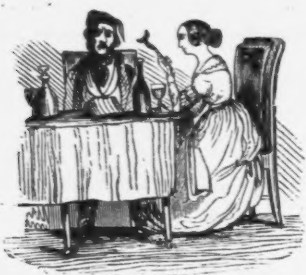
— Du ſcheinſt es nicht erwarten zu können, daß Du mich fortgehen ſiehſt! erwidert der Othello.

Wenn die Frau ausgegangen iſt, zählt der Herr Gemahl die Minuten. Er weiß genau, welchen Weg ſie genommen, welche Einkäufe ſie zu beſorgen und mit wem ſie zu reden hat; er hat bis auf die Sekunde ausgerechnet, wie viel Zeit ſie dazu braucht. Er hat ihr die Marſchroute vorgezeichnet, von welcher ſie nicht abweichen darf. Wenn Madame eine Viertelſtunde über die Zeit ausbleibt, wo ſie wieder zurück ſein ſoll, wenn man ihr in einer nicht in der Marſchroute verzeichneten

Straße begegnet, ſo ſchließt unſer Ehemann daraus, daß ſie Intriguen hat.

Wenn Madame bei Tiſche keinen Appetit zeigt, ſo iſt es nicht richtig. Sie muß dann irgendwo außer dem Hauſe geſpeiſt haben.

Wenn ſie braven Appetit zeigt, ſo iſt es wieder nicht richtig, denn wodurch hat ſie ſich dieſen Appetit zu verſchaffen gewußt?



Wenn ſie lieber in dieſes, als in jenes Theater gehen will, ſo iſt das auch nicht richtig. Vermuthlich hat ſie Jemandem ein Rendezvous gegeben und will nun dahin gehen, wo ſie dem Herrn, der ſie intereſſirt, zu begegnen hofft.

Wenn ſie ſich eines Abends weigert, mit ihrem Manne auszugehen, ſo iſt es wieder nicht richtig. Sie erwartet Jemanden, den ſie empfangen will, ſobald ſie allein ſein wird.

Wenn ſie ihren Mann inſtändig erſucht, nicht auszugehen, ſondern ihr Geſellſchaft zu leiſten, ſo iſt es ebenfalls nicht richtig. Sie will jeden Verdacht, den ihr Mann hegen könnte, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Sie hofft, daß er, auf dieſe Weiſe eingeſchläfert, dann erſt recht ausgehen werde.

Wenn ſie ſich kalt zeigt und auf die Schmeicheleien ihres Mannes nichts erwidert, ſo iſt es erſt gar nicht richtig. Sie wird einen Andern lieben; die Liebkoſungen ihres Gatten fallen ihr läſtig.

Wenn ſie recht zärtlich, recht gefällig, recht zuvorkommend erſcheint, ſo iſt es durchaus nicht richtig. Sie ſucht hinter dieſem Schleier die Liebe zu verſtecken, die ſie für einen Andern hegt.

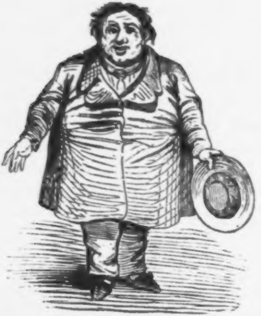
Wenn ſie bisweilen von dem Herrn Soundſo ſpricht, ſo iſt es unmöglich richtig. Das beweiſt ihm ſonnenklar, daß ſie ſehr oft an den Herrn Soundſo denkt. Spricht ſie aber niemals von ihm, ſo will ſie ihr Spiel geheim halten. Wenn ſie Böſes von ihm ſpricht, ſo hat ſie dabei keine andere Abſicht, als die, daß ihr Gemahl nicht eiferſüchtig auf ihn werden ſoll.

Und ſo weiter und ſo weiter! Ich könnte Folianten über dies Thema ſchreiben, denn es iſt unerſchöpflich.

Die Eiferſucht iſt nach dem Allen eine traurige Leidenſchaft. Bisweilen wird ſie ſogar tragiſch trotz Othello! Außerdem iſt es eine Thatſache, daß die Eiferſucht nichts verhütet und nichts verhindert. Im Gegentheil erweckt ſie nicht ſelten in der Frau den Wunſch, Etwas zu thun, woran ſie früher nie gedacht; denn nichts erbittert ſo ſehr, als Ungerechtigkeit. Aber ein Eiferſüchtiger iſt auch ſchrecklich langweilig. Er iſt ſehr unliebenswürdig, immer finſter, und Niemand weilt daher gern in ſeiner Nähe. Ja, man beluſtigt ſich ſogar auf ſeine Koſten, ſobald er nicht zugegen iſt.

Der Eiferſüchtige iſt ſehr zu beklagen!

XVI. Der Ehemann ein . . . na, Sie errathen ſchon.



Seine Miene, ſeine Haltung, ſeine Manieren, ſeine Ausdrucksweiſe -- Alles an ihm iſt unter allen Umſtänden daſſelbe.

Er bleibt ſich immer gleich.

»Ab uno disce omnes,« ſagt der Lateiner.

Die Hunde-Komödie.

Capriccio von E. M. Oettinger.

Herr Halifulikabilominoſikowsky iſt ein berühmter Zeitgenoſſe. Wenn er, trotz ſeiner Berühmtheit, nur wenigen meiner Leſer bekannt ſein ſollte, ſo liegt die Schuld weder an ihm, noch an mir, ſondern einzig und allein an dem Indifferentismus meiner Leſer.

Herr Halifulikabilominoſikowsky giebt ſich für einen emigrirten Polen aus. Er iſt ein Vierziger, der alle Schulen des Lebens durchgemacht und es endlich bis zum Direktor einer jener Kunſttempel gebracht hat, die im gewöhnlichen Leben „Hunde-Komödien genannt werden.

Herr Halifulikabilominoſikowsky iſt ein Mann, der die Hundedreſſur auf eine ungewöhnliche Stufe der Vollkommenheit erhoben hat.

Jeder, der ein Mal ſo glücklich geweſen iſt, die von ihm dreſſirten Hunde zu ſehen, wird mir einräumen müſſen, daß ſie Meteore ſind, die mehr als mancher zweibeinige Geiſtesverwandte

Anſpruch auf den heutzutage ſehr in Verruf gekommenen Ehrennamen „Künſtler“ haben.

Ich für meinen Theil liebe und ehre die Hunde des Herrn Halifulikahilominoſikowsky ſchon darum, weil ſie außerordentlich beſcheiden ſind; eine Tugend, die in der zweibeinigen Künſtlerwelt von Tag zu Tag ſeltener wird. Halifulikahilominoſikowsky's vierfüßige Mimen kennen Anmaßung und Eigendünkel — dieſe Peſtbeulen ihrer menſchlichen Brüder — ſelbſt nicht dem Namen nach. Keiner von Halifulikahilominoſikowsky's Hunden lebt in der verderblichen Einbildung, ein Garrick, Talma oder Devrient, eine Siddons, Mars oder Müller, eine Camargo, Taglioni oder Elsler zu ſein. Dieſe Hunde, die ſich nicht überſchätzen, wiſſen recht gut, daß ſie noch Vieles lernen müſſen, um auf „vollendeten Künſtlerruhm Anſpruch machen zu dürfen.

Da iſt unter dieſen Hunden und Hündinnen eine Madame Pintſcher-Batavia (auch in der Thierwelt iſt es Sitte, daß jede Künſtlerin einen Doppelnamen hat), die es in ihrer Kunſt ſchon weiter gebracht, als manche ihrer zweibeinigen Kunſtſchweſtern. Ich brauche nicht zu fürchten, daß es einem ihrer vielen Anbeter einfallen könnte, mich todtzuſchlagen, wenn ich mir die Freiheit nehme, ihr den wohlgemeinten Rath zu geben, mehr wahr und etwas weniger kokett zu ſein. Da iſt ein Herr Jaſon (ja nicht mit jenem Jaſon zu verwechſeln, der, einem mythologiſchen on dit zufolge, das goldene Vließ erobert haben ſoll), Herr Jaſon-Hamſter, ein Pudel, der mehr Gentileſſe als mancher ſeiner aufrecht gehenden Collegen beſitzt. Ich brauche nicht zu fürchten, daß er einen tollen Fleiſcherhund auf mich hetzt, wenn ich ihm vorzuwerfen wage, daß er ſtatt des rechten Vorderfußes oft den linken Hinterfuß, wie z. B. der Hamburger Mime Fehringer oft ſtatt des Accuſativs den Dativ gebraucht. Da iſt ein Fräulein von Pompadour, ein adelige Möpſin, die eine recht hübſche Figur, aber blutwenig Talent hat. Ich brauche nicht zu fürchten, daß ſie mich auf der Rügenſtube verklagt, wenn ich ihr nachſage, daß ihr einziges Talent darin beſteht, vortheilhafte Toilette zu machen und ihre verborgenen Schönheiten in offenkundiges Licht zu ſtellen. Da iſt ferner ein Herr Theſeus (nicht zu verwechſeln mit jenem Theſeus, der den Minotaur erſchlagen), ein ſchlankgliedriger Bologneſer, der ziemlich viel Gewandtheit beſitzt. Ich brauche nicht zu fürchten, daß er einen ſeiner noblen Freunde bittet, mich auf offener Straße anzufallen und zu ſich in den Koth zu ziehen, wenn ich ihm den Rath ertheile, etwas weniger mit dem Schweif zu wedeln und ſich überhaupt decenter auf der Bühne zu betragen.

Wohl jedem Kritiker, der es nur mit Hunden zu thun hat. Aber Wehe, neun Mal Wehe Jedem, der ſich erfrecht, ſich an der Rauſchgoldkrone eines zweibeinigen Künſtlers zu vergreifen und ein Blättchen dem Lorbeerwalde zu entreißen, der auf deſſen Scheitel grünt. Heute greift man eine dieſer zweibeinigen Unſterblichkeiten an und morgen iſt man ſeines Lebens nicht mehr ſicher; man hat ſich hundert Feinde gemacht, denn

dieſe zweibeinige Unſterblichkeit hat eine Frau,
die Frau hat einen Anbeter,

der Anbeter hat einen Freund und
der Freund hat einen Hund, der ſo lange gehetzt wird, bis er uns in ſeinem Zorn für einen Eckſtein anſieht.

Armer Hund! Du biſt unſchuldig; man hat Dich gereizt, man hat Deinem hungerigen Magen einen guten Biſſen, einen fetten Knochen verſprochen, wenn Du Deinem Herrn den Dienſt erweiſen willſt, uns ins Fleiſch zu beißen.

Aber Halifulikahilominoſikowsky's Hunde haben weder Frauen noch Anbeter: auch haben ſie keine Gläubiger, die, aus ſehr einleuchtendem Grunde, oft die eifrigſten Claqueurs mancher zweibeinigen Hunde ſind.

Halifulikahilominoſikowsky's Künſtler ſind einſichtsvoller als mancher Mime. Sie murren nicht, wenn eine rückſichtsloſe Feder die Lorbeerwälder lichtet, die deren Stirn umſchatten; ſie grollen nicht, wenn man, ohne es zu wollen, den Nimbus ihrer Rauſchgoldkrone ſchwächt; ſie ſchreien nicht über Perſönlichkeit, wenn man ihre Kunſt beleuchtet. Sie wiſſen recht gut, daß ihr Talent von ihrer Perſönlichkeit ſo unzertrennlich iſt, wie ein Dintenklex vom Papiere. Wer den Klex radiren will, greift, ohne es zu wollen, auch das Papier an. Sie toben nicht, wenn die Kritik ihnen nicht immer und ewig Weihrauch ſtreut. Wo Licht iſt, muß auch Schatten ſein; wer Tadel nicht verträgt, iſt des Lobes unwerth.

Halifulikahilominoſikowsky's Hunde ſind klüger als die andern: ſie verkennen nicht die Vortheile, die ihnen die Preſſe gewährt. Die Preſſe (ſie wiſſen das recht gut) iſt die Amme, die ſie großſäugt, die Wärterin, die das Talent, ſo lange es noch in den Windeln liegt, vom Schmutze reinigt, die Gouvernante, die, mit der Ruthe in der Hand, ihnen eine Unart nach der andern abgewöhnt. Die Preſſe iſt das Meſſer, das ſie raſirt, die Bürſte, die ſie ſäubert, der Stachel, der ſie anſpornt. Die Journale, die mancher zweibeinige Künſtler als Feinde ſeiner Ruhe, als Räuber ſeines Ruhmes haßt, ſind ſeine treueſten Alliirten; ſie tragen ſeinen Namen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; ſie ſind die Colporteure ſeinen Namens, die Vorreiter ſeines Ruhmes.

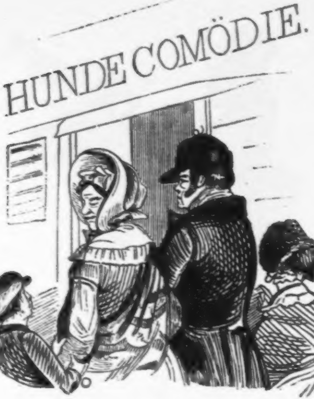
. . . .

Wir befinden uns vor dem Eingange der Hunde-Komödie. (Siehe nebenſtehendes Bild.)

Wir erblicken daſelbſt einen Philiſter mit ſeiner Frau und ihren beiden Sprößlingen. Alle Vier können die Eröffnung der Kaſſe nicht erwarten, denn Vater Knopfmacher hat in der Zeitung geleſen, daß Haliſulikabilominoſikowsky's Hunde-Komödie heute zum letzten Male zu ſehen iſt. Es iſt eine Eigenſchaft des Philiſters, daß er ſeine Neugier ſtets bis auf die letzte Vorſtellung hinausſchiebt, weil er ſein Geld ſo lange wärmt, als es nur immer möglich iſt.

. . . .

Der Vorhang rauſcht in die Höhe. Das Stück beginnt. Es iſt ein Luſtſpiel, welches — wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht — aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt, denn der Deutſche


HUNDE COMÖDIE.

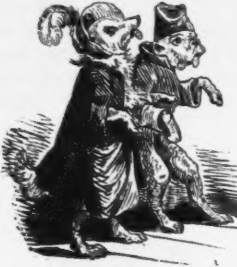
kann Alles, nur kein Luſtſpiel, ja nicht einmal eine Farce für Hunde-Komödien ſchreiben.

. . . .

Ein alter invalider Mops in Soldaten-Uniform ſchreitet am Arme eines alten weiblichen Pudels über die Bühne. (S. S. 102.)

Welcher Anſtand! Welche Haltung! Welches feine ungezwungene Benehmen!

Unſer Philiſter, ſeine Frau und ihre beiden Sprößlinge gehen in Bewunderung auf, denn eines der Hauptmerkmale des Philiſters beſteht darin, daß er Alles bewundert. Warum ſollte er nicht auch dieſe Hunde bewundern?

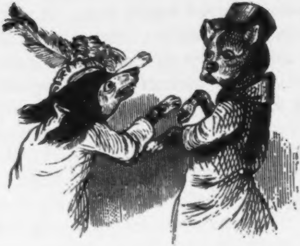


In einer darauf folgenden Scene beſchwört der Pudel Jaſon den Bologneſer Theſeus, ihm ſeine Tochter, die Möpſin Medea, zur Frau zu geben.

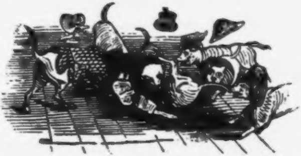
Bologneſer Theſeus weiſt ihn und ſein unverſchämtes Anerbieten mit ſchnödem Stolze zurück. (Siehe folgende Seite.)

Jaſon heult wie Romeo, und unſer Philiſter heult wie Jaſon und ruft: »Jöttlich, weeß Jott, jöttlich!!!«

Das Stück ſchließt mit einer Scene, in der ſämmtliche Herren Hunde übereinander herfallen, bei dieſem Kampfe ihre



Mützen und Hüte verlieren und ſich auf Tod und Leben in den Haaren liegen, wie hier en miniature zu ſehen iſt.

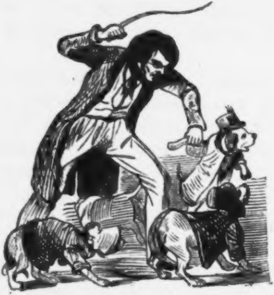


Unſer Philiſter, der noch kurz vorher ſo herzlich geweint, als ob ihn der Bock geſtoßen hätte, lacht jetzt dergeſtalt, daß er ſich den Leib und ſeiner Frau die Hüften halten muß, denn von allen Eigenſchaften des Philiſters, welcher Hunde-Komödien, Affen-Theater und ähnliche Schauſpiele zu beſuchen pflegt, iſt die, daß er am ſchnellſten zu Thränen gerührt und am ſchnellſten zum Lachen gereizt wird, wahrlich keine der ſchlechteſten.

. . . .

Die Hunde-Komödie iſt zu Ende. Der Philiſter und die Seinigen verlaſſen vollkommen befriedigt das Haus.

Aber hinter der Bühne folgt dem luſtigen Finale ein tragiſches Nachſpiel.



Der Prinzipal der vierfüßigen Künſtlertruppe, Herr Halifulikahilominoſikowsky, außer ſich vor Wuth, daß der kleine Spitz, Azor-Truffaldino, der Diener zweier Herren, eine der ſchönſten Scenen des ganzen Stückes dadurch umgeworfen, daß er ſeine Rolle ſchlecht memorirt, erfaßt den unglücklichen Hund bei einer ſeiner Pfoten und haut ihn mit der Peitſche dergeſtalt, daß ſelbſt Madame Pintſcher-Batavia, die erſte Liebhaberin, und Herr Quaſimodo-Mops, der erſte Held, vor Furcht den Schwanz einziehen.

— Solches Hundegeſindel, als ich zu leiten die Ehre habe, ruft Herr Halifulikahilominoſikowsky aus, iſt mir noch bei keiner Bühne vorgekommen. Ihr ſeid ſo erbärmlich faule Hunde, daß Ihr Alle Prügel, aber keine Gage verdient.

Die ſogenannte Gage dieſer armen vierfüßigen Mimen beſteht in ihrer Atzung, die, nach dem Grade ihrer Leiſtungen, ihnen entweder in Wurſt oder Knochen verabreicht wird. O ihr armen Hunde! Wie ſehr ſticht Eure anſpruchsloſe Beſcheidenheit von den nimmerſatten Anſprüchen Eurer zweibeinigen Kunſtgenoſſen ab! Ihr verlangt kein Spielhonorar, keinen Urlaub, keine Zulage, keinen lebenslänglichen Contract; Ihr ſeid froh, wenn Ihr Euch im Schweiße Eures Angeſichts Euer tägliches Brod verdient!

Jedes Ding, ſagt Plato oder irgend ein anderer Philiſter hat zwei Seiten, ſo auch die Hunde-Komödie.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß Herr Halifulikahilominoſikowsky an manchem ſeiner vierfüßigen Künſtler mehr Freude erlebt, als mancher Lehrer an vielen ſeiner Schüler; doch darf auch nicht vergeſſen werden, daß mancher ſeiner Herren Hunde ihm oft mehr Aerger und Verdruß macht, als mancher Schauſpieler ſeinem Direktor, denn auch die Hunde haben ihre Fehler und Capricen. Viele unter ihnen ſind eben ſo ungelehrig und faul, eben ſo eigenſinnig und halsſtarrig, als manche unſerer ſogenannten großen Mimen.

Einer ihrer Hauptfehler iſt der, daß ſie beiſpiellos rollenſüchtig ſind und Alles ſpielen wollen, ſelbſt ſolche Rollen, zu denen ſie nicht das geringſte Talent haben.

Ein zweiter Fehler, welcher namentlich dem weiblichen Geſchlechte dieſer Hundekünſtler anklebt, iſt der, daß ſie grenzenlos eitel ſind und in der ſüßen Selbſttäuſchung leben, ewig jung, ewig ſchön zu bleiben, ſelbſt dann, wenn ſie Letzteres nie geweſen ſind.

Da iſt unter ihnen eine Frau von Pudel-Pompadour, die ſeit achtzehn Jahren — bei Künſtlerhunden ſchon ein hohes Alter! — das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen bekleidet und noch immer die keuſche „Jungfrau“, die hypernaive „Gurli“ und die unſchuldige „Margarethe“ in den „Hageſtolzen“ ſpielt.

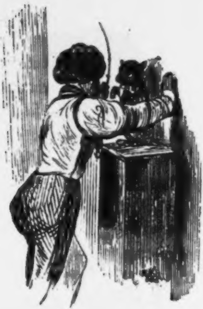
Da iſt ferner eine Madame Erich-Stelinger, die ſich einbildet, noch jung genug für die „Louiſe“ zu ſein, obgleich ſie für die „Ladi Milfort“ ſchon zu alt und reizlos iſt.

Da iſt auch ein Fräulein Cäcilie Mops, die nichts als Männerrollen ſpielen will und ſich am beſten in drallen Beinkleidern gefällt, wiewohl ſie keine Spur von Waden hat und noch obendrein ſchief und verwachſen iſt.

Ein dritter Fehler iſt der, daß Einer eiferſüchtig auf den Beifall des Andern iſt. Wird Madame Mohr-Schleicher applaudirt, ſinkt Madame Erich-Stelinger in Ohnmacht; gefällt Madame Erich-Stelinger, ärgert ſich Madame Mohr-Schleicher. Erſt ſtichelt, dann ſchimpft man auf einander und ereifert ſich dergeſtalt, daß es manchmal ſogar Ohrfeigen ſetzt, denn „ernſt iſt das Leben und heiter iſt die Kunſt“.

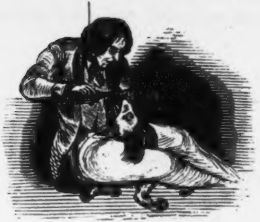
So hat der arme Mann, der dieſe Hundewirthſchaft in Zaum und Zügel halten muß, gar manche Plage, hauptſächlich bei der mise-en-scène einer neuen Komödie. Das Einſtudiren und Einprobiren eines neuen Hundeſtücks koſtet ihm weit mehr Schweis, als man glauben ſollte, denn mancher dieſer Hunde iſt, wie geſagt, grenzenlos eigenſinnig. So ein ungelehriges Vieh zu dreſſiren, iſt keine Kleinigkeit: vor Allem gehört Geduld und — eine tüchtige Reitpeitſche dazu.

Dieſer vierfüßige Mime will durchaus nicht pariren. Er iſt voll Eigendünkel, hält ſich für den größten Hund ſeines Jahrhunderts und hat — wie jeder ſeines Gleichen — die innigſte Ueberzeugung, daß er unerſetzlich ſei. Er pocht auf den Beifall der dritten Gallerie, ſchickt jede Rolle zurück, die ihm nicht gefällt, und hat hundert andere Mucken, darunter auch die, daß er — wie jeder mittelmäßige Komödiant, welcher ſich für einen unübertroffenen Meiſter hält — ſelten oder nie ſeine Rollen lernt und dadurch ganze Scenen umwirft, denn die vierfüßigen Mimen kennen den Souffleur oder Kaſtengeiſt bis jetzt nur dem Namen nach.



Halifulikahilominoſikowsky iſt eben damit beſchäftigt, dem Unerſetzlichen eine neue Rolle einzubläuen. Die Peitſche iſt nicht zu bezahlen!

Auf nächſter Seite erblicken wir ein Windſpiel, welches die Laune hat, wöchentlich drei bis vier Mal Heiſerkeit zu affectiren, weil es zu faul zum Bellen und Spielen iſt. Halifulikahilominoſikowsky, der in dieſem Punkte keinen Spaß verſteht, ſpannt das ewig heiſere Windſpiel in den ſpaniſchen Bock, reißt ihm ſeinen Rachen auf und gießt ihm eine Flaſche Haferſchleim in die Kehle, ein Getränk, das unſerm Künſter durchaus nicht

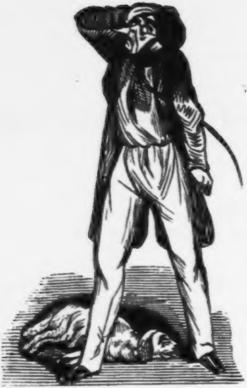


munden will. Und weil der Herr, ſo oft ſein Hund über Heiſerkeit klagt, daſſelbe Heilverfahren einleitet, findet unſer Windſpiel ſich veranlaßt, ſeltener heiſer zu werden als ſonſt.

Auf nächſtem Bilde ſehen wir den armen geplagten Prinzipal der Hunde-Komödie auf den Gipfel der Verzweiflung. Soeben hat er Herrn Azor, den Oberregiſſeur ſeiner Bühne — ein höchſt intrigantes Thier, das ſich allzuviel herausgenommen hat — dergeſtalt durchgebläut, daß Monſieur Azor alle Viere von ſich ſtreckt und ſeinen Geiſt aufgiebt. Halifulikabilominoſikowsky, der den „Hund der Hunde“ als Leiche todt zu ſeinen Füßen ſieht, ſchlägt ſich vor die Stirn und ſchreit:

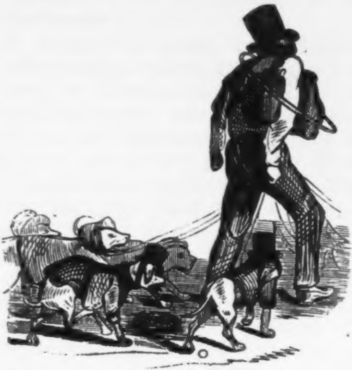
»Ich bin verloren!«

Und wahrlich, er hat Recht, denn in dieſem Pudel büßt er den Stolz und die Zierde ſeiner Truppe, einen wahren Capi-



talhund ein, der geſtern eben ſo groß als König Philipp, wie vorgeſtern als Parapluiemacher Staberl geweſen war. Armer Halifulikahilominoſikowsky! Die Tiefe Deines Grames kann nur Der ermeſſen, der ſelbſt einmal Prinzipal einer Hunde-Komödie geweſen iſt.

Der Liebling des Publicums iſt todt und unſer beklagenswerther Halifulikahilominoſikowsky ſieht ſich genöthigt, die Stadt zu verlaſſen und ſeine Hunde nach Bauzen zu führen.



Herr von Kipfelhuber.

I.

„Wenn ſich Herz und Mund thut laben,
Will die Naſe auch was haben“.
Sprichwort.

Einer der drolligſten Charaktere der öſterreichiſchen Hauptſtadt, des harmloſen, gemüthlichen, lebensluſtigen Wiens, war ein Herr Ignaz Kipfelhuber, ein alter Hageſtolz und ehemaliger Kaffeeſieder, der ſich, acht Jahre vor ſeinem Lebesende, von ſeinem einträglichen Geſchäfte, vom geräuſchvollen Kaffeehaus-Leben mit einem jährlichen Einkommen von 6000 Gulden in die idylliſche Einſamkeit eines kleinen Hauſes im entlegenſten Winkel der Alſer-Vorſtadt zurückgezogen, ſich hier auf die Bärenhaut geworfen, oder, feiner ausgedrückt, der angenehmen Beſchäftigung des Müßigganges hingegeben hatte. — Halb Wien, das früher ſein prächtiges Kaffeehaus auf dem Graben beſucht hatte, kannte den komiſchen Kauz, der, einer der größten Freſſer der ganzen Monarchie, eben ſo breit als lang, von der

Vogelperſpective betrachtet, viel Aehnlichkeit mit einem Nußknacker gehabt. Außer Eſſen und Trinken hatte der dicke Herr von Kipfelhuber nur noch eine Leidenſchaft: die Leidenſchaft des Tabackſchnupfens.

Es hat Pſychologen gegeben, welche behaupten wollten, daß großer, unmäßiger Hang zum Tabackſchnupfen in der Regel den Mann von durchdringendem Verſtande und glänzenden Geiſtesfähigkeiten verrathe. Dieſe Seelenkenner entwarfen eine lange Liſte von ſtarken Tabackſchnupfern, die zugleich auch ſtarke Geiſter, große, berühmte Leute geweſen ſind. An der Spitze dieſer tabackſchnupfenden Berühmtheiten prangte Magliabecchi, den meine Leſer aus der erſten Erzählung dieſes Buches kennen, ein Gelehrter, der, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, vom 28ſten bis zum 78ſten Jahre tagtäglich im Durchſchnitt drei Loth, in 50 Jahren alſo ungefähr 60,000 Loth aufgeſchnupft hatte. Den Schluß dieſer Liſte machte Friedrich der Große, der den Taback, wie Jeder weiß, aus der Weſtentaſche geſchnupft. Aber dieſe pſychologiſche Beobachtung ruht, wie manche Andere, auf ſehr lockerem Grunde, denn Herr von Kipfelhuber war, trotz ſeiner unendlich großen Vorliebe für das Tabackſchnupfen, einer der ausgezeichnetſten Dummköpfe von ganz Wien, ſo dumm, ſo bodenlos dumm, daß er nur mit knapper Noth ein Parapluie von einem Sonnenſchirm unterſcheiden konnte. — Nebenbei ſammelte er auch Doſen.

Herr von Kipfelhuber war freilich nicht der einzige Narr, der dieſes Steckenpferd ritt. Auch Herr von Talleyrand beſaß eine reiche Doſenſammlung, von denen jede mit dem Bildniß eines Souverains und, was in ſeinen diplomatiſchen Augen freilich mehr Werth beſaß, mit koſtbaren Diamanten geſchmückt war, eine Sammlung, deren Werth ſich auf 250,000 Franks belief.

Die Doſenſammlung des Herrn von Kipfelhuber war freilich viel weniger werth, denn häufig geſchah es, daß er kannibaliſch geprellt wurde. Ganz Wien kannte ſeine Schwäche für hiſtoriſche Doſen, das heißt für ſolche, die früher im Beſitze weltgeſchichtlicher Perſonen geweſen. Er hatte eine Doſe von der großen Maria Thereſia, eine vom Kaiſer Joſeph, eine vom Prinzen Eugen, eine vom Fürſten Kaunitz und eine ſogar vom großen Napoleon. Für eine Tabatiere, aus welcher der große Friedrich in der Schlacht von Leuthen geſchnupft haben ſoll, hatte Herr von Kipfelhuber, ob dieſe Doſe gleich nur von Schildkrötenſchaale war, 280 Gulden Conventionsmünze bezahlt. Jeden Tag pflegte er aus einer andern Doſe zu ſchnupfen, und da er deren gegen 400 beſaß, ſo verſtrich mehr als ein ganzes Jahr, ehe wieder die Reihe von vorn anfing. — Die Spötter und Witzbolde hatten ihm aus dieſem Grunde einen Spitznamen beigelegt, unter dem er in Wien und der ganzen Umgegend ſo bekannt wie ein bunter Pudel war. Jedes Kind wußte, daß man unter „Doſen-Nazi“ keinen Andern als den kleinen dicken Herrn von Kipfelhuber verſtand.

2.

Da hier von einem Schnupfer die Rede iſt, ſo ſei es mir erlaubt, auch ſeine Leidenſchaft, den Taback, in den Kreis meiner Erzählung zu ziehen.

Der Taback ſtammt urſprünglich aus dem ſüdlichen Amerika und wurde von einem ſpaniſchen Mönche, Roman Pane, der ihn vier Jahre nach der Entdeckung von Amerika in Tabaco, einer Provinz von Sanct Domingo, hatte kennen gelernt, nach Europa gebracht. — Im Jahre 1559 kam der erſte Taback nach Portugal und ein Jahr ſpäter brachte ihn Jean Nicot, franzöſiſcher Geſandter in Liſſabon, der Königin Katharina von Medicis, weshalb der Taback, Nicot zu Ehren, **Nicotiana Tabacum**, vom Hofe aber **herbe à la reine** oder **herbe Médicée** getauft wurde. Kaiſer Karl's V. ſpaniſche Soldaten brachten ihn nach Deutſchland, wo er 1559 zuerſt zu Suhl in der Grafſchaft Henneberg angebaut wurde.

Der Taback hatte in der erſten Zeit ſeiner Einführung viele Verfolgungen zu beſtehen. Jacob I., Englands Salomon, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, der kein entblößtes Schwert ſehen konnte, ein Fürſt, der, trotz ſeiner großen Gelehrſamkeit, überall Geſpenſter wähnte und eine Dämonologie ſchrieb, verfaßte auch ein fulminantes Buch gegen den Taback und erließ im Jahre 1604 eine ſtrenge Verordnung gegen das Tabackrauchen, welche Karl I. im Jahre 1633 in ſo weit wieder aufhob, daß er gegen Entrichtung einer nicht unbedeutenden

Abgabe Erlaubniß zum Tabackhandel ertheilte und ſomit auch das Rauchen und Schnupfen wieder geſtattete. — Im Jahre 1664 erwuchs dem Taback ein neuer Feind in der Perſon Urban's VIII., der einen Bannſtrahl auf Alle ſchleuderte, welche rauchten, und auf Jeden, der in der Kirche zu ſchnupfen wagte. Die freie Schweiz, und namentlich Bern, folgten dem Beiſpiele des heiligen Vaters und züchtigte jeden Tabackraucher mit Pranger, Geld- und Gefängnißſtrafe. — In Rußland wurde unter Michael Feodorowitſch im Jahre 1634 das Tabackrauchen bei Verluſt der Naſe verboten. — Sultan Mahomed III., Achmet I. und Schah Abbas der Große gingen noch weiter und beſtraften Raucher und Schnupfer mit dem Tode. — Auch Ludwig XIV. war ein Gegner des Tabacks und ſoll die geiſtreiche Frau von Sevigné nur darum gehaßt haben, weil ſie ſich, wie beiläufig geſagt alle Frauen, welche ſchriftſtellern, dem Laſter des Tabackſchnupfens ergeben hatte, wodurch auch die reizende Marquiſe von Monteſpan bei ihm in Ungnade gefallen war. — Ohne beſondere Erlaubniß durfte keine Prinzeſſin des königlichen Hauſes eine Priſe Taback ſchnupfen. Herr von Lauzun, der ihm einſt eine Priſe anzubieten gewagt, wurde dafür in die Baſtille geſchickt. — Ein noch weit ſchlimmerer Feind des Tabacks war Guſtav III. von Schweden, der in einem ſeiner Werke das naive Bekenntniß abgelegt, daß er nichts ſo ſehr gehaßt habe, als die deutſche Sprache und das Tabackrauchen. — Die neuere Zeit hat den Taback emancipirt; nur noch hie und da iſt das harmloſe Vergnügen des Tabackrauchens bei zwei Thalern Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängniß=Strafe unterſagt; das Schnupfen aber iſt — Dank der Weisheit und Toleranz unſerer erleuchteten Regierungen — überall, ſelbſt in Wien, erlaubt.

3.

Und das war wirklich ein Glück für Herrn von Kipfelhuber; denn hätte er für jede Priſe, die er geſchnupft, nur einen Kreuzer Strafe bezahlen müſſen, ſo wäre im Jahre ein hübſches Sümmchen herausgekommen.

Wie oft pries er deshalb die Freiheit ſeines Vaterlandes, die Toleranz der hohen Polizei!!!

— Ich kann eſſen und trinken, wann ich will, ich kann ſchnupfen und nieſen, wann ich will, ſagte er und ſang dann im überſtrömenden Gefühle ſeines k. k. öſterreichiſchen Patriotismus:

„Es giebt nur a Kaiſerſtadt,
Es giebt nur a Wien!“

Eines Morgens, als Herr von Kipfelhuber im Kaffeehauſe zum ſilbernen Stöpſel ſein drittes oder viertes Frühſtück zu ſich nahm, fiel ihm eine Beilage der Wiener Zeitung in die Hand, worin mit auffallend großer Schrift folgende Anzeige ſtand:

„Tauſend Gulden Belohnung

Demjenigen, der die Schnupftabacksdoſe Rudolfs von Habsburg, welche vorgeſtern auf dem Wege vom Stephansplatz bis zum Kärnthner Thor verloren gegangen, dem untröſtlichen Eigenthümer derſelben ungeſäumt wiederbringt. Nähere Auskunft ertheilt das Bureau der Wiener Zeitung.“

— Kellner! rief Herr von Kipfelhuber.

— Was ſchaffen Ew. Gnaden?

— Können Sie mir ſagen, wer dieſer Rudolf von Habsburg iſt, der vorgeſtern ſeine Doſe verloren hat?

— Rudolf von Habsburg? Den kenn' ich nicht. Wollen's vielleicht ſo gut ſein, im Schematismus nachzuſchlagen? Da finden ihn Ew. Gnaden ganz beſtimmt.

— Her damit!

Der Kellner brachte gleich darauf das Adreßbuch. Herr von Kipfelhuber ſchlug erſt unter Rudolf und dann unter Habsburg nach, fand aber weder den einen, noch den andern Namen.

— Da haben wirs! rief Herr von Kipfelhuber, Rudolf von Habsburg ſteht nicht im Schematismus. 'S iſt zum Dummwerden! Da findet man Alle drin, nur die nicht, die man ſucht.

— Vielleicht iſt er geſtrichen worden.

— Geſtrichen? Von wem?

— Von der Cenſur, Herr von Kipfelhuber.

— Darf ſie denn auch Namen ſtreichen?

— Na ob!! Dieſer Rudolf von Habsburg muß ein verdächtiger Menſch ſein . . .

— Aber mehr Geld haben als ich! Stellen Sie ſich vor, Kellner, tauſend Gulden verſpricht er Demjenigen, der ihm ſeine verlorne Doſe wiederbringt. Herr Gott, das muß eine Doſe ſein! Die möcht' ich ſehen! Die möcht' ich haben!

— Ich auch, aber blos von wegen der tauſend Gulden, meinte der Kellner.

— Und ſo ein Mann ſteht nicht im Schematismus? 'S iſt zum Dummwerden! wiederholte Herr von Kipfelhuber.

Bald darauf trat Herr von Zwiebelmeyer, der blutjunge Theater-Recenſent eines Wiener Unterhaltungsblattes, ein Stammgaſt des ſilbernen Stöpſels ein und ließ ſich mit großer Herablaſſenheit an dem Tiſche nieder, an dem Herr Doſen-Nazi ſaß.

— Guten Morgen, Herr von Kipfelhuber.

— Grüß Ihnen Gott, Herr von Zwiebelmeyer. Gut, daß Sie kommen. Kennen Sie vielleicht einen gewiſſen Herrn von Habsburg?

— Habsburg? wiederholte der Gefragte. Dieſer Name kommt mir ziemlich bekannt vor; ich glaube ihn ſchon manchmal gehört zu haben, und, wenn ich nicht irre, in einem Zauberſpiel, das ich einmal vor zehn Jahren im Leopoldſtädter Theater geſehen.

— Das wird wohl ein Anderer, aber nicht Dieſer da geweſen ſein, der vorgeſtern ſeine Doſe verloren hat ... Da leſen Sie mal.

Herr von Kipfelhuber gab dem gelehrten Herrn von Zwiebelmeyer das Zeitungsblatt.

— Sie ſcheinen dieſe Anzeige nicht zu verſtehen, ſagte der Literat.

— Wie ſo?

— Dieſe Doſe hat nicht der Herr von Habsburg verloren…

— Wer denn?

— Das kann ich Ihnen nicht ſagen.

— Warum denn nicht?

— Weil ichs nicht weiß. Wenn Ihnen aber daran gelegen iſt, zu erfahren, wer ſie verloren hat, ſo erkundigen Sie ſich im Bureau der Zeitung.

— Hören Sie, das iſt ein prächtiger Einfall! Aber wiſſen möcht' ich denn doch, wer dieſer Habsburg iſt?

— Vermuthlich kein Anderer als der frühere Beſitzer dieſer Do . . . Kreuz Element, jetzt fällt mir Etwas ein.

— Was fällt Ihnen ein?

— Ja, nun erinnere ich mich ſeiner ganz genau! Es war kein Zauber-, ſondern ein Trauerſpiel. Dieſer Rudolf von Habsburg war ein Feind Ottocars.

— Und dieſer Ottocar?

— Wie, Sie wiſſen nicht, wer Ottocar war?

— Ich hab' in meinem ganzen Leben nichts von dem Mann gehört.

— Pfui, ſchämen Sie ſich, Herr von Kipfelhuber. Sehen Sie, das kommt Alles davon her, daß Sie nie das Theater beſuchen und niemals die Wiener Theaterzeitung leſen. Ottocar, lieber Freund, war König von Böhmen.

— J was Sie ſagen!

— Und dieſer Rudolf von Habsburg war Kaiſer von Deutſchland.

— Nicht möglich!

— Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.

— Das iſt ein ſchlechter Spaß.

— Meinen Sie damit mein Ehrenwort?

— Was fällt Ihnen ein. Nein, Freund, ich meine damit den Einfall, daß dieſer Herr von Habsburg Kaiſer von Deutſchland ſoll geweſen ſein.

— Aber es iſt ſo; ich kann's Ihnen durch die Wiener Theaterzeitung beweiſen.

— Alſo wirklich ein Kaiſer? Und dieſer Kaiſer hat vorgeſtern ſeinen Schnupftabaksdeckel verloren?

— Er nicht, hab' ich Ihnen ſchon einmal geſagt.

— Na wer denn ſonſt?

— Das werden Sie im Bureau der Zeitung erfahren.

— Gleich will ich hin. Dieſe Doſe muß ich haben, ſo wahr ich Ignaz heiße und nicht ſo dumm bin, wie ich ausſehe. Addio, Herr von Zwiebelmeyer, Sie ſind doch ein Tauſendſaſa, der Alles weiß.

Doſen-Nazi rannte eilig fort.

4.

Zu dick und bequem, um den Weg vom äußerſten Ende der Alſer-Vorſtadt bis in die Mitte der Stadt zu Fuß zurücklegen zu können, warf ſich Doſen-Nazi in den erſten Fiaker, der ihm begegnete, und fuhr nach der Rauhenſteingaſſe.

Unterweges waren ſeine Gedanken einzig und allein mit der Doſe Rudolfs von Habsburg beſchäftigt. Er wußte nun, daß dieſer Habsburg deutſcher Kaiſer war, und ſeit jenem Augenblicke war er auf deſſen Doſe wie der Teufel auf eine arme Seele erpicht.

— Die Doſe muß ich haben, ſie mag koſten, was ſie will. Bin ich denn nicht reich und kann ich nicht Alles haben, was ich will?

In der Rauhenſteingaſſe angelangt, verließ er den Fiaker und begab ſich in die Expedition der Zeitung.

— Nehmen Sie's ja nicht übel, ſagte er zu einem der Expedienten, wenn ich ſo frei bin, Sie zu bitten, mir zu ſagen, wer der Herr iſt, der vorgeſtern in der Zeitung den Schnupftabaksdeckel von dem deutſchen Kaiſer Rudolf von Habsburg verloren hat.

— Der Mann heißt Reginald Pfefferkorn.

— Und wohnt?

— Jägerzeile Nr. 18, 3 Treppen hoch. Soeben hat er uns die Anzeige geſchickt, daß ſeine Doſe bereits gefunden iſt.

— Alſo wirklich gefunden?

— Morgen ſteht's in der Zeitung.

Herr von Kipfelhuber dankte für die erhaltene Auskunft, ſtieg wieder in ſeinen Fiaker und fuhr nach der Jägerzeile hinaus.

5.

Herr Reginald Pfefferkorn, der dem redlichen Finder der verlornen Doſe tauſend Gulden Belohnung zugeſichert hatte, gehörte zu jenen Leuten, die man im bürgerlichen Leben Glücksritter, in der juriſtiſchen Praxis aber, welche maſſivere Bezeichnungen liebt, Filous oder Spitzbuben nennt. Dieſer Filou bewohnte nicht weniger als drei verſchiedene Quartiere. In der Jägerzeile nannte er ſich Reginald Pfefferkorn, in der Joſephſtadt Herr von Paroli und in der Stadt Dr. Müller. Seinen wahren Namen wußte Niemand. Er war ein junger, hübſcher Mann, der einen ſtarken Backenbart in Form eines Hufeiſens, auf dem vierten Finger ſeiner linken Hand ein halb Dutzend funkelnder Ringe und immer buttergelbe Glacéhandſchuhe trug. Ueberhaupt machte er ſtets feine Toilette, trug im Sommer auffallendes Hoſenzeug und im Winter einen der reizendſten Zobelpelze von ganz Wien; kein Wunder, daß ihn alle Welt für einen reichen, vornehmen Mann hielt. Das Capital aber, von dem er lebte, war die Leichtgläubigkeit und Dummheit vieler Leute, die eigentlich nur darum auf der Welt zu ſein ſcheinen, um ſich von jedem Glücksritter gutmüthig hinters Licht führen und über's Ohr hauen zu laſſen.

Herr Reginald Pfefferkorn war unſtreitig einer der pfiffigſten Induſtrieritter, ſo verſchmitzt, daß er ſelbſt die Luchsaugen der geheimen Polizei zu blenden und zu täuſchen verſtand.

Jeder Wiener, welcher in den Jahren 1837 und 1838, Nachmittags zwiſchen drei und vier Uhr, Cora's Kaffeehaus vis-à-vis vom Auguſtinerkloſter beſucht hat, wird dort die Crème der Wiener Literaten: Herrn Ignaz Jeitteles, einen großen Schöngeiſt, von dem der ſelige Sulzer ſeine Theorie der ſchönen Künſte abgeſchrieben, Herrn Wilhelm Lembert, den berühmten Miteſſer des Herrn Scribe und — was viel intereſſanter als dieſe beiden Heroen der Wiener Literatur — einen ſchwarzen Pudel geſehen haben, der beſtändig unter dem Billard lag.

Er hieß Diplomat und mochte wohl der geſcheidteſte Pudel von ganz Wien ſein. Er war ungefähr das unter den Hunden, was Herr Jeitteles unter den Literaten iſt. Er (der Pudel nämlich) hatte hundert liebenswürdige Eigenſchaften: er war ein Ausbund von Treue, ein Muſter von Wachſamkeit und ein Wunder von Dreſſur. Er bellte und knurrte auf's Commando, ſtand eben ſo feſt auf den zwei Vorder- als auf den zwei Hinterbeinen, wedelte ganz diplomatiſch mit dem Schweife und wußte aufzuwarten wie ein Frankfurter Kellner.

Dieſer Pudel gehörte dem bewußten Herrn Dr. Müller und der bewußte Herr Dr. Müller gehörte zu den Stammgäſten dieſes Kaffeehauſes.

Dieſer Dr. Müller hatte ſeinen vierfüßigen Diplomaten abgerichtet, jedes Geldſtück, das ſein Herr oder irgend ein Anderer auf die Erde fallen ließ, im Nu aufzufangen und — was die größte Tugend dieſes Hundes war — augenblicklich zu verſchlucken. Der gute Diplomat verſchluckte alles Geld ohne Unterſchied des Standes und der Religion: katholiſches und proteſtantiſches Geld, Kupfer- und Silbergeld, von der Größe eines Kreuzers bis zu der eines Zweiguldenſtücks . . . nur Papiergeld war ihm zuwider.

Sein Herr, der täglich die Runde durch zwanzig Kaffeehäuſer machte, verdankte ſeinen Unterhalt großentheils der Geſchicklichkeit ſeines Diplomaten, den er überall mit ſich führte. — Sobald unſer Glücksritter in ein Kaffeehaus eintrat, legte ſich ſein Pudel alſogleich unter's Billard und verfolgte vor Allem jede Bewegung der Marqueure. So oft dann einer der dienſtbaren Geiſter oder einer der Gäſte beim Bezahlen oder Wechſeln aus Unvorſichtigkeit ein Geldſtück durch die Finger auf die Erde fallen ließ, ſtürzte — noch ehe ſie ſich niederbücken konnten — der Pudel darauf los und verſchlang es, ungefähr mit der Wonne, mit der ein Feinſchmecker eine Auſter verſchlingt. — Das Geldſtück war dann unwiederbringlich verloren. Der Eigenthümer des Pudels bat tauſendmal um Entſchuldigung und verfügte ſich dann in ein anderes Kaffeehaus, entrirte dort eine Partie Domino und ſtieß während des Spielens an den Tiſch an, damit ſein Geld ſowohl als das ſeines Gegners auf die Erde falle. Diplomat, der liſtig auf der Lauer lag, ſprang dann ſchnell aus ſeinem Hinterhalt hervor, ſchnappte ein Stück nach dem andern auf und — verſchluckte es. Sein

Herr gab ſich dann die Miene, als ob er — Gott weiß wie ſehr — empört darüber wäre. Er ſchimpfte und ſchlug den armen Pudel; Diplomat krümmte ſich wie ein getretener Wurm, Diplomat winſelte, Diplomat ſchrie, gab aber das Geld um keinen Preis der Erde zurück.

Nachts, bevor ſein Herr zu Bette ging, gab er ſeinem getreuen Mitarbeiter ein kleines Pulver ein, worauf der Pudel alles Geld, das er im Laufe des Tages aufgeſchnappt und bei ſich herumgetragen hatte, wieder herausgab und von ſeinem Herrn zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte zwei, drei, auch vier Wiener Würſtchen erhielt, je nachdem Diplomat ſich gut oder ſchlecht aufgeführt, das heißt: viel oder wenig Beute gemacht hatte. Sein Herr, der über dieſe Einnahmen gewiſſenhaft Buch zu führen pflegte, notirte allabendlich, wieviel er von ſeinem Capitalhunde Intereſſen bezogen hatte. Es ſoll Tage gegeben haben, wo Diplomat 20—30 Gulden gekapert hatte. — Herr Reginald Pfefferkorn liebte darum ſeinen Pudel mehr als ſich ſelbſt und wohl mit vollem Rechte, denn Diplomat — der Schrecken aller Marqueure, der Schobri aller Geldbörſen — war der treue Diener ſeines Herrn, der Compère ſeiner Induſtrie, ſeine vierfüßige Sparkaſſe, ſein geheimer Finanzminiſter, ſein Freund in der Noth.

Der Eigenthümer dieſes Pudels hatte in Erfahrung gebracht, daß Herr von Kipfelhuber der eifrigſte Sammler weltgeſchichtlicher Schnupftabacksdoſen und außerdem der größte Schwachkopf von ganz Wien ſei. Herr Reginald Pfefferkorn hatte ſich deshalb ſchon lange vorgenommen, den Doſen-Nazi einmal auf's Korn zu nehmen. Und darum hatte er die Liſt erſonnen, in der Zeitung bekannt zu machen, er habe die Doſe Rudolfs von Habsburg verloren, einzig und allein in der Abſicht, durch dieſe Anzeige die Aufmerkſamkeit des Herrn von Kipfelhuber auf ſich zu lenken, eine Liſt, die, wie meine Leſer ſogleich erfahren werden, ihm vollſtändig gelang.

6.

Herr Reginald Pfefferkorn lag eben, mit einer langen, türkiſchen Pfeife im Munde, am offenen Fenſter, als Herr von Kipfelhuber ganz leiſe und ſchüchtern an deſſen Thür pochte.

— Herein! rief der Glücksritter.

Gleich darauf wälzte ſich zur Thür eine dicke Fleiſchmaſſe hinein, in der Herr Pfefferkorn alſogleich den Doſenſammler erkannte.

— Habe ich die Ehre, Herrn von Pfefferkorn zu ſprechen?

— Der bin ich.

— Ew. Wohlgeboren haben eine Doſe verloren.

— Verloren und bereits wieder gefunden.

— Wollten Sie vielleicht die Gnade haben, mir dieſe Doſe einmal zu zeigen?

— Wozu?

— Ich bin ein großer Freund von Doſen . . .

— Das glaube ich Ihnen.

— Und kaufe alle, die mir gefallen . . .

— Ich aber verkaufe dieſe Doſe nicht.

— Warum nicht?

— Weil ſie mir über Alles lieb und theuer iſt. Dem Fiaker, der ſie gefunden, habe ich 1000 Gulden geſchenkt. Daraus können Sie entnehmen, wie theuer ſie mir iſt. Aus dieſer Doſe ſchnupfte einſt der große Kaiſer Rudolf von Habsburg, der Ahnherr unſeres Kaiſerhauſes . . . Das kaiſerliche Antiquitäten-Cabinet hat mir bereits 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten . . . ich habe den Antrag zurückgewieſen.

— Aber kann man ſie denn nicht ſehen?

— Ich will ſie Ihnen zeigen, ſagte Herr Pfefferkorn und holte aus einem rothledernen Futteral ſeinen Schatz hervor. — Dieſe Doſe, fuhr er fort, iſt ein Meiſterwerk italieniſcher Kunſt . . . Sie ſpielt . . .

— Was ſpielt ſie? . . .

— Eine Meſſe des berühmten Paleſtrina . . . Sie werden ſtaunen, wenn Sie dieſe Muſik hören . . .

Die Doſe fing zu ſpielen an. Kipfelhuber ſpitzte die Ohren.

— Von wem iſt dieſe Muſik?

— Von dem berühmten Paleſtrina, welcher Kapellmeiſter bei Rudolf von Habsburg geweſen iſt.

— Dieſe Meſſe kommt mir ſehr bekannt vor. Sie hat viel Aehnlichkeit mit einem Lanner'ſchen Walzer, den ich geſtern in der goldenen Birn gehört.

— Sie ſcheinen ein verdammt ſchlechtes Gehör zu haben, wenn Sie zwiſchen einer Meſſe von Paleſtrina und einem Walzer von Lanner keinen Unterſchied herausfinden. — Außerdem ſpielt meine Doſe auch die öſterreichiſche Nationalhymne, „Gott erhalte Franz den Kaiſer,“ ein Lied, das ſchon zur Zeit Rudolfs von Habsburg geſungen wurde. Dann ſpielt ſie auch das bekannte Aſchenlied, das unſer großer Volksdichter Raimund in ſein „Mädchen aus der Feenwelt“ eingelegt hat.

— Herr, ſprach Herr von Kipfelhuber, Sie könnten mich glücklich machen.

— Wodurch, lieber Mann?

— Wenn Sie mir dieſe Doſe verkaufen wollten . . .

— Ei, wo denken Sie hin . . .

— Begehren Sie dafür, ſo viel Sie wollen . . . ich bin reich und gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen . . .

— Ich ſagte Ihnen ſchon ein Mal, daß das k. k. Antiquitäten-Cabinet mir dafür 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten hat . . .

— Ich gebe Ihnen hundert Gulden mehr . . .

— Auch dafür iſt ſie mir nicht feil . . .

— Sind Sie mit 1500 Gulden zufrieden?

— Ich habe Ihnen ſchon ein Mal geſagt, daß mir dieſe Doſe über Alles lieb und theuer iſt. Ich würde mich allenfalls nur dann entſchließen können, ihren Beſitz einem Andern abzutreten, wenn ich Jemanden fände, welcher geneigt wäre, mir dafür 2000 Gulden zu zahlen.

— 2000 Gulden? Viel Geld!

— Ich zwinge Niemanden. Sie erweiſen mir im Gegentheil einen Gefallen, wenn Sie mir die Doſe nicht abkaufen, denn Geld, lieber Mann, hat keinen Werth für mich, dieſe Doſe aber iſt ein Schatz, auf deſſen Beſitz ich ſtolz ſein darf.

— Sie haben Recht. Nicht Jeder beſitzt eine Doſe Rudolfs von Habsburg. Herr, ich bin entſchloſſen, Ihnen 2000 Gulden dafür zu geben.

— Auch dann trenne ich mich nur mit ſchwerem Herzen von dem mir liebgewordenen Kleinod.

— Ziehen Sie ſich an und fahren Sie mit mir in meine Wohnung, um dort das Geld in Empfang zu nehmen.

Unſer Glücksritter ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen. Er warf ſich raſch in die Kleider und fuhr mit dem Doſen-Nazi nach der Alſer-Vorſtadt.

Unterwegs ſpielte die Doſe Rudolfs von Habsburg auf inſtändiges Begehren des Herrn von Kipfelhuber noch ein Mal die Meſſe von Paleſtrina.

Doſen-Nazi war außer ſich vor Freude.

Eine halbe Stunde ſpäter war der Handel abgemacht: Kipfelhuber hatte die Doſe und Pfefferkorn die 2000 Gulden.

7.

Gleich nach dem Eſſen begab ſich der neue Beſitzer der Doſe Rudolfs von Habsburg in's Kaffeehaus.

An einem der Tiſche unfern des Billards ſaßen zwei Stammgäſte des ſilbernen Stöpſels: Herr Wuzelhofer, bürgerlicher Handſchuhmacher, und Herr Kneiferl, k. k. patentirter Milly-Kerzen-Fabrikant.

— Guten Tag, meine Herren, ſagte Herr Kipfelhuber.

— „Servus, servus,“ erwiderten die beiden Andern.

— Ach, ich bin heut ſo glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möcht'.

— Warum? fragten die Andern.

— Ich hab' heut' eine Doſe gekauft. Schaun Sie, dieſe Doſe da . . .

— Und was iſt's mit dieſem Deckel? fragte der Milly-Kerzen-Fabrikant.

— Dieſer Deckel da iſt kein gewöhnlicher Deckel. Er ſpielt . . .

— Karten? fragte der Handſchuhmacher.

— Nein, Muſikſtücke. Wollen Sie 'mal die Meſſe von Papaſtrina hören?

— Wann's nix koſten thut, meinte Herr Kneiferl.

— Kipfelhuber ließ ſeine Doſe ſpielen.

— Was iſt das? fragte Kneiferl.

— Die berühmte Meſſe von Papaſtrina.

— Laſſen's ſich nit auslachen. Das iſt ein Walzer von Strauß, den meine Tochter den lieben langen Tag von Morgens 7 bis Abends 10 Uhr ſpielt.

— Ich ſag' Ihnen, Sie irren ſich, das iſt kein Walzer von Strauß. Wiſſen Sie, wie alt dieſe Doſe iſt? 600 Jahr', hat mir der Mann geſagt, von dem ich ſie heut Morgen gekauft habe. Aus dieſer Doſe hat ein deutſcher Kaiſer geſchnupft.

— Was für ein Kaiſer? fragte Kneiferl.

— Rudolf von Habsburg.

— Wer? fragte Kneiferl noch ein Mal.

— Rudolf von Habsburg, wiederholte Doſen-Nazi.

Der Milly-Kerzen-Fabrikant fing nun dermaßen zu lachen an, daß es den Anſchein hatte, als wollte er gar nicht mehr damit aufhören. Herr von Kipfelhuber ſchien ihm das ſehr übel zu nehmen.

— Herr, warum lachen Sie?

— Weil ich mir denken kann, daß Sie wieder einmal angeſchmiert ſind.

— Angeſchmiert? Wie ſo?

— Rudolf von Habsburg hat nie geſchnupft.

— Warum nicht? fragte Doſen-Nazi.

— Aus dem ganz einfachen Grund, weil die Regierung damals noch keinen Taback verkauft hat, weil überhaupt damals noch kein Taback bekannt war.

— Jeſus Maria und Joſeph! rief Kipfelhuber und ſank leichenblaß auf ſeinen Stuhl hin.

— Hilfe, Hilfe! rief der Handſchuhmacher, der Mann giebt ſeinen Geiſt auf.

— Seien's unbeſorgt, der hat keinen.

Als Herr von Kipfelhuber ſich vom erſten Schreck erholt hatte, eilte er auf die Straße hinaus, warf ſich in einen Fiaker und fuhr augenblicklich zum Spitzbuben Pfefferkorn hinaus.

Schäumend vor Wuth lief er die Treppen hinauf und riß an dem Klingelzuge.

— Iſt Herr von Pfefferkorn zu Haus? fragte er das Stubenmädchen, das ihm die Thür öffnete.

— Herr von Pfefferkorn iſt vor zwei Stunden abgereiſt.

— Wohin?

— Das können Sie ihn ſelber fragen — ich weiß es nicht.

— O, ich Eſel! rief Herr von Kipfelhuber. Betrogen! Betrogen um 2000 Gulden! Wie viel Kalbſchnitzel, wie viel Roßbratl hätt' ich für 2000 Gulden haben können! Wie viel Seidl Wein und wie viel Maaß Faßbier! Jetzt fahr' ich nach Hauſe, laſſ' mir zwei ungriſche Soldaten kommen, ſchenk' Jedem einen Zwanziger und laſſ' mich ſo lang' durchhauen, bis mich der Schlag trifft.

Ob er wirklich Wort gehalten, weiß ich nicht.

Das kommt von den Viſitenkarten!

Novellette von E. Guido.

. . . Wir befinden uns auf dem Boulevart.

Frau v. B., eine junge, ſchöne, erſt ſeit Kurzem verheirathete Pariſerin, flanirt am Arme ihres Herrn Gemahls, bleibt plötzlich vor dem Auslagkaſten eines Uhrenhändlers ſtehen und bemerkt daſelbſt eine Pendule, die ihr außerordentlich gefällt.

— Welch' ſchöne Uhr! ſagt ſie zu ſich ſelbſt, doch ſo laut, daß ihr Herr Gemahl es hören kann. Findeſt Du nicht, fügt ſie hinzu, daß dieſe Pendule ganz geeignet iſt, eine Stelle in meinem kleinen Boudoir einzunehmen?

— Wie gefällt Dir dieſes Gigg? fragte Herr v. B. ſeine Frau. Findeſt Du nicht, fügte er hinzu, daß es ganz geeignet wäre, einen Platz in meinem Wagenſchuppen einzunehmen?

— Böſer Menſch! ſchmollt ſie und ſchweigt.

Ein Mann, der erſt ſeit Kurzem verheirathet und in ſeine

Frau noch immer ſo ſehr verliebt ſcheint, wie Herr v. B., iſt gern geneigt, alle Wünſche derſelben zu erfüllen.

Nachdem er ſeine Frau nach Hauſe gebracht, läuft er zum Uhrenhändler zurück, kauft die Pendule, die ſo glücklich war, in den Augen ſeiner Clara — ſo heißt das hübſche Weibchen — Wohlgefallen zu finden, ruft einen Commiſſionair, der zufällig vorübergeht, zieht eine Karte aus ſeinem Portefeuille, giebt ſie ihm und ſagt:

— Guter Freund, tragt dieſe Uhr zu der Dame, deren Wohnung Ihr auf dieſer Karte angegeben findet; begehrt kein Trinkgeld für Eure Mühe; hier ſind fünf Francs; tummelt Euch!

Herr v. B. entfernt ſich. Der Commiſſionair lieſt die Karte:

„Mademoiſelle Angélique Latour,
Näherin.
38, Rue Lafitte, au 5 ième.",
begiebt ſich nach der Rue Lafitte, ſucht Nummer 38, ſteigt fünf Treppen hinauf und ſteht vor einer Thür, die ihm die rechte ſcheint. Er klopft. Eine junge Perſon von blondem Haar und blauen Augen ruft: Herein!

— Wohnt hier Mademoiſelle Angélique Latour? fragt der eintretende Commiſſionair.

— Ja, mein Herr.

Der Bote nimmt die Pendule und ſetzt ſie auf den Kamin, den ein einfaches Kryſtallglas ſchmückt, in welchem ein beſcheidenes Veilchenbouquet zu welken beginnt.

— Was macht Ihr da, guter Freund? fragt Angélique.

— Sind Sie denn auch wirklich Mademoiſelle Angélique Latour? wiederholt der Commiſſionair, indem er noch ein Mal ſeine Karte betrachtet.

— Ich bin Die, welche Ihr ſucht, aber . . .

— Fürchten Sie nichts, Mademoiſelle, Sie ſind mir nichts ſchuldig, Alles iſt bezahlt.

— Aber, lieber Freund, ich habe dieſe Uhr gar nicht gekauft, erwidert das hübſche Kind.

— Das wundert mich nicht. Schöne Mädchen bekommen oft Manches, woran ſie nie gedacht haben, antwortet der Commiſſionair, grüßt die hübſche Blondine und tritt pfeifend ſeinen Rückzug an.

Als Mademoiſelle Angélique mit ſich allein iſt, bewundert ſie die reizende Uhr.

— Das hübſche Geſchenk! ruft ſie aus. Welch' Vergnügen zu ſehen, wie der Zeiger das glänzende Email umkreiſt! Welcher Reiz, in der Nacht, wenn man nicht ſchlafen kann, das Tictac zu hören, das uns ſagt, wie lange wir noch im Bette bleiben dürfen!

Dann erſt fällt ihr ein, ſich zu fragen, wer es wohl ſein mag, der ihr dies koſtbare Geſchenk gemacht.

— Vielleicht der alte Herr im erſten Stock, der mich jedes Mal, ſo oft er mir auf der Treppe begegnet, ſo überaus freundlich grüßt und mir immer eine Schmeichelei ſagt? Vielleicht auch der junge, ſchöne, äußerſt brünette Mann, der vorgeſtern

Abend ſich im Theater dicht neben mich hingepflanzt und mich fortwährend angeguckt hat? Ach, nun weiß ich's, ruft ſie, frohlockend in die Hände ſchlagend, Theodor, Theodor hat mir dieſe Uhr geſchenkt.

Dieſer Theodor iſt ein junger Mann, welcher Mademoiſelle Angélique über alle Maaßen liebt und den ſie ein wenig wieder liebt. Dieſer Glückliche iſt nebenbei Commis und — wie bunt der Zufall oft die Karten miſcht! — gerade bei jenem Kaufmann, bei dem Herr v. B. die bewußte Pendule gekauft hat.

Mademoiſelle Angélique läßt ſich dieſe zarte Aufmerkſamkeit von Seiten eines jungen Mannes, welcher paſſable hübſch iſt und vom Heirathen ſpricht, wohl gefallen. Es liegt ſo nahe, zu glauben, daß Monſieur Theodor, der fortwährend in der Mitte von Uhren aller Gattungen lebt, eine darunter gefunden hat, die ihm ſo gut gefällt, daß er ſie ſeiner zukünftigen Frau als erſtes Meubel ihrer zukünftigen Einrichtung ſchenkt. Dieſer Gedanke beruhigt ſie und macht, daß ſie die Pendule jetzt noch einmal ſo ſchön als vorher findet.

Unterdeſſen iſt Frau v. B., von ihrem Gemahl nach Hauſe begleitet, wieder ausgegangen, um ſich zu ihrer Näherin zu verfügen. Und weil ſie auf dem Wege zu ihr wieder den Boulevart paſſiren muß, bleibt ſie von Neuem vor dem Magazine ſtehen, wo ſie zwei Stündchen früher die hübſche Uhr, die ſie ſich gewünſcht, ſo laut bewundert hatte. Sie ſucht die Pendule und findet ſie nicht mehr. Etwas pikirt tritt ſie in den Laden, um zu erfahren, ob wenigſtens noch eine ähnliche Uhr zu haben ſei. Der überaus artige Commis erklärt, daß er das Vergnügen habe, Madame bereits zu kennen, da er ſie vor zwei Stunden, vor dem Eingange des Ladens, am Arme eines Herrn geſehen.

— Das war Herr v. B., mein Gemahl, fügt ſie hinzu.

— Eh bien, Madame, ſagt der Commis, Ihr Herr Gemahl hat die Uhr, die Ihnen ſo ſehr gefallen, gekauft und ſogleich forttragen laſſen. Madame werden, nach Hauſe zurückgekehrt, die Pendule an Ort und Stelle finden.

Frau v. B., entzückt über die zarte Aufmerkſamkeit ihres Gemahls, läuft ſchnell zu ihrer Näherin, begierig, ſo bald als möglich nach ihrer Behauſung heimkehren zu können. Sie erreicht die Rue Lafitte und tritt ſoeben bei Mademoiſelle Angélique ein. Der erſte Gegenſtand, der ihr in die Augen ſpringt, iſt die bewußte Pendule.

— Ich hätte nicht geglaubt, daß dieſes Muſter ſo gemein iſt, daß man's ſogar bei einer Näherin findet.

— Sie betrachten meine Uhr, Madame, ſagt Angélique, ſie iſt ſehr ſchön! Nicht wahr? Dieſe Uhr, Madame, iſt ein Geſchenk, daß ich unlängſt erhalten habe.

— Das Sie unlängſt erhalten haben?

— Vor einer halben Stunde, Madame.

— Und iſt es erlaubt zu fragen, ſagt Frau v. B. etwas bewegt, wer Ihnen dieſes hübſche Geſchenk gemacht?

— Mein guter Freund, erwidert die Näherin.

Frau v. B. wird leichenblaß und will ihrem gerechten Zorne freien Lauf laſſen; bald aber ſieht ſie ein, daß dies unklug wäre. Sie unterdrückt ihre Aufwallung, wirft einen verächtlichen Blick auf ihre Nebenbuhlerin und ſagt zu ihr:

— Gut, Mademoiſelle, das genügt! Ich weiß nun mehr, als ich wiſſen gewollt . . . Geſtern, liebes Kind, hat Ihnen meine Kammerfrau drei neue Seidenſtoffe gebracht . . .

— Ganz recht, Madame.

— Dieſe Stoffe werden Sie mir noch heute zurückſchicken...

— Madame waren gekommen, um ſich Maaß nehmen zu laſſen.

-- Sie werden mir, wiederhole ich Ihnen, die Stoffe ſofort zurückſchicken.

— Weshalb, Madame? fragt die Näherin ganz beſtürzt.

— Weil ich Ihrer Dienſte nicht mehr bedarf, erwidert Frau v. B. und entfernt ſich, ohne Angélique eines Abſchiedsgrußes zu würdigen.

— Himmel! ruft die Näherin, ſollte dieſe Frau v. B. Theodors Maitreſſe und als ſolche auf mich eiferſüchtig ſein? Das wäre fatal! Dieſe Uhr ſcheint ihr gefallen zu haben. Du lieber Himmel, was kann denn ich dafür, daß Monſieur Theodor außer Frau v. B. noch eine Andere liebt, die ihm vielleicht beſſer gefällt? Aber ſo ſind die reichen Frauen! Sie gönnen uns armen Mädchen nichts, gar nichts, nicht einmal einen ihrer Anbeter!

In dem Augenblick, als die verhängnißvolle Pendule drei Uhr ſchlägt, öffnet ſich Angélique's Thür von Neuem. Dies

Mal iſt es Monſieur Theodor, der ſoeben ſein Magazin verlaſſen hat, um eine freie Stunde an der Seite ſeines geliebten Gegenſtandes zu genießen. Kaum eingetreten, fällt ſein Auge auf die bewußte Uhr.

— Teufel, ruft er aus, Sie haben eine Uhr?

Der junge Mann nähert ſich dem Kamine und prüft die Pendule mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit.

— Ich kenne dieſe Uhr, fährt er fort. Sie kommt aus unſerm Magazine. Heute Morgen hat Herr v. B. ſie gekauft.

— Wie! ruft Angélique ganz erſchreckt . . . Sie ſind es alſo nicht, der . . .

Monſieur Theodor betrachtet ſeine Geliebte mit ſo wüthender Miene, daß ſie nicht fortzureden wagt.

— Ich begreife jetzt, ſagt er außer ſich vor Zorn, dieſer Herr v. B. kennt den Weg zu dieſem Hauſe ſo gut als ich. Und das ſind die Geſchenke, die Sie von ihm annehmen. Ah, ah! Mademoiſelle empfängt alſo nicht blos mich armen Teufel, ſondern auch, dann und wann, zur Abwechſelung, reiche Bankiers.

— Theodor!

— Kein Wort, Mademoiſelle, ich weiß Alles, was Sie mir zu ſagen haben. Sie wollen leugnen, aber dort auf dem Kamine ſteht der ſchlagende Beweis; ich bin es, ich, der dieſe Uhr an Herrn v. B., an ihn direct verkauft hat. Hier hilft kein Leugnen, Sie ſind überführt! Aber nur Geduld, Mademoiſelle, ich werde mich rächen, rächen an Ihnen und an ihm . . . O mein beſter Herr v. B., glauben Sie ja nicht, daß Sie mich ungeſtraft beleidigen können. Elender Verführer der Unſchuld, ich werde Dich wohl zu finden wiſſen!

— Boulevart Poiſſonière, Nummer 8, erwiderte Angélique, nicht minder aufgebracht als er.

— O über die Keckheit! Aber er, er ſoll dafür büßen, ſchreit Theodor und ſtürzt wüthend fort.

Die Reihe kommt jetzt an Herrn v. B. Nachdem dieſer ſeine Geſchäfte beendigt hat, kehrt er nach ſeiner Wohnung heim und eilt in das Boudoir ſeiner Frau, um zu ſehen, welchen Eindruck die geſchenkte Pendule auf ſie gemacht.

— Gott im Himmel, ruft er aus, die Uhr iſt nicht abgegeben worden? Ich bin beſtohlen, beſtohlen von dem vermaledeiten Spitzbuben von Commiſſionair, deſſen ehrlichem Geſichte ich zu viel getraut und deſſen Nummer ich mir nicht gemerkt habe. Die Uhr iſt verloren! O ich Schwachkopf!

In demſelben Augenblick bemerkt er auf dem Kamin einen Brief; er öffnet ihn und lieſt:

> »Ich kenne Ihren abſcheulichen Verrath, mein Herr. Ein mir günſtiger Zufall hat Ihre Heuchelei vollſtändig entlarvt. Geniren Sie ſich nicht mehr; verſchenken Sie von jetzt an Pendulen an Ihre Maitreſſen; ich kehre zu meiner Mutter zurück. Emma v. B.«

Herr v. B., auf dem Gipfel des Erſtaunens, will eben ſeine Leute rufen, um durch ſie Aufſchluß zu erhalten, als einer ſeiner Diener eintritt und ihm einen zweiten Brief überreicht folgenden Inhalts:

»Mein Herr.

In einer Stunde werde ich bei Ihnen ſein und, weil Sie keine Furcht gehabt, Die zu verführen, die ich liebe oder wenigſtens geliebt habe, ſo werden Sie wohl auch ſo viel Muth haben, ſich mit mir zu ſchlagen, um die Kränkung, die Sie mir zugefügt, mit Ihrem Blute zu bezahlen. Theodor Dubois.«

— Theodor Dubois? wiederholt Herr v. B. Wer iſt der Narr und was will er von mir?

— Gnädiger Herr, fügt der Diener hinzu, im Vorzimmer harrt eine junge Perſon, die Sie zu ſprechen wünſcht.

— Vermuthlich Die, welche ich verführt haben ſoll. Laß ſie eintreten!

Und ſiehe da, es iſt wirklich keine Andere als Mademoiſelle Angélique Latour, die, ob ſie gleich blondes Haar und blonde Augen hat, deſſen ungeachtet viel zu heftigen Charakters iſt, um die Verachtung der Frau v. B. und den kränkenden Verdacht Theodors geduldig ertragen zu können. Herr v. B. war ihr ganz und gar unbekannt; doch war es klar, daß er ſie kennen mußte, denn wollte er ſie nicht verführen? Entrüſtet, wie es einem jungen Mädchen zukommt, deſſen Tugend man gekränkt, will ſie den Verführer, der ſie durch Geſchenke zu gewinnen hofft, zur Verantwortung ziehen.

— Sie alſo ſind dieſer ſaubere Herr von B.? Sie alſo ſind's, der ſich erdreiſtet, mir Pendulen zu ſchicken, die ich nicht begehrt habe? Sie alſo ſind die Urſache, daß Ihre Frau mir ihre Kundſchaft und Monſieur Theodor mir ſein Vertrauen entzieht? Schämen Sie ſich, mein Herr, ſagt ſie und zieht einen ziemlich umfangreichen Gegenſtand, den ihr Umſchlagtuch bis jetzt ſorgfältig verborgen hat, aus ſeiner Hülle hervor.

Es iſt die unglückliche Pendule. Angélique erfaßt ſie mit beiden Händen, hebt ſie hoch in die Höhe und ſchleudert ſie mit ungezügelter Wuth auf den Fußboden.

— Da ſehen Sie, ruft ſie aus, was mir an Ihnen und Ihren Uhren liegt.

Die Pendule zerbricht in tauſend kleine Stücke.

In demſelben Augenblick tritt Frau v. B. in Begleitung ihrer Mutter ein, die, vernünftiger als manche Andere, ihr Kind in die Arme ihres Gemahls zurückführt, weil ſie nicht haben will, daß ein zärtliches Band, kaum geknüpft, ohne gegenſeitige Erklärung, auf immer zerriſſen werde.

— Sehen Sie, ruft Frau v. B. ihrer Mutter zu, glauben Sie nun, was ich Ihnen geſagt? Hier ſteht er und ſeine Mitſchuldige.

— Wenn Sie mit dieſen Damen fertig ſind, werden Sie die Güte haben, mir Rede zu ſtehen, ſchreit Theodor dazwiſchen, der ſoeben hereingeſtürzt iſt.

Herr v. B. — ein ſehr ruhiger und vernünftiger Mann — begreift, daß Alle, die von ihm Rechenſchaft verlangen, einer Lehre bedürfen.

— Mein Herr, ſagt er zu Theodor, wir ſchlagen uns, wann Sie wollen. Sie, Mademoiſelle Angélique, erſuche ich, künftig keine Adreßkarten niederzulegen. Ihre Karte, die von meiner Frau geſtern unter die Papiere meines Portefeuille gemiſcht und dort unter meine eigenen Viſitenkarten hineingerathen iſt, hat dieſe fatalen Mißverſtändniſſe herbeigeführt. Sie haben in Ihrem Zorne eine Uhr zerbrochen, die nicht für Sie beſtimmt geweſen iſt und über die Ihnen durchaus kein Recht zugeſtanden hat. — Ihnen gegenüber, ſagt er, ſich zu ſeiner Frau wendend, habe ich kein anderes Unrecht, als das, Ihnen geſtern erlaubt zu haben, die Papiere meiner Brieftaſche zu durchſuchen.

Darauf verläßt er das Boudoir ſeiner Frau und verfügt ſich in ſein Arbeitskabinet.

Angélique und Theodor erröthen über ihre Heftigkeit. Frau v. B. ſchämt ſich ihrer Uebereilung. Mademoiſelle Latour entfernt ſich tief beſchämt. Monſieur Theodor ſtammelt, ſtatt der Herausforderung, eine Entſchuldigung nach der andern her und Frau v. B. verfügt ſich ins Kabinet ihres Gemahls, um ihn wegen des falſchen Verdachtes um Verzeihung zu bitten.

Das Ende vom Liede iſt, daß Mademoiſelle Angélique eine Kundſchaft und Frau v. B. die Uhr, die ſie ſich gewünſcht, verloren hat.

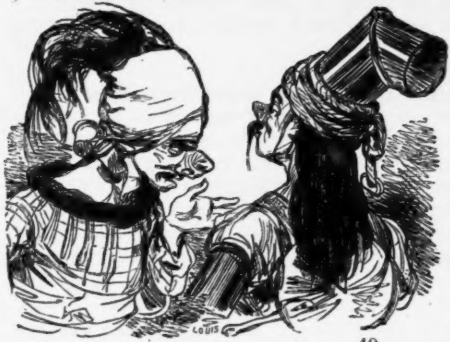
Typen der Pariſer Maskenbälle.

Carnevals-Silhouetten von A. Raphael.

Paris ſchwimmt jetzt im Carnevals-Jubel. Die Académie royale, die Opéra comique, das Théâtre du Vaudeville haben ihre feenhaft erleuchteten Säle geöffnet, um zahlloſe Schwärme der barockeſten Masken in ſich aufzunehmen.

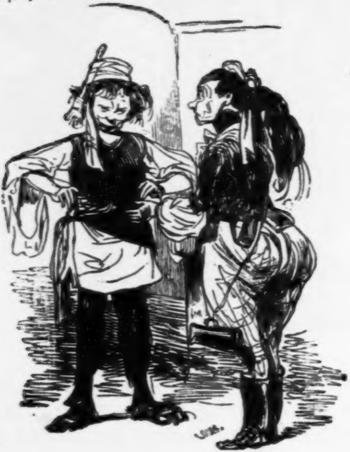
Um dem deutſchen Leſer einen Begriff von der Bizarrerie der Pariſer Maskenbälle zu verſchaffen, ſtellen wir ihm in den nachfolgenden Bildern einige der hervorragendſten Typen der jokoſen Carnevalswelt vor.

Dieſe beiden Herren



ſind als Typen des Maskenballs der komiſchen Oper zu betrachten. Ihr Coſtüme verräth den Geiſt des Herrn Chicard, des größten Maskenſchneiders der civiliſirten Welt. Schade, Jammerſchade, daß die geſchriebene Sprache nicht im Stande iſt, das Geſpräch jener Masken, l'engueulement genannt, wiedergeben zu können.

Dieſe hier



haben im Vaudeville gethront, deſſen ſchönſte Zierde ſie geweſen ſind.

Wir bitten, dieſes Paar etwas genauer zu betrachten, denn es ſind zwei Liebende, die ſich auf dem Balle ein Rendezvous gegeben haben.

Wer ſieht es den beiden Leuten an, daß dieſer Mann das Bett ſeiner kranken Frau, und dieſe Frau das Bett ihres kranken Mannes verſetzt hat, um ſich zu den Freuden dieſes Maskenballes Geld zu verſchaffen?

Wer zählt die Zahl der Treubrüche, die ein einziger Maskenball herbeiführt!

Während des Carnevals ſchweigt die Stimme des Gewiſſens. Man ſtürzt ſich blindlings in den Taumel der verbotenen Luſt. . . . .

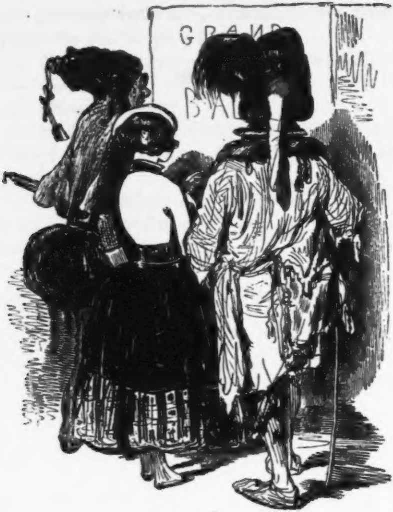
. . . . *)

Und noch hat nicht Mitternacht geſchlagen, als ein Schwarm von Löwen, in alle Gattungen von Thierhäuten gekleidet, den Eingang der Académie royale belagert. (Siehe nächſte Seite.)

Um ein Uhr Morgens iſt das Foyer der großen Oper, dies uralte Stelldichein der guten Geſellſchaft von Paris, überſchwemmt von einer Fluth köſtlicher Badouillards, kecker Debardeurs, unverſchämter Titi's, luſtiger Poſtillons und reizender Bayaderen, deren Heiterkeit nichts zu wünſchen übrig läßt.

---

*) Keine Cenſurlücke.

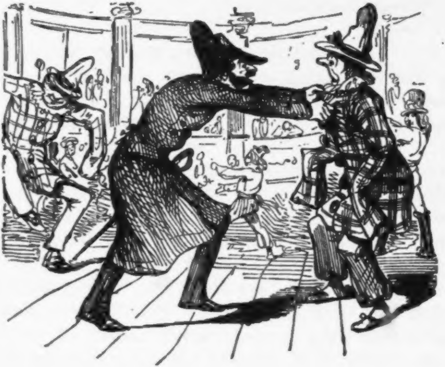


Wer die Pariſer Lorette in ihrer ganzen Glorie, wer ihren Witz, ihren Muthwillen, ihre Ausgelaſſenheit im hellſten Glanze bewundern will, der beſuche einen Maskenball der großen

Oper, ſoupire mit einem dieſer reizenden Schmetterlinge in gebrochenen Strümpfen und kirre ſie durch den „Don Juan der Weine“, durch „Oeil de Perdrix“.

Wer ſich mit einer Pariſer Lorette nicht mehr auf einem Maskenballe amuſirt, der iſt lebendig todt, der laſſe ſich begraben!

Aber mitten im Taumel dieſer allgemeinen Freude, mitten im Jubel dieſer bacchantiſchen Luſt, ſehen wir eine arme beklagenswerthe Maske, die in der harmloſen Verkleidung eines Pierrots einen Eingriff in fremde Taſchen gewagt hat, von einem Mouchard,



der als Hanswurſt verkleidet iſt, denuncirt und von einem Municipalgardiſten beim Kragen gefaßt wird.

— Municipal, fragt der erſtaunte Pierrot, was wollen Sie?

— Sie arretiren!

— Municipal, warum?

— Weil Sie vor fünf Minuten einem Arlequin eine Geldbörſe aus der Taſche geſtohlen. Haben Sie den Muth, das zu leugnen?

— Nein, Municipal; aber hätte ich ahnen können, daß ſelbſt auf den Maskenbällen das Stehlen nicht mehr erlaubt iſt, ſo wär' ich gar nicht hergekommen.

— Irren iſt menſchlich, ſagt der Municipal und führt den armen Pierrot direkt nach der Polizeipräfektur.

Amandus Mops.

1.

„Le pauvre homme!“

Molière.

Er iſt Journaliſt und — ſammelt Handſchuhe.

Es wird Leute geben, die den Einfall, Handſchuhe zu ſammeln, etwas barock, vielleicht gar verrückt finden werden; Herr Amandus Mops wird dagegen feierlichſt proteſtiren, denn jeder Narr liebt ſeine Kappe.

Der Handſchuh iſt, genau betrachtet, auch nicht ſo unintereſſant, als Mancher von uns vielleicht glauben mag. Früher beurtheilte man die Menſchen nach ihrem Schädel, nach ihrer Sprache und ihrem Benehmen, nach ihrem Styl und ihrem Lächeln; jetzt beurtheilt man ſie einzig und allein nach ihren Handſchuhen; vor zehn Jahren noch erkannte man den Menſchen an ſeiner Cravatte; jetzt erkennt man ihn an ſeinem Handſchuh. Un homme élégant n'est pas autre chose qu'un homme et le gant. Der Handſchuh iſt der Stempel ſeines

Werthes, das Monogramm ſeiner Bildung, das Facſimile ſeines Geſchmacks. Der Handſchuh iſt jetzt der Matador, der alle Trümpfe des männlichen Luxus überſticht. Man verzeiht uns einen abgetragenen Rock, einen abgeſchabten Hut, eine altmodiſche Weſte, wenn wir nur ſaubere Handſchuhe tragen. Ein feiner Handſchuh iſt der Hauptſchlüſſel, der uns die Thüren aller Salons, die Herzen aller Frauen öffnet; ein junger Mann, der es erſt ſo weit gebracht, täglich drei bis vier Paar neue Glacé-Handſchuhe verbrauchen zu können, wird ſtündlich eine neue Eroberung machen und, ſchneller als er glaubt, der erklärte Liebling aller Frauen ſein. — Früher war ein „Gevatter Handſchuhmacher“ die unterſte Sproſſe der Induſtrie-Leiter; jetzt aber bildet er die Spitze dieſes Obelisken. Boivin in Paris und Jacquemar in Wien haben den Handſchuh zur Höhe eines Kunſtwerks erhoben. Handſchuhe werden nicht mehr, wie früher, verkauft, ſondern wie Bücher verlegt. Früher kam man mit vier Paar Handſchuhen einen ganzen Monat aus; jetzt braucht ein echter Faſhionable mindeſtens eben ſo viel an jedem Tage. Marquis d'Orſay, einer der ſogenannten Löwen Londons, braucht täglich ſechs Paar Handſchuhe. Wenn man annimmt, daß in der Themſeſtadt ſeine Handſchuhe mindeſtens drei Gulden koſten, ſo braucht dieſer König der Dandies blos für ſeine Handbekleidung jährlich nicht weniger als 5570 Gulden, eine Summe, womit mancher Stutzer des Continents den Aufwand ſeiner ganzen Toilette beſtreitet. In England und Frankreich fragt man nicht mehr: wie viel Einkünfte hat dieſer Mann?

Man fragt: wie viel Handſchuhe verbraucht er im Jahre, und nach dieſem Maaßſtabe berechnet man ſeine Revenuen.

Auch in der Geſchichte ſpielen die Handſchuhe eine ziemlich intereſſante Rolle. Durch einen Handſchuh wurde Kaiſer Otto IV. vergiftet. Einen Handſchuh der Königin Eliſabeth trug Graf Eſſex, gleich einer Siegesbeute, beſtändig an ſeinem Baret und mit demſelben Handſchuh erhielt er von der Königin in der Aufwallung des Zornes jene weltgeſchichtliche Ohrfeige, die viele Dichter als Folie eines Trauerſpiels benußt haben. Anna von Oeſterreich, Gemahlin Ludwigs XIII. ſchenkte dem engliſchen Geſandten, Herzog von Buckingham, als Zeichen ihrer Gunſt ihre Handſchuhe, und auf eben dieſe Handſchuhe, die durch Zufall in die Hände des eiferſüchtigen Cardinals von Richelieu geriethen, wollte dieſer eine Hochverrathsklage und den Sturz der Königin gründen. Chriſtine von Schweden bewahrte den Handſchuh, den einſt der große Corneille geküßt, als ein Kleinod, das ſie einrahmen ließ mit der Unterſchrift: „C'est le gant baisé par le grand poéte du Cid.“ Bertier, einer der berühmteſten Schauſpieler zur Zeit Ludwigs XIV., wurde vom Hofe verbannt, weil er einmal die Rolle des Kaiſers Nero — ohne Handſchuhe geſpielt. — Sheridan und Lord Byron trugen niemals Handſchuhe, und blos darum, weil Beide ſtolz auf ihre weißen Hände waren. — Eine junge engliſche Lady wollte ſich, zur Zeit Wilhelms IV., von ihrem Gatten blos deshalb ſcheiden laſſen, weil er einſt, an einem kalten Wintermorgen, ſich ſo tief erniedrigen konnte, Pelz-Handſchuhe zu tragen.

Ich wüßte noch Manches von den Handſchuhen zu erzählen, müßte ich nicht befürchten, daß mir der Leſer ſeinen Handſchuh hinwürfe, um mich herauszufordern, mit meiner Erzählung endlich den Anfang zu machen.

Dein Wille, vortrefflichſter der Leſer, geſchehe!

2.

Herr Amandus Mops, einer der einfältigſten Theater-Recenſenten der guten Stadt X., der — Gott mag wiſſen, wodurch? — in den Ruf eines geiſtreichen Kritikers gekommen iſt, hatte eine junge Dame geheirathet, welche Amanda hieß und eine jener Schauſpielerinnen war, von denen Zwölf gerade ein Dutzend und Funfzehn eine Mandel bilden. Sie hatte wenig oder gar kein Talent, aber eine ziemlich einnehmende Perſönlichkeit, die ihre Reize durch feine Koketterie ins rechte Licht zu ſtellen verſtand. Meiſterin in der Kunſt, eine reizende Toilette zu machen, hatte ſie ſich bald den Ruf erworben, eine der unwiderſtehlichſten Grazien der Bühne zu ſein. Im Handumdrehen hatte ſie die Herzen der ganzen Männerwelt erobert und endlich auch den einfältigen oder soi-disant geiſtreichen Theater-Kritiker in ihr Garn gelockt. Er, der ſie bisher immer heftig getadelt und bisweilen, ſo gut er's gekonnt, auch lächerlich gemacht, hatte, wie man's in der Recenſenten-Sprache nennt, urplötzlich umgeſattelt, ſich der langen Reihe ihrer Bewunderer angeſchloſſen und ſie, die er früher zu ſich in den Staub gezogen, bald darauf in den Himmel erhoben, oder, wie es in der Kunſtſprache heißt, über den grünen Klee gelobt. Und ſo geſchah es, daß Herr Amandus Mops, der ihr Anfangs ſehr zuwider geweſen, nach und nach ihr Anbeter, ihr Vaſall, ihr Lobhudler und endlich ihr Gemahl geworden war. Das Gerücht ihrer Verheirathung mit ihm hatte ſich raſcher als ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet und acht Tage lang die Aufmerkſamkeit aller Theeklatſch-Zirkel beſchäftigt.

— Haben Sie ſchon gehört, ſagte der Kammergerichts-Referendar Cujacius, der mit dieſem berühmten Rechtsgelehrten nichts als den Namen gemein hatte, haben Sie ſchon gehört, ſagte er zum Fräulein von Kiekebuſch, daß die liebenswürdige Amanda den dicken, häßlichen Mops geheirathet hat?

— Wenn ich nicht irre, ſo habe ich die Vermählungs-Anzeige unter den Unglücks-Nachrichten geleſen, erwiderte Fräulein von Kiekebuſch, die dieſen ſchlechten Witz Tags zuvor im Theater bei der Aufführung eines Wiener Poſſenſpiels aufgeſchnappt hatte.

— Ungeheuere Ironie! ſchrie der Kammergerichts-Referendar und gab ſich die Miene, als ob er vor Lachen berſten wollte, denn er wußte aus eigener Erfahrung, daß nichts im Leben tiefer verwundet, als ein mißlungener, unbelachter Witz. Ich bedauere dieſe Amanda . . .

— Ich begreife nicht, warum? Sie ſollten ihr Glück wünſchen, daß ſie endlich unter die Haube gekommen iſt, endlich einen Mann ergattert hat. Anfangs wollte ſie, wie ich gehört, nur einem Grafen ihre Hand reichen; fünf Jahre älter geworden, wollte ſie ſich ſchon mit einem Baron begnügen; ſpäter wäre ſie froh geweſen, wenn ſich ein armer Ritter zu ihr herabgelaſſen hätte. Jetzt ſollte ſie Gott danken, daß ſich dieſer bürgerliche Mops ihrer erbarmt hat.

— Wahr, ſehr wahr, mein gnädiges Fräulein. Amanda iſt zwar recht hübſch, aber . . .

— Von ganz gemeiner Herkunft. Ihr Vater ſoll, wenn ich nicht irre, Hebamme und ihre Mutter Nachtwächter geweſen ſein.

— Kannibaliſche Malice! rief Cujacius und that abermals, als ob er vor Lachen zerſpringen wollte. Amandens Mutter kenne ich zufällig. Sie iſt der Typus einer echten Theatermutter, trägt, als ſolche, alle abgelegten Kleider und Hüte ihrer Tochter, ißt, was dieſe ihr übrig zu laſſen geruht, drückt ein Auge und — wenn es ſein muß — auch beide Augen zu, vertritt bei ihrer Tochter die Stelle der Wäſcherin, kocht für ihre Tochter, iſt wüthend, wenn ihr Kind nicht beklatſcht und herausgerufen wird, und möchte jedem Recenſenten, der ihr Kind zu tadeln wagt, die Augen auskratzen . . .

— Sie ſcheinen Amandens Mutter ſehr genau zu kennen.

— Das darf Sie nicht wundern; wer eine dieſer Theatermütter kennt, kennt ſie alle . . . ſie ſind alle über einen Leiſten geſchlagen.

— Kannten Sie auch Amanda's Vater?

— O beſſer als meinen eigenen! Er war nicht Nachtwächter, wie Sie zu äußern geruhten, ſondern Zeitungsträger, ein äußerſt drolliger, übrigens ſehr bornirter Kauz, der mit der deutſchen Sprache beſtändig im Proceß lag und niemals einig mit ſich wurde, ob er mir oder mich ſagen ſollte. Ein Spaßvogel ſoll ihm einſt den komiſchen Rath gegeben haben, in den Monaten, welche kein r haben, immer mich, in den andern aber immer mir zu ſagen.

— Superbe, ſuperbe! Ich muß mir dieſen Witz notiren, um ihn morgen beim Thé dansant meinem Oheim, Seiner Excellenz dem Herrn Geheimrath von Trictrac, zu erzählen.

— Wollen Sie die Gnade haben, Ihren ganz unterthänigſten Diener bei dieſer Gelegenheit dem Wohlwollen Seiner Excellenz zu empfehlen?

— Werde nicht ermangeln. Um aber wieder auf die bewußte Amanda zurück zu kommen. Weit mehr als ſie bedauere ich ihn. Dieſe Theaterdamen haben, einem ziemlich gegründeten on dit zu Folge, ſchwache Grundſätze . . .

— Grundſätze, mein gnädiges Fräulein, die man wie luftige Kartenhäuschen mit einem Hauche über den Haufen ſtürzen kann.

— Folge der bürgerlichen Erziehung. Betrachten Sie dagegen uns Frauen vom Adel. Unſere Tugend iſt ein Felſenriff, worauf man Pyramiden bauen kann.

Der Herr Kammergerichts-Referendar, der unglücklicherweiſe zwei Minuten früher eine Priſe genommen, ſah ſich jetzt in die unangenehme, äußerſt beleidigende Nothwendigkeit verſetzt, einem Nieſer, den er vergebens zu unterdrücken verſucht, freien Lauf laſſen zu müſſen. — Zum Glück trat in demſelben Augenblick die Frau Ober-Bauräthin von Dachſtuhl hinzu, die dem Geſpräche raſch eine andere Wendung gab.

3.

Die Zeit der Flitterwochen war vorüber. Und noch immer lebten Amandus und Amanda wie Tauben mit einander. Sie erſchöpften ſich gegenſeitig an Aufmerkſamkeit, liebkoſten und ſchnäbelten mit einander und bildeten auf dieſe Weiſe einen Eheſtand, deſſen ungetrübtes Glück an die fabelhaften Zeiten Philemon's und der Baucis erinnerte. Er brachte ihr täglich, wann er wieder nach Hauſe kam, eine Tüte mit Bonbons und Biscuits und einen zärtlichen Kuß mit, den er als Petſchaft ſeiner Liebe auf das Couvert ihrer Augen drückte. Sie aber ſtickte für ihn eine Perlenbörſe, rauchte ihm die Cigarren an und rupfte ihm dann und wann auch die grauen Haare aus. Er wiederum gab ſich ihr gutmüthig als Zwirnhaſpel hin, legte jede Recenſion, die er ſchrieb, zuerſt ihrer Cenſur vor und geſtattete ihr, darin zu ſtreichen, was ſich mit ihren Anſichten nicht vertrug.

— Höre, Amandus, ſagte ſie eines Morgens, als ſie die Correctur einer ſeiner Recenſionen las, dieſe Stelle da mußt Du mildern. Die C . . . iſt ein ganz charmantes Geſchöpf, immer außerordentlich artig und zuvorkommend gegen mich . . . daher kann ich's unmöglich zugeben, daß Du ihr alles Talent abſprichſt . . .

— Aendere daran, was Dir gefällt, liebes Kind.

— Dieſe Stelle da, Amandus, muß hingegen ſehr verſchärft werden. Dieſer N. iſt ein arroganter Patron, der mir zumuthet, daß ich ihn zuerſt grüßen ſoll. Ueberdem iſt er der Einzige beim ganzen Theater, der mir nie den Hof gemacht.

— Beweis genug, daß dieſer dumme, einfältige Menſch keinen Geſchmack hat.

— Und dennoch lobſt Du ihn hier, als ob er der größte Künſtler unſeres Jahrhunderts ſei . . .

— Kind, das hat ſeine guten Gründe. Ich lobe den N. nur darum, um den S. damit zu ärgern. Dieſer S. verträgt lieber einen leiſen Tadel auf ſich ſelbſt, als ein Lob auf ſeinen Nebenbuhler.

— Und dennoch bitte ich Dich, dieſes Lob etwas zu mäßigen.

— Streiche, was Dir gefällt.

Wer von Euch beneidet nicht das Glück dieſer Ehe, wer von Euch bewundert nicht die hohe Unpartheilichkeit dieſes kritiſchen Mopſes?!

Nach und nach hatten ſich faſt ſämmtliche Anbeter Amanda's wie die letzten Sonnenſtrahlen beim Einbruch der Abenddämmerung verloren. Wer von uns weiß es nicht, daß es Künſtlerinnen giebt, die in den Augen des Publikums allen Reiz verlieren, wenn ſie einmal die Betiſe begangen haben, ſich einen Mann zu nehmen? Schauſpielerinnen, die weiter nichts als blos ſchön ſind, ſollten nicht eher heirathen, als bis ſie in das Alter kommen, wo ſie Niemand mehr ſehen will.

Verwöhnt von den Huldigungen der halben Männerwelt, fing ſie allmählig an, einzuſehen, daß ihr die Huldigung eines Einzelnen keinen Erſatz dafür biete. Die Flitterwochen waren längſt vorüber: ſie geſtand ſich, daß der geiſtreichſte, liebenswürdigſte, aufmerkſamſte Ehemann am Ende doch weniger amüſant als der langweiligſte Anbeter ſei.

Etwas Aehnliches fing auch Herr Mops zu glauben an: er mußte ſich das Geſtändniß ablegen, daß Theaterdamen nur ſo lange reizend ſind, als ſie vor uns im geſchminkten Zuſtande, gehoben durch die Täuſchung des Lampenlichtes, erſcheinen. In der Nähe betrachtet, sans fard et sans voile, gleichen ſie jenen Decorationen, die bei Nacht wie prachtvolle Feenpaläſte, bei Tag aber wie verwitterte Wachtſtuben ausſehen.

Amanda ſehnte ſich wieder nach einem Anbeter und ihr Gemahl nach einer neuen Liebſchaft.

4.

Er heißt Korkſtöpſel und iſt Weinreiſender.

Bevor ich das Individuum portraitire, will ich meinem Leſer die ganze Sippſchaft ſchildern.

Der Handlungsreiſende iſt ein Weltbürger, der ein Nomadenleben führt und in jeder Stadt, die er auf ſeinen Kreuz- und Querzügen berührt, ſo heimiſch als in ſeinem Geburtsorte iſt. Der Commis-voyageur, ſagt ein franzöſiſcher Sittenſchilderer, iſt der Hoheprieſter des Handels und der Induſtrie, der ſich dem Dienſte des Maaßes und Gewichts, des Zuckerkandis und Ingwer's, des Kalikots und der gedruckten Leinwand gewidmet hat. Der Handlungsreiſende iſt das Lebens-Element der Fabrikanten und Großhändler, das **perpetuum mobile** des Bedarfs, des Mangels und des Ueberfluſſes; er iſt der Meſſias der Gaſtwirthe, der Lovelace der Stubenmädchen, der Despot der **Table d'hôte**, der Stammgaſt des Kaffeehauſes und beſonders des Billards.

Jeden dieſer ehrenwerthen Weltbürger, jeden dieſer liebenswürdigen Proben- oder Muſterreiter, gleichviel, ob er — ich bediene mich hier des techniſchen Kunſtausdrucks — in Wein oder Taback, in Seide oder Baumwolle, in Papier oder Tuch Geſchäfte macht, erkennt man ſehr leicht an folgenden zwölf Merkmalen:

1) Er trägt meiſtentheils eine ſchwarze Kravatte und auffallend ſteife Vatermörder.

2) Er iſt ein abgeſagter Feind der Handſchuhe und trägt einen dicken, in der Regel hohlen Siegelring.

3) Er trägt ſeidene Taſchentücher, parfümirt ſich ſehr ſtark und trinkt gern Champagner.

4) Er ſchnupft, blos deshalb, um ſeine Tula-Doſe zu zeigen, dann und wann Taback, ſingt Barcarolen und verſäumt ſelten oder nie eine Vorſtellung im Theater.

5) Er iſt ein Beſchützer der Künſte und ein Anbeter aller Künſtlerinnen.

6) Er iſt ein Opponent der Kritik, aber deſſen ungeachtet

glücklich, wenn er die Bekanntſchaft eines Journaliſten machen und ſich ſpäter rühmen kann, mit ihm auf vertrautem Fuße zu ſtehen.

7) An der Table d'hôte kokettirt er mit jeder Frau und macht, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, von allen Gäſten den meiſten Lärm.

8) Er tyranniſirt die Gaſtwirthe, chikanirt die Kellner und kneift die Stubenmädchen, je nachdem ſich die Gelegenheit dazu bietet, bald da, bald dort.

9) Er raucht täglich 9—12 Cigarren und hat große Vorliebe für Louis Drucker und den Komiker Beckmann.

10) Er ſpielt nur Ecarté und Domino und giebt im Letztern auf Hundert nicht ſelten vierzig bis fünfzig Points vor.

11) Er brüſtet ſich mit ungeheurer Körperkraft, kann Korkſtöpſel zerſchlagen, Stühle mit einer Hand balanciren, mit dem kleinen Finger zwei Centner aufheben und mehr dergleichen Kraftſtückchen ausführen.

12) Er iſt in vielen freien Künſten erfahren, kann bellen wie ein Hund, miauen wie eine Katze und ſchreien wie ein Wickelkind.

Die ganze Sippſchaft der Commis voyageurs zerfällt in zwei Abtheilungen: in die ariſtokratiſche und in die demokratiſche Race. Zur erſtern gehören die Weinreiſenden, zur letztern alle übrigen Muſterreiter.

Herr Korkſtöpſel, der für ein bedeutendes Champagnerhaus reiſt, gehört zur Crême ſeines Standes. Er macht ſtets feine Toilette, ſchlägt viel Geld todt, macht allen Damen vom Theater den Hof, arrangirt koſtſpielige Landpartbien, veranſtaltet Piknik's, Diners und Soupers, gefällt ſich in Wortſpielen und iſt glücklich, wenn einer ſeiner Bonmots, die er — Gott weiß wo? — aufgeſchnappt hat, aus Artigkeit belacht wird.

Herr Korkſtöpſel hatte zuerſt die Bekanntſchaft des Herrn Mops gemacht, ihn einige Male mit Champagner ſeines Hauſes freigehalten und ihm dadurch einen ſehr hohen Grad von Achtung beigebracht, denn Amandus gehörte, wie jeder Recenſent, zur Klaſſe jener Geſchöpfe, welche, von den alten Römern **Umbrae** (Schatten) genannt, bei uns Schmarotzer heißen. Mops hatte gleich darauf den freigebigen Korkſtöpſel ſeiner Frau vorgeſtellt, und der weibliche Mops ſchon beim erſten Entrée großes Wohlgefallen an ihm gefunden, denn es war ihr nicht fremd geblieben, daß er einer jungen Ballettänzerin, der er früher den Hof gemacht, Shawls und Marabouts und andere werhvolle Geſchenke zu Füßen gelegt. — Frauen aber, welche man geneigt findet, Geſchenke anzunehmen, ſind jederzeit auch bereit, uns für dieſe Geſchenke zu entſchädigen. Das wußte unſer Korkſtöpſel aus langjähriger Erfahrung und ſetzte Amanden's Geſinnung durch eine kirſchrothe, mit weißem Atlas gefütterte Sammet-Mantille auf die Probe. Amanda geruhte ſein Geſchenk anzunehmen, er aber daraus den Schluß zu ziehen, daß er ſeine Huldigung keiner Unwürdigen zugewendet habe. Drei Tage ſpäter ſchickte er ihrem Manne einen Korb Champagner mit der Etiquette „qualité supérieure“ und dem Wunſche, daß er ihm wohl bekommen möge.

Die beiden Möpſe, außer ſich vor Freude, wetteiferten und erſchöpften ſich in Lobeserhebungen ſeiner Liebenswürdigkeit und erklärten ihn einſtimmig für den geiſtreichſten Mann und den angenehmſten Geſellſchafter. Und als Herr Korkſtöpſel ſeine Aufmerkſamkeit ſogar ſo weit trieb, ihr einen Shawl und ihm eine Kiſte von 1000 Stück Vollblut-Cigarren aus der Havannah zu ſchenken, geriethen Beide dergeſtalt in Extaſe, daß ſie unisono ausriefen:

— Vivat Korkſtöpſel!

5.

Eines Morgens erhielten Amandus Mops und ſeine Frau von einem ihrer Bekannten eine Einladung zu einer Landparthie. Da ihm jede Gelegenheit zu Vergnügungen, welche er ſich auf Koſten Anderer machen konnte, immer ſehr erwünſcht war, ſo beeilte er ſich, die Einladung anzunehmen, mit dem Bemerken jedoch, daß ſeine Frau nicht daran Theil nehmen könne, weil ſie Abends im Theater beſchäftigt ſei.

— Ich verlaſſe Dich jetzt, ſagte er zu ſeiner Frau, um einer Einladung zu folgen, die ich heute Morgen erhalten und angenommen habe.

— Und wann werde ich die Ehre haben, meinen Herrn Gemahl wiederzuſehen?

— Schwerlich vor Mitternacht; doch ängſtige Dich nicht, liebes Kind, wenn ich vielleicht die ganze Nacht ausbleibe, denn leicht könnte es geſchehen, daß wir, wie das vorige Mal, auf dem Lande übernachten und erſt morgen früh nach der Stadt zurückkehren.

— Bleibe, mein theurer Freund, ſo lange es Dir gefällt, amüſire Dich ſo gut, als Du es ohne mich vermagſt, und denke, wenn Du Dich gut unterhältſt, auch einmal an Dein armes Weib, das Abends eine ſchlechte Rolle ſpielen und nach dem Theater, ohne Dich, ſich langweilen muß.

— Geh' heut etwas früher zu Bett und lerne Deine neue Rolle.

— Das will ich thun, lieber Mann.

— Adieu, mein ſchönes, treues Weib, ſagte Mops, küßte ſeine Ehehälfte ſo zärtlich, als es einem Ehemann nach den Flitterwochen noch möglich iſt, und begab ſich dann zum Freunde, von dem er die Einladung erhalten.

Eine Stunde ſpäter befand ſich die kleine Geſellſchaft auf dem Wege nach * * *.

6.

Abends, nachdem die Vorſtellung im Theater, worin Madame Amanda in Shakeſpeare's „Romeo und Julia" die weibliche Hauptrolle geſpielt, zu Ende war, ſah man einen feſtzugemachten Fiaker, in dem ein Herr und eine Dame ſaßen, noch langſamer, als dieſe Art öffentlicher Wagen gewöhnlich zu fahren pflegt, vom Ausgang des Schauſpielhauſes, wo Beide eingeſtiegen waren, durch mehrere Straßen endlich unter die *** hinziehen. Man ſchien abſichtlich einen ziemlich bedeutenden Umweg gemacht zu haben, um länger, als es eigentlich nöthig war, unter dem Schirme und Schutze eines ſtillverſchwiegenen Wagens verweilen zu können. Endlich machte er am Eingange eines bekannten Reſtaurants Halt.

Herr und Dame erſtiegen die durch Gas erleuchtete Marmortreppe, riefen den dicken, freundlichen Wirth, dem man ſchon von der Ferne den pfiffigen Franzoſen anſah, begehrten ein ſogenanntes Extra-Zimmer und ein exquiſites Abendbrod, deſſen Details der Herr dieſer Dame ſchon am Morgen beſtellt haben mußte, denn auf die Frage, ob Alles bereit ſei, antwortete der Wirth mit ziemlich verdächtigem Asmodi-Lächeln: „Oui Monsieur!“

Herr und Dame begaben ſich hierauf in das ihnen angewieſene Kabinet. Der Herr legte hier ſeinen Ueberrock, die Dame ihren Schleier ab. Dann gaben ſie ſich einen Kuß. Er nannte ſie Engel und ſie hieß ihn Schelm — gleich darauf trat der Wirth mit hundert Stück Auſtern ein, worauf dann das Souper begann.

Beiden Leutchen konnte man es anſehen, daß ſie ein Paar Verliebte waren, denn ſelbſt während des Eſſens ſchnäbelten ſie miteinander und tauſchten Liebkoſungen aus. Die Dame ſchien ein ungemein zahmes kirres Täubchen zu ſein, denn ſie fraß ihm, ſo zu ſagen, aus der Hand. Bald ſpießte er, bald ſpießte ſie einen Biſſen an die Gabel, um ſich wechſelſeitig abzufüttern. Es war ein ſo ſchöner, rührender Anblick, daß ſelbſt die gipſerne Venus auf dem Ofen — ſie, die mir dies Alles erzählt hat — darüber ihre Faſſung verlor und beinah' heruntergepurzelt wäre.

Eine Delicateſſe jagte die andere; man begann mit Château d'Iquem, ging dann zu Volnay über und befahl, Jacquesson-Bouzy in Eis zu ſtellen. Herr und Dame waren bei beneidenswerthem Appetite; ein zärtlicher Händedruck, ein verliebter Blick, ein glühender Kuß füllte die kleinen Pauſen von einer Schüſſel zur andern aus; man aß viel und ſprach wenig. Nur dann und wann fragte die Dame:

— Sehen Sie doch zu, wie ſpät es iſt.

— Halb Eilf.

— O dann haben wir noch ein halbes Stündchen Zeit.

Jetzt flog der erſte Champagnerpfropf in die Luft. Wie bei großen Feuerwerken die erſte Leuchtkugel, ſo gab hier der erſte Kork das Signal zu einem Schauſpiel, das ſich vor den Blicken der gipſernen Venus entfaltete.

Wer von uns weiß nicht, was Champagner unter vier Augen vermag! Bei ſolchen Gelegenheiten ſpringt aus jeder Flaſche dieſes Weines ein Asmodi heraus, der lachend alle Verſchanzungen des weiblichen Herzens untergräbt und ſiegend ein Fort nach dem andern in die Luft ſpringen läßt. Es iſt ein Wein, der aus jedem Manne einen Don Juan und aus jedem

Weibe eine Donna Anna macht. Wohl Niemand hat den auf Flaſchen abgezogenen Frauen-Beſieger, den zu Wein gewordenen Don Juan richtiger charakteriſirt, als Mozart in ſeinem göttlichen Liede:

„Treibt der Champagner das Blut in den Kreiſen,
Giebt es ein Leben herrlich und froh!“

O Mozart, o Don Juan, hättet Ihr an jenem Abend bei *** ſoupiren und dort, wie die Venus von Gips, Zeuge dieſes in Champagner und Liebe zerfließenden Tête-à-tête ſein können, Ihr hättet Eure Champagner-Hymne angeſtimmt und ein Glas geleert „auf Alles, was wir lieben.“

— Wie ſpät, wie ſpät? fragte die Dame, ſich ängſtlich den Umarmungen des Herrn entwindend.

— Ein Viertel auf Zwölf.

— Nun iſt es Zeit . . . nun muß ich fort . . . nun habe ich keine Ruhe mehr!

— Nur ein Glas, nur einen Kuß noch, bat der Herr.

— Böſer, unerſättlicher Schelm! erwiderte die Dame, leerte das Glas und gab ihm ſtatt eines Kuſſes ſogar zwei . . . Nun aber hält mich keine Macht mehr zurück . . . kommen Sie, eilen Sie . . .

— Gleich, gleich, ſagte der Herr und ſchlüpfte, ſo behend wie der Eſel in die Löwenhaut, in ſeinen Paletot hinein und knöpfte ihn, weil er (der Herr nämlich) ſehr echauffirt war, bis an den Hals zu. Die Dame warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, arrangirte die etwas in Unordnung gerathenen

Locken à la tire-bouchon, ſetzte ihren Hut auf, hüllte ſich dicht in ihren Schleier und häkelte ſich in den dargereichten Arm ihres Begleiters.

— Gute Nacht, Herr T . . . ſagte der grüne Paletot zum ſchwarzen Frack.

— Dormez bien, erwiderte der Wirth. Madame, ſetzte er hinzu, j'ai l'honneur de vous saluer.

Madame nickte mit dem Kopfe. Ihr Begleiter ſchmunzelte. — Bald darauf ſaßen Beide im Fiaker.

7.

Dreiviertel Stunden ſpäter traten in daſſelbe Kabinet zwei Herren von ziemlich gleichem Alter ein. Der Wirth ſchien nur den Einen zu kennen, der eine Brille trug, denn er nannte ihn beim Namen und war außerordentlich erfreut, ihn wiederzuſehen.

— Was haben Sie Gutes zu eſſen? fragte der Bebrillte.

— Friſche Hummern, einen ganz ausgezeichneten Faſan mit Sauerkraut, Charlotte ruſſe . . .

— Bringen Sie vorläufig Hummern . . .

— Und Wein, guten Wein, denn ich habe pyramidaliſchen Durſt.

Der Wirth ecclipſirte ſich. Die beiden Männer ſetzten ſich an denſelben Tiſch, an dem kurz vorher der Herr mit dem

Paletot und die Dame mit dem Schleier feſten Fuß gefaßt hatten.

— Nun, ſage aufrichtig, wie Du Dich amüſirt haſt, fragte Baron von * * *, ein Spieler von Profeſſion.

— Himmliſch, himmliſch! erwiderte Amandus Mops, ſeine Fingerſpitzen küſſend. Die kleine Sidonie hat mir ungeheuer gut gefallen. Ich bin geſonnen, mich ernſtlich in ſie zu verlieben.

— Ich habe Dir bereits geſagt, daß ſie zum Theater gehen will. Glaubſt Du, daß ſie Talent hat?

— Ungeheuer viel Talent.

— Du haſt ſie ja noch nicht ſpielen ſehen.

— Als ob es nothwendig wäre, eine Schauſpielerin ſpielen zu ſehen, um über ſie ein Urtheil zu fällen. Wie manche Vorſtellung habe ich beurtheilt, ohne ihr beigewohnt zu haben.

— Wie um Alles in der Welt iſt das möglich?

— Nichts leichter als das: ich denke mir, wie Jeder geſpielt hat, und richte danach mein Urtheil ein. Außerdem weiß ich, daß es Schauſpieler giebt, die nie ſchlecht, und wieder Andere, die nie gut ſpielen können. Die Einen werden gelobt, die Andern getadelt, et voilà tout!

— Meinſt Du alſo wirklich, daß die kleine Sidonie auf der Bühne Glück machen wird?

— Ungeheures Glück, denn ſie hat alle Requiſiten dazu: ein Paar Spitzbubenaugen, die ganz allerliebſt zu kokettiren verſtehen, ein volles, dralles, pralles Figürchen, einen hübſchen, runden Arm, einen kleinen, netten Fuß und — was die Hauptſache iſt — eine Mutter, wie man ſie ſich nur wünſchen kann. Mädchen, die ſich der Bühne widmen wollen, müſſen durchaus keine Väter haben, denn dieſe ſind in der Regel zu einfältig und gewiſſenhaft: ſie ſehen in jedem Anbeter ihrer Tochter einen Spitzbuben, der ihnen die einzige Rente rauben will. Mütter hingegen ſind klüger und darum auch nachſichtiger: es ſchmeichelt ihrer Eigenliebe, wenn man ihren Töchtern den Hof macht; in jedem Verehrer ihrer Tochter erblicken ſie eine neue Sproſſe zur Leiter ihres Ruhmes, denn eine Künſtlerin ohne Anbeter iſt eine Bühne ohne Zuſchauer, ein Dampfſchiff ohne Paſſagiere, ein Buch ohne Leſer.

Amandus Mops hätte vielleicht noch mehr derartige Vergleiche angeſtellt, wären nicht die Hummern erſchienen. Ein Schmarotzer, wie er, iſt nur ſo lange aufgelegt zu reden, als es nichts zu eſſen giebt. Wenn aber ſein Magen zu reden beginnt, dann ſchweigt ſeine Zunge.

— Sie aßen Hummern und Forellen, Faſan und Sauerkraut, tranken nichts als Liebfrauenmilch, ſtießen die Gläſer an und brachten einſtimmig den Toaſt aus:

— Es lebe Sidonie!

Arme Amanda, treues, biederes Weib, hätteſt Du hören können, wie Dein Gemahl eine gewiſſe Sidonie leben läßt, wer weiß, was Du gethan haben würdeſt!

Der treuloſe Mops wollte ſich eben wieder auf ſeinen Stuhl niederlaſſen, als ſein Fuß auf einen Gegenſtand ſtieß, der unter dem Tiſche lag. Er bückte ſich und hob ihn auf.

— Ein Handſchuh, ein Handſchuh! rief er aus.

— Wer mag den hier verloren haben? fragte der Baron.

— Du kannſt noch fragen? Eine Dame hat ihn liegen laſſen. Und wenn dieſe Dame ſo ſüß wie ihr Handſchuh duftet, ſo könnte ich mich blindlings in ſie verlieben. Welch ein feiner, märchenhafter Geruch! Ich könnte daraus eine Novelle ſchreiben. Nach dem Handſchuh zu ſchließen, muß die Perſon, die ihn verloren hat, ein allerliebſtes Händchen haben und reich und vornehm ſein . . .

— Und woraus folgerſt Du das?

— Aus dieſem funkelnden Edelſteinknopf. Meine Frau hat auch feine Handſchuhe, aber ſolche nicht. Dieſer Knopf iſt unter Brüdern vier bis fünf Louis werth . . .

— Laß ſehen, ſagte der Baron, den der Knopf mehr als der Handſchuh intereſſirte. Du haſt Recht . . . der Handſchuh gefällt mir . . . Du kannſt ihn mir ſchenken.

— Nicht um Alles in der Welt! Eine innere Stimme ſagt mir, daß ich durch dieſen Handſchuh eine ſchöne Bekanntſchaft, eine reizende Entdeckung machen werde.

— Wollen wir den Wirth nicht fragen, wer die Dame war, die vor uns hier geweſen?

Frage, aber ſage nichts vom Handſchuh.

— Der Mann mit der Brille ſchellte. Gleich darauf erſchien der Wirth.

— Kurz vorher war eine Dame hier, ſprach der Baron.

— Ei, wer ſagte Ihnen das?

— Wer mir das geſagt hat? Meine Naſe, mein Geruch hat's mir geſagt . . .

— Wiſſen Sie nicht, fragte Amandus, wer dieſe Dame geweſen iſt?

— Nein, antwortete der Wirth, der ſelbſt dann, wenn er ſie wirklich gekannt hätte, zu discret geweſen wäre, Etwas zu ſagen, was nicht Jeder zu wiſſen braucht.

— War die Dame allein oder in Begleitung eines Herrn da? fragte der neugierige Mops.

— Es waren zwei Herren und zwei Damen hier.

— Ich ſehe aber im ganzen Kabinet nur zwei Stühle, ſagte der Baron.

— Das eine Paar ruhte auf dieſem Sopha, erwiderte Asmodi.

— Ein hübſches Sopha, das, ſagte Amandus mit einem Anflug ungeheurer Ironie.

— Warum lächelſt Du?

— Soll ich etwa weinen darüber, daß dieſer Wirth ſo verſchwiegen iſt und uns nicht ſagen will, wen er bewirthet hat?

— Sehen und ſchweigen, meine Herren, war die Deviſe der Königin Eliſabeth von England . . . ich habe das heute Morgen in einem Journale geleſen.

Siehſt Du, Freund, welchen Nutzen die Journale bringen. Hätte dieſer Herr das je gewußt, wenn er nicht Journale geleſen? Es lebe der Mann, der die Zeitungen erfand!

— Ich habe durchaus nichts dagegen, meinte der Wirth.

— Ich auch nicht, ſagte der Baron, der gleich darauf die Zeche bezahlte.

Dann gingen die Freunde nach Hauſe.

8.

Am andern Morgen, als Amandus und Amanda zuſammen ihr Frühſtück verzehrten, fragte das biedere Weib ihren biedern Mann:

— Nun Freund, wie haſt Du Dich geſtern auf dem Lande amüſirt?

— So gut, als es mir ohne Dich möglich war.

— Sehr verbunden, Herr Gemahl. Waret Ihr Beide ganz allein?

— Nein, meine Taube. Der Baron hatte auch ſeine junge Nichte mitgebracht.

— Seine Nichte? wiederholte die Taube mit einem Tone, in dem drei bis vier Fragezeichen lagen.

— Ja, meine Goldpuppe, ſeine Nichte.

— Ei, ſeit wann hat der Mann eine Nichte? fragte die ungläubige Goldpuppe.

— Seitdem dieſe Nichte an ihm einen Onkel beſitzt.

— Soll das ein Witz ſein?

— Gott behüte, lieber Engel.

— Und wann kehrtet Ihr nach der Stadt zurück?

— Erſt nach Mitternacht.

— Und dann habt Ihr wohl noch irgendwo ſoupirt? fragte der Engel mit ſo gereiztem Tone, daß Mops dadurch eingeſchüchtert wurde, die Wahrheit zu geſtehen.

— Nein, Himmelsglück! Ich ging geſtern Nacht ſo hungrig zu Bette, wie noch nie in meinem Leben.

— Ich ſchlief ſo feſt, daß ich Dich nicht kommen hörte.

— Wann iſt denn mein Täubchen zu Bette gegangen?

— Gleich nach der Vorſtellung.

— Hat Dich unſer liebenswürdiger Freund Korkſtöpſel geſtern Abend beſucht?

— Er war geſtern nicht hier.

— Wird er heute kommen?

— Ich weiß es nicht.

— Du ſcheinſt verdrießlich, Engelspuppe. Iſt Dir etwas Unangenehmes widerfahren?

— Ich habe geſtern beim Nachhauſegehen einen Handſchuh verloren.

— Einen Handſchuh? fragte Mops etwas frappirt. Mein Gott, fuhr er geſammelt fort, was liegt an einem Handſchuh?

— Es war kein gewöhnlicher. Ich erhielt ihn erſt vor drei Tagen von Deinem Freunde Korkſtöpſel.

— Aber davon haſt Du mir keine Sylbe geſagt.

— Vermuthlich hatte ich es vergeſſen. An dieſem Handſchuh war ein Edelſteinknopf.

— Was ſagſt Du? Ein Edelſteinknopf? fragte Mops und faßte ſich unwillkürlich nach ſeiner Stirne hin.

— Ja, ja, wiederholte das brave Weib, ein Edelſteinknopf, der mindeſtens vier bis fünf Louisd'or werth war.

— Ich möchte aus der Haut fahren!

— Weshalb? fragte Amanda.

— Blos darum, weil ich dieſen Handſchuh, den Du verloren haſt, unglückſeliger Weiſe gefunden habe. Da iſt er! rief er im Tone eines Triumphators und zog dabei das glacirte Corpus delicti ſeiner biedern Ehehälfte aus der Taſche ſeines Schlafrocks hervor. — Nun, Madame, was ſagen Sie jetzt?

— Mein Gott, was ſoll ich ſagen?

— Daß Sie geſtern nach dem Theater in Geſellſchaft eines Mannes bei T * * in einem Extra-Zimmer ſoupirt und dort den Handſchuh verloren haben.

— Später warſt alſo auch Du dort?

— Ja, Madame.

— Du ſagteſt vorhin, Du habeſt nirgends ſoupirt . . .

— Das habe ich vorſätzlich geſagt. Ich frage Sie jetzt, Madame, mit wem Sie dort geweſen ſind.

— Nun, wenn Du das durchaus wiſſen willſt, mit Deinem Freunde Korkſtöpſel.

— Mit meinem Freunde Korkſtöpſel? Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie ihn geſtern nicht geſprochen hätten?

— Ich ſagte nur, er ſei geſtern nicht hier, bei uns, geweſen.

— Er war alſo mit Ihnen bei T * *?

— Ich ſehe gar nicht ein, weshalb ich Anfangs ein Geheimniß daraus gemacht. Iſt's denn ein Verbrechen, wenn ich mit Deinem Freunde ſoupire?

— Mit meinem Freunde? Hol' der Teufel ſolche Freunde, hol' der Teufel alle Korkſtöpſel, alle Weinreiſende. Wehe ihm, wenn er jetzt zufällig hereinträte: ich würde ihm dieſen Handſchuh vor die Füße werfen und ihm zudonnern: Schurke, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!

In demſelben Augenblick vernahmen Beide einen Klopfer.

— Herein! riefen ſie wie aus Einem Munde.

— Guten Morgen, meine Herrſchaften! ſagte der Eintretende.

— Ach, Sie ſind's, Herr Korkſtöpſel, rief Mops etwas echauffirt . . . Es freut mich . . .

— Sie bei uns zu ſehen, ſetzte Amanda hinzu.

— Sie ſcheinen aufgeregt, mein Freund? fragte der theilnehmende Korkſtöpſel. Iſt etwas Unangenehmes vorgefallen?

— Urtheilen Sie ſelbſt. Geſtern Abend fand ich bei T * * den Handſchuh, den meine Frau, als ſie mit Ihnen dort ſoupirte, unglückſeliger Weiſe liegen ließ. Ich weiß nun Alles, mein Herr Korkſtöpſel . . .

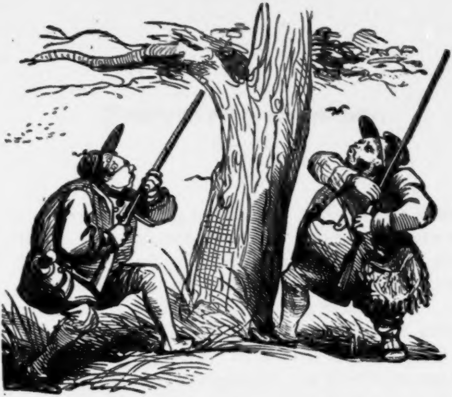
— Ich bedauere unendlich; das aber wiſſen Sie nicht, daß ich draußen im Vorzimmer wieder eine neue Kiſte von 1000 echten Manilla-Cigarren für Sie hingeſtellt.

— Ich danke Ihnen, lieber Freund, erwiderte der Biedermann und drückte ſeinem Freunde die Hand.

Mein Leſer, der Anfangs vielleicht ein blutiges Duell erwartet hatte, wird nun ſicher eine andere Kataſtrophe, etwa eine Scheidung, erwarten. Du irrſt Dich wiederum, lieber Leſer. Der gute Mops fand ſich in ſein Schickſal, rauchte ſeine Cigarren und blieb, wie bisher, der Mann ſeiner Frau und der Freund ſeines Freundes.

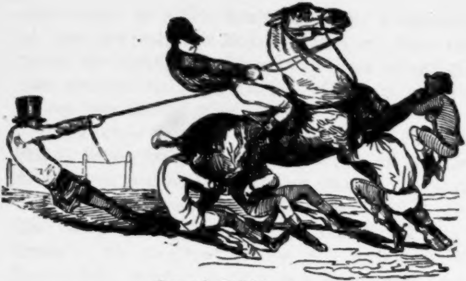
Der Himmel ſegne dieſen edlen Biedermann!

Auf der Jagd.



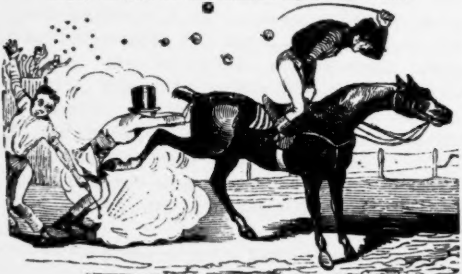
Der Eine. Bruder, wenn ich nicht irre, ſo habe ich ſoeben einen Gimpel getroffen.

Der Andere. Weh mir, ich bin verwundet.



Zwei Bilder,

die wenigſtens das Gute haben, daß ſie durchaus keines Commentars bedürfen, um ſelbſt von den Dümmſten begriffen zu werden.



Napoleon als Bühnendichter.

I.

In einem kleinen, unanſehnlichen Hauſe der Rue Victoire wohnte ein junger Held, der gleich nach der Eroberung von Toulon nach Paris zurückgekehrt war. Kein Anderer war's, als Napoleon Bonaparte, ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, damals nur Commandant eines Artillerie-Bataillons.

Er ſtand am Fenſter; menſchenfeindlicher Unmuth umflorte die ſieggekrönte Stirn, auf die Victoria ihren erſten Kuß gedrückt; er pfiff ſeinen Lieblingsmarſch, und ſeine Finger trommelten die Begleitung dazu auf der Fenſterſcheibe. Sein Geiſt, gelähmt von Unthätigkeit, ſein Herz, gequält von unbefriedigtem Ehrgeiz, fühlten ſich namenlos unglücklich. Sein düſteres Auge durchirrte die labyrinthiſchen Gänge der Zukunft, die nachtumflort vor ſeinen Blicken lag.

Ein ſicheres Einkommen, eine Wohnung in der Chauſſée d'Antin, ein Cabriolet und ein Platz im Théâtre français, das waren damals die höchſten Wünſche des jungen Kriegsgottes, der zwölf Jahre ſpäter als Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Beſchützer des Rheinbundes in den weltgeſchichtlichen Gemächern der ſtolzen Tuilerien reſidirte und von dort aus eine halbe Welt beherrſchte.

Aber damals war er ein armer Soldat, der mit Neid und Noth zu kämpfen und oft nicht zwei Francs hatte, um bei einem Reſtaurant die beſcheidenen Wünſche ſeines Hungers zu erfüllen.

Um dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft Talma's, der ſchon damals der Koriphäus der franzöſiſchen Künſtler war. Bonaparte, der von Jugend auf eine große Vorliebe für die Tragödie beſaß, beſuchte, ſo oft es ſeine Börſe erlaubte, das Théâtre français, um Talma, den Gott der Tragödie, zu bewundern. Nach und nach entſpann ſich zwiſchen dieſen zwei Herren eine Freundſchaft, die, auf gegenſeitige Achtung gegründet, immer inniger wurde. Bald hatte Einer vor dem Andern kein Geheimniß. Mehr als ein Mal, erzählt Bourienne, machte Bonaparte, wenn es ihm an Geld fehlte, eine kleine Anleihe bei Talma, der, trotz ſeiner großen Gage, auch nicht viel hatte.

An demſelben Tage, an dem Napoleon ſo traurig und niedergeſchlagen an ſeinem Fenſter ſtand und auf die Straße hinunter ſah, klopfte es an ſeiner Thür. Und ohne das »Entrez!« abzuwarten, trat der König der Schauſpieler, François Talma, ein.

— Sie kommen wie gerufen, Talma, ich bin verdrießlich...

— Was fehlt Ihnen?

— Ich ſterbe vor Langeweile! Die Kraft in ſich zu fühlen, daß man eine Welt erobern kann, und müſſig die Hände in den Schooß legen müſſen, iſt fatal, höchſt fatal. Mein junger Degen roſtet in der Scheide . . . ich verzweifle.

— Verzweifeln? warum nicht gar! . . . Sie könnten etwas Beſſeres thun.

— Zum Beiſpiel?

— Heute Abend ins Theater gehen . . .

— Was wird gegeben?

— Der Cid . . . ich ſpiele ihn.

— Da muß ich hinein! rief Bonaparte, deſſen Stirn plötzlich heiter ward. Aber . . . fügte er kleinlaut hinzu . . .

— Ich verſtehe, Sie haben kein Billet, ich habe ſchon daran gedacht und eins beſorgt . . . hier iſt es. Aber verſprechen Sie mir, daß Sie gewiß kommen, ich ſpiele noch einmal ſo gern, wenn ich Sie im Theater weiß; Ihr Beifall iſt mir lieber, als der von hundert Andern, denn Sie verſtehen Etwas von unſerer Kunſt und reden nicht, wie ſo viele Andere, ins Blaue hinein. Alſo Sie kommen doch?

— Gewiß, gewiß! Apropos, Talma, wann führen Sie mich bei Demoiſelle Mars ein?

— Morgen, übermorgen, wann Sie wollen; jetzt muß ich fort . . .

— Aber mein Gott, warum ſo eilig?

— Ach, ich muß noch meine Rolle durchgehen, ich habe ſie ſchon lange nicht geſpielt. Au plaisir de vous revoir, ſagte Talma und eilte zur Thür hinaus.

Bonaparte öffnete das Fenſter und ſah ihm nach.

— Da läuft er! Weiß Gott, ich möchte Talma ſein! Er iſt ein großer Mann, der beſte Dolmetſcher Corneille's und Racine's, unſterblich wie ſie!

Abends ging Bonaparte ins Theater.

II.

Das großartige Werk ſeines Lieblingsdichters Corneille, das meiſterhafte Spiel ſeines Freundes Talma hatten ihn dergeſtalt begeiſtert, daß er beim Nachhauſegehen bald dieſe, bald jene Stelle recitirte und dabei an Talma und an ſich dachte.

Zu Hauſe angekommen, ſchlug er ſich Licht an und holte aus ſeinem kleinen Bücherſchranke einen Band von Corneille's Werken hervor.

— Cid, ſagte er, das Buch durchblätternd, iſt die Tragödie aller Tragödien. Sie erhebt das Herz, begeiſtert die Seele und enflammt uns zur Vaterlandsliebe, zum Heldenmuth und zu allen Tugenden, die dem Menſchen Unſterblichkeit verleihen. Wie klein und nichtig nehmen ſich gegen dieſen tragiſchen Koloß die geputzten Pygmäen Voltaire's aus! Voltaire kennt weder Welt noch Menſchen, weder die Wahrheit noch die Größe der Leidenſchaften. Corneille verhält ſich zu Voltaire, wie Hannibal zu Dumouriez, wie Julius Cäſar zu Pichegru, wie Oliver Cromwell zu Robespierre. — Und mein Talma, welch' ein Cid! Großer Corneille, könnteſt Du ihn ſehen, Du würdeſt Dich freuen über Dein Werk und ſeinen Commentar! Als Du Deine Trauerſpiele ſchriebſt, gab es noch keinen Heros wie Talma! Jetzt hat Frankreich einen Talma, aber es fehlt ihm ein neuer Corneille. Vor zwei Jahren (ich war damals noch Capitain im vierten Artillerie-Regiment) hatte ich, begeiſtert von den Schöpfungen Corneille's und Racine's, den Plan zu einem Trauerſpiel aus der alten Geſchichte entworfen und ſchon den erſten Akt vollendet. Wie wär's, wenn ich jetzt, wo ich nichts, gar nichts zu thun habe, meinen „Hector" hervorſuchte und ihn fertig machte?! Talma müßte ein herrlicher Hector, die Mars eine reizende Andromache ſein! Ei, warum nicht? Morgen nein, noch heute, jetzt gleich will ich anfangen. So lange mein Schwert in der Scheide ruht, ſoll ſich meine Feder auf dem Papiere üben; die Feder iſt ja auch ein Schwert; auch durch ſie kann man ſich Unſterblichkeit erringen. Alſo friſch gewagt!

Bonaparte holte ſeine angefangene Tragödie hervor, durchdachte von Neuem den ganzen Plan und arbeitete jetzt faſt ununterbrochen an einem Werke, das er von Tag zu Tage lieber gewann. Die Arbeit machte ihm Anfangs zwar etwas Mühe: es gab Augenblicke, wo er, vom Versmaß genirt, wüthend aufſprang und in tragikomiſcher Wuth ausrief:

— Die verdammten Alexandriner ſind doch nicht ſo leicht, als ich ſie mir vorgeſtellt!

Aber Corneille und Talma ſtanden vor ſeinem Blick: dieſe Namen ermuthigten ihn von Neuem, und er arbeitete weiter und wollte ſein Trauerſpiel erſt dann, wann es vollendet ſei, ſeinem Freunde Talma zeigen, um ihn damit zu überraſchen.

— Der wird die Augen aufreißen, wenn ich ſagen werde: Hier iſt ein Trauerſpiel . . . leſen Sie . . . es iſt von mir!

Der vierte Akt war noch nicht vollendet, als er am 6. Februar 1794, ganz unerwartet zum Brigade-General ernannt, wieder in militäriſche Thätigkeit trat, ſein Trauerſpiel unvollendet in einen Winkel ſeines Pultes warf und nun mit Leib und Seele wieder Soldat war.

III.

Eilf Jahre ſpäter, im Mai des Jahres 1805, ſaß im Palaſte der Tuilerien ein Mann in einer grünen Uniform an ſeinem Schreibpulte. Es war Napoleon Bonaparte, der Kaiſer der Franzoſen. Lächelnd blätterte er in einem Manuſcripte herum, das wegen der ausgeblaßten Tinte etwas unleſerlich geworden. Es war ſein Trauerſpiel.

— Das Stück iſt in der That nicht ganz ſchlecht, ſprach der Kaiſer zu ſich ſelbſt. Schade nur, daß ich keine Zeit habe, es durchzufeilen; einzelne Scenen müſſen ſich auf der Bühne, von Talma und der Mars geſpielt, gar nicht übel ausnehmen; einige Momente müſſen ſogar großen Effekt machen. Das Ganze aber bedarf einer geſchickten Hand, die einige holprige Verſe ebnet und der Idee mehr Colorit, mehr Glanz, mehr Duft giebt. Halt, da fährt mir ein guter Gedanke durch den Kopf!

Der Kaiſer ſchellte. Sein geheimer Staatsſekretär trat ein.

— Wiſſen Sie, wo der Dichter der „Achilleide“, Luce de Lancival, wohnt?

— Nein, Majeſtät; aber wir können es ſchnell erfahren.

— Gut, ſchicken Sie augenblicklich einen Ordonnanz-Offizier mit dem Befehl ab, Lanceval ſofort nach den Tuilerien zu bringen. Eilen Sie, Bourienne, in einer Stunde muß er hier ſein.

Bourienne ſandte ſofort einen Offizier ab, der den Dichter, welcher gerade ſeine Sieſta hielt, zu Hauſe fand.

Herr Lancival, aus dem Schlafe aufgeweckt, wurde bleich vor Schreck, als er den Befehl vernahm, ſich ſofort nach den Tuilerien zu begeben. Er wollte eine Frage wagen, der Offizier gab ihm aber klar genug zu verſtehen, daß er eilen müſſe, da der Kaiſer ihn erwarte.

— Der Kaiſer! wiederholte der Dichter, dem der Schreck in die Beine fuhr.

— Ja, ja, kommen Sie nur, kommen Sie!

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand Luce de Lancival, noch ganz ſtumm vor Erſtaunen, im Vorzimmer des Kaiſers.

— Er ward ſofort angemeldet und eingelaſſen.

— Ich heiße Sie willkommen, Herr Lancival! rief Napoleon dem Eintretenden entgegen. Ich habe Sie rufen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß Ihre „Achilleide“ mir ſehr gefallen hat.

— Jetzt erſt wagte der Dichter aufzuathmen . . . ein Mühlſtein war ihm vom Herzen gefallen . . . er verneigte ſich tief und ſprach:

— Sire . . .

— Ich weiß, was Sie ſagen wollen, fiel ihm der Kaiſer ins Wort, um dem beſtürzten Dichter die Mühe zu erſparen, ſeine Rede fortzuſetzen. Ich habe leider nicht viel Zeit und muß mich kurz faſſen . . . Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Lancival . . . ich habe hier ein Trauerſpiel, das einſt ein junger Menſch geſchrieben, an deſſen Schickſal Niemand wärmern Antheil nimmt, als ich. Leſen Sie ſein Stück, Herr Lancival, ſtreichen Sie, ſo viel Ihnen gefällt, ſchreiben Sie hinzu, was Sie wollen; mit einem Wort, verbeſſern Sie ſeine vielen Fehler . . . gern hätte ich das ſelbſt gethan; aber ich bleibe nur noch einen Tag in Paris, übermorgen ruft mich die Krönung nach Mailand. Haben Sie das Stück durchgefeilt und bühnengerecht gemacht, ſo reichen Sie es (ich habe meine Gründe dazu) unter Ihrem Namen bei der Direktion des Théâtre français ein. Sie werden mich verſtanden haben, Herr Lancival, hier iſt das Manuſcript . . . laſſen Sie ſich die Mühe nicht verdrießen . . . der Kaiſer wird Ihnen dafür dankbar ſein . . . und nun Adieu, Herr Lancival.

Ohne des Dichters Antwort abzuwarten, gab der Kaiſer ihm das Trauerſpiel, öffnete die Thür, begleitete den Dichter, der ſich tief verneigend empfahl, bis in die Mitte des Vorzimmers und kehrte dann in ſein Arbeitskabinet zurück.

IV.

Die Gefühle, welche die Bruſt des Dichters durchkreuzten, ſind ſchwer zu ſchildern. Lancival war jetzt der glücklichſte Menſch, denn der große Napoleon hatte ſeine „Achilleide“ gelobt. Noch an demſelben Tage las er das Trauerſpiel, das der Kaiſer ſeiner Discretion anvertraut, noch an demſelben Tage fing er zu ſtreichen und zu corrigiren an, und vierzehn Tage ſpäter reichte er das Stück, neu abgeſchrieben, neu zugeſtutzt, unter ſeinem Namen bei der Direktion des Théâtre français ein.

Sechs Wochen ſpäter erhielt er von dem Comité ein Schreiben, worin ihm angezeigt wurde, daß das Stück zur Aufführung nicht geeignet und deshalb zurückgewieſen ſei.

Lancival war empört.

V.

Zwei Monate ſpäter (Napoleon war unterdeſſen von Mailand nach Paris zurückgekehrt) ließ der Kaiſer Herrn Lancival kommen.

— Nun, Herr Lancival, ſind Sie mit der Tragödie ſchon im Reinen?

— Sire, ſchon längſt!

— Haben Sie ſie auch ſchon eingereicht?

— Ja, Majeſtät!

— Haben Sie auch ſchon Beſcheid erhalten?

— Ja, Sire!

— Der Comité hat doch das Stück angenommen?

— Nein, Majeſtät, flüſterte kleinlaut der Dichter.

— Nein?! donnerte der Kaiſer, der plötzlich in Wuth gerieth, aber ſchnell wieder ſanft wurde. Haben Sie vielleicht das Stück bei ſich? fragte er mit jenem einnehmenden Lächeln, das er ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte.

— Sire, hier iſt das Manuſcript.

— Wie finden Sie die Idee? fragte der Kaiſer.

— Gut, ſehr gut!

— Ich will nicht hoffen, daß Sie mir blos ſchmeicheln wollen. Ich wünſche von Ihnen die Wahrheit zu hören.

— Sire, der junge Mann, der dieſes Stück geſchrieben hat, beſitzt ein Talent, dem es nur an Routine fehlt, um einer unſerer größten Dichter zu werden . . .

— Das freut mich, das freut mich ſehr, ſagte der Kaiſer, ging an ſein Pult und ſchrieb eigenhändig auf das vom Comité zurückgewieſene Trauerſpiel:

> **»Les acteurs du théâtre français joueront d'aujourdhui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la bêtise de réfuser.**
>
> **Napoléon.«**

— Herr Lanvical, hier iſt das Stück! Haben Sie die Güte, es nochmals unter Ihrem Namen einzureichen; jetzt werden dieſe Herren es nicht zurückweiſen . . . ich bürge dafür!

Lancival nahm das Stück und reichte es am andern Morgen von Neuem ein.

Eine Stunde ſpäter erhielt er folgendes Billet:

»Monsieur.

Nous aurons l'honneur de vous prévenir que votre grande tragédie est unanimement acceptée.«

VI.

Nach Verlauf von kaum drei Wochen fand auf dem Théâtre français die erſte Vorſtellung der Tragödie „Hector“ ſtatt. Es hatten ſich in der Hauptſtadt Gerüchte verbreitet, welche die Neugier der Pariſer dergeſtalt aufgeſtachelt, daß ſchon acht Tage vorher kein Billet zu dieſem Abend zu haben war. Das Haus war ſo gepfropft voll, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte. Der ganze kaiſerliche Hof beehrte das Stück mit ſeiner hohen Gegenwart. Das Trauerſpiel gefiel außerordentlich. Der Kaiſer blieb bis zu Ende. Am Schluß des Stückes wurde unter ſtürmiſchem Jubel der Name des Dichters „Luce de Lancival“ genannt.

VII.

— Sind ſchon die Zeitungen da? fragte der Kaiſer, der ſeit fünf Uhr Morgens an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, den Kammerdiener Marchand, der ihm das Frühſtück brachte.

— Ja, Sire.

— Bringe ſie mir! ſagte Napoleon.

Marchand brachte ein ganz Packet Journale. Der Kaiſer, der nicht erwarten konnte, zu erfahren, wie die tauſendzüngige Preſſe ſein Trauerſpiel beurtheilt habe, durchflog die Feuilletons und vergaß, daß ſein Thee kalt werde. Die Journale hatten das Stück ungeheuer gelobt; die „Gazette de France“ war das einzige Blatt, das den Muth hatte, manche Kleinigkeiten daran auszuſetzen. Dieſe ziemlich tadelnde Kritik war von Jouy, dem Verfaſſer des **„Ermite de la Chaussée d'Antin“**.

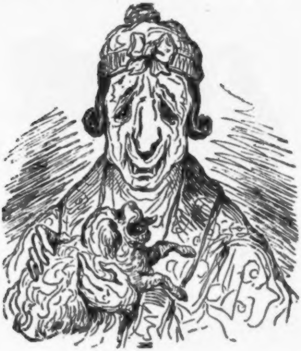
— Der Mann hat Recht, ſagte Napoleon und trank den kalt gewordenen Thee.

VIII.

(Auszug aus dem „Moniteur“.)

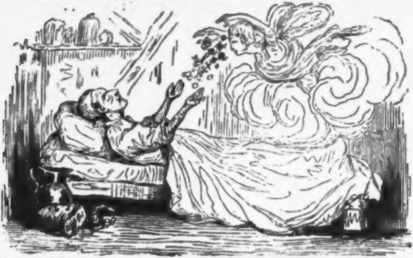
Se. Majeſtät der Kaiſer haben geruht, dem Verfaſſer des Trauerſpiels „Hector“, Luce de Lancival, und dem Verfaſſer des **„Ermite de la Chaussée d'Antin“**, Etienne de Jouy, den Orden der Ehrenlegion zu ertheilen.

Ein liebenswürdiger Rentier,



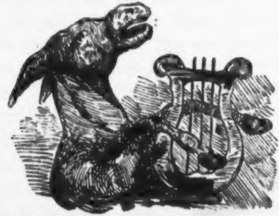
der einen Mops an Kindesſtatt adoptirt und zum Univerſalerben eingeſetzt hat.

Ein höchſt beſcheidenes Talent,



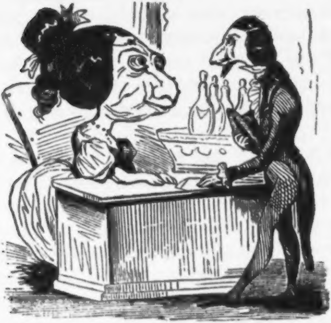
das am Vorabend der erſten Aufführung ſeines neunaktigen Trauerſpiels von Lorbeer und Tantièmen träumt und am andern Abend unbarmherzig ausgepfiffen wird.

Ein berühmter Publiciſt,



der mit lautem Munde die Wohlthaten der Cenſur preiſt.

Ein ſchüchterner Poet,



welcher der jugendlichen Ladenmamſell ſein erſtes Gedicht auf roſenfarbenem Papiere als einen ſchwachen Beweis ſeines Verſtandes und ſeiner Huldigung überreicht und dafür gratis einen . . . Bittern erhält.

Vaillant.

1.

„Geld.“
Titel eines Schauſpiels von Bulwer.

Herr Jean Foy Vaillant war einer der ausgezeichnetſten Münzkenner Frankreichs. Ich möchte ihn den Linné der Numismatik nennen, weil er ſich um dieſe Wiſſenſchaft gewiß eben ſo verdient gemacht hat, wie der alte Schwede um die Botanik. Wie Linné faſt alle Blumen, ſo kannte Vaillant beinah’ jede Münze. Unermüdlich im Eifer, ſeine numismatiſchen Kenntniſſe zu bereichern, brachte er viele Jahre ſeines Lebens auf Reiſen zu, um alte Münzen aufzuſuchen. Wie Apelles keinen Tag ohne Pinſelſtrich, ſo ließ Vaillant nicht vierundzwanzig Stunden ohne Beſchäftigung mit ſeiner Lieblingswiſſenſchaft vorübergehen, und wie Kaiſer Titus pflegte er einen verlorenen Tag zu betrauern, wenn er ſich nicht mit dem Bewußtſein niederlegen konnte, die Bekanntſchaft einer alten und für ihn noch neuen Münze gemacht zu haben.

Man würde den Manen des Herrn von Vaillant ein großes Unrecht zufügen, falls man sein Lieblingsſtudium nüchtern, trocken, langweilig finden ſollte. Die Numismatik hat, wie jede Wiſſenſchaft, auch ihre intereſſante Seite, und genau betrachtet, iſt von allen Steckenpferden die Liebhaberei, Münzen zu ſammeln, gewiß noch die vernünftigſte, denn Numismatik und Geſchichte ſind mit einander ſo innig verflochten und verzweigt, daß man aus einer dieſer Wiſſenſchaften zugleich auch die andere kennen lernt.

Es wundert mich daher, daß noch Niemand auf den Einfall gerathen iſt, einen numismatiſchen Roman zu ſchreiben, einen Roman, in dem ein leidenſchaftlicher Münzenſammler mit all' ſeinen Freuden und Leiden den Mittelpunkt, und die Entſtehungsgeſchichte aller Münzen, die mit wichtigen Weltbegebenheiten in engem Zuſammenhange ſtehen, den hiſtoriſchen Hintergrund bildet. Solch ein Roman hätte wenigſtens den Reiz der Neuheit für ſich.

Ich will jetzt meinen Leſer mit einigen Münzen bekannt machen, von denen ich hoffen darf, daß ſie ihn in mehr als einer Beziehung intereſſiren werden.

Faſt alle Münzen der ältern und neuern Zeiten ſind mit dem Bildniß des Fürſten, der ſie prägen ließ, geſchmückt, eine Eitelkeit, die den Herrſchern des grauen Alterthums fremd geweſen iſt. In Attika und Delos wurden Silbermünzen mit dem Bildniß eines Ochſen geprägt, woher dieſe Münzſorte den Namen **Bos** oder *Βοῦς* erhielt. Ein attiſcher Ochſe wog zwei Drachmen Silber und galt nach unſerm Gelde etwa ſechs

Groſchen. Von dieſer Münze datirt ſich das atheniensiſche Sprichwort: ποῦς ἐπὶ γλώσση, er hat einen Ochſen auf der Zunge, das heißt: er hat ſich beſtechen laſſen. Matthias Hoſtus und einige andere Numismatiker wollen unter der Hekatombe ein Opfer von 100 ſolcher Silber-Ochſen oder 25 Thaler verſtehen, — Dieſe Münze iſt übrigens eine der allerälteſten, denn Theſeus ſoll ſie ſchon 1240 Jahre vor Chriſti Geburt in Athen eingeführt haben.

Nicht minder intereſſant iſt die Arſinoë, eine Goldmünze, welche Ptolomäus Philadelphus, König von Aegypten, 250 Jahre vor Chriſti Geburt, zu Ehren ſeiner zweiten Gemahlin Arſinoë mit ihrem Bildniß prägen ließ. Dieſe ſeltene Münze wurde lange Zeit dem alten Vater Noah zugeſchrieben, weil man von dem verwitterten Namen nur die letzten Buchſtaben dechiffriren konnte.

Unter den altrömiſchen Münzen verdienen die **Saturnalitii** und **Spinthriae** hervorgehoben zu werden. Die Erſteren waren ſilberne und goldene Schaumünzen, womit ſich die Römer bei der Feier der Saturnalien gegenſeitig zu beſchenken pflegten. Auf dem Avers ſieht man Anſpielungen auf das Saturnusfeſt, z. B. **Jo. Sat. Jo.**, oder einen Saturnuskopf mit **Sat.**; auf der Rückſeite allegoriſche Figuren, z. B. einen Liebesgott, der auf einem Pferde reitet, das einen Menſchenkopf hat, einen Phallus neben dem abnehmenden Monde und andere obſcöne Anſpielungen. — Die **Spinthriae**, gleichfalls Schaumünzen von Erz und Silber, zeigen auf dem Bruſtbilde ein Liebespaar in unzüchtiger Umarmung, bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe, auf der Rückſeite einen Kranz, in deſſen Mitte eine römiſche Zahl von I—XII ſteht. Dieſe höchſt frivolen Münzen, die auf der Inſel Capri (**Capreae**) ausgegraben worden ſind, wurden vom Kaiſer Tiberius geprägt, der hier den Sitz ſeiner thieriſchen Lüſte aufgeſchlagen hatte. Dieſe Münzen, welche ſprechende Zeugen der ſchaamloſen Ausſchweifungen dieſes Kaiſers ſind, gehören jetzt zu den größten Seltenheiten. König Auguſt II. von Polen kaufte eine Serie von 25 Stück für 1000 Thaler.

In der Reihe der engliſchen Münzen macht ſich vor allen der Roſenoble bemerkbar. Dieſe ſeltene Goldmünze, von der Größe eines Doppeldukaten, die König Eduard III. von 1344—77 prägen ließ, zeigt auf dem Avers ein mit einer Roſe geſchmücktes Schiff, in welchem der König ſitzt, der in der Rechten ein Schwert, in der Linken ein Wappenſchild hält, mit der Umſchrift: **Edward D. Gr. R. Angl. Z. Franc. Dns. Ib.** Auf dem Revers ſieht man eine achtblätterige Roſe, in der Mitte einen Stern und zwiſchen je zwei Blättern einen gekrönten Löwen, mit der Umſchrift: **Ills. Ant. Transiens Per Medium Illorum Ibat**, ein numismatiſches Räthſel, worüber Herr Vaillant und alle Gelehrten ſeines Faches ſich vergeblich den Kopf zerbrochen haben, ohne den Sinn dieſes Räthſels herauszubringen. — Der allgemeinen Sage nach ſoll der berühmte Adept Raimund Lulli die meiſten dieſer Roſenobles aus ſelbſtgemachtem Golde geprägt haben. Der Aberglaube ſchreibt dieſen Münzen auch Heilkräfte gegen anſteckende Krankheiten zu. — Zur Zeit der Catharina von Medicis ſoll auch Michel Noſtradamus derlei Roſenobles aus chemiſchem Golde nachgeprägt haben.

Von den franzöſiſchen Münzen will ich zuerſt das **Blanc à Salamandre** erwähnen, einer Silbermünze von der Größe eines Viergroſchenſtücks, welche Franz I. kurz vor ſeinem Tode (1547) prägen ließ. Auf der Vorderſeite erblickt man das gekrönte Wappen der Lilien, und neben dieſen, rechts und links, einen Salamander, der bekanntlich das Emblem dieſes Fürſten war. Auf der Rückſeite prangt ein großes Kreuz mit zwei ſich gegenüberſtehenden F. von einem Bogen eingefaßt und der alten Umſchrift: **Sit Nomen Domini Benedictum.** — Auf andern Münzen dieſes Königs iſt nur ein Salamander abgeprägt mit der Deviſe: **Notrisco el buono, Stingo el Reo** (ich ernähre das Gute und löſche das Böſe). Auch die Salamandermünzen rechnet der Aberglaube zu denen, welche Jedem, der ſie bei ſich führt, Glück im Spiel und in der Liebe bringen ſollen.

Die Liebe erinnert mich an eine Münze, welche König Heinrich II. von Frankreich zu Ehren ſeiner Maitreſſe, der durch ihre Schönheit berühmten Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois ernannt, hatte prägen laſſen. Der Avers zeigt ihr Bruſtbild mit der Umſchrift: **Diana Dux Valentinorum Clarissima**; auf der Rückſeite ſieht man die mit Köcher und Bogen bewaffnete Keuſchheitsgöttin Diana mit dem einen Fuße auf dem Rücken des beſiegten Liebesgottes Cupido, mit der Umſchrift: **Omnium victorem vici.**

Dies Beiſpiel Heinrichs II. befolgte hundert Jahre ſpäter

Ludwig XIV., welcher zu Ehren ſeiner zweiten Geliebten, Marie de Scoraille, gleichfalls eine Münze ſchlagen ließ, auf deren Avers das Bruſtbild derſelben mit der Umſchrift: **Marie de Scoraille, Duchesse de Fontanges,** und auf deren Avers eine Sonnenblume prangt, die ihre Krone der Sonne zuwendet, mit der Umſchrift: **Au gré de mon soleil.** Ob Ludwig XIV. ſich für die Blume und ſeine Geliebte für die Sonne, oder, umgekehrt, ſich für die Sonne und die Herzogin für die Blume gehalten, iſt leider nicht klar genug angedeutet.

Unter den von Päpſten geſchlagenen Münzen hat der ſogenannte Hugenottenthaler, den Papſt Gregor III. zur Verherrlichung der Pariſer Bluthochzeit im Jahre 1572 prägen ließ, eine traurige Berühmtheit erlangt. Der Avers zeigt das Bruſtbild dieſes heiligen Vaters und der Revers die Ermordung des Admirals von Coligny. Es gab eine Zeit, wo der abergläubige Katholik dieſe Hugenotten-Scudi für glückbringend hielt.

Von den ſchwediſchen Münzen nenne ich nur die Margarethengroſchen und den **Dat cui vult**-Dukaten. Die Erſtere iſt eine Silbermünze von Sechſergröße, geprägt um das Jahr 1400 von der Königin Margarethe, deren gekröntes Bruſtbild den Avers ziert. Auf dem Revers zeigt ſich ein oben und unten zugeſpitztes O, das in der Mitte durch einen Strich eine zweideutige Figur annimmt. Ein Geſchichtſchreiber Schwedens, Erich Olaus, berichtet, die ſittenloſe Königin habe ihre Schaam auf dieſe Münze prägen laſſen. Spätere Geſchichtsſchreiber verſuchten Margarethe von dieſem boshaften Verdachte zu reinigen und das famöſe O für das Zeichen des Münzortes Oerebro auszulegen. Deſſenungeachtet gehören dieſe Groſchen noch immer zu den Seltenheiten, die von den Münzſammlern fleißig geſucht und ſehr theuer bezahlt werden.

Die andere Münze, Dat cui vult genannt, iſt ein Dukaten, den Erich XIV. im Jahre 1568 ſchlagen ließ. Auf der Vorderſeite zeigt ſich ſein Bildniß mit Namen und Titel in der Umſchrift, auf der Rückſeite ein Schiff auf der See. Am Strande ſitzt ein Mädchen, in deſſen Schoos ein Scepter fällt, mit der Umſchrift: Dat cui vult. Erich hatte von vier auswärtigen Fürſtinnen, welchen er ſeine Hand angetragen (Eliſabeth von England, Maria Stuart, Chriſtine von Lothringen und Chriſtine von Heſſen) Körbe bekommen. Darüber aufgebracht entſchloß er ſich, ein Mädchen von gemeiner Herkunft auf den Thron zu heben und, um die Fürſtinnen, die ihn verſchmäht hatten, zu kränken, ſeine Gattin aber zu ehren, ließ er dieſe Dukaten prägen. Seine Unterthanen aber, die ihm dieſe Mißheirath ſehr übel nahmen, ſtießen ihn vom Throne, verjagten ihn aus ſeinem Reiche und ſchmolzen dieſe Dukaten ein, weshalb die wenigen, welche noch übrig geblieben ſind, zu den theuerſten Curioſitäten gehören.

Gleich intereſſant, wenn auch in anderer Beziehung, ſind die kupfernen Noththaler, welche Karl XII., deſſen Kriege alle Kaſſen des Landes erſchöpft hatten, von 1715 bis 1719 ſchlagen ließ. Sie ſind nicht größer als ein Zweipfennigſtück und mit zehn verſchiedenen Stempeln ausgeprägt, worunter ein Avers mit Jupiter, Saturn, Mercur, Phoebus und Mars. Auf den Rath ſeines Staatsminiſters, des Freiherrn von Schlitz, genannt von Görtz, ließ Karl XII. nicht weniger als 18 Millionen Thaler mit ſolchen Münzzeichen ausprägen, von denen jedes, wie die Aufſchrift ſagte, für einen Daler Silbermünze angenommen werden mußte, obgleich es nicht mehr als den 416ten Theil eines alten Kupferdalers werth wahr. — Gleich nach dem Tode Karls XII. verlangte der erbitterte Pöbel die Beſtrafung dieſes Miniſters, dem bald darauf der Proceß gemacht und der Kopf abgeſchlagen wurde.

Von den polniſchen Münzen zeichnen ſich die ſogenannten Mordthaler, eine Silbermünze von Thalergröße aus, geprägt von König Sigismund III. von 1627 bis 1630. Auf dem Avers ſieht man des Königs Bruſtbild mit ſeinem Namen und Titel, auf der Rückſeite ſein Wappen mit der Umſchrift: **Samo (gitiae) Liv(oniae) Est(iae) Nec Non Sue(corum) Goth. Vand. Hae(reditarius) R(ex).** Schmieder erzählt in Bezug auf dieſe Thaler: Kaſimir der Große hatte 1347 das Geſetz gegeben, daß Mörder nicht mehr hingerichtet, ſondern Geldſtrafe bezahlen ſollten: für den Mord eines Edelmanns 30 Mark, und ſo nach Stand und Würden weiter herab, welches Geld die Anverwandten des Ermordeten erhielten. Zu dieſem Behufe ließ Sigismund III. dieſen Thaler ſchlagen, welcher, wiewohl nur zwei polniſche Gulden werth, für einen Speciesthaler eingelöſt und an die Verwandten bezahlt werden mußte.

Einen friedlicheren Charakter haben die Schmetterlings-

Thaler und Fuchs-Dukaten, welche Friedrich Auguſt I., König von Polen und Churfürſt von Sachſen, im Jahre 1700 prägen ließ. Die Erſtern führten im Avers ein verſchlungenes und gekröntes F. A. und im Revers einen ſechsflügeligen Schmetterling; die Letztern zeigen auf der Vorderſeite einen langſchwänzigen Fuchs mit der Umſchrift: Je l'ai par la nature; auf der Rückſeite ſieht man allerlei Spielgeräthe mit der Deviſe: il faut de l'adresse. Beide Münzen wurden am Dresdener Hofe als Spielmarken gebraucht.

Eine der größten Seltenheiten der ungariſchen Münzen ſind die von Matthias Hunyades von 1457 bis 1485 geprägten Rabendukaten. Auf dem Avers erblickt man den heiligen Ladislaus, in der Rechten eine Streitaxt mit der Umſchrift: **S. Ladislaus Rex**, auf dem Revers die Mutter Gottes, zu ihren Füßen einen Raben, der einen Ring im Schnabel hält. Einige Geſchichtsſchreiber Ungarns erzählen, König Matthias habe dieſe Goldmünze zur Erinnerung an einen Raben, der ihm einſt einen Ring geſtohlen, ſchlagen laſſen; Andere ſehen in dieſem Raben nichts Anderes, als das Geſchlechtswappen Corvins. Dieſe Dukaten wurden in früheren Zeiten für Amulete gehalten, welche die Kraft beſitzen ſollten, ſchwere Geburten zu erleichtern und die Krämpfe der neugebornen Kinder zu ſtillen. Das abgeſchabte Gold wurde ſtatt Arznei eingenommen und ſollte auch andere Krankheiten heilen.

Auch die deutſchen Münzen haben manche Curioſität aufzuweiſen, z. B. die Kronemannsthaler, die den Namen des Alchymiſten führen, der ſie 1679 am Baireuther Hofe ausgeprägt hat. Auf der Vorderſeite zeigt ſich ein geharniſchter Arm, der einen Scepter über die Weltkugel hält. Die Ueberſchrift lautet: **A Deo et Parente,** die Umſchrift: **In Honorem et Diem natalem Sereniss. Princ. Dom. Georg. Wilhelm.;** auf dem Revers liegen Scepter und Schwert auf einem Tiſche, der von den Strahlen der Sonne beſchienen wird. Ueberſchrift: **Optima Spes Patriae,** Umſchrift: **March. Brand. Bor. Duci offert Christ. Wilh. Baro de Kronemann. MDCLXXIX.** Beſagter Freiherr, der das Silber zu dieſen Thalern ſelbſt erzeugt haben wollte, wurde ſechs Jahre ſpäter, des Betruges überwieſen, zur Belohnung aufgehängt.

Ein Seitenſtück zu den famoſen Margarethengroſchen bilden die ſogenannten Coſelgulden, im Jahre 1707 von König Auguſt dem Starken geprägt. Vorn des Königs geharniſchtes Bruſtbild mit Namen und Titel, hinten das ſächſiſche und polniſche Wappenſchild in flachem Bogen ausgeſchnitten, ſo daß der Zwiſchenraum beider Schilder eine längliche Oeffnung bildet. In der Mitte dieſer Oeffnung iſt ein Punkt zu ſehen. Der Urſprung dieſer Gulden ſchreibt ſich von einer Wette des Königs mit der Gräfin Coſel her: „das, was ſie verberge, auf Münzen zu offenbaren.“ Den größten Theil derſelben ließ die Gräfin aufkaufen und einſchmelzen, daher ſie jetzt zu den größten Seltenheiten gehören.

Aus der Klaſſe der ſogenannten Feſtmachungsmünzen, die gegen Schuß und Hieb ſichern ſollten, ſei nur eine erwähnt, die auf dem Avers den zum Kampf gerüſteten Kriegsgott und auf der Rückſeite ein magiſches Zahlenquadrat zeigt:

14	10	1	22	18
20	11	7	3	24
21	17	13	9	5
2	23	19	15	6
8	4	25	16	12

Die Zahlen von 1 bis 25 ſind ſo geſtellt, daß ſie, wie immer zuſammengezählt, die Summe 65 geben.

An der Spitze der numismatiſchen Seltenheiten, die außerhalb Europa geprägt worden ſind, ſtehen die goldenen und ſilbernen Nur-Mahal-Rupien, die im Jahre 1625, während der Regierung des neunten Moguls von Oſtindien, Jehan-Giur-Padiſchah, aufgekommen ſind. Von dieſen Rupien exiſtiren zwölf verſchiedene Gepräge. Auf der Vorderſeite zeigt ſich eines der zwölf Zeichen des Thierkreiſes, auf der Rückſeite ſteht der Name des Kaiſers, der Name ſeiner Favorite: Nur-Mahal und der Name des Münzortes: Amadabat. Ueber die Entſtehung dieſer Rupien, die auch Liebesmünzen genannt werden, erzählt der Reiſende Tavernier: die Geliebte des Moguls, welche lange den Wunſch gehegt, durch Münzen ihren Namen berühmt zu machen, habe durch fünftägige Verſagung dem Sultan die Gnade abgetrotzt, 24 Stunden unumſchränkt regieren zu dürfen. Längſt vorbereitet auf die Erfüllung ihres Lieblingswunſches, hatte ſie in allen Münzſtätten des Reiches große Gold- und Silber-Vorräthe aufſpeichern und Münzſtempel mit ihrem Namen ſchneiden laſſen. Mit dem Anbruch ihres erſten und letzten Regierungstages habe ſie Eilboten nach allen Münzſtätten ausgeſandt und es auf dieſe Weiſe möglich gemacht, innerhalb 24 Stunden 2 Millionen Thaler in ſolchen Gold- und Silberrupien ausprägen zu laſſen. Bei Lebzeiten Jehan-Giur-Padiſchahs blieben dieſe Münzen im Umlauf, als aber ſein Nachfolger den Thron beſtieg, ließ er dieſe Rupien bei Todesſtrafe einfordern und einſchmelzen, wodurch, wie Schmieder erzählt, ſie ſo ſelten geworden ſind, daß man ſelbſt in Indien die ganze Reihenfolge vom Widder bis zu den Fiſchen nur ſelten zuſammenbringt und einzelne Stücke, die ſich beſonders rar gemacht, (als eben der Widder und die Fiſche,) häufig mit hundert Kronen bezahlt. Noch jetzt herrſcht in Indien der Aberglaube, daß jede Perſon, die eine dieſer zwölf Liebesrupien bei ſich führe, unwiderſtehliche Liebe einflöße.

2.

Es war im Jahre 1674.

Der Linné der Numismatik befand ſich eben auf einer neuen Entdeckungsreiſe alter Münzen. Mit neuen Schätzen beladen, kreuzte er auf dem Mittelmeere, um von Meſſina nach

Paris zurückzukehren. Er hatte nicht weniger als neun alte Goldmünzen aufgefunden und war darüber ſo entzückt, daß er die ganze Schiffsmannſchaft hätte an ſein Herz drücken und mit ihr Brüderſchaft trinken mögen.

— Freund, ſprach er zum Capitain der Arethuſa, ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie unendlich glücklich ich bin. Ich bringe neun alte Goldmünzen mit, darunter einen **Stater Cyzicenus**, eine der ſchönſten Münzen der altgriechiſchen Stadt Cyzicus . . . Sind Sie ein Freund alter Münzen?

— Nein, mein Herr, erwiderte der Capitain.

— Nun, das hat weiter nichts zu ſagen. Betrachten Sie gefälligſt dieſen Stater. Auf der einen Seite ſehen Sie das Bruſtbild der Cybele, auf der andern einen gähnenden Löwenrachen, der Sie zu verſchlingen droht. Der Contraſt dieſer beiden Bilder, von denen das eine das erzeugende, das andere die verzehrende Kraft darſtellt, bewog die alten Griechen, einen falſchen, ſcheinheiligen, zweideutigen Menſchen, einen ſogenannten Wolf im Schaafspelze, einen Cyzicener zu nennen.

— Das werde ich mir merken.

— Thun Sie das, Capitain. Dieſe Goldmünze, Daricus genannt, verdankt ihren Namen dem Perſerkönig Darius Hyſtaspis, der ſie gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung hatte prägen laſſen. Die eine Seite zeigt Ihnen einen Bogenſchützen, die andere einen Löwenkopf. Ageſilaus beklagte ſich, Darius habe ihn mit Hilfe von 80,000 Bogenſchützen aus Griechenland verjagt, denn ſo viel Daricos hatte Timokrates, der Feldherr des

Perſerkönigs, nach Athen gebracht, um damit die feindlichen Anführer zu beſtechen.

— Alſo ließen ſich auch ſchon damals die Feldherren durch Gold beſiegen?

— Ganz wie heut zu Tage. Dies, mein Herr, iſt einer jener Goldſchekel, welche Saul, König von Juda, ausprägen ließ. Vorn präſentirt ſich Ihnen ein Ochſe und hinten ein Büffel.

— Und welches von beiden iſt des Königs Bruſtſchild?

— Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Hier, Capitain, ſehen Sie einen **Ptolomaion**, eine ägyptiſche Münze, welche König Ptolomäus Auletes, der Vater der berühmten Cleopatra, ſchlagen ließ. Dieſe Münze, eine der allerſeltenſten, iſt unter Brüdern tauſend Francs werth.

— Ich gebe Ihnen nicht zwanzig dafür.

— Herr, verſündigen Sie ſich nicht am grauen Alterthum! Dies, Capitain, iſt eine **Glaux** oder **Lauriotica**, eine athenienſiſche Münze, die auf der einen Seite das Bild der Göttin Pallas, auf der Rückſeite eine Eule trägt. Von dieſer Münze ſchreibt ſich nach meiner Anſicht die alte Redensart her: „Eulen nach Athen tragen.“

— Auch das will ich mir notiren.

— Dieſe Goldmünze da, die wie ein Roſenblatt geformt iſt, habe ich im Munde einer uralten Mumie gefunden. Bei den alten Aegyptern, Griechen und Römern war es eine heilige Sitte, den Todten ein Geldſtück unter die Zunge zu legen, um damit den alten Fährmann Charon bezahlen zu können. Dieſe Münze, von den Griechen Naulon (Fährgeld) genannt, iſt mindeſtens 2500 Jahre alt, und unter Freunden hundert Stück Dukaten werth.

— Ich gebe Ihnen nicht zwei dafür.

— Herr, ich fange zu glauben an, daß Sie ein Cyzicener ſind. Haben Sie ſich gemerkt, wen man im alten Griechenland damit zu bezeichnen pflegte?

— Einen Wolf im Schaafspelze . . . ich danke für das Compliment.

— Nicht Urſach'! Dies, mein Herr, iſt einer jener goldenen Helenenpfennige, welche die Mutter Kaiſer Conſtantins des Großen, um das Jahr 325, zu Ehren unſeres Heilands ſchlagen ließ. Auf der einen Seite finden Sie Chriſtus, auf der andern die Kaiſerin Helena mit ihrem Sohne abgebildet. Leichtgläubige haben ſich einreden laſſen, dieſe Pfennige, urſprünglich aus Erde und geweihtem Brote geknetet, hätten ſich durch ein neues Wunder des darauf geprägten Heilands in Gold verwandelt.

— Es gehört ein ſtarker Glaube dazu.

— Der Glaube, Capitain, macht ſelig. Dieſe Helenenpfennige wurden früher als Talismane am Halſe getragen. Die Gläubigen hofften dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und noch nebenbei das Fieber zu vertreiben. Jammerſchade, Capitain, daß Sie nicht ein kleines Wechſelfieber haben; wir hätten dann ſogleich Verſuche anſtellen können, ob ihre Wirkung Wahrheit, oder blos frommer Köhlerglaube ſei . . .

— Sie ſind in der That ſehr gütig.

— Bitte, bitte! Hier, Capitain, zeigt ſich Ihnen eine der allerälteſten Bronze-Münzen der Römer. Auf der Vorderſeite erblicken Sie einen **Janus bifrons**, einen Kopf mit zwei Geſichtern, von denen das eine vor- und das andere rückwärts ſchaut; auf der Vorderſeite ſehen Sie den Vordertheil eines Schiffes, über deſſen Bedeutung ich hin und her geſonnen, ohne darüber in's Klare zu kommen. Dieſer Janusmünzen bediente ſich die römiſche Jugend zu einem harmloſen Spiele, das mit unſerm **jeu à croix ou à pile**, dem ſogenannten Schrift- und Wappenſpiel, viel Aehnlichkeit hatte. Die Kinder, erzählt Patin in ſeiner „**histoire des médailles**“ warfen die Janusmünze in die Luft und wetteten, welche von den beiden Seiten, beim Herabfallen, die obere bleiben werde, wobei ſie ausriefen: **Capita aut navis** (Köpfe oder Schiff).

— Sie wiſſen aber doch Alles.

— Keine Complimente, Capitain. Die merkwürdigſte aller Münzen, die ich Ihnen bis jetzt gezeigt habe, iſt die Bronze-Münze des Kaiſers Otho, eine Münze, die ich bis jetzt noch in keinem Münz-Kabinet gefunden, eine Münze, die vielleicht nicht noch ein Mal in der Welt exiſtirt, eine Münze, für die Sie mir dreiſt eine Million Livres anbieten können, ohne befürchten zu dürfen, daß ich ſie annehmen würde, eine Münze, die mir lieber, werther und theurer als ſämmtliche Münzen meiner

Sammlung und der ganzen Erde iſt, eine Münze, für die ich mich lieber todtſchlagen, als mich von ihr losſagen würde, eine Münze . . .

In demſelben Augenblicke ſchlug ein nicht mehr fernes Gewehrknattern an ſein Ohr. Erſchreckt fuhr Herr Vaillant zuſammen und fragte, was das Schießen zu bedeuten habe.

— Himmel, was ſehe ich! ſchrie der Timon der Arethuſa.

— Was ſehen Sie, Capitain?

— Dort kommen Seeräuber . . .

— Seeräuber? Herr, Sie ſpaßen wohl nur?

— Ei, ſehen Sie doch ſelbſt . . . ſogleich will ich den Befehl zum Angriff geben.

— Teufel, das wird am Ende eine blutige Geſchichte.

— Die Piraten ſpaßen nicht.

— Sie plündern uns wohl gar? . . .

— O, noch mehr . . . ſie knebeln uns und ſchleppen uns als Gefangene fort; wir wollen uns aber vertheidigen, ſprach der Capitain und commandirte Feuer, denn ſie waren bereits von den feindlichen Schiffen umringt.

— Heilige Mutter Gottes, was fange ich nun mit meinen Münzen an? Wo ſtecke ich ſie hin, wo verberge ich ſie, daß keiner dieſer Spitzbuben ſie finden kann?

— Feuer, Feuer! commandirte der Capitain.

— Die Sache geht ſchlecht, wie ich ſehe. Teufel, da bleibt mir nur ein Mittel übrig, meine Schätze zu retten.

Herr Vaillant nahm ſeine neun Münzen und — — — verſchluckte ſie.

— Drin ſind ſie, rief er freudig aus, aber wie ich ſie wieder herausbekommen werde, iſt eine Frage, die ſchon jetzt mir Sorge macht.

Das Scharmützel währte kaum zehn Minuten. Der Numismatiker ſah mit großer Kaltblütigkeit dieſem keineswegs erfreulichen Schauſpiele zu.

— Ich habe meine Münzen gerettet, ſagte er zu ſich, nun gehe und komme es, wie es wolle; ich bin jetzt auf das Schlimmſte gefaßt.

Das Schauſpiel nahm für die Arethuſa und ihre Mannſchaft ein trauriges Ende. Die Letztere wurde unſanft geknebelt und auf eines der feindlichen Schiffe geſchleppt.

— Wenn dieſe Barbaren Münzkenner wären und das wüßten, was ich weiß, ſo würden ſie mir jetzt den Bauch aufſchlitzen und mir meinen Cyzicener, meinen Daricus, meine Glaux, meine Helena, meinen Janus und vor allen Andern meinen **Otho unicus** aus den Eingeweiden reißen. Ach, ſolch einen Schmerz würde ich nicht überleben können!

Die letzte Befürchtung wird auch gewiß jeder meiner gefühlvollen Leſer theilen, denn ein aufgeſchlitzter Bauch hat jedenfalls ſein Unangenehmes, was kein Sterblicher, und wäre er auch ein noch zehnmal gelehrterer Numismatiker als Herr Vaillant, lange überleben könnte. Zum Glück beſaßen die Herren

Seeräuber noch ſo viel Menſchlichkeitsgefühl, daß es ihnen mehr um das Geld, als um das Leben ihrer Gefangenen zu thun war.

Man ließ ſich gegenſeitig in Unterhandlungen ein.

Der Capitain der gefangenen Arethuſa verſtand zufälligerweiſe ſo viel Italieniſch, daß er für ſeine ganze Mannſchaft die Rolle des Dolmetſchers übernehmen konnte.

Nach Verlauf von drei Stunden, während welcher die Seeräuber durch allerlei ſchreckliche Drohungen, die Gefangenen aber durch Muth und Entſchloſſenheit ſich gegenſeitig Furcht einzuflößen ſuchten, kam endlich der Vergleich zu Stande, daß Mann für Mann eine Ablöſungsſumme von 250 Livres bezahlen ſollte.

Mit Freuden bezahlte Herr Vaillant die kleine Summe, voll Wonne drückte er den Capitain der Arethuſa an's Herz und rief:

— Meine Münzen ſind gerettet!

— Ei, wo haben Sie Ihre Schätze?

— Da ſitzen ſie, antwortete der Numismatiker, indem er mit Stolz auf ſeinen Bauch ſchlug.

— Wie, Sie haben all' Ihre Münzen verſchluckt?

— Ja, mein Herr.

— Und wird Ihr Magen dieſe Bürde auch vertragen können?

— Ich will es wünſchen, Herr Capitain!

3.

Aber bald darauf bekam Herr Vaillant heftiges Magendrücken. Die neun Goldmünzen fingen in ſeinen Eingeweiden etwas unhöflich zu wirthſchaften an. Bald drückte es ihn hier, bald ſtach es ihn dort. Sein armer Magen, nicht gewöhnt an ſolche ſchwere, unverdauliche Koſt, ſchwoll allmählig zur Trommel an.

— Was fehlt Ihnen, Herr? fragte der Capitain. Sie ſchneiden Grimaſſen, daß mir angſt und bange wird.

— Ach, Capitain, meine Münzen machen mir viel zu ſchaffen; wenn ich nur wüßte, was ich anfinge, um mich ihrer ſo bald als möglich zu entledigen.

— Wünſchen Sie vielleicht ein Lavement? Einer meiner Matroſen verſteht dieſes Geſchäft aus dem Fundament.

— Wann erreichen wir Lyon?

— Schwerlich vor Einbruch der Nacht.

— Das währt noch verteufelt lange! Haben Sie nicht irgend ein anderes Mittel bei der Hand, das die Eingeweide erweicht und geſchmeidig macht? Haben Sie Oel?

— Lampenöl?

— Nein, Provencer-Oel!

— Das habe ich nicht.

— Das iſt unrecht, Capitain. Jedes Schiff ſollte von Rechtswegen eine kleine Reiſe-Apotheke mit ſich führen.

— Meine Arethuſa, Herr, iſt kein Spital.

— Iſt kein Arzt auf dem Schiffe?

— Wir haben nur einen Barbier, der weiter nichts als einen Aderlaß zu appliciren verſteht.

— Das iſt fatal! Das Magendrücken wird immer heftiger . . .

— Wie konnten Sie aber auch ſo unvorſichtig ſein, ein ganzes Münzkabinet zu verſchlucken! Wiſſen Sie, daß Ihnen dieſer Spaß den Tod bringen kann?

— Freund, glauben Sie das wirklich? fragte Herr Vaillant, der vor Schreck urplötzlich leichenblaß geworden war.

— Das iſt mein völliger Ernſt, erwiderte der Capitain, dem es Freude zu machen ſchien, den armen Numismatiker über die Gebühr zu ängſtigen. Einer meiner Matroſen, der vor einem halben Jahre, Scherzes halber, fünf Pfirſichkerne verſchluckt hatte, ſtarb zwölf Stunden ſpäter einen ſchrecklichen Tod. Unter furchtbaren Krämpfen gab er ſeinen Geiſt auf.

— Kleine, runde Goldmünzen, die viel leichter abzuführen ſind, ſcheinen mir weniger gefährlich . . .

— Das bilden Sie ſich ein! Dieſe alten Münzen haben in der Regel einen ſchimmeligen Firniß, der nicht ſelten Giftſtoff in ſich trägt.

— Sie bringen mich in Verzweiflung, Capitain.

— Wodurch, mein Herr?

— Durch die Ruhe, mit der Sie mir eine Todesangſt nach der andern in die Eingeweide jagen. Der Angſtſchweiß tritt mir auf die Stirn . . . der Druck im Magen wird immer unerträglicher . . . ich fange das Schlimmſte zu fürchten an . . .

— Am Ende bekommen wir noch eine Leiche . . .

— Herr, Sie haben keinen Funken menſchlichen Mitgefühls. Jeder Andere an Ihrer Stelle würde mich zu beruhigen ſuchen, Ihnen hingegen ſcheint es Freude zu gewähren, mich durch Angſt zu martern.

— Sie verkennen mich, Herr. Ich empfinde tiefes Mitleid und bin untröſtlich, Sie hilflos hinſterben zu ſehen.

— Sie glauben alſo wirklich . . .

— Ich bin es ſogar feſt überzeugt . . . Machen Sie Ihr Teſtament, Herr Vaillant.

— Dieſe Kälte! Wahrhaftig, der boshafteſte aller Teufel iſt ein barmherziger Bruder, Ihnen gegenüber.

— Ach, ſehen Sie doch nur, wie Ihr Magen anſchwillt! Von der Ferne betrachtet erſcheint Ihr werther Unterleib wie ein aufgegangener Kürbis. Sie müſſen entſetzlich leiden . . .

— Im Gegentheil, mein Herr, in dieſem Augenblick verſpüre ich weniger Schmerz als vorhin.

— Um ſo heftiger wird er wiederkehren.

— Meinetwegen.

— Sie werden einen qualvollen Tod ſterben . . .

— Das geht Sie nichts an!

— Wir werden Ihre Leiche dann in's Meer verſenken müſſen.

— Thun Sie das, Capitain.

— Ei, woher haben Sie plötzlich all' den Muth hergenommen?

— Ich habe in meiner Jugend Medicin ſtudirt und weiß, daß verſchlucktes Gold nicht ſo gefährlich werden kann. Deſſenungeachtet wäre es mir lieb, wenn wir Lyon bereits erreicht hätten. Dort finde ich meinen alten Freund Dufour, einen ausgezeichneten Arzt, der mich von dieſem Drucke ſchnell befreien wird.

— Wenn nicht unterdeſſen der giftige Schimmel Ihrer Münzen alle Lebenskraft zerſtört hat.

— Schön, ſprach Herr Vaillant, verließ den Capitain und begab ſich in die Cajüte.

Seine geſunde Conſtitution kam ihm früh genug zu Hilfe. Nach Verlauf einer Stunde ſtellte ſich bei ihm ein Bedürfniß ein, das ihn antrieb, die Cajüte zu verlaſſen und einen andern Raum aufzuſuchen, um ſich auf natürlichem Wege ſeiner Schätze zu entledigen. Da auf Schiffen aber derlei Räume ſo beſchaffen ſind, daß ſie mit dem Waſſer in Verbindung ſtehen, ſo ſah Herr Vaillant aus leicht erklärlicher Furcht ſich genöthigt, unverrichteter Sache wieder umzukehren.

Nach der Cajüte zurückgekehrt, erhielt er durch die Gefälligkeit des Kochs ein Glas Provencer-Oel, das er mit einem Zuge leerte.

Dies Mittel verfehlte ſeine Wirkung nicht.

4.

Gegen Abend hatte man Lyon erreicht.

Herr Vaillant eilte zu ſeinem Freunde Dufour, den er glücklicherweiſe zu Hauſe fand. Er erzählte dem Arzte, was geſchehen ſei. Der Doctor verſchrieb augenblicklich eine Medicin und entband ſeinen berühmten Freund nach Verlauf von drei Stunden von acht Goldmünzen.

Nach jeder Münze fiel der Numismatiker ſeinem Freunde von Neuem um den Hals, nannte ihn Frankreichs Aesculap, einen neuen Galen, und war vor Freude, ſeiner Schmerzen los und ledig und im Beſitze der koſtbaren Münzen zu ſein, faſt bis zu Thränen gerührt.

— Acht Münzen ſind da! Es fehlt nur noch die Hauptſache, mein Otho unicus, die ſeltenſte aller dieſer Münzen.

— Sei unbeſorgt, Freund, auch ſie wird nicht lange mehr ausbleiben.

Ein halbes Stündchen ſpäter kam auch dieſer Otho wieder zum Vorſchein.

Ein ſchwaches Weib, das glücklich von Drillingen entbunden worden, kann nicht froher, nicht glücklicher ſein, als es Herr Vaillant war, nachdem ſein Otho das Licht der Welt erblickt hatte.

— Gefunden, gefunden, rief er ungefähr mit demſelben Tone, mit dem Archimedes ſein *ʽΕννικα* ausgerufen haben mag.

Am andern Morgen reiſte er nach Paris ab.

5.

Drei Tage nach ſeiner Ankunft hatte er eine Audienz beim General-Controleur der Finanzen.

— Willkommen, Herr Vaillant, ſagte Colbert, auf deſſen Befehl er die Reiſe nach Sicilien unternommen hatte. Darf ich fragen, wie Ihnen Ihr Ausflug bekommen iſt?

— Gut, ſehr gut, Monſeigneur.

— Sie wurden, wie ich geſtern gehört, von einem algieriſchen Seeräuber gefangen genommen und mußten mit 250 Francs Ihre Freiheit erkaufen.

— So iſt es, Monſeigneur.

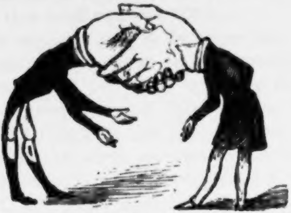
— Um Ihre Münzen zu retten, mußten Sie ſie verſchlucken und Ihrem Magen dadurch ein Schach bieten, das ihn beinahe matt gemacht hätte. — Sie haben ſich dadurch einen neuen Anſpruch auf meine Dankbarkeit erworben. Für die neun Goldmünzen, die Sie dem königlichen Münz-Kabinet geſchenkt, hat Seine Majeſtät mich huldvoll beauftragt, Ihnen ein Geſchenk von 25,000 Livres auszahlen zu laſſen. Hier iſt die Anweiſung. Außerdem erlaube ich mir, Ihnen, als Zeichen meines Wohlwollens, dieſe Doſe zu überreichen.

— Monſeigneur, ſtammelte er höchſt verlegen.

— Schon gut, ſchon gut, Herr Vaillant. Gehen Sie mit Gott und ſchenken Sie mir recht bald die Freude eines längeren Beſuches.

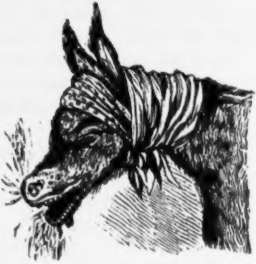
Herr Vaillant empfahl ſich mit einer Verbeugung, die ganz geeignet geweſen wäre, die Rückſeite einer alten Denkmünze zu zieren.

Rührende Freundſchafts-Verſicherung.



Ein Journaliſt und ein Schauſpieler, die ſich die Hand der Verſöhnung reichen, ſich gegenſeitig die Verſicherung ungeheuchelter Verehrung ertheilen und fünf Minuten ſpäter ſich wieder ſo gründlich verachten, wie früher.

Moraliſcher Katzenjammer.



Ein Eſel, der in der Einbildung lebt, ein verkanntes Genie zu ſein.

Pascaline.

Paris, das reiche und auf ſeinen Reichthum ſo ſtolze Paris, beſitzt viel Gold, viel Juwelen, viel Diamanten; es birgt tauſend Schätze in ſeinem Buſen, aber *ein* Schmuck, *eine* Zierde fehlt ihm: *Blumen!*

Paris iſt ärmer an Blumen, als an koſtbaren Steinen; dieſe Königin der Welt vermag ihre glänzende Stirn weit leichter mit Brillanten und Smaragden, als mit Veilchen und Orangenblättern zu ſchmücken.

Paris hat zwar ſeinen Blumenmarkt; die vornehme Dame kauft dort ihre elegante Camelia, der Blumenfreund ſucht dort eine neue Tulpe, die junge Handwerkerin holt ſich dort ihren duftenden Nelkenſtrauch; aber ach, all' dieſe Blumen leben leider nur ein ſehr kurzes Daſein; ihr Stengel, einen Augenblick durch die wohlthuende Wärme des Treibhauſes aufrecht gehalten, beugt ſich und welkt bald, und der Käufer, der eine duft- und lebenathmende Pflanze zu beſitzen gehofft, ſieht ſich am andern Tage im Beſitze einer ſchnell verwelkten Blüthe.

Deſſen ungeachtet giebt es im großen Paris doch noch einige Tempel, die dem Cultus der liebenswürdigen Blumengöttin Flora geweiht ſind. Noch in manchem der glänzenden Boudoirs der vornehmen Welt findet man eine aufbrechende Roſe, deren köſtliche Farbe dem Teint einer zum erſten Male erröthenden Jungfrau gleicht, eine Lilie mit alabaſternem Kelche und goldenen Staubfäden, eine Hyacinthe, die ſo ſüß wie das Schnupftuch einer großen Dame duftet, ein beſcheidenes Vergißmeinnicht, das die Hand des Dichters mitten im Grün der Julikräuter ſucht; hier, ja nur hier trifft unſer Auge noch all' jene vegetabiliſchen Intelligenzen, denen der morgenländiſche Aberglaube eine poetiſche Miſſion angedichtet hat.

Aber wie viel Sorgfalt, wie viel Pflege dieſe ſeltenen und koſtbaren Blumen erfordern, wiſſen nur Jene, welche Florens Kinder wie ihren Augapfel hüten und pflegen.

Eine der bekannteſten Kunſtgärtnerinnen der guten Stadt Paris iſt Mademoiſelle Benoit. Eine fanatiſche Verehrerin der Blumen pflegt ſie ihr kleines Gärtchen mit einem Eifer, den alle Welt bewundert. Wiewohl ſehr arm, cultivirt ſie ihre Blumen mit wahrhaft rührender Sorgfalt. Und daher kommt es, daß ihr beſcheidenes Gärtchen, ſelbſt im ſtrengſten Winter, manch ſchöne Blume hat, die man vergebens in andern Gärten und Treibhäuſern ſucht.

Vor einiger Zeit — in den letzten Tagen des Januars —

hielt plötzlich eine glänzende Equipage vor der Wohnung unſerer armen Blumenhändlerin.

Eine ſchöne Dame und ein reizendes Mädchen fragen nach Mademoiſelle Benoit.

— Mademoiſelle, ſagte die Dame, übermorgen iſt der Hochzeitstag meiner Tochter. Sie wünſcht ihr ſchwarzes Haar mit weißen Roſen zu ſchmücken. Aber dieſe Blumen ſind in dieſem rauhen Winter ſo ſelten, daß ich ſie nirgends aufzutreiben weiß. Mehrere Kunſtgärtner, bei denen ich vergeblich nachgefragt, haben mich an Sie gewieſen. Mademoiſelle, haben Sie weiße Roſen?

— Noch zwei Stück, Madame.

— Kann ich ſie ſehen?

Das junge Mädchen führt die beiden Damen zu einem merkwürdig ſchönen Roſenſtock, von welchem zwei halbgeöffnete Blüthen ihren lieblichen Duft entgegenhauchten.

— Wollen Sie mir dieſe beiden Roſen ablaſſen? fragte die Marquiſe.

— Nein, Madame, erwiderte Pascaline mit einem tiefen Seufzer . . . die eine ſteht Ihnen zu Dienſten, die andere iſt verſprochen . . .

— Dann behalte ich dieſe eine. Und der Preis, liebes Kind?

— Zwei Louis, Madame.

— Hier ſind ſie, liebe Kleine. Schicken Sie dieſe Roſe, ſobald ſie aufgeblüht iſt, in mein Hôtel, Rue de Lille, Nummer 14.

Pascaline verbeugte ſich und begleitete ihre beiden reichen Kunden bis zur Thüre ihrer beſcheidenen Wohnung.

— Welch ein unerwartetes Glück! rief das arme Kind, als es in ſein Zimmer zurückgekehrt war. Achtundvierzig Francs! Damit kann ich einen Theil der ſchuldigen Miethe bezahlen, und der unbarmherzige Wirth wird dann Mitleid und Nachſicht haben und mich nicht hinausjagen. O meine Mutter, ſieh' aus Deinen Himmeln auf Dein armes Kind herab, das Du mit Deinem Segen beſchützeſt.

Und Pascaline zerfloß in Thränen und durchwachte weinend die ganze Nacht, denn es war der Vorabend eines traurigen Jahrestages, des Todes der guten, frommen Mutter, die ihrer Tochter zwei keuſche, heilige Neigungen eingeflößt hatte: die Liebe zu Gott und zu den Blumen.

In dieſer Nacht vergoß Pascaline gar viele Thränen, köſtliche Thränen, Diamanten eines frommen Herzens, Juwelen kindlicher Liebe. Sie rief ſich die letzten Augenblicke ihrer angebeteten Mutter, welche Gott zu ſich zurückgerufen hatte, ins Gedächtniß zurück. Der Tod hatte bereits ſeine Beute erfaßt. die Tochter weinte am Herzen der ſterbenden Mutter . . . es war damals eine ſo kalte Nacht, als dieſe . . . die Mutter ſagte zu ihr mit brechender Stimme:

— Pascaline, mein liebes, ſüßes, frommes Kind, unſere weißen Roſen . . . blühen ſie noch?

— Ja, Mutter, antwortete das Kind in Thränen.

— Bringe ſie mir, liebes Kind, daß ich meine Lieblingsblume noch ein Mal, ach zum letzten Male ſehe.

Und Pascaline brachte der Mutter die beiden aufgeblühten Roſen, ſo friſch und ſchön wie die Blumen des Mais.

— Der Duft dieſer Roſen, hatte der Arzt geſagt, kann ihr ſchädlich werden und ihren Tod beſchleunigen.

— Nein, hatte die Sterbende erwidert, dieſe Blumen ſind auch meine Kinder, ſie werden länger leben, als ich . . . Pascaline, gieb mir eine dieſer Roſen . . . gieb ſie mir in dieſe Hand . . . ich will mit ihr begraben werden.

Und einige Augenblicke ſpäter war die arme Frau geſtorben.

Und mit der Roſe in der Hand wurde ſie in den Schoos der Erde eingeſcharrt, wie ſie's von ihrem Kinde verlangt hatte. Aber gleich, als man die arme Frau in ihren Sarg gelegt, war die Roſe entblättert.

Und ihr in Thränen zerfließendes Kind that an dem kaum geſchloſſenen Grabe ein Gelübde, ſo fromm und keuſch wie ſie ſelber war . . .

Nachdem der Morgen angebrochen, ging ſie an ihre tägliche Beſchäftigung . . . ſie erinnerte ſich der Roſe, welche die vornehme Dame ihr geſtern abgekauft hatte, und ging in den Garten hinab, um ſie abzupflücken.

Aber ach! während der Nacht hatte ſich eine dieſer beiden Roſen, wie jene, welche die ſterbende Mutter mit ins Grab genommen, entblättert.

Es blieb ihr nur noch eine!

Bald darauf erſchien der herzloſe Hauseigenthümer und verlangte die rückſtändige Miethe.

— Mein Herr, ſchluchzte Pascaline, ich kann Sie nicht bezahlen . . .

— Aber mein Gott, Sie haben Geld, Mademoiſelle, erwiderte der unbarmherzige Gläubiger und wies auf die zwei Louis, die auf dem Kaminſims lagen.

— Sie gehören nicht mehr mir . . . die verkaufte Roſe iſt entblättert.

— Und dieſe hier? Warum verkaufen Sie dieſe nicht?

— Dieſe iſt vergeben, mein Herr; alles Gold der Welt iſt nicht hinreichend, ſie zurückzukaufen.

— In dieſem Falle, entgegnete der wüthende Hauswirth, machen Sie ſich bereit, dieſe Wohnung augenblicklich zu verlaſſen . . . ich bin nicht der Mann, der die Leute umſonſt bei ſich wohnen läßt. Packen Sie Ihre Sachen zuſammen.

— Ich gehorche, ſeufzte Pascaline.

Als eine Viertelſtunde ſpäter die reiche Dame wiederkam, um die gekaufte und bereits bezahlte Roſe, die man ihr nicht geſchickt, müde des vergeblichen Wartens, ſelber abzuholen, ſagte man ihr:

— Mademoiſelle iſt, mit einer weißen Roſe in der Hand, ſoeben ausgegangen . . . Halt, ſehen Sie . . . dort unten geht ſie noch . . .

Und die Dame, von unwiderſtehlicher Neugier getrieben, folgte dem armen Mädchen von einer Straße in die andere, bis ſie den Kirchhof erreicht hatte, wo ſie ſich zum Grabe ihrer

Mutter niederbeugte, um dieſen heiligen Ort mit der weißen Roſe zu ſchmücken.

— O Mutter, hauchte Pascaline, empfange an Deinem Sterbetage dieſes Pfand der Erinnerung, empfange die Blume, die Du ſo ſehr geliebt, die ich für Dich gepflegt, und bitte Gott, daß er ſich Deines Kindes annehme, das, verlaſſen von aller Welt, ohne Schutz, ohne Hoffnung am Rande der Verzweiflung ſteht.

Und das fromme Kind benetzte mit tauſend Thränen das Kreuz von ſchwarzem Holze, das einzige Merkmal jener Stelle, die ihr das Liebſte, das Heiligſte auf Erden, die irdiſche Hülle ihrer Mutter barg.

Die Dame, Zeugin dieſer herzzerreißenden Scene, war, ihre Thränen verbergend, davongeeilt.

. . . .

Als Pascaline in ihre Wohnung zurückgekehrt war, um ihre wenigen Habſeligkeiten abzuholen und ihr beſcheidenes Aſyl für immer zu verlaſſen, fragte ſie der Wirth:

— Mademoiſelle, was wollen Sie?

— Ich will Sie verlaſſen . . .

— Weshalb?

— Weil ich Sie nicht bezahlen kann . . .

— Wo denken Sie hin, gutes Kind. Ihre Wohnung iſt ja ſchon für zwei Jahre voraus bezahlt.

— Was ſagen Sie?

— Die reine Wahrheit, Mademoiſelle; hier iſt die Quittung!

Pascaline, im erſten Augenblicke faſt verſteinert, fand bald die Auflöſung des überraſchenden Räthſels.

Gleich darauf überreichte ihr ein ſtattlicher, reich betreßter Lakai hundert Louis und einen Brief folgenden Inhalts:

»Mademoiſelle.

Ich weiß Alles! Ich weiß, daß Sie mit den Roſen, womit ich meinen Brautkranz habe ſchmücken wollen, das Grab Ihrer Mutter geſchmückt haben; erlauben Sie mir, Ihnen für dieſen ſchönen Zug Ihres frommen Herzens mein lebhaftes Mitgefühl zu erkennen zu geben. Auch ich liebe meine Mutter und begreife Ihre Liebe. Geſtatten Sie, Mademoiſelle, daß ich Ihnen im Namen Ihrer Mutter, die noch im Grabe für ihr frommes Kind ſorgt, beiliegende Summe als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit überreiche. Sie werden — ich bitte und beſchwöre Sie — es nicht zurückweiſen. Sein Frauenleben mit einer Handlung beginnen, welche die kindliche Liebe ehrt, iſt mehr als eine Roſe werth.

Auch ich habe eine gute Mutter! Sie grüßt Sie und hat mir verſprochen, für Sie zu ſorgen wie für ihr eigenes Kind, dem es zum Stolze gereicht, ſich von heute an zu nennen

Ihre

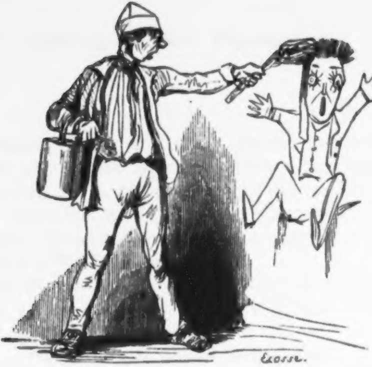
aufrichtige Freundin

Adele von Regenial.«

— O meine Mutter, meine gute, fromme, heilige Mutter, weinte Pascaline. So wachſt Du, von der Höhe des Himmels, über dem Glücke Deines Kindes! Schutzgeiſt meines Lebens, ich danke Dir!

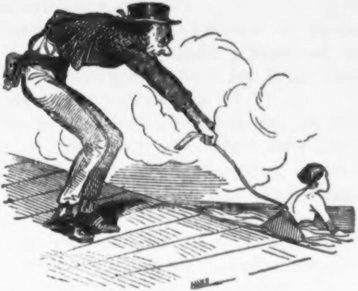
Gymnaſtiſche Uebungen.

I.



Wunderwirkung einer neu erfundenen Pomade.

II.



— Mamſellchen, gehen Sie nicht zu tief ins Waſſer.

Bibliographiſcher Decamerone.

§. 1.

Hugbald, Abt von Saint-Amant (geſtorben 930), dichtete, um ſich bei Karl dem Kahlen einzuſchmeicheln, eine Apologie der Kahlköpfe, „de laude Calvorum“, ein Gedicht von 136 Verſen, in welchen jedes Wort mit dem Buchſtaben C anfängt. Zwei der älteren Ausgaben dieſes „Carmen mirabile“ ſind 1516 und 1519 zu Baſel in 4. erſchienen.

Leo Placentius ſchrieb unter dem Namen P. Portius ein Gedicht, „Pugna Porcorum“, worin jedes Wort mit einem P beginnt. Hier einige Verſe daraus:

> Plaudite porcelli; porcorum pigra propago
> Progreditur, plures porci pinguedine pleni
> Pugnantes pergunt; Pecudum pars prodigiosa,
> Perturbat pede petrosas plerumque plateas;
> Pars portentose populorum prata profanat.

Die erſte Ausgabe dieſer artigen Spielerei erſchien 1530 zu Cöln in 8.; dann folgen die Ausgaben von Antwerpen 1533, Paris 1539, Löwen 1546 und Baſel 1547 in 8.

Martin Hamconius, ein Friesländer (geſtorben 1621), verfaßte ein Gedicht von 900 Verſen, „**Certamen Catholicorum cum Calvinistis**“ (**Monachi** 1607. 8.), Heinrich Harder ein „**Certamen canum cum cattis**“ (. . . . .), Nicolaus Mameranus ein „**Carmen heroicum de venatione**“ (. . . . .) und ein Advokat zu Dreux (geſt. 1645) das Leben der heiligen Cäcilia, worin das C der Anfangsbuchſtabe jedes Wortes dieſer Gedichte iſt.

Chriſtianus Pierius, ein Cölniſcher Dichter, der zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gelebt, ſchrieb unter dem Titel „**Christus crucifixus s. carmen cothurniatum, catastrophicumque, cruciatus caedemque cruentam contumeliosamque continens**“ ein Gedicht von mehr als 1200 Verſen, worin jedes Wort mit einem C anfängt, und unter dem Titel „**Maximilianeida Major Maximiliano multipotenti mancipata**“ ein Lob zu Ehren Kaiſers Maximilian, worin jedes Wort mit einem M anfängt. Das letztere dieſer beiden Gedichte erſchien 1570 zu Tübingen in 4., das erſtere zu Frankfurt 1576 in 8.

Der griechiſche Dichter Laſus, der 550 v. C. G. gelebt, ſchrieb einen Hymnus an Ceres und eine Ode an die Centauren, in welchen kein einziges P vorkam. Von beiden Gedichten finden ſich Bruchſtücke im „Aelian“ und „Athenäus“.

Nach dem Berichte des letztgenannten Schriftſtellers ſoll Pindar eine Ode ohne S gedichtet haben.

Neſtor, ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Severus, verfaßte eine „Ilias“ in 24 Geſängen; in jedem dieſer Geſänge fehlt nach der Reihe des Alphabets ein Buchſtabe; der erſte Geſang hat kein α, der zweite kein β u. ſ. w.

Ein Nachahmer Neſtors war der griechiſche Dichter Tryphiodorus, der im ſechsten Jahrhundert nach C. G. gelebt und eine „Ὀδυσσεια λειπογραμματος“ geſchrieben hat, in deren erſtem Buch kein α, im zweiten kein β u. ſ. w. zu finden war. Schade, daß dieſe mühſame Spielerei ganz verloren gegangen iſt.

Fabius Claudius Gordianus Fulgentius (geſtorben 530 nach C. G.) ſchrieb ein Werk in Proſa, das nach den 23 Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets in eben ſo viel Kapitel eingetheilt war; das erſte Kapitel enthielt kein **A**, das zweite kein **B** u. ſ. f. Dreizehn Kapitel und ein Theil des vierzehnten — die übrigen ſind verloren gegangen — hat Jacques Homey unter dem Titel „**Liber absque litteris, de aetatibus mundi et hominis**“ im Jahre 1696 zu Poitiers in 8. herausgegeben.

In neuerer Zeit haben ſich in der lipogrammatiſchen Dichtkunſt vor allen andern Nationen die Italiener ausgezeichnet. Vincenzo Cardone und Orazio Fidele haben Gedichte ohne **R** (**la R Sbandita, R Bandita**), Gregorio Leti eine gelehrte Abhandlung, Ludovico Riccoboni eine Erzählung und ein Autor, deſſen Name mir entfallen iſt, eine **Comeddia senza R** geſchrieben. Letztere iſt 1826 zu Genua erſchienen.

Daſſelbe Schickſal hat der Buchſtabe **R** auch von dem deutſchen Dichter Gottlieb Wilhelm Burmann erfahren, welcher „Gedichte ohne den Buchſtaben **R**“ herausgegeben. Die erſte Auflage erſchien in Berlin 1788, die zweite 1796 in 16.

Der ſpaniſche Dichter Lope de Vega hat einen Cyclus von fünf Novellen geſchrieben, von denen die erſte kein A, die zweite kein E, die dritte kein I, die vierte kein O und die fünfte kein U enthält.

§. 2.

Die Gelehrten des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts beſchäftigten ſich mit wunderlichen Stoffen. Der berühmte Erasmus von Rotterdam ſchrieb ein Lob der Narrheit „Moriae Enconium“, das zuerſt 1511 zu Strasburg erſchien und faſt in alle Sprachen überſetzt wurde, ins Franzöſiſche von P. Gueudeville, Amſterdam 1728, 8., Paris 1751, 8.; von Lavaux, Baſel 1780, 8.; von Barrett, Paris 1789, 12.; ins Italieniſche, Baſel 1761, 8., Cöln 1787, 8., Florenz 1807, 18.; ins Deutſche von Sebaſtian Franck, ohne Ort und Jahr in 4.; von C. F. Rasca, Frankfurt und Leipzig 1735, 8. und von Wilhelm Gottlieb Becker, Baſel 1780, 8.; ins Engliſche von Thomas Chaloner, London 1549, 4.; von einem Ungenannten, London 1709 und 1735, 8. und von William Kennet, London 1740, 12.; ins Holländiſche von J. Weſterbaan, Haag 1659, 8. Amſterdam 1710, 8.; ins Schwediſche von S. Lundberg, Stockholm 1728, 8.

Der eben ſo berühmte Daniel Heinſius ſchrieb eine „Laus asini“ und eine „Laus pediculi“. Beide erſchienen zu Leyden 1629 in 4. „Das Lob des Eſels“ wurde von J. M. L. Coupé ins Franzöſiſche übertragen, Paris 1796, 18. C. F. Paullinus verfaßte eine gelehrte Abhandlung **de asino in quo de claris asinis et asellis**, Leipzig 1698, 12. Auch in ſpäterer Zeit fanden die Eſel einen neuen eifrigen Vertheidiger in dem Jeſuiten Clemente Bondi, dem Verfaſſer der „**Asinata**“.

Etienne Pasquier und einige andere Schöngeiſter, welche ſich im Jahre 1579, während der Belagerung von Poitiers, in Geſellſchaft der Mademoiſelle Des Roches befanden, gewahrten auf dem Buſen des Fräuleins einen Floh, der ihre Anbeter zu griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Gedichten begeiſterte, welche, geſammelt, unter dem Titel „**la Puce de Mademoiselle des Roches,**“ Paris 1582 in 4. erſchienen.

Jean Jacques Barthélemy, Verfaſſer der „**Voyage d'Anacharsis**“, hat einen ähnlichen Stoff behandelt, woraus ein Gedicht in drei Geſängen, „**la Chanteloupée ou la guerre des puces contre madame la D. de Ch. (Duchesse de Choiseul)**“ hervorgegangen iſt. Das Gedicht befindet ſich in dem von ihm aus dem Griechiſchen übertragenen Romane „**les Amours de Carité et de Polydore**“, Paris 1825 in 32. Auch Aloys Blumauer hat ein „Loblied des Flohs“ gedichtet.

Als König Georg III. einſt an der Tafel ſaß, gewahrte er auf ſeinem Teller ein ekelhaftes Inſekt (**a louse**). Außer ſich vor Wuth, ertheilte er ſofort den Befehl, allen Küchenbeamten das ganze Haupthaar abzuraſiren. Kein Küchenjunge, kein Koch wurde geſchont. Dieſes Ereigniß wurde für John

Wolcott, der unter dem Namen Peter Pindar in ganz England als beißender Satiriker bekannt und gefürchtet war, der Gegenſtand einer komiſchen Epopöe in vier Geſängen, die unter dem parodiſtiſchen Titel „The Lousiad“, London 1795, 4. erſchien. Eine deutſche Nachbildung dieſer poetiſchen Burleske findet ſich in J. D. Falks „Taſchenbuch des Scherzes und der Satyre“ für das Jahr 1801.

Claude François Xaver Mercier iſt der Verfaſſer einer „Eloge du Pou“, Paris 1800, 12.

Dem Spanier Emanuele Martini, Dekan der Kirche zu Alicante (?), verdanken wir eine „Oratio pro crepitu ventris, habita ad patres crepitantes“, Cosmopoli 1768, 32. Eine italieniſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel „Discorso in lode della correggia, fatto ai padri spetezanti“, Venedig 1792, 8.

P. T. Hurtauld verfaßte eine „Art de péter, essai théori-physique et méthodique à l'usage des personnes constipées, des personnages graves et austères, des dames mélancoliques et de tous ceux qui sont esclave du prejugé, en Westphalie, chez Florent Q au Soufflet“, (Paris 1753, 12.) Eine neue von Le Corvaiſier bedeutend vermehrte Ausgabe erſchien zu Paris 1776. 12.

Derſelbe Autor ſchrieb eine „Eloge du Pet, dissertation historique, anatomique et philosophique, sur son origine, son antiquité, ses vertus, sa figure, les honneurs qu'on lui a rendus chez les peuples anciens et les faceties auxquelles

il a donné lieu etc." Paris 1791, 18. Ein Theil dieſer literariſchen Curioſität ſoll die Ueberſetzung eines lateiniſchen Werkchens von Rudolph Goclenius ſein, das mir leider nicht bekannt iſt.

§. 3.

Die Wuth zu reimen war bei manchen Schriftſtellern, die keine Fantaſie beſaßen, ſo groß, daß ſie, aus Mangel an Erfindungsgabe, ſchon vorhandene Bücher, in Proſa geſchrieben, in Verſe umſchmolzen.

Richard d'Annebaut, ein anglo-normänniſcher Poet des dreizehnten Jahrhunderts, und Ludwig Honoratus Draco, ein Rechtsgelehrter des ſechzehnten Jahrhunderts, brachten Juſtinians „Inſtitutionen" in Verſe. Die Verſe des Letztern erſchienen unter dem Titel „**Institutiones Justiniani in carmen contractae**", neu herausgegeben von J. Palaekerus, Baſel 1784. 8.

Der berühmte italieniſche Juriſt Gennaro (geſtorben 1761) übertrug die Digeſten in lateiniſche Verſe.

Garnier Deschênes iſt der Verfaſſer der „**Coutume de Paris, mise en vers français**", Paris 1786, 12.

Ein franzöſiſcher Advokat Joſeph Henri Flacon-Rochelle gab einen „**Code civil des Français, mis en vers**", Paris 1805, 12. heraus.

Camillo Zampieri überſetzte das Buch Hiob in italieniſche Ottave rime.

Caspar Barth überſetzte in drei Tagen Homers „Iliade“ in 2000 lateiniſche Verſe.

Ein Herr A. Buſinger hat erſt im vergangenen Jahre die ganze Weltgeſchichte bis zum Zeitalter der Reformation in Sonetten-Mieder eingeſchnürt. Sein Buch iſt unter dem Titel „Hiſtoriſch-dramatiſcher Sonetten-Cyclus der wichtigſten Momente der Vorzeit“ 1844 in Aarau erſchienen.

§. 4.

Ein gewiſſer Ludovico Gandini ſchrieb eine Diſſertation (Venedig 1581), worin er bewies, daß Donna Laura, Petrarca's Geliebte, ein Stumpfnäschen (naso scavezzo) gehabt habe.

Der Engländer John Dee gab im Jahre 1659 ein „Wörterbuch der Sprache, welche Adam im Paradieſe geſprochen hat“, heraus.

Senior Plitt zu Frankfurt am Main ſchrieb „Ueber den Glauben der Kinder im mütterlichen Leibe“.

Balthaſar Ludwig Schirach bewies in ſeiner Disputation „**Problema medico-morale, an expediat peste mori**“, es ſei ein Glück an der Peſt zu ſterben.

Buddeus wirft in ſeinem „**Criterium boni libri**“ die komiſche Frage auf, ob der Verfaſſer eines guten Buches verheirathet ſein müſſe, und bejaht dieſe Frage, indem er ſich auf Bayle's „**Dictionnaire historique et critique**“, Artikel Uſſerius, bezieht.

Aegidius Guthmanns ſchrieb über die erſten fünf Verſe des erſten Buches Moſis eine Einleitung von 24 Büchern; über jedes Wort ein beſonderes Buch.

G. Matthäus ſchrieb eine Abhandlung über die ſchlimmen Weiber der Gelehrten (**Dissertatio de malis eruditorum uxoribus**), Leipzig 1705, 4.

Malherbe ruhte nach jedem Gedichte zehn Jahre. (O wenn doch auch mancher gekrönte Dichter unſerer Zeit nach jedem Gedichte zehn Jahre geruhen wollte zu . . . ruhen!)

Molière und ſein „Tartüffe".

Die erſte Aufführung des Molière'ſchen „Tartüffe" fand am 29. November 1664 im Schloß zu Raincy vor dem großen Condé ſtatt. Erſt drei Jahre ſpäter, am 5. Auguſt 1667, erſchien dieſes Stück unter dem veränderten Titel „l'imposteur" auf dem Palais-Royal-Theater, wurde aber gleich am andern Morgen, auf Befehl des Parlaments, verboten. Erſt am 5. Februar 1669 erwirkte Molière die Aufhebung dieſes Verbots durch König Ludwig XIV., und noch am Abende deſſelben Tages erſchien „Tartüffe", mit einigen Abänderungen in Dialog und Coſtüme, von Neuem auf der Pariſer Bühne, wo das Stück dergeſtalt gefiel, daß es drei Monate lang allabendlich wiederholt werden mußte*).

---

*) Die erſte deutſche Ueberſetzung, betitelt „der Scheinheilige", erſchien, wenn ich nicht irre, von Siegsmund, Königsberg 1741; die zweite Ueberſetzung erſchien u. d. T. „der Mucker oder Molière's Tartüffe", Breslau 1748; die dritte u. d. T. „der Betbruder", von Unger, Berlin 1787; die vierte u. d. T. „Tartüffe", für die deutſche Bühne bearbeitet

Gleich darauf erſchien „la critique du Tartuffe“, ein einaktiges Luſtſpiel in Verſen, gedruckt zu Paris 1670. 12. Der Verfaſſer dieſer Kritik, der nicht den Muth gehabt hatte, ſich zu nennen, war Boulanger de Chaluſſay, ein mittelmäßiger Tropf, der, neidiſch auf Molière's Ruhm, ihn zu ſich in den Staub zog.

In demſelben Jahre und von demſelben Verfaſſer erſchien „Elomire hypocondre, ou les Médecins vengés“, ein fünfaktiges Luſtſpiel in Verſen, ebenfalls eine Satire auf Molière, der darin unter dem Namen Elomire (Anagramm von Molière) lächerlich gemacht wird.

Molière ſtarb am 17. Februar 1673. Ein Jahr nach ſeinem Tode ließ ſich im Theater des Hôtel de Bourgogne eine Apotheoſe des Dichters unter dem Titel „l'ombre de Molière“ ein einaktiges Luſtſpiel von Guillaume Marcoureau, genannt Brecourt, ſehen; doch wurde es nur ein Mal gegeben.

Acht Jahre ſpäter (1682) wurde eine ähnliche Apotheoſe unter dem Titel „les fragments de Molière“, ein zweiaktiges Luſtſpiel von Chamméle, aufgeführt, das ſich einige Zeit lang auf dem Repertoir erhielt.

---

von Zſchokke, Zürich 1805. 8. Die neueſten Ueberſetzungen ſind von L. Lax, Aachen 1839, und von L. v. Alvensleben, Leipzig 1840. Unter dem Titel „Tartuffe or the french puritan“ erſchien eine engliſche freie Bearbeitung von Matthew Medbourne, London 1670, und eine wörtliche Ueberſetzung von John Ozell.

Zwölf Jahre ſpäter (1694) trat Bordelon mit einem dreiaktigen Luſtſpiel, „**Molière aux Champs-Elysées**“ auf.

Am 29. November 1739 erſchien auf dem Théâtre français ein einaktiges Luſtſpiel „**le retour de l'ombre de Molière**“, vom Abbé de Voiſenon.

Im Jahre 1751 brachte Goldoni ſein fünfaktiges Luſtſpiel, „**Il Molière**“, zuerſt in Turin zur Darſtellung.

Im Jahre 1773 ging in Paris „**le Centenaire de Molière**“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen von Artaud, in Scene.

1776 ließ L. S. Mercier eine freie Bearbeitung des Goldoni'ſchen Stückes unter dem Titel „**Molière, drame en 5 actes**“, aufführen.

1787 wurde im Théâtre français eine Nachahmung des Goldoni'ſchen Stückes unter dem Titel „**la maison de Molière**“, Luſtſpiel in vier Akten, von P. A. Guys, unter Mercier's Namen aufgeführt.

1788 erſchien in Paris „**Molière chez Ninon, ou le siècle des grands hommes, pièce épisodique en 5 actes**“, von Olympia de Gouges.

In demſelben Jahre trat die Comédie française mit „**La Mort de Molière**“, dreiaktiges Schauſpiel in Verſen, von Cubières de Palmezeaux, auf.

1803 erſchien „**Molière chez Ninon, ou la lecture du Tartuffe**“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Aliſſan de Chazet.

1804: „**Molière avec ses amis, ou la soirée d'Auteuil**“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Adrieux.

1806: „**Le ménage de Molière**“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Genſoul und Naudet.

1825: „**Le Fête de Molière**“, einaktiges Luſtſpiel in Verſen, von Samſon.

1828: „**Molière**“, einaktiges Luſtſpiel, von Alphonſe F. Dercy.

1838: „**Un amour de Molière**“, zweiaktiges Vaudeville, von T. P(ernot) genannt Colomb.

1839: „**Molière et son Tartuffe**“, dreiaktiges Luſtſpiel, von F. Alphonſe.

1844: „Das Urbild des Tartüffe“, Luſtſpiel in 5 Akten, von C. Gutzkow.

Als Nachahmungen und Seitenſtücke des Molière'ſchen „Tartüffe“ verdienen erwähnt zu werden:

1777: „**Les Prôneurs, ou le Tartuffe littéraire**“, dreiaktiges Luſtſpiel von Dorat.

1796: „**Papelard, ou le Tartuffe philosophique et politique**“, fünfaktiges Luſtſpiel von La Montagne.

1805: „**Le Tartuffe de moeurs**“, fünfaktiges Luſtſpiel von Chéron.

1820: „**Le faux Mentor, ou encore un Tartuffe**“, einaktiges Luſtſpiel von Hubert (Laroche).

1833: „**Le Tartuffe de village**“, einaktiges Vaudeville von Varez.

Ueber Molière's Leben erſchienen folgende Schriften:

1705: „La vie de Monsieur de Molière“, von Grimareſt (deutſch Augsburg 1711).

1739: „Vie de Molière“, von Voltaire (deutſch, Leipzig 1754).

1769: „Éloge de Molière“, von Chamfort (eine von der Akademie gekrönte Preisſchrift).

1777: „Esprit de Molière etc. avec un abrégé de sa vie et un catalogue de ses pièces“, von Beffara. 2 Bde.

1802: „Etudes sur Molière“, von Cailhava.

1821: „Dissertation sur J. B. Poquelin-Molière“, von Beffara.

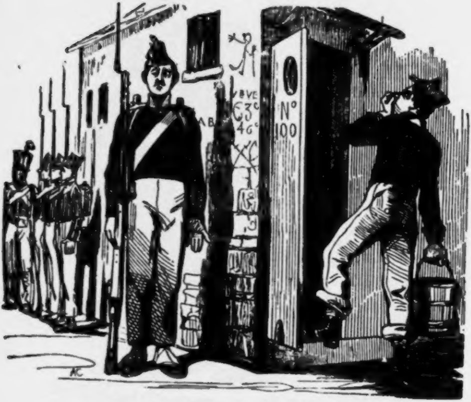
1825: „Dissertation sur la femme de Molière“, von Fortia d'Urban.

1825: „Histoire de la vie et des ouvrages de Molière“, von Taſchereau, 2 Bde. 8. Neue Auflagen 1828 und 1844.

1844: „Apothéose de Molière“, von Malo.

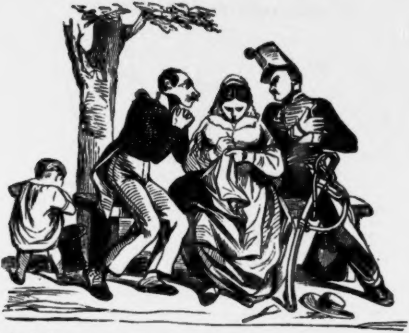
Soldatenbilder.

1. Ein verlorener Poſten.



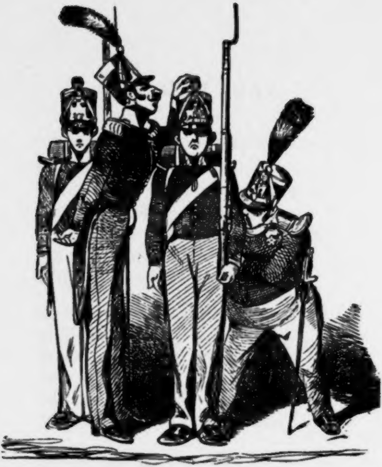
Herr Gott von Mannheim!
(Das Uebrige kann ſich Jeder ſelbſt hinzudenken.)

9. Liebeswerbung.



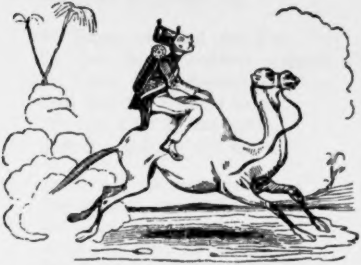
Infanterie und Cavallerie machen einen Angriff auf ihr jungfräuliches Herz. Von welcher Waffengattung ſoll ſie ſich beſiegen laſſen?

3. Peinliche Muſterung.



Wie Jemand, der von Natur aus krumm gewachſen iſt, ſich kerzengerade halten ſoll.

4. Ein Algieriſcher Jäger.



Wie ein Kameel auf dem andern reitet.

Die Schlange.

Melodie: Als Noah aus dem Kaſten war :c.

Als Adam noch im Paradies
Gen Sitt' und Anſtand ſehr verſtieß,
Da trat zu ihm Frau Eva fein
Und ſprach gar ſüß: »Lieb' Adam mein,
Ich traue meinen Augen kaum,
Sieh' dort den ſchönen Apfelbaum!

Mich lachen ſeine Früchte an,
Daß kaum ich widerſtehen kann,
D'rum komme, beſter Adamus,
Gieb mir zuvörderſt einen Kuß
Und einen jener Aepfel dann,
Daß ich mich d'ran erlaben kann.«

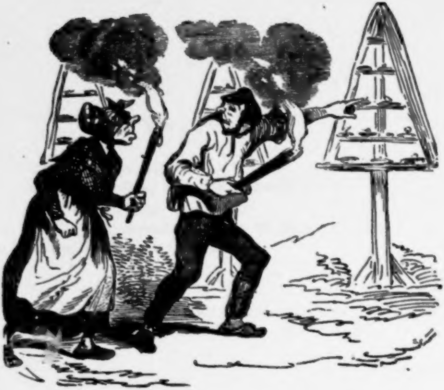
Fromm Adam ſprach: »Ach, liebes Kind,
Wer weiß, was das für Aepfel ſind!
Verſtändeſt Du, wie ich, Latein,
Dann wüßteſt Du, lieb' Eva mein,
Daß malum malum zweierlei,
So Apfel wie auch Uebel ſei.«

Frau Eva ſprach: »O Adam mein,
Wie kannſt Du nur ſo kindiſch ſein,
Ein Apfel — das ſieht Jedermann —
Uns Beiden ja nicht ſchaden kann.«
Und Eva ihm nicht Ruhe ließ,
Bis Adam in den Apfel biß.

Die Folgen, ach! kennt jedes Kind.
Der Herre ſprach: Geſchwind, geſchwind —
O Jammer, Elend, Schande, Graus! —
Packt Euch zum Paradies hinaus
Und geht, wohin es Euch gefällt,
Doch ohne Paß und ohne Geld.

Und Eva fing zu weinen an,
Umarmte ihren braven Mann
Und ſprach zu ihm gar tief gerührt:
»Dort jenes Thier hat mich verführt,
Die Schlange, dieſes böſe Vieh! —
Der liebe Gott verdamme ſie!«

Das Ende von dem Liede iſt,
Daß Ihr vielleicht noch jetzt nicht wißt,
Wie jene böſe Schlange hieß.
Die uns in das Verderben ſtieß.
Doch wollt Ihr's wiſſen, fragt mich nur,
Die ſchlaue Schlange hieß — Cenſur.



Zwei Lichtfreunde.

Der

Journaliſt.

Original-Luſtſpiel in einem Aufzug.

(Aufgeführt in Berlin, Breslau, Hamburg, Riga u. ſ. w.)

Perſonen.

Marquiſe Beauvallon.
Victor, ihr Neffe, ein junger Journaliſt.
Amélie, eine junge Schauſpielerin.
Jeannette, Kammermädchen der Marquiſe.
Germain, Victor's Bedienter.

(Die Handlung ſpielt in Paris, im Hauſe
der Marquiſe.)

Erſte Scene.

(Elegantes Zimmer mit Spiegeln, Sopha und Stühlen. Die Marquiſe kommt mit Jeannetten durch ein Seitenzimmer.)

Jeannette. Marquiſe.

Jeannette. Wie geſagt, gnädige Frau, der junge Herr iſt ſchon vor drei Stunden ausgegangen.

Marquiſe. Haſt Du ihm geſagt, daß ich ihn, bevor er ausgeht, zu ſprechen wünſche?

Jeannette. Als ich ihm heut früh das Frühſtück hinauf brachte, habe ich nicht unterlaſſen, ihm Alles auszurichten, was mir die gnädige Frau anbefohlen haben.

Marquiſe. Und was ſagte er?

Jeannette. Er verſprach, ſobald er angekleidet ſei, zu ſeinem herzallerliebſten Tantchen zu eilen, um ihre Wünſche zu erfahren und ſie, was ſich von ſelbſt verſteht, alsbald zu erfüllen.

Marquiſe. Man ſieht doch aus Allem, daß der Teufelsjunge ein Journaliſt iſt, denn das Lügen iſt ihm zur zweiten Natur geworden.

Jeannette. Vielleicht haben ihn dringende Geſchäfte abgehalten, ſein Wort zu löſen. Täglich ein Blatt zu ſchreiben, iſt keine Kleinigkeit.

Marquiſe. So viel Zeit wird mein Neffe wohl erübrigen können, um zehn Minuten dem Dienſte ſeiner Tante zu opfern. Ich weiß aber, warum er mir nicht unter die Augen kommen will. Er fürchtet die Vorwürfe, die ſeiner warten; aber er entgeht ihnen nicht. Ich habe heute all' meine Tanten-Autorität zuſammengerafft, um dem Jungen eine Strafpredigt zu halten, an die er ein Weilchen denken ſoll.

Jeannette. Ein gutes Wort und ein Kuß von ihm machen all' Ihren Zorn zu nichte.

Marquiſe. Du irrſt; heute laſſe ich mich durch ſeine Schmeicheleien nicht begütigen.

Jeannette. Was hat denn eigentlich der junge Herr gethan, daß Sie, Gnädigſte, ſo aufgebracht ſind?

Marquiſe. Hat ſich, wenn ich fragen darf, ein Kammermädchen um das zu bekümmern, was zwiſchen Tante und Neffe für Verdrießlichkeiten vorfallen?

Jeannette. Das nicht. Sie werden aber ganz ſicher meine Kühnheit entſchuldigen, wenn ich offenherzig genug geſtehe, daß ich an Allem, was Ihren guten, lieben, ſcharmanten Herrn Neffen betrifft, den innigſten Antheil nehme.

Marquiſe. Ei ſeht doch, wer erlaubt Dir das? Du biſt wohl gar in ihn verliebt; hat er auch Dir die Sinne verrückt?

Jeannette. Das nicht, doch jedes böſe Wort, das Sie ihm ſagen, fährt mir wie ein Dolchſtich durch die Bruſt. Er iſt ein gar lieber, vortrefflicher Herr. Kaum 24 Jahre alt, gehört er zu den witzigſten, gefürchtetſten, beliebteſten und geachtetſten unſerer Journaliſten. Hätte *mir* das Schickſal einen ſolchen Neffen geſchenkt, ich würde mir wahrlich nicht wenig darauf zu gut thun und manchmal ein Auge zudrücken, wenn der junge Herr ein klein wenig über die Schnur haut. Sie haben keine Kinder — er iſt Ihr einziger Verwandter — Sie ſind übermenſchlich reich und brauchen deshalb nie in Verlegenheit zu gerathen, wenn ein kleiner Wechſel von Ihrem lieben Neffen anklopft, der eingelöſt zu ſein wünſcht.

Marquiſe. Schulden mag er machen, ſo viel er will, ich habe bisher noch all' ſeine Wechſel bezahlt. Blos ein Mal habe ich ihn in **Sainte Pélagie** zwölf Stunden ſitzen laſſen, um ihn ein Bischen zu ängſtigen und abzuſchrecken — doch dies thut mir noch heute leid, denn der Junge iſt mir ſo lieb wie mein Leben. Das Renommiren und Schuldenmachen wollte ich ihm gern verzeihen, denn Beides gehört jetzt zum feinen Ton der ſchönen Welt; er ſoll mir aber die Leute nicht ſo ärgern; ſeine ſpitze Feder macht mir fortwährend Verdruß, und ihm fortwährend Feinde. Geſtern Nachmittag hat mir die engelſchöne Amélie, eine unſerer vorzüglichſten Schauſpielerinnen, eine Nichte meiner Buſenfreundin, geſchrieben, daß er ſie wieder äußerſt lieblos behandelt und in ſeiner letzten Kritik auch kein gutes Härchen an ihr gelaſſen habe.

Jeannette. Gewiß muß es Fräulein Amélie verdient haben.

Marquiſe. Schweige, Du nimmſt ſtets die Partie meines Neffen. Geſetzt auch, ihre Leiſtung wäre nicht gut geweſen, ſo hätte er, der Tante zu lieb, durch die Finger ſehen ſollen.

Jeannette. Kritiker ſollen unpartheiiſch ſein und höchſtens nur durch Brillen, aber nie durch die Finger gucken.

Marquiſe. Ich weiß es längſt, daß Du ſtets Bemäntelungen für ſeine Fehler findeſt. Ich gehe jetzt auf mein Zimmer. Wann er kommt, ſo rufe mich. (Beim Weggehen) Was haſt Du denn da?

Jeannette. Briefe für den jungen Herrn.

Marquiſe. Ha, ha, was der junge Menſch für eine ausgebreitete Correſpondenz hat! Ich bekomme das ganze Jahr hindurch nicht ſo viel Briefe, als er in einer Woche.

Zweite Scene.

Jeannette (allein).

Wüßte Tantchen, was ich weiß, ſo würde ſie ſich wohl erklären können, warum ihr Neffe das ſchöne Fräulein in ſeinen Beurtheilungen ſo arg mitnimmt. Herr Victor liebt die ſchöne Amélie, glaubt ſich aber nicht nur nicht wiedergeliebt, ſondern gar zurückgeſetzt. Er läßt ſie deßhalb bei jeder Gelegenheit ſeine Uebermacht fühlen, und verſteht es, ſie mit ſeiner Feder ſo witzig durch die Hechel zu ziehen, daß das lobſüchtige

Fräulein vor Aerger oft an die Decke ſpringen möchte. Wüßte Amélie, daß er ſie nur deshalb mit rauhem Tadel verfolgt, um ihren Stolz zu demüthigen, wüßte ſie, wie ſchwer ihm der Kampf wird, wider ſeine innere Ueberzeugung ihr Verfolger zu ſein, ſie würde ihm ſicher ſeine Sünden vergeben und ihn durch das Geſtändniß ihrer Gegenliebe glücklich machen. Daß er ihr ebenfalls nicht gleichgiltig iſt, geht deutlich aus der Verlegenheit hervor, wenn ſich Beide bei ſeiner Tante treffen. Sie lieben ſich, Jedes von ihnen iſt aber zu ſtolz, es zu geſtehen, und Keines von ihnen will zuerſt das Geſtändniß der Liebe wagen. Die Tante weiß das nicht, ich aber bin die Vertraute, die er in dieſes hochwichtige Geheimniß eingeweiht hat, und die ihm mit wohlweiſem Rathe an die Hand geht. — Ah, da kommt er in ſeinem Cabriolet! Er hält jetzt vor der Hausthür, er ſteigt aus, er iſt heute wieder ſo ſchön, daß ich ihn küſſen möchte. (ſtellt ſich vor den Spiegel) Wie ſeh' ich denn aus? Sind meine Locken in Ordnung? Er kommt!

Dritte Scene.

Jeannette. Victor (kommt höchſt elegant und ſtutzerhaft gekleidet).

Victor. Guten Tag, Jeannette, wie gehts?

Jeannette. Gut, ſehr gut, gnädiger Herr.

Victor. Das geſchieht Dir recht, mein liebes Kind! Nichts vorgefallen? Nichts angekommen?

Jeannette. Außer dieſen Briefen (überreicht ihm mehrere) iſt nichts vorgefallen und angekommen.

Victor (nimmt die Briefe und giebt Jeannetten eine Düte mit Zuckerwerk). Hier der Lohn für meine kleine Brieftaube.

Jeannette. Mein Dank iſt ſtumm.

Victor. Das freut mich! (bricht einen Brief nach dem andern auf) Eintrittskarten für das morgige Concert. Nur zwei! Verdammt wenig! Die ſend' ich zurück. (bricht den zweiten Brief auf) **Passe-par-tout** für das **Théâtre de Madame.** Ah, hab' ich's nicht gewußt, daß der ſtarrköpfige Direktor doch ein Mal nachgeben wird! (erbricht den dritten Brief) Von Madame Roſſignol. „Erweiſen Sie mir das Vergnügen, morgen Mittag mein Gaſt zu ſein.“ Das ſei in Gnaden gewährt! (erbricht einen vierten Brief) Einen Beitrag für meine Zeitung; den leſe ich Nachts beim Schlafengehen. (erbricht den fünften) Wieder Billets? „Verehrter Herr. Sie würden mich unendlich auszeichnen, wenn Sie beiliegende Billets gefälligſt annehmen und meine zahlreiche Menagerie recht bald durch Ihre Gegenwart verherrlichen wollten — ſehr zweideutig — und einige Worte zu Gunſten derſelben in Ihr vielgeleſenes Journal niederlegen möchten.“ Schon wieder Thiere? Wir haben ja ohnedies in Paris ausländiſche Thiere genug! (erbricht den ſechsten) „Soeben bin ich in der Hauptſtadt der Welt angelangt, um auf dem italieniſchen Theater einen Cyclus von Gaſtrollen zu geben. Stolz würde ich ſein, wenn ich ſo glücklich wäre, auch Ihren Beifall zu gewinnen. Beiliegende 48 Francs wollen Sie gefälligſt als Pränumerations-Betrag für den Jahrgang Ihres geſchätzten Blattes annehmen, zu deſſen Leſerinnen auch ich gehören möchte.“ Sabine Baum, deutſche Sängerin aus Berlin. (erbricht den ſiebenten) „Zu einer kleinen Landpartie auf Uebermorgen um 4 Uhr ladet Sie höflichſt ein: Latour, Theater-Dichter.“ Von dem kommt ſicher ein neues Stück auf die Bühne. (erbricht den achten) Ein Buch zur Beurtheilung eingeſendet: Der Pſeudo-Scott, komiſcher Roman. Da, Jeannette, lies das Ding und erzähle mir morgen den Inhalt. (erbricht den neunten) „Ich erſuche Sie, mir das Honorar von 800 Francs für meine beiden Aufſätze in Nr. 87 und 93 Ihres Blattes binnen 24 Stunden zukommen zu laſſen. Der Wechſel iſt ſchon ſeit 10 Tagen fällig und der Verhafts-Befehl bereits in meinen Händen.“ Der kann bis Juni warten. (erbricht den zehnten) Teufel! Dieſer Brief iſt ja ſo verſiegelt, daß man ihn gar nicht aufbekommt. Ich bin neugierig, was der enthalten mag! (lieſt) „Mein Herr, hol' Sie der Teufel. N. N.“ Sehr witzig! Dies Schreiben kommt zuverläſſig von einem Thespis-Karrenſchieber, den ich, Gott weiß wodurch, gekränkt habe. (erbricht den eilften) Ein langer Brief, ich zittere! „Dem Journaliſten Victor wird hierdurch aufgetragen, am 13. d. M. bei der Police correctionelle zu erſcheinen.“ Der Himmel weiß, was die liebe, gute Polizei wieder von mir haben will. Aber deshalb laſſe ich mir kein graues Haar wachſen; ein Journaliſt, der nicht in jeder Woche ein Dutzend Naſen von der Polizei erhält, iſt ein gutes Schaaf; mich möge der Himmel vor ſolchem Prädicate bewahren! (erbricht den letzten) „Sonnett an Amélie. Von Oscar Chevalier Fleury.“ Das iſt daſſelbe, welches er mir ſchon vor 14 Tagen ein Mal eingeſendet hat. Drohen will-der Herr! „Verweigern Sie dieſem Sonnett wiederum die Aufnahme, ſo haben Sie die üblen Folgen ſich ſelbſt zuzuſchreiben.“ Was für Folgen! O, mir jagt man nicht ſo leicht einen Schreck ein! Ich will doch ſehen, wer mich zwingen kann, ein Gedicht aufzunehmen, das mir nicht gefällt. Wer iſt der Chevalier Fleury? Gewiß ein Anbeter Amélie's, der mich necken will. Amélie, Amélie, meine Liebe zu Dir macht mich zum Lamm, meine Eiferſucht zum Tiger. Oscar Fleury iſt der Begünſtigte, das ſteht nun feſt. Wenn mir dieſer Patron bekannt wäre . . .!

Jeannette. Was würden Sie thun?

Victor. Satiren auf ihn in die Welt ſchicken, daß ihm das Lieben und Dichten auf ewig vergehen ſollte. Was meinſt Du, Jeannette, dreimal fuhr ich vor Amélie's Wohnung jetzt vorüber. In einem reizenden Negligé lag ſie am Fenſter, glaubſt Du, daß ſie mich angeſehen hat? Gott bewahre, jedesmal hat ſie weggeblickt und eine gleichgiltige Miene angenommen, als ob ich ihr ganz fremd wäre.

Jeannette. Das Fräulein iſt mehr ſtolz als ſpröde und will durch die Kälte, die ſie erkünſtelt, um ſo mehr die Gluth Ihrer Liebe ſchüren.

Victor. Das glaub' ich ſelbſt.

Jeannette. Sie müſſen ihr mit noch größerer Kälte begegnen und keine Gelegenheit verſäumen, ſie durch Ihre Feder von Neuem aufzureizen.

Victor. Ja, mein Müthchen muß ich an ihr kühlen.

O, im vorigen Blatt habe ich ſie wieder pompös mitgenommen. Mir blutet zwar das Herz, die Liebe zu ihr und zur Wahrheit ſo mit Füßen treten zu müſſen, aber ich *muß es*, denn nur ſo und nicht anders kann ich mich rächen an dieſer kalten Artemiſia.

Jeannette. Und wenn ich nicht irre, ſo führt Sie dieſes Mittel am Ende doch zum Ziel! — Gift muß man mit Gift vertreiben. Fräulein Amélie hat ſich ſchon wieder bei der gnädigen Tante über Sie beſchwert. Sie ſehen alſo, daß es ihr keineswegs gleichgiltig iſt, ob ſie gelobt oder getadelt wird.

Victor. Das wußte ich ohnedies.

Jeannette. Die Tante iſt ſehr aufgebracht.

Victor. Das kann ich mir denken und mache mich auf einen Ausbruch ihres Zornes gefaßt. Ihr Zorn aber iſt vorübergehend wie ein Sommerregen und bald leuchtet mir wieder die Strahlenſonne ihrer mütterlichen Gunſt.

Jeannette. Still! Sie kommt!

Victor. Dann machen wir uns vorläufig aus dem Staube. (will forteilen.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Marquiſe.

Marquiſe. Wohin, Monſieur, ich bitte, zu bleiben.

Victor. Herzallerliebſtes Tantchen, mir fehlen noch zwei Seiten zum morgigen Blatt, die Setzer warten . . .

Marquiſe. Ich kenne Deine Ausflüchte. — Du bleibſt!

Victor. Wenn Sie befehlen, ſüßes Tantchen, muß ich freilich gehorchen. Liegt mir doch nichts ſo ſehr am Herzen, als der Wunſch, Ihre Wünſche zu erfüllen.

Marquiſe. Leere Worte, mein Herr Neffe. Geh', Jeannette, laß uns allein.

Jeannette. Könnte ich wohl jetzt die Blumen begießen und die Vögel füttern? Die Nachtigall hat ſeit drei Tagen keine Mehlwürmer erhalten.

Marquiſe. Das kannſt Du ſpäter thun. Geh'!

Victor. Das arme Thier kann umkommen. Ich erlaube mir, zu bemerken, daß es doch wohl gut wäre . . .

Marquiſe. Wenn Jeannette uns augenblicklich verließe.

(Jeannette geht ab.)

Fünfte Scene.

Marquiſe und Victor.

Marquiſe. Sage mir, Victor, haſt Du denn ſchon wieder vergeſſen, was Du mir vor acht Tagen ſo feierlich verſprochen hatteſt?

Victor. Was habe ich Ihnen verſprochen, Tantchen? Ich habe ſo viel in meinem Kopf — bald das — bald jenes — meine Zeitung — ſie findet täglich mehr Theilnahme, ich weiß, Tantchen, daß Sie großen Antheil daran nehmen. Den Erfolg habe ich einzig und allein meiner ſtrengen Wahrheitsliebe zu verdanken . . .

Marquiſe. Vergebens bemühſt Du Dich, das Geſpräch auf etwas Anderes hinzuleiten. Ich frage Dich noch ein Mal, ob Du das, was Du mir erſt kürzlich verſprochen, ſchon wieder vergeſſen haſt?

Victor. Ich ſchäme mich, zu geſtehen, daß ich ein höchſt perfides Gedächtniß habe, welches mich nur zu oft im Stich läßt. Tantchen, ich hab's in der That vergeſſen.

Marquiſe. So will ich Dich daran erinnern. Ich legte für die ſchöne Amélie ein Blättchen ein, und erſuchte Dich, in Deinen Beurtheilungen ihrer möglichſt zu ſchonen.

Victor. Habe ich das nicht gethan?

Marquiſe. Du ſprachſt ihr in Deiner geſtrigen Nummer alles Talent ab, nannteſt ſie eine Anfängerin, die es in ihrer Kunſt nie weit bringen werde, da es ihr an pſychologiſchem Studium fehle. Damit noch nicht zufrieden, gingſt Du mit beiſpielloſer Strenge in das Detail ihrer jüngſten Leiſtungen ein und machteſt ſogar über ihr Aeußeres und ihr Coſtüme ſpöttiſche Bemerkungen.

Victor. Die Grundſätze meiner ſtrengen Wahrheitsliebe gebieten es mir, ſolch ein Urtheil zu fällen.

Marquiſe. Wie kam es aber, daß andere Blätter derſelben Leiſtung mit großem Lobe gedachten?

Victor. Enthuſiaſten mögen ihr Spiel bewundert haben, mir mißfiel es.

Marquiſe. Eingedenk Deines Verſprechens hätteſt Du ſchonender verfahren ſollen. Ich verſtehe nicht viel von Eurem

Richteramte, aber ſo viel weiß ich, daß ſich ſelbſt der härteſte Tadel ſo einkleiden läßt, daß er zwar zurecht weiſt, aber nicht verwundet. — Und wie unmenſchlich gingſt Du mit ihrem Oheim um? Seine Stimme, ſchriebſt Du, gleiche einem ungeſchmierten Cabriolet.

Victor. Einem ungeſchmierten Frachtwagen ſagte ich.

Marquiſe. Deſto ärger! Du haſſeſt Amélie und ihren Onkel.

Victor. Wahrhaftig nicht.

Marquiſe. Du verſprachſt mir, Victor, Du wollteſt mir jedesmal Deine Kritiken, bevor ſie in die Druckerei wandern, vorlegen, damit ich das, was ich zu bitter fände, ſtreichen könnte.

Victor. Hieße dies nicht eine Verletzung der Conſtitution? Es herrſcht bei uns unbeſchränkte Preß-Freiheit, und meine Herren Collegen würden mich ſteinigen, wollte ich jetzt eine Tanten-Cenſur einführen.

Marquiſe. Neffe!

Victor. Tantchen!

Marquiſe. Monſieur Victor!

Victor. Marquiſe Beauvallon!

Marquiſe. Nicht ſpitzig!

Victor. Nicht hitzig!

Marquiſe. Ich ziehe meine Hand von Ihnen ab.

Victor. Mein Verleger zahlt mir jährlich 4000 Francs.

Marquiſe. Kann der junge Herr mit dieſem Honorar ſeinen großen Aufwand beſtreiten? Muß ich ihm nicht alle Monate 500 Francs zuſchießen?

Victor. Mit tiefgerührtem Danke erkenne ich, liebe Tante, die Wohlthat dieſer Tantième.

Marquiſe. Wenn er nicht aufhört, das arme Mädchen zu verfolgen, ſo bekommt er, ſo wahr — ich will nicht ſchwören, aber die Beauvallons pflegen Wort zu halten — keinen Sou mehr von mir.

Victor. Dann mache ich Schulden . . .

Marquiſe. Und ich bezahle ſie nicht mehr . . .

Victor. Dann werde ich eingeſperrt . . .

Marquiſe. Mir gleichgiltig!

Victor. Dann bekomme ich Schnupfen und Reißen . . .

Marquiſe. Mir gleichgiltig!

Victor. Dann bekomme ich Migrän und Schwindel . . .

Marquiſe. Mir gleichgiltig!

Victor. Dann bekomme ich, was bekomme ich denn ſchnell, . . . richtig: das hitzige Fieber, wie vor ſechs Jahren.

Marquiſe. Victor, ich bitte Dich ums Himmelswillen, nur nicht das hitzige Fieber.

Victor. Ich kenne meine Natur; wenn ich noch ein Mal nach **Sainte Pélagie** muß, bekomme ich auf der Stelle das hitzige Fieber. — Sie werden es ſehen, liebes Tantchen, es geſchieht! Ich fange dann zu phantaſiren an und nach neun Tagen habe ich ausphantaſirt.

Marquiſe. Victor, thu' mir die einzige Liebe und bekomme nur nicht das hitzige Fieber. Ein kaltes laſſe ich mir noch eher gefallen, aber nur kein hitziges, das ſag' ich Dir.

Victor. Mir ahnt ſchon ſeit einigen Tagen ein Unglück.

Marquiſe. Wirklich?

Victor (für ſich). Tantchen bekommt ſchon Manſchetten. (laut) Aengſtigen Sie ſich nicht, ſo lange ich noch friſche Luft ſchöpfen kann, iſt, Gottlob, keine Gefahr; aber wie ich den Fuß in die **Rue de la Clef** ſetze — bekomme ich das hitzige Fieber — **parole d'honneur!**

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Germain (tritt ein).

Germain. Fräulein Amélie wünſcht der gnädigen Frau ihre Aufwartung zu machen.

Marquiſe. Herzlich willkommen! (Germain geht ab.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. Amélie.

Marquiſe. Gewiß wieder neue Klagen!

Victor. Tantchen, ich gehe.

Marquiſe. Du bleibſt!

Achte Scene.

Marquiſe. Victor. Amélie (höchſt einfach coſtümirt). (Gegenſeitige Verbeugungen, **Victor** artig, aber kalt und ſtolz.)

Amélie. Mein Beſuch, gnädige Frau, hat keine andere

Abſicht, als ſich Erkundigung über Ihr Wohlbefinden zu verſchaffen.

Marquiſe. Wie vielen Dank bin ich Ihrer zarten Aufmerkſamkeit ſchuldig! Ich habe ſchon lange das Vergnügen entbehrt, Sie bei mir zu ſehen, und bin nun um ſo mehr erfreut. Victor, einen Stuhl für das Fräulein!

Victor (bringt Amélien einen Stuhl).

Amélie (dankt durch eine Verbeugung).

Victor (für ſich). Heut' ſieht ſie wieder himmliſch aus! Wie freundlich ſie mich angeblickt hat ... ich werde noch wahnſinnig vor Liebe, aber merken darf ſie's durchaus nicht!

Marquiſe. Ich habe Sie geſtern als Chriſtine geſehen, Ihr ſchön durchdachtes Spiel hat mir vielen Genuß gewährt.

Amélie. Ich bin ſtolz darauf, wenn es mir gelungen iſt, Ihren Beifall zu erringen . . .

Marquiſe. Das Publikum ließ Ihnen reichen Beifall angedeihen; es war ein verdienter Lohn Ihrer wahrhaft künſtleriſchen Leiſtung.

Amélie. Ob auch die Kritik ſo nachſichtsvoll urtheilen wird?

Marquiſe. Gewiß, wenn ſie anders durch kein Vorurtheil geblendet iſt.

Victor. Tantchen, ich reite nach dem Bois de Boulogne.

Marquiſe. Bleibe, lieber Sohn, Du fährſt mit mir nach dem Boulevard zu meiner marchande de modes. Wo laſſen Sie arbeiten, meine Theure? Ihr geſtriges Baret war in der That ein Muſterbild der Mode und des Geſchmacks.

Amélie. Es iſt meiner Hände Arbeit, und wenn es wirklich in Ihren Kenneraugen Wohlgefallen gefunden hat, ſo erlauben Sie, daß ich noch heute ein gleiches für Sie anfangen darf.

Marquiſe. Sie ſind die Güte ſelbſt!

Victor (hat während dieſes Geſpräches gethan, als ob er in einem der erhaltenen Briefe geleſen, und beſtändig mit verliebtem Blick nach Amélien hingeſehen). Tantchen, ich muß fort, ein ſchönes Reitpferd, das ich zu kaufen gedenke, wird auf dem Marsfelde vorgeritten, und da darf ich durchaus nicht fehlen.

Marquiſe. Die Sache iſt nicht ſo dringend — das kann morgen geſchehen — Was giebt es Neues in der Stadt, meine Liebe?

Amélie. Es geht das Gerücht, einer unſerer angeſehenſten Journaliſten werde heute Schulden halber verhaftet werden.

Victor (ſtutzt).

Marquiſe. Iſt die Summe ſo bedeutend?

Amélie. Man giebt ſie auf 800 Francs an.

Marquiſe. Und wer iſt der Gläubiger?

Amélie. Ein Schriftſteller, der dieſe Kleinigkeit als Honorar für gelieferte Manuſcripte zu fordern hat.

Marquiſe. Wird denn ein Schriftſteller gegen den andern ſo unbarmherzig verfahren?

Amélie. Der Autor, in einer kleinen Geldverlegenheit, hat den fälligen Wechſel an eine Schauſpielerin verkauft, die dem Herrn Journaliſten, der ſie beſtändig verfolgt, einen kleinen Poſſen zu ſpielen gedenkt.

Marquiſe. Hörſt Du's, Victor, nimm Dich in Acht, daß es Dir nicht auch ſo geht.

Victor. Ich darf ganz ruhig ſein.

Marquiſe. Das weiß ich, Du bezahlſt Deine Mitarbeiter ſehr pünktlich, ich habe Dir ja erſt vorige Woche 600 Francs dazu vorgeſchoſſen.

Victor. Mitarbeiter ſind ſchlimme Miteſſer! Aber ſo eben fällt mir ein, daß ich noch eine Correctur, die ſehr dringend iſt, zu beſorgen habe. Erlauben Sie, daß ich mich entfernen darf.

Marquiſe. Wenn Du durchaus nicht bleiben willſt, ſo geh'.

Victor. Tantchen, Fräulein, ich habe die Ehre — (verbeugt ſich und geht bis zur Thür, kehrt aber gleich wieder um). Sagten Sie was, liebes Tantchen?

Marquiſe. Ich ſagte nichts.

Victor. Wenn Sie es gerade wünſchen, kann ich noch ein Viertelſtündchen bleiben.

Marquiſe. Geh nur, Du haſt ja Geſchäfte!

Victor. Bald bin ich wieder hier. (verbeugt ſich und ſagt im Weggehen zu ſich ſelbſt) Amélie ſieht heut wieder göttlich aus, ihre Kälte aber macht mich raſend! (geht ab)

Amélie. Gut, Gnädigſte, daß Ihr Herr Neffe das

Feld geräumt hat. Ich habe Ihnen ein kleines Plänchen mitzutheilen, das ich erſt dann ins Werk ſetzen will, wenn ich zu deſſen Ausführung Ihre gütige Erlaubniß erhalte.

Marquiſe. Reden Sie, liebe Amélie.

Victor (kömmt eiligſt zurück). Verzeihen Sie, Tantchen, ich habe einen Brief liegen laſſen. Ah, da iſt er! In zehn Minuten bin ich wieder hier!

Marquiſe. Es hat keine Eile, lieber Victor.

Victor. Sollte ich Sie nicht nach dem Boulevard begleiten?

Marquiſe. Ich fahre ſpäter allein.

Victor (verbeugt ſich und ſagt im Abgehen). Améliens Reize machen mich wahnſinnig!

Neunte Scene.

Marquiſe und Amélie.

Marquiſe. Erzählen Sie nun, was Sie vorhaben.

Amélie. Belauſcht uns Niemand?

Marquiſe. Ich ſchiebe dieſen Riegel vor und umſonſt iſt jedes Horchers Mühe.

Amélie. Ich will Ihren Herrn Neffen auf die Probe ſtellen, um zu erfahren, ob er aus wahrer Ueberzeugung mein Talent ſo gering ſchätzt, oder ob ihn andere Rückſichten bewegen, gegen mich den Caligula zu ſpielen. Ich bin zwar wenig oder gar nicht eitel, aber dennoch glaube ich, Ihr Herr Neffe ſei —

Marquiſe. Beſtochen? Mademoiſelle, Sie irren ſich!

Amélie. Das glaub' ich ſelbſt nicht. Ich behaupte, er ſei —

Marquiſe. Nun was denn, meine ſchöne Amélie?

Amélie. In mich verliebt!

Marquiſe. Wo denken Sie hin? Wär' er das, — was mich gewiß freuen würde, da dieſe Wahl ſeinem Geſchmack zur größten Ehre gereichte — ſo würde er Sie, meiner Anſicht nach, niemals tadeln, Sie im Gegentheil in den ſiebenten Himmel erheben, da ein Verliebter ſelbſt die Fehler ſeiner Geliebten für reizende Vorzüge hält.

Amélie. Unſere Herren Journaliſten denken anders. Zuerſt verfolgen ſie uns mit ihrem Tadel und laſſen uns, wo ſie nur können, das Gift ihrer Feder koſten, wohl wiſſend, daß wir dadurch deſto lüſterner nach dem Honig ihres Beifalls werden, der um ſo ſüßer ſchmeckt, jemehr Bitterkeiten wir früher geduldig hinabwürgen mußten.

Marquiſe. Der Himmel kennt dieſe Kniffe! Aber wie wollen Sie es anfangen, theure Amélie, zu erfahren, ob die Feder meines Neffen der Antipode ſeines Herzens ſei, und ob ihn, wie Sie vermuthen, nur Liebe zum ſtrengen Richter der kritiſchen Vehme geſtempelt habe?

Amélie. Um mir Gewißheit zu verſchaffen, ob ich ihm im Punkte der Liebe nicht ganz gleichgiltig ſei, habe ich ein Mittel erdacht, ſein Herz zu ſondiren, um zu ergründen, ob die Flamme der Eiferſucht in ſeinem Innern tobe. Quält ihn die

Eiferſucht, ſo plagt ihn auch die Liebe, denn jene kann nur da vorhanden ſein, wo ſich auch dieſe eingeniſtet hat.

Marquiſe. Als ich in Ihren Jahren war, verſtand ich es noch nicht, in Angelegenheiten der Liebe ſo logiſch zu Werke zu gehen. Schauſpielerinnen laufen in dieſem Punkte allen Uebrigen unſeres Geſchlechts den Rang ab. Wie aber wollen Sie erforſchen, ob mein Neffe von Eiferſucht gequält wird?

Amélie. Ich habe vor 14 Tagen ein Sonnett auf mich ſelbſt gemacht und es unter dem Pſeudo-Namen eines Herrn Oscar Chevalier Fleury Ihrem Neffen eingeſendet, mit der Bitte, daſſelbe in die nächſte Nummer ſeines Blattes aufzunehmen. Da er daſſelbe, wie vorauszuſehen war, nicht abdrucken ließ, ſo habe ich's ihm heute früh noch ein Mal geſchickt und ihn erſucht, daſſelbe ſofort abdrucken zu laſſen, widrigenfalls er ſich die daraus erwachſenden Unannehmlichkeiten ſpäter ſelbſt zuzuſchreiben hätte. Auf dieſe Weiſe wollte ich auch ſeiner Courage ein wenig auf den Zahn fühlen.

Marquiſe. Was das Intriguiren betrifft, ſo ſucht ihr lieben Künſtler vergebens Eures Gleichen.

Amélie. Dies iſt noch nicht genug. Hören Sie, gnädige Frau, wie ich dieſen Faden auszuſpinnen gedenke. Ich will mich in Männertracht werfen, noch heute Ihrem Herrn Neffen als Lieutenant Oscar Fleury meine Aufwartung machen und ihn auf militairiſche Weiſe zu Rede ſtellen, warum er das eingeſendete Sonnett noch nicht aufgenommen hat und aus welchen Gründen er Amélie's heftigſter Gegner iſt?

Marquiſe. Thun Sie das, meine Liebe. Jagen Sie dem Teufelsjungen einen kleinen Schreck ein, das kann ihm gar nichts ſchaden . . .

Amélie. Als Lieutenant gebe ich mich für einen meiner Anbeter aus, der für die mir von Ihrem Neffen zugefügten Kränkungen Satisfaction begehrt.

Marquiſe. Wie, Sie werden ſich doch nicht etwa mit ihm ſchlagen wollen?

Amélie. O ja, wenn es ſein muß, ich habe ſchon ſehr oft auf dem Theater gefochten.

Marquiſe. Amélie, zu weit ſollten Sie den Spaß denn doch nicht treiben!

Amélie. Das meine ich ſelbſt. Ich fürchte mich zwar nicht — o ich habe Muth — aber lieber wäre es mir doch, wenn Sie an der Thür lauſchen und ſich ins Mittel legen wollten, im Fall aus dem Scherz Ernſt werden ſollte. Ich kenne keine Furcht, aber, wie geſagt, beſſer wäre es doch, wenn die Sache ohne Blutvergießen abliefe. (für ſich) Mich erfaßt ein kalter Schauer bei dem bloßen Gedanken an Schreckensſcenen dieſer Art.

Marquiſe. Theure Amélie, ich liebe und ſchätze Sie, aber wenn Sie mir meinen Neffen ruiniren, ſo ſtehe ich für mich ſelbſt nicht gut.

Amélie. Aengſtigen Sie ſich nicht. Kommt es zum Zweikampf, ſo ſtürzen Sie zwiſchen uns und heißen mich meine Wege gehen, da Sie in Ihrem Zimmer kein Duell dulden. Ich ſtecke meinen Degen in die Scheide und ziehe ruhig ab. Sie verrathen meine Verkleidung nicht, und der Herr Neffe mag ſich dann umſehen, wo er den Lieutenant findet, der ſo ſeinen Zorn aufgereizt hat.

Marquiſe. Es ſei! Aber daß meinem Victor ja kein Unglück geſchieht! Krümmen Sie ihm ein Haar, ſo ſei Ihnen, meine Theure, der Himmel gnädig!

Amélie. Die Sache wird nicht ſo tragiſch werden, als Sie ſich dieſelbe vorſtellen. Ich gehe nun, um mich umzukleiden. Bald bin ich wieder hier. Außerdem habe ich dann noch ein Plänchen, zu dem ich mir ſpäter Ihren gütigen Beiſtand erbitten werde.

Marquiſe. Wenn es mit keiner Gefahr für meinen Victor verbunden iſt, will ich Ihnen gern behilflich ſein.

Amélie. Gnädige Frau, bald ſteh' ich als Huſar vor Ihnen! (geht ab)

Zehnte Scene.

Marquiſe (allein).

Hätte ich doch nicht geglaubt, daß die kleine Amélie ſo viel Muth und Entſchloſſenheit beſäße und ſolche Intriguen zu ſpinnen im Stande ſei! Ja, ja, den Damen vom Theater iſt dies alles eine Kleinigkeit. Das Intriguiren iſt ihnen zur zweiten Natur geworden. — Wenn nur Amélie nicht ſo ſehr in Wuth geräth; ſie hat Courage, ſagt ſie, am Ende kommt es wirklich zu einem Duell! Wenn Amélie dem Victor eine Schmarre verſetzte, ich würde trotz meiner Lammesnatur zur racheſchnaubenden Megäre. — Der liebe Junge macht mir zwar vielen Verdruß, er iſt mir aber deſſenungeachtet ſo ans Herz gewachſen, als ob ich ſeine Mutter wäre. Junge Flügelkiele haben Blut; wird Victor älter, ſo legt ſich die jugendliche Hitze, und dann iſt er ein Schriftſteller comme il faut.

(Geht in das Seitenzimmer.)

Eilfte Scene.

Jeannette (kommt durch's Mittelzimmer).

Das iſt doch recht fatal, daß ich gar nichts vom Geſpräche habe erlauſchen können. Ich möchte wohl wiſſen, wovon Fräulein Amélie ſich unterhalten haben mag? Beſtimmt vom jungen Herrn! Ich habe gehorcht und gehorcht, doch kein einziges Sylbchen erſchnappt. Der junge Herr wird ſicher glauben, ich wolle ihm Etwas verheimlichen. — Ach, es iſt wirklich ein Unglück, wenn man nicht wie jener nordiſche Herrgott das Vließ der Lämmer wachſen hört.

Zwölfte Scene.

Victor (kommt etwas zerſtreut ausſehend).

Jeannette. Schon wieder da, gnädiger Herr?

Victor. Wie Du ſiehſt. Sprich, was haſt Du gehört?

Jeannette. Leider nichts, gar nichts!

Victor. Das dachte ich mir! Du hatteſt vermuthlich während dieſer Zeit etwas Wichtigeres zu thun, als auf Deinem Poſten zu ſtehen und zu horchen. Mit Germain charmiren, das war dringender. Nicht wahr? (legt Hut und Reitgerte weg.)

Jeannette. Ich habe mit Germain heute noch keine fünf Worte geſprochen.

Victor. O Ihr wißt Euch recht gut zu unterhalten, ohne zu ſprechen.

Jeannette. Sie ſind ſehr verdrießlich!

Victor. Schweig, Katze! War Amélie lange bei der Tante?

Jeannette. Vor fünf Minuten hätten Sie das Fräulein noch antreffen können.

Victor. So reizend ſchön kam ſie mir noch niemals vor! Himmel, ihre kalte Gleichgiltigkeit ertrage ich nicht! Und der verdammte Oscar Chevalier Fleury geht mir nicht aus dem Kopf. Der Menſch muß raſend in ſie vernarrt ſein; in ſeinem Sonnett athmet ein laut aufjauchzendes Gefühl, eine wahrhaft italiſche Gluth. Solche Farben, ſolche Bilder, ſolche Fantaſie ſtehen nur einem Glücklichen zu Gebote, der von dem Ganymed der Liebe berauſcht iſt. Iſt die Tante ausgefahren?

Jeannette. Noch nicht.

Victor. Nichts vorgefallen, nichts angekommen?

Jeannette. Der Druckerburſche hat die Correctur gebracht, und der neue Reſtaurateur zwölf Flaſchen Champagner geſchickt.

Victor. Warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt? Bring' mir eine Flaſche Champagner und die Correctur. Raſch, raſch!

Jeannette (geht ab).

Dreizehnte Scene.

Victor (allein).

Das iſt ein verdammter Streich! Amélie hat meine Wechſel aufgekauft; um ihr Müthchen an mir zu kühlen, wird ſie mich einſperren laſſen; — wie ich höre, befindet ſich der Verhafts-Befehl ſchon in den Händen eines Gerichtsdieners. Heute darf ich die Tante um kein Geld bitten, ich habe ſie rappelköpfiſch gemacht; überdies wäre meine Forderung auch ein Bischen indiscret, denn erſt vorgeſtern hat ſie mir 500 Francs geſchenkt — die ſind aber ſchon längſt beim Teufel! Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt die 800 Francs auftreiben könnte! Dieſen Triumph kann ich dem Fräulein doch unmöglich gönnen! Ich weiß mir wahrhaftig keinen Rath; jeden Augenblick kann der Executor kommen und mich einſtecken, das iſt ein Pech ſonder Gleichen!

Vierzehnte Scene.

Jeannette (bringt den Champagner und die Correctur und ſetzt Beides auf den Tiſch).

Jeannette. Hier der Champagner und hier die Correctur.

Victor. Jetzt laſſ' mich allein!

Jeannette (leiſe im Abgehen). Es muß Etwas vorgehen, denn ſo brummig habe ich ihn noch nie geſehen.

Funfzehnte Scene.

Victor (allein. Er entkorkt die Flaſche und ſchenkt ſich ein).

Champagner, Du Meiſterwerk der Schöpfung, Du köſtlicher Geſundheits-Brunnen, in Deinen ſchäumenden Goldwellen will ich meine Grillen begraben. (trinkt) Champagner, Du biſt mein beſter Arzt, mein treueſter Freund, mein gewandteſter Rathgeber zur Zeit der Noth. (trinkt) Champagner, Du biſt geſchmolzenes Gold, in deſſen Schoos die ſchönſten Perlen ruhen. (trinkt) Champagner, Du ermuthigſt die Geiſter des Lebens, weckſt die ſchlummernden Gedanken aus der Lilien-Wiege der Fantaſie, beſchwörſt gleich einem mächtigen Zauberer die ſchönſten Bilder aus dem Roſenlabyrinth der Poeſie herauf und leiheſt dem ſchwarzen Wolkenhimmel des Lebens jenes heitere Saphirblau, das den heilenden Balſam des Troſtes in die von Kummer umnachtete Seele ſenkt. (trinkt) Was wäre das Leben ohne Champagner? Ein ausgedorrtes Stoppelfeld ohne Goldregen, ein Tanz ohne Muſik, eine Liebe ohne Gegenliebe! — Nun bin ich neugeſtärkt und heiterer als zuvor! Jetzt wollen wir unſere Correctur machen. (ſetzt ſich an den Tiſch und ſchickt ſich zum Schreiben an) Morgen wird Amélie wieder von Neuem bombardirt!

Sechszehnte Scene.

Der Vorige. Germain.

Germain. Ein Herr iſt draußen, der Sie zu ſprechen wünſcht. Er nennt ſich Chevalier Fleury.

Victor. Was für ein Teufel führt den zu mir? Soll ich ihn vorlaſſen oder nicht? Ihn abweiſen, wäre unhöflich und ſähe obenein wie feig aus. Ich will weder das Eine noch das Andere ſein; laſſ' ihn eintreten. (Germain geht ab.)

Victor. Den Herrn will ich durch eine vornehmthuende Kälte dergeſtalt niederdonnern, daß ihm das Viſitenmachen künftighin nicht mehr in den Sinn kommen ſoll.

Siebenzehnte Scene.

Victor (bleibt ruhig am Arbeitstiſche ſitzen). **Amélie** (erſcheint verkleidet als Huſaren-Offizier).

Amélie. Sie ſind Herr Victor?

Victor (kalt und gelaſſen). Ich glaube —

Amélie. Wie, Sie glauben nur?

Victor. Ja, ich kenne mich nicht genau genug. (ruft) Germain!

Germain (tritt ein).

Victor. Bring' dem Herrn einen Stuhl. Setzen Sie ſich!

Amélie. Meine Zeit iſt ſehr beſchränkt. Ich kam nicht hieher, um mich zu ſetzen.

Victor. Nun denn, ſo bleiben Sie ſtehen. Germain, ſchiebe den Stuhl wieder bei Seite.

Amélie. Mein Herr, ich habe Manches mit Ihnen abzumachen . . .

Victor. Sie müſſen ſich gedulden; ich habe jetzt keine Zeit, ich bin eben im Corrigiren begriffen — Sie ſind Schuld daran, wenn ich einen Fehler ſtehen laſſe. — Wollen Sie nicht Platz nehmen, Sie könnten ſonſt leicht müde werden — die Correctur raubt mir jedes Mal ein halbes Stündchen Zeit. Germain, bringe dem Herrn ein Bilderbuch, damit ihm unterdeſſen die Zeit nicht zu lang wird.

Amélie. Mein Herr, Sie haben kein Kind vor ſich, das ſich durch Bilderbücher beſchwichtigen läßt.

Victor. So! Germain, bringe dem Herrn die Zeitungen.

Amélie. Ich leſe keine Blätter. Ich kam hieher, um mit Ihnen ernſtlich über Etwas Rückſprache zu nehmen.

Victor. Wer ſind Sie, wenn ich fragen darf?

Amélie. Ich bin der Lieutenant Oscar Chevalier Fleury.

Victor. Freut mich, Sie kennen zu lernen. Was ſteht Ihnen zu Dienſten, Herr Chevalier?

Amélie. Ich will Sie fragen, warum Sie mein Sonnett auf Fräulein Amélie noch nicht aufgenommen haben?

Victor. Das wiſſen Sie nicht?

Amélie. Nein!

Victor. Wirklich nicht?

Amélie. Auf mein Ehrenwort, ich kenne Ihre Gründe nicht.

Victor. Ich bin Ihnen zwar keine Rechenſchaft ſchuldig, will es Ihnen aber dennoch ſagen, wenn Sie darauf beſtehen.

Amélie. Ich muß es wiſſen, warum Sie meinem Sonnet die Aufnahme verweigern.

Victor. So hören Sie denn! Erſtens, weil ich keine Luſt dazu habe, zweitens, weil es mir nicht gefällt, und drittens, weil es ſtümpermäßig iſt.

Amélie. Stümpermäßig? Mein Herr, Sie haben ſich vermuthlich nur verſprochen.

Victor. Ei bewahre! Es iſt ſtümpermäßig, ſagte ich vorhin, und erlauben Sie, daß ich das Urtheil noch ein Mal wiederholen darf, um Sie zu überzeugen, daß ich mich keineswegs verſprochen habe.

Amélie. Mein Herr, Sie ſind ſehr maſſiv!

Victor. Finden Sie das wirklich? Apropos, womit kann ich ſonſt noch dienen?

Amélie. Ich verlange Rechenſchaft, warum Sie Fräulein Amélie bei jeder Gelegenheit ſo auffallend kränken.

Victor. Geht das den Herrn Lieutenant etwas an?

Amélie. Sehr viel! Ich bin Amélie's Anbeter; wer ſie beleidigt, kränkt auch mich!

Victor. Ei, dann ſchlägt man auf dieſe Weiſe mit einer Klatſche zwei Fliegen.

Amélie. Mein Herr, Sie ſind impertinent!

Victor. O ja, bisweilen! Haben Sie Fräulein Amélie ſchon lange nicht geſehen?

Amélie. So eben komme ich von ihr. Ach, ſie iſt ein Engel!

Victor. Das ſag' auch ich!

Amélie. Wie, auch Sie finden ſie ſchön?

Victor. O mehr als das! Wüßte ich doch wahrlich keine zweite Dame, die ein Diadem ſo vieler Reize ſchmückt.

Amélie. Ei, mein Herr, Sie ſind wohl gar in ſie verliebt?

Victor. Können Sie die Wahrheit vertragen?

Amélie. O ja!

Victor. So vernehmen Sie denn, daß ich in ſie vernarrt bin. Aendern Sie's, wenn Sie's können. Ein einziger Kuß von ihr würde mich zum Glücklichſten der ganzen Schöpfung machen.

Amélie. Sie ſcherzen wohl nur! Kann man eine Dame zärtlich lieben, die man täglich durch die Hechel zieht?

Victor. Was ſich liebt, das neckt ſich.

Amélie. Sie finden wohl auch Améliens Talent nicht übel?

Victor. Nicht übel? Ich finde es ganz charmant.

Amélie. Und tadeln es dennoch?

Victor. Allemal!

Amélie. Glauben Sie mit Ihrer Härte Etwas durchzuſetzen?

Victor. Verſteht ſich!

Amélie. Sie irren ſich!

Victor. Kann ſein.

Amélie (für ſich). Die Kälte dieſes Menſchen iſt nicht zum Aushalten.

Victor. Sagten Sie Etwas?

Amélie. Mein Herr, ich begehre Genugthuung: Sie haben meine Amélie beleidigt, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!

Victor. Schlagen?

Amélie. Ja, ſchlagen, und das auf der Stelle! Fürchten Sie ſich vielleicht?

Victor (Amélie durch die Lorgnette betrachtend). Vor ſolchen Rieſen? (ruft) Germain!

Germain. Sie befehlen?

Victor. Bring' mir eine Flaſche Champagner, noch ein Glas und meinen Degen. Oder ſchlagen wir uns auf Piſtolen?

Amélie. Auf Degen! (für ſich) Mir wird unendlich bang! Die Tante wird doch um's Himmelswillen in der Nähe ſein?

Victor. So, nun bin ich fertig! (ſteht auf.)

Germain (bringt eine Bouteille Champagner, ein Glas und einen Degen).

Victor (ſchenkt in beide Gläſer ein). Trinken Sie, Herr Lieutenant!

Amélie. Ich danke.

Victor. Trinken Sie nur, deſſenungeachtet ſchlagen wir uns doch, Sie kleines Duodez-Ritterchen.

Amélie. Mein Herr, ich ertrage keinen Spott.

Victor. Da thun Sie ſehr wohl daran. Dann müſſen

Sie aber auch das Dichten einſtellen, denn Ihr Sonnet auf Amélie kann als ſtümperhaft dem Spott unmöglich entgehen.

Amélie (zitternd). Keine Sotiſen, mein Herr!

Victor. Was erkühnen Sie ſich? Sotiſen ſagt nur ein Narr! Wollen Sie mich zum Narren machen?

Amélie (mit Anſtrengung). Ja!

Victor (aufgebracht). Nun iſt meine Geduld erſchöpft! Ziehen Sie, mein Herr, oder ich ſpieße Sie wie einen Maikaiſer an dieſe Mauer. (Er geht mit dem Degen auf ſie zu.)

Amélie (ſtößt einen Schrei des Schreckens aus).

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Marquiſe (eilt ſchnell herbei).

Marquiſe. Was geht hier vor? Ein Duell in meinem Zimmer?

Amélie (für ſich). Gottlob, die Gefahr iſt vorüber, jetzt kann ich wieder bramarbaſiren. (laut zu Victor) Mein Herr, Sie finden mich bereit. (zieht den Degen.)

Victor. Wohlan denn! (Beide fangen zu fechten an, die Marquiſe ſtürzt ſich jedoch zwiſchen ſie.)

Marquiſe. Wenn Sie, mein Fräulein, mein Herr wollt' ich ſagen, einen Ehrenhandel mit meinem Neffen abzumachen haben, ſo wählen Sie ſich einen andern Platz, in meinem Zimmer geſtatte ich durchaus kein Duell!

Amélie (ſteckt ſtolz den Degen in die Scheide). Die Herrin vom Haus, allen Reſpect. Ihr Neffe darf ſich Glück wünſchen, daß Sie, gnädige Frau, wie ein Schutzengel zu ſeiner Hilfe herbeigeeilt ſind. In zwei Minuten wäre das Herrchen ſchon Jenſeits geweſen.

Victor. Feiger Huſar, willſt Du mich noch mehr zum Zorn reizen? (geht wiederum auf Amélie los.)

Amélie (zieht abermals ihren Degen). Schwächling!

Marquiſe (zu Amélie). Entfernen Sie ſich, mein Herr, oder ich laſſe die Wache holen.

Amélie (ſteckt aufgeblaſen ihren Degen ein). Gut, wir ſprechen uns ein ander Mal!

Victor. Noch heute, wenn ein Tropfen Ehre in Ihren Adern rollt. Sie ſind eine feige Memme, find' ich Sie nicht in einer Stunde im Bois de Boulogne. Ein Schurke, der nicht kommt!

Amélie. Das ſoll geſchehen. (geht gravitätiſch ab.)

Neunzehnte Scene.

Marquiſe. Victor.

Marquiſe. Wer war dieſer Offizier und was wollte er?

Victor. Er heißt Chevalier Fleury, iſt Amélie's Anbeter und wollte ſich mit mir ſchlagen.

Marquiſe. Warum?

Victor. Weil ich ein Sonnet von ihm nicht aufgenommen, weil ich Amélien getadelt habe, und — weil er eiferſüchtig iſt.

Marquiſe. Auf Dich eiferſüchtig, und weshalb? Gehörſt denn auch Du zu Amélie's Anbetern?

Victor (nach einem kleinen Kampf). Das Geſtändniß muß heraus! Tantchen, ſo vernehmen Sie denn ein Geheimniß, das mir ſchon ſeit ſechs Monden das Herz abdrückt: ich liebe Amélie.

Marquiſe. Willſt Du der Tante ein Märchen erzählen?

Victor. Wahrheit iſt es, was ich Ihnen ſage. Amélie's Reize haben mich dergeſtalt bezaubert, daß ich ohne ſie nicht denken, fühlen, leben kann. Wüßten Sie, Tantchen, wie ſehr ich Amélie achte, liebe und verehre, wüßten Sie, wie ſehr ich leide, Ihr gutes Herz würde mir ſein Mitleid nicht verſagen.

Marquiſe. Kaum kann ich es glauben! Du würdigteſt ſie niemals eines freundlichen Blickes, eines zärtlichen Wortes, einer gunſtgewinnenden Aufmerkſamkeit. Du ſchienſt ſtets ſo kalt, ſo ſtolz, ſo ſchroff . . .

Victor. Jeder Schein trügt, der Schuldſchein ausgenommen.

Marquiſe. Alſo wirklich verliebt, verliebt in Amélie, die Du bei jedem Anlaß ſo bitter gekränkt, die Du erſt geſtern ſo unbarmherzig in Deinem Blatt gegeißelt haſt?

Victor. Sie zeigte ſich kalt, ich wollte noch kälter ſcheinen, und dennoch liebe ich ſie mit einer Gluth, die all' meine Sinne verzehrt.

Marquiſe. Da ſeht einmal den ſtolzen und verliebten Journaliſten!

Victor. (in Extaſe). Liebt mich Amélie?

Marquiſe. Du mußt ſie fragen, ich weiß es nicht!

Victor. Wenn ſie wirklich jenen feigen Chevalier mir vorzieht, ſo macht noch heute eine Kugel eine Fahrt durch mein Gehirn.

Marquiſe. Darüber bin ich ruhig, Du liebſt Dein Leben viel zu ſehr . . .

Victor. Was iſt das Leben ohne Liebe, was iſt Liebe ohne Amélie!

Marquiſe. Wie exaltirt, Herr Neffe! Es giebt außer ihr noch mehr ſchöne Frauen.

Victor. Sie iſt die Prachtausgabe des ſchönen Geſchlechtes, ein Engel, eine Göttin! So verliebt war ich noch nie! Ich gehe!

Marquiſe. Wohin?

Victor. Nach dem Bois de Boulogne, ein Schurke, der nicht kommt, ſagte ich. Ehre geht mir über Alles — dem Herrn Oscar Chevalier Fleury will ich mit meinem Degen einen Circonflexe verſetzen, der ihm das Lieben bis zum jüngſten Tag verleiden ſoll. (will gehen.)

Zwanzigſte Scene.

Germain (kommt und übergiebt der Marquiſe ein Billet).

Germain (zur Marquiſe). Ein Billet vom Fräulein Amélie.

Marquiſe. Wartet Jemand auf Antwort?

Germain. Der Diener iſt ſchon wieder fort.

Einundzwanzigſte Scene.

Marquiſe. Victor.

(Marquiſe erbricht das Billet und durchlieſt es raſch. Victor will hineingucken.)

Victor. Herzallerliebſtes Tantchen, was ſchreibt ſie denn?

Marquiſe. Gleichgiltiges!

Victor. Darf ich nicht auch das Gleichgiltige leſen?

Marquiſe. Wie neugierig! daraus wird nichts.

Victor. Tantchen, Sie ſind recht ſchlimm! Ganz ſicher iſt in ihrem Schreiben auch von mir die Rede?

Marquiſe. Du irrſt; ſie bittet mich um einen Haubenſtock.

Victor. Stichelei! (für ſich) Wenn die Weiber noch ſatiriſch werden, dann iſt gar kein Auskommen mit ihnen. Wenn ich nur wüßte, was Amélie ihr geſchrieben hat, vermuthlich Etwas vom fälligen Wechſel, denn die Tante legt ihre Stirn gewaltig in Runzeln.

Marquiſe (für ſich). Hm, das iſt fatal!

Victor. Was iſt fatal, liebes Tantchen?

Marquiſe. Daß Alles in der Welt dem Wechſel unterworfen iſt.

Victor (für ſich). Verdammte Stichelei. (laut) Das iſt wahr, Tantchen, das iſt ſehr fatal; auch ich weiß davon Manches zu erzählen.

Marquiſe. Ein andermal von dieſen Hinfälligkeiten des Lebens. (ruft) Germain!

Germain (tritt ein). Gnädige Frau?

Marquiſe. Laß ſogleich anſpannen!

Germain (geht ab).

Victor (ſehr unruhig). Wo fahren Sie hin, ſüßes Tantchen?

Marquiſe. Nach dem Boulevard des Italiens, zu meiner Putzmacherin.

Victor. Darf ich Sie begleiten?

Marquiſe. Du mußt ja nach dem Bois de Boulogne. Eine Stunde iſt ſchnell vorüber. Du weißt, was Du geſagt: Ein Schurke, der nicht kommt!

Victor. Richtig, aus lauter Liebe hätte ich das beinah' vergeſſen. Adieu, Tantchen! (küßt ihr die Hand) Sagen Sie mir nicht, was Amélie geſchrieben?

Marquiſe. Wie kann ein Mann ſo neugierig ſein!

Germain (tritt ein). Ein Gerichtsdiener wünſcht eingelaſſen zu ſein.

Marquiſe. Laß ihn herein!

Victor (für ſich). Der Beſuch gilt mir, nun iſt es hohe Zeit, daß ich verſchwinde! (Victor läuft ſchnell ab; aber wie er zur Thür hinaus will, prallt er ängſtlich zurück.)

Zweiundzwanzigſte Scene.

Marquiſe. Victor. Amélie als Gerichtsdiener.

Amélie (verſperrt Victor mit einem Stock den Ausgang). Ich kenne Sie, Sie ſind Herr Victor!

Victor. Was wollen Sie von mir?

Amélie. Achthundert Francs für dieſen fälligen Wechſel, oder Sie ſind mein Gefangener.

Victor. Kommen Sie in acht Tagen wieder, lieber Freund, heute bin ich nicht bei Kaſſe.

Amélie. Das kümmert uns Gerichtsdiener nicht. Sie löſen augenblicklich den Wechſel ein, oder begleiten mich nach Sainte Pélagie.

Victor. Mein allercharmanteſter Freund und Gönner, laſſen Sie mich los, ich muß nach dem Bois de Boulogne, um dort eine Ehrenſache abzumachen; in einer Stunde folge ich Ihnen, wohin Sie wollen.

Amélie. Ich kenne dieſe Gänge: Sie wollen durchgehen und der Juſtiz ein Näschen drehen. Nein, nein, mein lieber Herr, daraus wird nichts!

Victor (holt aus ſeiner Weſtentaſche Geld). Nehmen Sie einſtweilen dieſe vier Louis und drücken Sie ein Auge zu.

Amélie (aufgebracht). Was denken Sie von mir? Sie wollen einen Gerichtsdiener beſtechen? Welchen Begriff haben Sie von der löblichen Juſtiz! Pfui — behalten Sie Ihre vier Louis! Nicht Millionen reichen hin, mich vom Pfade des Rechtes und der Ehre abzulenken.

Victor (leiſe). Der muß noch nicht lange Gerichtsdiener ſein!

Marquiſe (hat unterdeſſen aufmerkſam zugehört). Was giebts, Herr Neffe? Schon wieder ein fälliger Wechſel?

Victor. Ja leider, leider! Achthundert Francs ſoll ich zahlen, oder nach **Sainte Pélagie** ſpazieren.

Marquiſe. Da wird Ihnen wohl nichts Anderes als das Letzte übrig bleiben. Ich zahle keinen Sou mehr für Sie.

Victor. Könnten Sie wirklich ſo grauſam ſein?

Marquiſe. Und warum denn nicht?

Victor. Das iſt nicht ſchön von Ihnen!

Amélie. Folgen Sie mir, mein Herr, ich habe Eile!

Victor. Ich muß nach dem **Bois de Boulogne,** (ſieht auf die Uhr) es iſt die höchſte Zeit! Der Herr Chevalier glaubt am Ende, ich wäre feig. Tantchen, engelſchönes Tantchen, verlaſſen Sie mich nur *diesmal* nicht!

Marquiſe. Ich zahle keinen Sou.

Victor. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele; bewegen Sie dieſen Teufel, daß er mir wenigſtens einen Aufſchub von einer kleinen Stunde gönnt.

Amélie. Ihre Bitte iſt fruchtlos. Sie zahlen die achthundert Francs für Fräulein Amélie.

Marquiſe. Wie, ihr ſchuldeſt Du dieſe Summe?

Victor. Sie hat den Wechſel einem meiner Mitarbeiter abgekauft, um ſich an mir zu rächen. Ich hätte nie geglaubt, daß Amélie ſo grauſam mich verfolgen könnte, hätte nie geglaubt, daß die liebenswürdige Amélie auf ſolche Weiſe ihr Müthchen an mir kühlen werde.

Amélie (mitleidig bei Seite). Seine Angſt dauert mich... ja es iſt gewiß, er liebt mich. O Wonne!

Victor. Herr Gerichtsdiener, ich habe ein Duell, fahren Sie mit mir nach dem Bois de Boulogne, iſt das Duell vorüber, folge ich Ihnen nach Sainte Pélagie.

Amélie. Wer ſteht mir dafür, daß Sie nicht fallen? Nein, nein, das geht durchaus nicht an!

Victor (zieht ſeine Uhr heraus). Nehmen Sie dieſe goldene Uhr, ſchenken Sie mir nur eine Stunde Zeit; mein Ehrenwort, daß ich zurückkehre, wenn ich . . . nicht falle.

Amélie. Das eben iſt's! Behalten Sie Ihre Uhr, ich weiß ohnedies, wieviel's geſchlagen hat.

Victor. Dieſe Hartnäckigkeit! Ich habe doch ſchon mit vielen Gerichtsdienern zu thun gehabt, aber ſo ein Saducäer, ſo ein Phariſäer, ſo ein Karaibe, ſo ein Kamtſchadale, ſo ein Hottentotte und Vandale, ſo ein — Haifiſch iſt in unſerer Juſtiz noch nicht da geweſen! Und Sie, Tantchen, Sie ſind eben ſo ſchlimm!

Marquiſe. Ich zahle keinen Sou!

Victor. Führen Sie mich, Herr Gerichtsdiener, zu Fräulein Amélie, ſie wird mir gern einen Aufſchub gönnen. Nur ihretwegen ſchlage ich mich mit dem Chevalier, und brenne vor Begierde, ihm das Gehirn zu zerſchmettern, denn Amélie darf nie die Seinige werden — ich liebe ſie — mein muß ſie ſein, ſo wahr ich Victor heiße!

Amélie (läßt gerührt ihren Stock fallen und fragt mit ſchmelzender Stimme). Victor, lieben Sie mich wirklich?

Victor. Was ſeh' ich? Darf ich meinen Augen trauen? Sie ſind ...?

Amélie. Die von Ihnen verfolgte Amélie.

Victor. Könnten Sie mir verzeihen, theure Amélie? Alles was ich Ihnen zu Leide gethan, geſchah aus Liebe, ich habe es nun geſtanden, was ich ſo lange verheimlicht habe (kniet vor ihr nieder und ergreift ihre Hand.) Haſſen Sie mich?

Marquiſe. Die Geſchichte wird rührend!

Amélie. Nein, nein! Victor, Stehen Sie auf und nehmen Sie dieſen heißen Kuß als das erſte Zeichen meiner Liebe. —

Victor. Nun fehlt nichts mehr zu meinem Glück, als der Segen vom lieben Tantchen.

Marquiſe. Wie, Victor, Du willſt einen Gerichtsdiener heirathen?

Victor. Mit ſolchen Gerichtsdienern gehe ich gern zu Gericht.

Marquiſe. Und was ſagt Amélie?

Victor. Sie wagt die Bitte Ihres Neffen zu wiederholen.

Marquiſe. Nun, das freut mich. Da iſt mein Segen, heirathet Euch und ſeid glücklich!

(Victor und Amélie küſſen der Marquiſe die Hand.)

Amélie. Apropos, Herr Bräutigam, dem Chevalier Fleury zerſchmettern Sie nicht das Gehirn.

Victor. Warum nicht, ſchöne Braut?

Amélie. Ich war der Lieutenant.

Victor. Was? Sie waren der tapfere Huſar? Bis auf ein kleines Manſchettenfieber haben Sie den Charakter Ihrer Rolle ziemlich artig durchgeführt.

Germain (kommt). Es iſt angeſpannt, gnädige Frau!

Marquiſe. Gut, wir wollen nun nach dem Bois de Boulogne, damit Victor ſein Wort erfüllen kann. Hinſichtlich des Wechſels werdet Ihr wohl ins Reine kommen.

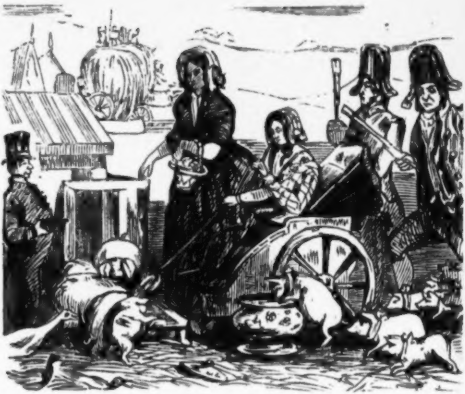
Amélie. Noch eins! Werde ich morgen wieder getadelt?

Victor. Die Kritik iſt zwar ſchon gedruckt, da ſie aber einen heftigen Ausfall auf meine ſchöne Braut enthält, ſo werde ich das Blatt nicht ausgeben laſſen, ſondern bekannt machen: „Wegen eingetretener Verlobung des Herrn Victor mit Fräulein Amélie kann morgen kein Blatt erſcheinen.“

(Der Vorhang fällt.)

Chargen.

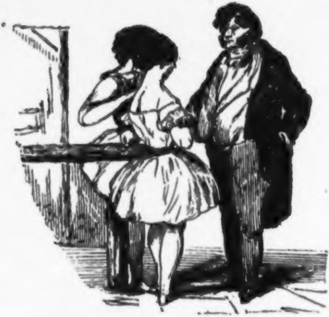
I.



Wie die Gräfin Dida Ane-Ane die Feinde Israels mit Rumford-Suppen und Roman-Klößen füttert.

4

II.



Wie ein Wattenhändler en gros zwei Mitgliedern des Corps de Ballet die betrübende Nachricht mittheilt, daß die Baumwollen-Ernte in Oſtindien mißrathen ſei.

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſecabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Sechſter Band.

Mit 57 Karikaturen.

Leipzig, 1847.
Literariſches Inſtitut.

BIBLIOTHECA HAMBURG. PUBL.

Inhalt.

Seite

Sanſon 1

Balletſkizzen:

- I. Ein Solotänzer 22
- II. Eine Sylphide 23
- III. Ein Pas-de-deux 24

Schakabak und Giafar 25
Ein Mitglied des Mäßigkeits-Vereins 35
Modernes Piſtolen-Duell 36
Pope und Parnell 37
Ein illuſtrirtes Sprichwort 48
Berliner Nachtſtücke 49
L. W. Krauſe 53
Polka chinoise 62
Eine Tänzerin 63
† † † 64
Theaterbilder (I. II. III.) 90
Fliegende Blätter, erſter Brief 93
Fratzen (I. II.) 109
Zweiter Brief 111
Fauſt 122
Moral 123
Dritter Brief 124
Theater-Statiſten 134, 135

Seite
Vierter Brief . . . 136
Ungeheure Ironie . . . 152
Traurige Wahrheit . . . 153
Fünfter Brief . . . 154
Drei merkwürdige Epochen . . . 175
Burgunder oder Champagner . . . 180
Karikaturen (I. II.) . . . 187
Oeſterreichiſches Schimpfwörterbuch . . . 189
Zeitbilder (I. II.) . . . 201
Zur Geſchichte der Karikatur . . . 203
Ein geplagter Ehemann . . . 208
Ein fulminanter Liebhaber . . . 209
Die violetten Schuhe . . . 210
Zeitbilder (I. II. III. IV.) . . . 213
Meiſter Strauß und ſeine Geige . . . 217
Spaziergang bei Tage . . . 223
— — bei Nacht . . . 224
Joſef Gungl . . . 225
Abd-el-Kader und ſein Tanzmeiſter . . . 231
Des Orang-Utangs letzte Stunde . . . 233
Eine Bitte . . . 236
Vergnügungsreiſe . . . 238
Buridan und ſein Eſel . . . 246
Die Getäuſchten . . . 254
Ueberraſchung . . . 300

Sanſon.

1.

„Etre aimé ou mourir!“
Titel eines franzöſiſchen Theaterſtücks.

Am 20. Auguſt des Jahres 1840 ſtarb zu Paris ein Greis von zweiundachtzig Jahren: er hieß Henri Sanſon und war Scharfrichter des Seine-Departements.

Du rümpfſt die Naſe, guter Leſer, und denkſt: was liegt daran, ob ein Scharfrichter mehr oder weniger auf der Welt iſt!

Aber dieſer Sanſon, kaltblütiger Leſer, war kein gewöhnlicher Henkersmann, der blos Raubmörder, Brandſtifter, Falſchmünzer und anderes Geſindel geköpft hat; Henri Sanſon war ein Scharfrichter par excellence, die Nemeſis der franzöſiſchen Nation, der letzte Act jenes blutigen Drama's, deſſen Titel „1789“ heißt. In dieſem Henker hat Frankreich ein Stück ſeiner mit Blut geſchriebenen Geſchichte zu Grabe getragen, denn dieſer Sanſon war zur Zeit der erſten Revolution der **exécuteur des hautes oeuvres**; durch ſeine Hand gingen faſt alle Köpfe, die damals durch das Beil der Guillotine auf der **Place de la Concorde** fielen. Sanſon war damals ein blutjunger Mann von 27 Jahren; er gehörte keiner Partei an und ſchlug mit derſelben Ruhe heute das Haupt eines glühenden Royaliſten und morgen den Kopf eines verdächtigen Republikaners ab. — Die Geſchichte hat wohl keinen zweiten Scharfrichter aufzuweiſen, der ſo viel weltgeſchichtliche Köpfe vom Rumpfe getrennt hat, als dieſer Sanſon. Auch giebt es wohl keinen zweiten Henker, der ſo viel Leben zum Tode gefördert hat, als dieſer Sanſon. Denn damals, als die Guillotine **en permanence** das franzöſiſche Volk in Zaum und Zügel hielt, gab es Tage, wo dieſer Henker oft dreißig bis vierzig Köpfe abſchlug. Kein Wunder alſo, daß er in ſeinem blutigen Handwerk eine unfehlbare Meiſterſchaft erlangt hatte.

Laßt uns einen flüchtigen Blick in ſein blutgetränktes Tagebuch werfen: wir wollen an uns vorüberziehen laſſen die blutigen Schatten, die aus der Kataſtrophe jener Zeit des Blutes und des Schreckens heraufſteigen, um uns zu mahnen an die Schauer der Vergangenheit.

Zuerſt taucht der Schatten des 21. Januars 1791 empor. Er trägt eine zerbrochene Krone und — was noch ſchlimmer iſt — ein zerbrochenes Herz. Dieſer mit Dornen gekrönte Schatten iſt Ludwig XVI., der König von Gottes Gnaden, der als warnendes Beiſpiel durch die Reihen der Gottgeſalbten ſchreitet und ihnen zuruft: Seid gerecht und ſtark!

Hier ſteigen die bleichen Manen des 16. Octobers 1793 herauf. In den blaſſen Zügen liegt ein unendlicher Gram, aber dieſer Gram iſt nicht im Stande geweſen, den Glanz ihrer Schönheit zu bleichen. Auf dem Schnee ihres Halſes ruhen die Blutperlen der Guillotine. Das ſchöne Haupt, das einſt eine Krone von Diamanten trug, iſt jetzt mit einer Märtyrerkrone geſchmückt. Dieſer Schatten iſt Marie Antoinette die Tochter Maria Thereſiens, die Schweſter Kaiſer Joſephs, die Gemahlin Ludwigs XVI.

Dort huſcht ein Schatten vorüber, deſſen Anblick uns Abſcheu und Ekel einflößt. Das kahle Haupt, auf dem eine Laſt von Sünden ruht, fiel am 6. November 1793. Dieſer Schatten iſt Philipp von Orleans, Philipp Egalité, der nach der Krone ſeines Bruders geſtrebt. Zwei Jahre früher, als Ludwig XVI. ſein Haupt aufs Schaffot trug, hatte Philipp in einem Cabriolet, mit einem Operngucker in der Hand, der Hinrichtung ſeines königlichen Bruders, wie ein Ballet-Enthuſiaſt dem Solo einer leichtgeſchürzten Tänzerin, zugeſchaut. Auch Philipps Schatten leuchtet als Zeichen der Warnung durch Jahrhunderte hindurch und mahnt an das Sprichwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.

Hier ſteigt der rieſige Schatten des 5. Aprils 1794 aus der Nacht des Grabes heraus. Dieſe Athleten-Geſtalt, dieſe Donner-Miene, die noch im Tode die Kraft zu beſitzen ſcheint, Alles um ſich her zu erſchüttern, zeigen uns den Jupiter fulminans des revolutionären Olymps, den herculiſchen Danton, deſſen Stimme einſt dem Brüllen des Donners, deſſen Rede einſt dem zündenden Blitze glich. Wer hat Dich, Mann des Schreckens, unter das Beil gelegt?

Der Schatten des 28. Juli 1794, der Schatten Robespierre's hat es gethan, der Schatten Robespierre's, an deſſen Ferſen die Manen ſeines Bruders Auguſtin, Saint-Juſt, Couthon, Lebas, Henriot und ſiebenzehn anderer ſeiner Gefährten feſtgeklammert ſind. Der neunte Thermidor, der Feierabend der franzöſiſchen Revolution, war ein ſaurer Tag für unſern Henkersmann. Wie er damals das ſchöne Haupt des Königs, ſo zeigte er an dieſem Tage das verzerrte Antlitz des Dictators dem freudetrunkenen Volke, das dem Henker des Henkers Beifall zujauchzte und im Stillen bei ſich dachte: „Nun können wir ruhig ſchlafen, ohne befürchten zu müſſen, vom Henker geweckt zu werden.“

Aber in eben jener Nacht, in welcher das erſchöpfte Paris ſich nach langer Zeit wieder ruhig dem Schlummer hingab, konnte Sanſon, der das Haupt der Schreckensherrſchaft geköpft hatte, kein Auge ſchließen, denn Robespierre und der ganze, lange, unabſehbare Leichenzug der franzöſiſchen Revolution zogen einen blutigen Kreis um ſein Lager und jagte den Schlaf aus ſeinen Augen. Da faltete Sanſon die Hände und betete: „Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, denn ich war ja nur das unſchuldige Werkzeug!“

Nach jenem Tage konnte der **Exécuteur des hautes oeuvres** ausruhen von den Mühen und Plagen der Schreckenszeit; er wiſchte das Blut vom Beile der Guillotine und legte mit ſchwerem Seufzer die Hände in den Schoos.

Zwei und vierzig Jahre ſpäter — Sanſon hatte während dieſer Zeit das Directorium, das Triumvirat, den lebenslänglichen Conſul, den Kaiſer Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. kommen und gehen ſehen — rief ihn Louis Philipp aufs Neue zum Richtplatz, um Fieschi und deſſen Gefährten, Pepin und Morand, und bald darauf den jungen Alibaud die Schärfe ſeines Beiles fühlen zu laſſen. Der alte Sanſon wetzte den Roſt von ſeinem Fallbeil und vollzog, mit derſelben Parteiloſigkeit wie damals, den Spruch des unerbittlichen Geſetzes.

Ludwig XVI. war einer der erſten, Alibaud der letzte Kopf, der durch Sanſon fiel.

2.

Und dieſer Sanſon hatte ein Steckenpferd. Von jedem Kopfe, den er während der funfzig Jahre ſeines blutigen Handwerks vom Rumpfe getrennt, ſchnitt er eine Locke ab, hüllte ſie in ein Stück Papier und ſchrieb den Namen des Enthaupteten darauf. Dieſe Lockenſammlung verwahrte er in einem Schranke, den er das „Pantheon der Revolution“ zu nennen pflegte. Er hatte mehr als 1800 ſolcher Locken, Locken von allen Parteien

Locken von jeder Farbe, ſilbergraue und jugendlich-blonde; aber eine Locke war ihm ſo theuer als die andere; jede dieſer Locken betrachtete er als Erinnerung an ein Leben, das er dem Tode überliefert, und ſo oft er eine neue zu den alten legte, trat ihm eine Thräne ins Auge; er faltete die Hände und betete: „Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, denn ich war ja nur das unſchuldige Werkzeug!“

3.

Es war im Juni des Jahres 1794.

Im Sitzungsſaale des Convents, auf der für das Volk beſtimmten Tribune, ſtand mitten unter einer Gruppe ſchmutztriefender Sansculottes ein blutjunges, blendendſchönes Mädchen, deſſen himmelblaue Augen wie zwei große Kornblumen durch die dichte Saat wilden Unkrauts leuchteten. Auf der jugendlichen Stirn prangte das unentweihte Siegel kindlicher Unſchuld in ſonnenheller Klarheit. Auf ihren Lippen flammte ein friſcher Purpur, dem es anzuſehen war, daß noch kein ſinnlicher Kuß ihn befleckt hatte. Um den ſchneeweißen Hals zog ſich ein ſchmales Band von ſchwarzem Sammet, woran ein kleines Medaillon von Gold hing. An dem enganſchließenden, ſchwarzſeidenen Mieder glühte eine dunkelrothe Nelke, die es zu ahnen ſchien, daß ſie auf einem jungfräulichen Buſen ruhe, denn ſo ſchön duftete wohl niemals eine Blume ihrer Art. Dieſe Jungfrau, deren Schönheit bald Aller Blicke auf ſich zog, war Henriette Sanſon, die kaum ſechszehnjährige Tochter des Schärfrichters, der ihr erlaubt hatte, in Begleitung ihres jüngern Bruders einer Sitzung des Conventes beizuwohnen.

Auf den Zügen des jungen Mädchens malte ſich Anfangs kein anderes Gefühl als das der Neugier. Henriette ließ ihre ſonnenhellen Augen unſtät von einem Ende des Saales zum andern ſchweifen, erſtaunte über die gewaltig dicke Naſe des Einen, lächelte über die unförmliche Perücke des Andern und hörte mehr auf die Gloſſen ihrer Umgebung als auf den Redner, der eben auf der Tribune ſtand und von Dingen ſprach, die durchaus kein Intereſſe für ſie hatten. War ſie doch eigentlich nicht gekommen, um zu hören, was da verhandelt wurde; war ſie doch nur deshalb da, um einmal von Angeſicht zu Angeſicht den Mann des Schreckens, den gefürchteten Robespierre zu ſehen, vor dem ganz Frankreich zitterte und auf deſſen allmächtiges Geheiß täglich neue Opfer durch die Hand ihres Vaters fielen. Ihre jugendliche Fantaſie hatte ſich von ihm ein ſo grelles Bild entworfen, daß ſelbſt der Teufel in effigie gegen den Dictator, wie ſie ihn ſich gedacht, ihr wie ein Engel an Schönheit erſchienen wäre. An dieſer Häßlichkeit glaubte ſie ihn herauszufinden aus dieſer Maſſe von Köpfen; ihr Auge entdeckte wohl manchen Therſytes, aber keiner von Allen war ihr häßlich genug, um ihn für Robespierre zu halten.

— Ich finde ihn nicht, flüſterte ſie ihrem Bruder zu.

— Ich auch nicht, ſagte Jules.

— Bürger, ſprach ſie zu einem zerlumpten Kerl, der dicht neben ihr ſtand, gefällt es Euch, mir einen kleinen Dienſt zu erweiſen?

— Recht gern, ſchmucke Bürgerin!

— Wollt Ihr wohl die Güte haben, mir zu zeigen, wo dort unten der Bürger Robespierre ſitzt?

— So eben beſteigt er die Rednerbühne.

— Das alſo iſt der gefürchtete Mann? Pfui, das iſt freilich ein häßlicher Menſch!

— Sprich nicht ſo dummes Zeug, Schweſter! warnte der ängſtliche Bruder.

— Ei ſieh mal, Jules, als freie Bürgerin werde ich doch wohl das Recht haben, ſagen zu dürfen, daß dieſer Mann mir nicht gefällt? Ich ſage Dir noch ein Mal, Bürger Robespierre iſt ein häßlicher Menſch, aber doch lange nicht ſo häßlich, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte. Da giebt es ja noch Manchen, der viel häßlicher iſt. Glaubte ich doch, er müſſe von Allen der Häßlichſte ſein!

— Schweig, Henriette! bat der Bruder.

— Ach, Jules, laß mich reden, was ich will . . . der Bürger Robespierre kann's ja doch nicht hören . . .

— Wohl aber ein Anderer . . .

— Meinetwegen, ich fürchte mich nicht! Was der Bürger Robespierre für eine heiſere Stimme hat! Er heult ja faſt wie eine Hyäne, die mir vor acht Tagen in der Menagerie ſo viel Furcht eingeflößt hat. — Was ſeine Kleidung betrifft, ſo iſt ſie viel reinlicher als die aller Uebrigen. Sieh doch, Jules, Bürger Robespierre trägt eine geſtickte Atlasweſte und ſieht faſt wie ein Stutzer aus.

Henriette betrachtete den Schreckensmann mit denſelben Mienen, mit denen ſie acht Tage früher die wilden Thiere in der Menagerie angeſtaunt hatte.

— Bürger, fragte ſie ihren Nachbar, wer iſt denn jener Mann, der dort links am Fenſter ſitzt?

— Das iſt der Bürger Henriot, Commandant der Nationalgarde, jeder Zoll ein Bierbrauer!

— Und der Kleine neben ihm?

— Iſt der Bürger Couthon.

— Ihr kennt ſie wohl Alle?

— So gut als mich ſelbſt!

— Und warum applaudirten ſie jetzt?

— Weil der Bürger Robespierre Etwas geſagt, was den Leuten ſehr gefallen hat.

— Und was war es, was ihnen ſo ſehr gefallen hat?

— Die junge Republik, ſagte der große Dictator, nähre an ihrem Buſen noch manche Schlange; es werde noch viel Blut fließen müſſen, damit der Baum der Freiheit Wurzel faſſen und gedeihen könne.

— Himmel, rief Henriette, wer iſt denn dieſer da, der jetzt die Tribune beſtiegen hat?

— Das iſt der treueſte Anhänger Robespierre's, der wärmſte Apoſtel der Freiheit.

— Und ſein Name? fragte das Mädchen mit geſpannter Neugier.

— Saint-Juſt!

— Ha, welch ein junger, ſchöner Mann!

— Gefällt er Euch?

— Sieh doch, Jules, das liebe, blonde, lange Haar! So und nicht anders muß unſer Heiland ausgeſehen haben! Hör' doch nur, wie ſchön dieſes Mannes Stimme klingt! Das iſt eine Sprache, die zum Herzen dringt!

— Ihr ſeid ja ganz entzückt, Bürgerin.

— Seid ſtill, Bürger, ich muß hören, was er ſpricht.

Henriette, die bisher nur ganz Auge geweſen, war jetzt auch ganz Ohr. Mit wahrer Andacht lauſchte ſie der ſchönen Rede, als ob dieſe eine Predigt aus dem Munde eines frommen Prieſters wäre. — Saint-Juſt ſprach von der Freiheit mit dem ganzen Feuer der Begeiſterung, mit der ganzen Schwärmerei ſeiner jugendlichen Einbildungskraft; er ſprach von der Tugend, ohne die es keine wahre Freiheit gäbe; er ſprach von den Pflichten der Bürger, von den Pflichten der Staatsgewalt und entwickelte in dieſer Rede den ganzen Knäuel ſeiner Alles beſiegenden Beredtſamkeit. Dann malte er die Gebrechen des Landes, ſprach von den Laſtern des Volkes und geißelte vor Allem den Wucher, der wie ein böſes Krebsgeſchwür an dem Marke der Armen nage und von Tag zu Tag immer weiter um ſich greife; dann raffte er die ganze Kraft ſeiner Suada zuſammen und verlangte vom Geſetz die ſtrengſte Beſtrafung jedes Wucherers.

— Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren, den Wucher mit Stumpf und Stiel ausrotten und jedes Haus, in dem ein Blutſauger des armen Volkes ſein Unweſen trieb, niederreißen und der Erde gleichmachen, damit die Trümmer ſeines Hauſes ein warnendes Beiſpiel für die Andern ſei.

Dieſe von Begeiſterung überſchäumende Rede electriſirte die ganze Verſammlung dergeſtalt, daß ſie in laute Beifallsbezeigungen ausbrach. Begleitet von dem freudigen Zujauchzen aller Zuhörer kehrte Saint-Juſt zu ſeinem Platz neben Robespierre zurück, der ihm die Hand drückte.

— Das muß ein guter, tugendhafter Menſch ſein! flüſterte Henriette leiſe vor ſich hin und hatte jetzt nur noch Augen für Saint-Juſt; alle Uebrigen im Saale hatten kein Intereſſe mehr für ſie; unverwandt und mit einem Gefühle, von dem ſie ſich noch keine Rechenſchaft zu geben wußte, ließ ſie ihr Auge auf dem Manne ruhen, deſſen Rede einen ſo tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Saint-Juſt hatte jetzt etwas Ueberirdiſches für ſie: ſo ſchön war ihr noch nie ein Mann erſchienen. Sie ſchwelgte in dem Anblick ſeiner Schönheit und hätte vor ihm niederſinken und den Staub ſeiner Füße küſſen mögen.

— Komm, Schweſter, es iſt Eſſenszeit!

— O laß uns noch hier bleiben, bat ſie den Bruder und vermochte es nicht, den Blick von Saint-Juſt abzuwenden. So laut und ungeſtüm hatte noch nie ihr Herz geſchlagen; mit ſolchen Blicken hatte ſie noch nie einen Mann betrachtet.

Er aber ſprach leiſe mit Robespierre und ahnte nicht, daß oben auf der Zuſchauer-Bühne das Herz des ſchönſten Mädchens, das Herz der Scharfrichters-Tochter, für ihn ſchlage.

Der Bruder mahnte noch ein Mal.

— Nur fünf Minuten noch, ſagte Henriette, die im Anſchauen Saint-Juſt's verloren war. O was hätte ſie darum gegeben, hätte dieſer Mann ſein Auge zu ihr emporgeſchlagen und in ihrem Blicke leſen können, was in ihrem Herzen vorging. Es war ihr, als triebe eine unbekannte Gewalt ſie in den Saal hinab, um vor ihn niederzuſinken und ihm zu ſagen: Saint-Juſt, ich liebe Euch, liebe Euch mit der ganzen Gluth der erſten Liebe.

Und als die fünf Minuten verfloſſen waren, zupfte der Bruder am Aermel ihres Mieders und ſagte:

— Komm, komm, ſonſt gehe ich und laſſe Dich hier allein.

Da warf ſie noch einen Blick zu ihm hinab und folgte dem Bruder.

4.

Seit jenem Tage war Saint-Juſt das Idol ihrer geheimen Anbetung. Täglich, ſtündlich hätte ſie nach dem Sitzungsſaale des Convents laufen mögen, um dort den Mann zu ſehen, der die ſtolze Eiche war, an der ſich der Epheu ihrer Liebe emporrankte. Sie hätte ihm geſtehen mögen, daß ſie Nachts, wenn ſie ſich ſchlaflos auf ihrem Lager wälzte, in jedem Sterne, der in ihr ſtilles Kämmerlein hineinſchaue, ſein Auge ſehe, daß er der Gegenſtand ihrer Träume, der Brennpunkt ihres Denkens ſei. Und er, er wußte es nicht, er ahnte es nicht, daß er die Sonne ſei, nach der ſich das Antlitz dieſer ſchönen Blume ſehne; er ahnte es nicht, daß er ihr Himmel, ihr Gott, ihr Alles ſei.

Endlich faßte ſie Muth und bat den Vater, ihr noch ein Mal zu geſtatten, einer Sitzung des Convents beizuwohnen. Der Vater, der ſie viel zu lieb hatte, um ihr irgend eine Bitte abzuſchlagen, gewährte ihr dieſen Wunſch. Schön geſchmückt, als ob's zur Hochzeit ginge, eilte ſie mit dem Bruder zum Ziele ihrer Sehnſucht hin. Wie pochte ihr das Herz, als ſie ihre Blicke durch die Reihen der Conventsmitglieder ſchweifen ließ, um den zu finden, den ſie ſuchte. Und als ſie ihn fand, wie erröthete ſie! War es ihr doch, als ob er ihr heute noch viel ſchöner erſcheine, als das erſte Mal. Sie hätte ihn grüßen und ihm einen Kuß zuwerfen mögen. Er aber ſaß ſtumm und ſtill in ſich gekehrt und durch die bleiche Farbe ſeines gramgefurchten Angeſichts zuckte ein bitterer Schmerz, ein tiefes Weh. Da füllten ſich Henriettens Augen mit Thränen, die wie finſtere Wolkenſchleier die klare Bläue ihrer Augen trübten; ſie weinte und wußte nicht warum. Eine böſe Ahnung ſchien wetterleuchtend über ſeine Stirne hinzuziehen: er ließ ſeinen Blick in die Zukunft hinausſchweifen und fuhr, wie aus wilden Träumen aufgeſchreckt, zuſammen. Und dieſelbe Ahnung, die ihn beunruhigte, ſchien auch ſie zu quälen.

— Wer weiß, dachte ſie ſich, ob dieſer ſchöne Kopf nicht auch unter dem Beile meines Vaters blutet, wer weiß, ob nicht auch Saint-Juſt als Opfer fällt. O, möchte ich ihn nie erleben, den Tag, an dem dieſe Ahnung zur Wahrheit werden ſoll!

Und wieder verſenkte ſich ihr Auge in den Anblick dieſes Mannes, der ihr wie ein überirdiſches Weſen erſchien, geſchmückt mit allen Tugenden, geſchmückt mit allen Reizen.

Und als die Sitzung aufgehoben wurde und die Conventsmitglieder einzeln den Saal verließen, da trieb ſie eine unwiderſtehliche Gewalt in die Nähe dieſes Mannes. Im Gedränge war es ihr nicht ſchwer geworden, ſich von der Seite ihres Bruders wegzuſtehlen; ſie benutzte dieſen Augenblick und ſtellte ſich an jene Thür hin, durch welche der Convent hinaustrat. Und als Saint-Juſt, der Mann ihrer Liebe erſchien, da riß ſie die Nelke von ihrer Bruſt und reichte ſie ihm mit einem Blick, der mehr ſagte, als alle Sprachen der Erde.

— Wer biſt Du, ſchönes Kind? fragte Saint-Juſt.

— Ich bin die Tochter des Scharfrichters Sanſon.

— Und was willſt Du von mir?

— Nichts, Bürger, nichts! Ich wollte Euch nur ſehen und Euch ſagen . . .

— Nun, warum ſtockſt Du?

— Und Euch ſagen, wiederholte Henriette.

— Nun, was denn ſagen, liebes Kind?

— Daß ich Euch wie meinen Bruder, wie meinen Vater, wie meinen Gott liebe. Zürnt nicht, Bürger, daß ich mein Herz vor Euch ausſchütte; eine zauberhafte Macht trieb mich an, Euch zu ſagen, was ich für Euch fühle. Wohl ſagt mir mein Gefühl, daß es unrecht ſei, Euch das Geheimniß meines Herzens zu verrathen, und dennoch hatte ich nicht die Kraft, es länger noch in mir zu bergen. Bürger, verkennt, verachtet mich nicht!

— Du ſchönes Kind, wie ſtolz und glücklich macht mich Dein Geſtändniß! In Deinem Auge leſe ich eine ſchöne Seele. Bleib' fromm und gut, mein Kind, und mache Deinem Vater niemals Schande, ſagte Saint-Juſt, drückte ihre Hand und ging.

Schaamroth und verwirrt ſtand Henriette gleich einem Weſen, dem man den Athem aus der Bruſt geſtohlen. Sie wagte nicht aufzublicken, ſich nicht umzuſehen; man hätte glauben mögen, ein Zauberwort habe dieſes warme Leben plötzlich in kalten Stein umgewandelt: ſie glich einer Statue.

— Da biſt Du ja, Schweſter, rief Jules. Ich ſuchte Dich überall, und bin froh, Dich endlich gefunden zu haben.

— Ach, mein Bruder, ſagte ſie und hauchte einen tiefen Seufzer aus.

— Was iſt Dir begegnet, Henriette, Du ſiehſt ſo finſter und zerſtört . . .

— Jules, mir iſt nicht wohl! Ich möchte in die Erde ſinken; komm, laß uns nach Hauſe eilen.

— Dort ſteht ein Fiacre. Laß uns einſteigen!

Henriette, einer Ohnmacht nahe, ſchwankte zum Wagen hin. Kaum eingeſtiegen, ſank ſie bewußtlos in die Arme des erſchreckten Bruders. Bald aber ſchlug ſie die Augen auf und blickte um ſich, wie Jemand, der aus einem Starrkrampf erwacht.

— Hab' ich denn nur geträumt? fragte ſie den Bruder. Ach nein, Jules, ich habe nicht geträumt. Mir war unwohl . . . jetzt wird mir beſſer werden . . . ich athme wieder und weiß . . .

— Was weißt Du, Schweſter?

— Daß er Recht hatte.

— Wer, Henriette?

— Er, er!

— Du träumſt wohl noch?

— O, laß mich träumen, Bruder, träumen den ſchönſten Traum des Lebens, träumen von ihm!

Dann ſchloß ſie erſchöpft die Augen, lehnte ſich auf die Schulter des Bruders und verſank in dumpfes Hinbrüten.

5.

Vier Wochen ſpäter, am 28. Juli 1794, erfüllte ſich Henriettens böſe Ahnung.

Auf drei Karren wurden Robespierre und deſſen Bruder, Saint-Juſt, Couthon, Dumas, Henriot, Lescot, Fleuriot, Payen, Coffinhall und zwölf Andere zum Richtplatz geſchleppt. Robespierre, noch geſtern der Schrecken Frankreichs, heute das Stichblatt der Verwünſchungen des ganzen Volkes, ſaß zwiſchen Couthon und Henriot, Saint-Juſt zwiſchen Vivier, dem Präſidenten des Jacobiner-Clubbs, und dem halbverrückten Schuſter Simon, den die Republik zum Erzieher des jungen Ex-Dauphins, Ludwigs XVII., gewählt hatte. Die verzerrten Züge Robespierre's und die verklärten Mienen Saint-Juſts bildeten einen unbeſchreiblichen Gegenſatz. In den Augen des Einen lagdie Hölle mit ihren Qualen, in den Augen des Andern der Himmel mit all' ſeinen Seligkeiten abgemalt. Jener ging dem Tode mit zerriſſenem, Dieſer mit freudigem Gemüthe entgegen.

Rings um das Blutgerüſt ſtanden dichtgedrängte Volksmaſſen, die in lauten Jubel ausbrachen, als die Verurtheilten ſich dem Richtplatze näherten.

Oben am Fuße der Guillotine ſtand Frankreichs Nemeſis, der Henker Sanſon, der mit ſteinernem Ernſte die hohnlachende Menge überſchaute, worunter die Meiſten ſo ausgelaſſen luſtig waren, als ſtänden ſie vor dem Schauplatz eines Bajazzo, der auf dem Seile tanzt. In dieſem großen, zahlloſen, undurchdringlichen Pöbelgewühl befand ſich ein einziges Weſen nur, das, von tiefem Schmerz und namenloſem Weh erfüllt, in dieſem Augenblick alle Folter-Qualen, alle Höllen-Martern erlitt. Und dieſe Eine war die Tochter des Scharfrichters. Henriette, die ihren Vater bis zu dieſem Tage mit der ganzen Kraft ihrer Seele, mehr als ſich ſelbſt geliebt, fühlte heute zum erſten Male einen Widerwillen, einen Abſcheu, einen Ekel gegen ihn und ſein blutiges Handwerk. Sie hätte ihn herabzerren und ihm zurufen mögen: Sind nicht ſchon der Köpfe genug durch Dein Beil gefallen? Ueberlaſſe dies Geſchäft heute, nur heute einem Andern, denn unter den Verbrechern, die Deine Hand dem Tode überliefern ſoll, befindet ſich Saint-Juſt, der angebetete Geliebte Deiner Tochter, Saint-Juſt, für den ſie freudig ihr Leben hingeopfert hätte.

Vater Sanſon aber wußte es nicht, was Saint-Juſt für ſeine Tochter war, und geſetzt, er würde es gewußt haben, er hätte den Geliebten ſeines Kindes ja doch nicht ſchonen können. Der Henker iſt ja nur der willenloſe Sclave des Geſetzes, und hätte das Geſetz ihm befohlen, ſein Kind, ſein eigenes Kind zu enthaupten, ſo würde er den Willen des Geſetzes mit blutendem Herzen erfüllt haben.

Saint-Juſt war einer der Erſten, an welche die Reihe kam. Keiner von Allen ging ſo beherzt dem Tode entgegen, als er.

— Bürger Sanſon, ſagte er zum Henker, wollt Ihr mir die letzte Bitte erfüllen?

— Sprecht, Bürger!

— Grüßt von mir Euer Kind, Eure Tochter, und ſagt ihr, daß die Erinnerung an ſie mir Troſt in meiner Sterbeſtunde gewährt.

— Kennt Ihr meine Henriette?

— Ich ſah ſie ein einziges Mal und habe ſie ſeitdem nicht vergeſſen. Sagt ihr das, Bürger! Nun, Sanſon, thut Eure Schuldigkeit!

Saint-Juſt legte ſeinen Kopf unter das Fallbeil ... einen Augenblick ſpäter ziſchte es nieder.

Mit einem gellend-craſſen Schrei fiel ein junges Mädchen ohnmächtig zur Erde nieder. Sanſon blickte um ſich und erkannte in der Umſinkenden ſeine Tochter. Er wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und murmelte leiſe vor ſich hin: Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, ich bin ja nur das unſchuldige Werkzeug!

Henriette wurde von ihrem Bruder und einem Unbekannten in einen Fiacre hineingetragen und nach Hauſe gebracht. Der Anblick dieſes gräßlichen Schauſpiels hatte ihre Lebensgeiſter vernichtet. Sie verfiel in ein heftiges Nervenfieber.

In kaum vierzig Minuten hatte der Henker Sanſon zweiundzwanzig Köpfe guillotinirt. Das Volk klatſchte ihm, wie einem Schauſpieler, der ſeine Rolle meiſterhaft durchgeführt, rauſchenden Beifall zu und zertheilte ſich, patriotiſche Lieder heulend, nach allen Theilen der Stadt.

Sanſon aber ſchnitt, nachdem er und ſeine Knechte die abgeſchlagenen Köpfe in einem großen Korbe aufgeſammelt hatte, von jedem dieſer Köpfe eine Locke ab. Als dann die Reihe an das Haupt des Geliebten ſeiner Tochter kam, ſtürzten ihm brennende Thränen aus den Augen. Er küßte die Locke und ſprach leiſe vor ſich hin: Vergieb mir, Henriette!

6.

Eilf Tage nach der Hinrichtung Saint-Juſt's und ſeiner Gefährten wurde ein frommer Prieſter zu einer Sterbenden geholt. Es war Henriette Sanſon, die nach unſäglichen Leiden das Ende ihres jungen Lebens herannahen fühlte und, gut und fromm wie ſie war, ſich nach dem Troſt der Kirche ſehnte. Zu ihren Füßen ſtand der unglückliche Vater, der Henker, der in ſeinem unendlichen Schmerze wie ein verſteinerter Gram daſtand, ohne Wort, ohne Thräne; zu ihrem Haupte ſaß ein alter, ehrwürdiger Diener der Kirche, der ihr das Abendmahl reichte und ihr Balſam einflößte durch den herzerhebenden Troſt, daß es Jenſeits ein Wiederſehen gebe. Dieſer Glaube an ein Jenſeits, dieſe Hoffnung auf ein Wiederſehen, hatte den letzten Lebensfunken zu neuer Flamme angefacht. Henriette erhob ſich auf ihrem Lager und winkte mit der verklärten Miene einer Sterbenden ihren Vater zu ſich heran. Während der ganzen Krankheit hatte ſie kein Wort, keinen Blick zu ſeiner Beruhigung gefunden: ſie ſah ihn in der fieberhaft aufgeregten Phantaſie nie anders als am Fuße der Guillotine vor ſich, wie er dem Geliebten ihres Herzens kalt und ernſt den Kopf vom Rumpfe getrennt; entſetzt ob ſolchen Anblicks wandte ſie dann ihr Antlitz von ihm ab und rief: Fort aus meinen Augen, Henker Deſſen, der mir das Theuerſte auf Erden war. Heute zum erſten Male hatte ſie den Widerwillen, den Abſcheu, den Ekel gegen ihren Vater überwunden, heute zum erſten Male gefühlt, wie unrecht, wie weh ſie ihm gethan.

— Vater, ſprach ſie mit der letzten Kraft, wollt Ihr Eurer Tochter den Augenblick des Sterbens verſüßen, ſo reicht ihr einen Troſt, den ſie mit ſich in's Grab nehmen darf; reicht der Sterbenden eine von Euren tauſend Locken, ſchenkt ihr die Locke von Saint-Juſt.

— Da, nimm ſie, mein liebes, gutes, frommes Kind, ſagte der Henker und holte aus ſeiner Bruſt ein Medaillon hervor. Seit dem Tage ſeiner Hinrichtung ruhte ſein Haar in dieſer Kapſel auf meiner ſchmerzzerriſſenen Bruſt, denn eine Minute vor ſeinem Ende erfuhr ich durch ihn, daß er Dich gekannt, daß er Dich geliebt habe. Grüßt von mir Euer Kind, Eure Tochter, und ſagt ihr, daß die Erinnerung an ſie mir Troſt in der Sterbeſtunde gewährt. Das, mein liebes Kind, waren ſeine letzten Worte, die ſich tief in mein Vaterherz eingeprägt haben. Du verlangſt nun ſeine Locke von mir . . . das beweiſ't mir, daß auch Du ihn geliebt haſt. Es giebt ein Jenſeits, meine Tochter, dort wirſt Du ihn wiederfinden und mit ihm vereinigt werden.

— Gieb mir ſein Haar, ſein Haar . . .

Der Vater gab ihr das Medaillon. Henriette ergriff es mit zitternder Haſt und küßte es hundert und küßte es tauſend Mal, band es ſich um den Hals, legte die Kapſel auf ihre Bruſt und ſagte mit Thränen im Auge:

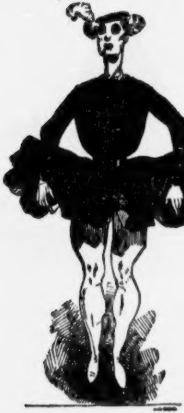
— Vater, ich danke, Vater, ich vergebe Dir!

Die Freude hatte den letzten Reſt ihrer Kräfte erſchöpft. Mit himmliſchem Lächeln geſchmückt, ſank ſie auf ihr Kiſſen zurück. Der letzte Seufzer, der über ihre ſterbenden Lippen glitt, war Saint-Juſt.

Balletſkizzen.

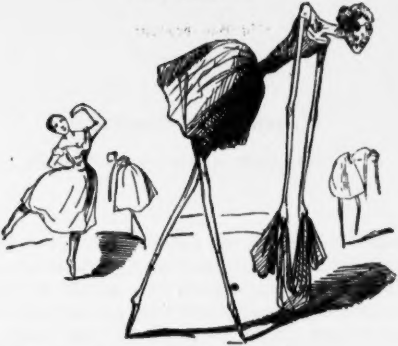
I.

Ein Solotänzer.



II.

Eine Sylphide,

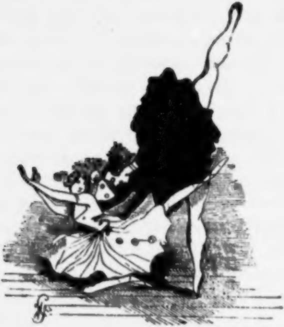


ſo mager wie eine ausgetrocknete Mumie;
ſo durchſichtig wie eine Berliner Butterbemme;
ſo abgenutzt wie ein preußiſcher Silbergroſchen;
ſo alt wie der ſelige Methuſalem;
mit und ohne Hühneraugen;

eine jener Grazien, von denen zweiunddreißig auf ein Pfund gehen; die Watte abgerechnet, die ſchwerer als ihr ganzer Körper iſt.

III.

Ein Pas-de-deux.



Nichts in der Welt geht über Grazie!

Schakabak und Giafar.

Märchen aus „Tauſend und Einer Nacht“.

Im prachtgeſchmückten Bagdad, das zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe (damals, als Harun-al-Raſchyd, der fünfte Khalyf vom Stamme der Abaſſiden, der glorreiche Sohn des Khalyfen Mahdi, Beherrſcher des halben Orients war) 12.000 Karavanſereis, 60.000 Bäder, 80.000 Bazars, 100.000 Moſcheen und 2 Millionen Menſchen beſaß, lebte im Jahre 808 nach Chriſti Geburt ein blutarmer Schlucker, welcher Barbier war und wegen der eigenthümlichen Form ſeiner Oberlefze Schakabak mit der geſchlitzten Lippe hieß.

Dieſer arme Teufel, der aus Mangel an landesüblichen und fremden Gold- und Silbermünzen ſeit zwei Mal vierundzwanzig Stunden nichts Warmes genoſſen hatte, befand ſich zur Veſperzeit des dritten Tages vor dem Palaſte des Barmekyden Giafar, des Groß-Weſirs und Schwagers Harun-al-Raſchyds

— deſſen Schweſter Abaſſa ſeit Kurzem die Gemahlin des Barmekyden war — und begaffte die vielen Thürſteher, welche am Eingange des Schloſſes als Wache aufgeſtellt waren.

— Was wollt Ihr? fragten die Diener des Barmekyden.

— Ein Almoſen, antwortete der arme Schlucker.

— Geht hinein und tragt Euere Bitte unſerm gnädigen Herrn und Gebieter vor, erwiderte einer der Thürhüter.

Schakabak mit der geſchlitzten Lippe ließ ſich dies nicht zwei Mal ſagen. Nachdem er drei große mit hundertfarbigen Kieſelſteinen moſaikartig gepflaſterte Vorhöfe hinter ſich hatte, erreichte er einen mit Gold und Azur geſchmückten Gartenſaal, in deſſen Mitte ſich ein prachtvoller Divan erhob, auf welchem Giafar der Barmekyde, von den Strapazen eines kurz vorher genoſſenen Mittagsmahls ausruhend, ſich dem hochwichtigen Geſchäfte einer langſam fortſchreitenden Verdauung überließ.

Voll tiefer Ehrfurcht blieb der Barbier an der Schwelle des Eingangs ſtehen und warf ſich auf die Erde nieder.

— Womit kann ich dienen? fragte der menſchenfreundliche Groß-Weſir.

— Herr, ſtöhnte Schakabak mit der geſchlitzten Lippe, ich bin ein armer Teufel, der ſeit zwei Mal vierundzwanzig Stunden nichts genoſſen, ein bedauernswerthes Geſchöpf, das, von Hunger und Durſt aufgerieben, unbeſchreibliches Bauchgrimmen hat.

— Allah kerim! Iſt's möglich, daß es im reichen Bagdad, unter dem ſegensvollen Scepter unſeres Herrn, des ruhmgekrönten Beherrſchers aller Gläubigen, des gnadenreichen Khalyfen Harun-al-Raſchyd, ſolche Armuth giebt?

— Herr, ich beſchwöre Euch bei den ſieben Himmeln Mahomets, daß ich Euch nichts vorgelogen habe.

— Nun, wenn Ihr die Wahrheit geſagt habt, ſo iſt es meine Pflicht, Euch beizuſtehen. Heda, Sklaven, rief der Groß-Weſir, bringt Waſchbecken und Waſſer, damit wir uns die Hände waſchen können. Ich bin, fuhr Giafar fort, zwar erſt unlängſt von der Tafel aufgeſtanden und habe, aufrichtig geſagt, wenig oder gar keinen Appetit, will aber, um Euch Geſellſchaft zu leiſten, meinem Magen Gewalt anthun und, blos Euch zur Liebe, noch ein Mal von vorn anfangen.

Schakabak erwartete, daß ein paar Sklaven erſcheinen und dem Groß-Weſir das verlangte Waſchbecken und Waſſer bringen würden. Aber Niemand erſchien; deſſen ungeachtet erhob ſich der Barmekyde von ſeinem Sopha, rieb ſich die Hände und that gerade ſo, als ob ſie einer ſeiner Sklaven mit Waſſer begoſſen hätte.

— Tretet näher, guter Mann, rief der reiche Mann dem armen Teufel zu, folgt meinem Beiſpiele und waſcht Euch ebenfalls.

Der Barbier, klug genug, um einzuſehen, daß ſich ein armer Schlucker von ſeinem reichen Gönner Alles gefallen laſſen müſſe, trat näher und geberdete ſich, als ob auch er ſeine Hände wüſche.

— Jetzt wollen wir uns abtrocknen, ſagte Giafar und that, obgleich kein Handtuch zu ſehen war, als riebe er ſich damit die Hände ab. Dann warf er das unſichtbare Handtuch ſeinem hungerigen Gaſte zu mit den Worten: Thut desgleichen.

Schakabak befolgte das Beiſpiel ſeines Wirths und trocknete ſeine Hände.

— Heda, Sklaven! Tragt ſofort das Eſſen auf, befahl der Barmekyde. Zum Glück iſt der Tiſch ſchon gedeckt; kommt, guter Freund, und nehmt an meiner Seite Platz.

Der Barbier ſchwelgte im Vorgeſchmack der Speiſen, welche kommen ſollten.

Aber weder Speiſen noch Sklaven erſchienen; deſſen ungeachtet nahm der Schwager des Khalyfen die Miene an, als griffe er in eine volle Schüſſel hinein und lange ſich ein Stück nach dem andern heraus.

— Greift zu, werther Gaſt, und thut, als ob Ihr bei Euch zu Hauſe wäret, ſprach der Barmekyde und ſtellte ſich, als ob er einen Biſſen nach dem andern in den Mund ſtecke und ſie mit ſeinen Zähnen zerkaue. Einer ſo ausgehungerten Seele wie der Euren, fuhr er fort, hätte ich übrigens weit mehr Appetit zugetraut. Ihr eßt wie ein Spatz; wie oft, guter Freund, ſoll ich Euch bitten, Euch nicht zu geniren und fleißig zuzugreifen; Ihr ſeht ja, daß es da iſt! Alſo macht keine Umſtände, werther Gaſt, und folgt meinem Beiſpiel.

— Ihr ſeht, lieber Herr, daß ich nicht faul bin, ſagte Schakabak, indem er mit großer Geſchicklichkeit alle Geberden des Zerkauens und Hinunterſchluckens nachäffte.

— Wie ſchmeckt Euch das Brot? Nicht wahr, es iſt vortrefflich?

— Ach, Herr, ſo lange ich lebe, hab' ich niemals weißeres geſehen, betheuerte der arme Teufel, ob er gleich weder Brot, noch ſonſt etwas Eßbares ſah.

— Heda, Sklaven, eine andere Schüſſel! befahl der Groß-Weſir, und obgleich ſich wiederum Niemand ſehen ließ, ſagte er zu Schakabak: Ich bitte und beſchwöre Euch, werther Gaſt, dieſes Hammelfleiſch mit Graupen zu verſuchen und mir zu ſagen, ob Euer einſichtsvoller Gaumen jemals etwas Köſtlicheres genoſſen hat?

— Herr, antwortete Schakabak, das Hammelfleiſch iſt delikat!

— Heda, Sklaven, bringt nun den Hammelbraten, befahl der allzugnädige Barmekyde. Ich überlaſſe mich der Hoffnung, daß es Euch eben ſo gut munden wird als das Hammelfleiſch. Eh bien, qu'en dites-vous? fragte der Groß-Weſir im reinſten Franzöſiſch — denn ſchon im Jahre 808 war es Mode, daß den höhern Staatsdienern die Sprache der Franken geläufiger als ihre eigene war.

— Ihr führt einen wundervollen Tiſch, betheuerte der arme Schlucker; ich beneide Euch um Euren ausgezeichneten Koch. Sein Braten, gnädiger Herr, iſt ein Meiſterwerk, würdig, den Gaumen unſeres großen Propheten zu laben. Beſagter Hammel hat durch die glückliche Miſchung der Gewürze, ſo da ſind Ambra, Nägelein, Muskate, Ingwer, Pfeffer und

Zwiebeln, einen Hochgeſchmack, der ſich nicht beſchreiben läßt. Dieſer Braten ſchmeckt — beim Barte des Propheten — wie jenes Manna, das den Kindern Iſraels mitten in der Wüſte ins Maul geregnet. Welche Wonne! rief der hochbegeiſterte Seifenſchaumgenius und rieb ſich entzückt den vor Hunger knurrenden Magen, der noch leerer, als der Hirnſchädel manches gelehrten Imam war.

— Nun, ſo haltet Euch an dies Ragout! Ich bitt' Euch, greifet zu! Heda, Sklaven, noch ein Mal Ragout, rief der Barmekyde, während er ſich mit einem goldenen Roſendorn die Zähne zu ſtochern geruhte.

— O nicht doch, nicht doch! rief Schakabak. Ich bin ſo ſatt, daß ich keinen Biſſen mehr hinunter bringen kann.

— Werther Gaſt, ſprecht Ihr die Wahrheit?

— Ja, gnädiger Herr, erwiderte der Hungerige mit halbweinerlichem Tone.

— Wohlan, Sklaven, räumt ab und tragt den Nachtiſch auf, befahl der Barmekyde, ſich den Mund abwiſchend. Ihr werdet, guter Freund, nicht ſo grauſam ſein, mir die Bitte abzuſchlagen, zum Beſchluß des Mahles noch ein paar Früchte zu genießen. Koſtet, wenn es Euch beliebt, dieſe friſch gepflückten Mandeln.

Beide thaten nun, als ob ſie Mandeln ſchälten.

— Himmliſch! rief der Eine.

— Göttlich! rief der Andere.

— Nun verſucht auch, mir zur Liebe, dieſe purpurrothen

Trauben, von denen jede — eine Seltenheit in dieſer Jahreszeit — zehn Zechinen koſtet. Der hohe Preis möge Euch keinesweges abhalten, fleißig zuzugreifen, denn dazu ſind ſie da. Alſo friſch darauf losgegeſſen! Hungerige Arme zu ſpeiſen, iſt jedes Reichen Pflicht. Darum ſag' ich Euch noch ein Mal, thut als ob Ihr bei Eurem beſten Freunde, bei Eurem nächſten Verwandten, bei Euch ſelber wäret.

— Allah ſegne Euch für Eure Gaſtfreundſchaft, ſagte der arme Schlucker und legte als Zeichen ſeines Dankes die Hand an ſeinen Turban.

— Werther Gaſt, ſagte der Groß-Weſir, nachdem wir ſo vortrefflich gegeſſen haben, müſſen wir auch Etwas trinken. Erlaubt mir zuvörderſt eine Frage: Trinkt Ihr Wein?

— O Herr, muß ich Euch daran erinnern, daß Mahomet, der große Prophet, uns den Genuß des Weines unterſagt hat?

— **Qu'importe**? Eben weil uns dieſer Genuß verboten iſt, eben darum reizt er uns mehr, als jeder andere uns erlaubte Trunk. Nicht wahr, lieber Freund, Ihr ſeid ſo gut, ein Gläschen mitzutrinken?

— Euer Wille, Herr, iſt mir Geſetz, entgegnete Schakabak; doch mache ich Euch im Voraus darauf aufmerkſam, daß ich nur blutwenig davon vertragen kann und daß ich, ein klein wenig zu viel trinkend, leicht gegen Sitte und Anſtand verſtoßen, die Euch gebührende Ehrfurcht vergeſſen könnte . . .

— Seid darum unbeſorgt! Heda, Sklaven, bringt Wein und zwar vom allerbeſten. Apropos, werther Gaſt, zieht Ihr rothen oder weißen Wein vor?

— Ich trinke, wenn's ſein muß, alle Beide!

— Tant mieux, meinte der Barmekyde und beſtellte Côte rotie und Romanée. (Beweis, daß ſchon anno 808 die franzöſiſchen Weine im Morgenlande eben ſo bekannt und, vermuthlich durch Weinreiſende, gewiß eben ſo verbreitet waren, als heut zu Tage im Abendlande.)

Der Groß-Weſir ſchenkte ſeinem durſtigen Gaſte aus unſichtbaren Krügen zuerſt einen Becher weißen und dann einen Becher rothen Burgunder ein und ſagte zu ihm:

— Prüft, welche von beiden Sorten Euch beſſer mundet.

Schakabak mit der geſchlitzten Lippe verſuchte zuerſt den Weißen, that, als ob er jeden Tropfen eine Zeit lang auf der Zunge wöge, probirte alsdann den Rothen, prüfte auch ihn mit der äußerſten Zungenſpitze oder primis labiis, wie der lateiniſche Weinkenner zu ſagen pflegt, und entſchied ſich endlich für den Rothen.

— Das dacht' ich mir, ſagte der Groß-Weſir und that, als ob er einen zweiten Becher für ihn fülle. Greift zu, werther Gaſt, und erweiſt mir die Ehre, mit mir anzuſtoßen. Wir wollen, wenn's Euch beliebt, Brüderſchaft trinken und von jetzt an intime Freunde ſein und Du zu einander ſagen . . .

— Wie's Euch gefällt, ſagte der Barbier und that, als ob er mit ſeinem Glaſe an das des Groß-Weſirs anſtoße.

Dann ſtellten ſich Beide, als wenn ſie den ganzen Inhalt des Bechers mit Einem Zuge leerten.

— Vive le vin! rief der Barmekyde.

— Vive l'amour! rief der Barbier, der gleich darauf die Miene annahm, als ob ihm der Wein in den Kopf geſtiegen wäre. Höre, Bruder, dieſer Wein iſt zwar etwas ſtark, aber delikat, beim Allah, wunderſchön! Sei nicht böſe, Brüderchen, wenn ich Dich bitte, mir noch ein drittes Gläschen einzuſchenken.

— Mit tauſend Freuden, ſagte der Groß-Weſir und geberdete ſich, als ob er den Wunſch ſeines Dutzbruders erfülle. Wenn Du dann noch ſtärkern willſt, fuhr er fort, ſo brauchſt Du's nur zu ſagen; mein Keller iſt wohl ſortirt und auch an Champagner fehlt's mir nicht.

— Wie, Bruder, fragte der lallende Barbier, Du haſt auch Champagner?

— Crémans und Demi-crémans, mousseux und non mousseux.

— Non monsieur, wenn ich bitten darf, kleines Groß-Weſirchen, bat Schakabak, der jetzt mit bewundernswerther Bravour den Angeſäuſelten ſpielte.

— Heda, Sklaven, bringt Champagner! befahl der Barmekyde und knallte einen Augenblick ſpäter ſo täuſchend mit der Zunge, als ob ein ſeiner Feſſeln entbundener Korkſtöpſel krachend an die Decke fliege; dann that er, als ob er zwei Gläſer fülle; eines davon reichte er ſeinem Gaſte mit den Worten:

— Du ſollſt leben, Bruder!

— Du auch, Du auch, Bruder Herz! rief Schakabak mit der geſchlitzten Lippe, der ſich die Miene gab, als ob ſein

Rauſch jetzt den Zenith erreicht hätte; er that, als ob er ein Glas nach dem andern hinabſtürze, rief ein Mal nach dem andern: Schenk' ein, Brüderle, ſchenk' ein; warf dann, vom Feuergeiſte des Weines überwältigt, ſeinen Turban weg, holte weit mit der Hand aus und verſetzte Seiner Excellenz, dem foppenden Herrn Groß-Weſire, eine ſo derbe Maulſchelle, daß der erlauchte Schwager des Khalyfen theils vor Schreck, theils vor Schmerz beſinnungslos zu Boden fiel.

Schakabak mit der geſchlitzten Lippe benutzte dieſen Augenblick der Ohnmacht, nahm ſeine Beine unter die Arme und machte, daß er fortkam.

Fünf Minuten ſpäter, als Giafar der Barmekyde erwachte, war der verſchmitzte Barbier, Schakabak mit der geſchlitzten Lippe, längſt zum Palaſte hinaus.

Giafar war eine Sekunde lang wüthend; bald aber überlegte er, daß es doch wohl das Klügſte ſei, den Vorfall mit dem Burnous der muhamedaniſchen Liebe (die chriſtliche Liebe trägt, wie bekannt, einen Mantel) zuzudecken und Niemand zu erzählen, daß ein Barbier ihn überliſtet habe.

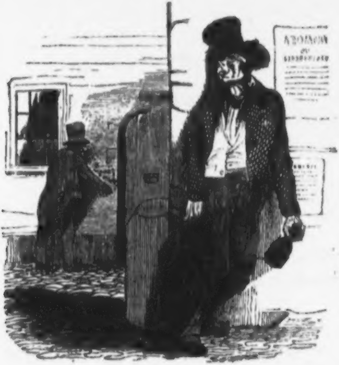
— **Il faut faire bonne mine à mauvais jeu,** ſagte er zu ſich und that das Gelübde, darüber zu ſchweigen.

* * *

Moral:

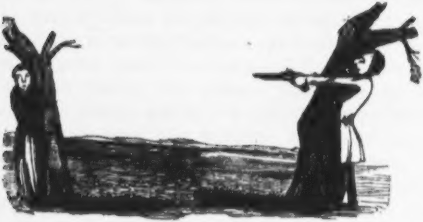
Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt, wie Du, den Schmerz.

Ein Mitglied des Mäßigkeits=Vereins.



Der Trunk iſt ein Laſter! Der Schnaps iſt ein Verführer! Von morgen an will ich mich nie mehr betrinken, ſo wahr ich Duſel heiße und Mitglied aller Mäßigkeits-Vereine bin!

Modernes Piſtolen-Duell.



Links: ein Mitglied des jungen Deutſchlands.
Rechts: ein getadelter Couliſſenreißer.

Pope und Parnell.

I.

— Ihr Herren Dichter wißt Gefühle zu malen, die Ihr gar nicht empfindet.

Dieſen Vorwurf machte eine junge, ſchöne Schauſpielerin zwei Männern, die ihr in Verſen und Proſa Weihrauch geſtreut hatten.

— Euer Vorwurf, grauſame Anna, iſt ungerecht, ſagte Alexander Pope. Meine Feder iſt minder glühend als mein Herz, und wenn ich in Wahrheit Liebe für Euch fühle, ſo iſt es Eure Schönheit, die mir dies Gefühl eingeflößt hat. Thomas Parnell, ſagte er, auf den Andern weiſend, iſt mein Nebenbuhler. Ihr kennt ihn; Ihr kennt mich, Miß Anna. Ein armſeliger Poet, tragen mir meine Verſe weit weniger Guineen als Lobeserhebungen ein. Ein kleines Haus in Twikenham und ein klein wenig Ruhm iſt Alles, was ich Euch zu bieten vermag. Mein neidenswerther Freund iſt Pfarrer von Finglaß und Archidiaconus von Clogher. Wir geizen Beide um die Ehre, Euch zu heirathen; wählt, ſchöne Miß, wer von uns Beiden ſoll der Glückliche ſein?

Ein nur mit Mühe unterdrücktes Gefühl ſtolzer Freude umſtrahlte die Züge der ehrgeizigen Schauſpielerin, denn wie groß auch unter der Ariſtokratie Englands die Zahl ihrer Anbeter war, noch keiner von allen hatte bis jetzt daran gedacht, ſein Schickſal an das ihrige knüpfen zu wollen. Eine arme Waiſe von unbekannter Familie, hatte Anna ihre Jugend in trauriger Abhängigkeit verlebt. Ein günſtiger Zufall hatte ihr die theatraliſche Laufbahn geöffnet; doch glänzte ſie auf der Bühne mehr durch die Macht ihrer Schönheit, als durch ihr Talent, das — ſie wußte es — ſich nicht über die Mittelmäßigkeit erhob. Anna geſtand ſich, daß ſie, eines Tages ihre Schönheit einbüßend, ins Elend zurückſinken werde, und war daher klug genug, in der Jugend ans Alter zu denken.

Nachdem ſie einen Augenblick überlegt hatte, wandte ſie ſich an Parnell mit der Frage:

— Was können Sie mir bieten, um mich glücklich zu machen?

— Schloß, Equipage, Schmuck, all' jene Gaben, worauf das Glück und der Stolz der Frauen beruht.

— Das Alles habe ich, erwiderte die Künſtlerin mit wegwerfendem Lächeln. Und Ihr, Herr Pope, was vermögt Ihr mir zu bieten?

— Nichts als Unſterblichkeit, erwiderte der Dichter des „Lockenraubes“.

— Im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben, das, Herr Pope, war von jeher einer meiner ſchönſten, einer meiner ſtolzeſten Träume, antwortete die Schauſpielerin mit verklärter Miene. Hier meine Hand, rief ſie aus und erklärte Pope für ihren Bräutigam.

II.

Begleitet mich durch die Straßen der City zu einer Taverne, die „Klubb des Scriblerus“ genannt, zur Zeit der Königin Anna in ganz London nicht minder berühmt, als das Wirthshaus „Sirene“ zur Zeit der Königin Eliſabeth und des großen Shakeſpeare geweſen war.

Rings um die große Marmortafel, welche die Mitte des Saales einnimmt, finden wir die größten Dichter und Schriftſteller Londons: Joſeph Addiſon, den eben ſo gefürchteten als geachteten Herausgeber des „Spectator“; den gefeierten Schauſpieldichter William Congrève, den Verfaſſer des „Old Bachelor“ und vieler andern von ganz England mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommenen Theaterſtücke; den Schottländer John Arbuthnot, den tüchtigen Leibarzt der Königin Anna; Jonathan Swift, den größten aller Satiriker, Englands Rabelais, mit welchem Dr. Arbuthnot die „Memoirs of Martinus Scriblerus“ herausgab; Thomas Gray, den engliſchen Pindar, den ausgezeichneten Dichter der in faſt alle Sprachen Europa's überſetzten „Dorfkirchhofs-Elegie“; William King, den didaktiſchen Poeten, gleich berühmt durch ſein komiſches Lehrgedicht „die Kochkunſt“ (Art of cookery), wie durch ſeine „Kunſt zu lieben“ (Art of love) und jenen Thomas Parnell, weltbekannt durch ſeine ewig heitere Laune und durch ſein rieſiges, in England ſprichwörtlich gewordenes Gedächtniß; an der Spitze dieſer Tafelrunde erblicken wir Alexander Pope, in dem all' jene Notabilitäten der Literatur ihren König Artus verehren.

Pope aber war klein und etwas buckelig, eine Geſtalt, die man mit großer Aufmerkſamkeit betrachten mußte, um in dieſer gebrechlichen Hülle dieſen großen mächtigen Genius herauszufinden. Seine feine Lippe, ſein beißendes Lächeln, ſeine ſtechenden Augen verriethen eine eiferſüchtige Reizbarkeit, eine mißtrauiſche Eitelkeit, und der ärgerliche Ausdruck, der ſich in ſeinen Mienen malte, wenn Addiſon irgend einen tiefen Gedanken oder Swift einen treffenden Witz ausſprach, bewies, daß ſeine Oberherrſchaft über dieſe Geiſter ihm nicht ſo ſicher ſchien, daß er nicht, früher oder ſpäter, ſeine Abſetzung und Entthronung befürchten mußte.

Nach ſeiner Gewohnheit hatte der König der Tafelrunde ſeine literariſchen Vaſallen um ſich verſammelt, um ihnen ſein neueſtes Werk, den „Lockenraub“ als Manuſcript vorzuleſen und das Urtheil dieſer Jury zu erfahren.

Nachdem er die Vorleſung vollendet hatte, wandte er ſich an Swift, dem er vor Allen am meiſten zugethan war, und befragte ihn um ſeine Meinung.

— Es iſt ein köſtliches Werk, erwiderte der Herausgeber des „Examinator“.

Parnell, der unterdeſſen auf- und abgegangen war und nur mit halbem Ohre zugehört hatte, ſagte mit wegwerfendem Tone:

— Kupfer glänzt häufig wie Gold! So trägt auch dann und wann ein Plagiat das blendende Colorit einer Originalſchöpfung.

— Hochwürdiger Herr, was willſt Du damit ſagen? fragte Pope, der zwei durchbohrende Blicke auf den Pfarrer von Finglaß warf.

— Ich will damit geſagt haben, daß Dein „Lockenraub“, großer, unſterblicher Pope, nichts weniger, aber auch nichts mehr als die ſklaviſche Nachahmung eines uralten Gedichtes iſt.

Pope zuckte verächtlich die Achſel und erwiderte mit gereiztem Tone:

— Deine Eiferſucht, hochwürdiger Herr, verleitet Dich zu ſehr abgeſchmackter Behauptung. Wen willſt Du glauben machen, daß Alexander Pope ein Nachahmer, ein Plagiator iſt?

— Wie aber, großer Mann, wenn ich Beweiſe habe …?

— Dann zeige ſie!

— Hier ſind ſie! rief der Archidiaconus von Clogher und zog aus ſeiner Bruſttaſche ein altes vergilbtes Pergamentblatt, auf dem in mittelalterlichem Mönchslatein ungefähr vierzig Verſe ſtanden, die er augenblicklich überſetzte und worin jeder der Anweſenden die auffallendſte Aehnlichkeit mit der Schilderung der Toilette, welche Pope in ſeinem „Lockenraube" entworfen hatte, erkennen mußte.

Ein Gemurmel allgemeinen Erſtaunens ließ ſich im Kreiſe der Zuhörer vernehmen, die über die Beſtürzung ihres Nebenbuhlers, deſſen Oberherrſchaft ſie nur ungern ertrugen, höchlich entzückt waren.

Der arme Pope! Da half kein Verſichern, kein Betheuern, kein Widerlegen! Alle waren einſtimmig der Meinung, es ſei durchaus unmöglich, daß der Gedanke und die Ausdrucksweiſe zweier Dichter jemals ſo übereinſtimmend ſein können, wie in jenen vierzig Verſen, die ſie ſoeben gehört und gewiſſenhaft mit einander verglichen hatten. Pope war nun einſtimmig des Plagiats überführt. Er, nur er erkannte das Unwahre und Lügenhafte dieſer Anklage, die um ſo drückender für ihn war, da er die Ungerechtigkeit derſelben nicht beweiſen konnte.

Entrüſtet griff er nach ſeinem Hute und verließ den Klubb, empört über die Schadenfreude ſeiner Mitbrüder, die ſeiner Betheuerung keinen Glauben geſchenkt hatten. Einen Augenblick beſchäftigte ſich ſein tiefgekränkter Ehrgeiz mit blutigen Mordgedanken; der heftigen Wuth folgte bald eine tiefe Schwermuth: er that das Gelübde, nicht eher wieder zu ſchreiben, bis ſein mit gutem Gewiſſen erworbener und durch Parnells liebloſe Verleumdung plötzlich vernichteter Ruf glänzend hergeſtellt ſei.

III.

Die erſten Strahlen einer heitern Juliſonne vergoldeten die Schieferdächer des Dorfes Twickenham.

In der Kapelle der kleinen Kirche dieſes Dorfes waren Miß Anna und Pope, mehrere Geiſtliche und Zeugen der bald beginnenden Trauung verſammelt. In den Zügen des berühmten Dichters ſpiegelten ſich eine unwillkürliche Unruhe und eine ſchlecht verhehlte Aufregung. In dem Augenblick, wo die ſehnlichſt erwartete, die längſt herbeigewünſchte Trauung vor ſich gehen ſollte, erſchien Pope ſchweigſam, niedergeſchlagen und traurig, denn das Glück des Geliebten war nicht im Stande, die Wunde des Dichters zu vernarben.

Unterdeſſen war hinter einem der Pfeiler der Kirche auch Sir Thomas Parnell erſchienen. Er prüfte die verſchiedenen Mitſpieler dieſer Scene und ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, ob er den vorher gefaßten Entſchluß ausführen oder aufgeben ſolle. Bald aber war er wieder mit ſich einig; er näherte ſich ſeinem Nebenbuhler, zog ihn haſtig bei Seite und ſagte zu ihm mit lautloſer Stimme:

— Ich habe Deinen Ruf getödtet, doch kann ich ihn Dir wiedergeben . . .

Pope durchbohrte ihn mit finſterm Blick; der Ausdruck des tiefſten Zornes, der aus ſeinen Augen blitzte, machte bald einem halbbittern Lächeln Platz.

— Du kannſt das, ſagſt Du? Aber willſt Du's denn auch? Habt Ihr nicht Alle Euren Vortheil dabei, mich herabzuſtoßen von jenem Piedeſtal, auf das ich mich durch keine andere Stütze als meine Feder emporgeſchwungen? Da Ihr ſo viele Gründe habt, mir zu ſchaden, wie kann ich erwarten, daß Einer unter Euch ſo gerecht ſein will, mir das zurückzuerſtatten, was man mir freventlich geraubt hat?

— Weg mit dieſen eitlen Worten, weg mit dieſen unnützen Vorwürfen, erwiderte Parnell. Höre mich an, Pope. Ich bin gekommen, um Dir einen Tauſch vorzuſchlagen. Du biſt Herr Deines Willens und kannſt dieſen Tauſch ganz nach Deinem Gutdünken annehmen oder zurückweiſen. Entſchließe Dich raſch, ob Du lieber Deinem Rufe oder Annens Hand entſagen willſt? Fühlſt Du Dich ſtark genug, das Letztere zu thun, ſo ſoll Dein Ruf wieder hergeſtellt ſein; morgen will ich es in allen Zeitungen beweiſen, daß Du der einzige Autor des „Lockenraubes", daß Du kein Plagiator biſt. Nun, Pope, was von Beiden willſt Du?

Der Dichter kämpfte lange in peinlicher Unentſchloſſenheit; er betrachtete ſeine reizende Braut, doppelt reizend in dem halbdurchſichtigen, ſinneblendenden Hochzeitskleide; er gedachte der trunkenen Wonnen der Liebe, die er in ſeinem Gedichte ſo bewundernswürdig ſchön geſchildert hatte und die er bald nun ſelber koſten ſollte; dann aber warf er einen unbeſchreiblich wehmüthigen Blick auf ſeine eigene Geſtalt; er dachte, daß er häßlich, buckelig und gebrechlich ſei und daß ſein Geiſt allein dieſes junge, ſchöne, frivole Weib nicht entſchädigen könne für

Alles, was ſein Körper ihr zu wünſchen übrig laſſe; er ſah in der nächſten Zukunft die trüben Gewitterwolken einer an Jahren ungleichen Ehe; er ahnte im Voraus das Mißtrauen und die Eiferſucht, die ſich früher oder ſpäter ſeiner, die Unzufriedenheit und Reue, die ſich ihrer bemächtigen würden; dies Alles erwog er mit ſo kaltem Blute, daß der Gedanke an ſeinen Ruhm, der ſeinen alten Glanz zurückerhalten ſollte, ſtärker als ſeine Liebe war.

— Madame, ſagte er zur beſtürzten Braut; ich bin häßlich und Ihr ſeid ſchön; Ihr ſeid jung und ich bin alt; Ihr ſeid blühend, geſund und ich bin welk und krank. Mein Ruf hat Euch geblendet und verführt; aber dies Blendwerk iſt nicht von langer Dauer; ohne Liebe an mich verheirathet, ohne Neigung an mich gefeſſelt, würdet Ihr unglücklich; fortgeriſſen durch eine andere Liebe, würdet Ihr ſtrafbar und, was noch mehr als das, verachtungswürdig ſein. Anna, gebt mir mein Wort zurück, wie ich Euch jetzt das Eure zurückgebe.

Miß Anna ſank bewußtlos zu Boden. Ob dieſe Ohnmacht wahr oder erkünſtelt geweſen ſei, davon ſchweigt das Buch, dem wir dieſe Anekdote nacherzählen.

IV.

Am Abende des folgenden Tages war der Scriblerus-Klubb mehr als je überfüllt von Journaliſten, Schriftſtellern, Dichtern, Geſchichtſchreibern und Gelehrten aller Fakultäten, angelockt durch den Reiz der Neugier.

Da trat der Pfarrer von Finglaß, der Archidiaconus von Clogher, Thomas Parnell, der Nebenbuhler Pope's, in den Saal und in demſelben Augenblick waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet.

— Meine Herren, ſagte er, ſein Haupt entblößend, ich komme, um einem grauſamen Scherze ſchleunig ein Ende zu machen. Pope iſt ein Genie und Niemand unter uns wird den Muth haben, ihm ernſtlich die Vaterſchaft ſeiner Werke zu beſtreiten. Was ſein letztes Gedicht, den unvergleichlich ſchönen „Lockenraub“, betrifft, ſo habe ich zu Pope's Rechtfertigung weiter nichts als das zu ſagen: hinter einer Thür verſteckt hatte ich das Gedicht — früher als Ihr Alle — von ihm laut vorleſen gehört; mein Gedächtniß, das mich, wie Ihr wißt, noch nie in Stich gelaſſen, hatte ſich die Beſchreibung der Toilette Wort für Wort eingeprägt; ſpäter habe ich Alles, was ich ihm abgelauſcht, in lateiniſche Verſe überſetzt, um ſeiner Eitelkeit einen Streich zu ſpielen, den ſein edles Herz mir hoffentlich verzeihen wird.

Dieſe Erklärung genügte Allen, die ſich erinnerten, daß Parnell, mit überraſchendem Gedächtniß begabt, in einer Nacht das ganze dritte Buch von Homers Iliade auswendig gelernt hatte. Der Scriblerus-Klubb und Pope, der nun die Auflöſung jenes ihm Anfangs ganz unerklärlichen Räthſels beſaß, näherte ſich dem Archidiaconus, drückte ihm mit ungeheuchelter

Herzlichkeit die Hand und gab ihm das Verſprechen, daß Alles, was zwiſchen ihnen vorgefallen war, vergeſſen und vergeben ſei.

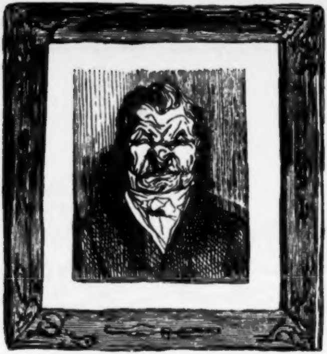
— Wirſt Du heirathen? fragte ſein Nebenbuhler.

— Nein, antwortete Pope; ich werde mir mein Neſt auf einem über den Wogen der menſchlichen Leidenſchaften erhabenen Felſen bauen. Die Einſamkeit iſt günſtig den Betrachtungen des Poeten und die Muſen ſind ſo keuſche Freundinnen, daß ich der Hoffnung leben darf, ſie werden dem armen, häßlichen Pope niemals untreu werden.

V.

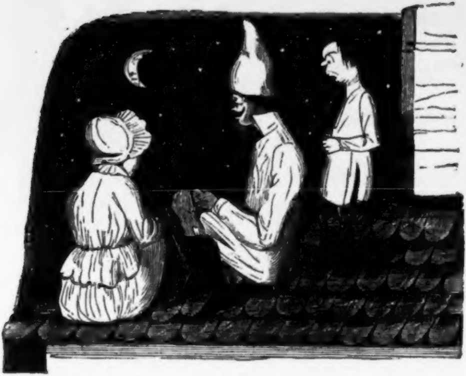
Ruhe ſanft, mein armer, guter Pope! Die Muſen ſind Dir treu geblieben, aber Dein Vaterland iſt Dir, wie Anna dem Archidiaconus von Clogher, leider nur zu früh untreu geworden.

Ein illuſtrirtes Sprichwort.



Tugend vergeht, Schönheit beſteht.

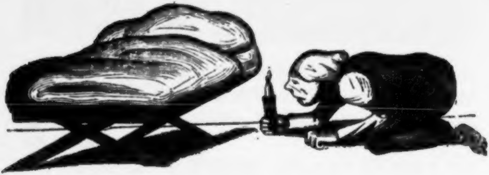
Berliner Nachtſtücke.



Der freundliche Leſer erblickt hier eine Nachtwandler-Familie. Der Mann mit der ſteifen Nachtmütze iſt ein Hypochonder, welcher Bellini's „Somnambula“ geſehen und ſich ſeit jenem Abende die fixe Idee in den Kopf geſetzt hat, daß er, ſeine Frau und ſein Junge mondſüchtig ſind. Allnächtlich ſitzt er mit Weib und Kind auf ſeines Hauſes Zinnen, ſchaut zum Himmel empor und ſingt:

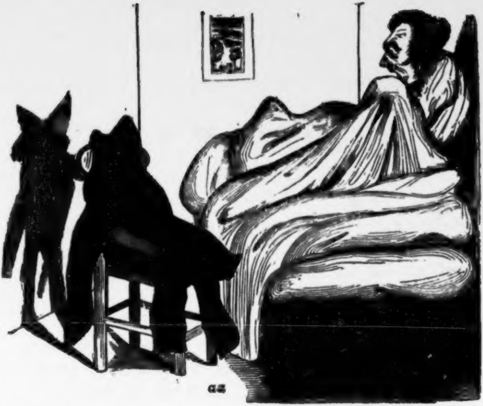
„Guter Mond, du gehſt ſo ſtille.“

Dann betet er ein Vaterunſer und legt ſich wieder auf die Bärenhaut.



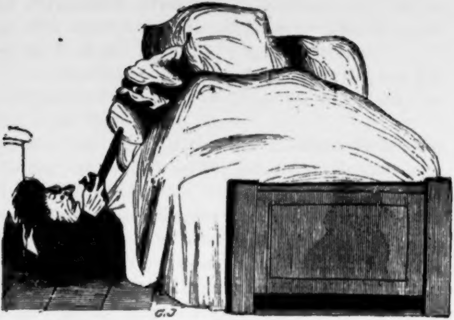
Der Leſer erblickt hier einen Mann, der ſich vor Dieben fürchtet und deshalb jede Nacht vor dem Schlafengehen unter's Bett ſieht, ob kein Spitzbube darunter verſteckt ſei; wenn er ſich überzeugt hat, daß nichts dahinter ſteckt, geht er zu Bette und betet:

„Herr, bewahre Deinen Knecht vor Räubern.“



Der Leſer erblickt hier einen Mann, der überall Geſpenſter ſieht. Er hält den Rock und die Hoſen, die er über die Stuhllehne gelegt hat, für den Teufel und ruft:

„**Apage, Satanas!**“



Der Leſer erblickt hier einen Mann, der, eben aus dem Schlaf erwachend, unter ſeinem Bette einen Spitzbuben gewahr wird, welcher ihm die geladene Piſtole auf die Bruſt hält und ihm zuruft:

»Wollen Sie die Gefälligkeit haben, mir bis morgen früh fünf Thaler zu leihen?«

L. W. Krauſe.

Am 15. Januar dieſes Jahres ſtarb in der Adlerſtraße zu Berlin ein im Leben durch Körperleiden ſchwer geprüfter Mann. Dieſer Mann hieß L. W. Krauſe und war ein Buchdrucker.

Als im Jahre 1825 M. G. Saphir nach Berlin gekommen, dort von Pontius zu Herodes und von Dieſem zu Jenem gelaufen war, um einen Verleger für ſeine Zeitſchrift zu finden, da war dieſer L. W. Krauſe von allen Buchhändlern Berlins der Einzige, der den Muth beſaß, den Verlag zu übernehmen. Der Erfolg jenes Blattes iſt bekannt. Acht Tage nach dem Erſcheinen der erſten Nummern ſprach ganz Berlin von der „Schnellpoſt“ und Alles, was etwas Geld und Luſt zum Lachen hatte, rannte nach der bis dahin ziemlich unbekannten Adlerſtraße, um „dort, wo die letzten Häuſer ſteh'n,“ auf das Witzmagazin des „blondgelockten Böſewichts“ zu abonniren. Nach Verlauf des erſten Quartals hatte die „Schnellpoſt“ 1300 Abnehmer und M. G. Saphir 2400 Thaler Redaktionshonorar.

— Schwerinoth! rief L. W. Krauſe (denn das war ſein Lieblingsausdruck) und lachte im Stillen alle Andern aus, die nicht ſo viel Muth beſaßen, wie er.

Ein Jahr ſpäter gründete der Schnellpoſt-Meiſter den „Courier“, ein winzig kleines Blättchen, das den Berlinern jeden Morgen beim Frühſtück eine kurze pikante, brühwarme, druckfeuchte Beſprechung ſämmtlicher Theatervorſtellungen des verfloſſenen Abends, außerdem ein paar neue Witze vom Redakteur und ein paar alte Anekdoten von ſeinen Mitarbeitern, ein Räthſel und das Repertoir der Berliner Bühnen ins Haus trug. Saphir und ein kleines Häuflein ſeiner Anhänger (Wilhelm John, Ludwig Liber u. A.) beſuchten allabendlich die Theater und ſchrieben gleich nach der Vorſtellung die Kritik; der Druckerburſche, der im Redactionsbureau darauf warten mußte, nahm ſie in Empfang und trug ſie dintenfeucht in die Krauſe’ſche Offizin, wo ſie nach Verlauf von einer Stunde geſetzt, um 7 Uhr Morgens von dem ſeligen oder, richtiger, von dem unſeligen, uns Allen unvergeßlichen Grano — cum grano salis — cenſirt, um 9 Uhr gedruckt und um 10 Uhr von einer Unzahl Colporteurs abgeholt und umhergetragen wurde. Der Erfolg dieſes Frühſtückblatts überſtieg alle Erwartung: nach Verlauf des erſten Monats hatte der „Berliner Courier“ — 365 Viertelbogen koſteten dritthalb Thaler — über 2500 Abonnenten und M. G. Saphir mit Einſchluß der „Schnellpoſt" über 4000 Thaler Honorar.

— Schwerinoth! rief L. W. Krauſe und lachte ſich vergnügt ins Fäuſtchen.

Bald darauf ſprengte aus einer andern Druckerei eine von Julius Curtius redigirte „Staffette" hervor, die als Opponentin des „Couriers" auftrat und Alles lobte, was dieſer tadelte, und Alles tadelte, was dieſer lobte. Nicht lange hernach erſchien im Krauſe'ſchen Verlage eine von Freimund Ohneſorgen (Baron von Falkenſtein) beſorgte „Eſtaffette", die wieder als Gegnerin der „Staffette" auftrat.

So hatte die gute Stadt Berlin, die ſich bis dahin mit dem langweiligen „Freimüthigen" des Doctor Kuhn und mit dem nüchternen „Geſellſchafter" des Profeſſor Gubitz begnügt hatte, mit Einem Male vier neue, lebensfriſche Tageblätter, die viel Rumor machten und — wie dies nicht anders zu erwarten war — ſich täglich in die Haare fielen und ſich gegenſeitig die feinſten Grobheiten ſagten. Das war für Berlin ein neues „Plaiſir"; ein Stiergefecht von Journaliſten, ein Turnier von witzigen Federn, auf dem, wie Raupachs Schelle ſagt, ein Witz den andern jagte.

„Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen."

— Schwerinoth! ſagte L. W. Krauſe und freute ſich wie ein Kind über das neue Leben, welches urplötzlich durch ihn in der Berliner Zeitungswelt erwacht war.

Zu jener Zeit wurde die entlegene, ſonſt ſo einſam-ſtille Adlerſtraße von 10 bis 12 Uhr, wo aus allen Theilen der Stadt die meiſten Abonnenten ihre Journale ſelbſt abholen ließen, eine der belebteſten Gaſſen von ganz Berlin.

— Schwerinoth! ſagte der Verleger dieſer Blätter, als er dies buntbewegte Leben ſah, rieb ſich ein paar Mal die Naſe (auch das war eine ſeiner Angewohnheiten) und lachte ſtillvergnügt über das hübſche Geld, das er verdiente.

Vier Jahre ſpäter – am 3. Januar 1829 — rückte in dies vielbewegte Journallager ein blutjunger Menſch von 20 Jahren ein, um dort zuerſt als Mitarbeiter und bald darauf als Nebenbuhler ſeines Freundes Saphir aufzutreten.

Dieſer junge, kecke Wagehals hatte bis dahin in Wien gelebt und dort, zwei Jahre lang, für Bäuerle's „Theaterzeitung" eine Unſumme von Theaterkritiken, außer dieſen aber ſonſt nichts als eine bis in die kleinſten Details eingehende Schilderung der damals in Paris vergötterten Sängerin Henriette Sonntag geſchrieben. — Dieſe Ente ſchwamm durch hundert Journale und keiner von allen Gimpeln, die dieſen Puff nachgedruckt hatten, ahnte, daß ein gewiſſer Guido Dettarnère ſie Alle zuſammen aufs Glatteis geführt habe. Im December 1828 erſchien im Saphir'ſchen „Courier" die Erklärung, daß jene Schilderung nichts als eine lange vorher angekündigte Myſtification ſei. Die Gänſe, die kurz vorher über die Ente hergefallen waren, fielen nun über den Urheber dieſes Puffs her und waren außer ſich, daß ein unbekannter Menſch ſie Alle zuſammen gefoppt habe.

— Schwerinoth! ſagte L. W. Krauſe zu M. G. Saphir und lachte ſich im Stillen den Buckel voll.

Mit dieſem winzigkleinen Rufe kam der Schreiber dieſer Zeilen nach Berlin und ſchrieb dort drei Monate lang die Theaterkritiken für „Schnellpoſt“ und „Courier“. Er wurde bekannt und wollte ſein Glück nun auf eigene Fauſt verſuchen. Sofort kam er um die Conceſſion eines neuen Tageblatts ein, erhielt ſie — damals war man noch nicht ſo ängſtlich wie jetzt — ſchon nach Verlauf von eilf Tagen und trug den Verlag deſſelben dem unternehmendſten aller Buchdrucker an.

— Schwerinoth! Noch ein Journal? Na, meinetwegen! ſagte L. W. Krauſe. Und die Sache war abgemacht.

Am 1. April 1829 erſchien mein erſtes Blatt unter dem Titel „Berliner Eulenſpiegel, Zeitſchrift von und für Narren, redigirt von E. M. Oettinger.“ Niemand war damals ſo ſtolz auf ſeinen wachſenden Ruf, als der junge Menſch von 20 Jahren, der — noch immer Saphirs fleißiger Mitarbeiter — über jedes neue Stück, das auf den Berliner Bühnen erſchien, drei, ſage drei verſchiedene Berichte für „Schnellpoſt“, „Courier“ und „Eulenſpiegel“ zu ſchreiben verurtheilt war. Schöne Zeit, in der es für mich kein größeres Glück, kein ſchöneres Vergnügen gab, als alte Schauſpieler und neue Stücke in drei der vielgeleſenſten Blätter Berlins nach Herzensluſt ſchlecht machen zu können! Nicht mit Unrecht hatte mich damals Freund Saphir das „jüngſte Gericht der Komödianten“ genannt. Goldene Zeit! Noch ſehe ich den armen Druckerburſchen vor mir, wie er Nachts um eilf Uhr ſchnarchend in der Ecke meines Zimmers ſaß, um auf die Courier-Recenſion zu warten, die ich im ſtrengſten Galopp, ventre-à-terre, niederſchreiben mußte. In jener Zeit habe ich wohl mehr als tauſend Theaterkritiken geſchrieben, grüne und gelbe, roſenrothe und veilchenblaue, wilde und zahme, malitiöſe und ſentimentale, boshafte und gutmüthige, kurze und lange, je nachdem ich bei guter oder ſchlechter Laune, mehr oder weniger müde oder ſchläferig war. — Acht Stunden ſpäter, wenn dann mein neueſtes Opus im „Courier" abgedruckt in Aller Händen war, da lachten die Leſer und ärgerten ſich die Schauſpieler; doch manchmal geſchah's auch umgekehrt, daß die Schauſpieler lachten und die Leſer ſich ärgerten, weil ich's dann und wann doch gar zu bunt gemacht und an Stück und Darſtellung kein gutes Haar gelaſſen hatte.

— Schwerinoth! ſagte L. W. Krauſe, rieb ſich die Naſe und ſchüttelte lächelnd den hübſchen Kopf, aus dem ein Paar verteufelt kluge Augen hervorlugten.

Eines ſchönen Morgens — am 30. October 1831 — hielt ein reitender Gensd'arme vor meiner Wohnung; er ſprang vom Pferde, band ſeinen Gaul an das Fenſtergitter zu ebener Erde und brachte mir ein Decret, daß auf Befehl Seiner Excellenz des Miniſters Freiherrn von Brenn mein „Eulenſpiegel" verboten ſei und — hört, hört! — morgen früh nicht mehr erſcheinen dürfe.

Dies, guter Leſer, war das erſte Journal, das, ob es gleich mit preußiſcher Cenſur gedruckt war, wegen ſeiner freiſinnigen Tendenz in Preußen verboten oder, wie es ſpäter hieß, hinweggemaßregelt wurde.

— Schwerinoth! rief L. W. Krauſe und ſchnitt zum erſten Male in ſeinem Leben ein bedenkliches Geſicht, denn auch mein „Eulenſpiegel" hatte 1100 Abonnenten.

Ich aber wandte mich direkt an König Friedrich Wilhelm III., beſchwerte mich über die bis dahin in Preußen noch nicht dageweſene Maßregel und erhielt ſchon am dritten Tage den vorläufigen Beſcheid, daß Seine Majeſtät den Miniſter aufgefordert habe, darüber Bericht zu erſtatten. Aber erſt nach Verlauf von ſechs Wochen wurde mir aus dem Cabinet des Königs die definitive Weiſung zu Theil, daß es bei dem „völlig begründeten" Verbote des „Eulenſpiegels" zu verbleiben habe.

— Schwerinoth! ſagte L. W. Krauſe, der unterdeſſen um die Conceſſion eines neuen Blattes eingekommen war und ſie bald darauf erhalten hatte.

Am 15. December 1831 erſchien nun an der Stelle des hinweggemaßregelten „Eulenſpiegels" die erſte Nummer des „Berliner Figaro", unter ſeinem Namen und meiner Redaktion.

Dies Blatt, das bis zum October 1836 (wo ich nach Hamburg ging, um den „Argus" zu gründen) eines der vielgeleſenſten Journale Norddeutſchlands geweſen war, erſcheint noch bis zum heutigen Tage.

— — — — — — — — — —

In Nummer 14 des diesjährigen Jahrgangs brachte der „Figaro“ den Nekrolog ſeines Verlegers. Herr E. O. Hoffmann, der interimiſtiſche Redakteur dieſes Blattes, ſagt darin: »Bei Aufzählung der Journale, welche L. W. Krauſe verlegt hat, wird Jedem, der mit der Tagesliteratur der letzten zwanzig Jahre bekannt iſt, eine Reihe von Schriftſtellernamen ins Gedächtniß gerufen, die mehr oder minder bedeutend geworden ſind. Wir heben daraus Dr. Kuhn, M. G. Saphir, Oettinger, Glaßbrenner, Weyl, Adami und ſämmtliche Mitglieder des jüngern Dichtervereins, Ferrand, Sallet, Minding, R. und H. Marggraf, H. Hagendorff, L. und H. Koßarski, F. Brunold und A. hervor. Sie Alle ſtanden ihm mehr oder weniger nahe; Manche von ihnen führte er im eigentlichen Sinne des Worts in die Literatur ein, unterſtützte ſie mit Rath und That und war ihnen auf jede Weiſe förderlich u. ſ. w. M. G. Saphir, Oettinger, Adami u. ſ. w. können dies beſtätigen und Jedem von ihnen wird manch ſchöner Zug ſeiner edlen Geſinnung erinnerlich ſein und unvergeßlich bleiben.«

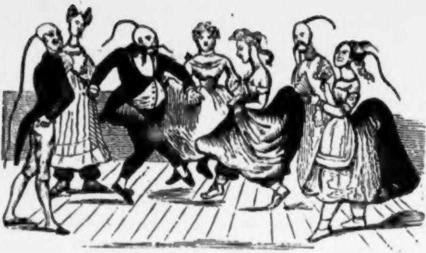
Ich unterſchreibe dieſe Zeilen mit innigem Vergnügen und bin überzeugt, daß auch mein lieber Freund Saphir unſerm alten Freunde Krauſe eine dankbare Erinnerung bewahren wird.

Schlafe ſanft, mein armer Krauſe! Komme ich einſt nach Berlin, dann will ich Deinen Grabhügel aufſuchen und Dir eine meiner Kritiken über Fanny Elsler vorleſen, denn Fanny war ja Deine Freude, und wenn ſie tanzte, leuchtete Dein Auge, und wenn ich ſie lobte, freute ſich Deine Seele.

Wenn es wahr iſt, daß von allen Sinnen das Gehör dem gebrechlichen Menſchen am längſten treu bleibe, dann wirſt Du noch im Grabe Deine Ohren ſpitzen und Dich freuen, wenn ich Dich an Deine Lieblinge M. G. Saphir, Bartolomeo Bosco und vor Allen an Fanny Elsler erinnere.

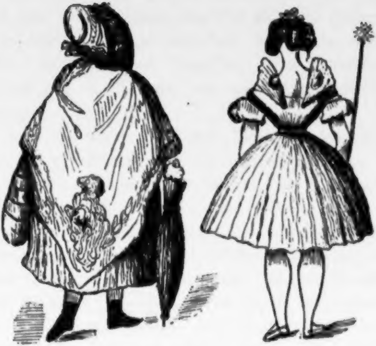
Alter Freund, ruhe im Frieden!

Polka chinoise.



Auch im „Reiche der Mitte“ wird jetzt gepolkt.

Eine Tänzerin



außerhalb und auf der Bühne.

* * *

1.

„Combien faut-il de bêtes pour faire un public?“
Champfort.

Er war Schauſpieler. Aber wirf ihn, weil ich ihn ſchlechtweg Schauſpieler nenne, nicht in die zahlloſe Sippſchaft jener alltäglichen Bretterhelden, die allabendlich Dir Etwas vorgaukeln, was Deine Geduld auf ein Prokruſteslager, was Deinen Geſchmack auf die Folter ſpannt und Dich endlich aus dem Theater treibt. Er war eine außergewöhnliche Erſcheinung, ein Künſtler im ſchönern Sinne dieſes heut zu Tag ſo arg gemißbrauchten Wortes, ein Künſtler, der meiſt gerade dann, wann er dem großen, kopf- und geſchmackloſen Haufen am meiſten gefallen hatte, mit ſich und ſeiner Leiſtung am wenigſten zufrieden war, ein Künſtler, der nach etwas Höherm als dem Gejohle der ungebildeten Maſſe ſtrebte, ein Künſtler, dem eine Thräne, die er an der Wimper eines Auges zittern ſah, mehr galt, als das Bravobrüllen des ganzen Publikums, ein Künſtler, der, erkennend, daß er höher ſtehe als der gewöhnliche Haufe ſeines Standes, ſich manchmal den Heroen der Kunſt gleichſtellte, aber weit öfter noch, in Stunden der Entmuthigung, wie ſolche im Leben jedes nach Vollendung ringenden Künſtlers eintreten, ſich für den letzten aller Komödianten hielt. Er war eine excentriſche Natur, ein verſchrobener Charakter, deſſen Eigenthümlichkeit nach und nach in Bizarrerie und endlich gar in Verrücktheit ausartete.

Außerdem war er, wie jeder Künſtler, welcher Geſchmack beſitzt, ein Feinſchmecker, dem außer ſeiner Kunſt nichts ſo ſehr am Herzen lag als ein Auſternſchmaus, eine Champagnerfête. „Jeder Dichter, jeder Künſtler,“ ſagte Mercier, „iſt ein Leckermaul, entweder deshalb, weil jede Kopf-Anſtrengung die Magengeiſter ermattet, oder weil die Prieſter Apoll's während der Arbeit faſteten, nach der Arbeit aber ſich den Genüſſen der Tafel hingaben. Je größer ein Dichter, je ausgezeichneter ein Künſtler in ſeinen Leiſtungen, ein deſto größerer Gourmand iſt er bei Tiſche.“ Auch unſer Künſtler war ein feines Leckermaul, aber — zu ſeinem Ruhme ſei's geſagt — kein Schmarotzer, der ſich die Freuden der Tafel nur auf Koſten fremder Börſen zu verſchaffen wußte; er gehörte zu den Wenigen, die viel lieber Andere freihalten, als ſich freihalten laſſen. Gaſtfreundlich und freigebig bis zum Exceß, kannte er keine größere Freude, als ſeinen Freunden und Bekannten einen Auſternſchmaus, eine Champagnerfête zu geben. Was fragte er nach Geld! Mit

Vergnügen theilte er das Wenige, was er beſaß, mit ärmern Collegen, ſchämte ſich nicht ſeines Umgangs mit ſolchen, die beim Theater tief unter ihm ſtanden, ging eben ſo gern mit dem letzten Choriſten, als mit dem erſten Helden um, und freute ſich, wenn er einem dieſer armen Teufel eine frohe Stunde, ein gutes Frühſtück, ein feines Abendbrot verſchaffen konnte. Oft verſchwendete er in einer Woche die Gage, mit der er den ganzen Monat hätte auskommen ſollen, und ſo kam es, daß er immer wenig Geld und viel Schulden hatte, die aber ſeinen Gläubigern mehr Sorge als ihm ſelber machten. Wenn dann einer dieſer Schächer, einer dieſer auf Zinſen ſich verſtehenden Samariter ihn um Bezahlung eines längſt fällig geweſenen und ſchon oft prolongirten Wechſels peinigte, tröſtete er ihn auf ſeine nächſte Urlaubsreiſe im Sommer oder auf ſeine nächſte Benefiz-Vorſtellung im Winter, und wenn keine von beiden Vertröſtungen ihren Zweck erreichte, ſtellte er eine reiche Heirath im kommenden Frühling oder die Erhebung einer ſehr bedeutenden Erbſchaft im kommenden Herbſte in Ausſicht. Dann umarmte er den Samariter, packte ihn bei ſeiner ſchwachen Seite und ließ ihn nicht eher los, bis er den Wechſel auf drei Monate wieder verlängert hatte. Dann ſang er ſelig-vergnügt:

„Was frage ich nach Geld und Gut,“

und ſchleppte ſeinen Samariter ins erſte beſte Weinhaus und hielt ihn dort — ein wahrer Künſtler kann nie geizig, ein Geizhals nie ein wahrer Künſtler ſein — mit Champagner frei.

Champagner war nun einmal ſein Lieblingsgetränk, ſein flüſſiges Steckenpferd, ſeine in Flaſchen gefüllte Paſſion. Und wer von Euch liebt nicht auch den Champagner, dieſen Wein der Weine, dieſen König der Keller, dieſen Liebling der Frauen, dieſen Wein, den gewiß jeder Dichter einmal in ſeinem Leben — gleichviel in welchem Versmaaße — gefeiert, den aber Keiner von Allen ſo ſchön beſungen hat, als Charles Coffin in einer lateiniſchen Ode, um die ſelbſt Meiſter Horaz ihn beneidet haben würde.

Im Jahre 1652 gerieth die mediciniſche Facultät zu Paris auf den gaſtronomiſchen Einfall, einen Preis auszuſchreiben für die beſte Beantwortung der Frage: ob der Champagner dem Burgunder, oder, umgekehrt, ob der Burgunder dem Champagner vorzuziehen ſei? Es ſollen damals über tauſend Abhandlungen eingelaufen ſein, von denen zwei Drittheile dem Champagner den Vorzug einräumten. Erſt fünfzig Jahre ſpäter trat ein Herr J. B. de Salins für den Burgunder in die Schranken und bewies in ſeiner **„Défense du vin de Bourgogne contre le vin de Champagne“ (Luxembourg 1704)**, daß der Letztere weit ungeſünder ſei als der Erſtere. Aber dieſer Gegner war nicht im Stande, den immer mehr und mehr ſich vergrößernden Kreis der Champagner-Partei zu verkleinern. — Die beſten Champagner-Reben grünen in der Gegend von Ai. Noch im Jahre 1830 wurden mir dort vier kleine Hügel gezeigt, von denen der eine einſt dem Papſt Leo X., der zweite dem Kaiſer Karl V., der dritte dem König Franz I. von Frankreich, und der vierte dem König Heinrich VIII. von England gehört. Von dieſen vier Herren hatte Einer dem Andern ſo wenig getraut, daß Jeder einen geheimen Spion als Wächter des gemeinſchaftlichen Winzers hingeſetzt haben ſoll.

Es iſt eine durch tauſend Beiſpiele bewieſene Thatſache, daß faſt alle großen Dichter und Künſtler auch Verehrer des Champagners geweſen ſind; es unterliegt keinem Zweifel, daß der Champagner der Wein der Poeſie und die Poeſie der Weine iſt. Ein Menſch, der nicht den Champagner liebt, muß entweder ein Schurke oder ein Dummkopf ſein.

Da aber mein Freund eben ſo wenig das Eine als das Andere, ſondern ein Künſtler im wahren Sinne dieſes Wortes war, ſo lag es in der Natur der Sache, daß er gern Champagner trank.

Nebenbei gewährte es ihm noch ein ganz beſonderes Vergnügen, von jeder Champagnerflaſche, der er den Hals gebrochen hatte, zur Erinnerung an den Genuß, den ihr ſchäumender Inhalt ihm bereitet, ſich den Pfropfen aufzubewahren. Auf dieſe Weiſe hatte ſich bei ihm in einer Reihe von Jahren ein ganzer Haufen ſolcher Korkſtöpſel aufgeſammelt, die er ſcherzweiſe „die Ruinen von Rom,“ ſich ſelbſt aber den Marius dieſer Trümmer zu nennen pflegte. Von jeder ſeiner Gaſtrollen hatte er in der Regel wenig Geld, aber deſto mehr Champagner-Pfropfen mitgebracht.

— Wenn ich, ſagte er oftmals, wann ſeine Geldbörſe an der Auszehrung litt, für jeden dieſer Stöpſel die zwei Thaler, die er mich gekoſtet, zurückgezahlt erhielte, dann brächte ich ein

Sümmchen zuſammen, mit dem ich einen kleinen Theil meiner Gläubiger befriedigen könnte. Dieſe Samariter fangen an, unangenehm zu werden, und wenn mir der grundgütige Himmel nicht bald einen Goldklumpen in den Schoos wirft, ſind dieſe Hunde capable, mich einſperren zu laſſen.

Aber zum Glück that das Niemand.

2.

Dieſer liebenswürdige Künſtler hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens eine fixe Idee, ſo ſonderbar und gewiß ſo einzig in ihrer Art, daß ich meine Leſer damit näher bekannt machen muß.

Das Kinn unſeres Schauſpielers befand ſich eines Morgens unter dem Meſſer ſeines Barbiers, als er plötzlich ausrief:

— Horch! Horch!

Sein „ſchaumſchlagender Genius“ wußte nicht, was das bedeuten ſollte.

— Cochincheſe, hören Sie nichts?

— Nichts, gar nichts!

— Aber ich, ich höre etwas . . .

— Was hören Sie?

— Er kräht ſchon wieder . . .

— Wer kräht?

— Kamtſchadale, wer anders kräht denn als der Hahn?

— Welcher Hahn?

— Liliputaner, mein Hahn!

— Haben Sie einen Hahn? Den hab' ich ja noch nie geſehen! Ei, wo ſteckt er denn?

— Wo er ſteckt? In meinem Leibe, Irokeſe! Hören Sie denn wirklich nicht, wie er kräht?

Figaro, ein kluger, pfiffiger Patron, legte ſein Ohr an den Bauch ſeines Kunden und horchte mit einer Ernſthaftigkeit, die ſeiner Mimik zur höchſten Ehre gereichte.

— Maracaibaner, Sie müſſen taub ſein, wenn Sie das nicht hören können.

— Sie haben Recht, er kräht wirklich! Aber ſagen Sie mir um Gottes Willen, wie hat denn dieſer Hahn es angefangen, ſich in Dero werthen Leib einzulogiren?

— 'S iſt 'ne traurige Geſchichte, die ich Ihnen erzählen will. Als ich vor zwei Jahren nach München ging, um dort ein Paar Gaſtrollen zu ſpielen, trieb mich mein finſteres Geſchick, in den „Gaſthof zum goldenen Hahn" einzukehren. Ich wohnte dort über acht Wochen, lebte wie Gott in Frankreich, trank damals in einer Woche mehr Champagner, als jetzt in einem Monat, und brauchte auch außerdem ſo viel, daß ich bei meiner Abreiſe nur die Hälfte der ungeheuern Zeche bezahlen konnte und die andere dem Wirthe ſchuldig bleiben mußte. Ich verſprach ihm, dieſe Schuld in längſtens drei Monaten zu bezahlen. Wenn ich nicht Wort halte, ſagte ich zu ihm im Augenblick, als ich von ihm Abſchied nahm, dann laſſen Sie ſo lange Ihren goldenen Hahn krähen, bis ich dadurch an meine

Pflicht erinnert werde. Schön, ſagte der Wirth mit ſo verdächtigem Lächeln, daß ich darüber — ohne mir Rechenſchaft geben zu können, weshalb — mehr als vor dem Grinſen des Teufels erſchrak. Ich reiſ'te ab und ſchickte ihm . . .

— Das Geld? fragte der Barbier.

— Nein, ich ſchickte es ihm eben nicht! Eine Zeitlang machte ich mir im Stillen Vorwürfe; da er mich aber niemals um ſein Geld mahnte, fing ich zu glauben an, er habe es ganz und gar vergeſſen, und wollte ihn nicht mehr daran erinnern. Vor vier Wochen erhielt ich plötzlich ein Schreiben von ihm, worin er mich an die Worte des Abſchieds erinnerte. Wenn ich nicht Wort halte, ſagten Sie, dann laſſen Sie ſo lange Ihren goldenen Hahn krähen, bis ich dadurch an meine Pflicht erinnert werde. Ich ſchicke Ihnen nun meinen Hahn auf den Leib und hoffe, daß ſein Krähen Sie erinnern wird, den Reſt Ihrer Rechnung ſo bald als möglich zu bezahlen.

— Und was thaten Sie?

— Ich verſetzte meine neue Uhr und eine alte Rüſtung und ſchickte ihm noch an demſelben Tage Alles, was ich ihm ſchuldig war, aber die Folge davon, daß ich mein ihm gegebenes Wort nicht zur beſtimmten Zeit erfüllt hatte, war die: daß ich in derſelben Nacht in meinem Leibe das Krähen ſeines Hahnes vernahm, ein Krähen, das ſeitdem immer lauter und lauter wurde und mir jetzt weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe gönnt.

— Sie glauben alſo wirklich, daß Sie den goldenen Hahn von München im Leibe haben?

— Ich glaube es ſo feſt, daß ichs beſchwören könnte.

— Und haben Sie noch nichts dagegen gebraucht?

— Mein Arzt hat mir bereits mehr als zehn verſchiedene Arzeneien verordnet, aber keine von allen hat etwas geholfen. Im Gegentheil finde ich, daß die Beſtie, ſeitdem ich einnehme, noch viel unruhiger geworden iſt. Hören Sie doch, Bengale, wie ſtark er wieder kräht! Es giebt Augenblicke, in denen ich glaube, daß mein Leib ein Hühnerhof ſei!

— Das iſt freilich recht fatal! Aber ſollte es denn gar kein Mittel geben, dieſen Patron herauszulocken?

— Mein Doctor iſt ein Eſel; er weiß keinen Rath ...

— Wie wär's, wenn man den Kerl von außen anpackte?

— Den Eſel?

— Nein, den Hahn! Ich würde Ihnen rathen, ſich eine ſpaniſche Fliege auf den Leib zu ſetzen. Ich bin überzeugt, ſie würde den Hahn herausziehen . . .

— Glauben Sie, Patagonier, daß das wirklich etwas helfen könnte?

— Es giebt Beiſpiele von Exempeln. Einer meiner Collegen, mit dem ich beim Beginn meiner Laufbahn zu Stendal in der Altmark practicirte, erzählte mir einmal, es ſei ihm — hört, hört! — im Januar ein Maikäfer in die Naſe geflogen; er habe es Anfangs nicht bemerkt, bald darauf aber im Gehirn ein immer ſtärkeres Summen vernommen. Dieſer unverſchämte Maikäfer, ſagte mir mein Freund und College, habe ſeine Frechheit endlich ſo weit getrieben, in deſſen Gehirne Engerlinge auszubrüten. Mein Freund behauptete, er habe wenigſtens dreißig bis vierzig Maikäfer im Kopfe, die ſolchen Lärm machten, daß er verrückt werden müſſe, wenn das ewige Geſumme nicht bald aufhöre. Niemand wußte Rath. Endlich fiel mir ein Mittel ein.

— Fahren Sie fort, Botokude!

— Ich will Dir die Maikäfer ſchon vertreiben, Bruder Herz, ſagte ich zu ihm, wenn Du mir folgen willſt. Verbinde Dir die Augen, nimm blindlings drei Priſen aus dieſer Doſe und reiße erſt dann die Binde weg, wenn ich's Dir erlaube; glaube ja nicht, lieber Bruder, daß dies gewöhnlicher Tabak ſei; es iſt ein Niespulver, das ich eigens für Dich und Deine Maikäfer zubereitet habe. Er verband ſich die Augen, nahm drei Priſen, nieſ'te ein Mal, zwei Mal, drei Mal, zehn Mal, zwanzig Mal ohne Unterbrechung. Nimm nun die Binde ab, rief ich. Er thats und — vor ihm ſtand ein Becken mit Waſſer, und in dieſem Waſſer ſchwammen einunddreißig Maikäfer herum. Ich bin gerettet, rief er aus und hatte ſeitdem keinen einzigen Maikäfer mehr im Kopf.

— Sie ſind ein ausgezeichnetes Genie, rief unſer Künſtler, laſſen Sie ſich umarmen, Beduine! Soll ich Sie vollends anbeten, ſo erweiſen Sie mir die Freundſchaft, mich von meinem Hahne, wie Jenen von ſeinen Maikäfern, zu befreien. Bedenken Sie, wie leicht es ſonſt geſchehen könnte, daß mein Hahn ſich in eine Henne verwandelt und ich dann am Ende gar noch Eier lege. Wäre das nicht ſchrecklich?

— Allerdings, allerdings! Aber wenn Sie mir folgen wollen, ſo hoffe ich, daß es mir gelingen wird, auch Sie zu curiren.

— Ich will Alles thun, was Sie verlangen.

— Heute Abend nach dem Theater will ich Sie beſuchen und Ihnen, bevor Sie ins Bett gehen, ein Pflaſter auflegen, das — verlaſſen Sie ſich auf mein Wort — ſeine Wirkung nicht verfehlen ſoll. Ich will die Nacht hindurch an Ihrem Bette wachen, um die Wirkung des Pflaſters genau zu beobachten; denn Falls es nicht ziehen ſollte, müßte ich Ihnen ſtündlich ein neues auflegen; es wird Ihnen zwar etwas Schmerz verurſachen, aber . . .

— Das ſchadet nichts! Ich will Schmerzen ertragen, ſo viel Sie wollen, wenn's nur hilft.

— Beſtimmt! betheuerte der Barbier und ging.

3.

Abends wurde Shakeſpeare's „König Lear" gegeben.

Am Ufer des Nils, in der Nähe des alten Memphis, ragt ſeit Jahrtauſenden eine von Cheops erbaute Pyramide in die ewigen Wolken hinein. Dieſe Pyramide, an der, nach hiſtoriſcher Ueberlieferung, 360.000 Menſchen zwanzig volle Jahre gebaut, enthält ſechs Millionen Tonnen Steine, eine Maſſe, womit ſich, nach der Berechnung eines franzöſiſchen Ingenieurs, um ganz Frankreich eine zehn Fuß hohe und einen Fuß dicke Feſtungsmauer ziehen ließe. — Denſelben Standpunkt, den dieſer ſteinerne Rieſe unter den Dſchiſeh-Pyramiden, nimmt „König Lear“ unter den Shakeſpeare'ſchen Trauerſpielen ein. Dieſer Lear iſt ein dramatiſcher Obelisk, über deſſen wolkenanſtrebendem Scheitel ein Jahrhundert nach dem andern hinziehen wird, ohne deſſen Größe zerſtören zu können. Die Alles verſchlingende Woge der Zeit wird ſich machtlos brechen am Fuße dieſer granitenen Tragödie, die der Vergänglichkeit trotzt. Und wie ſich mit den Steinen jener einzigen Cheops-Pyramide eine Mauer um ganz Frankreich ziehen läßt, ſo läßt ſich aus den Beſtandtheilen dieſer Dichtung eine ganze Welt von Dramen ſchaffen, denn jeder Act, jede Scene, jeder Vers im Lear iſt ein Drama, ein Drama von Granit und Erz, in das Clio's diamantener Griffel das unauslöſchliche Wort

„Unſterblichkeit“

eingeprägt hat.

Wie winzigklein und gebrechlich erſcheinen neben dieſen Shakeſpeare- und Schiller-Pyramiden all' die ſogenannten Meiſterwerke unſerer neueren Trauerſpieldichter, von denen Jeder ſich und Andere überreden will, daß er größer als Aeſchylos und Sophokles, größer als Shakeſpeare und Schiller, größer als Voltaire und Göthe ſei. Aber, ſcharf ins Auge gefaßt, ſind alle dieſe neuern Trauerſpiele Maulwurfshügel gegen Himalaya-Gebirge, Räucherkerzchen gegen Leuchtthürme, Infuſorien gegen Mammuths.

Unſer braver Mime ſpielte die Titelrolle. Es iſt hier nicht der Ort, auseinanderzuſetzen, wie er ſie geſpielt; genug, wenn ich ſage, daß er an jenem Abende einen ſeiner ſchönſten Triumphe gefeiert, daß ſein Organ bald wie das ſchmeichleriſche Koſen des Weſtwinds, bald — und namentlich in der Fluchſcene — wie das unheimliche Grollen eines Orkanes klang, der, die Seelen aller Zuhörer durchwühlend, das Mitgefühl aufrüttelte und alle Herzen mit tiefem Schauer erfüllte.

Am Schluſſe wurde er lärmend gerufen.

4.

Bald nach der Vorſtellung ſtellte ſich verabredetermaßen der Barbier mit ſeinen Pflaſtern ein, die er, beiläufig erwähnt, aus harmloſen Brotkrumen zuſammengeknetet hatte.

Unſer Mime mußte ſich alſogleich zu Bette begeben und, um der Wirkung des Pflaſters Vorſchub zu leiſten, eine ſolche Sündfluth von Fliederthee in ſich hineintrinken, daß er gleich darauf in einen kannibaliſchen Schweis gerieth und endlich ganz erſchöpft einſchlief. Der Barbier ſchlich dann, ſo leiſe als nur immer möglich, zur Thür hinaus und brachte einen kleinen Hahn, den er geſchickt ins Bett practicirte. Das gute Thier wurde unruhig und fing zu krähen an; unſer Mime hatte aber einen ſo kerngeſunden und maſſiven Schlaf, daß er nichts davon hörte.

Erſt mit Anbruch des Morgens erwachte er . . . der Hahn fängt nach ſeiner Gewohnheit zu krähen an . . . der Patient reißt die Bettdecke weg und ſieht — den Hahn zu ſeinen Füßen.

— Da iſt er, da iſt er! ruft er, außer ſich vor Freude, ſpringt aus dem Bett heraus und drückt den Barbier dergeſtalt an ſein Herz, daß dieſer allen Athem verlor.

— Halt, halt! Sie erwürgen mich ja!

— Lebensretter! Du mußt Dich in mein Stammbuch ſchreiben.

— Mit Vergnügen, ſagte der Barbier, ſtolz auf die gelungene Liſt.

— Heute Abend trinken wir Brüderſchaft miteinander.

— Gut!

— Und morgen ſchenke ich Dir die Hälfte meiner Gage.

— Auch gut!

Der Schauſpieler umarmte ſeinen Lebensretter noch ein, noch zwei, noch zehn Mal und — warf ihn dann vor lauter Wonne zur Thür hinaus.

— Was aber fange ich nun mit dem verwünſchten Hahne an? Er hat mich lange genug gequält; ich will mich an ihm rächen, ſprach er, drehte dem armen, unſchuldigen Thiere wuthentbrannt den Hals um, öffnete das Fenſter und warf es in den Hof hinab. So, Beſtie! ſchrie er, nun hab' ich endlich Ruhe vor Dir!

Es wird mehr als Einen Leſer geben, der Manches von dem, was ich ihm eben erzählt habe, nicht glauben wird. Aber ich könnte Vieles erzählen, was noch weit unglaublicher und deſſenungeachtet wahr iſt. Ich führe hier einige Beiſpiele an:

Caspar Barläus, Profeſſor der Philoſophie zu Amſterdam, lebte während ſeiner letzten Krankheit in der beſtändigen Einbildung, daß er bald von Glas, bald von Butter, bald von Stroh ſei.

Der berühmte Arzt, Hermann Boerhaave, der Euklid der Medicin, kannte einen Verrückten, der ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt hatte, ein Haſe zu ſein, der ohne Unterlaß von tauſend maskirten Jagdhunden verfolgt wird.

Profeſſor Zimmermann berichtet, einer ſeiner Bekannten habe ſich lange Zeit eingebildet, ein Gerſtenkorn zu ſein, weshalb er auf keine Weiſe zu überreden geweſen ſei, auf die Straße zu gehen, aus Beſorgniß, von einem blinden Huhne gefunden und verſchluckt zu werden.

Doctor Karl Weigel, einer der ausgezeichnetſten Aerzte Dresdens, hatte einen Freund, der feſt überzeugt war, ein Hahn zu ſein. Er krähte den ganzen Tag und wollte nie ausgehen, aus Furcht, geſchlachtet und gebraten zu werden.

Von einem andern Monomanen wird erzählt, er habe ſich eingebildet, ein Pique-Bube zu ſein, und habe ſich vor nichts in der Welt ſo ſehr als vor der Pique-Dame gefürchtet, die ihn ſtechen wolle.

Ich ſelbſt kannte zwei himmliſche Narren, von denen der Eine die verrückte Idee hatte, eine Flaſche Champagner zu ſein, und der fünf Monate lang im Bette blieb, aus Beſorgniß, daß ihm Jemand den Hals brechen wolle. — Aber noch viel komiſcher war der Andere, der ſich einbildete, ein Genie zu ſein, wiewohl er ein Dummkopf mit Eichenlaub geweſen iſt.

„Es war einmal ein Pudel,
Ein höchſt bornirtes Vieh,
Er hieß Rebb' Mauſche Nudel
Und glaubt', er wär' Genie.

Iſt das nicht auch eine fixe Idee?!

5.

Ein ganzer Monat war ſeitdem verfloſſen.

Eines Abends trat unſer Mime als „Hamlet“ auf. Während der Scene, in welcher der verrückte Prinz von Dänemark den Schauſpielern jene Lehren ertheilt, die ſo wenige unſerer Herren **soi-disant**-Künſtler befolgen, unterhielten ſich in einer Loge des erſten Ranges zwei altadelige oder, richtiger geſagt, zwei alte adelige Damen ſo übermäßig laut, daß Seine Königliche Hoheit dadurch im Monologe geſtört werden mußte. Prinz Hamlet machte plötzlich eine Pauſe, warf einen zornglühenden Blick zur Loge hinauf und ſagte dann zu einem der Mitſpielenden:

— Wenn Gänſe ſchnattern, müſſen Künſtler ſchweigen!

Ein Paar Zuſchauer, welche das laute Geſchwätz in der Loge mißbilligt hatten, fingen zu applaudiren, die ganze Maſſe des Publikums aber ſo wüthend zu ſcharren, pochen, ziſchen und pfeifen an, daß das ganze Haus dröhnte.

— Welche Frechheit von einem Komödianten! riefen Einige.

— Abbitte thun, Abbitte thun! ſchrieen Andere.

Als der Künſtler dieſe Zumuthung vernahm, trat er dicht vor die Lampen hin und wollte reden. Aber das Scharren und Ziſchen, das Pochen und Pfeifen wurde immer ſtärker, und mitten durch dieſen Lärm ließ ſich immer aufs Neue der Ruf vernehmen:

— Abbitten, abbitten!

Weil aber der Prinz von Dänemark ſich dazu nicht verſtehen wollte, zuckte er mitleidig die Achſel und wollte abgehen.

— Dableiben, dableiben! Reden laſſen, reden laſſen! ſchrieen Viele.

Da trat er noch einmal vor die Lampen und redete die Zuſchauer alſo an:

— Ich habe bisher immer vor einem Publikum geſpielt, deſſen huldvolle Nachſicht, deſſen feine Geſittung, deſſen hohe Bildung mich mit ungeheucheltem Danke und mit innigſter Verehrung erfüllt hat. Solch einem Publikum zu gefallen, war bis jetzt mein einziges Streben, mein einziges Glück, mein einziger Stolz. Aber daſſelbe Publikum, das ſo nachſichtig war, mich ſo oft durch ſeinen Beifall auszuzeichnen, überſchüttet mich jetzt mit ſeinem ganzen Unwillen, weil ich es gewagt habe, eine Verletzung der Rückſicht, die jeder einzelne Zuſchauer dem Publikum und den Mitſpielenden ſchuldig iſt, zu rügen. Wenn zwei Zuſchauer ſich auf Koſten aller Uebrigen das Recht anmaßen, während der Vorſtellung ſo laut zu ſchwatzen, daß die Schauſpieler kaum ihr eigenes Wort hören können, dann, glaube ich, ſteht den Letztern das Recht zu, an das Billigkeitsgefühl des ganzen Auditoriums zu appelliren und zu fragen, ob ſolch eine Störung von Seiten einzelner Zuſchauer, ob ſolch ein Benehmen, welches die dem ganzen Publikum ſchuldige Achtung aus den Augen ſetzt, geſtattet werden dürfe? Sagen Sie »Ja«, dann erkläre ich mich ſchuldig und will die verlangte Abbitte leiſten; ſagen Sie »Nein« — und Ihre Einſicht, Ihre Bildung und Ihr Rechtlichkeitsgefühl bürgen mir dafür, daß Sie Nein ſagen werden — dann war das, was ich gethan, Jedem von uns, mithin auch mir, der ich am meiſten unter dieſer Störung gelitten habe, vollkommen erlaubt, und in dieſem Falle werde ich nicht Abbitte thun.

— Bravo, bravo! ſchrie der größte Theil der Zuſchauer.

— Er hat Recht, er hat Recht! riefen Andere.

— Fortſpielen, fortſpielen! ſchrieen Alle.

Unſer Schauſpieler fuhr nun, ſo ruhig als ob nicht das Mindeſte vorgefallen wäre, in ſeiner Rolle fort. Die beiden alten Damen aber erhoben ſich von ihren Plätzen und verließen — über die Frechheit des Schauſpielers und die Umwandlung des Publikums entrüſtet — ſofort ihre Loge. Das Geziſch und Hohngelächter des Publikums begleitete ſie bis auf den Corridor.

Hier blieben die Damen einen Augenblick ſtehen und ſahen einander ganz verwundert an.

— Nun, liebe Frau von Borsdorf, was ſagen Sie zu der Gemeinheit dieſes Publikums?

— Wie können Sie, meine gute Frau Knippel von Knippelsheim, von der Canaille etwas Anderes als Gemeinheit erwarten?

— Ich werde von nun an nie mehr das Theater beſuchen.

— Das hab' auch ich mir vorgenommen.

— Um aber vom Theater doch mitſprechen und immer au fait bleiben zu können, werde ich meinen Leibjäger hineinſchicken.

— Das will auch ich thun und meinem Lakaien zugleich den Auftrag ertheilen, den unverſchämten Komödianten jedesmal auszupfeifen.

— Ja, ja, das wollen wir thun, ſagten die adeligen Damen und gingen weiter.

Die Rede unſeres Mimen und ſein meiſterhaftes Spiel hatten auf das Publikum einen ſo großen, tiefen Eindruck gemacht, daß er am Schluß der Vorſtellung ſtürmiſch hervorgerufen und mit Beifall überſchüttet wurde.

6.

Zwei Tage ſpäter ſpielte er den Egmont.

Die ganze Adelsparthei hatte, aufgehetzt durch Frau von Borsdorf und Baronin Knippel von Knippelsheim, all' ihre Leibjäger, Kammerdiener, Lakaien, Kutſcher und Stallknechte ins Theater geſchickt, um den armen Egmont auspochen zu laſſen.

Gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen wurde er von dem ganzen Domeſtikenthum mit Ziſchen empfangen. Dieſe unerwartete

Begrüßung hatte ihn gleich von vornherein ſo beſtürzt gemacht, daß er ſeine ganze Faſſung und Ruhe verlor und an dieſem Abend ſo ſchlecht ſpielte, daß ſelbſt ſeine Freunde nicht den Muth hatten, ihn durch Beifallsbezeigungen wieder aufzumuntern. Nach jedem ſeiner Abgänge ließ ſich auf den Gallerien und im Parterre ein allgemeines Ziſchen vernehmen, und ſo oft Jemand einen Applaus für ihn hervorzurufen verſuchte, erſcholl ein faſt einſtimmiges St . . ., das die einzelne Bravoſtimme ſogleich in die Schranken des Schweigens zurückwies. Der arme Mann, dadurch mehr und mehr verwirrt gemacht, blieb mitten im Monologe ſtecken, wodurch nun eine lange Pauſe entſtand, die ſeine Livree-Richter mit Ziſchen ausfüllten. Als am Schluß des Stückes einige Stimmen ihn zu rufen verſuchten, erſcholl ein ſo allgemeines Pfeifen, daß es vergebliche Mühe geweſen wäre, dieſem Sturme Einhalt zu thun.

Tief gekränkt ſchlich er nach Hauſe.

7.

Seit jenem Tage war er tiefſinnig.

— Du biſt ein armer, erbärmlicher Wicht! ſprach er zu ſich, als er eines Abends den Weg nach einer Weinhandlung einſchlug. Der Zweck Deines Lebens iſt ganz und gar verfehlt. Du glaubteſt ein Meiſter Deiner Kunſt zu ſein und biſt ein Stümper geblieben, ein elender Komödiant, der nur in die Vorhallen und nicht in das Innere der Kunſt eingedrungen iſt. Was nützt Dir der Beifall des dummen Richters: Publikum? Was verſteht dieſer blinde Haufe von der göttlichen Kunſt? Heute ſchmückt das vielköpfige Ungeheuer Deine fieberkranke Stirn mit Lorbeerkränzen und morgen reißt es mit plumper Hand dieſe Kränze von Deiner Schläfe weg, um damit einen Andern zu bekränzen, der nicht würdig iſt, die Riemen Deiner Schuhe aufzulöſen. Heute hebt man Dich in die Wolken, morgen zieht man Dich in den Koth. Heute überſchüttet man Dich mit Blumen, morgen wirft man Dich mit faulen Aepfeln. O wär' ich doch lieber der letzte Tagelöhner, als ſo ein erbärmlicher Schauſpieler geworden! Meine Freunde ſagen: ich ſei ein Künſtler; meine Feinde behaupten: ich ſei ein Komödiant, ein elender Couliſſenreißer, weiter nichts! Wem ſoll ich glauben? Bin ich Künſtler, bin ich Pfuſcher? Ach, ich werde an mir ſelber irre: ich fange zu glauben an, daß meine Feinde doch wohl Recht haben mögen, daß ich wirklich nur ein Pfuſcher, ein erbärmlicher Pfuſcher bin, unwürdig, die Bretter zu betreten, die die Welt bedeuten. Hahn, Hahn, warum krähſt Du nicht mehr? Ach, es kräht kein Hahn mehr um mich, ich bin lebendig-todt, das Leben iſt mir eine Laſt . . . fort damit!

Er trat in die Weinſchenke ein. Dort, an einem Tiſche im Winkel, fand er den kleinen, buckeligen Souffleur. Der Schauſpieler ſetzte ſich zu ihm und rief:

— Kellner, eine Flaſche Gift! (So hieß er den Champagner.)

— Haben Sie, Herr College, das heutige Journal geleſen?

— Nein, lieber Freund! Aber warum fragen Sie? Steht etwas über mich darin?

— Freilich, freilich!

— Günſtiges oder Ungünſtiges?

— Ei, Herr College, wie können Sie nur ſo fragen! Sie wiſſen ja, daß dieſer Schmierer kein gutes Haar an Ihnen läßt. Er hat Ihren Egmont beurtheilt.

— Und was ſagt er über mich?

— Wollen Sie es nicht lieber ſelbſt leſen? fragte der unterirdiſche Theatergeiſt mit mephiſtophelíſcher Schadenfreude.

— Kellner, geben Sie mir das heutige Journal!

Der Kellner brachte ihm den Champagner und die Zeitung, zwei Giftſorten, von denen er zuerſt nach der Letztern griff.

— Nun, was ſagen Sie dazu? fragte Mephiſto nach einer kleinen Weile. Einen Künſtler Ihresgleichen ſo zu kränken — iſt das nicht infam? Wiſſen Sie, Herr College, was ich in Ihrer Stelle thäte?

— Nun, was thäten Sie?' fragte unſer Künſtler, das andere Gift entkorkend.

— Ich würde ihm Nachts einmal auflauern und ihn dergeſtalt durchbläuen, daß er ſein ganzes Leben lang an mich denken ſollte.

— Wiſſen Sie, lieber Mann, was ich thun will?

— Nun? fragte der Buckelige.

— Dieſes Glas auf ſeine Geſundheit leeren! Auch die Feinde ſollen leben! rief der Mime und ſtürzte nun raſch ein Glas nach dem andern hinab.

— Ich begreiſe Sie nicht, erwiderte der Kobold, der ſeinen ſchadenfrohen Plan ſcheitern ſah.

— Das freut mich, ſagte der Schauſpieler, leerte das letzte Glas, ſtand von ſeinem Platze auf und ſetzte ſich an einen andern Tiſch.

Hier ſaß ein anderer Gaſt.

— Ei, guten Abend, Herr Ober-Baurath, ſagte der Schauſpieler.

— Guten Abend, erwiderte höfiſch-kalt der Herr Ober-Baurath, deſſen falſches Gebiß eben an einem alten Truthahnflügel nagte.

— Ich habe ſchon lange das Vergnügen entbehrt, Sie zu ſehen.

— Ebenfalls, ebenfalls! entgegnete der Fortkauende kurz und kalt.

— Was giebt's Neues, Herr Ober-Baurath?

— Nichts von Bedeutung! Sie haben, wie ich gehört, neulich viel Unglück gehabt!

— Unglück? Daß ich nicht wüßte . . .

— Man ſagte mir, Sie ſeien als Egmont ausgepfiffen worden . . .

— Ha, ha, ha! Das nennen Sie Unglück?

— Ei, ſoll ich es etwa ein Glück für Sie nennen, wenn ein ganzes Publikum Sie auszischt?

— Nennen Sie es, wie Sie wollen; ich, für meinen Theil, nenne das Dummheit, Gemeinheit, Cabale!

— So ſind ſie Alle! Werden ſie mit Beifall überſchüttet, ſo nennen ſie das Schuldigkeit; werden ſie aber einmal ausgetrommelt, dann heißt das gleich Cabale. Kellner, was bin ich ſchuldig? fragte der Ober-Baurath, um das Geſpräch abzubrechen.

— Einen Thaler vier Groſchen.

— Da! rief der barſche Gaſt, wiſchte ſich den Mund, knöpfte ſeinen Rock zu, erhob ſich, nahm Hut und Stock und wünſchte dem Schauſpieler kühl und flüchtig eine gute Nacht.

Der Mime gab dem Gehenden keine Antwort; er zuckte die Achſel und leerte noch ein Glas. Der Souffleur aber, der Alles mit angehört hatte, rieb ſich vergnügt die Hände und beſtellte noch einen Schnitt Saint-Julien.

— Kellner! rief der Schauſpieler, was bekommſt Du von mir und meinem lieben guten Freunde drüben?

— Meinen Sie mich? fragte der Souffleur ganz erſtaunt.

— Ei, wen denn ſonſt? Sie werden es doch nicht übel nehmen, daß ich Sie freihalte?

— O, nicht im Geringſten, lieber Herr College!

— Macht zuſammen vier Thaler zehn Groſchen.

— Da iſt mein letzter Louisd'or! Nimm ihn und behalte das Uebrige für Dich.

— Danke vielmal, ſagte der Kellner, der noch von keinem Gaſte ſo viel Trinkgeld bekommen hatte.

— Den Reſt dieſer Flaſche Gift nehme ich mit. Gute Nacht, gute Nacht, ſagte er, links den Kellner und rechts den Souffleur grüßend.

— Kommen Sie gut nach Hauſe, wünſchte ihm der Kellner.

— Schlafen Sie wohl, Herr College, grinzte der Souffleur.

— Der Teufel iſt Ihr College! ſchrie der Mime, ſich ſtolz den Hut auf den Kopf ſtülpend. Sie ſind Souffleur und ich — ich bin Künſtler!

— Ich beneide Sie nicht.

— Da haben Sie Recht, mein Freund. Welcher Schauſpieler wäre wohl auch zu beneiden? Welcher andere Künſtler muß ſeine Perſönlichkeit, ſeine arme Haut ſo zu Markte tragen, wie er? Wer iſt den Launen und Ungezogenheiten der rohen, ungebildeten Menge ſo blosgeſtellt, wie er? Wer muß von der boshaften Kritik ſo viel Schmähungen ertragen, wie er? Der ſtolze Michel Angelo sagte einſt: er möchte lieber Albrecht Dürer, als Kaiſer Karl V. ſein. Ich, guter Freund, wäre viel lieber ein kleiner Schuhflicker, als ein großer Künſtler, ſprach der Mime, wünſchte noch einmal gute Nacht und ging; aber nicht nach Hauſe, ſondern weit vor das Thor hinaus.

Eine halbe Stunde von der Stadt liegt ein Kirchhof. Auf dieſem Gottesacker ſchläft ſeit dem 20. Januar 1813 der anmuthigſte aller deutſchen Schriftſteller, ein Genie, in deſſen Schriften epikuräiſche Lebensphiloſophie, ſokratiſche Ironie, horaziſche

Feinheit, Sterne's Humor und Voltaire's Witz, deutſches Gemüth und franzöſiſche Grazie ſich vereinigen, der unerſchöpfliche Schöpfer des „Agathon," der „Pſyche," der „Idris und Zenide," des „neuen Amadis," des „Ariſtipp" und des „Oberon," hier ruht der liebenswürdige Chriſtoph Martin Wieland.

Wie der fromme Muſelmann alljährlich ein Mal nach dem Grabe des Propheten wallfahrtet, alſo pilgerte allwöchentlich einmal unſer Mime nach der Ruheſtätte ſeines Lieblingsdichters Wieland hinaus.

Am Ziele ſeiner Wallfahrt angekommen, kniete er nieder und küßte die Erde, welche die ſterbliche Hülle einer liebenswürdigen Dichterſeele birgt; dann erhob er ſich, zog aus ſeiner Bruſttaſche eine Piſtole hervor, die er ſchon den ganzen Tag bei ſich getragen hatte, füllte ihren Lauf mit dem Reſte der Champagnerflaſche, rief: Gute Nacht, böſe, heimtückiſche Welt! und — erſchoß ſich.

8.

Dies geſchah zu Weimar am 1. Mai 1826 Nachts zwiſchen Eilf und Zwölf.

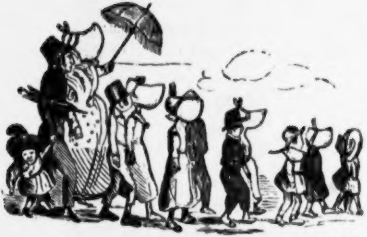
Und der Name des armen Schauſpielers?

Heinrich Leo.

Ruhe und Friede ſeiner irdiſchen Hülle!

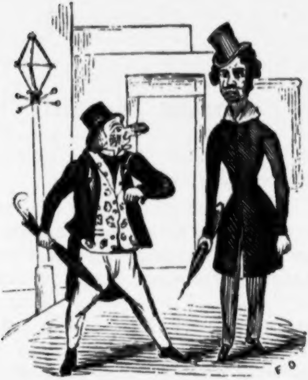
Theaterbilder.

I.



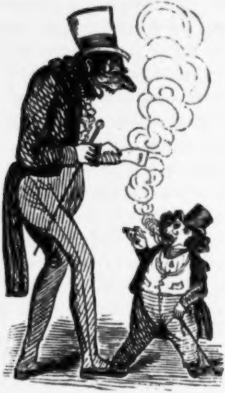
Wie ein armer zärtlicher Schauſpieler mit Sack und Pack aus dem Leim und Engagement geht.

II.



Wie ein kleiner Hiſtrione, der ſich für den größten Künſtler hält, einem Recenſenten auflauert, um dieſen wegen empfangener Naſe auf echt künſtleriſche Weiſe zur Rechenſchaft zu ziehen.

III.



Wie ein kleiner Recenſent einem großen Bühnenprincipal, gegen Vorzeigung eines Freibillets, etwas vorqualmt.

Fliegende Blätter.

Meran, am 23. Auguſt 1845.

Man reiſt nicht mehr . . . man fliegt.

Heute vor acht Tagen kam ich Abends 7 Uhr mit der Eiſenbahn von Leipzig in Altenburg an und heute Abend um dieſelbe Stunde kehrte ich auf einem Eſel vom Schloß Tyrol nach Meran zurück.

Alles, was ich während dieſer kurzen Spanne Zeit geſehen und erfahren habe, will ich hier ſo *ungebunden-flüchtig* wiedergeben, wie es mit Bleiſtift in meinem Portefeuille aufgezeichnet iſt. Nur Eins muß ich vorausſchicken. Ich habe große Reiſen gemacht, drei Viertheile von Europa geſehen und — wunderbar genug — noch niemals Reiſeſkizzen geſchrieben. Und warum? Weil es mir — offen und ehrlich geſtanden — an Talent dazu fehlt. Ich kann allenfalls Menſchen, aber keine Gegenden ſchildern. Der Leſer weiß nun, was er von mir zu erwarten hat.

Im Eiſenbahnhofe zu Altenburg empfingen mich zwei berühmte Deputationen der deutſchen Literatur: Encyklopädie und Roman — Pierer und Herloßſohn. Der Erſtere war, wie es ſchien, nicht magerer, der Letztere nicht fetter geworden: im Uebrigen befanden ſich Beide ſehr wohl; aber daß ſie heimlich hier eine Waſſerkur gebrauchten, iſt — wie ich aus guter Quelle weiß — eine nichtswürdige Verläumdung. Unſer Abſchied an der Poſt war kurz, aber keineswegs herzbrechend. Der Encyklopädie trug ich tauſend freundliche Grüße an den Buchſtaben S. und dem cigarrerauchenden Romane einen Handkuß an „Piccolomini's Tochter“ — ſo heißt ſein neuer Roman — auf. Auf meine Frage, ob ſeine Heldin dies Mal ſchwarze oder blaue Augen habe, antwortete mir Freund Herloßſohn mit höchſt geheimnißvoller Miene: er habe ihr, um jedem Geſchmacke zu genügen, ein ſchwarzes und ein blaues Auge gegeben. Seine letzten Worte waren: »Leb' wohl, Madrid, nie wende ſich Dein Glück« Gleich darauf ſaß Madrid im Beiwagen.

Beiwagen! Harmlos unſchuldiges Wort für eine kannibaliſch-boshafte Erfindung! Wenn es eine Hölle à la Cochem giebt, ſo verdient der Satan, der dieſe Hölle erfunden hat, im ewigen Feuer den erſten Sperrſitz. Jeder dieſer Beiwagen iſt eine maskirte Folterkammer, die den reiſenden Delinquenten hohnknarrend zum Richtplatz der nächſten Station ſchleift, um ihn dort einem neuen Henker zu überliefern. Ein zum Beiwagen verurtheilter Paſſagier iſt übler als mancher Verbrecher dran. Dieſer wird im ſchlimmſten Falle doch nur ein Mal gerädert; jener wird vierfach gerädert, von oben nach unten, von unten nach oben, von Station zu Station. Wenn einmal in Sachſen an die Stelle der alten Todesſtrafe eine neue eingeführt werden ſollte, ſo würde ich den Ständen den gemüthlichen Vorſchlag machen, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher in einen Beiwagen einzuſperren und ihn zeitlebens von Altenburg über Jößnitz nach Schwanenfeld und von Schwanenfeld über Jößnitz nach Altenburg hin- und zurückrädern zu laſſen.

Halb gerädert kam ich am andern Morgen um neun Uhr in Hof an, wo ich ein frugales, aber ſehr ſchlechtes Mittagsbrod einnahm. Deſto beſſer ſoupirte ich Abends zehn Uhr in Baireuth. Eine halbe Stunde vor der Stadt liegt das St. Georgen-Haus, das proteſtantiſche Zuchthaus, ein impoſantes Gebäude, in palaſtähnlichem Style erbaut vom letzten Markgrafen Karl Alexander von Anſpach-Baireuth. Beim Niederſchreiben ſeines Namens umſchwirrt mich ein Cotillon geſchichtlicher Erinnerungen; Graf Saint-Germain, Hippolyte Clairon und Lady Berkeley-Craven lebten am Hofe dieſes fünfzehnten Ludwigs im Duodezformat; doch ſeitdem Baireuth unter den glücklichen Scepter Ludwigs des Erſten gerathen iſt, hat es, bis auf Jean Pauls Denkmal, allen Luxus, alle Poeſie, alles Intereſſe verloren.

Am andern Morgen befand ich mich vor neun Uhr in Nürnberg. Die alte Reichsſtadt iſt ein ſehr originelles Stück Mittelalter. Jede Straße hat eine andere Phyſiognomie, jedes Haus ein anderes Colorit, aus jedem Fenſter guckt eine andere Laune des alten, reichen, ſtolzen Patrizierthums heraus. Mehr italieniſch als deutſch iſt die Ausſicht von der kleinen Kettenbrücke: hier zeigt uns ein Panorama von Häuſern ſeine alterthümlichen Kehrſeiten; noch pittoresker iſt die Ausſicht von der Muſeumsbrücke, dem Nürnberger Rialto. Von den Kirchen iſt die Sebaldus- und die Laurentiuskirche, erſtere wegen ihrer großartigen architektoniſchen Verhältniſſe, letztere wegen ihrer ſchönen Glasmalereien, ſehenswürdig. Aber merkwürdiger als dies Alles iſt der Sanct-Johannes-Kirchhof mit ſeinen 3500 Gräbern, die insgeſammt horizontale Leichenſteine haben. Hier ſchläft viel nürnberger, viel europäiſcher Ruhm: Albrecht Dürer — die Nummer ſeines Grabes iſt 649 —; Willibald Pirckheimer — 1414 —; Hans Sachs — 503 —; Veyt Stoß — 268 —; Veyt Hirſchvogel (ein berühmter Glasmaler) — 903 —; Jacob von Sandrart — C 3 $\overset{b}{''}$ —; hier ruht der bekannte Volksdichter Grübel. Dürers Grab wird von einer Trauerweide überſchattet, von der ich mir einen Zweig für mein Gräber-Album gepflückt. Obgleich ſchon lange todt, lebt doch keiner von allen Künſtlern hier in ſo friſchem Andenken, als der große Albrecht. In der Dürerſtraße Nummer 376 beſuchte ich ſein ehemaliges Wohnhaus und Atelier. Auf dem Albrecht-Dürer-Platze ſteht ſeine Bildſäule, das Antlitz gegen die Sebalduskirche gekehrt. Auch die Trümmer von Hans Sachs Werkſtatt wollte ich ſehen; aber Niemand wußte ſie mir zu zeigen. In der Peter-Viſcher-Straße iſt das Geburtshaus dieſes berühmten Meiſters zu ſehen. An einer Ecke des Marktplatzes fiel mir ein mittelalterlicher Gaſthof wegen ſeines Schildes auf: es heißt „Gaſthaus zur Gerechtigkeit“ und bildet — wunderbar genug — die Ecke der Königsſtraße. — Von den neuern Gebäuden iſt das Hoſpital ſehenswerth. Jeder Bierbrauer — die gute Stadt hat deren nicht weniger als 29 — mußte von jedem Maaß Bier einen Pfennig Beiſteuer bezahlen zur Errichtung dieſes wahrhaft großartigen Krankenhauſes. Herr Johann Lederer, einer der bedeutendſten Brauherren, — nebenbei ein höchſt liebenswürdiger Kunſt-Mäcen — ſoll allein über 3000 Gulden dazu beigetragen haben. So hat das bairiſche Gift, wie verderblich es auch für das geiſtige und körperliche Wohl vieler Menſchen iſt, für Baiern wenigſtens das Gute, daß man mit Hilfe dieſes Bieres dort zu Lande Hoſpitäler und . . . Paläſte baut. Von den Umgebungen Nürnbergs habe ich Roſenau beſucht, einen hübſchen Park, der etwas Aehnlichkeit mit unſerm Roſenthale beſitzt, an das ich — beiläufig erwähnt — jeden Nachmittag zwiſchen 5 und 7 Uhr mit wahrhaft lächerlicher Sehnſucht zurückdenke. Roſenau gehört einem der reichſten Kaufleute, der hier zu ſeinem Privatgebrauch eine Prachtvilla in mauriſchem Style mit fünf vergoldeten Minarets aufgeführt hat.

Abends 6½ Uhr verließ ich Nürnberg, langte am andern Morgen gegen 7 Uhr in Donauwerth an und fuhr von hier mit der Eiſenbahn in zwei Stunden nach Augsburg. Ich hatte dies alte, kalte, langweilige Patricier-Neſt früher ſchon drei oder vier Mal beſucht, aber nie gewußt, daß es dort eine

Straße giebt, die den Namen der ſchönen Philippine Welſer, der erſten Gemahlin Erzherzogs Ferdinand II., führt. In dieſer Straße, im Hauſe Nummer 29, wohnte jene reizende Philippine, für die ich von Jugend auf eine eigenthümliche Vorliebe gehabt habe und die mir, ſobald ich heimkehre, zu einer hiſtoriſchen Novelle ſitzen muß. In derſelben Straße, vier Häuſer weiter, wohnte einſt eine nicht minder intereſſante Perſönlichkeit, die erſt neuerdings von Adolf Boettger meiſterhaft aufgefriſchte Agnes Bernauerin.

In Augsburg machte ich beim Sohne des Bankier Obermayer die Bekanntſchaft des berühmteſten Reiters von ganz Europa, des Grafen Sandor. Er iſt vom Scheitel bis zur Sohle ein echter Ungar, ein magyariſches Vollblut, ein Cavalier vom feinſten Schrot und Korn. Der Graf beſitzt unter vielen andern Eigenſchaften, die nur wenig Edelleute Deutſchlands mit ihm theilen, Etwas, um das ich ihn in der tiefſten Seele beneide. Er hat den kleinſten Fuß, den ich je geſehen habe; und wenn das Unſereiner ſagt, der doch auch keinen großen Fuß hat, ſo will das viel, ja ſogar ſehr viel ſagen. Als mein Piedeſtal das des Herrn von Sandor ſah, fühlte es ſich zum erſten Male in ſeinem Leben tief beſchämt. Dem Manne ſieht man's am Fuße an, daß er Cavalier iſt. Seinem Anzuge nach hätte ihn ein uneingeweihtes Auge für einen ſteyeriſchen Alpenſänger halten können, denn er trug einen ſogenannten Stutzhut mit Federn und ein graues Röckchen mit grünem Kragen.

Um 1 Uhr verließ ich Augsburg und fuhr über Partenkirchen und Mittenwalde nach Innsbruck. In Scharnitz, dem erſten Orte an der Grenze von Tyrol, begegnete mir das erſte Reiſe-Abenteuer, ein Abenteuer ſo wunderlicher und brutaler Art, daß ich es zur Warnung für Alle, namentlich für Solche, welche das unausſprechliche Glück haben, Unterthanen des Königs von Preußen zu ſein, erzählen muß. Ich hatte mir von Berlin einen Miniſterialpaß kommen laſſen, verſehen mit dem Viſum des baier'ſchen, *öſterreichiſchen* und ſicilianiſchen Geſandten. In Scharnitz verlangte man von mir, außer dieſem Paß, noch einen Heimathſchein. Auf meine Frage, was ſie zu dieſer ungeſetzlichen Forderung berechtige, gab man mir mit einem keinesweges ſchmeichelhaften Tone die Antwort: »weil der Herr ein Preuß iſt.« Man zeigte mir eine Verordnung der Wiener Hofkanzlei vom 3. Februar 1845, Nummer 1903, laut welcher *jeder* preußiſche Unterthan, der nach Oeſterreich will, außer ſeinem Paß auch ſeinen Heimathſchein mitbringen muß. Ich traute meinen eigenen Augen nicht; ich las es ein, ich las es zwei, ich las es drei Mal. Man wollte mich alſo trotz meines vom *öſterreichiſchen Geſandten* viſirten Paſſes nicht über die Grenze laſſen, blos weil ich unglücklicherweiſe ein Preuße bin. Alſo jeder Unterthan des allerkleinſten Staates unſeres aus 39 Vaterländchen beſtehenden einigen Deutſchlands, ein Naſſau-Uſinger, ein Reuß-Greiz-Lobenſteiner, ein Lippe-Detmolder kann, blos mit einem Paß verſehen, ungehindert die öſterreichiſchen Grenzen paſſiren, während ein Unterthan Sr. Majeſtät des Königs von Preußen wie ein Vagabund zurückgeſchickt wird, wenn er nicht außer ſeinem Paß auch ſeinen Heimathſchein vorzeigen kann. Welch Glück, welche Ehre, preußiſcher Unterthan zu ſein! Doch auch dieſe Maßregel ließe ſich wie manche andere, die noch brutaler iſt, vielleicht rechtfertigen, wenn die Wiener Hofkanzlei, die dieſe merkwürdige Verordnung ſchon am 3. Februar d. J. erlaſſen hat, wenigſtens ſo viel Einſicht beſeſſen hätte, dieſe höchſt merkwürdige Verordnung in eine preußiſche Zeitung einrücken zu laſſen, damit die von der Hofkanzlei ſo gnädig bevorzugten Preußen, welche nach Oeſterreich wollen, davon unterrichtet wären. Dies iſt bis jetzt nicht geſchehen, kann nicht geſchehen ſein, ſonſt hätte der öſterreichiſche Geſandte in Berlin, der es doch wiſſen müßte, mir dann erſt das Viſum ertheilen müſſen, wenn er meinen Heimathſchein geſehen. Ich bot nun meine ganze Suada und, als dieſe nichts helfen wollte, meine ganze Grobheit auf, um, fußend auf meinen vom öſterreichiſchen Geſandten viſirten Paß, mir den Eingang in Tyrol zu erzwingen. Die Beamteten, wohl ſelber einſehend, daß ich in meinem Rechte ſei, ließen ſich nach einer dreiviertelſtündigen Unterhandlung endlich überreden, mich über die Grenze zu laſſen; doch ſchrieben ſie auf den Paß: »Wird nur auf ausdrückliches Verlangen zur weitern Inſtradirung an eine Wohllöbliche k. k. Polizei-Direktion nach Innsbruck angewieſen.« Auf dem Wege nach Seefeld erzählte mir einer der Paſſagiere, daß erſt vor acht Tagen an demſelben Grenzorte ein preußiſcher Profeſſor, deſſen Frau und Sohn, die nach Venedig gewollt, hätten umkehren müſſen, weil man ſie aus Mangel eines Heimathſcheines nicht über die Grenze laſſen wollte. Gefaßt, in Innsbruck auf neue Hinderniſſe zu ſtoßen, ſann ich über den Grund dieſer echt chineſiſchen, im Auslande ganz und gar unbekannten Maßregel nach. Welches Recht hat die Wiener Hofkanzlei, einem Reiſenden den Eintritt in Oeſterreich zu verſperren, weil er preußiſcher Unterthan iſt? Welche Barbarei! Welche himmelſchreiende Ungerechtigkeit! Welche Verhöhnung der preußiſchen Nationalehre!

Bei Zirl, dem letzten Dorfe vor Innsbruck, beginnt eine neue Vegetation; hier ſieht man die erſten Maisfelder. Die grünen Kolben mit ihren goldenen Aehren erreichen hier ſchon eine Höhe von drei bis vier Fuß. Gleich hinter Zirl fährt man links an der durch Kaiſer Maximilian berühmt gewordenen Martinswand vorüber.

Gegen Mittag langte ich in Innsbruck an. Dort, wo die erſten Häuſer ſtehen, fiel mir eines meiner erſten Lieder vom Jahre 1830 ein. Damals war ich noch ſehr jung und närriſch verliebt in eine Tyrolerin. Sie hieß Emmely und war aus dem Ziller-Thal: ſie hatte die ſchönſten ſchwarzen Augen und die feinſten gemsledernen Handſchuhe. Ich liebte ſie mit wahrhaft polizeiwidriger Gluth, doch weiß ich jetzt nicht mehr ganz genau, ob ihrer ſchönen Augen oder ihrer feinen Handſchuhe wegen, denn damals, als ich noch Stutzer, Geck, Zierbengel war, hatte ein ſchöner Handſchuh mehr Reiz für mich, als die ſchönſte Frau, die ihn trug. Doch wie die Zeiten ſich ändern! Jetzt liebe ich die Frauen und desavouire den Handſchuh. Dieſer

Emmely aus dem Zillerthale dichtete ich jenes Lied, das, ſeitdem Volkslied geworden, aus dem Munde aller Harfenmädchen und Schuſterjungen vom Rheine bis zur Memel tönt und deſſen erſter Vers alſo lautet:

Mein Lieb iſt eine Alplerin,
Gebürtig aus Tyrol,
Sie trägt, wenn ich nicht irrig bin,
Ein ſchwarzes Kamiſol;
Doch ſchwärzer als ihr Kamiſol
Iſt ihrer Augen Nacht,
Mir wird ſo weh, mir wird ſo wohl,
Schau' ich der Augen Pracht.

Die andern Verſe habe ich — Gott ſei Dank — vergeſſen. Aber wie naiv man iſt, wenn man das Unglück hat, mit 22 Jahren verliebt zu ſein. Ich wußte ganz poſitiv, daß meine Emmely ein ſchwarzes Kamiſol trug und dennoch ſang ich „wenn ich nicht irrig bin". Der Leſer fragt: warum? Damals hätte ich ihm um keinen Preis der Welt den wahren Grund geſagt, jetzt aber mache ich kein Geheimniß daraus; ich fand nämlich auf Alplerin keinen andern Reim, als den: „wenn ich nicht irrig bin". Seitdem habe ich manches beſſere Lied geſungen, aber keines von allen hat das Glück gehabt, ſo populär zu werden, als Emmely's Apotheoſe.

Wer ſich unter Innsbruck eine tyroliſche Stadt denkt, irrt ſich gewaltig. Innsbruck ſieht nicht ſchöner und nicht häßlicher, als zwanzig andere Städte Deutſchlands aus. Während der Oſtermeſſe ſieht man in unſerm Leipzig mehr Tyroler in ihrem

Nationalcoſtüme, als in Innsbruck. Hier aber hat mir der ganze Menſchenſchlag noch weniger als bei uns in Leipzig gefallen. Die Männer haben faſt alle das Aſthma, die Frauen und Mädchen haben Kröpfe und ſind dabei entſetzlich prüde. Jetzt, wo ich ſo viele Tyrolerinnen geſehen habe, fange ich nachträglich zu glauben an, daß meine Emmely vielleicht keine echte Tyrolerin geweſen; denn ſie hatte keinen Kropf und war durchaus nicht prüde.

Keiner, welcher Innsbruck beſucht, verſäume die Hof- oder Franziskanerkirche zu ſehen. Ich habe wohl vier- bis fünfhundert Kirchen in meinem Leben beſucht, aber noch in keiner ſo wahrhaft ſchöne, wahrhaft große, wahrhaft einzige Kunſtwerke gefunden, als hier: ich meine das Mauſoleum Kaiſer Maximilians I., die vierundzwanzig Marmortafeln, welche die wichtigſten Epochen aus ſeinem Leben darſtellen. Die erſten zwanzig ſind von Alexander Colin, einem berühmten Bildhauer aus Mecheln in Brabant. Alle zwanzig ſchuf er in einem kurzen Zeitraume von drei Jahren, von 1563—1566. Im innern Gitter des Mauſoleums hängt ſein und ſeiner Gattin Bild. Jede dieſer Tafeln iſt ein ſo fein gearbeitetes Meiſterwerk, daß ſelbſt Thorwaldſen ſtaunend vor dieſem Marmor ſtand, der unter Colins Meißel die Feinheit des Elfenbeins angenommen hat.

Noch weit impoſanter, ja das Schönſte und Großartigſte, was ich bis jetzt auf all' meinen Reiſen geſehen, ſind die achtundzwanzig coloſſalen Bronze-Statuen, die ehernen Wächter der kaiſerlichen Gruft, größtentheils Könige und Fürſten des Hauſes Oeſterreich, gegoſſen von Gregor Löffler und ſeinen beiden Söhnen Johann und Elias. Sämmtliche achtundzwanzig Statuen wurden von 1513 bis 1535 gegoſſen. Daß die guten Franzoſen bei der Einnahme von Innsbruck dieſe unvergleichlichen Schätze der Gießkunſt nicht nach Paris geſchickt haben, iſt eine unverzeihliche Betiſe. Eine einzige dieſer Bildſäulen hat mehr Kunſtwerk, als ein Dutzend Siegeswagen, wie ſie auf dem Brandenburger Thore in Berlin ſtehen. Die ſchönſte Figur dieſer ehernen Garde iſt die fünfte Statue: Theodorich, König der Oſtgothen. — Links beim Eingange der Kirche ruhen in der Niſche eines ehemaligen Altares ſeit 1823 die irdiſchen Ueberreſte des tyroliſchen Agitators, des wackern Sandwirths Andreas Hofer, geſchmückt mit einer Marmorſtatue, die, wenn ich nicht irre, vom Profeſſor Schaller iſt. In der ſilbernen Kapelle — rechts vom Eingange in der Kirche — ſind die Grabmäler Erzherzogs Ferdinand II. und ſeiner Philippine zu ſehen. Beide ſind Schöpfungen des obengenannten Bildhauers Colin.

Noch an demſelben Tage beſuchte ich das Schloß Ambras, das ein kleines Stündchen von Innsbruck liegt. Der Weg führt durch das maleriſche Wiltau an der prächtigen Prämonſtratenſer-Abtei und dem lieblichſchönen Stillfall vorüber. In dieſem Schloſſe — jetzt verödet und verwaiſt — lebte einſtens im Schooße des größten Luxus meine ſchöne Philippine Welſer in den Armen ihres ritterlichen Ferdinands. Im ſpaniſchen Saale — vom Letztern im Jahre 1571 erbaut — hängen Beider Bildniſſe und dazwiſchen zwei kleinere Portraits, die beiden Sproſſen dieſer poetiſchen Ehe, zwei Söhne, von denen der eine als Graf von Burgau, der andere als frommer Cardinal geſtorben iſt. In einer langen Reihe von Eichenſchränken werden noch kleine Ueberbleibſel der einſtmaligen Kunſtſchätze, die von hier nach Wien gewandert ſind, aufbewahrt, unter Anderm Philippinens Schreibzeug, ein Kunſtwerk aus Holz geſchnitzt; ihr Roſenkranz, aus Kirſchkernen, auf welche drei bis vier Geſichter eingeſchnitten ſind; ihr Schmuckkäſtchen mit dreihundert Schubladen; die Spieluhr, die in einem ihrer Wohnzimmer ſtand. Außerdem zeigt man ein fein geflochtenes Strohhäubchen, das ſie getragen, und eine Decke, die ſie eigenhändig für ihren Ferdinand geſtickt hat. Dieſem Schränkchen gegenüber ſteht ein Phalanx uralter Pferde von . . . Pappendeckel, worauf früher alte geharniſchte Ritter ſaßen, die nach Wien ſpaziert ſind. Am äußerſten Ende zeigt ſich der ausgeſtopfte Schimmel, den Kaiſer Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg geritten haben ſoll; daneben das Pferd, von dem Philippine kurz vor ihrer erſten Entbindung herabgeſtürzt war. Von den Zimmern, welche die Heldin meines nächſtens Romans bewohnt hat, intereſſirte mich am meiſten das kleine, einfenſtrige, geheimnißvolle Badezimmer, aus dem uns — noch jetzt — ein gar wunderlieber, ſüßmilder Duft entgegenweht. Mitten in der kupfernen Wanne, in die drei Stufen herabgeführt hatten, iſt noch jetzt der Drehſitz zu ſehen, der in die Höhe geſchraubt werden kann. Von dem wohlriechenden Holze, welches die Wände und den Plafond dieſes Zimmers deckt, das ſo oft eine der ſchönſten Frauen ohne Schleier geſehen, habe ich mir ein kleines Stück als Memento mitgenommen. Aus dem Bade gelangt man in das einfenſtrige Ankleidezimmer. Im großen Speiſeſaale, von wo aus man eine herrliche Ausſicht auf das Dorf Ambras mit ſeinem rothen Kirchthurme genießt, fand ich unter vielen mittelmäßigen Bildern auch ein ſehr gutes, den Dauphin Ludwig und ſeine Braut Maria Antoinette. Mir fällt bei dieſem Namen ein guter Calembourg ein. Ein Franzoſe fragte mich einſt, ob Marie Antoinette oder Marie Louiſe billiger nach Frankreich gekommen ſei. Die Letztere, denn ſie fuhr um einen Napoleon, Antoinette aber um einen Louis nach Paris. Vor dieſem Speiſeſaale zeigt man auch den Bogengang, aus dem einſt der Held des dreißigjährigen Krieges, Albrecht von Wallenſtein, als Edelknabe Kaiſer Ferdinands II. im Schlummer herabgeſtürzt und nur durch ein Wunder unverletzt aufgeſtanden ſein ſoll. — Den Rückweg nach der Stadt ſchlug ich durch lachende Maisfelder über das Dorf Bradt ein. Gegen Abend machte ich im Gaſthofe zur „goldenen Sonne", wo ich abgeſtiegen war, die perſönliche Bekanntſchaft eines meiner Mitarbeiter an der „Gaſthofzeitung", des Herrn von Mahl, der mich nach ſeinem Schloß Büchſenhauſen — eine Viertelſtunde von Innsbruck — entführte. Es iſt ein uralter Ritterſitz, der um das Jahr 1540 von einem der drei Gießer der berühmten Bronze-Statuen, von Gregor Löffler, erbaut wurde. Später fiel Büchſenhauſen an die Hofkammer zurück. Im Jahre 1641 ſchenkte Claudia von Medicis, Wittwe des Erzherzogs Leopold, Statthalterin von Tyrol, dieſes Schloß ihrem Hofkanzler Wilhelm Birner, der zugleich Vormund ihres Sohnes Ferdinand Karl und der mächtigſte Mann von Tyrol war. Als fünf Jahre ſpäter die Erzherzogin Claudia ihrem Sohne die Verwaltung des Landes übergeben hatte und bald darauf geſtorben war, wurde ihr ehemaliger Liebling geſtürzt und am 17. Juli 1651 zu Rattenberg hingerichtet. Lange Zeit erhielt ſich die Sage, daß in dieſem Schloſſe die Frau des erſchlagenen Kanzlers als Geſpenſt umgehe. Ich übernachtete in Büchſenhauſen und kann meinem Leſer verſichern, daß ich nirgends ſanfter und ruhiger geſchlafen, als in dieſem reizenden Schloſſe, wo ich bis zum nächſten Nachmittage blieb.

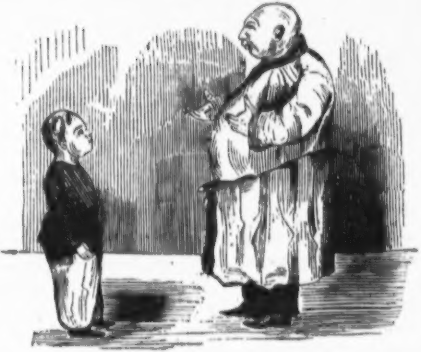
Um 4½ Uhr verließ ich Innsbruck und fuhr über Brixen nach Botzen, wo ich gegen Mittag des andern Tages ankam. Das einzig Sehenswerthe in Botzen iſt der Kirchhof, einer der ſchönſten, die ich je geſehen habe.

Am andern Morgen um 6 Uhr flog ich nach Meran herüber. Der drei Meilen lange Weg führt faſt ununterbrochen durch Mais- und Weinpflanzungen. Auf dieſem Wege lachte mich zum erſten Male ein wonnigblauer Himmel an; hier fühlte ich mich von einer mildern Luft geküßt. Gegen Zehn kam ich in Meran an. Die Lage der kleinen Stadt iſt eine der reizendſten von Europa. Der veilchenblaue Himmel ruht auf einem Bouquet von Bergen, von denen einige ſchmucke Gipfel mit Alpenſchnee friſirt ſind. Das ſchönſte Panorama offenbart ſich, wenn man auf dem „ſteinernen Steg" ſteht, eine Brücke, die über den

Paſſeyer-Fluß führt, welcher bei Meran vorüberfließt. Der Thurm der Pfarrkirche iſt der größte von ganz Tyrol, die Kirche ſelbſt unbedeutend. — Nachmittags ritt ich über die Zinnburg nach Schloß Tyrol hinauf, wo die liederliche Maultaſchen-Margarethe ihre Hochzeit und nicht lange darauf ihre wilden Orgien gefeiert hat. Vom Dorfe Tyrol führt ein über hundert Fuß langer Tunnel nach dem Schloſſe, aus deſſen Fenſtern man eine der herrlichſten Ausſichten von ganz Tyrol genießt. Tief aus dem blauen Bergknäuel ragt der ſchneegekrönte Orteles-Scheitel herüber. — Gegen 6 Uhr Abends trat ich meinen Rückzug über St. Peter an und eilte in meinen Gaſthof, um dies erſte Blatt nach Leipzig zu ſenden. — Morgen beſuche ich Schloß Löwenberg und Schloß Schöna. Letzteres hat ſeit Kurzem der Erzherzog Johann für einen ſeiner Söhne gekauft. Uebermorgen reite ich nach dem Paſſeyer Thale bis nach St. Leonhard, um die Sandwirthſchaft, das Haus des Andreas Hofer, zu beſichtigen. In Innsbruck habe ich durch die Freundlichkeit des Herrn von Mahl eine intereſſante Reliquie aus der Zeit dieſes großen Bauern-Generals erwiſcht: eines jener ſelten gewordenen Zwanzigkreuzer-Stücke, die er während ſeines Ober-Commandos zu Innsbruck prägen ließ. Auf der Vorderſeite ſteht »20 Kreuzer« mit der Umſchrift »Nach dem Conventionsfuß« und die Jahreszahl 1809; auf der Rückſeite ein einköpfiger, lorbeergekrönter Adler mit der Umſchrift »Gefürſtete Grafſchaft Tyrol.«

Fratzen.

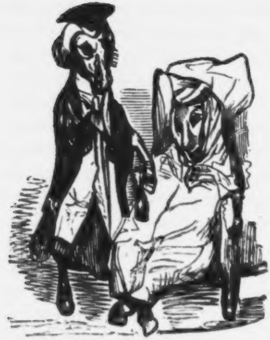
I.



Knabe. Herr Lehrer, was iſt denn Conſtitution?

Lehrer. Eine gute Conſtitution, dummer Junge, iſt, wenn man Alles verzehrt, ohne daß der Magen knurrt. Aber ob ſo ein dummer Junge was weiß von Conſtitution oder nicht, iſt einerlei.

II.



Armes Thier, Dir fehlt weiter nichts als etwas Freß-Freiheit.

Zweiter Brief.

Mailand, am 4. September.

In meinem letzten Briefe hatte ich vergeſſen, das Ende meiner Paßgeſchichte zu erzählen. In Innsbruck ſchickte ich mein werthes Signalement auf die Polizei und war gefaßt, auf neue Hinderniſſe zu ſtoßen. Die Polizei aber nahm nicht den geringſten Anſtand, ihn nach Verona zu viſiren. Es fragt ſich nun, wer hier einen Akt der Willkühr ausgeübt: das Grenzamt in Scharnitz, das von mir, außer meinem Paß, noch einen Heimathſchein verlangt, oder die Polizei in Innsbruck, die ſich mit dem Paß allein begnügt hatte.

»Erkläret mir, Graf Oerindur,
Dieſen Zwieſpalt der Natur!«

Von meinem Meraner Ausfluge kehrte ich nach Botzen zurück, um von hier über Trient nach Verona zu eilen. Im alten Tridentum beſuchte ich die Kirche Santa Maria Maggiore, deren Mauern die ſtillverſchwiegenen Zeugen der Sitzungen des berüchtigten Concils von 1545 bis 1563 geweſen ſind. Die größte Sehenswürdigkeit dieſes alten Gotteshauſes iſt ein großartiges Bild, das die Portraits aller Prälaten, die jener Kirchenverſammlung beigewohnt hatten, in ſich vereinigen ſoll. Lieber als die Bildniſſe all' dieſer geiſtreichen Herren wäre mir ein Portrait des berühmten Fra Paolo Sarpi geweſen, der die Geſchichte dieſes famoſen Concils geſchrieben.

In Verona zog es mich zuerſt nach Giulietta's Grabmal. Romeo's Geliebte, umkränzt von zwiefachem Nimbus, von Shakeſpeare's melodiöſer Poeſie und Bellini's poetiſchen Melodien, iſt ein zauberiſcher Magnet, der jeden Fremden in den abgelegenen Vicolo Franceschine treibt. Dort, ganz im Winkel, ſteht ein morſches Haus mit verſchloſſenem Eingang, der erſt nach langem Klingeln geöffnet wird. Mit welchen Illuſionen betritt man dies Heiligthum und wie bitter ſieht man ſich getäuſcht! Durch einen dunkeln Heuſchober und mehrere Pfützen gelangt man in einen coloſſal-ſchmutzigen Hof, wo einſt ein Franziskaner-Kloſter geſtanden haben ſoll; hier ſteht ein ſteinerner Sarg, der eine frappante Aehnlichkeit mit einem jener Tröge hat, aus denen bei uns, in deutſchen Dörfern, die Herren Schweine ihr Waſſer ſaufen. Arme Giulietta! Alle Poeſie iſt beim Teufel, wenn man Deinen Sarg ſieht; aber tröſte Dich, Giulietta! Der Wirth vom Albergo delle due Torre hat mir erzählt, daß er ſich Deiner annehmen und Dir ein prachtvolles Denkmal ſetzen laſſen will auf Aktien zu drei Francs. Welcher patriotiſche

Veroneſer wird ſich dann wohl ausſchließen, ein Paar Aktien zu nehmen. Ich ſehe es kommen, daß in einigen Jahren mit den Giulietta-Aktien Handel getrieben werden wird, wie mit den Metalliques und andern Staatspapieren.

Von hier begab ich mich nach der Stadt zurück, um in der Nähe der Piazza Erbe den Palaſt von Giulietta's Vater aufzuſuchen. Der Palazzo Capuletti iſt jetzt ein Gaſthof zweiten Ranges und heißt Albergo de Vetturini. Ueber dem Eingange des Hauſes ſieht man einen ſteinernen Hut (capella), das Wappen der Familie Capuletti.

Von den 53 Kirchen habe ich nur die Santa Anaſtaſia, die Santa Eufemia und die Santa Fermo beſucht. Letztere iſt die älteſte.

Von den römiſchen Alterthümern hat mich am meiſten die gigantiſche Arena überraſcht. Sie liegt hinter der Porta de Borſari, auf der Piazza Bra und iſt ſo groß, daß auf ihren 45 ſteinernen Stufen 50,000 Zuſchauer ſitzen und über 70.000 ſtehen können. Ueber das Alter dieſes großartigen Monuments ſind die lieben guten Gelehrten natürlich nicht einig. Der Graf Perſico, der unter dem Titel „l'Anfiteatro di Verona" (Verona 1820) eine ſehr ausführliche Abhandlung geſchrieben hat, glaubt, daß die Arena über 2000 Jahre alt ſei.

Außerdem ſind nur noch die Piazza de' Signori und ganz in der Nähe derſelben die Grabmäler der drei Scaliger, der einſtigen Herren von Verona, ſehenswerth. Die Reiterſtatue des Can grande iſt eine eben ſo kühne als impoſante Architektur.

Von Verona reiſte ich mit dem Courier nach Mailand. Der Poſtbeamtete hatte mir geſagt, mich pünktlich um halb Acht einzuſtellen. Ich erſchien nach Sieben, wartete bis Acht, wartete bis Zehn, wartete bis Zwölf vergebens! Erſt gegen zwei Uhr Morgens kam der gute Courier von Wien. Nach ſechsſtündigem Warten — nichts geht über die Pünktlichkeit der öſterreichiſchen Poſten! — ging's endlich über Brescia nach der Hauptſtadt des lombardiſch-venezianiſchen Königreichs, wo wir am andern Tage, ſtatt um 11 Uhr Morgens, gegen 6 Uhr Abends ankamen. Eile mit Weile, ſcheint die Deviſe der öſterreichiſchen Poſten zu ſein.

Die Einfahrt in Mailand, durch die Porta orientale und den Corſo franceſe, iſt höchſt impoſant. Die große Straße erinnert an die Friedrichſtraße in Berlin, nur mit dem Unterſchiede, daß der Corſo breiter und jede der beiden Häuſerreihen höher iſt. Rechts, dicht am Thore, liegt der Giardino publico mit breiten Alleen von herrlichen Kaſtanienbäumen. Rings um die Stadt zieht ſich ein Gürtel reizender Boulevarts, die aber wenig beſucht ſind. Das Diadem der Mailander Sehenswürdigkeiten iſt der weltberühmte Dom, der meine Erwartungen — wie groß ſie auch geweſen ſind — bei Weitem übertroffen hat. Dieſer prachtvolle Tempel, gegründet im Jahre 1386 von Giovanni Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand, iſt von weißem Marmor und in gothiſchem Style mit Ausnahme der von Pellegrini in byzantiniſchem Style aufgeführten Façade. Der erſte Baumeiſter ſoll ein Deutſcher, Heinrich Arler von Gmünd, geweſen ſein. Seit ihm haben 170 Ingenieure und Architekten ihr Talent dem Ausbau dieſes wunderbar-ſchönen Domes geweiht. Die fünf Schiffe des Innern ruhen auf 52 achteckigen, mit einer Unzahl von Statuen geſchmückten Säulen. Auf dem Dache prangen 107 größere und kleinere Thürme; der größte, von Francesco Croce um das Jahr 1772 vollendet, iſt 326 Fuß hoch; 512 Stufen führen auf die äußerſte Spitze; doch ſchon auf der Hälfte gelangt man auf das eigentliche Dach und tritt hier in einen Wald von Marmorthürmen, in ein Gewimmel von großen und kleinen Statuen, deren Zahl auf 4500 angegeben wird. Mitten in dieſem Knäuel von Thürmen fühlt man ſich von der Größe dieſes Baues dergeſtalt gedrückt, daß man Anfangs kaum zu athmen wagt. Im Innern der Kirche iſt vor Allem die Sakriſtei wegen der zwei ſilbernen Statuen des heiligen Ambroſius und Carl Borromäus von Procaccini ſehenswerth. Der ganze Silberſchatz der Kirche wird auf zwei Millionen Francs angeſchlagen. In der Nähe des großen Altares bewundert man die Statue eines geſchundenen Heiligen, Sanct Bartholomäus, eine Bildhauer-Arbeit von Agrate, der ich keinen Geſchmack abgewinnen kann; es iſt ein widerwärtiger Anblick, dies ſteinerne Skelett zu ſehen. Einen deſto ſchöneren Genuß gewährt der Anblick der beiden Bildſäulen des Sanct Borromäus und Sanct Ambroſius von Monti und Marcheſi.

Von der Kirche zum Theater. Mailand hat deren zehn; doch ſind während der Sommerzeit nur zwei geöffnet, die Scala und das Teatro Rè. Das größte Theater Europa's ſteht auf dem Platze, auf welchem Beatrice de la Scala, Gemahlin des Barnabeo Visconti, eine Kirche Santa Maria erbaut hat. Von der Gründerin dieſer Kirche datirt ſich der Name dieſes Theaters, deſſen Bau 1778 nach den Zeichnungen Piermarini's begonnen hatte. Das Innere iſt überraſchend grandios. Rings um's Parterre erheben ſich ſechs Logenreihen, von denen jede der drei erſten 36 und jede der drei letzten 39, zuſammen 225 geräumige, mit Luxus ausgeſchmückte Logen umfaßt. Der ganze Zuſchauerraum bietet Platz für 3600 Perſonen. Ich habe hier einer Vorſtellung von Verdi's neueſter Oper „I due Foscari“ beigewohnt und die Aufführung ſchlechter als auf mancher deutſchen Bühne zweiten Ranges gefunden: ein indiscretes Orcheſter, ein miſerables Chor, beſtehend aus 28 Individuen, und eine ſchlechte Truppe. Die Primadonna, eine Engländerin, Charlotte Birch, iſt eine höchſt mittelmäßige Anfängerin mit einer ſchwachen Stimme, die durchaus ungenügend iſt, in ſo großem Raume durchzudringen. Die arme Miß wurde nach jeder Nummer, die ſie ſang, mit einer Erbitterung ausgepfiffen, von der ſich ein deutſches Publikum keine Vorſtellung machen kann. Ich habe in Wien, Berlin, Hamburg und Leipzig — in der letztern Stadt Herrn Marr — mit großem Eclat auspochen hören; das Alles aber iſt Spielerei gegen die Wuth, mit der man hier in Mailand die Sänger auspfeift; ein Mailänder ziſcht mehr als ein Schock deutſcher Pfeifer; er pfeift mit Leib und Seele, mit Händen und Füßen. Arme Miß! Wollte ich boshaft ſein, ſo könnte ich ſagen, daß Sie jetzt ein Recht hätten, ſich für eine Tochter meiner lieben Freundin Birch-Pfeiffer in Berlin auszugeben; denn Charlotte Birch heißen Sie und Pfeifer haben Sie genug gehört. Der einzige Lichtpunkt in der ganzen Vorſtellung war die Stimme des Primobaſſo. Das zwiſchen den zweiten und dritten Akt eingeſchobene Ballet „Kardinuto“ iſt das gelungenſte Chef d'oeuvre der coloſſalſten Langweile.

Weit mehr intereſſirt mich das kleine Teatro Rè, das nur Schauſpiele und Poſſen giebt. Ich habe hier drei Vorſtellungen „Thereſe“, von Dumas, „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers“, von Ducange, und ein Drama von Bayard geſehen. Man ſieht, daß die italieniſche Bühne, wie unſere deutſche, von den Broſamen lebt, die von den übervollen Tiſchen des franzöſiſchen Theaters abfallen. Man ſieht auch hier meiſtentheils Ueberſetzungen und nur ſehr ſelten ein italieniſches Originalſtück. Die Truppe an und für ſich iſt unbedeutend, bis auf eine einzige Schauſpielerin, welche Luigia Capella heißt und das größte *tragiſche* Talent iſt, welches ich bis jetzt in Deutſchland und Frankreich kennen gelernt habe. Ich wüßte keine *deutſche* Schauſpielerin, die ſich mit ihr vergleichen ließe; von den franzöſiſchen Aktricen hat Madame Dorval die meiſte Aehnlichkeit mit ihr; doch iſt das Pathos der Signora Capella ergreifender, zermalmender, als der der Dorval. Als Thereſa hat ſie den Tod der Vergifteten mit Farben gemalt, die mir die Haare zu Berge getrieben. An dieſem Abende hat mich ſeit langen Jahren eine Schauſpielerin wieder einmal ſo gepackt und gerührt, daß ich *beinahe* geweint hätte. Seitdem verſäumte ich keine Vorſtellung, in der Signora Luigia Capella beſchäftigt war. Die Eintrittspreiſe ſind ſehr niedrig; im Teatro Rè koſtet ein Parterreplatz (Platea) einen Lire, in der Scala drei. In der Oper ſteckt nicht nur der Souffleur in ſeinem Kaſten, wie bei uns, ſondern guckt ſo frei aus ſeinem unterirdiſchen Loche hervor, daß Jeder ihn ſehen kann, eine Eigenthümlichkeit, die alle Täuſchung aufhebt.

Von den anderen Sehenswürdigkeiten habe ich bis jetzt den Palazzo Brera und die Bibliotheca Ambroſiana beſucht. Unter den 10.000 Manuſcripten der Letzteren haben mich am meiſten die Liebesbriefe der üppigen Lucrezia Borgia an den Cardinal Pietro Bembo intereſſirt; hier wird auch, unter Glas und Rahmen, eine ihrer blonden Locken gezeigt. Unter den Gemälden, die hier zu ſehen ſind, nimmt ein Carton zur Schule von Athen, von Raphael, den erſten Platz ein. Reicher und großartiger iſt die Gemäldeſammlung der Brera, in der mich vor Allem ein Guido Reni (Petrus und Paulus) und ein Chriſtuskopf von Leonardo da Vinci angezogen hat. Die Bibliothek iſt außerordentlich beſucht, aber ſo ärmlich dotirt, daß ſie nur wenig neue Erwerbungen machen kann. Ich ſuchte hier über dreißig Werke, wovon ich nicht fünf gefunden habe. Auf der Treppe ſind die Bildſäulen Beccaria's und Parini's, von Marcheſi und Monti, und im Keller — ingrata Italia! — eine in Erz gegoſſene Bildſäule Napoleons von Canova zu ſehen.

Wer das Amphitheater in Verona geſehen, wird das Mailänder ziemlich mesquin finden; nur ein kleiner Theil der Arena iſt von Stein; alles Uebrige iſt von Roſen, die ſich amphitheatraliſch emporheben.

Am Schluſſe meines Briefes noch einige literariſche Andeutungen. In Mailand erſcheint ein ganzer Schwarm von Zeitſchriften, die, wie das ganze Leben in Mailand, einen franzöſiſchen Zuſchnitt haben. Die geleſenſten darunter ſind der „Figaro“, redigirt von Luigi Romani, der „Pirata“ und die „Fama“; doch glaube ich, daß Letztere, trotz ihres hochfliegenden Motto's „Fama volat“, nicht allzuweit über das Weichbild Mailands hinausfliegt. Außerdem erſcheint unter den Auſpicien des bekannten Muſikhändlers Ricordi eine „Gazetta muſicale“, in der ich unter Anderem die nicht unintereſſante Notiz gefunden, daß von Ludwig van Beethoven nicht weniger als 54 Bildniſſe in Kupfer und Stahl exiſtiren. Die privilegirte „Gazetta di Milano“ iſt ein Schundblatt.

Auffallend iſt die Unzahl der Buchhandlungen, die hier exiſtiren. In einer einzigen Straße (San Margherita) habe ich deren gegen zwanzig gezählt. Von deutſchen exiſtirt hier nur eine, die der Herren Tendler und Schäffer in der Galleria de Chriſtoforis, einem mit Glas überdachten Bazar, der an die Gallerie Saumon in Paris erinnert. Der Fremde verſäume nicht, hier zwiſchen Sechs und Acht das brillante Café Gnocchi zu beſuchen; es iſt um dieſe Zeit der Sammelpunkt aller mailändiſchen Flaneurs.

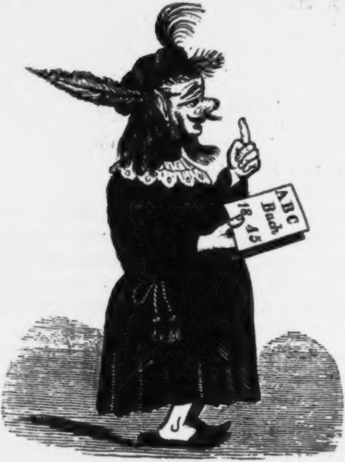
Von den Buchhändlern, die auch bedeutende Lager älterer italieniſcher Werke haben, verdient vorzugsweiſe Carlo Branco

(Contrada del monte Nr. 872) genannt zu werden. Bei ihm fand ich reiche Beute für meine bibliographiſche Bibliothek, unter Anderm Leo Allacci's außerordentlich ſeltene „Drammaturgia" (Venedig 1754. 4.) eine Bibliographie ſämmtlicher italieniſcher Theaterſtücke und N. F. Haym's „Biblioteca italiana", eine Auflage, die längſt vergriffen iſt.

Von hier aus habe ich einen Ausflug nach dem Comer-See gemacht. Man fährt von hier mit der Eiſenbahn bis Monza und von Monza mit der Poſt nach Como, wofür man fünf Zwanziger zahlt. Von Como fuhr ich mit dem Dampfſchiff Lariano (auf demſelben Schiffe befand ſich an demſelben Tage der König von Würtemberg mit ſeinem Gefolge) bis nach Cadenabbia. Hier blieb ich zwei Tage, um die ſchönſten Punkte des Sees zu durchſtreifen und die bedeutendſten Landhäuſer: die Villa Sommariva, die Villa Serbelloni, die Villa Melzi zu beſuchen. Von Erſterer, die ſeit einigen Jahren Eigenthum der Prinzeſſin Albrecht von Preußen iſt, hatte ich mir weit mehr verſprochen. Außer dem „Palamedes", von Canova, und dem „Alexander-Zuge", von Thorwaldſen (dieſe Basreliefs ſollen 800.000 Francs gekoſtet haben), habe ich dort nichts Außerordentliches gefunden. Weit mehr hat mich die Villa Melzi überraſcht. In einem der Säle fand ich ein herrlich-ſchönes Portrait des erſten Conſuls Bonaparte, nach dem Leben gemalt von Appiani, und im Garten ein koſtbares Marmordenkmal, „Dante an der Hand ſeiner Geliebten Beatrice Portinari", ein Meiſterwerk Comolli's, eines der ausgezeichnetſten Schüler Canova's. Auf der Villa Serbelloni genießt man der reizendſten Ausſicht über alle drei Arme des wunderbar lieblichen Sees. Zu den Füßen dieſer Villa liegt, maleriſch hingegoſſen, Bellagio, der höchſte Punkt des ganzen Sees. Auf dem Rückwege nach Mailand ſtieg ich an der Villa Pliniana aus. Hier lebten einſt die beiden Plinius. Etwas weiter hinauf ſteht das Landhaus der einſt berühmten Sängerin Giuditta Paſta, die hier auf ihrem italieniſchen Lorbeer und den Silberrubeln, die ſie in Rußland erbeutet hat, gemächlich ausruht und für die Kunſt ſegensreich fortwirkt. So hat ſie z. B. einen großen Theil des Geldes bezahlt, mit dem ihre Vaterſtadt Como ſich ein neues Theater erbaut hat. In Como ſelbſt iſt außer dieſem Theater nur noch das Lyceum und die Statue des berühmten Phyſikers Volta auf dem Platze gleichen Namens ſehenswerth.

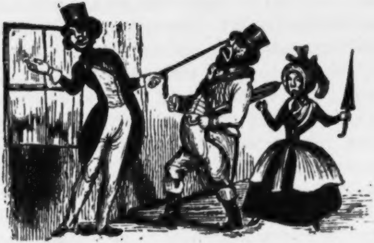
Die Frequenz von hier nach Genua iſt ſo bedeutend, daß, obgleich täglich ein Eilwagen von hier abgeht, doch immer ſo viel Plätze vorgemerkt ſind, daß man ſich vier bis fünf Tage vorher anmelden muß, um einen Platz zu finden.

Fauſt.


ABC
Buch
1845

»Und dies geheimnißvolle Buch!«

Moral.



»Kommſt Du mir ſo, komm' ich Dir ſo!«

Dritter Brief.

Genua, am 9. September.

Am 6. (Mittags 1 Uhr) habe ich Mailand verlaſſen. Drei der ſchönſten Erinnerungen, die ich aus der Hauptſtadt der alten Lombarden mitgenommen, ſind der Dom, die Scala und — das Hôtel Reichmann. Letzteres iſt eine jener, beſonders in Italien ſo äußerſt ſeltenen Oaſen, in denen ſich jeder Fremde ſo heimiſch wie in ſeinem eigenen Hauſe fühlt. Man wohnt dort wie Gott in Frankreich: fürſtlich-elegant und doch comfortable. Selbſt in Deutſchland, ja ſogar am Rheine, habe ich nur wenig Gaſthöfe gefunden, die ſo muſterhaft eingerichtet ſind, wie das Hôtel Reichmann. Die Bedienung — die erſte Tugend eines guten Gaſthofs — iſt überraſchend ſchnell und gut. Auf den erſten Klingelzug erſcheint ein dienſtbarer Geiſt, der den erhaltenen Befehl vermittelſt eines Sprachrohrs von der höchſten Höhe herab dem aufmerkſamſten aller Portiere mittheilt, welcher den

Befehl ſofort in Ausführung bringen läßt. Am Eingange des Bureau iſt ein Pult, auf dem ſämmtliche Reiſehandbücher von Italien und die meiſten Wegweiſer und Beſchreibungen von Mailand zur Orientirung der Fremden aufliegen. In der Loge des Portiers ſind die Namen der Fremden gedruckt zu leſen; auch hat jeder Gaſt ein eigenes Fach, in das Alles, was für ihn ankommt, hinein gelegt wird. Die gedruckten Rechnungen, die man erhält, zeugen von der größten Genauigkeit und beweiſen, daß man bei Reichmanns nicht nur ſehr gut, ſondern auch ſehr billig lebt; auch haben die Wirthe die für jeden Reiſenden erfreuliche Einrichtung getroffen, daß die bonnes mains (Trinkgelder) gleich mit auf die Rechnung kommen; man zahlt täglich einen halben Franc und hat dann bei der Abreiſe nichts mehr an Trinkgeld zu entrichten. Speiſen und Getränke ſind à merveille und die Brüder Reichmann gegen jeden ihrer Gäſte ſo zuvorkommend-artig, ſo liebenswürdig-aufmerkſam, daß man ſich wie durch Zaubermacht nach Leipzig ins Hôtel der Herren Großberger und Kühl verſetzt glaubt. Ich wüßte beiden Gaſthöfen nichts Schöneres zu ſagen, als das, daß beide auf gleicher Stufe der Vollkommenheit ſtehen. — Mailand ſelbſt läßt ſich mit wenigen Worten ziemlich vollſtändig charakteriſiren: es iſt ein in's Italieniſche überſetztes Dresden: ſchön, aber — langweilig.

Der Weg von Mailand nach Genua leidet an großer Einförmigkeit; er führt größtentheils an Reisfeldern und Wieſengründen vorüber, die jährlich fünf Mal gemäht werden. Eine gegenüber, der Palazzo Pasqua, deſſen Aeußeres mit Fresken geſchmückt iſt. Von hier tritt man in die Strada Carlo Felice, in der ſich der Palazzo Pallavicini am meiſten bemerkbar macht. Am Ausgange der Carl-Felix-Straße öffnet ſich die Piazza di San Domenico, wo das neue, 1827 erbaute Opernhaus Carlo Felice ſteht, das, wie die Mailänder Scala, ſechs Bogenreihen mit ungefähr zweihundert Logen hat, die aber viel ſchmaler und weit niedriger als die der Scala ſind. Das Innere des Theaters hat trotz aller Großartigkeit, im Vergleiche zur Scala, etwas Düſteres und Aermliches. Der Dominikplatz führt in die Strada Carlo Alberto, wo zwiſchen der Kirche San Ambrogio und der Kathedrale San Lorenzo der ehemalige Dogenpalaſt, jetzt Pallazzo della città genannt, der letzte Zeuge der alten Dogen-Herrlichkeit liegt. In den ſchwarzen Marmor-Niſchen des großen Rathhausſaales, den einſt die Bildſäulen berühmter Genueſen geſchmückt, die von den Republikanern (1797) zertrümmert worden ſind, ſtehen jetzt Strohfiguren, in weiße Kittel eingehüllt, Wiſſenſchaften und Tugenden vorſtellend. Eines der zwei großen Wandgemälde zeigt die Zuſammenkunft der genueſiſchen Dogen Boccanegra mit dem Könige von Cypern, ein herrliches Bild von Tagliafico, einem der beſten Maler Genua's. Von da gelangt man in den Saal des kleinen Raths, wo ſonſt das lebensgroße Bild des regierenden Dogen aufgeſtellt war. Jetzt iſt davon nichts als der grüne Vorhang zu ſehen. Im Parterre des Schloſſes ſind jetzt Gerichtsſäle, die Polizei-Direktion, das Generalbureau der Zahlenlotterie und andere

Behörden. Am Ausgang der Carl-Albert-Straße, die, beiläufig erwähnt, Häuſer von acht und neun Stockwerken aufzuweiſen hat, gelangt man nach dem Hafen, zu deſſen Schutze ſich ſeit einem Jahre ein 50 Fuß hoher Wall erhebt, der, 550 Fuß lang und 25 Fuß breit, jetzt eine der herrlichſten Promenaden iſt, die auf Arcaden ruht, unter welchen ſich 60 Gewölbe und 3 Ausgänge nach dem Hafen befinden. Nächſt dieſem Spaziergang iſt noch die Acqua Sola, nicht weit von der Piazza delle fontane amoroſe, als gewöhnliche Abendpromenade der ſchönen Welt, wegen ihrer ſchönen Lage ſehenswerth. Hat man die hier genannten Hauptſtraßen und noch ein paar andere, wie die Strada Giulia, Borgo Lanieri und die Ponte Carignano durchlaufen, ſo kann man ſich überall leicht orientiren. Etwas ganz Eigenthümliches iſt die Maſſe von Seitengäßchen, von denen ſich ein Theil terraſſenförmig erhebt (Salita), der andere eben oder abſchüſſig iſt (Vico). In der Strada Carlo Felice geht eine dieſer Nebengaſſen unterhalb der Hauptgaſſe durch. Dieſe Vicos haben oft ganz ſonderbare Namen: ſo giebt es in der Strada nuoviſſima einen Vico dell' ore, geradeüber einen Vico del piombo (einen Goldwinkel und einen Bleiwinkel). Noch intereſſanter iſt die Zuſammenſtellung der drei Seitengäßchen der Carl-Felix-Straße, rechts, wenn man vom Theater nach der Piazza amoroſa einbiegt; zuerſt kommt der Vico delle belle figlie, gleich darauf der Vico dell' amore und dann der Vico del citrone; ich weiß nicht, ob dieſe Namen zufällig oder abſichtlich gegeben ſind; jedenfalls ſcheinen ſie zu paſſen und in einer Art von geheimnißvollem Zuſammenhang zu ſtehen.

Von der Unzahl von Kirchen — Genua ſoll deren über hundert haben — habe ich natürlich nur die berühmteſten: S. Lorenzo, S. Ambrogio, L'Annunziata, S. Maria di Carignano, S. Matteo (wo in einer unterirdiſchen Capelle das Grabmal des Admiral Doria und in der Sakriſtei das Schwert gezeigt wird, das Paul III. dem tapfern Doria geſchenkt hat), S. Sebaſtiano und S. Siſto beſucht. Den tiefſten Eindruck hat S. Lorenzo auf mich gemacht. Die Kirche war Montag (am 8. September) wegen eines der heiligſten Marienfeſte von mehr als tauſend Kerzen erleuchtet. Vom Fuße der Kirchentreppe bis an den Altar war ein zweifaches Spalier von Soldaten aufgeſtellt, um den Gouverneur und den ganzen Generalſtab zu empfangen. Als die Trommeln gerührt wurden, ging die Geiſtlichkeit dem Zuge bis zum Eingang der Kirche entgegen. Unter Trommelgewirbel und Glockengeläute begab ſich der Zug ins Innere, worauf der Gottesdienſt begann, der unter dieſen Umſtänden etwas doppelt Feierliches hatte.

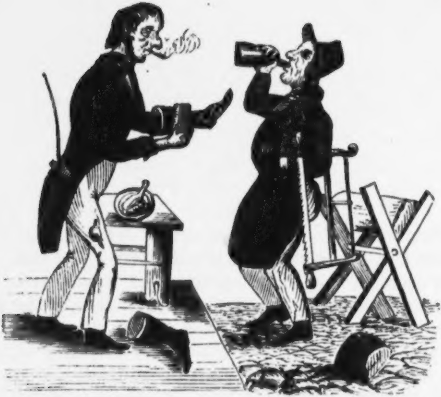
Als ich aus der Kirche trat, begegnete ich auf dem Dominikplatze einem Leichenbegängniß, das mich nicht wenig frappirte, denn die Leute, die den Sarg trugen und der Leiche folgten, waren in weiße Kittel gehüllt und hatten weiße Larven um, was dieſem Trauerzuge das Anſehen eines luſtigen Mummenſchanzes lieh.

Zwei Abende habe ich das Carlo-Felice-Theater beſucht und an beiden Abenden eine und dieſelbe Oper („due sergenti“), von einem mir bisher noch ganz unbekannten Maeſtro Mazzucato gehört. Es iſt eine einfache, aber ſchnell zündende Muſik, die mir, trotz mancher Anklänge aus ältern Opern, doch weit mehr als Verdi's „due Foscari“, die ich in der Mailänder Scala gehört, gefallen hat. Auch hier, wie in ganz Italien, iſt es Sitte, daß eine Oper, welche gefallen hat, allabendlich bis zum Ueberdruß wiederholt wird. In der Stagione, einem Zeitraume von vier Monaten, werden höchſtens vier verſchiedene Opern gegeben. Von dem Perſonale haben mich die Primadonna, Signora Luigia Ponti, und der Baßbuffo Scheggi am meiſten befriedigt. Erſtere hatte einen ſehr lieblichen, eben ſo kräftigen als biegſamen Mezzo-Sopran, Letzterer, außer einer ſehr friſchen ſtarken Stimme, ein höchſt ausdrucksvolles Spiel. Tenor und Bariton waren mittelmäßig. Auch hier wird allabendlich ein Ballet eingeſtreut. Dieſe italieniſchen Ballets ſind alle über einen Leiſten geſchlagen: wer eines geſehen, kennt ſie alle. Was die genannte Oper anlangt, ſo glaube ich, daß ſie bei guter Beſetzung auch in Deutſchland gefallen würde.

Von Literatur und Journaliſtik habe ich hier noch weit weniger als in Mailand gefunden. Außer der höchſt zahmen „Gazetta di Genova“, die wöchentlich drei Mal erſcheint, habe ich in den hieſigen Kaffeehäuſern nur ein einziges Wochenblatt **l'Espero** („Abendſtern“), gefunden, ein Journal, bei dem das Motto aus Dante's „göttlicher Komödie“ unſtreitig das Allerbeſte iſt; andere Zeitungen habe ich hier nicht geſehen, weil Sonntag und Montag des Feſtes wegen die Leſecabinets geſchloſſen waren; heute bin ich noch nicht ausgegangen; ich wohne hier im „Hôtel des quatre nations“ und ſehe von der Terraſſe des zweiten Stockwerks nach des Hafens „maſtenreichen Wald“ hinüber. Geſtern habe ich auf einer Barke den Molo nuovo und vecchio mit ſeinen drei Leuchtthürmen beſucht und in Begleitung eines Offiziers, deſſen Bekanntſchaft ich hier gemacht, den grand Fanal beſtiegen, von deſſen Höhe man dreißig Miglien weit die Ufer überſchaut. Genua nimmt ſich, von der Hafenſeite betrachtet, höchſt impoſant und maleriſch aus; doch erſcheint es, von der Ferne betrachtet, größer, als es mir bei näherer Beſichtigung vorgekommen iſt. Im Hafen ſelbſt habe ich ein türkiſches Dampfboot in Augenſchein genommen, das erſte dieſer Art, das in den hieſigen Hafen eingelaufen iſt; ein coloſſales Schiff mit einer zahlreichen Equipage, die aus Griechen, Türken, Mohren und Beduinen beſteht; es hat einen Bey hiehergebracht, der ſich als Conſul hier niederlaſſen wird. Bei dem Worte „Conſul“ fällt mir die Schändlichkeit des ſardiniſchen Conſuls in Mailand ein, der ſich für ſein Viſum vier Francs zahlen läßt; hier muß ich dem toskaniſchen und preußiſchen Conſul wiederum zehn Francs für das Viſum nach Livorno bezahlen; mein Paß koſtet mich bereits über vierzig Francs und ich bin erſt in Genua!!! O über dieſe ſchamloſe Beutelſchneiderei der Fremden. Der Teufel hole alle Conſuln von A bis Z.

Sobald ich dieſen Brief beendigt habe, will ich noch einen dritten Gang durch Genua machen und den Palazzo Saluzzi, das Paradies genannt, aufſuchen, das Heiligthum, wo der unſterbliche Sänger des „Child Harald“, Lord Byron, vor ſeiner Abreiſe nach Griechenland, gewohnt hat; dann will ich nach dem Palazzo reale, wo unter einigen guten Bildern auch eine Madonna von Carlo Dolci und eine Anna Boulen von Hans Holbein zu ſehen ſein ſoll. Letztere intereſſirt mich natürlich mehr als die Erſtere, die ich jetzt ſchon bis zum Ueberdruß in allen Farben und von Hunderten von Pinſeln geſehen habe. Abends 6 Uhr gehe ich dann mit dem Dampfſchiff Archimedes nach Livorno. Mein nächſtes Blatt kommt aus Florenz.

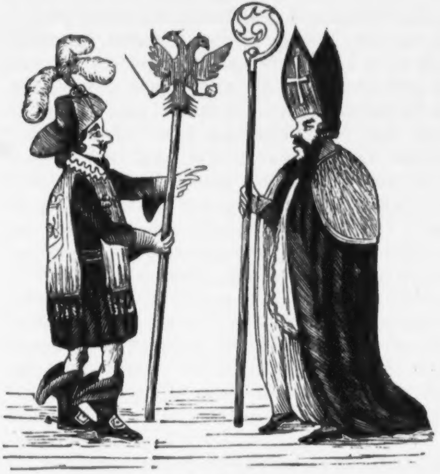
Theater.



Morgens zehn Uhr.

. **Stiefelputzer.** Pieſecke, haſt Du heut' Abend ooch zu duhn? — **Holzhauer** (ſetzt die Schnapsflaſche an den Mund). Ja, Steinvogelkopp, heut' Abend ſtell' ick eenen Herold vor. Unn Du? — **Stiefelputzer** (fortwichſend). Ick ſpüle eenen Erzbiſchof.

Statiſten.



Abends zehn Uhr.

Stiefelputzer. Pieſecke! Pieſecke! — **Holzhauer.** Was jiebt's? — **Stiefelputzer.** Heerſte nich? — **Holzhauer.** Was heerſte denn? — **Stiefelputzer.** Pieſecke, ſtraf mir Jott, Du wirſt rauſſer jerufen!

Vierter Brief.

Florenz, am 16. September.

Genua war die erſte Stadt, in der ich die Bekanntſchaft eines jener verkappten Beutelſchneider gemacht, die ihr ſträfliches Gewerbe unter der unſchuldigen Maske eines Gaſtwirths treiben. Auch im lieben, guten, äußerſt ehrlichen Deutſchland giebt es hier und da einige Wirthe, die in ihrem Wappen doppelte Kreide führen; auch bei uns giebt es Wirthe, die den Fremden prellen; aber ſie prellen anſtändig, mit Maaß und Ziel; ſo ein italieniſcher Gauner aber prellt mit einer Unverſchämtheit, von der ein deutſcher Gauner — Gottlob! — keine Ahnung hat. Genug, wenn ich ſage, daß ich in Genua für drei Tage beinahe eben ſo viel als in Mailand für neun Tage bezahlt habe. Wen die Luſt, Italien zu ſehen, jemals nach Genua führt, der meide das „Hôtel des quatre nations", denn der Eigenthümer deſſelben iſt einer der ſchaamloſeſten Prellſchlingel von ganz

Italien. Jeder, den das Unglück trifft, die Reiſe von Genua nach Livorno mit dem „Archimedes“ zu machen, hat von Glück zu ſagen, wenn er nicht ſeekrank wird, denn ſchwerlich giebt es irgendwo ein elenderes Dampfſchiff, als dieſer „Archimed“, der ſchon vier Mal umgetauft worden iſt. Um mich in den Beſitz eines Bettes zu ſetzen, ließ ich mich auf den erſten Platz einſchreiben und zahlte dafür 45 Francs (der zweite koſtet nur 30). Nach Mitternacht, als ich vom Verdecke in die Cajüte hinabſtieg, um meine Cabine aufzuſuchen, fand ich darin einen ſeekranken Paſſagier, deſſen Zuſtand mich dergeſtalt dauerte, daß ich ihm gern mein Bett überließ und aufs Verdeck zurückkehrte, um dort unter Gottes geſtirnter Himmelsdecke auszuruhen. — Man legt den Weg von Genua nach Livorno gewöhnlich in zehn bis eilf Stunden zurück. Unſer „Archimedes“ kam drei Stunden ſpäter, gegen zehn Uhr Morgens, an. — Livorno iſt bekanntlich ein Freihafen; doch giebt es keinen zweiten Hafen, wo man dem Einlaufen eines Schiffes ſo viele Schwierigkeiten in den Weg legt, als in Livorno; das Unterſuchen unſerer Päſſe währte drei volle Stunden. Ich möchte wiſſen, wie lange wir hätten warten müſſen, wenn der ſogenannte Freihafen nur ein gewöhnlicher Hafen geweſen wäre.

Von Livorno fuhr ich mit der Eiſenbahn nach Piſa. Dieſe Eiſenbahn unterſcheidet ſich von allen anderen dadurch, daß in keinem der Waggons geraucht werden darf. Man iſt in dieſem Punkte ſo lächerlich ſtreng, daß man einen der Paſſagiere, der eine unangezündete Cigarre in der Hand hatte, zwingen wöllte, ſie beim Einſteigen in einen der Coupés wegzuwerfen, ein Zwang, der den Franzoſen in Verzweiflung brachte.

In Piſa ſind faſt alle Sehenswürdigkeiten auf einen Platz zuſammengedrängt: der prachtvolle, in toskaniſch-byzantiniſchem Styl erbaute Dom iſt eine der ſchönſten Kirchen von ganz Italien. Die Bronzethür am Haupteingang iſt mit herrlichen Reliefs von Giovanni da Bologna geſchmückt. Das Innere der Kirche hat den ganz eigenthümlichen Reiz, daß man ſich hier mehr, als in jeder andern, wunderbar heimiſch fühlt; man glaubt ſich in einen mit Comfort eingerichteten Salon verſetzt. Neben dieſem Dome erhebt ſich der Campanile, der ſogenannte ſchiefe Thurm, den ich mir — nach den Bildern, die von ihm exiſtiren — viel ſchiefer vorgeſtellt habe; deſſen ungeachtet ſoll die Neigung über zwölf Fuß betragen. An dieſem Glockenthurme ſoll Galileo Galilei die Geſetze der Schwerkraft erforſcht haben. Im Battiſtero, einem der ſchönſten Denkmale mittelalterlicher Baukunſt, hat mich vor Allem das merkwürdige Echo überraſcht; es wiederholt eine ganze Octave von Tönen mit glockenreiner Klarheit. Im Campo ſanto, dem großartigen Friedhofe, der einſt die ſchöne Beſtimmung hatte, die irdiſche Hülle berühmter Piſaner in ſich aufzunehmen, hat mich — die Unzahl von Alterthümern abgerechnet — von den neuern Monumenten Algarotti's Grabmal, von Friedrich dem Großen errichtet, am meiſten intereſſirt. Außer dem Domplatze iſt nur noch die Piazza S. Caterina — eine der reizendſten Promenaden von Piſa — geziert mit der Statue des Großherzogs Ferdinand, von Pampeloni, ſehenswerth. Der Weg von Piſa nach Florenz wird in einer Nacht zurückgelegt.

Florenz iſt eine jener Städte, deren erſter Eindruck weit weniger günſtig iſt, als man ſich vorſtellt; man erwartet in ein Paradies hinein zu fahren und erblickt eine ganz gewöhnliche Stadt, deren Aeußeres durchaus nichts auffallend Schönes hat; und doch iſt Florenz ein ſehr lieber Ort; es iſt wie eine jener Frauen, die uns Anfangs ziemlich kalt laſſen, bei näherer Bekanntſchaft aber von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, mehr Reiz, mehr Zauber, mehr Anziehungskraft ausüben, und von denen man ſich dann mit ſchwerem Herzen trennt. Es giebt wenig Städte, die einen ſo ſchönen Nimbus, wenig Städte, die ſo viele hiſtoriſche und artiſtiſche Erinnerungen haben, als die Stadt der Mediceer. Florenz iſt die Wiege von drei der größten Dichter aller Zeiten und Nationen: Dante, Petrarca und Boccaccio; Florenz iſt die Vaterſtadt Machiavells, deſſen Name Alles in Allem ſagt; Florenz iſt die Heimath von drei der größten Naturforſcher: Galilei, Viviani und Torricelli; Florenz iſt das größte Jupiterhaupt, aus dem ein ganzer Schwarm von Malern, Bildhauern und andern Künſtlern entſprang. Auf jedem Platz, in jeder Straße liegt ein Stück Kunſt- und Literaturgeſchichte. Ich bin von Platz zu Platz gewandert und habe mir die Geburtshäuſer der großen Unſterblichkeiten von Florenz aufgeſucht. In der Via Ghibellina (Nr. 7588) wurde einer der größten Geiſter Italiens, Michel Angelo Buonarotti, gleich groß als Maler, Bildhauer und Poet;

in der Via Santa Chiari (Nr. 5079) Benvenuto Cellini; auf der Piazza San Martino (Nr. 631), in einem ärmlichen zweifenſterigen Hauſe Dante, der Sänger der „göttlichen Komödie“, geboren. In der Via de' Bardi, in der Caſa Mennelli (Nr. 1309) ſchrieb Boccaccio einen Theil ſeines „Decamerone“; in der Via de Guicciardini (Nr. 1754), in einem gleichfalls zweifenſtrigen Hauſe, ſtarb der florentiniſche Livius, der Mann, der den „**Principe**“ und eines der feinſten Luſtſpiele Italiens, „**la Mandragora**“, geſchrieben, hier ſtarb Macchiavell am 22. Juni 1527 in der drückendſten Armuth; am Lungo l'Arno (Nr. 4177) in einem ſtattlichen Palaſte, der jetzt dem Grafen Alberti gehört, ſtarb Vittori Alfieri, der letzte Tragödiendichter Italiens, »**il principe della tragedia,**« wie die Inſchrift über dem Eingange des Hauſes ſagt, wo er die letzten zehn Jahre ſeines Lebens, beſchirmt von der Gräfin Aloiſia von Stolberg, gelebt. In der Via della ſcala (Nr. 4333), in einem winzig kleinen Häuschen, vor dem jetzt eine kleine Kapelle ſteht, ſammelte Antonio Magliabecchi zwanzig Jahre lang ſeine Bücherſchätze, um ſie nach ſeinem Tode der Stadt Florenz zu ſchenken. Im nächſten Jahre feiert die Magliabecchi'ſche Bibliothek, die jetzt über 120,000 Bände und gegen 10,000 Manuſcripte zählt, ihr 100jähriges Geburtsfeſt; denn erſt ſeit 1747 iſt Magliabecchi's Hinterlaſſenſchaft dem öffentlichen Gebrauche anheim gegeben worden. In der Mitte des großen Leſeſaales ſteht ſeine Statue, nach welcher er ein Muſter von Häßlichkeit geweſen ſein muß. Auf dem Borgo degli Ogniſante, im Hoſpital San Giovanni die Dio, ruhen die irdiſchen Ueberreſte jenes Amerigo Veſpucci, der dem Genueſen Columbo die Entdeckung Amerika's ſtreitig gemacht; und in der Bibliotheca Laurenciana bewahrt man in einem kryſtallenen Becher eine Reliquie Galilei's, einen Finger, welchen Gori dem Leichnam des großen Aſtronomen abgeſchnitten hat. Eines der intereſſanteſten Häuſer ſteht in der Via Maggio (Nr. 1921). Hier in einem ſchmucken, mit Fresken geſchmückten, vierfenſtrigen Hauſe von zwei Stockwerken wohnte einſt eine der ſchönſten Frauen von Italien. Im Innern des Hauſes lieſt man die Inſchrift:

> **Bianca Capello prima che fosse moglie a Francesco I. de Medicis abita questa casa che ella si edificava nell' 1566.**

In dieſem Hauſe wohnte Bianca Capello, die Perle von Venedig, als ſie die Geliebte des Großherzogs Franz von Medicis war, der ihren Gemahl in jenem engen Seitengäßchen, das ihrem Hauſe gegenüber liegt, in der Via Squazza, eines Abends durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Zu derſelben Zeit lebte noch des Großherzogs erſte Frau Giovanna, Tochter Kaiſer Ferdinands I. Um ſeine Liebe zu Bianca geheim zu halten und von keinem Auge geſehen in ihr Haus zu gelangen, ließ er vom Palaſt Pitti bis zu ihrer Wohnung einen unterirdiſchen Gang anlegen, der noch jetzt exiſtiren ſoll. Sechs Monate nach dem Tode ſeiner Frau (am 12. October 1578) vermählte er ſich mit Bianca, und neun Jahre ſpäter wurden Beide an einem und demſelben Tage (am 20. October 1587), auf ihrer Villa zu Poggio a Cajano, vergiftet vom Cardinal Ferdinand von Medicis, dem Bruder und Nachfolger von Bianca's zweitem Gemahle. Im Audienzſaale des Palazzo vecchio fand ich die Bildniſſe Franzens und Bianca's; zwiſchen Beiden hängt das Bild des Mörders; alle Drei gemalt von Allori-Bronzino.

Von den öffentlichen Plätzen iſt der Piazza di Gran Duca der Brennpunkt von ganz Florenz. Hier ſteht der von Arnolfo di Lopa 1298 erbaute Palaſt der Signoria; in dieſem Palaſt iſt der rieſengroße Saal des Rathes der Fünfhundert durch 36 Frescogemälde von Vaſari, durch eine Statue der Göttin Victoria, von Michel Angelo, und ein coloſſales Standbild Leo's X. von Baccio Bandinelli, berühmt. In dem gegenüber liegenden Saale des Raths der Zweihundert befindet ſich eine ziemlich zahlreiche Gallerie von Bildniſſen der Familie von Medicis; hier fand ich unter Andern ein Bild von Catharine und von Marie von Medicis. Eines der ſchönſten Bilder darunter iſt das Johann Gaſtons, des letzten der regierenden Mediciäer. An der äußeren Thüre, die vom Audienzſaale in den Saal des Rathes der Acht führt, ſind die Bildniſſe von Dante und Petrarca, in Holz geſchnitten von Benedetto a Majano. Von dieſem Palaſte gelangt man durch einen Corridor in den von Cosmus I. erbauten Palazzo degli Uffici, wo ſich die Bibliotheca Magliabecchiana und die Bildergallerie befindet. Aus der Unzahl von guten und ſchlechten Bildern, die hier in faſt unüberſehbarer Menge aufgehäuft ſind, hebe ich ein Bild von

Giovanni da San Giovanni hervor, blos darum, weil es das originellſte der ganzen Sammlung iſt: eine Venus, die, mit einem Kamme bewaffnet, auf Gott Amors ſchelmiſchem Haupte . . . Läuſe ſucht!!! Unter den Statuen ragt die Gruppe der Niobe (eine Copie des Scopas) die mediceiſche Venus, der Apollino aus der Schule des Praxiteles und der von Michel Angelo reſtaurirte Faun hervor. In dieſem Saale prangen nicht weniger als ſechs Raphaels, worunter ſeine Fornarina eines der ſchönſten ſeiner Bilder iſt. Mehr als dies Alles hat mich das Cabinet der Bildniſſe berühmter Maler, die ſich zum größten Theile ſelbſt gemalt haben, angezogen; es iſt die vollſtändigſte Sammlung dieſer Art und zählt 400 Portraits, darunter Raphael und ſein Meiſter Perugino, Giulio Romano, Maſaccio, Leonardo da Vinci, Tizian, Michel Angelo, Paul Veroneſe, Tintoretto und ſeine Tochter Marietta, Guido Reni, Carlo Dolci, Criſtofero Allori, Giovanni Bellini, Salvator Roſa. Von nicht italieniſchen Meiſtern: Velasquez, Rubens, Rembrandt und Vandyk, Dürer und Holbein, Raphael Mengs und Joſhua Reynolds, Sophonisbe Angusciola und Angelica Kauffmann.

Von der Bildergallerie degli Uffici führt ein nur wenig Fremden bekannter Gang (über den Ponte vecchio und über viele Häuſer hinweg) nach dem Palazzo Pitti, dem Reſidenzſchloß des Großherzogs. Die Verbindung des Palazzo Pitti mit dem Palazzo vecchio iſt eine der intereſſanteſten Sehenswürdigkeiten von Florenz; doch bedarf es dazu einer vorher eingeholten Erlaubniß. Der Palaſt Pitti, 1440 von Brunelleſchi für Luca Pitti, Gonfaloniere von Florenz, erbaut, von einem Urenkel deſſelben 1550 an Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmos I. von Medicis, verkauft, iſt eines der prachtvollſten Reſidenzſchlöſſer von ganz Europa, eine impoſante Steinmaſſe, die Hunderte von Millionen gekoſtet hat. Das erſte Stockwerk hat 23, das zweite 13 Fenſter Fronte. Auf dem Balcone, dem mittelſten Fenſter, ſtand (1804) Papſt Pius VII., um ſeinen Segen auf das gläubige Florenz zu ſtreuen. Im erſten Stockwerke dieſes Schloſſes befindet ſich in eilf Sälen eine der reichſten und berühmteſten Gallerien der ganzen Welt, 497 Bilder, deren Geſammtwerth von Balbi auf 100 Millionen Dukati angegeben wird. Ich will dieſe Säle in der Erinnerung noch ein Mal durchlaufen und ſagen, was mich in jedem derſelben vorzugsweiſe angeſprochen hat; im Venus-Saale, Nr. 4 und 15: zwei Seegemälde von Salvator Roſa; 18: Tizians Geliebte, von ihm ſelbſt gemalt; 9 und 14: zwei Landſchaften, von Rubens; im Apollo-Saale Nr. 39: die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde, von Murillo — ein Bild zum Küſſen und Anbeten! — 54: Pietro Aretino, von Tizian; 63: Leo X., von Raphael, und 67: die heilige Magdalena, von Tizian; im Mars-Saale, Nr. 79: die berühmte Madonna della Seggiola, von Raphael; 96: Judith und Holophernes, von Criſtofero Allori, und 105: Käufliche Liebe, von Volaterrano; im Jupiter-Saale, Nr. 110: Bacchanale, von Tizian, und 111: Catilina's Verſchwörung, von Salvator Roſa; im Saturn-Saale, Nr. 150: Carl I. von England und Henriette I. von Frankreich, von

Vandyk; 151: Papſt Julius II., von Raphael, und eine reizendſchöne Cleopatra, von Guido Reni; im Saale der Ilias, Nr. 192: Maria von Medicis, von Angelo Bronzini; im zweiten Jupiter-Saale, Nr. 270: Der heilige Andreas, von Carlo Dolci, und der heilige Peter, von Albano; im Ulyſſes-Saale, Nr. 388: Der Tod der Lucrezia, von Filippo Lippi; im Juſtitia-Saale, Nr. 391: Olivier Cromwell, van Pierre Lely, und 398: Judith, von Artemiſia Gentileſchi; im Flora-Saale, in dem die himmliſch-ſchöne Statue der Venus von Canova ſteht, Nr. 144: die Judith, von Giacomo Ligozzi; im Putti-Saale; Nr. 480: Blumenſtück, von Abraham Breughel; im Poccetti-Saale, Nr. 492: Cardinal Ferdinand von Medicis, von Aleſſandro Allori.

Ueberſättigt von Kunſt flüchtete ich mich in die Arme der Natur, in den Schloßgarten, in den Giardino di Boboli, der zwar nur Donnerſtags und Sonntags geöffnet iſt, nach eingeholter Erlaubniß aber auch täglich beſucht werden kann. Boboli iſt ein ewig-grünes Feenmärchen, ein unbeſchreiblich-ſchöner Zaubergarten, bevölkert von 5000 Blumenvaſen, 500 Citronen- und Orangen-Bäumen und faſt eben ſo vielen Statuen, die, eingehüllt in den Schatten ewig-junger Lorbeer-, Pinien- und Cypreſſen-Bäume, uns Wunderdinge aus den Zeiten der Medicis heimlich ins Ohr raunen. In dieſen geheimnißvoll-ſtillen Alleen luſtwandelten die Töchter des Hauſes Medicis: Catharine, die Gemahlin Heinrichs II., Marie, die Gattin Heinrichs IV., Anna, Tochter Cosmo's II., Claudia, Tochter Ferdinands I., Leonore, Tochter Franz I. und Lucrezia, Tochter Cosmo's I. u. A. Das Amphitheater dieſes Gartens iſt der Schauplatz der üppigſten Feſte geweſen; hier wurde 1652 die Vermählung Anna's von Medicis mit dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, neun Jahre ſpäter die Hochzeit Cosmo's III. mit Margarethe Louiſe von Orleans und 1811 die Geburt des Königs von Rom gefeiert. Aus der Maſſe von Bildſäulen ragt eine rieſengroße Göttin des Ueberfluſſes von Giovanni da Bologna und mehr als ein Meiſterwerk von Bandinelli, Francavilla und Tacca hervor. Der Glanzpunkt dieſes feenhaften Gartens iſt das große Baſſin mit dem üppigſten Blumenflor und einem Kranze von reizenden Statuen. Die ganze Anlage dieſes wunderherrlichen Gartens — ein Vorbild, nach welchem Lenôtre die Gärten von Verſailles und Marly geſchaffen hat — iſt von Niccolo Braccini, genannt il Tribolo, und Bernardo Buontalenti, die ſich durch dieſen Feenhain ein unvergängliches Denkmal geſetzt.

Kehren wir aus dem Garten nach dem Mittelpunkte der Stadt zurück, um hier vier der berühmteſten Kirchen in Augenſchein zu nehmen: die Santa Maria del Fiore, die S. Annunziata, die S. Croce und die S. Lorenzo. Die erſte dieſer vier Kirchen, der Dom, iſt ein großartiges Bauwerk, das die Namen ſeiner Meiſter Arnolfo di Lapo, Giotti, Taddei Gaddi und Filippo Brunelleschi — den Schöpfer der Kuppel, die ein ſteinernes Räthſel iſt — für alle Zeiten unſterblich gemacht. Die beiden Statuen des erſten und letzten dieſer großen Baumeiſter ſtehen dem Dome gegenüber, zwei Meiſterwerke von

Pampeloni. Im Innern des Doms ſieht man ein Denkmal Giotti's mit einer Grabſchrift von Polizian und das Denkmal Brunelleſchi's mit einem Epitaphium von Marzuppini. An der Wand eines der beiden Seitenſchiffe prangt Dante's Bildniß, von Orcagna auf Holz gemalt; unfern des Doms, in der Nähe der oben genannten Statuen, iſt der Saſſo di Dante zu ſehen, der Stein, auf dem er häufig zu ſitzen pflegte. Der Glockenthurm iſt jenes Meiſterwerk, von dem Kaiſer Carl V. geſagt, man ſolle es in ein Gehäuſe ſtellen und es dem Volke jährlich nur ein Mal zeigen. Der Thurm hat zwölf Millionen Goldgulden gekoſtet und dennoch geſtehe ich, daß Dom und Campanile mich weit weniger entzückt haben, als der Dom zu Mailand, der ein in Marmor gehauenes Feenmärchen iſt.

In der Annunziata iſt vor Allem das Monument Andrea's del Sarto und ſein Bildniß in Marmor intereſſant. Auf dem Platze dieſer Kirche ſteht die von Tacca aus Kanonenerz gegoſſene Reiterſtatue des Großherzogs Ferdinand I. von Medicis, deſſen Kopf nach den jetzt zugemauerten Fenſtern des gegenüber liegenden Palaſtes ſchaut, aus welchen ihn einſt ſeine Geliebte, die ſchöne Anna Riccardi, angelächelt. Am Palaſte dieſer Schönen liegt das Findelhaus.

Die S. Croce iſt das Pantheon von Florenz: hier ſteht, links vom Eingang, das Denkmal Galileo Galilei's; rechts prangen die Monumente von Michel Angelo, Dante, Machiavell und Alfieri. In einer der Seitenkapellen ruht die Geliebte des Letztern, Aloiſia Gräfin von Stolberg.

Das prächtigſte aller Denkmäler hat Ferdinand I. ſich und ſeinen fünf Vorfahren in der Kapelle der Mediciäer in der S. Lorenzo-Kirche geſetzt. In der Mitte der Kirche ſelbſt bezeichnet ein einfacher Stein die Ruheſtätte des Cosmo von Medicis, den ſein Volk mit dem ſchönſten aller Titel belehnt, denn es hieß ihn: **pater patriae**; an ſeiner Seite ſchlummern die irdiſchen Ueberreſte des großen Bildhauers Donatello. Im anſtoßenden Kloſter dieſer Kirche, welches Eigenthum des Hofes iſt, befindet ſich die Bibliotheca Laurenziana, die gegen 8000 Manuſcripte hat, welche mit eiſernen Ketten auf den Bücherpulten angeſchloſſen ſind. Einige der ſeltenſten Handſchriften, ein Virgil, ein Tacitus und ein Decameron liegen unter Glas und Rahmen; das erſtere dieſer Manuſcripte hatten die Franzoſen nach Paris mitgenommen. Mehr als dieſe alten Handſchriften intereſſirte mich die eigenhändige Abſchrift ſämmtlicher Trauerſpiele Alfieri's und zwei auf Seide gemalte Bilder von Laura und Petrarca aus dem vierzehnten Jahrhundert; nach dieſen Portraits zu ſchließen war Laura blond und keineswegs ſchön; Petrarca hingegen ein Prototyp aller Häßlichkeit.

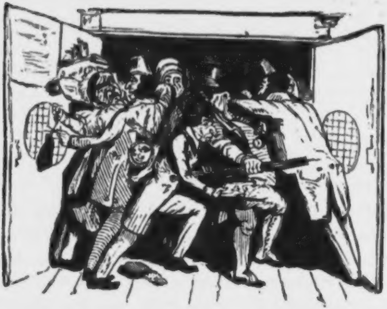
Kehren wir nach der Piazza di Gran Duca zurück, wo wir die Loggia de' Lanzi, ein Golconda von Bildhauer-Schätzen, zuſammengedrängt finden: Perſeus mit dem Meduſenhaupte, und Judith und Holophernes, in Erz gegoſſen von Benvenuto

Cellini; der Raub der Sabinerin und Hercules den Centaur bekämpfend, von Giovanni da Bologna u. ſ. w.; vor dieſer Loggia, die ehemals die Wache der deutſchen Lanzenknechte war, wurde Savonarola auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Gegenüber, vor dem Eingang des Palazzo vecchio, ſteht ein coloſſaler David, von Michel Angelo, ein Herkules und Cacus, von Baccio Bandinelli. Links vom Palaſte ſteht ein rieſiger Neptun mit Tritonen, von Ammanati, und die Reiterſtatue Cosmo's I., von Giovanni da Bologna. Nachts, wenn der Mond dieſe Statuen in die zitternden Strahlen ſeines Lichtes hüllt, gewähren ſie einen unbeſchreiblich magiſchen Reiz.

Von den acht Theatern habe ich nur vier beſucht: das erſte und größte, die Pergola, welche am vergangenen Sonntag ihre Herbſtſaiſon mit Bellini's „Montecchi und Capuletti“ eröffnet hat, eine Oper, die ich ſelbſt auf der kleinſten Bühne Deutſchlands nicht ſo bodenlos ſchlecht, ſo verſtümmelt und verhunzt habe aufführen hören als hier; deſto mehr hat mich das großartige Ballet: „der Corſar“, von Galzerini, überraſcht. Im Theater del Cocomero habe ich ein italieniſches Originalſtück, „Il vagabondo e sua famiglia“, von F. Auguſtin Bon geſehen; er iſt, nach Alberto Nota, der talentvollſte und fruchtbarſte der jetzt lebenden Dramatiker Italiens und, wie Silvio Pellico, Luigi Romani, Alberto, Nota, Sardinier. Im Theater Alfieri habe ich ein Paar koſtbare Pantomimen geſehen und ſchon ſeit Jahren nicht ſo viel und herzlich gelacht, als über die tollen Streiche Pierrots und über die coloſſalen Prügel, die er bekommt, denn eine Pantomime ohne Prügel, iſt ein Trauerſpiel ohne Mord und Rindfleiſch ohne Sauce. Der gute Arlechino weckte in mir eine alte Erinnerung aus dem Jahre 1826, wo ich, ein junger Bengel von achtzehn Jahren, in der „Unſchuld Flügelkleide“ noch in Wien war und allabendlich coloſſal geiſtreiche Theaterkritiken für Bäuerle's „Theaterzeitung“ ſchrieb; damals war auch ich ein Arlechino, denn auch ich liebte eine Columbine, die Columbine der Leopoldſtadt. Sie hieß Antonie und war viel ſchöner als die, welche ich jetzt in Florenz geſehen. Sie tanzte herzlich ſchlecht und war mir herzlich gut, weil ich ſie lobte bis über den grünen Klee. Das Alles und noch weit mehr, was ſich nicht ſagen läßt, fiel mir beim Anblick der florentiner Columbine ein; das Alles erzähle ich ausführlich ein ander Mal. Im Teatro vecchio, dem letzten und kleinſten, hörte ich geſtern eine zweiaktige komiſche Oper, „Don Deſiderio“, von Sua Eccelenze — wie der Theaterzettel ſagt — il principe Giuseppe Poniatowsky, einem höchſt talentvollen Enkel jenes tapfern Polenhelden, der in der Elſter umgekommen und dem dort ein Denkmal geſetzt iſt, für das ſich der gute Legationsrath G. fünf Silbergroſchen Entree — Salve! — bezahlen läßt. Wenn Prinz Joſeph einſt nach Leipzig kommt, wird er wohl auch fünf Silbergroſchen bezahlen müſſen, um das Grabmal ſeines unſterblichen Verwandten mit einer Thräne der Erinnerung benetzen zu dürfen? — Die Muſik der kleinen Oper iſt ganz allerliebſt und echt komiſch und es wundert mich, warum noch keine deutſche Bühne den Verſuch gemacht hat, dieſe ſchnellzündende Muſik auf ihre Bretter zu verpflanzen. — Heute Nachmittag will ich das Teatro Goldoni beſuchen und morgen Abend nach Bologna fahren, um nach einem Zeitraume von fünfzehn Jahren den Mann wiederzuſehen, zu dem ich mich mit wahrhaft heidniſcher Verehrung hingezogen fühle.

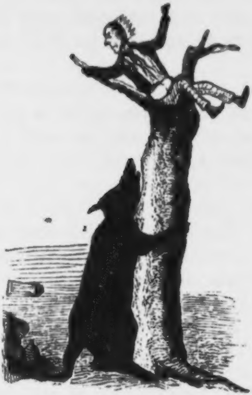
Ich meine den „Helios von Italien“, den „Schwan von Peſaro“, den lieben, großen, unſterblichen Roſſini.

Ungeheure Ironie.



Wie das Leipziger Publikum, das, nach offizieller Verſicherung, nie ein beſſeres Theater gehabt, angelockt von der reichen Abwechslung des ausgezeichneten Repertoire's, allabendlich, aber vorzugsweiſe Donnerſtags und Sonnabends, das Schauſpielhaus ſtürmt.

Traurige Wahrheit.



Wie ein Wiener Journaliſt, auf dem Gipfel ſeiner Macht, trotz ſeiner 5000 Abonnenten, von einem großen Bären verfolgt wird.

Fünfter Brief.

Bologna, am 20. September.

Von allen Städten Italiens, die ich bis jetzt habe kennen gelernt, hat Florenz mich am meiſten angezogen. Obgleich die Hauptſtadt von Toskana das Herz von Italien iſt, hat es in ſeiner Phyſiognomie und ſelbſt in ſeinem innern Weſen doch ſehr viel Deutſches und vor Allem etwas Gemüthliches, das den Aufenthalt für uns ſehr angenehm macht. Der Einheimiſche lebt hier außerordentlich billig. Junge Künſtler, die, angelockt von den Kunſtſchätzen der Mediceäer-Wiege, ſich in Florenz angeſiedelt, haben mich verſichert, daß man hier mit 10 bis 12 Francesconi monatlich ganz comfortable leben kann. Nirgends ſind die Theater billiger als hier. Der Eintritt ins Parterre koſtet einen Paul (11 Sous). Weit theurer iſt die Pergola, wo wir am Abende der erſten Vorſtellung der Herbſtſaiſon für eine Loge des erſten Ranges (die Poſti diſtinti oder Sperrſitze waren vergriffen) 50 Pauli haben bezahlen müſſen und wofür wir Bellini's Oper „Romeo und Julia“ auf eine Weiſe haben verhunzen hören, von der man ſich in Deutſchland keinen Begriff machen kann. Die beiden Sängerinnen legten Arien und Duetts aus andern Opern ein, ſo daß ich Bellini's Muſik kaum wieder erkannt habe.

Von den Spaziergängen haben mir, nach dem Boboli-Garten, die Cascine am meiſten gefallen. Dieſe Promenade, die vor der Porta di Prato auf einer vom Arno und Mugeone gebildeten Inſel liegt, iſt ein Juſte-milieu von Garten und Park und ſo angelegt, daß er an einigen Stellen an den Wiener Wurſtelprater, an anderen an unſer Roſenthal erinnert; der ſchönſte Punkt der ganzen Anlage iſt der ſogenannte Stern, von deſſen Centrum acht ſchnurgerade Alleen auslaufen. Der Großherzog hat hier eine kleine, aber ſehr elegant eingerichtete Villa.

Die Straße, die von Florenz nach Bologna führt, hat viel Maleriſches. Die Apenninen, die zu beiden Seiten ein faſt ununterbrochenes Spalier bilden, leihen dieſem Wege viel anziehende Mannigfaltigkeit, doch iſt er ſo ſteil und für das Fuhrwerk ſo beſchwerlich, daß an manchen Stellen, außer den vier Pferden, noch zwei bis vier Ochſen vorgeſpannt werden müſſen. Dieſe Straße ſcheint eigens für Räuber (früher war ſie eine der unſicherſten) und für Bettler angelegt. Von der letzteren Klaſſe giebt es hier mehr als irgend anderswo; ganze Schwärme laufen dem Wagen mit Gewinſel aus allen Tonarten nach.

Mein erſtes Geſchäft in Bologna war das, mich zu erkundigen, ob Roſſini da ſei. Die bejahende Antwort war Muſik für mein Ohr. Ich nahm gleich darauf einen Cicerone und ließ mich — es war zwei Uhr Nachmittags — in ſeine Wohnung führen. Mein Mentor, einer der koſtbarſten Schwätzer der ganzen Chriſtenheit, erhielt durch den trockenen Ernſt, womit er ſeine Blague in mein Ohr regnen ließ, etwas ungemein Komiſches. Er trug eine in allen Farben ſchillernde Perücke und vorſündfluthliche Nankin-Beinkleider, die eine halbe Elle zu kurz waren; deſto länger ſchien mir ſeine Zunge, die, ein wahres **perpetuum mobile**, keinen Augenblick ſtill ſtand. — Sind Sie Franzoſe? fragte er mich in einem Jargon, der halb italieniſch, halb franzöſiſch war. Ich begnügte mich, ihn durch ein lakoniſches Nein abzufertigen. — Spanier? fragte er weiter. — **No.** — Portugieſe? — **Niente.** — **Inglese?** — Ich ſchüttelte den Kopf. — **Tedesco?** — Mein abermaliges Kopfſchütteln brachte ihn in Verzweiflung. Er ging einen Augenblick lang nachſinnend neben mir her, pfröpfelte ein paar leiſe, unverſtändliche Worte vor ſich hin und begann dann von Neuem, mich mit Fragen zu beſtürmen. — Ruſſe? — **Non.** — **Polacco?** — **Pas du tout!** — Schwede? — Ich ſchüttelte den Kopf. Nun war ihm der Zwirn ſeiner Fragen ausgegangen und er ſtand wie ein abgehetzter Oedip, mit geöffneten Augen und ſtierem Blick vor mir. — **Americano?** rief er plötzlich. — Wie oben. — Da glitt ein Anflug innern Grimmes über ſeine Lippen; er ſah mich wüthend an, ſpreizte beide Arme aus und rief:

»**Mai, corpo di Madonna?**« — Ich erbarmte mich ſeiner Neugier und gab ihm die Antwort: »**Jo sono Tauchanese.**« Auf ſeine Frage, welchem Welttheile meine Vaterſtadt angehöre, erklärte ich ihm, daß Taucha die Hauptſtadt des Königreichs Cochinchina und mindeſtens zehn Mal größer als Bologna ſei. Er riß die Augen auf und wunderte ſich. — Kennen Sie den Maeſtro Roſſini? fragte er weiter. — Ich nickte mit dem Kopfe. Seit wann? — Seit fünfzehn Jahren. — Ich, ſagte mein Begleiter, kenne ihn ſeit neununddreißig Jahren und habe ihm damals, als er hier beim Pater Mattei Muſik ſtudirt hatte, mehr als hundert Mal kleine Geldvorſchüſſe machen müſſen, denn Maeſtro Gioachimo war arm, ſehr arm und ich war reich, ſehr reich. **Mai non è più tempo che Berta filava**; der **dio della musica** iſt jetzt Millionär und ich, ich bin ärmer als eine Kirchenmaus. — Gewiß, ſagte ich, iſt der Maeſtro der Dienſte, die Sie ihm in ſeiner Jugendzeit erwieſen, eingedenk und dankbar. — Dankbar? wiederholte der Schwätzer mit grimmigem Blick, dankbar? Dies Wort ſteht nicht in ſeinem Lexikon. **Rossini è un ingrato, un avaro, un miserabile.** Ich lächelte ungläubig; er aber fixirte mich mit Entrüſtung und ſetzte hinzu: Roſſini iſt ein Geizhals, der ſich lieber die Zunge abbeißt, als einem armen Teufel zehn Bajocchi ſchenkt. Er ſcharrt Geld auf Geld zuſammen und läßt es verſchimmeln und verroſten in feſtverſchloſſenen Kiſten und Kaſten. An der Stelle des Herzens ſitzt bei ihm ein mit gordiſchen Knoten zugeſchnürter Geldſack. Und wenn er mit Hilfe eines Scudo zehn arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien könnte, er würde es bleiben laſſen. — Sie übertreiben, ſagte ich. — Fragen Sie ganz Bologna. Ein Bettler, der von ihm ein Mal Almoſen erhalten hat, iſt ſeltener als ein ſchwarzer Schwan und ein weißer Rabe. — Was aber macht er in Bologna? — Er gähnt auf ſeinem Lorbeer. — Und ſeine geſchiedene Frau, Signora Colbran? — Sie liegt auf ihrem kleinen Landgute, fünf Meilen von hier, auf dem Sterbebett. — Und der Maeſtro bekümmert ſich nicht um ſie? — Mein Führer zuckte die Achſeln und ſchwieg einen Augenblick; dann zeigte er mit dem Daumen der linken Hand auf ein uns gegenüber liegendes Haus und ſagte: In dieſem Hauſe, Nummer 83, wohnt Madame Pelicier. — Pellicier? Wer iſt dieſe Dame? — Der gute Mann ſah mich mit höchſt mitleidiger Miene an und ſagte: Man ſieht, daß Sie von Cochinchina kommen, denn wenn Sie Europäer wären, ſo müßten Sie wiſſen, daß Signora Pellicier die Amoroſa Roſſini's iſt. — Jung? fragte ich. — Geweſen! fügte er mit lakoniſchem Ernſte hinzu; jetzt wird ſie nicht viel jünger als unſer Geizhals ſein. — Hat ſie Vermögen? — Welche Frage! Roſſini liebt ſie, folglich muß ſie reich, ſehr reich ſein. — Und iſt ſie eben ſo großmüthig als er? — Wo möglich noch geiziger! — Und was machen beide Leutchen mit ihrem vielen Gelde? — Frage eines Cochinchineſen! Sie legen es auf Zinſen. — Und kennen ſie ſich ſchon lange? — Seit fünfzehn Jahren. — Und lieben ſie ſich wirklich? — Ungeheuer! Einer wartet auf den Tod des

Andern, um ihn zu beerben. Hier, Signor, wohnt der „Schwan von Peſaro“.

In derſelben Straße, in der Strada S. Stefano, in dem Hauſe 101, faſt gegenüber von Madame Pellicier, bewohnt Roſſini nicht etwa ſein eigenes Haus, ſondern eine Chambre garnie bei ſeinem Freunde Gabuſſi, einem in Italien früher nicht unbeliebten Opern-Componiſten. Wenn man die ſchöne, breite, mit ſteinernen Statuen geſchmückte Treppe erſtiegen hat, ſteht man vor einer Thür, auf der ein weißes Blatt Papier mit der Aufſchrift „Cav. Roſſini“ aufgeklebt iſt. Mein Cicerone klingelte erſt **piano**, dann **forte** und **fortissimo**; die Thür aber blieb verſchloſſen. Der Cavaliere ſcheint nicht zu Hauſe zu ſein, meinte mein Mentor. — Klingeln Sie noch ein Mal; vielleicht öffnet uns der Diener. — Diener? Roſſini hat keinen Diener; der Signor Cavaliere bedient ſich ſelbſt. — Wie, gar keine Dienerſchaft? — Roſſini hat nichts weiter als einen Koch, der zugleich ſein Sekretär und Kutſcher iſt. — Mein ungläubiges Lächeln empörte ihn. — Sie ſcheinen mir nicht zu glauben. Fragen Sie ganz Bologna, ob ich lüge. Auch dieſen Diener, den er ſich aus Paris mitgebracht, hätte er längſt zu allen Teufeln geſchickt, wenn er nicht ein ganz excellenter Koch wäre. — Wo aber finden wir ihn nun? — Den Koch? fragte mich der **vieux blagueur**. — Seinen Herrn. — Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben? — Bis morgen früh! — Dann laufen wir ſo lange herum, bis wir ihn auf der Straße treffen. Von zwei bis vier Uhr pflegt er unter den Arcaden, am häuſigſten und liebſten hier in der Strada S. Stefano, beim Teatro del Corſo, auf- und abzugehen. — Und um Vier? — Pflegt er zu einem ſeiner Freunde, bald da, bald dort, aufs Land zu fahren, um ein Mittagsbrot zu erſparen. — Sie lügen! rief ich ihm zu. — Fragen Sie ganz Bologna, ſagte er wieder, der Maeſtro iſt hier wie ein bunter Hund bekannt; es giebt keinen Straßenjungen, kein altes und kein junges Weib in unſerer guten Stadt Bologna, die nicht den Ulyſſes der Penelope-Pellicier kennt. — Früher beſaß er ein eigenes Haus. — Er hat es für 18,000 Piaſter verkauft. — Zeigen Sie mir's. — Er führte mich hin.

Das frühere Wohnhaus Roſſini's liegt auf dem Corſo, der ſchönſten Straße der Stadt, und bildet die Ecke der Piazzola de' Leproſetti (Nr. 243). Es hat zwei goldene Inſchriften; die eine lautet: „**Obloquitur numeris septem discrimina vocum inter adoratum lauri nemus;**“ die andere: „**Non domo dominus, sed dominus domo**“, klingt ſchon viel anmaßender.

Von hier führte mich mein alter Schwätzer nach einem Kaffeehauſe, in dem er den Cavaliere zu treffen hoffte. Unterweges machte er jeden Augenblick Halt und fragte bald Dieſen, bald Jenen: »Habt Ihr Gioachimo geſehen?« Alle ſchüttelten den Kopf und gingen weiter. Im Vorübergehen zeigte er mir den Torre Aſinelli, den höchſten Thurm, über deſſen Scheitel ſieben Jahrhunderte ſpurlos vorübergerauſcht ſind. Auch er iſt urſprünglich ſchief gebaut und weicht faſt fünf Fuß von dem Senkrechten ab. Ueber dem Eingange des Thurmes prangt das

Wappen von Bologna: ein Schild, auf dem ein gewichtiges Wort: **libertas!** ſteht. Er zeigte mit dem Finger hin, ſchnitt ein Paar höchſt drollige Grimaſſen, rief: »**Fablette, Fablette!**« (Fabel, nichts als Fabel) und zog dann weiter, um mir den Fiſchmarkt zu zeigen, den Roſſini an ſich gekauft und höchſt vortheilhaft verpachtet hat. Dann kehrten wir wieder nach der Stephansſtraße zurück und zogen im Café Napoletano, das Roſſini täglich beſucht, Erkundigungen ein, ob Jemand von den Gäſten ihn geſehen habe. — Er muß bald kommen, ſagten Alle, denn um vier Uhr hat er ſeinen Wagen beſtellt, um auf's Land zu fahren. Er ſpeiſt heute beim Marcheſe Marescalchi, ſetzte ein Zeitungsleſer hinzu. Wie merkwürdig und wie charakteriſtiſch! Bologna, wegen der Wohlthätigkeit ſeiner Bevölkerung **la grassa** genannt, Bologna, das fette Bologna, eine große Stadt von 70,000 Einwohnern, weiß, wo Roſſini heute Mittag ſpeiſen wird. Iſt das nicht Beweis genug, welches Intereſſe er erregt, noch jetzt, obgleich ſeine Muſe ſeit fünfzehn Jahren am Lorbeer „Wilhelm Tells" kaut, ſich die Zähne ſtochert und ſich durch nichts, ja nicht einmal durch Geld, aus ihrem Nichtsthun, aus ihrem Schlaraffenleben aufrütteln läßt.

Mein Führer ſchleppte mich auf die Piazza maggiore, um mir den öffentlichen Springbrunnen, den rieſengroßen Neptun zu zeigen, zu dem Giovanni da Bologna über zwanzigtauſend Pfund verbraucht, ein Meiſterwerk, das der guten Stadt Bologna ſiebzigtauſend Goldthaler gekoſtet hat. Dann mußte ich **nolens volens** die Sanct Petroniuskirche anſehen, ein leider unvollendetes Bauwerk des vierzehnten Jahrhunderts, das nach dem urſprünglichen Plane ſeines Schöpfers, Antonio Vinzenzo, an Pracht und Größe alle andern Kirchen Italiens überbieten ſollte; aus Mangel an Geld aber iſt der Ausbau ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgegeben worden. Dieſe Kirche iſt es, die einſt eine der prächtigſten Krönungen eines der größten Beherrſcher dieſer Erde ſah: in dieſen Mauern wurde Kaiſer Carl V. durch Papſt Clemens VII. gekrönt, ein intereſſantes Factum das ich vergebens in Förſters „Handbuch“ geſucht. In dieſer Kirche befindet ſich auch einer der längſten Meridiane von Italien, ein Vermächtniß des berühmten Aſtronomen Caſſini. In der ſogenannten Scala della Fabbriccia zeigt man eine vom Grafen Pepoli meiſterhaft gearbeitete Büſte der Propezia de Roſſi, einer Künſtlerin, die den größten Theil ihres Nachruhms einer unglücklichen Liebe zu danken hat, deren Anfang und Ende, deren Himmel und Hölle ich ein anderes Mal meinem freundlichen Leſer erzählen will, da mir auf der Reiſe nur eine Viertelſtunde zum Aufzeichnen des Geſehenen übrig bleibt.

Doch zurück zu Roſſini. Ein Blick auf meine Uhr ließ mich wahrnehmen, daß es ſchon halb Vier war; wir eilten nach der Stephansſtraße und nach des Maeſtro's Wohnung zurück, fanden Letztere aber noch immer verſchloſſen. Als wir die Treppe hinabſtiegen und uns unter den Arkaden der Straße befanden, vernahmen wir das Rollen eines Wagens. Mein Führer legte ſeine linke Hand an die Stirn, faßte die noch ziemlich weit entfernte Equipage ſcharf ins ſchielende Auge und rief dann:

Das iſt er! — Roſſini? fragte ich voller Freude. — Nein, ſein Wagen, antwortete der Schwager, [illegible] aber kann er nicht lange mehr bleiben.

Einen Augenblick ſpäter hielt eine elegante, mit dunkelrothem Sammet ausgeſchlagene Halbchaiſe mit zwei wohlgenährten Braunen vor dem Hauſe Nummer 101. Mein Cicerone näherte ſich den ſtampfenden Roſſen, ſtreichelte ſie und fragte den Automedon, der in einer Perſon drei Diener, Sekretär, Koch und Kutſcher, vereinigt, ob ſein Patrono, der Cavaliere, wohl noch lange ausbleiben werde. Der dreifache Diener ſah auf ſeine einfache Uhr und ſagte: In längſtens zehn Minuten muß er kommen.

„Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht hin“, fiel mir ein und pfeifend und trällernd vor Ungeduld ging ich, wie eine Schildwache, an meinem Poſten auf und ab, und dachte hin und her, und es fiel mir — hier in Bologna, vor der Wohnung Roſſini's — die Gewiſſensfrage ein, warum ich als Communalgardiſt ſtets mit dem linken Fuße zuerſt ausſchreiten muß und warum ich nie mit dem rechten Fuße ausſchreiten darf. Sobald ich nach Leipzig zurückkehre, werde ich den liebenswürdigſten aller Feldwebel zu mir bitten laſſen, um mir von ihm über dieſe höchſt wichtige Frage die beſtmöglichſte Auskunft, ex ungue leonem, zu verſchaffen.

Mitten im tiefſten Nachdenken über den geheimnißvollen Grund dieſes militairiſchen Gebrauches wurde ich von meinem Führer aufgeſtört.

— Ecco! rief er und zeigte auf einen Mann, der an der Seite eines andern einhergegangen oder, richtiger geſagt, einhergeſchneckt kam.

— Er iſt's, er iſt's! ſang ich wie jene treu-naive Agathe in dem Augenblick, wo ſie ihren beiſpiellos geliebten Max erwartet; „er iſt's, er iſt's, die Flagge der Liebe mag wehen", wollte ich eben hinzuſetzen und mein ſeidenes Schnupftuch ziehen, um dem Kommenden „aus der Tannen Mitte" Grüße glühender Liebe vorauszuſchicken, da aber machte ich die Bemerkung, daß mir Jemand bereits zuvorgekommen war, um mich von der Laſt meines Taſchentuches menſchenfreundlich zu befreien. Das Tuch war verloren, Roſſini aber war gefunden!!!

Ich lief ihm entgegen . . . mehr ängſtlich als verwundert blieb er ſtehen, als ich, dicht vor ihm, meinen Hut zog und ihn fragte, ob er ſich meiner noch erinnere?

— No, Signor, lautete die eiskalte Antwort.

— Vor fünfzehn Jahren, fuhr ich fort, hatte ich in Paris die Ehre, faſt täglich in Ihrer Geſellſchaft zu ſein. Sie überhäuften mich damals mit Freundlichkeiten.

Er ſann nach und ſchüttelte den Kopf.

— Damals war ich der glückliche Ueberbringer einer Depeſche der Signora S. aus München, die . . .

— Ah, nun fällt's mir ein. Sie brachten mir . . .

— Die Nachricht ihrer Verheirathung und . . .

— Und ein von ihrer Hand geſticktes Käppchen? Nicht wahr?

— Ganz recht, Cavaliere.

— Und Ihr Name?

Ich nannte mich.

— Ah, rief er, Sie haben mich zum Helden eines Romans gemacht.

Ich wußte nicht, ob ich Ja oder Nein ſagen ſollte.

— O leugnen Sie nicht; ich habe mir Ihren Namen wohl gemerkt.

— Und darf ich fragen, ob Sie den Roman geleſen haben?

— Ich kenne nur Auszüge daraus, die ich in der „Revue de deux mondes", von Herrn Henri Blaze, geleſen; doch hat die Tochter des Signor Bosco, der ich hier Unterricht im Geſang gebe, mir viel von Ihnen und Ihrem Buche über mich erzählt. Teufel, Sie haben Ihren Leſern viel blauen Dunſt vorgemacht und Ihnen Manches erzählt . . .

— Was vielleicht wahrer iſt, als Sie ſich ſelbſt geſtehen wollen . . .

— Passons la dessus. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?

— Bis morgen früh.

— So ſchnell wollen Sie unſer hübſches Bologna verlaſſen?

— Kam ich doch nur darum hieher, um Sie zu ſehen...

— Ich habe leider eine Einladung aufs Land angenommen und muß bald fort . . .

— Laſſen Sie ſich ja nicht abhalten, Cavaliere, ſagte ich und wollte fort.

— Halt, ſo war es nicht gemeint, ſagte er und faßte mich beim Rockknopf . . . ein halbes Stündchen kann ich wohl noch mit Ihnen verplaudern; kommen Sie, kommen Sie, fuhr er fort, häkelte ſich in meinen Arm und führte mich in ſeine Wohnung.

Auf dieſen vierzig bis fünfzig Schritten lächelten ihn rechts und links die Augen der vorübergehenden Damen an; er aber ſchien für das Feuer dieſer Blicke, für die Süßigkeit dieſes Lächelns ſo ganz und gar abgeſtumpft, daß er nicht die geringſte Notiz davon nahm. Ich betrachtete ihn und fand, daß er ſeit fünfzehn Jahren mehr gealtert, als mancher Mann in dreißig. Von dem einſt ſchönen, höchſt intereſſanten Manne iſt nichts übrig geblieben, als ein welker Stamm mit grauen Haaren; die einſt blendend weißen Zähne ſind gelb, der einſt braune Teint fahl geworden. Auch die Toilette ſchien vernachläſſigt: er trug einen alten weißen Filzhut, einen breiten, ſchlotternden Sommer-Paletot von ſchwarzem Serge de Brie mit dunkelrother Seide gefüttert, ein Paar weite, ebenfalls ſchlotternde und nicht allzureine Nankinghoſen und ein ſpaniſches Rohr; ſein Gang war ſchlaff und faſt trippelnd. Oben an der Thür ſeiner Wohnung angelangt, zog er aus der Seitentaſche ſeines Paletots ein ziemlich dickes ledernes Etui hervor, in dem er vier bis fünf große ſchwere Schlüſſel mit ſich herum trug, wie ſein alter Doctor Bartolo, den ich in dem Augenblick, als er ſeine zweifach geſperrte Thür aufſchloß, leibhaftig vor mir zu ſehen glaubte.

Aus dem dunkeln Vorzimmer trat ich in einen ziemlich eleganten Salon, in deſſen Mitte ein Klavier ſtand, auf Sopha und Stühlen lagen Noten umher; an den Wänden hingen ein Paar ſchwarz eingerahmte Kupferſtiche, von denen der eine den ehemaligen Impreſario Domenico Barbaja, der andere den ci-devant gefeierten Tenoriſten David vorſtellt. Ueber dem Sopha hing ein großes Oelbild, das allem Anſcheine nach Roſſini erinnern ſoll, daß Madame Pellicier in ihrer Jugend außerordentlich ſchön geweſen iſt. — In ihren hoſtienweißen Händen hält ſie eins der berühmteſten Geſangſtücke Roſſini's, Tancreds Arie „di tanti palpiti“.

Er bat mich, Platz zu nehmen. Dann ſetzte er ſich zu mir und fragte:

— Was giebt's Neues in Ihrem Deutſchland?

— Man trägt ſich dort ſeit Jahren mit dem Märchen herum, daß Sie eine neue Oper, „Jeanne d'Arc“, geſchrieben haben, die aber erſt nach Ihrem Tode aufgeführt werden ſoll. Iſt das wahr?

— Ja, mein Freund, die vollſtändige Partitur ruht ſeit drei Jahren in meinem Pulte.

— Und aus welchem Grunde wollen Sie Ihren Verehrern den Genuß Ihres Werkes ſo lange entziehen?

— Weil ich hoffe, daß die Welt einem Todten gegenüber gerechter ſein wird, als dem Lebenden. Meine Zeit, ich weiß es, iſt vorüber. Der jetzige Geſchmack huldigt andern Götzen, mit denen mein geringes Talent nicht in die Schranken zu treten wagt. Apropos, was macht mein Freund, **il celebre Signor Meyerbeer?**

— Sein „Robert der Teufel“ und ſeine „Hugenotten“ gefallen jetzt noch mehr als früher, und es herrſcht nur eine Stimme, daß Beide zwei großartige Meiſterwerke ſind, die ihm und uns — denn Meyerbeer iſt ein Deutſcher — zum höchſten Ruhme gereichen.

Roſſini zog ſeine Uhr und fragte:

— Was aber ſagen Sie zu ſeiner neuen Oper, dem „Nachtlager“?

— „Feldlager“, meinen Sie. Das Ganze iſt eine Gelegenheitsmuſik, die im Ganzen weit weniger angeſprochen hat; einen nicht geringen Theil der Schuld trägt das ſchlechte Textbuch!

— Ja, ja, das ſagt man. Aber die allerneueſte Oper: der „Prophet“, der „Prophet.“

— Er ruht ſeit drei Jahren in ſeinem Pulte.

— Glauben Sie das wirklich? Ich, Signor, glaube, daß dieſer „Prophet“, nach welchem ſich die große Oper in Paris wie das Volk Iſraels in der Wüſte nach dem Mannaregen ſehnt, blos eine Chimäre wie „Bertrams Gold“, d. h. noch gar nicht angefangen iſt.

— Und was verleitet Sie zu dieſem Glauben?

— Mein berühmter Freund Meyerbeer pflegt ſich nicht gern zu übereilen; er braucht zehn, zwölf Jahre zur Geburt einer neuen Oper.

— Seine „Hugenotten“ ſind das Werk von drei Jahren.

— Meine unbedeutende Perſon ſchrieb den „Barbier von Sevilla“ in dreizehn Tagen, ſagte Roſſini und ſah wiederum auf ſeine Uhr.

— Dieſe Schnelligkeit des Erzeugens iſt nicht Jedem gegeben.

— Und doch iſt eben dieſe Gabe eines der Wahrzeichen, wodurch ſich das Genie vom Talente unterſcheidet. Das Talent grübelt, ſinnt, das Genie braucht nicht zu ſuchen. Doch um von etwas Anderm zu reden. Welcher von den italieniſchen Componiſten iſt in Ihrer Heimath jetzt am meiſten en vogue?

— Donizetti.

— Donizetti? Und was halten Sie von dieſem Mann?

— Ich halte ihn für ein Talent, das durch die Uebereilung, womit es arbeitet, auf Abwege gerathen iſt.

— Donizetti iſt ein Vielſchreiber, ein Schmierer, der unter hundert ſchlechten Melodien dann und wann auch eine ſehr gute und ſehr ſchöne findet . . . Voilà toùt. Und Bellini?

— Iſt in Italien, wunderbar genug, weit mehr vergeſſen als in Deutſchland. Bei uns haben ſeine „Norma“, ſein „Romeo“ und ſeine „Nachtwandlerin“ noch immer treue Freunde und glühende Anbeter, in Italien aber wird ſeine Muſik ſchon rococo gefunden und Niemand will ſie mehr hören . . .

— Il povero Bellini! Und doch, mein Freund, hatte dieſer Bellini im kleinen Finger ſeiner Hand mehr Muſik, als Donizetti und der ganze Troß ſeiner Nachahmer im ganzen

Leide. Aber ſo iſt dieſe Welt. Sie vergißt das keuſche Genie und huldigt der frechen Mittelmäßigkeit. Und wer, glauben Sie, iſt in Italien von den neuern Componiſten jetzt am meiſten beliebt?

— Verdi!

— Errathen, amico, ſagte der Maeſtro und hatte Mühe, ein ſpöttiſches Lächeln zurückzudrängen. Und wie finden Sie ſeine Opern?

— Die beſte ſeiner Opern, „Nabuco", kenne ich nicht. Den „Ernani", den ich unlängſt in Como und die beiden „Foscari", die ich in der Mailänder Scala gehört, haben mich — aufrichtig geſagt — nur theilweiſe befriedigt . . . ich fand mehr Altes als Neues in ſeinen Opern.

— Und doch werden ſie von den Journalen, und namentlich von den Mailänder Blättern, in dicken Weihrauch eingehüllt. Die Neapolitaner ſind freilich weniger galant, als die Lombarden, die ſich's als Ehre anrechnen, die Landsleute des celebre Maëstro Verdi zu ſein; im San Carlo zu Neapel hat ſeine neueſte Arbeit, „Alzire", vollſtändig fiasco gemacht; in Mailand, ich weiß es im Voraus, wird ſie furore machen.

— Und welcher von beiden Städten trauen Sie, Signor Cavaliere, ein competenteres Urtheil zu?

— Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, muß ich geſtehen, daß ich auf Neapels Urtheil mehr als auf das Mailands einen Werth lege. Die Neapolitaner haben Beſſeres als die guten Mailänder gehört und beſitzen einen weit geläuterteren Geſchmack. Neapel hat einen Cimaroſo, Paeſiello, Zingarelli, Vaccai gezeugt; wen kann die Lombardei dafür in die Wagſchale legen? Donizetti und Verdi! Verdi und Donizetti! Et voilà toût!

— Und Mercadante?

— Mein Freund Mercadante iſt ein blindes Huhn, das ein einzig gutes Körnchen, den „Giuramento“, gefunden hat; alles Uebrige, was er geſchrieben, iſt leeres Stroh. Doch um wieder auf Herrn Meyerbeer zu kommen. Glauben Sie, daß er Spontini's Platz noch lange wird behaupten können?

— Ich glaube es nicht blos, ich bin es überzeugt . . .

— Und doch ſchreiben hier und da die Journale, daß ſich Viele den alten im Lorbeer ergrauten Schöpfer der „Veſtalin“ zurückwünſchen.

— Es iſt wahr, daß Spontini in Berlin eben ſo viel glühende Freunde, als tieferbitterte Gegner hat; eben ſo wahr aber iſt auch das, daß Meyerbeer in ganz Berlin vielleicht nicht zehn Feinde hat.

— Wirklich? fragte Roſſini mit kaltem Lächeln und ſah zum dritten Male auf ſeine Uhr. Wie dieſe Zeitungen doch lügen! Ich leſe zwar keine von allen, aber ich höre doch dann und wann von Andern, daß Meyerbeer auch manchen böſen Gegner hat.

— Früher hatte ſein Talent mit blaſſem Neide zu kämpfen; jetzt iſt es ſiegreich durchgedrungen und Meyerbeers Ruhm ſteht jetzt ſo feſt in Deutſchland, als der Ihrige in Italien.

In demſelben Augenblick klopfte es an der Thür. Roſſini rief „Herein!“ Da kam ein Bote, der dem Maeſtro ein kleines Packet friſch angekommener Zeitungen brachte. Der Cavaliere, keinen Augenblick verlegen, warf ſie aufs Klavier und ſagte: Für meinen Freund und Nachbar, Il Signor Gabussi.

— Welche von den franzöſiſchen Zeitungen, fragte ich, iſt in Italien die verbreitetſte?

— Das „Journal des Débats“; mein Freund Gabuſſi aber hält die „Preſſe“, weil ſie um die Hälfte billiger iſt.

— Und außer dieſer Zeitung?

— Hält er nur noch ein kleines Wochenblatt, das hier in Bologna erſcheint und mitunter ſehr beißend iſt. Ich meine das von Gaetano Fiori mit vielem Witz redigirte Journal „Teatri, Letteratura ed Arti“. In der heutigen Nummer — es erſcheint jeden Sonnabend — ſoll, wie einer meiner Kaffeehaus-Bekannten brühheiß erzählt hat, ein ſehr geiſtreicher Artikel über Meyerbeer und Donizetti abgedruckt ſein. Ich höre ihn allgemein rühmen ... Sie müſſen nicht verſäumen, ihn zu leſen.

— Ich werde nicht ermangeln ... nun aber will ich Sie nicht länger aufhalten ... Sie ſind eingeladen, wie man mir geſagt hat ... Ihr Wagen wartet ſeit einer Stunde ... erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen verabſchiede ...

— Ich gehe mit, ſagte Roſſini, verſchloß zwei Mal die Thür, verſenkte das Schlüſſelfutteral in die faſt bodenloſe Tiefe ſeines Paletots, häkelte ſich wieder in meinen Arm und führte mich die Treppe hinab.

Vor der Thür blieb er ſtehen und fragte mich: Sie reiſen alſo wirklich ...

— Morgen früh um Sechs.

— Dann kann ich Sie leider nicht mehr ſprechen und muß Ihnen alſo Adieu ſagen. **Buon viaggio,** ſprach er mit dem freundlichſten Lächeln und drückte mir die Hand mit großer Herzlichkeit.

Ich geleitete ihn bis zum Wagen und hob ihn hinein.

— Kommen Sie bald einmal nach Berlin? fragte er.

— Ich denke, im nächſten Carneval dort zu ſein.

— O dann vergeſſen Sie nicht, meinen lieben Freund Meyerbeer von mir zu grüßen. **Felicissima viaggio**! ſagte er und warf mir einen Kußfinger zu. Villa Mareſcalchi! rief er dem kochenden Kutſcher und kutſchirenden Koche zu.

Der Wagen flog blitzſchnell von dannen. Ich ſah ihm lange, lange nach und war betrübt, daß Roſſini ſich im Aeußern und Innern ſo ganz und gar verändert hatte. 1830 ein liebenswürdiger Almaviva — 1845 ein alter zäher Bartolo! **Sic transit gloria!**

Gleich darauf begab ich mich ins Café Napoletano, um die heutige Nummer des von Roſſini ſo ſehr geprieſenen Wochenblatts zu leſen. Der erſte Artikel enthielt eine ziemlich plumpe Satyre, die ihre giftigen Pfeile auf den Nimbus Meyerbeers abſchoß und nebenher auch Donizetti und Batel, den Director der italieniſchen Oper in Paris, durch die Hechel zog. Das, was mich im ganzen Aufſatze am meiſten überraſchte, war die Stelle, worin geſagt wird, daß Meyerbeers „Prophet" blos eine Chimäre wie „Bertrams Gold" zu ſein ſcheint. **Mort de ma vie**, das waren Roſſini's Worte. Hat er dieſe Worte blos geleſen oder ſelbſt geſchrieben?

Gegen Abend beſuchte ich den Campo ſanto, einen der großartigſten Kirchhöfe von ganz Italien. Unter der Maſſe von Grabmälern fand ich auch die Ruheſtätte der einſt — zur Zeit Ludwigs XV. — in Frankreich vergötterten Sängerin Tereſa Giorgio und nicht weit von ihr das Grabmal des einſt von ganz Europa gefeierten Balletmeiſters Salvatore Vigano. In einer Rotunde, in der die Büſten aller todten Notabilitäten Bologna's aufgeſtellt ſind, prangt auch die Statue des Pater Mattei, des Lehrers Roſſini's.

Als es zu dunkeln begann, kehrte ich in die Stadt zurück. Im Gaſthofe machte ich die Bekanntſchaft eines hier anſäſſigen Franzoſen, von dem ich, als das Geſpräch auf meinen Beſuch bei Roſſini kam, die Auskunft erhielt, daß der Artikel im heutigen Wochenblatt wahrſcheinlich vom Maeſtro ſelber ſei; denn ſo viel iſt gewiß, daß Roſſini einer der fleißigſten Mitarbeiter iſt und daß von ihm die größere Hälfte der ſarkaſtiſchen Einfälle herrührt, womit das Journal dann und wann überfüllt iſt.

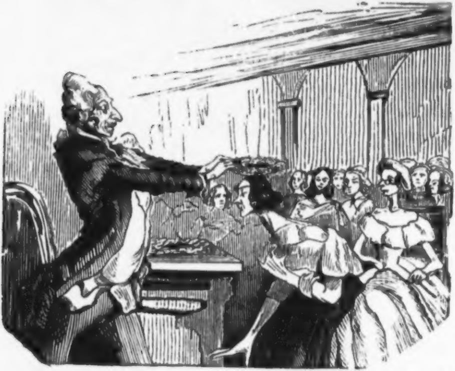
— Aber weiß denn Niemand den Grund, fragte ich den Franzoſen, warum Roſſini gerade in dem todten, langweiligen Bologna lebt?

— Die ganze Stadt hat Arcaden ... vielleicht lebt der Geizhals nur darum in Bologna, weil er einen Regenſchirm erſpart.

Wir plauderten und lachten bis Eilf; dann begab ich mich auf mein Zimmer, um dieſe Skizze hinzuwerfen. Dank dem Himmel, daß ich's überſtanden habe; denn ich bin müde und ſchläfrig.

Morgen Mittag bin ich in Ferrara.

Drei merkwürdige Epochen
aus
dem Leben einer tugendhaften Pariſerin,
oder
Schönheit vergeht, Tugend beſteht.



Der geneigte Leſer erblickt hier Mademoiſelle Anne Marie Louiſe Adelaide Hibou, Marienblume genannt, das ſchönſte und tugendhafteſte Mädchen der guten Stadt Paris, ein Muſter aller weiblichen Vollkommenheiten, in einer der ſchönſten Epochen ihres Lebens, in dem Momente, wo ſie — erſt neununddreißig Jahre alt — vom Präſidenten der Akademie den erſten Tugendpreis erhält.

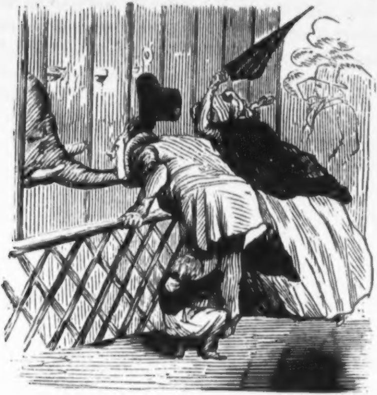
— Krone Deines Geſchlechts, ich kröne Dich und Deine Tugend, ſagt der alte Herr mit akademiſcher Salbung und drückt dem ſchamgerötheten Kinde einen Kranz von Immortellen auf.

Anmerkung Nummer 1. Die hinter dieſer Tugend ſtehende Schönheit mit der Brille iſt die Mutter der Gekrönten, eine Putzmacherin, die in ihrer Jugend ſehr hübſch geweſen ſein muß.

Anmerkung Nummer 2. Der Präſident der Akademie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem allgemein beliebten Komiker Ballmann in Leipzig.

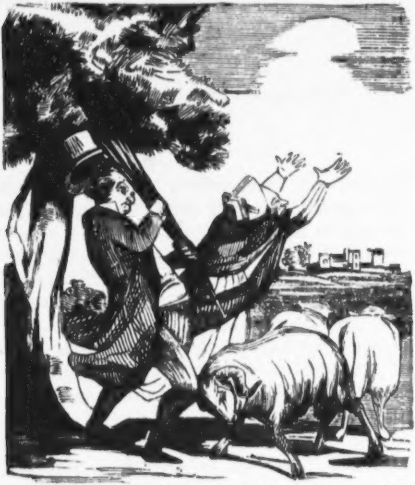
Anmerkung Nummer 3. Auch die andern Zuſchauerinnen ſind lauter Tugenden, welche gekrönt zu werden wünſchen.

* * *



Madame Anne Marie Louiſe Adelaide Hibou, verehelichte Gobour, Gattin eines höchſt ehrenwerthen Perückenmachers und Mutter eines ſehr hoffnungsvollen Sprößlings, befreit im neunundvierzigſten Jahre ihres Lebens und im fünften Jahre ihrer exemplariſch muſterhaften Ehe den unausſprechlich heißgeliebten Gatten — mit Hilfe ihres alten Sonnenſchirmes und des jungen Weltbürgers, der zu den Füßen des Urhebers ſeiner Tage liegt — aus dem vielumfaſſenden Rüſſel eines zudringlichen Elephanten, der in der Zerſtreuung Adelaidens Gatten für den Thierwärter anſieht.

Anmerkung. Der Paletot des Perückenmachers, der bei dieſer Umhalſung den Athem und den Hut verliert, wird vor Schreck kreideweiß.



Madame Anne Marie Louiſe Adelaide Godoux, née Hibou, die tugendgekrönte Ehehälfte des aus dem Rüſſel eines Elephanten befreiten Perückenmachers, ruft in ihrem neunundfünfzigſten Jahre den Himmel und die Umgegend um Beiſtand an in einem äußerſt kritiſchen Momente, wo ihr Gemahl auf freiem Felde vom Bock geſtoßen wird.

Anmerkung. Ganz hinten iſt eine Bade-Anſtalt.

Burgunder oder Champagner???

Der Wein erfreut des Menſchen Herz! Das hat, lange vor mir, ſchon der kleine Pſalmiſt David und der große Kriegsrath Müchler in Berlin behauptet; folglich muß es wahr ſein.

Bekanntlich giebt's aber viele Weinſorten. Zu Plautus' Zeiten waren im alten Rom ſchon viererlei Arten ſüßen Weines bekannt; der große Cato kannte ſchon acht Sorten italieniſcher Weine. Aber Schade, daß er uns nicht geſagt hat, welche darunter die beſte geweſen ſei. Plinius rühmt den Mamertiner, Vater Horaz den Falerner. Hortenſius, ein Nebenbuhler Cicero's, liebte beide Sorten zugleich und außer ihnen auch noch den Cyperwein. Ich achte dieſen großen Redner, weil er ſeinen Erben eine Bibliothek von … zehntauſend Eimern hinterlaſſen hat.

Jetzt giebt es Tauſende von Weinſorten. Aber welche darunter iſt die beſte?

Dieſe hochwichtige Frage gab im Jahre 1711 in Frankreich Veranlaſſung zu einer literariſchen Fehde zwiſchen zwei der berühmteſten Profeſſoren der Univerſität zu Paris.

Der Eine, Bénigne Grenan (geboren 1681 zu Noyers in Burgund), hatte, aus Liebe zu ſeinem Vaterlande, den feurigen Burgunderwein in einer nicht minder feurigen Ode in lateiniſcher Sprache beſungen.

Der Andere, Charles Coffin (geboren 1676 zu Buzanci bei Rheims), hatte ſich dagegen zum Champion des brüſelnden Champagners aufgeworfen und in einer — gleichfalls lateiniſchen Ode — die Vorzüge ſeines ſchäumenden Landsmanns mit ſo vieler Gluth und Begeiſterung vertheidigt, daß Meiſter Grenans Gedicht dadurch einen ſchweren Stand bekam.

In Folge dieſes poetiſchen Wettkampfes hatten ſich unter den Weinkennern der Hauptſtadt zwei Partheien gebildet: die Grenaner hielten es mit den Weinen von Burgund, die Coffiniſten mit den Weinen der Champagne. Beide Factionen ſtanden ſich ſo feindlich gegenüber, wie einſt, zu Dante's Zeiten, die Neri und Bianchi in Italien.

Profeſſor Grenan, der mit Schrecken gewahrte, daß ſeine Partei, welche die kleinere war, früher oder ſpäter der ſtärkern unterliegen müſſe, gebrauchte die Liſt, einen der berühmteſten Aerzte der damaligen Zeit, den Profeſſor Gui-Crescent Fagon, in ſein Intereſſe zu ziehen und denſelben zu bewegen, dem Champagner den Krieg zu erklären.

Fagon, der für jeden Pariſer, welcher ſeine Geſundheit liebte, ein Orakel war, erklärte, daß der Champagner Beſtandtheile enthalte, die dem menſchlichen Organismus durchaus nicht zuträglich ſeien: das kohlenſaure Gas erzeuge Magenſäure und lege den Grund zu einem krankhaften Hautjucken, das, in der Medizin unter dem Namen Prurigo bekannt, eine ſchwer zu beſeitigende Rolle ſpiele. Zehn Mal geſünder ſei der kräftige Burgunder, der dem Körper eine wohlthuende Wärme und eine gewiſſe Spannkraft verleihe, die ſelbſt in krankhaftem Zuſtande von heilbringender Wirkung ſei.

Durch dieſe Erklärung verlor der Champagner einen großen Theil ſeiner Anhänger, die ins feindliche Lager übergingen und ſich der Fahne des Burgunders anſchloſſen.

Meiſter Grenan triumphirte öffentlich, im Stillen aber ließ er ſeinem Feinde volle Gerechtigkeit widerfahren und trank, wenn er allein war, den Champagner lieber als den Burgunder. Natürlich durfte dies Niemand erfahren, ſonſt hätten ſeine Anhänger ihn geſteinigt.

Unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit ließ Profeſſor Grenan von einem ſeiner treueſten und verſchwiegenſten Diener in Paris den allerfeinſten Champagner, der durch Fagons Erklärung im Preiſe geſunken war, aufkaufen und die großen Vorräthe Nachts, wenn Alles ſchlief, in ſeine Wohnung bringen. Jeder Andere in ſeiner Stelle würde die Flaſchenkörbe in dem Keller untergebracht haben; Meiſter Grenan aber glaubte ſie dort nicht ſo ſicher, als in ſeinem Zimmer; hier verſteckte er jede Flaſche in ein eigens dazu beſtelltes Bücher-Futteral, auf deſſen Rücken er mit goldenen Buchſtaben den Namen eines römiſchen Klaſſikers eindrucken ließ. So prangte nun in ſeiner Bibliothek eine lange Reihe von Einbänden, in denen das uneingeweihte Auge Horaz's Oden, Catulls Liebesgedichte, Ovids Metamorphoſen, die Luſtſpiele von Terenz und Plautus, Martials Epigramme und Juvenals Satiren erblickte, während ſie nichts weiter als die Flaſchen-Hülle ausgezeichnet feiner Champagner-Weine waren. Und um Platz für neue Ankäufe zu gewinnen, ließ er einen Theil ſeiner unnützen Bücher in den Keller ſchaffen.

Coffin, der die Zahl ſeiner Anhänger von Tag zu Tag kleiner werden ſah, gebrauchte nun eine andere Liſt, um den Champagner, der immer mehr aus der Mode kam, von Neuem zu Ehren zu bringen.

Eines Morgens ſchickte er fünfzig Flaſchen des allerfeinſten Oeil de Perdrix an den Herrn von Fontenelle, Mitglied der Akademie und einen der einflußreichſten Mitarbeiter des „Journal des Savants", mit der Bitte, ſich huldreich des durch Grenans und Fagons Intrigue unterdrückten Champagners anzunehmen und durch die Macht ſeiner Feder und den Einfluß ſeiner Beredtſamkeit zu beweiſen, daß der Ausſpruch eines Fontenelle in Frankreich mehr Wiederhall finde, als das verdächtige Orakel eines armſeligen Arztes, der die Tugenden des Champagners eben ſo wenig, als ein Blinder die Schönheiten einer Raphaeliſchen Madonna zu begreifen wiſſe.

»Ich lege — ſo ſchloß dieſer Brief — das Schickſal meines aus gerechtem Zorne überſchäumenden Dithyrambus in Ihre Hand und an Ihr für alles Schöne hochbegeiſtertes Herz, und überlaſſe mich der ſüßen Hoffnung, daß Sie, mächtiger als Fagon, den armen ſchwer verkannten Champagner zu neuen Siegen führen und durch den Zauber Ihrer Poeſie unſterblich machen werden.«

Der Weihrauch, den Meiſter Coffin dem berühmten Dichter der „Dialogues des morts“ geſtreut hatte, verfehlte ſeine Wirkung nicht. Kitzelnd wie das kohlenſaure Gas des Champagners ſtieg ihm die feine Schmeichelei des gelehrten Profeſſors in die Naſe; er öffnete eine Flaſche des Oeil de Perdrix, trank ein Glas auf die Geſundheit des galanten Gebers und war ſeit jenem Augenblick der eifrigſte Verehrer, der unermüdlichſte Vertheidiger des durch Fagon arg verdächtigten Champagners.

— Wir wollen ſehen, ſagte Herr von Fontenelle, wer von uns Beiden mehr Glauben findet: Fagon der Arzt oder Fontenelle der Journaliſt.

In der nächſten Nummer des „Journal des Savants“ erſchien ein ſehr ausführlicher Artikel, worin die zwiſchen Grenan und Coffin ſchwebende Streitfrage über die Vorzüge beider Weine mit großer Gelehrſamkeit und coloſſaler Beleſenheit von allen Seiten beleuchtet und am Schluſſe geſagt wurde, daß es nach dieſen ſchlagenden Beweiſen nicht mehr dem kleinſten Zweifel unterliege, daß ein Glas Champagner der menſchlichen Geſundheit zuträglicher ſei, als eine Flaſche Burgunder. Der einzige Wein, der unſerm von Grillen gequälten Geiſte den Segen der Fröhlichkeit einimpfe, ſei die mouſſirende Milch der Champagne. Der Champagner iſt der Don Juan der Weine, der alle Frauenherzen beſiegt, der Talisman, der uns den goldenen Schlüſſel zu den Roſenpforten der Liebe leiht, die Zauberſchwinge, die uns aus dem Jammer dieſer Welt zu den Wonnen des Paradieſes trägt. Es lebe Coffin und die Champagne!

Dieſe mit ſo eindringlichem Feuer verfaßte Apotheoſe fand in ganz Paris einen ſo ungetheilten, lauten Anklang, daß ſelbſt Grenans eifrigſte Anhänger dem Burgunder untreu wurden und, trotz der wiederholten Warnungen Fagons, allmälig mehr und mehr auf die Seite des Champagners traten.

— Der Champagner, wiederholten alle Roué's von Paris, iſt der Weine Don Juan!

Und dieſe einzige Metapher verſchaffte dieſem Weine einen glänzenden Sieg über die Schwerfälligkeit des Burgunders, der ſeit jenem Augenblick den Kürzern zog und für alle Zeiten den Muth verlor, mit dem „Don Juan der Weine“ in die Schranken zu treten.

Die Stadt Rheims aber, eingedenk der Verdienſte, die ſich der ehrenwerthe Meiſter Coffin zur Förderung des Sieges der Champagne über ihren burgundiſchen Nebenbuhler erworben hatte, decretirte, daß dem ausgezeichneten Vertheidiger alljährlich zwei Körbe des allerfeinſten Champagner-Weins auf Koſten des Magiſtrats poſtfrei nach Paris geſchickt werden ſollten.

Coffin theilte dies freiwillige Geſchenk der guten Stadt

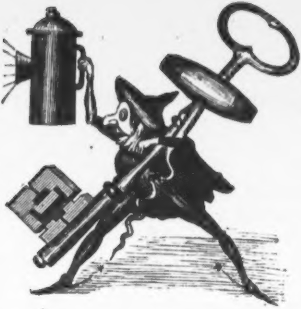
Rheims mit Herrn von Fontenelle bis zum Jahre 1749, wo er am 20. Juni in einem kräftig-blühenden Alter von dreiundſechszig Jahren an einer Bruſtentzündung ſtarb.

Grenan, der dem äußern Anſcheine nach Coffins unerbittlichſter Gegner geblieben, im Stillen aber fortgefahren war, ſeinen Bibliothekskeller zu leeren, hatte 26 Jahre früher, in einem Alter von 32 Jahren, ſeiner Kellerbibliothek den Rücken zugekehrt und in einem ſtarken Burgunderrauſche ſeine Reiſe ins Jenſeits angetreten.

Fontenelle aber, der täglich ein Glas Champagner trank, erreichte bei dieſer Lebensweiſe ein Alter von faſt hundert Jahren. Geboren am 11. Februar 1657 zu Rouen, ſtarb er am 9. Januar 1757 zu Paris, nach einem fröhlichen Mahle, bei dem er das letzte Glas Oeil de Perdrix auf das Andenken ſeines Freundes Coffin geleert hatte.

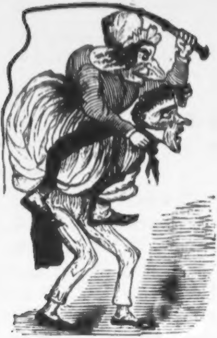
Karikaturen.

I.



Ein neuer Diogenes, welcher, mit Laterne, Pfropfenzieher und Hausſchlüſſel bewaffnet, einen Menſchen ſucht . . . der ihn freihalten ſoll.

II.



Ein tragiſcher Liebhaber.

Oeſterreichiſches Schimpfwörterbuch.

Es ſind nun ſieben Jahre her, daß zu Arnſtadt im Verlage von F. Meinhardt ein „Deutſches Schimpfwörterbuch“ von „Mir Selbſt“ erſchienen iſt. Der anonyme Herausgeber, der damit eine der fühlbarſten Lücken im Bereiche der Literatur und ein tief empfundenes Bedürfniß beſeitigt hat, ſagt in ſeiner ziemlich geiſtreichen Vorrede (Seite VII.): »Ob in früherer Zeit ſchon ein Werk dieſer Art erſchienen ſein mag, kann ich nicht ſagen. In einem alten Bücherkataloge fand ich blos ein Buch unter dem Titel „**Dissertatio de scommatibus**“ (von Stichelreden) angeführt, welches vor mehr als einem Jahrhunderte zu Erfurt in Quart gedruckt worden iſt. Vielleicht enthält es Einiges, was hieher gehört.« Seite IX. heißt es: »Das Vermögen, ſchimpfen zu können, iſt ein weſentliches Unterſcheidungszeichen zwiſchen Menſch und Thier und giebt Erſterm vor Letzterm einen außerordentlichen Vorzug.« Seite XI fährt er fort: »Selbſt in den früheſten Zeiten hat man das Schimpfen als eine beſondere Gabe betrachtet.« Schon Vater Gleim ſingt:

Ihr Frauen und Nymphen,
Es gab Euch ein Gott
Die Gabe zu ſchimpfen
Und Mienen zum Spott.

Auch ein Dichter neuerer Zeit, Herr Ernſt Ortlepp, nennt das Schimpfen »faſhionable« und hat, von einem gewiſſen Standpunkt, gewiß nicht Unrecht.

Schon aus dieſem Grunde glaube ich mir, zu Nutz der ſchimpfenden Menſchheit im Allgemeinen und zu Frommen der öſterreichiſchen Journaliſtik im Beſondern, ein unſterbliches Verdienſt zu erwerben, wenn ich zum „deutſchen Schimpfwörterbuch“ einen Nachtrag liefere, der die bekannteſten Schimpfwörter und Stichelnamen des öſterreichiſchen Dialekts in alphabetiſcher Reihenfolge und mit kurzer Angabe ihrer Bedeutung zuſammenſtellt. Er beweiſt den Reichthum der öſterreichiſchen Mundart und kann als Supplement eines öſterreichiſchen Idiotikons betrachtet werden. Kein Freund von langen Vorreden falle ich gern gleich mit der Thür ins Haus und laſſe hier einen Auszug jenes Nachtrags folgen, feſt entſchloſſen, zur Freude der ſchimpfenden Welt kein Privilegium darauf nachzuſuchen.

A.

Adutt (à-tout): ein Intriguant und Schlaukopf. **Adutt-Siebener**: ein liſtiger Spitzbube.

Affenpoldel: ein poſſirliches Kind.

Alala: ein junger Tölpel, der mit der Kunſt des Leſens noch nicht ganz im Reinen iſt.

Aneis: beliebtes Schimpfwort des gemeinen Volks, Lieblingsausdruck der Wiener Gamins. „**Muſſi Aneis mit der Kimmbarocken**“ (Monſieur Anis mit der Kimmelperücke): ein lächerlicher Kerl.

Ausbund von einem Schurken: Non plus ultra eines ſchlechten Patrons.

Auswürfel: Aſchenbrödel einer Familie; auch ein verworfener Menſch.

Axelträger: ein Pfiffikus, der's mit zwei Parteien hält und den Mantel nach dem Winde trägt.

B.

Babbenfaltel: ein dummer Kerl mit trotzig-finſterer Miene.

Bachlöanl: ein erzplumper, ungeheuer ſchwerfälliger Menſch.

Bachſimperl: ein einfältiges, ſupernaives Jüngferchen.

Bachſtelzen: ein äußerſt ſchmächtiger, ungemein hagerer Menſch, die ſüddeutſche Hopfenſtange.

Bagadellerl: ein in jeder Beziehung unbedeutendes Geſchöpf.

Bambaladſch: ein ſehr häßliches Kind, eine Mißgeburt im Kleinen.

Bamſchabel: ein höchſt einfältiger Tropf.

Bamſtiger Radi: ein ungenießbarer Geſellſchafter, ein langweiliger Patron, der jeden Scherz übel nimmt und überhaupt nicht Spaß verſteht.

Barockenhanſel: ein Philiſter, der ſich auf ſtutzermäßige Weiſe das Haar friſiren läßt.

Baron aus'n Ratzenſtadl (Gegend einer Wiener Vorſtadt): ein Windbeutel, Prahler, Großmaul. Wiens „Lord vom Mühlendamm“.

Bartkratzer: Spitzname der Barbiere.

Bemmer: ein ganz und gar verwilderter Menſch, auf den nichts mehr Eindruck macht.

Beſchli (Beſtie): lüderliche Magd, die ihre Herrſchaft „beraiſonnirt“.

Birnigel: ein kleiner Kerl, dem leicht der Athem ausgeht und der ſchwer Luft ſchöpfen kann.

Blaſel: ein pausbackiger, drolliger Kerl.

Blauſch-Madel: eine Schwätzerin, eine Plappermühle.

Blitzdummer Kerl: ein dummer Menſch, der ſich einbildet, außerordentlich klug zu ſein.

Blitz-Madel: ein muthiges, ausgelaſſenes, zu tauſend tollen Streichen aufgelegtes Ding.

Blunzen: eine dicke, fette Perſon, deren Figur Aehnlichkeit mit einer Wurſt hat.

Blutzerſchedel: ein dickſchädeliger, eigenſinniger Dummerian.

D.

Dalapatſch: ein ungelenker, plumper Patron.

Dalk: ein dummer, aber gutmüthiger Kerl.

Dalkendippel: ein einfältiger Bengel.

Dappſchedel: ein naher Anverwandter des Hodidel (ſiehe dies Wort).

Dideldapp: ein bornirter Menſch, der unſicher umhertappt und dabei überall anſtößt.

Doctor Pumperl: ein unwiſſender Arzt ohne Patienten.

Drummel (Trommel): ein Menſch, der nichts auf dem Herzen behalten kann, ein unermüdlicher Neuigkeitsauskrämer.

Dudel: ein kleines, kugelrundes, auffallend dickes Frauenzimmer.

Dſchapperl: ein junges, ſcheinbar unſchuldiges Mädchen von ſehr beſchränktem Verſtande.

E.

Einfaltspemſel: Einfaltspinſel.

Erz-Eſel: ein erzdummer Kerl.

Everl (auch Haar-Everl): ein einfältiges Frauenzimmer.

F.

Fade Nocken: eine dumme Perſon, die ſich ungemein ziert und ſpreizt und entſetzlich unſchuldig thut; ein weiblicher Hahnepampel (vergleiche Hahnepampel).

Fahnſtangen: eine lange, magere Frau, die, auffallend geputzt, ihre Umgebung überragt.

Faxenmacher: Hanswurſt, der allerhand dumme Späße macht.

Flauſenmacher: Windbeutel, Prahlhans, der den Leuten Dinge erzählt, die nicht wahr ſind.

Flitſchen: Schimpfname einer jungen, noch nicht mannbaren Perſon, die ſich gehen läßt.

Fratſchlerin: ein maſſiv-grobes Obſtweib, wie überhaupt jede Frau, die ſich in Sprache und Benehmen gemein zeigt.

Fünftes Rad am Wagen: ein durchaus überflüſſiges Geſchöpf, der Vierte bei einem Whiſt à trois.

Futti-Kerl: ein Hundsfott, ein echter Schurke.

G.

Galgenſtrick: Taugenichts, dabei auch ſchlauer Patron und liſtiger Fuchs.

Gasbock (Gais): Spitzname der Schneider.

Glöckelpolſter: geſchniegelter und gebiegelter, gezierter und affektirter Menſch.

Gnaſchige Katz': ein genäſchiges Frauenzimmer, ein Naſchmaul.

Gritſch: ein Knirps.

Gſchwuf: ein Stutzer, Modegeck, Zierbengel. Nach Anſicht der Wiener ſind unter zehn jungen *Berlinern* mindeſtens neun *Gſchwufs*.

H.

Hahnepampel: eine fade Nocken in Mannskleidern (vergleiche Fade Nocken).

Hamdickiſcher Kerl: ein Menſch, der's fauſtdick hinter den Ohren hat.

Haſcherl: ein gutmüthiger, äußerſt geduldiger Menſch, der ſich Alles gefallen läßt.

Haſenbalg-Schatzerl: ein altes Frauenzimmer, das noch immer die Junge und Zärtliche ſpielt.

Haſpel: ein dummer, eigenſinniger Kerl.

Heferlgucker: ein Mann, der ſich im Hausweſen um jede Kleinigkeit bekümmert und in Alles ſeine Naſe ſteckt.

Heugeigen: eine auffallend große, ungewöhnlich lächerliche Weibsperſon.

Hienz: ein abgeſchmackter Patron.

Hieſel: (Diminutiv von Mathias): Spitzname der dummen Hausknechte der Wiener Volksbühne.

Hodidel: ein Einfaltspinſel, dem's an Muth fehlt und der darum ſehr ängſtlich iſt.

Höllenriegel: eine keifende Frau, ein böſes Weib, eine Xantippe.

I.

Idipfel (Punkt über dem I): ein winzig kleines, ganz und gar unbedeutendes Kerlchen.

K.

Kampel, reicher: ein Patron, der viel Geld hat und dabei ſehr geizig iſt. Feiner Kampel: ein Pfiffikus, ein Schlaukopf, ein Jeſuit.

Kirbisſchedel: ein leerer Kopf, einfältiger Tropf.

Klachel: (Klöppel in einer Thurmglocke): ein vorlauter, ungeſchliffener Menſch, ein Grobian, ein unverſchämter Flegel.

Knackwurſt, naive: ein Frauenzimmer, das, ſchon ziemlich alt, noch immer ſehr unſchuldig thut.

Knopf: ein unartiger, dummer und noch dazu grober Menſch.

Krebsfangerin: Wehmutter, Hebamme.

Kurtel: ein bornirtes Frauenzimmer, Norddeutſchlands „dumme Lieſe".

L.

Lackel: ein großer Fanghund.

Lahmian (Lehn-mich-an): ein außerordentlich träger Menſch, der ſich gern überall anlehnt.

Lali: ein unbeſchreiblich dummer Eſel.

Lappſack: ein bornirter Menſch, der keinen eigenen Willen hat.

Liendel: ein großer ungeſchickter Bengel, der oft über ſeine eigenen Beine fällt.

Lippel (Diminutiv von Philipp): ein einfältiger Menſch.

Lugenſchippel: ein großer Lügner, ein Lügenmaul.

Luzel: ein Weib, das gewiſſe Getränke liebt, z. B.: Kaffeeluzel, Bierluzel, Weinluzel.

M.

Maſter Hammerl: Spitzname für Schinder.

Millilackel: ein junger Menſch, der ſich dehnt und ausſtreckt und ganz wie ein junger Hund geberdet, der, von Langeweile gequält, nicht weiß, was er anfangen ſoll.

Miſtfink: ein unreinlicher Menſch, der die Erfindung der Seife nur dem Namen nach kennt.

Moraſtpappel: Superlativ eines unreinlichen Patrons.

Motzfotz: ein durchaus muthloſer Menſch, eine feige Memme.

N.

Nackete Pferſchen: ein blutjunger, noch ganz unbärtiger Menſch.

Naderer: ein geheimer Agent der Polizei, ein Spion (vergl. Spitzel).

Naßwadi: ein dem Trunke ergebenes Individuum.

Nullerl: ein unbedeutendes Geſchöpf, das in keiner Beziehung mitzählt.

P.

Patzenlippel: ein dummer Kerl, der Alles verdirbt.

Patzer: Flicker, Pfuſcher, M. G. Saphir im Whiſtſpiel.

Polizeiſpitzel (ſiehe Naderer).

Pomaden-Spatz: Spitzname für Friſeure.

Q.

Quadrat-Schnipfer: Schnipfer in vierfach vergrößertem Maßſtab.

R.

Radibue: ein ungezogener Junge, ein Gaſſenbube in kleinem und großem Format.

Ramſamperl: ein junger, raſcher, unüberlegter Menſch.

Rutſchipeter: ein luſtiges, aufgewecktes Weſen, das nirgends Ruhe hat, dem's an Sitzfleiſch fehlt, der bald da, bald dort iſt, ein junger Sauſewind, ein Ueberall und Nirgends.

S.

Schlafhauben: eine immer ſehr ſchläfrige und allezeit träge Perſon.

Schlampen: ein nächläſſig gekleidetes, unreinliches Frauenzimmer.

Schlankel: ein junger Menſch, der ſorglos in den Tag hineinlebt.

Schnabel: ein junges, vorlautes, naſeweiſes Geſchöpf.

Schnackerlwirth: ein Wirth, der ſeine Gäſte ſchlecht bedient.

Schneepepperl: ein artiges folgſames Kind.

Schnipfer: ein Taſchendieb, ein Spitzbube.

Schöbian: ein Knicker, Filz, Geizhals.

Schweinbartl: ein Menſch, der gern Zoten erzählt.

Schwirbel: ein Menſch, der nirgends Ruhe hat.

Schußpartel: ein raſcher, unüberlegter Menſch.

Siffel: ein dem Trunke ergebener Patron.

Simandel: ein Mann, der unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſteht, ein Pantoffelheld.

Spadifankerl: ein kleiner, luſtiger Teufel, der allerhand tolle Streiche ausführt.

Spitzel: (ſiehe Naderer).

Stieramperl: ein Menſch, der in Allem herumſtiert und jedes Geheimniß zu erforſchen ſucht.

Stutzel: ein kleiner, dicker, in der Regel auch ſehr gutmüthiger Kerl.

U.

Ueberundüber: ein hitziger Menſch, deſſen Galle leicht überläuft.

V.

Vocativus: der ſüddeutſche Pfiffikus, ein äußerſt ſchlauer Fuchs; der Comparativ von Adutt.

W.

Walperl: ein einfältiges Frauenzimmer.

Waſchel: ein ſtarker Trinker, ein Saufaus.

Wuſcherl: ein etwas lüderliches Ding.

Z.

Zaunſchlupferl: ein kleines, gewandtes Kerlchen, das alle Hinderniſſe überſpringt.

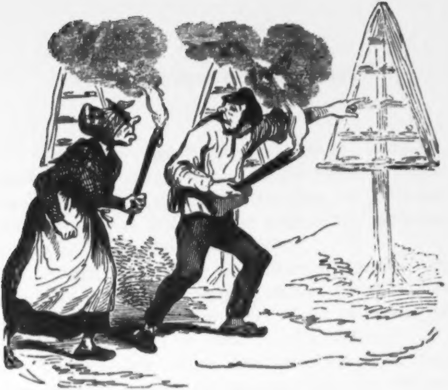
Zoberl: ein leichtſinniges, etwas mehr als lockeres Frauenzimmer.

* * *

Zum Schluß noch eine kleine Bemerkung, die mir ſoeben einfällt. Woher kommt es, daß ſehr viele der kräftigſten ſüd- und norddeutſchen Schimpfwörter mit der Sylbe el endigen? Zum Belege dieſer Behauptung nenne ich hier blos: **Bengel, Büffel, Eſel, Flegel, Janhagel, Klachel, Lümmel, Schlingel, Theekeſſel.** Iſt dies blos ein Zufall oder ein Geſetz unſerer Sprache? Dieſe Frage mag ein Philolog beantworten.

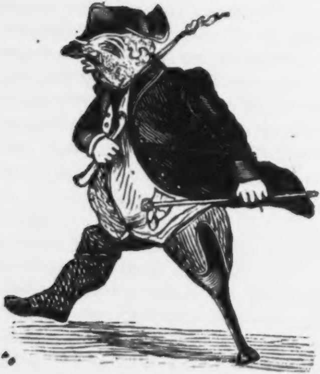
Zeitbilder.

I.



Zwei Lichtfreunde.

II.



Ein Bote, welcher die Nachricht bringt, daß Oettingers „Narrenalmanach für 1846“ in den preußiſchen Staaten verboten worden iſt.

Zur Geſchichte der Karikatur.

Karikatur — vom Italieniſchen caricare (überladen, übertreiben) abgeleitet — iſt nach Sulzers Theorie eine bildliche Darſtellung, in der das Charakteriſtiſche, vor Allem aber das Komiſche oder Häßliche eines Gegenſtandes, übertrieben und ins Poſſenhafte hinübergezogen wird.

Karikatur iſt — klarer und einfacher ausgedrückt — ein Vexirſpiegel, deſſen unregelmäßig geſchliffene Oberfläche jedes Objekt verzerrt und ins Lächerliche zieht und im Schönen die häßliche und im Ernſten die komiſche Seite herauskehrt.

Unter den ältern Malern haben ſich im Gebiete der Karikatur Leonardo da Vinci und Annibale Carracci ausgezeichnet. Die Karikaturen des Erſtern ſind vom Grafen von Caylus unter dem Titel „Recueil de têtes de caractères et des charges“ in 58 Folioblättern erſchienen; die Karikaturen des Letztern ſind, von Simone Giulini in Kupfer geſtochen, 1646 zu Paris herausgekommen. Unter den italieniſchen Meiſtern neuerer Zeit hat ſich nur Einer: Pierleone Ghezzi (geb. 1674 zu Rom, geſt. 1755) als Karikaturiſt ausgezeichnet. Seine Bilder erſchienen unter dem Titel „Raccolte di XXIV caricature designate colla penna“ zu Dresden 1757 in Folio.

Die bedeutendſten Karikaturenmaler hat England erzeugt. An der Spitze dieſer Meiſter ſteht der unvergleichliche William Hogarth (geb. 1697 zu London, geſt. 1764 zu Leicerſterfield). Eine ausführliche Lebensbeſchreibung dieſes Malers findet man in den „Biographical anecdotes of William Hogarth“, Lond. 1782 (deutſch, Leipzig 1783). Unter der Maſſe ſeiner Karikaturen ſind die Kupfer, welche er zu Buttlers „Hudibras“ geſtochen hat, die großartigſte Hinterlaſſenſchaft ſeines unübertroffenen Talents.

Nach Hogarth verdienen James Gillray, Henry William Bunbury und George Cruikſhank als Koriphäen der engliſchen Karikatur erwähnt zu werden; Gillray (geb. 1749 zu London) war beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution einer der eifrigſten Anhänger derſelben. Beſtochen vom Golde der engliſchen Regierung trat er ſpäter als der unerbittlichſte Feind Napoleons auf. Das wüſte, unſittliche Leben führte ihn endlich ins Bedlam, wo er 1815 in einem Anfall von Wahnſinn den Kopf durch ein Fenſtergitter ſteckte und ſo erſtickte. — Die meiſten ſeiner Karikaturen waren gegen Napoleon gerichtet. Im Jahre 1815 erſchien eine Auswahl derſelben unter dem Titel „The caricatures of Gillray with historical and poetical illustrations.“ — Bunbury, ein Zeitgenoſſe Gillray's, gab 1801 zu

London „Tales of the devil“ mit ſeinem eigenen Portrait und vielen in Kupfer geſtochenen Karikaturen heraus. — Cruikſhank (geb. 1780 zu London) debutirte als Decorationsmaler im Drurylane-Theater und trat erſt um das Jahr 1820 mit ſeinen humoriſtiſch-ſatiriſchen Skizzen aus dem Londoner Volksleben auf. Er lebt noch jetzt und ſchmückt, trotz ſeines vorgerückten Alters, Dickens humoriſtiſche Werke mit wahrhaft köſtlichen Karikaturen.

Aus der Maſſe der neuern Karikaturiſten Englands ragen der unerſchöpfliche H. B., der äußerſt komiſche Phiz, Catermolle und die beiden Doyle, die thätigſten Mitarbeiter am Londoner „Charivari“, hervor.

An der Spitze der franzöſiſchen Karikaturenmaler ſtehen Jacques Callot (geb. 1593, geſt. 1635 zu Nancy), berühmt durch ſeine komiſchen Fantaſieſtücke, und Antoine Watteau (geb. 1684 zu Valenciennes, geſt. 1721 zu Nogaret bei Paris), bekannt durch ſeine reizendſchönen Bambocciaden, womit er die Wände des Schloſſes zu Chantilly geſchmückt hat.

Seit der Julirevolution haben ſich zwei geiſtreiche Karikaturiſten, Ignaz Iſidor Gérard, genannt Grandville (geb. 1803 zu Nanci), durch ſeine „Métamorphoses du jour“, durch ſeine „Dieux de la fable et leurs amours“, vor Allem aber durch ſeine reizenden Thierbilder in der „Vie privée des animaux“ und Edmond Gavarni durch ſeine „Enfans terribles“, durch ſeine „Lorettes“ und viele andere echt charakteriſtiſche

Sittenſchilderungen des Pariſer Lebens einen europäiſchen Ruf erworben. Niemand weiß ſo ſchön und treffend eine Pariſer Griſette in ihren tauſend verſchiedenen Nüancen darzuſtellen, wie Meiſter Gavarni, deſſen „Oeuvres choisies“ erſt unlängſt bei Hetzel in Paris herausgekommen ſind. — Außer dieſen Beiden verdienen noch Cham (ſein wahrer Name iſt mir nicht bekannt), Henri Daumier, Eugène Lami, L. Lorenz (?), Trimolet und Vernier, als ehemalige Mitarbeiter am „Musée Philipon“, genannt zu werden.

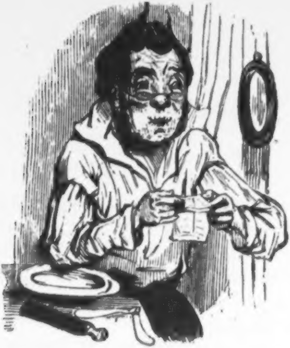
Bei den Holländern iſt die Karikatur zur Fratze ausgeartet. Der erſte und größte Meiſter dieſer Gattung war Peter van Laar (geb. 1613 im Dorfe Laaren bei Narden), wegen ſeiner verzerrten Geſtalt von den Italienern „Bamboccio“ genannt, woher die Bilder, die er gemalt, den Namen „Bambocciaden“ erhielten. Aus Rom nach Antwerpen zurückgekehrt, ſoll ſich Meiſter Laar in einem Anfluge von Hypochondrie in einen Brunnen geſtürzt haben. Außer ihm iſt nur noch Peter Quaſt, der um das Jahr 1630 in den Niederlanden florirt hat, wegen ſeiner karikirten Wirthshausſcenen und ſeiner höchſt drolligen Barbierſtuben erwähnungswerth.

Unter den Deutſchen, die zu allen Zeiten wenig Talent zur Karikatur, wie überhaupt zum Komiſchen gehabt, wird ein gewiſſer Thomas Patſch (geſtorben 1760) genannt. Mir iſt von dieſem Maler nichts als ſein Name bekannt. Der beſte Karikaturiſt Deutſchlands war Johann Heinrich Ramberg (geb.

1763 zu Hannover, geſt. daſelbſt 1840). Seine drolligen Converſationsſtücke zeichnen ſich u. A. auch durch die Eigenthümlichkeit aus, daß faſt in jedem ſeiner Bilder ein Hund angebracht iſt.

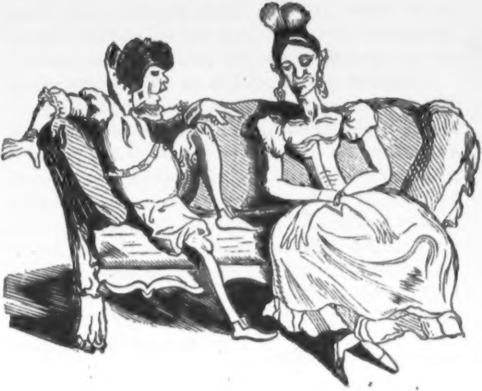
Von den Neuern hat Theodor Hoſemann, bekannt durch ſeine Volksſkizzen, die größte Anlage, ein deutſcher Gavarni zu werden.

Ein geplagter Ehemann,



der zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ſeine Frau ins Bad geſchickt hat und beim Raſiren die fröhliche Nachricht empfängt, daß ſie auf einer Spazierfahrt den Hals gebrochen hat.

Ein fulminanter Liebhaber.



Die violetten Schuhe.

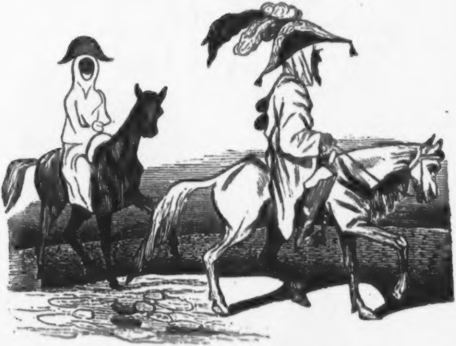
Herzog Eberhard Ludwig, der als unmündiger Sohn Wilhelm Ludwigs im Jahre 1677 den würtembergiſchen Thron beſtiegen hatte, war ein Nachäffer Ludwigs XIV. und gefiel ſich, wie Jener, einen Schwarm von Maitreſſen zu halten. Im Jahre 1708 — kurze Zeit vor einem Hofballe — verbreitete ſich bei Hofe und in der Stadt das Gerücht, der Herzog habe den Wunſch geäußert, all' jene eingeladenen Damen, welche geneigt wären, ſich ſeinen Wünſchen willfährig zu zeigen, ſollten, damit er ſie daran erkenne, auf dem Feſte mit violetten Schuhen erſcheinen. Und ſiehe da, am Abende des Balles erſchienen faſt ſämmtliche Damen in violetten Schuhen. Unter dieſen befand ſich auch das Fräulein Friederike Wilhelmine von Grävenitz, welche bald darauf die einflußreichſte und allgewaltigſte ſeiner Maitreſſen wurde. Die liſtige Evatochter wußte den würtembergiſchen Adam dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß ſie, wie Frau von Maintenon Frankreich, den Herzog und ganz Würtemberg beherrſchte. Ein Jahr ſpäter, als die empörten Stände einen kaiſerlichen Befehl auswirkten, welcher die unverſchämte Buhlerin aus dem Lande jagte, folgte ihr der Herzog nach Genf und trieb dort ein noch tolleres, üppigeres und verſchwenderiſcheres Leben, als an ſeinem Hofe zu Stuttgart.

Später kehrte Eberhard Ludwig mit der Grävenitz nach ſeiner Hauptſtadt zurück, ließ ſie pro forma mit dem Grafen Würben vermählen, ſich heimlich aber mit ihr trauen, und ernannte ihren Bruder, einen einfältigen Junker, zum erſten Miniſter. Das Fräulein führte im Cabinet den Vorſitz, miſchte ſich, gleich der Frau von Pompadour, in alle Staatsangelegenheiten, verkaufte die Beamtenſtellen an Die, die ihr das Meiſte dafür zu bieten vermochten, ſetzte die Abſetzung aller ihr mißfälligen Staatsdiener durch und ging in ihrem Uebermuthe, in ihrer Frechheit ſogar ſo weit, die rechtmäßige Gemahlin des Herzogs, eine gute, fromme, liebenswürdige Prinzeſſin von Baden, auf jede erdenkliche Weiſe zu beleidigen, kränken und mißhandeln. — Auf ihren Antrieb wurde Ludwigsluſt erbaut und das unglückliche Land in einen Abgrund von Schulden geſtürzt. Als endlich die Verwirrung aufs Höchſte geſtiegen war, reiſte der gute Herzog (1731) nach Berlin und ließ den Befehl zurück, daß ſeine Maitreſſe, deren Reize er nun überdrüſſig war, binnen drei Tagen die Hauptſtadt und innerhalb acht Tagen das Land verlaſſen müſſe; doch da ſie ſich deſſen ſtandhaft weigerte, ließ er ſie auf die Feſtung Hohen-Urach ſchleppen, wo ſie ſo lange blieb, bis ſie all' ihren Anſprüchen entſagte und die ihr geſchenkten Güter zurückgab. Bald darauf (1733) ſtarb Ludwig Eberhard zum Glück ſeines Landes und zur Freude ſeines mit Recht empörten Volkes.

Aber ſein Einfall mit den violetten Schuhen verleitet uns auf den Einfall, zu fragen, ob von jenen Violettſchuhen vielleicht unſere modernen Blauſtrümpfe herſtammen?

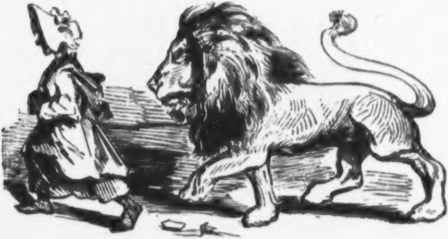
Zeitbilder.

I.



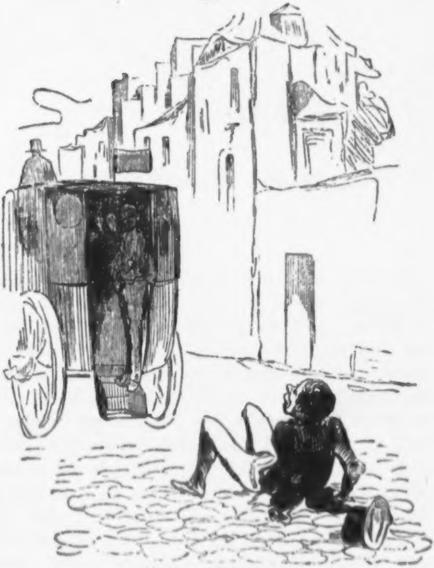
Abd-el-Kader und ſein Adjutant.

II.



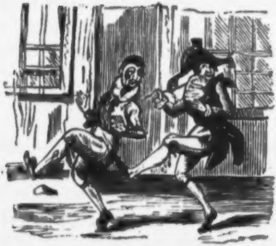
Madame Abd-el-Kietz mit ihrem Schoßhündchen.

III.



Ueberall Abfall.

IV.



Egmont auf andere Art
oder
Vergnügtſein zweier Schauſpieler hinter den Couliſſen, nachdem der eine als Alba und der andere als Vanſen gerufen worden.

Meiſter Strauß und ſeine Geige.

Als der liebe Gott anno 1792 in einem Champagnerrauſche den „Schwan von Peſaro", Joachim den Großen, Roſſini den Einzigen, ſchuf, blieb ihm vom Teige, woraus er ihn geknetet hatte, noch ein winzigkleines Klümpchen übrig, das er trällernd bei Seite ſchob und ſich nicht mehr darum bekümmerte. Zwölf Jahre ſpäter, als der liebe Gott wieder einmal bei roſenfarbener Laune war und, ſeine Welt betrachtend, im Stillen ein Gaudeamus igitur ſang, da fing das bei Seite geſchobene und ganz und gar vergeſſene Klümpchen im Dreiachteltakte zu tänzeln an und bat den Herrn der Welt: »Ach, lieber Gott, willſt Du nicht ſo gut ſein, auch aus mir Etwas zu machen?« — »Bon!« ſagte der Ewige, nahm das Roſſini-Reſtchen, hauchte ihm göttlichen Odem in die Naſe und himmliſche Melodie ins Ohr und ließ das Klümpchen auf die Erde fallen. Und ſo kam am 14. März des Jahres 1804 in der Stadt der Fäjaken, im lebensfrohen Wien, ein Büblein auf die Welt, das wie jedwedes Menſchenkind zu weinen begann. Und ſiehe, da trat eine unſichtbare Fee an ſeine Wiege, ſpielte auf goldbeſaiteter Geige dem neugeborenen Weltbürger allerhand luſtige Tänze vor und träufelte dem ſchwarzäugigen Schreihalſe eine Fluth ſüßer Melodien ins Ohr. Der Kleine ſchloß die Aeuglein und lauſchte; da neigte ſich die Fee über ſein Bettchen, küßte ſeine Stirn, legte Geige und Bogen als Pathengeſchenk in ſeine Wiege und . . . verſchwand. Da — hört, hört! — ſchlug das Büblein die Aeuglein auf, ergriff die Geige und klimperte ein paar Noten, die wie ein Stück Walzer klangen, ſo luſtig und pikant, daß nach dieſem Takte die Fliegen in der Stube und Köchin und Amme in der Küche zu tanzen begannen. Acht Tage ſpäter erhielt das Knäblein in der Taufe den Namen Johannes Strauß.

Fünfzehn Jahre alt kam er zu einem Buchbinder in die Lehre, doch während er Bibeln und Kochbücher band, ſummte in ſeinem Kopfe ein Schwarm leichtgeſchürzter Kobolde, die ihm keine Ruhe ließen, die ihn bald an der Naſenſpitze, bald am Ohrläppchen zupften und ihm leiſe ins Ohr raunten: »Wirf Kleiſter und Pappendeckel weg und greife nach der Geige und dem Zauberbogen, die Dir Deine Pathin, die gute Fee, geſchenkt.« Und wenn dann der Feierabend kam, klimmte er in ſein finſteres Dachſtübchen hinauf, nahm ſeine Geige von der Wand, öffnete das Fenſter und ließ den Mond und die Sterne zu ſich hineinſcheinen; dann aber fing er zu geigen an und geigte bis in die ſpäte Nacht hinein, ſo daß ſelbſt die feurigen Sterne ſeine Melodien zu belauſchen und nach ſeinen Rhythmen um den bleichen Mondkegel herumzuwalzen ſchienen. Und erſt wenn der Morgen graute und der Hahn ihm »bon jour« zukrähte, warf ſich der arme Buchbinderburſche erſchöpft auf ſeinen harten Strohſack und träumte . . . von ſeiner freundlichen Fee.

Vier Jahre ſpäter (1824) trat er in Joſeph Lanners Kapelle ein und bald darauf war der Schüler ſeines Meiſters gefährlichſter Nebenbuhler. Und wie einſt der Lorbeer des Miltiades den Schlaf des Themiſtokles beunruhigt hatte, ſo raubten die Siege des Meiſters Johann den Schlaf Meiſter Joſephs. Und ſo geſchah's, daß ſich zwiſchen Miltiades-Strauß und Themiſtokles-Lanner ein Wettſtreit entſpann auf Leben und Tod. Jeder von Beiden wollte „Cäſar oder gar nichts“ ſein. Und dieſem ſchönen Wettkampfe, der von 1830 bis 1844 gewährt, verdankt das tanzende Deutſchland einen Phalanx von Walzern, eine Legion von Quadrillen und Galoppaden, welche die Reiſe um die Welt gemacht und der deutſchen Tanzmuſik ſelbſt jenſeits des Oceans glänzende Triumphe verſchafft haben. Der Tod ſetzte dieſem Zweikampf auf Geigen endlich ein Ziel: Lanner ſtarb vor drei Jahren, als er kurz vorher ſein 199ſtes Opus, den Walzer „Rouge et Noir“, vollendet hatte; der Schüler aber überlebte ſeinen Meiſter und feiert geſtern in Berlin, heute in Leipzig, morgen in Prag und übermorgen in Wien Sieg auf Sieg, Triumph auf Triumph!

Wem aber verdankt der Napoleon des Walzers dieſe Siege, dieſe Triumphe? Wem anders als ſeiner Fee oder, was daſſelbe ſagt, ſeiner Wundergeige, ſeinem Zauberbogen!

Seine Geige iſt ein muthwilliger Tauſendſaſa, der uns Boccaccio'ſche Novellen, Perrault'ſche Feenmärchen, Bäuerle'ſche Zauberpoſſen erzählt; jeder ſeiner Walzer iſt ein Decameron der witzigſten Melodien und fröhlichſten Rhythmen; jede ſeiner Melodien iſt eine reizende Colombine, jeder ſeiner Rhythmen ein lachender Arlequin. Alle ſeine muſikaliſchen Novellen haben, wie der arabiſche Hadſchich, eine berauſchende Kraft, die uns in wachen Schlaf und wunderholde Träume wiegt; unſer Ohr ſchwimmt in einem Meere roſenfarbener Töne, unſere Seele durchſchifft den blauen abendloſen Aether und entdeckt neue Reiche: Feenländer, Feenſchlöſſer, Feengärten mit ſingenden Bäumen und klingenden Blumen, mit duftigen Hainen und plätſchernden Springbrunnen, mit lachenden Nymphen und kichernden Gnomen, die uns in mondererhellte Labyrinthe, in kryſtallene Grotten und glitzernde Säle locken, wo Myriaden ſüßer Feen uns umſchwirren, die mit uns das Glück ihrer Himmel theilen wollen. Bei Anhörung eines Strauß'ſchen Walzers überſchleicht uns ein unbeſchreibliches Gefühl wonniger Schmerzen und ſchmerzlicher Wonnen; beim Tanzen eines Strauß'ſchen Walzers kann man ſich — natürlich nur auf die Dauer des Tanzes — in die häßlichſte Frau, in den häßlichſten Mann verlieben, denn ſeine Walzer tragen eine unwiderſtehliche Wolluſt in ſich, welche die Tanzenden mit goldenen, unzerreißbaren Fäden umſchlingt. Hat ſchon jeder Walzer etwas Gefährliches, um wie viel gefährlicher iſt dann ein Walzer von Strauß. Als Frau von Genlis, die einſtmalige Hofmeiſterin Louis Philipps, am Hofe der Königin Marie Antoinette den erſten Walzer tanzen ſah, beſchrieb ſie ihn, wie folgt: »Une jeune personne, légèrement drapée, se jettant dans le bras d'un jeune homme qui la presse contre son sein et qui l'entraine avec une telle impetuosité, que bientôt elle éprouve un violent battement de coeur et qu'éperdue la tête lui tourne. Voilà ce que c'est qu'une walse.« Wenn Frau von Genlis nicht bereits geſtorben wäre, wenn ſie Zeugin eines Strauß'ſchen Walzers ſein könnte, ſie würde dieſen Tanz jetzt ganz anders, vielleicht etwa ſo definiren: ein Strauß'ſcher Walzer iſt eine in Muſik gehüllte Liebeserklärung, eine in Seufzer eingebundene Bitte, eine im Sturme der Gefühle eroberte Gewährung. Wer mag es zählen, wie viel Glück und Unglück in der Liebe die Geige des Hexenmeiſters Strauß auf ihrem Gewiſſen hat?!

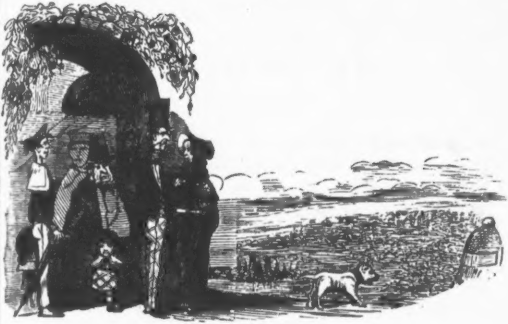
Aber kehren wir zu ihm ſelbſt zurück.

Johann Strauß iſt der zu Fleiſch gewordene Walzer. Und könnte man Meiſter Johann wie einen Apfel in vier Theile zerſchneiden, jeder Theil wäre ein Walzer, und könnte man jeden ſeiner Walzer, wie ihn ſelbſt, in hundert Theile theilen, jeder Theil wäre wiederum ein ganzer Walzer. Strauß hat dieſen Tanz zur Höhe eines Concertſtückes erhoben. Ein Walzer, der vor zwanzig Jahren en vogue geweſen iſt, verhält ſich zum jetzigen Walzer, wie Hoffmannswaldau'ſche Poeſie zu Göthe'ſcher Proſa, wie Eulenſpiegel zu Don Juan, wie Hiob zu Sardanapal!

Es lebe Strauß und ſeine Walzer! Und wenn einſt der große, blaſſe Tanzordner, Meiſter Hain, mit ſeiner Hippe naht und unſern Freund vom Tanzſaale des Lebens ins Büffet der Unterwelt rufen will, dann braucht Meiſter Johann nur nach ſeiner Geige zu greifen und den Eliſabeth-Walzer oder Fortuna-Galopp anzuſtimmen, um ſelbſt den Würgengel zum Tanzen zu bringen.

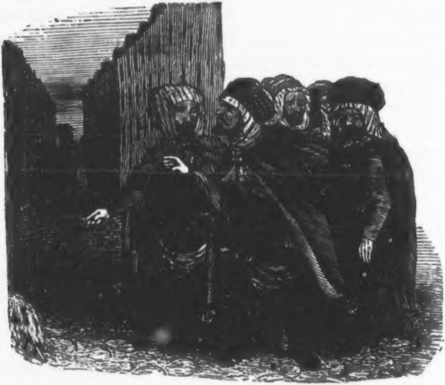
Es lebe Strauß und ſeine Geige!

Spaziergang



bei Tage.

Spaziergang



bei Nacht.

Joſef Gungl.

Leipzig, mein Leipzig, wo warſt Du? Klein-Paris und Groß-Zſchocher, wo ſtakt Ihr, als Joſef Gungl, der Strauß der Berliner, der Titan des Walzers, der Herkules der Galoppade, der Theſeus der Polka, im Saale des Hôtel de Pologne ſein Conzert gab? Leipzig, liebes Leipzig, muß Dich Dein „Tageblatt“ erſt haranguiren, wenn Du einen Genuß, der Deiner harrt, nicht verſäumen ſollſt? Wär' ich nicht zu ſehr vernarrt in Dich, mein Leipzig, ich könnte böſe auf Dich ſein, weil Du dies Conzert verſäumt haſt.

Joſef Gungl, liebes Leipzig, iſt der Componiſt eines Marſches, den Du tagtäglich auf der Straße ſpielen und ſingen, pfeifen und trällern hörſt, eines Marſches, deſſen Melodie durch die halbe Welt marſchirt iſt und in der neuen Welt eben ſo vielen Anklang als in der alten gefunden hat. Joſef Gungl iſt der Componiſt von „Kriegersluſt“ und darum liebe ich den

Mann, denn wie oft bin ich in meiner neidenswerthen Eigenſchaft als Communalgardiſt der fünfzehnten Compagnie des zweiten Bataillons nach den Klängen dieſes Marſches aller Märſche hinausgezogen durch den ſmaragdenen Schatten unſeres Roſenthales nach der friedlichen Wieſe von Gohlis! O Gungl, Gungl, wenn Du für jeden Schuſterjungen und Flaneur, der in Europa und Amerika Deine „Kriegersluſt“ vor ſich herträllert, einen Pfennig bekämeſt, dann wärſt Du in einem Jahre reicher als Rothſchild, Louis Philipp und meine Wenigkeit. Aber Du biſt ein deutſcher Componiſt, Du arbeiteſt für deutſche Verleger und haſt für Deinen Marſch, den Du vor fünf Jahren in Grätz componirt haſt, für Deinen Marſch, von dem Dein Verleger bis jetzt zwiſchen 10—12000 Exemplare abgeſetzt hat,

Einen Louisd'or Honorar erhalten!!!!!!!

Wärſt Du ein Franzoſe, armer Gungl, dieſer einzige Marſch hätte Dir mehr eingebracht, als Deine ſämmtlichen Compoſitionen Dir jemals einbringen werden, denn Du haſt das Glück, ein Deutſcher zu ſein, deſſen geiſtiges Eigenthum nicht geſichert iſt, ein deutſcher Künſtler, der ſich wie der Leinweber für ſeinen Fabrikherrn abſchindet und mit der Schale zufrieden ſein muß, während der Verleger den Kern für ſich behält. Neidenswerthes Loos, ein deutſcher Künſtler zu ſein!

Aber nicht dieſer Marſch allein, ein glänzender Phalanx goldgegliederter Walzer und ſtahlgepanzerter Galoppaden hat dieſem Ungarn einen mehr als deutſchen Namen verſchafft. Kennſt Du den Eiſenbahn-Galopp, mein Leipzig? Er iſt von Joſef

Gungl. Kennſt Du die Frühlings-Galoppade? Sie iſt von ihm. Kennſt Du das „Wiederſehen“? Dieſer Walzer iſt von ihm! Wenn ich einmal die „Geſchichte des Walzers“ ſchreiben werde (ein Thema, das ich ſchon lange mit mir im Kopfe herumtrage), will ich die Hiſtorie des ſchönſten aller Tänze in acht Epochen abtheilen und zwar:

I. Vom Walzer, den Adam mit Eva im Paradieſe bis zum Walzer, den Marcus Antonius mit Cleopatra in Rom getanzt haben.

II. Vom Cleopatra-Walzer bis zu jenem, den Doctor Martin Luther mit Katharina von Bora auf der Hochzeit zu Wittenberg getanzt hat.

III. Vom Martin-Luther-Walzer bis zu jenem, den Herr von Talleyrand mit der deutſchen Diplomatie auf dem Wiener Congreß getanzt.

IV. Vom Wiener Congreß- bis zum Ypſilanti-Walzer.

V. Vom Ypſilanti bis zur „Aufforderung zum Tanze“. In dieſen Zeitraum fällt die Reformation des Walzers, herbeigeführt durch Karl Maria von Weber.

VI. Von Karl Maria von Weber bis Joſeph Lanner.

VII. Von Joſeph Lanner bis Johann Strauß.

VIII. Von Johann Strauß bis Joſef Gungl.

Lanner, Strauß und Gungl ſind die drei Hauptfaktoren, die den Walzer zu einer Höhe emporgetragen haben, von der die Vor-Weber'ſche Zeit keine Ahnung gehabt. Ein Walzer von damals verhält ſich zu einem Walzer von jetzt wie ein ſteifbeiniger Pſalm zu einer leichtbeſchwingten Dithyrambe, wie eine Bach'ſche Fugenfolter zu einer Symphonie von Beethoven, wie ein ſchwerfälliges Haarbeutel-Gedicht von Martin Opitz zu einem flatternden Lockenlied von Heinrich Heine.

Lanners Eigenthümlichkeit habe ich vor Jahren ſchon in einem meiner Bücher, Strauß's Eigenthümlichkeit in dem Artikel „Meiſter Strauß und ſeine Geige“ hervorgehoben; heute will ich die Eigenthümlichkeit Joſef Gungls zu ſchildern verſuchen.

Gungl verhält ſich zu Strauß wie friſcher Moſt zu altem Weine. In Gungls Walzern gährt und kocht, ziſcht und ſchäumt, ſauſt und brauſt eine Melodienfülle, die, wie die Kohlenſäure des Champagners, feſſelnſprengend einen Pfropfen nach dem andern in die Luft ſchleudert; aber jeder dieſer melodiſchen Pfropfen iſt eine zündende Rakete, die ſich blitzſchnell entwickelt und bald als farbenſprühende Feuergarbe, bald als hundertfarbige Leuchtkugel niederſinkt. Jeder Gungl'ſche Walzer iſt ein Feuerwerk von melismatiſchen Kaskaden, harmoniſchen Tourbillons und rhythmiſchen Schwärmern; alles platzt, nichts verpufft, alles zündet. Strauß's Walzer ſind ſingende Tänze, Gungls Walzer tanzende Geſänge, Lieder, die in bacchantiſchem Jubel und mänadiſcher Wolluſt um ſich ſelbſt herumkreiſen und ſich und uns das Herz aus dem Leibe tanzen. Beim Anhören der Gungl'ſchen Walzer fühle ich mich, um mit Vater Göthe zu reden, ſo wohl als wie fünfhundert Säue, die ſich, von heißer Mittagsſonne beſchienen, in ihrem Lieblings-Elemente herumwälzen: es iſt mir, als müßte ich beim Sirenenrufe dieſer

Melodien aus meiner Haut in eine andere fahren, die mir beſſer als die meinige gefällt: es iſt mir, als müßte ich alle Welt umarmen, den Himmel und die Sterne an mein Herz drücken, hielte mich nicht die Furcht zurück, daß einer der Letztern mir an einem meiner jungfräulichen Knopflöcher ſitzen bleibt. Bei Gungl'ſcher Muſik wäre ich im Stande, ſelbſt Herrn Marr zu umarmen und, bei Gott! das will viel, ſehr viel ſagen!

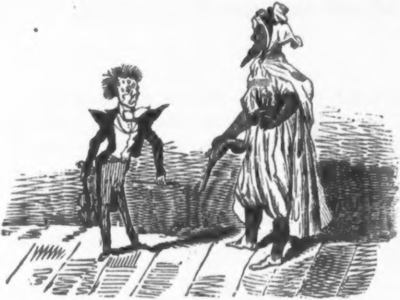
Von den Sachen, die Herr Gungl von ſeiner eigenen Compoſition vorgetragen hat, haben vor Allem „Terpſichorens Schwinger" und „das Wiederſehen" — zwei reizend ſchöne Walzer — „die Klänge aus der Heimath" — ein köſtlicher Oberländer — und „Vielliebchen", eine Polka, die ich auffreſſen könnte — eingeſchlagen. Aber das originellſte iſt die „Preußiſche Parade", ſein drittes Marſch-Potpourri, ein Guckkaſten der hinreißendſten Marſchmotive, ein harmoniſches Ghirribizzi, ein ohrenkitzelndes Tohu-Bohu, das, wenn ich's mit Worten ſchildern ſoll, mit einem unüberſehbar-langen Maskenzuge zu vergleichen iſt, in dem chineſiſche Mandarine am Arme franzöſiſcher Griſetten, römiſche Veſtalinnen am Arme ſpaniſcher Don Juane, ſchottiſche Hochlands-Willys und ruſſiſche Koſaken, perſiſche Peris und polniſche Juden, oſtindiſche Bonzen und Berliner Villabella-Nymphen, arkadiſche Schäferinnen und grönländiſche Eisbären, venezianiſche Colombinen und Schkeuditzer Nachtwächter, Blocksberghexen und Troubadours, Schweizer Mimili's und gehörnte Teufel, bergameskiſche Arlecchine und altenburger Bäuerinnen, Pariſer Faſtnachtsochſen und Wiener

Bären, Hamburger Rieſenhummern und Leipziger-Buchhändler-Krebſe in wirrem Jubel und tollem Lärm, ſingend, neckend, kichernd, koſend, plärrend, höhnend, pfeifend, ſtoßend und drängend an uns vorüberziehen und uns mit ſich fortreißen in dieſen ſchäumenden Carnevalsſtrudel. Brauche ich zu ſagen, daß Gungls Muſik gefallen hat? Nein, denn Jeder, der ſie gehört, wird Dir ſagen können, daß jeder ſeiner Tänze Furore, maſtodontiſches Furore gemacht hat. Leipzig, Du haſt diesmal viel verſäumt: Du haſt drei heitere Stunden eingebüßt.

Abd-el-Kader und ſein Tanzmeiſter.

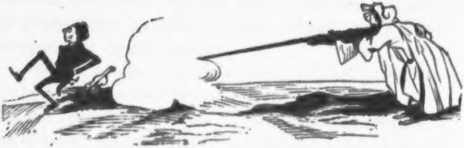
(Unter den gefangenen Franzoſen befindet ſich ein Tanzmeiſter.)

Der Fürſt der Wüſte, der zum 67ſten Male gänzlich vernichtete Abd-el-Kader, läßt den kleinen Kerl vor ſich rufen und ſagt ihm:



»Ich laſſe Dir fünf Minuten Zeit, mir die Polka einzuſtudiren.«

Dem Tanzmeiſter ſtehen die Haare zu Berge. Vier Minuten ſind verfloſſen. Abd-el-Kader kann noch immer nicht polken. Zum Glück wird er abgerufen. — »Warte, Kameel,« ſagt der Emir und entfernt ſich.



Der Tanzmeiſter, der vor Schreck ganz zuſammengeſchrumpft iſt, ergreift die Flucht, wird aber von Abd-el-Kietz, einem Feldwaibel Abd-el-Kaders, vermittelſt einer Vogelflinte in einen Theil des Körpers getroffen, der auch bei Tanzmeiſtern höchſt empfindlich iſt.

Des Orang-Utangs letzte Stunde.

Zu Anfang der Michaelis-Meſſe dieſes Jahres fand man im „Leipziger Tageblatte“ in der langen Reihe der Fremden, die unſere Stadt mit ihrer Gegenwart beehrten, einen Ausländer, deſſen Ankunft in allen Kreiſen der Geſellſchaft ein nicht unverdientes Aufſehen erregte.

Der Fremde hieß „Orang-Utang“ und war in der Liſte als „Particulier, Kosmopolit und Waldmenſch“ aufgeführt.

Bald darauf war er, mit hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß, in Adams Kaffeegarten für Geld zu ſehen.

Und die ganze Bevölkerung Leipzigs ſtrömte nach Sansſouci, um den berühmten Fremden zu bewundern.

Von Dresden aus war ihm der Ruf vorangeeilt, daß er, der Erſte ſeiner Dynaſtie in Deutſchland, eine in jeder Hinſicht ſehenswerthe Erſcheinung ſei. Und ſo geſchah es, daß dieſer Affe ſehr bald der Löwe des Tages war.

Kinder führten ihre Väter, Frauen ihre Männer zum Orang-Utang. Die „Illuſtrirte“ ließ das Wunderthier in Holz ſchneiden, die „Modenzeitung“ nahm ihn in die Gallerie ihrer berühmten Zeitgenoſſen auf und Donna Gismunda Roſenlaub, die Hoheprieſterin der Leipziger Mode, erfand ihm zu Ehren écharpes à la Orang-Utang.

Gekitzelt von ſo vielen Huldigungen, berauſcht vom Weihrauch, der ihm geſtreut wurde, ließ er ſich von einem ſeiner Collegen zum Mitgliede des Literaten-Vereins vorſchlagen, wurde mit 43 Stimmen gegen 2 aufgenommen und gleich darauf zum Vorſchwitzenden der 194ſten Commiſſion zur moraliſchen Verfolgung des Nachdrucks erwählt. Gleich darauf erſchien im „Converſationslexikon der Gegenwart“ eine ausführliche Lebensbeſchreibung des Gefeierten aus der geiſtreichen Feder des berühmten X. Y. Z.

Zwei Tage ſpäter fühlte er ſich unwohl und drei Tage ſpäter rief ihn der Tod vom Schauplatz ſeines irdiſchen Ruhmes ab.

Orang-Utang ſtarb im vollſten Bewußtſein. Eine Stunde vor ſeinem Ende ließ er einen unſerer neunundneunzig Notare rufen, um demſelben ſein Teſtament zu dictiren. Seine Eingeweide vermachte er dem anatomiſchen Muſeum, ſeine Haut dem berühmten Novelliſten Robert Heller. Letzterer trägt ſie ſeitdem als Paletot.

Bei der Beerdigung des Affen trugen Fräulein Unzelmann und Herr Laube, Herr Oberregiſſeur Marr und Herr Bernbardi, die Repräſentanten der Leipziger Kunſt und Kritik, die vier Zipfel des Leichentuchs. Robert Blum aber ſprach die Grabrede.

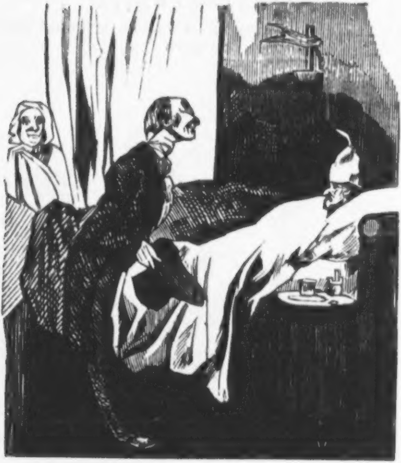
Bald nach dem Tode des Hingeſchiedenen verbreitete ſich das Gerücht, der Einzige ſeines Geſchlechts ſei keines natürlichen Todes geſtorben. Seine nächſte Umgebung wollte wiſſen, er ſei durch Selbſtmord gefallen.

Sicherem Vernehmen nach ſollen ſeine Papiere nicht ganz in der Ordnung geweſen ſein; auch ſoll's ihm an einem Heimathsſchein gefehlt haben.

Er ſchläft nun den Schlaf der Gerechten. Geſtern hat ſich ein Verein conſtituirt, der dem Verſtorbenen auf Actien ein Denkmal errichten will mit der Inſchrift:

Er iſt todt,
aber ſein Geiſt lebt unter uns fort.

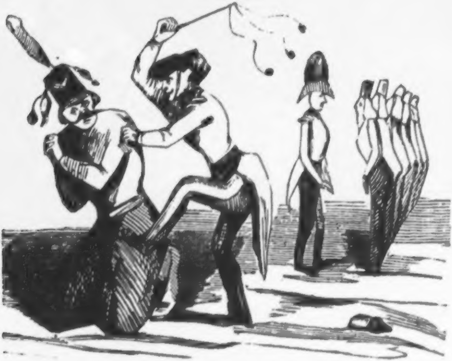
Eine Bitte.



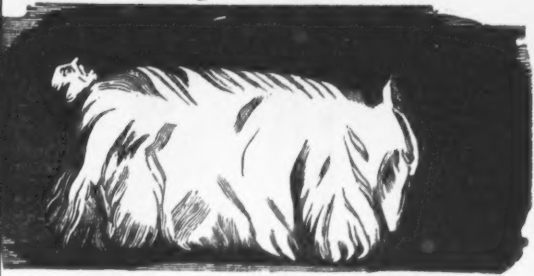
»Verehrter Herr, ich bin Naturforſcher und habe es mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht, auf eine neue, bis jetzt noch nicht dageweſene Manier Todte beiderlei Geſchlechts einzubalſamiren. Wenn Sie geſtorben ſind, verehrter Herr, ſo bitte ich Sie, Ihre Haushälterin ſofort zu mir zu ſchicken, damit ich Sie nach dieſer Methode einbalſamire. Sollten Sie jedoch daran keinen Geſchmack finden, ſo wäre ich eben ſo gern bereit, Sie gegen ein mäßiges Honorar nach beſten Kräften auszuſtopfen.«

Vergnügungsreiſe

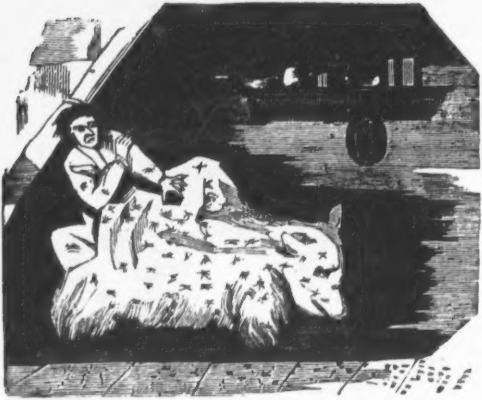
eines deutſchen Rentiers, Habakuk Pitſchpatſch, nach Rußland.



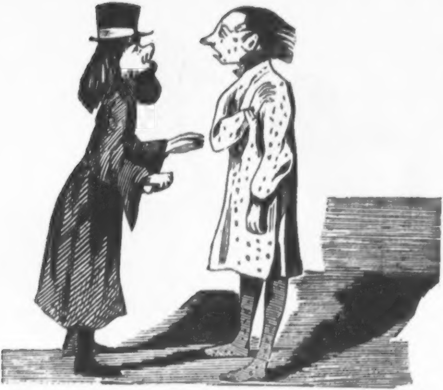
Herr Pitſchpatſch kommt in dem gottgeſegneten Petersburg an und freut ſich über die gute Mannszucht und praktiſche Exerciermethode der ruſſiſchen Soldaten.



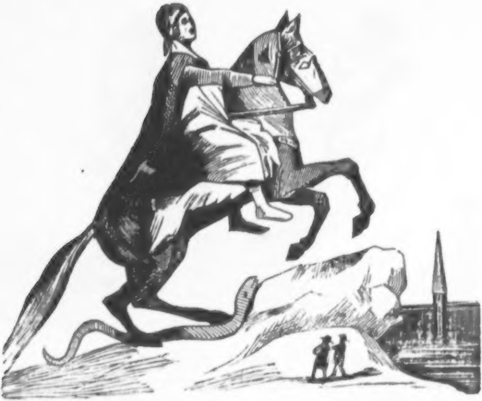
Herr Pitſchpatſch geht in eines der beſten Hôtels und legt ſich in ein eigenthümliches ruſſiſches Bett, das ſeiner Bequemlichkeit wegen als Muſter auf der nächſten Gewerbeausſtellung in Berlin zu glänzen verdient.



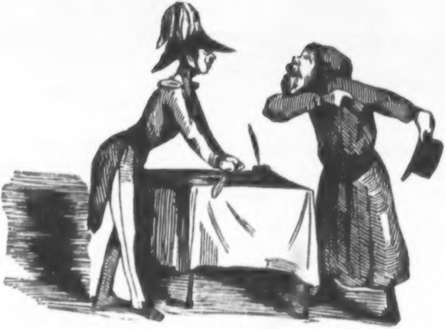
Herr Pitſchpatſch erhält während der Nacht Beſuch von zudringlichen Inſekten.



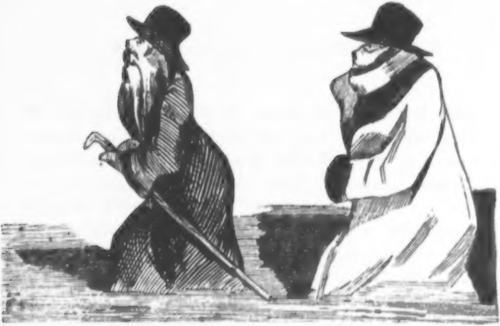
Herr Pitſchpatſch beklagt ſich deshalb am andern Morgen beim Oberkellner, der ihm das Verſprechen giebt, die nächtlichen Ruheſtörer bei der hohen Polizei anzugeben.



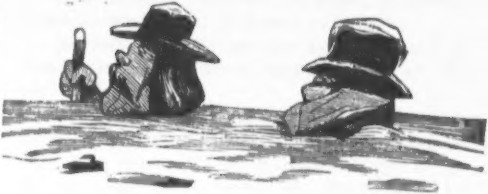
Herr Pitſchpatſch beſieht ſich die Merkwürdigkeiten Petersburgs, beſucht die Reiterſtatue Peters des Großen und ſpricht gegen einen Nebenſtehenden die Anſicht aus, daß ihm der Schweif des Pferdes etwas zu ſteif erſcheint.



Der Nebenſtehende war ein Spion, der Herrn Pitſchpatſch ſofort bei der Polizei anzeigt.



Ein Freund des Herrn Pitſchpatſch giebt ihm den Rath, um nicht nach Sibirien transportirt zu werden, Petersburg ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, was auch Herr Pitſchpatſch für das Vernünftigſte hält. Er nimmt ſogleich einen Wegweiſer.



Der Wegweiſer hat Herrn Pitſchpatſch irre geführt, ſo zwar, daß Beide, eine Stunde von Petersburg, mitten auf der Chauſſée bis am Halſe ſtecken bleiben.

Buridan und ſein Eſel.

Die Eſel aller Farben, die ſervilen und die liberalen, traten zuſammen, um den Vorſchlag eines ihrer aufgeklärteſten Bundesgenoſſen Dr. ph. Dingerich, in ernſte Berathung zu ziehen.

Im Sitzungsſaale herrſchte tiefes Schweigen. Dingerich beſtieg die Tribüne, räuſperte ſich und begann:

Edelmögende Herren, Freunde und Brüder, hochgeborene, hochwohlgeborene, wohlgeborene und unwohlgeborene Eſel, ſind wir nicht rechte Eſel, daß wir uns von manchen Menſchen, die, bei Lichte betrachtet, weit größere Eſel als wir ſelber ſind, jede Zurückſetzung, jede Demüthigung, jede Schmach ruhig gefallen laſſen?

(Murren auf der rechten, Beifall auf der linken Seite.)

Freunde, Kameraden, Brüder, warum ſäumen wir, Schimpf durch Schimpf, Schmach durch Schmach zu tilgen? Sind wir nicht Eſel . . .

(Eine Stimme auf der rechten Seite): Ja, das ſind wir!

Sind wir nicht die einzig wahren Eſel und können wir, weil die Natur uns vier Beine gegeben, nicht eben ſo gut ſchimpfen, als Jene, die nur zweibeinig ſind?

(Eine Stimme auf der Linken): Ich ſchimpfe, du ſchimpfeſt, er ſchimpfet, wir ſchimpfen, ihr ſchimpfet, ſie ſchimpfen.

Der conjugirende Eſel wird vom Vorſitzenden zur Ruhe verwieſen, Dr. Dingerich leert ein Glas Zuckerwaſſer und fährt fort:

Auch wir, meine Herren, wollen eine Zeitung gründen, eine Zeitung von Eſeln, eine Zeitung für Eſel, ein Organ, das unſere Rechte vertreten und jede Beleidigung, die man uns zufügt, mit gleicher Münze bezahlen ſoll. Alle für Einen und Einer für Alle! ſei von heut' an auch unſer Wahlſpruch.

(Eine Stimme im Centrum): Alles recht gut und ſchön! Werden wir aber auch eine Conceſſion zur Herausgabe einer Zeitſchrift erhalten?

(Eine Stimme auf der Linken): Wo hat man jemals einem Eſel eine Conceſſion verſagt?

Dingerich: Wenn Sie alſo einig ſind, meine Herren, ſo ſchreiten Sie zur Wahl einer Redaktion, die den Proſpektus unſerer Zeitung entwerfen und unſern Plan zur Ausführung bringen ſoll.

(Stimmen zu beiden Seiten): Aus wie viel Köpfen ſoll die Redaktion beſtehen?

Dingerich: Nach meiner unmaßgeblichen Anſicht aus Zweien: aus einem verantwortlichen und aus einem unverantwortlichen Redakteur.

Der Vorſitzende: Ich ſtimme für drei; **tres faciunt collegium.** Angenommen! Angenommen! lautet der einſtimmige Ruf.

Es wird zur Wahl geſchritten. Dr. Dingerich erhält 1095, Profeſſor Longiauris 837 und Herr von der Diſtel 711 Stimmen.

Die Redaktion zieht ſich in ein ganz geheimes Gemach zurück und entwirft dort in Zeit von 2 Stunden 45 Minuten folgenden Proſpektus:

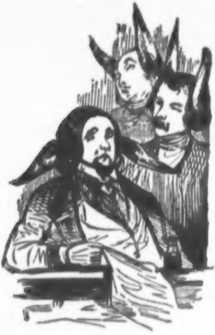
Vom 1. Januar 1747 (die Eſel ſind bekanntlich immer um hundert Jahre zurück) erſcheint im Verlage von J. J. Langohr und Compagnie ein neues Journal, betitelt:

Buridan und ſein Eſel.

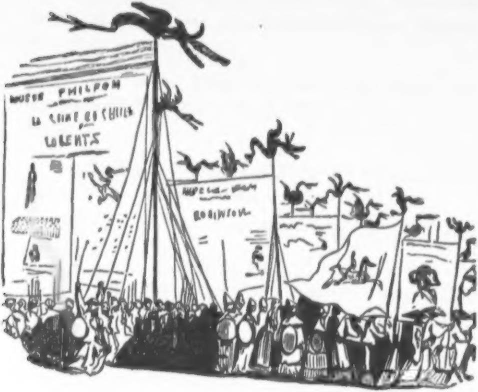
Illuſtrirte Thierzeitung für das gebildete Vieh-Publikum,

redigirt

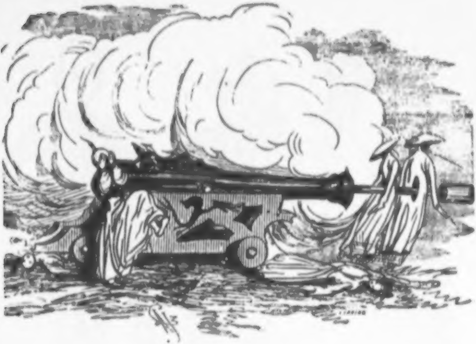
von



Dieſe Zeitung wird, auf Velin gedruckt und villan geſchrieben, ſich von allen anderen dadurch auszeichnen, daß ſie blutwenig Text, aber ſehr viel Bilder bringen wird; Bilder, die dann und wann gar nicht zum Texte, wie z. B.



und Texte, die häufig nicht zum Bilde paſſen werden, wie z. B.



Von den Hauptrubriken nennen wir vorläufig nur die Eine:

Chronik der europäiſchen Höfe.

— Die Königin von England befindet ſich in geſegneten Umſtänden.

— Der König von Hannover iſt auf die Jagd gegangen.

— Der König von Baiern hat, Schnupfen habend, zum Schwitzen eingenommen.

— Der jüngſtgeborene Sohn der Königin Pomare hat in der Taufe den Namen „Bretſchneider“ erhalten.

Geſchwind, was giebt's ſonſt noch Neues?

— In Mannheim iſt der kaiſerlich ruſſiſche Kollegienrath Auguſt von Kotzebue von einem deutſchen Studenten, Namens Karl Sand, erdolcht worden.

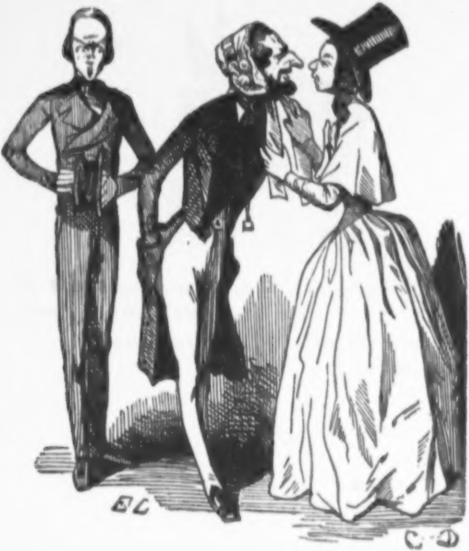
— Aus Sanct Helena geht ſoeben die Nachricht ein, daß Napoleon Bonaparte, wie es heißt, am Magenkrebs geſtorben ſei.

— In Berlin iſt das Königſtädtiſche Theater mit Haydn's „Ochſenmenuett“ eröffnet worden.

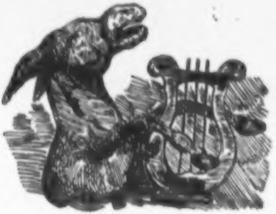
Auf der letzten Seite jedes Blatts wird eine Schach- oder Whiſtaufgabe, zum Beiſpiel:

> »Wie muß geſpielt werden, um den Blinden, welcher Trumpf-As und Trumpf-Dame hat, Groß-Schlemm zu machen?«

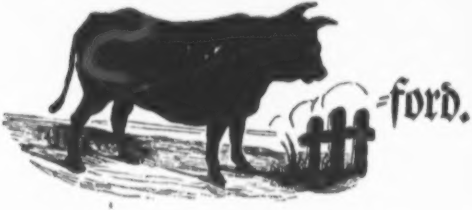
ein Modenbild



das Portrait eines berühmten Zeitgenoſſen

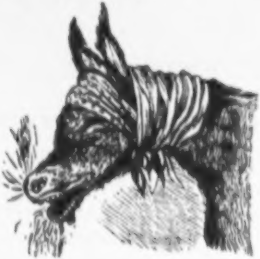


und ganz am Schluß ein äußerſt ſcharfſinniger Rebus



☞ Wer auf ein Exemplar abonnirt, erhält zwei Exemplare gratis.

Als Pränumerations-Quittung erhält jeder Abonnent eine goldene Medaille mit folgender Legende,



die er mit Erlaubniß der Redaktion an irgend einem Bande in jedem ihm beliebigen Knopfloch tragen darf.

Um geneigte Beſtellungen bittet die Verlagshandlung

J. J. Langohr.

Die

Getäuſchten.

Original-Luſtſpiel in einem Akt.

(Aufgeführt in Berlin, Breslau und Hamburg.)

Perſonen:

Emilie von Berg, eine junge Witwe.
Thereſe, ihr Kammermädchen.
Baronin von Hammelberg.
Hermann von Thal, ihr Neffe.
Carl, ſein Bedienter.
Carl, Emiliens Bedienter und Thereſens Liebhaber.
Löwenzahn, Executor.

(Die Handlung ſpielt in Berlin, in der Wohnung der Frau von Berg.)

Erſte Scene.

(Ein elegantes Zimmer mit zwei Thüren im Hintergrunde. Rechts am Fenſter ein modernes Sopha. Aus der rechten Thür kommt **Emilie**, gleich hinter ihr **Thereſe**.)

Emilie (einen Brief in der Hand haltend). Triff ſogleich Anſtalten, Thereſe, daß die Zimmer im zweiten Stockwerk aufgeräumt werden. Soeben erhalte ich dieſen Brief von meinem Oheim, der mir die Nachricht giebt, daß noch heute Herrmann von Thal, der vielgelobte, vielgeprieſene junge Mann hier eintreffen wird. Der gute Onkel kann es kaum erwarten, mich wieder verheirathet zu ſehen, und keiner, meint er, ſei würdiger meiner Hand, als eben dieſer Herr von Thal. Er ſoll jung, ſchön, eben ſo liebenswürdig als geiſtreich ſein. Ein Meiſter im Guitarrenſpiel, ein Virtuoſe im Pianoforte, der feinſte und gewandteſte Unterhalter — dies ſind freilich Eigenſchaften, die einer Frau in meinen Jahren gefährlich werden können. Onkel klagt zwar, Thal ſei ein ſo lockeres Bürſchchen, wie es wenige giebt, die Ehe wäre jedoch in derlei Fällen das beſte Correctionshaus. Nun, wenn er ſonſt all' die guten Eigenſchaften beſitzt, die Onkelchen ihm nachrühmt, da wollte ich des lockern Weſens wegen gern ein Auge zudrücken, denn kein Sterblicher iſt frei von kleinen Fehlern.

Thereſe. Wenn Sie ſich, gnädige Frau, nur nicht wiederum in Ihren Erwartungen getäuſcht ſehen. Jung und ſchön war Ihr erſter Herr Gemahl ebenfalls, nicht minder geiſtreich und gebildet. War Ihre Ehe deshalb eine glückliche?

Emilie. Leider nicht!

Thereſe. So ſchwer es mir auch wird, ſchon geheilte Wunden wieder aufzureißen, ſo muß ich dieſen Punkt doch wohl berühren, um Sie zu überzeugen, daß Jugend, Schönheit und Bildung nicht hinreichend ſind, das Glück einer Ehe zu begründen. Sie wiſſen, Gnädigſte, wie treu ergeben ich Ihnen bin; Sie wiſſen, daß ich gleiche Sorge um Ihr Glück, wie um mein eigenes trage. Laſſen Sie ſich alſo warnen, gnädige Frau, ſich in der Wahl eines neuen Gatten nicht zu übereilen.

Emilie. Du haſt Recht, liebe Thereſe. Ich weiß, Du meinſt es wahrhaft gut mit mir, darum bin ich auch immer bereit, Deinen Rath zu vernehmen und ihn, ſcheint er mir gut, zu befolgen. Was nützen alle jene ſchönen Eigenſchaften, wenn nicht das Herz des Mannes ſo iſt, wie es ſein ſoll. Mit Complimenten, Schwüren und Betheuerungen ſind die Männer gleich bei der Hand, doch haben ſie uns ſchwachen Weiber durch dieſe Köder in ihr Netz gelockt, dann ziehen ſie ganz andere Saiten auf. Leider habe auch ich dieſe traurige Erfahrung gemacht. Was verſprach ich mir nicht alles von meinem früheren Gemahl, einen Himmel ungetrübter Freuden, eine Sonne unbewölkten Glückes.

Thereſe. Und Himmel und Sonne ſahen Sie leider nur zu früh untergehen. Ich war Ihrem Herrn Gemahl niemals gram, au contraire, aber Dank ſei dem Himmel, daß er ihn bei Zeiten zu ſich genommen. Hätte ſich der Herr Gemahl — Gott hab' ihn ſelig — nur noch zwei Jahre auf dieſer Erde herumgetummelt, was wäre aus Ihnen und Ihrem Vermögen geworden? Er liebte nicht Sie, er liebte Ihr Geld. Sie mußten zuſehen, wie er ſich durch dieſes Geld das Herz Anderer erkaufte und — ſchweigen.

Emilie. Leider iſt dies Alles wahr.

Thereſe. Wenn dies nur nicht wieder ſo ein ſauberes Früchtchen iſt.

Emilie. Ich leugne nicht, daß ich durch die vortheilhafte Beſchreibung meines Onkels ſchon im Voraus für dieſen jungen Mann eingenommen bin, wiewohl ich ihn noch gar nicht kenne.

Thereſe. Er iſt leichtſinnig, gnädige Frau!

Emilie. Leichtſinn iſt ein epidemiſches Uebel unter der jungen Männerwelt; wenn nur ſein Herz frei von andern Schlacken übler Leidenſchaften iſt, ſo wollte ich über ein bischen Leichtſinn gern den Mantel der chriſtlichen Liebe werfen.

Thereſe. Zugegeben! Bevor Sie jedoch dem vielgeprieſenen Freier Ihre Hand reichen, müßte er, meinem Erachten nach, wenigſtens eine Prüfung beſtehen, in der er mindeſtens eine Probe ſeiner Liebe und Treue ablegt. Man muß den Männern das Heirathen nicht ſo leicht machen, um ſo mehr, wenn eine ſo junge, ſchöne und noch dazu ſteinreiche Dame der Preis iſt. Ich bin nur ein Kammermädchen — Karl liebt mich — auch ich liebe ihn, und dennoch laſſe ich den Mosje ſchon ein paar Jährchen zappeln, und täglich, ja ſtündlich verlange ich von ihm neue Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit, ſeiner Subordination und ſeiner Treue. Glauben Sie mir, Gnädigſte, ſolche Prüfungen ſind von großem Nutzen.

Emilie. Aber ſeine Treue prüfen iſt nicht ſo leicht als Du glaubſt. Herr von Thal iſt gewandt und verſchmitzt — Onkel nennt ihn einen Erz-Politikus — es wird daher nicht ſo leicht ſein, ihn in eine Schlinge zu locken.

Thereſe. Glauben Sie das nicht. In Liſt beſitzt unſer Geſchlecht eine größere Praxis; ein Plänchen habe ich längſt ſchon in Petto; ſagt es Ihnen zu, ſo ſei das kühne Werk in Gottes Namen unternommen.

Emilie. Laß doch das Plänchen einmal hören!

Thereſe. Ich dächte, wir fingen die Sache ſo an: Herr von Thal kennt Sie perſönlich eben ſo wenig, als Sie ihn — nicht wahr?

Emilie. So iſt's!

Thereſe. Wie wäre es nun, wenn wir auf einige Stunden unſere Rollen tauſchten, d. h., wenn Sie, gnädige Frau, Kämmermädchen würden, und ich die gnädige Frau ſpielte?

Emilie. Ei, warum nicht?

Thereſe. Wenn Sie das erlauben, ſo iſt Alles gewonnen. Ich werde als gnädige Frau verſuchen, ihn durch feine Koketterie, ſo gut ſichs thun läßt, auf meine Seite zu bringen, und da ich — unter vier Augen geſagt — auch keine von den Allerhäßlichſten bin, ſo wird es mir wahrſcheinlich keine große Mühe koſten, den lockern Zeiſig auf der Leimruthe picken zu ſehen; dann werde ich ihm, mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen — und — und —

Emilie. Und was?

Thereſe. Das Uebrige findet ſich dann von ſelbſt.

Emilie. Das Plänchen iſt nicht übel; doch ſo Etwas iſt immer leichter entworfen als ausgeführt.

Thereſe. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. (ſinnt nach.) Ja, ſo muß es gehen! Es bleibt alſo dabei?

Emilie. Ich liebe Wort zu halten. Durch das Gelingen Deines Plans wirſt Du Dir neue Anſprüche auf meine Dankbarkeit erwerben.

Thereſe. Sie ſind alſo von jetzt an mein Kammermädchen Thereſe, ich aber bin (ſtolz) Ihre gnädige Frau.

Emilie. Wie, wollen wir ſchon jetzt die Rollen tauſchen?

Thereſe. Ei, das verſteht ſich. In jeder Minute kann ja der hochgerühmte Herr von Thal kommen. Ueberdies bedarf es auch einiger Zeit, um mich in den neuen Stand hinein zu gewöhnen, und auch Ihnen, meine Gnädige, wird es gar nicht ſchaden, wenn Sie ſich allmählig mit den Pflichten Ihres neuen

Amtes befreunden. Ihnen wird es ohnedies ſchwerer werden, das Kammer-Zöfchen zu ſpielen, als mir die gnädige Frau. Als ſolche brauche ich ja weiter nichts, als ſtets ſehr viel zu befehlen, und glauben Sie, gebieten iſt leichter als gehorchen. Das Letztere kommt nun Ihnen, wie der ganzen Dienerſchaft Ihres Hauſes zu; Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich ſchon jetzt den Anfang mache, Kraft meiner Stellung als Hausfrau, das Commando zu übernehmen. (ſie nimmt die Klingel.)

Emilie. Was willſt Du thun?

Thereſe. Du ſagen Sie zu mir? Ei, da fallen Sie ja ſchon jetzt aus der Rolle. Man nennt mich künftig hübſch: Gnädige Frau! (ſtolz) merk' Dir das, meine liebe Thereſe!

Emilie (lacht). Ja ſo — ich vergaß —

Thereſe (ſtolz). Ein Kammermädchen muß gar nichts vergeſſen. Mir gab man das häufig genug anzuhören. Merk' Dir das!

Emilie. Ihr Wunſch iſt mir Befehl, gnädige Frau!

Thereſe (klingelt). Nun, noch kein Diener da? Ich glaube, Mosje Carl liegt auf den Ohren. Wahrhaftig, mit den Dienſtboten iſt's nicht mehr auszukommen! (klingelt ſtärker.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Carl, der Bediente Emiliens.

Carl. Was befehlen Sie, gnädige Frau?

Thereſe. Das ſoll Er gleich hören.

Carl. Dich hab' ich nicht gefragt.

Thereſe. Still! Wie oft muß ich klingeln, ehe es dem Mosje zu erſcheinen beliebt?

Carl. Das geht Niemand Andern an, als die gnädige Frau.

Thereſe. Ich bin jetzt Seine gnädige Frau.

Carl. Wie? Was?

Thereſe. Ich wünſche mit Fragen verſchont zu ſein. Er thue, was ich Ihm heiße, und damit Punktum.

Carl. Nichts Punkt, nichts Semikolon. Was fällt Dir ein, Thereſe?

Thereſe. Hat der Menſch ſeinen Verſtand aufs Verſatzamt getragen, oder iſt er ihm von der löblichen Polizei confiſcirt worden?

Carl. Das frag' ich Dich!

Thereſe. Subordination, Mosje, ſonſt iſt Er am längſten in meinen Dienſten geweſen.

Carl. Aber, Thereſe! . . .

Thereſe. Still! Kein Wort! Sorg' Er dafür, daß oben das rothe und blaue Zimmer aufgeräumt werde. Ich erhalte heute einen Fremden, der bei mir wohnen wird.

Carl. Bei Dir? . . .

Thereſe. Still! Dem Koch ſag' Er, daß heute vier Speiſen mehr als gewöhnlich nöthig ſind. Er deckt auch noch ein Couvert mehr, ich ſpeiſe heute im Saale.

Carl. Aber, wie iſt mir denn? Bin ich ... oder biſt Du ... oder ſind Sie ... oder ſind wir...

Thereſe. Still! Er ſchweigt und vollſtreckt meine Befehle!

Carl. Aber — Potz Element — von einem Stubenmädchen laſſ' ich mir nichts befehlen!

Emilie. Thu' nur, Carl, was ſie Dir ſagt. Ich will es haben. Ich befehle, daß Du Thereſen von jetzt an wie Deine Herrſchaft behandeln und ihren Willen als den meinigen trachten ſollſt.

Carl. Aber warum denn?

Thereſe. Das geht Ihn nichts an, Naſeweis! Marſch!

Carl (zornig). Aber was geht denn vor?

Emilie. Geh' nur, geh' nur!

Thereſe. Allez! Marſch!

Carl (geht verwundert ab). Was das vorſtellen ſoll, das weiß der liebe Himmel!

Dritte Scene.

Thereſe. Emilie.

Thereſe. Nun, was meinen Sie, gnädige Frau? Spiele ich nicht ſchon recht gut meine Rolle?

Emilie. O, nur zu gut!

Thereſe. Jetzt aber iſt es Zeit, daß wir uns umkleiden — denn Kleider machen Leute — dieſe Tracht würde Herrn von Thal nur zu bald ſagen, daß es ein Kammerkätzchen iſt, mit dem er es zu thun hat. Auch Sie müſſen ſich in andere Kleider werfen. Zwar gehört es jetzt zum guten Ton, daß ſich der Diener glänzender kleidet als die Herrſchaft; zur größern Wahrſcheinlichkeit und Täuſchung aber bringen Sie gewiß gern das kleine Opfer und vertauſchen Ihren Anzug gegen einen einfachern. Nicht wahr?

Emilie. Die gnädige Frau haben zu befehlen.

(verbeugt ſich und geht ab.)

Vierte Scene.

Thereſe (allein).

Wie ſchön iſt es, eine gnädige Frau zu ſein! Welche Luſt gewährt das Commandiren! Dieſe herrliche Gelegenheit will ich aber auch ganz köſtlich benutzen und meine Autorität geltend machen. (ſieht ſich um) Der gnädigen Frau werde ich manch bitteres Pillchen zu ſchlucken geben, Mosje Carl aber will ich am meiſten meine Obermacht fühlen laſſen. (klingelt wieder) Ha, ha, ha, der berſtet vor Galle, daß er mir gehorchen muß! Warte, Carl, Du ſollſt mir die Qualen, die mir Deine Eiferſucht oft bereitet hat, theuer bezahlen. Aergern will ich Dich, ärgern, daß Du vor Zorn ſo hoch — ſo hoch ſpringen ſollſt. Carl iſt zwar ein guter, braver Junge, (ſieht ſich um) ich habe ihn auch recht lieb — ja, auf Ehre — nein wirklich ohne Spaß — aber Rache ſchmeckt ſüß! (klingelt ſtärker.)

Fünfte Scene.

Thereſe. Carl (ſtürzt herein).

Carl. Du, Thereſe, haſt geklingelt?

Thereſe (ſtolz). Vergeſſe Er nicht, mit wem Er's jetzt zu thun hat . . .

Carl. Aber ich bitte Dich um Gotteswillen . . .

Thereſe. Still! ſag' ich ein für alle Mal. Nicht unterbrochen!

Carl. Aber, Thereſe!

Thereſe. Still! oder dort iſt die Thür. — Sind die Stuben aufgeräumt?

Carl. Alles in Ordnung, aber . . .

Thereſe. Nichts aber . . . Iſt das Bett friſch überzogen?

Carl. Ja, aber . . .

Thereſe. Nichts aber . . . Er antwortet auf meine Fragen, ſonſt ſei Er ſtumm — je ſtummer, je beſſer! Hat Er dem Koch meine Befehle hinterbracht?

Carl. Ja, aber . . .

Thereſe. Still! ſag' ich, Burſche! Wenn Jemand Frau von Berg zu ſprechen wünſcht, ſo wird er bei mir angemeldet. — Verſtanden? (geht gravitätiſch ab.)

Sechſte Scene

Carl (allein).

Soll mich doch der Gott-ſei-bei-uns holen, wenn ich aus dieſer Geſchichte klug werden kann. Thereſe ſpielt die gnädige Frau; Sie commandirt, und ich Unglückſeliger muß ihr wie ein Pudel gehorchen. Nein, das bringt mich um! Dieſen

Stolz, dieſen Uebermuth ertrage ich nicht! (zornig) Wenn ich nur wüßte, wie ich mir das Ding erklären ſoll? Die gnädige Frau hat geſagt: Thereſen ſoll ich wie ihr ſelbſt gehorchen. Himmel, wie haſt du mich geſtraft! Einem Stubenmädchen und noch obendrein einer Geliebten ſoll ich gehorchen, das bringt mich um! (Man klingelt inwendig) Sie klingelt ſchon wieder, das thut mir die Wetterhexe zum Poſſen. Ich möchte vor Wuth aus der Haut fahren. Mag ſie klingeln, ſo viel ſie will — ich geh' nicht — nein juſt nicht. Ich will doch ſehen, wer mich dazu zwingen kann! (Man klingelt ſtärker) Schon wieder klingelt ſie! — Nein, dieſe Schmach überlebe ich nicht! Thereſen gehorchen? Das drückt mir das Herz ab — ich ſpring' ins Waſſer — ich erſchieße mich, eh' ich ihr gehorche, juſt nicht. (Man klingelt ſehr ſtark) Gleich, gleich! Ich muß doch hinein, ſonſt läuft das ganze Haus zuſammen. (läuft wüthend bis zur Thür und kehrt dann um) Das iſt mein Tod! (rennt verzweiflungsvoll ab.)

Siebente Scene.

Hermann von Thal (in ſeiner Bedienten-Livree, und **Carl**, ſein Bedienter, als Pariſer Stutzer, mit Lorgnette und Reitgerte, treten auf. Letzterm ſieht man an, daß die Kleider ihn geniren.)

Thal (ſieht ſich um). Hier iſt auch Niemand!

Bediente. Alles iſt ausgeflogen, angelweit ſind die Thüren auf, das muß hier eine ſchöne Wirthſchaft ſein. Aber nobel ſieht es aus, das iſt wahr! Der ſchöne große Spiegel! (er ſtellt ſich vor den Spiegel und muſtert ſeinen Anzug) Ich ſeh' gut aus, nicht wahr? Ganz charmant, zum Küſſen! Aber hören Sie, gnädiger Herr, ich zieh' mir doch meine Livree wieder an, ich habe ganz kurioſe Ahnungen. (will ſich den Frack ausziehen.)

Thal (droht). Willſt Du den Rock anbehalten?

Bediente. Aber bedenken Sie doch, beſter Freund — gnädiger Herr, will ich ſagen — ich bin ſehr zerſtreut — bedenken Sie, ſage ich . . .

Thal. Ich habe ſchon Alles bedacht. Ich ſtelle Deinen Diener vor, Du giebſt Dich für mich aus, überreichſt zu mehrerer Beglaubigung den Empfehlungsbrief ihres Oheims und machſt ihr — ſo gut es Dir möglich iſt — förmlich die Cour.

Bediente. Das geht nicht! Ich kann zwar die Cour machen, aber nur nach Bedienten-Art, derb und handgreiflich. Sie werden ſehen, ich blamire mich — ich weiß im Voraus, wie es kommen wird.

Thal. Dummkopf! Habe ich Dir nicht auf der ganzen Reiſe genug Höflichkeitsphraſen und Galanterien einſtudirt? Dieſe Liſt iſt durchaus nothwendig. — Vielleicht gefällt ſie mir nicht, dann ziehe ich ab. — Vielleicht iſt ſie nicht ſo reich, als ihr Onkel ſie mir ſchildert, dann ziehe ich ab. — In der Livree recognoſcire ich deſto leichter das Schlachtfeld. Uebrigens iſt mir, wie Du weißt, ein Executor auf der Ferſe nachgefolgt, der einen Verhaftsbefehl in der Taſche hat. Ich bin in der Livree deſto ſicherer, da er mich Gottlob von Perſon nicht kennt, und führt ihn der Teufel vielleicht hieher, ſo läßt Du Dich für mich einſperren, und ich ziehe ab.

Bediente (nachſinnend). Nein, es geht nicht. Je mehr ich mir die Sache überlege, deſto mehr Furcht bekomme ich. Es geht wirklich nicht! (will ſich abermals auskleiden).

Thal. Es muß gehen! Den Rock behalte an, oder ich laſſe dieſe Reitpeitſche dergeſtalt auf Deinem Rücken herumtanzen, daß Dir Hören und Sehen vergehen ſoll.

Bediente (ſinnt nach). Mir ahnt, daß der Executor Sie auskundſchaftet, und dann macht Sie kein Gott vom Arreſt frei. Nein, wirklich, es geht nicht! (will abermals den Frack ausziehen.)

Thal (zornig). Willſt Du mich böſe machen? Haſt Du vergeſſen, was Dir dieſer Gefallen eintragen ſoll? Hundert Dukaten ſind doch wahrlich mitzunehmen!

Bediente. Alles wahr und ſchön! (ſinnt nach) Aber es geht auf Ehre nicht! (will ſich wieder auskleiden.)

Thal. Willſt Du gehorchen?

Bediente. Ja, aber ich ſehe gar nicht ein, warum ich Ihretwegen in ſolche Klemme kommen ſoll.

Thal. Still, ich höre kommen!

Achte Scene.

Vorige. Carl (kommt zurück).

Carl (raſch). Was wünſchen Sie?

Thal. Melden Sie meinen Herrn bei Ihrer gnädigen Frau.

Carl (zu Thals Bedienten). Darf ich um Ihren Namen bitten?

Bediente. Ich heiße Carl ... nein ... Herrmann von

Thal, wiſſen Sie, lieber Mann, mein Bruder heißt Carl von Thal.

Carl. Das geht mich nichts an!

Bediente. Ja, da haben Sie Recht. (für ſich.) Das iſt ein grober Kerl!

Carl (auf Thal zeigend). Wer iſt denn dieſer Herr?

Bediente. Dies iſt mein Herr ... Bediente.

Carl. So! Gleich werde ich Sie anmelden. (geht ab).

Neunte Scene.

Thal und ſein **Bedienter.**

Thal. Nun, Carl, nimm Dich zuſammen! Paß auf, mache mir keine dummen Streiche, wenn Du anders Dein Leben lieb haſt. Courage, Carl!

Bediente. Es geht nicht. (will ſich wieder auskleiden.)

Thal. Kerl — ich maſſakrire Dich, ach — Sie kommt ſchon! Muth gefaßt!

Zehnte Scene.

Thereſe (ſchön aufgeputzt). **Emilie** (einfach, aber nett). **Thal** und ſein **Bedienter.** (Verbeugungen von beiden Seiten.)

Thereſe. Mit wem iſt mir die Ehre vergönnt?

Bediente. Ich heiße Herrmann von Thal. Hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Bedienten vorzuſtellen. Er heißt Carl — und ich heiße Herrmann von Thal. Wenn Sie mirs nicht glauben wollen, ſo leſen Sie gefälligſt dieſen Brief. (er übergiebt ihr den Brief.)

Thereſe. Von meinem theuren Onkel! Sein Sie mir tauſend Mal willkommen, Herr von Thal. Thereſe! Einen Stuhl für dieſen Herrn.

Emilie (bringt dem Bedienten einen Stuhl).

Thereſe (ſetzt ſich auf's Sopha). Nehmen Sie Platz, Herr von Thal!

Bediente (offerirt den Stuhl an Thal). Ja, nehmen Sie Platz, geniren Sie ſich nicht.

Thal (leiſe zum Bedienten). Dummkopf — Du ſollſt Dich ſetzen.

Bediente. Ja ſo, ich. Wenn Sie erlauben. (er ſetzt ſich, von Thal ſtellt ſich hinter ſeinen Stuhl. Kleine Pauſe.)

Thereſe (zu Emilie). Den Menſchen finde ich nicht ſo ſchön.

Emilie. Ich auch nicht.

Thereſe. Der Menſch ſcheint mir gar nicht ſo außerordentlich klug zu ſein.

Emilie (leiſe zu Thereſe). Er iſt vielleicht ein wenig blöde.

(Kleine Pauſe.)

Thereſe (leiſe). Ich muß doch anfangen, ſonſt bleibt er ewig ſtumm. (laut) Darf ich fragen, Herr von Thal, wie ſich mein Onkel befand, als Sie ihn verließen?

Bediente. Kennen Sie ihn vielleicht?

Thereſe. Sie ſpaßen. Sehr gut!

Bediente. Meinen Sie den Glaſermeiſter oder den Andern?

Thereſe. Ich meine meinen Oheim, von dem Sie dieſes Schreiben empfangen haben.

Bediente. Ja ſo, ich meinte, Sie fragen nach dem meinigen, ich habe deren zwei, einer iſt Glaſermeiſter und der andere Gaſtwirth.

Thereſe. Sagen Sie, was macht mein Oheim, wie geht es mit ſeiner Geſundheit?

Bediente. Recht gut, er iſt geſund wie ein Fiſch im Waſſer.

Thereſe. Er klagt aber beſtändig über Podagra!

Bediente. Ja, er klagt über Podagra, das iſt wahr.

Thereſe. Und was meint der Arzt?

Bediente. Das weiß ich nicht, ich habe ihn nie darum gefragt.

Thereſe (leiſe zu Emilie). Ich finde den nicht ſo fein gebildet.

Emilie (leiſe). Vielleicht iſt er ſchüchtern. (Kleine Pauſe.)

Bediente. Ja ja, ſo gehts in der Welt.

Thal (leiſe zu ſeinem Bedienten). Strohkopf, ſo rede doch etwas. Du ſitzeſt ja da wie ein hölzerner Klotz.

Bediente (leiſe). Ich bitt' Sie um Gotteswillen, wovon ſoll ich reden?

Thal (leiſe). Wovon Du willſt, nur rede!

Bediente (beſieht die Damen durch ſeine Lorgnette). Ja, ja, ſo gehts in der Welt!

Thal (leiſe). Das haſt Du ja ſchon einmal geſagt.

Bediente (leiſe). So? Was ſoll ich denn ſagen?

Thal (leiſe). Was Dir einfällt, Dummkopf!

Bediente (leiſe). Keine Beleidigungen, ſonſt ziehe ich auf der Stelle meinen Frack aus!

Thal (leiſe). So rede doch was, lieber Carl.

Bediente (zu Thereſe, auf Emilie zeigend). Wer iſt dieſe Jungfer, wenn ich fragen darf?

Thereſe. Mein Kammermädchen.

Bediente. Ein ſchönes Geſchöpf! Nicht wahr, Bedienter?

Thal (verneigt ſich).

Bediente. Ja ja, Ihr Herr Onkel iſt ein fideles Haus, und wenn er von Ihnen ſpricht, da weiß er gar nicht aufzuhören. Er nennt Sie nicht anders als ſeine heißgeliebte Auguſte.

Thereſe. Auguſte?

Thal. Emilie wollte der gnädige Herr ſagen.

Bediente. Ja, Emilie wollt' ich ſagen, nicht wahr, Bedienter? Mir fällt immer die ſchöne Kellnerin ein, der ich lange Zeit gewogen war.

Thal (leiſe). Eſel!

Bediente (leiſe). Nun, es iſt ja wahr, warum ſoll ich mich denn geniren? (Neue Pauſe.)

Emilie (leiſe zu Thereſe). Das ſcheint mir bloße Verſtellung.

Thereſe. Ich glaube es ſelbſt, denn ſo dumm kann er unmöglich ſein! (Pauſe.)

Thal (leiſe zum Bedienten). So knüpfe doch wieder den Faden an!

Bediente (leiſe). Welchen Faden?

Thal (leiſe). Den des Geſprächs.

Bediente (leiſe). Ach den! Aber warum ſoll ich denn immer anfangen, die können ja auch ein Mal zuerſt loslegen.

Thal (leiſe). Du machſt mich böſe.

Bediente (laut). Ja ja, ſo gehts in der Welt!

Thereſe. Das ſcheint Ihr Sprüchwort zu ſein.

Bediente. Ja, bisweilen, mitunter, ſtellenweiſe, allemal.

Emilie (leiſe). Verſtellung!

Thereſe (leiſe). Weiter nichts! (laut) Der Onkel rühmt in ſeinen Briefen Ihr außerordentliches Talent; Sie ſollen der beſte Guitarrenſpieler und Geſang-Virtuoſe ſein. Wollen Sie mich ſo glücklich machen und vielleicht eine kleine Ouvertüre ſpielen? Hier im Nebenzimmer iſt ein herrliches Piano-Forte.

Bediente. Ich bitte, verſchonen Sie mich. (leiſe) Jetzt komme ich in eine ſchöne Dinte.

Thereſe. Oder wollen Sie ſich auf der Guitarre hören laſſen? Ach ja — (ruft) Carl!

Bediente (ſpringt auf). Was befehlen Sie?

Thereſe. Ich habe nicht Sie, ſondern meinen Diener gerufen.

Thal (leiſe zu Thereſe). Entſchuldigen Sie, gnädige Frau, Herr von Thal haben leider ein ſehr ſchwaches Gehör.

Bediente. Ja wohl, ich habe ein höchſt ſchwaches Gehör.

Thereſe (zu Emilie). Hole die Guitarre.

Emilie (geht ab).

Bediente (leiſe zu Thal). Ich ſoll Guitarre ſpielen, was fang' ich an?

Thal (leiſe). Laß nur mich ſorgen.

Emilie (bringt die Guitarre und überreicht ſie dem Bedienten).

Bediente (kneift Emilien in die Wangen). Ein liebes Kind!

Thal. Ich werde, gnädiger Herr, die Guitarre ſtimmen.

Bediente. Ja, thu' das!

(Während **Thal** die Guitarre ſtimmt, unterhalten ſich **Thereſe** und **Emilie** zuſammen, und der Bediente ordnet vor dem Spiegel ſeine Haare. Man hört eine Saite platzen.)

Thal. Ach, eine Saite iſt geſprungen!

Bediente. Dummer Menſch, nehm' er ſich doch in Acht.

Thal. Da platzt ſchon wieder eine Saite.

Bediente. Das iſt ein ungeſchickter Burſche!

Thal. Um Himmelswillen! jetzt platzt mir ſchon die dritte Saite. Da werden der gnädige Herr wohl nicht ſpielen können.

Bediente (für ſich). Nun merk' ich was! Das hat er gut gemacht. (laut) Ja auf drei Saiten kann ich leider nicht ſpielen.

Thereſe. Das iſt recht Schade! Ihr Diener hat mich da um einen ſeltenen Genuß gebracht.

Bediente. Ja leider! Sie müſſen künftig beſſere Saiten aufziehen.

Thereſe. Sehr witzig. Sie müſſen mir nun einen andern Liebesdienſt erweiſen. Ich erfahre vom Onkel, Sie ſeien einer unſerer größten Botaniker; wollen Sie gefälligſt meine Treibhäuſer in Augenſchein nehmen? Da ich in dieſem Zweige der Naturgeſchichte ebenfalls ſo ziemlich bewandert bin, ſo verſpreche ich mir von dieſer kleinen Excurſion eben ſo viel Belehrendes als Unterhaltendes.

Bediente. O ich bitte Sie! ich verſtehe von dieſer Kunſt noch weniger als gar nichts.

Thereſe. Nennen Sie Botanik eine Kunſt? Wahrſcheinlich wollen Sie damit auf die künſtlichen Syſteme anſpielen? Ich verſtehe! Kommen Sie, Herr von Thal!

Bediente (für ſich). Die iſt ſchön zudringlich! (leiſe zu Thal) Was ſoll ich thun?

Thal (leiſe zum Bedienten). Geh' nur mit und ſtell' Dich dumm!

Bediente (leiſe). Das Letztere wird mir nicht ſchwer werden.

Thereſe. Kommen Sie, Herr von Thal, ich bin begierig, bei Ihnen einige Notizen einzuholen. Ihr Bedienter und Thereſe können ſo lange hier bleiben, bis wir zurückkehren. Iſt's Ihnen gefällig, Herr von Thal? (ſie reicht dem Bedienten ihren Arm. Beide gehen ab.)

Elfte Scene.

Thal und Emilie.

Emilie (für ſich). Der Bediente ſcheint mir klüger als ſein Herr. — Ob aber Thal wirklich ſo dumm, oder ob dies alles bloße Verſtellung iſt? Ich will dem Patron ein wenig auf den Zahn fühlen.

Thal (für ſich). Hätte mir Emiliens Onkel lieber ein Empfehlungsſchreiben an ihr Kammermädchen gegeben, das iſt mir weit lieber als die gnädige Frau, die jetzt mein werden ſoll. Das Kammermädchen iſt ganz allerliebſt! Bei der will ich Erkundigungen über Emilien einziehen.

Emilie. Darf man fragen, wie lange Sie ſchon in Dienſten des Herrn von Thal ſtehen?

Thal. Ich? Fünf Jahre ſind es bereits.

Emilie. Wahrſcheinlich ſind Sie mit ſeinem Charakter innig vertraut. Sie kennen gewiß ſeine Verhältniſſe, nicht wahr?

Thal. Ich kenne ſeine Verhältniſſe ſo gut als die meinigen. Ich beſitze meines Herrn ganzes Vertrauen; was er weiß, bleibt auch mir nicht fremd.

Emilie. Herr von Thal iſt ein lockerer Zeiſig, wie ich höre.

Thal. Mein Herr? Wer ſagt Ihnen das? Herr von Thal iſt der ſolideſte Menſch auf Gottes Erdboden.

Emilie. Er iſt ſehr flatterhaft, liebt die Veränderung, bleibt Keiner treu.

Thal (betroffen). Woher wiſſen Sie das?

Emilie. Dies Bild entwarf der Onkel meiner gnädigen Frau.

Thal (für ſich). Da hätt' er auch etwas Klügeres thun können. (laut) Der alte Herr ſcheint blos zu ſpaßen! Ich — mein Herr, will ich ſagen — iſt ein wahres Ideal von einem Mann: ſolid, treu, beſtändig, und Gott weiß, was noch.

Emilie. Seine Bildung ſcheint nicht weit her zu ſein…

Thal. Meine Bildung?

Emilie. Ich meine die Bildung Ihres Herrn.

Thal. Ja ſo, Sie irren ſich, mein Herr beſitzt überall den Ruf eines ſehr gebildeten Mannes.

Emilie. Sein Benehmen vorhin, ſeine Unterhaltung und ſein ganzes Weſen hätten mich faſt das Gegentheil glauben laſſen.

Thal. Wie ſo?

Emilie. Ei nun, er ſchien mir ſo linkiſch, ſo verlegen, ſo bornirt . . .

Thal (auffahrend). Bornirt?

Emilie. Ja freilich!

Thal (lacht). Merken Sie denn nichts? Das iſt Verſtellung, liebes Kind, nichts als Verſtellung!

Emilie. Wirklich blos Verſtellung? Ei, da hätte ich ja doch recht! Aber wenn Sie Ihren Herrn ſo genau kennen, ſo werden Sie auch wohl ſeinen Geſchmack zu beurtheilen wiſſen . . .

Thal. So gut als den meinigen.

Emilie. Nun, was meinen Sie, könnte ihm meine gnädige Frau wohl gefallen?

Thal (für ſich). Die will mir Fallſtricke legen, der bin ich gewachſen. (laut) Ich glaube, daß Ihre gnädige Frau allerdings all' die Eigenſchaften beſitzt, die meinen Herrn zu feſſeln vermögen. Ich zweifle um ſo weniger daran, da Ihre gnädige Frau mit ihrer Schönheit auch andere Vorzüge vereint, deren Reize in ihrer Seltenheit liegen.

Emilie. Sie meinen ihre Herzensgüte . . .

Thal. Ja, aber dieſe nicht allein . . .

Emilie. Vielleicht auch ihren Verſtand? —

Thal. Auch den, ich meine aber noch weit ſeltenere Vorzüge. Gute und verſtändige Frauen giebt es in Menge! Aber *reiche* Frauen gehören heut zu Tage zu den Seltenheiten und 100,000 Thaler ſind eine Sonne, deren Glanz alle Schönheiten der Seele und des Körpers überſtrahlt! Frau von Berg iſt jung, ſchön, wenn auch nicht ſo ſchön als Sie, liebes Kind, aber ein Vermögen von 100,000 Thalern macht ſelbſt eine Megäre zur mediceäiſchen Venus.

Emilie (für ſich). Der Bediente ſagt heilig Alles ſeinem Herrn wieder — dem muß ich eine Falle legen. (laut) Wenn Sie verſchwiegen wären, ſo möchte ich Ihnen Manches anvertrauen, das Ihrem leichtgläubigen Herrn ſehr nützlich werden könnte.

Thal. Reden Sie, Theuerſte; mein Ehrenwort, ich ſage meinem Herrn nichts von Allem, was ich durch Sie erfahren ſoll.

Emilie. Warnen Sie Herrn von Thal, daß er ſich ja nicht übereile. Frau von Berg iſt zwar nicht häßlich, das bischen Schönheit iſt aber auch Alles, was ſie hat.

Thal. Sie iſt aber auch reich?

Emilie. Geweſen! Ein Prozeß, den ſie vor Kurzem verloren, hat ſie faſt um ihr ganzes Hab und Gut gebracht.

Thal. Was Sie ſagen! Ihre gnädige Frau iſt alſo arm?

Emilie. Wenn auch nicht geradezu arm, beſitzt ſie doch nur ſo viel, daß ſie nur ſich und nicht auch Andere davon ernähren kann.

Thal (für ſich). Aufgepaßt, das iſt eine Falle! (laut) Alſo Frau von Berg haben keine 100,000 Thaler?

Emilie. Vielleicht nicht mehr als 10.000.

Thal. Wiſſen Sie, das macht nichts! Mein gnädiger Herr ſieht nicht aufs Geld, ſondern blos aufs Herz. Wozu braucht er Geld? Iſt Herr von Thal nicht ohnedies reich genug? Beſitzer zweier Rittergüter, Eigenthümer zwei der ſchönſten Häuſer in der Stadt, belaufen ſich ſeine jährlichen Revenüen auf circa 12,000 Thaler.

Emilie. Ei, ſeit wann haben ſich denn die Glücks-Umſtände Ihres Herrn ſo vortheilhaft geändert?

Thal. Seit wann? — Seit acht Tagen. Am vorigen Dienſtag — nein, am vorigen Montag — iſt ſeine alte ſteinreiche Tante, die Baronin von Hammelberg, von einem Schlagflüßchen heimgeſucht, geſtorben und hat meinen gnädigen Herrn zum Univerſalerben ihres ungeheuern Vermögens eingeſetzt.

Emilie. Wie, Frau Baronin von Hammelberg ſind geſtorben?

Thal. Ja, die iſt ſchon ſeit acht Tagen todt. Friede ihrer Aſche, und vivat ihren Geldſäcken!

Emilie. Das iſt ja faſt unmöglich. Vor drei Tagen erhielt die gnädige Frau einen Brief von ihr, in welchem ſie ihr ſchrieb, daß ſie wegen eintretender kalter Witterung das Landgut verlaſſen und in die Stadt ziehen werde, und erſt geſtern ſchickte ſie der Frau von Berg durch einen Boten dieſe Blumen aus ihrem Treibhauſe.

Thal (für ſich). Wie lüg' ich mich heraus? (lacht laut) Ein Mißverſtändniß, ein köſtliches Mißverſtändniß! Sie meinen die Tante Amalie, und ich meine die Tante Sophie des Herrn von Thal.

Emilie. Wie, dieſe wäre geſtorben?

Thal. So iſt's, mein Goldengelchen! (für ſich) Je mehr ich mir das Mädchen betrachte, deſto mehr gefällt es mir.

Emilie. Frau Baronin Sophie von Hammelberg kann Ihren gnädigen Herrn aber doch unmöglich zum Univerſalerben gemacht haben, denn ſie hat ja, ſo viel ich weiß, zwei Söhne.

Thal (für ſich). Verdammt! (laut) Ja wohl und doch iſt es ſo, wie ich Ihnen ſage. Die Söhne haben dumme Streiche gemacht — man ſpricht nicht gern davon — und die Frau Baronin hat ſie enterbt.

Emilie. Enterbt?

Thal. Wie geſagt, enterbt!

Zwölfte Scene.

Carl (kommt herein). **Vorige.**

Carl. Gnädige Frau . . .

Emilie (leiſe zu Carl). Thereſe heiße ich jetzt. (laut) Die Gnädige ſind im Garten. Was giebts?

Carl. Die Frau Baronin von Hammelberg ſind im Vorſaale und wünſchen, die gnädige Frau zu ſprechen.

Emilie. Ei, da muß ſie doch nicht geſtorben ſein?

Thal (für ſich). Donnerwetter! Jetzt führt der Teufel die alte Tante her! Nun iſt Alles verrathen. Wenn ich nur wüßte, wie ich fortkomme.

Emilie (für ſich). Ich muß mir den Bedienten jetzt vom Halſe ſchaffen, ſonſt iſt unſer ganzes Plänchen verrathen. (laut) Carl, zeige dem Diener des Herrn von Thal ſein Zimmer an, ich will unterdeſſen die gnädige Frau rufen.

Thal (für ſich). Mein guter Genius hat dem Stubenmädchen dieſen Gedanken eingegeben, denn wäre es zur Confrontation gekommen, ich hätte wahrlich nicht gewußt, was ich ſagen ſoll. (Carl geht mit Thal ab.)

Dreizehnte Scene.

Emilie (allein).

Die Baronin kommt mir wie gewünſcht. Der Bediente lügt zwar wie gedruckt, aber dennoch iſt er mir lieber als ſein Herr. Wenn *der* Hermann von Thal wäre, den heirathete ich auf der Stelle. (geht ab, an der Thür tritt ihr Frau Baronin von Hammelberg entgegen.)

Vierzehnte Scene.

Emilie. Frau von Hammelberg.

Emilie (umarmt die Baronin). Herzlich, herzlich willkommen, Frau Baronin.

Baronin. Verzeihen Sie, junge Freundin, daß ich eintrete, ohne erſt die Antwort Ihres Bedienten abzuwarten, ob Ihnen mein Beſuch jetzt angenehm iſt oder nicht. Störe ich Sie etwa, ſo kehre ich wieder um und mache mir ſpäter das Vergnügen . . .

Emilie. Wie können Sie zweifeln, daß mir der Beſuch einer ſo ſchätzbaren Freundin nicht jederzeit willkommen wäre?

Baronin. Ich darf um ſo mehr dieſen Worten trauen, da ich Sie immer ſehr aufrichtig gefunden habe. Vor einer halben Stunde bin ich von meinem Gute hier angekommen und im Hôtel d'Orléans abgeſtiegen. Vorgeſtern erhielt ich von meinem lieben, alten Freunde, Ihrem Oheim, die Nachricht, daß mein Neffe, Hermann von Thal, heute in Berlin eintreffen und Ihnen zum erſten Male ſeine Aufwartung machen wird.

Emilie. Er iſt ſchon eingetroffen, Frau Baronin.

Baronin. Wirklich? Das freut mich! Ich habe den Jungen ſchon lange nicht geſehen. Ich muß es Ihnen nur geſtehen, den Hermann habe ich ſo lieb wie meinen eigenen Sohn. Haben Sie ihn ſchon geſehen?

Emilie. Geſehen und geſprochen.

Baronin. Nun, nicht wahr, er hat Ihnen ganz außerordentlich gefallen? Der Hermann iſt ein charmanter Junge, das Ebenbild von meinem ſeligen Bruder. Mein Neffe iſt ein Ausbund männlicher Bildung und Liebenswürdigkeit. — Wie? Sie ſchweigen und ſcheinen um eine Antwort verlegen?

Emilie (verlegen). Wenn ich anders meiner Aufrichtigkeit treu bleiben ſoll, ſo muß ich bekennen, Frau Baronin, daß ich mir bei Weitem mehr von Ihrem Herrn Neffen verſprochen habe.

Baronin. Wie? Er hat Ihnen nicht gefallen? Ei der Tauſend, da wären Sie ja die Erſte, die ſeinem feinen, einſchmeichelnden und liebenswürdigen Weſen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen. In meinem Hauſe hat er allen Mädchen den Kopf verdreht; *alle* waren in ihn bis zum Sterben verliebt. Ich will nicht zur Verrätherin meiner Freundinnen und Bekannten werden, aber das muß ich ſagen, daß ſich die Geheimräthin Apfelgrün blos ſeinetwegen von ihrem Gemahl ſcheiden ließ, daß die Tochter der Frau Finanzräthin blos ſeinetwegen närriſch geworden und daß die Nichte des Kammergerichtsraths blos ſeinetwegen beſchloſſen hat, in's Kloſter zu gehen, weil ſie keine Gegenliebe fand. Und Ihnen mißfällt er?

Emilie. Er iſt, ſchien mir, ſchon etwas alt.

Baronin. Wo denken Sie hin, liebe Freundin, der Junge iſt kaum 22 Jahre.

Emilie. Ich habe ihn faſt für noch ein Mal ſo alt gehalten. Ueberdies ſchien er mir ſo unbeholfen und verlegen ...

Baronin. Mein Hermann unbeholfen und verlegen?

Emilie. Sein Diener meint freilich, Herr von Thal beliebe ſich blos zu verſtellen. Wie wenig aber der Ausſage dieſes Patrons Glauben beizumeſſen iſt, wird Ihnen folgendes Märchen darthun, das er mir aufheften wollte. Er machte nämlich ſeinen Herrn zum Beſitzer von zwei Häuſern und zwei Rittergütern, und als ich fragte, woher Herr von Thal auf einmal ſo begütert geworden, ſtellen Sie ſich vor, Frau Baronin, was er mir da weiß machen wollte? —

Baronin. Hermann habe in der Lotterie gewonnen, das kann ja möglich ſein.

Emilie. Nein, nein, er ſagte, Sie wären, Frau Baronin, von einem Schlagfluß gerührt, geſtorben und hätten Ihren Neffen zum Univerſalerben Ihres ganzen Vermögens gemacht.

Baronin. Das hat ſein Bedienter geſagt? Ich wäre gerührt worden — und noch dazu von einem Schlagfluß?

Emilie. Er hat noch mehr geſagt. Sie hätten Ihre beiden Söhne, dummer Streiche halber, enterbt.

Baronin. Wie? Was? Ich hätte meinen Nepomuck und Cyrillus enterbt? Und was ſollten denn dies für dumme Streiche ſein?

Emilie. Man ſpricht nicht gern davon — äußerte der Bediente.

Baronin. Wo iſt der Lügner, daß ich ihn zur Rede ſtellen kann?

Emilie. Soeben habe ich ihn fortgeſchickt, damit der Spaß, den ich vorhabe, und von dem ich Sie ſogleich unterrichten will, nicht verdorben werde. Um Ihren Herrn Neffen ein wenig auf die Probe zu ſtellen, habe ich mit meinem Kammermädchen einen Rollentauſch gemacht. Ich ſpiele jetzt das Kammermädchen, und ſie ſtellt meine Wenigkeit vor. Jetzt iſt ſie mit Ihrem Neffen im Garten.

Baronin. Sie ſpielen alſo gleichſam Komödie mit ihm?

Emilie. So iſts, und da er jeden Augenblick zurückkommen kann, ſo bitte ich Sie, Frau Baronin, mir auf ein anderes Zimmer zu folgen, damit wir vor ſolchem Ueberfalle ſicher ſind.

Baronin. Unrecht wäre es, wollte ich Ihnen den kleinen unſchuldigen Scherz verleiden. Kommen Sie, junge Freundin, aber meines Neffen Diener ſchaffen Sie mir je eher je lieber. Den Burſchen muß ich ſeiner Lügen wegen exemplariſch beſtrafen! Mich hätte der Schlag gerührt? Warte, Dich will ich's empfinden laſſen, daß mich ſo leicht nichts rühren kann!

(Emilie und die Baronin gehen ab.)

Funfzehnte Scene.

Thereſe und Thal's Bedienter (kommen zu der andern Thür herein. Letzterer hat Obſt und ißt eine Pflaume nach der andern.)

Thereſe. Herr von Thal ſcheinen ſich's zum Vorſatz gemacht zu haben, allen meinen Fragen die Antwort ſchuldig zu bleiben. Vielleicht iſt dies eine Ihrer Capricen?

Bediente. O mehr als Caprice. Schuldig bleiben iſt eine meiner ſtärkſten Leidenſchaften.

Thereſe. Sehr witzig!

Bediente (für ſich). Das nennt ſie einen Witz! Die Frau iſt ſchön, aber dumm! (laut) Sagen Sie mir, Gnädige, was koſtet die Metze von dieſen Pflaumen?

Thereſe. Sehr naiv!

Bediente (für ſich). Wenn ich frage, was die Metze von dieſen Pflaumen koſtet, ſo nennt ſie das naiv! (laut) Sagen Sie mir, Gnädigſte, kann ich vielleicht für Geld und gute Worte ein paar Metzen bekommen?

Thereſe. Sie belieben zu ſpaßen, Herr von Thal.

Bediente. Nein, auf Ehre nicht, es iſt mein völliger Ernſt. (betrachtet ſie näher) Sie ſind wirklich gar nicht übel!

Thereſe (kokettirt). O ich bitte!

Bediente. Das Stumpfnäschen iſt ganz allerliebſt, und die ſchönen Kornblumen-Augen und der ſchneeweiße Teint —

(küßt ihr die Schulter.)

Thereſe (für ſich). Wenn Der wüßte, daß ich blos Kammermädchen bin, ſo würde er gewiß nicht ſo verliebt thun.

Bediente (für ſich). Wenn Die wüßte, daß ich nur ein Bedienter bin, ſo würde ſie gewiß nicht ſo ſtill halten. (laut) Je länger ich Sie betrachte, deſto mehr Aehnlichkeit finde ich zwiſchen Ihnen und einer gewiſſen Auguſte.

Thereſe. Mit der Kellnerin, der Sie den Hof gemacht?

Bediente. Mit der nämlichen. Aber woher wiſſen Sie das?

Thereſe. Haben Sie vergeſſen, daß Sie es mir vorhin ſelbſt geſagt?

Bediente. Ach ja! Hören Sie, die Auguſte war wunderſchön. Ich hätte dieſe Liebſchaft auch jetzt noch nicht aufgegeben, wenn nicht der Tambour-Major vom 43. Linien-Regiment mich mit ſeinem Regimentsſtabe, ſo zu ſagen, ausgeſtochen hätte.

Thereſe (für ſich). Der Menſch iſt ſehr dumm! Aber ſo weit muß ich's bringen, daß er mich heirathen will, dann hol' ich die gnädige Frau und dann kommt die tragiſche Entwickelung.

Bediente (tritt ganz nahe auf ſie zu und betrachtet ſie durch das Augenglas). Sie ſind wunderſchön! Dieſe kleine runde Hand! (küßt ſie mehrmals) Gehört ſie Ihnen?

Thereſe (lacht). Wem denn ſonſt?

Bediente. Und dieſe Geſtalt! (ſeufzt verliebt) Ach!

Thereſe (ſeufzt ebenfalls). Ach! (ſieht ihn mit verliebten Augen an.)

Bediente. Haben auch Sie geſeufzt, gnädige Frau?

Thereſe (ſeufzt). Ach ja!

Bediente. Warum, meine Liebe?

Thereſe. Weiß ich's doch ſelbſt nicht! Seitdem ich Sie geſehen, iſt mir ſo ſonderbar zu Muthe; mir iſt ſo leer um's Herz, ſo komiſch — (für ſich) Dem Gimpel muß ich etwas weiß machen!

Bediente (für ſich). Sie hat in mir einen Narren gefreſſen. Dieſe Blicke, dieſe Aengſtlichkeit, dieſe Beklommenheit, ſie iſt in mich rein vernarrt. (tritt näher zu ihr und ergreift ihre Hand) Ach, mir geht es eben ſo!

Thereſe. Ein Geſtändniß liegt mir auf dem Herzen. Errathen Sie es nicht?

Bediente. O ja!

Thereſe. So erſparen Sie es mir und ſagen Sie, was ich zu hoffen habe.

Bediente. Alles, alles . . .

Thereſe. Wie! wär' es möglich? Sie werden . . .

Bediente. Ihr Mann!

Thereſe. Iſt dies aber auch wahr, lieber Hermann?

Bediente. Hermann? Sie haben recht! Ja, Hermann wird Ihr Mann. (für ſich) Die laß ich ſchön anlaufen!

Thereſe (für ſich). Den laß ich ſchön anlaufen. (laut) So geht alſo wirklich mein ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung? Darf ich Sie wirklich den Meinigen nennen?

Bediente. Madame, Sie dürfen es!

Thereſe (leiſe für ſich). Der wird ſich wundern, wenn er erfahren wird, wer ich bin.

Bediente (leiſe für ſich). Die wird ſchöne Geſichter ſchneiden, wenn ſie erfahren wird, wer ich bin.

Thereſe (zärtlich). Es bleibt alſo dabei?

Bediente. Ein für alle Mal, und dieſer Kuß beſiegle das Verſprechen meiner Liebe.

(während der Bediente Thereſen küßt, tritt Carl ein.)

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen und Carl.

Carl. Was ſehen meine zwei Augen! Du läßt Dich von einem fremden Mann küſſen?

Bediente. Geht das den Herrn etwas an? Die gnädige Frau wird doch nicht erſt den Bedienten um Erlaubniß bitten müſſen, wenn ſie Luſt hat, ſich von einem Freunde küſſen zu laſſen?

Thereſe (zu Karl). Er geht ſeine Wege!

Carl (zornig). Aber um Gotteswillen, was ſoll das Alles bedeuten?

Bediente. Das geht den Herrn wiederum nichts an. Der Moſje thut ja ſehr familiär mit ſeiner Herrſchaft! Er duzt ſich mit ihr! Ich bin auch Bedienter — ich habe auch Bediente will ich ſagen — aber keiner dürfte ſich unterſtehen, ſo impertinent in Gegenwart ſeiner Herrſchaft zu ſein. Hinterm Rücken laß ich mirs noch gefallen, aber in der Gegenwart, in der Zukunft und Vergangenheit? Pfui! Pfui! Erlauben Sie mir, gnädige Frau, das müſſen Sie ſich nicht gefallen laſſen von einem Bedienten. Subordination muß ſein! Mein lieber Freund, ich weiß ſehr gut, was einem Bedienten zukommt! Seit wann iſt es erlaubt, daß ein Bedienter ſeiner Herrſchaft Geſetze vorſchreiben darf? Die gnädige Frau kann küſſen, wen ſie will, einen Bedienten geht dies gar nichts an! verſteht er mich?

Carl (der ſich von Thereſen nicht beſänftigen läßt). Das geht mich wohl etwas an! Und wenn ſich der Herr noch ein Mal erdreiſtet, dieſes Frauenzimmer zu küſſen, ſo werfe ich ihn — mag er ſein, wer er will — mit ſammt ſeinem Augenglas zum Fenſter hinaus.

Bediente. Was ſagen Sie zu dieſer Domeſtiken-Keckheit, zu dieſer Dienſtboten-Frivolität, zu dieſer Livreediener-Impertinence? Wenn ich jemals ſo keck geweſen wäre, man hätte mich auf der Stelle maſſakrirt! Menſch — Bedienter — Kamerad — Freund will ich ſagen — was ficht Ihn an! Iſt Er beſoffen, ſo leg' Er ſich ſchlafen, das hilft, ich hab' es oft verſucht; iſt Er krank, ſo geh' Er zum Thierarzt und laß Er ſich kuriren, der hat auch mir ſchon ein Mal das Leben gerettet. Ihn geht das etwas an, wenn Seine gnädige Frau einen Andern küßt! Das iſt zum Schlagtreffen! Ich ſag's Ihm noch ein Mal, das geht Ihn gar nichts an! nicht ſo viel wie dieſes Fingerſpitzchen!

Carl. Das geht mich wohl an! Dieſe da iſt meine Geliebte!

Bediente. Seine Geliebte? (lacht anhaltend) Die Herrſchaft iſt ſeine Geliebte! Das iſt zum Todtlachen!

Carl. Wozu das Gelächter? Thereſe iſt meine Braut.

Bediente. Jetzt ſpricht er von ſeiner Thereſe. Wer kümmert ſich um Seine Thereſe? Mit dieſer Thereſe mag Er machen, was Er will, aber dieſe Dame da iſt meine Braut!

Carl. Was ſagen Sie? Zum Donnerwetter, iſt das wahr?

Bediente. Das iſt Ihm auch nicht recht! Nein, ſo ein Schlag von Bedienten iſt mir noch nicht vorgekommen!

Thereſe (leiſe zum Bedienten). Beruhigen Sie ſich, Herr von Thal, dieſer Menſch iſt verrückt.

Bediente (zornig). Verrückt iſt der Patron? Warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Wenn er von Sinnen iſt, muß man ihn binden laſſen und in's Spital ſchicken. (lacht) Die gnädige Frau iſt ſeine Geliebte; Du ſagt er zu ihr; ihn geht das was an, wenn ich ſie küſſe! Der Menſch iſt rein wahnſinnig.

Carl. Mir ſcheint, Sie ſind toll!

Bediente. Raiſonnir' Er nicht!

Carl. Mäßigen Sie ſich. Thereſe iſt mein!

Bediente. Jetzt fängt er ſchon wieder von der Thereſe an. Menſch — Kamerad — Freund will ich ſagen — Er mag eine ehrliche Haut ſein, aber hier im Kopfe iſt's nicht richtig.

Carl. Reizen Sie mich nicht — oder — (er geht ſchnell auf den Bedienten los.)

Bediente (retirirt ſich hinter das Sopha und ſchreit laut auf). Hülfe! Hülfe! Der Kerl will mich umbringen!

Siebenzehnte Scene.

(Auf das Geſchrei eilen **Emilie** aus der einen, und **Thal** aus der andern Thür herbei). **Die Vorigen.**

Emilie. Was giebts hier?

Thal. Was iſt vorgefallen?

Carl. Dieſer Herr will mich mit Gewalt zum Wahnſinnigen machen!

Bediente. Dieſer Narr hat mich beleidigt, er muß ſich mit mir ſchlagen. Du ſagt dieſer Bediente zu ſeiner Herrſchaft — dieſe Familiarität, dieſe Frivolität, dieſe Impertinence — die gnädige Frau iſt ſeine Geliebte. (lacht) Der Menſch gehört in's Tollhaus!

(Emilie hat unterdeſſen den Carl beſänftigt; Carl iſt abgegangen.)

Thereſe. Verzeihen Sie, Herr von Thal; es iſt eine fixe Idee, die ſich der Unglückliche in den Kopf geſetzt. Zürnen Sie ihm nicht, bedauern Sie ihn vielmehr, daß ihn der Himmel ſo hart geſtraft hat.

Bediente. Sie hätten mir gleich ſagen ſollen, Gnädigſte, daß dieſer Menſch ein Narr iſt. Jetzt hab' ich mich erzürnt — ich zittere vor lauter Zorn! Haben Sie nicht ein niederſchlagendes Pulver?

Thal (leiſe zu ſeinem Bedienten). Ich werde Dich gleich niederſchlagen, wenn Du nicht auf der Stelle ruhig biſt.

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Carl (kommt zurück).

Carl. Im Vorſaale wartet ein Herr, der Herrn von Thal zu ſprechen wünſcht.

Bediente. Sein Name?

Carl. Herr von Löwenzahn.

Bediente (zu Thal). Das iſt der Executor, der Sie feſtnehmen ſoll.

Thal (zu Carl). Sagen Sie ihm, mein Herr wäre nicht hier.

Carl. Das geht nicht; er ſagt, er habe Herrn von Thal in's Haus gehen ſehen, und auch ich habe ihm bereits den Beſcheid ertheilt, daß er bei der gnädigen Frau iſt.

Thal (leiſe für ſich). Jetzt komme ich in eine ſchöne Tinte.

Carl. Kann Herr von Löwenzahn eintreten?

Thereſe. Nur zu! Ich laſſe den Herrn bitten.

Bediente (leiſe zu Thal). Jetzt hat meine Herrſchaft ein Ende.

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen. Der Executor Löwenzahn.

Löwenzahn. Entſchuldigen Sie, meine Damen, wenn ich vielleicht ſtöre, allein die Sache iſt äußerſt dringend. Herr von Thal iſt hier, ich muß ihn ſprechen. Wer von Beiden iſt Herr von Thal?

Bediente (auf Thal zeigend). Dies iſt Herr von Thal!

Thal (auf ſeinen Bedienten zeigend). Hier iſt Herr von Thal!

Löwenzahn. Iſt Herr von Thal ein Doppelgänger?

Bediente.
Thal. } Nein, der da iſt's!

Löwenzahn. Meine Herren, ich verſtehe keinen Spaß. Wer von Ihnen iſt Herr von Thal!

Bediente. Der iſt's, ich hab's Ihnen ja ſchon zwei Mal geſagt!

Thal. Der gnädige Herr belieben zu ſpaßen. Ich bin ſein Diener; Sie ſehen ja, ich trage ſeine Livree.

Löwenzahn. Weiß keine von den Damen, welcher von Beiden der Rechte iſt?

Emilie.
Thereſe. (auf Thals Bedienten zeigend). Dies iſt Herr von Thal!

Bediente. Nein, der da iſt der Rechte! Ich werde es doch wohl am beſten wiſſen, wer ich bin.

Emilie. Gedulden Sie ſich einen Augenblick. Im Nebenzimmer iſt die Tante des Herrn von Thal; ſie wird uns ſagen, welcher von Beiden ihr Neffe iſt. (ruft in's Zimmer) Frau Baronin!

Thal (leiſe für ſich). Nun bin ich verloren.

Bediente. Jetzt wird meine Unſchuld an den Tag kommen. (leiſe für ſich) Ich ſeh' gar nicht ein, warum ich mich ſtatt ſeiner ſoll einſperren laſſen. Es iſt ein ordentliches Glück, daß die Alte da iſt; der wird er's nicht abſtreiten können.

Zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Die Frau Baronin (kaum erblickt ſie ihren Neffen, ſo fällt ſie ihm auch ſchon um den Hals).

Baronin. Ei, da iſt ja mein lieber Neffe. (umarmt den

Thal) Wie gehts Dir, lieber guter Hermann? (umarmt ihn wiederum.)

Emilie.
Thereſe. } Dies iſt Herr von Thal?
Löwenzahn.

Thal (verlegen). Ja, ich bin's!

Löwenzahn (nimmt Thal bei Seite). Herr, Sie ſind mein Gefangener.

Thal (leiſe zu Löwenzahn). Laſſen Sie mir nur ein paar Augenblicke Luft.

Baronin. Sag' mir nur, lieber Junge, was das heißen ſoll, daß Du in Bedienten-Livree ſteckſt und warum Du Dich verleugnen willſt?

Thal. Sie ſollen Alles erfahren, liebes Tantchen, nur ein Wort: (er nimmt ſie bei Seite) Der Mann da hinter mir iſt ein Executor; er will mich arretiren, wenn ich nicht ſogleich einen fälligen Wechſel von 300 Thalern einlöſe. Ich bitte Sie um's Himmelswillen, helfen Sie mir aus dieſer Klemme.

Baronin. Aber Junge . . .

Thal (leiſe). Vorwürfe, Drohungen, Moral ein ander Mal! Jetzt geben Sie mir die 300 Thaler, daß ich mir dieſen unerbittlichen Executor vom Halſe ſchaffe. Ich will künftig gewiß keine neuen Schulden machen, nur dies Mal laſſen Sie mich nicht im Stich.

Baronin. Ich habe aber keinen Kreuzer Geld bei mir.

Thal. Da haben Sie ja einen koſtbaren Ring, den will ich ihm unterdeſſen zum Pfand geben. Machen Sie ſchnell, Tantchen, der Philiſter wird am Ende ungeduldig und macht mir hier einen fürchterlichen Skandal.

Baronin (giebt ihm verdrießlich den Brillantring). Da, Bruder Liederlich!

Thal (küßt ihr die Hand und nimmt ſchnell den Executor bei Seite). Hier haben Sie unterdeſſen dieſen Ring zum Pfande. In zwei Stunden löſe ich den Wechſel aus und trinke mit Ihnen ein Paar Flaſchen Champagner auf das Wohl meiner reichen Braut.

Löwenzahn. Gratulire!

Thal (ſehr vergnügt). Danke, danke! Ich weiß, daß Sie großen Antheil an mir nehmen. Leben Sie wohl, theurer Freund, (umarmt ihn) es hat mich unendlich gefreut, Sie wohl zu ſehen. Vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen geſagt habe. (begleitet ihn bis zur Thür und kommt dann wieder zurück) Ein ganz ſcharmanter Mann dieſer Herr von Löwenzahn. Er iſt Haushofmeiſter beim Grafen Tippeltapp und hat mich auf morgen zu einem Diner eingeladen; ich habe es aber rund abgeſchlagen, da ich mich bei meinem lieben Tantchen und bei der liebenswürdigen Frau von Berg (er geht auf Thereſe zu und küßt ihr die Hand) tauſendmal beſſer unterhalte.

Baronin. Junge, Du biſt ja ganz perplex, hier dies iſt Frau von Berg. (auf Emilie zeigend.)

Thal. Wie?

Bediente. Was?

Emilie. Zu dienen! Ich bin Emilie von Berg, dies mein Kammermädchen. Ich habe — wie Sie — meine Rolle vertauſcht; wir haben uns Beide gegenſeitig getäuſcht.

Thal. Die Enttäuſchung iſt um ſo ſüßer, da mein Herz im Stillen Ihnen den Vorzug eingeräumt hat.

Bediente. Sie ſind alſo blos Kammermädchen?

Thereſe. Und Sie blos Bedienter?

Bediente. Zu dienen! Nun erkläre ich mir die Familiarität des wahnſinnigen Bedienten.

Baronin. Jetzt hören Sie mich an, liebe Freundin! Ohne alle Präambula, können Sie meinem Neffen gut ſein?

Emilie (verlegen). O ja!

Baronin. Wollen Sie ihn heirathen?

Emilie (ſinnt nach).

Thal. Möchte ein guter Schutzgeiſt Ihnen ein Ja zuflüſtern.

Baronin. Nun, Ja oder Nein, 1, 2, 3.

Emilie (ſtürzt in ſeine Arme).

Thal. Emilie mein? Was fehlt nun noch zu meinem Glück?

Bediente. So kommen alſo doch Berg und Thal zuſammen. Ich gratulire!

Baronin. Heda, Moſje! Komm Er doch ein bischen näher!

Bediente. Was wünſchen die Frau Baronin?

Baronin. Sag' Er mir mal; warum hat Er denn der gnädigen Frau vorgelogen, mich habe der Schlagfluß gerührt, ich ſei geſtorben, ich habe meine beiden Söhne dummer Streiche halber enterbt und dergleichen Lügen mehr?

Bediente. Ich habe das geſagt?

Baronin. Ja, Er!

Bediente. Ich habe von all' dem, auf Ehre! keine Silbe geſagt.

Baronin. Er will leugnen?

Emilie. Vergeſſen Sie nicht, liebes Tantchen, daß ich dieſen Bedienten gemeint (auf Thal zeigend).

Baronin. Ja ſo, Du warſt der Lügen-Patron!

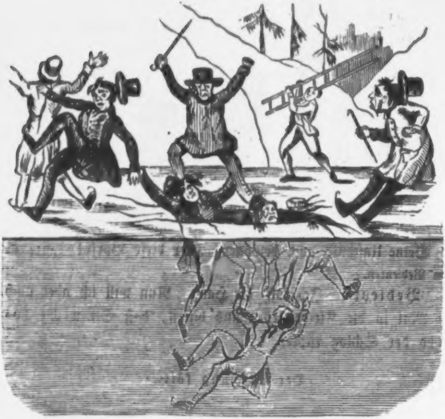
Thal. Verzeihen Sie, Tantchen!

Baronin. Junge, Junge, wirſt Du denn nie ſolid werden? (zum Bedienten) Er hat dies alſo nicht geſagt? So will ich Seine Unſchuld auch belohnen. Hier dieſe Börſe! (giebt ſie dem Bedienten.)

Bediente. Ich küſſ' die Hand. Nun will ich aber auch ein Mal in die Kirche gehen und bitten, daß Sie nicht ſobald der Schlag rühre.

(Der Vorhang fällt.)

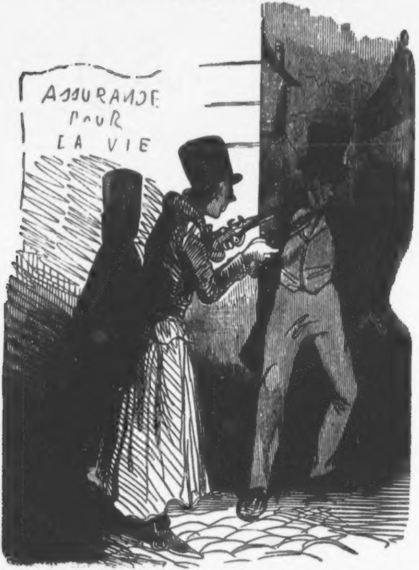
Ueberraſchung



auf einer halbgefrorenen Eisbahn.

SCa XII. 1[illegible]

Freundſchaftliche Bitte eines Tartüffe.



Hochverehrter Freund und College, wollen Sie nicht die Güte haben, mir aus freiem Antriebe zu beſcheinigen, daß ich ein ausgezeichneter Oberregiſſeur bin?

7131

JOUJOUX.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſecabinet

von

Eduard Maria Oettinger.

Siebenter Band.

Mit 49 Karikaturen.

Leipzig, 1847.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

1912
2472

HAMBURG. PUBL. × BIBLIOTHECA

Inhalt.

Seite

Freundſchaftliche Bitte eines Tartüffe (Titelbild.)
Muley Ismael 1
Fünf Beduinen in einem Concerte von Hector Berlioz 24
Leipzig 25
Brüſſel 26
Coeur-Zehne 27
Neuigkeit im Bade 42
Zwei Leipziger Damen 43
Moderne Freimaurerei 44
Toilette auf den Marqueſasinſeln 45
Clerodendron fragrans 46
Philanthropie 118
Ein ſchreckliches Rencontre 119
Auf der Eiſenbahn 120
Im Gerichtsſaale 121
Ein Luſtſpielſtoff 122
Folgen einer Polka 136
Zwiſchen Thür und Angel 137
Schwedens Nachtigall 138
Arzt und Patient 139
Mein erſter Beſuch bei Béranger 140
Vier Tage aus dem Leben eines Comödianten 148
Ein Luſtſpiel auf dem Kirchhof 152

Seite
Ein Stiergefecht im „Tageblatt" . . . 158
Ein Schöngeiſt und ſein Anhang . . . 159
Ein bedauernswürdiger Patient . . . 160
Ein Sommervergnügen . . . 161
Ein Reiſe-Abenteuer . . . 162
Ein Börſenſpeculant . . . 169
Ein dichtender Schöngeiſt . . . 170
Ein Ruhepunkt der Sittlichkeit . . . 171
Vaterſchreck . . . 172
Myosotis . . . 173
Der Blauſtrumpf . . . 193
Wer iſt glücklicher . . . 194
Hinter den Couliſſen . . . 195
Laterna magica . . . 196
Die Ehe . . . 197
Anſicht von Harlem in der Perſpektive . . . 206
Der Schimmel, den der Redacteur der „illuſtr. Zeitung" reitet . 207
Jugend ſchützt vor Thorheit nicht . . . 208
Naturgeſchichte des Blauſtrumpfs . . . 210
Frau und Kuh . . . 239
Frage und Antwort . . . 240
Die Tonleiter des Rauſches . . . 241
An einen Caſhemirſhawl . . . 250
Ein Spaziergänger . . . 253
Ein Verzweifelnder . . . 254
Ein wenig Moral . . . 255
Eine Eſelspartie . . . 256
Der Regenſchirm . . . 257
Holländiſche Reinlichkeit . . . 294

Muley Ismael.

I.

„Rache, Rache!“
Byron.

Einer der dümmſten, ausſchweifendſten und grauſamſten Despoten, deren Namen uns die Asbeſtblätter der Geſchichte aufbewahrt haben, war Muley Ismael; Muley Orchid's Stiefbruder und Nachfolger, der im Jahre 1672 den Thron von Fetz beſtiegen und ſich bald darauf auch des Reiches von Marocco bemächtigt hatte.

Dieſer Fürſt — oder, richtiger geſagt, dieſes Vieh — war die perſonificirte Wolluſt und Grauſamkeit. Er war es, von dem erzählt wird, er habe die ſchönſten Sklavinnen ſeines Harems in puris naturalibus als Schachfiguren benutzt, ihnen kleine Schilder angehängt, worauf der Name der ihnen zugetheilten Rollen ſtand, und jedem Steine, nach der Reihe, wie er von einem andern geſchlagen worden, die Baſtonade ertheilen laſſen. Eine andere ſeiner brutalen Vergnügungen ſoll darin beſtanden haben, jedem Sklaven, der ihm beim Aufſteigen den Steigbügel hielt, den Kopf abzuſchlagen.

An Tagen, an welchen er gelb gekleidet erſchien, wußte ſeine ganze Umgebung, daß er mehr als je zu grauſamen Handlungen aufgelegt ſei; an ſolchen Tagen herrſchte in ſeinem Palaſte eine wahre Gewitterſchwüle: Niemand wagte zu athmen, um nicht dadurch den Zorn des Tyrannen auf ſich zu lenken. An ſolchen Tagen hörte man in den Gärten des Serails keinen Citherklang, keinen Vogelſang, denn ſelbſt die gefiederten Sänger der Luft ſchienen ſich zu fürchten vor der viehiſchen Wuth Jsmaels.

Dieſer Jsmael hatte nur ein Steckenpferd: es war ſein Serail, das mehr als dreitauſend Odalisken umfaßte. Dieſe armen Geſchöpfe, willenloſe Werkzeuge ſeiner thieriſchen Ausſchweifungen, hatte er, wie eine Schaafheerde, numeriren laſſen; nur die jedesmalige Favorite durfte einen Namen führen, den ſie aber bald wieder, wenn er ihrer Reize überdrüſſig war, ablegen und mit einer Nummer vertauſchen mußte. Dieſe unglücklichen Sklavinnen bekamen die gewürzhafteſten Speiſen und dabei oft, wenn er ſie quälen wollte, nichts als laues Waſſer zu trinken. So kam es, daß dieſe bildſchönen Blumen von Fleiſch und Bein mitten in der vollſten Blüthe, verpeſtet vom Sirocco ſeiner grauſamen Wolluſt, ſchnell verwelkten und verſiechten.

2.

Die ſchönſte Favorite ſeines Harems hieß Coraly. Ihr Auge leuchtete ſo klar und mild wie Mondenlicht, eingerahmt von den durchſichtigen Wolken der langen ſchwarzen Wimpern, die ſich auf dem weißen Sammet ihrer Wangen abſpiegelten; ihr Mund war eine halb geöffnete Knoſpe, deren ſchwellendes Incarnat den Carmin der Roſen von Saron verdunkelte; ihr ſchlanker Hals, um den ſich eine Kette von Korallen wand, glich dem des Schwans, der ſtolz durch die ſilbernen Wogen des Ganges und durch die monderhellten Gruppen der Lotosblumen zieht; ihr Nacken war ein blendendweißes Atlaskiſſen, auf dem die goldenen Ringe ihrer mit Perlenſchnüren durchflochtenen Locken ruhten; ihr Buſen ein wogendes Beet von Lilien, worauf ein kleines flammendrothes Mal wie ein Rubin im Schnee gebettet lag; ihr Leib ſo ſchlank, daß zwei Kinderhände ihn umſpannen konnten, ihr Arm ſo voll, daß das üppige Fleiſch in der Gegend des Ellnbogens zwei ſchwellende Grübchen formte; ihre Hand, um deren Gelenk ſich ein Armband von Perlen flocht, hatte die ſchneeigſten Finger und die roſigſten Nägel, geſchmückt mit einem kleinen weißen Halbmond; ihr Füßchen ſchaute durch den durchſichtigen Strumpf, wie eine ſchlankgliederige Blume durch die ſie verhüllende Glasglocke; mit einem Wort: Coraly war eine jener cirkaſſiſchen Schönheiten, denen nichts als ein regenbogenfarbiges Flügelpaar fehlt, um ſich als Engel in die azurnen Höhen des chriſtlichen Himmels zu ſchwingen, oder als Peri das mahomedaniſche Paradies zu verſchönern.

Der alte ſchlaue Eunuchen-Chef und Ober-Aufſeher des kaiſerlichen Palaſtes hatte Coraly von einem Sklavenhändler gekauft, viertauſend Piaſter für ſie bezahlt und damit ſeinem erlauchten Herrn und Gebieter, Muley Jsmael, eine große Ueberraſchung bereitet.

Mash Allah! hatte der entzückte Kaiſer beim Anblick dieſer Lichterſcheinung ausgerufen, neun Mal die Hände über ſeinen Waſſerkopf und neun Mal über ſeinen Kürbisbauch zuſammengeſchlagen und allerhuldvollſt geruht, dem Eunuchen-Chef für dieſe neue Serail-Lieferung drei Roßſchweife zu verleihen.

Acht Tage lang war Coraly die Sonne geweſen, die alle andern Sterne des Serails, die ſtrahlende Favorite, die alle andern Odalisken in den Schatten gedrängt hatte. Acht Tage lang war ſie Muley's Freude, Jsmael's Stolz geweſen, der beim Barte des Propheten und beim Bauche ſeiner Vorfahren geſchworen hatte, noch nie ein ſchöneres Weib erblickt zu haben. Er hieß ſie Sonne des Weltalls, Peri des Paradieſes, ſchön genug, das Lager des Propheten zu theilen. Dieſe Entzückung währte aber, wie geſagt, nicht länger als acht Tage. Dann nannte er ſie nur noch das Kameel der Wüſte, die Dattel von Beludulſcherid und warf ſie, gleich einer Blume, deren Duft, gleich einer Frucht, deren Saft er ausgeſaugt, zu den Uebrigen.

Coraly's Glückſtern war nun in ewige Nacht verſunken.

Sie verbarg die Sonne ihres Antlitzes in die Falten ihres Schleiers und weinte Tag und Nacht.

— Gräme Dich nicht, Schweſter, ſprach Nummer 1001, die Gunſt Muley's iſt ein Aeolston, der ſchnell verklingt. Denke nicht mehr daran!

— Weine nicht, arme Freundin, bat Nummer 999. Keine von uns Allen hat ein beſſeres Loos erfahren. Als man mich noch Solimena hieß, war ich glücklich und ſo ſtolz, als Du es noch geſtern geweſen warſt. Als ich aber ſtatt des Namens eine Nummer und ſtatt der Küſſe Schläge erhielt, da war ich ſo traurig und niedergeſchlagen, wie Du es heute biſt.

— Trockne Deine Thränen, Leidensgefährtin, ſagte Nummer 1001, mache es wie ich: ſei luſtig, wenn auch das Herz Dir bricht.

3.

Aber Coraly war nicht zu tröſten. Während alle andern Sklavinnen in den Gärten des Serails Blumen für Ismael's Lager pflückten und Kränze für die Schläfe ihres geiſt- und herzloſen Bedrückers wanden, während Andere, auf dem grünen Raſen-Sammet hingeſtreckt, die ſehnſuchtvollen Lieder ihrer Heimath ſangen, die Cither ſpielten, oder in den Marmor-Baſſins die ſonnverbrannten Glieder in den ſilberhellen Wellen kühlten und ihren Leib mit allen Wohlgerüchen Arabiens ſalbten, ſaß Coraly, jetzt auch zu einer Nummer herabgeſunken, einſam und allein am Fenſter ihrer Zelle und ſchaute mit thränenfeuchtem Blick auf ihre leichtſinnigen, muthwilligen Genoſſinnen herab, die ihren Schmerz durch tauſend Künſte ſinnlichen Genuſſes halb betäubt, oder ganz erſtickt hatten. Sie gedachte ihrer Jugend und der Freiheit, der man ſie beraubt, und hoffte, die Gluth ihres Grams durch den Thau der Thränen zu löſchen.

Das Leben dieſer armen, bejammernswerthen Weſen, von einem grauſamen Geſchick zur Strafe verdammt, ohne Murren die brutalen Liebeslaunen eines alten, entnervten Wüſtlings zu ertragen, der die Liebe — das Gefühl der Gefühle — nur von der irdiſchen Seite kennt und in dieſen ſchönen Geſchöpfen nichts als Maſchinen ſeines viehiſchen Willens ſieht, erhält durch die Einförmigkeit, in der die ſchönſte Hälfte ihres Lebens dahinfließt, etwas Peinigendes, das ſich weit eher empfinden als beſchreiben läßt. — Dieſe Unglücklichen, was ſind ſie anders, als zahme Thiere, die man in vergoldeten Käfigen gefangen hält, die, dem Vergnügen ihres Beſitzers geweiht, mit Moſchus und Ambra gewaſchen, mit Scherbet und Zwiebeln, mit Milch und Reis und andern nährenden Stoffen abgefuttert werden, damit ſie allmälig Fett anſetzen und den erforderlichen Embonpoint erhalten!

Coraly fühlte ſich zu einem beſſern Looſe beſtimmt: ſie fühlte, daß ſie wärmerer, ſüßerer, ſchönerer Liebe würdig ſei. Und darum ſehnte ſie ſich nach einem Gegenſtande, der die Leere ihres Herzens ausfüllen und ihre namenloſe Sehnſucht ſtillen ſollte. In ſchlafloſen Nächten ſchuf ſie ſich ein Ideal, das ſie mit den glänzendſten Farben ihrer orientaliſchen Fantaſie ausſchmückte, einen Mann, ſo ſchön, als den Propheten, geſchmückt mit allen Reizen der Männlichkeit, erfüllt von allen Tugenden des Korans.

Eines Morgens, als ihre Gedanken ſchwelgend an den Honiglippen des geträumten Ideales hingen, fiel ihr Blick auf einen jungen griechiſchen Sklaven, der im Garten des Serails, dicht unter Coraly's Fenſter, die Roſenbüſche ſtutzte, welche ſich unter der Laſt ihrer Knoſpen bogen.

Coraly ließ ihr glühendes Auge auf ihm ruhen mit einer Gier, als ob ſie jeden ſeiner Züge verſchlingen wolle. Ihr Athem ſtockte, ihre Wange glühte. Hingeriſſen vom Nimbus ſeiner jugendlichen Reize, riß ſie eine Jasminblüthe aus dem Bouquet, das an ihrem Buſen prangte, und warf ſie ſo geſchickt in den Garten hinab, daß ſie dicht zu ſeinen Füßen niederſank.

Der junge Grieche erhob ſeinen Blick, zuckte, vom Sonnenſtrahl ihrer Augen getroffen, wie ein vom Dufte der Blumen betäubter Schmetterling zuſammen, hob dann den Jasmin von der Erde auf und drückte den blühenden Dragoman der Liebe an ſein wonnetrunkenes Herz.

Das Gefühl der Liebe iſt in jeder Zone daſſelbe; wohl aber äußert es ſich in jedem Lande auf eine andere Weiſe. Bei uns greift ſie nicht ſo raſch und heftig um ſich, als im Orient. Zwei Liebende kommen dort in einem Tage weiter, als wir in vier Wochen. Die orientaliſche Liebe iſt eine ſchnellfüßige Gazelle, die, nicht Gefahren ſcheuend, munter die höchſten Gipfel der Liebesalpen erklimmt; die occidentaliſche Liebe hingegen iſt ein ſchwerfälliges Kameel, das ſcheu und bedächtig durch die Sandwüſte der Convenienz keucht, in jeder Stunde vorſchriftsmäßig höchſtens eine deutſche Meile zurücklegt und, endlich nach Monden am Ziele angelangt, ſich behutſam auf ein Knie niederläßt und tauſend Mal dageweſene Liebesfloskeln noch tauſend Mal wiederkäut. Die Liebe des Morgenlandes erhebt ſich mit den gedankenſchnellen Schwingen des Condors, die Liebe des Abendlandes mit dem ſchwerfälligen Flügelſchlag des Dudu in die lichten Regionen ihrer Wünſche. Die morgenländiſche Liebe ſchreitet ſchneller als ein geflügeltes Dampfſchiff, die abendländiſche langſamer als eine Berliner Droſchke vorwärts. In Prozeß- und Liebesſachen — die Liebe iſt ja auch nur ein Prozeß, bei dem die eine Parthei das gewinnt, was die Andere verliert — liebt der Orient kurze und der Occident lange Procedur. Liebes- und andere Händel, welche bei uns lange Jahre zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, werden dort ſchneller, als man die Hand umwendet, geſchlichtet und abgemacht.

Enfin, Coraly und der junge Grieche liebten ſich und Einer erhörte den Wunſch des Andern und — Beide waren glücklich.

4.

Unter jenen Unglücklichen, die zu den Hütern des kaiſerlichen Harems gehörten, befand ſich auch ein junger Mohr. Er hieß Uphar und war ſeit drei Jahren der erſte Eunuch des Serails und der Liebling des Ober-Aufſehers, der ihm mehr als jedem Andern ſein volles Zutrauen ſchenkte. Uphar war gleichſam der Stellvertreter ſeines Vorgeſetzten, der Vice-Aga, welcher Abends, mit dem Schlüſſelbunde am Gürtel, die Runde durch die Corridors und Zellen des Frauenzwingers machte, um ſich zu überzeugen, ob die Bewohnerinnen dieſer Kerker ſchon zu Bett gegangen, ob ſie nicht, aus Unvorſichtigkeit, Licht haben brennen laſſen, wodurch Feuer entſtehen und das Leben aller Palaſt-Bewohner leicht hätte gefährdet werden können. Uphar, mit faſt uneingeſchränkter Vollmacht begabt, durfte zu jeder Stunde der Nacht den Schlaf dieſer unglücklichen Geſchöpfe ſtören, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, daß Keine ihn hintergangen habe.

Dieſer Uphar war bisher gegen dieſen lebendigen Blumenflor, gegen die Reize all' dieſer ſchönen Odaliſken kalt und unempfindlich wie jeder Andere ſeines Gleichen geblieben. Seit jenem Tage aber, wo Coraly in den Harem aufgenommen worden, war in ſeine Seele ein fremdartiges Gefühl eingezogen, von dem er früher nicht die geringſte Ahnung gehabt hatte. Er glaubte behext zu ſein und murmelte fortwährend das Maoridath, die zwei letzten Kapitel des Korans, vor ſich hin, um ſich gegen die Einwirkung des Zaubers zu waffnen; doch umſonſt! Coraly's Reize faßten Wurzel in ſeinem Herzen, rankten ſich wie Schlingpflanzen um ſeine Seele und flochten ſich als ſüße Träume in ſeinen Schlaf ein. Um in der Nähe dieſer Houri zu weilen, bettete er ſich allnächtlich vor die Thür ihrer Zelle, um jeden Zug ihres Athems, jeden Seufzer ihrer Bruſt zu belauſchen. Wenn er dann endlich eingeſchlafen war, trat Coraly's Bild vor ſeine Seele; träumend glaubte er im Paradieſe Mahomeds zu ſein.

Nach dem Koran, der, beiläufig geſagt, aus 114 Kapiteln, 6236 Abſchnitten, 77,639 Wörtern und 323,015 Buchſtaben beſteht — ich erlaube jedem meiner Leſer, das Alles ſelber nachzuzählen — nach dieſem Koran, den mancher Muſelmann Wort für Wort beſſer auswendig weiß als mancher Chriſt ſein Vaterunſer und als mancher Jude die Zinstabelle, nach dieſem Koran, den der Prophet mit Hilfe des Jacobiten Batiras und des Neſtorianers Sergius redigirt hat, nach dieſer mahomedaniſchen Bibel giebt es ſieben Paradieſe: die ſechs erſten ſind von Silber, Gold, Smaragd, Amethyſt, Rubin und Diamant; das ſiebente und letzte aber iſt ein abendloſer Luſtgarten, in welchem ewiger Frühling herrſcht, ein Eden, durchrieſelt von Flüſſen mit Milch und Honig, geſchmückt mit immergrünen, ewig blüthenſchwangern Bäumen, an deren Aeſten goldene Orangen prangen, aus deren Schooße, beim Oeffnen derſelben, junge Mädchen herausquellen, deren Schönheit über alle Beſchreibung erhaben iſt. Es giebt vier Arten ſolcher Houris: die erſten ſind weiß wie Milch, die zweiten grün wie das Meer, die dritten gelb wie Gold und Safran, die vierten roth wie Purpur und Carmin. Ihre durchſichtigen Körper ſind aus Moſchus, Ambra und Weihrauch, aus Blumenduft, Aetherglanz und Sternenlicht zuſammengewebt. Ihre Augen ſind ſo leuchtend, daß ſie die Nacht in Tag verwandeln, ihr Athem iſt ſo würzig und ſüß, daß er über den ganzen Erdball hin die lieblichſten Düfte verbreitet. Dieſe Houris, die der Perſer Peris nennt, ſind nackt; auf ihrer Morgenroth-Stirn lieſ't man mit goldenen Buchſtaben: „Wer Liebe für mich fühlt, erfülle den Willen des Ewigen: er komme in meine Arme und genieße die Wonne der Wonnen!“ Alle, ſo auf Erden die Geſetze des Propheten befolgt haben, werden im ſiebenten Himmel mit dieſen Houris vereint unter Zellen von weißen Perlen, wo ihrer ſiebenzig Bänke von Rubinen, auf jeder Bank ſiebenzig Matten und auf jeder Matte ſiebenzig Sklaven harren, die jeder dieſer Houris ſiebenzig Kleider reichen, ſo leicht und durchſichtig, daß man bis in's Mark ihrer Knochen ſehen und die Schläge ihres Herzens zählen kann. Tauſend Jahre werden die Gläubigen in den Umarmungen dieſer Peris verweilen, die trotzdem ewig Jungfrauen bleiben. Nun frage ich jeden meiner Leſer, gleichviel ob er Chriſt oder Jude iſt, ob er ſich nicht einen Paſſe-par-tout zu Mahomeds verführeriſchem Paradieſe wünſcht? Ich frage Jeden, ob dieſer Mahomed nicht ein grundgeſcheidter Mann geweſen iſt, der ſeine Türken eben ſo gut, wie Wallenſtein ſeine Pappenheimer gekannt hat?

Uphar befand ſich, ſo oft er von Coraly träumte, im ſiebenten Himmel. Er erblickte in Coraly die ſchönſte aller Houris und in jeder Houri eine Coraly. Auf dem Elfenbein ihrer Stirn ſchimmerten die goldenen Worte: „Wer Liebe für mich fühlt, erfülle den Willen des Ewigen: er komme in meine Arme und genieße die Wonne der Wonnen!“ Der arme Eunuch las dieſe Worte, knirſchte mit den Zähnen, fluchte ſeinem grauſamen Vater, verwünſchte ſich und ſein Geſchick, verhöhnte Gott und den Propheten und ſah ſich plötzlich aus der lachenden Tageshelle des Paradieſes in die ewige Nacht der Hölle verſetzt.

Mahomeds Hölle hat ſiebem Eingänge und ſieben verſchiedene Torturen. Ein hinabgeworfener Stein muß neun Tage und neun Nächte fallen, um am die Pforten der Hölle zu gelangen. Der ganze unendliche Raum iſt von Feuer- und Schwefelſtrömen durchzogen, in die jeder Verdammte, mit ſiebenzig Ketten belaſtet, von böſen Geiſtern fortwährend hinabgetaucht wird. Die armen Sünder erhalten dort keine andere Speiſe als bittere Früchte, wie Teufelsköpfe geformt und von jenem Höllenbaume gepflückt, welcher Zacoum heißt; kein anderes Getränk, als dasjenige, was ſie aus den Schwefelquellen ſchöpfen müſſen. — Wer von Euch möchte, in eine ſolche Hölle verſetzt, nicht Alles anwenden, um ſeine Contremarke gegen ein anderes Billet umzutauſchen?

6.

Wißt Ihr, was unſer Schiller ſagt? „Wer keinen Menſchen zeugen kann, der kann auch keinen lieben.“

Genau betrachtet iſt dies eine jener Redensarten, die hinter ſchöner Schaale einen faulen Kern verbergen. Wie, ſollte ein

Eunuch nicht im Stande ſein, zu lieben? Ich glaube gerade umgekehrt, daß ſolch ein Unglücklicher wärmer, reiner, inniger lieben kann, als jeder Andere, ſchon darum, weil ſeine Liebe nicht den verzehrenden Peſthauch der Sinnlichkeit in ſich trägt, weil ſie, geläutert von den Schlacken des Irdiſchen, ihre Schwingen im reinen Aether badet und nicht ſo ſchnell erkaltet als jene Alltags-Liebe, die, im Schlamm des Irdiſchen verſunken, bald gelöſcht und befriedigt iſt.

Alſo glaubt es nur: der Eunuch liebte Coraly; er liebte ſie mit der reinen Gluth der reinen Liebe; ſie aber haßte den häßlichen Uphar, der kein Mann, kein ſo ſchöner Mann als Arno, der junge Grieche, war.

Der arme, bemitleidenswerthe Uphar! Zwei feindliche Geſtalten theilten ſich in die Herrſchaft ſeines Herzens: Liebe und Eiferſucht, zwei Tyrannen, die mit deſpotiſcher Gewalt das Reich ſeiner Gedanken und Gefühle beherrſchten, Zwillingsbrüder, die ſich wechſelſeitig bekämpften und beſiegten, und ſein Herz in tauſend Wonnen wiegten und auf tauſend Foltern ſpannten; die Liebe kettete ſich, dem Schatten gleich, an Coraly's Ferſe feſt, die Liebe folgte ihr auf Weg und Steg und küßte jeden Baum, der ſein ſmaragdenes Zelt über ſie ausgebreitet, jeden Raſen, der ihr zum Ruhebett gedient, jede Spur, die ihr Sylphenfuß in den weichen Sand gedrückt. Wenn ſie mit Tagesanbruch aus der Wärme ihres Lagers in die erfriſchende Kühle des Bades hinabſtieg, kniete er nieder vor ihr Bett, küßte den Pfühl, worauf ihr Haupt geruht, küßte das Nachtgewand von

Mouſſelin, das den Schnee ihrer Glieder eingehüllt, küßte den Spiegel, in dem ſie ihre Reize angeſchaut. — Die Eiferſucht aber heftete ſich an die Wimpern ihrer Augen, bewachte jeden Blick Coraly's und eiferte ſelbſt mit den Zephiren, die mit der duftigen Fülle ihrer Locken, mit den Enden ihres Schleiers, mit der Zitternadel ihres Turbans ſpielten.

— Coraly, ſagte er eines Morgens, als ſie, vor dem Spiegel ſitzend, die goldenen Haare flocht, ſeit Monden laſtet ein Geheimniß auf meinem Herzen, ein Geheimniß, das ich von mir abwälzen muß, wenn es mich nicht, wie ein böſer Alp, zu Boden drücken ſoll. Coraly, Sonne der Sonnen, ich liebe Dich!

— Wie? fragte Coraly, habe ich recht gehört? Uphar liebt mich?

— Mit aller Kraft der erſten Liebe!

— Ich traue meinen Ohren nicht! Uphar liebt mich! Uphar, der Eunuch?

— Coraly, Uphar liebt Dich, wie der Parſe ſeine Sonne, wie der Schwan den Lotos, wie Bülbül die Roſe von Guliſtan liebt. Coraly, Du biſt meine Sonne, mein Lotos, meine Roſe! In Deinem Auge wohnt meines Glückes unerreichbar hoher Stern, in Deinem Herzen liegt mein Paradies, ſchöner als die ſieben Himmel des Propheten.

— Uphar, hat der Duft des Lotos und der Roſe Dich betäubt, hat der Strahl der Sonne Dein Gehirn verbrannt? Du wagſt es, Eunuch, die treue Sklavin Deines Herrn zu lieben? Vergiß nicht, Uphar, daß es nur eines Wortes von mir bedarf, um die Flamme Deiner wahnſinnigen Liebe zu erſticken.

— Ein Wort! O nenne mir das eine Wort! Ach, Coraly, was habe ich nicht Alles verſucht, um mich mit ehernem Panzer zu waffnen gegen die unabwendbaren Pfeile Deiner Augen? Ich habe zu Gott und dem Propheten gebetet, meine Liebe zu Dir im Keime zu zerſtören; ich bin nach Medina hingepilgert und habe am Grabe des Propheten das Gelübde gethan, meine ſündige Seele drei Tage jeder Woche durch ſtrenges Faſten zu kaſteien, wenn der Prophet die Wurzel meiner Liebe zu Dir ausrotten wolle aus meiner Seele; aber je mehr ich gefaſtet, je mehr ich gebetet, je mehr ich verſucht, Dich zu haſſen, deſto höher wuchs meine Liebe zu Dir. Was kann wohl das arme Eiſen dafür, daß die geheimnißvolle Kraft des Magnets es an ſich zieht? Du, Coraly, biſt der Magnet, mein Herz iſt das Eiſen, das Du mit unzerreißbaren Ketten an das Deinige gefeſſelt haſt. Nenne mir das eine Wort, das die Gluth meiner Liebe löſchen, das den Zauber des Magnets vernichten, das mir die Freiheit meiner Seele, den Frieden meiner Tage, die Ruhe meiner Nächte wiedergeben kann, und knieend will ich Dir danken für den Balſam, womit Du die Wunde meines Herzens heilſt.

— Ein Wort dem Kaiſer, und Uphar, der treuloſe Sklave ſeines Herrn, wird in jenem Mörſer, der im Vorhofe des Serails ſteht, lebendig zerſtoßen, oder kommt, wenn das Glück und der Aga ihm wohl wollen, mit fünfzig Peitſchenhieben fort.

Uphar ballte krampfhaft ſeine Fauſt und ſchwieg. Coraly aber ſprach:

— Ein Eunuch, ein Unding, weder Menſch noch Thier, ein Scheuſal, wie Du, wagt von Liebe zu reden? Hier, Thor, nimm die goldene Schnur, die meine Hüften umſchlingt, und hänge Dich und Deine Liebe an den erſten beſten Baum. Hier mein Dolch, ritze Dir damit die erſte beſte Ader auf und ſchröpfe Dir das tolle Blut aus Deinem Herzen weg.

— Coraly!

— Fort, Eunuch! Dein Anblick flößt jeder Faſer meines Körpers Abſcheu, Grauſen, Ekel ein.

— Vater, Vater! rief Uphar, wüthend die Fäuſte ballend.

— Geh', Thor! geh', und begrabe Dich und Deine Liebe in den tiefſten Schlamm der Erde.

— Coraly, habe Erbarmen mit dem Aermſten der Armen, ſchenke ihm einen Blick des Troſtes, ein Wort des Mitleids! flehte der Mohr, dem eine Fluth heißer Thränen aus den Augen quoll.

— Elender, ſoll ich um Hilfe rufen? Aus meinen Augen, Scheuſal!

— Uphar knirſchte die Zähne und ging.

6.

Verſchmähte Liebe artet in Haß aus.

Uphar, der ſich von Coraly lieblos verſtoßen, mitleidslos verachtet ſah, ſann auf Rache. Im erſten Auflodern ſeines feurigen Haſſes hätte er Coraly lachend mit ſeinen Nägeln zerreißen können; kälter geworden, fühlte er, daß ihr Tod, wenn auch gewaltſam herbeigeführt, ſeinem racherfüllten Herzen doch nicht genügen könne.

— Nein, ſie ſoll leben; ihr Leben aber ſoll ihr zur unerträglichen Qual werden; ſie ſoll fühlen lernen, was ein Tag ohne Sonne, was ein Leben ohne Liebe iſt. Nicht ſie, aber Arno, der ſich in den Strahlen ihrer Liebe ſonnt, ſoll als Opfer meines Haſſes fallen; der Lichtglanz ihrer Augen ſoll im Strome ihrer Thränen untergehen und ihr gramgebeugtes Herz troſtlos hinwelken; dann will ich vor ſie hintreten und mich weiden an ihrer Qual und hohnlachen ihrem Elend. Grauſame Coraly, Du hatteſt kein Wort des Troſtes, keine Thräne des Mitleids für mich; ich will nun Haß mit Haß vergelten. Boteſt Du mir nicht Deine Schnur? Sagteſt Du nicht: Hänge Dich und Deine Liebe an den erſten beſten Baum? Und wenn ich's thäte, trübte wohl eine Wolke Deiner Augen hellen Sonnenſchein? Du würdeſt lachen und glücklich ſein im Arme des Geliebten. Das aber ſollſt Du nicht ſein! Dein Glück will ich zertreten, wie Du meine Liebe zertreten haſt. Du ſollſt elend werden, elender noch als ich es bin!

Darauf eilte er zum Kislar-Aga.

7.

Ismael war gerade bei guter Laune. Einer ſeiner Sklaven, ein junger Deutſcher, der mehrere Jahre als Commis-voyageur einer Hamburger Schnupftabaks-Fabrik in der Welt umherkutſchirt, einmal auf dem mittelländiſchen Meere in die Hände der Seeräuber gerathen, als Sklave an den Kaiſer von Fez und Marocco verkauft und nach kurzer Zeit ſo ſehr deſſen Liebling geworden war, daß er bei Muley die Stelle eines Hofnarren und Staatsſecretairs bekleidete, dieſer Hofnarr, der früher Chriſtoph Schulze, ſpäter aber, als er aus mehr als einer Rückſicht zur muhamedaniſchen Religion übergelaufen war, den Namen Mehemet Hadſchi angenommen — dieſer Renegat, der dem Kaiſer unter Anderm auch Unterricht im „Schafskopf,“ dem bekannten Kartenſpiele, und in der deutſchen Sprache ertheilt hatte, dieſer Chriſtoph Hadſchi, dieſer Mehemet Schulze gab dem Kaiſer, um Allerhöchſtdenſelben in froher Stimmung zu erhalten, allerlei Räthſel auf, Räthſel, die, wie mein geliebter Leſer ſich bald überzeugen wird, ſo geheimnißvoll verhüllt waren, daß ein ungemein hoher Grad von Scharfſinn dazu gehörte, den Sinn derſelben zu entſchleiern.

— Hoheit, begann der räthſelſpeiende Ex-Tabaks-Reiſende, ich will Dir jetzt, mit Deiner gütigen Erlaubniß, eine Nuß zu knacken geben, die härter ſein ſoll, als alle frühern.

— Heraus damit! herrſchte der ſcharfſinnige Monarch.

— Ich denke mir ein Wort von vier Sylben. Die beiden erſten, die in der Erde wachſen, werden, wie die beiden letzten, die gleichfalls in der Erde wachſen, zu einer Speiſe benutzt, die gewöhnlich mit dem Braten herumgereicht und mit Eſſig und Oel angemacht wird.

— Ein vierſylbiges Wort, wiederholte der Kaiſer von Fez und Marocco. Alle vier Sylben wachſen in der Erde, wie Du ſagſt, und werden mit Eſſig und Oel angemacht. Höre, Hadſchi, das Räthſel iſt ſchwer.

— Ungeheuer ſchwer! verſicherte Mehemet Schulze.

— Dieſe vier Sylben werden als Braten herumgereicht?

— Nicht als, ſondern mit dem Braten.

— Ich hab's, ich hab's!

— Du ſcherzeſt, Hoheit.

— Beim Barte des Propheten, ich hab's! Caperſauce, Caperſauce! ſchrie Oedipos II.

— Errathen, errathen! erwiderte Chriſtoph Hadſchi, der nicht den Muth hatte, ſeinem Herrn und Gebieter zu widerſprechen. Ich geſtehe Dir, Hoheit, daß Dein Scharfſinn mir täglich immer mehr und mehr Achtung einflößt. Bei mir zu Hauſe braucht ein Fürſt zur Auflöſung eines ſolchen Räthſels mindeſtens einen ganzen Tag und eine ganze Nacht; Du aber brauchteſt kaum fünf Minuten dazu. O Heil Dir, mein Fürſt!

— Gieb raſch noch ein anderes auf!

— Schön, ſagte die Hamburger Sphynx. Wieder ein vierſylbiges Wort: die beiden Erſten nennen Dir eine Frucht, die auf Bäumen wächſt und in der Regel blau, mitunter auch gelb iſt;

die beiden Letzteren, die mitten in der Frucht ſtecken, ſind hart wie Stein; das Ganze iſt ein Theil der beiden Erſten. Sieh, Hoheit, wenn Du auch das errathen kannſt, dann hört wirklich Alles auf; dann weiß ich kein Räthſel mehr, das für Deinen Scharfſinn ſchwer genug wäre.

— Vier Sylben, ſagteſt Du? Die beiden erſten ein Stein und die beiden letzten eine Frucht?

— Umgekehrt, Hoheit, umgekehrt!

— Alſo die beiden letzten eine Frucht und die beiden erſten ein Stein.

— Umgekehrt, Hoheit, umgekehrt!

— Höre, Hadſchi, ich glaube gar, Du willſt mich dumm machen?

— Hoheit, wie kannſt Du ſo etwas von dem treueſten Deiner Diener glauben! Die beiden Erſten ſind weich, die beiden Letzten aber hart wie Stein.

— Und wachſen die beiden Letzten auch auf den Bäumen?

— Natürlich, denn ſie ſtecken ja mitten in den beiden Erſten.

— Ich hab's, ich hab's!

— Wär's möglich?

— Beim Bauche meines Vorfahrers, ich hab's! Die beiden Erſten weich, die beiden Letzten hart: das ſind Pfropfenzieher.

— Allah Kerim! rief Mehemet Hadſchi und nahm die Miene der höchſten Verwunderung an. Hoheit, ich beneide Dich!

— Um mein Serail?

— Nein, blos um Deinen Scharfſinn. Was waren alle Räthſel der Sphynx gegen die beiden, die Dein unterthänigſter Hund und Sklave Dir aufzugeben ſich erdreiſtet hat! Hoheit, Du biſt der größte Mann Deines Jahrhunderts!

— Ja, das bin ich! ſagte Muley.

In demſelben Augenblick trat der Oberaufſeher des kaiſerlichen Palaſtes ein.

— Was giebt's? fragte der Kaiſer.

— Ich habe meinem Herrn und Gebieter eine Nachricht von der höchſten Wichtigkeit mitzutheilen.

— Heraus damit!

— Allnächtlich ſchwingt ſich einer Deiner Sklaven mit Hilfe einer Strickleiter zu Coraly's Fenſter empor. Was ſoll geſchehen?

— Du kannſt noch fragen? Der Hund muß baumeln!

8.

Und als die Nacht ihren Schleier über die Erde warf, und als Arno, mit der Mandoline in der Hand, vor Coraly's Fenſter erſchien und Grüße der Liebe zu ihr hinaufſchickte, ſie aber, hinter den geſchloſſenen Gitterfenſtern lauſchend, die Strickleiter herabließ, und Arno auf dieſer Himmelsleiter hinaufſteigen wollte in die Höhen ſeines Paradieſes, da ſtürzten aus dem Verſteck der dicht verzweigten Fliederbüſche Upbar und drei Sklaven des Serails hervor, erſtickten ſeinen Hilferuf und — knebelten ihn.

Coraly harrte am Fenſter, Arno aber, obgleich die Töne ſeiner Mandoline längſt verklungen waren, erſchien nicht. Mit pochendem Herzen wagte ſie endlich, die Jalouſien ihres Fenſters zu öffnen, um hinauszuſchauen in die tiefdunkle Nacht. Vergebens verſuchte ihr Auge den Geliebten zu erſpähen.

— Arno, Arno! hauchte ſie leiſe in die Nacht hinaus.

Aber als der Ruf der Liebe unerwidert blieb, da zog eine namenloſe Angſt in ihre Seele ein: mit wachſender Furcht ſtarrte ſie in die Nacht hinaus, lauſchte mit geſpanntem Ohre und fuhr tief erſchreckt zuſammen, wenn ein Blatt vom Baume fiel, und ſchloß die Fenſter, ſo oft ſie das leiſeſte Geräuſch vernahm.

Erſt ſpät kroch das bleiche Antlitz des Mondes aus ſeiner Wolkenlarve hervor und ſtreute ſein mattes Licht auf den Gipfel des Baumes, deſſen Zweige neugierig in Coraly's Fenſter ſchauten, hinter welchem ſie in athemloſer Angſt noch immer der Ankunft des Geliebten harrte. Plötzlich vernimmt ſie Schritte.

— Arno iſt's! ruft Coraly, öffnet die Jalouſien und ſtürzt, einen Schrei des Schreckens ausſtoßend, ohnmächtig auf die Marmorplatten ihrer Zelle hin.

Auf Uphar's Befehl hatten die Sklaven den geknebelten Griechen, mit dem Antlitz nach Coraly's Fenſter hingewendet, an dem Baume aufgehängt.

9.

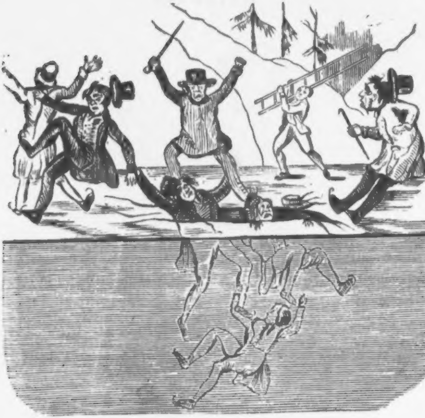
Am frühen Morgen beeilte ſich der Groß-Veſir, Seiner Hoheit Bericht zu erſtatten.

Muley, in ein gelbes Kleid gehüllt, blies zornig dicke Rauchwolken vor ſich hin, leerte ſeine Frühſtückschokolade und ſagte zum Groß-Veſir:

— Noch ehe eine Stunde verronnen iſt, muß Coraly in einen Sack eingenäht, in die Tiefe des Meeres verſenkt, und Uphar, der ihr Verbrechen verrathen hat, im Garten des Serails dicht vor meinen Augen, von vier Pferden zerriſſen werden.

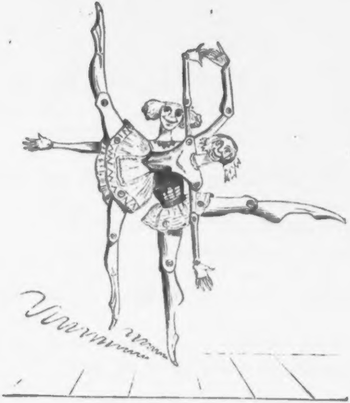
Der Groß-Veſir verneigte ſich und ging, um Anſtalten zu treffen, daß der huldvolle Befehl Seiner Hoheit ohne Aufſchub vollzogen werde.

Ueberraſchung



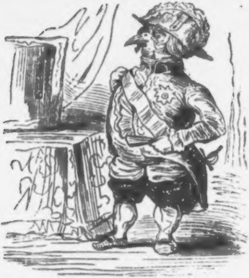
auf einer halbgefrornen Eisbahn.

Leipzig.



Ein ausgezeichnet ſchönes Pas de deux.

Brüſſel.



Wie der neue Leopold-Ritter ſich vorbereitet, bei Hofe zu erſcheinen.

Coeur-Zehne.

I.

In der Rue Richelieu, der großen Pulsader des ſanguiniſchen Seine-Babels, liegt eines der reichſten Magazine, über deſſen Eingang ein weißlackirtes Schild hängt, auf dem ein großes Kartenblatt, eine Coeur-Zehne, abgebildet iſt. Keines von den tauſend Ateliers der wandelbaren Mode genießt in der faſhionablen Welt eines ſo großen Rufes, als das Magazin der Coeur-Zehne.

Ein ſonderbares Schild! höre ich ausrufen. Wie kam man darauf, ein Kartenblatt zum Aushängeſchild einer Putzhandlung zu machen?

Wer Luſt hat, zu hören, der höre!

Wien und Paris haben ſich von jeher durch die Bizarrerien ihrer Aushängeſchilder ausgezeichnet.

In der ſchönen Kaiſerſtadt, in dem harmloſen, lebensluſtigen, liebenswürdigen Wien, giebt es ein Wirthshaus „zur aſchgrauen Möglichkeit“, ein Speiſehaus „zum ſilbernen Eisvogel“, ein Kaffeehaus „zum goldenen Küpfel“, ein Bierhaus „zum gläſernen Haarbeutel“, eine Frühſtückſtube „zur fidelen Leberwurſt“, einen Friſeurladen „zum ſtandhaften Haarzopf“, ein Kleidermagazin „zum grauen Rocke“, ein Strumpfwirkergewölbe „zum rothen Zwickel“, ein Parapluiemagazin „zum melancholiſchen Sturmwind“ u. ſ. w.

Paris hat eine Modenhandlung „au Diable d'argent“, „à la Tentation“, „au Tocquet bleu“, „à la Sylphide“, „au Robert le Diable“, „au pauvre Diable“ und, wie geſagt, ein Modemagazin „zur Coeur-Zehne“.

Die Directrice dieſer Mode-Officin iſt eine junge Aſiatin, deren Lebensbeſchreibung ſo viele romantiſche Seiten hat, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Hauptparagraphen mitzutheilen.

Zoloë (ſo heißt dieſe Putzmacherin) war früher eine jener Bajaderen, die in Oſtindien vom Tanz und von der Liebe leben.

Am Gangesſtrome, wo Aloë und Lotos blühen, wo man Perlen und Corallen fiſcht, begegnete eines Tages ein reicher Nabob der jungen Bajadere, deren üppiger Nacken, deren blendende Schulter das Reizendſte war, was man ſich in jener Zeit denken kann. Ihr erotiſcher Wuchs, ihr priapäiſches Geſicht beſaß eine Anziehungskraft, die alle Kinder der Sonne, ja die Sonne ſelbſt anzog.

Der häßliche Nabob fühlte ſich von den ſchönen Schultern Zoloë's dergeſtalt hingeriſſen, daß er darüber den Frieden ſeines Herzens und, was ihn noch tiefer ſchmerzte, Appetit und Schlaf verlor. Von Tag zu Tag ſah man ihn blaſſer, magerer werden. Seine Fleiſchmaſſe, die noch vor Kurzem 214 Pfund gewogen hatte, war in acht Tagen auf 190 zuſammengeſchrumpft.

Endlich, als ſeine Liebe immer dicker und ſein Körper immer magerer wurde, ſah er ſich genöthigt, einen berühmten Arzt um Rath zu fragen.

Der Arzt war der Meinung, es gäbe nur ein Mittel, die brennende Leidenſchaft abzukühlen: der Kranke müſſe fünf Minuten die Schulter, die ſein Herz entzündet und ſeine Seele inflammirt habe, mit ſeinem Barte berühren. Dies Mittel hatte — **Similia similibus** — etwas Homöopathiſches.

Durch einen ſeiner hundert Sklaven ließ der Nabob die Bajadere fragen, welchen Preis ſie begehre für die Gunſt, die er ſich von ihrer Schulter zur Heilung ſeines Herzens und zur Wiedergewinnung ſeines Appetits erbitte. Für einen Kuß auf ihre göttliche Schulter ließ er ihr 1000 Rupien antragen.

Zoloë war klug. Sie ließ ihm ſagen, daß ihre Schulter jederzeit bereit ſei, den Kuß des Herrn Nabobs in Empfang zu nehmen, wenn er dieſe Schulter, der er dieſe herablaſſende Huld zugedacht, mit dem ſchönſten Shawl, der jemals in Indien gewebt worden, bekleiden wolle.

Der bis über die Ohren verliebte Nabob ließ der kleinen Bajadere hundert, ließ ihr tauſend Shawls ſenden, um den ſchönſten auszuwählen; aber ach, keiner von allen war ſo glücklich, dem eigenſinnigen Kinde zu gefallen.

Um ſein Ziel zu erreichen, beſchloß er, eigens für ſie einen Shawl weben zu laſſen, einen Shawl, der an Feinheit des Stoffes, an Schönheit des Muſters und der Farbe alle Shawls der Erde verdunkeln ſollte.

Die feinſten Stoffe, die geſchmackvollſten Farben, die reizendſten Deſſins wurden in Anwendung gebracht. Man erfand neue Muſter; Nüancen, die noch niemals dageweſen, wurden in die originellſten Arabesken eingeſtreut. In vier Monaten war der Shawl fertig und Alle, die ihn ſahen, riefen erſtaunt:

— So Etwas hat die Welt noch nie geſehen!

Der Shawl war beim Brama, beim Wiſchnu und wie all die Herren der indiſchen Götterlehre ſonſt noch heißen mögen, in der That ein Meiſterwerk, ein Prachtſtück, ſo fein, daß man ihn bequem durch einen Ring ziehen und in ein Ei einſchließen konnte.

Der Nabob, der dieſem Shawl den Namen Phönix gab, umzog ihn mit einer Schnur echter Perlen und heftete an den Rand des Shawls ein von ihm ſelbſt verfaßtes Liebeslied:

Perl' der Perlen, Sonn' der Sonnen,
Kön'gin meiner freien Wahl;
Mächt'ger Wiſchnu meiner Wonnen,
Mächt'ger Wiſchnu meiner Qual:

Für Dich glüh' ich, für Dich brenn' ich,
Für Dich brenn' ich lichterloh;
Für Dich leb' ich, für Dich ſterb' ich,
Für Dich ſterb' ich lebensfroh.

Für des Auges ſchwarze Tuſche,
Für der Wangen Pergament,
Bring' ich gerne Dir zum Opfer
Alles, was man theuer nennt.

Deiner Lippen Cochenille,
Deiner Küſſe Peccothee,
Färben meiner Seele Dunkel,
Stillen meines Herzens Weh.

Deines Haares gold'ne Seide,
Deines Buſens Mouſſelin,
Sind Magnete, die das Ferne
Nah' und näher an ſich zieh'n.

Wenn man bedenkt, daß ein oſtindiſcher Nabob dieſes Gedicht zuſammengereimt, ſo läßt ſich dagegen nichts einwenden; jedenfalls iſt es doch nicht ſchlechter, als manche lyriſche Kuhblume, die mitunter in den Beeten der deutſchen Muſenalmanache emporſchießt.

Er ſandte ſeine Sklaven ab, um Shawl, Gedicht und Gruß zu den Füßchen ſeiner Gottheit niederzulegen und ſie zu fragen, wann es gefällig wäre, ihm ein Rendezvous zu geben.

Aber Zoloë, der Wiſchnu ſeiner Wonnen, der Wiſchnu ſeiner Qual, war verſchwunden.

Der zurückgekehrte Sklavenzug brachte dem Nabob die traurige Kunde, daß Zoloë den Ganges, wo Aloë und Lotos blühen, wo man Perlen und Corallen fiſcht, daß Zoloë ihre Götter, ihre Verſprechungen, den Nabob und ſeinen Shawl im

Stich gelaſſen habe, um einem jungen Matroſen, der ihr mehr als der Nabob gefallen, nach Europa zu folgen.

Der reiche Mann war empört. In der Aufwallung ſeines nabobiſchen Zornes zerriß er den ſeidenen Phönix, den ſchönſten Shawl Oſtindiens, in tauſend Fetzen.

— Herr, was habt Ihr gethan! rief einer ſeiner Sklaven, mit ſolch' einem Shawl hättet Ihr in Europa die Herzen der halben Frauenwelt erobert!

— Ach, was ſind alle Frauen der Erde gegen dieſe Perle der Perlen! Entfernt Euch, Sklaven, rief der langſam verzweifelnde Nabob.

Sie gehorchten. Als der liebekranke Mann allein war, nahm er ein Stück von ſeinem Shawl und hing ſich an eine Pagode auf.

Die Sklaven, herbeigelockt durch das Geſtöhn ihres Gebieters, kamen noch zur rechten Zeit, um ihn wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als der Nabob wieder die Augen aufſchlug, rief er:

— Wo iſt Zoloë?

— Ein franzöſiſches Kauffarthei-Schiff führt ſie nach Europa.

— Ich folge ihr, ſobald ich kann, rief der Nabob, packte alle ſeine Schätze zuſammen und ſchiffte ſich zwei Monate ſpäter nach Europa ein.

Zoloë und der Matroſe, der ſie entführt, hatten das Unglück, am Cap der guten Hoffnung Schiffbruch zu leiden.

Das Schiff ging unter, die Mannſchaft wurde gerettet.

Drei Monate ſpäter landete das Pärchen in Havre de Grâce. Von hier begab ſich der Matroſe mit ſeiner geliebten Indianerin nach Paris, wo er auf die Unterſtützung einer reichen Tante rechnete, die ein Lotto-Comptoir, einen Tabaks-Laden und entſetzlich viele Kunden hatte.

Der Nabob, der vom Capitain des geſtrandeten Schiffes erfahren hatte, daß ſich die flüchtige Bajadere nach Havre eingeſchifft, war ihr gefolgt und von Havre, wo er abermals erſchöpfende Erkundigungen über ſie eingezogen, nach Paris gereiſt.

Zoloë, die bei der Tante ihres Geliebten bald ſchönere, intereſſantere Bekanntſchaften gemacht hatte, war des Jungen und der ſtrengen Aufſicht der Alten bald überdrüſſig geworden. Einer ihrer Anbeter hatte ſie vier Monate ſpäter, aus Dankbarkeit, beim Ballet der großen Oper als Figurantin untergebracht.

Der Nabob hatte trotz der eifrigſten Nachforſchungen nicht herauskriegen können, wo der Wiſchnu ſeiner Wonnen im großen Paris aufzufinden ſei. Er zweifelte ſchon, ihre Spur zu entdecken, als der Zufall ihn eines Abends, am 4. Mai 1830, in die große Oper führte, wo man ein großes Ballet, „Manon Lescaut“, Programm von Scribe, Muſik von Halevy, gab.

Im zweiten Akte gewahrte der Nabob im Reigen der Tanzenden ſein flüchtig gewordenes Ideal, ſeine kleine Bajadere.

— Beim Brama, das iſt Zoloë! rief er ſo laut, daß das Publikum, darüber empört, zu ziſchen anfing. —

— Zoloë, Zoloë! ſchrie der Nabob in der größten Extaſe zur Bühne hinauf.

— Voilà un fou! rief das Publikum, à la porte, à la porte!

Und noch ehe der arme Mann Zeit und Worte zur Entſchuldigung gefunden hatte, ward er ohne Umſtände aus der Loge auf den Corridor hinausgeworfen.

Der Nabob ſtieß einige oſtindiſche Flüche und bengaliſche Verwünſchungen aus und fuhr dann, glücklich, den verlorenen Schatz wieder gefunden zu haben, in ſein Hôtel zurück.

Am andern Morgen ließ er durch ſeinen Agenten im Theater Erkundigungen einziehen.

— Sie wohnt in der Rue Lepelletier Nummer 5 im dritten Stock.

Mehr brauchte der Nabob nicht zu wiſſen.

II.

Zoloë, die ſchönſte der Figurantinnen, hatte ſo viel Anbeter als Ringe auf den Fingern; mindeſtens zwei Dutzend: Ringe und Anbeter von jedem Metall und jedem Calibre: Legations-Attaché's, Advokaten, Journaliſten, Officiere, Bankiers und andere Notabilitäten.

Das Corps de Ballet der großen Oper zählte damals 52 Figurantinnen. Ein Feuilletoniſt hatte ſich einmal den Spaß gemacht, ſie mit den Kartenblättern zu vergleichen und jeder derſelben einen Karten-Namen zu geben. Da gab es alſo 4 As, 4 Könige, 4 Damen, 4 Buben, 4 Zehnen u. ſ. w.

Zoloë war die Coeur-Zehn; unter dieſem Namen kannte ſie jeder Dandy von Paris. Das ſchöne Kind, das früher für einen Kuß auf ihre Schulter den ſchönſten Shawl der Erde begehrte, hatte die Preiſe ſeiner Gunſtbezeigungen ſchon bedeutend herabgeſtimmt.

Der Nabob ſchrieb ſich nun auf die lange Liſte ihrer Anbeter und überhäufte ſie mit ſo vielen Geſchenken und Aufmerkſamkeiten, daß ſie ihm die Erlaubniß ertheilte, ihr täglich zu einer von ihr feſtgeſetzten Stunde des Tages ſeine Aufwartung zu machen, die Spitze ihres Fußes, die Nägel ihrer Hand, die Falbel ihres Kleides zu küſſen. Zoloë war, wie geſagt, ſehr klug. An Andere verſchwendete ſie ihre Liebkoſungen, dem Nabob gegenüber kargte und geizte ſie damit. So kam es, daß der Nabob von Tag zu Tag verliebter wurde.

— Zoloë, rief er eines Tages, als er zu den Füßen der Bajadere lag, Zoloë, werde mein Weib! Ich will all meine Reichthümer, all meine Schätze mit Dir theilen und Dich ſo glücklich machen, wie es kein zweites Weib auf dieſem Erdball iſt. Verlaſſe das Theater, Zoloë, und werde mein Weib, wiederholte er, die Spitze ihres Fußes inbrünſtig an ſeine Lippen drückend.

— Wir wollen uns die Sache überlegen, ſprach die Figurantin, morgen ſollen Sie meine Antwort hören. Verlaſſen Sie mich jetzt, alter Herr, denn ich erwarte nun einen andern Beſuch.

Der Nabob ging ſeufzend von dannen. Bald darauf trat Herr Antony, ein bekannter Journaliſt, ein. Sie ſetzten ſich aufs Sopha und fingen zu plaudern an.

— Ich will heirathen, ſagte lächelnd die kleine Figurantin

— Wen, meine reizende Coeur-Zehn?

— Den alten häßlichen Nabob, der mir aus Indien nach Europa gefolgt . . .

— Der Menſch iſt reich . . .

— Steinreich.

— Ich rathe Ihnen, den Nabob auf jeden Fall zu heirathen.

— Er wünſcht, daß ich die Bühne verlaſſen ſoll.

— Thun Sie das, reizendes Weſen.

— Aber meine Freunde . . .

— Sie werden ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, Ihnen auch fernerhin zu huldigen.

— Der alte Herr iſt aber eiferſüchtig.

— Sie werden ihm dieſe Untugend abgewöhnen nüſſen.

— Die Pflichten der Ehe . . .

— Damit nehmen unſere Damen es nicht ſo genau. Als Frau erlauben ſie ſich mehr, wie als Mädchen.

— Sie haben Recht, ich werde ihn heirathen.

Am andern Morgen kam der Nabob.

— Was hat der Wiſchnu meiner Wonnen über mich zu beſchließen geruht?

— Ich will Sie heirathen, alter Herr, jedoch nur unter folgenden Bedingungen.

— Sprich, Perle der Perlen.

— Ich verlaſſe das Theater und etablire eine Putzhandlung.

— Eine Putzhandlung, wozu das?

— Um Unterhaltung, Zerſtreuung zu haben. Ferner geſtatten Sie mir, daß ich, wie bisher, meine Freunde empfangen darf . . .

— Zolos! ſeufzte der verliebte Kauz.

— Sie wollen nicht . . . eh bien, ſo geht unſere Heirath zurück.

— Die Putzhandlung wollte ich mir gern gefallen laſſen, aber die Freunde . . .

— Entſchließen Sie ſich.

— Nun, wenn's nicht anders ſein kann, ſo will ich auch dieſe Bedingung annehmen. Aber wann iſt die Hochzeit?

— Noch heute, wenn Sie wollen!

— Je eher, je lieber, rief der vor Wonne zerfließende Nabob. Unten harrt mein Wagen. Wirf Dich in Deinen Staat, holde Braut, und folge mir ſogleich auf die Mairie.

Drei Stunden ſpäter wurde der Nabob und die ci-devant Bajadere auf der Mairie des zwölften Arrondiſſements in Gegenwart dreier Freunde der jungen Braut getraut.

Von dort fuhren ſie in die Kirche.

Der Prieſter ſegnete den Bund und ſprach:

— Conjungo Vos!

Und damit war die Sache abgemacht.

III.

Kurz darauf etablirte ſich in der Rue Richelieu ein neues Modenmagazin, das nach langen Debatten, zwiſchen Zoloë und ihrem Gatten gepflogen, eine Coeur-Zehne — unter dieſem Namen war die ſchöne Figurantin in ganz Paris bekannt — zum Aushängeſchild erhielt.

Das barocke Schild machte viel Aufſehen. In allen Salons, in allen Journalen ſprach man von der Putzhandlung zur Coeur-Zehne. Jede Dame wollte den verrückten Nabob, jeder Elegant die ſchöne Bajadere kennen lernen, deren Heirath ein pikantes Stadtgeſpräch geworden war.

Zoloë, deren Putzhandlung dadurch ſchnell en vogue kam, machte glänzende Geſchäfte. Die junge Frau des Nabobs wurde die Geſetzgeberin der täglich wechſelnden Moden; ihr Geſchmack der Code de mode, die Richtſchnur der feinen vornehmen Welt; Modeartikel, die nicht aus der Officin der Coeur-Zehne hervorgegangen, waren rococo. Zu jeder Stunde des Tages war der Laden gedrängt voll von Stutzern und Modepüppchen, die, theils durch Neugier, theils durch ein neues Bedürfniß ihrer Toilette herangelockt, nie einig wurden, was ſie mehr bewundern ſollten: die Reize der prachtvollen Shawls, die koſtbaren Roben, die ſchönen Barets, die hier zur Schau ausgeſtellt waren.

Jeder Tag brachte ihr neue Kunden, neue Anbeter, neue Aufträge. Zoloë hatte ſo viel zu thun, daß ſie dreißig Gehilfinnen brauchte, um allen Beſtellungen zu genügen.

Doch mitten im Trubel der Geſchäfte vergaß ſie ihre alten Freunde nicht. Wenn ſie den Beſuch eines ihrer Anbeter empfing, zog ſie ſich mit ihm in die Räume ihres Boudoirs zurück. Der arme Nabob mußte während dieſer Zeit im Laden die Rolle eines der erſten Commis übernehmen. Wohl mehr als ein Mal wagte ſeine Eiferſucht, gegen dieſe Beſuche höflich zu proteſtiren; die Ex-Figurantin aber ſchien von ſeinen Bitten und Ermahnungen keine Notiz zu nehmen: ſie that, was ihr gefiel, und bald wußte jedes Kind, daß Herr Nabob unter dem Pantoffel der Coeur-Zehne ſtand.

— Sie müſſen ſich das nicht gefallen laſſen, rieth ihm eines Tages ein prozeßhungeriger Advokat. Der Paragraph 213 des **Code civil** ſagt: »**Le mari doit protection à sa femme, la femme obéissance à son mari,**« das heißt mit andern Worten: der Mann darf befehlen, die Frau muß gehorchen.

— Und wenn ſie das nicht will?

— Dann muß der Mann ſie dazu zwingen.

— Zoloë iſt ein Engel, aber eigenſinnig wie der Teufel; ſie läßt ſich zu nichts, zu gar nichts zwingen. Wie oft habe ich ſie, mit Thränen in den Augen, gebeten, nie ohne mich auszufahren; ſie thut es dennoch und nimmt, gleichſam mir zum Trotz, die Begleitung des zudringlichen Huſaren-Officiers an, der nicht von ihrer Seite weicht. Das iſt ein naſeweiſer Patron, der mir in der Seele zuwider iſt; wenn er mich anſieht, lacht er . . .

— Sie thun mir leid, ſeufzte der Advokat und zuckte ſpöttiſch die Achſeln. Wäre ſie meine Frau, dann wüßte ich wohl, was ich thäte.

— Was thäten Sie?

— Ich verwieſe ſie auf Paragraph 229 des Code civil, der alſo lautet: »Le mari pourra demander le divorce pour cause d'adultère de sa femme.«

— Adultère, divorce!. Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, mir ſo Etwas ins Geſicht zu ſagen. Meine Frau iſt ein Ausbund von Treue, und nicht um Alles in der Welt möchte ich von ihr geſchieden ſein. Zoloë iſt noch immer wie damals, als ich ihr nach Europa gefolgt war, der Wiſchnu meiner Wonnen, der Wiſchnu meiner Qual.

— Herr Nabob, Sie ſind verrückt, ſprach der Advokat und ging zornig ſeiner Wege.

Der arme Hindu, der jeden Abend, wenn ſeine Gattin mit dem Colonel ins Theater fuhr, allein zu Hauſe bleiben mußte, wußte nie, womit er ſich die Zeit vertreiben ſollte: er ſetzte ſich dann gewöhnlich aufs Sopha, rauchte ſeine Pfeife, ſchlürfte ſeinen Thee, ſchaute ins Licht und fing zu ſeufzen an: dann und wann ſtellte er auch aſchgraue Betrachtungen über die Freuden der Ehe, über die Treue der Frauen und über die Schwäche der Männer an. Das Facit dieſer ernſten Betrachtungen nahm er ſich täglich mehr und mehr zu Herzen, und als Zoloë ihn acht Monate nach der Hochzeit mit einem Knaben überraſchte, da fing er ſich zu grämen und abzuhärmen an und verfiel endlich aus Gram in eine ſtarr hinbrütende Melancholie, die ſtündlich einen ernſtern Charakter annahm und mit einem hitzigen Fieber endigte, dem er am neunten Tage ſeiner Krankheit erliegen mußte.

Le pauvre homme, rief der lachende Huſaren-Offizier.

Zoloë ließ ihren Gatten mit großem Pompe beerdigen. Sie hüllte ſich in tiefe Trauer und — dankte dem Himmel, daß er den alten Herrn endlich zu ſich genommen.

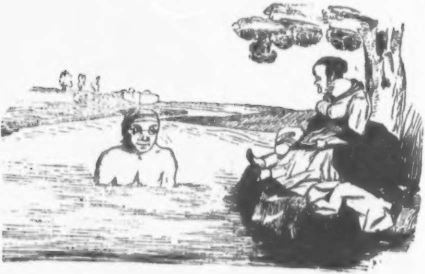
IV.

(Auszug aus den Pariſer Zeitungen.)

Auf dem Père Lachaiſe befindet ſich ein Leichenſtein mit folgender Inſchrift:

> »Hier ruht Mr. N. N. der zärtlichſte der Gatten, der beſte der Väter. Seine troſtloſe Wittwe ſetzt ihre rühmlich bekannte Putzhandlung in der Rue Richelieu Nr. 10 fort.«

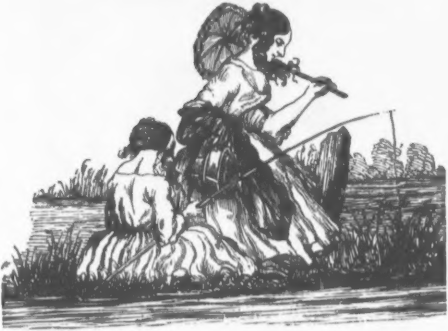
Neuigkeit im Bade.



Die Dame. Höre, Lubojatzki, jetzt weiß jedes Kind, daß Deine „ſieben Todſünden“ nicht von Eugen Sue ſind.

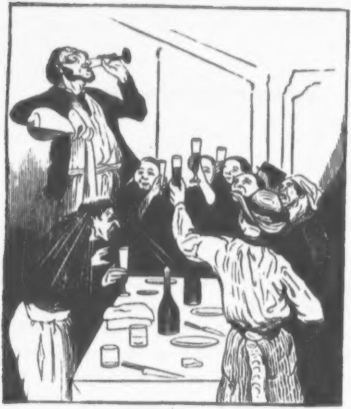
Lubojatzki (erſchrickt und verſchwindet).

Zwei Leipziger Damen,



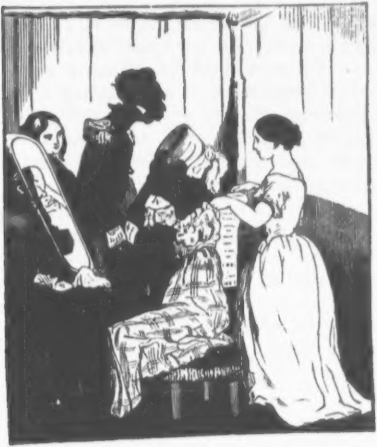
die an den Ufern der Pleiße Auſtern oder etwas Anderes fiſchen wollen.

Moderne Freimaurerei.



Brüder, trinkt aufs Wohl unſeres neuen Bruders!

Toilette auf den Marqueſasinſeln.



Madame, dieſer Hut kleidet Sie allerliebſt!

Clerodendron fragrans.

Le mystère n'a-t-il pas aussi ses charmes?

⁂

I.

Aus dem Schwarme der Fremden, die im Sommer des Jahres 1838 in Nizza ihr fliegendes Zelt aufgeſchlagen hatten, ragte aus dem Frauenflore eine junge Franzöſin hervor, die — ſeit drei Jahren die Gemahlin eines alten, aber ſehr reichen Peers von England — in London durch den Glanz ihrer Schönheit und durch den Reichthum ihres Gatten eine der erſten Rollen ſpielte.

Lady Eloa T. war ein Bouquet von tauſend Sonnenſtrahlen, die ſich eben ſo wenig wie Blumendüfte oder Nachtigallentöne in Worte kleiden laſſen, da ſelbſt der ſchönſte, lieblichſte und zarteſte Ausdruck, den irgend eine Sprache der Welt erſinnen kann, nicht Anmuth genug beſitzt, zu bleich und nüchtern, zu kalt und profan iſt, um den Reiz und Zauber all' dieſer Liebenswürdigkeit, all' den Duft und Nimbus dieſer Schönheit treffend zu bezeichnen. Man verlange alſo weiter keine Schilderung.

Lord X., ihr Gemahl, war ein dicker Herr, der in ſeiner haſtig verbrauchten Jugend den Kelch jedes Vergnügens bis auf die Hefe geleert hatte und jetzt in ſeinem Alter — er ſchien nah' an die Sechzig zu ſein — für alle Freuden des Lebens gänzlich abgeſtorben war, ewig an Gicht, verdorbenem Magen und Langeweile litt und ſich mit Keinem fünf Minuten unterhalten konnte, ohne zehn Mal gegähnt zu haben. Dieſes Gähnen war nicht, wie bei manchem jungen Mann von feinem Tone, erkünſtelt, berechnet, uſurpirt, ſondern ein rechtmäßig erworbenes, legitimes Gähnen.

Beide waren nach Nizza gekommen, um hier die milde Luft des ſüdlichen Himmels einzuathmen. Sie bewohnten den ganzen erſten Stock des theuerſten Gaſthofes, hatten eine kleine Stunde vor der Stadt eine der reizendſten Villen und gaben abwechſelnd bald hier, bald dort große Geſellſchaften, wozu ſie die Crême der einheimiſchen und die Blüthe der fremden Bevölkerung einluden.

Zur Letztern gehörte auch Giulio, ein junger Muſiker aus Mailand, ein Schüler Bellini's, der, nach dem einſtimmigen Urtheile aller Kunſtkenner, die ſchönſten Lieder — reizende Romanzen und Canzonetten — componirte, welche, kaum erſchienen, die Runde durch alle Geſellſchaftsſäle machten und bald auf allen Klavieren und Drehorgeln zu hören waren. Der junge Mann, reich und unabhängig, ſtand auf dem Punkte, eine muſikaliſche Notabilität zu werden.

Lady Eloa war eine leidenſchaftliche Muſikfreundin. Sie hatte eine frühlingfriſche, ſammetweiche, bieg- und ſchmiegſame Stimme und ſang ſo hübſch, daß Jeder, der das Glück hatte, ſie zu hören, ſich durch den ſüßen Sirenenklang ihrer Töne wunderbar hingeriſſen, zauberhaft gefeſſelt fühlte. Selbſt ihre Sprache war Geſang und jedes Wort, das über ihre Lippen glitt, ſüße, unvergeßliche Muſik.

— Milady flötet wie eine Nachtigall, meinte ein junger Dichter.

— Sagen Sie lieber, die Nachtigallen flöten wie Milady, erwiderte Giulio.

— Ich habe heute Morgen ein Gedicht auf Eloa gemacht, ſagte Silvio.

— Darf man es hören?

— Ei, warum denn nicht? meinte der neue Metaſtaſio, zog ein roſenfarbenes Blatt aus der Bruſttaſche und las:

„Mein Herz iſt eine Harfe,
Die nur von Liebe ſingt
Und Dir, geliebte Herrin,
Viel tauſend Grüße bringt.

Mein Herz iſt eine Harfe,
Die zitternd und verzagt,
Dir leiſe, leiſe flüſternd
All' ſeine Leiden klagt.

Mein Herz iſt eine Harfe,
Die nach dem Höchſten ringt,
Bis bald, von Gram zermartert,
Die letzte Saite ſpringt."

— Geben Sie mir dieſe Verſe, bat Giulio,

— Was wollen Sie damit anfangen?

— Sie noch heute Abend in Muſik ſetzen.

— Sehr verbunden, ſagte der Poet, der ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt fühlte.

— — — — — — — — — — — — — —

Ach Muſik, Muſik, nichts geht über Muſik! Wer Frauen, Blumen und Muſik nicht liebt, iſt ein armer Tropf! La Mothe le Vayer, der keine Muſik hören konnte, war ein beklagenswerther, unglücklicher Menſch. Muſik iſt die Sprache der Herzen; wer ſie nicht verſteht, hat kein Herz, wenigſtens kein gutes!

Ach, was iſt ſchöner, als ein Lied? Lieder ſind die Dolmetſcher der Freude; Freude iſt der „ſchöne Götterfunke", welcher Sonnenglanz in die Nacht des Lebens ſtreut; der „holde Himmelsbote", der unſer Leben verſchönt, unſere Sorgen verbannt, unſere Leiden verſcheucht; der „ſchützende Engel", der uns Troſt für jeden Schmerz und Balſam für jede Wunde reicht, die uns die rauhe Hand des Schickſals ſchlägt. Menſchen, die noch ſingen können, haben noch nicht die Kunſt verlernt, ſelbſt im Unglück glücklich zu ſein. Seume kannte die Macht und Größe, den Segen und die Allmacht der Lieder, denn er ſang:

„Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder;
Böſe Menſchen haben keine Lieder.“

Lieder ſind die Herolde der Freude. Wollt Ihr Euch freuen des Lebens, ſo ſingt!

II.

Eines Abends, als im Salon der Lady Eloa eine muſikaliſche Akademie ſtattgefunden hatte, drehte ſich das Geſpräch um einige der neuern Opern. Man ſprach von Roſſini und Bellini, von Donizetti und Mercadante, von Auber und Meyerbeer, von Herold und Halévy und andern Componiſten Italiens und Frankreichs.

— Schlegel, begann ein deutſcher Schriftſteller, nennt die Architectur eine gefrorene Muſik. Das klingt recht ſchön, iſt aber, genau betrachtet, nichts Anderes, als eine jener gummielaſtiſchen, windgefüllten Kunſtfloskeln, deren einziges Verdienſt darin beſteht, daß man ſie wie einen Handſchuh bequem umwenden kann; denn eben ſo gut könnte man ſagen: Muſik ſei eine geſchmolzene Architectur. Man könnte dieſen Vergleich noch etwas ausſpinnen und hinzufügen, in der Muſik, wie in der Baukunſt, gäbe es drei Säulen-Ordnungen: doriſche, joniſche und korinthiſche Säulen; man könnte die Roſſiniſche Muſik mit einer doriſchen, die Donizettiſche mit einer joniſchen und die Belliniſche, die zierlichſte des italieniſchen Triumvirats, mit einer korinthiſchen Säule vergleichen, von

Sockel, Schaft und Capitäl, von Blumen und Blättern, Cannelirungen und Schnörkeleien reden und dabei einen ſolchen Wuſt von Gelehrſamkeit auskramen, daß Manchem dabei ganz angſt und bang werden müßte. Verlangt Jemand von mir einen Vergleich zwiſchen Roſſini und Bellini, ſo würde ich ſagen, daß Roſſiniſche Muſik mir wie Sonnen-, die Belliniſche Muſik wie Mond-Licht erſcheint.

— Und was iſt Ihnen lieber, Sonnen- oder Mondlicht? fragte Eloa.

— Es giebt Naturen, die ſich mehr für die koketten Strahlen der Sonne; Charaktere, die ſich mehr für den keuſchen Schimmer des Mondes intereſſiren. Der Franzoſe liebt mehr die Sonne, der Deutſche mehr den Mond; Letzterem wird darum eine Muſik von Bellini mehr behagen, als eine Roſſiniſche. Phöbos-Roſſini iſt nur ſchön, wenn er lächelt; Luna-Bellini iſt auch ſchön, wenn er ſein mildes Antlitz in ſchwermüthige Wolken hüllt. Joachim iſt ein luſtiger Zeiſig, Vincenzo eine klagende Nachtigall. Roſſini iſt ein Lächeln, das ſich im perlenden Schaume des Champagners badet, Bellini eine Thräne, die ſich im thaugetränkten Kelche des Lotos ſpiegelt.

— Was meinen Sie zu dieſem Vergleiche? fragte Eloa den träumeriſchen Giulio, der bis dahin ſchweigend zugehört hatte.

— Ich finde den Vergleich ganz richtig, doch glaube ich, daß ſich Beide durch ein einziges Wort noch trefflicher charakteriſiren laſſen: Roſſini liebelt, Bellini liebt.

— Sehr wahr, ſehr wahr, ſagten Alle, bis auf Milady, die gleichgiltig an eine Camellia roch, welche ſie in ihrer Hand hielt, eine Hand, die, beiläufig erwähnt, eine von denen war, welche im Style der Gräfin Hahn-Hahn „von weißem Atlas und mit Roſa-Taffet gefüttert ſind.“

— Und welche von Bellini's Opern halten Sie für die ſchönſte? fragte der deutſche Schriftſteller den italieniſchen Muſiker.

— „Norma“, antwortete Giulio.

— Und warum gerade dieſe? fragte Eloa.

— „Norma“ iſt eine Hymne, die alle Elemente der Liebe: Sehnſucht und Schwärmerei, Wonne und Entzücken, Reue und Entſagung ausſtrahlt; jeder Tact, jede Note dieſer Muſik athmet Liebe, heiße, glühende, ewige Liebe, die ſich in unendlichen Schmerz auflöſt.

— Und Roſſini's beſte Oper? fragte Lady T.

— Iſt, nach meiner Anſicht, ſein „Barbier von Sevilla“; jede Note iſt ein ſchillernder Kolibri, der ſich in Champagner badet, ein lächelnder Faun, der ſich auf den Marabouts einer reizenden Kokette ſchaukelt, eine roſenfarbene Fee, die aus den Falten eines Fächers mit uns liebäugelt. Noch ein Mal: Roſſini liebelt, Bellini liebt.

— Hier iſt „Nizza“, eine neue Canzonetta von Roſſini. Wollen Sie mich auf dem Claviere begleiten? fragte Eloa. Ich ſinge die erſte, Sie die zweite Strophe.

— Mit tauſend Freuden, antwortete Giulio, ob er's gleich lieber geſehen, hätte Milady eines von ſeinen Liedern geſungen. Ach, ſeufzte er bei ſich, meine Lieder gefallen ihr nicht und das macht mich unglücklich!

Als Eloa das erſte Couplet ausgeſungen hatte, klatſchten ihr die begeiſterten Zuhörer lauten Beifall zu. Ihr Herr Gemahl war der Einzige, welcher gähnte. Giulio wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, denn zum erſten Male in ſeinem Leben empfand er Neid, tiefen Neid, daß Milady ein Lied von Roſſini gewählt.

Giulio ſang nun die zweite Strophe:

Tu peux avec tes charmes
Remplir mon coeur d'alarmes
Et le noyer de larmes,
Mais le changer, mais le changer, mais le changer —
Jamais!!!
Je puis mourant d'alarmes
Les yeux brulés de larmes
Maudire un jour tes charmes,
Mais t'oublier, mais t'oublier, mais t'oublier, —
Jamais!!!

Die drei letzten Verſe trug er mit ſo hinreißendem Ausdruck vor, daß jedem Zuhörer, von tiefer Rührung ergriffen, Thränen in die Augen traten. Lord T. war der Einzige, der faſt nach jedem Tacte furchtbar zu gähnen anfing; ſeine Gattin aber blieb kalt, eiskalt. Der arme Giulio hätte weinen mögen!

— Sie ſprachen vorhin von Donizetti, ſagte Eloa zum Deutſchen. Was halten Sie von ihm?

— Von allen Nachahmern Billini's iſt Donizetti der ſelbſtſtändigſte. Dieſer verhält ſich zu Jenem, wie Marſchner zu Weber, wie Halévy zu Meyerbeer, wie Herold zu Auber. Herold, Marſchner, Halévy und Donizetti haben bei aller ihrer Nachahmung dennoch viel Schönes, was ihnen eigenthümlich angehört. Donizetti's „Anna Bolena“ iſt, trotz mancher Anklänge aus Belliniſchen Opern, dennoch reich an originellen Wendungen. Wie die meiſten Opern der Roſſiniſchen Schule hat auch dieſe die Eigenheit, daß die Singſtimme im Orcheſter und daß das Orcheſter auf der Bühne iſt. Einer hübſchen Melodie, einem prickelnden Rhythmus, einer geſchmackvollen Cadenz opfert Donizetti die charakteriſtiſche Wahrheit; wie Roſſini läßt er oft bei einer tragiſchen Situation luſtige Walzerklänge, fröhliche Tanzmelodien an unſerm Ohre vorüberziehen; er iſt zufrieden, wenn's nur klingt und zündet. Donizetti iſt ein Cröſus an Melodien, aber, was Tiefe und Wahrheit der Empfindung anbelangt, ein Bettler.

— Sie urtheilen zu hart, bemerkte Giulio.

— Haben Sie in Deutſchland Meyerbeer's „Hugenotten“ gehört? fragte Milady, um dem deutſchen Ariſtarchen die Gelegenheit zur Vertheidigung abzuſchneiden.

— Ich habe ſie in Hamburg gehört.

— Und Ihr Urtheil?

— Alle, die der Meinung geweſen ſind, daß Meyerbeer, dieſer Mirabeau der romantiſchen Muſik, im „**Robert le Diable**“ ſeinen Meridian ereicht habe und nun fallen müſſe, weil er nicht höher ſteigen könne, werden ſich nach Anhörung der „Hugenotten“ überzeugt haben, daß er ſich in dieſer neuen Tonſchöpfung zu einer Höhe emporgeſchwungen, die — nach Mozart — noch kein deutſcher Operncomponiſt erreicht hat. Meyerbeer's Gegner haben ſeinem „Robert“ — und wahrlich nicht mit Unrecht — den Vorwurf gemacht, daß dieſer „Teufel“ drei Geſichter habe, von denen das eine mit der deutſchen, das andere mit der franzöſiſchen, das dritte mit der italieniſchen Muſik kokettire; ſeine „Hugenotten“ hingegen ſind nicht dreigeſichtig, ſondern durchweg deutſch, echt deutſch; ſie iſt eine Oper, die, aller Vorbilder, aller Feſſeln ſich entſchlagend, in die tiefſten Tiefen der Harmonie eingedrungen iſt und, allen falſchen Flitter, alles eitle Haſchen nach Effect verſchmähend, nur der dramatiſchen Wahrheit gehuldigt hat. Luthers Choral „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ bildet den erhabenen Mittelpunkt, von dem alle melodiſchen Radien dieſes großartigen Tonwerkes ausſtrömen. Luthers Choral iſt die Ton-Arterie, die den ganzen Körper dieſes harmoniſchen Koloſſes durchpulſt; Luthers Choral iſt das granitene Piedeſtal, worauf Meyerbeer die klingenden Memnonsſäulen ſeiner Muſik, die Pyramiden ſeines Ruhmes gebaut hat.

— Hier urtheilen Sie wieder zu ſanft, meinte Giulio.

— Und Halévy und ſeine „Jüdin“? fragte Eloa.

— Halévy, ſagte der deutſche Kritiker, iſt ein Nachahmer Meyerbeer's. Die „Jüdin“ hat wie „Robert der Teufel“ einen großen Fehler, den, daß ſie weder ganz deutſch, noch ganz franzöſiſch, noch ganz italieniſch iſt. Halévy hat von jeder Schule

Etwas angenommen. Seine „Jüdin“ iſt ein Blumenſtraus Weber'ſcher Magnolien, Auber'ſcher Camellien und Bellini'ſcher Nachtviolen. Halévy brillirt, wie die meiſten der neuern Componiſten, mehr durch äußere Form als durch innern Gehalt. Der Kern der Melodie iſt weder neu noch ſchön, aber die Hülle, die Inſtrumentation, iſt glänzend und pikant, und nur in der Schale, nicht im Kerne liegt der ohrenkitzelnde Reiz dieſer Muſik.

— Ich bitte, Milady, ſagte Marquis Anatole von Luſſac, ein Attaché der franzöſiſchen Geſandſchaft, ſingen Sie uns noch Etwas.

— Was ſoll ich ſingen?

— Giulio hat ein neues Lied componirt, warf Silvio hin.

— Ah! meinte Milady.

— Sing' es, liebes Kind, rief Mylord und fing ſchon im Voraus furchtbar zu gähnen an.

— **Eh bien,** ſagte Eloa und trat, nicht mit allzugroßer Luſt, wie es ſchien, an's Klavier.

Sie ſang. Giulio begleitete. Das Lied gefiel Allen, nur der nicht, die es ſang.

— Sie haben ſchon Beſſeres geſchrieben, erklärte Eloa.

— Was mißfällt Ihnen darin? fragte der Arme, ganz vernichtet.

— Es iſt zu ſentimental! Wir wollen nun, wenn es Ihnen gefällig iſt, das Duett aus Auber's „Gott und Bajadere“, das wir geſtern eingeübt haben, vornehmen. — Je öfter ich es ſinge, deſto mehr gefällt es mir. Ach dieſer Auber! Ich möchte ihn umarmen! Fangen wir an!

Und Beide ſangen das hübſche Tafelliedchen:

„Am Ganges wohnt die Liebe."

Alle Zuhörer waren entzückt. Der junge Franzoſe zerfloß vor Wonne. Zehnmal in einem Athem rief er: charmant, charmant! und wiegte ſich auf ſeinem Seſſel wie ein Federbuſch auf einem Czako.

Als das Lied zu Ende war, ſprang er auf und ſagte:

— Fünf Jahre meines Lebens, hätte ich eine von Auber's Opern, zehn Jahre, hätte ich dieſen Gott, dieſe Bajadere geſchaffen! Welch eine Muſik! Das iſt kein gewöhnliches Inſtrumenten-Ghirribizzi, das iſt Palmengeſäuſel, Blumengeflüſter, Vögelgezwitſcher; dieſe Melodien ſind Thauperlen auf Roſenblättern, Schneeflocken auf Magnolia-Blüthen, Liebesſeufzer auf Schmetterlingsflügel hingehaucht; dieſe Rhythmen ſind ſchillernde Libellen, die auf Lilienſtengeln gaukeln, diaphane Sylphen, die ſich auf Weſtwindſchwingen ſchaukeln, goldene Mondſtrahlen, die ſich auf ſilbernen Meereswellen wiegen; jede Nummer dieſer Oper iſt eine liebegirrende Taube in blühenden Myrthenzweigen, eine ſehnſüchtige Nachtigall in duftigen Roſen-Bosquets, ein liebehoffender Schwan in üppigen Lotosgruppen verſteckt.

— Alſo auch Sie verſtehen zu ſchwärmen? fragte Eloa und lachte, um den Perlenſchmelz ihrer ſchönen Zähne zu zeigen.

— Wer kann Sie ſehen, Milady, ohne zu ſchwärmen? ſeufzte der galante Franzoſe.

— Betrachten Sie nur meinen Herrn Gemahl; er ſieht mich den ganzen Tag und ſchwärmt nie.

— Mylord ſcheint…

— Nun was denn? fragte Eloa und klopfte mit ihrem Fächer die Hand des Attaché.

— Sehr phlegmatiſch zu ſein.

— Gott ſei Dank, denn Schwärmerei, lieber Marquis, langweilt mich mehr als Alles.

— Betrachten Sie den armen Giulio! Ein tiefer Gram ſcheint an ſeinem Herzen zu nagen; er ſieht bleich und leidend aus; was ihm nur fehlen mag?

— Fragen Sie ihn, ich weiß es nicht.

Goldbetreßte Diener reichten Eis und Limonade herum. Milady flog von einem Gaſte zum andern, ſagte Jedem eine Artigkeit und hatte für Jeden ein anderes Lächeln; nur für den armen Giulio keins. Als ſie an ihm vorüberrauſchte und ihre Robe ſeine Knie berührte, fühlte er ſich von namenloſer Wonne durchzuckt. In demſelben Augenblicke ließ ſie — ich weiß nicht, ob es Zufall oder Abſicht war — die Camellia fallen. Giulio hob ſie auf und war ſelig. Mylord, der das zu bemerken ſchien, fing wieder entſetzlich zu gähnen an.

III.

Es war am andern Morgen.

Giulio ſaß am Flügel und fantaſirte, als Doctor Gollo, einer der berühmteſten Alterthumsforſcher Mailands, eintrat. Der Doctor hatte eine feine, ſpitze Naſe, kleine, ſchwarze, pfiffige Augen und ein verteufelt kluges Geſicht, das halb einem Jeſuiten, halb einem Diplomaten anzugehören ſchien. Er trug eine Stahlbrille und einen Strohhut.

— Freund Giulio, warum ſo niedergeſchlagen? fragte der ſchlaue Mann.

— Ich liebe, Doctor.

— Zum wievielten Male?

— Zum erſten Male.

— Junger Freund, erlauben Sie, daß ich lächele. Zum erſten Male! Das ſagt am Ende Jeder, der verliebt iſt. Doch wen lieben Sie?

— Das muß ein Geheimniß bleiben.

— Ein ſchönes Geheimniß, das ſchon halb Nizza weiß. Sie lieben Lady T...

— Bis zum Wahnſinn!

— Natürlich, ſagte er und lächelte ſchalkhafter als Guevara's „Diablo cojuelo.“ Und Lady T...?

— Ich wage zu hoffen, daß auch ſie mich liebt...

— Freundchen, das iſt zum Lachen! Ich habe Milady früher als Ihr Alle durchſchaut. Sie iſt eine Kokette...

— Doctor! rief Giulio mit drohendem Tone.

— Ich meine es gut mit Ihnen und halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Ich ſage Ihnen noch einmal, ſie iſt eine Kokette, die weder ihren Gemahl, noch Sie, noch irgend

Jemanden liebt. Sie hat kein Herz, keine Seele. Heute feſſelt ſie Sie durch einen freundlichen Blick, um Sie morgen durch ihr gleichgiltiges Benehmen deſto tiefer zu verwunden. Sie erregt in Ihnen Hoffnungen, um Sie ſpäter durch Enttäuſchung in den Abgrund der Verzweiflung zu ſtürzen. Sie hat's mit Vielen ſo gemacht und verſucht's nun auch mit Ihnen.

— Doctor, wie können Sie ſo lieblos ſie verurtheilen? Sie thun ihr Unrecht, ſage ich Ihnen. Ich könnte Ihnen Beweiſe geben, daß ſie nicht ſo kalt und unempfindlich iſt, als ſie Manchem erſcheinen mag. Sie hat ein ſchönes, großes, edles Herz, ein Herz, das der innigſten Liebe, der treueſten Hingebung fähig iſt.

— Die Verliebten ſehen Alles durch roſenfarbene Gläſer. Eine ſchlaue Kokette iſt in ihren Augen eine keuſche Suſanna, eine ſcheinheilige Meſſaline eine büßende Magdalena...

— Doctor, reizen Sie nicht meinen Zorn...

— Ich ſpreche nicht von Milady, ſondern im Allgemeinen. Ich kenne die Frauen und weiß, daß Eine nicht viel beſſer als die Andere iſt. Lüge und Betrug ſind die Waffen, die ſie gegen uns gebrauchen, Seufzer und Thränen die Werkzeuge, womit ſie uns in Feſſeln legen. Leſen Sie die Romane des Herrn von Balzac. Der hat die Herzen der Frauen ſtudirt. Der kennt ſie, als ob er ſie Alle gemacht hätte. Wiſſen Sie ſein Axiom? „Es giebt kein Weib, das niemals eine Lüge geſagt; ſei es eine gefällige, eine verzeihliche, eine erhabene, eine ſchreckliche Lüge, aber immer eine Lüge.“

— Es giebt Ausnahmen...

— Nein, nein, ſag' ich Ihnen. „Jede Frau," ſchreibt der berühmte Frauen-Anatom, „beſitzt ſiebenunddreißigtauſend Arten, Nein, und eben ſo viele Variationen, Ja, zu ſagen." Aber faſt immer im Leben iſt ihr Ja ein halbes Nein und ihr Nein ein halbes Ja. O, glauben Sie mir, auch ich kenne die Frauen; aber je mehr ich ſie kennen lerne, deſto mehr haſſe und verabſcheue ich ſie.

— Eloa, ſage ich Ihnen, iſt keiner Lüge fähig.

— Sie glauben wirklich, daß ſie Sie liebt?

— Sie hat es mir nie geſagt, und doch hat ſie mir tauſend Beweiſe gegeben...

— Beweiſe? Laſſen Sie hören!

— Sie hat mich Andern vorgezogen...

— Um dieſe Andern dadurch auf der einen Seite zu kränken, auf der andern zu reizen...

— Oft hat ein Blick ihres Auges mir verrathen, daß ich ihr nicht gleichgiltig bin...

— O, trauen Sie doch den Augen nicht!

— Geſtern ließ ſie, als ſie an mir vorüberging, dort jene Blume niederfallen.

— Du lieber Himmel, wer wird auf ſolche Lappalien einen Werth legen. Wir dürfen nicht eher glauben, daß eine Frau uns liebt, als bis wir poſitive Gewißheit haben...

— Sie iſt zu tugendhaft, um den Schwur der Treue zu verletzen!

— Eine Frau, die uns liebt, bringt uns ſelbſt ihre Tugend zum Opfer. Liebe kennt kein Gebot! Ich in Ihrer Stelle würde ſie laufen laſſen, denn noch einmal, Lady T. iſt eine herzloſe Kokette.

— Doctor, wenn wir noch länger Freunde bleiben wollen, ſo ſprechen Sie mit mehr Achtung von einer Frau, die ich liebe, und die ich für ein Ideal moraliſcher Vollkommenheit und für den Inbegriff phyſiſcher Schönheit halte.

— Wiſſen Sie, was Jouy ſagt? „Die, die wir lieben, iſt die Schönſte.“ Aber deſſenungeachtet kann dieſe Schönſte der Schönen in den Augen Unbefangener manchmal ſogar ſehr häßlich ſein. Ich z. B. finde Ihre Lady T. durchaus nicht ſchön. Sie iſt ſehr mager...

— Schlank wie Juno...

— Ich habe dieſe Gottheit nie geſehen. Ich für meinen Theil liebe den **genre potelé**. Auch finde ich, daß ihr Fuß...

— Sie gehen darauf aus, mir meine Illuſionen zu zerreißen. Aber das Alles wird Ihnen wenig fruchten, denn in meinen Augen bleibt Eloa das ſchönſte Weib unter Gottes Sonne.

— Ihnen iſt nicht zu helfen! Nun gut, ſtürzen Sie ſich in Ihr Verderben. Laſſen Sie ſich von ihr dupiren. Was kümmert's mich? Ich habe meine Schuldigkeit gethan und Sie gewarnt. Nun thun Sie, was Sie wollen. Aber einſt wird der Tag kommen, wo Sie, wenn auch nicht mir, doch wenigſtens ſich ſelbſt geſtehen werden: Doctor Gollo hat Recht gehabt, ſie war Deiner Liebe unwürdig! Aber noch iſt es Zeit, umzukehren. Werfen Sie ſich in die Arme Ihrer Kunſt und ſuchen Sie an ihrem Buſen ein Aſyl gegen die Täuſchungen der Liebe. Liebe tödtet den Ehrgeiz. Was aber iſt ein Künſtler ohne Ehrgeiz? Ein Luftballon ohne Feuer, eine Locomotive ohne Dampf, ein Pferd ohne Sporn! Hab' ich Recht oder nicht? Sie ſchweigen und ſcheinen böſe auf mich. Und doch meine ich's ſo gut mit Ihnen! Leben Sie wohl, Giulio, ich vergebe Ihnen!

Der Doctor ging. Der junge Künſtler blieb ſtarr und unbeweglich auf ſeinem Stuhle. Als aber der Blick auf die Camellia fiel, die in der Vaſe auf dem Flügel ſtand, ſprang er auf, küßte die Blume und ſprach:

— Und dennoch, Eloa, liebe ich Dich!

IV.

Erſt zwei Monate in Nizza, fühlte ſich Mylord bereits dergeſtalt gelangweilt, daß er, um etwas Abwechslung in die Eintönigkeit des Badelebens zu bringen, einen Ausflug nach Genua zu machen beſchloß und zwar — ohne Milady.

Eine junge, ſchöne, liebenswürdige Frau, umringt von einem Hofe von Anbetern, allein und ohne Aufſicht laſſen, wird Vielen als ein etwas allzukeckes Wageſtück erſcheinen. Nicht ſo dem Lord. Seine Herrlichkeit hatte vielleicht hundert Fehler, die ihn, den Männern gegenüber, unerträglich machten, dafür aber auch eine gute Eigenſchaft, die ihn, namentlich in den Augen ſeiner jungen, gefallſüchtigen Gemahlin, angenehm erſcheinen ließ. Er kannte Eiferſucht nur dem Namen nach und dachte wie Schiller's Philipp II. von Spanien: „Wenn ich zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört." Wenn die junge Männerwelt der Lady Eloa den Hof machte, gähnte er ebenfalls, aber niemals ärgerte er ſich über etwas, was er ganz natürlich fand.

Am Abende vor ſeiner Abreiſe ſagte er zu ſeiner Frau:

— Unterhalte Dich ſo gut Du kannſt; lege Dir durchaus keinen Zwang an; bleibe in der Stadt oder ziehe auf's Land; empfange, wen Du willſt. Ich habe nur eine Bitte.

— Welche? fragte Milady ſehr geſpannt.

— Lies während meiner Abweſenheit keinen Roman des Herrn von Balzac.

— Und weshalb nicht?

— Weil die Lectüre dieſer Romane Dich auf ſchlechte Gedanken bringen kann.

— Das kann unmöglich Dein Ernſt ſein. Ich kenne faſt alle Romane Balzac's, aber noch keiner von allen iſt im Stande geweſen, meine Sinnesart zu ändern.

— **Eh bien**, thu was Du willſt!

Mylord alſo begab ſich nach Genua. Milady bezog ihre Villa, um dort, abgeſchieden von den rauſchenden Vergnügungen der Stadt, die ſtillen, harmloſen Freuden des Landlebens zu genießen. Sie nahm weiter nichts, als Titi, ihren kleinen Seidenaffen, ein Paar Notenhefte und einige Bände ihres Lieblingſchriftſtellers Balzac mit.

Giulio hatte Milady um die Erlaubniß gebeten, ſie täglich beſuchen zu dürfen.

— Kommen Sie, ſo oft es Ihnen gefällt, hatte Eloa geſagt und den Träumer dadurch zum Glücklichſten aller Sterblichen gemacht.

Er kam nun täglich. Anfangs blieb er eine Stunde, dann zwei, dann drei, und endlich blieb er den ganzen Tag, von frühem Morgen bis mitten in die Nacht hinein, auf Milady's Villa.

Das Landleben aber hat etwas Gefährliches. Es giebt Empfindungen, für die das Herz auf dem Lande zehnmal empfänglicher iſt als in der Stadt, wo der fortreißende Strudel der Zerſtreuungen ihm keine Zeit läßt, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Die Ruhe und Abgeſchiedenheit auf dem Lande macht uns Städter mehr oder weniger nachdenkend. Ein Spaziergang am frühen Morgen, der Thau, der auf dem friſchen Grün der Blätter zittert, das Lied der Lerche, das Gezwitſcher der andern Vögel, der Duft der Blumen, der grüne Sammet der Wieſen, das kerzengerade Aufſteigen einer Rauchſäule, das Alles zuſammen ſtimmt uns weicher, macht uns empfindſamer, als wir es im Geräuſche der Stadt, im Wirbel der Geſchäfte ſind. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Morgens, als Eloa und Giulio im nahen Parke promenirten, ſeufzte er ſo laut, daß ſie ſich aufgefordert fühlte, ihn zu fragen, warum er ſo traurig ſei?

— Ach, Milady, ich bin namenlos unglücklich.

— Und der Grund Ihres Unglücks?

— Ich liebe.

— Wen lieben Sie?

— Sie, Milady!

— Mich? fragte ſie, ſo ſehr überraſcht, als ob ſie das früher weder gewußt, noch geahnet hätte.

— Ich liebe Sie mit einer Andacht, einer Heiligkeit, einer Religioſität, die nur Der empfindet, der ohne Hoffnung liebt. Nicht das irdiſche Weib, geſchmückt mit tauſend Reizen, nein, ein Weſen höherer Art bete ich in Ihnen an: es iſt mir, als wären Sie der Schutzgeiſt meines Lebens, die holde Muſe, die mich begeiſtert, der unerreichbare Stern, deſſen überirdiſcher Glanz mich mit dem Glauben an ein Jenſeits erfüllt. Eloa iſt der Engel, der mich beten gelehrt, der mich mit der Welt ausgeſöhnt und meine Seele geläutert hat von den Schlacken des Zweifels, der keine Freude, keinen Troſt, keine Hoffnung in mir aufkeimen ließ. Eloa ſehen und an das Daſein einer Gottheit zweifeln, o ſagen Sie ſelbſt, ob das wohl möglich iſt?

— **Passons la-dessus!** antwortete Eloa. Betrachten Sie dort die Statue des Satyrs! Wie gefällt ſie Ihnen?

— O, Milady, reißen Sie mich nicht aus meinen Himmeln in den Abgrund der Hölle hinab. Hören Sie mich!

— Ich darf es nicht! Die Pflicht gebietet mir, Ihren

Worten kein Gehör zu leihen. Ich will und mag nichts hören, was nicht auch Derjenige hören darf, dem ich am Fuße des Altars den Schwur der Treue geſchworen. Wär' ich frei, Giulio, ſetzte ſie mit einem Blick hinzu, in dem alle Seligkeit des Himmels lag, würde ich anders denken, anders fühlen, anders handeln. Nun aber ſchweigen wir davon. Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Achtung geben, ſo ſagen Sie mir nie mehr ein Wort, das mir die Furcht, den Schrecken einflößen könnte, zu glauben, daß Sie mich lieben, mich, die (— ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt —) Sie nicht wiederlieben darf.

Der Aermſte war keines Wortes fähig.

— Waffnen Sie ſich mit Muth, Giulio, das zu ertragen, was ſich nicht ändern läßt. Das menſchliche Herz kann viel, kann Alles überwinden, wenn es der Stimme der Vernunft Gehör leiht und ernſtlich ſagt: Ich will! Auch Sie werden den Schmerz, der Sie in dieſem Augenblick durchzuckt, ſiegreich niederkämpfen und nach und nach geneſen. Die Erinnerung wird dann wie ein rother Faden durch Ihr ganzes Leben ziehen und Ihnen den Troſt gewähren, daß ein überwundener Schmerz eine unbeſchreibliche Wonne iſt. Kehren wir nun in den Saal zurück. Das Frühſtück erwartet uns, und ich geſtehe Ihnen, daß ich Hunger, ſehr viel Hunger habe.

V.

Giulio kehrte, früher als gewöhnlich, nach der Stadt zurück. Gegen Abend, als er, niedergeſchlagener als je, auf der

Promenade ſaß und mit ſeinem Spazierſtäbchen — erſtes und ſicherſtes Zeichen eines Liebenden — allerlei Hieroglyphen, und unter dieſen auch den Anfangsbuchſtaben der Dame ſeines Herzens, in den Sand zeichnete, klopfte ihm Jemand, der hinter ihm ſtand, auf die Schulter. Giulio blickte ſich um; es war der Doctor.

— Schon wieder betrübt?

— Hab' ich nicht Grund dazu?

— Niemand weniger, als Sie, mein Freund! Sie werden von Tag zu Tag berühmter . . . Ihre Lieder gehen von Mund zu Mund . . . überall ertönen Giulio's Romanzen, Gulio's Canzonetten. Ihre neueſte Compoſition: „Mein Herz iſt eine Harfe", hat Furore gemacht. Sie ſind der Abgott aller Dilettanti. . . alle Frauen ſind verliebt in Sie . . .

— Nur Eine nicht! ſeufzte der Schwärmer.

— Schickſalstücke! Aber ein Mann wie Sie muß ſich über ſolche Thorheit hinwegzuſetzen wiſſen. Doch daß ich's nicht vergeſſe . . . Frau v. S., eine äußerſt liebenswürdige Wienerin, hat mich erſucht, Sie bei ihr einzuführen. Ein herrliches Weib, ſetzte er hinzu und küßte ſeine Fingerſpitzen. Kornblumenaugen . . . ſo groß . . . Schneeflocken-Teint . . . ein Mund, der die Kunſt verſteht, aus allen Tonarten zu lächeln, und dabei nicht ſo verteufelt mager, wie Ihre Lady T., die ich — nehmen Sie mir's ja nicht übel — durchaus nicht ſchön finden kann. Frau von S. iſt voll und rund . . . wollen wir hin zu ihr?

— Ich fühle mich nicht aufgelegt dazu . . .

— Und warum?

— Heute Morgen habe ich ihr meine Liebe geſtanden.

— Der Frau von S.?

— Der Lady T.

— Ah! Und wie hat ſie Ihre Erklärung aufgenommen?

— Wie ein Weib, das der Inbegriff aller Tugenden iſt...

— Schnupfen Sie? fragte der Doctor mit einem Tone, in dem ein ganzer Cotillon boshafter Fragezeichen lag.

— Nein! erwiderte Giulio, der über dieſe ironiſche Frage im Innern ſo entrüſtet war, daß er dem Doctor die dargereichte Doſe gern aus der Hand geſchleudert hätte.

— Scherz bei Seite . . . was ſagte Milady?

— Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Achtung geben, meinte ſie, ſo ſagen Sie mir nie mehr ein Wort, das mir die Furcht, den Schrecken einflößen könnte, zu glauben, daß Sie mich lieben, mich, die ich Sie nicht wieder lieben darf.

— Und Sie? Was ſagten Sie?

— Ich ſchwieg und war vernichtet.

— Und was haben Sie beſchloſſen?

— Sie anzubeten, wie bisher, ſie aber nie wieder zu beſuchen.

— Das iſt klug, ſehr klug; ſtürzen Sie ſich in den Strudel der Zerſtreuungen, laufen Sie jedem Vergnügen nach und in längſtens vier Wochen — ich gebe Ihnen mein Wort darauf — haben Sie Milady vergeſſen.

— Ich werde ſie niemals, niemals vergeſſen!

— O das haben mir ſchon Viele geſagt, aber immer habe ich die Erfahrung gemacht, daß dieſe Leute nicht mich, wohl aber ſich ſelbſt belogen haben. Wann aber, Freund Giulio, ſoll ich Sie bei Frau von S. einführen?

— Bei Gelegenheit, erwiderte der junge Mann.

— Wollen wir den letzten Akt der „Nachtwandlerin“ hören?

— Meinetwegen!

Und Beide gingen ins Theater. Giulio warf gleich beim Eintritt einen Blick in die Loge der Lady Eloa. Da ſaß ſie, umſtrahlt von der Aureole der glänzenden Toilette, und neben ihr der Attaché der franzöſiſchen Geſandtſchaft, ein Geck, der ſich in den Strahlen ihrer Schönheit ſonnte. Sie plauderten, ſcherzten und lachten mit einander; der arme Giulio aber bekam Ohrenſauſen; es flimmerte ihm vor den Augen; er ballte die Fauſt und knirſchte mit den Zähnen.

— Milady ſcheinen ſich vortrefflich zu unterhalten, meinte Doctor Gollo. Der Marquis iſt ein hübſcher Mann und verſteht die Kunſt, allerliebſt zu ſchwatzen . . .

— Ich könnte ihn erwürgen!

— Armer Freund, wie exaltirt! Was giebt Ihnen ein Recht, auf die Frau eines Andern eiferſüchtig zu ſein? Ich, in Ihrer Stelle, würde mich ihr gerade gegenüber ſetzen, äußerſt vergnügt und luſtig ſcheinen und mit einer Andern liebäugeln.

— Kommen Sie, Doctor!

Giulio befolgte den Rath ſeines Mentors, ſchnallte ſich die heiterſte Miene an und kokettirte rechts und links; aber dann und wann, wenn der Doctor auf die Bühne ſah, warf er einen verſtohlenen Blick zu ſeinem vis-à-vis hinüber und war dann außer ſich, wenn Milady ihn keines Blickes würdigte. Er pfiff, er ſchlug den Takt, er putzte ſein Lorgnon, um ſich bemerkbar zu machen; Alles umſonſt! Eloa wollte ihn nicht ſehen.

— Sie ſeufzen ſchon wieder! ſagte der Doctor.

— Aber, lieber Gott, ich werde doch ſeufzen dürfen!

Seufzen Sie, ſo lange es Ihnen gefällt, aber fallen Sie nicht aus Ihrer Rolle.

Die Oper näherte ſich ihrem Ende. Amine ſang ihre letzte Nummer. Giulio war der Erſte, welcher aus Leibeskräften applaudirte.

— Bravo! Bravo! ſchrie der Doctor, aber dieſes Bravo galt nicht Aminen, ſondern dem Freunde.

— Kommen Sie, kommen Sie, ſagte Giulio und eilte auf den Corridor hinaus.

Dort pflanzte er ſich dicht an die Treppe hin, um Milady an ſich vorüberziehen zu laſſen. Bald darauf erſchien ſie am Arme des jungen Cicisbeo. Giulio ſchwatzte mit dem Doctor. Eloa nickte, lachte, huſtete, um ſich bemerkbar zu machen; Alles umſonſt! Giulio wollte ſie nicht ſehen.

— Er ſcheint beleidigt, meinte der Attaché.

— Er iſt ein Narr, ſagte Eloa.

— Sie haben Ihre Rolle gut geſpielt, ſprach der Doctor.

— Mir bricht das Herz! ſtöhnte Giulio.

VI.

Milady fing an unruhig zu werden. Täglich hatte ſie Giulio's Beſuch erwartet und täglich ihre Erwartung getäuſcht geſehen. Seit dem letzten Male ihres Zuſammenſeins war eine ganze Woche verfloſſen.

— Sollte mein Benehmen ihn gekränkt haben? fragte ſie ſich. Sollte er mich wirklich vergeſſen können? Sein Ausbleiben beunruhigt mich. Warum? weiß ich mir ſelbſt nicht zu ſagen. Iſt das Gefühl, das ich für ihn empfinde, Mitleid oder Liebe? Ich glaube, keines von beiden. Es kränkt mich nur, daß er mich vernachläſſigt; das iſt Alles!

In demſelben Augenblick wurde ihr Frau von Delmar angemeldet.

— Willkommen, theure Freundin! ſagte Eloa, ihrem Beſuche entgegeneilend.

— Leben Sie denn noch? fragte die hübſche Landsmännin mit einem Lächeln, in dem ein leiſer Vorwurf lag. Sie kommen ja gar nicht mehr nach der Stadt. Was treiben Sie denn?

— Ich langweile mich!

— Wie kann man aber auch gerade jetzt, wo die Saiſon in voller Blüthe ſteht, ſich aufs Land zurückziehen? Ich, meine Theure, amüſire mich ganz vortrefflich. Morgens bade ich, Nachmittags reite ich und Abends muſicire ich. Apropos, haben Sie ſchon Giulio's neue Romanze gehört?

— Welche? fragte Eloa mit großer Gleichgiltigkeit.

— „Mein Herz iſt eine Harfe.“

— O ja!

— Und was ſagen Sie dazu?

— Sie hat keinen Eindruck auf mich gemacht.

— Ach, es iſt ein ſchönes, herrliches Lied; ich ſinge es den ganzen Tag; welch' eine Muſik! Ich könnte mich in ihn verlieben! Giulio iſt jetzt der Held des Tages . . . ganz Nizza ſingt ſeine Lieder und ſchwärmt für ihn. Wiſſen Sie, was man ſich ſeit drei Tagen leiſe in die Ohren raunt? Eine reiche Wienerin, Frau von S., ſoll ſich in ihn ſterblich verliebt haben . . .

— Und Giulio?

— Fährt jetzt den ganzen Tag mit ihr ſpazieren, macht ihr den Hof und vernachläſſigt ihretwegen alle Andern. Wann war er bei Ihnen?

— Vor acht Tagen.

— Alſo auch Sie vernachläſſigt er?

— **Qu'importe?** fragte Eloa und zuckte die Achſeln.

— Still, ſtill! Giulio iſt Ihnen nicht gleichgiltig . . .

— Sie irren . . .

— Niemals! In dieſem Punkte habe ich Luchsaugen, ſagte Frau von Delmar und klopfte mit ihrem Fächer auf ihr Herz.

— Reden wir von etwas Anderm! Wann gedenken Sie nach Paris zurückzukehren?

— Gegen Ende dieſes Monats. Mein Gemahl reiſt mir bis Lyon entgegen. Und Sie?

— Ich erwarte die Rückkehr Mylords und kehre mit ihm nach London zurück.

Ein Stündchen war bald verplaudert. Frau von Delmar verabſchiedete ſich.

— Auf baldiges Wiederſehen in der Stadt, Milady! Wenn Giulio Sie beſucht, ſo ſagen Sie ihm, daß ich ſehr böſe auf ihn bin, daß er dieſer dicken Deutſchen wegen mich und Sie ſo grauſam vernachläſſigt.

Eloa lächelte und biß ihre Lippen. Als ſie allein war, ſetzte ſie ſich an den Flügel und ſang Giulio's Lied.

— Die Delmar hat Recht, geſtand ſie ſich; das Lied iſt in der That viel hübſcher, als es mir Anfangs vorgekommen war. Der arme Giulio! Es hat ihn gewiß gekränkt, daß ich es nicht ſchön gefunden. Ich will Abbitte thun, ſagte ſie und überlegte einen Augenblick; dann ſetzte ſie ſich an ihr Pult, nahm ein eiweißes, ſpiegelglattes Blatt Papier und ſchrieb folgende Zeilen:

„Ihre neue Romanze, lieber Giulio, iſt eines jeder Muſikſtücke, die man mehr als ein Mal hören muß, um den geheimnißvollen Reiz, den ſie, züchtig verhüllt, in ſich tragen, allmälig mehr und mehr herauszufühlen. Ihr Lied, das mich Anfangs ziemlich kalt gelaſſen hat, begeiſtert mich jetzt dergeſtalt, daß ich mich gezwungen fühle, Ihnen ein Unrecht, das ich Ihrem ſchönen Talente zugefügt habe, hiermit abzubitten. Um dieſe Sünde abzubüßen, habe ich mir vorgenommen, es von heute an tagtäglich zu ſingen, um es tagtäglich lieber zu gewinnen. Werden Sie mir mein Unrecht dann vergeben können? Eloa T.

P. S. Warum laſſen Sie ſich nicht mehr bei uns ſehen?“

— — — — — — — — — — — — —

Ach, nur die Frauen verſtehen die Kunſt, Briefe zu ſchreiben! Faſt Jede iſt in ihrer Art eine Sévigné. Der Brief eines Mannes iſt ein unbeholfener Geſell, der bei jeder Zeile ſtolpert, bei jedem Wort ſich räuſpert und bei jedem Punkt ermüdet „Uff“ ſtöhnt. Der Brief einer Frau aber iſt ein flatterndes Roſenblatt, das über Hecken und Gräben voltigirt und ſich ohne Anſtrengung in die blauen Lüfte erhebt und eben ſo leicht wieder herniederſinkt. Frauen wiſſen in zehn Zeilen oft mehr zu ſagen, als mancher Mann auf zehn Seiten. Bei manchem Frauen-Brief iſt oft die Nachſchrift gerade die Hauptſache, das Capitäl der Säule, während der Brief ſelber nur das Piedeſtal derſelben iſt.

Man leſe noch ein Mal den Brief der Lady Eloa, um ſich zu überzeugen, daß ich Recht habe. Ihr Billet gleicht einer umgekehrten Pyramide: ihr Brief ſteht auf der Spitze. Nimmt man ihm die Nachſchrift weg, ſo fällt er in nichts zuſammen.

Briefe, die man von Frauen erhält, ſollte man immer von unten zu leſen anfangen.

VII.

Giulio hatte unterdeſſen Gollo's Rathſchläge befolgt und ſich durch Genüſſe aller Art zu zerſtreuen verſucht; aber der

Gedanke an Eloa warf auf jede Freude, die ſich ihm darbot, einen melancholiſchen Schatten, einen verheerenden Reif.

— Ich kann ſie ja doch nicht vergeſſen! rief er aus und ſank in die alte Schwermuth zurück.

Da kam Eloa's Brief. Er las und geberdete ſich wie Jemand, der vor Freude närriſch geworden iſt. Er küßte jede Zeile, jedes Wort und ſagte:

— Auf dieſem Briefe hat ihre Hand, ihr Auge geruht; o du glückliches, beneidenswerthes Blatt! Was iſt der Duft aller Roſen von Saron gegen den Wohlgeruch, den dieſer Brief ausathmet? Und wie ſchön ſie ſchreibt! Nicht ſchöner hat Héloiſe an ihren Abälard geſchrieben! Und ich Undankbarer konnte zweifeln an ihrer Liebe? Ich konnte glauben, daß ſie kein Herz, keine Seele habe? Wer aber iſt an Allem Schuld? Kein Anderer, als dieſer verdammte Doctor Gollo! So oft ich von Eloa zu ſprechen anfing, ſagte er: „Schweigen Sie von dieſer Kokette!" Ich mag ihn nicht mehr ſehen. Beſucht er mich noch ein Mal, dann werfe ich ihn zur Thür hinaus.

Es klopfte.

— Herein! rief Giulio.

— Störe ich? fragte der Doctor, den Kopf durch die halbgeöffnete Thür ſteckend.

Giulio hätte für ſein Leben gern Ja! geantwortet, aber die vermaledeiten Rückſichten der feinen Lebensart entriſſen ihm ein zweigeſtrichenes Nein!

— Wolf in der Fabel, eben dachte ich an Sie . . .

— Sehr verbunden, ſehr verbunden ...

— Aber nicht ohne Groll ...

— Ah! Und warum?

— Weil Sie der armen Eloa doch Unrecht gethan. Vor fünf Minuten erhielt ich dieſen lieben Brief von ihr. Leſen und erröthen Sie ...

— Werde nicht ermangeln, erwiderte Gollo mit wahrhaft liebenswürdiger Harmloſigkeit und las.

— Nun? Nun? fragte Giulio, jede Miene prüfend, was ſagen Sie dazu?

— Nichts! antwortete der Doctor, den Brief zurückgebend.

— Gar nichts?

— Was ſoll ich ſagen? Soll ich lügen und ſagen, dieſer Brief überzeugt mich, daß Eloa Sie liebt? Soll ich wahr ſein und ſagen: das iſt die Sprache einer Kokette, die mit Ihrem Herzen ein grauſames Spiel treibt? Der Lüge würden Sie glauben, die Wahrheit würde Sie kränken, das will ich nicht und deshalb ſchweige ich lieber.

— Aber haben Sie denn nicht die Nachſchrift geleſen?

— Freilich, freilich!

— Und was denken Sie davon?

— Milady verſucht es von Neuem, Sie in ihr Garn zu locken, nicht aus Zuneigung oder Liebe — Gott bewahre! — ſondern einzig und allein aus Eitelkeit.

— Sie ſind ein Satan, Doctor!

— Finden Sie das wirklich? fragte Gollo, einen Zahnſtocher aus der Weſtentaſche ziehend und zum Munde führend.

— Selbſt im Engel ſehen Sie einen Teufel . . .

— Ich kenne die Menſchen und vor Allem dieſe falſchen, heuchleriſchen Schlangen, die wir Frauen nennen. Aber das Beſte hätte ich bald vergeſſen. Frau von S. läßt Sie grüßen.

— Ich mag nichts von ihr hören!

— **Plait-il?** fragte Gollo, als ob er's nicht verſtanden hätte.

— Frau von S. iſt ſchön, aber dumm.

— Ah, nicht Jede kann ſo geiſtreich ſein als Ihre Lady T. Doch giebt es Leute, welche behaupten wollen, daß auch Milady, wenn man ſie näher kennen lernt, etwas langweilig wird. Ein Bekannter ſagte mir, Eloa käme ihm — wenn auch nicht immer, aber doch häufig — wie ein Sopha ohne Springfedern vor.

— Doctor, Sie machen mich raſend!

— Im Gegentheil, ich will Sie zum letzten Male warnen vor dieſer Kokette und Ihnen den väterlichen Rath ertheilen, dieſe Liebe, die zu nichts führt, mit Strunk und Stiel auszureißen. Gehen Sie ja nicht in die Falle, die Ihnen die ſchlaue Nachſchrift ihres Briefes legt; ſonſt muß ich Sie aufgeben.

Das Alles war tauben Ohren gepredigt. Giulio's Entſchluß war längſt gefaßt.

— Ich muß hin zu ihr, Doctor!

— Ach, Giulio, Sie ſind rettungslos verloren. Leben Sie wohl, mein armer Freund!

VIII.

Eine Stunde ſpäter befand ſich der junge Künſtler auf dem Wege nach Milady's Landſitz. Am Raine einer großen, mit hundertfarbigen Feldblumen überſäten Wieſe, an der er vorüberkam, lachte ihn ein Gänſeblümchen, eine Marguérite, eine **Bellis perennis** mit einer Miene an, als ob ſie ihm ſagen wolle: „Ich bin das Orakel der Liebenden, pflücke ein Blatt nach dem andern meinem Kelche ab und frage mich, ob Die, die Du liebſt, Dich wieder liebt; vertraue mir, ich will Dir treue Wahrheit künden.“

Liebende — wer weiß das nicht? — ſind ſehr abergläubig. Iſt doch die Liebe ſelbſt nichts Anderes als ein Aberglaube! Giulio pflückte das Blümchen und ſagte bei jedem Blatte, das er der Corolle entriß:

— Sie liebt mich . . . von Herzen . . . mit Schmerzen . . . ein wenig . . . oder gar nicht . . . Sie liebt mich . . . von Herzen . . . mit Schmerzen . . . ein wenig . . . oder gar nicht . . . Sie liebt mich . . . von Herzen . . . mit Schmerzen . . . ein wenig . . .

Ach, das war das letzte Blatt!

— Ein wenig? Alſo nur ein wenig? wiederholte Giulio und war bis zum Sterben betrübt.

Für Liebende, die ganz Feuer und Flamme ſind, iſt die Antwort „ein wenig“ faſt noch betrübender als die Auskunft

„gar nicht.“ Ein wenig Liebe ſetzt Gleichgiltigkeit . . . gar keine Liebe ſetzt Haß voraus; feurige Seelen aber ertragen Haß viel leichter als Gleichgiltigkeit.

Giulio wollte auf halbem Wege umkehren. Aber eine unwiderſtehliche Sehnſucht, Eloa wiederzuſehen, trieb ihn vorwärts. Je näher er der Villa kam, deſto lauter pochte ihm das Herz. Er war jetzt am Ziele.

— Willkommen, Giulio, ſagte Milady, ihm zum erſten Male die Hand reichend.

— Milady! rief Giulio und wollte im überſtrömenden Gefühle ihre Hand an ſeine Lippen ziehen.

— Narrenspoſſen, ſprach Eloa und entzog ihm ihre Hand. Sie haben ſich acht Tage nicht ſehen laſſen . . . darf ich fragen warum?

— Ich glaubte es der Ruhe meines Herzens ſchuldig zu ſein, Ihre Nähe zu meiden, um nicht noch tiefer in den Abgrund der Verzweiflung zu ſinken.

— Aber weshalb verzweifeln Sie? Zeigt Ihnen nicht mein ganzes Benehmen, daß ich Sie vor Allen bevorzuge, daß der Umgang mit Ihnen mir mehr Unterhaltung gewährt, als jeder andere, daß ich an Allem, was Sie betrifft, Antheil nehme, daß ich Ihnen gut, recht gut bin? Was verlangen Sie denn noch mehr?

— Liebe, Liebe! flehte der Arme.

— Darf ich denn? fragte Eloa mit ſchwerem Seufzer. Binden mich nicht heilige Schwüre? Soll ich meineidig werden?

Ach, Giulio, wäre mir das Glück vergönnt geweſen, Sie vor drei Jahren, als mich noch keine Feſſel drückte, kennen zu lernen, ich hätte Sie geliebt und wäre glücklich geweſen.

— Ich bin namenlos unglücklich.

— Glauben Sie, daß ich es weniger bin? Mein Herz ſagt mir, daß Sie mich lieben, und dieſes Herz, das ſtolz auf Ihre Liebe iſt, darf Sie nicht wieder lieben. Iſt das nicht ſchrecklich?

— Ich verzweifle!

— Aber hat das Bewußtſein, daß ich Ihnen gut, recht ſehr gut bin, nichts Tröſtendes für Sie? Hat die Liebe ohne Hoffnung auf Beſitz nicht auch etwas Schönes?

— Ich wäre ſelig, dürft' ich aller Welt es ſagen: Ich liebe Sie, ich bete Sie an!

— „**Le mystère n'a-t-il pas aussi ses charmes**"? Hat das Geheimniß nicht auch ſeine Reize? Iſt es nicht qualvoll-ſüß, ein alle Gedanken durchpulſendes Gefühl, gleich einer Perle in der Muſchel, in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens zu verſchließen? Liegt nicht der höchſte Zauber der Liebe im Geheimniß? Iſt die Liebe, die ſich in dichte, undurchdringliche Schleier hüllen muß, um von fremdem Auge nicht geahnt, durchſchaut, erkannt zu werden, nicht millionenmal reizvoller als die Liebe, die ſich unverſchleiert zeigen, mit ihrer Nacktheit Prunk treiben und Jedem ſagen darf: „Seht, wir lieben uns!"

— O könnte ich einen Blick in Ihr Herz werfen!

— Beſchämt würden Sie ſich ſagen müſſen: O Thor, der

Du noch zweifelſt! Sie liebt Dich, liebt Dich mehr, als ſie vor Gott und ihrem Gewiſſen verantworten kann!

— Eloa, rief Giulio im Uebermaaße der Freude, ſoll auch der letzte meiner Zweifel ſchwinden, ſo erweiſen Sie mir eine kleine Gefälligkeit.

— Welche? fragte Milady wieder ernſt und kalt.

— Ich bin eiferſüchtig auf jeden Ihrer Blicke, eiferſüchtig auf jede Ihrer Mienen. Seien Sie weniger freundlich gegen den Marquis.

— Wie thöricht, Giulio! Herr von Luſſac iſt ein harmloſes Kind . . . ich ſchwatze, ich ſcherze, ich ſpiele mit ihm, wie ein Mädchen mit ſeiner Puppe.

— Ein ſauberes Kind! Eine ſaubere Puppe! Ein Kind mit einem **Barbe à la jeune France**! Eine Puppe mit Sporen!

— Giulio, dieſes Mißtrauen beleidigt mich!

— Ihm reichen Sie Ihren Arm. Mir verweigern Sie ihn!

— Bin ich Ihnen Rechenſchaft, bin ich Ihnen Gehorſam ſchuldig? Gerade dieſe Unbefangenheit, mit der ich, dem Marquis gegenüber, mich bewege, ſollte Ihnen den Beweis liefern, wie gleichgiltig er mir iſt.

— Und trotzdem beneide ich ihn!

— Dort kommt er, ſagte Eloa und lief ihm lachend entgegen.

Giulio ſtand wie vernichtet.

— Was bringen Sie mir Neues aus der Stadt? fragte Milady den Marquis.

— Ein neues Modenbild aus Paris, einen neuen Roman von Saintine und ein neues Lied von Panſeron.

— Picciola! ſagte Lady T., einen Blick auf das Titelblatt des Buches werfend. Iſt etwas d'ran? fragte ſie, darin herumblätternd.

— Ein Schwärmer verliebt ſich in eine Blume. Halten Sie das für möglich? fragte der Attaché ſeinen Nebenbuhler.

— Weshalb fragen Sie mich?

— Weil auch Sie eine große Neigung zur Schwärmerei haben . . .

— Wollen Sie mich beleidigen?

— Du tout, du tout, antwortete Herr von Luſſac mit nichts- und doch viel-ſagendem Lächeln.

— Ihr Lächeln, mein Herr, iſt etwas . . .

— Schweigen Sie, Giulio! Der Marquis iſt mein Gaſt und wer ihn kränkt, kränkt auch mich. Reichen Sie ſich die Hände, meine Herren; haben Sie Etwas mit einander abzumachen, dann kann es anderswo geſchehen.

— Leben Sie wohl, Milady! rief Giulio.

— Sie wollen fort? fragte Eloa.

— Geſchäfte rufen mich zur Stadt zurück.

— Nun denn, auf baldiges Wiederſehen!

IX.

Faſt jeder Liebende iſt zu beklagen. Um wie viel mehr aber der, welcher Charaktere wie den der Lady T. liebt. Giulio

= Feuer und Flamme; Eloa = „matt wie Limonade.“ „Laue Liebe,“ ſagt Zſchokke, „iſt keine Liebe, und Zärtlichkeit gegen alle Welt, iſt keine Zärtlichkeit.“ Eloa ſchien eine jener Frauen, die wahrer, inniger, feuriger Liebe nicht fähig ſind, eine jener Frauen, die einen Triumph darin ſuchen, lieber aller Welt, als ausſchließlich einem Einzigen zu gefallen, eine jener Frauen, die geliebt ſein wollen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, wieder zu lieben. Wehe dem Armen, der in die Schlingen einer ſolchen Frau fällt; ſie umgarnt ihn mit unſichtbaren Fäden, lockt ihn, wie eine Spinne, in ihr Zaubernetz und ſtiehlt ihm das Leben ſtückweiſe aus den Adern . . . man ſtirbt langſam, qualvoll, Glied um Glied!

„Hunger und Liebe,“ ſagt Schiller, „halten die Welt zuſammen.“ Welches von beiden Bedürfniſſen iſt wohl das mächtigere? Iſt Hunger ſtärker als Liebe, oder Liebe ſtärker als Hunger? Ich glaube das Erſtere, bin aber trotzdem überzeugt, daß mehr Menſchen aus Liebe als aus Hunger ſterben, denn Hunger iſt bald geſtillt: eine trockene Brotkruſte, eine Rumfordſuppe ſind bald zuſammengebettelt. Liebe hingegen gleicht dem unerſättlichen Hunger Eryſichthon's, der ſich aus Verzweiflung zuletzt ſelbſt verzehrt.

Und doch iſt die Liebe, genau unterſucht, nichts weiter als das, wofür ſie Buffon hält, und manch liebendes Paar würde ſich bald geheilt fühlen, könnte es ſich, wie Thomas Morus in ſeiner „Utopia“ verlangt, ohne Schleier ſehen. Man höre, was der alte Kanzler des achten Heinrichs ſagt:

„Wenn Ihr für ein Paar Thaler einen Klepper kauft, ſo gebraucht Ihr alle mögliche Vorſicht. Das Thier iſt faſt nackt; aber deſſenungeachtet nehmt Ihr ihm noch Sattel und Geſchirr ab, aus Furcht, daß dieſe Hüllen irgend ein Geſchwür verdecken. Aber wenn ſich's um die Wahl einer Frau handelt, eine Wahl, von der unſer ganzes Lebensglück abhängt, geht Ihr dabei mit der größten Sorgloſigkeit zu Werke. Wie, Ihr beurtheilt eine Frau nach einem Theile ihres Körpers, der nicht viel breiter als eine Hand iſt, blos nach dem Geſichte, und Ihr befürchtet nicht, ſpäter Etwas zu entdecken, was Euch zwingt, Eure Wahl zu bereuen?"

Im Kleide liegt die Macht der Frauen. Ich hatte einſt einen Freund, der einen Tag lang in eine Frau blos eines weißen Percalkleides wegen verliebt war; als ſie eine ſchwarze Sammetrobe anzog, hatte ſie für ihn allen Nimbus verloren.

X.

Giulio, der ſich durch Luſſac's Frage beleidigt hielt, ſchickte ihm noch an demſelben Tage eine Herausforderung folgenden Inhalts:

„Wenn Sie, Herr Marquis, ein Mann von Ehre ſind, ſo werden Sie mir innerhalb drei Tagen für die Beleidigung, die Sie mir auf der Villa T. zugefügt, Genugthuung geben und Ort und Stunde beſtimmen, wo Sie eine Kugel wechſeln wollen mit

Ihrem
Giulio B."

Zwei Stunden ſpäter kam folgende Antwort:

„Morgen früh ſechs Uhr am Eingange des Parks.

Anatole de Luſſac.“

Bald darauf kam ein Brief von der Villa T.

„Eben erhalte ich die Nachricht, daß mein Gemahl morgen früh von Genua zurückkehrt. Er will nur einen Tag noch in Nizza ausruhen und dann ungeſäumt nach London eilen, wohin ihn die Eröffnung des Parlamentes ruft. Mein Gefühl drängt mich, Sie vor meiner Abreiſe noch ein Mal zu ſehen, um Ihnen Lebewohl zu ſagen, Lebewohl für ewig!!! Heute Abend nach der Oper erwartet Sie auf ihrer Villa

Eloa T.“

Was Giulio bei Leſung dieſer Zeilen empfand, kann nur der empfinden, der einmal im Leben einen ähnlichen Brief erhalten hat. Er warf ſich aufs Sopha und ließ ſchlaff die Arme herabſinken; es überfiel ihn eine Angſt und Bangigkeit, als ſtürze die Decke über ſeinem Haupte zuſammen; es war ihm, als ſchnüre ihm eine unſichtbare Hand die Kehle zu; er raffte ſich empor und riß das Fenſter auf, um friſche Luft zu athmen. Der heitere Tag und die troſtloſe Nacht, die in ſeiner Seele heraufgezogen war, bildeten einen ſchneidenden Contraſt; der lachende Himmel ſchien ihm eine Verhöhnung ſeines namenloſen Leides; brennend heiße Thränen drängten ſich aus ſeinen Wimpern hervor; ſein Schmerz hatte den Brennpunkt erreicht.

— Sie geht, ſie geht! rief er. Sie zieht vorüber wie in ſchöner, kurzer Traum, der beim Erwachen bittere Täuſchung zurückläßt, eine Täuſchung, die in jede Freude einen Tropfen Wermuth miſcht; eine Täuſchung, die meine Zukunft, welche taghell vor mir lag, in grauenvolles Dunkel hüllt. O, was iſt Leben ohne Liebe, was iſt Liebe ohne Eloa! Grauſames Geſchick, das mich von dem Gipfel meines Glücks in den Abgrund der Verzweiflung ſtürzt! — — — Dein Gefühl, Eloa, drängt Dich, mir Lebewohl zu ſagen, Lebewohl für ewig! Ach, iſt nicht jede Stunde ohne Dich eine Ewigkeit? O Leben, Leben, wie troſtlos gähnſt Du mich an!

Da trat der Doctor Gollo ein. Giulio klagte ihm ſein Leid. Der alte Freund, der ſonſt nur Spott auf den Lippen hatte, betrachtete ihn ernſt und traurig, dann erfaßte er deſſen Hand und ſagte:

— Ich will Ihnen ein Märchen erzählen. Zu Bagdad lebte vor Jahrhunderten ein junger Dichter. Er liebte eine junge, ſchöne Fee, die Fee aber verſchmähte das Herz des Dichters und liebte einen Andern und Hafis — ſo hieß der junge Poet — war untröſtlich. Da trat eine alte Hexe auf ihn zu und fragte ihn: Was willſt Du thun? — Mich zu Tode grämen, ſagte Hafis. — Sei kein Narr, ſprach die Hexe; es giebt noch viel ſchönere Feen als die, welche Dich nicht erhören mag! Faſſe Muth, armer Hafis! Verzweifle nicht, denn kein Schmerz währt ewig. Liebe iſt ein Gefühl, das keinen Stillſtand kennt: ſie muß wachſen oder vergehen, blühen oder welken. Da aber nichts in der Natur ewig blühen kann, ſo muß auch die Liebe einmal welken. Auch Deine Liebe wird vergehen, auch Dein

Schmerz wird nicht ewig währen. So ſprach ſie und verſchwand. Ein Monat verging und noch immer blutete das Herz des armen Poeten. Da erſchien ihm die Hexe zum zweiten Male und ſagte: Willſt du geneſen, ſo verliebe Dich in eine Andere. Suche und Du wirſt finden! Es giebt keine Fee, die ſchön genug wäre, von ſich ſagen zu dürfen, es gebe keine Schönere in der Welt. Blicke um Dich und wähle! Alſo ſprach die Hexe und verſchwand. Und wieder verging ein Monat und noch immer war Hafis nicht anders geworden. Da erſchien ihm die Hexe zum dritten Male und fragte: Nun, Hafis, haſt Du gefunden, was Du ſuchſt? Nein, war ſeine Antwort. Darauf ließ die Hexe ihre häßliche Hülle fallen und ſtand als reizende Peri vor ihm. Züchtig-verſchämt ſchlug ſie die langgewimperten Mondnacht-Augen nieder und fragte zitternd leiſe: Hafis, gefalle ich Dir? Der Dichter, entzückt von ihrer Schönheit, fiel zu ihren Füßen nieder und flehte: „Werde mein Weib!“ Und die Peri ſank mit himmliſchem Lächeln an ſeine Bruſt und wurde ſein Weib und die Mutter ſeiner Kinder und — Hafis wurde glücklich.

— Und ſeine erſte Liebe? Die junge, ſchöne, grauſame Fee?

— Sie ſtarb in einem Hoſpitale, antwortete der Doctor und machte, daß er fortkam.

XI.

Es ſchlug Neun. Giulio flog ſeinem Ziele entgegen. Es war eine herrliche Juli-Nacht. Der Mond goß ſein verklärendes Licht auf die am Abhang eines Hügels gelegene Villa X., in der Eloa in einer blendendweißen Robe, gleich einer Lichtgeſtalt in den ſternbeſäeten Schleier der Nacht gehüllt, ihren Romeo erwartete. Bald darauf lag er zu ihren Füßen.

— Giulio, ſprach Milady tief bewegt, das Schickſal ruft, ich muß ihm folgen! Hier auf dieſer Erde bin ich todt für Sie; aber dort droben ſehen wir uns wieder. Dort droben wird mein Geiſt unter Myriaden Seelen die Seele Giulio's herausfinden und ihr ſagen: Dort unten haſt Du gelitten, hier oben ſoll Dir vergolten werden! Alſo Muth, Muth gefaßt, Giulio! Was iſt die kurze Spanne Zeit, die Du hier ohne mich verleben mußt, gegen die Aeonen, die ich in einem ſchönern Sterne, in einer beſſern Welt, mit Dir, mit Dir durchleben werde?! Und bleibt Dir nicht auch für dieſes Leben ein ſchöner Troſt? Bleibt Dir nicht das Bewußtſein, daß nur mein Körper ihm, meine Seele aber und jeder ihrer Gedanken Dir, nur Dir angehört? Ja, Giulio, ich liebe Dich, liebe Dich mehr, als ich's Dir ſagen darf, liebe Dich unausſprechlich!

— Eloa, wenn das Wahrheit iſt, ſo ſchenke mir ein Zeichen Deiner Liebe: einen Kuß, einen einzigen Kuß!

— Ich kann, ich darf Dir dieſe Bitte nicht gewähren. Unſere Liebe muß hier auf Erden rein von jedem Makel bleiben, hell und klar, wie durchſichtiger Kryſtall. Unſere Seelen ſollen, ungetrübt vom Hauche irdiſcher Erdenluſt, Spiegelbilder engelreiner Liebe ſein.

— Es ſei, es ſei! Doch wirſt Du mich nicht ſcheiden laſſen, ohne mir eine andere Bitte zu gewähren. Gieb mir einen Ring!

— Wäre das nicht Verrath?

— Eine Locke!

— Wofür hältſt Du mich?

— Eine Schleife, ein Band!

— Habe ich Dir nicht weit mehr, habe ich Dir nicht meine Liebe geſchenkt?

— Alſo kein Andenken, gar kein Andenken?

Eloa näherte ſich einer Blumenniſche.

— Betrachte dies **Clerodendron fragrans.** Von allen meinen Blumen iſt ſie mir die liebſte. Ihr Duft hat etwas Ueberirdiſches. Nimm dieſe Blume und denke, ſo oft Du ſie begießeſt, an die, welche ſie gepflanzt hat. Denke Dir, dieſe Blume ſei Eloa. Berauſche Dich an ihrem Wohlgeruch und ſage Dir, die Seele dieſer Blume duftet nur für mich!

— Eloa, wie lieb, wie gut biſt Du!

— Die Stunde ſchlägt: wir müſſen ſcheiden!

— Nur eine Frage noch! Dein Gemahl iſt alt und krank. Wenn einſt der Tod die heiligen Bande löſt, die Dich jetzt gefeſſelt halten, was darf ich alsdann hoffen?

— Alles, Alles! Und wärſt Du am Ende der Welt, ich würde zu Dir eilen und Dir ſagen: die Schranke iſt gefallen, ich bin Dein, Dein mit Leib und Seele!

— Nun bin ich ruhig!

— So leb' denn wohl, mein Giulio, und erhalte in der Blume, die Dir die Hand der Liebe reicht, die Erinnerung an

Deine Eloa. Leb' wohl, leb' wohl! ſprach Milady und reichte ihm die Hand.

Er drückte einen langen, glühendheißen Kuß darauf, nahm die Blume und wollte gehen.

— Noch Eins! ſagte Eloa, ihn zurückrufend. Vor einer Stunde war Marquis Luſſac hier, um Abſchied von mir zu nehmen. Du haſt ihn gefordert . . .

— Er hat mich beleidigt . . .

— Du mußt ihm vergeben . . . Eloa bittet Dich, die Herausforderung zurückzunehmen . . .

— Weshalb? fragte Giulio beſtürzt.

— Du kannſt noch fragen! Weil Dein Leben auf dem Spiele ſteht, Dein Leben, das für mich das Theuerſte auf Erden iſt. Könnte ich wohl leben, wenn ich Dich todt wüßte? O Giulio, wenn die Liebe, die Du mir geſchworen haſt, keine Lüge iſt, ſo wirſt Du thun, was ich Dir ſage. Sprich, wirſt Du Dich ſchlagen?

— Nein, nein! rief Giulio, erfaßte noch ein Mal ihre Hand und benetzte ſie mit Thränen.

— Leb' wohl, leb' wohl! —

XII.

Die Blume, die Eloa dem armen Giulio geſchenkt, iſt nach der botaniſchen Terminologie ſehr leicht geſchildert. **Clerodendron fragrans**, in der Sprache der Kunſtgärtner **Volckamerika ja-**

ponica oder der wohlriechende Loosbaum genannt, gehört nach dem Linnéſchen Sexualſyſtem zur vierzehnten Claſſe, zweiter Ordnung; nach Decandolle zur Familie der Verbenaceen. Sie ſtammt urſprünglich aus Japan und hat einen glockenförmigen, fünfſpaltigen Kelch, eine Blumenkrone in dichtgedrängter Doldenform. Die Aeſte ſind filzig; die Blätter entgegengeſetzt, eirund, faſt herzförmig, gezähnt und etwas rauh. Die Farbe der Blüthe iſt weiß und wohlriechend.

Ganz anders ſchildert ſie der Poet. Für ihn iſt dieſe Blume eine der ſchönſten, üppigſten und geheimnißvollſten Erſcheinungen der ganzen Pflanzenwelt. In den Blättern ihrer Dolde wiegen ſich tauſend ſüße Märchen, die uns Wunderdinge vom Lande ihrer Heimath erzählen. Der Duft dieſer Blume iſt ein Concert von Wohlgerüchen, die ſich wetteifernd den Sieg ſtreitig machen. Jeder Athemzug dieſer Blüthe iſt ein aus Pfirſich-, Jasmin- und Vanillen-Geruch zuſammengeſetzter Accord, ein Stück Melodie, die Jeden, der ſie mit den Fühlhörnern der Seele einſaugt, mit ſüßen Ahnungen, mit wonnigen Träumen erfüllt, mit Träumen, in denen der Geiſt die ſieben Paradieſe Mahomets, bevölkert von Myriaden reizgeſchmückter Houris, durchfliegt. Saugt man den Zauberduft dieſer Blume ein, ſo muß man unwillkührlich die Augen ſchließen: man riecht ein Stück Liebe heraus und denkt dabei an das Weſen, das uns das Theuerſte auf Erden iſt. Es iſt eine Blume, die ein poetiſches Gemüth nicht anſehen kann, ohne das Bedürfniß zu fühlen, ſie zu küſſen: denn das weiße, von roſenfarbenem Anfluge angehauchte Fleiſch der Blume erinnert uns an den Teint des Weſens, das wir lieben, denn wer von uns weiß nicht, daß es Frauen giebt, deren Haut ſich wie der Sammet einer Pfirſich anfühlt, Frauen, deren Haut ſo hyſteriſch-weiß wie Jasminblüthe iſt, Frauen, deren Haut wie Vanille duftet — das Alles findet ſich im Clerodendron! Und eben darum möchte man die Blume an ſein Herz drücken und ſie fragen: Fühlſt Du, daß es für Dich, nur für Dich ſchlägt? Fühlſt Du, daß meine Seele nur in der Deinen lebt? Fühlſt Du, daß Du das Leben meines Lebens biſt? — Dann möchte man niederſinken und ſie anbeten, wie der Perſe das Feuer, wie der Peruaner die Sonne anbetet, dann möchte man vergehen im Anſchauen ihrer Allmacht und beten: Blume der Blumen, Feuer meiner Seele, Sonne meines Lebens, neige Dich herab zu dem, den Dein Groll vernichten, den Dein Lächeln ſelig machen kann. O Clerodendron, wie ſchön biſt Du!

So fühlte auch Giulio. Für ihn war dies Andenken keine gewöhnliche Blume, für ihn war ſie der Reflex eines ſchönen Traumes, ein Abglanz Eloa's, ein Echo ihrer Liebe.

Brauch' ich Euch nun noch zu ſagen, wie treu er ſie gepflegt, wie oft er ihren Duft eingeſchlürft, was er dabei gedacht, was er dabei empfunden hat? Wer liebt — wird mich verſtehen; wer nicht liebt — wird gähnen und ſich denken:

Dieſer Giulio iſt ein ausgemachter Narr!!!

XIII.

Seitdem war ein volles Jahr verfloſſen.

Anfangs hatte Giulio — von Nizza nach Mailand zurückgekehrt — die Hoffnung genährt, Troſt und Ruhe am Buſen der ewigtreuen Kunſt zu finden. Er hatte während dieſer Zeit mehr als je componirt. Eloa war der unverſiegbare Born, aus dem er Begeiſterung, die Lacrymae-Chriſti-Melodien ſüßer Wehmuth geſchöpft. Hatte er ein neues Lied vollendet, ſo ſtellte er die Blume aufs Klavier, ſang es und fragte: „Gefällt es Dir?“ Und Eloa's Bild, das mit ſo blühend-friſchen Farben vor den Augen ſeiner Einbildungskraft ſtand, ſchien aufmerkſam zuzuhören und ihm Beifall zuzulächeln. Wie glücklich war er dann!

— Ob ſie wohl noch an Dich denken mag? fragte er ſich, wenn er Nachts am offenen Fenſter lag und ſein Geiſt ſich in's Schweigen der Nacht verſenkte. Ach, Eloa, auf welchem Balle magſt Du jetzt durch den Glanz Deiner Schönheit alle Herzen bezaubern? Wie mag die Robe ausſehen, in der Du ſylphenleicht vorüberſchwebſt? Welche Blume mag jetzt die Fülle Deines Haares ſchmücken? Ach und wer mag der Glückliche ſein, dem es vergönnt iſt, mit Dir zu tanzen und den ſüßen Athem Deines Mundes zu fühlen?

Mit ſchwerem Seufzer ließ er dann ſeine Blicke zum Himmel ſchweifen und dachte ſich:

— In welchem von dieſen Myriaden Sternen werden wir uns einſtens wiederfinden? Und wenn wir uns wiederfinden, wirſt Du, Eloa, dann noch ſo jung und ſchön ſein, wie in jener heiligen Nacht, wo Du mir als Unterpfand Deiner Liebe jene Blume gabſt, an der ſeitdem mein ganzes Leben hängt? Wird Dein Herz noch daſſelbe fühlen, was Du damals für mich gefühlt?

Stiegen mitten durch dieſe Nachtgedanken die Guitarrentöne und Mandolinenklänge eines nahen Ständchens zu ihm herauf, dann drängten ſich Thränen in ſeine Augen und er ſagte:

— Ihr ſeid beneidenswerth! Ihr dürft unter ihrem Fenſter ſingen, dürft Euren Gram ausſchütten in der Geliebten Ohr, Euren Schmerz ausweinen in treuen Liedern.

Ach, nur unter dem milden Mondnachthimmel Italiens lernt man die Macht, den Zauber eines Ständchens begreifen'

„Im Programm einer Serenade,“ ſagt George Sand, „liegt eine ganze Wiſſenſchaft. Allabendlich muß der Liebende eine neue Schattirung in den Ausdruck ſeiner Liebesleiden bringen. Dem **timido sospiro** folgt der **strale funesto.** Dann kommen die **fieri tormenti,** worauf dann die **anima desesperata** am nächſten Abend die **sorte amare** herbeiführt. In der fünften Nacht kann man es wagen, den geliebten Gegenſtand **Idol mio** oder gar Du zu nennen. In der ſechsten Nacht erlaubt man ſich, ſeine Geliebte zu ſchmähen und ſie **crudele** oder **ingrata** zu nennen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, dürfte man in der ſiebenten Nacht nicht ein Wörtchen von **dolce speranza** fallen laſſen.“

Ach die italieniſchen Lieder! Jede Silbe athmet Liebe und faſt in jener Strophe kommt das Wort speranza oder felicità vor. Aber gerade dieſe beiden Worte klingen dann im Ohre eines Unglücklichen wie eine bittere Verhöhnung ſeines tiefen Leides. So oft Giulio eines dieſer beiden Worte ſingen hörte, ſchweifte ſein Blick über Berge und Meere: er dachte an Eloa und fühlte ſich namenlos unglücklich.

Dieſe Sehnſucht nach dem unerreichbaren Ziele, das ihm beſtändig vor Augen ſchwebte, ging mehr und mehr in Troſtloſigkeit über. Die Leere, die in ſeinem Herzen immer weiter um ſich griff, ließ keine Freude darin aufkommen; ſelbſt ſeine Kunſt, die ihm bisher Beruhigung gewährt hatte, widerte ihn an; er floh die Arbeit und rannte den Vergnügungen nach, um ſeine Unruhe niederzukämpfen, um ſeinen Schmerz zu betäuben; er begann das ausſchweifendſte Leben, trank und ſpielte ganze Nächte hindurch und hielt ſich Maitreſſen, um an der Bruſt feiler Liebe Erſatz für Eloa zu ſuchen. — — —

Eines dieſer leichtfertigen Geſchöpfe hieß Juliette, war von Geburt Franzöſin und von Profeſſion — Griſette. Sie hatte die ſchönſten braunen Augen, die feinſte Naſe, den hübſcheſten Mund und einen reizend-ſchönen Körper, der manchem Maler und Bildhauer als Modell gedient. Juliette war in der That eine wahre Muſter-Griſette: luſtig und anſpruchslos. Nie fragte ſie: Wer biſt Du? Wie heißeſt Du? Es galt ihr gleich, ob der Mann, der ſie beſuchte, Peter oder Paul, Arthur oder Alfred hieß, ob er Jude oder Chriſt, Türke oder Heide, Garçon oder

Ehemann, Bräutigam oder Wittwer, Schüler oder Lehrer, Künſtler oder Gelehrter war. Eine ihrer größten Tugenden hieß Verſchwiegenheit. Sie erzählte alle Abenteuer ihres jungen Lebens, nannte aber niemals einen Namen. Ihr zehntes Wort war das geheimnißvolle Wörtchen „**on.**“ „Man hat mir geſagt, daß man mich heute Abend nach dem Theater beſuchen will. Man hat mich ſo ſchön gefunden, daß man mir den Antrag gemacht, mich zu heirathen. Man hat mir dieſen Hut, man hat mir dieſen Ring, man hat mir dieſen Shawl geſchenkt.“ Und fragte man: „wer iſt dieſer man?“ ſo antwortete ſie: „ich weiß es nicht, und wüßte ich's auch, ich ſage es nicht, **car pour plaire à tous il faut être discret.**“ — Die ſchwächſte ihrer ſchwachen Seiten war der Champagner: **Voilà mon mignon!** ſagte ſie und leerte ein Glas nach dem andern und wurde dann ſo luſtig, ſo „kreuzfidel“, daß ſie ſelbſt den Teufel umarmt und an ihr Herz gedrückt hätte. — Auch Cigarren verſchmähte ſie nicht und ließ den Rauch, ganz wie man's haben wollte, bald aus dem Munde, bald aus der Naſe, bald aus den Ohren heraus ſpazieren. Am ausgelaſſenſten war ſie, wenn ſie — was ſie gern that — Männerkleidung trug. Dann ließ ſie keine Schürze ungeneckt, warf jedem hübſchen Kinde Kußfinger zu und ſagte mit ſchwerem Seufzer: „Ach, guter Gott, warum haſt Du nicht lieber einen Mann aus mir gemacht?“

— Weißt Du, Juliette, fragte Giulio, als ſein Kopf an ihrem Buſen ruhte und ſeine Hand mit ihren Locken ſpielte, weißt Du, warum ich Dich lieber als alle Andern habe?

— Warum?

— Weil Du eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Dame haſt, die jetzt in London lebt.

— Ich weiß, wen Du meinſt. Sie heißt Eloa und iſt die Gemahlin eines alten Peers.

— Von wem weißt Du das?

— Man hat es mir erzählt.

— Wer hat es Dir erzählt?

— Ein Mann, der ſie und Dich genau gekannt hat.

— Sein Name?

— Thut nichts zur Sache!

— Aber wenn ich Dich bitte?

— Dann will ich Dir ſagen, daß er Attaché bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Florenz iſt und Luſſac heißt.

— Wie? Du kennſt den Marquis?

— So gut als Dich. Als ich noch in Florenz war, beſuchte er mich faſt täglich . . .

— Und was erzählte er Dir von ihr?

— Juliette, ſagte er, Du ſiehſt einer gewiſſen Lady Eloa T. ſo ähnlich, wie ein Thautropfen dem andern. Du ſollteſt nach Mailand gehen und dort Dein Glück verſuchen. Warum gerade nach Mailand? fragte ich. Weil dort — ſo lautete ſeine Antwort — ein armer Teufel lebt, der in Eloa bis über die Ohren verliebt iſt. — Und Eloa? fragte ich, denn ich bin ſehr neugierig, lieber Giulio. Der Marquis knallte mit der Reitgerte, lächelte und ſprach: Eloa führt ihn bei der Naſe herum.

— Weiter, weiter! rief Giulio, der blaß und bläſſer wurde.

— Dieſe Eloa intereſſirte mich, vielleicht nur darum, weil ſie mit mir ſo viel Aehnlichkeit beſitzen ſoll. Milady iſt wohl ſehr tugendhaft? fragte ich. Sehr! antwortete er und lächelte wieder. Spitzbube! ſagte ich und zupfte ſeinen Schnurbart. Als er am andern Morgen wieder kam, zog er ein rothſammetnes Futteral aus der Bruſttaſche, öffnete es und fragte mich: Kennſt Du dieſe Frau? — Eloa! rief ich. — Errathen! ſagte er und zeigte mir die aus ihren Haaren geflochtene Rückſeite, auf welcher der Anfangsbuchſtabe ihres Namens zu ſehen war.

— Alſo doch wahr? Alſo doch betrogen? rief Giulio.

— Tröſte Dich, mein armer Freund! Treue, uneigennützige Liebe mußt Du nicht in den vergoldeten Sälen der vornehmen Welt ſuchen; die findeſt Du nur in dem armſeligen Dachſtübchen einer Griſette. Dieſe vornehmen Frauen, glaube es mir, Giulio, ſind alle zuſammen keinen Schuß Pulver werth. Sie wiſſen nicht, was Liebe iſt; ſie haben kein Herz, keine Seele, keine Gluth, keine Leidenſchaft, wie Unſereine, die auf Liebe angewieſen iſt. — Vergiß das falſche, herzloſe Weib, das Dich getäuſcht, betrogen hat, und geſunde hier an dieſem treuen Herzen, das — ſo wahr ein Gott über uns lebt — Dich mehr als ſich ſelber liebt!

— Armes Kind! ſtöhnte Giulio und betrachtete ihr liebeglühendes Geſicht mit unbeſchreiblicher Wehmuth. O wie dumm und lieblos bricht die Welt den Stab über Euch! Euch ſcheltet ſie leichtfertige Geſchöpfe und brandmarkt Euch mit dem Siegel ihrer Verachtung. Aber Jene, welche die Ehe nur als Deckmantel ihrer frevelhaften Neigungen betrachten; Jene, welche die heiligſten Bande der Natur mit Füßen treten und Verrath und Meineid bis aufs Aeußerſte treiben, dürfen ſtolz ihr Haupt erheben und mit Spott und Hohn auf ein armes Geſchöpf herabſehen, das, von drückender Noth getrieben, zur letzten Hilfe ſeine Zuflucht nimmt. Arme Juliette! Wie groß und erhaben ſtehſt Du in Deinem einfachen Kleide von Percal gegen manche Sünderin in Sammet oder Seide da!

XIV.

Seit jenem Tage war in Giulio's Seele die alte Schwermuth mit erneuerter Kraft erwacht. Der Glaube an Eloa's Liebe, der bis dahin ſein einziger Troſt geweſen war — der letzte Maſt, an dem ſich ſeine Hoffnung feſtgeklammert hatte — ſank zuſammen und begrub die letzten Trümmer ſeiner Ruhe. Mehr als je dachte er jetzt an Doctor Gollo, der ihm das Alles vorausgeſagt, der ihn gewarnt und beſchworen hatte, dieſe nutzloſe Liebe ſchon im Keime zu erſticken. Jetzt, erſt jetzt geſtand er ſich, daß Eloa ſeiner Liebe unwerth ſei, daß die aufrichtige und zärtliche Neigung, die ſie ihm vorgeheuchelt hatte, nichts weiter als eine Laune ihrer Eitelkeit, ein ländlicher Zeitvertreib, eine geſchminkte Lüge war.

— Ja, ja, ſagte er, Eloa, die mir als ein Abglanz aller Tugenden erſchienen war, iſt eine Kokette, die mit meinem Herzen ein grauſames Spiel getrieben und mein ganzes Leben, Gegenwart und Zukunft, zertrümmert hat. Und dennoch, dennoch kann ich ſie nicht vergeſſen, nicht aufhören, ſie zu lieben mit der letzten Kraft, mit der ganzen Wuth getäuſchter Hoffnung.

Mit thränenfeuchtem Blick hing ſeine gramerfüllte Seele an der Blume, die ſie ihm geſchenkt, und unwillkürlich fielen ihm die letzten Verſe des Liedes ein, das er an jenem Abende geſungen hatte, als ſie an ſeiner Seite ſtand:

„Je puis mourant d'alarmes,
Les yeux brulés de larmes,
Maudire un jour tes charmes,
Mais t'oublier, mais t'oublier, mais t'oublier —
Jamais!!!“

Das eben iſt die wahre Liebe, die ſelbſt dann noch, wenn ſie die traurige Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Gegenſtand ihrer Neigung ein unwürdiger geweſen iſt, wider ihren Willen üppig fortwuchert und immer feſtere Wurzeln ſchlägt.

So ging's auch dem armen Giulio. Er fluchte den Reizen, die ihn bezaubert hatten, aber vergeſſen, vergeſſen konnte er ſie nicht!

XV.

Eines Morgens, als er im Kaffeehauſe die Zeitungen las, fand er in einer Nummer der „Times“ folgende Nachricht:

„Vor drei Tagen verſchied auf ſeinem Landſitze, zwei Meilen von London, der ehrenwerthe Lord Arthur T., Mitglied des Oberhauſes, in einem Alter von 63 Jahren, an der Waſſerſucht.

Er hinterläßt ſehr beträchtliche Schulden und eine kinderloſe Wittwe.“

Ein neuer Hoffnungsſtrahl durchzuckte den nachtumflorten Geiſt Giulio’s. Er erinnerte ſich des Verſprechens, das ſie ihm in der Stunde des Abſchieds ertheilt hatte, eilte nach Hauſe und ſchrieb an Eloa:

„Seit jener Nacht, in der Du mir als Unterpfand Deiner Liebe ein Clerodendron geſchenkt haſt, ſind faſt drei Jahre verfloſſen. Längſt wäre ich Dir nach London gefolgt, ſchon tauſend Mal hätte ich Dir geſchrieben, wäre ich nicht des Verſprechens eingedenk, das Du mir in der Stunde Deines Scheidens abgenommen, Dir nie zu folgen, nie zu ſchreiben. Jetzt, da der Tod die Schranke, die uns getrennt, hinweggeriſſen hat, jetzt, da Du frei biſt, erinnere ich Dich an das Verſprechen, das Du mir gegeben haſt. Soll ich Dir die Worte wiederholen, die Du in jener Stunde, in der Du mir Lebewohl geſagt, als letzten Troſt ins Herz geträufelt haſt? »Und wärſt Du am Ende der Welt, ich würde zu Dir eilen und Dir ſagen: Nun bin ich Dein, Dein mit Leib und Seele!« —

Ach, Eloa, wüßteſt Du, was ich in dieſer Ewigkeit von drei Jahren Deinetwegen gelitten habe, Mitleid und Erbarmen würden Dich in meine Arme treiben, um Dein Wort zu erfüllen.

Eloa, Eloa, ſchwer haſt Du Dich an mir und der Heiligkeit meiner Liebe verſündigt! Das, was Du mir verweigert, haſt Du einem einfältigen Gecken, einem Luſſac gewährt, der ſich mit Deiner Liebe, die Du ihm geſchenkt, vor aller Welt gebrüſtet hat. Ach, Eloa, ich weiß Alles! — — — — — — —

Und dennoch kann und will ich Dir nicht zürnen! Alles, Alles ſei vergeben und vergeſſen, wenn Du, Deines Verſprechens eingedenk, zu mir eilen und mir ſagen willſt: »Nun bin ich Dein, Dein mit Leib und Seele!« — — — — — — — —

Komme oder ſchreibe mir, ob ich zu Dir nach London kommen darf. Drei Monate will ich Dich oder Deine Antwort erwarten. Ich fühle mich leidend und bitte und beſchwöre Dich, bei Allem, was Dir lieb und heilig iſt, nicht länger zu ſäumen, denn leicht könnte Dein Troſt dann zu ſpät kommen.

Eile, eile, Eloa! Mit ſehnſüchtiger Liebe erwartet Dich
Dein Giulio.“

XVI.

Giulio ſchwebte in banger Erwartung. Er harrte und harrte . . . aber weder Eloa noch eine Antwort kam. Drei volle Monate waren ſeitdem verfloſſen ... er wartete noch immer . . . vergebens.

— Armer Freund, fragte Juliette, als ſie ihn eines Tages krank im Bette fand, was fehlt Dir?

— Eloa! antwortete er mit ſchwerem Seufzer.

— Sie kommt alſo nicht?

Giulio ſchüttelte den Kopf und weinte.

— O weine nicht, Giulio! Deine Thränen fließen einer

Undankbaren, die Deine Verachtung verdient. Sei ſtolz, mein Giulio, ſei ſtandhaft und weine nicht, denn Deine Thränen brechen mir das Herz. O wie haſſe ich dieſes kalte, herzloſe Weib! Glaube ja nicht, mein Freund, daß ich ſie vielleicht nur darum haſſe, weil ihre Liebe Dir mehr gilt, als die meinige. Ich, Giulio, bin nur ein leichtfertiges Geſchöpf, eine arme Griſette; Lady Eloa iſt eine ſtolze, vornehme Frau, aber ich haſſe, ich verabſcheue ſie, weil ſie ein ſo ſchönes Herz, wie das Deine, mitleidlos mit Füßen tritt. Ach, wenn ſie Dich liebte, wie ich Dich liebe, ich würde nicht eiferſüchtig ſein; die arme Juliette würde ſich ſonnen in den Strahlen Eures Glücks und zufrieden ſein, wenn ſie mir erlaubte, ihre, *Deine* Magd zu ſein!

— Juliette, wie groß, wie edel biſt Du!

— Ich bin eine Griſette, nichts weiter! Aber wen ich liebe, den liebe ich mit jeder Fiber meiner Seele. Du biſt krank, Giulio, haſt Du einen Arzt rufen laſſen?

— Kann er helfen?

— Er kann Dich beruhigen. Ich will ihn holen . . .

— O bleibe, bleibe!

— Dein Kopf brennt fieberhaft . . .

— Sei unbeſorgt, es wird vorübergehen. Rücke den Tiſch, auf dem mein Clerodendron ſteht, noch näher an mein Bett . . . der Anblick dieſer Blume übt eine zauberhafte Gewalt auf mich aus.

— Ich haſſe die Blume, denn ſie iſt an all' Deinem Unglück Schuld!

— Was kann die arme Blume dafür, daß die, die ſie gepflanzt, kein Herz hat? Mein Clerodendron iſt mir treu geblieben. Es blüht und duftet noch heute ſo ſchön, als vor drei Jahren.

— Haben wir doch Beide ſie ſo gepflegt und gewartet, als ob ſie eine Frucht unſerer Liebe wäre.

— O laß mich noch ein Mal ihren Duft einathmen.

— Er wird Dich betäuben . . .

— Vielleicht kann ich dann ſchlafen.

— Du biſt kränker als Du glaubſt, ſagte die Griſette und reichte ihm die Blume.

Giulio ſchlürfte den Wohlgeruch mit jener Haſt, mit welcher ein Kranker der ſich nach Geneſung ſehnt, die dargereichte Arzenei verſchlingt.

— Eloa! Eloa! ſtöhnte der Kranke.

— Genug, genug! bat Juliette und nahm ihm die Blume weg. Verſuche nun zu ſchlafen, mein Giulio, ſagte das arme Mädchen und rückte das Kopfkiſſen höher. Was kann ich thun, um Dich in ſüße Ruhe zu wiegen? Soll ich Dir Schnurren erzählen? Soll ich leſen oder ſingen?

— Schweigen, ſchweigen! bat der arme Giulio.

Und Juliette ſprach keine Silbe mehr. Schweigend ſaß ſie an ſeinem Bette, belauſchte jeden Athemzug, verſcheuchte jede Fliege, die ihm zu nahen wagte, war tief betrübt und dabei doch ſelig, daß ſie an ſeinem Krankenlager weilen und ihn pflegen durfte.

Als die untergehende Sonne ihr grelles Licht durch die Scheiben warf, ſchlich Juliette leiſe auf den Zehen zum Fenſter hin und ſchloß die Jalouſien. Dann nahm ſie wieder den alten Platz ein, legte ihre Hand an ſeinen Puls und ihr Ohr an ſein Herz, um zu lauſchen, wie es ſchlage. Dann warf ſie einen wehmüthigen Blick auf den Blumentopf und fing zu weinen an. Aber kein Wort kam über ihre Lippen.

So durchwachte ſie die halbe Nacht. Als der Schlummer ſie endlich übermannte, nahm ſie ein Sophakiſſen, legte es auf den Teppich neben ſeinem Bette und ſich ſelbſt zu ſeinen Füßen nieder. Dann faltete ſie die Hände, murmelte ein kurzes Gebet und gab ſich dem Schlafe hin.

Seht her, ſo liebt eine Griſette!

XVII.

Alſo Lady T. war nun Wittwe. Es wäre Verleumdung, wollte man ihr nachrühmen, daß der Tod ihres Gemahls ſie einen Augenblick lang betrübt hätte. Ihr ſchöner Körper legte zwar tiefe Trauer an, ihre unſchöne Seele aber war froh darüber und geſtand ſich: „Es iſt gut, daß Mylord endlich das Gähnen verlernt hat.“

Giulio's Brief, der fünf Monate nach dem Tode ihres Gemahls angelangt war, wurde von ihr mit derſelben Gemüthsruhe durchblickt, mit der ſie kurz vorher die neueſte Modenzeitung geleſen hatte.

— Der Narr, ſagte ſie, hat alſo wirklich geglaubt, daß ich ihn geliebt habe. O Eitelkeit, Eitelkeit, Dein Name iſt Giulio! In meinem ganzen Leben habe ich nur Einen, Einen geliebt, und dieſer Eine war ein undankbarer Schuft. O Luſſac, Luſſac! Dein Verrath iſt der einzige Schmerz, den ich nicht zu überwinden vermag. Seitdem Du mich verlaſſen haſt, haſſe und verabſcheue ich jeden Mann, denn Jeder iſt ſo ſchlecht wie Du! O Ihr Elenden, erſt berauſcht Ihr Euch an unſerer Schönheit, ſchwelgt in unſern Reizen und nennt uns Euren Himmel, Eure Seligkeit. Aber wenn Ihr unſerer Schönheit ſatt und unſerer Reize überdrüſſig ſeid, werden wir Hölle und Qual für Euch! O Weiber, Weiber, wie thöricht ſeid Ihr, die zu lieben, die Euren Spott, Euren Haß, Eure Verachtung verdienen. Nehmt Euch Alle ein Beiſpiel an mir. Ich fühle Kraft und Beruf in mir, mich und mein Geſchlecht zu rächen! Nicht umſonſt hat die Natur mit Reizen mich geſchmückt, die jeden Mann mit heißer Sinnenluſt erfüllen. Sie ſind die Netze, mit denen ich dieſe Heuchler in's Verderben locke. Getroffen von den vergifteten Pfeilen meiner Augen, ſterben ſie einen langſamen, qualvollen Tod. In Jedem erwecke ich Hoffnungen; doch nur Einer darf ſich rühmen, daß ich ſie erfüllt habe, und gerade dieſer Eine und Einzige hat mich betrogen, verrathen und, was noch tauſend Mal grauſamer iſt, vergeſſen, vergeſſen! O hört es, Ihr Frauen, und haßt und verachtet Jeden, der Euch Liebe ſchwört, denn Jeder iſt ein Heuchler, Jeder ein Betrüger, Jeder ein Luſſac. Rache, Rache! Jedes Herz, deſſen Frieden ich zertrümmere, jede Seele, deren Ruhe ich vergifte, iſt eine Trophäe meines Haſſes, ein Denkmal meiner Rache! Auch Du, Giulio, einfältiger Thor, der Du Dich von mir geliebt geglaubt, fällſt als Opfer meines Haſſes. Fahre hin, ich kann Dich nicht bedauern, denn Du biſt ein Mann und das iſt genug, um Dich zu haſſen!

Eloa zerriß ſeinen Brief in tauſend kleine Fetzen, die ſie mit ſchadenfrohem Lachen in's praſſelnde Kaminfeuer warf. —

Luſſac's Verrath hatte die herzloſe Kokette in eine wuthentflammte Männerfeindin umgewandelt. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fünf Monate nach dem Tode ihres Gemahls kehrte Lady Eloa mit den letzten Trümmern ſeines Vermögens nach ihrem Vaterlande zurück. Paris, „die Stadt der hunderttauſend Dramen“, wurde der Schauplatz ihrer koketten Eroberungen. Der Nimbus ihrer frühlingsfriſchen Schönheit lockte einen zahlloſen Schwarm von Anbetern heran, die wie Motten das Licht umkreiſten und ſich am Strahle ihrer Augen die Flügel verſenkten. Eloa war bald das Loſungswort der alten und jungen Männerwelt; ganz Paris lag huldigend zu ihren Füßen.

— Dieſe Elenden! dachte Eloa und triumphirte.

XVIII.

Giulio's krankhafter Zuſtand war unterdeſſen mehr und mehr in ſtillen Wahnſinn übergegangen. Der Monomane wurde in ein Irrenhaus gebracht. Die Aerzte, welche die Wurzel ſeines Leidens kannten, widmeten, von tiefem Mitleid ergriffen, ſeiner Heilung die ſorgſamſte Pflege, die zarteſte Schonung, die liebevollſte Aufmerkſamkeit. Sie wußten, daß des Kranken Herz und Seele an der Blume hing, die ſich in ſeinen Augen verkörpert und die blühende Geſtalt Eloa's angenommen hatte; ſie wußten, daß der Anblick dieſer Blume ihm Troſt gewähre und ſie ließen ſie ihm. — Balthaſar Bonifacius zählt ein langes Verzeichniß von Narren auf, die ſich in kalte Marmorſtatuen verliebt hatten. Warum ſoll ein anderer Narr nicht das Recht haben, ſich in eine Blume zu verlieben und ſich einzubilden: Dieſe Blume iſt Eloa! — Stundenlang unterhielt er ſich, auf den Knieend liegend, mit der Geliebten und durchlebte in dumpfer Erinnerung die „ſchönen Tage von Aranjuez", die er im Salon der Villa T. genoſſen hatte.

— Denkſt Du noch d'ran, fragte er eines Tages die Blume ſeines Herzens, denkſt Du noch daran, wie Du an jenem Abende, wo Du zum erſten Male mein Lied geſungen hatteſt, eine Camellia zu meinen Füßen niedergleiten ließeſt? Ach wie ſchön warſt Du! Aus Deiner Locken dunkler Nacht ſtrahlte eine weiße Roſe wie am nächtlichen Himmel der bleiche Heſperus hervor. Du trugſt eine Robe von himmelblauem Atlas und einem ſchwarzen Spitzenſchleier. So weiß ich jedes Kleid, das Du getragen haſt. Aber das ſchönſte von allen war doch das weiße, das Dich in der Stunde unſeres Scheidens geſchmückt hat. Nie, nie werde ich es vergeſſen! — Sprich, Eloa, was treibſt Du ſeit dem Tode Deines Gemahls? Biſt Du denn glücklich? Und wird denn niemals, niemals ein Augenblick kommen, wo Du, mitten im Geräuſche toller Luſt, an mich zurückdenken und Dir geſtehen wirſt: „Giulio hat es verdient, von mir geliebt zu werden. Ich aber habe ſein Herz verſchmäht und einen Andern vorgezogen, der meiner Liebe unwerth war.“ — Luſſac, Luſſac! rief er zähneknirſchend und ſchlug mit geballter Fauſt an die Mauer ſeiner Zelle, mit meinen Nägeln könnte ich Dich zerreißen, mit meinen Zähnen Dich zerfleiſchen!

In demſelben Augenblick trat, von dem Geſchrei herangelockt, ein Wärter und bald darauf einer der Aerzte ein.

— Ha, da biſt Du ja, elender Schurke, ſchrie der arme Narr und fiel wie ein wüthender Tieger über den Mann her, in dem ſeine verwirrte Einbildungskraft den Marquis zu erkennen glaubte. Hund, ich erwürge Dich! ſchrie er mit ſo greller Stimme, daß die Fenſterſcheiben ſchrillten.

Der Doctor ſchellte; zwei Gehilfen traten ein.

— Er hat ſchon wieder den alten Anfall. Packt den armen Teufel und ſchleppt ihn unter die Traufe, und wenn auch das nicht hilft, ſo zieht ihm die Zwangsjacke an; aber Alles mit Schonung, ſag' ich Euch, denn wüßte ich doch keinen zweiten Narren auf der Welt, der mehr Mitleid verdient, als dieſer hier. Armer Giulio! Kommt, kommt, Kinder, ſchleppt ihn fort!

XIX.

Zu den wenigen Perſonen, denen zu jeder Stunde des Tages freier Zutritt zum Kranken geſtattet war, gehörte auch Juliette, die gute, treue Seele, die von der Erlaubniß der Aerzte redlich Gebrauch machte und den armen Giulio tagtäglich beſuchte, um ihn und ſeine Blume zu pflegen.

Eines Morgens, als ſie zuvor mit dem Oberarzte geſprochen und ihm unter vier Augen eine Lüge, die ſie ſich zu Giulio's Beruhigung ausgedacht, mitgetheilt hatte, kam ſie trällernd hereingeſtürzt, ſprang lachend und pfeifend in der Zelle umher und rief:

— Sie kommt, ſie kommt!

— Wer kommt? fragte der Kranke.

— Eloa, Deine Eloa kommt.

— Eloa? wiederholte der Irre und zitterte an allen Gliedern. Wann kommt ſie, wann?

— In längſtens drei Wochen. Victoria, Victoria! Sie kommt, kommt!

— Wer hat's geſagt?

— Einer der Aerzte, dem ſie ſoeben geſchrieben hat.

— Geſchrieben? Was hat ſie geſchrieben?

— Tauſend Grüße meinem Giulio. Ich habe eingeſehen, wie ſehr er meiner Liebe würdig iſt. Ende dieſes Monats ſind meine Geſchäfte geordnet. Dann eile ich in ſeine Arme, um mein Wort zu löſen, um ſein zu ſein mit Leib und Seele.

Die Lüge verfehlte ihre Wirkung nicht. Es trat ein lichter Moment ein.

— Gott, wie iſt mir? Iſt denn die Freude mächtiger als der Schmerz? Jahrelang trug ich mit mir alle Qualen der Hölle herum und ihre Laſt war nicht ſtark genug, mich zu erdrücken. Und dieſer einzige Augenblick der Freude ſollte Alles, was ich gelitten habe, zerſtören können? Laß ab, laß ab, Freude, Du tödteſt mich!

— Faſſe Dich, Giulio! Bald wird Dich Eloa in ihre Arme ſchließen und neues Leben in Deine Seele hauchen. Dein Herz wird geſunden und Dein Geiſt von Neuem ſeine Schwingen regen. Du wirſt die Welt und Deine Kunſt wieder liebgewinnen und glücklich, glücklich ſein.

— Und Juliette, Juliette?

— Sie wird Deine treue Magd ſein und ſich Deines Glückes freuen, erwiderte ſie mit Lächeln auf den Lippen und Thränen in den Augen.

— Und ich, ich werde für Dich arbeiten, wie ein Bruder für ſeine Schweſter. Und kommt dann ein Mann, der Deiner würdig iſt, dann werde ich Deine Hand in die ſeine legen und Euch ſegnen, wie ein Vater ſeine Kinder ſegnet. Nun aber bringe mich zu Bette, ich bin erſchöpft und bedarf der Ruhe.

Juliette bereitete ſein Lager.

— Nun kannſt Du ruhig ſchlafen, denn Deine Juliette wacht bei Dir. — — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

XX.

Und wieder war ein Monat vergangen.

Giulio hatte während dieſer Zeit mehr ruhige Tage als früher gehabt, war aber immer ſchwächer und ſchwächer geworden. Täglich hatte er Juliette gefragt: „wann kommt Eloa?“ und täglich hatte ſie ihn durch die Antwort: „Vielleicht morgen, vielleicht ſchon heute“ getröſtet.

— Sind denn die drei Wochen noch nicht vorüber? fragte er eines Abends.

— Es ſind erſt vierzehn Tage, antwortete die Lügnerin.

— Vierzehn Jahre willſt Du ſagen. Und Eloa kommt noch immer nicht!

— Sie wird kommen, ſie muß kommen!

— Und meine Blume? Ach ſie welkt, und mit ihr, ich fühle es, welkt auch mein Leben hin.

— Hoffe und vertraue auf Gott, mein Giulio! Mag auch die Blume welken, bald wird ſie von Neuem blühen.

— Nimm ſie weg, nimm ſie weg! ſchrie er und erlag bald darauf einem neuen Wuth-Anfall.

Juliette mußte die Wärter rufen. Er wollte aus dem Bette und zum Fenſter hinausſpringen.

— Bindet ihn! ſagte der herbeieilende Arzt.

— Wehe Jedem, der ihm naht! rief die Griſette und klammerte ſich krampfhaft an des Kranken Halſe feſt.

— Reißt ſie los! Schleppt ſie fort! Am Ende wird auch ſie noch wahnſinnig!

Die Wärter ergriffen ſie. Juliette vertheidigte ſich mit der Wuth einer gereizten Löwin. Endlich erlag ſie der rohen Gewalt.

— Laßt ſie nicht mehr zu ihm! befahl der Doctor.

Die arme Dirne wurde ohnmächtig fortgetragen, Giulio aber mit Riemen an's Bett geſchnallt.

XXI.

Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Sie beſchloſſen den letzten Verſuch zu machen und einen neuen Wuth-Anfall durch Einwirkung der Muſik von ihm abzuwenden.

Gegen Abend, wo ſeine Aufregung in der Regel am heftigſten war, ließen ſie ein Paar Muſikanten in ſeine Zelle eintreten; ſie mußten ſanfte, beruhigende Melodien ſpielen.

Giulio lauſchte aufmerkſam zu, kniete nieder vor ſeine Blume und ſprach mit ihr.

— Eloa, gedenkſt Du noch des Liedes, das ich einſt zum Lobe Deiner Schönheit ſang?

Und in demſelben Augenblick begannen die Muſiker die Melodie jenes Liedes anzuſtimmen.

— Ja, ja, das iſt es! rief er, drückte die Blume mit verklärter Miene an ſein Herz und ſang mit unbeſchreiblich-wehmüthigem Ausdruck die letzte Strophe:

„Mein Herz iſt eine Harfe,
Die nach dem Höchſten ringt,
Bis bald, von Gram zermartert,
Die letzte Saite ſpringt.“

Kaum war das letzte Wort ſeinen Lippen entſchwebt, als er erſchöpft zuſammenſank.

Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten ein leichenblaſſes Geſicht, neben dem eine abgewelkte Blume lag.

XXII.

(Auszug aus der „Gazetta di Milano“.)

„Vorgeſtern zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends verſchied im Irrenhauſe der letzte Troubadour Mailands, der bekannte Liedercomponiſt Giulio B***, im kaum vollendeten 28ſten Jahre. Die Urſache ſeines Wahnſinns war eine unglückliche Liebe zu Lady Eloa T., der jetzigen Maitreſſe des Herzogs von D . . . in Paris.“ — — — — — — — — — —

XXIII.

Dieſe Nachricht pflanzte ſich von einem Journale ins andere fort und ging endlich auch in die franzöſiſchen Zeitungen über.

Lady T. ſaß eben, umgeben von ihren Kammerfrauen, vor einem durch Girandolen erleuchteten Toilettenſpiegel, um ſich zum Ball zu ſchmücken, als ſie in einer Nummer der „Gazette musicale“ die Nachricht von Giulio's Tode las.

— Der arme Junge dauert mich, ſagte ſie und befeſtigte ihr Brillanten-Armband. Me voilà! rief ſie dann und erhob ſich, um auf den Ball zu fahren.

O Weiber, Weiber, Ihr ſeid nicht werth, daß man Euch liebt! — — — — — — — — — — — —

Horch! Horch!

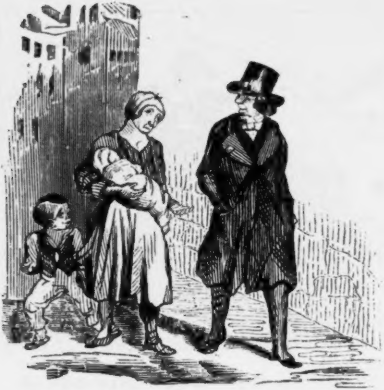
Hörſt Du das Girren der Taube?
Hörſt Du den Sproſſer im Laube?
Alles iſt Lüge und Trug!
Siehſt Du der Sterne Geflimmer?
Des Mondes zitternden Schimmer?
Alles iſt Lüge und Trug!
Fühlſt Du des Weſtwinds Gekoſe?
Fühlſt Du den Zauber der Roſe?
Alles iſt Lüge und Trug!
Liebe iſt eine Hetäre!
Treue iſt eine Chimäre!
Alles iſt Lüge und Trug!

XXIV.

Nein, ach nein! Nicht *Alles* iſt Lüge und Trug. O, es giebt noch Frauenherzen, die treuer, inniger, uneigennütziger Liebe fähig ſind.

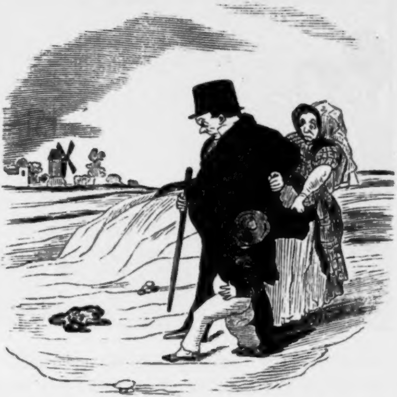
Folgt mir auf den Kirchhof. Es iſt Sonntag. Die Glocken des nahen Gotteshauſes rufen zur Andacht. Wir ſtehen vor dem Grabe Giulio's. Da naht ein ſchwarzgekleidetes Mädchen. Es iſt Juliette. Sie pflanzt eine Blume auf ſein Grab und dieſe Blume iſt ein . . . **Clerodendron fragans.**

Philanthropie.



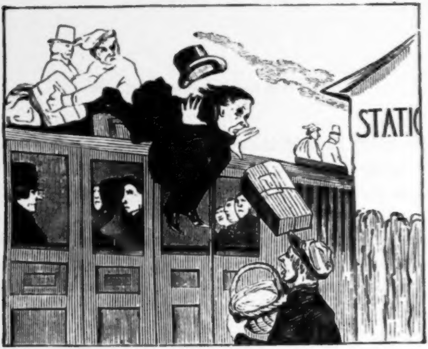
Ich gehöre zur Unterſtützungscommiſſion des Nordens und kann ihr ſchon darum nichts geben, weil ſie . . . aus dem Süden iſt.

Ein ſchreckliches Rencontre.



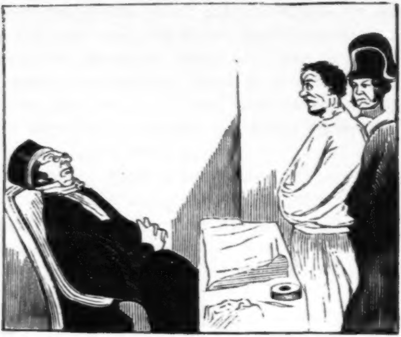
Der Schooßhund meiner Frau! O ſchrecklichſtes der Schrecken!

Auf der Eiſenbahn.



Conducteur. Paſſ' auf, Gottfried, drei Pakete und ein lumpiger Paſſagier.

Im Gerichtsſaale.



Richter. Du haſt geſtohlen, weil Du Hunger haſt. Iſt das ein hinreichender Grund? Ich habe täglich vier Mal Hunger und ſtehle darum doch nicht!

Ein Luſtſpielſtoff.

An einem naßkalten Novemberabende hielt ein Mieth-Cabriolet vor einem neuen Hauſe im Quartier Nôtre-Dame de Lorette. Gleich darauf ſprang ein junger Mann in einem weiten Paletot aus dem Wagen heraus und in das Hausthor hinein, näherte ſich der Portier-Loge und fragte mit nachläſſig hingeworfenem Tone nach einer Einwohnerin dieſes Hauſes — Madame Saint-Achille — ſtieg dann zwei Treppen hinauf und trat, nachdem er im dunkeln Vorzimmer ſeinen Paletot abgeſtreift und auf einen Stuhl hingeworfen hatte, in ein matt erleuchtetes, ſanft durchwärmtes, angenehm durchduftetes Zimmer, mit deſſen Beſchreibung ſich ganz bequem das erſte Kapitel eines modernen Romanes beginnen ließe. Die kurze geſchürzte Anekdote aber kann ſich bei dergleichen Schilderungen nicht lange aufhalten, und darum genüge es zu ſagen, daß dieſes Zimmer mit ausgezeichnetem Geſchmack und einer wunderbaren Fülle kleiner Rococo-Zierrathen ſo reizend ausgeſchmückt war, daß wohl jeder meiner Leſer ſich bald darin heimiſch gefühlt hätte.

Die Dame des Hauſes, oder beſſer geſagt, die Göttin dieſes kleinen Tempels war eine reizendfriſche, ſinneprickelnde Schönheit von 20 bis 22 Jahren und, um mit einem Worte Alles zu ſagen, eine jener Frauen, die der geiſtreiche Verfaſſer der „Nouvelles à la main“ nach dem Namen ihres Kirchſprengels und Hauptquartiers „Lorettes“ getauft hat. Für uneingeweihte Leſer, welche Paris nicht näher kennen, ſei im Vorbeigehen noch hinzugefügt, daß eine Lorette nichts mehr und nichts weniger als eine Griſette auf Velinpapier, eine Griſette mit Goldſchnitt, eine Griſette **avant la lettre** iſt.

Als der junge Mann in jenes Zimmer trat, lag Madame Saint-Achille wollüſtig ausgeſtreckt auf einem Ruhebett, in einem Album blätternd, das aus den niedlichſten Zeichnungen Gavarni's zuſammengeſetzt war. Madame erhob ihren Kopf, warf einen zärtlichen Blick auf ihren Beſuch und ſagte dann mit aller Anmuth, die ihr zu Gebote ſtand:

— Sie ſind's, Armand? Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie kommen!

— Sie haben mich rufen laſſen, Madame, erwiderte der junge Mann mit einer Kälte, die weder mit ſeinem Alter, noch mit ihrer Zärtlichkeit harmonirte.

— Entſchuldigen Sie, Herr Armand, erwiderte Madame Saint-Achille, nachdem ſie ſich erhoben und eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, entſchuldigen Sie, wenn ich Sie Anfangs mit ſo wenig Ceremonie empfangen habe; ich glaubte, daß das Vergangene mir ein Recht zu ſolcher Vertraulichkeit gegeben, aber ich ſehe wohl an der Kälte Ihres ganzen Benehmens, daß ich mich in Ihnen getäuſcht habe. Wollen Sie mir die Ehre erweiſen, einen Augenblick Platz zu nehmen?

Die Dame machte von Neuem eine tiefe Verbeugung und fing plötzlich aus vollem Halſe zu lachen an.

— **Eh bien**, liebe Henriette, begann Armand mit ſteinernem Ernſte, darf ich wiſſen, weshalb Sie mich ſo eilig haben rufen laſſen?

— Wiſſen Sie das wirklich nicht?

— Nein!

— Um die hohe Ehre und das köſtliche Vergnügen zu haben, Sie endlich nach ſo langer Zeit einmal wieder zu ſehen. Glauben Sie vielleicht, daß ich bereits geſtorben ſei? Haben Sie die Güte ſich vom Gegentheile zu überzeugen. Ich lebe noch und befinde mich, ob ich gleich ſchon ſeit länger als zwei Monaten das Glück Ihres Beſuches entbehrt habe, wohl, wohler als je . . .

— Und weshalb, Madame, haben Sie mich rufen laſſen?

— Weshalb? Beim Himmel, ich bewundere die Unverſchämtheit dieſer Frage.

— Was wollen Sie damit ſagen?

— Daß ich mich in ſehr großer Verlegenheit befinde.

— Womit kann ich dienen?

— Ich blätterte vorhin im Album und ſuchte mir Coſtüme für die nächſten Maskenbälle. Ach, dieſer Gavarni hat ſo viel Geſchmack, ſo viel Eleganz, ſeine Masken ſind ſo neu und ſchön;

ich möchte ſie alle haben! Aber unglücklicherweiſe iſt der diesjährige Carneval ſo kurz . . . ich muß mich beeilen, eine Wahl zu treffen und darum, ja nur darum . . .

— Haben Sie mich rufen laſſen?

— Verzeihung, mein Herr, wenn ich Sie dadurch von wichtigern Beſuchen abgehalten habe. Aber nein, Armand, ein viel wichtigerer Grund hat mich bewogen, mir die Freiheit zu nehmen, um Ihren Beſuch zu bitten. Es handelt ſich nicht vom Coſtüme, das ich auf dem nächſten Balle tragen will, ſondern von dem Cavalier, der bei den Feſten des Carnevals mein Begleiter ſein ſoll. Ich muß Sie bitten, mir einige Auskunft zu ertheilen. Sie kennen Herrn Leon de Renneville. Sein Benehmen gefällt mir. Das allein aber genügt mir nicht. Iſt er auch ſo reich, als er ſagt, eben ſo liebenswürdig, als er beim erſten Anblick zu ſein ſcheint? Iſt er ſanft, zärtlich, artig, zuvorkommend? Verlangt er nicht zu viel? Iſt er eiferſüchtig? Liebt er Bälle, Champagner, Galopps, Soupers? Schläft er bei Tag oder bei Nacht? Mit einem Wort, iſt er ein Cavalier, auf den man ſich vom erſten Neujahrstage bis zur letzten Nacht des Carnevals verlaſſen kann?

— Früher, liebe Henriette, habe ich Herrn von Renneville ziemlich genau gekannt. Er war ein junger Mann, ganz nach Ihren Wünſchen, immer guter Laune, außerordentlich vergnügungsſüchtig, ein luſtiger Geſellſchafter, ein unermüdlicher Tänzer, mit einem Worte Alles, was Sie haben wollen. Im Winter verſchwendete er die Einkünfte des ganzen Jahres in Paris und brachte die übrige Zeit auf einem öden Landgute ſeines Oheims zu. Bei dieſem Erſparungsſyſteme war es ihm möglich, den kleinen Fond ſeines Vermögens ſo gut als möglich zu conſerviren. Doch kann ich Ihnen nicht ſagen, wie ſeine Umſtände gegenwärtig beſchaffen ſind, denn ſeit länger als zwei Jahren habe ich ihn ganz aus dem Geſichte verloren.

— Zu etwas Anderm, lieber Armand! Iſt es wahr, daß Sie auf dem Punkte ſtehen, eine junge, reiche Perſon zu heirathen, in die Sie ſterblich verliebt ſind? Iſt es erlaubt, Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunſch darzubringen? Niemand, Sie wiſſen es, nimmt wärmern Antheil an Ihrem Schickſal, als Ihre ganz ergebene Dienerin; Niemand trägt heißere Wünſche für Ihr Wohl im Herzen, als Ihre einſt von Ihnen angebetete, jetzt treulos verlaſſene Dido.

— Danke, danke, Henriette, aber Ihre Wünſche werden nicht erhört werden. Die Heirath, von der Sie ſprechen, wird nicht zu Stande kommen; meine ganze Hoffnung iſt vernichtet.

— Ich verſtehe. Herr S. hält Sie für ſeine Tochter nicht reich genug. O dieſe herzloſen Bankiers! Sie können weiter nichts als Thaler zählen und wiſſen nicht, was Liebe iſt. Ich beklage Sie von ganzer Seele, mein Freund. Ach, darum ſehen Sie jetzt ſo blaß und melancholiſch aus. Armer Armand! Aber wiſſen Sie, daß es gar nicht klug von Ihnen iſt, ſich darum abzuhärmen? Wenn Sie einen ſchlimmen Zahn und kein ſchmerzſtillendes Mittel haben, ſo iſt es das Klügſte, den Zahn auszureißen und in den Armen Ihrer Freundin den heilenden Balſam zu ſuchen. Der Carneval wird Ihnen Ihre Laune, Ihre Heiterkeit wiederbringen . . .

Nein, alle Vergnügungen ſind für mich abgeblüht! Es iſt hohe Zeit, an ernſtere Dinge zu denken. Nur einem reichen Manne, ſagte er, wolle er die Hand ſeiner Tochter geben. Nun gut, ich will verſuchen, Reichthümer zu ſammeln.

— Und glauben Sie, guter Armand, daß dies ſo leicht iſt?

— Hab' ich nicht Kraft und Muth? Morgen reiſe ich nach Havre und in acht Tagen gehe ich von dort nach Amerika. Leben Sie wohl, Henriette!

— Wie, ſchon jetzt? ſagte Madame Saint-Achille und hielt Herrn Armand mit thränenfeuchtem Blick zurück.

Die Scene drohte äußerſt rührend zu werden, als zum Glück die Kammerfrau mit beſtürzter Miene eintrat und der zärtlichen Lorette ſo leiſe als nur möglich den Namen „Monſieur Duroſier“ ins Ohr flüſterte.

— Der Unausſtehliche, erwiderte Madame Saint-Achille. Immer kommt er zu unrechter Zeit!

— Herr Timoleon Duroſier? fragte Armand.

— Ja!

— Ein langer, magerer Mann?

— Und ſehr häßlich, fügte die Lorette hinzu.

— Ungefähr vierzig Jahre alt.

— Mindeſtens. Sie kennen ihn?

— Er iſt mein Nebenbuhler, der mir vorgezogen wird, der die heirathen ſoll, die ich liebe.

— Ha, der Verräther! Aber hier bei mir darf er Sie nicht finden. Gehen Sie durch dieſe Thür hinaus ... mein Kammermädchen wird Ihren Rückzug leiten ... Auf Wiederſehen, mein Freund!

Gleich nachdem Armand das Zimmer verlaſſen, nahm Madame Saint-Achille wieder ihre nonchalante Lage auf dem Ruhebett ein, öffnete das Album und empfing dann mit himmliſcher Ruhe und dem unſchuldigſten Lächeln den kurz vorher angemeldeten Herrn Duroſier.

Der zukünftige Gemahl der Mademoiſelle S. wünſchte einen guten Abend und ſetzte ſich zu ihr aufs Sopha.

— Ich komme, um mich bei Ihnen zu verabſchieden.

— Sie verreiſen?

— Nein, ich heirathe!

Madame Saint-Achille, die auf dieſe bruske Antwort nicht vorbereitet war, wußte nicht, was ſie darauf erwidern ſollte.

— Es mußte endlich ein Ende gemacht werden, fuhr Herr Duroſier fort. Ich werde älter und finde vielleicht morgen nicht mehr Das, was ſich mir heute darbietet. Die Vernunft erlaubt mir nicht, noch länger zu zögern. Ich muß mich von Ihnen losreißen, theure Henriette ... ein Opfer, das, glauben Sie es, mir viel Ueberwindung koſtet, denn Niemand, liebe Freundin, weiß Ihre guten Eigenſchaften beſſer zu würdigen, mehr zu achten, als ich. Sie waren immer ſo gut und treu und erhaben über jeden Argwohn. Empfangen Sie zur Belohnung für Ihre treue Liebe dies ſchwache Zeichen meines wärmſten Dankes, ſo ſchloß er ſeine Rede und überreichte ihr einen prachtvollen Schmuck, den er bis dahin in ſeinem Hute verborgen gehalten hatte. Der Anblick dieſer blendenden, funkenſprühenden Edelſteine verſcheuchte die Wolken, die ſich auf Henriettens Stirn zuſammengezogen und Anfangs Sturm und Gewitter verkündet hatten; dennoch hütete ſie ſich, die Freude, die jetzt ihr Herz erfüllte, ganz unverhüllt durchblicken zu laſſen. Kurz vorher hatte Armands Abſchied ihren Augen Thränen entlockt; ſie benutzte dieſe koſtbaren Thränen, um die Rolle, welche ihr die Umſtände ſouflirten, möglichſt treu durchzuführen. Herr Duroſier hatte große Mühe, ihren Schmerz zu beruhigen und Thränen zu ſtillen, welche den ſüßeſten Täuſchungen ſeiner Eigenliebe ſchmeichelten, und ſo kam es, daß ihm die Trennung ſchwerer wurde, als er im Voraus berechnet hatte.

Während dieſes Luſtſpiels ſtellte Armand auf der Straße die bitterſten Betrachtungen an.

— Dieſer abſcheuliche Menſch! Dieſer ekelhafte Duroſier! ſagte er zu ſich ſelbſt. Noch am Vorabende ſeiner Vermählung mit dem ſchönſten, anbetenswürdigſten Mädchen von ganz Paris unterhält er mit Henrietten eine Liaiſon, die er vielleicht ſelbſt nach der Hochzeit noch nicht aufgeben wird. Arme, bedauernswerthe Amélie! O laß mich noch ein Mal die ſüßen, theuern Worte des Abſchieds leſen, die mir Deine Liebe, Deinen Kummer malen.

Armand trat jetzt in den **Café Tortoni** ein und zog hier das Briefchen aus der Taſche ſeines Paletot hervor, um es bei Lichte noch ein Mal durchzuleſen.

»Mein theurer Freund. Verlieren Sie keine Zeit, und kaufen Sie heute Abend auf der kleinen Börſe ſo viel Papiere, als Sie auftreiben können. Ich bin im Beſitze einer äußerſt wichtigen Nachricht, die erſt morgen früh bekannt werden und ein außerordentliches Steigen unfehlbar herbeiführen wird. Beſuchen Sie mich gleich nach abgeſchloſſenem Kaufe; mit Sehnſucht erwartet Sie Ihr F. M . . .«

Armand hatte kaum die erſten Zeilen dieſes Briefes durchflogen, als ihm das Räthſel, auf welche Weiſe er in den Beſitz dieſes Briefes gekommen ſei, bereits gelöſt war. Der Paletot, den er in dem dunkeln Vorzimmer beim Weggehen erwiſcht hatte, war nicht der ſeinige, ſondern der des Herrn Duroſier, an den jener Brief, den er ſoeben geleſen, adreſſirt war. Nichts Einfacheres und Natürlicheres, als dieſe Verwechslung der Paletots, herbeigeführt durch ein ſchlecht erleuchtetes Vorzimmer und durch die haſtige Eile ſeines Rückzugs. Die gleiche Form und die bequeme Breite des Paletot hatten ihm nicht erlaubt, dieſe Verwechslung eher zu bemerken, als erſt jetzt.

— Sogleich will ich zu Henrietten zurückkehren, denn ich mag durchaus nicht, daß Duroſier in meinem Paletot Amélie's Brief finde, mag durchaus nicht, daß er jene Zeilen leſe, die ſie nur für mich und nicht für ihn geſchrieben hat.

Als Armand vom Kaffeehaus auf den Boulevard hinaustrat, begegnete er einem ſeiner älteſten Bekannten, einem Wechſel-Agenten.

— Haben Sie nicht Luſt, fragte ihn dieſer, wieder einmal ein kleines Geſchäft zu machen?

Dieſe Frage ſank wie ein Blitzſtrahl in Armands Hirn.

— Es hängt ganz von Ihnen ab, heute ein ganz brillantes Geſchäft für mich abzuſchließen.

— Wirklich? Wiſſen Sie irgend eine Neuigkeit? Ich hoffe, daß Sie mir den Vorzug geben werden ... Sie wiſſen, ich bin Ihr Freund ...

— Ja, ein Freund, der mir ſchon oft Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gegeben hat, für die ich ihm ewig dankbar bleiben werde. Heute, jetzt, ſogleich, müſſen Sie mir einen neuen Dienſt erweiſen und mir Ihren Credit für ein Geſchäft leihen, bei dem viel zu gewinnen und nichts zu verlieren iſt.

— Wir theilen.

— Mit Vergnügen, und morgen früh hat Jeder von uns mindeſtens 200,000 Francs gewonnen.

— Abgemacht!

Armand zeigte ihm nun das Billet; der Agent erkannte die Handſchrift und rief: Das iſt ſicheres Geld! Ein Mann, der ſo geſtellt iſt, daß er Alles wiſſen muß! Schon ſeit lange argwohnte ich, daß er mit Duroſier in Verbindung ſtehe. Sein Sie unbeſorgt und rechnen Sie auf mich; in einer Stunde iſt die Sache abgemacht ... man vermuthet nichts und bietet von allen Seiten Renten aus ... ich kaufe Alles, was ich auftreiben kann, ſprach der Agent und rannte eilig fort, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren.

Als Armand Henriettens Wohnung erreicht hatte, war Duroſier bereits fortgegangen. Er hatte ruhig den Paletot ſeines Nebenbuhlers angezogen und ſich nach der Oper begeben, wo ſein Wechſel-Agent ihn erwartete.

— Laßt ſehen, ſagte er zu ſich, als er in den Foyer eingetreten war, was mein Freund mir zu ſagen hat. Man brachte mir ſeinen Brief in dem Augenblick, als ich in den Wagen einſteigen wollte, und ich hatte nicht mehr Zeit, als einen Blick auf deſſen Aufſchrift zu werfen. Iſt es Zeit zu kaufen oder zu verkaufen? Voyons, ſagte er und holte aus der Taſche des Paletot einen Brief hervor, den er haſtig öffnete, ohne die Adreſſe geleſen zu haben.

Herr Duroſier war nicht wenig erſtaunt, als er die erſten Zeilen las, die, überquellend von Liebe und Verzweiflung, anfingen: »Theurer Armand« und ſchloſſen: »ewige Liebe, unverbrüchliche Treue . . . Deine Amélie.«

Dieſe Handſchrift war ihm leider nur zu genau bekannt. Einſehend, daß er den Paletot ſeines Nebenbuhlers erwiſcht habe, begriff er ſehr bald durch den darin gefundenen Brief, daß er doppelt getäuſcht, doppelt betrogen ſei, von Amélie und von Henrietten. Für Letztere kam dieſe Entdeckung glücklicherweiſe zu ſpät, denn ſie hatte bereits ihren Schmuck als Zeichen ſeines wärmſten Dankes zur Belohnung ihrer unverletzten Treue. Was Amélie anlangte, ſo war Herr Duroſier noch nicht einig mit ſich, ob er mit ihr brechen oder ſie dennoch heirathen ſolle.

Sie hatte ja eine ſo ſchöne Mitgift! Sein zukünftiger Schwiegervater war ja einer der reichſten Bankiers!

Am andern Morgen ließ ſich Armand bei ſeinem Nebenbuhler anmelden.

— Wir haben einen Tauſch, oder richtiger geſagt, zwei Tauſche zu machen, ſagte er zu Herrn Duroſier.

— Ja, mein Herr... zuerſt einen Paletot und dann einen Brief . . .

— Was den Paletot anbelangt, der iſt bald getauſcht . . . was aber den Brief betrifft . . .

— Erklären Sie ſich, mein Herr!

— Ohne Zweifel haben Sie geleſen, was Amélie mir geſchrieben hat. Geſtehen Sie es frei und unumwunden. Um Ihnen dazu mehr Muth zu machen, bekenne ich Ihnen, daß ich das kleine Billet geleſen, das ich in Ihrem Paletot gefunden . . .

— **Eh bien**, mein Herr, ich geſtehe, Amélie's Brief geleſen zu haben.

— Und nicht wahr, Sie haben hierauf beſchloſſen, auf Amélie's Herz und Hand Verzicht zu leiſten?

— Im Gegentheil, mein Herr! Nach reiflicher Ueberlegung beſtehe ich jetzt mehr als je darauf, daß ſie mich heirathen muß. Das Billet iſt nichts Anderes, als eine jugendliche Verirrung... Amélie hat gute Grundſätze . . . ſie wird ſich beſſern und mich mit der Zeit lieb gewinnen. Ueberdem hat Herr S. mein Wort...

— Er entbindet Sie Ihres Worts, wenn Sie ihm das ſeinige zurückgeben. Dieſes Wort, das er Ihnen gegeben, iſt jetzt das einzige Hinderniß, welches der Erfüllung unſerer Wünſche im Wege ſteht.

— So viel mir bekannt, hat Herr S. Ihren Heirathsantrag ein für allemal zurückgewieſen.

— Ja, das geſchah früher, ſo lange ich noch arm war. Aber heute bin ich mit Einem Male reich geworden ... ich habe nun 200,000 Francs.

— Alſo eine Erbſchaft?

— Das nicht! Ich habe mein Glück in der Taſche Ihres Paletot gefunden.

— Wie? Was? Das Billet? Und Sie haben es gemißbraucht?

— Zu dienen! Der Rath war gut, ich habe ihn befolgt und mein Schäfchen ins Trockene geführt.

— Schon dieſer Zug allein enthebt mich aller Schonung gegen Sie. Ich erkläre Ihnen, daß ich auf mein Recht beſtehe und Amélie heirathen werde.

— In dieſem Falle, mein Herr, behalten Sie Amélie's Brief und ich behalte den Ihres Correſpondenten.

— Und was gedenken Sie damit anzufangen?

— Ich will ihn als ein koſtbares Aktenſtück ſtrafbarer Induſtrie der Oeffentlichkeit übergeben, dem Urheber dieſes Briefes nachforſchen und ihn und Sie ins Verderben ſtürzen.

— Halten Sie ein, junger Freund, wir wollen uns gegenſeitig nicht übereilen. Sie lieben Amélie? Sie lieben ſie wirklich?

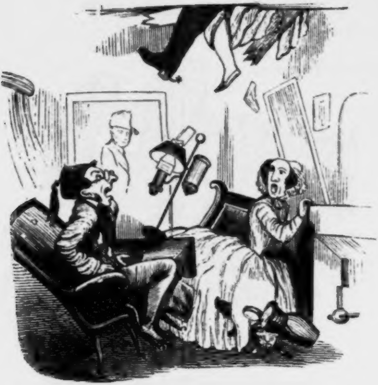
— Bis zum Wahnſinn!

— Gut, ich trete zurück, wenn Sie mir jenen Brief aushändigen.

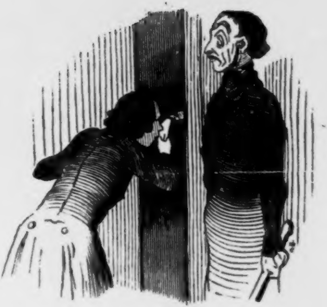
* * *

Vier Wochen ſpäter las man in den Zeitungen unter den Neuvermählten:

»Armand T . . .
Amélie S . . .«

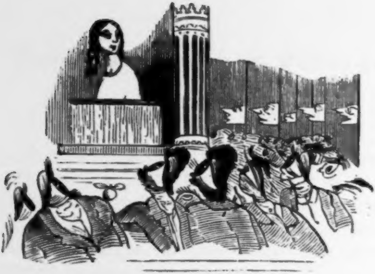


Folgen einer Polka.



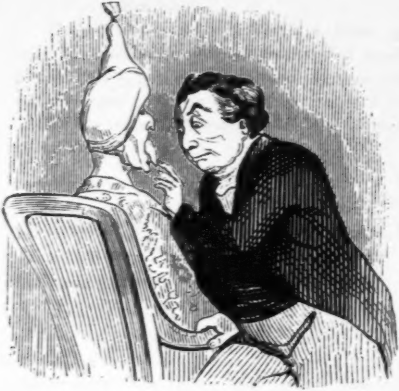
Zwiſchen Thür und Angel.

Schwedens Nachtigall,



angeäugelt von kopfloſen Schwärmern.

Arzt und Patient.



Arzt. Ihre werthe Zunge iſt ſehr bedenklich. Was haben Sie denn geſtern genoſſen? — **Patient.** Eine Schwarzwälder Dorfgeſchichte. — **Arzt.** Ei, ei, ſie iſt ſo trocken, daß man ſie faſt ledern nennen könnte.

Mein erſter Beſuch bei Béranger.

(1835.)

Ich nahm nur zwei Empfehlungsbriefe mit: den einen hatte mir Madame Spontini an ihren Bruder, Herrn Erard (den berühmten Inſtrumentenbauer, den Louis Philipp mit dem Orden der Ehrenlegion geſchmückt), den andern hatte mir Demoiſelle Vial, die Turiner Nachtigall, an ihren Oheim (einen der reichſten Partikuliere der Seineſtadt) mitgegeben.

Und trotz dieſer wenigen Briefe gelang es mir, in kurzer Zeit eine Menge intereſſanter Bekanntſchaften anzuknüpfen: nach und nach lernte ich Hugo, Dumas, Alfred de Vigny, Scribe, Paul Duport, Janin, Balzac, Sue, Madame Dudevant, Madame Delphine Gay-Girardin u. ſ. w., Auber, Meyerbeer, Halévy, Chopin, Adam, Panſeron und Labarre kennen.

Nirgends macht man ſchneller Bekanntſchaften, als in Paris — man muß es nur anzufangen wiſſen.

Béranger kennen zu lernen, war von jeher einer meiner

Lieblingswünſche geweſen. Ich erfuhr, daß er ſich damals auf dem Lande, in Paſſy, befände. Ich ſchrieb ihm folgenden Brief:

Monsieur.

Un journaliste allemand, venant à Paris, pour faire la connaissance des auteurs les plus célèbres de la France, brule d'impatience de vous offrir ses hommages. Veuillez lui accorder un petit quart d'heure d'entretien et croyez, Monsieur, à la sincère estime de

Votre

très obéissant serviteur.

Ich warf dieſe Zeilen in den Briefkaſten des Café Virginie, wo ich eben mein Gabelfrühſtück zu mir nahm.

Am andern Nachmittag erhielt ich folgende Antwort:

Je regrette, Monsieur, que vous ayez cru nécessaire de me demander un rendez-vous. Vous ne deviez pas douter du plaisir que j'aurais à recevoir l'honneur de votre visite. Tout étranger que je suis malheureusement à la littérature allemande, je n'en suis pas moins porté d'affection vers tous les hommes qui la cultivent au profit des principes d'humanité et d'indépendance des peuples.

Je suis habituellement chez moi, Monsieur, de neuf heures à midi, mais si une autre heure vous convient mieux, je vous prie de me le faire savoir par un mot jetté à la poste. Je serai heureux de faire ce qui vous sera plus commode. Je dois seulement vous prévenir que je suis obligé de faire un petit voyage au commencement de la semaine prochaine; mon absence durera quinze jours.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

Passy 11. Mai. Béranger.

Am andern Morgen fuhr ich nach Paſſy. Es liegt eine halbe Meile von Paris. Vom Place du Carrouſſel fährt jede zehn Minuten ein Omnibus dahin ab. Ich zahlte ſechs Sous und ſtieg ein.

Ich muß geſtehen, daß meine Neugier, Frankreichs Anacreon kennen zu lernen, ihren Gipfel erſtiegen hatte. Béranger, der Tyrtäus des franzöſiſchen Waffenruhms, iſt mein Idol: ich liebe ihn bis zur Abgötterei und ſchenkte zehn Jahre meines Lebens darum, hätte ich eines jener Lieder geſchrieben, die, von ihm geſungen, von Mund zu Munde gehen und in Frankreich ein millionenzüngiges Echo finden. In tauſend Jahren wird man den franzöſiſchen Béranger, wie den griechiſchen Homer, in das regenbogenfarbige Gewand der Mythe hüllen und nicht glauben wollen, daß ein Mann dieſe Welt voll Lieder geſchaffen hat. Béranger iſt das perſonificirte Lied, ſein ganzes Leben iſt ein Lied, ein köſtliches Lied, auf deſſen goldenen Schwingen das Morgenroth der Liebe, der Demant-Thau der Freiheit glänzt.

Als ich eintrat, kam er mir freundlich entgegen, drückte mir mit deutſcher Herzlichkeit die Hand und bat mich, am Kamine, in dem ein luſtiges Feuer praſſelte, an ſeiner Seite Platz zu nehmen. Er war nicht allein: zwei Vertheidiger der April-Gefangenen waren die Gäſte, die er bei ſich ſah.

Das Geſpräch drehte ſich um den April-Prozeß — ich nahm keinen Theil daran und ſtellte lieber im Stillen Beobachtungen über mein Herzblatt an.

Béranger war damals (wie ich von ihm ſelbſt erfuhr) ein Mann von 54 Jahren. Man denke ſich eine kleine gedrungene Geſtalt mit einem faſt kahlen Kopfe, der nur am Hintertheile, und da auch nur ſpärlich, mit dünnen, langen, halbgrauen Haaren beſetzt iſt; einen üppigen Mund, der den feinen Gourmand verräth; und ein Auge, das ſo blau wie ein lachender Julihimmel und ſo ſanft wie ein Frauenauge iſt. Ich habe ſelten ein ſo ſeelenvolles, gutmüthiges, harmloſes, biederes Auge geſehen! In dieſem blauen Rahmen ſpiegelt ſich naive Sorgloſigkeit, ungetrübte Heiterkeit und einnehmende Biederkeit ab . . . ſeine ganze Phyſiognomie iſt ächt franzöſiſch . . . ſein Auge aber ächt deutſch, d. h. offen, ehrlich und treu. Man muß ihn liebgewinnen ſchon ſeines ſchönen Auges wegen.

Er trug ein ſchwarzſammetnes Käppchen und eine kurze Sommerjacke von grauem Nanking. Auf den meiſten Portraits ſieht man ihn mit einer Brille — er trägt ſie aber nur beim Schreiben.

Als ſich die beiden Advokaten entfernt hatten und wir allein waren, bat er mich, ſein Frühſtück mit ihm zu theilen. Seine Wirthin brachte weiche Eier, Käſe und Butterbrot.

— Dies iſt mein tägliches Déjeuner, ſprach er zu mir, Sie müſſen damit vorlieb nehmen. Der arme „Einſiedler von Paſſy“ kann ſeine Gäſte nicht ſo gut bewirthen, als er es wohl möchte.

— In Ihrer Geſellſchaft, gab ich ihm zur Antwort, ſchmeckt mir ein frugales Frühſtück millionenmal beſſer, als ein lucalliſches Mahl in jeder andern Geſellſchaft.

Er lächelte und ſchenkte mir Wein ein.

— Das Lied ſoll leben! rief ich aus, und ſage ich Lied, ſo verſtehe ich darunter nichts Anderes, als Sie ſelbſt, Herr Béranger.

Er dankte und trank „auf das Wohl Deutſchlands!“

Das Geſpräch nahm jetzt einen lebhaftern Gang und ein buntes Colorit an. Wir flogen von einem Stoff zum andern, und ſprachen von Politik, Kunſt und Literatur.

Unter Anderm kam auch auf Lamartine die Rede.

— Was halten Sie von ihm und ſeinen Schriften?

— Herr von Lamartine, erwiderte ich, hat nur einen Fehler: er weint beſtändig und Niemand weiß eigentlich warum. Lamartine iſt, wie ich gehört habe, einer der reichſten Leute von Paris, er hat eine der ſchönſten Frauen, eines der ſchönſten Schlöſſer, die ſchönſten Pferde und Hunde . . . Er iſt Deputirter, lebt wie Gott in Frankreich, und dennoch weint er beſtändig. Dieſe ewig wiederkehrende Weinerlichkeit wird am Ende widerlich . . . ſeine Poeſie leidet an Hypochondrie!

Béranger ſchwieg und leitete das Geſpräch auf Victor Hugo hin.

— Ich muß bekennen, ſagte ich, daß ich für ſeine Schriften ſehr eingenommen bin und ihn für einen der erſten Geiſter des jungen Frankreichs halte.

— Auch ich bin dieſer Meinung, leider iſt er aber noch zu exaltirt, erwiderte Béranger.

Ich gab ihm Recht und lenkte das Geſpräch auf ihn ſelbſt hin.

Er wurde immer zutraulicher und geſprächiger und erzählte mir nun in gedrängter, aber pikanter Kürze ſeine ganze Lebensgeſchichte.

Béranger iſt der Sohn eines Schneiders. Sein Vater, unbemittelt, konnte nichts für ihn thun. Was er jetzt iſt, hat er ſich ſelbſt zu verdanken. Im Jahre 1803 trat er zum erſten Male aus ſeiner „beſcheidenen Obſcurität“ hervor. Er packte alle ſeine Lieder zuſammen und ſchickte ſie, durch die Poſt, an den Bruder des erſten Conſuls, an Lucian Bonaparte, den jetzigen Fürſten von Canino. Schon am dritten Tage ließ ihn Lucian zu ſich holen, unterrichtete ſich von deſſen Lage und verſprach ihm Schutz. Unglücklicherweiſe ſah ſich Lucian bald darauf genöthigt, Frankreich zu verlaſſen. Béranger, damals zweiundzwanzig Jahre alt, glaubte ſich ſchon vergeſſen, da erhielt er, von Rom aus, von Lucian einen Brief, der in der Vorrede ſeiner letzten Lieder abgedruckt und ſo intereſſant iſt, daß er hier eine Stelle verdient:

Mon cher Béranger.

Je vous adresse une procuration pour toucher mon traitement de l'Institut*). Je vous prie d'accepter ce traitement et je ne doute pas que si vous continuez de cultiver votre talent par le travail, vous ne soyez un jour un des ornaments de notre Parnasse.

Lucian Bonaparte.

Béranger wollte ihm dafür öffentlich danken, aber die Cenſur widerſetzte ſich, denn Lucian war verbannt!

Seit jener Zeit hat Béranger von ſeinem Wohlthäter nichts mehr erfahren. Um einen kleinen Theil ſeiner großen Schuld abzutragen, hat Béranger ſeinem exilirten Mäcen die letzten Lieder ſeiner Muſe gewidmet.

Béranger hat von dem Buchhändler Perrotin für die vollſtändige Sammlung ſeiner Lieder 80,000 Francs erhalten, dies Vermögen aber ſo gut als verloren, denn er hat es einem ſeiner Freunde geliehen, »den er (dies ſind Bérangers eigene Worte) nicht geniren mag.«

Weil der Aufenthalt in Paris zu koſtſpielig iſt, ſo hat er ſich nach Fontainebleau zurückgezogen, gerade dorthin, woher ſein Buchhändler gekommen, der durch ihn reich geworden iſt.

Wir plauderten noch viel und mancherlei; als ich von ihm

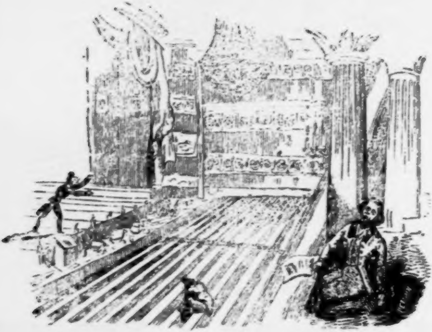
---

*) Bekanntlich war Lucian Bonaparte Mitglied des Inſtituts und bezog als ſolches ein Gehalt von 6000 Francs.

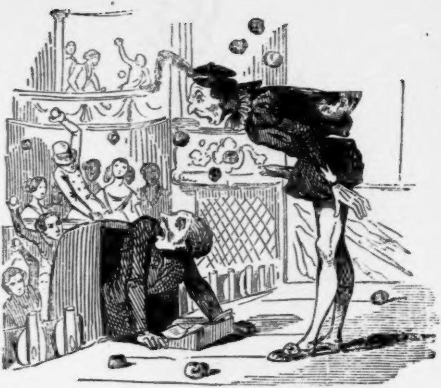
Abſchied nahm, bat er mich, noch einen Augenblick zu verweilen, und ging in ein Seitenzimmer. Bald kam er zurück und brachte mir ein Exemplar ſeiner „Dernières chansons“, die er mir zum „Andenken an dieſe Stunde“ gab.

Ich bewahre es als heilige Reliquie.

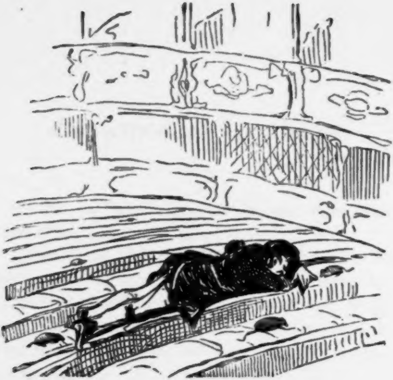
Vier Tage aus dem Leben eines Komödianten.



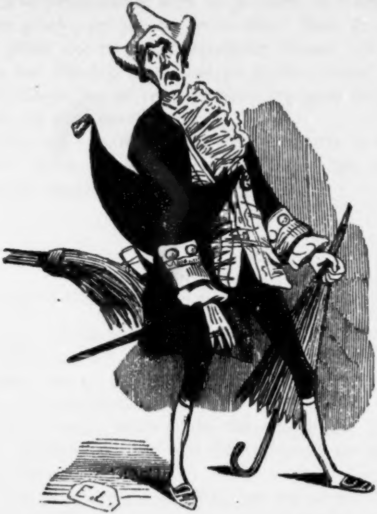
Erſtes Debüt eines „ausgezeichneten Mimen mit großen feurigen Augen, deſſen ſchwarze Farbe alle Frauenherzen fühlend macht“.



Zweites Debüt in dem uralten Intriguenſtück „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein“, in Scene geſetzt vom Regiſſeur Rodin, genannt der „Nägelkauer“.



Wie der „ausgezeichnete Mime mit dem großen feurigen Auge, deſſen ſchwarze Farbe alle Frauenherzen fühlend macht", im gedrängt vollen Hauſe auf ſeinem Lorbeer ausruht.



O ich Schwachkopf! Warum hab' ich mich verleiten laſſen, für meinen Freund Rodin die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen!

Ein Luſtſpiel auf dem Kirchhof.

Es war im Jahre 1830, als ich zum erſten Male den Kirchhof **Père Lachaise** beſuchte.

Wehmuthsvoll ſchritt ich durch die Reihen der ſtillen Gräber, aufmerkſam las ich die Inſchriften auf den Leichenſteinen und theilnahmsvoll pflückte ich von manchem Grabeshügel, zur Erinnerung an den Todten, der unter dieſer Decke den langen Traum träumt, eine Blume ab, die aus der Aſche des Hingeſchiedenen erſtanden war.

Leiſe näherte ich mich einem Grabe, vor deſſen Leichenſtein ein junger Mann ſtand, der, in rührende Andacht verſunken, heiße Thränen auf das Vergißmeinnichtbeet fallen ließ, das ſich über dieſe Grabesſtätte erhob.

Sein Auge ſtarrte den Leichenſtein an; hundert tiefe Seufzer riſſen ſich von dem beklommenen Herzen los und folgten den Thränen, die jenen vorangegangen waren.

Jedes Vergißmeinnicht ſchien ihn zu fragen, ob er noch des Todten gedenke, der hier den langen Schlaf ſchlafe. Er bückte ſich, pflückte eine der erinnerungweckenden Blumen und ſteckte ſie in das Knopfloch ſeines ſchwarzen Fracks. Darauf küßte er den Nämen, der auf dem Leichenſteine eingegraben war, und näherte ſich einem andern Grabe.

Wen mag er beweint haben? Wer ruht wohl in dieſem Grabe? Gewiß ſein Vater oder ſeine Mutter! Ich näherte mich dieſer Grabſtätte und las den Leichenſtein:

»Ci-git
Amélie de ***,
née le 17 Janvier 1804, morte le 4 Mai 1829.«

Heute iſt alſo der Jahrestag ihres Todes. Sie war erſt 25 Jahre alt, als ſie ſtarb. Amélie kann mithin nur die Schweſter oder die Geliebte des Mannes geweſen ſein, der jetzt an ihrem Grabe geweint.

Dieſes Grab, dachte ich bei mir, ſchließt ohne Zweifel ſeine erſte Liebe ein, denn ſeine Trauer bezeugte nur zu klar ſeinen tiefen Schmerz.

Ich bedauerte den jungen Mann und ging weiter.

Kaum hatte ich mich entfernt, da nahte ſich ein anderer junger Mann dem Grabe Amélie's von ***.

Auch er blieb vor dem Leichenſteine ſtehen, auch er kniete nieder, auch er pflückte ein Vergißmeinnicht von ihrem Grabe.

Dieſer junge Mann, dachte ich bei mir, iſt wahrſcheinlich ein Bruder des Andern, Amélie iſt unſtreitig Beider Brüder.

Nummer Zwei lag noch auf ſeinem Knie, da kam Nummer Eins zurück. Er ſtutzte, als er gewahrte, daß ein Fremder vor dieſem Grabe niedergekniet war.

— Erlauben Sie mir eine Frage, mein Herr.

— Recht gern!

— Wiſſen Sie, wer hier in dieſem Grabe ruht?

— Hier ruht Amélie von ***.

— Ganz recht! Sind Sie ein Anverwandter der Verſtorbenen?

— Mehr als ein Anverwandter.

— Alſo ihr Bruder. Nicht wahr?

— Weshalb ſollt' ich es verhehlen. Rund heraus geſagt, Amélie war meine Geliebte.

— Ihre Geliebte?!

— Ja, meine Geliebte. Noch acht Tage vor ihrem Tode ſchwur ſie mir ewige Liebe und ewige Treue.

— Mein Herr, Sie irren ſich. Dieſe Amélie war nicht Ihre, ſondern meine Geliebte, mir ſchwur ſie ewige Treue.

— Das iſt nicht wahr, mein Herr.

— Ich habe niemals gelogen. Da, ſehen Sie dieſen Haarring. Inwendig iſt Amélie's Name eingegraben. Sie ſchenkte mir dieſen Ring als Unterpfand ihrer Liebe.

— Mort de ma vie! Gerad' ſo einen Ring habe auch ich von Amélie erhalten. Da iſt er. Auch in dieſem iſt inwendig ihr Name eingeſchnitten.

— Herr, Sie wagten es alſo, mein Nebenbuhler zu ſein?

— Dieſelbe Frage richte ich an Sie!

— Dieſer Frevel ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen! Sie haben mir meine Braut verführt — dieſer Schimpf verlangt Blut!

Die beiden Geliebten waren eben in der ſtärkſten Wuth — da kam ein junger Officier hinzu.

Auch er blieb vor Amélie's Leichenſteine ſtehen, auch er kniete nieder, auch er ſtieß Seufzer aus und auch er vergoß Thränen.

Die beiden jungen Leute waren Zeuge ſeiner Trauer und wußten nun nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollten. Endlich ging Einer von ihnen zu dem Officier hin.

— Stehen Sie auf, Herr Capitain. Sparen Sie Ihre Thränen für andere Todte auf!

— Was ſoll das heißen?

— Sie beweinen hier Amélie von ***.

— So iſt's!

— Amélie war ein falſches Weib, das ihr Herz nicht an Einen, ſondern an Viele verſchenkt hat.

— Herr, Sie ſind ein frecher Lügner!

— Mäßigen Sie ſich, Herr Capitain! Nicht nur mir, ſondern auch jenem Herrn ſchwur ſie ewige Liebe, ewige Treue.

— Unmöglich!

— Streiten Sie nicht, Herr Capitain. Sowohl mir als dieſem Herrn ſchenkte ſie, zum Unterpfand ihrer gelobten Liebe, einen Haarring.

— Wirklich?

— **Parole d'honneur!** Haben Sie etwa auch einen Ring von ihr?

— Das verſteht ſich. Hier iſt er. Können Sie leſen, was inwendig eingegraben ſteht?

— »Louis und Amélie — 1. April 1821.« Was bedeutet dieſes Datum?

— An jenem Tage hatte ich Amélie zum Traualtar geführt.

— Wie, Amélie von *** war . . .

— Meine Frau.

— Hier muß ein Irrthum ſein, Herr Capitain. Amélie ſagte mir, ſie ſei Wittwe.

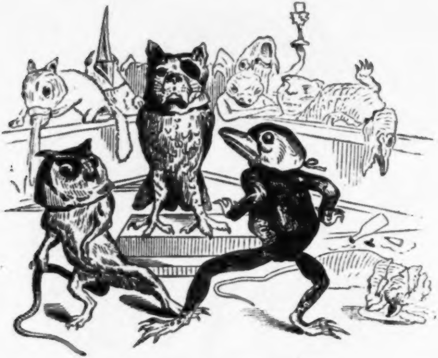
— Sie hat gelogen. Fünf Jahre waren wir glücklich verheirathet. Im Jahre 1826 trieben mich meine Kriegsluſt und mein Ehrgeiz nach Griechenland. Unter den Helleniſchen Fahnen focht ich gegen die Türken. In Morea hatte ich das Unglück, von dieſen Hunden gefangen genommen und nach Conſtantinopel gebracht zu werden. Man warf mich ins Gefängniß; erſt vor drei Monaten entkam ich meiner Haft und eilte flugſchnell nach Frankreich zu meiner Gattin zurück, die ſeit 1827 keine Nachrichten von mir haben konnte. Vor zwei Tagen bin ich in Paris angekommen. Da erfahre ich, daß Amélie, meine Frau, ſchon ſeit einem Jahre im Grabe ruht. Ich bilde mir ein, ſie ſei aus Gram über meine Abweſenheit ſo früh geſtorben, mache mir allerlei Gewiſſensbiſſe, eile hierher, um ihr Grab aufzuſuchen und ſie reuevoll und demüthig um Vergebung meiner Sünden anzuflehen, da erfahre ich durch Sie, daß ſie ihre Treue gebrochen und ihr Herz ſogar an zwei Andere verſchenkt hat. O Weiber, Weiber!

— Ich finde Ihren Zorn nicht mehr als gerecht. Das Geſchehene läßt ſich aber nicht mehr ändern. Decken Sie daher das Vorgefallene mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu. Bedenken Sie, daß Ihre Frau Gemahlin allerdings triftige Gründe gehabt, zu glauben, daß Sie auf dem Felde der Ehre gefallen ſeien; denn ſeit 1827 bekam ſie, wie Sie ſelbſt erzählten, keine Briefe von Ihnen. Sie glaubte Sie todt — mithin iſt es ihr zu verzeihen, daß ſie, als Wittwe von 25 Jahren, ſich wieder um einen andern Gatten umſah. Daß ſie zu gleicher Zeit mir und dieſem Herrn Anſprüche auf ihre Hand verlieh — dies wollen wir ihrem Leichtſinne zuſchreiben, der vielleicht die Wahl zwiſchen mir und dieſem Herrn etwas ſchwierig hielt. Genug davon, Herr Capitain! Ein Sprichwort ſagt: Laßt die Todten ruhen.

* * *

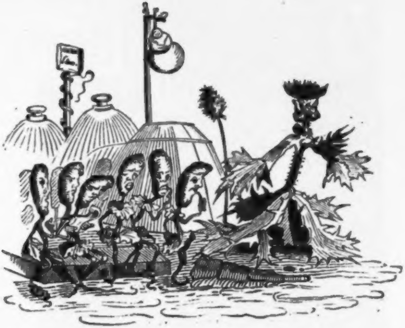
Die drei Herren, der Gemahl und die beiden Geliebten Amélie's, verſöhnten ſich und feierten noch an demſelben Abend in Longchamps einen frohvergnügten Abend.

Ein Stiergefecht im „Tageblatt“.



(Der Mittelſte mit dem verbundenen Auge iſt allem Anſchein nach ein „Köter“.)

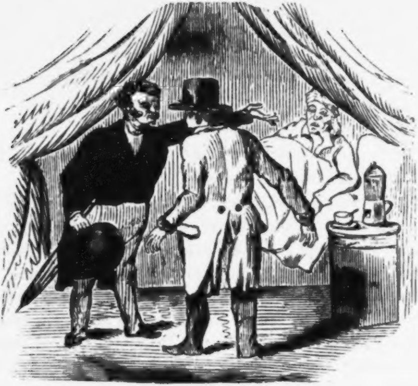
Ein Schöngeiſt und ſein Anhang



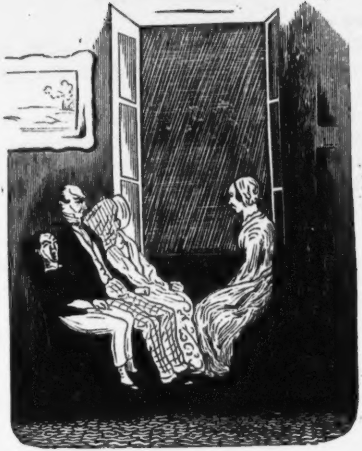
oder

Lobſt Du mich, lob' ich Dich.

Ein bedauernswürdiger Patient.



Dieſer Kranke ſtirbt an illuſtrirtem Schwindel.



Ein Sommervergnügen comme il faut.

Ein Reiſe-Abenteuer.

Hugo D. an Emile F.

Neapel, am 20. September 1845.

Meine italieniſche Reiſe naht ihrem Ende. Morgen verlaſſe ich Neapel und in einem Monat bin ich wieder bei Dir in Paris. Ich bringe Dir von meinem Ausfluge einige Alterthümer, ein paar pompejaniſche Ueberreſte, einen intereſſanten Plan zu einem Luſtſpiele und einen ganz allerliebſten Stoff zu einem neuen Romane mit. Vergiß nicht, theurer Notar, daß Du mir verſprochen haſt, Mitarbeiter an meinem literariſchen Nachruhme zu werden; wenn Dir alſo etwas Pikantes einfällt, ſo ſpare es ſo lange auf, bis ich zurückkehre. Dann verarbeiten wir unſern Stoff gemeinſchaftlich.

Addio, caro amico. Du ſiehſt, guter Emile, daß ich das Italieniſche faſt ſchon ſo geläufig ſpreche, wie ein ... Schweizer, Behalte lieb Deinen Freund

Hugo.

Emile an Hugo.

Paris, am 4. October 1845.

Auch ich habe eine Reiſe gemacht und was für eine Reiſe, ausgezeichneter Poet! Erſt geſtern bin ich aus Rouen zurückgekehrt.

Apropos! Ich habe vergeſſen, Dir zu ſagen, daß ich mich während Deiner Abweſenheit verheirathet habe. In meiner Stellung als Notar war dies durchaus nothwendig. Meine Frau iſt reizend ... eine Mitgift von zweimalhunderttauſend Francs ... ſie war Wittwe ... Alles baar ... man ſagt ſogar, daß ſie Geiſt habe ... welche Hoffnungen für die Zukunft ... ſie liebt mich ... ſie betet mich an und hat, wie geſagt, ein Vermögen von zweimalhunderttauſend Francs. In dieſem Augenblick iſt ſie in Marſeille und wird erſt in vier Wochen nach Paris zurückkehren. Wir führen ein köſtliches Leben! Drei Monate ſind wir verheirathet ... während dieſer Zeit war ſie vierzehn Tage bei ihrer Großmutter in Metz, fünf Wochen in den Bädern von Luz und Barèges und ſeit acht Tagen iſt ſie bei ihrer Tante in Marſeille. Wir haben uns bis jetzt noch nicht ein einzig Mal veruneinigt, denn ſie hat zweimalhunderttauſend Francs und ich ... ich bete ſie an. Du wirſt ſie kennen lernen und mir ſagen, daß ſie ein Engel iſt. Bleibe gut Deinem Bruder in Apoll

Emile.

Hugo an Emile.

S., am 24. October 1845.

Ich befinde mich zehn Meilen weit von Paris, zurückgehalten durch ein höchſt ſeltſames Abenteuer. Vor acht Tagen in Marſeille angelangt, beſtieg ich das Coupé der Diligence, um ungeſäumt nach Paris zurückzueilen. Mir zur Seite befand ſich das reizendſte Geſchöpf, die eleganteſte Erſcheinung, die Herr von Balzac jemals in einem ſeiner Romane geſchildert hat. Zum Unglück war, außer dieſer Hebe, auch eine alte, etwas harthörige und dabei außerordentlich geſprächige Rentière unſere beiderſeitige Reiſegefährtin. Ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß ich kein allzugroßer Freund von einem Tête-à-tête zu Dreien bin. Am andern Tage hielten wir gegen Mittag in ***. Die Poſt bleibt dort zwei Stunden. Die Damen ſtiegen ab und da man auf der Reiſe ſehr ſchnell Bekanntſchaft macht, bot ich mich den beiden Reiſenden zum Cicerone an. Im Geſpräche erfuhr ich von meiner jungen Reiſegefährtin, daß uns die ältere Dame auf der nächſten Station verlaſſen werde. Vier Stunden ſpäter hatte ich die Freude, die höchſt reſpektable Wittwe ausſteigen zu ſehen.

Wir waren nun allein im Coupé!

Schon in vergangener Nacht, während die alte Dame ſich dem Genuſſe des Schlafes hingegeben und uns etwas vorgeſchnarcht hatte, war ich ſo frei geweſen, meiner jungen Nachbarin einige Artigkeiten zu ſagen. Sie hatte gelacht, ohne mir gerade darauf zu antworten; doch ſchien ſie darüber durchaus nicht böſe zu ſein.

Jetzt waren wir, wie geſagt, allein und ich fühlte mich freier. Ich ſagte ihr, daß ich eben aus Italien zurückkehre, und mußte ihr meine Abenteuer erzählen.

Reiſender, Jäger und Poet in Einer Perſon, durfte ich mir wohl erlauben, ihr etwas vorzulügen, um ſie beſtmöglichſt zu unterhalten. Als es zu dunkeln begann, hatte ich ihr bereits einen ganzen Roman erzählt; doch fehlte mir noch das letzte Kapitel . . . die Kataſtrophe . . . die Entwickelung.

Wo ſie finden?

Ich ſchilderte mich als den glühendſten Anbeter, als den beklagenswertheſten aller Männer und hatte das Glück, ſehr bald wahrzunehmen, daß mein Roman einigen Eindruck auf ſie mache. Friſch gewagt ließ ich nun ein paar Worte fallen, daß nur ein Weib auf Erden noch im Stande ſei, Jene vergeſſen zu machen, die mich in Italien ſo namenlos unglücklich gemacht, und daß dieſes eine Weib, dieſer Engel, dieſe Fee keine Andere ſei, als Die, welche jetzt an meiner Seite ſitzt. Man erröthet . . . ich werde dringender . . . man geſteht mir, daß man Cäcilie heiße, Wittwe ſei und nach Paris reiſe.

Auch ſie faßte nun einiges Vertrauen . . . auch ſie erzählte mir einen halben Roman. Alſo wieder ein Grund mehr, eine Entwickelung herbeizuführen.

Gegen Mitternacht waren wir in M***. Hier mußten wir wieder ein paar Stunden halten, weil der Zufall ſo artig geweſen war, ein Rad an unſerm Wagen zu zerbrechen . . . es mußte ein neues herbeigeſchafft werden. Ich bot meiner ſchönen Reiſegefährtin den Arm, um ein Hôtel aufzuſuchen. Wir kehrten im großen Hirſch ein, wo uns ein beſcheidenes Abendbrot ſervirt wurde.

Ich bin Poet und als ſolcher leicht entzündbar. Du, Du biſt Notar und mithin weit phlegmatiſcher. Ueberdies biſt Du ſeit Kurzem verheirathet, und der Artikel 221 des „Code pénal“ iſt von der Art, daß er Dir Enthuſiasmus und Leidenſchaft nur für Deine legitime Frau erlaubt . . . für Fremde dürfen nur Die ſchwärmen, welche das Glück haben, Dichter und noch unverheirathet zu ſein.

Ich kehre vom Strafgeſetzbuch zu meiner ſchönen Reiſegefährtin zurück, um Dir zu ſagen, daß ſie mir von Minute zu Minute reizender erſchien. Die Frauen ſind ſo liebenswürdig, wenn ſie's ſein wollen; in ihrer Unterhaltung liegt ein ſo magiſcher Reiz, ein ſo ſüßer Zauber, daß Unſereiner, der nicht Notar und noch obendrein Garçon iſt, ſich gar bald davon hinreißen läßt. Doch nur zitternd wage ich dem Papiere ein Geheimniß anzuvertrauen, das noch in dieſem Augenblick mein Herz mit ſüßer Erinnerung erfüllt und alle meine Pulſe höher ſchlagen macht; ich bin kein Geck und liebe es nicht, mich mit meinen Siegen zu brüſten, darum laß mich alles Uebrige verſchweigen und denke Dir die Entwickelung lieber ſelbſt hinzu, ganz nach Deinem Geſchmack. Leider entſinne ich mich nur zu ſpät, daß Du eines Tages, als ich Dir ein ähnliches Abenteuer erzählt hatte, mir zur Warnung für die Zukunft den Paragraphen 338 des „Code pénal“ vorgeleſen hatteſt, einen Artikel, der ein gewiſſes Vergehen mit einer Gefängnißſtrafe von zwei Monaten bis zu drei Jahren beſtraft. Du hoffteſt damals, mich dadurch einzuſchüchtern! Du ſiehſt, beſter Notar, daß dieſe Drohung nichts gefruchtet hat.

Aber um keinen Preis der Welt wollte meine ſchöne Unbekannte mir ihre Wohnung, ihren Familiennamen, ihren Rang nennen. Sie nahm mir das Verſprechen ab, zwei Tage ſpäter abzureiſen, um ſicher zu ſein, daß ich ihr nicht folgen und ihr Incognito durchſchauen kann. Welche Vorſicht! Cäcilie muß eine Frau von Welt ſein, denn für eine Griſette iſt ſie viel zu ſchlau. Ich halte mein Verſprechen, bleibe heute hier und ſchlage erſt übermorgen den Weg nach Paris ein. Werde ich dort wohl jemals ſo glücklich ſein, meine ſchöne Unbekannte wiederzuſehen?! Ich wünſche es von ganzem Herzen!

Nächſten Montag ſoupire ich mit Dir. Du wirſt dann die Güte haben, mich Deiner Frau Gemahlin vorzuſtellen, Falls dieſelbe bis dahin ſchon zurückgekehrt ſein ſollte.

* * *

Montag Abends war beim Notar Emile F. große Geſellſchaft. Die Straße, in welcher er wohnt, dröhnte unter dem Rollen der Wagen, unter dem Hufſchlag der Pferde. Der Saal flimmerte vom Glanze der Lichter und vom Luxus der Toiletten. Die Dame des Hauſes erfüllte die Pflichten des Empfangs mit unbeſchreiblicher Anmuth. Noch gegen zehn Uhr erwartete man einen Gaſt . . . die Ungeduld war groß und allgemein.

Erſt gegen eilf Uhr kündigte einer der Diener die Ankunft des längſt erwarteten Freundes an. Der Notar lief dem jungen Manne entgegen und ſchloß ihn voll Herzlichkeit in ſeine Arme.

— Endlich biſt Du da! Erlaube, daß ich Dich ſogleich meiner Frau vorſtelle.

— Ich brenne vor Neugier, ſie kennen zu lernen.

— Theuere Mathilde, ſagte Emile, dies iſt jener Hugo, von dem ich Dir ſchon früher erzählt habe, daß er der beſte meiner Freunde iſt. Ich wünſche, daß er auch der Deinige werde.

Madame F. erblaßte und ſtammelte einige Worte.

— Himmel, ſagte ſich Hugo, ſeine Mathilde iſt meine Cäcilie! — Der arme Emile, dachte er, ſich tief verneigend, wohl hatte er Recht, mir den Artikel 338 des „Code pénal“ einzuſchärfen, aber leider iſt es jetzt zu ſpät.

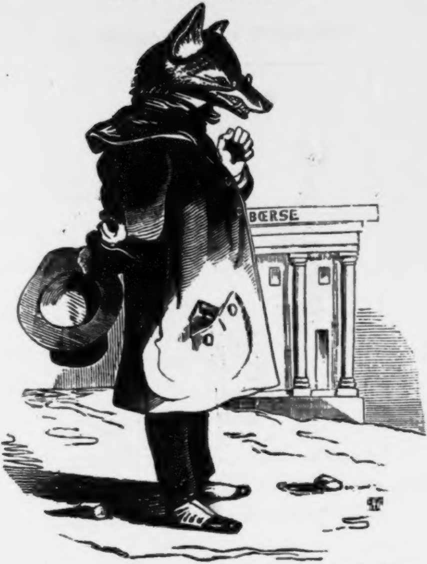
In demſelben Augenblick riß ein Lakei beide Flügelthüren des Saales auf und rief mit Stentorſtimme:

— Das Eſſen iſt aufgetragen!

— Allons! rief der überglückliche Notar.

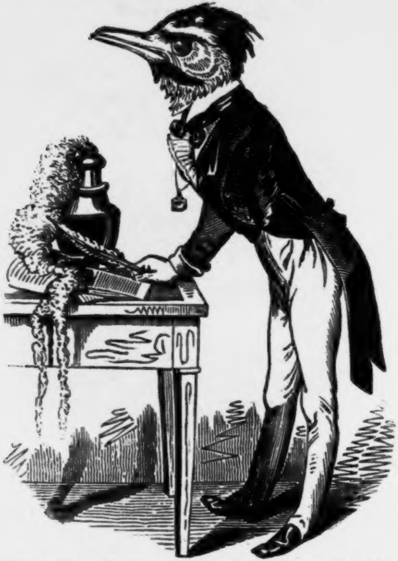
Hugo reichte der Dame des Hauſes ſeinen Arm und . . . führte ſie zur Tafel.

Ein Börſenſpekulant.



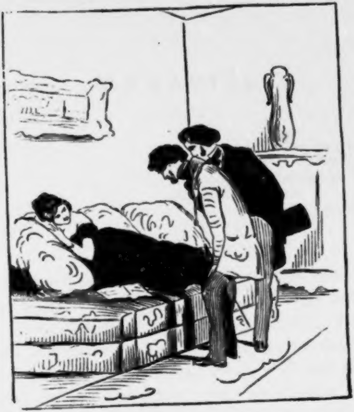
Wenn Louis Philipp heute ſtirbt, bin ich morgen ein reicher Mann.

Ein dichtender Schöngeiſt.



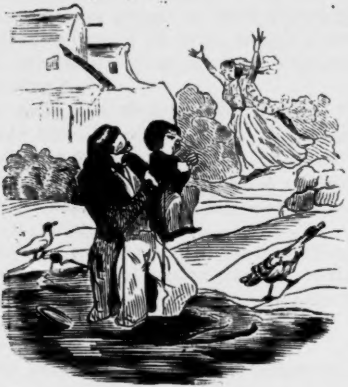
Eſel! Eſel! Ein Königreich für einen paſſenden Reim auf Eſel!

Ein Ruhepunkt der Sittlichkeit.



— Was Teufel! Madame lieſt eine moraliſche Abhandlung?
— Mein Gott, man muß von Allem Etwas wiſſen.

Vaterſchreck.



Unglücklicher Wurm, wer hieß Dich den Enten in der Pfütze Geſellſchaft leiſten!

Myoſotis.

> Alles wiederholt ſich nur im Leben,
> Ewig jung bleibt nur die Fantaſie;
> Was ſich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie.
>
> Schiller.

I.

Wer von Euch kennt Herrn Perrault? Von hundert Leſern wird er vielleicht kaum Fünfen bekannt ſein. Und doch knüpft ſich an ſeinen Namen ein Stück Literaturgeſchichte, denn Herr Perrault d'Armancourt, der Sohn des General-Baudirectors Charles Perrault, iſt der Mann, der zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, als Ludwig XIV. „matt von Kämpfen, matt von Siegen," ſich königlich zu langweilen anfing, die alten Feenmärchen neu aufgefriſcht hat. Seine „**Contes des Fées**", die im Jahre 1697 ans Licht getreten waren, wurden mit wahrem Heißhunger verſchlungen. Ganz Paris ſchwärmte und träumte von Feen und Feenſchlöſſern. Maliure, Eſterelle, Meluſine und der liebe Himmel mag wiſſen, wie all' die guten Feen der romantiſchen Ritterzeit geheißen haben, erſtanden aus ihren Liliengräbern und ſpukten von Neuem in allen Köpfen. Herr Perrault war der Abgott des Tages.

— Anch'io sono pittore! rief Marie Catherine Jumelle de Berneville, die Gemahlin des Grafen François de la Mothe d'Aunoy, und ſchüttelte, 1698, acht Bände Feenmärchen aus den Atlas-Aermeln.

Der Beifall, den die Erzählungen der Gräfin d'Aunoy ſich errungen hatten, ſpornte auch Henriette Julie de Caſtelnau, die Gemahlin des Grafen von Murat, an, ſich kopfüber in die Wogen des Feenmeeres zu ſtürzen und aus der Tiefe der Märchenwelt zwei Bändchen „Nouveaux contes des Fées“ (Par. 1698.) herauszufiſchen.

Neidiſch auf den glänzenden Erfolg, der den Märchen der Gräfin von Murat zu Theil geworden war, trat, in demſelben Jahre, auch Mademoiſelle de la Force mit einem halben Dutzend „Fées, Contes des Contes“ (Par. 1698, 2 Bde.), hervor und auch dieſe wurden mit großem Beifall begrüßt.

Sechs Jahre ſpäter ließ Herr Antoine Galland eine Ueberſetzung der arabiſchen Märchen „Tauſend und eine Nacht“ erſcheinen (Par. 1704—8, 12 Bde).

Der Enthuſiasmus, den dieſe „Mille et une nuits“ erregt hatten, bewog Herrn François Pétis de la Croix, ein Bouquet von Märchen aus dem Perſiſchen zu übertragen, die unter dem Titel „Mille et un jours“ (Par. 1710, 5 Bde.) ans Licht traten.

Dieſe lockten tartariſche Märchen hervor, die Thomas Gueullette unter dem Titel „Mille et une quart-d'heure" (Par. 1723, 3 Bde.) herausgab.

Die tartariſchen Märchen riefen mongoliſche, die mongoliſchen chineſiſche, die chineſiſchen indiſche hervor, und ſo regnete es nun von allen Seiten Märchen, blaue, rothe, weiße Märchen, Märchen aus allen Himmelsſtrichen.

Im Jahre 1730 trat auch Graf Hamilton, ein Irländer, der als treuer Anhänger Carls II. nach Frankreich geflohen war, als Märchendichter auf und ließ „Zénéide", les quatre Facardins", „le bélier" und „la fleur d'épine", ein reizendes Viergeſpann ſchlankgliederiger Feen-Fabeln, in die Leſewelt hineingaloppiren.

Eilf Jahre ſpäter trat Jacques Cazotte mit ſeinem bizarren Märchen „La Patte du chat" (Par. 1741) und mit ſeinen „Mille et une fadaises" (Par. 1742) in die Schranken.

Sechs Jahre ſpäter ſchrieb Denys Diderot ſeine „Bijoux indiscrets" (Par. 1748, 3 Bde).

Den Reigen dieſer Märchen beſchloß Cazotte's „Diable amoureux" (Par. 1772).

Fünfzehn Jahre ſpäter brach die Revolution herein und jagte all' dieſe Märchen zum Tempel hinaus.

Deutſchland, dem es ſauer geworden war, neue Märchen zu erfinden, begnügte ſich, die alten zu überſetzen. Wieland und Muſäus waren die Einzigen, welche die Kunſt verſtanden, Märchen in der leichten, anmuthigen Weiſe der Franzoſen zu erzählen. Aber der größte und liebenswürdigſte aller deutſchen Märchendichter war Ferdinand Raimund.

Du lieber, guter, armer Raimund! In Guttenſtein, im Schooße der Berge, wo Du, müder Wanderer, auszuruhen gewünſcht haſt von der Laſt des Lebens, haben Deine Freunde Dir ein Denkmal gebaut von kaltem, vergänglichen Stein. Wozu? Du ſelbſt haſt Dir im Herzen Deines Volkes ein Denkmal geſetzt, dauernder als Stein und Erz. Auf Deinem Leichenhügel erhebt ſich eine Trauerweide, die ihre melancholiſchen Zweige im kryſtallhellen Quell ſpiegelt, der an ihrem Fuße leiſe murmelnd vorüberrauſcht. Im Gipfel der Trauerweide tönen die zündenden Lieder liebeklagender Nachtigallen; unten, am Rande der Quelle, duften blühende Lianen, gepflanzt und gepflegt von ſchönen Feen, die, mit Immortellen-Kronen auf dem Haupte und mit epheuumrankten Harfen in den Händen, Dich als ihren Liebling beweinen. Dieſe Trauerweide, die keine Axt zu fällen, keine Zeit zu zerſtören vermag, iſt ein ewiggrünes Märchen, das, umgoſſen vom milden Mondglanz elfenholder Poeſie, fortblühen wird durch alle Zeiten. Dieſes ewigſchöne Märchen iſt „Dein Verſchwender.“

II.

Im Jahre 1836 war Raimund in Hamburg. Er beſuchte mich täglich.

Eines Morgens trat er mit freudeverklärten Zügen in mein Zimmer, drückte mir die Hand und ſagte:

— Freund, heute Nacht träumte ich ein köſtliches Märchen. Wollen Sie, daß ich's Ihnen erzählen ſoll, ſo verſchließen Sie die Thür, damit wir nicht geſtört werden. Laſſen Sie, um das Licht der Sonne zu dämpfen, die Fenſtervorhänge herab, zünden Sie ſich eine Cigarre an, ſetzen Sie ſich zu mir auf's Canapé und hören Sie mir aufmerkſam zu.

— Erzählen Sie.

— Mir träumte, ich befände mich in Kaſhemir, im ſchönſten Lande auf Gottes ſchöner Erde, in Kaſhemir, dem Roſen-Paradieſe, wo ein ewigblauer Himmel ſich als durchſichtigen Baldachin über den ſmaragdenen Sammet der Thäler, über den blauen Duft der Berge, über die ſilbernen Wogen ſpiegelheller Wellen ausſpannt. Neben der majeſtätiſchen Palme, die ihre Fächer ſtolz in den Aether hineinragen läßt, blüht der Weinſtock, der ſich unter der Laſt der purpurnen Trauben beugt. Neben der zuckerſüßen Melone duftet die reizgeſchmückte Roſe, neben der koketten Tulpe die keuſche Lilie, neben der feurigen Magnolia das ſanfte, ſchwärmeriſche Heliotropium, neben der blendendweißen Blüthe der Camellia das grünſeidene Laub des Theeſtrauchs. Im Gipfel der Bäume preiſ't eine Kapelle liederſchwangerer Singvögel die Pracht und Herrlichkeit der Natur, die Größe und Allmacht ihres Schöpfers. Das Alles ſah, das Alles hörte ich und war entzückt. Die Blätter der Palmen fächelten mir Kühlung zu, koſende Frühlingslüfte umſpielten meine Locken . . . ich ſank in ſüßen Schlummer. Da kam ein ſchillernder

Colibri herangeflogen, ſetzte ſich auf meine Schulter und flüſterte mir ein Geheimniß in's Ohr.

— Siehſt Du dort jene Palme? fragte der kleine Schwätzer. Erhebe Dich, glücklicher Schläfer, und ſchneide in die Rinde dieſer Palme den Namen „Myoſotis“ ein.

— Und was geſchieht dann? fragte ich.

— Das ſollſt Du bald erfahren, antwortete mein Colibri und verſchwand.

Ich erhob mich und that, was der kleine Schelm mir befohlen hatte.

In demſelben Augenblick, als ich den letzten Buchſtaben des Namen „Myoſotis“ eingeſchnitten hatte, verwandelte ſich der Palmenhain in ein prachtgeſchmücktes Feenzelt, in deſſen Mitte ein aus funkelnden Edelſteinen gebauter Thron ſich erhob, auf dem ein überirdiſches Weſen, umringt von einem Schwarme geflügelter Huldgeſtalten, ſaß.

— Wer biſt Du? fragte ich, geblendet vom Glanze dieſer Erſcheinung.

— Ich bin Myoſotis, die letzte Feenkönigin, die ſeit drei Jahrhunderten im Palmenkerker geſchmachtet hat. Der böſe Zauberer Emimemeris hatte mich und meinen Hofſtaat hinterliſtig in ſein Schloß gelockt und uns durch Teufelskunſt in Palmen verwandelt.

— Warum? fragte ich.

— Weil ich mich geweigert hatte, ihm Herz und Hand zu ſchenken. „Wohlan denn,“ ſprach der Böſe, „ſo ſoll Deine

Seele, zur Strafe ihrer Hartherzigkeit, ſo lange im Palmenkerker ſchmachten, bis ein Sterblicher Deinen Namen in die Wand Deines Kerkers gräbt. Dann, Myoſotis, ſollſt Du zu neuem Leben erwachen und, im Beſitze Deiner alten Macht, wieder als unumſchränkte Königin Deine Feen beherrſchen und Den beglücken dürfen, der Dir die Freiheit wiedergeſchenkt hat.“

— Und willſt Du das thun?

— Mehr als das! Jede dieſer ſiebenmalſieben Feen, die meinen Thron umſchweben, ſind bereit, ſich aufzuopfern für Dein Glück. Jede meiner Unterthaninnen beſitzt die Macht, einen Deiner Wünſche zu erfüllen. Ich, die Königin, darf Dir zwei Deiner Bitten gewähren. Eines aber bedenke: jeder Wunſch, der Dir erfüllt wird, koſtet ein Feenleben.

— Gewähre mir, ſprach ich, einen einzigen Wunſch und ich werde der Glücklichſte aller Glücklichen ſein!

— Sprich, was begehrſt Du?

— Schenke mir Deine Liebe, Myoſotis!

Und die Königin ſchwebte hernieder von ihrem Throne und ſank an meine Bruſt und weinte Thränen der Freude und weinte Thränen des Schmerzes, denn eine ihrer Schweſtern ſank todt zu den Stufen des Thrones nieder.

— Mein Herr und Gebieter, ſprach Myoſotis, von dieſem Augenblick iſt die Königin der Feen Deine Sklavin, die, Deines Winkes gewärtig, für Dich zu ſterben bereit iſt.

Ich ſchloß ſie in meine Arme und war ſelig.

Aber der Menſch hört nicht zu wünſchen auf. Eines

Morgens wandelte mich die Luſt an, einen Thron zu beſitzen und König zu ſein.

Ich rief meine Fee. Myoſotis winkte mit dem Zauberſtabe. Aus den Wolken ſchwebte ein Luftballon herab, der mich auf ein unbekanntes Eiland trug. Der Beherrſcher dieſer Inſel, Rhino-Cēros XXXIV., war kurz vorher an einer zurückgetretenen Conſtitution geſtorben. Das Volk ſchritt zu einer neuen Wahl, die, dumm genug, auf mich fiel. Noch an demſelben Tage beſtieg ich als Rhino-Cēros XXXV. den Thron meines in Gott ruhenden Vorfahrers. Ich war nun König, König von Myoſotis' Gnaden. Zur Feier meiner Thronbeſteigung gründete ich, nach Art aller andern Herrſcher, einen neuen Orden mit folgenden Statuten:

§. 1. Die neue Decoration heißt der Gimpel-Orden.

§. 2. Es giebt drei Klaſſen: den blauen, den weißen und den rothen Gimpel-Orden.

§. 3. Jede dieſer drei Klaſſen hat drei Abtheilungen: Groß-, Mittel- und Klein-Gimpel.

§. 4. Großmeiſter aller Gimpel iſt der König, Kanzler des Ordens iſt ſein Hofnarr.

§. 5. Die Deviſe des blauen Gimpel-Ordens heißt: Alles durch und nichts für das Volk.

§. 6. Die Deviſe des weißen Gimpel-Ordens heißt: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.

§. 7. Die Deviſe des rothen Gimpel-Ordens heißt: Nicht gemuckſt!

§. 8. Auf der Kehrſeite des Ordens iſt die Formel eingegraben: 0×0=0.

§. 9. Der Gimpel-Orden wird nicht vorn auf der Bruſt, ſondern hinten auf dem Rücken getragen.

§. 10. Den blauen Gimpel-Orden erhalten alle Miniſter, welche beweiſen können, daß ſie im Intereſſe des Vaterlandes bereits mehr als einen Bock geſchoſſen haben.

§. 11. Den weißen Gimpel-Orden erhalten Cenſoren, die jede ſervile Anſpielung ſtreichen.

§. 12. Den rothen Gimpel-Orden erhalten Alle, die ein Mal „Muh — muh" ſchreien, — was in der Sprache unſeres Landes ſo viel als „vive le roi" bedeutet.

In den erſten acht Tagen creirte ich 13,796 Gimpel-Ritter.

Die Regierungsgeſchäfte überließ ich meinen Miniſtern; ich ſelber befand mich vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht auf der Jagd und ſchoß mehr Böcke an einem Tage, als mancher andere Monarch in einer Woche.

Das Volk, das mit meinen Räthen nicht zufrieden war, fing zu murren an. Um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, ernannte ich an einem Tage 17,948 neue Gimpel-Ritter und hielt bei der Vertheilung der Orden eine Rede, die von neun Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends dauerte.

Bald darauf ging der Spektakel von Neuem los. Das Volk umlagerte meinen Palaſt und drang auf Abſetzung meiner Miniſter.

— Was ſoll ich thun? fragte ich einen meiner Hofnarren.

— Nicht nachgeben, ſonſt biſt Du verloren! Der König iſt zum Befehlen, das Volk zum Gehorchen da.

Darauf ließ ich mein Volk auseinanderſpritzen und zur Beſtrafung ſeines Ungehorſams eine neue Steuer ausſchreiben.

Am andern Morgen ſchoß man auf mich. Zu meiner Sicherheit wünſchte ich mir eine Rhinoceros-Haut. Myoſotis gewährte mir auch dieſen Wunſch. Täglich wagte man ein neues Attentat; aber machtlos prallte eine Kugel nach der andern ab.

Als mein Volk gewahrte, daß ich nicht umzubringen ſei, kam es auf den geſcheidten Einfall, mich fortzujagen.

Um auszuruhen von einer neunwöchentlichen, glorreichen Regierung beſchloß ich, eine kleine Erholungsreiſe nach dem Monde anzutreten, zu welchem Zweck ich mir Flügel wünſchte. Mein Wunſch ward ſogleich erfüllt.

An der Mondgrenze angelangt, fragte mich ein Gensd'arm:

— Haben Sie einen Paß?

— Nein.

— Einen Heimathsſchein?

— Non.

— Dann ſind Sie ein Vagabund.

— Ich bitte um Verzeihung, ich bin ein fortgejagter König.

— Das iſt noch weit ſchlimmer, ſprach der Flegel. Da Sie weder Paß noch Heimathſchein haben, fuhr er fort, ſo dürfen Sie ſich hier nicht aufhalten.

— Myoſotis, rief ich, beſorge mir einen Heimathſchein.

Und fünf Minuten ſpäter ſandte mir die Königin der Feen eine Brieftaube, die in ihrem Schnabel einen Heimathſchein hielt.

— Sind Sie nun zufrieden? fragte ich.

— Nein, antwortete der menſchenfreundliche Gensd'arme. Sie müſſen außerdem noch Ihre Exiſtenzmittel nachweiſen. Wir müſſen wiſſen, wovon Sie leben. Wie viel Geld haben Sie?

— In dieſem Augenblicke bin ich ärmer als eine Kirchenmaus; doch weiß ich mir Rath zu ſchaffen. Myoſotis, rief ich, beſorge mir einſtweilen eine halbe Million.

Und fünf Minuten ſpäter kam durch die Lüfte eine Silberflotte angeſegelt, an deren Bord ſich mein Taſchengeld befand.

Der Gensd'arme zog ſeinen Hut und ließ mich ziehen. Mein Weg führte mich durch einen Wald, in welchem Räuber hauſten. Die Räuber im Monde ſind äußerſt charmante Leute. Der Hauptmann derſelben trat auf mich zu und fragte mit der allerfreundlichſten Miene der Welt:

— Sind Sie nicht der fremde Herr, der eine halbe Million bei ſich trägt?

— Zu dienen!

— Ich habe meine Brieftaſche zu Hauſe gelaſſen und erlaube mir die Anfrage, ob Sie geneigt wären, mir einſtweilen die Ihrige zu leihen?

— Mein Herr, antwortete ich, das iſt ganz gegen meinen Grundſatz.

— Dann erlauben Sie, mein Herr, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen eine Kugel in den Leib zu jagen.

— Myoſotis, flüſterte ich leiſe, ſchlage dieſen Kerl mit Blindheit. Thun Sie, ſagte ich zum Räuber, was Sie nicht laſſen können.

Der Räuber ſpannte den Hahn; doch in demſelben Moment, als er losdrücken wollte, ließ ſich eine Sylphe herab, die ihm eine Handvoll Spaniol in die Augen ſtreute. Der galante Bandit fing furchtbar zu heulen an.

— Ich bin gerettet, ſagte ich und gelangte glücklich in die Mondſtadt.

Auf dem Marktplatz angekommen, gewahrte ich einen ſchwarzen Zwerg, der eine große Trommel ſchlug und dabei ausrief:

„Geſtern Nachmittag hat Ihre königliche Hoheit, Prinzeſſin Tauſendſchön, die jüngſte Tochter unſeres Königs, ihren Verſtand verloren. Der redliche Finder wird erſucht, ihn ſchleunigſt abzuliefern und zur Belohnung Hand und Herz Ihrer königlichen Hoheit anzunehmen.“

— Iſt die Prinzeſſin ſchön? fragte ich den Ausrufer.

— Die Schönſte im ganzen Monde!

— Myoſotis, rief ich, laß mich den Verſtand Ihrer königlichen Hoheit finden.

In demſelben Augenblick ſtieß mein Fuß auf ein Pillenſchächtelchen. Ich hob es auf, öffnete es und fand darin, in Baumwolle eingewickelt, den Verſtand Ihrer königlichen Hoheit von der Größe einer kleinen Erbſe.

Spornſtreichs rannte ich nach dem Palaſte des Königs. Abenteuerliche Garden mit Pampusröhren, Knuten und einer Art von Spritzen bewaffnet, die ſonſt nur in gewiſſen Krankheitsfällen angewendet werden, umringten das Schloß. Ich begehrte Einlaß.

— Zu wem wollt Ihr? fragte der buckelige Hetmann der königlichen Leibwache.

— Zur Prinzeſſin, die ihren Verſtand verloren. Ich bin der Glückliche, der ihn gefunden hat.

— Hurrah! ſchrie die Garde und führte mich im Triumph zum Ober-Ceremonienmeiſter, der, beiläufig bemerkt, ein Rindvieh erſter Klaſſe war.

— Fremdling, ſprach der Stotternde, es fr... freut mich au... au... außer... or... or... ordentlich, daß es Dir ge... ge... ge... gelungen iſt, den Ve... Ve... Ve... Verſtand der jüngſten und ſchö... ſchö... ſchö... ſchönſten To... To... Tochter unſeres Kö... Kö... Kö... Königs zu fi... fi... fi... finden. Bi... bi... bi... biſt Du nun entſchlo... ſchlo... ſchlo... ſchloſſen... Ihre kö... kö... kö... königliche Hoheit zu hei... hei... heirathen?

— Allerdings, doch wünſche ich, meine Braut zuvor zu ſehen.

— Da... da... da... das ſch... ſch... ſch... ſchickt ſich nicht!

— Iſt ſie denn ſchön?

— Au... au... au... außerordentlich...

— Liebenswürdig?

— Un... ge... ge... ge... heu... heu... heu... heuer!

— Und wie ſtehts mit der Mitgift?

— Mi... Mi... Mi... Mitgift! Wa... wa... wa... was iſt das?

— Weiß der Eſel nicht, was Mitgift iſt? Ich frage, ob Ihre königliche Hoheit auch etwas Vermögen hat?

— Drei Mi ... Mi ... Mi ... Millionen in Gold, vier Mi... Mi... Mi... Millionen in Silber und fünf Mi... Mi... Mi... Millionen in Blei und Erz.

— Das läßt ſich hören! Führe mich hin zu meiner Braut!

Der Ober-Ceremonienmeiſter erklärte mir, daß nach §. 10 des Hausgeſetzes ein Freier, der das Brautgemach der Prinzeſſin betrete, gezwungen ſei, ſie zu heirathen. Wer ſich dann weigere, werde nach §. 11 des weiſen Hausgeſetzes *geſpießt*.

Ich war im Begriff umzukehren. Aber eine innere Stimme rief mir zu: „Heirathe, heirathe! Nicht alle Tage findeſt Du eine Braut, die außerordentlich ſchön und ungeheuer liebenswürdig iſt und eine ſo hübſche Mitgift hat, wie Prinzeſſin Tauſendſchön.“

— Allons! Ich heirathe ſie!

Auf einem von Sklaven getragenen Palankin wurde ich unter klingendem Spiele ins Brautgemach Ihrer königlichen Hoheit hineingetragen. Beim Anblick meiner Braut ſchrie ich Jeſus, Maria, und wenn ich nicht irre, auch Joſeph, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und wäre vor Schreck faſt in die Erde geſunken. Prinzeſſin Tauſendſchön war, ohne ihr zu ſchmeicheln, ein Ausbund von Häßlichkeit. Ihre Naſe glich einem mit gothiſchen Thurm-Warzen geſchmückten Dome, ihr Mund war eine Niederlage ſchwarzer, krummer Zähne. In dem dicken, fetten Geſichte ſchwammen ein Paar ungeheuer kleiner Augen, wie zwei Fliegen in einem Sirupfaſſe, herum. Ihre Haut glich dem Fleiſche eines erſt halbgahren Beefſteaks. Dabei war ſie ſo unvernünftig dick, daß ſie mindeſtens 500 Pfund wog.

— Geliebter Fremdling, fragte Prinzeſſin Tauſendſchön, gefalle ich Dir?

— Nein, ſagte ich, Du gefällſt mir gar nicht!

— Gar nicht? wiederholte Ihre königliche Hoheit, außerordentlich empört. Du willſt mich alſo auch nicht heirathen?

— Nicht um alle Schätze der Welt!

— Spießt ihn! ſchrie meine reizende Braut.

— Myoſotis, flüſterte ich, ſchütze mich vor ihrem Zorne!

Und in demſelben Augenblick verwandelte meine gute Fee die Prinzeſſin, den Ober-Ceremonienmeiſter und das ganze Gefolge in Marmorſtatuen. Nachdem ich jeder Bildſäule — Ihre königliche Hoheit ausgenommen — zum Abſchied zwei bis drei Naſenſtüber gegeben hatte, trat ich meine Rückreiſe nach der Erde an.

Im Beſitze einer halben Million, geſchützt von einer guten Fee, deren Unterthaninnen ſich für mich aufopferten, hoffte ich auf der Erde in Ruhe und Frieden zu leben. Vom Ehrgeiz angeſtachelt, mir einen Namen in der Welt zu machen, wünſchte ich mir Talent zum Dichten. Auch dieſer Wunſch koſtete, wie jeder, der mir bisher geſtattet worden war, ein Feenleben.

Ich war nun Poet und gab in einem Jahre 44 Bände lyriſcher Gedichte heraus. Die größere Hälfte enthielt Lieder an den Mond, die ich tagtäglich mit neuem Vergnügen las. Weit weniger gefielen ſie der Kritik, die kein gutes Haar an mir und meiner Muſe ließ und uns mit Füßen trat. Der Eine ſprach mir alle Fantaſie, der Andere alles Gefühl ab. Der Dritte nannte mich einen Stümper, der Vierte ſchalt mich ſogar einen Eſel. Ich war empört.

— Myoſotis, ſagte ich, räche meine beſchimpfte Muſe und verwandele jeden meiner Recenſenten in ein Kameel.

Eine Stunde ſpäter liefen in den Straßen faſt eben ſo viele Kameele als Hunde ohne Halsbänder umher, denn heut zu Tage iſt jeder der Schule entlaufene ABC-Schüler Mitarbeiter an einer gelehrten Literaturzeitung. Jeder, der ein Buch geſchrieben und es unter anderm Namen mit vollen Backen angeprieſen hat, iſt eine Literaturkraft. Jeder Gaſſenjunge glaubt Befähigung zu haben, Journaliſt zu ſein. Es giebt Lumpe und Gauner in der Literatur, gegen welche die Lumpe und Gauner im gewöhnlichen Leben wahre Ehrenmänner ſind. Was will ein gewöhnlicher Wegelagerer, wenn er uns meuchlings überfällt? Er ſetzt uns die Piſtole auf die Bruſt und ruft: **la bourse ou la vie!** Wir werfen ihm die Börſe hin und ruhig läßt er uns weiter ziehen. Ein literariſcher Beutelſchneider beneidet uns nicht allein um unſer Geld, er beneidet uns auch um die Ehre. Er glaubt, daß er, die Ehre Anderer raubend, dadurch ſelbſt zu Ehren kommt. Vor gewöhnlichen Gaunern ſchützt uns das Geſetz; ein Dieb, der uns die Kette von der Uhr abſchneidet, kommt in's Zuchthaus; ein Buſchklepper, der uns die Ehre abſchneidet, lacht ſich in's Fäuſtchen, denn was geſchieht ihm? Er bezahlt ein Paar Thaler und erlaubt ſich morgen, wofür er geſtern beſtraft worden iſt. Im alten Rom wurden Ehrenräuber, nach dem Geſetze der zwölf Tafeln, mit dem Tode beſtraft, unter der Regierung Auguſtus' wurden ſie lebendig verbrannt, ſpäter wurde jedem Verleumder ein C. (Calumniator) in die Stirn gebrannt. Unſere Geſetze ſind milder, und das iſt gut, ſehr gut, denn wären ſie ſo ſtreng als die alten, ſo verginge jetzt kein Tag, an dem nicht ein literariſcher Ehrenräuber verbrannt, ein ehrloſer Verleumder gebrandmarkt würde. Woher aber kommt es, daß unſere Zeit ſo reich an Ehrenräubern iſt? Der Grund liegt ſehr nahe. Selbſt der Dümmſte will ſich jetzt einen Namen machen. Der Schuſter Heroſtrat, der blos aus der Sucht, berühmt zu werden, den Tempel zu Epheſus in Brand geſteckt, iſt das Ideal dieſer Elenden. Sie halten jedes Mittel für erlaubt: die Lüge, wäre ſie noch ſo gemein, die Verleumdung, wäre ſie noch ſo infam; bankerut an Geiſt und Herz, vermodert im Schlamme der Gemeinheit, wagen ſie, „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle", ſelbſt das Schlechteſte, um ſich à tout prix bekannt zu machen. Nichts iſt ihnen heilig: ſie zerfetzen unſern Ruf, beſudeln unſere Ehre, treten Alles, was uns lieb und theuer iſt, kaltblütig in den Koth, und dies Alles, um ſich einen Namen zu machen.

Nichts, ſage ich, iſt ſolchen Gaunern heilig; ſie ſind im Stande, gleich den Hyänen, Gräber aufzuſcharren, „mit den Gebeinen ihres Vaters Domino zu ſpielen“ und ſeine Aſche zum Streuſand ihrer ſchamloſen Lügen zu machen, wenn ſie dadurch ihren Zweck erreichen: d. h. bekannt werden. Wie aber wehrt ſich ein Ehrenmann gegen ſolches Geſindel? Es giebt nur zwei Mittel: Man nimmt die Hetzpeitſche oder — ſchweigt.

Doch zurück zu meinem Traume.

Da ich im Dichten ein Haar gefunden hatte, beſchloß ich, es aufzugeben.

Da kamen die Herren Kameele, beugten ihre ſchwerfälligen Füße und ſprachen:

— Wir haben uns verſündigt an Deinem Talente, wir haben Dich beleidigt und gekränkt; wir bereuen unſer Unrecht und flehen um Vergebung.

Die armen Kameele dauerten mich. Ich rief meine Fee und wünſchte, daß ſie meinen Feinden vergebe.

Die Kameele wurden wieder Menſchen und Mitarbeiter an den gelehrten Literatur-Zeitungen. Ich theilte mit ihnen mein Gold, ſie ſtreuten mir Weihrauch. Aber mehr als ihr Tadel ſchmerzte mich ihr Lob; ich ließ ſie laufen; da fingen ſie von Neuem zu ſchmähen und zu ſchimpfen an.

— Undank, Undank! rief ich und ſuchte Troſt in den Armen der Liebe. Myoſotis errieth jeden meiner Wünſche. Eine Fee ſtarb nach der andern.

— Es bleiben Dir nur wenig Wünſche noch, ſprach Myoſotis; liebe mich, wie ich Dich liebe, und ſei glücklich!

Ich drückte ſie an mein Herz und weinte Thränen des Dankes.

Eines Morgens zog an den Fenſtern meines Schloſſes eine leichtgeſchürzte Schaar reizender Bajaderen vorüber. Sie ſangen Lieder ihrer Heimath, führten üppige Tänze auf und wollten, reich beſchenkt von mir, von dannen ziehen.

— Myoſotis, rief ich, befiehl ihnen, zu bleiben!

Thränen traten in die Augen meiner Fee. Sie gehorchte ohne Murren und erfüllte auch dieſen Wunſch.

Eine dieſer Bajaderen war ſo ſchön, daß der Anblick ihrer Reize mich bezauberte. Ich lud ſie auf mein Schloß, legte ihr all' meine Schätze zu Füßen und fragte ſie:

— Willſt Du mein Weib ſein?

Sie aber ſchüttelte den Kopf und wollte fliehen. Ihre Kälte verdoppelte meine Gluth. Ich rief meine Fee.

— Ueber wieviel Wünſche habe ich noch zu verfügen?

— Dir bleibt nur ein Wunſch noch; der letzte, deſſen Erfüllung mir das Leben koſtet.

— Siehſt Du dort jene Bajadere? Entzückt vom Glanze ihrer Schönheit, berauſcht vom Dufte ihrer Reize, kenne ich keinen heißern Wunſch, als den, ſie zu beſitzen. Nimm alle Schätze, die Deine Huld mir gewährt hat, und ſchenke mir dafür ihre Liebe!

Myoſotis erbebte.

— Bedenke, was Du verlangſt. Du wünſcheſt meinen Tod!

— Ein unwiderſtehliches Gefühl treibt mich ins Zaubernetz dieſer Bajadere. Mag geſchehen, was da wolle, erfülle meinen letzten Wunſch!

— Er ſei Dir gewährt, ſprach meine Fee und weinte.

Die Bajadere flog in meine Arme. Myoſotis zerfloß in Thränen; ihr Flügelpaar ſank verwelkt zur Erde nieder; ihre Seele flog als Schmetterling in das Land ihrer Heimath zurück . . . ich aber erwachte und rief: Myoſotis, Myoſotis!

— Und die Moral dieſes Märchens? fragte ich den Dichter.

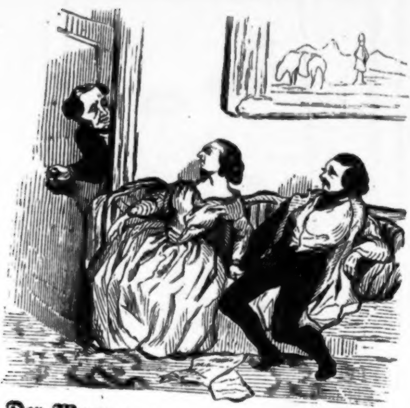
— Das größte Laſter der Welt iſt Undank!

Raimund erhob ſich und rannte fort.

III.

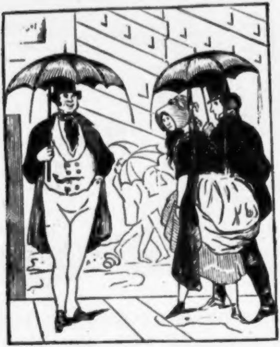
Am andern Morgen kehrte er nach Wien zurück. Drei Monate ſpäter erſchoß er ſich.

Der Blauſtrumpf.



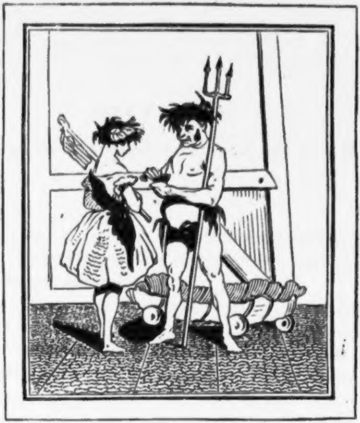
Der Mann (zur Thür hineinſehend). Liebe Ida, wenn Du Dich mit dem Herrn Journaliſten vollkommen ausgeſprochen haſt, ſo erlaubſt Du mir wohl, daß ich wieder eintreten darf?

Wer iſt glücklicher:



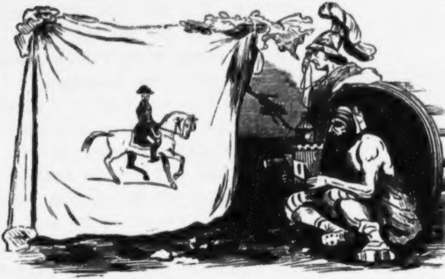
ein Ehemann mit einem Parapluie, oder ein Junggeſell mit einem Paravent?

Hinter den Couliſſen.



Es iſt merkwürdig, ich ſtelle den Neptun vor und . . . mein Schnupftabak iſt ganz trocken.

Laterna magica.



Diogenes zeigt Alexander dem Großen den kleinen Napoleon. Alexander ruft: »Wenn ich nicht König von Macedonien wäre, möchte ich Kaiſer der Franzoſen ſein!«

Die Ehe.

Parallele zwiſchen Conſtantinopel, Paris, Neapel, London und Wien.

In puncto matrimonii, auf deutſch: in Betreff der Ehe iſt kein Volk auf Erden von den Geſetzen ſo ſehr begünſtigt, als das türkiſche von ſeinem Koran.

Herr Mahomet war (es iſt weltbekannt) ein großer Weiberfreund, ein Prodromus von Jakob Caſanova. Blos eine Frau zu haben, das ſchien ihm (wie jetzt manch' Anderm) ſehr langweilig. Mahomet war aber auch ein guter Mann: was Dir nicht gefällt, dachte er bei ſich, gefällt auch Anderen nicht. Aus dieſem Grunde ließ er einſtmals die Proclamation einrücken, daß es jedem Türken, ohne Ausnahme des Standes, erlaubt ſei, zwei, drei, auch vier Frauen zu heirathen.

Unter vier Augen ſei es geſagt, daß mancher Franzoſe, Engländer und Deutſche deshalb weit lieber Türke ſein möchte.

In der That — nirgends iſt der Mann ſo gut verſorgt als in der Türkei. Vier Frauen bringen ſchon etwas Abwechslung ins farbloſe Leben. Aber die armen Weiber ziehen hier den Kürzern? Nein! Freund Mahomet hat auch die Frauen gut bedacht und Geſetze einfließen laſſen, die auch ihnen freien Spielraum gönnen. So heißt z. B. ein Edict:

Eine jede der vier Frauen müſſe, abgeſondert von der andern, in einem andern Zimmer wohnen.

Comprenez-vous? ! Jede Frau ſoll deshalb von der andern ſeparirt ſein, damit keine erfahre, was bei der andern vorgeht; dadurch wird gar viel Zank, viel Neid und Eiferſucht verhütet.

Eine andere Verordnung lautet:

Wenn vor der Thür des Harems ein Paar Pantoffeln ſtehen, ſo iſt dies ein Beweis, daß die Frau Gemahlin entweder im Bade ſitzt, oder im Ankleiden begriffen iſt. Die Etikette verbietet bei ſolchen Momenten den Eintritt, daher darf der Moslem niemals in ein Zimmer eintreten, vor welchem ein Pantoffel Schildwach ſteht.

Den Frauen in der Türkei geht es wie der Wahrheit in manchem Lande. Beide dürfen nicht sans voile erſcheinen. Nur in dichte Schleier gehüllt dürfen die Türkinnen promeniren. Daher wird es ihnen außerordentlich ſchwer, außerhalb des Hauſes eine Eroberung zu machen. Sie wiſſen ſich aber zu helfen. Sie ſehen ſich in ihrer Behauſung um Courmacher um, und finden unter ihren Bedienten und Sclaven das, was ſie ſuchen. — Die Rendezvous finden dann gewöhnlich in dem Harem Statt und ein Pantoffel ſichert vor jedem Ueberfall. Ja, wüßte der Türke auch poſitiv, ſeine Frau Gemahlin befinde ſich nicht im Bade — wenn der Pantoffel vor der Thür ſteht, muß er es glauben (er mag wollen oder nicht) und — ruhig ſeine Wege gehen.

Vielleicht ſchreibt ſich von dieſem orientaliſchen Sitten-Privilegium der Frauen unſer Sprichwort her: Er ſteht unter dem Pantoffel.

Die andern Nationen, denen die Polygamie durch bibliſches oder weltliches Recht auf das Strengſte unterſagt iſt, ſuchen durch Surrogate dem Mangel der Polygamie abzuhelfen.

Faſt in jedem Lande wird dieſe verſteckte Polygamie in anderer Form ausgeführt — ich will hier eine Parallele zwiſchen Paris, Neapel, London und Wien ziehen. In jeder dieſer vier Hauptſtädte äußert ſich die Polygamie auf eine eigenthümliche Weiſe, in jeder dieſer Städte genießt die Ehe anderer Rechte, Freiheiten und Begünſtigungen. Ich rede hier nur von der Ehe in höhern Ständen, da jene Rechte in dieſen am häufigſten vorkommen und, unter der Aegide des Bonton und der Etikette ſtehend, weit eher geduldet werden als in der Ehe der niedern Volksclaſſen.

Der Bonton der Liebe und Ehe in Paris geht folgende Stufenleiter.

Die Mädchen haben amants, die Frauen amis, die ledigen Männer haben maitresses, die verheiratheten amies. Die amis der Frauen werden unter dem Prädikate: étrangers tolerirt.

Madame und ami knüpfen durch lorgneries, soupirs,

sentiments und **longueurs** eine **liaison** an. Durch **empressements, souffrances, attentions** wird dieſes Band allmählig feſter geknüpft. **Ami** wagt ſodann eine **déclaration, Madame** beantwortet ſie durch **minauderies, inclinations** und **distractions.** Durch **inégalité d'amour** unterhält man von beiden Seiten die **liaison.** Mit **froideur, indifférence, mépris, fierté,** erwartet **Madame** die **attaque** des **ami;** mit **surprise, bonté, indulgence** und **sensibilité** ergiebt ſich **Madame.** Nachher vertreibt man ſich die Zeit durch **protestations d'une passion éternelle,** durch **marques d'amour de toutes les qualités,** wohin auch **joujoux, billets doux, cadeaux, rendez-vous, têtes-à-têtes, heures de bergère** und dergleichen mehr gehören.

Iſt **Madame** oder **ami** der **liaison** überdrüſſig, ſo bereitet man ſich durch **petites jalousies, sacrifices, explications, ennuis, infidélités** und **passages** auf den Bruch vor, endlich: **on se surprend, on se brouille, on se déteste, on rompte, on se quitte. Je l'ai eue,** ſagt der **ami, je l'ai eu,** ſagt **Madame. Tout a fini entre moi et elle,** ſagt er; **je suis libre,** ſagt ſie; **Madame** ſucht dann einen andern **ami** und **ami** eine andere **Madame.**

In Neapel werden dieſe **liaisons** ſchneller angeknüpft und unverholener executirt.

Nicht nur in Neapel, ſondern in ganz Italien iſt es herkömmlicher Gebrauch, daß verheirathete Frauen einen Anbeter haben, gegen welchen der Herr Gemahl nichts einwenden darf. Die Etikette erfordert es und der Gatte muß ſich's gefallen laſſen. Arm und Reich iſt im Beſitze dieſes Privilegiums; eine Reihe von Jahrhunderten hat ihm eine Auctorität verſchafft, die nicht verletzt, nicht beſchränkt werden darf. Die reichen Damen haben ihren cavaliere servente, die Mittelreichen und Armen ihren cicisbeo.

Ein ſolcher cavaliere servente hat zwar viel Begünſtigungen, aber auch viel Pflichten zu erfüllen. 1) Er muß mit früheſtem Morgen an der Thür ſeiner Donna ſein, um ſich, ſobald ſie aus dem Morpheus-Reiche zurückgekehrt iſt, nach ihrem Wohlſein zu erkundigen. 2) Er muß Sorge tragen, daß ihr das Frühſtück vor das Bett gebracht werde. 3) Er muß die Blumen begießen und den Papageyen Futter geben. 4) Er muß ihr bei der Toilette behilflich ſein. 5) Er muß ihr Stadtneuigkeiten rapportiren. 6) Er muß ihr Etwas aus dem Modenjournal vorleſen. 7) Er muß ihren Geſang auf der Mandoline begleiten. 8) Er muß, wenn ſie ausfährt, ihr Geſellſchaft leiſten. 9) Er muß, wenn ſie ſpazieren gehen will, ſie begleiten, ihren Shawl und Fächer tragen. 10) Er muß ihr Blumen und Kleinigkeiten für ihren Nippestiſch kaufen. 11) Er muß ſie ins Theater führen. 12) Er muß Alles aufheben, was ſie fallen läßt.

Die Donna verlangt dieſe Aufmerkſamkeiten nicht umſonſt, ſie iſt dankbar und erweiſt ihrem Cavalier Gegengefälligkeiten.

Die Rendezvous finden am häufigſten im Theater Statt. Das San Carlo wüßte ſo manches Abenteuer zu erzählen; zum Glück haben aber die Wände blos Ohren und keine Zungen. Vornehme Herrſchaften haben ihre eigenen Logen, in welche kein

Fremder eingelaſſen wird. Die Logen ſind meiſt ſehr geräumig, man findet ein Tiſchchen, einen Spiegel, eine Wanduhr und mehrere Stühle darin. In dem anſtoßenden Alkoven iſt ein Sopha und ein Camin, zu dem die Logeninhaber zur Winterzeit ihre Zuflucht nehmen.

Man betrachtet das Theater nicht als Theater, ſondern als einen Ort, in dem man ungeſtört ein Paar Stündchen zuſammen ſein kann. Man achtet wenig auf die Vorſtellung und bringt die meiſte Zeit in dem traulichen Alkoven zu. Nur dann, wann das Orcheſter zu einer Lieblingsarie ruft, die man nicht oft genug hören kann, nur dann verläßt man dieſe Hallen zärtlicher Vertraulichkeit. In der Loge ſelbſt pflegt man zu ſoupiren oder auch ein Spielchen zu machen, und auf daß man deſto ungenirter ſein kann, werden die grünſeidenen Gardinen zugezogen, womit jede Loge behangen iſt und wodurch man ſich den neugierigen Blicken der übrigen Zuſchauer entzieht. Signora wirft dann ihren Hut und Shawl ab, Signor entledigt ſich ſeines Fracks und ſeiner Cravatte (weil die Hitze ohnedies ſtark genug iſt) und Beide thun nun gerade ſo, als ob ſie zu Hauſe wären. Man ſchließt den Alkoven zu und iſt dann nicht mehr der Gefahr ausgeſetzt, ſich in der Unterhaltung geſtört zu ſehen, was in der Behauſung nicht ſo leicht verhindert werden kann.

Man denkt in dieſem Punkte in Italien ſehr liberal. Signora hat ihren Cavalier; dafür hat aber auch der Gemahl die Begünſtigung, der Cavalier einer andern Signora zu ſein, wogegen die Gnädige ebenfalls nichts einzuwenden ſich erlaubt.

Daher ereignet es ſich zuweilen, daß während in der einen Loge Signora B. mit Signor A. ein Spielchen macht, in der nebenſtehenden Loge Signora A. mit Signor B. aus ein und demſelben Glaſe Eis löffelt.

Dieſe Einrichtung iſt wahrlich nicht übel!

In London nimmt man's in der Ehe etwas genauer, als in den andern Großſtädten. Die Engländer ſind in dieſem Punkte weit penibler, als die andern Nationen. Doch giebt es auch da einen Schleichweg.

Die Engländer ſind wahre Handelsleute: jeder Zoll ihres Körpers iſt ein Handelsmann. Nichts geht ihnen über Handel! Mit Allem treiben ſie Schacher. Könnten ſie aus dem Blute des Menſchen Indigo machen, dann würden ſie auf der Stelle die Rolle der Blutegel übernehmen. Die engliſche Nation iſt gewiß eine der ehrenwertheſten in der Welt, ihre Handelsſucht macht ſie aber häufig zu Unmenſchen. Sie handeln mit Sklaven — mit Leichen — ja ſogar mit ihren Weibern.

Es iſt bekannt, daß manche Engländer Freitags ihre Frauen zu Markte führen und dieſelben für Geld und gute Worte an die kaufluſtigen Liebhaber ablaſſen. Der Engländer darf aber nur dann ſeine Frau verkaufen, wenn ſie mit ſeinem Plane einverſtanden iſt.

Ein Lord hat auf eine hübſche Bürgersfrau ein Auge geworfen. Sein Kammerdiener leitet die Intrigue ein. — Der Mann der ſchönen Frau befindet ſich in Geldverlegenheit — er will ſie verkaufen, ſie ſpreizt ſich Anfangs, giebt aber ſpäter nach und wird dann auf den Markt geführt. Der Kammerdiener erkauft ſie für 60 bis 80 Guineen, miethet ihr ein Quartier in einer abgelegenen Straße und Mylord kutſchirt dann täglich zu der gekauften Lady hinaus. So leben ſie ein halbes Jährchen zuſammen. Mylord liebt aber die Abwechslung und bleibt endlich aus. Manchmal kehrt die Frau zu ihrem frühern Manne zurück, manchmal bleibt ſie ledig und lebt dann von dem, was ſie der Börſe des Lords an Geld und Geſchenken abgezapft hat. — Dies iſt die engliſche Procedur.

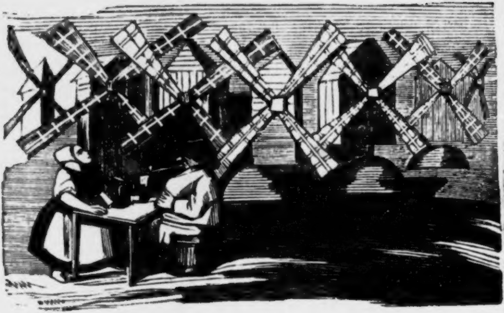
Die verheiratheten Frauen in Wien, und namentlich die reichen, wiſſen ihre Adorateurs durch Verleihung von Hofmeiſterſtellen, von Schreib- und Zeichen-Lehrer-Poſten in ihre Nähe zu ziehen, ohne den Argwohn und die Eiferſucht des Herrn Gemahls aufzureizen. Der Fremde erhält den Beſcheid: dies iſt Herr N. N., der erſte Zeichenkünſtler Wiens und Lehrer meiner Emilie. Dies iſt Herr X., der Haushofmeiſter meiner Kinder, ein junger, liebenswürdiger Mann von höchſt anſtändiger Familie. Dies iſt Herr Z.; er ertheilt meiner Aelteſten Unterricht in der Botanik und im Clavier. Wir machen häufig eine Excurſion zuſammen, denn ich bin eine leidenſchaftliche Verehrerin der Pflanzenkunde. Dies iſt Herr A., ein Landsmann meines Gemahls; er iſt ſo artig, bei mir häufig die Stelle eines Vorleſers zu übernehmen.

Unter dieſen Masken beherbergt die gnädige Frau ihre Anbeter und Courmacher. Der Herr Gemahl ſpielt mit ſehenden

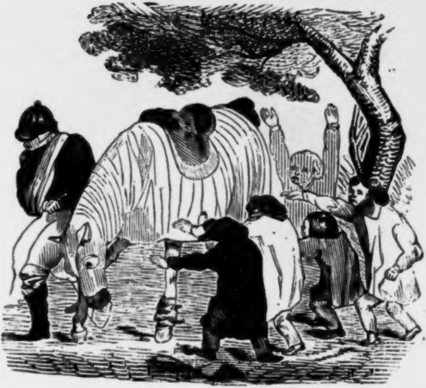
Augen den Blinden und duldet dieſen Schwarm junger Leute mit muſterhafter Toleranz.

Die ärmern Frauen treten einige Stuben von ihrem großen Quartiere an ledige Herren ab. Solche Leute werden Zimmerherren genannt; es trifft ſich aber ſehr häufig, daß aus den Zimmerherren Hausherren werden.

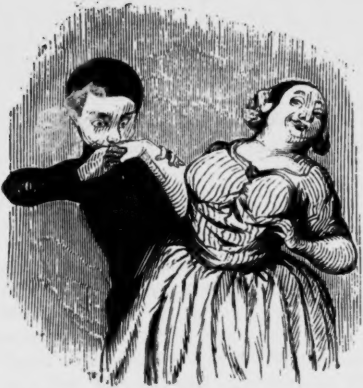
So äußert ſich die verſteckte Polygamie in Paris, Neapel, London und Wien. Jeder mag ſich's denken, wie es in Berlin, Hamburg und München zugeht. Man muß der Fantaſie des Leſers ſtets einen kleinen Spielraum laſſen.



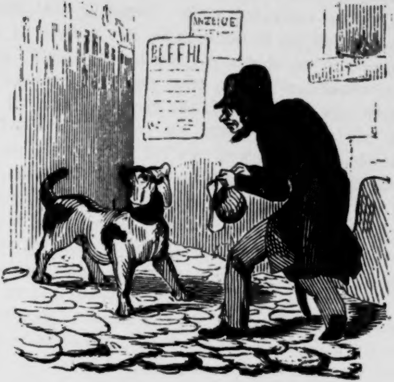
Anſicht von Harlem in der Perſpektive.



Der Schimmel, den der Redakteur der „illuſtrirten Zeitung“ reitet.



Jugend ſchützt vor Thorheit nicht.



Herr Je, dieſes Jeſchöpf kommt mich bekannt vor. Ick jlobe, ick hab' es uff der Kunſtausſtellung, im Muſeum oder in einem Rebus der „Illuſtrirten" jeſehen.

Naturgeſchichte des Blauſtrumpfs.

(Frei nach Frédéric Soulié.)

Erſtes Kapitel.

Vom Blauſtrumpf im Allgemeinen.

Molière nannte ſie „gelehrte Frauen“; wir haben ihnen den Namen „Blauſtrümpfe“ gegeben. Warum? Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum; aber ich liebe dieſen Namen, welcher durchaus nichts bedeutet, ſchon darum, weil er dieſe Frauen mit einem Worte männlichen Geſchlechts bezeichnet. So lange eine Frau Wäſcherin, Schauſpielerin, Nätherin, Tänzerin, Putzmacherin, Sängerin oder Königin bleibt, kann man grammatikaliſch richtig ſagen und ſchreiben: »Sie iſt hübſch, ſie hat eine hinreißende Anmuth, ſie iſt von vollendeter Schönheit.« Aber von dem Augenblick an, in dem eine Frau „Blauſtrumpf“ wird, muß man von ihr ſagen: »Er iſt unſauber, er iſt anſpruchsvoll, er iſt boshaft, er iſt eine Peſt.« Nichtsdeſtoweniger iſt der Blauſtrumpf Weib; er iſt es ſogar mehr als Andere, und weil er damit einen Profeſſorgeiſt verbindet, ſo iſt er in der Regel ſehr bereitwillig, Jedem, der es verlangt, Beweiſe zu geben, — Beweiſe ſeiner Weiblichkeit. Einige Philoſophen behaupten, daß man dies zugleich auch als einen Beweis von Geiſt betrachten könne. Wenn das wahr wäre, ſo gäbe es gar keine geiſtloſen Frauenzimmer. Doch wir kehren zu den Blauſtrümpfen zurück.

Es giebt Blauſtrümpfe von allen Altern, in allen Ständen in allen Glücksumſtänden, von allen Farben, von allen Meinungen; gewöhnlich aber ſtellen ſie ſich aus zwei unveränderlichen, wenn auch ſehr entgegengeſetzten Geſichtspunkten dar. Der Blauſtrumpf iſt entweder unſauber in ſeinem Anzuge, er trägt zerknitterte, ſchlecht geplättete Kleider, die vorletzte Mode aus der Provinz, oder er iſt ſteif, geſchniegelt und gebiegelt wie eine Drahtpuppe. Den Mittelweg, welcher die Eleganz ausmacht, kann der Blauſtrumpf nie erreichen.

Abgeſehen von den äußerlichen Kennzeichen hat der Blauſtrumpf Gewohnheiten, an denen man ihn ſowohl in ſeinem eigenen Hauſe, als auch außerhalb deſſelben ſehr leicht erkennen kann: Das Zimmer des Blauſtrumpfs iſt gewöhnlich durch eine Menge von Vorhängen verdunkelt; Portraits und Medaillons hängen an den Wänden; auf ſeinem Schreibtiſche ſteht die Büſte irgend eines großen Mannes, den er zu ſeinem begeiſternden Apollo gemacht; eine Menge von Büchern liegt zerſtreut auf den Stühlen, auf dem Kamine, auf den Pulten: aber keines hat den geringſten Bezug zu dem eigentlichen Fache, das der Blauſtrumpf ſich erwählt hat. Eines der koſtbarſten Geräthe des Blauſtrumpfs iſt ſein

Siegel; es enthält den Denkſpruch, welcher den ganzen geheimnißvollen Gedanken eines Briefes enthüllt; es iſt zuweilen der ganze Geiſt des Blauſtrumpfs. Hier einige Beiſpiele: Ein Katzenauge mit folgender Umſchrift: »Ich ſehe im Finſtern«; ein Kind, welches einen Lorbeerzweig in der Hand hält und ausruft: »Ich werde wachſen«; eine Taube, ausrufend: »Ich warte, daß er komme«.

Aber auch außer dem Hauſe hat der Blauſtrumpf Gewohnheiten, welche ihn leicht jedem nur einigermaßen geübten Auge verrathen. Wenn er auf der Straße iſt, ſo geht er entweder mit geſenkten Augen und langſamen melancholiſchen Blickes; dann denkt er nach oder dichtet; oder er geht mit hocherhobenem Kopfe, das Auge ſchimmernd und bewegt, die Lippe halbgeöffnet; dann ſucht er Eindrücke; er begeiſtert ſich, er bereitet vor; auch iſt ſein Blick zuweilen ſanft und ungewiß, zuweilen feſt und glühend, und zwar je nachdem eine Elegie ſeinen träumeriſchen Geiſt beſchäftigt oder eine Ode ſein lavaartiges Herz durchglüht. Der Blauſtrumpf hat Tage, an denen er einer Taube, und andere, an denen er einem Adler gleicht.

Der Blauſtrumpf macht ſelten das, was man Viſiten nennt; außer wenn er ein Manuſcript unterzubringen ſucht, welches nach Umſtänden entweder ſeine erſte Hoffnung oder ſeine letzte Hilfsquelle iſt.

Zweites Kapitel.

Der verheirathete Blauſtrumpf.

Der verheirathete Blauſtrumpf lebt mit ſeinem Manne, oder er lebt nicht mit ſeinem Manne, oder er lebt zwar mit ſeinem Manne, betrachtet ihn jedoch nicht als Mann.

Wir wollen mit der letztern Art beginnen. In dergleichen Wirthſchaften, beſonders in denen der letztern Art, herrſcht ſo ziemlich das Verhältniß, in welchem gegenwärtig Seine königliche Hoheit der Prinz Albert in England ſteht, blos mit dem Unterſchiede, daß es ſchon ſehr viel iſt, wenn der Mann nur Etwas von dem Namen behält, den er ſeiner Frau gegeben hat. Dieſer Name iſt nicht mehr der ſeinige: er iſt das Eigenthum Derjenigen, die ihn berühmt gemacht hat, und man legt ihm denſelben nie direkt bei. So iſt z. B. Herr B. nicht Herr B., ſondern der Gemahl von Madame B.; Herr C. nicht Herr C., ſondern der Gemahl von Madame C.; Herr X. nicht Herr X., ſondern der Gemahl von Madame X.

Es iſt intereſſant zu beobachten, bis zu welchem Punkte die Einflußloſigkeit des Familien-Oberhauptes in dieſen ſeltſamen Haushaltungen herabſinkt. Madame entſiegelt die Zeitungspakete, Madame öffnet alle Briefe, Madame hat ihren Salon, ihr Cabinet und ihr Zimmer, Madame geht Abends aus, Madame hat Morgens ein Stelldichein, Madame iſt bei ihrem Buchhändler, Madame hat mit ihrem Buchdrucker zu ſprechen, Madame hat ſoeben zu ihrem Bankier geſchickt, Madame iſt auf dem Lande, Madame ſchläft in der Stadt; was aber den Herrn Gemahl betrifft, den kennt Niemand; höchſtens antwortet man einem Freunde, der ſich um die Kinder von Madame erkundigt: der Herr Gemahl führe ſie da oder dort ſpazieren.

Einige bequemen ſich gutwillig dieſer vollkommenen Nichtigkeit und beſchränken ſich darauf, das Küchenbuch und den Waſchzettel zu führen. Bei Tiſche tragen ſie die Suppe auf. Im Salon bieten ſie Kaffee an. Das ſind die Muſter-Ehemänner, welche nicht aus der Bewunderung ihrer angebeteten Gemahlin herauskommen. Wenn dieſe ihnen die Ehre anthut, mit ihnen auszugehen, ſo gehen ſie hinter ihr, tragen den Regenſchirm und ſchleppen, im Fall ſie Einkäufe macht, auf ihrem linken Arm eine Statuette, einen Korb mit Früchten und ein Stück Käſe; wenn ſie fahren, ſo ſetzen ſie ſich auf den Kutſchbock und müſſen die Namen aller Straßen angeben. In dem Salon muß man die ängſtlichen und ſchüchternen, aber immer bewundernden Blicke ſehen, mit welchen ſie ihre unumſchränkte Herrin betrachten. Sie haben immer Alles in Bereitſchaft, bald ein beiſtimmendes Lächeln, bald einen begeiſterten Ausruf für jedes Wort, welches aus deren Munde geht, und bei jeder Veranlaſſung beginnen ſie das Geſpräch mit dieſem Satze, den ſie in tauſend verſchiedenen Arten anzubringen wiſſen.

»Haben ſie gehört, was meine Frau ſoeben geſagt hat?« »Hören Sie doch, was meine Frau eben ſagen will.« »Ich wiederhole nur, was meine Frau eben geſagt hat.« — Das iſt ein ſaures Handwerk, ich ſchwöre es Euch! Der Blauſtrumpf benutzt alle Mittel und Wege, um der Welt zu beweiſen, daß ſein Gemahl keinen Antheil an irgend einem ſeiner Werke habe. Er iſt ein wahrer Aſchenbrödel, zu dem man jeden Augenblick ſagt: »Schweige, Du weißt nicht, was Du ſprichſt; Du redeſt über Dinge, die Du nicht verſtehſt.« Zu dieſen Genüſſen kommen dann noch die Wege in die Druckerei: zuweilen hat er anderthalb Stunden weit zu gehen, um ein verkehrtes q auszubeſſern. Armer Mann, der nicht weiß, daß ſein Leben von noch weit ſchlimmeren Fehlern wimmelt! Aber ſein größtes Unglück iſt noch nicht das, welches mit der Herausgabe der Werke ſeiner Frau verknüpft iſt. Die Geburtswehen, welche dem Werke vorangehen, ſind ſeine größte Qual.

Man erzählt von einem, ich weiß nicht mehr welchem, Maler eine Geſchichte, die man auch auf David angewendet hat, zur Zeit, als es Mode war, von einem Manne, welcher Mitglied des Convents geweſen, alle möglichen Verbrechen vorauszuſetzen. Man erzählt, daß dieſer Maler, als er einen ſterbenden Chriſtus malen wollte, ein Modell kommen ließ und es beredete, ſich an ein Kreuz ſchlagen zu laſſen. Da das Modell, ungeachtet der Ermahnungen des Malers, ſtatt des ewigen Schmerzes nur einen Ausdruck von Langeweile zeigte, ſo ergriff der Maler in einer heftigen Regung von Künſtlerbegeiſterung eine Lanze und ſtieß ſie ihm in die Seite. Das Modell ſtarb davon, der Maler aber lieferte ein unſterbliches Meiſterſtück. Nun wohl, dieſes Experiment mag wahr oder erfunden ſein, der Blauſtrumpf macht es täglich ſo mit ſeinem Manne, freilich nur im moraliſchen Sinne.

Wenn er eine Verzweiflungsſcene braucht, ſo quält er ihn, beleidigt ihn, macht ihn ohnmächtig, bringt ihn zur Verzweiflung, und ungeachtet der Geduld des Opfers, zwingt er es doch wenigſtens auf einen Augenblick zur Wuth und Verzweiflung. Dann, vielleicht in dem Augenblick, in dem es ſich aus dem Fenſter ſtürzen will, hält er es mit begeiſterter Stimme auf und ſagt: »Das iſt ſehr ſchön, lieber Mann; nun habe ich meine Scene und will ſie niederſchreiben.« Dann geht ſie in ihr Arbeitszimmer zurück und befiehlt ihrem Gemahl, ihr Kaffee zu kochen, weil ſie die ganze Nacht arbeiten will.

Zum Schluß noch folgende Geſchichte, die ich verbürgen kann, da ich ſie ſelbſt erlebt habe. Ich wollte einen Blauſtrumpf, ich weiß nicht mehr in welcher Angelegenheit, beſuchen; ich begegnete ihrem Gemahl, welcher eben mit mir zugleich ins Haus tritt; ich will mich anmelden laſſen; er bietet ſich an, voraus zu gehen, um zu ſehen, ob der Blauſtrumpf zu ſprechen ſei; bald kommt er zurück und ſagt mir: »Sie können meine Frau nicht ſprechen; ſie iſt mit Herrn M. eingeſchloſſen; ſie arbeiten zuſammen.«

Ich kenne das Werk, welches ſie zu Stande gebracht haben. Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich in die Kirche ging.

Drittes Kapitel.

Der freie Blauſtrumpf.

Die Ehe iſt eine Feſſel für alle Frauen, ſie iſt ein Bagno für gewiſſe Blauſtrümpfe, die auch nie in dieſelbe eintreten, außer mit einem Gänſekiel bewaffnet, welchen ſie ich weiß nicht wo verbergen, wie es die Diebe mit den Uhrfedern machen, mit denen ſie am Ende ihre Feſſel ſprengen, und dann kann man ſie in der That einen befreiten Blauſtrumpf nennen. Dieſer Blauſtrumpf hat die verſchiedenartigſten und außergewöhnlichſten Sitten und es iſt faſt unmöglich, ihn darzuſtellen. Bald tritt er in der Geſtalt der freien Frau auf; dann will er Deputirter, Wähler, Advokat ſein; er raucht, er geht, die Hände auf dem Rücken, ſpazieren; er drückt ſeinen männlichen Collegen die Hand und duzt ſie brüderlich. Dieſe Art von Blauſtrümpfen iſt ſehr gewöhnlich; ſie ſchreibt Journal-Artikel für Blätter, welche exiſtirt haben, oder ſpäter exiſtiren werden. Man könnte dieſe Art Blauſtrümpfe das Weibchen des Communiſten nennen. In einer höhern Rangordnung ſteht der ſocialiſtiſche Blauſtrumpf, das iſt die Ariſtokratie des philoſophiſchen Blauſtrumpfs. Da trifft man dieſe geſchloſſenen Halskrägen, dieſe feinen battiſtenen Manſchetten, dieſe Kleider von perlgrauem Seidenſtoffe, dieſe Hüte von genähtem Stroh, fleißig mit Spitzen geſtickt. Naturforſcher, welche an dieſe Abart wenig gewöhnt ſind, verwechſeln ſie gewöhnlich mit engliſchen Gouvernanten. Dieſe ganz eigenthümliche Art trinkt Waſſer, ißt Gerſtenbrot und duzt nicht einmal ihre Kinder. Sie ſteht ſehr häufig in Verbindung mit den Mitgliedern der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, aber die Beziehungen zu derſelben ſind immer ſehr förmlich; keine Leidenſchaft kann und darf ihre Halskrägen in Unordnung bringen; ihre Art zu ſprechen iſt ſchwerfällig, richtig, trocken, zurückhaltend; ihre Bewegungen ſind ſelten, biſſig, abſtoßend; ſie ſitzen ſehr aufrecht auf ihren Stühlen und halten die Füße vorſichtig feſt an einander gepreßt; ſie gleichen jenen ſitzenden egyptiſchen Statuen, welchen man ein enges Kleid angezogen hat; ſie ſtehen mechaniſch auf, gehen mechaniſch, eſſen mechaniſch und — lieben mechaniſch; Alles iſt bei ihnen geregelt, geordnet, abgemeſſen. Uebrigens geſtehe ich, daß ich die Lebensweiſe, welche dieſe Blauſtrümpfe unter einander führen, nicht kenne; aber ſie ſind alle ſehr mager, während die meiſten Männer, welche in ihre Nähe kommen, unglaublich feiſt werden und einen Bauch bekommen, als ob ſie guter Hoffnung wären. Sollten dieſe Blauſtrümpfe mit den Männern die Rollen gewechſelt haben?

Ich glaube ſchon früher geſagt zu haben, daß ich die Frau, welche ihrer Feder weiter nichts als ihren Lebensunterhalt verdanken will, keinen Blauſtrumpf nenne. Ebenſowenig nenne ich diejenige einen Blauſtrumpf, welche ſchreibt wie der Vogel ſingt, weil ſie Herz und Geiſt voll von lebhaften Empfindungen und erhabenen Gedanken hat, wie der Vogel die Kehle voll von Liedern hat. Eine ſolche Frau iſt eine Frau von Geiſt, eine Frau von Talent, eine Frau von Genie, aber eine ſolche Frau iſt niemals ein Blauſtrumpf.

Nachdem dieſer Vorbehalt aufgeſtellt iſt, kehre ich zum wirklichen Blauſtrumpf zurück. Das iſt eine Art, die ich Euch vorzüglich anempfehle: ein magerer Körper, ein Alter von fünfundvierzig bis fünfundfünfzig Jahren, durchſichtige Hände, unförmliche Füße, die ſchwarzen Haare in künſtleriſcher Unordnung, hohle, von Thränen benetzte Augen, den Kopf zur Seite geneigt, ein ſchmerzliches Lächeln, eine zitternde Stimme und ein einfaches Kreuzchen, welches von einem fleiſchloſen Halſe in einen verwelkten Buſen hineinragt. Was für ein Alter Ihr immer haben, welche geſellſchaftliche Stellung Ihr auch immer einnehmen möget, redet dieſen Blauſtrumpf unter keiner Bedingung an; die langbeinige Spinne, welche ihr Netz an Mauerecken ausſpannt, beobachtet die ihr verfallene Fliege mit weit weniger Geduld und Aengſtlichkeit, als dieſer fürchterliche Blauſtrumpf. Wenn Du blos in den Bereich ſeines Blickes kommſt, ſo beginnt er ſchon ſeine häßlichen Bezauberungsformeln gegen Dich; er verfolgt Dich und erregt endlich doch das, was er Deine Aufmerkſamkeit nennt, wäre es auch nur dadurch, daß er Dir furchtbar läſtig fällt. Unglücklich Derjenige, der in dieſem zu gleicher Zeit ſtarren und ruheloſen Blick nicht ſogleich die Gefahr lieſt, welcher er ausgeſetzt iſt, und welcher, wenn dieſe Frau an ihm vorübergeht und zufällig ihren Fächer oder ihr Schnupftuch fallen läßt, die Unklugheit begeht, es aufzuheben. Von ihrem dankenden Blicke angezogen, werdet Ihr in ihre Klauen gerathen, und wenn ſie Euch einmal in denſelben hat, dann kann Gott allein wiſſen, in welchem Zuſtande Ihr Euch wieder aus denſelben retten werdet.

Auch ich habe arme junge Leute in dieſe Falle gehen geſehen. Auf die gerührten Dankesworte, welche der Blauſtrumpf an ſie richtet, antworten ſie irgend etwas Gleichgiltiges, oder ſie antworten gar nicht. Der Unvorſichtige hat ohne Zweifel einen Stand: er iſt entweder Advokat, oder Gerichtsperſon, oder

Maler, oder Dichter, oder Kaufmann, oder nichts von dem Allen; dem Blauſtrumpf iſt das gleichviel: er heftet einen langen Blick auf die Stirne des jungen Menſchen, er preßt die oben beſchriebene Hand auf das eigene Herz und murmelt mit einer Stimme, die für erſtickt gelten ſoll: »Es iſt ſeltſam!«

Der junge Menſch hebt den Kopf in die Höhe und ſieht nun dieſen tiefen Blick, dieſes ſchmerzliche Lächeln, dieſe krampfhafte Bewegung, welche den ganzen Körper des Blauſtrumpfs erſchüttert. Angenommen ſelbſt, der junge Mann ſei geſchickt genug, um nichts zu ſagen, ſo wiederholt der Blauſtrumpf ſeinen unglücklichen Ausruf mit gebrochener Stimme und folgender Veränderung:

»O mein Gott, in der That, es iſt ſeltſam!«

Diesmal kann der junge Menſch nicht umhin, eine Frage zu thun. Er möge alle möglichen Ausſichten haben, ſeinem Geſchicke zu enteilen, die Vorſicht wird nutzlos, der Zufall beſiegt ihn leicht, der Blauſtrumpf hat ihn, hält ihn feſt und läßt ihn nicht mehr entrinnen. »O nur ein Wort, um Gotteswillen! wer ſind Sie? woher kommen Sie?« fragt der Blauſtrumpf, indem er den jungen Menſchen mit ſich fortzieht. Ihre Stimme zittert, ihr Körper zittert, ihr Auge ſchweift wie verloren umher. Der junge Menſch folgt ihr. Wohin? In eine Ecke des Salons, wo er, nachdem er erklärt hat, er ſei von Montvilliers, wo ſein Vater und ſeine Mutter einen Großhandel mit Butter und Eiern treiben, die klägliche Erzählung von der tiefen und plötzlichen Unruhe anhört, die er in das Herz eines armen Weibes geſtreut hat.

Sie hat einen ganz jungen Bruder verloren, ein Kind, welches von ſeinem Genie zeitig aufgezehrt worden iſt, und welches ſie in der Geſtalt des jungen Unvorſichtigen aus dem Himmel (der nun gewiß ſeine Wohnung iſt) herabſteigen zu ſehen geglaubt hatte; wenn es kein Bruder iſt, ſo iſt es ein Sohn, der jetzt in ſeinem Alter wäre; wenn es kein Sohn iſt, ſo iſt es ein Vetter; wenn es kein Vetter iſt, ſo iſt es irgend Jemand Anderes; aber jedenfalls iſt es immer etwas Schönes, Himmliſches, Liebenswürdiges, Edles, Liebevolles, Erhabenes, dem der junge Mann auf eine ſo wunderbare Art ähnlich ſieht. Wer Teufel ſoll da widerſtehen? Alle Männer ſind in dieſem Punkte eitel, und man kann nur wieder mit Schmeicheleien und beſcheidenen Dankſagungen auf dieſen Strom von Lobſprüchen antworten, der uns mit erhabenen Eigenſchaften überſchwemmt. Von dieſem Augenblick an ſeid Ihr gefeſſelt, und bald werdet Ihr auch zermalmt ſein. Im Handumdrehen kennt der Blauſtrumpf Euren Namen, Eure Gewohnheiten und Eigenheiten, Eure Arbeits- und Mußeſtunden, und ob Ihr Maler, Dichter, Beamter oder Gewürzhändler im Großen werden wollt. Wer Ihr auch immer ſeid, es iſt gleichviel; eben ſo wie der Blauſtrumpf einen Bruder oder Vetter verloren hat, der Euch an Schönheit glich, eben ſo hat er noch einen Bruder oder Vetter behalten, der, wie Ihr, Sänger, Beamter oder Gewürzkrämer iſt. Dieſer wird Euch einen Weg bahnen, dieſer wird Euch die Zukunft leicht und angenehm machen, »und ich, mein Herr, ich werde glücklich ſein, wenn ich Sie glücklich ſehe; Sie werden für mich das Abbild Deſſen ſein, den ich verloren habe, und meine Augen, müde, ihn vergebens im Himmel zu ſuchen, werden ihn auf der Erde wieder zu finden glauben.« Und darüber habt Ihr nun eine Beſtellung auf einen beſtimmten Tag und eine beſtimmte Stunde, die man Euch wählen läßt, damit Ihr keine Verhinderung vorſchützen könnt. An dem beſtimmten Tage geht Ihr nun mit ruhigem Herzen in eine faſt öde Straße; Ihr ſteigt bis in den vierten Stock, deſſen Höhe Euch ſchon beunruhigend vorkommt; Ihr findet daſelbſt eingerahmte Thüren, ſchwere Teppiche, Doppelfenſter und ein beſcheidenes Kammermädchen, welches Euch bittet, einen Augenblick in einem kleinen Salon zu warten.

Madame kommt ſoeben aus dem Bade, Madame hatte die ganze Nacht Fieber, Madame leidet ſo viel, Madame weint ſo viel; aber Madame erwartet den Herrn und will ihn nicht unnütz hieher bemüht haben. Einen Augenblick ſpäter erſcheint ſie ganz in weißem Mouſſelin gekleidet; in der Hand hält ſie einen Brief und ein Buch; ſie wirft Beides nachläſſig auf ein Pult und ſinkt ganz aufgelöſt vor Schmerz auf ein Ruhebett, wo Ihr Euch neben ſie ſetzen müßt; denn ſchon im Gehen hat ſie Eure Hand ergriffen, um ſich zu ſtützen; ſie drückt dieſe Hand, indem ſie ſagt: »Dank, Dank, daß Sie gekommen ſind, ſetzen Sie ſich hieher.«

Zum Teufel, dieſe Blauſtrümpfe ſind wirklich nicht dumm. Ich kann es Euch nicht erklären, ich kann es mir ſelbſt nicht vorſtellen, wie ſie es anfangen in dem Halbdunkel, in das ſie ſich einhüllen, ihrer Magerkeit den Schein eines ſchlanken Wuchſes und ihrem hohlen Blick ein ſüßes Schmachten zu verleihen. Dieſe vertrockneten Creaturen üben geheimnißvolle Einflüſſe, welche ſich der Erklärung entziehen; in der Atmoſphäre, in der ſie leben, herrſcht ein betäubender Duft, der ins Gehirn ſteigt, der Euch trunken, wüthend macht, und der ihnen das Recht giebt, zu ſagen: »Du willſt es? Es ſei! Und ſollte ich darüber wahnſinnig werden.«

Nun umſpinnt die ungeheure Spinne den Unvorſichtigen mit ihren Fäden, die eiſernen Banden gleichen, und ſie läßt ihn dann erſt aus dieſen erſtickenden Umarmungen frei, wenn das Opfer erſchöpft und athemlos zu ihren Füßen ſinkt. Aber damit iſt noch lange nicht Alles vorbei und wie glaubt Ihr wohl, daß das wieder beginnt? Wenn der Unglückliche von Neuem ein wenig zu Athem gelangt iſt, hört er neben ſich weinen und ſeufzen; Schluchzen erſchüttert dieſen unverwüſtlichen Körper; der grimmige Blauſtrumpf iſt nicht mehr eine Venus, welche unerbittlich ihre Beute verfolgt, nein, er iſt eine junge gefallene Jungfrau, ein befleckter Engel, eine weiße beſudelte Seele! O Eure ganze Zukunft reicht nicht hin, um das Verbrechen gut zu machen, das Ihr an ihr begangen habt; Ihr ſeid der unglückſelige Mann, welcher ſie zur Verzweiflung treiben wird . . .

Ihr rettet Euch, ſo gut es gehen will, aus dieſen knöchernen Umſchlingungen und geht, um nie wieder zu kommen. Nun aber kommt der Blauſtrumpf zum Vorſchein; jetzt ſtellt er Euch zuerſt durch Briefe auf die Probe, ihr bekommt ſtündlich einen, vier Seiten für jede Gemüthsbewegung und großer Gott! in welchem Stil, mit welchen Phraſen! Man ſollte glauben, dieſe Frau ſchreibe mit einer Feder, die ſie in eine Wolke von roſenfarbener mit Aether verdünnter Tinte getaucht habe.

Wenn Ihr eine jener weißen Feen aus dem Himmel Odins, eine jener duftigen Peris aus dem Himmel Wiſchnu's betrogen hättet, ſie könnten nicht mehr Entzücken, nicht mehr Hingabe, nicht mehr Wohllaut an Euch verſchwenden.

Aber unglücklich, drei Mal unglücklich, wer nicht paſſend auf dieſe Briefe antwortet; dann wiederholen ſich die Krämpfe der Liebe im Zorne, dann werden die Drohungen, der Haß, die Flüche eben ſo athemlos, als geſtern die Liebkoſungen. Auf die Briefe folgen die Beſuche, auf die Beſuche das Warten an Eurem Hausthore in einem elenden Fiaker, auf dieſes Warten die Verfolgungen in die Kaffee- und Gaſthäuſer, wo Ihr zu Mittag eſſen wollt, auf dieſe Verfolgungen das Eindringen in Eure Wohnung während Eurer Abweſenheit, und wenn Ihr endlich, ſei es, daß Ihr Paris verlaſſen oder Euch aus Verzweiflung erſchoſſen habt, dieſer Hyäne entronnen ſeid, dann beginnt ſie ihre Spinnenrolle von Neuem, und nach einer Reihe von ähnlichem Unglück und Verzweiflung vertraut ſie dem Publikum die Qualen ihres Lebens und ihrer Seele in einem Band Gedichte, in Umſchlag von roſenfarbenem Papier, welcher als Titel den Namen irgend einer geheimnißvollen Blume und als Motto die Worte führt: »Ich habe gelitten.«

Viertes Kapitel.

Der verbündete Blauſtrumpf.

Dieſe Abart des Blauſtrumpfs iſt, wie alles Merkwürdige, ſehr ſelten und ſtellt eben durch ſeine Verbindung eines der größten Geheimniſſe des menſchlichen Geiſtes dar. Nie ſah man noch zwei Schriftſteller oder zwei Maler in gutem Einverſtändniſſe in Einem Hauſe leben. Die Nebenbuhlerſchaft iſt das mächtigſte Trennungsmittel von allen Leidenſchaften; andererſeits iſt aber die Ehe doch noch ein mächtigeres Trennungsmittel; wie kommt es alſo, daß zwei Trennungsmittel zuſammengenommen ſehr ruhige und, wie es ſcheint, ſehr glückliche Vereinigungen zu Stande bringen? Herr Orfila hat entdeckt, wie ſtarke Gifte, mit einander vermiſcht, ſich aufheben und zuweilen eine unſchädliche, ja ſogar heilſame Miſchung hervorbringen. Er erklärt, wie die ſchädlichen Eigenſchaften des einen die ſchädlichen Eigenſchaften des andern in ſich aufnehmen, und analyſirt jene Beſtandtheile, welche ſich gegenſeitig zerſtören.

Wahrſcheinlich muß es ſich auch ſo mit der Verbindung des Blauſtrumpfs mit dem Schriftſteller verhalten. Die Ehe hebt die Erbitterung der literariſchen Nebenbuhlerſchaft, und die literariſche Nebenbuhlerſchaft hebt die Erbitterungen der Ehe auf; das, was man als Ehemann nicht zugeben könnte, überſieht man als Mann von Geiſt; was man als Ehefrau nicht ertragen könnte, erträgt man als überlegenes Weib; den Erfolg, den man als Nebenbuhler verwünſchen würde, macht man ſich als Ehemann zu Nutze; den Ruhm und den literariſchen Gewinn, über den man ſich als Blauſtrumpf luſtig machen würde, benutzt man als Hausfrau, und das Reſultat iſt, daß, wie ich ſchon oben geſagt, aus allen dieſen Keimen der Zwietracht eine ruhige Verbindung emporkeimt. Aber wenn es wahr iſt, daß zwei Gifte, mit einander vermengt, ihre Kraft gegen einander innerlich verlieren, ſo werden ſie gegen alles Fremde um ſo tödtlicher. Wenn der Blauſtrumpf und ſein Gemahl falſch und anmaßend ſind, ſo werden ſie noch hundert Mal falſcher und anmaßender, denn wie Zehn mit Zehn mutiplicirt Hundert giebt, ſo erheben ſich alle ihre Lächerlichkeiten, alle ihre Laſter, alle ihre kleinen Leidenſchaften zur zweiten Potenz ihrer urſprünglichen Größe.

Dazu kommt noch, daß ſie ſich gegenſeitig herausſtreichen. Sie erfinden als geiſtreiche Leute zu dieſem Behufe allerliebſte kleine Romane; der Gemahl hat reizende kleine Erzählungen in Bereitſchaft, um die Liebhaber ſeiner Frau zu entſchuldigen, und die Frau verſteht es aufs Ausgezeichnetſte, den Laſtern ihres Gemahls einen vornehmen und moraliſchen Zweck unterzuſchieben.

Da nichts eine Sache ſo ſehr erläutert, als geſchickt angebrachte Beiſpiele, ſo will ich dem Leſer zwei ſolche erzählen, aus denen er dieſen Kunſtgriff vollkommen kennen lernen wird.

Einer dieſer Blauſtrümpfe und einer dieſer Ehemänner, von denen ich ſpreche, lebten zum großen Staunen des Publikums in einer vollkommen glücklichen Ehe. Dieſes Erſtaunen hatte ſeinen Grund darin, daß ein gewiſſer Herr den Blauſtrumpf zu allen Tageszeiten ſehr früh und ſehr ſpät beſuchte, und zwar vorzüglich, wenn der Gemahl nicht zu Hauſe war; und wenn er zufällig zu Hauſe blieb oder zurückkehrte, während dieſer Herr zugegen war, ſo wußte man immer einen Vorwand zu finden, um den Gemahl zu vermögen, ſich allein in ſein Arbeitscabinet einzuſchließen. Einige Freunde deſſelben (Leute, welche Dinge, wie wir ſie hier erzählen wollen, begehen, nennen ſich Freunde! Was iſt da zu machen? Wir leben nun einmal in einer anmaßenden Zeit!), dieſe Freunde alſo hielten es für paſſend, den Gemahl davon zu benachrichtigen, was bei ihm zu Hauſe vorging, und da er ihnen antwortete, daß er es genau wiſſe, erklärten ſie ihm den Schluß, welchen das Publikum daraus ziehen könnte.

Bei dieſen Worten nahm der Mann ein elegiſches Ausſehen an, welches an ihm nicht gewöhnlich war, und dieſes mit einem Tone von tragiſcher Würde, der ihm viel beſſer ſtand, verbindend, ſagte er: »Ich ſtehe auf einem zu hohen Standpunkte, als daß ein derartiges Gerede mich erreichen könnte, und ich hege zu reine Gefühle, als daß irgend eine Verleumdung mich dazu bringen könnte, das heilige Benehmen, das ich mir vorgezeichnet, zu verändern.«

Die Freunde des Ehemannes machten große Augen, er aber lächelte mit ſanfter Ueberlegenheit; dann nahm er mit vertraulicher und gerührter Stimme wieder das Wort:

»Ihr verſteht mich nicht, nicht wahr?«

Die Freunde ſchüttelten zum Zeichen der Verneinung ſchweigend den Kopf. Der Mann begann wieder in etwas theatraliſcher Körperſtellung und mit einer Stimme, in der eine akademiſche Anrede lag:

»Ihr verſteht mich nicht, aber Ihr beſchuldigt einen Mann, wie mich, einer feigen Gefälligkeit und einen Engel, wie ſie, einer gemeinen Unſittlichkeit. O, Ihr verdientet es, daß ich Euch in Eurer Verblendung ließe; aber Ihr ſeid meine Freunde, und ich will nicht, daß Ihr gegen Andere äußert, was Ihr gegen mich geäußert habt; ich will nicht, daß Ihr mit Euren vorſchnellen und übelwollenden Beurtheilungen Herzen verletzen ſollt, die nicht mit demſelben ſtoiſchen Gleichmuth bewaffnet ſind wie das meine; ich will Euch eine Warnung gegen ſo leichtfertige Vorausſetzungen ertheilen, und ich will Euch, Euch allein, ein vertrauliches Verhältniß erklären, gegen welches Ihr einen ſo unwürdigen Verdacht gefaßt habt.«

Die Freunde ſammelten ſich ſtillſchweigend, und der Ehemann begann ſeine Erzählung folgendermaßen:

»Meine Frau, dieſe Frau, welche Ihr ſoeben angeklagt, dieſe Frau hat eine Mutter. Dieſe Mutter, welche Ihr nicht kennt, war ſchön und unglücklich; und weil ſie ſchön war, wurde ſie geliebt, und weil ſie unglücklich war, liebte ſie. Dieſe Mutter, welche ſchön und unglücklich war, war jung und verheirathet, und weil ſie jung war, wurde ſie tyranniſirt, und weil ſie verheirathet war, wurde ſie die Frau Desjenigen, den ſie nicht geliebt. Fangt Ihr an, das ſchreckliche Geheimniß zu errathen? Verheirathet an Den, den ſie nicht geliebt, hat ſie ihn betrogen, Dem zu Liebe, welchen ſie geliebt . . .«

Hier wiſcht ſich der arme Gemahl einige Thränen ab und erſtickt einige Seufzer, welche mitten in ſeiner Erzählung denſelben

Zweck haben, wie jene Zeilen von Punkten, welche dem Leſer ſo bereit ſind, das zu ſagen, was er verſtehen muß, ohne daß man es ihm zu erzählen braucht. Nach dieſem etwas romantiſchen Innehalten nimmt der Gemahl wieder das Wort:

»In dieſer Zeit zerriſſen unſere politiſchen Wirren, unſere wüthenden Kriege mit rauher Hand auch die heiligſten Bande; er mußte abreiſen, und als er wiederkam, faſt zwanzig Jahre ſpäter, das Herz verödet, vereinſamt im Leben, Eine Hoffnung im Buſen nährend, da fand er nur ein Grab und ein junges ſchönes Mädchen, welches ihm ein mit ſterbender Hand geſchriebenes Billet übergab, worauf mit von Thränen verwiſchter Schrift ſtand: „Dieſes Mädchen iſt Dein Kind.“«

Hier bricht der Erzähler in Thränen und Schluchzen aus, die Freunde weinen und drücken ihm ſchweigend die Hand. Reue, Rührung, Achtung zeigen ſich auf Aller Antlitz; da erhebt ſich der Gemahl, wie der über die Schlange Python ſiegende Gott, und ruft mit Donnerſtimme:

»Ja, ſie iſt das Kind dieſes Vaters, ja, er iſt der Vater dieſes Kindes, und ſie iſt es, er iſt es, ich bin es, die Ihr angeklagt habt, o! — o! — o!«

Bei dieſen drei O's ſpringen die Freunde, außer ſich vor Reue und Bewunderung, ſtürmiſch auf, umarmen den Gemahl, quetſchen ihn in ihren Umſchlingungen, heben ihn mit ihren Armen auf und tragen ihn, auf den Knieen rutſchend, im Triumph bis in das Zimmer ſeiner Frau, wo ſie den Vater und das Kind finden, welche ſich ſo gut mit einander vertragen. Aber es giebt ſehr boshafte Leute und es giebt vorzüglich Schriftſteller, welche die beſte Geſchichte, Zeile für Zeile, genau unterſuchen, und dieſe Leute behaupten, entdeckt zu haben, daß der Geburtsſchein des Vaters von 1780 und der der Tochter von 1790 ſei. Uebrigens hat dieſe Geſchichte viel Unglück: man hat mehrmals verſucht, ſie als Drama oder Roman zu behandeln, ſie hat aber in keiner von beiden Formen Beifall erhalten.

Ich habe zwei Beiſpiele verſprochen; hier folgt das andere. Da die Frau einen Vater, das heißt eine zärtliche und heilige Zuneigung hat, ſo will der Mann ſeinerſeits auch eine ſolche haben und zu dieſem Behufe ſucht er ſich eine Tochter — der Freude. Die Freunde der Frau — denn jeder Theil hat die ſeinigen — ſetzen ſie von dieſem Verbrechen in Kenntniß und flüſtern ihr ein, daß eine Frau von ihrem Stande und ihrem Geiſte ihrem Manne nur Liebſchaften aus einer beſſeren Geſellſchaft und von beſſerem Geſchmack geſtatten dürfe.

»Ich weiß nicht, was Ihr wollt,« ſagt ſie; »das iſt ein Ehrgeiz, den ich begreife und den ich nur billigen kann. Leute, welche meinen Mann nicht verſtehen, haben ihm oft die ganz belletriſtiſche Oberflächlichkeit ſeines Geiſtes vorgeworfen und ihm tauſend Mal geſagt, daß man in einer ſo ernſten Zeit, wie die unſere, nur durch ernſte Arbeiten ſich endlich den Platz erringen könne, den man verdient. Dieſe Worte haben in meinem Manne einen großen, tiefen, moraliſchen und philoſophiſchen Gedanken erzeugt: er will die verderblichen Elemente der Geſellſchaft von dem Kleinſten bis zum Größten ſtudiren; er hat ſchon die

Bagnos, die Gefängniſſe, die Spielhäuſer (damals gab es noch Spielhäuſer) beſucht; jetzt geht er, wie Sie mir ſagen, dorthin. Er will für die ganze Geſellſchaft das thun, was Parent-Duchâtelet nur für einen ſehr kleinen Theil derſelben gethan hat. Erwartet alſo das Werk: es wird alle Verleumdungen, welche darauf ausgehen, ihn in ſeinen erhabenen Erfahrungen aufzuhalten, verſtummen machen.«

Das Werk erſchien früher, als es die Freunde erwartet hatten; es war, glaube ich, ein Concilium, zu welchem der Gemahl die zwei berühmteſten Aerzte von Paris berief.

Aber das Leben des Blauſtrumpfs wird nicht immer durch Fragen von ſolcher Wichtigkeit ausgefüllt; er hat ſeine eigene Welt, ſeinen Hof und ſeinen Salon; er hat hübſche junge Leute, welche ihm in jeder Hinſicht ſchmeicheln, der Eine von da, der Andere von dort. Das wäre das angenehmſte, das ſüßeſte, das prächtigſte Leben, wenn die Pfeife der Kritik oder des Publikums ihn nicht zuweilen aus dieſen ſüßen Entzückungen wechſelweiſer Bewunderung und gegenſeitigen Weihrauchſtreuens aufweckte. Wenn das geſchieht, erblaßt der Blauſtrumpf: er wird wüthend, er kommt außer ſich, er ſchreibt drohende Briefe und züchtigt den Unverſchämten, der es wagt, ihn zu tadeln, dadurch, daß er ſeinem Manne befiehlt, wüthend auf den Kritiker zu ſein. Wenn jedoch im Gegentheile der Gemahl angegriffen wird, ſo lächelt der Blauſtrumpf dem Gegner zu und, vorgeblich um ihn zu beſänftigen, ſagt er zu ihm, wenn er ihn erreichen kann: »Man greift nur Diejenigen an, welche der Mühe werth ſind; laſſen Sie dieſen armen Mann ungeſchoren.«

Fünftes Kapitel.

Der ledige Blauſtrumpf, der jungfräuliche Blauſtrumpf.

Von dem jungfräulichen Blauſtrumpf giebt es zwei Arten: den Blauſtrumpf von guter Familie und den öffentlichen Blauſtrumpf. Der Blauſtrumpf von guter Familie hat Etwas von einem verzogenen Kinde im ſpäteren Alter an ſich, das heißt, er beſitzt all' jene ungeheuren Unarten dieſer kleinen Weſen in noch höherem Grade. Wenn er Vater und Mutter hat, ſo iſt ſeine Mutter ſeine Kammerfrau und ſein Vater ſein Bedienter; wenn er Schweſtern und Brüder hat, ſo müſſen ſeine Schweſtern ſeine abgelegten Kleider tragen und die Brüder ſeine Manuſcripte abſchreiben. Es iſt intereſſant, der Vorſtellung eines Fremden in einem Hauſe, in dem es einen ſolchen Blauſtrumpf giebt, beizuwohnen: die Unverſchämtheit, mit welcher er bei jeder Gelegenheit ſeinen Herrn Vater, ſeine Frau Mutter unterbricht; das anmaßende Lächeln, welches dieſe Unterbrechungen verkündigt und welches ohne Zweifel ſagen will: »Mein Vater iſt ein Eſel und meine Mutter eine dumme Gans, hören Sie nicht auf dieſe Leute,« verdiente, daß man ihm Ohrfeigen gäbe und zwar auf jene Stelle, auf welche man ſie kleinen Kindern zu geben pflegt, aber ſein Vater und ſeine Mutter, welche anſtändiger Weiſe allein dies Recht haben, ſind, wie ich ſchon oben geſagt habe, Diejenigen, welche das bekommen, was ſie eigentlich austheilen ſollten. Dieſer kleine weibliche Tyrann hat alle Annehmlichkeiten, deren man zu ſeinen Gunſten alle andern Mitglieder der Familie beraubt: das beſte Zimmer, das beſte Bett, hübſche elegante Meubeln, die beſten Biſſen; ich kannte einen, der nur von Hühnerflügeln lebte, und welchem man ſie auch, wenn er krank war und ſie nicht eſſen konnte, vor das Bett bringen mußte, damit er ſie blos in den Mund ſtecke und ſo die Anderen verhindere, ſie zu eſſen. Er ließ ſich auf den Ball fahren, während ſeine Schweſtern ſeine Strümpfe ſtopfen mußten. In Geſellſchaft ſetzt er ſich unbeweglich mit gegen Himmel gerichteten Augen auf den bemerkbarſten Platz des Salons, oder er bleibt, wenn er durch denſelben geht, plötzlich ſtehen, fährt mit der Hand über die Stirne, und ſteht da verſunken in den lichtvollen Gedanken, der plötzlich über ihn gekommen iſt; ein anderes Mal lacht er, wie ein Kind von zwölf Jahren, iſt närriſch vergnügt und läuft begeiſtert planlos durch die Gruppen der Tanzenden; ein anderes Mal ſpricht er ſtehend, die Hände auf dem Rücken, mit Männern in irgend einem Winkel des Saales, und außerdem rezitirt er ſehr häufig Gedichte und endigt dieſelben bisweilen mit einer Ohnmacht, die eine Folge der gereizten Aufregung ſein ſoll. Das treibt er denn ſo von ſechzehn bis achtundzwanzig oder dreißig Jahren fort, dann aber heirathet der jungfräuliche Blauſtrumpf einen Mauth-Aufſeher oder einen Strumpfwirker und fällt in eine der ſchon beſprochenen Kategorien des verheiratheten Blauſtrumpfs.

Der emancipirte Blauſtrumpf iſt, was man auch ſagen mag, eine ſehr ſeltene Erſcheinung; jeder Blauſtrumpf hat eine gewiſſe Vorſicht, welche ihm nur ſolche Fehltritte erlaubt, die ihm nichts ſchaden, und überdies verdrängt die Eitelkeit gewöhnlich alle andern Leidenſchaften. Ich ſchildere alſo den emancipirten Blauſtrumpf hier als eine Ausnahme. Wenn ein ſolcher Blauſtrumpf als Mädchen Mutter wird, ſo iſt ihm ſeine Beſtimmung vorgezeichnet; er iſt fortwährende Aufopferung ſeiner ſelbſt zu Gunſten des kleinen Weſens, welches ihm Gott als eine Hoffnung und eine Züchtigung, als eine Freude und eine Qual geſchenkt hat. Mit dieſem feinen Gegenſatze ſchreibt er hundertundſechzig Elegien, zweiundvierzig Romane und führt unter Thränen ein verwelktes Leben, welches er von Zeit zu Zeit mit Champagner begießt, wenn er einen freigebigen Verleger hat, oder blos mit einigen Gläschen Rum, wenn er keinen ſolchen findet. Von allen Blauſtrümpfen iſt dieſer derjenige, welcher die miniſteriellen Bureaux am meiſten beſucht; wer auch immer am Ruder iſt, er weiß von ihm jene kleinen Unterſtützungen zu erhalten, welche in den Wohlthätigkeits-Anſtalten der Straße Grenelle ausgetheilt werden. Bald iſt es für die Mutter, bald für das Kind, und ſo ernährt Eins das Andere, und ſie helfen ſich durch, bis das kleine Geſchöpf, wenn es ein Knabe iſt, der geheime Sekretär irgend eines einflußreichen Mannes wird, oder wenn es ein Mädchen iſt, einen großen Preis im Conſervatorium erhält und Penſionärin des Budgets an irgend einem ſubventionirten Theater wird.

Sechſtes Kapitel.

Der Künſtler-Blauſtrumpf.

Wir können dieſe lange Reihe von Blauſtrümpfen nicht ſchließen, ohne eine neue Gattung, welche kein Vorbild aus der Vergangenheit aufzuweiſen hat, zu beſchreiben. Ich könnte ſagen, daß es Leute gebe, welche eine angeborene Wiſſenſchaft beſitzen, welche Alles zu wiſſen glauben, ohne irgend Etwas gelernt zu haben; aber damit würde ich dieſe Blauſtrümpfe, von denen ich jetzt reden will, doch nicht genau genug bezeichnet haben. Die Leute, welche die angeborene Wiſſenſchaft zu beſitzen glauben, ſind ganz einfach anmaßende Faulpelze; diejenigen aber, von denen ich rede, ſind von viel höherer Natur: ſie haben Kunſtgefühl.

Dieſe Schule des Kunſtgefühls hat ſich ſeit ungefähr zehn Jahren merkwürdig verbreitet, vorzüglich unter Denjenigen, welche nichts wiſſen und nichts lernen wollen, es aber dabei doch ſehr bequem finden, für ſehr gebildet zu gelten. Wie aus den Drachenzähnen des Cadmus ganze Schaaren bewaffneter Männer hervorgekeimt ſind, ſo trat plötzlich eine ganze Schaar von Frauen auf, alle bewaffnet mit Anſprüchen, Erregungen, Zuckungen, Verzückungen und hauptſächlich mit Geſprächen über Kunſt.

Unglücklicher Weiſe tödten ſie ſich nicht wie jene Schaaren aus den Drachenzähnen des Cadmus, und ſo giebt es jetzt Myriaden jener Weſen, welche die Welt und die Salons verfinſtern. Sie ſind es, welche wir Künſtler-Blauſtrümpfe nennen.

Der Künſtler-Blauſtrumpf ſagt, das Auge auf ein Gemälde oder eine Statue geheftet:

»Dieſer Gladiador hat keinen Einklang und keine Verhältniſſe; betrachten Sie dieſen Abſtand der Büſte von dem Knie (ſie zeigt mit dem Finger darauf) das iſt unmöglich, ein Mann kann nicht ſo gebaut ſein!

Vor einem Jahre traf ich auf einem Rheindampfſchiffe einen ſolchen Künſtler-Blauſtrumpf. Ihr Mann war ſehr liebenswürdig, ſpeiſte mit mir in der Kajüte und ließ vorzüglich dem herrlichen Rheinwein Gerechtigkeit widerfahren. Seine Frau ſtand fortwährend auf der Brücke des Dampfſchiffes und rief: »Betrachten Sie dieſen Fels, wie er ſich in die blauen Fluthen hinausbeugt (der Rhein iſt grün wie eine Auſter), nur dieſe Felſenriſſe, wie ſie düſter und troſtlos ſind, das iſt die Kunſt, wie ich ſie verſtehe.«

Als wir in Cöln ankamen, beſuchten wir die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt und vorzüglich das berühmte Gemälde von Rubens, den Martertod des heiligen Petrus. Ich fand ein grobes, gewöhnliches, ungeſchicktes Bild. Der Blauſtrumpf iſt in Verzuckung, ſchreit und ſpricht: »Ausdruck, Zeichnung, Farbe, Pracht, Bewegung, Erhabenheit, Leben, Kühnheit, Vollendung, Strahlen der Heiligkeit, Schrei des Fleiſches, Ergebung des Märtyrthums!«

Da ſagt ein Kirchendiener zu mir:

— Wollen Sie das bewundernswürdige Bild von Rubens ſehen?

— Ja, antwortete ich.

— Es koſtet aber zwei Thaler, erwidert der Kirchendiener.

Ich bezahle ſie; die große Leinwand, vor welcher der Blauſtrumpf ſeine begeiſterten Reden hielt, dreht ſich um einen Zapfen, und hinter derſelben iſt das wahre Gemälde von Rubens. Das andere, welches man umſonſt ſieht, iſt blos eine erbärmliche Kopie, die nur für die Armen und für die Blauſtrümpfe da zu ſein ſcheint.

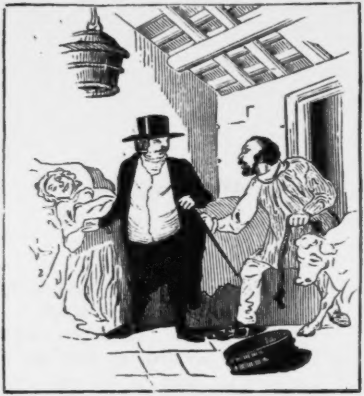
Ich wollte jetzt den Blauſtrumpf, der früher eine Fluth von Epigrammen über meine Theilnahmloſigkeit ergoß, über Leute, welche zu ſehen glauben und doch nicht ſehen, beſchämen, aber e war entflohen und hatte ſein Kunſtgefühl mit ſich genommen.

Uebrigens iſt das eine ſehr gewöhnliche Art. Die ausgezeichnetſte bildet der Künſtler-Blauſtrumpf, welcher ſich für Eine Note oder für Eine Manier begeiſtert. Unter dieſen iſt der Blauſtrumpf, der für chriſtliche Kunſt ſchwärmt, ſehr merkwürdig. Er findet die künſtleriſche Anmuth der Maler nur im Gelben und Magern. Das Häßliche iſt ſein Cultus und er hält ihn mit aller Leidenſchaft der Eigenliebe feſt. Uebrigens werden dieſe Unglücklichen geſtraft, wie ſie ſündigen. Sie laſſen ſich von Schlingeln von Malern portraitiren, welche ebenfalls Gefühl für chriſtliche Kunſt haben und ihnen das Glück verſchaffen, ſich in der Geſtalt von intereſſanten Leichnamen, denen man noch nicht die Augen geſchloſſen und die man noch nicht entkleidet hat, zu bewundern.

Dann giebt es Künſtler-Blauſtrümpfe, welche vorzüglich in alten Schmuck, alte Meubel, alte Tapeten und alle alten Sachen, die viel Geld koſten, vernarrt ſind. Sie ſprechen von Styl, Charakter, Epoche, Ausdruck. Sie ſetzen das Vermögen ihrer Männer und die Ausſtattung ihrer Kinder an dieſe Liebhaberei und ſind eben ſo eiferſüchtig auf ein emaillirtes Riechfläſchchen aus der Zeit Ludwigs des Sechszehnten, als es andere Frauen auf ihren Geliebten wären.

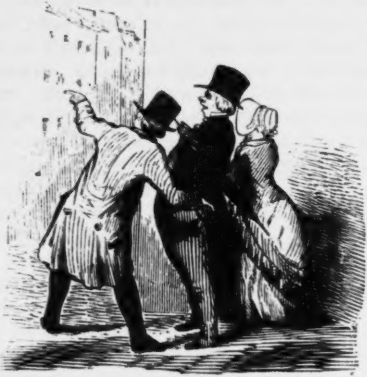
Zum Schluſſe noch die Bemerkung, daß der Blauſtrumpf, ſo wie wir ihn in ſeinen verſchiedenen Arten geſchildert haben, auf allen Stufen der geſellſchaftlichen Leiter zu finden iſt, von der Loge des Portiers bis zum Salon der Herzogin. Man wechsle nur die Kleider und die äußere Umgebung; immer und überall bleibt der Blauſtrumpf, verheirathet oder ledig, Jungfrau oder Märtyrer, befreit oder emancipirt, mit wenigen Ausnahmen ein kaltes, trockenes, egoiſtiſches, neidiſches, eitles, boshaftes Geſchöpf.

Frau und Kuh.



Herr Doctor, ich habe Sie kommen laſſen, weil meine Kuh ſich unwohl fühlt und meine Frau krank iſt; kommen Sie aber erſt zu meiner Kuh; denn das iſt viel wichtiger!

Frage und Antwort.



Fremder. Beſter Freund, können Sie mir ſagen, welches der nächſte Weg zur Börſe iſt?

Dieb (mit einem Griff nach deſſen Taſche). Dieſer!

Die Tonleiter des Rauſches.

Capriccio von T. Drobiſch.

Mahomed verbot den Anhängern ſeiner Lehre das Weintrinken und verwies ſeine Gemeinde auf den Wein des Paradieſes, welcher nicht berauſcht. (Koran Sure 37.)

Der gute Chriſt hingegen, dem die Wahrheit über Alles geht, trinkt ſchon hier auf Erden ſein Schlückchen, blos weil im Weine die Wahrheit liegt.

Ein Engländer ſammelte all die Pfropfen von den Champagnerflaſchen, die er mit ſeinen Freunden in froher Runde geleert. Auf jedem Pfropfen ſtand das Datum und die Jahreszahl. Wenn er übler Laune war, erging er ſich in dieſem Stöpſel-Album und der Pflug des Grimmes ließ dann ab, in ſeinem Geſichte Furchen zu ackern.

Ein Gegenſtück zu dieſem Korkmann finden wir in einem Franzoſen, der jeder Weinflaſche, die er ausgeſtochen, die Etikette abriß und ſich daraus ein Stammbuch formte, das am Abend ſeines Lebens voluminöſer war, als das preußiſche Landrecht und die Bundestags-Akten. Jede Etikette dünkte ihm eine Dithyrambe, ein arabiſches Märchen aus „Tauſend und Einer Nacht". Die fröhlichen Stunden zählte der Mann der Etikette zu Tagen, die Tage zu Monaten, die Weinmonate zu Weinjahren, und ſo ergab ſich bei der Inventur, daß die Strazze der Glückſeligkeit mit vollem Rechte das Buch des Jahrhunderts genannt werden konnte. An den Seiten waren immer die Räuſchchen verzeichnet, die ſich als Endreſultat bei dieſem Flaſchencongreß ergaben und zwar in kurzen Bezeichnungen aus der Muſik. Ein Räuſchchen ſolider Art, bei dem er noch einen ruhigen abgemeſſenen Schritt gehabt, hieß Andante und ein tüchtiger Haarbeutel gab ſich durch ein Fortiſſime kund.

Im Grunde ließen ſich auch für die verſchiedenen Weine Tondichtungen finden. Champagner iſt Roſſini'ſche Muſik, eine Jubelouvertüre. Die Kammermuſik, die immer einen reinen Satz haben muß, könnte der Burgunder vertreten, während leichte franzöſiſche Weine die Balletmuſik repräſentiren. Rheinwein könnte mit der Kirchenmuſik und Landwein mit den Volksliedern Arm in Arm gehen. Grüneberger Schattenſeite deckte den Gaſſenhauer und der Moſt könnte die ſchülerhaften Compoſitionen Derjenigen vertreten, die noch im Gährungsprozeſſe liegen.

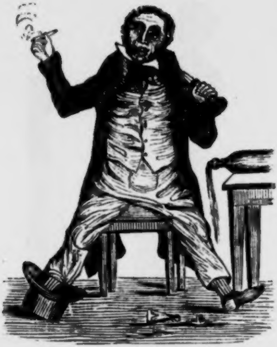
In der Muſik, ſowie in der Weinſtube, giebt es Viertel und Achtel. In Beiden wird nicht immer Takt gehalten. In der Muſik werden viele Noten durch den Hals geſtrichen, was auch in der Weinſtube geſchieht, wo, wie unter den Muſiknoten, viele volle Köpfe zu finden ſind.

Die Note, der ein Punkt voranſteht, gilt in der Muſik um die Hälfte mehr. Ein Menſch aber, mit dem es in der Weinſtube Punktum iſt, gilt gar nichts mehr.

Der ausübende Muſiker verwechſelt oft den Violinſchlüſſel mit dem Baßſchlüſſel und kommt ſonach nicht in die Stimme. Ein Berauſchter verwechſelt oft den Hausſchlüſſel mit dem Stubenſchlüſſel und kann dann nicht in das Haus kommen, wo wo er Sitz und Stimme hat.

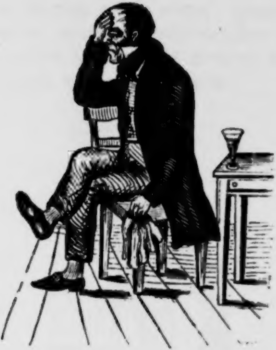
Die Poſaune hat ein Mundſtück und einen Zug, die Violine Saitenhalter und Wirbel und das Horn Krummbogen. Wenn der Menſch mit ſeinem Mundſtück einen Zug zu viel gethan hat, geräth er entweder in den Wirbel oder geht in krummen Bogen, wo öfters, wenn kein Seitenhalter zugegen iſt, ein Acte de Cadence oder Schlußfall eintritt.

Wie jede Krankheit ihre Stadien hat, ſo auch der Rauſch, den man ſelbſt eine Krankheit nennen könnte, welche vorzüglich im Kopfe und in den Beinen ihren Sitz hat und nur durch den Schlaf curirt wird. So erblicken wir auf der andern Seite auf der Tonleiter des Rauſches die erſte Compoſition.



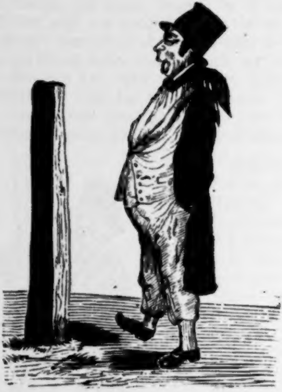
Heiſſa! da giebt es Fröhlichkeit; $\frac{3}{4}$-Takt und ein voller E-dur-Accord, welcher lautes Aufjauchzen und lachende Freude verkündigt. Der Mann hat ſo zu ſagen einen kleinen Spitz, was ihm Niemand krumm nehmen wird, vielleicht nur ſein Hut, den er in ſeiner roſenfarbenen Laune für einen Filzſchuh anſieht. Nicht kümmert ihn, ob ſein Paß, ſeine Finanzen oder ſeine Vatermörder in Unordnung ſind, er dünkt ſich der Glücklichſte unter der Sonne.

Nicht ſo genügſam wie dieſe „ungeheuere Heiterkeit“ iſt ein Zweiter, der vielleicht überhaupt nicht viel vertragen kann und ſich den Kopf mit der Hand ſtützt.



Ihm brummt, ſo zu ſagen, der Schädel; er hat des Guten zu viel genoſſen; ſein Daſein iſt ein B-moll-Accord, welcher Mißmuth verkündet. Das Glas iſt noch über die Hälfte gefüllt. Er wendet ihm den Rücken zu und will nichts mehr davon wiſſen. Ein Stündchen Schlaf wird dem Manne gut thun.

Wir wollen ihn daher nicht ſtören, ſondern ein Häuschen weiter gehen,



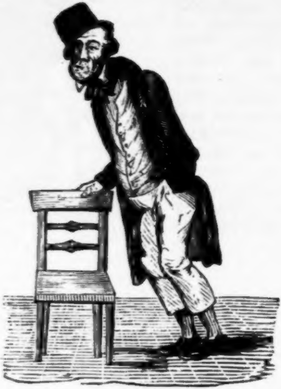
wo ein höchſt fideler Pfahlbürger im $\frac{6}{8}$-Takt nach Hauſe wankt.

Seine Ohren repetiren; ſeine Augen multipliciren, denn er ſieht alle Gegenſtände doppelt und hält den Pfahl, der ihm im Wege ſteht, für ein Individuum ſeines Gleichen und öffnet den Mund zu einer Converſation, die keines Stenographen bedarf.

Den Beutel leer, die Zunge ſchwer, geht dieſer anſtößige Menſch, der heute die ganze Welt umarmen will, von dannen.

Wie er die Treppe hinaufkommt, davon wollen wir nicht Zeuge ſein, denn nach altrömiſchen und allemaniſchen Geſetzen wurde jeder Zeuge bei den Ohren gezupft; was aber ein Räuſchchen anlangt, da möge ſich Jeder ſelbſt bei ſeiner Naſe zupfen.

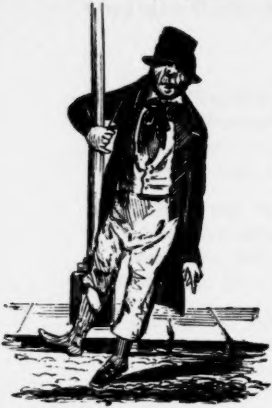
Nachdem ſchon eine halbe Tonleiter des Rauſches verklungen, die wir die diatoniſche nennen möchten, gelangen wir zu der chromatiſchen und erblicken ein Individuum, das weniger mit der Kirnberger'ſchen Temperatur der Töne, als mit dem Kirchberger Lagerbier vertraut zu ſein ſcheint.



Ein vernünftiges Wort mit dieſem kundigen Thebaner zu reden, hieße einem Raben ein weißes Hemde anziehen.

Der ſchiefe Hut auf ſeinem umnebelten Haupte iſt der beſte Taktmeſſer, welcher das Tempo angiebt; es iſt eine Uhr, welche auf halb Sieben zeigt und ſomit ſagt, wie viel es geſchlagen hat.

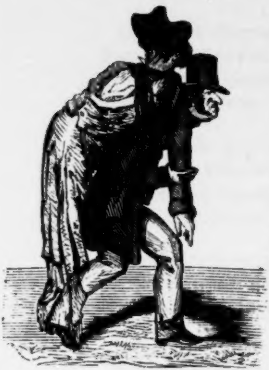
Der Meiſter vom Stuhl ſcheint eine Rede halten zu wollen, die aber wenig Gehalt haben wird, da, wie wir ſehen, der Mann ſehr ſchiefe Anſichten hat. Mit der rechten Hand ſtützt er ſich auf den Stuhl; die linke hat er in der Taſche; er ſcheint Geld zu ſuchen, um vielleicht dahin zu gelangen, wo wir hier dieſen hoffnungsvollen Jüngling erblicken, welcher Grundton ſtudirt hat.



Sein und Nichtſein iſt hier die Frage, denn der Todfeind aller Mäßigkeitsvereine hat nicht nur ſein Bewußtſein, ſondern auch einen Schuh verloren und iſt ſonach im wahren Sinne des Wortes auf den Strumpf gekommen.

Da er in ſeinem Leben ſchon Manchen auf die Lampe gegoſſen, ſo erwartet er vom Laternenpfahl die Gefälligkeit, daß er ihm als Anker dienen werde, damit kein Falliſſement eintrete, denn die Paſſiva ſind bedeutend und Ultimo iſt nicht mehr fern.

Sechſe treffen, Sieben äffen! ruft Caſpar im „Freiſchütz“. — Samiel hilf! Hier, Nummer Sechs, hat in irgend einer Wolfsſchlucht den Guß vollbracht und tüchtig geladen.



Aufgelöſter Fis-moll-Accord! Ja, Fis-moll, denn Jeder macht drei Kreuze vor Dir. O Menſch, wie tief biſt Du geſunken!

Du haſt auf der Schnapsglas-Claviatur des Fuſels in Octaven geſpielt und Doppelgriffe gemacht, und hätte ſich nicht ein tragiſcher Held gefunden, der das ſchon an mehreren Orten durchgefallene Trauerſpiel auf ſeine Schultern genommen, ſo würdeſt Du, der heute ſchon Manchen gepfiffen, ſelbſt noch vom Paradieſe ausgepfiffen.

An einen Caſhemirſhawl.

Mißgunſtſäer, Neiderreger,
Augenweide, Wunderthier,
Unruhſtifter, Brandanleger,
Frauenabgott, Caſhemir.

Sehnſuchtsſtiller, Krampfbezwinger,
Thränentrockner, Aeſkulap,
Ohnmachtheiler, Friedensdünger,
Wunderdoctor, Zauberſtab.

Kopfweh'ender, Zahnſchmerzzähmer,
Schnupfenbänd'ger, Eibiſchthee,
Nervenſtärker, Schwindellähmer,
Krankheitheber, Panacee.

Eintrachtstrüber, Weibbethörer,
Solawechſel, Reiſepaß,
Bundzerreißer, Ehglückſtörer,
Gattenſcheerer, Satanas.

Frauenangel, Mannempfehler,
Liebeinflößer, Amorpfeil,
Sinnverwandler, Herzensſtehler,
Eheteufel, Friedensbeil.

Unſchuldsfalle, Tugendtödter,
Herzumgarner, Billetdoux,
Brückenbauer, Schwerenöther,
Lilienknicker, Rendezvous.

Eldorado, Rieſenwonne,
Gallahäuptling, golden Bließ,
Putzverſchön'rer, Demantſonne,
Frauenkrone, Paradies.

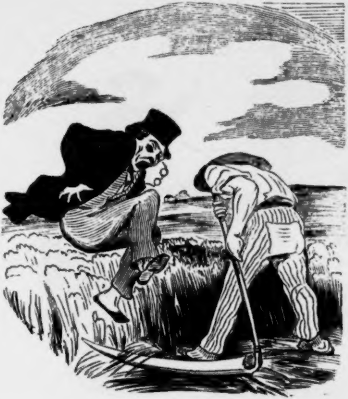
Augenblender, Wunſcherfüller,
Zweckerreicher, Feenkuß,
Allverehrter, Sontagstriller,
Optimus et Maximus.

Geldabzapfer, Ringverſetzer,
Schuldenmacher, Teufelsbrück',

Kaſſenleerer, Pflichtverletzer,
Schuldthurmfüller, Galgenſtrick.

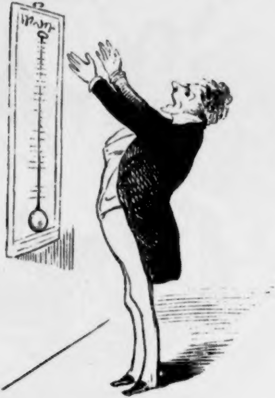
Türkenturban, Stolzerzeuger,
Stadtgeſpräch, Vergißmeinnicht,
Achentreißer, Starrſinnbeuger,
Untreumehrer, Böſewicht!

Ein Spaziergänger,



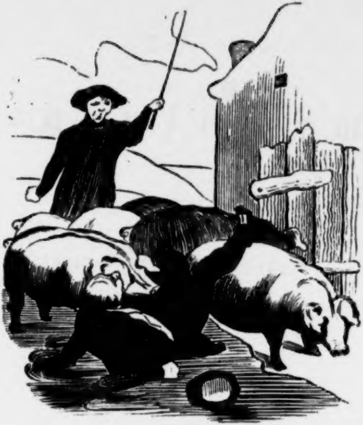
der, von der Senſe eines Schnitters getroffen, ſich aus Angſt in die Höhe ſchnellt.

Ein Verzweifelnder.



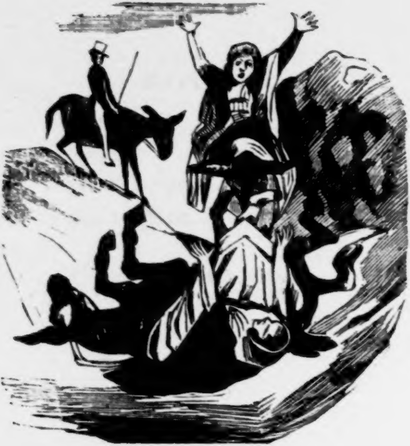
39 Grad Reaumur! Wenn die Hitze ſo fortſteigt, ſchmilzt ſelbſt das Kupfer auf meiner Naſe!

Ein wenig Moral.



Zweibeinige müſſen Vierfüßigen aus dem Wege gehen.

Eine Eſelspartie.



Dies Bild bedarf keiner Unterſchrift!

Der

Regenſchirm.

Dramatiſirte Humoreske.

Perſonen:

Minna.
Emma.
Herr von Springer.
Herr von Bock.

(Die Handlung ſpielt in Wien.)

Erſte Scene.

(Die Bühne ſtellt den Graben vor. **Herr von Springer** tritt auf. Er trägt einen Regenſchirm.)

Springer. Der Himmel chikanirt uns arme Sterbliche über alle Maßen. Wozu ſoll uns der Regen? Wenn der liebe Gott nicht regnen ließe, erſparte man Regenſchirme, und erſparte man Regenſchirme, ſo erſparte man Geld. Dreißig Gulden ſind nun unnütz hinaus geworfen; der Regenſchirm iſt zwar ſchön; (er ſpannt ihn auf) er beſitzt ausgebreitete Praxis im Beſchirmen, er hat ein nobles Exterieur, aber dreißig Gulden ſind mir dennoch lieber. Wenn ich bedenke, wie vielfache Genüſſe ich für dreißig Gulden hätte haben können, dann empfinde ich jetzt unmenſchliche Reue. Für dreißig Gulden hätte ich z. B. drei Bouteillen Champagner den Hals gebrochen oder circa 200 Auſtern in den Ruheſtand verſetzen können; noch ein paar Gulden zugelegt, dann hätte ich einen Shawl kaufen und bei der Dame, die mir auf heute um ſechs Uhr ein Rendezvous im Volksgarten gegeben hat, weit mehr durchſetzen können, als ohne Shawl. Was habe ich nun für mein ſchönes Geld? Einen Regenſchirm!

Wenn mir der Himmel einen Poſſen ſpielen will, ſo verſchließt er ſeine Schleuſen; dann kann ich den Parapluie eben ſo wenig brauchen, als ein Kapuziner einen Stiefelknecht. — Damit mein Regenſchirm nicht vertauſcht werde, habe ich auf den Griff meinen Namen einſchneiden laſſen; das koſtet auch fünf Gulden. Je nun, vielleicht gelingt es mir einmal, mit Hilfe dieſes lieben Jungen ein Schäfchen ins Trockene zu führen. Ueberdies kann ein Regenſchirm ſelbſt bei ſchönem Wetter ſehr erſprießliche Dienſte leiſten. Führt uns der Zufall einen Gläubiger entgegen, dem wir aus dem Wege gehen möchten (denn Mahngeſichter ſind oft noch gefährlichere Subjecte als Heuwagen, tolle Hunde und Trunkenbolde), ſo verſtecken wir unſer Geſicht unter das Regendach und ſegeln an dieſer Klippe unangefochten vorüber. Ei der Tauſend, da kommt Freund Bock! Was muß er wohl vorhaben, daß er ſo eilig thut?

Zweite Scene.

Springer. Herr v. Bock (läuft haſtig über die Bühne).

Springer. Pſt! Herr v. Bock, wohin ſo eilig, wenn man fragen darf?

Bock. Wohin? Fragen Sie mich nicht!

Springer. Iſts ein Geheimniß?

Bock. Ein Geheimniß? Gott bewahre! Was nützt's aber, wenn ich's auch ſage, Sie glauben's ja doch nicht.

Springer. Haben Sie etwa ſchon wieder ein Rendezvous?

Bock. Oui! (Er zieht einen Spiegel aus der Taſche und begafft ſich darin.)

Springer. Freundchen, das iſt denn doch übertrieben. Sie haben ja in jeder Woche zehn bis zwanzig.

Bock. Zehn bis zwanzig? Manchmal auch noch mehr. Aber wer kann dafür? Die Frauen ſind in mich vernarrt, meine intereſſante Phyſiognomie weiß ihnen ein ganz eigenes Intereſſe einzuflößen. (Guckt in den Spiegel) Gott! warum haſt Du mich mit ſo vieler Liebenswürdigkeit begabt?

Springer. Gar nicht übel! Aber ſagen Sie mir aufrichtig, haben Sie wirklich ein Stelldichein?

Bock. Sie zweifeln? Ich bedauere Sie!

Springer. Darf man fragen wo?

Bock. Wo? (er zieht ein Buch aus ſeiner Taſche) Ich will gleich nachſehen. Heute, am 21. habe ich blos eins im Dianenbad zwiſchen vier und fünf Uhr. Morgen habe ich deren drei, eins zwiſchen acht und neun Uhr Morgens in der Alſervorſtadt neben dem Narrenthurm, zwiſchen elf und zwölf Uhr im Augarten und zwiſchen acht und neun Uhr Abends auf dem Salzmarkt, unfern der Kaſerne. Uebermorgen habe ich elf an einem Vormittag; aber da ich alle nicht allein abmachen kann, ſo ſchicke ich einen Subſtituten. Ich ſage Ihnen, Freund, ich habe oft vor lauter Rendezvous nicht Zeit zum Schlafen! Gott, ach Gott, was bin ich für ein geplagter Menſch! Meine Liebenswürdigkeit iſt mein Tod, ich opfere mich auf: ich bin zu gut, — zu nachgiebig, zu gefällig — ich kann einer Dame nichts — gar nichts abſchlagen, nicht einmal Geſchenke. Sehen Sie mal, dieſen Geldbeutel habe ich geſtern von einer wunderlieblichen Officierstochter und dieſe Cigarrenbüchſe von einer jungen Geheimeräthin erhalten.

Springer. Die Sachen haben Sie ſich wieder ſelbſt gekauft.

Bock. Welch' kleinlicher Verdacht! Sie ſind neidiſch, beſter Springer, dies iſt aber leicht zu verzeihen, denn ich bin in der That beneidenswerth. Ich will nicht ſagen, daß mein bezaubernder Verſtand, meine graziöſe Haltung, mein himmliſcher Wuchs, meine blendende Gentileſſe, mein roſiger Humor, mein ſchlagender Witz, mein ſchnell zündender Geiſt, meine hinreißende Bildung und mein ... mein ... entzückendes Savoir vivre das Gefühl des Neides wach rufen. Allein ein je ne sais quoi, das mir die Gunſt aller Frauen verſchafft, macht mich zum Gegenſtande des allgemeinen Neides.

Springer. Sie Glücklicher, ſagen Sie mir doch, wie die Schöne heißt, die Ihnen das Rendezvous im Dianenbad gegeben.

Bock. Wie ſie heißt? Das weiß ich nicht, ich liebe jede Dame namenlos. Heute werd' ich's wohl erfahren, wer ſie iſt. Vermuthlich wollte ſie aus ihrem Namen ein Geheimniß machen, weil ſie befürchten mochte, daß ich ſie in ihrer Behauſung überraſchen würde. O, die Damen ſind raffinirt!

Springer. Iſt ſie ſchön?

Bock. Schön? Laſſen Sie ſich nicht auslachen! Alle Schönheiten der Vorwelt ſind gegen dieſe Schönheit Meduſen.

Springer. Verheirathet?

Bock. Mit einem Rhinoceros, das ihr, wie ſie mir geſagt hat, furchtbar zuwider iſt.

Springer. Da kann ich's der Dame gar nicht verübeln, daß ſie Andern Rendezvous ertheilt. Ach, beſtes Freundchen, wollen Sie mich mit dieſer Dame vielleicht bekannt machen?

Bock. Wozu? Sie haben ja eine Frau, und obendrein eine ſehr liebenswürdige Frau. Ich kenne ſie zwar nicht, ich weiß es aber vom Hörenſagen.

Springer. Meine Frau iſt nicht nur ſchön, ſondern tugendhaft über alle Maßen, aber Sie wiſſen ja, beſter Bock, wir Männer lieben die Abwechſelung. Sie haben ebenfalls eine ſchöne Frau, wie ich höre, und verſchmähen es deſſen ungeachtet nicht, auch die Bekanntſchaft Anderer zu machen.

Bock. Wahr geſprochen! **Diversité, c'est ma devise!** Nun, ſpäter will ich Sie einmal bei der Dame einführen; ich bin wahrhaftig gar nicht mißgünſtig und gönne auch Andern eine kleine Freude. Doch halt, Freundchen, Sie könnten mir einen großen Liebesdienſt erweiſen.

Springer. Womit kann ich dienen?

Bock. Borgen Sie mir Ihren Regenſchirm. Der Himmel macht ein verdrießliches Geſicht — Wolken lagern ſich auf ſeiner Stirne — ein Donnerwetter iſt im Anzuge — mein Weg iſt ziemlich weit, ich fahre nicht gern — morgen ſollen Sie den Schirm wieder haben.

Springer. Dieſen Regenſchirm ſoll ich Ihnen leihen? Ich fürchte, daß Sie ihn zu Schande machen. Erſt vor wenigen

Minuten hab' ich ihn gekauft — ich möchte ihn zuvor meiner Frau zeigen — ſie hat ihn noch nicht geſehen.

Bock. Das hat ja, mein Allervortrefflichſter, auch morgen Zeit — thun Sie mir den kleinen Gefallen — Sie finden mich ſtets zu jedem Gegendienſte bereit.

Springer. Da haben Sie ihn, er koſtet 43 Gulden 36 Kreuzer. Aber morgen muß ich ihn wieder haben.

Bock. Und wo find' ich Sie?

Springer. Wie gewöhnlich, bei Taroni.

Bock. Sie ſollen ihn vielleicht noch heute wieder haben. Nun eile ich in Sturmſchritten dem erſehnten Ziele zu. Ich ſage Ihnen, Freund, ich will heute einen Schacht von Liebenswürdigkeiten entfalten, die ſelbſt den marmornen Statuen im Dianenbad Liebe bis zum Wahnſinn einhauchen ſoll. Ich habe mir vorgenommen, alle Minen ſpringen zu laſſen, um ausnehmend einnehmend zu ſein.

Springer. Ich nehme warmen Antheil an dem Glück, das Ihrer harrt, und wünſche Ihnen von ganzem Herzen gute Unterhaltung und recht viel Vergnügen.

Bock. Dieſe Wünſche werden ohne Zweifel in Erfüllung gehen. Adieu, Springerchen, morgen erzähle ich Ihnen, wie das Spiel geendet hat. (Eilt mit dem Parapluie fort.)

Dritte Scene.

Springer (allein).

Der Menſch hat mehr Glück als Verſtand! Die lieben Damen haben oft einen ſonderbaren Geſchmack: ſie werfen häufig auf Diſteln die Augen, während ſie an den ſchönſten Roſen vorüberwandeln. Ich bin doch wirklich nicht übel, und deſſenungeachtet habe ich oft im ganzen Jahre nicht ſo viel Rendezvous als dieſer Bock in einer Woche. Woran das wohl liegen mag? Ich habe doch alle Werke geleſen, die darauf Bezug haben; ich kenne das Buch „**l'art de triompher sur les femmes**“ faſt auswendig; die Kunſt, das Herz der Frauen zu durchſchauen, habe ich ſo gut als das Einmaleins im Kopfe. Ich ſelbſt habe eine Brochüre geſchrieben, Kunſt, ſich bei dem ſchönen Geſchlechte beliebt zu machen, und ſie geſtern Abend zum 94ſten Male mit vielem Intereſſe geleſen, allein ich bin bei den Damen doch nicht ſo beliebt, als ich's mit Recht erwarten darf. Ich glaube faſt, ich bin viel zu blöde; das Kecke, das Pikante, das Malitiöſe mundet unſerm ſchönen Geſchlechte weit beſſer, und Göthe hat Recht, wenn er uns Männnern den Rath ertheilt:

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort.

Heute will ich's verſuchen, recht kühn und verwegen zu ſein. Jetzt zu Taroni, Champagner und Ananas-Eis, verleiht mir Muth und Keckheit! (Geht ab.)

Vierte Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich in den Garten des Dianenbades. **Minna** tritt auf. Sie trägt Hut und Shawl.)

Minna. Ich durchſtreife nun zum dritten Male alle Gänge des Gartens, und noch immer ſehe ich keine Spur von ihm. Ob er vielleicht vergeſſen hat, daß ich ihm auf heut ein Rendezvous gegeben? (lacht.) Das müßte der erſte Mann ſein, den in ſolchen Fällen das Gedächtniß im Stich ließe. Und gleichgiltig bin ich ihm doch auch nicht — denn wie außer ſich war er vor Freude, als ich ihm nach langen, langen Bitten eine Stunde beſtimmte, wo er mich ungehindert ſprechen könnte. Wenn ich umſonſt gewartet hätte, dieſe Zurückſetzung, dieſe Schmach würde ich nicht überleben. (Sieht auf ihre Uhr.) Es iſt ſchon halb fünf Uhr. Um Fünf pflegt mein Herr Gemahl nach Hauſe zu kommen. Trifft er mich nicht, ſo muß ich ſpäter ein Verhör beſtehen, das mir gewaltig zuwider iſt. Faſt gereut es mich, daß ich dem Herrn von Bock ein Stelldichein gegeben, und kommt er nicht bald, dann gehe ich.

Fünfte Scene.

Minna. Bock (kommt haſtig in den Garten).

Bock. Gnädige Frau, ich bitte Millionen Male um Verzeihung, daß ich nicht früher gekommen bin.

Minna. Läßt Herr von Bock immer ſo lange auf ſich warten?

Bock. Nein, meine himmliſche Frau, ich bin ſonſt im Gegentheil immer weit früher da.

Minna. Machen Sie alſo blos bei mir eine Ausnahme?

Bock. Sie wollen mich kränken, holde Amathuſia. Glauben Sie mir, daß ich ſchon längſt erſchienen wäre, hätte ich nicht unterwegs in Mariahilf ein Feuer müſſen löſchen helfen.

Minna. Hat es gebrannt?

Bock. Es brennt noch — die Gefahr iſt aber vorüber. Ich war ſo glücklich, ein wunderſchönes Weib aus dem Flammenmeere zu retten.

Minna. Sie wird ſich gewiß ſehr dankbar gegen Sie beweiſen.

Bock. Ich bedarf keines Dankes, Madame. Menſchenpflicht gebot mir, mein eigenes Leben in die Schanze zu ſchlagen, um ein anderes zu retten. Was thut man nicht alles einer Frau, und noch dazu einer ſchönen Frau zu Liebe.

Minna. Nach ſolcher Rechtfertigung wäre es ungerecht, wenn ich Ihr Ausbleiben nicht verzeihen wollte.

Bock (küßt ihr die Hand). Himmliſche Güte und göttliche Schönheit wetteifern bei Ihnen um den Preis des Sieges. (Für ſich) Dieſe Phraſe war wunderſchön, ich muß ſie mir ſpäter aufſchreiben, man kann ſie wieder einmal brauchen, denn ſo etwas Zartes und Sinniges fällt Einem nicht alle Tage ein.

Minna. Sie ſprachen da etwas, was ich nicht recht verſtanden habe.

Bock. Ich drückte nur meine Bewunderung über die mächtig anziehende Liebenswürdigkeit aus. Mit jedem Tage ſprießt eine neue Blume der Schönheit hervor; bald wird es Noth thun, die Augen eines Argus zu haben, um den Anblick aller Blüthen, die Sie ſo üppig entfalten, einſaugen zu können. (Für ſich) Auch dieſe Phraſe war nicht übel!

Minna. Ihr liebenswürdiger Geiſt hilft Ihnen ſtets die ſchmeichelhafteſten Bilder erſinnen.

Bock. Man braucht ja nur Augen zu haben, um durch die Herrlichkeiten, die das Original darbietet, auf derlei Vergleiche hingeleitet zu werden. (Für ſich) Wahrhaftig, ich bin heut ausnehmend einnehmend!

Minna. Sie ſind in der That ein äußerſt intereſſanter Mann!

Bock. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht ſchmeicheln. Wenn ich Ihnen wirklich nicht ganz gleichgiltig bin, ſo erfüllen Sie mir, angebetete Frau, zwei Bitten.

Minna. Jede ſei Ihnen, wenn ſie anders ſich mit der Pflicht verträgt, die eine Frau ihrem Gatten und außer ihm auch der Welt ſchuldig iſt, im Voraus gewährt.

Bock. Erlauben Sie mir die kleine Frage, was Sie unter jener Pflicht verſtehen, die Sie Ihrem Gemahl ſchuldig ſind? Ich weiß, was einer Gattin zukommt: ſie ſoll ihren Mann lieben, aus dieſem Paragraph geht aber keineswegs hervor, daß ſie andere Männer haſſen ſoll.

Minna. Ich haſſe Niemanden.

Bock. Auch mich nicht?

Minna. Sie am allerwenigſten.

Bock. Wenn ſie mich wirklich nicht haſſen, ſo erlauben Sie, daß ich einen Kuß der unzweideutigſten Freundſchaft auf die Damaskus-Roſe Ihres Purpurmundes drücken darf.

Minna (ſchüchtern). Was verlangen Sie von mir?

Bock. Einen Kuß, nur einen einzigen Kuß!

Minna (giebt ihm raſch einen Kuß und wendet ſich weg).

Bock. Dieſer Augenblick iſt der glücklichſte meines Lebens. Ach, entziehen Sie mir jetzt — nur jetzt nicht Ihr göttliches Antlitz. Der Kuß hat auf die Unſchuldslilien Ihrer Wangen glutvolle Roſen der Schaam gebettet. Himmel, warum bin ich kein Raphael — ich würde Sie als Muſter zu einer Heiligen nehmen. (Für ſich) Ich bin heut ſehr mit mir zufrieden, es fallen mir lauter nagelneue Ideen ein.

Minna. Wenn ich nicht irre, ſo hatten Sie noch eine zweite Bitte auf dem Herzen. Laſſen Sie mich auch dieſe wiſſen, aber bald, wenn ich bitten darf, da es die höchſte Zeit iſt, daß wir uns trennen. Mein Gemahl kommt um dieſe Zeit nach Hauſe. Ich erſpare ihm und mir Verdruß, wenn ich früher eintreffe, als er.

Bock. Ich kenne die Rückſichten, die eine ſo tugenhafte Frau ihrem Manne ſchuldig iſt, und füge mich gern Ihrem Wunſche, wiewohl ich noch zehnmal länger in der Nähe eines ſolchen Engels hätte weilen mögen. Die zweite Bitte iſt dieſe: Ich kenne ſeit langer Zeit Ihre anbetenswürdige Perſon, aber bis zur jetzigen Stunde weiß ich Ihren werthen Namen nicht.

Sie irren, holdeſte der Frauen, wenn Sie glauben, daß blos Neugier mich zu dieſer Bitte verleitet. Nur der Wunſch, Ihnen auch von dieſer Seite die gebührende Achtung zu Theil werden zu laſſen, dringt mir dieſe herzlichſte Bitte ab.

Minna. Fragen Freundſchaft und Liebe wohl je nach Rang und Namen? Es genüge, wenn ich Ihnen meinen Vornamen nenne. Ich heiße Minna.

Bock. Minna! O himmliſche Muſik des Worts! Von dieſem Augenblick an iſt für mich dieſer holde Name der Inbegriff aller irdiſchen und überirdiſchen Seligkeiten. Warum aber wollen Sie mir den Namen Ihres Herrn Gemahls verheimlichen?

Minna. Dringen Sie nicht in mich; dieſe Bitte kann ich Ihnen unmöglich gewähren. — O Himmel! es fängt zu regnen an.

Bock. Wahrhaftig! Dank dem Himmel! Nun müſſen Sie den Regen abwarten . . . wir wollen in den Saal.

Minna. Ich muß nach Hauſe, und göſſe es noch ſtärker.

Bock. Kein Fiaker iſt in der Nähe — Sie werden durch und durch naß.

Minna. Sie haben ja einen Regenſchirm und werden wohl ſo gütig ſein, mir denſelben bis morgen anzuvertrauen?

Bock. Der Regenſchirm iſt ſchwer — ich könnte Sie wohl nach Hauſe begleiten?

Minna. Das geht nicht. Mein Gemahl könnte uns begegnen; er iſt eiferſüchtig, denkt immer das Schlimmſte, eine Eheſcheidung wäre unvermeidlich. Wenn Sie mir gut ſind, ſo borgen Sie mir Ihren Regenſchirm. Morgen früh um elf Uhr finden Sie mich im Prater, da ſollen Sie ihn unbeſchädigt zurück erhalten.

Bock. Was ſoll aber ich ohne Regenſchirm anfangen?

Minna. Sie warten, mir zu Lieb, bis der Regen nachgelaſſen hat.

Bock. Hier haben Sie den Regenſchirm, ſchöne Frau. Morgen habe ich das Vergnügen, Sie im Prater zu erwarten.

Minna. Ich halte Wort.

Bock (küßt ihr die Hand). Der Himmel und ſeine Heerſchaaren geleiten Sie. Meine Gedanken folgen Ihnen durch Regen und Schneegeſtöber.

Minna. Morgen um elf Uhr im Prater. (geht ab.)

Sechſte Scene.

Herr v. Bock (läuft ihr nach).

Eine allerliebſte Frau! (grüßt noch ein Mal) Gar nicht ſpröde! Na, die wird ſchön naß werden! Himmel, warum bin ich jetzt kein Regenſchirm! Das Rendezvous war ſehr kurz, — ich rechne aber ſo: — beim erſten Rendezvous einen Kuß, beim zweiten einen Händedruck, beim dritten eine Umarmung — und es iſt Schade, daß es Fälle giebt, wo man nur bis drei zählen kann. Du lieber Gott, was giebt es für leichtſinnige Frauen auf der Welt! Dieſe Dame habe ich drei Mal im Theater geſprochen, das vierte Mal bewog ich ſie zu dieſem Rendezvous. Meine Frau hat zwar auch ihre ſchwachen Nerven und ihre ſchwachen Seiten, aber ſo leichte Grundſätze hat ſie denn doch nicht! O die thut ſo was nicht. Jetzt muß ich mich wohl in den Salon zurückziehen, ſonſt werde ich vom Regen ganz durchweicht. (Er läuft ſchnell ab.)

Siebente Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich in das Wohnzimmer des Herrn v. Springer.)

Herr v. Springer (kommt aus einer Seitenthür und ſtellt ſich ans Fenſter hin).

Der Regen hört noch nicht auf! Will mir der Himmel meine Freude, mein Rendezvous, heute Abend zu Waſſer machen? Das wäre nicht ſchön von ihm! Der Himmel iſt ja auch ein Mann und ſollte ſeinen Brüdern keinen Schabernack ſpielen. — Aber wiſſen möchte ich denn doch, wo meine Frau ſteckt. Der Diener ſagt, ſie ſei ſchon ſeit anderthalb Stunden ausgeflogen. Sie hat nicht hinterlaſſen, wo ſie hingegangen iſt; ſonſt hätte ich ſie abgeholt. Was nützte es aber, wenn ich auch wüßte, wo ſie iſt. Ich guter Narr habe ja meinen neuen Regenſchirm dem alten Bock geliehen. Am Ende kann ich deshalb heute nicht mehr ausgehen. (Sieht wieder zum Fenſter hinaus.) Es regnet noch immer, die Luft iſt ſo ſchwül, ſo drückend . . . Bock hat Recht, ein Donnerwetter iſt im Anzuge.

Achte Scene.

Herr v. Springer. Minna (ſeine Gemahlin tritt ein mit dem Regenſchirm in der Hand. Wie Springer den Regenſchirm gewahrt, fährt er vor Schreck zuſammen).

Minna. Grüß Dich Gott, lieber Mann.

Springer. Schönen Dank, liebe Frau.

Minna. Was hat Dich ſo erſchreckt? (Sie ſpannt den Regenſchirm auf und ſtellt ihn auf die Erde.)

Springer. Nichts, gar nichts! (Mit verſtellter Freundlichkeit) Wo warſt Du, liebe Minna?

Minna. Ich war im Dianenbade, lieber Mann.

Springer. So, im Dianenbade. Biſt Du unterweges naß geworden?

Minna. Nur ein wenig, lieber Mann.

Springer. Es iſt recht gut, daß Du einen Regenſchirm gehabt.

Minna. Der Gärtner hat ihn mir geliehen.

Springer. So? Dem Gärtner gehört dieſer Parapluie?

Minna. Ja wohl, lieber Mann.

Springer. Ein ſchöner Parapluie. (Beſieht den Griff, auf dem ſein Name eingeſchnitten iſt.)

Minna. Ja wohl, lieber Mann.

Springer. Der gehört alſo dem Gärtner?

Minna (immer ängſtlicher). Ja wohl, lieber Mann.

Springer (zornig). Seit wann hat man den Bock zum Gärtner geſetzt? He!

Minna (für ſich). Weh mir, Alles iſt verrathen!

Springer (immer zorniger). Madame, Sie haben Herrn von Bock ein Rendezvous gegeben!

Minna. Wer hat das geſagt?

Springer. O ich weiß Alles... Ihr habt Euch geküßt ... Ihr habt ...

Minna. Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich ihm nicht mehr als einen Kuß gegeben.

Springer. Alſo doch *einen* Kuß: Schämen Sie ſich, Madame; ich hätte nie geglaubt, daß Sie es wagen würden, eine ſolche Frevelthat Ihrem tugendhaften Gemahle unamwunden zu geſtehen.

Minna. Ich dachte, Sie wüßten es ſchon vom Herrn von Bock.

Springer. Der Regenſchirm hat Ihre That verrathen, er gehört mir — da ſteht mein Name auf dem Griff — ich habe ihn dem verdammten Bock geliehen. So hat er ihn doch zu Schanden gemacht!

Minna (für ſich). Himmel! Dieſen Verräther habe ich ſelbſt ins Haus gebracht! —

Springer. Madame, wir ſind geſchiedene Leute. — Eine Frau, die einem fremden Manne ein Rendezvous giebt, iſt nicht würdig, daß ich ſie liebe. Wiſſen Sie, Madame, was ein Rendezvous iſt? Sie ſchweigen? Antwort will ich haben! (Er erfaßt ihre Hand.) Wiſſen Sie, was ein Rendezvous iſt?

Minna. Nein.

Springer. Ein *Rendezvous* iſt auf deutſch ein *Stelldichein* und ein Stelldichein iſt ein *Bleibnichtaus*. Die Strafe Ihres Vergehens überlaſſe ich der Alles vergeltenden Nemeſis! Wahrlich, Madame, ich hätte nie geglaubt, daß Sie ſich ſo weit vergeſſen könnten. Leben Sie wohl, Sie ſehen mich niemals wieder. (Er geht ab.)

Minna (eilt ihm ängſtlich nach). Wohin?

Springer (kehrt zurück, erfaßt wuthentbrannt ihre Hand und ruft in höchſter Extaſe). In den Volksgarten. (Er ſchleudert ihre Hand von ſich, nimmt den Regenſchirm und rennt fort.)

Neunte Scene.

Minna (allein).

Da rennt er wie ein Wahnſinniger davon und läßt mir nicht einmal Zeit, ſeinen gerechten Unmuth zu begütigen. Wenn er ſich nur kein Leid anthut!! In meinem ganzen Leben gebe ich kein Rendezvous mehr, das ſchwöre ich bei Allem — nein, ſchwören will ich denn doch nicht, denn wer weiß, wie Zeit und Umſtände ſich geſtalten. Aber mit Bock iſt es aus; er hätte mir ſagen ſollen, daß dieſer Regenſchirm nicht ihm gehört. Im Grunde bin ich an Allem ſelbſt Schuld! Hätte ich ihm geſagt, daß ich die Frau von Springer bin, ſo würde er mir den verrätheriſchen Parapluie nicht als Schutzwehr mitgegeben haben. Wir Frauen haben doch ein eigenes Unglück! Weichen wir nur einen Finger breit von unſern Pflichten ab, ſo erfährt's der ſtrenge Herr Gemahl und macht aus der geringfügigſten Schwachheit einen ungeheuren Frevel. Sie wollen dann vor Ingrimm an die Decke ſpringen, berufen ſich auf ihr Recht, drohen mit Scheidung und laſſen ſich nicht eher beſänftigen, als bis auch wir die weibliche Delicateſſe verleugnen und ebenfalls mißlaunig werden. Ihren Schlichen kommen wir ſelten oder gar nicht auf die Spur, und trifft's ſich auch einmal, ſo müſſen wir die Klügern ſpielen, erſt nach- und endlich vergeben. — So oft ich jetzt einen Regenſchirm ſehen werde, wird Schuld und Reue von Neuem in mein Herz einziehen. Jener Parapluie hat mich arme Frau vom Regen in die Traufe gebracht. (Geht ab in das Seitenzimmer.)

Zehnte Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich in den Volksgarten.) **Emma** (kommt und ſieht ſich nach allen Seiten um).

Emma. Herr von Springer noch nicht da? Wie ſoll ich mir ſein langes Ausbleiben enträthſeln!! Der Regen hat nachgelaſſen, ſechs Uhr iſt längſt vorüber. Sollte ihn ein wichtiges Geſchäft abgehalten haben? Ach nein, denn Männer halten ſonſt die Rendezvous für die wichtigſten Geſchäfte, die ſie immer am pünktlichſten abmachen, weil ſie ſich nicht, wie andere, verſchieben laſſen. Sollte er krank geworden ſein? Ach nein, ich habe ihn ja erſt vor ein und einer Viertelſtunde zu Taroni hineingehen ſehen. Etwas muß aber doch vorgefallen ſein, ſonſt kann ich nicht begreifen, wie er ſo ſaumſelig ſein kann. Aber ſo ſind die Männer! Bewilligen wir ihnen endlich dasjenige, um das ſie uns mondenlang in den Ohren gelegen, dann ſtellen ſie ſich, als ob es gar keine Eile hätte. Es giebt auf der ganzen Erde kein undankbareres Geſchöpf als eine Frau — ein Mann will ich ſagen. Giebt man ſeinen Wünſchen nach, dann ſpielt er den Gleichgiltigen und Kalten. Wir Frauen ſind zu gut!

Elfte Scene.

Emma, Herr v. Springer (mit dem Parapluie unter dem Arm).

Herr v. Springer. Schöne Unbekannte, erlauben Sie, daß ich mich erdreiſte, Ihnen die Hand zu küſſen.

Emma. Erlauben Sie mir zu fragen, ob es ſchon Sechs geſchlagen?

Springer. Sechs Uhr iſt längſt vorüber, es geht bald auf Sieben, meine Uhr geht ganz pünktlich.

Emma. Dann gehen wohl Sie nicht pünktlich. Laut unſerer Verabredung ſollten Sie ſchon vor Sechs hier ſein.

Springer. Offen will ich bekennen, daß mich der Regen abgehalten hat.

Emma. Sie wären, wenn es noch länger geregnet hätte, vielleicht gar nicht gekommen?

Springer. Zu dienen.

Emma. Sehr ſchmeichelhaft für mich.

Springer (für ſich). So gehts mir doch immer; wenn ich nicht ſchüchtern ſein will, werde ich grob. (Laut) Schöne Frau, ich bitte das, was ich geſagt, nicht mißdeuten zu wollen. Ich meinte blos, wenn es geregnet hätte, wäre ich nicht gegangen, ſondern gefahren. Ach, wüßten Sie, welch eine Revolution in meinem armen Herzen vorgegangen: ſeit ich Sie das letzte Mal geſehen, ſchmeckt mir kein Eſſen und kein Trinken.

Emma. Aber überlegen Sie doch zuvor, was Sie reden. Sie wollen galant ſein und ſagen mir Dinge, die mich ſchamroth machen.

Springer. Bin ich ſchon wieder grob geweſen? Verzeihen Sie, aber wenn man ſolche Damen vor ſich hat, ſo kann's nicht anders ſein, man muß. wenn man auch nicht will — confus werden — ja, das wollte ich ſagen.

Emma. Sie ſcheinen etwas ſchüchtern . . .

Springer. O nein, ich bin im Gegentheil ſehr keck und verwegen, aber wenn ich mich mit Ihnen unterhalten ſoll, da friert mir die Zuge an dem Gaumen feſt und da werde ich wahrhaftig ſehr verlegen — ich will ſagen, ich werde ſehr verlegen — aus Reſpekt, (für ſich) da habe ich mich noch ziemlich gut herausgewickelt.

Emma. Ihre Complimente ſind ſehr zweideutig. Machen Sie mir lieber gar keine.

Springer. Das werde ich thun. Ich kann ohnedies keine Complimente machen, zumal bei Frauen eines ſolchen Schlages — ich will ſagen einer ſolchen Schönheit. Wenn das Herz ſpricht, ſchweigt die Zunge. Ich könnte überdies auch artig ſein — vermöcht' ichs nur, mich ſtets gehörig auszudrücken . . .

Emma. Reden Sie nie anders als Sie denken. Einfachheit, Kürze und Klarheit ſind des Geſpräches ſchönſter Schmuck. Reden Sie einfach wie ich.

Springer. Ja, wer ſo ſimpel iſt, wie Sie, ich will ſagen, wer ſo einfach iſt, wie Sie — in der Converſation will ich ſagen, *der hat leicht reden*.

Emma. Je nun, reden Sie, wie Sie wellen. Rendezvous ſind nicht geeignet, Jemandem Sprachunterricht zu ertheilen.

Springer. Der Meinung bin auch ich. (Für ſich) Göthe ſagt: wer kühn iſt und verwegen, kommt fürwahr noch beſſer fort. Courage! (Laut) Madame, geben Sie mir einen Kuß!

Emma. Mein Herr, dieſe Art, mit mir zu reden, gefällt mir nicht.

Springer. Um Gottes Willen, wie ſoll ich denn anders mit Ihnen ſprechen? Geben Sie mir einen Kuß! Ich frage Sie, kann ſich ein Menſch klarer, einfacher und kürzer ausdrücken, als ichs gethan? Engel, geben Sie mir einen Kuß!

Emma. Da haben Sie einen. (Giebt ihm einen Kuß.)

Springer. Dieſer Kuß mundete mir beſſer, als eine Auſter. (Leiſe für ſich) Doch wer kühn iſt und verwegen, kommt fürwahr noch beſſer fort. Courage! (Laut) Engel, ich bitte noch um einen zweiten Kuß.

Emma (nach kurzem Zögern). Da, Sie Ungeſtümer!

Springer. Der Teufel ſoll mich holen, wenn mir dieſer Kuß nicht noch ſüßer geſchmeckt als ein Glas Porter.

Emma. Genug für heute — es fängt ſchon wieder zu regnen an — es iſt recht fatal, daß ich keinen Regenſchirm mitgenommen

Springer. Kann ich Ihnen vielleicht mit dem meinigen zu Hilfe eilen? Gern würde ich Sie nach Hauſe begleiten, hätte ich nicht einen wichtigeren Gang.

Emma. Da werden Sie wohl auch Ihren Regenſchirm brauchen.

Springer. Nehmen Sie ihn nur. (Er giebt ihr ſeinen Regenſchirm.) Zuvor aber, ſchöne Frau, muß ich um Ihren Namen bitten.

Emma. Warum?

Springer. Nun, ich muß doch wiſſen, wem ich meinen Parapluie geliehen habe.

Emma. Trauen Sie mir nicht? Ich heiße Emma.

Springer. Der Emma's giebt es aber Tauſende auf der Welt, Sie müſſen mir auch Ihren Familien-Namen ſagen.

Emma. So wiſſen Sie denn, ich bin die Frau von Bock.

Springer. Was, Sie ſind die Frau von Bock. (Fängt heftig zu lachen an.)

Emma. Warum lachen Sie?

Springer. Ueber den Namen. Es laſſen ſich einige treffliche Bonmots darauf machen. O ich kann auch witzig ſein! Man könnte ſagen, Sie hätten einen Bock geſchoſſen, ſie hätten ihn ins Bockshorn gejagt und dergleichen Witzſpiele mehr.

Emma. Herr von Springer, ich glaube, daß Sie viel zu discret ſind, um mich zu verrathen.

Springer. Wenn Sie kein Anderer verräth, ich thu' es wahrhaftig nicht.

Emma. Morgen Nachmittag um fünf Uhr bin ich wieder hier; es würde mich freuen, wenn auch Sie da ſein möchten.

Springer. Sein Sie deshalb ohne Sorgen — ich bin ſicher da.

Emma. Herr von Springer, leben Sie wohl. (Geht ab.)

Springer. Au revoir, Frau v. Bock! (Ruft ihr nach) Vergeſſen Sie nicht, mir morgen meinen Regenſchirm mitzubringen.

Zwölfte Scene.

Herr v. Springer (allein).

Ha, ha, ha, welch' ein ſonderbares Zuſammentreffen! Meine Frau hat dem Bock, und Bocks Frau hat mir ein Rendezvous gegeben. Gottlob, ich habe mich an dem Sündenbock glänzend gerächt. Bock hat von meiner Frau nur einen Kuß, ich habe von der ſeinigen zwei Küſſe erhalten. Wir ſind quitt! (Fängt heftig zu lachen an.) Aber das Beſte kommt noch. Bock wird die Augen aufſperren, wenn er den Regenſchirm, den er meiner Frau geliehen, in den Händen der ſeinigen findet. Ha, ha, ha, das wird eine ſchöne Verlegenheit, ſowohl für den männlichen, als für den weiblichen Bock. Nun raſch nach Hauſe! (Geht trällernd ab.)

Dreizehnte Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich in das Wohnzimmer des Herrn von Bock.)

Bock (tritt durch die Seitenthür ein).

Bock. Jacob ſagt mir ſoeben, meine Frau ſei nicht zu Hauſe. Wo kann ſie ſo ſpät ſein? Vermuthlich im Theater.

Wüßte ich in welchem, ich würde ſie mit meinem Wagen abholen. Der vermaledeiete Regen hat mich um ein Rendezvous gebracht, das mir heute eine durchreiſende Sängerin um acht Uhr gegeben hat. Wenn ich nur erfahren könnte, wie das allerliebſte Weibchen heißt, das ich im Dianenbad ſo enthuſiasmirt habe. Noch nie ſtanden mir ſo kühne Bilder zu Gebot als diesmal. Ich ſage dir, Bock, du biſt ein Bock, der ſeines Gleichen ſucht. Es giebt Augenblicke, in denen ich mir Naſenſtüber geben, mich beim Kragen nehmen und mich zur Thür hinaus werfen könnte. Ein ſolcher Augenblick iſt jetzt eingetreten. Ich möchte doch wohl wiſſen, was meine Frau bewogen hat, in dieſem Wetter, gleichviel wohin, auszugehen. Ich bin zwar nicht im Mindeſten eiferſüchtig, denn meine Emma iſt das Muſter aller frommen Frauen, ein Tugendſpiegel, deſſen Klarheit noch kein böſer Hauch getrübt hat, aber neugierig bin ich denn doch, welch ein mächtiger Magnet ſie heute hinausgelockt hat; (Sieht durchs Fenſter.) Da kommt ſie eben! Was ſehe ich? Sie hat den Regenſchirm, den ich meiner Unbekannten im Dianenbad geliehen. Sollten ſich die beiden Frauen kennen, ſollte die ſchöne Minna meiner Frau vielleicht verrathen haben, daß ich ihr den Hof gemacht? Das wäre ein ganz abſurdes Pech! Nur Muth, Bock, ehe ich ihr meine Sünden geſtehe, will ich ihr ein klein wenig auf den Zahn fühlen, wie ſie zu dem Parapluie gekommen iſt. Still, ſie kommt!

Vierzehnte Scene.

Herr v. Bock. Emma (tritt ein, den Regenſchirm in der Hand).

Emma. Guten Abend, lieber Louis.

Bock. Guten Abend, liebes Weib. Wo geweſen, wenn ich fragen darf?

Emma. Im Theater.

Bock. Was haben ſie gegeben?

Emma. Den Platzregen als Eheprocuratur, Alle ſind verliebt und Alle ſind verheirathet.

Bock. Und wie kommſt Du zu dieſem Regenſchirm?

Emma. Wie ich zu dieſem Regenſchirm komme, liebes Männchen? (Für ſich) Er wird doch nicht etwa wiſſen, daß — —

Bock. Ja, ja, das frage ich.

Emma. Kennſt Du ihn denn?

Bock (für ſich). Nun weiß ich ſelbſt nicht, ob ich Ja oder Nein ſagen ſoll. (Laut) Ob ich ihn kenne, liebes Weibchen?

Emma. Ja, das frage ich!

Bock. Ich glaube wenigſtens, daß ich ihn kenne.

Emma. Nun, wenn Du ihn wirklich zu kennen glaubſt, ſo ſage mir, von wem ich ihn habe?

Bock (für ſich). Sie will haben, daß ich mich in meiner eigenen Schlinge fange, das ſoll ihr nicht gelingen! (Laut) Dieſen Regenſchirm hat Dir ein Mann geliehen.

Emma (für ſich). Leugnen iſt am beſten. (Laut) Mit nichten, Herr Gemahl, ich habe ihn von einer Frau.

Bock (für ſich). Gewiß von meiner Unbekannten. (Laut) Und von welcher Frau?

Emma. Von ... von ... von der Frau des Logenſchließers.

Bock (für ſich). War die Dame, die mir das Rendezvous gegeben, die Logenſchließerin? Das will ich gleich erfahren. (Laut) Sage mir, iſt die Logenſchließerin eine alte oder eine junge Frau?

Emma. Intereſſirt ſie Dich vielleicht?

Bock (für ſich). Aha, ſie fängt zu ſticheln an. (Laut) Ja wohl, Emma, ſie intereſſirt mich, ich möchte ſie wohl aus mehr als einem Grunde kennen lernen; wo wohnt ſie?

Emma. Willſt Du ſie etwa beſuchen?

Bock. Ja, ich will ihr den Regenſchirm zurückbringen und mich dafür bedanken.

Emma. Erſpare Dir die Mühe; ſie wird ihn morgen holen laſſen.

Bock. Die Galanterie erfordert, daß man Sachen, die man uns geliehen, nicht abholen läßt, ſondern unaufgefordert zurück bringt.

Emma. Das iſt nicht nöthig, lieber Mann.

Bock (für ſich). Die Sache muß ſich anders verhalten, als ich glaube, ſonſt würde meine Frau einen andern Ton anſtimmen. (Laut) Das muß ich beſſer wiſſen, Emma. Wo wohnt die Logenſchließerin?

Emma. Ich weiß es nicht.

Bock. Das will ich gleich erfahren. (Er nimmt den Regenſchirm und will gehen.)

Emma (hält ihn zurück). Bleib! Ich will Dir offenherzig bekennen . . .

Bock. Was?

Emma. Daß ich dieſen Regenſchirm nicht von der Logenſchließerin, ſondern von einem gewiſſen Herrn von Springer habe, der ſo gütig geweſen iſt, mich dadurch aus einer grenzenloſen Verlegenheit zu ziehen.

Bock (für ſich). Wie ſollte Springer zu ſeinem Parapluie gekommen ſein? (Laut.) Emma, Du willſt mich täuſchen!

Emma. Bei meiner Treue ſei Dir geſchworen, daß es wahr iſt.

Bock. Und warum haſt Du mir's Anfangs verheimlichen wollen?

Emma. Ich glaubte, Deine Eiferſucht dadurch rege zu machen.

Bock. Warum nicht gar! Ich kenne dieſen Springer, er iſt mein intimer Freund, noch ſolider als ich. Gleich will ich hin zu ihm.

Emma. Bleib, ich bitte, ich beſchwöre Dich.

Bock. Deine Aengſtlichkeit macht mich argwöhniſch, ich muß erfahren, was da vorgefallen iſt, und wie Du zu dieſem Regenſchirm gekommen biſt. (Geht haſtig ab mit dem Regenſchirm.)

Fünfzehnte Scene.

Emma.

Ach Gott, hätte ich nur nicht die Wahrheit geſtanden, dann wäre Alles glücklich abgelaufen. Er geht nun zu Springer — es kommt zu Erklärungen und das Unglück iſt fertig. Ob Springer ſo indiscret ſein wird, meinen Namen zu verrathen, daß ich ihm ein Rendezvous und zwei Küſſe gegeben? Wenn ſich dieſer Springer wirklich ſo undankbar gegen mich benehmen ſollte, ſo thue ich das Gelübde — innerhalb zwei Jahren keinem Sterblichen ein Rendezvous zu geben. — Ich möchte nur wiſſen, warum dieſer unheilbringende Regenſchirm meinem Gemahl ſo entſetzlich aufgefallen iſt und warum er ſo genaue Erkundigungen über die Logenſchließerin eingezogen hat. Da muß Etwas dahinter ſtecken. Gott weiß, wie das enden wird! (Sie geht ab durch die Seitenthür.)

Sechzehnte Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich wieder in Springers Wohnzimmer.)

Springer (kommt aus einer Seitenthür, ihm folgt Minna).

Springer. Geben Sie ſich keine Mühe, Madame, mich zu beſänftigen, Sie haben Ihre Pflicht verletzt; vergebens ſind Thränen und Schmeichelworte.

Minna. Kann denn nichts Ihren Unmuth beſchwichtigen?

Springer. Nichts, gar nichts!

Minna. Können Sie ſo unbarmherzig ſein, wenn Ihr Frau Thränen der bitterſten Reue vergießt?

Springer. Ja, das kann ich; dieſe Thränen ſind Fabrikate der Heuchelei. O man kennt dieſe Thränen, mit denen ihr Weiber gleich bei der Hand ſeid.

Minna. Ich bekomme Migräne.

Springer. Nur zu!

Minna. Ich falle in Ohnmacht.

Springer. Ich ſchicke Ihnen Herrn Bock — dann kommen Sie wieder zu ſich.

Minna (geht auf ihn zu). Menſch, reizen Sie mich nicht länger durch Ihre Kaltblütigkeit. Ich habe gefehlt, ich habe Sie um Verzeihung gebeten, was wollen Sie mehr?

Springer. Ich will gar nichts! Das Rendezvous, den Kuß. Alles hätte ich Ihnen verziehen, wenn Sie mich nicht ein Rhinoceros genannt hätten, das Ihnen furchtbar zuwider iſt.

Minna. Wie, das ſoll ich geſagt haben?

Springer Ich weiß es von Ihrem Freunde, dem Herrn von Bock.

Minna. Er lügt, glaub' ihm nicht, lieber Mann.

Springer. Wir Rhinoceroſſe haben dicke Häute, da dringt ſobald nichts durch.

Minna. Wollen Sie mich noch länger kränken?

Springer. Wenn ein Rhinoceros einmal in Wuth geräth, dann läßt es ſich nicht ſo leicht beſänftigen.

Minna. Ich bekomme wirklich meine Migräne.

Springer. Nur zu! Rhinoceroſſe genirt das nicht!

Minna. Einen Stuhl . . . ich ſinke in Ohnmacht.

Springer (bringt ihr einen Stuhl.) Hier haben Sie einen Stuhl, machen Sie ſichs bequem.

Minna. Gatte!

Springer. Rhinoceros wollen Sie ſagen. Nun ſo fallen Sie doch in Ohnmacht, ein Stuhl ſteht ſchon bereit, iſt Ihnen vielleicht noch ein zweiter gefällig?

Minna. Kieſelherz, kann Dich denn nichts erweichen?

Springer (für ſich). Nun hätte ich ſie wohl genug geärgert. (Laut) Madame, bereuen Sie ernſtlich Ihren Fehltritt?

Minna. Ich ſchwöre es!

Springer. Werden Sie in Zukunft mit dem Bock nicht mehr ſolche Sprünge machen?

Minna. Nie mehr!

Springer. Nun denn, ſo will ich diesmal Gnade für Recht ergehen laſſen. Es ſei Dir verziehen. (küßt ſie.) Du biſt wieder, wie zuvor, mein liebes Weib, und ich Dein Rhinoceros — Mann will ich ſagen. Laß Dich umarmen. (Sie umarmen und küſſen ſich.)

Siebenzehnte Scene.

(Es klopft an der Thür.)

Die **Vorigen.** **Bock** (tritt ein).

Minna (will gehen).

Springer. Bleib, Minna, es hat nichts zu ſagen. (Zu Bock) Bringen Sie mir meinen Regenſchirm?

Bock (für ſich). Alle Teufel! Die ſchöne Unbekannte iſt Springers Frau.

Springer. Warum zittern Sie?

Bock. Ich — ich habe das Fieber.

Springer. Vermuthlich das Manſchettenfieber. Aengſtigen Sie ſich nicht, beſter Bock, Sie haben meine Frau und ich habe die Ihrige beſchirmt. Wir ſind quitt.

Bock (ängſtlich). Sie — wiſſen — alſo — daß —

Springer. Daß Ihnen meine Frau ein Rendezvous und einen Kuß gegeben. Ja wohl, das weiß ich, der Regenſchirm war der Verräther. Sie — wiſſen — doch — aber — auch — daß —

Bock. Was?

Springer. Daß ich mir bereits glänzende Satisfaction verſchafft habe?

Bock. Von wem?

Springer. Von Ihrer Frau!

Bock. Wie ſo?

Springer. Je nun, ſie hat mir ebenfalls ein Rendezvous und nicht nur einen Kuß, ſondern zwei Küſſe gegeben.

Bock. Wie?

Minna. Was?

Springer. Ja ja, Ihre Frau hat mir die ſchönſte Genugthuung gegeben.

Bock (zornig). Herr, das iſt nicht wahr, meine Frau iſt ein Muſter von Tugend und Treue, meine Frau hat nicht ſo leichte Grundſätze wie gewiſſe andere.

Springer. Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten!

Bock. Ich meinte Andere. Wen's juckt, der kratze ſich. Ich ſage Ihnen noch ein Mal, Herr von Springer, daß meine Frau —

Springer. Sich wie die meinige zu Fehltritten hat verleiten laſſen.

(Minna geht ab durch die Seitenthür.)

Bock (zornig). Herr, haben Sie den Muth, dies meiner Frau ins Geſicht zu ſagen?

Springer. Warum nicht?

Bock. Sie müſſen mit mir zu ihr gehen.

Springer. Wenn Sie es wünſchen, recht gern.

Bock. So kommen Sie; wenn ſich die Sache wirklich ſo verhält, ſo will ich ein Exempel ſtatuiren, das noch unſre ſpäteſten Nachkommen mit Schreck und Staunen erfüllen ſoll. Kommen Sie!

Springer. Nur nicht zu hitzig, lieber Freund! (Beide gehen ab.)

Achtzehnte Scene.

(Die Bühne verwandelt ſich wiederum in Bocks Wohnzimmer.)

Emma (kommt ganz verſtört aus der Seitenthür).

Minna. Mein Mann könnte ſchon längſt wieder da ſein, denn Springer wohnt in unſerer Nachbarſchaft. Ich ſchwebe in einer Angſt, die ſich nur empfinden, nicht beſchreiben läßt. (Klingelt: ein Bedienter tritt ein.) Jacob, ein Glas Waſſer! (Der Bediente geht ab.) Wie wird das enden! Ach, die ſchrecklichſte Qual iſt ein böſes Gewiſſen. Dem ärgſten Verbrecher kann nicht ärger zu Muthe ſein, als mir in dieſem Alles entſcheidenden Augenblick. (Der Bediente überreicht das Glas der Frau von Bock.)

Minna. Stell' es hin — ich kann nicht trinken. (Der Bediente ſtellt das Glas auf den Tiſch und geht kopfſchüttelnd ab.)

Minna. Was muß Jacob davon denken?! Noch nie hat er mich in ſo aufgeregtem Zuſtande geſehen! Was wird daraus entſtehen? Mein Gemahl iſt jähzornig, — hat mich Springer verrathen, ſo fürchte ich das Allerſchlimmſte, denn ſein Zorn macht ihn zu Allem fähig. Männer prahlen mit den Gunſtbezeigungen, die wir in ſchwachen Augenblicken ihnen angedeihen laſſen. Springer iſt zu beſchränkten Verſtandes, um von dieſer Regel eine Ausnahme zu machen. Weiß Bock, daß ich ſeinem Freunde ein Rendezvous gegeben (ſie faltet die Hände zum Gebet), ſo wolle Gott, daß Alles glücklich ablaufen möge. (Geht ins Seitenzimmer.)

Neunzehnte Scene.

Bock und **Springer** (kommen durch die Seitenthür. Letzterer hat ſeinen Regenſchirm unter dem Arm).

Bock. Nur herein, Herr von Springer, wir wollen ſogleich zum Verhör ſchreiten.

Springer. Wenn Sie Ihre Gemahlin durchaus beſchämen wollen.

Bock. Ich behaupte noch immer, daß hier ein Irrthum obwaltet. Meine Frau kann Ihnen unmöglich ein Rendezvous gegeben haben. Vielleicht irren Sie ſich in der Perſon.

Springer. Sie hat mir ja ihren Namen geſagt; zum Wahrzeichen ſage ich Ihnen, daß ſie mit dem Vornamen Emma heißt.

Bock. Ganz richtig! Emma von Bock.

Springer. Ich habe darauf einen guten Witz gemacht, ich ſagte: Sie hätten einen Bock geſchoſſen, daß Sie nämlich den Regenſchirm mitgenommen.

Bock. Abgeſchmackter Witz!

Springer. Schaffen Sie raſch den Delinquenten herbei — ich habe nicht viel Zeit zu verlieren.

Bock. Sogleich! (Ruft in die Seitenzimmer) Emma, Emma!!

Zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Emma (tritt durch die Seitenthür ein. Wie ſie Herrn v. **Springer** gewahrt, bleibt ſie wie verſteinert ſtehen).

Bock. Iſt es wahr, Madame, daß Sie Herrn von Springer ein Rendezvous gegeben?

Emma. Weh mir, ich bin verloren! (Sie geht raſch ab durch die Seitenthür.)

Bock. Meine Frau kann Ihren Anblick nicht ertragen. Sie geht, ohne ſich zu entſchuldigen. Nun glaube ich Alles! (Er geht mehrere Mal wuthentbrannt in dem Zimmer auf und ab, greift dann nach dem Glaſe Waſſer, leert das ganze Glas aus und ruft:) Ihr Wohlſein!

Springer. Wohl bekomm's!

Bock. Ich dank' Ihnen. (Geht abermals wuthentbrannt auf und ab.) Nein, wer hätte das geglaubt!? Emma, Emma!!!

Springer. Mäßigen Sie Ihre Hitze, lieber Freund. Jeder von uns Vieren hat gleich viel Schuld und gleich viel Strafe. Wir haben vice versa geſündigt und vice versa gebüßt: ich habe meiner Gemahlin in Gnaden verziehen, verzeihen Sie auch der Ihrigen. Das Geſchehene läßt ſich nicht mehr ändern; laſſen Sie uns das Vorgefallene ganz vergeſſen. Iſt es doch eine große Frage, ob wir oder unſere Frauen ſtrafbarer ſind.

Bock. Mich ärgert bei der ganzen Geſchichte nur das, daß Sie zwei Küſſe von meiner Frau, ich hingegen nicht mehr als Einen von der Ihrigen erhalten habe. Ich komme bei dieſer Geſchichte um einen Kuß zu kurz.

Springer. Dafür bekommen Sie zwei von mir. (Er küßt ihn zwei Mal.)

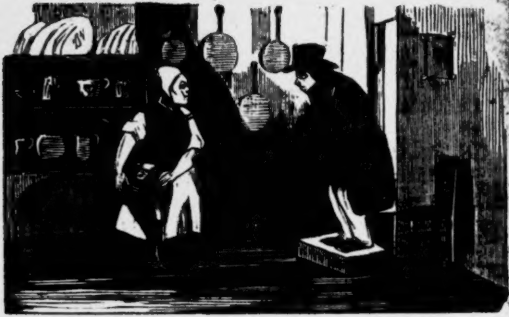
Bock. Der verdammte Regenſchirm iſt doch an Allem Schuld!

Springer. Laſſen Sie den Armen in Ruh. Er kann nur vor *Regen*, aber nicht vor *Donnerwetter* ſchützen.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Holländiſche Reinlichkeit.



M,

NARRENALMANACH

für

1843

von

Eduard Maria Oettinger.

Erſter Band.

Leipzig, 1843.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA

Inhalt.

Vorrede und Dedication.

I.	Magliabecchi	Seite 1
II.	Jonathan Dibbs	„ 32
III.	Die beiden Crébillon	„ 57
IV.	Marie Antoinette	„ 75
V.	Herr von Kipfelhuber	„ 90
VI.	Sanſon	„ 118
VII.	Amandus Mops	„ 136
VIII.	Vaillant	„ 160
IX.	Ochſenheimer	„ 182
X.	Labourdonnaye	„ 197
XI.	Herr Malztippel	„ 234
XII.	Rosberry	„ 262
XIII.	† † †	„ 334
XIV.	Muley Ismael	„ 356
XV.	Puſchkin	„ 376
XVI.	Grimod de la Reynière	„ 403
XVII.	Narren-Gallerie	„ 422

Vorrede und Dedication.

Es ſind nun juſt zwölf Jahre.

Damals ließ ich mein erſtes Werk: „das ſchwarze Geſpenſt," Taſchenbuch für Satire, Ironie und Perſiflage, ein — Beſcheidenheit geht bei mir über Alles — ganz ausgezeichnetes Product erſcheinen, das ich Seiner dreiköpfigen Majeſtät, dem allerdurchlauchtigſten, allergnädigſten Höllenhunde Cerberus dedicirt hatte in der Abſicht, mich durch dieſen Act uneigennütziger Huldigung dergeſtalt bei ihm einzuſchmeicheln, daß er mich, Falls ich nach meinem Tode in die Unterwelt käme, nicht boshaft anklaffe, ſondern huldreich ungeneckt laſſe.

Dieſen „Narren-Almanach," der ein Seitenſtück zum „ſchwarzen Geſpenſt" bildet — wiederum ein höchſt ausgezeichnetes Werk, in welchem ich die hervorragendſten Narrenkappen und Steckenpferde dieſer närriſchen Welt zu ſchildern verſuche — habe ich Anfangs dem Himmelsroſſe Pegaſus widmen wollen, um mir auch in ihm einen Gönner zu erringen; nach reiflicher Ueberlegung habe ich aber eingeſehen, daß dies einem Pferde, welches ſich ſo häufig zum Miethsgaule herabwürdigen läßt, eine Ehre erweiſen hieße, auf die es keine gegründeten Anſprüche hat.

Nach langem Hin- und Herſinnen, welchem meiner Freunde ich dies höchſt ausgezeichnete Taſchenbuch zueignen ſollte, fiel mir der königlich däniſche Juſtizrath und Stifts-Syndicus Heinrich Wilhelm Lawätz ein, der jedes Kapitel ſeines zwölfbändigen „Handbuchs für Bücherfreunde" (Halle 1788—1794) einem, manches ſogar mehrern und den Nachtrag zum vierundfünfzigſten Kapitel ſogar 77, ſchreibe ſiebenundſiebzig gelehrten Freunden und befreundeten Gelehrten dedicirt hatte. Und alſogleich faßte ich den närriſchen Entſchluß, ſein Beiſpiel zu befolgen und jede der ſechszehn Erzählungen meines „Narren-Almanachs" einem meiner Freunde und Freundinnen als ein kleines Zeichen der großen Hochachtung, die ich für ſie in meinem Herzen trage, widmen zu wollen.

Ich laſſe nun die Liſte meiner Dedicationen nach der Reihe der Erzählungen folgen:

Die erſte Erzählung widme ich meinem verehrten Freunde und Landsmann, Deutſchlands gewiſſenhafteſtem und gründlichſtem Kritiker, Herrn Dr. **W. Menzel** in Stuttgart.

Die Zweite: meinem liebenswürdigen Freunde und Böſewicht, dem witzigſten und pikanteſten Journaliſten Europa's, Herrn Dr. **M. G. Saphir** in Wien.

Die Dritte: meinem geliebten Vice-Vater **Adolf Bäuerle,** dem ich für alles Gute, was er vor vierzehn Jahren dem unerfahrenen Jünglinge erwieſen, meinen innigſten Dank, und für die ſchwere Kränkung, die er im Jahre 1838 dem gereiften Manne zugefügt, die Verſicherung meiner völligen Vergebung erſtatte.

Die Vierte: dem erſten Verleger meiner erſten, auf allerhöchſten Befehl unterdrückten Zeitſchrift „Eulenſpiegel," dem braven ehrlichen Buchhändler Herrn **L. W. Krauſe** in Berlin.

Die Fünfte: meinem ſeelenguten, herzenstreuen Freunde, dem reichbegabten Humoriſten Herrn Dr. **C. Herloßſohn** in Leipzig.

Die Sechſte: meinem hochverehrten Freunde und Gönner, dem erſten und letzten Troubadour Frankreichs, Herrn **J. P. Béranger** in Paris.

Die Siebente: meinem biedern Freunde, dem ehrenwertheſten aller deutſchen Journal-Redactoren, Herrn Hofrath Dr. **C. Winkler** in Dresden.

Die Achte: meinem durch und durch charmanten Freunde, dem König der franzöſiſchen Feuilletoniſten, Herrn **J. Janin** in Paris.

Die Neunte: meinem lieben Freunde, dem talentvollen Balladen-Dichter und Lieder-Componiſten, Herrn Dr. **R. Hirſch** in Leipzig.

Die Zehnte: meinem guten Freunde, dem beliebten Novelliſten, Herrn Dr. **R. Heller** in Leipzig.

Die Eilfte: meinem ci-devant Verleger, dem geiſtreichen Buchhändler Herrn **J. Campe** in Hamburg.

Die Zwölfte: meiner hochverehrten Freundin, der anmuthigſten aller deutſchen Schauſpielerinnen, dem Fräulein **Charlotte v. Hagn** in Berlin.

Die Dreizehnte: meinem vieljährigen, ehrenwerthen Freunde, dem rühmlich bekannten Tragöden Herrn **M. Rott** in Berlin.

Die Vierzehnte: meiner hochgefeierten, weltberühmten Freundin, der reizendſten aller Sylphiden, dem Fräulein **Fanny Elsler** in — Europa.

Die Fünfzehnte: jedem meiner Freunde, der ſich meiner mit Liebe erinnert.

Die Sechszehnte: jedem meiner intimen Feinde, wozu Herr **Auguſt Lewald** in Karlsruhe, Herr **C. Töpfer** in Hamburg und Herr **L. Rellſtab** in Berlin gehört.

Da die meiſten dieſer hier genannten Herren zufälliger Weiſe Herausgeber vielgeleſener Journale ſind, ſo könnte Mancher unter ihnen zu dem Irrglauben verleitet werden, ich hätte jedem von ihnen nur darum eine meiner höchſt ausgezeichneten Erzählungen gewidmet, damit auch ſie dieſelbe ausgezeichnet finden und in ihren Zeitſchriften pflichtſchuldigſt beweihräuchern und in Lobſalm einpökeln ſollen. Gegen dieſen Aberglauben, daß jede meiner Dedicationen eine pfiffig verhüllte **captatio benevolentiae** ſein ſoll, muß ich hiermit feierlich proteſtiren und eben ſo feierlich erklären, daß ich auf jeden Lobhudel freiwillig Verzicht leiſte.

Es gewährt mir eine beſondere Genugthuung, bei dieſer Gelegenheit zu bekennen, daß ich gegen Zeitungslob bereits eben ſo abgehärtet bin, wie gegen Zeitungs-Tadel. Vor zwölf Jahren ſchon erwies mir Dr. W. Menzel in ſeiner Beurtheilung meines „ſchwarzen Geſpenſtes“ (ſiehe Literaturblatt vom 10. Dez. 1830) die unverdiente Ehre, viele meiner unbedeutenden Satiren mit den Meiſterwerken eines Swift, Lichtenberg, Jean Paul und Börne zu vergleichen. In neuerer Zeit haben nachſichtige Beurtheiler, wie Herr von Wachsmann in der „Abendzeitung“ mich mit Jules Janin, Andere wieder, wie Hofrath Philippi im „Planeten,“ mich mit Paul de Kock paralleliſirt; in ganz jüngſter Zeit hat mich ein Ungenannter im „Kometen“ ſogar den deutſchen Boccaccio genannt.

Ich will aber auch den Tadel nicht verſchweigen. Viele haben mir die Ehre erwieſen, kein gutes Haar an mir zu laſſen und mit Hilfe von Meinhardts „Schimpfwörterbuch“ den ganzen Reichthum der deutſchen Schimpfwörter über mich auszugießen. Einer dieſer himmliſchen Käuze hat in einer 68 Seiten ſtarken Brochüre, die 1837 in Hamburg erſchien und die ich, wie alle Schmähſchriften, welche meine hochverehrten Feinde gegen mich zu Tage gefördert, in Maroquin und mit Goldſchnitt habe einbinden laſſen, bis zur Evidenz erwieſen, daß ich ein Hund, ein Ochs, ein Eſel ſei, nicht drei Zeilen richtig deutſch ſchreiben könne und Alles, was ich bisher geſchrieben, blos aus dem Franzöſiſchen überſetzt hätte. Den Hund, den Ochſen und Eſel und all' dieſe feinen Höflichkeiten meiner hochverehrten Feinde, die natürlich tauſendmal talentvoller und millionenmal geiſtreicher als meine Wenigkeit ſind, habe ich ruhig eingeſteckt; denn gewährt es nicht ein Vergnügen, einen Eſel ſchwarz auf weiß in der Taſche zu haben? — aber die Anſchuldigung, daß ich etwas aus dem Franzöſiſchen übertragen habe, muß ich — wie früher — auch jetzt ernſtlich zurückweiſen und Jeden, dem es Vergnügen macht, dies auch fernerhin zu behaupten, entweder für einen Verläumder oder einen Schwachkopf — ich bin ſo galant, Jedem die Wahl zu laſſen — ſo lange halten, bis er in allen achtundzwanzig Bänden, die ich bisher der Leſewelt übergeben, mir einen Aufſatz nachweiſ't, den ich aus franzöſiſcher Quelle entlehnt haben ſoll.

Alles Uebrige iſt mir ganz gleichgiltig. Jeden, der, wie ich, zwölf Jahre hinter den Couliſſen der deutſchen Kritik geſtanden und geſehen hat, wie man Blitz und Donner macht, Jeden, der Gelegenheit gehabt, ſich zu überzeugen, wie häufig der Schofel aus Cameraderie in den Himmel gehoben und das Beſte aus Neid, Mißgunſt und Verkleinerungsſucht in den Staub getreten wird, kann das Lob nicht mehr erfreuen und der Tadel nicht mehr kränken. Es giebt Käuze in der deutſchen Literatur, die von mir behaupten dürfen: ich hätte Vater und Mutter umgebracht, Kinder geraubt, Banknoten gemacht, Löffel geſtohlen und den Brand in Hamburg angelegt — dieſe Käuze kränken mich eben ſo wenig, als Mücken, die ſich auf den Abſatz meines Stiefels ſetzen.

Im Uebrigen bleibe ich ſelbſt dieſen Schwachköpfen gewogen und bitte Gott, daß er auch ſie in ſeinen heiligen Schutz nehme.

E. M. Oettinger.

Geſchrieben zu Leipzig im Roſenthale,
am Tage des Heiligen, deſſen Name mir
entfallen iſt.

I.

Magliabecchi.

1.

„Optimi consultores libri.“
Magliabecchi.

Man glaubt nicht mehr an Wunder. Die liebe, gute, maigrüne Feenzeit, die ſchöne, holde, regenbogenfarbige Märchenwelt mit ihren Moſcheen von Saphir und Opal, mit ihren Paläſten von Rubin und Cryſtall, mit ihren ſchwimmenden Zaubergärten, worin auf den ewigblühenden Zweigen ſingender Bäume und auf den beweglichen Stengeln tanzender Blumen heitere Sylphen ſich gewiegt und geſchaukelt — ach die Zeit der blauen Wunder, die Zeit der Talismane und Wünſchelruthen iſt — leider! — längſt vorüber. Die arme Welt hat ihre poetiſchen Träume ausgeſchlafen, ſich die Märchen von Tauſend und Einer Nacht aus den Wimpern gewiſcht und gähnt und glotzt nun, blaß und ſiech, die erzproſaiſche, theelaulige, ſumpffaulige, ſcheinheilige, langweilige, kraftmehlige, trübſelige Wirklichkeit mit ihrem Runkel-Rüben-Pietismus und ihrer Dampfnudel-Lyrik, mit ihrer Aſphalt-Philoſophie und ihrem Glacéhandſchuh-Geiſt, wie ein Geſpenſt das andere an.

Und dennoch, mein ausnehmend-einnehmender Leſer, giebt es in dieſer aſchgrauen, nüchternen und faſt unerträglichen Katzenjammerwelt noch eine roſenfarbige, gutmüthige, mitleidige Fee, die mit dem bunten Schmetterlingsſtaube ihrer Zauberflügel das öde Leben vergoldet, die eisſtarren Wüſten in blüthenſchwangere Oaſen, die ſternenloſe Nacht in lachende Tageshelle, die bleierne Sorge in goldene Luſt und Leidenszähren in Freudenthränen umzaubert.

Und dieſe Fee, dieſe nimmer mißvergnügte, immer dienſtwillige, ewig wunderthätige Fee heißt — Lectüre, und ihre Talismane ſind — die Bücher.

Und darum liebe ich die Bücher! Sie ſind mir die liebſten Geſellſchafter, die treueſten Freunde, die erfahrenſten Rathgeber, die einſichtsvollſten Aerzte, die weiſeſten Tröſter.

Wenn im Unglück die Schmarozer, die Du an Deiner gaſtfreien Tafel abgefüttert, wenn die Freunde, denen Du Dein Herz und Deine Börſe geöffnet, wenn Deine Geliebte, Deine Braut, Dein Weib, in deren Augen Du den Himmel, in deren Herzen Du die Hölle gefunden haſt, Dir lieblos den Rücken zugekehrt und dich treulos verlaſſen haben, dann ſuche Troſt und Balſam, Hoffnung und Vertrauen, Faſſung und Muth, Frohſinn und Zufriedenheit bei Deinen — Büchern!

Wißt Ihr, was Pixérecourt geſagt? **Le livre est le seul ami, qui nous reste fidèle.** Er hat Recht. Die Bücher ſind die einzigen Freunde im Leben, welche Leiden und Freuden brüderlich mit uns theilen, uns nicht verkaufen und verrathen, uns treu bleiben bis zum Tode!

Schelte mir deßhalb die Leute nicht, die ihre Freuden aus den beſtaubten Fächern einer Bibliothek, aus den vergilbten Quellen ſchweinsledernen Folianten ſchöpfen. Nenne ſie nicht Büchernarren. Dieſe Narren ſind tauſendmal klüger als Jene, die keinen andern Genuß als:

„Fläſchchen ſei mein A B C“

und

„Kartenſpiel und Würfelluſt
Und ein Kind mit runder Bruſt“

kennen.

O glaub' es mir, mein theurer Leſer, es giebt kein ſchöneres, edleres, nachhaltigeres Vergnügen als ein Buch, ein gutes Buch!

Bücherfreunde ſind gewiß auch Menſchenfreunde. Denn was ſind Bücher? — Menſchen zuſammengeſetzt aus Lumpen, Buchdruckerſchwärze und mehr oder weniger Geiſt. Und was ſind Menſchen? Bücher zuſammengeſetzt aus Fleiſch und Bein, aus Mark und Blut. Die Bücher werden von Menſchen und die Menſchen von Gott geſchaffen; das Schickſal iſt der Cenſor, der ihnen das Imprimatur oder Damnatur auf die Stirne drückt.

Einer der größten Bücherfreunde aller Zeiten war König **Alphons** von **Neapel**. Er führte ein Buch in ſeinem Wappen und ſchloß mit ſeinem beſiegten Feinde, **Cosmo von Medicis**, einen unvortheilhaften Frieden nur gegen Abtretung der erſten Ausgabe des **Livius** ab.

Luigi Beccatelli vertauſchte eines der größten, prachtvollſten Rittergüter gegen eine ſeltene Ausgabe des **Tacitus**.

Mir fällt nicht gleich der Name des franzöſiſchen Gelehrten ein, der aus Gram, daß ſeine Bibliothek in Flammen aufgegangen war, den Verſtand verlor und ſich im Wahnſinn das Leben nahm.

Ein Leipziger Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte wurde einſt von ſeinen Freunden gefragt, was er wohl lieber verlieren und leichter verſchmerzen könnte: ſeine Frau oder ſeine Bibliothek?

„Meine Frau, meine Frau!“ rief, ohne ſich einen Augenblick lang zu beſinnen, Herr Profeſſor Johann Burkhardt Mencke, Hiſtoriograph Friedrich Auguſts II.

„Ei, wenn Deine Frau das hörte?“

„Dann würde ich vielleicht nur den Muth haben, das blos zu denken, was ich jetzt laut zu bekennen wage. Jeden Tag kann ich eine ſo gute Frau, aber nicht in hundert Jahren eine ſo ſchöne Bibliothek, wie die meinige, wiederfinden.“

„Bravo, Bravo!“ ruft vielleicht — wenn auch im Stillen nur — mancher meiner Leſer, dem das Schickſal eine ſocratiſche Ehehälfte an den Hals gebunden.

„Steinigt ihn, ſteinigt ihn!“ ruft einſtimmig die ganze Frauenwelt.

Aber was fragt Herr Mencke danach? Er liegt ſchon ſeit Jahren auf dem Kirchhof St. Johannis in Leipzig, aber ſeine Bibliothek lebt im Paulinum fort und wird noch manchem Bücherfreunde einen frohen Tag, eine frohe Stunde bereiten.

„Nennen Sie mir ein Mittel,“ fragte mich ein junger Mann, „wodurch ich im Nu, gleichviel ob berühmt oder berüchtigt werde.“

„Heroſtrat,“ erwiderte ich, „zündete den Tempel zu Epheſus an. Wollten Sie ſein Beiſpiel befolgen und irgend eine hübſche Kirche anzünden, ſo würde, außer der hohen Polizei, kein Hahn um Sie krähen. Wollen Sie aber à tout prix berüchtigt werden, ſo zünden Sie in einer Nacht alle Pariſer Bibliotheken an.“

„Ach, es wäre doch Schade um ſie! Nein, Herr, das wage ich nicht; lieber ſchöſſe ich einmal auf Louis Philipp.“

Armer, bedauernswerther König der Franzoſen! Er erinnert mich an den deutſchen Kaiſer Maximilian I., der einſt den Satz auszuſprechen wagte: „Wenn ich Gott wäre und zwei Söhne hätte, ſo würde ich dem Einen den Himmel und dem Andern Frankreich geben.“ Ob ein deutſcher Kaiſer das wohl noch jetzt ſagen würde, wo nicht ſechs Monate vergehen, ohne daß ein Tollhäusler auf das Leben Louis Philipp's Jagd macht.

Schämt Euch, Franzoſen!

2.

Mein Leſer begleite mich nun nach Florenz.

Hier, in der prachtgeſchmückten Reſidenz der Medizäer, wo ein Palaſt den andern verdrängt, in der Stadt der Künſte, wo einſt eine heilige Schaar großer, berühmter, unſterblicher Künſtler gelebt und gewirkt, und wo jetzt ein langweiliger Schwarm rothborſtiger, ſchwindſüchtiger Beefſteack-Weſen und Goddam-Creaturen hauſt; in der Stadt, wo ein ewig veilchenblauer Mädchenaugen-Himmel ſich in der blaßgelben Fluth des Arno ſpiegelt; in dieſer „Stadt der Städte,“ wie einſt Macchiavelli ſie genannt, lebte vor länger als hundert Jahren ein hochgefeierter, weltberühmter Mann, der Antonio Magliabecchi hieß und ſich vom Obſtjungen zum Buchhändler-Gehülfen und dann vom Buchhändler-Gehülfen bis zum Hofbibliothekar des Großherzogs Cosmo III. von Florenz emporgeſchwungen hatte.

Magliabecchi (geboren am 28. October 1633 zu Florenz) gehörte zu jenen außergewöhnlichen Menſchen, die man, wegen ihrer barocken Eigenſchaften und bizarren Neigungen, Sonderlinge nennt. Wie der mailändiſche Marſchall Trivulzio einſt die Behauptung aufgeſtellt, daß ein Feldherr zur Kunſt des Kriegführens nichts als Geld, Geld und wiederum Geld brauche, alſo behauptete Magliabecchi, daß jeder Menſch zu der weit ſchwierigern Kunſt eines friedlichen ſorgloſen Lebens nichts Anderes brauche, als — Bücher, Bücher und wiederum Bücher. Das kleine Haus, das er in einer entfernten Vorſtadt bewohnte, war von dem Eingang bis zum Dachgiebel mit Büchern aller Wiſſenſchaften überſäet, angefüllt, vollgepfropft. Selbſt auf beiden Seiten der Treppe lagen Büchermaſſen aufgeſchichtet, ſo zwar, daß nur ein ſchmaler Durchgang für eine Perſon freigelaſſen war.

Sein ganzes Mobiliar beſtand aus ſechs Stühlen, die jedoch nicht zum Sitzen, ſondern blos zum Bücherhalten da zu ſein ſchienen. Vergebens ſah man ſich in ſeinen Zimmern um ein Bett um; Sommers und Winters ſchlief er, mitten unter einer Verſchanzung von Büchern, irgend einen Kirchenvater ſtatt des Kopfkiſſens gebrauchend, auf einer harten Matratze und deckte ſich mit einem uralten Mantel ſeines Vaters zu.

Keine Nacht ſchlief er länger als drei bis vier Stunden; dann ſtand er auf und kochte — weil er weder männliche noch weibliche Bedienung hatte — ſelbſt ſeinen Kaffee, den er ſtets ohne Zucker trank, nicht etwa aus Geiz, wohl aber aus Furcht, weil er in mehr als einem Autor geleſen, daß Zucker, dreißig Jahre aufbewahrt, ſich in Gift verwandele. Er aß beinahe nichts als Eier und trank niemals einen Tropfen Wein.

Den ganzen Tag brachte er mit Leſen, Studiren und Schreiben zu. Seine Bibliothek war ihm ſein Alles: Welt und Kirche, Garten und Promenade, Caſino und Theater. Nur ſelten ging er ſpazieren und nie in ſeinem Leben auf Reiſen. Er kam nie fünf Meilen über Florenz hinaus und hatte alſo Welt und Menſchen nur aus ſeinen Büchern kennen gelernt. Er gehörte zu Jenen, die, wie der große Kant, die

Behauptung aufzuſtellen gewagt, daß nur Derjenige wahrhaft glücklich, wahrhaft zufrieden ſein könne, der nie über das Weichbild ſeines Geburtsortes hinausgekommen ſei. Touriſt und Vagabond waren für Magliabecchi gleichbedeutende Worte.

Seine Bücher liebte er über Alles und nannte ſie oft ſeine treuen folgſamen Kinder. Dieſe Bücher waren die Penaten, denen er ſein ganzes Einkommen opferte; denn fand er irgendwo ein Buch, das ihm in ſeiner Bibliothek noch fehlte, ſo zahlte er oft mehr dafür, als der Verkäufer begehrte, und war untröſtlich, wenn der Eigenthümer — wie es oft zu geſchehen pflegte — das Buch, wie es Redensart iſt, um keinen Preis der Erde verkaufen wollte. In ſolchen Augenblicken wünſchte er ſich die Schätze eines Crösus, um ſie für jenes Buch hinzugeben. „Ich möchte nur darum über Millionen Scudi gebieten, um mir dafür Bücher kaufen zu können, die mir noch fehlen.“ — Er las nichts lieber als Bücher-Verzeichniſſe und war kindlich froh, glücklich, ſelig, wenn er ein Buch darin fand, deſſen Titel ihm noch nicht bekannt war. Sonſt hatte das Geld, der elende Mammon, keinen Werth, keinen Reiz für ihn. Kam ein Bettler, ſo ſagte er: „Dort auf dem Buche liegt meine ganze Baarſchaft. Nimm ſie Dir und geh' zufriedener als Du kamſt.“

Außer ſeinen Büchern kannte er nur noch eine Leidenſchaft, ein Bedürfniß: Taback ſchnupfen. Ein deutſcher Gelehrter, der Verfaſſer der curiöſen Reiſe durch ganz Italien (Freiberg 1701) erzählt: „Magliabecchi liebe den Schnupftaback über Alles und leere, obgleich der Großherzog ihm das übermäßige Schnupfen aufs Strengſte verboten habe, täglich eine rieſengroße Doſe.“ — Ein anderer Reiſender, Bartſch, berichtet, „daß Magliabecchi von dieſem übermäßigen Tabacksſchnupfen ſich ſeine ohnehin ungeheuere, faſt pittoreſke Naſe dermaßen verdorben habe, daß ſie, von der Ferne betrachtet, wie ein ungefegter Schornſtein ausſah.“

Aber kehren wir zu ſeinen Büchern zurück. Er hatte deren mehr als der Großherzog, wohl über 30,000 Bände und eine reiche Anzahl höchſt ſeltener Handſchriften. Trotz der ſcheinbaren Unordnung, in der ſeine Bücherſchätze unverwahrt im Vorhofe und auf der Treppe, in Zimmern und Kammern, auf dem Dachboden und ſogar im Stalle zerſtreut umherlagen, wußte er doch jedes Einzelne, das er ſuchte, im Nu herauszufinden.

Bewundernswürdiger als alle übrigen Eigenſchaften ſeines großen Geiſtes war ſeine wahrhaft ſtaunenerregende Gedächtnißkraft. Er war eine lebendige Encyclopädie, eine auf zwei Beinen herumwandelnde Bibliothek aller Wiſſenſchaften. Es gab wohl keinen alten, keinen neuen Schriftſteller, deſſen Werke er nicht gekannt und theilweiſe auswendig gewußt hätte. Er kannte alle Ausgaben, alle Ueberſetzungen, alle Bearbeitungen eines Werkes, und war ſo zu ſagen ein zu Fleiſch gewordener Bücher-Catalog. Er war in jeder Sphäre des menſchlichen Wiſſens ſo heimiſch als in ſeinen vier Pfählen. Es gab nichts, was ihm ganz fremd und unbekannt geweſen wäre.

„Außer dem lieben Gott,“ ſagte einer ſeiner berühmten Zeitgenoſſen, „gäbe es nur Einen noch, der Alles wiſſe und dieſer Eine ſei — Magliabecchi!“

3.

Dieſer Mann, dieſe **Bibliothèque vivante**, wie einſt die Prinzeſſin von Wales den großen Leibnitz genannt, dieſer Magliabecchi, dieſes florentiniſche Orakel der europäiſchen Gelehrtenwelt, hatte eine Mündel.

Sie hieß Bettina und war das ſchönſte Mädchen von Florenz. Aus der Sommernacht ihrer liebezündenden Augen ſtrahlten zwei lichte Sterne durch das ſchwarze Gitter ihrer Augenwimpern, die ihren flüchtigen Schatten auf das Lilienbeet ihrer Wangen zeichneten, auf denen friſcher, unentweihter Purpur, wie ein Roſenblatt in Schnee gebettet, ausgegoſſen lag. In dieſen Augenſternen ſchlummerte eine Welt geheimnißvoller Märchen, ein unerſchöpflicher Zauberquell ſchwermüthiger Liebeslieder, die wie Echoklänge aus fernen Himmelsſphären herniederrauſchten und ſich wie milde Minne-Melodien einſchmeichelten in die tiefſten Tiefen der Seele. Ihre Lippen glichen zwei glühenden Corallenzweigen, die zwei Zahngruppen verbargen, deren glänzendes Weiß an Perlenſchmelz erinnerte. Der ſchön geformte Hals, der üppig runde Nacken ſchien einer Statue anzugehören, deren Alabaſter unter dem lebeneinhauchenden Meißel eines Phidias oder Buonarotti den weichen Ton ſchneeweißen Fleiſches angenommen. Sie hatte Schultern, in deren Anblick man ſich vertiefen konnte, Schultern, in die ſich das Auge hätte feſtwurzeln mögen wie eine Biene in den Honigkelch einer Blume. Auf dieſen Nacken, auf dieſe Schultern floſſen in reicher, ungekünſtelter Fülle lange, ſeidenweiche Haare wie die dichten Schleier der Nacht auf ein taghelles Schneegefild herab. Bruſt und Arme ſchienen als Modelle dem Schöpfer der medizäiſchen Venus vorgeſchwebt zu haben und die wunderbar kleinen Füßchen weit eher einem Kinde China's als einer Tochter Italien's anzugehören.

Alles in Allem geſagt: Bettini war ſchöner als das ſchönſte Wort, das eines Dichters Fantaſie für ſie erfinden kann.

Und Magliabecchi, ihr Vormund, liebte ſie faſt ſo ſehr als ſeine Bücher und hütete ſie wie eine ſeltene Handſchrift, wie einen köſtlichen Schatz, vor dem räuberiſchen Blick der Männerwelt. Er hielt ſie, fern von den Verführungen der Stadt, fern von den Galanterien des Hofes, auf dem nahen Landſitz eines alten Geiſtlichen verſteckt, und geſtattete ihr nur an Sonn- und Feſttagen, ihn in Florenz zu beſuchen.

Dann las er mit ihr einen alten Autor und bildete ſo ihr Herz und ihren Geiſt, warnte ſie vor der Eitelkeit der Welt, vor der Vergänglichkeit der Liebe und panzerte ihr Herz gegen die Verführungskünſte der böſen Männerwelt.

„Die Liebe,“ ſagte er ihr tauſendmal, „iſt blos ein ſchöner Traum, der beim Erwachen nichts als Reue zurückläßt. Liebe iſt eine vergängliche Roſe, die, gar bald ihres Blüthenſchmuckes entkleidet, von ihrem frühern Glanze nichts als die Dornen behält. Liebe iſt ein ſchnellverklungener Harfenton, der ſich, wie Blumenduft, nicht feſſeln läßt.“

Und Bettina war eine gelehrige Schülerin, in deren Herz die weiſen Lehren ihres Meiſters tiefen Anklang fanden. Sie lohnte ſeine väterliche Liebe durch kindliche Zuneigung, unbegränzte Ehrfurcht und faſt ſclaviſchen Gehorſam. Nie im Leben hatte ſie gewagt, ihrem Lehrer zu widerſprechen. Sein Wille war ihr Geſetz, in das ſie ſich fügte wie eine Sclavin in das Joch ihres Tyrannen.

Eine Waiſe, verlaſſen von aller Welt, kannte ſie nur zwei Weſen, die ſie liebte, die ſie fürchtete — denn es giebt keine Liebe ohne Furcht — und dieſe beiden Weſen, an denen ſie ſich emporrankte wie Epheu an einem Muttergottesbilde, dieſe beiden Weſen waren — Gott im Himmel und ihr Vormund in Florenz.

4.

Es war im Herbſt des Jahres 1703.

Magliabecchi, der ehrwürdige Greis, der berühmteſte Gelehrte ſeines Vaterlandes, hatte den Höhepunkt ſeines Ruhmes erreicht. Die Academia della Crusca, zu deren Mitgliedern er gehörte, ließ zur Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstages, zur Verherrlichung ſeiner Verdienſte, die er ſich um jeden Zweig der Wiſſenſchaften erworben hatte, eine Schaumünze prägen, die auf der Vorderſeite ſein wohlgetroffenes Bildniß und auf der Rückſeite ein aufgeſchlagenes Buch mit der Ueberſchrift „Omnibus omnia“ zeigte. Ludwig XIV. von Frankreich, der großmüthige Beſchützer aller Gelehrten ſeiner Zeit, ließ ihm durch einen eigens zu dieſem Zwecke nach Florenz abgeſandten Cavalier ſeines Hofes ſeinen Glückwunſch abſtatten; vom Pabſt Clemens XI. erhielt er ein mit eigener Hand abgefaßtes, ungemein ſchmeichelhaftes Gratulationsſchreiben; Kaiſer Leopold I., der ihm gleichfalls gratulirte, lud ihn bei dieſem feierlichen Anlaß zum zweiten Male zu ſich nach Wien ein, und der Kurfürſt Johann Wilhelm von der Pfalz überſandte ihm ein Medaillon mit goldener Kette.

Aber zarter und ſinniger als all' dieſe Fürſten gab Sophie Charlotte, die liebenswürdige, geiſtreiche, wiſſenſchaftfördernde und kunſtbeſchützende Gemahlin König Friedrichs I. von Preußen dem berühmten und gefeierten Greiſe ihre Aufmerkſamkeit dadurch zu erkennen, daß ſie ihn durch den Großherzog von Florenz um ſein Bildniß erſuchen ließ.

Magliabecchi aber, den all' dieſe Ehrenbezeugungen nicht ſtolz zu machen vermocht hatten, hatte ſich früher nie malen laſſen wollen und wollte es auch jetzt nicht.

„Ich bin kein ſo wichtiger Mann, daß ich mir und Andern zumuthen ſollte, an meinem Bildniß Intereſſe zu finden. Mögen Andere, von Eitelkeit getrieben, ſich abconterfeien laſſen, ſo oft es ihnen gefällt; mich und mein Geſicht ſollen die Pinſel ungeſchoren laſſen; ich mag mich nicht einmal im Spiegel, um ſo weniger abgemalt ſehen.“

Der Großherzog mußte nun, um dem Wunſche der Königin Gewährung zu verſchaffen, eine kleine Liſt gebrauchen, um ſein Ziel zu erreichen.

Er wußte, daß ſein alter Bibliothekar täglich nach Tiſche ein halbes Stündchen Mittagruhe zu halten pflegte. Dieſe Zeit wollte er einmal benutzen, um ihn ſchlafend malen zu laſſen.

5.

Es war an einem Sonntage.

Die weithinſchallenden Glockentöne der Dominikanerkirche hatten die gläubigen Matronen und frommen Greiſe zum Gebete abgerufen.

Magliabecchi, der bei all' ſeiner Frömmigkeit nie die Kirche beſuchte, ſaß, wie gewöhnlich, unter Büchern vergraben, vertieft im Leſen eines großen Folianten.

„Sag' mir,“ heißt ein alter Grundſatz, „welches Buch er lieſ't, und ich ſage Dir, was für ein Menſch er iſt.

Das mag allerdings auf Manchen, nicht aber auf einen gelehrten Mann wie Magliabecchi paſſen, der täglich, ſtündlich ein anderes Buch las, eine andere Wiſſenſchaft ſtudirte.

Alexander der Große las täglich Homer's Odyſſee, Karl V. den Thucydides, Heinrich IV. den Plutarch, Chriſtine von Schweden den Seneca und Lucan, Türenne und Karl XII. den Quintus Curtius, Friedrich der Große den Xenophon, Catharina II. den Tacitus, Napoleon den Machiavell und — man verzeihe mir den gewaltigen Sprung — Jules Janin lieſ't täglich einen Brief der Frau von Sevigné und — abermals ein Sprung — meine Wenigkeit lieſ't täglich einen Bücher-Catalog.

„Welches Buch aber," höre ich den ungeduldigen Leſer fragen, „las an jenem Sonntag der Held Ihrer Erzählung?"

Magliabecchi las Juan de Torquemada's „Monarchia Indiana," ein Werk, das der Verfaſſer — beiläufig erwähnt — „dem lieben Gott" dedicirt hat, was von dieſem frommen Franziskaner gewiß ſehr uneigennützig iſt, weil der liebe Gott Alles, nur nicht goldene Tabatieren verſchenkt.

Mein Leſer geſtatte mir, den Faden meiner Erzählung auf einen Augenblick fallen zu laſſen, um bei der Mode und Sucht, ſeine Bücher großen Herren zu widmen, ein klein wenig Halt zu machen.

Dieſe Dedicationsſucht iſt ſchon uralt, und — wunderbar genug! — noch immer in der Mode.

Jammerſchade, daß ich den alten Autor nicht zu nennen weiß, der dieſe Mode — die ſich von allen Andern dadurch unterſcheidet, daß Jene Geld koſten, Dieſe hingegen Geld einbringt — zuerſt eingeführt hat. Dieſer Unbekannte verdient, nach meiner Anſicht, weit mehr als mancher andere Schwachkopf, ein Monument und wär's auch nur von — Löſchpapier.

Der griechiſche Philoſoph Chryſipp, der, wie Diogenes Laërtes erzählt, über 700 Werke verfaßt haben ſoll, verdient hier deßhalb erwähnt zu werden, weil er der Erſte war, der keine ſeiner Schriften einem

Könige dediciren wollte. Der Grund, gemüthlicher Leſer, iſt leicht einzuſehen und deßhalb verſchweige ich ihn.

Aber nur Wenige dachten ſo wie Chryſipp. Die Meiſten dedicirten ihre Bücher einem Könige in der Ausſicht, dafür ein Geſchenk zu erhalten.

König Hiero von Syracus ſchenkte dem Dichter Archimelus für ein kleines Gedicht ein großes mit Getraide beladenes Schiff.

Kaiſer Caracalla ſchenkte dem Dichter Appianus für jeden Vers ſeines Jagd-Gedichtes ein Goldſtück.

Der Cardinal Anne de Joyeuſe ſchenkte dem Dichter Philipp Desportes für ein Sonnett eine Abtei.

Beiſpiele dieſer Art haben ſo viel Verlockendes, daß ſie manchen Chryſipp bekehren könnten, wüßte er nicht, daß die Herren Kaiſer, Könige, die Päbſte und Cardinäle unſerer mesquinen Zeit nicht ſo großmüthig wie Hiero, Caracalla und Joyeuſe ſind.

Die Mäcenaten unſerer Zeit machen es wie Pabſt Leo X, der dem Alchymiſten Augurelli, der ihm ſein Lehrgedicht, über die Kunſt Gold zu machen, dedicirt hatte, nichts als einen leeren Beutel ſchenkte. „Ich würde Euch einen gefüllten Beutel geſchenkt haben, wüßte ich nicht, daß Ihr das Gold dazu Euch ſelbſt machen könnt.“

Man ſieht, daß auch ein heiliger Vater witzig und boshaft ſein kann.

Aber nicht Torquemada allein, auch andere ſpaniſche und deutſche Theologen, unter Andern Spitzelius, haben ihre Bücher Gott dem Vater, Gott dem Sohne, Gott dem heiligen Geiſte, der gebenedeiten Jungfrau Maria und der heiligen Dreieinigkeit gewidmet.

Eine der allermerkwürdigſten Dedicationen iſt das Werk „de morbo foedo et occulto,“ das der Leibarzt Pinctor dem heiligen Vater, Alexander VI., der damals gerade an dieſer Krankheit litt, zu widmen gewagt hat. Auch Ulrich von Hutten dedicirte ſein berühmtes Werk über denſelben Gegenſtand einem hohen Geiſtlichen, dem Erzbiſchof Albrecht von Mainz und Magdeburg. Ein anderer Schriftſteller, Wendelin Hock, brachte ein Buch gleichen Inhalts dem Grafen Ulrich von Würtemberg als Act der Huldigung dar. — Beweis, daß die hohen Herrſchaften damals geruht hatten, ſehr leidend zu ſein. —

Ein franzöſiſcher Jeſuit widmete eines ſeiner Bücher dem Teufel, und hätte es je einen ſolchen gegeben, ſo würde er den Jeſuiten — ſchon aus Dankbarkeit — ſicher geholt haben.

Revenons à nos moutons!

Magliabecchi war — Mancher wird dies natürlich finden — unterdeſſen eingeſchlafen. Zu ſeinen Füßen ſchlummerte, den Lockenkopf auf ſeine Knie geſtützt, Bettina. Wär' ich Maler, ich würde mir dieſes Bild nicht entgehen laſſen.

Plötzlich ſchlichen ganz leiſe, auf den Fußſpitzen, zwei Männer ins Zimmer. Beide trugen ſchlichte Kleidung und ein einfach ſchwarzes Baret. Der Eine war Cosmo III., Großherzog von Florenz; der Andere Francesco Gherardi, ein junger Hofmaler.

Der Letztere, mit Pinſel und Palette in der Hand, ſchritt alſogleich ans Werk.

Ach, tauſendmal lieber hätte der Maler die junge reizende Engelsgeſtalt, die wie das Lamm zu den Füßen des Heilands hingegoſſen lag, tauſendmal lieber das feenſchöne, elfenholde Kind als den alten Schläfer gezeichnet, deſſen große breite Naſe, deſſen hohe runzelige Stirn, deſſen dicklippiger, halbgeöffneter Mund wenig Begeiſterndes hatte. Deſto mehr aber entzückte und bezauberte ihn das junge Mädchen. Viel lieber hätte er ſeinen Pinſel in den Carmin ihrer ſchlummergerötheten Wangen, in das Lilienweiß ihres Buſens, in die Nacht ihrer Haare als in die froſtigen Farben ſeiner Palette tauchen mögen.

„Schlafend ſchon ſo ſchön," flüſterte Gherardi wonnetrunken vor ſich hin. „O wie entzückend ſchön muß ſie dann erſt ſein, wenn ſie ihre Augen aufſchlägt."

„Wie gefällt Dir Bettina? Iſt ſie nicht ſo ſchön wie der Tag?"

„Sagt lieber, mein Fürſt, der Tag iſt ſo ſchön als ſie!"

„Könnteſt Du ſie lieben?"

„O, gäbe es wohl Jemanden, der ſolchen Engel ſehen und ihn nicht lieben könnte? Nie ſah mein Aug' ein Weib, das dieſem glich!"

„Sie ſei Dein!"

„O, mein allergnädigſter Fürſt!" rief der junge Künſtler in der höchſten Begeiſterung, und Palette und Pinſel entglitten ſeinen wonnezitternden Händen und fielen zu Boden nieder.

Das Geräuſch weckte die beiden Schlummernden.

„Wer da?" riefen Magliabecchi und Bettina, aus dem leiſen Schlafe aufgeſchreckt.

„Cosmo von Medicis!"

„Ihr, mein Fürſt," erwiderte der alte Bibliothekar höchlich verwundert. „Und Jener?" fragte er erſtaunt.

„Iſt Francesco Gherardi, ein junger, talentvoller Künſtler, der Euer Conterfei für unſere vielgeliebte Muhme, die Königin von Preußen, entworfen hat."

„Durchlauchtigſter Herr" . . .

„Ich weiß, was Ihr ſagen wollt. Aber all' Euer Widerſtreben iſt vergebens! Uebermorgen wandert Euer Bild nach Berlin, um dort als Zierde ihres Luſtſchloſſes in Charlottenburg zu prangen. Lebt wohl, mein Freund. Doch halt, das Wichtigſte hätte ich faſt vergeſſen. Ihr ſeid dem jungen Meiſter hier eine Belohnung ſeiner Arbeit ſchuldig."

„Und iſt es erlaubt zu fragen, was Signor Gherardi dafür begehrt?"

„Kein Geld," ſtammelte verlegen der junge Maler.

„Kein Geld? Alſo irgend ein altes Buch?"

„Auch das nicht."

„Ei, was denn ſonſt?"

„Die Hand Eurer Mündel," ſprach der Großherzog.

„Durchlauchtigſter Herr, für einen Spaß iſt dieſe Antwort zu ernſt und für einen Ernſt zu ſpaßhaft. Ich ſehe dieſen jungen Mann heute zum erſten Male und bekenne offen und ehrlich . . .

„Daß" . . .

„Er mir durchaus nicht gefällt!"

„Ihr ſollt ihn auch nicht heirathen, guter Freund. Sprich, ſchönes Kind, gefällt er Dir?"

Bettina ſchlug verſchämt die Augen nieder . . . ſie wagte nicht zu reden, wenn ihr Vormund ſprach.

„Seht, ſie erröthet . . . ſie ſchweigt . . . das heißt: er gefällt mir."

„Aber mir nicht, mein Fürſt. Ich bin der Vormund dieſes Kindes und habe, mit Erlaub, in Dingen von ſo ernſter Art ein Wort mitzureden. Malerei, durchlauchtigſter Herr, iſt ein gar unſicheres Metier . . . Kunſt, wollte ich ſagen. Wie bald gehen einem armen Maler die Farben aus! Und was bleibt dann? Ein Pinſel! Und vollends ein Portrait-Maler! Er iſt das unter den andern Malern, was ein Dudelſackpfeifer unter den Muſikern. Heute malt er das und morgen das Geſicht . . . ewig die alte Leyer! Ja wenn's noch ein Schlachten- oder Landſchaftsmaler wäre, dann würde ich nichts dagegen haben, aber ein

Portrait-Maler und noch dazu — mit Permiſſion — ein Anfänger, kein Meiſter von europäiſchem Rufe“ . . .

„Das kann er ja noch werden!“

„Wohl wahr, Durchlaucht, aber wann?“

„Vielleicht bald, vielleicht auch nie.“

„Nun gut, dann wollen wir wenigſtens ſo lange warten, bis ſich das entſchieden hat.“

„Aber Eure arme Mündel wird unterdeſſen alt, und der arme junge Menſch härmt ſich darüber zu Tode.“

„Das mag er halten, wie er will; ich bedauere ihn, aber helfen kann ich ihm nicht.“

„Ihr ſeid hartherzig, alter Freund. Kann denn nichts Euch rühren? Knie nieder, Francesco, und bitte ſelbſt für Dich.“

Der Maler ließ ſich ſchweigend auf ein Knie nieder.

„Steht auf, junger Herr. Euer Flehen iſt umſonſt . . . ich ſage Euch, es geht nicht.“

„Und warum nicht?“ fragte der Fürſt mit finſterer Miene.

„Die Hand meiner Mündel“ . . .

„Nun, mein Herr Bibliothekar?“

„Iſt . . . bereits verſagt. Ihr Herz iſt nicht mehr frei“ . . .

„Iſt das wirklich ſo, ſchönes Kind?“ fragte Cosmo mit der ihm eigenthümlichen Herablaſſung.

Bettina ſchlug wiederum die Augen nieder.

„Seht, Durchlaucht, ſie erröthet . . . ſie ſchweigt, das heißt . . .

„Dießmal ſo viel, als: ich weiß nichts davon,“ fiel ihm der Fürſt in die Rede. „Aber fern ſei es von mir, Euch zu Etwas, was Ihr nicht gern thut, zwingen zu wollen. Ihr ſeid ein freier Mann und könnt über Eure Mündel ſchalten und walten nach Eurem Gefallen;

doch gebe ich Euch drei Tage Zeit, nachzudenken, ob es ſich mit Eurer Pflicht verträgt, meiner Fürbitte für dieſen jungen Künſtler da Gehör zu ſchenken oder nicht. In drei Tagen wollen wir wiederkommen . . . Ihr ſagt uns dann Beſcheid. Wollt Ihr das, mein alter Freund?“

„Gewohnt, Euren Befehlen zu gehorchen, mein Fürſt, will ich mir die Sache reiflich überlegen. Doch ſage ich Euch im Voraus, Signor Gherardi, daß wenig Ausſicht vorhanden iſt, Euern Wunſch erfüllt zu ſehen“ . . .

„Nach drei Tagen ſehen wir uns wieder . . . dann holen wir uns Eure Entſcheidung. Für heute nichts mehr davon. Lebt wohl, mein alter Freund, Gott erhalte Euch. Addio, ſchönes Kind, der Himmel ſchütze Dich,“ ſagte der liebenswürdige Fürſt und ging.

Der Maler grüßte voll Ehrfurcht den Vormund und deſſen Mündel und folgte dem Großherzog.

In der Thür kehrte er ſein Geſicht noch einmal um. Sein Blick begegnete dem ihrigen.

Und Beide zitterten vor niegefühlter Wonne.

6.

Folgen wir dem jungen Maler, der von den entgegengeſetzteſten Gefühlen gefoltert, im höchſten Grade entzückt über den Anblick jener madonnengleichen Erſcheinung und unausſprechlich betrübt über die Aeußerungen des hartherzigen Vormunds, nach ſeiner Wohnung heimkehrt.

Treten wir mit ihm in ſein kleines Atelier ein. Wir finden darin durchaus nichts Neues, Ungewöhnliches. Büſten . . . Staffeleien . . . angefangene Bilder . . . Pinſel und Paletten . . . hier zwei Rappiere und dort ein Muttergottesbild. Hier ein Crucifix und daneben einen

Gliedermann. Das Erhabene und Lächerliche gränzt oft ſo ſcharf aneinander, wie Leben und Tod.

Aber all' dieſe Gegenſtände betrachtete Franceſco heute mit ganz andern Augen als geſtern. Die Bilder, die ihm geſtern noch ſchön erſchienen waren, hatten, ſeitdem er Bettina, den Inbegriff alles Schönen geſehen, allen Reiz für ihn verloren und ſchienen ihn wie alltägliche Fratzen anzuſtarren, ohne Leben, ohne Geiſt, ohne Poeſie. All' dieſe Bilder, in denen ſeine Eitelkeit Meiſterwerke der Kunſt erblickt, hatten ihren Nimbus abgeſtreift und glotzten ihn wie ſtümperhafte Machwerke, ſo nichtsſagend und doch ſo höhniſch an, daß er ſie mit ſeinem Degen hätte durchbohren, mit ſeinen Händen in tauſend Fetzen zerreißen mögen. Jetzt erſt fühlte er, wie wenig, wie gar nichts er im Vergleiche zu andern Meiſtern ſeiner ſchönen, edlen, erhabenen Kunſt ſei.

„Hatte der alte Mann nicht Recht, nicht vollkommen Recht, als er mich einen Anfänger, einen Menſchen ohne allen Ruf nannte? O lauter als je ruft mir aus dieſen Fratzen eine unſichtbare Stimme zu: du biſt noch weit, noch Millionen Meilen weit von deinem Ziele entfernt . . . du biſt ein Stümper, ein Pfuſcher, ein elender Farbenklexer, nicht würdig ſein Auge zu einem Engel zu erheben, der ſo ſchön, ſo göttlich ſchön wie jenes Mädchen iſt. O Bettina! dein Anblick hat mich in den Himmel erhoben und zugleich in den tiefſten Erdenſtaub zurückgeſtürzt. Ich fühle, daß ich in meiner Kunſt ein Nichts bin, doch, durch Dich begeiſtert, für Dich entbrannt, Viel, ja Alles werden kann. Du, holder Engel, ſollſt fortan meine Muſe und mein Vorbild ſein . . . ich will arbeiten und beten, ringen und ſtreben, um einſt Deiner würdig zu werden.“

Drauf ſtellte er ſich an ſeine Staffelei, um das Bild ihres Vormunds zu vollenden. Er hatte dem Fürſten verſprochen, es übermorgen fertig abzuliefern, und um ſein Wort erfüllen zu können, arbeitete er bis ſpät in die Nacht hinein.

Aber während des Malens miſchten ſich in den Kreis ſeiner Gedanken Bettinen's wunderholde Züge. Er ſah ſie in ſeinem Geiſte vor ſich ſtehen, wie ſie ihn mit ihrem ſüßeſten Lächeln ermunterte, in der Arbeit, in ſeinem Ringen und Streben nach dem Ziele der Vollendung fortzufahren; er ſah den Sonnenaufgang ihrer Augen, den roſigen Morgen auf ihren Wangen, den keuſchen Alpenſchnee ihres Buſens und die tiefdunkele, verlockende Nacht ihres Haupthaares und . . . der Pinſel entfiel ſeiner Hand und ſein Hirn brannte und ſeine Hand zitterte und ſein Herz pochte und ſein ganzes Sein und Denken war nur von einem Bilde, einem Gedanken erfüllt.

Und dieſes eine Bild, dieſer eine Gedanke war — Bettina. In Thränen ausbrechend, ließ er ſich erſchöpft auf ſein Lager nieder. Süßer, beruhigender Schlummer ſenkte ſich in ſeine müde Seele. Sein letzter Gedanke war Bettina. Dann ſchloß er die Augen und ſank in tiefen Schlaf.

7.

Auch im Herzen Bettina's war eine große Umwandlung vorgegangen.

Sie, die noch geſtern außer Gott und Magliabecchi keinem Gedanken für ein anderes Weſen Raum gegeben, mußte ſich heute geſtehen, daß zwiſchen Gott im Himmel und ihren Vormund auf Erden ſich ein Dritter eingeſchlichen, der — wohl fühlte ſie es — den Letztern ſchnell in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt. Geſtern wußte ſie noch nicht, was Liebe war; ſie kannte dies Gefühl der Gefühle nur aus den häßlichen Beſchreibungen ihres Vormunds; für ſie war die Liebe bis zu dem Augenblick, wo ſie den jungen Maler geſehen, ein täuſchender Traum, eine ſchnellverblühende Roſe, ein im Nu verklungener Harfenton; jetzt aber erſchien ihr die Liebe in ganz anderer Geſtalt, wie eine Wunderblume, deren Wurzel im Herzen keimt und deren Krone bis in den Himmel ragt, und eben dieſe Krone erſchien ihr wie ein hellleuchtender Stern, deſſen Strahlenglanz aus dem Himmelreiche zündend in ihr Herz — in das Erdreich ihrer Liebe — fiel. So hält die Liebe Himmel und Erde zuſammen und zieht den Himmel zur Erde hernieder und trägt die Erde zum Himmel hinauf. Noch wußte ſie ſich keine beſtimmtere Rechenſchaft von dieſem wunderbaren Zuſammenhange des Irdiſchen mit dem Göttlichen zu geben, wohl aber wußte ſie, daß ſie liebe, ihn liebe, der ihr ſo ſchön, ſo reizend ſchön erſchien, daß ſie ſein Bild in ihrem Geiſte feſtzuhalten ſuchte, damit es ihrem Auge nicht entſchwebe. Auch ſie dachte nur an ihn und ſonſt an nichts in der Welt. Es war das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie ihr Nachtgebet zu beten vergaß; es war die erſte Nacht, die ſie ſchlaflos durchwachte, und dennoch träumte ſie, träumte mit wachen Augen, träumte von ihm, ſah ihn, wie er fußflehend zu ihren Füßen lag, wie er den Saum ihres Kleides, die Bänder ihrer Schuhe küßte und mit Thränen in den Augen zu ihr ſprach:

„Ich liebe Dich, o liebe auch Du mich!“

Und gerührt von ſeinen Bitten, gerührt von ſeinem Flehen, ſchwur ſie ihm Liebe, Liebe bis in den Tod!

8.

Als Francesco erwachte, war es bereits helllichter Tag. Er rieb ſich die Augen und fuhr, faſt erſchreckt, empor, wie Jemand, der plötzlich aus der Umarmung eines ſchönen Traumes weggeriſſen wird. Er wußte nicht, ob er ſich im Himmel oder auf der Erde befand. Er hatte geträumt, von ihr geträumt; er hatte an ihrem Herzen geruht, an ihren Lippen geſchwelgt; ihr ſüßer Athem hatte die brennende Hitze ſeiner Wangen gekühlt. Aber mitten in dieſe holden Träume hatte ſich auch das Bild ihres kalten, unerbittlichen Vormunds hineingedrängt und ihm donnernd in's Ohr gerufen: Erwache aus Deinem Traume und ſinke aus Deinem Himmel auf die Erde herab.

Das aber war noch nicht Alles, was ihm geträumt hat. Fantaſus, der Gott der Träume, hatte ihm auch einen Rath in's Ohr geflüſtert, und dieſer Rath lautete alſo: „Auf der erſten Brücke, die Du heute überſchreiteſt, wirſt Du einen alten Trödler, und unter ſeinen alten Büchern Bocaccio's »Decamerone« finden. Kaufe dieſes Buch, und mit Hilfe dieſes Buches wird der heißeſte Wunſch Deines Lebens erfüllt werden.“

Der heißeſte Wunſch ſeines Lebens war — Bettinen's Beſitz. Wie dieſer Wunſch durch Bocaccio's „Decamerone“ in Erfüllung gehen könne, konnte er zwar nicht begreifen, und dennoch ſchien ihm die Zuſage des Traumes ſo viel Vertrauen einzuflößen, daß er eilig aufſprang, ſich haſtig ankleidete und unaufhaltſam fortrannte.

Auf der nächſten Brücke erblickte er den alten Trödler. Wie ſchlug ihm das Herz, als er ſich der Bude näherte und den Trödler fragte:

„Habt Ihr, guter Freund, Bocaccio's »Decamerone«?“

„Damit kann ich dienen, Signor, hier iſt das Buch.“

„Was begehrt Ihr dafür?“

„Drei Scudi, lieber Herr.“

„Hier habt Ihr das Doppelte, gebt her das Buch.“

„Ich danke Euch, junger Herr.“

Franceſco nahm das Buch und ſtürzte fort, ſo froh, als hätte er ſich mit dieſen ſechs Scudi's den Himmel, die Seligkeit des Paradieſes erkauft. Ach, er hätte dafür Alles, was er beſaß, hingegeben, denn mit Hilfe dieſes Buches ſollte ja der liebſte Wunſch ſeines Lebens in Erfüllung gehen; zwar konnte er noch immer nicht die Möglichkeit davon einſehen, und dennoch glaubte er es. Der Menſch glaubt ja Alles, ſelbſt das Unmöglichſte, was er wünſcht.

Dann ging er wieder nach Hauſe, ſtellte ſich wieder an ſeine Staffelei und vollendete Magliabecchi's Bild.

Aber Franceſco hatte keine Ruhe mehr. Er eilte, um damit fertig zu werden. Und als es endlich vollendet war, nahm er Bild und Buch und begab ſich nach dem Palaſt Pitti.

9.

„Was bringſt Du, junger Freund?“ fragte der Großherzog, der ihn alſogleich vorgelaſſen hatte.

„Das Bild Euers Bibliothekar's, durchlauchtigſter Fürſt.“

„Laß ſehen, Franceſco.“

Der Maler zeigte ſein Bild. Coſmo III. betrachtete es einige Augenblicke mit prüfender Kennermiene, dann ſagte er:

„Dein Bild trägt unverkennbare Spuren großer Uebereilung an ſich und deſſenungeachtet gefällt es mir, weil es dem Original außerordentlich ähnlich ſieht. Das iſt ganz ſeine Naſe, ganz ſein Mund. Unſere gute Muhme, die Königin von Preußen, wird freilich nicht ſehr erbaut ſein. Sie mag ſich meinen lieben Magliabecchi wohl viel hübſcher gedacht haben. Aber weder Du, noch ich, tragen die Schuld, daß er ſo häßlich iſt. Noch einmal ... dieſe frappante Aehnlichkeit gefällt mir ... der

Lohn Deiner Arbeit wird nicht ausbleiben . . . Kein Medizäer vergißt ſeine Künſtler" . . .

„Mein Fürſt, Ihr ſeid ſo gut, ſo überaus gnädig" . . .

„Ich liebe Kunſt und Wiſſenſchaft . . . dieſe Liebe habe ich von meinen Vorfahren geerbt . . . vielleicht iſt ſie das einzige Gute, das die Geſchichte mir einſt nachrühmen wird" . . .

„Ihr ſeid ein großer, glorreicher Fürſt" . . .

„Still, ſtill, ich haſſe den Schmeichler . . . Was haſt Du da für ein Buch in der Hand?"

„Ein Buch, mein Fürſt, wodurch, wenn anders mein Traum mich nicht belogen hat, der liebſte Wunſch meines Lebens in Erfüllung gehen ſoll."

„Und dieſer liebſte Wunſch?"

„Iſt Bettinen's Beſitz."

„Du liebſt ſie alſo wirklich?"

„Mehr als mich ſelbſt."

„Nun denn, ſo zeige mir das Buch, das jenes Wunder bewirken ſoll."

Gherardi überreichte es dem Großherzog. Cosmo warf voller Neugier einen Blick auf das Titelblatt und rief freudig überraſcht:

„Junger Freund, Dein Traum hat Dich nicht getäuſcht. Du haſt in dieſem Buch einen Talisman erworben, der Dir Glück bringen wird."

„Wie, Durchlaucht, wäre das wirklich wahr?"

„Es iſt eine Ausgabe von 1474, gedruckt von Valdorfer in Venedig . . . die älteſte, ſeltenſte und koſtbarſte, die mein alter Magliabecchi, der ſämmtliche Ausgaben und Ueberſetzungen ſeines Lieblingsſchriftſtellers beſitzt, ſchon ſeit Jahren vergebens geſucht und nie gefunden hat. Du haſt nun den Schlüſſel zu ſeinem Herzen in der Hand . . .

jetzt iſt die Reihe des Bittens und Flehens an ihm . . . Dein Glück iſt nun gemacht . . .

„Noch faſſe ich es nicht . . . noch glaube ich mich in den Schlingen eines ſüßen Traums gefangen . . . Iſt denn das Alles Wahrheit, wirklich Wahrheit?“

„Bald ſollſt Du Dich mit eigenen Augen davon überzeugen. Wir wollen augenblicklich hin zu ihm. Du ſollſt ſehen und hören und ſtaunen über die Zauberkraft dieſes Buches.“

„Gott im Himmel! So geſchehen alſo doch noch Wunder in der Welt?“

„Die Einen nennen es Wunder, die Andern nennen es Zufall oder Glück; doch läuft Alles auf Eins hinaus.“

O wäre doch immer der Gott der Träume ſo gefällig, jedem Menſchen im Schlafe den rechten Weg zum Ziele, den goldenen Schlüſſel zu den geheimnißvollen Pforten ſeines Glücks zu zeigen, wie dieſem glücklichen Maler!

10.

Eine halbe Stunde ſpäter traten Fürſt und Künſtler in Magliabecchi's Zimmer ein.

„Seid freundlich gegrüßt.“

„Willkommen, mein Fürſt.“

„Wir kommen, alter Freund, uns Euere Antwort zu erbitten“ . . .

„Mein Fürſt und Herr, nach wohlerwogener reiflicher Ueberlegung habe ich, eingedenk der heiligen Pflichten, die ich als Vormund meiner Mündel ſchuldig zu ſein glaube, den feſten, unabänderlichen Entſchluß faſſen müſſen, dieſem jungen Manne dort, trotz aller Achtung vor ſeinem

Talente und ſeinen übrigen guten Eigenſchaften, die ich zwar noch nicht kenne, aber wohl vorausſetzen darf, weil er ein Schützling Ew. Durchlaucht iſt, trotz aller Achtung, wiederhole ich, die Hand meiner Mündel aus 1001 Grunde ein für allemal, definitiv und rund heraus geſagt, zu verſagen.“

„Dies alſo iſt, wie Ihr ſagt, Euer feſter, unabänderlicher Wille?“

„Ja, ja und noch einmal ja, mein allergnädigſter Großherzog.“

„Nun gut, dann iſt die Sache abgemacht. Lebt wohl, eigenſinniger, mir aber darum nicht minder lieber, achtenswerther Freund, lebt wohl. Doch halt, noch Eins. Ihr hegt, wenn ich nicht irre, ſeit Jahren ſchon, den heißen Wunſch, die erſte ſeltene Ausgabe von Bocaccio's »Decamerone« zu beſitzen“ . . .

„So iſt's, mein Fürſt. Seit langen Jahren ſuche ich die ſeltene Ausgabe, die einzige und freilich koſtbarſte, die meiner Sammlung bis jetzt noch fehlt, um ſie vollſtändig zu machen. Trotz aller Mühe, die ich mir und Andere ſich, mir zu Liebe, gegeben, habe ich in ganz Italien ſie nirgends auftreiben können, und den Verſuch, in den Beſitz der unſchätzbaren Seltenheit zu gelangen, im Stillen längſt ſchon aufgegeben.“

Dem jungen Maler ſchlug, beim Zuhören dieſer Rede, vor überſtrömender Wonne, den höchſten Wunſch dieſes alten Mannes erfüllen zu können, ſo gewaltig laut das Herz, daß er vor ihn hätte hinſinken und ihm ſagen mögen: Hier iſt das, was Du ſuchſt. Francesco aber mußte ſeine Freude zügeln.

„Wie nun,“ begann der Großherzog, „wenn ich vielleicht im Stande wäre, Euch dieſe unſchätzbare Seltenheit zu verſchaffen?“

„Ich halte es, mein Fürſt, faſt für unmöglich.“

„Und wenn ich's dennoch vermöchte?“

„Dann würde ich für dieſes einzige Buch die Hälfte meiner Bibliothek, den einzigen, größten Schatz, den ich beſitze, zu Euren Füßen niederlegen.“

„Ei, wüßt Ihr mir keinen andern, höhern Preis, als die dürftige Hälfte Eurer Bücher anzubieten?“

„Stünde es in meiner Macht, ſo würde ich Euch dafür mit Freuden zehn Jahre meines Lebens hingeben“ . . .

„Und ſonſt nichts?“

„Ich böte Euch noch den kleinen Finger meiner Hand. Was ſage ich? Nicht den Finger nur, die ganze Hand, mein Fürſt und Herr.“

„Und weiter nichts?“

„Verlangt Ihr noch mehr? Ich habe ja nichts als mein armes Leben und meine liebe, ſchöne Bibliothek.“

„Seht, mein Freund, hier iſt das Buch, hier iſt die Ausgabe, die Euch über Alles theuer.“

„Himmel, was ſehen meine Augen! Ja, das iſt ſie, die ich ſuche, ſeit zwanzig Jahren ſuche. O Herr, gebt mir das Buch und nehmt mir Alles, was ich habe, meine ganze Bibliothek, mein Leben, wenn Ihr wollt.“

„Dieſes Buch, lieber Freund, gehört nicht mir.“

„Ei wem denn ſonſt?“

„Dem jungen Maler dort.“

„O junger Mann, wenn noch ein Funken von Mitleid in Eurem Herzen glüht, ſo werdet Ihr den liebſten, wärmſten, innigſten Wunſch eines armen Greiſes, der zum erſten Male in ſeinem langen Leben flehend ſeine Knie beugt, gewiß erhören“ . . .

„Ach, lieber, lieber Herr!“ rief Franceſco, dem vor Freude das Herz brechen wollte.

„Schweig, Gherardi! Steht auf, alter Freund . . . Euer Flehen iſt umſonſt . . . ich ſage Euch, es geht nicht.“

„Und warum nicht?“ fragte der zitternde Greis.

„Die Ausgabe dieſes Buches“ . . .

„Nun, mein Fürſt und Herr?“

„Iſt . . . bereits verſagt“ . . .

„Durchlaucht, iſt das wirklich wahr?“ fragte Magliabecchi mit herzzerſchneidender Rührung.

„So iſt's! Und nur um einen Preis der Erde iſt es feil.“

„Und dieſer Preis?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Iſt Bettina. Gebt ſie dem jungen Maler zum Weib, und Euch gebe ich dann das Buch und Eurer Mündel eine Mitgift von 10,000 Scudi. Ich frage Euch nun zum erſten und zum letzten Male: Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?“

„Ich will, ich will!“ rief Magliabecchi, von Freude gefoltert.

„Victoria, Victoria!“ ſchrie Francesco im Uebermaaß der Wonne und fiel erſt dem Großherzog und dann dem Vormund um den Hals, drückte ihn an ſein ungeſtümes Herz, küßte und erwürgte ihn beinah.

„Luft, Luft!“ rief Magliabecchi, „ich erſticke.“

„Hier nimm Dein Buch und ſei glücklich,“ ſprach der Fürſt und ſchloß den treuen, gepeinigten Diener in ſeine Arme.

Magliabecchi küßte den Deckel des köſtlichen Fundes und ſprach mit Freudenthränen im Auge:

„Mein verehrter Fürſt, mein geliebter Sohn, nun ſterbe ich ruhig!“

11.

Zwei Monate nach dieſer tragi-komiſchen Scene feierten Francesco und Bettina im Palaſte des Großherzogs ihre Hochzeit. Cosmo III. erfüllte ſein Wort. Er ſchenkte der Braut eine Mitgift von 10,000 Scudi und noch außerdem eine wahrhaft fürſtliche Ausſtattung.

Francesco Gherardi wurde zwar kein weltberühmter, wohl aber ein ſehr guter Maler und — was mehr zu verwundern iſt — ein treuer Ehemann.

„Ein weißer Rabe," höre ich murmeln.

12.

Eilf Jahre nach Bettinen's Hochzeit — am 4. Juli 1714 — entſchlief Antonio Magliabecchi, der **illustrissimo per mondo litterato**, in einem Alter von 81 Jahren.

Er ſtarb wie Petrarca, mit einem Buche in der Hand. Es war Cicero's Werk: „**de officiis**," beiläufig geſagt das erſte Werk, dem die Ehre und die Wohlthat der größten aller Erfindungen — der Buchdruckerkunſt — zu Theil ward.

Seine aus mehr als 30,000 Bänden beſtehende Bibliothek vermachte er, nebſt einem Capital zur Erhaltung derſelben, ſeiner Vaterſtadt Florenz.

Die ganze Gelehrtenwelt betrauerte ſeinen Tod, und alle Akademien, deren Mitglied er war, pflanzten auf ſein Grab Blumen der Erinnerung.

13.

Hundert und zwölf Jahre nach dem Tode Magliabecchi's, am 13. Juli 1826, wurde in London auf einer Auction jene ſeltene Ausgabe von Bocaccio's „Decamerone," die nach dem letzten Willen Magliabecchi's dem frühern Eigenthümer, dem Maler Gherardi anheimgefallen war, um den enormen Preis von 2260 Pfund Sterling (15,820 Thaler) verſteigert.

Der Mann, der es erſtieg, war Sir Blandford.

II.

Jonathan Dibbs.

I.

„Schreib' keinen Brief.“
Oxenſtierna.

Ganz London kennt dieſen ehrenwerthen Sir. Er bewohnt eines der prachtvollſten Häuſer auf dem Soho-Square und iſt der unermüdlichſte, leidenſchaftlichſte, unerſättlichſte Handſchriften-Sammler der drei vereinigten Königreiche, vielleicht gar der fünf bekannten Welttheile.

Beſagter Sir Jonathan war, noch vor kaum zwanzig Jahren, ein ſehr ehrenwerther, übrigens ganz ſchmutziger Buchhändler, der in einer der abgelegenſten und unbekannteſten Straßen der City gehauſ't und ausſchließlich nur Räuber-Romane verlegt hatte. Sir Dibbs hatte, wie ſo viele ſeiner Herren Collegen, den ſehr ehrenwerthen, übrigens ganz ſilzigen Grundſatz gehabt, wenig oder gar kein Honorar zu zahlen. Und dennoch war kein Monat vergangen, in dem nicht zwei bis drei funkelnagelneue Räuber die Preſſe des Sir Jonathan verließen. Die meiſten dieſer Räuberromane hatten einen wahrhaft ſpitzbübiſchen Abgang gefunden und in vier bis fünf Jahren zwei bis drei Auflagen erlebt. Beweis genug, daß es nicht blos auf dem Kontinente, ſondern auch auf der britiſchen Halbinſel ſchöne, empfindſame Seelen giebt, die ſich für die Schickſale und Abenteuer der Herren Räuber lebhaft intereſſiren.

Sir Jonathan hatte ſich durch ſeine ſehr ehrenwerthen, übrigens oft ſehr langweiligen Räuberromane bereits ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben, als er auf den ſehr ehrenwerthen, übrigens höchſt unglücklichen Einfall gerathen war, den dreibändigen Roman eines in etwelchen Stadtvierteln Londons ſchnell berühmt gewordenen Schriftſtellers, der ſich in einigen Zeitungen, an welchen er Mitarbeiter war, ſehr beſcheiden mit Walter Scott und Edward Bulwer verglich, in Verlag zu nehmen. Sir Jonathan hatte ſich vom Rufe dieſes Schriftſtellers verleiten laſſen, ihm ein Honorar von 8000 Pfund Sterling zu bewilligen und deſſen Roman ſo elegant in Scene ſetzen zu laſſen, daß ihm die Ausſtattung — Finden hatte reizende Frauenköpfe, Cruikſhank treffliche Karricaturen dazu geliefert — faſt eben ſo hoch als das Honorar zu ſtehen kam. Der Roman war erſchienen, ſpurlos vorübergegangen und — Sir Dibbs ruinirt. Ich überlaſſe es meinem Leſer, ihn zu bemitleiden; ich für meine Perſon vermag es nicht. Wäre der Schuſter bei ſeinem Leiſten, der ſehr ehrenwerthe, übrigens auffallend einfältige Buchhändler bei ſeinen ſpottbilligen Räubern geblieben, ſo wäre er nie in die Lage gekommen, ſeine Zahlungen einſtellen und nach dem Kingsbench wandern zu müſſen.

Sir Jonathan, der hier drei lange Jahre zugebracht, hatte in der Einſamkeit volle Muße gehabt, ein Mittel zu erſinnen, ſeinem Schickſal unter die Arme zu greifen und ſich wieder auf die Beine zu bringen.

An einem etwas mehr als gewöhnlich ſchmutzigen Apriltage des Jahres 1826 hatte ihn plötzlich — zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens — die glückliche Idee überſchattet, eine neue Stiefelwichſe zu erfinden, die Alles, was Vor- und Mitwelt in dieſem Genre bisher geleiſtet, überſtrahlen, verdunkeln, ecraſiren ſollte.

Die Wichſe war erfunden und ſchon die erſte Probe — er hatte ſich herabgelaſſen, ſeine eigenen Stiefel zu putzen — dergeſtalt glänzend ausgefallen, daß der ſehr ehrenwerthe Ex-Buchhändler bald darauf der General-Stiefelputzer des ganzen Kingsbench geworden war.

Nach Verlauf des erſten Jahres ſeiner weltgeſchichtlichen Erfindung hatte ſich der ci-devant-Buchhändler ſchon ſo viel zuſammengewichſt, um ſich damit die Riegel ſeines Kerkers zu öffnen. Bald, nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt, hatte er um ein Patent nachgeſucht, daſſelbe ſchnell erhalten und es in allen Zeitungen Alt-Englands mit ſo viel liebenswürdiger Unverſchämtheit auspoſaunt, daß Jeder begierig war, dieſe Wunderwichſe kennen zu lernen.

Wer von Euch erinnert ſich nicht, in den engliſchen Journalen einen blankgewichſten Stiefel geſehen zu haben, der einem ſich ſelbſt raſirenden Pavian als Spiegel dient? Wer von Euch hat nicht über die hochtrabenden Verſe gelacht, die am Abſatze dieſes Spiegel-Stiefels geprangt?

Dieſe poetiſche Wichſe, dieſe gewichſte Poeſie war die Erfindung des ſehr ehrenwerthen, übrigens ſehr langweiligen Sir Jonathan Dibbs, der ſich dadurch, nach Verlauf von zehn Jahren, faſt zum Millionär emporgewichſt hatte.

Vom Stiefelputzer bis zum Gentleman giebt's oft nur einen Schritt, namentlich in England, wo man eben nur ſehr viel Geld zu haben braucht, um ein vornehmer Mann zu ſein. — Sir Jonathan hatte ſeine Wichſe ſehr bald abgeſtreift und einen nagelneuen Menſchen angezogen. Er war über Nacht ganz Gentleman geworden, hatte ſich ein palaſtähnliches Haus auf dem Soho-Square — daſſelbe, das er noch jetzt bewohnt — gekauft, einen irländiſchen Kammerdiener, einen ſchweizer Portier, einen franzöſiſchen Koch und mit dieſem Dienſt-Perſonale alle ſogenannten edlen Paſſionen der faſhionablen Welt angenommen, die theuerſten Pferde und die ausgeſuchteſten Newfoundländer gekauft; bei Crockford Whiſt den Point um ein Pfund Sterling geſpielt und nebenbei hohe Wetten entrirt, in Covent-Garden und Drury-Lane eine Loge gemiethet, koſtſpielige Liaiſons mit den leichtgeſchürzten Coriphäen des Ballets angeknüpft und am Ende Eine derſelben zum Altar geführt.

Sir Jonathan war, als er — am 13. Juli 1838 — der ſchönſten Sylphe des Drury-Lane die ſehr ehrenwerthe Ehre erwieſen, ſie zur zweiten Hälfte ſeines Ich's zu erheben, ein Mann, der den Aequator ſeines Lebens längſt überſchritten hatte.

Er war gerade 58 Jahre alt.

2.

„Und ſeine Frau?“

Seine Frau war eine Peri, auf deren Stirn die Jugend in kaum erſchloſſener Blüthe prangte.

Denke Dir, mein höchſt vortrefflicher Leſer, ein Paar Augen, für deren Feuer keine Verſicherungsanſtalt exiſtirt, Wangen, deren blühendes Weiß ſelbſt den blendendſten Schnee beſchämt, und einen Mund, geſchaffen für den erſten Kuß, ein Lächeln, das einem Petrarca Stoff zu hunderttauſend Sonnetten gegeben, ein Füßchen, das Jedem den Kopf verdreht und einen Wuchs, einen Wuchs . . . beim Brama, Sir Jonathan war zu beneiden!

Ich bitte meine Leſer 1842mal um Verzeihung, wenn ich hier meine Erzählung unterbreche, um ſie zu fragen, ob einer unter ihnen jene gelehrte Abhandlung geleſen, die unter dem Titel „**Disputatio qua probatur, mulieres homines non esse**“ (Beweis, daß die Frauen keine Menſchen ſind) 1595, ich weiß nicht, wo? erſchienen iſt. Der Verfaſſer dieſer Abhandlung, Valens Alcidalius (Andere behaupten, dieſe Schrift ſei von dem berühmten Rechtsgelehrten Jacob Cujacius) verſuchte den Beweis zu führen, daß alle Frauen — hört, hört! — Teufel ſind. Ein anderer Gelehrter, Dr. Gebiccius, ſoll hierauf — gleichfalls in einer ſehr gelehrten Abhandlung — bewieſen haben, daß die Frauen keineswegs Teufel, ſondern, umgekehrt, Engel ſeien.

Der Erſtere beruft ſich auf eine Maſſe Autoritäten und citirt eine Unzahl von Beiſpielen, die für ſeine Behauptung ſprechen.

Adam wurde verführt, Simſon gefeſſelt, David's Heiligkeit getrübt, Salomo zum Narren gemacht und das Alles durch — Weiber; ein Weib chikanirte den armen geplagten Hiob mehr als der Teufel; ein Weib verleitete den Apoſtel Petrus, ſeinen Herrn zu verläugnen. — Die alten Griechen behaupteten, daß alles Unglück durch ein Weib — Pandora — in die Welt gekommen. Um Helena brannte Troja; Dejanira vergiftete den Hercules; die Danaiden ermordeten in einer Nacht all' ihre Männer. Der große Philoſoph Plato floh den Umgang mit Frauen, weil er ſie für weit unvollkommenere Geſchöpfe hielt als die Männer; er behauptete, daß die Seele eines männlichen Böſewichts nach dem Tode — zur Strafe — in ein Weib übergehe. Der Dichter Cobrus ſang: „Nicht ſo viel Sterne ſind am Himmel, nicht ſo viel Fiſche im Meere, als Schalkhaftigkeiten im Herzen der Frauen.“ Hippocrates verſichert, die Bosheit ſei dem

Weibe angeboren. Philipp von Macedonien betheuert: der ſchlimmſte Krieg, den er zu führen gehabt, ſei gegen ſein Weib geweſen. Heſiod ſagt: zur Strafe des Menſchengeſchlechts ſei das Weib erſchaffen. Die Quelle alles Böſen, behauptet Socrates, der freilich eine Xantippe zur Frau gehabt, ſei das Weib. Der Römer Laberius ſchreibt: Sobald ein Weib allein iſt, denkt es Böſes. — Allein nicht blos die heidniſchen Philoſophen und Dichter, auch die chriſtlichen Kirchenväter verurtheilen das Weib. Der heilige Chryſoſtomus verſichert, unter allen wilden Thieren ſei keines gefährlicher als das Weib. Der heilige Hieronymus rathet nur denen zu heirathen, die ſich fürchten, Nachts allein zu ſchlafen; Matthäus belehrt uns, daß die Heiligen im Paradieſe unverheirathet ſein werden. Der heilige Origines nennt das Weib des Teufels Hauptwaffe und der heilige Gregorius beweiſ't klar und deutlich, daß der Haß des Teufels weniger zu fürchten ſei als die Liebe eines Weibes.

Der berühmte Dichter Prior wurde gefragt, warum es im Paradieſe keine Ehe gäbe? Weil es kein Paradies in der Ehe giebt, erwiderte der Gefragte.

Wer von Beiden hat wohl Recht? Sind die Frauen Engel oder Teufel? Ich, für meinen Theil, halte ſie für das Erſtere, habe aber nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Anderer ſie für das Letztere hält.

Doch zurück zu Mißtreß Dibbs.

3.

Sie war in der That eben ſo geiſtreich als liebenswürdig, daher auch Niemand begreifen wollte, wie ſie, die junge, lebensluſtige Sylphe, an dieſem alten, abgeſchmackten, übrigens ſehr ehrenwerthen Dromedar Geſchmack finden konnte.

Und dennoch war die Ehe dieſer beiden Leute Anfangs ſehr glücklich. Sir Jonathan trug ſein junges Weibchen, ſo zu ſagen, auf den Händen, errieth jeden ihrer Wünſche, fügte ſich in jede ihrer Launen und war mit einem Wort un bon enfant, ein gutes Schaaf. Geſtern kaufte er ihr eine Mantille und heute einen Shawl; heute einen Hut und morgen ein Baret. Kleine Geſchenke — ſagt der Franzoſe — erhalten die Freundſchaft.

Bald aber klopfte ein ungebetener Gaſt, die Langeweile, der erſte Hausfreund, der gefährlichſte Feind jeder ungleichen Ehe, bei ihr an. Sie fing erſt zu gähnen, dann . . . zu ſchreiben an und wurde Blauſtrumpf.

Blauſtrumpf, lieber Leſer, heißt jede Dame, die ihre Weiblichkeit abgeſtreift und dafür die Neigungen, Gewohnheiten und Beſchäftigungen der Männer angenommen hat. Ein Blauſtrumpf raucht Cigarren, ſpielt Billard, tanzt nur ſelten, aber reitet deſto mehr, trinkt viel Champagner, liebt die Hazardſpiele, gefällt ſich dann und wann in Männerkleidung, jagt und angelt, kann auch fechten und ſchwimmen, lieſ't außer den Romanen des Herrn von Balzac kein Buch, das ein Mann geſchrieben hat, iſt, was den Glauben anlangt, weder Jüdin noch Chriſtin, hält, wie David Strauß, den Heiland für eine Mythe und den Propheten Mahomed für einen grundgeſcheuten Mann, weil er den Türken Polygamie geſtattet, betrachtet die Ehe als das Grab der Liebe und jede Wiege für einen Dorn im Auge, liebt Abenteuer und Jeden, der Aufſehen erregt, haßt den Petrarca, weil er für eine gewiſſe Laura geſchwärmt, erklärt den armen Werther, der ſich um ſeiner Lotte willen todtgeſchoſſen, für einen Eſel, Frau von Dudevant für den größten Mann und Herrn von Balzac für das größte Weib, das je gelebt.

„Dieſe Mißtreß Dibbs gefällt mir“ . . .

„Mir auch, guter Leſer."

Noch beſſer wird Dir ihr Boudoir gefallen. Statt der Teppiche breiten ſich Bären- und Tiger-Felle über den ſauber getäfelten Fußboden aus. In jeder Ecke des Zimmers iſt ein Spiegel aufgeſtellt, damit, wie Mißtreß Dibbs ſich auch drehen und wenden möge, ſie nie ihr Bild aus den Augen verliere. Im Rahmen dieſer Pſyche's ſtecken als Siegeszeichen ihrer Eroberungen die Viſitenkarten aller Anbeter ihres Geiſtes und aller Bewunderer ihrer Schönheit. Auf ihrem Schreibpulte prangt ein von Elfenbein meiſterhaft geſchnitzter Todtenſchädel, der zugleich die Stelle einer Vaſe vertritt, in der ein buntfarbiger Flor ausländiſcher Blumen ſeine duftigen Seufzer aushaucht. Rings um dieſes **Memento mori** zieht ſich eine reiche Gallerie alabaſterner Statuetten von Rouſſeau und Bellini, von Robespierre und Johann Strauß, von Chateaubriand und Fanny Elsler, von Franconi und Franz Liszt, von Virginie Kenebel und Lady Bleſſington, von Bulwer und Carême, dem berühmteſten Kochkünſtler aller Zeiten. Ueber dem Pulte hängt eine Judith, die dem ſchlafenden Holofernes den Kopf vom Rumpfe trennt, rechts der Dolch, womit Henry Darnley, der eiferſüchtige Gemahl der Maria Stuart, ſeinen begünſtigten Nebenbuhler, den holden Sänger David Rizzio, durchbohrt; links der Dolch, womit Chriſtine von Schweden ihren Liebling, Giulio Monaldeschi, niederſtechen ließ, weil er ſich der von ihr empfangenen Gunſtbezeugungen gerühmt. Rings an den Wänden prangt Mißtreß Dibbs in zwanzig verſchiedenen Coſtumes und Stellungen, hier als Frühling mit Schneeglöckchen im Haar, dort als Amazone mit dem Wurfſpieß in der Hand, hier als Venus in diaphanen Schaum und dort als Magdalene in die Schleier der Nacht gehüllt. Auf dem offenen Klaviere lagern in chaotiſcher Unordnung Albumblätter und Modebilder, Romane von Herrn Georges Sand und Frau von Balzac, Fächer und Reitgerte, Sonnenſchirm und Angelruthe, Armbänder und Sporen und manche andere Kleinigkeiten, die uns in Zweifel laſſen, ob wir uns im Boudoir einer Dame oder eines Herrn befinden. Neben dem Klaviere ſchaukelt ſich in vergoldetem Käfig ein blaßgelber Kakadu, zu Mißtreß Füßen zerrt am geſtickten Saume ihres Unterkleides ein langhaariger, ſchwarzäugiger Spitz, welcher Percy heißt, und neben dieſer Gruppe gähnt ein Löwe, der auf den Namen Reginald hört.

„Ein Löwe?“

„Wie, guter Leſer, Du weißt nicht, was ein Löwe iſt?“

„Ein Löwe iſt, ſo weit ich mich ſeiner noch aus Raff's Naturgeſchichte zu erinnern weiß, ein vierfüßiges, wildes, reißendes Thier, das zum Katzengeſchlechte gehört, und Felis Leo, aber nicht Reginald heißt.“

„Ich merke, vortrefflicher Leſer, daß Du in der Umgangsſprache der modernen Welt um ein Jahrzehend zurück geblieben biſt. Ein Löwe heißt in der Terminologie der **Beau-monde** eines jener zweibeinigen Weſen, die in Frankreich urſprünglich **petit-maitres**, dann **muscadins**, dann **mirliflors**, dann **incroyables**, dann **élégants**, dann **dandis**, dann **fashionables** geheißen haben. Seit den glorreichen Julitagen heißt dieſes Weſen, für das der Deutſche bisher nur drei Ausdrücke gehabt: Stutzer, Modepuppe und Zierbengel, in Frankreich und England **lion** und in Deutſchland Löwe. Dieſer Löwe gehört nicht ausſchließlich dem Katzengeſchlecht, ſondern häufig auch der Affen-Sippſchaft an und ſieht weit öfter einem Pavian als einem Menſchen ähnlich.“

„Und woran erkennt man einen ſolchen Löwen, der gleichſam den Uebergang vom Menſchen zum Affen bildet?“

„An hundert kleinen Merkmalen, von denen ich blos die wichtigſten hervorheben will. Ein Löwe trägt nie andere als gelbe Glaçehandſchuhe, weßhalb er früher auch gant jaune geheißen hat. Ein Löwe raucht nur Damen-Cigarren und auch dieſe bis zur Hälfte nur. Ein Löwe erkennt keinen andern Parfüm als Patchouly an. Ein Löwe gähnt in zehn Minuten mehr als ein anderer Menſch im ganzen Jahre; er gähnt überall, im Theater, im Concert, auf dem Balle und bei Tiſche, denn Gähnen iſt die Dominante des guten Ton's. Er iſt blaſirt, d. h. überſättigt und alſo abgeſtumpft gegen alle Genüſſe des Lebens. Tafelfreuden haben keinen Reiz für ihn, Liebe iſt in ſeinen Augen nur ein Hirngeſpinnſt, Theater ennuiren ihn, Concerte bringen ihn in Verzweiflung; wenn Alle applaudiren, iſt er der Einzige, welcher ziſcht, gähnt oder die Miene eines Schlafenden affectirt. Das Einzige, wofür er noch nicht ganz und gar abgeſtumpft iſt, was noch einigen Reiz für ihn beſitzt, iſt das Spiel. Er glaubt an Träume und beſetzt jede Nummer, die ihm im Schlafe erſcheint, am andern Morgen auf der Roulette, und im Ecarté verſteht er die Kunſt, zur rechten Zeit den König aufzuſchlagen. Schönen Frauen macht er den Hof, aber nicht aus Liebe, ſondern aus Eigennutz: die Eine muß ihm einen Bedienten halten, die Zweite ein Reitpferd ſchenken, die Dritte ihm Geld zum Spiel verſchaffen. Im Ganzen genommen, iſt der Löwe das unter den Männern, was der Blauſtrumpf unter den Frauen."

„Sie ſind ſeit einigen Tagen wieder ganz unausſtehlich," ſagte Mißtreß Dibbs zu Reginald de Mérancourt.

„Das haben mir heute ſchon Viele geſagt," erwiderte der Löwe, der ſich mit pittoresker Nachläſſigkeit auf dem Stuhle wiegte.

„Sie ſcheinen mißvergnügter als je zu ſein. Was fehlt Ihnen, Reginald?"

„Geld," erwiderte er mit trockenem Lakonismus.

„Und wozu brauchen Sie es?"

„Naive Frage! Ich brauche es zum Spielen. Vorgeſtern Abend verlor ich bei Crockford 120 Guineen auf die Coeur-Dame. An dieſem Unglück iſt Niemand Anders Schuld als — Madame."

„Ich???"

„Nur Sie," antwortete Reginald, mit der Reitgerte, die — beiläufig geſagt — ein Löwe nie aus der Hand legt, nonchalant um ſich hauend. „An Sie dachte ich, als ich die Coeur-Dame beſetzte. Und ſiehe da . . . ich verlor all' mein Geld!"

„Armer Freund, ich bedauere Sie."

„Mercy, Madame! Aber mit dem Bedauern allein iſt mir nicht geholfen. Ich brauche Geld."

„Wie viel, mein Freund?"

„Nur lumpige 5000 Francs, eine Bagatelle für eine ſo reiche Frau, wie Sie ſind."

„Erſt vor acht Tagen gab ich Ihnen 4000 Francs."

„Sie waren ſchon am andern Morgen beim Teufel. Ich habe ſeit Kurzem viel Pech, Madame."

„Sie ſollten das Spiel aufgeben."

„Welche Zumuthung! Auch dieſe kleine, harmloſe, unſchuldige Freude gönnen Sie mir nicht?"

„Sie ſtürzen ſich und mich dadurch ins Verderben. Wo in aller Welt ſoll ich all' das Geld für Sie auftreiben?"

„Aber mein Gott, wozu haben Sie denn einen Mann und noch dazu einen ſo alten, häßlichen Mann?"

„Er iſt geizig und noch obendrein argwöhniſch; er kann nicht begreifen, was ich mit all' dem Gelde, das er mir giebt und das ich mir nehme, anfange."

„Sagen Sie ihm, Sie brauchen es zu einem edeln, wohlthätigen Zweck.“

„Das hab' ich geſagt, er aber glaubt es nicht.“

„Welche Impertinenz! Ein verheiratheter Mann muß Alles glauben, was ihm ſeine Frau ſagt.“

„Und wenn er nicht will?“

„Dann iſt er ein Flegel.“

„Sie haben Recht, Reginald; mein Herr Gemahl iſt ein Flegel. Wie aber fange ich es an, Ihnen das Geld zu verſchaffen?“

„Haben Sie denn keinen Credit mehr?“

„Seitdem mein Gemahl in den Zeitungen erklärt, keiner Perſon, ſie möge heißen wie ſie wolle, etwas auf ſeinen Namen zu leihen, ſind alle Quellen für mich verſtopft!“

„Sie wiſſen alſo wirklich keinen Rath zu ſchaffen?“

„In dieſem Augenblicke, nein!“

„Dann muß ich ſehen, wo ich anderswo Geld auftreibe. Adieu, Madame,“ ſprach der Löwe und entfernte ſich.

Mißtreß Dibbs ſchickte ihm einen langanhaltenden Seufzer nach. Gleich darauf ſetzte ſie ſich an's Klavier und ſpielte, von dieſem Auftritt tief ergriffen, ein Muſikſtück.

Es war ein Walzer von Strauß.

4.

Was trieb unterdeſſen der Herr Gemahl?

Er beſchäftigte ſich mit ſeiner einzigen Liebhaberei, mit dem Ordnen ſeiner Handſchriften-Sammlung.

Die Manie, Autographen und Facſimile berühmter Leute zu ſammein, iſt eine Krankheit neuerer Zeit. Sie verdrängte die Albums, die, ihrerſeits, die Stammbücher verdrängt haben, welche vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis zu Ende des franzöſiſchen Kaiſerreichs graſſirt hatten. Es gab eine Zeit in Deutſchland, wo faſt Jeder und Jede, das Stubenmädchen ſo gut als der Jäger, ein Stammbuch beſaßen, und wollte das Stubenmädchen dem Jäger unter der Blume zu verſtehen geben, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei, ſo ſagte ſie zu ihm: „Schreiben Sie ſich in mein Stammbuch," und ihr Jäger ſchrieb dann einen jener Gedanken hinein, die auf jeden Stand und jedes Alter paßten und ungefähr ſo lauteten:

„Wandle auf Roſen und — Vergiß — mein — nicht!"

Das Stubenmädchen, vielleicht um einen Grad gebildeter, ſchrieb in das Stammbuch des Jägers die erſten Zeilen eines ihr bekannten Gedichtes, z. B.:

„Zu Dionys, dem Tyrannen, ſchlich
Möros, den Dolch im Gewande" — —

und fügte als Zeichen ihrer Freundſchaft die Worte zu:

„Erinnern Sie ſich bei Leſung dieſer Zeilen an
Ihre Jette."

Ach, das war noch eine ſchöne, liebenswürdige, himmliſch-naive Zeit!

Aber nicht blos in den niedern Sphären der Domeſtikenwelt, auch in den höchſten Rayons der **haut parage** fanden ſich überall Stammbücher, die überall wie Pilze emporſchoſſen, und ſelbſt Fürſten und Fürſtinnen verſchmähten es nicht, dieſe allgemeine Mode lange Zeit mitzumachen. Die ſtärkſte und intereſſanteſte Sammlung derlei fürſtlicher Stammbücher befindet ſich in Weimar; ſie beſtand im Jahre 1828 aus 331 Bänden und hat ſich ſeitdem gewiß vermehrt.

Seit den letzten zehn Jahren ſammelt alle Welt Briefe und Unterſchriften.

Buffon ſagte einmal: le style cest l'homme, und ſeit jener Zeit will man den Character des Menſchen aus ſeinem Style und aus der Form ſeiner Schriftzüge erkennen. Aber **Buffon's** Axiom iſt grundfalſch und lächerlich; ich kenne manchen lieben, guten, kreuzbraven Mann, der einen ſchlechten Styl, und wiederum manchen ſchlechten Kerl, der einen ganz vortrefflichen Styl und dabei ſo ſchön, wie geſtochen, ſchreibt. Nichts trügt ſo ſehr als Styl und Handſchrift.

Der beſte Probierſtein eines guten Styls bleibt ein einfacher Brief. Wer einen guten **Brief** ſchreiben kann, kann **Alles** gut ſchreiben. Die ſchönſten, beſten und muſterhafteſten Briefe ſchrieb Frau von **Sevigné** an ihre Tochter, Lord **Cheſterfield** an ſeinen Sohn und Ludwig Baruch **Börne** an ſein Volk. Als die Erſtere einſt gefragt wurde, wie man es anfange, ſo einfache, ſchmuckloſe und doch ſo reizend ſchöne Briefe zu ſchreiben, wie ſie, erwiderte ſie: „Schreibe ſo, wie Du denkſt und — denke ſo, wie Du ſchreibſt." In dieſen Worten liegt das ganze Geheimniß ihrer Kunſt.

Da hier einmal von Briefen die Rede iſt, ſo muß ich noch einmal den Satz citiren, den ich als Motto an die Spitze meiner Erzählung geſetzt. Als der junge **Oxenſtierna** die diplomatiſche Laufbahn betrat, gab ihm ſein Vater, der alte, weiſe Kanzler, den einzigen, aber höchſt vortrefflichen Rath: „Schreibe keinen Brief." In dieſen drei Worten liegt eine Fülle von Vorſicht, die, wie ſchon das Sprichwort ſagt, die Mutter der Weisheit iſt. Schreibe keinen Brief, geliebte Leſerin, rathe auch ich, denn es kommen Tage und Verhältniſſe, wo die Briefe, die wir geſchrieben, unſere ärgſten Verräther, unſere öffentlichen Ankläger, unſere ſchlimmſten Feinde werden. Willſt Du die Feder ergreifen, um dem Papiere die Geheimniſſe Deines Herzens anzuvertrauen, dann denke an den ſchwediſchen Kanzler Oxenſtierna und lege die Feder bei Seite, damit Du es niemals zu bereuen habeſt.

Aber Sir Jonathan war gerade auf nichts ſo ſehr erpicht und verſeſſen, als auf Briefe berühmter Perſonen.

Rings um die Wände ſeines großen Zimmers liefen Mahagoni-Schränke mit prachtvollen Cartons angefüllt, in welchen die Autographen und Facſimile alphabetiſch geordnet lagen. Sir Dibbs hatte der Briefe und Unterſchriften ſo viele, daß er damit die Chauſſee von London bis Liverpool hätte pflaſtern können.

Seine ganze Bibliothek beſtand aus zwei Büchern, aus: Gough Nichols „Autographs of royal, noble, learned and remarkable personnages,“ einer Sammlung von 600 Namensunterſchriften hiſtoriſcher Notabilitäten aus der Zeit Richards II. bis zum Tode Karls II., die 1829 in London erſchienen, und Chateau-Giron's „Isographie des hommes célèbres,“ die in drei Bänden die Nachbildungen von 634 Handſchriften enthält und 1832 in Paris herausgekommen iſt.

Außer dieſen beiden Büchern hat er einen von ihm ſelbſt angefertigten Catalog, worin er ſich alle Handſchriften notirt, welche auf öffentlichen Auctionen ausgeboten und um welche Preiſe ſie verſteigert worden ſind.

Für jene meiner Leſer, welche vielleicht auch Autographen-Sammler ſind, dürfte nachfolgender Auszug aus Sir Jonathan's gewiſſenhaft geführtem Catalog nicht ganz unintereſſant ſein.

In den Verſteigerungen der letzten Decennien wurde eine Handſchrift Ludwigs XIV. mit 30, Condé mit 30, Monteſquieu mit 38, Friedrich II. mit 42, Frau von Sevigné mit 45, J. J. Rouſſeau mit 52, die bloße Unterſchrift der Agnes Sorel mit 52, Fénélon mit 57, Coligny mit 61, Mazarin mit 64, Racine's bloßer Name mit 66, Kepler mit 71, Philipp Egalité mit 80, die bloße Unterſchrift Franz I. von Frankreich mit 90, Eliſabeth von England mit 99, Corneille mit 101, Napoleon mit 104, Sully mit 106, Marie Antoinette mit 120, Ludwig XVI. mit 125, Heinrich IV. mit 240, Maria Stuart mit 300, Lafontaine (nicht der deutſche Roman-, ſondern der franzöſiſche Fabeldichter) mit 300, Gabrielle d'Eſtrée mit 410 und Michel Montaigne mit 699 Francs bezahlt.

Welcher Abſtand zwiſchen Ludwig XIV., für deſſen Handſchrift 30, und Ludwig XVI., deſſen Facſimile mit 125 Francs bezahlt ward. Und dennoch wurde Jener der Große genannt und Dieſer — enthauptet.

Auf einer Wiener Verſteigerung wurde ein Winkelmann für 21, Linné für 22, Franklin für 24, Erasmus von Rotterdam für 25, Mozart für 26, Juſtus Lipſius für 29, Rouſſeau für 32, Wallenſtein 39, Waſhington 49, Schwedenborg 50, Schiller für 60 und Luther für 200 Gulden Conventions-Münze verſteigert.

Man ſieht aus der Scala, daß das Autographen-Sammeln eine ſehr koſtſpielige Leidenſchaft iſt.

Was aber fragt Sir Jonathan Dibbs nach Geld? Er iſt ja Millionär und hat kein anderes Steckenpferd als dieſe Handſchriften-Liebhaberei.

Dafür iſt aber auch in ganz England kein Zweiter, der eine ſo ſeltene, reiche, koſtbare Sammlung aufzuweiſen vermag, als er. Sir Jonathan hat ſelbſt Handſchriften von Moſes, Jeſus und Mahomet, von dem Letztern ſogar ein Billet, das der Prophet an ſeinen Schwiegervater ſchrieb und wörtlich alſo lautet:

„Beſucht morgen Nachmittag auf eine Parthie Schach, eine Taſſe Kaffee und eine Pfeife Taback

Eurem
hochachtungsvoll ergebenen
Mahomet."

Für dieſe einzige Handſchrift, die er auf einer Brüſſeler Auction erſtieg, zahlte er 300 Pfund Sterling! Eine Bagatelle für eine Seltenheit ſolcher Art!!!

Du lächelſt? Und weßhalb? Die Welt will betrogen ſein; nur zu!

5.

Eines Morgens hatte ſich Sir Jonathan Dibbs eben in die Calculs eines ausgeſuchten Gabelfrühſtücks vertieft, als er in einer kurz vorher angekommenen Nummer des „Morning Chronicle" folgende Anzeige fand:

„In der Gerard-Street Nr. 113 iſt zu ebener Erde eine reiche Auswahl eben ſo ſeltener als merkwürdiger Handſchriften zu verkaufen."

Die Gabel entglitt ſeiner Hand, der Rebhuhnflügel blieb ihm vor Freude in der Kehle ſitzen; er griff haſtig nach dem Glockenring und ſchellte ſo heftig, als ob das Haus in Flammen ſtände.

„Sir?" fragte der hereinſtürzende Patrick.

„Sogleich anſpannen laſſen!"

Sir Dibbs, der bereits angekleidet war, warf ſich in ſeinen Landau und trieb den Kutſcher zur ſchnellſten Eile an.

Der Weg war bald zurückgelegt.

Als der Beſitzer des Autographen-Kabinets eine ſo vornehme Equipage vor ſeiner Wohnung halten ſah, kam er dem Ausſteigenden mit bronzirtem Lächeln entgegen.

„Ich wünſche," ſagte Sir Jonathan.

„Vermuthlich meine Handſchriften-Sammlung zu ſehen?"

„Ganz recht!"

„Sir, ich bitte, gefälligſt hineinzuſpazieren."

Der Verkäufer, bei dem aus allen Poren Schlauheit und Pfiffigkeit durchblitzten, breitete vor den Augen unſeres Gentleman's den ganzen Schacht ſeiner Schätze aus.

„Welcher Gattung, Sir, belieben Sie den Vorzug zu ſchenken? Wünſchen Sie die Autographs berühmter Königsmörder zu ſehen? Hier eine Unterſchrift Clement's, Ravaillac's, Damien's, Louvel's, Fieschi's, Alibaud's. Oder ziehen Sie, Sir, die Handſchriften gekrönter Häupter vor? Hier, Sir, das Bruchſtück eines Briefes, den Kaiſer Karl V. an die ſchöne Augsburgerin, Barbara Blomberger, an die nachherige Mutter Don Juan's von Oeſterreich; hier ein Liebesbrief, den Heinrich VIII. an ſeine ſechsfingerige Geliebte, Anna Boulen, geſchrieben hat. Für beide Reliquien, deren Aechtheit ich verbürgen kann, Sir, hat mir das Muſeum 540 Pfund geboten."

„Und Sie begehren dafür?"

„Nicht mehr als 600 Pfund. Hier ein Decret vom Jahre 1210, mit der Unterſchrift König Johann's, der einem reichen Juden, welcher ſich geweigert, 1000 Mark Silber herzugeben, täglich einen Zahn auszuziehen befahl. Das Factum iſt geſchichtlich; ſiehe Matthieu Paris, Pagina 300 und" . . .

„Der Preis dafür?"

„1000 Pfund, Sir. Kleinigkeit, Sir, für ein ſo hochwichtiges Actenſtück, das auf die Sitten der damaligen Zeit ein ſo aimables Licht wirft."

„Was für Handſchriften birgt dieſer Carten?“ fragte Sir Jonathan.

„Briefe und Unterſchriften von faſt ſämmtlichen Maitreſſen der europäiſchen Höfe, nach der Nationalität geordnet. In dieſem Packete liegen ſämmtliche Favoritinnen Frankreichs, vom Zeitalter Franz I. bis herab zu Karl X.; hier eine Unterſchrift der Gräfin von Chateaubriand; hier ein Brief der Diana von Poitiers, der Geliebten Franz I. und Heinrichs II; hier Marie Touchet, Maitreſſe Karls IX.; hier 37 Freundinnen Heinrichs IV., darunter Gabrielle d'Eſtrée und die Marquiſe de Verneuil; hier das vierblätterige Kleeblatt Ludwigs XIV.: die Herzogin von La Vallière, die Marquiſe von Monteſpan, die Herzogin von Fontanges und Frau von Maintenon; hier die zwei Freundinnen des Regenten Philipps von Orleans: Frau von Monteſſon und Marquiſe de Parabère; hier das Dreigeſpann Ludwigs XV.: die Herzogin von Chateauroux, die Marquiſe von Pompadour und die Gräfin Dubarry, drei Damen, die Friedrich der Große ſo bezeichnend Cotillon I., Cotillon II., Cotillon III. genannt; hier die Unterſchrift der Frau von Polaſtron, der Maitreſſe Ludwigs XVIII. Hier ein Packet engliſcher Maitreſſen, 9 von Karl II., darunter die Herzogin von Bridgewater; 6 von Georg III., und 3 von Georg IV., darunter Lady Fitzherbert. Hier ein Packet deutſcher Favoritinnen, darunter ein Brief der Gräfin von Degenfeld, der Geliebten des Churfürſten Carl Ludwigs von der Pfalz; des Fräuleins von Grävenitz, der Geliebten des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, und eine Unterſchrift der Gräfin von Lichtenau, der Maitreſſe Friedrich Wilhelms II. von Preußen. In Summa Summarum 149 Piecen. Stück für Stück laſſe ich für den äußerſt billigen Preis von 20 Pfund; wer Zehne kauft, erhält die Eilfte gratis. Wie viel wünſchen Sie, Sir, davon zu beſitzen?“

„Keine einzige, Sir, denn ich beſitze ſie faſt alle. Aber haben Sie nicht auch Handſchriften berühmter Schriftſtellerinnen Englands?“

„Eine ſolche Maſſe, Sir, daß ich damit das Weltmeer austrocknen kann,“ erwiderte der kleine Pfiſſicus und ſchleppte einen großen Carton herbei, der mit Handſchriften von halb London angefüllt war.

„Hier, Sir, ſehen Sie zwei wunderſchöne Strophen von Felicia Hemans.“

Jetzt erſt holte Sir Jonathan ſeine Riggl'ſche Loupe hervor, putzte das Glas mit ſeinem Rockzipfel und betrachtete die Handſchrift, die ſeiner Sammlung noch zu fehlen ſchien.

„Hier, Sir,“ fuhr Jener fort, „ſehen Sie das Bruchſtück eines Aufſatzes der Lady Morgan; hier, Sir, das letzte Blatt des erſten Romans der Lady Bleſſington; hier, Sir, eine äußerſt witzige Einladung zum Mittagsbrodt von Mißtreß Norton; hier, Sir, ein Stammbuchsblatt von Miß Landon; hier, Sir, eine höchſt merkwürdige Handſchrift von einer bekannten Dame, Mißtreß Effie“ . . .

„Effie?“ unterbrach ihn Sir Jonathan, „ich bitte, Sir, laſſen Sie doch ſehen“ . . .

„Mit Vergnügen, Sir.“

Sir Jonathan putzte noch einmal ſein Glas, betrachtete den Brief und die zierlichen Schriftzüge und wurde plötzlich ſo leichenblaß, daß der Handſchriftenhändler, drei Schritte zurückprallend, die Frage ſtotterte:

„Sir, was iſt Ihnen?“

„Nichts, nichts," erwiderte der Gefragte, bei dem ſich nach und nach Ohrenſauſen, Zähneklappern, Herzklopfen, Händezittern, Knieſchlottern und überhaupt alle Symptome des türkiſchen Schwindels eingeſtellt hatten. Mit zitternder Stimme las er:

„Morgen Abend, lieber Freund, erwarte ich Sie bei Miſtreß W . . . Ich werde jedoch erſt nach 11 Uhr kommen können, denn früher pflegt Sir J . . . ſich nicht zur Ruh zu begeben. Ich habe Ihretwegen außer meinem Schmuck auch einige Pretioſen meines Mannes verſetzt, um Ihnen die gewünſchten 10,000 Francs geben zu können. Bleiben Sie gut

Ihrer
Effie . . . ."

„Sir," rief der alte Gentleman, der ſich alle erdenkliche Mühe gab, ſeine verlorene Faſſung wieder zu gewinnen, „dieſe Effie iſt" . . .

„Allem Anſcheine nach die junge Frau eines alten Eſels, der" . . . Sir Jonathan ſtieß ein ſataniſches Hohngelächter aus.

„Sie lachen, Sir, warum, Sir?" fragte der Autographenhändler.

„Weil ich gerechte Urſache dazu habe. Sir, wie viel begehren Sie für dieſe Handſchrift?"

„Für dieſe Handſchrift," wiederholte der Sammler, deſſen ſchlaue Iltis-Augen den Fragenden und deſſen Aufregung genau taxirten.

„Reden Sie, Sir, oder ich erwürge Sie, Sir," rief der ci-devant Stiefelwichs-Fabrikant mit allen Anzeichen wahrer Berſerker-Wuth.

„Für dieſe höchſt intereſſante Handſchrift hat mir der Herzog von Suſſex 240 und Lord Melvil 250 Pfund angeboten, doch bin ich nicht im Stande, dieſes wichtige Document unter 300 Pfund abzulaſſen."

„Sir, 300 Pfund für ſolch einen elenden Wiſch?“

„288 Pfund habe ich ſelbſt dafür gezahlt.“

„Wem, wem?“

„Dem jungen Manne, an den dieſes Schreiben gerichtet war.“

„Wie, Sie kennen dieſen Schurken?“

„So gut als mich ſelbſt.“

„Und wer iſt dieſer Elende?“

„Ein junger, äußerſt liebenswürdiger Franzoſe, ein Löwe, der mehr Gläubiger als Haare auf dem Kopfe gehabt und endlich, aus Mangel an landesüblicher Münze, die Sammlung aller Liebesbriefe, Sir, die er von den Londoner Damen aus allen Klaſſen der Geſellſchaft — von der Herzogin von M. bis herab zu der letzten Ratte der großen Oper — empfangen, an mich abgetreten hat.“

„Und ſein Name, Sir?“

„Reginald von Mérancourt.“

„Und dieſer Menſch iſt“ . . .

„Vor fünf Wochen, Sir, nach Paris zurückgekehrt.“

„Sir, ich frage Sie nun zum letzten Male, wie viel begehren Sie für dieſen Brief?“

„325 Pfund iſt der genaueſte Preis.“

„Sir, ſind Sie des Teufels? Vor zwei Minuten begehrten Sie nicht mehr als 300 Pfund.

„Papiere, Sir, Sie werden dies aus eigener Erfahrung wiſſen, fallen und ſteigen plötzlich, je nachdem Umſtände, Sir, Verhältniſſe, Sir, Vermuthungen, Sir“ . . .

„Sir, was wollen Sie damit ſagen?“

„Sir, was Sie leicht errathen können.“

„Das Allergenaueſte alſo?“

„Iſt 350 Pfund, und wenn Sie ſich nicht ſchnell entſchließen, ſo könnte es leicht geſchehen, Sir, daß der Werth dieſes Papieres noch höher ſtiege, denn ich kenne eine Dame, Sir, die mit Freuden dafür das Doppelte bezahlen würde“ . . .

„Sie, hier ſind 350 Pfund,“ ſagte Sir **Jonathan**, holte in höchſter Aufregung ſein Portefeuille hervor und erlegte die verlangte Summe.

„Aber wiſſen Sie etwas Neues, Sir?“ fragte Sir **Jonathan** den Handſchriftenhändler.

„Nun, Sir?“

„Sie ſind ein Gauner, Sir.“

„Und Sie, Sir?“

„Nun, was denn?“

„Ein höchſt beklagenswerther Ehemann.“

„**Effie, Effie!**“ rief der alte Herr, außer ſich vor Wuth, ſtieß die Fauſt gegen die Stirn, rannte zur Thür hinaus, ſchwang ſich blitzſchnell in den Wagen hinein, dem Kutſcher die Worte zurufend:

„Raſch zu meinem Advokaten!“

6.

Drei Monate nach dieſer koſtbaren Ueberraſchung ſprach das Geſetz die Scheidung des Sir **Jonathan** und der Mißtreß **Effie** aus.

Das Aergerlichſte bei der ganzen Geſchichte war unſtreitig das, daß der arme, betrogene Ehemann für ein Billet-doux ſeiner etwas allzugefälligen Frau noch 350 Pfund zu bezahlen genöthigt war, um das Corpus delicti ihrer Schuld in den Händen zu haben.

O Weiber, Weiber!!!
Seid Ihr Engel, ſeid Ihr Teufel?
Beantwortet Euch dieſe Frage lieber ſelbſt.

7.

Vier Monate nach dieſer Scheidung, die in den Kreiſen der vornehmen Welt ziemlich viel Aufſehen erregt hatte, war in allen engliſchen Journalen ein neues Buch angekündigt:

Goggeley, der Mann von Gewiſſen,
moderner Roman von Mißtreß Effie **

Die geſchiedene Dame erzählte darin mit bewunderungswürdiger Nonchalance den ganzen Hergang der Geſchichte und gab ihren Ex-Gemahl dem Spott und Gelächter von ganz Europa preis.

8.

Reginald von Mérancourt war nach ſeiner Rückkehr von London, von Langeweile angetrieben, Theaterdichter geworden und hatte, als der Roman ſeiner ci-devant-liaison erſchienen war, nichts Eiligeres zu thun, als ſich der Geſchichte, in welcher er eine der Hauptrollen geſpielt, zu bemeiſtern und ein Vaudeville daraus zu machen, das gleich darauf auf dem Théâtre des Variétés in Scene ging und wenigſtens mehr als jedes ſeiner frühern Luſtſpiele gefiel.

9.

Und die Moral dieſer kleinen Erzählung?
Sie läßt ſich in drei Sätze zuſammenfaſſen:

a.

Heirathe, Leſer, keinen Blauſtrumpf.

b.

Schreibe, Leſerin, Alles, nur nicht Briefe.

c.

Sammle keine Handſchriften.

III.

Die beiden Crébillon.

1.

„Die Katze läßt das Mauſen nicht."
Altes Volkslied.

Liebſt Du Hunde? Liebſt Du Katzen?

Der Hund iſt, wie Jedermann weiß, das Sinnbild der Treue, die Katze hingegen das Symbol der Falſchheit, Tücke und Hinterliſt. Wunderbar genug, daß der Hund männlichen und die Katze weiblichen Geſchlechtes iſt. Beſäße unſere Sprache nur einen Funken von Galanterie, dann müßte ſie der Katz und die Hund ſagen.

Der Hund war zu allen Zeiten ein Gegenſtand menſchlicher Verehrung. Schon in der römiſchen Götterlehre ſehen wir den Hund eine große Rolle ſpielen, denn er wurde dem Mars und Merkur, dem Pan und Aesculap, der Hekate und andern Gottheiten geopfert. Er war der Begleiter Dianens und das Attribut der Laren. Die alten Aegypter, deren Götter in ihren Gärten wuchſen, die Aegypter, welche Zwiebel und Knoblauch anbeteten, zollten auch dem Hunde abgöttiſche Verehrung. Sie beweinten jeden todten Hund und begruben ihn mit großer Feierlichkeit. Auch ſoll, wie **Plutarch** in ſeinem Werke **adversus stoicos** erzählt, zu ſeiner Zeit ein Volk exiſtirt haben, das einen Hund ſich zum König gewählt und deſſen Bildniß auf ſeine Münzen geprägt hatte. Auch ſpäter ließ ſich manches Volk von einem Hunde regieren, der ſich von der gewöhnlichen Art nur dadurch unterſchied, daß er zwei Füße weniger als jeder Andere beſaß. Kurz und gut: man verehrte die Hunde dergeſtalt, daß man ſie ſogar in den Himmel erhob und unter die Sterne verſetzte, allwo noch bis zum heutigen Tage der **große Hund**, oſtwärts unter dem **Orion**, und der **kleine Hund**, ſüdwärts unter den **Zwillingen** thront.

Auch die Geſchichte weiß uns Manches von Hunden zu erzählen.

Herodot berichtet, der große **Cyrus** habe vier Städten die Abgaben erlaſſen, weil ſie aus freiem Antriebe viel königliche Hunde ernährt habe.

Alcibiades zahlte, wie **Plutarch** erzählt, für einen ſeiner Jagdhunde 7000 Drachmen (circa 1500 Thaler).

Ein **Barnabo Visconti** unterhielt 5000 Jagdhunde, die von den Klöſtern in und um Bologna beköſtigt werden mußten.

Zu **Genua**, im Garten des Palaſtes **Doria**, iſt das prachtvolle Marmor-Denkmal eines Hundes zu ſehen, welcher der Liebling des tapfern Seehelden **Andreas Doria** geweſen war. Dieſem Hunde, der 1605 ſeinen Geiſt aufgab, war während ſeiner Lebenszeit von König **Philipp II.** von Spanien eine jährliche Penſion von 500 Goldducaten ausgeſetzt. Er (der Hund nämlich) wurde von zwei Sclaven bedient, welche ihm ſeine Koſt in ſilbernen Schüſſeln überreichten.

Ein ähnliches Denkmal ließ **Friedrich der Große** im Garten von Sansſouci ſeiner vielgeliebten Hündin Alkmene ſetzen. Eine andere Hündin, Biche, die in der Schlacht bei Soor 1745 in die Hände der Oeſterreicher gefallen war, wurde ihm, auf inſtändiges Bitten, vom General Nadasdi zurückgegeben. Der Philoſoph von Sansſouci ſoll überhaupt ein großer Freund von Hunden geweſen ſein und zum Marquis d'Argens einſt geſagt haben: **j'aime tous les chiens, excepté les Autrichiens.** Als Voltaire deſſen Vorliebe für die Hunde nicht begreifen konnte, erinnerte ihn Friedrich an die Moloſſer, die ihre Hunde prachtvoll begruben, an die Agrigentiner, die den Hunden ſogar Ehrenſäulen mit Grabſchriften geſetzt, an Alexander den Großen, der einem todten Hunde zu Ehren eine Stadt erbaut, an Kaiſer Hadrian, der zu Ehren ſeiner geſtorbenen Hunde große Leichen-Mahlzeiten veranſtaltet und an Sergius, der zum Andenken ſeines von den Wölfen zerriſſenen Hundes Arzibur einen Jahrestag angeordnet, an welchem er ſelbſt gefaſtet hatte.

König Karl XII. von Schweden ließ ſeinen Lieblingshund Pompe feierlich begraben und Gedichte und Grabſchriften auf ihn anfertigen.

Auch die Kaiſerin Katharina II. von Rußland liebte ihren Schooshund Rogerſon über Alles und dichtete nach ſeinem Tode eine franzöſiſche Grabſchrift.

Aber nicht blos unter den gekrönten Häuptern, auch unter den Gelehrten und Dichtern gab es große Hunde-Verehrer.

Der berühmte Cardinal Pietro Bembo hatte einen Hund, deſſen Tod ihn tief betrübte.

Der Philoſoph, Sterndeuter und Alchymiſt Cornelius Agrippa von Nettesheim hatte Tag und Nacht einen Hund um ſich, der ſtets zu ſeinen Füßen lag und bei den abergläubiſchen Leuten in den Verdacht kam, ein verkleideter Teufel zu ſein.

Der gelehrte Juſtus Lipſius hatte drei Hunde, welche Mops, Mopſulus und Saphirus hießen und die er dermaßen liebte, daß er jeden auf eine beſondere Tafel malen ließ und alle Drei in Verſen beſang. Als der Letztere, den er am meiſten geliebt, in einem Faſſe ſiedendheißen Waſſers umkam, ſchrieb Lipſius an ſeinen Freund Philipp Rubenius: „Tristis haec scribo et juxta lacrymas, non rideo. Saphirus meus obiit et id violenta morte.“ Mit einem Hunde im Arm ſieht man ihn abgemalt in der Univerſitäts-Bibliothek zu Jena.

Der berühmte Jeſuit Maimbourg war ein ſo großer Hundefreund, daß er ſie ſogar zum Gegenſtand einer Predigt machte, worin er genau den Hund des Königs David beſchrieb, die engliſchen Doggen mit den Janſeniſten, die Bauerhunde mit den Trappiſten und die wachſamen Haushunde mit den Jeſuiten verglich.

Ein anderer Jeſuit, der Père du Cerceau, der das Leben Rienzi's beſchrieb, beſang auch ſeinen Hund Mirtille.

Paul Scarron dedicirte einen ſeiner komiſchen Romane dem Schooshündchen ſeiner Schweſter, das er Dame Guillemette genannt. Als er mit ſeiner Schweſter ſich entzweite, war er ſo boßhaft, bei der neuen Auflage unter die Druckfehler der erſten Auflage zu ſetzen: au lieu de la chienne de ma soeur lisez: ma chienne de soeur.

Bruzen de la Martinière widmete den zweiten Theil ſeiner „Entretiens des Ombres aux Champs Elysées“ dem Lieblingshunde des Buchhändlers Uytwers in Amſterdam.

Auch ein engliſcher Dichter — wenn ich nicht irre, war es Swift — eignete eines ſeiner Werke ſeinem Schooßhündchen zu.

Madame Deshoulières dichtete ſogar ein Trauerſpiel auf den

Tod eines Lieblingshundes ihres Freundes (La mort de Cochon, chien de Mr. le Maréchal de Vivonne, Amst. 1709).

Eine franzöſiſche Herzogin legte, als ihr Hündchen geſtorben war, Trauer an und nahm im Bette Beileidsbezeugungen an.

Ein Graf Clermont trauerte gleichfalls um ſeinen Hund Citron und beauftragte ſeinen Pfarrer, den Hingeſchiedenen in einer Grabſchrift zu feiern. Und dieſe Grabſchrift lautete:

Ci-git Citron qui sans peut-être
Avoit plus de sens que — son maitre.

Eine öſterreichiſche Gräfin unterhielt ein ganzes Heer kleiner Möpſe und ließ, wenn einer davon krank wurde, für ihn Meſſe leſen.

Eine Prinzeſſin, Anna von Würtemberg, die 1733 zu Mömpelgard gelebt und ihre Hunde in zinnernen Särgen begraben ließ, ſtach einſt eine ihrer Kammerzofen, die darüber zu lachen gewagt, mit Stecknadeln und ließ ihr Siegellack auf die Wunden tröpfeln, worauf die gefühlvolle Prinzeſſin vom Colmarer Gerichtshofe auf fünf Jahre aus der Grafſchaft verbannt wurde.

Aber keine Nation liebt ſo ſehr die Hunde als — die engliſche. Eines ihrer Sprüchwörter ſagt: „Love my, love my dog.“ Nirgends in der Welt findet man ſo prachtvolle Hundeſtälle, als in England. Der Hundepalaſt des Herzogs von Richmond ſoll 20,000 und der des Herzogs von Bedfort ſogar 70,000 Pfund Sterling gekoſtet haben.

Ich frage nun jeden meiner Leſer, ob all' dieſe Hunde nicht zu beneiden ſind?

Aber auch die Katze ſtand in frühern Zeiten in großem Anſehen. Die alten Aegypter betrachteten dieſes Thier als ein Symbol der Freiheit und verehrten es ſchon darum, weil auch die Göttin Iſis ſich einmal in eine Katze metamorphoſirt hatte. Und daher kam es, daß bei großen Feſtgelagen den Katzen Ehrenplätze eingeräumt wurden. Starb eine Katze, ſo ſchoren ſich, wie Herodot erzählt, die Bewohner des Hauſes die Augenbrauen ab und ließen den Leichnam der Katze einbalſamiren und begruben ihn in der Stadt Bubaſtis.

In einer ſehr gelehrten Abhandlung über die Vorzüge der Katzen (Dissertation sur la préeminence des chats, Rotterdam 1741) wird erzählt, daß jeder Aegypter, der eine Katze — gleichviel ob vorſätzlich oder nicht — getödtet hatte, mit dem Tode beſtraft wurde. Cambyſes befahl bei der Erſtürmung der Stadt Peluſe ſeinen Soldaten, ſich ſtatt mit Schilden, mit lebendigen Katzen zu bewaffnen, eine Liſt, wodurch die ägyptiſche Beſatzung allen Muth zur Vertheidigung verlor.

Auch die Türken verehrten von jeher die Katzen, ſchon darum, weil der Prophet Mahomet ihnen ſehr gewogen war und einſt lieber ein Stück von ſeinem Kaftan abſchnitt, als ſeine Lieblingskatze weckte, die darauf eingeſchlafen war.

Zoe, die Gemahlin des griechiſchen Kaiſers Conſtantin Monachus, ſchätzte ihre Katze Mechlempe dergeſtalt, daß ſie dieſelbe mit goldenem Tafelgeſchirr bedienen ließ.

Francesco Petrarca liebte außer ſeiner weißen, ſchwarzäugigen Laura auch noch eine ſchwarze, grünäugige Katze, welche Antonio Quaerengo, ein Domherr zu Padua, beſungen hat, eine Katze, deren Skelet noch heut zu Tage in Padua als Reliquie aufbewahrt wird, eine Katze, der ſogar die Auszeichnung zu Theil wurde, in Thomaſino's „Petrarcha redivivo“ in Kupfer geſtochen zu werden. Lebte die ſchöne Laura noch, ſie hätte Urſach, auf dieſe Katze eiferſüchtig zu werden.

Auch Torquato Taſſo, der unſterbliche Sänger des „befreiten

Jeruſalems“, hatte eine Katze, die ihm theuer war und die er in einem ſeiner ſchönſten Sonette erſucht, ihm das Licht ihrer Augen zu leihen, da es ihm an Geld fehle, Licht zu kaufen. Armer Taſſo!

Michel Montaigne kannte keinen größern Genuß, als die Gewohnheiten der Katzen zu beobachten.

Michel de Marolles, ein Dichter, der ſich gerühmt, 133,124 Verſe gedichtet zu haben, beſang, wie Montgrif in ſeiner **Histoire des Chats** erzählt (Paris 1791) die Katze des Fräuleins de Gournay.

Madame Deshoulières beſang ihre theuere Griſitte viel ſchöner und poetiſcher, als mancher unſerer modernen Dichter ſeine Geliebte.

Die Herzogin du Maine, Schwiegertochter Ludwigs XIV., feierte ihre Katze Marlamain durch Verſe, die ſelbſt dem größten Dichter Frankreichs keine Schande machen.

Der Miniſter Colbert hatte ſo viel Katzen, daß es in ſeinem Kabinet davon gewimmelt haben ſoll.

Noch jetzt ſieht man in Paris das Denkmal, das Madame de Lesdiguières, die Gemahlin des letzten Connetable von Frankreich, ihrer Katze ſetzen ließ.

Die Pariſer Harfenſpielerin Madame Dupuis und ein Nürnberger Advokat Dr. de Neufville ſetzten ihre Katzen zu Univerſalerben ihres Vermögens ein.

Der bekannte Componiſt Sacchini konnte nicht drei Tacte componiren, wenn nicht ſeine Frau und ſeine Katzen bei ihm ſaßen. Das unharmoniſche Katzen-Concert erweckte in ihm harmoniſche Melodien.

Der Berner Maler, Gottfried Mind, der ſeine Katzen mehr als mancher Vater ſeine Kinder geliebt, beſaß eine ſo große Virtuoſität im Katzenmalen, daß er, größer noch als Biſcher, Carnel und Mollar, ſich den Beinamen **Raphael des chats** erwarb.

Auch Jean Jacques Rouſſeau und — der koſtbarſte Edelſtein liegt oft dicht neben dem alltäglichen Kieſel — Herr Karl von Holtei gehören zur Katzen-Parthei und haben ihren Schützlingen warme Lobreden gehalten. Der Erſtere zog die Katze dem Hunde vor, weil dieſer kriechend, ſpeichelleckend, knechtiſch, Jene hingegen ſtolz, eigenwillig und nicht zudringlich ſei.

Männer, welche Katzen lieben, ſind in der Regel Weiberfeinde, und Frauen, welche Hunde lieben, den Männern zugänglicher als ſolche, welche Katzen vorziehen. Marion de Lorme liebte die Hunde und Ninon de l'Enclos die Katzen. Und darin lag der Unterſchied zwiſchen Beiden!

Ich für meinen Theil haſſe nichts ſo ſehr als Katzen und — Komödianten. Und genau betrachtet haben Beide viel Aehnlichkeit mit einander. Beide ſind nur ſo lange kriechend artig, hündiſch freundlich gegen uns, ſo lange ſie uns brauchen. Brauchen ſie uns nicht mehr, dann möchten ſie uns die Augen auskratzen.

2.

Einer der größten Katzenfreunde aller Zeiten war Proſper Jolyot de Crébillon (geboren am 15. Februar 1674 zu Dijon).

Er hatte Anfangs die Rechte ſtudirt, bald aber der Göttin Themis den Rücken gekehrt und ſich der Muſe des Trauerſpiels zugewendet.

Sein erſter Verſuch „**la mort des enfants des Brutus**“ fand vor dem Richterſtuhle der Schauſpieler ſo wenig Gnade, daß er zurückgewieſen wurde. Die armen „Söhne des Brutus“ wurden von ihm zum

Feuertode verurtheilt und — in den Ofen geworfen. Das erſte Stück, dem man im Jahre 1705 die Ehre der Aufführung zu Theil werden ließ, war ſein „Idomeneus,“ dem 1707 ein neues Trauerſpiel, „Atreus,“ 1709 „Electra,“ 1711 „Rhadamiſtos,“ 1714 „Xerxes“ und 1716 „Semiramis“ nachfolgten.

Seine Freunde, an deren Spitze der Procurator Prieur ſtand, ſtreuten ihm dicke Weihrauchwolken und nannten ihn den Aeſchylos Frankreichs; ſeine Gegner aber — und welches Talent, das ſich über die Stufe der Mittelmäßigkeit erhebt, hat nicht Gegner? — warfen ihm ſeine Vorliebe für das Grauenvolle, ſeinen Hang zur Uebertreibung vor und ließen an all' ſeinen Trauerſpielen kein gutes Haar. Boileau, deſſen ſatiriſche Geißel ſelbſt den beſten Freund nicht ſchonte, nannte ihn ſogar „den betrunkenen Racine.“

Seine Freunde wie ſeine Gegner gingen offenbar zu weit; doch da es in der Natur jedes Menſchen liegt, daß er weit leichter das übertriebenſte Lob als den gelindeſten Tadel verträgt, ſo wird Niemand Herrn von Crébillon verübeln, daß er den Tadel nicht ſo leicht verſchmerzen konnte.

Man erzählt von Mezeray, einem der größten Geſchichtsſchreiber Frankreichs, er habe ſtets ein Goldſtück aufbewahrt, einzig und allein darum, um ſich, falls er einmal das Glück erleben ſollte, einen Recenſenten zum Galgen verurtheilt zu ſehen, für dieſes Geld ein Fenſter auf dem Grève-Platz zu miethen. Crébillon's Erbitterung gegen die ungerechten Schmähungen ſeiner Gegner war nicht minder groß: er verglich die Kritik mit dem Höllenhunde Cerberus, welcher Jeden anklafft, der ihm nicht das Maul ſtopft. — Entmuthigt durch die boshaften Anfeindungen der Kritik, wollte er auch der Bühne Valet ſagen; bald aber erwachte von Neuem die Luſt in ihm', und nach zehnjährigem Stillſchweigen trat er mit ſeinem „Pyrrhus" hervor, der 1726 in Scene ging und faſt ungetheilten Beifall fand. Fünf Jahre ſpäter wurde er zum Mitglied der Academie ernannt, worauf Voltaire geſagt haben ſoll, man habe, um die Zahl 40 vollzumachen, eine Null gewählt. Und trotz ſeines Talentes, trotz der Anerkennung, die er fand, hatte er ewig Sorgen und niemals Geld. Endlich verſchaffte ihm die Gunſt der Frau von Pompadour eine Penſion von 1000 Francs und eine Anſtellung bei der königlichen Bibliothek.

Auch Crébillon war Sonderling: er führte ein ſehr ungeregeltes Leben, kam ſelten ins Bett, ſchlief meiſtens auf der harten Erde und ließ den ganzen, lieben, langen Tag nicht das Feuer ſeiner Pfeife ausgehen. Dabei haßte und verabſcheute er die Menſchen und liebte über Alles ſeine Trauerſpiele und — ſeine Katzen. Er hatte deren nicht weniger als zehn Stück und pflegte neun davon die Muſen, die ihn begeiſterten, und die zehnte „Boileau" zu nennen, weil dieſer ihn am meiſten gekränkt, am tiefſten verwundet hatte. — Als Einer von Boileau's Freunden ihn wegen dieſes ſchlechten Spaßes zur Rechenſchaft ziehen wollte, ſagte er: „Was wollen Sie? Meine Katze ſchreibt ſich mit und Boileau ohne X." Der Andere mußte lachen und — ruhig abziehen.

3.

Crébillon hatte einen Sohn. Claude Proſper (geboren am 12. Februar 1707) war ganz das Gegenſpiel ſeines Vaters. Dieſer melancholiſch, lebensüberdrüßig, welt- und menſchenmüd, Jener ewig froh, ewig heiter und manchmal ſogar ausgelaſſen luſtig. Er wohnte mit ſeinem Vater in einem und demſelben Hauſe, und während der Alte im erſten Stockwerke über neuen Planen zu ſchauerlichen, haarſträubenden, ſchreckenerregenden Theaterſtücken brütete, heckte der Jüngere, eine Treppe höher, eine Menge luſtiger, aber äußerſt ſchlüpfriger Romane aus, Romane, in denen roſiger Frohſinn, leichtgeſchürzter Witz und fein gazirte Frivolität — das Halbverhüllte hat immer mehr Reiz als das Ganzentſchleierte — gleichſam um den Preis zu kämpfen ſchienen.

Im Jahre 1742 ließ er „Tanzaë et Néadarne,“ einen ziemlich intereſſanten, aber ſehr obſcönen Roman erſcheinen, deſſen boshafte Anſpielungen auf einige Hof-Cavaliere ihm eine freie Wohnung in der Baſtille verſchafften. Zehn Jahre ſpäter gab er einen noch viel boshaftern Roman, „les amours de Zéokinsul, roi des Kofizans,“ ein Pasquill auf die Liebesabenteuer des Königs, heraus. Um ſich vor den Sticheleien dieſes Spötters Ruhe zu verſchaffen, ſtellte ihn Ludwig XV., auf Anrathen des zweiten Cotillons, (der Frau von Pompadour) als königlichen Cenſor mit einem Jahrgehalte von 6000 Francs an. Er ſchrieb dann noch „le Sopha“, „ah quel conte!“ und einige andere Romane, die eben ſo viel Leſer als Nachahmer gefunden, der Literatur aber keine Ehre eingebracht haben.

Im gewöhnlichen Leben war Crébillon der Jüngere ein Muſter ſanfter, feiner Sitten, ein Mann, der wenig oder gar keine Feinde beſaß, weil er Fontenelle's berühmte Maxime, „Chacun a raison“ zu befolgen ſchien und Jedem ſeinen Willen ließ. Er war eines der beliebteſten Mitglieder der Dominiciaux, einer literariſchen Sonntagsgeſellſchaft, und des ſogenannten Caveau, wo die berühmteſten Tafel- und Liederfreunde ſich unter den Fahnen Piron's und Collé's verſammelten, um mit dem ſchäumenden Becher in der Hand zu ſingen:

„Vive le vin et la joie!“

4.

Vater **Crébillon** ſaß eines Morgens, umringt von ſeinen vierfüßigen Muſen, an ſeinem Pulte, beſchäftigt mit der Ausarbeitung eines neuen Trauerſpiels, deſſen Held der Römer **Catilina** war. Seine Katzen ſprangen, während er ſchrieb, von einem Stuhle zum andern. Eine ſprang ſogar auf ſein Pult hinauf.

„**Fi-donc, Melpomène**,“ rief der Dichter, „wie kann eine anſtändige Katze ſo ungebildet ſein, auf den Tiſch zu ſpringen?! So etwas darf ſich allenfalls ein Kater vom Lande, aber keine Katze von guter Erziehung erlauben.“

„Miau, miau,“ erwiderte die muthwillige Muſe.

„Schäme Dich, **Melpomène**,“ ſagte Herr **Crébillon** und gab ihr einen Klapps.

Beleidigt ſprang ſie vom Tiſch herab und verkroch ſich hinter das Sopha. Aber bald darauf ſaß eine Andere auf dem Pulte.

„Wie, **Euterpe**, auch Du willſt mich heute ärgern? Siehſt Du denn nicht, daß ich arbeiten muß? Verſchwinde, liebes Kind,“ ſagte Herr **Crébillon** und gab auch ihr einen Klapps, worauf auch **Euterpe** die Flucht ergriff.

Der Dichter war eben im beſten Zuge, als er von Neuem geſtört wurde. Diesmal war es aber keine Katze, ſondern ſein Sohn, der königliche Cenſor, der eben ins Zimmer eingetreten war.

„Ich komme mit einer Bitte, lieber Vater.“

„Was begehrſt Du, mein Sohn?“ fragte der Alte.

„So eben brachte mir ein junger Dichter ein Trauerſpiel, das ich cenſiren ſoll.“

„Thu' das, mein Sohn.“

„Ja, wenn ich nur Zeit hätte! Ich arbeite an einem neuen Romane“ . . .

„Und ich an einem neuen Trauerſpiele; ſtöre mich nicht, lieber Claude, ich bin gerade in der glücklichſten Stimmung von der Welt und laſſe eben einen nichtswürdigen Schurken von Miniſter hängen“ . . .

„Laß ihn noch ein wenig zappeln, lieber Vater, und erweiſe mir die Gefälligkeit, dieſes Trauerſpiel zu cenſiren; ich habe keine Zeit, denn der Drucker wartet auf Manuſcript.“

„Nun denn, ſo gieb es her! — Wie heißt denn das Ding?“

„Catilina.“

„Teufel, ſo heißt ja auch meine Tragödie! Ei, da bin ich doch neugierig, zu erfahren, wie Dieſer meinen Helden aufgefaßt hat. Du lieber Gott, welch eine ſchlimme Zeit! Heut zu Tage glaubt jeder Dummkopf, Beruf zur Tragödie zu haben. Und doch iſt nichts ſo ſchwer, als ein gutes Trauerſpiel! Kann doch ſelbſt Voltaire, der ſich für den größten Dichter hält, keine echte, wahre Tragödie ſchreiben! Das verſtanden nur zwei: Sophokles und Racine. Ich ſelbſt bin nur ein Stümper, und es giebt Augenblicke, in denen ich glaube, daß Zoilus-Boileau“ . . .

„Passons la-dessus, mein Vater,“ unterbrach ihn der Sohn. „Sage mir lieber, wann der Dichter ſein Manuſcript wieder abholen kann.“

„In drei Tagen werde ichs wohl durchgeleſen haben.“

„Gut, mein Vater,“ ſagte der jüngere Crébillon und entfernte ſich.

Der Alte, von Neugier getrieben, ſchob ſeinen eigenen „Catilina“ bei Seite und nahm den fremden vor. Er las die erſte, zweite, dritte Scene und — verſpürte bereits Langeweile.

„Der gute Mann,“ ſagte der Katzenfreund, „erinnert mich an den alten Choerilus, welcher Alexander den Großen beſingen wollte und für jeden guten Vers ein Goldſtück, für jeden ſchlechten aber eine Maulſchelle begehrte. Der Dichter dieſes Trauerſpiels verdiente dann mehr Ohrfeigen, als er vielleicht vertragen könnte, denn bis jetzt habe ich unter dieſer Fluth von Jamben noch keinen einzigen guten Vers gefunden. Doch weiter!“

Er las die vierte, fünfte und ſechſte Scene und fing zu gähnen an.

„Mir fällt dabei der griechiſche Trauerſpieldichter Diphilus ein. Als dieſer einſt bei ſeiner Freundin Geathene aß, fragte er, wie ſie es anfange, daß ſie ſelbſt im heißeſten Sommer ſo kühlen Wein habe. »Ich laſſe ihn in den Brunnen ſtellen,« ſagte ſie, »in den ich Deine Verſe geworfen.« Du lieber Himmel, wie viel froſtige Verſe giebt es in der Welt!“

Er las dann noch eine Scene und — warf das Stück bei Seite.

5.

Wenn das Unglück gegen uns arme Menſchen Ränke ſchmiedet, Intriguen ſpinnt und Verſchwörungen anzettelt, dann weiß es tauſend Mittel und Wege zu erſinnen, ſeinen Plan früher oder ſpäter durchzuſetzen.

Der junge Dichter, der drei lange Jahre ſeinen „Catilina“ mit ſich herum getragen und ihn, nach mancher ſchlaflos durchwachten Nacht, endlich im Schweiße ſeines Angeſichts vollendet hatte, gehörte zu jenen armen Teufeln, die man im gewöhnlichen Leben „Pechvögel“ nennt, weil das Unglück ſie auf allen Stegen und Wegen verfolgt, ihnen überall feindſelig in den Weg tritt, ſie ewig neckt und quält und ihnen täglich, ſtündlich einen neuen Schabernack ſpielt.

In ſeiner Jugend hatte ihm eine berühmte Kartenſchlägerin aus dem Kaffeeſatze geweiſſagt, daß er ſich vor Katzen in Acht nehmen möge, weil ſie im Buche des Schickſals geleſen, daß ihm von dieſen Thieren Gefahr drohe.

Der abergläubige Menſch glaubt Alles und das eben macht ſein Unglück.

Seit jenem Tage hatte der junge Mann eine ganz natürliche und gewiß ſehr verzeihliche Abneigung gegen das ganze Katzengeſchlecht gehabt und war Allem aus dem Wege gegangen, was einer Katze auch im Entfernteſten ähnlich geſehen. Bei dem Anblick dieſer Thiere wurde ihm ſo unheimlich zu Muthe, wie dem dritten Heinrich von Frankreich, der zu zittern anfing, wenn eine Katze im Zimmer war. Derlei Idioſyncraſien ſind Räthſel, welche kein Pſycholog zu löſen vermag.

Der junge Mann war bereits 26 Jahre alt geworden, und noch hatten die Katzen nicht das Geringſte ihm zu Leide gethan. Schon ſtand er auf dem Punkte, der Weiſſagung der Kaffeeſatz-Sybille nicht länger Glauben zu ſchenken und ſich mit den Thieren, die ihm bisher ſo ſehr verhaßt waren, völlig auszuſöhnen, als ſich ein Vorfall ereignete, der — die Wahrheit des Karten-Orakels und die Bosheit der Katzen ganz außer allen Zweifel ſtellte.

Man höre!

6.

Am dritten Morgen ſtellte ſich beim königlichen Cenſor, dem jüngern Crébillon, der junge, äußerſt beſcheidene Dichter des „Catilina“ ein, um ſich ſein Trauerſpiel abzuholen.

„Ihr Catilina liegt unten bei meinem Vater," ſagte der Cenſor. „Iſt es Ihnen gefällig, ſich mit mir hinabzubemühen?"

Der Dichter bejahte es durch eine tiefe Verneigung, worauf Beide ſich zu Herrn Crébillon dem Aeltern begaben.

„Ich habe die Ehre, Ihnen den Dichter des Catilina vorzuſtellen."

„Ich bin erfreut, Sie kennen zu lernen."

Der Poet verneigte ſich ſo tief als möglich.

„Wo haben Sie das Trauerſpiel, lieber Vater, hingelegt?"

„Es muß auf meinem Pulte liegen."

Der Sohn ſuchte.

„Nein, Vater, auf dem Pulte liegt es nicht."

„Nun, dann muß es auf dem Sopha liegen."

Der Sohn ſuchte abermals.

„Auch dort liegt es nicht."

„Ei, dann muß es ganz beſtimmt dort auf dem Kamine liegen."

„Auch da nicht."

„Zum Teufel, wo mag ſich dieſer Catilina denn verkrochen haben?" fragte der Alte etwas beſtürzt.

„Haben Sie ihn in Gedanken vielleicht in den Maculaturkorb geworfen?"

„Sieh doch nach, lieber Sohn."

Er ſuchte, ſuchte und fand es nicht. Dem jungen Dichter trat bereits der Angſtſchweiß auf die Stirn, denn eine innere Stimme ſagte ihm, daß das Manuſcript verloren ſei, was ihn um ſo tiefer betrüben mußte, da er, unvorſichtig genug, keine Abſchrift davon zurückbehalten hatte.

Vater und Sohn durchſuchten nun jeden Winkel. Endlich, nach langem Suchen, fanden ſie den Catilina unter dem Sopha. Aber wie?

In tauſend kleine Stücke zerſetzt, denn ſämmtliche Katzen des Herrn von Crébillon waren in vergangener Nacht heißhungerig über den edlen Römer hergefallen und hatten ſo lange an ihm hin- und her gezerrt, bis auch keine Seite an ihm ganz geblieben war. Man denke ſich die Verlegenheit der beiden Crébillon und den Schreck des armen jungen Dichters! Er ſtand wie ein vom Blitz getroffener Kirchthurm da.

„Mein Herr,“ begann der jüngere Crébillon, „Sie ſehen, welch ein Unglück hier geſchehen iſt. Ich bin außer mir“ . . .

„Ich ebenfalls, mein Herr,“ betheuerte der Alte.

„Welche Entſchädigung, welche Genugthuung können wir Ihnen geben?“

„Keine, keine!“ rief der junge Poet tief zerknirſcht, ſchlug ſich vor die Stirn und rannte in wahnſinniger Verzweiflung fort.

7.

Noch an dem nämlichen Tage ſtarben zwei Katzen des Herrn von Crébillon; ob an den Folgen des halb aufgezehrten Trauerſpiels, ob aus anderm Grunde, darüber ſchweigt die Geſchichte.

Der junge Poet betrachtete dieſe Katzen-Intrigue als einen Fingerzeig des Himmels, ſchrieb — zum Glück der Menſchheit — kein zweites Trauerſpiel und wurde bald darauf — Journaliſt.

8.

Noch in demſelben Jahre (1749) kam der Catilina des Herrn von Crébillon zur Aufführung, fand aber, trotz der prachtvollen Ausſtattung, mit der er auf Befehl der Frau von Pompadour in Scene geſetzt worden war, faſt gar keinen Beifall.

Gleich darauf erſchien eine ſehr boshafte Beurtheilung über dieſes Stück, mit dem Motto:

„Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra.“

9.

Dieſe Kritik war von dem jungen Dichter.

IV.

Marie Antoinette.

I.

„Sterne ſind Blumen des Himmels,
und Blumen ſind Sterne der Erde.“
M. O. I.

Die liebe, gute Frau von Genlis! Sie hat viel und mancherlei, Schlechtes und Gutes geſchrieben, ihr beſtes Werk aber iſt ein kleines Buch, betitelt „**Botanique de l'histoire**“, worin ſie uns viel Schönes von Blumen erzählt, die mit geſchichtlichen Ereigniſſen im Zuſammenhange ſtehen. Sie ſpricht von Roſen und Lilien, von Tulpen und Camellien, von Veilchen und Vergißmeinnicht, und knüpft an jede dieſer Blumen hiſtoriſche Erinnerungen an. Am längſten und liebſten verweilt ſie bei der Roſe, der ſchmucken Blumenkönigin, welche Anacreon ſo hochpoetiſch die einzige Sorge des Frühlings nennt.

Nach Frau von Genlis hat auch Herr von Biedenfeld die Roſe zum Anknüpfungspunkte geſchichtlicher Reminiscenzen gemacht, und in ſeinem „Buch der Roſen" uns manch intereſſantes Blatt geliefert.

Es ſei mir vergönnt, als Dritter in dieſem Bunde, der Blume der Blumen ein Kapitel meines Taſchenbuches zu widmen.

Anacreon leitet den Urſprung der erſten Roſe von einem Schaumtropfen her, der in dem Augenblicke, als **Venus Aphrodite** ſich den Meereswellen entwand, am Ufer zur Erde gefallen ſei. Dieſer Schaumtropfen habe den Embryo des erſten Roſenſtrauches in ſich getragen, der, erwärmt vom Sonnenſtrahle ihrer Augen, ſogleich Wurzel gefaßt, Blätter getrieben und ſich mit Blüthen geſchmückt habe, um die erſte Luft, welche die Göttin der Liebe auf Erden einathmen ſollte, mit ambroſiſchem Dufte zu würzen.

Der perſiſche Poet **Firduſi** läßt die erſte Roſe aus einem Schweißtropfen des Propheten **Mahomed** entſtehen, der, bevor er vom Himmel zur Erde herabſtieg, die Gärten des Paradieſes durchſchritt und plötzlich vor dem Ewigen ſtand, der ihn mit ſeinem welterleuchtenden Auge derſtalt fixirte, daß der Prophet vor Staunen uud Schrecken in Schweiß gerieth, den er ſich mit der Hand von der Stirn wiſchte. Zwei Tropfen dieſes Schweißes fielen auf die Erde herab und einer davon erzeugte den Reis, der Andere die Roſe.

Cupido, der Gott der Liebe, ſchenkte die erſte Roſe dem Gott des Schweigens, **Harpocrates**, der ihm dafür verſprechen mußte, niemals die Geheimniſſe der Liebenden zu verrathen.

Und darum wurde die Roſe ein Sinnbild der Verſchwiegenheit, und darum pflegten die alten Römer in ihren Speiſeſälen eine weiße Roſe an die Decke aufzuhängen, um ihre Gäſte damit zu erinnern, daß Alles, was hier geſprochen würde, **sub rosa** d. h. unter dem Siegel der Verſchwiegenheit bliebe.

Und darauf beziehen ſich die Verſe:

„Est Rosa flos Veneris, cujus furtu laterent
Harpocrati matris dona dicavit Amor.
Inde Rosam mensis hospes suspendit amicis,
Convivae ut sub ea dicta tacenda sciant.“

Die erſte Roſe ſoll weiß wie die Lilie geweſen ſein, doch als ſie den Teint der ſchaumgeborenen Göttin geſehen, ſoll ſie das Auge niedergeſchlagen haben und vor Beſchämung roth geworden ſein.

Die erſten Roſen ſollen auch, wie der heilige Baſilius erzählt, Anfangs keine Dornen gehabt und erſt ſpäter, als Jeder ſie pflücken gewollt, die Dornen als Waffen der Vertheidigung angelegt haben.

Nach einer indiſchen Mythe fand Wiſchnu, der Gott der Götter, eine ſeiner Frauen, Pagoda-Siri, in einem Roſenkelche.

Die alten Griechen betrachteten die Roſe als Orakel der Liebe: ſie legten die Roſenblätter auf die hohle Fauſt und zerſchlugen ſie mit der flachen Hand; der mehr oder minder ſtarke Knall der berſtenden Blätter weiſſagte ihnen Gnade oder Ungnade in der Liebe.

Die theſſaliſchen Zauberinnen bereiteten aus den Blättern der Roſe magiſche Liebestränke. Der Glaube an die Zauberkraft dieſer Blume iſt auch jetzt noch nicht ganz ausgeſtorben. Man höre Herrn v. Biedenfeld: „Trage drei Roſen, eine dunkelrothe, eine blaßrothe und eine weiße, drei Tage, drei Nächte und drei Stunden hindurch in einer Flaſche Wein und gieb dieſen Wein dem Gegenſtande Deiner Liebe zu trinken, ohne daß er wiſſe, was darin war, und er wird Dich lieben mit ganzer Seele und Dir treu bleiben Dein ganzes Leben lang.“ Das Mittel iſt ſo unſchuldig, daß jeder meiner Leſer es probiren kann.

Die üppigen Römer, welche die Roſen namentlich zur Winterzeit liebten, ließen ſich dieſe Blumen aus Egypten kommen, um damit ihre

Betten, Fußböden und Tafeln zu beſtreuen und ihre Häupter und Becher damit zu bekränzen.

Marcus Antonius bat, als er in den Armen Cleopatra's ſeinen letzten Seufzer aushauchte, ſein Grab mit Roſen zu bedecken.

Unter Kaiſer Domitian wurde ein Mann, der das Geheimniß entdeckt, Roſen auch im Winter zur Blüthe zu bringen, ſo reich, daß er übermüthig eines Tages die Frage wagte: was Rom koſte, er wolle es kaufen.

Heliogabalus, der großartigſte Verſchwender Roms, ließ all' ſeine Fiſchteiche mit Roſenwaſſer füllen.

Smindrid, einer der größten Sybariten Perſiens, konnte nicht einſchlafen, weil unter ihm ein gefaltetes Roſenblatt lag.

Antiochus ſchlief, ſelbſt im Winter, auf Roſen.

Die erſten Chriſten tadelten die Anwendung der Roſen bei Feſten und auf Gräbern, weil ſie darin einen Rückſchritt zu den Gebräuchen des Heidenthums erblickten. Einer der frommen Kirchenväter, Tertullian, ſchrieb einen großen Folianten gegen die Roſenkränze.

Clemens von Alexandrien ſchalt die Chriſten, die ſich mit Roſen bekränzten, während der Heiland mit Dornen gekrönt wurde.

Auf der Synode zu Nismes wurde den Juden befohlen, eine Roſe auf der Bruſt zu tragen, um ſie von den Chriſten unterſcheiden zu können.

Prinzeſſin Nurmahal ließ einen ganzen Kanal mit Roſenwaſſer füllen. Von den Sonnenſtrahlen deſtillirt, ſchwamm auf der Oberfläche das köſtliche Oel, deſſen Duft ſich durch das ganze Land verbreitete.

Karl der Große befahl in ſeinen Capitularien, die Roſen anzupflanzen.

Dem heiligen Biſchof Ludwig, einem Neffen König Ludwigs IX., ſproßte nach dem Tode eine Roſe aus dem Munde.

Nach den alten Gewohnheiten der Auvergne, von Anjou, Tours und Maine brauchte ein Adeliger ſeinen Töchtern keine andere Mitgift zu geben, als ein Roſenhütchen oder ein Roſenbaret.

Der heilige Medardus, Biſchof von Noyon, ſtiftete im Jahre 538 das bekannte Roſenfeſt, bei welchem das unſchuldigſte Mädchen des Orts den Tugendpreis erhielt, der aus einer Roſe und 25 Livres beſtand.

Das Grabmal der Clemence Iſaure wurde 400 Jahre hindurch an ihrem Sterbetage mit Roſenſtöcken überpflanzt und mit Roſenblättern überſtreut und alle Dichter mußten Zeugen dieſer Feierlichkeit ſein. Unter den Preiſen, welche die von ihr geſtiftete Academie der Blumenſpiele zu Toulouſe vertheilte, befand ſich auch eine Roſe, die **Rose Eglantine**, die ſogenannte wilde Roſe.

Zu Provins erwählten ſich die Gärtner alljährlich einen König, einen **roi des rosiers**, deſſen Regiment nur ein Jahr währte. Dann wurde der neue König mit den Worten „**deposuit potentes de sede et exaltavit humiles**“ auf den Thron geſetzt und alsdann im Triumphe unter dem Schall der Schalmeien und unter Abſingung luſtiger Lieder in ſeine Wohnung getragen.

Sultan Saladin wollte 1188 in das von ihm eroberte Jeruſalem dann erſt einziehen, nachdem alle Wände des in eine Moſchee verwandelten Tempels durch Roſenwaſſer gereinigt waren. Sanut berichtet, 500 Kameele ſeien kaum im Stande geweſen, all' das hierzu nöthige Roſenwaſſer herbeizuſchleppen. Auch Mahomed II. ließ nach der Eroberung Conſtantinopels am 29. Mai 1433 die Kirche der heiligen Sophia durch Roſenwaſſer zur Moſchee einweihen.

Der Pabſt weiht am Sonntage Lätare, um die Allmacht Gottes zu bezeichnen, der aus Steinen Brod und aus Brod Roſen erzeugen kann, in der **Camera Papagalli** eine goldene Roſe (eine Ceremonie, die ihren Urſprung aus dem elften Jahrhunderte von Leo IX. herleitet). Dieſe geweihten Roſen verſchenkten die Päbſte an Fürſten, die ſie für die Kirche gewinnen wollten, z. B. Alexander III. im Jahre 1177 an Ludwig VII. von Frankreich, Innocenz VIII. 1486 an König Jacob III von Schottland, Leo X. 1518 an den Churfürſten Friedrich den Weiſen von Sachſen, Gregor XIII. 1574 an Heinrich von Valois, König von Polen u. ſ. w. Der Sonntag erhielt von dieſer Feierlichkeit den Namen Roſenſonntag (**Dominica in Rosa**).

In der Geſchichte Englands ſehen wir die Roſe eine blutige Rolle ſpielen. Im Jahre 1453 entſpann ſich zwiſchen Heinrich VI. aus dem Hauſe Lancaſter und zwiſchen dem Herzoge von York ein fünfunddreißigjähriger Kampf, der Krieg der weißen und der rothen Roſe, der mit der Schlacht von Bolworth, worin Richard III. den Tod fand, ſein Ende erreichte.

König Jacob II. von Schottland verlieh einem Sir Walter Scott die Baronie von Brankſome gegen die Pflicht, ihm jährlich eine rothe Roſe zu liefern.

Ein Roſenſtrauch bezeichnet im Park zu Roxburg die Stelle, auf der König Jacob II. von Schottland ſtarb.

Als König Carl I. von England im Jahre 1648 das Schaffot beſtieg, riß ein junges Mädchen, um dem unglücklichen Fürſten ein Zeichen ihres tiefgefühlten Schmerzes zu geben, eine Roſe von ihrem Mieder und warf ſie auf das Blutgerüſt.

Der Erzbiſchof Hoton pflückte, als die Prinzeſſin Caliczin um ſeinen Segen bat, eine Roſe und gab ſie ihr mit den Worten: Nehmt Euer Ebenbild.

Die Roſe von Cagliari heißt in Sardinien das Verzeichniß dreier Candidaten, von denen Einer gewählt werden muß, wenn ein Mitglied des Stadtraths geſtorben iſt.

Wenn im Engadin, in Graubündten, ein unſchuldig Verhafteter freigeſprochen wird, überreicht ihm ein junges Mädchen zum Zeichen der ihm wiedergegebenen Freiheit eine Roſe.

In Perſien werden bei feierlichen Gaſtmählern ſtatt der Stöpſel rothe Roſen in die Flaſchen geſteckt.

Im Herbſt, während der Tag= und Nachtgleiche, feiern die Perſer ihr Abrizan=Feſt, wobei man ſich gegenſeitig Beſuche abſtattet und Roſen in's Geſicht wirft.

Jeder Fremde, der zu St. Jago in Chili zum erſten Male in das Haus eines Fremden eintritt, erhält von der Dame des Hauſes als Zeichen, daß ſein Beſuch ihr willkommen ſei, eine Roſe.

Um das Jahr 1484 ſtiftete Chriſtian Roſenkreuz, ein adeliger Mönch in Franken, eine geheime Geſellſchaft, die den Stein der Weiſen und eine Panacé zum ewigen Leben gefunden zu haben vorgab und zu Ende des 18ten Jahrhunderts in großes Anſehen kam. Die Mitglieder, die ſich Roſenkreuzer nannten, trugen ein Ordensband, an dem ein goldenes Kreuz und eine Roſe befeſtigt waren. Einer der letzten Matadore dieſer Geſellſchaft war der berüchtigte Giuſeppe Balſamo, genannt Vicomte Phénix, Marquis Ana, Graf Caglioſtro.

Im achtzehnten Jahrhundert entſtand in Paris ein Dichter=Verein, deſſen Mitglieder ſich Rosati und den Ort ihres Stelldicheins das Roſen=Bosquet nannten. Jeder Poet mußte, um aufgenommen zu werden, wie Horaz, ein Lied zu Ehren der Roſe dichten.

Im Jahre 1780 creirte der Herzog von Chartres einen Roſenorden, der bald ſo verrufen als ſein Stifter wurde. Die Mitglieder dieſes berüchtigten Ordens nannten ſich **Chevaliers et Nymphes de la Rose.**

Minder anrüchig war der deutſche Roſenorden, geſtiftet im Jahre 1784 von einem Herrn von Groſſing.

Don Pedro, Kaiſer von Braſilien, ſchuf zur Feier ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Amélie von Leuchtenberg einen Roſenorden für die Cavaliere ſeines Hofes.

König Eduard III. von England ließ eine Roſe auf ſeine Goldmünzen (**Rosenobles**) prägen, und Martin Luther, der Reformationsheld, eine Roſe auf ſein Petſchaft ſtechen.

Es giebt faſt keinen Dichter, der nicht die Roſe beſungen hat. Eine der ſchönſten Apotheoſen feierte dieſe Blume in dem altfranzöſiſchen **Roman de la Rose** und in dem deutſchen Gedichte: die bezauberte Roſe.

Doch auch dieſe ſchöne, weltgefeierte Blumen-Königin hat Gegner und Feinde gehabt.

Der alte Balzac theilt im zweiten Capitel ſeiner „**Entretiens**" eine Liſte von Perſonen mit, welche Roſen weder ſehen noch riechen konnten. Zu dieſen Roſenfeinden gehörte der Cardinal von Carbonne, Herzog Heinrich von Guiſe und Maria von Medicis, die zweite Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Letztere, eine Freundin aller Blumen, wurde ohnmächtig, ſo oft ſie eine Roſe ſah.

Die leidenſchaftlichſten Roſenliebhaber aller Zeiten waren Herr von Malesherbes und Königin Marie Antoinette. Der Erſtere pflegte zu ſagen: das Schönſte auf Erden ſeien Frauen und — Roſen. Letztere liebte die Roſen über Alles. Als ſie zur Vermählung mit Ludwig XVI. durch Nancy kam, um dort zu übernachten, bereiteten ihr die Lothringer ein mit Roſen überſäetes Bett. Sie ſchlief darauf, wähnte träumend im Paradieſe zu ſein und erwachte — ſiebzehn Jahre ſpäter auf dem Schaffot, unter dem Beil der Guillotine.

Was aber war die erſte Urſache ihres Unglücks?

Eine Kleinigkeit, eine Blume, eine Roſe!

2.

Im eilften Arrondiſſement der guten Stadt Paris, in der **Rue des Fossés St. Germain**, befindet ſich ein Kaffeehaus, das ſich einen Platz in den Annalen Frankreichs errungen und eine intereſſantere Geſchichte aufzuweiſen hat, als manche Stadt, manches Land. Ich meine das **Café Procope.**

Hier war es, wo vor der franzöſiſchen Revolution Voltaire, Diderot, d'Alembert, Piron, Panard, Collé, Gallet, Lemierre, Crebillon der Jüngere, Fréron der Aeltere, Mercier, Retif de la Bretonne und viele andere literariſche Berühmtheiten Frankreichs aus und ein gingen; hier war es, wo zu Anfang der franzöſiſchen Revolution Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Manuel, Billaud-Varennes, Danton, Joſeph, Chénier und viele andere Coriphäen jener großen, verhängnißvollen Zeit ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hatten.

An einem März-Abend des Jahres 1788 ſaßen in einem der nicht für Jedermann zugänglichen Nebenzimmer vier Männer bei einer Whiſtparthie.

Der Eine dieſer Parthie war Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau, der aus beleidigtem Ehrgefühl von der Adelspartei, die ihn nicht zur Reichsverſammlung gewählt, ſich auf die Seite des dritten Standes geſchlagen hatte und einer der heftigſten Gegner der

Ariſtocratie und des Königthums geworden war. Der Zweite, Pierre Joſeph Marie **Barnave**, war ein junger Advokat aus Grenoble, der, vom tiers-état der Dauphiné zum Deputirten gewählt, einer der erbittertſten Gegner der Hofpartei, ſich durch ſein Rednertalent die allgemeine Volksgunſt errungen hatte. Der Dritte war Jean Pierre **Briſſot**, der Sohn eines Paſtetenbäckers aus Ouarville, der, kurz vorher aus Nordamerika zurückgekehrt, wo er ſich vergebens um eine Anſtellung bemüht, in Paris ein ultraliberales Journal „le Patriote français“ herausgab. Der Vierte war Pierre Auguſtin Caron de **Beaumarchais**, Verfaſſer des Luſtſpiels „die Hochzeit des Figaro.“

„Ich habe doch immer Unglück im Spiel,“ begann **Mirabeau**.

„Deſto mehr Glück haben Sie in der Liebe,“ erwiderte **Beaumarchais**.

„Sagen Sie lieber, daß die Liebe an all' meinem **Unglück** Schuld iſt. Meine erſte Liebſchaft reizte dermaßen den Zorn meines Vaters, daß er mich nach der Inſel Rhé abführen . . .“

„Und Sie dort einſperren ließ,“ unterbrach ihn **Beaumarchais**. „Ich kenne Ihre Lebensgeſchichte ſo gut als die meinige. Bald darauf vermählten Sie ſich mit dem jungen, reichen, liebenswürdigen Fräulein von **Marginane** in Aix, machten aber ſo großen Aufwand . . .“

„Daß ich in Schulden gerieth. Ich mache kein Geheimniß daraus. Kaum drei Jahre verheirathet . . .“

„Wurden Sie von Ihrer Frau geſchieden und auf Befehl des Königs . . .“

„Als Gefangener nach dem Schloſſe If abgeführt. Dort . . .“

„Knüpften Sie einen neuen Liebeshandel an, der Ihren Vater bewog . . .“

„Mich nach der Citadelle Joux bringen zu laſſen, und hier . . .“

„Machten Sie die Bekanntſchaft der eben ſo ſchönen als geiſtreichen Gemahlin des eben ſo alten als langweiligen Marquis **Monnier**.“

„Ach, **Sophie**! das einzige Weib, das ich wahr und innig geliebt und . . .“

„Deßhalb zur Flucht überredet hatten. Sie entführten ſie ihrem Gemahle, wurden in Dijon arretirt . . .“

„Wir entkamen aber glücklich und begaben uns nach Holland.“

„Wo Sie und **Sophie** als Herr und Frau von **Saint-Matthieu** ein ſicheres Aſyl fanden. Der gekränkte Gemahl verklagte Sie, worauf . . .“

„Ich zum Tode verurtheilt und — quelle insolence! — mein Bild an den Galgen geſchlagen ward.“

„Zwei Jahre nach Ihrer Flucht wurden Sie entdeckt und nebſt Frau von **Monnier** verhaftet. Die Geliebte Ihres Herzens wurde nach dem Clara-Kloſter zu Gien gebracht . . .“

„Ich aber in Vincennes eingeſperrt, jedoch zwei Jahre ſpäter völlig freigeſprochen.“

„Sie begaben ſich gleich darauf nach Berlin, wo Sie die Geſchichte des preußiſchen Hofes ſchrieben und weshalb . . .“

„Ich auf Befehl **Friedrich Wilhelms** II. die preußiſchen Staaten verlaſſen mußte.“

„Sie kehrten hierauf nach Frankreich zurück und . . .“

„Genug, meine Herren, begann **Briſſot**, wir ſind hier, um Whiſt zu ſpielen, nicht eine Biographie anzuhören.

„Sie haben Recht, **Briſſot**,“ entgegnete **Mirabeau**, den dieß zu ärgern ſchien. „Doch bevor wir weiter ſpielen, erlaube ich mir nur eine Frage noch. Iſt es wahr, **Briſſot**, daß Sie der Sohn eines Paſtetenbäckers ſind?“

„Ich bin ſtolz darauf, dieſe Frage bejahen zu dürfen. Sie werden mir einräumen, Graf, daß es beſſer iſt, einen Paſtetenbäcker . . .“

„Als gar keinen Vater zu haben,“ fiel ihm Mirabeau in die Rede. „Sie haben Recht, Briſſot.“

„**Jouons, jouons!**“ rief Barnave, der bis dahin geſchwiegen hatte.

Die unterbrochene Whiſtparthie nahm dann ihren Fortgang.

„Das Kartenſpiel,“ begann Mirabeau, „wird mir zum Ekel.“

„Sie ſpielten ja ſonſt ſo gern,“ warf Briſſot hin.

„Ich liebe auch jetzt noch das Spiel, aber dieſe Karten, worauf ſich die langweiligen Geſichter nichtsſagender Könige breit machen, beleidigen mein Auge.“

„O, wären alle Könige ſo leicht abzuſchaffen als dieſe,“ ſagte Barnave, „dann ſtünde es noch gut um manchen Staat.“

„Dieſer Ludwig **XVI.**,“ ſondirte Mirabeau.

„Muß fallen, ſo wahr ich Briſſot heiße. Es wird noch manchen Kampf, noch manches Leben koſten, bald aber wird die Stunde der Freiheit ſchlagen und das geknechtete Frankreich als freie Republik daſtehen.“

„Das gebe Gott,“ ſprach Barnave und blickte voll Vertrauen zum Himmel empor.

Sie ſpielten weiter, doch die Gedanken jedes Einzelnen waren mit andern Dingen beſchäftigt. Mirabeau träumte von Macht und Reichthum, Briſſot vom Sturz des Königthums, Barnave von einer platoniſchen Republik und Beaumarchais von ſeinem neuen Drama „**la mère coupable.**“ Und ſo geſchah es, daß Jeder von ihnen ſich langweilte.

„Laßt uns aufhören,“ begann Mirabeau.

„Genug des Spielens," ſagten die Andern.

Und bald darauf entfernten ſich **Briſſot** und **Barnave**, **Mirabeau** und **Beaumarchais**.

3.

Auf der Straße faßte der Graf den Dichter des Figaro vertrauensvoll unter den Arm, ſchaute ſich bedächtig um, ob kein Dritter ſie belauſche, und fragte dann:

„**Beaumarchais**, verſtehen Sie die Kunſt zu ſchweigen?"

„Der Tod iſt nicht ſchweigſamer, als ich."

„Darf man Ihnen alſo wirklich ein Geheimniß anvertrauen?"

„Sie dürfen es, Graf. Hier haben Sie Hand und Wort darauf."

„Nun denn, ſo vernehmen Sie ein Geheimniß, das mich drückt und peinigt, weil ich, außer Ihnen, keinen Freund habe, dem ich es mitzutheilen wage. Vor drei Tagen war ich im **Théâtre français.** Der Hof war von Verſailles nach Paris gekommen, um der Aufführung eines neuen Trauerſpiels von Chénier beizuwohnen. Ich befand mich in der Nähe der königlichen Loge und ſah . . ."

„Die Königin?"

„Die Anmuth ihrer Züge, der Glanz ihrer Schönheit riß mich zur Bewunderung hin. Mein Auge hing mit Wolluſt an den Wimpern ihres Auges; plötzlich — war es Fügung des Himmels oder Spiel des Zufalls, ich weiß es nicht — plötzlich begegnet ihr Blick dem meinigen; faſt erſchrak ich vor Wonne. Die Königin, die meine freudige Aufregung bemerkt zu haben ſchien, winkte, als gleich darauf der dritte Act zu Ende war, mit engelſüßem Lächeln den Ober-Ceremonienmeiſter des Königs, den Marquis **Brezé**, zu ſich heran, allem Anſcheine nach einzig und allein in der Abſicht, ihn zu fragen, ob er mich kenne, denn gleich darauf ſah ich, wie der Marquis, der etwas kurzſichtig iſt, ſein Opernglas nach meiner Loge richtete, um mich in Augenſchein nehmen und dann der Königin über meine Perſon Auskunft ertheilen zu können. Es war mir, als hörte ich meinen Namen nennen. Die Königin betrachtete mich ſpäter, als der vierte Act begonnen hatte, mit Zügen, die eben ſo viel Neugier als Intereſſe zu verrathen ſchienen; einmal ſogar bemerkte ich, daß ſie mich einen kurzen Augenblick mit ihrer Lorgnette fixirte. Ich that, als ob ich's nicht geſehen, und ſeufzte tief und ſchwer. Seit jenem Augenblick ſah ſie nicht mehr nach meiner Loge hin; ich war untröſtlich darüber; doch als der Vorhang zum letzten Male fiel und die Königin ſich von ihrem Stuhle erhob, warf ſie, bevor ſie die Loge verließ, noch einen flüchtigen Blick zu mir hinüber. Wer war jetzt glücklicher, als ich. — Ich verließ flugſchnell das Theater und kam noch zu rechter Zeit, um ſie in ihren Wagen einſteigen zu ſehen. Der Wagen rollte pfeilſchnell von dannen; ich aber ſchlich betrübter als je nach meiner Wohnung, begab mich gleich darauf zu Bette und ſchlief, beſchäftigt mit ihrem Bilde, ein. — Am andern Morgen trieb mich eine dunkele Ahnung, das Vorgefühl einer Hoffnung in den Garten der Tuilerien. Halb Paris lag noch in tiefem Schlaf verſunken: der Garten war noch öd' und menſchenleer. Faſt unwillkürlich warf ich einen Blick zu den Fenſtern hinauf. Erſchreckt fuhr ich zuſammen, als ich auf dem Balcon des **pavillon d'horloge** eine hohe Frauengeſtalt erblickte. Es war die Königin. In demſelben Augenblicke, als ſie mich bemerkte, fiel eine weiße Roſe, die ſie in der Hand gehalten, zu meinen Füßen nieder. Ich hob ſie auf und . . . küßte ſie.“

„Hatte die Königin das geſehen?“

„Ich vermuthe es, denn ein holdes Lächeln umſpielte ihren Mund. Sie warf noch einen Blick auf mich hinab und verſchwand. — Dieſe Roſe iſt ſeit jenem Augenblick mein höchſter Schatz . . . ich trage ſie beſtändig auf meiner Bruſt . . . das iſt ſie,“ ſagte Mirabeau und zeigte eine weiße Roſe, die er alſogleich wieder verbarg.

„Wer ſollte glauben, daß Graf Mirabeau, der Cäſar aller Frauen von Paris, ſolch ein Romeo iſt?!“

„Schelten Sie mich, ſpotten Sie meiner, lachen Sie über mich, aber verrathen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt unter Gottes freiem Himmel mit dem heiligſten Eide bekenne: ich liebe die Königin, liebe ſie, wie noch kein Sterblicher ein Weib geliebt, liebe ſie mit der ganzen Kraft meiner Seele, liebe ſie unausſprechlich. Aus jeder Roſe, die ich jetzt betrachte, lächelt mir ihr Bild entgegen. Marie Antoinette iſt der Gedanke, der mir den Schlaf aus meinen Wimpern ſcheucht, der Gedanke, der, wenn ich endlich in die Arme des Schlafes geſunken bin, ſich in meine Träume webt, der Gedanke, mit dem ich erwache. Meine ganze Zukunft, die Seligkeit des Jenſeits möchte ich hingeben für einen einzigen Augenblick, an dem es mir vergönnt wäre, ihr ſagen zu dürfen, wie unendlich ich ſie liebe!“

„Sie zittern, Graf.“

„Vor Wonne, wenn ich an den Augenblick zurückdenke, wo die Roſe zu meinen Füßen niederſank.“

„Kann dies nicht blos Zufall geweſen ſein?“

„Mein Herz ſagt mir: es ſei abſichtlich geſchehen.“

„Möglich, aber, aufrichtig geſagt, wenig wahrſcheinlich.“

„O rauben Sie mir dieſe ſüße Täuſchung nicht. Dieſer Glaube, Beaumarchais, verſöhnt mich mit Gott und der Welt, mit dem

Königthume und Allem, was ich bisher gehaßt und verabſcheut habe. Dieſer Glaube macht mich glücklich, ſelig, wonnetrunken . . .“

„Das merke ich, Graf, denn ſo exaltirt habe ich Sie noch nie geſehen.“

„Und halten Sie es denn für ſo unmöglich, daß eine Königin ſich herablaſſen kann, einen ihrer Unterthanen zu lieben? Liebte nicht Eliſabeth von England einen Leiceſter, einen Eſſex?“

„Vergeſſen Sie nicht, daß Marie Antoinette keine Eliſabeth, Graf Mirabeau aber weder ein Eſſex, noch ein Leiceſter iſt.“

„In ſolchen Zeiten, wie die unſern, gilt ein Mann, wie ich, oft mehr als jene Zwei.“

„Wohl wahr, lieber Graf, aber . . .“

„Kein Aber, Beaumarchais, laſſen Sie mir dieſen Glauben, denn ohne ihn wäre ich der unglücklichſte Mann auf Gottes Erdball und der Verzweiflung näher, als ich jetzt dem Glück des Himmels bin. Laſſen Sie mich glauben, daß ich der Königin nicht ganz gleichgiltig ſei . . .“

„Glauben Sie, was Ihnen gefällt, lieber Graf. Aber ſagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen und beweiſen kann, daß ich Ihnen von ganzem Herzen ergeben bin und mich glücklich ſchätzen würde, wenn ich im Stande, Ihnen dabei irgend einen Dienſt zu erweiſen.“

„Rathen Sie mir, Beaumarchais, wie ich es anfange, in die Nähe der Königin zu kommen. Sie ſind ein Mann, der Luſtſpiele ſchreibt, der die Kunſt der Intrigue verſteht, ſeien Sie mir das, was Ihr Figaro dem Grafen Almaviva iſt . . . rathen Sie mir . . .“

„Laſſen Sie ſich beim Könige vorſtellen.“

„Das würde bei Hofe Verdacht erregen und mir beim Volke meine Popularität rauben. Ich möchte die Königin ſehen und ſprechen, ohne daß es ein Dritter erführe.“

„Dann giebt es ein Mittel nur . . .“

„Und das wäre?“

„Verſuchen Sie es, ſich in Trianon einzuſchleichen, wo die Königin, einzig und allein von einer ihrer Kammerfrauen umgeben, ſtundenlang im Parke verweilt.

„Und von wem wiſſen Sie das Alles?“

„Von einem meiner Freunde, dem Hofgärtner von Verſailles.“

„Ich möchte ſeine Bekanntſchaft machen.“

„Das kann geſchehen.“

„Doch ohne ihm zu ſagen, wer ich ſei. Stellen Sie mich ihm als Dichter, Maler, oder was Sie wollen, nur nicht als Mirabeau vor.

„Ich werde Sie für einen Blumenfreund ausgeben, der die Gewächshäuſer von Verſailles und Trianon ſehen will.“

„Und wann wollen Sie das thun?“

„Meinetwegen morgen ſchon.“

„Und wann und wo treffe ich Sie?“

„Um 11 Uhr im Café de Foy.“

„Ich halte Sie beim Wort.“

„Abgemacht!“

Und Beide drückten ſich die Hände, wünſchten einander gute Nacht und trennten ſich.

Beaumarchais begab ſich in einen Spielclubb, Mirabeau zu einem Reſtaurant.

4.

Acht Tage nach dieſer Unterredung ſaßen in einem der kleinen Treibhäuſer zu Trianon zwei Damen unter dem Schatten eines Orangenbaumes bei einem Frühſtück, das aus Chocolade beſtand. Die

Jüngere dieſer beiden Damen war die Königin, die Aeltere eine ihrer Kammerdamen, Frau von Campan. Sie ſprachen von Gegenſtänden, die ihnen am nächſten lagen, von Blumen.

„Dieſe Amaranthen,“ begann Frau von Campan, „rufen in mein Gedächtniß einen Orden zurück, den Chriſtine von Schweden unter dem Namen dieſer Blume, jedoch nur für ſolche Cavaliere ihres Hofes gegründet, die das Gelübde gethan hatten, ſich nie zu verheirathen. Die Deviſe dieſes Amaranthen-Ordens hieß: Doux souvenir qui ne doit pas mourir.“

„Ich bewundere, Frau von Campan, Ihre Geſchichts-Kenntniſſe. Faſt von jeder Blume wiſſen Sie mir etwas Neues zu erzählen. Fahren Sie fort, liebe Campan.“

„Die Magnolia trägt den Namen eines franzöſiſchen Botanikers, der Pierre Magnol hieß; die Camellia verdankt ihren Namen dem Jeſuiten Camelli, der ſie aus Japan mitgebracht, wo der Camellienbaum einheimiſch iſt und eine Höhe von 40 bis 50 Schuhen erreicht. Der ſchönſte Camellienbaum, den Europa aufzuweiſen hat, iſt in Caſerta, bei Neapel, zu ſehen, wo er ſeit dem Jahre 1760 auf königlichem Grunde prangt.“

„Ich werde meinen königlichen Vetter um einen Ableger erſuchen.“

„Die Hortenſia erhielt ihren Namen von einem franzöſiſchen Reiſenden, deſſen Geliebte, die ihn auf allen ſeinen Reiſen zu begleiten pflegte, Hortenſe hieß.“

„Die gute Dame blüht auf dieſe Weiſe in der Erinnerung der Nachwelt fort.“

„Das Veilchen erinnert mich an die Academie des jeux floraux zu Toulouſe. Die Gründerin dieſer Akademie, die im dreizehnten Jahrhundert ſich gai consistoire, und deſſen Mitglieder ſich les sept troubadours mainteneurs de la gaie science genannt, ſoll **Clemence Iſaure** geweſen ſein. Dieſe Troubadours verſammelten ſich Anfangs in einem Obſtgarten bei der Stadt, doch als in einem Kriege mit den Engländern das fröhliche Konſiſtorium im Jahre 1346 dieſen Garten verlor, verlegten ſie ihre Sitzungen ins Kapitol, das Rathhaus der guten Stadt Toulouſe. Im Jahre 1694 wurde, durch ein Edict **Ludwigs XIV.**, die fröhliche Geſellſchaft zur Akademie erhoben. In früherer Zeit erhielt der Verfaſſer des beſten Gedichtes ein Veilchen von Gold. Den allererſten Preis gewann Arnauld Vidal de **Caſtelnaudari** für ein Lied, das er zu Ehren der heiligen Jungfrau gedichtet.“

„Ach das waren ſchöne, friedliche Zeiten, Zeiten, in denen Liebe und Poeſie noch Hand in Hand gingen. Unſere Zeit aber,“ ſagte Marie **Antoinette** mit einem tiefen Seufzer.

„Die Blätter dieſes Feigenbaumes dort,“ unterbrach ſie Frau von **Campan**, „vertraten in Syrakus, wie **Monteſquieu** in ſeinem „esprit des lois“ erzählt, die Stelle des griechiſchen Scherbengerichts. Wenn der Staat ſich eines Bürgers, der ihm wegen ſeiner Grundſätze gefährlich ſchien, entledigen wollte, ließ er ihm blos ein Feigenblatt in die Hand drücken, worauf er ſofort ins Exil wandern mußte.“

„O beſäße doch auch jetzt der Staat ſolch ein harmloſes Mittel, böſe Unterthanen aus ſeinem Reiche zu verbannen! Jetzt aber . . .“

„Verbannen Sie, Königin, dieſe traurigen Gedanken. Bald wird Alles beſſer werden. Die Lilie, das alte Wappen Frankreich's,“ fuhr ſie fort, „iſt das Scepter der Engel und Feen, das Emblème der Unſchuld.“

„Eine trübe Ahnung ſagt mir, daß das blendende Weiß unſerer Lilien von Blut geröthet werden wird.“

„Geben Sie ſo düſtern Vorgefühlen keinen Raum in Ihrem Herzen. Gott wird Alles zum Guten lenken! Betrachten Sie draußen den ſchönen, reizenden Tulpenflor. Welch eine herrliche Blume! Busbeck brachte ſie im Jahre 1554 aus dem Orient nach Europa. Fünf Jahre ſpäter ſah der berühmte Botaniker Gesner die erſte blühende Tulpe im Garten des Senators Herwart zu Augsburg. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts artete die Tulpenliebhaberei in eine Manie aus, die manchen Reichen an den Bettelſtab brachte. Es gab eine Zeit, in der die Tulpenzwiebeln mit Gold aufgewogen wurden. Für eine Zwiebel, Admiral van der Eyck, ließ man ſich 1600, für einen Viceroy 3000, für einen Admiral Lieſken 5000, für einen Semper Auguſtus ſogar 6000 Gulden bezahlen. Zu Alkmar wurden einſt 120 Tulpen zum Beſten des dortigen Waiſenhauſes für 90,000 Gulden verkauft. Im Jahre 1637 gab ein reicher Bürger von Lille für eine ſeltene Tulpe ein großes Brauhaus hin. Seit jener Zeit hieß dieſes Brauhaus die Tulpe und jene Tulpe das Brauhaus.“

„Welche Tollheit! Aber ſehen Sie doch, liebe Campan, wie heiter jetzt die Sonne lacht. Wir wollen dieſen ſchönen Augenblick benutzen . . .“

„Ich bin bereit.“

„Kommen Sie, kommen Sie!“

Marie Antoinette eilte in den Garten hinaus. Sie hatte ſich eben dem kleinen Baſſin genähert, in dem ein Heer kleiner Goldfiſche herumplätſcherte, als plötzlich ein leichenblaſſer Mann vor ihr ſtand, der mit zitternder Hand ihr eine weiße Roſe überreichte.

„Königin,“ begann er, doch in demſelben Augenblick gewahrte er Frau von Campan, die ihrer Herrin auf dem Fuße nachgefolgt war. Erſchreckt ergriff er die Flucht.

„Kannten Sie dieſen Mann?“ fragte Marie Antoinette.

„Nein, Majeſtät,“ erwiderte Frau von Campan.

„Er hatte den Muth, mir dieſe Roſe zu überreichen. Ei, ſehen Sie doch, jetzt bleibt er ſtehen und ſieht ſich um nach ... uns. Welche Frechheit," ſagte die Königin und warf, entrüſtet über dieſe Unverſchämtheit, ſeine Roſe ins Baſſin.

„Verflucht," rief der Geber und ſtürzte fort wie ein Wüthender.

„Wer mag das ſein?" fragte die Kammerfrau ganz erſtaunt.

„Ein Narr, liebe Campan," erwiderte die Königin.

Es war der Graf von Mirabeau.

5.

Seit jenem Auftritt in Trianon war Mirabeau der erbittertſte Gegner des Hofes. Sein beleidigtes Ehrgefühl, ſein tiefgekränkter Stolz hatten dem Könige und der Königin, die ſeine Roſe mit empörender Verächtlichkeit, mit kaltem Hohne in's Baſſin geworfen, Rache zugeſchworen. Seine heiße Liebe zu Marie Antoinette hatte ſich in glühenden Haß verwandelt und dieſen Haß wußte er geſchickt jedem ſeiner Anhänger einzuimpfen.

Am 23. Juli 1788 trat Ludwig XVI. unerwartet in den Sitzungsſaal der Deputirten. Statt der Orden trug er eine weiße Roſe, die ihm die Königin an die Bruſt geheftet, als einen Taliſman, der ihm — ein Traum hatte ihr das verkündet — Glück bringen werde. Vom Throne herab hielt er eine Rede an die Abgeordneten ſeines Volks, worin er ſie ermahnte, ihre Stellung nicht zu mißbrauchen, ſondern, eingedenk ihres Schwures, mit unverbrüchlicher Treue feſtzuhalten an dem Thron der Lilien und nichts zu unternehmen, was die Gemüther des Volkes erhitzen und dem Lande Gefahr bringen könne. Dieſe Rede aber hatte im Herzen der Deputirten ſo wenig Anklang gefunden, daß ſie, ohne Theilnahme zu erregen, ſpurlos vorübergegangen war. Wuth und Ingrimm malte ſich auf Mirabeau's Antlitz, der die weiße Roſe an der Bruſt des Gatten für Verrath ſeiner Schwäche hielt und von dieſem Augenblicke feſt überzeugt war, Marie Antoinette habe ſeine Neigung zu ihr dem Könige verrathen. Als Ludwig XVI. ſich entfernt hatte, beſtieg Mirabeau die Tribüne und hielt eine Rede, in der jedes Wort wie ein Donnerkeil in die Ohren der Hofpartei, wie ein Blitz in die Herzen ihrer Gegner ſchlug.

Gleich darauf erſchien der Ober-Ceremonienmeiſter, Marquis de **Brezé**, abgeſchickt vom Könige, um der Verſammlung den Befehl mitzutheilen, daß ſie aufgelöſt ſei und aus einander gehen ſolle.

Dieſer unerwartete Schlag, der wie ein Blitz aus heiterer Höhe niederzuckte, erſchreckte die Verſammlung dergeſtalt, daß die Mehrzahl der Deputirten bereits entſchloſſen war, dem königlichen Machtgebote Folge zu leiſten. Da aber erhob ſich mitten im Schooße des tiers-état eine Stimme, die wie das Grollen des Donners das unheimliche, gewitterſchwangere Schweigen brach und die unheilvollen Worte ausrief:

„Allez dire à votre maître que nous ne quitterons nos places que par la force des baïonnettes.“

Der **Jupiter tonans**, der dieſe Donnerworte dem Abgeſandten des Königs zur Antwort gab, war Graf Mirabeau.

Marquis de **Brezé** mußte ſich entfernen und dem Könige die Nachricht überbringen, daß die Verſammlung, angefeuert von dem Muthe des Grafen Mirabeau, einſtimmig beſchloſſen habe, nur der Macht der Bajonnette zu weichen.

Der ſchwache Ludwig, unfähig eines energiſchen Entſchluſſes, erblaßte, die Königin aber ſank in Ohnmacht.

6.

Seit jenem Tage und ſeit jenem Ausſpruche Mirabeau's ſchritt die Revolution mit unaufhaltbaren Rieſenſchritten ihrem Ziele zu.

Der Hof, gedrängt von der Nothwendigkeit, ließ nun kein Mittel unverſucht, Mirabeau auf ſeine Seite zu ziehen. Ludwig XVI. wurde von der Königin bewogen, für den Grafen 250,000 Francs Schulden zu bezahlen und ihm außerdem eine monatliche Penſion von 6000 Francs zuzuſichern. Als er das erſte Mal bei Hofe erſchien, ſagte Marie Antoinette zur Frau von Campan:

„Hätte ich damals ſeine Roſe genommen, wer weiß, ob es jetzt nicht beſſer um uns ſtände. Sein erſter Anblick hat mir Schrecken, aber die hinreißende Macht ſeiner Beredſamkeit das Vertrauen eingeflößt, daß mir, ſo lange dieſer Mann lebt, keine Gefahr droht.“

Aber all' dieſe Schritte kamen zu ſpät. Die Deputirten hatten durch Mirabeau die Größe ihrer Macht kennen gelernt und verfolgten jetzt mit Muth und Beharrlichkeit ihr vorgeſtecktes Ziel.

7.

Am 2. April 1791 verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch ganz Paris die Kunde, daß Graf Mirabeau, der abtrünnige Apoſtel der jungen Freiheit, urplötzlich geſtorben ſei und zwar an einem Entzündungsfieber, wie Einige, an Gift, wie Andere behaupteten.

Auf ſeiner Bruſt lag eine verwelkte Roſe.

8.

Als **Marie Antoinette** die Nachricht ſeines Todes erfuhr, ſagte ſie zur Frau von **Campan**:

„Nun ſterb' auch ich ſehr bald!“

9.

Mittwoch am 16. October 1793 ging ihre Ahnung in Erfüllung. Eine weiße Roſe am Buſen, ſtarb ſie unter dem Meſſer der Guillotine.

V.

Herr von Kipfelhuber.

I.

„Wenn ſich Herz und Mund thut laben,
Will die Naſe auch was haben.“

Sprichwort.

Einer der drolligſten Charactere der öſterreichiſchen Hauptſtadt, des harmloſen, gemüthlichen, lebensluſtigen Wiens, war ein Herr Ignaz Kipfelhuber, ein alter Hageſtolz und ehemaliger Kaffeeſieder, der ſich, acht Jahre vor ſeinem Lebensende, von ſeinem einträglichen Geſchäfte, vom geräuſchvollen Kaffeehaus-Leben mit einem jährlichen Einkommen von 6000 Gulden in die idylliſche Einſamkeit eines kleinen Hauſes im entlegenſten Winkel der Alſer-Vorſtadt zurückgezogen, ſich hier auf die Bärenhaut geworfen, oder, feiner ausgedrückt, der angenehmen Beſchäftigung des Müßigganges hingegeben hatte. — Halb Wien, das früher ſein prächtiges Kaffeehaus auf dem Graben beſucht hatte, kannte den komiſchen Kauz, der, einer der größten Freſſer der ganzen Monarchie, eben ſo breit als lang, von der Vogelperſpective betrachtet, viel Aehnlichkeit mit einem Nußknacker gehabt. Außer Eſſen und Trinken hatte der dicke Herr von Kipfelhuber nur noch eine Leidenſchaft: die Leidenſchaft des Tabackſchnupfens.

Es hat Pſychologen gegeben, welche behaupten wollten, daß großer, unmäßiger Hang zum Tabackſchnupfen in der Regel den Mann von durchdringendem Verſtande und glänzenden Geiſtesfähigkeiten verrathe. Dieſe Seelenkenner entwarfen eine lange Liſte von ſtarken Tabackſchnupfern, die zugleich auch ſtarke Geiſter, große, berühmte Leute geweſen ſind. An der Spitze dieſer tabackſchnupfenden Berühmtheiten prangte Magliabecchi, den meine Leſer aus der erſten Erzählung dieſes Buches kennen, ein Gelehrter, der, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, vom 28ſten bis zum 78ſten Jahre tagtäglich im Durchſchnitt drei Loth, in 50 Jahren alſo ungefähr 60,000 Loth aufgeſchnupft hatte. Den Schluß dieſer Liſte machte Friedrich der Große, der den Taback, wie Jeder weiß, aus der Weſtentaſche geſchnupft. Aber dieſe pſychologiſche Beobachtung ruht, wie manche Andere, auf ſehr lockerm Grunde, denn Herr von Kipfelhuber war, trotz ſeiner unendlich großen Vorliebe für das Tabackſchnupfen, einer der ausgezeichnetſten Dummköpfe von ganz Wien, ſo dumm, ſo bodenlos dumm, daß er nur mit knapper Noth ein Paraplui von einem Sonnenſchirm unterſcheiden konnte. — Nebenbei ſammelte er auch Doſen.

Herr von Kipfelhuber war freilich nicht der einzige Narr, der dieſes Steckenpferd ritt. Auch Herr von Talleyrand beſaß eine reiche Doſenſammlung, von denen jede mit dem Bildniß eines Souverains und, was in ſeinen diplomatiſchen Augen freilich mehr Werth beſaß, mit koſtbaren Diamanten geſchmückt war, eine Sammlung, deren Werth ſich auf 250,000 Francs belief.

Die Doſenſammlung des Herrn von Kipfelhuber war freilich viel weniger werth, denn häufig geſchah es, daß er kannibaliſch geprellt wurde. Ganz Wien kannte ſeine Schwäche für hiſtoriſche Doſen, das heißt für ſolche, die früher im Beſitze weltgeſchichtlicher Perſonen geweſen. Er hatte eine Doſe von der großen Maria Thereſia, eine vom Kaiſer Joſeph, eine vom Prinzen Eugen, eine vom Fürſten Kaunitz und eine ſogar vom großen Napoleon. Für eine Tabatiere, aus welcher der große Friedrich bei der Schlacht von Leuthen geſchnupft haben ſoll, hatte Herr von Kipfelhuber, ob dieſe Doſe gleich nur von Schildkrötenſchaale war, 280 Gulden Conventionsmünze bezahlt. Jeden Tag pflegte er aus einer andern Doſe zu ſchnupfen, und da er deren gegen 400 beſaß, ſo verſtrich mehr als ein ganzes Jahr, ehe wieder die Reihe von vorn anfing. — Die Spötter und Witzbolde hatten ihm aus dieſem Grunde einen Spitznamen beigelegt, unter dem er in Wien und der ganzen Umgegend ſo bekannt wie ein bunter Pudel war. Jedes Kind wußte, daß man unter „Doſen-Nazi“ keinen Andern als den kleinen dicken Herrn von Kipfelhuber verſtand.

2.

Da hier von einem Schnupfer die Rede iſt, ſo ſei es mir erlaubt, auch ſeine Leidenſchaft, den Taback, in den Kreis meiner Erzählung zu ziehen.

Der Taback ſtammt urſprünglich aus dem ſüdlichen Amerika und wurde von einem ſpaniſchen Mönche, Roman Pane, der ihn vier Jahre nach der Entdeckung von Amerika in Tabaco, einer Provinz von Sanct Domingo, hatte kennen gelernt, nach Europa gebracht. — Im Jahre 1559 kam der erſte Taback nach Portugal und ein Jahr ſpäter brachte ihn Jean Nicot, franzöſiſcher Geſandter in Liſſabon, der Königin Katharina von Medicis, weßhalb der Taback, Nicot zu Ehren, Nicotiana Tabacum, vom Hofe aber herbe à la reine oder herbe Médicée getauft wurde. Kaiſer Karl's V. ſpaniſche Soldaten brachten ihn nach Deutſchland, wo er 1559 zuerſt zu Suhl in der Grafſchaft Henneberg angebaut wurde.

Der Taback hatte in der erſten Zeit ſeiner Einführung viele Verfolgungen zu beſtehen. Jacob I., Englands Salomon, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, der kein entblößtes Schwert ſehen konnte, ein Fürſt, der, trotz ſeiner großen Gelehrſamkeit, überall Geſpenſter wähnte und eine Dämonologie ſchrieb, verfaßte auch ein fulminantes Buch gegen den Taback und erließ im Jahre 1604 eine ſtrenge Verordnung gegen das Tabackrauchen, welche Karl I. im Jahre 1633 in ſo weit wieder aufhob, daß er gegen Entrichtung einer nicht unbedeutenden Abgabe Erlaubniß zum Tabackhandel ertheilte und ſomit auch das Rauchen und Schnupfen wieder geſtattete. — Im Jahre 1664 erwuchs dem Taback ein neuer Feind in der Perſon Urban's VIII., der einen Bannſtrahl auf Alle ſchleuderte, welche rauchten, und auf Jeden, der in der Kirche zu ſchnupfen wagte. Die freie Schweiz, und namentlich Bern, folgte dem Beiſpiele des heiligen Vaters und züchtigte jeden Tabackraucher mit Pranger, Geld- und Gefängnißſtrafe. — In Rußland wurde unter Michael Feodorowitſch im Jahre 1634 das Tabackrauchen bei Verluſt der Naſe verboten. — Sultan Mahomed III., Achmet I. und Schah Abbas der Große gingen noch weiter und beſtraften Raucher und Schnupfer mit dem Tode. — Auch Ludwig XIV. war ein Gegner des Tabacks und ſoll die geiſtreiche Frau von Sevigné nur darum gehaßt haben, weil ſie ſich, wie, beiläufig geſagt, alle Frauen, welche ſchriftſtellern, dem Laſter des Tabackſchnupfens ergeben hatte, wodurch auch die reizende Marquiſe von Monteſpan bei ihm in Ungnade gefallen war. — Ohne beſondere Erlaubniß durfte keine Prinzeſſin des königlichen Hauſes eine Priſe Taback ſchnupfen. Herr von Lauzun, der ihm einſt eine Priſe anzubieten gewagt, wurde dafür in die Baſtille geſchickt. — Ein noch weit ſchlimmerer Feind des Tabacks war Guſtav III. von Schweden, der in einem ſeiner Werke das naive Bekenntniß abgelegt, daß er nichts ſo ſehr gehaßt habe, als die deutſche Sprache und das Tabackrauchen. — Die neuere Zeit hat den Taback emancipirt; nur noch hie und da iſt das harmloſe Vergnügen des Tabackrauchens bei zwei Thalern Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängniß-Strafe unterſagt; das Schnupfen aber iſt — Dank der Weisheit und Toleranz unſerer erleuchteten Regierungen — überall, ſelbſt in Wien, erlaubt.

3.

Und das war wirklich ein Glück für Herrn von Kipfelhuber; denn hätte er für jede Priſe, die er geſchnupft, nur einen Kreuzer Strafe bezahlen müſſen, ſo wäre im Jahre ein hübſches Sümmchen herausgekommen.

Wie oft pries er deßhalb die Freiheit ſeines Vaterlandes, die Toleranz der hohen Polizei!!!

„Ich kann eſſen und trinken, wann ich will, ich kann ſchnupfen und nieſen, wann ich will,“ ſagte er und ſang dann im überſtrömenden Gefühle ſeines k. k. öſterreichiſchen Patriotismus:

„Es giebt nur a Kaiſerſtadt,
Es giebt nur a Wien!“

Eines Morgens, als Herr von Kipfelhuber im Kaffeehauſe zum ſilbernen Stöpſel ſein drittes oder viertes Frühſtück zu ſich nahm, fiel ihm eine Beilage der Wiener Zeitung in die Hand, worin mit auffallend großer Schrift folgende Anzeige ſtand:

„Tauſend Gulden Belohnung

Demjenigen, der die Schnupftabacksdoſe Rudolfs von Habsburg, welche vorgeſtern auf dem Wege vom Stephansplatz bis zum Kärnthner Thor verloren gegangen, dem untröſtlichen Eigenthümer derſelben ungeſäumt wiederbringt. Nähere Auskunft ertheilt das Bureau der Wiener Zeitung.“

„Kellner!“ rief Herr von Kipfelhuber.

„Was ſchaffen Ew. Gnaden?“

„Können Sie mir ſagen, wer dieſer Rudolf von Habsburg iſt, der vorgeſtern ſeine Doſe verloren hat?“

„Rudolf von Habsburg? Den kenn' ich nicht. Wollen's vielleicht ſo gut ſein, im Schematismus nachzuſchlagen? Da finden ihn Ew. Gnaden ganz beſtimmt.“

„Her damit!“

Der Kellner brachte gleich darauf das Adreßbuch. Herr von Kipfelhuber ſchlug erſt unter Rudolf und dann unter Habsburg nach, fand aber weder den einen, noch den andern Namen.

„Da haben wir's,“ rief Herr von Kipfelhuber, „Rudolf von Habsburg ſteht nicht im Schematismus. 'S iſt zum Dummwerden! Da findet man Alle drin, nur die nicht, die man ſucht.“

„Vielleicht iſt er geſtrichen worden.“

„Geſtrichen? Von wem?“

„Von der Cenſur, Herr von Kipfelhuber.“

„Darf ſie denn auch Namen ſtreichen?“

„Na ob!! Dieſer Rudolf von Habsburg muß ein verdächtiger Menſch ſein“ . . .

„Aber mehr Geld haben als ich! Stellen Sie ſich vor, Kellner, tauſend Gulden verſpricht er Demjenigen, der ihm ſeine verlorene Doſe wiederbringt. Herr Gott, das muß eine Doſe ſein! Die möcht' ich ſehen! Die möcht' ich haben!"

„Ich auch, aber blos von wegen der tauſend Gulden," meinte der Kellner.

„Und ſo ein Mann ſteht nicht im Schematismus? 'S iſt zum Dummwerden!" wiederholte Herr von Kipfelhuber.

Bald darauf trat Herr von Zwiebelmeyer, der blutjunge Theater-Recenſent eines Wiener Unterhaltungsblattes, ein Stammgaſt des ſilbernen Stöpſels ein und ließ ſich mit großer Herablaſſenheit an dem Tiſche nieder, an dem Herr Doſen-Nazi ſaß.

„Guten Morgen, Herr von Kipfelhuber."

„Grüß Ihnen Gott, Herr von Zwiebelmeyer. Gut, daß Sie kommen. Kennen Sie vielleicht einen gewiſſen Herrn von Habsburg?"

„Habsburg?" wiederholte der Gefragte. „Dieſer Name kommt mir ziemlich bekannt vor; ich glaube, ihn ſchon manchmal gehört zu haben, und, wenn ich nicht irre, in einem Zauberſpiel, das ich einmal vor zehn Jahren im Leopoldſtädter Theater geſehen."

„Das wird wohl ein Anderer, aber nicht Dieſer da geweſen ſein, der vorgeſtern ſeine Doſe verloren hat . . . Da leſen Sie mal."

Herr von Kipfelhuber gab dem gelehrten Herrn von Zwiebelmeyer das Zeitungsblatt.

„Sie ſcheinen dieſe Anzeige nicht zu verſtehen," ſagte der Literat.

„Wie ſo?"

„Dieſe Doſe hat nicht der Herr von Habsburg verloren" . . .

„Wer denn?"

„Das kann ich Ihnen nicht ſagen."

„Warum denn nicht?"

„Weil ichs nicht weiß. Wenn Ihnen aber daran gelegen iſt, zu erfahren, wer ſie verloren hat, ſo erkundigen Sie ſich im Bureau der Zeitung."

„Hören Sie, das iſt ein prächtiger Einfall! Aber wiſſen möcht' ich denn doch, wer dieſer Habsburg iſt?"

„Vermuthlich kein Anderer als der frühere Beſitzer dieſer Do . . . Kreuz Element, jetzt fällt mir etwas ein."

„Was fällt Ihnen ein?"

„Ja, nun erinnere ich mich ſeiner ganz genau! Es war kein Zauber-, ſondern ein Trauerſpiel. Dieſer Rudolf von Habsburg war ein Feind Ottocars."

„Und dieſer Ottocar?"

„Wie, Sie wiſſen nicht, wer Ottocar war?"

„Ich hab' in meinem ganzen Leben nichts von dem Mann gehört."

„Pfui, ſchämen Sie ſich, Herr von Kipfelhuber. Sehen Sie, das kommt Alles davon her, daß Sie nie das Theater beſuchen und niemals die Wiener Theaterzeitung leſen. Ottocar, lieber Freund, war König von Böhmen."

„I was Sie ſagen."

„Und dieſer Rudolf von Habsburg war Kaiſer von Deutſchland."

„Nicht möglich!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

„Das iſt ein ſchlechter Spaß."

„Meinen Sie damit mein Ehrenwort?"

„Was fällt Ihnen ein. Nein, Freund, ich meine damit den Einfall, daß dieſer Herr von Habsburg Kaiſer von Deutſchland ſoll geweſen ſein."

„Aber es iſt ſo; ich kann's Ihnen durch die Wiener Theaterzeitung beweiſen."

„Alſo wirklich ein Kaiſer? Und dieſer Kaiſer hat vorgeſtern ſeinen Schnupftabacksdeckel verloren?"

„Er nicht, hab' ich Ihnen ſchon einmal geſagt."

„Na wer denn ſonſt?"

„Das werden Sie im Büreau der Zeitung erfahren."

„Gleich will ich hin. Dieſe Doſe muß ich haben, ſo wahr ich Ignaz heiße und nicht ſo dumm bin, wie ich ausſehe. Addio, Herr von Zwiebelmeyer, Sie ſind doch ein Tauſendſaſa, der Alles weiß."

Doſen-Nazi rannte eilig fort.

4.

Zu dick und bequem, um den weiten Weg vom äußerſten Ende der Alſer-Vorſtadt bis in die Mitte der Stadt zu Fuß zurücklegen zu können, warf ſich Doſen-Nazi in den erſten Fiacre, der ihm begegnete, und fuhr nach der Rauhenſteingaſſe.

Unterweges waren ſeine Gedanken einzig und allein mit der Doſe Rudolfs von Habsburg beſchäftigt. Er wußte nun, daß dieſer Habsburg deutſcher Kaiſer war, und ſeit jenem Augenblicke war er auf deſſen Doſe wie der Teufel auf eine arme Seele erpicht.

„Die Doſe muß ich haben, ſie mag koſten, was ſie will. Bin ich denn nicht reich und kann ich nicht Alles haben, was ich will?"

In der Rauhenſteingaſſe angelangt, verließ er den Fiacre und begab ſich in die Expedition der Zeitung.

„Nehmen Sie's ja nicht übel," ſagte er zu einem der Expedienten, „wenn ich ſo frei bin, Sie zu bitten, mir zu ſagen, wer der Herr iſt, der vorgeſtern in der Zeitung den Schnupftabacksdeckel von dem deutſchen Kaiſer Rudolf von Habsburg verloren hat.“

„Der Mann heißt Reginald Pfefferkorn.“

„Und wohnt?“

„Jägerzeile Nr. 18, 3 Treppen hoch. So eben hat er uns die Anzeige geſchickt, daß ſeine Doſe bereits gefunden iſt.“

„Alſo wirklich gefunden?“

„Morgen ſteht's in der Zeitung.“

Herr von Kipfelhuber dankte für die erhaltene Auskunft, ſtieg wieder in ſeinen Fiacre und fuhr nach der Jägerzeile hinaus.

5.

Herr Reginald Pfefferkorn, der dem redlichen Finder der verlorenen Doſe tauſend Gulden Belohnung zugeſichert hatte, gehörte zu jenen Leuten, die man im bürgerlichen Leben Glücksritter, in der juriſtiſchen Praxis aber, welche maſſivere Bezeichnungen liebt, Filous oder Spitzbuben nennt. Dieſer Filou bewohnte nicht weniger als drei verſchiedene Quartiere. In der Jägerzeile nannte er ſich Reginald Pfefferkorn, in der Joſephſtadt Herr von Paroli und in der Stadt Dr. Müller. Seinen wahren Namen wußte Niemand. Er war ein junger, hübſcher Mann, der einen ſtarken Backenbart in Form eines Hufeiſens, auf dem vierten Finger ſeiner linken Hand ein halb Dutzend funkelnder Ringe und immer buttergelbe Glacéhandſchuhe trug. Ueberhaupt machte er ſtets feine Toilette, trug im Sommer auffallendes Hoſenzeug und im Winter einen der reizendſten Zobelpelze von ganz Wien; kein Wunder, daß ihn alle Welt für einen reichen, vornehmen Mann hielt. Das Capital aber, von dem er lebte, war die Leichtgläubigkeit und Dummheit vieler Leute, die eigentlich nur darum auf der Welt zu ſein ſcheinen, um ſich von jedem Glücksritter gutmüthig hinter's Licht führen und über's Ohr hauen zu laſſen.

Herr Reginald Pfefferkorn war unſtreitig einer der pfiffigſten Induſtrieritter, ſo verſchmitzt, daß er ſelbſt die Luchsaugen der geheimen Polizei zu blenden und zu täuſchen verſtand.

Jeder Wiener, welcher in den Jahren 1837 und 1838, Nachmittags zwiſchen drei und vier Uhr, Cora's Kaffeehaus vis-à-vis vom Auguſtinerkloſter beſucht hat, wird dort die Crême der Wiener Literaten: Herrn Ignaz Jeitteles, einen großen Schöngeiſt, von dem der ſelige Sulzer ſeine Theorie der ſchönen Künſte abgeſchrieben, Herrn Wilhelm Lembert, den berühmten Miteſſer des Herrn Scribe und — was viel intereſſanter als dieſe beiden Heroen der Wiener Literatur — einen ſchwarzen Pudel geſehen haben, der beſtändig unter dem Billard lag.

Er hieß Diplomat und mochte wohl der geſcheidteſte Pudel von ganz Wien ſein. Er war ungefähr das unter den Hunden, was Herr Jeitteles unter den Literaten iſt. Er (der Pudel nämlich) hatte hundert liebenswürdige Eigenſchaften: er war ein Ausbund von Treue, ein Muſter von Wachſamkeit und ein Wunder von Dreſſur. Er bellte und knurrte auf's Commando, ſtand eben ſo feſt auf den zwei Vorder- als auf den zwei Hinterbeinen, wedelte ganz diplomatiſch mit dem Schweife und wußte aufzuwarten, wie ein Frankfurter Kellner.

Dieſer Pudel gehörte dem bewußten Herrn Dr. Müller und der bewußte Herr Dr. Müller gehörte zu den Stammgäſten dieſes Kaffeehauſes.

Dieſer Dr. Müller hatte ſeinen vierfüßigen Diplomaten abgerichtet, jedes Geldſtück, das ſein Herr oder irgend ein Anderer auf die Erde fallen ließ, im Nu aufzufangen und — was die größte Tugend dieſes Hundes war — augenblicklich zu verſchlucken. Der gute Diplomat verſchluckte alles Geld ohne Unterſchied des Standes und der Religion: katholiſches und proteſtantiſches Geld, Kupfer- und Silbergeld, von der Größe eines Kreuzers bis zu der eines Zweiguldenſtücks ... nur Papiergeld war ihm zuwider.

Sein Herr, der täglich die Runde durch zwanzig Kaffeehäuſer machte, verdankte ſeinen Unterhalt großentheils der Geſchicklichkeit ſeines Diplomaten, den er überall mit ſich führte. — Sobald unſer Glücksritter in ein Kaffeehaus eintrat, legte ſich ſein Pudel alſogleich unter's Billard und verfolgte vor Allem jede Bewegung der Marqueure. So oft dann einer der dienſtbaren Geiſter oder einer der Gäſte beim Bezahlen oder Wechſeln aus Unvorſichtigkeit ein Geldſtück durch die Finger auf die Erde fallen ließ, ſtürzte — noch ehe ſie ſich niederbücken konnten — der Pudel darauf los und verſchlang es, ungefähr mit der Wonne, mit der ein Feinſchmecker eine Auſter verſchlingt. — Das Geldſtück war dann unwiederbringlich verloren. Der Eigenthümer des Pudels bat tauſendmal um Entſchuldigung und verfügte ſich dann in ein anderes Kaffeehaus, entrirte dort eine Partie Domino und ſtieß während des Spielens an den Tiſch an, damit ſein Geld ſowohl als das ſeines Gegners auf die Erde falle. Diplomat, der liſtig auf der Lauer lag, ſprang dann ſchnell aus ſeinem Hinterhalt hervor, ſchnappte ein Stück nach dem Andern auf und — verſchluckte es. Sein Herr gab ſich dann die Miene, als ob er — Gott weiß wie ſehr — empört darüber wäre. Er ſchimpfte und ſchlug den armen Pudel; Diplomat krümmte ſich wie ein getretener Wurm, Diplomat winſelte, Diplomat ſchrie, gab aber das Geld um keinen Preis der Erde zurück.

Nachts, bevor ſein Herr zu Bette ging, gab er ſeinem getreuen Mitarbeiter ein kleines Pulver ein, worauf der Pudel alles Geld, das er im Laufe des Tages aufgeſchnappt und bei ſich herumgetragen hatte, wieder herausgab und von ſeinem Herrn zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte zwei, drei, auch vier Wiener Würſtchen erhielt, je nachdem Diplomat ſich gut oder ſchlecht aufgeführt, das heißt: viel oder wenig Beute gemacht hatte. Sein Herr, der über dieſe Einnahmen gewiſſenhaft Buch zu führen pflegte, notirte allabendlich, wieviel er von ſeinem Capitalhunde Intereſſen bezogen hatte. Es ſoll Tage gegeben haben, wo Diplomat 20—30 Gulden gekapert hatte. — Herr Reginald Pfefferkorn liebte darum ſeinen Pudel mehr als ſich ſelbſt und wohl mit vollem Rechte, denn Diplomat — der Schrecken aller Marqueure, der Schobri aller Geldbörſen — war der treue Diener ſeines Herrn, der Compère ſeiner Induſtrie, ſeine vierfüßige Sparkaſſe, ſein geheimer Finanzminiſter, ſein Freund in der Noth.

Der Eigenthümer dieſes Pudels hatte in Erfahrung gebracht, daß Herr von Kipfelhuber der eifrigſte Sammler weltgeſchichtlicher Schnupftabaksdoſen und außerdem der größte Schwachkopf von ganz Wien ſey. Herr Reginald Pfefferkorn hatte ſich deßhalb ſchon lange vorgenommen, den Doſen-Nazi einmal auf's Korn zu nehmen. Und darum hatte er die Liſt erſonnen, in der Zeitung bekannt zu machen, er habe die Doſe Rudolfs von Habsburg verloren, einzig und allein in der Abſicht, durch dieſe Anzeige die Aufmerkſamkeit des Herrn von Kipfelhuber auf ſich zu lenken, eine Liſt, die, wie meine Leſer ſogleich erfahren werden, ihm vollſtändig gelang.

7.

Herr Reginald Pfefferkorn lag eben, mit einer langen, türkiſchen Pfeife im Munde, am offenen Fenſter, als Herr von Kipfelhuber ganz leiſe und ſchüchtern an deſſen Thür pochte.

„Herein!“ rief der Glücksritter.

Gleich darauf wälzte ſich zur Thür eine dicke Fleiſchmaſſe hinein, in der Herr Pfefferkorn alſogleich den Doſenſammler erkannte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von Pfefferkorn zu ſprechen?“

„Der bin ich.“

„Ew. Wohlgeboren haben eine Doſe verloren.“

„Verloren und bereits wieder gefunden.“

„Wollten Sie vielleicht die Gnade haben, mir dieſe Doſe einmal zu zeigen?“

„Wozu?“

„Ich bin ein großer Freund von Doſen . . .“

„Das glaube ich Ihnen.“

„Und kaufe Alle, die mir gefallen . . .“

„Ich aber verkaufe dieſe Doſe nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ſie mir über Alles lieb und theuer iſt. Dem Fiacre, der ſie gefunden, habe ich 1000 Gulden geſchenkt. Daraus können Sie entnehmen, wie theuer ſie mir iſt. Aus dieſer Doſe ſchnupfte einſt der große Kaiſer Rudolf von Habsburg, der Ahnherr unſeres Kaiſerhauſes ... Das kaiſerliche Antiquitäten-Cabinet hat mir bereits 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten . . . ich habe den Antrag zurückgewieſen.“

„Aber kann man ſie denn nicht ſehen?“

„Ich will ſie Ihnen zeigen,“ ſagte Herr Pfefferkorn und holte aus einem rothledernen Futteral ſeinen Schatz hervor. — „Dieſe Doſe,“ fuhr er fort, „iſt ein Meiſterwerk italieniſcher Kunſt . . . Sie ſpielt . . .“

„Was ſpielt ſie? . . .“

„Eine Meſſe des berühmten Paleſtrina . . . Sie werden ſtaunen, wenn Sie dieſe Muſik hören . . .“

Die Doſe fing zu ſpielen an. Kipfelhuber ſpitzte die Ohren.

„Von wem iſt dieſe Muſik?"

„Von dem berühmten Paleſtrina, welcher Kapellmeiſter bei Rudolf von Habsburg geweſen iſt."

„Dieſe Meſſe kommt mir ſehr bekannt vor. Sie hat viel Aehnlichkeit mit einem Lannerſchen Walzer, den ich geſtern in der goldenen Birn gehört."

„Sie ſcheinen ein verdammt ſchlechtes Gehör zu haben, wenn Sie zwiſchen einer Meſſe von Paleſtrina und einem Walzer von Lanner keinen Unterſchied herausfinden. — Außerdem ſpielt meine Doſe auch die öſterreichiſche Nationalhymne, „Gott erhalte Franz den Kaiſer", ein Lied, das ſchon zur Zeit Rudolfs von Habsburg geſungen wurde. Dann ſpielt ſie auch das bekannte Aſchenlied, das unſer großer Volksdichter Raimund in ſein „Mädchen aus der Feenwelt" eingelegt hat."

„Herr," ſprach Herr von Kipfelhuber, „Sie könnten mich glücklich machen."

„Wodurch, lieber Mann?"

„Wenn Sie mir dieſe Doſe verkaufen wollten . . ."

„Ei, wo denken Sie hin . . .".

„Begehren Sie dafür, ſo viel Sie wollen . . . ich bin reich und gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen . . ."

„Ich ſagte Ihnen ſchon einmal, daß das k. k. Antiquitäten-Cabinet mir dafür 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten hat . . ."

„Ich gebe Ihnen hundert Gulden mehr . . ."

„Auch dafür iſt ſie mir nicht feil . . ."

„Sind Sie mit 1500 Gulden zufrieden?"

„Ich habe Ihnen ſchon ein Mal geſagt, daß mir dieſe Doſe über Alles lieb und theuer iſt. Ich würde mich allenfalls nur dann entſchlieſen können, ihren Beſitz einem Andern abzutreten, wenn ich Jemanden fände, welcher geneigt wäre, mir dafür 2000 Gulden zu zahlen."

„2000 Gulden? Viel Geld!"

„Ich zwinge Niemanden. Sie erweiſen mir im Gegentheil einen Gefallen, wenn Sie mir die Doſe nicht abkaufen, denn Geld, lieber Mann, hat keinen Werth für mich, dieſe Doſe aber iſt ein Schatz, auf deſſen Beſitz ich ſtolz ſein darf."

„Sie haben Recht. Nicht Jeder beſitzt eine Doſe Rudolfs von Habsburg. Herr, ich bin entſchloſſen, Ihnen 2000 Gulden dafür zu geben."

„Auch dann trenne ich mich nur mit ſchwerem Herzen von dem mir liebgewordenen Kleinod."

„Ziehen Sie ſich an und fahren Sie mit mir in meine Wohnung, um dort das Geld in Empfang zu nehmen."

Unſer Glücksritter ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen. Er warf ſich raſch in die Kleider und fuhr mit dem Doſen-Nazl nach der Alſer-Vorſtadt.

Unterweges ſpielte die Doſe Rudolfs von Habsburg auf inſtändiges Begehren des Herrn von Kipfelhuber noch einmal die Meſſe von Paleſtrina.

Doſen-Nazl war außer ſich vor Freude.

Eine halbe Stunde ſpäter war der Handel abgemacht: Kipfelhuber hatte die Doſe und Pfefferkorn die 2000 Gulden.

6.

Gleich nach dem Eſſen begab ſich der neue Beſitzer der Doſe Rudolfs von Habsburg in's Kaffeehaus.

An einem der Tiſche unfern des Billards ſaßen zwei Stammgäſte des ſilbernen Stöpſels: Herr Wuzelhofer, bürgerlicher Handſchuhmacher, und Herr Kneiferl, k. k. patentirter Milly-Kerzen-Fabricant.

„Guten Tag, meine Herren,“ ſagte Herr Kipfelhuber.

„Servus, servus,“ erwiderten die beiden Andern.

„Ach, ich bin heut ſo glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möcht'.“

„Warum?“ fragten die Andern.

„Ich hab' heut' eine Doſe gekauft. Schaun Sie, dieſe Doſe da ...“

„Und was iſt's mit dieſem Deckel?“ fragte der Milly-Kerzen-Fabricant.

„Dieſer Deckel da iſt kein gewöhnlicher Deckel. Er ſpielt . . .“

„Karten?“ fragte der Handſchuhmacher.

„Nein, Muſikſtücke. Wollen Sie 'mal die Meſſe von Papaſtrina hören?“

„Wann's nix koſten thut,“ meinte Herr Kneiferl.

Kipfelhuber ließ ſeine Doſe ſpielen.

Was iſt das?“ fragte Kneiferl.

„Die berühmte Meſſe von Papaſtrina.“

„Laſſen's ſich nit auslachen. Das iſt ein Walzer von Strauß, den meine Tochter den lieben langen Tag von Morgens 7 bis Abends 10 Uhr ſpielt.“

„Ich ſag' Ihnen, Sie irren ſich, das iſt kein Walzer von Strauß. Wiſſen Sie, wie alt dieſe Doſe iſt? 600 Jahr', hat mir der Mann geſagt, von dem ich ſie heut Morgen gekauft habe. Aus dieſer Doſe hat ein deutſcher Kaiſer geſchnupft.“

„Was für ein Kaiſer?“ fragte Kneiferl.

„Rudolf von Habsburg.“

„Wer?“ fragte **Kneiferl** noch einmal.

„**Rudolf von Habsburg**,“ wiederholte Doſen-Nazi.

Der Milly-Kerzen-Fabricant fing nun dermaaßen zu lachen an, daß es den Anſchein hatte, als wollte er gar nicht mehr damit aufhören. Herr von **Kipfelhuber** ſchien ihm das ſehr übel zu nehmen.

„Herr, warum lachen Sie?“

„Weil ich mir denken kann, daß Sie wieder einmal angeſchmiert ſind.“

„Angeſchmiert? Wie ſo?“

„**Rudolf von Habsburg** hat nie geſchnupft.“

„Warum nicht?“ fragte Doſen-Nazi.

„Aus dem ganz einfachen Grund, weil die Regierung damals noch keinen Taback verkauft hat, weil überhaupt damals noch kein Taback bekannt war.“

„Jeſus Maria und Joſeph!“ rief **Kipfelhuber** und ſank leichenblaß auf ſeinen Stuhl hin.

„Hilfe, Hilfe!“ rief der Handſchuhmacher, „der Mann giebt ſeinen Geiſt auf.“

„Seien's unbeſorgt, der hat keinen.“

Als Herr von **Kipfelhuber** ſich vom erſten Schreck erholt hatte, eilte er auf die Straße hinaus, warf ſich in einen Fiacre und fuhr augenblicklich zum Spitzbuben **Pfefferkorn** hinaus.

Schäumend vor Wuth, lief er die Treppen hinauf und riß an dem Klingelzuge.

„Iſt Herr von **Pfefferkorn** zu Haus?“ fragte er das Stubenmädchen, das ihm die Thür öffnete.

„Herr von **Pfefferkorn** iſt vor zwei Stunden abgereiſt.“

„Wohin?“

„Das können Sie ihn ſelber fragen — ich weiß es nicht.“

„O, ich Eſel!“ rief Herr von Kipfelhuber. „Betrogen! Betrogen um 2000 Gulden! Wie viel Kalbſchnitzel, wie viel Roßbratl hätt' ich für 2000 Gulden haben können! Wie viel Seidl Wein und wie viel Maaß Faßbier! Jetzt fahr' ich nach Haus, laſſ' mir zwei ungriſche Soldaten kommen, ſchenk' Jedem einen Zwanziger und laſſ' mich ſo lang' durchhauen, bis mich der Schlag trifft.“

Ob er wirklich Wort gehalten, weiß ich nicht.

VI.

Sanſon.

1.

„Etre aimé ou mourir!“
Titel eines franzöſiſchen Theaterſtücks.

Am 20. Auguſt des Jahres 1840 ſtarb zu Paris ein Greis von 82 Jahren: er hieß Henri Sanſon und war Scharfrichter des Seine-Departements.

Du rümpfſt die Naſe, guter Leſer, und denkſt: was liegt daran, ob ein Scharfrichter mehr oder weniger auf der Welt iſt!

Aber dieſer Sanſon, kaltblütiger Leſer, war kein gewöhnlicher Henkersmann, der blos Raubmörder, Brandſtifter, Falſchmünzer und anderes Geſindel geköpft hat; Henri Sanſon war ein Scharfrichter par excellence, die Nemeſis der franzöſiſchen Nation, der letzte Act jenes blutigen Drama's, deſſen Titel „1789“ heißt. In dieſem Henker hat Frankreich ein Stück ſeiner mit Blut geſchriebenen Geſchichte zu Grabe getragen, denn dieſer Sanſon war zur Zeit der erſten Revolution der **exécuteur des hautes oeuvres**: durch ſeine Hand gingen faſt alle Köpfe, die damals durch das Beil der Guillotine auf der **Place de la Concorde** fielen. Sanſon war damals ein blutjunger Mann von 27 Jahren; er gehörte keiner Parthei an und ſchlug mit derſelben Ruhe heute das Haupt eines glühenden Royaliſten und morgen den Kopf eines verdächtigen Republikaners ab. — Die Geſchichte hat wohl keinen zweiten Scharfrichter aufzuweiſen, der ſo viel weltgeſchichtliche Köpfe vom Rumpfe getrennt hat, als dieſer Sanſon. Es giebt wohl keinen zweiten Henker, der ſo viel Leben zum Tode gefördert hat, als dieſer Sanſon. Denn damals, als die Guillotine **en permanence** das franzöſiſche Volk in Zaum und Zügel hielt, gab es Tage, wo dieſer Henker oft dreißig bis vierzig Köpfe abſchlug. Kein Wunder alſo, daß er in ſeinem blutigen Handwerk eine unfehlbare Meiſterſchaft erlangt hatte.

Laßt uns einen flüchtigen Blick in ſein blutgedrängtes Tagebuch werfen: wir wollen an uns vorüberziehen laſſen die blutigen Schatten, die aus der Cataſtrophe jener Zeit des Blutes und des Schreckens heraufſteigen, um uns zu mahnen an die Schauer der Vergangenheit.

Zuerſt taucht der Schatten des 21. Januars 1791 empor. Er trägt eine zerbrochene Krone und — was noch ſchlimmer iſt — ein zerbrochenes Herz. Dieſer mit Dornen gekrönte Schatten iſt Ludwig XVI., der König von Gottes Gnaden, der als warnendes Beiſpiel durch die Reihen der Gottgeſalbten ſchreitet und ihnen zuruft: Seid gerecht und ſtark!

Hier ſteigen die bleichen Manen des 16. Octobers 1793 herauf. In den blaſſen Zügen liegt ein unendlicher Gram, aber dieſer Gram iſt nicht im Stande geweſen, den Glanz ihrer Schönheit zu bleichen. Auf dem Schnee ihres Halſes ruhen die Blutperlen der Guillotine. Das ſchöne Haupt, das einſt eine Krone von Diamanten trug, iſt jetzt mit einer Märtyrerkrone geſchmückt. Dieſer Schatten iſt Marie Antoinette, die Tochter Maria Thereſiens, die Schweſter Kaiſer Joſephs, die Gemahlin Ludwigs XVI.

Dort huſcht ein Schatten vorüber, deſſen Anblick uns Abſcheu und Ekel einflößt. Das kahle Haupt, auf dem eine Laſt von Sünden ruht, fiel am 6. November 1793. Dieſer Schatten iſt Philipp von Orleans, Philipp Egalité, der nach der Krone ſeines Bruders geſtrebt. Zwei Jahre früher, als Ludwig XVI. ſein Haupt aufs Schafott trug, hatte Philipp in einem Cabriolet, mit einem Opernguker in der Hand, der Hinrichtung ſeines königlichen Bruders, wie ein Ballet-Enthuſiaſt dem Solo einer leichtgeſchürzten Tänzerin, zugeſchaut. Auch Philipps Schatten leuchtet als Zeichen der Warnung durch Jahrhunderte hindurch und mahnt an das Sprichwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.

Hier ſteigt der rieſige Schatten des 5. Aprils 1794 aus der Nacht des Grabes heraus. Dieſe Athleten-Geſtalt, dieſe Donner-Miene, die noch im Tode die Kraft zu beſitzen ſcheint, Alles um ſich her zu erſchüttern, zeigen uns den **Jupiter fulminans** des revolutionären Olymps, den herculiſchen Danton, deſſen Stimme einſt dem Brüllen des Donners, deſſen Rede einſt dem zündenden Blitze glich. Wer hat Dich, Mann des Schreckens, unter das Beil gelegt?

Der Schatten des 28. Juli 1794, der Schatten Robespierre's hat es gethan, der Schatten Robespierre's, an deſſen Ferſen die Manen ſeines Bruders Auguſtin, Saint-Juſt, Couthon, Lebas, Henriot und ſiebenzehn anderer ſeiner Gefährten feſtgeklammert ſind. Der neunte Thermidor, der Feierabend der franzöſiſchen Revolution, war ein ſaurer Tag für unſern Henkersmann. Wie er damals das ſchöne

Haupt des Königs, ſo zeigte er an dieſem Tage das verzerrte Antlitz des Dictators dem freudetrunkenen Volke, das dem Henker des Henkers Beifall zujauchzte und im Stillen bei ſich dachte: „Nun können wir ruhig ſchlafen, ohne befürchten zu müſſen, vom Henker geweckt zu werden.“

Aber eben in jener Nacht, in der das erſchöpfte Paris ſich nach langer Zeit wieder ruhig dem Schlummer hingab, konnte Sanſon, der das Haupt der Schreckensherrſchaft geköpft hatte, kein Auge ſchließen, denn Robespierre und der ganze, lange, unabſehbare Leichenzug der franzöſiſchen Revolution zogen einen blutigen Kreis um ſein Lager und jagten den Schlaf aus ſeinen Augen. Da faltete Sanſon die Hände und betete: „Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, denn ich war ja nur das unſchuldige Werkzeug!“

Nach jenem Tage konnte der **Exécuteur des hautes oeuvres** ausruhen von den Mühen und Plagen der Schreckenszeit; er wiſchte das Blut vom Beile der Guillotine und legte mit ſchwerem Seufzer die Hände in den Schooß.

Zwei und vierzig Jahre ſpäter — Sanſon hatte während dieſer Zeit das Directorium, das Triumvirat, den lebenslänglichen Conſul, den Kaiſer Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. kommen und gehen geſehen — rief ihn Louis Philipp aufs Neue zum Richtplatz, um Fieschi und deſſen Gefährten, Pepin und Morand, und bald darauf den jungen Alibaud die Schärfe ſeines Beiles fühlen zu laſſen. Der alte Sanſon wetzte den Roſt von ſeinem Fallbeil und vollzog, mit derſelben Partheiloſigkeit wie damals, den Spruch des unerbittlichen Geſetzes.

Ludwig XVI. war einer der erſten, Alibaud der letzte Kopf, der durch Sanſon fiel

2.

Auch dieſer Sanſon hatte ein Steckenpferd. Von jedem Kopfe, den er während der funfzig Jahre ſeines blutigen Handwerks vom Rumpfe getrennt, ſchnitt er eine Locke ab, hüllte ſie in ein Stück Papier und ſchrieb den Namen des Enthaupteten darauf. Dieſe Lockenſammlung verwahrte er in einem Schranke, den er das Pantheon der Revolution zu nennen pflegte. Er hatte mehr als 1800 ſolcher Locken, Locken von allen Partheien, Locken von jeder Farbe, ſilbergraue und jugendlich-blonde; aber eine Locke war ihm ſo theuer als die andere; jede dieſer Locken betrachtete er als Erinnerung an ein Leben, das er dem Tode überliefert, und ſo oft er eine Neue zu den Alten legte, trat ihm eine Thräne ins Auge; er faltete die Hände und betete: „Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, denn ich war ja nur das unſchuldige Werkzeug!“

3.

Es war im Juni des Jahres 1794.

Im Sitzungsſaale des Convents, auf der für das Volk beſtimmten Tribune ſtand mitten unter einer Gruppe ſchmutztriefender Sansculottes ein blutjunges, blendendſchönes Mädchen, deſſen himmelblaue Augen wie zwei große Kornblumen durch die dichte Saat wilden Unkrauts leuchteten. Auf der jugendlichen Stirn prangte das unentweihte Siegel kindlicher Unſchuld in ſonnenheller Klarheit. Auf ihren Lippen flammte ein friſcher Purpur, dem es anzuſehen war, daß noch kein ſinnlicher Kuß ihn befleckt hatte. Um den ſchneeweißen Hals zog ſich ein ſchmales Band von ſchwarzem Sammet, woran ein kleines Medaillon von Gold hing.

An dem enganſchließenden, ſchwarzſeidenen [illegible] [illegible] eine dunkelrothe Nelke, die es zu ahnen ſchien, daß ſie auf einem jungfräulichen Buſen ruhe, denn ſo ſchön duftete wohl niemals eine Blume ihrer Art. Dieſe Jungfrau, deren Schönheit bald Aller Blicke auf ſich zog, war Henriette Sanſon, die kaum ſechszehnjährige Tochter des Scharfrichters, der ihr erlaubt hatte, in Begleitung ihres jüngeren Bruders einer Sitzung des Conventes beizuwohnen.

Auf den Zügen des jungen Mädchens malte ſich Anfangs kein anderes Gefühl als das der Neugier. Henriette ließ ihre ſonnenhellen Augen unſtät von einem Ende des Saales zum andern ſchweifen, erſtaunte über die gewaltig dicke Naſe des Einen, lächelte über die unförmliche Perücke des Andern und hörte mehr auf die Gloſſen ihrer Umgebung als auf den Redner, der eben auf der Tribune ſtand und von Dingen ſprach, die durchaus kein Intereſſe für ſie hatten. War ſie doch eigentlich nicht gekommen, um zu hören, was da verhandelt wurde; war ſie doch nur deßhalb da, um einmal von Angeſicht zu Angeſicht den Mann des Schreckens, den gefürchteten Robespierre zu ſehen, vor dem ganz Frankreich zitterte und auf deſſen allmächtiges Geheiß täglich neue Opfer durch die Hand ihres Vaters fielen. Ihre jugendliche Fantaſie hatte ſich von ihm ein ſo grelles Bild entworfen, daß ſelbſt der Teufel in effigie gegen den Dictator, wie ſie ihn ſich gedacht, ihr wie ein Engel an Schönheit erſchienen wäre. An dieſer Häßlichkeit glaubte ſie ihn herauszufinden aus dieſer Maſſe von Köpfen; ihr Auge entdeckte wohl manchen Therſytes, aber keiner von allen war ihr häßlich genug, um ihn für Robespierre zu halten.

„Ich finde ihn nicht,“ flüſterte ſie ihrem Bruder zu.

„Ich auch nicht,“ ſagte Jules.

„Bürger,“ ſprach ſie zu einem zerlumpten Kerle, der dicht neben ihr ſtand, „gefällt es Euch, mir einen kleinen Dienſt zu erweiſen?"

„Recht gern, ſchmucke Bürgerin."

„Wollt Ihr wohl die Güte haben, mir zu zeigen, wo dort unten der Bürger Robespierre ſitzt?"

„So eben beſteigt er die Rednerbühne."

„Das alſo iſt der gefürchtete Mann? Pfui, das iſt freilich ein häßlicher Menſch!"

„Sprich nicht ſo dummes Zeug, Schweſter," warnte der ängſtliche Bruder.

„Ei ſieh mal, Jules, als freie Bürgerin werde ich doch wohl das Recht haben, ſagen zu dürfen, daß dieſer Mann mir nicht gefällt? Ich ſage Dir noch einmal, Bürger Robespierre iſt ein häßlicher Menſch, aber doch lange nicht ſo häßlich, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte. Da giebt es ja noch Manchen, der viel häßlicher iſt. Glaubte ich doch, er müſſe von Allen der Häßlichſte ſein!"

„Schweig, Henriette," bat der Bruder.

„Ach, Jules, laß mich reden, was ich will . . . der Bürger Robespierre kann's ja doch nicht hören . . ."

„Wohl aber ein Anderer . . ."

„Meinetwegen, ich fürchte mich nicht. Was der Bürger Robespierre für eine heiſere Stimme hat! Er heult ja faſt wie die Hyäne, die mir vor acht Tagen in der Menagerie ſo viel Furcht eingeflößt hat. — Was ſeine Kleidung betrifft, ſo iſt ſie viel reinlicher als die aller Uebrigen. Sieh doch, Jules, Bürger Robespierre trägt eine geſtickte Atlasweſte und ſieht faſt wie ein Stutzer aus."

Henriette betrachtete den Schreckensmann mit denſelben Mienen, mit denen ſie acht Tage früher die wilden Thiere in der Menagerie angeſtaunt hatte.

„Bürger," fragte ſie ihren Nachbar, „wer iſt denn jener Mann, der dort links am Fenſter ſitzt?"

„Das iſt der Bürger Henriot, Commandant der Nationalgarde, jeder Zoll ein Bierbrauer!"

„Und der Kleine neben ihm?"

„Iſt der Bürger Couthon."

„Ihr kennt ſie wohl Alle?"

„So gut als mich ſelbſt."

„Und warum applaudirten ſie jetzt?"

„Weil der Bürger Robespierre etwas geſagt, was den Leuten ſehr gefallen hat."

„Und was war es, was ihnen ſo ſehr gefallen hat?"

„Die junge Republik, ſagte der große Dictator, nähre an ihrem Buſen noch manche Schlange; es werde noch viel Blut fließen müſſen, damit der Baum der Freiheit Wurzel faſſen und gedeihen könne."

„Himmel," rief Henriette, „wer iſt denn dieſer da, der jetzt die Tribune beſtiegen hat?"

„Das iſt der treueſte Anhänger Robespierre's, der wärmſte Apoſtel der Freiheit."

„Und ſein Name?" fragte das Mädchen mit geſpanntem Intereſſe.

„Saint-Juſt!"

„Ha, welch ein junger, ſchöner Mann!"

„Gefällt er Euch?"

„Sieh doch, Jules, das liebe, blonde, lange Haar! So und nicht anders muß unſer Heiland ausgeſehen haben! Hör' doch nur, wie ſchön dieſes Mannes Stimme klingt! Das iſt eine Sprache, die zum Herzen dringt!"

„Ihr ſeid ja ganz entzückt, Bürgerin."

„Seid ſtill, Bürger, ich muß hören, was er ſpricht."

Henriette, die bisher nur ganz Auge geweſen, war jetzt auch ganz Ohr. Mit wahrer Andacht lauſchte ſie der ſchönen Rede, als ob dieſe eine Predigt aus dem Munde eines frommen Prieſters wäre. — Saint-Juſt ſprach von der Freiheit mit dem ganzen Feuer der Begeiſterung, mit der ganzen Schwärmerei ſeiner jugendlichen Einbildungskraft; er ſprach von der Tugend, ohne die es keine wahre Freiheit gäbe; er ſprach von den Pflichten der Bürger, von den Pflichten der Staatsgewalt und entwickelte in dieſer Rede den ganzen Knäuel ſeiner Alles beſiegenden Beredſamkeit. Dann malte er die Gebrechen des Landes, ſprach von den Laſtern des Volkes und geißelte vor Allem den Wucher, der wie ein böſes Krebsgeſchwür an dem Marke der Armen nage und von Tag zu Tag immer weiter um ſich greife; dann raffte er die ganze Kraft ſeiner Suada zuſammen und verlangte vom Geſetz die ſtrengſte Beſtrafung jedes Wucherers.

„Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren, den Wucher mit Stumpf und Stiel ausrotten und jedes Haus, in dem ein Blutſauger des armen Volkes ſein Unweſen trieb, niederreißen und der Erde gleichmachen, damit die Trümmer ſeines Hauſes ein warnendes Beiſpiel für die Andern ſei."

Dieſe von Begeiſterung überſchäumende Rede electriſirte die ganze Verſammlung dergeſtalt, daß ſie in laute Beifallsbezeugungen ausbrach. Begleitet von dem freudigen Zujauchzen aller Zuhörer kehrte Saint-Juſt zu ſeinem Platz neben Robespierre zurück, der ihm die Hand drückte.

„Das muß ein guter, tugendhafter Menſch ſein!" flüſterte Henriette leiſe vor ſich hin und hatte jetzt nur noch Augen für Saint-Juſt; alle Uebrigen im Saale hatten kein Intereſſe mehr für ſie; unverwandt und mit einem Gefühle, von dem ſie ſich noch keine Rechenſchaft zu geben wußte, ließ ſie ihr Auge auf dem Manne ruhen, deſſen Rede einen ſo tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Saint-Juſt hatte jetzt etwas Ueberirdiſches für ſie: ſo ſchön war ihr noch nie ein Mann erſchienen. Sie ſchwelgte in dem Anblick ſeiner Schönheit und hätte vor ihm niederſinken und den Staub ſeiner Füße küſſen mögen.

„Komm, Schweſter, es iſt Eſſenszeit!“

„O laß uns noch hier bleiben,“ bat ſie den Bruder und vermochte es nicht, den Blick von Saint-Juſt abzuwenden. So laut und ungeſtüm hatte noch nie ihr Herz geſchlagen; mit ſolchen Blicken hatte ſie noch nie einen Mann betrachtet.

Er aber ſprach leiſe mit Robespierre und ahnte nicht, daß oben auf der Zuſchauer-Tribune das Herz des ſchönſten Mädchens, das Herz der Scharfrichters-Tochter für ihn ſchlage.

Der Bruder mahnte noch einmal.

„Nur fünf Minuten noch,“ ſagte Henriette, die im Anſchauen Saint-Juſt's verloren war. O was hätte ſie darum gegeben, hätte dieſer Mann ſein Auge zu ihr emporgeſchlagen und in ihrem Blicke leſen können, was in ihrem Herzen vorging. Es war ihr, als triebe eine unbekannte Gewalt ſie in den Saal hinab, um vor ihm niederzuſinken und ihm zu ſagen: Saint-Juſt, ich liebe Euch, liebe Euch mit der ganzen Gluth der erſten Liebe.

Und als die fünf Minuten verfloſſen waren, zupfte der Bruder am Aermel ihres Mieders und ſagte:

„Komm, komm, ſonſt gehe ich und laſſe Dich hier allein.“

Da warf ſie noch einen Blick zu ihm hinab und folgte dem Bruder.

4.

Seit jenem Tage war Saint-Juſt das Idol ihrer geheimen Anbetung. Täglich, ſtündlich hätte ſie nach dem Sitzungsſaale des Conventes laufen mögen, um dort den Mann zu ſehen, der die ſtolze Eiche war, an der ſich der Epheu ihrer Liebe emporrankte. Sie hätte ihm geſtehen mögen, daß ſie Nachts, wenn ſie ſich ſchlaflos auf ihrem Lager wälzte, in jedem Sterne, der in ihr ſtilles Kämmerlein hineinſchaue, ſein Auge ſehe, daß er der Gegenſtand ihrer Träume, der Brennpunct ihres Denkens ſei. Und er, er wußte es nicht, er ahnte es nicht, daß er die Sonne ſei, nach der ſich das Antlitz dieſer ſchönen Blume ſehne; er ahnte es nicht, daß er ihr Himmel, ihr Gott, ihr Alles ſei.

Endlich faßte ſie Muth und bat den Vater, ihr noch einmal zu geſtatten, einer Sitzung des Conventes beizuwohnen. Der Vater, der ſie viel zu lieb hatte, um ihr irgend eine Bitte abzuſchlagen, gewährte ihr dieſen Wunſch. Schön geſchmückt, als ob's zur Hochzeit ginge, eilte ſie mit dem Bruder zum Ziele ihrer Sehnſucht hin. Wie pochte ihr das Herz, als ſie ihre Blicke durch die Reihen der Conventsmitglieder ſchweifen ließ, um den zu finden, den ſie ſuchte. Und als ſie ihn fand, wie erröthete ſie. War es ihr doch, als ob er ihr heute noch viel ſchöner erſcheine, als das erſte Mal. Sie hätte ihn grüßen und ihm einen Kuß zuwerfen mögen. Er aber ſaß ſtumm und ſtill in ſich gekehrt und durch die bleiche Farbe ſeines gramgefurchten Angeſichtes zuckte ein bitterer Schmerz, ein tiefes Wehe. Da füllten ſich Henriettens Augen mit Thränen, die wie finſtere Wolkenſchleier die klare Bläue ihrer Augen trübten; ſie weinte und wußte nicht weßhalb; ſie war unſäglich betrübt und wußte nicht warum. Eine böſe Ahnung ſchien wetterleuchtend über ſeine Stirn hinzuziehen: er ließ ſeinen Blick in die Zukunft hinausſchweifen und fuhr, wie aus wilden Träumen aufgeſchreckt, zuſammen. Und dieſelbe Ahnung, die ihn beunruhigte, ſchien auch ſie zu quälen.

„Wer weiß,“ dachte ſie ſich, „ob dieſer ſchöne Kopf nicht auch unter dem Beile meines Vaters blutet, wer weiß, ob nicht auch Saint-Juſt als Opfer fällt. O, möchte ich ihn nie erleben den Tag, an dem dieſe Ahnung zur Wahrheit werden ſoll!“

Und wieder verſenkte ſich ihr Blick in den Anblick dieſes Mannes, der ihr wie ein überirdiſches Weſen erſchien, geſchmückt mit allen Tugenden, geſchmückt mit allen Reizen.

Und als die Sitzung aufgehoben wurde und die Conventsmitglieder einzeln den Saal verließen, da trieb ſie eine unwiderſtehliche Gewalt in die Nähe dieſes Mannes. Im Gedränge war es ihr nicht ſchwer geworden, ſich von der Seite ihres Bruders wegzuſtehlen; ſie benutzte dieſen Augenblick und ſtellte ſich an jene Thür hin, durch welche der Convent hinaustrat. Und als Saint-Juſt, der Mann ihrer Liebe, erſchien, da riß ſie die Nelke von ihrer Bruſt und reichte ſie ihm mit einem Blick, der mehr ſagte, als alle Sprachen der Erde.

„Wer biſt Du, ſchönes Kind?“ fragte Saint-Juſt.

„Ich bin die Tochter des Scharfrichters Sanſon.“

„Und was willſt Du von mir?“

„Nichts, Bürger, nichts. Ich wollte Euch nur ſehen und Euch ſagen . . .“

„Nun, warum ſtockſt Du?“

„Und Euch ſagen,“ wiederholte Henriette.

„Nun, was denn ſagen, liebes Kind?“

„Daß ich Euch wie meinen Bruder, wie meinen Vater, wie meinen Gott liebe. Zürnt nicht, Bürger, daß ich mein Herz vor Euch ausſchütte; eine zauberhafte Macht trieb mich an, Euch zu ſagen, was ich für Euch fühle. Wohl ſagt mir mein Gefühl, daß es unrecht ſei, Euch das Geheimniß meines Herzens zu verrathen, und dennoch hatte ich nicht die Kraft, es länger noch in mir zu bergen. Verkennt, verachtet mich nicht, Bürger."

„Du ſchönes Kind, wie ſtolz und glücklich macht mich Dein Geſtändniß! In Deinem Auge leſe ich eine ſchöne Seele. Bleib' fromm und gut, mein Kind, und mache Deinem Vater niemals Schande," ſagte Saint-Juſt, drückte ihre Hand und ging.

Schaamroth und verwirrt ſtand Henriette gleich einem Weſen, dem man den Athem aus der Bruſt geſtohlen. Sie wagte nicht aufzublicken, ſich nicht umzuſehen; man hätte glauben mögen, ein Zauberwort habe dieſes warme Leben plötzlich in kalten Stein umgewandelt: ſie glich einer Statue.

„Da biſt Du ja, Schweſter," rief Jules. „Ich ſuchte Dich überall und bin froh, Dich endlich gefunden zu haben."

„Ach, mein Bruder," ſagte ſie und hauchte einen tiefen Seufzer aus.

„Was iſt Dir begegnet, Henriette, Du ſiehſt ſo finſter und zerſtört . . ."

„Jules, mir iſt nicht wohl. Ich möchte in die Erde ſinken; komm, laß uns nach Hauſe eilen."

„Dort ſteht ein Fiacre. Laß uns einſteigen."

Henriette, einer Ohnmacht nahe, ſchwankte zum Wagen hin. Kaum eingeſtiegen, ſank ſie bewußtlos in die Arme des erſchreckten Bruders. Bald aber ſchlug ſie die Augen auf und blickte um ſich, wie Jemand, der aus einem Starrkrampf erwacht.

„Hab' ich denn nur geträumt?" fragte ſie den Bruder. „Ach, nein; Jules, ich habe nicht geträumt. Mir war unwohl . . . jetzt wird mir beſſer werden . . . ich athme wieder und weiß . . ."

„Was weißt Du, Schweſter?“

„Daß er Recht hatte.“

„Wer, Henriette?“

„Er, er!“

„Du träumſt wohl noch?“

„O, laß mich träumen, Bruder, träumen den ſchönſten Traum des Lebens, träumen von ihm!“

Dann ſchloß ſie erſchöpft die Augen, lehnte ſich auf die Schulter des Bruders und verſank in dumpfes Hinbrüten.

5.

Vier Wochen ſpäter, am 28. Juli 1794, erfüllte ſich Henriettens böſe Ahnung.

Auf drei Karren wurden Robespierre und deſſen Bruder, Saint-Juſt, Couthon, Dumas, Henriot, Lescot, Fleuriot, Payen, Coffinhall und zwölf Andere zum Richtplatz geſchleppt. Robespierre, noch geſtern der Schrecken Frankreichs, heute das Stichblatt der Verwünſchungen des ganzen Volkes, ſaß zwiſchen Couthon und Henriot, Saint-Juſt zwiſchen Vivier, dem Präſidenten des Jacobiner-Clubbs, und dem halbverrückten Schuſter Simon, den die Republik zum Erzieher des jungen Ex-Dauphins, Ludwigs XVII., gewählt hatte. Die verzerrten Züge Robespierre's und die verklärten Mienen Saint-Juſts bildeten einen unbeſchreiblichen Contraſt. In den Augen des Einen lag die Hölle mit ihren Qualen, in den Augen des Andern der Himmel mit all' ſeinen Seligkeiten abgemalt. Jener ging dem Tode mit zerriſſenem, Dieſer mit freudigem Gemüthe entgegen.

Rings um das Blutgerüſt ſtanden dichtgedrängte Volksmaſſen, die in lauten Jubel ausbrachen, als die Verurtheilten ſich dem Richtplatz näherten.

Oben am Fuße der Guillotine ſtand Frankreichs Nemeſis, der Henker Sanſon, der mit ſteinernem Ernſte die hohnlachende Menge überſchaute, worunter die Meiſten ſo ausgelaſſen luſtig waren, als ſtänden ſie vor dem Schauplatz eines Bajazzo's, der auf dem Seile tanzt. In dieſem großen, zahlloſen, undurchdringlichen Pöbelgewühl befand ſich ein einziges Weſen nur, das, von tiefem Schmerz und namenloſem Weh erfüllt, in dieſem Augenblick alle Folter-Qualen, alle Höllen-Martern erlitt. Und dieſe Eine war die Tochter des Scharfrichters. Henriette, die ihren Vater bis zu dieſem Tage mit der ganzen Kraft ihrer Seele, mehr als ſich ſelbſt geliebt, fühlte heute zum erſten Male einen Widerwillen, einen Abſcheu, einen Ekel gegen ihn und ſein blutiges Handwerk. Sie hätte ihn herabzerren und ihm zurufen mögen: Sind nicht ſchon der Köpfe genug durch Dein Beil gefallen, überlaſſe dies Geſchäft heute, nur heute, einem Andern, denn unter den Verbrechern, die Deine Hand dem Tode überliefern ſoll, befindet ſich Saint-Juſt, der angebetete Geliebte Deiner Tochter, Saint-Juſt, für den ſie freudig ihr Leben hingeopfert hätte.

Vater Sanſon aber wußte es nicht, was Saint-Juſt für ſeine Tochter war und geſetzt, er hätte es auch gewußt, er hätte den Geliebten ſeines Kindes ja doch nicht ſchonen können. Der Henker iſt ja nur der willenloſe Sclave des Geſetzes, und hätte das Geſetz ihm befohlen, ſein Kind, ſein eigenes Kind zu enthaupten, ſo würde er den Willen des Geſetzes mit blutendem Herzen erfüllt haben.

Saint-Juſt war einer der Erſten, an welche die Reihe kam. Keiner von Allen ging ſo beherzt dem Tode entgegen, als er.

„Bürger Sanſon,“ ſagte er zum Henker, „wollt Ihr mir die letzte Bitte erfüllen?“

„Sprecht, Bürger.“

„Grüßt von mir Euer Kind, Eure Tochter, und ſagt ihr, daß die Erinnerung an ſie mir Troſt in meiner Sterbeſtunde gewährt.“

„Kennt Ihr meine Henriette?“

„Ich ſah ſie ein einzig Mal und habe ſie ſeitdem nicht vergeſſen. Sagt ihr das, Bürger. Nun, Sanſon, thut Eure Schuldigkeit!“

Saint-Juſt legte ſeinen Kopf unter das Fallbeil . . . einen Augenblick ſpäter ziſchte es nieder.

Mit einem gellend-craſſen Schrei fiel ein junges Mädchen ohnmächtig zur Erde nieder. Sanſon blickte um ſich und erkannte in der Umſinkenden ſeine Tochter. Er wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und murmelte leiſe vor ſich hin: Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, ich bin ja nur das unſchuldige Werkzeug!

Henriette wurde von ihrem Bruder und einem Unbekannten in einen Fiacre hineingetragen und nach Hauſe gebracht. Der Anblick dieſes gräßlichen Schauſpiels hatte ihre Lebensgeiſter vernichtet. Sie verfiel in ein heftiges Nervenfieber.

In kaum vierzig Minuten hatte der Henker Sanſon zweiundzwanzig Köpfe guillotinirt. Das Volk klatſchte ihm, wie einem Schauſpieler, der ſeine Rolle meiſterhaft durchgeführt, rauſchenden Beifall zu und zertheilte ſich, patriotiſche Lieder heulend, nach allen Theilen der Stadt.

Sanſon aber ſchnitt, nachdem er und ſeine Knechte die abgeſchlagenen Köpfe in einem großen Korbe aufgeſammelt hatte, von jedem dieſer Köpfe eine Locke ab. Als nun die Reihe an das Haupt des Geliebten ſeiner Tochter kam, ſtürzten ihm brennende Thränen aus den Augen. Er küßte die Locke und ſprach leiſe vor ſich hin: Vergieb mir, Henriette!

6.

Eilf Tage nach der Hinrichtung Saint-Juſt's und ſeiner Gefährten wurde ein frommer Prieſter zu einer Sterbenden geholt. Es war Henriette Sanſon, die nach unſäglichen Leiden das Ende ihres jungen Lebens herannahen fühlte und, gut und fromm, wie ſie war, ſich nach dem Troſt der Kirche ſehnte. Zu ihren Füßen ſtand der unglückliche Vater, der Henker, der in ſeinem unendlichen Schmerze wie ein verſteinerter Gram daſtand, ohne Wort, ohne Thräne; zu ihrem Haupte ſaß ein alter, ehrwürdiger Diener der Kirche, der ihr das Abendmahl reichte und ihr Balſam einflößte durch den herzerhebenden Troſt, daß es Jenſeits ein Wiederſehen giebt. Dieſer Glaube an ein Jenſeits, dieſe Hoffnung auf ein Wiederſehen, hatte den letzten Lebensfunken zu neuer Flamme angefacht. Henriette erhob ſich auf ihrem Lager und winkte mit der verklärten Miene einer Sterbenden ihren Vater zu ſich heran. Während der ganzen Krankheit hatte ſie kein Wort, keinen Blick zu ſeiner Beruhigung gefunden: ſie ſah ihn in der fieberhaft aufgeregten Phantaſie nie anders als am Fuße der Guillotine vor ſich, wie er dem Geliebten ihres Herzens kalt und ernſt den Kopf vom Rumpfe trennt; entſetzt ob ſolchen Anblicks wandte ſie dann ihr Antlitz von ihm ab und rief: Fort aus meinen Augen, Henker deſſen, der mir das Theuerſte auf Erden war. Heute zum erſten Male hatte ſie den Widerwillen, den Abſcheu, den Ekel gegen ihren Vater überwunden, heute zum erſten Male gefühlt, wie unrecht, wie weh ſie ihm gethan.

„Vater,“ ſprach ſie mit der letzten Kraft, „wollt Ihr Eurer Tochter den Augenblick des Sterbens verſüßen, ſo reicht ihr einen Troſt, den ſie mit ſich in's Grab nehmen darf; reicht der Sterbenden eine von Euren tauſend Locken, ſchenkt ihr die Locke von Saint-Juſt.“

„Da, nimm ſie, mein liebes, gutes, frommes Kind,“ ſagte der Henker und holte aus ſeiner Bruſt ein Medaillon hervor. „Seit dem Tage ſeiner Hinrichtung ruhte ſein Haar in dieſer Kapſel auf meiner ſchmerzzerriſſenen Bruſt, denn eine Minute vor ſeinem Ende erfuhr ich durch ihn, daß er Dich gekannt, daß er Dich geliebt. Grüßt von mir Euer Kind, Eure Tochter, und ſagt ihr, daß die Erinnerung an ſie mir Troſt in der Sterbeſtunde gewährt. Das, mein liebes Kind, waren ſeine letzten Worte, die ſich tief in mein Vaterherz eingeprägt haben. Du verlangſt nun ſeine Locke von mir . . . das beweiſ't mir, daß auch Du ihn geliebt. Es giebt ein Jenſeits, meine Tochter, dort wirſt Du ihn wiederfinden und mit ihm vereinigt werden.“

„Gieb mir ſein Haar, ſein Haar . . .“

Der Vater gab ihr das Medaillon. **Henriette** ergriff es mit zitternder Haſt und küßte es hundert und küßte es tauſend Mal, band es ſich um den Hals, legte die Kapſel auf ihre Bruſt und ſagte mit Thränen im Auge:

„Vater, ich danke, Vater, ich vergebe Dir!“

Die Freude hatte den letzten Reſt ihrer Kräfte erſchöpft. Mit himmliſchem Lächeln geſchmückt, ſank ſie auf ihr Kiſſen zurück. Der letzte Seufzer, der über ihre ſterbenden Lippen glitt, war **Saint-Juſt.**

VII.

Amandus Mops.

1.

„Le pauvre homme!“
Molière.

Er iſt Journaliſt und — ſammelt Handſchuhe.

Es wird Leute geben, die den Einfall, Handſchuhe zu ſammeln, etwas barock, vielleicht gar verrückt finden werden; Herr Amandus Mops wird dagegen feierlichſt proteſtiren, denn jeder Narr liebt ſeine Kappe.

Der Handſchuh iſt, genau betrachtet, auch nicht ſo unintereſſant, als Mancher von uns vielleicht glauben mag. Früher beurtheilte man die Menſchen nach ihrem Schädel, nach ihrer Sprache und ihrem Benehmen, nach ihrem Styl und ihrem Lächeln; jetzt beurtheilt man ſie einzig und allein nach ihren Handſchuhen; vor zehn Jahren noch erkannte man den Menſchen an ſeiner Cravatte; jetzt erkennt man ihn an ſeinem Handſchuh. Un homme élégant n'est pas autre chose qu'un homme et le gant. Der Handſchuh iſt der Stempel ſeines Werthes, das Monogramm ſeiner Bildung, das Facſimile ſeines Geſchmacks. Der Handſchuh iſt jetzt der Matador, der alle Trümpfe des männlichen Luxus überſticht. Man verzeiht uns einen abgetragenen Rock, einen abgeſchabten Hut, eine altmodiſche Weſte, wenn wir nur ſaubere Handſchuhe tragen. Ein feiner Handſchuh iſt der Hauptſchlüſſel, der uns die Thüren aller Salons, die Herzen aller Frauen öffnet; ein junger Mann, der es erſt ſo weit gebracht, täglich drei bis vier Paar neue Glacé-Handſchuhe verbrauchen zu können, wird ſtündlich eine neue Eroberung machen und, ſchneller als er glaubt, der erklärte Liebling aller Frauen ſein. — Früher war ein „Gevatter Handſchuhmacher" die unterſte Sproſſe der Induſtrie-Leiter; jetzt aber bildet er die Spitze dieſes Obelisken. Boivin in Paris und Jacquemar in Wien haben den Handſchuh zur Höhe eines Kunſtwerks erhoben. Handſchuhe werden nicht mehr, wie früher, verkauft, ſondern wie Bücher verlegt. Früher kam man mit vier Paar Handſchuhen einen ganzen Monat aus; jetzt braucht ein echter Faſhionable mindeſtens eben ſo viel an jedem Tage. Marquis d'Orſay, einer der ſogenannten Löwen Londons, braucht täglich ſechs Paar Handſchuhe. Wenn man annimmt, daß in der Themſeſtadt ſeine Handſchuhe mindeſtens drei Gulden koſten, ſo braucht dieſer König der Dandies blos für ſeine Handbekleidung jährlich nicht weniger als 5570 Gulden, eine Summe, womit mancher Stutzer des Continents den Aufwand ſeiner ganzen Toilette beſtreitet. In England und Frankreich fragt man nicht mehr: wie viel Einkünfte hat dieſer Mann? Man fragt: wie viel Handſchuhe verbraucht er im Jahre, und nach dieſem Maaßſtabe berechnet man ſeine Revenuen.

Auch in der Geſchichte ſpielen die Handſchuhe eine ziemlich intereſſante Rolle. Durch einen Handſchuh wurde Kaiſer Otto IV. vergiftet.

Einen Handſchuh der Königin Eliſabeth trug Graf Eſſex, gleich einer Siegesbeute, beſtändig an ſeinem Baret und mit demſelben Handſchuh erhielt er von der Königin in der Aufwallung des Zornes jene weltgeſchichtliche Ohrfeige, die viele Dichter als Folie eines Trauerſpiels benutzt haben. Anna von Oeſterreich, Gemahlin Ludwigs **XIII.**, ſchenkte dem engliſchen Geſandten, Herzog von Buckingham, als Zeichen ihrer Gunſt ihre Handſchuhe, und auf eben dieſe Handſchuhe, die durch Zufall in die Hände des eiferſüchtigen Cardinals von Richelieu geriethen, wollte dieſer eine Hochverrathsklage und den Sturz der Königin gründen. Chriſtine von Schweden bewahrte den Handſchuh, den einſt der große Corneille geküßt, als ein Kleinod, das ſie einrahmen ließ mit der Unterſchrift: „**C'est le gant baisé par le grand poéte du Cid.**“ Bertier, einer der berühmteſten Schauſpieler zur Zeit Ludwigs **XIV.**, wurde vom Hofe verbannt, weil er einmal die Rolle des Kaiſers Nero — ohne Handſchuhe geſpielt. — Sheridan und Lord Byron trugen niemals Handſchuhe, und blos darum, weil Beide ſtolz auf ihre weißen Hände waren. — Eine junge engliſche Lady wollte ſich, zur Zeit Wilhelms **IV.**, von ihrem Gatten blos deshalb ſcheiden laſſen, weil er einſt, an einem kalten Wintermorgen, ſich ſo tief erniedrigen konnte, Pelz-Handſchuhe zu tragen.

Ich wüßte noch Manches von den Handſchuhen zu erzählen, müßte ich nicht befürchten, daß mir der Leſer ſeinen Handſchuh hinwürfe, um mich herauszufordern, mit meiner Erzählung endlich den Anfang zu machen.

Dein Wille, vortrefflichſter der Leſer, geſchehe!

2.

Herr Amandus Mops, einer der einfältigſten Theater-Recenſenten der guten Stadt X., der — Gott mag wiſſen, wodurch? — in den Ruf eines geiſtreichen Kritikers gekommen iſt, hatte eine junge Dame geheirathet, welche Amanda hieß und eine jener Schauſpielerinnen war, von denen Zwölf gerade ein Dutzend und Funfzehn eine Mandel bilden. Sie hatte wenig oder gar kein Talent, aber eine ziemlich einnehmende Perſönlichkeit, die ihre Reize durch feine Koketterie ins rechte Licht zu ſtellen verſtand. Meiſterin in der Kunſt, eine reizende Toilette zu machen, hatte ſie ſich bald den Ruf erworben, eine der unwiderſtehlichſten Grazien der Bühne zu ſein. Im Handumdrehen hatte ſie die Herzen der ganzen Männerwelt erobert und endlich auch den einfältigen oder soi-disant geiſtreichen Theater-Kritiker in ihr Garn gelockt. Er, der ſie bisher immer heftig getadelt und bisweilen, ſo gut er's gekonnt, auch lächerlich gemacht, hatte, wie man's in der Recenſenten-Sprache nennt, urplötzlich umgeſattelt, ſich der langen Reihe ihrer Bewunderer angeſchloſſen und ſie, die er früher zu ſich in den Staub gezogen, bald darauf in den Himmel erhoben, oder, wie es in der Kunſtſprache heißt, über den grünen Klee gelobt. Und ſo geſchah es, daß Herr Amandus Mops, der ihr Anfangs ſehr zuwider geweſen, nach und nach ihr Anbeter, ihr Vaſall, ihr Lobhudler und endlich ihr Gemahl geworden war. Das Gerücht ihrer Verheirathung mit ihm hatte ſich, raſcher als ein Lauffeuer, durch die ganze Stadt verbreitet und acht Tage lang die Aufmerkſamkeit aller Theeklatſch-Zirkel beſchäftigt.

„Haben Sie ſchon gehört," ſagte der Kammergerichts-Referendar Cujacius, der mit dieſem berühmten Rechtsgelehrten nichts als den Namen gemein hatte, „haben Sie ſchon gehört," ſagte er zum Fräulein von Kickebuſch, „daß die liebenswürdige Amanda den dicken, häßlichen Mops geheirathet hat?"

„Wenn ich nicht irre, ſo habe ich die Vermählungs-Anzeige unter den Unglücks-Nachrichten geleſen," erwiderte Fräulein von Kickebuſch, die dieſen ſchlechten Witz Tags zuvor im Theater bei der Aufführung eines Wiener Poſſenſpieles aufgeſchnappt hatte.

„Ungeheuere Ironie!" ſchrie der Kammergerichts-Referendar und gab ſich die Miene, als ob er vor Lachen berſten wollte, denn er wußte aus eigener Erfahrung, daß nichts im Leben tiefer verwundet, als ein mißlungener, unbelachter Witz. Ich bedauere dieſe Amanda . . ."

„Ich begreife nicht, warum? Sie ſollten ihr Glück wünſchen, daß ſie endlich unter die Haube gekommen iſt, endlich einen Mann ergattert hat. Anfangs wollte ſie, wie ich gehört, nur einem Grafen ihre Hand reichen; fünf Jahre älter geworden, wollte ſie ſich ſchon mit einem Baron begnügen; ſpäter wäre ſie froh geweſen, wenn ſich ein armer Ritter zu ihr herabgelaſſen hätte. Jetzt ſollte ſie Gott danken, daß ſich dieſer bürgerliche Mops ihrer erbarmt hat."

„Wahr, ſehr wahr, mein gnädiges Fräulein. Amanda iſt zwar recht hübſch, aber . . ."

„Von ganz gemeiner Herkunft. Ihr Vater ſoll, wenn ich nicht irre, Hebamme und ihre Mutter Nachtwächter geweſen ſein."

„Kannibaliſche Malice!" rief Cujacius und that abermals, als ob er vor Lachen zerſpringen wollte. „Amandens Mutter kenne ich zufällig. Sie iſt der Typus einer echten Theatermutter, trägt, als ſolche, alle abgelegten Kleider und Hüte ihrer Tochter, ißt, was dieſe ihr übrig zu laſſen geruht, drückt ein Auge und — wenn es ſein muß — auch beide Augen zu, vertritt bei ihrer Tochter die Stelle der Wäſcherin, kocht für ihre Tochter, iſt wüthend, wenn ihr Kind nicht beklatſcht und herausgerufen wird, und möchte jedem Recenſenten, der ihr Kind zu tadeln wagt, die Augen auskratzen . . .“

„Sie ſcheinen Amandens Mutter ſehr genau zu kennen.“

„Das darf Sie nicht wundern; wer eine dieſer Theatermütter kennt, kennt ſie Alle . . . ſie ſind Alle über einen Leiſten geſchlagen.“

„Kannten Sie auch Amanda's Vater?“

„O beſſer als meinen Eigenen! Er war nicht Nachtwächter, wie Sie zu äußern geruhten, ſondern Zeitungsträger, ein äußerſt drolliger, übrigens ſehr bornirter Kauz, der mit der deutſchen Sprache beſtändig im Proceß lag und niemals einig mit ſich wurde, ob er mir oder mich ſagen ſollte. Ein Spaßvogel ſoll ihm einſt den komiſchen Rath gegeben haben, in den Monaten, welche kein r haben, immer mich, in den andern aber immer mir zu ſagen.“

„Superbe, ſuperbe! Ich muß mir dieſen Witz notiren, um ihn morgen beim Thé dansant meinem Oheim, Seiner Excellenz dem Herrn Geheimrath von Trictrac, zu erzählen.“

„Wollen Sie die Gnade haben, Ihren ganz unterthänigſten Diener bei dieſer Gelegenheit dem Wohlwollen Seiner Excellenz zu empfehlen?“

„Werde nicht ermangeln. Um aber wieder auf die bewußte Amanda zurück zu komen. Weit mehr als ſie, bedauere ich ihn. Dieſe Theaterdamen haben, einem ziemlich gegründeten on dit zu Folge, ſchwache Grundſätze . . .“

„Grundſätze, mein gnädiges Fräulein, die man wie luſtige Kartenhäuschen mit einem Hauche über den Haufen ſtürzen kann.“

„Folge der bürgerlichen Erziehung. Betrachten Sie dagegen uns Frauen vom Adel. Unſere Tugend iſt ein Felſenriff, worauf man Pyramiden bauen kann.“

Der Herr Kammergerichts-Referendar, der unglücklicherweiſe zwei

Minuten früher eine Priſe genommen, ſah ſich jetzt in die unangenehme, äußerſt beleidigende Nothwendigkeit verſetzt, einem Nieſer, den er vergebens zu unterdrücken verſucht, freien Lauf laſſen zu müſſen. — Zum Glück trat in demſelben Augenblick die Frau Ober-Bauräthin von Dachſtuhl hinzu, die dem Geſpräche raſch eine andere Wendung gab.

3.

Die Zeit der Flitterwochen war vorüber. Und noch immer lebten Amandus und Amanda wie Tauben mit einander. Sie erſchöpften ſich gegenſeitig an Aufmerkſamkeit, liebkoſ'ten und ſchnäbelten mit einander und bildeten auf dieſe Weiſe einen Eheſtand, deſſen ungetrübtes Glück an die fabelhaften Zeiten Philemon's und der Baucis erinnerte. Er brachte ihr täglich, wann er wieder nach Hauſe kam, eine Tüte mit Bonbons und Biscuits und einen zärtlichen Kuß mit, den er als Petſchaft ſeiner Liebe auf das Couvert ihrer Augen drückte. Sie aber ſtickte für ihn eine Perlenbörſe, rauchte ihm die Cigarren an und rupfte ihm dann und wann auch die grauen Haare aus. Er wiederum gab ſich ihr gutmüthig als Zwirnhaſpel hin, legte jede Recenſion, die er ſchrieb, zuerſt ihrer Cenſur vor und geſtattete ihr, darin zu ſtreichen, was ſich mit ihren Anſichten nicht vertrug.

„Höre, Amandus,“ ſagte ſie eines Morgens, als ſie die Correctur einer ſeiner Recenſionen las, „dieſe Stelle da mußt Du mildern. Die C . . . iſt ein ganz charmantes Geſchöpf, immer außerordentlich artig und zuvorkommend gegen mich . . . daher kann ichs unmöglich zugeben, daß Du ihr alles Talent abſprichſt . . .“

„Aendere daran, was Dir gefällt, liebes Kind.“

„Dieſe Stelle da, Amandus, muß hingegen ſehr verſchärft werdem. Dieſer R. iſt ein arroganter Patron, der mir zumuthet, daß ich ihn zuerſt grüßen ſoll. Ueberdem iſt er der Einzige beim ganzen Theater, der mir nie den Hof gemacht.“

„Beweis genug, daß dieſer dumme, einfältige Menſch keinen Geſchmack hat.“

„Und dennoch lobſt Du ihn hier, als ob er der größte Künſtler unſeres Jahrhunderts ſei . . .“

„Kind, das hat ſeine guten Gründe. Ich lobe den R. nur darum, um den S. damit zu ärgern. Dieſer S. verträgt lieber einen leiſen Tadel auf ſich ſelbſt, als ein Lob auf ſeinen Nebenbuhler.“

„Und dennoch bitte ich Dich, dieſes Lob etwas zu mäßigen.“

„Streiche, was Dir gefällt.“

Wer von Euch beneidet nicht das Glück dieſer Ehe, wer von Euch bewundert nicht die hohe Unpartheilichkeit dieſes kritiſchen Mopſes?!

Nach und nach hatten ſich ſämmtliche Anbeter Amanda's wie die letzten Sonnenſtrahlen beim Einbruch der Abend-Dämmerung verloren. Wer von uns weiß es nicht, daß es Künſtlerinnen giebt, die in den Augen des Publikums allen Reiz verlieren, wenn ſie einmal die Betiſe begangen haben, ſich einen Mann zu nehmen. Schauſpielerinnen, die weiter nichts als blos ſchön ſind, ſollten nicht eher heirathen, als bis ſie in das Alter kommen, wo ſie Niemand mehr ſehen will.

Verwöhnt von den Huldigungen der halben Männerwelt, fing ſie allmählig an, einzuſehen, daß ihr die Huldigung eines Einzelnen keinen Erſatz dafür biete. Die Flitterwochen waren längſt vorüber: ſie geſtand ſich, daß der geiſtreichſte, liebenswürdigſte, aufmerkſamſte Ehemann am Ende doch weniger amüſant als der langweiligſte Anbeter ſei.

Etwas Aehnliches fing auch Herr Mops zu glauben an: er mußte ſich das Geſtändniß ablegen, daß Theaterdamen nur ſo lange reizend ſind, als ſie vor uns im geſchminkten Zuſtande, gehoben durch die Täuſchung des Lampenlichtes, erſcheinen. In der Nähe betrachtet, sans fard et sans voile, gleichen ſie jenen Decorationen, die bei Nacht wie prachtvolle Feenpaläſte, bei Tag aber wie verwitterte Wachtſtuben ausſehen.

Amanda ſehnte ſich wieder nach einem Anbeter und ihr Gemahl nach einer neuen Liebſchaft.

4.

Er heißt Korkſtöpſel und iſt Weinreiſender.

Bevor ich das Individuum portraitire, will ich meinem Leſer die ganze Sippſchaft ſchildern.

Der Handlungsreiſende iſt ein Weltbürger, der ein Nomaden-Leben führt und in jeder Stadt, die er auf ſeinen Kreuz- und Querzügen berührt, ſo heimiſch als in ſeinem Geburtsorte iſt. Der Commis-voyageur, ſagt ein franzöſiſcher Sittenſchilderer, iſt der Hoheprieſter des Handels und der Induſtrie, der ſich dem Dienſte des Maaßes und Gewichts, des Zuckerkandis und Ingwer's, des Kalikots und der gedruckten Leinwand gewidmet hat. Der Handlungsreiſende iſt das Lebens-Element der Fabrikanten und Großhändler, das perpetuum mobile des Bedarfs, des Mangels und des Ueberfluſſes; er iſt der Meſſias der Gaſtwirthe, der Lovelace der Stubenmädchen, der Despot der Table d'hôte, der Stammgaſt des Kaffeehauſes und beſonders des Billards.

Jeden dieſer ehrenwerthen Weltbürger, jeden dieſer liebenswürdigen Proben- oder Muſterreiter, gleichviel, ob er — ich bediene mich hier des techniſchen Kunſtausdrucks — in Wein oder Taback, in Seide oder Baumwolle, in Papier oder Tuch Geſchäfte macht, erkennt man ſehr leicht an folgenden zwölf Merkmalen:

1) Er trägt meiſtentheils eine ſchwarze Kravatte und auffallend ſteife Vatermörder.

2) Er iſt ein abgeſagter Feind der Handſchuhe und trägt einen dicken, in der Regel hohlen Siegelring.

3) Er trägt ſeidene Taſchentücher, parfümirt ſich ſehr ſtark und trinkt gern Champagner.

4) Er ſchnupft, bloß deßhalb, um ſeine Tula-Doſe zu zeigen, dann und wann Taback, ſingt Barcarolen und verſäumt ſelten oder nie eine Vorſtellung im Theater.

5) Er iſt ein Beſchützer der Künſte und ein Anbeter aller Künſtlerinnen.

6) Er iſt ein Opponent der Kritik, aber deſſen ungeachtet glücklich, wenn er die Bekanntſchaft eines Journaliſten machen und ſich ſpäter rühmen kann, mit ihm auf vertrautem Fuße zu ſtehen.

7) An der **Table d'hôte** kokettirt er mit jeder Frau und macht, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, von allen Gäſten den meiſten Lärm.

8) Er tyranniſirt die Gaſtwirthe, chikanirt die Kellner und kneift die Stubenmädchen, je nachdem ſich die Gelegenheit dazu bietet, bald da, bald dort.

9) Er raucht täglich 9 — 12 Cigarren und hat große Vorliebe für Louis Drucker und den Komiker Beckmann.

10) Er ſpielt nur Ecarté und Domino und giebt im Letztern auf Hundert nicht ſelten vierzig bis fünfzig Points vor.

11) Er brüſtet ſich mit ungeheurer Körperkraft, kann Korkſtöpſel zerſchlagen, Stühle mit einer Hand balanciren, mit dem kleinen Finger zwei Centner aufheben und mehr dergleichen Kraftſtückchen ausführen.

12) Er iſt in vielen freien Künſten erfahren, kann bellen wie ein Hund, miauen wie eine Katze und ſchreien wie ein Wickelkind.

Die ganze Sippſchaft der Commis voyageurs zerfällt in zwei Abtheilungen: in die ariſtokratiſche und in die demokratiſche Race. Zur erſtern gehören die Weinreiſenden, zur letztern alle übrigen Muſterreiter.

Herr Korkſtöpſel, der für ein bedeutendes Champagnerhaus reiſ't, gehört zur Crême ſeines Standes. Er macht ſtets ſeine Toilette, ſchlägt viel Geld todt, macht allen Damen vom Theater den Hof, arrangirt koſtſpielige Landpartien, veranſtaltet Pikniks, Diners und Soupers, gefällt ſich in Wortſpielen und iſt glücklich, wenn einer ſeiner Bonmots, die er — Gott weiß wo? — aufgeſchnappt hat, aus Artigkeit belacht wird.

Herr Korkſtöpſel hatte zuerſt die Bekanntſchaft des Herrn Mops gemacht, ihn einige Male mit Champagner ſeines Hauſes freigehalten und ihm dadurch einen ſehr hohen Grad von Achtung beigebracht, denn Amandus gehörte, wie jeder Recenſent, zur Klaſſe jener Geſchöpfe, welche, von den alten Römern Umbrae (Schatten) genannt, bei uns Schmarotzer heißen. Mops hatte gleich darauf den freigebigen Korkſtöpſel ſeiner Frau vorgeſtellt, und der weibliche Mops ſchon beim erſten Entrée großes Wohlgefallen an ihm gefunden, denn es war ihr nicht fremd geblieben, daß er einer jungen Balletttänzerin, der er früher den Hof gemacht, Shawls und Marabouts und andere werthvolle Geſchenke zu Füßen gelegt. — Frauen aber, welche man geneigt findet, Geſchenke anzunehmen, ſind jederzeit auch bereit, uns für dieſe Geſchenke zu entſchädigen. Das wußte unſer Korkſtöpſel aus langjähriger Erfahrung und ſetzte Amanden's Geſinnung durch eine kirſchrothe, mit weißem Atlas gefütterte Sammet-Mantille auf die Probe. Amanda geruhte ſein Geſchenk anzunehmen, er aber daraus den Schluß zu ziehen, daß er ſeine Huldigung keiner Unwürdigen zugeſendet habe. Drei Tage ſpäter ſchickte er ihrem Manne einen Korb Champagner mit der Etiquette „qualité supérieure“ und dem Wunſche, daß er ihm wohl bekommen möge.

Die beiden Möpſe, außer ſich vor Freude, wetteiferten und erſchöpften ſich in Lobeserhebungen ſeiner Liebenswürdigkeit und erklärten ihn einſtimmig für den geiſtreichſten Mann und den angenehmſten Geſellſchafter. Und als Herr Korkſtöpſel ſeine Aufmerkſamkeit ſogar ſo weit trieb, ihr einen Shawl und ihm eine Kiſte von 1000 Stück Vollblut-Cigarren aus der Havannah zu ſchenken, geriethen Beide dergeſtalt in Extaſe, daß ſie unisono ausriefen:

„Vivat Korkſtöpſel!“

5.

Eines Morgens erhielten Amandus Mops und ſeine Frau von einem ihrer Bekannten eine Einladung zu einer Landpartie. Da ihm jede Gelegenheit zu Vergnügungen, welche er ſich auf Koſten Anderer machen konnte, immer ſehr erwünſcht war, ſo beeilte er ſich, die Einladung anzunehmen, mit dem Bemerken jedoch, daß ſeine Frau nicht daran Theil nehmen könne, weil ſie Abends im Theater beſchäftigt ſei.

„Ich verlaſſe Dich jetzt,“ ſagte er zu ſeiner Frau, „um einer Einladung zu folgen, die ich heute Morgen erhalten und angenommen habe.“

„Und wann werde ich die Ehre haben, meinen Herrn Gemahl wiederzuſehen?“

„Schwerlich vor Mitternacht; doch ängſtige Dich nicht, liebes Kind, wenn ich vielleicht die ganze Nacht ausbleibe, denn leicht könnte es geſchehen, daß wir, wie das vorige Mal, auf dem Lande übernachten und erſt morgen früh nach der Stadt zurückkehren.“

„Bleibe, mein theurer Freund, ſo lang es Dir gefällt, amüſire Dich ſo gut, als Du es ohne mich vermagſt, und denke, wenn Du Dich gut unterhältſt, auch einmal an Dein armes Weib, das Abends eine ſchlechte Rolle ſpielen und nach dem Theater, ohne Dich, ſich langweilen muß.“

„Geh' heut etwas früher zu Bett und lerne Deine neue Rolle.“

„Das will ich thun, lieber Mann.“

„Adieu, mein ſchönes, treues Weib,“ ſagte Mops, küßte ſeine Ehehälfte ſo zärtlich, als es einem Ehemann nach den Flitterwochen noch möglich iſt, und begab ſich dann zum Freunde, von dem er die Einladung erhalten.

Eine Stunde ſpäter befand ſich die kleine Geſellſchaft auf dem Wege nach * * *.

6.

Abends, nachdem die Vorſtellung im Theater, worin Madame Amanda in Shakeſpeare's „Romeo und Julia“ die weibliche Hauptrolle geſpielt, zu Ende war, ſah man einen feſtzugemachten Fiacre, in dem ein Herr und eine Dame ſaßen, noch langſamer, als dieſe Art öffentlicher Wagen gewöhnlich zu fahren pflegt, vom Ausgang des Schauſpielhauſes, wo Beide eingeſtiegen waren, durch mehrere Straßen endlich unter die * *. hinziehen. Man ſchien abſichtlich einen ziemlich bedeutenden Umweg gemacht zu haben, um länger, als es eigentlich nöthig war, unter dem Schirme und Schutze eines ſtillverſchwiegenen Wagens verweilen zu können. Endlich machte er am Eingange eines bekannten Reſtaurants Halt.

Herr und Dame erſtiegen die durch Gas erleuchtete Marmortreppe, riefen den dicken, freundlichen Wirth, dem man ſchon von der Ferne den pfiffigen Franzoſen anſah, begehrten ein ſogenanntes Extra-Zimmer und ein exquiſites Abendbrodt, deſſen Details der Herr dieſer Dame ſchon am Morgen beſtellt haben mußte, denn auf die Frage, ob Alles bereit ſei, antwortete der Wirth mit ziemlich verdächtigem Asmodi-Lächeln: „**Oui Monsieur!**“

Herr und Dame begaben ſich hierauf in das ihnen angewieſene Kabinet. Der Herr legte hier ſeinen Ueberrock, die Dame ihren Schleier ab. Dann gaben ſie ſich einen Kuß. Er nannte ſie Engel und ſie hieß ihn Schelm und — gleich darauf trat der Wirth mit hundert Stück Auſtern ein, worauf dann das Souper begann.

Beiden Leutchen konnte man es anſehen, daß ſie ein Paar Verliebte waren, denn ſelbſt während des Eſſens ſchnäbelten ſie miteinander und tauſchten Liebkoſungen aus. Die Dame ſchien ein ungemein zahmes, kirres Täubchen zu ſein, denn ſie fraß ihm, ſo zu ſagen, aus der Hand. Bald ſpießte er, bald ſpießte ſie einen Biſſen an die Gabel, um ſich wechſelſeitig abzufuttern. Es war ein ſo ſchöner, rührender Anblick, daß ſelbſt die gipſerne Venus auf dem Ofen — ſie, die mir dies Alles erzählt hat — darüber ihre Faſſung verlor und beinah' hinuntergepurzelt wäre.

Eine Delicateſſe jagte die andere; man begann mit **Château d'Iquem**, ging dann zu **Volnay** über und befahl, **Jacquesson-Bouzy** in Eis zu ſtellen. Herr und Dame waren bei beneidenswerthem Appetite; ein zärtlicher Händedruck, ein verliebter Blick, ein glühender Kuß füllte die kleinen Pauſen von einer Schüſſel zur andern aus; man aß viel und ſprach wenig. Nur dann und wann fragte die Dame:

„Sehen Sie doch zu, wie ſpät es iſt.“

„Halb Eilf.“

„O dann haben wir noch ein halbes Stündchen Zeit.“

Jetzt flog der erſte Champagnerpfropf in die Luft. Wie bei großen Feuerwerken die erſte Leuchtkugel, ſo gab hier der erſte Kork das Signal zu einem Schauſpiel, das ſich vor den Blicken der gipſernen Venus entfaltete.

Wer von uns weiß nicht, was Champagner unter vier Augen vermag! Bei ſolchen Gelegenheiten ſpringt aus jeder Flaſche dieſes Weines ein Asmodi heraus, der lachend alle Verſchanzungen des weiblichen Herzens untergräbt und ſiegend ein Fort nach dem andern in die Luſt ſpringen läßt. Es iſt ein Wein, der aus jedem Manne einen Don Juan und aus jedem Weibe eine Donna Anna macht. Wohl Niemand hat den auf Flaſchen abgezogenen Frauen-Beſieger, den zu Wein gewordenen Don Juan richtiger characteriſirt, als Mozart in ſeinem göttlichen Liede:

„Treibt der Champagner das Blut in den Kreiſen,
Giebt es ein Leben herrlich und froh!“

O Mozart, o Don Juan, hättet Ihr an jenem Abend bei • • ſoupiren und dort, wie die Venus von Gips, Zeuge dieſes in Champagner und Liebe zerfließenden Tête-à-tête ſein können, Ihr hättet Euere Champagner-Hymne angeſtimmt und ein Glas geleert „auf Alles, was wir lieben.“

„Wie ſpät, wie ſpät?“ fragte die Dame, ſich ängſtlich den Umarmungen des Herrn entwindend.

„Ein Viertel auf Zwölf“

„Nun iſt es Zeit . . . nun muß ich fort . . . nun habe ich keine Ruhe mehr!“

„Nur ein Glas, nur einen Kuß noch,“ bat der Herr.

„Böſer, unerſättlicher Schelm!“ erwiderte die Dame, leerte das Glas und gab ihm ſtatt eines Kuſſes ſogar zwei . . . „Nun aber hält mich keine Macht mehr zurück . . . kommen Sie, eilen Sie . . .“

„Gleich, gleich," ſagte der Herr und ſchlüpfte, ſo behend wie der Eſel in die Löwenhaut, in ſeinen Paletot hinein und knöpfte ihn, weil er (der Herr nämlich) ſehr echauffirt war, bis an den Hals zu. Die Dame warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, arrangirte die etwas in Unordnung gerathenen Locken à **la tire-bouchon**, ſetzte ihren Hut auf, hüllte ſich dicht in ihren Schleier und häkelte ſich in den dargereichten Arm ihres Begleiters ein.

„Gute Nacht, Herr T . . ." ſagte der grüne Paletot zum ſchwarzen Frack.

„**Dormez bien**," erwiderte der Wirth. „**Madame**," ſetzte er hinzu, „**j'ai l'honneur de vous saluer.**"

Madame nickte mit dem Kopfe. Ihr Begleiter ſchmunzelte. — Bald darauf ſaßen Beide im Fiacre.

7.

Dreiviertel Stunden ſpäter traten in daſſelbe Kabinet zwei Herren von ziemlich gleichem Alter ein. Der Wirth ſchien nur den Einen zu kennen, der eine Brille trug, denn er nannte ihn beim Namen und war außerordentlich erfreut, ihn wiederzuſehen.

„Was haben Sie Gutes zu eſſen?" fragte der Bebrillte.

„Friſche Hummern, einen ganz ausgezeichneten Faſan mit Sauerkraut, Charlotte ruſſe . . ."

„Bringen Sie vorläufig Hummern . . ."

„Und Wein, guten Wein, denn ich habe pyramidaliſchen Durſt."

Der Wirth eclipſirte ſich. Die beiden Männer ſetzten ſich an denſelben Tiſch, an dem kurz vorher der Herr mit dem Paletot und die Dame mit dem Schleier feſten Fuß gefaßt hatten.

„Nun, ſage aufrichtig, wie Du Dich amüſirt haſt,“ fragte Baron von **, ein Spieler von Profeſſion.

„Himmliſch, himmliſch!“ erwiderte Amandus Mops, ſeine Fingerſpitzen küſſend. „Die kleine Sidonie hat mir ungeheuer gut gefallen. Ich bin geſonnen, mich ernſtlich in ſie zu verlieben.“

„Ich habe Dir bereits geſagt, daß ſie zum Theater gehen will. Glaubſt Du, daß ſie Talent hat?“

„Ungeheuer viel Talent.“

„Du haſt ſie ja noch nicht ſpielen ſehen.“

„Als ob es nothwendig wäre, eine Schauſpielerin ſpielen zu ſehen, um über ſie ein Urtheil zu fällen. Wie manche Vorſtellung habe ich beurtheilt, ohne ihr beigewohnt zu haben.“

„Wie um Alles in der Welt iſt das möglich?“

„Nichts leichter als das: ich denke mir, wie Jeder geſpielt hat, und richte danach mein Urtheil ein. Außerdem weiß ich, daß es Schauſpieler giebt, die nie ſchlecht, und wieder Andere, die nie gut ſpielen können. Die Einen werden gelobt, die Andern getadelt, et voilà tout!“

„Meinſt Du alſo wirklich, daß die kleine Sidonie auf der Bühne Glück machen wird?“

„Ungeheueres Glück, denn ſie hat alle Requiſiten dazu: ein Paar Spitzbubenaugen, die ganz allerliebſt zu kokettiren verſtehen, ein volles, dralles, pralles Figürchen, einen hübſchen, runden Arm, einen kleinen, netten Fuß und — was die Hauptſache iſt — eine Mutter, wie man ſie ſich nur wünſchen kann. Mädchen, die ſich der Bühne widmen wollen, müſſen durchaus keine Väter haben, denn dieſe ſind in der Regel zu einfältig und gewiſſenhaft: ſie ſehen in jedem Anbeter ihrer Tochter einen Spitzbuben, der ihnen die einzige Rente rauben will. Mütter hingegen ſind klüger und darum auch nachſichtiger: es ſchmeichelt ihrer Eigenliebe, wenn man ihren Töchtern den Hof macht; in jedem Verehrer ihrer Tochter erblicken ſie eine neue Sproſſe zur Leiter ihres Ruhmes, denn eine Künſtlerin ohne Anbeter iſt eine Bühne ohne Zuſchauer, ein Dampfſchiff ohne Paſſagiere, ein Buch ohne Leſer.“

Amandus Mops hätte vielleicht noch mehr derartige Vergleiche angeſtellt, wären nicht die Hummern erſchienen. Ein Schmarotzer, wie er, iſt nur ſo lange aufgelegt, zu reden, als es nichts zu eſſen giebt. Wenn aber ſein Magen zu reden beginnt, dann ſchweigt ſeine Zunge.

Sie aßen Hummern und Forellen, Faſan und Sauerkraut, tranken nichts als Liebfrauenmilch, ſtießen die Gläſer an und brachten einſtimmig den Toaſt aus:

„Es lebe Sidonie!“

Arme Amanda, treues, biederes Weib, hätteſt Du hören können, wie Dein Gemahl eine gewiſſe Sidonie leben läßt, wer weiß, was Du gethan haben würdeſt!

Der treuloſe Mops wollte ſich eben wieder auf ſeinen Stuhl niederlaſſen, als ſein Fuß auf einen Gegenſtand ſtieß, der unter dem Tiſche lag. Er bückte ſich und hob ihn auf.

„Ein Handſchuh, ein Handſchuh!“ rief er aus.

„Wer mag den hier verloren haben?“ fragte der Baron.

„Du kannſt noch fragen? Eine Dame hat ihn liegen laſſen. Und wenn dieſe Dame ſo ſüß wie ihr Handſchuh duftet, ſo könnte ich mich blindlings in ſie verlieben. Welch ein feiner, märchenhafter Geruch! Ich könnte daraus eine Novelle ſchreiben. Nach dem Handſchuh zu ſchließen, muß die Perſon, die ihn verloren hat, ein allerliebſtes Händchen haben und reich und vornehm ſein . . .“

„Und woraus folgerſt Du das?"

„Aus dieſem funkelnden Edelſteinknopf. Meine Frau hat auch feine Handſchuhe, aber ſolche nicht. Dieſer Knopf iſt unter Brüdern vier bis fünf Louis werth . . ."

„Laß ſehen," ſagte der Baron, den der Knopf mehr als der Handſchuh intereſſirte. Du haſt Recht . . . Der Handſchuh gefällt mir . . . Du kannſt ihn mir ſchenken."

„Nicht um Alles in der Welt! Eine innere Stimme ſagt mir, daß ich durch dieſen Handſchuh eine ſchöne Bekanntſchaft, eine reizende Entdeckung machen werde."

„Wollen wir den Wirth nicht fragen, wer die Dame war, die vor uns hier geweſen?"

„Frage, aber ſage nichts vom Handſchuh."

Der Mann mit der Brille ſchellte. Gleich darauf erſchien der Wirth.

„Kurz vorher war eine Dame hier," ſprach der Baron.

„Ei, wer ſagte Ihnen das?"

„Wer mir das geſagt hat? Meine Naſe, mein Geruch hat's mir geſagt . . ."

„Wiſſen Sie nicht," fragte Amandus, „wer dieſe Dame geweſen iſt?"

„Nein," antwortete der Wirth, der ſelbſt dann, wenn er ſie wirklich gekannt hätte, zu discret geweſen wäre, etwas zu ſagen, was nicht Jeder zu wiſſen braucht.

„War die Dame allein oder in Begleitung eines Herrn da?" fragte der neugierige Mops.

„Es waren zwei Herren und zwei Damen hier."

„Ich ſehe aber im ganzen Kabinet nur zwei Stühle," ſagte der Baron.

„Das eine Paar ruhte auf dieſem Sopha,“ erwiderte Aſmodi.

„Ein hübſches Sopha, das,“ ſagte Amandus mit einem Anflug ungeheurer Ironie.

„Warum lächelſt Du?“

„Soll ich etwa weinen darüber, daß dieſer Wirth ſo verſchwiegen iſt und uns nicht ſagen will, wen er bewirthet hat?“

„Sehen und ſchweigen, meine Herren, war die Deviſe der Königin Eliſabeth von England . . . ich habe das heute morgen in einem Journale geleſen.“

„Siehſt Du, Freund, welchen Nutzen die Journale bringen. Hätte dieſer Herr das je gewußt, wenn er nicht Journale geleſen? Es lebe der Mann, der die Zeitungen erfand!“

„Ich habe durchaus nichts dagegen,“ meinte der Wirth.

„Ich auch nicht,“ ſagte der Baron, der gleich darauf die Zeche bezahlte.

Dann gingen die Freunde nach Hauſe.

8.

Am andern Morgen, als Amandus und Amanda zuſammen ihr Frühſtück verzehrten, fragte das biedere Weib ihren biedern Mann:

„Nun, Freund, wie haſt Du Dich geſtern auf dem Lande amüſirt?“

„So gut, als es mir ohne Dich möglich war.“

„Sehr verbunden, Herr Gemahl. Waret Ihr Beide ganz allein?“

„Nein, meine Taube. Der Baron hatte auch ſeine junge Nichte mitgebracht.“

„Seine Nichte?“ wiederholte die Taube mit einem Tone, in dem drei bis vier Fragezeichen lagen.

„Ja, meine Goldpuppe, ſeine Nichte.

„Ei, ſeit wann hat der Mann eine Nichte?“ fragte die ungläubige Goldpuppe.

„Seitdem dieſe Nichte an ihm einen Onkel beſitzt.“

„Soll das ein Witz ſein?“

„Gott behüte, lieber Engel.“

„Und wann kehrtet Ihr nach der Stadt zurück?“

„Erſt nach Mitternacht.“

„Und dann habt Ihr wohl noch irgendwo ſoupirt?“ fragte der Engel mit ſo gereiztem Tone, daß Mops dadurch eingeſchüchtert wurde, die Wahrheit zu geſtehen.

„Nein, Himmelsglück! Ich ging geſtern Nacht ſo hungrig zu Bette, wie noch nie in meinem Leben.“

„Ich ſchlief ſo feſt, daß ich Dich nicht kommen hörte.“

„Wann iſt denn mein Täubchen zu Bette gegangen?“

„Gleich nach der Vorſtellung.“

„Hat Dich unſer liebenswürdiger Freund Korkſtöpſel geſtern Abend beſucht?“

„Er war geſtern nicht hier.“

„Wird er heute kommen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du ſcheinſt verdrießlich, Engelspuppe. Iſt Dir etwas Unangenehmes widerfahren?“

„Ich habe geſtern beim Nachhauſegehen einen Handſchuh verloren.“

„Einen Handſchuh?“ fragte Mops etwas frappirt. „Mein Gott,“ fuhr er geſammelt fort, „was liegt an einem Handſchuh?“

„Es war kein gewöhnlicher. Ich erhielt ihn erſt vor drei Tagen von Deinem Freunde Korkſtöpſel.“

„Aber davon haſt Du mir keine Sylbe geſagt.“

„Vermuthlich hatte ich es vergeſſen. An dieſem Handſchuh war ein Edelſteinknopf.“

„Was ſagſt Du? Ein Edelſteinknopf?“ fragte Mops und faßte ſich unwillkührlich nach ſeiner Stirne hin.

„Ja, ja,“ wiederholte das brave Weib, „ein Edelſteinknopf, der mindeſtens vier bis fünf Louisd'or werth war.“

„Ich möchte aus der Haut fahren!“

„Weßhalb?“ fragte Amanda.

„Blos darum, weil ich dieſen Handſchuh, den Du verloren haſt, unglückſeliger Weiſe gefunden habe. Da iſt er!“ rief er im Tone eines Triumphators und zog dabei das glacirte Corpus delicti ſeiner biedern Ehehälfte aus der Taſche ſeines Schlafrocks hervor. — „Nun, Madame, was ſagen Sie jetzt?“

„Mein Gott, was ſoll ich ſagen?“

„Daß Sie geſtern nach dem Theater in Geſellſchaft eines Mannes bei T** in einem Extra-Zimmer ſoupirt und dort den Handſchuh verloren haben.“

„Später warſt alſo auch Du dort?“

„Ja, Madame.“

„Du ſagteſt vorhin, Du habeſt nirgends ſoupirt . . .“

„Das habe ich vorſätzlich geſagt. Ich frage Sie jetzt, Madame, mit wem Sie dort geweſen ſind.“

„Nun, wenn Du das durchaus wiſſen willſt, mit Deinem Freunde Korkſtöpſel.“

„Mit meinem Freunde Korkſtöpſel? Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie ihn geſtern nicht geſprochen hätten?“

„Ich ſagte nur, er ſei geſtern nicht hier, bei uns, geweſen."

„Er war alſo mit Ihnen bei T**?"

„Ich ſehe gar nicht ein, weßhalb ich Anfangs ein Geheimniß daraus gemacht? Iſt's denn ein Verbrechen, wenn ich mit Deinem Freunde ſoupire?"

„Mit meinem Freunde? Hol' der Teufel ſolche Freunde, hol' der Teufel alle Korkſtöpſel, alle Weinreiſende. Wehe ihm, wenn er jetzt zufällig hereinträte: ich würde ihm dieſen Handſchuh vor die Füße werfen und ihm zudonnern: Schurke, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!"

In denſelben Augenblick vernahmen Beide einen Klopfer.

„Herein!" riefen ſie wie aus Einem Munde.

„Guten Morgen, meine Herrſchaften!" ſagte der Eintretende.

„Ach, Sie ſinds, Herr Korkſtöpſel," rief Mops etwas echauffirt . . . „Es freut mich . . ."

„Sie bei uns zu ſehen," ſetzte Amanda hinzu.

„Sie ſcheinen aufgeregt, mein Freund?" fragte der theilnehmende Korkſtöpſel. „Iſt etwas Unangenehmes vorgefallen?"

„Urtheilen Sie ſelbſt. Geſtern Abend fand ich bei T** den Handſchuh, den meine Frau, als ſie mit Ihnen dort ſoupirte, unglückſeliger Weiſe liegen ließ. Ich weiß nun Alles, mein Herr Korkſtöpſel . . ."

„Ich bedauere unendlich; das aber wiſſen Sie nicht, daß ich draußen im Vorzimmer wieder eine neue Kiſte von 1000 echten Manilla-Cigarren für Sie hingeſtellt."

„Ich danke Ihnen, lieber Freund," erwiderte der Biedermann und drückte ſeinem Freunde die Hand.

Mein Leſer, der Anfangs vielleicht ein blutiges Duell erwartet hatte, wird nun ſicher eine andere Cataſtrophe, etwa eine Scheidung, erwarten. Du irrſt Dich wiederum, lieber Leſer. Der gute Mops fand ſich in ſein Schickſal, rauchte ſeine Cigarren und blieb, wie bisher, der Mann ſeiner Frau und der Freund ſeines Freundes.

Der Himmel ſegne dieſen edlen Biedermann!

VIII.

Vaillant.

1.

„Geld."
Titel eines Schauſpiels von Bulwer.

Herr Jean Foy **Vaillant** war einer der ausgezeichnetſten Münzkenner Frankreichs. Ich möchte ihn den **Linné** der Numismatik nennen, weil er ſich um dieſe Wiſſenſchaft gewiß eben ſo verdient gemacht hat, wie der alte Schwede um die Botanik. Wie **Linné** faſt alle Blumen, ſo kannte **Vaillant** beinah' jede Münze. Unermüdlich im Eifer, ſeine numismatiſchen Kenntniſſe zu bereichern, brachte er viele Jahre ſeines Lebens auf Reiſen zu, um alte Münzen aufzuſuchen. Wie **Apelles** keinen Tag ohne Pinſelſtrich, ſo ließ **Vaillant** nicht vierundzwanzig Stunden ohne Beſchäftigung mit ſeiner Lieblingswiſſenſchaft vorübergehen, und wie Kaiſer **Titus** pflegte er einen verlorenen Tag zu betrauern, wenn er ſich nicht mit dem Bewußtſein niederlegen konnte, die Bekanntſchaft einer alten und für ihn noch neuen Münze gemacht zu haben.

Man würde den Manen des Herrn von Vaillant ein großes Unrecht zufügen, falls man sein Lieblingsſtudium nüchtern, trocken, langweilig finden ſollte. Die Numismatik hat, wie jede Wiſſenſchaft, auch ihre intereſſante Seite, und genau betrachtet, iſt von allen Steckenpferden die Liebhaberei, Münzen zu ſammeln, gewiß noch die vernünftigſte, denn Numismatik und Geſchichte ſind mit einander ſo innig verflochten und verzweigt, daß man aus einer dieſer Wiſſenſchaften zugleich auch die andere kennen lernt.

Es wundert mich daher, daß noch Niemand auf den Einfall gerathen iſt, einen numismatiſchen Roman zu ſchreiben, einen Roman, in dem ein leidenſchaftlicher Münzenſammler mit all' ſeinen Freuden und Leiden den Mittelpunkt, und die Entſtehungsgeſchichte aller Münzen, die mit wichtigen Weltbegebenheiten in engem Zuſammenhange ſtehen, den hiſtoriſchen Hintergrund bildet. Solch ein Roman hätte wenigſtens den Reiz der Neuheit für ſich.

Ich will jetzt meinen Leſer mit einigen Münzen bekannt machen, von denen ich hoffen darf, daß ſie ihn in mehr als einer Beziehung intereſſiren werden.

Faſt alle Münzen der ältern und neuern Zeiten ſind mit dem Bildniß des Fürſten, der ſie prägen ließ, geſchmückt, eine Eitelkeit, die den Herrſchern des grauen Alterthums fremd geweſen iſt. In Attika und Delos wurden Silbermünzen mit dem Bildniß eines Ochſen geprägt, woher dieſe Münzſorte den Namen **Bos** oder *Βοῦς* erhielt. Ein attiſcher Ochſe wog zwei Drachmen Silber und galt nach unſerm Gelde etwa ſechs Groſchen. Von dieſer Münze datirt ſich das athenienſiſche Sprichwort: *βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ*, er hat einen Ochſen auf der Zunge, das heißt: er hat ſich beſtechen laſſen. Matthias Hoſtus und einige andere Numismatiker wollen unter der Hekatombe ein Opfer von 100 ſolcher

Silber-Ochſen oder 25 Thaler verſtehen. — Dieſe Münze iſt übrigens eine der allerälteſten, denn Theſeus ſoll ſie ſchon 1240 Jahre vor Chriſti Geburt in Athen eingeführt haben.

Nicht minder intereſſant iſt die Arſinoë, eine Goldmünze, welche Ptolomäus Philadelphus, König von Aegypten, 250 Jahre vor Chriſti Geburt, zu Ehren ſeiner zweiten Gemahlin Arſinoë mit ihrem Bildniß prägen ließ. Dieſe ſeltene Münze wurde lange Zeit dem alten Vater Noah zugeſchrieben, weil man von dem verwitterten Namen nur die letzten Buchſtaben dechiffriren konnte.

Unter den altrömiſchen Münzen verdienen die Saturnalitii und Spinthriae hervorgehoben zu werden. Die Erſtern waren ſilberne und goldene Schaumünzen, womit ſich die Römer bei der Feier der Saturnalien gegenſeitig zu beſchenken pflegten. Auf dem Avers ſieht man Anſpielungen auf das Saturnusfeſt, z. B. Jo. Sat. Jo. oder einen Saturnuskopf mit Sat.; auf der Rückſeite allegoriſche Figuren, z. B. einen Liebesgott, der auf einem Pferde reitet, das einen Menſchenkopf hat, einen Phallus neben dem abnehmenden Monde und andere obſcöne Anſpielungen. — Die Spinthriae, gleichfalls Schaumünzen von Erz und Silber, zeigen auf dem Bruſtbilde ein Liebespaar in unzüchtiger Umarmung, bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe, auf der Rückſeite einen Kranz, in deſſen Mitte eine römiſche Zahl von I—XII ſteht. Dieſe höchſt frivolen Münzen, die auf der Inſel Capri (Capreae) ausgegraben worden ſind, wurden vom Kaiſer Tiberius geprägt, der hier den Sitz ſeiner thieriſchen Lüſte aufgeſchlagen hatte. Dieſe Münzen, welche ſprechende Zeugen der ſchaamloſen Ausſchweifungen dieſes Kaiſers ſind, gehören jetzt zu den größten Seltenheiten. König Auguſt II. von Polen kaufte eine Serie von 25 Stück für 1000 Thaler.

In der Reihe der engliſchen Münzen macht ſich vor allen der Roſenoble bemerkbar. Dieſe ſeltene Goldmünze, von der Größe eines Doppeldukaten, die König Eduard **III.** von 1344—77 prägen ließ, zeigt auf dem Avers ein mit einer Roſe geſchmücktes Schiff, in welchem der König ſitzt, der in der Rechten ein Schwert, in der Linken ein Wappenſchild hält, mit der Umſchrift **Edward D. Gr. R. Angl. Z. Franc. Dns. Ib.** Auf dem Revers ſieht man eine achtblätterige Roſe, in der Mitte einen Stern und zwiſchen je zwei Blättern einen gekrönten Löwen, mit der Umſchrift: **IHs. Ant. Transiens Per Medium Illorum Ibat,** ein numismatiſches Räthſel, worüber Herr Vaillant und alle Gelehrten ſeines Faches ſich vergeblich den Kopf zerbrochen haben, ohne den Sinn dieſes Räthſels herauszubringen. — Der allgemeinen Sage nach ſoll der berühmte Adept Raimund Lulli die meiſten dieſer Roſenobles aus ſelbſtgemachtem Golde geprägt haben. Der Aberglaube ſchreibt dieſen Münzen auch Heilkräfte gegen anſteckende Krankheiten zu. — Zur Zeit der Catharina von Medicis ſoll auch Michel Noſtradamus derlei Roſenobles aus chemiſchem Golde nachgeprägt haben.

Von den franzöſiſchen Münzen will ich zuerſt des **Blanc à Salamandre** erwähnen, einer Silbermünze von der Größe eines Viergroſchenſtücks, welche Franz **I.** kurz vor ſeinem Tode **(1547)** prägen ließ. Auf der Vorderſeite erblickt man das gekrönte Wappen der Lilien, und neben dieſen, rechts und links, einen Salamander, der bekanntlich das Emblème dieſes Fürſten war. Auf der Rückſeite prangt ein großes Kreuz mit zwei ſich gegenüberſtehenden **F.** von einem Bogen eingefaßt und der alten Umſchrift: **Sit Nomen Domini Benedictum.** — Auf andern Münzen dieſes Königs iſt nur ein Salamander abgeprägt mit der Deviſe: **Notrisco el buono, Stingo el Reo** (ich ernähre das Gute und löſche das Böſe). Auch die Salamandermünzen rechnet der Aberglaube zu denen, welche Jedem, der ſie bei ſich führt, Glück im Spiel und in der Liebe bringen ſollen.

Die Liebe erinnert mich an eine Münze, welche König Heinrich II. von Frankreich zu Ehren ſeiner Maitreſſe, der durch ihre Schönheit berühmten Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois ernannt, hatte prägen laſſen. Der Avers zeigt ihr Bruſtbild mit der Umſchrift: **Diana Dux Valentinorum Clarissima**; auf der Rückſeite ſieht man die mit Köcher und Bogen bewaffnete Keuſchheitsgöttin Diana mit dem einen Fuße auf dem Rücken des beſiegten Liebesgottes Cupido, mit der Umſchrift: **Omnium victorem vici.**

Dies Beiſpiel Heinrichs II. befolgte hundert Jahre ſpäter Ludwig XIV., welcher zu Ehren ſeiner zweiten Geliebten, Marie de Scoraille, gleichfalls eine Münze ſchlagen ließ, auf deren Avers das Bruſtbild derſelben mit der Umſchrift: **Marie de Scoraille, Duchesse de Fontanges**, und auf deren Avers eine Sonnenblume prangt, die ihre Krone der Sonne zuwendet, mit der Umſchrift: **Au gré de mon soleil.** Ob Ludwig XIV. ſich für die Blume und ſeine Geliebte für die Sonne, oder, umgekehrt, ſich für die Sonne und die Herzogin für die Blume gehalten, iſt leider nicht klar genug angedeutet.

Unter den von Päbſten geſchlagenen Münzen hat der ſogenannte Hugenottenthaler, den Pabſt Gregor III. zur Verherrlichung der Pariſer Bluthochzeit im Jahre 1572 prägen ließ, eine traurige Berühmtheit erlangt. Der Avers zeigt das Bruſtbild dieſes heiligen Vaters und der Revers die Ermordung des Admirals von Coligny. Es gab eine Zeit, wo der abergläubige Katholik dieſe Hugenotten-Scudi für glückbringend hielt.

Von den ſchwediſchen Münzen nenne ich nur die Margarethengroſchen und den **Dat cui vult**-Dukaten. Die Erſtere iſt eine Silbermünze von Sechſergröße, geprägt um das Jahr 1400 von der Königin Margarethe, deren gekröntes Bruſtbild den Avers ziert. Auf dem Revers zeigt ſich ein oben und unten zugeſpitztes O, das in der Mitte durch einen Strich eine zweideutige Figur annimmt. Ein Geſchichtſchreiber Schwedens, Erich Olaus, berichtet, die ſittenloſe Königin habe ihre Schaam auf dieſe Münze prägen laſſen. Spätere Geſchichtsſchreiber verſuchten, Margarethe von dieſem boshaften Verdachte zu reinigen und das famöſe O für das Zeichen des Münzortes Oerebro auszulegen. Deſſenungeachtet gehören dieſe Groſchen noch immer zu den Seltenheiten, die von den Münzſammlern fleißig geſucht und ſehr theuer bezahlt werden.

Die andere Münze, Dat cui vult genannt, iſt ein Dukaten, den Erich XIV. im Jahre 1568 ſchlagen ließ. Auf der Vorderſeite zeigt ſich ſein Bildniß mit Namen und Titel in der Umſchrift, auf der Rückſeite ein Schiff auf der See. Am Strande ſitzt ein Mädchen, in deſſen Schoos ein Scepter fällt, mit der Umſchrift: Dat cui vult. Erich hatte von vier auswärtigen Fürſtinnen, welchen er ſeine Hand angetragen (Eliſabeth von England, Maria Stuart, Chriſtine von Lothringen und Chriſtine von Heſſen) Körbe bekommen. Darüber aufgebracht, entſchloß er ſich, ein Mädchen von gemeiner Herkunft auf den Thron zu heben und, um die Fürſtinnen, die ihn verſchmäht hatten, zu kränken, ſeine Gattin aber zu ehren, dieſe Dukaten prägen. Seine Unterthanen aber, die ihm dieſe Mißheirath ſehr übel nahmen, ſtießen ihn vom Throne, verjagten ihn aus ſeinem Reiche und ſchmolzen dieſe Dukaten ein, weßhalb die Wenigen, welche noch übrig geblieben ſind, zu den theuerſten Curioſitäten gehören.

Gleich intereſſant, wenn auch in anderer Beziehung, ſind die kupfernen Roththaler, welche Karl XII., deſſen Kriege alle Kaſſen des Landes erſchöpft hatten, von 1715 bis 1719 ſchlagen ließ. Sie ſind nicht größer als ein Zweipfennigſtück und mit zehn verſchiedenen Stempeln ausgeprägt, worunter ein Avers mit Jupiter, Saturn, Mercur, Phoebus und Mars. Auf den Rath ſeines Staatsminiſters, des Freiherrn von Schlitz, genannt von Görtz, ließ Karl XII. nicht weniger als 18 Millionen Thaler mit ſolchen Münzzeichen ausprägen, von denen jedes, wie die Aufſchrift ſagte, für einen Daler Silbermünze angenommen werden mußte, obgleich es nicht mehr als den 416ſten Theil eines alten Kupferdalers werth war. — Gleich nach dem Tode Karls XII. verlangte der erbitterte Pöbel die Beſtrafung dieſes Miniſters, dem bald darauf der Proceß gemacht und der Kopf abgeſchlagen wurde.

Von den polniſchen Münzen zeichnen ſich die ſogenannten Mordthaler, eine Silbermünze von Thalergröße aus, geprägt von König Sigismund III. von 1627 bis 1630. Auf dem Avers ſieht man des Königs Bruſtbild mit ſeinem Namen und Titel, auf der Rückſeite ſein Wappen mit der Umſchrift: Samo(gitiae) Ljv(oniae) Est(iae) Nec Non Sue(corum) Goth. Vand. Hae(reditarius) R(ex). Schmieder erzählt in Bezug auf dieſe Thaler: „Kaſimir der Große hatte 1347 das Geſetz gegeben, daß Mörder nicht mehr hingerichtet, ſondern Geldſtrafe bezahlen ſollten: für den Mord eines Edelmanns 30 Mark und ſo nach Stand und Würden weiter herab, welches Geld die Anverwandten des Ermordeten erhielten. Zu dieſem Behufe ließ Sigismund III. dieſen Thaler ſchlagen, welcher, wiewohl nur zwei polniſche Gulden werth, für einen Speciesthaler eingelöſt und an die Verwandten bezahlt werden mußte.

Einen friedlichern Character haben die Schmetterlings-Thaler und Fuchs-Dukaten, welche Friedrich August I., König von Polen und Churfürſt von Sachſen, im Jahre 1700 prägen ließ. Die Erſtern führen im Avers ein verſchlungenes und gekröntes F. A. und im Revers einen ſechsflügeligen Schmetterling; die Letztern zeigen auf der Vorderſeite einen langſchwänzigen Fuchs mit der Umſchrift: **Je l'ai par la nature;** auf der Rückſeite ſieht man allerlei Spielgeräthe mit der Deviſe: **Il faut de l'adresse.** Beide Münzen wurden am Dresdener Hofe als Spielmarken gebraucht.

Eine der größten Seltenheiten der ungariſchen Münzen ſind die von Mathias Hunyades von 1457 bis 1495 geprägten Rabendukaten. Auf dem Avers erblickt man den heiligen Ladislaus, in der Rechten eine Streitaxt mit der Umſchrift: **S. Ladislaus Rex,** auf dem Revers die Mutter Gottes, zu ihren Füßen einen Raben, der einen Ring im Schnabel hält. Einige Geſchichtsſchreiber Ungarns erzählen, König Matthias habe dieſe Goldmünze zur Erinnerung an einen Raben, der ihm einſt einen Ring geſtohlen, ſchlagen laſſen; Andere ſehen in dieſem Raben nichts Anderes, als das Geſchlechtswappen Corvins. Dieſe Dukaten wurden in frühern Zeiten für Amulete gehalten, welche die Kraft beſitzen ſollten, ſchwere Geburten zu erleichtern und die Krämpfe der neugeborenen Kinder zu ſtillen. Das abgeſchabte Gold wurde ſtatt Arznei eingenommen und ſollte auch andere Krankheiten heilen.

Auch die deutſchen Münzen haben manche Curioſität aufzuweiſen, z. B. die Kronemannsthaler, die den Namen des Alchymiſten führen, der ſie 1679 am Baireuther Hofe ausgeprägt hat. Auf der Vorderſeite zeigt ſich ein geharniſchter Arm, der einen Scepter über die Weltkugel hält. Die Ueberſchrift lautet: **A Deo et Parente,** die Umſchrift: **In Honorem et Diem natalem Sereniss. Princ. Dom. Georg. Wilhelm.;** auf dem Revers liegen Scepter und Schwert auf einem Tiſche, der von den Strahlen der Sonne beſchienen wird. Ueberſchrift: **Optima Spes Patriae,** Umſchrift: **March. Brand. Bor. Duci offert Christ.**

Wilh. Baro de Kronemann. MDCLXXIX. Beſagter Freiherr, der das Silber zu dieſen Thalern ſelbſt erzeugt haben wollte, wurde ſechs Jahre ſpäter, des Betruges überwieſen, zur Belohnung aufgehängt.

Ein Seitenſtück zu den famoſen Margarethengroſchen bilden die ſogenannten Coſelgulden, im Jahre 1707 von König Auguſt dem Starken geprägt. Vorn des Königs geharniſchtes Bruſtbild mit Namen und Titel, hinten das ſächſiſche und polniſche Wappenſchild, in flachem Bogen ausgeſchnitten, ſo daß der Zwiſchenraum beider Schilder eine längliche Oeffnung bildet. In der Mitte dieſer Oeffnung iſt ein Punkt zu ſehen. Der Urſprung dieſer Gulden ſchreibt ſich von einer Wette des Königs mit der Gräfin Coſel her: „das, was ſie verberge, auf Münzen zu offenbaren.“ Den größten Theil derſelben ließ die Gräfin aufkaufen und einſchmelzen, daher ſie jetzt zu den größten Seltenheiten gehören.

Aus der Klaſſe der ſogenannten Feſtmachungsmünzen, die gegen Schuß und Hieb ſichern ſollten, ſei nur eine erwähnt, die auf dem Avers den zum Kampf gerüſteten Kriegsgott und auf der Rückſeite ein magiſches Zahlenquadrat zeigt:

14	10	1	22	18
20	11	7	3	24
21	17	13	9	5
2	23	19	15	6
8	4	25	16	12

Die Zahlen von 1 bis 25 ſind ſo geſtellt, daß ſie, wie immer zuſammengezählt, die Summe 65 geben.

An der Spitze der numismatiſchen Seltenheiten, die außerhalb Europa geprägt worden ſind, ſtehen die goldenen und ſilbernen Nur-Mahal-Rupien, die im Jahre 1625, während der Regierung des neunten Mogols von Oſtindien, Jehan-Giur-Padiſchah, aufgekommen ſind. Von dieſen Rupien exiſtiren zwölf verſchiedene Gepräge. Auf der Vorderſeite zeigt ſich eines der zwölf Zeichen des Thierkreiſes, auf der Rückſeite ſteht der Name des Kaiſers, der Name ſeiner Favorite: Nur-Mahal und der Name des Münzortes: Amadabat. Ueber die Entſtehung dieſer Rupien, die auch Liebesmünzen genannt werden, erzählt der Reiſende Tavernier: die Geliebte des Moguls, welche lange den Wunſch gehegt, durch Münzen ihren Namen berühmt zu machen, habe durch fünftägige Verſagung dem Sultan die Gnade abgetrotzt, 24 Stunden unumſchränkt regieren zu dürfen. Längſt vorbereitet auf die Erfüllung ihres Lieblingswunſches, hatte ſie in allen Münzſtädten des Reiches große Gold- und Silber-Vorräthe aufſpeichern und Münzſtempel mit ihrem Namen ſchneiden laſſen. Mit dem Anbruch ihres erſten und letzten Regierungstages habe ſie Eilboten nach allen Münzſtädten ausgeſandt und es auf dieſe Weiſe möglich gemacht, innerhalb 24 Stunden 2 Millionen Thaler in ſolchen Gold- und Silberrupien ausprägen zu laſſen. Bei Lebzeiten Jehan Giur-Padiſchahs blieben dieſe Münzen im Umlauf, als aber ſein Nachfolger den Thron beſtieg, ließ er dieſe Rupien bei Todesſtrafe einfordern und einſchmelzen, wodurch, wie Schmieder erzählt, ſie ſo ſelten geworden ſind, daß man ſelbſt in Indien die ganze Reihenfolge vom Widder bis zu den Fiſchen nur ſelten zuſammenbringt und einzelne Stücke, die ſich beſonders rar gemacht, (als eben der Widder und die Fiſche,) häufig mit hundert Kronen bezahlt. Noch jetzt herrſcht in Indien der Aberglaube, daß jede Perſon, die eine dieſer zwölf Liebesrupien bei ſich führe, unwiderſtehliche Liebe einflöße.

2.

Es war im Jahre 1674.

Der Linné der Numismatik befand ſich eben auf einer neuen Entdeckungsreiſe alter Münzen. Mit neuen Schätzen beladen, kreuzte er auf dem Mittelmeere, um von Meſſina nach Paris zurückzukehren. Er hatte nicht weniger als neun alte Goldmünzen aufgefunden und war darüber ſo entzückt, daß er die ganze Schiffsmannſchaft hätte an ſein Herz drücken und mit ihr Brüderſchaft trinken mögen.

„Freund,“ ſprach er zum Capitain der Arethuſa, „ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie unendlich glücklich ich bin. Ich bringe neun alte Goldmünzen mit, darunter einen **Stater Cyzicenus**, eine der ſchönſten Münzen der altgriechiſchen Stadt Cyzicus . . . Sind Sie ein Freund alter Münzen?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Capitain.

„Nun, das hat weiter nichts zu ſagen. Betrachten Sie gefälligſt dieſen Stater. Auf der einen Seite ſehen Sie das Bruſtbild der Cybele, auf der andern einen gähnenden Löwenrachen, der Sie zu verſchlingen droht. Der Contraſt dieſer beiden Bilder, von denen das Eine die erzeugende, das Andere die verzehrende Kraft darſtellt, bewog die alten Griechen, einen falſchen, ſcheinheiligen, zweideutigen Menſchen, einen ſogenannten Wolf im Schaafspelze, einen Cyzicener zu nennen.“

„Das werde ich mir merken.“

„Thun Sie das, Capitain. Dieſe Goldmünze, Daricus genannt, verdankt ihren Namen dem Perſerkönig Darius Hyſtaspis, der ſie gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung hatte prägen laſſen. Die eine Seite zeigt Ihnen einen Bogenſchützen, die andere einen Löwenkopf. Ageſilaus beklagte ſich, Darius habe ihn mit Hilfe von 80,000 Bogenſchützen aus Griechenland verjagt, denn ſo viel Daricos hatte Timokrates, der Feldherr des Perſerkönigs, nach Athen gebracht, um damit die feindlichen Anführer zu beſtechen.“

„Alſo ließen ſich auch ſchon damals die Feldherren durch Gold beſiegen?“

„Ganz wie heut zu Tage. Dies, mein Herr, iſt einer jener Goldſchekel, welche Saul, König von Juda, ausprägen ließ. Vorn präſentirt ſich Ihnen ein Ochſe und hinten ein Büffel.“

„Und welches von Beiden iſt des Königs Bruſtſchild?“

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Hier, Capitain, ſehen Sie einen **Ptolomaion**, eine ägyptiſche Münze, welche König Ptolomäus Auletes, der Vater der berühmten Cleopatra, ſchlagen ließ. Dieſe Münze, eine der allerſeltenſten, iſt unter Brüdern tauſend Francs werth.“

„Ich gebe Ihnen nicht zwanzig dafür.“

„Herr, verſündigen Sie ſich nicht am grauen Alterthum! Dies, Capitain, iſt eine **Glaux** oder **Lauriotica**, eine athenienſiſche Münze, die auf der einen Seite das Bild der Göttin Pallas, auf der Rückſeite eine Eule trägt. Von dieſer Münze ſchreibt ſich nach meiner Anſicht die alte Redensart her: „Eulen nach Athen tragen.““

„Auch das will ich mir notiren.“

„Dieſe Goldmünze da, die wie ein Roſenblatt geformt iſt, habe ich im Munde einer uralten Mumie gefunden. Bei den alten Aegyptern, Griechen und Römern war es eine heilige Sitte, den Todten ein Geldſtück unter die Zunge zu legen, um damit den alten Fährmann

Charon bezahlen zu können. Dieſe Münze, von den Griechen Naulon (Fährgeld) genannt, iſt mindeſtens 2500 Jahre alt, und unter Freunden hundert Stück Dukaten werth.“

„Ich gebe Ihnen nicht zwei dafür.“

„Herr, ich fange zu glauben an, daß Sie ein Cyziceener ſind. Haben Sie ſich gemerkt, wen man im alten Griechenland damit zu bezeichnen pflegte?“

„Einen Wolf im Schaafspelze . . . ich danke für das Compliment.“

„Nicht Urſach'! Dies, mein Herr, iſt einer jener goldenen Helenenpfennige, welche die Mutter Kaiſer Conſtantins des Großen, um das Jahr 325, zu Ehren unſers Heilands ſchlagen ließ. Auf der einen Seite finden Sie Chriſtus, auf der andern die Kaiſerin Helena mit ihrem Sohne abgebildet. Leichtgläubige haben ſich einreden laſſen, dieſe Pfennige, urſprünglich aus Erde und geweihtem Brodte geknetet, hätten ſich durch ein neues Wunder des darauf geprägten Heilands in Gold verwandelt.“

„Es gehört ein ſtarker Glaube dazu.“

„Der Glaube, Capitain, macht ſelig. Dieſe Helenenpfennige wurden früher als Talismane am Halſe getragen. Die Gläubigen hofften dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und noch nebenbei das Fieber zu vertreiben. Jammerſchade, Capitain, daß Sie nicht ein kleines Wechſelfieber haben; wir hätten dann ſogleich Verſuche anſtellen können, ob ihre Wirkung Wahrheit, oder blos frommer Köhlerglaube ſei . . .“

„Sie ſind in der That ſehr gütig.“

„Bitte, bitte! Hier, Capitain, zeigt ſich Ihnen eine der allerälteſten Bronze-Münzen der Römer. Auf der Vorderſeite erblicken Sie einen **Janus bifrons**, einen Kopf mit zwei Geſichtern, von denen das Eine vor- und das andere rückwärts ſchaut; auf der Vorderſeite ſehen Sie den Vordertheil eines Schiffes, über deſſen Bedeutung ich hin und her geſonnen, ohne darüber in's Klare zu kommen. Dieſer Janusmünzen bediente ſich die römiſche Jugend zu einem harmloſen Spiele, das mit unſerm **jeu à croix ou à pile**, dem ſogenannten Schrift- und Wappenſpiel, viel Aehnlichkeit hatte. Die Kinder, erzählt Patin in ſeiner „**histoire des médailles**" warfen die Janusmünze in die Luft und wetteten, welche von den beiden Seiten, beim Herabfallen, die obere bleiben werde, wobei ſie ausriefen: **Capita aut navia** (Köpfe oder Schiff)."

„Sie wiſſen aber doch Alles."

„Keine Complimente, Capitain. Die merkwürdigſte aller Münzen, die ich Ihnen bis jetzt gezeigt habe, iſt die Bronze-Münze des Kaiſers Otho, eine Münze, die ich bis jetzt noch in keinem Münz-Kabinet gefunden, eine Münze, die vielleicht nicht noch einmal in der Welt exiſtirt, eine Münze, für die Sie mir dreiſt eine Million Livres anbieten könnten, ohne befürchten zu dürfen, daß ich ſie annehmen würde, eine Münze, die mir lieber, werther und theurer als ſämmtliche Münzen meiner Sammlung und der ganzen Erde iſt, eine Münze, für die ich mich lieber todtſchlagen, als mich von ihr losſagen würde, eine Münze . . ."

In demſelben Augenblick ſchlug ein nicht mehr fernes Gewehrknattern an ſein Ohr. Erſchreckt fuhr Herr Vaillant zuſammen und fragte, was das Schießen zu bedeuten habe."

„Himmel, was ſehe ich!" ſchrie der Timon der Arethuſa.

„Was ſehen Sie, Capitain?"

„Dort kommen Seeräuber . . ."

„Seeräuber? Herr, Sie ſpaßen wohl nur?"

„Ei, ſehen Sie doch ſelbſt . . . ſogleich will ich den Befehl zum Angriff geben.“

„Teufel, das wird am Ende eine blutige Geſchichte.“

„Die Piraten ſpaßen nicht.“

„Sie plündern uns wohl gar? . . .“

„O, noch mehr . . . ſie knebeln uns und ſchleppen uns als Gefangene fort; wir wollen uns aber vertheidigen,“ ſprach der Capitain und commandirte Feuer, denn ſie waren bereits von den feindlichen Schiffen umringt.

„Heilige Mutter Gottes, was fange ich nun mit meinen Münzen an? Wo ſtecke ich ſie hin, wo verberge ich ſie, daß keiner dieſer Spitzbuben ſie finden kann?“

„Feuer, Feuer!“ commandirte der Capitain.

„Die Sache geht ſchlecht, wie ich ſehe. Teufel, da bleibt mir nur ein Mittel übrig, meine Schätze zu retten.“

Herr Vaillant nahm ſeine neun Münzen und — — — verſchluckte ſie.

„Drin ſind ſie,“ rief er freudig aus, aber wie ich ſie wieder herausbekommen werde, iſt eine Frage, die ſchon jetzt mir Sorge macht.“

Das Scharmützel währte kaum zehn Minuten. Der Numismatiker ſah mit großer Kaltblütigkeit dieſem keineswegs erfreulichen Schauſpiele zu.

„Ich habe meine Münzen gerettet,“ ſagte er zu ſich, „nun gehe und komme es, wie es wolle; ich bin jetzt auf das Schlimmſte gefaßt.“

Das Schauſpiel nahm für die Arethuſa und ihre Mannſchaft ein trauriges Ende. Die Letztere wurde unſanft geknebelt und auf eines der feindlichen Schiffe geſchleppt.

„Wenn dieſe Barbaren Münzkenner wären und das wüßten, was ich weiß, ſo würden ſie mir jetzt den Bauch aufſchlitzen und mir meinen Cyzicener, meinen Daricus, meine Glaux, meine Helena, meinen Janus und vor allen Andern meinen **Otho unicus** aus den Eingeweiden reißen. Ach, ſolch einen Schmerz würde ich nicht überleben können!“

Die letzte Befürchtung wird auch gewiß jeder meiner gefühlvollen Leſer theilen, denn ein aufgeſchlitzter Bauch hat jedenfalls ſein Unangenehmes, was kein Sterblicher, und wäre er auch ein noch zehnmal gelehrterer Numismatiker als Herr Vaillant, lange überleben könnte. Zum Glück beſaßen die Herren Seeräuber noch ſo viel Menſchlichkeitsgefühl, daß es ihnen mehr um das Geld, als um das Leben ihrer Gefangenen zu thun war.

Man ließ ſich gegenſeitig in Unterhandlungen ein.

Der Capitain der gefangenen Arethuſa verſtand zufälligerweiſe ſo viel Italieniſch, daß er für ſeine ganze Mannſchaft die Rolle des Dolmetſchers übernehmen konnte.

Nach Verlauf von drei Stunden, während welcher die Seeräuber durch allerlei ſchreckliche Drohungen, die Gefangenen aber durch Muth und Entſchloſſenheit ſich gegenſeitig Furcht einzuflößen ſuchten, kam endlich der Vergleich zu Stande, daß Mann für Mann eine Ablöſungsſumme von 250 Livres bezahlen ſollte.

Mit Freuden bezahlte Herr Vaillant die kleine Summe, voll Wonne drückte er den Capitain der Arethuſa an's Herz und rief:

„Meine Münzen ſind gerettet!“

„Ei, wo haben Sie Ihre Schätze?“

„Da ſitzen ſie,“ antwortete der Numismatiker, indem er mit Stolz auf ſeinen Bauch ſchlug.

„Wie, Sie haben all' Ihre Münzen verſchluckt?"

„Ja, mein Herr."

„Und wird Ihr Magen dieſe Bürde auch vertragen können?"

„Ich will es wünſchen, Herr Capitain!"

3.

Aber bald darauf bekam Herr Vaillant heftiges Magendrücken. Die neun Goldmünzen fingen in ſeinen Eingeweiden etwas unhöflich zu wirthſchaften an. Bald drückte es ihn hier, bald ſtach es ihn dort. Sein armer Magen, nicht gewöhnt an ſolche ſchwere, unverdauliche Koſt, ſchwoll allmählig zur Trommel an.

„Was fehlt Ihnen, Herr," fragte der Capitain. „Sie ſchneiden Grimaſſen, daß mir angſt und bange wird."

„Ach, Capitain, meine Münzen machen mir viel zu ſchaffen; wenn ich nur wüßte, was ich anfinge, um mich ihrer ſo bald als möglich zu entledigen."

„Wünſchen Sie vielleicht ein Lavement? Einer meiner Matroſen verſteht dieſes Geſchäft aus dem Fundament."

„Wann erreichen wir Lyon?"

„Schwerlich vor Einbruch der Nacht."

„Das währt noch verteufelt lang! Haben Sie nicht irgend ein anderes Mittel bei der Hand, das die Eingeweide erweicht und geſchmeidig macht? Haben Sie Oel?"

„Lampenöl?"

„Nein, Provencer-Oel!"

„Das hab' ich nicht."

„Das iſt unrecht, Capitain. Jedes Schiff ſollte von Rechtswegen eine kleine Reiſe-Apotheke mit ſich führen.“

„Meine Arethuſa, Herr, iſt kein Spital.“

„Iſt kein Arzt auf dem Schiffe?“

„Wir haben nur einen Barbier, der weiter nichts als einen Aderlaß zu appliciren verſteht.“

„Das iſt fatal! Das Magendrücken wird immer heftiger . . .“

„Wie konnten Sie aber auch ſo unvorſichtig ſein, ein ganzes Münzkabinet zu verſchlucken. Wiſſen Sie, daß Ihnen dieſer Spaß den Tod bringen kann?“

„Freund, glauben Sie das wirklich?“ fragte Herr Vaillant, der vor Schreck urplötzlich leichenblaß geworden war.

„Das iſt mein völliger Ernſt,“ erwiderte der Capitain, dem es Freude zu machen ſchien, den armen Numismatiker über die Gebühr zu ängſtigen. Einer meiner Matroſen, der vor einem halben Jahre, Scherzes halber, fünf Pfirſichkerne verſchluckt hatte, ſtarb zwölf Stunden ſpäter einen ſchrecklichen Tod. Unter furchtbaren Krämpfen gab er ſeinen Geiſt auf.“

„Kleine, runde Goldmünzen, die viel leichter abzuführen ſind, ſcheinen mir weniger gefährlich . . .“

„Das bilden Sie ſich ein! Dieſe alten Münzen haben in der Regel einen ſchimmeligen Firniß, der nicht ſelten Giftſtoff in ſich trägt.“

„Sie bringen mich in Verzweiflung, Capitain.“

„Wodurch, mein Herr?“

„Durch die Ruhe, mit der Sie mir eine Todesangſt nach der andern in die Eingeweide jagen. Der Angſtſchweiß tritt mir auf die Stirn . . . der Druck im Magen wird immer unerträglicher . . . ich fange das Schlimmſte zu fürchten an . . .“

„Am Ende bekommen wir noch eine Leiche . . .“

„Herr, Sie haben keinen Funken menſchlichen Mitgefühls. Jeder Andere in Ihrer Stelle würde mich zu beruhigen ſuchen, Ihnen hingegen ſcheint es Freude zu gewähren, mich durch Angſt zu martern.“

„Sie verkennen mich, Herr. Ich empfinde tiefes Mitleid und bin untröſtlich, Sie hilflos hinſterben zu ſehen.“

„Sie glauben alſo wirklich . . .“

„Ich bin es ſogar feſt überzeugt . . . Machen Sie Ihr Teſtament, Herr Vaillant.“

„Dieſe Kälte! Wahrhaftig, der boshafteſte aller Teufel iſt ein barmherziger Bruder, Ihnen gegenüber.“

„Ach! ſehen Sie doch nur, wie Ihr Magen anſchwillt! Von der Ferne betrachtet erſcheint Ihr werther Unterleib wie ein aufgegangener Kürbis. Sie müſſen entſetzlich leiden . . .“

„Im Gegentheil, mein Herr, in dieſem Augenblick verſpüre ich weniger Schmerz, als vorhin.“

„Um ſo heftiger wird er wiederkehren.“

„Meinetwegen.“

„Sie werden einen qualvollen Tod ſterben . . .“

„Das geht Sie nichts an!“

„Wir werden Ihre Leiche dann in's Meer verſenken müſſen.“

„Thun Sie das, Capitain.“

„Ei, woher haben Sie plötzlich all' den Muth hergenommen?“

„Ich habe in meiner Jugend Medicin ſtudirt und weiß, daß verſchlucktes Gold nicht ſo gefährlich werden kann. Deſſenungeachtet wäre es mir lieb, wenn wir Lyon bereits erreicht hätten. Dort finde ich meinen alten Freund Dufour, einen ausgezeichneten Arzt, der mich von dieſem Drucke ſchnell befreien wird.“

„Wenn nicht unterdeſſen der giftige Schimmel Ihrer Münzen alle Lebenskraft zerſtört hat."

„Schön," ſprach Herr Vaillant, verließ den Capitain und begab ſich in die Cajüte.

Seine geſunde Conſtitution kam ihm früh genug zu Hilfe. Nach Verlauf einer Stunde ſtellte ſich bei ihm ein Bedürfniß ein, das ihn antrieb, die Cajüte zu verlaſſen und einen andern Raum aufzuſuchen, um ſich auf natürlichem Wege ſeiner Schätze zu entledigen. Da auf Schiffen aber derlei Räume ſo beſchaffen ſind, daß ſie mit dem Waſſer in Verbindung ſtehen, ſo ſah Herr Vaillant aus leicht erklärlicher Furcht ſich genöthigt, unverrichteter Sache wieder umzudrehen.

Nach der Cajüte zurückgekehrt, erhielt er durch die Gefälligkeit des Kochs ein Glas Provencer-Oel, das er mit einem Zuge leerte.

Dies Mittel verfehlte ſeine Wirkung nicht.

4.

Gegen Abend hatte man Lyon erreicht.

Herr Vaillant eilte zu ſeinem Freunde Dufour, den er glücklicherweiſe zu Hauſe fand. Er erzählte dem Arzte, was geſchehen ſei. Der Doctor verſchrieb augenblicklich eine Medicin und entband ſeinen berühmten Freund nach Verlauf von drei Stunden von acht Goldmünzen.

Nach jeder Münze fiel der Numismatiker ſeinem Freunde von Neuem um den Hals, nannte ihn Frankreichs Aesculap, einen neuen Galen, und war vor Freude, ſeiner Schmerzen los und ledig und im Beſitze der koſtbaren Münzen zu ſein, faſt bis zu Thränen gerührt.

„Acht Münzen ſind da! Es fehlt nur noch die Hauptſache, mein Otho unicus, die ſeltenſte aller dieſer Münzen."

„Sei unbeſorgt, Freund, auch ſie wird nicht lange mehr ausbleiben.“

Ein halbes Stündchen ſpäter kam auch dieſer Otho wieder zum Vorſchein.

Ein ſchwaches Weib, das glücklich von Drillingen entbunden worden, kann nicht froher, nicht glücklicher ſein, als es Herr Vaillant war, nachdem ſein Otho das Licht der Welt erblickt hatte.

„Gefunden, gefunden,“ rief er ungefähr mit demſelben Tone, mit dem Archimedes ſein *ʽΕυρηκα* ausgerufen haben mag.

Am andern Morgen reiſte ek nach Paris ab.

5.

Drei Tage nach ſeiner Ankunft hatte er eine Audienz beim General-Controleur der Finanzen.

„Willkommen, Herr Vaillant,“ ſagte Colbert, auf deſſen Befehl er die Reiſe nach Sicilien unternommen hatte. „Darf ich fragen, wie Ihnen Ihr Ausflug bekommen iſt?“

„Gut, ſehr gut, Monſeigneur.“

„Sie wurden, wie ich geſtern gehört, von einem algieriſchen Seeräuber gefangen genommen und mußten mit 250 Francs Ihre Freiheit erkaufen.“

„So iſt es, Monſeigneur.“

„Um Ihre Münzen zu retten, mußten Sie ſie verſchlucken und Ihrem Magen dadurch ein Schach bieten, das ihn beinahe matt gemacht hätte. — Sie haben ſich dadurch einen neuen Anſpruch auf meine Dankbarkeit erworben. Für die neun Goldmünzen, die Sie dem königlichen Münz-Kabinet geſchenkt, hat Seine Majeſtät mich huldvoll beauftragt, Ihnen ein Geſchenk von 25,000 Livres auszahlen zu laſſen. Hier iſt die Anweiſung. Außerdem erlaube ich mir, Ihnen, als Zeichen meines Wohlwollens, dieſe Doſe zu überreichen."

„Monſeigneur!" ſtammelte er höchſt verlegen.

„Schon gut, ſchon gut, Herr Vaillant. Gehen Sie mit Gott und ſchenken Sie mir recht bald die Freude eines längeren Beſuches."

Herr Vaillant empfahl ſich mit einer Verbeugung, die ganz geeignet geweſen wäre, die Rückſeite einer alten Denkmünze zu zieren.

IX.

Ochſenheimer.

1.

„Schmetterlinge ſind Blumen der Luft."

Oken.

Der Deutſche iſt durch und durch gemüthlich. Er liebt den Frühling und Erbſen und Sauerkraut, Nachtigallen und Pökelfleiſch, Blumen und Radieschen, Kuhkäſe und Poeſie, Baierſches Bier und — Schmetterlinge. Unter hundert Deutſchen beſitzen Zehne eine Sammlung jener Inſekten, welche Oken ſo ſchön die Blumen der Luft nennt.

Auch ich liebe die Schmetterlinge, dieſe geflügelten Roués, die allen Blumen, ohne Unterſchied des Standes, den Hof machen, dieſe luftigen Windbeutel, die nur von den duftigen Zinſen ihres ſchnell abgeblühten Blumen-Capitals leben. Ich liebe dieſe Schmetterlinge, weil ich in jedem von ihnen etwas Unkörperliches, Aetherhaftes, eine Perſonification der menſchlichen Seele, ein Symbol der Unſterblichkeit ſehe.

Der gewöhnliche Schmetterlingsſammler aber erblickt in dieſen „Blumen der Luft" weiter nichts als eine vierflügelige Inſekten-Ordnung, welche Linné Lepidoptera getauft und in drei Gruppen abgetheilt hat: in Tagvögel (Papiliones), Dämmerungsvögel (Sphingides) und Nachtvögel (Phalaenae).

Einer dieſer proſaiſchen Schmetterlingsſammler war Herr Ferdinand Ochſenheimer, ein zu ſeiner Zeit ſehr beliebter und allgemein geachteter Schauſpieler, der zuerſt in Ansbach, ſpäter in Dresden und Leipzig und ſeit 1807 beim Wiener Hofburgtheater engagirt und beſonders in malitiöſen Rollen ganz an ſeinem Platze war. Ein Schüler Ifflands wußte er durch ungekünſtelte Wahrheit und durch echt komiſches Phlegma dem Zwerchfell ſeiner Zuhörer unwiderſtehlichen Lachſtoff einzuimpfen und ſie in die heiterſte Laune zu verſetzen. Aber außerhalb der Bühne war er, wie faſt jeder Komiker, melancholiſch, trocken, fad, langweilig. — Außer ſeinen Rollen beſchäftigte er ſich nur noch mit Schmetterlingen und Käfern. Alle Wände ſeiner Wohnung waren ringsum mit Glaskaſten angefüllt, worin eine Welt von Schmetterlingen angeſpießt war. In ſeinem Empfangszimmer hingen die Tagfalter, in ſeinem Studierzimmer, in dem beſtändig ein geheimnißvolles Halbdunkel herrſchte, prangten die Dämmerungsvögel, und in ſeinem Schlaf-Kabinet die Nachtſchwärmer. Nach der Probe lief er auf die Schmetterlingsjagd und von dort begab er ſich ins Theater. An Tagen, wo er reichen Fang gemacht, war er bei außergewöhnlich guter Laune und ſpielte dann — wie der Kaufmann verſicherte, bei dem er ſeinen Kork und Kampher kaufte — wie ein Gott; an Tagen hingegen, wo er wenig oder gar nichts erbeutet hatte, war er verdrießlich und ſpielte wie ein gewöhnlicher Komödiant. Heute, hieß es dann im Parterre, hat Ochſenheimer ganz beſtimmt keinen Schmetterling erwiſcht.

Während ſeines Engagements in Dresden gab er (1803) den erſten Theil ſeiner Naturgeſchichte aller in Sachſen einheimiſchen Schmetterlinge heraus, ein Werk, das von den zahlreichen Freunden dieſer Inſektenklaſſe mit großem Beifall aufgenommen wurde. Vier Jahre ſpäter ließ er in Leipzig „die Schmetterlinge von Europa“ erſcheinen, eine ausgezeichnete, mit Abbildungen verſehene Monographie, die ſpäter einer ſeiner Kunſtgenoſſen, Herr Fr. Treitſchke, fortgeſetzt hat.

2.

Eines Morgens ſaß Herr Ochſenheimer in ſeinem Studierzimmer, beſchäftigt mit einer neuen Rolle, die ihm durchaus nicht in den Kopf hineinging. Aergerlich warf er ſeine Arbeit aufs Sopha hin und eilte in das Nebenzimmer, um einige ſchöne Ritterfalter, die er Tags zuvor von einem ſeiner Freunde zum Geſchenk erhalten hatte, den andern anzureihen. Es war ein außerordentlich ſchöner, ſechszehn Zoll breiter Papilio Priamus, ein citronengelber Podalirius und ein Machaon oder Schwalbenſchwanz, die der eifrige Schmetterlings-Crösus mit kunſtgeübter Hand und Nadel an den Kork ſpießte.

Der berühmte Criminaliſt Carpzov rühmte ſich, während ſeiner Richter-Praxis gegen 22,000 Todes-Urtheile gefällt zu haben. Ochſenheimer's Ruhm beſtand darin, daß er mindeſtens fünfmal ſo viel Schmetterlinge geſpießt.

Vertieft in ſeine Lieblingsbeſchäftigung, bemerkte er nicht, daß ſeine alte Haushälterin eingetreten war, um ihm einen Brief einzuhändigen, den kurz vorher der Poſtbote überbracht hatte.

„Ew. Gnaden,“ ſagte die gute Frau, „ein Brief iſt angekommen.“

„Gieb her, Pelz-Motte," erwiderte der Schauſpieler, der ſeiner Haushälterin jeden Augenblick einen neuen Motten-Namen anhing.

„Ew. Gnaden werden mich noch früh genug unter die Erde bringen."

„Warum, Tapeten-Motte?"

„Weil Sie mir ſo häßliche Spitznamen geben. Es exiſtirt keine Motte mehr, deren Namen Sie mir noch nicht angehängt."

„Du weißt, Kleider-Motte, daß ichs deſſenungeachtet gut mit Dir meine."

„Ew. Gnaden wären ein lieber, prächtiger Herr, wenn Sie nur nicht ſo viel Raupen im Kopfe und ſo viel Motten auf der Zunge hätten. Geſtern Morgen fragte ich Sie, was ich Mittags kochen ſolle. Todtenköpfe und Schwalbenſchwänze, ſagten Sie, weil Sie wieder an Ihre Schmetterlinge dachten. Als ich darüber zu lachen anfing, nannten Sie mich Bombyx. Dieſe ausländiſche Beſchimpfung werde ich nicht lange überleben."

„Entferne Dich, Getreide-Motte, ſonſt ſpieße ich Dich mit dieſer Pack-Nadel an den erſten beſten Korkſtöpſel an."

„Na, das fehlte mir noch," meinte Dame Bombyx und trat alſogleich ihren Rückzug an.

Herr Ochſenheimer erbrach nun den Brief, deſſen Inhalt alſo lautete:

„Mein hochverehrter Herr.

Ein eifriger Inſektenfreund und Schmetterlingsſammler, der zugleich auch ein Bewunderer Ihres Talents und ein Verehrer Ihrer Naturgeſchichte der Schmetterlinge iſt, wagt ſo frei zu ſein, Ihnen, als einen ſchwachen Beweis ſeiner Hochachtung für Sie als Naturforſcher und als Schauſpieler, erſtens eine höchſt ſeltene Wanze und zweitens ſeine erſte Tragödie mit der ganz ergebenſten Bitte zu überreichen, ſowohl die Eine als die Andere huldvoll anzunehmen und Beiden Ihre Aufmerkſamkeit ſchenken zu wollen. Der Unterzeichnete nährt die angenehme Hoffnung, daß Sie bis jetzt weder eine Wanze noch eine Tragödie werden gefunden haben, die ſo viel Eigenthümlichkeiten beſitzen, als die Beiliegenden. Sie hat achtfüßige Trochäen (die Tragödie nämlich) und ein höchſt originelles Colorit (die Wanze nämlich). Nach der unmaßgeblichen Anſicht des Unterzeichneten hat keine aller bisher erſchienenen Tragödien eine ſo eigenthümliche Haltung, und keine von allen bisher dageweſenen Wanzen ſo viel Elaſticität und Springkraft, wie die Beiliegende. Ich bin überzeugt, daß ſie Ihnen Freude machen wird (die Wanze nämlich) und daß Sie Alles dazu beitragen werden, ſie zur Aufführung zu bringen (die Tragödie nämlich). Ihre naturforſchende Beobachtungsgabe wird in dieſer Wanze eine ſeltene Monſtruoſität und in dieſer Tragödie ein gewiß unverkennbares Talent herausfühlen.

In drei Tagen wird der Unterzeichnete ſich die Freiheit nehmen, bei Ihnen anzufragen, ob Sie ſich herablaſſen wollen, bei ſeiner Wanze Pathenſtelle und in ſeiner Tragödie die Hauptrolle zu übernehmen. Sowohl bei der Wanze als bei der Tragödie hat er Sie immer vor Augen gehabt.

Genehmigen Sie die Verſicherung unbegränzter Hochachtung

Ihres
wärmſten Verehrers
P. P.“

Der etwas zweideutige Ton dieſes Schreibens ſchien Herrn Ochſenheimer Anfangs in Zweifel zu laſſen, ob er dieſen Ton für den Ausdruck harmloſer Dummheit oder boshafter Ironie halten ſollte. Endlich entſchied er ſich für die erſte dieſer beiden Anſichten.

„Dieſer P. P. iſt ein gutmüthiger Schwachkopf, und die Wanze, die er mir als einen ſchwachen Beweis ſeiner Hochachtung zuſchickt, in der That eine außergewöhnliche Erſcheinung, die, ſchon wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, einen Platz in meiner Käferſammlung verdient. Was ſeine erſte Tragödie anlangt, ſo bin ich wenig oder gar nicht neugierig, ſie kennen zu lernen. Wenn ich alle Stücke leſen wollte, die mir eingeſendet werden, dann bliebe mir kaum Zeit zum Schlafen übrig. Ich leſe in der Regel nur Titel und Perſonen und weiß dann Alles, was ich zu wiſſen brauche, um dem Autor ſagen zu können, daß ich's geleſen habe. — Wie nennt ſich dieſe Tragödie?" fragte Herr Ochſenheimer und warf einen Blick aufs Titelblatt. „Der Bluthund von Sanct Domingo." Perſonen: Jacob Deſſalines. So, nun kenne ich bereits das ganze Ding," meinte der naturforſchende Künſtler, warf das Manuſcript, ohne es eines Blickes zu würdigen, auf ſein Schreibepult und machte ſich wieder an ſeine Schmetterlinge.

3.

„Ew. Gnaden," ſagte die eben eintretende Haushälterin.

„Was willſt Du wieder, Bücher-Motte?" fuhr ſie Herr Ochſenheimer an.

„Eine Dame iſt draußen, die Ew. Gnaden zu ſprechen wünſcht."

„Alt oder jung?"

„In meinen Jahren."

„Sag' ihr, ich ſei nicht zu Hauſe."

„Sie ſah Ew. Gnaden am Fenſter ſtehen . . ."

„Nun, ſo laſſe ſie eintreten."

Bald darauf erſchien eine Dame von ſo zweifelhaftem Alter, daß man, von der Ferne geſehen, ſie für eine Jungfrau von 26 Sommern, in der Nähe betrachtet hingegen für eine Frau von 62 Jahren hätte halten dürfen. Sie trug grasgrüne Schuhe, ein ſchwefelgelbes Kleid, einen kirſchrothen Hut und einen himmelblauen Schleier. Der untere Theil glich einer Schüſſel Salat, der obere einem Teller Compot. Ihr übermäßig längliches Geſicht war ein Auslagkaſten geſchminkter Runzeln; in ihren katzengrünen Augen glimmten noch einige Funken des frühern Feuers; die dünnen blaßblauen Lippen wußte ſie ſo geſchickt zu ſchließen, daß ſelbſt beim Reden man nur ſelten einige Zahnlücken durchſchimmern ſah; auf der rechten Wange, unfern des ſpitzen Naſenflügels, prangte eine Warze, auf der Linken, unfern des Mundwinkels, ein Schönpfläſterchen. Im Ganzen betrachtet ſchien ſie ganz geeignet, den Platz einer Vogelſcheuche auszufüllen.

„Iſt es erlaubt, zu fragen, wen ich zu begrüßen die Ehre habe?"

„Ich heiße Hermione von Roſenkranz und bin die Witwe des Kaiſerlich Königlich Geheimen Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjuncten, den die Vorſehung im vergangenen Sommer von meiner treuen Seite weggeriſſen und in eine beſſere Welt hinübergeführt hat, wo mein Seliger nicht mehr Zeitungen zu expediren braucht."

„Ich habe zwar nicht das Glück, den Seligen perſönlich gekannt zu haben, fühle mich aber angeregt, ſeinem Andenken eine Thräne des Mitleids zu weihen. — Geſtatten Sie mir nun die Frage, welcher glückliche Zufall mir die Ehre Ihres unſchätzbaren Beſuches verſchafft?"

„Ich bin eine Freundin der ſchönen Natur, mein Herr."

„O ſagen Sie lieber eine ſchöne Freundin der Natur."

„Zu galant, mein Herr! Ich liebe Blumen und Inſekten, habe ein Herbarium und eine Schmetterlingsſammlung und fühle ſchon ſeit langer Zeit das dringende Bedürfniß, einen Mann kennen zu lernen, der ſowohl als Künſtler wie als Naturforſcher ſich einen Kaiſerlich Königlich öſterreichiſchen Ruf erworben hat."

„Sie ſind zu gütig, Madame. Dürfte es mir vergönnt ſein, zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann?"

„Ich hege ſeit dem Tode meines Seligen keinen innigern Wunſch als den, Ihre Schmetterlinge zu ſehen. Ach, mein Herr, ich liebe ſie über Alles."

„Mich, Madame?" fragte Herr Ochſenheimer mit einem leiſen Anflug paniſchen Schreckens.

„Nein, Ihre werthe Schmetterlingsſammlung, von der ich ſo viel ſchon gehört habe, daß ich kaum erwarten kann, ſie kennen zu lernen. Vielleicht ſind Sie geneigt, mein Herr, mir einzelne Doubletten abzulaſſen, die meinem Kabinet bis jetzt noch fehlen."

„Welche Gattung zum Beiſpiel ſuchen Sie?"

„Einen Schwalbenſchwanz, **Papilio Machaon**."

„O damit kann ich dienen."

„Dann einen **Papilio Hector**."

„Auch damit kann ich aufwarten."

„Einen **Papilio Dejanira**."

„Auch dieſer ſteht Ihnen zu Gebote."

„Ach, mein Herr, Sie machen mich zur Glücklichſten aller Sterblichen," erwiderte Madame Hermione von Roſenkranz, ſeine Hand drückend mit einem Blick und einem Seufzer, der, wenn dieſe Kaiſerlich Königliche Geheime Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjuncten-Witwe nur um dreißig Jahre jünger geweſen wäre, ſelbſt einen Stein gerührt haben würde.

Herr Ochſenheimer führte ſie hierauf in ſein Schlafkabinet und zeigte ihr dort ſeine Nachtvögel. Frau von Roſenkranz war beiſpiellos entzückt, namenlos gerührt.

„Ach, wenn mein Gemahl noch lebte," ſeufzte die gefühlvolle Witwe.

„Was würden Sie dann thun?“

„Mich von ihm ſcheiden laſſen, wenn er einen Augenblick ſich weigern würde, mir dieſe ganze Sammlung zu kaufen.“

„Sie iſt mir um keinen Preis der Erde feil.“

„Um gar keinen Preis?“ fragte die Witwe mit einem höchſt bedeutungsvollen Blick.

„Um gar keinen,“ wiederholte Herr **Ochſenheimer** mit einer Beſtimmtheit, als ob er dieſen Blick gar nicht verſtanden hätte.

Dann führte er ſie in ſein Studierzimmer und zeigte ihr dort ſeine Dämmerungsvögel. Die Dame gerieth immer mehr und mehr in Entzückung.

„Welch eine Sammlung! Wie klein und unbedeutend iſt dagegen die Meinige! Ach, was ſchenkte ich darum, wenn dieſer Schatz mein wäre!“

„Sie würden ſeiner bald überdrüſſig werden.“

„O glauben Sie das nicht! Ich bin ein Muſter weiblicher Beſtändigkeit und liebte meinen Seligen noch drei Stunden vor ſeinem Ende ſo innig und treu, wie am Tage unſerer Hochzeit. Nie war ich ſeiner überdrüſſig . . .“

„Ihr Seliger waren aber auch kein Schmetterling! All' dieſe Inſekten intereſſiren uns nur ſo lange, als wir ſie nicht beſitzen. Haben wir ſie einmal, dann verlieren ſie allen Reiz für uns.“

Herr **Ochſenheimer** führte ſie hierauf in ſein Paradezimmer und ſchenkte ihr eine Dejanira, einen Hector und einen Machaon.“

„Ach, nichts in der Welt iſt doch ſchöner, als ſo ein Schwalbenſchweif!“

„Geſchmackſache, Madame!“

„Darf ich ſo frei ſein, zu fragen, was ich Ihnen dafür ſchuldig bin?“

„Nichts, Madame, nichts!“

„Sie beſchämen mich, mein Herr. Wie können Sie glauben, daß ich im Stande wäre, eine Aufmerkſamkeit anzunehmen, ohne ſie zu erwidern? Hermione von Roſenkranz verlangt nichts umſonſt,“ ſagte ſie wieder mit einem jener räthſelhaften Blicke, welche Herr Ochſenheimer vorſätzlich nicht verſtehen wollte. „Ich nehme Ihr Geſchenk nur unter der Bedingung an, daß Sie mir verſprechen, mich bald einmal zu beſuchen.“

„Wo wohnen die Gnädige?“

„Jägerzeile, Nro. 11., im blauen Bock.“

„Ich werde nicht ermangeln, dem blauen Bock recht bald meine Aufwartung zu machen,“ ſagte der galante Mann und begleitete ſie bis zur Treppe.

„Noch einmal meinen Dank, meinen wärmſten, innigſten, herzlichſten, tiefgefühlteſten Dank!“

„Gleichfalls, Madame, gleichfalls,“ entgegnete Herr Ochſenheimer, herzlich froh, daß er dieſen Beſuch glücklich überſtanden hatte. „Pelz-Motte,“ ſagte er dann zu ſeiner Haushälterin, „wenn Du Dich unterſtehſt, dieſe Perſon noch einmal hereinzulaſſen, dann wehe Dir und ihr!“

4.

Acht Tage ſpäter meldete die Haushälterin einen männlichen Beſuch.

„Sein Name?“ fragte Herr Ochſenheimer.

„P. P. ſagte er.“

„Teufel, das iſt jener Mann, der mir eine Wanze und ein Trauerſpiel zugeſchickt hat. Das Letztere habe ich zwar noch nicht angeblickt, das ſchadet aber nichts . . . laß ihn herein, Tuch-Motte!“

„Ew. Gnaden müſſen aber doch jedesmal ſchimpfen!“ erwiderte die Alte.

Sie ging. Gleich darauf trat P. P. ein.

„Habe ich das Glück, Herrn Ochſenheimer zu ſprechen?“

„Ich bin's, den Sie ſuchen.“

„Vor acht Tagen hatte ich mir die Freiheit genommen, Ihnen eine ſeltene Wanze und meine erſte Tragödie zu überſenden.“

„Ich habe Beide richtig erhalten.“

„Darf ich fragen, wie ſie Ihnen gefallen hat?“

„Ganz außerordentlich gut.“

„Die Tragödie?“

„Bitte um Entſchuldigung, ich meine die Wanze. Was Ihre Tragödie betrifft, ſo habe ich hauptſächlich das daran auszuſetzen, daß ſie viel zu lang und gedehnt erſcheint.“

„Wie gefällt Ihnen die Hauptrolle, der Bluthund Jacob Deſſalines?“

„Er erſcheint mir hier und da etwas zu ſentimental, namentlich in der Scene mit . . . wie heißt ſie doch gleich?“

„Adele de Poix, in die er . . .“

„Wahnſinnig verliebt iſt.“

„Wer ſagt Ihnen das?“

„Nun, es ſchien mir wenigſtens ſo.“

„Wie fanden Sie den Schluß des dritten Actes?“

„Beſſer als den des zweiten.“

„Und den vierten?“

„Etwas ſchwächer als den dritten. Im Ganzen vermiſſe ich jene

Steigerung, die mir bei dramatiſchen Producten durchaus nothwendig erſcheint.“

„Finden Sie den fünften Act nicht effectvoll genug?“

„Leider habe ich dieſen erſt bis zur Hälfte leſen können.“

„Schade, denn gerade die letzte Hälfte ſcheint mir am beſten gelungen zu ſein. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Tragödie noch auf vierundzwanzig Stunden hier zu laſſen, um Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, auch den Schluß kennen zu lernen.“

„Sie werden mich dadurch zu großem Dank verpflichten.“

P. P. machte eine tiefe Verbeugung und empfahl ſich.

Herr Ochſenheimer, der keine einzige Scene dieſes Bluthundes geleſen, ſchien mit ſich außerordentlich zufrieden zu ſein, daß er die Tragödie, ohne ihren Inhalt zu kennen, ſo richtig beurtheilt hatte.

5

Am andern Morgen erhielt Herr Ochſenheimer zu gleicher Zeit zwei Briefe: den einen von Frau von Roſenkranz, den andern von Herrn P. P

Das erſtere dieſer beiden Billets lautete alſo

„Mein innigſt verehrter Herr.

Seit acht Tagen habe ich vergebens Ihren Beſuch erwartet. Ich kann Ihnen unmöglich den Eindruck beſchreiben, den Sie und Ihre Schmetterlinge auf mein gefühlvolles Herz gemacht. Ich möchte, wenn es der Anſtand erlaubte, täglich in Ihre Wohnung eilen, um mit Ihnen Ihre Zimmer und Schmetterlinge durchzugehen.

Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Freundſchaft geben, ſo ſenden Sie mir recht bald noch einen Ihrer Schwalbenſchweiſe.

Zu jedem Gegendanke finden Sie bereit

Ihre
aufrichtige Verehrerin.
Hermione v. Roſenkranz.“

Der Inhalt des zweiten Schreibens lautete:

„Mein Herr.

Ich habe Ihre Gewiſſenhaftigkeit auf eine kitzliche Probe geſtellt. Das Manuſcript, das ich Ihnen vor zehn Tagen zugeſtellt, enthält nicht mehr als die erſten fünf Scenen meines Trauerſpiels; alles Uebrige iſt weiter nichts als leeres Papier, das Sie ſich behalten können; ich halte mich verpflichtet, Ihnen für Ihr höchſt motivirtes Urtheil meinen innigſten Dank abzuſtatten, Ihnen aber auch zu gleicher Zeit den Rath zu ertheilen, ſich künftighin nicht in ähnliche Fallen locken zu laſſen. Schließlich erſuche ich Sie, mir ungeſäumt meine ſeltene Wanze zurückzuſchicken und bei dieſer Gelegenheit die Verſicherung rückſichtloſer Hochachtung zu genehmigen, womit ich die Ehre habe zu ſein

Ihr
ganz ergebener
P. P.
Himmelpfortgaſſe Nro. 563.“

Herr Ochſenheimer, außer ſich vor Wuth, daß ein junger Gelbſchnabel ihn ſo frech myſtificirt habe, beeilte ſich, den impertinenten Brief des Herrn P. P. augenblicklich zu beantworten. Dieſe Antwort lautete wie folgt:

„Ew. Wohlgeboren erhalten anbei die gewünſchte Wanze mit der dringenden Bitte, mich zukünftig ungeſchoren zu laſſen.“

Eben ſo lakoniſch beantwortete er das Billet der Frau von Roſenkranz:

„Ew. Wohlgeboren erhalten anbei den gewünſchten Schwalbenſchwanz und die Verſicherung, daß ich Sie nächſtens beſuchen werde.“

F. O.

In den einen dieſer Briefe legte er den Schmetterling, in den andern die Wanze hinein, faltete beide Briefe und verſiegelte ſie. In der Wuth aber beging er die Unvorſichtigkeit, den Brief mit dem Schwalbenſchwanze

„An Herrn P. P.“

und den Brief mit der Wanze

„An Frau von Roſenkranz“

zu adreſſiren.

6.

An demſelben Abend trat Herr Ochſenheimer in einer neuen Rolle auf und riß das ganze Publikum durch ſeine ungekünſtelte Komik zu lauten Beifallsbezeugungen hin. Nur ein Herr und eine Dame im Parquet fingen, während alle Andere Bravo ſchrieen und applaudirten, ſo heftig zu ziſchen an, daß der wachthabende Polizei-Commiſſär dadurch auf ſie aufmerkſam gemacht wurde. Am Ende der Vorſtellung bat er ſich ihre Namen aus.

„Ich heiße P. P. und bin Practicant bei der ungariſchen Hofkanzlei," ſagte der junge Mann.

„Ich bin die Kaiſerlich Königliche Geheime Ober-Hof-Poſtamts-Zeitungs-Expeditions-Adjuncten-Witwe Hermione von Roſenkranz."

Der Eine hatte ſtatt der Wanze einen Schwalbenſchwanz und die Andere ſtatt des Schwalbenſchwanzes eine Wanze erhalten.

Beide hatten das für Bosheit gehalten.

X.

Labourdonnaye.

1.

„Schach dem König!"

† † †.

Der Held dieſer kleinen Erzählung iſt ein berühmter Mann, deſſen Steckenpferd das Schachſpiel war.

Bevor wir mit ihm über den Canal la Manche hinüberſchiffen, um in London Zeugen eines intereſſanten Wettkampfes zu ſein, vergönne mir mein freundlicher Leſer, ihm eine ſkizzirte Geſchichte dieſes weltberühmten Spieles mitzutheilen.

Der allgemeinen Sage nach herrſchte, 400 Jahre vor Chriſti Geburt, in Indien, an den lotosſchwangern Küſten des Ganges, einer jener Herren Könige, welche der liebe Gott in einer Aufwallung von Zorn, dann und wann, hier und da auf den Thron ſetzt, um die entartete Menſchheit für alle Miſſethaten, Frevel, Verbrechen und Sünden, die ſie ſich gegen Gott und Welt zu Schulden kommen läßt, ſo eindringlich zu beſtrafen, daß ſie endlich in ſich geht, Beſſerung gelobt und wieder beten lernt. Dieſer König von Gottes Zorn, Schechram genannt, war das abſcheuliche Ebenbild jenes gleichzeitigen Tyrannen von Syrakus, von dem der Sänger der „unpolitiſchen Lieder" alſo ſingt:

„Gott erhalte den Tyrannen,
Den Tyrannen Dionys,
Der des Guten uns nur wenig,
Doch des Böſen viel erwies."

Derſelbe Schechram kannte keine größere Freude, keine höhere Wonne, als die: ſeinen Unterthanen das Mark aus den Knochen und das Geld aus den Taſchen zu ſaugen. Wenn dieſe Armen dann zu murren ſich erdreiſteten, ließ er, während er mit dem Schwarme ſeiner Kebsweiber bei ſchwelgeriſchem Mahle ſaß und ſich von ſeinen Sklavinnen mit Pfauenfedern ſanfte Kühlung zufächeln ließ, einem halben Schock Rebellen die Köpfe vor die Füße legen und ihre Leichname ſeinen ausgehungerten Jagdhunden vorwerfen. Es iſt natürlich, daß das arme, mit Füßen getretene Volk dann noch mehr zu murren und endlich gar zu raiſonniren anfing. Zu ſchwach aber und zu feig, den Tyrannen fortzujagen, hörte es, aus Furcht vor der Peitſche, endlich auch zu murren auf. Seſſa, ein grundgelehrter Bramine, der ſich die Noth des geknechteten Volkes ſehr zu Herzen nahm, gerieth nach langem Hin- und Herſinnen und nach vielem Kopfzerbrechen endlich auf den glücklichen Einfall, ein Spiel zu erfinden, dem Tyrannen, bei dem er freien Zutritt hatte, einen Spiegel vorhaltend, in dem er erkennen ſollte, daß ein König, den nicht die Klugheit und Tapferkeit ſeiner Feldherren, der Muth und die Treue ſeiner Unterthanen beſchützen und vertheidigen, machtloſer als der ärmſte Bauer, ein lächerliches Schattenſpiel, eine ohnmächtige Null iſt. Herr Schechram, der bei all' ſeiner Grauſamkeit doch nicht ganz auf den Kopf gefallen war, erkannte darin eine traurige Wahrheit, nahm ſich des Spieles weiſe Lehre ſehr zu Herzen und gelobte dem weiſen Braminen, ſich zu beſſern. Dann aber bat er ihn, ſich für die Erfindung dieſes ſchönen Spieles eine Gnade zu erbitten. Papa Seſſa, der, zehnmal klüger, als er ausſah, nicht nur ein grundgelehrter Philoſoph, ſondern auch ein tiefgelehrter Rechner war, begehrte von dem bekehrten Tyrannen eine Huld, die dieſem, der weder das Pulver noch die Algebra erfunden hatte, anfangs ſo klein und unbedeutend erſchien, daß er darüber höhniſch zu lächeln geruhte. Seſſa erbat ſich nämlich für das erſte Feld des Schachbretts ein Waizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht, für das fünfte ſechszehn Körner und ſo fort bis zum 64ſten Felde. Herr Schechram befahl, ihm das Gewünſchte ſofort verabfolgen zu laſſen. Des Königs Sklaven, die alſogleich die Körner zu zählen begannen und ſie auf jedem Schachfelde verdoppelten, hatten noch nicht den vierten Theil des ganzen Schachbrettes gezählt, als ſie über die Unmaſſe des Getraides erſchraken. Weiter fortzählend, erkannten ſie endlich, daß alle Getraidemagazine des ganzen Landes nicht hinreichten, Seſſa's Wunſch zu befriedigen. Kuh-hang-pok, der Finanzminiſter mit dem Kürbiskopf und dem Waſſerbauch, eilte zum König, um ihm die Unmöglichkeit der Erfüllung des Befehles vorzuſtellen. Herr Schechram, der ein abgeſagter Feind jeder Kopfanſtrengung war, konnte das anfangs nicht begreifen; als es ihm aber allmälig klar wurde, ſagte er zum Braminen: „Du biſt nicht ſo dumm wie Du ausſiehſt“ und — erklärte ſich inſolvent.

Seſſa's Forderung war in der That enorm. — Ein Engländer, der ſich die Mühe gegeben, dieſe Forderung genau zu berechnen, hat herausgebracht, daß das Facit 18 Trillionen, 446,744 Billionen, 73,907 Millionen, 551,652 Waizenkörner betrage; eine Waizenmaſſe, zu deren jährlicher Erzeugung der ganze Erdball, frei von allen Wäldern, Wegen, Wüſten, Seen und Flüſſen, noch 76mal größer ſein müßte, als er jetzt iſt. Zur Fortſchaffung dieſer Waizenmaſſe wären nicht weniger als 625,499 Millionen vierſpänniger Wagen nöthig, die, dicht aneinandergereiht, 231,666 Mal rund um die Erde reichten. — Ein Franzoſe hat berechnet, es hätten 13,584 Städte, in jeder dieſer Städte 1084 Scheuern, in jeder dieſer Scheuern 174,762 Maaße und in jedem dieſer Maaße 32,768 Körner ſein müſſen, um die beſcheidene Forderung dieſes äußerſt pfiffigen Braminen erfüllen zu können. Den Wispel Waizen zu 50 Thaler angeſchlagen, bedürfte ein Staat von 30 Millionen jährlicher Einkünfte 2,083,000 Jahre zur Aufbringung des Geldwerthes jener Getraide-Lieferung.

Noch unendlich größer als die Progreſſion der 64 Schachfelder iſt die Combination aller Stellungen der 32 Figuren, die nicht weniger als 1124 Quatuordecillionen verſchiedenartiger Poſitionen geſtatten, eine Zahl, die, beiläufig geſagt, mit 88 Nullen geſchrieben wird. Um ſich einen Begriff von der ungeheuren Anzahl aller möglichen Spiele zu machen, ſtelle man ſich jedes einzelne Sandkorn unſerer Erde als einen Weltkörper vor, eben ſo groß, wie unſere Erde; man denke ſich ferner jede dieſer Erden, von Erſchaffung der Welt bis jetzt, mit eben ſo vielen Menſchen wie unſere Erde bevölkert, und erſtaune dann, wenn man erfährt, daß wenn dieſe zahlloſe Menſchenmaſſe die ganzen 5590 Jahre, Tag und Nacht hindurch, nichts Anderes als Schach geſpielt, ſo zwar, daß je zwei und zwei in jeder Stunde eine Parthie beendigt hätten, damit noch lange nicht die Zahl aller möglichen Spiele erſchöpft wäre.

„Wer über gewiſſe Dinge,“ ſagt Vater Leſſing, „den Verſtand nicht verliert, hat keinen zu verlieren.“ Ich für meinen Theil geſtehe, daß ich ihn bei dieſen Berechnungen, die natürlich nicht von mir herrühren, beinah verloren hätte. Müßte ich nachrechnen, ob keiner dieſer Herren ſich geirrt habe, ſo würde ich ohne weiteres verrückt werden.

Mit Recht nennt Méry das Schachbrett und die Combination der Züge ein allgemeines Alphabet, das alle Nationen der Erde verſtehen. Der Bonze in der Pagode von Jaggernaut ſpielt Schach wie der Biſchof von Island, der bei dieſem Spiele faſt die halbjährige Nacht ſeines Polarwinters, wie Jener die drückende Sonnenhitze ſeines Südhimmels, vergißt. Kurz, unter allen Zonen bilden die 64 Felder des edlen Spieles einen angenehmen Zeitvertreib, eine geiſtreiche Unterhaltung.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſchon die alten Römer dieſes „Spiel der Spiele“ kannten, daß ſie es aus den Kriegen, die ſie in Aſien durchgekämpft, nach Rom brachten und es dort unter dem Namen ludus latronum (Soldatenſpiel) einführten.

Auch am Hofe Karls des Großen war dieſes Spiel allgemein beliebt und der Kaiſer ſelbſt einer der leidenſchaftlichſten Schachſpieler. Auch ſeine Pairs ſpielten nichts Anderes als Schach und waren glücklich, denn ſie hatten noch über keine Hochverräther und Königsmörder den Stab zu brechen. — Einer der Neffen des großen Karls wurde von Renaud de Montauban durch einen Schlag mit dem Schachbrett getödtet.

Im Jahre 1001 gewann Ezo, auch Ehrenfried genannt, Pfalzgraf von Sachſen, dem Kaiſer Otto III., der ſich im Schachſpiel für einen unüberwindlichen Meiſter hielt, deſſen Schweſter Mathilde ab, deren Hand der Kaiſer ihm unter der Bedingung zugeſagt, wenn Ezo im Stande wäre, ihm eine Parthie abzugewinnen.

Unfern Halberſtadt liegt ein Dorf, Ströbeck genannt, das wegen ſeiner Bauern, welche ausgezeichnete Schachſpieler ſind, bekannter als manche große Stadt iſt. Die allgemeine Sage erzählt, Biſchof Burkhard I. von Halberſtadt, der von 1040—1045 thätigen Antheil an den Feldzügen Kaiſer Heinrichs III. gegen die Wenden genommen, ſei von einem Wendenfürſten gefangen genommen und zu Ströbeck in einen Thurm, der noch jetzt gezeigt wird, eingekerkert worden. Dieſer Biſchof, heißt es, habe, um die Einſamkeit ſeines Kerkers zu mildern, ſeinen Wärtern das Schachſpiel gelehrt, und dieſe Wärter hätten es bald ſo lieb gewonnen, daß ſie den ganzen lieben langen Tag nichts gethan, als Schach geſpielt. — Seit jenen alten Tagen herrſcht die Sitte dort, daß vor jedem Hochzeitfeſte der Bräutigam, umringt von ſeinen Gäſten, auf der Rathsſtube mit dem geſchickteſten Spieler um ſeine Braut ſpielen muß. Gewinnt er, dann darf er ſein Bräutchen ohne weitere Umſtände heimführen; verliert er aber, ſo muß er ſie ſeinen Hochzeitgäſten durch ein gewiſſes Aequivalent abkaufen. — Wie manche Heirath, ſchrieb jüngſt ein Spaßvogel, würde rückgängig werden, käme der Bräutigam vor der Hochzeit zur ruhigen Beſinnung eines Schachſpiels.

Zu Anfang das eilften Jahrhunderts brachten die Saracenen das Spiel nach Spanien.

Im dreizehnten Jahrhundert griff, namentlich in Frankreich, die Wuth, Schach zu ſpielen, dergeſtalt um ſich, daß Eudes von Sully, Biſchof von Paris, im Jahre 1206 allen Geiſtlichen das Schachſpiel verbot. Acht und vierzig Jahre ſpäter ſah auch der heilige Ludwig ſich genöthigt, dieſes Gebot nicht nur zu erneuern, ſondern auch zu verſchärfen. Ludwig IX. ſagt in dem Edict von 1254: er verbiete dieſes Spiel, weil es ein etwas allzuernſter Zeitvertreib ſei, der wegen der allzugroßen Geiſtesanſtrengung den Körper erſchlaffe. Glückliche Zeiten, wo ſich die Herren Könige noch mit Erlaſſung von Ordonnanzen gegen das Schachſpiel begnügten! Das Edict hatte die Folge, daß in Paris allein an einem einzigen Tage gegen 30,000 Schachbretter den Flammentod ſtarben. — Aber gleich nach dem Tode des heiligen Ludwigs kam ſeine närriſche Ordonnanz außer Kraft, das geiſtreiche Spiel aber von Jahr zu Jahr mehr in Mode; ein alter, aber ſchlagender Beweis, daß gewiſſe Ordonnanzen, welche gewiſſe Freiheiten beſchränken wollen, im Gegentheile deren Gedeihen gerade befördern helfen.

Noch viel größern Anklang, noch viel wärmere Anhänger fand dieſes Spiel im Morgenlande, an den Höfen jener ſorgloſen Könige, die, in ſüßer Trägheit verſunken, ihr wolkenloſes Daſein in den ambraduftenden Kreiſen ihrer Serails, im Treibhauſe lebendiger Blumen, in den Umarmungen der Liebe verträumten. In jenem goldenen Zeitalter, wo die türkiſchen Sultane, die Söhne der Sonne und Freunde des Schattens, weder vor dem Ehrgeiz ägyptiſcher Satrapen, noch vor den Protocollen der europäiſchen Diplomatie zu zittern brauchten, führten ſie keine andern Kriege als auf dem Felde der Liebe und den 64 Feldern des Schachbretts, und waren zufrieden, wenn ſie eine ihrer Odaliſken beſiegt und ſchachmatt gemacht hatten. — Cardinal Dúbois, der, zur Zeit der Regentſchaft Philipps von Orleans, eine ſeiner Maitreſſen im Pharo auf's Spiel ſetzte, ahmte darin nichts weiter als das verführeriſche Beiſpiel des alten Orchan, eines Enkels Mahomeds nach, der im Jahre 1359 ſeine Favorite Zalue, Himmelſtrahl genannt, im Schachſpiel gegen ſeinen Groß-Veſir verloren haben würde, hätte nicht im Moment, in dem er einen Pion auf ein gefahrbringendes Feld rücken wollte, Zalue, die hinter einem Vorhange den Gang der verhängnißvollen Parthie beobachtet hatte, einen dumpfen Schreckensſchrei ausgeſtoßen, der ihn von dem gefahrbringenden Schritt zurückhielt.

Der Enkel Mahomeds entging dem Matt, und Zalue, der Sonnenſtrahl, dem alten, ſchwachen, ſüßlichen Groß-Veſir.

Von Bajazet, dem Sohne und Nachfolger Amurats I., erzählen einige leichtgläubige Geſchichtsſchreiber das blutige Märchen, er habe mit lebendigen Figuren, mit weißen und ſchwarzen Sklaven, Schach geſpielt und jedem beſiegten Sklaven eigenhändig den Kopf abgeſchlagen. Andere ſchreiben dieſe Fabel einem Kaiſer von Marokko zu.

Auch an dem üppigen Hofe des eroberungsſüchtigen Tamerlans, des mongoliſchen Napoleons, war, wie ſein Geheimſchreiber Schiltberger erzählt, das Schachſpiel an der Tagesordnung, und Timur ſelbſt ein ſo großer Meiſter darin, daß er 1402, nach der Schlacht von Ankyra, in welcher er Bajazet I. zu ſeinem Gefangenen gemacht, untröſtlich war, weil der beſiegte Sohn Amurats den Alles beſiegenden Nachkommen Dſchingiskhans auf dem Schachbrett überwunden hatte. Aus beleidigter Eitelkeit und barbariſchem Hochmuth ſoll er den beſiegten Sieger in einen eiſernen Käfig eingeſperrt und auf all' ſeinen Eroberungen mit ſich geführt haben, was den armen Bajazet dergeſtalt genirte, daß er ein Jahr ſpäter für gut fand, ſich an den Stäben ſeines Käfigs den Kopf zu zerſchmettern.

Zur Zeit Kaiſer Karls V., der, beiläufig bemerkt, nur ein mittelmäßiger Schachſpieler war, durchwanderte der Syrakuſaner Boy halb Europa, um alle Könige ſchachmatt zu machen. Er ſpielte mit dem Bauer gegen Karl V. und gewann ihm eine Parthie nach der andern ab. Er ſpielte mit Don Juan von Oeſterreich, der das Spiel und dieſen Spieler dergeſtalt liebgewann, daß er, Bajazets Beiſpiel nachahmend, in einem großen Saale ein Schachbrett mit ſchwarzen und weißen Marmorfeldern einrichten ließ, worauf ſich, nach dem Winke der beiden Gegner, gleichfalls lebendige Figuren bewegten, die von Glück zu ſagen hatten, daß ihnen bloß der Helm und nicht der Kopf abgeſchlagen wurde. Aber Don Juan vermochte ihm kein einziges Spiel abzugewinnen. Später verſuchte auch Philipp II. ſein Glück mit Boyz doch auch aus dieſen Kämpfen ging der Letztere ſtets als Sieger hervor.

Von Spanien kehrte dieſer unüberwindliche Meiſter nach Italien zurück.

In Rom angekommen, lud ihn Pabſt Urban VII. (1590) zu ſich in den Vatican ein, um deſſen Unüberwindlichkeit im Spiele auf eine harte Probe zu ſtellen. Boy ſchlug auch den heiligen Vater, der ihm als Anerkenntniß ſeiner Unbeſieglichkeit ein Bisthum antrug, das dieſer Schachvirtuoſe aber eben ſo beſcheiden ausſchlug wie den Cardinalshut, den ihm, im Jahre 1544, bei ſeinem erſten Aufenthalte in Rom, Paul III. angetragen hatte.

In Venedig beſiegte er der Reihe nach alle die edeln Väter der Republik, die Senatoren Grimani, Manfrini und Piſani, und machte endlich auch die Bekanntſchaft des Senators Barbarigo, der viel Geld und außerdem eine reizend ſchöne Mündel beſaß, in die der alte Herr ungebührlich verliebt und dabei ſo unmäßig eiferſüchtig war, daß er die arme Erminia (ſo hieß deſſen angebetete Mündel) in ſeinem Palaſte beſtändig eingekerkert hielt und ihr keine andere Erholung, keine andere Zerſtreuung als das Schachſpiel vergönnte, das ſeine größte Leidenſchaft war. Der alte Herr beging die große Unvorſichtigkeit, den ſchönen Syrakuſaner ſeiner Mündel vorzuſtellen. Boy ertheilte ihr Unterricht im Gambit des Schachs und der Liebe und — entführte ſie. Auf der Flucht fiel das zärtliche Paar in die Hände der Seeräuber, bei denen er ſich aber bald durch Unterricht im Schachſpiel dergeſtalt einzuſchmeicheln verſtand, daß dieſe gefühlvolle Seelen Beiden die Freiheit, ihm außerdem noch einen erbeuteten Roßſchweif und ihr eine Perlenſchnur ſchenkten. Der alte **Barbarigo** aber konnte ſich von dieſem Schach nicht erholen: er verwünſchte **Boy** und grämte ſich über den Verluſt ſeiner Mündel zu Tode. Später ſoll **Boy** plötzlich verſchwunden, die arme **Erminia** aber ſehr unglücklich geworden und in ein Kloſter gegangen ſein.

Am 10. Mai 1547, nach der Schlacht bei Mühlberg, in welcher **Karl V.** den Kurfürſten **Johann Friedrich** von Sachſen gefangen genommen hatte, war dieſer Fürſt im Lager zu Wittenberg mit dem gleichfalls gefangenen Herzog **Ernſt** von Braunſchweig in einer Parthie Schach begriffen, als man ihm ſein Todesurtheil verkündigte. Ruhig und gelaſſen ſetzte er, nachdem er dieſes Urtheil vernommen, mit der ganzen Heiterkeit eines gläubigen Gemüthes, das angefangene Spiel fort und beſiegte ſeinen Gegner, den Herzog **Ernſt**, der zu den beſten Spielern ſeiner Zeit gehörte.

Einem andern Fürſten von Braunſchweig, dem Herzog **Auguſt** von Braunſchweig, verdanken die Schachliebhaber ein Werk, das unter dem Titel „Das Schach- oder Königs-Spiel“ und unter dem Pſeudo-Namen „**Guſtavus Selenus**“ 1616 zu Leipzig im Druck erſchien.

Kehren wir aus Deutſchland nach Frankreich zurück, ſo finden wir dort am Hofe **Ludwigs XIII.** einen Erben des Boy'ſchen Ruhmes, den berühmten Schachhelden **Gioachime Greco**, mehr bekannt unter dem Beinamen „der Calabreſe.“ Auch er durchwanderte, wie ſein Landsmann, alle europäiſchen Höfe, um ſich dort ebenbürtige Gegner zu ſuchen; nirgend aber fand er einen Spieler, der ihm gewachſen war. Er beſiegte den Herzog von **Nemours**, **Arnauld le Carabin** und **Chaumont de la Salle**, die drei berühmteſten Spieler des franzöſiſchen Hofes. Auch dieſer Calabreſe hinterließ eine ſehr gelehrte Abhandlung über dieſes Spiel, in dem ihn kein Sterblicher beſiegt hatte.

Auch der Herzog von Richelieu war ein großer Verehrer, aber nur ein mittelmäßiger Held dieſes Spieles. In den letzten Jahren verging faſt kein Tag, an dem er nicht entweder mit dem König oder mit dem Pater Joſeph, ſeinem Factotum, mit Boisrobert, ſeinem Luſtigmacher, oder mit Marion de Lorme, ſeiner geheimen Geliebten, eine Lanze auf dem Schachbrett brach.

Während der Regierung Ludwigs XIV. verdrängten die **jeux de l'amour et du hazard** das ernſte Verſtandes-Spiel. „Ich ſah," ſchreibt Frau von Sevigné, „Tauſende von Louisd'or auf dem Teppich und fünf und ſiebenhundert Louis auf einer einzigen Karte. Das Hoca iſt in Paris bei Lebensſtrafe verboten und dennoch ſpielt man es bei Hofe, beim Könige. Fünftauſend Piſtolen vor Tiſch gewonnen oder verloren zu haben, iſt eine Kleinigkeit." Die Marquiſe de Monteſpan verlor in einer einzigen Nacht 500,000 Livres im Baſſetteſpiel. Als Urheber jener Spielwuth wird der Cardinal Mazarin angeklagt, der noch zwei Stunden vor ſeinem Tode einem Parlamentsrathe 2000 Louis abgewonnen hatte.

Die Begierde, Geld zu gewinnen, drängte das edle Schach, bei dem weiter nichts als Ehre zu gewinnen und Geduld zu verlieren iſt, mehr und mehr in den Schattengrund, bis zur Zeit Ludwigs XV., wo um das Jahr 1745 ein neuer Schachſpielſtern in dem Componiſten André Danican Philidor emportauchte, der fünf Jahre lang England, Holland und Deutſchland bereiſte, um überall, wo er ſich aufgehalten hatte, den Ruf des größten Schachſpielers ſeiner Zeit zu hinterlaſſen. Im Jahre 1750 ſpielte er am Hofe Friedrichs des Großen mit ſeinem berühmten Landsmann Voltaire, der aber, wie der König, in dieſem

Spiele nur ein Stümper war. In Berlin ſpielte er gegen drei der bewährteſten Meiſter drei verſchiedene Parthien zu gleicher Zeit und ſchlug Einen nach dem Andern. Ruhmbeladen kehrte er nach Paris zurück, begab ſich von hier alljährlich, auf Koſten des Weſtminſter-Klubbs, nach London und ließ ſich dort endlich ganz und gar nieder bis zum Jahre 1795, wo Meiſter Tod ihm ein Schach bot, das dem Spiele ein Ende machte. „Le jeu est fini,“ ſagte er und ſchied von der Welt und ſeinem geliebten Schachbrett, nachdem er noch, kurz vor ſeinem Tode, das Kunſtſtück ausgeführt, zwei Parthien Schach mit verbundenen Augen zu ſpielen und ſo, gleichſam blindlings, als unbeſiegter Sieger hervorzugehen.

Schon früher und noch zu ſeiner Zeit war das Café de la régence auf dem Königsplatze das Hauptquartier aller Schachhelden von Paris. Hier ſah man ſpäter auch den alten Voltaire, durch deſſen Beſuch dieſes Kaffeehaus von Tag zu Tag eine größere Berühmtheit und endlich einen europäiſchen Ruf erhielt. Eine reizende Schilderung dieſes Mocca-Tempels entwirft Louvet de Couvray in ſeinem „Faublas“, der, wie Michel Montaigne, ein Verächter dieſes Spieles war.

Einen deſto größern Verehrer fand das Schachſpiel im Philoſophen von Genf, in Jean Jacques Rouſſeau, der ſich für einen Meiſter dieſes Spieles hielt, wiewohl auch er nur ein mittelmäßiger Anfänger war, den Frau von Warens mehr als einmal matt gemacht hatte. Der erſte Zwietrachtsſame zwiſchen Rouſſeau und David Hume, der ihn 1766 mit nach London genommen, war aus einer Parthie entſprungen, in der Hume ihn in acht Zügen beſiegt hatte, was Rouſſeaus Ehrgeiz ihm nie verzeihen konnte. Es giebt in der That kein zweites Spiel, das den Funken des Ehrgeizes ſchneller anfacht, als das Schach.

Robeſpierre haßte dieſes Spiel, vielleicht ſchon deßhalb, weil ſich darin Alles um einen **König** dreht. Als er noch im Collège Louis-le-Grand ſtudirte, ſoll er auf das ihm verhaßte Schach folgendes Lied gedichtet haben:

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der ſo ſtolz,
Fühllos, gleich dem dürren Holz,
Auf ſein Volk herniederſchaut,
Dem nicht banget, dem nicht graut,
Wenn der Feinde Tigerbrut
Frech ſich labt am Bürgerblut —
Dem Tyrannen Schach!

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der ſo kalt
Mit deſpotiſcher Gewalt
Zug um Zug und Schritt für Schritt
Land und Volk mit Füßen tritt,
Seines Volkes Hab' und Gut
Opfert ſeinem Uebermuth —
Dem Tyrannen Schach!

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der ſo keck
Sich nicht rührt von ſeinem Fleck,
Der des Volkes Schweiß genießt,
Der des Heeres Blut vergießt
Und ſich brüſtet memmenfeig
Nur mit fremdem Lorbeerzweig —
Dem Tyrannen Schach!

Und als dieſer Mann das Haupt der Schreckensherrſchaft war und in ſeinem grimmen Haß die Könige ſogar aus den Kartenblättern verjagte, durfte Niemand mehr „Schach dem König" ſagen. Damals hieß es: „Schach dem Tyrannen."

Aber in dem Grade, wie dieſes Spiel von Robespierre verläſtert und gehaßt, ward es geſchätzt und geliebt von Napoleon. Doch auch dem Kaiſer fehlte zur Meiſterſchaft im Schach die nöthige Ruhe und Leidenſchaftloſigkeit. Am Bord des Bellerophon und in ſeinem Felſenkerker zu Sanct Helena erſetzten ihm die 32 Figuren von Elfenbein und Ebenholz ſeine alten Garden von Fleiſch und Blut und die 64 Felder des Schachbretts die Schlachtfelder von Marengo und Auſterlitz.

Zur Zeit, als Napoleon noch Kaiſer und das franzöſiſche Volk noch die große Nation war, erſchien ein neuer Heros des Schachſpiels, Herr Deschapelles, deſſen Name den Weg über alle Meere fand und ſogar in Indien, an den Ufern des Ganges, in der Wiege des Schachſpiels mit Liebe und Ehrfurcht genannt wurde.

Als der Kaiſer nach der Schlacht bei Jena mit ſeinen ſieggekrönten Heeren in die preußiſche Hauptſtadt einrückte, befand ſich auch Herr Deschapelles, der Napoleon des Schachbretts, in ſeinem Gefolge. Siegestrunken eilte er in den Schachklubb, forderte dort den „Bravſten der Braven" heraus, gab dieſem zwei Züge und noch obendrein einen Bauer vor und — verließ das Schachbrett als Sieger.

Aber all' dieſe Coryphäen des Schachſpiels, all' der Ruhm und all' der Lorbeer, die ſich Boy der Syrakuſaner, Gioachino der Calabreſe und Deschapelles der Franzoſe errungen hatten, wurden verdunkelt durch das Erſcheinen des Herrn von Labourdonnaye, in dem ganz Frankreich, ja faſt die ganze Welt, den Heiland des Schachſpiels begrüßten.

Dieſer Meſſias, geboren um das Jahr 1798 zu Paris, ein Enkel des berühmten Gouverneurs von Indien, **Bernard Mahé de Labourdonnaye**, war ſeit 1825 der unumſchränkte Herrſcher des elfenbeinernen Königreichs, der, umgeben von ſeinem großen Generalſtabe, beſtehend aus den Herren **Boncour**, **Saint-Amand** und **Desloges**, in der **Rue Menars** im prachtvollen Hôtel der Schachſpieler reſidirte und von allen Klubbs Europa's den Namen des Unüberwindlichen erhalten hatte. Aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes, namentlich Englands, kamen Schachvirtuoſen nach Paris, um **Labourdonnaye** den Unüberwindlichen zu bewundern, reich belohnt, wenn es ihnen gelungen war, dem unſterblichen Meiſter einen neuen Zug abzugucken.

2.

Im Jahre 1826 erhielt der Unüberwindliche vom Londoner Weſtminſterklubb eine höchſt ſchmeichelhafte Einladung, auf Koſten dieſes Klubbs, wie weiland **Philidor**, die Themſeſtadt zu beſuchen, um, wie es in dem Schreiben hieß, dort die Huldigungen aller Schachfreunde in Empfang zu nehmen, die Wahrheit geſagt, aber nur deßhalb, um ſeiner Unüberwindlichkeit auf den Zahn zu fühlen. Der Comité des Weſtminſterklubbs benachrichtigte ihn, er habe in Calais bereits ein Schiff zu ſeiner Verfügung geſtellt, und überzeugt, daß er dieſe Einladung — die in der Nähe betrachtet ganz wie eine Herausforderung ausſah — nicht zurückweiſen werde, eine Wohnung in Joney's Hôtel auf dem Leiceſter-Square zu ſeinem feierlichen Empfang in Bereitſchaft geſetzt.

Gerade um dieſelbe Zeit beſaß auch London in der ſehr ehrenwerthen Perſon des Sir **Macdonnell** einen hochgefeierten Schachvirtuoſen, dem ſeine Landsleute blos aus dem Grunde, weil er einſt einen Eingeborenen von Jagernaut, den hochweiſen Braminen Fle-hi, die Blüthe aller indiſchen Schachſpieler, geknickt und überwunden, gleichfalls den Ehrentitel eines „Unüberwindlichen" einſtimmig zuerkannt hatten. — Der Weſtminſterklubb, ſtolzer auf ſeinen Macdonnell als König Georg IV. auf all' ſeine Miniſter, war begierig zu erfahren, wer von dieſen beiden Unüberwindlichen wohl der Ueberwindliche ſei. Es wurden, wie bei ſo zweifelhaften Fällen immer zu geſchehen pflegt, furchtbar hohe Wetten entrirt; der Herzog von D. wettete 10,000 Pfund für Englands, der Marquis von S. 100,000 Francs für Frankreichs Unüberwindlichen. Alle Zeitungen bemächtigten ſich neuigkeitshungrig dieſes Schachſpielkampfes, dem ganz England mit geſpannter Erwartung entgegenſah; ja ſelbſt der König ſchien begierig auf den Ausgang dieſes ſeltſamen Wettſtreits zu ſein, der die Gemüther des ganzen Landes beherrſchte.

Es iſt bekannt, was einſt Kaiſer Maximilian I. von dem berühmten Maler Albrecht Dürer geſagt, als ſeine Höflinge ſich darüber beſchwerten, daß er ihn auf ihre Koſten bevorzuge. „Ich kann," ſprach der Kaiſer, „aus jedem Bauer einen Edelmann, aber nicht aus jedem Pinſel einen Albrecht Dürer machen." Dieſer Gedanke ſchien einem ſeiner Nachkommen, Kaiſer Karl V., ſo ſehr zu gefallen, daß er ungefähr daſſelbe von dem berühmten italieniſchen Maler Tizian Vecelli ſagte, was ſein Vorfahre, zwanzig Jahre früher, von dem deutſchen Maler geſagt. „In einem Augenblick," ſagte Karl V., „kann ich hundert Granden, aber nicht in hundert Jahren einen Tizian ſchaffen." Dieſer Gedanke ſagte wiederum ſeinem Zeitgenoſſen, König Heinrich VIII. von England, dermaßen zu, daß er ſie mit einer kleinen Veränderung auf den Maler Hans Holbein anwandte. „Es iſt leichter," ſagte Heinrich VIII., „aus ſieben Bauern ſieben Pairs, als aus ſieben Pairs einen Holbein zu machen." Etwas Aehnliches ſoll auch Franz I. von Leonardo da Vinci geſagt haben. König Georg IV., der den unüberwindlichen Macdonnell 1824 zum Eſquire ernannt hatte, machte bei dieſem Anlaß eine Anleihe bei ſeinem Vorfahren und geruhte zu ſagen: „es ſei leichter, aus Macdonnell einen Eſquire, als aus einem Eſquire einen Macdonnell zu machen." Aus dieſem kleinen Beiſpiele kann man die Folgerung ziehen, daß, wenn in fünfhundert Jahren irgend ein Kaiſer oder König einmal einen Witz reißt, ſeine Zeitgenoſſen und Nachkommen, in Ermangelung eines neuen, den alten immer wieder aufwärmen und dadurch gar leicht in den Geruch kommen, Gott weiß wie geiſtreich und witzig zu ſein. —

Der Unüberwindliche Frankreichs, der Anfangs nicht entſchloſſen geweſen war, dieſer Einladung, die ſeinem Rufe eine ſo gefahrdrohende Falle legte, Folge zu leiſten, hatte nach reiflicher Ueberlegung und nach Rückſprache mit ſeinem Generalſtabe doch bald einſehen gelernt, daß es eben ſo feig als ungalant geweſen ſein würde, wenn er dieſem Rufe nicht gefolgt wäre.

„Aut Caesar, aut nihil!" ſagte Labourbonnaye, wie jener Cäſar Borgia, und ſchiffte, begleitet von einem ſeiner Flügel-Adjutanten, dem Baron Dumeſnil, incognito, wie jeder große Mann, über den Canal la Manche nach London hinüber, um die Herausforderung anzunehmen, zu ſiegen oder beſiegt zu werden, um Cäſar oder Nichts zu ſein.

Am 3. Mai langten ſie in London an.

3.

Als ſich im großen Themſe-Babel die Nachricht von der Ankunft des Unüberwindlichen mit der Schnelligkeit einer Taubenpoſt oder Telegraphenbotſchaft von einem Ende der Stadt bis zum andern verbreitete, beeilten ſich ſämmtliche Zeitungen Londons, von den Times bis herab zum letzten Winkelblättchen, das große Ereigniß nach allen Richtungen der Windroſe auszupoſaunen, daß Herr von Labourdonnaye, der Lord Wellington der vierundſechzig Schachfelder, begleitet von ſeinem General-Adjutanten, in der Hauptſtadt angelangt und Leiceſter-Square, Joney-Hôtel, abgeſtiegen ſei.

4.

Am andern Morgen verfügte ſich eine Deputation des Weſtminſter-Klubbs, beſtehend aus fünf Mitgliedern, an deren Spitze Herr William Kenny, der Verfaſſer einer ſehr berühmten Schach-Grammatik, in das Hôtel des Unüberwindlichen, um ihn im Namen des ganzen Klubbs zu bewillkommnen und auf morgen Abend zu einem Meeting einzuladen.

Die Rede, womit Herr Kenny ihn begrüßte, währte nach dem Berichte der Morning Chronicle, die in ſolchen Fällen höchſt gewiſſenhaft iſt, eine Stunde und ſechszehn Minuten. Da der Druck dieſer Rede ungefähr acht bis neun Bogen füllen und Manchem deßhalb etwas allzulang erſcheinen dürfte, ſo will ich meinen Leſern nur einige Stellen, woraus ſie auf den Geiſt des Ganzen ſchließen können, daraus mittheilen.

„Das Schachſpiel," ſagte Herr Kenny, „iſt die Grammatik des menſchlichen Verſtandes, die Sanscritſprache des menſchlichen Geiſtes.

Ein guter Schachſpieler iſt in der Regel auch ein tiefer Denker, ein großer Philoſoph, ein gewandter Feldherr, mit einem Wort: ein Genie, dem nichts unmöglich, kein Ziel unerreichbar iſt. — Es wird eine Zeit kommen, wo man den Kindern auf der Schule, noch bevor ſie leſen und ſchreiben gelernt, Unterricht in der edlen Schachſpielkunſt ertheilen wird, denn nichts in der Welt ſchärft mehr den Verſtand, weckt mehr den Geiſt, ſtachelt mehr die Ehre und den Ehrgeiz an, als das Schach, und darum pflichte ich dem großen deutſchen Dichter Jean Paul bei, welcher das Bekenntniß ablegt, daß er nichts ſo ſehr als Kaffeetrinken und Schachſpielen liebe."

Nach unendlich langen Umwegen gelangte der ehrenwerthe Redner endlich zum Ziele ſeiner Rede, zur Bewillkommnung des gefeierten Gaſtes.

„Nach dem Tode Philidor's," begann Herr Kenny, nachdem er eine Priſe genommen, um ſeinen Geiſt anzufriſchen, „war das franzöſiſche Schachſpiel zu einer bedauernswerthen Stufe, noch weit unter die Mittelmäßigkeit, herabgeſunken. Die franzöſiſche Schule hatte ſich zwei Decennien hindurch durch höchſt beklagenswerthe Irrthümer und vor Allem durch die lächerliche Sucht, den Gegner durch glänzende, doch, in der Nähe betrachtet, geiſtloſe, nichtsſagende Züge zu verblüffen, auf eine Weiſe ausgezeichnet, daß es in der That eine Schande für Frankreich, eine Schmach für das ganze Feſtland, eine Proſtitution für die ganze Schachſpielwelt war."

Der General-Adjutant des Unüberwindlichen, den dieſer Schimpf mehr verdroß, als es die franzöſiſche Lebensart erlaubt, fing darüber zu murren an. Herr Kenny, der dadurch aufmerkſam gemacht wurde, daß er einen Schritt zu weit gegangen war, nahm zuerſt eine zweite

Priſe, ſuchte dann ſehr geſchickt wieder einzulenken und endlich zur Hauptſache zu kommen.

„Zur Ehre Frankreichs aber,“ begann er mit neugeſtärktem Athem, „zur Freude und zum Ruhme Englands und der ganzen übrigen Welt erſchien am pechſchwarzen Schachfirmament unſeres glorreichen Nachbarlandes urplötzlich ein mächtiger Komet, deſſen blendender Strahlenglanz das bedauernswerthe Dunkel erleuchtete, die Nacht in Tag verwandelte und das franzöſiſche Schachſpiel, das, wie ich ſchon oben bemerkt, zu einer bedauernswerthen Stufe, noch tief unter die Mittelmäßigkeit, herabgeſunken war, zu einer ſchwindelnden Höhe erhob. In Ihnen, Wellington des Schachſpiels, begrüße ich im Namen des Weſtminſterklubbs jenen mächtigen Kometen, der alle bisher in Frankreich aufgetauchten Schachſpielſterne verdunkelt, deſſen Name, deſſen Ruhm über den Canal la Manche und über alle Meere des ganzen Erdballs hinüberleuchtet und deſſen blendendes Licht jeden Schachkenner mit ſtolzer Freude und freudigem Stolze erfüllt. Dieſem Kometen, deſſen Gleichen vielleicht erſt in tauſend Jahren wiederkehrt, reiche ich im Namen des Weſtminſterklubbs die Freundeshand, den Bruderkuß und — — das Ehrendiplom.“ Bei dieſen Worten zog Herr Kenny eine große Pergamentrolle aus der Taſche und überreichte ſie ihm mit Hinzufügung einer Umarmung, die mit einem Kuſſe ſchloß.

„Rule Britannia!“ ſchrieen hierauf die drei Andern, wodurch ſie den Vierten weckten, der über der langen Rede kurzen Sinn ſtehend eingenickt war und nun pflichtſchuldigſt mitſchrie.

Herr von Labourdonnaye, für den dieſe Rede ſchon viel zu lange gewährt, richtete ſeine Antwort deſto kürzer ein.

„Meine Herren,“ ſagte er, „ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Nachſicht, die Sie meinem unbedeutenden Talente zu Theil werden laſſen und erſuche Sie, dem ehrenwerthen Klubb meinen Entſchluß mitzutheilen, mich morgen Abend zur beſtimmten Stunde einzufinden.“

Hierauf entließ er die Deputation, die ſein General-Adjutant bis zur Thürſchwelle begleitete, worauf er raſch wieder umkehrte und zu ſeinem Chef ſagte:

„Nein, ſo dumm habe ich mir dieſe Kerle doch nicht vorgeſtellt!“

„Hätte dieſe Rede,“ erwiderte Herr von Labourbonnaye, „nur noch zehn Minuten länger gewährt . . .“

„Dann wäre ich auf und davon gelaufen, um Pferde wieder zur Abreiſe zu beſtellen. Ach, dieſe Engländer!“

„Sie ſind wahre Muſter von Langweiligkeit!“

5.

Während der Wellington des Schachbretts in Begleitung des Baron Dumesnil in den Straßen Londons umherſchlenderte und ſich ſo gut amuſirte, als es in einer fremden Stadt, am erſten Abend nach der Ankunft, nur irgend möglich iſt, ſaß daheim Ritter Macdonnell, der **soi-disant** Unüberwindliche Englands, ganz allein vor ſeinem Schachbrett, verſunken in die Betrachtung eines höchſt ſchwierigen Endſpieles, worauf er ſchon ſeit vier Monaten den Plan zur Ueberliſtung und Unterjochung des Unüberwindlichen Frankreichs angelegt hatte.

„Ob er wohl ſo in die Falle geht?“ ſagte er mit einem Tone, dem man etwas Herzklopfen anmerkte. „Ja, ſo, nur ſo gelingt mir die Liſt beſtimmt, ganz beſtimmt. — Halt!“ rief er nach kurzer Pauſe, „ſo geht es nicht; vielleicht aber ſo.“

Hierauf that er wieder einen Zug, legte den rechten Zeigefinger nachſinnend an den rechten Naſenflügel und vertiefte ſich dergeſtalt in die Stellung der Steine, daß er nichts Anderes zu ſehen und zu hören ſchien und nicht einmal das Pochen an der Thür vernahm.

Erſt nachdem es noch einmal geklopft, erwachte der ehrenwerthe Esquire aus ſeinem dumpfen Nachſinnen und rief: „Herein!“

Der Eintretende war Herr Toms Snippletown, der reiche Steinkohlenhändler, welcher, als Mitglied der vom Weſtminſterklubb an Herrn von Labourbonnaye abgeſchickten Deputation, das Unglück gehabt hatte, während der geiſtreichen Rede des Maſter Kenny ſtehend einzuſchlafen.

„Was bringen Sie Neues?“ fragte der Unüberwindliche.

„Labourbonnaye hat die Herausforderung angenommen.“

„Das weiß ich bereits . . .“

„Die ganze Hauptſtadt, vom König bis herab zum letzten Schuhflicker, iſt geſpannt auf den Ausgang dieſes Kampfes.“

„Auch das weiß ich ſchon . . .“

„Was Sie aber noch nicht wiſſen werden, iſt das, daß der Weſtminſterklubb vor einer Stunde beſchloſſen hat, zu Ehren des Siegers eine Denkmünze prägen zu laſſen. Man iſt einſtimmig überzeugt, daß Sie den Sieg davon tragen werden, und hat den Stempelſchneider im Voraus beauftragt, Ihr Bildniß, das die Vorderſeite der Münze zieren ſoll, anzufertigen.“

„Wie aber, wenn mich das Unglück träfe, von ihm beſiegt zu werden?“

„Dann würde der ganze Klubb, vom Präſidenten bis herab zum letzten Ofenheitzer, in Verzweiflung gerathen, ſich wie Hiob die Kleider zerreißen und ſich in Aſche und Trauer hüllen . . .“

„Ich geſtehe, daß das Directorium durch dieſe Herausforderung eine große Verantwortlichkeit auf meine Schultern gewälzt.“

„Faſſen Sie Muth, Ritter Macdonnell, der Sieg wird auf unſerer Seite bleiben.“

„Das gebe der Himmel!“

„Auf der Rückſeite dieſer Denkmünze wird ein Schachbrett mit der Umſchrift „**Societatis decus**“ (die Zierde der Geſellſchaft), eine feine Anſpielung auf Ihr Bildniß auf dem Avers, zu ſehen ſein.“

„Wenn aber mein Gegner den Sieg davonträgt?“

„Dann iſt auf Antrag des Maſter Kenny beſchloſſen worden, den Anfangsbuchſtaben des zweiten Wortes zu verändern, d. h. das **decus** in ein **pecus** zu verwandeln.“

„Herr, dieſen ſchlechten Spaß muß ich mir allen Ernſtes verbitten!“

„Was kann denn ich dafür?! Die Majorität hat dieſen unabänderlichen Beſchluß gefaßt.“

„Nun, wenn ſich das wirklich ſo verhält, ſo bin ich entſchloſſen, dieſes Wettſpiel gar nicht einzugehen.“

„Herr, das müſſen Sie!“ rief der Steinkohlenhändler.

„Ich möchte wiſſen, wer mich dazu zwingen kann?“

„Die Geſellſchaft, die ſich in Folge Ihrer mündlichen und ſchriftlichen Zuſage in allerhand Koſten geſtürzt, die Ihrem Gegner ein Schiff und eine prachtvolle Wohnung zur Verfügung geſtellt, die ganzen Koſten ſeines hieſigen Aufenthaltes und die Koſten ſeiner Rückreiſe übernommen hat. Wenn Sie ſich als Unüberwindlicher doch ſchwach genug fühlen, um der Möglichkeit Raum zu geben, von einem Franzoſen beſiegt zu werden, ſo hätten Sie gleich Anfangs nicht darauf eingehen ſollen.“

„Seyn Sie unbeſorgt, ich werde ſpielen; aber gegen die Denkmünze, gleichviel ob auf ihr **decus** oder **pecus** ſteht, muß ich feierlich proteſtiren, weil der erſte Ausdruck viel zu galant, der zweite hingegen viel zu grob wäre.“

„Die Sache iſt nun nicht mehr zu ändern. Da heißt es einmal decus oder pecus, ſiegen oder ſterben!“

„Der Teufel hole den ganzen Klubb!“

„Ich werde nicht ermangeln, ihm dieſen frommen Wunſch mitzutheilen.“

„Ich frage Sie, Maſter Toms, heißt das nicht geradezu, mir die Piſtole auf die Bruſt ſetzen, heißt das nicht geradezu: Siege oder du biſt ein Eſel?“

„Das heißt es freilich; die Majorität hat es aber einmal beſchloſſen und bei dem Beſchluſſe muß es bleiben.“

„Ich möchte mich in die Themſe werfen!“

„Thun Sie das, aber dann erſt, wenn Sie dem Schimpf erlegen ſind, von ihm geſchlagen zu ſein.“

„Ich könnte mir eine Kugel durch den Kopf jagen!“

„Nur jetzt nicht, wenn ich bitten darf, denn in dieſem Falle hätten wir all' das Geld umſonſt hinausgeworfen und uns Ihretwegen heillos blamirt. Ganz England, ganz Frankreich, ganz Europa würde einſtimmig ausrufen: Seht doch die feige Memme, die es gewagt hat, ſich mit dem Titel eines Unüberwindlichen zu brüſten! Im Bewußtſein ſeiner Schwäche hat er ſich das Leben genommen. Ha, ha! Wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt.“

„Sie bringen mich vollends in Verzweiflung.“

„Ich bedauere Sie unendlich, ſehe aber nicht ein, wie ich Ihnen helfen kann.“

„Sie hätten lieber gar nicht herkommen, mir nichts von der Denkmünze ſagen ſollen.“

„Ich hielt es für meine Schuldigkeit, Sie aufmerkſam zu machen, daß bei dieſer Parthie Ihr Ruf, Ihre Ehre auf dem Schachbrett ſteht.

Aut Caesar, aut nihil! Aut decus, aut pecus! Sieg oder Schmach!“

„Ich erſuche Sie, mich jetzt zu verlaſſen, denn ich habe meinen Schlachtplan zu entwerfen.“

„Ich gehe, Unüberwindlicher, und laſſe Sie nun allein mit Ihrem Schickſal, das in Ihrer Hand liegt. **D or P, that is the question!**“ monologiſirte der boshafte Steinkohlenhändler mit mephiſtophelischem Lächeln und — entfernte ſich.

Der Titel „Unüberwindlich“ hat bei all ſeiner Herrlichkeit doch einen bittern Beigeſchmack. Er erinnert an Philipps II. unüberwindliche Flotte, die an den Küſten Englands vom Sturm zertrümmert ward, und an den unüberwindlichen Napoleon, deſſen Stern auf den Schneegefilden von Borodino erloſch. Nichts in der Welt iſt unüberwindlich!

6.

Am andern Morgen ſtellte ſich im Joney=Hôtel, im Abſteigequartier des Schach= und Tageshelden, ein höchſt origineller Beſuch ein.

„Wer ſind Sie?“ fragte Labourbonnaye.

„Ich heiße Amédée Pompé Magloire Moufflon und habe die Ehre, einer Ihrer Landsleute zu ſein, die gleich nach Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ihr Vaterland verließen und ſich an den Küſten Albions ein neues Neſt bauten, in dem ſie ihre Jungen ausbrüteten.“

„Was ſind Sie, wenn ich fragen darf?“

„Fragen Sie zuerſt, was ich war.“

„Nun, wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchieht, ſo richte ich meine Frage an die Vergangenheit zurück.“

„Ich hatte die Ehre, von meinem achtzehnten bis zum einundzwanzigſten Jahre ein nicht unbeliebter Ballettänzer bei der Bühne in Lyon zu ſein. Zu jener unglücklichen Zeit, als dort einer meiner ci-devant Collegen, der ausgepfiffene Schauſpieler Collot-Herbois, als Volksrepräſentant die früher erlittene Schmach dadurch rächte, daß er täglich der Guillotine neuen Proviant lieferte, hatte ich die Ehre, oder richtiger geſagt, das Unglück, mir das linke Bein zu zerbrechen. Ich ſah mich nun in die Nothwendigkeit verſetzt, meine Kunſt an den Nagel und mich ſelbſt an einen Baum zu hängen. Ich hatte die Ehre, von einer jungen Frau, die dergeſtalt in mich verliebt war, daß ſie mich Schritt für Schritt verfolgte, noch zu rechter Zeit abgeſchnitten zu werden. Gleich darauf wurde die junge Frau, die mir das Leben gerettet, von einem Knäblein entbunden, das, weil es mir auffallend ähnlich ſah, mir den Argwohn und die Verfolgung ſeines Vaters zuzog. Ich ergriff die Flucht und landete bald darauf an den Küſten Englands. In London, unbekannt mit dem Volke und ſeiner vermaledeiten Sprache, verſuchte ich nach und nach als Tanzlehrer, Senf-Fabrikant, Sprachlehrer, Pomaden-Producent, Fechtmeiſter, Schminken-Fabrikant, Wunderdoctor, Bonbon-Deviſen-Poet und Hühneraugen-Operateur mein Glück zu verſuchen, konnte aber, trotz aller Bemühungen, in keiner dieſer verſchiedenartigen Sphären auf einen grünen Zweig kommen; da gab mir mein Schutzgeiſt urplötzlich den glücklichen Gedanken ein, eine Jugendbeſchäftigung hervorzuſuchen und als Modeleur aufzutreten. Die zwei Lehrjahre, die ich, bevor ich mich dem Ballet gewidmet, bei einem guten Meiſter in Lyon durchgemacht, kamen mir jetzt trefflich zu ſtatten; nach kurzer Zeit war ich einer der geſuchteſten Modeleurs der ganzen Hauptſtadt. Während meiner vierzigjährigen Praxis hatte ich die Ehre, ganz oder theilweiſe alle Sommitäten Englands zu modelliren; ich war der Glückliche, der die

Hand des großen Luſtſpieldichters Sheridan, das Ohr der berühmten Schauſpielerin Jordan, den Buſen ihrer gefeierten Kunſtgenoſſin Fanny Kemble, das Bein der angebeteten Ballettänzerin Veſtris der Unſterblichkeit überliefert hat. Jetzt, am Ende meiner Laufbahn, wird mir von Seite meiner innigſt geliebten Landsleute, an deren Spitze der franzöſiſche Geſandte ſteht, der ſchmeichelhafte Auftrag zu Theil, auch Ihre werthe Perſon, oder richtiger geſagt, einen Theil derſelben in Wachs zu gießen und ſpäter in Marmor abzuformen. Ich bin vom Comité abgeſchickt, ſo ſchnell als möglich Ihre Naſe zu modelliren."

„Meine Naſe," wiederholte Herr von Labourdonnaye, deſſen Geſichts-Erker, beiläufig erwähnt, zu den größten ſeiner Zeit gehörte. „Weshalb denn gerade die Naſe?"

„Weil ſie die Ehre hat, ſich durch ihre Eigenthümlichkeit vor allen andern Naſen unſeres Jahrhunderts auszuzeichnen."

„**Eh bien**, ich ſtelle meine Naſe ganz zu Ihren Dienſten."

„Ich werde die Ehre haben, ſie vorläufig in Wachs abzudrücken," ſagte der alte Modeleur, holte aus einer ſeiner unendlich vielen Taſchen weiches Wachs hervor, drückte dieſes Wachs auf das achtunggebietende, ehrfurchteinflößende Geruchs-Organ ſeines berühmten Landsmanns und war nach Verlauf von fünf Minuten im Beſitze eines wohlgelungenen Abdrucks dieſer pittoresken Naſe.

„Die Naſe iſt fertig, ich brauche ſie hier nur noch etwas zu drehen, um die vollkommenſte Harmonie der wächſernen Copie mit dem fleiſchigen Originale herzuſtellen. So, nun iſt auch das gemacht! — Am Fuße dieſer Naſe ſoll ein Sockel mit der Inſchrift angebracht werden: **Nasorum Nasus**, der Naſen Naſe!"

„Eine närriſche Idee! Spötter könnten ſagen, man habe mir in England eine Naſe gedreht!"

„Der Sinn dieſer Huldigung liegt etwas tiefer. Der ehrenwerthe Comité will damit andeuten, Sie hätten an die Schachſpieler der britiſchen Halbinſel Naſen austheilen wollen."

„Ich ſelbſt aber, könnten die Engländer ſagen, hätte mit langer Naſe wieder abziehen müſſen. Aber was liegt daran? Ich verſtehe einen harmloſen Scherz, habe Ihnen einmal meine Naſe zu Ihrer Verfügung geſtellt und muß mir nun gefallen laſſen, daß Sie ganz nach Ihrem Belieben mich bei der Naſe herumziehen können."

„Ich danke Ihnen, im Namen der ganzen civiliſirten Welt, für Ihr mir ſo uneigennützig, ſo freiſinnig und ſo großmüthig zur Dispoſition geſtelltes Geruchs-Organ und habe die Ehre zu ſein Ihr aufrichtiger Verehrer Amédée Pompé Magloire Moufflon," ſagte der Modeleur, machte dabei eine Verbeugung, die den ci-devant Ballettänzer verrieth, und hüpfte trällernd zur Thür hinaus.

7.

So war der verhängnißvolle Abend herangerückt.

Nicht banger können zwei feindliche Heere der entſcheidenden Schlacht entgegen gehen, als Labourdonnaye und Macdonnell, der Napoleon und Wellington des Schachbretts, der verhängnißvollen Partie, die entſcheiden ſollte, welcher von dieſen beiden kampfgerüſteten Helden den Namen des Unüberwindlichen verdiene. Mit dem Glockenſchlage Acht ſollte im großen Saale des Weſtminſterklubbs der große Schachkampf beginnen und eine neue Schlacht von Waterloo geſchlagen werden. Ganz Albion, ganz Frankreich ſah dem Ausgang dieſes Nationalkampfes mit dumpfer Beſorgniß, mit unbeſchreiblicher Herzensangſt entgegen und ſchickte — wenn auch im Stillen nur — heiße Segenswünſche für den Vertheidiger ihres vaterländiſchen Ruhmes zum Gott der Schlachten und zu Palamedes, dem alten Schutzpatron des Schachbretts, empor.

Schon um ſechs Uhr ſtanden vor den geräumigen Eingangshallen des Weſtminſterklubbs dichte Volksmaſſen aufgepflanzt, die ſich gegenſeitig ſtießen und drängten, foppten und neckten und, um ſich die Zeit des Wartens zu verkürzen, gute und ſchlechte Witze riſſen, während die Herren Taſchendiebe dieſe überaus günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberziehen ließen, den franzöſiſchen Flaneurs und den engliſchen Maulaffen einen neuen Beweis ihres Daſeins und neue Proben ihrer Geſchicklichkeit zu geben.

Mit dem Glockenſchlage Sieben illuminirte ſich wie durch einen Zauberſchlag die ganze Façade des Klubbs und über dem Eingange erſchienen im Brillantfeuer, umſchlungen von einem Strahlenkranze buntfarbiger Lampen, die Anfangsbuchſtaben des Caſtors und Pollux des Schachſpiels: ein L. und ein M.

Ein tauſendſtimmiges, langgedehntes Ah! der Ueberraſchung und Bewunderung wälzte ſich durch die urplötzlich taghell erleuchtete Nacht zum ſternenloſen Himmel hinauf.

„L. M. Was mögen dieſe beiden Buchſtaben zu bedeuten haben?“ fragte ein langer, vier- bis fünfſchrötiger Matroſe.

„Das bedeutet Labourbonnaye und Macdonnell,“ erklärte ein kurzer, buckeliger Zeitungsträger.

„Wer von Beiden,“ fragte ein Schneider aus der City, „wird wohl den Sieg davontragen?“

„Der Franzoſe,“ antwortete aus angeborenem Patriotismus ein Pariſer Parfumeur vom Piccadilly-Square.

„Goddam!“ rief ein zum Boxen alle Zeit aufgelegter Bierbrauer aus der Nachbarſchaft. „Wenn der verdammte Franzoſe unſern Unüberwindlichen beſiegt, muß er ſich mit mir boxen; ich will ihm dann einen Denkzettel geben, daß er nicht lebendig nach Frankreich zurückkehrt, um ſich drüben mit dem Ruhme brüſten zu können, er habe Alt-England beſiegt.“

„Und wenn Euer Macdonnell — was Gott verhüten möge! — unſern Labourdonnaye beſiegt,“ erwiderte der ſchmächtige Pomadenheld, „dann erfinde ich, eigends für ihn, eine neue Pomade, nach der ihm alle Haare ausfallen ſollen.“

„Goddam, wer ſo etwas zu thun ſich erdreiſtet, iſt ein Krokodill, ein Hayfiſch, ein Nilpferd!“

„Und wer ſo etwas zu ſagen ſich erfrecht, iſt ein **vieux ganache**!“

„Goddam, ich habe kein franzöſiſches Wörterbuch bei mir und bitte Euch darum, mir zu erklären, was ein Ganache iſt.“

„Ganache iſt eine reſpectable Waffe, womit Simſon die räudigen Philiſter ſchlug.“

„Alſo ein Eſelskinnbacken! Na warte, lavendelduftender Philiſter, ich will Dir zeigen, daß auch ich ein Simſon bin,“ ſagte der Bierbrauer und gab ihm mit geballter Fauſt einen ſolchen Schlag vor den Magen, daß der arme Teufel mit einem **ah mon dieu!** ohnmächtig zur Erde niederſank und ſich dann erſt erholte, als zwei mitleidige Landsleute ſich ſeiner annahmen und ihn ſterbensmatt nach ſeiner Wohnung brachten.

„Habt Ihr ſchon gehört,“ begann ein zu Grund gegangener Schneider, „daß unſer glorreicher König mit der glorreichen Herzogin von Kent eine Wette von tauſend Pfund Sterling eingegangen, daß der hergelaufene Franzoſe die Partie gewinnen wird?“

„Wenn unſer glorreicher König,“ entgegnete ein hochnäſiger Naſirmeſſer-Fabrikant, „das wirklich gethan hat, ſo ſollte das Parlament ihn des Hochverraths gegen die Nation anklagen und . . .“

„Ihn des Thrones verluſtig erklären,“ meinte der Schneider.

„Und etwa an ſeine Stelle den erſten beſten bankerottirten Schneider zum König machen,“ fügte ein maſſiver Miethskutſcher hinzu.

„Gentleman!“ begann der Beleidigte, „ich verbitte mir jede Anſpielung . . .“

„Und ich, Meiſter Zwirn, verbitte mir jede unpatriotiſche Aeußerung. Ob und wie unſer König tauſend Pfund verwetten will, geht Euch einen Quark an, und wenn Ihr, ſpindeldürrer Nadelheld, noch ein Wort darüber zu verlieren wagt, ſo zerreiße ich Euch in dreimalhunderttauſend Fetzen!“

„O ho, das wollen wir doch mal ſehen, wie Er das anfangen will,“ begann ein Matroſe, der ſich des ſchwachen Schneiderleins annahm.

„Das will ich Euch gleich zeigen,“ erwiderte der Roſſelenker.

Und gleich darauf begann eine grandioſe Boxerei, die nach zehn Minuten damit endete, daß der Sohn der Flotte dem großmäuligen Kutſcher das Naſenbein und ein Paar Rippen zerbrach und dann ruhig ſeine Wege ging.

In demſelben Augenblick kam ein Wagen angerollt, in welchem Ritter Macdonnell und ſein Secundant Maſter Kenny ſaßen.

„Vivat hoch! vivat hoch!“ ſchrie die Volksmenge.

Und während Alles nach Herrn Macdonnell hinblickte, tauchte die Hand eines jungen Taſchendiebes in die auffallend dicke Rocktaſche eines maulaffenden Gentleman hinab, um aus dem tiefen Grunde irgend eine Perle, eine Doſe oder Brieftaſche hervorzuholen.

„Au! au! au!“ ſchrie der auf der That ertappte Dieb, den ein kleiner Pintſcher, welchen der Gentleman vermuthlich aus Vorſorge bei ſich trug, dergeſtalt in die Finger gebiſſen hatte, daß er dem wüthenden Schmerze durch wüthendes Schreien Luft machte, worüber die Umſtehenden in ſataniſches Gelächter ausbrachen.

„Guter Freund,“ ſagte der Gentleman zu dem beſtürzten Diebe, „ich rathe Euch, zukünftig, wenn Ihr wieder eine Expedition nach meiner Taſche antretet, Pelzhandſchuhe anzuziehen.“

Der Dieb machte, daß er fortkam.

„Maſter Dobble,“ ſagte der Gentleman zu dem Pintſcher, den er aus der Taſche zog, „heute habt Ihr Eure Sache gut gemacht.“ Dann ſtreichelte er den Hund und ſteckte ihn wieder ins Burgverließ ſeiner Rocktaſche.

Gleich darauf kam ein zweiter Wagen angerollt, in dem die Herren von Labourdonnaye und Dumesnil ſaßen.

„**Dieu protège la France**,“ rief ein enthuſiasmirter Senf-Fabrikant aus Dijon.

„Das Maul gehalten,“ ſchrie ein neben ihm ſtehender Rieſe.

„Wer will mir das Schreien verbieten?“

„Ich, John Ton, der Garkoch!“

„Ah! ich bin ſehr erfreut, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Darf ich Ihnen vielleicht eine Probe ausgezeichneten Senfes zuſchicken?“

„Der Teufel hole Euch und Euren ſchlechten Senf!“

„Zu gütig, mein Herr,“ ſagte der Franzoſe und eclipſirte ſich.

„Vivat, vivat!“ ſchrie man oben beim Eintritt des Gaſtes.

„Hurrah!“ ſchrie das unten verſammelte Volksgewühl.

8.

Mit dem Glockenſchlage Acht begann die verhängnißvolle Schachpartie. An einem großen in der Mitte des Saales aufgeſtellten Schachbrett nahmen die beiden Gegner und deren Secundanten ihre Plätze ein. Fünf Schritte vom Schlachtfelde bildete ſich ein dichtgedrängter Kreis von Zuſchauern, die aus Furcht, die beiden Spieler zu ſtören, kaum Athem zu ſchöpfen wagten. Sie waren ganz Auge, folgten mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit jeder Bewegung, jedem Zuge Macdonnell's und beobachteten jede ſeiner Mienen, um aus ihnen herauszuleſen, ob die Parthie bis jetzt noch gut oder ſchlecht für ihn und für ſie ſtehe, denn ſie Alle waren ja dabei betheiligt, ſtand doch der Ruf des ganzen Klubbs dabei auf dem Spiele! Kein Wunder alſo, daß ſämmtliche Mitglieder des Klubbs ſich nur für ihren Vertreter intereſſirten, nur für ihn bangten, nur für ihn beteten, er möge ſeine Faſſung, ſeine Geiſtesgegenwart behalten und ſich von dem ſchlauen Franzoſen nicht überliſten, nicht übertölpeln, nicht überrumpeln laſſen. Für den armen Herrn von Labourdonnaye intereſſirte ſich hingegen nur ein Einziger, ſein Adjutant, Baron Dumesnil, der für ſeinen Meiſter dergeſtalt eingenommen war, daß es ihm weniger Schmerz verurſacht hätte, einen Finger ſeiner Hand, als dieſe Parthie zu verlieren. Die beiden Unüberwindlichen waren Anfangs von gleicher Ruhe und von gleicher Siegeshoffnung beſeelt; aber ſchon nach dem zehnten Zuge zog ſich auf der Stirn Macdonnell's in der Mitte der beiden Augenbraunen ein finſteres Gewölk zuſammen, während ſich die Mienen Labourdonnaye's mehr und mehr aufheiterten. Mit freundlichem Schmunzeln reichte er, ohne die Todtenſtille durch ein Wort zu unterbrechen, ſeinem Secundanten die Doſe hin, aus der dieſer kopfnickend eine Priſe nahm. In demſelben Augenblick hatte ein ehrenwerthes Mitglied des Klubbs, unfern der Thür, ſich zu räuſpern gewagt, worauf er durch ein einſtimmiges, langgezogenes St! der Mißbilligung zur Ruhe verwieſen wurde. Nach jedem neuen Zuge vergönnte ſich Englands Unüberwindlicher eine längere Pauſe zum Nachdenken, ſo daß nach Verlauf von zwei Stunden kaum zwanzig Züge gethan waren. Daſſelbe Mitglied, das vorhin ſich zu räuſpern gewagt, ſchlich jetzt, weil ihn das Bedürfniß zu nieſen anwandelte, auf den Zehen der Thür zu, ſah ſich aber, noch bevor es den Ausgang erreicht hatte, der Nothwendigkeit bloßgeſtellt, dieſem Bedürfniß freien Lauf zu laſſen.

„Ruhe, Ruhe!" erſcholl's von allen Seiten.

Das Volk, das unterdeſſen in banger Erwartung ſchwebte, begann endlich unruhig zu werden und den Entſchluß abzufaſſen, eine Deputation hinaufzuſenden, um Kunde zu erhalten, wie jetzt die Parthie ſtehe.

Der Secretair des Klubbs ſah ſich, um die Menge zu beruhigen, in die Nothwendigkeit verſetzt, ein ſchriftliches Bulletin folgenden Inhalts zu erlaſſen:

„So eben iſt der vierundzwanzigſte Zug geſchehen. Der Sieg ſcheint ſich auf unſere Seite hinzuneigen. Macdonnell kämpft wie ein Löwe."

„Hurrah!" ſchrie die ſiegestrunkene Maſſe, Hüte, Mützen und Taſchentücher ſchwenkend.

„Quatre-vingt-neuf mille diables!" fluchte der Dijoner Senf-Fabrikant.

Aber ſchon nach dem fünfundzwanzigſten Zuge trat dem engliſchen Löwen der Angſtſchweiß auf die Stirn und es wurde ihm und ſeinem Secundanten etwas ſchwül zu Muthe. Labourbonnaye reichte ſeinem Landsmann wieder die Doſe hin und Baron Dumesnil ſchwelgte bereits im Vorgefühle des nahen Sieges.

Beim ſechsundzwanzigſten Zuge ſah Ritter **Macdonnell** ſich gezwungen, einen Thurm aufzuopfern, um einem gefahrdrohenden Schach zu entgehen.

Maſter **Kenny** wurde bleich wie Käſe; **Macdonnell** fing am ganzen Körper zu ſchwitzen an.

„Wie ſtehts, wie ſtehts?“ fragte die Deputation.

Der Secretair ertheilte ein neues Bulletin, alſo lautend:

„Das Glück hat ſich plötzlich auf die Seite unſeres Gegners geworfen. Wir haben einen Thurm und zwei Fähnlein eingebüßt. **Macdonnell** vertheidigt ſich wie ein gereizter Tiger.“

„Goddam!“ murrte die aus ſüßen Siegesträumen unſanft aufgerüttelte Maulaffen-Menge.

„Dieu protège la France,“ triumphirte der Dijoner Senf-Fabrikant.

„Schach dem König,“ erſcholl es jetzt von Seiten des Franzoſen.

„Weh mir,“ rief **Macdonnell**, „ich bin verloren!“

„Noch nicht, aber bald,“ erwiderte **Labourdonnaye**, ſeinem Gegner den zweiten Thurm abnehmend.

Es trat nun eine lange, lange Pauſe und in deren Gefolge eine tiefe, tiefe Schwüle ein, wie ſie einem Ungewitter vorauszugehen pflegt. Zum Glück für Herrn **Macdonnell** fing es auf der Straße eben zu regnen an, und da viele der müden Maulaffen nicht naß werden wollten, verließen ſie den freien Platz und eilten in die nächſten Tavernen, um dort bei einem Glaſe Ale Schutz vor dem Regen zu ſuchen.

„Schach dem König!“ donnerte **Labourdonnaye** hinein.

„Ei ſehen Sie denn gar keinen Ausweg mehr?“ fragte Maſter **Kenny**.

„Nein,“ antwortete der verzweifelnde Tiger.

„Ich leider auch nicht,“ brummte ſein Secundant.

„Matt, matt!“ riefen Labourdonnaye und Dumesnil wie aus einem Munde.

Ritter Macdonnell ſank halbohnmächtig in ſeinen Lehnſtuhl zurück.

„Faſſung, Faſſung, mein Herr!“ rief ihm der großmüthige Sieger zu. „Solch ein Unglück kann dem beſten Spieler zuſtoßen.“

„Sie haben ſich wie ein Held vertheidigt,“ fügte Baron Dumesnil zu.

Einige Mitglieder des ehrenwerthen Weſtminſterklubbs ſtanden wie verſteinerte Salzſäulen, Andere wie begoſſene Pudel da.

„Wie ſtehts, wie ſtehts?“ fragte die Deputation.

„Wir ſind geſchlagen,“ erwiderte der Secretair, der ſich in der Wuth die Kleider vom Leibe und die Perücke vom Kopfe riß und Letztere mit ſolcher Wuth auf den Fußboden warf, daß eine dicke Puderwolke ihn faſt unſichtbar machte.

Die Deputation überbrachte dieſe Hiobspoſt dem Reſte der regentrotzenden Maulaffen. Ein coloſſales Hohngelächter zerriß die Luft; mittendurch ertönte der Anfang der Marſeillaiſe:

„Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé.“

Der Mann, der dieſe Hymne angeſtimmt, war der Dijoner Senf-Fabrikant.

Einen Augenblick ſpäter fuhr ein Wagen vor. Der Einſteigende — es war der Sieger Macdonnell's — wurde von einem Theile der Maſſe mit Hurrahgeſchrei, von dem andern mit Ziſchen empfangen.

„Kommen Sie, Dümesnil,“ ſagte er, „ſonſt werden wir am Ende noch geſteinigt.“

Der Wagen rollte pfeilſchnell von dannen.

Herrn Macdonnell wurde der gutgemeinte Rath ertheilt, ſo lange noch zu verweilen, bis der Volkshaufen auseinander gegangen.

Und das befolgte er denn auch.

9.

Am andern Abend brachte die Evening-Poſt eine Beſchreibung dieſes Schachkampfes, die, mit echt-engliſcher Weitſchweifigkeit erzählt, ſechs lange Spalten füllte.

Am zweiten Morgen erſchien auf Sir Macdonnell ein Dutzend Karrikaturen von Cruikſhank, Eine witziger und ſpaßhafter als die Andere.

Aber die Denkmünze wurde aus Rückſicht für den Geſchlagenen nicht ausgegeben, ſondern auf Beſchluß des Klubbs wieder eingeſchmolzen.

Der Sieger blieb nur drei Tage noch in London und ſchiffte dann mit ſeinem Begleiter nach Frankreich zurück.

10.

Bald darauf ſtarb Macdonnell am Gallenfieber.

XI.

Herr Malztippel.

I.

„Maler, male mein Liebchen,
Male ihr ſchönes Geſicht;
Maler, male ihr Grübchen,
Maler, vergeſſe es nicht.“

Altes Lied.

Die Zahl der Bildernarren iſt Legion. Kein Wunder, denn ein Pinſel intereſſirt ſich für den Andern.

Dieſe Liebhaberei, koſtbare Gemälde zu ſammeln, graſſirt vorzüglich in dem ſogenannten Iſar-Athen, wo das bayer'ſche Bier und die klöſterliche Frömmigkeit, das Zahlen-Lotto und die Malerkunſt, die Dampfnudeln und die Gedichte König Ludwigs in voller Blüthe ſtehen.

Nur ein ſo witziger, boshafter Spötter, wie mein verehrter Freund Saphir, kann zu behaupten wagen, daß die liebenswürdigen Bewohner des Iſar-Athens ſich nur für ihr Bier intereſſiren; nur ein ſo großer Schalk, wie er, kann den Muth haben, zu ſagen: „Morgens ſei jeder

Münchener ein Bierfaß und Abends ein Faß Bier." Dafür hat ihn aber auch König Ludwig zum Hoftheater-Intendanz-Rath gemacht!

Aber nicht das himmliſche Bier, auch die göttliche Malerkunſt hat in München begeiſterte Anhänger, die ſich, käme es darauf an, lieber gliedweiſe rädern, als ſich das Eine oder Andere entreißen ließen.

Der leidenſchaftlichſte Malerfreund, der eifrigſte Bildernarr der guten Stadt München, war Herr Joſeph Malztippel, ein ci-devant Bierbrauer, der ſich in einem Zeitraum von zehn Jahren ein bedeutendes Vermögen zuſammengebraut, dann ſein Geſchäft an ſeinen Stiefſohn abgetreten und ſich der Länge nach auf die Malerei und das Steckenpferd, Gemälde zu ſammeln, geworfen hatte.

Herr Malztippel war jedenfalls dümmer, als er ausſah, und verſtand von der Malerkunſt, ohne Uebertreibung, mindeſtens zehnmal weniger als ein Mondkalb von dem Sonnenſyſtem. Er glaubte Alles, was man ihm ſagte, und wurde täglich das Opfer ſeiner Leichtgläubigkeit.

Das Factotum dieſes Bildernarren war Sylvius, ein junger, pfiffiger Maler, der aus Berlin nach München gegangen war, um hier die Metaphyſik der bayer'ſchen Dampfnudeln und die Phyſiologie des bayer'ſchen Bockbieres zu ſtudiren. Gleich nach ſeiner Ankunft hatte er unter den Hofgarten-Arcaden, wo manches gute Bild durch manchen ſchlechten Vers entſtellt wird, die Bekanntſchaft des Herrn Malztippel gemacht, der ihn, wegen ſeines berliniſchen Dialectes und ſeines altſpaniſchen Bartes, augenblicklich liebgewonnen und gleich darauf zu ſich in ſein Haus genommen, das, beiläufig geſagt, unfern des Karlsthores lag.

Der gute Sylvius, der ſich weit mehr aufs Trinken als aufs Malen verſtand, durchſchaute bald die Geiſtesfähigkeiten ſeines Mäcen's, der in der That ein Muſterbild von Dummheit war. Ein einziger Zug wird hinreichen, deſſen botokudiſche Dummheit vollſtändig zu characteriſiren. Herr **Malztippel** fragte einſt einen jungen Arzt, der mit ihm bei **Tamboſi** dann und wann „Schafskopf" zu ſpielen pflegte, warum die Natur jedem Menſchen **zwei** Naſenlöcher verliehen habe?

„Mit dem rechten Naſenloche," erklärte der Gefragte, „kann man nur gute, mit dem linken nur ſchlechte Gerüche einathmen."

„Ich weiß nun," ſagte unſer Ex-Bierbrauer, „wie ich mich zu verhalten habe. Komme ich an einem Blumenbeete vorüber, dann drücke ich das linke, und gehe ich an einer Miſtpfütze vorbei, dann drücke ich das rechte Naſenloch zu."

Und das that er denn auch!

2.

Sylvius hatte die Verpflichtung übernommen, ſeinem Gönner ſpielend Unterricht in der Kenntniß der Gemälde zu ertheilen, ihn mit dem Leben der berühmteſten Maler und mit den Eigenthümlichkeiten ihres Pinſels vertraut zu machen, auf daß Herr **Malztippel** allmälig in den Stand geſetzt werde, die Rolle eines Kunſtkenners zu ſpielen.

Vor Allem mußte unſer ci-devant Bierbrauer täglich ein Dutzend Kunſtausdrücke in ſein Gedächtniß prägen, weil es bei den ſogenannten Kunſtkennern einmal Styl geworden iſt, damit bei jeder Gelegenheit verſchwenderiſch um ſich zu werfen und auf dieſe Weiſe dem Laien Sand in die Augen zu ſtreuen.

„Wenn von einem Pinſel die Rede iſt, ſo gebrauchen Sie abwechſelnd zur characteriſtiſchen Bezeichnung dieſes Pinſels die Worte: ſaftig, kernig, markig, was im Grunde genommen ziemlich daſſelbe iſt, oder weich, ſanft, lieblich, was ungefähr den Gegenſatz zum Vorhergehenden bildet. Wenn von der Zeichnung die Rede iſt, ſo bedienen Sie ſich abwechſelnd der Ausdrücke: correct, harmoniſch, geſchmeidig, und umgekehrt der Worte: unregelmäßig, unharmoniſch, ſteif.“

Nicht ſelten geſchah es, daß Herr Malztippel die Kunſtausdrücke verwechſelte und jetzt von einem ſteifen Pinſel und bald darauf von einer ſaftigen Zeichnung ſprach.

Allwöchentlich einmal mußte Sylvius ſeinen Gönner in die Pinakothek begleiten, um dort die verſchiedenen Bilder mit ihm durchzugehen und ihm intereſſante Züge aus dem Leben jedes Meiſters, der ſich hier durch ein Werk ſeiner Hand verewigt, zu erzählen.

Sylvius gefiel ſich darin, bei ſolchen Gelegenheiten ſeinem ſchwachköpfigen Mäcen Märchen anzuheften, Lügen vorzuſchwatzen und ihm auf dieſe Weiſe einen ganzen Wald von Bären anzuhängen. Nur dann und wann erzählte er ihm auch einen Zug, der nicht erlogen war.

„Hier,“ ſagte der Cicerone zu ſeinem Schüler, als ſie ſich wieder in der Bildergallerie befanden, „hier ſehen Sie ein Bild des berühmten Giulio Romano, eines der erſten Meiſter der römiſchen Schule: Simſon, der mit dem Eſelskinnbacken die Philiſter erſchlägt.“

„Wer darunter iſt denn der Simſon?“

„Der kleine häßliche Kerl mit den Widderhörnern und den Bocksfüßen.“

„Und wo hat er denn ſeinen Eſelskinnbacken?“

„Ei, ſehen Sie denn nicht das Inſtrument in ſeiner Hand?“

„J, das iſt ja eine Flöte.“

„Ganz recht. Zu Simſon's Zeiten wurden aber die Flöten Eſelskinnbacken genannt.“

„Und warum denn?“

„Weil ein Eſel eine Flöte einſt an ſeine Backen gelegt, im Wahne, daß auch er darauf ſpielen könne.“

„Simſon hat alſo die Philiſter mit einer Flöte erſchlagen?“

„Nicht eigentlich erſchlagen, ſondern blos fortgejagt, denn als er die Flöte zu blaſen angefangen hatte, ergriffen ſie die Flucht, was ihnen Niemand verdenken kann. — Dies hier iſt ein Bild des großen Leonardo da Vinci, des Oberhauptes der florentiniſchen Schule, einer jener Maler, die am langſamſten gearbeitet haben. Vier ganzer Jahre hatte er an dem Bildniß der Joconde gemalt, wofür ihm König Franz I. von Frankreich blos viertauſend Thaler bezahlt. Derſelbe Meiſter hat auch die Belle Ferronière, die Geliebte jenes Königs gemalt, in deſſen Armen Leonardo bald darauf geſtorben iſt, im Schloß zu Fontainebleau. Nicht ſelten brachte da Vinci Bänkelſänger und Poſſenreißer mit, um den Perſonen, die er abmalte, während des Sitzens die Langeweile zu vertreiben. — Dieſe Frauenfigur da iſt Herodias, die Enkelin des großen Herodes, die Gemahlin ihres Onkels Herodes Philippus. Das Haupt, das ſie in der Schüſſel trägt, ließ ſie dem heiligen Johannes abſchlagen . . .“

„Warum denn?“

„Weil der gute Heilige ſich in Dinge gemiſcht, die ihm nichts angingen: er war erboßt darüber, daß ſie ihren Onkel und nicht ihn geheirathet hatte. Aus Rache ließ ſie den abgeſchlagenen Kopf ihren Gäſten als Ragout auftragen.“

„Ein Kalbskopf mit Kren wär' mir lieber geweſen.“

„Mir auch, denn der Heilige ſoll ſehr zäh geweſen ſein. — Hier ſehen Sie ein Bild von Michel Angelo Buonarotti, welcher nicht blos Maler, ſondern auch Bildhauer, Baumeiſter und Poet geweſen iſt. Nach dem Tode ließ ihn Pabſt Pius IV. mit wahrhaft königlicher

Pracht begraben; bald darauf aber ward ſein Leichnam auf Befehl Cosmo's von Medicis heimlich ausgegraben, unter Waarenballen nach Florenz geſchafft und dort in der Kirche des heiligen Kreuzes beigeſetzt. Er pflegte die Malerei „ſeine Frau" und ſeine Bilder „ſeine Kinder" zu nennen. Er diente zwei Kaiſern, ſieben Päbſten und faſt allen Fürſten Italiens, und Cosmo de Medicis hatte ſolche Ehrfurcht vor ihm, daß er, wenn Michel Angelo mit ihm ſprach, ſein Haupt entblößte. — Dies iſt die ſchöne Leda, die Geliebte des liederlichen Jupiters, der ſich, ihr zu Liebe, in einen Schwan verwandelte und ſie am Ufer des Eurotas, in dem ſie ſich gebadet hatte, dergeſtalt umarmte, daß das gute Kind, ohne es zu ahnen, bald darauf Mutter zweier Töchter, Helena und Klytemneſtra, und zweier Söhne, Caſtor und Pollux, geworden war."

„Herr Gott, wer ſich doch auch ſo in einen Schwan verwandeln könnte!" ſeufzte Herr Malztippel, der dabei an eine gewiſſe Perſon dachte, die ich im nächſten Capitel meinem Leſer vorzuſtellen gezwungen ſein werde.

„Dieſelbe Schwanengeſchichte hat auch Paul Veroneſe, Andreas del Sarto und Antonio Allegri da Correggio behandelt."

„Auch Sie müſſen mir eine Leda und mich als Schwan malen. Ich zahle Ihnen dafür Alles, was Sie begehren."

„Wir wollen ſpäter unterhandeln! — Hier ſehen Sie ein Bild des Maëſtro Roſſo, ein anderes Abenteuer jenes verliebten Gottes. Das junge Mädchen iſt Danaë, die Tochter des Königs von Argos, der ſie in einen Thurm eingeſperrt hatte, weil ihm geweiſſagt worden war, daß ſein Enkel ihm die Krone und das Leben rauben werde. Der verſchmitzte Don Juan-Jupiter ließ ſich in Geſtalt eines Goldregens zu ihr in den Kerker herab, worauf das gute Kind Mutter ward und den Perseus gebar."

„Dieſer Jupiter muß ein verdammt geſcheidter Kerl geweſen ſein!"

„Er ſoll unter Anderm das Schießpulver und das Salvator-Bier, die Löwen-Pomade und die Buchdruckerkunſt, die Hoffmannstropfen und die Dampfmaſchinen erfunden haben. — Hier ſehen Sie ein Bild von Paul Veroneſe. Jupiter iſt hier als Stier verkleidet. Prinzeſſin Europa, die Tochter des Königs Agenor von Phönicien, die an dieſem Ochſen Gefallen zu finden ſcheint, ſchmückt ſeine Hörner mit Guirlanden, ſtreichelt und liebkoſ't ihn und ſetzt ſich auf ſeinen Rücken. Der Stier entführt ſie; ſie geht mit ihm durchs Waſſer; er bringt ſie nach Creta."

„Hören Sie, Freund, dieſes Bild gefällt mir noch beſſer als die Leda. Wiſſen Sie was? Malen Sie mir eine Europa und mich als einen Ochſen."

„Ich bürge für die Aehnlichkeit! — Dies hier iſt ein Meiſterwerk von Pietro Berretino da Cortona, von ſeinen Zeitgenoſſen „die Krone der Maler" genannt. Dieſes Bild hatte Anfangs ein lachendes Kind dargeſtellt; durch einen einzigen Pinſelſtrich war es von ihm in ein weinendes verwandelt worden. Eben ſo ſchnell und auf dieſelbe Weiſe ſoll er in Gegenwart des Großherzogs Ferdinand von Medicis ein weinendes Kind in ein lachendes umgeſchaffen haben. Kurz vor ſeinem Tode vermachte er der Maler-Akademie in Rom ein Capital von hunderttauſend Scudi."

„Das gefällt mir von dieſem Mann!"

„Hier ſehen Sie ein Bild des weltberühmten Tizian Vecelli, der faſt alle Fürſten ſeiner Zeit, unter Andern auch König Franz I., den Sultan Soliman II. und Kaiſer Karl V. gemalt hatte, Letztern ſogar dreimal, weßhalb der Kaiſer geſagt haben ſoll: er habe durch Tizians Pinſel eine dreifache Unſterblichkeit erlangt. Als dieſem großen Maler einſt, während ihm der Kaiſer ſaß, der Pinſel aus der Hand fiel, beeilte ſich Karl V., dieſen Pinſel aufzuheben und ihn dem Meiſter zurückzugeben, mit den Worten: »Ein Tizian verdient es, von einem Kaiſer bedient zu werden.« Derſelbe Fürſt verlieh ihm 1552 zu Barcelona den Titel eines Pfalzgrafen, ernannte ihn zum Ritter des Jakobs-Orden und wies ihm eine Penſion von fünftauſend Kronen an. Heut zu Tage exiſtirt kein Karl V.“

„Aber auch kein Tizian,“ erwiderte Herr Malztippel.

„Dieſe Antwort müſſen Sie irgendwo geleſen haben.“

„Wieſo?“

„Nun, Ihnen kann ſie nicht eingefallen ſein.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Das glaube ich Ihnen. — Dieſes Weib da, das ihre unverhüllten Reize im Spiegel begafft, iſt Dame Venus, und der kleine Schelm, der ihr den Spiegel hält, iſt Cupido.“

„Was war denn dieſe Venus?“

„Choriſtin bei einem römiſchen Liebhaber-Theater.“

„Und der kleine Cupido?“

„Souffleur bei derſelben Bühne.“

„Aber warum liefen damals die Leute beim Theater nackt herum?“

„Weil ſie ſo wenig Gage bekamen, daß ſie ſich keine Kleider kaufen konnten.“

„Gerade wie jetzt,“ brummte Malztippel, der das ſehr genau zu wiſſen ſchien.

„Hier ſehen Sie ein Bild des Giorgione, eines der älteſten und ausgezeichnetſten Maler der venetianiſchen Schule. Er iſt von allen

Malern derjenige, der am beſten die Farbe des menſchlichen Fleiſches getroffen hat. In ſeinem dreiunddreißigſten Jahre ſtarb er aus Gram, weil einer ſeiner Freunde ihm ſeine Geliebte entführt hatte. Auf dieſem Bilde halten ſich Jakob und Rahel in liebeglühender Umarmung umſchlungen. In dieſem Jakob ſoll er ſich und in dieſer Rahel ſeine untreue Geliebte abgebildet haben.“

„Ich kann es dieſer Rahel gar nicht verdenken, daß ſie mit einem Andern durchgegangen iſt.“

„Und warum?“

„Weil dieſer Jakob viel zu alt für ſie iſt.“

„Sie haben Recht. Alte Eſel ſollten ſich niemals in junge Mädchen verlieben, ſonſt könnte es ihnen wie dem Meiſter dieſes Bildes gehen.“

„Wären Sie wohl auch im Stande, die Geliebte Ihres Freundes zu entführen?“

„Ei, wenn ſeine Rahel mir gefiele, ganz beſtimmt.“

„Hallunke!“ murmelte Herr Malztippel leiſe in den Bart. „Was iſt denn das für ein Bild?“

„Judith und Holophernes, gemat von dem Florentiner Chriſtofero Allori. Dame Judith hält in ihrer Hand das vom Rumpfe getrennte Haupt des Holofernes. Der Maler hat in dieſem Kopfe ſeinen eigenen und in der ſchönen Judith ſeine grauſame Geliebte Mazzafira, die ihn nicht erhören mochte, portraitirt. Mit dieſem Gemälde wollte er andeuten, er habe durch ſie ſeinen Kopf verloren.“

„Die Weiber, die Weiber!“ rief Herr Malztippel. „In der Regel erhören ſie gerade den, den ſie nicht erhören ſollten. Kommen Sie, Freund, für heute habe ich genug gelernt.“

3.

Herr **Malztippel** hatte unter andern Dummheiten auch die begangen, ſich auf ſeine alten Tage in eine Liebſchaft mit einem jungen Mädchen einzulaſſen, welches **Peppi** ** hieß und Choriſtin beim Münchener Hoftheater war.

Peppi, die einzige Tochter eines Portier's beim **ſchen Geſandten, war achtzehn Jahre alt geweſen, als ſie durch den Einfluß des erſten Legationsſecretärs ein Engagement beim Theater erhalten hatte. Eine jener brünetten Schönheiten, die durch feurige Augen und ſchwarze Brauen für Manchen etwas Unwiderſtehliches haben, hatte ſie ſich bald von einem Schwarme alter und junger Anbeter umringt geſehen, von denen Jeder bei allen Heiligen des gregorianiſchen Kalenders ihr betheuerte, daß ſie das ſchönſte Mädchen von ganz München, die Perle des ganzen Chorperſonales ſei. Einfältig genug, um dieſe werthloſen Spielmarken alltäglicher Schmeichelei für baare Goldmünzen zu halten, hatte ſie ſich von dem verlockenden Klange derſelben bethören und verführen laſſen, Verſicherungen und Schwüren zu glauben, die bald gebrochen waren. Kaum zwei Jahre bei der Bühne, hatte ſie bereits ein halbes Alphabet von Liebſchaften durchgemacht. An die Stelle des Legationsſecretärs war bald der jugendliche Held und Regiſſeur des Schauſpiels getreten, der ſie dadurch gekirrt, daß er ihr dann und wann eine kleine Rolle zugedacht. Dem Regiſſeur war ein junger Theater-Recenſent gefolgt, der ihr in einem Winkelblatte unbändigen Weihrauch geſtreut und das Prognoſticon geſtellt hatte, ſie würde bald eine der berühmteſten Künſtlerinnen Deutſchlands werden; der Theater-Recenſent war von einem Officier, der Officier von einem Studenten und der Student von einem Handlungsreiſenden verdrängt worden. Durch den Letztern hatte ſie endlich die Bekanntſchaft des Herrn **Malztippel** gemacht, der den gänzlichen Mangel an Liebenswürdigkeit durch eine ewig volle Börſe zu erſetzen ſuchte. Geſchmeichelt durch das Bewußtſein, eine Liebſchaft beim Theater zu haben, überhäufte er ſie täglich mit neuen Geſchenken, kaufte ihr jedes Kleid, jeden Hut, der ihr gefiel, ſchenkte ihr Ketten, Ringe, Armbänder, fuhr täglich mit ihr aufs Land und ſchonte mit einem Worte kein Geld, um endlich einen Eindruck auf ihr Herz zu machen. **Peppi** aber, allmälig klüger geworden, war trotz all' dieſer Aufmerkſamkeiten kalt und unempfindlich gegen ihn geblieben. **Malztippels** vierundzwanzigpfündige Seufzer hatten ſich machtlos am Harniſch ihrer Gleichgültigkeit gebrochen; er ſelbſt hatte bereits allen Appetit verloren und zu verzweifeln angefangen, als **Peppi** ihm endlich den erſten Kuß erlaubte. Die Wonne des guten Bierbrauers läßt ſich nur empfinden, aber nicht beſchreiben. Er ſank zu ihren Füßen nieder, küßte ihre Schuhe, benetzte ihren durchbrochenen Strumpf mit Thränen der Freude und war ganz närriſch vor Wonne.

„**Peppi!**“ rief er, „himmliſchſchöne **Peppi**, tritt mich mit Füßen, mache mit mir, was Du willſt, aber werde mein Weib!“

Das eben war es, was **Peppi** haben wollte. Sie war nach und nach zur Einſicht gelangt, daß beim Courmachenlaſſen nichts herauskomme, und daß es klüger ſei, ſich bei Zeiten um einen Mann umzuſehen. Und dieſer **Malztippel** ſchien ihr gerade der Rechte zu ſein.

„Er iſt alt und dumm,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „ich kann mit ihm machen, was ich will; ich bin arm, er hat Geld; ich werde ihn heirathen.“

„Sprich, **Peppi**,“ rief der zu ihren Füßen vor Wonne zerfließende Bierbrauer, „kannſt Du, willſt Du mich erhören?“

„Wir wollen uns die Sache überlegen,“ ſagte Peppi und geſtattete ihm ſeit jenem Augenblick täglich beim Kommen und beim Gehen einen Kuß.

4.

So ſtanden die Sachen, als Herr Malztippel plötzlich auf den dummen Einfall gerathen war, den jungen Maler in das Geheimniß ſeines Herzens einzuweihen und ihn bald darauf bei Peppi einzuführen, um ſie als Prinzeſſin Europa, ſich ſelbſt aber als Stier malen zu laſſen.

„Ich ſtelle Dir hier, liebe Peppi, meinen Freund Sylvius, einen der ausgezeichnetſten Maler unſeres Jahrhunderts vor. Dies, lieber Sylvius, iſt meine reizende Braut, von deren Schönheit und Liebenswürdigkeit ich Ihnen bereits Alles, was ich weiß, erzählt habe.“

„Mein Fräulein,“ ſagte Sylvius, „ich war in der That ſehr geſpannt, die Bekanntſchaft einer Dame zu machen, deren Schönheit mein Freund Malztippel wahrlich nicht zu viel gerühmt hat; ich habe Sie mir ſchön, ſehr ſchön vorgeſtellt, bekenne jedoch, daß Sie meine höchſten Erwartungen bei Weitem übertroffen haben.“

„Sie ſind in der That zu galant, mein Herr,“ erwiderte Peppi, deren Ohr an Schmeicheleien ſo plumper Art ſchon dergeſtalt gewöhnt war, daß das Unanſtändige derſelben ihr gar nicht mehr auffiel. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte ſie ihn mit einer Miene, der man's anſah, daß der erſte Eindruck, den der Maler auf ihr Herz gemacht, ein ſehr günſtiger war.

„Freund Malztippel,“ ſagte Sylvius, ſich nonchalant aufs Sopha ſetzend, „hat mir den ſchmeichelhaften Auftrag ertheilt, ſowohl Sie als auch ihn zu malen, Sie als Prinzeſſin Europa, ihn als Stier . . .“

„Aber Malztippel, wie kann man denn ſo dumm ſein, ſich als Stier malen zu laſſen!“

„Das verſtehſt Du nicht, liebes Kind. Wenn ſelbſt ein Gott wie Jupiter es nicht unter ſeiner Würde hielt, ſich als jungen Ochſen malen zu laſſen, ſo ſehe ich nicht ein, weßhalb ich mich daran ſtoßen ſoll? Das Bild, das ich neulich in der Gallerie geſehen, hat mir ſo außerordentlich gefallen, daß ich meinen Freund Sylvius erſucht habe, ein Aehnliches für meine Sammlung zu malen.“

„Sie würden ſich als Prinzeſſin gewiß ſehr gut ausnehmen,“ meinte Sylvius.

„Und Malztippel als Stier? Iſt das nicht zu Todtlachen? Aber meinetwegen, ich habe nichts dagegen.“

„Iſt es erlaubt zu fragen, zu welchen Stunden des Tages ich Sie am wenigſten ſtöre?“

„Sie ſtören mich niemals,“ gab ihm Peppi zur Antwort. „Blos Abends bin ich im Theater beſchäftigt.“

„Ich werde Sie alſo des Morgens beſuchen.“

„Aber nicht zu früh, wenn ich bitten darf,“ ſagte Malztippel, „denn meine Braut pflegt in der Regel erſt nach Neun aufzuſtehen.“

„Ich werde mich alſo täglich um zehn Uhr einſtellen.“

„Täglich?“ wiederholte Herr Malztippel mit verdrießlicher Miene.

„Nun ja, damit ich früher mit dem Bilde fertig werde.“

„Sie brauchen ſich gar nicht zu übereilen; es hat durchaus nichts zu ſagen, wenn das Bild erſt in Jahr und Tag fertig wird.“

„Dann bedanke ich mich dafür!“ erwiderte Peppi mit etwas trotzigem Tone.

„Sei nur nicht böſe, liebes Kind, es kommt ja ganz auf Dich an.“

„Nun gut, dann wünſche ich, daß Herr Sylvius ſchon morgen anfange und mich täglich beſuche, damit ich Sie bald als Stier bewundern kann," ſagte Peppi und fing darüber ſo herzlich zu lachen an, daß der Maler mitlachen mußte.

„Ich begreiſe nicht, wie Jemand darüber lachen kann," meinte Herr Malztippel. „Iſt denn ein Stier etwas Unanſtändiges?"

„Gott behüte!" ſagte Sylvius. „Ich lache nur, weil Fräulein Peppi lacht."

„Und warum lacht Fräulein Peppi?"

„Ich lache nur, weil Herr Sylvius lacht. Sie kommen alſo morgen?" fragte ſie den Maler.

„Punct Elf!"

„Ich werde Sie begleiten, lieber Sylvius."

„Vorläufig brauchen wir Sie noch nicht; denn erſt male ich die Prinzeſſin und dann erſt den Stier."

„Ich kann aber doch meiner Braut Geſellſchaft leiſten?"

„Meinetwegen," ſagte Peppi. „Nun aber muß ich in die Probe, meine Herren."

„Ich begleite Dich, liebe Peppi."

„Das ſollte mir fehlen; nein, nein, ich gehe allein."

„Nun denn, ſo kommen Sie, Sylvius," ſagte Malztippel.

„Leben Sie wohl, Fräulein."

„Auf Wiederſehen, Herr Sylvius."

Beide entfernten ſich. Bald darauf ging auch Fräulein Peppi.

3.

Seit jenem Tage beſuchte unſer Maler jeden Morgen die junge, pfiffige Braut ſeines alten, dummen Freundes. Malztippel gebrauchte immer die Vorſicht, ſie niemals allein zu laſſen. Während der erſten Sitzung hatte er, um ſich die Langeweile zu vertreiben, eine Cigarre geraucht; Peppi aber hatte ihm dies ein für alle Mal verboten, weil ſie, wie ſie ſagte, den Tabackrauch nicht vertragen könne. Gewohnt, dem leiſeſten Winke Peppi's zu gehorchen, hatte er ſeitdem nicht mehr zu rauchen gewagt und ſich damit begnügt, ein ſtummer Zuſchauer des Malers zu ſein.

Als aber eines Morgens ein unabweisbares Bedürfniß ihn hinaus in den Vorſaal trieb, warfen Sylvius die Palette und Peppi das Stickbrett bei Seite, liefen auf einander zu, umarmten und küßten ſich.

„Peppi!" rief der Maler.

„Sylvius!" rief die Braut.

Und in dieſen beiden Worten lag Alles, was ſie ſich in dieſem Augenblick zu ſagen hatten; dann folgte Kuß auf Kuß. Als ſie bald darauf Malztippels Schritte hörten, nahmen ſie wieder ihren vorigen Platz ein und die Miene an, als ob ſie ihn gar nicht verlaſſen hätten. Als Othello-Malztippel eintrat, fand er den Maler ſo ruhig, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre, an der Staffelei und Peppi trällernd am Stickbrett.

„Du biſt heute recht vergnügt, liebes Kind," ſagte der Bierbrauer, ſeine Weſte zuknöpfend.

„Warum?" fragte Peppi mit der gleichgiltigſten aller Mienen.

„Du ſingſt, liebes Kind."

„Ja, warum ſoll ich denn nicht ſingen?"

„Ei, was iſt denn das für ein ſchwarzer Streif auf der Stirn?“ fragte der eiferſüchtige Bräutigam.

„Ein ſchwarzer Streif?“ wiederholte Peppi und lief zum Spiegel hin. Das kommt . . .“

„Von der Wolle her,“ fügte Sylvius hinzu.

„Ganz recht, die ſchwarze Wolle färbt ab.“

„Alſo Wolle? Von der Ferne betrachtet ſieht dieſer Streif wie von ſchwarzer Tuſche aus.“

„Ich möchte wiſſen, wie ich zu Tuſche käme,“ ſagte Peppi.

„Sei nur nicht böſe, liebes Kind; irren iſt menſchlich.“

Malztippel hatte ſich in der That geirrt; es war nicht Tuſche, ſondern Bart-Pomade, die ihre Spur von den Lippen des Malers auf Peppi's Elfenbein-Stirn zurückgelaſſen hatte.

„Wann denken Sie mit dem Bilde fertig zu werden?“ fragte er den Maler.

„In drei bis vier Monaten.“

„Nicht früher?“

„Ei, Herr Malztippel, warum wollen Sie ihn denn übereilen?“

„Er malt ſchon ſechs Wochen daran und ich ſehe noch nichts, als ein Paar elende Wolken am Himmel und ein Paar Blumen auf der Erde.“

„Gemälde dieſer Art wollen überdacht ſein. Balthaſar Denner arbeitete zwanzig Jahre an einem alten Weibe.

„Meine Braut iſt aber kein altes Weib.“

„Stören Sie doch Ihren Freund nicht,“ befahl Peppi.

Eine Woche war wieder vergangen und Sylvius noch nicht weiter gekommen. Die Gegenwart des Herrn Malztippel war ihm von Tage zu Tage läſtiger geworden, und ſo kam es, daß er auf ein Mittel kann, ihn, wenn auch nur auf wenige Minuten, aus ſeiner Nähe zu verbannen. Für zwei junge Leute, die ſich lieben, iſt nichts unerträglicher, als ein Dritter, der noch obendrein ein Recht zu haben glaubt, eiferſüchtig zu ſein.

Eines Morgens kam Sylvius auf den Einfall, in das Frühſtück ſeines Gönners ein harmloſes Pülverchen zu ſchütten, das dieſen in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzte, öfter als gewöhnlich einen Ort aufzuſuchen, den man bei geſundem Zuſtande täglich nur einmal betritt. Als ſich Beide zu Peppi begaben, verſpürte Malztippel bald darauf die Wirkung dieſer Medicin, und wie groß Anfangs auch die Mühe war, die er anwendete, dieſem Schach zu widerſtehen ... es half nichts.

„Ach, Peppi," ſagte der Maler, als ſie wieder allein waren, „ich habe ſo Vieles auf dem Herzen, was ich Ihnen ſagen möchte, wir ſind aber noch nie allein, ohne Zeugen, geweſen. Nachmittags fahren Sie mit ihm ſpazieren, Abends ſind Sie im Theater und nach dem Theater..."

„Seufzt mir Ihr Freund die Ohren voll, daß ich ihn heirathen ſoll."

„Und wollen Sie denn das wirklich thun?"

„Ich ſchwanke noch immer. Mein Herz ſagt: Nein! mein Verſtand ſagt: Ja!"

„Und werden Sie dem Herzen oder dem Verſtande folgen?"

„Ich weiß es ſelbſt noch nicht."

„Ach, Peppi, folgen Sie der Stimme des Herzens; bedenken Sie, wie alt, wie dumm er iſt . . ."

„Dieſe Eigenſchaften eben könnten mich bewegen, der Stimme des Verſtandes Gehör zu geben."

„Thun Sie das nicht, Peppi, er iſt verteufelt geſund und könnte Ihnen den Poſſen ſpielen, noch zwanzig Jahre zu leben."

„Das würde mich freilich in Verzweiflung bringen . . ."

„Sie ſind jung, Sie ſind ſchön und gefühlvoll . . . heirathen Sie ihn nicht. Nur einmal, Peppi, möchte ich ein halbes Stündchen mit Ihnen allein ſein, um Ihnen ſagen zu können . . .“

Da trat wieder der vertrakte Malztippel ein und Peppi begann wieder zu trällern und Sylvius wieder zu malen.

„'S iſt doch recht komiſch,“ meinte unſer Ex-Bierbrauer.

„Was iſt komiſch?“ fragte ſeine Braut.

„Daß Du immer trällerſt, wenn ich ins Zimmer trete.“

„Ei, wollen Sie mir denn auch das Trällern verbieten?“

„Gott bewahre, liebes Kind. Trällere ſo oft es Dir gefällt. Aber hören Sie, Freund Sylvius, wenn Sie ſo langſam fortmalen, ſo werden Sie am Tage des jüngſten Gerichtes noch nicht fertig ſein.“

„Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, daß ſich Bilder dieſer Art nicht über's Knie brechen laſſen. Auch mag ich es nicht leiden, wenn mir Jemand fortwährend auf die Hand ſieht.“

„Mir geht's beim Sticken eben ſo,“ ſagte Peppi.

„Ich wäre, wenn Sie uns allein gelaſſen hätten, gewiß ſchon viel weiter . . .“

„Das glaub' auch ich,“ meinte die Braut.

„Ich ſtöre Euch doch nicht im Geringſten; ich ſitze hier auf dem Sopha, leſe den hundertjährigen Kalender und begreife nicht, wie ich daran Schuld ſein kann, daß Sie nicht weiter kommen. In den letzten acht Tagen haben Sie weiter nichts, als ein Paar Hörner gemalt.“

„Aber was für Hörner,“ meinte Peppi.

„Schöne, große, ſuperbe Hörner, da fehlt aber noch gar viel.“

„Nur Geduld,“ ſagte Sylvius.

„Ich möchte des Teufels werden!“ fluchte der Eiferſüchtige, der ſich abermals genöthigt ſah, die beiden Leutchen zu verlaſſen.

„Dank dem Himmel, daß wir wieder allein ſind,“ ſagte der Maler. „Ach, Peppi, nur ein kleines Viertelſtündchen möchte ich mit Ihnen allein ſein, um Ihnen ſagen zu können, was ich für Sie fühle.“

„Ei, was fühlen Sie denn für mich?“ fragte Peppi übernaiv.

„Liebe, unausſprechliche Liebe!“

„Sie ſcherzen, Sylvius.“

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich lüge. Ach, Peppi, ich kann Ihnen gar nicht beſchreiben, wie unendlich ich Sie liebe. Ich kann nicht athmen, kann nicht leben ohne Sie. Das Feuer Ihrer Schelmenaugen hat mein Herz in Brand geſteckt.“

„Soll ich meinen Bräutigam rufen, um das Feuer zu löſchen?“

„Keine Macht und Spritze der ganzen Welt kann dieſes Feuer dämpfen. Ach, Peppi, könnte ich nur einmal ſo glücklich ſein, Sie an mein Herz zu drücken.“

„Aber bedenken Sie doch, daß ich einen Bräutigam habe!“

„Was kümmert mich der alte Eſel.“

„Still, ich höre ihn kommen!“

„Was habt Ihr denn immer ſo heimlich mit einander zu wiſpern, wenn ich draußen bin?“ fragte der eintretende Bräutigam.

„Ich glaube gar, man iſt eiferſüchtig,“ ſagte Peppi.

„Und habe ich nicht etwa ein Recht dazu?“

„Nein, das haben Sie nicht!“

„Biſt Du nicht meine Braut? Bin ich nicht Dein Bräutigam?“

„Ei, wenn Sie mich ärgerlich machen, dann werde ich auf das Vergnügen, ſolch einen eiferſüchtigen Bräutigam zu beſitzen, bald Verzicht leiſten und Sie bitten müſſen, ſich gelegentlich um eine andere Braut umzuſehen.“

„Peppi, iſt das Dein Ernſt?“

„Ja, Herr Malztippel. Ihre Eiferſucht beleidigt mich.“

„Ich bin ja gar nicht eiferſüchtig, liebes Kind. Himmel Donnerwetter!“

„Mein Gott, weshalb fluchen Sie denn ſo?“ fragte Peppi.

„Ach, Engel, wenn Du wüßteſt, was ich leide,“ ſagte Malztippel, zum dritten Male gezwungen, das Zimmer zu verlaſſen.

„Ach, Peppi,“ begann wiederum Sylvius, „wenn in Ihrem Herzen auch nur ein Funke von Mitleid glüht, wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, dann werden Sie mich erhören und mir verſprechen, den alten Eſel nicht zu heirathen.“

„Ich ſage nicht Ja und ſage nicht Nein.“

„Peppi, wenn Ihr Herz nicht von Stein iſt, ſo werden Sie mir eine Bitte gewähren, die ich ſchon lange auf dem Herzen trage.“

„Und wie lautet dieſe Bitte?“

„Darf ich Sie heute Abend nach dem Theater beſuchen?“

„Heute nicht, Sylvius.“

„Warum nicht, Peppi?“

„Heute habe ich . . .“

„Was haſt Du heute, liebes Kind?“ fragte Malztippel, der ſo eben zurückgekehrt war.

„Lange genug geſeſſen,“ ſagte Peppi; „ich bin jetzt müde; aber morgen erwarte ich Sie.“

Mehr brauchte Sylvius nicht zu wiſſen.

6.

Am andern Abend tappte Sylvius, in einen Carbonari gehüllt, zwiſchen Elf und Zwölf die drei dunkeln Treppen zur Braut ſeines Freundes hinauf.

Auf der zweiten Stiege rannten im Dunkeln zwei Köpfe an einander.

„Wer da!“ ſchrieen Beide.

Es wird Leſer geben, welche vermuthen werden, daß hier der Nebenbuhler mit dem Bräutigam, welcher bis dahin auf der Lauer gelegen hat, zuſammen getroffen ſei. Es thut mir leid, dieſe Leſer aus ihrem Irrthum zu reißen, denn es war nicht Herr Malztippel, ſondern ein furchtſamer Kleidermacher-Gehilfe, der mit der beherzten Peppi auf einem Flure zu wohnen das Glück hatte und eben im Begriff war, eine Treppe hinabzuſteigen, um dort mit einem jener dienſtbaren Geiſter, die man im gewöhnlichen Leben Köchinnen zu nennen pflegt, eine vertrauliche Schäferſtunde zu feiern.

Da Einer vor dem Andern zurückſchreckte, ſchrieen Beide noch einmal: „Wer da!“

Als Sylvius an dem Klang der Stimme erkannte, daß ſeine Befürchtung, mit Malztippel zuſammengeſtoßen zu ſein, ungegründet geweſen ſei, faßte er Muth und ſprach:

„Ich bin der Requiſiteur des Theaters und habe eine Treppe höher eine Rolle abzugeben. Darf ich nun auch wiſſen, wer Sie ſind?“

„Ich bin Damenſchneider und habe eine Treppe tiefer noch Maaß zu nehmen.“

„Jetzt, um Mitternacht?“ fragte der Maler.

„Ich habe mich etwas verſpätigt,“ ſagte der Schneider.

„Da geht es Ihnen gerade wie mir,“ erwiderte Sylvius.

Beide wünſchten ſich darauf: Gute Nacht. Der Maler ſtieg eine Treppe hinauf, der Schneider eine Treppe hinunter.

Unten auf der Straße nachtwandelte ein Student, der mit Bayerſchem Bierbaß das von Uſteri gedichtete und von Hans Nägeli in Muſik geſetzte Lied ſang:

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Roſe,
So lang' ſie noch blüht."

7.

Wunderbar! In einer Stunde traulichen Alleinſeins waren die Liebenden bereits ſo weit gekommen, daß ſie Du zu einander ſagten, Ein Herz und Eine Seele waren, ſich ewige Liebe und — wenn ich recht gehört habe — auch ewige Treue gelobten.

Der Jeſuit Raynaud hielt einſt ſieben Predigten über den Buchſtaben O; ich bin zwar kein Jeſuit, wäre aber im Stande, ſiebenmalſieben Predigten über den Buchſtaben W. zu halten. Meine erſte Predigt zöge gegen die Weiber zu Felde: ich würde damit anfangen, was Petrarca von ihnen geſagt: „Mulieres angeli sunt accessu, daemones in domo, picae in porta et caprae in horto" und würde damit ſchließen, was Pater Abraham a Sancta Clara von ihnen behauptet hat: „Angelus penna, voce Gehenna." Ein anderer Geiſtlicher hielt über den Text: „Foeminae sunt viscarium diaboli" (die Weiber ſind des Teufels Leimruthen) eine Predigt, die 1615 zu Straßburg erſchienen, und noch heut zu Tage ſehr erbaulich iſt. Guy-Patin pflegte ſeinem Schöpfer täglich zu danken, daß er keinen Pfaffen, keinen

Juden und keine Frau aus ihm gemacht. Auch ich möchte um keinen Preis der Erde eine Frau ſein, und zwar darum nicht, weil ihr nur zwei Wege offen ſtehen: betrügen oder betrogen werden.

Peppi gehörte zu jenen Frauen, die es vorziehen, den erſten Weg einzuſchlagen. Nach anderthalb Stunden war ſie entſchloſſen, ſich vom jungen Maler entführen zu laſſen.

„Wir gehen nach Italien, Peppi.“

„Dort heirathen wir uns . . .“

„Auf der Stelle!“

„Wo aber, Sylvius, nehmen wir Geld zur Reiſe her?“

„Das muß Malztippel geben.“

„Er wird das bleiben laſſen.“

„Dafür, liebes Kind, laſſe mich ſorgen. Ich habe bereits einen Plan entworfen, einen Plan, der unmöglich fehlſchlagen kann.

„Du irrſt, Sylvius!“

„Wallenſtein kennt ſeine Pappenheimer und Sylvius ſeinen Malztippel: morgen erhalten wir Geld von ihm und übermorgen entfliehen wir.“

„Herrlich, herrlich!“ rief Peppi außer ſich vor Freude und herzte und küßte den Maler mit einem über alle Beſchreibung erhabenen Enthuſiasmus.

8.

Am andern Morgen begab ſich Sylvius in aller Frühe zu einem Bilder-Trödler und kaufte dort für einen halben Kronenthaler zwei uralte Bilder, von denen das Eine ein Knie-, das andere ein Viehſtück war. Dann eilte er zu Malztippel.

„Gratuliren Sie mir," ſagte Sylvius.

„Wozu, lieber Freund?"

„Sie ſehen in mir den Glücklichſten auf Gottes Erdboden!"

„Haben Sie eine Quaterne erwiſcht?"

„O mehr als das: ich habe einen Schatz gefunden."

„Was für einen Schatz?"

„Einen Schatz, der nicht mit Gold aufzuwiegen iſt, einen Schatz, um den ganz Europa mich beneiden wird! Jauchzen, jubeln Sie mit mir; heute Morgen hat mich der Zufall an einer Trödlerbude vorübergeführt, in der ich zwei Bilder gekauft, die unter Brüdern vierzigtauſend Gulden werth ſind."

„Und wo haben Sie dieſe Bilder?"

„Draußen im Vorzimmer; ſogleich will ich ſie holen."

Er lief hinaus und kam bald darauf mit den beiden Scharteken zurück.

„Von wem ſind dieſe Bilder?"

„Das da iſt ein Balthaſar Dennner," ſagte Sylvius, auf das Knieſtück zeigend."

„Ein Denner ſagen Sie? J das iſt ja ein altes Weib!"

„Nun ja, ein altes Weib, gemalt von dem berühmten Portraitmaler Denner, derſelbe Frauenkopf, wofür ihm Kaiſer Karl V. einſt ſechstauſend Gulden gezahlt, derſelbe Frauenkopf, den der Kaiſer in einem Zimmer aufgehangen, zu dem er allein den Schlüſſel hatte."

„Ein herrliches Bild!" rief Malztippel, von Wonne durchrieſelt. „Und das Andere?"

„Iſt ein Viehſtück von Philipp Wouvermans, dem größten Meiſter der niederländiſchen Schule. Dieſes Pferd iſt das ſchönſte, das wir ſeit Erſchaffung der Welt bis zur heutigen Stunde einem Malerpinſel zu verdanken haben. Dieſes Pferd iſt ſo täuſchend, ſo lebendigwahr, daß man das Stampfen ſeiner Hufe zu hören, das Fliegen ſeiner Mähnen zu ſehen glaubt. Sehen Sie nur, wie es ſtampft, hören Sie nur, wie es wiehert! Zwanzig Jahre meines Lebens, hätte ich dieſes Roß gemalt!“

„Sie haben Recht, Sylvius. Solch ein Meiſterwerk hab' ich noch nie geſehen!“

„Ich will nun gleich zum Director der Bildergallerie, will ihm die beiden Meiſterwerke zeigen und ſie . . .“

„Wohl gar verkaufen?“ fragte Malztippel.

„Ei freilich, jedoch nur dann, wenn er mir giebt, was ich dafür begehre.“

„Und wie viel verlangen Sie?“

„Fünftauſend Gulden! Dieſes alte Weib allein iſt das Doppelte werth,“ ſagte Sylvius und that, als ob er gehen wollte.

„Eilen Sie nicht ſo! Unſer Einer hat ja auch Geſchmack . . . Unſer Einer hat ja auch Geld. Dreitauſend Gulden gebe ich Ihnen für die Bilder.“

„Das glaube ich Ihnen; ſo viel giebt mir jeder Blinder dafür.“

„Ich lege, wenns ſein muß, auch noch fünfhundert Gulden zu...“

„Leben Sie wohl, Herr Malztippel.“

„So bleiben Sie doch, die Gallerie kann Ihnen nicht davonlaufen . . . ich gebe Ihnen viertauſend Gulden . . .“

„Auf Wiederſehen, Herr Malztippel.“

„Bleiben Sie, bleiben Sie; bin ich einmal ſo weit gegangen, ſo gehe ich auch noch weiter und bin capable, Ihnen fünftauſend Gulden zu bezahlen . . .“

„Aber wann?“

„In zwei Monaten.“

„Leben Sie wohl, Herr Malztippel.“

„In vier Wochen alſo?“

„Ich brauche mein Geld jetzt gleich . . . wenn Sie alſo nicht bei Caſſe ſind . . .“

„Die Hälfte gleich und die andere in vierzehn Tagen . . .“

„Auf Wiederſehen, Herr Malztippel.“

„Sie ſind ja noch ſchlimmer, als ein Jude! Warten Sie, Sie ſollen gleich das Geld erhalten.“

Malztippel ging ins andere Zimmer, öffnete dort ſeine Geldtruhe, holte fünf Säcke, jeden zu tauſend Gulden, heraus und warf Einen nach dem Andern dem Maler vor die Füße hin:

„Da haben Sie Ihr Geld; nun machen Sie aber, daß Sie fortkommen: Sie ſind ein undankbarer Menſch, ein Blutſauger, ein Vampyr!“

„Herr, wenn Sie mich böſe machen, dann werfe ich Ihnen das Geld vor die Füße und begehre von Ihnen meine beiden Meiſterwerke zurück.“

„Ach, Sylvius, ich ſpaße ja nur. Nehmen Sie Ihr Geld und bleiben Sie mein Freund.“

„Verlaſſen Sie ſich darauf,“ ſagte der Schelm, raffte die Säcke auf und machte, daß er fortkam.

9.

Drei Stunden ſpäter befanden ſich Sylvius und Peppi auf dem Wege nach Augsburg.

Gegen Abend erhielt Malztippel ein Billet von der Stadtpoſt. Im Couvert lag aber nichts, als eine gedruckte Karte mit der Anzeige:

Als Verlobte empfehlen ſich:

Peppi O....
Sybius W......

Malztippel wollte kaum ſeinen Augen trauen. Er glaubte Anfangs, nur zu träumen und trat ſich vorſätzlich auf das eine ſeiner ehrwürdigen Hühneraugen, um ſich durch Schmerzempfindung Gewißheit zu verſchaffen, daß er ſich in wachem Zuſtande befinde.

Dann rannte er wüthend in die Wohnung ſeiner ci-devant Braut. Doch ſchon unten an der Treppe vernahm er die Hiobspoſt: Peppi ſei mit ihrem neuen Bräutigam nach Italien gereiſ't

„O, die Natter!“ rief Herr Malztippel mit einer Wuth, die ihn noch viel lächerlicher als gewöhnlich machte. „Die Schlange! Der Schurke!“ ſchrie der betrogene Bräutigam und riß ſich im Zorne von ſeinem nagelneuen Rocke einen Knopf nach dem Andern ab. „O, ich Eſel!“ ſagte er dann und hätte, wenn es möglich geweſen wäre, ſich ſelbſt mit Füßen treten mögen. „Alſo darum habe ich dieſer Katze ſo viel Hüte, ſo viel Kleider, ſo viel Pretioſen geſchenkt; alſo darum habe ich dieſen Schurken ſo gaſtfreundlich in mein Haus genommen, dieſes Krokodil ſo lange an meinem Buſen genährt, damit er mir meine Peppi entführen kann. Und ich Mauleſel habe noch dazu fünftauſend Gulden hergegeben und die Reiſekoſten bezahlen müſſen! Ich möchte mir alle Haare ausraufen!“

Glücklicher Weiſe beſann er ſich, daß dies unmöglich ſei, weil er ſchon ſeit Jahren eine Perücke trug.

Die erſten acht Tage ſrannte er wie ein wüthender Eber herum; dann aber tröſtete er ſich mit den beiden Kunſtwerken, für die er zwar viel Geld bezahlt, die aber ſtündlich ihm mehr Freude machten.

„Dieſer göttliche Denner, dieſer himmliſche Wouvermans ſind mir lieber, als alle Peppi's der Erde!“

Der Glückliche! Noch bis zur jetzigen Stunde glaubt er in den beiden Bildern, für die ſein Freund Sylvius eine halbe Krone bezahlt unbezahlbare Kunſtſchätze zu beſitzen!

Der Glaube, guter Leſer, macht ſelig.

XII.

Rosberry.

I.

„Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie
Fortzeugend Böſes muß gebären.“

Schiller.

Noch vor einigen Jahren lebte zu London ein berühmter Arzt und Anatom, Thomas O'Faryll, der einzige Sohn eines armen Dorfpfarrers, welcher des Knaben erſten Unterricht bis zum achtzehnten Jahre ſelbſt geleitet und ihn dann, mit Aufopferung ſeiner letzten Mittel, nach der Hauptſtadt gebracht hatte, um ihn auf der dortigen Univerſität die Arzeneikunde, die er ſich zu ſeinem künftigen Lebensberufe auserwählt, ſtudiren zu laſſen. Der junge Mann, von der Natur mit ungewöhnlichen Geiſtesfähigkeiten ausgerüſtet und mit allen Mitteln zu gefallen begabt, war ſo glücklich geweſen, ſich in kurzer Zeit die Achtung ſeiner Lehrer und die Liebe ſeiner Kameraden zu erwerben. Der fähigſte und fleißigſte aller Studenten, hatte er im zweiten Jahre ſeines Univerſitätsbeſuchs einen von der medicinischen Facultät ausgeſchriebenen Preis für die gediegenſte Abhandlung über die vergleichende Zergliederungskunde gewonnen und ſchon dadurch zu ſchönen Hoffnungen berechtigt, Hoffnungen, die ſich ſpäter auch verwirklicht, denn nachdem er ſeine Examina abgelegt und als practiſcher Arzt aufgetreten war, hatte er ſich in der Anatomie, die ſein Lieblingsſtudium geworden war, ſchnell einen ſo ausgebreiteten Ruf errungen, daß er bald für den größten Morphologen der drei vereinigten Königreiche galt.

Schon als Student hatte er auf einem Balle die Bekanntſchaft der Miß Mac-Morris, der Tochter eines der reichſten und angeſehenſten Rechtsgelehrten Londons gemacht. Lucy, damals noch nicht ſechszehn Jahre alt, war eine Schönheit erſten Ranges: große, mandelförmig geſchnittene Augen, auf deren milchbläulichem Grunde zwei blaue Blumenſterne ſchwammen, in deren Kelch ſich Sonnenglanz mit Mondenſchmelz vereinigten, um Flammen auszuſtrahlen, in die Niemand hineinſchauen konnte, ohne davon geblendet und durchſtrömt zu werden; eine lange, ſchmale Naſe, wie man ſie an den Büſten griechiſcher Frauenköpfe bewundert; ein kleiner, knoſpenartig aufgeſprungener Mund, auf deſſen Lippen ein anmuthig-ſtolzes Lächeln lagerte, ein kleines, reizendſchön geformtes Ohr, eine apfelrunde Bruſt und ein üppig gewölbter Nacken, auf dem ein durchſichtiges Weiß ausgegoſſen lag, beſchattet von hellblondem Haare — dies Alles zuſammen bildete ein Bouquet von Reizen, das Aller Augen feſſelte, Aller Sinne ſich bemeiſterte, und, gleich einer magiſchen Erſcheinung, Aller Herzen mit unwiderſtehlichem Liebeszauber erfüllte.

Zu den Trabanten, die dieſe Sonne umkreiſ'ten, hatte auch der junge O'Faryll gehört, der, angezogen von den Strahlen ihrer blendenden Schönheit, um ihr Herz, um ihre Hand zu werben gewagt. Die Liebe, jene geheimnißvolle Muſchel, welche in ihrem Innern die

Perle birgt, die wir Poeſie nennen, hatte aus ihm einen Dichter gemacht: durch Lieder, welche die Allgewalt ihrer Reize prieſen, hatte er ſich einen Weg zu ihrem Herzen gebahnt; er war ihr werth, er war ihr lieb geworden; ſie hatte ihn bevorzugt, ſie hatte ihn ausgezeichnet vor allen Uebrigen, die der Macht ihrer Schönheit gehuldigt. Sein männlicher Ernſt, ſein funkenſprühender Geiſt, ſein tiefſinniges Gemüth hatte allmälig ihre Kälte beſiegt, ihren jungfräulichen Stolz überwunden und ihm ihre Neigung zugewendet. Damals war Niemand glücklicher als er.

Aber die Liebe der meiſten Frauen iſt leider nichts Anderes als eine luftige Seifenblaſe, die der leiſeſte Hauch zertrümmern kann, ein veränderliches Nebelbild, das, von einem einzigen Sonnenſtrahl durchzuckt, eine andere Form, eine andere Richtung annimmt und ſchnell in ein Nichts zerfließt.

Ganz unerwartet hatte der Sohn eines der reichſten Peer's Alt-Englands, der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens und eines weltberühmten Namens, um Lucy's Hand angehalten und die Einwilligung ihres Vaters gleichſam im Sturm erobert.

„Liebes Kind, hatte Mac-Morris zu ſeiner Tochter geſagt, „Du haſt nun zu wählen zwiſchen einem armen Mediciner und einem reichen Lord, zwiſchen einem unbekannten und einem weltberühmten Namen. Beide ſind gleich jung, gleich liebenswürdig, der Eine aber hat Dir nichts zu bieten als ſein Herz, während der Andere Dir Glanz und Reichthum zu Füßen legt. Ich ſelbſt will Deinem Herzen keinen Zwang anlegen und Deiner Neigung ganz den freien Willen laſſen; aber nach Verlauf von acht Tagen mußt Du Dich für Einen von Beiden entſchieden haben. Wähle nun, ob Du das unbedeutende Weib eines unbemittelten Arztes, und als ſolches einer ungewiſſen Zukunft preisgegeben, oder ob Du die angeſehene Frau eines von aller Welt beneideten Peer's, der, geboren im Schooße des Glücks, einer glänzenden Zukunft entgegengeht, ob Du mit einem Wort Zahl oder Null, Etwas oder Nichts ſein willſt.“

Man ſage nicht, daß Lucy's Vater ein Mann geweſen ſei, der, gleichgiltig gegen die Stimme des Herzens, nur der Stimme der Vernunft Gehör gegeben habe. Mac-Morris war im Gegentheil ein Vater, wie ich ihn jeder Tochter wünſche, ein Vater, der ihr Schickſal in ihre Hände gelegt, ihr freie, unumſchränkte Wahl gelaſſen und ſich nicht, wie ſo mancher Vater, das Recht der Entſcheidung angemaaßt hatte.

Lucy, angezogen von der Liebe des jungen Arztes, gefeſſelt von dem Glanz und Reichthum des nicht minder angenehmen Lords, hatte ſechs Tage und ſechs Nächte einen ſchweren Kampf gekämpft, einen Kampf zwiſchen Liebe und Ehrgeiz; ihr Herz, lange unentſchloſſen, hatte hin und her geſchwankt, endlich aber den Entſchluß gefaßt, ihrer Neigung zum armen Arzte zu Gunſten des reichen Erben zu entſagen.

Ich denke mir manche Leſerin, die, von dem mächtigen Gefühle der Liebe hingeriſſen, Miß Mac-Morris ſchonungslos verdammen wird; doch denke ich mir auch, daß viele Andere ſie, wenn auch nicht von aller Schuld freiſprechen, doch wenigſtens begnadigen werden. — Von zehn Frauen, die das Schickſal zwiſchen einen Bettler und einen Nabob ſtellt, werden ſich Neun auf die Seite des Letztern, ſelbſt dann noch hinneigen, wenn Jener auch zehnmal liebenswürdiger als Dieſer wäre. — Mag Herr Scribe immerhin ſingen, daß Gold nur Chimäre ſei, Niemand — am allerwenigſten er ſelbſt — wird weder ſo dumm, noch ſo ſcheinheilig ſein, das zu glauben. Es giebt auf der ganzen Erde nur einen Schutzgeiſt, und dieſer Schutzgeiſt heißt: Reichthum; es giebt nur einen Talisman, der blaue Wunder zaubert, und dieſer Talisman heißt: Gold. — Schon Apulejus ſagt: ein goldener Eſel ſei eine größere Macht als ein bleiernes Genie; doch ſollte ſich Jemand unter meinen Leſern befinden, der zu behaupten Luſt hätte, daß Apulejus das nicht geſagt habe, ſo muß ich mir das gefallen laſſen und jenen Ausſpruch auf meine eigene Schulter nehmen.

Am ſiebenten Tage, als O'Faryll ſeine angebetete Lucy wieder beſuchte, hatte ihn aus ihrem ganzen Benehmen eine ſchneidende Kälte angeweht, die ihm das Blut in den Adern erſtarrte.

„Lucy," hatte er zu ihr geſagt, „welche finſtere Macht hat mir die Sonnenſtrahlen Ihrer Gunſt geraubt, welcher böſe Geiſt hat den lichten Stern Ihrer Liebe in undurchdringliche Wolken gehüllt, welcher Dämon hat in Ihrem Auge die reife Saat meiner Hoffnung geknickt?"

„Mein Herr, Sie ſchwärmen wieder," hatte Lucy darauf geantwortet und war ſingend zur Thür hinausgeeilt, um ihm nicht Rede zu ſtehen.

Beſchämt und zerknirſcht war der arme O'Faryll nach Hauſe geeilt, hatte ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager gewälzt, und in dieſer für ihn ewig unvergeßlichen Nacht, in der kein Stern des Troſtes, kein Wort der Liebe ihm gelacht, ſeinem tiefen Grame freien Lauf gelaſſen in einem Liede, alſo lautend:

Mein Aug' hat keine Thränen,
Die Lippe hat kein Lied,
Ein troſtlos banges Sehnen
Durch meine Seele zieht.

Mein Tag hat keine Sonne,
Mein Himmel hat kein Blau,
Mir fehlt des Liedes Wonne,
Mir fehlt der Thräne Thau.

Die Nacht hat keine Sterne,
Der Mond hat keinen Schein,
Ich ſehe nah' und ferne
Nur Grab und Leichenſtein.

Ich möchte bitter weinen,
Weil ich nicht ſingen kann,
Und ſingen, ſingen, ſingen,
Weil ich nicht weinen kann.

Doch blickſt Du auf mich nieder
Mit liebevollem Blick,
Dann kehren Sterne, Lieder
Und Leben ſchnell zurück.

Am andern Morgen war das Lied in Lucy's Händen. Ein kalter Decemberwind peitſchte dicke Schneeflocken an die Spiegelſcheiben, hinter welchen Miß Mac-Morris, in eine mit Zobel reich garnirte Kaſſameika gehüllt, unfern des traulichen Kaminfeuers ſaß. Sie las das Lied mit der gleichgiltigſten Miene, warf es ohne Kampf ins kniſternde Feuer und ſah dann ſinnend in die Flammen hinein, die jenes Blatt der Liebe im Nu in Aſche verwandelten. Dann ſetzte ſie ſich an ihren Pult hin und ſchrieb, nach kurzem Nachdenken, folgenden Brief:

„Mein lieber O'Faryll.

Ich habe das kleine Lied, das Sie mir heute Morgen zugeſchickt, geleſen und es gleich darauf den Flammen übergeben, um mir die Möglichkeit abzuſchneiden, es, wie jedes Ihrer frühern Lieder, immer wieder aufs Neue zu leſen, um aus jeder Strophe den Nectar Ihrer Liebe zu ſaugen. Jetzt aber, mein theurer Thomas, ſehe ich mich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, Alles, was mich an Sie erinnert, für immer aus meiner Nähe zu verbannen, um Sie allmälig vergeſſen zu lernen. Ja, O'Faryll, ich muß Ihr Bild aus meinem Herzen drängen, ich muß jede Erinnerung an Sie gewaltſam niederkämpfen, muß den Schmerz ertragen lernen, zu glauben, daß Sie für mich ein Todter ſind, deſſen Verluſt ich nicht einmal beweinen darf. — Seit einer Stunde, Maſter O'Faryll, habe ich aufgehört, das für Sie zu ſein, was ich Ihnen früher war; ſeit einer Stunde — der Himmel verleihe Ihnen Kraft, das, was Sie jetzt durch mich erfahren werden, männlich zu ertragen — ſeit einer Stunde bin ich die Braut Lord Henry Rosberry's.

Dieſe wenigen Zeilen, hoffe ich, werden hinreichen, die ganze Gluth der Liebe, die Sie für mich in Ihrem Herzen nähren, mit einem Male zu erſticken. Ach, Thomas, laſſen Sie mich glauben, daß es Ihnen möglich werden wird, mich allmälig vergeſſen zu lernen. Haſſen Sie mich, verabſcheuen Sie mich von nun an; ich weiß, daß ichs um Sie verdiene und werde deßhalb Ihren gerechten Haß, nicht aber Ihre ungerechte Liebe ertragen können, denn das Bewußtſein, daß ich Sie nicht mehr wiederlieben darf, würde mir jeden Troſt, jede Freude, jedes Glück rauben, weil ich Sie dann für immer unglücklich wüßte, mich ſelbſt aber als die Urſache Ihres Unglücks anklagen und verurtheilen müßte. Darum bitte und beſchwöre ich Sie, O'Faryll, mein Bild aus Ihrem Herzen zu reißen und mich zu den Todten zu werfen, die Sie erſt Jenſeits wiederſehen dürfen, denn hier auf Erden darf weder die Braut noch die Gattin Lord Rosberry's Sie jemals wiederſehen.

Vergeſſen Sie mich, Thomas, leben Sie wohl, Maſter O'Faryll.

Lucy M."

Meine Feder fühlt ſich allzuſchwach, den Eindruck, den dieſer Brief, deſſen Worte wie heiße Lavaſtröme unter ſtarrer Eisrinde durchbrannten, auf das Herz des jungen Arztes gemacht, genau zu ſchildern. Es giebt

Empfindungen, die der Gedanke nicht in Worte hüllen kann, weil die Grenzen aller Sprachen zu beſchränkt ſind, die Größe, die Unendlichkeit dieſer Empfindungen in ſich aufzunehmen. Genug, wenn ich ſage, daß der Eindruck jenes Briefes wie ein verheerender Orkan durch das unbegrenzte Gefilde ſeiner Seele zog und dort die vollen Garben all' ſeiner Gefühle, alle Blumen ſeiner Hoffnung zerſchlug, und daß O'Faryll, vor Kurzem noch ein kräftiger Eichenbaum mit himmelanſtrebendem Gipfel, jetzt ein entblätterter, morſcher und in der tiefſten Tiefe ſeiner Wurzel verwundeter Stamm war.

„Lucy, Lucy!“ rief er, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und brach nun in Thränen aus, die wie ein unaufhaltſamer Strom über ſeinem uferloſen Schmerz hinwegflutheten und ſeine einzige, ſchönſte, liebſte Hoffnung wie einen Strohhalm hinausſpühlten in das unendliche Meer der Troſtloſigkeit, wo keine Küſte uns entgegenwinkt, wo der lecke Lebenskahn ſich vergebens um einen Hafen umſchaut, in dem er wieder Ruhe finden kann.

Mit einem Wort: O'Faryll war vernichtet.

2.

Aber deſto glücklicher war Lord Rosberry.

Lucy's Gemahl gehörte zu jenen jungen Lebemännern, deren einzige Beſchäftigung ein raſtloſes Jagen nach Vergnügungen iſt. Gleich nach der Hochzeit hatte er ſeine junge, im Glanz der Schönheit ſtrahlende Frau in hundert Geſellſchaften eingeführt, ſie in einen Anfangs ſüßen, ſpäter aber deſto bitterern Genußtaumel geſtürzt, über ihrem Haupte alle Wellen des Londoner Luxus zuſammenſchlagen laſſen und überhaupt alle ſeine Kräfte aufgeboten, um ihr ganzes Leben zu einem ununterbrochenen

Vergnügen umzugeſtalten. Lady Rosberry war bald die Krone aller Geſellſchaften, die tonangebende Macht in den Almacks-Aſſembléen, der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung von Seiten der Männer, der Gegenſtand des allgemeinen Neides von Seiten der Frauen. Wie hätte ſie da, mitten in dieſem Strudel von Genüſſen aller Art, wohl Zeit haben können, an den armen, durch ſie ganz und gar vernichteten Doctor O'Faryll zurückzudenken!

Ihr Gemahl war Anfangs in der That ein Muſter einnehmender Liebenswürdigkeit, ein Mann, ganz geſchaffen, jede Erinnerung an den Gegenſtand ihrer erſten Liebe in den Hintergrund zu drängen. Er errieth jeden Wunſch und kannte ſelbſt keinen andern als den: ihr zu gefallen.

Im Uebrigen war er, wie die Mehrzahl der Söhne reicher Aeltern, ein leichtſinniger Verſchwender, der in dem Wahne lebte, daß die Schätze, die ſein Vater für ihn aufgehäuft, gar nicht zu erſchöpfen wären; er legte darum keiner ſeiner Leidenſchaften Zaum und Zügel an, ließ, im Gegentheile, jeder Neigung, jeder Laune ungehemmten Lauf, fand, wenn ſeine Geldvorräthe nicht mehr ausreichten, ſeine koſtſpieligen Capricen zu befriedigen, Bekannte und Freunde, die, unter der Maske uneigennütziger Freundſchaft ſchändlichen Wucher treibend, ihm gegen Wechſel und anderartige Verſchreibungen auf die Zukunft große Summen vorſchoſſen, und führte in und außer dem Hauſe ein ſybaritiſches Leben. Er entrirte große Wetten, war ein leidenſchaftlicher Spieler und ein wahrer Lucull, der die beſten Köche und die feinſten Weine und dabei ſtets offene Tafel hielt, die einen Schwarm von Schmarozern an ſich zog, welche ſich, wie Bremſen auf einem Roſſe, auf dem freigiebigen Amphytrion feſtſetzten und ihm den Wein aus den Flaſchen und das Geld aus den Taſchen preßten.

Aber an keine dieſer Leidenſchaften verſchwendete er größere Summen als an ſeine Vorliebe, an ſein Steckenpferd, ſich die ſchönſten Pferde von ganz London zu halten.

Für jene meiner Leſer, welche gleichfalls, wenn auch nicht in ſo hohem Grade wie Lord Rosberry, für Pferde eingenommen ſind, wird vielleicht eine ſkizzirte Geſchichte der berühmteſten Roſſe der alten und neuen Zeit nicht ohne alle Anziehungskraft ſein.

Nach der griechiſchen Mythe iſt das Pferd eine Schöpfung Poſeidon's. Als Göttin Pallas mit ihm um den Beſitz von Attika in wildem Streite lag, wurde im Rathe der Götter beſchloſſen, das Land demjenigen zu verleihen, der demſelben das nützlichſte Product als Geſchenk darbringt. Poſeidon's Dreizack zauberte aus dem Schooße der Erde ein Roß, Dame Pallas einen Oelbaum herauf. Die Götter, welche ſich damals noch nicht auf die Kunſt des Reitens verſtanden, geruhten dem letztern Erzeugniß den Vorzug und der Erzeugerin derſelben Attika zu ſchenken.

Die Kunſt, das Pferd zum Reiten abzurichten, wird von Einigen den Centauren, von Andern den Amazonen zugeſchrieben. Nach der griechiſchen Mythe ſoll Bellerophon, der Sohn des Königs Glaucus von Corinth, nach der römiſchen Sage aber Caſtor, einer der beiden Dioskuren, der erſte Bereiter geweſen ſein. Plutarch erzählt, Minerva habe dem Bellerophon das dem Blute der Meduſa entſproſſene Flügelroß Pegaſus geſchenkt, damit er die Chimäre beſiegen könne. Jupiter aber habe ihr den boshaften Streich geſpielt, eine Bremſe loszulaſſen, die den guten Pegaſus dergeſtalt zerſtochen, daß dieſer ſeinen Reiter abgeworfen und mit den Hufen zertreten habe; Beweis, daß Seine Königliche Hoheit, Prinz Bellerophon, nicht ſehr bügelfeſt geweſen ſein muß.

Auch von den Roßſöhnen des geſtrengen Herrn Boreas, von Balios und Xanthos, den beiden Pferden, welche Neptun ſeinem Schwiegerſohne Peleus am Tage ſeiner Vermählung mit Thetis zum Hochzeits-Geſchenk gemacht, von Eous, Pyrois, Aëton und Phlegon, dem blitzſchnellen Viergeſpann des Sonnengottes Phoebos-Apollo, und von dem Roſſe Kyllaris, das Mercur dem Caſtor geliehen — der Gott der Kaufleute und Spitzbuben muß nebenbei auch Pferdephiliſter geweſen ſein — weiß uns die Mythologie mehr Schönes als Wahres zu erzählen.

In der chriſtlichen Legende begegnen wir dem Pferde Bayard, das die vier Brüder Haimon davontrug, ein Pferd, das, Anfangs ganz klein, ſich dergeſtalt verlängerte, daß alle Vier darauf Platz gehabt, ein Pferd, das in jeder Secunde eine deutſche Meile zurückgelegt haben ſoll.

Kehren wir aus den luſtigen Revieren der Fabelwelt auf das Gebiet der hiſtoriſchen Wirklichkeit zurück, ſo ſehen wir, daß König Salomo der Erſte war, der einen prächtigen Marſtall gehabt und eine herrliche Stuterei angelegt, bis zu welcher der Stammbaum der arabiſchen Roſſe noch heut zu Tag zurückgeführt wird. Nebenbei trieb Salomo auch einen bedeutenden Pferdehandel und ſoll ſich damit weit mehr, als mit ſeinen Verſen verdient haben, denn damals, als er das hohe Lied gedichtet, gab es — Gottlob leider! — noch nicht einen einzigen Buchhändler; jetzt giebt es deren ſo Viele, daß Einer den Andern auffrißt, leider giebt es aber keinen König mehr, der ſo vernünftig wie jener Salomo dichtet, denn je höher die Zahl der Buchhändler ſteigt, deſto tiefer ſinkt die Zahl der guten Dichter. Aber wohin gerathe ich? Von Salomo auf den Buchhandel, vom Pferde auf den — — Halt! Raſch will ich mich wieder auf meinen Pegaſus ſchwingen und, ventre à terre, nach Perſien galoppiren, wo im grauen Alterthume die Pferde, vorzüglich die weißen, der Sonne als heilige Opfergabe dargebracht wurden.

Auch die Athenieſer und Maſſageten opferten der Sonne weiße Pferde.

Die Scythen beteten den Gott des Krieges, und die Macedonier die Sonne in der Geſtalt eines Pferdes an.

Ein Pferdekopf war als Carthago's Sinnbild allen [illegible]iſchen Münzen aufgeprägt.

Die Sueven, einer der älteſten Volksſtämme des alten Germaniens, ernährten in ihren geheiligten Wäldern auf Koſten der Gemeinde Pferde, die bei ihnen die Stelle der Orakel vertraten. Sie durften niemals Arbeit verrichten. Der Oberprieſter mußte ſie an den heiligen Wagen ſpannen und aus ihrem Schnauben und Wiehern die Zukunft weiſſagen.

Auch die alten Eſthen hörten auf derlei vierfüßige Orakel. Keiner ihrer Angeklagten durfte verurtheilt werden, bevor nicht das heilige Pferd um Rath befragt worden war. Zu dieſem Zweck wurde ein Spieß auf die Erde gelegt; wenn das prophetiſche Roß mit dem linken Fuß dieſe Stelle überſchritt, wurde der Verbrecher freigeſprochen, wenn aber der rechte Fuß zuerſt hinüberſchritt, dann wurde der Verbrecher ohne Weiteres geſchlachtet.

Auch die alten Wenden weihten einem blendendweißen, dem Swantewit heiligen Pferde in einem zu Arcona gebauten Tempelſtall göttliche Anbetung. Dieſer Swantewit war ihr Götze, der allnächtlich gegen die Feinde ſeines von ihm vorgeſchriebenen Glaubens auszog und mit Anbruch der Sonne wieder heimkehrte, wo dann ſein Roß, mit Staub und Schweiß bedeckt, im heiligen Stall ausruhte.

Viele Völker des Alterthums pflegten, um ihre Gottheiten für den Ausgang eines Krieges günſtig zu ſtimmen, dem Meere oder den Flüſſen, die ſie überſchritten, Pferde zu opfern. Mithribat ließ zu dieſem Zwecke Wagen mit vier Pferden beſpannt ins Meer verſenken. Xerxes brachte, bevor er nach Griechenland ging, dem Strymon ein Pferde-Opfer dar, Tiridat opferte, bevor er den Euphrat, und Julius Cäſar, als er den Rubicon überſchritt, den Göttern dieſes Fluſſes ein Pferd.

Nur wenige Pferde haben eine ſo große hiſtoriſche Berühmtheit erlangt, als der Bucephalus Alexanders des Großen. Philipp von Macedonien hatte dem Theſſalier Philoneikes für dieſes „Roß der Roſſe" viertauſend Stater bezahlt; aber nur Alexander war im Stande geweſen, deſſen Wildheit zu zähmen. Nach dem Tode dieſes Pferdes, das im Kriege gegen König Porus in Indien geſtorben war, ließ der über dieſen Verluſt untröſtliche Siegesheld, dieſem Roß zu Ehren, die Stadt Bukephala erbauen. — Eben dieſes Pferdes wegen entſpann ſich einſt, vor hundert Jahren, ein blutiger Federkrieg zwiſchen zwei deutſchen Archäologen, von denen der Eine behauptete, daß Bucephalus ein Schimmel, der Andere hingegen, daß er ein Rappen geweſen ſei. Die Fehde endete mit einem Duell, in dem die Rappen-Meinung auf dem Platze blieb.

Kaiſer Caligula hatte einen Hengſt, Incitatus genannt, den er mehr als ſein ganzes Volk liebte, welchem er, wie bekannt, einen Kopf wünſchte, um es dann mit einem Schlage vernichten zu können. Er ernannte ſein Leibroß zum Oberprieſter und wollte es ſogar zum Conſul machen. Dieſer biedere Monarch ſchwur nie anders, als bei dem Glücke dieſes Pferdes und ließ ihm einen Stall von Marmor, eine Krippe von Elfenbein, Decken von Purpur und einen Zügel von Perlen machen. Dieſes Vieh, ein würdiger Geſellſchafter dieſes muſterhaften Tyrannen, mußte mit ihm an einer und derſelben Tafel eſſen; der liebenswürdige

Fürſt fütterte es mit vergoldetem Hafer und gab ihm Wein aus goldenem Becher zu trinken. Schöne Zeiten, in denen es noch ſolche Landesväter gab!

Auch der gute Nero war ein ſo großer Pferdenarr, daß er jedes ſeiner Roſſe mit ſilbernen Hufen beſchlagen ließ, eine harmloſe Verſchwendung, die 1500 Jahre ſpäter ein deutſcher Ritter, Graf von Helfenſtein, nachzuahmen für gut fand. Du lieber Gott! Heut zu Tage ſind die deutſchen Grafen froh, wenn ſie ihre Pferde mit Eiſen können beſchlagen laſſen.

Auch Ritter Rolands Pferd darf nicht vergeſſen werden.

Nicht unintereſſant iſt Stibor, der Lieblingsrappe des Herzogs Boleslav's VI. von Oppeln, der beim Herannahen der Todesſtunde dieſes Roß zu ſatteln und vor ſein Krankenlager zu führen befahl und ſterbend ſich aufs Pferd zu ſchwingen verſuchte, weil er in die Hölle nicht zu Fuß wie ein Bettler gehen, ſondern wie ein Fürſt hineinreiten wollte.

Der Aberglaube, der, wie überall, ſich auch in Pferdeſtälle einniſtet, behauptet, es gäbe eine Gattung von Pferden, Arzels genannt, die einen ſchneeweißen Fleck am rechten Hinterfuße haben und ihren Reitern, namentlich im Kriege, Unglück bringen ſollen. Einen dieſer Arzels ſoll Guſtav Adolph in der Schlacht bei Lützen geritten haben.

In neuerer Zeit haben ſich nur zwei Pferde einen Platz in der Geſchichte errungen: das Pferd, das Fürſt Wellington bei Waterloo, und das Pferd, das Fürſt Blücher in der Schlacht an der Katzbach ritt. Beide Pferde wurden lange Jahre hindurch auf Koſten großmüthiger Vaterlandsfreunde in prächtigen Ställen gepflegt und das Erſtere, Kopenhagen genannt, nach ſeinem Tode ausgeſtopft. Ob die Herren Engländer das ſpäter auch mit dem Sieger von Waterloo werden riskiren, oder ob ſie ihn lieber in Spiritus werden aufbewahren wollen, darüber ſcheinen ſie jetzt noch nicht ganz einig zu ſein.

Aber mehr als dieſe hier genannten Roſſe hat ein anderes Pferd einen unſterblichen Ruhm erlangt, ein Pferd, nicht aus Fleiſch und Bein, ein Pferd, deſſen Wiege ein Dintenfaß, ein Pferd, deſſen Mutter ein Gänſekiel und deſſen Vater einer der berühmteſten Dichter Spaniens, der aus Hunger geſtorbene Verfaſſer des „Don Quixote,“ Miguel Cervantes, war. Nennt mir ein zweites Pferd, deſſen Name die ganze Welt durchlaufen hat von einem Pole zum andern, nennt mir ein Pferd, deſſen Ruhm in alle Sprachen der Erde überſetzt worden iſt, nennt mir ein Pferd ſo berühmt, wie die edle Rocinante des noch edlern Ritters von der traurigen Geſtalt, des göttlichen Narren Don Quixote, aus deſſen Munde ſo viel Weltweisheit, ſo viel Lebensphiloſophie ſtrömt! O mein Cervantes! O mein Don Quixote! Wenn man mir die Wahl ließe, was ich wohl lieber wäre: Cervantes oder ſeine Rocinante? ich würde das Letztere wählen, weil ich als Rocinante keinen Hafer brauchte, als Erſterer aber vielleicht auch verhungern müßte auf offener Landſtraße, wie Du, mein Cervantes! — Ein italieniſcher Schöngeiſt, Lazaro Bonamico, wollte lieber Cicero's Werke geſchrieben, als alle Reiche und Herrlichkeiten des Kaiſers Auguſtus beſeſſen haben. Ich, für meinen Theil, beneide den guten Cicero — es mag freilich etwas arrogant klingen — keineswegs um ſeinen Ruhm, weil er trotz all ſeiner klaſſiſchen Latinität mitunter doch ein vieux blageur, ein langweiliger Schwätzer war. Nein, ſtände es in meiner Macht zu wählen, dann möchte ich blos zwei Werke geſchrieben haben: die Bibel und — den Don Quixote.

Du sublime au ridicule il n'est qu'un pas und darum iſt auch vom Helden Cervantes bis zum Helden meiner Erzählung nur ein Katzenſprung.

3.

Lord Rosberry war, wie geſagt, einer der leidenſchaftlichſten Pferdeliebhaber. Er hatte prachtvollere Ställe, als der Herzog von Devonſhire, die wundervollſten Pferde und ein kleines Heer von Jockey's, Groom's und Stallknechten, die nach Miſt und Ariſtokratismus rochen. Jedes Pferd, das ſo glücklich war, in ſeinen Kenneraugen Wohlgefallen zu finden, mußte, war es auch noch ſo theuer, ſein Eigenthum werden, er ruhte nicht eher, bis er's in einem ſeiner Ställe hatte.

Nebenbei auch Dilettant der Muſik und ein Verehrer der Belliniſchen Opern, taufte er ſeine Hengſte und Stuten nach den Helden und Heldinnen jener Opern, und ſo ſah man in ſeinen Stall-Paläſten einen apfelbraunen Romeo neben einer pfirſichblüthfarbigen Giulietta, einen arabiſchen Wollblut-Sever neben einer echt-engliſchen Galloway-Norma; hier eine ſchneeweiße Somnambula und dort einen buntſcheckigen Piraten, hier eine rothfüchſige Straniera und dort zwei mauſefalbe Puritaner. Eines Tages, als ſeine porcellanſcheckige Beatrice di Tenda geſtürzt war und das Bein gebrochen hatte, legte er und ſein ganzes Stall-Perſonal eine ſechswöchentliche Trauer an, und als ein junger Schöngeiſt auf den Einfall gerieth, ſeinen neueſten Roman der Miß Amine, der rabenſchwarzen Leib- und Lieblingsſtute Seiner Herrlichkeit, zu dediciren, erhielt er von Mylord eine goldene Doſe mit dem Bildniß dieſer Stute.

Aber die Blüthe, das Juwel, der Lüſtre ſeiner vierfüßigen Zephire, ſeiner ſchlanken Marſtall-Sylphiden, der Stolz eines Hauſes, die Hoffnung ſeiner Jockey's, der Schrecken aller Wettrennen-Unternehmer, der ruhmgekrönte Sieger von Newmarket, der unüberwindliche Held von Epſom und Ascot war ein arabiſcher Hengſt, für den er dreitauſendzweihundert Pfund Sterling bezahlt und dem er zu Ehren ſeines Lieblingscomponiſten, den Namen Bellini gegeben hatte. Nicht zärtlicher konnte Leander ſeine Hero, Romeo ſeine Julia, Abaillard ſeine Heloiſe und Herr Franz Lißzt die Frau von Dudevant lieben, als Lord Rosberry ſeinen arabiſchen Hengſt von deſſen Mähne er einen Büſchel Haare in einem Medaillon auf ſeinem Herzen trug. Aber dieſer Bellini **à quatre pieds** war in der That ein reizendſchönes, wunderbar gebautes Geſchöpf, eines jener Pferde, wie man ſie auf den Bildern Hamiltons, des genialſten Pferdemalers Englands ſieht; ein ſo bewundernswerther Typus arabiſcher Vollkommenheit, daß Carl Vernet, der Van-Dyk der Pferde-Portraits, eigends nach London gekommen war, um dieſes Thier durch ſeinen Pinſel zu verewigen, natürlich auf den Wunſch und die Koſten Lord Rosberry's, der dem großen Meiſter für ſeine Bemühungen ein kleines Honorar von tauſend Pfund Sterling bezahlt und ihm noch obendrein eine mit Brillanten beſetzte Reitpeitſche zum Andenken an Maſter Bellini geſchenkt hatte. Dieſes, dem lebendigen Originale ſo täuſchend ähnliche Bild, daß die gemalten Beine wirklich zu laufen ſchienen, hing, in goldenem Rahmen, zwiſchen ſeinem und ſeiner Gemahlin wohlgetroffenen Knieſtück. — Ueberhaupt waren alle Wände ſeiner Zimmer mit Pferdeſtücken von holländiſchen, deutſchen und franzöſiſchen Malern, mit Meiſterwerken von Wouvermans, Bloemen, Adam, Heß, Bourgignon und Dupion bedeckt. In einem ſeiner Zimmer hing ein ganzes Magazin von Reipeitſchen jeder Gattung, in einem zweiten ſah man weiter nichts, als die feinſten Sättel und die geſchmackvollſten Decken, in einem dritten nichts Anderes, als Zügel und Sporen jeder Art.

Aber ganz London wußte auch, daß Lord Rosberry nach dem Tode ſeines Vaters, welcher acht Wochen nach des Sohnes Vermählung geſtorben war, innerhalb zweier Jahre gegen dreißigtauſend Pfund Sterling in Pferden und Geſchirren, in Spielen und Wetten verſchwendet hatte.

Wenn Lady Lucy ihm dann und wann darüber leiſe Vorwürfe zu machen ſich erlaubte, wurde Mylord Anfangs etwas verdrießlich, dann ungehalten und endlich ſogar grob.

„Sie verſchwenden Unſummen in Putzſachen,“ ſagte er eines Tages zu ſeiner Frau, „wie können Sie mir verargen, daß auch ich eine Bagatelle für meine Liebhaberei ausgebe!“

„Erſt geſtern,“ ſagte Lucy, „haben Sie wieder ein Pferd für tauſendzweihundert Pfund gekauft.“

„Für tauſendzweihundertfunfzig Pfund ſogar; wen aber geht das etwas an? Bin ich nicht unumſchränkter Herr meines Vermögens? Verſchwende ich etwa die Schätze Ihrer Mitgift?“

„Noch lebt mein Vater. Bis jetzt habe ich Ihnen nichts weiter, als ein Herz voll Liebe mitgebracht . . .“

„Mercy, Madame. Wollen Sie mich aber nicht böſe machen, ſo muß ich Sie ein für Alle Mal ernſtlich erſuchen, ſich um meine Steckenpferde nicht mehr zu bekümmern, als ich mich um Ihre Thorheiten bekümmere.“

„Mylord,“ ſagte Lucy empört, „ich werde über dieſen Gegenſtand nie mehr ein Wort verlieren.“

„Thun Sie das, liebe Lucy, aber vergeſſen Sie niemals, daß ich unumſchränkter Herr meines Vermögens bin und darüber ſchalten und walten kann ganz nach meinem Belieben, daß ich es verpraſſen, verſpielen, verwetten und überhaupt auf jede mir gefällige Weiſe verſchwenden, todtſchlagen und zum Fenſter hinauswerfen kann; und daß dies Niemanden, außer mir, etwas angeht; car tel est nôtre bon plaisir," ſagte Seine Herrlichkeit und accompagnirte den Schluß ſeiner Rede mit einem etwas unharmoniſchen Reitpeitſchengeknall. Dann aber ging er ſeine Wege.

4.

Man ſieht aus jenem kurzen Zwiegeſpräche, daß Mylord's Ton ſich allmälig ganz geändert hatte und daß, nach und nach, aus dem artigen, aufmerkſamen, liebenswürdigen Gatten ein etwas grober, äußerſt unangenehmer Haustyrann geworden war. Aber ſo ſind ſie alle, dieſe heuchleriſchen Männer: Anfangs ſanft wie die Tauben und ſpäter boshaft wie, wie — wie die Frauen. Kein Mann auf Erden taugt etwas; ich natürlich rechne mich zu den Ausnahmen.

Die arme Lady Lucy! Die Reue, daß ſie, von Rosberry Reichthum verblendet, die treue Liebe des armen Arztes leichtſinnig aufgegeben, hatte ſich früh genug bei ihr eingeſtellt; erſt zwei Jahre verheirathet, war ſie ſchon ſo unglücklich, daß ſie ſich oft, in trüben Stunden, den Tod wünſchte, um ein Band gelöſ't zu ſehen, das für ſie mehr und mehr zur drückenden Feſſel ward, denn ihr Gemahl wurde von Tag zu Tag roher, unerträglicher. Wenn er, vom Wein und Spiel erhitzt, ſpät in der Nacht von den wilden Orgien ſeiner Freunde heimkehrte und ſie angekleidet am Kaminfeuer ſitzend und in Thränen gebadet fand, fing er zu toben und zu fluchen an, fragte, warum ſie nicht zu Bett gegangen ſei, warum ſie unnützerweiſe Licht und Holz verbrenne, machte ihr dann bittere Vorwürfe über ihre Eitelkeit, über ihre Putzſucht und nannte ſie eine herzloſe Kokette, eine leichtſinnige Verſchwenderin. Lucy aber ertrug dieſe rohen Ausbrüche ſeines Zornes, dieſe unverdienten Schmähungen mit weiblicher Duldſamkeit: ja ſelbſt ihre Thränen unterdrückte ſie, um ſeine Wuth dadurch nicht noch mehr aufzureizen. — Am andern Morgen, wenn ſein Zorn wieder abgekühlt war, bat er ſie freilich um Verzeihung, gelobte ihr bei allen Heiligen ſeinen Lebenswandel zu ändern, die Geſellſchaft ſeiner liederlichen Kameraden, die ihn zu Ausſchweifungen aller Art verführten, zukünftig zu meiden und in ihren Armen die Thorheiten ſeines wüſten Lebens zu vergeſſen. Wenn aber wieder der Abend und mit ihm auch der Schwarm ſeiner Spiel- und Zechbrüder herangezogen kam, vergaß er ſeine guten Vorſätze und warf ſich wieder in den Strudel zügelloſer Bacchanalien hinein. Lucy verzweifelte bereits an ſeiner Beſſerung.

5.

Während der ganzen Zeit von zwei Jahren haben wir den Doctor O'Faryll aus den Augen verloren; ich glaube daher, daß es Zeit iſt, ihn wieder aufzuſuchen.

Seit jenem unglückſeligen Tage, an dem Miß Mac-Morris dem Lord Rosberry am heiligen Altare ihre Hand gereicht hatte, war in dem ganzen Weſen des armen Arztes eine gewaltige Sinnesveränderung vorgegangen. Schon von Jugend her düſter und ſchwermüthig, hatte ſich ſein Temperament immer mehr und mehr zur Melancholie hingeneigt und endlich den Gipfel des Trübſinns erreicht. O'Faryll war ſeit jenem Tage ein unheilbarer Miſanthrop, ein unverſöhnlicher Frauenfeind, dem ſein ganzes Daſein dergeſtalt zur Laſt geworden, daß er mehr als ein Mal auf dem Puncte ſtand, ſie gewaltſam abzuſchütteln, hätte ihn der Abſcheu gegen Selbſtmord nicht davon zurückgehalten. Seine Liebe zur Wiſſenſchaft war das ſchwanke Geländer, das ihn auf der ſchwindelnden Brücke zwiſchen dem Dies- und Jenſeits vom Sprung in die Ewigkeit zurückhielt. — „Selbſtmord,“ ſagte er ſich oft genug, „iſt die einzige aller Sünden, die wir nicht bereuen können, und darum mag ich von dieſer Selbſtrache an unſerm Schickſal keinen Gebrauch machen; ich will lieber muthig alle Leiden tragen, als ihnen feigherzig aus dem Wege gehen.“

Und O'Faryll war ganz der Mann dazu, ſelbſt die ſchwerſten, drückendſten Qualen des Schickſals mit ſtoiſchem Muthe zu tragen. Seit langer Zeit führte er ein rein ascetiſches Leben. Alle Wände ſeiner Zimmer ließ er mit ſchwarzem Tuche ausſchlagen und auf jede Seite einen weißen Todtenkopf anheften. Seine einzigen Geſellſchafter waren ſeine anatomiſchen Präparate, ſeine Skelete und ſeine Todtenſchädel. Wie Mezeray pflegte er bei helllichtem Tage die Läden ſeiner Fenſter zu verſchließen und den ganzen Tag bei Licht zu arbeiten. Nachts pflegte er nur einige Stunden zu ſchlafen und alsdann ziellos die öden Straßen zu durchlaufen, in der Hoffnung, um dieſe Zeit nur wenigen Menſchen zu begegnen; aber auch dieſen wenigen ſchien er ſtets verächtlich auszuweichen; bei Tage ſah man ihn nur ſelten, wenn die dringendſte Nothwendigkeit ihn aus ſeinen Grabeswänden trieb, auf offener Straße; dann pflegte er immer nur mit ſich ſelbſt zu reden, Keinem zu danken, der ihn gegrüßt hatte, und jedem ſeiner frühern Freunde nur darum aus dem Wege zu gehen, um ſich nicht in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſehen, ſich mit einem von ihnen unterhalten zu müſſen. Seitdem Lucy die Gemahlin eines Andern war, hatte die ganze Natur keinen Reiz mehr für ihn; die ganze Welt war todt für ihn, er ſelber aber ſchien nur darum noch zu leben, um ſich ſelber zu kaſteien. Er hatte Lucy's Gatten nie geſehen, wollte ihn auch niemals ſehen, weil er Furcht hatte, Rosberry's Anblick würde ihn in ein reißendes Thier verwandeln, das in gerechter Wuth ſeine Krallen in das Fleiſch ſeines Feindes ſchlagen und ſein Herzblut trinken würde. Und dennoch war er immer neugierig, den Mann einmal zu ſehen, der das Liebſte und Schönſte auf Erden, ſeine Lucy, ihm geraubt. Seine Fantaſie verſuchte es, ſich ein Bild von ihm zu entwerfen, ein Bild, ſo ſcheußlich, daß ſie ſelbſt davor zurückbebte. Dann malte ſie ihn wieder ſo entzückend ſchön, daß ſeine Seele ihn dieſer Schönheit willen beneidete. „Er muß ein ſchöner Mann, ein Adonis, ein Apoll ſein; ſonſt würde Lucy mich ſeinetwegen nicht zurückgeſetzt, mich ſeinetwegen nicht verſchmäht haben. Ihm gegenüber," ſagte er ſich tauſendmal, „muß ich ein Scheuſal, ein Ungeheuer, ein Monſtrum ſein, ſie würde ihn ſonſt nicht vorgezogen haben."

So gewährte es ihm einen grauſamen Genuß, ſich auf jede Weiſe ſelbſt zu quälen, um ſich ſein freudenloſes Daſein immer mehr und mehr zu verbittern und auf dieſe Weiſe ſeinen Lebensfaden abzukürzen.

Sein einziger Troſt war das **memento mori**, das ihn von allen Wänden und aus jedem Winkel ſeiner Zimmer angrinzte, denn überall, wohin ſein Auge ſah, erblickte er einen Todtenſchädel. Er beſaß deren eine reiche Sammlung, wohl über zweihundert Stück, die er einzeln und oft mit ſchwerem Gelde erkauft hatte; daher wußte auch Jeder, der im Beſitze eines Todtenkopfes war und ihn verkaufen wollte, daß er ſich nur an den Doctor O'Faryll zu wenden brauchte, um dafür mehr als von jedem Andern zu erhalten. Jedem ſeiner Todtenſchädel legte er einen hiſtoriſchen Namen bei, und ſo ſah man hier einen Themiſtokles friedlich neben einem Miltiades, einen Herzog von Marlborough neben einem Prinzen Eugen, einen Ludwig XVI. neben einem Robespierre ſtehen. Dieſe ſchauerliche Gallerie hatte für ihn etwas Beruhigendes. Wie Lord Byron trank er aus einem dieſer Schädel, den er dieſem Dichter zu Ehren Mazeppa getauft hatte. Am Fuße ſeines Bettes ſtand ein Poſtament mit einem Frauenſchädel, damit der erſte Blick ſeines Erwachens ihn an Lucy, die auf immer für ihn verloren war, erinnere. Dieſe raffinirte Qual ſollte ſtets aufs Neue die Wunde ſeines Herzens aufreißen, auf daß es deſto ſchneller ſich verblute.

Am Tage ihrer Hochzeit hatte er das Gelübde gethan, allen Hang zu den Genüſſen des Lebens in ſich gewaltſam zu erſticken. Er aß kein Fleiſch, trank keinen Wein mehr und lebte, wie ein Trappiſt, nur von den einfachſten Speiſen und dem einfachſten Getränke, Waſſer.

Und ſo kam es, daß dieſer junge und vor zwei Jahren noch ſo lebenskräftige Mann zum Skelet und Schattenbilde herabſank und Nachts wie ein unheimliches Geſpenſt durch die menſchenleeren Straßen irrte und beim Anbruch der Sonne in ſeine Wohnung heimkehrte, wo Alles ihn an den Tod erinnerte.

Kehren wir jetzt aus dieſen Räumen des Jammers und der Trauer zu einer luſtigern Scene zurück.

6.

Eines Morgens ſah Lord Rosberry einen kleinen Kreis ſeiner Freunde zum Frühſtück bei ſich verſammelt. Es waren fünf Roués, wahre Muſterbilder jeder Art von Ausſchweifung und Liederlichkeit, Spieler, Zecher, Frauenverführer, auf deren verwitterten Zügen mit unauslöſchlicher Schrift das dreifache **W**: **Weiber, Wein und Würfel**, eingegraben war. Der Originellſte dieſer kleinen Tafelrunde, der Luſtigſte in dieſem Zirkel junger Greiſe, war ein ſchon ziemlich bejahrter Schmarozer, ein Geck mit grauen Haaren und gichtiſchem Podagra, ein Vielfraß, deſſen Magen ein bodenloſer Sack, deſſen Kehle dem durchlöcherten Danaiden-Siebe glich, der Luſtigmacher dieſer traurigen Kumpane, der ſchlechte Witze und Zoten riß, um dieſen für die feinern Reize geiſtiger Unterhaltung gänzlich abgeſtumpften Strolchen ein Lächeln abzuringen. Dieſer luſtige Rath, der ſich auch zum Stichblatt ihrer ſchlechten Laune hergab, war Joſhua Borrebow, ein bankeroutirter Pferdehändler, der bei Crokford ſein Vermögen und in Bordells ſeine Naſe verloren hatte.

„Trink aus, mein Junge,“ ſagte er zu Lord Rosberry, „die kleine Judith mit den langen Mähnen und den feuerigen Nüſtern, mit den dünnknochigen Beinen und der Weſpentaille ſoll leben!“

„Meinſt Du meine Stute?“ fragte Mylord.

„Ich meine Deine neue Liebſchaft. Du glaubſt wohl, ich weiß es nicht, daß Du ſeit acht Tagen eine kleine franzöſiſche Schauſpielerin pouſſirſt, die ſo dürr wie ein Schwefelholz und ſo kokett wie des Teufels Großmutter iſt?“

„Ha, ha, ha!“ lachte die Tafelrunde.

„Halte Dein ungewaſchenes Maul, Du halbverfaulter Kuppler!“ rief der Amphitryon. „Du biſt wohl ärgerlich darüber, daß ich ohne Deine Zuweiſung ihre Bekanntſchaft gemacht?“

„Glorreicher Freund, wie kannſt Du glauben, daß ichs jemals gewagt haben würde, Dir eine ſo magere Katze zu empfehlen. Springen kann ſie, wie der beſte Kater von Alt-England, zugeſtanden! Das iſt aber auch das Einzige, was man ihr nachrühmen kann. Ich habe aus guter Quelle erfahren, daß ſie aus weiter nichts als Knochen und Koketterie zuſammengeſetzt und keinen Schuß Pulver werth iſt.“

„Höre, elender Burſche, ich gebe Dir noch einmal den guten Rath, Deine giftige Zunge zu zügeln, denn wehe Dir, wenn Du mich zum Zorn aufreizeſt.“

„Na, na!“ rief William Devereux, „verſtehſt Du denn gar keinen Spaß mehr?“

„Ich begreife nicht,“ ſagte Robert Sherbury, „wie Du Dich darüber ärgern kannſt. Der Eine liebt die fetten, der Andere die magern Frauen, das iſt Geſchmackſache; ich für meinen Theil ziehe die fetten vor . . .“

„Die Kleine iſt aber nicht mager!“

„Tant mieux,“ ſagte der Obriſt Charterys.

„Dieſer Schurke,“ fuhr Mylord fort, „will ſie nur verläumden, weil er keinen Zutritt bei ihr hat.“

„Höre, Herrlichkeit, ich beſuche niemals ein Mumien-Kabinet.“

„Erbärmlicher Witz!“

„Ich habe ſchon viel ſchlechtere gemacht.“

„Das wird Dir Niemand abſtreiten,“ meinte Viscount Alfred Conway.

„Geſtern Abend,“ ſagte Joſhua Borrebow, „erzählte man ſich im Jockeyklubb, Mylord Rosberry habe der franzöſiſchen Mumie eine türkiſche Schabracke, Shawl wollte ich ſagen, geſchenkt.“

„Und wenn es wahr wäre, wer von Euch wollte den Muth haben, etwas dagegen einzuwenden?“

„Höre, Herrlichkeit, dieſe Judith hat während ihres kurzen Hierſeins ſchon drei Lordſchaften ruinirt. Hm, ſagte Jemand, Mylord

Rosberry wird wohl auch bald ſein Ränzel ſchnüren und eine Erholungsreiſe nach dem Feſtlande antreten."

„Der Neid ſpricht aus dieſem Lumpengeſindel. Noch ſind meine Hilfsmittel nicht erſchöpft."

„Deine Herrlichkeit, hieß es, habe bereits mehr Schulden, als Haare auf dem Kopf. Ein Anderer hatte ſogar die Frechheit, zu behaupten, Mylord Rosberry habe drei ſeiner beſten Renner verkauft, um einen drängenden Gläubiger zu befriedigen. Ein Dritter war unverſchämt genug, allen Leuten zu erzählen, Deine Herrlichkeit wolle jetzt ſogar den Bellini verkaufen."

„Hat man das wirklich erzählt?" fragte Rosberry ungewöhnlich aufgeregt.

„Bei allen Stuten Arabiens betheuere ich, daß ich Dir keine Lüge erzählt."

„Nun gut," ſagte Mylord, „dann will ich Euch überzeugen, daß ich doch noch reicher bin, als dieſes ganze Lumpenpack. Kommt mit hinab in den Hof: dort will ich Euch ein Schauſpiel zeigen, worüber Ihr Euch wundern ſollt."

„Du machſt uns neugierig," ſagte Devereux, ſein Champagnerglas leerend.

„Kommt, kommt!"

Mylord und ſeine halbbetrunkenen Gäſte begaben ſich in den Hofraum hinab. Auf ein durch einen Pfiff gegebenes Zeichen eilte ſogleich der oberſte Jockey herbei.

„Führe uns augenblicklich den Maſter Bellini vor," befahl Seine Herrlichkeit.

„Soll ich ihn ſatteln, Mylord?"

„Nicht nothwendig," erwiderte Rosberry und verfügte ſich in ſein Jagdkabinet, das im Erdgeſchoſſe lag.

„Was mag er vorhaben?" fragten ſich Alle.

„Der gute Junge will mir vielleicht ein Geſchenk damit machen," meinte der alte Schmarozer. „Dann und wann bekommt er eine Anwandlung von Großmüthigkeit, dann giebt er Alles her, was man von ihm verlangt."

„Ihr ſchmeichelt Euch alſo wirklich, er werde Euch den Stolz ſeines ganzen Marſtalls, ein Pferd ſchenken, wofür er dreitauſendzweihundert Pfund bezahlt?"

„Ich ſage Euch, Cherbury, er hat verrückte Momente, in denen er noch größere Summen als dieſe gleichgiltig zum Fenſter hinauswirft."

„Höre, Joſhua, wenn Rosberry wirklich ſo toll ſein ſollte, Dir dieſes Pferd zu ſchenken, dann pränumerire ich darauf, Falls Du es verkaufen willſt."

„Und was gebt Ihr mir dafür, Conway?"

„Auf der Stelle tauſend Pfund."

„Ich gebe Euch fünfhundert Pfund mehr!"

„Nein, ehrenwerther Viscount, lieber behalte ich das Pferd für mich."

In demſelben Augenblick kam Rosberry zurück und gleich darauf führte der erſte Jockey den vielbeſprochenen Araber vor.

„Nun, Freunde, wie gefällt Euch mein Bellini?"

„Selbſt der König hat kein ſchöneres Pferd," ſagte Devereux.

„Das friſche Leben ſprüht aus ſeinen Nüſtern," bemerkte Charterys.

„In meinem ganzen Leben habe ich nichts Reizenderes geſehen," betheuerte Conway.

„Auf dem ganzen Erdenrund findet man ſeines Gleichen nicht!“ erklärte Sherbury.

„A Kingdom, a whole Kingdom for that horse,“ rief Borrebow.

„Man hat Dir alſo wirklich geſagt, daß ich, von Noth gedrängt, dieſes Pferd verkaufen wolle?“

„Soll ichs noch einmal beſchwören?“ fragte Joſhua.

„Eh, bien, ſo überzeugt Euch nun, daß dieſe Elenden gelogen haben,“ ſagte Rosberry, holte aus ſeiner Rocktaſche raſch eine Piſtole hervor und — erſchoß das Pferd, das, mitten in den Leib getroffen, todt zuſammenſtürzte.

„Goddam!“ riefen alle Fünf, mehr überraſcht als erſchreckt.

„Was ſagſt Du nun, Freund Joſhua?“

„Ich glaubte Anfangs, Deine Herrlichkeit wollte mir ein Geſchenk damit machen.“

„Dummkopf,“ erwiderte Rosberry, „gehe nun hin zu jenen Lumpen und ſage ihnen, was Du geſehen haſt.“

„Das arme, ſchöne Pferd!“ riefen Alle wie aus einem Munde und ſchlichen niedergeſchlagen von dannen.

Rosberry aber warf ſich auf ein anderes Pferd und ritt zu ſeiner Judith.

Ich frage nun Jeden, ob ein Menſch, der ein ſo ſchönes, kerngeſundes und koſtbares Pferd kaltblütig niederſchießt, um ſich mit ſeinem Reichthum zu brüſten, nicht den Staupbeſen und den Strick verdient?“

Tolle Welt! Armes Pferd! Elender Wüſtling!

7.

Zwei Tage ſpäter verkündeten alle geſtempelten Klatſchzungen London's die „kühne Heldenthat" Lord Rosberry's. Die ganze Themſeſtadt ſprach von dieſem „großartigen Ereigniß." Viele lobten, Viele tadelten ihn. Die Einen meinten, es ſei ein genialer, die Andern erklärten, es ſei ein verrückter Streich. Ein Paar überſpannte Köpfe wieſen dem edlen Lord für dieſe „ſeltſame That" einen Platz in der Geſchichte, Andere, welche ruhig darüber nachdachten, eine Stelle im Bedlam an. Borrebow, der undankbare Schmarotzer, deſſen elende Klatſcherei an dem ganzen Vorfall Schuld geweſen war, behauptete, Seine Herrlichkeit habe dieſen verzweifelten coup-d'état nur darum ausgeführt, um dadurch ſeinen todtgeſchlagenen Credit neu ins Leben zu rufen. Die andern Freunde Rosberry's ſagten kurzweg: Mylord ſei ein Narr, ein Rindvieh, ein Eſel!

Als Rosberry ſeine Heldenthat der kleinen Judith erzählte, ſagte ſie mit kokettem Lächeln:

„Von ſolcher Kleinigkeit, Mylord, dürfen Sie nicht allzuviel Aufhebens machen. Ich will Ihnen einen Fall erzählen, der viel großartiger und weniger grauſam iſt. Einer meiner frühern Anbeter, der durch ſeine Reichthümer bekannte Fürſt E. befand ſich einmal bei einer Whiſtparthie, bei welcher der Herzog von D., ein Geizhals erſter Klaſſe, durch eigene Unvorſichtigkeit etwas von ſeinem Spielgelde hatte auf die Erde fallen laſſen. — Was ſuchen Sie, fragte ihn Marquis M. — Eine Guinee, antwortete der Herzog. — Ich will Ihnen leuchten, ſprach der Fürſt, rollte eine Banknote von fünftauſend Pfund Sterling zu einem Fidibus zuſammen, den er anzündete. — Züge ſolcher Art machen einen Kavalier in unſern Augen unwiderſtehlich."

Kehren wir jetzt zu Lady Rosberry zurück.

8.

In demſelben Augenblick, als Lucy den Piſtolenſchuß vernommen hatte, war ſie an eines der Fenſter geeilt, deſſen Ausſicht in den Hofraum hinausging, und gleich darauf, vor Schreck über das unerwartete Schauſpiel, ohnmächtig niedergeſunken. Die beſtürzte Dienerſchaft hatte aus Beſorgniß, daß Gefahr vorhanden ſei, mehrere Aerzte, die in der Nähe gewohnt, zu gleicher Zeit geholt.

Der Erſte, welcher herbeigeeilt kam, war Doctor Thomas O'Faryll. Lucy's Name war hinreichend geweſen, ſeinen Schritten Flügel zu leihen. Wie pochte dem armen Manne das Herz, als er das Hôtel ſeiner Lucy betrat, wie ungeſtüm wallte das Blut, als er die ſteinernen Stufen hinanflog! Seit drei Jahren hatte er ſie nicht mehr geſehen; ſeit drei Jahren war er jeder Begegnung mit ihr ängſtlich ausgewichen, weil er ſich vorgenommen hatte, ſie niemals wiederſehen zu wollen. — Als man ihn aber zu ihrer Hilfe, zu ihrer Rettung herbeigerufen hatte, da trieb ihn die Pflicht des Arztes, da trieb ihn die neu erwachte Sehnſucht ſeines Herzens zu ihrem Krankenlager hin.

Lady Lucy lag noch immer in den Banden der Ohnmacht. — Wer malt die Gefühle, die ſein Herz durchſtrömten, als er zum erſten Male ihre Hand erfaſſen durfte, um ihren Pulsſchlag zu fühlen! Wer malt die Gefühle, die ſeine Seele durchwogten, als ſeine Blicke ſich in ihr Antlitz verſenkten, das, vor drei Jahren noch ſo jugendlich friſch, ſo blühend ſchön, jetzt von Gram zerſtört, durch Ohnmacht entſtellt, mit gebrochenen Augen und gebrochenem Leben vor ihm lag!

„Laſſen Sie ſogleich,“ ſagte Doctor O'Faryll zum Kammerdiener, „dieſes Recept machen!“

Und als der Diener ſich gleich darauf entfernt hatte, da riß ihn eine unwiderſtehliche Gewalt, ein mächtiger Zauber zu den Füßen der Ohnmächtigen hin: ſein unendlicher Schmerz brach in Thränen aus, womit er ihre Hand benetzte, die er erfaßt und krampfhaft an ſeine liebeglühenden Lippen gepreßt hatte.

„Ach, meine Lucy, meine angebetete Lucy,“ ſchluchzte Thomas unter Thränen, erwache aus Deiner Ohnmacht, ſchlage die todesmatten Augenlieder auf und laß mich noch einmal, ach, nach ſo langer, langer Nacht, die Sonne, den Tag wiederſchauen.“

Es ſchien, als hätte Lucy ſelbſt in der Ohnmacht die Stimme des Geliebten wiedererkannt; es ſchien, als wäre ſie von dem Zaubertone der Liebe zu neuem Leben erwacht, denn bald darauf ſchlug ſie die Augen auf; aber noch war die Sehkraft derſelben ſo ſchwach, daß Lucy die Phyſiognomie des dicht zu ihren Füßen liegenden Mannes nicht zu erkennen vermochte. Sie mußte ſich erſt den Schlaf aus den Wimpern reiben, ſie mußte erſt Kräfte und Gedanken ſammeln, um den Mann wieder zu erkennen, den ſie ſeit drei Jahren nicht geſehen, und der ſich während dieſer Zeit ſo verändert hatte, daß ſie Anfangs ein Geſpenſt vor ſich zu ſehen glaubte.

„Lucy, o meine Lucy!“ rief er noch einmal und der Klang dieſer Stimme drang wie beruhigender Schalmeienton in ihre erwachende Seele. Erſt an der Stimme erkannte ſie ihn.

„Thomas, Thomas!“ rief ſie mit einem Tone, in dem ſich hundert Gefühle zuſammengedrängt hatten.

„Mylady,“ ſagte er, „ich würde nie gewagt haben, vor Ihren Augen zu erſcheinen, hätte mich nicht Ihre Dienerſchaft zu ärztlicher Hilfeleiſtung herbeigerufen.“

„Ach, O'Faryll, mehr als alle Arzeneien gießt Ihr Anblick und die Freude, die ich über das unerwartete Wiederſehen empfinde, Balſam in mein wundes Herz, in meine ſchmerzzernagte Bruſt. Ach, Thomas, ich bin unglücklich, ſehr unglücklich!“

„Weh mir, daß ich dies hören muß!“

„Aber ich habe es verdient, tauſendfach verdient um Sie, den ich ſo bitter gekränkt, ſo tief verletzt, ſo furchtbar getäuſcht habe . . .“

„Ach, Mylady, mein Herz hat Ihnen längſt vergeben; ich hätte glücklich ſein können, wären Sie es geweſen. Aber ich ahnte, ich wußte es, daß es ſo kommen würde, und das ſchmerzte mich tief und machte mich unglücklicher, als Sie ſelbſt es ſind.“

„O wie thöricht, o wie ſchlecht war ich, ein ſo edles Herz, wie das Ihrige, zu verſchmähen!“

„Denken Sie nicht mehr daran, vergeſſen Sie Alles, nur das Eine nicht, daß ich niemals aufgehört, Sie zu lieben . . .“

„Ihr Geſtändniß macht mich unausſprechlich glücklich . . . Die Erinnerung an Sie wird mir Kraft verleihen, mein Unglück zu ertragen. Weiß ich doch nun, daß Ihr ſchönes, edles Herz an meinem Schickſale liebevollen Antheil nimmt.“

Einer der Diener brachte die Medicin.

„Nehmen Sie, Mylady, von dieſer Arzenei ſtündlich zwanzig Tropfen . . . ich kenne die Urſache Ihrer Krankheit und hoffe, durch dieſes Mittel den Folgen des gewaltſamen Schrecks vorgebeugt zu haben.“

„Ein Glas Waſſer, John," ſagte Lucy. — „Empfangen Sie," fuhr Mylady fort, als der Diener ſich entfernt hatte, „für Ihre menſchenfreundliche Theilnahme, für Ihre edle Geſinnung meinen herzlichſten, tiefinnigſten Dank. Ich fühle mich wieder wohl, wohler als je . . . die magiſche Kraft Ihrer Worte hat eine ſchwere Laſt von meinem gewiſſenkranken Herzen weggewälzt. Dank, tauſend Dank, O'Faryll," ſagte ſie und reichte, mit ſeligem Lächeln auf den Lippen und mit blitzenden Freudenthränen in den Augen, dem edlen Manne ihre kalte, blutloſe, atlasweiche Hand.

Thomas preßte ſie mit Ungeſtüm an ſeine Lippen, küßte ſie mit heißer Gluth und benetzte ſie mit heißen Thränen.

„Wann, Thomas, werde ich Sie wiederſehen?"

„Niemals, Mylady," antwortete O'Faryll und ſtürmte, in Thränen aufgelöſt, zur Thür hinaus.

Seit jenem Wiederſehen waren in Lucy's Herzen Schmerz, Reue und Gewiſſensbiſſe mit verſtärkter Kraft erwacht. Sie fing zu kränkeln an.

9.

Zu Lord Rosberry's koſtſpieligen Leidenſchaften hatte ſich allmälig mehr und mehr eine neue hinzugeſellt, die, zügelloſer, furchtbarer und gefährlicher als alle übrigen, ihn vollends in den Strudel des Verderbens hinabzuziehen drohte.

Jeden Abend beſuchte Seine Herrlichkeit einen Klubb, den ich meinen Leſern ausführlich beſchreiben will.

In der St. James-Street, nicht fern vom Piccadilly-Square, erhebt ſich ein großartiges Gebäude, das jeder Fremde für den Palaſt eines Herzogs oder das Hôtel eines Botſchafters halten würde, könnte er nicht durch jedes Kind, das ihm begegnet, alſogleich erfahren, daß es eine Spielhölle iſt, welche Maſter Crockford, ein ehemaliger Fiſchhändler, im Jahre 1823 etablirt hat. Auch weiß man ganz genau, daß dieſes Haus und deſſen innere Einrichtung, in der europäiſche Eleganz mit aſiatiſchem Luxus und nordamerikaniſcher Großartigkeit gewetteifert, dem Eigenthümer nicht weniger als zwanzigtauſend Pfund Sterling gekoſtet, die ihm der Herzog von *** und ein bekannter Marquis gegen enorme Zinſen vorgeſtreckt hatten.

Im erſten Stockwerke dieſes Palaſtes liegt das Paradies der glücklichen Spieler, das Fegefeuer der goldgefüllten Börſen, die Hölle, in der die Herren Teufel in der harmloſen Geſtalt von Croupiers die Seelen der armen Spieler aufs grüne Rad flechten. In dieſen Sälen, wo hundertfacher Kerzenglanz ſich in großen, marmoreingefaßten, reichvergoldeten Wandſpiegeln abſtrahlt, verlieren junge Lordſchaften oft in einer einzigen Nacht die Reichthümer, die ihre ſparſamen Ahnen ſeit Jahrhunderten für Kind und Kindes Kinder aufgehäuft haben. — Gold und Banknoten rouliren hier in ſolchen Maſſen, daß man zu dem Glauben verleitet wird, in England wüchſen dieſe Schätze, wie in unſerm lieben, guten, armen Deutſchland die Holzbirnen und Galläpfel, auf den Bäumen, die man nur zu ſchütteln brauche, um die goldenen Früchte zu Jedermanns Füßen in ſolchen Maſſen herabfallen zu ſehen, daß Jeder ſich ſo viel einſtecken, als er in ſeinen Taſchen davontragen könne. — Die Summen, die hier verſpielt werden, ſtreifen oft an's Fabelhafte und werden dem deutſchen Ohre wie übertriebene Märchen klingen, und dennoch iſt es nur Wahrheit, traurige Wahrheit, daß hier in mancher Nacht eine Million Pfund Sterling auf den grünen Teppichen courſirt hat. Kein Wunder alſo, daß Verluſte von fünf bis zehntauſend Pfund Sterling hier wenig oder gar nicht beachtet werden.

Herr Crockford, der Maſter Satanas dieſer paadieſiſchen Hölle oder, richtiger geſagt, dieſes hölliſchen Paradieſes, iſt ein Schlaukopf, der die Kunſt verſteht, Leimruthen hinzulegen, woran reiche Gimpel picken bleiben, denen er dann mit der gutmüthigſten Riene und dem harmloſeſten Lächeln dermaßen die goldenen Federn ausrpſt, daß ſie am Ende ſo nackt wie ein junges Küchelchen daſtehen. — Der gute Mann unterhält ein kleines Heer von Leuten, die — gleich jenen Hunden, denen die Mutter Natur eine ariſtokratiſche Naſe zugetheilt hat, womit ſie Trüffeln, die Diamanten der Küche, auswittern — her reiche Erben auskundſchaften, die ſie dann in Crockford's goldene Netz verlocken müſſen. So ließ er einſt alle Minen ſpringen, um auch den jungen Herzog von Buccleigh, einen der reichſten Cavaliere der drei Königreiche, zu angeln. Dieſer Goldfiſch aber, der es vorzg, ſeine Reichthümer heute an ſeltene Bücher und morgen an ſeltene Gemälde, heute an junge Tänzerinnen und morgen an antike Vaſen zu vergeuden, wollte an Crockford's Köder durchaus nicht anbeißen, was den ci-devant Fiſchhändler dergeſtalt empört hat, daß er Seine Lordhaſt für einen Wallfiſch erklärt haben ſoll, der nur mit Harpunen gefangen werden kann.

In einem der Nebenſäle wird allabendlich offene Tafel gehalten, an der jeder dieſer Goldhechte und Silberkarpfen Theil nehmen kann, ohne einen Penny dafür bezahlen zu müſſen. — Einige Jahe hindurch war die Anordnung dieſer wahrhaft ſardanapaliſchen Abendtafeln dem culinariſchen Obelisken London's, dem gefeierten Kochkünſtler Ude anvertraut, der ſich — **en passant** bemerkt — durch ſein „Kochbuch" einen größern Ruf als mancher Geſetzgeber durch ſeinen Codex erworben hat; ein Demoſthenes der Küche, deſſen fleiſchliche Beredtſamkeit Alles mit ſich fortriß, ein Koch, der von Crockford einen Jahresgehalt von tauſend

Guineen, alſo mehr als mancher deutſche Miniſter, bezog, und über eine Maſſe Unterköche zu gebieten hatte, die in ihm die zu Fleiſch und Wein gewordene Apotheoſe der Kochkunſt verehrten.

An keiner Tafel Englands finden Ihre Herrlichkeiten, welche viel Geld zu verſpielen haben, feinere Weine als bei Crockford. Sein Keller, der jetzt unter den Auſpicien ſeines Sohnes ſteht und in ganz Großbritannien keinen Nebenbuhler findet, hat einen Vorrath alter ehrwürdiger Weine, deren Werth von Kennern auf achtzigtauſend Pfund Sterling geſchätzt wird. Ein ganzes Corps reich betreßter Diener ſteht zum Dienſte Ihrer Lordſchaften bereit.

Maſter Crockford ſelbſt ſitzt von eilf Uhr Nachts an, wo die Hazardſpiele ihren Anfang nehmen, in der Ecke des Saales in einem kleinen Bureau, das er während der Dauer der Spiele niemals verläßt. Seine Croupiers, die ganz wie Gentlemens behandelt werden, erhalten wöchentlich vierzig bis funfzig Guineen Gehalt.

So groß auch die Summe ſei, die der Spieler einſetzen will — wären es auch hunderttauſend Pfund Sterling auf einen einzigen Satz — werden von Crockford angenommen. Und trotz der ungeheuern Ausgaben gewinnt er im Durchſchnitt Jahr aus Jahr ein ſeine ſechszig bis achtzigtauſend Pfund Sterling.

Nachts um zwei Uhr wird der Klubb geſchloſſen; doch kann Jeder, dem's gefällt, bis zum Anbruch des Morgens hier verweilen, gegen Entrichtung einer Guinee ſogar ein Zimmer und ein Bett erhalten und Morgens auf ein Frühſtück Anſpruch machen, das in der Regel eben ſo geſchmackvoll als das Abendbrot ausfällt.

Im untern Stockwerke befinden ſich die Converſations- und Leſe-Säle, wo man faſt alle Zeitungen Englands und die wichtigſten Journale des ganzen Feſtlandes antrifft, Säle, zu denen Jeder Zutritt hat, der eine Eintrittstaxe von zwanzig Guineen und außerdem einen jährlichen Beitrag von zwölf Guineen entrichtet.

Aber wie jede große Unternehmung, ſo beſitzt auch Crockford's Klubb einige Nebenbuhler, von denen das Athenäum, ein anderes Spielhaus, das in derſelben Straße liegt, der gefährlichſte iſt. Die Eigenthümer deſſelben, Gebrüder Bond, waren früher arme Juden, die dadurch enorm reich geworden ſind. Das Athenäum iſt das Rendezvous jener Lordſchaften, die nicht mehr ſo viel zu verlieren haben, um bei Crockford die Chancen des Zufalls auf die Probe zu ſtellen.

Eine Stufe niedriger ſteht das Spielhaus, das in der Albemarle-Straße liegt.

Außer dieſen drei Haupt-Klubbs giebt es in London noch ſechszehn andere Spielhäuſer, die das Stelldichein der Kaufleute, Commis und vornehmen Domeſtiken-Welt ſind. Die Summe, welche die Dienerſchaft der engliſchen **haute volée** in dieſen Spielhöllen, wo falſche Würfel und gezeichnete Karten nicht zu den Seltenheiten gehören, ſitzen läßt, wird auf eine Million Pfund, und die Summe, die ſie jährlich ihren Herrſchaften ſtiehlt, um dieſe Orte beſuchen zu können, auf eine Million fünfmalhunderttauſend Pfund angeſchlagen.

In neuerer Zeit hat das Volk auf Abſchaffung der Spielhäuſer, auf ſtrengere Geſetze gegen dieſen mehr und mehr um ſich freſſenden Krebsſchaden gedrungen, aber ſo lange noch die ehrenwerthen Mitglieder des Ober- und Unterhauſes zu den Stammgäſten der höhern Spiel-Klubbs gehören, iſt an ein Aufhören dieſer Peſt nicht zu denken. —

Ich habe vorſätzlich alle Spielhäuſer Londons gezeichnet, weil mein Leſer ſich bald überzeugen wird, wie Lord Rosberry die ganze Tonleiter dieſer Höllen durchläuft, um endlich an den Abgrund des Verderbens zu gelangen.

Seine Lieblingsſpiele waren: Pharo, Roulette und Creps, drei Spiele, die unſtreitig der verſchmitzteſte aller Teufel erfunden hat, um den armen Sündern das Mark aus den Knochen, das Geld aus den Börſen und das Fell über die Ohren zu ziehen.

10.

Da hier von einem Spieler die Rede iſt, kann es wohl auch nicht ſchaden, wenn ich einige Zeilen über die Geſchichte des Würfel- und Kartenſpieles folgen laſſe.

Das Erſtere dieſer Spiele ſoll, nach alten Ueberlieferungen, ſchon während der Belagerung von Troja von Palamedes, dem Sohne des Königs Nauplius von Euboea, nach Andern aber erſt weit ſpäter von einem römiſchen Soldaten Alea erfunden worden und darum auch ſeinen Namen erhalten haben. Die Griechen nannten dieſes Spiel Kybeia, die Römer Alea. — Einer der leidenſchaftlichſten Würfelſpieler ſoll Kaiſer Claudius geweſen ſein. Dieſer edle Fürſt, der ganz in die Fußtapfen ſeines edlen Vorfahrers, des verrückten Kaiſers Caligula, getreten war, dieſer würdige Gemahl der würdigen Meſſaline und ſeiner eben ſo würdigen Nichte Agrippina, geruhte kurz vor ſeinem glorreichen Ende — ſeine zweite Gemahlin vergiftete ihn durch Champignons — ein Werk über ſein Steckenpferd (de alea) zu ſchreiben, ein Werk, das im Strome der Zeiten leider verloren gegangen iſt. Dieſer unerſetzliche Verluſt, der vielen Archäologen manche ſchlafloſe Nacht verurſacht, hatte ſechszehnhundert Jahre ſpäter einen deutſchen Gelehrten A. Senftleben bewogen, unter gleichem Titel, wie Kaiſer Claudius eine höchſt gelehrte Abhandlung erſcheinen zu laſſen, welche 1667 in Leipzig herausgekommen und vielfach ausgebeutet worden iſt. — Durch dieſen höchſt gelehrten Mann erfahren wir, daß der Würfelbecher Arca oder Buxum, der Würfel aber Talus oder Teſſera genannt wurde. Der Gewinn fiel demjenigen Spieler zu, der — es wurde gewöhnlich mit drei Würfeln geſpielt — die meiſten Augen geworfen hatte. Der glücklichſte Wurf — die drei Sechſen — wurde Venus, der unglücklichſte — die drei As — Canis genannt. Dieſes Spiel hatte frühzeitig, namentlich im Heere, dergeſtalt um ſich gegriffen, daß der Senat ſich genöthigt ſah, es nur während der Feier der Saturnalien zu geſtatten, ſonſt aber bei Strafe zu verbieten. Ein Spieler von Profeſſion, ein lüderlicher Menſch, wurde daher Aleator genannt. — Noch viel leidenſchaftlichere Würfelſpieler als die Römer waren die alten Germanen, von denen der gute Tacitus erzählt, ſie hätten ſelbſt während der Schlacht geſpielt. Auch Julius Cäſar muß ein paſſionirter Würfler geweſen ſein, denn als er den Rubicon überſchritt, rief er: „Jacta est alea!“ der Würfel iſt geworfen. — In der Geſchichte neuerer Helden begegnen wir dem alten Blücher, der ſelbſt am Vorabend der Schlacht bei Ligny auf der Trommel gewürfelt und ſo viel Geld verloren hatte, daß er, den Becher wegwerfend, ausgerufen haben ſoll: „Hol' der Teufel die Würfel und — Franzoſen!“

Ueber die Geſchichte des Kartenſpiels ſchwebt, trotz der angeſtrengteſten Forſchungen vieler Gelehrten, noch immer ein undurchdringliches Dunkel. Wer einen tiefen Blick in dieſen nicht unwichtigen Abſchnitt der Culturgeſchichte werfen will, der leſe Daniel's „Dissertation sur l'origine du jeu de Piquet“ in den „Mémoires pour l'histoire des Sciences“ (Par. 1720), Bullet's „Recherches historiques sur les cartes à jouer“ (Lyon 1757), Rive's „Eclaircissemens sur les cartes à jouer“ (Par. 1780), Roch's „Verſuch über den Urſprung der Spielkarten“ (Leipzig 1801), und vor Allem Weller-Singer's „Researches into the history of playing cartes“ (Lond. 1816).

Für jene meiner Leſer, denen keines dieſer angeführten Werke zu Gebote ſteht, ſei Folgendes erwähnt:

Viele Hiſtoriker waren lange Zeit der irrigen Meinung geweſen, die Spielkarten ſeien erſt um das Jahr 1392 zur Erheiterung des wahnſinnigen Königs Karl VI. von Frankreich erfunden worden. Aber ſchon um 1299 waren ſie unter dem Namen „Naibi“ in Italien, und dreißig Jahre ſpäter unter dem Namen „Naipes“ in Spanien bekannt, denn 1332 wurden ſie durch Alphons XI. und 1387 durch Johann I. von Caſtilien verboten. Ein ähnliches Verbot erging ſchon 1321 von einem Biſchof von Würzburg an die Geiſtlichkeit dieſes Stiftes.

Nach dem Wörterbuche der Madrider Akademie ſollen die Karten von Nicolaus Pepin, nach Dupuy und Gabriel von Jacquemin Gringonneur, Wappenmaler Karls VI. erfunden worden ſein. Andere behaupten, die Karten ſeien eine Erfindung des Orients und durch die Saracenen nach Spanien, von den Spaniern nach Frankreich gebracht, hier ſchon zur Zeit König Karl's V. bekannt, damals aber noch ſehr theuer und darum auch ſehr ſelten geweſen, weil noch nicht die Holzſchneidekunſt erfunden war. Boiſſonade erzählt, König Karl V. habe dem kleinen Jehan de Saintré nur darum ſeine königliche Gunſt geſchenkt, weil Jehan weder Würfel noch Karten geſpielt. — Erſt um das Jahr 1430—1460 ſcheinen die franzöſiſchen Kartenbilder ihre jetzigen Namen erhalten zu haben.

Alles Uebrige iſt wohl Jedem bekannt.

II.

Lord Rosberry hatte in der eitlen Hoffnung, ſeine durch Verſchwendungen aller Art erſchöpften Geldmittel durch Glück im Hazardſpiele zu ergänzen, ſich immer tiefer in Crockford's verlockenden Strudel hinabgewagt, ſich, um Geld zum Spielen aufzutreiben, immer mehr und mehr in Schulden hineingeſtürzt, in mancher Nacht acht bis zehntauſend Pfund und auf dieſe Weiſe in einem Zeitraum von kaum fünf Jahren faſt ſein ganzes Vermögen verloren. Nach und nach hatte er alle ſeine Pferde verkaufen, alle ſeine Diener entlaſſen, ſich mit den letzten Trümmern ſeiner großen Erbſchaft aus Crockford's Klubb in's Athenäum flüchten, endlich von der James- nach der Albemarle-Straße auswandern und hier um Schillinge wie dort um Pfunde ſpielen müſſen. Spieler halten ſich in der Regel viel länger als Säufer; aber fangen die Erſtern einmal zu ſinken an, dann fallen ſie, wenn auch nicht ſchneller, aber deſto tiefer als die Letztern. Ein Säufer endet gewöhnlich in einem Rinnſtein oder Hoſpitale, ein Spieler hingegen im Kerker oder am Galgen.

Nachdem nun Rosberry all' ſein Hab' und Gut, ſeinen Marſtall und ſein ganzes Haus verſpielt hatte, blieb ihm noch eine — freilich die letzte — Hülfsquelle: das Wenige, was ſich Lucy in den Tagen des Glücks von den ihr ſparſam zugetheilten Nadelgeldern für die Tage der Noth, die — ſie hatte das frühzeitig genug eingeſehen — bei ſolchem Lebenswandel nicht ausbleiben konnten, vorſichtig zurückgelegt hatte. Er wußte, daß ſie, außer dem Erſparten, noch vielen Schmuck beſaß, den ſie theilweiſe von ihrem Vater, der ſeitdem auch geſtorben war, und theilweiſe von ihm zum Geſchenk erhalten hatte. Rosberry nahm ihr ein Stück nach dem andern ab und machte es zu Geld, das er brühwarm in die Albemarle-Straße auf den grünen Teppich trug, um dort aufs Neue den Zufall und das Glück in die Schranken zu rufen. — Aber es war nun, wie für jeden Spieler, auch für ihn die Zeit des Unglücks gekommen: es ſchien, als hätten alle Karten und Würfel ſich gegen ihn verſchworen und das Gelübde gethan, ihm auch nicht den kleinſten Gewinn zu gönnen. Er mochte im Pharo oder auf der Roulette ſein Glück verſuchen, er mochte hoch oder niedrig ſpielen — jedesmal verlor er Alles, was er bei ſich hatte. Und wenn dann Alles verloren war, ſtürzte er voll Verzweiflung in die nächſte Branntweinſchenke hinein, um dort, mitten unter zerlumptem Geſindel aller Art, ſeine Wuth und Verzweiflung durch den Genuß von Grogg und Rum, und, wenn's auch dazu ihm an Geld gefehlt, durch den ſchlechteſten Branntweinfuſel zu betäuben und erſticken. Von Taback und Schnaps verpeſtet kehrte er dann mit der Morgen-Dämmerung in ſeine Wohnung zurück, wo die Thränen ſeiner unglücklichen Frau und die nackten, elenden Wände ſeiner Wohnung ihm die ganze Größe ihres Jammers und ſeines Unglücks zeigten.

„Weine nicht, ſage ich Dir,“ rief er mit heiſerem Tone. „Dein Heulen, Weib, zerreißt mir mein Ohr. Und weßhalb heulſt Du denn? Etwa darum, weil ich geſtern Alles verloren habe? Einfältiges Weib, begreifſt Du denn nicht, daß ich heute Alles, Alles in einer Nacht, in einer einzigen Stunde ſogar, wieder zurückgewinnen kann? Werde ich denn ewig ſo viel Unglück haben wie geſtern? Sagt nicht das Sprichwort, auf Regen folgt Sonnenſchein? Weine nicht, Weib! Eine innere Stimme ſagt mir: Heute, Rosberry, lächelt Dir wieder das Glück. Laſſe den heutigen Tag nicht unbenutzt vorüberziehen; heute gewinnſt Du mehr, als Du jemals verloren haſt. Nachts träumte mir eine Nummer, die auf der Roulette dreimal hinter einander gewinnt: dieſe

Nummer wird heute beſetzt, hörſt Du, Lucy . . . ſie kommt dreimal. Nun, warum freuſt Du Dich nicht, warum jubelſt Du nicht? Verkaufe Alles, was Du haſt, ſchaffe Geld oder fürchte meinen Zorn! Haſt Du das gehört, Weib!?“

„Du weißt, Alfred, daß all' mein Schmuck längſt verkauft iſt. Ich habe nichts als dieſen Diamantring, den meine Mutter in ihrer Sterbeſtunde ſegnend in meine Hand gelegt; nichts als dieſes kleine Crucifix von Gold, das ich am Tage unſerer Hochzeit von Deinem Vater empfing.“

„Was einſt mein Vater Dir geſchenkt, das gehört von Rechtswegen keinem Andern als mir. Weib, gieb her das Crucifix, oder mache Dich auf das Schlimmſte gefaßt!“

„Hier iſt es,“ erwiderte Lucy mit entſagendem Tone. „Möge das Geld, das Du dafür erhalten wirſt, Dir Glück und Segen bringen!“

„Weib, denke an die Nummer! Wenn ich heute Abend heimkehre, bringe ich Dir für dieſes Crucifix Säcke voll Guineen mit.“

„Ach, Alfred! was nützt alles Gold der Erde, wenn das Herz nicht zufrieden iſt? Verkaufe nicht das Crucifix, geh' nicht in's Spielhaus, bleibe bei mir, Alfred.“

„Thörichtes Weib, wo denkſt Du hin! Haſt Du vergeſſen, welches Glück mir lacht? Fahre wohl, Lucy, auf Wiederſehen heute Nacht!“ jubelte der hoffnungstrunkene Spieler und eilte gewinnträumend fort, um das Crucifix beim erſten beſten Trödler zu verkaufen.

Mit den acht Guineen, die er dafür erhalten hatte, begab er ſich zuerſt in eine Branntweinſchenke, um ſich hier Muth und Entſchloſſenheit zum Rouletteſpiel zu holen. Mit einem leichten Spitz eilte er von hier nach einer jener niedrigen Spielſpelunken, wo, wie ich bereits oben erzählt, das Domeſtikenthum der engliſchen **haute-volée** mit dem ihrer Herrſchaft geſtohlenen Gelde ihr Glück verſucht.

Rosberry ſetzte hier die Hälfte ſeiner letzten Habe auf jene Nummer, die er in vergangener Nacht geträumt haben wollte, auf jene Nummer, die dreimal hintereinander gewinnen ſollte, auf jene Nummer, die ihm ſo vieles Glück verheißen und worauf er ſeine letzte Hoffnung gebaut hatte. Kaum hatte er Nummer 32 beſetzt, als die kreiſchende Stimme des verwachſenen Croupiers, der bei der triefenden Unſchlütt-Beleuchtung wie ein mißlungener Abklatſch Beelzebubs ausſah, Nummer 23 verkündete.

„Ich ſcheine die Nummer im Traume verkehrt geſehen zu haben, denn ſtatt 32 hat die umgekehrte Zahl Nummer 23 gewonnen. Dieſe Nummer muß wieder gewinnen!“ ſagte Rosberry und ſchob ſeine letzten vier Guineen auf Nummer 23. Kaum hatte er dieſe Nummer beſetzt, als dieſelbe Stimme die umgekehrte Nummer 32 ausſchrie.

Aus all' dieſen Hazardſpielen grinzt den unglücklichen Spieler eine ſo teufliſche Verhöhnung ſeiner Ahnungen, Träume und Hoffnungen an, daß er in ſolchem Augenblick gräßlicher Enttäuſchung ſich, wenn's anders möglich wäre, in hunderttauſend Stücke zerreißen, die ganze Welt aus ihren Fugen heben und ſie lachend zertrümmern könnte wie ein faules Ei, das ihn anſtinkt.

Duſſaulx erzählt in ſeinem höchſt intereſſanten Werke „**de la passion du jeu**“ (Paris 1779), er habe einmal einen Spieler geſehen, der aus Verzweiflung ein Wachslicht verſchlungen, und einen Andern, der in der Wuth dergeſtalt in den Tiſch gebiſſen habe, daß die Zähne tief ins Holz eingedrungen waren.

In ähnlicher Verzweiflung befand ſich Rosberry. Er hätte ſich die Zunge abbeißen, die Haare ausraufen mögen. Aber die Feigheit war ſo groß, daß er nicht einmal den Muth hatte, ſein Mißgeſchick zu verfluchen. Er knirſchte die Zähne, ballte beide Fäuſte zuſammen, ſtampfte mit den Füßen und — brach endlich in Schluchzen aus. Bald aber erwachte von Neuem die Spielluſt und mit dieſer der Muth und die Hoffnung in ihm; er hatte aber kein Geld, keinen Penny mehr. Dieſes Hinderniß machte ihn nur noch lüſterner nach dem Gelde, das er in zwei Minuten verloren hatte. Es wäre ihm nicht ſchwer geworden, in dieſem Augenblick ein Dieb zu werden, um ſich Geld zum Spiel zu verſchaffen. Nur die Furcht, auf der That ertappt zu werden, hatte ihn davon zurückgehalten, einen Streifzug in die Taſche ſeines Nächſten zu unternehmen, in der Hoffnung, dort eine volle Börſe zu ergattern; aber all' dieſe Spieler ſchienen eines Theils zu arm und andern Theils viel zu vorſichtig, um hier Börſen bei ſich zu tragen.

Plötzlich gewahrte Rosberry in einer Ecke des nur dunkel erleuchteten und durch Tabackswolken verdüſterten Zimmers ein ihm aus frühern Zeiten her bekanntes Geſicht. Er ſteuerte darauf los und fragte den Eigenthümer dieſes Geſichtes:

„Nicht wahr, guter Freund, wir kennen uns?"

„Wahrſcheinlich," antwortete der Gefragte kurz und kalt.

„Nun gut, wenn ich das Vergnügen habe, von Euch gekannt zu ſein, ſo könnt Ihr mir einen Gefallen erweiſen."

„Welchen?"

„Leiht mir bis morgen Abend eine Guinee. Ich habe zu Hauſe meine Börſe vergeſſen und erinnere mich ſo eben, daß ich ſehr nothwendig etwas Geld brauche."

„Wozu?"

„Wie könnt Ihr nur fragen, guter Freund. Wozu anders als zum Spiel?"

„Geht!“

„Wie? Kennt Ihr mich nicht mehr?“

„Rosberry.“

„Und Ihr?“

„Smart.“

„Vor einem halben Jahre noch mein Kutſcher?“

„So iſt's!“

„Und Ihr wollt mir nicht einmal eine Guinee anvertrauen?“

„Keinen Heller!“

„Weh mir, wie bin ich geſunken!“

Spieler, nehmt Euch ein Beiſpiel d'ran!! —

12.

(Auszug aus einem Londoner Zeitungsbericht.)

Zur Zeit, als Addiſon im Vereine mit Steele den „Spectator“ herausgab, exiſtirte in den dunkelſten Regionen der Londoner Bevölkerung ein ſogenannter „Klubb der Gehenkten,“ geſtiftet von einem Dutzend elender Taugenichtſe, die, zum Galgen verurtheilt, ihre Feſſeln zerbrochen und die Flucht ergriffen hatten. Der Sammelplatz dieſer Taugenichtſe, die einzig und allein vom Raube lebten, war ein Keller, den ſelbſt die Luchsaugen der geheimen Polizei nicht ausfindig zu machen im Stande waren. Ein Theil des Ertrages ihrer Diebereien diente zur Vermehrung des Grundcapitals, womit unglückliche Kameraden unterſtützt und gerettet werden ſollten. Jeder zum Galgen verurtheilte Dieb hatte Anſpruch auf die Unterſtützung des Klubbs; zwiſchen dem Tage ſeiner Verurtheilung und dem ſeiner Hinrichtung wachte eine geheimnißvolle und thätige Macht über ihn, eine Macht, die kein Mittel ſchonte, keine Gefahr ſcheute, den Verurtheilten dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Geſetzes zu entziehen. Damals wurde durch den Muth und das Gold des Klubbs der Gehenkten mehr als ein Riegel geſprengt, mehr als ein Gefängnißwärter beſtochen, mehr als ein Verbrecher der Nemeſis vor der Naſe weggeraubt. Dieſer für die öffentliche Sicherheit ſo gefährliche Klubb hatte lange Jahre hindurch ſein Unweſen getrieben, war endlich aber von einem ſeiner Mitglieder der Polizei verrathen worden. Der ſehr ehrenwerthe Klubb wurde mitten in der Nacht, während einer feierlichen Sitzung, in ſeinem Schlupfwinkel von den Dienern der öffentlichen Macht überfallen und nach kurzem Proceß en masse dem Galgen überliefert, wodurch er dann den Titel gerechtfertigt, den er ſich anticipando angemaaßt hatte. — Seit jener Zeit war dieſer Klubb und ſelbſt die Erinnerung an ſeine frühere Exiſtenz ganz und gar verſchollen. Einem on dit zu Folge ſoll aber, erſt ſeit kurzer Zeit, ſich wieder ein ähnlicher Klubb gebildet haben, der das alte Unweſen von Neuem beginnt. Der Präſes dieſes Klubbs der Gehenkten ſoll ein Franzoſe ſein, welcher „Galgen,“ der Secretair aber ein Spanier ſein, der noch beſcheidener „Strick“ heißt. Der ganze Klubb, Lumpengeſindel der verworfenſten Art, ſoll aus mehr als achtzig Mitgliedern aus der Hefe aller Nationen beſtehen und ſich in ganz jüngſter Zeit durch eine freilich nicht mehr neue Art von Induſtrie, durch Leichenraub, bemerkbar gemacht haben; aber trotz der emſigſten Nachforſchungen der Polizei hat es ihr bis jetzt noch nicht gelingen wollen, den Verſammlungspunct dieſes Klubbs auszukundſchaften u. ſ. w. u. ſ. w.

13.

Dieſe Nachricht ſtand in einem der Londoner Journale gerade an demſelben Abend, an dem wir Rosberry nach dem Spielhauſe begleitet, wo er ſeine letzten acht Guineen verloren, ſeinen frühern Kutſcher um ein Darlehen angebettelt, und ſich dann, als dieſer es ihm rund heraus abgeſchlagen, wieder in die Branntweinſchenke begeben hatte, um hier, wie faſt allabendlich, ſeine Wuth in den Fluthen des Groggs zu erſäufen. Als treuer Stammgaſt der „weißen Punſchbowle“ — ſo hieß dieſe Schenke — hatte es Rosberry endlich dahin gebracht, beim Wirth derſelben einigen Credit zu erlangen, was ihm heute ſehr erwünſcht war, weil er keinen Penny Geld mehr hatte, um ſeinen Durſt und ſeine Verzweiflung zu löſchen. Er trank an dieſem Abend dreimal mehr als gewöhnlich, vielleicht ſchon darum, weil er das Genoſſene nicht gleich zu bezahlen brauchte. — Erſt gegen zwei Uhr Morgens taumelte er, mehr betrunken als je, nach ſeiner am äußerſten Ende der ſchmutzigſten Vorſtadt gelegenen Wohnung heim. Die arme Lucy, welche die Gewohnheit hatte, ſich dann erſt ſchlafen zu legen, wenn ihr Mann nach Hauſe gekommen war, kauerte ſchlaftrunken dicht vor dem Kamine, in dem das Feuer längſt erloſchen war. Das Lärmen und Fluchen des heimkehrenden Trunkenbolds hatte ſie plötzlich wieder ganz munter gemacht.

„Teufel,“ rief er aus, „wie verdammt kalt iſt das hier! Feuer gemacht, Weib, aber ſchnell, ſonſt erfriere ich.“

Lucy beeilte ſich, dem Befehle ihres Mannes augenblicklich Folge zu leiſten.

„Ich glaube gar, ſie heult ſchon wieder? Hab' ich Dir das nicht ein für allemal verboten? Biſt Du denn verrückt, mein ſchmuckes Weib, mein Engel? Soll ich etwa wieder grob werden, wie geſtern? Einfältiges Geſchöpf, dumme Gans!“ ſchrie Rosberry, erfaßte einen morſchen Stuhl und warf ihn mit ſolcher Gewalt auf den Boden hin, daß jener in zwanzig Stücke zerbrach; dann nahm er ein Stück nach dem andern und warf es in den Kamin hinein, in dem das Feuer bereits zu kniſtern und flackern begann.

„Es brennt ſchon, Alfred, gleich wird das Zimmer warm werden.“

„Mich friert, als ſtäke ich in einer Eistonne. Mache ein luſtiges Feuer an, ſage ich Dir.“

„Ich habe leider kein Holz mehr, liebes Kind.“

„Nun denn, ſo ziehe Dich aus und werfe Deine lumpigen Kleider hinein.“

„Es ſind die Letzten, Alfred.“

„Was kümmerts mich? Ich ſage Dir, Weib, mich friert, und ſchaffſt Du nicht Holz herbei, und thuſt Du nicht Alles, was ich Dir befehle, ſo werfe ich Dich ſelbſt in den Kamin hinein.“

„Alfred!“ rief Lucy mit angſtringender Verzweiflung.

„Nicht geheult, meine zarte Taube! Lieber eingeheizt, denn mich friert; hörſt Du nicht, wie mir die Zähne klappern?“

„Willſt Du nicht lieber zu Bette gehen?“

„Zu Bette gehen, ſagſt Du? Wo habe ich denn ein Bett?“

„Lege Dich in das Meinige. Ich will zu Deinen Füßen auf der Erde ſchlafen und mich zudecken mit Deinen Kleidern.“

„Nichts da! Ich bleibe heute die ganze Nacht auf. Höre, Weib, wo haſt Du Deinen Ring?“

„Welchen Ring, Alfred?“

„Den Ring, den Dir einſt Deine Mutter geſchenkt.“

„Seit ihrem Sterbetage trage ich ihn an dieſem Finger; ich habe ihn ſeitdem nie abgenommen, denn ich hoffe, daß der Segen einer Sterbenden, der auf ihm ruht, mir und Dir Glück bringen wird.“

„Das glaub' auch ich, und darum befehle ich Dir, ihn mir zu geben.“

„Alfred, dieſer Ring iſt das einzige Andenken von meiner Mutter; ich betrachte ihn als ein Amulet, als einen Talisman, der mich in Tagen der Gefahr, in Stunden der Noth beſchützen ſoll.“

„Gieb ihn her, ſag' ich Dir!“

„Alfred, ich bitte und beſchwöre Dich bei dem ewigen Gott, laß mir dieſen Ring; brauchſt Du Geld, dann will ich lieber für Dich betteln gehen, als mich losſagen von dieſem Amulet.“

„Ich ſage Dir zum letzten Male, gieb ihn her!“

„Nein, Alfred, keine Macht der Erde ſoll ihn mir entreißen!“

„Ohnmächtiger Wurm!“ rief Rosberry, erfaßte ihre Hand und wollte ihr den Ring mit Gewalt vom Finger ziehen.

„Laß mich los, laß mich los!“ ſchrie Lucy, die alle Kraft anſtrengte, um ihre Hand der Seinigen zu entziehen.

„Ich will doch ſehen, wer von uns Beiden ſtärker iſt,“ rief er, ſchäumend vor Wuth, erfaßte noch einmal ihre Hand und drehte ſie mit ſolcher Gewalt um, daß jeder Widerſtand vergebens war.

„Alfred, Alfred!“ ſchrie ſie, „Du wirſt mir den Arm brechen!“

„Mein iſt der Ring!“ ſagte er und ſteckte den geraubten Reif an ſeinen Finger.

„Gieb mir den Ring zurück!“ flehte Lucy fußfällig mit der letzten Kraft.

„Schweig, ſage ich Dir!“

„Weh mir, mein Arm . . . er iſt gebrochen . . . gieb mir meinen Ring und ich will auch dies Dir verzeihen.“

Wuthentbrannt ergriff Rosberry den nächſten Stuhl und ſchleuderte ihn mit ſolcher Vehemenz auf die zu ſeinen Füßen liegende Schrecken- und Jammergeſtalt, daß ſie, von dieſem Schlage getroffen, mit einem gellend-graſſen Schrei todt darniederſank.

„Alſo todt? Gut, nun iſt Ruhe im Haus!“

Bewußtlos ſank er auf die Erde nieder. —

Nach zwei Stunden unerquicklichen Schlafes erwachte er aus ſchweren Fieberträumen. Er blickte um ſich und ſah dicht am Kamine ſein getödtetes Weib, deren Kleider durch einen Funken vom Kaminfeuer in Flammen aufgegangen waren, bald darauf auch ihren Körper ergriffen und ihn allmälig verſengt hatten. Es war ein furchtbarer Anblick, den durch das Feuer faſt ganz verkohlten Leichnam zu ſehen. Wie das Haupt der Meduſa grinzte ihn der ſchwarze, kahle Todtenſchädel an, denn die Flamme hatte in einem Nu Lucy's ſchöne, lange, ſeidenweiche Haare weggemäht. Rosberry ſtieß bei dieſem grauenvollen Anblick einen Schrei des Entſetzens aus, bedeckte ſein leichenblaſſes Geſicht mit beiden Händen und ſtöhnte wie eine in den Schlingen der Rieſenſchlange gefangene und zu Tode gepeinigte Hyäne. — Solchen Böſewichtern hat die Natur den Balſamthau der Thränen verſagt; ſelbſt bei dem gräßlichſten Jammer, der ihr Herz zerreißt, ihre Seele durchwühlt, vermögen ſie nicht zu weinen, denn die Thränen hat der Himmel nur für edle Herzen geſchaffen.

Bald aber ermannte er ſich wieder und erſtickte die aufglimmende Reue, den hellauflodernden Schmerz und ſagte:

„Sie ſelbſt iſt Schuld daran. Warum begehrte ſie den Ring von mir zurück? Was geſchehen iſt, läßt ſich nicht mehr ändern. —

Wie aber fange ich es an, daß dieſe grauenvolle That für immer ein Geheimniß bleibe? Wo ſchaffe ich dieſen von den Flammen halb verzehrten Leichnam hin? Wenn ihn Jemand ſo in dieſem Zuſtande findet, bin ich verloren, denn man wird die Spuren der tödtlichen Verletzung ſehen, mich als den Mörder meines Weibes anklagen und zum Tode verurtheilen. — Was beginne ich, um dieſer Gefahr auszuweichen? Wohin werfe ich dieſen elenden Klumpen, daß ihn Niemand findet?"

Seine Augen feſt auf den verzerrten Leichnam hingerichtet, ſann er lange hin und her, auf welche Weiſe er ſich dieſes Zeugen ſeiner Schuld entledigen ſollte.

„Ich hab's, ich hab's!" rief er endlich im Tone eines Triumphators; „ich ſtecke den Leichnam dort in jenen Sack hinein und verſenke ihn noch heute in der Nacht in die Fluthen der Themſe. Das Waſſer iſt ſchweigſam wie das Grab," ſagte er, holte den Sack hervor und zog ihn über den Leichnam. „So! Nun bin ich gerettet!" fuhr er fort, nahm den Sack auf ſeine Schulter und trug ihn die dunkeln Treppen hinab, auf die menſchenleere Straße, durch die abgelegenſten Gäßchen, durch die heimlichſten Durchgänge, durch die verſteckteſten Schlupfwinkel weiter und immer weiter von der Stadt hinaus, bis er endlich die entfernteſte Gegend der Themſe erreicht hatte. Hier, von keinem andern Zeugen als dem blaſſen Monde belauſcht, der hinter ſeinen Wolken-Vorhang zurückwich, wollte er ſeine Laſt in die tiefſte Tiefe der Fluth begraben; doch eben als er im Begriff war, den Sack hineinzuwerfen, erwachte der Gedanke in ihm, das Waſſer werde ſchnell genug den Leichnam an's Ufer tragen und ihn früher oder ſpäter doch verrathen. Und wieder ſann er nach, was er beginnen ſollte, auf welche Weiſe er ihn für immer den Spürnaſen der Polizei, den Augen der Gerechtigkeit entziehen könnte. Urplötzlich kam ihm der Gedanke, den Leichnam in einem abgelegenen Winkel des nahen Gehölzes zu verſcharren. Keuchend unter der Laſt ſeines ungeheuren Frevels eilte er weiter und weiter und erreichte bald einen Platz, der ihm zur Ausführung ſeines Planes am geeignetſten erſchien. Hier wollte er eine Grube graben und den Leichnam hineinſenken. Aber ein Spaten fehlte ihm! Schon war ihm der anbrechende Morgen auf der Ferſe: er mußte ſich ſputen um bei ſeinem Werke der Nacht nicht ertappt zu werden. Mit furchtbarer Angſt und gräßlicher Haſt wühlte er, gleich einer Hyäne, die froſterſtarrte Erde mit ſeinen Nägeln auf, grub ſie immer tiefer und tiefer ein und hatte endlich ſo viel Platz gewonnen, um ſeine Schuld darin einzuſcharren. Nachdem er das gethan und die Grube wieder zugefüllt hatte, eilte er, ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, nach der Stadt zurück. Hatte er ſich auch der Laſt ſeiner Schultern entledigt, einen tauſendmal drückendern Alp trug er jetzt auf ſeinem angſtgefolterten Herzen fort.

In ſeiner Wohnung angekommen, rief er all' ſeine Nachbarn zuſammen und fragte ſie mit erheuchelter Angſt wo ſein Weib, ſein liebes, gutes, heißgeliebtes Weib hingekommen ſei.

„Wir wiſſen es nicht,“ ſagten die Leute.

„Hat Keiner von Euch ſie geſehen?“

„Noch bis zwei Uhr Morgens ſah ich Licht an ihrem Fenſter,“ erklärte ein Schuſter, der im Nebenhauſe wohnte.

„Sie ſelbſt aber ſaht Ihr nicht?“

„Nein,“ riefen Alle.

„Weh mir, meine Ahnung trügt mich nicht!“

„Ei was glaubt Ihr denn?“ fragte ein altes Mütterchen.

„Ich glaube das Schlimmſte: Lucy iſt ins Waſſer geſprungen.“

„Gerechter Heiland!“ rief der Chorus der Nachbarn.

„Ach, meine Lucy, meine angebetete Lucy!“ ſchrie Rosberry mit erkünſteltem Schmerze.

„Das arme Weib,“ meinte eine Lumpenſammlerin, „ſie hatte vielen Gram.“

„Wer ſagte Euch das, gute Frau?“ fragte der elende Heuchler.

„Man ſah ihr das an den rothgeweinten Augen an,“ erwiderte die alte Hexe.

„Ja, ja, ſie weinte oft den ganzen Tag!“ riefen Alle.

„Ihr habt ſie oft genug mißhandelt,“ meinte der Nachbar Schuhflicker.

„Und erſt neulich ſie ſogar geprügelt,“ fügte ein Anderer hinzu. „Ihr glaubt wohl, wir wüßten das nicht?“

„Ihr ſeid ein ſchlechter Menſch,“ ſagte die Lumpenſammlerin, „ein Lüderjan, der ein ſo gutes, braves Weib gar nicht verdient hat.“

„Aus meinen Augen, alte Hexe, ſonſt erwürge ich Dich!“ rief Rosberry, zum höchſten Zorne gereizt.

„Ihr glaubt wohl, wir fürchten uns vor Euch, weil Ihr einmal ein reicher Lord geweſen ſeid?“

„Ha, ha, ha!“ lachte der ganze Chor.

„Jetzt ſeid Ihr ein viel ärmerer Teufel als unſer Einer, der doch wenigſtens ein ehrliches Handwerk gelernt und ſich — wenn auch nur mühſam — durchs Leben flicken kann. Ihr aber, Mylord, habt weiter nichts als Geld verſchwenden, ſaufen und ſpielen und Euer braves, rechtſchaffenes Weib mißhandeln gelernt. — Kommt, Nachbarn,“ rief der Pfriemenheld, „ein Mann, wie der da, verdient beim heiligen Criſpin, dem Schutzpatron aller ehrlichen Schuhflicker, unſer Mitleid nicht.“

„Der Meiſter hat Recht," riefen die Nachbarn, wandten ſich voll Abſcheu von dieſem Elenden weg und kehrten hohnlachend, ſpöttelnd und ſingend zu ihrer Arbeit zurück.

Seit jenem Augenblick hieß es in der ganzen Straße und bald im ganzen Viertel: Lucy Rosberry ſei in der vergangenen Nacht in die Themſe geſprungen.

Die Polizei, der dies berichtet worden war, ſtellte alſogleich Nachforſchungen an, die aber natürlich erfolglos blieben, weil man nirgends den Leichnam fand.

Längſt ausgeſtoßen aus den Kreiſen beſſerer Geſellſchaft, verlacht, verhöhnt und verabſcheut von Allen, die ihn kannten, ſank Rosberry ſeit jener unheilvollen Nacht immer tiefer und tiefer. Schon am andern Morgen verkaufte er den Ring, den Lucy mit ihrem Leben bezahlt hatte. Das Geld, das er dafür erhielt, vertrank er in den niedrigſten Kneipen, wo der Auswurf des Londoner Pöbels Tag und Nacht zu bivouakiren pflegt.

14.

In einem dieſer Grogg-, Rum-, Whisky-, Genever-, Schnaps- und Fuſel-Keller machte Rosberry, der hier, ſo lange er noch Geld hatte, alles Geſindel frei hielt, die Bekanntſchaft eines Menſchen, der bald ſo viel Vertrauen zu ihm gewann, daß er ihm eines Abends, bei einer dampfenden Punſchbowle, ſeinen ganzen Lebensroman erzählte und ſich zuletzt als Maſter Gibet, d. h. als Präſes des Klubbs der Gehenkten, der meinen Leſern bereits bekannt iſt, ihm zu erkennen gab.

Dieſer Mann, der ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre das Steckenpferd gehabt, ſeidene Taſchentücher, die Andere für ihn bezahlt hatten, zu ſammeln, hatte die freie Kunſt des Stehlens, wie jeder Dieb, mit kleinen, geringfügigen Dingen angefangen, ſich allmälig darin mehr und mehr vervollkommnet und endlich einen ſo hohen Grad von Meiſterſchaft erlangt, daß kein Schloß und kein Riegel, keine Taſche, keine Börſe vor ihm ſicher waren. Schon zwei Mal wegen eines „harmloſen Landſtraßen-Streiches“ — ſo gefiel es ihm, einen Raubmord zu bezeichnen — zum Galgen verurtheilt, war es ihm beide Male gelungen, noch immer zu rechter Zeit ſeinem Kerker und den wachſamſten Nachſpürungen der Polizeidiener, die er „die Windhunde der ungerechten Gerechtigkeit“ zu nennen beliebte, glücklich zu entkommen. Der Klubb der Gehenkten hatte ihn wegen ſeiner perſönlichen Kühnheit, wegen ſeiner großen Geiſtesgegenwart und wegen ſeiner ungeheuren Ein- und Umſicht einſtimmig zu ſeinem Oberhaupte mit dem Ehrentitel „Galgen“ ernannt. Maſter Gibet, der auf dieſes Ehrenamt ſtolzer als mancher franzöſiſche Miniſter auf ſein Portefeuille, eingebildeter als mancher deutſche Dummkopf auf ſein durch Geld erkauftes Doctordiplom war, hatte ſeinem neuen Freunde Rosberry, mit dem er gleich am erſten Abend Brüderſchaft getrunken, das Verſprechen ertheilt, ihn heute in jene „ehrenwerthe Verſammlung der Gerechtigkeitsfreunde“ — ſo nannte er dann und wann ſeinen Klubb — einzuführen und ihn ſpäter auch als Ehrenmitglied vorſchlagen zu wollen. Er hatte ihm begreiflich gemacht, daß er dieſes Anerbieten als einen außerordentlichen Act ſeines Zutrauens, als einen Beweis der höchſten Auszeichnung zu betrachten habe, da nach §. 63 des Grundgeſetzes nur ihm allein, als dem Vorſitzenden des Klubbs, das Recht zuſtehe, Gäſte einzuführen, für deren Ehrenhaftigkeit er die Bürgſchaft leiſte, daß ſie den Ort der Zuſammenkunft und die Theilnehmer dieſes Klubbs nicht verrathen werden. Jeder durch ihn eingeführte Gaſt müſſe ihm zuvor den Schwur des ewigen Geheimniſſes ablegen. Geſchähe es dann, daß einer der Gäſte ſo viel Niederträchtigkeit beſäße, dieſen Schwur zu brechen und den Klubb zu verrathen, dann fiele die ganze Laſt der Verantwortlichkeit auf Gibet's Schultern, er würde dann ſeines Ehrenamtes entſetzt und als der Alleinwiſſende aller Geheimniſſe der Geſellſchaft, als der Archivar aller Documente und Protocolle und als der unumſchränkte Verwalter des allgemeinen Fonds, von einem durch das Loos zu beſtimmenden Mitgliede des Klubbs ohne langes Verhör erſchoſſen.

„Wenn Du alſo haben willſt, daß ich Dich heute Abend dort einführen ſoll," ſagte der ehrenwerthe Präſident, „dann ſchwöre zuvor bei Galgen und Strick, daß Du von Allem, was Du dort hören oder ſehen magſt, nicht die kleinſte Sylbe verrathen willſt."

„Ich ſchwöre," ſagte Rosberry und hob dabei feierlich zwei Finger ſeiner rechten Hand in die Höhe.

„Abgemacht! Und nun folge mir!"

Meiſter Galgen führte ſeinen Novizen durch einen wirren Knäuel öder, unbekannter Straßen, durch ein unheimliches Labyrinth ſtockfinſterer, unbelebter Gaſſen, die Rosberry's Fuß noch niemals betreten, die er nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, nach dem Verſammlungsort. Nachdem ſie faſt zwei Stunden gegangen waren, ſagte der Führer zu ſeinem Begleiter:

„Wir ſind nun bald am Ziele. Nach §. 144 unſeres Grundgeſetzes muß ich Dir jetzt die Augen verbinden, damit Du das Haus, in das ich Dich nun einführen werde, nicht erkennen kannſt," ſagte Maſter Gibet und band ihm mit einem Tuche, das er aus der Bruſttaſche zog, dermaßen feſt die Augen zu, daß Rosberry faſt zu ſchreien anfing.

„Teufel, das thut ja ſo weh, als hätteſt Du meinen Kopf in eine Kartenpreſſe geſchraubt.“

„Memme,“ brummte der Führer, erfaßte ſeine Hand, bog mit ihm um eine Ecke und führte ihn zuerſt durch einen langen, ſchmalen, ſtockfinſtern Gang, in dem er, um hier den Weg finden zu können, an den naßkalten, eiserſtarrten Wänden hintappen mußte, in einen großen, ebenfalls finſtern, ungepflaſterten Hofraum und von dort in einen tiefen, ſchauerlichen Keller hinab.

„Nimm Dich in Acht,“ ſagte der Führer. „Wir befinden uns nun am Eingang zur Treppe. Halte Dich hier an dieſen Strick, damit Du nicht hinunterpurzelſt, wobei Du ſehr leicht den Hals brechen könnteſt, da über achtzig Stufen zu unſerm Sitzungsſaale hinabführen.“

„Pfui, welch ein Geſtank!“

„Dieſer Weg führt zu keinem Salon. Stopfe Maul und Naſe zu,“ ſagte Maſter Gibet, vorſichtig ſeines Gaſtes unſichere Schritte leitend.

„Nun,“ fragte Rosberry, „wann ſind wir endlich am Ziele?“

„Jetzt,“ ſagte der Führer und riß ihm die Binde von den Augen weg.

Er ſah einen hellerleuchteten Keller vor ſich.

15.

In dieſem Keller ſaßen auf Bänken und Stühlen ungefähr dreißig bis vierzig Mitglieder des Klubbs der Gehenkten, die ſeit einer halben Stunde ihren Präſidenten erwarteten, um die Sitzung eröffnen zu können.

„Seid gegrüßt, Brüder und Genoſſen,“ ſagte der Präſes. „In meinem Begleiter ſtelle ich Jedem von Euch, meine wackern Freunde, einen ci-devant-Lord vor, der von nun an zu den Unſrigen gehören will, ein vielgeprüfter Mann, für deſſen Ehrenhaftigkeit ich Euch Bürgſchaft mit meinem Leben leiſte.“

„Willkommen, Mylord!“ rief unisono der Klubb der Gehenkten.

„Setze Dich nun hin, wo Du Platz findeſt. Mein Sitz iſt dort oben,“ ſagte der Mann zu ſeinem Gaſte und ſchwang ſich auf eine Tonne hinauf. „Die Sitzung, Brüder und Genoſſen, iſt nun eröffnet.“

„Ich bitte ums Wort,“ ſchrie ganz vom unterſten Ende des Tiſches ein herculiſcher Kerl mit wahrer Stentorſtimme hinauf.

„Was haſt Du uns mitzutheilen, Beil?“ (Ich habe vergeſſen, meinen Leſern mitzutheilen, daß jedes Mitglied des Klubbs bei ſeiner Aufnahme den Namen eines Mord-Inſtruments erhielt.)

„Ich habe in vergangener Nacht eine herrliche Beute gemacht. Auf einem nahen Dorfkirchhofe habe ich zwei junge Leichen, die erſt Tags zuvor eingeſcharrt worden ſind, ausgegraben.“

„Und wo haſt Du die Leichen, mein Sohn?“ fragte der Präſident.

„Ich habe ſie verkauft.“

„Für wieviel?“

„Stück für Stück um fünf Guineen.“

„Und an wen?“

„An einen Doctor, welcher Jamesſtraße 61 drei Treppen hoch wohnt, ein grundgeſcheiter und ſehr honoriger Mann, der mir ſchon mehr als eine Leiche abgekauft hat.“

„Sein Name?“

„Den kann ich nicht behalten.“

„Und das Geld?“

„Das iſt hier,“ ſagte der Sprecher und warf die zehn Guineen, die in ein Stückchen Leder gewickelt waren, über die ganze Tafellänge dem Präſidenten zu.

„Das Alles gehört, wie Du weißt, zur Maſſe. Ich danke Dir dafür im Namen unſerer Brüder und Genoſſen,“ ſagte Maſter Gibet, das Geld in ſeine Taſche ſteckend.

Daß doch die Spitzbuben weit mehr Vertrauen zu einander haben, als die ehrlichen Leute! Jeder andere Klubb hätte einen Caſſirer und einen Rechnungsführer gehabt. Hier ſah man all' dieſe Functionen in Einem vereinigt, der, ausgerüſtet mit dem Vertrauen des ganzen Klubbs, nie Rechenſchaft abzulegen brauchte über die Adminiſtration der ſogenannten Maſſe. Und trotz dem verwaltete dieſer Spitzbube ſein ihm anvertrautes Amt mit mehr Gewiſſenhaftigkeit, als mancher Caſſirer, der unter Controlle von Leuten ſteht, die nicht viel ehrlicher als er ſelber ſind.

„In der vorgeſtrigen Nacht,“ begann ein anderes Mitglied, „brach ich mit drei meiner Kameraden in das Landhaus eines reichen Juden ein. Wir entführten ihm dieſe zwei goldenen Uhren, dieſe Brillantnadel, dieſe Doſe und — was das Beſte an dem ganzen Fange iſt — eine Schatulle, in der ſich viertauſend Pfund Banknoten vorfanden, welche wir am andern Morgen in Gold umgeſetzt, das wir hiermit der Maſſe übergeben.“

„Unſer vielgeliebter Bruder und Genoſſe Dolch hat ſich durch dieſe glorreiche Expeditition ein neues unverkennbares Verdienſt um das allgemeine Beſte erworben. In Anbetracht der vielen Dienſte, die er unſerer Geſellſchaft geleiſtet, ernenne ich ihn hiermit, kraft der laut §. 14 unſeres Grundgeſetzes mir zuerkannten Vollmacht, zum Ritter des Galgen- und Rad-Ordens.“

„Es lebe unſer Bruder und Genoſſe Dolch!“ rief die ganze Verſammlung.

„Auch ich, Präſident,“ begann ein Dritter, „habe in derſelben Nacht einen kleinen Fang gemacht. Ich drang in das Dachzimmer eines alten Gelehrten ein, fand aber leider nichts, als dieſe ſilberne Uhr und eine Menge Bücher und Schriften bei ihm.“

„Und Du nahmſt ſie?“

„Ja, Präſident, lieber etwas als gar nichts, dachte ich mir und raffte alles zuſammen, was ich fortſchleppen konnte.“

„Bruder und Genoſſe Piſtolet, das verdient eine ernſte Rüge. Bücher und Schriften ſind das Handwerkszeug der Gelehrten, die, in der Regel arme Teufel, ſich damit im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brot verdienen müſſen. Nur Reichen, die im Schooße des Ueberfluſſes ſchwelgen, haben wir den Krieg erklärt; arme Teufel aber, die mit drückender Armuth zu kämpfen haben, verdienen unſere Achtung, unſere Schonung, unſer Mitleid. Du wirſt deshalb aufgefordert, jenem armen Teufel ſeine ſämmtlichen Bücher und Schriften ungeſäumt und unverſehrt wieder zurückzuſtellen. Was aber die ſilberne Uhr anbelangt, ſo gehört ſie allerdings, als Luxusartikel, den er entbehren kann, zur Maſſe. Gieb her die Uhr, alles Andere aber trage noch heute zurück.“

„Es lebe unſer Präſident, es lebe unſer Galgen!“ ſchrie der einſtimmige Klubb.

„Ich bitte ums Wort,“ rief ein Vierter.

„Rede, Bruder Terzerol.“

„Seit vier Tagen vermiſſen wir eines der thätigſten Mitglieder unſeres Klubbs, den ehrenwerthen Bruder Spieß. Vergebens haben wir ihm nachgeſpürt. Allem Anſchein nach iſt er auf irgend einer kühnen That ertappt worden und in die Schlingen der Conſtabler gefallen. Da er noch niemals eine Sitzung unſeres Klubbs verſäumt hat, ſo iſt mit Gewißheit anzunehmen, daß er in irgend einem Gefängniß brummt."

„Wir müſſen herauszubringen ſuchen, wohin man ihn gebracht hat. Wir Alle müſſen uns auf die Lauer legen. Haben wir erſt den Kerker ausgekundſchaftet, dann werden ſich auch Mittel und Wege finden, ihn bald wieder zu befreien. Für denjenigen, der uns zuerſt Kunde von dem jetzigen Aufenthalte des vermißten Bruders und Genoſſen giebt, ſetze ich hiermit, kraft §. 27 unſeres Grundgeſetzes, eine Prämie von zwanzig Guineen aus."

„Hurrah! hurrah!" ſchrie die ganze Verſammlung.

„Ich bitte ums Wort," rief ein Fünfter.

„Laß hören, Bruder."

„Heute über acht Tage findet in Mancheſter die Hinrichtung eines armen Teufels ſtatt, der im Rauſche ſein Weib erſchlagen hat."

Rosberry wurde todtenbleich.

„Er iſt kein Mitglied unſeres Klubbs," ſagte Maſter Gibet, „was geht er uns an?"

„Ich trage darauf an," erwiderte Bruder Axt, „ein Paar Abgeordnete hinzuſchicken, weil vorauszuſehen iſt, daß dieſe Hinrichtung ungeheure Maulaffen-Maſſen heranziehen und daß dabei manch guter Fang zu machen ſein wird."

„Ich erkläre mich mit Deinem Antrage vollkommen einverſtanden. Wir wollen eine Deputation, beſtehend aus fünf Mitgliedern, abſenden, und wenn Niemand von Euch gegen dieſen Antrag etwas Erhebliches einzuwenden hat, ſogleich zur Wahl dieſer Abgeordneten ſchreiten."

Der ehrenwerthe Secretär Strick reichte dann jedem Mitgliede einen Zettel, worauf es fünf Namen ſchrieb. Nachdem ſämmtliche

Stimmzettel eingeſammelt waren, verlas der Präſident die Namen jedes einzelnen Zettels, und aus dem Ganzen ergab ſich, daß die meiſten Stimmen auf Dolch, Beil, Terzerol, Spieß und Axt gefallen waren, die dann vom Präſidenten proclamirt wurden.

„Die genannten Fünf,“ ſprach Meiſter Galgen, „begeben ſich ſchon morgen auf den Weg, um dort frühzeitig einzutreffen und ſich mit den Straßen und Schlupfwinkeln der fremden Stadt vertraut zu machen. Zur Deckung der Reiſekoſten wird Euch die Maſſe funfzig Guineen auszahlen, die Ihr nach Eurer Rückkehr genau zu verrechnen habt.“

Der Präſident zahlte von dem Golde, das er vorher von Beil und Dolch in Empfang genommen, funfzig Guineen aus, deren richtigen Empfang Einer von ihnen für Alle beſcheinigen mußte.

„Ich bitte ums Wort,“ rief ein Sechſter.

„Faß Dich kurz, Bruder Schwerdt,“ ſagte der Vorſitzende.

Dieſe Aufforderung hatte einen triftigen Grund, denn Jeder wußte, daß dieſes ehrenwerthe Mitglied ein Schönredner war, der ſich gern ſprechen hörte und ſich für die leibhaftige Beredſamkeit hielt, weil er über Gegenſtände, die jeder Andere mit zehn Worten erſchöpft, eine halbe Stunde ſprechen konnte, ohne ein Ende zu finden. Bruder Schwerdt war früher Schreiber bei einem Advokaten geweſen und hatte dort einige Rechtsausdrücke aufgeſchnappt, die er überall, ſelbſt da, wo ſie gar nicht hinpaßten, anzubringen ſich gefiel.

„Meine ehrenwerthen Brüder und Genoſſen, Freunde und Kameraden, Leiden- und Freuden-Gefährten,“ begann Bruder Schwerdt, „es dürfte, wenn auch nicht Allen, doch wenigſtens ſehr Vielen von Euch bekannt ſein, daß die Kraft und Stärke der Inſtitutionen unſeres Klubbs auf wechſelſeitigem Vertrauen, auf wechſelſeitiger Gegenliebe, auf wechſelſeitigen Hülfeleiſtungen baſirt, reſpective begründet iſt.“

„Was uns Allen bereits bekannt iſt, braucht uns Niemand mehr ſo weitſchweifig zu erklären.“

„Unterbrich mich nicht, Bruder Dolch, ſondern höre ruhig an, was ich vorzutragen habe. Einer für Alle und Alle für Einen, dies iſt der Wahlſpruch, das Symbolum unſeres Grundſtatuts. **Posito sed non concesso** . . .“

„Zum Teufel, was ſoll das heißen?“ fragte Bruder Terzerol.

„Angenommen, aber nicht zugegeben, daß Jeder von uns nur auf ſeinen eigenen Vortheil, auf ſeinen eigenen **Usus fructus**, und nicht auf das allgemeine Beſte, auf das Wohl der ganzen Maſſe bedacht wäre, dann würde unſer Klubb alle Wirkſamkeit nach Innen, alle Kraft nach Außen verlieren und, wie ein morſches Taſchenmeſſer, in ſich ſelbſt zuſammenſinken.“

„Zur Sache, zur Sache!“ riefen Viele.

„Uebereilt mich nicht, geehrte Brüder und Genoſſen. Nur durch inniges Zuſammenhalten, nur durch gegenſeitige Manifeſtation brüderlicher Theilnahme des Einen an dem Andern . . .“

„Gute Nacht,“ unterbrach ihn ein Mitglied, welches das Ende dieſer langweiligen Rede nicht abwarten wollte.

„Gute Nacht, Bruder Spieß,“ erwiderte der Redner, „wie geſagt, nur durch inniges Zuſammenhalten Aller, durch Gemeingeiſt, durch Gemeinſinn kann das Gedeihen unſeres Klubbs gefördert, unſere Kraft gekräftigt werden.“

„Zur Sache, zur Sache!“ riefen die Andern.

„Geſtützt auf dieſes **Praeambulum** wage ich nun an Euern Gemeinſinn, an Euern Gemeingeiſt zu appelliren und Euch einen Fall vorzutragen, der unſere ganze Theilnahme in die Schranken fordert. Eines der eifrigſten Mitglieder unſeres Klubbs, unſer Bruder und Genoſſe

Keil, hat bei einer nächtlichen Excurſion auf einem der benachbarten Dächer das große Malheur, reſpective Unglück gehabt, ſich beim Herabſpringen, das durch Umſtände unumgänglich porro nothwendig geworden war, eines jener Gliedmaßen zu zerbrechen, die zum Gehen unentbehrlich ſind.“

„Er hat alſo, ohne Umſchweiſe geſagt, ein Bein gebrochen?“ fragte der Präſident.

„Nun, hab' ich denn etwas Anderes geſagt?“

„Ihr habt Umſchreibungen gebraucht.“

„Nach welchem Paragraph des Statuts ſollte dies etwa nicht erlaubt ſein?“

„Gute Nacht,“ rief jetzt ein zweites Mitglied, das, gleichfalls von der Langeweile fortgetrieben, den Klubb verließ.

„Gute Nacht,“ antwortete Bruder Schwerdt. „Das Mitglied alſo,“ fuhr er fort, „das zum allgemeinen Beſten ſich eines jener zum Gehen unbedingt nothwendigen Gliedmaßen zerbrochen hat, liegt, von aller Welt verlaſſen, reſpective ganz allein in ſeinem Zimmer, reſpective Loche, entbehrt aller Pflege, aller Wartung, hat keinen Arzt, keine Medicin und kein Geld, ich trage deshalb darauf an, daß der Klubb unſern leidenden Bruder und Genoſſen nach allen Kräften mit Rath und That, mit Gut und Blut unterſtütze.“

Mancher andere Klubb hätte vielleicht lange hin und her debattirt und wahrſcheinlich erſt eine Commiſſion zur Prüfung dieſes Antrags niedergeſetzt. Hier aber, wo ſich faſt alle Gewalt im Präſidenten concentrirte, war die ganze Sache ſchnell entledigt.

„Wir wollen ihm,“ beantragte der Vorſitzende, „bis zu ſeiner völligen Wiederherſtellung vorläufig eine monatliche Unterſtützung von zehn Guineen zur Beſtreitung der ärztlichen Hilfe und aller nöthigen Pflege zufließen laſſen. Beweiſ't er uns, daß er damit nicht auskommen kann, dann wollen wir ihm mehr geben.“

„Angenommen, angenommen!“ rief der Klubb mit einer Einſtimmigkeit, die mancher Geſellſchaft beſſerer Art zu wünſchen wäre.

„Die Sitzung iſt nun aufgehoben,“ ſagte Maſter Gibet.

Erſt nach einem Weilchen, nachdem ſämmtliche Mitglieder bis auf Einen, der das Schließeramt verſah, nach und nach den Keller verlaſſen hatten, nahm der Präſes ſeinen Gaſt bei dem Arm und führte ihn die Treppe hinauf; oben angekommen verband er ihm wieder die Augen und führte ihn auf demſelben Wege ins Freie zurück. Nachdem ſie um die Ecke, in die andere Straße eingebogen waren, nahm er ſeinem Gaſte die Binde ab und fragte:

„Nun, wie hat es Dir bei uns gefallen?“

„Beſſer, als in manchem ehrbaren Klubb; wenigſtens ging es bei Euch viel anſtändiger zu.“

„Gut, dann werde ich Dich das nächſte Mal als Mitglied vorſchlagen.“

„Topp! Doch wenn ich Dich vorher einmal beſuchen und in Manchem um Rath befragen will, wo wohnſt Du?“

„Ich wohne überall und nirgends. Tags mache ich bald unter dieſer, bald unter jener Vermummung die Runde durch alle Straßen und allabendlich kehre ich in einen andern Gaſthof, bald unter dieſem, bald unter jenem Namen ein.

„Doch Dein wahrer Name?“ fragte Rosberry.

„Muß für immer ein Geheimniß bleiben.“

Und ſo ſchieden ſie von einander.

16.

Rosberry hatte von Allem, was er gehört, nichts ſo genau behalten, als die Wohnung des Arztes, der einem Mitgliede jenes Klubbs zwei Leichen für zehn Guineen abgekauft. Wohl hundertmal hatte er im Stillen Jamesſtraße 61 wiederholt, um das ja nicht zu vergeſſen. — Demſelben Mann, dem es einſt eine Kleinigkeit war, ein geſundes Pferd zu erſchießen, das ihm dreitauſend Pfund gekoſtet, dieſem der Armuth preisgegebenen Verſchwender ſchienen jetzt fünf Guineen ein ſo wünſchenswerther Beſitz, daß er, gleich nachdem er ſich von ſeinem Freunde getrennt, den Entſchluß gefaßt hatte, den Leichnam ſeiner Frau noch in dieſer Nacht, und zwar jetzt gleich, wieder auszugraben und jenem Arzte zu verkaufen, um ſich dafür Geld zu verſchaffen. Dieſe Idee ſchien ihm ſo einfach, ſo natürlich, daß er ſich über die Ausführung derſelben nicht den allergeringſten Vorwurf zu machen brauchte.

„Iſt es nicht ganz gleich, ob dieſer Leichnam draußen im Walde in der kalten Erde verfault, oder ob ich ihn, zum Nutzen der Wiſſenſchaft, dem Scalpel eines Arztes überliefere, dem damit noch ein großer Dienſt erwieſen wird, wofür er fünf Guineen bezahlt. Fünf Guineen, womit ich meinen Durſt löſchen, meinen Hunger ſtillen und mir einen alten Rock kaufen kann, den ich ſo nothwendig wie ein Stück Brot brauche, da dieſer Rock ſchon ganz zerriſſen iſt. Wenn Lucy nach dem Tode noch Bewußtſein hätte, ſo müßte ſie ſich freuen darüber, daß ihr von den Flammen verkohlter und im Eiſe erſtarrter Fleiſchklumpen mir noch einen Dienſt zu leiſten vermag. Die einzige Beſorgniß iſt nur die, daß ich den Platz nicht mehr finde, wo ich ſie vergraben habe: es war unfern eines großen Ulmenſtammes, den ich mir wohl gemerkt habe; wenn das Glück mir günſtig ſein will, dann finde ich die Stelle,“ meinte

Rosberry und eilte nun unaufhaltſam fort nach jenem Walde, wo er ſeinen letzten Schatz, den Leichnam ſeines gemordeten Weibes, zu heben hoffte.

Zwei Stunden ſpäter befand er ſich an derſelben Stelle, wo er, drei Wochen früher, damals noch von Gewiſſensbiſſen gequält, ihren Leichnam eingeſcharrt hatte. Wie in jener Nacht kroch auch in dieſer der bleiche Mond in ſein düſteres Wolkenbett, gleich als wollte er nicht Zeuge dieſes ungeheuren Frevels ſein.

Mit Hilfe eines Taſchenmeſſers kratzte er die Stelle auf, die er genau wieder erkannte, und war nach einer halben Stunde in ſeiner Arbeit ſo weit vorgeſchritten, daß er den inhaltſchweren Sack aus der Grube ziehen und ihn auf ſeine Schulter nehmen konnte, um ihn, begünſtigt von der ſternenloſen Nacht, durch die Einſamkeit des Waldes bis zur Themſe fort zu ſchleppen.

Einen Augenblick machte er hier Halt, um auszuruhen und nachzudenken, wie er's am klügſten anfange, ſeine Laſt durch die erleuchteten und um dieſe Zeit noch ſehr belebten Straßen fortzutragen, ohne die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden, ohne den Verdacht der Conſtabler zu erregen. Er war noch nicht einig mit ſich, welchen Weg er einſchlagen ſollte, als dicht in ſeiner Nähe ein leerer Miethswagen anhielt. Sogleich erwachte die Idee in ihm, ſich in den Schutz dieſes Fuhrwerks zu begeben, und ſchon ſtand er im Begriff, einzuſteigen, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß er kein Geld habe, den Kutſcher bezahlen zu können.

„Ei was,“ ſagte er zu ſich, „ich ſteige ein, fahre hin und ſage dem Kutſcher, daß er vor der Thür warten muß, bis ich das Geſchäft in's Reine gebracht und meine Bezahlung erhalten habe.“

Geſagt, gethan. Er lud den Sack von Neuem auf ſeine Schulter, näherte ſich dem Wagen, legte ſeine Bürde auf den Rückſitz, ſtieg hinein und ließ ſich nach der Jamesſtraße 61 hinfahren.

Es ſchlug eben zehn, als er die Wohnung des Arztes erreichte.

„Wartet auf mich,“ ſagte er, nachdem er vor der Thür ausgeſtiegen war, „ich habe hier dieſen Sack abzugeben und fahre dann weiter mit Euch.“

„Gut,“ ſprach der Kutſcher.

Rosberry nahm den Sack; der Kutſcher wollte ihm behilflich ſein, Jener aber duldete es nicht.

„Ich bin ſtark genug und kann ihn ſelber tragen,“ erwiderte er und trug den Sack ins Haus hinein.

17.

Im dritten Stockwerk wohnte Doctor O'Faryll. Beim Scheine einer düſtern Lampe ſaß er, umringt von ſeinen Todtenſchädeln, beſchäftigt mit der Zergliederung eines der beiden Cadaver, die er zwei Tage vorher einem Mitgliede vom Klubb der Gehenkten abgekauft hatte. Er ſchien ſich wenig oder gar nicht darum zu bekümmern, wer der Verkäufer dieſer ſeltſamen Waare und wie dieſer in den Beſitz derſelben gekommen ſei. Menſchliche Leichname waren nun einmal ſein Steckenpferd. Wenn er eine friſche Leiche ſeciren, einen Schädel vom Rumpfe trennen und dadurch ſeine Gallerie vermehren konnte, vergaß er auf einen Augenblick die Qual ſeines Herzens und freute ſich wie ein Kind über ein neues Spielzeug. Ob nun der Verkäufer dieſes ſchauerlichen Spielzeuges ſich die Leiche auf erlaubtem oder unerlaubtem Wege angeeignet, danach fragte er nicht.

Mitten in ſeiner Beſchäftigung, die ihm den höchſten Genuß, das größte Vergnügen gewährte, wurde er durch ein Klopfen an ſeine Thür geſtört.

„Herein!“ rief er etwas unwirſch.

Gleich darauf trat Rosberry ein, der ſich dadurch unkenntlich gemacht, daß er, auf dem Vorſaale angekommen, das ſchwarze Halstuch ab= und als Binde um das linke Auge umgebunden hatte.

„Seid Ihr der Arzt, welcher Leichen kauft?“ fragte er.

„Ja, guter Freund,“ erwiderte O'Faryll, der ihn auch ohne Binde nicht erkannt haben würde, weil er ihn früher nie geſehen hatte.

„Hier bringe ich Euch etwas,“ ſagte Rosberry und ließ, erſchöpft und todesmüde, den Sack von ſeiner Schulter ſo plump auf die Erde fallen, daß man das Geklapper der ausgetrockneten Knochen vernahm.

„Was verlangt Ihr dafür?“

„Sechs Guineen, nicht mehr und nicht weniger, denn das iſt ſo meine Taxe.“

„Ich pflege nicht gern die Katze im Sack zu kaufen . . . Laßt doch ſehen, guter Freund,“ ſagte O'Faryll, nahm die Lampe vom Tiſch und ſchritt zur Beſichtigung des Cadavers.

„S' iſt ein prächtiges Exemplar,“ meinte Rosberry, der nicht die entfernteſte Ahnung davon hatte, daß dieſer Mann einſt ſein Nebenbuhler geweſen — denn auch er hatte ihn niemals geſehen — „ein herrlicher Cadaver, ſag' ich Euch, zwar etwas verkohlt, was aber nicht viel zu ſagen hat, weil die Brandſpuren nur oberflächlich ſind.“

Rosberry hatte den Sack erſt ſo weit abgezogen, daß nur der Kopf zu ſehen war. O'Faryll ließ den Strahl der Lampe darauf fallen, prallte entſetzt zurück und rief mit einem Tone, den keine Feder zu ſchildern vermag:

„Lucy! Lucy! Das iſt Lucy's Kopf!"

„Kanntet Ihr dieſes Weib?" ſtammelte Rosberry, dermaßen erſchreckt, daß alles Blut in ihm zu Eis erſtarrte.

„Ob ich ſie gekannt? Sprecht, Mann, wie kamt Ihr zu dieſer Leiche? Wo fandet Ihr ſie?"

„Vor drei Stunden hatte die Themſe ſie an's Ufer geſpült."

„Wenn ich Euch das glauben ſoll, ſo ſagt mir, wer Ihr ſeid."

„Wer ich bin, fragt Ihr? Ich bin ein armer Fiſchersmann."

„Ein Lügner, ein Schurke, ein elender Schuft ſeid Ihr!" rief O'Faryll mit gigantiſcher Stimme, ſtürzte wie ein gereizter Tiger auf eine zum Angriff unvorbereitete Schlange los und faßte mit krampfhafter Wuth ſeine Beute an der Gurgel.

„Was wollt Ihr von mir?" rief die eingeſchüchterte, muthloſe Schlange.

„Dich erwürgen, heuchleriſche Natter, blutbefleckte Beſtie. Glaubſt Du, ich kenne Dich nicht? Das Brandmal des Mordes flammt auf Deiner frechen Stirn: Du biſt der Mörder dieſes Engels, Du biſt der Gemahl dieſes Weibes, Du biſt Rosberry!"

„Weh mir!" ſchrie der Elende, vom Blitzſtrahl der Verzweiflung zerknickt, ohnmächtig zuſammenbrechend.

„Nun, ſo läugne es doch, wenn Du's vermagſt! Dein Leben, Mörder, liegt in meiner Hand. Wie ein elender Wurm krümmſt Du Dich zu meinen Füßen. Hoffſt Du etwa, daß ich Dich zertreten und mein Gewiſſen mit Deinem Blut beſudeln werde?" ſagte O'Faryll, zerrte ihn mit ſich bis zur Thür und riß dort ſo heftig an dem Klingelzuge, daß bald das ganze Haus zuſammenlief.

„Was giebt's, was giebt's!" riefen die Erſten, die mit dem Doctor auf einem und demſelben Flure wohnten.

„Wache, Wache!“ rief O'Faryll. „Ich will dieſen Mörder hier dem Arme der Gerechtigkeit überliefern!“

Man rannte fort und kam bald darauf mit den Dienern der bewaffneten Macht zurück.

Rosberry, der in dem Augenblick, wo O'Faryll ihn erkannt, allen Muth zur Vertheidigung verloren hatte, ließ ſich, ſtumpfſinnig, wie ein mit der Keule vor den Kopf geſchlagenes wildes Thier, ohne den geringſten Widerſtand arretiren. Der bald darauf herbeieilende Conſtable nahm ein kurzes Protocoll auf, das er vom Doctor O'Faryll und den anweſenden Zeugen unterſchreiben ließ. Dann ertheilte er den Befehl, den Leichnam, das corpus delicti, ſogleich auf's Amt zu tragen.

18.

Am andern Morgen, gleich im erſten Verhöre, geſtand Rosberry ſeine ganze Schuld.

„Ich habe kein Wort zu meiner Vertheidigung hinzuzuſetzen,“ ſagte er, „und bitte Euch, meine Reue durch ein raſches Urtheil abzukürzen.“

Der Proceß ging ruhig ſeinen Gang. Erſt nach vier Monaten ſprach das Geſetz das Todesurtheil über ihn aus. Drei Tage ſpäter wurde er hingerichtet.

19.

Auch O'Faryll nahm ein trauriges Ende. Er ſtarb bald darauf im Irrenhauſe.

XIII.

† † †

1.

„Combien faut-il de bêtes pour faire un public?“
Champfort.

Er war Schauſpieler. Aber wirf ihn, weil ich ihn ſchlechtweg Schauſpieler nenne, nicht in die zahlloſe Sippſchaft jener alltäglichen Bretterhelden, die allabendlich Dir etwas vorgaukeln, was Deine Geduld auf ein Procruſteslager, was Deinen Geſchmack auf die Folter ſpannt und Dich endlich aus dem Theater treibt. Er war eine außergewöhnliche Erſcheinung, ein Künſtler im ſchönern Sinne dieſes heut zu Tag ſo arg gemißbrauchten Wortes, ein Künſtler, der meiſt gerade dann, wann er dem großen, kopf- und geſchmackloſen Haufen am meiſten gefallen hatte, mit ſich und ſeiner Leiſtung am wenigſten zufrieden war, ein Künſtler, der nach etwas Höherm als dem Gejohle der ungebildeten Maſſe ſtrebte, ein Künſtler, dem eine Thräne, die er an der Wimper eines Auges zittern ſah, mehr galt, als das Bravobrüllen des ganzen

Publikums, ein Künſtler, der, erkennend, daß er höher ſtehe als der gewöhnliche Haufe ſeines Standes, ſich manchmal den Heroen der Kunſt gleichſtellte, aber weit öfterer noch in Stunden der Entmuthigung, wie ſolche im Leben jedes nach Vollendung ringenden Künſtlers eintreten, ſich für den letzten aller Komödianten hielt. Er war eine excentriſche Natur, ein verſchrobener Character, deſſen Eigenthümlichkeit nach und nach in Bizarrerie und endlich gar in Verrücktheit ausartete.

Außerdem war er, wie jeder Künſtler, welcher Geſchmack beſitzt, ein Feinſchmecker, dem außer ſeiner Kunſt nichts ſo ſehr am Herzen lag als ein Auſternſchmaus, eine Champagnerfête. „Jeder Dichter, jeder Künſtler," ſagte Mercier, „iſt ein Leckermaul, entweder deßhalb, weil jede Kopf-Anſtrengung die Magengeiſter ermattet, oder weil die Prieſter Apoll's während der Arbeit faſteten, nach der Arbeit aber ſich den Genüſſen der Tafel hingaben. Je größer ein Dichter, je ausgezeichneter ein Künſtler in ſeinen Leiſtungen, ein deſto größerer Gourmand iſt er bei Tiſche." Auch unſer Künſtler war ein feines Leckermaul, aber — zu ſeinem Ruhme ſei's geſagt — kein Schmarotzer, der ſich die Freuden der Tafel nur auf Koſten fremder Börſen zu verſchaffen wußte; er gehörte zu den Wenigen, die viel lieber Andere freihalten, als ſich freihalten laſſen. Gaſtfreundlich, freigiebig bis zum Exceß, kannte er keine größere Freude, als ſeinen Freunden und Bekannten einen Auſternſchmaus, eine Champagnerfête zu geben. Was fragte er nach Geld! Mit Vergnügen theilte er das Wenige, was er beſaß, mit ärmern Collegen, ſchämte ſich nicht ſeines Umgangs mit ſolchen, die beim Theater tief unter ihm ſtanden, ging eben ſo gern mit dem letzten Choriſten, als mit dem erſten Helden um, und freute ſich, wenn er einem dieſer armen Teufel eine frohe Stunde, ein gutes Frühſtück, ein feines Abendbrot verſchaffen konnte. Oft verſchwendete er in einer Woche die Gage, mit der er den ganzen Monat hätte auskommen ſollen, und ſo kam es, daß er immer wenig Geld und viel Schulden hatte, die aber ſeinen Gläubigern mehr Sorge als ihm ſelber machten. Wenn dann einer dieſer Schächer, einer dieſer auf Zinſen ſich verſtehenden Samariter ihn um Bezahlung eines längſt fällig geweſenen und ſchon oft prolongirten Wechſels peinigte, tröſtete er ihn auf ſeine nächſte Urlaubsreiſe im Sommer oder auf ſeine nächſte Benefiz-Vorſtellung im Winter, und wenn keine von beiden Vertröſtungen ihren Zweck erreichte, ſtellte er eine reiche Heirath im kommenden Frühling oder die Erhebung einer ſehr bedeutenden Erbſchaft im kommenden Herbſte in Ausſicht. Dann umarmte er den Samariter, packte ihn bei ſeiner ſchwachen Seite und ließ ihn nicht eher los, bis er den Wechſel auf drei Monate wieder verlängert hatte. Dann ſang er ſelig-vergnügt:

„Was frage ich nach Geld und Gut,“

und ſchleppte ſeinen Samariter ins erſte beſte Weinhaus und hielt ihn dort — ein wahrer Künſtler kann nie geizig, ein Geizhals nie ein wahrer Künſtler ſein — mit Champagner frei.

Champagner war nun einmal ſein Lieblingsgetränk, ſein flüſſiges Steckenpferd, ſeine in Flaſchen gefüllte Paſſion. Und wer von Euch liebt nicht auch den Champagner, dieſen Wein der Weine, dieſen König der Keller, dieſen Liebling der Frauen, dieſen Wein, den gewiß jeder Dichter einmal in ſeinem Leben — gleichviel in welchem Versmaaße — gefeiert, den aber Keiner von Allen ſo ſchön beſungen hat, als Charles Coffin in einer lateiniſchen Ode, um die ſelbſt Meiſter Horaz ihn beneidet haben würde.

Im Jahre 1652 gerieth die mediciniſche Facultät zu Paris auf den gaſtronomiſchen Einfall, einen Preis auszuſchreiben für die beſte Beantwortung der Frage: ob der Champagner dem Burgunder, oder, umgekehrt, der Burgunder dem Champagner vorzuziehen ſei? Es ſollen damals über tauſend Abhandlungen eingelaufen ſein, von denen zwei Drittheile dem Champagner den Vorzug einräumten. Erſt fünfzig Jahre ſpäter trat ein Herr J. B. de Salins für den Burgunder in die Schranken und bewies in ſeiner „Défense du vin de Bourgogne contre le vin de Champagne“ (Luxembourg 1704), daß der Letztere weit ungeſünder ſei als der Erſtere. Aber dieſer Gegner war nicht im Stande, den immer mehr und mehr ſich vergrößernden Kreis der Champagner-Parthei zu verkleinern. — Die beſten Champagner-Reben grünen in der Gegend von Ai. Noch im Jahre 1830 wurden mir dort vier kleine Hügel gezeigt, von denen der Eine einſt dem Papſt Leo X., der Zweite dem Kaiſer Karl V., der Dritte dem König Franz I. von Frankreich, und der Vierte dem König Heinrich VIII. von England gehört. Von dieſen vier Herren hatte Einer dem Andern ſo wenig getraut, daß Jeder einen geheimen Spion als Wächter des gemeinſchaftlichen Winzers hingeſetzt haben ſoll.

Es iſt eine durch tauſend Beiſpiele bewieſene Thatſache, daß faſt alle großen Dichter und Künſtler Verehrer des Champagners geweſen ſind; es unterliegt keinem Zweifel, daß der Champagner der Wein der Poeſie und die Poeſie der Weine iſt. Ein Menſch, der nicht den Champagner liebt, muß entweder ein Schurke oder ein Dummkopf ſein.“

Da aber mein Freund eben ſo wenig das Eine als das Andere, ſondern ein Künſtler im wahren Sinne dieſes Wortes war, ſo lag es in der Natur der Sache, daß er gern Champagner trank.

Nebenbei gewährte es ihm noch ein ganz beſonderes Vergnügen, von jeder Champagnerflaſche, der er den Hals gebrochen hatte, zur Erinnerung an den Genuß, den ihr ſchäumender Inhalt ihm bereitet, ſich den Pfropfen aufzubewahren. Auf dieſe Weiſe hatte ſich bei ihm in einer Reihe von Jahren ein ganzer Haufen ſolcher Korkſtöpſel aufgeſammelt, die er ſcherzweiſe „die Ruinen von Rom,“ ſich ſelbſt aber den Marius dieſer Trümmer zu nennen pflegte. Von jeder ſeiner Gaſtrollen hatte er in der Regel wenig Geld, aber deſto mehr Champagner-Pfropfen mitgebracht.

„Wenn ich,“ ſagte er oftmals, wann ſeine Geldbörſe an der Auszehrung litt, „für jeden dieſer Stöpſel die zwei Thaler, die er mich gekoſtet, zurückgezahlt erhielte, dann brächte ich ein Sümmchen zuſammen, mit dem ich einen kleinen Theil meiner Gläubiger befriedigen könnte. Dieſe Samariter fangen an, unangenehm zu werden, und wenn mir der grundgütige Himmel nicht bald einen Goldklumpen in den Schoos wirft, ſind dieſe Hunde capable, mich einſperren zu laſſen.“

Aber zum Glück that das Niemand.

2.

Dieſer liebenswürdige Künſtler hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens eine fixe Idee, ſo ſonderbar und gewiß ſo einzig in ihrer Art, daß ich meine Leſer damit näher bekannt machen muß.

Das Kinn unſeres Schauſpielers befand ſich eines Morgens unter dem Meſſer ſeines Barbiers, als er plötzlich ausrief:

„Horch! Horch!“

Sein „ſchaumſchlagender Genius“ wußte nicht, was das bedeuten ſollte.

„Cochinchineſe, hören Sie nichts?“

„Nichts, gar nichts!“

„Aber ich, ich höre etwas . . .“

„Was hören Sie?“

„Er kräht ſchon wieder . . .“

„Wer kräht?“

„Kamtſchadale, wer kräht denn anders als der Hahn?“

„Welcher Hahn?“

„Liliputaner, mein Hahn!“

„Haben Sie einen Hahn? Den hab' ich ja noch nie geſehen! Ei, wo ſteckt er denn?“

„Wo er ſteckt? In meinem Leibe, Irokeſe! Hören Sie denn wirklich nicht, wie er kräht?“

Figaro, ein kluger, pfiffiger Patron, legte ſein Ohr an den Bauch ſeines Kunden und horchte mit einer Ernſthaftigkeit, die ſeiner Mimik zur höchſten Ehre gereichte.

„Maracaibaner, Sie müſſen taub ſein, wenn Sie das nicht hören können.“

„Sie haben Recht, er kräht wirklich! Aber ſagen Sie mir doch um Gottes Willen, wie hat dieſer Hahn es angefangen, ſich in Dero werthen Leib einzulogiren?“

„'S iſt 'ne traurige Geſchichte, die ich Ihnen erzählen will. Als ich vor zwei Jahren nach München ging, um dort ein Paar Gaſtrollen zu ſpielen, trieb mich mein finſteres Geſchick, in den „Gaſthof zum goldenen Hahn“ einzukehren. Ich wohnte dort über acht Wochen, lebte wie Gott in Frankreich, trank damals in einer Woche mehr Champagner, als jetzt in einem Monat, und brauchte auch außerdem ſo viel, daß ich bei meiner Abreiſe nur die eine Hälfte der ungeheuern Zeche bezahlen konnte und die Andere dem Wirthe ſchuldig bleiben mußte. Ich verſprach ihm, dieſe Schuld in längſtens drei Monaten zu bezahlen. Wenn ich nicht Wort halte, ſagte ich zu ihm im Augenblick, als ich von ihm

Abſchied nahm, dann laſſen Sie ſo lange Ihren goldenen Hahn krähen, bis ich dadurch an meine Pflicht erinnert werde. Schön, ſagte der Wirth mit ſo verdächtigem Lächeln, daß ich darüber — ohne mir Rechenſchaft geben zu können, weßhalb — mehr als vor dem Grinſen des Teufels erſchrak. Ich reiſ'te ab und ſchickte ihm . . .“

„Das Geld?“ fragte der Barbier.

„Nein, ich ſchickte es ihm eben nicht! Eine Zeitlang machte ich mir im Stillen Vorwürfe; da er mich aber niemals um ſein Geld mahnte, fing ich zu glauben an, er habe es ganz und gar vergeſſen, und wollte ihn nicht mehr daran erinnern. Vor vier Wochen erhielt ich plötzlich ein Schreiben von ihm, worin er mich an die Worte des Abſchieds erinnerte. Wenn ich nicht Wort halte, ſagten Sie, dann laſſen Sie ſo lange Ihren goldenen Hahn krähen, bis ich dadurch an meine Pflicht erinnert werde. Ich ſchicke Ihnen nun meinen Hahn auf den Leib und hoffe, daß ſein Krähen Sie erinnern wird, den Reſt Ihrer Rechnung ſo bald als möglich zu bezahlen.“

„Und was thaten Sie?“

„Ich verſetzte eine neue Uhr und eine alte Rüſtung und ſchickte ihm noch an demſelben Tage Alles, was ich ihm ſchuldig war, aber die Folge davon, daß ich mein ihm gegebenes Wort nicht zur beſtimmten Zeit erfüllt hatte, war die: daß ich in derſelben Nacht in meinem Leibe das Krähen ſeines Hahnes vernahm, ein Krähen, das ſeitdem immer lauter und lauter wurde und mir jetzt weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe gönnt.“

„Sie glauben alſo wirklich, daß Sie den goldenen Hahn von München im Leibe haben?“

„Ich glaube es ſo feſt, daß ichs beſchwören könnte.“

„Und haben Sie noch nichts dagegen gebraucht?“

„Mein Arzt hat mir bereits mehr als zehn verſchiedene Medicinen verordnet, aber keine von allen hat etwas geholfen. Im Gegentheil finde ich, daß die Beſtie, ſeitdem ich einnehme, noch viel unruhiger geworden iſt. Hören Sie doch, Bengale, wie ſtark er wieder kräht. Es giebt Augenblicke, in denen ich glaube, daß mein Leib ein Hühnerhof ſei."

„Das iſt freilich recht fatal! Aber ſollte es denn gar kein Mittel geben, dieſen Patron herauszulocken?"

„Mein Doctor iſt ein Eſel; er weiß keinen Rath . . ."

„Wie wär's, wenn man den Kerl von außen anpackte?"

„Den Eſel?"

„Nein, den Hahn! Ich würde Ihnen rathen, ſich eine ſpaniſche Fliege auf den Leib zu ſetzen. Ich bin überzeugt, ſie würde den Hahn herausziehen."

„Glauben Sie, Patagonier, daß das wirklich etwas helfen könnte?"

„Es giebt Beiſpiele von Exempeln. Einer meiner Collegen, mit dem ich beim Beginn meiner Laufbahn zu Stendal in der Altmark practicirte, erzählte mir einmal, es ſei ihm — hört, hört! — im Januar ein Maikäfer in die Naſe geflogen; er habe es Anfangs nicht bemerkt, bald darauf aber im Gehirn ein immer ſtärkeres Summen vernommen. Dieſer unverſchämte Maikäfer, ſagte mir mein Freund und College, habe ſeine Frechheit endlich ſo weit getrieben, in deſſen Gehirne Engerlinge auszubrüten. Mein Freund behauptete, er habe wenigſtens dreißig bis vierzig Maikäfer im Kopf, die ſolchen Lärm machten, daß er verrückt werden müſſe, wenn das ewige Geſumme nicht bald aufhöre. Niemand wußte Rath. Endlich fiel mir ein Mittel ein."

„Fahren Sie fort, Botokude!"

„Ich will Dir die Maikäfer ſchon vertreiben, Bruder Herz,“ ſagte ich zu ihm, „wenn Du mir folgen willſt. Verbinde Dir die Augen, nimm blindlings drei Priſen aus dieſer Doſe und reiße erſt dann die Binde weg, wenn ich's Dir erlaube; glaube ja nicht, lieber Bruder, daß dies gewöhnlicher Taback ſei: es iſt ein Niespulver, das ich eigends für Dich und Deine Maikäfer zubereitet habe. Er verband ſich die Augen, nahm drei Priſen, nieſ'te ein Mal, zwei Mal, drei Mal, zehn Mal, zwanzig Mal ohne Unterbrechung. Nimm nun die Binde ab, rief ich. Er thats: vor ihm ſtand ein Becken mit Waſſer, und in dieſem Waſſer ſchwammen einunddreißig Maikäfer herum. Ich bin gerettet, rief er aus und hatte ſeitdem keinen einzigen Maikäfer mehr im Kopf.“

„Sie ſind ein ausgezeichnetes Genie,“ rief unſer Künſtler, „laſſen Sie ſich umarmen, Beduine! Soll ich Sie vollends anbeten, ſo erweiſen Sie mir die Freundſchaft, mich von meinem Hahne, wie Jenen von ſeinen Maikäfern, zu befreien. Bedenken Sie, wie leicht es ſonſt geſchehen könnte, daß mein Hahn ſich in eine Henne verwandelt und ich dann am Ende gar noch Eier lege. Wäre das nicht ſchrecklich?“

„Allerdings, allerdings! Aber wenn Sie mir folgen wollen, ſo hoffe ich, daß es mir gelingen wird, auch Sie zu curiren.“

„Ich will Alles thun, was Sie verlangen.“

„Heute Abend nach dem Theater will ich Sie beſuchen und Ihnen, bevor Sie ins Bett gehen, ein Pflaſter auflegen, das — verlaſſen Sie ſich auf mein Wort — ſeine Wirkung nicht verfehlen ſoll. Ich will die Nacht hindurch an Ihrem Bette wachen, um die Wirkung des Pflaſters genau zu beobachten; denn Falls es nicht ziehen ſollte, müßte ich Ihnen ſtündlich ein neues auflegen; es wird Ihnen zwar etwas Schmerz verurſachen, aber . . .“

„Das ſchadet nichts! Ich will Schmerzen ertragen, ſo viel Sie wollen, wenn's nur hilft."

„Beſtimmt, beſtimmt!" betheuerte der Barbier und ging.

3.

Abends wurde Shakeſpeare's „König Lear" gegeben.

Am Ufer des Nils, in der Nähe des alten Memphis, ragt ſeit Jahrtauſenden eine von Cheops erbaute Pyramide in die ewigen Wolken hinein. Dieſe Pyramide, an der, nach hiſtoriſcher Ueberlieferung, 360,000 Menſchen zwanzig volle Jahre gebaut, enthält ſechs Millionen Tonnen Steine, eine Maſſe, womit ſich, nach der Berechnung eines franzöſiſchen Ingenieurs, um ganz Frankreich eine zehn Fuß hohe und ein Fuß dicke Feſtungsmauer ziehen ließe. — Denſelben Standpunkt, den dieſer ſteinerne Rieſe unter den Dſchiſeh-Pyramiden, nimmt „König Lear" unter den Shakeſpeare'ſchen Trauerſpielen ein. Dieſer Lear iſt ein dramatiſcher Obelisk, über deſſen wolkenanſtrebendem Scheitel ein Jahrhundert nach dem andern hinziehen wird, ohne deſſen Größe zerſtören zu können. Die Alles verſchlingende Woge der Zeit wird ſich machtlos brechen am Fuße dieſer granitenen Tragödie, die der Vergänglichkeit trotzt. Und wie ſich mit den Steinen jener einzigen Cheops-Pyramide eine Mauer um ganz Frankreich ziehen läßt, ſo läßt ſich aus den Beſtandtheilen dieſer Dichtung eine ganze Welt von Dramen ſchaffen, denn jeder Act, jede Scene, jeder Vers im Lear iſt ein Drama, ein Drama von Granit und Erz, in das Clio's diamantener Griffel das unauslöſchliche Wort

„Unſterblichkeit"

eingeprägt hat.

Wie winzigklein und gebrechlich erſcheinen neben dieſen Shakeſpeare- und Schiller-Pyramiden all' die ſogenannten Meiſterwerke unſerer neueſten Trauerſpieldichter, von denen Jeder ſich und Andere überreden will, daß er größer als Aeſchylos und Sophocles, größer als Shakeſpeare und Schiller, größer als Voltaire und Göthe ſei. Aber, ſcharf ins Auge gefaßt, ſind alle dieſe neuern Trauerſpiele Maulwurfshügel gegen die Himalaya-Gebirge, Räucherkerzchen gegen Leuchtthürme, Infuſorien gegen Mammuths.

Unſer Mime ſpielte die Titelrolle. Es iſt hier nicht der Ort, auseinanderzuſetzen, wie er ſie geſpielt; genug, wenn ich ſage, daß er an jenem Abende einen ſeiner ſchönſten Triumphe gefeiert, daß ſein Organ bald wie das ſchmeichleriſche Koſen des Weſtwinds, bald — und namentlich in der Fluchſcene — wie das unheimliche Grollen eines Orkanes klang, der, die Seelen aller Zuhörer durchwühlend, das Mitgefühl aufrüttelte und alle Herzen mit tiefem Schauer erfüllte.

Am Schluß wurde er lärmend gerufen.

4.

Bald nach der Vorſtellung ſtellte ſich verabredetermaßen der Barbier mit ſeinen Pflaſtern ein, die er, beiläufig erwähnt, aus harmloſen Brotkrumen zuſammengeknetet hatte.

Der Mime mußte ſich alſogleich zu Bett begeben und, um der Wirkung des Pflaſters Vorſchub zu leiſten, eine ſolche Sundfluth Fliederthee in ſich hineintrinken, daß er gleich darauf in einen kannibaliſchen Schweis gerieth und endlich ganz erſchöpft einſchlief. Der Barbier ſchlich dann, ſo leiſe als nur immer möglich, zur Thür hinaus und brachte einen kleinen Hahn, den er geſchickt ins Bett practicirte. Das gute Thier wurde unruhig und fing zu krähen an; unſer Mime hatte aber einen ſo kerngeſunden und maſſiven Schlaf, daß er nichts davon hörte.

Erſt mit Anbruch des Morgens erwacht er . . . der Hahn fängt nach ſeiner Gewohnheit zu krähen an . . . der Patient reißt die Bettdecke weg und ſieht — den Hahn zu ſeinen Füßen.

„Da iſt er, da iſt er!“ ruft er, außer ſich vor Freude, ſpringt aus dem Bett heraus und drückt den Barbier dergeſtalt an ſein Herz, daß dieſer allen Athem verliert.

„Halt, halt! Sie erwürgen mich!“

„Lebensretter! Du mußt Dich in mein Stammbuch ſchreiben.“

„Mit Vergnügen,“ ſagte der Barbier, ſtolz auf die gelungene Liſt.

„Heute Abend trinken wir Brüderſchaft miteinander.“

„Gut!“

„Morgen ſchenke ich Dir die Hälfte meiner Gage.“

„Auch gut!“

Der Schauſpieler umarmte ſeinen Lebensretter noch ein, noch zwei, noch zehnmal und — warf ihn dann vor lauter Wonne zur Thür hinaus.

„Was aber fange ich nun mit dem verwünſchten Hahne an? Er hat mich lange genug gequält, ich will mich an ihm rächen,“ ſprach er, drehte dem armen, unſchuldigen Thiere wuthentbrannt den Hals um, öffnete das Fenſter und warf es in den Hof hinab. „So, Beſtie!“ ſchrie er, „nun hab' ich endlich Ruh' vor Dir!“

Es wird mehr als Einen Leſer geben, der Manches von dem, was ich ihm eben erzählt habe, nicht glauben wird. Aber ich könnte Vieles erzählen, was noch weit unglaublicher und deſſenungeachtet wahr iſt. Ich führe hier einige Beiſpiele an:

Caſpar Barläus, Profeſſor der Philoſophie zu Amſterdam, lebte während ſeiner letzten Krankheit in der beſtändigen Einbildung, daß er bald von Glas, bald von Butter, bald von Stroh ſei.

Der berühmte Arzt, Herrmann Boerhaave, der Euklid der Medicin, kannte einen Verrückten, der ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt hatte, ein Haſe zu ſein, der ohne Unterlaß von tauſend maskirten Jagdhunden verfolgt wird.

Profeſſor Zimmermann berichtet, einer ſeiner Bekannten habe ſich lange Zeit eingebildet, ein Gerſtenkorn zu ſein, weßhalb er auf keine Weiſe zu überreden geweſen ſei, auf die Straße zu gehen, aus Beſorgniß, von einem blinden Huhne gefunden und verſchluckt zu werden.

Doctor Karl Weigel, einer der ausgezeichnetſten Aerzte Dresdens, hatte einen Freund, der feſt überzeugt war, ein Hahn zu ſein. Er krähte den ganzen Tag und wollte nie ausgehen, aus Furcht, geſchlachtet und gebraten zu werden.

Von einem andern Monomanen wird erzählt, er habe ſich eingebildet, ein Pique-Bube zu ſein, und habe ſich vor nichts in der Welt ſo ſehr als vor der Pique-Dame gefürchtet, die ihn ſtechen wolle.

Ich ſelbſt kannte zwei himmliſche Narren, von denen der Eine die verrückte Idee hatte, eine Flaſche Champagner zu ſein, und der fünf Monate lang im Bette blieb, aus Beſorgniß, daß ihm Jemand den Hals brechen wolle. — Aber noch viel komiſcher war der Andere, der ſich einbilvete, ein Genie zu ſein, wiewohl er ein Dummkopf mit Eichenlaub geweſen iſt.

„Es war einmal ein Pudel,
Ein höchſt bornirtes Vieh,
Er hieß Rebb' Mauſche Nudel,
Und glaubt', er wär' Genie."

Iſt das nicht auch eine fixe Idee?!

5.

Ein ganzer Monat war ſeitdem verfloſſen.

Eines Abends trat unſer Mime als „Hamlet“ auf. Während der Scene, in welcher der verrückte Prinz von Dänemark den Schauſpielern jene Lehren ertheilt, die ſo wenige unſerer Herren sol-disant-Künſtler befolgen, unterhielten ſich in einer Loge des erſten Ranges zwei altadelige oder, richtiger geſagt, zwei alte adelige Damen ſo übermäßig laut, daß Seine Königliche Hoheit dadurch im Monologe geſtört werden mußte. Prinz Hamlet machte plötzlich eine Pauſe, warf einen zornglühenden Blick zur Loge hinauf und ſagte dann zu einem der Mitſpielenden:

„Wenn Gänſe ſchnattern, müſſen Künſtler ſchweigen!“

Ein Paar Zuſchauer, welche das laute Geſchwätz in der Loge mißbilligt hatten, fingen zu applaudiren, die ganze Maſſe des Publikums aber ſo wüthend zu ſcharren, pochen, ziſchen und pfeifen an, daß das ganze Haus dröhnte.

„Welche Frechheit von einem Komödianten!“ riefen Einige.

„Abbitte thun, Abbitte thun!“ riefen Andere.

Als der Künſtler dieſe Zumuthung vernahm, trat er dicht vor die Lampen hin und wollte reden. Aber die aufgeregte Zuhörerſchaft ließ ihn nicht zu Wort kommen. Das Scharren und Ziſchen, das Pochen und Pfeifen wurde immer ſtärker, und mitten durch dieſen Lärm ließ ſich immer aufs Neue der Ruf vernehmen:

„Abbitten, abbitten!“

Weil aber der Prinz von Dänemark ſich dazu nicht verſtehen wollte, zuckte er mitleidig die Achſel und wollte abgehen.

„Dableiben, dableiben! Reden laſſen, reden laſſen!“ ſchrieen Viele.

Da trat er noch einmal vor die Lampen und redete die Zuſchauer alſo an:

„Ich habe bisher immer vor einem Publikum geſpielt, deſſen huldvolle Nachſicht, deſſen feine Geſittung, deſſen hohe Bildung mich mit ungeheucheltem Danke und mit innigſter Verehrung erfüllt hat. Solch einem Publikum zu gefallen, war bis jetzt mein einziges Streben, mein einziges Glück, mein einziger Stolz. Aber daſſelbe Publikum, das ſo nachſichtig war, mich ſo oft durch ſeinen Beifall auszuzeichnen, überſchüttet mich jetzt mit ſeinem ganzen Unwillen, weil ich es gewagt, eine Verletzung der Rückſicht, die jeder einzelne Zuſchauer dem Publikum und den Mitſpielenden ſchuldig iſt, zu rügen. Wenn zwei Zuſchauer ſich auf Koſten aller Uebrigen das Recht anmaßen, während der Vorſtellung ſo laut zu ſchwatzen, daß die Schauſpieler kaum ihr eigenes Wort hören können, dann, glaube ich, ſteht den Letztern das Recht zu, an das Billigkeitsgefühl des ganzen Auditoriums zu appelliren und zu fragen, ob ſolch eine Störung von Seiten einzelner Zuſchauer, ob ſolch eine Störung, welche die dem ganzen Publikum ſchuldige Achtung aus den Augen ſetzt, geſtattet werden dürfe? Sagen Sie »Ja«, dann erkläre ich mich ſchuldig und will die verlangte Abbitte leiſten; ſagen Sie »Nein« — und Ihre Einſicht, Ihre Bildung und Ihr Rechtlichkeitsgefühl bürgen mir dafür, daß Sie Nein ſagen werden — dann war das, was ich gethan, Jedem von uns, mithin auch mir, der ich am meiſten unter dieſer Störung gelitten habe, vollkommen erlaubt, und in dieſem Falle werde ich nicht Abbitte thun.“

„Bravo, bravo!“ ſchrie der größte Theil der Zuſchauer.

„Er hat Recht, er hat Recht!“ ſchrieen Andere.

„Fortſpielen, fortſpielen!“ riefen Alle.

Unſer Schauſpieler fuhr nun, ſo ruhig als ob nicht das Mindeſte vorgefallen wäre, in ſeiner Rolle fort. Die beiden alten Damen aber erhoben ſich von ihren Plätzen und verließen, über die Frechheit des Schauſpielers und die Umwandlung des Publikums entrüſtet — ſofort ihre Loge. Das Geziſch und Hohngelächter des Publikums begleitete ſie bis auf die Korridors.

Hier blieben die Damen einen Augenblick ſtehen und ſahen einander ganz verwundert an.

„Nun, liebe Frau von Borsdorf, was ſagen Sie zu der Gemeinheit dieſes Publikums?“

„Wie können Sie, meine gute Frau Knippel von Knippelsheim, von der Canaille etwas Anderes als Gemeinheit erwarten?“

„Ich werde von nun an nie mehr das Theater beſuchen.“

„Das hab' auch ich mir vorgenommen.“

„Um aber vom Theater doch mitſprechen und immer au fait bleiben zu können, werde ich meinen Leibjäger hineinſchicken.“

„Das will auch ich thun und meinem Lakaien zugleich den Auftrag ertheilen, den unverſchämten Komödianten jedesmal auszupfeifen.“

„Ja, ja, das wollen wir thun,“ ſagten die adeligen Damen und gingen weiter.

Die Rede unſeres Mimen und ſein meiſterhaftes Spiel hatten auf das Publikum einen ſo guten, tiefen Eindruck gemacht, daß er am Schluß der Vorſtellung ſtürmiſch hervorgerufen und mit Beifall überſchüttet wurde.

6.

Zwei Tage ſpäter trat er als Egmont auf.

Die ganze Adelsparthei hatte, aufgehetzt durch Frau von Borsdorf und Baronin Knippel von Knippelsheim, all' ihre Leibjäger, Kammerdiener, Lakaien, Kutſcher und Stallknechte ins Theater geſchickt, um den armen Egmont auspochen zu laſſen.

Gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen wurde er von dem ganzen Domeſtikenthum mit Ziſchen empfangen. Dieſe unerwartete Begrüßung hatte ihn gleich von vornherein ſo beſtürzt gemacht, daß er ſeine ganze Faſſung und Ruhe verlor und an dieſem Abend ſo ſchlecht ſpielte, daß ſelbſt ſeine Freunde nicht den Muth hatten, ihn durch Beifallsbezeugungen wieder aufzumuntern. Nach jedem ſeiner Abgänge ließ ſich auf den Gallerieen und im Parterre ein allgemeines Ziſchen vernehmen, und ſo oft Jemand einen Applaus für ihn hervorzurufen verſuchte, erſcholl ein faſt einſtimmiges St . . ., das die einzelne Bravoſtimme ſogleich in die Schranken des Schweigens zurückwies. Der arme Mann, dadurch mehr und mehr verwirrt gemacht, blieb mitten im Monologe ſtecken, wodurch eine lange Pauſe entſtand, die ſeine Livree-Richter mit Ziſchen ausfüllten. Als am Schluß des Stückes einige Stimmen ihn zu rufen verſuchten, erſcholl ein ſo allgemeines Pfeifen, daß es vergebliche Mühe geweſen wäre, dieſem Sturme Einhalt zu thun.

Tief gekränkt ſchlich er nach Hauſe.

7.

Seit jenem Tage war er tiefſinnig.

„Du biſt ein armer, erbärmlicher Wicht,“ ſprach er zu ſich, als er eines Abends den Weg nach einer Weinhandlung einſchlug, „der Zweck Deines Lebens iſt ganz und gar verfehlt. Du glaubteſt ein Meiſter Deiner Kunſt zu ſein und biſt ein Stümper geblieben, ein elender Komödiant, der nur in die Vorhallen und nicht in das Innere der Kunſt eingedrungen iſt. Was nützt Dir der Beifall des dummen Richters: Publikum? Was verſteht dieſer blinde Haufe von der göttlichen Kunſt? Heute ſchmückt das vielköpfige Ungeheuer Deine fieberkranke Stirn mit Lorbeerkränzen und morgen reißt es mit plumper Hand dieſe Kränze von Deiner Schläfe weg, um damit einen Andern zu bekränzen, der nicht würdig iſt, die Riemen Deiner Schuhe aufzulöſen. Heute hebt man Dich in die Wolken, morgen zieht man Dich in den Koth. Heute überſchüttet man Dich mit Blumen, morgen wirft man Dich mit faulen Aepfeln. O wär' ich doch lieber der letzte der Tagelöhner, als ſo ein erbärmlicher Schauſpieler geworden! Meine Freunde ſagen: ich ſei ein Künſtler, meine Feinde ſagen: ich ſei ein Komödiant, ein elender Kouliſſenreißer, weiter nichts. Wem ſoll ich glauben? Bin ich Künſtler, bin ich Pfuſcher? Ach, ich werde an mir ſelber irr: ich fange zu glauben an, daß meine Feinde doch wohl Recht haben mögen, daß ich wirklich nur ein Pfuſcher, ein erbärmlicher Pfuſcher bin, unwürdig, die Bretter zu betreten, die die Welt bedeuten. Hahn, Hahn, warum krähſt Du nicht mehr? Ach, es kräht kein Hahn mehr um mich, ich bin lebendig-todt, das Leben iſt mir eine Laſt . . . fort damit!“

Er trat in die Weinſchenke ein. Dort, an einem Tiſche im Winkel, fand er den kleinen, buckeligen Souffleur. Der Schauſpieler ſetzte ſich zu ihm und rief:

„Kellner, eine Flaſche Gift!“ (So hieß er den Champagner.)

„Haben Sie, Herr College, das heutige Journal geleſen?“

„Nein, lieber Freund. Aber warum fragen Sie? Steht etwas über mich darin?“

„Freilich, freilich!“

„Günſtiges oder Ungünſtiges?“

„Ei, Herr College, wie können Sie nur ſo fragen! Sie wiſſen ja, daß dieſer Schmierer kein gutes Haar an Ihnen läßt. Er hat Ihren Egmont beurtheilt.“

„Und was ſagt er über mich?“

„Wollen Sie es nicht lieber ſelbſt leſen?“ fragte der unterirdiſche Theatergeiſt mit mephiſtopheliſcher Schadenfreude.

„Kellner, geben Sie mir das heutige Journal!“

Der Kellner brachte ihm den Champagner und Zeitung, zwei Giftſorten, von denen er zuerſt nach der Letztern griff.

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte Mephiſto nach einer kleinen Weile. „Einen Künſtler Ihresgleichen ſo zu kränken — iſt das nicht infam? Wiſſen Sie, Herr College, was ich in Ihrer Stelle thäte?“

„Nun, was thäten Sie?“ fragte unſer Künſtler, das andere Gift entkorkend.

„Ich würde ihm Nachts einmal auflauern und ihn dergeſtalt durchbläuen, daß er ſein ganzes Leben lang an mich denken ſollte.“

„Wiſſen Sie, lieber Mann, was ich thun will?“

„Nun?“ fragte der Buckelige.

„Dieſes Glas auf ſeine Geſundheit leeren! Auch die Feinde ſollen leben!“ rief der Mime und ſtürzte nun raſch ein Glas nach dem andern hinab.

„Ich begreife Sie nicht,“ erwiderte der Kobold, der ſeinen ſchadenfrohen Plan ſcheitern ſah.

„Das freut mich,“ ſagte der Schauſpieler, leerte das letzte Glas, ſtand von ſeinem Platze auf und ſetzte ſich an einen andern Tiſch.

Hier ſaß ein anderer Gaſt.

„Ei, guten Abend, Herr Ober-Baurath,“ ſagte der Schauſpieler.

„Guten Abend,“ erwiderte höfiſch-kalt der Herr Ober-Baurath, deſſen falſches Gebiß eben an einem alten Truthahnflügel nagte.

„Ich habe ſchon lange das Vergnügen entbehrt, Sie zu ſehen.“

„Ebenfalls, ebenfalls,“ entgegnete der Fortkauende kurz und kalt.

„Was giebt's Neues, Herr Ober-Baurath?“

„Nichts von Bedeutung. Sie haben, wie ich gehört, neulich viel Unglück gehabt!“

„Unglück? Das ich nicht wüßte . . .“

„Man ſagte mir, Sie ſeien als Egmont ausgepfiffen worden . . .“

„Ha, ha, ha! Das nennen Sie Unglück?“

„Ei, ſoll ich es etwa ein Glück für Sie nennen, wenn ein ganzes Publikum Sie auszifcht?“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen; ich, für meinen Theil, nenne das Dummheit, Gemeinheit, Kabale!“

„So ſind ſie Alle! Werden ſie mit Beifall überſchüttet, ſo nennen ſie das Schuldigkeit, werden ſie aber einmal ausgetrommelt, dann heißt das gleich Kabale. Kellner, was bin ich ſchuldig?“ fragte der Ober-Baurath, um das Geſpräch abzubrechen.

„Einen Thaler vier Groſchen.“

„Da!“ rief der barſche Gaſt, wiſchte ſich den Mund, knöpfte ſeinen Rock zu, erhob ſich, nahm Hut und Stock und wünſchte dem Schauſpieler kühl und flüchtig gute Nacht.

Der Mime gab dem Gehenden keine Antwort; er zuckte die Achſel und leerte noch ein Glas. Der Souffleur aber, der Alles mit angehört hatte, rieb ſich vergnügt die Hände und beſtellte noch einen Schnitt Saint-Julien.

„Kellner!“ rief der Schauſpieler, „was bekommſt Du von mir und meinem lieben guten Freunde drüben?“

„Meinen Sie mich?“ fragte der Souffleur ganz erſtaunt.

„Ei, wen denn ſonſt? Sie werden es doch nicht übel nehmen, daß ich Sie freihalte?“

„O, nicht im Geringſten, lieber Herr College.“

„Macht zuſammen vier Thaler ſechszehn Groſchen.“

„Da iſt mein letzter Louisd'or. Nimm ihn und behalte das Uebrige für Dich.“

„Danke vielmal,“ ſagte der Kellner, der noch von keinem Gaſte ſo viel Trinkgeld bekommen hatte.

„Den Reſt dieſer Flaſche Gift nehme ich mit. Gute Nacht, gute Nacht,“ ſagte er, links den Kellner und rechts den Souffleur grüßend.

„Kommen Sie gut nach Hauſe,“ wünſchte ihm der Kellner.

„Schlafen Sie wohl, Herr College,“ grinzte der Souffleur.

„Der Teufel iſt Ihr College!“ ſchrie der Mime, ſich ſtolz den Hut auf den Kopf ſtülpend. Sie ſind Souffleur und ich — ich bin Künſtler!“

„Ich beneide Sie nicht.“

„Da haben Sie Recht, mein Freund. Welcher Schauſpieler wäre wohl auch zu beneiden? Welcher andere Künſtler muß ſeine Perſönlichkeit, ſeine arme Haut ſo zu Markte tragen, wie er? Wer iſt den Launen und Ungezogenheiten der rohen, ungebildeten Menge ſo bloßgeſtellt, wie er? Wer muß von der boshaften Kritik ſo viel Schmähungen ertragen, wie er? Der ſtolze Michel Angelo ſagte einſt: er möchte lieber Albrecht Dürer, als Kaiſer Karl V. ſein. Ich, guter Freund, wäre viel lieber ein kleiner Schuhflicker, als ein großer Künſtler,“ ſprach der Mime, wünſchte noch einmal gute Nacht und ging; aber nicht nach Hauſe, ſondern weit vor das Thor hinaus.

Eine halbe Stunde von der Stadt liegt ein Kirchhof. Auf dieſem Gottesacker ſchläft ſeit dem 20. Januar 1813 der anmuthigſte aller deutſchen Schriftſteller, ein Genie, in deſſen Schriften epicuräiſche Lebensphiloſophie, ſocratiſche Ironie, horaziſche Feinheit, Sterne's Humor und Voltaire's Witz, deutſches Gemüth und franzöſiſche Grazie ſich vereinigten, der unerſchöpfliche Schöpfer des „Agathon," der „Pſyche," der „Idris und Zenide," der „neuen Amadis," des „Ariſtipp" und des „Oberon," hier ruht der liebenswürdige Chriſtoph Martin Wieland.

Wie der fromme Muſelmann alljährlich einmal nach dem Grabe des Propheten wallfahrtet, alſo pilgerte allwöchentlich einmal unſer Mime nach der Ruheſtätte ſeines Lieblingsdichters Wieland hinaus.

Am Ziele ſeiner Wallfahrt angekommen, kniete er nieder und küßte die Erde, welche die ſterbliche Hülle einer liebenswürdigen Dichterſeele birgt; dann erhob er ſich, zog aus ſeiner Bruſttaſche eine Piſtole hervor, die er ſchon den ganzen Tag bei ſich getragen hatte, füllte ihren Lauf mit dem Reſte der Champagnerflaſche, rief: Gute Nacht, böſe, heimtückiſche Welt! und — erſchoß ſich.

8.

Das geſchah zu Weimar am 1. Mai 1826 Nachts zwiſchen Eilf und Zwölf.

Und der Name des armen Schauſpielers?

Heinrich Leo.

Ruhe und Friede ſeiner irdiſchen Hülle!

XIV.

Muley Ismael.

I.

> „Rache, Rache!“
>
> Byron.

Einer der dümmſten, ausſchweifendſten und grauſamſten Despoten, deren Namen uns die Asbeſtblätter der Geſchichte aufbewahrt haben, war Muley Ismael, Muley Archid's Stiefbruder und Nachfolger, der im Jahre 1672 den Thron von Fetz beſtiegen und ſich bald darauf auch des Reiches von Marocco bemächtigt hatte.

Dieſer Fürſt — oder, richtiger geſagt, dieſes Vieh — war die perſonificirte Grauſamkeit und Wolluſt. Er war es, von dem erzählt wird, er habe die ſchönſten Sklavinnen ſeines Harem's in puris naturalibus als Schachfiguren benutzt, ihnen kleine Schilder angehängt, worauf der Name der ihnen zugetheilten Rolle ſtand, und jedem Steine, nach der Reihe, wie er von einem andern geſchlagen worden, die Baſtonade ertheilen laſſen. Eine andere ſeiner brutalen Vergnügungen ſoll darin beſtanden haben, jedem Sklaven, der ihm beim Aufſteigen den Steigbügel hielt, den Kopf abzuſchlagen.

An Tagen, an welchen er gelb gekleidet erſchien, wußte ſeine ganze Umgebung, daß er mehr als je zu grauſamen Handlungen aufgelegt ſei; an ſolchen Tagen herrſchte in ſeinem Palaſte eine wahre Gewitterſchwüle: Niemand wagte zu athmen, um nicht dadurch den Zorn des Tyrannen auf ſich zu lenken. An ſolchen Tagen hörte man in den Gärten des Serails keinen Citherklang, keinen Vogelſang, denn ſelbſt die gefiederten Sänger der Luft ſchienen ſich zu fürchten vor der viehiſchen Wuth Ismaels.

Dieſer Ismael hatte nur ein Steckenpferd: es war ſein Serail, das mehr als dreitauſend Odalisken umfaßte. Dieſe armen Geſchöpfe, willenloſe Werkzeuge ſeiner thieriſchen Ausſchweifungen, hatte er, wie eine Schaafheerde, numeriren laſſen; nur die jedesmalige Favorite durfte einen Namen führen, den ſie aber bald wieder, wenn er ihrer Reize überdrüßig war, ablegen und mit einer Nummer vertauſchen mußte. Dieſe unglücklichen Sklavinnen bekamen die gewürzhafteſten Speiſen und dabei oft, wenn er ſie quälen wollte, nichts als laues Waſſer zu trinken. So kam es, daß dieſe bildſchönen Blumen von Fleiſch und Bein mitten in der vollſten Blüthe, verpeſtet vom Sirocco ſeiner grauſamen Wolluſt, ſchnell verwelkten und verſiechten.

2.

Die ſchönſte Favorite ſeines Harems hieß Coraly. Ihr Auge leuchtete ſo klar und mild wie Mondenlicht, eingerahmt von den durchſichtigen Wolken der langen ſchwarzen Wimpern, die ſich auf dem weißen Sammet ihrer Wangen abſpiegelten; ihr Mund war eine halb geöffnete

Knoſpe, deren ſchwellendes Incarnat den Carmin der Roſen von Saron verdunkelte; ihr ſchlanker Hals, um den ſich eine Kette von Korallen wand, glich dem des Schwans, der ſtolz durch die ſilbernen Wogen des Ganges und durch die monderhellten Gruppen der Lotosblumen zieht; ihr Nacken war ein blendendweißes Atlaskiſſen, auf dem die goldenen Ringe ihrer mit Perlenſchnüren durchflochtenen Locken ruhten; ihr Buſen ein wogendes Bett von Lilien, worauf ein kleines flammendrothes Mal wie eine Koralle im Schnee gebettet lag; ihr Leib ſo ſchlank, daß zwei Kinderhände ihn umſpannen konnten, ihr Arm ſo voll, daß das üppige Fleiſch in der Gegend des Ellnbogens zwei ſchwellende Grübchen formte; ihre Hand, um deren Gelenk ſich ein Armband von Perlen flocht, hatte die ſchneeigſten Finger und die roſigſten Nägel, geſchmückt mit einem kleinen weißen Halbmond; ihr Füßchen ſchaute durch den durchſichtigen Strumpf, wie eine ſchlankgliederige Blume durch die ſie verhüllende Glasglocke; mit einem Wort: Coraly war eine jener cirkaſſiſchen Schönheiten, denen nichts als ein regenbogenfarbiges Flügelpaar fehlt, um ſich als Engel in die azurnen Höhen des chriſtlichen Himmels zu ſchwingen, oder als Peri das mahomedaniſche Paradies zu verſchönern.

Der alte ſchlaue Eunuchen-Chef und Ober-Aufſeher des kaiſerlichen Palaſtes hatte Coraly von einem Sklavenhändler gekauft, viertauſend Piaſter für ſie bezahlt und damit ſeinem erlauchten Herrn und Gebieter, Muley Ismael, eine große Ueberraſchung bereitet.

„**Mash Allah!**“ hatte der entzückte Kaiſer beim Anblick dieſer Lichterſcheinung ausgerufen, neunmal die Hände über ſeinen Waſſerkopf und neunmal über ſeinen Kürbisbauch zuſammengeſchlagen und allerhuldvollſt geruht, dem Eunuchen-Chef für dieſe Serail-Lieferung drei Roßſchweife zu verleihen.

Acht Tage lang war Coraly die Sonne geweſen, die alle andern Sterne des Serails, die ſtrahlende Favorite, die alle andern Odalisken in den Schatten gedrängt hatte. Acht Tage lang war ſie Muley's Freude, Ismael's Stolz geweſen, der beim Barte des Propheten und beim Bauche ſeines Vorfahrers geſchworen hatte, noch nie ein ſchöneres Weib erblickt zu haben. Er hieß ſie Sonne des Weltalls, Peri des Paradieſes, ſchön genug, das Lager des Propheten zu theilen. Dieſe Entzückung währte aber, wie geſagt, nicht länger als acht Tage. Dann nannte er ſie nur noch das Kameel der Wüſte, die Dattel von Biludulſcherid und warf ſie, gleich einer Blume, deren Duft, gleich einer Frucht, deren Saft er ausgeſaugt, zu den Uebrigen.

Coraly's Glückſtern war nun in ewige Nacht verſunken. Sie verbarg die Sonne ihres Antlitzes in die Falten ihres Schleiers und weinte Tag und Nacht.

„Gräme Dich nicht, Schweſter,“ ſprach Nummer 1001, „die Gunſt Muley's iſt ein Aetherton; der ſchnell verklingt. Denke nicht mehr daran!“

„Weine nicht, arme Freundin,“ bat Nummer 999. Keine von uns Allen hat ein beſſeres Loos erfahren. Als man mich noch Solimena hieß, war ich glücklich und ſo ſtolz, als Du es noch geſtern geweſen warſt. Als ich aber ſtatt des Namens eine Nummer und ſtatt der Küſſe Schläge erhielt, da war ich ſo traurig und niedergeſchlagen, wie Du es heute biſt.“

„Trockne Deine Thränen, Leidensgefährtin,“ ſagte Nummer 1001, „mache es wie ich: ſei luſtig, wenn auch das Herz Dir bricht.“

3.

Aber **Coraly** war nicht zu tröſten. Während alle andern Sklavinnen in den Gärten des Serails Blumen für **Ismael's** Lager pflückten und Kränze für die Schläfe ihres geiſt- und herzloſen Bedrückers wanden, während Andere, auf dem grünen Raſen-Sammet hingeſtreckt, die ſehnſuchtvollen Lieder ihrer Heimath ſangen, die Cither ſpielten, oder in den Marmor-Baſſins die ſonnverbrannten Glieder in den ſilberhellen Wellen kühlten und ihren Leib mit allen Wohlgerüchen Arabiens ſalbten, ſaß **Coraly**, jetzt auch zu einer Nummer herabgeſunken, einſam und allein am Fenſter ihrer Zelle und ſchaute mit thränenfeuchtem Blick auf ihre leichtſinnigen, muthwilligen Genoſſinnen herab, die ihren Schmerz durch tauſend Künſte ſinnlichen Genuſſes halb betäubt, oder ganz erſtickt hatten. Sie gedachte ihrer Jugend und der Freiheit, der man ſie beraubt, und hoffte, die Gluth ihres Grams durch den Thau der Thränen zu löſchen.

Das Leben dieſer armen, bejammernswerthen Weſen, von einem grauſamen Geſchick zu der Strafe verdammt, ohne Murren die brutalen Liebeslaunen eines alten, entnervten Wüſtlings zu ertragen, der die Liebe — das Gefühl der Gefühle — nur von der irdiſchen Seite kennt und in dieſen ſchönen Geſchöpfen nichts, als Maſchinen ſeines viehiſchen Willens ſieht, erhält durch die Einförmigkeit, in der die ſchönſte Hälfte ihres Lebens dahinfließt, etwas Peinigendes, das ſich weit eher empfinden, als beſchreiben läßt. — Dieſe Unglücklichen, was ſind ſie anders, als zahme Thiere, die man in vergoldeten Käfigen gefangen hält, die, dem Vergnügen ihres Beſitzers geweiht, mit Moſchus und Ambra gewaſchen, mit Scherbet und Zwiebeln, mit Milch und Reis und andern nährenden Stoffen abgefüttert werden, damit ſie allmälig Fett anſetzen und den erforderlichen Embonpoint erhalten!

Coraly fühlte ſich zu einem beſſern Looſe beſtimmt: ſie fühlte, daß ſie wärmerer, ſüßerer, ſchönerer Liebe würdig ſei. Und darum ſehnte ſie ſich nach einem Gegenſtande, der die Leere ihres Herzens ausfüllen und ihre namenloſe Sehnſucht ſtillen ſollte. In ſchlafloſen Nächten ſchuf ſie ſich ein Ideal, das ſie mit den glänzendſten Farben ihrer orientaliſchen Fantaſie ausſchmückte, einen Mann, ſo ſchön, als den Propheten, geſchmückt mit allen Reizen der Männlichkeit, erfüllt von allen Tugenden des Korans.

Eines Morgens, als ihre Gedanken ſchwelgend an den Honiglippen des geträumten Ideales hingen, fiel ihr Blick auf einen jungen griechiſchen Sklaven, der im Garten des Serails, dicht unter Coraly's Fenſter, die Roſenbüſche ſtutzte, die ſich unter der Laſt ihrer Knoſpen bogen.

Coraly ließ ihr glühendes Auge auf ihm ruhen mit einer Gier, als ob ſie jeden ſeiner Züge verſchlingen wollte. Ihr Athem ſtockte, ihre Wange glühte. Hingeriſſen vom Nimbus ſeiner jugendlichen Reize, riß ſie eine Jasminblüthe aus dem Bouquet, das an ihrem Buſen prangte, und warf ſie ſo geſchickt in den Garten hinab, daß ſie dicht zu ſeinen Füßen niederſank.

Der junge Grieche erhob ſeinen Blick, zuckte, vom Sonnenſtrahl ihrer Augen getroffen, wie ein vom Dufte der Blumen betäubter Schmetterling zuſammen, hob dann den Jasmin von der Erde auf und drückte den blühenden Dragoman der Liebe an ſein wonnetrunkenes Herz.

Das Gefühl der Liebe iſt in jeder Zone daſſelbe; wohl aber äußert es ſich in jedem Lande auf eine andere Weiſe. Bei uns greift ſie nicht ſo raſch und heftig um ſich, als im Orient. Zwei Liebende kommen dort in einem Tage weiter, als wir in vier Wochen. Die orientaliſche Liebe iſt eine ſchnellfüßige Gazelle, die, nicht Gefahren ſcheuend, munter die höchſten Gipfel der Liebesalpen erklimmt; die occidentaliſche Liebe hingegen iſt ein ſchwerfälliges Kameel, das ſcheu und bedächtig durch die Sandwüſte der Convenienz keucht, in jeder Stunde vorſchriftsmäßig höchſtens eine deutſche Meile zurücklegt und, endlich nach Monden am Ziele angelangt, ſich behutſam auf ein Knie niederläßt und tauſendmal dageweſene Liebesfloskeln zehnmal wiederkäut. Die Liebe des Morgenlandes erhebt ſich mit den gedankenſchnellen Schwingen des Condors, die Liebe des Abendlandes mit dem ſchwerfälligen Flügelſchlag des Dudu in die lichten Regionen ihrer Wünſche. Die morgenländiſche Liebe ſchreitet ſchneller als ein geflügeltes Dampfſchiff, die abendländiſche langſamer als eine Berliner Droſchke vorwärts. In Prozeß- und Liebesſachen — die Liebe iſt ja auch nur ein Prozeß, bei dem die eine Parthei das gewinnt, was die Andere verliert — liebt der Orient kurze und der Occident lange Procedur. Liebes- und andere Händel, welche bei uns lange Jahre zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, werden dort, ſchneller als man die Hand umwendet, geſchlichtet und abgemacht.

Enfin, Coraly und der junge Grieche liebten ſich und Einer erhörte den Wunſch des Andern und — Beide waren glücklich.

4.

Unter jenen Unglücklichen, die zu den Hütern des kaiſerlichen Harems gehörten, befand ſich auch ein junger Mohr. Er hieß Uphar und war ſeit drei Jahren der erſte Eunuch des Serail's und der Liebling des Ober-Aufſehers, der ihm mehr als jedem Andern ſein volles Zutrauen ſchenkte. Uphar war gleichſam der Stellvertreter ſeines

Vorgeſetzten, der Vice-Aga, welcher Abends, mit dem Schlüſſelbunde am Gürtel, die Runde durch die Corridors und Zellen des Frauenzwingers machte, um ſich zu überzeugen, ob die Bewohnerinnen dieſer Kerker ſchon zu Bett gegangen, ob ſie nicht, aus Unvorſichtigkeit, Licht haben brennen laſſen, wodurch Feuer entſtehen und das Leben aller Palaſt-Bewohner leicht hätte gefährdet werden können. Uphar, mit faſt uneingeſchränkter Vollmacht begabt, durfte zu jeder Stunde der Nacht den Schlaf dieſer unglücklichen Geſchöpfe ſtören, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, daß Keine ihn hintergangen habe.

Dieſer Uphar war bisher gegen dieſen lebendigen Blumenflor, gegen die Reize all' dieſer ſchönen Odalisken kalt und unempfindlich wie jeder Andere ſeines Gleichen geblieben. Seit jenem Tage aber, wo Coraly in den Harem aufgenommen worden, war in ſeine Seele ein fremdartiges Gefühl eingezogen, von dem er früher nicht die geringſte Ahnung gehabt hatte. Er glaubte behext zu ſein und murmelte fortwährend das Maoridath, die zwei letzten Kapitel des Korans vor ſich hin, um ſich gegen die Einwirkung des Zaubers zu waffnen; doch umſonſt: Coraly's Reize faßten Wurzel in ſeinem Herzen, rangten ſich wie Schlingpflanzen um ſeine Seele und flochten ſich als ſüße Träume in ſeinen Schlaf ein. Um in der Nähe dieſer Houri zu weilen, bettete er ſich allnächtlich vor die Thür ihrer Zelle, um jeden Zug ihres Athems, jeden Seufzer ihrer Bruſt zu belauſchen. Wenn er dann endlich eingeſchlafen war, trat Coraly's Bild vor ſeine Seele; träumend glaubte er im Paradieſe Mahomed's zu ſein.

Nach dem Koran, der, beiläufig geſagt, aus 114 Kapiteln, 6,236 Abſchnitten, 77,639 Wörtern und 323,015 Buchſtaben beſteht — ich erlaube jedem meiner Leſer, das Alles ſelber nachzuzählen — nach dieſem Koran, den mancher Muſelmann Wort für Wort beſſer auswendig weiß als mancher Chriſt ſein Vaterunſer und als mancher Jude die Zinstabelle, nach dieſem Koran, den der Prophet mit Hilfe des Jacobiten **Batiras** und des Neſtorianer's **Sergius** redigirt hat, nach dieſer mahomedaniſchen Bibel giebt es ſieben Paradieſe: die ſechs erſten ſind von Silber, Gold, Smaragd, Amethyſt, Rubin und Diamant; das ſiebente und letzte aber iſt ein abendloſer Luſtgarten, in welchem ewiger Frühling herrſcht, ein Eden, durchrieſelt von Flüſſen mit Milch und Honig, geſchmückt mit immergrünen, ewig blüthenſchwangern Bäumen, an deren Aeſten goldene Orangen prangen, aus deren Schooße, beim Oeffnen derſelben, junge Mädchen herausquellen, deren Schönheit über alle Beſchreibung erhaben iſt. Es giebt vier Arten ſolcher Houris: die erſten ſind weiß wie Milch, die zweiten grün wie das Meer, die dritten gelb wie Gold und Safran, die vierten roth wie Purpur und Carmin. Ihre durchſichtigen Körper ſind aus Moſchus, Ambra und Weihrauch, aus Blumenduft, Aetherglanz und Sternenlicht zuſammengewebt. Ihre Augen ſind ſo leuchtend, daß ſie die Nacht in Tag verwandeln, ihr Athem iſt ſo würzig und ſüß, daß er über den ganzen Erdball hin die lieblichſten Düfte verbreitet. Dieſe Houris, die der Perſer Peris nennt, ſind nackt; auf ihrer Morgenroth-Stirn lieſ't man mit goldenen Buchſtaben: „Wer Liebe für mich fühlt, erfülle den Willen des Ewigen: er komme in meine Arme und genieße die Wonne der Wonnen!“ Alle, ſo auf Erden die Geſetze des Propheten befolgt haben, werden im ſiebenten Himmel mit dieſen Houris vereint unter Zellen von weißen Perlen, wo ihrer ſiebenzig Bänke von Rubinen, auf jeder Bank ſiebenzig Matten und auf jeder Matte ſiebenzig Sklaven harren, die jeder dieſer Houris ſiebenzig Kleider reichen, ſo leicht und durchſichtig, daß man bis ins Mark ihrer Knochen ſehen und die Schläge ihres Herzens zählen kann. Tauſend Jahre werden die Gläubigen in den Umarmungen dieſer

Peris verweilen, die trotzdem ewig Jungfrauen bleiben. Nun frage ich jeden meiner Leſer, gleichviel ob er Chriſt oder Jude iſt, ob er ſich nicht einen Paſſe-par-tout zu Mahomed's verführeriſchem Paradieſe wünſcht? Ich frage Jeden, ob dieſer Mahomed nicht ein grundgeſcheidter Mann geweſen iſt, der ſeine Türken eben ſo gut, wie Wallenſtein ſeine Pappenheimer gekannt hat?

Uphar befand ſich, ſo oft er von Coraly träumte, im ſiebenten Himmel. Er erblickte in Coraly die ſchönſte aller Houris und in jeder Houris eine Coraly. Auf dem Elfenbein ihrer Stirn ſchimmerten die goldenen Worte: „Wer Liebe für mich fühlt, erfülle den Willen des Ewigen: er komme in meine Arme und genieße die Wonne der Wonnen!“ Der arme Eunuch las dieſe Worte, knirſchte mit den Zähnen, fluchte ſeinem grauſamen Vater, verwünſchte ſich und ſein Geſchick, verhöhnte Gott und den Propheten und ſah ſich plötzlich aus der lachenden Tageshelle des Paradieſes in die ewige Nacht der Hölle verſetzt.

Mahomed's Hölle hat ſieben Eingänge und ſieben verſchiedene Torturen. Ein hinabgeworfener Stein muß neun Tage und neun Nächte fallen, um an die Pforten der Hölle zu gelangen. Der ganze unendliche Raum iſt von Feuer- und Schwefelſtrömen durchzogen, in die jeder Verdammte, mit ſiebenzig Ketten belaſtet, von böſen Geiſtern fortwährend hinabgetaucht wird. Die armen Sünder erhalten dort keine andere Speiſe als bittere Früchte, wie Teufelsköpfe geformt und von dem Höllenbaume gepflückt, der Zacoum heißt; kein anderes Getränk, als dasjenige, was ſie aus den Schwefelquellen ſchöpfen müſſen. — Wer von Euch möchte, in eine ſolche Hölle verſetzt, nicht Alles anwenden, um ſeine Contremarke gegen ein anderes Billet umzutauſchen?

3.

Wißt Ihr, was unſer Schiller ſagt? „Wer keinen Menſchen zeugen kann, der kann auch keinen lieben."

Genau betrachtet iſt dies eine jener Redensarten, die hinter ſchöner Schaale einen faulen Kern verbergen. Wie, ſollte ein Eunuch nicht im Stande ſein, zu lieben? Ich glaube gerade umgekehrt, daß ſolch ein Unglücklicher wärmer, reiner, inniger lieben kann, als jeder Andere; ſchon darum, weil ſeine Liebe nicht den verzehrenden Peſthauch der Sinnlichkeit in ſich trägt, weil ſie, geläutert von den Schlacken des Irdiſchen, ihre Schwingen im reinen Aether badet und nicht ſo ſchnell erkaltet als jene Alltags-Liebe, die, im Schlamm des Irdiſchen verſunken, bald gelöſcht und befriedigt iſt.

Alſo glaubt es nur: der Eunuch liebte Coraly; er liebte ſie mit der reinen Gluth der reinen Liebe; ſie aber haßte den häßlichen Uphar, der kein Mann, kein ſo ſchöner Mann als Arno, der junge Grieche war.

Der arme, bemitleidenswerthe Uphar! Zwei feindliche Geſtalten theilten ſich in die Herrſchaft ſeines Herzens: Liebe und Eiferſucht, zwei Tyrannen, die mit deſpotiſcher Gewalt das Reich ſeiner Gedanken und Gefühle beherrſchten, Zwillingsbrüder, die ſich wechſelſeitig bekämpften und beſiegten, und ſein Herz in tauſend Wonnen wiegten und auf tauſend Foltern ſpannten; die Liebe kettete ſich, dem Schatten gleich, an Coraly's Ferſe feſt, die Liebe folgte ihr auf Weg und Steg und küßte jeden Baum, der ſein ſmaragdenes Zelt über ſie ausgebreitet, jeden Raſen, der ihr zum Ruhebett gedient, jede Spur, die ihr Sylphenfuß in den weichen Sand gedrückt. Wenn ſie mit Tagesanbruch aus der Wärme ihres Lagers in die erfriſchende Kühle des Bades hinabſtieg, kniete er nieder vor ihr Bett, küßte den Pfühl, worauf ihr Haupt geruht, küßte das Nachtgewand von Mouſſelin, das den Schnee ihrer Glieder eingehüllt, küßte den Spiegel, in dem ſie ihre Reize angeſchaut. — Die Eiferſucht aber heftete ſich an die Wimpern ihrer Augen, bewachte jeden Blick Coraly's und eiferte ſelbſt mit den Zephiren, die mit der duftigen Fülle ihrer Locken, mit den Enden ihres Schleiers, mit der Zitternadel ihres Turban's ſpielten.

„Coraly,“ ſagte er eines Morgens, als ſie, vor dem Spiegel ſitzend, die goldenen Haare flocht, „ſeit Monden laſtet ein Geheimniß auf meinem Herzen, ein Geheimniß, das ich von mir abwälzen muß, wenn es mich nicht, wie ein böſer Alp, zu Boden drücken ſoll. Coraly, Sonne der Sonnen, ich liebe Dich!“

„Wie?“ fragte Coraly, „habe ich recht gehört? Uphar liebt mich?“

„Mit aller Kraft der erſten Liebe!“

„Ich traue meinen Ohren nicht! Uphar liebt mich! Uphar, der Eunuch?“

„Coraly, Uphar liebt Dich, wie der Parſe ſeine Sonne, wie der Schwan den Lotos, wie Bülbül die Roſe von Guliſtan liebt. Coraly, Du biſt meine Sonne, mein Lotos, meine Roſe! In Deinem Auge wohnet meines Glückes unerreichbar hoher Stern, in Deinem Herzen liegt mein Paradies, ſchöner als die ſieben Himmel des Propheten.“

„Uphar, hat der Duft des Lotos und der Roſe Dich betäubt, hat der Strahl der Sonne Dein Gehirn verbrannt? Du wagſt es, Eunuch, die treue Sklavin Deines Herrn zu lieben? Vergiß nicht, Uphar, daß es nur eines Wortes von mir bedarf, um die Flamme Deiner thörichten Liebe zu erſticken.“

„Ein Wort?! O nenne mir das eine Wort! Ach, Coraly, was habe ich nicht Alles verſucht, um mich mit ehernem Panzer zu waffnen gegen die unabwendbaren Pfeile Deiner Augen? Ich habe zu Gott und dem Propheten gebetet, meine Liebe zu Dir im Keime zu zerſtören; ich bin nach Medina hingepilgert und habe am Grabe des Propheten das Gelübde gethan, meine ſündige Seele drei Tage jeder Woche durch ſtrenges Faſten zu kaſteien, wenn der Prophet die Wurzel meiner Liebe zu Dir ausrotten wolle aus meiner Seele; aber je mehr ich gefaſtet, je mehr ich gebetet, je mehr ich verſucht, Dich zu haſſen, deſto höher wuchs meine Liebe zu Dir. Was kann wohl das arme Eiſen dafür, daß die geheimnißvolle Kraft des Magnets es an ſich zieht? Du, Coraly, biſt der Magnet, mein Herz iſt das Eiſen, das Du mit unzerreißbaren Ketten an das Deinige gefeſſelt haſt. Nenne mir das eine Wort, das die Gluth meiner Liebe löſchen, das den Zauber des Magnets vernichten, das mir die Freiheit meiner Seele, den Frieden meiner Tage, die Ruhe meiner Nächte widergeben kann, und knieend will ich Dir danken für den Balſam, womit Du die Wunde meines Herzens heilſt.“

„Ein Wort dem Kaiſer, und Uphar, der treuloſe Sklave ſeines Herrn, wird in jenem Mörſer, der im Vorhofe des Serails ſteht, lebendig zerſtoßen, oder kommt, wenn das Glück und der Aga ihm wohl wollen, mit fünfzig Peitſchenhieben fort.“

Uphar ballte krampfhaft ſeine Fauſt und ſchwieg. Coraly aber ſprach:

„Ein Eunuch, ein Unding, weder Menſch noch Thier, ein Scheuſal, wie Du, wagt von Liebe zu reden? Hier, Thor, nimm die goldene Schnur, die meine Hüften umſchlingt, und hänge Dich und Deine Liebe an den erſten beſten Baum. Hier mein Dolch, ritze Dir damit die erſte beſte Ader auf und ſchröpfe Dir das tolle Blut aus Deinem Herzen weg.“

„Coraly!“

„Fort, Eunuch! Dein Anblick ſtößt jeder Faſer meines Körpers Abſcheu, Grauſen, Ekel ein.“

„Vater, Vater!“ rief Uphar, wüthend die Fäuſte ballend.

„Geh', Thor! geh' und begrabe Dich und Deine Liebe in den tiefſten Schlamm der Erde.

„Coraly, habe Erbarmen mit dem Aermſten der Armen, ſchenke ihm einen Blick des Troſtes, ein Wort des Mitleids!“ flehte der Mohr, dem eine Fluth heißer Thränen aus den Augen quoll.

„Elender! ſoll ich um Hilfe rufen? Aus meinen Augen, Scheuſal!“

Uphar knirſchte die Zähne und ging.

6.

Verſchmähte Liebe artet in Haß aus.

Uphar, der ſich von Coraly lieblos verſtoßen, mitleidslos verachtet ſah, ſann auf Rache. Im erſten Auflodern ſeines feurigen Haſſes hätte er Coraly lachend mit ſeinen Nägeln zerreißen können; kälter geworden, fühlte er, daß ihr Tod, wenn auch gewaltſam herbeigeführt, ſeinem racherfüllten Herzen nicht genüge.

„Nein, ſie ſoll leben; ihr Leben aber ſoll ihr zur unerträglichen Qual werden; ſie ſoll fühlen lernen, was ein Tag ohne Sonne, was ein Leben ohne Liebe iſt. Nicht ſie, aber Arno, der ſich in den Strahlen ihrer Liebe ſonnt, ſoll als Opfer meines Haſſes fallen; der Lichtglanz ihrer Augen ſoll im Strome ihrer Thränen untergehen und ihr gramgebeugtes Herz troſtlos hinwelken; dann will ich vor ſie hintreten und mich weiden an ihrer Qual und hohnlachen ihrem Elend. Grauſame Coraly, Du hatteſt kein Wort des Troſtes, keine Thräne des Mitleids für mich; ich will nun Haß mit Haß vergelten. Boteſt Du mir nicht Deine Schnur? Sagteſt Du nicht: Hänge Dich und Deine Liebe an den erſten beſten Baum? Und wenn ich's thäte, trübte wohl eine Wolke Deiner Augen hellen Sonnenſchein? Du würdeſt lachen und glücklich ſein im Arme des Geliebten. Das aber ſollſt Du nicht ſein. Dein Glück will ich zertreten, wie Du meine Liebe zertrateſt. Du ſollſt elend werden, elender noch als ich es bin.

Darauf eilte er zum Kiſlar-Aga.

7.

Ismael war gerade bei guter Laune. Einer ſeiner Sklaven, ein junger Deutſcher, der mehrere Jahre als Commis-voyageur einer Hamburger Schnupftabacks-Fabrik in der Welt umherkutſchirt, einmal auf dem mittelländiſchen Meere in die Hände der Seeräuber gerathen, als Sklave an den Kaiſer von Fez und Marocco verkauft und nach kurzer Zeit ſo ſehr deſſen Liebling geworden war, daß er bei Muley die Stelle eines Hofnarren und Staatsſecretairs bekleidete, dieſer Hofnarr, der früher Chriſtoph Schulze, ſpäter aber, als er aus mehr als einer Rückſicht zur muhamedaniſchen Religion übergelaufen war, den Namen Mehemet Hadſchi angenommen — dieſer Renegat, der dem Kaiſer unter Anderm auch Unterricht im „Schaafskopf," dem bekannten Kartenſpiele, und in der deutſchen Sprache ertheilt hatte, dieſer Chriſtoph Hadſchi, dieſer Mehemet Schulze gab dem Kaiſer, um Allerhöchſtdenſelben in froher Stimmung zu erhalten, allerlei Räthſel auf, Räthſel, die, wie mein geliebter Leſer ſich bald überzeugen wird, ſo geheimnißvoll verhüllt waren, daß ein ungemein hoher Grad von Scharfſinn dazu gehörte, den Sinn derſelben zu entſchleiern.

„Hoheit,“ begann der räthſelſpeiende Ex-Tabacks-Reiſende, „ich will Dir jetzt, mit Deiner gütigen Erlaubniß, eine Nuß zu knacken geben, die härter ſein ſoll, als alle frühern.“

„Heraus damit!“ herrſchte der ſcharfſinnige Monarch.

„Ich denke mir ein Wort von vier Sylben. Die beiden erſten, die in der Erde wachſen, werden, wie die beiden letzten, die gleichfalls in der Erde wachſen, zu einer Speiſe benutzt, die gewöhnlich mit dem Braten herumgereicht und mit Eſſig und Oel angemacht wird.“

„Ein vierſylbiges Wort,“ wiederholte der Kaiſer von Fez und Marocco. „Alle vier Sylben wachſen in der Erde, wie Du ſagſt, und werden mit Eſſig und Oel angemacht. Höre, Hadſchi, das Räthſel iſt ſchwer.“

„Ungeheuer ſchwer!“ verſicherte Mehemet Schulze.

„Dieſe vier Sylben werden als Braten herumgereicht?“

„Nicht als, ſondern mit dem Braten.“

„Ich hab's, ich hab's!“

„Du ſcherzeſt, Hoheit.“

„Beim Barte des Propheten, ich hab's! Capernſauce, Capernſauce!“ ſchrie Oedipos II.

„Errathen, errathen,“ erwiderte Chriſtoph Hadſchi, der nicht den Muth hatte, ſeinem Herrn und Gebieter zu widerſprechen. „Ich geſtehe Dir, Hoheit, daß Dein Scharfſinn mir täglich immer mehr und mehr Achtung einflößt. Bei mir zu Hauſe braucht ein Fürſt zur Auflöſung eines ſolchen Räthſels mindeſtens einen ganzen Tag und eine ganze

Nacht; Du aber brauchteſt kaum fünf Minuten dazu. O Heil Dir, mein Fürſt!“

„Gieb mir raſch noch ein Anderes auf!“

„Schön,“ ſagte die Hamburger Sphynx. „Wieder ein vierſylbiges Wort: die beiden Erſten nennen Dir eine Frucht, die auf Bäumen wächſt, in der Regel blau, mitunter auch gelb iſt; die beiden Letzten, die mitten in der Frucht ſtecken, ſind hart wie Stein; das Ganze iſt ein Theil der beiden Erſten. Sieh, Hoheit, wenn Du auch das errathen kannſt, dann hört wirklich Alles auf; dann weiß ich kein Räthſel mehr, das für Deinen Scharfſinn ſchwer genug wäre.“

„Vier Sylben, ſagteſt Du. Die beiden Erſten ein Stein und die beiden Letzten eine Frucht?“

„Umgekehrt, Hoheit, umgekehrt.“

„Alſo die beiden Letzten eine Frucht und die beiden Erſten ein Stein.“

„Umgekehrt, Hoheit, umgekehrt.“

„Höre, Hadſchi, ich glaube gar, Du willſt mich dumm machen?“

„Hoheit, wie kannſt Du ſo etwas von dem treueſten Deiner Diener glauben! Die beiden Erſten ſind weich, die beiden Letzten aber hart wie Stein.“

„Und wachſen die beiden Letzten auch auf den Bäumen?“

„Natürlich, denn ſie ſtecken ja mitten in den beiden Erſten.“

„Ich hab's, ich hab's!“

„Wär's möglich?“

„Beim Bauche meines Vorfahrers, ich hab's! Die beiden Erſten weich, die beiden Letzten hart: das ſind Pfropfenzieher.

„Allah Kerim!“ rief Mehemet Hadſchi und nahm die Miene der höchſten Verwunderung an. „Hoheit, ich beneide Dich!“

„Um mein Serail?"

„Nein, blos um Deinen Scharfſinn. Was waren alle Räthſel der Sphynx gegen die Beiden, die Dein unterthänigſter Hund und Sklave Dir aufzugeben ſich erdreiſtet hat! Hoheit, Du biſt der größte Mann Deines Jahrhunderts!"

„Ja, das bin ich," ſagte Muley.

In demſelben Augenblick trat der Oberaufſeher des kaiſerlichen Palaſtes ein.

„Was giebt's?" fragte der Kaiſer.

„Ich habe meinem Herrn und Gebieter eine Nachricht von der höchſten Wichtigkeit mitzutheilen."

„Heraus damit!"

„Allnächtlich ſchwingt ſich einer Deiner Sklaven mit Hülfe einer Strickleiter zu Coraly's Fenſter empor. Was ſoll geſchehen?"

„Du kannſt noch fragen? Der Hund muß baumeln!"

8.

Und als die Nacht ihren Schleier über die Erde warf, und als Arno, mit der Mandoline in der Hand, vor Coraly's Fenſter erſchien und Grüße der Liebe zu ihr hinaufſchickte, ſie aber, hinter den geſchloſſenen Jalouſieen lauſchend, die Strickleiter herabließ, und Arno auf dieſer Himmelsleiter hinaufſteigen wollte in die Höhen ſeines Paradieſes, da ſtürzten aus dem Verſteck der dicht verzweigten Fliederbüſche Uphar und drei Sklaven des Serails hervor, erſtickten ſeinen Hilfruf und — knebelten ihn.

Coraly harrte am Fenſter, Arno aber, obgleich die Töne ſeiner Mandoline längſt verklungen waren, erſchien nicht. Mit pochendem Herzen wagte ſie endlich, die Jalouſieen ihres Fenſters zu öffnen um hinauszuſchauen in die tiefdunkle Nacht. Vergebens verſuchte ihr Auge den Geliebten zu erſpähen.

„Arno, Arno!“ hauchte ſie leiſe in die Nacht hinaus.

Aber als der Ruf der Liebe unerwidert blieb, da zog eine namenloſe Angſt in ihre Seele ein, mit wachſender Furcht ſtarrte ſie in die Nacht hinaus, lauſchte mit geſpanntem Ohre und fuhr tief erſchreckt zuſammen, wenn ein Blatt vom Baume fiel, und ſchloß die Jalouſieen, ſo oft ſie das leiſeſte Geräuſch vernahm.

Erſt ſpät kroch das bleiche Antlitz des Mondes aus ſeiner Wolkenlarve hervor und ſtreute ſein mattes Licht auf den Gipfel des Baumes, deſſen Zweige neugierig in Coraly's Fenſter ſchauten, hinter welchem ſie in athemloſer Angſt noch immer der Ankunft des Geliebten harrte. Plötzlich vernimmt ſie Schritte.

„Arno iſt's!“ ruft Coraly, öffnet die Jalouſieen und ſtürzt, einen Schrei des Schreckens ausſtoßend, ohnmächtig auf die Marmorplatten ihrer Zelle hin.

Auf Uphar's Befehl hatten die Sklaven den geknebelten Griechen, mit dem Antlitz nach Coraly's Fenſter hingewendet, an dem Baume aufgehängt.

9.

Am frühen Morgen beeilte ſich der Groß-Veſir, Seiner Hoheit Bericht zu erſtatten.

Muley, in ein gelbes Kleid gehüllt, blies zornig dicke Rauchwolken vor ſich hin, leerte ſeine Frühſtückschocolade und ſagte zum Groß-Veſir:

„Noch ehe eine Stunde verronnen iſt, muß Coraly, in einen Sack eingenäht, in die Tiefe des Meeres verſenkt, und Uxhar, der ihr Verbrechen verrathen hat, im Garten des Serails, dicht vor meinen Augen, von vier Pferden zerriſſen werden."

Der Groß-Veſir verneigte ſich und ging, um Anſtalten zu treffen, daß der huldvolle Befehl Seiner Hoheit ohne Aufſchub vollzogen werde.

XV.

Puſchkin.

I.

„Ego ludendi artificia delexisse, non ludum valde exercuisse laudarem.“

Leibnitz.

Zu allen Zeiten haben die tiefſten Denker, die größten Philoſophen und ausgezeichnetſten Mathematiker die ſogenannten Haſard-Spiele, in welchen Glück, Zufall, blindes Ungefähr entſcheidet, in den Kreis ihrer gelehrten Forſchungen gezogen, dieſe Spiele zum Gegenſtande arithmetiſcher Berechnungen gemacht und an die Möglichkeit gedacht, die willkührlichen Launen des Zufalls auf die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit zurück zu führen.

Der große **Leibnitz**, der in ſeiner Abhandlung über ein chineſiſches Spiel*) die Bemerkung macht, daß die Menſchen in keiner Sphäre ſich ſinnreicher, als in der Erfindung der Spiele gezeigt, Montmort in ſeinem geiſtreichen „Essai d'analyse sur les jeux de hasard" (Par. 1712); Bernoulli in ſeinem gelehrten Werke „de arte conjectandi" (Berol. 1713); Barbeyrac in ſeinem ſtellenweiſe langweiligen, aber oft tiefſinnigen „traité du jeu" (Par. 1738); Moivre in ſeiner ſcharfſinnigen „doctrine of chances" (Lond. 1738); Duſſaulx in ſeiner intereſſanten Abhandlung „de la passion du jeu" (Par. 1779, 2 Bde.); Bicquilley in ſeinem tiefdurchdachten „Calcul des probabilités" (Par. 1787)*); Hindenburg in ſeiner Sammlung „combinatoriſch-analytiſcher Abhandlungen" (Leipz. 1800); Vieth in ſeinen leſenswerthen „Betrachtungen über das Spiel" (Elberf. 1815); vor allen Andern aber Laplace in ſeiner Alles erſchöpfenden „Théorie analytique des probabilités" (Par. 1816) und in ſeinem höchſt anziehenden „Essai philosophique sur les probabilités" (Par. 1819)**), haben die Chancen des Zufalls — Zufall iſt die offenbare Folge einer uns unbekannten Urſache — in den Karten-, Würfel- und Lottoſpielen zu berechnen und wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnes feſtzuſtellen verſucht.

---

*) Im erſten Bande der Memoiren der Berliner Akademie.

Was dieſe und andere Herren nicht Alles berechnet haben!

Profeſſor Vieth, der die Zahl aller möglichen Combinationen der 52 Kartenblätter berechnet, hat ein Facit von 80 Undecillionen, 658,175 Decillionen, 103,516 Nonillionen, 460,331 Octillionen, 660,636 Septillionen, 866,403 Sextillionen, 766,923 Quintillionen, 289,505 Quadrillionen, 440,883 Trillionen, 277,824 Billionen, keine Millionen und keine Einzelne herausgebracht.

---

*) Deutſch von Rüdiger (Leipz. 1788).

**) Deutſch von Tönnies (Halberſt. 1819).

Wenn die tauſend Millionen Menſchen, die unſere Erde bewohnen, nichts weiter thäten, als Kartenmiſchen und Jeder in jeder Secunde eine neue Stellung hervorbrächte, ſo würden in einem Jahre doch nur 31,566 Billionen, 928,000 Millionen Stellungen zu Stande kommen. Und wenn die Erde in 6000 Jahren, von Anbeginn an, ſo bevölkert geweſen wäre wie jetzt, ſo würde die ganze Menſchheit jetzt erſt an der 190ſten Trillion arbeiten und hätte alſo noch ein gut Stück Arbeit übrig, um die Unzahl aller möglichen Stellungen zu erſchöpfen.

Ein Anderer berechnete, daß die 13 Karten, die jeder der vier Spielenden im Whiſt erhält, nicht weniger als 607,440,239,600 verſchiedenartige Spiele zulaſſen.

Ein Dritter ſchrieb einen großen Folianten, worin er in 1024 Taillen dem **Trente-et-un**-Spieler Anweiſung ertheilte, auf welche Weiſe er ſtets gewinnen müſſe. Um dieſe Berechnung aufzufinden, hatte er die Geduld gehabt, 600,000 Taillen mit ſich ſelbſt zu ſpielen, die aus ungefähr 1 Million 660,000 Abzügen beſtanden, eine Arbeit, an deren Ausführung er vier volle Jahre ſeines Lebens vergeudet hatte.

Laplace ſtellte in ſeinem „**Essai philosophique des probabilités**“ eine Berechnung an, nach welcher ſich die Wahrſcheinlichkeit herausſtellt, daß nach 65,767 Ziehungen jede beliebige Quinterne gewonnen werden muß.

Leider haben aber unzählige Erfahrungen bewieſen, daß die Chancen des Zufalls außerhalb des Bereiches aller menſchlichen Berechnungen liegen.

2.

Zu jenen Narren, die durch Berechnung eine Formel herausfinden wollten, nach welcher man im Pharo jederzeit gewinnen müſſe, gehörte auch Alexander Puſchkin, Rußlands Lord Byron, der berühmte Sänger des berühmten Gedichtes „Rußlan und Ljudmila“ und einiger andern Dichtungen, durch die er ſich einen ehrenwerthen Platz im Andenken der Nachwelt errungen hat.

Puſchkin's Steckenpferd hieß Pharo. Nach ſeiner Anſicht gab es kein zweites Spiel, das bei ſo großer Einfachheit ſo viel verwickelte Schwierigkeiten darbiete, als das Pharo, das er „**la crême de tous les jeux**“ zu nennen pflegte. Er kannte keinen höhern Genuß, als Nächte hindurch an der Pharobank zu ſitzen, den Gang des Spieles zu beobachten, ſelber mitzuſpielen und den Zufall in die Schranken der Berechnung zu fordern. — Er hatte Alles geleſen, was über die Combinationen dieſes Spieles erſchienen war, und pikirte ſich immer mehr und mehr auf die Entdeckung einer ſogenannten Kabbala, mit deren Hilfe er Meiſter des Zufalls zu werden hoffte.

Wenn ſeine Freunde ihm Vorwürfe darüber machten, daß er an der grünen Tafel ſein Geld und ſeine Zeit verliere, wurde er unwillig und oft ſogar böſe.

„Gönnt mir doch auch eine Freude, gönnt mir doch auch einen Zeitvertreib,“ ſagte er. „Ich halte mir weder Pferde, wie Thaddäus, noch Maitreſſen wie Nicanor. Ich bin kein Praſſer, bin kein Säufer und lebe ſo einfach, wie ein Trappiſt. Ein einziges Frühſtück koſtet Euch mehr, als mich der Tafel-Aufwand einer ganzen Woche.

„Dafür,“ erwiderte Thaddäus, „verlierſt Du auch in einer einzigen Nacht mehr, als Mancher von uns in einem Monat verbraucht.“

„Und wen geht das etwas an? Bin ich Jemandem von Euch etwas ſchuldig? Ich arbeite und verdiene mehr, als ich brauche.“

„Was Du bei Tag mit Deinen Verſen verdienſt, verlierſt du Nachts am Pharotiſch,“ ſagte Nicanor.

„Ich bin freier Mann und als ſolcher keinem von Euch Rechenſchaft ſchuldig.“

„Die verlangen wir auch nicht; wir warnen und bitten Dich nur, Deine Leidenſchaft zu zügeln.“

„Habe ich es je gewagt, die Deinige zu zügeln? Haſt Du, Thaddäus, je gehört, daß ich Dir Vorwürfe gemacht, wenn Du Unſummen im Ankauf neuer Pferde vergeudet haſt? Chaque fou a sa marotte.“

„Deine Marotte aber iſt hundertmal koſtſpieliger, als die Meinige. Auch habe ich Etwas davon: ich habe einen Marſtall, der ſeines Gleichen in ganz Petersburg ſucht. Was aber haſt Du von Deinem Geld?“

„Ich wollte Dir Deine Leidenſchaft gern verzeihen,“ ſagte Nicanor, „fände ich, daß Du auch einmal gewönneſt. Aber ſo oft ich Dich geſehen, haſt Du, trotz Deiner untrüglichen Kabbala, jederzeit verloren. Ich kann nicht begreifen, wie es Dir Freude machen kann, allabendlich Dein Geld zu verſpielen.“

„Wißt Ihr, was James Fox geſagt? »Nächſt dem Vergnügen, im Spiele zu gewinnen, giebt es kein größeres, als das: zu verlieren.« Wenn ich immer gewönne, dann verlöre das Spiel allen Reiz für mich. Je mehr ich verliere, deſto größer wird die Luſt, zu gewinnen. Ach, Ihr wißt es nicht, welchen Genuß es gewährt, dem Zufall des Spieles Trotz zu bieten, welchen Genuß es gewährt, den Zufall zu zwingen, ſich in das Joch unſerer Berechnung zu ſchmiegen.“

„Aber all' Deine Berechnungen trügen Dich," entgegnete Thaddäus, „ſonſt würdeſt Du gewinnen müſſen."

„O, es kommt noch! Ihr werdet Euch überzeugen, daß ich mit Hilfe meiner Kabbala früher oder ſpäter die Bank ſprenge."

„Mit dieſer Hoffnung," meinte Thaddäus, „tröſteſt Du Dich ſeit Jahren ſchon."

„Nur Geduld, ich bin noch nicht ganz hinter das Geheimniß gekommen!"

„Thäteſt Du mir nicht leid, dann würde ich Dich auslachen," ſagte Nicanor.

„Ei, dann müßte ich Dich ja ſchon längſt ausgelacht haben."

„Und warum?"

„Weil auch Du noch nicht hinter manches Geheimniß gekommen. Du haſt eine Liaiſon und glaubſt, ſie gehöre Dir, nur Dir allein an, während ich aus ganz guter Quelle weiß, daß die gute B... nicht blos Dich, ſondern noch einen Andern rupft."

„Und dieſer Andere?" fragte Nicanor.

„Iſt unſer gemeinſchaftlicher Freund Anatole."

„Sprichſt Du Wahrheit?"

„Frage ihn ſelbſt . . . er wird es nicht leugnen . . ."

„Dann werde ich ihn fordern . . ."

„Mache was Dir gefällt."

„Und Du, Du wirſt mein Secundant ſein . . ."

„Meinetwegen."

„Leb' wohl, Alexander!"

„Auf Wiederſehen, Freund Nicanor!"

Der Betrogene rannte wüthend fort.

„Ei, wie indiſcret," meinte Thaddäus.

„Er wollte mich auslachen . . . ich mußte ihm beweiſen, daß die Reihe an mir ſei."

„Es wird Blut fließen . . ."

„Was liegt daran?"

„Anatole wird Dich zur Rechenſchaft ziehen."

„Ich ſpiele Pharo und fürchte mich ſelbſt vor dem Teufel nicht."

Thaddäus zuckte die Achſel und ging.

3.

Am andern Morgen ſchlugen ſich Nicanor und Anatole, der keinen Grund einſah, ſeine heimliche Liaiſon mit Mlle. B... zu desavouiren, auf Piſtolen.

Anatole bekam einen Schuß in die Hüfte und mußte drei Monate das Zimmer hüten.

4.

Während dieſer Zeit arbeitete Puſchkin an ſeiner „Quelle von Baktiſchiſſarai," einem neuen Gedichte, wofür ihm ſein Buchhändler ein Honorar von fünf Silberrubel für jeden einzelnen Vers contraktlich zugeſichert hatte.

Die aufgehende Sonne fand den Dichter am Schreibpulte, die untergehende traf ihn an der Pharobank.

5.

Eines Abends — es war während der ſogenannten Butterwoche, der ruſſiſchen Carnevals-Zeit — wollte er ſein Glück einmal zur Abwechslung am Roulette-Tiſch auf die Probe ſtellen. Er hatte, um von den Croupiers nicht erkannt zu werden, einen ſchwarzen Domino umgeworfen und zehntauſend Rubel in Banknoten zu ſich geſteckt, um mit dieſem Gelde eine große Scharte, die er am vorigen Abende von der Pharobank davongetragen, an der Roulette wieder auszuwetzen.

In demſelben Augenblick, als der ſchwarze Domino ſich auf der einen Seite des grünen Tiſches etablirte, ſetzte ſich auf der andern Seite, ihm gerade gegenüber, ein roſenfarbener Domino feſt.

Die beiden Spieler erregten bald die allgemeine Aufmerkſamkeit, nicht etwa darum, weil Beide **en masque** erſchienen (denn außer ihnen nahmen noch andere Masken am Spiele Theil), ſondern blos darum, weil der Eine immer das Gegentheil vom Andern beſetzte. Setzte der ſchwarze Domino ſein Geld auf Roth, dann ſetzte — man konnte wetten darauf — der rothe Domino eine gleiche Summe auf Schwarz, und ſo kam es, daß, wenn der Schwarze hundert Rubel verlor, der Rothe hundert Rubel gewann, und ſo umgekehrt. Beide Spieler hatten blos die Aehnlichkeit mit einander, daß jeder von ihnen ſtets nur eine der drei Chancen: **Rouge ou noire, paire ou impaire, passe ou manque,** keiner von Beiden aber eine Nummer, ein Quadrat oder eine Colonne beſetzte. Dann hatte Beider Spielweiſe nur noch die Aehnlichkeit, daß ſowohl der Eine, ſo oft er gewann, als der Andere, ſo oft er verlor, den Satz doublirte. Verlor z. B. der eine Domino vier Mal auf Roth, gewann der andere Domino eben ſo oft auf Schwarz. Die Zuſchauer, die dies erſt nach und nach bemerkt hatten, fingen allmälig zu lächeln an, weil ſie ein gegenſeitiges Einverſtändniß zwiſchen Beiden vorausſetzten und der Meinung waren, daß das, was der Eine verliere, der Andere zurückgewinnen wolle; als ſie aber einſahen, daß der ſchwarze Domino nach und nach all' ſein Geld verlor und über ſein Unglück ſo wüthend wurde, daß er mit den Zähnen knirſchte, mit den Füßen ſtampfte und Flüche vor ſich hinmurmelte, während der rothe Domino hohnlachend das gewonnene Geld einſtrich, da wußten ſie nicht, was ſie von Beiden denken ſollten.

Puſchkin hatte bereits Alles bis auf die letzten fünfzig Rubel verloren. Fluchend warf er den Reſt ſeiner ganzen Baarſchaft auf die erſte beſte Nummer hin . . . das Papiergeld flog auf Nummer 11. Eine Secunde ſpäter gewann Nummer 12, und Rußlands Lord Byron hatte nun auch den Reſt verloren und keine Kopeke mehr in der Taſche.

Wüthend ſchlich er zum Saale hinaus. Draußen im Vorzimmer trat der rothe Domino auf ihn zu.

„Wohin, Herr Puſchkin?" fragte die Maske.

„Wie, Sie kennen mich?"

„Natürlich kenne ich Sie und frage nicht umſonſt, wohin Sie wollen?"

„Ich habe all' mein Geld verſpielt und will nach Hauſe, um mir neues zu holen."

„Deshalb brauchen Sie ſich nicht nach Hauſe zu bemühen. Hier ſind zehntauſend Rubel, die ich für Sie gewonnen habe."

„Für mich? Sie machen mich neugierig auf die Bekanntſchaft eines ſo großmüthigen Freundes. Wer ſind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin Nicanor," ſagte der rothe Domino, ſeine Larve abnehmend, „und habe, als ich Dich an die Roulette treten ſah, die Vorſicht gebraucht, gegen Dich zu ſpielen und auf dieſe Weiſe Alles, was Du verloren haſt, für Dich zurück zu gewinnen.“

„Du lieber, guter, edler Freund!“ rief Puſchkin, den dieſer ſchöne Zug wirklich gerührt hatte.

„Das Geld, Alexander, gebe ich Dir aber nur unter einer Bedingung zurück.“

„Und unter welcher?“

„Unter der Bedingung, daß Du mir verſprichſt, heute nicht mehr zu ſpielen; denn heute haſt Du Unglück, wie Du bereits bemerkt haben mußt.“

„Du haſt Recht, Nicanor. Ich hatte heut noch mehr Guignon, als gewöhnlich. Heute — hier haſt Du Hand und Wort darauf — ſpiele ich nicht mehr.“

„Nun wohlan, ſo nimm Dein Geld!“

„Ich danke Dir, Nicanor. Wir wollen nun, wenn's Dir gefällt, ſoupiren.“

„Nur hier nicht,“ ſagte Nicanor, ſeinen Freund fortziehend.

„Was macht Anatole?“ fragte Puſchkin, als Beide die Treppe hinabgingen.

„Es geht ſchon viel beſſer.“

„Und wann darf er wieder ausgehen?“

„Vielleicht ſchon morgen.“

Puſchkin ſchwieg und Nicanor ebenfalls.

Bald darauf ſoupirten Beide bei F . . .

6.

An dieſem Abende hatte **Puſchkin** mehr als gewöhnlich getrunken. Die Folge davon war, daß er viel aufgeregter als ſonſt nach ſeiner Wohnung heimkehrte und ſich mehr als je nach Schlaf ſehnte. Aber ſeine Nerven waren von Spiel und Wein viel zu ſehr alarmirt, um ſich ſobald wieder beruhigen zu können. Er nahm deshalb — ganz gegen ſeine Gewohnheit — ein Buch zur Hand, um ſich gleichſam damit in den Schlaf hineinzuleſen.

Das Buch war **Vieth's** „Betrachtungen über das Spiel.“

Da ich annehmen darf, daß von hundert meiner Leſer vielleicht nicht zwei dieſes ziemlich ſeltene Werk beſitzen, ſo erlaube ich mir einige Aphorismen und Anecdoten daraus mitzutheilen:

— — — — — — — — — —

Welche Leidenſchaft iſt wohl mächtiger als das Spiel? Ein leidenſchaftlicher Spieler denkt in ſeiner Aufregung an nichts Anderes in der Welt, als an die Frage: Werde ich verlieren oder gewinnen? Während des Spielens vergißt er Hunger und Durſt. Vater **Herodot** erzählt, die Lydier hätten während einer großen Hungersnoth, die während der Regierung des Königs **Atys** ausgebrochen war, den einen Tag einzig und allein weiter nichts, als mit Würfeln geſpielt, um nicht an's Eſſen zu denken, den andern Tag vom Spielen ausgeruht und nur ſo viel Nahrung zu ſich genommen, um nicht zu verhungern; ſo hätten ſie es achtzehn Jahre hindurch getrieben, und keiner dieſer Spieler wäre dabei verhungert, Mancher aber aus allzugroßer Aufregung ſchwach geworden. — Niemand altert ſo ſchnell, als ein Spieler: im dreißigſten Jahre iſt er ein Greis.

Hegeſilochus, Statthalter der Inſel Rhodus, würfelte mit den Vätern der Stadt nicht um Geld, ſondern um Frauen.

— — — — — — — — — —

Auch die alten Deutſchen waren unermüdliche Würfler. Sie ſpielten, wie Tacitus erzählt, um Hab und Gut und endlich, wenn ſie Alles verloren hatten, um ſich ſelbſt.

— — — — — — — — — —

Schon Juvenal räumt im hundertvierundſiebzigſten Vers ſeiner neunten Satyre dem Haſardſpiel einen Platz vor dem Ehebruch ein:

„. . . . . alea turpis
Turpe et adulterium.“

— — — — — — — — — —

„Wären die Israeliten,“ ſchreibt Vieth, „wie vom König Pharao auch vom Pharao-Spiel tyranniſirt worden, ſo hätte Moſes, der ſie von Jenem befreite, ſie gewiß auch von dieſem zu befreien geſucht und auf das Gebot: Du ſollſt nicht tödten, das folgen laſſen: Du ſollſt nicht ſpielen, und auf das Gebot: Du ſollſt nicht ehebrechen, das folgen laſſen: Du ſollſt nicht ſtehlen. Denn wahrlich, ich glaube, daß mehr Zerrüttung häuslichen Wohlſtandes und häuslicher Zufriedenheit durch das Spiel herbeigeführt wird, als durch den Ehebruch, und daß mancher Spieler weit mehr den Galgen verdient, als mancher Dieb.“

— — — — — — — — — —

„Pharo! Wo iſt ein Spiel wie dieſes? Welche große Mannigfaltigkeit bei dieſer hohen Einfachheit! Und beſteht nicht darin nach allen Lehrbüchern der Aeſthetik das Weſen der Vollkommenheit? Pharo iſt alſo ein vollkommenes Spiel. Und daher kommt es auch, daß es, wie die Kunſt der Chineſen, immer auf einer und derſelben Stufe blieb. Wie viel Veränderungen und Verkünſtelungen hat man nicht beim

L'hombre, beim Whiſt, beim Schach verſucht? Du aber, o edles Pharo, bliebſt bei allen dieſen Revolutionen das, was Du Anfangs geweſen warſt. Immer der einfach erhabene Gang, rechts und links, wie beim Pendel einer Thurmuhr. Noch einmal, wo iſt ein Spiel wie dieſes!!!

— — — — — — — — — —

Wie ungeheuer am franzöſiſchen Hofe unter Heinrich IV. geſpielt wurde, kann man aus den Memoiren Baſſompierre's ſchließen. Es entſtanden eine Menge Spielhäuſer, welche „academies de jeu" genannt wurden. Der Marſchall Baſſompierre gewann an manchem Abend hunderttauſend Thaler und ſtarb trotzdem in ſo ſchlechten Umſtänden, daß kaum der zwanzigſte Theil ſeiner Schulden bezahlt werden konnte.

— — — — — — — — — —

Rotrou, Verfaſſer des Trauerſpiels „Wenzeslaus" und ſiebenunddreißig anderer Theaterſtücke, ein Dichter, den der große Dichter des „Cid," Pierre Corneille, ſeinen Vater und Lehrer genannt, war ein unbeſonnenes Kind, wenn's auf Spiel ankam. Er hatte einmal (vom Cardinal Richelieu) ein Geſchenk von dreihundert Louisd'or erhalten, die er, um ſie nicht zu verſpielen, an einem ſichern Orte unter Reisbündeln verſteckte. Aber ſchon in der andern Nacht mußte er ein Bund nach dem andern ausſchütteln, um ſeine Goldſtücke zuſammen zu ſuchen und — ſiehe da, er verlor ſie alle.

— — — — — — — — — —

Vincent Voiture, nach der Frau von Sevigné das Muſterbild des franzöſiſchen Briefſtyls, verlor einſt in einer Nacht tauſendvierhundert Louisd'or, und weil ihm nur ein Tag übrig blieb, um ſeine zum Pfand eingeſetzte Ehre wieder einzulöſen, ſchrieb er ſeinem Freunde Coſtar: „Schicken Sie mir, ich bitte Sie dringend, zweihundert Louis, die ich nothwendig brauche, um die Summe von tauſendvierhundert Louis, die ich geſtern verloren habe, heute bezahlen zu können.

Sie wiſſen, lieber Freund, daß ich nicht minder auf Ihr Wort, als auf das meinige baue. Wenn Sie das Geld nicht haben, ſo leihen Sie es ſich und wenn Sie Niemanden finden, der es Ihnen leihen will, ſo verkaufen Sie Alles, ja ſogar Ihren guten Freund, Herrn Paucquet; denn ich muß durchaus zweihundert Louis haben.“ Coſtar ſchickte ihm augenblicklich das verlangte Geld, beſchwor ihn aber bei allen Heiligen des Kalenders, ſeine Leidenſchaft endlich einmal zu bezähmen. — Voiture nahm ſich das Wort ab, eine Zeitlang nicht zu ſpielen. „Ich habe ſo gut wie Ariſtoteles eingeſehen,“ ſchrieb er bald darauf ſeinem Freunde Coſtar, „daß das Spiel keinen Segen bringt und deshalb habe ich auch ſchon ſeit ſieben Monaten keine Karte angerührt; eine wichtige Neuigkeit, die ich Ihnen früher mitzutheilen vergeſſen habe.“ Paul Peliſſon erzählt von Voiture, er hätte als reicher Mann ſterben müſſen, wäre er im Stande geweſen, ſeine Spielluſt beherrſchen zu können.

— — — — — — — — — —

Auch Voiture's Freund, Jean Louis Guez de Balzac, war ein leidenſchaftlicher Spieler, der ſich einſt von ihm vierhundert Thaler zum Spielen lieh und ihm über das empfangene Darlehen einen Schein ausſtellte, worunter Voiture die Worte ſchrieb:

> „Ich beſcheinige hiermit, Herrn von Balzac die Summe von achthundert Thalern ſchuldig zu ſein für das Vergnügen, das er mir dadurch bereitet hat, ſich vierhundert von mir geliehen zu haben“

und ihm den Schein zurückſchickte.

Noble Spieler ſind in der Regel ſehr großmüthig, natürlich nur ſo lange, als ſie ſelbſt Etwas haben.

— — — — — — — — — — —

Descartes, dieſer berühmte Philoſoph und Mathematiker, wurde frühzeitig durch den Reiz des Spieles verführt; ſo auch Michel de

Montagne. Beide aber überwanden ſich; Beweis, daß dieſe Leidenſchaft nicht unbeſiegbar iſt.

— — — — — — — — — —

Paſchaſius Juſtus, einer der berühmteſten Aerzte Flanderns war von der Leidenſchaft des Spieles ſo beſeſſen und doch von ihrer Schädlichkeit ſo ſehr überzeugt, daß er vierzig Jahre hindurch mit ſich ſelbſt im Kampfe lag. Er verfaßte mehrere lateiniſche Gebete, worin er Gott bat, ihn von dieſer Krankheit der Seele zu heilen. Er ſchrieb ſogar ein Werk gegen dieſe verderbliche Leidenſchaft, um ſich von ſeiner Leidenſchaft zu heilen. Die Cur ſchlug aber nicht an, denn er war einem ſchlechten Arzte — ſich ſelbſt — in die Hände gefallen. Ungeheilt und im höchſten Grade elend, ſtarb er um das Jahr 1598 zu . . . aber ſein Buch **de alea, sive de curanda ludendi in pecuniam cupiditate (. . . . 1560)** exiſtirt noch und wird von den Bibliomanen mehr geſucht, als manches beſſere Werk.

— — — — — — — — — —

Eine fromme Dame bekannte im Beichtſtuhl unter andern Sünden, daß ſie ſich zu ſehr dem Spiel ergeben habe. „Bedenken Madame,“ ſprach der fromme Beichtvater, „wieviel koſtbare Zeit Sie mit dem elenden Kartenmiſchen verloren haben!“ „Ich ſah das recht gut ein,“ erwiderte ſie, „aber, ehrwürdiger Herr, gemiſcht müſſen ſie doch werden.

— — — — — — — — — —

Zwei unglückliche Spieler ſaßen neben einander am Pharotiſche. „Wie können Sie ſo kaltblütig verlieren?“ fragte Einer den Andern. „Kaltblütig?“ wiederholte der Gefragte, „ſehen Sie her!“ Dabei zog er ſeine Hand aus dem Buſen und zeigte ihm die blutig zerkratzte Bruſt.

— — — — — — — — — —

Mehr als all' dieſe Anecdoten intereſſirte ihn eine Geſchichte, die ſich im Sommer des Jahres 1784 zu Aachen zugetragen hatte. Unter den Badegäſten, die blos des Spielens halber von Frankreich herübergekommen waren, befand ſich ein Herr Ramier de la Raudier, der, weil er einmal in einem uralten Jahrgang des **Journal des Savans** von 1679 Sauveur's Schlüſſel, das Baſſette-Spiel zu berechnen, gefunden hatte, auf den verrückten Einfall gerathen war, auch einen Schlüſſel zu den geheimnißvollen Schlöſſern des Pharoſpiels zu entdecken. Nach zehn Jahre langem Hin- und Herbrüten wollte er endlich eine genaue Berechnung, eine ſogenannte Kabbala gefunden haben, mit deren Hilfe er alle Banken der Erde zu ſprengen ſich dermaßen ernſtlich vornahm, daß er ſeinen kleinen Poſten als Privatſecretair bei einem der Miniſter aufgab und nun von einem Bade in's Andere reiſ'te, um dort die Richtigkeit ſeiner Berechnung, die Unfehlbarkeit ſeiner Kabbala, auf die Probe zu ſtellen. Die erſte Probe mißlang, die zweite ebenfalls und ſo auch die dritte, vierte und fünfte. Er hatte bereits all ſein Geld, aber noch nicht alle Hoffnung verloren, denn er glaubte noch immer an ſeine perpendiculaire und triangulaire Formeln und überredete ſich, daß die Schuld, weßhalb er nichts gewonnen habe, nicht an ſeiner Kabbala, ſondern blos daran lag, daß er nicht Geld genug gehabt, die Martingale — d. h. die jedesmalige Verdoppelung des frühern Einſatzes — bis zu dem Puncte zu treiben, auf dem ſeine Karte durchaus gewinnen müſſe. Wenn man aber bedenkt, daß die Summe der Progreſſion 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256. 512 ſchon bei der zehnten Karte 1023 beträgt, wenn man bedenkt, daß man, um einen einzigen Louisd'or, den man auf die erſte Karte geſetzt, zu gewinnen, bei Verluſt der zehnten Karte, wenn man bis zu dieſer ſeine Martingale verfolgt, 1023 Louisd'or zu verlieren wagt, ſo wird Jeder einſehen müſſen, daß jede auf Martingale beruhende Kabbala ein Unſinn iſt. Dieſer Narr aber wollte das durchaus nicht begreifen und ſo kam es, daß er eines Abends, nachdem er ſein letztes Geld verſpielt hatte, nach Hauſe ſchlich und ſich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Nachdem Puſchkin dies geleſen hatte, warf er das Buch verdrießlich auf die Erde, löſchte die Lampe aus, ſchob ſich, vom Leſen ermüdet auf die andere Seite hinüber und ſank bald darauf in feſten Schlaf.

7.

Dann und wann geſchehen noch Wunder. Wer daran nicht glauben will, der leſe, um ſich von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen, folgendes Geſchichtchen:

Urplötzlich ſtand dicht vor Puſchkin's Lager eine kleine, buckelige, auf allen Seiten eingekniffene, höchſt abenteuerliche Gnomen-Geſtalt, die, in ein aus den 52 Blättern des Kartenſpiels ſinnreich zuſammengeſetztes Gewand eingehüllt, ein ſchwarzes Zauberſtäbchen in der Hand hielt, das ſie ſo unſanft auf die Naſenſpitze des Schlafenden fallen ließ, daß er augenblicklich erwachte, weit die Augen aufriß und, durch den Anblick dieſer fremdartigen Erſcheinung mehr überraſcht als erſchreckt, die Frage ausſtieß:

„Wer da?“

„Ich heiße Paroli,“ antwortete der Gnom, „und habe die Ehre der Geiſt des edlen Pharoſpiels zu ſein. Ich weiß, Freund Puſchkin, daß Du ſeit Jahren Dich vergeblich abquälſt, eine Kabbala zu entdecken, durch die Du als unumſchränkter Souverain den wetterwendiſchen, rebelliſchen Zufall beherrſchen und ihn nach Deinem Willen gängeln kannſt ich weiß, daß Du trotz aller Anſtrengungen, trotz aller Studien dieſe

Kabbala, dieſes große Geheimniß, dieſen goldenen Schlüſſel noch immer nicht gefunden und deshalb ſchon viel Geld verloren haſt. Du thuſt mir leid, Freund Puſchkin; ich habe unlängſt Deine Gedichte geleſen und Dich und Deine Poeſie ſo liebgewonnen, daß ich mich herabgelaſſen oder, richtiger geſagt, zu Dir hinaufbemüht habe, um Dir unter vier Augen die Auflöſung jenes geheimnißvollen Räthſels, das Dein ſchwacher Geiſt bisher nicht zu erforſchen im Stande war, jedoch nur unter der Bedingung mitzutheilen, daß Du mir zuvor Dein Ehrenwort giebſt, jenes große Geheimniß, das ich Dir entdecken will, keinem Andern zu verrathen, nur unter der Bedingung, daß Du den Schwur ablegſt, es ewig zu verſchweigen.

„Ich ſchwöre,“ rief Puſchkin mit feierlichem Tone.

„Nun denn, ſo höre! Das ganze Geheimniß der Kabbala, welche Du ſuchſt, beſteht darin, die Augen der drei erſten Abzüge oder ſechs erſten Karten zuſammenzuzählen. Das As gilt 1, die Zwei 2, die Drei 3 und ſofort bis zur Zehn; Bube, Dame und König — merke Dir das genau, Freund Puſchkin — werden niemals mitgezählt. Beträgt nun die Summe der Augen der drei erſten Abzüge 32, ſo beſetzeſt Du die Drei und die Zwei; beträgt ſie 18, dann beſetzeſt Du das As und die Acht; beträgt ſie aber eine runde Zahl, z. B. 20 oder 30, dann ziehſt Du von dieſer Zahl die Augen der erſten Karte, die auf die Seite des Bankiers fiel, ab; war z. B. die erſte Karte eine Neun, dann ſubtrahirſt Du 9 von 30 und beſetzeſt die beiden Zahlen der Summe, welche Dir übrig geblieben iſt.

„Alſo, weil der Reſt 21 iſt, die Zwei und das As.“

„Ganz recht, Freund Puſchkin. Iſt aber die erſte Karte, die auf die Seite des Feindes fiel, eine Zehn oder ein Bild, dann ziehſt

Du von der runden Zahl die Augen der zweiten Karte; iſt auch dieſe eine Zehn oder ein Bild, die Augen der dritten, iſt dieſe wiederum ein Bild oder eine Zehn, die Augen der vierten, fünften oder ſechſten ab. Begreifſt Du das?"

„Vollkommen," ſagte Puſchkin.

„Trifft es ſich aber," fuhr der Pharo-Geiſt fort, „daß die Summe der Augen der drei erſten Abzüge nur aus einer einfachen Zahl von 1 bis 9 beſteht, dann zählſt Du die Augen der nächſten Karte, welche auf die ſechſte folgt und kein Bild und keine Zehn iſt, hinzu und erhältſt dann, wenn z. B. die Summe der drei erſten Abzüge 8 und die ſiebente Karte eine Neun geweſen iſt, die Zahl 17 und beſetzeſt dann . . ."

„Das As und die Sieben," fiel Puſchkin ein.

„Du begreifſt mich ganz vortrefflich," ſagte der kleine Kobold Paroli.

„Wie aber, wenn eine dieſer beiden Karten verliert?"

„Dann doublirſt Du, Freund Puſchkin."

„Aber wie oft?"

„Nur zwei Mal, denn das dritte Mal muß Deine Karte gewinnen; das eben iſt das Geheimniß; in der Regel gewinnt ſie aber ſchon das erſte Mal."

„Und was mache ich dann?"

„Dann ſteckſt Du ruhig Deinen Gewinn ein und warteſt die neue Taille ab."

„Ich darf alſo in keiner Taille mehr als zwei Karten ſpielen?"

„Mehr nicht, Freund Puſchkin. Befolgſt Du dieſe Kabbala, dann darfſt Du des Sieges jederzeit gewiß und feſt überzeugt ſein, daß Du auf dieſe Weiſe peu-à-peu alle Banken ruinirſt."

„Laß Dich umarmen, edler Schutzgeiſt,“ rief **Puſchkin**, im größten Taumel der Freude aus dem Bette ſpringend, um ſeinen Genius **Paroli** an's Herz zu drücken.

Der Geiſt aber war verſchwunden oder, beſſer geſagt, gar nicht da geweſen, denn **Puſchkin** — mein ſcharfſinniger Leſer wird das ſchon längſt durchſchaut haben — hatte dieſe wunderbare Geſchichte blos geträumt.

Aber dieſer Traum war ſo lebendig und die Anleitung, die ihm Gott Fantaſus gegeben, ſo einfach, daß **Puſchkin**, da er einmal aufgeſtanden war, ſich nicht wieder hinzulegen, ſondern die Lampe anzuzünden beſchloß, um jene Kabbala, die ihm der Gott der Träume gelehrt, ſofort auf die Probe zu ſtellen.

Er zog ſich ſeinen chineſiſchen Schlafrock an, holte raſch ein Spiel Karten herbei und fing mit ſich ſelbſt zu ſpielen an.

Und ſiehe da, die Kabbala traf wirklich ein. Im Verlauf einer Stunde hatte er gegen **dreißig** Taillen abgezogen und in allen Taillen jede der zwei durch Berechnung gefundenen Karten gewonnen.

Puſchkin konnte vor Freude nicht mehr einſchlafen. Er ſetzte ſich an ſein Schreibpult und vollendete in der „glücklichſten Nacht ſeines Lebens“ ſeine „Quelle von Baktiſchiſſerai.“

Gerade als der Hahn zum erſten Male zu krähen anfing, ſchrieb er den letzten Vers ſeines Gedichtes, das nun aus 600 Verſen beſtand, und da der Buchhändler ihm für jeden Vers fünf Silberrubel zugeſagt, ſo hatte **Puſchkin** jetzt Anſprüche auf 3000 Silberrubel.

Aber mehr als ſein Gedicht, mehr als das Honorar freute und entzückte ihn die geträumte Kabbala, die **unfehlbar richtig** war, denn ſie hatte durch dreißig Taillen die Probe beſtanden und ihn **nicht ein einziges Mal** im Stich gelaſſen.

Dann und wann, ſagte ich, geſchehen noch Wunder. Wer von Euch zweifelt noch daran???

8.

Puſchkin konnte den Abend nicht erwarten. Den ganzen Tag über hatte er nirgends Ruh noch Raſt.

Für Menſchen, die einem inhaltſchweren Brief, einem nothwendigen Beſuch, einem wichtigen Ereigniß entgegengehen, hat der Zeiger der Uhr etwas Peinigendes, weil er ſich ſo träg und ſchläfrig fortbewegt, daß ſie die Uhr oft an's Ohr legen, um zu ſehen, ob ſie vielleicht ſtehen geblieben ſei. Für Menſchen hingegen, die nichts zu erwarten haben, entflieht die Zeit mit ſolcher Haſt und Schnelligkeit, daß ihnen mancher Tag kürzer erſcheint, als Manchem eine Stunde. — Die Uhr, ſagt unſer großer **Schiller**, ſchlägt keinem Glücklichen; in dieſen Worten liegt mehr Sinn als in mancher Tragödie unſerer modernen Sophokleſſe. — Menſchen, welche beſtändig nach der Uhr ſchauen, ſind in der Regel nicht glücklich: es quält ſie eine geheime Unruhe, von der ſie ſich oft ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben wiſſen, eine Unruhe, die ſie von einem Orte zum andern fortſtachelt und ihnen nirgends das Glück ruhiger Behaglichkeit gönnt. Von zehn Menſchen, welche in einer Viertelſtunde fünf Mal nach der Uhr ſehen, haben fünf eine Liebſchaft, drei ein Rendezvous und zwei ein böſes Gewiſſen.

Puſchkin, der, wie Jeder, welcher nicht von der Zeit abhängig iſt, oft wochenlang **nicht ein Mal** den Lauf ſeiner Taſchenuhr beobachtete, ſah an dieſem Tage häufiger als ein Verliebter nach ſeinem **Breguet**, trieb ſich länger als gewöhnlich auf der Alexander-Newsky-Perſpective umher, blieb, um die Zeit abzukürzen, vor jedem Bilderladen und vor jedem Auslagkaſten ſtehen, liebäugelte — was ſonſt auch gegen ſeine Gewohnheit war — mit allen hübſchen Pariſer Modiſtinnen, die hinter den Glasſcheiben der Putz-Ateliers mit ihren weißen Fingern Zwirn und mit ihren ſchwarzen ſündigen Augen Liebſchaften einfädelten, warf bald der Einen, bald der Andern einen Fingerkuß zu, dachte im Grunde aber an nichts Anderes, als an ſeinen reizenden Traum und ſeine untrügliche Kabbala, mit der er heute Abend die Bank zu ſprengen feſt entſchloſſen war.

Der Hunger trieb ihn endlich zu einem Reſtaurant. Er war eben damit beſchäftigt, ſich ſeine Lieblingsgerichte auszuwählen, als der wiedergeneſene Anatole in Begleitung ſeines Freundes Thaddäus eintrat. Beide ſetzten ſich an Alexander's Tiſch.

„Nun, wie geht's, Anatole?“ fragte Puſchkin.

„Gut, wie Du ſiehſt. Ich habe Dich ſeit dem Tage, an dem ich Nicanor's Herausforderung erhielt, leider nicht geſehen. Du biſt mir Rechenſchaft ſchuldig, weßhalb Du mich mit Nicanor zuſammengehetzt haſt.“

„Ich glaubte Euch Beiden dadurch einen Dienſt zu erweiſen. Jeder von Euch glaubte ſich allein von ihr geliebt; ich habe Euch bewieſen, daß ſie Euch Beide hintergangen, getäuſcht und betrogen hat.“

„Nicanor und ich, wir haben ihr den Laufpaß gegeben und ſind Dir in der That verpflichtet dafür, daß Du uns die Schuppen von den Augen geriſſen haſt; aber deſſen ungeachtet blieb es immer eine Indiscretion von Dir . . .“

„Du ſcheinſt Luſt zu haben, eine Kugel mit mir zu wechſeln . . .“

„Heute Abend erwarte ich Dich . . .“

„Morgen, ſo früh es Dir beliebt, aber nur heute Abend nicht.“

„Hat Freund Puſchkin ein Rendezvous?“ fragte Thaddäus.

„Und was für eins!“ rief der Dichter, entzückt die Spitzen ſeiner Finger küſſend.

„Dann will ich Dich nicht abhalten, morgen früh aber? . . .“

„Treffen wir uns an dem uns bekannten Orte.“

„Abgemacht,“ ſagte Anatole.

Sie aßen, tranken, plauderten zuſammen, und ſo verſtrich die Zeit. Puſchkin ſah auf die Uhr: es war Sechs vorüber.

„Ich muß Euch nun verlaſſen. Lebt wohl!“

„Auf Wiederſehen morgen früh!“ ſagten die Freunde.

Puſchkin eilte von hier nach ſeiner Wohnung, ſteckte ein Portefeuille mit 12000 Silberrubeln in Banknoten und außerdem ſein Gedicht und ſeinen Contract zu ſich, weil er ſeinen Verleger, der zu den Stammgäſten der Spielbank gehörte, dort zu finden überzeugt war.

Mit dem Glockenſchlage Sieben pflegt das Spiel dort ſeinen Anfang zu nehmen. Puſchkin war einer der Erſten, die ſich an der grünen Wieſe, auf welcher die verlockenden Goldlämmer weiden, in der Hoffnung einſtellten, die ganze Heerde ihrem Hirten zu entführen. Gewinnen mußte er, dafür bürgte ſeine untrügliche Kabbala.

Die drei erſten Abzüge der erſten Taille betrugen zwei und dreißig; er beſetzte die Drei und die Zwei — und beide Karten gewannen. In der zweiten, dritten, vierten und fünften Taille gewann er ebenfalls; er hatte auf jede der zehn Karten hundert Rubel geſetzt und in fünf Taillen bereits tauſend Rubel gewonnen; das beſtärkte noch mehr ſeinen Glauben an die Unfehlbarkeit ſeiner Kabbala und er ſetzte nun in der ſechſten Taille auf jede der beiden Karten fünfhundert Rubel. Die Eine — das As — gewann ſchon nach dem dritten Abzuge; die Andere — eine Sechs — verlor . . . er doublirte . . . ſie verlor . . . er doublirte wiederum … ſie verlor abermals; in dieſer Taille hatte er alſo auf die Sechs dreitauſendfünfhundert Rubel verloren.

„Teufel!“ rief er aus; „ich muß mich im Addiren geirrt haben, ſonſt wäre es ja gar nicht möglich, daß ich dreimal darauf hätte verlieren können. Sagte nicht mein Pharogeiſt: Das dritte Mal muß Deine Karte gewinnen! Die Schuld lag alſo nur an mir und nicht an Freund Paroli. Mais ça ne fait rien! Jetzt will ich beſſer aufpaſſen und mich im Zuſammenzählen nicht irren.“

Drauf ſetzte er auf jede der beiden Karten wieder fünfhundert Rubel. Diesmal hatte er ſo richtig gezählt, daß Beide durchaus gewinnen mußten; aber ſiehe da, Beide verloren … er doublirte und doublirte wiederum und ſie verloren beide Male, und Puſchkin hatte nun in dieſer einzigen Taille ſiebentauſend Rubel eingebüßt. Ein Blick in ſein Portefeuille belehrte ihn, daß er nur noch dreitauſend Rubel hatte.

„Himmel und Hölle, ſollte ich mich abermals geirrt haben? Nein, bei allen Teufeln, ich habe mich nicht geirrt! Noch ein Mal will ich auf dieſe Weiſe mein Glück verurſchen, ſagte er, und ſetzte auf jede der beiden Karten abermals fünfhundert Rubel. Die Erſte gewann … die Zweite verlor … er doublirte … ſie verlor; er doublirte abermals und … ſie verlor wiederum und nun waren ſeine letzten dreitauſend Rubel beim Teufel oder, was ziemlich daſſelbe iſt, beim Bankier.

„Sollte der Traum mich nur geäfft haben, ſollte die Kabbala, die er mir gelehrt, eben ſo unhaltbar, eben ſo trüglich als jede andere ſein. Ich will, ob ich gleich keinen Rubel mehr in meiner Taſche habe, doch noch ein Weilchen den Lauf des Spiels beobachten, um zu ſehen, ob ich, würde ich ſo weiter fortgeſpielt haben, gewonnen oder verloren hätte.“

Und ſiehe da, jetzt, wo er die Karten nicht mehr beſetzte, gewannen ſie Schlag auf Schlag in ſechs aufeinander folgenden Taillen, und

Puſchkin war nun ſo wüthend, daß er, hätten es Sitte und Anſtand erlaubt, gern aus der Haut gefahren wäre.

„Hätte ich das Spiel fortſetzen können, ſo würde ich jetzt die Hälfte meines ganzen Verluſtes zurückgewonnen haben. Himmel, wo treibe ich ſchnell Geld auf, um weiter ſpielen zu können.“

Der Zufall führte in demſelben Augenblick den Buchhändler des Herrn Puſchkin wie einen Deus ex machina an die Spielbank.

Der Dichter hatte ihn kaum erblickt, als er ihn geheimnißvoll bei Seite zog.

„Gut, daß ich Sie finde. Ich habe heute Morgen mein Gedicht vollendet . . . zufällig habe ich es bei mir . . . hier iſt es . . .“

„Gut, gut, morgen in früheſter Frühe wandert es in die Druckerei, die es ſchon vor acht Tagen erwartet hat. Wieviel Verſe enthält das Ganze?“

„Gerade ſechshundert.“

„Nun, wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo können Sie morgen früh das Honorar dafür in Empfang nehmen.“

„Hören Sie, Freund, ich muß die dreitauſend Rubel noch heute und zwar jetzt gleich haben.“

„Ei, glauben Sie etwa, daß ich mit dem Manuſkript, ohne es bezahlt zu haben, davonlaufen werde? Wofür halten Sie mich, Herr Puſchkin?“

„Ich halte Sie für einen lieben, guten, charmanten, äußerſt honnetten Mann, dem ich tauſendmal mehr als dieſe lumpigen dreitauſend Rubel anvertrauen würde, wenn nicht der Fall eingetreten wäre, daß ich ſie in dieſem Augenblick dringender als jemals brauche . . .“

„Und wozu, wenn es erlaubt iſt zu fragen?“

„Zum Spielen, verehrter Freund. Das Schickſal iſt mir Revanche ſchuldig ... in zwei Stunden habe ich hier zwölftauſend Rubel verloren, ich muß verſuchen, meinen Verluſt zurückzugewinnen.“

„Thun Sie das,“ ſagte der hennette Mann.

„Ich habe aber kein Geld bei mir und eben deßhalb Sie erſucht, mir das Honorar jetzt gleich auszuzahlen.“

„Ei, hätten Sie mir das gleich geſagt, ſo würde ich kein Wort darüber verloren haben. In ſolchen Fällen ſteht Ihnen meine ganze Brieftaſche zu Gebote. Ich bitte, bedienen Sie ſich ihrer ſo, als ob ſie die Ihrige ſei; nehmen Sie ſich, ſo viel Sie wollen,“ ſagte der äußerſt charmante Buchhändler, ihm das mit Banknoten angefüllte Portefeuille hinreichend.

„Ich nehme mir nur mein Honorar,“ erwiderte Puſchkin, nahm ſeine dreitauſend Rubel und gab ihm dann die Brieftaſche zurück.

Welch ein lieber, charmanter, gefälliger Verleger! wird mancher Autor rufen, dem in ſeiner Praxis ſolch ein weißer Rabe vielleicht noch nicht vorgekommen iſt. Aber übereilt Euch nicht mit Eurem Lobe. Damals wußte Puſchkin noch nicht, was er bald darauf erfuhr, damals wußte er noch nicht, daß ſein Verleger ein Theilnehmer der Spielbank war und Manches, was er im Buchhandel und an Schriftſtellern verlor, hier zehnfach von ihnen und Andern zurückgewann. Er ſah es gern, wenn Herr Puſchkin ſpielte; wußte er doch, daß er in der Regel immer Unglück hatte! —

Mit neuen Geldmitteln ausgerüſtet eilte Alexander wieder zum Pharotiſch, wartete hier die neue Taille ab, addirte dann die erſten drei Abzüge und beſetzte jede der zwei Karten wieder mit fünfhundert Rubeln. Zehn Minuten ſpäter war das ganze Honorar wieder beim Teufel und theilweiſe bei ſeinem Verleger.

Puſchkin war reich genug, um einen Verluſt von fünfzehntauſend Rubeln leicht verſchmerzen zu können. Mehr als das verlorene Geld kränkte und ſchmerzte ihn die fehlgeſchlagene Hoffnung, eine Kabbala geträumt zu haben, die er für unfehlbar gehalten und die ihn ſo ſchändlich geäfft hatte.

„Der Teufel hole den Gott der Träume!“ rief er aus und ging mißvergnügt nach Hauſe.

Hier fand er folgendes Billet:

„Da auf Morgen eine Landparthie nach Jelagin verabredet worden iſt, ſo erſuche ich Dich, das Duell auf einen andern Tag zu verſchieben und die Parthie mitzumachen. Um eilf Uhr werde ich Dich mit meinem Wagen von Deiner Wohnung abholen.

Dein Anatole.

Puſchkin ging gleich darauf zu Bette.

9.

Die Moral dieſer Erzählung läßt ſich in drei Sätze zuſammendrängen:

a.

Verlaſſe Dich nicht auf Träume.

b.

Glaube an keine Kabbala.

c.

Spiele überhaupt nicht Pharo.

XVI.

Grimod de la Reynière.

I.

N'est pas gourmand qui veut.

Brillat-Savarin.

Die älteſte Wiſſenſchaft iſt die Gaſtronomie. Ihre Wiege war der Apfelbaum im Paradieſe. Dieſe älteſte aller Wiſſenſchaften, geſchätzt zu allen Zeiten, geehrt von allen Völkern, hat die größten Männer, die ausgezeichnetſten Geiſter aller Jahrhunderte zu ihren Prieſtern gewählt. Kaiſer und Könige, Päbſte und Cardinäle, Helden und Staatsmänner, Dichter und Gelehrte drängten ſich in ihren Tempel und huldigten dem großen Götzen Stomachus.

Die Hochſchule dieſer Wiſſenſchaft iſt Frankreich. Hier war es, wo ſie ſelbſt in den Zeiten der Barbarei ihren ſouverainen Einfluß geltend machte. — Im Mittelalter, als das erſte Frühroth der Civiliſation zu dämmern begann, ſchlug die Gaſtronomie ihren Thron in den Klöſtern auf. Arm in Arm mit der Diplomatie miſchte ſie ſich in alle politiſchen Unterhandlungen, erſchien bei allen Concilien der Päbſte und bei allen Turnieren der Ritterſchaft.

Von Stufe zu Stufe ſteigend, erreichte ſie endlich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., während der glorreichen Regentſchaft Philipps von Orleans, ihren Höhepunct. Es war eine ſchöne, glückliche Zeit, in der Könige und Prinzen die Ehre, ihren Namen einer neuen Sauce oder einem neuen Gerichte aufzudrücken, höher anſchlugen als einen Sieg, den ſie auf dem blutgetränkten Felde des Krieges erkämpften.

Die Revolution von 1789, die ſich nicht begnügte, den Thron der Lilien geſtürzt zu haben, trat auch der Gaſtronomie feindlich in den Weg. Sie emigrirte mit dem Grafen von Provence und dem Grafen von Artois, erhielt aber bald wieder die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen unter der Bedingung, ſich populär zu machen. Sie wohnte dann den Bankets der Sansculotten bei, ſang mit ihnen die Marſeillaiſe und — wartete auf beſſere Zeiten.

Da kam das Directorium und dann das Kaiſerreich. Die Gaſtronomie, die ſich zur Höhe ihres alten Glanzes erhob, bemächtigte ſich aller Miniſter und aller Paläſte des neuen Hofes. Mit der einen Hand geſtützt auf den Cardinal Feſch, und mit der andern auf den Erzkanzler Cambacères, bahnte ſie ſich Chauſſéen zum Palaſte der Tuilerien, wo ſie ſich die Freundſchaft und Achtung Joſephinens, Joſephs und Jerôme's Bonaparte, den Schutz Murats und Talleyrands errang.

Um dieſe Zeit tauchte in Paris ein Herr Alexander Balthaſar Laurent Grimod de la Reynière, ein ehemaliger Advocat auf, der — man ſagt aus Mangel an Klienten — ſeine Praxis aufgegeben und ſich als Herausgeber eines „Almanach des Gourmands“ in einigen Jahren einen großen Ruf und ein ziemlich bedeutendes Vermögen erſchrieben hatte. Die zwölf Jahrgänge ſeines gaſtronomiſchen Taſchenbuches und der „Manuel des Amphitryons“ — ein Werk, das 1808 erſchienen war — ſollen ihm ein Honorar von mehr als 200,000 Francs und eine europäiſche Berühmtheit eingetragen haben. Der erſte Jahrgang ſeines Almanachs war dem Erzkanzler **Cambacères** dedicirt, der ihm dafür eine Anſtellung bei der kaiſerlichen Bibliothek angeboten hatte. Aber Herr **Grimod de la Reynière**, dem ſeine Unabhängigkeit theurer war als jedes andere Glück, hatte darauf Verzicht geleiſtet und ſehr klug daran gethan, denn was iſt wohl vergänglicher als die Gunſt der Großen?

2.

Dieſer Mann hatte ein ganz eigenthümliches Steckenpferd: er ſammelte Speiſezettel und hatte deren mehr als zehntauſend. In dieſer Sammlung befand ſich unter Andern ein engliſcher Speiſezettel, auf deſſen Rückſeite **Thomas Heywood**, ein engliſcher Dichter, der zur Zeit der Königin Eliſabeth gelebt und über zweihundert Luſtſpiele gedichtet, die erſte Scene ſeiner Poſſe Hudibras geſchrieben hatte. Nicht minder intereſſant war ein franzöſiſcher Speiſezettel, auf deſſen Rückſeite **Raimond de la Fage**, einer der größten Zeichner Frankreichs, einſt, als er dem Wirthe die Zeche nicht bezahlen gekonnt, eine Landſchaft gemalt, wofür ein Kunſtkenner dem Wirthe ſpäter dreitauſend Livres bezahlt haben ſoll.

Seine Bibliothek, die aus ungefähr ſechshundert Bänden beſtand, enthielt blos Werke über Gaſtronomie; unter Andern ſämmtliche Ausgaben und Ueberſetzungen des Athenäus, eines griechiſchen Grammatikers, der unter dem Titel: „Deipnosophistos oder die Gelehrten an der

Tafel“ *) ein höchſt intereſſantes Werk hinterließ, das in der Urſprache 1514 zuerſt in Venedig erſchien.

3.

Der Beſitzer dieſer Bibliothek, wofür ihm der Cardinal Feſch vergebens zwanzigtauſend Francs angeboten hatte, war der Gründer eines gaſtronomiſchen Klubbs, der, unter dem Namen „**Caveau moderne**“ bekannt, ſich allwöchentlich einmal im **Rocher de Cancale** verſammelte.

Die Mitglieder dieſes Klubbs waren lauter Feinſchmecker, die keinen höhern Genuß als eine gute Tafel kannten. Herr Grimod de la Reynière, der die Statuten entworfen hatte, war auf den komiſchen Einfall gerathen, jedem neu aufgenommenen Mitgliede den Namen irgend einer Delicateſſe beizulegen; da gab es nun einen Meiſter Spargel,

---

*) Dieſes Buch, eine Schatzkammer geſchichtlicher Curioſitäten, iſt ſowohl in hiſtoriſcher als bibliographiſcher Hinſicht ſo merkwürdig, daß ich manchem Bibliomanen gefällig zu ſein glaube, wenn ich hier eine kurze Ueberſicht aller Ausgaben und Ueberſetzungen folgen laſſe. Die erſte lateiniſche Ueberſetzung erſchien, von Natalis Comes beſorgt, Venedig 1514; die zweite von Jacob Daléchamp, Lyon 1582, 2 Bde. Fol.; die dritte von J. Caſaubonus, Lyon 1597, 2 Bde. Fol.; die vierte von J. Schweighäuſer, Straßb. 1801—1807. 14 Bde. in 8.; die fünfte von G. Dindorf, Leipzig 1827. nur 3 Bde. in 8. Die erſte franzöſiſche Ueberſetzung erſchien von Michel de Marolles, Paris 1680. in 4.; die zweite unter dem Titel „**Banquet des savans**“ von J. B. Lefebvre de Villebrune, 1789—1791, 5 Bde. in 4. Ein Auszug unter dem Titel: „**Morceaux extraits du banquet des savans,**“ von M. Hubert, Par. 1828. in 8. Eine deutſche Ueberſetzung exiſtirt leider nicht. Auf einer unlängſt ſtattgefundenen Bücherverſteigerung wurde eine Prachtausgabe der Villebrune'ſchen Ueberſetzung für zweitauſendſechshundert Francs ausgeboten.

einen Meiſter Faſan, einen Meiſter Trüffel u. ſ. w. Präſes war jedes Mal derjenige, der zuerſt kam. Er wurde der Vorfreſſende genannt und durfte ſich von jedem Gerichte das Beſte nehmen. Nach vollendeter Tafel mußte jedes Mitglied, der Reihe nach, eine gaſtronomiſche Anekdote erzählen und dadurch ein Schärflein zur Verdauung und Erheiterung des ganzen Klubbs beitragen.

4.

Eines Abends erzählte Meiſter Truthahn — ſo hieß Grimod de la Reynière — folgendes Geſchichtchen:

Es war im Jahre 1778. Ludwig XV. hatte zur Feier der Vermählung ſeines Enkels mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oeſterreich eine bunte Reihe von Feſtlichkeiten und unter Anderm auch einen großen Maskenball in Marly veranſtaltet. Die wahrhaft königliche Freigebigkeit zeigte ſich bei dieſer Veranlaſſung im glänzendſten Lichte. An beiden Enden des Saales war ein großartiges Buffet aufgeſtellt mit den ausgeſuchteſten Schüſſeln, den feinſten Erfriſchungen, den herrlichſten Weinen und den köſtlichſten Eis-Sorten.

Der Ball hatte kaum begonnen, als an einem der beiden Buffets ein blauer Domino erſchien, der ſich vor allen andern Masken durch ſeine auffallende Größe bemerkbar machte. Er nahm ein gebratenes Huhn und eine Trüffelpaſtete und verſchlang Beide, ohne dabei die löbliche Vorſicht zu vergeſſen, das Ganze durch zwei Flaſchen des allerbeſten Weines anzufeuchten.

Der Vorſtand des Buffets hatte dieſem blauſeidenen Appetit Anfangs wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt; als aber nach Verlauf von fünf Minuten derſelbe Domino wiederkehrte und diesmal wiederum ein ganzes Huhn und eine ganze Paſtete verſchlang, wurde dieſe Maske ein intereſſanter Gegenſtand ſeiner Beobachtung. Man denke ſich die Neugier und das Erſtaunen des guten Mannes, als er die Bemerkung machte, daß alle fünf Minuten derſelbe gefräßige Domino erſchien und immer wieder ein ganzes Huhn und eine ganze Paſtete verſchlang.

„Teufel,“ ſagte der Aufſeher des Buffets, „dieſer Domino hat einen bewundernswürdigen Appetit und einen beneidenswerthen Magen; in dem kurzen Zeitraum von drei Stunden hat er, genau gezählt, ſechsunddreißig Hühner, ſechsunddreißig Paſteten und zweiundſiebzig Flaſchen Wein vertilgt. Solch ein Appetit iſt mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen!“

In demſelben Augenblicke erſchien der Appetit im Domino zum ſiebenunddreißigſten Male, verſchlang ſein Huhn und ſeine Paſtete, trank ſeine zwei Flaſchen Wein und ging wieder ſeine Wege.

Der Vorſtand der Credenz hielt es nun für angemeſſen, den Marſchall von Richelieu auf dieſen Domino, der fünf Minuten ſpäter wieder mit ungeſchwächtem Appetit erſchien, pflichtſchuldigſt aufmerkſam zu machen.

Der Herzog, neugierig zu erfahren, wer der Beſitzer eines ſo beneidenswerthen Appetites ſei, der drei Mal in einer Viertelſtunde ein Huhn, eine Paſtete und zwei Flaſchen Wein conſumiren konnte, folgte nun dem blauen Domino, der ſich vom Saale in die Wachtſtube verfügte, denn der Kern dieſer ſeidenen Schaale war einer der hundert Schweizergarden. Die Compagnie hatte ſich eine Eintrittskarte zu dieſem Ball verſchafft und eine Summe zuſammengeſchoſſen, um ſich dafür einen gemeinſchaftlichen Domino zu leihen, in den Jeder von ihnen, der Reihe nach, hineinkroch, um ſich vom Buffet eine kleine Erfriſchung zu holen.

Der Marſchall erzählte den luſtigen Vorfall dem Könige, der dieſen Einfall ſo ſpaßhaft fand, daß er lachend ausrief: „Man darf das den braven Schweizern nicht verübeln . . . Appetit iſt niemals ein Verbrechen!“

„Im Gegentheil,“ ſagte Meiſter Lachs. „Appetit iſt die ſchönſte aller Tugenden.“

5.

„Mir fällt da ein anderes Anecdötchen ein,“ begann Meiſter Spargel — der Marquis de Cuſſy, ein Mann, der die ſchöne Kunſt verſtand, ein Huhn auf dreihundertfünfundſechszig verſchiedene Weiſen zuzubereiten:

Der berühmte Verfaſſer des „Esprit des lois“, unſer großer Monteſquieu, wurde im Jahre 1728, während ſeines Aufenthaltes in Rom, dem heiligen Vater vorgeſtellt. Benedict XIV., der unſers Landsmanns Geiſt und Schriften liebte, ſagte ihm bei der Abſchieds-Audienz: „Mein lieber Herr v. Monteſquieu, ich wünſche, daß Sie aus Rom ein kleines Andenken meiner Freundſchaft mit ſich nehmen.“ Monteſquieu, im Glauben, der heilige Vater wolle ihm vielleicht einen ſeiner in Verruf gerathenen Orden ſchenken, erſchrak. „Weßhalb erſchrecken Sie darüber?“ fragte Seine Heiligkeit. „Ich achte und liebe Sie und deßhalb ſchenke ich Ihnen und Ihrer Familie für's ganze Leben die Erlaubniß, während der Faſtenzeit Fleiſch eſſen zu dürfen.“

Unſer Landsmann dankte dem heiligen Vater und ſagte ihm Lebewohl. Ein Secretair führte ihn hierauf in die Kanzlei.

Hier, wo man die päbſtlichen Bullen ausfertigt, überreicht man man ihm einen Diſpens, für deſſen Stempel und Taxe Monteſquieu nah' an hundert Scudi bezahlen ſoll.

Was thut er? Er giebt dem Secretair das Brevet zurück und ſagt zu ihm: „Wozu brauche ich einen ſchriftlichen Dispens; der heilige Vater iſt ein honnetter Mann, auf deſſen mündliches Verſprechen ich mich verlaſſen darf.“

„Es lebe Montesquieu,“ rief der Klubb.

6.

Die Reihe war jetzt am Meiſter Trüffel — Herrn Brillat-Savarin, der ſpäter die claſſiſche „Physiologie du gout“ herausgab.

„In Grenoble,“ erzählte er, „führte mich der Zufall bei einem luſtigen Mahle, das ein alter Schulfreund von mir veranſtaltet hatte, mit einem hohen Geiſtlichen zuſammen, der einige Tage vorher aus Paris angekommen und an meinen Freund empfohlen war. Der Graf hatte mich an die Seite des geiſtlichen Herrn geſetzt. Seine Hochwürden ſchienen außerordentlich wortkarg, denn jede meiner Fragen wurde mit lakoniſcher Kürze abgefertigt. Mein Tiſchnachbar hatte ſich eben in die Analyſe eines in Sauerkraut aufgegangenen Faſanenbratens (bei dieſen Worten lief dem Meiſter Trüffel das Waſſer im Munde zuſammen) vertieft, als es mir einfiel, mich bei ihm über einige Freunde zu erkundigen, von denen ich ſeit zwei Monaten keine Nachricht erhalten hatte.“

„Ew. Hochwürden kennen Herrn von Morfontaine ...“

„Hm,“ erwiderte der geiſtliche Herr und nickte dabei mit dem Kopfe.

„Nun, was macht er?“

„Todt,“ antwortete er, emſig fortkauend.

„Todt,“ wiederholte ich und bekam einen ſolchen Schreck, daß mir die Gabel aus der Hand und der Biſſen aus dem Munde fiel. „Und ſeine Frau, ſeine reizend-ſchöne Frau?“ fragte ich weiter.

„Todt,“ lautete die einſylbige Antwort meines **Nachbars.**

„Heiland, auch ſie todt?“

„Todt!“

„Und ihre beiden Schweſtern?“

„Todt, todt!“

„Und ihre Tochter, die kleine, engelſchöne Eugenie?“

„Todt, Alle todt!“

Ich war wie niedergedonnert; mein Nachbar aber zeigte nicht die geringſte Spur von Theilnahme: er ſchmauſ'te ruhig weiter mit einer Ruhe, einer Andacht, als ob er auf der Kanzel ſtände und ſeiner frommen Heerde den Vers irgend eines biedern Evangeliſten zu erklären hätte.

Um jene Zeit hatte in der guten Stadt Paris eine anſteckende Krankheit graſſirt; ich fluchte dieſer Krankheit, die in Zeit von zwei Monaten eine ganze Familie, ſo viel blühende Menſchenleben, die beſten meiner Freunde hinweggerafft.

Nach Tiſche, als ich mit Seiner Hochwürden eine Parthie Piquet zu ſpielen gezwungen war, leitete ich das Geſpräch noch einmal auf jene unglückliche Familie hin.

„Er iſt alſo vermuthlich an der Grippe geſtorben?“ ſagte ich.

„Wer?“ fragte er.

„Nun mein Freund, Herr von Morfontaine.“

„Geſtorben? Was fällt Ihnen ein, der iſt ſo geſund wie ich.“

„Und ſeine Frau, ſeine himmliſch-ſüße Frau?“

„Geſund wie ein Fiſch im Waſſer.“

„Und ihre beiden Schweſtern?“

„Geſund und friſch!“

„Und ihre Tochter, die liebe kleine Eugenie.“

„Geſund, kerngeſund.“

„Ei, vorhin bei Tiſche ſagten Ew. Hochwürden, ſie ſeien Alle todt.“

„Sagte ich das???“

„Freilich, freilich!“

„Leicht möglich.“

„Aber wie geht das zu?“

„Sehen Sie, mein Herr, ſo lang' ich eſſe, iſt alles Andere todt für mich!“

„Ich bitte Sie, meine Herren, wie gefällt Ihnen ſolch ein Pelikan?“

„Ich kann's dem guten Manne nicht verdenken,“ meinte Meiſter Auſter. „Bei Tiſche höre ich auch nur mit halbem Ohre, und ſitzt ein Schwätzer neben mir, der mich mit unnützen Fragen beläſtigt, dann weiß ich nur einen Rath ...“

„Welchen?“ fragte der ganze Klubb.

„Sitzt er rechts neben mir, ſo höre ich nur auf dem linken, ſitzt er links, ſo höre ich nur auf dem rechten Ohre; das Andere aber ſtellt ſich taub.“

7.

„Haben Sie ſchon das neue Bonmot des Herrn von Talleyrand gehört?“ fragte Meiſter Senf, Herr Pigault-Lebrün.

„Erzählen Sie,“ bat die Tafelrunde.

Eines Morgens ſieht er ſeinen Koch tief betrübt am Eingang der Küche ſtehen. „Warum ſo traurig?“ fragt der kluge Diplomat. — „In einigen Tagen ſoll die Welt untergehen,“ antwortet der Koch. „Die Thiere müſſen am vierten und die Menſchen am ſechſten Januar ſterben." „Guter Gott," ſagt Herr von Talleyrand, „wer wird dann am fünften für mich kochen?"

„Bravo, bravo!" ſchrieen Alle.

8.

Meiſter Sachs begann:

„Ein mit kirchlichen Würden überreich ausgeſtatteter, äußerſt reicher und dabei doch ſehr geiziger Biſchof, der eine Reiſe durch ſeine Diöceſe machte, begegnete eines Tages einem armen Pfarrer. Der niedrige Geiſtliche brachte dem hohen Prälaten ſeine Huldigung dar und hoffte vom Biſchof zur Tafel gezogen zu werden. Der Biſchof aber, der viel zu geizig war, um die ſtillen Wünſche eines hungrigen Magens zu errathen, lud ihn nicht zu Tiſche. „Sie werden mich ſehr verbinden," ſagte der hohe Prälat, „wenn Sie im Gaſthof zum goldenen Stockfiſch, der dicht neben Ihrer Pfarre liegt, ein beſcheidenes Mittagsbrodt für mich beſtellen möchten." — Der getäuſchte Pfarrer begehrte, als er den Gaſthof erreicht hatte, Feder, Dinte und Papier und übergab dem Wirth eine lange Liſte von Perſonen, für die er, ſo ſchnell als möglich, ein gutes Mittagsbrodt bereiten ſolle. Und dann machte er, daß er fortkam.

Seine Eminenz fand zwei Stunden ſpäter eine Tafel mit ſechs Couverts.

„Wozu ſo viele Gedecke?" fragte der Biſchof den ſchmunzelnden Wirth.

„Ich habe mich genau an die Liſte des Herrn Pfarrers gehalten und gerade ſo viel Couverts gedeckt, als er mir Gäſte aufgeſchrieben hat. Zuerſt für den Biſchof von Oxford."

„Das bin ich," erwiderte Seine Eminenz.

„Für den Doyen von Cherwel."

„Das bin ich ebenfalls,“ ſagte der Biſchof.

„Für den Archidiaconus von Glouceſter.“

„Auch das bin ich.“

„Für den Präbendär von Cambridge.“

„Für mich!“

„Für den Kaplan von Warwick.“

„Auch für mich.“

„Für den Groß-Prior von Berkſhire.“

„Wiederum für mich. Ich bin eine einzige Perſon und ſoll nun ſechs Couverts bezahlen! Der Herr Pfarrer hat Recht, warum hab’ ich ihn nicht eingeladen!“

„Soll ich ihn rufen laſſen?“

„Das Eſſen iſt einmal beſtellt . . . meinetwegen!“

Der herbeigerufene Pfarrer aß für Fünf.

9.

Meiſter Blumenkohl — Herr Berchoux, Verfaſſer des bekannten Epos „la Gastronomie“ — begann:

„Einer unſerer berühmteſten Luſtſpieldichter, Herr Marivaux, hatte die Gewohnheit, tagtäglich den Gemüſemarkt zu beſuchen, um kleine Einkäufe zu machen. Gar häufig ſah man ihn, mit jungen Gemüſegattungen beſchwert, durch die Straßen eilen. Eines Tages war ihm ein Gärtner aufgefallen, der den erſten Spargel feilbot. „Was koſtet ſo ein Bund?“ fragte der Gourmand. — „Zehn Francs,“ erwiderte der Gärtner. — „Seid Ihr zufrieden, wenn ich Euch fünf Francs für die Hälfte gebe?“ — „O ja!“ Der Dichter des „heureux stratagème“ zog raſch ſein Meſſer hervor, ſchnitt das Bund mitten durcheinander, gab dem Gärtner die untere Hälfte und behielt die obere für ſich.

„Und was that der Gärtner?“ fragte der Klubb.

„Er machte zum böſen Spiele freundliche Miene, nahm die fünf Francs und ſchenkte ihm die andere Hälfte.“

10.

Meiſter Krebs — der Buchhändler Capelle, Verfaſſer und Verleger des „Cours gastronomique“ — erzählte folgendes Geſchichtchen:

Eines Morgens luſtwandelte im Garten von Caſerta ein ſchlichter Mann in einem blauen Ueberrock, als eine arme Witwe, die ihn für einen Hofbedienten hielt, die Frage an ihn richtete, ob es wohl möglich wäre, daß ſie den König ſprechen könnte.

„Was haſt Du ihm zu ſagen?“ fragte der Mann.

„Ich möchte ihn um eine Unterſtützung für einen meiner ſieben Söhne bitten, welcher Maler iſt und gern nach Rom möchte, um dort die Werke der großen Meiſter zu ſtudiren.“

„Willſt Du Dich nicht ſchriftlich an den König wenden?“

„Ich habe das ſchon zwei Mal gethan; der gute Ferdinand hat aber nie darauf geantwortet. Manche Bittſchrift, die an ihn gerichtet iſt, ſoll von dem Hofgeſindel unterſchlagen werden.“

„Leicht möglich; wenn Du aber mir Deine Bittſchrift anvertrauen willſt, dann kommt ſie ſicher in die Hände des Königs ...“

„Hier iſt ſie,“ ſagte die Witwe, einen langen Brief aus dem verdeckten Korbe ziehend. „Seht, guter Freund, wenn Ihr die Güte haben wollt, dem König dieſe Bittſchrift einzuhändigen und dabei ein Paar Worte zu Gunſten meines Sohnes, der, wahr und wahrhaftig ein braver Junge und ein tüchtiger Pinſel iſt, fallen zu laſſen, dann bringe ich Euch, wenn ich wiederkommen und mir von Euch Antwort abholen darf, drei der allerfetteſten Truthühner mit.“

„Das läßt ſich hören, gute Frau. Nun verlaſſe Dich darauf, daß ich Alles thun will, was in meinen Kräften liegt, um den König für Dein Geſuch zu gewinnen.“

„Und wann kann ich Antwort von Euch erhalten?“

„Vielleicht ſchon morgen.“

„Ich komme, guter Freund.“

„Vergiß aber nicht, die Truthühner mitzubringen,“ rief ihr der blaue Ueberrock nach.

Am andern Morgen, ganz zu der nämlichen Stunde, erſchien die Witwe mit den drei Truthühnern und der Unbekannte mit einem Briefe in der Hand.

„Nun?“ fragte die Witwe auf's Höchſte geſpannt.

„Hier bringe ich Dir die Antwort auf Deinen Brief. Der König hat Dein Geſuch erfüllt.“

„Hört, guter Freund, Ihr ſeid ein Teufelskerl. Da nehmt Euren Lohn dafür,“ ſagte ſie, ihm die drei Truthühner einhändigend. „Nun habe ich aber noch eine Bitte an Euch. Wollt Ihr nicht die Güte haben, mir zu ſagen, wer Ihr ſeid?“

„Und wozu wollt Ihr das wiſſen?“

„Damit mein Junge erfahre, bei wem er ſich zu bedanken habe. Sprecht, guter Freund, wer ſeid Ihr?“

„Nun, wenn Du's durchaus wiſſen willſt . . . ich bin der König.“

„Jeſus Maria und Joſeph!“ rief die Witwe, die, auf's Höchſte erſchreckt, zu zittern anfing.

„Und weßhalb fürchteſt Du Dich?"

„Ach, weil ich Euch beſtochen habe."

„Sei unbeſorgt, gute Frau. Wie mancher meiner Diener läßt ſich beſtechen, warum ſoll ich's nicht auch einmal verſuchen?"

„Gott ſegne Euch dafür," ſagte die Witwe, der die hellen Freudethränen über die Backen liefen.

„Lebe wohl und grüße mir Deinen Sohn," ſprach der König.

„Leute," ſagte Grimod de la Reynière, „welche empfänglich für die Freuden der Tafel ſind, haben in der Regel auch ein gutes Herz."

Der Mann hat wahrlich nicht Unrecht.

8.

Meiſter Hummer wollte eben zu erzählen anfangen, als ein Diener mit allen Zeichen der höchſten Beſtürzung eintrat und dem Herrn Grimod de la Reynière ein ſchwarzgeſiegeltes Billet einhändigte. Meiſter Truthahn, der es ſogleich eröffnete, durchflog den kurzen Inhalt und ſagte dann:

„Ich muß fort!"

„Wohin? wohin?" fragten Alle.

„Zum Abbé Geoffroy, einem meiner älteſten Freunde, der mir ſo eben die Nachricht mittheilt, daß er im Sterben liege und mich vor ſeinem Abmarſch in's Jenſeits noch einmal zu ſprechen wünſche, um mir — hört, hört! — ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit anzuvertrauen. Sie ſehen alſo, daß ich eilen muß," ſagte Grimod de la Reynière, ergriff haſtig Hut und Stock und folgte dem Unglücksboten ſeines ſterbenden Freundes.

9.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand der Verfaſſer des „Almanach des Gourmands“ am Sterbebett des berühmten Kritikers.

„Ich habe Sie rufen laſſen, theurer Freund, um Sie zu bitten, meinen letzten Willen aufzuſetzen.“

„Sie wollen alſo wirklich uns verlaſſen?“

„Ich muß, ich muß,“ ſagte der Abbé, ſich, wie Mahomed, kurz vor ſeinem Ende die Zähne ſtochernd.

„Wohl jedem Manne, der beherzt wie Sie dem Tod entgegengeht.“

„Der Tod, theurer Freund, hatte niemals etwas Beunruhigendes für mich. Sterben iſt das Loos aller Lebenden . . . weshalb ſich fürchten vor etwas, was gar nicht ſo furchtbar iſt, als ſich Mancher von uns einbildet? — Dort auf dem Tiſche finden Sie Tinte, Feder und Papier; ich erſuche Sie, das niederzuſchreiben, was ich Ihnen dictiren werde.“

„Ich bin bereit,“ ſagte Grimod de la Reynière.

„Mein Teſtament wird kürzer ausfallen, als Sie glauben. — Der Unterzeichnete,“ ſo begann er zu dictiren, „ſetzt hiermit ſeinen Neffen Louis Marie Geoffroy — gegenwärtig in Bordeaux — zum Univerſalerben ſeines Vermögens ein.“

„Seines Vermögens ein,“ wiederholte der Advokat.

„Seine Bibliothek, beſtehend aus viertauſendachthundertzweiundvierzig Bänden, vermacht er ſeiner verehrten Freundin, der Mademoiſelle Joſephine Duchesnois, Schauſpielerin am Théâtre français.“

„Am Théâtre français,“ wiederholte **Grimod.**

„Die Sammlung ſeiner Theaterzettel, beſtehend aus mehr als fünfundzwanzigtauſend Stück, hinterläßt er ſeinem berühmten Freunde François **Talma.**“

„François **Talma,**“ wiederholte **la Reynière.**

„Nun kommt das Geheimniß, das ich keinem Andern als **Ihnen** anvertrauen will.“

„Sie machen mich neugierig, Abbé.“

„Schreiben Sie: Meinem verehrten Freunde Grimod de la **Reynière** vermache ich . . .“ Ein ſtarker Huſten hinderte den Sterbenden, weiter fortzufahren.

„Vermache ich?“ fragte **Grimod** auf's höchſte geſpannt.

„Geduld, Geduld! Hören Sie denn nicht, wie mich der Huſten quält?“

„Der abſcheuliche Huſten!“

„Er iſt es, der mich in's Grab bringt!“

„Meinem Freunde Grimod de la **Reynière,**“ begann Meiſter **Truthahn.**

„Hinterlaſſe ich den größten Schatz, den ich beſitze . . .“

„Beſitze . . .“

„Ein Papier von der größten Wichtigkeit,“ fuhr der Abbé fort.

„Von der größten Wichtigkeit.“

„Ach der vermaledeite Huſten! Er läßt mich nicht zu Worte kommen . . . Wo blieben wir ſtehen?“ fragte der Abbé.

„Bei der größten Wichtigkeit.“

„Alſo meinem lieben Freunde Grimod de la **Reynière** hinterlaſſe ich eine Anweiſung . . .“

„Eine Anweiſung . . .“

„Zur Bereitung des Poudingue à la diplomate.“

Maître **Dindon**, der etwas Anderes erwartet hatte, war plötzlich wie aus den Wolken gefallen.

„Iſt das Alles?“

„Ja, theurer Freund! Mehr beſitze ich nicht. Kann ich nun das Teſtament unterſchreiben?“

„Oui, s'il vous plait!“

Abbé **Geoffroy** unterzeichnete lächelnd ſeinen Namen.

„Ein merkwürdiges Teſtament!“ brummte Herr **Grimod**.

Geoffroy aber hörte es nicht mehr, denn — er war bereits in's Jenſeits hinübergeſchlummert.

10.

Drei Tage ſpäter hielt Meiſter **Truthahn**, der Erbe des Recepts zum Pudding à la diplomate, am Grabe des Abbé **Geoffroy** folgende Leichenrede:

„Die Welt, meine theuern Freunde, iſt eine große Küche; wir Menſchen ſind die Fleiſchſpeiſen, die das Schickſal klopft, kocht, ſpießt und bratet und zu einer Olla potrida macht, die der unerſättliche Vielfraß »Tod« mit nie geſtilltem Eryſichton-Hunger verſchlingt.

Dieſer Vielfraß hat nun auch den Mann verſchlungen, deſſen Tod wir Alle beweinen. Dieſer Todte war ein Lebemann im ſchönſten Sinne dieſes vielverkannten Wortes, ein **Gourmand**, wie es deren leider nur Wenige auf Erden giebt.

Als die Mainzer Frauen den deutſchen Minneſänger Heinrich Frauenlob beerdigten, begoſſen ſie ſein Grab mit dem edelſten Rheinwein. Wir, meine Freunde, wollen mit dieſem Weine unſere Kehlen, und mit unſern Thränen ſein Grab benetzen.

Ja, Freunde, wir wollen ihn beweinen, beweinen von ganzer Seele, beweinen von ganzem Herzen, weil es Jenſeits keinen **Rocher de Cancale**, Jenſeits keinen **Caveau moderne**, Jenſeits keinen Pudding **à la diplomate** giebt.“

Der ganze Klubb zerfloß in Thränen.

XVII.

Narren-Gallerie.

Unter je zehn Menſchen findet man in der Regel neun Kleidernarren. Unter Kleidernarren, höchſt vernünftiger Leſer, verſtehe ich ſolche Leute, die nicht blos auf Kleider im engern Sinne des Worts, ſondern auf Putz und Toilette im weitern Sinne mehr Werth legen, als dieſen Crepundien vernunftgemäß eingeräumt werden darf.

Von je neun Kleidernarren gehören mindeſtens fünf dem weiblichen Geſchlechte an.

Eine der größten aller Kleidernärrinnen war die Tochter Lorenzo's von Medicis, die Nichte Clemens VII., jene gefallſüchtige Catharina von Medicis, welche, als nachmalige Gemahlin Heinrichs II., Schminke und Koketterie in Frankreich einführte und eine ſo prachtvolle Garderobe mitbrachte, daß neun Damen des Pariſer Hofes vor Neid die Gelbſucht bekamen.

Gabrielle d'Eſtrée, die berühmte Maitreſſe Heinrichs IV., eine Freundin geſtickter Schnupftücher, hatte unter Andern ein Dutzend, von dem jedes Stück 2000 Kronen gekoſtet haben ſoll.

Königin Eliſabeth von England, die bei all' ihrer Größe eine kleine Putznärrin war, hinterließ nicht weniger as 3000 ſeidene Kleider, von denen ſie manches nicht mehr als ein Mal getragen hatte.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Frankreich eine Frau von Puyſſieux, die mehr als 150,000 Livres in Spitzen verpraßte, welche ſie während einer Krankheit, von der ſie ſich nicht zu erholen hoffte, in kleine Stücke ſchnitt und aufaß, damit dieſer Spitzenreichthum nicht in die Hände anderer Frauen übergehe.

Die berühmte Schauſpielerin Quinault, die vor Allem auf Schuhe verſeſſen war, brachte ihrem nachmaligen Bräutigam, dem Herzog von Nevers, 500 leere Schminktiegel und 2000 Schuhe mit.

Die nicht minder berühmte Schauſpielerin Clairon hinterließ eine Sammlung von mehr als 600 Fächern und darunter einen, den ihr einſt der Markgraf von Ansbach aus Paris mitgebracht, ein Meiſterwerk, das, mit einem Miniaturgemälde von Petitot geſchmückt, 2500 Livres gekoſtet hatte.

Eine erſt unlängſt in's Jenſeits hinübergeſprungene Ballettänzerin, Eugenie Goblin, ſoll 83 perſiſche und türkiſche Shawls, 116 franzöſiſche Caſhemirs, 52 Mäntel, 874 Kleider, 690 geſtickte Schnupftücher, 365 Paar Handſchuhe, aber nur 5 Paar Strümpfe, 2 Paar Hemden und eine einzige Nachthaube zurückgelaſſen haben.

Unter den Kleidernarren männlichen Geſchlechtes ragt jener Herzog von Buckingham hervor, der im Jahre 1624 als Geſandter Karls I. von England nach Paris gekommen war und eine Garderobe mitgenommen hatte, deren Werth 300,000 Pfund Sterling (2 Millionen Thaler) betrug.

Ein nicht minder großartiger Kleidernarr war Ludwig XIV., welcher eine ganz beſondere Vorliebe für Allongen-Perücken hatte, deren er ſo viele beſaß, daß er täglich eine andere aufzuſetzen pflegte.

Einer der drolligſten Perücken-Narren des achtzehnten Jahrhunderts war der königlich-polniſche und kurfürſtlich-ſächſiſche Premier-

Miniſter Heinrich Graf von Brühl, der bekannte Liebling König Auguſts III., ein großartiger Verſchwender, der ſich, wie Cardinal Richelieu, eine eigene Garde, 200 Domeſtiken, 12 Pagen, 12 Kammerdiener, 4 Mundköche, 12 andere Köche, 30 Küchenjungen und außerdem einen ganzen Schwarm von Haushof- und Stallmeiſtern, einen ganzen Troß von Küchen- und Kellerſchreibern hielt. Seine gewöhnliche Tafel beſtand aus 30, ein kleines Gaſtmahl aus 50, ein großes aus 100 Schüſſeln. Außerdem war er auch Kleidernarr. Friedrich der Große erzählt, ſeine Soldaten hätten, bei ihrem Einzuge in Dresden, im Palaſte des Grafen Brühl eine wahrhaft ſardanapaliſche Garderobe gefunden, unter Anderm 800 Schlafröcke, 1000 geſtickte Weſten, 200 Paar Schuhe, 1200 Paar Stiefeln und — 1500 Perücken.

Der Herzog von Choiſeul ſoll eine Sammlung von mehr als 1000 Weſten beſeſſen und keine derſelben mehr als ein Mal getragen haben.

Der berühmte Lafayette beſaß eine Sammlung von mehr als 1004 Spazierſtöcken.

Der Herzog von Reggio beſitzt eine große Pfeifenſammlung, deren Werth auf 150,000 Francs geſchätzt wird.

Ich könnte noch eine Unzahl ähnlicher Sammel-Narren nennen; doch verſpare ich mir die Schilderung derſelben auf den nächſten Jahrgang dieſes Almanachs.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

NARRENALMANACH

für

1844

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Leipzig, 1844.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

0012062x1

Universitäts-
Bibliothek
München

TD/C 10

Inhalt.

Ouverture Seite:

Graf St. Germain 1

Clerodendron fragrans 291

Myosotis 359

Eine ganz verrückte Idee 379

Ouvertüre.

Ich bin kein Freund von Vorreden. Lichtenberg vergleicht ſie mit Fliegenwedeln, womit der Autor ſich vor den läſtigen Stichen kritiſcher Inſekten zu ſchützen verſucht. Wenn ich diesmal von meinem Grundſatze abweiche und eine Vorrede voranſchicke, ſo geſchieht es nicht, um böswillige Fliegen wegzuwedeln, ſondern einzig und allein darum, um Manches, was ich auf dem Herzen trage, von mir abzuſchütteln.

In den meiſten meiner frühern Schriften habe ich größtentheils blos Situationen, leichte, flüchtige Skizzen aus dem Leben und Treiben unſerer blaſirten Geſellſchaft gemalt; in dieſem Buche und namentlich in den beiden erſten Erzählungen, habe ich Charactere und Leidenſchaften, und vor Allem Frauen und Liebe, zwei der mächtigſten

Factoren aller Zeiten, zu zeichnen und in der Gräfin Saint Germain, in Mademoiſelle Guimard, in Lady Eloa X. und in Juliette vier Gattungen weiblicher Liebe zu zergliedern verſucht. Die Erſte dieſes vierblätterigen Frauen-Kleeblatts iſt ein Typus der ſinnlichen, die Zweite ein Typus der leichtſinnigen, die Dritte ein Typus der herzloſen, die Vierte ein Typus der wahren Liebe. Unter je zehn Frauen finden ſich, nach meiner Anſicht, vier, die der erſten; drei, die der zweiten; zwei, die der dritten und eine, die der vierten Gattung angehören.

Frauen und Liebe! Wer zählt all' die Denker und Dichter, die es verſucht haben, dieſe beiden Räthſel zu entziffern? Ihre Zahl iſt Legion!

Wer aber von Allen hat das weibliche Herz, dieſe unergründliche Sphinx, dieſes in tauſend Schleier eingepuppte Geheimniß, am meiſten durchſchaut?

Ich, für meinen Theil, bin der Meinung, daß von allen Anatomen des weiblichen Herzens Herr von Balzac der bedeutendſte iſt. Es giebt keinen zweiten Schriftſteller, der die Frauen eifriger ſtudirt hat, als der Erfinder der „**femme de trente ans**“. Balzac kennt die Frauen, als ob ſie alle ſeine Schöpfung wären; er kennt jede Falte ihres Herzens, jede Schattirung ihres Lächelns, jede Tonart ihrer Thränen. Balzac iſt der größte Diagnoſtiker der Liebe: er hat jeden Pulsſchlag, jeden Athemzug, jede Miene dieſer Leidenſchaft belauſcht; er kennt jede Faſer, jede Fiber, jeden

Nerv dieſes „ſechſten Sinn's." Balzac iſt der größte Patholog der Ehe: er kennt die tauſend geheimgehaltenen Gebrechen, woran ſie leidet: er kennt die Eiferſucht, dieſe „Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft"; er kennt all' die Masken und Täuſchungen, in denen die Untreue, der Verrath auftreten. Wer das weibliche Herz, wer die Liebe, wer die Ehe ab ovo ad malum richtig auffaſſen will, der ſtudire Balzac's „Physiologie du mariage."

Weit leichter ſcheint mir das Studium des männlichen Herzens: es liegt offener, ungeſchminkter da als das weibliche, das in tauſend Hüllen eingeſchachtelt iſt.

Mann und Frau, welch ein Unterſchied!

Im Jahre 1595 ließ ein Ungenannter eine Abhandlung erſcheinen, die den Beweis zu führen verſucht, daß die Frauen keine Menſchen ſind.*)

Bevor ich mich auf eine Unterſuchung dieſer Hypotheſe einlaſſe, erlaube ich mir, die Frage aufzuwerfen, was jener Ungenahnte unter dem Begriff „Menſch" verſtanden haben mag.

---

*) Der Titel dieſer ſeltenen Schrift lautet: „Disputatio perjucunda, qua Anonymus probare nititur, mulieres non esse homines." Als Verfaſſer dieſer Abhandlung wird Valens Acidalius genannt. Die erſte Auflage erſchien Frankf. 1595, die zweite Hag. Com. 1638. 8. ibid. 1641. 24. ibid. 1644. 24. Par. 1693. 12. Ohne Angabe des Druckorts 1695. 4. Simon Gediccus ließ gegen dieſe Schrift eine „Defensio sexus muliebris, Hag. Com. 1638. 8. erſcheinen.

Was iſt der Menſch? Im Poſtwagen iſt er ein Platz, im Gaſthofe eine Nummer, am Tiſche ein Couvert, im Theater ein Billet, in der Kirche ein Stuhl, beim Schneider ein Maaß, beim Lotteriecollecteur ein Loos, im Leihhauſe ein Pfandzettel, im Hoſpitale ein Bett und auf dem Kirchhofe ein Grab.

Was iſt der Menſch? Halb Thier, halb Engel, ſagt ein deutſcher Dichter. Ich ſage: der Menſch iſt halb Thier, halb Bengel. Zwar giebt es viele Menſchen, die ganz Thier, ganz Bengel ſind, doch dieſe gehören zu den Ausnahmen.

Was iſt der Menſch? Bald ein Fragezeichen und bald ein Gedankenſtrich; bald ein Facſimile der Gottheit und bald ein Dintenklecks des Teufels.

Was iſt der Menſch? Bald ein ſpeichelleckender Wurm und bald ein aufgeblaſener Froſch; bald ein Dummkopf und bald ein Stück vom jungen Deutſchland.

Was iſt der Menſch? Bald ein Haſenfuß und bald ein Held, bald ein Schöps und bald ein Doctor der Philoſophie.

Was iſt der Menſch? Bald Stockfiſch, bald Ritter des * * Ordens mit und ohne.

Was iſt der Menſch? Bald Lump und bald Millionär, bald Trödeljude und bald Baron.

Was iſt der Menſch? Bald Ananas und bald Kartoffel, bald Nectar und bald Brechpulver.

Was iſt der Menſch? Bald viel, bald gar nichts; bald König und bald Staub.

Nichts von dem Allen iſt eine Frau. Die Frau iſt ein Weſen höherer Art, feinerer Natur; ein Weſen, deſſen ganzes Leben ſich auf einen Punkt zuſammendrängt und dieſer eine Punkt iſt: Liebe.

„Aus der Liebe,“ ſagt Bulwer, „ſchöpft die Frau ihr edles Sein. Für den, den ſie liebt, iſt ſie mild wie eine Taube, fromm wie eine Heilige; für ſeine Sicherheit in Gefahr ſaugt ihr ſanftes Gemüth den Scharfſinn der Schlange, ihr ſchwaches Herz den Muth einer Löwin ein.“

Frauen, die nicht lieben, ſind keine Frauen!

Wie ſchön ſingt Wilhelm Müller:

„Wie ein Land ohne Herrn,
Wie die Nacht ohne Stern,
Wie der Becher ohne Wein,
Wie der Vogel ohne Hain,
Wie ein Auge ohne Geſicht,
Wie ein Reim ohne Gedicht,
So ohne der Liebe Scherz und Schmerz —
Das Herz, das Herz!“

„Das Weib lebt nur, wenn es liebt!“ ſagt Börne. „Es findet ſich erſt, wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt den Platz zu räumen. Aber die Seele des Mannes iſt voll und belebt und er muß erſt eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte ſeines Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gelegt; wird nun ſeine Liebe verſchmäht und verrathen, ſo findet er nirgends Nahrung, nirgends Obdach, denn er iſt von Allem entblößt."

Ja, die Liebe giebt uns Leben
Und das Leben giebt uns Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit.

Dies, freundlicher Leſer, iſt der Grundgedanke, die Dominante, der rothe Faden der beiden erſten Erzählungen.

Den „Grafen Saint Germain" und „**Clerodendron fragrans**" ſchrieb ich in Raſchwitz, im ſchönen „Aranjuez" eines lieben, wackern Freundes; die beiden andern Bagatellen ſchrieb ich in Leipzig. Ich erwähne das, um zu zeigen, daß der Novelliſt in der Einſamkeit des Landes anders ſchreibt, als im Geräuſche der Stadt. Ein Schriftſteller im Gigg oder zu Pferde denkt anders, als ein Schriftſteller, der zu Fuße geht. Ein Autor, welcher Champagner trinkt, fühlt anders, als der, welcher Bairiſch Bier vertilgt; ſo hängt Alles von äußern Eindrücken, von „großen Kleinigkeiten" ab.

Im Voraus mache ich mich darauf gefaßt, den alten Vorwurf zu hören, daß meine ganze Richtung, die Art und Weiſe meiner Auffaſſung, Form und Farbe mehr franzöſiſch als deutſch ſind. Der Eine wird mich wieder mit einem gepuderten Abbé aus dem Zeitalter der Pompadour, ein Anderer mit Gott weiß welchem hypermodernen Feuilletoniſten Frankreichs vergleichen und mir bei dieſer Gelegenheit deutſchen Charakter, deutſche Bildung, deutſche Gründlichkeit abſprechen. Ich muß mir das gefallen laſſen. Gern verzichte ich auf das Lob Derer, die eines Theils zu befangen, andern Theils zu ſchwerfällig ſind, um dem raſchen Ringeltanze einer leichten Lectüre folgen zu können; ich begreife recht gut, daß ein keuchendes Kameel ſelbſt beim beſten Willen nicht im Stande iſt, den Zickzack-Sprüngen einer ſchnellfüßigen Gazelle nachtraben zu können, ohne über ſeine eigene Größe zu ſtolpern. Viele aber werden ſich geſtehen müſſen, daß die überrheiniſche Literatur, wie ſehr ſie auch mancher griesgrämige Deutſchthümler zu verketzern ſucht, doch auch manches Schöne hat. Ich meine vor Allem die Form. Der Styl eines franzöſiſchen Autors erſcheint immer **à quatre épingles**, geputzt und raſirt; er mag hier und da etwas Stutzerhaftes haben, nie aber erſcheint er gemein und liederlich, wie die Schreibweiſe manches deutſchen Schriftſtellers. Der Styl der Franzoſen erinnert an Patchouly, während der manches Deutſchen nach dem Tabak ſeiner Pfeife ſchmeckt; der franzöſiſche Styl iſt ein Faſhionable, der deutſche Styl ein Spießbürger, aus deſſen Rocktaſche die geliebte Pfeife hervorguckt; der Hauptfehler der deutſchen Literatur ſcheint mir der, daß ſie allzuwenig Sorgfalt auf den Styl, auf die Draperie des Bildes, verwendet.

Da ich im erſten Jahrgange des „Narren-Almanachs“ das Beiſpiel eines bekannten Bibliographen befolgt und jede einzelne Erzählung einem meiner Freunde dedicirt habe, ſo will ichs auch diesmal thun.

Die erſte Erzählung widme ich meinem hochverehrten Freunde, dem Hofrath Dr. W. Dorow in Berlin.

Die zweite meinem liebenswürdigen Freunde, dem Geheimen Juſtizrathe Dr. J. F. Neigebaur, königlich preußiſchem General-Conſul der Moldau und Walachei in Jaſſy.

Die dritte dem General-Muſikdirector Ritter Spontini in Paris.

Die vierte dem Geheimen Medicinalrath Profeſſor Dr. Dieffenbach in Berlin.

Mögen ſie dieſe Widmung als ein Zeichen aufrichtiger Verehrung mit freundlichem Auge betrachten.

E. M. Oettinger.

Graf Saint Germain.

„Un homme, qu'on n'a pu jamais déchiffrer.“

Frédéric II.
oeuvres posthumes, tom IV, pag. 73.

1.

Die Republik Venedig feierte ihr Carneval. Aus allen Theilen Italiens, aus allen Ländern Europa's war eine Fluth von Reiſenden herbeigeſtrömt, um Theil zu nehmen an der tollen Luſt dieſes Feſtes, das, beginnend am zweiten Weihnachtsfeiertage, ſich nirgends ſchöner, nirgends heiterer geſtaltete, als auf dem Sanct Marcus-Platze zu Venedig.

Das Carneval des Jahres 1756 war glänzender als alle früheren. Man zählte zwiſchen dreißig bis vierzigtauſend Fremde, darunter die reichſten Cavaliere und die reizendſten Courtiſanen, die aus aller Herren Länder nach Venedig gekommen waren, um galanten Abenteuern nachzujagen. Es wird behauptet, daß die Zahl jener Frauen, die das Feſt der Ueppigkeit mit ihrer verführeriſchen Gegenwart beehrten, ſich in jenem Jahre auf mehr als achttauſend belaufen habe.

Der große, von einem Panorama der prachtvollſten Paläſte eingerahmte Sanct Marcus-Platz, der Kern des venezianiſchen Lebens, der Brennpunkt des venezianiſchen Faſchings, glich — von der Höhe des Campanile betrachtet — einem ungeheuern Ameiſenhaufen, in dem dichte Schwärme von Masken jeder Art und Farbe, Seiltänzer, Bänkelſänger, Puppenſpieler, Bärenführer, Quackſalber, Gondoliere und Sbirren (die Sicherheit der Republik verlangte, daß die Letztern bei keinem Feſte fehlen durften), ſich bunt durcheinander drängten und auf dieſe Weiſe ein pittoreskes Gewimmel, ein lebendiges Moſaik, ein bewegliches Kaleidoſcop ſchufen, das jeden Zuſchauer mit Staunen und Bewunderung erfüllte.

Aus dieſem tauſendfarbigen Bilde tauchten alle ſtehenden Masken der italieniſchen Volksbühne, alle ſtereotypen Figuren der Commedia del arte in zahlloſer, unüberſehbarer Menge hervor. Hier ſtolzirte der bologneſiſche Dottore, das zu Fleiſch und Blut gewordene Pasquill auf alle gelehrte Pedanten; der eingebildete Narr, der alle menſchliche Weisheit mit Löffeln ausgeſuppt zu haben glaubt; der einfältige Philoſoph, der Alles zu wiſſen wähnt und, ſtreng geprüft, eigentlich gar nichts weiß; der alte Geck, der in der Einbildung lebt, daß jedes Mädchen in ihn verliebt ſei, weil er einen rieſengroßen Hut, ein ſchwarzes Wamms und einen langen Mantel trägt und ſich, weil er Doctor iſt, für ein großes Licht hält; der langweilige Patron, der mit aufgeklaubten Floskeln und aufgeſchnappten Phraſen um ſich wirft und Gott und die Welt damit in Verzweiflung bringt; hier blähte ſich der neapolitaniſche Capitano, auch Spavento, Esgangarato oder Cocodrillo genannt, der großmäulige Bramarbas, der bombenſpeiende Eiſenfreſſer, der italieniſche Rummelpuff, der ſich ewig als Sieger preiſt, ſelbſt dann noch, wenn er die furchtbarſten Prügel bekommen hat, eine köſtliche Parodie jener Feldherren, die ſich mit glänzenden Eroberungen brüſten, ſelbſt wenn ſie ſchmähliche Niederlagen erlitten haben, ohnmächtige Zwerge, die ſich für fürchterliche Rieſen halten, weil ſie eine ſteife Halskrauſe und einen langen Säbel tragen, der — in der Scheide eingeroſtet — noch keiner Fliege etwas zu Leide gethan hat. Hier unter den Säulengängen der Procuratien trippelte der venezianiſche Pantalone, der reiche Krämer mit langem, ſpitzhervortretendem Judenbarte, mit rothen, enganſchließenden Beinkleidern, gleichfarbigem Wammſe und ſchwarzem, bournousähnlichem Ueberwurfe; der über alle Begriffe gutmüthige und über alle Beſchreibung einfältige Vater der verhätſchelten Colombine, einer jener ſtüpiden Dutzend-Papas, die blos darum auf der Welt zu ſein ſcheinen, um ſich von ihren Töchtern, in die ſie äffiſch vernarrt ſind, bei der Naſe herumführen, foppen und betrügen zu laſſen, Töchter, die ihrerſeits kein kindlicheres Vergnügen kennen, als das: ihren chers papas ein X für ein U vorzumachen. Hinter Colombinen ſchlich auf den Zehen der bergamesliſche Arlechino, in ſeinem buntſcheckigen Habit mit ſchwarzer Larve und weißem Filzhute, der leichtfüßige, gewandte und verſchmitzte Anbeter Colombinens, bewacht von dem argwöhniſchen Blick des neapolitaniſchen Pulcinello, jenes häßlichen, faulen, feigen und genäſchigen Dieners des trotz aller Vorſicht ewig geprellten Pantalone. Dieſer Pulcinello — eine feine Perſifflage auf die armſeligen Polizeiſpione, die überall Verrath wittern, aber trotz aller hündiſchen Wachſamkeit immer zu ſpät kommen — iſt ein feiler Schmarozer, der im

Dienſte ſeines knauſerigen Brodherrn mehr Prügel als Eſſen bekommt und noch obendrein ewig ausgelacht wird. Nicht fern von dieſem Vielfraß, der an der Stelle des Herzens den Magen und an der Stelle des Magens eine Uhr hat, deren Zeiger beſtändig auf Mittag weiſen, nicht fern von dieſem nimmerſatten, ewig durſtigen Spürhunde ſchwänzelte der römiſche Gielſomino, der modiſch friſirte, maaßlos pomadirte Nebenbuhler des begünſtigten Nebenbuhlers Arlechino, der geſchnürte und gezierte Zierbengel, das lächerliche Spiegelbild jener geiſtloſen Mode-Affen, die jedes weibliche Weſen mit Julius-Cäſar-Augen angaffen, worin die Herausforderung liegt: Ergebt Euch, Weiber, denn ich bin unwiderſtehlich!

Aber nicht blos auf dem Marcus-Platze, auch in allen Straßen, Gaſſen und Gäßchen wogte ein Meer buntfarbiger Masken, darunter eine zahlloſe Schaar ſchwarzer, rother, grüner, blauer und gelber Domino's, die, wie Irrlichter, hin- und herhuſchten und nirgends Ruh' zu finden ſchienen.

In den Paläſten des Adels wie in den Häuſern der reichen Kaufmannswelt herrſchte lauter Jubel, ungezügelter Muthwille, tolle Ausgelaſſenheit. — Alle Gaſthöfe waren, bis zum Dach hinauf, mit Fremden überfüllt, die von den Wirthen — wie dies bei ſolchen Anläſſen ja immer zu geſchehen pflegt — venezianiſch geprellt wurden. Es gab Gaſtfreunde, die ſich für ein Zimmer, deſſen Fenſter Ausſicht auf den Marcus-Platz gewährten, tagtäglich vier bis fünf Scudi bezahlen ließen, woraus ſich ſchließen läßt, daß der Fremde die Gaſtfreundſchaft, die er zur Zeit des Carnevals in der Dogen-Reſidenz genoß, zu den theuerſten Erinnerungen ſeines ganzen Lebens zählte.

Während dieſer Feſtzeit, die mit dem Aſchermittwoch ſchloß, hatte Venedig der Schauluſt nicht weniger als acht Theater geöffnet, deren größere Hälfte bloß Schwänke und Poſſen, Harlekinaden und Bambocciaden aufführte, die eine Unzahl lachluſtiger Zuſchauer hineinlockten, welche, Alle ohne Ausnahme, maskirt erſcheinen mußten. Während des Faſchings war ganz Venedig Eine Maske: die Mitglieder des großen Rathes wohnten maskirt den Sitzungen im Dogen-Palaſte bei; ja ſelbſt der Schrecken Venedigs, der Rath der Zehen, vertauſchte ſein ſchwarzes Inquiſitionsgewand, an dem das Blut manches Edeln geklebt, mit heiteren Masken, und ſo geſchah es, daß eines Tages ſämmtliche Mitglieder dieſes Blutgerichts, als Dottori, Capitani, Pantaloni, Arlechini und Pulcinelli verkleidet, einen Venetianer, deſſen Familiennamen ſeit Jahrhunderten im „goldenen Buche der Republik“ ſtand, zu ſechsmonatlichem Gefängniß in den Bleikammern verurtheilten, weil er auf öffentlichem Markte in der Nichte des Dogen, der er die Larve vom Geſicht geriſſen, die Maskenfreiheit verletzt hatte, ein Vergehen, das als crimen laesi carnevalis oft noch viel härter beſtraft wurde. Der Doge, ja ſelbſt der päpſtliche Nuntius, mußten ſich bequemen, bei öffentlichen Feſten ihr durchlauchtiges und apoſtoliſches Ich in profane Narrengewänder zu hüllen, denn während des Faſchings herrſchte in dieſer ariſtokratiſchen Republik die vollkommenſte Gleichheit der Stände.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch waren alle Ridotti geöffnet. Jedes dieſer Spielhäuſer hatte zehn bis fünfzehn große, feenhaft decorirte, magiſch beleuchtete Säle, in denen an fünfzig bis ſechzig grünen Tafeln alle erdenklichen Glücksſpiele — vom erhabenen Pharo bis zum Würfel herab — mit einer oft bis zum Wahnſinn geſteigerten Leidenſchaftlichkeit geſpielt wurden. Des Rathes hohe Weisheit hatte jedoch nur den Nobili das Recht eingeräumt, Bank zu halten und auf Fortuna's grüner Wieſe die goldenen Schafe zu ſcheeren. Zur Rechten und Linken jedes dieſer edlen Bankhalter ſtanden zwei unmaskirte Damen, welche die Stelle der Croupiers vertraten. Pointeurs, die nicht Nobili waren, durften zwar ſo gut wie dieſe ihr Geld verlieren, jedoch nur maskirt an dem Spiele Theil nehmen. Und daher kommt es, daß man unter Ridotto — woraus der Franzoſe Redoute gemacht — eine Maskerade verſteht.

Dieſe Ridotti waren die Hauptquartiere, worin alle Spieler, Glücksritter und Abenteurer, alle Courtiſanen, Phrynen und Freudenmädchen zuſammentrafen, um gegenſeitig auf ſich Jagd zu machen. In einem dieſer Spielſäle war es, wo Friedrich Auguſt von Sachſen, im Carneval des Jahres 1693, in einer Nacht ſeine ganze Baarſchaft und noch obendrein einen Edelſtein von 100,000 Scudi Werth auf einer Karte verlor. Hier war es, wo er dafür die Bekanntſchaft der reizenden Signora Mocenigo gemacht, von der uns der Verfaſſer des „galanten Sachſens" ſo viel Schönes erzählt, daß wir uns gern deren Bildniß vergegenwärtigen, um uns dabei des alten Sinngedichtes zu erinnern:

„Die Liebe iſt ein altes Buch,
Drin ſteht auf jeder Seite:
Verboten bin ich oft genug,
Drum leſen mich die Leute."

II.

In einem dieſer Spielhäuſer prangte ein Flor der ſchönſten Courtiſanen. Es war, als hätten die berühmteſten Schönheiten der alten und neuen Zeit ſich hier ein Stelldichein gegeben. Es ſchien, als ſeien Aſpaſia, Lais, Theone und alle Grazien des alten Griechenlands aus ihren Gräbern auferſtanden und zu neuem Leben erwacht, um alle Männerherzen zu beſiegen. Der Orientale glaubte ſich in Mahomets Eden verſetzt, in dem eine Schaar üppiger Peris überirdiſchen Zauber, himmliſche Reize ausſtrahlten, um den Gläubigen damit in ein uferloſes Meer unbeſchreiblicher Paradieſes-Wonnen zu verlocken. Augen, die den Glanz der Sonne, Wangen, die den Purpur der Roſe, Buſen, deren blendendes Weiß den Schnee der Apenninen verdunkelten, vereinten ſich zu einem Füllhorn von Reizen, die man inbrünſtig angebetet, abgöttiſch verehrt hätte, wären ſie nicht käuflich geweſen wie Blumen und Flitter. — Man hält die Chineſen für dumm; ſie aber ſind klüger als wir: in ihrem Lande wird nur blinden Mädchen das traurige Privilegium ertheilt, ihre Reize feil zu bieten. Andere aber, die ihre Schönheit leichtſinnig wegwerfen, werden eingeſperrt und beſtraft. Bei uns hingegen hat jedes weibliche Weſen die unſelige Befugniß, mit ſeinen Reizen Wucher zu treiben und ungeſtraft aus der Höhe jungfräulicher Sittenreinheit in den Pfuhl der Schande zu verſinken. Arme Geſchöpfe!

Die Schönſte dieſer Schönen — eines der beiden Mädchen, welche an der Seite des alten Nobile, der die Bank hielt, das Gehilfen-Amt verrichteten — war der Magnet, mit deſſen Hilfe der ſchlaue Bankhalter alles Gold aus den Taſchen der Spieler in ſeinen Säckel zog. Dieſes Wunder von Schönheit hieß Angioletta und war das einzige Kind eines alten Seeſoldaten, der, einer jener Achttauſend, die im Jahre 1718 unter dem Oberbefehle des General-Proveditore von Morea, Hieronimo Delphino, mit Löwenmuth gegen den Ueberfall von hunderttauſend Türken angekämpft hatten, ergraut im Dienſte der Republik, ſich endlich nach Ruhe und Freiheit geſehnt hatte und Gondelführer geworden war.

Der alte Bartolomeo hatte, bei aller Armuth, keine Sorge, denn er war Philoſoph, d. h. mit Allem zufrieden. Sein ganzes Hab und Gut beſtand in ſeiner Gondel, die ſein Palaſt und ſeine Kirche war. Angioletta aber, ein Kind der Liebe, deſſen Mutter acht Tage nach der Niederkunft ſich in die Lagunen geſtürzt, um dort ſich und ihre Schande zu begraben, Angioletta war ihres Vaters Stolz und Freude. Es iſt eben ſo wahr als rührend, daß Kinder, außer der Ehe erzeugt, von ihren Vätern wärmer, inniger, maaßloſer geliebt werden, als die legitimen. — Angioletta war für den alten Bartolomeo ein Gegenſtand religiöſer Anbetung, ein Stück Cultus: er ſchwärmte für das Kind, wie er einſt für deſſen Mutter geſchwärmt — war die Eine doch ganz das Ebenbild der Andern; er liebte, er betete ſie an wie eine Heilige, vor der man niederſinkt, um den Staub ihrer Füße, den Saum ihres Kleides zu küſſen. Und dieſe Heilige, die ſich von den treuloſen Schwüren eines Fremden hatte bethören laſſen, war jetzt nichts Anderes, als die Maitreſſe des Bankhalters. Der alte Vater aber liebte ſie darum nicht weniger; Angioletta blieb noch immer ſein Stolz und ſeine Freude, denn ſie war ja das Ebenbild ihrer Mutter, ſchöner als alle Frauen Venedigs.

Jener Fremde aber, der Bartolomeo's Tochter verführt hatte, war bald darauf entflohen. Angioletta hatte weder Stand, noch Namen ihres Verführers erfahren.

III.

Eines Abends erſchien an der Bank, die von einem dichtgedrängten Kreiſe gewinnſüchtiger Spieler umlagert war, ein ſchwarzer Domino, der, angezogen von der blendenden Schönheit Angioletta's, an dem Spiele Theil zu nehmen beſchloß, um ſich den Genuß zu verſchaffen, ſein Auge weilen zu laſſen auf dieſem Flor von Reizen, die ihn mit namenloſer Luſt erfüllten.

Er zog eine lange, grünſeidene Börſe hervor, nahm eine Handvoll Zechinen heraus und ſetzte ſie auf die Coeur-Dame. Die Karte gewann. Die Maske bog ein Paroli und gewann wieder. Als ſie ein **Douze et le va** und bald darauf auch ein **Quatorze et le va** gewann, zeigten ſich auf der Stirn des alten Bankhalters erbſendicke Schweißtropfen. Er betrachtete den ſchwarzen Domino mit Blicken, die ihn zu fragen ſchienen: „Welcher Satan hat Dich hierher geführt?“ Hätte unſer Nobile ahnen können, daß Angioletta der Köder geweſen, der dieſen Spieler herangelockt, er würde ſie verwünſcht, vielleicht gar fortgejagt haben. Noch höher ſtieg ſeine Angſt, als der Domino auch das **Quinze et le va** gewann.

— Ich erſticke, murmelte der Nobile leiſe vor ſich hin.

Die Pointeurs aber äußerten große Freude, daß die Bank, die Andere rupft, nun auch einmal gerupft werde. Der Nobile zitterte, wie Eſpenlaub, an allen Gliedern. Angioletta, die ſich — ohne zu wiſſen, weshalb — zum Domino hingezogen fühlte, gönnte ihm das Glück, das ihm ununterbrochen treu blieb, ſo zwar, daß er auch das **Trente et le va** gewann.

— Corpo di Cristo, riefen die erſtaunten Spieler wie aus einem Munde.

— Sangue di Dio! fluchte der Bankhalter. Dieſer Schwarze muß entweder der Hexenmeiſter oder der Teufel in eigener Perſon ſein. Noch keine von den ſieben Karten, die er gewählt, hat fehlgeſchlagen. Gewinnt er auch die achte, weh' mir, dann iſt die Bank geſprengt.

Im ganzen Saale herrſchte Grabesſtille. Niemand wagte zu athmen; Keiner konnte den Ausgang des nächſten Coup erwarten; Jeder war aufs Höchſte geſpannt, zu erfahren, ob der Domino Alles gewinnen oder Alles wieder verlieren werde. Mehr noch als das ausdauernde Glück, bewunderte Angioletta den Muth und die Seelenruhe dieſes Spielers. Der Nobile aber betete, während er die letzten acht Karten der verhängnißvollen Taille abzog, zu allen Heiligen des Kalenders jetzt mehr, als ſonſt in einem ganzen Jahre.

— Schenkt der Himmel mir das Glück, daß ich den böſen Feind beſiege, dann will ich zwei Tage faſten und dem heiligen Marcus, dem gebenedeiten Schutzpatrone unſerer glorreichen Republik, einen goldenen ... Zahnſtocher verehren.

Der einfältige Menſch! Wer die Herren Heiligen für ſich gewinnen will, muß nicht geizig ſein. Kein Wunder, daß San Marco ſich ſeiner nicht annahm.

Man denke ſich den Schreck des Bankhalters und den Jubel der Spieler, als der ſchwarze Domino das non plus ultra im Pharo (ein außerordentlicher Glücksfall, der ſich in hundert Jahren nicht zwei Mal wiederholt), das vierfache Paroli, das Trent-un et le va gewann!!!

— Die Bank iſt geſprengt, riefen Alle.

— Ich bin ruinirt, ſchrie der Nobile und ließ, wie vom Schlagfluß getroffen, die Hände auf den Schooß ſinken.

Auf dem reizendſchönen Antlitze Angioletta's zeigten ſich leiſe Spuren der Schadenfreude. — Der ſchwarze Domino füllte mit dem gewonnenen Goldhaufen eine Taſche nach der andern, trällerte dabei, ruhig und gelaſſen, ein Lied vor ſich hin, deſſen Worte Keiner von Allen verſtehen konnte, grüßte blos Angioletta und entfernte ſich dann.

Der Nobile, der gleich darauf wieder zu ſich gekommen war, winkte einem Pulcinell, der ein verkleideter Sbirre war.

— Kannteſt Du dieſen Domino?

— Nein, Signor.

— Schleiche ihm nach und ſuche zu erfahren, wer er iſt und wo er wohnt. Kannſt Du mir genügende Auskunft über ihn verſchaffen, ſo rechne auf meinen Dank und . . .

— Und? wiederholte Pulcinell.

— Außerdem auf dreißig Zecchinen.

— Morgen hole ich ſie, ſagte der Sbirre und verſchwand.

IV.

Die Marcus-Glocken hatten Mitternacht verkündet.

Der ſchwarze Domino, der im Laufe einer Viertelſtunde die Bank geſprengt und dabei über vierzigtauſend Zecchinen gewonnen hatte, trat eben vom Ridotto auf die Piazetta hinaus, um ſich nach dem Kai zu begeben und dort eine Gondel zu beſteigen, als der vom geſprengten Nobile abgeſchickte Spürhund erſchien, dem Domino nachzuſchleichen.

Die Maſke ſaß kaum in der Gondel, als der Sbirre ſich in eine andere warf und jener in einer Entfernung von kaum dreißig Schritten nachfuhr.

— Alter Burſche, fragte der Domino den Gondelführer, haſt Du Luſt, hundert Zechinen zu verdienen?

— Ei, warum denn nicht?

— Nun denn, ſo ſage mir, wie ich es anfange, noch heute Nacht Deine Tochter zu ſprechen.

Meine Tochter? Ich habe keine Tochter.

— Alter, Du lügſt. Glaubſt Du, Patron, daß ich Dich nicht kenne. Du heißeſt Bartolomeo, dienteſt dreißig Jahre in der venezianiſchen Marine, ſchlugſt Dich Anno 1718 auf Morea mit den Türken herum und wurdeſt verwundet.

— Am rechten Arme, ſetzte Bartolomeo hinzu.

— Ich kenne Dein ganzes Leben: Du biſt der Vater der engelſchönen Angioletta, die — eine Perle zu Füßen der Sau — die Maitreſſe des alten Alari iſt.

— Seid Ihr Venezianer?

— Nein, Alter, ich bin ein Fremder und erſt ſeit acht Tagen in Venedig.

— Und Ihr wißt ſchon?

— Alles, was ich zu wiſſen brauche. Deine Tochter . . .

— Gefällt ſie Euch? fragte das Vaterherz mit zitternder Freude.

— Den möchte ich ſehen, dem ſie nicht gefiele. Ich habe alle fünf Welttheile durchreiſt, aber nirgends ein Weſen gefunden, das ſo ſchön wie Deine Tochter iſt.

— Ach, Signor, Ihr macht mich unausſprechlich glücklich.

— Wodurch, Alter?

— Durch das Geſtändniß, daß Ihr mein Kind ſchöner als alle Weiber dieſer Erde findet. Seht, Herr, ich könnte Euch lieben, ſchon darum, weil Ihr meine Tochter liebt.

— Angioletta iſt das Ebenbild ihrer Mutter.

— Wie, Herr, Ihr kanntet auch die Mutter? fragte Bartolomeo tief bewegt.

— Sie hieß Maria und war eine arme Waiſe, die auf dem Rialto Blumen und Früchte verkaufte.

— Ach, Signor, reißt nicht die alten Wunden auf.

— Angioletta, Alter, iſt ein Engel, der ein beſſeres Loos verdient, als das: die ſchönſten Jahre ſeines Lebens hinſiechen zu ſehen in den Armen jenes häßlichen Gerippes, das, aus Geiz, Knochen und Wolluſt zuſammengeſetzt, die Blüthen ihrer frühlingsfriſchen Reize knickt . . .

— Alari iſt reich und kinderlos. Er hat verſprochen, meine Tochter als Erbin ſeines ganzen Vermögens einzuſetzen, um ſie für das, was ſie in der Gegenwart entbehrt, durch eine ſorgenfreie Zukunft zu entſchädigen.

— Alari, ſage ich Dir, iſt ein gemeiner Schurke, der Dein Kind wie eine Orange auspreſſen und dann zum Hauſe hinauswerfen wird.

— Herr, habt Mitleid mit meinen grauen Haaren! Stoßt nicht Dolche in das blutende Vaterherz.

— Ich muß Dich warnen. Du mußt, wenn das Glück Deines Kindes Dir am Herzen liegt, mir folgen und Angioletta aus den Armen dieſes alten Affen reißen.

— Ich bin der Sklave meines Kindes und gehorche nur ihrem Befehle. Fühlt ſich Angioletta glücklich in ihrer Lage, dann wäre es ſchlecht von mir, ihr Glück zu ſtören. Fühlt ſie ſich unglücklich, dann bedarf es ja nur eines Wortes, eines Blickes, eines Winkes, um all' meinen Muth, all' meine Kraft anzufeuern, ſie ſeinen Armen zu entreißen.

— Dein Kind iſt unglücklich ...

— Signor, wer ſagt Euch das?

— Mir ſagt's das bittere Lächeln, das den Purpur ihrer Lippen bleicht.

— Sie war niemals heiter.

— Sie wird es ſein, ſobald ſie glücklich iſt. Ich will, ich muß ſie ſprechen ... führe mich in ihre Wohnung ... ich will dort harren bis ſie heimkehrt vom Ridotto ... ich will zu ihren Füßen niederſinken und ihr ſagen: Angioletta, ich liebe Dich, verlaſſe den Elenden und werde mein Weib.

— Signor, wer ſeid Ihr?

— Deine Tochter ſoll's erfahren ... es zieht mich hin zu ihr mit magiſcher Gewalt ... Alter, führ' mich zu ihr ...

— Signor, das wag' ich nicht ...

— Du biſt Gondoliere und mußt mich führen, wohin es mir beliebt.

— Nur nicht zu meinem Kinde.

— Warum nicht?

— Weil Euer voreiliger Schritt ihm Gefahr bringen könnte.

— Ich fürchte nichts.

— Deſto mehr fürchte ich. Signor, ich bitte und beſchwöre Euch, ſteht ab von Eurem Vorhaben. Ihr ſollt ſie ſprechen, aber heute nicht.

— Wann denn?

— Vielleicht in einigen Tagen.

— Das währt zu lange . . . ich will ihr ſchreiben . . . willſt Du den Brief ihr überbringen?

— Mit Freuden, Herr.

— Führe mich in meinen Gaſthof.

Der Fremde wohnte im Albergo di lione d'oro, unfern der Rialto-Brücke. Zehn Minuten ſpäter hatte die Gondel ihr Ziel erreicht.

— Warte hier, ſagte der ſchwarze Domino, als er ausſtieg.

Gleich darauf hielt auch die zweite Gondel. Pulcinello ſprang eilig heraus und folgte dem Domino auf dem Fuße nach.

— Gevatter, ſagte der Sbirre zum Thürſteher des Hôtels, wollt Ihr mir eine Freundſchaft erweiſen?

— Mit Vergnügen.

— Nun ſo ſagt mir, wer der Fremde iſt, dem man ſo eben die Treppe hinaufleuchtet?

— Es iſt der Marquis de Bellemare.

— Tauſend Dank, lieber Freund, ſagte der Spion, warf ſich in ſeine Gondel und fuhr nach dem Ridotto zurück.

V.

In derſelben Nacht war großer Ball beim Dogen.

Alle Säle des herzoglichen Palaſtes ſchwammen in einem Meere von Lichtern. Im großen Thronſaale, ausgeſchmückt mit den ſchönſten Gemälden von Titian, Paul Veroneſe, Tintoretto und andern Meiſtern der italieniſchen Schule, tanzte auf dem aus Marmor und Halbedelſteinen zuſammengefügten Fußboden Venedigs reicher Adel, in Sammet und Seide gehüllt und vom Barett bis zur Schuhſchnalle mit Perlen und Diamanten überſäet, deren Glanz wie Sterngefunkel den ganzen Saal durchzitterte und in den großen Wandſpiegeln ein blendendes Echo fand. Im Saale del scrutinio — da wo die Nobili ihre Stimmen bei jeder neuen Wahl abgeben — prangten die Gemälde der 110 Dogen von Paolo Anafeſto bis Francesco Loredano, dem jetzigen Herzog. Zwiſchen den Bildniſſen der Dogen Andrea Dandolo und Giovanni Gradenigo hing ein ſchwarzer Rahmen mit der Inſchrift: „Hic est locus Marini Falieri decapitati pro criminibus.“

Nicht fern von dieſem Rahmen, der uns an eine blutige Cataſtrophe der venezianiſchen Geſchichte erinnert, ſtand der Doge in traulichem Geſpräche mit dem päpſtlichen Nuntius und Herrn von Bernis, einem galanten Abbé, der durch ein Lied, worin er die Schönheit der damals allmächtigen Frau von Pompadour beſungen hatte, über Nacht franzöſiſcher Geſandter geworden war.

— Haben Sie Nachrichten aus Verſailles erhalten, fragte der Doge den Herrn von Bernis.

— Heute Nachmittag erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben von der Marquiſe von Pompadour, worin ſie mir Auftrag ertheilt, Erkundigungen einzuziehen über einen gewiſſen Grafen von Saint Germain, der ſich gegenwärtig in Venedig aufhalten ſoll.

— Ein Graf von Saint Germain? Ich erinnere mich, von einem Manne dieſes Namens ſchon vor fünfzig Jahren im Hauſe meines Oheims gehört zu haben, ſagte der Nuntius.

— Dieſer Mann, fuhr der franzöſiſche Geſandte fort, iſt nach der Beſchreibung, die mir Frau von Pompadour von ihm entworfen hat, die räthſelhafteſte Erſcheinung, die mir im Leben vorgekommen iſt. In Verſailles erzählt man ſich blaue Wunder von ihm...

er ſoll ein wahrer Hexenmeiſter ſein. Ew. Durchlaucht werden lächeln, wenn ich Ihnen ſage, daß es Leute giebt, die dieſen geheimnißvollen Mann für den ewigen Juden halten. Trotz der emſigſten Nachforſchungen, die König Ludwig XV. durch ſeinen Polizei-Intendanten in Frankreich und durch ſeine Geſandtſchaften im Auslande über den Grafen Saint Germain bis jetzt anſtellen ließ, iſt das Leben dieſes Mannes noch immer ein in tauſend Schleier eingehülltes Geheimniß. Der Graf will ſchon zweiunddreißig Jahre vor Chriſti Geburt in Jeruſalem das Licht der Welt erblickt haben. Wenn das wirklich wahr wäre, ſo müßte er jetzt 1788 Jahre alt ſein.

— Ob es Thoren giebt, die das Alles für Wahrheit halten? fragte der Doge.

— Er weiß jede ſeiner Ausſagen ſo wahrſcheinlich zu machen, daß ſelbſt der größte Zweifler ihm endlich Glauben ſchenkt. Der Graf betheuert, den Kaiſer Tiberius eben ſo genau, als unſern Heiland und ſeine zwölf Apoſtel gekannt zu haben …

— Sie ſcherzen, Herr von Bernis, unterbrach ihn der Nuntius.

— Ich erzähle nur das, was Andere von ihm wiſſen wollen. Er behauptet, ein ſehr intimer Freund des Apoſtels Petrus geweſen zu ſein und ihm mehr als ein Mal den Rath ertheilt zu haben, ſeine Heftigkeit zu mäßigen. Er rühmt ſich ein naher Anverwandter des großen Herodes zu ſein, von dem er mehr als ein Andenken, unter Anderm auch einen koſtbaren Siegelring, aufzuweiſen hat.

— Märchen, nichts als Märchen! ſagte der Doge.

— Etwas aber muß denn doch wahr daran ſein, denn ſchon François Rabelais, der im Jahre 1531 von der mediciniſchen Facultät in Montpellier den Doctorhut empfing, will mit dem Grafen Saint Germain dort in demſelben Jahre öffentlich disputirt haben. Fünfzig Jahre ſpäter will Michel Montaigne ihn in Rom geſehen und vom Papſt Gregor XIII. Wunderdinge über ihn gehört haben. So viel iſt gewiß, daß der Graf ein Stammbuch beſitzt, in das Montaigne eigenhändig ein paar Verſe eingeſchrieben hat.

— Als Zeitgenoſſe Rabelais' müßte er alſo mindeſtens 220 Jahre alt ſein, meinte der ungläubige Nuntius.

— Nach ſeiner eigenen Ausſage zählte er, als Franz I. im Jahre 1515 den franzöſiſchen Thron beſtieg, ſchon 1547 Jahre. Er war bei der Schlacht von Marignano zugegen und iſt im Beſitze einer Haarlocke, die ihm Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, zwei Stunden vor der Flucht von Romagnano, geſchenkt haben ſoll.

— Erlauben Sie, daß ich das Alles bezweifle, ſagte Loredano.

— Auch ich, Durchlaucht, bin wenig geneigt, das Alles zu glauben; deſſenungeachtet kann ich nicht läugnen, daß dieſer räthſelhafte Graf mir ein ganz eigenthümliches Intereſſe einflößt, ſprach der Nuntius. Mein Oheim, der 1705 in einem Alter von zweiundneunzig Jahren ſtarb, erzählte mir kurz vor ſeinem Tode von einem Hexenmeiſter gleichen Namens, der ſich um das Jahr 1660 in ganz Italien durch ſeine Wunderkuren berühmt gemacht hat.

— Dies iſt derſelbe Graf, der ſich jetzt in Venedig aufhalten ſoll, ſetzte Herr von Bernis hinzu. Nach der Depeſche, die ich empfangen habe, ſoll er ein Lebens-Elixir verkaufen, das die Wunderkraft beſitzt, alte Leute wieder jung zu machen. Und weil es am Hofe von Verſailles gewiſſe Damen giebt, die vor einer Runzel mehr Furcht als vor dem Tode haben, iſt mir der Auftrag geworden, den Wundermann nach Paris einzuladen.

— Erfahren Venedig's Frauen, daß dieſer Hexenmeiſter, der das Geheimniß beſitzen will, das Alter zu verjüngen, jetzt in ihrer

Mitte weilt, dann laſſen ſie ihn ſicher nicht mehr fort von hier. Von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht werden ſie ſeine Wohnung umlagern und nicht eher ruhen, bis er Alle entrunzelt hat.

— Nur die Reichen, Durchlaucht, werden bei ihm Hilfe finden, denn der Graf läßt ſich für ſeinen Wundertrank enorme Summen bezahlen. Eine Phiole, die kaum funfzig Tropfen des verjüngenden Aethers enthält, ſoll, wie ich höre, fünftauſend Francs koſten. Ich habe den Auftrag erhalten, zehn Phiolen mit dem nächſten Courier nach Verſailles zu ſchicken.

— Beweis, daß Frau von Pompadour bereits zu altern anfängt, apoſtrophirte der Nuntius.

— Wahre Schönheit altert nie, erwiderte der ſchlaue Günſtling der mächtigen Marquiſe.

— Wollen Sie glauben, ſagte der Doge, um dem Geſpräche eine andere Richtung zu geben, daß ich nach Ihren Mittheilungen in der That ſehr geſpannt bin, die Bekanntſchaft dieſes Mannes zu machen? In jedem Menſchen, ſelbſt in dem aufgeklärteſten, liegt ein mehr oder minder hoher Grad von Neigung, Dinge zu glauben, die wir für Wunder halten, weil ſie uns momentan unerklärlich ſcheinen; und dennoch lehrt uns die Erfahrung, daß Manches, was uns im erſten Augenblick als räthſelhaftes Wunder verblüfft, ſich ſpäter als ein ganz natürliches Kunſtſtückchen herausſtellt. So wird es uns auch mit dem Grafen Saint Germain gehen. Ich fürchte nicht zu irren, wenn ich glaube, daß dieſer Mann, der uns jetzt als ein übernatürlicher Hexenmeiſter erſcheint, wohl weiter nichts als ein ſchlauer Betrüger iſt, der aus unſerer Leichtgläubigkeit ſo lange Nutzen zieht, bis uns die Schuppen von den Augen fallen und wir einſehen lernen, daß wir hinter's Licht geführt, geprellt, dupirt ſind.

— Ich habe mir vorgenommen, ſprach Herr von Bernis, dem Wundermanne ſcharf auf den Zahn zu fühlen.

— Aber ſind Sie denn auch wirklich überzeugt, daß er jetzt in Venedig iſt? fragte der Nuntius.

— Frau von Pompadour meldet mir, daß der Graf, der noch vor vierzehn Tagen in Marſeille geweſen ſei, ſich von der dortigen Polizei ſeinen Paß nach Venedig habe viſiren laſſen. Mein Perſonal, das bei der hieſigen Polizei ſofort Erkundigungen über ihn eingezogen, hat leider keine Auskunft erhalten. Der Graf verſteht die Kunſt, ſich an manchen Orten in ein undurchdringliches Incognito zu hüllen. Er liebt es, unter zehn verſchiedenen Namen, bald als Franzoſe, bald als Portugieſe, bald als Deutſcher, bald als Pole in der Welt umherzuziehen. Vor nicht gar langer Zeit ſoll er ſich als Herr von Schöning in Piſa, als Chevalier Welldone in Mailand und als Graf Soltykow in Genua umhergetrieben haben. Gott weiß, unter welchem Namen der ſchlaue Fuchs ſich jetzt in Venedig aufhält.

— Wir wollen das bald erfahren, ſagte der Doge.

Man ſprach dann von andern Dingen.

VI.

Als der Marquis de Bellemare in ſein Zimmer eingetreten war, hatte er Larve und Domino abgeworfen, ſich an ſeinen Pult geſetzt und in aller Haſt zwei Briefe geſchrieben; den einen an Signor Alari, den andern an Angioletta.

Der erſte lautete:

„Der ſchwarze Domino, der geſtern Euere Bank geſprengt hat, iſt feſt entſchloſſen, ſie heute, morgen, übermorgen und jeden Abend zu ſprengen, wenn Ihr Euch nicht entſchließen könnt, dem Beſitze einer Perle zu entſagen, die für Leute Eures Schlages nicht geſchaffen iſt. Angioletta darf — ich ſchwöre es Euch — nicht länger mehr die Eure ſein. Wollt Ihr freiwillig zurücktreten, ſo will der Unterzeichnete Euch die ganze Summe von 40,000 Zechinen, die er Euch abgewonnen hat, mit Freuden zurückzahlen, um Euch für das Opfer, das Ihr ihm bringt, zu entſchädigen. Wollt Ihr dieſen Tauſch nicht annehmen, ſo wird man Mittel und Wege finden, Euch dazu zu zwingen.“

Nachſchrift. Durch den Ueberbringer dieſer Zeilen erwartet man Eure Antwort.

Der Inhalt des zweiten Briefes lautete:

„Der ſchwarze Domino, dem geſtern an der Pharobank Fortuna und — was ihn millionenmal mehr beglückt — das ſchönſte Weib auf Gottes Erde gelächelt, wagt, hingeriſſen von der Allmacht Eurer Reize, gefeſſelt von dem Zauber Eurer Anmuth, ſein liebeglühendes Herz Euch, angebetete Signora, zu Füßen zu legen und Euch bei Allem, was Euch lieb und heilig iſt, zu bitten und zu beſchwören, Ort und Stunde zu beſtimmen, wo er Euch morgen ſehen und ſprechen kann.“

Nachdem der Marquis beide Briefe geſiegelt hatte, ließ er durch ſeinen Diener Benjamin den alten Gondelführer rufen.

— Hier zwei Briefe und hundert Zechinen, ſagte er zum Eintretenden.

— Hundert Zechinen? Für wen? fragte Bartolomeo.

— Für Dich!

— Und wofür?

— Für den Dienſt, den Du mir dadurch erweiſeſt, daß Du beide Briefe richtig abgiebſt.

— Behaltet Euer Geld und gebt mir Eure Briefe.

— Nimm ſie hin. Aber wagſt Du beide, oder auch nur einen zu unterſchlagen, dann fürchte meine Rache. Giebſt Du ſie pünktlich ab, dann, Alter, rechne auf meinen Dank. Gelingt es Dir, mir bis morgen Mittag Antwort, wär's auch eine Zeile nur, von Deiner Tochter zu verſchaffen, dann, Bartolomeo, machſt Du mich zum Glücklichſten auf Gottes Erdboden.

— Addio, Signor, ſagte der Gondoliere und ging.

VII.

Jeder meiner Leſer wird längſt errathen haben, daß der Marquis de Bellemare kein Anderer als der Graf Saint Germain war. Selbſt das Wenige, was ſie über ihn im Dogen-Palaſte aus dem Munde des franzöſiſchen Geſandten vernommen, wird ſie überzeugt haben, daß dieſer Mann eine außergewöhnliche Erſcheinung, ein geheimnißvolles Räthſel, ein Stück Wunder war.

Sein Aeußeres hatte nur wenig Auffallendes. Der Graf war ein großer, ziemlich robuſter Mann; er hatte einen Wald ſchneeweißer Haare, einen weißen Backenbart und weiße Augenbrauen, dabei aber eine ſo geſunde, männlich friſche Geſichtsfarbe, daß er nicht viel älter als ein Vierziger ausſah. Er hatte ungemein kluge, pfiffige Augen, Augen, die jedem Menſchen bis auf den Grund der Seele ſchauen und aus der tiefſten Tiefe des Herzens die geheimſten Gedanken herausleſen konnten. Die Marquiſe de Crequy, die ihn genau gekannt, giebt ihm in ihren Memoiren das Zeugniß, daß er die ſchönſten Zähne, die feinſte Hand und den kleinſten Fuß beſaß; mehr noch entzückte ſie ſein kleines, feingebautes Ohr, ein Merkmal, das dieſe geiſtreiche Beobachterin für das ſicherſte Zeichen vornehmer Abkunft hält. Große Ohren, ſagt die Marquiſe, verrathen den Plebejer, kleine Ohren den feinen Ariſtokraten.

Viel auffallender war des Grafen Anzug, in dem ſich immer etwas Geſuchtes, Ueberladenes, Geputztes allzu ſichtbar machte. Er trug in der Regel einen braunſammetnen, mit Gold und Edelſteinen überſäeten Rock, ein mit den theuerſten Spitzen beſetztes Jabot und feingeſtickte Manchetten. An jedem Finger blitzten vier bis fünf koſtbare Ringe. Schuhe und Hoſenſchnallen waren mit großen Diamanten beſetzt; die Knöpfe ſeiner reich geſtickten Atlasweſte waren, wie die Knöpfe ſeiner Rockärmel, funkelnde Rubinen. Gering angeſchlagen, beſaßen die Edelſteine, die er an ſich trug, den Werth einer halben Million Lire.

Cicero erzählt von dem ſechſten Mithridat, er ſei nicht blos König, ſondern auch — was bei Fürſten ſo ſelten der Fall iſt — ein großer Gelehrter geweſen, der die Bewunderung all' ſeiner Zeitgenoſſen erregt, weil er nicht weniger als zweiundzwanzig Sprachen geſprochen habe. Aber welch ein Ignorant war dieſer Mithridat gegen den Grafen Saint Germain, der, ein Polyglotte im weiteſten Sinne des Wortes, *alle alte und neue Sprachen der Welt* ſo fehlerfrei und geläufig als das Arabiſche ſprach, das er für ſeine Mutterſprache ausgab.

Es ſchmeichelte der Eitelkeit des Grafen, bei jeder Gelegenheit, wo von ſeinen bewundernswerthen Sprachkenntniſſen die Rede war, folgendes Geſchichtchen zu erzählen. Auf dem Tridentiner Concilium, bei dem er im Jahre 1562 perſönlich zugegen geweſen ſein will, hatte er mit dem Präſidenten des Concils, dem Cardinal Prinzen von Mantua, die Wette gemacht, daß es weder eine todte, noch eine lebende Sprache gäbe, die ihm fremd geblieben wäre. Der Prinz habe nach Rom geſchrieben und ſich aus der Bibliothek des Vaticans einige Handſchriften kommen laſſen, welche Papſt Julius III. von ſeinen Miſſionären aus Mexiko als Seltenheit zum Geſchenk erhalten hatte. Den Handſchriften war, auf den Wunſch des Cardinals, eine italieniſche Ueberſetzung beigefügt. Der Prinz triumphirte; wie groß aber war ſein Erſtaunen, als der Graf eine Handſchrift nach der andern dechiffrirte und ihm den Inhalt derſelben Wort für Wort verdolmetſchte. Er war mit den Sprachen Aſiens und Amerika's eben ſo vertraut, wie mit den europäiſchen.

Der Graf hatte das wunderbarſte Gedächtniß: er war der größte Mnemoniker. Mithridat, König von Pontus, konnte jeden ſeiner 80,000 Soldaten beim richtigen Namen nennen. Seneca wußte 2000 Worte in derſelben Ordnung zu wiederholen, in der ſie ihm vorgeſagt wurden. Hortenſius vermochte ſämmtliche Preiſe einer Auction zu behalten. Hugo Grotius behielt, als er in Frankreich der Muſterung einiger Regimenter beiwohnte, die vorgeleſenen Namen aller Soldaten. Juſtus Lipſius getraute ſich, den Tacitus vom Anfang bis zum Ende herzuſagen, ſtünde Jemand auch mit gezücktem Dolche neben ihm, um ihn augenblicklich zu durchbohren, wenn er ein Wort vergeſſen hätte. Eine durch ihre Gelehrſamkeit berühmte Venezianerin war im Stande, jede Predigt, die ſie ein Mal gehört, auf der Stelle Wort für Wort zu wiederholen.

Racine wußte den ganzen Euripides, Bayle den ganzen Montaigne, Hughues Doneau das ganze corpus juris, Metaſtaſio den ganzen Horaz, und Carteret, Lord-Lieutenant von Irland, das ganze neue Teſtament vom erſten Worte des Matthäus bis zum letzten der Offenbarung auswendig. Nicht minder merkwürdig iſt jener götting'ſche Doctor Brendel, der die ganze Aeneide vor und rückwärts herzuſagen wußte, und jener Herr von Noſtitz, der ein Schauſpiel nicht mehr als zwei Mal zu hören brauchte, um es dann von der erſten bis zur letzten Scene wörtlich recitiren zu können. Graf Saint Germain konnte das Alles und noch mehr. Jede Zeitung, die er einmal durchlas, wußte er auswendig. Er hatte ein ſo rieſiges Zahlengedächtniß, daß er die Reihenfolge von 1000 Zahlen behielt, die er vorwärts, rückwärts und aus der Mitte herausgeriſſen herſagen konnte. Nach ſeiner Ausſage hatte er im Jahre 1574 am Hofe Heinrichs III. zu Krakau ein Kunſtſtückchen gezeigt, das man als das **non plus ultra** ſeiner Gedächtnißkraft bewundern muß. Er ließ ſich hundert Spiel Piquetkarten geben, bat den König und deſſen Umgebung die 3200 Karten bunt durcheinander zu miſchen, die Reihenfolge derſelben ihm Blatt für Blatt vorzuſagen und ſie alsdann genau notiren zu laſſen, um den Beweis zu liefern, daß er dieſe Reihenfolge vom erſten bis zum letzten Blatte behalten habe. Etwas Aehnliches will er 1612 am Hofe der Regentin von Frankreich, Maria von Medicis, in Gegenwart ihres Günſtlings, des Marſchalls d'Ancre und deſſen Gemahlin, Leonore Galigal, gezeigt haben. Er bat ſich drei Würfel aus, erſuchte den Marſchall, damit tauſend Würfe zu thun und die Augen jedes einzelnen Wurfes aufzeichnen zu laſſen, um ihnen alle Würfe in der aufgeſchriebenen Reihenfolge wiederholen zu können. — Das gränzt an Zauberei, rief die Königin Witwe und verlieh ihm dafür den St. Michael-Orden.

Eben ſo groß und bewundernswürdig war das muſikaliſche Genie des Grafen. Er ſpielte faſt alle Inſtrumente, vor Allem aber die Violine mit ſo vollendeter Meiſterſchaft, daß man in ihm einen zweiten Maeſtro Tartini zu hören glaubte. Darf man den Verſicherungen des Grafen vollen Glauben beimeſſen, ſo habe die berühmte Teufelsſonate, die, wie Tartini erzählt, ihm unmittelbar vom Teufel eingegeben worden ſei, nicht Meiſter Satan, ſondern der Graf Saint Germain componirt und Tartini deſſen Arbeit blos abgeſchrieben. Den erſten Unterricht in der Muſik wollte er vor ungefähr ſiebenhundert Jahren bei einem Benedictiner-Mönch und Abt zu Avellana, bei dem berühmten Meiſter Guido von Arezzo, genoſſen und, was die Kirchenmuſik anlangt, ſich fünf Jahrhunderte ſpäter unter Paleſtrina ausgebildet haben. Mit der ernſteſten Miene von der Welt machte er ſeinem erſten Meiſter die Erfindung der Notenſchlüſſel ſtreitig und betheuerte mehr als ein Mal bei allen Heiligen des alten und neuen Kalenders, daß er derjenige geweſen ſei, der zuerſt zur Bezeichnung der ſieben Töne die ſieben Anfangsſylben einer Hymne an den heiligen Johannes, das ut, re, mi, fa, so, la, si, eingeführt habe.

Der Graf war ein ebenſo ausgezeichneter Maler. Cimabue, der um das Jahr 1240 zu Florenz gelebt und mit Recht als der Schöpfer der neuern Kunſt betrachtet wird, und Giotti, des Erſtern Schüler, der ſeinen Vorgänger ſowohl im Colorit als in der Behandlung der Perſpective übertroffen hat, waren des Grafen erſte Meiſter. Letztern nannte er mit Thränen in den Augen einen ſeiner liebſten Freunde, der anno 1336 in ſeinen Armen geſterben ſei. Zweihundert Jahre ſpäter will er Brüderſchaft mit Giulio Romano getrunken und ihm die Idee zu den zwanzig ſchlüpfrigen Bildern, zu welchen Pietro Aretino eben ſo viele obſcöne Sonnette gedichtet, angegeben haben. Ueberhaupt gab es weder einen Maler noch Muſiker alter und neuer Zeit, der ihm unbekannt geblieben wäre; er kannte alle Künſtler und wußte aus dem Leben jedes Einzelnen die drolligſten Schwänke zu erzählen. — Im Malen ſelbſt beſtand ſeine Hauptſtärke darin, den Glanz der Edelſteine ſo täuſchend nachzuahmen, daß ſie wie wirkliche brillirten. Den Sammet wußte er weicher als Jan Breughel, den Atlas ſchöner als Terburg, Douw und Netſcher wiederzugeben.

Im Schreiben hatte er die wunderbare Fertigkeit erlangt, jede Handſchrift dergeſtalt treu nachzuahmen, daß die Copie von dem Original nicht zu unterſcheiden war: er ſchrieb mit beiden Händen zugleich, und mit der linken eben ſo ſchnell und ſchön, als mit der rechten; doch war es Grundſatz von ihm, daß er ſeinen Namen nie ein wie das andere Mal, ſondern immer anders ſchrieb, woher es kommt, daß eine Unzahl der allerunähnlichſten Handſchriften von ihm exiſtiren.

Aus der Handſchrift Anderer wußte er faſt immer den Charakter, manchmal ſogar den Namen des Schreibers zu errathen. Im Jahre 1724 legte ihm Philipp V. von Spanien, der ſich nach ſeiner Thron-Entſagung ins Kloſter St. Ildephonſe zurückgezogen hatte, drei Schreiben mit der Frage vor, ob vielleicht auch dieſe Schriftzüge ihm bekannt ſeien. Der Graf durchflog den Inhalt und ſagte: „Wenn ich Ew. Majeſtät darauf erwidere, daß dieſer Brief von dem unſterblichen Entdecker Amerika's herrührt, ſo iſt dies ſchon darum kein Wunder, weil derſelbe Chriſtoph Columbus mir die Ehre erwieſen, ſich drei Tage vor ſeinem Tode, am 17. Mai 1506 zu Valladolid, in mein Stammbuch einzuſchreiben. Die zweite Handſchrift rührt, wenn ich nicht irre, von Luis Velez de Guevara, dem berühmten Verfaſſer des Diablo cojuelo her, aus dem Leſage ſeinen hinkenden Teufel ausgebrütet hat. Den dritten Brief hat ein Maler geſchrieben, deſſen Name mir leider entfallen iſt, deſſen ich mich aber wohl erinnern werde, wenn Ew. Majeſtät die Gnade haben wollen, mir den Anfangsbuchſtaben zu nennen. A — ſagte der Enkel Ludwigs XIV. O Schwachkopf, rief der Graf, ſich auf die Stirn ſchlagend, wie konnteſt Du vergeſſen, daß er Juan de Avellana hieß. — Kannten Sie dieſen Künſtler? fragte der blödſinnige Monarch. — So gut, als mich ſelbſt, antwortete der Graf. Er war einer der ausgezeichnetſten Blumenmaler, der um das Jahr 1640 zu Toledo geblüht. Der Graf, ſagte bald darauf der Günſtling Farinelli zur Königin, iſt entweder der Teufel ſelbſt oder einer ſeiner verſchmitzteſten Lügengeiſter.

Das Erſtaunen des Leſers wird den Brennpunkt erreichen, wenn ich ſage, daß es Tage gab, wo der Graf, mit Hellſeherblick begabt, den Inhalt verſiegelter Briefe errieth. Ueberhaupt hatte er etwas Prophetiſches, einen Geiſt, der zukünftige Ereigniſſe vorausſehen und Dinge weiſſagen konnte, die in der Regel eingetroffen ſind. Es iſt allgemein bekannt, daß er im Jahre 1755 zu Genua prophezeiht hatte, daß Ludwig XV. am 10. Mai 1774 an den Kinderblattern ſterben werde, eine Weiſſagung, die ſich in der That beſtätigt hat. Der Graf behauptete, dieſe prophetiſche Gabe von dem 1566 zu Salon in der Provence geſtorbenen Zukunftsverkündiger Michel Noſtradamus geerbt zu haben, der ſchon am 27. Juni 1558 in einem Briefe an König Heinrich II. die Revolution von

1792 geweiſſagt hatte *). Der Graf will den fameuſen Aſtrologen perſönlich gekannt, ja ſogar an deſſen „**Prophéties**", die zuerſt im Jahre 1568 zu Lyon bei Paul Rigaud im Druck erſchienen waren, thätig mitgearbeitet und die **zweite Correctur** beſorgt haben. —

Der Graf hatte nur eine Leidenſchaft: er kannte alle Spiele der Welt und liebte namentlich ſolche, in denen der Zufall, das Glück entſcheidet. Mehr als ein Mal wollte ſein prophetiſcher Geiſt die fünf Nummern vorausgeſagt haben, die in der Zahlenlotterie herauskommen mußten. Für das Pharo hatte er nach jahrhundertlanger Berechnung endlich eine Formel, eine ſogenannte Kabbala gefunden, mittelſt welcher es ganz in ſeine Macht gegeben war, ganz nach Belieben jede Bank zu ſprengen — ein koſtbares Geheimniß, für deſſen Mittheilung ihm die berühmte Marquiſe de Montespan, die eine der leidenſchaftlichſten Haſardſpielerinnen am Hofe Ludwigs **XIV.** geweſen iſt, fünf Millionen Francs, und als ſie eingeſehen hatte, daß der Graf nicht durch Geld zu fangen war, ihm verblümt eine Nacht in ihren Armen angeboten haben ſoll, ein Preis, der ihm aber ſo koſtſpielig erſchienen war, daß er, wie Demoſthenes zu Lais, geſagt haben ſoll: Das hieße eine Reue zu theuer erkaufen. Ob die Reue auf ſeiner oder ihrer Seite geblieben, wollen wir unbeantwortet laſſen, da ich nicht zu entſcheiden wage, ob des Grafen Pharo-Formel auch in der That unfehlbar-richtig ge-

---

*) Das iſt factiſch. Die Stelle lautet: „**Plus grande persécution sera faite à l'église chretienne, qui n'a été faite en Afrique (sous Gensério et Hunéric) et durera ceste-ci jusque à l'an mil sept cent nonante (1792), que l'on cuidera estre une rénovation du siècle.**"

weſen ſei. War das wirklich der Fall, ſo iſt es Jammerſchade, daß dieſe Kabbala mit ihm unwiederbringlich verloren ging.

Der Graf war einer der größten, ja vielleicht gar der größte Schachſpieler, der je gelebt hat. Auch in dieſer Kunſt datirte er ſeine Meiſterſchaft von einem der erſten Schachſpiellehrer, von dem ſicilianiſchen Mönche Pietro Carrera her, der im Jahre 1617 zu Militelli eines der gediegenſten Werke darüber herausgegeben hat. Herr von Saint Germain ſchien auf ſeine Virtuoſität in dieſem Spiele ſtolzer als auf manche andere ſeiner ausgezeichneten Fähigkeiten zu ſein, denn mit größter Genugthuung erzählte er, dem berühmten Matador Paolo Boi am Hofe Philipps II. von Spanien einen Bauer; dem Sir Charles Blount, nachmaligem Lord Monjoy, dem die Königin Eliſabeth von England ein goldenes Schachſpiel geſchenkt, einen Springer; dem Calabreſen Gioachimo Greco, der durch die Meiſterſchaft in dieſem Spiele in Paris 50,000 Dukaten gewann, im Jahre 1640, in Gegenwart des Herzogs von Nemours, einen Laufer und hundert Jahre ſpäter dem Araber Philipp Stamma ſogar einen Thurm vorgegeben und trotzdem — wie ſich das von ſelbſt verſteht — all' dieſe Gegner überwunden zu haben. Den Componiſten Philidor, der um die Zeit, in welcher unſere Erzählung ſpielt, in Frankreich als erſter Schach-Virtuoſe bewundert wurde, geruhte unſer Graf geradezu einen Schwachkopf, einen Einfaltspinſel, einen Stümper zu nennen, dem er die Königin vorzugeben ſich getraue und ſich außerdem anheiſchig mache, ihm gegenüber mit verbundenen Augen zu ſpielen. Unglaublich und dennoch ſo wahr, daß ich Alles verbürgen kann.

Die Freunde der Roulette werden ſich meinem Grafen dankbar verpflichtet fühlen, wenn ſie erfahren, daß er auf die Erfindung dieſes Spieles Anſpruch macht. Doch auch dafür, gleichwie für das verwandte Rouge et noir, ſchmeichelte er ſich im Beſitze einer Berechnung zu ſein, mit deren Hilfe es ihm, mit ſeltenen Ausnahmen, gelingen müſſe, auch in dieſem Spiele die Bank zu ſprengen. Glücklicher Graf!

Doch vorläufig genug davon. Laſſen Sie mich jetzt den Faden der Erzählung da aufheben, wo ich ihn fallen ließ.

VIII.

Nachdem der Marquis de Bellemare die Briefe und den Gondelführer abgefertigt hatte, rief er ſeinen Diener Benjamin, mit dem er auf ſo vertraulichem Fuße, wie ein Vater zu ſeinem Sohne, wie eine Frau zu ihrem Kammermädchen, wie der Liebhaber in den Komödien zu ſeinem Vertrauten ſtand.

Benjamin war ein blutjunger, äußerſt netter, ganz allerliebſter Burſche, der ſeinem Herrn viel ähnlicher ſah als manches eheliche Kind ſeinem officiellen Vater. Benjamin hatte, wie der Graf, ein Paar ſchwarze Spitzbuben-Augen, langes, ſchwarzes, ungekünſteltgelocktes Haar, einen roſenrothen Teint, perlweiße Zähne und ein Grübchen im Kinn, was ſchon nach Porta's Phyſiognomik ein ſicheres Kennzeichen angeborener Schelmerei ſein ſoll. Im Ganzen betrachtet war Benjamin ſo zart und zierlich, daß Mancher in Verſuchung gerieth, den hübſchen Jungen für ein Mädchen zu halten, was ihm und dem Grafen oft Stoff genug zum Lachen, ſeinen Feinden hingegen Veranlaſſung zu boshaften Vermuthungen gab, die ſich aber weder Herr noch Diener ſehr zu Herzen nahmen, da Beide über die Scheelſucht der Welt viel zu ſehr erhaben waren.

Benjamin — ein verwaiſtes Kind, das der Graf ſchon vor 120 Jahren in Paris zur Zeit der Regierung Ludwigs **XIII.** adoptirt haben wollte — war höchſtens neunzehn Jahre alt, aber trotz ſeiner großen Jugend doch ſchon ſo pfiffig und verſchmitzt, ſo ſchlau und durchtrieben, wie ſein gnädiger Herr Adoptiv-Vater.

— Weißt Du, Freund Benjamin, fragte der Graf, wie alt ich bin?

— Ew. Gnaden gehen jetzt ins 1789ſte Jahr.

— Und wirſt Du es glauben wollen, daß ein Mann in meinem Alter, urplötzlich und zum erſten Male in ſeinem Leben, ſich ernſtlich verlieben kann?

— Ei, gnädiger Herr, warum ſollte ich das nicht glauben? Finde ich es doch ſogar ſehr wahrſcheinlich und — wenn auch nicht verzeihlich — wenigſtens ganz natürlich.

— Und warum?

— Weil Alter nicht vor Thorheit ſchützt.

— Benjamin! ſagte der Graf mit einem Tone, in dem eine leiſe Drohung lag.

— Grollen Sie mir nicht. Haben Sie mir doch oft genug die Erlaubniß ertheilt, Ihnen nackt und ungeſchminkt Alles ſagen zu dürfen, was mir auf dem Herzen liegt. Mit der Kunſt zu lügen habe ich auch die Gabe des Schmeichelns verlernt. Befehlen aber der Herr Graf, daß ich lügen ſoll, ſo . . .

— Nein, nein, guter Benjamin, fahre fort, mir die Wahrheit zu ſagen. Du biſt ja das einzige Weſen auf der Welt, vor dem ich kein Geheimniß habe. Du mußt es treu und ehrlich mit mir meinen, in allen Lagen des Lebens, mir gegenüber, aufrichtig und wahr ſein. Benjamin, tadle, ſchelte, verachte mich … ich bin verliebt.

— Und darf Ihr Diener fragen, in wen?

— In ein Weib ſchöner als alle Engel des Paradieſes.

— Wie ſo ein Engel wohl ausſehen mag?

— Wie das Weib, das ich heute Nacht an der Spielbank geſehen.

— Alſo eine jener Phrynen, die von den Bankhaltern als Lockſpeiſe ausgeworfen werden, um mit ihnen verliebte Gimpel zu födern?

— Mäßige Deine Ausdrücke, Freund Benjamin. Bemitleide mich, daß es mir an Kraft gebricht, gegen ein Gefühl anzukämpfen, von dem ich lange keine Ahnung mehr gehabt, ein mächtiges Gefühl, das ſich all' meiner Sinne bemeiſtert und meinen Geiſt zum ohnmächtigen Sclaven ſeines Willens macht.

— Das alſo iſt der ſtolze Graf, der vor aller Welt damit geprahlt, daß kein Weib auf Erden mehr im Stande ſei, einen Eindruck auf ſein für die Täuſchungen der Liebe abgeſtorbenes Herz zu machen! Das alſo iſt der ſtolze Graf, der ſich noch geſtern gerühmt, daß aller Frauenreiz machtlos abprallt an dem Harniſch ſeiner Vernunft, an dem Panzer ſeiner Gleichgiltigkeit! Und dieſer Mann, der ſich immer und ewig damit gebrüſtet, ein abgeſagter Feind aller Weiber, ein Verächter ihrer gleißneriſchen Schönheit zu ſein, dieſer ſtolze Mann, dieſer kalte Philoſoph erklärt ſich jetzt gefangen, gefeſſelt, überwunden, unterjocht und von wem, von wem? frage ich. Von einer Hetäre!

— Die ſchöner iſt als Sanzio's Madonna.

— Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich lache. Ich kannte einen

Mann, der, ſo oft Andere ihm etwas von Frauenſchönheit vorgefaſelt hatten, den Schwätzern ins Geſicht gelacht und ſie an ein altes Sprüchwort erinnert hat: Ein ſchönes Weib iſt ein Paradies für die Augen, eine Hölle für die Seele und ein Fegefeuer für den Geldbeutel; ich kannte einen Mann, der die Liebe für ein Hirngeſpinſt, für den Traum eines Verrückten erklärt hat. Dieſer Mann …

— War ich, Benjamin; doch ſeitdem ich Angioletta geſehen, ſage ich wie König Salomo, Liebe iſt ſtark wie der Tod.

— Angioletta? Die Tochter des armen Gondelführers? Die Maitreſſe des alten Alari?

— Was kümmert's mich, ob ſie Fürſtin oder Bettlerin, eine Heilige oder das verworfenſte Geſchöpf iſt. Ich liebe ſie, ich bete ſie an.

— Sie ſcheinen ernſtlich krank zu ſein, Herr Graf. Erlauben Sie Ihrem Diener, einen Arzt zu rufen.

— Für die Liebe iſt, wie für den Tod, kein Kraut gewachſen. Ich fühle, daß ich ohne ſie nicht leben kann.

— Was alſo wollen Sie thun?

— Alles aufbieten, mir das Herz dieſes Engels zu gewinnen.

— Und was dann?

— Zu ihren Füßen niederſinken und ihr ſagen: ſei mein Weib!

— Sie treiben Scherz mit Ihrem Benjamin. Was würde die Welt dazu ſagen, erführe ſie, der Graf Saint Germain, einer der berühmteſten Männer, einer der größten Geiſter, einer der reichſten Cavaliere ſeiner Zeit, der Liebling aller Frauen, das Vorbild aller Männer, der Gegenſtand des allgemeinen Neides, habe ſich ſo tief erniedrigt, die abgenutzte Maitreſſe eines alten abſcheulichen Affen zu ſeinem Weibe zu erheben?

— Was frag' ich nach der Welt? Bin ich nicht frei und unabhängig wie der Vogel in der Luft?

— Und Ihr armer Diener Benjamin?

— Wird er mich darum haſſen können, weil ich außer ihm noch ein zweites Weſen liebe? Wird er, wenn dieſe arme, von aller Welt verachtete Maitreſſe ſeines väterlichen Freundes Gattin wird, ihn lieblos verlaſſen wollen?

— Nein, nein, das wird er nicht. Benjamin hat Sie ſo lieb, ſo unausſprechlich lieb, daß er bis zum letzten Hauche ſeines Lebens ein treuer Diener bleibt, der mit ſeinem lieben, lieben Herrn Freud' und Leid, Glück und Unglück theilen will, betheuerte der kleine Benjamin, erfaßte des Grafen Hand und bedeckte ſie mit Küſſen und mit Thränen.

— Gute Nacht, Benjamin, ſprach der Graf, aus deſſen Augen ſich eine Thräne ſtahl.

— Gute Nacht, gute Nacht, ſagte Benjamin.

IX.

Nichts iſt veränderlicher als der Menſch. Der kleinſte Zufall kann ihn gänzlich umgeſtalten und all' ſeine Liebe in Haß und all' ſeinen Haß in Liebe verwandeln. Der Graf, der zwanzig Jahre lang ein ſtolzer Weiberfeind geweſen war, hatte, ſeitdem er Angioletta geſehen, mit einem Male den Haß, den er allen Frauen geſchworen, weil einſt Eine treulos war, über Bord geworfen und die Flagge der Liebe aufgepflanzt.

O Ihr Thoren, die Ihr Euch brüſtet, alle Weiber zu verachten, ich zweifle an der Wahrheit Eures Haſſes. Plato ſoll den Umgang mit Frauen ſtandhaft gemieden, Iſaac Newton in ſeinem ganzen Leben kein Weib berührt haben; ich glaube weder das Eine, noch das Andere. Theophraſtus Paracelſus ſoll, wie Helmont erzählt, die Liebe zum andern Geſchlechte nur dem Namen nach gekannt haben, und Cagnoli, ein italieniſcher Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts, den Frauen ſo abhold geweſen ſein, daß er ſelbſt einer der Schönſten, die ihm für eine Umarmung dreitauſend Kronen angeboten, männlich widerſtanden habe. Der größte Weiberfeind, Iwan Baſiliewitſch, Großfürſt von Moskau, ſoll beim Anblick jedes weiblichen Weſens Unruhe, Widerwillen, Ekel, ja ſogar Anwandlungen von Ohnmacht empfunden haben; ich glaube von all dieſen Märchen kein einziges, denn Frauen-Schönheit iſt ein ſo großer, mächtiger, magiſcher Reiz, ein ſo ſüßer, ſiegreicher, unüberwindlicher Zauber, daß ich keinen Mann ſtark genug halte, dieſem Reize, dieſem Zauber ewig widerſtehen zu können.

Zwanzig Jahre lang hatte der Graf Saint Germain Haß und Verachtung gegen alle Frauen in ſich aufgeſammelt und Ein Blick, Ein Lächeln war mächtig genug, das helle Lodern ſeines Haſſes in Aſche zu verwandeln, aus der die Liebe als verjüngter Phönix ſich erhob.

Der Graf ſchloß kein Auge; er konnte den folgenden Tag nicht erwarten.

X.

Am andern Morgen kam der Gondoliere. Saint Germain gab ſeinem Diener einen Wink; Benjamin entfernte ſich.

— Alter, fragte der Graf aufs Höchſte geſpannt, was bringſt Du?

— Antwort von meiner Tochter.

— Wo iſt ihr Brief?

— Bewacht von Alari's Eiferſucht und dem Argwohn ſeiner Dienerſchaft hat es ihr an Zeit und Muth zum Schreiben gefehlt. Mein Auftrag lautet, Euch zu ſagen, daß ſie heute um die Veſperſtunde in die Kirche Santa Maria della Salute zur Beichte geht. Euer Schreiben an Alari hat ſie geöffnet und zerriſſen.

— Zerriſſen? Und weshalb?

— Die Gründe will ſie Euch ſelbſt ſagen. Zwiſchen Vier und Fünf ſollt Ihr ſie am Eingang der Kirche erwarten.

— Ich werde ſie alſo ſprechen dürfen. Dank, tauſend Dank, Alter, für den Dienſt, den Du mir erwieſen. Nimm dieſe Börſe, ſie enthält das Dreifache der Summe, die ich Dir als Lohn für Deine Botſchaft zugeſagt.

— Behaltet Euer Geld, Signor; ich that das für mein Kind, ſagte Bartolomeo, verneigte ſich und ging.

XI.

Der Doge hatte ſchon am frühen Morgen den Chef der geheimen Polizei, ein ehemaliges Mitglied des Raths der Zehn, zu ſich beſchieden, um von dieſem Auskunft über den geheimnißvollen

Fremden zu erhalten, von dem Herr von Bernis in vergangener Nacht blaue Wunder erzählt. Balthaſari, der erſte Spürhund der Republik, der Asmodi Venedigs, vor deſſen Späherblick alle Häuſer ohne Dächer, alle Thüren ohne Schlöſſer und alle Briefe ohne Siegel lagen, der ſchlaue Ueberall und Nirgends, unter deſſen Befehle alle Sbirren und geheimen Spione, in deſſen Solde alle Gaſtwirthe und Kellner, alle Fremden- und Gondelführer, alle Brief- und Seſſelträger, alle Wechsler und Pfandleiher, alle Nachtwächter und Freudenmädchen, alle Barbiere und Hebammen, alle Aerzte und Beichtväter ſtanden, war der Allwiſſende Venedigs: er kannte die Chronique ſcandaleuſe der Paläſte, die Geheimniſſe jeder Familie; er wußte, wieviel jeder Nobile Schulden und Liebſchaften, wieviel jeder Krämer Kunden und Forderungen, wieviel jeder Roué Rendezvous oder Prügel bekommen hatte; er war das dionyſiſche Ohr, dem ſelbſt das leiſeſte Flüſtern nicht entging.

— In unſerer guten und getreuen Stadt Venedig, ſagte das Oberhaupt der Republik, ſoll ſich ſeit einigen Tagen ein Graf Saint Germain aufhalten. Hat er ſich bereits angemeldet?

— Noch nicht, ſagte der Spürhund, der ſelten mehr als zwei Worte ſprach.

— Iſt er Euch bekannt?

— Dem Rufe nach.

— Und wie lautet dieſer Ruf?

— Die Stimmen ſind getheilt. Die Einen halten ihn für einen Magier, die Andern für einen Schurken.

— Und wofür haltet Ihr ihn?

— Ich halte jeden Menſchen für einen Schurken.

— Jeden? fragte der Doge, etwas gereizt.

— Euch ausgenommen.

— Glaubt Ihr im Stande zu ſein, jetzt, wo gegen vierzigtauſend Fremde unter uns verweilen, die Spur des Grafen, der hier wahrſcheinlich unter anderm Namen lebt, auskundſchaften zu können?

— Nichts leichter als das. Was aber anfangen mit ihm?

— Man ſperrt ihn ein.

— Und warum?

— Weil er ohne Erlaubniß der Polizei ſich hier umhertreibt unter falſchem Namen.

— Das genügt.

— Und bis wann gedenkt Ihr, ihn zu arretiren?

— Vor Sechs.

— Ihr ſcheint bereits auf ſeiner Spur zu ſein?

— Halb und halb.

— Und dennoch ſeid Ihr Eurer Sache ſo gewiß?

— Ganz gewiß.

— Gehabt Euch wohl; auf Wiederſehen...

— Heute Abend, ſagte Balthaſari und ging.

XII.

Saint Germain hatte unterdeſſen den Plan zu Angioletta's Entführung entworfen.

— Sie fühlt ſich unglücklich und wird mit Freuden die Gelegenheit erfaſſen, Alari's läſtiges Joch abzuſchütteln, ſagte der Graf zu Benjamin. Ich werde ſie überreden, mit mir nach Frankreich zu entfliehen. Weigert ſie ſich, mir freiwillig zu folgen, dann bin ich entſchloſſen, Gewalt zu gebrauchen, denn mein muß ſie ſein noch dieſe Nacht.

— Wir ſind in Venedig, wo der zehnte Menſch ein geheimer Polizeiſpion iſt; in Venedig, wo es einen Rath der Zehn und eine Staatsinquiſition giebt; in Venedig, wo aus dem erſten Stockwerke des Dogen-Palaſtes eine Seufzerbrücke in die Bleikammern führt.

— Ich fürchte keine Polizei auf Erden. Mein Plan ſteht feſt, Angioletta wird noch heute entführt. Packe unſere Sachen, Benjamin. Mit dem Glockenſchlage Vier, wenn die Hora zur Veſper ruft, harrſt Du mit zwei Senften in der Seſtertia di Dorſo duro in der Nähe der Kirche Santa Maria della Salute ... Für das Andere ſorge ich.

Die Reiſe-Effecten des Grafen waren ſchnell eingepackt, denn er und Benjamin hatten nur einen Koffer, in dem ihre Wäſche und Garderobe, und eine kleine ſilberne Schatulle, in der ſich alle wichtigen Papiere befanden. Das wichtigſte dieſer Papiere, ein geheimnißvolles Actenſtück, das er ſeinen Freund in der Noth, ſeinen Schutzgeiſt, ſeinen Talisman zu nennen pflegte, trug er Tag und Nacht in einer goldenen Kapſel auf der Bruſt. In der Brieftaſche trug er einen kleinen Theil ſeines großen in allen Banken Europa's angelegten Vermögens, eine Million Francs in Banknoten aller Länder, bei ſich. Auf allen Reiſen ſchleppte er zwei Bücher: Giulio Camillo's Ars reminiscendi (Venet. 1522. 12.) und Guarini's „Pastor fido" (Venez. 1604. 4.) mit ſich herum. Letzteres, ein in rothen Maroquin eingebundenes Pracht-Exemplar, wollte er von dem berühmten Autor im Jahre 1612, kurz vor deſſen Tode, zum Andenken erhalten haben. Wie vom heiligen Chryſoſtomus erzählt wird, daß er nie ohne die Komödien des Ariſtophanes zu Bett gegangen und nie eingeſchlafen ſei, ohne einige Seiten darin geleſen zu haben, darf von dem Grafen Saint Germain berichtet werden, daß er jeden Morgen, ſobald er aufgewacht, den Paſtorfido, und jede Nacht, vor dem Einſchlafen, Camillo's Mnemonik ſtudirt habe, um mehr und mehr ſein Gedächtniß zu ſchärfen. Und ſo kam es, daß er, wie der gelehrte Schotte Thomas Dempſter, mit vollem Rechte von ſich behaupten durfte: er wiſſe nicht, was vergeſſen heiße. Man erzählt von Scaliger, er habe in 21 Tagen den ganzen Homer und in vier Monaten alle griechiſchen Dichter auswendig gelernt — der Graf rühmte ſich, in nicht viel längerer Zeit Bayle's „Dictionnaire historique et critique" — die Amſterdamer Ausgabe von 1740 — vier ſtarke Foliobände — in ſein Gedächtniß eingeprägt zu haben und zwar dergeſtalt, daß er den ganzen Inhalt vom erſten Artikel — Aaron — bis zum letzten — Zoroaſter — geläufig wie das Vaterunſer herzuſagen wußte. Auf dieſe Weiſe war der Graf ein lebendiges Wörterbuch der Geſchichte, ein Polyhiſtor geworden, dem kein hiſtoriſches Factum, kein berühmter Name unbekannt geblieben war. Eine der göttlichſten Eigenſchaften des Menſchen iſt die Gedächtnißkraft. Ohne Gedächtniß, pflegte der Graf ſeinem Benjamin zu ſagen, iſt der größte Gelehrte ein einfältiger Tropf. Ein Kopf ohne Gedächtnißkraft iſt ein Uhrgehäuſe ohne Räderwerk.

XIII.

Mit dem Glockenſchlage Vier ſtellten ſich Benjamin und in deſſen Gefolge zwei geheimnißvoll verhängte Senften ein, die an der Ecke, unfern der Kirche, Halt machten. Die eine dieſer Senften war leer, in der andern befand ſich das ſämmtliche Reiſegepäck, die Schatulle, der Koffer und die zweibändige Bibliothek des Grafen.

Einige Minuten ſpäter erſchien auch der Eigenthümer dieſer Effecten, in demſelben Domino, mit demſelben Barett und in derſelben Larve, in der man ihn in vergangener Nacht an der Spielbank, ſeines Glückes wegen, ſtaunend angeglotzt hatte. Er pflanzte ſich dicht am Eingange der Kirche auf, um jede weibliche Geſtalt beim Kommen oder Gehen genau zu muſtern. Zur Zeit des Carnevals war aber die fromme Bevölkerung Venedigs, die ſich in Bordellen und Spielhäuſern umhertrieb, ſo wenig zum Beten und Beichten geneigt, daß alle Kirchen leer blieben.

Es ſchlug ein Viertel . . . Niemand kam; es ſchlug Halb . . . Niemand ging.

Voll ungeduldiger Erwartung ſchritt der Graf vor ſeinem Poſten auf und ab, ließ ſeine Blicke über den Platz bald nach dieſer, bald nach jener Seite hinſchweifen und winkte, da Angioletta noch immer nicht erſcheinen wollte, den an der Ecke harrenden Benjamin zu ſich heran, den er nun in das Innere der Kirche von einem Beichtſtuhle zum andern ſchickte, um ſich zu überzeugen, ob ſich unter den Beichtenden auch Angioletta befinde, die Benjamin, ſchon früher als ſein Herr, an der Spielbank geſehen hatte.

Der Diener kam bald darauf mit der Nachricht zurück, daß alle Beichtſtühle leer und in der ganzen Kirche blos zwei alte Mütterchen, die auf den Knieen das Ave Maria abbeteten, zu ſehen ſeien.

Es ſchlug Dreiviertel und noch immer keine Spur von Angioletta. Der Graf ſtand auf Kohlen und Benjamin, des Winkes gewärtig, wieder bei den Chaiſenträgern.

Es ſchlug endlich Fünf, als Saint Germain urplötzlich eine impoſante Frauengeſtalt, in eine ſchwarze Sammetmantille und in einen langen, vom Kopfe bis zum Knie hinabreichenden Spitzenſchleier gehüllt, ein Gebetbuch in der Hand, über den Platz ſchweben und auf den Eingang der Kirche zuſchreiten ſah. Sein ungeſtüm pochendes Herz ſagte ihm, daß dieſe Dame, von einer Dienerin begleitet, keine andere, als die Heißerſehnte ſei. Die Stimme ſeines Herzens hatte ihn nicht getäuſcht: es war Angioletta.

Der Graf ſchien unentſchloſſen, ob er ihr entgegeneilen oder, um jedes Aufſehen zu vermeiden, ſie am Eingange erwarten ſolle.

Angioletta kam immer näher und näher. Als ſie die ſteinernen Stufen erſtieg, die zur Kirche hinaufführen, ſchlug auch ihr das Herz, denn ſie erkannte im ſchwarzen Domino den Mann, der ihr heute geſchrieben, den Mann, zu dem ſie ſich ſchon geſtern magiſch hingezogen gefühlt, den Mann, dem ſie, auf Zureden ihres alten Vaters, ein Rendezvous gegeben. In demſelben Augenblick, als der Graf ſich ihr näherte, um ſie anzureden, huſchten aus einem dunkeln Schlupfwinkel einer der Säulengruppen, die das Portale der Kirche zieren, zwei vermummte, finſtere, unheimliche Geſtalten mit lautloſem Geſpenſterſchritt auf ihn zu.

— Signora, rief der Graf, in überſchwenglich warmer Liebesgluth ihre Hand erfaſſend.

— Was wollt Ihr? fragte Angioletta, die von dem Momente an, in dem ſie die beiden Chauves-ſouris heranſchleichen ſah, alſogleich Verrath ahnend, die Miene ſchuldloſer Verwunderung annahm.

— Was ich will? Ich will Euch ſprechen, will Euch ſagen…

— Halt, riefen die zwiſchen ſie tretenden Nachtgeſtalten, was habt Ihr vor mit dieſer Dame?

— Wer giebt Euch ein Recht, darnach zu fragen? Folgt mir, Signora, ſprach der Graf, ihr ſeinen Arm anbietend.

— Schützt mich, rief Angioletta.

— Signor, wer ſeid Ihr, fragten die beiden Fledermäuſe den Domino.

— Wer ſeid denn Ihr? donnerte der Graf, der keinen Augenblick ſeine Faſſung verlor.

— Wir ſind die getreuen Diener der hohen Polizei der erhabenen Republik, ſagte der Eine.

— Und haben den ſchmeichelhaften Auftrag erhalten, ſetzte der Andere hinzu, uns in Eurer werthen Perſon des Grafen Saint Germain, der ſich ſeit acht Tagen unangemeldet und unter dem falſchen Namen eines Marquis de Bellemare, hier umhertreibt und geſtern Nacht die Pharobank geſprengt hat, zu bemächtigen.

— Ihr ſcherzt wohl nur?

— Venedigs Polizei ſcherzt nie, ſagten die Masken.

— Kommt, Signora, kommt, bat der Graf, Angioletta erfaſſend, um ſie mit ſich fortzuziehen.

— Laßt die Dame los, riefen ihm die Fledermäuſe zu.

— Treibt Eure Faſchingsſchwänke nicht zu weit, drohte Saint Germain.

— Folgt uns, Marquis von Bellemare, ſagten die Sbirren, ihre Kutten aufreißend.

— Seid Ihr toll? Ich bin weder Marquis noch Graf.

— So? fragte der Eine, ei nun, wer ſeid Ihr?

— Ich bin der Chevalier Schöning.

— Ha, ha, ha, den gerade ſuchen wir, antwortete keck der Andere. Folgt uns, Chevalier!

— Ihr tollen Hunde, wohin?

— In's Gefängniß, guter Herr, ſagte der Eine.

— Verzeiht, Signora, ſprach der Andere, daß wir Euer Rendezvous geſtört. Geſchah's doch nur auf Eures Freundes Wunſch.

— Wir ſind verrathen, flüſterte Angioletta dem Grafen zu. Lebt wohl, lebt wohl!

— Auf Wiederſehen, Signora, ſagte der Graf.

Angioletta und ihre Vertraute begaben ſich zur Beichte. Saint Germain folgte den Sbirren, die ihn wegführten.

— Hier harren Eure beiden Senften, ſagte der eine der beiden Spürhunde.

— Iſt's Euch gefällig einzuſteigen? fragte der Andere, die Thür der Chaiſe öffnend.

— Beſſer iſt's, ſich tragen laſſen als zu Fuße gehen, dachte der Graf, der, zum böſen Spiele gute Miene machend, trällernd in die eine Senfte ſtieg.

— Und Du, Burſche? fragte der Eine den kleinen Benjamin.

— Du wirſt Deinem Herrn doch wohl Geſellſchaft leiſten, meinte der Andere.

— Alle Mal, ſagte Benjamin und hüpfte in die andere Senfte hinein.

Wie groß aber war Beider Erſtaunen, als Jeder von ihnen in der Senfte, die ſie unbeſetzt geglaubt, in der Perſon eines Supplement-Sbirren einen läſtigen Begleiter fanden; der eine, der dem Grafen Geſellſchaft leiſtete, war Balthaſari.

Reſpect, Reſpect vor Venedigs geheimer Polizei!

XIV.

Eine Stunde ſpäter befand ſich der Graf Saint Germain und ſein treuer Diener Benjamin unter dem Dache des Dogen-Palaſtes in zwei jener engen, finſtern, ſchmutzigen Gefängniſſe, die unter dem Namen „Bleikammern“ in der Geſchichte Venedigs eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Im Winter waren dieſe Kerker noch halb und halb erträglich, im Sommer aber, wenn die glühenden Sonnenſtrahlen ſenkrecht auf die Bleiplatten dieſes Daches fielen, unerträgliche Folterkammern, worin die armen Gefangenen durch wahre Höllengluth zur Verzweiflung gebracht wurden. Wer zählt die Schmerzen und Qualen, die hier unverſchuldet erduldet worden ſind? Wer zählt die Seufzer und Verwünſchungen, die hier von den Schlachtopfern der Staatsinquiſition ausgeröchelt wurden, während unter ihnen, in den Sälen des Herzogs, bacchantiſcher Jubel gejauchzt? Heilige Nemeſis, wenn Du jeden Act himmelſchreiender Ungerechtigkeit, im Namen der Gerechtigkeit verübt, in deine Liſte eingräbſt, wie gräßlich wird dann am Tage des jüngſten Gerichtes die Strafe manches Richters ſein!!!

Der Graf war in Nachdenken verſunken. Es wollte ihm nicht klar werden, von welcher Seite der Verrath ausgegangen war, ob Bartolomeo oder Angioletta, ob Alari oder ein Anderer ſein Incognito und, was ihm weher that, das Rendezvous den Spürhunden der Polizei verrathen und ihn ins Gefängniß gebracht habe. Am tiefſten ſchmerzte ihn der Gedanke, daß vielleicht Angioletta die Urſache ſeiner Verhaftung ſei. Der Graf that ihr Unrecht. Der Verrath war von ihrer Vertrauten ausgegangen, die Morgens an der Thür gelauſcht und Alles, was ſie dem Geſpräche Bartolomeo's mit ſeiner Tochter abgehorcht, brühheiß dem alten Alari hinterbracht hatte, der, durch den Sbirren in Kenntniß geſetzt, daß der ſchwarze Domino, welcher geſtern die Bank geſprengt und Angioletta heute zum Stelldichein überredet, der Graf de Bellemare ſei, dieſe wichtige Entdeckung ſofort dem Oberhaupte der geheimen Polizei mitgetheilt hatte, dem es leicht geworden war, auf dieſe Weiſe das dem Dogen gegebene Verſprechen wahr zu machen.

Der Graf trommelte, in Gedanken vertieft, mit den Fingern auf den Tiſch, nahm dann — um ſeinen Geiſt anzufeuern — eine Priſe Tabak und . . . nieſte.

— Zur Geneſung! rief ein Unſichtbarer, deſſen Stimme halblaut aus dem Nebenkerker zu dem Grafen herüberklang.

— Biſt Du es, Benjamin? fragte Saint Germain.

— Nein, Herr, ich bin weder Joſeph noch Benjamin.

— Darf ich wiſſen, wer Ihr ſeid?

— Ich bin einer Eurer Leidensgefährten, ein Gefangener, dem die Zeit entſetzlich lang wird und der nun ſehr erfreut iſt, einen Nachbar zu haben, mit dem er ſich unterhalten kann.

— Nehmt es nicht übel, wenn ich Euch bemerke, daß ich mich in der Regel nur mit ſolchen Leuten unterhalte, die ich kenne, ſagte der Graf, der ſeinen Nachbar für verdächtig hielt, weil es ihm wohl bekannt war, daß die hohe Staatsinquiſition oft die Liſt gebraucht hatte, geheime Spione in die Gefängniſſe zu ſchicken, um durch ſie die Geſpräche der Gefangenen belauſchen und deren Pläne und Gedanken aushorchen zu laſſen.

— Ihr traut mir nicht, lachte der Nachbar. Wer kann Euch das verdenken? Wir ſind ja in Venedig, wo ſchon das Kind im

Mutterleibe ein Spion ſeiner Eltern iſt; in Venedig, wo es unter fünf Menſchen ſechs geheime Agenten giebt. Aus dieſem Grunde wäre es mir erlaubt, auch Euch für einen Spürhund der Polizei zu halten, aber eine innere Stimme, die mich nie getäuſcht hat, ſagt mir, daß Ihr kein Verräther ſeid. Um Euch einen Beweis meines vollen Vertrauens zu geben, will ich Euch ſagen, wer ich bin.

— Nun, Herr, wer ſeid Ihr?

— Ihr habt vielleicht ſchon irgendwo von einem Mann gehört, der Caſanova heißt.

— Wie, Herr, Sie ſind Jean Jacques Caſanova de Seingalt?

— Sie wiſſen meinen Vornamen, wiſſen meinen Beinamen? Kennen Sie mich?

— Sie haben am 12. April 1725 zu Venedig das Licht der Welt erblickt; ich kannte Ihren Vater und all' ſeine Vorfahren. Ihre Familie ſtammt von dem lateiniſchen Dichter Marcus Antonius Caſanova ab, der — ein zweiter Martial, deſſen blutige Epigramme in der Sammlung „Deliciae poetarum Italorum“ abgedruckt ſind — im Jahre 1527 zu Rom geſtorben iſt.

— Ganz recht, Signor!

— Ich kenne auch Ihren Bruder Franz, der, 1730 zu London geboren, fünf Jahre jünger als Sie, gegenwärtig als junger Maler in Dresden lebt, wo er Schlachten in Bourguignon's und Landſchaften in Wouverman's Geſchmack malt. Vor zwei Jahren machte ich die Bekanntſchaft Ihres Bruders an der Tafel des Oeſterreichiſchen Staatskanzlers, Fürſten von Kaunitz, der einer meiner intimſten Freunde iſt. Man ſprach von Rubens. — Rubens, ſagte der Fürſt, war ein ausgezeichneter Diplomat und nebenbei zum

Zeitvertreibe auch ein großer Maler. — Ew. Excellenz irren ſich, ſagte Ihr Bruder, Rubens war ein großer Maler und nebenbei zum Zeitvertreibe auch ein ausgezeichneter Diplomat. Ich drückte Ihrem Bruder die Hand, und ſeit jener Antwort ſind wir die beſten Freunde.

— Wollen Sie dem Bruder Ihres Freundes einen Dienſt erweiſen, ſo haben Sie die Güte, ihm Ihren Namen zu ſagen.

— Vertrauen weckt Vertrauen: ich bin der Graf Saint Germain.

— Der Graf Saint Germain, von dem die Welt ſich blaue Wunder erzählt?

— Ich zwinge Niemanden, daran zu glauben.

— Derſelbe Wundermann, von dem ich, als ich noch auf freiem Fuße war, in allen Zeitungen geleſen, daß er das große Problem der Adepten gelöſt, daß er den Stein der Weiſen gefunden, daß er Gold machen kann?

— Ich ſchmücke mich nicht gern mit fremden Federn und mache deshalb kein Geheimniß daraus, daß ich dieſe Kunſt nicht erfunden, ſondern Andern abgelernt habe. Mein erſter Meiſter war der berühmte Doctor illuminatus Raimundus Lullus, der in ſeinem 81ſten Jahre am 29. März 1315 zu Bugia in der Barbarei geſteinigt wurde.

— Weshalb?

— Weil die einfältige Welt ihn für einen Hexenmeiſter hielt. Später vervollkommnete ich mich unter den Auſpicien John Dee's, der bei der Königin Eliſabeth von England in ſo großer Gunſt geſtanden, daß ſie ihn zum Hof-Philoſophen ernannt hatte. Mit dem berühmten Geiſterſeher Edward Kelley unternahm er eine

Reiſe nach Deutſchland und Polen. Anno 1605, zwei Jahre vor ſeinem Tode, hatte ich das Glück, in Krakau, am Hofe König Sigismund's III., die Bekanntſchaft des großen Adepten zu machen und bei ihm Unterricht im Studium der Magie zu nehmen.

— So iſt es alſo wirklich wahr, was ich von Ihnen gehört?

— Was haben Sie von mir gehört?

— Daß Sie zweiunddreißig Jahre älter als die chriſtliche Zeitrechnung ſein wollen?

— Es ſteht Jedem frei, daran zu zweifeln.

— Reden wir von etwas Anderm, lieber Graf. Iſt's erlaubt, zu fragen, welcher Zufall mir die Ehre Ihrer Nachbarſchaft verſchafft hat?

— Dieſelbe Frage richte ich an Sie.

— Ich mache kein Geheimniß daraus. Unſere liebenswürdige Staatsinquiſition, die ſich in Dinge miſcht, die ſie durchaus nichts angehen, hat die Bêtiſe begangen, mich einſperren zu laſſen, weil ich aus purer Langweile die Braut eines einflußreichen Senators und ſo nebenbei auch die junge Frau eines Mitglieds vom Rathe der Zehn dem Bräutigam und Manne untreu gemacht.

— Und darum hat man Sie eingeſperrt? Wär' ich Geſetzgeber, ich würde decretiren: „der Mann, der eine Frau verführt, iſt nur halb ſo ſtrafbar als die Frau, die ſich verführen läßt.“

— So denke auch ich, lieber Graf; ganz anders aber denkt unſere einfältige Staatsinquiſition. Der Verführten wird verziehen, dem Verführer aber der Proceß gemacht. Doch darf nun auch ich erfahren, welch' ungünſtiger Stern Sie mit unſerer hohen Polizei in Berührung gebracht?

— Vor acht Tagen kam ich in Venedig an, um mich in den Strudel des Carnevals zu ſtürzen. Den ganzen Tag trieb ich mich auf dem Marcusplatze, Abends in den Schauſpielhäuſern umher und fing mich bereits zu langweilen an. Geſtern Nacht trieb mich die Langeweile in ein Spielhaus; im Laufe einer Viertelſtunde gewann ich vierzigtauſend Zechinen, büßte aber dafür die Ruhe meines Herzens ein, denn . . .

In demſelben Augenblick vernahmen Beide die plumpen Schritte eines Kommenden.

— Still, ſtill, ſagte Caſanova.

Zwei Minuten ſpäter öffnete ſich der Eingang zur Gefängnißzelle des Grafen.

— Wer da? rief Saint Germain.

— Ich bin der Kerkermeiſter. Folgt mir!

— Wohin?

— Zum Dogen, der Euch zu ſprechen wünſcht, Herr Graf.

An dem artigen Tone des Kerkermeiſters erkannte der Graf, daß ſeine Sache nicht ſo ſchlecht ſtand, als er ſich Anfangs eingebildet hatte.

Er folgte dem Gefängnißwärter, der leuchtend voranging.

— Teufel, ſagte Caſanova, in den Bleikammern von Venedig macht man oft honnettere Bekanntſchaften, als in den vergoldeten Sälen unſerer Ariſtokratie. Dieſer Graf Saint Germain iſt ein ſo ſchlauer Fuchs, daß Unſer Einer Manches von ihm lernen kann.

XV.

Als der „Allwiſſende Venedigs“ dem Dogen Bericht erſtattet hatte, daß Graf Saint Germain bereits arretirt ſei, klopfte das Oberhaupt der Republik dem erſten Spürhunde auf die Achſel und ſprach:

— Meiſter Balthaſari hat ſeine Sache gut gemacht. Verlaßt mich nun.

Gleich darauf ließ er den Gefangenen kommen. Der Graf wurde in ein Zimmer eingeführt, deſſen Wände mit den Familienbildern des Herzogs ausgeſchmückt waren.

— Ihr ſeid der Graf Saint Germain? fragte Loredano.

— Durchlaucht, ich habe keinen Grund, es zu läugnen.

— Wenn das wirklich der Fall iſt, ſo finde ich auch keinen Grund, weshalb Ihr Euch hier für einen Marquis de Bellemare ausgebt.

— Ich führe dieſen Namen von einer meiner Beſitzungen im Neapolitaniſchen.

— Wie alt ſeid Ihr?

— Viel älter, als ich ausſehe... ich werde im nächſten April... Himmel, wen ſehe ich da? rief der Graf, den Blick auf eines der Wandbilder gerichtet.

— Nun, wen ſeht Ihr?

— Einen uralten Bekannten, einen der ehrwürdigſten Ahnen Ew. Durchlaucht, den erſten Dogen Ihres Namens, meinen glorreichen Freund Leonardo Loredano.

— Wie, Herr Graf, den Mann kannten Sie? fragte der Herzog mit allen Zeichen der Verwunderung.

— Im Jahre 1501 wurde er zum Nachfolger des Dogen Agoſtino Gradenigo erwählt. Sieben Jahre ſpäter, am 10. December 1508, wurde die Ligue zu Cambray zwiſchen Papſt Julius II., Kaiſer Maximilian I., König Ludwig XII. von Frankreich und Philipp I. von Aragonien, ein Bund zur Vernichtung Venedigs geſchloſſen. Hätte Ihr erlauchter Vorfahr damals meinen Rath beherzigt und den Zorn des heiligen Vaters durch ein Geſchenk von 100,000 Zechinen entwaffnet, dann wäre dieſe Ligue niemals zu Stande gekommen, dann hätte der 14. Mai des Jahres 1509, die unheilvolle Schlacht bei Agnadello, der Republik nicht jene Schmach bereitet, die ſie an den Rand des Verderbens gebracht.

— Schweigen wir davon, ſagte der Doge.

— Leonardo ſtarb 1521, fuhr Saint Germain fort. Sechsundfünfzig Jahre ſpäter beſtieg Pietro Loredano den Thron. Dies dort iſt ſein Bild, das ihm ſprechend ähnlich ſieht, denn auch ihn kannte ich, auch er war mein Freund, bei dem ich Tag und Nacht freien Zutritt hatte. Ich war es, der in der Nacht vom 13. September 1569 ihm die Trauerbotſchaft überbrachte, daß das Pulvermagazin aufgeflogen ſei und das Arſenal in Flammen ſtehe. Helft, rettet, Graf, flehte Pietro, als das Feuer, immer weiter um ſich greifend, ſchon Hunderte von Häuſern und vier Kirchen eingeäſchert hatte. Da, Durchlaucht, verſuchte ich meine Kunſt: ich nahm ein wunderthätiges Pergament, das ich einſt von dem großen Kabbaliſten John Dee zum Geſchenk erhalten hatte, warf es in die Flamme und rettete Venedig, denn in fünf Minuten war das feindliche Element beſiegt.

— Sie erzählen mir Dinge, die unglaublich ſind; doch je länger, deſto lieber hör' ich Sie. In Ihrem Weſen liegt ein wunderbarer Zauber: aus Ihrem Munde klingt die Lüge faſt wie Wahrheit.

— Das ſchöne Frauenbild, das zwiſchen Leonardo und Pietro hängt und madonnenmild auf uns herniederſchaut, war Leonardo's einziges Kind, das Catharina hieß und drei Tage vor der Hochzeit ſtarb.

— Graf, wiſſen Sie denn Alles?

— Arme Catharina, ſeufzte Saint Germain und zerdrückte eine Thräne im Auge.

— Graf, lieber Graf, wie alt ſind Sie?

— Am 17. April des Jahres 1355, als das Haupt des achtzigjährigen Dogen Marino Faliero in dieſem Hofraume, dort auf der Rieſentreppe, unter dem Beile des Henkers fiel, war ich ... kein Jüngling mehr.

— Sie lügen, Graf!

— Das ſagt mir Jeder und am Ende muß ich ſelbſt es glauben.

Hierauf trat eine kurze Pauſe ein.

— Sind Sie verheirathet? fragte der Doge.

— Noch bin ich frei und ledig.

— Frei ſind Sie nicht, denn ſo lange Sie mich zu täuſchen wagen, bleiben Sie mein Gefangener.

In demſelben Augenblick meldete der eintretende Diener den franzöſiſchen Geſandten.

— Es macht mir Freude, ſagte der Herzog zum Herrn von Bernis, Ihnen den Grafen Saint Germain vorzuſtellen.

— Ich habe die Ehre, Seine Excellenz bereits zu kennen.

— Seit wann? fragte der Diplomat.

— Seit Ihrer früheſten Jugend. Sie werden das begreiflich finden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich das Glück gehabt, Sie acht Tage nach Ihrer Geburt, am 30. Mai 1715, zu Saint Marcel de l'Ardèche aus der Taufe zu heben.

— Mich? fragte der Geſandte mit einem Tone, in dem ein ganzes Peloton von Fragezeichen lag.

— Ja, Herr von Bernis, wiederholte der Graf.

— Wohl möglich! In dieſem Falle kannten Sie auch ganz beſtimmt meine Pathin?

— Sie war eine der liebenswürdigſten Frauen ...

— Und hieß?

— Adèle de Mirepoix, antwortete der Allwiſſende.

— Wahrhaftig, ſo hieß ſie, beſtätigte der erſtaunte Diplomat. Sie waren alſo ein Freund meiner Eltern?

— Ihr Vater, ein Edelmann im ſchönſten Sinne dieſes Worts, war mein Ideal. Ihre Mutter, ein Engel an Anmuth und Liebreiz, war der letzte Zweig eines der edelſten Geſchlechter Frankreichs ...

— Und hieß?

— Jacqueline de Pons.

— **Parole d'honneur**, das war der Name meiner Mutter. Sie ſind alſo wirklich mein Pathe?

— Ich würde auf dieſen Titel Verzicht leiſten, wär' er nicht eine jener wenigen Ehren, worauf ich immer ſtolz geweſen bin.

— Ihr Pathe, Herr von Bernis, kannte, eben ſo genau als Ihre Eltern, auch meine Vorfahren, die vor dreihundert Jahren gelebt; er ſah dieſe Bilder und nannte jedes beim richtigen Namen ... der Graf ſetzt mich in Erſtaunen.

— Hab' ich Eurer Durchlaucht nicht ſchon geſtern geſagt, daß der Graf — mein verehrter Pathe — ein ganzer Teufelskerl iſt. Ma foi, auch ich bewundere ihn!

— Bedauern Sie mich lieber, ſagte Saint Germain mit ironiſchem Lächeln zum Herrn von Bernis.

— Ich Sie bedauern? Ei weshalb?

— Weil ich der Gefangene Seiner Durchlaucht bin.

— Der Graf hat ſich ſeit acht Tagen in Venedig unter fremdem Namen aufgehalten ...

— Und wegen ſolcher Kleinigkeit wollen Ew. Durchlaucht meinen Pathen der goldenen Freiheit berauben?

— Wollen Sie für den Marquis de Bellemare uns Bürgſchaft leiſten?

— Mit tauſend Freuden!

— Dann darf ich Sie wieder freilaſſen, lieber Graf, ſagte der Doge zum Pathen des Geſandten.

— Und mein Diener Benjamin?

— Auch er ſoll ſeiner Haft ſogleich entlaſſen werden.

— Genehmigen Ew. Durchlaucht für die Nachſicht, die Sie meinem Pathen zu Theil werden laſſen, die Verſicherung des innigſten Dankes Ihres treu ergebenen Dieners, ſagte der galante Diplomat, ergriff den Arm des Grafen und zog ihn mit ſich fort.

XVI.

— Morgen Mittag, lieber Graf, müſſen Sie mein Gaſt ſein, ſagte Herr von Bernis zu ſeinem Pathen, als Beide die Treppe hinabſtiegen. Ich habe Briefe aus Verſailles erhalten, Briefe, die Sie angehen.

— Mich? fragte Saint Germain.

— Sie und keinen Andern. Ihr Ruf iſt bis zu den Stufen des Thrones gedrungen. Unſere allerchriſtlichſte Majeſtät wünſcht Sie an Ihrem Hofe zu ſehen. Frau von Pompadour, die Allmacht im Unterrocke, brennt vor Begierde, die Bekanntſchaft jenes Wundermannes zu machen, von dem die tauſendzüngige Fama ſo viel Wahres und — verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit — auch ſo viel Unwahres erzählt, daß Niemand weiß, was und wieviel er davon glauben ſoll. Ich ſelber, lieber Graf, ſchwanke noch immer hin und her, ob ich in Ihnen einen Magus oder einen Charlatan bewundern ſoll; jetzt aber, da ich weiß, daß Sie mein Pathe ſind, liegt es in meinem eigenen Intereſſe, Sie für das, was Sie wollen, zu halten.

— Sie werden nie Urſach haben, das Vertrauen, das Sie mir ſchenken, zu bereuen.

— Sie müſſen ſo bald als möglich nach Paris. Meine Empfehlung an Frau von Pompadour wird Sie mit dem Könige und dem ganzen Hofe in Berührung bringen. Gelingt es Ihnen, das Vertrauen der Marquiſe zu gewinnen, dann iſt Ihr Glück gemacht, denn ſie vermag Alles: in ihrem Schooße ruhen Marſchallsſtäbe, Miniſterportefeuilles, Ludwigskreuze, Biſchofsmützen und Cardinalshüte, denn der heilige Vater iſt ihr Freund und was ſie will, will auch er. Genug für heute. Morgen um Drei erwarte ich Sie in meinem Hôtel.

Bernis und Saint Germain drückten ſich die Hände, wie zwei Leute, die ſchon ſeit langen Jahren vertraute Freunde ſind.

— Addio, padrino, ſagte der Geſandte.

— A rivederci, carissimo, erwiderte der Graf.

Und dann trennten ſich die Freunde.

Saint Germain kehrte nach ſeinem Gaſthofe zurück. Bald darauf kam auch Freund Benjamin.

XVII.

Als Angioletta aus der Kirche heimgekehrt war, hatte Alari, von Allem unterrichtet, den ganzen Köcher ſeiner Schmähungen erſchöpft, um ſie für ihre Treuloſigkeit, für das Stelldichein, das ſie „einem fremden Abenteurer“ gegeben, ſo tief zu demüthigen, als es ſeinem Zorne möglich war. Ueberdrüſſig ihrer Reize, hätte er ſie ſchonungslos fortgejagt, wäre ſie nicht der lockende Köder geweſen, womit er allabendlich neue Goldfiſche fing. — Angioletta ſaß, wie geſtern, auch heute an ſeiner Seite, um das den Spielern abgewonnene Geld einzuſcharren. Alari war wieder glücklich im Bewußtſein, daß der vom Teufel beſeſſene Marquis, der geſtern die Bank geſprengt, ihm heute nicht gefährlich werden konnte, weil ihm die Gaſtfreundſchaft der hohen Polizei eine freie Wohnung in den Bleikammern eingeräumt hatte. Das Glück ſchien dem alten Geizhalſe heute freundlicher zu lächeln, als je: die Bank hatte im Laufe des Abends über ſechzigtauſend Zechinen gewonnen. Der geſtrige Verluſt war verſchmerzt und Alari ſo glücklich und ſelig, als es ein alter Sünder ſeines Kalibers noch zu ſein im Stande iſt. Aber all' ſein Glück, all' ſeine Seligkeit verwandelte ſich urplötzlich in Schreck und Todesangſt, als, wie ein neckender Gnom aus der Unterwelt, ein ſchwarzer Domino ihm gegenüber ſtand. Im erſten Augenblick hielt er die Erſcheinung dieſer Maske für ein Blendwerk ſeiner Sinne. Als dieſe Erſcheinung aber, wie geſtern, eine grünſeidene Börſe hervorzog, trat kalter Angſtſchweis auf ſeine Stirn; es war ihm, als ſchnüre eine unſichtbare Hand ihm die Kehle zu. Als der Domino eine Handvoll Zechinen herausnahm und dieſe, wie geſtern, auf die Coeur-Dame warf, wurde Angioletta feuerroth und Alari leichenblaß, denn jetzt unterlag es keinem Zweifel mehr, daß dieſe Maske dieſelbe ſei, die geſtern die Bank geſprengt. Welcher Dämon dem verteufelten Marquis ſo ſchnell die Riegel ſeines Kerkers geöffnet, blieb dem Nobile ein unerklärliches Räthſel, das ihm Höllenpein, ihr hingegen unbeſchreibliche Freude bereitete. Nachdem die Karte zwei Mal gewonnen hatte, raffte Alari all' ſeine Kraft, all' ſeinen Muth zuſammen, übergab die Taille einem Theilnehmer an der Bank, näherte ſich dem ſchwarzen Domino und zog ihn ſanft bei Seite.

— Was wollt Ihr? fragte der Graf.

— Hört mich an. Der böſe Geiſt, der Euch geſtern und heute an meine Bank gelockt, iſt Angioletta. Ihre gleißneriſche Schönheit hat auch Euch bethört ... Ihr liebt ſie ...

— Unausſprechlich!

— Thor, Ihr werdet es früh genug bereuen. Auf dem ganzen Erdball giebt es kein Geſchöpf, das undankbarer iſt, als dieſes Weib. Ihr kennt ſie nicht. Sie iſt falſch wie die Schlange, liſtig wie der Teufel, kalt wie der Tod; ich hab' ſie ſatt und will mit Freuden ihr entſagen, ſobald Ihr Euch verbindlich macht, nie mehr meiner Bank zu nahen.

— Nun hört auch mich, Signor! Ich meide Eure Bank und zahl' Euch Alles, was ich heut und geſtern hier gewann, zurück, wenn Angioletta heute noch, jetzt gleich, mir folgen darf.

— Wo iſt das Geld? fragte der alte Schurke.

— Nehmt es hin, ſagte der Graf, dem Nobile eine Brieftaſche einhändigend, die fünfzigtauſend Zechinen enthielt.

— Ihr ſeid ein Engel, ſprach Alari, das Papiergeld zählend, Angioletta aber iſt ... zwanzig ... merkt es Euch wohl, Marquis ... dreißig ... falſch wie die Schlange ... vierzig ... liſtig wie der Teufel ... fünfzig ... kalt wie der Tod ... nun nehmt ſie hin!

Alari winkte mit dem Finger. Angioletta blieb unbeweglich auf ihrem Platze. Der Alte näherte ſich ihrem Stuhle und raunte ihr in's Ohr:

— Aus meinen Augen, verworfenes Geſchöpf! Ich habe Dich verkauft wie einen Hund, den ich nicht länger um mich dulden mag, weil er heimtückiſch, falſch und boshaft iſt. Dein Anblick, Elende, ekelt mich an, Dein Athem verpeſtet die Luft, fort, fort!

Angioletta knirſchte mit den Zähnen, in ihrem Herzen kochte Rache, auf ihren Lippen aber ſpielte ein Lächeln, das keine Feder zu beſchreiben wagt, ein Lächeln, in dem Hölle und Teufel lag.

— Lebt wohl, ſprach ſie und ging.

Der Graf, der an der Thür ſie erwartete, reichte ihr ſeinen Arm und führte ſie durch die Säle in's Vorzimmer. Dort ſank ſie erſchöpft, athemlos, auf einen Seſſel.

— Was fehlt Euch, Signora? fragte der Graf.

— Nichts, nichts, antwortete Angioletta mit einem Tone, in dem die ganze Pein eines verbiſſenen Schmerzes lag.

— O dann folgt mir, bat ihr Führer.

— Wohin es Euch beliebt. Zuvor aber muß ich noch ein Wort mit meinem Vater reden.

— Am Strande der Piazetta erwartet uns ſeine Gondel.

— Kommt, kommt, Marquis, ſagte ſie und zog ihn heftig mit ſich fort.

Im Nu hatten Beide den Kai erreicht.

— Bartolomeo! rief der Graf.

— Hier bin ich, antwortete der alte Gondelführer.

— Laßt uns einen Augenblick allein, bat Angioletta.

Der Graf gehorchte.

— Liebt Ihr Euer Kind? fragte ſie ihren Vater.

— Mehr als mich ſelbſt.

— Dann rächt mich noch heute.

— An wem? fragte er zitternd.

Angioletta flüſterte ihm einen Namen zu; dann winkte ſie dem Grafen, worauf Beide in Bartolomeo's Gondel ſtiegen.

XVIII.

Es war eine kalte, finſtere Nacht. Der Sturm pfiff durch die dünnen Wände des Fahrzeuges, in dem für das liebeglühende Herz des Grafen die ſchönſte Stunde ſeines Lebens ſchlug. Er hörte nicht das wilde Heulen des Orkanes, er ſah nicht die ſchwarzen Wolken, die ſich über ſeinem Haupte zuſammenzogen; er hörte nur den ſüßen Klang ihrer Stimme, er ſah nur die helle Gluth ihrer Augen und ... war ſelig.

Während draußen kalter Sturm und drinnen heiße Liebe tobte, bändigte Bartolomeo mit ſeinem Ruder die empörten Wogen und ſang dazu, mit Thränen im Auge und Rache im Herzen, die Barcarole:

„Kalt und finſter ſchaut der Himmel
Auf der Gondel dunkeln Schrein,
Aber drinnen lächelt heiter
Heißer Liebe Sonnenſchein.

Traurig ſchwimmt die ſchwarze Gondel
Durch der Wellen wilde Fluth,
Aber drinnen zuckt und zündet
Brennend heiße Liebesgluth.

Jagend zieht die finſt're Gondel
Durch die ſternenloſe Nacht,
Draußen ſtürmt es, aber drinnen
Lacht der Liebe Zaubermacht.“

Liebe! Liebe! Was iſt Liebe? Hat Ariſtoteles, der ſie die Seele zweier Körper, oder Buffon Recht, der ſie le f........' de deux intestins nennt? Irrt Plato, der ſie mit dem Wolfshunger, welcher Lämmer verſchlingt, oder irrt Maupertuis*), der ſie mit einem Epigramm vergleicht, das die Stärke des Geiſtes auf die Schwäche des Herzens erſonnen hat? Nach Socrates iſt ſie ein durch Schönheit geweckter Zeugungstrieb; nach Nicolas Venette**) ein aus dem Himmel in den Koth gefallener Morgenſtern. Auguſtin Niphus***) bezeichnet ſie als die Brücke vom Irdiſchen zum Göttlichen, als die Zauberſchwinge, die den Sterblichen der Gottheit nähert; Montaigne nennt ſie eine Leidenſchaft, die den

---

*) Vénus physique, Genève 1780. 18.
**) Tableau de l'amour conjugal. Amst. 1687. 2 Bde. 12.
***) Tractatus de amore, Lugd. Bat. 1641. 16.

Menſchen zum Thiere macht. Die Marquiſe von **Lambert***) ſieht in ihr einen Talisman, der die Erde in ein Paradies und das Paradies in eine — Hölle verwandelt. Vincenz **Fabricius** nennt die Liebe einen Arzt und Jacques **Ferrand****) eine Krankheit. Sylvain **Maréchal*****) nennt ſie einen Januskopf aus Aether und Schlamm, und Etienne de **Neufville**†) eine Statue von Diamant mit Füßen von Thon. Wer hat Recht?

Leo **Abarbanel**, ein gelehrter Rabbiner des ſechszehnten Jahrhunderts, erzählt in ſeiner Philoſophie der Liebe††): Der erſte Menſch habe zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine gehabt und ſei Androgyn, Zwitter, Mann und Weib zugleich geweſen. Nachdem er alle Thiere der Schöpfung gemuſtert und unter allen Geſchöpfen kein einziges gefunden, deſſen Geſellſchaft ihm angenehm und wünſchenswerth erſchienen, ſei er in tiefen Schlaf geſunken, worauf der Schöpfer ſich ſeiner erbarmt und ihn in zwei Hälften getheilt habe; auf dieſe Weiſe ſei dann Adam und Eva, Mann und Weib, entſtanden. Aber jeder der beiden Theile des getrennten Körpers habe eine ſtarke Neigung behalten, ſich wieder zu vereinigen, und aus dieſer Sehnſucht nach Wiedervereinigung der zwei Hälften zu Einem Ganzen ſei die Liebe entſtanden. Etwas Aehnliches hatte auch ſchon Plato behauptet.

---

*) Réflexions sur les femmes, ou métaphysique d'amour.

**) Traité de la maladie d'amour, ou mélancolie érotique, Par. 1623. 12.

***) Dictionnaire d'amour, Par. 1789. 16.

†) Physiologie des amoureux, Par. 1842. 32. Es befremdet mich, daß noch kein Bibliophile auf die Idee gekommen, eine Bibliographie érotique zuſammenzuſtellen. Philoſophen und Dichter, Theologen und Juriſten haben über das unerſchöpfliche Thema „Liebe" eine Unzahl von Büchern geſchrieben. Mir allein ſind über 200 Werke dieſer Gattung bekannt.

††) Das citirte Werk erſchien in italieniſcher Sprache u. d. T. Dialoghi d'amore, Venez. 1531. 8. Rom. 1535. 4. Venez. 1541. 8. ibid. 1545. 8. ibid. 1549. 8. ibid. 1552. 8. ibid. 1558. 8. ibid. 1573. 8. ibid. 1607. 8. Eine franzöſiſche Ueberſetzung u. d. T. Dialogues d'amour, von Ponthus de **Thyard**, kam 1551 zu Lyon heraus; eine andere Ueberſetzung von D. **Sauvage** erſchien u. d. T. Philosophie d'amour, Lyon, 1551. 8. ibid. 1557. 8. ibid. 1559. 16. ibid. 1595. 16. Eine ſpaniſche Ueberſetzung von C. **Monteſa** trat zu Venedig, eine andere von J. **Coſta** el Aragoneſe 1584 und 1593 zu Saragoſſa ans Licht. Beide ſpaniſchen Ausgaben ſind in Quartformat. Eine lateiniſche Ueberſetzung von J. C. **Saracenus** (Saraſin) erſchien in Venedig 1564. 8. Es wundert mich, daß in unſerer überſetzungsſüchtigen Zeit noch Niemand auf den Einfall gerathen, Meiſter **Leo's** Liebesdialoge ins Deutſche zu übertragen. — Da, ſo viel mir bekannt, noch kein Bibliograph ein vollſtändiges Verzeichniß aller Ausgaben und Ueberſetzungen dieſes Werkes gebracht, ſo dürfte dieſe Notiz **für Bücherfreunde** nicht ganz unintereſſant ſein.

Mario Equicola *), nennt die Liebe das Ineinanderſpielen zweier Flammen, das Zuſammenfließen zweier Seelen in Eine; daraus entſtehen dann, wie der Dichter der „Griſeldis" ſingt:

„Zwei Seelen und Ein Gedanken,
Zwei Herzen und Ein Schlag."

XIX.

Am andern Morgen, als Graf Saint Germain, erſchöpft von den Freuden der Nacht, noch gefangen in den Blumenbanden ſüßer Träume lag, weckte ihn Benjamin und überreichte ihm einen ſo

---

*) Libro di natura d'amore, Venez. 1525. 4. Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien u. d. T. le six livres de la nature d'amour, von G. Chappuis. Par. 1584. 8.

eben angekommenen und als dringend bezeichneten Brief vom franzöſiſchen Geſandten, der ſeinem Pathen, an deſſen Schickſal er ſeit geſtern den wärmſten Antheil nahm, „in größter Eile" anzeigte, daß man vor zwei Stunden in der Gegend des Arſenals den Leichnam des Signor Alari gefunden, daß man den alten Bartolomeo, deſſen Gondel den Nobile erſt ſpät in der Nacht vom Ridotto abgeholt, ſofort verhaftet und verhört und daß „der alte Schwachkopf" ſogleich eingeſtanden, den Peiniger ſeiner Tochter, wegen einer Beſchimpfung, die er ihr geſtern zugefügt, in der Gondel erdroſſelt und dann in's Waſſer geworfen zu haben.

„In dieſem Augenblick" — ſo ſchloß der Brief des Herrn von Bernis — „erhalte ich von einem meiner wohlunterrichteten Attachés den Wink, daß man Sie und die Tochter des Gondoliere — ein leichtfertiges Geſchöpf, das mein lieber Pathe geſtern entführt haben ſoll — für die Urheber dieſer ſchwarzen That hält und Sie Beide arretiren will. In der Nebenlage ſchicke ich Ihnen einen Paß, der Sie als Courier der franzöſiſchen Geſandtſchaft nach Mailand bringt. Eilen Sie, eilen Sie! Wenn die nächſte Stunde Sie noch im Weichbilde von Venedig antrifft, kann ich Sie nicht mehr retten. Die Briefe an Frau von Pompadour werden Sie in Mailand erhalten und ſich dann ungeſäumt nach Paris begeben, wo Sie ſehnlichſt erwartet werden."

Der Graf, in einem Nu angekleidet, eilte in's anſtoßende Gemach, wo Angioletta, ſchon lange wach, vor dem Spiegel ſitzend, ihre Haare flocht. Erſchreckt ſprang ſie vom Stuhle auf, um den blendenden Schnee ihrer nackten Schultern zu verhüllen. Saint Germain theilte ihr mit wenigen Worten den Inhalt des Briefes mit, erfaßte ihre Hand, ſah prüfend in ihr Auge und ſprach:

— Angioletta, willſt Du mich glücklich machen, o dann ſage mir, daß Du unſchuldig an dieſem Morde biſt.

— Warum verlangſt Du, daß ich lügen ſoll? Ich bin Italienerin: in meinen Adern ſiedet heißes Blut, das Rache! Rache! ſchreit, wenn Jemand mich beſchimpft. Alari! A'ari! Weißt Du, was er gethan? Weißt Du, was er geſagt? „Aus meinen Augen, verworfenes Geſchöpf, ich habe Dich verkauft wie einen Hund, den ich nicht länger um mich dulden mag, weil er heimtückiſch, falſch und boshaft iſt.“ Er hat mich fortgejagt wie einen Hund, hörſt Du's, verkauft wie einen Hund! Dank Dir, mein Vater, Du haſt die Schmach gerächt!

— Er wird dieſe That mit ſeinem Leben bezahlen.

— Ein Vater, wie er, ſtirbt für ſein Kind mit tauſend Freuden.

— Laß uns fliehen, Angioletta.

— Hab' ich nicht geſchworen heute Nacht, als Dein Herz an dem meinen ſchlug, Dir zu folgen bis an's Ende der Welt? Angioletta hält ihren Schwur! — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde ſpäter befanden ſich Graf Saint Germain, Angioletta und Benjamin am Bord eines franzöſiſchen Schiffes, das gleich darauf die Anker lichtete.

Die „Eſperance“ war eben abgeſegelt, als Balthaſari im Gaſthofe zum goldenen Löwen erſchien, um den Grafen zum zweiten Male in die Bleikammern abzuführen.

Diesmal aber kam er zu ſpät.

XX.

Dreizehn Tage nach des Grafen Flucht aus Venedig langten er, Angioletta und Benjamin in der Hauptſtadt Frankreichs an.

Am folgenden Morgen brachte der „Mercure de France" folgende Nachricht:

„Wir beeilen uns, den Leſern unſeres Journals die Ankunft des Grafen Saint Germain anzuzeigen, der geſtern Mittag hier angekommen und im Hôtel de Provence abgeſtiegen iſt. Ganz Paris brennt vor Begierde, den Mann zu ſehen, den Viele — Scherz bei Seite — für den ewigen Juden halten!!!"

Dieſe Nachricht, die ſich wie ein Lauffeuer ſchnell durch die ganze Stadt verbreitet hatte, war hinreichend, die Neugier von ganz Paris aufzuſtacheln. Von der Barrière de Picpus bis zur Barrière de Monceaux ſprach Alt und Jung von nichts Anderm, als dem „Juif errant."

— Wer iſt denn der ewige Jude? fragte die ganze Stadt.

Am folgenden Morgen brachte der „Mercure de France" folgenden Artikel:

„Wir hoffen manchem unſerer Leſer einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ihm einige Auskunft über den ewigen Juden ertheilen, der ſeit geſtern der Gegenſtand des allgemeinen Stadtgeſpräches iſt.

Nach der Ausſage des heiligen Johannes (21, 23.), ſoll ein jüdiſcher Schuhmacher, weil er unſern Heiland, Jeſus Chriſtus, als dieſer zur Kreuzigung von Jeruſalem nach Golgatha zog, mit einem Leiſten vom Hauſe, wo Jener ausruhen gewollt, fortgejagt hatte, von Gott Vater zu der Strafe verdammt worden ſein, ewig, ohne Raſt und Ruh', die Welt zu durchwandern und nicht eher ſterben zu können, bis Jeſus wiederkommt, die Welt zu richten. Nach der Legende ſoll dieſer Schuhmacher Ahasverus, oder richtiger Achaſchveroſch, nach Matthieu Paris aber, einem Geſchichtſchreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Kartaphilos geheißen haben, von Ananias getauft worden ſein und den Taufnamen Joſephus erhalten haben. Botoreus nennt ihn Gregorius, Libavius giebt ihm dem Namen Buttadeus. Aber Alle ſtimmen darin überein, daß der ewige Jude alle hundert Jahre von einer ſchweren Krankheit befallen wird, nach der er wieder zu neuem Leben erwacht.

Jedem, der ſich mit dem ewigen Juden näher vertraut machen will, empfehlen wir folgende Abhandlungen: Wunderlicher Bericht von einem Juden, aus Jeruſalem bürtig und Ahasverus genannt, welcher fürgiebt, er ſei bei der Kreuzigung Chriſti geweſen, Leipz. 1602. 4. Histoire admirable du juif errant, Bruges, ohne Jahreszahl. 12. G. Thilo, Meletema historicum de Judaeo immortali, Witteb. 1668. 4. C. Schultz, Dissertatio historica de Judaeo non mortali, Regiomont. 1689. 4. Ibid. 1711. 4. Der ewige Jude, aus dem Lateiniſchen überſetzt, Dresd. 1702. 8.*)

Schließlich ſei nur noch bemerkt, daß im 16. und 17. Jahrhundert mancher Betrüger dieſe Sage benutzt hat, um als „ewiger Jude" … ſein Glück zu verſuchen. Nächſtens mehr!!!"

---

*) Ein Paar neuere Schriften, die der „Mercure de France" nicht gekannt haben kann, ſind: C. Anton's Dissertatio in qua lepidam fabulam de Judaeo immortali examinat. Helmst. 1756. 4. ibid. 1760. 4. und Geſchichte des ewigen Juden von ihm ſelbſt beſchrieben, enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewundernswürdigen Reiſen ſeit ungefähr 1800 Jahren, Gotha 1821. 8.

XXI.

Während „der ewige Jude“ in größter Galla nach Verſailles fährt, um ſich dort der Marquiſe von Pompadour vorzuſtellen und ihr das Schreiben des Herrn von Bernis einzuhändigen, ſei es mir erlaubt, meinem Leſer ein flüchtiges Bild vom Leben und Wirken dieſer damals allmächtigen Frau zu entwerfen.

Jeanne Antoinette Poiſſon, geboren am 23. September 1721, war die einzige Tochter einer ſehr galanten Mutter, die, außer ihrem Manne, einem etwas rohen, aber äußerſt gutmüthigen Pachter, zwei Hausfreunde hatte, von denen der Eine, Herr Paris de Montmartel, ein reicher Financier; der Andere, Herr Lenormand de Tournehem, ein noch viel reicherer Generalpächter war. Aller guten Dinge ſind drei, meinte Dame Poiſſon und liebte den Einen ſeiner Schönheit, den Andern ſeines Geldes willen. Als Papa Poiſſon, der officielle Vater der reizenden Antoinette, ſich wegen unterſchlagener Gelder eines Morgens aus dem Staube gemacht, hatte der Vice-Vater Tournehem ſich des Kindes angenommen und es auf ſeinem Landgute, unfern des Waldes von Senar, fürſtlich erziehen laſſen. Um dieſe Zeit hatte Antoinette, der verhätſchelte Liebling ihrer Mutter, der Abgott ihres Pflegevaters, die Bekanntſchaft des Herrn Bernis gemacht, der, damals ein blutjunger, äußerſt zierlicher Abbé, auf eine Pfründe harrend, ihr Unterricht in der Muſik und nebenbei auch Unterricht in den Anfangsgründen der Liebe ertheilt haben ſoll. Neunzehn Jahre alt, hatte ſie ihr Pflegevater mit einem ſeiner Neffen, Herrn Lenormand d'Etioles, vermählt und ſie reicher als eine Prinzeſſin ausgeſtattet.

Madame d'Etioles war damals eine der reizendſten Frauen von Paris, eine jener Huldgeſtalten, die Abbé Bernis, als er noch roſenfarbene Madrigals für den „Mercure de France“ gedichtet, ein Concert aller Reize, ein Prisma aller Liebenswürdigkeiten, ein Flacon aller Liebesgötter zu nennen geruhte. Die Grazien hatten das ganze Füllhorn ihrer Anmuth auf ſie ausgegoſſen und ihr einen Zauber eingehaucht, der Jeden zur Bewunderung hinriß. Ihr Gemahl hingegen war eine Encyclopädie aller Häßlichkeiten, ein Catalog aller Unliebenswürdigkeiten, ein Mann, der nur eine gute Eigenſchaft beſaß, die nämlich, daß er nicht im geringſten eiferſüchtig war und allen Weihrauch, den man der Schönheit ſeiner Frau geſtreut, für einen Parfum hinnahm, der auch an ſeinen Kleidern hängen blieb.

Madame d'Etioles, Freundin der Muſen, Beſchützerin aller Künſte, war vielſeitig gebildet: ſie malte und zeichnete, ſie dichtete und declamirte, ſie ſang und tanzte ſo ſchön, ſo reizend ſchön, daß Dame Poiſſon ihre Tochter geradezu für ein Wunderkind erklärte. Antoinetten's Salon war ein Sammelplatz aller Dichter, Maler und Muſiker. Zu den Schöngeiſtern, die der reizenden Frau während der erſten vier Jahre ihrer Verheirathung den Hof gemacht, gehörten der jüngere Crébillon, der ſich durch ſeinen galanten Roman „les égaremens du coeur et de l'esprit,“ Duclos, der ſich durch ſein reizendes Feenmärchen „Acajou“, und Bernis, der ſich durch ſein ſchönes Gedicht „la religion vengée“ einen Platz auf dem franzöſiſchen Parnaß erkämpft hatte. All' dieſe Dichter hatten ihre Reize im „Mercure de France“, der 1744 das Eigenthum Marmontel's geworden war, in allen Vers- und Tonarten beſungen, und ſelbſt Voltaire, deſſen Name ſich ſchon damals einen europäiſchen Ruhm errungen, hatte es nicht verſchmäht, ſich auf die Liſte ihrer Anbeter zu ſchreiben und auch ſeine Feder in Aetherblau und Morgenroth zu tauchen, um ihre Veilchenaugen und Roſenwangen zu beſingen. Onkel und Neffe, Pflegevater und Gemahl, hatten ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt gefühlt, Mama Poiſſon aber auf all' dieſe Auszeichnungen wenig oder gar keinen Werth gelegt und mehr als einmal zu ihrem Supplement-Gatten geſagt: All' dieſe Anbeter meiner Tochter ſind arme Schlucker, die mit aller ihrer Poeſie keinen Hund aus dem Ofen locken können. Meine Antoinette iſt zu gut für Deinen Neffen. Ein Engel, wie ſie, verdient das Bett eines Königs zu theilen. — Tournehem, in ſeine Pflegetochter nicht minder vernarrt, pflegte der Mutter Recht zu geben und zu ſagen: „il faut avouer que ta fille est un morceau de roi.“

Der brave Mann, der an der Gattin ſeines Neffen ſo großes Wohlgefallen gefunden, hatte es ſo einzurichten gewußt, daß ſie in der Nähe ſeines Landgutes, im Walde von Senar, wo Ludwig XV. ſich häufig den Freuden der Jagd hinzugeben gepflegt, dem König durch den Glanz ihrer Schönheit aufgefallen war. Die Herzogin von Châteauroux, die am 8. December 1744, in der Blüthe ihrer Jugend, in einem Alter von 27 Jahren, man ſagt, an Gift, geſtorben war, hatte in Ludwigs Herzen eine Leere zurückgelaſſen, die wieder auszufüllen wohl Niemand beſſer im Stande war, als Madame d'Etioles. Mit Hilfe des Kammerdieners Binet, eines Verwandten der Madame Poiſſon, war ihre Tochter ſchneller, als man ſelbſt vermuthet hatte, in den Platz der Herzogin von Châteauroux eingerückt. Im Herbſte des Jahres 1745 hatte ſie der König zur Marquiſe von Pompadour erhoben, ihr einen Jahrgehalt von 300,000 Francs ausgeſetzt, ihr nach und nach Choiſy, Crecy, Bellevue und andere Schlöſſer geſchenkt und — das Wichtigſte hätte ich beinah' vergeſſen — ihren Gemahl mit einer Miſſion nach Conſtantinopel geſchickt, ihm bei ſeiner Rückkehr, als Pflaſter für die Wunde, eine Abſtandsſumme von 500,000 Francs geſchenkt und ihn — wegen ſeiner Verdienſte um Frankreich — zum Ritter des Heiligengeiſtordens ernannt. Vive le roi, quand même! . . .

Von 1745 bis 1755 hatte ſich Frau von Pompadour mit der Charge einer Geliebten begnügt; von da an, wo ſie zu altern anfing, ſuchte ſie den König durch ihren Geiſt zu feſſeln und die Rolle eines Premierminiſters zu ſpielen. So kam es, daß Cotillon II. — ein Spottname, den ihr Friedrich II. gegeben hat — der Richelieu des fünfzehnten Ludwigs, die Seele des Cabinets von Verſailles, die Allmacht wurde, in deren Hand das Schickſal von ganz Frankreich lag.

XXII.

Wir befinden uns jetzt in Verſailles.

Vor unſern Blicken öffnet ſich das ſchönſte, reichſte, üppigſte Boudoir Frankreichs, ein von den zarteſten Wohlgerüchen durchduftetes Atelier der Grazien, in dem jedes Stück ein ſprechender Zeuge des feinſten Luxus, des ſinnigſten Geſchmacks, der reizendſten Anmuth iſt. Auf den mit dunkelrothem Sammet überkleideten Wänden flattern große, goldene Schmetterlinge, deren ausgeſpannte Flügel eine Moſaik kleiner bunter Edelſteine zeigen. Ueber den marmornen Fußboden breitet ſich ein koſtbarer Gobelinteppich, auf dem Göttin Flora ein Füllhorn hundertfarbiger Blumen ausſtreut, deren Colorit uns ſo lebendig friſch anlächelt, daß wir den Duft dieſer geſtickten Blumen einzuathmen glauben. Durch zwei hohe mit buntfarbigen Glasmalereien geſchmückte und von Epheu umrankte Fenſter dringt ein bläuliches Licht, das allen Gegenſtänden eine magiſche Färbung, einen weichen Zauber leiht. Zwiſchen beiden Fenſtern ſteht in einer mit Blumen garnirten Niſche ein großer, mit geſticktem Muſſelin behangener Tiſch, auf dem hundert Kleinigkeiten von Silber und Cryſtall, von Porzellan und Muſcheln, ein Arſenal von Geräthſchaften, die zur weiblichen Toilette gehören, zu ſehen ſind. Zu beiden Seiten dieſes Tiſches ſteht ein von zwei Bronzefiguren getragener Spiegel, deſſen venezianiſches Glas das Bild der Dame zurückſtrahlt, die ſoeben Toilette macht. Dieſem Tiſche gegenüber ſieht man den Camin, in dem ein luſtiges Feuer praſſelt. Auf dem Marmorſimſe dieſes Camins zeigt ſich eine Gallerie kleiner, barocker Figuren von chineſiſchem Porzellan; über dem Simſe prangt ein großer, breiter, in maſſives Gold eingerahmter Wandſpiegel, der die Bildſäule der Venus zurückſtrahlt, die in der Blumenniſche gleichſam als Wache dicht vor dem Toiletten-Zeughauſe aufgeſtellt iſt. Zu beiden Seiten des Camins gewahrt man zwei rothſammetne Fauteuils und auf dem dritten, dicht vor der Toilette, ſitzt eine Dame von fünfunddreißig Jahren in einem jener reizenden **Demi-négligées**, die ſich viel leichter ahnen, als beſchreiben laſſen. Hinter dieſer Dame ſteht eine etwas ältere Frau, welche Puder in das reizend friſirte Haar ihrer Herrin ſtreut. Die Eine iſt die Marquiſe von Pompadour, die Andere deren Kammerfrau, Madame Duhauſſet.

— **Ah que je m'ennuie!** ſeufzte die Geliebte des Königs, deren Toilette nun vollendet war.

— Warum ſo verdrießlich? fragte die Vertraute aller Geheimniſſe ihrer Gebieterin.

— Siehſt Du nicht, liebe Duhauſſet, wie ſchnell ich altere?

— Der Spiegel trügt.

— Ja, ja, das iſt der alte Troſt, den Du mir giebſt. Und dennoch muß ich mir geſtehen, daß dieſer Spiegel mir die Wahrheit zeigt. Siehſt Du die erſte Runzel da?

— Ich ſehe nichts.

— Du willſt nichts ſehen. Geſchwind noch etwas Schminke her! O Jugend, Jugend, wer dich ewig feſſeln könnte!

— Denken Sie, gnädige Frau, an Diana von Poitiers. Sie war vierzig Jahre alt, als ſie das achtzehnjährige Herz König Heinrichs II. in eherne Feſſeln ſchlug. Sie, Madame, ſind eilf Jahre jünger, als der König.

— Der zweite Heinrich, meine Liebe, war ein anderer Mann, als unſer vielgeliebter Ludwig; Jener blieb ſeiner Freundin bis zu ihrem Tode treu ...

— Und als ſie ſtarb, war ſie, obgleich ſchon ſechsundſechzig Jahre alt, noch ſo ſchön, daß Brantome, der ſie ſechs Monate vor ihrem Ende ſah, ihre Schönheit ſo bezaubernd fand, „daß ſelbſt ein Herz von Stein ſie hätte lieben müſſen.“

— Aber Du weißt auch, daß Diana in dem Rufe ſtarb, ihre Seele dem Teufel verkauft zu haben, unter der Bedingung, daß er ihr bis an's Ende ihrer Tage das Glück ewiger Jugend gewähre.

— Glauben auch Sie, gnädige Frau, an ſolche Märchen?

— Behauptet doch ſelbſt ein ſo aufgeklärter Geſchichtſchreiber wie de Thou, daß Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, mit böſen Geiſtern im Bunde, den König behext habe. O gäb' es doch auch jetzt noch einen Teufel, der uns Frauen das Geheimniß lehrte, den flüchtigen Zauber unſerer Jugend, der ſchnellfüßig wie ein Morgentraum vorüberzieht, feſtzuhalten bis ans Ende unſeres Lebens. Und hätte ich zehn Seelen, ich verſchriebe ſie dem Teufel, denn was ſind wir arme Frauen ohne Jugend! Jupiter ohne Blitz, Mars ohne Schwert, Cupido ohne Pfeil! Lieber ſterben in der Jugend voller Blüthe, als hinwelken, alt und häßlich und ſich ſelbſt zum Ekel werden! Ach, Duhauſſet, naht nicht bald ein guter oder böſer Geiſt, der dieſe Runzel bannt, dann iſt des Königs Gunſt für mich verloren, dann bin ich todt, lebendig todt.

— Vielleicht, gnädige Frau, iſt Hilfe näher, als Sie glauben. Sie ſcheinen es noch nicht zu wiſſen, was ſeit geſtern ganz Paris weiß. Ein berühmter Wundermann . . .

— Graf Saint Germain?

— Iſt vorgeſtern in der Hauptſtadt angelangt.

— Duhauſſet, ſprichſt Du Wahrheit?

— Ich las es heute Morgen in den Zeitungen . . .

— Sie lügen Alle.

In demſelben Augenblick trat der erſte Kammerdiener ein.

— Was giebt's? fragte die Marquiſe aufgeregt.

— Gnädige Frau, ein fremder Herr, der einen Brief vom franzöſiſchen Geſandten aus Venedig abzugeben hat, bittet um die Gnade, ihm einen Augenblick Gehör zu ſchenken.

— Sein Name?

— Graf Saint Germain.

— So iſt es alſo wirklich wahr? rief die Marquiſe freudig überraſcht. Führ' ihn ſogleich hinein!

Der Diener und die Kammerfrau entfernten ſich. Die Marquiſe goß ein Paar Tropfen Parfum auf ihr Schnupftuch, warf noch ein Paar Blicke in die beiden Spiegel, ſeufzte noch ein Mal und begab ſich hierauf in das angränzende Empfangszimmer, in das von der entgegengeſetzten Seite in demſelben Augenblick Saint Germain hineintrat.

XXIII.

Der Graf überreichte ſein Empfehlungsſchreiben.

— Willkommen in Frankreich, ſagte die Marquiſe, die ihm huldvoll entgegen geeilt war. Nehmen Sie Platz, Herr Graf. Wir ſind erfreut, Sie in Verſailles zu ſehen... Was macht unſer Herr Geſandte in Venedig?

— Er befindet ſich ganz wohl und hat mich beauftragt, eine Welt von Huldigungen ſeiner hohen Beſchützerin zu Füßen zu legen.

— Wie gefällt er ſich in der Reſidenz des Dogen?

— Er langweilt ſich, wie der Löwe von Sanct Marcus und ſehnt ſich nach Paris zurück.

— Kommt Zeit, kommt Rath. Herr von Bernis iſt übrigens einer jener blaſirten Leute, die ſich überall ennuiren.

— Nur nicht in Ihrer Nähe.

— Sind Sie heut zum erſten Male in Verſailles? fragte Frau von Pompadour, um dem Strome des Geſpräches einen andern Lauf zu geben.

— Ich war ſchon vor 126 Jahren einmal hier.

— Vor 126 Jahren? wiederholte die Marquiſe.

— Es war im Jahre 1630. Verſailles war damals ein armſeliges Dorf, das König Ludwig XIII. für 60,000 Livres an ſich brachte und daſelbſt ein Jagdſchloß anlegte, in dem ich mehr als ein Mal übernachtet habe.

— Sie kannten den König?

— So genau als mich ſelbſt. Er hatte mir ſein ganzes Vertrauen geſchenkt, als ſein Herz, entflammt von der Schönheit des Fräuleins von Lafayette, in der ſüßen Ahnung ſchwelgte, daß es von ihrem Herzen Gegenliebe hoffen dürfe.

— Sie kannten das Fräulein?

— Wie Eraſiſtratus einſt, vor zwei Jahrtauſenden, durch den Pulsſchlag des Antiochus Soter die Liebe errieth, die dieſer zu ſeiner Schwiegermutter Stratonice in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens verbarg, ſo errieth auch ich an Louiſens ungeſtümem Pulsſchlag ihre Liebe zu dem Gatten Annens von Oeſterreich.

— Da Sie Louiſe von Lafayette perſönlich gekannt haben, ſo werden Sie das Fräulein in einem Bilde, das ihr ſprechend ähnlich ſein ſoll, leicht wieder erkennen. Erweiſen Sie mir den Gefallen, mich in ein Cabinet zu begleiten, wo unter vielen andern Bildern auch das ihre prangt.

Die Marquiſe führte den Grafen durch eine lange Reihe prachtvoll eingerichteter Zimmer in eine länglich ſchmale Gallerie, der ſie den Namen Panthéon d'amour gegeben und worin ſie die Portraits aller königlichen Favoritinnen Frankreichs in chronologiſcher Reihenfolge aufgeſtellt hatte.

— Ich finde hier lauter liebe, alte Bekannte. Dies erſte Bild iſt Odette de Champdivers, die Tochter eines Pferdehändlers, die Geliebte des geiſtzerrütteten Carls VI., der ſie ſeine „kleine

Königin" genannt. Dies zweite Bild iſt Agnes Sorel, jener Engel an Schönheit und Güte, der bis zu ſeinem Tode der unumſchränkte Gebieter Carls VII. war, der Schutzgeiſt Frankreichs, der den König zum Kampfe gegen England begeiſtert hatte. In dieſem dritten Bilde begrüße ich Françoiſe de Foix, Gräfin von Chateaubriand, die Herzenskönigin des ritterlichen Franz I., ein beklagenswerthes Opfer der Eiferſucht ihres Gemahls, der ihr in einem unterirdiſchen Gewölbe ſeines Schloſſes, zur Strafe ihres Treuebruchs, von drei vermummten Mördern die Adern öffnen ließ. Danken wir dem Himmel, daß die Ehemänner unſerer Tage nicht ſo grauſame Barbaren ſind, wie dieſer ſtolze Graf von Chateaubriand.

— Als die Männer noch eiferſüchtig auf die Schönheit ihrer Frauen waren, durften dieſe Frauen noch von der Liebe ihrer Männer überzeugt ſein. Liebe ohne Eiferſucht iſt Rauch ohne Flamme.

— Dies vierte Bild ruft mir die ſchönen Tage zurück, die ich im Schloſſe zu Anet in der Geſellſchaft einer der ſchönſten Frauen aller Zeiten verlebt.

— Iſt es wahr, lieber Graf, daß Diana von Poitiers noch in ihrem ſechsundſechzigſten Jahre ſo jung und friſch wie eine Frau von dreißig Jahren ausſah?

— Wem anders, als mir, verdankte ſie die Gabe der ewigen Jugend?

— Graf, beſitzen Sie wirklich ein Mittel, das Alter zu verjüngen?

— Ich zwinge Niemanden, etwas zu glauben, was ihm nicht möglich ſcheint. Wer aber meinen Worten vertraut, wird ſich von der Wahrheit derſelben ſchneller überzeugen, als er glaubt. Dies fünfte Bild iſt Renée von Chateauneuf, die, als das ſchönſte Ehrenfräulein Catharinens von Medicis, den dritten Heinrich bezauberte. Zwölf Jahre ſpäter, nachdem der König ſie mit dem Florentiner Antinotti vermählt hatte, wurde ich Zeuge einer Scene, die mir ewig unvergeßlich bleibt. Renée, die ihren Gatten in den Armen einer ihrer Dienerinnen überraſcht hatte, riß einen Dolch aus meinem Gürtel und ſtieß ihn hohnlachend in das liebejauchzende Herz des Verräthers.

— Nicht jeder Frau iſt die Kraft verliehen, die Untreue ihres Mannes ſo zu rächen, wie es Renée von Chateauneuf gethan.

— Das ſechſte Bild iſt Marie Touchet, eine Apothekerstochter aus Orleans, die ſich vier Jahre nach dem Tode König Carls IX., der ſein ganzes Leben hindurch ein treuer Verehrer ihrer Schönheit, ihres Geiſtes war, mit François Balzac d'Entragues, Gouverneur von Orleans vermählte, dem ſie eine Tochter gebar, die mit Maria von Medicis das Herz des vierten Heinrichs theilte.

— Schon oft habe ich bedauert, daß das Bild der Marquiſe von Verneuil in meiner Sammlung fehlt.

— Das ſiebente Bild iſt Gabrielle d'Eſtrée, die ſchönſte Perle im Diademe Heinrichs IV., die reizende Herzogin von Beaufort, die mit einem Fuße ſchon auf dem Throne Frankreichs ſtand, als ſie am 10. April 1599 im Hauſe des reichen Financier Zamet durch eine vergiftete Orange als Opfer der Eiferſucht der Königin Margaretha von Valois fiel.

— Sind Sie deſſen ſo gewiß überzeugt?

— Ich weiß es aus Zamet's eigenem Munde. Dies hier iſt Louiſe von Lafayette, Ludwigs XIII. angebetete Geliebte. Das Bild iſt ziemlich ähnlich, doch vermiſſe ich das flammendrothe Mal, das, wie eine Roſe in Schnee gebettet, auf dem blendendweißen Atlas ihrer rechten Schulter lag.

— Sie ſind allwiſſend, Graf! ſagte die Marquiſe, deren Erſtaunen von Minute zu Minute wuchs.

— Dieſe vier letzten Bilder ſind die vier Jahreszeiten des vierzehnten Ludwigs: die Herzogin Louiſe von La Vallière, der keuſche Frühling; die Herzogin Marie Angélique von Fontanges, der ſchöne Sommer; die Marquiſe Françoiſe Athénais von Monteſpan, der üppige Herbſt, und Françoiſe d'Aubigné, die ſchlaue Witwe Paul Scarrons, die Frau von Maintenon, der ſtille Winter in dem langen Leben des großen Ludwigs. Die Aehnlichſte von Allen iſt die Marquiſe von Monteſpan: jeder Zug dieſes Bildes athmet Wolluſt.

— War ſie denn wirklich ſo ſchön? fragte die Frau von Pompadour, die ſie um deren Reize zu beneiden ſchien.

— So ſchön, daß ich kein Wort wüßte, was reizend genug wäre, den Zauber ihrer Anmuth zu beſchreiben.

— Und Louiſe von La Vallière?

— Sie war bleich, pockennarbig, mager und trotz alledem ein Engel, wie ich ſeit ihr noch keinen zweiten ſah.

— Ach, lieber Graf, ich könnte Tage, Wochen lang mit Ihnen plaudern und würde niemals müde werden, Ihrer Unterhaltung Wort für Wort zu folgen, denn ob ich gleich noch immer nicht recht glauben kann, daß Sie Alles, was Sie mir erzählen, wirklich ſelbſt erlebt haben, ſo liegt doch in jedem Bilde, das Sie aus dem Staube längſt vergangener Zeit heraufbeſchwören, ſo viel Friſche, ſo viel Wahrheit, ſo viel Zauber, daß man Sie bewundern muß, ſelbſt dann noch ...

— Wenn Alles blos Täuſchung wäre, fügte Saint Germain mit ſchlauem Lächeln hinzu. Ich ſelber, gnädige Frau, ertheile Ihnen den Rath, mir ja nicht Alles zu glauben.

— Ihre Aufrichtigkeit, lieber Graf, gefällt mir. Ich bin Herrn von Bernis tauſend Dank ſchuldig, daß er mir das Vergnügen, den Genuß Ihrer Bekanntſchaft verſchafft hat. Auch der König muß Sie kennen lernen; auch er wird einen Mann Ihres Geiſtes und Ihrer Bildung gewiß bald lieb gewinnen und alle Mittel aufbieten, Sie an ſeinen Hof zu feſſeln. Noch heute ſpreche ich mit Seiner Majeſtät; noch heute ſoll er erfahren, welch' hohen Reiz mir Ihre Unterhaltung gewährt hat. — Wo ſind Sie abgeſtiegen in Paris?

— Ich wohne im „Hôtel de Provence.“

— Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie, lieber Graf?

— Ich habe eine ... Schweſter.

— Wenn ſie nur halb ſo geiſtreich als ihr Bruder iſt, dann wird ſie die Zierde aller Zirkel ſein. Sie werden mir doch recht bald die Ehre ihrer Bekanntſchaft verſchaffen?

— Ich werde nicht ſäumen, Ihnen meine Schweſter ſo bald als möglich vorzuſtellen.

— Wann ſehen wir Sie wieder in Verſailles?

— So oft Sie es befehlen, gnädige Frau.

— Nun denn auf baldiges Wiederſehen, ſagte die Marquiſe und reichte ihm ihre Hand.

— Dieſer Augenblick, Frau Marquiſe, erwiderte der Graf, ihre Hand an ſeine Lippen ziehend, iſt der ſchönſte meines ganzen Lebens.

XXIV.

Nachdem Saint Germain ſich entfernt hatte, kehrte Frau von Pompadour in ihr Boudoir zurück, um den Inhalt des Briefes kennen zu lernen, den der Graf ihr vom Herrn von Bernis überbracht hatte.

Es war ein Brief von ſechs enggeſchriebenen Seiten, von Anfang bis zum Ende mit blauen Wundern angefüllt, wodurch ſein Empfohlener ganz Venedig dergeſtalt in Erſtaunen geſetzt, daß ſelbſt die aufgeklärtern Leute ihn für einen mit den Geiſtern der Hölle verbündeten Hexenmeiſter gehalten, der nur mit knapper Noth dem Blutgerichte des Raths der Zehn entgangen, welcher ihm gern den Proceß gemacht hätte. Unter Anderm ſchrieb Herr von Bernis auch Folgendes:

„Der Graf rühmt ſich, ein Schüler des berühmten Magiers Cosmo Ruggieri zu ſein, den die Königin Catharina von Medicis, als einen der größten Sterndeuter ihres Vaterlandes, aus Florenz nach Paris gebracht und für das Horoſkop, das er allen Herren und Damen des Hofes geſtellt, mit der Abtei Saint Mahé in der Bretagne belehnt hatte. Dieſer Schwarzkünſtler, der 1615 zu Paris im Geruche eines Gottesläugners geſtorben war, hatte, was ſich durch eine gerichtliche Unterſuchung in dem Proceſſe La Mole und Coconas als wahr herausgeſtellt, magiſche Wachsbilder angefertigt, welche die Macht beſaßen, jedem Manne und jeder Frau Liebe einzuflößen, wenn diejenigen, welche ſich Gegenliebe erringen wollten, mit einer goldenen Nadel dreimal das Herz des Wachsbildes durchſtachen, das eine Copie des geliebten Gegenſtandes war*). Auch der Graf will, im Beſitze dieſes wunderbaren Geheimniſſes, ähnliche Wachsbilder anzufertigen im Stande ſein und erſt unlängſt in Genua damit einen Verſuch gemacht haben, der ihm — wenn man ſeiner Ausſage glauben darf — vollſtändig gelungen ſein ſoll.“

„Ferner rühmt ſich der Graf, im Beſitze einer Zauberbrille zu ſein, welche ein Geſchenk des berühmten Wunderarztes Pietro von Abano ſein ſoll, der ſich mit Hilfe von ſieben Gnomen, die er in eine unzerſprengbare Flaſche gebannt, zum Gebieter aller guten und böſen Geiſter gemacht hatte und darum von der Inquiſition zum Feuertode verurtheilt worden war. Dieſes Geſchenk ſoll die unheilvolle Kraft beſitzen, das menſchliche Herz zu durchſchauen und auf der Stirne beider Geſchlechter aus deutlichen, jedoch nur ihm verſtändlichen Zauberzeichen die Untreue jedes Mannes eben ſo gut als die Untreue jedes Weibes herauszuleſen — ein Glas, das ich um keinen Preis der Erde beſitzen möchte, weil ich befürchten müßte, in jedem Herzen Falſchheit und auf jeder Stirne Verrath zu leſen. Wäre aber Jedermannn im Beſitze eines ſolchen Zauberglaſes, dann läge das ganze Leben ohne Täuſchung da und wäre eine reizloſe Laſt, und jede heimliche Sünde ein offenes Geheimniß, das uns zu Boden drücken würde.“

Die Marquiſe, die jede Zeile dieſes Briefes mit wahrem

---

*) Das Nähere über die magiſchen Wachsbilder dieſes florentiniſchen Schwarzkünſtlers findet man im „Mercure français“ vom Jahre 1615, Tome IV. pag. 46.

Heißhunger verſchlang, las ihn zwei, las ihn drei Mal und war noch immer unentſchloſſen, ob ſie den Inhalt dieſes Schreibens für eine Thatſache oder eine ſchlaue Myſtification halten ſolle.

Gleich darauf wurde der König angemeldet.

XXV.

Es begann bereits zu dunkeln, als der Graf, von Verſailles nach Paris zurückgekehrt, ſeinen Gaſthof erreicht hatte und in das Vorzimmer eingetreten war, wo er den kleinen Benjamin, den ſchwarzen Lockenkopf auf die kleine weiße Hand geſtützt, eingeſchlummert fand. Saint Germain näherte ſich ſeinem jungen Freunde, hauchte einen Kuß auf deſſen Stirn und öffnete dann ganz leiſe die Thür, die in's Empfangszimmer führte, wo Angioletta, mit Thränen in den Augen, am Fenſter ſaß. Er erfaßte ihre Hand und zog ſie zärtlich an ſein Herz.

— Du weinſt, Angioletta. Darf Dein Freund, fragte er mit rührend weichem Tone, die Urſache Deiner Thränen wiſſen?

— Ich fühle mich hier einſam und verlaſſen, erwiderte ſie kalt und ernſt. Ich höre hier nicht die Glocken von Sanct Marcus, ich ſehe hier nicht das fröhliche Treiben unſeres Carnevals; mich quält Mißmuth und Langeweile, ich empfinde Heimweh.

— Bald, holder Engel, wirſt Du Dich heimiſch fühlen in der fremden Stadt. Dein Freund wird alle Kräfte anſtrengen, alle Mittel aufbieten, Dir das Leben in Paris ſo genußreich zu geſtalten, daß die Erinnerung an Deine Vaterſtadt Dich nicht mehr traurig ſtimmen ſoll. Ich werde Dir eine fürſtliche Wohnung miethen und Dich mit ſardanapaliſchem Luxus umgeben; ich werde

Dir die ſchönſten Wagen und Pferde und einen Schwarm von Dienerſchaften halten; ich werde täglich, ſtündlich neue Ueberraſchungen und Zerſtreuungen erſinnen, um die Wolken Deines Mißmuths zu verſcheuchen. Du ſollſt nicht, wie bisher, blos durch den Glanz Deiner Schönheit, Du ſollſt, von jetzt an, auch durch die Pracht Deiner Garderobe, durch den Nimbus Deiner Toilette, die Bewunderung aller Männer, den Neid aller Frauen, die Aufmerkſamkeit von ganz Paris erregen. Dank der gütigen Verſehung, daß ich, begüterter als mancher Fürſt, im Golde wühlen kann ohne Furcht und Zittern, daß die Quelle meines Reichthums einſt verſiege. Das Koſtbarſte und Schönſte, das die wetterwendiſche Laune der Mode zum Schmuck der Frauen erſindet, will ich Dir zu Füßen legen, Dich in Sammet und Seide, in Gold und Geſchmeide hüllen, jeden Deiner Wünſche errathen, jede Deiner Launen erfüllen, um Deinen Trübſinn in roſige Laune zu verwandeln. Wir wollen oft Geſellſchaft bei uns ſehen und alle heitern Künſte um uns verſammeln, um unſere Häuslichkeit zu einem Eldorado umzuſchaffen, in dem ſich die Geliebte meines Herzens heimiſcher und glücklicher fühlen ſoll, als manche Königin auf ihrem Throne, als Frau von Pompadour in allen ihren Schlöſſern. Die Marquiſe, die mich mit großer Huld und Freundſchaft aufgenommen, hat den Wunſch ausgeſprochen, Dich kennen zu lernen; ich werde Dich bei Hofe als meine Schweſter vorſtellen …

— Als Deine Schweſter? fragte Angioletta mit ſchneidendſcharfem Tone.

— Die Plane, die ich hier verfolge, erheiſchen es, mir den Anſchein zu geben, daß ich frei und ledig ſei.

— Ich durchſchaue Deine Abſicht und ahne meine Zukunft. O ich Närrin, die ich glauben konnte, daß Du mich mehr liebſt, als Alari mich geliebt. Weh' mir, ich bin getäuſcht! Du liebſt mich weniger noch als er; Du ſchämſt Dich meiner; Du brauchſt mich nur als Spielball Deiner Lüſte und wirſt mich, wenn Du meiner überdrüſſig biſt, wie er, einem Andern verkaufen „wie einen Hund, den man nicht länger um ſich dulden mag."

— Angioletta, wodurch habe ich dieſe ſchwere Kränkung verdient? Soll ich die Schwüre, die ich Dir geſchworen, als ich in Deines Vaters Gondel wonnetrunken, götterſelig, an Deinem Buſen lag, Dir wiederholen? Soll ich Dir noch ein Mal ſchwören, bei Allem, was mir lieb und heilig iſt, daß ich Dich mit allen Kräften meiner Seele, mehr als das Licht meines Auges, mehr als mich ſelber liebe? Soll ich Dir noch ein Mal ſchwören, daß ich Dir mein ganzes Daſein geweiht, daß ich Dir treu bis zum letzten Athemzuge meines Lebens bleiben und Dich nie, nie verlaſſen will, ſelbſt dann nicht, wenn Du — o Gedanke, der jede Faſer meines Leibes zur Hyäne, jede Fiber meines Hirnes zum Tiger macht — Deine Schwüre brechen, mich und Dich vergeſſen und mir — was Gott und alle Heiligen verhüten mögen! — untreu werden ſollteſt in dieſem oder jenem Leben. Beim ewigen Gott, ich liebe Dich, wie noch kein Mann ein Weib geliebt; ich liebe Dich wahrer, wärmer, inniger, als Du Dich ſelber liebſt.

— Ich traue Deinen Schwüren nicht, denn liebteſt Du mich wie Dich, würdeſt Du Dich meiner ſchämen? Würdeſt Du nicht ſagen: ſei mein Weib?

— Als Du an jenem Abende an meinem Herzen lagſt, bat ich Dich: Angioletta, ſei mir das, was einſt Heloiſe ihrem Abälard geweſen war! O denk' an Heloiſe! Sie wollte lieber die geliebte Magd, als das angetraute Weib ihres Abälards ſein.

— Heloiſe war eine Närrin! Ich, Joſeph, kenne Welt und Menſchen beſſer als ſie und will Dein Weib ſein.

— Ehe, ſagte Heloiſe, ſei das Grab der Liebe.

— Liebe, ſingt ein Dichter meines Vaterlandes, iſt ein flüchtiger Traum.

— Meine Liebe zu Dir, Angioletta, iſt eine Wahrheit, die Ewigkeiten überleben wird. Keine Macht der Welt, nicht Gott, nicht Tod noch Teufel kann je Dein Bild aus meinem Herzen drängen.

— O hätt' ich ahnen können, daß Du Dich meiner ſchämſt, ich wäre niemals Dir gefolgt.

— Angioletta, warum zerreißeſt Du mein Herz mit Vorwürfen, die ich nicht verdiene? Ich will Dich glücklich wiſſen und Alles, Alles thun, um Dir zu zeigen, wie tief Du mich gekränkt haſt. Noch ehe vier Wochen vergehen, ſoll das Band unſerer Herzen durch Prieſterhand geweiht und Angioletta, mein Glück, mein Stolz, meine Erde und mein Himmel, mein Weib ſein.

— Dann erſt kann ich ruhig und zufrieden, froh und glücklich werden.

— In Deinem Glücke ruht das meine, ſprach der Graf und ſchloß ſie innig an ſein Herz.

Liebe macht Alles möglich, ſagt Lamennais.

XXVI.

Vier Tage ſpäter erhielt Graf Saint Germain eine Einladung nach Choiſy, dem Lieblingsſchloſſe der Frau von Pompadour, die ſich dort ganz à son aise fühlte, weil ſie weniger beobachtet und weit ungeſtörter als in Verſailles war. Die Marquiſe hatte einen kleinen Kreis ihrer ausgewählteſten Freunde eingeladen: den Grafen von Choiſeul-Stainville, die Gemahlin des Grafen, die Marſchallin von Mirepoix, den Grafen und die Gräfin Baschi, den Marquis von Marigny und den Doctor Quesnay. Auch Jannette, der Intendant der königlichen Poſten, eine der vertrauteſten Creaturen des „einflußreichen Unterrocks“, war zu dieſer Abendunterhaltung eingeladen, aber nicht erſchienen, weil ihn dringende Geſchäfte im „ſchwarzen Cabinet“ zurückhielten, wo er allabendlich, auf Special-Befehl ſeiner Beſchützerin, alle ihm verdächtigen Briefe öffnen und Auszüge daraus machen mußte, die er, wöchentlich zwei Mal, der Frau von Pompadour vorzulegen hatte, um ſie in alle Geheimniſſe von Paris einzuweihen und in Allem „au fait“ zu ſetzen.

Die Marquiſe hatte ihren Freunden zur Beſtätigung deſſen, was ſie ihnen ſchon vor einigen Monaten vom Grafen Saint Germain erzählt, einzelne Auszüge aus dem Schreiben des Herrn von Bernis mitgetheilt und dadurch die Neugier derſelben in ſo hohem Grade erregt, daß Alle — und vorzugsweiſe die Damen — geſpannt waren, die perſönliche Bekanntſchaft jenes Mannes zu machen, deſſen Name ſeit acht Tagen das ausſchließliche Thema des Stadtgeſpräches von Paris war. Frau von Pompadour hatte ihren Freunden alle Wunder des Grafen erzählt, bis auf das eine, daß er im Beſitze eines Lebens-Elixir's ſei, das unter andern Eigenſchaften auch die beſitze, das Alter zu verjüngen, ein koſtbares Geheimniß, das ſie wohlweislich für ſich behalten wollte.

— Ich habe dieſen Wundermann eingeladen, ſagte die Marquiſe, um Ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, ihn perſönlich kennen zu lernen und ſich durch eigene Anſchauung zu überzeugen, daß der Ruf, der ihm aus Italien vorausgeeilt iſt, nicht zu viel von ihm erzählt hat. Der Graf iſt einer der merkwürdigſten Charactere, die ſeit Jahrhunderten die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt für ſich in Anſpruch genommen haben. Alle Erkundigungen, die ich über ihn in allen Ländern und an allen Höfen Europa's eingezogen, ſind ſo dunkel und ungewiß, daß Niemand weiß, was man von Allem glauben ſoll. Der Eine meint, der Graf ſei ein Baſtard König Johanns V. von Portugal und heiße Aymar. Der Andere glaubt, er ſei der Sohn eines jüdiſchen Arztes, heiße Daniel Wolf und ſei 1704 zu Straßburg geboren. Dieſer letzten Meinung iſt auch unſer Polizei-Intendant Lenoir, welcher neue Nachforſchungen angeſtellt und durch den Baron von Breteuil dieſem Geheimniß auf die Spur gekommen ſein will. Ich für meinen Theil ſchenke dieſem Gerüchte, das der Baron aus zuverläſſiger Quelle geſchöpft zu haben vorgiebt, nicht mehr Glauben, als hundert andern Sagen, die über die Geburt und Heimath des Grafen im Umlauf ſind und ſich ſammt und ſonders widerſprechen. Aber mag der Graf heißen wie er wolle, mag er Chriſt oder Jude, in Liſſabon oder Straßburg, oder Gott weiß wo, geboren ſein, jedenfalls bleibt er die geheimnißvollſte und ſchon darum die anziehendſte Erſcheinung unſers Jahrhunderts oder, beſſer geſagt, aller Jahrhunderte, denn ich habe Ihnen bereits erzählt, daß er — der Himmel weiß, wie alt zu ſein vorgiebt. Er will bei der Kreuzigung unſeres Erlöſers zugegen geweſen ſein und — was Sie vielleicht noch nicht wiſſen werden — den römiſchen Statthalter Pontius Pilatus, wegen ſeines ungerechten Richterſpruchs, zum Zweikampf herausgefordert und ihn mit einem Schwerte, das er vom Kaiſer Tiberius zum Geſchenk erhalten, in der linken Hüfte dergeſtalt verwundet haben, daß der Böſewicht an dieſer Wunde bald darauf geſtorben ſei, wodurch die geſchichtliche Ueberlieferung, daß Pontius Pilatus ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibt haben ſoll, zu einem grundloſen **on dit**, zu einer aus der Luft gegriffenen Sage herabſinkt.

Die Geſellſchaft konnte ſich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren.

— **Ah bah**, ſagte Graf Stainville und ſchüttelte diplomatiſch mit dem Kopfe, wie Jemand, der etwas nicht glauben mag und aus Artigkeit doch nicht geradezu widerſprechen will.

— Der Tauſendſaſa! lächelte die Gemahlin des Grafen.

— Es iſt zum Erſtaunen! meinte die Marſchallin von Mirepoix.

— **Dieu de Dieu!** rief Graf Baſchi und ſchüttelte gleichfalls mit dem Kopfe.

— Was man nicht Alles erlebt! bemerkte deſſen Gemahlin.

— Der Kerl lügt wie gedruckt, murmelte Doctor Quesnay leiſe vor ſich hin.

Der Marquis von Marigny nahm eine Priſe, ſchnitt dabei ein höchſt komiſches Geſicht und ſagte — was gewiß das Allerklügſte war — nichts, gar nichts.

— Graf Saint Germain, fuhr die Marquiſe fort, behauptet in allem Ernſte, daß er niemals ſterben könne, weil er einen Wunderthee erfunden, der, **aqua benedetta** genannt, die Kraft beſitzen ſoll, jede Krankheit zu heilen und das menſchliche Leben dergeſtalt zu verlängern, daß Jeder, der die von ihm vorgeſchriebene Diät ſtreng befolgt, zweimal älter als Methuſalem werden und auch dann nicht ſterben kann, wenn ihm nicht ein außergewöhnliches Unglück zuſtößt.

Herr Quesnay fing laut zu lachen an.

— Doctor, warum lachen Sie? fragte die Marquiſe, die ihm das ſehr übel nahm.

— Mir fiel dabei der berüchtigte Quackſalber Theophraſtus Paracelſus ein, der ſich gleichfalls gerühmt, eine Univerſal-Tinctur gegen alle Krankheiten, eine Art Laudanum, ein **Elixir proprietatis** erfunden zu haben, mit deſſen Hilfe er mindeſtens ſechshundert Jahre alt zu werden ſich ernſtlich vorgenommen und trotz dieſes Wundertrankes ſchon in einem Alter von kaum fünfzig Jahren in's Gras gebiſſen hat.

— Zweifeln, lächeln, ſpotten Sie nur. Aus Ihnen, Doctor, ſpricht der Neid. Mögen Sie ſagen, was Sie wollen, ich laſſe mir den Glauben nicht nehmen, daß der Graf eine außergewöhnliche, wunderbare Erſcheinung iſt. Ich habe Herrn von Saint Germain erſucht, etwas mitzubringen, was Sie Alle ſehr überraſchen, Ihnen gewiß viel Unterhaltung und vielleicht auch die Ueberzeugung verſchaffen wird, daß er ein Zeitgenoſſe vieler Jahrhunderte und mindeſtens zehnmal älter ſein muß, als er ausſieht.

— Und wie ſieht er denn aus? fragte Gräfin Stainville.

— Wie ein wohlconſervirter Vierziger, erwiderte die Marquiſe.

— Und was iſt das, was er mitbringen ſoll? wollte die Marſchallin von Mirepoix wiſſen.

— Es hieße Ihre Ueberraſchung verkümmern, wollte ich Ihre Neugier ſchon jetzt befriedigen, entgegnete Frau von Pompadour.

— Ach, rief Gräfin Baschi, die in der Nähe des Camines ſtand, ich brenne ...

— Wo? wo? ſchrie der Marquis von Marigny in großer Aufregung.

— Warum ſchreien Sie denn ſo? fragte die Marquiſe.

— Ei, hörten Sie denn, die Gräfin Baschi brennt ja . . .

— Vor Begierde, den Grafen kennen zu lernen, fiel dieſe ihm in die Rede.

— Ach, das iſt was Anderes, ſagte der Marquis, der nun wieder vollkommen beruhigt war.

Der ganz unnöthige Schreck des Herrn Generalbaudirectors, das komiſche Mißverſtändniß, hatte ein allgemeines Gelächter hervorgerufen.

— Der Herr Marquis denkt ewig an ſeine Bauriſſe und iſt daher immer ſehr zerſtreut, erklärte Frau von Pompadour zu ſeiner Entſchuldigung.

Herr von Marigny nahm wiederum eine Priſe, ſchnitt diesmal ein mehr verlegenes als komiſches Geſicht und ſagte auch diesmal nichts, was wiederum das Allerklügſte war.

In demſelben Augenblick meldete der eintretende Diener die Ankunft des Grafen Saint Germain. Auf Aller Mienen gab ſich die größte Spannung kund.

— Ich werde Keinen von Ihnen vorſtellen, ſagte Frau von Pompadour. Der Graf kennt, wie ich durch Herrn von Bernis erfahren habe, ſelbſt fremde Menſchen, die er noch niemals geſehen hat; er erräth Vor- und Familiennamen, ja oft noch viel mehr. Sie werden ſich gleich ſelbſt davon überzeugen.

Der Graf, der ſich im Vorzimmer einige Augenblicke mit dem Kammerdiener unterhalten und an ihn ein Paar gleichgiltige

Fragen gerichtet hatte, trat jetzt durch die von zwei andern Dienern geöffnete Flügelthür.

— Messieurs et Mesdames, ſagte die Marquiſe, j'ai l'honneur de vous présenter le célèbre Comte de Saint-Germain.

Gegenſeitige Verbeugungen.

— Ich würde mich beeilen, lieber Graf, Ihnen meine Freunde vorzuſtellen, wäre ich nicht im Voraus überzeugt, daß die meiſten Ihnen bereits bekannt ſind ...

— Wenn ich nicht irre, erwiderte der Wundermann mit wahrhaft liebenswürdiger Schüchternheit, ſo iſt der Herr Graf und die Frau Gräfin von Choiſeul, die Frau Marſchallin von Mirepoix, der Herr Graf und die Frau Gräfin Baschi ...

— Und ich, wer bin ich? fragte der Herr Generalbaudirector.

— Sie, mein Herr Marquis von Marigny, ſind der Bruder der Frau Marquiſe von Pompadour, und Sie, mein Herr, ſind Doctor Quesnay, der berühmte Leibarzt Sr. Majeſtät des Königs.

— Mais mon Dieu, woher wiſſen Sie das Alles? fragte der Doctor, der ſich durch das Epitheton „berühmt" vom Scheitel bis zur Zehe elektriſirt und von der Schuhſohle bis zur Perücke außerordentlich geſchmeichelt fühlte.

— O ich kannte Sie ſchon als Knaben von fünf Jahren. Sie wurden 1694 geboren ...

— In welcher Stadt? fragte der Leibarzt, in der Hoffnung, dem Grafen eine Falle zu legen.

— Im Dorfe Equeville.

— Ventre gris! rief der Doctor ganz verwundert.

— Auch Ihren ſeligen Vater habe ich ziemlich genau gekannt; er war zwar nur ein Tagelöhner, aber ein ehrlicher, kreuzbraver

Mann, der große Stücke auf ſeinen kleinen Franz hielt und ihn nie anders, als ſeinen petit philosophe zu nennen pflegte.

— **Parbleu**, Sie wiſſen aber auch Alles! ſagte Doctor Quesnay, der dem Grafen nicht mehr abhold war.

— Auch Ihre Eltern und Voreltern, Herr Graf von Choiſeul, habe ich gekannt. Sie ſtammen von einem ſehr berühmten, uralten Adel ab, der ſeinen Urſprung von den ſouverainen Grafen von Champagne ableitet. Ein Charles von Choiſeul wurde 1619 von Ludwig XIII. zum Marſchall von Frankreich erhoben. Ich kannte ihn ...

— Wie, Sie kannten ihn? fragte Herr von Stainville mit ungläubigem Thomaslächeln.

— Er zeichnete ſich zuerſt im Jahre 1580 bei der Belagerung von La Fère aus. Er war ein tapferer Held, der 45 Jahre ſeinem Könige gedient, während dieſer Zeit in den Hugenotten-Kriegen 47 Schlachten geſchlagen, 53 Städte erobert, 36 Wunden davon getragen hatte und Anno 1626, in einem Alter von 63 Jahren in meinen Armen geſtorben war.

— In Ihren Armen? Ei, wie alt ſind Sie denn, lieber Graf? fragte der General-Lieutenant.

— Wie alt? Man ſpricht nicht gern davon.

— Warum denn nicht?

— Ich gleiche der Mehrzahl jener eitlen Frauen, die ſich nur ungern einen Blick in ihren Taufſchein gefallen laſſen, weil ſie ſich für viel jünger ausgegeben, als ſie ſind. Würden Sie es wohl glauben, Herr Graf, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich erſt unlängſt in Cairo meinen 1788ſten Geburtstag gefeiert habe?

— Nein, Herr Graf, das würde ich nicht glauben.

— Das kann ich Keinem verdenken und dennoch könnte ich Ihnen auf zehn verſchiedene Arten beweiſen, daß ich . . . weit älter bin, als Sie glauben, ſagte der Graf und zog aus der Seitentaſche ſeines Rockes ein kleines Portefeuille hervor. Werfen Sie gefälligſt einen Blick in dieſes Stammbuch, das ich mir vor tauſend Jahren angelegt habe. Auf dieſen vergilbten Pergamentblättern finden Sie eigenhändige Unterſchriften von Kaiſer Carl dem Großen und dem Khalifen Harun al Raſchid, von Chriſtoph Columbus, dem Entdecker Amerika's und von Berthold Schwarz, der, was auch mancher gelehrte Chineſe dagegen einwenden mag, im Vereine mit mir das Schießpulver erfunden hat. Die verehrten Damen werden darin auch Verſe und Denkſprüche von Abälard und Heloiſe, von Romeo und Julia, von Petrarca und Laura, von Taſſo und Eleonora, von Maria Stuart und David Rizzio finden, die Alle insgeſammt mir die Ehre erwieſen haben, ſich mit eigener Hand in mein Album einzuſchreiben.

— Das muß ich leſen, ſagte die Marſchallin von Mirepoix, welche, beiläufig erwähnt, die perſonificirte Neugier war.

— Ich auch, ich auch, riefen die Gräfinnen Choiſeul und Baſchi.

Man riß ſich um das Buch.

— Nun, meine Damen, fragte die Marquiſe, hatte ich nicht Recht, Ihnen zu ſagen, daß der Graf etwas mitbringt, was Sie überraſchen wird?

Das Stammbuch des Herrn von Saint Germain ging nun von Hand zu Hand.

— Am beſten, ſagte die Frau Marſchallin, gefällt mir der Vers, den die unglückliche Königin Maria Stuart gedichtet:

„Adieu, plaisant pays de France,
O ma patrie la plus chérie,
Qui a nourri ma tendre enfance,
Adieu, ma France, Adieu, ma patrie!“

— Die erlauchte Tochter König Jakobs V. ſchrieb dieſe Zeilen, als ſie nach dem Tode ihres Königlichen Gemahls, Franz des Zweiten, am 15. Auguſt des Jahres 1561 ſich in Calais einſchiffte, um nach Schottland zurückzukehren.

— Ich ziehe jene Verſe vor, ſagte Frau von Pompadour, welche Franz I. unter das Bildniß der ſchönen Agnes Sorel geſetzt:

„Plus de louange et d'honneur tu mérite
La cause étant de France recouvrer
Que ce que peut dedans un cloitre ouvrer
Close Nonnain ou bien dévot Hermite.“

— Von wem iſt das reizende Portrait? fragte Gräfin Choiſeul.

— Von einer Zeitgenoſſin der berühmten Schönheit, von der Gräfin von Boiſſy. Sie finden in meinem Stammbuch auch eigenhändig eingeſchriebene Verſe von Clement Marot, Pierre Ronſard und Etienne Jodelle. Von Letzterm iſt dies witzige Epigramm auf den berühmten Aſtrologen Michel Noſtradamus:

„Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.“

— Das verſtehen wir nicht, erklärten die Damen.

— Doctor Quesnay wird die Güte haben, es uns zu überſetzen.

— Recht gern, Frau Marquiſe, erwiderte der Leibarzt, obwohl er ſich nur ungern einer Arbeit unterzog, die ihm etwas ſauer zu werden ſchien.

— Dieſe boshaften Verſe, fuhr Graf Saint Germain fort, haben meinen alten Freund und Meiſter Noſtradamus nicht abgehalten, gleich auf die nachfolgende Seite das Quatrain einzuſchreiben:

„Quand des Germains l'Aigle ancien tombera,
De son plumage chacun plumes tirera;
D'ença discorde entre eux toujours sera,
Tant que d'Ouest la paix volera."

— Worauf bezieht ſich das? fragte Graf Choiſeul.

— Dieſe vier Verſe enthalten die Weiſſagung, daß der deutſche Reichsadler einſt durch Frankreich geſtürzt werden wird.

— Wir wollen wünſchen, daß ſich dieſe Prophezeihung bald erfüllen möge, ſagte die Marquiſe.

— Ich wenigſtens hoffe dieſe Zeit noch zu erleben, erwiderte Saint Germain.

— Iſt es wahr, lieber Graf, fragte Herr von Choiſeul, daß Sie ein Elixir bereiten können, welches die Kraft beſitzen ſoll, dem Menſchen langes Leben zu verleihen?

— Ich zwinge Keinen, daran zu glauben; ich ſelbſt aber bin davon ſo feſt überzeugt, daß ich mit Andern deshalb niemals ſtreiten mag.

— Sie glauben alſo noch recht lange zu leben?

— Ich hoffe niemals zu ſterben. Nur dann könnte es geſchehen, wenn ich ſo unglücklich wäre, das Recept zu meinem Lebensthee zu verlieren. Sie werden es nicht glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß 777 verſchiedne Stoffe zur Bereitung dieſes Arcanums nöthig ſind und daß alle ihre Kraft verlieren, wenn auch nur einer daran fehlt.

— An Ihrer Stelle, meinte Graf Baschi, würde ich Abſchriften von dieſem Recepte verkaufen.

— Nicht um alle Schätze der Welt. Die Bereitung dieſes Elixirs bleibt ewig mein Geheimniß.

— Auch Theophraſtus Paracelſus, bemerkte Doctor Quesnay, wollte im Beſitz eines ganz ähnlichen Geheimniſſes geweſen ſein. Ich wage nicht zu entſcheiden, welches von Beiden probater iſt.

— Ich hatte das Glück, im Jahre 1527 die perſönliche Bekanntſchaft dieſes Mannes zu machen, der ſich damals als Profeſſor der Medicin in Baſel aufhielt. Wir tauſchten unſere Ideen aus. Ich unterſuchte ſein Laudanum, er mein Elixir und Jeder von uns war eigenſinnig genug, das Seinige für wirkſamer zu halten. Meine Beſcheidenheit verbot mir, ihn vom Gegentheile zu überzeugen. Aber deſſen ungeachtet lebte er vielleicht noch heute, wenn er . . .

— Nicht ſchon längſt geſtorben wäre, ſetzte lächelnd Herr von Choiſeul hinzu.

— Bitte um Entſchuldigung, entgegnete der Graf, der immer ruhig blieb. Er lebte vielleicht noch heute, ſage ich, wenn ihn einer ſeiner Feinde nicht vergiftet hätte.

— Glauben Sie wirklich? fragte der Leibarzt.

— Ich bin ſogar feſt davon überzeugt. Zwei Tage nach ſeinem Tode, am 26. September des Jahres 1541, führte mich der Zufall nach Salzburg; ich ſtieg im Wirthshauſe zum weißen Roſſe ab, in demſelben Gaſthofe, in dem er geſtorben war. Ich unterſuchte ſeinen Leichnam und fand im Innern des Magens Spuren von Arſenik. Ich war es, der ihn auf dem Gottesacker der Sanct Sebaſtianskirche beerdigen, ich war es, der ihm die Grabſchrift ſetzen ließ, die noch heute, mit dem Hohenheim'ſchen Familienwappen geſchmückt, am Ende der äußern Kirchmauer zu leſen iſt.

— Und wie lautet dieſe Grabſchrift? fragte der ungläubige Doctor.

— Zum Glück hab' ich ſie nicht vergeſſen. Sie lautet wörtlich:

Conditur hic
Philippus Theophrastus,
Insignis Medicinae Doctor,
qui
dira illa vulnera
Lepram, Podagram, Hydropisim
aliaque insanabilia corporis
contagia
mirifica arte sustulit.
Anno MDXLI. die XXIV. Septembris
vitam cum morte
mutavit.

— Das überraſcht mich nicht, erklärte der General-Lieutenant. Habe ich doch erſt kürzlich — ich weiß nicht in welchem Blatte — geleſen, daß Sie die Grabſchriften aller berühmten Leute auswendig wiſſen.

— Es wird in der That nur wenige geben, die mir unbekannt ſind.

— Sie haben ein erſtaunlich gutes Gedächtniß, ſagte Herr von Choiſeul.

— Und doch vergeſſe ich nichts ſo leicht als Kränkungen, die man mir zufügt, erwiderte der Graf.

— Iſt es den Herren gefällig, vor dem Eſſen eine Partie Ecarté zu machen?

— Ihr Wunſch, Frau Marquiſe, iſt uns Befehl. Eh bien, Graf, wollen wir mit einander unſer Glück verſuchen?

— Ich ſtehe gern zu Dienſten, antwortete Saint Germain.

Und bald darauf begann das Spiel. An dem einen Tiſche ſaßen die Herren von Choiſeul und Saint Germain, an dem andern Doctor Quesnay und Herr von Marigny.

— Wie hoch die Partie? fragte der General-Lieutenant.

— Ich pflege Ecarté niemals um Geld zu ſpielen. Doch mache ich, wenn Sie es wünſchen, heute gern eine Ausnahme von der Regel.

— Alſo um einen Louisd'or, s'il vous plait?

— Mir recht, ſagte Saint Germain und hob die Karte ab.

Frau von Pompadour wettete für Saint Germain, die Gräfin von Choiſeul für ihren Gemahl. Aber ſiehe da, der arme General-Lieutenant verlor eine Partie nach der andern, denn ſo oft die Reihe des Kartengebens an den Wundermann kam, ſchlug er — man durfte darauf 100 gegen 1 wetten — den König auf. In den erſten drei Spielen war das ſeinem Gegner noch nicht aufgefallen; bald aber merkte er wohl, daß mit Herrn von Saint Germain nicht leicht zu ſpielen ſei, denn eben ſchlug dieſer zum neunten Male den König auf.

— Ei, ei, lieber Graf, Sie ſcheinen unter andern Tugenden auch die Gabe des Volteſchlagens zu beſitzen.

— Ich habe mich darin geübt, weil es in Paris, wie man mir geſagt, zum guten Tone gehören ſoll. Vorhin ſchlug ich die Volte, diesmal aber bin ich ganz unſchuldig, denn das ganze Spiel Karten iſt falſch.

— Falſch? fragten Alle.

— Ja, ja, Herr Graf, denn das ganze Spiel enthält lauter Könige, ſagte Saint Germain und warf die Karten auf, um Allen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß er nichts Unwahres geſagt.

Das Kunſtſtückchen des Wundermanns hatte die Frau von Pompadour dergeſtalt überraſcht, daß ſie ihm Beifall zuklatſchte.

— Charmant, charmant! rief die Marquiſe.

— Der Teufel ſpiele mit ſolchem Hexenmeiſter, rief der General-Lieutenant.

— Dies der Grund, Herr Graf, weshalb ich Ecarté niemals um Geld ſpiele, erklärte Saint Germain und erſtattete ſeinem Gegner das ihm abgewonnene Geld zurück.

In demſelben Augenblick trat der Kammerdiener in den Saal, um dem Grafen Choiſeul einen Brief einzuhändigen, den ein reitender Bote ſo eben aus Verſailles überbracht hatte.

— Die liebenswürdige Dame des Hauſes hatte uns unter hundert andern wunderbaren Eigenſchaften, die Ihnen die tauſendzüngige Fama — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — zuſchreibt, auch die gerühmt, daß Sie aus den Schriftzügen den Stand und Namen des Schreibers zu errathen vermögen. Iſt Ihnen auch dieſe Handſchrift bekannt? fragte Herr von Choiſeul, dem Grafen die Aufſchrift des noch uneröffneten Briefes zeigend.

— „An Seine Excellenz, den General-Lieutenant Grafen von Choiſeul-Stainville.“ Dieſes Schreiben kommt direct aus dem Cabinet Seiner Majeſtät des Königs.

— Und da Sie, wie uns die Frau Marquiſe erzählt, auch Stunden haben ſollen, in denen Sie, mit Hellſeherblick begabt, den Inhalt verſiegelter Briefe errathen können, ſo iſt es leicht möglich, daß Ihnen, lieber Graf, auch der Inhalt dieſer Cabinetsordre ſchon bekannt iſt.

— Dieſes Schreiben enthält, wenn mich mein inneres Auge nicht täuſcht, das Decret, das den Herrn General-Lieutenant zum Geſandten am Hofe der Kaiſerin Maria Thereſia ernennt und Seiner Excellenz zugleich die Weiſung ertheilt, morgen ohne Aufſchub die Reiſe nach Wien anzutreten.

— Errathen, wahrhaftig errathen, rief Herr von Choiſeul, der das Schreiben ſchnell erbrochen und ſich von der Wahrheit des eben Geſagten überzeugt hatte. Das überſteigt meinen Verſtand, das grenzt an's Wunderbare! Ja, nun fange auch ich zu glauben an, daß Sie ein Hexenmeiſter im ſchönſten und edelſten Sinne dieſes Wortes ſind. Graf, reichen Sie mir Ihre Hand, umarmen Sie mich!

— Soyons amis, Cinna, erwiderte Saint Germain und umarmte den friſchgebackenen Diplomaten, der die Freude über ſeine Ernennung nicht verbergen konnte.

— Gratulire, gratulire, Herr Geſandte, ſagte Frau von Pompadour.

— Wem anders verdanke ich dieſe Huld, als Ihnen, gnädige Frau Marquiſe, ſprach Seine Excellenz, ergriff ihre ſchöne Hand und zog ſie gerührt an ſeine Lippen.

— Die Marquiſe von Pompadour, ſagte ſie mit einem bedeutungsvollen Blick, der dem Grafen Saint Germain galt, hat wenigſtens eine gute Eigenſchaft: die nämlich, daß ſie niemals ihre Freunde vergißt.

— La table est servie, verkündete die Stentorſtimme des Haushofmeiſters.

— Und nun zu Tiſche, meine Freunde! Reichen Sie mir Ihren Arm, Graf Saint Germain, bat die Marquiſe mit dem allerfreundlichſten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote ſtand.

Der neue Geſandte führte die alte Marſchallin, Graf Baschi die Gräfin von Choiſeul, Doctor Quesnay die Gräfin Baschi und Herr von Marigny, in Ermangelung einer Dame, ſich ſelbſt zur Tafel.

Der Wundermann, der zwiſchen der Dame des Hauſes und der Gräfin von Choiſeul ſaß, war der Einzige, an dem alle Schüſſeln ungekoſtet vorübergingen.

— Ei, lieber Graf, eſſen Sie denn gar nichts?

— Ich eſſe niemals, gnädige Frau.

— Niemals??? Aber, lieber Gott, wovon leben Sie denn?

— Von der Luft, gab er lächelnd zur Antwort.

— Nur von der Luft???

— Und meinem Elixire, ſetzte er hinzu.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Graf nach aufgehobener Tafel ſich, etwas früher als die andern Gäſte, entfernte, ſchenkte er dem Kammerdiener, der ihm in den Wagen half, einen Diamantring. Gourbillon zeigte ihn noch an demſelben Abend der Kammerfrau und Madame Duhauſſet zeigte ihn gleich am andern Morgen der Frau von Pompadour, die, beſſer als mancher Jude, den Werth der Edelſteine zu ſchätzen verſtand.

— Dieſer Ring, ſagte die Marquiſe zu ihrer Kammerfrau, iſt unter Brüdern 5000 Francs werth. Der Graf wirft mit Diamanten um ſich, als wären es Kieſelſteine.

XXVII.

Vier Wochen waren ſeitdem verfloſſen. Graf Saint Germain hatte während dieſer Zeit in Paris feſten Fuß gefaßt, eine große Wohnung in der **Rue Fossés St. Victor** Nummer 5 gemiethet und ſich reicher und prachtvoller als ein oſtindiſcher Nabob eingerichtet; er hatte ſich Wagen und Pferde, männliche und weibliche Dienerſchaft und darunter auch einen der ausgezeichnetſten Köche angeſchafft; Letztern wohl nur für Angioletta und Benjamin, denn er ſelber lebte ja, wie meine Leſer in der Soirée der Frau von Pompadour aus ſeinem eigenen Munde vernommen haben, blos von der Luft und ... ſeinem Elixire.

Schon im „Hôtel de Provence“ hatte der Graf die Bekanntſchaft eines geiſtlichen Herrn gemacht, welcher Charles Claude de Fuſée und nach einem in der Provinz Brie gelegenen Schloſſe, das er von ſeinem Vater geerbt, Voiſenon hieß, Vorſteher der Abtei du Jard bei Melun, aber trotz ſeines geiſtlichen Standes ein Lebemann im ausgedehnteſten Sinne des Wortes, ein Freund der Muſen, ein Verehrer aller hübſchen Künſtlerinnen und der wärmſte Anbeter der Madame Favart, der reizenden Juſtine, der Fee von Chantilly, des Lieblings der komiſchen Oper war, für die der hochwürdige Herr, ein wahres Muſter von Abbé, die „Coquette fixée“ und manch anderes Singſpiel gedichtet, das eben ſo fein und parfümirt, eben ſo artig und liebenswürdig, als deſſen Herr Verfaſſer war. Graf und Abbé hatten ſich bald ſo lieb gewonnen, daß Beide Ein Herz und Eine Seele waren.

Eines Abends ſtattete der Graf ſeinem geiſtlichen Freunde einen Beſuch auf Voiſenon ab, das, beiläufig bemerkt, nur durch eine

Erdmauer von der Abtei du Jard getrennt war. Beide Freunde umarmten ſich mit einer Heftigkeit, als ob Einer den Andern erdrücken wollte.

— Sie müſſen mir einen Gefallen erweiſen, lieber Abbé.

— Womit kann ich dienen, lieber Graf?

— Sie müſſen mich noch heute trauen, theurer Abbé.

— Mit wem, theurer Graf?

— Mit einer Dame, die ich gleich mitgebracht habe.

— Und wo iſt dieſe Dame?

— Im Wagen, der vor dem Eingange Ihres Schloſſes harrt.

— Ich will ſie bitten, auszuſteigen.

— Zuvor muß ich wiſſen, ob Sie uns trauen wollen, verehrter Abbé.

— Wer iſt die Dame, verehrter Graf?

— Gräfin Angioletta Monleoni, die einzige Tochter eines der reichſten Patrizier Venedigs, die ich vor vier Wochen ihrem Vater entführt habe.

— Charmant, charmant! rief der hochwürdige Herr und rieb ſich vergnügt die Hände.

— Ihr Prieſterſegen ſoll uns auf ewig vereinen.

— Wie, Graf, fragte der Abbé, der plötzlich ganz ernſt geworden war, Sie wollen wirklich die Thorheit begehen, ſich in das Joch der Ehe zu ſchmiegen?

— Ich habe Alles reiflich überlegt und bin feſt entſchloſſen . . .

— Keine Uebereilung, lieber Graf; nehmen Sie Vernunft an, theurer Freund. Sie kennen mich nun ſchon drei Wochen und werden bemerkt haben, daß ich kein Freund von Moralpredigen bin. Um ſo mehr müſſen Sie mir trauen, wenn ich Sie warne. Entführen Sie meinetwegen tagtäglich eine Andere; fühlen Sie einmal Gewiſſensbiſſe, ſo kommen Sie zu mir; es wird mir Vergnügen gewähren, Ihnen Ablaß für Ihre Sünden zu ertheilen; aber wenn Sie Ihre Ruhe, Ihren Frieden und vor Allem Ihre goldene Freiheit und Unabhängigkeit lieben, ſo hüten Sie ſich vor dem Heirathen. Die Ehe iſt ein übel Ding! Wiſſen Sie, was der alte, ehrliche Michel Montaigne davon denkt? Die Ehe gleicht einem Vogelkäfige; Jeder, der draußen iſt, will mit Gewalt hinein, Jeder aber, der drin iſt, will wieder mit Gewalt hinaus.

— Ich weiß dies Alles und bin dennoch feſt entſchloſſen . . .

— Liebe und Ehe, ſagt Rabelais oder irgend ein Anderer, ſind zwei Himmelsleitern; auf der Leiter der Liebe ſteigt man von der Erde in den Himmel hinauf; auf der Leiter der Ehe fällt man aus dem Himmel auf die Erde hinab.

— Das Gleichniß hat viel Wahres und dennoch . . .

— Liebe, theurer Graf, iſt das Morgenroth der Ehe; Ehe, mein ausgezeichneter Freund, iſt das Abendroth der Liebe . . .

— Das iſt Alles ſehr ſchön, vielleicht auch ſehr wahr, aber deſſen ungeachtet bin ich . . .

— Liebe, Herzensfreund, iſt ein reizendes Räthſel; Ehe, beſter Graf, iſt die matte Auflöſung davon.

— Abbé, theuerſter Abbé, ſpannen Sie mich nicht auf die Folter. Wollen Sie uns copuliren oder nicht? Sagen Sie Ja oder Nein!

— Ich habe Sie viel-zu lieb, um Ihnen ſolche Kleinigkeit abzuſchlagen. Ich will Ihrem chriſtlichen Wunſche gern genügen, gebe Ihnen aber den muſelmänniſchen Rath, wohlweislich zu bedenken, daß es, nach meiner Anſicht, weit klüger iſt, zehn Liebſchaften als eine Frau zu haben, car, voyez-vous, le mariage est une espèce de toujours perdrix qui perde peu à peu ses charmes et qui devient à la fin diablement dégoûtante.

— Entſchließen Sie ſich, Abbé!

— Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Sie wollen getraut ſein … es ſei!

— Ich hole die Gräfin, rief Saint Germain und eilte fort.

— —

Eine Stunde ſpäter fand in der Capelle der Abtei du Jard, in Gegenwart Benjamins und eines tauben Schloßdieners, heimlich und in aller Stille, die Trauung ſtatt.

— In nomine Patris, Filii et Spiritus sancti conjungo vos, ſagte der Abbé von Voiſenon und legte ſeine geiſtlichen Hände mit einem etwas weltlichen Lächeln auf das Haupt des Grafen und der Gräfin.

Angioletta's Wunſch war nun erfüllt: ſie war des Grafen angetrautes Weib. — Saint Germain, der mehr als ein Mal erzählt, daß er bei der Hochzeit von Cana das Gelübde gethan, niemals zu heirathen, hatte, nach mehr als ſiebenzehnhundert Jahren, ſein Gelübde gebrochen, ſeiner Freiheit entſagt und ſich in Hymen's Joch geſchmiegt.

Mir fällt dabei eine Aeußerung ein, die Beaumarchais, dreißig Jahre nach jener Trauung, ſeinem „Barbier von Sevilla“ in den Mund gelegt hat. De toutes les choses sérieuses, ſagt Figaro, le mariage est la plus bouffonne! Ich rathe Jedem, der ſich in den heiligen Eheſtand begeben will, vorher ein Werk zu leſen, das Giovanni Nevizan, ein italieniſcher Rechtsgelehrter des ſechzehnten Jahrhunderts, geſchrieben hat. Von den ſechs Büchern dieſes eben ſo gelehrten als pikanten Werkes enthalten zwei alle Gründe, warum man heirathen, und die andern vier alle Gründe, warum man nicht heirathen ſoll. Die Letztern ſind ſo ſchlagend, daß die Turiner Frauen, beleidigt durch ſeine Aeußerungen gegen ihr Geſchlecht, ihn mit Steinwürfen aus der Stadt jagten und dann erſt wieder hineinließen, nachdem er ſie kniefällig um Verzeihung gebeten hatte. Der arme Revizan ſtarb um das Jahr 1540, ſein Werk aber lebt noch heute*), als Warnungstafel für Alle, die aus dem ſturmbewegten Meere der Liebe in den windſtillen Hafen der Ehe einlaufen wollen. Revizan theilt die Behauptung Rabbi Abarbanels: nur Adam und nicht Eva ſei nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen — kein Wunder, daß die Frauen ihn geſteinigt haben!

Nach Revizan hat auch ein ſpaniſcher Jeſuit, Thomas Sanchez**); ein italieniſcher Arzt, Antonio Cocchi***); ein engliſcher Theologe, William Taplin****); ein deutſcher Rechtsgelehrter, Gottlieb von Hippel†); ein deutſcher Philoſoph, Wilhelm Krug††) und ein franzöſiſcher Schöngeiſt, Henri von Balzac†††) die Ehe zum Gegenſtande geiſtreicher Forſchungen gemacht. Alle haben mehr oder minder vor ihr gewarnt und trotz aller Warnung, daß Ehe und Wehe nahe verſchwiſtert ſind, finden ſich täglich neue Gimpel, die ſich in Montaigne's „Vogelkäfig“, in Balzac's „Correctionshaus der Liebe“ hinein ſehnen, um ſich ... bald wieder daraus hinaus zu ſehnen.

---

*) Sylvae nuptialis libri sex, Par. 1521. 8. Lyon 1526. ibid. 1545. ibid. 1556. ibid. 1572. 8. Venet. 1570. ibid. 1573. 8. O. O. 1602. 8. Frankf. 1647. 8. Trotz dieſer vielen Ausgaben gehört das Buch zu den bibliographiſchen Seltenheiten.

**) Disputationum de sancto matrimonii sacramento tomi III. Genuae 1592. fol. ibid. 1602. fol. Venet. 1606. fol. Antw. 1607. ibid. 1614. ibid. 1626. ibid. 1652. fol. Venet. 1625. ibid. 1693. ibid. 1712. ibid. 1726. fol. Lugd. 1637. ibid. 1667. ibid. 1669. fol. Norimb. 1706. fol.

***) Ragionamento del matrimonio, Par. 1762. 4. Lond. 1762. 4. Colon. 1763. 8.

****) On matrimony, Lond. 1774. 8.

†) Ueber die Ehe, Berl. 1774. 8, ſechste Auflage. Berl. 1827. 8.

††) Philoſophie der Ehe, Leipz. … Erſchien ohne Namen des Verfaſſers.

†††) Physiologie du mariage, Par. 1830. 2 Bde. 8.

XXVIII.

Bald nach ſeiner Vermählung führte Graf Saint Germain, auf wiederholtes Bitten der Marquiſe, ſeine Frau als ſeine Schweſter in Verſailles ein. Frau von Pompadour, die im Bruder einen Magier erblickte, der die Macht beſaß, die entflohenen Reize der Jugend zurückzuzaubern, empfing die Schweſter mit großer Huld und Freundlichkeit und ſtellte ſie dem Könige vor, der, entzückt von der Schönheit der jungen Gräfin, ſie an ſeinem Hofe herzlich willkommen hieß. Während Ludwig XV. ſich mit der herablaſſendſten Freundlichkeit mit der Gräfin Saint Germain unterhielt, ſagte die Marquiſe zum Grafen:

— Ihre Schweſter iſt ein Engel, deſſen Jugend und Schönheit die aller Damen von Verſailles verdunkelt. Ueberlaſſen Sie ſie ganz meinem Schutze und ſeien Sie im Voraus überzeugt, daß ich meinen ganzen Einfluß geltend machen werde, um ihr an unſerm Hofe eine glänzende Stellung zu verſchaffen. Sie muß bald heirathen ...

— Meine Schweſter, Frau Marquiſe, hat das Gelübde gethan, niemals zu heirathen ...

— Narrenspoſſen, lieber Graf! Wir armen Frauen ſind leider zu nichts Anderm auf der Welt, als um geliebt und geheirathet zu werden. Es wäre Jammerſchade, wenn ſolch' ein Engel einſt als alte Jungfer ſtürbe . . .

— Ueberdem iſt meine Schweſter noch viel zu jung.

— Wie alt iſt das hübſche Kind?

— Zweiundzwanzig Jahre jünger als ich, feiert ſie am 30ſten Mai ihren 1766ſten Geburtstag.

— Graf, wollen Sie mich zwingen, Ihnen in's Geſicht zu lachen?

— Haben Sie die Güte, Frau Marquiſe, ſich durchaus nicht zu geniren . . .

— Und dieſe ewige Jugend, welchem Wunder hat Ihre Schweſter ſie zu verdanken? fragte Frau von Pompadour, um das Geſpräch auf einen Gegenſtand hinzulenken, der ihr mehr als Alles am Herzen lag.

— Dieſe ewige Jugend verdankt ſie einzig und allein ihrem Bruder.

— Graf, theurer Graf, iſt es denn wirklich wahr, daß Ihr Arcanum die Kraft beſitzt, Runzeln . . . (man hörte es ihr an, daß es ihr großen Kampf koſtete, dieſes Wort über ihre Lippen zu bringen) . . . zu verbannen, auf die Wangen des Alters die Roſen der Jugend zurückzurufen?

— Ich zwinge Keinen, daran zu glauben, ich ſelbſt aber bin davon ſo feſt überzeugt, daß ich mein Leben zur Bürgſchaft meines Verſprechens einſetze . . .

— Haben Sie denn ſchon Beweiſe gehabt, daß Ihr Arcanum wirklich probat iſt?

— Betrachten Sie meine Schweſter.

— Aber ſchlägt denn das Mittel auch bei Andern an?

— Erlauben Sie mir, Ihnen ein zweites Beiſpiel anzuführen. Die Marquiſe d'Urfé, die Ihnen wahrſcheinlich bekannt iſt, hat ſich durch den Gebrauch meines Mittels dergeſtalt verjüngt, daß alle Welt die achtzigjährige Matrone für ein Mädchen von zwanzig Jahren hält. Vor zweiunddreißig Jahren hatte ich die Bekanntſchaft dieſer ehrwürdigen Frau in Palermo gemacht. Seit jener Zeit gebraucht ſie meinen Aether und wird, wie Jeder ſich überzeugen kann, ſtatt älter, tagtäglich jünger.

— Iſt denn Ihr Lebensverlängerungs-Elixir und Ihr verjüngender Aether nicht ein und daſſelbe Mittel?

— Sie werden ſehr häufig mit einander verwechſelt. Das erſte der beiden ganz verſchiedenen Arcana iſt ein Thee, Aqua benedetta, das zweite ein flüchtiges Oel, ein Aether, Tinctura phoenicis genannt. Das erſte laſſe ich meinen Freunden büchſen-, das zweite phiolenweiſe ab. Eine Büchſe meines Thee's koſtet 5000 Francs.

— Und eine Phiole Ihres Aethers? fragte Frau von Pompadour außerordentlich geſpannt.

— Koſtet eben ſo viel; doch verkaufe ich auch halbe Phiolen zu 2500 Francs.

— Und wieviel Phiolen braucht eine Dame von fünfunddreißig Jahren, die ſich um jeden Preis der Welt um zehn Jahre verjüngen möchte?

— Zehn und, wenn es hoch kommt, fünfzehn Phiolen.

— Ich kenne eine Dame, die vorläufig zwanzig zu haben wünſcht.

— Es frägt ſich, ob ich ſoviel noch beſitze...

— Und wenn Ihr Vorrath erſchöpft iſt?...

— Kann ich zwar wieder neuen anfertigen, doch bedarf ich dazu mehr Zeit, als Mancher glauben mag. Auch verkaufe ich meinen Aether gern nur an Leute, die ich kenne. Fremde Perſonen, von denen ich befürchten muß, daß ſie meine Tinctur nur aus Eigennutz kaufen, um ſie, oft mit großem Gewinne, wieder an Andere zu verkaufen, ſolche Leute müſſen mir das Doppelte bezahlen.

— Ich brauche ſie für eine Dame, die mir ſehr nahe ſteht ...

— Für die Herzogin von Larochefoucauld?

— Nein, Graf, für mich ſelbſt.

— Ihnen, gnädige Frau, würde ich das ſehr verdenken. Eine Dame Ihrer Jugend bedarf noch keines Verjüngungsmittels, das — traurig, daß ich es ſelbſt ſagen muß — viel zu koſtſpielig iſt. In Ihrem Alter hieße dies, das Geld — verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit — unnütz zum Fenſter hinauswerfen. In zehn Jahren vielleicht ...

— Ach, dann lebe ich nicht mehr. Graf, lieber Graf, wenn in Ihrem Herzen ein Fünkchen von Theilnahme für mich glüht, wenn Sie Mitleid mit meinen Thränen haben, die ich weine, wenn mich Niemand ſieht, wenn Ihnen die Ruhe meines Herzens, das Glück meines Lebens nicht gleichgiltig ſind, ſo laſſen Sie mich nicht vergebens um Ihre Hilfe, um Ihr Mittel flehen.

— Wo gäb' es einen Mann, der ſtark genug wäre, einem Engel, wie Ihnen, etwas abzuſchlagen? Sie ſollen es haben, ſchon morgen haben, jedoch ... o zürnen Sie nicht, Frau Marquiſe ... nur unter einer Bedingung.

— Und die hieße?

— Daß Sie das, was Sie von mir zu kaufen wünſchen, als ein ſchwaches Zeichen meiner Huldigung, als einen kleinen Zoll meiner innigſten Verehrung annehmen.

— Graf, Sie entzücken mich! Ich nehme Ihr Geſchenk als einen Beweis Ihrer mir treu ergebenen Geſinnung an und bitte Sie, verſichert zu ſein, daß ich Ihnen ewig dafür dankbar bleibe.

— Nun aber, Frau Marquiſe, habe auch ich eine Bitte an Sie.

— Liegt die Erfüllung in meiner Macht, ſo ſei ſie Ihnen im Voraus gewährt.

— Ich bitte nicht für mich . . . ich flehe für einen Mann, deſſen Schuldner ich bin.

— Und ſein Name?

— Herr von Bernis. Er wünſcht nichts ſehnlicher, als das Glück, wieder weilen zu dürfen in der Nähe ſeiner Gottheit, deren Bild er in der tiefſten Tiefe ſeines dankerfüllten Herzens trägt . . .

— Er ſoll, verlaſſen Sie ſich auf das Wort Ihrer Freundin, bald wieder in Paris ſein, verſprach ihm Frau von Pompadour.

Am andern Morgen ſandte der Graf in einem mit Silber beſchlagenen und Diamanten beſetzten Schmuckkäſtchen von Palixanderholz der Marquiſe zehn Phiolen ſeines verjüngenden Aethers, begleitet von einer genau vorgeſchriebenen Gebrauchsanweiſung und einem artigen Madrigal, in dem jedes Wort dem Zauber ihrer Schönheit eitelkeitkitzelnden Weihrauch ſtreute.

Acht Tage ſpäter erhielt der Graf folgendes Billet.

„Könnte ich ſo hübſche Verſe machen, wie Sie, lieber Graf, ſo würde ich es verſuchen, mich für das große Opfer, das Sie mir gebracht haben, in Verſen zu bedanken. Da ſich meine Feder aber zu ſchwach dazu fühlt, ſo wagt ſie in ungebundener Rede Sie freundlich zu bitten, dies kleine Gegengeſchenk, als Zeichen des wärmſten Dankes, nicht zurückzuweiſen."

Bellevue, am 28. April 1756. Antoinette von Pompadour.

Dieſes „kleine Geſchenk" war ein Bon von 100,000 Francs.

XXIX.

So war denn der Frühling herangerückt. Frau von Pompadour hatte ganz im Geheimen ihre Verjüngungskur begonnen und ſich dem beruhigenden Glauben hingegeben, daß die Phönix-Tinctur des Grafen auf ihren herbſtlichen Wangen einen neuen Frühling hervorzaubern werde. Und ſiehe da, die Marquiſe ſchien ſich in der That zu verjüngen. War es die Kraft des Aethers oder der Zauber des die ganze Natur verjüngenden Lenzes, der neue Roſen auf ihre blaſſen Wangen, neuen Purpur auf ihre bleichen Lippen ſtreute, ich wage — um weder dem Frühling noch dem Grafen Unrecht zu thun — hier nicht zu entſcheiden, welchen von Beiden dieſer magiſche Einfluß anzurechnen war. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die Geliebte Ludwigs XV., die ſeit fünf Jahren beſtändig gekränkelt hatte, im Frühling des Jahres 1756, in der Blüthe der Geſundheit, wieder ſo ſchön und friſch als vor acht Jahren erſchien. Ihre nächſte Umgebung, der ganze Hof, ja ſelbſt der König war über die plötzliche Umwandlung der Marquiſe ganz erſtaunt und gab ihr darüber ſeine Freude zu erkennen.

— Sie blühen wie eine Roſe, ſagte ihr jeden Morgen die treue Dienerin, Madame Duhauſſet.

— Du erholſt Dich, mein Kind, ſprach des Königs Maieſtät und geruhte, ſie zärtlicher als in den letzten zwei Jahren in ſeine Arme von Gottes Gnaden zu drücken.

Wer war nun ſtolzer, froher, ſeliger als die Marquiſe von Pompadour, für die es kein höheres Glück gab, als das, dem Könige wie früher zu gefallen. Wem aber verdankte ſie dieſes abtrünnig gewordene, wiedergewonnene Glück? Wem anders, als ihrem feſten Vertrauen an die Zaubermacht des Grafen, ihrem unerſchütterlichen Glauben an die Unfehlbarkeit ſeiner Wunderarzenei? Von allen geheimnißvollen Kräften, welche die Vorſehung in die Bruſt der Menſchen gepflanzt hat, iſt der Glaube die mächtigſte Kraft; der Glaube — ſagt ja ſchon der Heiland — macht ſelig! Der Glaube der Marquiſe machte ſie glücklich, und das Glück — wer weiß es nicht? — iſt ein Bewußtſein, das Alles verjüngt, Alles verſchönt, Alles verklärt.

Wenn Frau von Pompadour jetzt in ihre Spiegel ſah, wurde ſie nicht mehr bleich, wie früher, aus Furcht, auf ihrem Antlitze die Spur einer neuen Runzel zu entdecken; jetzt röthete ſich ihr Geſicht vor Freude an dem Gedanken, daß eine neue Jugend für ſie wiederkehre. Sie ſcherzte, ſie lachte wieder, und iſt nicht auch das Lächeln ein Zauber, der Alles verklärt, Alles verſchönt, Alles verjüngt?

Die Marquiſe ſchaute jetzt wieder häufiger als je in ihre Pſyche und ſagte dann mit pfirſichweichem Lächeln:

— Nun gefallen wir uns wieder!

Und bei alledem hatte ſie erſt drei Phiolen jenes Zaubertrankes gebraucht. Wie hoffte ſie dann erſt aufzublühen, wenn ſie zehn, wenn ſie zwanzig Phiolen dieſes Wunder-Aethers geleert! Dann wollte ſie auch wieder geliebt, allein geliebt ſein von dem

Könige, dem ſie in den letzten Jahren manche Untreue verziehen, weil ſie ſich eingeſtanden hatte, daß ſie nicht mehr jung, nicht mehr ſchön genug ſei, ſeine Sinne zu feſſeln, wenn ſie auch klug genug war, ſeinen Geiſt zu feſſeln. Dann wollte ſie nicht mehr des Königs erſter Miniſter, dann wollte ſie wieder Ludwigs Geliebte, die Königin ſeines Herzens ſein.

XXX.

Das Glück, das der Graf bei Hofe, das Aufſehen, das er in ganz Paris, in allen Kreiſen der Geſellſchaft gemacht, hatte den Neid, den blaßen Schatten der Bewunderung, hervorgerufen und zehn ſpitze und hundert ſtumpfe Federn in Bewegung geſetzt, den Nimbus dieſes Wundermannes in tauſend Stücke zu zerreißen und eines nach dem andern in den Staub zu ziehen. Der „Mercure de France“, der gleich bei der Ankunft des „ewigen Juden“ dem Grafen einen Klex angehängt und „Nächſtens mehr!“ verſprochen hatte, brachte in jeder Nummer eine boshafte Anſpielung, ein giftiges Epigramm, ein beißendes Couplet auf den „unſterblichen Magier“, der, wie jener Bonaventura Vulcanio, niemals ſterben und den Tag des jüngſten Gerichts lebendig erwarten wollte. Taconet, ein nicht unbeliebter Luſtſpieldichter, hatte unter dem Titel „Noſtradamus“ eine ziemlich witzige Parodie auf Lebrun's Trauerſpiel „Zoroaſter“ geſchrieben und im Helden jenes Vaudeville den Helden des Tages dergeſtalt lächerlich gemacht, daß man halb Paris nach der Meſſe von Saint Germain wallfahrten ſah, um ſich an einer Poſſe zu ergötzen, die allabendlich neuen Jubel hervorrief.

Eines Abends, als dieſes dramatiſche Pasquill — der Himmel weiß, zum wievielten Male — aufgeführt wurde, erſchien unter den Zuſchauern, auch Saint Germain, um ſich an dem Dichter, der ihn auf die Bühne gebracht, als Mann von Geiſt zu rächen. Im ganzen Theater lachte Niemand lauter und herzlicher, als der Graf; er beklatſchte die trockenſte Anſpielung, den fadeſten Witz, das abgeſchmackteſte Bonmot. Nach der Vorſtellung begab er ſich auf die Bühne, um dem Darſteller des Noſtradamus, einem einfältigen Poſſenreißer, der die äußere Maske des Grafen glücklich nachgeahmt hatte, tauſend Artigkeiten über die glückliche Auffaſſung und meiſterhafte Durchführung ſeines Characters zu ſagen.

— Sie haben mich entzückt, ſprach der Graf, ich habe zwiſchen Ihnen und mir nur einen einzigen, winzigkleinen Unterſchied bemerkt . . .

— Und der wäre? fragte der geſchmeichelte Scaramuz.

— Sie haben das Glück, krumme Beine zu haben; ich hingegen habe leider gerade, wie Sie ſehen.

Der arme Teufel ſtand beſtürzter als ein begoſſener Pudel da, um ſo mehr beſchämt, weil er nicht wußte, was er darauf erwidern ſollte.

Den Dichter aber beſtrafte der Graf noch viel empfindlicher; er ſchrieb ihm am andern Morgen ein Briefchen folgenden Inhalts:

„Herr Taconet hat mir die unſchätzbare Ehre erwieſen, meine unbedeutende Perſon auf die Bühne zu bringen und durch die geiſtreiche Art und Weiſe, wie er meinen manchem Dummkopfe unbegreiflichen Character hingeſtellt hat, mir ſo viel Erheiterung verſchafft, daß ich mich verpflichtet halte, ihm dafür meinen herzlichſten

Dank abzuſtatten. Herr Taconet empfange in der Nebenlage beiliegende Kleinigkeit als ein Zeichen der Bewunderung ſeines aufrichtigen Verehrers Saint Germain.“

Dieſe Kleinigkeit war eine mit Diamanten beſetzte Tabatière im Werthe von 2000 Francs. Hatte Frau von Pompadour nicht vollkommen Recht, als ſie ſagte: der Graf wirft mit Diamanten um ſich, als ob es Kieſelſteine wären?

Bald nachher erſchien unter dem Titel „Cent et une pipbries ou dictionnaire des fous“ — ohne Angabe des Druckorts — ein Pamphlet, das ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß aller berühmten und berüchtigten Charlatane enthielt und worin auch der Name des Grafen Saint Germain figurirte.

Auf Befehl der Marquiſe wurde die Brochüre ſofort confiscirt.

XXXI.

Trotz all' jener kleinlichen Anfeindungen des Neides ſtieg der Graf immer mehr und mehr in der Gunſt des Königs und der Frau von Pompadour, die ſeine Tinctur fortbrauchte in dem feſten Glauben und der frohen Ueberzeugung, daß ſie von Tag zu Tage ſich verjünge. Saint Germain war ſo allmälig ihr liebſter Freund und Angioletta ihre Vertraute geworden, die zu jeder Stunde des Tages bei der Marquiſe freien Zutritt hatten und bald auch die Lieblinge des ganzen Hofes wurden, der Graf ſeines Geiſtes, die Gräfin ihrer Schönheit willen.

Trotzdem war der Graf nicht glücklich. Seit ſeiner Ankunft in Paris quälte ihn eine geheime Furcht, die er früher nicht gekannt, eine Furcht, der er nicht Meiſter werden konnte, die Furcht, daß Angioletta, die viel jünger war als er, bethört durch die Schmeichelworte der Höflinge, welche, Stümper in allem Andern, aber Meiſter in der Kunſt, Frauenherzen zu verführen, ihm früher oder ſpäter untreu werden könnte.

Dieſe Furcht vor der Untreue hat die Eiferſucht, eine Leidenſchaft erzeugt, die faſt in jeder Ehe dem ältern Theile der beiden Gatten als moraliſcher Krankheitsſtoff anklebt, der das Glück des ehelichen Lebens verpeſtet und es dem andern Theile faſt unerträglich macht. Montaigne nennt die Eiferſucht das unvernünftigſte Laſter, das nicht nur Menſchen, ſondern auch Thiere quält. Als ſich der Hirte Chratis, wie Aelian erzählt, in eine Ziege verliebt hatte, ſtieß ein verliebter Bock dem ſchlafenden Hirten aus Eiferſucht den Kopf ein. Je vernünftiger der Menſch, deſto weniger iſt er eiferſüchtig. Lucull, Cäſar, Pompejus, Antonius, Cato und andere große Römer nahmen ſich als Männer von Geiſt, als Leute von Welt, die Untreue ihrer Weiber nicht zu Herzen; nur der einfältige Lepidus grämte ſich, wie Plutarch berichtet, darüber zu Tode. Der Prophet Mahomet, eiferſüchtig auf die Schönheit ſeiner Frauen, erließ im Namen Gottes ein Geſetz, daß alle Weiber, die mit fremden Männern reden, ihr Geſicht verſchleiern müſſen.

Graf Saint Germain, wahrlich kein Lepidus, war, trotz ſeines großen Verſtandes, eiferſüchtiger als Shakeſpeare's Othello und Calderon's Don Guitierre, denn er wußte, daß weder Pflicht noch Schleier, weder Wort noch Schwur, weder Schloß noch Riegel einen Mann vor der Untreue ſeines Weibes ſchützen.

Aus Furcht vor Verführung hatte er Angioletta, bevor er ſie bei Hofe eingeführt, den heiligſten Eid abgenommen, Keinem zu geſtehen, daß ſie ſeine Gattin ſei. Sie hatte ihm auf's Crucifix ſchwören müſſen, der Welt gegenüber nichts als ſeine Schweſter zu ſein; und dies Alles darum, weil er ſich als Bruder ſicherer in ihrem Beſitze glaubte, wie als ihr Gatte.

Die Einzigen, denen das Geheimniß ihrer Vermählung bekannt war, waren der Abbé von Voiſenon, der taube Schloßdiener und Freund Benjamin. Dem Erſteren hatte er gleich nach vollzogener Trauung das Ehrenwort abgenommen, das Geheimniß Keinem zu verrathen; der Taube hatte den Namen der Getrauten nicht gehört, und Benjamin, der treue Diener ſeines Herrn, war verſchwiegen wie das Grab. Ganz Paris, ganz Verſailles, ja alle Welt hielt alſo die Gattin für die Schweſter des Grafen.

Univ.-Bibl. München

XXXII.

Seitdem waren drei volle Monate verfloſſen.

Frau von Pompadour war jetzt, wo ſie ſich wieder die Reize neuer Jugend zutraute, von dem heißen Verlangen beſeelt, die Liebe des Königs, deſſen Herz, das Veränderung liebte, ihr gegenüber mehr und mehr erkaltete, ſich von Neuem zu gewinnen. Weil ſie aber alle Verſuche, dieſes Ziel auf natürlichem Wege zu erreichen, an der Gleichgiltigkeit Ludwigs ſcheitern ſah, beſchloß ſie Troſt und Hilfe bei dem Grafen zu ſuchen und zu Zaubermitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um dem Herzen des Monarchen neue Liebesgluth einzuflößen.

Die Alten, die noch genug Aberglauben beſaßen, um an die abenteuerlichſten Wunder zu glauben, brauten, wie manchem meiner Leſer bekannt ſein wird, Philtra oder Liebestränke, wodurch ſie dem Gegenſtande ihrer Anbetung Gegenliebe wie Pockengift einzuimpfen hofften. Der Italiener Porta erzählt uns Wunderdinge von der Wirkung des Hippomanes, einer ſchwarzen Haut, die, von der Größe einer getrockneten Feige, auf der Stirne neugeborener Füllen wuchs und, von den Griechen zu Pulver verbrannt und im Blute des Liebenden aufgelöſt, als Philtron gebraucht wurde. Auch die Römer wußten Liebestränke zu bereiten. Lucullus, der König aller Schlemmer, ſoll durch einen dieſer Liebestränke ſein Herz, ſeinen Verſtand und — was noch viel ſchlimmer als Beides war — ſeinen beneidenswerthen Appetit und ſein genußreiches Leben eingebüßt haben. Gleiches Unglück hatte auch der Dichter Lucretius, der ſich im Liebeswahnſinn das Leben nahm. Apulejus, der Dichter des „goldenen Eſels", ſoll das Herz der alten reichen Pudentilla durch ein Philtrum gewonnen haben, das aus Spargel, Krebsſchwänzen, Fiſchlaich, Taubenblut und der Zunge des fabelhaften Vogels Jynx zuſammengeſetzt war. Aerzte und Alterthumsforſcher haben dieſe Liebestränke in den Kreis ihrer Forſchungen gezogen und viele gelehrte Abhandlungen darüber geſchrieben.*) — Im Mittelalter und in ſpäterer Zeit wollte man durch Amulette und Talismane, durch Ringe und Münzen mit magiſchen Inſchriften die Herzen im Sturme erobern, und auch darüber giebt es einige intereſſante Werke.**) In Frankreich exiſtirt der

---

*) Für Freunde literariſcher Curioſitäten führe ich blos folgende drei an: J. F. Henckel's Dissertatio de Philtris, Francf. 1690. A. Vater, de philtris propinatis aliisve modis applicatis, Witteb. 1706. C. G. Stenzel, de philtris rite examinandis et dijudicandis, Witteb. 1726.

**) V. E. Loescher et J. S. Koblig, Dissertatio antiquaria de Talismanibus, Witteb. 1697. 4. P. F. Arpe, de prodigiosis naturae et artis

Aberglaube, man könne ſich geliebt machen, wenn man auf ſeinem Herzen den Kopf eines Hühnergeiers trüge oder wenn man dem geliebten Gegenſtande das letzte Haar eines Fuchsſchwanzes zu verſchlucken gäbe. Wenn das letzte dieſer beiden ſympathetiſchen Mittel dann und wann nichts geholfen haben mag, ſo lag die Schuld wohl nur daran, daß man das unrechte Haar erwiſcht, denn welcher Teufel kann wiſſen, welches Haar gerade das letzte am Fuchsſchwanze iſt. Ein anderes Geheimniß, ſich heiße Liebe zu erringen, habe ich im erſten Jahrgange dieſes Almanachs (Seite 77) angeführt. Ein noch viel einfacheres Mittel, welches Collin de Plancy*) angiebt, lautet: „Trage auf der Bruſt ein Pergamentblatt mit der Zauberformel **Autos † a Aorto † Noxio † Bay † Gloy † Aperet.**“ Man kann das Mittel verſuchen. Hilft es nicht, ſo hat es wenigſtens das Gute, daß es durchaus nichts ſchadet, was man gewiß nicht jedem Recepte nachrühmen kann. — Nach meiner Anſicht giebt es für Frauen, welche Männerherzen erobern wollen, nur ein untrügliches Mittel, das in dem ganz einfachen Geheimniß beſteht, die Männer **en canaille** zu behandeln. Für Männer bleibt das ſicherſte Mittel, ſich die Herzen der Frauen zu gewinnen, der gute Rath, den ihnen Goethe giebt und der alſo lautet:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort!
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort.“

---

operibus, Talimanes et Amuleta dictis, Hamb. 1717. 8. Abhandlung von den Talismans, Sorau 1763. 8. Geſchichte der talismaniſchen Kunſt, Germanien 1792. 8.

*) Dictionnaire infernal. Par. 1825. Tom. I. pag. 142.

XXXIII.

— Theurer Freund, ſagte eines Morgens Frau von Pompadour zum Herrn von Saint Germain, als ſie im Schloſſe zu Choiſy mit ihm allein und ungeſtört war, ich überzeuge mich täglich, ſtündlich mehr und mehr von der Allmacht Ihres Zaubermittels und habe nun eine Bitte an Sie . . .

— Die ich zu errathen glaube. Sie haben die erſten zehn Phiolen ausgebraucht und wünſchen nun . . .

— Zehn neue . . .

— Die ich Ihnen aber dann nur ablaſſen kann, wenn Sie mir, gnädige Frau, ſchriftlich das Zeugniß ausſtellen, daß Sie ſich, was Sie mir bereits mündlich zugeſtanden, von der guten Wirkung meines Arcanums überzeugt haben . . .

— Und warum ſchriftlich, lieber Graf?

— Weil es mein Grundſatz iſt, mein Mittel nur an Solche zu verkaufen, die ſich davon nicht getäuſcht glauben, weil mir ferner ein ſchriftliches Zeugniß als Waffe gegen manchen Zweifler und als neuer Beleg für die Untrüglichkeit meiner Arzeneien dient.

— Sie wiſſen, lieber Graf, daß ich jeden Ihrer Wünſche gern erfülle, ſagte die Marquiſe, ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch und ſtellte ihm das gewünſchte Zeugniß aus. Iſt's ſo recht? fragte ſie, ihm das Blatt reichend.

— Ça suffit, ſagte Saint Germain, das Blatt zuſammenfaltend und in ſein Portefeuille ſteckend.

— Ich komme nun mit einer zweiten Bitte, lieber Graf. Haben Sie auch dieſe ſchon errathen?

— Halb und halb, erwiderte der Graf mit ſchlauem Lächeln. Irre ich nicht, ſo betrifft das, was Sie wünſchen, den König . . .

— Errathen, theurer Freund. Der König ...

— Wird tagtäglich kälter gegen Sie ...

— Ach, Graf, haben auch Sie das ſchon bemerkt? Ich ahne ...

— Daß ſich ſein Herz einer Andern zugewendet ...

— Und glauben Sie, daß meine Furcht gegründet iſt?

— Ich fürchte, daß wir Grund zum Fürchten haben ...

— Und kennen Sie vielleicht den Gegenſtand ſeiner Neigung?

— Ach, leider bin ich nicht allwiſſend ...

— Sie vermuthen aber ...

— Daß es eine Dame ſei ...

— Graf, wollen Sie grauſamen Scherz mit meiner Neugier treiben?

— Sie haben mich, gnädige Frau, nicht ausreden laſſen. Ich vermuthe, wollte ich ſagen, daß es eine Dame ſei, die ... Saint Germain hielt plötzlich inne ...

— Weiter, weiter!

— Eine Dame, die wir Beide kennen, eine Dame, die ...

— Graf, Sie ſpannen mich nicht auf die Folter ...

— Schön wie der Tag und kalt wie die Nacht ...

— Und ihr Name? fragte die Marquiſe ängſtlich geſpannt.

— Gräfin ... d'Eſtrade.

— Diesmal irren Sie, lieber Graf. Ich kenne den Geſchmack des Königs beſſer als Sie, theurer Freund, und weiß aus ſeinem eigenen Munde, daß die Schönheit der Gräfin d'Eſtrade ihn — Dank dem Himmel! — gänzlich kalt läßt.

— Frauen haben in dieſem Punkte einen ſchärfern Blick als wir Männer. Vielleicht ſind Sie glücklicher im Errathen des Gegenſtandes ſeiner Neigung ...

— Ach, lieber Graf, auch ich bin nicht allwiſſend …

— Doch haben Sie vielleicht Vermuthungen …

— Daß meine geheime Nebenbuhlerin eine Dame iſt, die … jetzt hielt die Marquiſe inne.

— Pardieu, Sie machen mich neugierig …

— Eine Dame, die uns Beiden bekannt iſt, eine Dame, die …

— Ich bitte, fahren Sie fort …

— Schön wie der Tag und verlockend wie die Nacht …

— Und ihr Name?

— Gräfin … Saint Germain!

— Saint Germain! wiederholte der eiferſüchtige Gemahl Anfangs ſehr beſtürzt, bald aber wieder ganz gefaßt. Nein, nein, Sie irren, Frau Marquiſe, fügte er mit etwas erzwungenem Lachen hinzu. Ich kenne den Geſchmack meiner Schweſter beſſer als Sie, gnädige Frau, und weiß aus ihrem eigenen Munde, daß die Freundlichkeit des Königs — Dank ihrer Klugheit! — ſie ganz kalt läßt.

— Vielleicht aber iſt es gerade ihre Kälte, die ſeine Gluth anfacht. Vous savez bien, que les extrêmes se touchent.

— Beruhigen Sie ſich, Frau Marquiſe, von dieſer Seite droht uns keine Gefahr … ich bürge Ihnen für die Tugend meiner Schweſter.

— Auch ich, lieber Graf, halte meine Freundin unfähig eines ſolchen Verrathes an mir; doch glaube ich in der That, in letzterer Zeit bemerkt zu haben, daß der König Gräfin Angioletta lieber als alle Damen ſeines Hofes ſieht und ſie bei jeder Gelegenheit mehr als alle Andern auszeichnet. Freund, theurer Freund, fuhr ſie fort, ich muß Sie und Ihre Kunſt auf eine neue Probe ſtellen. Herr von Bernis ſchrieb uns — ich habe ſeinen Brief auch dem

Könige mitgetheilt — Sie hätten von einem florentiniſchen Wahrſager, Cosmo Ruggieri, das wunderbare Geheimniß erlernt, magiſche Wachsbilder anzufertigen, welche die Zauberkraft beſitzen, dem Geliebten Gegenliebe einzuflößen. Sie ſollen erſt unlängſt, in Genua, einen Verſuch gemacht haben, der ...

— Dank der Kunſt meines großen Meiſters, mir vollſtändig geglückt iſt.

— Ich bitte, Graf, erzählen Sie ...

— Vor einem Jahre machte ich die Bekanntſchaft des Dogen Grimaldi; er liebte eine franzöſiſche Schauſpielerin, welche Thisbe hieß und ſchön wie ein Engel, aber kokett wie der Teufel war und ſeinen Wünſchen mehr aus Berechnung als aus Abneigung hartnäckig widerſtand. Der Aermſte klagte mir ſeine Leiden; ich verſprach ihm Balſam für ſeine Wunde, fertigte Thisbe's Bildniß in Wachs und ſchenkte meinem Freunde eine geweihte Nadel, mit der er ihrem Bilde allnächtlich mit dem Glockenſchlage Zwölf drei Stiche in's Herz geben mußte. Nach Verlauf von ſechs Wochen öffnete ſich eines Nachts, als ſich der Doge ſchlaflos auf ſeinem Lager wälzte, die Thür, durch die eine verſchleierte Frauengeſtalt hinein trat. Wer biſt Du? rief Grimaldi, von ſüßer Ahnung durchzittert. Thisbe, flüſterte die Beſiegte und warf ihren Schleier ab ...

— Und der Doge?

— Schenkte mir am andern Morgen zwanzigtauſend Scudi.

— Danken Sie dem Himmel, lieber Graf, daß Sie nicht in Spanien leben; dort hätte die heilige Inquiſition Sie ſchon längſt als Hexenmeiſter verbrennen laſſen, eine Strafe ...

— Die ihr wahrlich eben ſo wenig genützt, als mir geſchadet hätte ...

— Wieſo?

— Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen ſage, daß ich unverbrennlich wie ein Salamander bin.

— Sie ſcherzen, Graf!

— Erlauben Sie mir, Sie von der Wahrheit meiner Ausſage ſogleich zu überzeugen, erwiderte der Wundermann, griff in den Camin hinein und holte langſam mitten aus dem helllodernden Feuer eine Handvoll glühender Kohlen hervor, die er lächelnd auf der flachen Hand verbrennen ließ.

— Ma foi, ich fange an mich vor Ihnen zu fürchten, erwiderte Frau von Pompadour mit einem Tone, der halb wie Scherz und halb wie Ernſt klang.

— Zittern Sie nicht, gnädige Frau. Das, was Sie ſoeben geſehen haben, iſt keine Zauberei, ſondern nichts als ein harmloſes Kunſtſtückchen, das mir in Spanien der letzte aller Enſalmadores nachmacht.

— Ei, was ſind dieſe Leute?

— Windbeutel, die ſich brüſten, von der heiligen Catharina abzuſtammen, arme Teufel, welche ſiedendes Oel verſchlucken, auf glühenden Kohlen herumſpazieren, in glühenden Backofen, auf angezündeten Scheiterhaufen bivouakiren und niemals Feuer fangen; harmloſe Künſte, durch die jetzt der Engländer Richardſon und der Italiener Lionetti die einfältige Welt in Erſtaunen ſetzt.

— Kehren wir zu Wichtigerm zurück. Graf, ich bitte, ich beſchwöre Sie, für mich ein Wachsbild des Königs anzufertigen...

— Auch dieſen Wunſch, gnädige Frau, will ich erfüllen; doch zur Bereitung des magiſchen Wachſes bedarf ich...

— Blut?

— Nicht einen Tropfen!

— Geld?

— Das iſt Nebenſache.

— Was ſonſt? fragte die Marquiſe außerordenlich geſpannt.

— Eine Locke Ihres Haares.

— Weiter nichts? meinte Frau von Pompadour, ergriff haſtig eine Scheere und ſchnitt ſich einen Büſchel Haare ab.

— Das genügt, ſagte der Graf, nahm die Locke und ſchob ſie in ſeine Brieftaſche.

— Und glauben Sie mir gleichen Erfolg, wie dem Dogen Grimaldi, verſprechen zu dürfen; glauben Sie mir in der That verbürgen zu können, daß es mir gelingen werde, von Neuem die Liebe des Königs zu gewinnen?

— Ich hoffe, gnädige Frau!

— Nous verrons, lächelte die Marquiſe ſeelenvergnügt und reichte ihm ihre Hand.

— Nun aber hat auch der treueſte Ihrer Diener eine Bitte an Sie, ſagte der Graf, ihre Hand in der ſeinen haltend.

— Und dieſe Bitte? wie lautet ſie?

— Vergeſſen Sie nicht den armen Herrn von Bernis.

— Gut, daß Sie mich an ihn erinnern. Wir wollen ihn ſo ſchnell als möglich nach Paris berufen und ihm das Portefeuille unſerer auswärtigen Angelegenheiten anvertrauen.

— Dank, tauſend Dank, ſprach Saint Germain und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Hand.

XXXIV.

Am andern Morgen erhielt der Graf eine Einladung nach Verſailles. Diesmal war es der König, der ihn allein und ungeſtört zu ſprechen wünſchte. Ludwig XV. empfing ihn mit der herablaſſendſten Güte.

— Graf, fragte der Monarch, ſind Sie verſchwiegen?

— Wie ein Grab.

— Eh bien, dann darf ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mich ſeit einiger Zeit ſehr beunruhigt. Ich liebe, Graf, doch fehlt es mir an Muth, Ihnen zu ſagen, wen ich liebe ...

— Sire, dies Geſtändniß iſt auch nicht mehr nöthig, denn ich habe den Gegenſtand Ihrer Neigung längſt errathen ...

— Unglaublich, Graf ...

— Und dennoch wahr. Ew. Majeſtät lieben meine ... Schweſter.

— Mann, ſind Sie denn wirklich allwiſſend?

— Leider weiß ich manchmal mehr, als mir zu wiſſen lieb iſt.

— Gräfin Angioletta iſt das ſchönſte Weib in ganz Frankreich, betheuerte der König in der Gluth der Leidenſchaft, in der Erinnerung an ihre Schönheit ſeine Fingerſpitzen küſſend. Ich liebe ſie mit der ganzen Gluth meiner Seele, liebe ſie ...

— Mehr noch als Frau von Pompadour? unterbrach ihn Saint Germain mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit.

— Die Marquiſe iſt meine Freundin, die ich achte, ſchätze und verehre, zum Lieben aber iſt ſie ſchon zu alt ...

— Frau von Pompadour verjüngt ſich mit jedem Tage und ...

— Bleibt doch ... entre nous soit dit ... immer die Alte. Ich bin, aufrichtig geſagt, ein geſchworener Feind des ewigen Einerlei's und liebe Abwechſelung in Allem. Liebt nicht auch Gott die Veränderung? Schuf er nicht den Wechſel der Jahreszeiten? Und ſind wir nicht das Ebenbild Gottes? Ein immerwährender Frühling würde uns bald zu Tode langweilen, um wieviel eher ein ewiger

Winter? Frauen aber, die einmal das Cap Dreißig paſſirt, haben den Aequator ihres Lebens erreicht und keinen Anſpruch mehr auf unſere Liebe. Ich ehre in Frau von Pompadour eine Freundin, die mich oft mit gutem Rathe unterſtützt, aber lieben, lieben kann ich nur Ihre Schweſter ...

— Und wohin, Sire, ſoll dieſe Liebe führen?

— Mit Ihrer Hilfe, hoffe ich, zu meinem Ziele.

— Ew. Majeſtät nähren eine Hoffnung, die ſich nie erfüllen wird ...

— Und dennoch hoffe ich ...

— Sire, hat das Betragen meiner Schweſter Ew. Majeſtät Grund zu dieſer Hoffnung gegeben?

— Das nicht, lieber Graf. Fräulein Angioletta ſcheint alle Aufmerkſamkeiten, die ich ihr erweiſe, abſichtlich nicht bemerken zu wollen; ſie bleibt unveränderlich kalt und ernſt, aber trotz alledem gebe ich nicht die Hoffnung auf, früher oder ſpäter einen Eindruck auf ihr Herz zu machen, wenn Sie, theurer Graf, mir dabei behilflich ſein wollen ...

— Ich Ew. Majeſtät dabei behilflich ſein? fragte Saint Germain, dem es Anſtrengung koſtete, ſeine Faſſung zu behaupten.

— Muß Ihnen das Glück Ihrer Schweſter, Ihrer einzigen Schweſter, wie Sie uns geſagt, nicht mehr als Ihr eigenes am Herzen liegen? Und will ich denn etwas Anderes, als Angioletta's Glück? Wir wollen, wenn ſie ein Herz voll heißer Liebe, das wir zu ihren Füßen niederlegen, nicht grauſam von ſich ſtößt, ſie ſchnell von Stufe zu Stufe, zur höchſten Sproſſe des Glanzes emportragen, wollen ſie zum Hoffräulein, zur erſten Ehrendame der Königin, zur Marquiſe, zur Herzogin und einſt, wenn unſere vielgeliebte Gattin, Maria Leszinska, die ſeit Jahren fortwährend kränkelt, ihre lebensmüden Augen ſchließt, zu unſerer neuen Gemahlin, zur Königin von Frankreich, zum Schutzgeiſt des ſchönſten Thrones der ganzen Chriſtenheit erheben.

— Aber wie und wodurch, Sire, ſoll der Bruder Ihnen Vorſchub leiſten? fragte der Graf, der nun die Miene annahm, als hätten die glänzenden Ausſichten, die der König der Gräfin eröffnet, ihn günſtiger für deſſen Liebesantrag geſtimmt.

— Frau von Pompadour hat mir den Brief des Herrn von Bernis mitgetheilt; er rühmt Ihnen tauſend Wunder nach, die alle ſo unbegreiflich ſcheinen, daß mir nur eine Wahl übrig bleibt, entweder gar nichts oder alles zu glauben. Ich habe mich vorläufig für das letztere entſchloſſen und will, Ihrer Schweſter zu Liebe, alles glauben. Sie beſitzen die Macht, magiſche Wachsbilder zu bereiten, denen Sie die Zauberkraft verleihen können, der Geliebten Gegenliebe einzuflößen. Auch dieſes Wunder will ich — wie unglaublich es auch iſt — Ihnen dennoch glauben und es ſo lange für wahr halten, bis ich mich vom Gegentheile überzeuge. Iſt Ihre Kunſt keine Lüge, dann geht mein Wunſch in Erfüllung: dann wird Ihre Schweſter mich lieben, und ich werde ewig Ihr dankbarer Schuldner bleiben, der auch Sie von Stufe zu Stufe, zum erſten meiner Miniſter, zum Nächſten meines Thrones erheben wird; beruht Ihre Kunſt aber nur auf Täuſchung und Lüge, dann wird Ihre Schweſter meine Wünſche nicht erhören, dann werde ich Sie — offen herausgeſagt — für einen Charlatan und Betrüger halten und Sie als ſolchen dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Geſetzes überliefern, denn Graf Saint Germain ſoll ſich niemals rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungeſtraft dupirt zu haben. Nun, Graf, fuhr der König nach kurzer Pauſe fort, wollen Sie die Probe beſtehen, wollen Sie mich von der Wahrheit Ihrer Wunder überzeugen oder nicht?

— Ich will, ich will! antwortete Saint Germain ſtolz und entſchloſſen.

— Und wann erhalte ich das magiſche Bild?

— In längſtens vier Wochen.

— Wie, erſt ſo ſpät?

— Zur Bereitung dieſes Bildes brauche ich Zeit und ungeſtörte Ruhe, die ich im Lärme der Hauptſtadt und am Hofe von Verſailles vermiſſe; ich werde mich aufs Land begeben.

— Erlauben Sie mir, lieber Graf, Ihnen eines meiner Schlöſſer anzubieten. Gefällt es Ihnen, ſo will ich Ihnen eine Wohnung in Chambord einräumen; dort ſind Sie ungeſtört ...

— Sire, ich nehme das Anerbieten dankbar an ...

— Ihre Schweſter kann unterdeſſen in Verſailles oder ...

— Gräfin Saint Germain, Sire, entfernt ſich nie von ihrem Bruder ...

— Nun nehmen Sie ſie meinetwegen nach Chambord mit. Noch heute werde ich Ihnen einſtweilen 100,000 Francs zur Reiſe und Einrichtung auszahlen laſſen, aber wohlgemerkt, Herr Graf, wenn Sie nach Verlauf von vier Wochen nicht mit ihr nach Verſailles zurückkehren, wenn Sie bis zu dieſer Friſt nicht ihr Bildniß an mich abliefern, ſo laſſe ich Sie in allen fünf Welttheilen durch Steckbriefe verfolgen und ruhe nicht eher, als bis Sie ſich in den Händen meiner Juſtiz befinden. Nun, lieber Graf, reiſen Sie mit Gott und allen Heiligen nach Chambord und laſſen Sie ſich dort nicht die Zeit zu lange werden. Tauſend Grüße an Ihre Schweſter.

— Sire, ich werde nicht ermangeln, mich des ſchmeichelhaften Auftrages gewiſſenhaft zu entledigen, doch habe ich vor meiner Abreiſe nach Chambord noch eine Bitte an Ew. Majeſtät.

— Laſſen Sie hören ...

— Geruhen Ew. Majeſtät, Frau von Pompadour mit mehr Aufmerkſamkeit als in letzterer Zeit zu behandeln, damit ſie den Argwohn, den ihr Scharfblick auf meine Schweſter geworfen hat, wieder fallen laſſe und in ihr nicht die begünſtigte Nebenbuhlerin erblicke; ſonſt, Sire, ſcheitert alle meine Kunſt an der Eiferſucht der Frau Marquiſe ...

— Ich bin mit dieſer Vorſicht vollkommen einverſtanden und gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich von heute an gegen Frau von Pompadour mich freundlicher und liebreicher als jemals zeigen will.

— Dann, Sire, gelingt unſer Plan, ſprach der Graf und nahm Abſchied.

XXXV.

Am andern Morgen überreichte Saint Germain ſeiner hohen Beſchützerin das in Wachs gegoſſene Bild des Königs mit der ſtreng eingeſchärften Vorſicht, daſſelbe ſo geheim als möglich zu halten, denn ſähe es Seine Majeſtät, dann wäre aller Zauber geſchwunden und der ganze Plan vereitelt. Dann verabſchiedete er ſich auch bei ihr und reiſte noch an demſelben Tage mit Angioletta und Benjamin nach Chambord ab.

Der König hatte ihm dort denſelben Flügel eingeräumt, den früher der Marſchall Moritz von Sachſen bewohnt und in welchem der Sieger von Philippsburg ſeinen Geiſt aufgegeben hatte. Das Schloß, von Franz I. erbaut, iſt eins der großartigſten von ganz Frankreich. Achtzehnhundert Menſchen ſollen über zwölf Jahre daran gebaut haben. Es iſt von einer acht Stunden langen Mauer umgürtet und enthält 440 Zimmer. In einem derſelben, welches das Arbeitscabinet des Marſchalls geweſen war, erblickte der Graf zwei Frauen-Bilder.

— Beide ſind mir bekannt, ſagte Saint Germain zu ſeiner Gemahlin, die hier ihr Schlafgemach aufſchlug; die eine dieſer beiden Frauen war die Mutter des Marſchalls, die ſchöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine der unzähligen Geliebten Friedrich Auguſts II. von Sachſen, der mit all ſeinen Maitreſſen, wie ich aus dem Munde der Markgräfin von Baireuth weiß, nicht weniger als dreihundertvierundfünfzig uneheliche Kinder erzeugt und darum den Beinamen des Starken erhalten hatte; die andere Dame iſt die Geliebte des Marſchalls, die einſt weltberühmte Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, die Tochter eines armen Hutmachers aus Fiſmes in der Champagne, die ich von Jugend auf gekannt habe. Ich war Zeuge ihres Triumphes, als ſie Freitag am 14. Mai 1717 als Elektra in dem Trauerſpiele gleiches Namen in Paris zum erſten Male die Bühne betrat. Als der Graf von Sachſen, zum Herzog von Kurland ernannt, ſich in drückender Geldverlegenheit befand, verſetzte ſie ihren ganzen Schmuck, ihre ganze Garderobe und all ihr Mobiliar und ſchickte ihm 40,000 Livres. Sie ſtarb am 20. März 1730 in einem Alter von vierzig Jahren. Dies Bild hat Nicolas Coypel kurz vor ihrem Tode gemalt. Da ſie auf dem Sterbebette ihre Kunſt nicht verfluchen wollte, wurde ſie von den elenden Pfaffen excommunicirt und, fern von geweihter Erde, in der Nähe eines Entenpfuhls eingeſcharrt, ſagte der Graf und wiſchte eine große Thräne aus ſeinem Auge.

— Joſeph, ſprach Angioletta, ich habe Dich niemals ſo bewegt geſehen, als jetzt vor dieſem Bilde.

— Adrienne wird mir unvergeßlich bleiben, ſprach er mit einem tiefen Ausdruck des Schmerzes und fügte dann, als er auf den Zügen der Gräfin einen Anflug von Neugier gewahrte, kalt und mechaniſch „als Phädra" hinzu. In dieſem Zimmer, fuhr er nach einer Pauſe fort, verlebte der Marſchall von Sachſen die glücklichſten Tage, hier ſchwelgte er in ihren Armen, hier ſchrieb er ſeine „**Rêveries**," hier ſtarb er, am 30. November 1750 in einem Alter von 54 Jahren. Nicht d'Alembert, ich war es, der ihm die Grabſchift gedichtet:"

„Rome eut dans Fabius un guerrier politique,
Dans Annibal Carthage eut un chef héroique,
La France plus heureuse avait dans ce Saxon
La tête du premier et le bras du second."

— Du ſcheinſt an dem Schickſal des Grafen einen ganz beſondern Antheil genommen zu haben.

— Ich liebte ihn, ob ich gleich Urſach' hatte, ihn zu haſſen. Der Marſchall war ein Lutheraner. Als die Königin von Frankreich die Nachricht von ſeinem Tode erhielt, ſagte ſie mit Thränen in den Augen: „Es iſt traurig, daß wir nicht ein „**de profundis**" anſtimmen dürfen für einen Helden, dem unſer Frankreich manches **Te deum** zu verdanken gehabt."

— Und warum haßteſt Du dieſen Mann? fragte Angioletta.

— Weil er der Einzige war, der mir in dieſem Leben weh' gethan!

— Joſeph, Du ſprichſt in Räthſeln, die ich mir nicht erklären kann.

— Laß die Todten ruhen, mein liebes, ſüßes Weib, ſprach der Graf und drückte ſie zärtlich an ſein Herz.

XXXVI.

Die gute Stadt Paris, die ſeit Monaten ſo unendlich viel von den Hexereien des „ewigen Juden" gehört hatte, war bald mit ſich einig geworden, daß Saint Germain ein Schwarzkünſtler ſei, der all dieſe blauen und rothen, gelben und grünen, ſchwarzen und weißen Wunder mit Hilfe jener geheimnißvollen Wiſſenſchaft vollbringe, welche den Namen „Kabbala" führt.

Kabbala, wißbegieriger Leſer, iſt die wunderbare Lehre, die heiligen Worte der Bibel zu zerſetzen und aus der Zerſetzung der todten Buchſtaben den lebendigen Geiſt, den geheimnißvollen Sinn der heiligen Schrift herauszufinden. Die Kabbala — ein hebräiſches Wort, das Ueberlieferung bedeutet — ſoll dem Sterblichen, der ihre Schleier zu lüften verſteht, alle Geheimniſſe des Himmels überliefern, alle Myſterien der Schöpfung offenbaren und dem Menſchen die gottähnliche Macht verleihen, alle Geſtirne des Himmels und alle geheimen Kräfte der Erde zu Leibeigenen ſeines Geiſtes, zu Sclaven ſeines Willens, zu Vollziehern ſeiner Befehle zu machen. Mit Hilfe aller ihm dienſtbaren Geiſter ſoll er jedes ihm beliebige Wunder vollbringen, die geheimſten Gedanken des menſchlichen Herzens errathen, in den Sternen das Schickſal ſeiner Nebenmenſchen leſen, zukünftige Dinge vorausſagen, Träume deuten, alle Elemente beherrſchen, alle Krankheiten heilen, Todte wieder ins Leben zurückrufen, kurz ſelbſt das Unmöglichſte möglich machen können — eine köſtliche Kunſt, eine unbezahlbare Wiſſenſchaft, die gewiß Jeder von uns ſich anzueignen wünſcht.

Dieſe Kabbala — ein poetiſcher Auswuchs der chaldäiſchen Philoſophie, welche die Juden aus ihrer babyloniſchen Gefangenſchaft in ihre Heimath mitgeſchleppt — iſt nach der Behauptung der gelehrten Rabbinen ſo alt als die Welt. Schon Adam ſoll von dem Engel Raziel eine Schrift empfangen haben, die ihm alle Geheimniſſe der Natur entſchleiert und ihn in die Lehre eingeweiht haben ſoll, ſich zum mächtigen Gebieter aller guten und böſen Geiſter zu machen. All' dieſe Geheimniſſe, die auch dem Patriarchen Abraham bekannt geweſen ſind und mit deren Beiſtande, tauſend Jahre ſpäter, der weiſe König Salomo ſich ſeine kabbaliſtiſchen Talismane, den Ring, die Clavicula,*) den Schem Hamphoraſch,**) angeeignet haben ſoll, wurden von dem gelehrten Rabbi Joſeph ben Akiba in ein Buch zuſammengetragen, das „Jezirah" hieß.***) Noch ausführlicher wurde dieſe Lehre von Rabbi Simeon ben Jochai in ſeinem Werke „Sohar"*) entwickelt. Aber nicht blos Juden, auch Muhamedaner und Chriſten — unter Letzteren Marſilio Ficini, Giovanni Pico de la Mirandola, Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim und viele andere gelehrte Narren und närriſche Gelehrte, — widmeten ſich dem Studium der Kabbala und trugen durch ihre Schriften nicht wenig dazu bei, den Glauben an die Wahrheit dieſer Lehre bis auf die neueſte Zeit fortzupflanzen.

---

*) Ein Zauberbuch, von dem eine deutſche Ueberſetzung u. d. T. Clavicula Salomonis et Theosophia pneumatica d. i. die wahrhafte Erkenntniß Gottes u. ſ. w. gedruckt von Andreas Luppius, Weſel, Duisb. und Frankf. 1686. 4. erſchien.

**) Der Name Gottes, der, den Inbegriff aller ſeiner Eigenſchaften in ſich faſſend, nach Einigen aus 42, nach Andern aus 772 Buchſtaben beſteht, mit deren Hilfe Salomo alle Wunder verrichtet haben ſoll.

***) Die erſte lateiniſche Ueberſetzung von G. Poſtel erſchien zuerſt: Paris 1552. 12. Eine neuere Ueberſetzung iſt von H. S. Rittangel, Amſterd. 1642. 4.

Chriſtoph Knorr von Roſenroth**) theilt die Kabbala in die theoretiſche und practiſche. Die erſtere enthält die Lehre von Gott und dem Urſprung aller Dinge, von der Seele des Menſchen vor und nach dem Tode, von den guten und böſen Geiſtern, die myſtiſch-allegoriſche Erklärung der heiligen Schrift, das Auffinden des geheimen Sinnes der bibliſchen Worte durch Zerſetzung und Berechnung der hebräiſchen Buchſtaben. Die letztere lehrt die Anwendung aller Naturgeheimniſſe, die Vollbringung aller denkbaren Wunder durch das Schreiben oder Ausſprechen gewiſſer Zauberworte, durch das Anrufen Jehovahs und das Beſchwören aller ihm dienſtbaren Geiſter. — Nach dem Abbé von Villars***) zerfällt die ganze Geiſterwelt, nach den vier Elementen, in vier Hauptklaſſen: in Salamander, Nixen, Sylphen und Gnomen oder in Feuer-, Waſſer-, Luft- und Erd-Geiſter, welche, nach Anſicht vieler Kabbaliſten, nichts Anderes als die Seelen der Geſtorbenen ſind, die in den Sternen einen feſten Körper annehmen, um ſich den Augen der Lebenden zu offenbaren. — Nach der Meinung des Marquis d'Argens*) oder richtiger geſagt, nach dem Rathe, den der weiſe Kabbaliſt Abukibak ſeinem Schüler Ben Kibder ertheilt, muß Jeder, der ſich mit der Geiſterwelt in Verbindung ſetzt, allen Umgang mit Frauen meiden, weil ſonſt die Nymphen und Nixen eiferſüchtig werden und ihre Gunſt andern Sterblichen zuwenden!!! Wer in das dunkle Labyrinth der Kabbala, wer in den geheimnißvollen Schacht der Geiſterwelt tiefer eindringen will, leſe das erſt vor Kurzem erſchienene Werk von A. Franck.**)

---

*) Die erſte hebräiſche Ausgabe kam in Mantua, 1558—60, 3 Bde. 4. heraus.

**) Cabala denudata s. doctrina Hebraeorum transcendentalis, metaphysica atque theologica, Frf. 1677 – 84. 2 Bde. 4.

***) Le Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes, Lond. 1742. 2 Bde. 12. (deutſch, Berl. 1782. 8.)

Doch zurück zum Grafen.

Der Aberglaube erfand täglich neue Märchen, von denen das eine toller als das andere war. Die Einen meinten, Saint Germain werde, wie Sokrates, von einem keinem Andern als ihm ſelbſt ſichtbaren Spiritus familiaris oder Schutzgeiſt begleitet, der für ihn alle Wunder verrichte. Andere glaubten, der Graf habe, wie Doctor Fauſt, ſeine Seele dem Teufel verſchrieben unter der Bedingung, daß der „Gott ſei bei uns" jeden ſeiner Wünſche erfülle. Noch Andere wärmten die alte Fabel von Agrippa von Nettesheim und deſſen zwei dämoniſchen Hunden auf, von denen der eine „Monſieur" und der andere „Mademoiſelle" geheißen und jeder ſeinem Herrn und Meiſter als Geiſt der Hölle gedient habe. Es gab Leute, die ſich allen Ernſtes in die Ohren raunten, ſie hätten beim „ewigen Juden“ einen ſchwarzen Pudel mit feurigen Augen und funkenſprühendem Schweife geſehen, der auf den Namen Benjamin höre, auf Befehl ſeines Gebieters dann und wann die Geſtalt eines jungen Menſchen annehme, eigentlich aber nichts mehr und nichts weniger als der leibhaftige Satan ſei. Hier erzählte man ſich, Saint Germain habe ſich, wie König Salomo, mit Hilfe eines Zauberringes, alle Geiſter der Unterwelt dienſtbar gemacht; dort wollte man aus ganz zuverläſſiger Quelle wiſſen, er habe, wie Guevara in ſeinem bekannten Romane den hinkenden Teufel Asmodi, den böſen Geiſt Vitzliputzli in einen Flacon gebannt und ihm erſt nach tauſend Jahren willigen Gehorſams und treuer Dienſte wieder die Freiheit verſprochen. Einige wollten in Erfahrung gebracht haben, daß das weibliche Weſen, das der Graf für ſeine Schweſter ausgebe, eine ihn ſchützende Sylphide ſei, die bei Tage, bald als hundertfarbiger Schmetterling, bald als buntſchillernde Libelle, in der Luft umherfliege, ſein Haupt umkreiſe und Nachts ihre Hülle abſtreife, in ſeinen Armen ruhe und ihn auf den Flügeln der Liebe in den Himmel trage. Beſſer Unterrichtete wußten es aber ganz genau, daß Angioletta eine abſcheuliche Waſſernixe ſei, die aus den Locken der Undinen, aus dem Haarſchmucke der Sirenen alle Perlen und Korallen, und aus dem Schooße der Meere die Schätze aller im Schiffbruch geſcheiterten Schiffe für ihn ſtehle, wofür er ſie, trotz ihrer abſchreckenden Häßlichkeit, zärtlich lieben müſſe. Hier munkelte man, Saint Germain trage, wie der Biſchof Albert der Große, in der goldenen Kapſel, die Tag und Nacht auf ſeiner Bruſt ruhe, ein Gamahé, eine Art Talisman, einen Stein bei ſich, auf dem eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, und eine Zauberformel eingegraben ſei, mit deren Hilfe er ſelbſt das Unmögliche möglich mache; dort wiſperte man, der Graf könne, wie jener jüdiſche Rabbi, deſſen Name mir leider entfallen iſt, Figuren aus Lehm formen, denen er blos ein Zauberwort auf die Stirn zu ſchreiben brauche, um dieſen Klötzen wie Pygmalion ſeiner Statue, Leben einzuhauchen. Solch ein bezauberter Klotz, von den Kabbaliſten Golem genannt, beſitze die Macht, ihm auf jede ſeiner Fragen Auskunft zu ertheilen und ihm jedes Geheimniß der Schöpfung zu verrathen, ein köſtliches Factotum, das aber augenblicklich in ſein voriges Nichts zurückfällt, wenn der Meiſter ihm das geheimnißvolle Zauberwort von der Stirne wiſcht. — So ein Golem iſt ſchon darum merkwürdig, weil es das einzige Geſchöpf iſt, das mächtiger als ſein Schöpfer ſein ſoll und ſonach an das Ei erinnert, das klüger als die Henne ſein will!

---

*) Lettres cabalistiques. Lahaye 1741. 7 Bde. 12. (Deutſch von J. A. Tritt, Danz. 1773—77, 8 Bde. 12.)

**) La Kabbale, ou la philosophie religieuse des Hébreux. Par. 1843. 8.

Das allerneueſte Märchen, das — wunderbar genug — von allen den meiſten Glauben fand, war die Sage, daß der Graf aus der ſtinkenden, narcotiſch betäubenden und bizarr geſtalteten Wurzel der Alraunpflanze (**Atropa Mandragora**) kleine, bärtige, teufelähnliche Figuren formen könne, die Alraunen genannt werden und die Zaubermacht beſitzen ſollen, noch allwiſſender als die hebräiſchen Golemim zu ſein, vielleicht ſchon darum, weil ihr Name von All und runa (Alles wiſſen) abgeleitet wird. Der deutſche Aberglaube erzählt, daß die Wurzel, aus der man ſolch ein Zauberweſen bilden will, unter dem Galgen eines unſchuldig Gehenkten wachſen und von einem ſchwarzen Hunde aus der Erde gezogen werden müſſe. Der Hund werde dafür augenblicklich vom Teufel geholt. So ein Alraun — auch Gold-, Galgen- oder Erdmännchen, im Niederländiſchen Pisdiſve oder Harnteufelchen, im Franzöſiſchen und Italieniſchen **Mandragora** genannt — als heilbringender Hausgott verehrt —

wird mit der größten Sorgfalt an einem geheimen Orte, in einem verſchloſſenen Käſtchen aufbewahrt, das nur geöffnet werden darf, wenn man das Galgenmännchen um Rath befragen will, worauf es dann, theils durch Bewegung mit dem Kopfe, theils mit vernehmlicher Stimme, auf alle Fragen Antwort ertheilt und die Zukunft prophezeit. Wenn man dieſe kleinen Teufel ſorgfältig pflegt und ſie jeden Sonnabend um die Mitternachtſtunde in Wein badet, beſchützen ſie vor Krankheit und Gefahren, bringen Glück im Spiel und in der Liebe, in Proceſſen und andern Dingen, befördern die Fruchtbarkeit der Frauen, erleichtern deren Niederkunft und verrichten außerdem tauſend andere Wunder. Dabei haben ſie die gute Eigenſchaft, daß ſie noch hundertmal treuer als die Herren Pudel ſind, niemals davonlaufen und, ſelbſt fortgeſtoßen und weggeworfen, ungerufen zu ihrem Herrn zurückkehren, was Einigen etwas zudringlich, Andern ſehr anhänglich erſcheinen wird. Mit Hilfe eines ſolchen Galgenmännchens ſoll die berühmte Jungfrau von Orleans all' ihre wunderbaren Heldenthaten vollbracht und ganz Frankreich aus dem Joche Englands befreit haben. Daß ſie ſelbſt ſich damit nicht vom Scheiterhaufen befreit hat, war wohl nur Caprice von der ſchönen Jungfrau.

Aber wenn die Alraunen auch gar nichts nützen, ſo haben wir ihnen wenigſtens ein ſehr hübſches Luſtſpiel zu verdanken, womit uns die Muſe Nicolo Macchiaveli's beſchenkt hat *). Aus der Wurzel der Mandragora haben zwei deutſche Dichter, Achim von Arnim und Chamiſſo, wenn auch nicht wunderwirkende

---

*) Mandragola, Venez. 1531. 8. (Deutſch, Erlang. 1805. 8. franz von J. B. Rousseau, Lond. 1723. 8.)

Goldmännchen, wenigſtens doch ein Paar allerliebſte Novellen geſchnitzt; Beweis, daß oft das Allerdümmſte in der Welt die Veranlaſſung zu etwas ganz Geſcheidtem werden kann. —

Außer dieſen Dichtern haben auch viele deutſche Gelehrte, z. B. Thomaſius und Schmidel[1]), Deuſing[2]), Roth[3]), Schmid[4]) und Grosgebauer[5]) anziehende Abhandlungen darüber verfaßt. Auch die franzöſiſche Literatur hat über dieſen Gegenſtand eine ſehr intereſſante Unterſuchung von einem Apotheker aus Montpellier, Laurent Catelan, aufzuweiſen.[6])

XXXVII.

Während ganz Paris ſich ſeine 700,000 Köpfe zerbrach, um das Räthſel zu löſen, durch welche geheimnißvolle Macht Saint Germain all' ſeine Wunder verrichte, lebte er im Schloſſe zu Chambord mit ſeiner Frau und ſeinem Benjamin im Schooße der friedlichſten Häuslichkeit, fern vom Treiben der großen Welt und dem kleinlichen Neide ſeiner Feinde, im vollen Sonnenglanze eines Glückes, das nur von der einen Sorge getrübt wurde, auf welche

---

1) Dissertatio de Mandragora, Lips. 1655. 4.
2) De Mandragorae pomis, Groening. 1659. 4.
3) De Germanorum Alrunis, Helmst. 1737. 4.
4) De Alrunis Germanorum, Hal. 1739. 4.
5) Programma de Mandragora S. Rachelis, Vinar. 1692. 4.
6) Curieux discours de la plante appelée Mandragore, Par. 1639. 12.

Weiſe die Liebe des Königs von Angioletta auf Frau von Pompadour zurückzulenken ſei.

An einem heitern Juli-Nachmittage, als die Gräfin in ihrem durch die geſchloſſenen Jalouſieen in kühles Halbdunkel getauchten Schlafgemache auf den ſchwellenden Kiſſen des Divans ihre Siesta hielt, und der Graf, in Gedanken vertieft, am Fenſter des Balconzimmers ſtand, deſſen Ausſicht in den Garten hinausging, meldete Benjamin die Ankunft eines Fremden, der, ſoeben aus Paris angekommen, ihn zu ſprechen wünſche.

Der Fremde wurde augenblicklich vorgelaſſen.

— Verzeihung, Herr Graf, wenn ich ſtöre, ſagte der Eintretende.

— Was verſchafft mir die Ehre? fragte Saint Germain.

— Ich weiß nicht, ob Sie ſich meiner noch erinnern werden. Ich hatte das Glück, vor einiger Zeit in Venedig mit Ihnen unter einem und demſelben Dache zu wohnen.

— Ah, Herr Caſanova! Ich bin erfreut, Sie auf freien Füßen zu ſehen. Von Mailand aus hatte ich mich für Sie bei meinem Pathen, dem franzöſiſchen Geſandten, verwendet und ihn erſucht, ſeinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um Ihre Befreiung zu erwirken. Ich würde mich glücklich ſchätzen, Cavaliere, wenn die Bemühungen des Herrn von Bernis nicht ganz ohne Erfolg geblieben . . .

— Mir iſt von den Bemühungen des Herrn von Bernis leider durchaus nichts bekannt . . .

— Dann bin ich um ſo mehr überraſcht, Sie hier zu ſehen, aber auch um ſo neugieriger zu erfahren, welcher gute Engel Si aus den Klauen der venezianiſchen Inquiſition befreit, welche ſchöne Fee die Riegel Ihres Kerkers geſprengt hat?

— Ich habe meine Befreiung aus dem Gefängniſſe weder einem Engel noch einer Fee, ſondern einzig und allein mir und meinem Muthe zu verdanken.

— Und wie, Cavaliere, haben Sie das angefangen?

— Von langer Weile angetrieben, habe ich die Decke meines Gefängniſſes durchſägt und bin in einer ſchönen Mondnacht wie eine Katze von einem Dache zum andern hinübergeklettert, vor Tagesanbruch mit einem Schiffe, das eben die Anker gelichtet hatte, glücklich entflohen und vor vier Tagen unangefochten in Paris angelangt. Gleich darauf hörte ich von dem großen Aufſehen, das Sie in der Stadt, von dem verdienten Glück, das Sie bei Hofe machen, und beeilte mich, von einem unwiderſtehlichen Gefühle angetrieben, Sie in Ihrer Sommer-Einſamkeit aufzuſuchen, um eine Bekanntſchaft zu erneuern, die ich — Dank meinem günſtigen Sterne, der mich niemals verläßt — in den Bleikammern von Venedig anzuknüpfen ſo glücklich war.

— Ich heiße Sie herzlich willkommen, Cavaliere, und bitte Sie, Platz zu nehmen. Was giebt es Neues in Venedig?

— Viel und mancherlei. Vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Abberufung aus dem Gefängniſſe erhielt ich einen neuen, zwar minder angenehmen, aber nicht unintereſſanten Nachbar, einen alten Gondelführer, der Bartolomeo hieß und mir den ganzen lieben langen Tag die Ohren vollſchwatzte von ſeiner hübſchen Tochter, in die er ſo vernarrt war, daß er wie ein Kind zu weinen anfing, ſo oft er den Namen Angioletta ausſprach. Er erzählte mir ſeine ganze Lebensgeſchichte und ſchloß damit, daß er einen alten Nobile — Namens Mari — der das arme Geſchöpf durch rohes Betragen, viehiſche Wolluſt und unerträgliche Eiferſucht gepeinigt und zuletzt wie einen Hund an einen fremden Edelmann zu verhandeln gewagt, ermordet habe, weshalb er nun im Kerker ſitze und hier ſein Urtheil erwarte. Der alte Mann weinte Tag und Nacht, nicht aus Reue über ſeine That, ſondern aus Beſorgniß für ſein Kind, deſſen Schickſal ihm mehr als ſein eigenes am Herzen lag. Es vergingen ſechs Wochen . . . es folgte Verhör auf Verhör . . . der Alte geſtand Alles, nur das Eine nicht, daß Angioletta und jener Edelmann, der ſich in das hübſche Kind verliebt hatte, Urheberin und Mitwiſſer dieſes Mordes ſei. Die venezianiſche Staatsinquiſition macht mit ſo armen Teufeln nicht lange Umſtände . . . man ſpannte den alten Mann auf die Folter, um ihm das Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen abzupreſſen . . . er aber geſtand nichts. Eines Abends, als er zum dritten Male die gräßlichſten Qualen der Tortur überſtanden hatte und nach ſeinem Kerker zurückgeſchleppt worden war, vernahm ich ein markdurchbohrendes, herzzerreißendes Gewinſel. Angioletta, Angioletta! ſeufzte der alte Mann. — Faßt Euch, Bartolomeo, rief ich ihm zu. Der Aermſte aber gab mir keine Antwort, denn er hatte ausgelitten; das letzte Wort, das über die Lippen des Sterbenden gegleitet, war der Name ſeines Kindes!

— Friede ſeiner Aſche, murmelte der Graf, der nur mit der größten Anſtrengung den Lauf der Thränen zurückzudrängen vermochte.

— Einen Tag nach Bartolomeo's Tode erzählte mir der Kerkermeiſter, daß die Tochter des armen Gondelführers gleich nach jener That von einem Marquis de Bellemare nach Frankreich entführt worden ſei. Als ich in Lyon den Fuß ans Land geſetzt hatte, hörte ich, daß dieſer Marquis de Bellemare kein Anderer als mein hochverehrter Nachbar, der Herr Graf von Saint Germain ſei.

— Sie wiſſen mehr, als mir lieb iſt, Cavaliere. Ich will Ihnen mein ganzes Vertrauen ſchenken und Sie in Alles einweihen. Angioletta, die Tochter des armen Gondoliere, iſt ſeit vier Monaten meine Frau. Sie werden ſie kennen lernen und bald die Ueberzeugung erhalten, daß ich mich dieſer Wahl nicht zu ſchämen brauche, denn Angioletta iſt . . .

— Schöner als die heilige Madonna; das erzählte mir ſchon der alte Vater . . .

— So reizend, ſo liebenswürdig, daß ganz Paris mich um deren Beſitz beneiden würde, wüßte es, daß Angioletta meine Gattin iſt. Lächeln Sie nicht, lieber Cavaliere, wenn ich Ihnen ſage, daß ich aus mehr als einem triftigen Grunde meine Frau überall, und ſelbſt bei Hofe, für meine Schweſter ausgebe. Außer dem geiſtlichen Herrn, der unſern Bund geſegnet, und außer einem treuen Diener, der unſerer Trauung als Zeuge beigewohnt hat, iſt Signor Caſanova der Erſte und Einzige, dem ich das Geheimniß anvertraue, daß Bartolomeo's Tochter meine Gattin iſt. Werden Sie ſo grauſam ſein können, das Vertrauen, das ich Ihnen ſchenke, zu mißbrauchen?

— Niemals, Graf, niemals!

— Cavaliere, reichen Sie mir, zum Unterpfande dieſes Verſprechens, Ihre Hand.

— Hier meine Hand und mein Ehrenwort, daß ich Ihr Geheimniß treu bewahren werde.

— Umarmen Sie mich, Cavaliere! Wir wollen von jetzt an

Freunde ſein, Freunde fürs ganze Leben. Betrachten Sie von dieſem Augenblick an mein Haus als das Ihrige; gebieten Sie über all' meine Mittel, über meine geringen Kräfte, über meinen ganzen Einfluß; ich will Ihnen rathen, will Ihnen helfen, wo ich kann. Sie ſollen in allen Lagen des Lebens einen Schutzgeiſt, einen Freund, einen Bruder in mir finden, der Ihnen ewig dankbar ſein wird, wenn Sie ſein Geheimniß nicht verrathen.

— Noch einmal, Graf, mein Ehrenwort darauf!

— Nun habe ich nur eine Bitte noch: verſchweigen Sie meiner Frau den Tod ihres Vaters; erſparen Sie ihrem Herzen einen Gram, den ſie vielleicht nicht überwinden könnte; fragt ſie nach ſeinem Schickſale, ſo ſcheuen Sie, mir zu Liebe, keine Lüge; ſagen Sie ihr, daß ſein Proceß bis jetzt noch nicht entſchieden ſei, daß man aber allgemein der Anſicht iſt, daß Bartolomeo freigeſprochen werden wird.

— Ich will Alles thun, um Ihre Gemahlin zu beruhigen.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür des Seitenzimmers, durch die nun, gleich wie auf ein Schlagwort in der Komödie, die Gräfin Saint Germain hereintrat. Als Angioletta den Cavaliere und dieſer die Gräfin gewahrte, fühlten ſich Beide wie von einem electriſchen Funken durchzuckt. An dem Erröthen der Gräfin, an dem Erblaſſen des Cavaliere konnte man gewahren, daß der erſte Eindruck ein zündender war.

— Madame, ſprach der Gemahl, ſeiner Gattin Hand erfaſſend, ich wage es, Ihnen in dem Cavaliere Caſanova einen Ihrer Landsleute und zugleich einen meiner Freunde vorzuſtellen, vor dem ich kein Geheimniß habe und der alſo auch das wiſſen darf, daß Angioletta ... mein liebes, theures, angebetetes Weib iſt.

Caſanova verbeugte ſich und ſchwieg, denn ſeine innere Bewegung, ſeine Ueberraſchung war ſo groß, daß er erſt Zeit gewinnen mußte, ſich zu faſſen.

— Cavaliere, ſtammelte die Gräfin ſehr verlegen, ich bin... fürwahr... erfreut...

— Signor Caſanova, liebes Kind, kommt geraden Weges von Venedig und bringt Dir...

— Eine Welt voll heißer Grüße...

— Von Deinem Vater, fügte der Graf hinzu.

— Von meinem Vater? fragte Angioletta freudig überraſcht. Wie geht es ihm?

— Er befindet ſich jetzt wohler als je...

— Sie wiſſen vermuthlich...

— Ich weiß Alles, gnädige Frau.

— O dann ſagen Sie mir, was er zu hoffen hat...

— Baldige Befreiung aus ſeinem Kerker.

— Ach, Cavaliere, Ihre Worte wälzen mir eine Centnerlaſt von der Bruſt! Wo ſprachen Sie ihn zuletzt?

— Im Gefängniß, Frau Gräfin.

— Politiſche Verwickelungen, ſetzte Saint Germain erklärend hinzu, hatten Herrn von Caſanova in die Bleikammern gebracht...

— Dort war ich der Nachbar des liebevollſten aller Väter, der Tag und Nacht von ſeinem Kinde geſchwärmt und mir von der Engelsſchönheit ſeines einzigen Glückes, ſeines größten Schatzes, ſeines höchſten Stolzes, wahrlich nicht zu viel erzählt hat.

— Cavaliere... hauchte die Gräfin, verſchämt die Augen niederſchlagend.

— Mit vollem Rechte nannte ſich einſt jede meiner Landsmänninnen eine geborene Königin. Wer einmal das Glück gehabt hat, Sie zu ſehen, wird das begreiflich finden ...

— Signor Caſanova, erwiderte Angioletta, ich kannte Sie bisher nur dem Namen und dem Rufe nach. Der letztere hat nicht gelogen, wenn er Sie einen Meiſter in der Kunſt zu ſchmeicheln nennt.

— Schmeichelei iſt eine geſchminkte Lüge; ich, gnädige Frau, liebe mehr als Alles die Wahrheit.

— **Passons la-dessus**, ſprach der Graf, der es nicht gern hörte, wenn Jemand ſeiner Gattin zu viel Artigkeiten ſagte. Der ſchöne veilchenblaue Himmel, die balſamiſch milde Luft ruft uns ins Freie. Kommen Sie, Cavaliere, wir wollen ein wenig im Parke promeniren. In einem halben Stündchen ſind wir wieder da, ſagte er zur Gräfin, küßte zärtlich ihre Hand und entfernte ſich mit ſeinem neuen Freunde.

Als Angioletta allein war, warf ſie einen mehr als je neugierigen Blick in den großen Wandſpiegel und ſagte dann ganz erſchreckt:

— Ach, wie roth ich bin!

Dann öffnete ſie die Thür und trat auf den Balcon hinaus, um einen flüchtigen Blick in den Garten hinabzuwerfen. In demſelben Moment ſah der Cavaliere hinauf. Raſch wandte ſie das Auge weg, trällerte den Anfang einer italieniſchen Canzonetta vor ſich hin und kehrte ins Zimmer zurück. Hier ſah ſie noch einmal in den Spiegel, reſtaurirte eine im Schlafe aufgegangene Locke und fing von Neuem zu trällern an.

Eine trällernde Frau aber iſt in gewiſſen Fällen gefährlicher als eine weinende.

— — — — — — — — — — — — — —

XXXVIII.

Caſanova, den der Zufall zum Mitwiſſer eines Geheimniſſes gemacht, das dem Grafen ſo ſehr am Herzen lag, war ſeit jenem Tage der vertrauteſte Freund Saint Germains geworden. Der Cavaliere, damals einunddreißig Jahre alt, ſtand auf dem Gipfel ſeines abenteuerlichen Ruhmes. Der gute Herr von Schütz hatte zwar noch nicht die Memoiren dieſes liebenswürdigen Verführers herausgegeben, deſſenungeachtet genoß Signor Caſanova ſchon damals des Rufes, der geiſtreichſte Beobachter des weiblichen Herzens, der ſchlaueſte Kenner all der tauſend kleinen Eitelkeiten des ſchönen Geſchlechts, ein neuer Don Juan, von der Natur mit allen Gaben zu gefallen ausgerüſtet, der gewandteſte Meiſter in der Kunſt zu verführen, ein unwiderſtehlicher Beſieger aller Weiber, der Schrecken aller Ehemänner zu ſein. Schon als Abbé von zwanzig Jahren ſoll er — wenn man ſeinen Memoiren trauen darf — in Conſtantinopel, der Himmel weiß, wie viel Frauen verführt haben. Später war ſeine Vaterſtadt Venedig der Schauplatz ſeiner Liebes-Abenteuer, die Niederlage ſeiner Siege über das ſchwache Frauengeſchlecht geworden. Hier und dort gab es manchen, vielleicht nicht ohne Grund furchtſamen Ehemann, der ſich im Stillen bekreuzigte, wenn er den Namen Caſanova hörte, weil er von dieſem mehr als von allen Teufeln der Hölle zu fürchten hatte. Nachdem Venedigs Lovelace dem geiſtlichen Stande, der ſeinen Neigungen allzugroßen Zwang auferlegt, Valet geſagt und die ſchwarze Kutte mit der Soldaten-Uniform, die überall einen ganz eigenthümlichen Zauber auf die Frauen ausübt, vertauſcht hatte, hätte er, als einer der ſchönſten Offiziere, mehr als eine reiche Heirath machen können; aber Signor Caſanova, der als wärmſter Anhänger der ungebundenen Liebe ein abgeſagter Feind der feſſelſchmiedenden Ehe war, hatte, zum Leidweſen aller Ehemänner, das feierliche Gelübde gethan, immer frei und ledig zu bleiben und ſich mit den Frauen Anderer zu begnügen. Beſſer als Alles characteriſirt ihn folgende Anekdote: Du willſt alſo niemals heirathen? fragte ihn einer ſeiner Freunde. — Niemals! — Warum? — Weil ich es bald bereuen würde. — Warum? — Weil ich eiferſüchtig wäre. — Warum? — Weil mich meine Frau betrügen könnte. — Warum? — Weil ich es verdienen würde? — Warum? — Weil ich die Thorheit begangen, ſie zu heirathen! — Der Cavaliere war einer jener Männer, welche eine treue Frau für ein Hirngeſpinſt, für ein Märchen, für eine Fabel halten. Treue Liebe, pflegte er zu ſagen, ſei ein weißer Rabe, von dem Jedermann ſpricht, wiewohl ihn noch Niemand geſehen habe. Wollte man dieſem liebenswürdigen Böſewichte Glauben ſchenken, ſo müßte man alle Frauen für falſch halten, weil jede ohne Ausnahme eitel iſt und das Bedürfniß fühlt, jedem Manne — nur nicht dem ihrigen — zu gefallen. Er erklärte gerade zu, daß ſelbſt die treueſte Frau — wenn es wirklich eine gäbe! — zu verführen ſei, wenn man es klug und gewandt, ſchlau und raffinirt anzugreifen verſtehe; auch rühmte er ſich, daß ihm wenigſtens noch kein Weib, dem er gehuldigt, widerſtanden habe. Das Alles erinnert mich an einen alten lateiniſchen Spruch: Quid levium pluma? — Pulvis. — Quid pulvere?—Ventus!—Quid vento?—Mulier.—Quid muliere? Nihil! — Leſern, denen ich nicht zumuthen darf, daß ſie auch lateiniſch verſtehen ſollen, bin ich eine Ueberſetzung ſchuldig: Was iſt leichter als eine Feder? — Staub. — Was leichter als Staub? — Wind. — Was leichter als Wind? — Ein Weib! — Und was iſt leichter als ein Weib? — Nichts, gar nichts! — Dieſer Anſicht war auch Signor Caſanova, der dies bei meinen holden Leſerinnen, die ich durchgängig für Muſter weiblicher Treue halte, verantworten mag. Weiberſchwüren trauen, ſagte er, hieße Pyramiden auf Seifenblaſen, Altäre auf Kartenhäuſer, Brücken auf Regenbogen bauen. Als der Zufall ihm einſt ein Büchlein mit dem Titel „Kunſt, die Weiber treu zu machen"[1], in die frivolen Hände geſpielt hatte, fing der Cavaliere impertinent zu lachen an und wagte die kecke Behauptung aufzuſtellen: die Ehe ſei weiter nichts als ein ſtillſchweigender Vertrag gegenſeitiger Täuſchungen. Ich kenne die Frauen, fuhr er fort, beſſer als jener einfältige Franzoſe François Bruys, der unter der Maske eines Chevalier de Plante-Amour ein Buch geſchrieben hat[2], das noch jetzt ſehr geſucht wird von manchem Schwachkopf, der daraus die Kunſt zu erlernen hofft, das ſchwierigſte Räthſel der Welt, das geheimnißvolle Herz der Frauen, zu erforſchen.

Du lieber Himmel, worüber haben die närriſchen Philoſophen nicht ſchon Bücher ausgebrütet! J. B. Morvan de Bellegarde[3] ſchrieb über die Kunſt zu gefallen und gefiel leider gar nicht. J. M. André[4] ſchrieb über das Schöne und W. Hay[5]) über das Häßliche; K. Große[6]) über das Erhabene und J. F. von Keppler[7]) über das Lächerliche. L. Thilo[8]) über den Ruhm und M. G. Schröder[9]) von der Unfläthigkeit der Gelehrten; T. Abbt[10]) über das Verdienſt und S. Bettinelli[11]) über den Enthuſiasmus; K. G. Schelle[12]) über den Frohſinn und R. Burton[13]) über die Melancholie; J. G. v. Zimmermann[14]) über die Einſamkeit und K. G. Schelle[15]) über die Kunſt, ſpazieren zu gehen; L. Bendavid[16]) über das Vergnügen und A. Weishaupt[17]) über das Mißvergnügen; C. S. v. Ziegeſar[18]) über die Liebe und K. a. d. Winkell[19]) über die Eiferſucht; L. Joubert[20])

---

[1] L'art de rendre les femmes fidèles, par M. *. Par. 1713. ibid. 1779. ibid. 1786. 12.

[2] L'art de connaître les femmes, avec une dissertation sur l'adultère, Lahaye 1739. Amst. 1749. 8.

[3] Réflexion sur ce qui peut plaire et déplaire dans le monde, Par. 1730. 12. (Deutſch u. d. T. über die feine Lebensart. Leipzig. 1808. 8.)

[4] Essai sur le beau, Par. 1741. 8. avec un discours sur le gout, par J. H. S. Formey, Amst. 1753. 8. Par. 1763. 8. (Deutſch. Altenb. 1759. 8.)

---

5) Ueber die Häßlichkeit . . .

6) Ueber das Erhabene, Götting. 1798. 8.

7) Unterſuchungen über die Urſachen und Wirkungen des Lächerlichen, Cilly. 1792. 2 Bde. 8.

8) Ueber den Ruhm, Halle. 1803. 8.

9) De Miscocomia eruditorum, Lips. 1717. 4.

10) Vom Verdienſte, Berl. 1765. ibid. 1772. ibid. 1790. 8. ibid. Wien. 1804. 4.

11) Dell' enthusiasmo, Parma. 1769. 8. (Deutſch, Bern. 1776. 8.)

12) Ueber den Frohſinn, Leipz. 1804. 8.

13) Anatomy of melancholy, Oxf. 1621. 4. ibid. 1624. fol. ibid. 1676.

14) Ueber die Einſamkeit, Leipz. 1784, 4. Bde. 8. Wien. 1807. fol.

15) Die Spaziergänge oder die Kunſt ſpazieren zu gehen, Leipz. 1802. 8.

16) Verſuch über das Vergnügen, Wien. 1795. 2 Bde. 8.

17) Apologie des Mißvergnügens und des Uebels, Frkf. 1787. Regensb. 1790. 2 Bde. 8.

18) Ueber die Liebe, Leipz. 1795. 8.

19) Ueber Ehe, Liebe und Eiferſucht, Zerbſt. 1806. 8.

20) Traité du Ris, Par. 1579. 8. Ueber das Lachen exiſtirt auch eine italieniſche Abhandlung von Damaſeno, Orleans 1662. Nach der Anſicht dieſes Gelehrten, lacht der Melancholiſche hihihi, der Choleriſche hahaha, der Sanguiniſche hohoho und der Phlegmatiſche hehehe. Nicht

über das Lachen und P. Petit21) über das Weinen; J. D. Thieß22) über die Ehe und L. Calvi23) über die Scheidung; J. Maldonat24) von den Engeln und W. Hayley25) von den alten Jungfern; J. Textor26) vom Alp und Opitius Jocoſerius27) von den Flöhen; H. Rittner28) über den Handkuß und S. Stryck29) über die Ohrfeige; P. Villaume30) über die Unterhaltung und G. Donaté31) über die Langeweile.

---

minder intereſſant iſt eine franzöſiſche Brochüre von Poinſinet de Sivry: Traité des causes physiques et morales du rire, Par. 1768. 8. (Deutſch u. d. T. pſychologiſche und phyſiologiſche Unterſuchung vom Lachen, von W. A. Makkenſen, Wolfenb. 1794. 8.) Auch die deutſche Abhandlung von A. Szekrenyeſſ, das Lachen oder das einfachſte Mittel, das Leben zu erheitern, das Geſicht zu verſchönern u. ſ. w. Peſth 1830. 16. iſt leſenswerth.

21) Traité des larmes, Par. 1661. 8. Außerdem giebt es noch zwei lateiniſche Diſſertationen über die Thränen; die eine iſt von S. G. Starke, Leipz. 1689. die andere von M. F. Thomminus, Wittenb. 1669. 4.

22) Ueber die Liebe und Ehe, Leipz. und Gera 1804. 8.

23) Ricerchi sul divorzio, Pavia. 1790. 8.

24) Traité des Anges et des Démons, Par. 1617. 12.

25) Philosophical historical and moral essay on old maids, Lond. 1785. 3 Bde. 8. (Deutſch von C. F. Weiße, Leipzig, 1786. 3 Bde. 8.)

26) De Incubo, Jen. 1740. 4.

27) De eo quod justum est circa spiritus familiares feminarum h. e. pulices, Marb. 1704. ibid. 1742. 16. Auch unter Göthe's Namen erſchien eine juridiſche Abhandlung de pulicibus, Berl. 1840. 8.

28) Ueber den Handkuß...

29) Dissertatio de Alapa, Frf. de Viadr. 1675. ibid. 1677. ibid. 1683. ibid. 1690. ibid. 1735. 4. Iſt es nicht höchſt characteriſtiſch, daß eine Abhandlung über Ohrfeigen in Deutſchland fünf Auflagen erlebt hat? Außerdem exiſtirt noch eine andere von G. Francus, Commentatio de alapis s. colaphis d. i. von Mauiſchellen und Ohrfeigen, Halle 1674. 4.

30) Vom Vergnügen, Berl. 1788. 2 Bde. 8.

31) Ragionamento sulla noja...

Was aber lernt man aus all' dieſen Büchern? Die Ueberzeugung gewinnen, daß man daraus nichts, gar nichts gelernt hat. —

Caſanova hatte nur ein Buch ſtudirt, ein Buch mit tauſend flammenden Hieroglyphen und tauſend dunkeln Räthſeln angefüllt, ich meine das Frauenherz, ein Buch, das er von der erſten bis zur letzten Seite mit dem ganzen Regiſter aller Leidenſchaften, mit dem Verzeichniſſe aller großen und kleinen Fehler deſſelben, Zeile für Zeile, Wort für Wort, auswendig gelernt und ſich durch die Kenntniß aller weiblichen Schwächen zum unüberwindlichen Beherrſcher aller Gefühle, Neigungen und Launen des ſchönen Geſchlechts gemacht hatte. Sein Auge war der passe-par-tout zu den geheimſten Falten des weiblichen Herzens. Caſanova kannte keinen andern Ehrgeiz, kein höheres Streben, kein ſchöneres Ziel, als das Glück, die Herzen aller Frauen an ſich zu reißen. Sein ganzes Leben war ein unermüdliches Jagen, ein immerwährendes Haſchen, ein ewiges Ringen nach Frauengunſt; ſie war die Spindel, um die ſich all' ſein Denken, all' ſein Handeln wie ein perpetuum mobile drehte. Nie und nirgend — man muß ihm dieß zum Ruhme nachſagen — gab es einen wärmeren Bewunderer, einen heißeren Verehrer, einen glühenderen Anbeter weiblicher Schönheit als ihn. Er liebte nicht blos Eine, er liebte Alle, ohne Unterſchied des Standes, mit gleicher Gluth. Er war eine jener glücklich organiſirten Naturen, die ſich die Kraft zutrauen, weit leichter acht Tage ohne Speiſe und Trank, als vierundzwanzig Stunden ohne Liebe leben zu können. Das alles wußten die Frauen und fanden ihn intereſſant, weil er gefährlich, und gefährlich, weil er intereſſant war.

XXXIX.

Auch Angioletta hatte gleich beim erſten Zuſammentreffen mit ihm ein ihr bis dahin unbekanntes Gefühl empfunden. Ihr Blick hatte dem ſeinigen begegnet und ihr Herz lauter gepocht als je. Sie, die bisher die wahre Liebe nur vom Hörenſagen gekannt, ſie, die den Grafen nicht aus Neigung, ſondern nur aus Berechnung, ſich einen Namen und eine Stellung in der Welt zu verſchaffen, geheirathet, ſie, die ſich bisher in ihrer Lage glücklich gefühlt, empfand jetzt zum erſten Male eine Leere in ihrem Herzen und geſtand ſich, daß Caſanova ihr einen Zauber eingeflößt habe, gegen deſſen Macht ſie nicht anzukämpfen vermochte. Sie, die den Huldigungen gegenüber, die der König ihr dargebracht, kalt und unempfindlich geblieben war, fühlte ſich magiſch hingezogen zu dem Cavaliere, der ihr mit einem Blicke mehr zu ſagen verſtand, als Ludwig XV. mit tauſend Schmeicheleien, die ſpurlos an ihrem Ohre vorübergerauſcht waren, während Caſanova's liebeglühender Blick wie ein zündender Blitz in ihre Seele eingeſchlagen war und in einem Nu die kalte Eisrinde ihres Herzens geſchmolzen und jede Faſer, jede Fiber ihres Seins zu unauslöſchlicher Gluth angefacht hatte. Wachend, träumend ſah ſie Caſanova's Bild; er war das Alpha und Omega ihrer Gedanken; in jedem Sterne, der Nachts in ihr Fenſter hineinſchien, erblickte ſie ſein feuerflammendes Auge; jeder Schalmeienton, der Morgens an ihr Ohr ſchlug, ſchien ihr einen heißen Gruß aus Paris herüberzutragen. In ihrem Herzen begann ein heißer Kampf zwiſchen der

Pflicht der Dankbarkeit, die ſie zu ihrem Gemahle, und zwiſchen der Zaubermacht der Liebe, die ſie zum Cavaliere hinzog.

Und der Graf, der Alles zu wiſſen vorgab, wußte nichts, gar nichts von dem verzweifelten Kampfe ſeiner Gattin; er fürchtete nur den König und ahnte nicht die Gefahr, die ihn von weit näherer Seite bedrohte. Wahrlich die Männer müſſen oft mit Blindheit geſchlagen ſein, denn häufig ſind ſie die Letzten, welche Gefahr ahnen, wenn ſchon alle Welt lange vorher Feuer! Feuer! gerufen hat.

XL.

An einem ſchönen Auguſt-Nachmittage, zwiſchen Fünf und Sechs, hielten urplötzlich vor dem Haupteingange des Schloſſes von Chambord zwei vierſpännige Extrapoſten. In dem erſten der ſtaubbedeckten Reiſewagen befand ſich die Marquiſe von Pompadour und Madame Duhauſſet, deren Kammerfrau; im zweiten ſaß Ludwig XV. und Binet, des Königs erſter Kammerdiener, ſteter Begleiter und treuer Vertrauter aller geheimen Liebſchaften Seiner Majeſtät. Die hohen Herrſchaften waren um zwei Uhr Morgens im ſtrengſten Incognito von Verſailles abgereiſt und hatten den Weg von 44 Lieues in kaum ſechszehn Stunden zurückgelegt. Beide hatte ein anderes Intereſſe nach Chambord gezogen. Frau von Pompadour wollte den Grafen, der König die Gräfin ſehen.

Saint Germain und Angioletta waren ihren hohen Gäſten bis am Fuße der großen Haupttreppe entgegengeeilt, um Jene ehrfurchtsvoll zu empfangen. Der Graf bot der Marquiſe, der König der Gräfin den Arm. Beide Paare ſtiegen langſam die hohen Marmorſtufen hinan.

— Nun, lieber Graf, fragte die Marquiſe ihren Führer, ſind Sie nicht ſehr überraſcht, uns ſo ganz unerwartet in Ihr Tuſculum herabgeſchneit zu ſehen?

— Wohl fühle ich mich durch dieſe Auszeichnung unendlich beglückt, aber keineswegs überraſcht.

— Nicht überraſcht?

— Wie konnte ich es ſein, da ich es wußte, daß Sie uns für heute die hohe Ehre Ihres Beſuches zugedacht?

— Sie wußten das? Wir hatten unſern Ausflug ſehr geheim gehalten und Keinem in Verſailles etwas davon mitgetheilt. Wer alſo konnte Ihnen unſern Entſchluß, Sie heute durch unſern Beſuch zu überraſchen, verrathen haben?

— Die Stimme meines Herzens war der Verräther. Meine Schweſter wird mir bezeugen können, daß ich ihr ſchon geſtern Abend geſagt: Morgen erhalten wir Beſuch.

— Doch wußten Sie noch nicht, von wem?

— Wohl wußte ich das, und weil ich es wußte, ließ ich Alles zu Ihrem Empfange vorbereiten, die Zimmer für Sie und den König in Stand ſetzen und einige andere Anordnungen treffen, die . . .

— Durchaus nicht nothwendig waren, theurer Graf. Wir haben uns vorgenommen, ein paar Stündchen mit Ihnen angenehm zu verplaudern und Sie dann wieder zu verlaſſen.

— Wieder zu verlaſſen?

— Der König hat gewünſcht, in meinem Nachbarſchloſſe Menars zu übernachten, wo ſeit geſtern Alles für uns in Bereitſchaft geſetzt iſt . . .

— Wir laſſen Sie nicht fort, gnädige Frau; Sie müſſen uns die Huld erweiſen, heute in Chambord Ihr Nachtquartier aufzuſchlagen.

— Wir wollen hören, was der König dazu ſagt.

Der Graf führte die Marquiſe auf den Balcon hinaus, auf dem ein mit einem Zelte überſpannter Divan ſtand, auf dem die Marquiſe, ermüdet vom Erſteigen der Treppe, alſogleich Platz nahm.

— Errathen Sie wohl, liebes Fräulein, fragte der König, der abſichtlich noch viel langſamer als die Marquiſe und der Graf die Treppe hinanſtieg, ſeine ſchöne Begleiterin, errathen Sie wohl, liebe Gräfin, welche Macht uns heute nach Chambord getrieben hat?

— Die Luſt, im nahen Parke die Freuden der Jagd zu genießen.

— Nein, Fräulein, die Sehnſucht, Sie nach ſo langer Zeit — ich glaube, es ſind ſchon mehr als drei Wochen — endlich einmal wiederzuſehen. Hätten Sie ſo häufig an uns, als wir an Sie gedacht, ſo würden Sie uns ſchon längſt durch einen Beſuch in Verſailles erfreut haben.

— Ach ſchon oft, Sire, habe ich mich aus der ſtillen Einſamkeit dieſes Schloſſes in das frohe Leben von Paris und Verſailles zurückgeſehnt. Doch muß ich leider noch länger hier verweilen, denn ich bin die Sclavin meines Bruders...

— Ihr Bruder, Gräfin, iſt ein abſcheulicher Barbar...

— Mein Bruder, Sire, iſt ein herzensguter Mann, der nur einen Fehler hat...

— Welchen?

— Er ſieht Gefahr, wo keine vorhanden iſt.

— Das heißt ...

— Er wird oft ganz ohne Grund eiferſüchtig ...

— Auf wen?

— Selbſt auf den Schatten an der Wand ...

— Sie müſſen ihm dieſe Untugend abgewöhnen. Ein Bruder hat durchaus kein Recht, eiferſüchtig auf die Schönheit ſeiner Schweſter zu ſein.

— Das habe auch ich ihm geſagt und dennoch glaubt er ein Recht dazu zu haben. Deine Ehre, Angioletta, ſprach er noch geſtern, iſt mir heiliger, als meine eigene ...

Das Geſpräch wurde abgebrochen, denn auch ſie hatten jetzt den Balcon erreicht.

— Wie gefallen Sie ſich in Chambord? fragte der König den Grafen.

— So gut, daß ich mich hier für immer von der Welt zurückziehen möchte ...

— Daraus wird nichts, lieber Graf. Wir vermiſſen Sie an unſerm Hofe und ſind nach Chambord gekommen, um Sie zu erinnern, recht bald nach Verſailles zurückzukehren ...

— Geſtatten mir Ew. Majeſtät nur vier Wochen noch ...

— In acht Tagen, lieber Graf, hoffe ich mit Beſtimmtheit Sie an unſerm Hofe zu begrüßen ...

— Der Himmel iſt ſo heiter, die Luft ſo mild, ſagte Frau von Pompadour, gefällt es Ew. Majeſtät, ſo wollen wir ein wenig promeniren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Viertelſtündchen ſpäter ſah man drei Paare in den ſchattigen Alleen des Schloßgartens luſtwandeln: die Frau von Pompadour und den Grafen, den König und die Gräfin, Madame Duhausſet und Herrn Binet.

— Graf, theurer Graf, flüſterte die Marquiſe, ich bin nach Chambord geeilt, um Ihnen meinen tiefinnigſten Dank abzuſtatten. Ihr Wachsbild hat Wunder gewirkt. Ich habe jede Ihrer Vorſchriften genau befolgt und die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß Ihre Kunſt, woran ſo Mancher zu zweifeln wagt, wahrlich keine Chimäre iſt. Seit drei Wochen, wo ich allnächtlich mit dem Glockenſchlage Zwölf drei Stiche mit der Zaubernadel in das Herz des Wachsbildes bohre, iſt der König wie umgewandelt, ſo aufmerkſam und zuvorkommend, ſo zärtlich und liebevoll gegen mich, wie er es in frühern Jahren geweſen war. Und wem habe ich das Alles zu verdanken? Ihnen, nur Ihnen, theuerſter Freund!

— Ich ſchätze mich glücklich, gnädige Frau, daß es meiner Kunſt gelungen iſt, den liebſten Ihrer Wünſche zu erfüllen. Vernichten Sie nun jenes Bild, denn wenn ein böſer Zufall uns den Poſſen ſpielt, unſer Geheimniß, die Exiſtenz jenes Bildes, dem Könige zu verrathen, dann iſt die Macht ſeines Zaubers gebrochen und die Liebe des Königs unwiederbringlich für Sie verloren. Mein Talisman hat gewirkt, werfen Sie ihn nun je eher je lieber ins Feuer.

— Es ſoll gleich nach meiner Rückkehr geſchehen, verſprach ihm die Marquiſe.

— Fräulein, ſagte der König zur Gräfin, wüßten Sie, wie glücklich ich in dieſem Augenblicke bin, ſo würden Sie nicht ſo kalt und theilnahmlos an meiner Seite wandeln. Ich habe mich nach den Strahlen Ihrer Augen wie ein Heliotropium nach dem Glanze der Sonne, nach dem ſüßen Tone Ihrer Stimme wie das Volk Iſraels in der Wüſte nach dem Genuſſe des Manna's geſehnt ... jede Stunde ohne Sie iſt mir zu einem Jahre, jeder Tag ohne Sie mir zur Ewigkeit geworden ...

— Ew. Majeſtät geruhen mit mir boshaften Scherz zu treiben und mich zu dem ſchönen Glauben zu verleiten, daß jede Schmeichelei, die Ihre allgeprieſene Freundlichkeit ſo überaus huldreich mir zu Theil werden läßt, eine innig empfundene Wahrheit ſei. Geſtatten Sie mir das freimüthige Bekenntniß, Sire, daß ich trotzdem von Allem, was Ihre Artigkeit mir zu ſagen geruht, nichts glauben kann.

— Und warum nicht?

— Weil ich mich Ihrer Huldigungen unwerth fühle und in der That nicht zu begreifen vermag, wie Ew. Majeſtät, ein ſo beneidenswerther Herr, der die liebenswürdigſte Frau der ganzen Welt, die Marquiſe von Pompadour beſitzt, eine Andere auch nur erträglich finden kann.

— Sie ſagten vorhin, ich triebe boshaften Scherz. Mit weit größerm Rechte, Fräulein, könnte ich das von Ihnen behaupten. Ach, Gräfin, Sie ſind unerbittlicher, unbarmherziger, grauſamer, als ein Engel mit ſo ſchönen Augen es jemals gegen einen Sterblichen geweſen iſt. Angioletta, ich glühe, ich brenne ...

— Sire, fragte die Gräfin mit ſchelmiſchem Lächeln, ſoll ich Feuer! Hilfe! ſoll ich meinen Bruder oder Frau von Pompadour rufen?

— Ihre Kälte, Angioletta, bringt mich in Verzweiflung.

— Ew. Majeſtät ſpielen Ihre Liebhaberrolle mit ſo vollendeter Meiſterſchaft, daß jede Andere als Ihre ganz unterthänige Dienerin leicht geneigt ſein würde, die luſtige Komödie für ein ganz ernſthaftes Trauerſpiel zu halten.

— Wie geſagt, unſer guter Ludwig hat wieder einmal Feuer gefangen, ſagte der Kammerdiener Seiner Majeſtät zur Kammerfrau der Marquiſe.

— Glaubt Ihr wirklich, Freund Binet, daß der König in die Gräfin Saint Germain verliebt iſt?

— Verliebt? Das iſt nicht das rechte Wort. Sagt lieber vernarrt, gute Duhauſſet. Ich kenne meinen Herrn durch und durch. Er iſt ein alter Bock, der an unſerer Muhme Pompadour nicht mehr Geſchmack findet ...

— Der König iſt aber jetzt viel zärtlicher gegen ſie als in den letzten zwei Jahren ...

— Das iſt Alles Verſtellung, ſag' ich Euch ...

— Ach, wenn das die Marquiſe wüßte ...

— Ihr müßt meiner Muhme nichts davon ſagen, ſonſt grämt ſie ſich ...

— Und was hülfe es ihr?

— Nichts, gar nichts; alſo laßt ſie in der ſüßen Täuſchung.

Die Marquiſe und der Graf näherten ſich jetzt einem ſchwärmenden Bienenſtocke.

— Treten Sie näher, gnädige Frau; Sie brauchen ſich nicht im geringſten zu fürchten. So lange ich bei Ihnen ſtehe, wird keine dieſer Bienen den Muth haben, Sie zu ſtechen.

— Wie geht das zu?

— Auf meiner erſten Reiſe nach Indien, im Jahre 1563, habe ich von einem gelehrten Brahminen Boapatnam die Kunſt gelernt, die Schlangen durch Muſik zahm und die Bienen durch ein einziges Zauberwort dergeſtalt kirr zu machen, daß Erſtere ihr Gift, Letztere, mir gegenüber, ihren Stachel verlieren.

— Unglaublich!

— Und dennoch ſo wahr, daß ich Sie ſogleich davon überzeugen will, ſprach der Graf, ſtreckte ſeine flache Hand aus und pfiff ſo leiſe, daß es kaum hörbar war.

In demſelben Augenblick kam eine Biene angeflogen, die ſich auf ſeiner Hand niederließ. Gleich darauf kam eine zweite, dritte, vierte und nach und nach der ganze Schwarm, ſo, daß bald ſein ganzer Körper mit Bienen überſäet war. Saint Germain ließ ſie ganz ruhig ſitzen und pfiff dann zum zweiten Male, worauf eine nach der andern wieder auf und davon flog.

— Ich möchte Sie umarmen, Graf.

— Was hält Sie ab, es zu thun?

— Sehen Sie nicht, daß uns der König und Ihre Schweſter folgen? Ach, hier ſind ſie ſchon!

— Graf, ſagte der König, ich wünſche nun, mich einige Augenblicke auch mit Ihnen zu unterhalten.

— Sire, je suis à vos ordres, ſagte Saint Germain und verließ die Marquiſe, um Sr. Majeſtät zu folgen.

— Ihre Schweſter, lieber Graf, hat ein Herz von Marmor. Alle Pfeile meiner Liebe prallen an dem Harniſch ihrer Kälte ab... ich baue jetzt meine letzte Hoffnung noch einzig und allein auf Sie und auf den Talisman, den Sie mir zugeſagt haben. Iſt das Wachsbild der Gräfin ſchon angefangen?

— Ja, Ew. Majeſtät.

— Vielleicht auch ſchon vollendet?

— Nein, Sire.

— In acht Tagen iſt die Friſt, die Sie ſich ſelbſt geſtellt haben, abgelaufen. Kehren Sie nach Ablauf dieſes Termines nicht mit dem Bilde Ihrer Schweſter nach Verſailles zurück, ſo haben Sie für ewige Zeiten meine Gunſt verſcherzt; dann hör' ich auf, Ihr Schützer und Gönner zu ſein, um Ihr Feind und Verfolger zu werden; dann, Graf, machen Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt.

— In acht Tagen, Sire, komme ich nach Verſailles und erfülle mein Wort.

— Dann iſt Alles gut, lieber Graf.

— Theuerſte Freundin, ſprach Frau von Pompadour zur Gräfin, ich habe während der langen Zeit, in der wir uns nicht geſehen, mich mit Ihrer Zukunft, die mir wie die meiner eigenen Tochter am Herzen liegt, gewiß mehr als Sie glauben beſchäftigt und — rathen Sie einmal, was? — für Sie ausgeſucht.

— Doch nicht etwa einen Mann?

— Getroffen, ſchönes Kind! Aber was für einen? Einen Mann, um den alle Frauen von ganz Frankreich Sie beneiden werden, einen Cavalier, jung, ſchön, reich und vom älteſten Adel, mit einem Wort den Sohn des Herzogs von Brancas ... den, Gräfin, müſſen Sie heirathen und zwar ſobald als möglich ...

— Ach, Frau Marquiſe, fordern Sie Alles, Alles, nur nicht das Unmögliche von mir.

— Ich ſehe in dieſer Heirath in keiner Beziehung irgend etwas Unmögliches ... ich habe bereits Alles für Sie in Ordnung gebracht ... der einzige Sohn und Erbe des Herzogs wartet nur noch auf Ihr Jawort ...

— Das er aber nie erhalten wird ...

— Warum nicht, kleine Närrin? Nicht alle Tage findet ſich eine ſo glänzende Partie. Die ſchönſten Jungfrauen von Paris werfen nach ihm ihre Schlingen aus und ſelbſt die ſchönſte und reichſte würde ſich glücklich ſchätzen, ihn in ihr Netz zu locken.

— Ich für meinen Theil verzichte auf dieſes Glück.

— Er gefällt Ihnen nicht. Gut, dann habe ich einen andere, nicht minder brillante Heirath für Sie in petto . . .

— Und ſtiege unſer Herrgott vom Himmel, um mir ſeine Hand anzutragen, ich würde ſie zurückweiſen...

— Eigenſinniger Schatz, warum denn?

— Aus dem einfachen Grunde, Frau Marquiſe, weil ich das Gelübde gethan, nie, nie zu heirathen...

— So wollen Sie alſo wirklich die unverzeihliche Thorheit begehen, ungeliebt als altes Jüngferchen ins Jenſeits hinüber zu wandeln?

— Ja, ja, ja! antwortete Angioletta ſehr beſtimmt und fing dann laut zu lachen an.

— Ei, Gräfin, warum lachen Sie?

— Weil ich die unverzeihliche Thorheit, als Jungfrau zu ſterben, für kein allzugroßes Unglück halte...

— Es iſt das größte, welches ich mir denken kann. Für mich wenigſtens giebt es nichts Schrecklicheres auf der Welt, als eine alte Jungfer.

Saint Germain hatte die Schritte des Königs unbemerkt ſo zu lenken gewußt, daß ſie jetzt an ein Melonenbeet kamen. Ludwig blieb ganz verwundert ſtehen.

— In all' meinen Gärten habe ich kein Beet, das ſo ſchöne, große, prächtige Canteloups trägt, wie dieſes. Die Melone iſt meine Lieblingsfrucht. Faſt gelüſtet es mich, eine davon zu koſten...

— Ich erlaube mir Ew. Majeſtät davon abzurathen, denn dieſe Sorte hier iſt ſchwerer zu verdauen als jede andere...

— Was liegt daran? Wir Könige von Frankreich haben einen geſunden Magen, der manch Anderes verdauen muß... Der Anblick dieſer herrlichen Früchte reizt meinen Appetit... mir läuft das Waſſer im Munde zuſammen...

— Dieſe Sorte, Sire, iſt härter als Stein und bleibt wie Kieſel im Magen liegen...

— Ihr Widerſpruch, Graf, ſtachelt meine Eßluſt mehr und mehr... ich will wenigſtens ein Stückchen davon verſuchen...

— Ew. Majeſtät werden es nicht hinunterbringen...

— Es kommt auf einen Verſuch an...

— Sie werden ſich überzeugen, daß es nicht möglich iſt...

— Haben Sie Luſt, um tauſend Louis zu wetten, daß ich vor Ihren Augen eine ganze Melone verzehre?

— Von dieſer Sorte? fragte der Graf.

— Von dieſer ſo gut als jeder andern. Nun, Graf, haben Sie Luſt, die Wette anzunehmen?

— Ew. Majeſtät verlieren ſie...

— Das ſagt Jeder, der keinen Muth zum Wetten hat...

— Nun denn, ſo nehme ich ſie an!

— Binet! rief der König.

— Was befehlen Ew. Majeſtät? fragte der im Fluge herbeigeeilte Kammerdiener.

— Breche für mich eine dieſer Melonen ab.

— Was giebts hier zu ſehen? fragte die Marquiſe, die mit der Gräfin hinzutrat.

— Der Graf hat mit mir um tauſend Louis gewettet, daß ich nicht im Stande bin, eine dieſer Melonen zu verzehren. Nun, Binet, wie lange ſoll ich noch warten?

— Ach, Sire, ich bin nicht im Stande, eine dieſer Früchte abzubrechen ...

— Verſuch' es mit dem Meſſer ...

— Auch damit geht es nicht ...

— Warum denn nicht?

— Weil all' dieſe Melonen verſteinert ſind.

— Schlingel, Du lügſt! rief der König.

— Sire, ſprach der Graf, er ſagt die Wahrheit. Ich habe mir den kleinen Scherz erlaubt, das Kunſtſtückchen, das einſt der Prophet Elias auf dem Berge Carmel producirt hat, nachzuahmen und alle Melonen dieſes Beetes in Steine zu verwandeln ...

— Graf, iſt das wirklich wahr?

— Hatte ich mir nicht erlaubt, Ew. Majeſtät von dem Genuſſe dieſer Sorte abzurathen, weil ſie ſchwerer zu verdauen iſt, als jede andere ...

— Nun, wenn das wirklich Steine und nicht Melonen ſind, ſo ...

— Haben Ew. Majeſtät die Wette von tauſend Louis verloren, fügte Frau von Pompadour hinzu.

— Ganz recht, ganz recht, beſtätigte der König.

— Doch wage ich auf den Beſitz derſelben Verzicht zu leiſten.

— Ich mag nichts geſchenkt haben, lieber Graf, erwiderte Seine Majeſtät etwas pikirt, nicht über den Verluſt des Geldes, ſondern über die Schlauheit des Grafen, der ihn dupirt hatte. Ich habe die Wette verloren und bleibe, bis Sie nach Verſailles zurückkehren, Ihr Schuldner. Sie ſind ein ſchlauer Mann, dieſen Ruhm wird Ihnen ſelbſt der größte Ihrer Feinde nicht ſtreitig machen. Binet, beſtelle nun die Pferde ... es wird ſpät ... in einer halben Stunde geht's nach Menars ...

— Ew. Majeſtät wollen uns ſo ſchnell wieder verlaſſen?

— Ja, Graf, antwortete Ludwig XV. kurz und kalt.

Der König und Frau von Pompadour, Saint Germain und Angioletta kehrten nach dem Balcon zurück, um noch einen Augenblick auszuruhen und dann ungeſäumt nach dem nur ein Paar Lieues von Chambord entfernten Luſtſchloß Menars hinüberzufahren.

— Ich fürchte, oder richtiger geſagt, ich hoffe, begann Saint Germain, daß Ew. Majeſtät gezwungen ſein werden, noch ein Stündchen in Chambord zu verweilen.

— Wer kann uns zwingen? fragte Seine Majeſtät ſo barſch, daß die Marquiſe durch die Art dieſes Tones etwas unruhig wurde.

— Sire, das Wetter ...

— Ach, das Wetter war den ganzen Tag nicht ſchöner und heiterer, als gerade jetzt ... Es regt ſich kein Lüftchen ... es iſt zwar etwas ſchwül ... doch ſehe ich kein einziges Wölkchen am Himmel ... wir bekommen einen reizend ſchönen Abend ...

— Zuvor aber ein ſehr ſtarkes Gewitter ...

— Vielleicht in der Nacht ...

— Nein, nein, gnädige Frau, in längſtens einer halben Stunde, ſprach der Graf und zog ſeine Uhr. Fünf Minuten ...

— Ueber Sechs, ſetzte die Marquiſe hinzu, die auch auf ihr Ührchen ſah.

— Vor halb Sieben ſchlägt ... wenn mich meine Ahnung nicht trügt ... dort unten in jenem Schweizerhäuschen der Blitz ein.

— Kann Graf Saint Germain, fragte der König ſehr gereizt, etwa auch Sturmwolken am heitern Himmel heraufbeſchwören und es nach Belieben regnen und hageln, blitzen und donnern laſſen?

— Sire, all' dieſe Wunder und noch weit größere vermochte der Oberprieſter Apollo's, der ſcythiſche Magier Abaris. Der Sonnengott, deſſen Lob er geſungen, hatte ihn dafür mit einem goldenen Pfeile beſchenkt, mit deſſen Hilfe Abaris wie ein Vogel durch die Lüfte reiten, in einer und derſelben Zeit an zehn verſchiedenen Orten ſein, hier Regen und dort Hagel fallen laſſen, hier Orkane wachrufen und ſie dort wieder beſänftigen, und den Lauf der Blitze lenken konnte. Meine geringe Wenigkeit, Sire, beſitzt keine von allen dieſen Gaben; nur dann und wann vermag ich etwas vorauszuſehen, was dann und wann einzutreffen pflegt. So z. B. weiß ich ganz beſtimmt, daß in einer Viertelſtunde dieſer lachende Himmel, auf deſſen Stirne jetzt kein Wölkchen zu ſehen iſt, ſich ſchaurig verfinſtern wird. Wir ſtehen an der Schwelle eines heftigen Gewitters . . .

— Es iſt zum Lachen! ſagte Ludwig.

— Bald wird der Regen ſtromweiſe vom Himmel fallen.

— Wenn Ihr Barometer Sie nur nicht täuſcht, ſpottete Seine Majeſtät.

— Der Himmel verdunkelt ſich bereits, bemerkte Frau von Pompadour.

— Eine Wolke, die ſchnell vorüberziehen wird, meinte der König.

— Himmel, rief die Marquiſe, da fallen ſchon Tropfen.

— Ei, ei, iſt Graf Saint Germain alſo wirklich auch ein Wetterprophet?

— Sire, meldete der eintretende Diener, die Pferde ſind angeſpannt.

— Sie mögen warten. Wir bleiben nicht aus Furcht vor dem Gewitter, ſondern nur des Spaßes halber, um unſern Wetterpropheten zu verlachen, wenn dort unten in jenem Schweizerhäuschen der Blitz nicht einſchlägt ...

— Sire, fragte die Marquiſe ganz erſchreckt, hören Sie das nicht mehr ferne Grollen des Donners? **Dieu de Dieu**, jetzt fängt es ſchon zu gießen an ...

— Ihre Prophezeihung, lieber Graf, hat ſich in der That früh genug wahr gezeigt, ſagte der König und zog ſich in's Zimmer zurück.

Die Andern folgten. Man ſtellte ſich an die Fenſter, um den Himmel zu beobachten. Frau von Pompadour ſah auf die Uhr ... es fehlten noch zehn Minuten. Es wurde von Secunde zu Secunde dunkler ... der Regen ſtürzte in dichten Strömen herab ... bald folgte Schlag auf Schlag ... Blitz auf Blitz. Der König wurde etwas ernſthaft ... die Marquiſe ſehr unruhig. Sie ſah auf die Uhr und auf das Schweizerhäuschen ... nur fünf Minuten noch ... es goß immer ſtärker ... es ſtürmte immer heftiger ...

— Himmel! ſchrieen die Damen wie aus Einem Munde.

— So eben hat dort im Schweizerhäuschen der Blitz eingeſchlagen, ſprach der König.

— Sire, Sie ſehen, daß meine Ahnung mich nicht getäuſcht hat ...

— Sie haben wirklich Recht.

— Der Sturm wird nun ſchnell vorüberziehen, in einer halben Stunde wird die Natur wieder ausgetobt haben und der Himmel wieder blau und die Luft wieder rein ſein, weiſſagte Saint Germain.

Und auch das traf ein. Der König war ſo erſtaunt, ſo überraſcht, daß er kaum Worte genug fand, dem Grafen die ganze Größe ſeiner Verwunderung auszudrücken.

— **Barbo bleuo!** ſprach Seine Majeſtät, wer Sie von heute an für nichts weiter als einen Charlatan hält, der iſt ſelbſt einer. Heute habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie wirklich ein Wundermann ſind. Wollen Sie uns nun einen Gefallen erweiſen? fragte Ludwig, nachdem ſich der Himmel wieder aufgeheitert hatte.

— Sire, was befehlen Sie?

— Ich habe Ihnen nichts zu befehlen; ich wünſche nur, daß Ihre Fräulein Schweſter und Sie, Herr Graf, uns jetzt nach Menars begleiten . . .

— Auch ich, lieber Graf, bitte darum.

— Wir ſind bereit, gnädige Frau, ſagte Saint Germain.

— —

Eine halbe Stunde ſpäter flog die Geſellſchaft nach Menars. Dort erwartete ſie ein köſtliches Abendbrod. Der Einzige, der wieder nichts aß, war unſer Wetterprophet.

Am andern Morgen kehrten der Graf und die Gräfin nach Chambord, der König und Frau von Pompadour nach Verſailles zurück.

LXI.

Zwei Tage ſpäter, als Saint Germain und Benjamin, zum erſten Male ſeit ihrem Aufenthalte in Chambord, ſich auf der Jagd befanden, meldete die Kammerdienerin der Gräfin den Beſuch des Herrn von Caſanova. Sein Name trieb alles Blut nach ihrem

Herzen und Leichenbläſſe auf ihr Angeſicht. Sie überlegte einen Augenblick, ob ſie den gefährlichen Beſuch annehmen ſolle. Die Stimme des Verſtandes rief ihr ein lautes Nein, die Stimme des Herzens flüſterte ihr ein leiſes Ja zu.

— Er mag eintreten, ſagte Angioletta mit einer Miene, die ſich den Anſchein gab, als ob ihr ganzes Weſen unbefangen wäre.

— Verzeihung, Gräfin, ſprach Caſanova, wenn die unbeſiegbare Sehnſucht, Sie endlich nach acht langen Tagen wieder zu ſehen, mich heute zum erſten Male, wo Sie allein ſind, in Ihre Nähe treibt. Störe ich oder iſt mein Beſuch Ihnen in irgend einer Rückſicht läſtig, ſo ſagen Sie mir ein Wort und ich trete, wenn auch mit ſchwererm Herzen, als ich gekommen bin, ſogleich meinen Rückzug an ...

— Cavaliere ... ſtammelte die Gräfin ſehr verlegen.

— Ihre Aengſtlichkeit ſagt mir, daß ich mich entfernen ſoll ...

— Verlaſſen Sie mich, Cavaliere, bat Angioletta, die ſich zu ſchwach fühlte, den anſchwellenden Strom ihrer Gefühle kalt zurückzudrängen.

— Leben Sie wohl, Gräfin, erwiderte Caſanova mit wehmüthig-rührendem Tone und wollte gehen.

— Nein, nein, gehen Sie nicht, Cavaliere, bleiben Sie, bleiben Sie. Mein Gemahl, wie eiferſüchtig er auch iſt, kann und wird es mir nicht verübeln, wenn ich in ſeiner Abweſenheit einen ſeiner Freunde, einen meiner Landsleute empfange. Setzen Sie ſich, Signor Caſanova. Was bringen Sie Neues aus der Hauptſtadt? fuhr ſie nach kurzer Pauſe mit erzwungener Kälte fort, um das Geſpräch raſch auf gleichgiltige Dinge hinzulenken.

— Ich habe Paris ſchon vor acht Tagen verlaſſen ...

— Und wo waren Sie ſeitdem?

— In Chambord...

— In Chambord? wiederholte Angioletta tief erſchreckt.

— Seit acht Tagen wohne ich am Ende des Dorfes in einem kleinen elenden Kämmerchen...

— Und weshalb?

— Um das Glück zu genießen, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen. Bei Tage ſchleiche ich bald in dieſer, bald in jener Verkleidung um das Schloß und im Parke umher, um mich, wenn auch nur in weiter Entfernung, in den Strahlen Ihres Angeſichts zu ſonnen. Nachts weile ich Stundenlang vor den Fenſtern Ihres Schlafgemachs und beneide die Lampe, die ihr trauliches Licht auf Ihr Ruhelager ſtreut. Vor Sonnenaufgang ziehe ich mich ſcheu und ängſtlich wie ein Dieb, von Sehnſucht gepeinigt, von Gram gefoltert, in meinen Schlupfwinkel zurück...

— Sie ſcherzen, Cavaliere.

— Nie war ich ernſter geſtimmt, als ſeit jenem Augenblick, wo mir das Glück zu Theil geworden iſt, Sie zum erſten Mal zu ſehen. Ihr Auge, Gräfin, erſchloß mir eine neue, nie geahnte, mit tauſendfachem Zauber ausgeſchmückte Welt, ein Eden, ſchöner als Mahomet's Paradies, einen Himmel, gewoben aus Aether und Sonnenglanz. Seitdem fühle ich mein Herz mit magiſcher Gewalt zu Ihren Füßen hingezogen; gleich das erſte Mal hätte ich vor Sie niederſinken mögen, um den Staub Ihrer Schuhe, den Saum Ihres Kleides zu küſſen und im Anſchauen Ihrer Reize, im Anbeten Ihrer Schönheit wonnetrunken zu vergehen. Ach, Gräfin, nur der weiß, was Allmacht, was Zauber, was Liebe iſt, der Sie geſehen.

— Signor, ich fühle alle meine Gedanken ſo verwirrt, daß ich vergebens nach Worten ringe, Ihnen zu antworten ...

— Seit jenem Tage verblutet mein Herz in wonnigſüßem Schmerze. Ueberall, wohin ich gehe, überall, wohin ich ſehe, folgt mir Ihr Bild. Aus jeder Wolke lacht es auf mich nieder, aus jeder Blume nickt es mir entgegen; ich zittere, ich bebe vor Freude, wenn ich es ſehe; jede Faſer, jede Fiber, jeder Nerv fühlt ſich von tauſend namenloſen Wonnen durchzuckt, wenn ich den ſüßen Klang Ihrer Stimme höre, den Sonnenglanz Ihrer Augen ſehe. O haben Sie Mitleid, Erbarmen mit mir, verſtoßen Sie nicht den ärmſten, aber treueſten der Sklaven, der keinen höhern Stolz, kein neidenswertheres Loos kennt, als das Glück, vor ſeiner Gottheit huldigend im Staub zu liegen und zu flehen aus der tiefſten Tiefe ſeiner Seele: Madonna, erhöre mich!

Bei den letzten Worten hatte ſich Caſanova zu Angioletta's Füßen niedergelaſſen und liebeglühend mit beiden Händen ihre Kniee umklammert.

— Stehen Sie auf, Cavaliere, ſtehen Sie auf ...

— Nicht eher, als bis Du, Königin der Engel, mir ein Wort des Troſtes, ein Zeichen Deiner Huld geſchenkt.

— Caſanova, geben Sie der Stimme der Vernunft Gehör, ſchonen Sie die Ehre einer Frau, der es an Kraft gebricht, dem ſüßen Zauber Ihrer Worte Widerſtand zu leiſten; ſtehen Sie auf, Caſanova, ich bitte, ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie auf. Weh mir, weh Ihnen, wenn der Graf jetzt käme und Sie zu meinen Füßen ſähe.

— Was frage ich nach dem Grafen, was frage ich nach Gott und allen Heiligen? Und ſtänden Henker und Schaffot, und ſtänden

Tod und Teufel und alle Furien der Hölle hinter mir, ich bleibe zu Deinen Füßen liegen, Madonna, bis Du aus Deinem Himmelsthrone herabſteigſt zu Deinem Sklaven, bis Du einen Tropfen Balſam träufelſt in mein Herz, das aus tauſend Wunden blutet, bis Du, Königin des Himmels, Dich meiner Qual erbarmſt und einen Kuß der Erhörung und des Friedens auf meine bebenden Lippen hauchſt ...

— Barmherziger Vater im Himmel, verleihe mir Kraft zu widerſtehen ...

— Madonna, blicke liebreich herab auf Deinen Knecht, der ſich vor Dir im Staube windet und nicht eher von der Schwelle ſeines Himmels weicht, bis Du ſein heißes Flehen erfüllſt ...

— Caſanova, rief die Gräfin unter Schluchzen und Thränen, verlaſſen Sie mich!

— Du erhörſt alſo nicht mein Flehen? Wohlan, rief der Cavaliere im Tone helllodernder Verzweiflung und zog ein dreiſchneidiges Stilet aus ſeiner Bruſttaſche, ſo ende ein Dolchſtoß vor Deinen Augen meine gränzenloſe Qual!

— Halten Sie ein, rief die Gräfin, beugte ſich raſch auf ihn hernieder und preßte einen langen, heißen Kuß auf ſeinen liebetrunkenen Mund.

Caſanova drückte ihre Lippen feſter und feſter an die ſeinigen... es war ein Kuß, der tauſend Küſſe und Millionen Wonnen in ſich ſchloß. Angioletta raffte ihre ganze Kraft zuſammen, entwand ſich ſeiner Umarmung und ſprach im Tone der größten Entſchloſſenheit:

— Nun aber befehle ich Ihnen, mich augenblicklich zu verlaſſen!

— Ich gehorche, Königin, ſagte Caſanova und entfernte ſich. Mir fällt dabei ein, was unſer größter Dichter geſagt:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort.“

Goethe, Goethe, Du kannteſt die Frauen!

— Voila, une scène un peu fatigante, ſagte der Cavaliere, als er draußen war. Dann zog er ſein Taſchenbuch hervor, trocknete ſeine Stirne und ſchloß den kurzen Monolog mit den Worten: mais à présent elle est à moi.

Und wahrlich, Caſanova hatte nicht zu viel behauptet. Der erſte Kuß iſt das Morgenroth der Liebe, das Abendroth der Keuſchheit; der erſte Kuß iſt die Jubel-Ouverture der großen Oper „Liebe kann Alles“; dem erſten Kuſſe folgt ein zweiter, dem zweiten ein dritter und ſo ſteigt man auf der Liebe vielgeſtufter Leiter von Sproſſe zu Sproſſe, von Kuß zu Kuß, zur höchſten Stufe hinan. Ein Kuß iſt wenig und doch ſehr viel; der Kuß iſt das Zuſammenfließen zweier Seelen in Eine; die Seelen ſelbſt ſind zwei Gluthen, die ſich gegenſeitig entflammen und ſich gegenſeitig löſchen. Der Kuß iſt der ſtumme Dolmetſcher zweier Herzen, die in einem Hauche ſich mehr als in Myriaden Worten ſagen. Der Kuß iſt der Hoheprieſter, der die Herzen in die eleuſiniſchen Myſterien der Liebe einweiht, der einen Schleier nach dem andern lüftet und uns in die Werkſtätte des Ewigen führt, denn Gott iſt Liebe und Liebe iſt die ſchaffende Urkraft. Der Kuß iſt der Talisman, der den entfeſſelten Seelen Seraph-Schwingen leiht, die ſie aus der kalten, ſternenloſen Nacht des irdiſchen Jammerthals hinauftragen in das abendloſe Reich des ewigen Glücks. Der Kuß iſt das geheimnißvolle Zauberwort, das uns die goldenen Pforten des Paradieſes, die Roſenthore der Liebe erſchließt. Der Kuß iſt der Wunderbalſam, der alle Wunden des liebeglühenden Herzens heilt, der Letheitropfen, der uns alle Leiden der Seele, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vergeſſen läßt. Die närriſchen Gelehrten haben dicke Folianten über das Weſen des Kuſſes geſchrieben; aber keiner von allen hat den Kuß ſo gut charakteriſirt, ſo treffend definirt, als der bittere Spötter Martial und der Verfaſſer des Buches der Philoſophie der Ehe. — — —

— —

Schon die alten Juriſten erkannten die Gefährlichkeit des Kuſſes und bezeichneten ihn als die kurze, ſchwankende Brücke, die raſch vom Alpha zum Omega führt. Der Juriſt Roger warf deshalb die Rechtsfrage auf, ob ein Ehemann, deſſen Weib ohne ſein Wiſſen einen Andern geküßt hat, eine actio repudii, eine Verſtoßungsklage anſtellen kann? — Ein anderer Rechtsgelehrter Italiens fragte, ob ein Mädchen, das ſchon ein Mal geküßt habe, noch berechtigt ſei, den Jungfernkranz zu tragen? Das heißt offenbar zu weit gehen. Wo gäbe es dann noch ein Mädchen, das würdig wäre, ihr Haupt mit dieſem Kranz zu ſchmücken? Aber nicht blos Juriſten, auch Theologen, Mediciner, Philoſophen und Dichter haben den Kuß von ihrem Standpunkte aus beleuchtet und theils tiefe, theils flache Forſchungen darüber angeſtellt. M. Panſa 1),

---

1) De osculo ethnicae et christianae theologiae, Marb. 1603.

G. Herrenſchmidt[2]), M. Kempius[3]), P. F. Romanus[4]), J. F. Heckel[5]), P. Müller[6]), J. C. Peterſen[7]), J. Weber[8]), A. C. Cleemann[9]), G. S. Wieſand[10]), C. F. E. Schorch[11]), C. A. Fiſcher[12]), ein Anoymus[13]), F. Hempel, unter dem Namen Spiritus Aſper[14]) und C. U. Grupen[15]) haben uns mit Werken über dieſen Gegenſtand beſchenkt. All' dieſe Bücher dienen als Beleg zu der Behauptung Cicero's: „es giebt nichts Dummes auf der Welt, worüber ſich die Gelehrten nicht ſchon den Kopf zerbrochen haben!“

XLII.

Angiolella hatte aus Furcht vor ihrem Gewiſſen und der Eiferſucht ihres Gemahls die Nothwendigkeit gefühlt, Caſanova's Beſuch

---

2) Osculologia, Witteb. 1630. 8.

3) Dissertatio philologica de osculis, Lips. 1665. 12. vermehrt u. d. T. Opus polyhistoricum de osculis, Frf. 1680. 4.

4) Dissertatio de osculis, Lips. 1664. 4.

5) De osculis Dissertatio, Lips. et Dresd. 1689. 8.

6) De osculo sancto, Jen. 1701. 4. ibid. 1718. 4.

7) De osculo nocivo oder vom ſchädlichen Kuß, Roſtock 1704. 4.

8) Dissertatio juridica de osculis, Frf. 1713. 4.

9) De osculis veterum Dissertatio, Dresd. 1751. 4.

10) De osculis jurium symbolis, Lips. 1764. 4.

11) Abhandlung über die Rechte des Kuſſes, Erfurt 1768. 4.

12) Ueber die Küſſe, Dresd. und Mietau 1796. 8.

13) Ueber den Kuß und das Küſſen, Wien 1808. 8.

14) Aphorismen über den Kuß und das Küſſen, Leipz. 1807. 8. ibid. 1810. 8.

15) Ad legem si a sponso cap. 16. de donationibus, oder Beweis, daß die Jungferſchaft durch einen Kuß verloren gehe, Jen. 1714. 4.

zu verheimlichen, um einem peinlichen Verhöre zu entgehen, in dem ihr Gewiſſen ſie vielleicht verrathen hätte. Die Kammerzofe, die der Gräfin treu ergeben, dem Grafen aber ſehr abhold war, weil ſein Stolz von ihrem hübſchen Figürchen und ihren herausfordernden Augen nie Notiz genommen, hatte den Wink erhalten, zu ſchweigen, und dieſer Wink war vollkommen hinreichend geweſen.

Als Saint Germain von der Jagd heimgekehrt war, hatte er mit der gleichgiltigſten Miene die Frage hingeworfen, ob während ſeiner Abweſenheit ihn Jemand beſucht habe? Niemand! Auf dieſe Antwort hatte er ſeine Frage noch ein Mal wiederholt und zwar in einem Tone, der jede Andere in Verlegenheit gebracht hätte. Dorette aber, der als Kammerdienerin comme il faut das Lügen lange ſchon zur zweiten Natur geworden war, hatte ſich dadurch nicht ſchwankend machen laſſen.

Nachdem Saint Germain ſich umgekleidet hatte, begab er ſich in die Zimmer ſeiner Gemahlin. Sie kam ihm kalt entgegen; er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

— Du hatteſt Beſuch, liebes Kind? fragte er mit unbefangenem Lächeln.

— Beſuch? wiederholte Angioletta, im Innern erſchreckt. Hat Dir das Dein prophetiſcher Geiſt verrathen oder . . .

— Dorette . . .

— Ich werde ſie rufen, um zu erfahren . . .

— Laß das, liebes Kind! Leicht möglich, daß ich mich auch verhört habe; auch wüßte ich keinen Grund, weshalb Du mir einen Beſuch verhehlen ſollteſt. — Angioletta, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, in drei Tagen kehren wir nach Verſailles zurück. Es iſt hohe Zeit, daß ich Dich in ein Geheimniß einweihe, das mir ſei unſerm

Aufenthalte in Chambord manchen kummervollen Tag, manche ſchlafloſe Nacht bereitet hat . . .

— Sprich, theurer Freund, was beunruhigt Dich?

— Angioletta, der König . . . liebt Dich . . .

— Ich verlache ſeine Neigung . . .

— Das iſt edel, das iſt brav von Dir! Und dennoch, dennoch kehre ich mit ſchwerem Herzen zurück, denn ich fürchte . . .

— Joſeph, was fürchteſt Du?

— Daß die Nähe des Königs, der Glanz ſeines Hofes, die Unermüdlichkeit ſeiner Huldigungen Deine Denkungsart allmälig ändern und das, was Dich früher von ihm abgeſtoßen hat, Dich ſpäter anziehen kann.

— Niemals, niemals! Mag der Glanz der Krone, der Prunk des Hoflebens Andere blenden, auf mich macht all' der eitle Tand und Flitter keinen Eindruck.

— Du biſt mein liebes, ſüßes, treues Weib! In Dir hat mir die Vorſehung den höchſten Schatz, das ſchönſte Glück beſchieden. Der Himmel ſegne Dich für Deine Treue, ſprach der Graf, zog ſie gerührt an ſein Herz und preßte zwei heiße Küſſe auf ihr ſonniges Augenpaar. Nun, liebes Kind, ſetze Dich an meine Seite und höre, was ich Dir zu offenbaren habe.

— Erzähle! ſagte die Gräfin, nachdem ſie auf dem Divan Platz genommen hatte.

— Frau von Pompadour, der König, der ganze Hof, ja die ganze Welt hält mich für ein Weſen, das Wunder aus den Aermeln ſchütteln und ſelbſt das Unmögliche möglich machen kann. Ich bin ein Menſch, wie jeder Andere, und habe keinen andern Talisman, als etwas mehr Menſchenkenntniß, mit deren Hilfe ich die Schwächen der Leute herausfühle und ihren Hang zum Räthſelhaften, ihre Neigung zum Geheimnißvollen, ihre Sucht zum Wunderbaren zu meinem Vortheil benutze. Mancher meiner Feinde nennt dies Charlatanerie oder gar Betrug; jeder Vernünftige aber nennt es Lebensklugheit. Der Ruf, der größte, unverſchämteſte aller Lügner, erzählt von mir Wunderdinge, zu denen ein ſtarker Glaube oder, aufrichtiger geſagt, viel Leichtgläubigkeit gehört, um jene für wahr zu halten. Ich laſſe Jeden bei ſeinem Glauben, weil Mancher darin Hilfe, Troſt und Beruhigung, mein eigenes Ich aber dabei ſeine Rechnung findet. Einen Tag vor unſerer Abreiſe nach Chambord ließ mich der König zu ſich rufen und geſtand mir, was ich längſt gewußt: ſeine Liebe zu Dir. Jedes Wort ſeines Geſtändniſſes fiel wie ein Tropfen brennenden Siegelwachſes in meine Seele; ich lag auf der gräßlichſten Folter, ich litt alle Qualen der Hölle und mußte dabei ruhig bleiben. Der König hatte unter Anderm auch von meinen magiſchen Wachsbildern gehört und mir geſagt, daß er beſchloſſen habe, meine Kunſt auf eine Feuerprobe zu ſtellen. Jedes ſeiner Worte hat ſich wie eine glühende Sonde in mein Gedächtniß eingeprägt. „Iſt Ihre Kunſt keine Lüge,“ ſagte er, „dann geht mein Wunſch in Erfüllung: dann wird Ihre Schweſter mich lieben und ich werde ewig Ihr dankbarer Schuldner bleiben; beruht Ihre Kunſt aber nur auf Täuſchung, dann wird Ihre Schweſter meine Wünſche nicht erhören, dann werde ich Sie — offen herausgeſagt — für einen Charlatan und Betrüger halten und Sie als ſolchen dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Geſetzes überliefern, denn Graf Saint Germain ſoll ſich niemals rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungeſtraft dupirt zu haben.“

— Und Du, was ſagteſt Du?

— Mir blieb keine Wahl: ich verſprach ihm Dein Bild in längſtens vier Wochen. In drei Tagen iſt jene Friſt abgelaufen ...

— Und was ſoll alsdann geſchehen?

— Nach Verſailles zurückgekehrt bringe ich dem Könige Dein Bild und nähre in ihm den frohen Glauben, daß nach Verlauf von drei Monaten ſein Wunſch in Erfüllung geht. Du, Theure, nimmſt mir zu Liebe allmälig mehr und mehr die Miene an, als ob die Huldigungen, die er Dir darbringt, Dich günſtiger für ihn geſtimmt. Wehe mir, wenn das, was er wünſcht, jemals wirklich in Erfüllung ginge ...

— Sei unbeſorgt, Joſeph, ich kenne nun die Rolle, die Du mir zugetheilt haſt, und will mir Mühe geben, ſie eben ſo ſchlau, als ſie von Dir angelegt iſt, durchzuführen. Er ſoll unſere Täuſchung für Wahrheit halten und Graf Saint Germain ſoll, trotz ſeiner Drohungen, ſich rühmen dürfen, König Ludwig XV. ungeſtraft dupirt zu haben.

— Gott ſchütze uns, ſprach der Graf und ſchloß ſeine Gattin, die ſo bereitwillig in ſeinen Plan einging, dankbar in ſeine Arme.

XLIII.

Saint Germain ließ ſich einen Tag nach ſeiner Rückkehr aus Chamberd bei Seiner Majeſtät anmelden. Der König eilte ihm huldreich entgegen.

— Nun, Graf, bringen Sie mir das heißerſehnte Bild? fragte Ludwig.

— Sire, ich bringe es mit ſchwerem Herzen.

— Was fürchten Sie davon?

— Das gerade, was Sie wünſchen: die Erreichung Ihres Zieles...

— Das gebe der Himmel! Die Entfernung hat meine Liebe zu Ihrer Schweſter zehnfach verdoppelt und geſtählt. Wann, theurer Graf, darf ich hoffen, mich am Ziele meiner Wünſche zu ſehen?

— Früher vielleicht, als Ew. Majeſtät es vermuthen...

— Das heißt viel und doch eigentlich gar nichts geſagt. Ich wünſche eine beſtimmtere Antwort...

— Alſo in längſtens drei Monaten...

— Das ſcheint mir, guter Graf, verteufelt lange. Ein Vierteljahr iſt eine kleine Ewigkeit, in der man, ſollte ich meinen, auch ohne ſchwarze Kunſt das Herz jeder Frau gewinnen kann...

— Doch ſchwerlich das meiner Schweſter...

— Sollte das Herz der Gräfin wirklich aus anderm Teige geknetet ſein, als das aller andern Frauen?

— Männerhaß hat in dem Herzen meiner Schweſter ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß es ſelbſt meiner Kunſt ſchwer werden wird, ihn ſiegreich zu bekämpfen. Wüßte Angioletta, daß ich der Neigung Ew. Majeſtät zu Hilfe eile, um dieſen Haß zu überwinden, ſie würde es mir, wie ſehr ſie mich auch liebt, niemals verzeihen. Und darum lege ich Ew. Majeſtät die warme Bitte ans Herz, das Bild, das ich Ihnen hier überreiche, ſo geheim als nur irgend möglich zu halten, denn gewahrte es meine Schweſter, Frau von Pompadour oder irgend eine dritte Perſon, dann wäre der Zauber des Bildes gebrochen und unſer Plan vereitelt... meine Schweſter, Sire, kennt die magiſche Gewalt dieſer Bilder und weiß ihr entgegenzuwirken . . .

— Niemand außer mir ſoll dieſes Bild zu ſehen bekommen. Und dieſe Nadel? Was habe ich damit zu thun? fragte der König, ſie neugierig von allen Seiten betrachtend.

— Allnächtlich mit dem Glockenſchlage Zwölf geruhen Ew. Majeſtät mit dieſer Nadel drei Stiche in das Herz dieſes Wachsbildes zu bohren und bei jedem Stiche den Spruch: „Samallel Kaph el aogla, Heuriel ben ardra“ zu wiederholen.

— Iſt es erlaubt, zu fragen, was das heißt?

— Es iſt eine Beſchwörungsformel, deren geheimer Sinn nicht mehr und nicht weniger ſagt, als: Wirf ab den Haß und liebe mich . . .

— Der Teufel kann ſolches Kauderwelſch behalten . . .

— Darum habe ich die Zauberformel für Ew. Majeſtät auf dieſes Blatt geſchrieben.

— Schön, ſehr ſchön! Empfangen Sie unterdeſſen meinen Dank. Ueberzeuge ich mich ſpäter von der Wahrheit Ihrer Zauberkunſt, dann iſt das Glück Ihrer Schweſter und auch das Ihrige gemacht. Auf Wiederſehen, Graf Saint Germain, ſprach der König mit dem allerhuldvollſten Lächeln.

— Sire, ich lege unſer Schickſal in Ihre Hand, ſagte der Graf, verneigte ſich tief und ging.

XLIV.

An demſelben Tage machte die Gemahlin des Grafen der Frau von Pompadour die Aufwartung.

— Eh bien, Gräfin, fragte die Marquiſe im Laufe des Geſpräches ihre gefährliche Nebenbuhlerin, beharren Sie noch immer bei dem abenteuerlichen Entſchluß, nie zu heirathen?

— Ich fühle durchaus keinen Beruf dazu ...

— Und weshalb nicht?

— Weil mir die Ehe verhaßt iſt.

— Und doch iſt die Ehe das ſicherſte Aſyl der Liebe ...

— Sagen Sie lieber ein Lazareth, in dem ſie langſam hinſiecht, gliedweiſe abſtirbt und lange vor dem Tode in Fäulniß übergeht.

— Glauben Sie mir, Angioletta, es giebt auch glückliche Ehen in der Welt ...

— Aber wie lange währt dieſes Glück? Die Ehe iſt eine rauhe Proſa, die von der Poeſie der Liebe eine Roſenblüthe nach der andern abſtreift und zuletzt nichts als die Dornen bitterer Täuſchungen zurückläßt ...

— Sie ſind ſo jung; woher dieſe traurigen Erfahrungen?

— Ich verdanke ſie meinem Bruder ...

— Auch er kennt das Glück der Ehe nicht, denn er war ja nie verheirathet ...

Das Geſpräch kreiſte noch lange um Liebe und Ehe, und der ewig wiederkehrende Refrain der Frau von Pompadour war: *Sie müſſen heirathen, liebes Kind!*

Auch ich komme noch ein Mal auf das alte Thema zurück. Liebe und Ehe ſind die beiden Pole, zwiſchen welchen die ganze Welt unſerer Freuden und Leiden liegt. Liebe, ſagt Kant, iſt die Uebertragung des Ich in das Nicht-Ich, ein Aufgeben der eigenen Individualität, ein geiſtiges Zuſammenſtrömen und Ineinanderfluthen, die Verſchmelzung zweier Seelen in Eine. Nach der Hegel'ſchen

Philoſophie iſt die Liebe die Idealität der Realität eines Theiles der Totalität des unendlichen Seins, verbunden mit der Cupidität und Carnität zwiſchen Ich und Du, denn Ich und Du iſt Er!!! Aber dieſe nüchternen Philoſophen verſtehen ſo wenig von dem innern Weſen der Liebe, als Blinde von der Majeſtät des geſtirnten Himmels. Nur Dichter wiſſen, was Liebe iſt! Wie ſchön beſingt ſie Mahlmann:

„Nimm mir die Liebe, was bin ich? Der Aermſte unter den Armen,
Laß mir die Liebe — und ich bin reicher als Könige ſind."

Ehe aber iſt ein blutiges Pasquill auf die Liebe. „Ehe," ſagt ein bekannter Humoriſt, „iſt ein felſenfeſtes, unverrückbares Wort. Man mag es vorwärts oder rückwärts leſen — Ehe bleibt Ehe!"

„Was man vom Glück der Ehe ſpricht,
Sind Träume, nichts als Träume;
Die Eh' iſt Proſa, kein Gedicht,
Denn Mann und Frau — wer weiß das nicht? —
Sind ſelten, ſelten Reime.

Und darum iſt die Ehe eine Ungereimtheit, oder, wie Madame Georges Sand ſagt, une institution sans rime et sans raison.

XLV.

Caſanova, der nach des Grafen Abreiſe von Chambord nach Paris zurückgekehrt war, hatte ſich durch ſein kluges Benehmen, durch die feine Art und Weiſe, mit der er Saint Germains Eitelkeit Weihrauch zu ſtreuen verſtand, dergeſtalt bei ihm einzuſchmeicheln gewußt, daß ſein Umgang dem Grafen nach und nach ein faſt unentbehrliches Bedürfniß geworden war.

Der Cavaliere kam Anfangs ſelten, dann öfterer und zuletzt faſt täglich. In der Gegenwart des Gemahls nahm er, der Gräfin gegenüber, die Miene der allergleichgültigſten Gleichgültigkeit an; wenn aber der Graf ihm den Rücken kehrte, wußte Caſanova ihr mit einem Blicke, einer Miene Alles, was ihm auf dem Herzen lag, ſo deutlich zu offenbaren, daß ihr kein Jota ſeiner geheimſten Gedanken entging. Selbſt ein Tartüffe hätte den Indifferentismus, die Kälte und die Scheinheiligkeit, einem Gemahle gegenüber, nicht weiter treiben können, als der ſchlaue Verführer, der, Meiſter in der Verſtellungskunſt, ſeine Gefühle ſo geſchickt zu vermummen verſtand, daß ſelbſt ein zehnmal ſchärferer Blick, als der des Grafen, dieſe Maske nicht durchſchaut hätte. Auch Angioletta ſpielte ihre Rolle mit gleicher Meiſterſchaft. Sie ſchien von dem Manne, den ſie liebte, wenig oder gar keine Notiz zu nehmen; kam er, ſo war ſie ärgerlich darüber; ging er, ſo ſagte ſie zum Grafen: „dieſer Menſch iſt mir unerträglich," und fragte der Herr Gemahl, warum ſie gegen ſeinen Freund ſo eingenommen ſei, ſo antwortete ſie: „weil er über alle Maßen langweilig iſt," und wenn Saint Germain gutmüthig darauf erwiderte, daß er ihre Abneigung unerklärlich finde, da ſein Freund doch bei allen Frauen Glück mache, ſo erklärte ſie, indignirt die Achſeln zuckend, ſie könne nicht begreifen, was man an dieſem bis zum Ekel von ſich eingenommenen Manne liebenswürdig finde. — Auf dieſe Weiſe wußte ſie nach und nach die hundert Argusaugen ſeiner Eiferſucht in ſüße Ruh zu wiegen und nicht den kleinſten Verdacht in ſeiner Seele wach werden zu laſſen.

Caſanova, der ſeit dem erſten Kuſſe im Herzen der Gräfin feſten Fuß gefaßt hatte, gewann nun von Tag zu Tag größern Spielraum, erſtürmte eine Verſchanzung nach der andern, eroberte ein Fort nach dem andern, und pflanzte endlich auf der höchſten Zinne der ſchlau erklimmten Feſtung ſeine Siegesfahne auf.

Und der Graf, der arme, beklagenswerthe Graf, dem die lügneriſche Fama ein Zauberlorgnon geſchenkt, mit deſſen Hilfe er das menſchliche Herz, die geheimſten Falten der Seele ſollte durchſchauen und auf der Stirne die Täuſchung, den Verrath, die Untreue herausleſen können; er war, wie jeder andere Ehemann, mit Blindheit geſchlagen, er ſah den Wald vor lauter Bäumen, die hellodernde Flamme vor lauter Lava nicht. Wohl ihm, daß er kein Glas ſolcher Art beſaß, denn wie leicht hätte der Dämon des Argwohns ihn verleiten können, ſich dieſes Mittels zu bedienen, um einen Blick in das Herz ſeiner Frau zu werfen. Ein Blick, ein einziger Blick hätte ihm das ganze Glück der Täuſchung geraubt und ihn in Elend und Verzweiflung geſtürzt.

Die Alten, die noch genug frommen Kinderglauben, noch genug Selbſttäuſchung beſaßen, um ſelbſt das Unglaublichſte für glaublich zu halten, wollen unter Anderm auch zwei Pflanzen gekannt haben, von deren Zauberkraft ſie uns ſo viel Schönes zu erzählen wiſſen, daß wir, im Intereſſe aller Eheleute, aufrichtig bedauern müſſen, davon keine Ableger zu beſitzen. Die eine dieſer Wunderblumen hieß Leucophile, die andere Nenuphar. Der erſtern, die an den Ufern des Phaſes, eines Fluſſes in Colchis, wuchs, ſchrieb man die Kraft zu, die Frauen zu verhindern, ihren Männern untreu zu werden; die andere ſoll die gewiß eben ſo vortreffliche Eigenſchaft beſeſſen haben, die Männer unempfindlich für die Liebe anderer Frauen, als der ihrigen, zu machen. Die letzte dieſer Pflanzen hätte ich dem Signor Caſanova, die erſte unſerm armen Grafen gewünſcht. — Seitdem aber dieſe Blumen abgeblüht und in keinem unſerer Gärten, in keinem unſerer Treibhäuſer Wurzel ſchlagen wollen, ſind Männer und Frauen dem gegenſeitigen Schach der Verführung bloßgeſtellt, und Untreue iſt der giftige Wurm, der an der Wurzel der meiſten Ehen nagt. Und darum ſannen ſchon die Alten, die ſich, mehr als unſere Zeitgenoſſen, die Untreue ihrer Weiber zu Herzen nahmen, über Mittel nach, dieſes im Dunkel ſchleichende Uebel zu erforſchen, zu errathen. Democrit, den die Natur mit einem ſo feinen Geruche begabt hatte, daß er errathen konnte, ob aufgetragene Milch von einer ſchwarzen oder weißen Ziege, vermochte, was noch mehr werth war, jedem Mädchen abzuriechen, ob ſie Jungfrau, jeder Frau, ob ſie ihrem Manne treu ſei. Dank der gütigen Vorſehung, daß nicht Jeder von uns eine ſo feine Naſe hat! Dioscorides, ein berühmter Arzt Griechenlands, ein Zeitgenoſſe Nero's, glaubte ein Mittel zur Erforſchung weiblicher Untreue im Magnete gefunden zu haben. Wenn man einen Magnet ohne Wiſſen der Frauen Nachts unter ihr Kopfkiſſen legt, ſo werden jene, die ihren Männern untreu geweſen ſind, im Schlafe ſo unruhig werden, daß ſie nicht im Bette bleiben können. Noch tauſend Jahre ſpäter glaubte Albertus Magnus, Biſchof von Regensburg, an dieſe magnetiſche Macht. Gegen Frauen unſerer Zeit, die viel zu aufgeklärt ſind, um Märchen dieſer Art Glauben zu ſchenken, hat der Magnet ſeine verrätheriſche Kraft verloren. Aber beſäße er ſelbſt jetzt noch die Macht, ſo hätte die Ruhe der Familien, die Sicherheit des Staates ſchon längſt erfordert, den Magnet als polizeiwidriges Beichtzwangs-Mittel zu confiſciren. — Es iſt eine traurige, aber leider nur zu alte Erfahrung, daß eheliche Treue zu allen Zeiten eine große Seltenheit, eine Art Aloes war, die in hundert Jahren nur ein Mal blüht. Zum Beweiſe folgende Anekdote. Pheron, König von Aegypten, der von den Göttern zur Strafe ſeiner Verwegenheit, weil er einen Pfeil in den Wellenſchooß des heiligen Nilſtroms abgeſchoſſen hatte, mit Blindheit geſchlagen worden war, erhielt vom Orakel, das er um ein Mittel zur Heilung befragen ließ, den heimtückiſchen Rath, ſich, wie Herodot im zweiten Buche im 111ten Capitel erzählt, mit dem Urine einer Frau zu waſchen, die, trotz aller Verſuche ihrer Anbeter, den Schwur der Treue nie verletzt habe. Pheron befolgte den guten Rath des böſen Orakels und wuſch ſich heute und wuſch ſich morgen und wuſch ſich alle Tage und — blieb zehn Jahre lang blind. Nachdem er an hundert Frauen und zuletzt auch ſeine eigene Gemahlin hatte verbrennen laſſen, gab ihm eine ägyptiſche Tänzerin das Licht der Augen wieder, worauf er ihr, zum Beweiſe ſeiner Dankbarkeit, auf dem öffentlichen Markte zu Memphis eine zweihundert Fuß hohe Pyramide erbauen ließ, die noch heute, nach zwei Jahrtauſenden, der ſtaunenden Nachwelt Kunde giebt vom weißen Raben, von der Treue einer Frau. — Dank den Göttern, daß es jetzt keine ſo nichtsnutzigen Orakel giebt!

XLVI.

Frau von Pompadour, die, ſeitdem ſie ſich von der wunderthätigen Wirkung des Wachsbildes hinlänglich überzeugt hielt, das vollſte Vertrauen zum Grafen hatte, glaubte ihm nun Alles, nur das Eine nicht, daß er, wie jener ſcythiſche Magier Abaris, einzig und allein von der Luft lebe. Wie oft ſie ihn auch ſchon zur Tafel gezogen hatte, niemals war er zu überreden geweſen, einen Biſſen bei ihr zu genießen. Und trotzdem hatte ſie noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, ihren Freund zum Eſſen zu bekehren. Zu dieſem Zwecke war der letzte Verſuch beſchloſſen worden. Sie hatte den Grafen und die Gräfin zu einer Soirée in Paris eingeladen und ihrem Haushofmeiſter eingeſchärft, alle Minen der edeln Kochkunſt ſpringen, die verlockendſten Gerichte, die einladendſten Weine auftragen zu laſſen, um ihren Freund auf die letzte Probe und ſeinen Appetit auf die reizendſte Folter zu ſpannen.

— Ich will doch ſehen, ſagte ſie zu ihrer Kammerfrau, ob ſich mein Freund das Eſſen wirklich ganz abgewöhnt hat, oder ob er nur in Gegenwart von Fremden den Enthaltſamen ſpielt, um ſich dann bei verſchloſſenen Thüren für die Entbehrung, die er ſich ſelbſt auferlegt, glänzend zu rächen. Wollte nicht auch Herr Mahomet, der türkiſche Prophet, um den ſchon längſt kein Hahn gekräht, hätte nicht mein Freund, Herr von Voltaire, ihn zum Helden eines Trauerſpiels gemacht, wollte nicht auch dieſer Mann ſich den Anſchein geben, als ob er das Eſſen, dieſes ſüße Bedürfniß des Lebens, nur dem Namen nach gekannt habe?! Aber dieſer Mahomet, den kein menſchliches Auge jemals eſſen geſehen, ſtarb an einer vergifteten Hammelkeule, die ihm die ſchöne Jüdin Zainab gereicht, um ſeinen prophetiſchen Geiſt und ſeinen überirdiſchen Magen auf die Probe zu ſtellen. Wie jene Zainab will ich auch den Grafen entlarven, ihm zwar keine vergiftete, wohl aber ſolche Speiſen vorſetzen laſſen, daß, wenn noch ein Fünkchen von Eßluſt in ſeinem heuchleriſchen Magen glüht, er zugreifen oder die Qualen des Tantalus erleiden ſoll. Ach, wie freue ich mich darauf, Zeuge zu ſein, wie ihm das Waſſer im Munde zuſammenlaufen wird! Sage nicht, liebe Duhauſſet, das ſei grauſam von mir. Ein Mann, der von den Freuden der Tafel mit ſo hartnäckiger Verachtung ſpricht, wie mein lieber Graf Saint Germain, ein Mann, der das Eſſen und Trinken ſo ganz desavouirt und verſchmäht, verdient beſtraft, grauſam beſtraft zu werden.

Und wahrlich, Frau von Pompadour hatte nicht ſo ganz unrecht. Ein Mann, und noch dazu ein geiſtreicher Mann, der keinen Geſchmack an den unſchuldigen Genüſſen einer wohlbeſetzten Tafel findet, ein Mann, der abgeſtorben iſt für die herrlichen Freuden der Küchen und Keller, verdient wie Nabuchodonoſor in einen Ochſen verwandelt zu werden und ſein Lebelang nichts Anderes als Heu zu kauen!

Zur feſtgeſetzten Stunde erſchienen die geladenen Gäſte und unter dieſen auch Saint Germain, aber ohne ſeine Gemahlin. Als die Marquiſe ihn um den Grund ihres Ausbleibens fragte, ſagte er:

— Meine Schweſter leidet ſeit einigen Tagen an heftigem Kopfweh.

— Das arme Kind! bedauerte Frau von Pompadour. Sehen Sie, lieber Graf, das Alles kommt nur davon her, daß ſie durchaus nicht heirathen will. Und wer iſt Schuld daran? Kein Anderer als Sie, theurer Freund. Wär' ich Angioletta's Bruder, ich hätte das arme Kind längſt ſchon unter die Haube gebracht, und dann litte ſie gewiß nicht mehr an Kopfweh!

— Wer weiß, wer weiß! lächelte der Graf.

Eine halbe Stunde ſpäter ging's zu Tiſche. Die Marquiſe hatte die Aufmerkſamkeit, Herrn von Saint Germain vor allen andern Gäſten wiederum dadurch auszuzeichnen, daß ſie ihm auch diesmal den Platz zu ihrer Rechten anwies.

— Man begeht faſt ein Unrecht, ſagte Frau von Pompadour zu ihrem Nachbar, Sie zur Tafel zu ziehen, denn Sie leben, gleich den Sylphen, blos von den Strahlen der Sonne und den Düften der Blumen, und ſehen mit gerechtem Mitleid auf uns arme Sünder herab, die zu Rebhühnern und Faſanen ihre Zuflucht nehmen.

— Auch ich, Frau Marquiſe, war einſt den Freuden der Tafel mehr ergeben, als Sie vermuthen. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Jahre 1499 auf dem Bankett, das der Marſchall Jean Jacques Trivulce Seiner Majeſtät dem Könige Ludwig XII., bei deſſen Einzug in das von ihm eroberte Mailand, gegeben hatte — ein Feſt, bei dem, beiläufig geſagt, zwölfhundert Damen eingeladen waren, die von eben ſo vielen Stallmeiſtern und Edelknaben bedient worden — mit wahrem Eryſichthonshunger zwei ganze Haſen verſchlungen habe.

— Damals, lieber Graf, gab es noch nicht ſo große Meiſter-Köche, wie heut zu Tage. Zwiſchen einem Haſen von damals und einem Haſen von jetzt liegt eine unbeſchreibliche Kluft; die Art und Weiſe, wie man ihn heut zu Tage zubereitet, verleiht ſeinem Fleiſche einen Saft und einen Reiz, der unſerm Gaumen auf eine ſo verführeriſche Weiſe ſchmeichelt, daß die Zunge nicht müde wird, jeden Biſſen ſo lange hin und her zu wiegen, bis ſich alle Sinne in Einen concentrirt haben, um ſich dieſes Genuſſes ganz zu bemeiſtern. — Wie lange iſt es her, daß Sie kein Fleiſch gekoſtet haben?

— Anno 1547 aß ich in Genua an der Tafel des Dogen Benedetto Gentile, der einige Jahre früher, in Gemeinſchaft mit mir, die Zahlenlotterie erfunden hatte, die letzte Schnepfe. Seit jener Zeit iſt kein Fleiſch mehr über meine Lippen gekommen.

— Sie nähren ſich, wie die Herren Kamtſchadalen, wahrſcheinlich nur von Fiſchen? Iſt Ihnen vielleicht ein Stück von dieſer Steinbutte oder dieſem Rheinlachs, den ich heute morgen durch einen Courier direct aus Koblenz erhalten, gefällig?

— Den Fiſchen, gnädige Frau, habe ich ſchon früher entſagt. Anno 1526 aß ich den letzten Merlus, in Rom, an der Tafel des heiligen Vaters Hadrian VI., der ein ſo großer, leidenſchaftlicher Verehrer dieſer Fiſche war, daß der Preis derſelben beim Antritt ſeines Pontifikats um das Doppelte ſtieg.

— So verſuchen Sie wenigſtens ein Stück von dieſem Hummer.

— Um keinen Preis der Welt.

— Und warum nicht?

— Im Jahr 1470 gab George Neville, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier ſeiner Ernennung zum Erzbiſchof von York, dem Adel und der Geiſtlichkeit ein Feſtmahl, zu dem auch meine Wenigkeit eingeladen war. Die Speiſekarte jenes diner-monstre wird noch jetzt als ein Denkmal großartiger Freigebigkeit im Reichsarchive zu London aufbewahrt. Auf der Tafel des ehrwürdigen Prälaten erſchienen an jenem für mich ewig unvergeßlichen Tage 6 Stiere, 80 Ochſen, 300 Schweine, 3000 Kälber, 3000 Gänſe, 3000 Kapaunen, 2000 Hühner, 4000 Tauben, 100 Kaninchen, 200 Faſanen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 4000 Enten, 8 Seekälber, 4 Schildkröten, 300 Hechte, 12000 Krebſe und 200 Rieſenhummern. Bei der Zubereitung dieſes Gaſtmahls waren 61 Haushofmeiſter, 570 Köche und 1500 Küchenjungen beſchäftigt.

104 Fäſſer Wein und 300 Fäſſer Bier waren kaum hinreichend, den Durſt der Gäſte zu löſchen.*)

— Sie ſagten, jener Tag werde für Sie ewig unvergeßlich bleiben. Sind Sie böſe, lieber Graf, wenn ich Sie frage, weshalb?

— Weil ich mir an jenem Tage an einem dieſer Rieſenhummern die erſte und, ich darf wohl ſagen, auch die letzte Indigeſtion zugezogen hatte. Seit jenem Feſte ſind Hummern und Krebſe für mich nicht mehr auf der Welt.

— Eſſen Sie auch keine vegetabiliſchen Speiſen, keine Gemüſe, keine Früchte?

— Nichts von dem Allem. Den letzten Blumenkohl aß ich Anno 1735, an dem Tage, an welchem mein vieljähriger Freund Thamasp Kulichan nach einer blutigen Schlacht, in der ich an ſeiner Seite gegen die Türken mitgekämpft hatte, als Schah Nadir den Thron von Perſien beſtieg. Fünf Jahre hindurch nährte ich mich einzig und allein von Eidottern. Anfangs aß ich täglich, dann wöchentlich das Gelbe eines Ei's; ſpäter gewöhnte ich mir auch das ab, ſo zwar, daß ich ſeit den letzten ſiebenzehn Jahren nichts, gar nichts mehr genoſſen habe.

— Und ſeit jener Zeit leben Sie alſo nur von der Luft?

— Von der Luft und meinem Elixire, welches ſo viel Nahrungsſtoff enthält, daß fünf Tropfen hinreichend ſind, die Anſprüche des ungenügſamſten Magens zu befriedigen und den größten Hunger zu ſtillen. Dieſe ſtrenge Diät, gnädige Frau, trägt nicht wenig dazu bei, die Lebenskraft des Menſchen zu erhöhen und das flüchtige Alkohol der Jugend zu feſſeln.

---

*) Eine ausführliche Beſchreibung dieſes großartigen Feſtes befindet ſich in R. Warner's Antiquitates culinariae, or curious tracts relating to old english Cookery, Lond. 1791. 4.

— Wenn Sie aber gar nichts eſſen, für wen, theurer Freund, halten Sie einen ſo ausgezeichneten Koch?

— Für meine Schweſter . . .

— Würden Sie nicht viel erſparen, wenn Sie auch ihr das Eſſen abgewöhnten?

— Nicht jeder Magen iſt ſo gut organiſirt, als der meine. Im Jahre 1507 machte ich in Venedig die Bekanntſchaft jenes Lodovico Cornaro, der, damals vierzig Jahre alt, ſeine Geſundheit durch Ausſchweifungen aller Art dergeſtalt zerrüttet hatte, daß alle Aerzte ihn aufgaben. Ich ſchenkte ihm eine Büchſe meines Thee's und verordnete ihm eine äußerſt ſtrenge Diät, nach welcher er täglich nicht mehr als acht Unzen feſter und vierzehn Unzen flüſſiger Stoffe als Nahrungsmittel zu ſich nehmen durfte. Bei dieſer Lebensart erreichte er ein Alter von hundert Jahren und ſchrieb 1566, ſechs Jahre vor ſeinem Tode, ein Buch über das mäßige Leben, das der Gute, als einen Tribut ſeiner Dankbarkeit, mir durchaus dediciren wollte, wenn ich ihn nicht daran verhindert hätte, weil ich ein abgeſagter Feind aller Oſtentation bin.

— Und ſind Sie auch ſo enthaltſam im Trinken? fragte die Marquiſe, um das Geſpräch auf ſeine eigene Perſon zurückzuleiten.

— Das Trinken war mir von jeher ſehr zuwider und zu allen Zeiten habe ich Leute, die ſich dem Laſter des Trunkes ergeben, trotz aller Achtung, die ich für ihr großes Talent gehegt, nie recht leiden mögen. Petrus Pontanus, ein berühmter niederländiſcher Gelehrter zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, Profeſſor der Rhetorik zu Paris, war mir trotz ſeiner großen Gelehrſamkeit verhaßt, weil er ſich allzuſehr dem Trunke hingegeben. Oft, wann er zu viel gebechert hatte, ſchrieb er **P. P. P. P. P. P. P. P. P.** an die Thür ſeines Hörſaales. Dieſes neunfache **P** hatte ſo viel als: **Petrus Pontanus Poeseos Professor Publicus Propter Pocula Prohibitur Praelegere** zu bedeuten. Der Buchſtabe **P** führt mir einen andern Säufer, den Abbé Simon Joſeph Pellegrin, ins Gedächtniß zurück. Nach der Vorſtellung ſeines Trauerſpiels „Pelopée“, das am 18. Juli 1733 in Paris zur Aufführung kam und leider ausgepocht wurde, tröſtete ich ihn im **Café Procope**, als plötzlich ein Billet für ihn ankam, deſſen ganzer Inhalt **P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P. P.** war. Wiſſen Sie dieſe vierzehn **P** zu dechiffriren? fragte er mich. Nichts leichter als das, meinte ich; doch fürchte ich, Sie damit zu beleidigen. Durchaus nicht, ſagte er. Nun denn, ich glaube, dieſe vierzehn **P** haben nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten, als **Pelopée, Pièce Pitoyable Presentée Par Pellegrin, Pauvre Petit Poëte Provençal** — er war Anno 1663 zu Marſeille geboren — **Prêtre, Parasite Parfaitement Puni.**

— Und was ſagte der Abbé?

— Er rief den Garçon, bezahlte ſein Glas Zuckerwaſſer, ging und war ſeit jenem Abende bis zu ſeinem Tode — er ſtarb am 5. September 1745 zu Paris — einer meiner erbittertſten Feinde.

— Und nicht mit Unrecht, lieber Graf, denn nichts verwundet tiefer, als ein boshafter Scherz zu unrechter Zeit. — Sie ſelbſt alſo trinken . . .

— Niemals, antwortete Saint Germain mit ſtoiſchem Ernſte. Der allergrößte Trinker, den ich in meinem langen Leben kennen gelernt habe, iſt zweifelsohne Graf Adam Malachowsky, der Kron-Vorſchneider König Auguſt's III. von Polen. Das Volk hat ihm den Spitznamen: „Geſundheittödter" gegeben, weil er viele Leute durch Weingenuß dergeſtalt trunken gemacht hatte, daß ſie gleich nach der Zeche eingeſchlafen waren, ohne je wieder aufzuwachen. Der Graf beſitzt einen Rieſenbecher, der zwei Quart faßt und worauf drei Herzen, mit der Unterſchrift: „**Corda fidelium**" eingeprägt ſind. Ich ſah dieſen Becher auf einem Bankett, das mein Freund Malachowsky in Bonkova Gora, ſeinem Wohnſitze, gab und auf dem er durch einen Almoſenſammler aus dem Bernhardinerkloſter Wielka Wola im Trinken beſiegt wurde.

— Graf, ich bewundere Sie!

— Weil ich nicht trinke?

— Ach nein, weil Sie ein ſo vortreffliches Gedächtniß haben.

Unterdeſſen jagte eine Schüſſel die andere. Die Tafel bog ſich unter der Laſt der Speiſen, von denen eine einladender, verlockender, hinreißender als die andere war. Saint Germain ſah all' die Herrlichkeiten kommen und verſchwinden; er betrachtete alle dieſe Genüſſe, die ſeinen Appetit herausfordern ſollten, mit ſo eßluſtloſer Miene, daß die Marquiſe, die ihren Racheplan ſcheitern ſah, vor Aerger faſt den eigenen Appetit verlor. Frau von Pompadour nahm jetzt die Miene einer Bittenden an.

— Mir zu Liebe, beſter Graf, ſollten Sie ein Stückchen, ein ganz kleines Stückchen von dieſem **dindon aux truffes** koſten, um mir einzugeſtehen, daß es das Geſchmackvollſte iſt, was Sie in Ihrem Leben genoſſen haben.

— Fordern Sie, Frau Marquiſe, alles Andere, nur dies nicht von mir. Ich bin überzeugt, daß der Biſſen, den ich äße, mir, wenn auch nicht den Tod, denn dafür ſchützt mich, Dank dem Himmel, mein Elixir, doch eine ſchwere Krankheit zuziehen würde. Mein Magen hat ſeit den letzten ſiebenzehn Jahren die üble Angewohnheit des Eſſens und Trinkens dergeſtalt abgeſtreift, daß es ihn aufs Tiefſte kränken und verletzen hieße, wollte ich ihm plötzlich zumuthen, der liebgewordenen Entſagung untreu zu werden.

Die Tafel währte drei Stunden. Der Nachtiſch verdunkelte Alles, was in dieſer Art reizender Tafel-Epiloge jemals dageweſen war. Der Graf blieb kalt und unempfindlich gegen jedes neue Schach, das Frau von Pompadour ſeinem Appetite bot: er aß und trank nichts, aber deſto mehr ſchwatzte er von Perſonen und Dingen, die für eine ſo erleuchtete Feinſchmeckerin, wie die Geliebte Ludwigs XV., die höchſte Anziehungskraft beſaßen. Das Geſpräch kreiſte um die Tafelfreuden der alten Griechen und Römer.

— In jener ſchönen Zeit, erzählte Saint Germain, in der unter den Auſpicien des großen Pericles die Künſte ihren Meridian erreicht hatten, durfte auch die edle Kochkunſt, die Amme aller ſchönen Künſte, nicht zurückbleiben. Doch gleichwie von den Maler- und Bildhauerwerken ſo vieler berühmten Meiſter nichts auf die Nachwelt, als der ruhmgeſchmückte Name derſelben übergegangen, eben ſo iſt von dem Ruhme ſo vieler gefeierten Kochkünſtler in Athen und Syrakus nichts Anderes, als die Erinnerung übrig geblieben. Unter den Heroen der Kochkunſt Griechenlands nennt die dankbare Nachwelt Pantaleon, Zophon, Simonaktides, Epenetos und Epirikos. — Zu den Lieblingsſpeiſen der griechiſchen Tafelfreunde gehörten die Faſanen, die ſie aus Kolchis bezogen, die aber ſo ſelten waren, daß ein Ptolemäer noch auf dem Todtenbette mit ſeinem Schickſal haderte, weil es ſo grauſam geweſen war, ihm nie den Genuß gegönnt zu haben, das Fleiſch dieſes köſtlichen Geflügels zu koſten. — Die Inſel Samos erhielt ihren Ruhm von der Virtuoſität, mit der ſie die Pfauen zu mäſten verſtand. — Die Nachkommen des Romulus mäſteten auch Schwäne, zu welchem Behuſe dieſe ſchönen Thiere geblendet wurden. — Der ehrwürdige Schlemmer Apicius, der ſein ganzes Vermögen verpraßte, war unter Anderm auch ein großer Verehrer der Straußen-Braten; Kaiſer Heliogabalus liebte nur das Hirn derſelben. — Die Gänſeleber ſtand ſchon vor zwei tauſend Jahren in ſolchem Anſehen, wie jetzt. Schon der liebenswürdige Horaz griff in die Saiten ſeiner unſterblichen Lyra, um ihren Ruhm zu preiſen. — Maaß und Gewicht gehörten zu den geheim gehaltenen Künſten der alten Küche; ein Dutzend Lerchen mußte mindeſtens zwölf Pfund wiegen, ſonſt waren ſie nicht tafelfähig. — Die Zahl der bei den Feinſchmeckern des Alterthums in hoher Achtung ſtehenden Waſſergeſchöpfe war nicht unbedeutend. Ihr größter Liebling aber blieb der Stör, der von bekränzten Sklaven unter Geſang und Muſik wie im Triumphe aufgetragen wurde. — Von einem andern Waſſergeſchöpfe, Amia genannt, verſichert ein athenienſiſches Sprichwort, es ſei ſo vortrefflich geweſen, daß ſelbſt der ungeſchickteſte Koch nicht im Stande geweſen ſei, ihm ſeinen Wohlgeſchmack zu rauben. — Nicht zehn Bände würden hinreichen, die Höhe zu beſchreiben, zu der die Gourmandiſe zur Zeit des römiſchen Kaiſerreiches emporgeſtiegen war. Geta, der oft drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung zu ſchmauſen und zu bechern geruhte, ließ ſich die Speiſen nach der Reihenfolge des Alphabetes vorſetzen und nahm auf dieſe Weiſe ein ganzes Wörterbuch von Gerichten in succum et sanguinem in ſich auf. — Tiberiu geruhte den Piſo zum Praetor zu ernennen, weil derſelbe dreima vierundzwanzig Stunden gezecht und trotzdem — welch beneidens werthes Glück! — nicht den kleinſten Rauſch davon getragen hatte. Wegen einer ähnlichen Heldenthat wurde Flaccus zum Conſulate in Syrien erhoben. — Vitellius, der ſtets einen Schuh vom rechten Fuße ſeiner Gemahlin auf der Bruſt trug, geruhte einſt ein Gaſtmahl zu geben, bei dem nicht weniger als zweitauſend fünfhundert verſchiedene Fiſchgattungen, zu deren Fang die römiſche Flotte bis zum ſchwarzen Meere vorgedrungen war, die Eßluſt ſeiner Gäſte in die Schranken riefen. — Heliogabalus gefiel ſich in der Caprice, ungenießbare Dinge genießbar zu machen, eine Eigenheit, die mich an einen lieben Freund erinnert, der ſich zu Tode gegrämt hatte, weil ihm der Verſuch mißglückt war, den Kühen eine Delicateſſe abzugewinnen, die wir den Schnepfen verdanken. — Der Römer Catius, der die Behauptung aufgeſtellt, ein für die Tafel beſtimmtes Wild müſſe, um den wahren haut-gout zu erhalten, in Falerner ertränkt werden, war ein Mann, der, wie mein hochverehrter Gönner, Papſt Leo X. gemeint, für dieſen wohl zu beherzigenden Rath ſchon längſt einen Obelisk verdient hat. Ein Mann, wie dieſer große Römer, wäre im Stande geweſen, ein Rippchen jenes Herzogs Georg von Clarence zu verſuchen, welcher, von ſeinem Bruder König Eduard IV. gezwungen, ſich zur Beſtrafung ſeines Hochverraths eine Todesart auszuwählen, auf den köſtlichen, echt engliſchen Einfall gerieth, ſich im Tower in einer Tonne Malvaſier zu erſäufen. Die Tonne zeigt man noch jetzt…

— Aber der Malvaſier? fragte Herr von Marigny.

— Iſt leider längſt ſchon ausgetrunken.

— Schade, Schade! meinte der Herr General-Baudirector. Malvaſier iſt mein Lieblingsgetränk.

— Quintus Hortenſius, fuhr der Graf fort, der Nebenbuhler ſeines großen Freundes Cicero, ein ſehr berühmter Redner, der ſeine Bibliothek im Keller und ſeinen Keller in der Bibliothek hatte, hinterließ zum Troſte ſeiner Freunde zehntauſend Maaß des allerfeinſten Falerners, ein Vermächtniß, das Manchem genußreicher als der literariſche Nachlaß des großen Cicero vorgekommen ſein mag. Derſelbe Hortenſius liebte ſeine Muränen dergeſtalt, daß er in Thränen zerfloß, wenn eine derſelben ins Jenſeits hinüberſchwamm. Auf einen dieſer Fiſche, ſagt man, habe der große Redner eine äußerſt rührende Grabſchrift gedichtet, die, zum Leidweſen aller Dichter und Feinſchmecker, in dem Alles mit ſich fortreißenden Strome der Vergeſſenheit untergegangen iſt. — Craſſus ging noch weiter: nach dem Tode einer ſeiner Muränen legte er Trauer- und, als bald darauf der Himmel deſſen Frau zu ſich nahm, Feſt-Kleider an. Das iſt komiſch! Was aber ſoll man zu der kalten Grauſamkeit des Vidius Pollio, eines Freundes des Kaiſers Auguſtus, ſagen, der, überzeugt, daß Muränen mit Menſchenfleiſch gefüttert mehr Kraft und Saft erhalten, ihnen in ſeinem Fiſchteiche beim Golfe Mare Piano tagtäglich zwei bis drei ſeiner Sklaven vorwerfen ließ?!

So wußte Saint Germain faſt von jeder geſchichtlichen Perſon der alten und neuen Zeit eine Eigenthümlichkeit, einen Scherz, eine Anekdote, in Bezug auf die Freuden der Tafel, zu erzählen. Es gab ſeit den letzten vierhundert Jahren kein einziges großartiges Feſt, dem er nicht beigewohnt haben wollte; er portraitirte jeden einzelnen Gaſt, ſchilderte die allerkleinſten Details und wußte ſie bald mit heitern, bald mit ernſten Randgloſſen auszuſchmücken.

Montezuma, der letzte Beherrſcher Mexiko's, war nach der Ausſage des Grafen ein ſo großer Vielfraß, daß er ſich täglich zweihundert verſchiedene Speiſen vorſetzen ließ.

Der gelehrte Kanzler Duprat, den unſer Wundermann ſo genau als ſich ſelbſt gekannt haben will, ſoll wie Mäcenas, ein großer Verehrer des Eſelfleiſches geweſen ſein. Von dem Genuſſe dieſes äußerſt nahrhaften Fleiſches bekam der Kanzler nach und nach einen Embonpoint von ſo ehrwürdigem Umfange, daß er ſeinen Arbeitstiſch rund mußte ausſchneiden laſſen, um Platz für ſeinen pittoresken Bauch zu gewinnen.

Man ſprach von den Päpſten.

— Im ſiebenzehnten Jahrhundert, berichtete die lebendige Chronik, waren die Schüſſeln des heiligen Vaters durch zwei Schlöſſer verwahrt, zu welchen einer ſeiner Anverwandten und der Kardinal Nepot die Schlüſſel hatten. Kein Fremder durfte die päpſtliche Küche betreten; wer dieſe Vorſchrift überſchritt, wurde excommunicirt.

Zu den hundert Feſten, durch deren genaue Beſchreibung er die ganze Tafelrunde unterhielt, gehörte auch das grandioſe Gaſtmahl, das Friedrich Auguſt der Starke, der bei Zeithain ein Lager aufgeſchlagen hatte, das ihm in vier Wochen eine Million Thaler gekoſtet haben ſoll, am 26. Juni 1730 ſeiner Armee von 30,000 Mann gab, die Alle auf ein Trompeten-Signal ihre Teller in die Elbe warfen.

Die Rede kam auf den Wein.

— Die alten Römer, ſagte der Graf, verlangten von einem Weine, der ihnen munden ſollte, fünf Eigenſchaften, die Alle mit einem f anfingen. Si bona vinis cupis, lautet ein altrömiſcher Lehrſatz, quinque haec laudantur in illis: fortis, formosa, fragrantia, frigida, frisca. Der Stoiker Seneca nennt den Wein die Lethe, die alle Sorgen hinwegſpühlt. Nach Conrad Celtes, dem erſten Dichter, der in Deutſchland von Kaiſer Maximilian I. gekrönt worden war, gab es vier Beförderungsmittel zu einem langen, frohen Leben: Schlaf und Philoſophie, Freundſchaft und Wein. Der große Arzt Guilielmo Grataroli, dem wir ein ſehr gelehrtes Werk über den Wein verdanken*), nennt ihn Seelenbalſam.

Bei dieſer Gelegenheit rühmte ſich unſer Wundermann, ein ſo großer Weinkenner zu ſein, daß er den Namen jeder Sorte, ohne ſie zu koſten, am Geruche erkennen und mit verbundenen Augen die Farbe derſelben errathen wolle. Als man einen Verſuch anzuſtellen beſchloß, ſagte Saint Germain:

— Heute habe ich den Schnupfen, darum ein ander Mal!

Wie jener Biſchof Benno von Meißen, der vom Papſt Hadrian VI. am 31. Mai 1523 in die Categorie der Heiligen verſetzt worden war, weil er unter vielen Wundern, welche man ihm nachrühmt, auch die verrichtet haben ſoll, daß er trockenen Fußes durch die Elbe gegangen ſei, an zwei Orten zugleich die Meſſe geleſen und nach ſeinem Tode dem Markgrafen Wilhelm von Meißen im Traume ein Auge ausgeſtochen habe, wie jener heilige Tauſendſaſa wollte Saint Germain auch Waſſer in Wein und, umgekehrt, Wein in Waſſer verwandeln können.

— Erſteres, meinte der Graf, iſt freilich viel ſchwieriger, als Letzteres, denn die Kunſt, Wein in Waſſer umzutaufen, verſteht heut zu Tage faſt jeder Kellermeiſter; die umgekehrte Verwandlung aber iſt eines jener unbezahlbaren Geheimniſſe, für deſſen Offenbarung mir Papſt Leo X., der bekanntlich ein großer Verehrer der edlen

---

*) De Vini natura, artificio et usu, deque omni re potabili. Basil. 1551. 8.

Bacchusgabe war, vergebens zwei Bisthümer und einen Cardinalshut angetragen hatte.

— Warum ſoll ein Wundermann, der Melonen in Kieſelſteine verwandeln kann, nicht auch Kaffee in Chocolade, Chocolade in Thee und Thee wieder in Kaffee metamorphoſiren können? ſprach Frau von Pompadour. Ich traue Ihnen mehr noch als das zu. Aber wollen Sie uns jetzt eine kleine Gefälligkeit erweiſen?

— Mit Vergnügen, gnädige Frau!

— Wollen Sie nicht, um hier manchen Zweifler zu bekehren, dieſes Glas Waſſer vor unſern Augen in Wein verwandeln?

— In weißen Wein? fragte der Graf.

— In rothen, wenn ich bitten darf.

— Nichts leichter als das, ſprach unſer Magier, nahm das Glas und . . . goß Rothwein hinein.

— Ah, das iſt keine Hexerei, meinte Herr von Marigny.

— Ja, noch mehr, fügte der Graf hinzu, es gehört nicht einmal Geſchwindigkeit dazu. Verzeihung, Frau Marquiſe, wenn Ihre Erwartung diesmal getäuſcht worden iſt. Nur ein unkluger Feldherr verknallt ſein Pulver auf einmal. Wenn ich heute all' meine kleinen Künſte auskrame, was bleibt mir dann für morgen übrig? Ich zeige Ihnen das, was Sie gewünſcht haben, ein ander Mal.

— Aber warum denn nicht heute?

— Ich bedarf dazu eines Talismans, den ich nicht immer bei mir führe . . .

— Bringen Sie ihn das nächſte Mal mit?

— Wenn ich ihn nicht vergeſſe, ganz beſtimmt!

XLVII.

Es ſchlug eben Mitternacht, als der Graf ſeine Wohnung erreichte. Erſt nachdem er drei Mal geklingelt hatte, erſchien ſein junger Famulus mit einem Armleuchter, um ſeinem Herrn den Eingang zu öffnen.

— Iſt die Gräfin ſchon zu Bette?

— Seit einer Stunde . . .

— War der Cavaliere bei ihr?

— Nein!

— Hatte ſie auch keinen andern Beſuch?

— Gar keinen!

— Iſt Alles fertig? fragte er mit einer Miene, in der ſich die größte Ungeduld abſpiegelte.

— Alles, Alles!

— Das iſt brav von Dir, mein lieber Benjamin, ſagte der gnädige Herr und kneifte ſeinem Diener die jugendliche Wange.

Beim Eintreten in ſein Zimmer, in dem zu beiden Seiten eine ſpaniſche Wand ſtand, fand der Graf eine hellerleuchtete, wohl beſetzte Tafel und einen Fauteuil à la Voltaire, der auf die Ankunft deſſen harrte, für den dieſes Abendbrod beſtimmt war. Eine reiche Auswahl kalter Speiſen, worunter Auſtern, Hummern, Bayonner Schinken und eine Straßburger Gänſeleberpaſtete, ein köſtlicher Nachtiſch und eine kleine Batterie Rothweinflaſchen bildeten ein eßluſtſtachelndes Ambigu, das Saint Germain mit wonnetrunkenen Blicken überſchaute.

— Benjamin, rief er aus, mein Hunger überſteigt alle menſchlichen Begriffe; mit der Beſchreibung ſeiner Größe könnte ich einen

Folianten füllen; jede Faſer, jede Fiber, jeder Nerv in mir hat coloſſalen Hunger. Du ſollſt Dich wundern, mein Junge, wie ich einhauen werde, ſagte der Graf, der ſich unterdeſſen geſetzt, die Serviette um den Hals gebunden und die Aermel ſeines braunen Sammetrocks aufgekrempelt hatte.

— Wer ſollte es glauben, daß es möglich ſei, daß ein Mann, der ſo eben von der Abendtafel der Frau von Pompadour heimkehrt, ſolchen Wolfshunger mitbringen kann, meinte der verſchmitzte Diener und ſchlug, als ob er, Gott weiß wie ſehr, ſich darüber verwundere, die Hände über den Kopf zuſammen.

— Du weißt, Benjamin, daß ich niemals außer dem Hauſe, niemals in Gegenwart eines Fremden eſſe. Die Gräfin und Du, mein Junge, ſind die Einzigen, denen ich das Glück zu Theil werden laſſe, täglich Zeuge meines unbefleckten Appetits zu ſein.

— Ich habe Sie ſchon oft gefragt, gnädiger Herr, warum Sie ſich in Gegenwart anderer Leute ſo conſequent alles Eſſens enthalten? Wollen Sie nicht die Güte haben, dem treueſten Ihrer Diener über dieſes Räthſel Aufſchluß zu ertheilen?

— Sieh, mein lieber Benjamin, ein Mann, der ſeinen Nebenmenſchen Reſpect einflößen, der vor ihnen nicht als ein alltäglicher Charakter erſcheinen, ihnen imponiren will, darf nie in Gegenwart fremder Leute den Trieb des thieriſchen Leibes, ſeinen Hunger, ſtillen. Die größten Geiſter verlieren ihren Nimbus, ſobald wir ſie eſſen ſehen, denn während des Eſſens ſchleicht ſich ſelbſt auf dem Geſichte des geiſtreichſten Mannes ein alberner Zug ein, der um ſo ſchärfer hervortritt, je größer ſein Appetit iſt. Ein dummer Menſch ſieht niemals dümmer als während des Eſſens aus. Das Beißen der Zähne, das Kauen der Kinnladen, das Hin-

und Herzappeln ſeiner Lippen, die thieriſche Begierde, die aus ſeinem Auge ſpricht, verzerrt ſeine ohnedies etwas affenähnliche Phyſiognomie und läßt ſeine nahe Verwandtſchaft mit dieſem Thiere noch deutlicher als gewöhnlich hervortreten. Helden, die wir wegen ihrer Tapferkeit angeſtaunt; Dichter, die wir wegen ihrer Genialität bewundert; Frauen, die wir wegen der Schönheit ihrer Züge, wegen der Reinheit ihres Ausdrucks geliebt und angebetet haben, erſcheinen uns im Lichte der Alltäglichkeit, wenn wir ſehen, daß ſie Hunger haben, wie wir, daß ſie eſſen, wie Unſer Einer. Denke Dir einen Gott, der Kalbs-Cotelettes, Boeuf à la mode oder ſonſt etwas ißt, und frage Dich, ob Du ſolch einen Gott dann noch bewundern und verehren kannſt? Aus dieſem und keinem andern Grunde aß mein Freund und Vorbild, der große Prophet Mahomet, ſtets allein und bei verſchloſſenen Thüren. Begreifſt Du nun, mein lieber Benjamin, warum Dein Herr und Gebieter ſich den Anſchein giebt, als ob er gleich einer Blume von den Küſſen des Thaues und von den Strahlen der Sonne lebe?

— Ja, Herr Graf, nun begreife ich's wohl. Aber weniger begreife ich die Leute, die Ihnen das Alles glauben.

— Die Menſchen, mein junger Freund, glauben Nichts und eigentlich doch Alles. Glauben ſie nicht noch viel Dümmeres als das? Sagt man einem Schwachkopf — unter je zehn Menſchen haben neune Anſpruch auf dieſen Ehrennamen — ſagt man alſo einem dieſer Schwachköpfe: dieſe weiße Atlasweſte iſt blau, ſo glaubt er's zuletzt ſo feſt und gewiß, daß er's, wenn man's verlangen wollte, ſogar beſchwören würde. Doch genug davon; wenn der Magen ſpricht, ſchweigt die Zunge und wenn man Luſt zum Eſſen hat, iſt man nicht zum Schwatzen aufgelegt. Die Auſtern, Freund

Benjamin, waren delicat; nun raſch die Hummern her. Ha, ha, ha!

— Sie lachen ... Darf Ihr treuer Diener wiſſen, weshalb?

— Vor zwei Stunden erzählte ich an der Tafel der Marquiſe, ich hätte mir Anno 1470 beim Erzbiſchof von York an einem Hummer den Magen verdorben. Iſt das nicht zum Lachen?

— Zum Todtlachen, gnädiger Herr!

— Gieb mir Eſſig und Oel. Ach, nichts geht doch über Hummern! Nicht wahr, mein Junge?

— Hummern ſind die Blumen, Auſtern ſind die Sterne des Meeres!

— **Mille sept cent cinquante sept diables**, Du wirſt poetiſch. Haſt Du etwa Hunger, mein Kleiner? Dort ſind noch Auſtern, nimm ſie Dir!

— Sie ſind doch ein lieber, charmanter, prächtiger Herr! Ich wünſche mir mein Lebelang keinen beſſern!

— Verſuche nun auch dieſe Hummern! Aber verdirb Dir ja nicht den Magen daran, mein Kind, denn ein Menſch mit einem verdorbenen Magen ...

— Iſt ein Invalide mit einem hölzernen Bein ...

— Wahr, ſehr wahr, junger Mann! Aus Dir kann und muß noch viel werden! Da iſt Wein, ſchenk' ein und trinke, ſoviel Dir gefällt.

Benjamin entkorkte eine Flaſche, füllte ſein Glas und rief:

— Es lebe der Graf Saint Germain!

— Danke, danke! Aber haſt Du auch draußen die Thür hinter Dir zugeſchloſſen?

— Sein Sie unbeſorgt, Herr Graf, das vergeſſe ich nie.

In demſelben Augenblick ließ ſich draußen auf dem Flure ein ſtarker Riß an der Klingel vernehmen.

— Par Dieu, welchem Teufel fällt es ein, mich nach Mitternacht durch ſeinen Beſuch zu ſtören?

— Soll ich öffnen?

— Um dieſe Zeit ſtattet man keine Beſuche ab. Wir eſſen und thun, als hätten wir nichts gehört.

Da klingelte es zum zweiten Male.

— Teufel, wer mag das ſein?

— Vielleicht Spitzbuben, welche einbrechen wollen?

— Nein, guter Benjamin, die klingeln nicht . . .

Da ging zum dritten Male die Klingel.

— Sieh zu, wer draußen iſt!

Benjamin nahm einen Armleuchter vom Tiſche, eilte hinaus, ſchaute durch das kleine in der Thür angebrachte Guckfenſterchen und kam gleich darauf mit der Nachricht zurück:

— Frau von Pompadour und Madame Duhauſſet. Soll ich ſie abweiſen?

— Gott behüte; ich weiß, weshalb ſie kommen. Setze Dich raſch zu Tiſche, binde Dir eine Serviette um und übernimm meine Stelle; ich will thun, als ob ich Dich bediente.

— Charmant, charmant! rief Benjamin und etablirte ſich mit komiſcher Hochnäſigkeit im Lehnſtuhl ſeines Herrn.

— Ich will der Marquiſe entgegengehen, ſagte der Graf und eilte hinaus.

Eine Minute ſpäter traten die Marquiſe und ihre Begleiterin ein.

— Ei, was ſehe ich? rief Frau von Pompadour. Wir haben Sie vom Souper aufgeſtört?

— Mich nicht, gnädige Frau, erwiderte Saint Germain mit gothiſcher Ruhe und byzantiniſchem Ernſte.

— Sie nicht? Ei, wer ſoupirt denn hier?

— Mein kleiner Benjamin . . .

— Und Sie, Herr Graf?

— Ich mache die Honneurs . . .

— Der Herr ſeinem Diener???

— Ich folge darin dem Beiſpiele der alten Römer, die zur Zeit der Saturnalien ihre Diener bedienten.

— Und Sie, Herr Graf, haben alſo wirklich nichts gegeſſen?

— Nicht einen Biſſen, betheuerte Benjamin, ruhig weiter eſſend.

— Auch nicht getrunken?

— Nicht einen Tropfen, verſicherte der junge Menſch.

— Ich fragte, wenn ich nicht irre, den Grafen . . .

— Benjamin hat noch niemals eine Unwahrheit geſagt. Ich habe weder gegeſſen noch getrunken . . .

— Ei, woher kommt dann auf Ihre weiße Atlasweſte dieſer rothe Fleck, der, wie mir ſcheint, noch ganz naß iſt?

— Das iſt . . . ſtammelte der Graf.

— Dinte, nichts als Dinte, fiel der naiv fortkauende Famulus ein.

— Ja, wie geſagt, nichts als Dinte, wiederholte Saint Germain, der im Stillen die Geiſtesgegenwart Benjamin's bewunderte.

— Und darf man fragen, welch' ein Umſtand Sie ſo ſpät noch mit rother Dinte in Colliſion gebracht?

— Ich habe meinem Benjamin kurz vorher ein Recept verſchrieben.

— Ja, ja, ein Recept, gnädige Frau!

— Woran fehlt es dem Kleinen?

— An Appetit, Frau Marquiſe.

— Mir ſcheint aber …

— Ja, gnädige Frau, den Heißhunger, den Sie jetzt an mir bewundern, verdanke ich einzig und allein dem Mittel, das mein gnädiger Herr mir mit der rothen Dinte verſchrieben hat.

— Wie alt iſt dieſer Knabe Benjamin?

— Nächſte Pfingſten feiere ich meinen hundertzweiundzwanzigſten Geburtstag.

— Der alte Herr haben ſich vortrefflich conſervirt, flüſterte Madame Duhauſſet der Marquiſe zu.

— Iſt es den Damen gefällig, meinen Taufſchein zu ſehen? fragte der kecke Patron mit einem Griffe nach der Bruſttaſche.

— Wir Frauen ſind ein wenig neugierig, zeige mir Deinen Taufſchein, ſprach Frau von Pompadour.

— Bei Jakob und ſeinen Söhnen, rief Benjamin, ſo eben fällt mir ein, daß Ihr ganz unterthänigſter Diener ſeinen Taufſchein …

— Geſtern verbrannt hat, fügte der Graf hinzu.

— Verbrannt? wiederholte die Marquiſe.

— Und weshalb? fragte die Kammerfrau.

— Um mich, wie es andere Leute machen, für jünger auszugeben, als ich bin, erwiderte Benjamin, mit großer Gemüthsruhe den Inhalt einer Paſtete analyſirend.

— Graf, wo iſt Ihre Schweſter?

— Sie ſchläft bereits. Aber wenn Sie wünſchen, daß ich ſie wecken ſoll . . .

— Nein, nein, durchaus nicht! Ich habe zwei Worte mit Ihnen allein zu ſprechen . . .

Der Graf gab ſeinem kleinen Famulus einen Wink, worauf er ſich ſofort entfernte.

— Womit kann ich dienen? fragte der Wundermann, ihr einen Fauteuil anbietend.

— Seit drei Tagen iſt der König . . .

In demſelben Augenblick vernahm man einen Riß an der Klingel. Die Damen fuhren erſchreckt zuſammen. Gleich darauf erſchien Benjamin.

— Was giebts? fragte der Graf.

— Zwei verſchleierte Damen. Zu wem wünſchen Sie? fragte ich. Zum Grafen Saint Germain, ſagte die Eine. Mein Herr ſchläft ſchon, ſagte ich. Dann weckt ihn, guter Freund, ſagte die Andere. Und weshalb? Weil ich ihn dringend zu ſprechen habe. Darf ich um Ihren Namen bitten? fragte ich; darauf ſteckte eine der Damen dies Papier durchs Guckfenſter. Der Umſchlag iſt für Euch, die Karte für Euern Herrn, ſagte ſie.

— Gieb her, Benjamin!

Der Umſchlag war eine Banknote von fünfhundert Livres; auf der Karte ſtand **Madame la Princesse d'Anhalt-Zerbst.**

— Was ſoll ich thun, Frau Marquiſe? fragte Saint Germain.

— Laſſen Sie die Durchlaucht abweiſen . . .

— Das geht nicht . . .

— Was wird meine Freundin, die Fürſtin von mir denken, wenn ſie mich um dieſe Zeit in Ihrer Wohnung findet?

— Es giebt hier nur einen Ausweg. Sie müſſen die Gewogenheit haben, ſich hinter dieſe ſpaniſche Wand zu verbergen und da ſo lange zu warten, bis die Prinzeſſin ihren Rückzug antritt.

— Das wollen wir thun, erklärten die Damen und verſteckten ſich hinter eine der beiden Wände.

— Nun mag ſie eintreten, ſagte der Graf zu Benjamin.

Die Dame, die ſo eben ihre Karte abgegeben hatte, war Eliſabeth von Holſtein, die Gemahlin des Fürſten Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt, die Mutter der Gemahlin des Großfürſten Peter, der nachmaligen Kaiſerin Catharina von Rußland, eine ältliche, aber noch immer ſehr liebenswürdige Dame, die ſich ſeit einigen Monaten in Paris zum Beſuche aufhielt und den Grafen erſt unlängſt durch den däniſchen Geſandten kennen gelernt hatte. Die Begleiterin der Prinzeſſin war ein Fräulein von ***.

— Lieber Graf, ſagte die Prinzeſſin, Sie werden ſicher nicht errathen, was zu ſo ſpäter Stunde mich in Ihre Wohnung treibt! Ich komme, um Ihnen vor Allem Lebewohl zu ſagen ...

— Wie, Durchlaucht verlaſſen Paris?

— Morgen früh um Sechs. Vor zwei Stunden habe ich eine wichtige Nachricht erhalten, die mich ungeſäumt nach Petersburg, zu meiner Tochter Catharina, zurückruft. Es ſind dort Dinge im Werden, die meine Gegenwart durchaus nothwendig machen. Bevor wir ſcheiden, lieber Graf, habe ich eine Bitte an Sie ...

— Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten ...

— Vor vier Stunden erzählte mir Baron von Gleichen, dem ich das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft verdanke, er habe aus ganz ſicherer Quelle erfahren, Sie hätten einer hochſtehenden Dame am Hofe von Verſailles einen Aether verkauft, der ſie in kurzer Zeit dergeſtalt verjüngt habe, daß ſie jetzt wie eine junge Roſe von Neuem in voller Blüthe ſtehe. Graf, iſt das wirklich wahr?

— Die Dame ſelbſt und Alle, die ſie kennen, würden es mir mit Freuden beſtätigen. Das Mittel, von dem Ihnen der däniſche Geſandte erzählt hat, giebt dem welkenden Teint die Friſche der erſten Jugend wieder und...

— Koſtet? fragte die Prinzeſſin außerordentlich geſpannt.

— Jede Phiole 5000 Francs.

— Und kann ich, da ich Morgen früh abreiſen muß, noch heute Nacht, vielleicht jetzt gleich, ein halbes Dutzend...

— Ihnen, Durchlaucht, ſteht mein ganzer Vorrath zu Dienſten, ſprach der Graf, öffnete einen geheimen Wandſchrank und überreichte der Fürſtin acht Phiolen.

— Ich danke, ſagte die Prinzeſſin mit dem verbindlichſten Lächeln, nahm ihr Portefeuille, riß ein Blatt heraus und ſchrieb darauf: Gut für 40,000 Francs, unterzeichnete ihren Namen und gab es dem Grafen mit den Worten: Uebergeben Sie dieſes Blatt dem ruſſiſchen Geſandten, der ſich beeilen wird, Ihnen dieſe Kleinigkeit ſofort auszuzahlen.

— Prinzeſſin, Sie verkennen mich, ich behalte dieſen Bon als einen Autograph, der mehr Werth für mich hat als alles Geld der Welt, verſicherte der galante Wundermann.

— Leben Sie wohl, Graf Saint Germain! Wenn Ihr Weg Sie jemals nach Rußland führt, ſo beſuchen Sie mich und meine Tochter Catharina, die ſich freuen wird, Sie kennen zu lernen. Noch einmal, Adieu, Adieu!

— Gottlob, ſie geht! flüſterte Frau von Pompadour hinter dem Schirme.

— Reiſen Sie mit Gott und allen guten Geiſtern, Durchlaucht, und denken Sie auch am Hofe der Kaiſerin Eliſabeth an Ihren treu ergebenen Diener, ſprach der Graf und wollte die Damen zur Thür hinaus begleiten.

Ein paniſcher Schreck durchflog Alle, als ſie in demſelben Augenblick einen neuen Riß an der Klingel vernahmen. Die beiden Damen prallten zurück.

— **Mort de ma vie!** murmelte der Graf, hat ſich denn heute Nacht ganz Paris gegen mich verſchworen?

— Himmel, wer mag denn jetzt kommen? fragte Frau von Pompadour.

— Der König! meldete der hereinſtürzende Benjamin.

— Jeſus, Maria und Joſeph, ſeufzte die Marquiſe.

— Wo nun hin? fragte die beſtürzte Prinzeſſin.

— Hinter dieſe ſpaniſche Wand, ſagte der Graf.

— Ich zittere wie Eſpenlaub, ſtöhnte die Fürſtin und verkroch ſich hinter den zweiten Schirm.

— **Salue, Monsieur le Comte,** ſagte der eintretende Monarch.

— Sire, welcher günſtige Zufall verſchafft mir mitten in der Nacht das Glück Ihres Beſuches?

— Lieber Graf, ſprach der König, Angioletta's Wachsbild, das er aus Unvorſichtigkeit zerbrochen hatte, aus der Taſche ziehend, das bewußte Bild . . .

— Von Pouſſin, ſagte Saint Germain, den Finger auf den Mund legend und mit einer Pantomime auf die beiden Schirme hinzeigend.

— Von Pouſſin? fragte Ludwig, der den Wink des Grafen nicht gleich begreifen konnte.

— Sire, das Bild von Pouſſin erhalten Sie morgen, ſagte Saint Germain, nahm dem König raſch das Wachsbild aus der Hand und ſteckte es in ſeine Bruſttaſche.

— Himmel, was ſehe ich? rief Ludwig.

— Was ſehen Ew. Majeſtät?

— Hinter jedem dieſer Schirme halten Sie, wie ich an den Füßen bemerke, ein Paar Damen verſteckt . . .

— Hahaha, lachte Frau von Pompadour, ſchnell aus dem Verſteck hervortretend.

— Sie hier, Marquiſe?

— Freilich, freilich . . .

— Und ſo ganz allein?

— Nein, Sire, dort hinter dieſem Schirme ſteckt auch meine Kammerfrau.

— Und hinter jenem?

— Die Frau Fürſtin von Anhalt-Zerbſt und eine ihrer Hofdamen.

— Sire, ſtammelte höchſt verlegen die hervortretende Prinzeſſin.

— Ei, ei, meine Damen, was machen Sie hier?

— Sire, ſagte Frau von Pompadour, ſchnell gefaßt, ich hatte mit der Fürſtin um tauſend Louis gewettet, daß Graf Saint Germain keineswegcs von der Luft und ſeinem Elixire, ſondern wie unſer Einer von kalten und warmen Speiſen lebe. Aus dieſem Grunde hatten wir, die Prinzeſſin und ich, beſchloſſen, den Grafen mitten in der Nacht, nach einer Soirée, von der er heißhungerig nach Hauſe gekommen iſt, zu überrumpeln. Wir fanden unſern gemeinſchaftlichen Freund bei einer wohlbeſetzten Tafel. Entſcheiden Sie nun, Sire, wer von uns Beiden die Wette gewonnen hat.

— Was meinen Sie dazu? fragte der König den Grafen.

— Nach meiner Anſicht hat Frau von Pompadour ihre Wette verloren, denn ich habe, ich wiederhole es noch ein Mal, weder gegeſſen, noch getrunken.

— Aber dieſe Tafel? fragte der König.

— War für meinen Benjamin gedeckt ...

— Doch wozu, theure Freundin, hatten Sie ſich hinter dieſem Schirme verſteckt? fragte Ludwig die Marquiſe.

— Um Sie zu belauſchen und auf dieſe Weiſe hinter das Geheimniß zu kommen, welch dringendes Geſchäft Ew. Majeſtät zum Grafen führt ...

— Der Grund ..., erwiderte der König etwas verlegen.

— Liegt ſehr nahe, fügte Saint Germain hinzu.

— Und dennoch kann ich ihn nicht finden, meinte Frau von Pompadour.

— Unten vor der Thür harrt Ihre Equipage, ſagte der Graf.

— Nun ja, doch begreiſe ich nicht, in welchem Zuſammenhange der nächtliche Beſuch Seiner Majeſtät mit meinem Wagen ſteht?

— Der König, der zufällig vorüberfuhr, ſah Ihre Equipage und wollte, von leichtverzeihlicher Neugier angetrieben, ſich zu überzeugen geruhen ...

— Welch dringendes Geſchäft Sie nach Mitternacht zum Grafen führt, ſetzte der König hinzu, herzlich froh, daß die Geiſtesgegenwart Saint Germain's ihn dadurch aus der Verlegenheit zog.

— Sie wiſſen nun den Grund, erwiderte die Marquiſe.

— Und Sie den meinigen, entgegnete der König.

— Graf, ſagte die Prinzeſſin, die auf Kohlen ſtand, da unſere

Wette nun entſchieden iſt, will ich nicht länger ſtören. Sire, fuhr ſie fort . . .

— Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? fragte der König, den rechten der Fürſtin, den linken der Marquiſe reichend. Kommen Sie, meine Damen . . .

— Gute Nacht, lieber Graf, lächelte Frau von Pompadour.

Die Herrſchaften traten ihren Rückzug an . . . Saint Germain begleitete ſie. Im Vorſaale harrte Benjamin.

— Ein hübſcher Burſche, liſpelte die Marquiſe. Nächſte Pfingſten feierſt Du Deinen wievielten Geburtstag?

— Meinen hundert und zwölften!

— Ei, ſeht doch den Schalk! Seit einer Viertelſtunde hat er ſich um zehn Jahre verjüngt!

— Das macht die Freude, Sie bei uns geſehen zu haben.

— Und wie galant er für ſein Alter iſt! Gute Nacht, ſchlauer Schelm!

— Wie der Herr, ſo der Diener! ſagte der König zu den beiden Damen.

— Dank dem Himmel, daß ſie fort ſind, dachte der Graf in ſeinem Innern.

Bald darauf ging er zu Bette.

XLVIII.

Am andern Morgen präſentirte Saint Germain die Anweiſung, die er als theuere Handſchrift hatte aufbewahren wollen, dem ruſſiſchen Geſandten und nahm dafür 40,000 Francs in Empfang.

Ob der Aether des Grafen der Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt wirklich etwas geholfen habe, weiß ich leider nicht. Die Einen ſagen, die Fürſtin habe, trotz der ſtrengen Vorſchrift, täglich nicht mehr als ſiebenmal ſieben Tropfen jener Tinctur einzunehmen, jeden Tag eine ganze Phiole geleert und ſei wieder ganz Kind geworden; Andere wieder behaupten, ſie habe ſich genau an die Vorſchrift des Grafen gehalten und ſei deſſenungeachtet von Tag zu Tag älter geworden.

XLIX.

Der Graf hatte das für den König beſtimmte Wachsbild ſo zu kneten gewußt, daß es bei der leiſeſten Berührung hatte brechen müſſen, was denn auch bald genug geſchehen war. Saint Germain hatte dadurch Zeit gewonnen, denn als Seine Majeſtät ein neues Exemplar von ihm verlangten, erklärte der Graf, daß er zur Anfertigung deſſelben mindeſtens eben ſo lange Zeit als zum erſten brauche.

So waren denn wieder vier volle Wochen verfloſſen, ohne daß ſich König Ludwig ſeinem heißerſehnten Ziele einen Fuß breit näher ſah. Seine Majeſtät geruhten bereits Allerhöchſtihre Geduld zu verlieren.

— Graf, ſagte der König zum Wundermann, als dieſer ihm das neuangefertigte Wachsbild überreichte, Ihre Schweſter iſt entweder der tugendhafteſte Engel oder die verſchmitzteſte Kokette auf dem ganzen Erdenrund. Sie würdigt Keinen eines Blickes, nimmt jede Aufmerkſamkeit mit der gleichgiltigſten Miene hin und iſt kalt wie der Tod; aber eben dieſe Kälte iſt der Zauber, der all' meine Gluth anfacht. Gleichviel, ob ſie ein guter Engel oder eine böſe

Kokette iſt, ich liebe ſie und geſtehe Ihnen, daß ſie das erſte Weib iſt, das einen ernſten Eindruck auf mich macht. Ich fühle mich in ihrer Nähe neu verjüngt; ihr Anblick ruft in meiner Seele grüne Jugendträume wach. Stundenlang möchte ich den milden Mondglanz ihrer Augen ſchauen, hinabtauchen in den geheimnißvollen Grund dieſer lichtumfloſſenen Welt und dort ihre Gedanken leſen, ihre Wünſche errathen. Tage lang möchte ich der Muſik ihrer Stimme lauſchen und mich berauſchen an dieſen Tönen, die wie ein Concert von Aeolsgeſäuſel und Nachtigallengetön, von Zephirgeflüſter und Harfenklang mein Ohr mit ſüßen Feenmärchen umſpinnt und meine Seele in wunderholde Träume wiegt. Das allergleichgiltigſte Wort erhält in ihrem Munde einen himmliſchen Reiz, einen frommen Zauber, der wie ein herzlieber Ave-Maria-Gruß in meine Seele einzieht und jeden Gedanken zur Andacht ſtimmt. Wenn Angioletta ſpricht, glaube ich eine Seraphſtimme zu vernehmen, die aus azurblauer Höhe Worte des Troſtes auf mich herniederträufelt. Sage ich das Ihrer Schweſter, ſo fängt ſie herzlos zu lachen an und gefällt ſich darin, Alles, was ich für ſie fühle, für Scherz zu halten. Ach, Graf, dieſe Gleichgiltigkeit, dieſe Kälte, dieſes mitleidloſe Lachen bringt mich in Verzweiflung!

Saint Germain verſuchte zu tröſten.

— Seit drei Tagen, fuhr der König fort, trage ich einen Brief an Ihre Schweſter bei mir. Darf ich Sie bitten, ihn unerbrochen an Gräfin Angioletta abzugeben?

— Sire, ich werde nicht ſäumen …

— Wann bringen Sie mir Antwort?

— Vielleicht ſchon morgen.

— Bringen Sie ihr tauſend heiße Grüße.

Der Graf wollte ſich entfernen.

— Noch Eins! Hätten Sie wohl Luſt, Herr von Saint Germain, in Kurzem eine diplomatiſche Miſſion nach London zu übernehmen?

— Ew. Majeſtät finden mich Tag und Nacht zu Ihrem Dienſte bereit.

— Wir beſprechen das Nähere, wenn Sie mir Antwort von Ihrer Schweſter bringen.

Der Graf verneigte ſich und ging.

L.

Das Schreiben, das der König dem Gemahle ſeiner Angebeteten anvertraut hatte, kam uneröffnet in die Hand der Gräfin.

— Ein Billet-doux, ſagte Saint Germain.

— Von wem? fragte Angioletta, die Aufſchrift betrachtend.

— Von einem Manne, der Dich liebt, vom König!

— Der alte Schwärmer langweilt mich. Ich mag nicht wiſſen, was er mir ſchreibt, ſagte die Gräfin und wollte den Brief zerreißen.

— Darf Dein Gemahl ihn leſen?

— Ich habe kein Geheimniß ... Du darfſt Alles wiſſen.

Saint Germain las den Brief; er enthielt eine vollſtändige Liebeserklärung und die Zuſage, die Gräfin an dem Tage, an dem ſie des Königs Wunſch erhöre, zur Herzogin von Etampes mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt von 500,000 Francs zu erheben.

— Der König bietet Dir ein glänzendes Loos, einen Herzogstitel, Glanz und Reichthum ...

— Ich verſchmähe ſeine Gaben und wiederhole, was ich Dir oft genug geſagt: der gute Ludwig ennuirt mich ... und legte er ganz Frankreich zu meinen Füßen, ich würde ſeine Wünſche nicht erhören ...

— Der König verlangt Antwort.

— Sie lautet kurz und bündig: Sire, je n'aime pas les Rois.

— Und unſer Plan?

— Gebietet, dem Könige Liebe zu heucheln. Es ſei! Ich will Deinem Ehrgeize ein ſchweres Opfer bringen, dem Schwärmer antworten und ihm Hoffnung machen.

Und das that ſie auch. Saint Germain, entzückt über die Treue ſeiner Gemahlin, fühlte ſich nach dieſer neuen Probe beruhigter und glücklicher als je. Er glaubte, daß eine Frau, die den Bewerbungen eines Königs widerſtehen könne, unverführbar ſei. Angioletta aber war ein Weib, das im Manne nur den Mann liebte, ein ſinnliches Weib, in deſſen Augen Jugend und Schönheit, Kraft und Männlichkeit mehr Zaubermacht, als der Glanz einer Krone, als der Reichthum eines Königs beſaßen. Sie liebte Caſanova und hätte ihn geliebt, wäre er ein Bettler, wäre er ein Landſtreicher, wäre er ein Räuber geweſen.

LI.

Es waren ſeitdem zwei Monate verfloſſen.

Angioletta liebte den Cavaliere mit einer Wärme, einer Gluth, einer Leidenſchaftlichkeit, die allmälig in Tollheit, Wahnſinn, Raſerei überging. Die Gräfin geſtand ſich, daß ſie ohne Caſanova nicht mehr leben könne; dieſer Gedanke hatte in ihrer Seele ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß er nicht mehr auszurotten war. — So lange ſie in Caſanova's Armen lag, war ſie, berauſcht von ſeinen Küſſen, bethört von ſeinen Schwüren, ruhig und glücklich; aber wenn ſie allein war, bemeiſterte ſich ihrer eine Unruhe, eine Angſt und Qual, die alle Martern der Hölle überſtieg; dann erwachte das Gewiſſen; dann nagte es wie ein giftiger Skorpion an ihrem Herzen; dann machte ſie ſich tauſend bittere Vorwürfe, fluchte ihrem Geſchick und wünſchte ſich den Tod, da das Leben ohne Caſanova's Beſitz ihr als unerträgliche Laſt erſchien. Der Anblick ihres Gemahles flößte ihr Furcht und Schrecken ein: jeder zärtliche Blick, jedes freundliche Wort des betrogenen Gatten drang wie ein zweiſchneidiges Schwert, wie ein vergifteter Pfeil, in ihr aus hundert Wunden blutendes Herz. Mehr als ein Mal ſtand ſie auf dem Punkte, vor den Grafen hinzuſinken und ihm die ganze Größe ihrer Schuld zu beichten, ſich ſelbſt anzuklagen als Meineidige, die ſeiner Liebe unwerth ſei; aber Schamgefühl und Furcht vor ſeinem Zorne hielten ſie ſtets davon zurück. Stundenlang ſchloß ſie ſich in ihr Zimmer ein und zerfloß in Thränen. Was ſollte ſie thun? Dieſer frevelhaften Liebe entſagen? Es war zu ſpät! Die Sünde eines gebrochenen Schwures läßt ſich nicht durch Entſagung ſühnen. — — — Nachts, wenn ſie in den Armen ihres Gemahles lag, drängte ſich zwiſchen ihn und ſie Caſanova's Bild; dann ſchlug ihr das Herz ſo laut und ungeſtüm, als ob es brechen wollte unter der Laſt des ſüßen Frevels. In dieſer fieberhaften Aufregung war es ihr, als müſſe ſie Caſanova! Caſanova! rufen und ſtatt des Gemahles den Verführer an ihr liebetrunkenes Herz drücken. Wie unerträglich, wie peinigend erſchien ihr dann jede Liebkoſung des Grafen! Matt und müde ſehnte ſie ſich nach Schlaf und dennoch fürchtete ſie ihn, aus Furcht, im Traume, im unbewußten, zügelloſen Denken, das

Bekenntniß ihrer Sünde abzulegen, das Geheimniß ihres Frevels zu verrathen. Mit einem Wort: die Gräfin verzweifelte.

Nichts von dem Allem empfand Caſanova. Er liebte Angioletta, wie er vor ihr hundert andere Frauen geliebt. Er erſchöpfte ſich in Schwüren ewiger Liebe, ewiger Treue, ohne daran zu denken, auch nur einen dieſer tauſend Eide zu halten. Von jeher war es ſein Grundſatz, eine Frau nur ſo lange zu lieben, bis ſich eine Andere findet, die liebenswürdiger als Jene iſt. Es koſtete ihm dann nicht den kleinſten Kampf, die alte Neigung als Ballaſt über Bord zu werfen und eine neue Flagge aufzuziehen. Caſanova war, wie Jeder weiß, ein Mann ohne alles Gewiſſen.

— Blumen und Frauen, ſagte er, ſind nur zum Pflücken auf der Welt. Brichſt Du ſie nicht, ſo bricht ſie ein Anderer! Im Punkte der Liebe muß man ſich keine Scrupel machen; in der Liebe iſt jede Täuſchung, jeder Meineid, Liſt und Gewalt, kurz jedes Mittel, das zum Ziele führt, erlaubt. Wer anders denkt, iſt ein Dummkopf, der bei den Weibern niemals Glück machen wird.

So dachte Signor Caſanova, der in der That kein Dummkopf, aber ein gewiſſenloſer Roué war. Aber gerade dieſe Art von Männern hat faſt für alle Frauen etwas Unwiderſtehliches; es iſt eine alte Erfahrung, daß ein „mauvais sujet“ auf ſie mehr Eindruck macht, als ein „langweiliger Ehrenmann“.

Und der Graf? Er ahnte nichts, gar nichts!

In manchen Lagen des Lebens ſind oft die klügſten Männer die allerdümmſten!

LII.

Eines Morgens, als die Gräfin in Begleitung ihrer Kammerdienerin ausgegangen war, um, wie ſie vorgab, bei den Putzhändlerinnen die neueſten Herbſtmoden zu muſtern und nothwendige Einkäufe zu machen, bekam Saint Germain, als er ſich zufällig im Boudoir ſeiner Gemahlin befand, heftiges Naſenbluten. Ein Griff nach der Rocktaſche überzeugte ihn, daß er kein Schnupftuch bei ſich habe. In demſelben Augenblick fiel ſein Blick auf den Wäſchſchrank, an dem Angioletta — heute zum erſten Male — den Schlüſſel hatte ſtecken laſſen. Der Graf öffnete den Schrank und zog haſtig ein Tuch hervor; in demſelben Augenblick gleitete ein Billet, das in der Wäſche verſteckt geweſen war, zu ſeinen Füßen nieder. Anfangs gewahrte er's nicht. Erſt als das Naſenbluten aufgehört hatte, bemerkte er das Papier und hob es auf. Man denke ſich die traurige Ueberraſchung des armen Mannes, als er Folgendes las:

„Meine ſüße A. Morgen, Dienſtag, um eilf Uhr, erwartet Dich in der Kirche Saint Sulpice Dein treuer C.“

Der Graf traute ſeinen Augen nicht. Er las es noch ein Mal und war erſtarrt, verſteinert, vernichtet. Der Verrath ſeines Weibes ſtand plötzlich in der ganzen Nacktheit vor ihm. Hier war kein Zweifel möglich. Dieſe ſüße A. konnte keine Andere als Angioletta, dieſer treue C. — o Himmel und Hölle! — kein Anderer als Caſanova ſein.

Der Graf ſtampfte mit den Füßen, knirſchte mit den Zähnen und war außer ſich vor Zorn. Aber als ſich die erſte Wuth gelegt hatte, trat er an's Fenſter, preßte ſeine fieberheiße Stirn an die kalten Scheiben und fing zu weinen an wie ein Kind. Kein anderes Wort als der Name ſeines Weibes kam über ſeine bleichen Lippen. Angioletta! Angioletta! rief er von Thränen unterbrochen, aber jedesmal klang es anders. Ihr Name war ein Thema, das er durch alle Tonarten ſeiner Empfindungen variirte; bald lag eine tiefe Wehmuth, bald ein bitterer Vorwurf, bald eine furchtbare Drohung, bald eine milde Vergebung im Tone des Grafen.

Nachdem er ſich ausgeweint hatte, ging er beruhigt auf und ab und fragte ſich:

— Was iſt zu thun? Soll ich mit dieſem Beweiſe ihrer Schuld vor ſie hintreten und ſie für ihre Untreue beſtrafen, oder ſoll ich ſchweigen und ihr vergeben? Noch bin ich zu aufgeregt, um einen Entſchluß zu faſſen. Aber bevor ich ſie verdamme, muß ich factiſche Beweiſe haben.

Er nahm ſeinen Hut und ging.

An der nächſten Straßenecke warf er ſich in einen Fiaker und fuhr — jeder Leſer, welcher eiferſüchtig iſt, wird bereits errathen haben, wohin er fuhr. Zum Glück kam er zu ſpät.

LIII.

Als die Gräfin zwei Stunden ſpäter, von ihrem Rendezvous heimgekehrt, in ihr Boudoir eintrat und den Wäſchſchrank offen fand, wurde ſie leichenblaß. Ein dunkles Vorgefühl ſagte ihr, daß ihr Geheimniß verrathen ſei. Sie ſuchte das Billet und fand es nicht. Eine grenzenloſe Angſt ſchnürte ihr Bruſt und Kehle zu. Sie wollte fragen und hatte nicht den Muth, ſie wollte weinen und vermochte es nicht. Da kam der Graf. Er ſchien ungewöhnlich heiter.

— Wo war mein ſüßes Weib? fragte er, ſie herzlich umarmend.

— Ich war bei meiner Putzmacherin.

— Und was haſt Du Dir gekauft?

— Einen Schleier ...

— Darf ich ihn ſehen?

— Ich erhalte ihn erſt gegen Abend ...

— Brauchſt Du Geld, ſo ſag' es, denn in einer Stunde reiſe ich ...

— Wohin? fragte Angioletta, mehr überraſcht als erſchreckt.

— Eine dringende Angelegenheit ruft mich nach Brüſſel.

— Darf ich Dich begleiten?

— Ich habe Gründe, Dich zu bitten, in Paris zu bleiben.

— Allein, ganz allein willſt Du reiſen?

— Ich nehme Benjamin mit ...

— Dann bin ich ruhig ...

— Du darfſt es ſein, denn in längſtens zehn Tagen bin ich wieder bei Dir.

— Und darf ich den Grund Deiner Reiſe wiſſen?

— Ich habe kein Geheimniß vor Dir. Der kaiſerliche Kämmerer, Graf Maximilian Joſeph von Lamberg, einer meiner treueſten Freunde, wünſcht mich im Auftrage der Kaiſerin Maria Thereſia zu ſprechen. Im Namen der Monarchin hat er mich eingeladen, ungeſäumt nach Brüſſel abzureiſen. Die Pferde ſind bereits beſtellt ...

— Und wenn man bei Hofe nach Dir fragt?

— Dann ſage, daß ich auf Anrathen des Arztes nach Spaa gegangen ſei. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

Eine Stunde ſpäter hielt vor der Wohnung des Grafen ein mit vier Pferden beſpannter Reiſewagen. Das Peitſchengeknall des Poſtillons riß Herrn von Saint Germain aus den Armen ſeiner Gemahlin.

— Es drängt die Zeit, ſprach der Graf, ich muß fort.

Und bald darauf ſaß er mit Benjamin im Wagen, der pfeilſchnell durch die Straßen jagte.

— Gottlob! ſagte die Gräfin und ſetzte ſich an ihren Pult.

In aller Eile ſchrieb ſie an Caſanova folgende Zeilen:

„Zitternd, bebend, ergreiſe ich die Feder, um Dir, Abgott meiner Seele, ungeſäumt zu melden, daß vor fünf Minuten der Graf nach Brüſſel abgereiſt iſt und erſt in zehn Tagen wiederkehrt. Begreiſſt Du, welches Glück, welche Wonne, welche Seligkeit in dieſer Nachricht liegt? Zehn Tage dürfen wir uns angehören, unbewacht, ungeſtört . . . o Gott, mein Herz zerſpringt vor Freude! Heute Nacht, Punkt Zwölf Uhr, erwartet Dich mit glühendheißer Sehnſucht Die glücklichſte aller Frauen.“

LIV.

Man verzeihe mir, daß ich den Faden der Erzählung fallen laſſe, um die Frage aufzuwerfen, warum noch Niemand auf den Einfall gerathen, eine Geſchichte des ſechſten Gebots zu ſchreiben? Iſt es doch von allen zehn Geboten gerade dasjenige, das am häufigſten überſchritten wird.

Ein altes Sprüchwort ſagt: jedes Geſetz habe eine wächſerne Naſe, die ſich nach Gutdünken ſtumpf und ſpitz drehen laſſe. Das verſuchte André Dacier auch mit dem ſechſten Gebote. Als Student ſuchte er den Beweis zu führen, daß im lateiniſchen Grundtext unter dem Wort pactum nicht Ehepact, ſondern Vertrag im Allgemeinen zu verſtehen ſei. Nach ſeiner Anſicht lautet der wahre Sinn des ſechſten Gebotes nicht ſo ſchauerlich, als man ihn gewöhnlich auszulegen beliebt. Das ſechſte Gebot, behauptete Dacier, verlangt weiter nichts als: Du ſollſt keine Verträge brechen. Der Präſes war über dieſe ſcharfſinnige Auslegung ſo entzückt, daß er ausrief: „Sie werden entweder ein Teufel oder ein großer Mann!“ Leider hat ſich aber weder die eine noch die andere Prophezeihung erfüllt. Herr Dacier wurde ein mittelmäßiger Juriſt und nebenbei ein langweiliger Schöngeiſt, den der witzige Pavillon nicht mit Unrecht „un gros mulet chargé de tout le bagage de l'antiquité“ nennt. Alſo trotz der Auslegung dieſes Herrn Dacier iſt alle Welt einig, daß das ſechſte Gebot alſo lautet: Du ſollſt nicht ehebrechen.

Ehebruch — adulterium — iſt ein Hochverrath an der ehelichen Treue, eine Verletzung des ehelichen Gelübdes, ein Meineid des Fleiſches.

Die lateiniſche Benennung „adulterium“ ſtammt vom Zeitwort adulterare ab, deſſen Grundbegriff: „ſchwächen“, „verfälſchen“ heißt, daher adulterator monetae ein Falſchmünzer, adulterina moneta falſche Münze, clavis adulterina ein Nachſchlüſſel oder Dietrich heißt. Die galantern Griechen nannten den Ehebruch μοιχεια (Vermiſchung).

Bei faſt allen Völkern der Erde wird der Ehebruch beſtraft.

Je roher die Völker, deſto grauſamer ihre Strafgeſetze. Je grauſamer das Geſetz, deſto kürzer die Dauer deſſelben. Die Wahrheit dieſer beiden Sätze beſtätigt ſich durch die Strafen, womit die verſchiedenen Nationen der Erde die Uebertretung des ſechſten Gebots geſühnt haben.

Bei den Juden wurde die Ehebrecherin geſteinigt.*) Der Mann hingegen verfiel, wie bei allen Völkern, wo Vielweiberei erlaubt iſt, nur dann in Strafe, wenn er eine Verheirathete verführt und dadurch die Rechte eines Andern verletzt hatte.

Ein Sklavenweib, das die Ehe brach, wurde nicht mit dem Tode, ſondern nur mit Schlägen beſtraft, denn das Geſetz ging von dem einfältigen Grundſatze aus, daß die Ehe eines Leibeigenen geringer als die eines Freien, ſein verletztes Recht alſo minder bedeutend ſei. Der freie Jude, der ſeines Sklaven Weib entehrt hatte, brauchte, um ſeine Schuld zu ſühnen, den Prieſtern nichts weiter als einen Widder zu opfern.

Jedem freien Juden ſtand das Recht zu, ſeiner Frau, beim leiſeſten Zweifel an deren Treue, den Reinigungseid zuzuſchieben. Ein Weib, das des Ehebruchs verdächtig war, mußte im Tempel erſcheinen. Ein Prieſter entblößte ihr Geſicht und den Obertheil des Körpers und ſchnitt ihr die Haare ab; dann las er ihr einen mit Verwünſchungen aller Art angefüllten Eid vor, den ſie Wort für Wort nachſprechen mußte; dann füllte er einen Becher mit dem Waſchwaſſer der Prieſter, that etwas Erde vom Fußboden des Heiligthums hinein, wuſch damit die auf eine Tafel geſchriebene Eidesformel ab und ließ ſie dies Gemiſch austrinken. War ſie ſchuldig, ſo ſchwoll ihr der Leib auf und ſie ſtarb — oft ſchon nach wenigen Stunden, oft erſt in Jahresfriſt. War ſie unſchuldig, ſo ſchadete ihr das Waſſer nichts. Die Wunderkraft dieſes Trankes — das bittere Fluch-Waſſer genannt — beruhte wohl nur auf einem bloßen Volksglauben, den die Israeliten aus Aegypten mitgebracht hatten, und den Moſes benutzte, weil der Ehebruch dadurch ſeltener ward. — Ob in jenes Waſſer etwas hineingethan wurde, iſt ſchwer zu beſtimmen, obgleich es Viele, aber ohne Erfolg, verſucht haben.[1])

---

*) Deuter. 22, 23. Joann. 8, 5. Ezech. 16, 14.

Das Weib des Hindus, das die ihrem Gebieter ſchuldige Treue verletzt, wird auf öffentlichem Markte von Hunden zerfleiſcht und ihr Verführer, an ein eiſernes, glühend gemachtes Bett befeſtigt, lebendig verbrannt.[2])

Die alten Aegypter ſchnitten der Ehebrecherin die Naſe ab, da es gleichſam ein Recht der Wiedervergeltung war, das Weib, das durch ſeine Schönheit zu verbotener Luſt gereizt, der höchſten Zierde eines ſchönen Angeſichts zu berauben. Die Strafe war raffinirt-boshaft: eine Lais ohne Naſe iſt ein Scheuſal! — Der Verführer kam mit tauſend Stockprügeln davon.[3]) Andere wollen behaupten, man habe ihm dann noch das ſündige Glied abgeſchnitten.[4])

In Lacedämon wurde dem armen Ehebrecher ein Rettig in den Hintern gekeilt, eine Strafe, die unter dem Namen ραφανιδωσις bekannt war. Der Reiche zahlte blos Löſegeld.[5])

Nach den Geſetzen, die Solon den Athenienſern gegeben hatte, durfte der Mann ſeine ehebrecheriſche Frau tödten oder als Sklavin verkaufen.[6] In letzterm Falle durfte ſie nie mehr die Schwelle des Tempels betreten.[7]

---

[1]) Pierer's Univerſal-Lexikon, Bd. III., Seite 569.
[2]) Rotteck's Staats-Lexikon, Bd. IV., S. 572.
[3]) Diodor. Sicul. libr. II. caput. III.
[4]) Dempster ad Rosinum, 8, 14.
[5]) Aristophanes.

Der Mann, der Vater und der Bruder der Frau durfte den Ehebrecher ohne Bedenken todtſchlagen.[8]

Der Vater, welcher Beweiſe von der Entehrung ſeiner Tochter beſaß, durfte dieſelbe als Sklavin verkaufen.[9]

Die Locrier ſtachen der Ehebrecherin beide Augen aus.[10]

Bei den Thuriern, einem alten Volksſtamme im heutigen Neapel, mußten Mann und Weib, die ſich des Ehebruchs ſchuldig gemacht, auf dem Theater vorgeführt und als abſchreckendes Beiſpiel vor den Augen aller Zuſchauer proſtituirt werden.[11]

Im alten Rom geſtattete das Romuliſche Geſetz jedem Römer, ſeine Frau zu verſtoßen, wenn ſie dem Manne Gift bereitet, Nachſchlüſſel gemacht oder Ehebruch getrieben hatte.[12] Später wurde dem Ehebrecher das ſündige Glied abgehauen und um den Hals gehängt; ſo wurde er durch die Stadt geführt.[13] Noch ſpäter wurden dem Verbrecher blos Naſe und Ohren abgeſchnitten.[14] Der Ehebrecherin wurde das Haupthaar abgeſchoren und eine Toga virilis angezogen; ſo mußte ſie, verfolgt vom Spott und Hohn des ſchadenfrohen Pöbels, durch die Gaſſen ſchreiten; nach überſtandener Strafe konnte der Mann ſie verſtoßen.[15])

---

[6] Plutarch. vit. Solon. cap. 19.

[7] Meursius, vit. Solon. et Themis Attica 1, 5.

[8] Danet, Dictionnaire des Antiquités Grecques et Romaines, pag. 28.

[9] Rotteck's Staats-Lexikon, Bd. IV., S. 539.

[10] Valerius Maxim. lib. VI. cap. V.

[11] Danet, Dictionnaire des Antiquités Grecques et Romaines, pag. 27.

[12] Plutarch. vita Romuli.

[13] Plautus, Miles gloriosus, 5, 15. Rigaltus ad Phaedrum 3, 12. Horat. lib. I. Satir. 2. v. 46.

[14] Martial lib. I., epigram. 83.

Jedem Römer, der ſeine Frau oder Tochter in den Armen des Verführers traf, ſtand das Recht zu, Beide, Verführer und Verführte auf der Stelle zu tödten.

Nach der **Lex Julia** wurde der Ehebrecher mit Landesverweiſung beſtraft. Das Weib wurde in ein Kloſter geſteckt. Später trat an die Stelle des Kloſters Gefängniß, aus dem ſie ſich durch Geldſtrafe loskaufen konnte.

Nach demſelben Geſetze wurde jeder Römer beſtraft, der die Unkeuſchheit ſeiner Frau ertrug, ohne ſie vor Gericht zu ziehen und auf deren Beſtrafung anzuhalten.

Ein Geſetz des Kaiſer Auguſtus ſtraft beide Verbrecher mit Verbannung und mit Verluſte eines Theiles ihres Vermögens.

Unter der Regierung des Kaiſers Macrinus wurden beide Verbrecher zuſammengebunden und lebendig verbrannt.[16])

Nach einem Geſetze Conſtantins des Großen wurde der Ehebrecher mit dem Schwerte hingerichtet, und nach einer Verordnung Juſtinians die Ehebrecherin mit körperlicher Züchtigung und Einſperrung in ein Kloſter beſtraft.

Die alten Deutſchen überließen die Beſtrafung der Ehebrecherin dem Gutdünken des Mannes. In der Regel ſchnitt er ihr in Gegenwart ihrer Verwandten das Haupthaar ab, ließ ſie entkleiden,

---

15) Dempster ad Rosinum, 8, 14.
16) Julius Capitolin. in vita Macrini, cap. 12.

verſtieß ſie aus ſeinem Hauſe und peitſchte ſie nackt durch das ganze Dorf.[17])

Die Kirche, die im Ehebruch die Verletzung eines heiligen Sacramentes ſieht, ging ſo weit, daß ſie ſterbenden Ehebrechern trotz aller Buße nicht Abſolution ertheilte.[18])

Mahomet verfügt im Koran (Sura 4, betitelt die Weiber): „Wenn Euere Weiber ſich durch Ehebruch verſündigen, ſo müßt Ihr dieſes Verbrechen durch vier Zeugen erweiſen, alsdann könnt Ihr ſie ſo lange in einem beſondern Behältniſſe Eures Hauſes einkerkern, bis ſie entweder der Tod befreit, oder Gott ihnen ein Mittel gewährt, Eurer Gefangenſchaft zu entrinnen.“

Die Angelſachſen legten der Ehebrecherin die Verpflichtung auf, ſich mit einem Strick aufzuhängen. Ihr Körper wurde verbrannt und der Ehebrecher über deren Aſche aufgehängt.[19])

Bei den Engländern hatte Heinrich I. den Ehebruch mit bloßer Geldſtrafe belegt, Edmund aber das Verbrechen wie den Todtſchlag beſtraft. Canut verordnete, daß man den Ehebrecher verweiſen, der Frau aber Naſe und Ohren abſchneiden ſoll. Die neuere Geſetzgebung hat wieder Geld-Entſchädigungsklagen eingeführt. Als ob Geld im Stande wäre, einen Schandfleck auszumerzen!

Bei den Wiſigothen waren beide Verbrecher in des Mannes Gewalt; er durfte ſie und ihn erſchlagen. Wenn Letzterer keine Kinder hatte, war Jener Erbe der Güter des Erſchlagenen.

Das Geſetz des Receſſuinde geſtattete den Kindern einer ehebrecheriſchen Frau, ſowie den Kindern des Ehebrechers, ihre Aeltern

---

17) Tacit. de morum German. cap. 19.

18) Niemeier, Dissertat. de disciplina ecclesiae, cap. 3. §. 67.

19) Dufresne, Glossarium latin. in artic. Adulterium.

anzuklagen. Daſſelbe Geſetz verpflichtete auch die Sklaven, die Ehebrecherin zu feſſeln und ſie dem Manne und Richter zu denunciren. Grauſames Geſetz, welches in die Hände rachſüchtiger Diener die Ehre ihrer Herrin legt! ruft Montesquieu.

Bei den Franken wurden beide Verbrecher nackt durch die Stadt gepeitſcht, was trotare hieß.

Wenn in Aragonien eine verheirathete mit einer ledigen Perſon die Ehe brach, ſo verlor ſie all' ihren Schmuck und ihre Kleider und mußte außerdem 60 Solidi Strafe bezahlen. Wenn aber beide Theile verheirathet waren, ſo mußte jeder von ihnen die doppelte Strafe erlegen und wenn ſie dieſe nicht auftreiben konnten, erhielt jeder von ihnen 120 Ruthenhiebe.

Die alten Luſitanier verbrannten beide Verbrecher. §. 2. des Grundgeſetzes von Lamego lautet: „Jede ehebrecheriſche Frau, dieſes Verbrechens von ihrem Manne vor dem Richter überführt, wird mit ihrem Mitſchuldigen lebendig verbrannt; doch ſoll das Urtheil zuvor der Beſtätigung des Königs unterworfen werden. Wenn der Mann ſich der Vollziehung des Urtheils widerſetzt, ſoll ſeine Frau die Strafe nicht erleiden, in dieſem Falle aber auch der Mitſchuldige begnadigt werden.“

Die Böhmen enthaupteten ihre Ehebrecher.

In Polen wurde der Verbrecher auf öffentlichem Markte angenagelt. Man gab ihm ein Scheermeſſer in die Hand und ließ ihm die Wahl, ob er ſich losſchneiden oder auf dieſe Weiſe ſterben wollte.20)

---

20) C. Schöttgen's Antiquitäten-Lexikon, herausgeg. von J. A. Fabricius, Seite 408.

In ſpätern Zeiten, als ſich, vorzugsweiſe in Deutſchland, jede Stadt ihr eigenes Geſetz (Weichbildrecht, jus civitatis) gab, erfand man für die Uebertretung des ſechſten Gebotes eben ſo viel barbariſche als lächerliche Strafen, Strafen, mit deren Aufzählung man ein ganzes Buch füllen könnte.

Es ſei mir erlaubt, aus dieſer Unzahl zwei Proben anzuführen.

Ein altes ſächſiſches Weichbildrecht befiehlt: „Er (der beleidigte Theil) ſoll ſie Beide binden auf einander, ſie unter den Galgen führen und daſelbſt ein Grab graben, ſieben Schuh lang und eben ſo tief. In dieſes Grab ſoll er zwei Arme voll Dorngebüſch legen und dann das Weib mit dem Rücken darauf, den Friedensbrecher über ſie und über Beide wieder Dorngebüſch, und dann ſoll er durch ſie Beide einen eichenen Pfahl durchſchlagen und das Grab mit Erde zufüllen.“ In ältern Zeiten ſuchten die Herren Geſetzgeber ihren größten Triumph in der Erfindung neuer Strafen.

Wie ſehr ſticht dieſes barbariſche Geſetz von dem folgenden ab. Im Jahre 1585 wurde ein gewiſſer Hans Färber in der damals ſchwäbiſchen Reichsſtadt Kaufbeuern wegen Verletzung deß ſechſten Gebotes zu der Strafe verurtheilt, alle Sonn- und Feiertage einen grauen Rock anzuziehen und in dieſem Rocke in der Kirche zu erſcheinen. Nach meiner Anſicht iſt dieſe Strafe, wie mild ſie auch Manchem erſcheinen mag, doch weit abſchreckender als das Grab mit dem Dornenbuſch. Beſtände noch heut zu Tage dieſe Strafe, wieviel Grauröcke ſähe man Sonntags in jeder unſerer Kirchen?

Nach den alten Turnier-Geſetzen, geſammelt um das Jahr 1066 von Preuilly, durfte kein des Ehebruchs überwieſener Ritter zum Turniere zugelaſſen werden.

Nach der Culmer Handfeſte, nach dem Lübiſchen und Magdeburger Recht, das auch die Johanniter in ihren Ordensſtaat eingeführt hatten, war es dem Manne nur dann erlaubt, ſein pflichtvergeſſenes Weib zu tödten:

1) Wenn er ſelbſt den Schwur der Treue nie gebrochen. (Wie wollte er das wohl beweiſen?)

2) Wenn er ſeiner Frau nie die eheliche Pflicht verweigert hatte.

3) Wenn er niemals ſpäter nach Hauſe gekommen war, als er ſie hatte wiſſen laſſen. (Sonderbare Klauſel!)

4) Wenn kein Gewaltiger gedroht hatte, ſie und die Ihrigen zu verderben, wenn ſie ſich nicht ſeinem Willen füge.

Das humane Geſetz ließ hier den Frauen vier ſchützende Hinterpförtchen auf.

Ich könnte meinem Leſer noch viel und mancherlei erzählen, doch ſcheint es mir hohe Zeit, wieder zur Heldin meiner Erzählung zurückzukehren.

LV.

Angioletta befand ſich ſeit dem Augenblick, in dem ſie jene liebeglühenden Zeilen durch ihre Kammerdienerin an Caſanova abgeſchickt hatte, in fieberhaft-aufgeregtem Zuſtande. Mit pochendem Herzen, mit heißer Ungeduld, mit ungeſtümer Sehnſucht erwartete ſie die Nacht und das Erſcheinen des Geliebten. Sie lief von einem Zimmer ins andere und ſuchte ſich durch Geſang, durch Lectüre zu zerſtreuen; aber Alles vergebens! Ein einziger Gedanke, der Gedanke an ihn, unterjochte alle andern. Zitternd, bebend, warf ſie ſich auf die ſchwellenden Kiſſen der Ottomane und zog aus dem blendenden Schnee ihres Buſens eine kleine goldene

Kapſel hervor, in der ſich ſein Bildniß befand. Sie ließ ihr Auge darauf ruhen und weinte vor Freude; dann preßte ſie es an ihren Mund und bedeckte es mit tauſend Küſſen der glühendſten Liebe.

— Wie ſchön biſt Du! ſagte ſie zu ſeinem Bilde. Welches Feuer glüht aus Deinen Augen! Welcher Geiſt, welcher Zauber ſprüht von Deinen Lippen! O laß Dich küſſen, Caſanova, küſſen viel tauſend, tauſend Mal, Herz meines Herzens, Seele meiner Seele, mein Himmel, mein Gott, mein Alles! Sprich, mein Adonis, liebſt Du mich denn wirklich? Bin ich denn auch ſchön genug, Dir zu gefallen? Bin ich denn auch klug genug, Dich ewig zu feſſeln? O ſag' mir, Caſanova, biſt Du mir denn auch noch treu? Liebſt Du nicht außer mir noch eine Andere? Und iſt dieſe Andere ſchöner als ich? Liebt ſie Dich mehr als ich Dich liebe? Glaube das nicht, Caſanova! Es giebt kein Weib auf Erden, das glühender zu lieben im Stande iſt, als Angioletta! Ich könnte Dich tödten aus Liebe! Ach, Caſanova, was ſind alle Schätze der Welt gegen einen Kuß von Deinem Munde! O, könnte ich Dich jetzt in meine Arme ſchließen, ich wollte Dich küſſen ſo lange, bis Du todt zu meinen Füßen lägeſt. Meine Liebe würde Dich von Neuem ins Leben rufen, um Dich von Neuem zu tödten durch die Gluth meiner Küſſe. Iſt das Liebe? Nein, Caſanova, das iſt Raſerei!

Erſchöpft ſank ſie auf die Kiſſen zurück. Sie träumte mit wachen Augen; ſie ſah alle Himmel offen, ſie vernahm die Muſik der Sphären und ſtöhnte in faſt bewußtloſem Taumel, Caſanova! Caſanova! Komm, komm! Angioletta erwartet Dich! Eile, fliege! Ich ſterbe!

Dann ſchloſſen ſich die Augen und ſie lag wie todt. Als ſie wieder zu ſich gekommen war, ſtand die Kammerdienerin vor ihr.

— Nun, Dorette? fragte die Gräfin.

— Der Cavaliere war nicht mehr zu Hauſe.

— Und das Billet?

— Ich gab's dem Diener.

— Und was ſagte er?

— „Mein Herr wird heute ſchwerlich nach Hauſe kommen!"

— Und weshalb?

— Ich traue mich nicht, es Ihnen wiederzuſagen ...

— Sprich, ich befehle es Dir!

— Mein Herr, ſprach der Diener, hat, unter vier Augen geſagt, heute zwei Rendezvous!

— Zwei ...

— Rendezvous, wie geſagt; das eine um vier Uhr Nachmittags mit der Prinzeſſin von Soubiſe, das andere um zehn Uhr Abends mit Mademoiſelle Guimard, einer Tänzerin, die, kaum ſechszehn Jahre alt, ſchwarz und häßlich, aber pikanter als des Teufels Großmutter iſt, ſagte der Schlingel und lachte, als hätte er ſich Gott weiß was dabei gedacht.

— Abſcheuliche, Du lügſt ...

— Bei der heiligen Suſanna, ich ſage die reine Wahrheit ...

— Geh, geh, ich mag nichts mehr hören.

Als die Gräfin allein war, bedeckte ſie ihr Geſicht mit beiden Händen und fing furchtbar zu weinen an.

— Nein, ſagte ſie, ich kann's, ich mag's nicht glauben, daß er mir untreu iſt. Schwur er mir nicht noch heute ewige, unauslöſchliche Treue? „Giebts ein Jenſeits, ſo werde ich auch dort dich lieben, lieben mit der ganzen Gluth meiner Seele!" Das waren ſeine Worte. Dorette will Dich verläumden, Caſanova! Das aber ſoll der liſtigen Schlange nicht gelingen.

Dann griff ſie haſtig nach Feder, Dinte und Papier und ſchrieb:

„Ich habe Dich nie um etwas gebeten; heute zum erſten Male verlange ich einen Beweis Deiner Treue, Deines Gehorſams! Ich bitte, ich beſchwöre Dich, laß mich heute nicht vergebens warten. Wenn Du mit dem Glockenſchlage Zwölf nicht bei mir biſt, dann weiß ich, daß Du mich nicht mehr liebſt. Wirſt Du kommen? Gewiß, gewiß, Du kommſt!“

Sie verſiegelte das Blatt und rief ihre Vertraute.

— Trage dies Billet ungeſäumt in die Wohnung des Cavaliere. Ich verſpreche Dir ein Geſchenk von 500 Livres und ebenſoviel ſeinem Diener, wenn dieſer dafür Sorge trägt, daß mein Brief noch vor Mitternacht in die Hände ſeines Herrn gelangt. Eile, eile!

Dorette ſchüttelte den Kopf und ging.

LVI.

Es ſchlug Sieben ... Acht ... Neun! Angioletta lag auf der Folter. Wird er kommen? Wird er nicht kommen? Dieſe beiden Gedanken zerriſſen ihr Herz in zwei gleiche Hälften, von denen die eine vor Freude, die andere vor Schmerz verging. Der leiſeſte Zweifel an Caſanova's Liebe klammerte ſich wie ein Vampyr an ihrem Herzen feſt, um ihr alles Blut, alles Leben auszuſaugen. Zum erſten Male empfand ſie die Qualen der Eiferſucht, die wie eine giftgeſchwollene Natter an der tiefſten Wurzel ihrer Seele nagte und ihr ganzes Denken untergrub. Es gab Augenblicke, in denen die Wuth ſie dergeſtalt übermannte, daß ſie ſich, den Geliebten und die ganze Welt hätte vergiften können. Wie eine Wahnſinnige rannte ſie im Zimmer auf und ab, verwünſchte den Schneckengang der trägen Zeit, lachte vor Zorn und verzweifelte. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ſchlug Zehn, es ſchlug Eilf. Zwei Stunden der Qual währen länger als zwei Jahre des Glücks. Noch eine Stunde und dann wußte ſie, woran ſie war.

Ueberwältigt von brennendheißem Schmerze warf ſie ſich auf ihre Knie und betete:

— Heilige Mutter Gottes, erhöre das verzweiflungsvolle Flehen eines ſündigen Weibes, ſtrafe ſie Jenſeits, aber nicht ſchon hier, nicht ſchon jetzt für die frevelhafte Liebe, die mein Gewiſſen auf hunderttauſend Foltern ſpannt. Schütze, ſchirme mich, daß ich nicht wahnſinnig werde, wenn ich höre, daß der Mann, dem ich Alles, Alles geopfert habe, mir untreu werden, mich vergeſſen, mich verlaſſen kann!

— Gnädige Frau, flüſterte Dorette, die ſoeben eingetreten war.

— Was giebts? ſchrie Angioletta, furchtbar erſchreckt.

— Ich bringe einen Brief . . .

— Von wem? fragte die Gräfin, die noch immer auf den Knieen lag.

— Vom Cavaliere . . .

— Gieb her, gieb her! rief Angioletta, ſich haſtig erhebend und ihr das Billet aus der Hand reißend.

Was aber las die Arme?

„Liebes Kind, ich bedauere unendlich, daß es mir heute, ſelbſt beim beſten Willen, nicht möglich iſt, Dich zu beſuchen. Ich habe eine höchſt wichtige Abhaltung, die bis morgen Abend meine ganze Zeit in Anſpruch nimmt. Les affaires avant tout!

Dein C.“

— Weh mir, er iſt für mich verloren! ſchrie die Gräfin und ſank bewußtlos zu Boden.

Dorette rief die Dienerſchaft. Angioletta wurde ohnmächtig zu Bett gebracht.

LVII.

Während Frau von Saint Germain im heftigſten Fieber lag, befand ſich Signor Caſanova im Boudoir der Mademoiſelle Marie Madeleine Guimard, die trotz ihrer Häßlichkeit eine der anziehendſten, liebenswürdigſten und reizendſten Prieſterinnen Terpſichorens, der Augapfel von halb Paris war.

Spaniens berühmteſter Maler, Velaſquez de Silva, verlangt von einer Frau, die den Männern gefallen will, dreimal ſieben Reize, nämlich:

Drei weiße: Haut, Zähne, Hände;

Drei ſchwarze: Augen, Augenbrauen und Augenlider;

Drei rothe: Lippen, Wangen, Nägel;

Drei lange und ſchlanke: Leib, Arme und Haare;

Drei kleine: Zähne, Ohren, Füße;

Drei breite: Buſen, Stirn und den Raum zwiſchen den Augenbrauen;

Drei weiche: Haare, Lippen, Finger.

Von dieſen dreimal ſieben Reizen beſaß Mademoiſelle Marie Madeleine Guimard blos drei Eigenſchaften: ſchwarze Augen, ſchwarze Augenbrauen und ſchwarze Augenlider; im Uebrigen war nichts ſchön an ihr, und dennoch gefiel ſie Jedem ohne Ausnahme. Der größte, mächtigſte Reiz dieſer neuen „Circé" — wie ſie Piron genannt hat — lag in dem ungezwungenen Benehmen, in der ewig frohen Laune, in dem kecken, ausgelaſſenen Muthwillen, die ſich in Allem, was ſie that, auf ſo drollige Weiſe kund gaben, daß man nicht aus dem Lachen kam. Madeleine iſt ein „lieber Narr", ſagte Jeder, der ein Viertelſtündchen mit ihr verplaudern durfte. Sie verſtand die Kunſt, ſo allerliebſt zu ſchwatzen, ſo angenehm zu unterhalten, daß ſelbſt der allermürriſchſte Grillenfänger, von ihrer roſenfarbenen Laune angeſteckt, heiter werden mußte, er mochte wollen oder nicht. Sie war ein weiblicher Bajazzo, ein liebenswürdiger Hanswurſt, der hundert Witze, tauſend Späße aus den Aermeln ſchüttelte. Sie trieb lauter Unſinn; „im Unſinn aber," ſagt ſchon Horace Walpole, „liegt oft der höchſte Reiz." Sie ſang, ſie pfiff und that Alles, was man haben wollte, denn nichts war ihr mehr zuwider, als Prüderie.

— Ich ſpreche, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, ſagte ſie oft, und gebe mich Jedem, wie ich bin: ohne Schminke, ohne Schleier. Wer mir gefällt, dem ſage ich ohne Umſchweife: Höre, Du gefällſt mir, gleichviel ob Du Marſchall oder Corporal, Bankier oder Lumpenſammler, Millionär oder armer Schlucker biſt. Gefalle ich Dir, ſo mache nicht viel Umſtände und liebe mich und ich will Dich wieder lieben, ſo gut ich es vermag, doch ſo lange nur, bis ſich ein Anderer findet, der mir mehr gefällt, als Du; dann gebe ich Dir den Laufpaß und denke nicht mehr an Dich.

Das war ihr Glaubensbekenntniß, ihr Credo, das ſie Jedem ſagte, der es hören wollte. Frauen mit ſolcher Laune, mit ſolchem

Leichtſinn, mit ſolchen Grundſätzen findet man nur in Frankreich. Von je zehn Frauen anderer Länder ſind neun entſetzlich prüde und eben deshalb, oft trotz aller ihrer Schönheit, verteufelt langweilig. Eine langweilige Frau aber iſt das Gräßlichſte, was ich mir denken kann. Langweilig ſein — „cest plus qu'un crime, c'est une faute“ würde Herr von Talleyrand geſagt haben.

Mademoiſelle Guimard war, gerade umgekehrt, die verkörperte Kurzweiligkeit, unterhaltend, drollig, komiſch, poſſierlich von der Locke bis zum Schuhbande; ungenirt, keck, ja ſogar frech bisweilen, aber immer graziös dabei; ewig zum Lachen, niemals zum Weinen aufgelegt. Iſt ſolch ein Geſchöpf nicht liebenswürdig?

Zu einem Weſen ſolcher Art paßte Niemand beſſer als Caſanova. Auch er war der perſonificirte Leichtſinn, auch er liebte das ungebundene Leben, die feſſelloſe Liebe, die Freude und das Vergnügen.

Aimez, vivez, c'est la sagesse!
Hors le plaisir et la tendresse,
Tout est mensonge et vanité!

Als der Sänger der „Harmonies religieuses“, der keuſche Herr v. Lamartine, dieſe Verſe dichtete, muß er kurz vorher die Memoiren Caſanova's geleſen oder ein Glas oeil de perdrix zu viel getrunken haben.

Doch zurück zu Mademoiſelle Guimard und ihrem neuen Freunde!

Sie tranken Champagner und ſprachen von der Liebe.

— Wofür hältſt Du die Liebe? fragte Caſanova die Tänzerin.

— Ich halte ſie, ſo lange ſie ſich in der Sphäre des Platonismus bewegt, für den langweiligſten Unſinn, für einen pſychiſchen Schnupfen, für einen lächerlichen Traum; wenn ſie aber nicht platoniſch iſt, für den allerangenehmſten Zeitvertreib, für ein reizendes Bedürfniß, für einen pſychiſchen Hunger. Ich möchte eben ſo wenig ohne Liebe, als ohne Eſſen und Trinken leben.

— Gerade ſo denke auch ich, meine liebe Madeleine! Ich ſehe in der Liebe weiter nichts, als eine Flaſche Champagner. Man leert ſie und greift dann nach einer andern.

— A-propos! Est-ce vrai, mon petit gaillard, que tu aimes la Comtesse de Saint Germain? fragte Mademoiſelle Guimard, von Neuem ihr Spitzglas füllend.

— Ich habe ſie geliebt, erwiderte Caſanova, ſein Glas leerend.

— Wie lange?

— Fünf Monate.

— Teufel, das iſt ſehr viel! Und wie lange gedenkſt Du mich zu lieben?

— Bis zum Tode! antwortete er mit komiſchem Pathos.

— Pfui, das wäre langweilig! Liebe iſt ein Rauſch und ein Rauſch, der länger als ein Paar Stunden dauert, läßt einen furchtbaren Katzenjammer zurück. Sag' mir, weiß der Graf, daß Du ſeine Frau geliebt haſt?

— Gott behüte!

— Dem Eſel geſchieht es ganz recht. Warum hat er die Dummheit begangen, zu heirathen?! Auf Untreue muß jeder Ehemann gefaßt ſein.

— Wirſt Du niemals heirathen?

— O ja, wenn ich einmal alt geworden bin und nicht mehr lieben mag.

— Iſt es wahr, Madeleine, daß Du unter Andern auch den Prinzen von Soubiſe liebſt?

— Biſt Du verrückt? Ich erlaube ihm, daß er mich lieben darf. Das iſt Alles!

— Und weshalb erlaubſt Du ihm das?

— Weil er mir dafür ſeinen Reichthum zu Füßen legt, Gold, das ich mit Andern theile, die ich liebe. Brauchſt Du Geld?

— Heute nicht, vielleicht ein ander Mal...

— Dann ſag' es mir; ſo lange ich Dich liebe, verlange ich keine Zinſen. Sag' mir, Caſanova, iſt der Graf Saint Germain ein Wundermann oder ein Betrüger?

— Ich halte ihn weder für das Eine, noch für das Andere. Er iſt ein grundgeſcheiter Kerl, der das bewundernswürdigſte Gedächtniß hat. Dies iſt der goldene Zauberſchlüſſel, womit ſein Geiſt alle Pforten der menſchlichen Kenntniſſe geöffnet hat. Poch' hier, poch' da an — ſein Gedächtniß läßt ihn nie im Stich: er beantwortet jede Deiner bunt durch einander gewürfelten Fragen mit einer überraſchenden Sicherheit, mit einer ſtaunenerregenden Genauigkeit. Er iſt eine lebendige Geſchichtstafel, die jeden König, jeden Helden, jeden Gelehrten, jeden Künſtler, jede Schlacht, jedes Ereigniß, jede Erfindung kennt.

— Und die Gräfin?

— Iſt eine liebe, gute, dumme Gans, die Alles glaubt, was man ihr ſagt.

— Iſt ſie ſchön?

— Zum Küſſen, aber etwas langweilig.

— Wie jede Frau, die das Unglück hat, verheirathet zu ſein.

So plauderten ſie bis Ein Uhr.

LVIII.

Die Aerzte hatten der Gräfin vor Allem Gemüthsruhe angerathen. So ein Rath iſt leicht ertheilt, doch beſitzt nicht Jeder die Kraft, ihn zu befolgen. Eiferſucht iſt ein Fieber, das kein Arzt der Welt zu heilen vermag. Angioletta konnte ſich über das Ausbleiben Caſanova's nicht beruhigen. Ihre Fantaſie malte ſich die gräßlichſten Bilder. Sie ſah den Geliebten in den Armen ihrer Nebenbuhlerin und beneidete die häßliche Guimard um die Allmacht ihrer Reize. Eiferſucht iſt, genau betrachtet, nichts als Neid, Neid aber iſt ein wüthender Geier, der das arme Herz in tauſend Stücke zerfleiſcht.

Die Gräfin hatte keine Ruh' im Bette. Sie ſtand auf und zog ſich an.

— Laß anſpannen, ſagte ſie zu Doretten, ich will ausfahren.

Eine halbe Stunde ſpäter fuhr ſie allein, in fieberhaft aufgeregtem Zuſtande, in die Rue Richelieu. Dort wohnte Caſanova. Ein unwiderſtehliches Gefühl trieb ſie in ſeine Wohnung. Sie wollte Gewißheit haben.

— Iſt Euer Herr zu Hauſe? fragte ſie den Diener.

— Nein, Madame.

— Wann iſt er ausgegangen?

— Geſtern Abend um Neun Uhr.

— Und wo glaubt Ihr, guter Freund, daß Euer Herr übernachtet hat?

— Kennen Sie Mademoiſelle Guimard? fragte der unverſchämte Schlingel mit höhniſchem Lächeln.

Die Gräfin wurde leichenblaß.

— Nein, antwortete Angioletta mit gebrochenem Tone. Aber wollt Ihr mir einen Gefallen erweiſen?

— Mit Vergnügen, Madame!

— So ſagt mir, wo ſie wohnt ...

— Werden Sie mich nicht verrathen?

— Nein, nein!

— Mademoiſelle Guimard wohnt **Rue de Grammont**, Nummer 11.

— Ich danke Euch, mein Freund, ſagte die Gräfin und drückte dem betreßten Judas eine volle Börſe in die Hand. Sagt Eurem Herrn, fuhr ſie fort, daß die Dame, von der er geſtern einen Brief erhalten, ihn heute mit dem Glockenſchlage Zehn in ihrer Wohnung erwartet. Sie muß ihn ſprechen; ſie hat ihm eine wichtige Nachricht mitzutheilen ...

— Ich werde Alles beſtellen.

— Lebt wohl, ſagte das arme Weib und ſtürzte zitternd die Treppe hinab.

— Wohin? fragte der Kutſcher.

— **Rue de Grammont**, Nummer 11.

Eiferſucht macht die Frauen zu Allem fähig, warum nicht auch zu einem dummen Streiche?

LIX.

Mademoiſelle Guimard war eben im Einſtudiren eines neuen Pas begriffen, als Acajou, ihr kleiner Mohr, den Beſuch einer Dame anmeldete, die das Fräulein zu ſprechen wünſche.

— Hat ſie ſich genannt?

— Nein!

— Alſo vermuthlich eine pauvre honteuse, die mir etwas vorweinen will. Sie mag eintreten, ſagte die Tänzerin und drehte ſich wie ein Kreiſel auf dem linken Beine herum.

— Habe ich die Ehre, Mademoiſelle Guimard zu ſprechen? fragte die geſpenſterbleiche Gräfin, die eben eingetreten war.

— Ich bin's. Wer ſind denn Sie?

— Eine Unglückliche ...

— Das kann Jede ſagen, Madame! Bevor ich Ihnen glaube, muß ich wiſſen, wer Sie ſind?

— Ich bin die Schweſter des Grafen Saint Germain.

— Die Schweſter? wiederholte Mademoiſelle Guimard und fing boshaft zu lachen an. Weshalb mich täuſchen? Ich weiß recht gut, daß der Mann, der ſich bei Hofe und überhaupt überall für Ihren Bruder ausgiebt, Ihr Herr Gemahl iſt ...

— Mademoiſelle, von wem haben Sie die Kunde?

— Von einem Ihrer Anbeter, Madame! erwiderte die Tänzerin mit einem Entrechat à six.

— Fräulein, erwiderte Angioletta zerknirſcht, ich habe keinen Anbeter ...

— Alſo einen Courmacher, einen Geliebten, einen Hausfreund, was weiß ich? Doch zur Sache, Madame! Was wünſchen Sie von mir?

— Ach, Fräulein, ſchluchzte die Gräfin, in Thränen ausbrechend, haben Sie Mitleid mit dem unglücklichſten Weibe auf Gottes Erdboden!

— Gräfin Saint Germain, womit kann ich dienen?

— In Ihrer Hand liegt die Ruhe meines Lebens. Ihnen will ich geſtehen, was ich, außer Gott und Ihm, noch Niemandem geſtanden habe. Ja, Mademoiſelle, ich liebe ihn, liebe ihn mit einer Gluth, die mich in den Abgrund der Hölle zieht, liebe ihn mit der ganzen Raſerei der erſten Liebe, liebe ihn bis zum Wahnſinn!

— Das iſt hübſch von Ihnen! Aber warum, Gräfin, ſagen Sie das mir?

— Weil ich weiß, daß auch Sie ihn lieben . . .

— Iſt das ein Verbrechen? Ich bin nicht verheirathet, Madame, und habe das Recht, Jeden zu lieben, der mir gefällt.

— Noch geſtern Morgen in der Kirche Saint Sulpice ſchwor er mir ewige Liebe, ewige Treue!

— Schwuren nicht auch Sie Ihrem Gemahle ewige Liebe, ewige Treue?

— Ihr Hohn, Ihre Verachtung tödtet mich, aber ich trage Beides ohne Murren, weil ich fühle, daß ich ſie verdiene. Aber noch ein Mal, zu Ihren Füßen, flehe ich Sie um Mitleid an! Ach, Fräulein, bringen Sie einem Weibe, das dem falſchen, treuloſen Manne ihre Ehre, ihr Glück, ihre Zukunft geopfert hat, ein Gegenopfer. Entſagen Sie dieſer Liebe, vergeſſen Sie ihn und ich will Sie ſegnen bis zum letzten Athemzuge meines Lebens. Halten Sie ihm ſeinen Frevel vor, ſagen Sie ihm, wie ſchlecht, wie ſchändlich er an mir gehandelt hat, und führen Sie ihn in die Arme einer Unglücklichen zurück, die ohne ihn nicht denken, fühlen, leben kann.

— Stehen Sie auf, Gräfin, ſagte Mademoiſelle Guimard, die zum erſten Male in ihrem Leben eine Thräne vergoß, ich bitte Sie inſtändigſt, ſtehen Sie auf! Jedes Ihrer Worte hat ſich wie eine glühende Sonde in mein Herz gebohrt. Ich bedaure Sie, Madame, und dennoch beneide ich Sie, denn wer ſo tief und innig zu lieben vermag, wie Sie, muß ſich ſelbſt im größten Unglück glücklich fühlen. Ach, könnte auch ich ſo lieben! Aber ſtehen Sie doch auf.

— Nicht eher, als bis Sie mir verſprochen haben, ſeiner Liebe zu entſagen.

— Gräfin, ich verſprech' es Ihnen, betheuerte die Tänzerin und fiel der Knieenden gerührt um den Hals.

Und Beide weinten ihren Schmerz aus.

— Ich ſcheide beruhigt, denn ich nehme außer Ihrem Verſprechen auch die Ueberzeugung mit, daß Sie eine edle, großmüthige Nebenbuhlerin ſind. Gott ſegne Sie! Möge jeder Tag für Sie eine Quelle neuer Freuden werden und keine Wolke Ihres Glückes Sonne trüben, ſprach die Gräfin und eilte fort.

Bald darauf ſetzte ſich Mademoiſelle Guimard an ihren Pult und ſchrieb an Caſanova folgenden Brief:

„Soeben, lieber Freund, war Gräfin Saint Germain bei mir. Ich bin von ihr begeiſtert, entzückt, bezaubert. Das iſt kein Weib, das iſt eine Fee, ein Engel, eine Madonna! Sie liebt Sie mit einer Gluth, die mich bis zu Thränen gerührt hat. Caſanova, wären Sie im Stande, ſolch einen Engel zu kränken, dann wären Sie kein Roué, dann wären Sie ein Schuft! Eilen Sie noch heute hin zu ihren Füßen, bitten Sie ſie um Verzeihung, wahrlich ſie verdient es, denn ſie hat Ihnen Ehre und Glück, Ruhe und Zukunft geopfert. Von dieſem Augenblick höre ich auf, Ihre Geliebte zu ſein, um für immer Ihre Freundin zu bleiben, die an Ihrem und der Gräfin Schickſal den wärmſten Antheil nehmen wird. Geben Sie ihr wieder, was Sie ihr geraubt haben. Die Gräfin muß ſich ſcheiden laſſen, Sie aber müſſen ſie heirathen und ſie glücklich machen. Madeleine.

A-propos, vergeſſen Sie nicht, mir die neue Romanze von Piccini zu ſchicken."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun, was ſagt Ihr dazu? Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, daß eine Frau ſehr leichtſinnig und dabei doch gewiſſenhaft, ſehr frivol und dabei doch tieffühlend, ſehr häßlich und dabei doch liebenswürdig ſein kann?!

Ach, Mademoiſelle Marie Madeleine Guimard! Sie ſind zwar ſchon lange todt, aber wenn wir einſtens Alle auferſtehen, werden auch Sie zu neuem Leben erwachen. Dann werde ich mich beeilen, mich Ihnen vorzuſtellen und Sie bitten:

— Erlauben Sie, daß ich Sie umarme!

LX.

Die Unterredung mit Mademoiſelle Guimard hatte die Gräfin dergeſtalt angegriffen, daß ſie, nach ihrer Wohnung heimgekehrt, ſich wieder niederlegen mußte. Gleich darauf hatte ſich von Neuem Aufregung, Unruhe und Fieber bei ihr eingeſtellt. Als es zu dunkeln begann, ſank ſie ermattet in die Arme des Schlummers. Sie träumte von Caſanova, der händeringend zu ihren Füßen lag und ſie wegen ſeiner Treuloſigkeit um Verzeihung bat. Es war ein ſchöner, wohlthuender, glücklicher Traum; ein Traum, der allen Kummer, allen Gram, alle Thränen wegküßte und ſüße Ruhe in ihre fieberkranke Seele goß. Träume aber ſind Schäume, wie Calderon ſagt, oder Dünſte und Nebelgeſtalten, die aus den Nerven des erhitzten Ganglienſyſtems emporſteigen, wie der franzöſiſche Arzt Sylvius ſich ausdrückt. Ich für meinen Theil halte die Träume für pſychiſche Räthſel, deren richtigen Sinn noch Niemand aufgelöſt hat. —

Man ſagt allgemein, der Menſch träume in der Regel von dem, was ihn den ganzen Tag über unabläſſig beſchäftigt hat. Das iſt aber nicht wahr. Ein Verliebter kann den ganzen Tag an die Geliebte und ihre tauſend Reize denken und Nachts von Schlangen und Eidechſen, von Bären und Affen träumen. — Der Erſte, der ſich mit dem geheimnißvollen Urſprung der Träume und mit der Deutung derſelben beſchäftigt hat, war der Epheſianiſche Philoſoph Artemidorus1); nach ihm haben Nicolaus Leonicus2), Auguſtin Ferrier3), Alexander Carenus4), Hieronymus Cardanus5), Michael Bojemus6), Scipion Dupleix7), Johann Bolduanus8), Hermann Conring9), Marcus Zuerius Borhorn10),

---

1) Oneirocriticon (griech.) Venet. 1518. 8 griech. u. lat. herausgeg. von N. Rigault, Par. 1603. 4. franz. u. d. T. de l'explication des songes, Rouen 1604. 8; überſ. von C. Fontaine, Lyon 1555. 8. Par. 1566. 8. Rouen 1664. 12. lat. von J. G. Reiff, Lips. 1805. 2 Bde. 8.

2) Commentatio de somniis, Basil. 1532. 4.

3) Tractatus de somniis, Leyden. 1549. 4.

4) De somniis, Patav. 1575. 4.

5) De somniis, Basil. 1585. 4.

6) Historia de somniis, Witteb. 1587. 4.

7) La cause de la veille et du sommeil, des songes etc. Par. 1615. 12. Lyon 1620. 8.

8) Dissertatio de somno et somniis, Rostoch. 1624. 4.

9) Dissertatio de somniis, Helmst. 1635. 4.

10) Oratio de somniis, Lugd. Bat. 1639. 4.

François de la Mothe-le-Vayer[11]), François Meneſtrier[12]), Pierre Battier[13]), Kulm[14]), Krüger[15]), J. A. Tittmann[16]) und noch ein ganzes Dutzend anderer Philoſophen das Weſen der Träume zu ergründen und erklären verſucht, aber trotz all' dieſer Forſchungen ſind ſie nicht um ein Haar breit weiter vorgerückt als der alte Artemidor.

Intereſſanter als all' dieſe Abhandlungen iſt die Brochüre eines Ungenannten[17]), der das Geheimniß entdeckt haben will, ſich angenehme Träume zu verſchaffen; das wäre allerdings ein Glück, wenn auch nur ein geträumtes!

Angioletta träumte unter Anderm auch von einer Hochzeit. Nach der Auslegung des Traumdeuters von Epheſus bedeutet das — Tod, wie, umgekehrt, vom Tode träumen Hochzeit machen bedeutet. Man ſieht, daß der Gott der Träume ſehr ironiſch iſt und uns ſtets das Gegentheil von dem, was eintrifft, vorſpiegelt.

Als die Gräfin erwachte, ſchlug es Neun. In ihrem Schlafzimmer, in dem ſich, außer einem großen Kleiderſchranke, nichts als ihr Bett befand, brannte eine Lampe, welche ihr blaſſes Licht auf Angioletta's Lager warf, die, von Fieberhitze geröthet, wie Purpur glühte.

---

[11]) Opuscules sur le sommeil et les songes, Par. 1643. 8.

[12]) La philosophie des images énigmatiques etc. Lyon 1694. 12.

[13]) L'oneirocrite musulmane ou doctrine et interpretation des songes, (aus dem Arabiſchen überſetzt) Par. 1664. 12.

[14]) Oneirologia, Lips. 1703. 8.

[15]) Dissertatio de somnio, Helmst. 1754. 4.

[16]) Dissertatio de somniis, Lips. 1799. 4.

[17]) L'art de se rendre heureux par les songes, c'est-à-dire: en se procurant telle espèce de songe que l'on puisse désirer, Francfort 1746. 12.

Matt und müde hatte ſie eben wieder die Augen geſchloſſen, als Caſanova eintrat. Mit einem Schrei ſank ſie halbentſeelt auf ihr Kiſſen zurück.

Der Cavaliere ſetzte ſich auf ihr Bett, legte ſeine Hand auf ihre Stirn und flüſterte mit liebeſüßem Tone:

— Angioletta, Angioletta, erwache! Caſanova ruft Dich! Hörſt Du's, meine ſüße Taube? Caſanova iſt es, der Dich ruft!

Ein Kuß von ihm rief die Ohnmächtige ins Bewußtſein zurück. Angioletta betrachtete ihn Anfangs mit irrem, träumeriſchem Blick; endlich erkannte ſie ihn.

— Caſanova! ſchrie ſie außer ſich vor Freude und ſank weinend an ſein Herz.

Der Cavaliere drückte ſie an ſeine Bruſt und bedeckte Mund und Augen, Nacken und Schulter mit zahlloſen Küſſen.

— Wach' ich oder träume ich? fragte ſie. Lieg' ich denn wirklich in Deinen Armen? Aefft mich kein böſer Traum? Ach ja, Du biſt es! Das iſt der ſüße Ton Deiner Stimme, nach dem ich mich ſeit geſtern ſo innig, wie ein Erdurſtender nach einem Trunke Waſſer geſehnt. Ach, Caſanova, was habe ich ſeit geſtern um Deinetwillen gelitten! Mir, die ich Dir Alles, Alles geopfert, mir haſt Du eine Andere vorgezogen!

— Angioletta, ich ſchwöre . . .

— Schwöre nicht, Caſanova! Ich will Dir Alles, Alles verzeihen, verſprichſt Du mir, keine Andere zu lieben, als mich. Verdiene ich es nicht, von Dir geliebt zu werden? Habe ich Dir nicht Ehre und Zukunft geopfert? Ach, und dennoch bin ich glücklich, überglücklich, denn wiſſe, ich fühle mich Mutter. Ich trage ein

Kind, ein Kind von Dir, unter meinem Herzen. O Wonne, o Glück, o Seligkeit!

— Angioletta, ſprich nicht ſo laut, man könnte es hören...

— Mag man es hören! Ich ſelber will es Allen und ſelbſt meinem Gemahle ſagen, daß ich, aus Liebe zu Dir, den Eid der Treue gebrochen. Er iſt edel, er iſt großmüthig, er wird, er muß mir verzeihen!

— Nein, das wird er nicht! ſchrie Saint Germain, der wie ein deus ex machina aus dem Kleiderſchranke, oder richtiger geſagt, wie ein auf ſeine Beute lauernder Tiger aus ſeinem Verſteck hervorgeſprungen war und wie ein Engel der Rache vor den erbleichenden Sündern ſtand.

— Gott im Himmel! ſchrie die Gräfin.

— Höll' und Teufel! fluchte Caſanova.

— Ihr glaubtet mich in Brüſſel; ich aber blieb in Paris, um Euch zu beobachten. Ich ſah, wie die keuſche, tugendhafte Gräfin heute Mittag zu Herrn Caſanova und von dort zur Mademoiſelle Guimard fuhr. Ich weiß Alles, Alles! Ihr ſeid entlarvt, fuhr er fort und zog aus ſeiner Bruſttaſche ein geladenes Piſtol hervor. Dein Leben, elender Verführer, liegt jetzt in meiner Hand . . .

— Denken Sie an die Bleikammern von Venedig zurück. Was ſagten Sie damals? „Der Mann, der eine Frau verführt, iſt nur halb ſo ſtrafbar, als die Frau, die ſich verführen läßt!“

Der Graf verſank in tiefes Nachdenken. Es trat eine kurze, unheimliche Pauſe ein.

— Aus meinen Augen, Räuber meiner Ehre, Räuber meines Glücks, ſchrie Saint Germain, erwachend aus ſeinem dumpfen Hinbrüten. Ich mag mein Gewiſſen nicht mit Deinem Blute beſudeln, fort, fort!

Caſanova, niedergedrückt vom Bewußtſein ſeiner Schuld, entmuthigt durch den gerechten Zorn des tiefgekränkten Gatten, wollte gehen.

— Halt, halt! donnerte der Graf. So laſſe ich Dich nicht fort von hier! Du warſt nicht bei der Gräfin Saint Germain, Du warſt bei einer leichtſinnigen, ehrloſen, pflichtvergeſſenen Hetäre, der Du für das Vergnügen, das ſie Dir bereitet hat, den Lohn ſchuldig biſt. Bezahle, bezahle!

Wie vom Schlage getroffen, fiel Angioletta mit einem gellendcraſſen Schrei auf ihre Kiſſen zurück.

— Graf, Sie tödten Ihre Frau.

— Den Lohn, den Lohn! ſchrie Saint Germain in einem Tone, der wie das wüthende Geheul einer Hyäne klang. **La bourse ou la vie!** rief er, den Lauf der Piſtole auf den zitternden Verbrecher richtend.

Caſanova holte, wie ein willenloſer Automat, ſeine Börſe hervor und legte ſie, zitternd und bebend, in die Hand des wuthentbrannten Rächers. Der Graf wog die volle Börſe.

— Das iſt zu viel für ein ehrloſes Weib, ſagte Saint Germain mit einer Kälte, die ſelbſt den boshafteſten Teufel beſchämt hätte, öffnete die Börſe, nahm ein Stück Geld heraus und ſetzte mit ſataniſchem Lächeln hinzu: Fünf Livres ſind genug für ſie!

Das Silberſtück warf er wüthend auf den Tiſch, die Börſe vor die Füße des Verführers.

— Nun aber packe Dich, Schurke, rief er aus, ſonſt erſchieß' ich Dich!

Wie von tauſend Furien gepeitſcht, eilte Caſanova zur Thür hinaus. Der Graf ſtand leblos wie eine Bildſäule da. Es ſchien, als hätten ſeine Füße Wurzel gefaßt; ſeine Augen ſtarrten den

Fußboden an. Was waren die Qualen Laokoon's gegen die Leiden Saint Germain's? Was ſchmerzt tiefer, als Undank und Verrath einer Frau, die man liebt? O hätte er weinen können! Ein Königreich für eine Thräne! Sein Auge aber blieb thränenleer; ſein Herz war ein ausgebrannter Vulkan; es war lebendig todt; ſein Geiſt hatte nur noch Raum für einen Gedanken und dieſer eine Gedanke ſagte ihm: Räche Deine Schmach! Wie aber? fragte er ſich. Sie tödten? O dann wäre ihr wohl! Sie ſoll leben! Aber jede Minute ihres Lebens ſoll ſich wie ein glühender Nagel, wie ein vergifteter Dorn in ihre Schläfe drücken und ſie wahnſinnig machen durch Qual und Reue. Denn was ſind alle Qualen der Hölle gegen das brennende, langſam tödtende Gift der Reue? Habe ich nicht dort das Silberſtück? Dieſes Sündengeld, an dem das Bewußtſein ihres Frevels klebt, ſoll das Werkzeug meiner Rache, ihrer Marter werden. Täglich, ſtündlich will ich's ihr vor Augen halten und ihr in's Gewiſſen rufen: Gedenke Deiner Schmach!

Dieſer Einfall erfüllte ihn plötzlich mit ſataniſcher Luſt; ein teufliſches Lächeln umzuckte ſeine Lippen; das Gefühl der Rache ſchien ihn von Neuem zu beleben. Er ergriff das Silberſtück und küßte es.

— Du wirſt mich rächen! ſagte er.

Darauf näherte er ſich dem Bette ſeiner Frau, die, mit geſchloſſenen Augen, wie eine Leiche da lag.

— Iſt ſie todt? fragte er ſich und fühlte ihren Puls. Gottlob, ſie lebt, ſie lebt! Ihr Schmerz ſoll mein Vergnügen, ihre Qual meine Wonne ſein! So rächt ſich Graf Saint Germain!

Gleich darauf verließ er das Gemach. In derſelben Sekunde ſchlug Angioletta, die das Selbſtgeſpräch des Grafen vernommen hatte, die Augen auf, faltete die Hände und murmelte ein kurzes Gebet vor ſich hin; dann holte ſie aus ihrem Buſen das Bildniß Caſanova's hervor, bedeckte es mit Küſſen und Thränen und ſagte zu ihm:

— Auf Wiederſehen in einer beſſern Welt!

Dann zog ſie aus den Flechten ihrer Haare eine lange, goldene Nadel — ein Geſchenk des Cavaliere — hervor und bohrte ſie, ohne den leiſeſten Schmerzenslaut zu äußern, tief und immer tiefer in das Herz, das langſam verblutete.

Eine Stunde ſpäter war ſie todt.

„Das Leben," ſagt Sterne, „iſt nur ein Epigramm und der Tod die Pointe deſſelben."

LXI.

Caſanova war eben am Fuße der Treppe angelangt, als ihm Jemand, den er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, Halt! entgegen rief.

— Wer da? fragte der Cavaliere.

— Benjamin! lautete die Antwort.

— Was willſt Du?

— Ihr könnt noch fragen? Die Ehre meines Herrn rächen!

— Junge, biſt Du toll? Was kümmert Dich die Ehre Deines Herrn?

— Ich liebe ihn mehr als mich ſelbſt, und wer ihn beleidigt, der beleidigt mich! Signor Caſanova, Ihr habt das Lebensglück meines Herrn mit Füßen getreten: Ihr habt ihm das Liebſte und Theuerſte auf Erden, die Liebe ſeines Weibes geraubt. Die Schmach, die Ihr meinem Herrn zugefügt, läßt ſich nur durch Euer Blut wegwaſchen. . . Ihr müßt Euch mit mir ſchlagen!

— Schlagen? Schlagen mit Dir? Knabe, wer biſt Du denn?

— Ich bin ein treuer Diener meines Herrn . . .

— Mit Domeſtiken ſchlage ich mich nicht.

— Dann ſeid Ihr ein ehrloſer Schuft, ein elender Schurke, eine feige Memme!

— Knabe, Du dauerſt mich, erwiderte Caſanova mit erzwungenem Lächeln. Um Dir Beweiſe vom Gegentheil zu geben, will ich mich herablaſſen, Deine Herausforderung anzunehmen.

— Morgen früh mit dem Glockenſchlage Acht erwarte ich Euch im **Bois de Boulogne**.

— Ich komme, doch gebe ich Dir im Voraus den guten Rath, mit dem Leben abzuſchließen, denn noch nie hat mein Piſtol ſein Ziel verfehlt.

— Ein Schurke, der nicht kommt! ſagte Benjamin und ſtürzte die Treppe hinauf. — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Caſanova beſchloß, um ſich von dem Schrecken jenes furchtbaren Auftritts mit dem Grafen zu erholen, Mademoiſelle Guimard zu beſuchen. Die Fenſter ihrer Wohnung waren noch erleuchtet. Er lief hinauf und klingelte. Der kleine Mohr öffnete.

— Zu wem wünſchen Sie? fragte Acajou.

— Tölpel, zu Madeleine!

— Hier wohnt keine Madeleine . . .

— Aber Mademoiſelle Guimard . . .

— Die iſt für Sie nicht mehr zu ſprechen, ſagte der Schwarze und ſchlug ihm vor der Naſe die Thür zu.

— Sage Deiner Herrin, ſchrie Caſanova ſo laut, daß es im Vorzimmer gehört werden konnte, daß ſich ein Mann, wie ich, nicht ungeſtraft abweiſen läßt. Die Hexe ſoll an mich denken!

Und dann ſtürmte er wüthend fort. Mehr als alles Unglück, in das er den Grafen und die Gräfin geſtürzt, peinigte ihn die Schmach, die ihm die Tänzerin zugefügt.

— Mich abweiſen! Das ſoll ſie büßen!

Und mißmuthiger als je ſchlich er nach ſeiner Wohnung heim. Unausgekleidet warf er ſich aufs Bett, las ein Paar Oden ſeines Lieblingdichters Horaz, leerte ein Glas Zuckerwaſſer nach dem andern, legte dann den alten Klaſſiker unter ſein Kopfkiſſen und ſprach:

— Meiſter Horaz, nun wollen wir ſchlafen!

LXII.

Der Graf verbrachte eine traurige Nacht. Schlaflos wälzte er ſich auf ſeinem Lager und dachte an ſein Weib, an ſein Weib, das ihn ſo tief gekränkt, das ihn ſo namenlos unglücklich gemacht. Und dennoch, dennoch fühlte er, daß er Angioletta noch immer liebe, daß ſie noch immer ſein Liebſtes, ſein Theuerſtes auf Erden ſei. Sein unendlicher Schmerz löſ'te ſich in Thränen auf; an die Stelle der Rachegedanken zog der milde, beruhigende Hauch der Vergebung in ſein Herz. Sich rächen iſt menſchlich, vergeben iſt göttlich, ſagte er zu ſich und fühlte ſich erleichtert. Jede Thräne iſt ein Lethestrom, der alles Peinigende, das die Erinnerung mit ſich führt, verſöhnend hinwegſpült. Die Thräne iſt ein Balſam, der jede Wunde heilt.

Als er gegen Morgen eingeſchlafen und nach einer kurzen Stunde wieder erwacht war, glaubte er das Schreckliche, das er geſtern erlebt hatte, nur geträumt zu haben.

— Ja, ja, rief er aus, es war nur ein böſer Traum, der mich geneckt! Mein Weib, mein ſchönes, liebes, ſüßes Weib hat den Schwur der Treue nicht verletzt. Alles war nur Schein und Trug!

Aber dieſe Selbſttäuſchung währte nur einen kurzen Augenblick; dann erwachte von Neuem das bittere Gefühl der Gewißheit in ihm, daß Alles, was er geträumt zu haben geglaubt, wirklich geſchehen war, denn in ſeiner krampfhaft geſchloſſenen Hand brannte wie eine glühende Höllenkohle das verwünſchte Geldſtück, der Lohn ihrer Schande, die Bezahlung ihres Frevels.

— Weh mir, ich habe nicht geträumt! rief er und ſchleuderte das Sündengeld mit neuerwachter Wuth an die Wand, an der Angioletta's Bildniß hing.

Das Glas fiel, in tauſend Scherben zerſchmettert, auf die Erde nieder. Die friſchen Farben des Bildes ſchienen in den Augen des Grafen vor Schreck erbleicht zu ſein. Aus dem Rahmen ſtarrte ihn ein grinſender Todtenſchädel an. Es wehte ihm Leichengeruch entgegen. Eine dunkle Ahnung, ein ſchwarzes Vorgefühl jagte ihn aus dem Bette; er hatte keine Ruhe mehr; ein unwiderſtehliches Gefühl trieb ihn hin zu ſeinem Weibe.

— Himmel und Hölle! ſchrie Saint Germain und ſtürzte ſich auf Angioletta's Leiche. Todt, todt? Und wer hat Dich getödtet? Du? Du? Nein, Angioletta, nein! Ich, ich habe Dich getödtet!

Mein Zorn hat Dich zerſchmettert, meine Rache hat Dich vernichtet. Angioletta, Angioletta! ſchrie er im Tone der gräßlichſten Verzweiflung, umhalste die Leiche, herzte und küßte ſie, Angioletta, Angioletta, erwache zu neuem Leben und ich will Dir Alles, Alles verzeihen! Knieend will ich mich vor Dir im Staube wälzen und Dich um Vergebung anflehen. Denn ich allein bin an Allem Schuld! Angioletta, nur einmal noch ſchlage Deine ſüßen Augen auf! Ach, ſie iſt todt und kann nicht hören, daß ich um Verzeihung flehe . . .

In demſelben Moment öffnet ſich die Thür. Zwei Träger bringen einen langen Korb, der mit einem ſchwarzen Tuche überdeckt iſt.

— Was bringt Ihr? fragt der Graf, ſich emporraffend.

— Einen Todten, antworten die beiden Träger.

Saint Germain ſtürzt auf den Korb zu und reißt die ſchwarze Decke weg.

— Benjamin! ſchreit er in einem Tone, den keine Sprache der Welt zu bezeichnen vermag, Benjamin! Mein Sohn! Mein lieber Sohn! Mein Kind, mein einziges Kind! Sprecht, Leute, wo fandet Ihr dieſen Todten?

— Im Bois de Boulogne, ſagt der Eine.

— Getroffen von einer Piſtolenkugel, ſpricht der Andere. Als ich hinzukam, röchelte der Sterbende ſeine letzten Worte: „Tragt mich zum Grafen Saint Germain und ſagt ihm: der treue Diener habe die Beſchimpfung ſeines Herrn rächen wollen; der Mann, der mich getödtet, iſt Caſanova.“

— Caſanova! brüllt der Graf. Fluch Dir, Urheber meines ganzen Unglücks. Du haſt mir die Liebe meines Weibes, das

Leben meines Kindes geraubt! Giebt's einen Gott, ſo wird, ſo muß er Dich ſtrafen, hier oder jenſeits, denn drei Herzen haſt Du gebrochen, drei Leben haſt Du getödtet. Zwiſchen zwei Leichen kniect ein Sterbender und fleht zum Ewigen: Barmherziger Gott, nimm mich zu Dir!

Der Vater beugt ſich über den Leichnam ſeines Sohnes und zerfließt in Thränen. Die beiden Träger ſcheiden tief gerührt. Unten im Hofe ſpielt ein Blinder, für den ein Pudel Almoſen ſammelt, die Drehorgel und ſingt dazu:

„Au claire de la lune,
Mon ami Pierrot,
Prête-moi ta plume,
Pour t'écrire un mot;
Ma chandelle est morte,
Je n'ai plus du feu,
Ouvre-moi la porte,
Pour l'amour de Dieu.“

Der Graf blickt troſtlos gen Himmel und wiederholt mit gebrochener Stimme die zwei letzten Verſe:

Ouvre-moi la porte,
Pour l'amour de Dieu!

Dann ſinkt er auf die Leiche.

LXIII.

Ich bin meinen Leſern über Benjamin eine Aufklärung ſchuldig. Dieſer junge, ſchöne, treue Diener ſeines Herrn war ein unehelicheS Kind des Grafen. Die Mutter Benjamin's war die berühmte Schauſpielerin Adrienne Lecouvreur, deren Lebenslauf im fünfunddreißigſten Capitel dieſer Erzählung flüchtig ſkizzirt iſt.

Adrienne war des Grafen erſte Liebe geweſen. Ein Jahr nach der Geburt Benjamin's hatte ſie die Bekanntſchaft des Grafen Moritz von Sachſen gemacht. Der jugendliche, ſieggekrönte Held war mit klingendem Spiele in das wetterwendiſche Herz dieſer Künſtlerin eingezogen. Mademoiſelle Lecouvreur, in deren Macht es geſtanden, die Gemahlin des Grafen Saint Germain zu werden, hatte es vorgezogen, die Maitreſſe des Herzogs von Kurland zu ſein. Man ſagt, ſie ſei an Gift geſtorben. Ob vielleicht der Graf ſie vergiftet hat? — ? Der einzige Troſt, den der arme Mann aus dem Schiffbruch ſeiner erſten Liebe gerettet hatte, war dieſer Benjamin, den er mehr als ſich ſelbſt geliebt. Aber bei all dieſer Liebe hatte der Graf ſeinem Sohne niemals das Geheimniß ſeiner Geburt offenbart; nie hatte Benjamin erfahren, wer ſein Vater, wer ſeine Mutter geweſen war.

Armer Benjamin, ruhe ſanft in Frieden!

LXIV.

Noch an demſelben Tage verbreitete ſich die Nachricht von dem traurigen Ende Angioletta's und Benjamin's wie ein Lauffeuer durch ganz Paris. Gleich darauf erhielten auch Ludwig XV. und Frau von Pompadour Kunde davon. Erſterer ſandte ſogleich einen ſeiner Adjutanten, Letztere ihren Bruder, den Herrn von Marigny, nach der Hauptſtadt, um an der Quelle, beim Grafen, die genaueſten Erkundigungen einzuziehen.

Als ſie ankamen, war er verſchwunden. Niemand wußte, wo er hingekommen war. Alle Erkundigungen der Polizei blieben fruchtlos. — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Ob er ſich unſichtbar machen konnte??? Es gab Leute, die auch das glaubten. — — — — — — — — — — — — — — —
— —
— —

Vier Wochen ſpäter ſtreuten müſſige Köpfe hundert lächerliche Gerüchte aus. Der Eine wollte wiſſen, der Graf habe, wie Cardinal Bellarmin, in ſeinem Teſtamente die eine Hälfte ſeiner Seele dem Heiland, die andere Hälfte der Jungfrau Maria vermacht, und ſei dann in die Seine geſprungen. Der Andere behauptete, er wäre nach Sicilien gegangen und habe ſich, wie Empedokles, in den Krater des Aetna geſtürzt.

Ein Spottvogel dichtete folgende Grabſchrift auf ihn:

Hic conditur
Charlatanus
Josephus Sanct Germanus
Novus Nostradamus.

Acht Monate ſpäter verbreitete ſich das Gerücht: Graf Saint Germain ſei in Oſtindien am Hofe des Großmoguls geſehen worden.

Was von Allem ſollte man glauben???

LXV.

Es war im Mai des Jahres 1759.

Eines Morgens erſchien in einer Londoner Zeitung folgende Nachricht:

„Seit einigen Wochen verweilt ein ſonderbarer Kauz in unſern Mauern. Er kann wie weiland Proteus hundert Geſtalten annehmen und hat mehr Namen, als es Tage im Jahre giebt. Zu Peking in China, von wo er erſt unlängſt zurückgekehrt ſein will, führte er, wie es heißt, gar keinen Namen, und als die Polizei ihn darüber befragte, verſicherte er, er wüßte ſelbſt nicht, wie er heiße. In Venedig rufe man ihm, indem man die Hand an's Kinn lege; in Hamburg nenne man ihn blos „mein Herr!“, in Rom „Monſignor“, in Wien „Pſt! Pſt!“, in Neapel pfeife man ihm, in Paris betrachte man ihn durch Ferngläſer, und auf dieſe Zeichen ginge er willig zu denen, die ſich mit ihm unterhalten wollten. Dem Träger, der ihm ſeinen Koffer in den Gaſthof trug, gab er ein leeres Blatt Papier, ein Papillotte, worauf ihm ein Londoner Bankier ohne Weiteres ein Trinkgeld von zweihundert Dukaten ausgezahlt hat. Der Mann erhält Briefe, worauf keine Adreſſe, ſondern weiter nichts, als das Wort London ſteht, und täglich erſcheint er auf der Poſt, um anzufragen, ob Briefe ohne Adreſſe für ihn angekommen ſeien.

Dieſer närriſche Kauz beſitzt ein Stammbuch mit Inſchriften von Perſonen, die er alle perſönlich gekannt haben will, ob ſie gleich ſchon vor Jahrhunderten geſtorben ſind. Unter Anderm zeigt er eine Handſchrift von Michel Montaigne aus dem Jahre 1550. Sie lautet:

„„Es giebt keinen Menſchen in der Welt, welcher, troß dem, daß er ſeine Gedanken und Handlungen nach den Geſetzen der Rechtſchaffenheit eingerichtet, nicht ſchon zehnmal in ſeinem Leben den Galgen verdient hätte, weßhalb es ſehr ungerecht iſt, ſich gegenſeitig zu verdammen.“ “

Dieſer ſchlaue Fuchs will nicht allein Gold machen, ſondern auch Edelſteine und Gott weiß was mehr fabriciren können.

Obgleich er ſich in London ſchon ſeit einigen Wochen befindet, iſt es doch noch keinem Sterblichen gelungen, deſſen Wohnung zu ermitteln. Bittet man ihn um ſeine Adreſſe, ſo giebt er ein leeres Blatt Papier und ſagt: Sie treffen mich überall!

Wir können aus guter Quelle verſichern, daß dieſer originelle Kauz Niemand anders iſt als der bekannte — Graf Saint Germain.“

Dieſer Name fiel wie ein Funke in ein Pulverfaß. Ganz London wollte den Grafen ſehen, den Wundermann kennen lernen, aber Keiner konnte deſſen Wohnung ausfindig machen.

Eines Nachmittags verbreitete ſich in einem Kaffeehauſe auf dem Piccadilly-Square die Nachricht, der Wundermann wohne im Hôtel des franzöſiſchen Geſandten. Alles, was Beine hatte, rannte nach der Regent-Street und umlagerte das Haus und verlangte den Grafen zu ſehen, mit ſolcher Heftigkeit, daß die bewaffnete Macht einſchreiten mußte, um Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen.

Der Premierminiſter William Pitt, Graf von Chatam, der von dieſem Volksauflaufe ſogleich unterrichtet worden war, hatte von dem Wundermanne ſchon früher ſo viel Widerſprechendes gehört, daß auch er geſpannt war, dieſen ſchlauen Fuchs kennen zu lernen. Nachdem er alle Mittel aufgeboten, die Wohnung des

Grafen auskundſchaften zu laſſen, ließ er die letzte Mine ſpringen und folgende Bitte in alle Zeitungen Londons einrücken:

„Der Miniſter Pitt erſucht den Grafen Saint Germain, ihm ſobald als möglich die Ehre eines Beſuches angedeihen zu laſſen.“

Dieſe Einladung verfehlte ihre Wirkung nicht.

LXVI.

Schon am andern Morgen erſchien in der Antichambre des Herrn Pitt der ſehnlich erwartete Beſuch. Der Graf wurde augenblicklich vorgelaſſen.

— Ich bin erfreut, daß Sie meiner Einladung ſo ſchnell Folge geleiſtet haben. Seit wann ſind Sie in London?

— Seit drei Wochen.

— Und warum haben Sie mich nicht früher beſucht?

— Weil Ihre Zeit ſo koſtbar iſt, daß es mehr als zudringlich geweſen wäre, hätte ich eine Viertelſtunde für mich in Anſpruch nehmen wollen.

— Dem Grafen Saint Germain opfert man gern ein Stündchen.

— Sie ſind eben ſo herablaſſend und leutſelig wie Ihr Herr Großvater ...

— Kannten Sie ihn?

— Thomas war mein Freund. Als er Gouverneur von Madras war, wohnte ich zwei Monate in ſeinem Hauſe und verlebte im Kreiſe ſeiner Familie die ſchönſten Tage meines Lebens. Ihr Großvater war ein leidenſchaftlicher Bücherfreund.

— Auch ich bin Bibliomane. Iſt es Ihnen gefällig, meine Bibliothek in Augenſchein zu nehmen? Ich habe, wie ich mir ſchmeicheln darf, einige höchſt ſeltene Werke, die Sie vielleicht noch nirgends angetroffen haben.

— Ich brenne vor Neugier . . .

— Kommen Sie, lieber Graf.

Der Miniſter führte ſeinen Gaſt in den Bücherſaal. Saint Germain, einer der größten Bücherkenner, war hier ganz in ſeinem Elemente.

— Hier iſt ein Exemplar des berüchtigten Buches „De tribus impostoribus“, ein Werk, von dem in der ganzen Welt nur drei Exemplare exiſtiren. Es wird Ihnen bekannt ſein, lieber Graf, daß die gelehrten Bibliographen ſich den Kopf zerbrechen, wer der Autor dieſes gottloſen Werkes iſt. Der Eine ſchreibt es Kaiſer Friedrich II., der Andere dem Pietro Aretino, der Dritte dem Thomas Campanella, der Vierte dem Arnold de Villanova, der Fünfte dem Guillaume Poſtel zu. Ich für meinen Theil halte keinen von allen Fünf für den Verfaſſer dieſes Buches. Es mag gottlos ſein, ich gebe es zu, doch werden Sie, Falls Sie es kennen, einräumen müſſen, daß es ungemein geiſtreich iſt . . .

— O ich bitte, Sie beſchämen mich . . .

— Ich beſchäme Sie? Wodurch?

— Durch die huldvolle Nachſicht, mit der Sie eine meiner Jugendarbeiten beurtheilen . . .

— Eine Ihrer Jugendarbeiten?

— Nun ja, ich ſchrieb ſie anno 1512 in Salamanca.

Der Miniſter wollte dem Grafen ins Geſicht lachen.

— Sie ſchrieben dieſes Buch?

— Es giebt Dinge, die Niemand glauben will und die deſſenungeachtet wahr ſind. Wer glaubt z. B., daß ein Italiener, Camillo Zampieri, das Buch Hiob in ottave rime überſetzt hat, und dennoch iſt es wahr. Wer glaubt z. B., daß ein Engländer, John Dee, ein Wörterbuch herausgegeben hat, in welchem die Sprache mitgetheilt iſt, die Vater Adam im Paradieſe geſprochen hat, und dennoch iſt es wahr. Das Buch erſchien 1659 zu London. Wer glaubt z. B., daß ein Deutſcher, Samuel Hafenreffer, ein Werk geſchrieben hat, worin er den menſchlichen Pulsſchlag nach muſikaliſchen Rhythmen beurtheilt, und dennoch iſt auch das wahr. Das Buch erſchien 1640 zu Ulm und gehört zu den größten Seltenheiten. *)

— Ich bewundere Ihre Bücherkenntniß; ſie kann mich jedoch nicht überzeugen, daß Sie der Verfaſſer der bewußten Schrift ſind.

— Vielleicht glauben Sie es dann, wenn ich Ihnen den Inhalt des ganzen Buches von der erſten bis zur letzten Zeile aus dem Gedächtniß herſage . . .

— Voyons!

Saint Germain recitirte das ganze Werk mit einer Geläufigkeit, die den Miniſter in Erſtaunen ſetzte.

— Sie haben ein beneidenswerthes Gedächtniß.

— Ich wollte, ich könnte Manches vergeſſen.

— Iſt Ihnen die Abhandlung „Killing no murder“ (Tödten kein Mord) bekannt?

---

*) Der vollſtändige Titel dieſer bibliographiſchen Rarität lautet: „Monochordon symbolo-biomanticum abstrusissimam pulsuum doctrinam ex harmoniis musicis demonstrans.“

— Sie erſchien zur Zeit Oliver Cromwell's, im Jahre 1656, und machte auf das ganze Volk einen tiefen, unbeſchreiblichen Eindruck. Sie beſchäftigt ſich mit den drei Fragen: Ob der Lord-Protector ein Tyrann ſei? Ob das Geſetz erlaube, einen Tyrannen zu tödten?? Und ob ein Menſch, der einen Tyrannen tödtet, ſeinem Vaterlande dadurch einen Dienſt erweiſe??? Dieſe drei Fragen werden bejaht.

— Wiſſen Sie, lieber Graf, wer der Verfaſſer dieſer Schrift geweſen iſt?

— Er hieß Sherby und war ein eingefleiſchter Anhänger Carl's II. Der gute Mann hatte ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt: einen Tyrannen tödten ſei kein Mord. Er kam nach London, ward entdeckt, ergriffen und nach dem Tower gebracht. Der Lord-Protector ließ ihn nicht vor Gericht ſtellen, aber ungehört im Gefängniß ſchmachten. Sherby ſtarb am 13. Januar 1658, im ſechsten Monate ſeiner Gefangenſchaft. Cromwell, ſagt man, habe ihn ermorden laſſen. — Bald nach Sherby's Tode gab ich, unter dem Namen William Allen, eine franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Schrift unter dem Titel „Traité politique, que tuer un tyran n'est pas un meurtre,“ zu Leyden heraus.

Der Miniſter ſchüttelte ungläubig den Kopf.

— Nur eine Frage noch! Kennen Sie die engliſche Satire: „Lucina sine concubitu“?

— Sie ſtellt die Behauptung auf, daß Frauen ohne Zuthun eines Mannes Mütter werden können.

— Wen halten Sie für den Autor dieſer köſtlichen Perſiflage?

— Viele glauben, ſie ſei aus der Feder des Doctors Abraham Johnſon gefloſſen; ich aber weiß aus zuverläſſiger Quelle, daß kein Anderer als John Hill der Verfaſſer dieſer Satire iſt. Von dieſer Schrift exiſtirt eine franzöſiſche Ueberſetzung, betitelt: „Lucine affranchie des lois du concours", welche 1730 in Paris, und eine deutſche, welche unter dem Titel des Originals 1751 in Frankfurt erſchienen iſt.

— Sie ſind eine lebendige Bibliographie.

— Es giebt kein Buch, das mir unbekannt iſt.

— Haben Sie Luſt, eine Bibliothekarſtelle anzunehmen?

— Mehr als Alles liebe ich die Unabhängigkeit.

In demſelben Augenblick erſchien einer der Secretäre des Miniſters, um demſelben eine ſo eben angekommene Depeſche aus dem Cabinet von Verſailles zu überreichen.

— Vom Herzog von Choiſeul, ſagte Graf Chatam.

Saint Germain wollte ſich verabſchieden.

— Gedulden Sie ſich noch einen Augenblick.

Der Miniſter durchflog den Inhalt des Schreibens.

— Sie ſehen mich beſtürzt, lieber Graf, ſagte Pitt.

— Und warum, wenn ich fragen darf?

— Der Herzog von Choiſeul erſucht mich, im Namen ſeines Monarchen, Sie feſtnehmen zu laſſen.

— Weshalb?

— Weil Sie, wie der Ausdruck der Depeſche lautet, ein Betrüger ſind.

— Jeder, der das zu behaupten wagt, iſt ein elender Verläumder.

— Unter Vorſpiegelungen aller Art ſollen Sie dem Könige und der Marquiſe von Pompadour bedeutende Summen abgelockt haben.

— Das iſt erlogen! Für Dienſte, die ich der Marquiſe geleiſtet, hat ſie mir nach und nach 500,000 Francs geſchenkt. Geſchenke anzunehmen iſt, ſo viel ich weiß, kein Verbrechen.

— Sie haben Ihr ein Verjüngungsmittel gegeben …

— Das ſeinen Zweck nicht verfehlt hat …

— Wodurch wollen Sie das beweiſen?

— Durch ein Zeugniß, das ich zufällig bei mir habe, ſagte Saint Germain und überreichte ihm jenen Schein, den ihm die Marquiſe von Pompadour (im 33ſten Capitel unſerer Erzählung) ausgeſtellt hatte.

— Deſſenungeachtet werde ich, wie ſehr ich auch von Ihrer Unſchuld überzeugt bin, mich genöthigt ſehen, Sie arretiren zu laſſen.

— Thun Sie, was Sie vor dem Geſetze und Ihrem Gewiſſen verantworten können. Aber glauben Sie ja nicht, daß Sie durch meine Gefangennehmung dem Cabinet von Verſailles einen Dienſt erweiſen. Von meinem Kerker aus werde ich Englands freie Preſſe benutzen, um dem Könige von Frankreich die Schuppen von den Augen zu reißen, und ihm beweiſen, wie ſchmählich er von der Marquiſe von Pompadour und vom Herzog von Choiſeul, der mit ihr unter einer Decke ſteckt, hintergangen und betrogen wird. Frau von Pompadour drang mir ihre Gunſt auf …

— Und auch dieß wollen Sie beweiſen?

— Durch dieſe Locke, die Sie mir geſchenkt hat, erwiderte Saint Germain, und legte jenen Haarbüſchel, den ſie ihm zur Anfertigung des bewußten Wachsbildes abgeſchnitten hatte, als Beweis ihrer Untreue in die Hand des Grafen Chatam.

— Sonderbar! ſprach der Miniſter und überlegte einen Augenblick, was er beſchließen ſollte. Graf Saint Germain, begann er nach kurzer Pauſe, ich will Ihnen einen guten Rath ertheilen. Sagen Sie Keinem, daß Sie bei mir geweſen ſind, und verlaſſen Sie London, wo möglich noch heute, längſtens abermorgen früh.

— Erbſchaftsangelegenheiten rufen mich ohnedies nach Liſſabon.

— Nun denn, ſo reiſen Sie mit Gott, ſagte Graf Chatam, indem er Jenem Zeugniß und Locke zurückgab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter war Graf Saint Germain nicht mehr in London.

LXVII.

Ihr fragt mich, wo er hingekommen? Niemand wußte es. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Februar des Jahres 1760 tauchte er plötzlich in Berlin auf. Friedrich II. ſchreibt in ſeiner „**Histoire de la guerre de sept ans**", Capitel XI., Seite 73:

„**Précisement lorsque cet émissaire (Mr. d'Edelsheim) arriva à Berlin, il y parut un autre phénomène politique, *un homme, qu'on n'a pu jamais déchiffrer*. Il se produisait sous le nom de Comte de Saint Germain. Il avait été au service de France et même si avant dans la faveur de Louis XV., que ce Prince avait voulu lui donner le château de Chambord. Cet homme** joua le rôle de ministre, il se mêla de négocier sans mission, il tint en même temps des propos injurieux sur Madame de Pompadour et sur le Duc de Choiseul. Les Anglais le traitèrent en aventurier et le renvoyèrent."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber ſeinen Aufenthalt in Berlin iſt mir weiter nichts als eine einzige Anekdote bekannt. Bei einer Aufführung von Voltaire's „Zaire" ſaß er in der Hofloge neben dem Marquis Boyer d'Argens, dem Präſidenten der Berliner Akademie. Bei Zairens Erſcheinen fing der Graf tief zu ſeufzen an.

— Warum ſo betrübt? fragte der Marquis.

— Zaire war ſo ſchön!

— Sie kannten ſie?

— Wir waren Freunde! antwortete der Graf.

Der Marquis fing zu lachen an.

LXVIII.

Dreizehn Jahre ſpäter befand er ſich im Haag.

Man erlaube mir, meinem Leſer den Auszug eines Briefes mitzutheilen, den er im Jahre 1773, von Mantua aus, an den Grafen Maximilian Joſeph von Lamberg, den Verfaſſer des „Mémorial d'un Mondain" geſchrieben hat.

„Als ich im Haag arretirt werden ſollte, drang ich darauf, zuvor mit dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen von Afry, zu ſprechen; von einem Polizeibeamteten begleitet, wurde ich hingeführt. Der Geſandte empfing mich mit ſichtbarem Erſtaunen, ließ aber bald darauf meinen Begleiter abtreten und ſagte, daß ich, ſo lange ich in Holland bliebe, unter dem Schutze ſeines Königs ſtünde. Ich wollte dem Polizeibedienten einen ſchönen Diamanten zum Geſchenk machen; er aber ſchlug ihn aus, worauf ich den Stein, mit Hilfe eines großen Hammers, in tauſend kleine Stücke zerſchlug, die von den umſtehenden Bedienten des Geſandten aufgeſammelt wurden. — Dieſer Diamant, deſſen Anfertigung mir ungemein viel Mühe gekoſtet hatte, war ſelbſt in Braſilien und im Reiche des Großmoguls für ächt anerkannt worden. Ich habe mehrere dergleichen in Gegenwart des Grafen Zabor, Kammerherrn des verſtorbenen Kaiſers, verfertigt. — Der Fürſt T..... kaufte vor ſechs Jahren einen ſolchen Stein von meiner Arbeit für 5500 Louisd'or; der Fürſt verhandelte ihn ſpäter an einen reichen Narren mit tauſend Dukaten Gewinn. Man muß wirklich, wie Graf Barre ſagt, ein König oder ein Narr ſein, um für einen einzigen Diamanten ſo große Summen wegzuwerfen. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß man mit Hilfe der Kunſt der Natur ſehr nahe kommen kann, obwohl ein Pott, ein Marggraf, ein Rouelle auf ihrem Dreifuß behaupten, daß es unmöglich ſei, Diamanten nachzumachen. Wenn aber dieſe Herren mehr die Menſchen als die Bücher ſtudirten, ſo würden ſie Geheimniſſe entdecken, die man in der Aurea Catena Homeri, im großen und kleinen Albert und im Picatrix vergebens ſucht. Die wichtigſten Geheimniſſe lernt man nur auf Reiſen kennen. Die Kunſt, Edelſteine zu verfertigen, habe ich auf meiner zweiten Reiſe nach Indien, im Jahre 1755, die ich in Geſellſchaft des Generals Clive, der unter dem Vice-Admiral Watſon ſtand, gemacht, erlernt.“ —

Hören wir, was Franz Gräffer's allerliebſter „Papagey“ (Band I. Seite 16) vom Grafen ausſchwatzt:

„Sicher war Graf Saint Germain auch ein Goldmacher? Allerdings! Aber dieſe Kunſt war ihm zu leicht, zu gemein, zu umſtändlich. Welche Weitläufigkeiten mit dieſen Schmelztigeln, Kohlen und Blaſebälgen! Wenn man aus kleinen Diamanten große machen kann, ſo rentirt das viel beſſer. Der Graf nimmt den nächſtbeſten Diamantſplitter aus dem Kehricht irgend eines Edelſteinſchleifers, tritt in eine Fenſtervertiefung, ſtreut eine kleine Priſe blauen Pulvers darauf und der Splitter iſt ein Diamant, ſo groß wie ein Hühnerei. Nun hat Graf Saint Germain ſeine Million Gulden, oder Thaler, oder Dukaten, wie er will, es hängt ganz davon ab, ob er viel oder wenig blaues Pulver aufſtreut. Solch ein Künſtler wird ſich doch nicht mit Goldmachen abgeben?“

Hat der „Papagey“ nicht Recht? Gewiß, gewiß!

Die Kunſt, Gold zu machen, erinnert mich an einen armen Teufel von Adepten, Aurelio Augurelli, der für ſein lateiniſches Gedicht: „**Chrysopeia**“*), das er Papſt Leo X. gewidmet hatte, eine leere Börſe mit den Worten erhielt: „Wer Gold machen kann, braucht ja nur einen Beutel dazu.“ Wie kann ein heiliger Vater ſo boshaft ſein!

Pierre Borel, Leibarzt Ludwigs XIV., zählt in ſeiner „**Bibliotheca chemica**“, die im Jahre 1654 in Paris herauskam, nicht weniger als viertauſend Schriften auf, die ſich mit der Kunſt, Gold zu machen, beſchäftigen.

---

*) Die beſte Ausgabe erſchien zu Baſel 1518. 4.

Guter Boileau, wie Recht haſt Du, wenn Du ſagſt:
„Le monde est plein de fous et qui n'en veut pas voir,
Doit se tenir tout seul et casser son miroir.“

LXIX.

Ein Jahr ſpäter, 1774, finden wir unſern Wundermann, als Grafen Tzarogy, in Schwabach. Der Markgraf von Brandenburg, Karl Alexander, der ihn im December bei der berühmten Schauſpielerin Clairon, die ſich zu jener Zeit am Hofe zu Anſpach aufhielt, kennen gelernt hatte, lud ihn aufs Frühjahr nach Triersdorf — dem Sommeraufenthalte des Fürſten — ein. Dort wurden ihm die untern Zimmer des Schloſſes eingeräumt; die obern bewohnte Hippolyte Clairon, die Geliebte des Markgrafen.

In Schwabach blieb der Graf bis gegen Ende des Jahres 1776. Dann reiſte er mit dem Markgrafen, der ihn ſehr lieb gewonnen hatte, nach Nürnberg, um dort den aus Italien zurückkehrenden Grafen Alexis Orloff, den Sieger von Tſchesme, zu begrüßen. In Nürnberg trug Graf Saint Germain ruſſiſche Generals-Uniform. Orloff nannte ihn caro amico, caro padre, und ſchenkte ihm am Tage ſeiner Abreiſe 20,000 Zechinen.

Es iſt ziemlich gewiß, daß Graf Saint Germain nach ſeiner Abreiſe von London nach Petersburg gegangen ſei und dort bei der Revolution des Jahres 1762, ſo wie bei der Ermordung Peters III., Gott weiß unter welchem Namen, die Hand im Spiele gehabt habe.

Der Markgraf von Brandenburg, der bald darauf nach Italien ging, erfuhr erſt in Livorno durch den engliſchen Conſul John Dyck, daß der geheimnißvolle Graf Tzarogy, der ſich am Hofe von Anſpach für den letzten Sproſſen des unter Kaiſer Leopold I. geächteten Fürſten Ragoczi ausgegeben hatte, kein Anderer, als Graf Saint Germain geweſen ſei. In Neapel erfuhr der Markgraf, daß dieſer in hundert Masken auftretende Wundermann aus Sanct Germano, einer kleinen Stadt in Savoyen, gebürtig und der uneheliche Sohn eines Steuereinnehmers geweſen ſei, der Guiſeppe Rotondo geheißen, wegen Gelder, welche er unterſchlagen, die Flucht ergriffen und ſeinen Sohn in ein Findelhaus gebracht habe, dem dieſer, kaum vierzehn Jahre alt, entlaufen ſei.

In Paris fand der Markgraf bei Madame d'Urfé ein von ihrer Hand gemaltes Portrait Saint Germains. Mit Thränen in den Augen nannte ſie den Grafen ihren Freund und Wohlthäter. Karl Alexander erbat ſich eine Copie von dieſem Bilde. Madame d'Urfé ſchenkte ihm das Original, das noch bis zum heutigen Tage im Schloß zu Triersdorf, in einem der Zimmer, welche der Graf Tzarogy bewohnt hatte, zu ſehen iſt. Nicht minder intereſſant iſt ein anderes Bild, das im Schlafgemache des Markgrafen hängt. Es iſt das Portrait der Clairon.

LXX.

Von Schwabach reiſte Graf Saint Germain über Dresden, Leipzig und Hamburg nach Eckernförde im Schleswig'ſchen, woſelbſt er beim Landgrafen von Heſſen-Caſſel ein gaſtfreies Aſyl fand.

Der arme Wundermann muß, nachdem er ſich dort gegen vier Jahre aufgehalten hatte, das Unglück gehabt haben, das bewußte Lebensthee-Recept zu verlieren, denn zu Anfang des Jahres

1780 ſoll er zu Schleswig, von Gewiſſensbiſſen gequält und von einem Schlagfluß getroffen, in den Armen des Landgrafen geſtorben ſein.

LXXI.

Jean Jacques Caſanova, der zweite Held meiner Erzählung, ſtarb 23 Jahre ſpäter, im Juni 1803, zu Wien als Bibliothekar des Grafen von Waldſtein. Die letzten achtzehn Jahre ſeines abenteuerlichen Lebens hatte er zu Dux in ſtiller Abgeſchiedenheit verlebt und hier, außer ſeinen zwölfbändigen Memoiren, noch eine Histoire de ma fuite des prisons de Venise (Prague 1788) und einen fünfbändigen Roman „Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent 80 ans chez les Megameikes, habitants aborigènes du Protocosme dans l'intérieur de notre globe," (Prague 1790) geſchrieben.

Seine Memoiren kennt wohl Jeder: ſie ſind laſciv, aber geiſtreich. Auffallend iſt es, daß er darin mit keiner Sylbe der Gräfin Saint Germain erwähnt. Vom Grafen ſagt er: „In meinem ganzen Leben habe ich keinen geſchickteren und verführeriſcheren Betrüger geſehen."

Caſanova ſtarb, wie ich von einem Augenzeugen weiß, ſo ſanft und ruhig, als ob er in ſeinem Leben nicht die kleinſte Sünde begangen.

Noch eine Stunde vor ſeinem Tode las er im dritten Buche ſeines Lieblingdichters die 27ſte Ode an „Venus":

„Vixi puellis nuper idoneus,
Et militavi non sine gloria."

Dann ſchlug er das Buch zu und ſagte, wie in jener ſchreckenvollen Nacht:

— Meiſter Horaz, nun wollen wir ſchlafen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wohl Jedem, der ſo ruhig ſterben kann, wie Caſanova!

Raviſius Textor theilt in ſeinem „Epitome historiarum“ ein Verzeichniß von Perſonen mit, welche lachend geſtorben ſind. Zu dieſen Glücklichen gehörten zwei Dichter: Philiſtion und Pietro Aretino.

Plato ſtarb ſchreibend, Petrarca leſend.

Cornelius v. Witt recitirte, während die Wuth des Pöbels ihn in Stücke riß, die dritte Ode des dritten Buches vom Horaz.

Lefort, der bekannte Günſtling Peters des Großen, ließ, als er im Sterben lag, Muſikanten kommen, um mitten unter Pauken und Trompeten zu entſchlafen.

Der berühmte Arzt Jacob Sylvius zog ſich kurz vor ſeinem Ende große Reiterſtiefel an, um zu Fuße durch den Styx zu waten und das Fährgeld zu erſparen.

Gilbert ſtarb, eine heilige Ode ſtammelnd, die er im Todeskampfe gedichtet hatte.

Metaſtaſio dichtete fünf Minuten vor ſeinem Ende zwei ſeiner ſchönſten Strophen.

Barthélémy ſtarb beim Leſen des Horaz.

Anacharſis Clootz beſchäftigte ſich auf dem Schaffot, kurz vor ſeiner Hinrichtung, mit Feſtſtellung neuer Prinzipien.

Fabre d'Eglantine ſann auf dem Wege nach dem Richtplatz über den letzten Act ſeines letzten Luſtſpiels nach.

Wohl Jedem, der ruhig ſterben kann!

LXXII.

Und die Marquiſe? Und Mademoiſelle Guimard? Was iſt aus der Einen und was aus der Andern geworden?

Ach, lieber Gott, Beide nahmen ein trauriges Ende. Die Geliebte Ludwigs XV. ſtarb, angeekelt von der Welt, am 15. März 1764 in einem Alter von vierundvierzig Jahren. In ihrer Sterbeſtunde ließ ſie den Pfarrer der Magdalenen-Kirche rufen und ſich von ihm Abſolution ertheilen. Als der alte ehrwürdige Herr ihr die letzte Oelung gereicht hatte und ſich entfernen wollte, erhob ſich die Marquiſe und ſagte lächelnd:

— Warten Sie noch einen Augenblick, wir gehen dann zuſammen!

Mademoiſelle Guimard ſpielte 1786, um ihre Gläubiger zu befriedigen, ihr Hôtel für 300,000 Francs aus und heirathete, drei Jahre ſpäter, nachdem ſie Laune und Waden, Zähne und Anbeter verloren hatte, den Violiniſten Despréaux.

Sie ſtarb im Jahre 1816.

LXXIII.

Das Merkwürdigſte hätte ich beinahe vergeſſen.

Der gute, ehrliche Michel de Montaigne erzählt in ſeinen „Essais“, Buch I. Seite 20, folgende Geſchichte:

„Eine ſehenswürdige Perſon iſt der unter dem Namen Saint Germain bekannte Marquis Aymar oder Belmar. Er ſagt, er ſei zu Vitry geboren; der Cardinal von Lenoncourt, damaliger Biſchof von Chalens, habe ihm den Beinamen Saint Germain gegeben. Alle Einwohner von Vitry haben den Grafen bis zum 22ſten Jahre als Mädchen gekannt und Maria geheiſſen. Damals war er ſehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er ſich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Manne. Es iſt unter den dortigen Mädchen noch jetzt ein Lied im Gange, durch das ſie ſich wechſelſeitig warnen, große Luftſprünge zu machen, aus Furcht, zum Buben zu werden, wie Joſeph Maria Saint Germain.“

Leſ't den franzöſiſchen Michel und — glaubt!

LXXIV.

Im Jahre 1835 befand ich mich in Paris. Es war an einem jener Sonntage, die ich in der **Rue Tournon**, Nummer 8, im Salon Jules Janin's, hinzubringen pflegte. Gegen eilf Uhr Abends, als ich mich eben im Billardzimmer aufhielt, trat ein Mann herein, deſſen Aeußeres mich ungemein frappirte.

-- Wer iſt dieſer Herr? fragte ich die Freundin Janin's.

— Ein Mann, von dem Sie gewiß ſchon viel gehört haben werden, ein Mann, der in jeder Beziehung eine höchſt merkwürdige Erſcheinung iſt ...

— Sie machen mich raſend neugierig. Dieſer Mann iſt ...

— Der berühmte Graf Saint Germain!

Vor Schreck fiel mir der Queue aus der Hand.

— Zum Teufel, wer hat mir denn geſagt, daß der Graf 1780 zu Schleswig geſtorben ſei?

— Das muß ein Irrthum ſein. Dieſer Mann ſtirbt nie!

— Wer ſagt das?

— Er ſelbſt!

— Und Sie glauben es ihm?

— Ich glaube Alles und gar nichts.

Nun, Leſer, was glaubſt denn Du???

Clerodendron fragrans.

Le mystère n'a-t-il pas aussi ses charmes?

⁂

19*

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

I.

Aus dem Schwarme der Fremden, die im Sommer des Jahres 1838 in Nizza ihr fliegendes Zelt aufgeſchlagen hatten, ragte aus dem Frauenflore eine junge Franzöſin hervor, die ſeit drei Jahren die Gemahlin eines alten, aber ſehr reichen Peers von England war und in London durch den Glanz ihrer Schönheit und durch den Reichthum ihres Gatten eine der erſten Rollen ſpielte.

Lady Eloa T. war ein Bouquet von tauſend Sonnenſtrahlen, die ſich eben ſo wenig wie Blumendüfte oder Nachtigallentöne in Worte kleiden laſſen, da ſelbſt der ſchönſte, lieblichſte und zarteſte Ausdruck, den irgend eine Sprache der Welt erſinnen kann, nicht Anmuth genug beſitzt, zu bleich und nüchtern, zu kalt und profan iſt, um den Reiz und Zauber all' dieſer Liebenswürdigkeit, den Parfüm und Nimbus dieſer Schönheit treffend zu bezeichnen. Man verlange alſo weiter keine Schilderung.

Lord T., ihr Gemahl, war ein dicker Herr, der in ſeiner haſtig verbrauchten Jugend den Kelch jedes Vergnügens bis auf die Hefe geleert hatte und jetzt in ſeinem Alter — er ſchien nah' an die Sechzig zu ſein — für alle Freuden des Lebens gänzlich abgeſtorben war, ewig an Gicht, verdorbenem Magen und Langeweile litt und ſich mit Keinem fünf Minuten unterhalten konnte, ohne zehn Mal gegähnt zu haben. Dieſes Gähnen war nicht, wie bei manchem jungen Mann von feinem Tone, erkünſtelt, berechnet, uſurpirt, ſondern ein rechtmäßig erworbenes, legitimes Gähnen.

Beide waren nach Nizza gekommen, um hier die milde Luft des ſüdlichen Himmels einzuathmen. Sie bewohnten den ganzen erſten Stock des theuerſten Gaſthofes, hatten eine kleine Stunde vor der Stadt eine der reizendſten Villen und gaben abwechſelnd bald hier, bald dort große Geſellſchaften, wozu ſie die Crême der einheimiſchen und die Blüthe der fremden Bevölkerung einluden.

Zur Letztern gehörte auch Giulio, ein junger Muſiker aus Mailand, ein Schüler Bellini's, der, nach dem einſtimmigen Urtheile aller Kunſtkenner, die ſchönſten Lieder — reizende Romanzen und Canzonetten — componirte, welche, kaum erſchienen, die Runde durch alle Geſellſchaftsſäle machten und bald auf allen Klavieren und Drehorgeln zu hören waren. Der junge Mann, reich und unabhängig, ſtand auf dem Punkte, eine muſikaliſche Notabilität zu werden.

Lady Elea war eine leidenſchaftliche Muſikfreundin. Sie hatte eine frühlingfriſche, ſammetweiche, bieg- und ſchmiegſame Stimme und ſang ſo hübſch, daß Jeder, der das Glück hatte, ſie zu hören, ſich durch den ſüßen Sirenenklang ihrer Töne wunderbar hingeriſſen, zauberhaft gefeſſelt fühlte. Selbſt ihre Sprache war Geſang und jedes Wort, das über ihre Lippen glitt, ſüße, unvergeßliche Muſik.

— Milady flötet wie eine Nachtigall, meinte ein junger Dichter.

— Sagen Sie lieber, die Nachtigallen flöten wie Milady, erwiderte Giulio.

— Ich habe heute Morgen ein Gedicht auf Eloa gemacht, ſagte Silvio.

— Darf man es hören?

— Ei, warum denn nicht? meinte der neue Metaſtaſio, zog ein roſenfarbenes Blatt aus der Bruſttaſche und las:

„Mein Herz iſt eine Harfe,
Die nur von Liebe ſingt
Und Dir, geliebte Herrin,
Viel tauſend Grüße bringt.

Mein Herz iſt eine Harfe,
Die, zitternd und verzagt,
Dir leiſe, leiſe flüſternd
All' ſeine Leiden klagt.

Mein Herz iſt eine Harfe,
Die nach dem Höchſten ringt,
Bis bald, von Gram zermartert,
Die letzte Saite ſpringt."

— Geben Sie mir dieſe Verſe, bat Giulio.

— Was wollen Sie damit anfangen?

— Sie noch heute Abend in Muſik ſetzen.

— Sehr verbunden, ſagte der Poet, der ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt fühlte.

Ach Muſik, Muſik, nichts geht über Muſik! Wer Frauen, Blumen und Muſik nicht liebt, iſt ein armer Tropf! La Mothe le Vayer, der keine Muſik hören konnte, war ein beklagenswerther, unglücklicher Menſch. Muſik iſt die Sprache der Herzen; wer ſie nicht verſteht, hat kein Herz, wenigſtens kein gutes!

Ach, was iſt ſchöner, als ein Lied? Lieder ſind die Dolmetſcher der Freude; Freude iſt der „ſchöne Götterfunke“, welcher Sonnenglanz in die Nacht des Lebens ſtreut; der „holde Himmelsbote“, der unſer Leben verſchönt, unſere Sorgen verbannt, unſere Leiden verſcheucht; der „ſchützende Engel“, der uns Troſt für jeden Schmerz und Balſam für jede Wunde reicht, die uns die rauhe Hand des Schickſals ſchlägt. Menſchen, die noch ſingen können, haben noch nicht die Kunſt verlernt, ſelbſt im Unglück glücklich zu ſein. Seume kannte die Macht und Größe, den Segen und die Allmacht der Lieder, denn er ſang:

„Wo man ſingt, da laß Dich ruhig nieder;
Böſe Menſchen haben keine Lieder.“

Lieder ſind die Herolde der Freude. Wollt Ihr Euch freuen des Lebens, ſo ſingt!

II.

Eines Abends, als im Salon der Lady Eloa eine muſikaliſche Akademie ſtattgefunden hatte, drehte ſich das Geſpräch um einige der neuern Opern. Man ſprach von Roſſini und Bellini, von Donizetti und Mercadante, von Auber und Meyerbeer, von Herold und Halévy und andern Componiſten Italiens und Frankreichs.

— Schlegel, begann ein deutſcher Schriftſteller, nennt die Architectur eine gefrorene Muſik. Das klingt recht ſchön, iſt aber, genau betrachtet, nichts Anderes, als eine jener gummi-elaſtiſchen, windgefüllten Kunſtfloskeln, deren einziges Verdienſt darin beſteht, daß man ſie wie einen Handſchuh bequem umwenden kann; denn eben ſo gut könnte man ſagen: Muſik ſei eine geſchmolzene Architectur. Man könnte dieſen Vergleich noch etwas ausſpinnen und hinzufügen, in der Muſik, wie in der Baukunſt, gäbe es drei Säulen-Ordnungen: doriſche, joniſche und korinthiſche Säulen; man könnte die Roſſiniſche Muſik mit einer doriſchen, die Donizettiſche mit einer joniſchen und die Belliniſche, die zierlichſte des italieniſchen Triumvirats, mit einer korinthiſchen Säule vergleichen, von Sockel, Schaft und Capitäl, von Blumen und Blättern, Cannellirungen und Schnörkeleien reden und dabei einen ſolchen Wuſt von Gelehrſamkeit auskramen, daß Manchem dabei ganz angſt und bang werden müßte. Verlangt Jemand von mir einen Vergleich zwiſchen Roſſini und Bellini, ſo würde ich ſagen, daß Roſſiniſche Muſik mir wie Sonnen-, die Belliniſche Muſik wie Mond-Licht erſcheint.

— Und was iſt Ihnen lieber, Sonnen- oder Mondlicht? fragte Eloa.

— Es giebt Naturen, die ſich mehr für die koketten Strahlen der Sonne; Naturen, die ſich mehr für den keuſchen Schimmer des Mondes intereſſiren. Der Franzoſe liebt mehr die Sonne, der Deutſche mehr den Mond; Letzterem wird darum eine Muſik von Bellini mehr behagen, als eine Roſſiniſche. Phöbos-Roſſini iſt nur ſchön, wenn er lächelt; Luna-Bellini iſt auch ſo ſchön, wenn er ſein mildes Antlitz in ſchwermüthige Wolken hüllt. Joachim iſt ein luſtiger Zeiſig, Vincenzo eine klagende Nachtigall. Roſſini iſt ein Lächeln, das ſich im perlenden Schaume des Champagners badet, Bellini eine Thräne, die ſich im thaugetränkten Kelche des Lotos ſpiegelt.

— Was meinen Sie zu dieſem Vergleiche? fragte Eloa den träumeriſchen Giulio, der bis dahin ſchweigend zugehört hatte.

— Ich finde den Vergleich ganz richtig, doch glaube ich, daß ſich Beide durch ein einziges Wort noch treffender charakteriſiren laſſen: Roſſini liebelt, Bellini liebt.

— Sehr wahr, ſehr wahr, ſagten Alle, bis auf Milady, die gleichgiltig an eine Camellia roch, welche ſie in ihrer Hand hielt, eine Hand, die, beiläufig erwähnt, eine von denen war, welche im Style der Gräfin Hahn-Hahn „von weißem Atlas und mit Roſa-Taffet gefüttert ſind.“

— Und welche von Bellini's Opern halten Sie für die ſchönſte? fragte der deutſche Schriftſteller den italieniſchen Muſiker.

— „Norma“, antwortete Giulio.

— Und warum gerade dieſe? fragte Eloa.

— „Norma“ iſt eine Hymne, die alle Elemente der Liebe: Sehnſucht und Schwärmerei, Wonne und Entzücken, Reue und Entſagung ausſtrahlt; jeder Tact, jede Note dieſer Muſik athmet Liebe, heiße, glühende, ewige Liebe, die ſich in unendlichen Schmerz auflöſt.

— Und Roſſini's beſte Oper? fragte Lady T.

— Iſt, nach meiner Anſicht, ſein „Barbier von Sevilla“; jede Note iſt ein ſchillernder Kolibri, der ſich in Champagner badet, ein lächelnder Faun, der ſich auf den Marabouts einer reizenden Kokette ſchaukelt, eine roſenfarbene Fee, die aus den Falten eines Fächers mit uns liebäugelt. Noch ein Mal: Roſſini liebelt, Bellini liebt.

— Hier iſt „Nizza“, eine neue Canzonetta von Roſſini. Wollen Sie mich auf dem Klaviere begleiten? fragte Eloa. Ich ſinge die erſte, Sie die zweite Strophe.

— Mit tauſend Freuden, antwortete Giulio, ob er's gleich lieber geſehen, hätte Milady eines von ſeinen Liedern geſungen. Ach, ſeufzte er bei ſich, meine Lieder gefallen ihr nicht und das macht mich unglücklich!

Als Eloa das erſte Couplet ausgeſungen hatte, klatſchten ihr die begeiſterten Zuhörer lauten Beifall zu. Ihr Herr Gemahl war der Einzige, welcher gähnte. Giulio wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, denn zum erſten Male in ſeinem Leben empfand er Neid, tiefen Neid, daß Milady ein Lied von Roſſini gewählt.

Giulio ſang nun die zweite Strophe:

Tu peux avec tes charmes
Remplir mon coeur d'alarmes
Et le noyer de larmes,
Mais le changer, mais le changer, mais le changer —
Jamais!!!
Je puis mourant d'alarmes
Les yeux brulés de larmes
Maudire un jour tes charmes,
Mais t'oublier, mais t'oublier, mais t'oublier, —
Jamais!!!

Die drei letzten Verſe trug er mit ſo hinreißendem Ausdruck vor, daß jedem Zuhörer, von tiefer Rührung ergriffen, Thränen in die Augen traten. Lord T. war der Einzige, der ſaß nach jedem Tacte furchtbar zu gähnen anfing; ſeine Gattin aber blieb kalt, eiskalt. Der arme Giulio hätte weinen mögen!

— Sie ſprachen vorhin von Donizetti, ſagte Eloa zum Deutſchen. Was halten Sie von ihm?

— Von allen Nachahmern Bellini's iſt Donizetti der ſelbſtſtändigſte. Dieſer verhält ſich zu Jenem, wie Marſchner zu Weber, wie Halévy zu Meyerbeer, wie Herold zu Auber. Herold, Marſchner, Halévy und Donizetti haben bei aller ihrer Nachahmung dennoch viel Schönes, was ihnen eigenthümlich angehört. Donizetti's „Anna Belena" iſt, trotz mancher Anklänge aus Belliniſchen Opern, dennoch reich an originellen Wendungen. Wie die meiſten Opern der Roſſiniſchen Schule hat auch dieſe die Eigenheit, daß die Singſtimme im Orcheſter und daß das Orcheſter auf der Bühne iſt. Einer hübſchen Melodie, einem prickelnden Rhythmus, einer geſchmackvollen Cadenz opfert Donizetti die charakteriſtiſche Wahrheit; wie Roſſini läßt er oft bei einer tragiſchen Situation luſtige Walzerklänge, fröhliche Tanzmelodien an unſerm Ohre vorüberziehen; er iſt zufrieden, wenn's nur klingt und zündet. Donizetti iſt ein Cröſus an Melodien, aber, was Tiefe und Wahrheit der Empfindung anbelangt, ein Bettler.

— Sie urtheilen zu hart, bemerkte Giulio.

— Haben Sie in Deutſchland Meyerbeer's „Hugenotten" gehört? fragte Milady, um dem deutſchen Ariſtarchen die Gelegenheit zur Vertheidigung abzuſchneiden.

— Ich habe ſie in Hamburg gehört.

-- Und Ihr Urtheil?

— Alle, die der Meinung geweſen ſind, daß Meyerbeer, dieſer Mirabeau der romantiſchen Muſik, im „**Robert le Diable**" ſeinen

Meridian erreicht habe und nun fallen müſſe, weil er nicht höher ſteigen könne, werden ſich nach Anhörung der „Hugenotten" überzeugt haben, daß er ſich in dieſer neuen Tonſchöpfung zu einer Höhe emporgeſchwungen, die — nach Mozart — noch kein deutſcher Operncomponiſt erreicht hat. Meyerbeer's Gegner haben ſeinem „Robert" — und wahrlich nicht mit Unrecht — den Vorwurf gemacht, daß dieſer „Teufel" drei Geſichter habe, von denen das eine mit der deutſchen, das andere mit der franzöſiſchen, das dritte mit der italieniſchen Muſik kokettire; ſeine „Hugenotten" hingegen ſind nicht dreigeſichtig, ſondern durchweg deutſch, echt deutſch; ſie iſt eine Oper, die aller Vorbilder, aller Feſſeln ſich entſchlagend, in die tiefſten Tiefen der Harmonie eingedrungen iſt und, allen falſchen Flitter, alles eitle Haſchen nach Effect verſchmähend, nur der dramatiſchen Wahrheit gehuldigt hat. Luthers Choral „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" bildet den erhabenen Mittelpunkt, von dem alle melodiſchen Radien dieſes großartigen Tonwerkes auslaufen. Luthers Choral iſt die Ton-Arterie, die den ganzen Körper dieſes harmoniſchen Koloſſes durchpulſ't; Luthers Choral iſt das granitene Piedeſtal, worauf Meyerbeer die klingenden Memnonsſäulen ſeiner Muſik, die Pyramiden ſeines Ruhmes gebaut.

— Hier urtheilen Sie wieder zu ſanft, meinte Giulio.

— Und Halévy und ſeine „Jüdin?" fragte Eloa.

— Halévy, ſagte der deutſche Kritiker, iſt ein Nachahmer Meyerbeer's. Die „Jüdin" hat wie „Robert der Teufel" einen großen Fehler, den, daß ſie weder ganz deutſch, noch ganz franzöſiſch, noch ganz italieniſch iſt. Halévy hat von jeder Schule etwas angenommen. Seine „Jüdin" iſt ein Blumenſtrauß Weber'-

ſcher Magnolien, Auber'ſcher Camellien und Bellini'ſcher Nachtviolen. Halévy brillirt, wie die meiſten der neuern Componiſten, mehr durch äußere Form als durch innern Gehalt. Der Kern der Melodie iſt weder neu noch ſchön, aber die Hülle, die Inſtrumentation, iſt glänzend und pikant, und nur in der Schaale, nicht im Kerne liegt der ohrenkitzelnde Reiz dieſer Muſik.

— Ich bitte, Milady, ſagte Marquis Anatole von Luſſac, ein Attaché der franzöſiſchen Geſandtſchaft, ſingen Sie uns etwas.

— Was ſoll ich ſingen?

— Giulio hat ein neues Lied componirt, warf Silvio hin.

— Ah! meinte Milady.

— Sing' es, liebes Kind, rief Mylord und fing ſchon im Voraus furchtbar zu gähnen an.

— Eh bien, ſagte Eloa und trat, nicht mit allzugroßer Luſt, wie es ſchien, an's Klavier.

Sie ſang, Giulio begleitete. Das Lied gefiel Allen, nur der nicht, die es ſang.

— Sie haben ſchon Beſſeres geſchrieben, erklärte Eloa.

— Was mißfällt Ihnen darin? fragte der Arme, ganz vernichtet.

— Es iſt zu ſentimental! Wir wollen nun, wenn es Ihnen gefällig iſt, das Duett aus Auber's „Gott und Bayadere", das wir geſtern eingeübt haben, vornehmen. — Je öfter ich es ſinge, deſto mehr gefällt es mir. Ach dieſer Auber! Ich möchte ihn umarmen! Fangen wir an!

Und Beide ſangen das hübſche Tafelliedchen:

„Am Ganges wohnt die Liebe."

Alle Zuhörer waren entzückt. Der junge Franzoſe zerfloß vor Wonne. Zehnmal in einem Athem rief er: charmant, charmant! und wiegte ſich auf ſeinem Seſſel wie ein Federbuſch auf ſeinem Czako.

Als das Lied zu Ende war, ſprang er auf und ſagte:

— Fünf Jahre meines Lebens, hätte ich eine von Auber's Opern, zehn Jahre, hätte ich dieſen Gott, dieſe Bajadere geſchaffen! Welch eine Muſik! Das iſt kein gewöhnliches Inſtrumenten-Ghirribizzi, das iſt Palmengeſäuſel, Blumengeflüſter, Vögelgezwitſcher; dieſe Melodien ſind Thauperlen auf Roſenblättern, Schneeflocken auf Magnolia-Blüthen, Liebesſeufzer auf Schmetterlingsflügel hingehaucht; dieſe Rhythmen ſind ſchillernde Libellen, die auf Lilienſtengeln gaukeln, diaphane Sylphen, die ſich auf Weſtwindſchwingen ſchaukeln, goldene Mondſtrahlen, die ſich auf ſilbernen Meereswellen wiegen; jede Nummer dieſer Oper iſt eine liebegirrende Taube in blühenden Myrthenzweigen, eine ſehnſüchtige Nachtigall in duftigen Roſen-Bosquets, ein liebehoffender Schwan in üppigen Lotosgruppen verſteckt.

— Alſo auch Sie verſtehen zu ſchwärmen? fragte Eloa und lachte, um den Perlenſchmelz ihrer ſchönen Zähne zu zeigen.

— Wer kann Sie ſehen, Milady, ohne zu ſchwärmen? ſeufzte der galante Franzoſe.

— Betrachten Sie nur meinen Herrn Gemahl; er ſieht mich den ganzen Tag und ſchwärmt nie.

— Mylord ſcheint . . .

— Nun was denn? fragte Eloa und klopfte mit ihrem Fächer die Hand des Attaché.

— Sehr phlegmatiſch zu ſein.

— Gott ſei Dank! Schwärmerei, lieber Marquis, langweilt mich.

— Betrachten Sie den armen Giulio! Ein tiefer Gram ſcheint an ſeinem Herzen zu nagen; er ſieht bleich und leidend aus; was ihm nur fehlen mag?

— Fragen Sie ihn, ich weiß es nicht.

Goldbetreßte Diener reichten Eis und Limonade herum. Milady flog von einem Gaſte zum andern, ſagte Jedem eine Artigkeit, hatte für Jeden ein anderes Lächeln; nur für den armen Giulio keins. Als ſie an ihm vorüberrauſchte und ihre Robe ſeine Knie berührte, fühlte er ſich von namenloſer Wonne durchzuckt. In demſelben Augenblick ließ ſie — ich weiß nicht, ob es Zufall oder Abſicht war — die Camellia fallen. Giulio hob ſie auf und war ſelig. Mylord, der das zu bemerken ſchien, fing wieder entſetzlich zu gähnen an.

III.

Es war am andern Morgen.

Giulio ſaß am Flügel und fantaſirte, als Doctor Gollo, einer der berühmteſten Alterthumsforſcher Mailand's, eintrat. Der Doctor hatte eine feine, ſpitze Naſe, kleine, ſchwarze, äußerſt pfiffige Augen und ein verteufelt kluges Geſicht, das halb einem Jeſuiten, halb einem Diplomaten anzugehören ſchien. Er trug eine Stahlbrille und einen Strohhut.

— Freund Giulio, warum ſo niedergeſchlagen? fragte der ſchlaue Mann.

— Ich liebe, Doctor.

— Zum wievielten Male?

— Zum erſten Male.

— Junger Freund, erlauben Sie, daß ich lächele. Zum erſten Male! Das ſagt Jeder, der verliebt iſt. Und wen lieben Sie?

— Das muß ein Geheimniß bleiben.

— Ein ſchönes Geheimniß, das ſchon halb Nizza weiß. Sie lieben Lady T...

— Bis zum Wahnſinn!

— Natürlich, ſagte er und lächelte ſchalkhafter als Guevara's „Diablo cojuelo.“ Und Lady T...?

— Ich wage zu hoffen, daß auch ſie mich liebt...

— Freundchen, das iſt zum Lachen! Ich habe Milady früher als Ihr Alle durchſchaut. Sie iſt eine Kokette...

— Doctor! rief Giulio mit drohendem Tone.

— Ich meine es gut mit Ihnen und halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Ich ſage Ihnen noch einmal, ſie iſt eine Kokette, die weder ihren Gemahl, noch Sie, noch irgend Jemanden liebt. Sie hat kein Herz, keine Seele. Heute feſſelt ſie Sie durch einen befreundlichen Blick, um Sie morgen durch ihr gleichgiltiges Benehmen deſto tiefer zu verwunden. Sie erregt in Ihnen Hoffnungen, um Sie ſpäter durch Enttäuſchung in den Abgrund des Verderbens zu ſtürzen. Sie hat's mit Vielen ſo gemacht und verſucht's nun auch mit Ihnen.

— Doctor, wie können Sie ſo lieblos ſie verurtheilen? Sie thun ihr Unrecht, ſage ich Ihnen. Ich könnte Ihnen Beweiſe geben, daß ſie nicht ſo kalt und unempfindlich iſt, als ſie Manchem erſcheinen mag. Sie hat ein ſchönes, großes, edles Herz, ein Herz, das der innigſten Liebe, der treueſten Hingebung fähig iſt.

— Die Verliebten ſehen Alles durch roſenfarbene Gläſer. Eine ſchlaue Kokette iſt in ihren Augen eine keuſche Suſanna, eine ſcheinheilige Meſſaline eine büßende Magdalena . . .

— Doctor, reizen Sie nicht meinen Zorn . . .

— Ich ſpreche nicht von Milady, ſondern im Allgemeinen. Ich kenne die Frauen und weiß, daß Eine nicht viel beſſer als die Andere iſt. Lüge und Betrug ſind die Waffen, die ſie gegen uns gebrauchen, Seufzer und Thränen die Werkzeuge, womit ſie uns in Feſſeln legen. Leſen Sie die Romane des Herrn von Balzac. Der hat die Herzen der Frauen ſtudirt. Der kennt ſie, als ob er ſie Alle gemacht hätte. Wiſſen Sie ſein Axiom? „Es giebt kein Weib, das niemals eine Lüge geſagt; ſei es eine gefällige, eine verzeihliche, eine erhabene, eine ſchreckliche Lüge, aber immer eine Lüge.“

— Es giebt Ausnahmen . . .

— Nein, nein, ſag' ich Ihnen. „Jede Frau,“ ſchreibt der berühmte Frauen-Anatom, „beſitzt ſiebenunddreißigtauſend Arten, Nein, und eben ſo viele Variationen, Ja zu ſagen.“ Aber faſt immer im Leben iſt ihr Ja ein halbes Nein und ihr Nein ein halbes Ja. O, glauben Sie mir, auch ich kenne die Frauen; aber je mehr ich ſie kennen lerne, deſto mehr haſſe und verabſcheue ich ſie.

— Elea, ſage ich Ihnen, iſt keiner Lüge fähig.

— Sie glauben wirklich, daß ſie Sie liebt?

— Sie hat es mir nie geſagt, und doch hat Sie mir tauſend Beweiſe gegeben . . .

— Beweiſe? Laſſen Sie hören!

— Sie hat mich Andern vorgezogen ...

— Um dieſe Andern dadurch auf der einen Seite zu kränken, auf der andern zu reizen ...

— Oft hat ein Blick ihres Auges mir verrathen, daß ich ihr nicht gleichgiltig bin ...

— O, trauen Sie doch den Augen nicht!

— Geſtern ließ ſie, als ſie an mir vorüberging, dort jene Blume niederfallen.

— Du lieber Himmel, wer wird auf ſolche Lappalien einen Werth legen. Wir dürfen nicht eher glauben, daß eine Frau uns liebt, als bis wir poſitive Gewißheit haben ...

— Sie iſt zu tugendhaft, um den Schwur der Treue zu verletzen!

— Eine Frau, die uns liebt, bringt uns ſelbſt ihre Tugend zum Opfer. Liebe kennt kein Gebot! Ich in Ihrer Stelle würde ſie laufen laſſen, denn noch einmal, Lady T. iſt eine herzloſe Kokette.

— Doctor, wenn wir noch länger Freunde bleiben wollen, ſo ſprechen Sie mit mehr Achtung von einer Frau, die ich liebe, und die ich für ein Ideal moraliſcher Vollkommenheit und für den Inbegriff phyſiſcher Schönheit halte.

— Wiſſen Sie, was Jouy ſagt? „Die, die wir lieben, iſt die Schönſte.“ Aber deſſenungeachtet kann dieſe Schönſte der Schönen in den Augen Unbefangener manchmal ſogar ſehr häßlich ſein. Ich z. B. finde Ihre Lady T. durchaus nicht ſchön. Sie iſt ſehr mager ...

— Schlank wie Juno ...

— Ich habe dieſe Gottheit nie geſehen. Ich für meinen Theil liebe den **genre potelé**. Auch finde ich, daß ihr Fuß . . .

— Sie gehen darauf aus, mir meine Illuſionen zu zerreißen. Aber das Alles wird Ihnen wenig fruchten, denn in meinen Augen bleibt Eloa das ſchönſte Weib unter Gottes Sonne.

— Ihnen iſt nicht zu helfen. Nun gut, ſtürzen Sie ſich in Ihr Verderben. Laſſen Sie ſich von ihr dupiren. Was kümmert's mich? Ich habe meine Schuldigkeit gethan und Sie gewarnt. Nun thun Sie, was Sie wollen. Aber einſt wird der Tag kommen, wo Sie, wenn auch nicht mir, doch wenigſtens ſich ſelbſt geſtehen werden: Doctor Gollo hat Recht gehabt, ſie war Deiner Liebe unwürdig! Aber noch iſt es Zeit, umzukehren. Werfen Sie ſich in die Arme Ihrer Kunſt und ſuchen Sie an ihrem Buſen ein Aſyl gegen die Täuſchungen der Liebe. Liebe tödtet den Ehrgeiz. Was aber iſt ein Künſtler ohne Ehrgeiz? Ein Luftballon ohne Feuer, eine Locomotive ohne Dampf, ein Pferd ohne Sporn! Hab' ich Recht oder nicht? Sie ſchweigen und ſcheinen böſe auf mich. Und doch meine ich's ſo gut mit Ihnen! Leben Sie wohl, Giulio, ich vergebe Ihnen.

Der Doctor ging. Der junge Künſtler blieb ſtarr und unbeweglich auf ſeinem Stuhle. Als aber ſein Blick auf die Camellia fiel, die in der Vaſe auf dem Flügel ſtand, ſprang er auf, küßte die Blume und ſprach:

— Und dennoch, Eloa, liebe ich Dich!

IV.

Erſt zwei Monate in Nizza, fühlte ſich Mylord bereits dergeſtalt gelangweilt, daß er, um etwas Abwechslung in die Eintönigkeit des Badelebens zu bringen, einen Ausflug nach Genua zu machen beſchloß und zwar — ohne Milady.

Eine junge, ſchöne, liebenswürdige Frau, umringt von einem Hofe von Anbetern, allein und ohne Aufſicht laſſen, wird Vielen als ein etwas allzukeckes Wageſtück erſcheinen. Nicht ſo dem Lord. Seine Herrlichkeit hatte vielleicht hundert Fehler, die ihn, den Männern gegenüber, unerträglich machten, dafür aber auch eine gute Eigenſchaft, die ihn, namentlich in den Augen ſeiner jungen, gefallſüchtigen Gemahlin, angenehm erſcheinen ließ. Er kannte Eiferſucht nur dem Namen nach und dachte wie Schiller's Philipp II. von Spanien: „Wenn ich zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört.“ Wenn die junge Männerwelt der Lady Elea den Hof machte, gähnte er allenfalls, aber niemals ärgerte er ſich über etwas, was er ganz natürlich fand.

Am Abende vor ſeiner Abreiſe ſagte er zu ſeiner Frau:

— Unterhalte Dich ſo gut Du kannſt; lege Dir durchaus keinen Zwang an; bleibe in der Stadt oder ziehe auf's Land; empfange wen Du willſt. Ich habe nur eine Bitte.

— Welche? fragte Milady ſehr geſpannt.

— Lies während meiner Abweſenheit keinen Roman von Balzac.

— Und weßhalb nicht?

— Weil die Lectüre dieſer Romane Dich auf ſchlechte Gedanken bringen kann.

— Das kann unmöglich Dein Ernſt ſein. Ich kenne faſt alle Romane Balzac's, aber noch keiner von allen iſt im Stande geweſen, meine Sinnesart zu ändern.

— **Eh bien**, thu was Du willſt!

Mylord alſo begab ſich nach Genua. Milady bezog ihre Villa, um dort, abgeſchieden von den rauſchenden Vergnügungen der Stadt, die ſtillen, harmloſen Freuden des Landlebens zu genießen. Sie nahm weiter nichts, als Titi, ihren kleinen Seidenaffen, ein Paar Notenhefte und einige Bände ihres Lieblingſchriftſtellers Balzac mit.

Giulio hatte Milady um die Erlaubniß gebeten, ſie täglich beſuchen zu dürfen.

— Kommen Sie, ſo oft es Ihnen gefällt, hatte Eloa geſagt und den Träumer dadurch zum Glücklichſten aller Sterblichen gemacht.

Er kam nun täglich. Anfangs blieb er eine Stunde, dann zwei, dann drei, und endlich blieb er den ganzen Tag, von frühem Morgen bis mitten in die Nacht hinein auf Milady's Villa.

Das Landleben aber hat etwas Gefährliches. Es giebt Empfindungen, für die das Herz auf dem Lande zehnmal empfänglicher iſt als in der Stadt, wo der fortreißende Strudel der Zerſtreuungen ihm keine Zeit läßt, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Die Ruhe und Abgeſchiedenheit auf dem Lande macht uns Städter mehr oder weniger nachdenkend. Ein Spaziergang am frühen Morgen, der Thau, der auf dem friſchen Grün der Blätter zittert, das Lied der Lerche, das Gezwitſcher der andern Vögel, der Duft der Blumen, der grüne Sammet der Wieſen, das kerzengerade Aufſteigen einer Rauchſäule, das Alles zuſammen ſtimmt uns

weicher, macht uns empfindſamer, als wir es im Geräuſche der Stadt, im Wirbel der Geſchäfte ſind. — — — — — — — — — —
— —
— —

Eines Morgens, als Eloa und Giulio im nahen Parke promenirten, ſeufzte er ſo laut, daß ſie ſich aufgefordert fühlte, ihn zu fragen, warum er ſeufze.

— Ach, Milady, ich bin namenlos unglücklich.

— Und der Grund Ihres Unglücks?

— Ich liebe.

— Wen lieben Sie?

— Sie, Milady!

— Mich? fragte ſie, ſo ſehr überraſcht, als ob ſie das früher weder gewußt, noch geahnt hätte.

— Ich liebe Sie mit einer Andacht, einer Heiligkeit, einer Religioſität, die nur der empfindet, der ohne Hoffnung liebt. Nicht das irdiſche Weib, geſchmückt mit tauſend Reizen, nein, ein Weſen höherer Art bete ich in Ihnen an: es iſt mir, als wären Sie der Schutzgeiſt meines Lebens, die holde Muſe, die mich begeiſtert, der unerreichbare Stern, deſſen überirdiſcher Glanz mich mit dem Glauben an ein Jenſeits erfüllt. Eloa iſt der Engel, der mich beten gelehrt, der mich mit Gott und mit der Welt ausgeſöhnt und meine Seele geläutert hat von den Schlacken des Zweifels, der keine Freude, keinen Troſt, keine Hoffnung in mir aufkeimen ließ. Eloa ſehen und an das Daſein einer Gottheit zweifeln, o ſagen Sie ſelbſt, ob das wohl möglich iſt?

— Passons la-dessus! antwortete Eloa. Betrachten Sie dort die Statue des Satyr's! Wie gefällt ſie Ihnen?

— O, Milady, reißen Sie mich nicht aus meinen Himmeln in den Abgrund der Hölle hinab. Hören Sie mich!

— Ich darf es nicht! Die Pflicht gebietet mir, Ihren Worten kein Gehör zu leihen. Ich will und mag nichts hören, was nicht auch der hören darf, dem ich am Fuße des Altares den Eid der Treue geſchworen. Wär' ich frei, Giulio, ſetzte ſie mit einem Blick hinzu, in dem alle Seligkeit des Himmels lag, würde ich anders denken, anders fühlen, anders handeln. Nun aber ſchweigen wir davon. Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Achtung geben, ſo ſagen Sie mir nie mehr ein Wort, das mir die Furcht, den Schrecken einflößen könnte, zu glauben, daß Sie mich lieben, mich, die — ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt — Sie nicht wiederlieben darf.

Giulio war keines Wortes fähig.

— Waffnen Sie ſich mit Muth, Giulio, das zu ertragen, was ſich nicht ändern läßt. Das menſchliche Herz kann viel, kann Alles überwinden, wenn es der Stimme der Vernunft Gehör leiht und ernſtlich ſagt: Ich will! Auch Sie werden den Schmerz, der Sie in dieſem Augenblick durchzuckt, ſiegreich niederkämpfen und nach und nach geneſen. Die Erinnerung wird dann wie ein rother Faden durch Ihr ganzes Leben ziehen und Ihnen den Troſt gewähren, daß ein überwundener Schmerz eine unbeſchreibliche Wonne iſt. Kehren wir nun in den Saal zurück. Das Frühſtück erwartet uns, und ich geſtehe Ihnen, daß ich Hunger, ſehr viel Hunger habe.

V.

Giulio kehrte, früher als gewöhnlich, nach der Stadt zurück.

Gegen Abend, als er, niedergeſchlagener als je, auf der Promenade ſaß und mit ſeinem Spazierſtäbchen — erſtes und ſicherſtes Zeichen eines Liebenden — allerlei Hieroglyphen, und unter dieſen auch den Anfangsbuchſtaben der Dame ſeines Herzens, in den Sand zeichnete, klopfte ihm Jemand, der hinter ihm ſtand, auf die Schulter. Giulio blickte ſich um; es war der Doctor.

— Schon wieder betrübt?

— Hab' ich nicht Grund dazu?

— Niemand weniger, als Sie, mein Freund! Sie werden von Tag zu Tag berühmter ... Ihre Lieder gehen von Mund zu Mund ... Ueberall ertönen Giulio's Romanzen, Giulio's Canzonetten. Ihre neueſte Compoſition: „Mein Herz iſt eine Harfe", hat Furore gemacht. Sie ſind der Abgott aller Dilettanti ... alle Frauen ſind verliebt in Sie ...

— Nur Eine nicht! ſeufzte der Schwärmer.

— Schickſalstücke! Aber ein Mann, wie Sie, muß ſich über ſolche Dummheit hinwegzuſetzen wiſſen. Doch daß ichs nicht vergeſſe ... Frau v. S., eine äußerſt liebenswürdige Wienerin, hat mich erſucht, Sie bei ihr einzuführen. Ein herrliches Weib, ſetzte er hinzu und küßte ſeine Fingerſpitzen. Kornblumenaugen ... ſo groß ... Schneeflocken-Teint ... ein Mund, der die Kunſt verſteht, aus allen Tonarten zu lächeln, und dabei nicht ſo verteufelt mager, wie Ihre Lady T., die ich — nehmen Sie mir's ja nicht übel — durchaus nicht ſchön finden kann. Frau von S. iſt voll und rund ... wollen wir hin zu ihr?

— Ich fühle mich nicht aufgelegt dazu . . .

— Und warum?

— Heute Morgen habe ich ihr meine Liebe geſtanden.

— Der Frau von S.?

— Der Lady T.

— Ah! Und wie hat ſie Ihre Erklärung aufgenommen?

— Wie ein Weib, das der Inbegriff aller Tugenden iſt . . .

— Schnupfen Sie? fragte der Doctor mit einem Tone, in dem ein ganzer Cotillon ironiſcher Fragezeichen lag.

— Nein! erwiderte Giulio, der über dieſe boshafte Frage im Innern ſo entrüſtet war, daß er dem Doctor die dargereichte Doſe gern aus der Hand geſchleudert hätte.

— Scherz bei Seite. Was ſagte Milady?

— Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Achtung geben, meinte ſie, ſo ſagen Sie mir nie mehr ein Wort, das mir die Furcht, den Schrecken einflößen könnte, zu glauben, daß Sie mich lieben, mich, die ich Sie nicht wieder lieben darf.

— Und Sie? was ſagten Sie?

— Ich ſchwieg und war vernichtet.

— Und was haben Sie beſchloſſen?

— Sie anzubeten, wie bisher, ſie aber nie wieder zu beſuchen.

— Das iſt klug, ſehr klug; ſtürzen Sie ſich in den Strudel der Zerſtreuungen, laufen Sie jedem Vergnügen nach und in längſtens vier Wochen — ich gebe Ihnen mein Wort darauf — haben Sie Milady vergeſſen.

— Ich werde ſie niemals, niemals vergeſſen!

— O das haben mir ſchon Viele geſagt, aber immer habe ich die Erfahrung gemacht, daß dieſe Leute nicht mich, wohl aber ſich ſelbſt belegen haben. Wann aber, Freund Giulio, ſoll ich Sie bei Frau von S. einführen?

— Bei Gelegenheit, erwiderte der junge Künſtler.

— Wollen wir den letzten Akt der „Nachtwandlerin“ hören?

— Meinetwegen!

Und Beide gingen ins Theater. Giulio warf gleich beim Eintritt einen Blick in die Loge der Lady Eloa. Da ſaß ſie, umſtrahlt von der Aureole der glänzendſten Toilette, und neben ihr der Attaché der franzöſiſchen Geſandtſchaft, ein Geck, der ſich in den Strahlen ihrer Schönheit ſonnte. Sie plauderten, ſcherzten und lachten mit einander; der arme Giulio aber bekam Ohrenſauſen; es flimmerte ihm vor den Augen; er ballte die Fauſt und knirſchte mit den Zähnen.

— Milady ſcheinen ſich vortrefflich zu unterhalten, meinte Doctor Gelle. Der Marquis iſt ein hübſcher Mann und verſteht die Kunſt, allerliebſt zu ſchwatzen ...

— Ich könnte ihn erwürgen!

— Armer Freund, wie exaltirt! Was giebt Ihnen ein Recht, auf die Frau eines Andern eiferſüchtig zu ſein? Ich, in Ihrer Stelle, würde mich ihr gerade gegenüber ſetzen, äußerſt vergnügt und luſtig ſcheinen und mit einer Andern liebäugeln.

— Kommen Sie, Doctor!

Giulio befolgte den Rath ſeines Mentor's, ſchnallte ſich die heiterſte Miene an und kokettirte rechts und links; aber dann und wann, wenn der Doctor auf die Bühne ſah, warf er einen verſtohlenen Blick zu ſeinem vis-à-vis hinüber und war dann wieder außer ſich, wenn Milady ihn keines Blickes würdigte. Er pfiff, er ſchlug den Takt, er putzte ſein Lorgnon, um ſich bemerkbar zu machen; Alles umſonſt! Eloa wollte ihn nicht ſehen.

— Sie ſeufzen ſchon wieder! ſagte der Doctor.

— Aber, lieber Gott, ich werde doch ſeufzen dürfen!

— Seufzen Sie, ſo lange es Ihnen gefällt, aber fallen Sie nicht aus Ihrer Rolle.

Die Oper näherte ſich ihrem Ende. Amine ſang ihre letzte Nummer. Giulio war der Erſte, welcher aus Leibeskräften applaudirte.

— Bravo! Bravo! ſchrie der Doctor, aber dieſes Bravo galt nicht Aminen, ſondern dem Freunde.

— Kommen Sie, kommen Sie, ſagte Giulio und eilte auf den Corridor hinaus.

Dort pflanzte er ſich dicht an die Treppe hin, um Milady an ſich vorüberziehen zu laſſen. Bald darauf erſchien ſie am Arme des jungen Cicisbeo. Giulio ſchwatzte mit dem Doctor. Eloa nickte, lachte, huſtete, um ſich bemerkbar zu machen; Alles umſonſt! Giulio wollte ſie nicht ſehen.

— Er ſcheint beleidigt, ſagte der Attaché.

— Er iſt ein Narr, ſagte Eloa.

— Sie haben Ihre Rolle gut geſpielt, meinte der Doctor.

— Mir bricht das Herz! ſtöhnte Giulio.

VI.

Milady fing an, unruhig zu werden. Täglich hatte ſie Giulio's Beſuch erwartet, täglich ihre Erwartung getäuſcht geſehen. Seit dem letzten Male ihres Zuſammenſeins war eine ganze Woche verfloſſen.

— Sollte mein Benehmen ihn gekränkt haben? fragte ſie ſich. Sollte er mich wirklich vergeſſen können? Sein Ausbleiben beunruhigt mich. Warum? weiß ich mir ſelbſt nicht zu ſagen. Iſt das Gefühl, das ich für ihn empfinde, Mitleid oder Liebe? Ich glaube, keines von beiden. Es kränkt mich, daß er mich vernachläſſigt; das iſt Alles!

In demſelben Augenblick wurde ihr Frau von Delmar angemeldet.

— Willkommen, theure Freundin! ſagte Eloa, ihrem Beſuche entgegeneilend.

— Leben Sie denn noch? fragte die hübſche Landsmännin mit einem Lächeln, in dem ein leiſer Vorwurf lag. Sie kommen ja gar nicht mehr nach der Stadt? Was treiben Sie denn?

— Ich langweile mich!

— Wie kann man aber auch gerade jetzt, wo die Saiſon in voller Blüthe ſteht, ſich aufs Land zurückziehen? Ich, meine Theure, amüſire mich ganz vortrefflich. Morgens bade ich, Nachmittags reite ich und Abends muſicire ich. Apropos, haben Sie ſchon Giulio's neue Romanze gehört?

— Welche? fragte Eloa mit großer Gleichgiltigkeit.

— „Mein Herz iſt eine Harfe.“

— O ja!

— Und was ſagen Sie dazu?

— Sie hat keinen Eindruck auf mich gemacht.

— Ach, es iſt ein ſchönes, herrliches Lied; ich ſinge es den ganzen Tag … welch' eine Muſik! Ich könnte mich in ihn verlieben!

Giulio iſt jetzt der Held des Tages… ganz Nizza ſingt ſeine Lieder und ſchwärmt für ihn. Wiſſen Sie, was man ſich ſeit drei Tagen leiſe in die Ohren raunt? Eine reiche Wienerin, Frau von S., ſoll ſich in ihn ſterblich verliebt haben…

— Und Giulio?

— Fährt jetzt den ganzen Tag mit ihr ſpazieren, macht ihr den Hof und vernachläſſigt ihretwegen alle Andern. Wann war er bei Ihnen?

— Vor acht Tagen.

— Alſo auch Sie vernachläſſigt er?

— **Qu'importe?** fragte Elva und zuckte die Achſeln.

— Still, ſtill! Giulio iſt Ihnen nicht gleichgiltig…

— Sie irren…

— Niemals! In dieſem Punkte habe ich Luchsaugen, ſagte Frau von Delmar und klopfte mit ihrem Fächer auf ihr Herz.

— Reden wir von etwas Anderm! Wann gedenken Sie nach Paris zurückzukehren?

— Ende dieſes Monats. Mein Gemahl reiſt mir bis Lyon entgegen. Und Sie?

— Ich erwarte die Rückkehr Mylords und kehre mit ihm nach London zurück.

Ein Stündchen war bald verplaudert. Frau von Delmar erhob ſich.

— Auf baldiges Wiederſehen in der Stadt, Milady! Wenn Giulio Sie beſucht, ſo ſagen Sie ihm, daß ich ſehr böſe auf ihn bin, daß er dieſer dicken Deutſchen wegen mich und Sie ſo grauſam vernachläſſigt.

Eloa lächelte und biß ihre Lippen. Als ſie allein war, ſetzte ſie ſich an den Flügel und ſang Giulio's Lied.

— Die Delmar hat Recht, geſtand ſie ſich; das Lied iſt in der That viel hübſcher, als es mir Anfangs vorgekommen. Der arme Giulio! Es hat ihn gewiß gekränkt, daß ich es nicht ſchön gefunden. Ich will Abbitte thun, ſagte ſie und überlegte einen Augenblick; dann ſetzte ſie ſich an ihren Pult, nahm ein eiweiſſes, ſpiegelglattes Blatt Papier und ſchrieb folgende Zeilen:

„Ihre neue Romanze, lieber Giulio, iſt eines jener Muſikſtücke, die man mehr als ein Mal hören muß, um den geheimnißvollen Reiz, den ſie, züchtig verhüllt, in ſich tragen, allmälig mehr und mehr herauszufühlen. Ihr Lied, das mich Anfangs ziemlich kalt gelaſſen hat, begeiſtert mich jetzt dergeſtalt, daß ich mich gezwungen fühle, Ihnen ein Unrecht, das ich Ihrem ſchönen Talente zugefügt habe, hiermit abzubitten. Um dieſe Sünde abzubüßen, habe ich mir vorgenommen, es von heute an tagtäglich zu ſingen, um es tagtäglich lieber zu gewinnen. Werden Sie mir mein Unrecht dann vergeben können?

Eloa T.

P. S. Warum laſſen Sie ſich nicht mehr bei uns ſehen?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ach, nur die Frauen verſtehen die Kunſt, Briefe zu ſchreiben! Faſt Jede iſt in ihrer Art eine Sévigné. Der Brief eines Mannes iſt ein unbeholfener Geſell, der bei jeder Zeile ſtolpert, bei jedem Wort ſich räuſpert und bei jedem Punkt ermüdet „Uff" ſtöhnt. Der Brief einer Frau aber iſt ein flatterndes Roſenblatt, das über Hecken und Gräben voltigirt und ſich ohne Anſtrengung in die blauen Lüfte erhebt und eben ſo leicht wieder herniederſinkt. Frauen wiſſen in zehn Zeilen oft mehr zu ſagen, als mancher Mann auf zehn Seiten. Bei manchen Frauen-Briefen iſt oft die Nachſchrift gerade die Hauptſache, das Capitäl der Säule, während der Brief ſelber nur das Piedeſtal derſelben iſt.

Man leſe noch einmal den Brief der Lady Eloa, um ſich zu überzeugen, daß ich Recht habe. Ihr Billet gleicht einer umgekehrten Pyramide: ihr Brief ſteht auf der Spitze. Nimmt man ihm die Nachſchrift weg, ſo fällt er in Nichts zuſammen.

Briefe, die man von Frauen erhält, ſollte man immer von unten zu leſen anfangen.

VII.

Giulio hatte unterdeſſen Gollo's Rathſchläge befolgt und ſich durch Genüſſe aller Art zu zerſtreuen verſucht; aber der Gedanke an Eloa warf auf jede Freude, die ſich ihm darbot, einen melancholiſchen Schatten, einen verheerenden Reif.

— Ich kann ſie ja doch nicht vergeſſen! rief er aus und ſank in die alte Schwermuth zurück.

Da kam Eloa's Brief. Er las und geberdete ſich wie Jemand, der vor Freude närriſch geworden iſt. Er küßte jede Zeile, jedes Wort und ſagte:

— Auf dieſem Briefe hat ihre Hand, ihr Auge geruht; o du glückliches, beneidenswerthes Blatt! Was iſt der Duft aller Roſen von Saron gegen den Wohlgeruch, den dieſes Blatt ausathmet? Und wie ſchön ſie ſchreibt! Nicht ſchöner hat Héloiſe an ihren Abälard geſchrieben! Und ich Undankbarer konnte zweifeln an ihrer Liebe? Ich konnte glauben, daß ſie kein Herz, keine Seele habe?

Wer aber iſt an Allem Schuld? Kein Anderer, als dieſer verdammte Doctor Gollo! So oft ich von Eloa zu ſprechen anfing, ſagte er: „Schweigen Sie von dieſer Kokette!“ Ich mag ihn nicht mehr ſehen. Beſucht er mich noch ein Mal, dann werf ich ihn zur Thür hinaus.

Es klopfte.

— Herein! rief Giulio.

— Störe ich? fragte der Doctor, den Kopf durch die halbgeöffnete Thür ſteckend.

Giulio hätte für ſein Leben gern Ja! geantwortet, aber die vermaledeiten Rückſichten der Convenienz entriſſen ihm ein zweigeſtrichenes Nein!

— Wolf in der Fabel, eben dachte ich an Sie . . .

— Sehr verbunden, ſehr verbunden . . .

— Aber nicht ohne Groll . . .

— Ah! Und warum?

— Weil Sie der armen Eloa doch Unrecht gethan. Vor fünf Minuten erhielt ich dieſen lieben Brief von ihr. Leſen und erröthen Sie . . .

— Werde nicht ermangeln, erwiderte Gollo mit wahrhaft liebenswürdiger Harmloſigkeit und las.

— Nun? Nun? fragte Giulio, jede Miene prüfend, was ſagen Sie dazu?

— Nichts! antwortete der Doctor, den Brief zurückgebend.

— Gar nichts?

— Was ſoll ich ſagen? Soll ich lügen und ſagen, dieſer Brief überzeugt mich, daß Eloa Sie liebt? Soll ich wahr ſein und ſagen: das iſt die Sprache einer Kokette, die mit Ihrem Herzen ein grauſames Spiel treibt? Der Lüge würden Sie glauben, die Wahrheit würde Sie kränken, und das will ich nicht und deshalb ſchweige ich lieber.

— Aber haben Sie denn nicht die Nachſchrift geleſen?

— Freilich, freilich!

— Und was denken Sie davon?

— Milady verſucht es von Neuem, Sie in ihr Garn zu locken, nicht aus Zuneigung oder Liebe — Gott bewahre! — ſondern einzig und allein aus Eitelkeit.

— Sie ſind ein Satan, Doctor!

— Finden Sie das wirklich? fragte Gollo, einen Zahnſtocher aus der Weſtentaſche ziehend und zum Munde führend.

— Selbſt im Engel ſehen Sie einen Teufel ...

— Ich kenne die Menſchen und vor Allem dieſe falſchen, heuchleriſchen Schlangen, die wir Frauen nennen. Aber das Beſte hätte ich bald vergeſſen. Frau von S. läßt Sie grüßen.

— Ich mag nichts von ihr hören!

— **Plait-il?** fragte Gollo, als ob er's nicht verſtanden hätte.

— Frau von S. iſt ſchön, aber dumm.

— Ah, nicht Jede kann ſo geiſtreich ſein als Ihre Lady T.! Doch giebt es Leute, die behaupten wollen, daß auch Milady, wenn man ſie näher kennen lernt, etwas langweilig wird. Ein Bekannter ſagte mir, Elea käme ihm — wenn auch nicht immer, aber doch häufig — wie ein Sopha ohne Springfedern vor.

— Doctor, Sie machen mich raſend!

— Im Gegentheil, ich will Sie zur Vernunft zurückführen, Sie zum letzten Male warnen vor dieſer Kokette, Ihnen den väterlichen Rath ertheilen, dieſe Liebe, die zu nichts führt, mit Strunk und Stiel auszureißen. Gehen Sie ja nicht in die Falle, die Ihnen die ſchlaue Nachſchrift ihres Briefes legt; ſonſt gebe ich Sie auf!

Das Alles war tauben Ohren gepredigt. Giulio's Entſchluß war längſt gefaßt.

— Ich muß hin zu ihr, Doctor!

— Ach, Giulio, Sie ſind rettungslos verloren. Leben Sie wohl, mein armer Freund!

VIII.

Eine Stunde ſpäter befand ſich der junge Künſtler auf dem Wege nach Milady's Landſitz. Am Raine einer großen, mit hundertfarbigen Feldblumen überſäten Wieſe, an der er vorüberkam, lachte ihn ein Gänſeblümchen, eine Marguérite, eine **Bellis perennis** mit einer Miene an, als ob ſie ihm ſagen wolle: „Ich bin das Orakel der Liebenden, pflücke ein Blatt nach dem andern aus meinem Kelche und frage mich, ob die, die Du liebſt, Dich wieder liebt; vertraue mir, ich will Dir treue Wahrheit künden.“

Liebende — wer weiß das nicht? — ſind ſehr abergläubig. Iſt doch die Liebe ſelbſt nichts Anderes als ein Aberglaube! Giulio pflückte das Blümchen und ſagte bei jedem Blatte, das er der Corolle entriß:

— Sie liebt mich ... von Herzen ... mit Schmerzen ... ein wenig ... oder gar nicht ... ſie liebt mich ... von Herzen ... mit Schmerzen ... ein wenig ... oder gar nicht ... ſie liebt mich ... von Herzen ... mit Schmerzen ... ein wenig ...

Ach, das war das letzte Blatt!

— Ein wenig? Alſo nur ein wenig? wiederholte Giulio und war bis zum Sterben betrübt.

Für Liebende, die ganz Feuer und Flamme ſind, iſt die Antwort „ein wenig" faſt noch betrübender als die Auskunft „gar nicht." Ein wenig Liebe ſetzt Gleichgiltigkeit . . . gar keine Liebe ſetzt Haß voraus; feurige Seelen aber ertragen Haß viel leichter als Gleichgiltigkeit.

Giulio wollte auf halbem Wege umkehren. Aber eine unwiderſtehliche Sehnſucht, Eloa wiederzuſehen, trieb ihn vorwärts. Je näher er der Villa kam, deſto lauter pochte ihm das Herz. Er war jetzt am Ziele.

— Willkommen, Giulio, ſagte Milady, ihm zum erſten Male die Hand reichend.

— Milady! rief Giulio und wollte im überſtrömenden Gefühle ihre Hand an ſeine Lippen ziehen.

— Narrenspoſſen, ſprach Eloa und entzog ihm ihre Hand. Sie haben ſich acht Tage nicht ſehen laſſen . . . darf ich fragen warum?

— Ich glaubte es der Ruhe meines Herzens ſchuldig zu ſein, Ihre Nähe zu meiden, um nicht noch tiefer in den Abgrund der Verzweiflung zu ſinken.

— Aber weßhalb verzweifeln Sie? Zeigt Ihnen nicht mein ganzes Benehmen, daß ich Sie vor Allen bevorzuge, daß der Umgang mit Ihnen mir mehr Unterhaltung gewährt, als jeder andere, daß ich an Allem, was Sie betrifft, Antheil nehme, daß ich Ihnen gut, recht gut bin? Was verlangen Sie denn noch mehr?

— Liebe, Liebe! flehte Giulio.

— Darf ich denn? fragte Eloa mit ſchwerem Seufzer. Binden mich nicht heilige Schwüre? Soll ich meineidig werden? Ach, Giulio, wäre mir das Glück vergönnt geweſen, Sie vor drei Jahren, als mich noch keine Feſſel drückte, kennen zu lernen, ich hätte Sie geliebt und wäre glücklich geweſen.

— Ich bin namenlos unglücklich.

— Glauben Sie, daß ich es weniger bin? Mein Herz ſagt mir, daß Sie mich lieben, und dieſes Herz, das ſtolz auf dieſe Liebe iſt, darf Sie nicht wieder lieben. Iſt das nicht ſchrecklich?

— Ich verzweifle!

— Aber hat das Bewußtſein, daß ich Ihnen gut, recht ſehr gut bin, nichts Tröſtendes für Sie? Hat die Liebe ohne Hoffnung auf Beſitz nicht auch etwas Schönes?

— Ich wäre ſelig, dürft' ich aller Welt es ſagen: Ich liebe Sie, ich bete Sie an!

— „Le mystère n'a-t-il pas aussi ses charmes“? Hat das Geheimniß nicht auch ſeine Reize? Iſt es nicht qualvoll-ſüß, ein alle Gedanken durchpulſendes Gefühl, gleich einer Perle in der Muſchel, in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens zu verſchließen? Liegt nicht der höchſte Zauber der Liebe im Geheimniß? Iſt die Liebe, die ſich in dichte, undurchdringliche Schleier hüllen muß, um von fremdem Auge nicht geahnt, durchſchaut, erkannt zu werden, nicht millionenmal reizvoller als die Liebe, die ſich unverſchleiert zeigen, mit ihrer Nacktheit Prunk treiben und Jedem ſagen darf: „Seht, wir lieben uns.“

— O könnte ich einen Blick in Ihr Herz werfen!

— Beſchämt würden Sie ſich ſagen müſſen: O Thor, der Du noch zweifelſt! Sie liebt Dich, liebt Dich mehr, als ſie vor Gott und ihrem Gewiſſen verantworten kann!

— Elea, rief Giulio im Uebermaaß der Freude, ſoll auch der letzte meiner Zweifel ſchwinden, ſo erweiſen Sie mir eine kleine Gefälligkeit.

— Welche? fragte Milady wieder ganz ernſt und kalt.

— Ich bin eiferſüchtig auf jeden Ihrer Blicke, eiferſüchtig auf jede Ihrer Mienen. Seien Sie weniger freundlich gegen den Marquis.

— Wie thöricht, Giulio! Herr von Luſſac iſt ein harmloſes Kind ... ich ſchwatze, ich ſcherze, ich ſpiele mit ihm, wie ein Mädchen mit ſeiner Puppe.

— Ein ſauberes Kind! Eine ſaubere Puppe! Ein Kind mit einem Barbe à la jeune France! Eine Puppe mit Sporen!

— Giulio, dieſes Mißtrauen beleidigt mich!

— Ihm reichen Sie Ihren Arm? Mir verweigern Sie ihn!

— Bin ich Ihnen Rechenſchaft, bin ich Ihnen Gehorſam ſchuldig? Gerade die Unbefangenheit, mit der ich, dem Marquis gegenüber, mich bewege, ſollte Ihnen den Beweis liefern, wie gleichgiltig er mir iſt.

— Und trotzdem beneide ich ihn!

— Dort kommt er, ſagte Elea und lief ihm lachend entgegen. Giulio ſtand wie entzaubert.

— Was bringen Sie mir Neues aus der Stadt? fragte Milady den Marquis.

— Ein neues Modenbild aus Paris, einen neuen Roman von Saintine und ein neues Lied von Panſeron.

— Picciola! ſagte Lady T., einen Blick auf das Titelblatt des Buches werfend. Iſt etwas d'ran? fragte ſie, darin herumblätternd.

— Ein Schwärmer verliebt ſich in eine Blume. Halten Sie das für möglich? fragte der Attaché ſeinen Nebenbuhler.

— Weßhalb fragen Sie mich?

— Weil auch Sie eine große Neigung zur Schwärmerei haben . . .

— Wollen Sie mich beleidigen?

— Du tout, du tout, antwortete Herr von Luſſac mit nichts- und doch viel-ſagendem Lächeln.

— Ihr Lächeln, mein Herr, iſt etwas . . .

— Schweigen Sie, Giulio! Der Marquis iſt mein Gaſt und wer ihn kränkt, kränkt auch mich. Reichen Sie ſich die Hände, meine Herren; haben Sie etwas mit einander abzumachen, kann es anderswo geſchehen.

— Leben Sie wohl, Milady.

— Sie wollen fort? fragte Eloa.

— Geſchäfte rufen mich zur Stadt zurück.

— Nun denn, auf baldiges Wiederſehen!

IX.

Faſt jeder Liebende iſt zu beklagen. Um wie viel mehr aber der, der Charaktere, wie den der Lady T. liebt. Giulio = Feuer und Flamme; Eloa = „matt wie Limonade.“ „Laue Liebe,“ ſagt Zſchokke, „iſt keine Liebe, und Zärtlichkeit gegen alle Welt, keine Zärtlichkeit.“ Eloa ſchien eine jener Frauen, die wahrer, inniger, feuriger Liebe nicht fähig ſind, eine jener Frauen, die einen Triumph darin ſuchen, lieber aller Welt, als ausſchießlich einem Einzigen zu gefallen, eine jener Frauen, die geliebt ſein wollen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, wieder zu lieben. Wehe dem Armen, der in die Schlingen einer ſolchen Frau fällt; ſie umgarnt ihn mit unſichtbaren Fäden, lockt ihn, wie eine Spinne, in ihr Zauber-Netz und ſtiehlt ihm das Leben ſtückweiſe aus den Adern . . . man ſtirbt langſam, qualvoll, Glied um Glied!

„Hunger und Liebe,“ ſagt Schiller, „halten die Welt zuſammen.“ Welches von beiden Bedürfniſſen iſt wohl das mächtigere? Iſt Hunger ſtärker als Liebe, oder Liebe ſtärker als Hunger? Ich glaube das Erſtere, bin aber trotzdem überzeugt, daß mehr Menſchen aus Liebe als aus Hunger ſterben, denn Hunger iſt bald geſtillt: eine trockene Brotkruſte, eine Rumfordſuppe ſind bald zuſammengebettelt. Liebe hingegen gleicht dem unerſättlichen Hunger Eryſichthon's, der ſich aus Verzweiflung zuletzt ſelbſt verzehrt.

Und doch iſt die Liebe, genau unterſucht, nichts weiter als das, wofür ſie Buffon hält, und manch liebendes Paar würde ſich bald geheilt fühlen, könnte es ſich, wie Thomas Morus in ſeiner „Utopia“ verlangt, ohne Schleier ſehen. Man höre, was der alte Kanzler des achten Heinrich's ſagt:

„Wenn Ihr für ein Paar Thaler einen Klepper kauft, ſo gebraucht Ihr alle mögliche Vorſicht. Das Thier iſt faſt nackt; aber deſſenungeachtet nehmt Ihr ihm Sattel und Geſchirr ab, aus Furcht, daß dieſe Hüllen irgend ein Geſchwür verdecken. Aber wenn ſich's um die Wahl einer Frau handelt, eine Wahl, von der unſer ganzes Lebensglück abhängt, geht Ihr dabei mit der größten Sorgloſigkeit zu Werke. Wie, Ihr beurtheilt eine Frau nach einem Theile ihres Körpers, der nicht viel breiter als eine Hand iſt, blos nach dem Geſichte, und Ihr befürchtet nicht, ſpäter etwas zu entdecken, was Euch zwingt, Eure Wahl zu bereuen?"

Im Kleide liegt die Macht der Frauen. Ich hatte einſt einen Freund, der einen Tag lang in eine Frau blos eines weißen Percalkleides wegen verliebt war; als ſie eine Sammetrobe anzog, hatte ſie für ihn allen Nimbus verloren.

X.

Giulio, der ſich durch Luſſac's Frage beleidigt hielt, ſchickte ihm noch an demſelben Tage eine Herausforderung folgenden Inhalts:

„Wenn Sie, Herr Marquis, ein Mann von Ehre ſind, ſo werden Sie mir innerhalb drei Tagen für die Beleidigung, die Sie mir auf der Villa T. zugefügt, Genugthuung geben und Ort und Stunde beſtimmen, wo Sie eine Kugel wechſeln wollen mit

Ihrem
Giulio B."

Zwei Stunden ſpäter kam folgende Antwort:

„Morgen früh ſechs Uhr am Eingange des Parks.

Anatole de Luſſac."

Bald darauf kam ein Brief von der Villa T.

„Eben erhalte ich die Nachricht, daß mein Gemahl morgen früh von Genua zurückkehrt. Er will nur einen Tag noch in Nizza ausruhen und dann ungeſäumt nach London eilen, wohin ihn die Eröffnung des Parlamentes ruft. Mein Gefühl drängt mich, Sie vor meiner Abreiſe noch ein Mal zu ſehen, um Ihnen Lebewohl zu ſagen, Lebewohl für ewig!!! Heute Abend nach der Oper erwartet Sie auf ihrer Villa Eloa T."

Was Giulio bei Leſung dieſer Zeilen empfand, kann nur der empfinden, der einmal im Leben einen ähnlichen Brief erhalten hat. Er warf ſich aufs Sopha und ließ ſchlaff die Arme herabſinken; es überfiel ihn eine Angſt und Bangigkeit, als ſtürze die Decke über ſeinem Haupte zuſammen; es war ihm, als ſchnüre ihm eine unſichtbare Hand die Kehle zu; er raffte ſich empor und riß das Fenſter auf, um friſche Luft zu athmen. Der heitere Tag und die troſtloſe Nacht, die in ſeiner Seele heraufgezogen war, bildeten einen ſchneidenden Contraſt; der lachende Himmel ſchien ihm eine Verhöhnung ſeines namenloſen Leides; brennend heiße Thränen drängten ſich aus ſeinen Wimpern hervor; ſein Schmerz hatte den Brennpunkt erreicht.

— Sie geht, ſie geht! rief er. Sie zieht vorüber wie ein ſchöner, kurzer Traum, der beim Erwachen bittere Täuſchung zurückläßt, eine Täuſchung, die in jede Freude einen Tropfen Wermuth miſcht; eine Täuſchung, die meine Zukunft, welche taghell vor mir lag, in grauenvolles Dunkel hüllt. O, was iſt Leben ohne Liebe, was Liebe ohne Eloa! Grauſames Geſchick, das mich von dem Gipfel meines Glücks in den Abgrund der Verzweiflung ſtürzt! — — — Dein Gefühl, Eloa, drängt Dich, mir Lebewohl zu ſagen, Lebewohl für ewig! Ach, iſt nicht jede Stunde ohne Dich eine Ewigkeit? O Leben, Leben, wie troſtlos gähnſt Du mich an!

Da trat Doctor Gollo ein. Giulio klagte ihm ſein Leid. Der alte Freund, der ſonſt nur Spott auf den Lippen hatte, betrachtete ihn ernſt und traurig, dann erfaßte er deſſen Hand und ſagte:

— Ich will Ihnen ein Märchen erzählen. Zu Bagdad lebte vor Jahrhunderten ein junger Dichter. Er liebte eine junge, ſchöne

Fee, die Fee aber verſchmähte das Herz des Dichters und liebte einen Andern und Hafis — ſo hieß der junge Poet — war untröſtlich. Da trat eine alte Hexe auf ihn zu und fragte ihn: Was willſt Du thun? — Mich zu Tode grämen, ſagte Hafis. — Sei kein Narr, ſprach die Hexe; es giebt noch viel ſchönere Feen als die, welche Dich nicht erhören mag! Faſſe Muth, armer Hafis! Verzweifle nicht, denn kein Schmerz währt ewig. Liebe iſt ein Gefühl, das keinen Stillſtand kennt: ſie muß wachſen oder vergehen, blühen oder welken. Da aber nichts in der Natur ewig blühen kann, ſo muß auch die Liebe einmal welken. Auch Deine Liebe wird vergehen, auch Dein Schmerz wird nicht ewig währen. So ſprach ſie und verſchwand. Ein Monat verging und noch immer blutete das Herz des armen Poeten. Da erſchien ihm die Hexe zum zweiten Male und ſagte: Willſt Du geneſen, ſo verliebe Dich in eine Andere. Suche und Du wirſt finden. Es giebt keine Fee, die ſchön genug wäre, von ſich ſagen zu dürfen, es gebe keine Schönere in der Welt. Blicke um Dich und wähle! Alſo ſprach die Hexe und verſchwand. Und wieder verging ein Monat und noch immer war Hafis nicht anders geworden. Da erſchien ihm die Hexe zum dritten Male und fragte: Nun, Hafis, haſt Du gefunden, was Du ſuchſt? Nein, war ſeine Antwort. Darauf ließ die Hexe ihre häßliche Hülle fallen und ſtand als reizende Peri vor ihm. Züchtig, verſchämt ſchlug ſie die langgewimperten Mondnacht-Augen nieder und fragte zitternd leiſe: Hafis, gefalle ich Dir? Der Dichter, entzückt von ihrer Schönheit, fiel zu ihren Füßen nieder und flehte: „Werde mein Weib!“ Und die Peri ſank mit himmliſchem Lächeln an ſeine Bruſt und wurde ſein Weib und die Mutter ſeiner Kinder und — Hafis wurde glücklich.

— Und ſeine erſte Liebe? Die junge, ſchöne, grauſame Fee?

— Sie ſtarb in einem Hoſpitale, antwortete der Doctor und machte, daß er fortkam.

XI.

Es ſchlug Neun. Giulio flog ſeinem Ziele entgegen. Es war eine herrliche Juli-Nacht. Der Mond goß ſein verklärendes Licht auf die am Abhang eines Hügels gelegene Villa T., in der Eloa in einer blendendweißen Robe, gleich einer Lichtgeſtalt in den ſternbeſäeten Schleier der Nacht gehüllt, ihren Romeo erwartete. Bald darauf lag er zu ihren Füßen.

— Giulio, ſprach Milady tief bewegt, das Schickſal ruft, ich muß ihm folgen! Hier auf dieſer Erde bin ich todt für Sie; aber dort droben ſehen wir uns wieder. Dort droben wird mein Geiſt unter Myriaden Seelen die Seele Giulio's herausfinden und ihr ſagen: Dort unten haſt Du gelitten, hier oben ſoll Dir vergolten werden! Alſo Muth, Muth gefaßt, Giulio! Was iſt die kurze Spanne Zeit, die Du hier ohne mich verleben mußt, gegen die Aeonen, die ich in einem ſchönern Sterne, in einer beſſern Welt, mit Dir, mit Dir durchleben werde?! Und bleibt Dir nicht auch für dieſes Leben ein ſchöner Troſt? Bleibt Dir nicht das Bewußtſein, daß nur mein Körper ihm, meine Seele aber und jeder ihrer Gedanken Dir, nur Dir angehört? Ja, Giulio, ich liebe Dich, liebe Dich mehr, als ich's Dir ſagen darf, liebe Dich unausſprechlich!

— Eloa, wenn das Wahrheit iſt, ſo ſchenke mir ein Zeichen Deiner Liebe: einen Kuß, einen einzigen Kuß!

— Ich kann, ich darf Dir dieſe Bitte nicht gewähren. Unſere Liebe muß, hier auf Erden, rein von jedem Makel bleiben, hell und klar, wie durchſichtiger Cryſtall. Unſere Seelen ſollen, ungetrübt vom Hauche irdiſcher Erdenluſt, Spiegelbilder engelreiner Liebe ſein.

— Es ſei, es ſei! Doch wirſt Du mich nicht ſcheiden laſſen, ohne mir eine andere Bitte zu gewähren. Gieb mir einen Ring!

— Wäre das nicht Verrath?

— Eine Locke!

— Wofür hältſt Du mich?

— Eine Schleife, ein Band!

— Habe ich Dir nicht mehr, habe ich Dir nicht meine Liebe geſchenkt?

— Alſo kein Andenken, gar kein Andenken?

Eloa näherte ſich einer Blumenniſche.

— Betrachte dies Clerodendron fragrans. Von allen meinen Blumen iſt ſie mir die liebſte. Ihr Duft hat etwas Ueberirdiſches. Nimm dieſe Blume und denke, ſo oft Du ſie begießeſt, an die, die ſie gepflanzt hat. Denke Dir, dieſe Blume ſei Eloa. Berauſche Dich an ihrem Wohlgeruch und ſage Dir, dieſe Blume duftet nur für mich!

— Eloa, wie lieb, wie gut biſt Du!

— Die Stunde ſchlägt: wir müſſen ſcheiden!

— Nur eine Frage noch! Dein Gemahl iſt alt und krank. Wenn einſt der Tod die heiligen Bande löſt, die Dich jetzt gefeſſelt halten, was darf ich alsdann hoffen?

— Alles, Alles! Und wärſt Du am Ende der Welt, ich würde zu Dir eilen und Dir ſagen: die Schranke iſt gefallen; ich bin Dein, Dein mit Leib und Seele!

— Nun bin ich ruhig!

— So leb' denn wohl, mein Giulio, und erhalte in der Blume, die Dir die Hand der Liebe reicht, die Erinnerung an Deine Eloa. Leb' wohl, leb' wohl! ſprach Milady und reichte ihm die Hand.

Er drückte einen langen, glühendheißen Kuß darauf, nahm die Blume und wollte gehen.

— Noch Eins! ſagte Eloa, ihn zurückrufend. Vor einer Stunde war Marquis Luſſac hier, um von mir Abſchied zu nehmen. Du haſt ihn gefordert ...

— Er hat mich beleidigt ...

— Du mußt ihm vergeben ... Eloa bittet Dich, die Herausforderung zurückzunehmen ...

— Weshalb? fragte Giulio beſtürzt.

— Du kannſt noch fragen! Weil Dein Leben auf dem Spiele ſteht, Dein Leben, das für mich das Theuerſte auf Erden iſt. Könnte ich wohl leben, wenn ich Dich todt wüßte? O Giulio, wenn die Liebe, die Du mir geſchworen haſt, keine Lüge iſt, ſo wirſt Du thun, was ich Dir ſage. Sprich, wirſt Du Dich ſchlagen?

— Nein, nein! rief Giulio, erfaßte noch ein Mal ihre Hand und benetzte ſie mit Thränen.

— Leb' wohl, leb' wohl! — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

XII.

Die Blume, die Eloa dem armen Giulio geſchenkt, iſt nach der botaniſchen Terminologie ſehr leicht geſchildert. **Clerodendron** fragrans, in der Sprache der Kunſtgärtner Volkameria japonica oder der wohlriechende Loosbaum genannt, gehört nach dem Linnéſchen Sexualſyſtem zur vierzehnten Claſſe, zweiter Ordnung; nach Decandolle zur Familie der Verbenaceen. Sie ſtammt urſprünglich aus Japan und hat einen glockenförmigen, fünfſpaltigen Kelch, eine Blumenkrone in dichtgedrängter Doldenform. Die Aeſte ſind filzig; die Blätter entgegengeſetzt, eirund, faſt herzförmig, gezähnt und etwas rauh. Die Farbe der Blüthe iſt weiß und wohlriechend.

Ganz anders ſchildert ſie der Poet. Für ihn iſt dieſe Blume eine der ſchönſten, üppigſten und geheimnißvollſten Erſcheinungen der Pflanzenwelt. In den Blättern ihrer Dolde wiegen ſich tauſend ſüße Märchen, die uns Wunderdinge vom Lande ihrer Heimath erzählen. Der Duft dieſer Blume iſt ein Concert von Wohlgerüchen, die ſich wetteifernd den Sieg ſtreitig machen ... Jeder Athemzug dieſer Blüthe iſt ein aus Pfirſich-, Jasmin- und Vanillen-Geruch zuſammengeſetzter Accord, ein Stück Melodie, die Jeden, der ſie mit den Fühlhörnern der Seele einſaugt, mit ſüßen Ahnungen, mit wonnigen Träumen erfüllt, mit Träumen, in denen der Geiſt die ſieben Paradieſe Mahomets, bevölkert von Myriaden reizgeſchmückter Houris, durchfliegt. Saugt man den Zauberduft dieſer Blume ein, ſo muß man unwillkührlich die Augen ſchließen: man riecht ein Stück Liebe heraus und denkt dabei an das Weſen, das uns das Theuerſte auf Erden iſt. Es iſt eine Blume, die ein poetiſches Gemüth nicht anſehen kann, ohne das Bedürfniß zu fühlen, ſie zu küſſen: denn das weiße, von roſenfarbenem Anfluge angehauchte Fleiſch der Blume erinnert uns an den Teint des Weſens, das wir lieben, denn wer von uns weiß nicht, daß es Frauen giebt, deren Haut ſich wie der Sammet einer Pfirſich anfühlt, Frauen, deren Haut ſo hyſteriſch-weiß wie Jasminblüthe iſt, Frauen, deren Haut wie Vanille duftet — das Alles findet ſich im Clerodendron! Und eben darum möchte man die Blume an ſein Herz drücken und ſie fragen: Fühlſt Du, daß es für Dich, nur für Dich ſchlägt? Fühlſt Du, daß meine Seele nur in der Deinen lebt? Fühlſt Du, daß Du das Leben meines Lebens biſt? — Dann möchte man niederſinken und ſie anbeten, wie der Perſe das Feuer, wie der Peruaner die Sonne anbetet; dann möchte man vergehen im Anſchauen ihrer Allmacht und beten: Blume der Blumen, Feuer meiner Seele, Sonne meines Lebens, neige Dich herab zu dem, den Dein Groll vernichten, den Dein Lächeln ſelig machen kann. O Clerodendron, wie ſchön biſt Du!

So fühlte auch Giulio. Für ihn war dies Andenken keine gewöhnliche Blume, für ihn war ſie der Reflex eines ſchönen Traumes, ein Abglanz Eloa's, ein Echo ihrer Liebe.

Brauch' ich Euch nun noch zu ſagen, wie treu er ſie gepflegt, wie oft er ihren Duft eingeſchlürft, was er dabei gedacht, was er dabei empfunden hat? Wer liebt — wird mich verſtehen; wer nicht liebt — wird gähnen und ſich denken:

Dieſer Giulio iſt ein ausgemachter Narr!!!

XIII.

Seitdem war ein volles Jahr verfloſſen.

Anfangs hatte Giulio — von Nizza nach Mailand zurückgekehrt — die Hoffnung genährt, Troſt und Ruhe am Buſen der ewigtreuen Kunſt zu finden. Er hatte während dieſer Zeit mehr als je componirt. Eloa war der unverſiegbare Born, aus dem er Begeiſterung, die Lacrymae-Chriſti-Melodien ſüßer Wehmuth geſchöpft. Hatte er ein neues Lied vollendet, ſo ſtellte er die Blume aufs Klavier, ſang es und fragte: „Gefällt es Dir?“ Und Eloa's Bild, das mit ſo blühend-friſchen Farben vor den Augen ſeiner Einbildungskraft ſtand, ſchien aufmerkſam zuzuhören und ihm Beifall zuzulächeln. Wie glücklich war er dann!

— Ob ſie wohl noch an Dich denken mag? fragte er ſich, wenn er Nachts am offenen Fenſter lag und ſein Geiſt ſich in's Schweigen der Nacht verſenkte. Ach, Eloa, auf welchem Balle magſt Du jetzt durch den Glanz Deiner Schönheit alle Herzen bezaubern? Wie mag die Robe ausſehen, in der Du ſylphenleicht vorüberſchwebſt? Welche Blume mag jetzt die Fülle Deines Haares ſchmücken? Ach und wer mag der Glückliche ſein, dem es vergönnt iſt, mit Dir zu tanzen und den ſüßen Athem Deines Mundes zu fühlen?

Mit ſchwerem Seufzer ließ er dann ſeine Blicke zum Himmel ſchweifen und dachte ſich:

— Auf welchem von dieſen Myriaden Sternen werden wir uns einſtens wiederfinden? Und wenn wir uns wiederfinden, wirſt Du, Eloa, dann noch ſo jung und ſchön ſein, wie in jener heiligen Nacht, wo Du mir als Unterpfand Deiner Liebe jene Blume gabſt, an der ſeitdem mein ganzes Leben hängt? Wird Dein Herz noch daſſelbe fühlen, was Du damals für mich gefühlt?

Stiegen mitten durch dieſe Nachtgedanken die Guitarrentöne und Mandolinenklänge eines nahen Ständchens zu ihm herauf, dann drängten ſich Thränen in ſeine Augen und er ſagte:

— Ihr ſeid beneidenswerth! Ihr dürft unter ihrem Fenſter ſingen, dürft Euren Gram ausſchütten in der Geliebten Ohr, Euern Schmerz ausweinen in treuen Liedern.

Ach, nur unter dem milden Mondnachthimmel Italiens lernt man die Macht, den Zauber eines Ständchens begreifen!

„Im Programm einer Serenade,“ ſagt George Sand, „liegt eine ganze Wiſſenſchaft. Allabendlich muß der Liebende eine neue Schattirung in den Ausdruck ſeiner Liebesleiden bringen. Dem timido sospiro folgt der strale funesto. Dann kommen die fieri tormenti, worauf dann die anima desesperata am nächſten Abend die sorte amara herbeiführt. In der fünften Nacht kann man es wagen, den geliebten Gegenſtand Idol mio oder gar Du zu nennen. In der ſechsten Nacht erlaubt man ſich, ſeine Geliebte zu ſchmähen und ſie crudele oder ingrata zu nennen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, dürfte man in der ſiebenten Nacht nicht ein Wörtchen von dolce speranza fallen laſſen.“

Ach die italieniſchen Lieder! Jede Silbe athmet Liebe und faſt in jeder Strophe kommt das Wort speranza oder felicità vor. Aber gerade dieſe beiden Worte klingen dann im Ohre eines Unglücklichen wie eine bittere Verhöhnung ſeines tiefen Leides. So oft Giulio eines dieſer beiden Worte ſingen hörte, ſchweifte ſein Blick über Berge und Meere; er dachte Eloa und fühlte ſich namenlos unglücklich.

Dieſe Sehnſucht nach dem unerreichbaren Ziele, das ihm beſtändig vor Augen ſchwebte, ging mehr und mehr in Troſtloſigkeit über. Die Leere, die in ſeinem Herzen immer weiter um ſich griff, ließ keine Freude darin aufkommen; ſelbſt ſeine Kunſt, die ihm bisher Beruhigung gewährt hatte, widerte ihn an; er floh die Arbeit und rannte den Vergnügungen nach, um ſeine Unruhe nieherzukämpfen, um ſeinen Schmerz zu betäuben; er begann das ausſchweifendſte Leben, trank und ſpielte ganze Nächte hindurch und hielt ſich Maitreſſen, um an der Bruſt feiler Liebe Erſatz für Eloa zu ſuchen. — — —

Eines dieſer leichtfertigen Geſchöpfe hieß Juliette, war von Geburt Franzöſin und von Profeſſion — Griſette. Sie hatte die ſchönſten braunen Augen, die feinſte Naſe, den hübſcheſten Mund und einen reizend-ſchönen Körper, der manchem Maler und Bildhauer als Modell gedient. Juliette war in der That eine wahre Muſter-Griſette: luſtig und anſpruchslos. Nie fragte ſie: Wer biſt Du? Wie heißeſt Du? Es galt ihr gleich, ob der Mann, der ſie beſuchte, Peter oder Paul, Arthur oder Alfred hieß, ob er Jude oder Chriſt, Türke oder Heide, Garçon oder Ehemann, Bräutigam oder Wittwer, Schüler oder Lehrer, Künſtler oder Gelehrter war. Eine ihrer größten Tugenden hieß Verſchwiegenheit. Sie erzählte alle Abenteuer ihres jungen Lebens, nannte aber niemals einen Namen. Ihr zehntes Wort war das geheimnißvolle Wörtchen „on." „Man hat mir geſagt, daß man mich heute Abend nach dem Theater beſuchen will. Man hat mich ſo ſchön gefunden, daß man mir den Antrag gemacht, mich zu heirathen. Man hat mir dieſen Hut, man hat mir dieſen Ring, man hat mir dieſen Shawl geſchenkt." Und fragte man: „wer iſt dieſer man?" ſo antwortete ſie: „ich weiß es nicht, und wüßte ich's auch, ich ſagte es nicht, "car pour plaire à tous il faut être discret. — Die ſchwächſte ihrer ſchwachen Seiten war der Champagner: Voilà mon mignon! ſagte ſie und leerte ein Glas nach dem andern und wurde dann ſo luſtig, ſo „kreuzfidel," daß ſie ſelbſt den Teufel umarmt und an ihr Herz gedrückt hätte. — Auch Cigarren verſchmähte ſie nicht und ließ den Rauch, ganz wie man's haben wollte, bald aus dem Munde, bald aus der Naſe, bald aus den Ohren heraus ſpazieren. Am ausgelaſſenſten war ſie, wenn ſie — was ſie gern that — Männerkleidung trug. Dann ließ ſie keine Schürze ungeneckt, warf jedem hübſchen Kinde Kußfinger zu und ſagte mit ſchwerem Seufzer: „Ach, guter Gott, warum haſt Du nicht lieber einen Mann aus mir gemacht?“

— Weißt Du, Juliette, fragte Giulio, als ſein Kopf an ihrem Buſen ruhte und ſeine Hand mit ihren Locken ſpielte, weißt Du, warum ich Dich lieber als alle Andern habe?

— Warum?

— Weil Du eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Dame haſt, die jetzt in London lebt.

— Ich weiß, wen Du meinſt. Sie heißt Eloa und iſt die Gemahlin eines alten Peers.

— Von wem weißt Du das?

— Man hat es mir erzählt.

— Wer hat es Dir erzählt?

— Ein Mann, der ſie und Dich genau gekannt hat.

— Sein Name?

— Thut nichts zur Sache!

— Aber wenn ich Dich bitte?

— Dann will ich Dir ſagen, daß er Attaché bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Florenz iſt und Luſſac heißt.

— Wie? Du kennſt den Marquis?

— So gut als Dich. Als ich noch in Florenz war, beſuchte er mich faſt täglich . . .

— Und was erzählte er Dir von ihr?

— Juliette, ſagte er, Du ſiehſt einer gewiſſen Lady Eloa T. ſo ähnlich, wie ein Thautropfen dem andern. Du ſollteſt nach Mailand gehen und dort Dein Glück verſuchen. Warum gerade nach Mailand? fragte ich. Weil dort — ſo lautete ſeine Antwort — ein armer Teufel lebt, der in Eloa bis über die Ohren verliebt iſt. — Und Eloa? fragte ich, denn ich bin ſehr neugierig, lieber Giulio. Der Marquis knallte mit der Reitgerte, lächelte und ſprach: Eloa führt ihn bei der Naſe herum.

— Weiter, weiter! rief Giulio, der blaß und bläſſer wurde.

— Dieſe Eloa intereſſirte mich, vielleicht nur darum, weil ſie mit mir ſo viel Aehnlichkeit beſaß. Milady war wohl ſehr tugendhaft? fragte ich. Sehr! antwortete er und lächelte wieder. Spitzbube! ſagte ich und zupfte ſeinen Schnurbart. Als er am andern Morgen wieder kam, zog er ein rothſammetnes Futteral aus der Bruſttaſche, öffnete es und fragte mich: Kennſt Du dieſe Frau? Eloa! rief ich. Errathen! ſagte er und zeigte mir die aus ihren Haaren geflochtene Rückſeite, auf welcher der Anfangsbuchſtabe ihres Namens zu ſehen war.

— Alſo doch wahr? Alſo doch betrogen? rief Giulio.

— Tröſte Dich, mein armer Freund! Treue, uneigennützige Liebe mußt Du nicht in den vergoldeten Sälen der vornehmen Welt ſuchen; die findeſt Du nur in dem armſeligen Dachſtübchen einer Griſette. Dieſe vornehmen Frauen, glaube es mir, Giulio, ſind alle zuſammen keinen Schuß Pulver werth. Sie wiſſen nicht, was Liebe iſt; ſie haben kein Herz, keine Seele, keine Gluth, keine Leidenſchaft, wie Unſereine, die auf Liebe angewieſen iſt. — Vergiß das falſche, herzloſe Weib, das Dich getäuſcht, betrogen hat, und geſunde hier an dieſem treuen Herzen, das — ſo wahr ein Gott über uns lebt — Dich mehr als ſich ſelber liebt!

— Armes Kind! ſtöhnte Giulio und betrachtete ihr liebeglühendes Geſicht mit unbeſchreiblicher Wehmuth. O wie dumm und lieblos bricht die Welt den Stab über Euch! Euch ſcheltet ſie leichtfertige Geſchöpfe und brandmarkt Euch mit dem Siegel ihrer Verachtung. Aber Jene, welche die Ehe nur als Deckmantel ihrer frevelhaften Neigungen betrachten; Jene, welche die heiligſten Bande der Natur mit Füßen treten und Verrath und Meineid bis aufs Aeußerſte treiben, dürfen ſtolz ihr Haupt erheben und mit Spott und Hohn auf ein armes Geſchöpf herabſehen, das, von drückender Noth getrieben, zur letzten Hilfe ſeine Zuflucht nimmt! Arme Juliette! Wie groß und erhaben ſtehſt Du in Deinem einfachen Kleide von Percal gegen manche Sünderin in Sammet oder Seide da!

XIV.

Seit jenem Tage war in Giulio's Seele die alte Schwermuth mit erneuter Kraft erwacht. Der Glaube an Eloa's Liebe, der bis dahin ſein einziger Troſt geweſen war — der letzte Maſt, an dem ſich ſeine Hoffnung feſtgeklammert hatte — ſank zuſammen und begrub die letzten Trümmer ſeiner Ruhe. Mehr als je dachte er jetzt an Doctor Gollo, der ihm das Alles vorausgeſagt, der ihn gewarnt und beſchworen hatte, dieſe nutzloſe Liebe ſchon im Keime zu erſticken. Jetzt, erſt jetzt geſtand er ſich, daß Eloa ſeiner Liebe unwerth ſei, daß die aufrichtige und zärtliche Neigung, die ſie ihm vorgeheuchelt hatte, nichts weiter als eine Laune ihrer Eitelkeit, ein ländlicher Zeitvertreib, eine geſchminkte Lüge war.

— Ja, ja, ſagte er, Eloa, die mir als ein Abglanz aller Tugenden erſchienen war, iſt eine Kokette, die mit meinem Herzen ein grauſames Spiel getrieben und mein ganzes Leben, Gegenwart und Zukunft, zertrümmert hat. Und dennoch, dennoch kann ich ſie nicht vergeſſen, nicht aufhören, ſie zu lieben mit der letzten Kraft, mit der ganzen Wuth getäuſchter Hoffnung.

Mit thränenfeuchtem Blick hing ſeine gramerfüllte Seele an der Blume, die ſie ihm geſchenkt, und unwillkührlich fielen ihm die letzten Verſe des Liedes ein, das er an jenem Abende geſungen hatte, als ſie an ſeiner Seite ſtand:

> „Je puis mourant d'alarmes,
> Les yeux brulés de larmes,
> Maudire un jour tes charmes,
> Mais t'oublier, mais t'oublier, mais t'oublier —
> Jamais!!!“

Das eben iſt die wahre Liebe, die ſelbſt dann noch, wenn ſie die traurige Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Gegenſtand ihrer Neigung ein unwürdiger geweſen iſt, wider ihren Willen üppig fortwuchert und immer feſtere Wurzeln ſchlägt.

So ging's auch dem armen Giulio. Er fluchte den Reizen, die ihn bezaubert hatten, aber vergeſſen, vergeſſen konnte er ſie nicht!

XV.

Eines Morgens, als er im Kaffeehauſe die Zeitungen las, fand er in einer Nummer der „Times“ folgende Nachricht:

„Vor drei Tagen verſchied auf ſeinem Landſitze, zwei Meilen von London, der ehrenwerthe Lord Arthur T., Mitglied des Oberhauſes, in einem Alter von 63 Jahren, an der Waſſerſucht. Er hinterläßt ſehr beträchtliche Schulden und eine kinderloſe Witwe.“

Ein neuer Hoffnungsſtrahl durchzuckte den nachtumflorten Geiſt Giulio's. Er erinnerte ſich des Verſprechens, das ſie ihm in der Stunde des Abſchieds ertheilt, eilte nach Hauſe und ſchrieb an Eloa:

„Seit jener Nacht, in der Du mir als Unterpfand Deiner Liebe ein Clerodendron geſchenkt haſt, ſind faſt drei Jahre verfloſſen. Längſt wäre ich Dir nach London gefolgt, ſchon tauſend Mal hätte ich Dir geſchrieben, wäre ich nicht des Verſprechens eingedenk, das Du mir in der Stunde Deines Scheidens abgenommen, Dir nie zu folgen, nie zu ſchreiben. Jetzt, da der Tod die Schranke, die uns getrennt, weggeriſſen hat, jetzt, Eloa, da Du frei biſt, erinnere ich Dich an das Verſprechen, das Du mir gegeben haſt. Soll ich Dir die Worte wiederholen, die Du in jener Stunde, in der Du mir Lebewohl geſagt, als letzten Troſt ins Herz geträufelt haſt? »Und wärſt Du am Ende der Welt, ich würde zu Dir eilen und Dir ſagen: Nun bin ich Dein, Dein mit Leib und Seele!« —

— —

Ach, Eloa, wüßteſt Du, was ich in dieſer Ewigkeit von drei Jahren Deinetwegen gelitten habe, Mitleid und Erbarmen würden Dich in meine Arme treiben, um Dein Wort zu erfüllen. — — —

Eloa, Eloa, ſchwer haſt Du Dich an mir und der Heiligkeit meiner Liebe verſündigt! Das, was Du mir verweigert, haſt Du einem einfältigen Gecken, einem Luſſac gewährt, der ſich mit Deiner Liebe, die Du ihm geſchenkt, vor aller Welt gebrüſtet hat. Ach, Eloa, ich weiß Alles! — — — — — — — — — — — — — —

Und dennoch kann und will ich Dir nicht zürnen! Alles, Alles ſei vergeben und vergeſſen, wenn Du, Deines Verſprechens eingedenk, zu mir eilen und mir ſagen willſt: »Nun bin ich Dein, Dein mit Leib und Seele!« — — — — — — — — — — — —

Komme oder ſchreibe mir, ob ich zu Dir nach London kommen darf. Drei Monate will ich Dich oder Deine Antwort erwarten. Ich fühle mich leidend und bitte und beſchwöre Dich, bei Allem, was Dir lieb und heilig iſt, nicht länger zu ſäumen, denn leicht könnte Dein Troſt dann zu ſpät kommen.

Eile, eile, Eloa! Mit ſehnſüchtiger Liebe erwartet Dich

Dein Giulio.“

XVI.

Giulio ſchwebte in banger Erwartung. Er harrte und harrte... aber weder Eloa noch eine Antwort kam. Drei volle Monate waren ſeitdem verfloſſen ... er wartete noch immer ... vergebens.

— Armer Freund, fragte Juliette, als ſie ihn eines Tages krank im Bette fand, was fehlt Dir?

— Eloa! antwortete er mit ſchwerem Seufzer.

— Sie kommt alſo nicht?

Giulio ſchüttelte den Kopf und weinte.

— O weine nicht, Giulio! Deine Thränen fließen einer Undankbaren, die Deine Verachtung verdient. Sei ſtolz, mein Giulio, ſei ſtandhaft und weine nicht, denn Deine Thränen brechen mir das Herz. O wie haſſe ich dieſes kalte, herzloſe Weib! Glaube ja nicht, mein Freund, daß ich ſie vielleicht nur darum haſſe, weil ihre Liebe Dir mehr gilt, als die meinige. Ich, Giulio, bin nur ein leichtfertiges Geſchöpf, eine arme Griſette; Lady Eloa iſt eine ſtolze, vornehme Frau, aber ich haſſe, ich verabſcheue ſie, weil ſie ein ſo ſchönes Herz, wie das Deine, mitleidlos mit Füßen tritt. Ach, wenn ſie Dich liebte, wie ich Dich liebe, ich würde nicht eiferſüchtig ſein; die arme Juliette würde ſich ſonnen in den Strahlen Eures Glücks und zufrieden ſein, wenn ſie mir erlaubte, ihre, Deine Magd zu ſein!

— Juliette, wie groß, wie edel biſt Du!

— Ich bin eine Griſette, nichts weiter! Aber wen ich liebe, den liebe ich mit jeder Fiber meiner Seele. Du biſt krank, Giulio, haſt Du einen Arzt rufen laſſen?

— Kann er helfen?

— Er kann Dich beruhigen. Ich will ihn holen . . .

— O bleibe, bleibe!

— Dein Kopf brennt fieberhaft . . .

— Sei unbeſorgt, es wird vorübergehen. Rücke den Tiſch, auf dem mein Clerodendron ſteht, noch näher an mein Bett . . . der Anblick dieſer Blume übt eine zauberhafte Gewalt auf mich aus.

— Ich haſſe die Blume, denn ſie iſt an all' Deinem Unglück Schuld!

— Was kann die arme Blume dafür, daß die, die ſie gepflanzt, kein Herz hat? Mein Clerodendron iſt mir treu geblieben. Es blüht und duftet noch heut ſo ſchön, als vor drei Jahren.

— Haben wir doch Beide ſie ſo gepflegt und gewartet, als ob ſie eine Frucht unſerer Liebe wäre.

— O laß mich noch ein Mal ihren Duft einathmen.

— Er wird Dich betäuben ...

— Vielleicht kann ich dann ſchlafen.

— Du biſt kränker als Du glaubſt, ſagte die Griſette und reichte ihm die Blume.

Giulio ſchlürfte den Wohlgeruch mit jener Haſt, mit welcher ein Kranker, der ſich nach Geneſung ſehnt, die dargereichte Arzenei verſchlingt.

— Eloa! Eloa! ſtöhnte der Kranke.

— Genug, genug! bat Juliette und nahm ihm die Blume weg. Verſuche nun zu ſchlafen, mein Giulio, ſagte das arme Mädchen und rückte die Kopfkiſſen höher. Was kann ich thun, um Dich in ſüße Ruhe zu wiegen? Soll ich Dir Schnurren erzählen? Soll ich leſen oder ſingen?

— Schweigen, ſchweigen! bat der arme Giulio.

Und Juliette ſprach keine Silbe mehr. Schweigend ſaß ſie an ſeinem Bette, belauſchte jeden Athemzug, verſcheuchte jede Fliege, die ihm zu nahen wagte, war tief betrübt und dabei doch ſelig, daß ſie an ſeinem Krankenlager weilen und ihn pflegen durfte.

Als die untergehende Sonne ihr grelles Licht durch die Scheiben warf, ſchlich Juliette leiſe auf den Zehen zum Fenſter hin und ſchloß die Jalouſien. Dann nahm ſie wieder den alten Platz ein, legte ihre Hand an ſeinen Puls und ihr Ohr an ſein Herz, um zu lauſchen, wie es ſchlage. Dann warf ſie einen wehmüthigen Blick auf den

Blumentopf und fing zu weinen an. Aber kein Wort kam über ihre Lippen.

So durchwachte ſie die halbe Nacht. Als der Schlummer ſie endlich übermannte, nahm ſie ein Sophakiſſen, legte es auf den Teppich neben ſeinem Bette und ſich ſelbſt zu ſeinen Füßen nieder. Dann faltete ſie die Hände, murmelte ein kurzes Gebet und gab ſich dem Schlafe hin.

Seht her, ſo liebt eine Griſette!

XVII.

Alſo Lady T. war nun Wittwe. Es wäre Verläumdung, wollte man ihr nachrühmen, daß der Tod ihres Gemahls ſie einen Augenblick lang betrübt hätte. Ihr ſchöner Körper legte zwar tiefe Trauer an, ihre unſchöne Seele aber war froh darüber und geſtand ſich: „Es iſt gut, daß Mylord endlich das Gähnen verlernt hat.“

Giulio's Brief, der fünf Monate nach dem Tode ihres Gemahls angelangt war, wurde von ihr mit derſelben Gemüthsruhe durchblickt, mit der ſie kurz vorher die neueſte Modenzeitung geleſen hatte.

— Der Narr, ſagte ſie, hat alſo wirklich geglaubt, daß ich ihn geliebt habe. O Eitelkeit, Eitelkeit, Dein Name iſt Giulio! In meinem ganzen Leben habe ich nur Einen, Einen geliebt, und dieſer Eine war ein undankbarer Schuft. O Luſſac, Luſſac! Dein Verrath iſt der einzige Schmerz, den ich nicht zu überwinden vermag. Seitdem Du mich verlaſſen, haſſe und verabſcheue ich jeden

Mann, denn Jeder iſt ſo ſchlecht wie Du! O Ihr Elenden, erſt berauſcht Ihr Euch an unſerer Schönheit, ſchwelgt in unſern Reizen und nennt uns Euren Himmel, Eure Seligkeit. Aber wenn Ihr unſerer Schönheit ſatt und unſerer Reize überdrüſſig ſeid, werden wir Hölle und Qual für Euch! O Weiber, Weiber, wie thöricht ſeid Ihr, die zu lieben, die Euern Spott, Euern Haß, Eure Verachtung verdienen. Nehmt Euch Alle ein Beiſpiel an mir. Ich fühle Kraft und Beruf in mir, mich und mein Geſchlecht zu rächen! Nicht umſonſt hat die Natur mit Reizen mich geſchmückt, die jeden Mann mit heißer Sinnenluſt erfüllen. Sie ſind die Netze, mit denen ich dieſe Heuchler in's Verderben locke. Getroffen von den vergifteten Pfeilen meiner Augen, ſterben ſie einen langſamen, qualvollen Tod. In Jedem erwecke ich Hoffnungen; doch nur Einer darf ſich rühmen, daß ich ſie erfüllt habe, und gerade dieſer Eine und Einzige hat mich betrogen, verrathen und, was noch tauſend Mal grauſamer iſt, vergeſſen, vergeſſen! O hört es, ihr Frauen, und haßt und verachtet Jeden, der Euch Liebe ſchwört, denn Jeder iſt ein Heuchler, Jeder ein Betrüger, Jeder ein Luſſac. Rache, Rache! Jedes Herz, deſſen Frieden ich zertrümmere, jede Seele, deren Ruhe ich vergifte, iſt eine Trophäe meines Haſſes, ein Denkmal meiner Rache! Auch Du, Giulio, einfältiger Thor, der Du Dich von mir geliebt geglaubt, fällſt als Opfer meines Haſſes. Fahre hin, ich kann Dich nicht bedauern, denn Du biſt ein Mann und das iſt genug, um Dich zu haſſen!

Eloa zerriß ſeinen Brief in tauſend kleine Fetzen, die ſie mit ſchadenfrohem Lachen in's praſſelnde Kaminfeuer warf. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Luſſac's Verrath hatte die herzloſe Kokette in eine wuthentflammte Männerfeindin umgewandelt. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fünf Monate nach dem Tode ihres Gemahls kehrte Lady Eloa mit den letzten Trümmern ſeines Vermögens nach ihrem Vaterlande zurück. Paris, „die Stadt der hunderttauſend Dramen", wurde der Schauplatz ihrer koketten Eroberungen. Der Nimbus ihrer frühlingfriſchen Schönheit lockte einen zahlloſen Schwarm von Anbetern heran, die wie Motten das Licht umkreiſten und ſich am Strahle ihrer Augen die Flügel verſenkten. Eloa war bald das Loſungswort der alten und jungen Männerwelt; ganz Paris lag huldigend zu ihren Füßen.

— Dieſe Elenden! dachte Eloa und triumphirte.

XVIII.

Giulie's krankhafter Zuſtand war unterdeſſen mehr und mehr in ſtillen Wahnſinn übergegangen. Der Monomane wurde in ein Irrenhaus gebracht. Die Aerzte, welche die Wurzel ſeines Leidens kannten, widmeten, von tiefem Mitleid ergriffen, ſeiner Heilung die ſorgſamſte Pflege, die zarteſte Schonung, die liebevollſte Aufmerkſamkeit. Sie wußten, daß des Kranken Herz und Seele an der Blume hing, die ſich in ſeinen Augen verkörpert und die blühende Geſtalt Eloa's angenommen hatte; ſie wußten, daß der Anblick dieſer Blume ihm Troſt gewähre und ſie ließen ſie ihm. — Balthaſar Bonifacius zählt ein langes Verzeichniß von Narren auf, die ſich in kalte Marmorſtatuen verliebt hatten. Warum ſoll ein anderer Narr nicht das Recht haben, ſich in eine Blume zu verlieben und ſich einzubilden: Dieſe Blume iſt Eloa! — Stundenlang unterhielt er ſich, auf den Knieen liegend, mit der Geliebten und durchlebte in dumpfer Erinnerung die „ſchönen Tage von Aranjuez“, die er im Salon und auf der Villa T. genoſſen hatte.

— Denkſt Du noch d'ran, fragte er eines Tages die Blume ſeines Herzens, denkſt Du noch daran, wie Du an jenem Abende, wo Du zum erſten Male mein Lied geſungen hatteſt, eine Camellia zu meinen Füßen niedergleiten ließeſt? Ach wie ſchön warſt Du! Aus Deiner Locken dunkler Nacht ſtrahlte eine weiße Roſe wie am nächtlichen Himmel der bleiche Heſperus hervor. Du trugſt eine Robe von himmelblauem Atlas und einen ſchwarzen Spitzenſchleier. So weiß ich jedes Kleid, das Du getragen haſt. Aber das ſchönſte von allen war doch das weiße, das Dich in der Stunde unſeres Scheidens geſchmückt hat. Nie, nie werde ich es vergeſſen! — Sprich, Eloa, was treibſt Du ſeit dem Tode Deines Gemahls? Biſt Du denn glücklich? Und wird denn niemals, niemals ein Augenblick kommen, wo Du, mitten im Geräuſche toller Luſt, an mich zurückdenken und Dir geſtehen wirſt: „Giulio hat es verdient, von mir geliebt zu werden. Ich aber habe ſein Herz verſchmäht und einen Andern vorgezogen, der meiner Liebe unwerth war.“ — Luſſac, Luſſac! rief er zähneknirſchend und ſchlug mit geballter Fauſt an die Mauer ſeiner Zelle, mit meinen Nägeln könnte ich Dich zerreißen, mit meinen Zähnen Dich zerfleiſchen!

In demſelben Augenblick trat, von dem Geſchrei herangelockt, ein Wärter und bald darauf einer der Aerzte ein.

— Ha, da biſt Du ja, elender Schurke, ſchrie der arme Narr und fiel wie ein wüthender Tiger über den Mann her, in dem ſeine verwirrte Einbildungskraft den Marquis zu erkennen glaubte. Hund, ich erwürge Dich! ſchrie er mit ſo greller Stimme, daß die Fenſterſcheiben ſchrillten.

Der Doctor ſchellte; zwei Gehilfen traten ein.

— Er hat ſchon wieder den alten Anfall. Packt den armen Teufel und ſchleppt ihn unter die Traufe, und wenn auch das nicht hilft, ſo zieht ihm die Zwangsjacke an; aber Alles mit Schonung, ſag' ich Euch, denn wüßte ich doch keinen zweiten Narren auf der Welt, der mehr Mitleid verdient, als dieſer hier. Armer Giulio! Kommt, kommt, Kinder, ſchleppt ihn fort!

XIX.

Zu den wenigen Perſonen, denen zu jeder Stunde des Tages freier Zutritt zum Kranken geſtattet war, gehörte auch Juliette, die gute, treue Seele, die von der Erlaubniß der Aerzte redlich Gebrauch machte und den armen Giulio tagtäglich beſuchte, um ihn und ſeine Blume zu pflegen.

Eines Morgens, als ſie zuvor mit dem Oberarzte geſprochen und ihm unter vier Augen eine Lüge, die ſie ſich zu Giulio's Beruhigung ausgedacht, mitgetheilt hatte, kam ſie trällernd hereingeſtürzt, ſprang lachend und pfeifend in der Zelle umher und rief:

— Sie kommt, ſie kommt!

— Wer kommt? fragte der Kranke.

— Eloa, Deine Eloa kommt.

— Eloa? wiederholte der Irre und zitterte an allen Gliedern. Wann kommt ſie, wann?

— In längſtens drei Wochen. Victoria, Victoria! Sie kommt, kommt!

— Wer hat's geſagt?

— Einer der Aerzte, dem ſie ſo eben geſchrieben hat.

— Geſchrieben? Was hat ſie geſchrieben?

— Tauſend Grüße meinem Giulio. Ich habe eingeſehen, wie ſehr er meiner Liebe würdig iſt. Ende dieſes Monats ſind meine Geſchäfte geordnet. Dann eile ich in ſeine Arme, um mein Wort zu löſen, um ſein zu ſein mit Leib und Seele.

Die Lüge verfehlte ihre Wirkung nicht. Es trat ein lichter Moment ein.

— Gott, wie iſt mir? Iſt denn die Freude mächtiger als der Schmerz? Jahrelang trug ich mit mir alle Qualen der Hölle herum und ihre Laſt war nicht ſtark genug, mich zu erdrücken. Und dieſer einzige Augenblick der Freude ſollte Alles, was ich gelitten habe, zerſtören können? Laß ab, laß ab, Freude, Du tödteſt mich!

— Faſſe Dich, Giulio! Bald wird Dich Elea in ihre Arme ſchließen und neues Leben in Deine Seele hauchen. Dein Herz wird geſunden, Dein Geiſt von Neuem ſeine Schwingen regen. Du wirſt die Welt und Deine Kunſt wieder liebgewinnen und glücklich, glücklich ſein.

— Und Juliette, Juliette?

— Sie wird Deine treue Magd ſein und ſich Deines Glückes freuen, erwiderte ſie mit Lächeln auf den Lippen und Thränen in den Augen.

— Und ich, ich werde für Dich arbeiten, wie ein Bruder für ſeine Schweſter. Und kommt dann ein Mann, der Deiner würdig iſt, dann werde ich Deine Hand in die ſeine legen und Euch ſegnen, wie ein Vater ſeine Kinder ſegnet. Nun aber bringe mich zu Bette, ich bin erſchöpft und bedarf der Ruhe.

Juliette bereitete ſein Lager.

— Nun kannſt Du ruhig ſchlafen, denn Juliette wacht bei Dir. —

XX.

Und wieder war ein Monat vergangen.

Giulio hatte während dieſer Zeit mehr ruhige Tage als früher gehabt, war aber immer ſchwächer und ſchwächer geworden. Täglich hatte er Juliette gefragt: „wann kommt Eloa?“ und täglich hatte ſie ihn durch die Antwort: „Vielleicht morgen, vielleicht ſchon heute“ getröſtet.

— Sind denn die drei Wochen noch nicht vorüber? fragte er eines Abends.

— Es ſind erſt vierzehn Tage, antwortete die Lügnerin.

— Vierzehn Jahre willſt Du ſagen. Und Eloa kommt noch immer nicht!

— Sie wird kommen, ſie muß kommen!

— Und meine Blume? Ach, ſie welkt, und mit ihr, ich fühle es, welkt auch mein Leben.

— Hoffe und vertraue auf Gott, mein Giulio! Mag auch die Blume welken, bald wird ſie von Neuem blühen.

— Nimm ſie weg, nimm ſie weg! ſchrie er und erlag bald darauf einem neuen Wuth-Anfall.

Juliette mußte die Wärter rufen. Er wollte aus dem Bette und zum Fenſter hinausſpringen.

— Bindet ihn! ſagte der herbeieilende Arzt.

— Wehe Jedem, der ihm naht! rief die Griſette und klammerte ſich krampfhaft an des Kranken Halſe feſt.

— Reißt ſie los! Schleppt ſie fort! Am Ende wird auch ſie noch wahnſinnig.

Die Wärter ergriffen ſie. Juliette vertheidigte ſich mit der Wuth einer gereizten Löwin. Endlich erlag ſie der rohen Gewalt.

— Laßt ſie nicht mehr zu ihm! befahl der Doctor.

Juliette wurde ohnmächtig fortgetragen, Giulio aber mit Riemen an's Bett geſchnallt.

XXI.

Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Sie beſchloſſen den letzten Verſuch zu machen und einen neuen Wuth-Anfall durch Einwirkung der Muſik von ihm abzuwenden.

Gegen Abend, wo ſeine Aufregung in der Regel am heftigſten war, ließen ſie ein Paar Muſikanten in ſeine Zelle eintreten; ſie mußten ſanfte, beruhigende Melodien ſpielen.

Giulio lauſchte aufmerkſam zu, kniete nieder vor ſeiner Blume und ſprach mit ihr.

— Eloa, gedenkſt Du noch des Liedes, das ich einſt zum Preiſe Deiner Schönheit ſang?

Und in demſelben Augenblick begannen die Muſiker die Melodie jenes Liedes anzuſtimmen.

— Ja, ja, das iſt es! rief er, drückte die Blume mit verklärter Miene an ſein Herz und ſang mit unbeſchreiblich-wehmüthigem Ausdruck die letzte Strophe:

„Mein Herz iſt eine Harfe,
Die nach dem Höchſten ringt,
Bis bald, von Gram zermartert,
Die letzte Saite ſpringt.“

Kaum war das letzte Wort ſeinen Lippen entſchwebt, als er erſchöpft zuſammenſank.

Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten ein leichenblaſſes Geſicht, neben dem eine abgewelkte Blume lag.

XXII.

(Auszug aus der „Gazetta di Milano“.)

„Vorgeſtern zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends verſchied im Irrenhauſe der letzte Troubadour Mailand's, der bekannte Liedercomponiſt Giulio B***, im kaum vollendeten 28ſten Jahre. Die Urſache ſeines Wahnſinns war eine unglückliche Liebe zu Lady Eloa T., der jetzigen Maitreſſe des Herzogs von D... in Paris.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

XXIII.

Dieſe Nachricht pflanzte ſich von einem Journale ins andere fort und ging endlich auch in die franzöſiſchen Zeitungen über.

Lady T. ſaß eben, umgeben von ihren Kammerfrauen, vor einem durch Girandolen erleuchteten Toilettenſpiegel, um ſich zum Ball zu ſchmücken, als ſie in einer Nummer der „Gazette musicale" die Nachricht von Giulio's Tode las.

— Der arme Junge dauert mich, ſagte ſie und befeſtigte ihr Brillanten-Armband. Me voilà! rief ſie dann und erhob ſich, um auf den Ball zu fahren.

O Weiber, Weiber, Ihr ſeid nicht werth, daß man Euch liebt!

— —

Horch! Horch!

Hörſt Du das Girren der Taube?
Hörſt Du den Sproſſer im Laube?
Alles iſt Lüge und Trug!
Siehſt Du der Sterne Geflimmer?
Des Mondes zitternden Schimmer?
Alles iſt Lüge und Trug!
Fühlſt Du des Weſtwind's Gekoſe?
Fühlſt Du den Zauber der Roſe?
Alles iſt Lüge und Trug!
Liebe iſt eine Hetäre!
Treue iſt eine Chimäre!
Alles iſt Lüge und Trug!

XXIV.

Nein, ach nein! Nicht Alles iſt Lüge und Trug. O, es giebt noch Frauenherzen, die treuer, inniger, uneigennütziger Liebe fähig ſind.

Folgt mir auf den Kirchhof. Es iſt Sonntag. Die Glocken des nahen Gotteshauſes rufen zur Andacht. Wir ſtehen vor dem Grabe Giulio's. Da naht ein ſchwarzgekleidetes Mädchen. Es iſt Juliette. Sie pflanzt eine Blume auf ſein Grab und dieſe Blume iſt . . . **Clerodendron fragrans.**

Myosotis.

Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung bleibt nur die Phantaſie;
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Schiller.

I.

Wer von Euch kennt Herrn Perrault? Von hundert Leſern wird er vielleicht kaum fünfen bekannt ſein. Und doch knüpft ſich an ſeinen Namen ein Stück Literaturgeſchichte, denn Herr Perrault d'Armancourt, der Sohn des General-Baudirectors Charles Perrault, iſt der Mann, der zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, als Ludwig XIV. „matt von Kämpfen, matt von Siegen," ſich königlich zu langweilen anfing, die alten Feenmärchen neu aufgefriſcht hat. Seine „Contes des Fées", die im Jahre 1097 ans Licht getreten waren, wurden mit wahrem Heißhunger verſchlungen. Ganz Paris ſchwärmte und träumte von Feen und Feenſchlöſſern. Maliure, Eſterelle, Meluſine und der liebe Himmel mag wiſſen, wie all' die guten Feen der romantiſchen Ritterzeit geheißen haben, erſtanden aus ihren Liliengräbern und ſpukten von Neuem in allen Köpfen. Herr Perrault war der Abgott des Tages.

— **Anch'io sono pittore!** rief Marie Catherine Jumelle de Berneville, die Gemahlin des Grafen François de la Mothe d'Aunoy, und ſchüttelte, 1698, acht Bände Feenmärchen aus den Atlas-Aermeln.

Der Beifall, den die Erzählungen der Gräfin d'Aunoy ſich errungen hatten, ſpornte auch Henriette Julie de Caſtelnau, die Gemahlin des Grafen von Murat, an, ſich kopfüber in die Wogen des Feenmeeres zu ſtürzen und aus der Tiefe der Märchenwelt zwei Bändchen „**Nouveaux contes des Fées**" (**Par.** 1698.) herauszufiſchen.

Neidiſch auf den glänzenden Erfolg, der den Märchen der Gräfin von Murat zu Theil geworden war, trat, in demſelben Jahre, auch Mademoiſelle de la Force mit einem halben Dutzend „**Fées, Contes des Contes**" (**Par.** 1698, 2 Bde.), hervor und auch dieſe wurden mit großem Beifall begrüßt.

Sechs Jahre ſpäter ließ Herr Antoine Galland eine Ueberſetzung der arabiſchen Märchen „Tauſend und eine Nacht" erſcheinen (**Par.** 1704—8, 12 Bde).

Der Enthuſiasmus, den dieſe „**Mille et une nuits**" erregt hatten, bewog Herrn François Pétis de la Croix ein Bouquet von Märchen aus dem Perſiſchen zu übertragen, die unter dem Titel „**Mille et un jours**" (**Par.** 1710, 5 Bde) ans Licht traten.

Dieſe lockten tartariſche Märchen hervor, die Thomas Gueullette unter dem Titel „**Mille et une quart-d'heure**" (**Par.** 1723, 3 Bde) herausgab.

Die tartariſchen Märchen riefen mongoliſche. die mongoliſchen chineſiſche, die chineſiſchen indiſche hervor und ſo regnete es nun von allen Seiten Märchen, nichts als Märchen, blaue, rothe, weiße Märchen, Märchen aus allen Himmelsſtrichen.

Im Jahre 1730 trat auch Graf Hamilton, ein Irländer, der als treuer Anhänger Carls II. nach Frankreich geflohen war, als Märchendichter auf und ließ „Zénéide“, „les quatre Facardins“, „le bélier“ und „la fleur d'épine“, ein reizendes Viergeſpann ſchlankgliederiger Feen-Fabeln, in die Leſewelt hineingaloppiren.

Eilf Jahre ſpäter trat Jacques Cazotte mit ſeinem bizarren Märchen „La Patte du chat“ (Par. 1741) und mit ſeinen „Mille et une fadaises“ (Par. 1742) in die Schranken.

Sechs Jahre ſpäter ſchrieb Denys Diderot ſeine „Bijoux indiscrets“ (Par. 1748, 3 Bde).

Den Reigen dieſer Märchen beſchloß Cazotte's „Diable amoureux“ (Par. 1772).

Fünfzehn Jahre ſpäter brach die Revolution herein und jagte die Märchen zum Tempel hinaus.

Deutſchland, dem es ſauer geworden war, neue Märchen zu erfinden, begnügte ſich, die alten zu überſetzen. Wieland und Muſäus waren die Einzigen, welche die Kunſt verſtanden, Märchen in der leichten, anmuthigen Weiſe der Franzoſen zu erzählen. Aber der größte und liebenswürdigſte aller deutſchen Märchendichter war Ferdinand Raimund.

Du lieber, guter, armer Raimund! In Guttenſtein, im Schooße der Berge, wo Du, müder Wanderer, auszuruhen gewünſcht haſt von der Laſt des Lebens, haben Deine Freunde Dir ein Denkmal gebaut von kaltem, vergänglichen Stein. Wozu? Du ſelbſt haſt Dir im Herzen Deines Volkes ein Denkmal geſetzt, dauernder als Stein und Erz. Auf Deinem Leichenhügel erhebt ſich eine Trauerweide, die ihre melancholiſchen Zweige im cryſtallhellen Quell ſpiegelt, der an ihrem Fuße leiſe murmelnd vorüberrauſcht. Im

Gipfel dieſer Trauerweide tönen die zündenden Lieder liebeklagender Nachtigallen; unten, am Rande der Quelle, duften blühende Lianen, gepflanzt und gepflegt von ſchönen Feen, die mit Immortellen-Kronen auf dem Haupte und epheuumrankten Harfen in der Hand, Dich, ihren Liebling, beweinen. Dieſe Trauerweide, die keine Art zu fällen, keine Zeit zu zerſtören vermag, iſt ein ewiggrünes Märchen, das, umgoſſen vom milden Mondglanz elfenholder Poeſie, fortblühen wird durch alle Zeiten. Dieſes ewigſchöne Märchen iſt „Dein Verſchwender.“

II.

Im Jahre 1836 war Raimund in Hamburg. Er beſuchte mich täglich.

Eines Morgens trat er mit freudeverklärten Zügen in mein Zimmer, drückte mir die Hand und ſagte:

— Freund, heute Nacht träumte ich ein köſtliches Märchen. Wollen Sie, daß ich's Ihnen erzählen ſoll, ſo verſchließen Sie die Thür, damit wir nicht geſtört werden. Laſſen Sie, um das Licht der Sonne zu dämpfen, die Fenſtervorhänge herab, zünden Sie ſich eine Cigarre an, ſetzen Sie ſich zu mir auf's Canapé und hören Sie mir aufmerkſam zu.

— Erzählen Sie.

— Mir träumte, ich befände mich in Kaſhemir, im ſchönſten Lande auf Gottes ſchöner Erde, in Kaſhemir, dem Roſen-Paradieſe, wo ein ewigblauer Himmel ſich als durchſichtigen Baldachin über den ſmaragdenen Sammet der Thäler, über den blauen Duft der Berge, über die ſilbernen Wogen ſpiegelheller Wellen ausſpannt. Neben der majeſtätiſchen Palme, die ihre Fächer ſtolz in den Aether hineinragen läßt, blüht der Weinſtock, der ſich unter der Laſt der purpurnen Trauben beugt. Neben der zuckerſüßen Melone duftet die reizgeſchmückte Roſe, neben der koketten Tulpe die keuſche Lilie, neben der feurigen Magnolia das ſanfte, ſchwärmeriſche Heliotropium, neben der blendendweißen Blüthe der Camellia das grünſeidene Laub des Theeſtrauchs. Im Gipfel der Bäume preiſ't eine Kapelle liederſchwangerer Singvögel die Pracht und Herrlichkeit der Natur, die Größe und Allmacht ihres Schöpfers. Das Alles ſah, das Alles hörte ich und war entzückt. Die Blätter der Palmen fächelten mir Kühlung zu, koſende Frühlingslüfte umſpielten meine Locken . . . ich ſank in ſüßen Schlummer. Da kam ein ſchillernder Colibri herangeflogen, ſetzte ſich auf meine Schulter und flüſterte mir ein Geheimniß in's Ohr.

— Siehſt Du dort jene Palme? fragte der kleine Schwätzer. Erhebe Dich, glücklicher Schläfer, und ſchneide in die Rinde dieſer Palme den Namen „Myoſotis“ ein.

— Und was geſchieht dann? fragte ich.

— Das ſollſt Du bald erfahren, antwortete mein Colibri und verſchwand.

Ich erhob mich und that, was der kleine Schelm mir befohlen hatte.

In demſelben Augenblick, als ich den letzten Buchſtaben des Namen „Myoſotis“ eingeſchnitten hatte, verwandelte ſich der Palmenhain in ein prachtgeſchmücktes Feenzelt, in deſſen Mitte ein aus funkelnden Edelſteinen gebauter Thron ſich erhob, auf dem ein überirdiſches Weſen, umringt von einem Schwarme geflügelter Huldgeſtalten, ſaß.

— Wer biſt Du? fragte ich, geblendet vom Glanze dieſer Erſcheinung.

— Ich bin Myoſotis, die letzte Feenkönigin, die ſeit drei Jahrhunderten im Palmenkerker geſchmachtet hat. Der böſe Zauberer Emimemeris hatte mich und meinen Hofſtaat hinterliſtig in ſein Schloß gelockt und uns durch Teufelskunſt in Palmen verwandelt.

— Warum? fragte ich.

— Weil ich mich geweigert hatte, ihm Herz und Hand zu ſchenken. „Wohlan denn,“ ſprach der Böſe, „ſo ſoll Deine Seele, zur Strafe ihrer Hartherzigkeit, ſo lange im Palmenkerker ſchmachten, bis ein Sterblicher Deinen Namen in die Wand Deines Kerkers gräbt. Dann, Myoſotis, ſollſt Du zu neuem Leben erwachen und, im Beſitze Deiner alten Macht, wieder als unumſchränkte Königin Deine Feen beherrſchen und den beglücken, der Dir die Freiheit wiedergeſchenkt hat.“

— Und willſt Du das thun?

— Mehr als das! Jede dieſer ſiebenmalſieben Feen, die meinen Thron umſchweben, ſind bereit, ſich aufzuopfern für Dein Glück. Jede meiner Unterthaninnen beſitzt die Macht, einen Deiner Wünſche zu erfüllen. Ich, die Königin, darf Dir zwei Deiner Bitten gewähren. Eines aber bedenke: jeder Wunſch, der Dir in Erfüllung geht, koſtet ein Feenleben.

— Gewähre mir, ſprach ich, einen einzigen Wunſch und ich werde der Glücklichſte aller Glücklichen ſein!

— Sprich, was begehrſt Du?

— Schenke mir Deine Liebe, Myoſotis.

Und die Königin ſchwebte herab von ihrem Throne und ſank an meine Bruſt und weinte Thränen der Freude und weinte Thränen des Schmerzes, denn eine ihrer Schweſtern ſank todt zu den Stufen des Thrones nieder.

— Mein Herr und Gebieter, ſprach Myoſotis, von dieſem Augenblick iſt die Königin der Feen Deine Sklavin, die, Deines Winkes gewärtig, für Dich zu ſterben bereit iſt.

Ich ſchloß ſie in meine Arme und war ſelig.

Aber der Menſch hört nicht zu wünſchen auf. Eines Morgens wandelte mich die Luſt an, einen Thron zu beſitzen und König zu ſein.

Ich rief meine Fee. Myoſotis winkte mit dem Zauberſtabe. Aus den Wolken ſchwebte ein Luftballon herab, der mich auf ein unbekanntes Eiland trug. Der Beherrſcher dieſer Inſel, Rhino-Cēros XXXIV., war kurz vorher an einer zurückgetretenen Conſtitution geſtorben. Das Volk ſchritt zu einer neuen Wahl, die, dumm genug, auf mich fiel. Noch an demſelben Tage beſtieg ich als Rhino-Cēros XXXV. den Thron meines in Gott ruhenden Vorfahrers. Ich war nun König, König von Myoſotis' Gnaden. Zur Feier meiner Thronbeſteigung gründete ich, nach Art aller andern Herrſcher, einen neuen Orden mit folgenden Statuten:

§. 1. Die neue Decoration heißt der Gimpel-Orden.

§. 2. Es giebt drei Klaſſen: den blauen, den weißen und den rothen Gimpel-Orden.

§. 3. Jede dieſer drei Klaſſen hat drei Abtheilungen: Groß-, Mittel- und Klein-Gimpel.

§. 4. Großmeiſter aller Gimpel iſt der König, Kanzler des Ordens iſt ſein Hofnarr.

§. 5. Die Deviſe des blauen Gimpel-Ordens heißt: Alles durch und nichts für das Volk.

§. 6. Die Deviſe des weißen Gimpel-Ordens heißt: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!

§. 7. Die Deviſe des rothen Gimpel-Ordens heißt: Nicht gemuckſt!

§. 8. Auf der Kehrſeite des Ordens iſt die Formel eingegraben: 0×0=0.

§. 9. Der Gimpel-Orden wird nicht vorn auf der Bruſt, ſondern hinten auf dem Rücken getragen.

§. 10. Den blauen Gimpel-Orden erhalten alle Miniſter, welche beweiſen können, daß ſie im Intereſſe des Vaterlandes bereits mehr als einen Bock geſchoſſen haben.

§. 11. Den weißen Gimpel-Orden erhalten Cenſoren, die jede ſervile Anſpielung ſtreichen.

§. 12. Den rothen Gimpel-Orden erhalten Alle, die ein Mal „Muh — muh“ ſchreien, — was in der Sprache unſeres Landes ſo viel als „vive le roi“ bedeutet.

In den erſten acht Tagen creirte ich 13,796 Gimpel-Ritter.

Die Regierungsgeſchäfte überließ ich meinen Miniſtern; ich ſelber befand mich vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht auf der Jagd und ſchoß mehr Böcke in einem Tage, als mancher andere Monarch in einer Woche.

Das Volk, das mit meinen Räthen nicht zufrieden war, fing zu murren an. Um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, ernannte ich an einem Tage 17,948 neue Gimpel-Ritter und hielt bei der Vertheilung der Orden eine Rede, die von neun Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends dauerte.

Bald aber ging der Spektakel von Neuem los. Das Volk umlagerte meinen Palaſt und drang auf Abſetzung meiner Miniſter.

— Was ſoll ich thun? fragte ich meinen Hofnarren.

— Nicht nachgeben, ſonſt biſt Du verloren. Der König iſt zum Befehlen, das Volk zum Gehorchen da.

Drauf ließ ich mein Volk auseinanderſpritzen und zur Beſtrafung ſeines Ungehorſams eine neue Steuer ausſchreiben.

Am andern Morgen ſchoß man auf mich. Zu meiner Sicherheit wünſchte ich mir eine Rhinoceros-Haut. Myoſotis gewährte mir auch dieſen Wunſch. Täglich wagte man ein neues Attentat; aber machtlos prallte eine Kugel nach der andern ab.

Als mein Volk gewahrte, daß ich nicht umzubringen ſei, kam es auf den geſcheiten Einfall, mich fortzujagen.

Um auszuruhen von meiner neunwöchentlichen, glorreichen Regierung beſchloß ich, eine kleine Erholungsreiſe nach dem Monde anzutreten, zu welchem Zweck ich mir Flügel wünſchte. Mein Wunſch ward ſogleich erfüllt.

An der Mondgrenze angelangt, fragte mich ein Gensd'arme:

— Haben Sie einen Paß?

— Nein.

— Einen Heimathsſchein?

— Non.

— Dann ſind Sie ein Vagabund.

— Ich bitte um Verzeihung, ich bin ein fortgejagter König.

— Das iſt noch weit ſchlimmer, ſprach der Flegel. Da Sie weder Paß noch Heimathſchein haben, fuhr er fort, ſo dürfen Sie ſich hier nicht aufhalten.

— Myoſotis, rief ich, beſorge mir einen Heimathſchein.

Und fünf Minuten ſpäter ſandte mir die Königin der Feen eine Brieftaube, die in ihrem Schnabel einen Heimathſchein hielt.

— Sind Sie nun zufrieden? fragte ich.

— Nein, antwortete der menſchenfreundliche Gensd'arme. Sie müſſen außerdem noch Ihre Exiſtenzmittel nachweiſen. Wir müſſen wiſſen, wovon Sie leben. Wie viel Geld haben Sie?

— In dieſem Augenblick bin ich ärmer als eine Kirchenmaus; doch weiß ich mir Rath zu ſchaffen. Myoſotis, rief ich, beſorge mir einſtweilen eine halbe Million.

Und fünf Minuten ſpäter kam durch die Lüfte eine Silberflotte angeſegelt, an deren Bord ſich mein Taſchengeld befand.

Der Gensd'arme zog ſeinen Hut und ließ mich ziehen. Mein Weg führte mich durch einen Wald, in welchem Räuber hauſ'ten. Die Räuber im Monde ſind äußerſt charmante Leute. Der Hauptmann derſelben trat auf mich zu und fragte mit der allerfreundlichſten Miene der Welt:

— Sind Sie nicht der fremde Herr, der eine halbe Million bei ſich trägt?

— Zu dienen.

— Ich habe meine Brieftaſche zu Hauſe gelaſſen und erlaube mir die Anfrage, ob Sie geneigt wären, mir einſtweilen die Ihrige zu leihen?

— Mein Herr, antwortete ich, das iſt ganz gegen meinen Grundſatz.

— Dann erlauben Sie, mein Herr, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen eine Kugel in den Leib zu jagen.

— Myoſotis, flüſterte ich leiſe, ſchlage dieſen Kerl mit Blindheit. Thun Sie, ſagte ich zum Räuber, was Sie nicht laſſen können.

Der Räuber ſpannte den Hahn, doch in demſelben Moment, als er losdrücken wollte, ließ ſich eine Sylphe herab, die ihm Spaniol in die Augen ſtreute. Der galante Bandit fing furchtbar zu heulen an.

— Ich bin gerettet, ſagte ich und gelangte glücklich in die Mondſtadt.

Auf dem Marktplatz angekommen, gewahrte ich einen ſchwarzen Zwerg, der eine große Trommel ſchlug und dabei ausrief:

„Geſtern Nachmittag hat Ihre königliche Hoheit, Prinzeſſin Tauſendſchön, die jüngſte Tochter unſeres Königs, ihren Verſtand verloren. Der redliche Finder wird erſucht, ihn ſchleunigſt abzuliefern und zur Belohnung Hand und Herz Ihrer königlichen Hoheit anzunehmen.“

— Iſt die Prinzeſſin ſchön? fragte ich den Ausrufer.

— Die Schönſte im ganzen Monde.

— Myoſotis, rief ich, laß mich den Verſtand Ihrer königlichen Hoheit finden.

In demſelben Augenblick ſtieß mein Fuß auf ein Pillenſchächtelchen. Ich hob es auf, öffnete es und fand darin, in Baumwolle eingewickelt, den Verſtand Ihrer königlichen Hoheit von der Größe einer kleinen Erbſe.

Spornſtreichs rannte ich nach dem Palaſte des Königs. Abenteuerliche Garden mit Bambusröhren, Knuten und einer Art von Spritzen bewaffnet, die ſonſt nur in gewiſſen Krankheitsfällen angewendet werden, umringten das Schloß. Ich begehrte Einlaß.

— Zu wem wollt Ihr? fragte der buckelige Hetmann der königlichen Leibwache.

— Zur Prinzeſſin, die ihren Verſtand verloren. Ich bin der Glückliche, der ihn gefunden hat.

— Hurrah! ſchrie die Garde und führte mich im Triumph zum Ober-Ceremonienmeiſter, der, beiläufig bemerkt, ein Rindvieh erſter Klaſſe war.

— Fremdling, ſprach der Stotternde, es fr... freut mich au... au... außer... or... or... ordentlich, daß es Dir ge... ge... ge... gelungen iſt, den Ve... Ve... Ve... Verſtand der jüngſten und ſchö... ſchö... ſchö... ſchönſten To... To... Tochter unſeres Kö... Kö... Kö... Königs zu fi... fi... fi... finden. Bi... bi... bi... biſt Du nun entſchlo... ſchlo... ſchlo... ſchloſſen... Ihre kö... kö... kö... königliche Hoheit zu hei... hei... heirathen?

— Allerdings, doch wünſchte ich meine Braut zuvor zu ſehen.

— Da... da... da... das ſch... ſch... ſch... ſchickt ſich nicht!

— Iſt ſie denn ſchön?

— Au... au... au... außerordentlich...

— Liebenswürdig?

— Un... ge... ge... ge... heu... heu... heu... heuer!

— Und wie ſtehts mit der Mitgift?

— Mi... Mi... Mi... Mitgift! — Wa... wa... wa... was iſt das?

Weiß der Eſel nicht, was Mitgift iſt? Ich frage, ob Ihre königliche Hoheit auch etwas Vermögen hat?

— Drei Mi... Mi... Mi... Mi... Millionen in Gold, vier Mi... Mi... Mi... Millionen in Silber und fünf Mi... Mi... Mi... Millionen in Blei und Erz.

— Das läßt ſich hören. Führe mich hin zu meiner Braut!

Der Ober-Ceremonienmeiſter erklärte mir, daß nach §. 10 des Hausgeſetzes ein Freier, der das Brautgemach der Prinzeſſin betrete, gezwungen ſei, ſie zu heirathen. Wer ſich dann weigere, werde nach §. 11 des weiſen Hausgeſetzes geſpießt.

Ich war im Begriff umzukehren. Aber eine innere Stimme rief mir zu: „Heirathe, heirathe! Nicht alle Tage findeſt Du eine Braut, die außerordentlich ſchön und ungeheuer liebenswürdig iſt und eine ſo hübſche Mitgift hat, wie Prinzeſſin Tauſendſchön.“

— Allons! Ich heirathe ſie.

Auf einem von Sklaven getragenen Palankin wurde ich unter klingendem Spiele ins Brautgemach Ihrer königlichen Hoheit hineingetragen. Beim Anblick meiner Braut ſchrie ich Jeſus, Maria, und wenn ich nicht irre, auch Joſeph, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und wäre vor Schreck faſt in die Erde geſunken. Prinzeſſin Tauſendſchön war, ohne ihr zu ſchmeicheln, ein Ausbund von Häßlichkeit. Ihre Naſe glich einem mit gothiſchen Thurm-Warzen geſchmückten Dome, ihr Mund war eine Niederlage ſchwarzer, krummer Zähne. In dem dicken, fetten Geſichte ſchwammen ein Paar ungeheuer kleine Augen, wie zwei Fliegen in einem Sirupfaſſe, herum. Ihre Haut glich dem Fleiſche eines erſt halbgahren Beefſteaks. Dabei war ſie ſo unvernünftig dick, daß ſie mindeſtens 500 Pfund wog.

— Geliebter Fremdling, fragte Prinzeſſin Tauſendſchön, gefalle ich Dir?

— Nein, ſagte ich, Du gefällſt mir gar nicht!

— Gar nicht? wiederholte Ihre königliche Hoheit, außerordentlich empört. Du willſt mich alſo auch nicht heirathen?

— Nicht um alle Schätze der Welt!

— Spießt ihn! ſchrie meine reizende Braut.

— Myoſotis, flüſterte ich, ſchütze mich vor ihrem Zorne!

Und in demſelben Augenblick verwandelte meine gute Fee die Prinzeſſin, den Ober-Ceremonienmeiſter und das ganze Gefolge in Marmorſtatuen. Nachdem ich jeder Bildſäule — Ihre königliche Hoheit ausgenommen — zum Abſchied zwei bis drei Naſenſtüber gegeben hatte, trat ich meine Rückreiſe nach der Erde an.

Im Beſitze einer halben Million, geſchützt von einer guten Fee, deren Unterthaninnen ſich für mich aufopferten, hoffte ich auf der Erde in Ruhe und Frieden zu leben. Vom Ehrgeiz angeſtachelt, mir einen Namen in der Welt zu machen, wünſchte ich mir Talent zum Dichten. Auch dieſer Wunſch koſtete, wie jeder, der mir bisher geſtattet worden war, ein Feenleben.

Ich war nun Poet und gab in *einem* Jahre 44 Bände lyriſcher Gedichte heraus. Die größere Hälfte enthielt Lieder an den Mond, die ich tagtäglich mit neuem Vergnügen las. Weit weniger gefielen ſie der Kritik, die kein gutes Haar an mir und meiner Muſe ließ und uns mit Füßen trat. Der Eine ſprach mir alle Phantaſie, der Andere alles Gefühl ab. Der Dritte nannte mich einen Stümper, der Vierte ſchalt mich ſogar einen Eſel. Ich war empört.

— Myoſotis, ſagte ich, räche meine beſchimpfte Muſe und verwandele jeden meiner Recenſenten in ein Kameel.

Eine Stunde ſpäter liefen in den Straßen faſt eben ſo viel Kameele als Hunde ohne Halsbänder umher, denn heut zu Tage iſt jeder der Schule entlaufene ABC-Schüler Mitarbeiter an einer gelehrten Literaturzeitung. Jeder, der ein Buch geſchrieben und es unter anderm Namen mit vollen Backen angeprieſen hat, iſt eine Literaturkraft. Jeder Gaſſenjunge glaubt Befähigung zu haben, Journaliſt zu ſein. Es giebt Lumpe und Gauner in der Literatur, gegen welche die Lumpe und Gauner im gewöhnlichen Leben wahre Ehrenmänner ſind. Was will ein gewöhnlicher Wegelagerer, wenn er uns meuchlings überfällt? Er ſetzt uns die Piſtole auf die Bruſt und ruft: la bourse ou la vie! Wir werfen ihm die Börſe hin und ruhig läßt er uns weiter ziehen. Ein literariſcher Beutelſchneider beneidet uns nicht allein um unſer Geld, er beneidet uns auch um die Ehre. Er glaubt, daß er, die Ehre Anderer raubend, dadurch ſelbſt zu Ehren kommt. Vor gewöhnlichen Gaunern ſchützt uns das Geſetz; ein Dieb, der uns die Kette von der Uhr abſchneidet, kommt in's Zuchthaus; ein Buſchklepper, der uns die Ehre abſchneidet, lacht ſich in's Fäuſtchen, denn was geſchieht ihm? Er bezahlt ein Paar Thaler und erlaubt ſich morgen, wofür er geſtern beſtraft worden iſt. Im alten Rom wurden Ehrenräuber, nach dem Geſetze der zwölf Tafeln, mit dem Tode beſtraft, unter der Regierung Auguſtus wurden ſie lebendig verbrannt, ſpäter wurde jedem Verläumder ein K. (Calumniator) in die Stirn gebrannt. Unſere Geſetze ſind milder, und das iſt gut, ſehr gut, denn wären ſie ſo ſtreng als die alten, ſo verginge jetzt kein Tag, an dem nicht ein literariſcher Ehrenräuber verbrannt, ein ehrloſer Verläumder gebrandmarkt würde. Woher aber kommt es, daß unſere Zeit ſo reich an Ehrenräubern iſt? Der Grund liegt ſehr nahe. Selbſt der Dümmſte will ſich jetzt einen Namen machen. Der Schuſter Heroſtrat, der blos aus der Sucht, berühmt zu werden, den Tempel zu Epheſus in Brand geſteckt, iſt das Ideal dieſer Elenden. Sie halten jedes Mittel für erlaubt: die Lüge, wäre ſie noch ſo gemein, die Verläumdung, wäre ſie noch ſo infam; bankerut an Geiſt und Herz, vermodert im Schlamme der Gemeinheit, wagen ſie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" ſelbſt das Schlechteſte, um ſich à tout prix bekannt zu machen. Nichts iſt ihnen heilig: ſie zerſetzen unſern Ruf, beſudeln unſere Ehre, treten Alles, was uns lieb und theuer iſt, kaltblütig in den Koth, und dies Alles, um ſich einen Namen zu machen. Nichts, ſage ich, iſt ſolchen Gaunern heilig; ſie ſind im Stande, gleich den Hyänen, Gräber aufzuſcharren, „mit den Gebeinen ihres Vaters Domino zu ſpielen" und ſeine Aſche zum Streuſand ihrer ſchaamloſen Lügen zu machen, wenn ſie dadurch ihren Zweck erreichen: d. h. bekannt werden. Wie aber wehrt ſich ein Ehrenmann gegen ſolches Geſindel? Es giebt nur zwei Mittel: Man nimmt die Hetzpeitſche oder — ſchweigt.

Doch zurück zu meinem Traume.

Da ich im Dichten ein Haar gefunden hatte, beſchloß ich, es aufzugeben.

Da kamen die Herren Kameele, beugten ihre ſchwerfälligen Füße und ſprachen:

— Wir haben uns verſündigt an Deinem Talente, wir haben Dich beleidigt und gekränkt; wir bereuen unſer Unrecht und flehen um Vergebung.

Die armen Kameele dauerten mich. Ich rief meine Fee und wünſchte, daß ſie meinen Feinden vergebe.

Die Kameele wurden wieder Menſchen und Mitarbeiter an den gelehrten Literatur-Zeitungen. Ich theilte mit ihnen mein Gold, ſie ſtreuten mir Weihrauch. Aber mehr als ihr Tadel ſchmerzte mich ihr Lob; ich ließ ſie laufen; da fingen ſie von Neuem zu ſchmähen und zu ſchimpfen an.

— Undank, Undank! rief ich und ſuchte Troſt in den Armen der Liebe. Myoſotis errieth jeden meiner Wünſche. Eine Fee ſtarb nach der andern.

— Es bleiben Dir nur wenig Wünſche noch, ſprach Myoſotis; liebe mich, wie ich Dich liebe, und ſei glücklich!

Ich drückte ſie an mein Herz und weinte Thränen des Dankes.

Eines Morgens zog an den Fenſtern meines Schloſſes eine leichtgeſchürzte Schaar reizender Bajaderen vorüber. Sie ſangen Lieder ihrer Heimath, führten üppige Tänze auf und wollten dann, reich beſchenkt von mir, von dannen ziehen.

— Myoſotis, rief ich, befiehl ihnen, zu bleiben!

Thränen traten in die Augen meiner Fee. Sie gehorchte ohne Murren und erfüllte auch dieſen Wunſch.

Eine dieſer Bajaderen war ſo ſchön, daß der Anblick ihrer Reize mich bezauberte. Ich lud ſie auf mein Schloß, legte ihr all' meine Schätze zu Füßen und fragte ſie:

— Willſt Du mein Weib ſein?

Sie aber ſchüttelte den Kopf und wollte fliehen. Ihre Kälte verdoppelte meine Gluth. Ich rief meine Fee.

— Ueber wieviel Wünſche habe ich noch zu verfügen?

— Dir bleibt nur ein Wunſch noch; der letzte, deſſen Erfüllung mir das Leben koſtet.

— Siehſt Du dort jene Bajadere? Entzückt vom Glanze ihrer Schönheit, berauſcht vom Dufte ihrer Reize, kenne ich keinen heißern Wunſch, als den, ſie zu beſitzen. Nimm alle Schätze, die Deine Huld mir gewährt hat, und ſchenke mir dafür ihre Liebe!

Myoſotis erbebte.

— Bedenke, was Du verlangſt. Du wünſcheſt meinen Tod!

— Ein unwiderſtehliches Gefühl treibt mich ins Zaubernetz dieſer Bajadere. Mag geſchehen, was da wolle, erfülle meinen letzten Wunſch!

— Er ſei gewährt, ſprach meine Fee und weinte.

Die Bajadere flog in meine Arme. Myoſotis zerfloß in Thränen; ihr Flügelpaar ſank verwelkt zur Erde nieder, ihre Seele flog als Schmetterling in das Land ihrer Heimath zurück ... ich aber erwachte und rief: Myoſotis, Myoſotis!

— Und die Moral dieſes Märchens? fragte ich den Dichter.

— Das größte Laſter der Welt iſt Undank!

Raimund erhob ſich und rannte fort.

III.

Am andern Morgen kehrte er nach Wien zurück. Drei Monate ſpäter erſchoß er ſich.

Eine ganz verrückte Idee.

I.

Es war im Schloß zu Chantilly.

Der Eigenthümer dieſes reizendſchönen Schloſſes, Herzog Henri Jules de Bourbon, der Sohn des großen Condé, hatte zwei noble Paſſionen: er liebte die Jagd und war ein leidenſchaftlicher Hunde-Verehrer.

Am 3. November, am Tage des heiligen Hubertus, in dem alle Jäger ihren erhabenen Schutzpatron verehren, wurde hier eine „Hunde-Meſſe“ gefeiert.

An dieſem Tage war der Hundeſtall, der einen ganzen Flügel des zweiten zirkelförmigen Hofes einnimmt, mit den koſtbarſten Blumen geſchmückt.

„Alter Sitte gemäß,“ erzählt Leon Gozlan in der Schilderung dieſes Schloſſes, „ſtieg am heiligen Hubertustage der älteſte Edelmann auf das älteſte Pferd, um, begleitet vom älteſten Hunde und gefolgt vom älteſten Jäger, ſämmtliche Hunde in die Meſſe zu führen.

Den Zug eröffneten die Großwürdenträger des Hundeſtalls, das erſte und zweite Aufgebot der dickköpfigen deutſchen Doggen, mit geſtutzten Ohren und ſtachlicht-eiſernen Halsbändern. Sie waren gleichſam die Stiftsherren des Ordens.

Ihnen folgten die engliſchen Doggen mit gerunzelten Pausbacken: die Almoſeniers.

Dann kamen die kurzhaarigen Windhunde mit flüchtigen Beinen und abgehungerten Bäuchen: Chorknaben.

Dann die großen, langhaarigen Windhunde, eine Abart der zottigen Jagdhunde: Höflinge.

Dann eine Deputation der Brackhunde, gravitätiſch wie die Herren Präſidenten des Caſſationshofes.

Ihnen folgten die Leithunde, welche ſich zu den Brackhunden, wie Gerichtsdiener zu den Präſidenten verhielten: dicke Ohren, kurze Ruthe.

Dann kamen die flandriſchen Dachshunde, der Schrecken der Dachſe.

Dieſen folgte der Generalſtab der Hunde, die Treibhunde, die Fuchsfinder, die Keuler, die, welche zur Unzeit anſchlagen, und andere, die auf Alles Jagd machen, die Lein- und Baſtardhunde.

Den Schluß machte die Bevölkerung der Haushunde unbekannten Urſprungs, Hunde-Racen, die ſelbſt ein Buffon nicht alle namhaft zu machen vermag.

In derſelben Ordnung wurden ſämmtliche Herren Hunde im Innern der mit Blumen bekränzten Kirche vor dem Bilde des heiligen Hubertus aufgeſtellt, worauf der Almoſenier des Schloſſes das Meßopfer begann; dann beſtieg er die Kanzel und hielt zu Ehren des Heiligen eine Lobrede.“

So ſchloß das ſchöne Feſt, das Herzog Henri Jules de Bourbon nie zu verſäumen pflegte.

Der Hundeſtall von Chantilly war in jeder Beziehung prachtvoll. Die Herren Hunde wurden hier beſſer verpflegt, als die alten Helden im Pariſer Invalidendome.

Der Herzog hatte den barocken Einfall, jedem ſeiner Hunde den Namen eines berühmten Trauerſpiels von Corneille oder Racine beizulegen. Die Bevölkerung dieſes Hundeſtalls hörte auf lauter claſſiſche Namen; da gab es eine Medea, einen Oedipos, eine Andromeda, einen Heraklius, einen Cinna, einen Pompejus, einen Cid und Attila*), einen Alexander, eine Andromache, eine Berenice, einen Mithridat, eine Phädra und einen Hippolyt, eine Athalie und eine Eſther**). Letztere war des Herzogs erſter Liebling.

II.

Eines Morgens (es war am 2. September des Jahres 1703), hatte ſich Herzog Henri Jules de Bourbon vierzehn Stunden auf der Jagd umhergetrieben und war dann, heimgekehrt, dergeſtalt matt und müde, daß er erſchöpft auf die Sammetpolſter ſeines Sopha's niederſank.

---

*) Tragödien von Corneille.

**) Trauerſpiele von Racine.

— Ich bin marode, wie Fräulein Eſther, die keuchend zu meinen Füßen liegt, ſagte der Prinz zu ſeinem Kammerdiener, der ihm die langen Jagdſtiefel auszog.

— Befehlen Ew. Hoheit Ihr Abendbrod? fragte der zweite Diener.

— Beklagt mich, meine Kinder, erwiderte der Sohn des großen Condé; zum erſten Male in meinem Leben verſpüre ich keinen Hunger. Mein alter Magen, der treueſte meiner Freunde, der mir ſechszig Jahre redliche Dienſte geleiſtet hat, ſcheint jetzt treulos von mir abzufallen. Das iſt ein ſchlimmes Zeichen, ſagten Seine Hoheit und geruhten, ſich die erlauchten Ohren zu kratzen.

— Ew. Hoheit haben ſich zu ſehr angeſtrengt, meinte Girard.

— Ein Paar Stunden Schlaf, ſetzte Richard hinzu, werden Ihren erhabenen Magen wieder in Ordnung bringen.

— Ihr habt Recht, bringt mich zu Bette, meine Kinder.

Die beiden Diener führten ihren Herrn ins Schlafgemach. Die lendenlahme Eſther, das Windſpiel par excellence, das vierfüßige Herzblatt Seiner Hoheit, folgte ihrem Herrn ins Cabinet. Der Herzog von Bourbon geruhte ins Bett zu ſteigen und Fräulein Eſther zu Höchſtdeſſen Füßen Platz zu nehmen.

— Der Himmel ſchenke Euerer Hoheit einen erquickenden Schlaf, ſagte Richard.

— Und Ihren alten Appetit, fügte Girard hinzu.

— Danke, danke, gähnte der übermüde Jäger, der gleich darauf einſchlief und huldreich zu ſchnarchen geruhte, wie ein Nachtwächter.

III.

Der Prinz war ein bon garçon. Er hatte manche Tugend ſeines berühmten Vaters geerbt: er war ein Verehrer der Frauen, die er faſt noch mehr als ſeine Hunde liebte; er war ein Freund der Tafel und ihrer harmloſen Freuden; er war ein Mäcen aller Dichter und Künſtler.

Vor Allem liebte er Malerei. Vandermeulen mußte ihm alle Heldenthaten des großen Condé, vom Siege zu Cambrai bis zur Niederlage von Lerida malen.

„Der Saal der Siege,“ ſchreibt Leon Gozlan, „iſt ein Spiegel ſeiner Eroberungen. Hundertundfünfzig Ellen Leinwand ſind mit der Glorie ſeines Ruhmes bedeckt. Nichts fehlt aus ſeinem Leben; ſelbſt ſeine Empörung gegen den Hof, ſelbſt ſeine Niederlage bei Lerida iſt hier neben ſeinen Siegen verewigt; das iſt noch mehr als erhaben, das iſt wahrhaft chriſtlich!“

Auch den Dichtern war er ſehr gewogen. Einer der größten Lieblinge des Herzogs war der berühmte Jean Baptiſte Santeuil, der ſich als lateiniſcher Odendichter einen glänzenden Ruf erworben hatte, ein Poet, den La Bruyère als ein „Kind mit grauen Haaren“ ſchildert, „welches ſpricht wie ein Narr und denkt wie ein Weiſer.“

Der Herzog hatte ſich oft, wenn er Nachts nicht ſchlafen konnte, gerechte Vorwürfe gemacht, daß er die Urſache von Santeuil's Tode geweſen war. Im Jahre 1697 — es war zu Dijon — hatte ſich Seine Hoheit den ſchlechten Spaß erlaubt, in den Rothwein ſeines Begleiters eine ſtarke Doſis Spaniol zu miſchen, um Santeuil's Geſchmack auf die Probe zu ſtellen.

— Nun, Frankreichs Virgil, hatte der Sohn des großen Condé gefragt, wie mundet Dir dieſer Wein?;

— Beſſer als Nectar und Ambroſia, betheuerte der arme Santeuil, der eilf Stunden ſpäter, in Folge dieſes Tabak-Weines, unter gräßlichen Schmerzen verſchieden war.

In jener Zeit, wo jeder Mäcen das Recht zu haben glaubte, ſeine Schützlinge als Zielſcheiben ſeiner ſchlechten Einfälle zu gebrauchen, in jener Zeit gehörten derlei plumpe Späße, derlei ſchlechte Witze, die heut zu Tag der albernſte Bankier verſchmähen würde, zum feinen Tone der höhern Geſellſchaft. Die armen Teufel mußten ſich all' dieſe rohen Späße ruhig gefallen laſſen, weil ſie, bei all' ihrem Talente, ohne Unterſtützung ihrer Gönner nicht leben konnten. Heut zu Tage, wo der Gelehrte, der Dichter, der Schriftſteller, der Künſtler, ſich ſo viel Unabhängigkeit errungen hat, daß er auf die Gönnerſchaft der Großen Verzicht leiſten kann, würde ſelbſt der letzte Taſchenſpieler keine jener Demüthigungen ertragen, die in früherer Zeit ſelbſt ſo große Geiſter, wie Boileau und Molière, ohne Murren zu ertragen gewohnt waren.

Santeuil war alſo geſtorben und der Herzog oder ein anderer Witzbold, nicht werth, dem Dichter die Schuhriemen aufzulöſen, hatte dem Todten zu Ehren die Grabſchrift gedichtet:

Ci-git le célèbre Santeuil —
Muses et foux, prenez le deuil.

Auch der Herzog — ich weiß nicht, ob Seine Hoheit ſich zu den Muſen oder Narren zu zählen geruht — hatte Trauer um ihn angelegt.

Sechs Jahre waren ſeitdem verfloſſen, Santeuil und ſeine lateiniſchen Oden vergeſſen; der Herzog aber, der, wie geſagt,

„ein guter Kerl“ war, machte ſich noch immer Gewiſſensbiſſe. Faſt jede Nacht träumte er von dem armen Dichter, der bald in dieſer, bald in jener Geſtalt erſchien, um Seine Hoheit einzuladen, ihm baldmöglichſt in's Schattenreich zu folgen und dort den an ihm begangenen Mord abzubüßen.

Der Herzog wurde darüber ganz melancholiſch.

IV.

Es war ſchon Mittag und Seine Hoheit geruhten noch immer zu ſchlafen.

Da nahte Girard dem Bette ſeines Gebieters und nahm ſich die Erlaubniß, ihn zu wecken.

— Ach, Girard, ſtöhnte der Herzog, ſiehſt Du denn nicht, daß ich heute Nacht geſtorben bin?

— Geſtorben? fragte der erſtaunte Diener.

— Ich bin todt, mauſetodt, wiederholte der Prinz. Habt Ihr ſchon meinen Sarg beſtellt?

— Bis jetzt noch nicht!

— Tölpel, warum nicht?

— Weil wir bis jetzt noch keine Ahnung gehabt, daß Ew. Hoheit huldreich geruht haben, Höchſtdero Geiſt aufzugeben.

— Ich glaube gar, der Schlingel will ſich über mich luſtig machen? Wär' ich nicht todt, ſo würde ich ihm auf der Stelle ein Paar Maulſchellen geben. Wann wird man uns beerdigen? fragte er Herzog.

Girard wußte nicht, was er darauf erwidern ſollte. Er ſchüttelte den Kopf, denn er war feſt überzeugt, daß ſein Herr den Verſtand verloren habe.

— Schlingel, biſt Du taub? Ich habe Dich gefragt, wann man mich begraben wird?

— Wahrſcheinlich erſt in vierzehn Tagen.

— Warum denn erſt ſo ſpät?

— Weil man Ew. Hoheit zuvor pflichtmäßig einbalſamiren muß.

— Und kann das nicht gleich geſchehen?

— Der König hat dazu einen berühmten Arzt aus Genf verſchrieben. Wünſchen Ew. Hoheit unterdeſſen zu frühſtücken?

— Dummkopf! Todte frühſtücken nicht. Geh', Tölpel, laß die Todten ruhen! ſprach der Herzog und warf ſich auf die andere Seite.

Der Kammerdiener machte, daß er fortkam, denn er kannte ſeinen Herrn und wußte, daß Seine Hoheit ein „ſeelensguter Kerl", aber, einmal gereizt, ein „himmliſcher Grobian" war.

Unten theilte Girard die fixe Idee, von der ſein Gebieter plötzlich befallen war, dem ganzen Hausperſonale mit.

— Unſer Herzog iſt verrückt.

— Verrückt???

— Ueberzeuge Dich, ſagte er zu Richard, der ſich gleich darauf zu ſeinem Herrn verfügte.

Auf den Zehen ſchlich er zum Bette des erlauchten Patienten hin, um Höchſtdeſſen Puls zu unterſuchen.

— Euere Hilfe kommt zu ſpät, ſagte der Prinz, ich bin todt und keine Macht der Erde vermag es, mich wieder in's Leben zu rufen. Laßt mich je eher je lieber begraben!

— Ew. Hoheit geruhen wohl nur zu ſcherzen.

— Scherzen? Wie ſo?

— Ew. Hoheit leben ja noch!

— Schlingel, will Er mich noch im Tode ärgern? Fort, Spitzbube, ſtöre den Schlaf der Todten nicht.

Richard wußte nicht, ob er lachen oder weinen ſollte. Girard war unterdeſſen fortgeeilt, um die Aerzte zu holen.

V.

Endlich kamen ſie. Sie unterſuchten den Kranken und überzeugten ſich, daß es ſchwer halten werde, ihm die verrückte Idee, daß er geſtorben ſei, aus dem Kopf zu bringen. Beide hielten es für klug, ſeine Hirnnerven durch Widerſpruch nicht noch mehr aufzuregen.

— Ja, ja, begann der Eine, Seine Hoheit ſind in der That geſtorben; doch geben wir darum noch nicht die Hoffnung auf, ſeinem todten Körper neues Leben einzuflößen.

— Iſt Ew. Hoheit unterdeſſen eine Priſe Tabak gefällig? fragte Aesculap II.

— Ihr ſeid toll, Doctor! rief der Patient. Todte ſchnupfen niemals.

— Doch, doch, gnädiger Herr! Ich kannte einen Mann, über den die Macht der Gewohnheit eine ſo große Gewalt ausübte, daß er ſelbſt im Grabe tagtäglich eine Priſe nahm und ſo oft er nieſ'te, zu ſich ſelbſt: Geſundheit! ſagte.

— Ihr ſeid verrückt, ſag' ich Euch. Geht, geht und ſorgt dafür, daß ich noch heute beerdigt werde, denn auf der einen Seite fange ich ſchon zu faulen an.

Die Aerzte reichten ſich gegenſeitig ihre Doſe hin. Beide nahmen eine Priſe Contenance und ſchnitten ein ſo gewaltig-ernſtes und dabei doch ſo präadamitiſch-dummes Geſicht, daß die Kammerdiener, Zeugen dieſer Scene, Mühe hatten, ihr Lachen zu unterdrücken.

— Was iſt da zu machen? fragte der Eine den Andern in einem vorſündfluthlichen Latein.

— Wir wollen den Paroxismus ruhig vorübergehen laſſen und gegen Abend wieder kommen.

— **Bene, bene, optime,** erwiderte der Andere und ging voran.

— Wie haben wir uns dabei zu verhalten? fragte Girard draußen im Vorzimmer.

— Laßt den Herzog ruhig liegen. Bekommt er Appetit, ſo gebt ihm zu eſſen, was er verlangt.

— Wie aber, wenn er nichts verlangt?

— Dann laßt ihn hungern.

— Und wie lange?

— So lang es Seiner Hoheit beliebt. Abends kommen wir wieder.

Drauf gingen ſie ruhig ihre Wege. Die Diener begleiteten ſie bis zum Periſtyl.

— Dieſe Quackſalber verſtehen nicht mehr als wir, Girard. Wie die Ochſen am Berge, ſtanden ſie am Bette des Herzogs und wußten nicht, ob rechts, ob links.

— Glaube das nicht, Richard. Der Eine, der unſerm Herrn eine Priſe angeboten hat, iſt nicht ſo dumm, als er ausſieht. Er hat die Ehre, ein Sohn des berühmten Doctor Citois zu ſein, welcher erſter Leibarzt des Cardinals Richelieu geweſen war. Eines Morgens hatte Seine Eminenz, gerade wie unſer Herr, eine fixe Idee erwiſcht: er lebte vierundzwanzig Stunden lang in der Einbildung, ein Roß Gottes zu ſein und fing furchtbar zu wiehern an. Führt das Pferd in den Stall hinab, befahl der alte Citois und ſieh' da — dieſe Drohung hatte den Cardinal dergeſtalt erſchreckt, daß er ſofort zu wiehern aufhörte und wieder ganz vernünftig wurde.

VI.

Es war um zwei Uhr Nachmittags. Der Zuſtand des Herzogs hatte ſich noch um kein Haar breit gebeſſert. Die beiden Kammerdiener ſtanden vor dem Portale und unterhielten ſich von den Hunden Seiner Hoheit.

— Stirbt der Herzog, ſagte Girard, ſo möchte ich weiter nichts, als ſeine Hunde erben. Alle zuſammen ſind unter Brüdern 100,000 Livres werth.

— Teufel, was ſeh' ich! rief Richard.

— Siehſt Du Geſpenſter?

— Das nicht, aber dort unten am Ende der Linden-Allee ſehe ich eine Kutſche und in der Kutſche Mademoiſelle Joëline, die kleine, kecke, muthwillige Perſon, die zu aller Welt Du ſagt und unſerm alten Herrn immer ſo viel Spaß macht und ihm immer ſo angenehm die Zeit vertreibt. Die kommt wie gerufen ...

— Aber nicht allein, wie ich ſehe.

— Die Eine iſt ihre jüngere Schweſter.

— Und die Andere? fragte der kurzſichtige Girard.

— Kenne ich nicht.

— Ob wir ſie abweiſen ſollen?

— Im Gegentheil, Girard. Die muntere Laune, der kecke Muthwille der kleinen Joëline, die ein wahrer Vitzliputzli iſt, wird unſerm Todten ſchneller den Kopf zurechtſetzen, als die Weisheit jener hochgelahrten Pulsfühler.

Drei Minuten ſpäter hielt ein ſchwerfälliger, ſtaubbedeckter Miethwagen vor dem vergoldeten Gitterthore des Schloſſes.

Richard eilte herbei, den Damen den Wagenſchlag zu öffnen.

— Salut, salut, mon vieux! rief Mademoiſelle Joëline mit dem bezauberndſten Lächeln, das dieſer kleinen Hexe zu Gebote ſtand. Wir haben uns lange nicht geſehen, mon brave! Was macht Dein Herr, mein Freund, der Herzog? Der alte Papa iſt doch zu Hauſe?

— Ja wohl, ja wohl.

— Er wird doch für ſeine kleine Flamme zu ſprechen ſein?

— Ich glaube ſchwerlich.

— Schwerlich, ſagſt Du? Quelle impertinence, mon vieux! Ich muß ihn ſprechen, ſagte der roſenfarbene Teufel und ſprang, leicht wie ein Reh, aus dem Wagen heraus.

— Wie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß Seine Hoheit heute Nacht . . .

— Na was denn?

— Geſtorben ſind!

— Geſtorben? Ach, Goldjunge, das wäre köſtlich, meinte der kleine Kobold, vor Freuden halb außer ſich.

— Köſtlich und weshalb?

— Weil ich hoffen dürfte, etwas von ihm geerbt zu haben.

— Wie aber, wenn er ohne Teſtament geſtorben wäre?

— Dann, Alter, würde ich ihm ſelbſt auf dem Todtenbette keine Ruhe gönnen. Ich würde ihn ſo lange chikaniren, necken und kitzeln, bis er vor Zorn wieder lebendig würde.

— Nun denn, ſo verſuchen Sie Ihre Kunſt. Der Herzog lebt zwar, aber wie lebt er? In der verrückten Einbildung, heute Nacht geſtorben zu ſein.

— Spitzbube, Du lügſt, ſagte Mademoiſelle Josline und gab ihm mit dem Fächer einen Klaps auf die Naſe.

— Bei Eſther und allen Windhunden Seiner Hoheit, ich habe Ihnen die Wahrheit erzählt.

— Der alte Herr iſt alſo wirklich etwas confus?

— Leider, ſehr confus.

— Sei unbeſorgt, **mon vieux**! Ich will ihn ſchon wieder zur Vernunft bringen. Steigt aus, meine Lieben, ſagte ſie zu ihren Begleiterinnen. Ihr könnt, während ich dem Herzog den Kopf zurechtſetze, in den Garten gehen, Pflaumen ſchütteln, Gänſeblumen pflücken und Schmetterlinge fangen. Später rufe ich Euch.

Girard begleitete die beiden Damen in den Schloßgarten. Richard führte die kleine Hexe in's Schlafkabinet Seiner Hoheit.

VII.

Joëline war ein köſtlicher Typus jener von Jahr zu Jahr mehr und mehr verſchwindenden Race reizender Pariſerinnen, die das Geheimniß beſitzen, trotz tauſend kleiner Ungezogenheiten ein Ausbund unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit zu ſein. Alles, was ſie ſprach, Alles, was ſie that, trug den Stempel frivoler Ungebundenheit; aber eben dieſe Ungebundenheit, dieſes ganz und gar ungenirte Sichgehenlaſſen, kleidete Niemanden beſſer als dieſe kleine Schelmin, die, wie man zu ſagen pflegt, den Teufel im Leibe hatte. Das Ameublement ihres purpurlippigen Mundes zeigte zweiunddreißig perlweiße Zähne, ſo feſt und kerngeſund, daß keine Nuß für ſie zu hart war; ihr rabenſchwarzes, mandelförmig geſchnittenes und mit langen Wimpern eingefaßtes Auge war ein Feuerwerk, in dem tauſend kleine, muthwillige Teufelchen umherſprühten, die ſich kein Gewiſſen daraus machten, Pechkränze und Brandfackeln in die Herzen der armen Männerwelt zu ſchleudern. Ihre ſchwarzen Locken fielen ungekünſtelt wie die Zweige der Trauerweide auf die Schneefläche eines der üppigſten Nacken der ganzen Chriſtenheit, eines Nackens, den Niemand betrachten konnte, ohne das Bedürfniß zu fühlen, einzubeißen in das ſüße Fleiſch dieſer lebendigen Pfirſich. Denkt man ſich zu all dieſen Reizen noch die ſchönſte Hand und den niedlichſten Fuß hinzu, ſo erhält man das Spiegelbild einer Geſtalt, wie ſie jetzt vor dem Lager des Herzogs von Bourbon ſteht und ſich nonchalant darauf hinwirft.

— Schläfſt Du, Hoheit? fragte ſie, den Kranken ohne Umſtände an der Naſe zupfend.

— Wer da? rief der Patient, wie aus einem Traume erwachend.

— Gut Freund! antwortete die kleine Hexe.

— Ich kenne Dich nicht, erwiderte der Herzog.

— Wie, alter Sünder, Du kennſt Deine liebe, kleine Josline nicht mehr? fragte ſie mit einem Tone, der halb wie Dur und halb wie Moll klang.

— Ich kannte Dich, als ich noch lebte. Jetzt, da ich geſtorben bin, will ich nichts mehr von Dir wiſſen.

— Seht den Grobian! ſchmollte Josline und gab Seiner Hoheit einen Naſenſtüber. Und warum, Alterchen, willſt Du nichts mehr von mir wiſſen?

— Weil Du eine arge Sünderin biſt!

— Ich eine Sünderin? Hoheit, Du lügſt! Ich glaube im Gegentheil ein hellleuchtendes Muſterbild chriſtlicher Tugend zu ſein, denn ich befolge die Lehre des Herrn und liebe meinen Nächſten wie mich ſelbſt. Sei kein Narr, Hoheit, ſteh' auf, Hoheit, kleide Dich an, Väterchen, und folge mir in den Garten. Ich habe meine jüngere Schweſter und eine gute Freundin mitgebracht, die noch viel tauſend Mal hübſcher iſt, als ich!

— Apage, Satanas! rief der Herzog und bekreuzigte ſich.

— Schäme Dich, Hoheit, Du biſt ein eigenſinniger Dickſchädel.

— Ich bin eine Leiche, ſage ich Dir. Bald wird man mich in die Erde ſcharren; bald werde ich wandeln im Schattenreich; bald werde ich dort meinen Vater, den großen Condé, und Vatel, ſeinen gefeierten Koch, und Santeuil, den berühmten Dichter, dem ich Spaniol in den Wein gemiſcht und dadurch ums Leben gebracht habe, wiederſehen. Glaubſt Du, daß er mir das vergeben wird?

— Beſtimmt, ganz beſtimmt! Die armen Poeten ſind gutmüthige Tröpfe, die derlei geiſtreiche Späße durchaus nicht übel nehmen.

— Ach, wie freue ich mich darauf, ihm mein Unrecht abzubitten! Erſt, wenn er mir verzieben haben wird, werde ich Ruhe in meinem Grabe haben.

— Du willſt alſo nicht aufſtehen? fragte Joëline.

— Ich will begraben ſein, ſage ich Dir.

— Gut, Dein Wille geſchehe! In einer Stunde ſollſt Du beerdigt werden. Joëline wird unterdeſſen Deine Grabſchrift dichten, eine Grabſchrift ... na warte, Hoheit, Du ſollſt Dich wundern, lachte der kleine Teufel und hüpfte trällernd zur Thür hinaus.

VIII.

Draußen im Vorſaale ſagte Joëline zu Richard:

— Haſt Du Luſt zu wetten, daß ich ihm doch noch den Kopf zurechtſetze?

— Aber wann?

— Noch heute!

— Und wie wollen Sie das anfangen?

— Beſtelle ſofort ein extrafeines Mittagsbrod.

— Iſt das Alles?

— Das Uebrige ſollſt Du ſpäter erfahren. Ich habe mir ein Plänchen ausgedacht, das ſeine Wirkung nicht verfehlen ſoll, ſo wahr ich Joëline heiße und nicht auf den Kopf gefallen bin.

Richard verfügte ſich in die Hofküche, um dort die nöthigen Befehle zur Anrichtung eines extrafeinen Mittagbrodes zu ertheilen.

Josline huſchte unterdeſſen in den Garten, um dort ihre beiden Begleiterinnen aufzuſuchen.

— Schweſter Josline, Du haſt uns lange warten laſſen, ſagte Eugenie.

— Wie ſteht's mit dem Herzog? fragte die Freundin.

— Der Alte liegt im Bette und bildet ſich ein, geſtorben zu ſein. Aber warte nur, alter Narr, ich will Dich bald wieder lebendig machen. Habt Ihr Hunger?

— Ungeheuern Hunger! riefen Beide.

— Ich auch und darum habe ich vor Allem ein gutes Diner beſtellt. Ihr ſollt ſehen, daß wir uns heute noch recht gut unterhalten werden, vorausgeſetzt, daß Ihr mir den Gefallen erweiſen wollt, im Vereine mit mir eine kleine Komödie aufzuführen.

— Eine Komödie? Laß hören!

— Der alte Herr phantaſirte vorhin, als ich bei ihm war, vom großen Condé, ſeinem Vater, von Vatel, dem berühmten Koch, und von Santeuil, dem alten, abgeſchmackten Dichter, deſſen Ende Euch bekannt iſt. Der Herzog freut ſich, im Schattenreiche Vater, Koch und Dichter wieder zu ſehen. Darauf habe ich folgenden Plan gebaut. Wir Drei wickeln uns in weiße Betttücher und ſtatten ihm, als Geiſter der Unterwelt, unſern Beſuch ab.

— Ein herrlicher Plan! meinte die Freundin.

— Eine himmliſche Idee! meinte die Schweſter.

— Es freut mich, wenn ſie Euch gefällt. Meine Wenigkeit ſpielt den Koch, Du, Suſanne, ſpielſt den Papa Condé, und Du, Schweſter, den alten Poeten.

— Muß ich, als Schatten Santeuil's, lateiniſch reden? fragte Eugenie.

— Ein Paar Bröckchen, Schweſter, könnten nicht ſchaden . . .

— Ich weiß aber keine Silbe . . .

— Dann übernehme ich den Dichter und überlaſſe Dir den Koch. Ich werde mit dem Lateiniſchen ſchon fertig werden. Meine erſte Liebſchaft war ein Student, von dem ich das Conjugiren gelernt. **Amo, amas, amat, amamus, amatis, amant.** O es wird ſchon gehen!

Im Promeniren wurden die Details des Planes verabredet. Die drei Pariſerinnen erſannen nach und nach eine Stegreif-Komödie, die ihnen ſo vielen Spaß machte, daß ſie den Erfolg derſelben nicht erwarten konnten.

IX.

Die luſtige Komödie begann um Fünf.

Nachdem Richard dem Herrn Regiſſeur, c'est-à-dire der Mademoiſelle Joëline, die Meldung gemacht, daß das Eſſen jeden Augenblick aufgetragen werden könne, wurde ihm und ſeinem Kameraden Girard der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Fenſterladen des Erdgeſchoß-Zimmers, in dem der eingebildete Kranke in ſtarrem Stumpfſinn lag, in einer und derſelben Minute von Außen und mit möglichſt großem Geräuſch zuzuwerfen, um urplötzlich den Schauplatz zu verfinſtern, dem Herzog die zum Gelingen des Planes nothwendige Furcht einzuflößen und ſeine Seele für die Erſcheinungen aus der Unterwelt empfänglicher zu machen.

Nachdem dies geſchehen war, verfügten ſich die Damen, die, beiläufig erwähnt, einen barbariſchen Hunger hatten, in die Garderobe, um ſich dort in ſchneeweiße Betttücher zu hüllen, deren einen Zipfel ſie ſo weit über ihr Geſicht zogen, daß er einen undurchſichtigen Schleier bildete. Um den weißen Domino nicht zu verlieren, banden ſie ſchwarze Gürtel um den Leib. Dann ſteckte jedes der drei Geſpenſter Teller, Meſſer und Gabeln zu ſich und nahm in jede Hand eine brennende Wachskerze. So ausgerüſtet zogen die drei Geiſter der Unterwelt aus der Garderobe in's Krankenzimmer.

Auf Joslinen's Befehl mußte Richard, um dem armen Herzog einen neuen Schreck einzujagen und ihn auf den Anfang der Geiſterkomödie vorzubereiten, drei große Kieſelſteine an die Thür ſchleudern.

— Wer da? Wer da? ſchrie der Herzog, durch den Schreck aus ſeinem Stumpfſinn aufgerüttelt.

Durch die leiſe geöffnete Thür trat nun Eugenie ein. Sie pflanzte ſich dicht vor das Bett Seiner Hoheit und ſagte mit geiſterhaftem Tone:

— Salut, salut, duc de Bourbon!

— Wer biſt Du? fragte der Herzog außerordentlich erſchreckt.

— Ich bin der Geiſt Vatel's, des Oberküchenmeiſters Deines erlauchten Vaters, der Geiſt jenes Vatel, der ſich in der Schloßküche zu Chantilly das Leben genommen, weil ihm ein für die Tafel des großen Condé beſtimmter Braten verunglückt war. Zur Beſtrafung des Selbſtmordes hat mich das Schickſal zu der Qual verurtheilt, als Geſpenſt raſtlos umher zu wandeln, ſo lange, bis ſich einmal ein zweiter Narr findet, der ſich wegen eines verbrannten Bratens das Leben nimmt. Beweine mich, Sohn des großen Condé, denn ich werde wohl nie, nie, nie erlöſet werden und Ruhe finden.

— Armer Vatel! ſchluchzte der Herzog und fing, tief gerührt, zu weinen an.

— Herzog von Bourbon, ſprach der geſpenſtiſche Koch, trockne Deine Thränen und vernimm, was ich Dir zu melden habe. Ich komme im Auftrage Deines großen, unſterblichen Vaters.

— Meines Vaters? fragte der Kranke, freudig bewegt.

— Deines Vaters, der es nicht erwarten kann, Dich, ſeinen gutgerathenen, vielgeliebten, theuern Sohn nach ſo langer, langer Trennung endlich einmal wieder zu ſehen.

— Wo iſt mein Vater?

— Er wandelt, wie Du, im Schattenreiche und hat mich beauftragt, Dich in ſeinem Namen willkommen zu heißen in den Gefilden Elyſiums.

— Ich befinde mich alſo ſchon im Jenſeits?

— Seit drei Stunden.

— Und mein Vater? Wann werde ich ihn ſehen, wann ihn ſprechen können?

— Dein Wunſch wird bald in Erfüllung gehen. Dein Vater ladet ſich bei Dir zu Tiſche ein.

— Zu Tiſche? Sprich, guter Vatel, ißt man denn auch hier, im Reiche der Todten, wie dort auf der Oberwelt?

— Glaubſt Du, Herzog von Bourbon, daß die Todten nicht auch leben wollen, daß die Todten nicht auch Hunger und Durſt haben?

— Du haſt Recht, Meiſter Vatel, denn auch ich armer todter Mann verſpüre bereits Appetit und bin entzückt, daß mein erlauchter Vater mir die Ehre erweiſen will, mein Gaſt zu ſein.

— Nun denn, ſo erhebe Dich, denn bald wird er hier ſein, um Dich an ſein tief gerührtes Vaterherz zu drücken.

— Wie? Ich ſoll aufſtehen?

— Herzog von Bourbon, willſt Du Deinen Vater im Bette empfangen?

— Haſt Recht, Vatel, das ſchickt ſich nicht.

— Kleide Dich an, Herzog von Bourbon. Vatel will unterdeſſen die Tafel decken.

Seine Hoheit ſprangen haſtig aus dem Bett in den großblumigen Schlafrock von Damaſt hinein. Eugenie deckte einen runden Tiſch, ſtellte die beiden Wachskerzen hin und zog ein halbes Dutzend Teller und ihr Beſteck hervor.

— Wie? das Alles trägſt Du bei Dir?

— Wir Geiſter in der Unterwelt ſind das ſo gewöhnt.

In demſelben Augenblick flogen wieder drei Steine an die Thür. Seine Hoheit erſchraken von Neuem.

— Sprich, Meiſter Vatel, was bedeutet das? fragte der Herzog.

— Der Geiſt Deines erlauchten Vaters naht, erklärte der Koch.

Durch die mit Geräuſch geöffnete Thür trat jetzt Joslinen's Freundin ein.

— Wer biſt Du? fragte der Kranke.

— Sohn, kennſt Du Deinen Vater nicht? fragte Suſanne mit geiſterhafter Salbung.

— Ach, mein Vater! rief der Herzog, ihm entgegenſtürzend.

— Mein Sohn, mein lieber Sohn, ſchluchzte der Geiſt Condé's, den Herzog an die Bruſt drückend.

— Wie geht es Ihnen, mein Vater?

— Wie es einem Todten gehen kann, mein lieber Sohn! Im Reiche der Schatten drückt uns keine Sorge. Wir ſind froh und ſelig und lachen der Sterblichen, die ſich vor dem Tode fürchten. Wir Geiſter führen das glücklichſte Leben. Wenn wir Hunger haben, ſo eſſen wir; wenn uns dürſtet, trinken wir. Ich, mein Sohn, habe, Dank dem Himmel, einen geſegneten Appetit.

— Nehmen Sie Platz, mein Vater, bat der Herzog.

— Komm, Heinrich, ſetze Dich zu mir, ſprach der Geiſt des Vaters, Teller und Beſteck aus den Falten des weißen Domino's hervorziehend. Biſt du böſe, mein lieber Sohn, wenn ich Dir ſage, daß ich noch einen Gaſt mitgebracht habe?

— Meinen Bruder? fragte Seine Hoheit.

— Nein, einen andern Freund!

In demſelben Augenblick flogen wiederum drei Steine an die Thür.

Jetzt trat Josline ein. Sie machte zehn bis fünfzehn äußerſt tiefe Verbeugungen, kreuzte die Hände über die Bruſt zuſammen und ſprach mit ſteinernem Ernſte:

— Plenus venter non studet libenter. Per risum multum debes cognoscere stultum. Procul a Jove, procul a fulmine.

— Wer iſt dieſer Kauz? fragte der Herzog.

— Hic Kauzius est servus humilissimus tuus, ſagte der Geiſt und machte abermals zehn bis fünfzehn Verbeugungen.

— Dein Name, edler Römer?

— Ich heiße Jean Baptiſte Santeuil und bin der Geiſt des armen Dichters, den Sereniſſimus vor ſechs Jahren durch Spaniel zu vergiften geruht hat.

— Ach, Santeuil, wie oft habe ich das bereut! Freund, alter Freund, kannſt Du mir vergeben? Sprich, Santeuil, biſt Du noch immer bös auf mich?

— **Errare humanum est. Finis coronat opus. Qualis rex, talis grex.**

— Was willſt Du damit ſagen? fragte der Herzog.

— Was ich damit ſagen will? Nur die Lebenden zürnen, die Todten verzeihen und darum vergebe ich Dir die furchtbaren Schmerzen, die Deine Mixtur mir bereitet hat, wenn Du heute für ein feines Mittagsbrod und ein gutes Glas Wein ſorgſt.

— Komm, Santeuil, ſetze Dich zu mir, ich will meinen Vater, Dich und Vatel königlich bewirthen.

— Ich habe einen kanibaliſchen Appetit, ſprach Papa Condé.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür und des Herzogs Dienerſchaft, in blendendweiße Betttücher gehüllt, trug nun die allerköſtlichſten Speiſen und die allerfeinſten Weine auf.

— Vatel wird die Honneurs machen, ſagte Vater Condé, Meſſer und Gabel wetzend.

Nun ging das Eſſen und Trinken los.

Der Herzog, der faſt vierundzwanzig Stunden lang nichts genoſſen hatte, fraß wie ein Bär.

Eugenie-Vatel füllte die Gläſer mit dem reizendſten Burgunder. Vater Condé ſtieß mit ſeinem Sohne an und rief:

— Auch die Todten ſollen leben!

Der Herzog leerte ein Glas nach dem andern und holte ſich allmälig einen Schwips. Joëline wurde nach jeder Schüſſel luſtiger; ſie fing zu reimen und zu ſingen an:

Dieſer Hecht iſt delicieuſe,
Dieſe Sauce iſt delicat,
Dieſer Braten iſt pompeuſe,
Magnifique iſt der Salat!

— Schmeckt's, Freund Santeuil? fragte der Herzog.

— Vortrefflich! betheuerte Josline.

— Sing uns ein Lied, commandirte Papa Condé, der, en passant bemerkt, für Zwei aß.

— Füllt die Gläſer, rief Josline, und ſtimmt mit ein:

Schenk' ein
Den Wein,
Stoß' an,
Kumpan,
Und laß die Liebe leben —
Die Welt
Gefällt
Nur dann
Dem Mann,
Wenn Frauen ihn umgeben.

Chor.

Wenn Frauen ihn umgeben.

— Ein herrliches Lied! ſagte der Herzog. Haſt Du das gedichtet?

— Improviſirt! erwiderte Josline und ſang die zweite Strophe:

Es blinkt
Und winkt

So hold
Das Gold
Im Schooß der Perlen-Schlacken —
Man trinkt
Und lacht
Und ſchlingt
Ganz ſacht,
Den Arm um Liebchens Nacken.

Chor.

Den Arm um Liebchens Nacken.

— Vive l'amour! rief Joëline und umhalſte den Herzog.

— Glaubſt wohl, ich wäre Dein Liebchen?

— Ja, alter Junge! Komm, gieb mir einen Kuß!

— Santeuil, biſt Du betrunken?

— Noch nicht, aber bald!

Man ſingt
Und trinkt,
Man küßt
Und koſ't,
Und fällt in ſüßen Schlummer —
So wird
Gekirrt
Durch Wein
Allein
Des Lebens Gram und Kummer.

Chor.

Des Lebens Gram und Kummer.

— Juchhe! rief Joëline und warf ihre Serviette in die Höhe. **Vive le Champagne!**

— **Vive le Champagne!** wiederholten die Andern.

— Nun, mein Sohn, wie befindeſt Du Dich jetzt? fragte Papa Condé.

— Der Wein und Santeuil's heiteres Lied haben mich zu neuem Leben erweckt. Vater, ich bin jetzt ſo froh und ſelig, daß ich den Himmel mit allen Sternen an mein Herz drücken möchte! Ach, wär' jetzt Joëline hier!

— Joëline? wiederholte der kleine Teufel. Wer iſt dieſe Perſon?

— Joëline, guter Santeuil, iſt das reizendſte Geſchöpf, die luſtigſte Fliege, der muthwilligſte Kobold von ganz Paris. Wenn Du ſie ſehen könnteſt, altes Haus, Du würdeſt, ſchachmatt gemacht von ihren Reizen, in Wonne zerfließen und ſterbend hunderttauſend Oden ſingen.

— Ein Wink von mir, ſprach der alte Condé, und Joëline ſteht neben Dir!

— Ach, Vater, wenn Du das Kunſtſtück vermöchteſt, ich hätte Dich dann noch einmal ſo lieb!

— Joëline! rief Papa Condé.

— Wer ruft? fragte der Geiſt Santeuil's, den Gürtel löſend und das Betttuch abwerfend.

— Himmel! ſchrie der geheilte Patient. Träum' ich oder wach' ich? Bin ich geſtorben oder lebe ich noch?

— Ich ſage Dir, Hoheit, Du lebſt, ſprach die Kleine, ihn zärtlich am Kinn zupfend.

— Wer aber ſind die beiden andern Betttücher?

— Geſpenſter, willſt Du ſagen. Demaskirt Euch, meine Damen! ſagte Joëline. Papa Condé iſt meine Freundin Suſanne und Meiſter Vatel iſt meine Schweſter.

— Komm, Vater Suſanne, laß Dich umarmen! Juchhe, nun wollen wir recht luſtig ſein, jubelte der Herzog, Joëlinen in den einen und ihre Freundin in den andern Arm ſchließend.

— Champagner her! rief Joëline.

Da traten, ohne anzuklopfen, die beiden Aerzte ein.

— Was wollt Ihr? fragte Seine Hoheit, ärgerlich, ſich im Rauſch der Freude durch ſie geſtört zu ſehen.

— Wir wollen uns . . . ſprach der Eine.

— Nach Höchſtdero Befinden erkundigen, ergänzte der Andere.

— Ich bin friſch und geſund wie ein Fiſch im Waſſer und bitte Euch, mich nicht zu incommodiren.

— Der Herzog haben, wie wir mit Vergnügen bemerken, huldreichſt geruht, zu neuem Leben zu erwachen, ſagte Doctor Citois.

— **Oui, Messieurs! Le Duc est mort, vive le Duc!** rief Joëline und ſchwenkte die Serviette.

— Nun macht, daß Ihr fortkommt, befahl der Herzog.

Die Aerzte traten ihren Rückzug an. Richard und Girard ſchleppten Eis und Champagner herbei. Der entfeſſelte Stöpſel flog knallend zur Decke empor. Joëline hielt ihr Glas hin und wiederholte die erſte Strophe:

Schenk' ein
Den Wein,
Stoß' an,
Kumpan,
Und laß die Liebe leben —

Die Welt
Gefällt
Nur dann
Dem Mann,
Wenn Frauen ihn umgeben!

X.

Und das Ende vom Liede? Wie ſo ein Leſer doch neugierig iſt!

Die drei Damen übernachteten in Chantilly.

NARRENALMANACH

für

1845

von

Eduard Maria Oettinger.

Dritter Band.

Mit einer räthſelhaft dunkeln Medaille und einem wunderbar ſchönen Holzſchnitt.

8/1184. 1522.

Leipzig, 1845.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Inhalt.

Seite

Offenes Sendſchreiben an die Herren Joachim Roſſini, Eugène Sue und Paul de Kock.

Roſſini 1
Der ewige Jude, oder ein franzöſiſcher Schriftſteller und die deutſchen Buchhändler 353
Tamtam 393

Offenes Sendſchreiben

an die Herren

Joachim Roſſini, Eugène Sue und Paul de Kock.

Erinnern Sie ſich, ruhmgekrönter Maeſtro, eines jungen Deutſchen, der, im April des Jahres 1830 in Paris durch Herrn Caſtil-Blaze bei Ihnen eingeführt, dem **„illustrissimo dio della musica"** eine Welt voll heißer Grüße, eine grünſammetne Mütze und einen roſenfarbenen Empfehlungsbrief von Signora L. M.....i aus München überreichte? Erinnern Sie ſich des Empfohlenen, den Sie bald ſo liebgewannen, daß Sie ihm ein Zimmer in Ihrer Wohnung, einen Platz in Ihrer Loge und — was ihn mit größerm Stolz erfüllte — auch ein Plätzchen in Ihrem Herzen einräumten? Damals war der Schreiber dieſer Zeilen ſo glücklich, allabendlich an

Ihrer Seite vor dem knatternden Kaminfeuer zu ſitzen und ſich an den Strahlen Ihrer ewigheitern Laune zu erwärmen. Wie horchte ich, wenn Sie, die bewußte Sammetmütze auf dem ruhmgekrönten Haupte, mir einzelne Scenen und Züge aus Ihrem Leben erzählten. Damals ahnte ich nicht, daß ich, vierzehn Jahre ſpäter, die Anecdoten, die Sie aus dem Album Ihrer Erinnerungen herausgeriſſen, aneinanderreihen und zum Canevas eines kleinen Romans benutzen würde, der, jetzt gedruckt, vor Ihren Richterſtuhl tritt und Sie bittet, dem Verfaſſer nicht zu zürnen, wenn er Wahrheit und Dichtung bunt durcheinander gemiſcht, Manches, was wahr iſt, hinweggelaſſen und Vieles, was Ihnen unwahr erſcheint, hinzugethan hat. Wenn aber auch nur ein Kapitel meines Romans im Stande iſt, eine heitere Erinnerung aus den Jahren Ihres Aufenthaltes zu Neapel ins Heiligthum Ihres Gedächtniſſes zurückzurufen, dann werden Sie unwillkürlich lächeln und dem indiscreten Autor, der Manches ausgeſchwatzt, was bisher nur uns bekannt geweſen war, gern verzeihen; denn ein Mann, der in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen ſo hoch, wie Joachim Roſſini ſteht, kann nur gewinnen, wenn man ſeinen durchweg liebenswürdigen Charakter sans rouge et sans voile zeigt. Das hab' ich gethan und wenn das Unrecht iſt, ſo will ich mir dafür die ſchwerſte aller Büßungen auferlegen: zwei Jahre lang keine Ihrer Opern zu hören. Wenn ich das nicht überlebe, ſo widmen Sie dem wärmſten Ihrer Verehrer eine Thräne der Verzeihung.

— — — — — — — — — — —

Auch Sie, weltgefeierter Autor der „**Mystères de Paris**“, werden vielleicht Urſach' haben, mir zu zürnen, denn auch Sie gaben mir, während meines zweiten Aufenthaltes in Paris, ſo viele Beweiſe uneigennützigen Wohlwollens, daß es faſt wie Undank ausſieht, wenn ich Ihnen eine Parodie Ihres **Juif errant** als ein ſchwaches Zeichen meines Dankes dedicire; doch weiß ich, daß ein Schriftſteller Ihres Ranges über Lob und Tadel eines Einzelnen ſo erhaben iſt, daß ihn eins ſo gleichgiltig als das andere läßt; zu meiner Rechtfertigung aber erinnere ich Sie an einen deutſchen Autor, der geſagt hat:

„Das Gute läßt ſich parodiren,
Das Schlechte parodirt ſich ſelbſt.“

— — — — — — — — — — —

Und nun zu Ihnen, Herr Paul de Kock.

Auch Sie haben mich im Jahre 1839 ſo überaus freundlich bei ſich aufgenommen, daß ich in mehr als einer Hinſicht Ihr Schuldner geworden bin. Mit Wonne gedenke ich der ſchönen Stunden, wo Sie mir in einem der **Cafés** auf dem **Boulevart des bonnes nouvelles** Unterricht im Domino gegeben und mir nebenbei tauſend und einen Schwank aus den unerſchöpflichen Vorrathskammern Ihrer Boccaccio-Laune erzählt haben. Wenn ich ſeitdem im Domino einige Fortſchritte gemacht, ſo verdanke ich die Virtuoſität, die ich mir in dieſem Spiele angeeignet, nur meinem großen Vorbilde, meinem berühmten Meiſter, der mir mehr als ein Mal unter vier Augen geſtanden hat, daß er ſtolzer auf ſeine Meiſterſchaft im Domino, als auf ſeinen Schriftſteller-Ruhm iſt. Geſtatten Sie, ehrwürdiger Meiſter, Ihnen die dritte meiner Erzählungen ſchon deßhalb zu widmen, weil ſie auf einer Anecdote beruht, die Sie mir an dem Abende erzählt, an dem ich einſehen gelernt, daß Sie eben ſo groß und unerreichbar als Dominoſpieler wie als humoriſtiſcher Erzähler ſind.

— — — — — — — — — — —

Genehmigen Sie, meine Herren, die Verſicherung aufrichtiger Huldigung

Ihres
dankbar ergebenen Verehrers,
E. M. Oettinger.

Geſchrieben zu Leipzig an dem Tage, an dem Donna Gismunda Roſenlaub die „Ewige-Juden-Häubchen" erfunden hat.

Roſſini.

„Dieſer Componiſt iſt ohne Widerrede
das glänzendſte Talent, welches Italien
ſeit Cimaroſa hervorgebracht hat.“

Henri M. Berton.

I.

Neapel iſt die Stadt des Müſſiggangs. Und der Müſſiggang, den ein ſpießbürgerliches Sprüchwort „des Teufels Ruhebank“ und „aller Laſter Anfang“ nennt, iſt, nach der Anſicht vieler Leute, die nicht Spießbürger ſind, ein höchſt angenehmer Zeitvertreib, eine ganz allerliebſte Beſchäftigung, eine ſehr wohlthuende Zerſtreuung, mit einem Wort: eine Wonne, die jedoch nur der zu begreifen verſteht, der viel Geld in der Taſche und etwas Poeſie im Herzen hat. Jeder Fremde, der im Beſitze dieſer beiden Eigenſchaften iſt, wird ſich in der Hauptſtadt des Königreichs beider Sicilien ſchneller heimiſch fühlen, als irgend anderswo.

Wär' ich Neapel, ich würde auf den alten Beinamen „Ozioſa“ zehnmal ſtolzer ſein als auf den neuen „Fideliſſima“, der ſich mit den vierzig Empörungen, die man der „allergetreueſten Stadt“ nachrechnen kann, nicht gut zuſammenreimt. Weit wahrer iſt die Metapher jener Poeten, die das uralte, ewigjunge Parthenope ein „Stück Paradies“ nennen, das ſich aus den azurblauen Soffitten des Himmels auf das Podium der Erde herabgelaſſen hat, um den Menſchen einen Vorgeſchmack vom jenſeitigen Eden zu verſchaffen.

Wär' ich der liebe Gott, ich würde ſechs Tage im Himmel und am ſiebenten — zur Abwechslung — in Neapel reſidiren, dann aber nur in der Strada di Toledo oder auf der Chiaja wohnen. Beide Straßen (Neapels Augenlider, die niemals ihre Wimpern ſchließen) ſind lebendige Kaleidoscope, welche in jeder Secunde eine andere Geſtalt annehmen, eine neue Phyſiognomie zeigen, ein überraſchendes Bild entfalten. Beide Straßen ſcheinen eigens gemacht für jene Weſen, die der Franzoſe Flaneur, der Deutſche — ziemlich bezeichnend, aber etwas plump — Bummler nennt. Freilich liegt zwiſchen dem überrheiniſchen Urmuſter und der deutſchen Nachbildung eine gewaltig große Kluft, denn ein deutſcher Bummler iſt ſo weit von einem franzöſiſchen Flaneur, als eine Berliner „Putzmachermamſell“ von einer Pariſer Griſette entfernt; Letztere verhält ſich zur Erſtern, wie eine „Königin der Nacht“ (Cactus grandiflorus) zu einem „Nachtſchatten“ (Solanum), oder wie eine ächte Guinee zu einem nachgemachten Achtgroſchenſtücke. Der Flaneur kann dem Bummler im dolce far niente 47 vorgeben, ohne befürchten zu müſſen, ſich von Jenem überwunden und beſiegt zu ſehen; denn zum Flaniren gehört eine Beweglichkeit des Geiſtes, welche uns Deutſchen nicht eigen iſt, eine Springkraft, die mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens von einem Auslagkaſten auf den Schornſtein, vom Schornſtein auf eine Kirchthurmsſpitze, von dort zurück auf ein Balcon-Geländer und vom Geländer auf das Straßenpflaſter ſpringt. Der Bummler hat nur zwei Augen, womit er Alles träg' und gedankenlos anglotzt; der Flaneur aber, der mehr geiſtige Augen im Kopfe, als der Pfau gemalte im Schweife hat, ſieht in fünf Minuten mehr als der Bummler in einer Viertelſtunde.

Doch nicht Paris allein, auch Neapel hat ſeine Flaneurs und faſt möchte ich glauben, daß Neapel die Heimath aller Müſſiggänger iſt.

An der Spitze dieſer müſſiggehenden Bevölkerung ſtehen die Lazzaroni, deren es hier nicht weniger als 80,000 giebt. Nimmt man 400,000 als runde Einwohnerzahl an, ſo iſt der fünfte Neapolitaner ein Lazzarone.

Was aber iſt ein Lazzarone?

Der Lazzarone, der ſeinen Namen vom armen Lazarus in der Bibel herleitet, iſt unter Siciliens blauſeidenem Himmelszelt das allerärmſte und dennoch glücklichſte Geſchöpf. Er iſt glücklich, weil er zufrieden, und zufrieden, weil er genügſam iſt. Nachts iſt eine Kirchentreppe ſein Lager und der geſtirnte Himmel ſeine Decke. Morgens, im erſten Augenblick des Erwachens, küßt er die Santa Madonna, die, wie das Medaillon einer Geliebten, Tag und Nacht auf ſeinem Herzen ruht, und empfiehlt ſich ihrem huld- und gnadenreichen Schutze.

— Liebe Mutter Gottes, murmelt der Lazzarone mit gefalteten Händen andächtig vor ſich, ſchenke mir heut' eine Schüſſel Maccaroni, etwas Eiswaſſer und eine Cigarre, dann will ich zwei

„Pater noſter“ und drei „Ave Maria“ beten und vergnügt wie der heilige Januarius im Paradieſe ſein.

Nun weiß zwar Jeder, daß ihm Santa Madonna nicht direct Maccaroni ins Maul regnen läßt, aber deſto feſter baut er darauf, daß ſie ihm einen gutmüthigen Deutſchen oder — was ihm noch viel angenehmer iſt — einen unvernünftig reichen Engländer ſchickt, der ihm ein Paar Bajocchi ſchenkt, mit deren Hilfe er das tägliche Budget ſeines Magens beſtreiten, ſeinen Hunger ſtillen kann. Weit weniger Sorge macht ihm der Durſt, denn Waſſer giebts ſelbſt für den Aermſten. Wenn ſein Schutzengel ihm, zum Nachtiſch, noch eine Apfelſinenſchaale und das Stümpfchen einer Cigarre ſchenkt, die ein Vorübergehender wegwirft, weil ſie vielleicht keine Luſt hat, dann dünkt ſich der ärmſte der Bettler reicher als Lucull, pfeift ſich ſein Lieblingslied, legt ſich dahin, wo die Sonne am ſtärkſten brennt, und hält hier — unter Gottes freiem Himmel — ſeine Sieſta. — Rüttelt ihn Jemand aus dem Schlafe, um ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen, ſo ſchnellt er ſich, wie der Teufel aus dem Bauche einer Vexirdoſe, in die Höhe, rückt ſeine Mütze und fragt:

— Eccomi, Eccellenza! Wohin befehlen Ew. Gnaden?

Wenn er mit dem Fremden bis ſpät in die Nacht herumgelaufen iſt, ihm alle Sehenswürdigkeiten gezeigt hat und vor lauter Erklären und Erzählen kaum zu Athem gekommen iſt und dafür ein Paar Carlini erhält, dann wirft er ſeine Mütze bis ans Sternenzelt und ſchreit:

— Evivà, Eccellenza! Heilige Mutter Gottes, ich danke Dir!

Hält ihm Jemand nun gar einen Scudo vor die Augen, ſo ſchießt er vor Freuden zehn Purzelbäume und rennt um dieſen

Preis — ſelbſt für den ärgſten ſeiner Feinde — durchs Feuer. Denn wie unbedeutend ſind alle Schätze des Paktolos, woraus Cröſus ſeine Reichthümer gefiſcht, gegen die Seligkeit eines Scudo in der Taſche eines Lazzarone!!!

Nachts, vor dem Einſchlafen, kniet er auf dem harten Lager und betet:

— Santa Madonna, lege beim heiligen Januarius ein gutes Wörtchen für einen armen Teufel ein, der zwei Tage in der Woche zu faſten gelobt, wenn der Heilige ſo gut ſein will, ihn heute Nacht ein Paar Nummern träumen zu laſſen, die am nächſten Sonnabend in der Zahlenlotterie herauskommen. Der Heilige, der Alles wiſſen muß, wird doch wohl auch das wiſſen, Amen!

Dann küßt er das Bild der Mutter Gottes und ſchläft auf ſeinem harten Lager ſchneller als mancher Reiche auf dem ſchwellenden Pfühle ein.

Der heilige Januarius aber, der mit ganz andern Dingen beſchäftigt iſt, hat keine Zeit, ſich mit lumpigen Lotterienummern zu befaſſen. Und wüßte er die Nummern, welche gezogen werden, er würde ſie, ſtatt ſie Andern zu verrathen, lieber ſelber ſpielen, denn zu keiner Zeit haben die Herren Heiligen Gelder verſchmäht.

Und ſo kommt es denn, daß der Lazzarone alles Andere, nur nicht Nummern träumt. Dem armen Teufel bleibt dann nichts Anderes übrig, als ſein Orakel, die Smorfia, zu befragen, ein Büchlein, das faſt jeder Lazzarone bei ſich führt, ein papierner Prophet, der jeden denkbaren Traum auslegt, d. h. in eine der neunzig Lottonummern überſetzt. Nur dann, wann der Lazzarone ein Paar gute Nummern — denn mehr als eine Ambe wünſcht er ſich nicht — und keinen Grano im Vermögen hat, um dieſe beſetzen zu können, dann erſt weiß er, was Kummer und Sorge iſt, dann wandelt ihn ein Anflug von Verzweiflung an und in ſolchem Augenblick iſt der Lazzarone — ſonſt der harmloſeſte, gutmüthigſte, beſte Menſchenſchlag — der ſchlechteſten Handlung, eines Diebſtahls, ja ſogar eines Mordes fähig. — Der Glaube an eine Ambe im Lotto iſt die Hoffnung, die ihn ſechs Tage in jeder Woche erheitert, um ihn am Sonnabend Nachmittag, wo unter großer Feierlichkeit die Ziehung der fünf Nummern vor ſich geht, vom Gipfel des geträumten Glückes in den Abgrund zu ſtürzen. Iſt — was faſt immer zu geſchehen pflegt — keine einzige ſeiner Nummern herausgekommen, dann wirft er das trügeriſche Orakel voll ſchäumender Wuth auf den Boden, grollt mit der Mutter Gottes und ſelbſt mit dem heiligen Januarius, ſchimpft und flucht, tobt und weint, und nimmt ſich endlich das heilige Verſprechen ab, nie mehr in die Lotterie zu ſetzen. Doch ſchon am andern Morgen lockt ihn die Lotto-Syrene in ihre Schlingen, denn zum Unglück dieſer armen Leute iſt ganz Neapel ein Lottobureau; der arme Teufel kann nicht zwanzig Schritte gehen, ohne auf eine Bude zu ſtoßen, aus der ihn verlockende Nummern anlächeln. „Kauft man ein Päckchen Schwefelhölzchen, erzählt Alexander Dumas in ſeiner »Corricolo«, ſo findet man auf dem Umſchlage italieniſche Verſe, welche das Lotto empfehlen: Strada sicura ad arrichire è il lotto (das Lotto iſt der ſichere Weg zum Reichthume), dann folgen drei Nummern, für deren Vortrefflichkeit der Verkäufer ſich verbürgt.“ Welcher arme Teufel kann dann widerſtehen?

II.

An einem reizendſchönen Maimorgen des Jahres 1815 ſonnte ſich einer dieſer reichen Bettler auf dem Kai Santa Lucia, als ein vorübergehender Flaneur, der eine heitere Melodie vor ſich hinträllerte, plötzlich Halt machte, Jenen mit dem Fuße ſtieß und ihn fragte:

— Haſt Du, Freund Faulpelz, Luſt, Dir ein Stück Geld zu verdienen?

— Dazu, Corpo di Criſto, hat Unſer Einer immer Luſt, erwiderte der Lazzarone, der im Nu auf den Beinen war. Was befehlen Eccellenza?

— Weißt Du, wo Herr Barbaja wohnt?

— Der Impreſario des San-Carlo-Theaters?

— Der und kein Anderer.

— Der wohnt nicht weit von hier.

— Ich bin fremd. Willſt Du, Birbante, mein Führer ſein?

— Mit tauſend Freuden, Eccellenza.

— Nun denn, Facchino, komm, komm!

Der barfüßige Cicerone ſetzte ſich ſeine Mütze ſtolz auf das rechte Ohr und führte den Fremden in die Toledo-Straße.

— Wie heißeſt Du? fragte der Fremde ſeinen Führer.

— Torquato iſt mein Name!

— Was das Lumpenpack hier für ſtolze Namen hat! Der Eine heißt Romolo, der Andere Manlio. Und Dein Familien-Name?

— Den weiß ich eben ſo wenig, als den Namen Ew. Excellenz.

— Wie? Ihr hört hier, wie die Hunde, blos auf Vornamen?

— Und auf Spitznamen, Eccellenza, fügte der Lazzarone mit dem gutmüthigſten Lächeln hinzu. Ich z. B. höre auch auf den Zunamen „Elleboro!“

— Und woher dieſer Name, Meiſter Nießwurz?

— Weil einer meiner Kameraden — Peperella (Pfefferkraut) genannt — einmal behauptet hat, mich nicht anſehen zu können, ohne einen unwiderſtehlichen Reiz zum Nieſen zu fühlen.

— Coſpetto! rief der Fremde und fing herzhaft zu nieſen an.

— Am Ende hat Pfefferkraut doch wohl Recht.

— Deine Mutter hat ſich vielleicht an einer Schnupftabakdoſe verſehen, ſprach der Fremde und mußte noch einmal nieſen.

— Wohl möglich, Excellenz; doch was kümmert das mich!

— Wie alt biſt Du, Burſche?

— Wenn das Blut des heiligen Januarius wieder flüſſig wird, werde ich achtzehn Jahre alt.

— Was haſt Du gelernt?

— Beten und Faullenzen.

— Behagt Dir das Müſſiggehen?

— Beſſer als alles Andere.

— Du biſt mein Mann! Du gefällſt mir! Wo wohnſt Du?

— Ich wohne gar nicht.

— Wo aber ſchläfſt Du?

— Auf der erſten beſten Gartenbank oder Kirchentreppe.

— Und biſt friſch und geſund?

— Wie ein Fiſch im Golfe.

— Beneidenswerther Bettler! Wär' ich nicht meiner Mutter einziger Sohn, ſo möchte ich wahrhaftig nichts Anderes als Torquato ſein.

— Und wer ſind denn Ew. Excellenz? Und wie heißen denn Sie?

— Seht doch, wie neugierig der Schlingel iſt! Taddeo iſt mein Name; ich bin Hühneraugenoperateur und Thierarzt und empfehle mich hiermit Deiner Protection. Wenn Du einmal krank wirſt ...

— Dann ſuch' ich keinen andern Quackſalber, als Ew. Excellenz auf. Ihre Wohnung, gnädiger Herr?

— Ich bin erſt vor einer Stunde hier angekommen.

— Von Rom oder Florenz???

— Direct von ... Papataci ...

— Papataci? Das liegt wohl ...

— Zwiſchen Petersburg und Liſſabon.

— Alſo da! ſagte Elleboro mit der treuherzigſten Miene. Und gedenken Ew. Excellenz ſich lang' in unſerm himmliſchen Neapel aufzuhalten.

— So lang' es mir gefällt.

— O dann kommen Sie nicht ſo bald fort von hier, denn Neapel iſt des lieben Herrgotts Putzzimmer. Hier der Pauſilipp, dort der Veſuv, hier der Golf und dort das ſchöne Capri; es giebt hunderttauſend Städte, aber nur ein Neapel in der Welt. Lieber hier verhungern, als anderswo ſchwelgen in Ueberfluß. O könnte ich Dich umarmen, mein Neapel, meine Wiege, meine Vaterſtadt, ich würde Dich wie eine Geliebte ans Herz drücken und jubelnd ausrufen: Neapel ſehen und ... ſterben!

— Schlingel, ich ſage Dir noch einmal, Du gefällſt mir.

— Auch Ew. Excellenz gefallen mir.

— Siehſt Du, das freut mich.

— Sie ſcheinen ein ſo lieber guter Herr zu ſein, daß ich Sie nicht mehr Excellenz, ſondern ſchlechtweg Herr Taddeo nennen will.

— Thu' das, thu' das!

— Hier in dieſem Hauſe, Herr Taddeo, wohnt Signor Barbaja.

— Ich danke Dir, mein lieber Freund, ſagte der Fremde und kitzelte aus ſeiner nicht allzuvollen Börſe ein Geldſtück heraus, das er dem Meiſter Nieswurz in die Hand drücken wollte.

— Herr Taddeo, ſagte der Barfuß, die Hand zurückziehend, ich kann nicht glauben, daß Sie mich kränken wollen. Einen kleinen Dienſt, den uns „ein lieber Freund" erweiſt, muß man nicht bezahlen wollen. Behalten Sie Ihr Geld, heute brauche ich keins.

— Du biſt ein braver Kerl!

— Ja, das bin ich! Und wen ich einmal ſo lieb habe, wie Sie, der kann mit mir anfangen, was er will. Wie ein Pudel ſchwimme ich auf ſeinen Wink durchs Waſſer, wie ein Salamander renne ich auf ſein Geheiß durchs Feuer, und kann ich „meinem lieben Freunde" — er betonte dieſe Worte mit wahrhaft rührendem Ausdruck — damit einen Gefallen erweiſen, ſo ſtürze ich mich für ihn in den feuerſpeienden Rachen des Veſuvs.

— Wo aber, Du treue, ehrliche Haut, treffe ich Dich, wenn ich Deiner wieder bedarf?

— Mein Hauptquartier iſt der Kai Santa Lucia; auf dem

Platze, auf dem ich vorhin in den Strahlen der jungen Morgenſonne lag, um etwas Warmes zu genießen.

— Du haſt alſo noch nicht gefrühſtückt?

— Gefrühſtückt? Unſer Einer kennt dies Wort nur von Hörenſagen.

— Grauenvolles Daſein! Wie kann man leben, ohne zu frühſtücken!

— Alles iſt Gewohnheit im Leben. Zuletzt, Signor Taddeo, gewöhnt man ſich auch ans Hungern.

— Armer Rieswurz!

— Ich bitte, bedauern Sie mich nicht; in unſerm reichen, prächtigen Neapel giebt es noch viel ärmere Teufel, als ich einer bin. Ich habe für keinen zu ſorgen.

— Du haſt weder Weib noch Kind?

— Ich ſteh' allein in der Welt.

— Auch keine Geliebte?

— Ach ja, Herr Taddeo. Francilla aber ...

— Ei ſo ſprich doch!

— Will mir nicht ſagen, ob auch ſie mich liebt.

— Francilla? Wer iſt denn die Grauſame?

— Ein Blumenmädchen auf der Chiaja, ärmer als eine Kirchenmaus, aber noch zehnmal ſchöner als die heilige Mutter Gottes.

— Die Du nie geſehen haſt. Tröſte Dich, armer Freund! Auch Dein Taddeo iſt verliebt ...

— In wen?

— In alle Frauen, in jedes hübſche Mädchen, das mir begegnet; ich möchte nicht eine, ſondern alle haben.

— Herr Taddeo iſt wohl ein Türke?

— Ja, alter Chineſe! Doch genug für heut'! Leb' wohl, auf Wiederſehen, junger Freund, ſagte der Fremde, drückte dem Lazzarone die ſonnverbrannte Hand und ging ins Haus hinein.

Elleboro zog ſeine Mütze, ſah ihm bis zum Augenblicke nach, in dem er die erſten Stufen der Treppe erſtieg, blieb dann, wie in einen Traum verſunken, ein Weilchen ſtehen, erwachte aus ſeinem Hinbrüten, warf ſeine Mütze in die Luft und ſchrie:

— Gleichviel ob er Chriſt oder Jude, Türke oder Heide, arm oder reich, Quackſalber oder ſonſt was iſt; er lebe! evivà il mio amico Signor Taddeo!

Und dann rannte er nach ſeinem Hauptquartier zurück.

III.

Das Haus, bis zu deſſen Eingang wir den Fremden ſo eben begleitet haben, war ein palaſtähnliches Gebäude, deſſen großartiges Aeußere vollkommen dem Innern entſprach, in dem ſich von der Treppe bis zum Dache ein morgenländiſcher Luxus, eine ſardanapaliſche Pracht entfaltete. Auf beiden Seiten der breiten, mit koſtbaren Teppichen überkleideten Marmorſtufen prangten blühende Myrthen und Oleander, Magnolien und Orangenbäume in großen Kübeln von Buchsbaumholz. — Auf dem geräumigen Vorſaale, der ſein Licht durch drei buntfarbige Fenſter erhielt, die auf den Hofraum hinausſahen, ſtanden in drei Niſchen, mit Epheu decorirt, drei wunderſchöne Grazien, hervorgegangen aus der Werkſtatt eines der berühmteſten Bildhauer Mailands. In der einfachen Antichambre zeigte ſich auf einem Piedeſtal in der Niſche zwiſchen den beiden Fenſtern eine Bildſäule von carrariſchem Marmor, die Göttin des Schweigens, mit ſchalkhaft lächelnder Miene die linke Hand auf den Mund und die rechte aufs Herz gelegt. Außer einer Reihe niedriger, mit dunkelrothem Utrechter Sammet überzogenen Ottomanen, deren ſchwellende Polſter zum Sitzen einluden, ſah man hier nichts als einen breiten, von Marmor eingefaßten venetianiſchen Wandſpiegel, welcher, der Thür gegenüber, die ins Empfangzimmer führte, vom getäfelten Fußboden bis zur gewölbten, mit mythologiſchen Bildern übermalten Decke hinaufreichte, in deren Mitte ein etwas altmodiſcher, ſchwervergoldeter, echt cryſtallener Kronleuchter hing, deſſen blendendes Prisma ein reiches Farbenſpiel entfaltete. — Wir könnten hundert Seiten füllen, wollten wir verſuchen, die Pracht der innern Gemächer, des Salons, des Speiſeſaales, des Billardzimmers, der Bibliothek, der Bildergallerie, der Rüſtkammer, des Arbeitskabinets, des Schlafgemachs und der mit Muſcheln garnirten Badegrotte zu ſchildern. Es genüge, wenn wir ſagen, daß die ganze Einrichtung mehr als fürſtlich war.

Hier, in dieſen prachtgeſchmückten Prunkgemächern, hauſte Signor Domenico Barbaja, der Impreſario eines der ſchönſten und großartigſten Schauſpielhäuſer der ganzen Welt, der Unternehmer und Leiter des San-Carlo-Theaters, ein Mann, der ſich aus der unterſten Volkshefe bis zur ſchwindelnden Höhe eines Millionärs heraufgearbeitet, der urſprünglich Aufwärter in einem Kaffeehauſe zu Mailand, dann nach und nach Pferdehändler, Armeelieferant, Kuppler, Spion, Pachter der öffentlichen Spielbank und endlich Director und unumſchränkter Gebieter der großen Oper Neapels geworden war.

Barbaja, damals ein Mann in den beſten Jahren, war ein koſtbarer Typus, eine draſtiſche Luſtſpielfigur, ein ins Italieniſche überſetzter Falſtaff, ein unförmlich dicker, ungemein häßlicher Kauz mit kleinen, pechſchwarzen Marderaugen, überdacht von buſchigen Brauen, die wie ein Paar Circumflexe ausſahen, mit corpulenter, warzenbeſäter Kürbisnaſe, mit langen breiten Ohren, die ſelbſt einem Midas keine Schande gemacht hätten, mit dicken Hängebacken und noch dickerem Hängebauch, mit kurzen Dachsbeinen und breiten Elephantenfüßen. Ueberdem, rückſichtlich ſeiner geiſtigen Eigenſchaften, ein Patron, der nicht die geringſte Schulbildung beſaß, Leſen und Schreiben, wovon ihm das Eine eben ſo fremd als das Andere war, für überflüſſigen Luxus hielt, ſich aber deſto beſſer aufs Rechnen, aufs Speculiren und Combiniren verſtand, und trotzdem, daß alle Welt ihn für „blitzdumm“ hielt, ſchlau und pfiffig, ja ſogar verſchmitzt war und früher als jeder Andere wußte, woher der Wind blies. Dabei ein Charakter voller Widerſprüche: oft geizig und knauſerig bis zur Gemeinheit und dann wieder großmüthig bis zur Uebertreibung, jetzt auffahrend und jähzornig und dann gleich wieder beſänftigt, verſöhnt, gut machend; bei dem Allen aber immer und ewig grob, ja ſogar ſehr grob, ungeheuer grob.

— Grobheit, ſagte er einſt zu einem ſeiner Vertrauten, iſt die erſte Sproſſe zur Leiter des Glücks, der Schlüſſel zu allen Thoren und Thüren des Lebens. Eine einzige Grobheit macht oft mehr Effect als hundert ſeine Redensarten und tauſend Schmeicheleien. Ein grober Flegel kommt immer weiter als ein artiger Mann!

Außerdem war dieſer ausgezeichnete Grobian ein Freund plumper Späße, roher Scherze und koloſſal ſchlechter Witze. Im Laufe unſerer Erzählung werden wir uns dann und wann genöthigt ſehen, einige davon erzählen zu müſſen.

Zu allen Mitgliedern ſeines Theaters, von der erſten Sängerin, die — wie dies faſt bei jedem Impreſario der Fall iſt — ſeine Favorite war, bis herab zu den Choriſtinnen und Figurantinnen, welche die Bevölkerung ſeines Harems bildeten, zu Allen ſagte er Du und hing — was der gemeine Italiener ſehr zu lieben pflegt — Jeder derſelben einen Spitznamen und — ſonderbar genug — einen Spitznamen aus der Vögelklaſſe an. Die Eine hieß der „dicke Wiedehopf", eine Andere die „ſchielende Elſter", eine Dritte der „rothhaarige Puter", eine Vierte der „ſchwarze Kakadu", eine Fünfte die „lahme Rohrdommel." Alle weiblichen Mitglieder zuſammengenommen nannte er ſeinen „Hühnerhof", die männlichen in Pauſch und Bogen ſeine „Menagerie". Den erſten Tenor, der ſehr häufig heiſer wurde, hieß er das „Elenthier", den zweiten Tenor, der beim Singen ſonderbare Grimaſſen ſchnitt, den „Maulwurf", den erſten Baß, der auf ſeine Stimme ſehr ſtolz war und immer mehr Gage verlangte, das „Nilpferd", den etwas ſchwerfälligen Baßbuffo das „Trampelthier", den Tenor-Buffo, der das ganze Jahr hindurch geſtreifte Sommerhoſen trug, das „Zebra", den armen Souffleur einen „Hamſter", den Decorationsmaler, der ſich einen ſtarken Bart wachſen ließ, den „Waldteufel"; den unglücklichen Abbate, ſeinen Textbuch-Lieferanten, der ihm für 60 bis 80 Francs ein dreiactiges „Libretto“ zuſammenleimen mußte, nannte er wegen des Moſchus, womit er ſich zu parfümiren pflegte, nie anders als ſeine „Zibetkatze“. Selbſt Ballet- und Kapellmeiſter ſchonte er nicht; auch ſie hatten ihre Spitznamen: den Einen nannte er wegen der großen Sprünge, die er machte, den „lahmen Jaguar“, den Andern wegen ſeiner unförmlichen Geſtalt den „Waſchbären.“

Obgleich der Prinzipal dieſer zweibeinigen „Menagerie“ von der Muſik nicht mehr als ein Elephant von der Tanzkunſt verſtand, beſaß er doch einen ſo richtigen Naturtact und einen durch vieles Hören ſo gut geläuterten Geſchmack, daß ſein Urtheil faſt immer wahr und treffend ausfiel.

Mit Gott und aller Welt, mit Miniſtern und Geſandten, ja ſelbſt mit König Ferdinand I. und ſeiner neuen Geliebten, der Herzogin von Floridia, ſtand er auf vertrautem Fuße; dünkte ſich doch auch er ein unumſchränkter Souverain, der ſeinen Leuten Geſetze, wenn auch nicht vorſchreiben — denn das vermochte er nicht — wenigſtens drucken laſſen, den Einen anſtellen, den Andern entlaſſen, heute beſtrafen und morgen begnadigen konnte. Signor Domenico Barbaja, von Gottes Gnaden Impreſario der großen Oper, führte ſein Theaterſcepter mit ſo despotiſcher Gewalt, daß das „Trampelthier“ ſeiner „Menagerie“ ihn nie anders als den „Sultan von San Carlo“ hieß.

Es war ein Schauſpiel eigenthümlicher Art, dieſen „Sultan“ bei der erſten Aufführung einer neuen Oper in ſeiner reich decorirten Loge, der des Königs gegenüber, ſitzen und, wie Polykrates „von ſeines Schloſſes Zinnen auf das beherrſchte Samos“, auf die von ihm durch Contract gezähmte „Menagerie“ herabblicken zu ſehen. Sang die Primadonna, die, wie bereits erwähnt, ſeine Maitreſſe war, zu ſeiner Zufriedenheit, ſo war er der Erſte, der ganz ungenirt ſo lange brava! brava! brava! rief und nicht eher zu applaudiren aufhörte, bis auch das ſtarrköpfige Publikum zu klatſchen anfing. Wenn aber das Parterre — oft nur ihm zum Trotze — zu Beifallsbezeugungen nicht aufgelegt war, kehrte er ihm den Rücken zu und ſchimpfte — nicht ſelten ſo laut, daß die Nachbarloge es hören konnte — **Can' di Dio**, Ihr wollt nicht applaudiren? Gut, dann laßt es bleiben! Wozu, Ihr Faulpelze, hat Euch der Schöpfer zwei Hände gegeben? Zum Applaudiren! Und Ihr Lumpe legt Eure Hände ruhig in den Schoos und rührt und rappelt Euch nicht? Ihr verdient gar keine gute Sängerin, denn Ihr ſeid Dummköpfe und habt keine Ahnung von dem, was gut, was ſchön iſt. Hol' Dich der Teufel, undankbares Parterre, einfältiges Logen-Geſindel. — Ja ſelbſt mit dem Könige wagte er zu grollen; wenn Seine Majeſtät, den er den „gekrönten Lazzarone“ hieß, verſäumt hatte, zu rechter Zeit das Signal zum Applaus zu geben, zuckte er mitleidig mit der Achſel und ſagte zu ſich: „der verſteht auch nicht mehr von Muſik und Geſang, als mein Seidenaffe von Faro und Landsknecht! Auch Du, Ferdinand I., mit ſammt Deiner Herzogin von Floridia, kannſt mir geſtohlen werden!“ — Hatte ein Sänger ſchlecht geſungen oder auch nur ein Mal detonirt, ſo war der Sultan — das muß man ſeiner Unparteilichkeit zum Ruhme nachſagen — wiederum der Erſte, der zu pfeifen und zu ziſchen anfing. Und ſobald der Vorhang gefallen war, rannte er auf die Bühne, ſuchte den Unglücklichen und ſagte zu ihm: „Höre, Zebra, heute haſt Du wieder wie ein Schwein gegrunzt. Wenn ich Du wäre, ich würde mich ſelber mit faulen Aepfeln werfen. Geh', geh', ich mag nichts von Dir hören!" Hatte ein Sänger, umgekehrt, ſeine Sache gutgemacht, dann umarmte er ihn und ſprach: Heute haſt Du wieder wie ein junger Gott geſungen. Die Weiber ſind entzückt von Dir. Laſſe Dir morgen auf meine Koſten funfzig Stück Auſtern holen und leere eine Flaſche Sect auf die Geſundheit Deines Freundes Barbaja. — Wenn eines ſeiner Mitglieder, die das Glück hatten, Lieblinge des Publikums zu ſein, ernſtlich krank waren, pflegte ſie der Grobian mit einer Treue und Sorgfalt, mit denen ein Vater ſein einziges Kind pflegt. Er brachte ganze Stunden an ihrem Bette zu und leerte, um ſie aufzuheitern, die ganze Sparbüchſe ſeiner Anecdoten und Zoten.

Außerdem hatte Signor Barbaja keine einzige Tugend, aber hundert kleine Laſter. Er war ein unerſättlicher Vielfraß, ein neu aufgelegter Gargantua, über deſſen Gefräßigkeit ſelbſt Meiſter Rabelais erſtaunt die Hände über den Bauch zuſammengeſchlagen und ausgerufen hätte: ecce stomachus ineptissimus! Eben ſo groß war er als Trinker. Außerdem aber liebte er nichts auf der Welt, als Spiel und Weiber.

Dieſer Mann, den wir ſo treu als möglich zu portraitiren verſucht, dehnte ſich eben auf einem gepolſterten Lehnſtuhle, als ſein Diener eintrat.

— Gnädiger Herr, ein Fremder wünſcht Sie zu ſprechen.

— Sein Name?

— Joachim Roſſini.

— Aha, laß ihn ſogleich eintreten.

IV.

— Willkommen, herzlich willkommen, Maëſtro, ſagte der Sultan, dem Eintretenden überaus freundlich entgegeneilend und ihm beide Hände reichend. Sie haben doch meinen letzten Brief erhalten?

— Nein! antwortete Meiſter Roſſini ſehr trocken.

— Wie? Sie hätten den Brief, den ich Ihnen nach Bologna geſchrieben, wirklich nicht erhalten?

— Nach Bologna? Soeben komme ich direct von Mailand.

— Nun gut, daß Sie hier ſind! Ich bin entzückt, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Ihr Ruf iſt ſeit Kurzem auch nach Neapel gedrungen. Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört, viel Schönes über Sie geleſen.

— Wirklich??? fragte der junge Componiſt, dem bekannt war, daß Barbaja nicht leſen konnte, mit ungläubiger Ironie.

— Und weßhalb wundert Sie das ſo ſehr?

— Ich habe mir ſagen laſſen, Sie läſen keine Zeitungen ...

— Ganz recht. Und wiſſen Sie auch weßhalb? Weil ich nur ſelten Zeit dazu habe. Doch um zur Hauptſache zu kommen: ich engagire Sie auf der Stelle ...

— Doch unter welchen Bedingungen? fragte Signor Gioachimo noch immer ſehr kalt.

— Unter den glänzendſten, die Sie ſich wünſchen können. Ich biete Ihnen eine freie Wohnung — den ganzen zweiten Stock — hier in meinem Hauſe an ...

— Ferner?

— Biete ich Ihnen für ſich und Ihre Freunde ein für allemal einen freien Platz an meiner Tafel an. Sie werden gehört haben, daß ich den beſten Koch und den feinſten Keller habe ...

— Ferner?

— Steht Ihnen Tag und Nacht eine meiner beſten Equipagen und eines meiner ſchönſten Reitpferde zu Dienſten ...

— Vorläufig angenommen; aber die Hauptſache?

— Einſtweilen biete ich Ihnen ein jährliches Gehalt von 6000 Francs.

— Signor Barbaja, ſagte Roſſini und that, als ob er ſeinen Rückzug antreten wolle.

— Das ſcheint Ihnen alſo zu wenig? Gut, ich gebe Ihnen 8000 Francs.

— Auch für dieſe Gage iſt es mir nicht möglich ...

— Eh bien, ſind Sie mit 10,000 zufrieden?

— Auch dafür kann ich nicht bleiben.

— Alſo 12,000 Francs, aber keinen Sou mehr, denn ſo viel habe ich, auf Ehre! noch keinem einzigen meiner Kapellmeiſter gezahlt.

— Das glaube ich gern, doch kann ich Ihnen Briefe zeigen, daß der Impreſario des Fenice-Theaters in Venedig ...

— Ihnen mehr bietet. Nun gut, damit Sie ſehen, daß ich nicht geizig bin, will ich Ihnen außer den 12,000 Francs fixen Gehaltes noch eine hübſche Gratification zuſichern. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß ich Pachter der öffentlichen Spielbank bin.

— Ein Geſchäft, bei dem Signor Barbaja, wie ich gehört habe, jährlich 80—100,000 Francs gewinnt.

— Verläumdung, junger Freund, nichts als Verläumdung; es bleibt mir kaum die Hälfte; doch um Ihnen einen Beweis meiner Generoſität zu geben, will ich Ihnen einen Antheil an meinem Gewinne überlaſſen.

— Und dieſen Antheil garantiren mit wieviel?

— Mit 1500 Francs.

— Das ſcheint mir denn doch gar zu wenig ...

— Alſo mit 2000 Francs.

— Damit Sie ſehen, daß auch ich nicht geizig bin, will ich dieſe Bedingungen annehmen.

— Auf wie lange?

— Auf ein Jahr vorläufig ...

— Und wann wollen Sie die scrittura unterzeichnen?

— Meinetwegen jetzt gleich.

— In zwei Stunden ſoll der Contract in Ihren Händen ſein.

— Abgemacht! ſagte Roſſini und reichte ihm ſeine Hand.

In demſelben Augenblick trat unangemeldet eine ziemlich junge, äußerſt intereſſante Dame ein. Ihr olivenfarbiger Teint, die ſüdliche Gluth ihrer großen, ſchwarzen Augen, die, wie Feuerräder, zündende Funken ſprühten, verriethen gleich auf den erſten Blick die Spanierin, die jenes Alter erreicht hatte, in welchem eine iberiſche Schönheit zwar ſchon überreif, aber eben darum weit entwickelter und ſaftiger als die frühreife Frucht, auf den Geſchmack der Männer, und namentlich auf deren Sinnlichkeit, einen ganz verführeriſchen Zauber, einen faſt unwiderſtehlichen Reiz ausübt. Sie war eine jener „Frauen von dreißig Jahren", deren ganzes Weſen, deren Licht- und Schattenſeiten nur Balzac's Meiſterpinſel ſo treu zu malen weiß, daß ſie als verkörpertes

Bild vor uns ſtehen. Glänzendſchwarzes Haar rahmte eines jener bezaubernden Ovale ein, wie man ſie nur auf den Heiligenbildern des Velasquez und Murillo ſieht. Feuerſprühende Augen, in deren ſchwarzen Sammet das ſchöne Wort „Liebe" eingeſtickt zu ſein ſchien, blitzten durch das Gitter ihrer langen Wimpern, die wie leiſe Schatten ſich auf der Sonnenuhr ihres Antlitzes abzeichneten. Ihr Mund, nicht zu groß und nicht zu klein, enthüllte, durch pikantes Lächeln aufgeblättert, zwei Gruppen kleiner, alabaſterweißer Zähne. — Ihr diaphaner Anzug verrieth, außer dem gebräunten Nacken und den vollen Schultern, einen üppigen Buſen und ſchwellende Körperformen. So ſah damals Mademoiſelle Iſabelle Angélique Colbrand (geboren 1785 zu Madrid), die Primadonna des San-Carlo-Theaters, die Favorit-Sultanin des Signor Muſtapha-Barbaja, aus, ein Weib, das ihm, beiläufig erwähnt, zehnmal mehr als dem Könige von Neapel die Herzogin von Floridia gekoſtet hat.

— Störe ich? fragte Mademoiſelle Angélique.

— Nicht im Geringſten. Hier, Maeſtro, ſtelle ich Ihnen meine „ſchwarze Nachtigall" Signora Colbrand vor; hier, Schatz Gottes, präſentire ich Dir den berühmten Componiſten des „Tankred".

— Ah, Herr Roſſini, hauchte die Sängerin mit dem einſchmeichelndſten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote ſtand. Seit wann in Neapel?

— Seit zwei Stunden, Signora, erwiderte der Maeſtro mit der ihm ſchon damals eigenthümlichen Ruhe und Gleichgiltigkeit.

— Und ſeit fünf Minuten, fügte Barbaja mit komiſcher Grandezza hinzu, von uns für San Carlo gewonnen.

— Charmant, charmant! flötete Signora Colbrand und klatſchte mit ihren feinbehandſchuhten Händen dem Impreſario Beifall zu. Maeſtro wird für uns, hoffentlich recht bald, etwas Neues componiren?

— Melodien genug, aber keinen Text.

— O wenn's nur daran liegt, ſagte der „Sultan". Ich ſchaffe Ihnen ein Libretto.

— Bis wann?

— Bis in längſtens zweimal vierundzwanzig Stunden, ſo wahr ich Barbaja heiße und nie etwas verſpreche, was ich nicht zu halten vermag. Ich werde augenblicklich meinen moſchusduftenden Theaterdichter, meine Zibetkatze, rufen laſſen und ihr — bei meiner höchſten Ungnade — den Auftrag ertheilen, Ihnen bis ſpäteſtens übermorgen um dieſe Zeit den Text zu leſen. Apropos, Maeſtro, wünſcheſt Du einen luſtigen oder einen tragiſchen Stoff?

— Mir durchaus gleichgiltig, betheuerte Roſſini.

— Falls ich, begann Signora Colbrand, mir erlauben dürfte, in dieſem Punkte ein Wörtchen mitzureden, ſo möchte ich Sie bitten, für mich etwas Tragiſches zu ſchreiben.

— Ja, Maeſtro, thun Sie das; meine „ſchwarze Nachtigall" iſt ſeit einiger Zeit ſehr zur Melancholie geneigt; ich glaube, ſie iſt eiferſüchtig und grämt ſich darüber, daß ich ſie nicht ganz ſo heiß mehr als früher anbete.

— Schweigen Sie, Domenico! Wie oft ſoll ich Sie daran erinnern, daß Ihre plumpen Späße mich ſehr langweilen. Sparen Sie Ihre ſchlechten Witze für Ihre Choriſtinnen. Ich, als erſte Sängerin, dulde weder von Ihnen, noch von irgend einem Andern einen plebejiſchen Scherz.

— Sieh' nur, Maeſtro, wie meine Nachtigall borſtig werden kann. Wenn Signora Colbrand den Koller kriegt, finde ich ſie gerade am reizendſten. Einen Kuß, einen Kuß, ſchwarzer Engel!

— Sie ſind ein alter Narr! rief ſie voller Zorn.

— Ja, das bin ich, ſonſt hätte ich mich längſt ſchon um eine andere Primadonna umſehen müſſen.

— Was ſagen Sie zu dieſem Grobian? fragte Angélique mit erzwungenem Lächeln.

— Signor Barbaja hat es nicht ernſt gemeint, begütigte Roſſini.

— Gieb Dich zufrieden, Colbrand, das war allerdings nur ein Scherz. Ich wäre ein koloſſaler Eſel, wollte ich nicht einſehen, daß Du die Perle aller Frauen, die Krone aller Sängerinnen biſt. Wann alſo, fragte er den Maeſtro, ziehen Sie zu mir?

— Vielleicht noch heute.

— Und wann machen Sie ſich an die neue Oper?

— Sobald ich den Text habe.

— Und bis wann denken Sie damit fertig zu werden?

— Vielleicht in drei Monaten, vielleicht auch ſchon in vierzehn Tagen.

— Je ſchneller, deſto beſſer. Sieh', Kerlchen, wenn Du mir in vierzehn Tagen eine neue Oper lieferſt, dann bin ich im Stande...

— Was denn? fragte Joachim mit ſchlauem Lächeln.

— Dich zu umarmen...

— Und ſonſt nichts?

— Und Dich königlich zu belohnen. O Du kennſt mich noch nicht! Ich habe Augenblicke, wo ich ſehr generös bin. Nicht wahr, Colbrand? Die weiß das am beſten. Erſt vor acht Tagen habe ich ihr einen neuen Caſhemir für 2000 Francs geſchenkt und heute —

ſagte der Sultan und holte aus einer Schublade ſeines Bureau ein Etui von grünem Saffian hervor — heute will ich Dir, um Dich wieder gut zu machen, dieſes Ding da ſchenken.

— Ah, rief die Sängerin, das Etui öffnend, eine Broche von Diamanten ...

— Koſtet mich 1254 Francs!

— Dank, tauſend Dank, mein lieber Domenico, flötete die Colbrand, umhalſte das Ungeheuer und gab ihm einen Kuß.

— Erlauben Sie, daß ich mich nun empfehle, ſagte Roſſini, der keine Luſt zu haben ſchien, unnützer Zeuge dieſer zärtlichen Liebkoſungen zu ſein.

— Ich wohne dicht am Theater. Wann beſuchen Sie mich, Maeſtro?

— Vielleicht recht bald.

— Nun denn, auf Wiederſehen, Signor Roſſini, ſagte die Primadonna, ihm mit zärtlichem Blick ihre Hand reichend.

Der Maeſtro ging. Die Colbrand aber blieb beim Sultan.

V.

Noch an demſelben Abend verließ der Maeſtro den Gaſthof, in den er Morgens eingekehrt war, und bezog ſeine neue Wohnung im Hauſe des Impreſario.

Da Herr Roſſini der Held dieſer kleinen Novelle iſt, ſo halten wir uns verpflichtet, unſere Leſer mit dieſem in jeder Beziehung eben ſo genialen als intereſſanten Künſtler näher bekannt und mit allen Eigenſchaften deſſelben vertraut zu machen, in der Hoffnung, daß ſie ihn bald ſehr lieb gewinnen werden.

Wie einſt ſieben Städte des alten Griechenlands um die Ehre geſtritten, Homer's Geburtsort zu ſein, alſo machen ſich noch heute drei Städte des Kirchenſtaates, Peſaro, Lugo und Bologna, den Vorzug ſtreitig, die Heimath Joachim Roſſini's zu ſein. Es hat damit folgende Bewandniß: der berühmte Tondichter hat im Jahre 1792 zu Peſaro — einem äußerſt anmuthigen Städtchen am Golfe von Venedig — das Licht der Welt begrüßt und von ſeinem Geburtsorte ſpäter den Namen „**cigno pesarese**“ (Schwan von Peſaro) erhalten; ſeine Aeltern aber ſtammen aus Lugo, wo Roſſini noch jetzt ſein väterliches Haus beſitzt und erſt vor einem Jahre (1843) zu der hohen Würde eines Gemeinderaths emporgehoben worden. Bologna endlich iſt die Stadt, in der er den erſten muſikaliſchen Unterricht erhielt.

Von Roſſini's Vorfahren haben ſich nur zwei einen Namen in der Geſchichte erworben: Fabricio Roſſini, der, im Jahre 1570 Gouverneur von Ravenna, als Abgeordneter ſeiner Vaterſtadt an den Hof Alphons II., Herzogs von Ferrara, abgeſchickt worden war, und Pietro Roſſini, der, gleichfalls aus Peſaro gebürtig, im Jahre 1700 unter dem Titel „**il Mercurio errante delle Grandezze di Roma**“*) einen Wegweiſer für die fremden Beſucher der heiligen Stadt herausgegeben hatte.

---

*) Die zweite Auflage dieſes Buches — eine dritte erſchien zu Rom im Jahre 1715 — iſt dem Cardinal Biſchof von Paſſau, Grafen Philipp von Lamberg, gewidmet.

Joachim's Vater, Giuſeppe Roſſini, ein höchſt mittelmäßiger Waldhorniſt, gehörte jenen blutarmen Teufeln an, die, um ihr armſeliges Leben zu friſten, mit einem Inſtrumente auf dem Buckel und einem weiblichen Gefährten an der Hand, in der Romagna von einem Jahrmarkte zum andern ziehen und gottvergnügt ſind, wenn ſie täglich auch nur ſoviel verdienen, um ihren Hunger befriedigen und ihre Schlafſtelle bezahlen zu können. Sinigaglia, Fermo und Forli waren die Schauplätze der waldhorniſtiſchen Virtuoſität dieſes armen Teufels.

Joachim's Mutter, Anna Guidarini, war in ihrer Jugend eine der ſchönſten Frauen der ganzen Romagna und nebenbei eine leidliche Choriſtin, die es mit der Zeit auch zu der Höhe einer zweiten Sängerin hätte bringen können, wäre ſie nicht ſo unverzeihlich ſchwach geweſen, ſich ins Waldhorn zu verlieben und deſſen Frau zu werden.

Beide — gleich arm — zogen nun von Stadt zu Stadt, von einer Truppe zur andern, um heute hier und morgen dort ihr Glück zu verſuchen. Während das Waldhorn im Orcheſter blies, ſang ſein junges, bildhübſches Weibchen in einer Bretterbude, auf einer improviſirten Bühne, und verdiente ſich wenigſtens ſo viel, daß ſie ſich in Lugo, wo Alles ſpottwohlfeil iſt, ein winzigkleines Häuschen kaufen, ihr Waldhorn ernähren und ihren Buben — das einzige Kind — ſo gut als möglich erziehen konnte.

Auch in dieſer Ehe ſchien ſich das italieniſche Sprüchwort **„La scheggia ritrae del ceppo“**, ſinnverwandt mit dem deutſchen „Apfel, der nicht weit vom Stamme fällt“, vollkommen zu beſtätigen, denn der kleine Joachim — das Ebenbild ſeiner reizendſchönen Mutter — war einer der netteſten Burſche im ganzen

Kirchenſtaate und ſchon darum der Augapfel, das Herzblatt, der Stolz und die Freude ſeiner Frau Mama.

Etwas älter als ſieben Jahre brachten Vater und Mutter den „kleinen Adonis“ — ſo nannten ſie ihn — nach Bologna, wo er fünf Jahre ſpäter (1804) beim Doctor Angelo Teſei den erſten Unterricht in der Muſik erhielt. In ganz kurzer Zeit hatte der aufgeweckte Burſche ſchon ſo viel vom Geſang wegbekommen, daß er als Chorknabe in den Kirchen mitſingen und ſich damit wöchentlich ein Paar Paoli Taſchengeld verdienen konnte. Sein friſches, munteres Weſen, ſeine Lebhaftigkeit und ſeine poſſierlichen Manieren, vor Allem aber ſeine jugendlich friſche Sopranſtimme, machten ihn bald ſo beliebt, daß die geiſtlichen Herren, wie man zu ſagen pflegt, in ihm einen kleinen Narren gefreſſen.

— Wenn mich nicht Alles trügt, ſagte an einem ſchönen Palmſonntag des Jahres 1805 einer dieſer hochwürdigen Herren, ſo wird aus dieſem kleinen Schlingel — Eurem ſchwarzäugigen Jungen da — einmal ein großer Sänger.

— Ach, hochwürdiger Herr, ſchluchzte die Mutter, mit Freudenthränen im Auge ihrem Söhnchen die Naſe wiſchend, er iſt aber auch mein Alles!

— Das kann ich Ihr nicht verdenken, gute Frau. Der da oben ſchenkt nicht jeder Mutter einen ſo ſchmucken Affen wie dieſen da!

— Selber Affe! ſchrie der Kleine.

— Gioachimo! drohte die Mutter, die vor Schreck ganz blaß geworden war.

— Warum ſchimpft der Herr? Das ſchickt ſich nicht! ſagte der Junge, mit dem Fuße ſtampfend.

— Laßt Ihn, gute Frau, die Naivetät dieſes kleinen Wildfangs gefällt mir. Ich ſag' Euch noch einmal: aus dieſem Burſchen wird einſt ein Mann.

Und dieſe Weiſſagung des Hochwürdigen ſchien früh genug in Erfüllung zu gehen, denn zwei Jahre ſpäter konnte der Knabe ſchon das ſchwerſte Muſikſtück vom Blatte ſingen und ſich auf dem Klaviere mit ſo vieler Fertigkeit accompagniren, daß der Lehrer, erſtaunt über die rieſigen Fortſchritte ſeines Schülers, ſich heimlich geſtehen mußte:

— Der bringt es in der Muſik weiter als Du! Es iſt nun Zeit, daß man den Patron ins Lyceum ſchickt.

Am 20. März 1807 wurde er als Schüler des Lyceums aufgenommen, wo Pater Stanislao Mattei, ein tüchtiger Contrapunctiſt, ſein Lehrer im Generalbaß war. Hier, unter den Auſpicien dieſes Meiſters, entfaltete ſich Joachim's Talent mit ſo bewundernswerther Schnelligkeit, daß er fünfzehn Monate ſpäter (im Auguſt 1808) ſich ſchon ſtark genug fühlte, ſein erſtes Geſangſtück, eine Cantate „Il pianto d'Armonia“ zu componiren, die bei der Aufführung ſo außerordentlich gefiel, daß die Academia degli Unanimi, die Akademie der Einträchtigen, ein muſikaliſcher Verein, ihn einſtimmig zum Director erwählte.

— So ein Genie, ſagte Pater Contrapunct (alſo nannte der junge Wildfang den alten ehrwürdigen Mattei) kommt nicht jedes Jahr zur Welt.

— Sie haben, mein werther College, erwiderte Doctor Teſei, in doppelter Hinſicht Recht. Joachim iſt nämlich am 29. Februar geboren, ein Tag, der bekanntlich in vier Jahren nur ein Mal wiederkehrt.

— Sie ſollen ſehen, Doctor, der Junge wächſt uns Allen über den Kopf und wird ein ganz bedeutender Componiſt.

— Pater Mattei iſt ja ſein Lehrer geweſen!

— Sie, Doctor, haben den erſten Grund gelegt; auch Sie haben zu ſeiner muſikaliſchen Bildung redlich das Ihrige beigetragen.

— So iſt es, Pater Mattei, ich glaube, wir dürfen Beide ſtolz auf unſern Schüler ſein, ſprach der Doctor.

Und wahrlich, ſie hatten ein Recht dazu!

Im Frühling des Jahres 1809 componirte Meiſter Joachim ſeine erſte Oper: „Demetrio e Polibio“*), die jedoch erſt drei Jahre ſpäter von der Truppe Mombelli zu Rom, im Teatro della Valle, aufgeführt wurde. Die Fülle der anmuthigen Melodien, in denen ſich eine ſonnige, frühlingfriſche, herzerquickende Heiterkeit abſpiegelte, verſchafften ihm, ſchon vor der Aufführung, einen großen Anhang und die gute Meinung: es ſei ein neuer Cimaroſa in ihm auferſtanden. Vor Allem waren es zwei Nummern, die, in Privatkreiſen von Dilettanten geſungen, in Bologna ſo großes Aufſehen machten, daß ſie bald von Mund zu Munde gingen. Der Liebeszauber, der die einfache Cavatine „pien di contento il seno“ und der unbeſchreibliche Reiz, der das Duett „questo cor ti giura amore“ durchweht, machten, beſonders auf die Weiber, einen ſo tiefen, mächtigen Eindruck, daß die halbe Frauenwelt ſich über Hals und Kopf in den blutjungen, bildhübſchen Amphion verliebte.

---

*) Den Text zu dieſer Oper verfaßte Signora Vigano-Mombelli, Mutter des Tenoriſten Mombelli, eine Verwandte Roſſini's.

Eine der üppigſten Schönheiten Bologna's, Signora Giuditta Perticari, die Gemahlin eines ſehr reichen und bornirten Advokaten, gerieth auf den glücklichen Einfall, den liebenswürdigen Hausfreund ihres Mannes den Nachſtellungen ihrer Nebenbuhlerinnen zu entführen.

— Armes Kind, ſagte ſie zu ihm eines Abends, als er mit ihr allein war, wie ſehr beklag' ich Dich!

— Mich? Warum? Weßhalb?

— Alle Weiber ſind vernarrt in Dich ... Alle wollen von Dir geliebt ſein. Ich bin nicht eiferſüchtig, Gioachimo, und gönne dann und wann auch Andern eine Freude. Aber Deine Geſundheit, die mir ſehr am Herzen liegt, leidet darunter. Wir müſſen uns ſchonen, junger Freund! Du mußt Dich erholen, mein Amphion, mußt Dich aus dieſem Trubel herausreißen, mußt ein neues Leben anfangen, eine andere Luft einathmen ... Und dazu, ſüßer Freund, habe ich mir ein Plänchen ausgedacht ...

— Laß hören!

— Mein Gemahl iſt, wie Du weißt ...

— Ein Schwachkopf, ſagte der junge Orpheus, ſeinen Arm um ihre Hüfte ſchlingend.

— Du nimmſt mir das Wort aus dem Munde. Nun ſieh', ich habe ihm ſo oft geſagt, daß ich Dich nur wie einen Bruder liebe, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als feſt daran zu glauben; er ſchöpft alſo nicht den kleinſten Verdacht ...

— Beweis, daß er ein Ehemann iſt.

— Unter dem Vorwande, Heimweh zu haben, machte ich ihm ſchon ſeit langer Zeit Vorſtellungen, mich auf einige Zeit nach Venedig reiſen zu laſſen, um dort meine arme, alte Mutter beſuchen zu können. Anfangs wollte er durchaus nicht darauf eingehen; geſtern endlich gelang es mir, ſeine Zuſtimmung zu erhalten. Ich kann nun reiſen, wann ich will; ſprich, ſüßer Freund, hätteſt Du wohl Luſt, mich zu begleiten?

— Mit tauſend Freuden; was aber wird Dein Gemahl, was wird die Welt dazu ſagen?

— Ich frage nach dem Einen ſo wenig als nach der Andern. Wann alſo reiſen wir?

— Meinetwegen ſchon morgen.

— Noch heute Nacht ſoll mein Gemahl es erfahren, daß mein Bruder ſo gütig ſein will, mich zu begleiten.

Und der Gemahl? Was ſagte er?

— Liebes Kind, reiſe mit Gott, Roſſini und allen Heiligen, ſprach der gerührte Bologneſer und ſchloß das geliebte Weib in ſeine Arme.

Und ſchon am andern Morgen entführte Signora Perticari ihren Cicisbeo nach Venedig.

— — — — — — — — — —

Die alte Marcusſtadt gefiel unſerm jungen Maeſtro dergeſtalt, daß er, der Gunſtbezeugungen der ſchönen Perticari (deren Urlaub abgelaufen war) überdrüſſig, auch ohne ſie in Venedig zu bleiben beſchloß.

Hier componirte er für das San Moſè-Theater **„la Cambiale di Matrimonio“**, eine einactige komiſche Oper, die im Herbſte deſſelben Jahres (1810) in Scene ging und mithin die erſte Oper war, die von ihm zur Aufführung kam. Sie gefiel ſo ſehr, daß er der Abgott des Publikums und ſeine Muſik das Gemeingut aller Gondolieri wurde.

Die Erinnerung an Giuditta, deren Schönheit durch die Entfernung einen neuen Nimbus gewonnen hatte, trieb ihn im nächſten Frühjahre nach Bologna zurück.

Die Kunde lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt.

— Roſſini iſt wieder hier! flüſterten ſich die verliebten Weiber mit ſichtbarer Freude, die armen Ehemänner aber mit ſichtbarem Schreck ins Ohr.

Nachdem er im Herbſte deſſelben Jahres ſeine neue Oper „Equivoco stravagante“ auf dem Teatro del Corſo hatte aufführen laſſen, kehrte er, einer ſchönen Sängerin zu Liebe, nach Venedig zurück, wo er für den nächſten Carneval für das San Moſè-Theater eine einactige Farce „l'inganno felice“ ſchrieb, eine Muſik, aus der, wie einer der Biographen Roſſini's ſehr richtig bemerkt, ein geübtes Ohr ohne Mühe die Grundgedanken von funfzehn oder zwanzig reizendſchönen Melodien, die ſpäter das Glück ſeiner Hauptwerke gemacht haben, heraushören kann.

Für dieſe Oper, die ſo außerordentlich gefiel, daß ſie während des Carnevals gegen fünfzigmal wiederholt worden war, hatte der arme Maeſtro kaum armſelige hundert Zechinen, aber deſto mehr Gunſtbezeugungen von hübſchen Frauen erhalten, die, berauſcht vom Zauber ſeiner Muſik, ſich ihn gegenſeitig abſpenſtig machten. Und als ſich endlich auch die Fürſtin B..., eine der erſten Schönheiten der ganzen Lombardei, in ihn ſterblich verliebt hatte, war Meiſter Joachim's Ruf, nicht blos als Componiſt, ſondern auch als ſchöner Mann feſt begründet.

Bald darauf folgte er einem Rufe nach Mailand, wo er (1812) für die Scala — eines der erſten Theater von ganz Italien — die komiſche Oper „la pietra di paragone“ (Prüfſtein) ſchrieb.

Der Jubel, womit das Mailänder Publikum dieſe Oper — das Hauptwerk Roſſini's in der Gattung der Buffa — aufgenommen hatte, war ſo groß, daß man aus allen Städten, zehn Stunden im Umkreiſe, ja ſelbſt aus Parma und Piacenza, aus Bergamo und Brescia, Neugierige herbeiſtrömen ſah, die den Maeſtro ſehen und ſeinen „Prüfſtein" hören wollten. Die Frauen, die Alles lieben, was Aufſehen erregt, waren „rein toll". Ganz Mailand ſchwärmte für „den Schwan von Peſaro", für den „Orpheus von Bologna", für den „Dio della musica".

— Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lang' es warm iſt, ſagte ſich Meiſter Joachim und ließ dieſen glühendwarmen Enthuſiasmus nicht unbenutzt vorüberziehen.

— Dieſer Roſſini, ſagte ein auf deſſen Glück bei den Frauen nicht wenig neidiſcher Journaliſt, der ſich im „Prüfſtein" in der Rolle des eiteln, prahlhanſigen, dummdreiſten Marforio getroffen glaubte, dieſer Roſſini hat mehr Glück als Verſtand. Seine Muſik, ſchrieb er in ſeinem Blatte, iſt ganz paſſabel, Clariſſen's Cavatine „Ecco pietosa" iſt ganz nett; doch haben wir ſchon hundertmal Beſſeres gehört; der kecke Joachim iſt noch lange kein Paiſiello, Cimaroſa oder Paer. Eine einzige Nummer aus Zingarelli's „Romeo et Giulietta", die göttliche Arie „Ombra adorata", iſt mir tauſendmal lieber als der ganze muſikaliſche Schnickſchnack dieſes viel zu ſehr überſchätzten Maeſtro Roſſini.

Wir erwähnen dies, um jeden Künſtler daran zu erinnern, daß jedes großartige Genie, das ſich neue Bahnen bricht, gefaßt ſein muß, überall auf bloßen Neid und ſchmutzigen Spott zu ſtoßen. Der große Gluck, der unſterbliche Schöpfer der „Armida", „Alceſte" und „Iphigenia", wurde bei ſeinen Lebzeiten von einem ſchwarzgalligen Kritiker in Frankreich blos der „Heuler" (l'hurleur) genannt; Beweis, daß es zu allen Zeiten eine Gattung frecher Spötter gab, die durch Beſudelung eines berühmten Namens ſich ſelbſt berühmt zu machen glaubten; Beweis, daß die Nachkommenſchaft jenes gallſüchtigen Zoilus, der ſelbſt Homer's Geſänge in den Staub zu ziehen gewagt, niemals ausſtirbt*).

Roſſini aber, klug genug, ſich durch dieſe groben Anfeindungen, ebenſowenig als der Mond in der Fabel durch das Schimpfen des klaffenden Mopſes, einſchüchtern zu laſſen, wandelte unbekümmert auf der Bahn fort, die ſein Genius ihm vorgezeichnet hatte, und ſagte zu einem jener ſogenannten „guten Freunde", die ihm brühwarm jeden neuen Tadel überbrachten:

— Ich bin gegen Lob und Tadel bereits dergeſtalt abgeſtumpft, daß Letzterer mich bald eben ſo kalt als Erſteres laſſen wird. Laß die Zeitungſchreiber ſchimpfen, ſo viel als ihnen gefällt. Giebt es doch Käuze darunter, deren Tadel für einen Mann von Talent, der zu ſtolz iſt, ihre Protection erkaufen oder gar erbetteln zu wollen, ehrenvoller als ihr feiles, verdächtiges, anrüchiges Lob iſt. Die Zeitgenoſſen ſind, mehr oder weniger, ſtets ungerecht; nur die Nachwelt richtet den Künſtler ſonder Haß und ſonder Liebe. Laß ſie alſo bellen, dieſe Möpſe, und erweiſe mir die Freundſchaft, mir nichts von Allem, was Du über mich geleſen haſt, ſo geſchäftig wie bisher, zuzutragen; ſonſt, beſter Freund, zeigt Dir Joachim die Thür und ſagt: Allez-vous-en!

Nachdem Roſſini für San Moſè noch zwei kleine Farcen: „l'occasione fa il ladro" und „il figlio per azzardo" geſchrieben hatte, componirte er für das Theater della Fenice die erſte tragiſche Oper „Tancredi“ *).

---

*) Wem fällt dabei nicht Spontini und das große L. R. ein?

Der Enthuſiasmus, den dieſe „Opera seria“ in Venedig erregte, hatte einen wahrhaft fanatiſchen Charakter angenommen. Hören wir, wie Herr von Bayle **), ein Augen- und Ohrenzeuge des Roſſini'ſchen Triumphes, ſich darüber vernehmen läßt:

„Selbſt die Ankunft des Kaiſers Napoleon war nicht im Stande, Venedigs Aufmerkſamkeit vom Componiſten des Tankred auf den »Sieger von Marengo«, auf den »Befreier Italiens« hinzulenken. Es war eine wahre muſikaliſche Wuth, »ein Furore«, wie ſich die Sprache der Italiener ausdrückt, womit dieſe Oper von Jung und Alt aufgenommen worden war. Vom Gondoliere bis zum vornehmſten Herrn hinauf, ſang ganz Venedig „mi rivedrai, ti rivedró!“ Mehr als einmal ſahen ſich die Richter in den Gerichtshöfen gezwungen, den Zuhörern, die immer: Ti rivedró, mi rivedrai, halblaut vor ſich hinträllerten, Stillſchweigen zu gebieten.“ (Eine durch viele Zeugen beſtätigte Thatſache!)

An dieſen „Tancred“, der im Verlaufe von vier Jahren die Runde durch alle Bühnen Europa's gemacht, knüpft ſich eine Anecdote, die, obgleich gewiß ſchon Vielen bekannt, zur Charakteriſtik unſeres Helden nicht übergangen werden darf, weil ſie den Beweis liefert, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit er manches ſeiner ſchönſten Muſikſtücke erfunden und ausgearbeitet hat.

---

*) Das Libretto, eine freie Bearbeitung des Voltaire'ſchen Trauerſpiels, iſt von einem Trieſter Dichter J. A. Roſſi.

**) Derſelbe, der unter dem Namen eines Baron von Stendhal das „Leben Roſſini's“ herausgab

Signora Malanotti, die den Tancred ſingen ſollte, hatte, wie jede Sängerin, kleine boshafte Capricen und unter andern auch die, jene große Arie, welche Roſſini für das erſte Auftreten Tancred's geſchrieben, unter keiner Bedingung zu wollen, weil, weil ... eine erſte Sängerin braucht keinen Grund anzugeben. Abends vor der erſten Aufführung erklärte ſie dem Maeſtro, daß ſie ſich krank melden und die Partie ein- und für allemal zurückſchicken würde, wenn er ſich nicht geneigt finden ließe, ihr bis morgen früh eine andere Arie zu ſchreiben, die mehr im Bereiche ihrer Stimme läge.

— Mit Dummköpfen und Primadonnen kämpfen Götter ſelbſt vergebens, dachte er bei ſich und kehrte, wüthend über den Eigenſinn dieſer Philomele, nach ſeinem Gaſthofe zurück.

Hier beſtellte er ſich ſeine Lieblingsſpeiſe, eine Schüſſel Reis, ſo wenig ausgekocht, daß der Koch ſie nicht länger als zehn Minuten vor dem Eſſen ans Feuer ſetzen durfte.

Der Reis war noch nicht fertig, als Meiſter Roſſini mit der neuen Cantilene „**di tanti palpiti**" bereits bis zum Schluß gediehen war, woher dieſe Nummer in ganz Italien unter dem Namen „Reisarie" bekannt iſt. — Es giebt wohl überhaupt keinen zweiten Tondichter, der ſo ſchnell componirt hat als der „**Cigno pesarese**". In ſechs Tagen hat Gott die Welt und in dreizehn Tagen Roſſini die ſchönſte ſeiner komiſchen Opern — den „**Barbiere di Seviglia**" — geſchaffen.

Zu jener Zeit, als unſer Maeſtro ſich in den Ruhmesſtrahlen ſeines „Tancred's" ſonnte, ſchwelgte er in den Armen der Signora M..., einer reizendſchönen Buffa-Sängerin, die ſo ausgelaſſen heiter war, daß Roſſini und ganz Venedig ſie nie anders als

„die luſtige Fliege“ nannten. Dieſer „Polichinell in ſeidenen Kleidern“ wußte ihren „Caſanova im Schlafrock“ durch ihre ewig heitere Laune, durch ihren jocoſen Muthwillen dergeſtalt zu feſſeln, daß er wegen dieſer kleinen Hexe die ganze Scala ſeiner vornehmen Gönnerinnen vergaß.

— Sag' mir, Joachim, ſprach ſie eines Morgens, als er auf ihrem Bette ſaß, bin ich nicht recht dumm, daß ich dem reichen und höchſt generöſen Bruder des Kaiſers, dem Prinzen Lucian Bonaparte, den Laufpaß gegeben und Dich armen Schlucker vorgezogen habe?

— Sag' mir, Pepita, erwiderte Roſſini, bin ich nicht noch weit dümmer als Du, daß ich die Prinzeſſin X., die Gräfin Y. und die Marquiſe Z. ganz und gar vernachläſſigt und Dich kleinen Hanswurſt bevorzugt habe?

— X. Y. Z.! Seht doch den Prahlhans! Er brüſtet ſich mit Eroberungen, die er nur in ſeiner Einbildung gemacht.

— Glaube, was Du willſt. Du biſt zu geſchwätzig, Bajazzo, und ich, ich bin zu discret, um Dir, kleinem Plappermaule, Beweiſe zu geben, daß ich nicht prahle . . .

— Schweig, ſchwarzer Böſewicht, ſagte Signora M., ergriff mit beiden Händen ſeinen Kopf und küßte ihn. Ach wüßteſt Du, wie Dein Hanswurſt Dich liebt, Dich anbetet . . .

— Aber wie lange?

— Ja, ſiehſt Du, das weiß ich ſelber nicht. In dieſem Augenblick aber liebe ich Dich, wie ich vor Dir noch Keinen geliebt. Und wär' ich reicher als alle Königinnen der Welt und wärſt Du ärmer als ein Bettler, ich theilte Deine Armuth mit Dir, denn Du biſt doch gar zu ſchön! Der Apoll vom Belveder' — ich habe ihn zwar niemals geſehen — kann nicht ſchöner, als mein „ſchwarzer Petz" ſein, den ich auffreſſen könnte vor Liebe. Umarme Deine kleine luſtige Fliege und vergiß an ihrem Buſen Himmel und Erde, Gott und Welt.

Und dann umſchlang ſie ihn mit beiden Armen und drückte ihn an ihr Herz mit glühender Wolluſt. — — —

Kehren wir zu ſeinen Werken zurück.

VI.

Roſſini war nun einmal im Zuge.

Im Herbſte des Jahres 1813, während auf Leipzigs Schlachtfeldern eine der großartigſten Tragödien, die Völkerſchlacht, aufgeführt wurde, welche die Macht des ſieg- und ruhmgekrönten Kaiſers Napoleon zerbrach, erkämpfte ſich Joachim Roſſini I. (ein Napoleon anderer Art, deſſen Ruhm zehn Jahre ſpäter mit klingendem Spiele von einem Ende der Welt zum andern, von den Tuilerien bis zum Kreml zog) auf dem San Benedetto-Theater zu Venedig durch eine der luſtigſten Opern, die jemals componirt worden ſind, durch die Aufführung ſeiner „**Italiana in Algieri**", den glänzendſten Sieg, der ſeines Schöpfers Ruhm weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaustrug*).

---

*) Die „Italienerin in Algier" war die erſte der Roſſiniſchen Opern, die in Deutſchland, und zwar (1816) zuerſt in München zur Aufführung kam.

Jede Nummer dieſer Oper wurde von Venedigs entzücktem Publikum mit faſt beiſpielloſem Enthuſiasmus aufgenommen; Lindoro's Cavatine: „languir per una bella“ ertönte Nachts unter dem Fenſter jeder Schönen, der ein Ständchen gebracht wurde. Jede Geliebte, die mit ihrem Schickſal unzufrieden war, ſeufzte ihren Schmerz in Iſabellen's Arie: „Cruda sorte! amor tiranno!“ aus. Taddeo's erſte Arie im zweiten Act: „viva il gran Kaimakan“ und das köſtliche Terzett „Papataci“ erregten einen unbeſchreiblichen Jubel. Signora Marcolini, welche die Iſabella, und Paccini, der den Meſſer Taddeo ſang, wurden mit Beifall überſchüttet, Roſſini ſelbſt aber auf Händen getragen, in den Himmel erhoben, wahrhaft vergöttert *).

Nur einige Pedanten, neidiſch auf den lawinenartig anwachſenden Ruf des einundzwanzigjährigen Maeſtro, warfen auch dieſer Oper grammatikaliſche Schnitzer, antiharmoniſche Böcke, falſche Quinten und mehr dergleichen vor und riefen, im höchſten Grade indignirt darüber: „So etwas hätte unſer großer Cimaroſa ſich niemals erlaubt!“

Und Meiſter Joachim? Er lächelte dazu.

— Ich kenne die Fehler, die ich gemacht, eben ſo gut und vielleicht beſſer noch als jeder dieſer Notenſchnüffler, habe aber weder Zeit noch Luſt, dieſe Schnitzer auszumerzen. Dieſe Dummköpfe vergeſſen, daß ich oft nicht länger an einer ganzen Oper, als mancher Andere an einer einzigen Nummer, componire. Ich denke nicht mondenlang darüber nach, ſchreibe hin, wie es mir

---

*) Leuten, welche 1826 in Berlin geweſen ſind, werden Iſabella-Sontag und Taddeo-Spitzeder unvergeßlich bleiben.

einfällt und ſinge, wie mir der Schnabel gewachſen iſt und wie das Publikum es gern hört. Ich will nicht, daß man ſagen ſoll: Seht doch die Muſik, wie ſie keucht und ſtöhnt und ſchwitzt! Einer Oper, welcher man den Angſtſchweiß anſieht, den ſie ihrem Componiſten gekoſtet hat, gleicht einer Ballettänzerin, die anmuthig lächeln ſoll, während ſie vor Hühneraugenſchmerz aus dem Mieder fahren möchte, das ihr den Athem zuſchnürt. Nieder mit dem Mieder! Nieder mit der Grammatik! Es lebe die Anmuth, es lebe die Melodie!

„In jeder Stadt Italiens, ſagt Roſſini's wärmſter Vertheidiger, Herr von Stendhal, könnt Ihr zwanzig Notenfreſſer finden, die für eine Zechine das Geſchäft übernehmen würden, alle grammatikaliſchen Fehler einer Roſſini'ſchen Partitur auszumerzen, in ganz Italien aber keinen zweiten Mann, der ſolch eine Partitur zu ſchreiben im Stande iſt. Leute, arm an Geiſt, machen ihm beim Leſen ſeiner Partituren einen andern Vorwurf; ſie ärgern ſich, daß er ſeine Ideen nicht beſſer benutze. Dies iſt der Vorwurf eines Geizigen, der einen reichen Herrn für einen Narren hält, weil dieſer einer ſchmucken Bauerdirne für einen Roſenſtrauß ein Goldſtück in den Schoos wirft. Es iſt nicht Jedermann gegeben, die Freuden des Leichtſinns zu begreifen.“

Vierzehn Tage nach der erſten Aufführung ſchrieb er einen Brief **„all' illustrissima Signora Rossini, madre del celebro maestro, in Pesaro“** *): Liebe, ſüße, ſchöne Mutter, wenn Du von Deinem Sohne dieſe Zeilen erhältſt, ſo mache Dich darauf gefaßt, ihn gleich darauf an Dein Herz zu drücken. Ich eile dieſem

---

*) Dieſe Adreſſe iſt keine Anecdote, ſondern factiſche Wahrheit.

Briefe nach, um früher, als Du glaubſt, mich in Deine Arme zu werfen und Dir unter tauſend Küſſen zu ſagen, wie lieb Dich hat Dein Joachim.

Eine Stunde ſpäter lag der glückliche Sohn in den Armen ſeiner überglücklichen Mutter.

— Ach, mein Joachim, wie groß, wie ſchön und wie berühmt biſt Du geworden! Der ganze Kirchenſtaat ſingt Deine Lieder! O wie glücklich und beneidenswerth iſt eine Mutter, die ſolch einen Sohn hat!

— Verdient eine Mutter dieſes Glück, ſo biſt Du es! Du, Du biſt das einzige Weſen auf der ganzen Erde, das ich wahrhaft liebe, mehr liebe als mich ſelbſt. Mutter, Mutter, wie gut, wie ſchön biſt Du! Sieh', wärſt Du nicht meine Mutter, in Dich verliebte ich mich wahr und wahrhaftig, Dir bliebe ich treu bis zum letzten Hauche meines Lebens. Alle andern Weiber betrachte ich nur als ein Spielzeug, das mich ein Weilchen amuſirt; dann hab' ichs ſatt und werfe es bei Seite.

— Du machſt viel Glück bei den Frauen ...

— Und weißt Du auch warum? Weil Alle wiſſen, daß mir an Keiner viel gelegen iſt.

— Du biſt ein Don Juan, mein Sohn!

— Nein, Mutter, ich bin nur ein Feinſchmecker, der ſich vom Guten das Allerbeſte ausſucht. Mutter eines berühmten Sohnes, ich habe Hunger; haſt Du etwas Gutes zum Schnabuliren?

— Maccaroni, lieber Sohn!

— Mein Leibgericht! Reizende Mutter, laß Dich umarmen, laß Dich küſſen viel tauſend, tauſend Mal! Dann aber raſch die Maccaroni!

Die Freude des Wiederſehens wurde, einige Tage ſpäter, durch ein unangenehmes Ereigniß getrübt. Der junge Maeſtro, conſcriptionspflichtig, erhielt den Auftrag, ſich als Soldat zu ſtellen.

Die arme Mutter fiel in Ohnmacht.

— Sei unbeſorgt, Mutter, ſagte der Sohn, als ſie ſich vom erſten Schreck erholt hatte. Wir wollen ſchon Mittel und Wege finden, uns davon loszumachen.

Drauf ſchrieb er an eine ſeiner alten Flammen in Mailand und zwar an jene, von der er wußte, daß ſie mit dem Vicekönige von Italien, Eugen von Beauharnais, auf ſolchem Fuße ſtand, daß der Prinz ihr nichts abzuſchlagen wagte.

Bald darauf ließ der Vice-König den Miniſter des Innern rufen.

— Ertheilen Sie ſofort den Befehl, daß Maeſtro Joachim Roſſini, gegenwärtig in ſeiner Vaterſtadt Peſaro, ſeiner Soldatenpflicht entledigt ſein ſoll. Keiner von uns könnte es bei unſern Zeitgenoſſen und der Nachwelt verantworten, wenn wir einem ſo ausgezeichneten Talente die Muskete in die Hand geben und es der Gefahr ausſetzen, einer feindlichen Kugel als Opfer zu fallen. Wir verlieren zwar einen Soldaten, erhalten uns aber einen Künſtler, der ſeinem Vaterlande mehr Ehre macht, als mancher Haudegen, ſprach Prinz Eugen, ſtimmte Tancred's erſtes Recitativ: **O patria!** an und entließ ſeinen Miniſter.

Zehn Tage ſpäter kam die Ordre an, welche den Maeſtro vom Militärdienſt befreite.

VII.

Der Carneval von 1814 brachte den „**Aureliano in Palmira**“ und der Herbſt deſſelben Jahres den „**Turco in Italia**“, die zuerſt auf der Scala in Scene gingen, wovon jedoch nur die Letztere — ein köſtliches Seitenſtück zur „Italienerin in Algier“ — ungetheilten Beifall ſich errang. Der gefeierte Baſſiſt Galli, der kurz vorher aus Barcelona zurückgekehrt war, ſang den jungen Türken Selim, den ein Sturm nach Italien verſchlägt, wo er ſich in die erſte hübſche Frau, die ihm der galante Zufall in den Weg führt, in die gefallſüchtige Donna Fiorella-Feſta, dermaßen verliebt, daß nicht blos der einfältige Gemahl, Don Geronio-Paccini, ſondern auch ihr eitler Cicisbeo, der eingebildete Geck Don Narciſſo-David, auf den zudringlichen Türken kannibaliſch eiferſüchtig werden, was aber Donna Fiorella durchaus nicht abhält, den verliebten Gimpel immer tiefer in ihr Garn zu locken, um ihren Gemahl zu foppen und ihren Liebhaber in Verzweiflung zu bringen. Paccini, der einen damals in ganz Mailand lächerlich gewordenen Haburei auffallend treu copirte, trug nicht wenig zum Erfolge dieſer Oper bei. Das Publikum lachte und ein lachendes Publikum iſt leicht zu befriedigen; es applaudirte aus allen Tonarten und ließ ſich während des reizendſchönen Duetts zwiſchen Selim und Fiorella: „**Siete Turco, non vi credo**“ zu ſolchem Beifallsſturme hinreißen, daß der Maeſtro, der am Claviere dirigirte, vor lauter Danken und Verbeugen nicht zum Sitzen kam.

Roſſini hatte nun zwar ſchon Ruhm, aber leider noch lange nicht Geld genug, um — ein echter Vollblut-Epikuräer — ſorglos in den Tag hineinleben und ſich alle Genüſſe verſchaffen zu können, ohne nöthig zu haben, ſie einem Andern als ſich ſelbſt zu verdanken. Das Gefühl der Unabhängigkeit hatte für ihn ſo viel Anziehendes, daß ſchon damals der Wunſch in ihm aufkeimte, Geld, viel Geld zuſammenzuſcharren, um einſt, wenn ſein Stern im Verbleichen, mehr zu haben, als er verbrauchen kann.

Vor Allem aber war er Gourmand, Gourmand im feinern Sinne dieſes Wortes.

— Nach dem Nichtsthun, ſagte er einſt, giebt es, wenigſtens für mich, keine ſchönere Beſchäftigung, als eſſen, gut eſſen. Was Liebe für das Herz, iſt Appetit für den Magen; der Magen aber iſt der Kapellmeiſter, der das groſſe Orcheſter unſerer Leidenſchaften zügelt und anſpornt; der leere Magen bläſt das Fagott der Mißgunſt und die Pickelflöte des Neides; der geſättigte Magen ſchlägt den Triangel der Luſt und die Pauken der Freude; Liebe aber iſt die Primadonna, die oben auf der Bühne, im Gehirne, agirt und Töne anſchlägt, die das Ohr berauſchen und das Herz entzücken. Eſſen und Lieben, Singen und Verdauen ſind die vier Acte der komiſchen Oper, welche „Leben“ heißt und wie ein ſchnellfüßiger Champagnerrauſch vorüberhuſcht. Wer ſie ungenoſſen entfliehen läßt, iſt ein Narr!

Unſer Maeſtro aber war kein Narr: er aß gut, verdaute gut und ſang gut, und was das Lieben anlangte, ſo beſaß er auch darin eine bewundernswerthe Virtuoſität. Jeder Morgen brachte ihm ein neues Billetdoux, jeder Abend ein neues Rendezvous.

— Die Weiber ſind ganz des Teufels, ſagte er eines Morgens, als er vor dem Spiegel ſtand und mit der Bürſte ſeinen jungen ſchwarzen Backenbart ſtrich.

In demſelben Augenblick trat der Briefbote ein. Er brachte ein ſüßduftendes Billet in franzöſiſcher Sprache folgenden Inhalts:

„Eine Dame, die aus Neapel nach Mailand gekommen iſt, um den Maeſtro kennen zu lernen, deſſen Lieder, wahre Weltumſegler, die ganze Erde umkreiſen, um nach allen Gegenden den Ruhm ihres Schöpfers hinzutragen, erwartet Sie heute Abend in der Scala, Parketloge Nummer 9, um Ihnen mündlich zu ſagen, was ſie ſelbſt dem verſchwiegenen Papiere nicht anzuvertrauen wagt.

Mélanie D.........

— Wieder eine Eroberung! triumphirte Roſſini und drehte ſich trällernd auf dem Abſatze ſeines Stiefels herum. Die ſchlauen Evatöchter! Sie geben ſich den Anſchein, als ſeien ſie blos in mein Talent verliebt; aber mehr als in dies ſind ſie in meine reizende Perſon vernarrt. Welcher Teufel kann den Weibern das verdenken! Bin ich nicht der Sohn meiner Mutter? Bin ich nicht ein bildſchöner Kerl? rief er aus, ſprang ans Clavier und ſang die Cavatine des Don Geronio: „**Vado in traccia d'una zingara**“ (ich ſuche ein Zigeunermädchen).

Gleich darauf beſuchte ihn der Tenor David.

— Nun, Goliath, fragte der Maeſtro, was bringſt Du Neues?

— Vorgeſtern iſt hier eine reizendſchöne Franzöſin angekommen ...

— Eine Franzöſin???

— Die ich geſtern in der Scala geſehen, wo ihr Erſcheinen eine ſolche Senſation erregte, daß Jeder wiſſen wollte, wer ſie ſei. Man fragte hin, man fragte her ... Niemand kannte ſie ... meine Neugier wuchs auf das Höchſte ... endlich gerieth ich auf den glücklichen Einfall, Erkundigung über ſie beim Logenſchließer einzuziehen. Kennen Sie die Dame in der Parketloge Nummer 9? fragte ich und drückte ihm eine Zechine in die Hand. Das Gold machte den Bären geſprächig. Dieſe Dame, ſagte er, iſt eine Franzöſin. — Woher? — Aus Neapel. — Ihr Name? — Mélanie.

— Mélanie? wiederholte Roſſini, der ſeine Ueberraſchung nicht verhehlen konnte.

— Mélanie Dambremont.

— Und hat er Dir auch ſagen können, wer und was ſie iſt?

— Der Logenſchließer kennt ſie von Neapel her. Madame Dambremont iſt die Maitreſſe des franzöſiſchen Geſandten und ...

— Schön?

— Wie ein Engel! ſagte David, die Fingerſpitzen ſeiner Hand küſſend.

— **Tant mieux**! meinte Roſſini und ſtriegelte ſeinen Backenbart.

— **Tant mieux**? Glaubſt Du etwa, dieſe göttliche Franzöſin ſei nach Mailand gekommen ...

— Blos um mich kennen zu lernen ...

— Wirklich??? fragte der Tenoriſt mit ungläubigem Lächeln.

— Wenn Du mir nicht glauben willſt, ſo lies, ſprach der Maeſtro und reichte ihm das Billet, das er zehn Minuten vorher erhalten hatte.

David ließ den Brief, nachdem er ihn geleſen, auf die Erde fallen, ſchlug vor gerechtem Erſtaunen die Hände über den Kopf zuſammen und rief in höchſter Extaſe:

— Welch ein unverſchämtes Glück! O Weiber, Weiber!!!

— Siehſt Du, Goliath, ich reiße mich nicht um ſie; ſie reißen ſich um mich.

— Und wirſt Du hingehen?

— Sagteſt Du nicht, daß ſie ſchön wie ein Engel ſei?

— Ich möchte berſten vor Neid! Kommt dieſes Götterweib ſeinetwegen von Neapel her!

— Angezogen von meinem Ruhme, will ſie mir mündlich ſagen, was ſie ſelbſt dem Papiere nicht anzuvertrauen wagt.

— Sie liebt Dich ...

— Kannſt Du ihr das verübeln?

— Du biſt ein eingebildeter Thor, rief der Sänger und rannte wüthend fort.

— Neid, grüner Neid, Dein Name iſt David.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Als die Stunde des Theaters ſchlug, lief der Orpheus von Peſaro mit aufgehißter Flagge, die Bruſtſegel von ſüßen Ahnungen geſchwellt, in den Glückshafen der Scala ein. Im Bewußtſein ſeines Sieges ließ er ſich die Loge Nummer 9 öffnen, war aber nicht wenig beſtürzt, als er dieſelbe leer fand.

— Es iſt wohl noch zu früh! tröſtet ſich unſer Held. Damen ihrer Art wiſſen, daß es zum feinen Tone gehört, ſich dann erſt einzuſtellen, wenn das Ballet ſchon lange angefangen hat.

Der erſte Act naht mehr und mehr ſeinem Ende. Meiſter Joachim ſcheint auf Stecknadeln zu ſitzen; jeden Augenblick rückt er hin und her und ſieht nach der Thür, durch die ſeine Unbekannte eintreten ſoll.

Erſt in dem Augenblick, als der Vorhang fällt, öffnet ſich die Thür; aber ſtatt der ſehnſüchtig erwarteten Dame tritt der Logenſchließer ein, um Herrn Roſſini ein Billet zu überreichen, das Jemand ſoeben für ihn abgegeben hat. Joachim entſiegelt es und lieſt:

Angebeteter Maeſtro.

Madame Mélanie Dambremont hat den Unterzeichneten beauftragt, Sie um Entſchuldigung zu bitten, daß ſie heute nicht erſcheinen kann und zwar aus folgenden Gründen:

erſtens: iſt ſie von Neapel noch gar nicht abgereiſt;
zweitens: wird ſie wohl nie nach Mailand kommen, weil ſie
drittens: gar nicht exiſtirt.

Genehmigen Sie, ausgezeichneter Maeſtro, die Verſicherung ungeheuchelter Hochachtung, womit der Unterzeichnete die Ehre hat zu ſein

Ihr

aufrichtiger Bewunderer,
Primo Aprile.

— Der erſte April! ſchreit Roſſini, der plötzlich aus den Wolken fällt. Alſo nur gefoppt! O ich Dummkopf!

Wüthend verläßt er die Loge. Auf dem Corridor ſchallt ihm ein unbändiges Gelächter entgegen. David und Paccini, die zwei Verbündeten, die den eitlen Maeſtro myſtificirt hatten, geberden ſich, als ob ſie vor Lachen eben zerſpringen wollten.

— Nun, großer Roſſini, **Dio della musica**, wie gefällt Dir der Spaß? fragte David.

— Du alſo, Goſſo (Naſeweis), haſt es gewagt, mich in den April zu ſchicken?

— Die Idee, erwiderte Paccini, iſt von mir, die Ausführung von David.

— Spitzbuben! rief der Gefoppte, dem nun kein anderer Ausweg blieb, als bon gré mal gré mitzulachen.

VIII.

Seit dreimal vierundzwanzig Stunden befand ſich Roſſini im ſchönen, göttlichen Neapel.

Der Maeſtro, gewohnt, nie vor eilf Uhr aufzuſtehen, lag noch in ſeinem Bette, als er an der Thür ſeines Schlafzimmers ein höchſt beſcheidenes Klopfen vernahm. Zu bequem, um Herein zu rufen, nahm er keine Notiz davon. Das Klopfen wiederholte ſich; Joachim rührte ſich nicht; als aber zum dritten Male geklopft wurde, ſchlug an das Ohr des Harrenden ein ſo donnerndes „Herein!“ daß der Aermſte erſchreckt zuſammenfuhr und leichenblaß ins Zimmer trat.

— Habe ich die Ehre, den weltberühmten Maeſtro Roſſini zu begrüßen? fragte der kleine, magere, äußerſt ſchüchterne Mann, ſich tief verneigend.

— Ich bin Roſſini. Was wünſchen Sie?

— Ich wünſche die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen ſagen zu dürfen, daß ich gekommen bin, um Sie ...

— Vielleicht zu raſiren?

— Geſtatten Sie Ihrem ganz unterthänigſten Diener, Ihnen zu ſagen, daß er kein Barbier iſt.

— Was iſt er denn?

— Ich nehme mir die Freiheit, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß ich der Abbé Totola, Theaterdichter des Herrn Barbaja, bin.

— Ah, liebſter Abbé, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Allem Anſcheine nach bringen Sie mir ...

— Ein Textbuch, unterthänigſt aufzuwarten. Ich wage die Hoffnung zu nähren, daß es Ihnen nicht ganz und gar mißfallen dürfte ...

— Der Titel?

— **Elisabetta regina d'Inghilterra, opera seria.**

— Bearbeitet?

— Nach einem franzöſiſchen Melodram.

— Gut, legen Sie's dort aufs Klavier ...

— Sollte mein Libretto noch Manches zu wünſchen übrig laſſen, ſo liegt dies an der Eile, mit der ichs betreiben mußte. In zweimal vierundzwanzig Stunden, ſagte Herr Barbaja, muß der Text fix und fertig ſein. Ich habe die Nacht zu Hilfe nehmen müſſen, um dem Befehle des Directors pflichtſchuldigſt nachzukommen.

— Und wieviel erhalten Sie für Ihre Arbeit?

— Fünfzig, und, wenn Signor Barbaja bei guter Laune iſt, wohl auch ſechzig Francs.

— Und davon leben Sie?

— Dann und wann mache ich, im Auftrage eines reichen Anbeters, ein Gedicht auf irgend eine Geſang- oder Tanzkünſtlerin, für die er ſchwärmt ...

— Und erhalten dafür?

— Blutwenig Honorar, aber deſto mehr Grobheiten, wenn die Zeitungen ſich weigern, daſſelbe aufzunehmen.

— Sagen Sie mir, Abbé, welche von allen Künſtlerinnen von San Carlo hat jetzt die meiſten Anbeter?

— Signora Colbrand. Als ſie zum erſten Male die Gabriele di Vergy ſang, wurden bei mir an einem Tage eine Ode, drei Canzonen, ſechs Terzinen und 21, ſage einundzwanzig Sonette beſtellt. Die Zeit hat leider aufgehört, ſeufzte der arme Poet.

— Hat die Begeiſterung für Signora ſo ſehr nachgelaſſen?

— Das nicht; Signor Barbaja aber hatte mich bald darauf rufen laſſen und mir geſagt: „Wenn Sie ſich noch ein Mal unterſtehen, im Auftrage verliebter Windbeutel meine Primadonna anzuſtanzen, ſo jage ich Sie fort.“ Seit jenem Augenblick habe ich neun Zehntel meiner Kunden verloren ...

— Armer Abbé! Barbaja iſt alſo ſehr eiferſüchtig?

— Wie ein Türke, erwiderte der Abbé, nachdem er ſich ängſtlich umgeſchaut, ob kein Dritter ihn belauſche.

In derſelben Secunde erſchien der Impreſario.

Der arme Totola entfärbte ſich dergeſtalt, daß er blaßgelb wie Parmeſankäſe wurde. Barbaja fixirte den Poeten und fragte:

— Moſchusthier, weßhalb zitterſt Du?

— Ihr unterthänigſter Diener leidet ſeit einiger Zeit am Schwindel.

— Dann trage Deinen Schwindel ins Hoſpital und laſſe Dich dort kuriren ...

— Haben Signor Barlaja mir ſonſt nichts aufzutragen?

— Nein, Zibetkatze!

— Dann erlaube ich mir, mich ganz unterthänigſt zu empfehlen, ſtammelte der Abbé und ſchritt, wie ein Krebs, rückwärts zur Thür hinaus.

— Iſt dieſes Moſchusthier nicht ganz gut dreſſirt? fragte der Sultan, mit dem kleinen Finger ſeiner Rechten in der Höhle ſeines großen Ohres herumbohrend.

— Beſſer als mancher Jagdhund.

— Aber nicht blos der Abbé, meine ganze Menagerie, vom erſten Tenoriſten bis zum letzten Lampenputzer, zittert vor mir.

— Auch die Colbrand?

— Sie allein macht eine Ausnahme. Als Sultanin meines Harems maßt ſie ſich dann und wann das Recht an, widerſpenſtig zu ſein. Bald will ſie dieſe, bald jene Partie nicht ſingen, weil die eine zu hoch, die andere zu tief für ihre Stimme liegt. Macht ſie mir's zu bunt, dann drohe ich mit einer Sängerin, die ich mir aus Mailand oder Venedig verſchreibe; dann kriecht ſie zu Kreuze, dann wird ſie ſanft wie ein Lamm, dann thut ſie, was ich haben will. Das Weib, ſetzte Barbaja mit einem tragikomiſchen Seufzer hinzu, koſtet mich ein Heidengeld! Sie bekommt 45,000 Francs Gage . . .

— Und außerdem?

— Monatlich 2000 Francs Nadelgeld, die Geſchenke, die ich ihr machen muß, nicht mitgerechnet. Im vorigen Jahre hat ſie mich, Alles in Allem, gegen 100,000 Francs gekoſtet.

— Alſo viel geſpart . . .

— Diamanten, aber kein Geld, denn das geht für den Putz drauf.

— Wie alt mag ſie ſein?

— Das Alter einer Sängerin, liebſter Junge, iſt ſchwer zu ergründen. So lang' ich ſie kenne, geht ſie ins vierundzwanzigſte; aber dreißig iſt ſie beſtimmt. Und dennoch hat ſie mehr Reiz für mich als manche junge, unerfahrene Gans. Wie aber gefällt ſie Dir, Maeſtro?

— Soll ich die Wahrheit ſagen?

— Ich haſſe jeden Lügner.

— Nun denn, mir gefällt ſie gar nicht; ich liebe die blonden Weiber.

— Siehſt Du, das freut mich.

— Und warum?

— Weil ich nun nichts von Dir zu fürchten habe; denn ich bin, aufrichtig geſagt, etwas eiferſüchtiger Natur. Ich räume Dir, Maeſtro, meinen ganzen Hühnerhof ein; Du wirſt darin junge Puten von allen Farben finden; nimm Jede, die Dir gefällt, aber vergreiſe Dich an meiner Colbrand nicht, denn das ungeheure Geld, das ich dieſem unerſättlichen Moloch opfere, giebt mir ein Recht, zu verlangen, daß ſie außer mir keinen Zweiten liebt. Jedes Mitglied meiner Bühne, das ſich erdreiſtet, meine Geliebte zu lieben, wird — merke Dir das — ſofort entlaſſen. Doch nun zu etwas Anderm. Du haſt nun Deinen Text, wann machſt Du Dich an die Arbeit?

— Sobald ich Luſt dazu verſpüre.

— Höre, Maeſtro, Du ſcheinſt nur ſelten Luſt zu verſpüren und weit lieber zu faullenzen, als zu arbeiten ...

— Arbeit, guter Freund, iſt mir verhaßt. Müſſiggehen iſt Wonne, iſt Seligkeit.

— Aber unſer Contract und die neue Oper, die Du mir verſprochen …

— Sei unbeſorgt, in längſtens acht Wochen ſoll ſie in Deinen Händen ſein; nun aber, guter Freund, nimm Deine Beine unter die Arme und mache, daß Du fortkommſt, denn ich habe, wie Du ſiehſt, noch nicht ausgeſchlafen.

— Faulpelz, es iſt bald Mittag!

— Gute Nacht, Grobian, ſagte Roſſini und legte ſich auf die andere Seite.

— Mit Dem iſt nichts anzufangen, brummte Barbaja und entfernte ſich.

IX.

Seitdem ſind drei volle Wochen verfloſſen.

Während Maeſtro Roſſini ſeine „Königin Eliſabeth“ componirt, wollen wir ihn ungeſtört ſeinem Genius überlaſſen und uns nach der Villa reale verfügen.

Dort finden wir Francilla, das ſchönſte Blumenmädchen von ganz Neapel. Ihr dunkelblondes Haar reicht in zwei langen, mit rothen Bändern geſchmückten Flechten bis zum Knie herab. Auf ihrer fünfzehnjährigen Stirn thronen Unſchuld und Naivetät. In dem dunkelblauen Himmel ihres Auges funkelt ein Lichtſtrahl, milder als der Glanz des nachtverkündenden Heſperus. Ihr feingeſchnittener Mund iſt ein von Zephiren aufgeküßter Granatenkelch, umſpielt von einem unbeſchreiblich ſchönen Lächeln, das den ganzen Zauber kindlicher Heiterkeit aushaucht. Sie iſt Waiſe und trauert, denn vor vier Monaten hat ſie ihren Vater verloren, einen armen Mechanikus, welcher durch Automaten, mit denen er von einem Dorfe zum andern gezogen war, ſich mühſelig ſein bischen Brot verdient hatte. — Eines Abends war er, auf dem Wege nach Puzzuoli, am Ausgang eines Waldes, von einem Rudel trunkener Banditen überfallen und ſeiner Automaten beraubt worden. Laßt mir dieſe Puppen, hatte der Arme kniefällig gebeten, für Euch haben ſie keinen Werth, für mich ſind ſie Alles. Zehn lange Jahre meines Lebens habe ich an dieſen Figuren gearbeitet und ſie von Tag zu Tag mehr lieb gewonnen; jetzt hänge ich an ihnen mit Leib und Seele und liebe ſie wie gute Schutzengel, denn ſeit vierzehn Jahren ernähren ſie mich und mein Kind. Nehmt Ihr uns dieſe Puppen, dann haben wir nichts mehr in der Welt und müſſen verhungern. — Die Räuber, ſeinem heißen Flehen kalten Hohn und frechen Spott entgegenſetzend, hatten ihn dergeſtalt gereizt, daß er, ein Einzelner gegen ſo Viele, ſich zur Wehr zu ſetzen gewagt. Mit dem Muth eines Löwen und der Wuth eines Tigers, dem man ſein Junges geraubt, hatte er ſeine Automaten vertheidigt bis zu dem Augenblick, wo der meuchelmörderiſche Dolchſtoß eines jener Schurken dem Kampfe ein Ziel geſetzt. — Erſt acht Tage ſpäter hatte Francilla den Tod ihres Vaters erfahren. Sie ſtand nun allein, verlaſſen von aller Welt.

Mit einem Blumenkorbe in der Hand ſehen wir das reizendſchöne Kind am Eingang des königlichen Schloßgartens, der, wie jener der Tuilerien, Mittags das freundliche Aſyl aller Bonnen und Kindermädchen, Abends das Stelldichein der luſtwandelnden

Beau monde, und zu allen Stunden des Tages eine von Fremden vielbeſuchte Sehenswürdigkeit iſt.

Zehn Schritte von Francilla entfernt ſchlendern zwei Männer auf und ab. Die ganz eigenthümliche Form ihres in's Röthliche hinüberſpielenden Backenbarts, der Schnitt ihrer Beinkleider, die keine Sprungriemen haben, die beiden Daumen, die in den Aermellöchern ihrer Weſte ſtecken, verrathen gleich auf den erſten Blick zwei Söhne der großen, unverſchämten Goddam-Nation. Einer dieſer beiden Engländer rückt ſich ſein Lorgnon ins Auge, um das Blumenmädchen, deſſen Schönheit ihm ſogleich aufgefallen iſt, genauer betrachten zu können. Der Andere folgt dieſem Beiſpiel und beglasaugt das arme Kind, das ſchaamroth die Augen zur Erde niederſchlägt und nicht mehr emporzublicken wagt.

— **Very beautiful!** ſagt der Eine.

— **Yes!** ſagt der Andere.

— Augen blau wie Indigo!

— Lippen roth wie Siegellack!

— Herrliches Gebiß!

— Vielverſprechender Wuchs!

— Etwas mager ...

— Aber friſch!

— Die kleine Spinne gefällt mir ...

— Wollen fragen, wo ſie wohnt.

— Hübſche Camellien, ſagt der Eine, der ſich dem Mädchen zuerſt genähert hat.

— Wie theuer das Stück? fragt der Andere, der hinzugetreten iſt.

— Drei Carlini, antwortet Francilla, ohne ihn anzuſehen.

— Sechs für einen Kuß, ſpricht der Erſte und erlaubt ſich, des Mädchens Wange zu kneifen.

In demſelben Moment ſtürzt ein junger Lazzarone, der in einiger Entfernung auf dem Sande gekauert und Alles mit angeſehen hat, wie ein Schakal auf den Engländer los.

— Das geht zu weit, ruft Torquato, den unſere Leſer bereits kennen, und verſetzt der Bruſt des Gentleman einen ſo gewaltigen Stoß, daß er rücklings in den Sand fällt.

— Goddam! ſchreit der Andere, drückt ſeinen Hut feſt ins Geſicht und nimmt die Stellung eines kampfbereiten Boxers an.

— Nicht gemuckſt! ruft der Lazzarone, erfaßt ihn raſch beim Beine und ſchleudert ihn gleichfalls in den Sand.

Dieſes Stiergefecht im Kleinen hat im Nu einen Schwarm neugieriger Gaffer herbeigelockt, welche beim Anblick dieſes ergötzlichen Schauſpiels in lautes Jubelgeſchrei ausbrechen.

Beide Engländer machen, nachdem ſie ſich von ihrer unerwartet ſchnellen Niederlage ſchwerfällig emporgerafft haben, ihrer poſſirlichen Wuth in einem brüllenden „Goddam!“ Luft und beſchließen, ſich nun mit vereinter Kraft auf den gemeinſchaftlichen Feind zu werfen.

— Wer mir naht, iſt ein Kind des Todes! droht der barfüßige Athlet. Neapolitaner! ruft er mit der ganzen Kraft ſeiner Stentorſtimme; dieſe beiden Kerle da haben es gewagt, eine arme Waiſe, eine ſittſame Jungfrau, der Keiner von Euch etwas Böſes nachſagen kann, mit frecher Miene anzuglotzen und ihre reine Wange durch unkeuſches Kneifen zu beſudeln. So unverſchämt kann nur ein Engländer ſein! Neapolitaner, Lazzaroni, Brüder, ſollen wir uns dieſe Kränkung gefallen laſſen, weil dieſe Mauleſel da reich, wir aber arm ſind? Wenn ein Fremder uns beſchimpft, ſollen wir, Söhne Neapels, der ſchönſten Stadt der ganzen Welt, das ruhig mit anſehen und ſchweigen?

— Nein! nein! brüllt der ſchnell electriſirte Pöbel.

— Die Frechheit dieſer Fremden muß beſtraft werden. Sprecht, Kameraden, was ſoll geſchehen?

— Man werfe ſie in den Golf! ſchrillt eine Fiſtelſtimme.

— In den Golf! In den Golf! ſchreien Alle wie aus einer Kehle.

— Halt! halt! donnert ein Mann, der plötzlich dazwiſchentritt.

— Ah, Signor Taddeo! ruft Torquato, freudig überraſcht.

— Was geht hier vor? fragt Meiſter Joachim.

— Dieſe beiden Maſtbäume da haben meine kleine Francilla beleidigt.

— Und was wollt Ihr thun?

— Die langen Goddams ins Waſſer werfen!

— Seid Ihr Chriſten?

— Wir wohl, aber ſie nicht!

— Und wären ſie Heiden, wer von Euch hätte den Muth, das heilige Gaſtrecht zu verletzen?

— Corpo di Criſto, daran haben wir nicht gedacht.

— Seid großmüthig, Neapolitaner, laßt die Engländer laufen.

— Packt Euch! ſchrie der ganze Haufe.

— Goddam! murmelten die Söhne Albions zähneknirſchend in den Bart und verloren ſich alsbald.

Der Volkshaufe zertheilte ſich eben ſo ſchnell, als er zuſammengelaufen war.

— Komm, junger Freund, ſagte der Maeſtro, Torquato's

Arm erfaſſend, zeige mir Dein Mädchen! Ich will ſie ſehen, um Dir ſagen zu können, ob Du einen guten oder ſchlechten Geſchmack haſt. Wo iſt Deine Francilla?

— Ach, Herr, dort ſteht ſie am Eingang des Gartens ...

— Führe mich hin zu ihr; ſag' ihr, ich ſei einer Deiner Freunde, der an Dir und Deinem Schickſal warmen Antheil nimmt.

— Ach, wüßtet Ihr, wie das Herz mir ſchlägt, wenn ich ſie anreden ſoll ...

— Sei kein Narr, lachte der Maeſtro und drängte ihn vorwärts.

— Francilla, begann der ſchüchterne Burſche, ſei nicht böſe, Schatz Gottes, wenn ich mir erlaube, Dir einen meiner älteſten Freunde, den Signor Taddeo aus ...

— Papataci ...

— Aus Papataci vorzuſtellen. Er iſt ein ſehr reicher, vornehmer Herr, ein berühmter Thierarzt, der Dich kennen zu lernen wünſcht, um mir ſagen zu können, ob ich einen guten oder ſchlechten Geſchmack habe. Nun, Signor Dottore, iſt *meine* Francilla ſchön oder nicht?

— Junge, ſprach Meiſter Joachim, einen ſo verteufelt feinen Geſchmack hätt' ich Dir wahrlich nicht zugetraut. I ſo ſchlag' doch die Augen auf, Du ſchmuckes Kind! Brauchſt keine Furcht vor mir zu haben. Ich bin kein Bär ... ich beiße nicht.

— Beim heiligen Januarius, betheuerte der Lazzarone, der Dottore beißt nicht.

— Ich bin Torquato's Freund und meine es gut mit Euch!

— Ja, Francilla, der meint es gut mit uns; der da iſt kein unverſchämter Goddam; den darfſt Du anſehen.

Das Blumenmädchen ſchlug verſchämt ihre großen, himmelblauen, freudeverklärten Augen auf und ſah unſern Maeſtro mit wahrhaft bezauberndem Lächeln an. Ach, ſo zu lächeln, vermag nur die Unſchuld!

— Sprich, Kornblumenäuglein, liebſt Du meinen Freund?

Francilla zupfte verlegen an ihrem Blumenkörbchen und wagte nicht zu antworten.

— Ach, lieber Herr, fragt ſie das doch noch ein Mal.

— Sieh' mich an, kleiner Engel, ſprach der Maeſtro, Francilla's Kinn erfaſſend und es ſanft in die Höhe drückend. Denke Dir, ich ſei Dein Vater, faſſe Herz und antworte mir auf meine Frage: Liebſt Du den jungen Burſchen da? Sieh', Kind, wenn Du ihn wirklich liebſt, ſo bin ich der Mann, der Euch helfen kann.

— Francilla! bat der arme Teufel in einem Tone, der halb wie banges Flehen und halb wie freudig Hoffen klang.

— Torquato! ſchluchzte das Mädchen, das ihr Körbchen mit den Blumen fallen ließ und dem jungen Burſchen weinend um den Hals fiel.

— Die Antwort genügt. Ihr liebt Euch und ... müßt Euch heirathen.

— Heirathen? Ach, guter Dottore, wo denkt Ihr hin? Wir ſind ja Beide noch tauſendmal ärmer als der fromme Lazarus!

— Ich, Kinder, ich helfe Euch!

— Aber wie und wodurch? fragte Meiſter Nieswurz.

— Das ſollſt Du ſpäter erfahren. Morgen um dieſe Zeit erwarte ich Dich im Hôtel des Signor Barbaja. Du wirſt doch kommen?

— Ihr wollt uns ja helfen!

— Verlaßt Euch drauf! Leb' wohl, ſchönes Kind. Auf Wiederſehen, junger Freund, ſagte der Maeſtro und ging.

Und Lazzarone und Blumenmädchen umarmten und küßten ſich und waren froh wie die Engel im Himmel.

X.

Am andern Morgen, mit dem Glockenſchlage Eilf, erſchien Meiſter Barfuß, mit einem Blumenſtrauße in der Hand, im Hôtel Barbaja.

— Wen ſuchſt Du? fragte der dickköpfige, pfauſtolze, bärbeißige Schweizer.

— Ich will zum Thierarzt.

— Biſt Du krank?

— Krank oder nicht, was geht das Euch an? Ich wünſche den Doctor Taddeo zu ſprechen.

— Den Doctor Taddeo? Aha! Ganz recht! Der wohnt im zweiten Stock.

Wer malt das Erſtaunen des Lazzarone! Wie riß er Maul und Augen auf, als er die prachtvollen Treppen erſtieg, als er die koſtbaren Teppiche, die herrlichen Blumen, die reizenden Statuen ſah. Letztere flößten ihm ſo vielen Reſpect ein, daß er unwillkürlich ſeine Mütze zog. Für einen armen Teufel, der ſolchen Aufwand noch nie geſehen, hat der Luxus ſo viel Imponirendes, daß es ihm Bruſt und Kehle zuſchnürt. Torquato wagte kaum zu athmen.

Wie ſchlug ihm das Herz, als er, im zweiten Stockwerk angelangt, der Reihe nach an fünf verſchloſſene Thüren anpochte und erſt bei der ſechſten ein ſchmetterndes „Herein" vernahm.

— Grüß Dich Gott, altes Haus, rief der Maeſtro dem eintretenden Lazzarone entgegen. Was macht Francilla?

— Grüß' Deinen Freund, ſagte ſie zu mir, und gieb ihm dieſen Straus.

— Ah wie galant! Gieb Deiner Kleinen einen Kuß und dieſen Dukaten!

— Den Kuß will ich ihr geben; das Geld aber darf ich nicht annehmen, ſonſt würde ſie böſe werden …

— Vor allen Dingen, Meiſter Barfuß, will ich Dir eine gute Lehre geben. Wenn Dir Jemand etwas ſchenken will, ſo nimm es an. **A tavola non bisogna aver vergogna**, d. h. ein blöder Hund wird ſelten fett, ſprach der Maeſtro und ſteckte das Goldſtück wieder zu ſich. Doch nun zu etwas Anderm. Wie viel verdienſt Du Dir täglich?

— Selten viel, manchmal wenig und häufig gar nichts.

— Willſt Du Dein Glück nicht auf andere Weiſe verſuchen? Willſt Du mein Kammerdiener werden?

Der Lazzarone drehte verlegen ſeine Mütze hin und her und ſchien nachzudenken, ob er die Frage bejahen oder verneinen ſollte.

— Du fühlſt Dich wohl gar beleidigt?

— Das nicht, lieber Herr; doch überlege ich, ob ich dieſem Amte gewachſen bin. Seit meiner Jugend ans Müſſiggehen gewöhnt, wird mir das Arbeiten ſaurer als jedem Andern werden. Als Lazzarone bin ich ein freier Herr, der von Keinem abhängt. Wenn ich müde bin, kann ich mich in die Sonne legen und ſchlafen;

hab' ich mir ein Paar Carlini verdient, kann ich mit meinen Kameraden alla mora ſpielen; Nachts kann ich unter dem Fenſter meines Mädchens ruhen und Morgens, wenn ſie erwacht und ihre Jalouſien öffnet, ſie fragen: Wie haſt Du geſchlafen, mein Kind? Dem Allem muß ich entſagen, wenn ich Euer Diener bin. Glaubt ja nicht, lieber Herr, daß ich ſtolz oder hochmüthig bin. Gern will ich Euch dienen, wann und wo ich kann; doch will ich Euch dienen als freier Mann, nicht als bezahlter Knecht. Wir Lazzaroni ſind blutarme Teufel, aber mehr als alles Gold lieben wir unſere Unabhängigkeit, unſere Freiheit. Ach, Ihr wüßt nicht, wie ſchön es iſt, ſich ſagen zu können: Niemand auf der Welt hat Dir etwas zu befehlen, Du kannſt thun, was Du willſt!

— Und willſt Du ewig ein Lazzarone, ein Bruder Habenichts, ein Bettler bleiben?

— Ach, Signor Taddeo, gern möchte ich etwas Anderes werden.

— Und was denn zum Beiſpiel?

— Ein Künſtler, ein Schauſpieler oder, weit lieber noch, ein Sänger.

— Dazu aber, lieber Junge, muß man Talent und vor Allem eine hübſche Stimme haben.

— Die hab' ich, lieber Herr, erwiderte der Lazzarone verſchämt und ſchüchtern.

— Ei ſo ſing' mir doch was.

— Verſteht Ihr was davon?

— Glaubſt Du, daß Unſereiner, weil er Thierarzt iſt, nichts von der Muſik verſteht? Dort ſteht ein Clavier. Du ſingſt, ich begleite Dich, ſagte der Maeſtro und ſetzte ſich ans Inſtrument.

— Ach, lieber Herr, was ſoll ich ſingen?

— Was Du willſt.

— Nun denn, Signor Taddeo, dann will ich Euch das Lied ſingen, welches meiner Francilla ſo gut gefällt, daß ich's jede Nacht beim Mondenſchein unter ihrem epheuumrankten Fenſterlein wiederholen muß. Das Lied iſt aus der Oper eines jungen Maeſtro, der in Mailand leben und Roſſini heißen ſoll.

— Laß hören das Lied.

— **Languir per una bella!** begann der Lazzarone mit zitternder Stimme.

Meiſter Joachim horchte mit geſpanntem Ohre und war nicht wenig überraſcht, eine der kräftigſten und keckſten Tenorſtimmen zu hören.

— Bravo, bravo, mein Junge! Du haſt eine prächtige Bruſt! Brülle nur zu! Genire Dich nicht! Du ſingſt ja wunderſchön!

Der arme Teufel, aufgemuntert durch das Lob ſeines Thierarztes, ließ ſeiner Stimme freien Lauf und fing nun dergeſtalt zu brüllen an, daß die Fenſterſcheiben zitterten.

— Nur zu! Wenn auch ein Paar Töne überſchnappen, das ſchadet nichts, mein Junge. Ah, auch trillern kannſt Du? Braviſſimo, Meiſter David!

— — — — — — — — — —

Die Arie war zu Ende. Der Lazzarone wiſchte ſich mit der Mütze den Angſtſchweis von der Stirn und fühlte ſich durch den Applaus ſeines Freundes bis in die Fußzehen geſchmeichelt.

— Höre, Junge, Dein Glück iſt gemacht. In Deiner Kehle liegt ein großer Schatz vergraben. Du mußt Sänger werden!

— Ihr treibt wohl nur Scherz mit mir?

— Nein, Burſche, nein! Das, was ich Dir ſage, iſt völliger

Ernſt. Du haſt eine herrliche Stimme und viel Anlage zum Singen. Ich, ich werde Dich ausbilden.

— Ihr? fragte Torquato mit komiſchem Staunen.

— Du zweifelſt daran, weil ich Hühneraugendoctor und Thierarzt bin. Wie aber, wenn ich Dir ſage, daß ich Dich nur gefoppt habe, daß ich ein Anderer bin?

— Als ich Euch ſpielen hörte, dachte ich mir gleich, der verſteht das! Ach, Eccellenza, wollt Ihr mir nicht ſagen, wer Ihr ſeid?

— Ich bin der Mann, der Dein Lied componirt hat.

— Ihr ſeid Roſſini? wiederholte der Barfuß mit unbeſchreiblicher Freude. Ach, lieber Herr, dann erlaubt, daß ich Euch umarme.

— Thu', was Du nicht laſſen kannſt.

— Ich habe den Maeſtro Roſſini umarmt! Wenn das mein Mädchen erfährt, ach, dann hat es mich gewiß noch einmal ſo lieb!

— Ei kennt ſie mich denn?

— Auch ſie ſingt Eure Lieder und ſagte erſt geſtern: ach, wär' ich doch einmal ſo glücklich, den Mann zu ſehen, der dieſe Lieder gemacht. Was würdeſt Du thun? fragte ich. Was ich thun würde? ſagte ſie. Ich würde ihm meine ſchönſten Blumen geben, und fragte er mich, was er mir ſchuldig ſei, ſo würde ich ihm antworten: einen Kuß!

— Den ſoll ſie haben! Von morgen an beſuchſt Du mich täglich, ich will Dir Unterricht im Singen geben und nicht mehr Roſſini heißen, wenn ich nicht einen guten Sänger aus Dir mache.

— Juchhe! rief der Lazzarone und rannte, halb wahnſinnig vor Freude, zu ſeiner Francilla.

XI.

Damals war Roſſini fleißiger als je.

Bis elf Uhr lag er im Bette. Von Elf bis Zwölf gab er dem „Meiſter Rieswurz" Unterricht im Geſang und hatte ſeine Freude an den Fortſchritten des gelehrigen Schülers. Von Zwölf bis Eins fand man ihn auf dem Molo bei einem der erſten Delicateſſenhändler, um dort friſche Auſtern, oder was eben die Jahreszeit brachte, dem liebſten ſeiner Freunde — dem Magen — als zweites Frühſtück anzubieten. Von Eins bis Zwei beſuchte er Signora Colbrand, die ihm Anfangs etwas langweilig, bald aber von Tag zu Tag intereſſanter erſchien. Von Zwei bis Drei ſaß er unter dem mit exotiſchen Gewächſen ausgeſchmückten Zelte des ſchönſten Kaffeehauſes auf der Chiaja, um die Zeitungen zu durchfliegen, ein Paar Becher Gefrorenes zu ſchlürfen und dann und wann — mit David oder Garcia — eine Partie Domino oder Billard zu ſpielen. Von Drei bis Fünf flanirte er in den Straßen auf und ab, blieb oft eine Viertelſtunde vor dem Auslagkaſten eines Bilderhändlers oder vor dem Schaufenſter einer Putzmacherin ſtehen, promenirte im Schloßgarten und liebäugelte dort mit jeder Schürze. Von Fünf bis Sieben dinirte er an Barbaja's luculliſcher Tafel, beneidete den unmenſchlichen Appetit ſeines Freundes und bemühte ſich, dem dicken Vorbilde beſtmöglichſt nachzueifern. Von Sieben bis Zehn trieb er ſich im Theater, auf der Bühne oder unter den Zuſchauern umher und kokettirte mit jeder Loge, in der er ein paſſabel hübſches Geſicht erblickte. Nach Zehn beſuchte er eine ſeiner Eroberungen, bei der er bis nach Mitternacht zu verweilen pflegte. Pfeifend und trällernd ſchlenderte er von dort nach Hauſe, um ſich in die Arme des Schlummers zu werfen, der nie lange auf ſich warten ließ.

Wo und wann aber, hören wir fragen, componirte er? Eigentlich nirgends und doch überall. Im Bette und auf der Straße, am Billard und beim Domino, umtanzten ihn die Melodien wie dichte Mückenſchwärme. Roſſini iſt einer jener Glücklichen, die einem Gedanken nicht keuchend nachzurennen brauchen, um ihn endlich beim Rockſchooße zu erwiſchen. Er läuft nicht den Melodien, die Melodien laufen ihm nach. Große Schaaren umſchwärmen ihn, treiben ihren tollen Scherz mit ihm, zupfen ihn bald da, bald dort und laſſen ſich gutwillig von ihm einfangen. Bisweilen hat er dann eine ſolche Fülle von Melodien, daß er nicht weiß, wo er ſie unterbringen ſoll; dann läßt er ſie fortfliegen, wie junge Lachtauben, die auf einen Wink ihres Herrn ungeſäumt zu ihm zurückkehren.

Morgens, ſobald er ausgeſchlafen hat, greift er unter ſein Kopfkiſſen und holt ſein Libretto und ein Päckchen Notenblätter hervor. Einen Bleiſtift in der Hand ſchüttet er einen Strom von Melodien aufs Papier. Während er ſeine Chokolade leert, entführt ihm ein ſcharfer Luftzug, der durch die halbgeöffneten Jalouſien ſtreift, das Notenblatt, worauf er in einem Nu ein Stück Arie oder Duett hingeſtreut hat. Zu bequem, um deßhalb ſein Bett zu verlaſſen, nimmt er ein anderes Blatt, läßt das angefangene Stück auf der Erde liegen und fängt ſchnell ein neues an. Göttlicher Roſſini! Es iſt wahr: Du biſt ein unerſchöpflicher

Springquell ſonniger Töne; Deine Partituren ſind Trüffeln in Muſik eingelegt, Auſtern in Melodien aufgelöſt. Neidenswerther Maeſtro!

Gleich in der erſten Zeit ſeiner Ankunft in Neapel war er mit Lady Eſther Monmouth, einer Nichte des engliſchen Geſandten, bekannt geworden. Dieſe wegen ihres coloſſalen Reichthums in großem Anſehen ſtehende Dame gehörte zur Klaſſe jener ziemlich alten Närrinnen, die für Alles ſchwärmen, was Kunſt heißt. Muſik und Malerei, Archäologie und Numismatik, Literatur und Poeſie waren ihre Steckenpferde. Außerdem war Lady Eſther eine der leidenſchaftlichſten Autographen-Sammlerinnen.

Lady Monmouth's Salon, der auf der Chiaja lag, war der Mittelpunkt aller Künſte und das Hauptquartier, in dem wöchentlich ein Mal, Mittwochs von 8 bis 12 Uhr Nachts, Jeder, der auf den Namen eines Künſtlers oder Gelehrten Anſpruch machen durfte, freien Zutritt hatte und der Dame des Hauſes ſehr willkommen war. Und da Milady einen „göttlichen Wein" und einen „himmliſchen Koch" hatte, fehlte es keiner ihrer Soiréen an Gäſten, die wirklich Künſtler waren oder ſich für ſolche ausgaben.

An einem jener Mittwoche, an dem auch der „Schwan von Peſaro" zugegen war, hatte Lady Monmouth ihrem Zirkel den reichen Schatz ihrer Handſchriften-Sammlung, einen Carton nach dem andern, gezeigt und Manchen darunter, die für dieſe Liebhaberei von gleicher Neigung beſeelt waren, einen hohen Genuß, Vielen hingegen, die dieſer Manie keinen Geſchmack abgewinnen konnten, ſo viel Langeweile eingeflößt, daß ſie ſchier verzweifeln wollten. Zu Letztern gehörte auch Maeſtro Roſſini.

— Wollen Sie mir glauben, meine Herren, begann Lady

Eſther, daß dieſe Autographen-Sammlung mich bereits mehr als dreißigtauſend Pfund Sterling koſtet?

— Ein hübſches Sümmchen, meinte der Componiſt des Tancred.

— Dafür iſt aber auch meine Sammlung eine der vollſtändigſten; täglich bin ich ſo glücklich, neue koſtbare Erwerbungen zu machen. Erſt geſtern erſtand mein Bibliothekar auf einer Auction eine Handſchrift des großen Pergoleſe, die berühmte Arie „Per queste amare lagrime“, die er im Jahre 1732 für ſeine Oper „Salluſtia“ und für die gefeierte Primadonna Facchinelli componirt hatte. Ich habe für dieſe in meinen Augen unbezahlbare Reliquie ein wahres Spottgeld, armſelige 240 Scudi bezahlt.

— Das ſchöne Geld! ſeufzte Meiſter Joachim, im Innerſten empört über dieſen wahrhaft kindiſchen Mißbrauch ihres Reichthums.

— Sie finden das theuer? Ich nicht! In meinem Vaterlande zahlt man mir mit Freuden das Doppelte dafür; doch gebe ich ſolchen Schatz um keinen Preis der Erde weg. Mir fehlen nur zwei Handſchriften noch, dann iſt meine Sammlung italieniſcher Tondichter ziemlich complet ...

— Milady ſuchen noch ...

— Einen Giacomo Peri und einen Aleſſandro Stradella. Der Erſtere iſt, was wohl Jedem von Ihnen bekannt ſein wird, gleichſam als Schöpfer des lyriſchen Dramas zu betrachten. Seine „Dafne“, welche 1597 am Hofe der Medicäer, und ſeine „Euridice“, die drei Jahre ſpäter zur Vermählungsfeier der Prinzeſſin Maria von Medicis mit König Heinrich IV. von Frankreich, gleichfalls in Florenz zur Aufführung kamen, machten ſolches Aufſehen, daß man von ihnen den Anfang der italieniſchen Oper datirt. Vom Zweiten erzählt mein berühmter Landsmann Dr. Charles Burney im vierten Bande ſeiner „Geſchichte der Muſik“, ein höchſt intereſſantes Factum, das vielleicht nur Wenigen bekannt ſein dürfte. Stradella, einer der ausgezeichnetſten Componiſten und Violinſpieler des ſiebzehnten Jahrhunderts, von ganz Italien „Apollo della musica“ genannt, hatte ſich in Venedig in eine junge Dame verliebt, die ihm heimlich nach Rom gefolgt war. Der Bräutigam, der das Gelübde gethan, dieſe Schmach durch Stradella's Tod zu rächen, eilt nach Rom, dringt in die Kirche, in der ſo eben — wie er erfahren hatte — des Künſtlers Oratorium „San Giovanni“ aufgeführt wird — um hier an heiliger Stätte den ſcharfgeſchliffenen Dolch in ſeines Nebenbuhlers Herz zu ſtoßen; aber das heilige Rauſchen der Muſik und Stradella's entzückendes Geigenſpiel verwandeln deſſen glühende Rache in tiefe Rührung; der gezückte Dolch entſinkt ſeiner Hand; er verzeiht ſeinem Feinde und giebt ihm Geld, um mit der Geliebten zu entfliehen; der Vormund Hortenſien's aber, unerbittlicher als der großmüthige Bräutigam, dingt römiſche Banditen, die ihn in Genua erreichen und nach der erſten Aufführung ſeiner mit beiſpielloſem Enthuſiasmus aufgenommenen Oper „La forza dell' amor paterno“ überfallen und ermorden.

— Herrlicher Stoff zu einer Oper, bemerkte ein junger Dichter.

— Schaffen Sie mir ſolch ein Libretto, ich componire es auf der Stelle*), ſagte Roſſini.

— Schaffen Sie mir eine Handſchrift jenes Stradella, rief Lady Eſther, und ich zahle Ihnen dafür, was Sie verlangen.

---

*) Vor einigen Jahren hat ein deutſcher Componiſt, Niedermeyer, dieſes Sujet in Muſik geſetzt und in der Pariſer Académie de musique zur Aufführung gebracht.

— Der Närrin kann geholfen werden, ſagte Roſſini zu ſich ſelbſt und machte ſich, um nicht daran zu vergeſſen, heimlich einen Knoten in ſein Schnupftuch.

Das wollen auch wir vorläufig thun.

XII.

Es iſt vier Uhr Nachmittags und die Hitze ſo überwältigend groß, daß Alles, was nicht zu arbeiten braucht, Sieſta hält.

Wir bitten unſere Leſer, uns jetzt in die Wohnung der Signora Colbrand zu begleiten. Wir finden Herrn Barbaja bei ihr in einem zeltartig drapirten, ſchattigkühlen, mäuschenſtillen Gemache, das, ganz zum Ruhen geſchaffen, nicht mehr als zwei Möbel enthält: einen runden Tiſch und ein großes, höchſt bequemes Sopha. Auf dem Tiſche ſteht eine prachtvolle Vaſe mit Blumen, umgaukelt von bläulichem Sonnenlichte, das ſich neugierig durch die Zwiſchenräume der halbgeſchloſſenen Jalouſie hindurchgeſtohlen hat. In der einen Ecke des Sophas ſitzt der dicke „Sultan“ ſo ungenirt, als ob er hier bei ſich zu Hauſe wäre, ohne Rock, mit aufgeknöpfter Weſte und gelüftetem Halstuch, keuchend wie ein Kameel, das, ſchwerbeladen, einen weiten Weg durch brennendheißen Wüſtenſand zurückgelegt und ſich von der Ermüdung noch nicht erholt hat; in der andern Ecke lehnt ſeine Favorite, nur halb angekleidet, den Kopf auf ein geſticktes Ohrkiſſen, den einen ihrer in rothſeidenen Pantöffelchen ſteckenden

Füße auf den Teppich, den andern nonchalant auf dem bereitwilligen Schoos ihres Freundes hingeſtreckt — eine Gruppe, die wir uns von dem galanten Pinſel eines Nekl Maurin gemalt wünſchten, um ſie, eingerahmt, dem heitern Muſeum unſeres Schlafzimmers einverleiben zu können.

— Uff! wie heiß, wie unerträglich heiß! ſtöhnte der halbaufgelöſte Impreſario. Ich ſchwitze wie ein Haſe am Bratſpieß und bin matt wie eine Fliege. Und Du, ſchwarzer Engel?

— Ich möchte ſchlafen, ſchlafen ...

— Höre, das verbitte ich mir. Schlafe, wenn ich gehe; ſo lang' ich bei Dir bin, will ich von Dir unterhalten ſein.

— Hab' ich Dich heut' nicht ſchon genug unterhalten?

— Uff! ſtöhnte der Sultan und wiſchte ſich mit dem Rücken der Hand den Schweis von der Stirn. Ach ja, fügte er nach kurzer Pauſe hinzu, nun aber laß uns noch ein wenig plaudern.

— Wovon? gähnte Signora.

— Wovon Du willſt. Sag' mir unter Anderm, wie gefällt Dir mein Freund Roſſini?

— Das frägſt Du jedesmal. Wie oft, Domenico, ſoll ich Dir ſagen, daß er mir gar nicht gefällt?

— Gar nicht? Uff! Woher kommt das?

— Der Maeſtro iſt ein eitler, eingebildeter Geck, dem auf der Stirn geſchrieben ſteht, daß er im albernen Wahne lebt, jedes weibliche Weſen müſſe ſich von ſeiner männlichen Schönheit hingeriſſen, bezaubert und entzückt fühlen.

— Der Kerl, ſag' ich Dir, macht bei manchen Weibern raſend viel Glück. Er ſingt ihnen am Klaviere ſeine Lieder vor, verdreht dabei die Augen wie ein abgeſtochenes Kalb und das gefällt dem verliebten Weibervolk.

— Mir mißfällt er.

— Das gereicht Deinem Geſchmack zu großer Ehre! Uff! Beſucht er Dich häufig?

— Leider faſt täglich.

— Und bleibt er lange?

— Kaum eine halbe Stunde.

— Und was treibt Ihr während der Zeit?

— Wir ſehen uns an und gähnen ein Duett. Dann frage ich ihn, wie ſtehts mit Ihrer neuen Oper? Wie weit ſind Sie mit Ihrer Eliſabeth? Ich werde bald fertig mit ihr ſein, ſagt er immer, obgleich ich feſt überzeugt bin, daß er noch gar nicht angefangen hat.

— Das ſieht dem Faulthier ganz ähnlich. Er ſtiehlt dem lieben Gott die Zeit und mir das Geld. Seit zwei Monaten hat er zweitauſend Francs Gage und faſt ſchon eben ſo viel Vorſchuß von mir erhalten und was hat er dafür gethan? An meiner Tafel geſchwelgt und ... gefaullenzt. Sprich, Angélique, hat er Dir noch niemals eine Schmeichelei geſagt?

— Noch nie!

— So iſt es alſo wirklich wahr, daß er Dich nicht leiden kann. Als ich ihn geſtern halb im Scherze, halb im Ernſte ausforſchte, wie Du ihm gefalleſt, antwortete er mir ganz lakoniſch: gar nicht! Und als ich ihn fragte, wie das möglich ſei, ſagte der Dummkopf: Du ſeiſt nicht mehr jung, habeſt einen allzubraunen Teint und eine allzudicke Naſe ...

— Ha, ha, ſagte er das wirklich?

— Er ſagte noch mehr: Du hätteſt ein ganz alltägliches Geſicht, das nur auf der Bühne, beim Lampenlichte, Effect machen könne. Bei Tage ſeiſt Du ſo alt und häßlich, daß er nicht begreife, wie Jemand ſo dumm ſein könne, ſich in Dich zu verlieben

— Au, au, ſchrie ſie plötzlich halb lachend, halb weinend.

— Was iſt los?

— Mich beißt's! ſagte die Colbrand und kratzte ſich am Knöche des Fußes, der auf ſeinem Schooße lag.

— Ein Floh! Warte, Kind, ich fange ihn! ſagte der Sultan, löſte das über dem Knie befindliche Strumpfband, zog den ſeidenen Strumpf bis zum Knöchel herab und ſuchte den „Nero des Unterrocks.“

— Haſt Du ihn? fragte die Primadonna.

— Noch nicht! erwiderte der Impreſario, der das entblößte Bein von allen Seiten unterſuchte, um den Miſſethäter zu entdecken.

In demſelben Augenblick klopfte es an die Thür. Signora zog raſch ihr Bein zurück und rief Herein.

— Was bringſt Du? fragte ſie die Kammerzofe, die eben eingetreten war.

— Einen Brief, der ſo eben angekommen iſt.

— Wie oft hab' ich Dir geſagt, daß ich, wenn Signor Barbaja mir Geſellſchaft leiſtet, unter keinem Vorwande geſtört ſein will. Gieb her den Wiſch!

Das Kammermädchen gab ihr den Brief und entfernte ſich. Signora erbrach das Siegel, warf einen Blick auf die Unterſchrift des Billets und ſteckte es dann mit einer Miene, in der ſich ein hoher Grad von Verlegenheit abzuſpiegeln ſchien, in ihren ſammetweichen Buſen.

— Was enthält dies Billet? fragte der verdachtſchöpfende Othello.

— Nichts, gar nichts, ſtammelte die Sängerin, bis zur Stirn erröthend.

— Lüge nicht, Colbrand! Du errötheſt nicht umſonſt. Her mit dem Billet!

Eine franzöſiſche Chronik erzählt, daß Ludwig XIII., einſt in einer ähnlichen Situation, ſeine Keuſchheit ſo weit getrieben habe, zu einer Kaminzange ſeine Zuflucht zu nehmen, um mit Hilfe derſelben ein geheimnißvolles Billet, das eine ſeiner Hofdamen, Fräulein von Hauteroche, in den Schnee ihres Buſens verſenkt hatte, aus dem reizenden Verſteck hervorzuziehen. — Signor Barbaja war der Mann, der dazu keiner Zange bedurfte. Seine Hand griff plump hinein und ſah ſich, trotz des Widerſtandes der Colbrand, bald in den Beſitz des myſterieuſen Briefes, der ſeine Eiferſucht dergeſtalt entflammt hatte, daß er in dieſem Augenblick — vielleicht zum erſten Male in ſeinem langen Leben — aufrichtig bedauerte, die Kunſt des Leſens nur vom Hörenſagen zu kennen.

— Colbrand, ich frage Dich zum letzten Male, was ſteht in dieſem Briefe?

— Lies! erwiderte ſie mit lakoniſcher Ruhe.

— Du weißt, Colbrand, daß das Leſen ...

— Eine Deiner ſchwächſten Seiten iſt. Ich will mich Deiner erbarmen. Sieh', Alter, ich Aermſte habe hinter meinem Rücken wieder eine neue, äußerſt glänzende Eroberung gemacht. Ein verliebter Gimpel hat ſich, ohne meinen Willen, im Netze meiner Reize gefangen. Der Gimpel bittet mich, ihm ſeine goldenen Federn auszurupfen ...

— Und der Name dieſes Gimpels?

— Marcheſe Silvio Tacconi lautet die Unterſchrift.

— Ich kenne nur einen Marquis dieſes Namens, einen Büchernarren, der über hunderttauſend Livres Renten beſaß, welche nicht hinreichten, ſeine Bücherwuth zu befriedigen. Er kaufte eine Unmaſſe von Büchern, ohne eines davon zu leſen. Als der Einfaltspinſel auf dieſe Weiſe ſein enormes Vermögen vergeudet hatte, gerieth er auf den unglückſeligen Einfall, falſche Banknoten zu machen; er wurde ertappt und — ſo viel mir bekannt iſt — gehängt. Der alſo kanns nicht ſein.

— Vielleicht ein Anverwandter jenes Narren, aber ohne Zweifel ein eben ſo großartiger Verſchwender, als ſein Namensvetter. Höre, was er mir ſchreibt:

Signora.

Der Unterzeichnete hat das Glück gehabt, Sie geſtern Abend als Cora*) bewundern zu dürfen. Sein Entzücken hat den höchſten Gipfel erreicht. Seit lange liegt er mit ſich ſelbſt im Kampfe, ohne einig werden zu können, ob er in Ihnen die große, unerreichbare Geſangskünſtlerin — Italiens erſte Philomele, die Königin von San Carlo — oder blos die unvergleichlich ſchöne Frau — Spaniens impoſanteſte Schönheit — anbetet. Seit dem Augenblick, wo er Sie, umſtrahlt von der Glorie Ihrer Virtuoſität, als Cora geſehen und gehört, ſteht es unwiderruflich feſt, daß er ohne Sie, zwiefach angebetete Signora, nicht länger leben mag, nicht länger leben kann. Der Unterzeichnete wagt nun im Gefühle ſeiner brennendheißen Liebe, Ihnen einen Vorſchlag zu machen. Da er das Unglück hat, verheirathet zu ſein mit einer Frau, die er nicht liebt, kann er Ihnen nur ſein Herz, nicht ſeine Hand anbieten. Mit tauſend Freuden legt er Ihnen ſeinen ganzen Reichthum zu Füßen, wenn Sie ſich — anbetenswürdiger Engel — aus der lichten Höhe Ihrer Himmel herablaſſen wollen, ihm vorläufig — bis zum Tode ſeiner Gattin — das zu ſein, was Sie ſeit drei Jahren einem alten, häßlichen Geizhalſe ſind, der Ihre Jugend, Ihre Schönheit, Ihr Talent nicht zu würdigen verſteht. Der Unterzeichnete läßt Ihnen drei Tage Friſt zu ruhiger und reiflicher Ueberlegung; am vierten Tage wird er ſich die Freiheit nehmen, perſönlich zu erſcheinen, um aus Ihrem Engelsmunde die Kunde ſeines Glücks, die Erfüllung ſeines liebſten Wunſches, oder ſein Todesurtheil zu vernehmen. Geſtatten Sie, heißgeliebtes Weib, mich bis dahin nennen zu dürfen

---

*) In der Oper „Alonſo e Cora" von Simon Mayr.

Ihren

wärmſten Verehrer,
Marqueſe Silvio Tacconi.

— Der Kerl iſt ein Narr, ein Eſel, ein Krokodil! rief Barbaja, in der größten Wuth aufſpringend und ſich ſeine Weſte zuknöpfend.

— Signor Barbaja, was berechtigt Sie zu dieſem Glauben? fragte die Colbrand mit wohlberechneter Kälte.

— Wie kann der Schurke ſich unterſtehen, mich einen alten häßlichen Geizhals zu nennen?

— Du biſt ja nicht genannt ...

— Aber er meint doch keinen Andern als mich. Und kann ich denn noch mehr für Dich thun, als ich bisher für Dich gethan? Erhältſt Du nicht 45,000 Francs Gage, 24,000 Francs Nadelgeld und Geſchenke, wie ſie ſelbſt der König ſeiner Floridia nicht macht?

— Wie oft muß ich anhören, was Sie für mich thun. Sie vergeſſen, Signor Barbaja, daß ich nur die Hand auszuſtrecken brauche, um mit jedem Finger einen Cavalier zu ködern, der mir — wie dieſer Marcheſe da — mit tauſend Freuden ſeinen ganzen Reichthum zu Füßen legen, ſich mir zu Liebe ruiniren würde. Damit Sie ſich überzeugen, kalter Egoiſt, daß Signora Colbrand großmüthiger iſt und Ihnen nicht aus Eigennutz, ſondern aus Neigung zugethan bleibt, vernichtet ſie vor Ihren Augen dieſen Wiſch.

— Und was wirſt Du ihm antworten?

— Nichts! erwiderte die Primadonna mit tragiſchem Pathos und zerriß das Billet in tauſend kleine Fetzen.

— Und wenn er kommt?

— Werde ich ihn nicht vorlaſſen.

— Höre, Colbrand, das hätte ich Dir, beim Unterrock der Mutter Gottes! wahrhaftig nicht zugetraut, ſagte der Sultan und drückte ſeine Favorite eben ſo plump als poſſirlich an ſein Herz. Für dieſen neuen Beweis Deiner Anhänglichkeit ſollſt Du noch heute Gelegenheit erhalten, meine unerſchöpfliche Großmuth zu bewundern.

Dann zog er ſich ſeinen Rock an und ging. Signora machte hinter ſeinem Rücken eine Pantomime, die zu ſagen ſchien: Alter Spitzbube, Niemand weiß Dich beſſer zu kirren, als ich.

XIII.

Wir wollen nun auch einer Stunde des Unterrichts beiwohnen, den unſer liebenswürdiger Maeſtro Roſſini ſeinem barfüßigen Schüler ertheilt.

— Seit wann unterrichte ich Dich nun? fragte er ihn eines Morgens.

— Seit acht Wochen, lieber Herr.

— Und was haſt Du, fauler Schlingel, während dieſer Zeit gelernt?

— Ich kannte keine Note ...

— Und jetzt?

— Singe ich Alles vom Blatt.

— Ich bin mit Dir zufrieden, Meiſter Nieswurz, ſagte der Meiſter und fing, weil er den armen Teufel gern zu necken pflegte, bei Nennung dieſes Spitznamens herzhaft zu nieſen an. In einigen Tagen werde ich Dich dem Director der Oper vorſtellen, in deſſen Gegenwart Du Deine Prüfung ablegen ſollſt. Der Himmel ſei Dir gnädig, wenn Du mir Schande machſt. Beſtehſt Du aber, ſo werde ich Dich vorläufig im Chor anſtellen und dafür Sorge tragen, daß Du, wenn Du nicht faul biſt, bald weiter kommen ſollſt. Nun aber, Signor Elleboro — **Corpo di Bacco**, ich muß ſchon wieder nieſen! — nun aber iſt es hohe Zeit, daß Du den Lazzarone ganz bei Seite wirfſt und nicht mehr wie ein lüderlicher Kerl, ſondern wie ein anſtändiger Menſch einhergehſt ...

— Ach, Meiſter, wie fang' ich das an? fragte der treuherzige Burſche.

— Haſt Du außer dieſem koſtbaren Exemplar polizeiwidrig-ſchmutziger Sackleinwandhoſen, die Du beſtändig trägſt, vielleicht noch ein Paar Sonntagshoſen?

— Sonntagshoſen kenne ich nur dem Namen nach.

— Haſt Du Stiefel?

— Ich habe, ſo lange ich lebe, noch keinen Stiefel auf meinem Fuße gehabt.

— Auch keine Schuhe?

— Ein einziges Mal bekam ich von einem Mylord Goddam ein Paar Schuhe geſchenkt ...

— Und was haſt Du damit angefangen?

— Ich hab' ſie ins Waſſer geworfen, weil ſie mich gedrückt haben.

— Haſt Du einen Rock?

— Auch dieſes Kleidungsſtück kenne ich nur vom Sehen; ich ſelber habe mir niemals einen Rock gewünſcht.

— Und warum nicht?

— Weil ich mir einbilde, daß ſo ein Rock ſehr unbequem ſein muß.

— Sehr wahr! Auch ich liefe bei großer Hitze gern, wie Du, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln umher; aber wenn man Künſtler werden will, darf man nicht wie ein Lumpenkerl herumlaufen. Heute Abend wirſt Du unten in der Wohnung des Portier eine vollſtändige Garderobe finden; vergiß nicht, ſie von hier abzuholen. Morgen früh erwarte ich Dich in vollem Staate ...

— Muß ich auch Stiefel anziehen?

— Das verſteht ſich. Glaubſt Du, ich kann dem Impreſario einen Menſchen, der Choriſt werden will, als Barfuß vorſtellen? Statt der Mütze wirſt Du von morgen an einen Hut tragen ...

— Einen Hut? wiederholte der Lazzarone tief betrübt.

— Einen Hut und zwar den weißen dort, den ich nicht mehr tragen will.

— Meine Kameraden, Meiſter, werden mich auslachen ...

— Du aber wirſt gehorchen oder bleiben, was Du biſt, ein Vagabund, ein Bettler, ein Tagedieb ...

Der arme Lazzarone fing wie ein Kind zu weinen an.

— Schwachkopf, warum heulſt Du?

— Weil ich von morgen an nicht mehr dieſe Mütze tragen ſoll. Und dieſe Mütze iſt doch ſo leicht und bequem, noch ſo neu und hübſch; Hunderte meiner Kameraden haben mich um ſie beneidet. Und bedenkt, Maeſtro, daß meine Francilla mir dieſe Mütze genäht, daß ſie ein Andenken von ihrer lieben ſchönen Hand iſt, ſprach Elleboro, dem dabei die hellen Thränen über die gebräunten Backen lieſen.

— Nun denn, ſo kannſt Du ſie Nachts tragen, wenn Dich Niemand ſieht.

— Dann bin ich zufrieden! ſagte Torquato, deſſen Geſicht ſich plötzlich aufgeheitert hatte.

— Jetzt trolle Dich! Uebe noch fleißig den Lauf ein, den ich Dir heute vorgeſungen, hole Dir Abends Deine Kleider und ſtelle Dich morgen pünktlich zur Prüfung ein.

Der Lazzarone ging und bald darauf verließ auch der Maeſtro ſeine Wohnung, um ſeinem Magen beim alten Delicateſſenhändler auf dem Molo neuen Vorſpann zu geben.

— — — — — — — — — —

Gegend Abend, als es zu dunkeln begann, erſchien in der Loge des Schweizers Meiſter Rieswurz, um ſich ſeine neue Garderobe, die aus lauter alten Kleidungsſtücken ſeines Lehrers beſtand, pflichtſchuldigſt abzuholen.

— Ecco! ſagte der Portier, auf ein ziemlich großes Bündel weiſend, das im Winkel lag. Du findeſt darin drei neugewaſchene Vatermörder, ein weißes, ein ſchwarzes und ein buntes Halstuch, zwei Weſten, einen herrlichen Hoſenträger mit Stahlſchnallen, drei Hemden, darunter auch ein gewaſchenes, ein Paar Winter- und zwei Paar Sommerhoſen, zwei Paar Stiefel, einen hellgrünen Rock, einen weißen Filz, vier Schnupftücher und drei Paar alte Handſchuhe, in Summa Summarum 26 Stück, eine Garderobe, die ſelbſt dem heiligen Januarius, der ein großer Stutzer geweſen ſein ſoll, keine Schande machen würde. Der Maeſtro hat Dich wahrhaft fürſtlich ausgeſtattet. Gratulire von ganzem Herzen! In dem maigrünen Rock wirſt Du wie der heilige Pancratius ausſehen und auch der weiße Filzdeckel wird Dir nicht übel ſtehen, ſagte der boshafte Schweizer und fing dabei ſehr malitiös zu lachen an.

— Und warum lachſt Du? fragte Elleboro, das Bündel unter den Arm nehmend.

— Weil mir ſoeben der Popanz einfällt, den wir draußen auf unſerm Weinberge als Spatzenſchrecker hingeſtellt haben.

— Ich verſtehe! Du ſagteſt vorhin, ich würde im warmen Rocke wie der heilige Pancratius ausſehen. Pancratius iſt ein nobler Herr, und damit Du ſiehſt, daß auch ich nicht ſchmutzig bin, ſo nimm dies Trinkgeld, ſagte Meiſter Rieswurz, gab dem Schweizer ein Kopfſtück und rannte lachend zur Thür hinaus.

— Warte, Spitzbube! rief ihm der Dicke nach. Dieſe Ohrfeige iſt Dir nicht geſchenkt!

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Am andern Morgen, lange vor Sonnen-Aufgang, machte der Lazzarone unter Gottes freiem Himmel zum erſten Male in ſeinem Leben Toilette. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte er ſeine alten Lumpen abgeſtreift und einen neuen Menſchen angezogen. Ein armer Teufel, der ſein Lebelang niemals Rock und Stiefel getragen, weiß ſich ſchwer hineinzufinden, zumal wenn ſie Beide, wie's hier der Fall war, ein groß wenig zu eng ſind. Die Stiefel, zu deren Anziehen er faſt eine ganze Viertelſtunde gebraucht, drückten ihn dergeſtalt, daß er ächzte und ſtöhnte, als hätte man ſeinem Fuße Daumſchrauben angelegt, um ihm einen kleinen Vorgeſchmack von den Qualen der Folter zu verſchaffen. Der weiße Filz auf dem ſtarkbehaarten Kopfe wackelte hin und her; die ſteifen Vatermörder guckten aus dem Halstuche wie zwei große weißangeſtrichene Meilenzeiger hervor; die beiden Arme ſtanden vom Rumpfe ſo weit ab, daß ſie einen Halbkreis beſchrieben und beſtändig in ermüdender Schwebe hingen.

So angezogen, ein Bündel unterm Arme, das den Reſt ſeiner Garderobe enthielt, lief er, trotz der drückenden Stiefel, die ihm manches Ach und Oh erpreßten, nach der abgelegenſten Vorſtadt, nach Francilla's Wohnung. Dort angekommen, ſtellte er ſich unter ihr Fenſter hin und pfiff. Das Blumenmädchen kannte dieſes Signal, eilte ans Fenſter, öffnete und ſah hinab. Anfangs glaubte die Kleine einen wildfremden Menſchen vor ſich zu ſehen, als ſie ihn aber bald darauf erkannte, brach ſie in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß dem armen Nieswurz in ſeinem neuen Anzuge ganz angſt und bang wurde. Er ſelber kam ſich darin ſo ungeheuer lächerlich, ſo ungemein täppiſch und unbeholfen vor, daß er aus Haut und Rock hätte fahren und Hut und Stiefel hätte abwerfen mögen, um vor ſeinem Liebchen wieder als Lazzarone im vollen Staate ſeiner Lumpen dazuſtehen.

— Heilige Mutter Gottes, rief Francilla unter Lachen, wie ſiehſt Du denn aus? Iſt denn jetzt Carneval, daß Du als Maske herumlaufen willſt, damit Dich Niemand erkennen ſoll? Sprich, amico, was ſoll dieſe Mummerei vorſtellen?

— Ach, Francilla, ſeufzte der arme Burſche, indem er einen unbeſchreiblich wehmüthigen Blick zuerſt auf ſein engelſchönes Mädchen und dann auf ſeine verteufelt knappen Stiefel warf; denke Dir meine Qual; in dieſem Anzuge ſoll ich nun alle Tage herumlaufen ... nicht mehr barfuß gehen ... nicht mehr die Mütze tragen, die Du mir zu meinem Namenstage geſchenkt ...

— Sprachſt Du nicht immer, ich bin mein freier Herr; Niemand hat mir was zu befehlen ...

— Jetzt, Francilla, muß ich gehorchen ...

— Wem denn? fragte das Blumenmädchen.

— Meinem Maeſtro, dem guten Signor Roſſini, der Dich und mich ſo lieb hat, der für mich ſorgen und mich beim Theater anſtellen will, damit ich mir Geld verdienen und Dich heirathen kann.

— Der liebe, gute Herr! Ja, wenn der Dir befohlen hat, Stiefel zu tragen, dann darfſt Du nie mehr barfuß gehen.

— Ach, Francilla, wenn Du wüßteſt ...

— Was denn, mein Lieber?

— Wenn Du wüßteſt, wie dieſe verdammten Stiefel mich drücken, Du würdeſt Mitleid haben und mir ſagen: Komm hinauf zu mir, Torquato, ruhe aus bei mir, ich will Dich tröſten ...

— Närriſcher Kauz, worüber ſoll ich Dich tröſten?

— Ueber die Stiefel, die mich drücken, und über die Mütze, die ich nicht mehr tragen ſoll. Darf ich hinaufkommen zu Dir?

— Nein, Liebſter, das ſchickt ſich nicht. Was würden die Nachbarn dazu ſagen, erführen ſie, daß ich Dir erlaubt habe, mich zu beſuchen. Die leichtſinnige Dirne, würden die böſen Mäuler ſchreien, da ſitzt ſie oben in der Kammer mit ihrem Schatze, ſtatt zum Gärtner zu laufen und friſche Blumen einzukaufen. Es iſt ſchon ſpät, mein Torquato, Francilla muß fort ...

— Was aber fange ich mit dieſem Bündel an?

— Was iſt denn drin? fragte das neugierige Kind.

— Die andere Hälfte der Garderobe, die mir Maeſtro Roſſini geſchenkt. Ich habe weder Dach noch Fach. Wo ſoll ich nun hin damit?

— Ich will Deine Sachen Dir aufheben, und ſo oft Du etwas brauchſt, kommſt Du zu mir und pfeiffſt; dann werfe ich Dir ein Stück nach dem andern herab.

— Willſt Du das wirklich thun? fragte der arme Teufel hoch entzückt.

— Bin ich nicht Dein Schatz? Lieb' ich Dich nicht mehr als mich ſelbſt?

— Francilla, Engelskind, Himmelsblume! Corpo di Cristo, ich wäre das glücklichſte Geſchöpf, wenn mich die elenden Stiefel nicht drückten!

— Warte einen Augenblick, ſagte das ſchöne Kind, lief hinunter, nahm ihm das Bündel ab, gab ihm einen Kuß und zwei große Bouquets, hinzufügend: Das Eine für unſern Freund, das Andere für Dich, mein Schatz, und nun addio, addio, carissimo mio! Auf Wiederſehen heute Abend an der Villa reale, ſprach ſie und eilte in ihr Kämmerlein zurück.

— Francilla iſt doch gar zu ſchön und gar zu gut, ſagte der arme Teufel und guckte noch lange, lange zu ihrem Fenſter hinauf.

Um zehn Uhr begab ſich unſer metamorphoſirter Freund, alle Hauptplätze, auf welchen ſeine Kameraden ſich aufzuhalten pflegen, ängſtlich vermeidend, nach der Toledoſtraße. Unterweges, in einem abgelegenen, menſchenleeren Seitengäßchen, begegnete er zweien ſeiner Bekannten und wollte ihnen ausweichen; ſie aber blieben ſtehen, hielten ihn feſt, begafften ihn von allen Seiten und brachen dabei in ſolches Gelächter aus, daß dem Ausgelachten ganz ſchwül zu Muthe wurde.

— Sangue di Dio, ſagte der Eine dieſer Lazzarone, Du ſiehſt ja noch ſpaßhafter als der Palmeſel aus, auf dem unſer Herr Heiland zu Jeruſalem in Prozeſſion herumgeführt worden iſt.

— Satanasso! fluchte der Andere. Iſt mir ſo was vorgekommen? Von der Ferne hielt ich Dich für einen Wachsklotz, den ein Schneider aus dem Fenſterkaſten herausgejagt, weil er dort zu wenig Maulaffen angelockt.

— Ich kenne Euch! Aus Euch ſpricht der blaſſe, gelbe, grüne Neid, rief Elleboro beleidigt und rannte fort, ſo ſchnell als die Daumſchrauben an den Füßen es ihm erlaubten.

Seine zerlumpten Kameraden blieben noch ein Weilchen ſtehen, ſahen ihm nach und lachten und machten Sprünge, als hätte die Tarantel ſie geſtochen.

— Der Lump, ſagte der Eine, hat entweder eine Terne gewonnen oder einen reichen Mylord beſtohlen, denn wie käme er ſonſt zu Rock und Stiefeln?

— Mir könnte Jemand hundert Scudi ſchenken, ſagte der Andere, ich möchte nicht ſo ausſehen, wie der da!

Gegen Elf erreichte Meiſter Nieswurz, an Leib und Seele ſchwitzend, die Toledoſtraße.

Der Portier, der ſchon von Weitem ihn hinkend einhertraben ſah, hatte beim Anblick der beiden Blumenſträuße, wovon Elleboro den Einen in der Rechten, den Andern in der Linken trug, alſogleich ſeinen Racheplan ausgeſonnen. Er lief in die Loge, nahm ein Blatt Papier, ſchrieb mit großen Buchſtaben ein höchſt anzügliches Wort darauf, ſteckte den Zettel zu ſich und eilte hinaus, um den Ankommenden am Eingang des Hausthores zu erwarten.

— Guten Tag, Gevatter, begann der Schweizer, der, ganz wider Erwarten, freundlich wie ein Ohrwürmchen war; zwar haſt Du mir geſtern ein ſchlechtes Trinkgeld gegeben, doch darum keine Feindſchaft zwiſchen uns. Ich verſtehe einen Spaß und hab' Dich lieb. I Du ſiehſt ja mein' Seel' ganz ſtattlich aus. Und die wunderſchönen Blumenſträuße! Aber höre, Gevatter, die mußt Du nicht ſo ſteif in den Händen tragen ...

— Ei wo ſoll ich ſie denn hinſtecken?

— Ins Knopfloch, Gevatter; das ſieht gar fein und vornehm aus und das liebt mein Herr, vor dem Du heute Probe ſingen ſollſt.

— Die beiden Sträuße ſind aber viel zu groß und die Knopflöcher viel zu klein.

— Du mußt nicht alle Blumen in ein Knopfloch, ſondern in jedes höchſtens drei bis vier Blumen ſtecken. Warte, ich helfe Dir.

— Nun, wenn Du glaubſt, daß das fein und vornehm iſt und daß Dein Herr es gern ſieht, ſo hab' ich nichts dagegen.

Der Schweizer band die beiden Sträuße auf und ſteckte ſeinem „Gevatter" vier bis fünf Blumen in jedes Knopfloch.

— Das ſteht Dir allerliebſt; aber hinten auf dem Rücken, Gevatter, biſt Du ganz weiß. Warte, ich will Dich abbürſten, ſagte der verſchmitzte Kerl mit der treuherzigſten Miene, zog während des Bürſtens den bewußten Zettel aus der Taſche und heftete ihn mit einer Nadel dicht unter den Rockkragen an. So, nun wirſt Du dem gnädigen Herrn gewiß gefallen.

Mit bangem Herzen und peinlich drückenden Stiefeln erſtieg Meiſter Rieswurz die beiden Treppen. Bei ſeinem Eintreten ins Zimmer brach der Maeſtro in unbändiges Gelächter aus.

— Kerl, wer hat Dich ſo aufgeputzt?

— Unten der Schweizer. Er meinte, das ſehe fein und vornehm aus.

— Der Spitzbube! Klingle!

In dem Augenblick, als der Lazzarone Kehrt machte und dem Maeſtro die Hinterfronte zeigte, gewahrte Roſſini den Zettel und fing von Neuem furchtbar zu lachen an.

— Warum lacht Ihr, Maeſtro? fragte Elleboro, die Blumen aus den Knopflöchern herausreißend.

— Auf dem Rücken hat Dir Jemand einen Zettel angeklebt ...

— Einen Zettel???

— Auf dem mit großen Buchſtaben: „Aufgeputzter Pfingſtochſe" ſteht.

— Das hat der Portier gethan. Warte, Schweizer, ich will Dir dafür einen Kuhreigen blaſen, daß Du an mich denken ſollſt.

— Pfui, Meiſter Rieswurz, wer wird ſo rachgierig ſein! Geſtern haſt Du dem Schweizer ein Kopfſtück gegeben, heute hat er Dich dafür gefoppt; Ihr ſeid nun quitt und haltet Frieden mit einander, ſonſt werde ich böſe; hörſt Du?

In demſelben Augenblick trat Barbaja ein.

— Iſt der Dein Schüler? fragte der Impreſario, der ſich des Lachens nicht erwehren konnte.

— Mach' Deine Verbeugung, Meiſter Rieswurz.

Der Lazzarone machte ein höchſt linkiſches Compliment.

— Der Kerl ſieht ja wie ein Heupferd aus!

— Signor Barbaja, ich erſuche Dich, von meinem Schüler mit mehr Achtung zu reden. Sogleich ſoll er Dir was vorſingen. Du wirſt eine Bruſtſtimme hören, wie es unter Tauſenden vielleicht keine zweite giebt.

— Na, lege mal los, commandirte der Sultan.

— Nun nimm Dich zuſammen, halte hübſch Tact und detonire nicht, ſagte der Maeſtro, ſetzte ſich an den Flügel, legte ein Notenblatt vor ſich hin und fing das Vorſpiel an.

Meiſter Rieswurz räuſperte ſich und begann Lindoro's Arie „Languir per una bella“ zu ſingen.

— Teufel, rief Roſſini gleich nach den erſten zehn Tacten, Du ſingſt ja heut' ſchlechter als je. Deine Stimme zittert!

— Ich glaube, der dumme Kerl fürchtet ſich vor mir, lachte der Impreſario.

— Ach nein, ach nein, winſelte der arme Teufel. So kann ich unmöglich ſingen ...

— Schlingel, was fehlt Dir denn?

— Ach, Maeſtro, meine Stiefel drücken mich.

Roſſini und Barbaja betrachteten ſein Piedeſtal und fingen furchtbar zu lachen an.

— Heupferd, rief der Director, Du haſt ja die Stiefel verkehrt angezogen!

— Verkehrt??? fragte Torquato mit allen Zeichen der größten Verwunderung.

— Du haſt den rechten Stiefel auf dem linken, und den linken Stiefel auf dem rechten Fuß.

— Alſo darum drücken mich die Beſtien! Ach, Maeſtro, erlaubt mir, die Stiefel auszuziehen, dann will ich ſingen, daß Ihr und der Dicke da gewiß mit mir zufrieden ſein ſollt.

— Meinetwegen, Rhinoceros, kannſt Du Dich ganz nackt ausziehen, ſagte Barbaja.

Meiſter Nieswurz zog erſt den Rock und dann die Stiefel aus.

— Nun, dicker Herr, paß' auf, ſprach der Lazzarone, fing das Lied von vorn an und entfaltete die ganze Kraft, den ganzen Schmelz ſeiner Stimme und ſang ſo richtig, ſo ruhig, ſo ſicher und ſo ſchön, daß der Sultan ſeine langen Ohren ſpitzte und aufmerkſam zuhörte.

— Bravo, mein Heupferd, bravo, jetzt gefällſt Du mir!

Signor Elleboro, aufgemuntert durch den Beifall des Impreſario, bot alle Kräfte auf, um ſich und ſeinem Lehrer keine Schande zu machen. Und in der That ſang er bis zu Ende ſo rein und ſo ſchön, daß Roſſini zufrieden und Barbaja ſehr überraſcht war.

— Heupferd, von heute an biſt Du bei mir vorläufig als Choriſt engagirt. Hinten auf meinem Hofe iſt noch ein Zimmerchen frei, dort kannſt Du wohnen ...

— Und wieviel Gage zahlſt Du ihm? fragte der Maeſtro.

— Vorläufig monatlich 24 Scudi.

— Und 6 Scudi Taſchengeld, fügte Roſſini hinzu.

— Gut, ſagte Barbaja. Nun, Heupferd, ziehe Dir wieder Deine Stiefel an und laſſe Dir vom Portier Deine Wohnung zeigen.

Der zum Choriſten des San Carlo-Theaters avancirte Lazzarone that, was ihm befohlen war, und küßte, glücklich darüber, daß er ſein Examen überſtanden, und daß ſeine Stiefel ihn jetzt weit weniger als vorher drückten, dem Maeſtro die Hand, grüßte den Director und lief zum Schweizer hinunter.

— Nun, Freund Barbaja, was ſagſt Du zu meinem Schüler?

— Das Heupferd hat viel Talent; aus dem wird was. Nun aber zu etwas Wichtigerem. Wann erhalte ich endlich meine „Königin Eliſabeth“?

— In längſtens vierzehn Tagen iſt ſie fertig.

— Bon! ſprach der Sultan, ſeelenvergnügt dem Maeſtro die Hand drückend. König Ferdinand hat mir heute Morgen friſche Auſtern aus dem Fuſaro geſchickt. Haſt Du Luſt, ſie zu koſten?

— Her damit! rief Meiſter Joachim, der ein ſo großer Freund von friſchen Auſtern war, daß er für ſie, wie Tamino um ſeine Pamina, durch Feuer und Waſſer lief.

Und gleich darauf frühſtückten beide Herren.

XIV.

Einige Tage ſpäter las man in der „Gazetta del regno delle due Sicilie“ folgende, aus auffallend großer Schrift geſetzte und mit Arabesken eingefaßte Anzeige:

„Zu verkaufen iſt eine Handſchrift des berühmten Componiſten Aleſſandro Stradella aus dem Jahre 1647. Das Nähere zu erfahren in der Expedition dieſer Zeitung.“

Als Lady Eſther Monmouth dieſe Anzeige las, ſaß ſie gerade mit zwei Landsleuten, den beiden Engländern, welche Meiſter Nieswurz an der Villa reale wie Wollſäcke in den Sand geſchleudert, weil ſie ſeine Francilla beleidigt hatten, bei einem eben ſo gemüthlichen, als appetitlichen Gabelfrühſtück.

— Halten Sie mich! rief die Dame urplötzlich ihrem Nachbar zur Rechten, dem Esquire Barnabas Littleblount, zu. Halten Sie mich, Freund, ich falle in Ohnmacht!

— Was iſt Ihnen zugeſtoßen? fragte ihr Nachbar zur Linken, der ſehr ehrenwerthe Baronet Habakuk Millbury, der in Ermangelung eines Flacons mit engliſchem Salze der Lady eine Büchſe mit ſpaniſchem Pfeffer unter die ariſtokratiſche Naſe hielt.

— Sind Sie toll, Sir Habakuk? ſchrie Lady Eſther, die ſchnell wieder zu ſich gekommen war.

— Mein Mittel ſcheint geholfen zu haben, meinte der Baronet.

— Wie befinden ſich Milady? fragte der Esquire, ruhig weiter kauend.

— Ich befinde mich wohl, ganz wohl; es war nur ein augenblicklicher Schwindel. Heute, meine Herren, iſt der glückliche Tag, an dem einer meiner ſehnlichſten Wünſche endlich in Erfüllung gehen ſoll ...

— Ich begreife noch immer nicht, ſagte der Baronet ...

— Sogleich ſollen Sie den Grund meiner freudigen Ueberraſchung erfahren. So eben las ich in dieſer Zeitung die Anzeige, daß eine Handſchrift des berühmten Stradella, eine der wenigen, die meiner großen Sammlung bis jetzt noch fehlen, zu verkaufen iſt.

— Wo? Wo? fragten beide Herren.

— Das Nähere iſt in der Expedition dieſer Zeitung zu erfahren. Begreifen Sie nun? ...

— Was?

— Daß der Augenblick gekommen iſt, mir den Beweis zu liefern, wer von Ihnen den wärmſten Antheil an meinem Glücke nimmt. Gentlemen, wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen, ſo machen Sie ſich augenblicklich auf den Weg.

— Wohin? fragten die ſcharfſinnigen Cavaliere.

— In die Zeitungs-Expedition, Gentlemen, um je eher je lieber zu erfahren, wo die Handſchrift zu verkaufen iſt.

— Laufen Sie hin, ſagte Einer zum Andern.

— Eilen Sie, eilen Sie, meine Freunde. Bedenken Sie, daß jeder Augenblick Verzug mir dieſen koſtbaren Fund entführen kann.

— Und wann wir erfahren haben, wo die Handſchrift zu haben iſt; was dann? fragte der Baronet.

— Dann eilen Sie zum Verkäufer und kaufen ſie.

— Um welchen Preis?

— Um jeden, den er verlangt.

— Schön, ſagten beide Herren, leerten ihre Gläſer, ſuchten ihre Hüte und ſchritten „ſehr pomadig" zur Thür hinaus.

Lady Monmouth ſchwebte unterdeſſen in ſo großer Aufregung, daß ſie ein Glas Cherry mehr als gewöhnlich trank, um ihren Nerven neue Spannkraft zu verleihen.

Erſt nach anderthalb Stunden kehrten beide Gentlemen mit der Nachricht zurück, daß die angezeigte Handſchrift ... bereits verkauft ſei.

— Halten Sie mich, ſchrie Milady und ſank zum zweiten Male ohnmächtig in den Lehnſeſſel zurück.

Diesmal hielt der ehrenwerthe Baronet Habakuk in Ermangelung des engliſchen Salzes ihr eine Büchſe mit franzöſiſchem Senf unter die Naſe. Auch dieſes Mittel verfehlte ſeine Wirkung nicht, denn Milady kam gleich wieder zu ſich.

— Alſo verkauft, rief ſie aus, wirklich verkauft? Und haben Sie nicht gefragt, an wen?

— An den Tenoriſten David, antwortete der Esquire Barnabas.

— Und haben Sie erfahren, wieviel dieſer Menſch dafür bezahlt hat?

— 339 Scudi!

— Ein Lumpengeld! Eilen Sie ſofort zu David, bieten Sie ihm 400, bieten Sie ihm 500, bieten Sie ihm, wenn's ſein muß, das Doppelte der Kaufſumme. Gentlemen, laſſen Sie alle Minen Ihrer parlamentariſchen Beredſamkeit ſpringen, bieten Sie Ihren ganzen Witz und Scharfſinn auf, ihn zu bewegen, mir ſeinen Stradella abzutreten, und kehren Sie nicht eher zurück, als bis es Ihnen gelungen iſt, mir dieſen Schatz zu erobern. Hier mein Portefeuille, Gentlemen. Sie finden darin 2000 Pf. St. Verfügen Sie über dieſe Bagatelle ganz nach Ihrem eigenen Ermeſſen; aber ſchaffen Sie mir die Handſchrift …

— Wollen ſehen, ſagten Beide und verfügten ſich von Milady geraden Weges zum Sänger David, deſſen Wohnung in der Strada di Fosca ihnen zufällig bekannt war.

Zum Glück war er noch nicht ausgegangen.

— Womit kann ich dienen, Mylords? fragte der Tenor mit aufgewickelten Locken.

— Wir kommen im Auftrag der Lady Eſther Monmouth, ſagte Esquire Barnabas.

— Nichte des engliſchen Geſandten, ergänzte Baronet Habakuk.

— Um Sie zu fragen …

— Ob Sie geneigt wären …

— Die Handſchrift des Stradella …

— Die Sie vor einer Stunde an ſich gebracht …

— An uns abzutreten.

— Mylords, erwiderte das dreigeſtrichene C im rothſeidenen Schlafrock, es thut mir Leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie ſich umſonſt zu mir herbemüht … ich habe jenes höchſt ſeltene Autograph allerdings erſtanden, aber nicht für mich ſelbſt, ſondern für einen meiner Freunde …

— Und der Name dieſes Freundes?

— Der Baſſiſt Galli …

— Und deſſen Wohnung?

— Strada di Forcella, Nummer 14.

— I thank you, Sir, ſagten beide Gentlemen und begaben ſich vom Tenoriſten David zum Baſſiſten Galli.

Glücklicherweiſe fanden ſie auch Dieſen zu Hauſe; er ſaß am

Claviere und probirte eben ſeine erſte Arie aus der „Italienerin in Algier“.

— Verzeihung, wenn wir ſtören, ſagte der Esquire.

— Was wünſchen Sie? fragte das tiefe D.

— Wir kommen ſoeben von Ihrem ſehr ehrenwerthen Freunde David ...

— Der uns die Mittheilung gemacht ...

— Daß er für Sie ...

— Eine Handſchrift des berühmten Stradella erſtanden.

— Ganz recht. Wünſchen Sie dieſelbe zu ſehen?

— Nicht allein zu ſehen, ſondern auch ...

— Zu kaufen, ergänzte der Baronet.

— Ich bedaure, Ihnen erklären zu müſſen, daß ich dieſe Seltenheit nicht verkaufe ...

— Auch dann nicht, wenn wir Ihnen 500 Pfund dafür bezahlen?

— Auch dann nicht, Mylords!

— Wie aber, wenn wir uns bereit erklären, das Doppelte der Kaufſumme ...

— Auch dann nicht, wiederholte der Baſſiſt, der die Miene eines Beleidigten annahm.

— Iſt vielleicht eine runde Summe von 1000 Pfund im Stande, fragte der Baronet, Sie unſerer Bitte geneigter zu machen?

— Erlauben Sie mir, Mylords, eine Frage. Wollen Sie dieſe Handſchrift für ſich kaufen?

— No Sir, erwiderte der Esquire. Wir für unſern Theil zahlen nicht 1000 Grani für den Wiſch; wir unterhandeln nur im Auftrage der Lady Eſther Monmouth ...

— Der Nichte des engliſchen Geſandten, ſupplirte Baronet Millbury.

— Ah, Mylords, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Einer Dame, wie Lady Monmouth, einer ſo großherzigen Beſchützerin aller Künſte, läßt ſich eine Bitte ſchwerer abſchlagen, als jeder Andern. Milady hat ſich während ihres Aufenthaltes in Neapel ſo gerechte Anſprüche auf die Dankbarkeit jedes Künſtlers erworben, daß es mehr als ein Frevel, daß es ein Verbrechen wäre, wollte ich, ihr gegenüber, keine Ausnahme machen.

— Sie wollen alſo? fragten die ehrenwerthen Unterhändler.

— Ich will dem Beſitze dieſes unbezahlbaren Schatzes entſagen, will mich von ihm trennen, losreißen, um der edlen Dame, der erhabenen Beſchützerin aller Künſte, einen ſchwachen Beweis meiner innigſten Verehrung zu geben. Hier iſt die Handſchrift ...

— Und wieviel begehren Sie dafür?

— Nicht mehr als die 1000 Pfund, die Sie mir bereits zugeſtanden haben.

— Yes! ſagte der Baronet etwas betreten, holte aus ſeiner Bruſttaſche Milady's Portefeuille hervor und zählte zehn Banknoten, jede zu hundert Pf. St., die er zuvor an's Licht hielt, um ſich zu überzeugen, ob er nicht etwa zwei ſtatt einer ergriffen, langſam und bedächtig auf den Flügel hin.

Galli nahm das Geld, der Baronet die Handſchrift und der Esquire die Quittung, die der Sänger unaufgefordert über den Empfang der tauſend Pfund ausgeſtellt hatte, worauf beide Gentlemen auffallend kühl ſich empfahlen.

Lady Eſther, die ſich das lange Ausbleiben ihrer beiden Bevollmächtigten durch nichts zu erklären vermochte, lief in ihrem

Zimmer unruhig auf und ab und zählte die Minuten der trägen Zeit, in der jede Stunde ihr als eine ins Quadrat erhobene Ewigkeit erſchien. Jede Art von Erwartung, ſelbſt die allerfreudigſte, iſt eine Folter. Wohl Jedem, der nichts erwartet.

— — — — — — — — — —

Endlich, gegen vier Uhr Nachmittags, ſah Lady Eſther, die ſehnſüchtig auf dem Balkone ſtand, ihre beiden Chargés d'affaires mit der Schnelligkeit einer Schildkröte auf ihre Wohnung zuſegeln. Milady winkte mit ihrem Taſchentuche, um dieſe verwünſchten Schnellläufer, die jeden Augenblick Halt machten, um ſich — Gott weiß was — zu erzählen, zu größerer Eile anzuſpornen. Die Gentlemen aber hielten dieſes Zuwinken für einen freundlichen Gruß und ließen ſich dadurch nicht aus dem Takte bringen. Milady war der Verzweiflung nahe.

Endlich öffnet ſich die Thür. Lady Eſther ſtürzt ihnen entgegen.

— Nun? fragte ſie mit einem Tone, in dem ſich die ganze Größe ihrer Erwartung kundgab.

— Finden Sie nicht, Milady, begann der Esquire Littleblount, daß es heute noch viel ſchwüler als geſtern iſt?

— Wir haben 28 Grad im Schatten, fügte der Baronet hinzu, während er ſich mit ſeinem Foulard etwas Kühlung zufächelte.

— Aber Ihr Auftrag, Ihr Auftrag? fragte Milady aufs Höchſte geſpannt.

— Iſt beſorgt! ſagte der maulfaule Baronet.

— Hat David eingewilligt?

— Nein!

— So iſt die Handſchrift alſo für mich verloren?

— Nein!

— Sie ſpannen mich auf die Folter.

— David hatte ſie bereits an Galli verkauft ...

— Und Galli?

— Hat ſich nach vielem Zureden bewegen laſſen, Ihnen den „unbezahlbaren Schatz“ — wie er den Wiſch zu nennen geruht — abzutreten. Hier die Handſchrift, ſagte der Baronet.

— Und hier die Quittung über tauſend Pfund, die der Schurke dafür verlangt hat, fügte der Esquire hinzu.

Lady Monmouth ergriff das Autograph und ließ freudeſtrahlend ihr Auge darauf ruhen; dann ſchob ſie ihn in ihren Buſen und ſagte mit unbeſchreiblicher Freude:

— Gentlemen, umarmen Sie eine Glückliche!

Es blieb ihnen nichts Anderes übrig.

XV.

Am nächſtfolgenden Mittwoch empfing Lady Monmouth in ihrem Salon eine ungemein zahlreiche Geſellſchaft, darunter die Crème der engliſchen Ariſtokratie und die Blüthe der italieniſchen Künſtlerwelt. Auch Roſſini fehlte nicht.

Lady Eſther zeigte an dieſem Abende zum erſten Male ihre große Portraits-Sammlung, die nach den Künſten in Legionen und nach den Epochen in Cohorten eingetheilt war. Das meiſte Intereſſe erregte die Legion der Tondichter, geordnet nach funfzehn Epochen, die wir, weil ſie unſern Leſern eine gedrängte Ueberſicht von der Geſchichte der Muſik verſchaffen, flüchtig durchlaufen wollen.

Die erſte Epoche, das eilfte Jahrhundert umfaſſend, enthielt unter Andern das Portrait des Benedictinermönchs Guido von Arezzo, des Erfinders der Solmiſation, des muſikaliſchen Alphabets: **ut, re, mi, fa, sol, la, si**[1]).

Die zweite Epoche, das zwölfte Jahrhundert, enthielt die Bildniſſe einiger gelehrten Mönche, die in die Fußtapfen des großen Benedictiners traten, im Ganzen aber nichts Weſentliches geleiſtet haben.

Die dritte Epoche umfaßte das dreizehnte Jahrhundert, deſſen Koryphäen Franco de Colonia, Hieronymus de Moravia (zwei Deutſche) und Adam de la Hale (ein Franzoſe) waren.

Die vierte Epoche von 1300—1380 zeigte Marchetto di Padua und Jean de Meurs; dem Erſtern verdanken wir einen ſehr wichtigen Tractat, den Abt Gerbert in den dritten Theil ſeiner „**Scriptores de musica**“ aufgenommen; der Zweite, Doctor der Sorbonne zu Paris, iſt Verfaſſer der „**Summa Magistri**“, gleichfalls abgedruckt im dritten Theile des obengenannten Sammelwerkes.

---

[1]) Anfangsſylben eines damals ſehr bekannten Liedes, in welchem die Sänger den heiligen Johannes wider die Heiſerkeit anriefen.

Ut queant laxis   Resonare fibris
Mira gestorum   Famuli tuorum
Solve polluti   Labii reatum
Sancte Johannes.

Dieſes **ut—re—mi—fa—sol—la—si** iſt bekanntlich unſer **c—d—e—f—g—a—h**, deſſen ſich faſt alle Nationen bedienen. Der Curioſität und des Contraſtes halber wollen wir die Tonleiter der Chineſen hier anführen; ſie lautet: **ce; y; pien-kung; kung; scang; kio; pien-ce.**

Die fünfte Epoche von 1380—1450 enthielt blos den Matador dieſes Zeitraums, Guillaume Dufay, aus Chimay im Hennegau, den Urahn aller Contrapunktiſten.

Die ſechſte Epoche von 1450—1480; an der Spitze: Johannes Ockeghem, das Haupt der niederländiſchen Schule; Joannes Tinctor, Guilielmus Guarnerius und Bernard Hycaërt, für die König Ferdinand I. von Neapel einen Lehrſtuhl der Muſik gegründet hatte.

Die ſiebente Epoche von 1480—1520: Joſquin de Pres, den Sixtus IV. an die Spitze der päpſtlichen Kapelle geſetzt; Pierre de la Rue, Eleazar Genet und Ottavio Petrucci, den Erfinder des Notendrucks.

Die achte Epoche von 1520—1560: Hadrian Willaert, der Glanz der niederländiſchen Schule, der Erſte, der für ſechs und ſieben Stimmen geſchrieben; Claude Goudimel, Gründer der erſten Muſikſchule zu Rom und Lehrer Paleſtrina's.

Die neunte Epoche von 1560—1600: Giovanni Pierluigi da Paleſtrina, der Anfangspunkt der italieniſchen Schule, der Schöpfer der „Improperia“, welche, zum erſten Male am Charfreitag des Jahres 1560 aufgeführt, ſeit jener Zeit alljährlich an demſelben Tage von der päpſtlichen Kapelle wiederholt wird, und der berühmten ſechsſtimmigen Meſſe, die er 1567 dem Könige Philipp II. von Spanien dedicirt hatte; Orlandus Laſſus, der Endpunkt des niederländiſchen Muſikflors; Giovanni Maria und Bernardino Nanini; Ruggiero Giovanelli; Giovanni Gaſſoldi, ein ausgezeichneter Canzonen- und Balladen-Componiſt; Orazio Vecchi, ein berühmter Motettendichter, der eine Einladung nach Prag an den Hof Kaiſers Rudolph erhalten hatte.

Die zehnte Epoche von 1600—1640, in welche Zeit der Urſprung der dramatiſchen Muſik, der Oper fällt, umfaßte Gregorio **Allegri**, den Componiſten des berühmten „Miſerere", das noch jetzt alljährlich während der Charwoche in der Peterskirche aufgeführt wird[1]); Giulio **Caccini**, der 1594 das **erſte Schäferſpiel** „Daphne"; Giacomo **Peri**, der ſechs Jahre ſpäter die **erſte Oper** „Euridice" ſchrieb; Claudio **Monteverde**, der Mozart jener Epoche, der vier Opern hinterließ[2]).

Die eilfte Epoche von 1640—1680: Giacomo **Cariſſimi**, der das Recitativ organiſirt, Marcantonio **Ceſti**, der die Arie ausgebildet und Franceſco **Cavalli**, der von 1639 bis 1666 gegen vierzig Opern componirt hat; Giambattiſta **Rovetta**, eben ſo bedeutend als Kirchen-, wie als Opern-Componiſt; Pietro Andrea **Ziani**, einer der größten Theoretiker ſeiner Zeit, und Carlo **Pallavicino**, einer der erſten Sterne der venetianiſchen Schule, der über zwanzig Opern geſchrieben hat.

Die zwölfte Epoche von 1680—1720: Aleſſandro **Scarlatti**, der Reformator des Contrapunkts, der gegen vierhundert Motetten, Meſſen, Oratorien und neun Opern componirt hat; Antonio **Lotti**; Franceſco **Conti**, dem Italien die erſte komiſche Oper „Don Quichotte" verdankt; Franceſco **Gasparini**, Schüler des gefeierten Violinvirtuoſen **Corelli**; Antonio **Caldara**, Lehrmeiſter Kaiſer Karls VI. In Frankreich Jean Baptiſt **Lully**, der Chriſtoph Columbus der franzöſiſchen Oper[1]); André Campra und Galibert de Campiſtron. In Deutſchland Reinhard Keyſer, der über hundert Opern geſchrieben, von denen ſich aber keine einzige erhalten hat, und Johann Mattheſon, ein Hamburger, gleichberühmt als muſikaliſcher Schriftſteller, Componiſt, Sänger und Clavier-Virtuoſe.

---

[1]) Das Mittheilen dieſes Muſikſtücks durch Abſchriften war früher bei Strafe des Banns verboten. Mozart war der Erſte, der es nach zweimaligem Hören in Noten geſetzt hat.

[2]) Orfeo, Proserpina rapita, Arianna und Adone.

Die dreizehnte Epoche von 1720—1760: Nicolo Porpora, der „Patriarch der Melodie“, der über funfzig Opern geſchrieben, von denen ſeine „Iphigenia in Aulide“ die Runde durch alle Bühnen der Welt gemacht; Baldaſſare Galuppi und Giambattiſta Peſcetti, zwei der berühmteſten Schüler Antonio Lotti's; Leonardo Leo; Domenico Sarro; Giuſeppe Scarlatti, ein Enkel des obengenannten Aleſſandro; Leonardo da Vinci[2]) — nicht zu verwechſeln mit dem unſterblichen Maler dieſes Namens; Giambattiſta Pergoleſe, Schöpfer des famoſen „Stabat mater“ und des „Salve Regina“, auch als Opern-Componiſt durch ſeine „Serva Padrone“ berühmt; Egidio Duni, in Deutſchland vor allen andern Opern durch ſein „Milchmädchen“ bekannt und beliebt; Francesco Feo[3]); Nicolo Jomelli, Italiens Gluck, und Nicolo Piccini, Schöpfer der opera buffa. In Frankreich:

---

[1]) Lully war ein ſo komiſcher Kauz, daß Molière ihn oftmals aufgefordert, Eh bien, Lulli, fais nous rire! Der Componiſt der „Armida“ war nebenbei auch einer der größten Säufer.

[2]) Vergiftet durch eine Taſſe Chocolade, weil er ſich der Gunſtbezeugung einer vornehmen Römerin gerühmt, die, dadurch gekränkt, ihren Bruder aufgeſtachelt hatte, der Rächer ihrer Schmach zu werden.

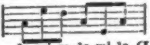
[3]) Schrieb unter Andern „Arsace“, eine Oper, aus welcher Gluck den Anfang der Ouverture zu ſeiner „Iphigenia in Tauride“ entlehnt haben ſoll.

Jean Philippe Rameau, der „Newton der Harmonie“[1]) und Pierre Montan Berton. In Deutſchland: Georg Friedrich Händel[2]); Karl Heinrich Graun[3]); Gottfried Heinrich Stölzel und Georg Philipp Telemann, einer der größten muſikaliſchen Vielſchreiber[4]).

Die vierzehnte Epoche von 1760—1780: Francesco Majo; Carlo Monza; Salvadore Perillo; Andrea Lucheſi; Gaëtano

---

[1]) Rameau, ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts, hatte noch in ſeinen alten Tagen eine junge Maitreſſe, die wegen ihrer Ausſchweifungen berüchtigte Tänzerin Miré. In Bezug auf dieſes Verhältniß ſetzte man eine Grabſchrift, die aus folgenden ſechs Noten beſtand:



la mi re la mi la (La Miré l'a mis-là)

[2]) Händel hat 23 Oratorien componirt, worunter die „Auferſtehung“, „Eſther“ und „Athalia“, „Iſrael“ und „Saul“, vor Allem aber ſein „Meſſias“ die berühmteſten ſind; viele derſelben hat er in drei bis vier Wochen geſchrieben.

[3]) Sein großartigſtes Werk iſt die Paſſionsmuſik „der Tod Jeſu“, eine Muſik, für die reiche Leute Legate ausgeſetzt haben, damit ſie alljährlich am Charfreitage in irgend einer Kirche aufgeführt werde und auf dieſe Weiſe, zum Troſte frommer Seelen, nie in Vergeſſenheit gerathe.

[4]) Telemann hat zwölf vollſtändige Jahrgänge Kirchenmuſik, 44 Paſſionsmuſiken, 20 Jubel-, Krönungs- und Einweihungs-Muſiken, 14 Hochzeits- und 12 Trauer-Muſiken, große Oratorien (darunter den „Tod Jeſu“ von Rammler und das „befreite Jeruſalem“ von Zachariae), mehr als 40 Opern (aufgeführt in Hamburg, Baireuth und Eiſenach), über 300 Ouverturen und eine Unzahl von Geſang- und Inſtrumentalpiecen geſchrieben. Er pflegte zu ſagen: Ein geſcheiter Componiſt muß Alles, ſelbſt den Thorzettel, in Muſik ſetzen können. Das erinnert uns an einen neuern Componiſten, C. F. Zoellner, der ſogar einen Speiſezettel componirt und damit mehr Ruhm eingeerntet hat, als mancher unſerer modernen Amphione mit mancher ihrer dickleibigen, melodiemagern Opern-Partituren.

Pugnani[1]; Pietro Guglielmi, der mehr als zweihundert Werke hinterlaſſen; Giuſeppe Sarti[2]; Tomaſo Trajetta, deſſen Meiſterwerk „Antigone" Heinſe in ſeiner „Hildegard von Hohenthal" ausführlich beurtheilt hat; Pasquale Anfoſſi. In Frankreich: Pierre Alexandre Monſigni[3]; André Danican Philidor, auch als Schachſpiel-Virtuoſe berühmt, und François Joſeph Goſſec[4]. In Deutſchland: Chriſtoph Gluck[5]; Adolph Haſſe; Joſeph Schuſter; Florian Gaßmann, Salieri's Lehrer; Georg Benda; Johann Amadeus Naumann und Johann Adam Hiller[6].

---

[1] Pugnani, der erſte Violiniſt ſeiner Zeit, Lehrer des berühmten Virtuoſen Viotti, hatte unter andern eine Cantate „Werther" componirt, die er am Caſſeler Hofe mit ſolchem Eifer dirigirte, daß er dabei den Rock ausziehen mußte. Bei der Stelle, wo er Werther's Tod durch Tonmalerei zu ſchildern verſucht hatte, ſchoß er ganz unerwartet, zum großen Schreck aller Zuhörer, eine ſcharfgeladene Piſtole ab.

[2] Von der Kaiſerin Katharina II. nach Petersburg eingeladen, componirte er zur Feier der Einnahme von Oczakow ein Te deum mit obligatem Kanonendonner, der von den im Schloßhofe aufgeſtellten Geſchützen an den vorgeſchriebenen Stellen tactmäßig einfallen mußte.

[3] Am 22. September 1798, am Neujahrstage der Revolution, wurde auf dem Pariſer Marsfelde von Herolden der Republik Monſigny's Name, neben denen Cherubini's und Leſueur's, ausgerufen, als Anerkennung der Verdienſte, die ſich dieſes Triumvirat um die vaterländiſche Muſik erworben.

[4] Componirte unter andern auch die bekannte Revolutionshymne „à la Divinité", die in allen Kirchen Frankreichs abgeſungen wurde, als Robespierre den lieben Gott wieder in ſeine alten Rechte eingeſetzt hatte.

[5] Der Koloß der deutſch-franzöſiſchen Schule. Und dennoch wagte Händel von Gluck zu behaupten: der Kerl verſteht nicht mehr vom Contrapunkte als mein Koch (!!!)

[6] Für die „Jagd", eine ſeiner beſten Opern, erhielt er vom Leipziger Theater nicht mehr als 80 Thaler. Hiller war ein ſo großer Hypochonder, daß erſt bei der 10. Wiederholung der „Jagd" ſein Arzt ihn bewegen konnte, der Aufführung ſeiner Oper beizuwohnen.

Die fünfzehnte Epoche von 1780—1810, das goldene Zeitalter der Opernmuſik: Antonio Salieri[1]; Antonio Maria Sacchini[2]; Domenico Cimaroſa[3]; Giovanni Paiſiello[4]; Ferdinando Paër[5]; Vincenzo Righini[6]; Nicolo Zingarelli[7]; Luigi Cherubini[8]; Gaſparo Spontini[9]. In

---

1) Salieri war vielleicht der einzige Componiſt, der niemals Wein getrunken hat. Waſſer war ſein Lieblingsgetränk.

2) Während ſeines zehnjährigen Aufenthalts in England erhielt er jährlich 1800 Pf. St. Gehalt und hatte nach Ablauf dieſer Zeit trotzdem ſo viel Schulden, daß er deßhalb nach Frankreich floh. In Paris erhielt er für jede neue Oper 10,000 Livres und kam trotzdem nie aus ſeinen Schulden heraus.

3) Grétry, von Napoleon befragt, welcher Unterſchied zwiſchen Mozart und Cimaroſa ſei, erwiderte: Cimaroſa ſetzt die Statue (den Geſang) auf die Bühne und das Piedeſtal (die Inſtrumentation) ins Orcheſter, während Mozart, umgekehrt, die Statue ins Orcheſter und das Piedeſtal auf die Bühne verſetzt.

4) Napoleons Lieblingscomponiſt, der gegen 130 Opern geſchrieben hat. Bei ſeinem Leichenbegängniſſe wurde ein von ihm ſelbſt componirtes Requiem abgeſungen und in allen Theatern Neapels ſeine Oper „Nina“ aufgeführt.

5) Seine „Camilla“, die er 1799 für Wien, ſein „Sargino“, den er 1803 für Dresden und ſeine „Agnese“, die er 1811 für Parma geſchrieben, ſind drei der ſchönſten Juwelen im Diademe ſeiner Opern.

6) Von ſeinen Opern hat ſich nur ſein „Enea nel Latio“ — 1792 für Berlin componirt — auf dem Repertoir erhalten.

7) Die Muſikgelehrten ſind noch immer uneinig unter ſich, ob die Melodie der öſterreichiſchen Volkshymne „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ von Haydn oder Zingarelli iſt. — Zingarelli war der Lehrer Vincenzo Bellini's geweſen. Als Roſſini's Stern Zingarelli's Ruhm verdunkelt hatte, ſagte er zu ſeinem ſcheidenden Schüler: „Geh' hin, mein Sohn, Du wirſt mich rächen.“

8) Eine einzige ſeiner Opern, „der Waſſerträger“ (les deux journées), iſt hinreichend, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Von Freunden aufgefordert, dieſe Oper dem großen Haydn zu widmen, antwortete Cherubini: Noch nie habe ich etwas geſchrieben, was eines ſolchen Meiſters würdig wäre.

9) Seine „Vestale“, welche 1807 den großen Preis von 10,000 Francs gewonnen und bald darauf die Reiſe um die Welt gemacht, iſt der Kaiſerin Joſephine gewidmet.

Frankreich: André Modeſte **Grétry**[1]); Henri Montan **Berton**[2]); Etienne Henri **Méhul**[3]); Nicolas **Dalayrac**[4]); Charles Simon **Catel**[5]); Nicolo **Iſouard**[6]); Jean François **Leſueur**[7]); Adrian **Boieldieu**[8]). In Deutſchland: Wolfgang Amadeus **Mozart**, der Stolz Deutſchlands; Joſeph **Haydn**, der Schöpfer der Symphonie[9]); Johann Friedrich **Reichardt**; Friedrich Adam

---

[1]) Eine ſeiner berühmteſten Opern iſt „Richard Coeur de Lion“. Blondel's herrliche Romanze „O Richard, o mon roi!“ war das Bundes- und Erkennungslied der franzöſiſchen Legitimiſten, welche Ludwig XVI. aus den Feſſeln der Conſtitution zu befreien gehofft. Als Kaiſer Napoleon, auf Rußlands Eisfeldern geſchlagen, ſeinen Rückzug hatte antreten müſſen, ſtimmte die alte Garde, um ihm und ſich neuen Muth einzuflößen, Grétry's Lied an:

„Où peut-on être mieux
Qu'au sein de sa famille!“

[2]) In Deutſchland vorzugsweiſe durch ſeine „Aline, Königin von Golkonda“ beliebt.

[3]) Wer von unſern Leſern kennt und liebt nicht ſein lyriſches Drama „Joſeph und ſeine Brüder“! Méhul iſt außerdem auch der Componiſt des franzöſiſchen Volksliedes „le chant du départ“, ein Lied, das Napoleons Armeen von den Tuilerien bis zum Kreml fortgepflanzt haben.

[4]) In Deutſchland iſt von allen ſeinen Operetten blos „Adolph und Clara“ bekannt geworden.

[5]) Begründer einer neuen Harmonielehre, die aber wenig Anklang gefunden hat.

[6]) Sein „Cendrillon“ (Aſchenbrödel) wurde 1810 in Paris mehr als hundert Mal hintereinander aufgeführt. Nicht minder gefiel ſein „Jocondo“.

[7]) Sein Hauptwerk „les Bardes“ hatte dem Kaiſer Napoleon dergeſtalt gefallen, daß er ihm dafür eine goldene Doſe mit der Inſchrift geſchenkt: „Der Kaiſer der Franzoſen dem Componiſten der Barden.“

[8]) Boieldieu bildet den Uebergang von der alten zur neuen Schule Frankreichs. Die Grenzſteine dieſer beiden Epochen ſind deſſen „Jean de Paris“, der 1812, und deſſen „Dame blanche“, welche 1825 zur Aufführung gekommen.

[9]) Vater Haydn hat nach dem von ihm am 4. December 1805 eigenhändig aufgeſetzten Cataloge Folgendes componirt: 118 Symphonien, 125 Diverti-

Hiller; Friedrich Heinrich Himmel[1]); Peter Winter[2]); Joſeph Weigl[3]) und Wenzel Müller[4]).

— Hätte ich, ſagte ein junger Maler, die Heroen der Tonkunſt mit den Heroen der Malerei zu vergleichen, ſo würde ich Paleſtrina den Leonardo da Vinci, Allegri den Corèggio, Scarlatti den Andrea del Sarto, Porpora den Pietro Perugino, Pergoleſe den Raphael, Jomelli den Carlo Maratti, Piccini den Titian, Händel den Michel Angelo, Anfoſſi den Francesco Albani, Gluck den Caravaggio, Sarti den Domenìchino, Salieri den Annibale Caracci, Paiſiello den Guido Reni, Paer den Carlo Dolce, Cimaroſa

---

mente für Bariton, Alt und Violine, 6 Duos für Baritons, 12 Sonaten für Bariton und Violoncell; 17 Notturni, 20 Divertimenti für verſchiedene Inſtrumente, 3 Märſche, 21 Trios für zwei Violinen, Alt und Baß, 3 Trios für zwei Flöten und ein Violoncell; 4 Sonaten für Violine, 3 Violinconcerte, 3 Violoncellconcerte, 3 Concerte für Clavier und 6 für andere Inſtrumente, 15 Meſſen, 4 Offertorien, 83 Quartette, 66 Clavier-Sonaten, 42 Duette und Lieder, 40 Canons, 13 drei- und vierſtimmige Geſänge, 5 große Oratorien (worunter die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten"), 14 italieniſche Opern (darunter „Armida"), 366 ſchottiſche Original-Romanzen und mehr als 400 Menuets und Walzer. Haydn iſt der Lope de Vega der Muſik.

[1]) Von allen Opern dieſes Meiſters hat ſeine „Fanchon" (1802) das meiſte Aufſehen und wahrhaft Epoche gemacht.

[2]) Der Componiſt des „unterbrochenen Opferfeſtes" war unter Anderm auch durch ſein muſikaliſches Gedächtniß berühmt. Er kannte eine Unzahl von Partituren, faſt Takt für Takt, auswendig und pflegte, wenn er hier und da Reminiscenzen gehört, zu ſagen: das iſt aus dieſer, das aus jener Oper geſtohlen.

[3]) Seine „Schweizerfamilie" (1807 zuerſt in Wien aufgeführt) iſt in der ganzen Welt bekannt und beliebt.

[4]) Deutſchlands Paiſiello. Seine „Schweſtern von Prag" und ſein „neues Sonntagskind" ſind claſſiſche Volksopern.

den Paolo Veroneſe, Zingarelli den Guercino, Cherubini den Salvator Roſa, Mozart den Giulio Romano, Haydn den Tintoretto und Winter den Raphael Mengs der Muſik nennen.

Mancher dieſer Vergleiche wurde gebilligt, mancher heftiger beſtritten, als es der Dame des Hauſes lieb zu ſein ſchien. Lady Eſther, die bei allen ihren Soiréen keinen andern Zweck hatte, als den Reichthum ihrer Kunſtſchätze, wie mancher Bankier die Pracht ſeines Tafelgeſchirres, bewundern zu laſſen, wußte dem Geſpräche, das in Streit auszuarten drohte, ſchnell eine andere Richtung zu geben.

— Seit Kurzem, begann die alte Kunſtnärrin, habe ich einige koſtbare Erwerbungen gemacht. Hier eine jener außerordentlich ſeltenen Medaillen, welche die enthuſiaſtiſchen Verehrer des ſpaniſchen Componiſten Domenico Terradeglia, zum Aerger ſeines übertrieben eitlen Nebenbuhlers Jomelli, im Jahre 1751 in Rom hatten prägen und unentgeldlich vertheilen laſſen. Auf der einen Seite dieſer Denkmünze iſt Meiſter Terradeglia, der gefeierte Tondichter des „Bellerophon“, auf einem Triumphwagen dargeſtellt, den Jomelli als Sklave durch die Straßen zieht; auf der Rückſeite leſen Sie: „Jo sono capace“, die Anfangsworte eines Jomelli'ſchen Recitativs. Terradeglia's Triumph war aber nur von kurzer Dauer, denn ſchon am andern Morgen fand man ſeinen Leichnam, von vielen Dolchſtichen durchbohrt, am Ufer der Tiber*).

---

*) Siehe Pierer's Univerſallexikon, Band XXIII, Seite 27. Schilling's Lexikon der Tonkunſt, Band VI. Seite 608.

— Zu allen Zeiten, warf ein ſpitzzungiger Journaliſt hin, haben ſich die Herren Tonkünſtler durch die Größe ihres coloſſalen Eigendünkels bemerkbar, ich will nicht ſagen lächerlich, gemacht. Ich erinnere Sie nur an jenen ſpaniſchen Virtuoſen, der für ſein Talent dergeſtalt eingenommen war, daß er ſich ſelbſt folgende Grabſchrift geſetzt: „Hier ruht Don Emanuel Gutierrez, Kapellmeiſter ſeines allergnädigſten Königs und Herrn. Als er in den Himmel kam, ſagte Gott zu den Engeln: Jetzt ſchweigt, Kinder, und laßt den Don Gutierrez blaſen.“

Alle, ja ſogar der Baronet Habakuk Millbury und der Esquire Barnabas Littleblount, die ſonſt nie zu lachen pflegten, mußten die Eitelkeit jenes Spaniers belächeln.

— Hier, meine Freunde, begann Lady Monmouth, ein Autograph des berühmten Rameau. Eines Abends rühmt er ſich im Foyer der Oper, Alles, ja ſogar eine holländiſche Zeitung in Muſik ſetzen zu können. Quinault, der zugegen iſt, will das nicht glauben. Rameau ſchlägt eine Wette vor: Quinault nimmt ſie an. Und ſchon am andern Morgen bringt der Dichter der „Armide“ dem Componiſten des „Castor et Pollux“ ein Stück der Harlemer Zeitung, worin unter Anderm ein Steckbrief, zwei Käſe-Auctionen und mehrere Todesanzeigen vorkommen. Rameau ſetzt ſich an ſein Pult und kleidet, in einer Stunde, den ganzen Inhalt der Zeitung ſo characteriſtiſch in Muſik, daß Quinault ſeine Wette für verloren giebt.

— Was iſt das, erwiderte ein franzöſiſcher Windbeutel, gegen unſern Dalayrac, welcher, um ſich dem Kaiſer, der ihn zum Ritter der Ehrenlegion gemacht, dankbar zu beweiſen, auf den abenteuerlichen Einfall gerathen war, den ganzen Code civil in Muſik zu ſetzen, was auch geſchehen wäre, hätte der Tod ihm nicht das Handwerk gelegt.

— Hier, lenkte Lady Eſther ein, eine nicht minder intereſſante Handſchrift des Liedercomponiſten Albanèze, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der vergötterte Liebling der Pariſer Frauenwelt geweſen war. Von der Unzahl ſeiner Romanzen hat keine ſo großes Aufſehen gemacht, als das proſaiſche Liebesbrieflein einer ſeiner Freundinnen, welches er ſo ſchön in Muſik zu ſetzen gewußt, daß es als Lied von Mund zu Munde ging und ſo außerordentlich gefiel, daß alle Frauen ſich beeilten, dem jungen Troubadour Liebesbriefe zu ſchreiben, in der Hoffnung, daß er auch dieſe durch ſeine Muſik illuſtriren werde.

— Yes! ſagte der Baronet und verſuchte die Angeln ſeines Mundes zu einem ſpöttiſchen Lächeln zu öffnen.

— Hier eine Arie aus Lully's letzter Oper „Achille et Polixène“. Als er plötzlich erkrankt war, verlangte ſein Beichtvater: er ſolle ſeine Sünden bereuen und ſeine neue Oper den Flammen übergeben. Und ſiehe da, Lully that es. Iſt es wahr, Baptiſte, fragte ein Höfling Ludwig's XIV., daß Du Deine neue Oper verbrannt haſt? Oui, Monseigneur, ſagte Lully. Du biſt ein Narr! meinte Jener. — Nein, erwiderte Baptiſte, das bin ich nicht, denn wohlweislich habe ich davon eine Abſchrift behalten. Dies, meine Freunde, iſt ein Blatt jener eigenhändigen Abſchrift.

Einige ihrer Gäſte glaubten, Andere zweifelten an der Aechtheit dieſes Autographs.

— Das Beſte zuletzt, ſprach Lady Monmouth. Hier eine Handſchrift des berühmten Stradella, daſſelbe Duett, das mein berühmter Landsmann Burney im vierten Bande ſeiner „Geſchichte der Muſik" mitgetheilt hat. Ich habe die Copie mit meinem Originale vom Jahre 1674 verglichen und finde Beide ſo übereinſtimmend, daß ein Zweifel an der Aechtheit dieſer Handſchrift gar nicht denkbar iſt.

— O laſſen Sie ſehen, bat Roſſini, den dieſes Blatt mehr als alles Andere zu intereſſiren ſchien. Dieſes vergilbte Blatt iſt ein köſtlicher Fund ...

— Ein unbezahlbarer Schatz! fügte Milady mit gerechtem Stolze hinzu.

— Schade nur, ſagte unſer Maeſtro, das Blatt dicht vors Licht haltend, daß dieſes Document unächt iſt.

— Unächt? wiederholte die alte Kunſtnärrin mit allen Symptomen eines paniſchen Schreckens.

— Dieſes Original, ſagten Sie, datire ſich vom Jahre 1674; hier im Papier erblicken Sie das Waſſerzeichen und in der Mitte deſſelben die Jahreszahl 1804.

— Himmel! rief Milady und ſank in Ohnmacht.

— Alſo betrogen? riefen ihre beiden Bevollmächtigten, betrogen um tauſend Pfund Sterling.

— Das nicht, entgegnete Roſſini, ein Portefeuille aus der Taſche ziehend, denn Signor Galli, dem Sie dieſen unbezahlbaren Schatz abgedrungen haben, ſendet Ihnen durch mich die bezahlte Kaufſumme zurück.

— Das Ganze, fragte Milady, die das Glück hatte, ſich von jeder ihrer Ohnmachten ſchnell zu erholen, war alſo weiter nichts ...

— Als eine kleine, äußerſt harmloſe Myſtifikation, die keinen andern Zweck hatte, als Milady zukünftig etwas vorſichtiger zu machen.

— Und der Erfinder dieſes Späßchens? fragte Lady Eſther.

— Iſt Ihr ganz gehorſamer Diener, antwortete Meiſter Joachim und machte eine tiefere Verbeugung als gewöhnlich.

XVI.

Kehren wir zum Meiſter Nieswurz zurück.

Seitdem er mit einer Gage von 30, wiederhole dreißig Scudi, als überzähliger Choriſt bei San Carlo engagirt war und einen feſten, freien Wohnſitz hatte, war ihm ſo wohl zu Muthe, daß ihm ſein jetziges Leben, im Vergleiche zum frühern, wie ein ſchöner Traum erſchien. Er, der ſonſt Tagelang keinen Grano im Vermögen gehabt, hatte jetzt allwöchentlich über ſieben und einen halben Scudi zu verfügen. Er, der ſonſt Nachts unter freiem Himmel geſchlafen, konnte ſeinen Leichnam jetzt auf weichen Federbetten ausruhen laſſen. Und gerade das gefiel unſerm Bruder Faulpelz mehr als alles Andere: gern wäre er den ganzen lieben langen Tag in den Federn geblieben, hätten ihn nicht Pflicht und Gewiſſen jeden Morgen in die Probe, Liebe und Sehnſucht jeden Nachmittag zur Villa reale hingetrieben, um ſeine Himmelsblume, ſein Engelsmädchen, ſeine Francilla zu ſehen und zu ſprechen und ihr tagtäglich zu wiederholen, wie lieb, wie unbändig lieb er ſie habe.

In den Proben gefiel es ihm freilich viel weniger. Dort neckten die alten Burſche, die ſchon ſeit „Olims-Zeiten" die hohe

Stellung eines Choriſten bekleideten, den Novizen über ſein linkiſches Benehmen auf der Bühne und weit mehr noch über ſein unkameradſchaftliches Alleinſtehen, das ſie für Stolz und Hochmuth hielten.

— Sieh' nur, ſagte ein geweſener Seſſelträger aus Mailand zu einem andern Choriſten, einem ehemaligen Spazzocamino oder Schornſteinfeger aus Savoyen, ſieh' nur, wie fern er ſich von uns hält? Er ſteht immer allein und ſpricht mit Keinem. Glaubt der Fuchs mehr zu ſein als Unſereiner?

— Meiſter Nieswurz war noch vor Kurzem Mitglied des großen Lazzaroniklubbs. Wie kannſt Du von einem Menſchen, der unter uns, wie Saul unter die Propheten, hineingeſchneit iſt, feine Lebensart verlangen!

— Der Kerl ſollte froh ſein, daß Unſereiner mit ihm umgehen will.

— Du kennſt dieſe Brut nicht. So ein neapolitaniſcher Bettler bildet ſich oft zehn Mal mehr ein, als mancher mailänder Duca.

— Warte, Fürſt Habenichts, ſagte der ehemalige Seſſelträger, wir wollen Dir den Hochmuth ſchon austreiben!

Am andern Morgen, als Meiſter Nieswurz wieder auf die Probe kam, ſahen ſämmtliche Choriſten ihn einen Augenblick an und brachen dann einſtimmig in ein kannibaliſches Gelächter aus.

— Nun, Kinder, fragte der Neſtor der Choriſten, wie gefällt Euch unſer neuer Kamerad? Sieht er nicht ſo majeſtätiſch aus wie ein Klingelbeutel in der Kirche?

Alles fing zu lachen an.

— Meint Ihr mich? fragte Ellebore.

— Wen ſonſt? antworteten Alle.

— Haltet Eure ungewaſchenen Mäuler, rief Meiſter Rieswurz.

— Welche Frechheit! Dieſe Fliege in der Buttermilch wagt einen Veteranen von San Carlo zu beſchimpfen? Kameraden, duldet Ihr das?

— Werft ihn hinaus! rief der ganze Chorus.

— Hört, ſagte Meiſter Rieswurz, ich verſtehe keinen Spaß. Der Erſte, der mir naht, bekommt einen Denkzettel.

— Das wollen wir ſehen! ſchrieen zwei der Stärkſten und drangen auf ihn ein, um ihre Kraft mit der ſeinigen zu meſſen.

Meiſter Rieswurz aber faßte Beide in einem Nu beim Kragen und ſchleuderte ſie mit ſolcher Kraft auf das Podium, daß die Centnerſchwere des Einen die morſchen Riegel der Verſenkung ſprengte und der Dicke, zur größten Verwunderung des Neulings, der vom Daſein ſolcher Verſenkungen bisher noch keine Ahnung gehabt, in einen plötzlich offenen Abgrund verſchwinden ſah.

Nun wollten Alle zugleich auf ihn eindringen. Doch in demſelben Augenblick erſchien der Inſpicient und fragte mit furchteinflößendem Donnertone:

— Was geht hier vor?

— Der da, ſchrieen Alle, hat uns beleidigt.

— Ihr lügt, Schurken, ſchrie Meiſter Rieswurz. Ihr habt mich beleidigt. Als ich kam, fingen Alle zu lachen an und ſagten, ich ſähe wie ein Klingelbeutel in der Kirche aus.

— Klingelbeutel lügt! riefen Alle.

— Ruhe! ſchrie der Inſpicient. Ihr habt den Theaterfrieden und die Ruhe der Proben geſtört; Jeder von Euch bezahlt einen halben Scudo Strafe ...

— Und hält das Maul, ſonſt jag' ich ihn fort, rief der Impreſario, der plötzlich dazwiſchengetreten war.

Und Keiner von Allen muckſte mehr.

— Wer ſich noch ein Mal unterſteht, den jungen Burſchen da zu necken, iſt augenblicklich entlaſſen, ſagte Signor Barbaja, näherte ſich ſeinem Schützling und fragte: Heupferd, warum weinſt Du?

— Ach, Eccellenza, ich weine über einen meiner Kameraden, den ich ſo unſanft hingeworfen, daß ſich der Abgrund geöffnet und ihn mit Haut und Haar verſchlungen hat.

— Iſt Jemand in die Verſenkung gefallen? fragte der Inſpicient.

— Ich! rief der Dicke, der zu neuem Erſtaunen Elleboro's wie ein Geiſt kerzengerad aus dem Schooße der Erde heraufſtieg.

Meiſter Rieswurz wußte nun, was eine Verſenkung iſt.

Was aber Liebe iſt, wußte er ſeit jenem Augenblick, wo er zum erſten Male ſeine Francilla geſehen. Liebe iſt, genau betrachtet, auch nichts Anderes als eine Art von Verſenkung, die Verſenkung einer Seele in die andere. Sein ganzes Ich hatte ſich in Francilla verſenkt: Francilla war die Seele ſeiner Seele, der Gedanke ſeiner Gedanken. Er, der ſonſt unbeſorgt in den Tag hineingelebt, der weder an Vergangenheit noch an Zukunft gedacht, er, der kein ſchöneres Daſein als das eines von aller Welt unabhängigen Bettlers gekannt, war jetzt bekümmert um ſeine Zukunft; in ſeiner Seele, die bisher kein anderes Bedürfniß, als das ſüße Gefühl des Nichtsthuns gekannt, war jetzt der Ehrgeiz erwacht; er fühlte zum erſten Male in ſeinem Leben die Nothwendigkeit, eine ſichere Stellung zu gewinnen, um Francilla heirathen zu können. Seine jugendliche Fantaſie baute ſich glänzende Luftſchlöſſer: er ſah ſich als Künſtler gefeiert von aller Welt, geliebt von ſeinem Mädchen.

— Warum ſo traurig, Francilla? fragte er ſie eines Mittags, als ſie mit ihren Blumen im Korbe und mit Thränen in den Augen, in der Villa reale unter dem Schatten einer Cypreſſe ſtand. Sprich, Engel, was fehlt Dir?

— Ach, Torquato, mir fehlt der Vater, an deſſen Herzen ich meinen Gram ausweinen kann.

— Deinen Gram? Francilla, worüber grämſt Du Dich?

— Eine arme Waiſe, verlaſſen von aller Welt, ſtehe ich ohne Schutz, ohne Schirm, der Noth, dem Hunger preisgegeben, wenn nicht ein gütiger Zufall mir ein Paar mitleidige Seelen ſchickt, die mir Blumen abkaufen. Jetzt bin ich noch jung und geſund; was aber wird aus mir, wenn ich krank werde? Dann ſchleppt man mich ins Hoſpital und behandelt mich dort wie jede Andere, die das Unglück hat, krank und elend zu ſein. Geneſe ich, dann jagt man mich wieder hinaus; ſterbe ich, dann verkauft man meine Leiche an die Anatomie ... Hu, welch ein gräßlicher Gedanke! ſagte das arme Blumenmädchen, zuſammenſchauernd.

— Was bringt Dich auf ſo traurige Gedanken?

— Du kannteſt Giovanetta ...

— Deine junge Freundin, die auf dem Molo das ſchönſte Obſt verkauft!

— Die Arme, die vor einigen Tagen an den Blattern geſtorben, iſt geſtern Nacht an die Anatomie abgeliefert worden.

— Das iſt ja ſchrecklich! rief der Lazzarone. Daß doch der Fluch der Armuth ſelbſt die Todten nicht ſchont! O welch ein Unglück, arm zu ſein! Aber faſſe Muth, mein Mädchen, Dein Torquato wird am längſten arm geweſen ſein. Fahre ſo fort, Junge, hat geſtern Meiſter Roſſini zu mir geſagt, fahre ſo fort, dann wirſt Du nicht ewig Choriſt bleiben, dann kann einſt ein guter Sänger, ein primo tenore aus Dir werden.

— Hat er das wirklich geſagt? fragte Francilla mit freudeverklärten Zügen.

— Hat Torquato Dich jemals belogen?

— Der liebe, liebe Herr! Er meint es ſo gut mit Dir! Er nimmt ſich wie ein Vater Deiner an! O wüßteſt Du, wie lieb ich ihn habe! Nachts vor dem Einſchlafen bete ich für ihn; Morgens, wenn ich erwache, ſteht ſein Bild vor meinem Auge ... Dann iſt mir zu Muthe, als müßte ich vor ihn, wie vor den Heiland, niederſinken und den Staub ſeiner Füße küſſen ...

— Auch ich liebe ihn wahr und innig, denn iſt er nicht mein Lehrer, mein Freund, mein Schutzgeiſt! Ich liebe ihn vielleicht ſchon darum, weil er Dich liebt. Was macht Dein Mädchen? fragt er jeden Morgen. Hat ſie Dich noch recht lieb? Grüß' Deine Francilla und ſag' ihr, daß die Blumen, die ſie mir täglich durch Dich ſchickt, ſchöner als alle andern ſind.

— Ach, wie mich das freut, wie mich das glücklich macht!

— O das iſt noch nicht Alles! Er hat mir mehr, noch weit mehr geſagt ...

— Rede, rede, Torquato, ich muß Alles, Alles wiſſen.

— Auch Deine Francilla, ſagte er heute Morgen, ſoll nicht ewig das bleiben, was ſie jetzt iſt. Laß mich erſt meine neue Oper vollendet haben, dann ...

— Dann? fragte das ſchmucke Kind mit wachſender Neugier.

— Dann ... dann will ich auch ſie im Geſang unterrichten, auch ihr eine heitere Zukunft gründen ...

— Das will er thun? fragte das Blumenmädchen mit unbeſchreiblicher Freude.

— Bin ich nicht in ihrer Schuld? ſagte er. Beſchenkt ſie mich nicht tagtäglich mit den ſchönſten ihrer Blumen?

— Ach wie mein Herz ſchlägt! Nun bin ich wieder froh, Torquato, nun denk' ich nicht mehr an den Tod. Die Zukunft hat nichts Drohendes mehr für mich. Er wird mich unterrichten, ich werde fleißig ſein, werde keine Stunde verſäumen, werde Fortſchritte machen, eine große, große Sängerin werden, in Gold und Seide, wie eine Königin, einhergehen und, wie Signora Colbrand, die Bewunderung der ganzen Stadt an mich reißen. Und wenn ich mich auf offener Straße werde zeigen, wird Alt und Jung, Reich und Arm, ſtehen bleiben und ſich zuflüſtern: Das iſt Signora Francilla, die erſte Sängerin Neapels. Ich aber werde thun, als ob ich das gar nicht gehört hätte, und werde ſtolz durch die Reihen meiner Bewunderer ſchreiten und ganz im Stillen zu mir ſelber ſagen: wem haſt Du dieſen Ruhm, wem haſt Du dieſes Glück zu danken? Ihm, ihm! rief ſie aus, ließ ihr Blumenkörbchen fallen und ſprang wie ein vor Freude halbnärriſches Kind umher.

Elleboro aber wurde nachdenkend und traurig.

— Was iſt Dir? Stehſt Du doch ſo traurig und niedergeſchlagen, als ob Du an meinem Glücke keinen Antheil nähmeſt, als ob Du mir den Ruhm, dem ich entgegengehe, gar nicht gönnteſt?

— Francilla! rief der Arme im Tone wehmüthigen Vorwurfs.

— Hab' ich Dich beleidigt? Hab' ich Dich gekränkt? Sprich, Torquato! Deine traurige Miene, Dein düſteres Schweigen beunruhigen mich. Was haſt Du? Was fehlt Dir?

— Ach, Francilla, ich finde Dich heute zum erſten Male auf falſchem Wege. Du bauſt Dir ein Luftſchloß, an deſſen Eingang der ſchlimme Drache Hochmuth ſteht. Hochmuth thut nimmer gut.

— Pfui, Torquato, wer wird denn gleich ſo griesgrämig ſein! Francilla hat ja nur geſcherzt und ſich dabei nichts Böſes gedacht...

— Ich ſehe Dich am Abgrunde eines Laſters, das Eitelkeit heißt und ſchon manches brave, ehrliche Mädchen in den Strudel des Verderbens hinabgezogen hat. Kehr' um, Francilla, kehr' um; gieb ſo eitlen Gedanken kein Gehör, bleibe, wie Du bis jetzt geweſen biſt, beſcheiden und anſpruchslos ...

— Verlangſt Du, daß ich ewig mit Blumen handeln und meines Lebens niemals froh werden ſoll? Ich will Künſtlerin werden. Wenn das ſo was Böſes iſt, ſo begreife ich nicht, warum nicht auch Du das geblieben, was Du geweſen biſt?

— Bin ich doch nur darum etwas Anderes geworden, um einſt ſo viel zu haben, um für Dich ſorgen zu können. Torquato ſehnt ſich nicht nach eitlem Glanz: ſein höchſtes Ziel iſt Deine Liebe; alle andern Glücksgüter dieſer eitlen Welt haben keinen Werth für ihn. Du biſt ſein Alles!

— Torquato, verzeihe einem einfältigen Mädchen, das nicht weiß, was es im Uebermuth der Freude ſchwatzt. Verzeihe Deiner Francilla, die Dich nicht mehr kränken will, ſagte ſie mit rührendweichem Tone und flog mit Thränen in den Augen an das Herz des Geliebten.

Elleboro umſchloß ſie feſt mit beiden Armen, drückte einen brennendheißen Kuß auf die keuſchen Lilien ihrer Stirn und bat mit wehmüthig flehendem Tone:

— Francilla, Francilla, bleibe, was Du biſt.

XVII.

Drei Wochen nach jener Scene, in welcher der arme ehrliche Lazzarone den erſten unerfreulichen Blick in die Seele ſeines Mädchens geworfen, überreichte Maeſtro Roſſini dem unverſchämten Quälgeiſte Barbaja die ſo eben vollendete Partitur ſeiner neuen Oper „Eliſabeth“.

— Tauſendſaſa! rief der freudig überraſchte Impreſario, laß Dich umarmen!

— Wozu dieſer Luxus? Signor Barbaja kann mir dafür einen andern Dienſt erweiſen ...

— Ich verſtehe. Du brauchſt Geld! Wie viel?

— Armſelige dreitauſend Francs.

— Wozu? fragte der Sultan, ſeine Brieftaſche hervorholend.

— Ich habe, unter vier Augen geſagt, die Bekanntſchaft einer jungen Frau gemacht, welche tauſend kleine Wünſche hat, die ich Aermſter befriedigen muß.

— Frauen, die uns anziehen, pflegen uns auch auszuziehen. Derlei Liaiſons ſind ſehr koſtſpielig. Niemand weiß das beſſer als ich. Laß ſie laufen!

— Leicht geſagt! Was würdeſt Du ſagen, ſpräche ich: die Colbrand zieht Dich aus, laß ſie laufen!

— Dieſer Rath, würde ich Dir antworten, iſt nicht ſo dumm als Du glaubſt. Aber ſieh', Junge, dieſe Colbrand iſt eine Spinne, die mich mit zauberhaften Fäden in ihr Netz bannt. Schon hundert Mal hab' ich mir vorgenommen, dieſes Netz zu zerreißen; immer aber hat die Hexe es verſtanden, mich durch Koketterie und Eiferſucht von Neuem zu umgarnen. Apropos, Maeſtro, iſt Dir ein Marcheſe Silvio Tacconi bekannt?

— Tacconi! wiederholte Roſſini, den dieſe unerwartete Frage nicht wenig zu überraſchen ſchien; ich will doch nicht hoffen, daß Du ihn kennſt?

— Ich frage Dich, ob Du ihn kennſt?

— Ja und nein, oder richtiger geſagt, nein und ja.

— Der Teufel kann das verſtehen; erkläre Dich deutlicher ...

— Ich kenne zwar keinen Marcheſe Tacconi, dafür aber kenne ich einen Mann, der ſich unter dieſem angenommenen Namen ... kannſt Du ſchweigen? ...

— Wie ein Fiſch ...

— Einen Mann, der ſich unter dieſem Namen um die Liebe Deiner „ſchwarzen Nachtigall“ beworben, ihr ſein Herz und ſein Vermögen zu Füßen gelegt und ... der Maeſtro machte vorſätzlich Halt, um Barbaja's Neugier aufzuſtacheln ...

— Willſt Du mich foltern?

— Das nicht, Dir aber unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit anvertrauen, daß dieſer junge, ſchöne, reiche Cavalier ihr ſogar ſeine Hand angetragen und dennoch ... dennoch einen Korb bekommen hat.

— Und von wem weißt Du das Alles?

— Aus der beſten Quelle.

— Von der Colbrand?

— Von ihm ſelbſt.

— Du kennſt ihn perſönlich?

— Wie Dich und mich.

— Du nannteſt ihn jung, ſchön, reich ...

— Jung wie Amor, ſchön wie Adonis und reich wie Plutus.

— Und ſein wahrer Name?

— Ja ſieh', Freundchen, den darf ich Dir nicht nennen.

— Warum nicht? fragte Barbaja mit aufwallendem Zorne.

— Weil ich das heilige Gelübde gethan habe, ihn unter keiner Bedingung zu verrathen; doch ſo viel darf ich Dir ſagen, daß er einer der reichſten Cavaliere Genua's und ein politiſcher Flüchtling iſt, der ſeit Kurzem in Neapel, heut' unter dieſem, morgen unter jenem angenommenen Namen, in großer Zurückgezogenheit lebt.

— Ein politiſcher Flüchtling! Ein Unruhſtifter! Ein Carbonaro! Ein Verbrecher! Ich denuncire ihn.

— Glaubſt Du, daß Dir das etwas nützen wird? Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß ſelbſt den Argusaugen der Polizei es nicht gelingen ſoll, den Schlupfwinkel, in dem der Unglückliche ſich verborgen hält, auszuſpioniren.

— Du aber wirſt doch wiſſen, wo er wohnt?

— Allerdings!

— Charmant, charmant, nun denuncire ich zuerſt Dich ...

— Meinetwegen!

— Neapels Polizei verſteht keinen Spaß ...

— Ich auch nicht.

— Sie wird Mittel finden, Dich zu zwingen ...

— Wer kann mich zwingen, einen Freund, einen theuern Freund zu verrathen?

— Beantworte mir eine Frage nur. Iſt er blond oder brünett?

— Brünett, noch brünetter als ich, brünett wie der Teufel.

— Ha, Du lügſt! Erſt geſtern ſagte mir die Colbrand, er ſei blond, unausſtehlich blond.

— Dann war ſie aufrichtiger als ich. Das iſt aber auch vielleicht das Einzige, was ſie Dir von ihm geſagt.

— Sie hat mir nichts verſchwiegen. Ich weiß Alles, Alles. Ich weiß, daß der Unverſchämte, trotzdem, daß ſie ihm rundheraus erklärt hat, nichts von ihm wiſſen zu wollen, ſie auf Steg und Weg verfolgte und alle Mittel der Verführung: Liebesbriefe, Geſchenke, Schwüre, Gedichte, Serenaden in Bewegung ſetzt, ſie zu überreden ...

— Mit ihm nach Frankreich zu entfliehen.

— Auch das weißt Du ſchon? Wehe, wehe dieſem elenden Carbonaro, wenn der Zufall ihn in meine Klauen führt. Wenn ich zornig werde, bin ich ein Vieh! Ich erwürge, ich zerreiße ihn mit meinen Nägeln. Aber trotz alles Auflauerns hat's mir bis jetzt nicht gelingen wollen, ihn zu erwiſchen. Bald komme ich zu früh, bald komme ich zu ſpät. Aber nur Geduld! Den Spürhunden unſerer Polizei ſoll er nicht entgehen! Siehſt Du ihn, Maeſtro, ſo ſage ihm in meinem Namen, daß er ein elender Lump, ein nichtswürdiger Schurke iſt. Sprich, willſt Du ihm das ſagen?

— Recht gern; doch halte ich's für Pflicht, Dich aufmerkſam zu machen, daß mit dem Marcheſe in ſolchen Dingen nicht viel zu ſpaßen, und daß er ein Hitzkopf iſt, der ſelbſt die kleinſte, unbedeutendſte Beleidigung nicht ungerächt läßt.

— Geh', geh, Du willſt mich ins Bockshorn jagen. Aber ein Mann, wie Barbaja, der alle Behörden, den Polizeiminiſter, ja ſelbſt den König und ſeine Floridia in der Taſche hat, fürchtet ſich, hier in Neapel, ſelbſt vor dem Teufel und ſeiner Großmutter nicht. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, Maeſtro, dem Marcheſe Tacconi, oder wie der Lump heißen mag, je eher je lieber zu ſagen, daß er ſich vor mir in Acht nehmen und mich und die Colbrand nicht incommodiren ſoll; ſage ihm, daß er ſich hüten ſoll, mir in die Klauen zu laufen, denn erwiſche ich den elenden Carbonaro, dann ſchlage ich ihm alle Knochen im Leibe entzwei. Hörſt Du, das ſag' ihm, wiederholte der Wüthende zehn Mal in einem Zuge und keuchte dabei wie ein Windhund, der ſich den Athem ausgelaufen hat.

— Sei unbeſorgt, er ſoll Alles, Alles erfahren.

— Wann aber?

— Sobald ich ihn wiederſehe. Er iſt geſtern nach Palermo und kehrt von dort erſt in vierzehn Tagen zurück.

— Tant mieux! Hier ſind drei Tauſend Francs. Nun gehe Deine Wege. Ich habe mich geärgert, daß ich an allen Gliedern meines Leibes zittere. Was Deine „Eliſabeth“ anlangt, ſo ſollen die Stimmen in längſtens drei Mal vierundzwanzig Stunden ausgeſchrieben ſein und heute über vierzehn Tage die Proben beginnen. Ich will keine Koſten ſcheuen, um die erſte Oper, welche von Dir in Neapel aufgeführt wird, ſo glänzend in Scene zu ſetzen, daß ſelbſt der „gekrönte Lazzarone“ Maul und Augen aufreißen und ſich geſtehen ſoll: „Barbaja iſt ein Kerl, der ſeine Sache verſteht.“ Iſt der König mit mir zufrieden, was frag' ich dann nach dem Publikum! Die Dummköpfe, die da glauben, mich Gott weiß wie ſehr zu kränken, wenn ſie hinter meinem Rücken ſich in's Ohr flüſtern, daß ich weder ſchreiben, noch leſen kann. Ihr Heupferde! Ihr Stockfiſche! Ihr Mauleſel, die Ihr mit all' Eurem Wiſſen keinen Hund aus dem Ofen locken könnt, Ihr, die Ihr in Eurem ganzen Leben nicht ſo viel Grani erwerben werdet, als Barbaja Scudi zuſammenſcharrt, hätte ich in den Schulen ſo lang' umhergefaullenzt als Ihr, wer weiß, ob ich's nicht weiter gebracht, als mancher Eurer hochnäſigen Schriftgelehrten, der ſich für ein Orakel hält, das alle Weisheit mit Löffeln gefreſſen hat, obgleich er, bei Lichte betrachtet, oft zehn Mal dümmer als Unſereiner mit ſeinem Bischen Mutterwitz iſt! Auf Wiederſehen, Maeſtro! Der Teufel hole die Schriftgelehrten und den vermaledeiten Marcheſe Tacconi. Noch heute ſoll der Polizeiminiſter erfahren, daß ſich unter dieſem Namen ein politiſcher Flüchtling, ein elender Carbonaro hier herumtreibt!

— Thu' das, ſprach Roſſini, nahm das Geld und ging.

— Dieſer unerſättliche Bologneſer koſtet mich ein ſchweres Geld! ſeufzte Barbaja und trug die dreitauſend Francs Vorſchuß in ſeine Brieftafel ein. Mißfällt ſeine Oper, dann jag' ich ihn fort; denn auch ihm traue ich nicht; auch ihm ſcheint die Colbrand weit mehr zu gefallen, als er ihr und mir zu geſtehen wagt; aber merke ich nur das Allermindeſte, dann ſage ich wie der ruſſiſche Geſandte zu ſeinem leibeigenen Kutſcher: Paſcholl!

XVIII.

In Neapel iſt die erſte Aufführung einer neuen Oper ein Ereigniß, das alle Klaſſen der Bevölkerung beſchäftigt, die Aermſten wie die Reichſten, denn ſelbſt der letzte Lazzarone iſt ein leidenſchaftlicher Verehrer der Muſik. Muſik iſt ſein Troſt, Muſik iſt ſein Labſal; weit leichter könnte er zwei Tage ohne Eſſen, als zwei Stunden ohne Singen leben. Ein hübſches Lied iſt der goldene Sonnenſtrahl, der die leichten Wölkchen ſeines Kummers verſcheucht. Muſik iſt die gute Fee, deren Zauberglöckchen ſelbſt aus dem trübſten Winkel ſeiner Seele himmelblaue Freude und frühlingsfriſchen Frohſinn heraufbeſchwört, eine gute Fee, deren ſonniges Lächeln am gramerſtarrten Herzen die Eisblumen der Sorge ſchmilzt und die verwelkten Keime der Freude zu neuem Leben erweckt. Keine von allen Künſten trägt mehr Beruhigung in ſich als die Muſik. Muſik iſt das Flüſtern guter Engel, die auf der Himmelsleiter unſerer Seele auf- und niederſchweben und mit dem magiſchen Irisſtaube ihrer tauſendfarbigen Schwingen uns tröſtende Mahnungen aus dem Jenſeits ins Ohr rauſchen und jedem Zweifler den Glauben, jedem Geängſtigten die Ruhe, jedem Gequälten den Frieden ſeiner Seele wiedergeben. Guido Caſoni, der eine gelehrte Abhandlung über die Magie der Liebe geſchrieben hat*), leitet den Stammbaum der Muſik von der Liebe her. Der alte Italiener mag wohl Recht haben, denn alles Große, alles Schöne, Alles, was uns mit der ganzen Welt und mit uns ſelbſt verſöhnt, wurzelt in der Liebe. Liebe iſt ja auch nichts Anderes als Muſik, die einſtimmige Melodie zweier gleichgeſinnten Seelen.

---

*) Della magia d'amore, Venezia 1596. 56 Seiten. 4.

Ein doppeltes Intereſſe erregte Roſſini's „Eliſabeth". Schon vierzehn Tage vor der erſten Aufführung — die Anfangs September ſtattfand — waren alle Logen verkauft, alle Plätze vergriffen. Die Blätter, deren Herausgeber nach Barbaja's Pfeife tanzen mußten, erzählten ſchon vier Wochen vorher blaue Wunder von dem Pomp der Ausſtattung. Ein vornehmer Engländer, ſchrieben ſie, habe aus England eine Menge Bilder und Zeichnungen kommen laſſen, nach welchen Barbaja die Coſtüme der Königin u. ſ. w. habe anfertigen laſſen, was wirklich der Fall war. Baronet Habakuk Millbury, ein Verehrer der Colbrand, hatte ſich mehr als hundert Portraits aus den Zeiten der Königin Eliſabeth verſchafft, um den Impreſario in den Stand zu ſetzen, im Coſtüme keinen Verſtoß gegen die hiſtoriſche Treue zu begehen.

Nicht minder brillant war die Beſetzung der Oper: Madame Colbrand ſang die Eliſabeth, der Tenor David den Leiceſter, Garcia (der Vater der ſpäter ſo berühmt gewordenen Madame Malibran) ſang den Norfolk und Demoiſelle Chaumel, eine Franzöſin, die ſich in Italien Comelli nennen ließ, ſang die Mathilde. — Gleich das erſte (F-moll) Duett zwiſchen dem Günſtling der Königin und ſeiner jungen, als Pagen verkleideten Gattin: „Incauta! che festi?" ſchlug wie ein zündender Funke ins Pulverfaß und riß die Hörer zu endloſem Jubel hin. Nicht minder ſchön iſt das Duett zwiſchen der Königin und Norfolk: „Con qual fulmine improvviso." Von unbeſchreiblicher Wirkung iſt das Finale, in dem Eliſabeth ihrem Günſtling, der ſich mit Mathilden heimlich vermählt hat, Hand und Krone anbietet. Leiceſter und ſeine Gattin, die ſich verrathen ſehen, ſind vernichtet. Die Königin ruft ihre Wachen, die dem Grafen den Degen abfordern. Die bis zur Wuth geſteigerte Eiferſucht Eliſabeth's, die grenzenloſe Verzweiflung Leiceſters, Mathildens zärtliche Liebe und des verrätheriſchen Norfolk's frohlockendes Triumphiren bilden ergreifende Contraſte, die unſer Maeſtro durch das Feuer ſeiner fortreißenden Melodien dergeſtalt zu heben verſtand, daß das Publikum, wahrhaft trunken vor Freude, in fanatiſchen Enthuſiasmus, in anakreontiſche Verzückung gerieth.

Mit unbeſchreiblicher Spannung ſah man nun der Wirkung des zweiten Actes entgegen. Die Wachen der Königin führen die gefangene Gräfin herbei. Das obligate Recitativ, in dem Eliſabeth ihr befiehlt, dem Gatten zu entſagen, ſchnürte allen Zuhörern die Bruſt zuſammen. Man muß in dieſer Scene, ſchreibt Herr von Stendhal, die Colbrand geſehen haben, um den beiſpielloſen Enthuſiasmus zu begreifen, mit dem ganz Neapel ihr damals zugethan war. Dieſer wahrhaft ſchönen, wahrhaft tragiſchen Scene folgt ein Duett zwiſchen der Königin und Mathilden „**Pensa che sol per poco sospendo l'ira mia**“, das durch Leiceſter's Eintreten in ein Terzett übergeht, welches ohne Zweifel eine der großartigſten und effectreichſten Nummern iſt, die Roſſini jemals componirt hat. Etwas ſchwächer erſcheinen die darauf folgenden Scenen zwiſchen Leiceſter und Norfolk; aber deſto wirkſamer entfaltet ſich das prächtige Finale, in welchem die Königin in des Günſtlings Kerker hinabſteigt, um ihn zum letzten Male vor ſeinem Gang zum Tode zu ſehen. Hier entdeckt ſie Norfolk's ſchwarzen Plan und wird nur durch Mathildens Dazwiſchentreten dem Dolche des Verräthers entzogen. Eliſabeth, tief ergriffen von der Großmuth ihrer Nebenbuhlerin, verzeiht den Liebenden, die, zu deren Füßen niederſtürzend, um Gnade flehen. Der Ruf der Königin „**Bell' alme generose a questo sen venite**“ und die darauffolgende Bravour-Arie mit Chor*) machte auf die empfänglichen Gemüther des muſikberauſchten Publikums einen ſo tiefen, mächtigen, wahrhaft hinreißenden Eindruck, daß der Sieg der Oper nun vollſtändig entſchieden und Roſſini ſeit jenem Augenblick der „**divo maestro**“, der „**dio della musica**“, Neapels hochgefeierter Götze war.

Doch nicht blos er, auch die Colbrand, die an dieſem Abende ſich ſelbſt übertroffen, hatte einen glänzenden Triumph davongetragen. Noch nie hatte ihr das Publikum ſo reichen, warmen, ungetheilten Beifall zu Theil werden laſſen; nach jeder Nummer wurde ſie mit tauſendſtimmigem Bravaruf und am Schluß der Vorſtellung mit Blumen und Kränzen überſchüttet. Kurz vor dem Ende der Oper hatten König Ferdinand und die Herzogin von Floridia den Impreſario rufen laſſen, um ihm zu ſagen, daß Muſik und Aufführung ihre kühnſten Erwartungen übertroffen habe und daß die Colbrand ſchon ſeit langer Zeit nicht ſo gut bei Stimme geweſen ſei, als heute. Barbaja war nun doppelt glücklich: einmal, weil die neue Oper und dann weil ſeine „alte Flamme“ im ſtrengſten Sinne des Worts Furore gemacht. Keuchend ſtürzte er in die Garderobe, um der Colbrand ſeinen Glückwunſch abzuſtatten.

---

*) In Italien pflegt man ſolch' ein Geſangſtück „**Aria col pertichini**“ (Arie mit Vorſpann) zu nennen.

— Nun, Signor? fragte Königin Eliſabeth, die ſchon halb entkleidet vor dem Sultan ſtand.

— Gratulire! Gratulire! ſagte Barbaja. Heute, Colbrand, haſt Du ſo ſchön, ſo wunderſchön geſungen, daß ich Dich umarmen muß.

— Nur jetzt nicht, ſprach ſie abwehrend.

— Und warum jetzt nicht?

— Weil ich echauffirt bin und mich nicht erkälten mag.

In demſelben Augenblick klopfte Jemand.

— Herein! rief Signora, ihren Shawl umwerfend.

— Störe ich? fragte Roſſini, den Kopf durch die geöffnete Thür ſteckend.

— Nur näher, Maeſtro, nur näher! Sie ſind es, dem ich dieſen neuen Triumph verdanke. Sie ſind der Einzige, der für meine Stimme zu ſchreiben verſteht. Sie allein wiſſen, was Geſang iſt. Ihre Muſik, Roſſini, iſt ſo ſchön, ſo himmliſchſchön, daß ſie Alles entzückt, Alles mit ſich fortreißt. Signor Barbaja, geſtatten Sie der Königin Eliſabeth, hier vor Ihren Augen, den Grafen Leiceſter zu umarmen, ſprach die vom Weihrauch berauſchte Primadonna, umhalſte den Maeſtro und gab ihm einen jener Küſſe, die man nicht hören kann, ohne darauf neidiſch zu werden.

— Dagegen muß ich ernſtlich proteſtiren! rief der eiferſüchtige Sultan. Du, Colbrand, biſt ebenſowenig eine Eliſabeth, als dieſer da ein Leiceſter iſt.

— Wie ſo? fragten Beide.

— Leiceſter war ein Verräther, ein Heuchler, ein Schurke.

— Und Eliſabeth?

— Starb, wie die Geſchichte uns erzählt, als Jungfrau, ſagte Barbaja und belachte den plumpen Spaß.

— Flegel! rief Angélique.

— Ja, das bin ich! Aber hab' ich nicht auch ein Recht dazu? Wozu wäre man Millionär? Nur arme Schlucker müſſen artig und beſcheiden ſein.

— Haſt Du, fragte Roſſini, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, das Gedicht geleſen, das, an einem Lorbeerkranze befeſtigt, aus der Proſceniumsloge auf die Bühne flog.

— Ein Gedicht? Ich leſe keine Gedichte, warf der Sultan mit leicht erklärlicher Verachtung hin.

— Und dieſes Gedicht? Galt es Ihnen oder mir? fragte die Colbrand.

— Der Königin Eliſabeth, ſprach Roſſini auf das Blatt weiſend.

— Ich bitte, leſen Sie, ſagte die Primadonna vor den Spiegel tretend, um ſich die Schminke abzuwiſchen.

— Der Dichter muß verteufelt verliebt ſein. Hören Sie nur:

„Nicht zum Haſſen, nur zum Lieben
Biſt Du, Königin, geboren,
Darum ſei Dir, hohe Herrin,
Lieb' und Treue zugeſchworen.“

— Bravo! Bravo! Weiter! Weiter, bat die Colbrand.

— Der zweite Vers gefällt mir noch beſſer:

„Nur zum Lieben, nicht zum Haſſen
Hat der Himmel Dich erkoren,
D'rum erhöre Leſter's Flehen,
Sei für Leſter nicht verloren.“

— Charmant! Charmant! flötete die Königin ſich umkehrend. Nun, mein Herr Tyrann, was ſagen Sie zu dieſen Verſen?

— Elendes Reimgeklingel! Von wem iſt der Quark?

— Von einem Verſifax, der ſich Silvio Marcheſe Tacconi unterzeichnet hat.

— Von Tacconi, wiederholten Beide gleich ſehr überraſcht.

— Kannſt Du leſen? fragte Roſſini mit boshaftem Lächeln.

— Her mit dem Wiſch, rief Barbaja, riß dem Maeſtro das Gedicht aus der Hand, warf einen Blick darauf mit einer Miene, als ob er leſen könne, und ſagte dann: Wahrhaftig, da unten ſteht Tacconi!

— Du irrſt, lieber Freund, erwiderte Roſſini, der Name ſteht hier oben.

— Oben oder unten, gleichviel! Der Teufel hole den elenden Reimſchmied, rief der weiße Othello und ſchob das Gedicht wüthend in ſeine Brieftaſche. Komm, Maeſtro, komm; wir wollen Signora, die ſich umkleiden will, nicht länger beſchwerlich fallen. Gute Nacht, Colbrand.

— Gute Nacht, **divo maestro**, ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren eben ſo ſüß, als ich auf den meinigen, ſprach die Primadonna, indem ſie dem Maeſtro die Hand reichte.

Ein zärtlicher Druck ſagte ihr mehr, als der Dicke hören konnte.

Draußen häkelte ſich der Impreſario höchſt vertraulich in den Arm ſeines Freundes ein.

— Spitzbube, ſagte er, Du haſt mich belogen.

— Ich?

— Ja Du, Seehund! Sagteſt Du nicht, der Marcheſe ſei nach Palermo gereiſt und kehre erſt ſpäter zurück?

— Tacconi iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht hier.

— Und das Gedicht?

— Hat er allem Anſcheine nach durch einen ſeiner Freunde hinabwerfen laſſen.

— Die Unverſchämtheit dieſes elenden Jakobiners bringt mich noch in's Grab. Ich haſſe dieſen Tacconi dergeſtalt, daß ich ihn kalten Blutes ermorden könnte.

— Ich wüßte mir wohl Ruhe zu verſchaffen ...

— Aber wie?

— Ich an Deiner Stelle würde ihn fordern ... auf Piſtolen ...

— Biſt Du verrückt? Ein Mann mit meinem Gelde iſt zu Duellen niemals aufgelegt. Ein armer Teufel, der nicht viel zu verlieren hat, ſchlägt ſich viel leichter. Hätteſt Du vielleicht Luſt, Dich mit ihm zu ſchlagen?

— Mich hat der Marcheſe nicht beleidigt ...

— Hol' Dich der Henker! Du haſt nicht mehr Courage, als ich. Aber nur Geduld, nur Geduld! Der Spitzbube entrinnt mir nicht. Vor acht Tagen habe ich ihn denuncirt. Der Miniſter, den ich im Sacke habe, hat mir verſprechen müſſen, alle ſeine Spürhunde aufzubieten, um dem gefährlichen Demagogen auf die Spur zu kommen. Haben wir ihn dann einmal, dann ſchicken wir ihn geſchloſſen nach Genua zurück. Der gute Marcheſe bekommt dann den Strick, und Barbaja, der einen Hochverräther ausgeliefert hat, vom König von Sardinien einen Orden um den Hals. Siehſt Du, Maeſtro, das Eine fehlt mir noch ...

— Meinſt Du den Strick oder den Orden?

— Den Strick, Dummkopf, kannſt Du für Dich behalten. Bin ich erſt Ritter des Sanct-Lazarus- oder St.-Mauritius-Ordens, dann, guter Freund, ſind alle Wünſche meines Lebens erfüllt, dann tauſche ich weder mit unſerm Herrgott, noch mit dem heiligen Dominik, meinem erhabenen Schutzpatron und Namensvetter.

— Haſt Du erſt einen Orden, dann wirſt Du auch geadelt.

— Und bin ich erſt geadelt, dann ſollſt Du Deine Freude an mir haben!

— Marquis Barbaja, Ritter des heiligen Lazarus-Ordens, ich empfehle mich Ihrer huldreichen Protection, ſprach der Maeſtro, machte eine höchſt ehrerbietige Verbeugung und ſchlug gleich darauf ein höchſt malitiöſes Gelächter auf.

— Warte, Maeſtro, wenn Du wieder Geld brauchſt, dann iſt die Reihe des Lachens an mir.

XIX.

Seit jenem Abende, an dem der „Schwan von Peſaro“ und die „Philomele von Madrid“ einen ſo glänzenden, Hand in Hand gehenden Triumph gefeiert, hatte ſich zwiſchen ihr und ihm ein Verhältniß angeſponnen, dem Anfangs ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt war. Jeder der beiden Theile hatte ſich heimlich geſtanden, daß ſie, Einer geſchaffen für den Andern, wohl geeignet wären, einſt ein Ganzes zu bilden. Doch war es zwiſchen

Beiden noch nicht zur Erklärung gekommen, weil eine doppelte Furcht ſie davon zurückhielt: die Furcht vor der Eiferſucht Barbaja's, von dem Beide mehr oder weniger abhängig waren, und endlich die Furcht vor ſich ſelbſt, ob Einer dem Andern wirklich ſo gefalle und zuſage, daß er ſpäter, wenn es zur Erklärung käme, nicht Gefahr laufe, einen Korb zu erhalten. Beide Theile beſchloſſen im Stillen, ſich ja nicht zu übereilen, mit möglichſt größter Vorſicht das gegenſeitige Schlachtfeld zu recognoſciren, die Tiefe ihrer Zuneigung zu ergründen und erſt dann, wenn ſie eingeſehen, daß eine Vereinigung zwiſchen ihnen ihrer beiderſeitigen Zukunft förderlich ſei, den verdeckten Plan in einen offenen Angriff zu verwandeln.

So wuchs denn allmälig eine jener vernünftigen Liaiſons empor, deren Baſis nicht auf den Rauchſäulen flüchtiger Sinnlichkeit, ſondern auf den Grundpfeilern ſolider Berechnung des gegenſeitigen Eigennutzes gebaut war. Anfangs, wo noch keiner von beiden Theilen wußte, was er vom Andern halten und glauben ſollte, fühlte man ſich, ſo zu ſagen, wechſelweiſe auf den Zahn, um zu erfahren, wie hoch oder niedrig der Cours der Actien ſtehe, denn, bei Lichte und ruhigem Verſtande betrachtet, war die ganze Operation nichts weiter als ein höchſt eigennütziger Handel, ein gewagtes Börſenſpiel, in dem ein Theil den Andern zu übervortheilen hoffte.

Die Colbrand ſagte ſich: Du biſt zwar ſechs bis acht Jahre älter als er, aber immer noch ſchön und pikant genug, um dieſen Flattergeiſt an Dich zu feſſeln. Es iſt Zeit, geſtand ſie ſich, daß Du allmälig ans Heirathen denkſt, denn ein Weib, das in ihrem fünfunddreißigſten Jahre nicht unter die Haube kommt, iſt in den kurzſichtigen Augen der Welt eine alte Jungfer, und da ich keine

Luſt in mir verſpüre, in Barbaja's Armen zu verwelken, ſo iſt es mein feſter Entſchluß, mich in ſpäteſtens fünf Jahren zu verheirathen.

Roſſini ſagte ſich: Ich bin zwar viel jünger, aber tauſend Mal ärmer als ſie. Was nützt mir all' mein Talent, was all' mein Ruhm, wenn ich nicht Geld, ſehr viel Geld habe? Ohne Geld hängt ſelbſt das größte Genie von den Launen jenes vielköpfigen Ungeheuers ab, das uns heute in den Himmel erhebt, um uns, vielleicht ſchon morgen, in den Koth fallen zu laſſen. Ich kenne das Publikum, das uns heute vergöttert und uns morgen vergißt und in Armuth und Elend umkommen läßt. Drum will ich heirathen, nicht aus Liebe — Gott behüte Jeden vor ſolcher Narrethei — ſondern aus Vernunft. Und zu ſolcher Heirath eignet ſich keine mehr als die Colbrand. Ihr Herz hat bereits ausgeglüht, die Sinnlichkeit hat ausgetobt; ſie verlangt keinen Schwärmer, der, mit der Mandoline in der Hand, zu ihren Füßen Barcarolen ſingen und ihr ewige Liebe, ewige Treue ſchwören ſoll; ſie verlangt einen ruhigen, vernünftigen Mann, der ihr einen vornehmen Rang oder einen berühmten Namen giebt. Der Frau, fuhr er fort, kann geholfen werden: ich heirathe ihr Vermögen, ſie heirathet mein Talent, und auf dieſe Weiſe macht Keiner von uns ein übles Geſchäft.

Nun fragen wir Jeden, ob das nicht ganz vernünftig iſt? Die meiſten jener Ehen, die aus reiner Neigung unternommen werden, pflegen in der Regel ein trauriges Ende zu nehmen; die Feuergluth der Liebe erliſcht unter der Lava der Gleichgiltigkeit und von der ganzen Eruption brennendheißer Schwüre bleiben dann nur die Schlacken der Reue, der Liebe Bimsſtein, zurück. Bei

Ehen aber, welche die Vernunft geſchloſſen hat, pflegt die Reue viel ſeltener einzutreten und auch dann nur in ſo gemäßigter Form, daß der krankhafte Zuſtand ohne heftige Kriſis verläuft und keine üble Folge zurückläßt.

Eines Morgens, als unſer Maeſtro, nach beendigter Probe, die erſte Sängerin nach Hauſe begleitete, wagte er ihr ſeinen Arm anzubieten.

— Ich würde ihn annehmen, ſagte Signora Colbrand, wüßte ich nicht, daß dies hinreichend wäre, den Verdacht meines alten Seladon wachzurufen. Sie wiſſen, daß Barbaja ein eiferſüchtiger Flegel und daß jeder Choriſt von San Carlo ſein Spion iſt, der Alles, was er ſieht, dem Sultan brühwarm zuträgt. Erführe er, daß wir auf offener Straße uns geführt haben, ſo würde er den Schluß ziehen, daß wir zu Hauſe auf vertrauterem Fuße ſtehen, als ihm lieb iſt.

— Was um Alles in der Welt kann er Ihnen anhaben? Höchſtens kann er Ihnen kündigen ...

— Das wäre das Wenigſte. Ich finde in Italien und Frankreich zehn andere Bühnen, die mich mit offenen Armen aufnehmen, nirgends aber finde ich einen zweiten Barbaja, den ich wie Seide um den Finger wickeln kann, den ich trotz ſeines Geizes daran gewöhnt habe, mich als Danaë und ſich als Jupiter zu betrachten, der in keiner von allen Metamorphoſen verführeriſcher als in der Verkleidung eines Goldregens iſt ...

— Sie müſſen ſich bereits ein hübſches Sümmchen geſpart haben ...

— Man thut, was man kann; doch läßt man Fremde nicht gern in ſeine Karten ſchauen ...

— Geſtern erzählte man ſich im Salon der Lady Monmouth, Signora Colbrand habe ſich ſeit vier Jahren ſchon gegen 50,000 Scudi zurückgelegt ... Wenn das wirklich wahr wäre, dann würde ich ...

— Heraus mit der Sprache ...

— Ihnen ... von ganzem Herzen glückwünſchen, ſagte Roſſini, auf halbem Wege vorſichtig umkehrend.

— Reden wir nicht immer von dem elenden Mammon; Geld allein, ſetzte ſie mit künſtlich fabricirtem Seufzer hinzu, macht nicht glücklich ...

— Wohl wahr, doch iſt es als Mittel, das ſicher zum Ziele führt, gewiß nicht zu verachten ...

— Dieſer Anſicht bin auch ich und war darum immer auf's Sparen bedacht ...

— Sparen, Signora, iſt eine ſchöne Tugend ...

— Haben auch Sie geſpart???

— Bis jetzt noch nicht ... Der Mann fängt gern dann erſt dieſe Tugend zu üben an, wenn er weiß, für wen er ſpart ...

— Man ſpart zuerſt für ſich und dann für ein Weſen, das uns liebt ...

— Mich, Signora, erwiderte Roſſini mit naturgetreuem Seufzer, mich liebt Niemand!

— Sie ſind ungerecht gegen ſich. Ganz Neapel weiß, daß Sie einer jener Glücklichen ſind, die von aller Welt geliebt werden ...

— Von aller Welt! Wie viel und doch wie wenig will das ſagen! O glauben Sie mir, glücklich iſt nur der, der von dem Weſen geliebt wird, das er ſelber liebt ...

— Und Sie, Maeſtro, lieben von all' den Frauen, die Ihnen ihre Gunſt geſchenkt, keine Einzige?

— Keine Einzige! betheuerte Roſſini mit wahrhaft feierlichem Ernſte.

— Man wäre aufgelegt, Sie herzlich zu bedauern, müßte man nicht befürchten, von Ihnen dafür höchſt unbarmherzig ausgelacht zu werden ...

— Sie verkennen mich, ſagte der Maeſtro mit ſchmelzend-weichem Tone.

— O wer Ihnen trauen dürfte! Alle Männer ſind Heuchler. Warum ſollten gerade Sie der Einzige ſein, von dem man glauben dürfte, daß er eine Ausnahme macht ...

— Angélique! hauchte Roſſini, indem er den Arm der Signora mit mehr Ungeſtüm drückte, als ſie ihm bisher zugetraut hatte.

— Hüten Sie ſich, Maeſtro, ſentimental zu werden. Das liebe ich am allerwenigſten ...

Roſſini, der überzeugt geweſen war, einen Schritt weiter vorgerückt zu ſein, fühlte ſich durch dieſe kalte Warnung ſo weit zurückgeſtoßen, daß ſein feiner Takt, der ihn nie verließ, ihm den guten Rath eingab, urplötzlich neue Saiten aufzuſpannen und ein Lied aus ganz entgegengeſetzter Tonart anzuſchlagen. Als gewandter Contrapunktiſt ging er raſch aus **G-moll**, der Tonart unglücklicher Liebe, in **D-dur**, die Tonart ungetrübter Heiterkeit, vom ſentimentalen Seufzen zum ausgelaſſenen Lachen über.

— Erlauben Sie, Signora, Sie ein klein wenig auszulachen.

— Weshalb? fragte die Primadonna, von dieſem allzukecken Uebergang unangenehm berührt.

— Weil Sie ſo leichtgläubig ſind! Weil Sie einen harmloſen

Scherz für Wahrheit hingenommen! Auch ich, Signora, bin ein abgeſagter Feind jeder ſentimentalen Regung und kenne Schmachten und Seufzen, Empfindelei und Schwärmerei nur dem Namen nach ...

— Und doch glaubte ich dann und wann in Ihren Augen ein Gefühl zu leſen, das mich glauben ließ ...

— Was, Signora? fragte der Maeſtro, zärtlich ihre Hand erfaſſend.

— Daß Sie das für mich empfinden, was ein weniger geübtes Auge, als das meine, Liebe nennen würde ...

— Und wenn Ihr Auge ſich dennoch getäuſcht hätte, wenn ich, angebetetes Weib, für Sie wahre, innige Liebe empfände ...

— Dann, Signor Roſſini, wäre die Reihe des Auslachens wieder an mir, ſagte die Colbrand und lachte ihm geradezu in's Geſicht. Ei, ei, Maeſtro, ein guter Schauſpieler darf nicht ſo ſchnell aus ſeiner Rolle fallen. Trotz aller Masken durchſchaue ich Sie ...

— Und was glauben Sie?

— Daß es Zeit iſt, von etwas Wichtigerm zu reden. Marquis Tacconi ...

— Iſt, ſo viel ich weiß, noch immer in Palermo ...

— Und Barbaja ...

— Mehr als je in Verzweiflung, daß es ihm trotz ſeiner Denunciation und trotz der eifrigſten Nachforſchungen der Polizei nicht gelingen will, die Spur ſeines Nebenbuhlers ausfindig zu machen. Das Gedicht, das der Marcheſe durch einen ſeiner Freunde aus der Loge auf die Bühne werfen ließ, hat ihm die Ueberzeugung verſchafft, daß die Bewerbung des „elenden Carbonaro", ernſterer Art iſt, als er Anfangs geglaubt hatte. Er zeigt die verliebten Verſe allen Leuten und fragt alle Welt, ob Jemand einen Genueſer kennt, der ſich unter dem angenommenen Namen eines Marcheſe Tacconi bald hier, bald dort umhertreibt ...

— Er iſt alſo wirklich eiferſüchtig ...

— Ueber alle Beſchreibung ...

— Das iſt gut, ſehr gut; auf dieſe Weiſe halte ich ihn ewig im Schach und mache ihn von Neuem in mich verliebt.

— Und das Ende vom Liede?

— Prinzeſſin Europa hält den Stier Jupiter bei ſeinen Hörnern feſt bis zu dem Augenblick, wo ſie ſeiner nicht mehr bedarf; dann ſtreift ſie ihre Maske ab und ... wirft ſich einem andern Gott in die Arme.

— Die meinigen finden Sie jederzeit geöffnet. Ach, Angélique, Liebe iſt doch kein leerer Wahn.

— Still, ſtill! Wenn wir gute Freunde bleiben ſollen, ſo ſagen Sie mir nichts mehr von Liebe. Liebe iſt ein Fantom ...

— Ein Hirngeſpinnſt ...

— Ein kindiſcher Traum ...

— Ein veraltetes Ammenmärchen ...

— Und doch klingt es ſo ſchön, ſo ſüß ...

— Daß es Sie nicht langweilen würde, wenn der treueſte Ihrer Verehrer, wenn der aufrichtigſte Ihrer Anbeter ...

— Schweigen Sie, Spötter, ich glaube Ihnen kein Wort. Das Allerwichtigſte aber hätte ich beinah' vergeſſen ... wollen Sie heute Abend nach der Oper einen Löffel Suppe bei mir eſſen? fragte die Colbrand, die ſo eben vor ihrer Wohnung angelangt war.

— Mit tauſend Freuden, reizender Kobold.

— Gut, ich erwarte Sie ... doch, wie geſagt, kein Wort von Liebe ...

— Liebe iſt eine Dummheit.

— Das laß ich mir gefallen! Auf Wiederſehen, Maeſtro, lächelte die Kokette, drückte ihm zärtlich die Hand und verließ ihn.

— Ein Götterweib, ſagte Roſſini zu ſich ſelbſt. Glatt wie eine Schlange, ſchlüpfrig wie ein Aal und ſchlau wie der Teufel. Glaubt man ihn beim Schopfe zu haben, zeigt er uns mit Hohngelächter ſeinen Pferdefuß und ruft: „Gefoppt, gefoppt!“ Und dennoch fange ich zu glauben an, daß dieſe Kokette mir nicht gleichgiltig iſt; doch kann ich noch immer nicht klug aus ihr werden. Liebt ſie mich oder liebt ſie mich nicht? fragte er ſich ſo laut, daß der Vorübergehende es hören konnte.

— Sie liebt Dich, ſagte David, der plötzlich vor ihm ſtand.

— Wer? fragte Roſſini, wie aus einem Traum erwachend.

— Lady Eſther Monmouth.

— Biſt Du verrückt?

— Ich nicht; doch ſcheint's Milady zu ſein, denn vor zehn Minuten geſtand ſie mir mit Thränen in den Augen, ſeitdem ſie Deine „Eliſabeth“ gehört, könne ſie Nachts nicht mehr ſchlafen.

— Und weßhalb nicht? fragte der eitle Amphion.

— Weil ſie ſo verdammt viel Wanzen in ihrer Wohnung hat.

— Alter, ſchlechter, erbärmlicher Witz!

— Geſchmackſache, ſagte der Spaßvogel und ging.

XX.

Meiſter Rieswurz war ſeit acht Monaten Choriſt und bei ſeinen Kameraden, die ihn Anfangs für ſtolz gehalten hatten, jetzt dergeſtalt beliebt, daß Jeder, wär's darauf angekommen, ihm irgendwie beizuſtehen, ſich für ihn hätte todtſchlagen laſſen. Elleboro — ſo hieß ihn das ganze Theater — war ein gutmüthiger Burſche, der mit jedem Collegen, welcher ärmer war als er, ſeinen Reichthum, ſeine Gage theilte, bald Den, bald Jenen freihielt und Keinen, der ſeiner Hilfe bedurfte, in Stich ließ. Dabei war er ein luſtiger Kumpan, ein heiterer Geſell, der tauſend Schnurren im Kopfe und nur einen Gram im Herzen hatte, den: daß ſeine Francilla, ſeitdem ſie der Maeſtro, an dem er mit Leib und Seele hing, in Geſang und Muſik unterrichtete, ſich ganz verändert zu haben ſchien. Sie war nicht mehr das ächt kindliche Geſchöpf, das ſich über ein ſeidenes Band oder über eine andere Kleinigkeit, die Torquato ihr allwöchentlich an dem Tage, an welchem er ſeine Gage erhielt, zum Geſchenk gemacht, wie ein Kind über die erſte Puppe, die es als Spielzeug erhält, ſich tauſend Mal mehr freuen konnte, als Signora Colbrand über einen koſtbaren Schmuck oder einen prächtigen Shawl, den ſie dem Geizhals Barbaja abgelockt hatte. Ihr ſonſt ſo heiteres Auge, ſo rein und wolkenlos wie Neapels veilchenblauer Himmel, ſchien jetzt umflort von einem tiefverborgenen Grame, deſſen Urſache die Einfalt des treuherzigen Burſchen ſich nicht erklären konnte. Von Tag zu Tage war Francilla trauriger und ſtiller geworden. Wohl ſtand ſie noch immer, wie früher, mit dem Blumenkörbchen in der Hand, am Eingange der Villa reale; ihr Anzug, ihr Haarputz war noch immer ganz derſelbe, ihr liebes Geſichtchen aber hatte ſich ſeitdem auffallend geändert. Ihre Wangen, noch vor wenigen Monaten ſo roſigfriſch, waren bleicher als Jasmin geworden; das heitere Lächeln der Unſchuld, das früher den Saum ihrer Lippen, wie ein flatternder Weſtwind eine aufbrechende Fliederknospe, umgaukelt hatte, war verſchwunden und an deſſen Stelle ein finſterer Ernſt getreten, der wie ein herbſtlicher Reif ihre ſonſt frühlingfriſchen Züge verdüſterte. Sie, die ſonſt vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein geſungen hatte, ſang jetzt nur noch dann, wenn der Maeſtro ſie und ihren Bräutigam zu ſich beſchieden hatte, um ihr Unterricht im Geſang zu ertheilen. Roſſini hatte ſich der armen hübſchen Waiſe wie ein Vater ſeines Kindes angenommen, mit einer Uneigennützigkeit, die ſeinem Herzen zur Ehre gereicht. Manch Anderer würde die Einfalt dieſes armen, von aller Welt verlaſſenen Mädchens gemißbraucht haben; unſer Maeſtro hingegen hatte keine Augen für ihre unentweihte Schönheit, ſondern nur Ohren für ihre ſilberreine, glockenhelle, ſchmieg- und biegſame Engelſtimme. Er lauſchte ihren Tönen mit jener Wolluſt, mit der man im ſmaragdgrünen Schatten eines geheimnißvollen, ſtillverſchwiegenen Cypreſſenhaines die ſchmerzdurchzuckten Klagelieder einer Nachtigall belauſcht, welche den Cypreſſen und Trauerweiden und den geſpenſtiſch-weißen Statuen, die dort gleichſam als Wächter dieſes Haines hingeſtellt ſind, in unnachahmlich ſchönem Rhythmus ihrer Elegieen den Tod der jungen Roſe erzählt, die ein rauher Sturmwind entblättert hat. Francilla's einfacher, ungekünſtelter, ſchöngetragener Geſang entzückte ihn weit mehr als das ganze Heer von Trillern und Rouladen, von Cadenzen und andern Coloraturen, wodurch Signora Colbrand Neapels Publikum zu ſtürmiſchem Beifall hinriß. — Und wenn Elleboro ſeine Francilla ſo ſingen hörte unter der Anleitung ſeines Meiſters, da traten dem armen Jungen die hellen Thränen in die Augen, dann war ihm zu Muthe, als müſſe er Gott und die Welt umarmen, um an ihrem Buſen all' ſeine Wonne, all' ſeinen Schmerz auszuweinen. War es ihm doch, als hauche Francilla in dieſen langangehaltenen Tönen die ganze Fülle ihres geheimen Grames aus. War es ihm doch, als hätte ſie Millionen Thränen in der Kehle, Thränen, die ihr das Herz zerbrechen, Thränen, denen man's anhört, daß ſie nicht zu ſtillen, nicht zu trocknen ſind. Dann fragte er ſich hundert Mal im Stillen nach der Quelle dieſer Thränen, nach der Urſach' ihres Grames, und wenn er dann Nachts bei ſich in der ſtillen Kammer am offenen Fenſter lag und mit der Guitarre in der Hand zum Abendſterne hinaufſah und dabei an Francilla's Auge dachte, da ſang er ein Lied, das gar traurig klang und ſeinem Herzen doch ſo wohl that wie Troſt aus treuer Freundesbruſt; da ſang er:

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Sprich, warum weineſt Du?
Was trübte Deinen Sonnenſchein,
Was ſtörte Deine Ruh'?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn ſtellſt Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Erzähl' mir Deinen Gram,
Wer mag der freche Räuber ſein,
Der Dir den Frieden nahm?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
So thränenvoll Dein Blick,
Weinſt Du vielleicht, Hold-Liebchen mein,
Um abgeblühtes Glück?

Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Errieth' ich Deinen Schmerz,
Dann gönne, daß ich mit Dir wein',
Gebrochen iſt mein Herz.

Und wenn er ſich und ſeinen Schmerz ausgeweint hatte, dann war ihm wieder leicht und wohl zu Muthe, dann ging er zur Ruh' mit ihrem Bilde im Herzen und einem Gebete auf den Lippen, einem Gebete für Francilla und den Maeſtro. Waren dieſe Beiden auf der großen weiten Erde doch die einzigen Weſen, die er liebte mit der ganzen Gluth eines dankerfüllten Herzens. — — —

— — — — — — — — — —

Eines Tages, als Torquato wieder ſeine Wochen-Gage bekommen hatte, beſchloß er, ſeinem Mädchen einen Ring, einen hübſchen Ring zu kaufen und ſollte er auch den ganzen Gehalt dafür hingeben und dann acht Tage faſten oder gar hungern müſſen. — Wie wird meine Himmelsblume ſich freuen, wenn ich dann vor ſie hintrete und ſie frage: Weißt Du wohl, was ich hier in dieſer Hand halte? Dann wird ſie lächeln und rathen: Ein Crucifix ... einen Heckethaler ... ein Lottoloos ... Nichts von dem Allen! Kennſt Du das? werde ich fragen, ihr den goldenen Reif zeigen und jubelnd ausrufen: Dies, Francilla, iſt Dein Verlobungsring! Das wird ſie wieder froh und heiter machen. Sie wird dann nicht mehr ſeufzen, und wieder ſo friſch und blühend ausſehen wie früher, wo ſie beim Maeſtro noch nicht ſingen gelernt. Am Ende hat ſie wohl gar eine ſchwache Bruſt, die, vom vielen Singen angeſtrengt, ihr Schmerzen verurſacht, welche ſie mir und unſerm Lehrer verheimlichen will, damit wir ſie weiter fortſingen laſſen. Das wird's ſein und weiter nichts! Aber noch heute ſag' ich's dem Maeſtro und morgen hat's mit dem Unterricht ein Ende, ſo wahr ich Nieswurz heiße und Francilla mehr als mich ſelber liebe.

Dann lief er zum erſten, beſten Goldarbeiter und kaufte einen Ring, einen goldenen Reif für fünf blanke Scudi — denn mehr verlangte Jener nicht — und rannte dann in einem Athem nach dem Schloßgarten.

Francilla ſaß dort unter dem Schatten einer Pinie und zerpflückte, in düſteres Hinbrüten verſunken, eine weiße Roſe, deren weiße Blätter ſie in den Sand ſtreute. Torquato näherte ſich ihr; ſie aber bemerkte ihn nicht.

— Francilla! hauchte er leiſe, um ſie nicht zu erſchrecken.

— Du biſt's, Torquato? Komm, Amico, ſetze Dich zu mir.

— Sprich, Himmelsblume, woran dachteſt Du?

— An nichts, an nichts! erwiderte ſie mit einem Tone, dem es anzuhören war, daß er nicht aus dem Herzen kam.

— Sei wahr, ſei aufrichtig; verhehle mir nichts, gar nichts.

— Ich dachte an die Zukunft, antwortete ſie mit ſchwerem Seufzer.

— Sagteſt Du nicht erſt neulich, ſie habe, ſeitdem mein Freund, der Maeſtro, ſich Deiner anzunehmen verſprochen, nichts mehr Drohendes für Dich?

— Und doch laſtet ſie jetzt ſchwerer als je auf meiner Bruſt!

— Biſt Du krank, Francilla? fragte Torquato mit rührendem Mitleid.

— Faſt glaub' ich es …

— Sprich, Kind, was quält Dich?

— Eine Unruhe, die mich nie verläßt, eine Angſt, die centnerſchwer auf meinem Herzen liegt, eine Pein, deren drückendes Gefühl ich Dir nicht beſchreiben kann …

— Das Singen greift Dich an …

— Du irrſt, Torquato. Gerade wenn ich ſinge, fühle ich mich freier und wohler als je …

— Und doch zittert Deine Stimme und doch klingt Dein Ton ſo klagend, daß ich, ſo oft ich Dich vor dem Maeſtro ſingen höre, weinen, bitter weinen möchte …

— Wie lieb, wie gut, wie brav biſt Du! ſagte Francilla, ihn wehmüthig anlächelnd. Gräme Dich meinetwegen nicht. Meine Schwermuth wird vorübergehen; ich will mir Mühe geben, wieder ſo heiter zu werden als früher.

— Ach, Francilla, wer wäre dann wohl glücklicher als ich? Oft giebt es Augenblicke, wo ich denke, daß Du mich gar nicht mehr lieb haſt und daß eben das der Grund Deiner Traurigkeit iſt. Nicht wahr, Himmelsblume, ich bin ein Narr! Ich ſetze mir Dinge in den Kopf, an die mein treues Mädchen nie gedacht hat … Du ſchweigſt und wirſt wieder traurig … Antworte mir, Francilla, antworte! wiederholte der treuherzige Burſche mit ängſtlich bebender Stimme.

— Ich bin krank, Torquato. Mein Herz pocht ſo laut, mein Blut wallt ſo heftig, als hätt' ich Gott weiß was verbrochen, und doch bin ich mir keiner Sünde bewußt, ſagte das unſchuldige Kind, unwillkürlich die Augen niederſchlagend.

— Ich mag nicht länger in Dich dringen, mag nichts erpreſſen, was Du mir nicht aus freiem Antriebe geſtehen willſt; doch habe ich eine Bitte an Dich: vergiß, was Dich quält, nimm Dir vor, wieder froh zu ſein und Du wirſt es, mit Gottes und Madonnens Hilfe, dann bald wieder werden. Dein Torquato will Alles thun, um Dich aufzuheitern. Ich will Dir vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht ſchöne luſtige Lieder vorſingen, will Dir tauſend Schnaken und Schnurren erzählen und nicht eher aufhören, als bis Du mich ſo heiter als früher angelächelt haſt. Rathe, bella ragazza, was ich ſo eben für Dich gekauft habe, ſagte er, die geſchloſſene Rechte hoch in die Höhe ſtreckend, daß Francilla's Hand ſie nicht erreichen konnte. Rathe, rathe!

— Einen Dolch? fragte das Mädchen.

— Francilla, Du erſchreckſt mich, ſtöhnte Torquato, den ein eiskalter Schauer überlief. Wie kann ein ſo frommes Kind in Deinen Jahren an ſo ſchwarze Dinge denken?

— Hab' ich Dir nicht geſagt, daß ich krank, ſehr krank bin?

— Und haſt Du nicht gehört, daß Du geneſen wirſt, ſobald Du Dir vornimmſt, die trüben Gedanken, die Dich beſchleichen, von Dir abzuſchütteln und, Deinem armen Torquato zu Liebe, wieder froh zu werden?

— Ich will's verſuchen, erwiderte das ſchwermüthige Kind mit erzwungenem Lächeln. Ich verſtehe mich ſchlecht aufs Rathen und bin ſehr neugierig, wie Du weißt. Sag' alſo, was haſt Du mir gekauft?

— Sieh' her, Francilla! rief die treue Seele, einen Reif, einen ächt goldenen Reif! Weißt Du, Schatz, was dies zu bedeuten hat? Es iſt ein Ring, ein Verlobungsring!

Das Mädchen erbebte. Torquato, der dies zum Glück nicht bemerkt hatte, fuhr fort:

— Wir ſind keine Kinder mehr; Du zählſt ſechszehn Sommer; ich bin faſt vier Jahre älter als Du und werde bald — der Maeſtro hat es mir geſtern geſagt — ſo weit ſein, kleine Partieen übernehmen zu können. Dann bin ich ein gemachter Mann, dann kann ich mein Bräutchen zum Altare führen und meinem ſchmucken Weibchen eine ſorgenfreie Zukunft ſichern. Bis dahin, Himmelsblume, trage dieſen Ring, ſagte er und ſteckte ihn an den kleinen Finger ihrer linken Hand, trage ihn als einen Talisman, der Dich vor trüben Gedanken beſchützen und Dich — wenn Du wieder ans Sterben denkſt — erinnern mag an Deinen treuen Torquato, der ohne Dich nicht leben kann und der, wenn Du ſtirbſt, auch nicht mehr leben mag!

— Torquato! ſchluchzte das tiefbewegte Mädchen, ſank an ſeine Bruſt und weinte aus der tiefſten Tiefe ihrer Seele.

— Tesoro mio! rief der Choriſt, der ſie feſt umſchlang und die Perlen, die ihrem Auge entquollen, tropfenweiſe wegküßte; dann drückte er ſie feſt an ſein Herz und ſang mit halblauter Stimme:

„Blau-Aeugelein, Blau-Aeugelein,
Bezähme Deinen Schmerz,
Denn ſtellſt Du nicht das Weinen ein,
So bricht auch mir das Herz.

Die Strahlen der untergehenden Sonne umgitterten die weinende Gruppe, die, eingehüllt in den keuſchen Schatten der Pinie, eine Aufgabe für Canova's Meißel, ein Modell für den Pinſel eines Carlo Dolce geweſen wäre.

Auch der Schmerz hat ſeinen Nimbus.

XXI.

Eines Abends hatte der Sultan von San Carlo ſeinen **Koch** rufen laſſen, um demſelben eine Mittheilung von nicht geringer Wichtigkeit zu machen. Hector Ménélas **Coquillard** (ein geborner Pariſer und Schüler Alexandre Viard's, des berühmten Leibkochs Napoleons) war in jeder Beziehung ein höchſt origineller Kauz, den wir flüchtig ſkizziren wollen. Ein neuer **Vatel** war er, vom Zipfel ſeiner ſchneeweißen Nachtmütze bis zur Schuhſpitze, der perſonificirte Ehrgeiz, welcher **Kochen** für die „Kunſt der Künſte" und ſich ſelbſt für den erſten Künſtler beider Sicilien hielt. Bis zu Ende des Jahres 1814 als **Cuisinier extraordinaire** der Hofküche König Joachim Murat's zugetheilt, hatte ſich Coquillard mit dem Schwager des Kaiſers der Franzoſen überworfen, weil Murat ihm einſt den Vorwurf zu machen gewagt, daß er einen Pudding verdorben. In demſelben Augenblick hatte der beleidigte Kochkünſtler ſeinen Abſchied begehrt und Joachim I. ewige Feindſchaft geſchworen. Als König Murat am 13. October 1815, auf Befehl einer Militärcommiſſion, im Schloſſe Pizzo erſchoſſen worden war, hatte Coquillard, kurz vorher in Barbaja's Dienſte eingetreten, die Fenſter ſeiner Wohnung, die ganz hinten im Hofe lag, feſtlich zu illuminiren gewagt und auf dieſe Weiſe ſeinem alten Grolle gütlich gethan und ſeinem tiefgekränkten Ehrgeize eine glänzende Genugthuung verſchafft. Davon abgeſehen war Meiſter Coquillard, wie jeder Koch, ein eingefleiſchter Ariſtokrat und als ſolcher einer der wärmſten Anhänger des alten Regime. Coquillard war aber nicht blos in der praktiſchen Kochkunſt, ſondern auch in der Geſchichte derſelben gut bewandert und pflegte mit dem, was er wußte, gern zu prunken. Außerdem war er, wie faſt jeder Koch, ein Freund der italieniſchen Muſik und hatte ſich gleich im Contracte für die ganze Dauer ſeines Engagements einen Platz in der Loge des zweiten Ranges ausbedungen und „ſoutenirte“ eine hübſche Choriſtin, welche Barbaja wegen ihrer kleinen, magern Figur die „blaſſe Schnepfe“ hieß, im Uebrigen gute Tage hatte, weil ſie aus deſſen Küche die beſten Biſſen bekam. Das Alles wußte Barbaja, hatte aber trotzdem nicht den Muth, ſeinen Koch deßhalb zur Rechenſchaft zu ziehen, weil Coquillard mit ſeinem weißgepuderten Haare und ſeinen feingeſtickten Manſchetten der einzige von allen Dienern war, der ſeinem Herrn imponirte und ſich von deſſen weltberühmter Grobheit nicht das Allermindeſte gefallen ließ und der ihn bei jeder Gelegenheit durch die Drohung, augenblicklich abzugehen, ſo einzuſchüchtern wußte, daß Barbaja, der nun einmal eine gute Tafel mehr als alles Andere liebte, mit ſeinem Koche behutſamer als mit einem weichen Ei umging.

— Meiſter Coquillard, ſagte der Impreſario zu ſeinem hochgelehrten, feingebildeten Koch, ich habe Dich bitten laſſen, mir einen Augenblick Gehör zu ſchenken, um Dir mitzutheilen, daß übermorgen der Geburtstag der Colbrand iſt.

— Gut; was aber geht das mich an?

— Höre weiter, Meiſter Coquillard. Der Colbrand zu Ehren veranſtalte ich ein Diner, zu dem ich, außer der Königin des Feſtes, die Comelli, David und Garcia, Roſſini und ſeinen talentvollen Schüler, den Meiſter Rieswurz, eingeladen habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, geliebter Freund, daß Auswahl und Zuſammenſtellung der Schüſſeln Deiner weiſen Ein- und Umſicht überlaſſen bleiben, doch habe ich Dich bitten wollen, Meiſter Coquillard, das Lieblingsgericht der Colbrand nicht vergeſſen zu wollen.

— Signora Colbrand, ſagte der Koch, mit ſtolzer Grandezza ſich ſeinen Halskragen in die Höhe ziehend, iſt ein kleines Leckermaul, welches der Lieblingsgerichte ſo viele hat, daß der Teufel errathen kann, mit welchem ihr am meiſten gedient iſt.

— Meiſter Coquillard, erwiderte der Grobian, der ſeinem Koche gegenüber ein Muſterbild der allerfeinſten Courtoiſie war, ich erlaube mir, Dich zu erinnern, daß ihre ſchwächſte Seite das **Cotelette à la Couthon** iſt.

— **Cotelette à la Couthon!** rief der Koch, drei Schritte zurückprallend. Signor Barbaja, Hector Ménélas Coquillard erſucht Sie, dieſe craſſe Beleidigung zu widerrufen.

— Ich hätte Dich beleidigt? fragte der Impreſario, nicht wenig erſchreckt. Wie ſo? Wodurch?

— **Cotelette à la Couthon**, ſagten Sie. Ich habe dieſe Gattung von Cotelettes niemals anerkannt.

— Du nennſt ſie anders?

— In meinen Augen giebt es nur **Cotelettes à la Soubise.** Zur Zeit der Schreckensherrſchaft, als die „Kunſt der Künſte“ dergeſtalt in Verfall gerathen war, daß es nur noch Sudelköche gab, mußten ſich die **Cotelettes à la Soubise**, eine der glorreichſten Thaten des Marſchalls von Soubiſe, die Demüthigung gefallen laſſen, ſich in **Cotelettes à la Couthon** umgetauft zu ſehen. Georges Couthon, ein Königsmörder, der ſich ſtatt Couthon — Caton genannt, ein Ungeheuer, das während einer heißen Debatte, die ihm Durſt gemacht, ein „Glas Blut“ verlangt hatte, dieſer blutdürſtige Jakobiner hat von den höhern Intuitionen der Kochkunſt nicht mehr als mein türkiſches Windſpiel — es ruhe in Frieden, ſetzte er hinzu und wiſchte ſich eine Thräne aus dem rechten Augenwinkel — von der italieniſchen Muſik verſtanden. Es war daher eine Profanation, eine Blasphemie, den ruhmgekrönten Namen eines der erleuchtetſten Feinſchmecker dem uſurpirten Ruhme eines elenden Jakobiners aufzuopfern. Mir blutete das Herz, ich weinte bittere Thränen, als ich 1793 auf allen Speiſekarten von Paris Cotelettes à la Couthon las. Mochte alle Welt ſie ſo nennen, Hector Ménélas Coquillard iſt ſtolz darauf, ſich ſagen zu können: Du haſt ſie niemals anerkannt. Als Ludwig XVIII. den alten Thron der Lilien beſtieg, als unter ſeinem ſegensreichen Scepter die edle Kunſt der Künſte von Neuem aufzublühen begann, ſetzte die Reſtauration den Marſchall und die von ihm erfundenen Cotelettes in ihre alten Rechte ein; die Cotelettes à la Couthon wurden wieder in Cotelettes à la Soubise umgewandelt, und ſo heißen ſie noch jetzt und ſo werden ſie noch nach Jahrhunderten heißen, und wenn Couthon’s Name längſt vergeſſen iſt, wird die ſpäte Nachwelt dankerfüllt den Namen des Prinzen von Soubiſe feiern, nicht wegen der Schlacht bei Roßbach, die er zufällig verloren, wohl aber wegen der Kalbsrippchen, die er, nur er, erfunden hat.

— Meiſter Coquillard, ich weiß wahrlich nicht, was ich mehr bewundern ſoll, Deine Kunſt oder Dein tiefes Wiſſen ... doch um wieder auf den beſagten Hammel — ich meine Signora Colbrand — zurückzukommen; ich wage für ſie noch ein gutes Wörtchen einzulegen; außer den Cotelettes à la Cou..., Soubise, wollte ich ſagen, hat ſie ſich bei mir noch einen Pudding à la Neſſelrode beſtellt.

— **Mille huit cent seize diables!** fluchte der Koch. Ich möchte aus der Haut fahren.

— Geliebter Freund, warum?

— Weil dieſer Ruſſe Neſſelrode zur Aureole dieſes Puddings, wie Joachim Murat zum unverdienten Nimbus eines großen Helden gekommen, ſagte der Tacitus der Köche, indem er aus einer goldenen, mit Edelſteinen verzierten Tabatière — einem Geſchenke der Exkönigin Marie Annonciade, der Schweſter Napoleons — eine Priſe nahm. Dieſer ſogenannte Pudding à la Neſſelrode, dieſe heilige Legende der Feinſchmecker, iſt die Erfindung meines Schulfreundes Hubert.

— Und dieſer Hubert?

— War der intime Freund und Leibkoch des Lord Falmouth. Hubert war ein neuer Chriſtoph Columbus, der für den Gaumen Seiner Herrlichkeit täglich eine neue Welt, oder, was nach Brillat-Savarin daſſelbe ſagt, eine neue Speiſe und unter Anderm auch dieſen koſtbaren Pudding erfand, den der Küchenmeiſter des Grafen Neſſelrode ſpäter, auf dem Wiener Congreſſe, widerrechtlich uſurpirt hat. Schnupfen Sie, Signor Barbaja? fragte der Koch, ſeinem Herrn die Doſe hinhaltend.

— Danke, danke, Meiſter Coquillard; doch wenn ich bitten darf, erzähle weiter.

— Mein Freund Hubert, der, wie Ihr gehorſamer Diener, ein ſchreckliches Ehrgefühl beſaß, nannte Jenen einen Plagiarius. Der Scythe nahm das übel und nannte meinen Schulkamerad einen Eſel. Sie werden begreifen, Signor, daß der

Freund und Koch des Lord Falmouth dieſen Eſel nicht ruhig auf ſich ſitzen laſſen konnte. Hubert ſchickt ihm eine Herausforderung, der Vandale nimmt ſie an. Man ſchießt ſich über eine Serviette, Hubert fällt, der Uſurpator bleibt am Leben. Und wie Amerika, von Chriſtoph Columbus entdeckt, den Namen des Uſurpators Amerigo Veſpucci trägt, alſo trägt der Pudding meines unſterblichen Freundes Hubert plumper Weiſe Neſſelrode's Namen.

— Meiſter Coquillard weiß doch auch Alles!

— Ein Mann, der in Paris unter den Auſpicien des großen Grimod de la Reynière*) ſeine Studien gemacht, muß Alles wiſſen, was in die verſchiedenen Rayons ſeiner Kunſt einſchlägt.

— Erzählteſt Du nicht, daß Du unter andern berühmten Männern in Paris auch Herrn Grétry perſönlich gekannt haſt?

— Meine Hände haben mehr als eine „**Omelette aux confitures**“ für ihn improviſirt. Grétry war eben ſo groß als Feinſchmecker wie als Tondichter. Wenn ihm eine Compoſition in den Gliedern lag, ſchlich er in meine Küche, um ſich dort vom Geruche der Speiſen begeiſtern zu laſſen. Dafür hat ſich der gute Mann auch in mein Stammbuch eingeſchrieben.

— Verkaufe Dein Autograph an Lady Monmouth; ſie wiegt jeden Buchſtaben mit ſchweren Guineen auf ...

— Dieſe heilige Reliquie iſt für mich unbezahlbar ...

— Sag' mir, Meiſter Coquillard, wie hieß doch ſchnell jener Engländer, der, ein zweiter Apicius, in ſechs Jahren ein Vermögen von 150,000 Pfund Sterling durch die Gurgel gejagt hat?

---

*) Herausgeber des berühmten „Almanach des Gourmands“, von dem acht Jahrgänge — Par. 1803—12. erſchienen ſind.

— Er hieß Thomas Rogerſon und durchreiſte faſt die ganze Welt, einzig und allein, um die Leckerbiſſen aller Nationen durchzukoſten. Er engagirte den Koch des Kaiſers Alexander von Rußland und ſetzte ihm eine jährliche Leibrente von 2000 Pfund aus. Das war ein Herr! In China und Oſtindien, in Mexiko und Braſilien hatte er Agenten, die ihm die feinſten Leckerbiſſen einſchicken mußten.

— Und das Ende? fragte Barbaja, dem das Waſſer im Munde zuſammen lief.

— Als er ſein ganzes Vermögen bis auf die letzte Guinee ausgegeben hatte, kaufte er ſich einen Ortolan, bereitete ihn nach allen Regeln der Kunſt, verzehrte ihn mit dem allerbeſten Appetite und ...

— Und ... und?

— Und erhängte ſich, ſagte Meiſter Coquillard, machte eine kurze, aber höchſt noble Verbeugung und entfernte ſich.

— Ein himmliſcher Kauz! ſprach der Impreſario, als er mit ſich und ſeinem Appetite allein war. Der Schlingel iſt grob, aber verſteht ſeine Sache. Wär' ich nicht Domenico Barbaja, Impreſario des San Carlo-Theaters, Pachter der Spielbank und Millionair, dann möchte ich nichts Anderes als Meiſter Coquillard ſein. Ein guter Koch iſt mehr werth als fünf Maitreſſen und zehn gute Freunde. Ich werde meine Zibetkatze rufen laſſen und ihr den Auftrag ertheilen, die Verdienſte meines Kochs in einer Hymne zu feiern. Roſſini ſoll ſie in Muſik ſetzen.

XXII.

Signora Colbrand erhielt am Vorabende ihres Geburtsfeſtes einen Brief aus Palermo, den ſie uneröffnet in den breiten Goldrahmen ihres Toilettenſpiegels ſteckte, weil ſie an der Aufſchrift des Briefes erkannt hatte, daß der Abſender desſelben kein Anderer als der bewußte, vielbeſprochene Marquis Tacconi ſei.

Eine Stunde ſpäter überbrachte ein krebsrother, mit ſilbernen Treſſen geſchmückter Diener ein zierliches Billet, begleitet von einem ziemlich groſſen Carton. Als die Kammerdienerin der Signora den Ueberbringer um den Namen ſeiner Herrſchaft befragte, erhielt ſie die Antwort, es ſei ihm der Befehl geworden, den Namen zu verſchweigen; doch glaube er, daß Mademoiſelle Colbrand aus dem beiliegenden Briefe den Schreiber desſelben ſogleich errathen werde. Zerline, die von ihrer Herrin, welche gewohnt war, an ihrem Geburts- und Namenstage einer Unzahl von Geſchenken entgegen zu ſehen, den Auftrag erhalten hatte, Alles anzunehmen, nahm natürlich auch den ziemlich ſchweren Carton an und trug ihn ungeſäumt ins Zimmer ihrer Gebieterin, die, von langer Weile gequält, eine alte franzöſiſche Scharteke „Ruses d'amour, pour rendre contens ses favoris" *) las.

— Von wem? fragte die Colbrand, den Carton neugierig ins Auge faſſend.

---

*) Dieſes ziemlich ſeltene Buch erſchien in Holland 1679. 12.

— Von einem Ihrer Verehrer, der ſich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt, wahrſcheinlich wohl nur deshalb, um Signora's Neugier zu reizen; doch wird, wie mir der Diener geſagt, dieſer Brief die Maske ſeines Herrn lüften.

— Gieb her! rief die Primadonna. Nach der Handſchrift der Adreſſe ſcheint mir der Schreiber dieſes Briefes nicht bekannt zu ſein. Voyons! ſagte ſie, das Siegel mit wachſender Neugier erbrechend und einen Blick auf die Unterſchrift werfend, kein Name! Weiter nichts als die alltägliche Höflichkeitsphraſe: „Einer Ihrer aufrichtigſten Verehrer“. Du lieber Gott, man hat der Verehrer ſo viele, daß ſich ſchwer errathen läßt, wer unter ihnen der aufrichtigſte iſt. Doch was ſchreibt uns dieſer aufrichtige Verehrer? (Sie las.)

„Geſtatten Sie, verehrte Signora, einem Ihrer unbekannten Freunde, Ihr morgiges Wiegenfeſt ſchon heute zu feiern. Empfangen Sie, angebetete Frau, tauſend Wünſche für Ihr Wohl und beiliegend, als einen ſchwachen Beweis ungeheuchelter Huldigung, eine winzigkleine Kleinigkeit. Honny soit qui mal y pense!“

— Eine winzigkleine Kleinigkeit, wiederholte ſie. Der Mann iſt wenigſtens ſehr beſcheiden. Wenn aber der Kern dieſer Schachtel nicht intereſſanter als der Inhalt dieſes Briefes iſt, ſo hätte unſer unbekannter Freund ſich die Mühe wohl erſparen können, uns ſchon heute daran zu erinnern, daß wir morgen wieder um ein Jahr älter werden. Oeffne den Carton! befahl ſie ihrer Zofe.

Aber das Oeffnen dieſer Schachtel war nicht ſo leicht, als Signora und vielleicht auch manche unſerer holden Leſerinnen vermuthet hatten. Der Deckel war durch Schnuren, die durch den

Boden der Schachtel gingen, dergeſtalt befeſtigt, daß er nur mit großer Mühe, und nachdem jeder einzelne Faden aufgeſchnitten und durchgezogen war, geöffnet werden konnte. Und als der Deckel endlich abgenommen und der Signora ein Blick in das Innere geſtattet war, was ſah ſie da? Zuerſt eine Decke von feinem Binſenſtroh, dann einen großen Bogen Seidenpapier, dann noch einen Bogen und dann wieder einen Bogen und ganz unten, ganz zuletzt ...

Da wohl keine unſerer Leſerinnen es errathen dürfte, was der eigentliche Kern dieſer Schale war, ſo wollen wir ſie nicht länger unnütz rathen laſſen und ihnen ſagen, was Signora auf dem Boden der Schachtel fand. Ein Ding, grün, winzigklein und durchſichtig dünn, ein Ding, das weder von Smaragd, noch von Gold war, ein ganz unbedeutendes, völlig werthloſes Fragment von jenem Baume, aus deſſen Blättern die nackte Eva im Paradieſe, gleich nach dem Sündenfalle, ſich die erſte Schürze gemacht: ein elendes Feigenblatt, das auf einem weißſeidenen Kiſſen lag, in das mit ſchwarzer Seide der botaniſche Name des Feigenbaumes „**Ficus Carica**“ eingeſtickt war.

Signora Colbrand, die ihre Erwartung ſo bitter getäuſcht ſah, kniff wüthend ihre Lippen zuſammen und war außer ſich vor Zorn. Hatte ſie's doch ſchwarz auf weiß, daß der aufrichtigſte ihrer Verehrer ſie myſtificirt, gefoppt hatte. Ihr, die Brüſſeler Spitzen oder koſtbare Seidenſtoffe erwartet, ein elendes Feigenblatt zu ſchicken!!! War das nicht eine boshafte Anſpielung auf die Durchſichtigkeit ihrer Toilette und auf manche andere Blöße, die ſie ſich gab? — In dieſem Augenblick der Wuth hätte ſie den aufrichtigſten ihrer Verehrer, den frechen Spötter, mit Füßen treten und auf die Galeeren ſchicken können. Wuthentflammt rannte ſie im Zimmer auf und ab und fragte ſich, wer ihr dieſen Poſſen geſpielt. Sie rieth hin und her.

— Barbaja? Der iſt zu dumm zu ſolchem Streiche. Reſſini? Der iſt zu gutmüthig. David? Dem boshaften Spötter ſieht es ähnlich... Halt! rief ſie plötzlich, jetzt weiß ich's genau, ganz genau! Dieſen malitiöſen Schabernack hat meine Nebenbuhlerin ausgeführt, die Comelli, welche berſten will vor Neid, daß der Glanz meiner Garderobe die ihrige verdunkelt. Warte, boshafte Schlange, neidiſche Franzöſin, Du ſollſt mir dieſen Poſſen nicht ungeſtraft geſpielt haben! rief ſie wüthend und warf einen zornglühenden Blick auf das ſeidene Kiſſen. Was fange ich damit an? Ich kann es nicht behalten, ohne darüber in Wuth zu gerathen, daß dieſe armſelige Franzöſin es gewagt hat, mich, mich zu myſtificiren. Nimm's weg, nimm's weg, befahl ſie Zerlinen, wirf es auf den Boden, wirf es auf den Miſt, wirf es, wohin Du willſt.

Gleich darauf trat Signor Barbaja ein. Zerline, wohl wiſſend, daß Beide keines Zeugen bedurften, entfernte ſich.

— Gut, daß Du kommſt, rief ſie ihm entgegen.

— Was iſt geſchehen? fragte der Impreſario, über das Ausſehen der Colbrand ganz erſchreckt.

— Morgen in aller Früh muß die hektiſche Franzöſin Comelli ihre Entlaſſung erhalten.

— Weshalb?

— Weil ſie mich gekränkt, entehrt, beſchimpft hat. Siehſt Du dort jenes Kiſſen?

— Ja, Colbrand!

— Kannſt Du leſen?

— Nein, Colbrand!

— Traurig genug! rief die aufgebrachte Sängerin. Auf dieſem Kiſſen lag ein elendes Feigenblatt, das die ſchwindſüchtige Franzöſin, die mich um den Reichthum meiner Garderobe beneidet, mir zum Geburtstag zu ſchenken gewagt ...

— Die Comelli?

— Wer denn ſonſt? Nur eine hektiſche Franzöſin iſt ſolcher Bosheit fähig. Noch heute mußt Du ſie entlaſſen ...

— Aber bedenke doch ...

— Was iſt hier zu bedenken? Bleibt ſie, dann gehe ich. Siehſt Du dort am Spiegel jenen Brief? Vor einer halben Stunde erhielt ich ihn aus Palermo ...

— Von Tacconi? Und was ſchreibt der elende Carbonaro?

— Ich hatte mir vorgenommen, den Brief erſt in Deiner Gegenwart zu öffnen...

— Lies, Colbrand, lies, rief Barbaja, deſſen Eiferſucht in lichterlohen Flammen ſtand.

Die Primadonna entfaltete das Schreiben und las mit dem allergleichgiltigſten Tone:

„Sie werden ſich wundern, angebetete Signora, endlich nach ſo langer, langer Zeit, wieder ein Lebenszeichen von mir zu erhalten. Meine Abreiſe von Neapel kam ſo unerwartet ſchnell, daß ich weder Zeit, noch Muth hatte, meine Aufwartung zu machen, um Ihnen mündlich Lebewohl zu ſagen. Treue Freunde hatten mich, Dank dem Himmel, noch zu rechter Zeit in Kenntniß geſetzt, daß Neapels Polizei, in Folge der Denunciation eines feigen Nebenbuhlers — den Gott verdammen möge ...“

— Darunter meint er mich ...

„auf mich aufmerkſam gemacht, ihre Spürhunde ausgeſchickt, um mein ſicheres Aſyl auszukundſchaften, was ihnen auch ſicher gelungen wäre, hätte ich nicht noch früh genug von der Verfolgung der Späher Kunde erhalten und gleich darauf die Flucht ergriffen. Doch auch hier bin ich Tag und Nacht von Spionen umringt und keinen Augenblick ſicher, weshalb ich entſchloſſen bin, von hier nach Malta zu entfliehen und erſt dann, wenn meine einflußreiche Verwandtſchaft in Genua für mich Amneſtie erwirkt haben wird, nach Neapel zurückzukehren, um vor Allem den ehrloſen Denuncianten zu beſtrafen und, ſobald ich dieſen Stein des Hinderniſſes aus dem Wege geräumt, alle Kraft, alle Mittel aufzubieten, Sie zu bewegen, meinem heißen Flehen endlich ſüße Gewährung zu ſchenken ...“

— Mich will er aus dem Wege räumen? rief Barbaja, der, obgleich mehr noch als Falſtaff mit ſeinem unbändigen Muthe prahlend, wie Jener eine feige Memme war.

— Der Marquis iſt toll, ſagte die Colbrand, mit großer Gemüthsruhe weiter leſend.

„Zugleich benachrichtige ich Sie, daß ich meinem Anwalt in Genua vor acht Tagen die Vollmacht ertheilt habe, die Scheidungsklage gegen meine Frau einzuleiten, um, ſobald auch dieſes Hinderniß beſeitigt iſt, Ihnen, angebetetes Weib, Herz und Hand anzutragen.“

— Der Kerl iſt für das Tollhaus reif.

— Was vermag nicht Alles die Liebe, ſprach die Colbrand ruhig fortfahrend:

„Gern ſchriebe ich Ihnen häufiger, müßte ich nicht befürchten, daß viele meiner Briefe, die ich nach Neapel ſchreibe, von der Polizei aufgefangen werden, und daß ich ſie auf dieſe Weiſe auf die Spur meines Schlupfwinkels leite. Wundern Sie ſich deshalb nicht, wenn Wochen, vielleicht auch Monate vergehen, bevor Sie wieder Nachricht erhalten von Ihrem ewigtreuen Silvio."

— Dieſer Silvio raubt mir die Ruhe meines Schlafes, die geregelte Thätigkeit meines Appetites. Seitdem der verdammte Marquis ſich wie ein geſpenſtiges Nirgends und Ueberall zwiſchen Dich und mich gedrängt, bin ich um 8 Zoll und 9 Linien magerer geworden. Wenn das ſo fortgeht, bin ich in Jahr und Tag ein elendes Skelett, das ſeine Knochen zu Markte tragen und ſich für Geld ſehen laſſen kann.

— Meinetwegen ſollſt Du nicht länger leiden.

— Colbrand, was willſt Du thun?

— Dem Marcheſe ſchreiben, daß ich entſchloſſen bin, ihm nach Palermo und von dort bis ans Ende der Welt zu folgen ...

— Du liebſt ihn? fragte er mit mehr Pathos, als Mancher ihm zugetraut hätte.

— Ich fange zu glauben an, daß die Opfer, die er zu bringen ſich bereit erklärt, mich bewegen könnten, für ihn, wenn auch nicht Liebe, doch wenigſtens Mitleid zu empfinden.

— Sei keine Närrin, Colbrand. Opfere nicht das Gewiſſe dem Ungewiſſen auf. Der Marcheſe iſt ein junger Windbeutel, ein leichtſinniger Abenteurer. Was Du an mir haſt, das weißt Du. Mag auch alle Welt mich als Geizhals, Knicker, Filz verſchreien, Dir, Schatz Gottes, will ich beweiſen, daß ich's nicht bin. Morgen ſollſt Du erfahren, daß Domenico Barbaja, Neapels größter Grobian, trotzdem ein Mann iſt, der zu leben weiß.

— Und die Comelli? fragte die ſchlaue Eva im Vorgefühle ihres neuen Sieges.

— Harrt im Vorſaale, meldete die a tempo eingetretene Kammerzofe, und wünſcht Signora zu ſprechen.

— Dieſe Frechheit habe ich nicht erwartet.

— Laß ſie eintreten, Colbrand.

— Sag' ihr, daß ich bereit ſei, ſie zu empfangen.

Gleich darauf erſchien Signora Comelli in einer äußerſt einfachen, aber höchſt geſchmackvollen Toilette.

— Erlauben Sie, Angélique, ſagte die junge Franzöſin mit allem Reize ungekünſtelter Liebenswürdigkeit, daß Ihre treue Freundin Sie umarme ...

— Darf ich fragen, was mir zu ſo ungewöhnlicher Zeit und Stunde das außerordentliche Vergnügen Ihres höchſt erfreulichen Beſuches verſchafft?

— Morgen, liebe Angélique, iſt Ihr Geburtstag. Geſtatten Sie Ihrer aufrichtigen Bewunderin die Erſte zu ſein, die Ihnen dazu von ganzem Herzen Glück wünſcht.

— Sie kommen zu ſpät; eine gewiſſe Perſon, die Ihnen wohl bekannt ſein wird, iſt Ihnen bereits zuvorgekommen.

— Schade, Jammerſchade; doch ſoll mich das nicht abhalten, die Zweite zu ſein, die ſich der Erſten anſchließt. Erlauben Sie, ſchöne Angélique, Ihnen dieſe kleine unbedeutende Broche mit der Bitte zu überreichen, ſie zur Erinnerung an eine Freundin, die tauſend Gründe hat, Sie zu achten und zu lieben, freundlich anzunehmen. Honny soit qui mal y pense.

— Ganz dieſelben Worte ſtehen auch hier in dieſem Briefe. Signora hat ſich in ihren eigenen Schlingen gefangen. Heuchlerin, rief die Colbrand, vom Zorne überwältigt, aus meinen Augen!

— Dieu de Dieu! rief die Comelli furchtbar erſchreckt, was haben Sie?

— Kennen Sie dieſe Handſchrift? fragte die Primadonna, die gleich einer Furie der zitternden Franzöſin den anonymen Brief dicht vor die Augen hielt und ſie mit zornglühenden Blicken vom Scheitel bis zur Schuhſohle maß.

— Die Handſchrift iſt mir fremd, betheuerte der Inculpat mit der größten Ruhe.

— Und kann Signora das beſchwören? fragte die Colbrand mit markdurchbohrendem Blicke.

— Beim ewigen Gott, ich kenne dieſe Handſchrift nicht.

— Siehſt Du wohl nun ein, begann der gerührte Impreſario, daß Du Deiner Freundin großes Unrecht gethan?

— Signora Comelli, ſprach die Primadonna, ſich dabei beruhigend, ich will Ihnen frei geſtehen, daß ich Sie für die Schreiberin dieſes anonymen Briefes hielt. Da Sie aber, in Gegenwart eines Zeugen, betheuern, daß dieſe Handſchrift Ihnen durchaus fremd iſt, und da ich Sie keines Meineids fähig halte, fühle ich mich verpflichtet, Sie wegen des böſen Verdachtes, den ich auf Sie warf, freundlichſt um Verzeihung zu bitten, ſagte die Colbrand, indem ſie ihre Nebenbuhlerin mit theatraliſchem Pompe in ihre Arme ſchloß und auf deren (leider allzujugendliche) Stirn einen Kuß als Siegel der Verſöhnung drückte.

— Ein rührendes Schauſpiel! rief der Sultan, in deſſen Tone ein leiſer Anflug von Ironie lag.

— Angélique, Sie haben mir unendlich weh gethan...

— Kein Wort mehr davon! Aber um ſo beſtimmter rechne ich darauf, daß Sie Herrn Barbaja und Ihrer Freundin morgen beim Diner das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchenken.

— Ich werde kommen; für heute aber will ich Ihnen nicht länger läſtig fallen. Verzeihung, wenn ich geſtört habe. **Bon soir, Monsieur Barbaja, dormez bien, ma chère Angélique,** hauchte die ſchnellverſöhnte Franzöſin mit reizendem Lächeln, umarmte zum zweiten Male mit einem großen Aufwande von Zärtlichkeit ihre „theuere Freundin“ und hüpfte, ein Sonnenſtrahl in ſeidenen Strümpfen, leicht und graziös zur Thür hinaus.

Die Colbrand öffnete das grüne Saffian-Etui, um den Inhalt zu taxiren.

— Die Broche, ſprach ſie, den Schmuck ans Licht haltend, iſt, aufrichtig geſagt, ſehr geſchmacklos.

— **A caval donato non guardar in bocca** (einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht in's Maul), meinte Signor Domenico.

— Trotzdem bleibt dieſe Comelli eine intrigante Perſon, eine boshafte Spinne, die ich mit Spionen umringen werde, um heraus zu bringen, ob ſie wirklich nichts von dieſem Feigenblatte weiß.

— Mißtrauiſch wie ein Jude, brummte Barbaja.

XXIII.

Das Gaſtmahl, das am folgenden Tage der Impreſario von Gottes Gnaden, zu Ehren ſeiner Pompadour, im großen Saale ſeiner Bildergallerie veranſtaltet hatte, war eines jener heitern Feſte, die ſich vor Allem durch ihren freien Ton auszeichnen. Feſſelloſer Frohſinn und ungebundener Scherz regten ihre roſigen Schwingen und hauchten der kleinen Tafelrunde, deren Genoſſen nicht die Zahl der Muſen überſtieg, jene glückliche Stimmung ein, in der epikuräiſche Geiſter alle kleinlichen Sorgen des irdiſchen Daſeins von ſich abſchütteln, in ungetrübter Luſt den ſchäumenden Becher der Freude bis auf die Neige leeren und ſich dann froh wie die Götter im Olymp, ſelig wie die Gläubigen im mahomedaniſchen Paradieſe fühlen.

Zwiſchen der Königin des Feſtes und der Signora Comelli ſaß der Sultan von San Carlo wie ein Bogen Löſchpapier zwiſchen zwei goldrandigen Velinblättern. Neben der Colbrand ſaß Roſſini, neben dieſem Meiſter Nieswurz; dann folgte David und Paccini, Garcia und Abbé Totola, dem die Ehre zu Theil geworden war, der Nachbar der jungen Altiſtin zu ſein. Letzterer war das arme Schlachtopfer, der wohl nur deshalb eingeladen ſchien, um den übrigen Gäſten zur Scheibe ihres Witzes zu dienen, das Stichblatt ihrer Späße zu ſein, was das Schickſal jedes Menſchen iſt, der durch Armuth und Hang zum Wohlleben angetrieben wird, als ſchmachbeladener Schmarotzer die Sandwüſte eines traurigen

Lebens zu durchziehen, um dann und wann auf den fetten Triften einer lachenden Oaſe Hunger und Durſt zu ſtillen. So ein armer Paraſyt verhält ſich zur übrigen Tiſchgeſellſchaft, wie die Null zu einer Reihe von Zahlen; ſie ſelber hat durchaus keinen Werth, obgleich ſie Werth und Bedeutung der andern Zahlen erhöht. — Auch Meiſter Nieswurz, der bis dahin noch nie an einer anſtändigen Tafel geſpeiſt, gehörte in die Kategorie jener Käuze, die nur zur Beluſtigung der Andern hinzugezogen werden. Der ehemalige Lazzarone, der früher den Gebrauch einer Serviette nur vom Hörenſagen gekannt, ſaß jetzt als ſchüchterner Neuling in der Mitte der feinſten Lebemänner, inmitten der raffinirteſten Leckermäuler.

In dem Augenblicke, als Signora Colbrand ihren mit Kränzen und Blumen geſchmückten Lehnſtuhl eingenommen hatte, überreichte ihr Barbaja ein in rothen Maroquin eingebundenes Büchelchen mit den Worten:

— Erlaube, daß ich Dir, als der Königin des Feſtes, vor Allen die Speiſekarte vorlege.

Die Favorite öffnete das Buch und war nicht wenig überraſcht, ſtatt eines Speiſen-Regiſters ein Verzeichniß verſchiedenartiger Banknoten zu finden, deren Summe 20,000 Francs betrug. Die Banknoten ſelbſt — öſterreichiſche, engliſche und franzöſiſche bunt durcheinander — wurden zwiſchen den einzelnen Blättern des Buches durch dünne Nadeln feſtgehalten.

— 20,000 Francs, rief die Primadonna freudig erſchreckt.

— Ein kleines Andenken, das Jupiter ſeiner Danae ſchenkt, erklärte der Impreſario.

— Welche Großmuth! rief die Colbrand, ihn auf's Zärtlichſte umarmend.

— Und doch nennt mich alle Welt einen Filz! Sprecht, Kinder, bin ich ein Filz?

— Nein, nein! ſchrieen Alle bis auf Einen.

— Du, Maeſtro, biſt der Einzige, der in dieſen Ruf nicht einſtimmt ...

— Mir, guter Freund, haſt Du noch nicht ſo viel geſchenkt, ſagte Roſſini, den Daumen an die Spitze des kleinen Fingers andrückend.

— Neidhammel, der Du nicht warten gelernt! Auch an Dich wird die Reihe kommen.

— Aber wann? wann?

— Vielleicht früher als Du glaubſt, ſprach der Sultan, die Serviette durch ein Knopfloch ſeines Rockes ziehend. Nun, Abbé Totola, hoffſt Du heute bei gutem Appetite zu ſein?

— Daran hat's mir, Dank dem ewigen Zeus, noch niemals gefehlt.

— Was wahr iſt, bleibt wahr! Unſer Abbé frißt wie ein Wolf, ſagte Paccini.

— Und ſäuft wie ein Schwamm, ſetzte David hinzu.

— Der Magen des guten Abbé, meinte Garcia, gleicht dem bodenloſen Faſſe der Danaiden ...

— Drei ſolcher Magen, ſprach Barbaja, ſind im Stande eine Feſtung auszuhungern ...

— Heda, Meiſter Rieswurz, rief Roſſini, warum ſitzeſt Du ſo ernſt und unbeweglich wie eine Wachsfigur?

— Iſt Dir das Maul zugefroren? fragte David. Woran denkſt Du?

— An's Eſſen, geſtand Ellebero, indem er einen wehmüthigen Blick auf ſeinen leeren Teller warf.

— Iſt Ihnen noch ein Löffel gefällig? fragte die Colbrand, welche den Vorſitz übernommen hatte.

— Ich habe wohl einen Löffel, aber keine Suppe mehr, erwiderte der Choriſt.

— Wie naiv! rief Signora Comelli, die dem jungen, kräftigen Burſchen mehr Geſchmack als ihrem alten, ſpindeldürren, moſchusduftenden Nachbar abzugewinnen ſchien.

Der **Potage à la Camerani** folgte **Ragout en coquille.**

— Weißt Du, Barbaja, begann Roſſini, daß Dein Koch immer ſchlechter wird?

— Ich bitte Dich um Gottes willen, ſprich nicht ſo laut ...

— Und warum ſoll ich leiſe reden?

— Damit das, was Du ſagen willſt, von keinem ſeiner Spione aufgeſchnappt und ihm brühwarm zugetragen wird. Erführe Meiſter Coquillard, daß Du den Muth gehabt, eine ſeiner Leiſtungen zu tadeln, er wäre im Stande, mir auf der Stelle zu kündigen.

— Und glaubſt Du, daß dies ein ſo großes Unglück wäre? Köche ſeines Schlages laufen in Neapel zu Dutzenden herum!

— Menſch, willſt Du mich unglücklich machen? Einen Künſtler ſeiner Art finde ich nirgends.

— Einbildung, guter Freund! Coquillard, ſage ich Dir, geht von Tag zu Tag zurück. Seitdem er, bis über die Vatermörder hinaus, in die „blaſſe Schnepfe“ verliebt iſt, verſalzt er jede Schüſſel; auch das Ragout iſt verſalzen ...

— Sie thun ihm Unrecht, entgegnete Signora Comelli. Der Koch unſeres Freundes iſt eine der erſten Notabilitäten Frankreichs ...

— Und da auch Sie Franzöſin ſind, fiel die Colbrand ihr ins Wort, ſo iſt es begreiflich, weßhalb Sie ſich ſeiner annehmen; doch finde auch ich, daß Freund Roſſini Ihrem Landsmanne Unrecht thut. Wie findet denn unſer Abbé das Ragout?

— So bezaubernd, daß ich im Stande wäre, es in Form einer Ode zu beſingen.

— Das will nichts ſagen, meinte der luſtige Spötter, denn unſer guter Abbé hat ſchon viel Schlechteres beſungen. Ueberdies verſteht mein lieber Freund Totola von den Myſterien der feinern Kochkunſt gerade ſo viel, als dort (auf ein bekanntes Bild von Wouvermann zeigend) jene Kuh von der Muskatennuß.

— Und wie mundet denn Dir das Ding? fragte David ſeinen Nachbar Rieswurz.

— Ich habe nur Eins daran auszuſetzen.

— Und das wäre?

— Daß ſich die einfältige Schaale nicht miteſſen läßt.

— Herrlich, herrlich! rief die Comelli, die von der Naivetät ihres jugendlichen vis à vis dergeſtalt bezaubert war, daß ſie, um ſich mit ihm unterm Tiſche in magnetiſchen Rapport zu ſetzen, einen ihrer niedlichen Füße auf den ſeinen ſetzte und mit der Spitze ihres Schuhes Anfangs einen leiſen und gleich darauf einen etwas ſtärkern Druck riskirte.

Jeder Andere hätte dieſen Fußwink alſogleich verſtanden und erwiedert. Meiſter Rieswurz aber, der in Allem noch ganz Neuling war, begriff dieſe Sprache nicht. Er ſah unter den Tiſch, zog raſch ſeinen Fuß zurück und erhob ſich.

— Was ſuchſt Du? fragte ſein ſchlauer Mentor, dem das plötzliche Erröthen der Betheiligten nicht entgangen war.

— Eine Fußbank für Signora Comelli, antwortete der Dummkopf, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er die Dame, die ſeiner kräftigen Jugend ſo überaus gewogen war, dem allgemeinen Gelächter preisgab.

Elleboro war der Einzige, der den Grund dieſes coloſſalen Lachens durchaus nicht begreifen konnte.

— Ich wollte, erklärte die Franzöſin ſchnell gefaßt, unſern Meiſter Nieswurz auf die Probe ſtellen, ob er wirklich ſo ſchlau iſt, als er ausſieht. Signor Elleboro hat dieſe kleine Prüfung glänzend beſtanden, ſetzte ſie hinzu und gab ſich die Miene, als ob ſie herzlich mitlachen müſſe.

— Abbé Totola, meinte die Colbrand, ſollte verſuchen, dieſes heitere Zwiſchenſpiel in Verſe zu ſetzen.

— Nur jetzt nicht, ſagte David, denn während des Eſſens iſt unſer großer Dichter taub und ſtumm; er hört und ſieht nichts von Allem, was rings um ihn vorgeht; ſeine fünf Sinne haben ſich jetzt in einen aufgelöſt: er frißt und ſchmeckt blos. In dieſem Augenblick, wo er das zweite Stück Rindfleiſch verſchlingt, könnte jeder von uns ihm einen Korkſtöpſel an den Kopf ſchleudern, unſer Dichter, einmal ins Eſſen vertieft, würde nichts davon gewahr werden.

— Wir wollen's verſuchen, ſagte Jeder, nahm den Pfropfen der vor ihm ſtehenden Weinflaſche und ſchleuderte ihn mit aller Kraft nach dem Schädel des gefräßigen Schmarozers ab.

Der Abbé, der nichts davon zu fühlen ſchien, aß ruhig weiter.

— Das Moſchusthier, fing Barbaja an, hat eine Rhinoceros-

Haut, von der alle unſere Kugeln ſpurlos abgeprallt ſind. Wir wollen nun zu ſchwererem Geſchütze greifen und ihm lieber die Flaſchen an den Kopf werfen.

Totola, der nichts davon zu hören ſchien, verzog keine Miene.

— Jeder greife nach ſeiner Bouteille! commandirte der Impreſario. Sobald ich Drei gezählt, weiß Jeder von Euch, was er zu thun hat.

Die ganze Tafelrunde griff nach den Flaſchen. Abbé Totola, der nichts davon zu ſehen ſchien, fraß ganz ruhig weiter.

— Aufgepaßt! ſchrie der Sultan, um den Vielfraß auf das, was ihm bevorſtand, aufmerkſam zu machen. Ich fange nun zu zählen an: Eins ... Zwei ... und ...

— Halt, donnerte Roſſini, halt! Bis hierher und nicht weiter! Bedenken Sie, meine Herren und Damen, wie ſchade es um den armen Abbé wäre! Wo fände unſer Freund Barbaja einen neuen Metaſtaſio, der ihm für elende achtzig Francs ein dreiactiges Textbuch ſchriebe?!

— Haſt Recht, Maeſtro, ſagte Barbaja. Friß zu, Zibetkatze, wir wollen Dich leben laſſen!

— Er lebe! ſchrieen Alle.

Totola, der auch dies nicht gehört hatte, aß immer weiter und weiter.

Bald darauf kamen „Cotelettes en papillottes“. Dieſe Schüſſel war ſo überaus ſaftig und pikant, daß ſelbſt Roſſini ihr volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dem Abbé, der ſeit dem Ragout nichts mehr geſprochen hatte, ſtürzten, als er das dritte Stück verſchluckte, erbſendicke Freudenthränen aus den Augen. Auch Meiſter Nieswurz war vom Wohlgeſchmack der koſtbar zubereiteten

Kalbsrippchen dergeſtalt durchdrungen, daß er nicht blos den Kern — das Fleiſch — ſondern auch die Schaale — das Papier — mitaß.

Gleich darauf erſchien **Dindon aux truffes.**

— Erlaubt mir, meine Freunde, begann Roſſini, Euch aufzufordern, in einen Toaſt einzuſtimmen, der einem Weſen gilt, das, über alle Beſchreibung zart und liebenswürdig, ein Gegenſtand meiner wärmſten Anbetung iſt, einem Weſen, in deſſen Schönheit ich mich nicht verſenken kann, ohne die Allmacht Gottes, die Herrlichkeit der Natur zu bewundern. Hoch lebe das Weſen, das uns Allen gleich theuer iſt, hoch lebe ... der Truthahn!

— Hoch! Hoch! riefen Alle, bis auf die Colbrand, welche Anfangs vermuthet hatte, daß der erſte Toaſt von Rechtswegen keinem Andern als ihr gebühre.

— Was Raphael unter den Malern, fuhr der Maeſtro fort, was Taſſo unter den Dichtern, was Mozart unter den Componiſten und was meine reizende Nachbarin, Signora Colbrand, unter den Geſangskünſtlerinnen, das iſt der trüffelgefüllte Truthahn unter den Koryphäen der Tafel. Auch Signora Colbrand, der Truthahn von San Carlo, ſoll leben!

— **Evvivà!** ſchrie die Tafelrunde.

Der Toaſt hatte ſo viel Zweideutiges, daß die Königin des Feſtes nicht ganz mit ſich einig wurde, ob ſie entzückt oder beleidigt ſein ſollte.

Den Schluß machte der Pudding à la Neſſelrode. Auch dieſe Speiſe verſchlang Abbé Totola mit einer Haſt und Eile, als ob Jemand mit einer Peitſche hinter ihm ſtände, der ihn zum Wetteſſen antrieb.

Nach kurzer Pauſe erſchien das Deſſert, das jedem der acht Gäſte in einer beſondern Silbervaſe vorgeſetzt wurde. Unter Datteln und Nüſſen, unter Feigen und Mandeln befand ſich auch eine ganz neue Art von Zuckerwerk, eine köſtliche Gattung von Bonbons, auf deren Umſchlag der Name des galanten Gebers und der Geburtstag der Colbrand ſtand. Signora Comelli, eine Freundin aller Süßigkeiten, entfaltete eine dieſer geheimnißvollen Hüllen und war nicht wenig überraſcht, unter dem Bonbon ein Goldſtück zu finden. Sie öffnete den zweiten, dritten, vierten Bonbon und fand in jedem ein Goldſtück. Nun fingen auch die Andern zu ſuchen an. Und ſo fand denn jeder der ſieben Gäſte in ſeinem Deſſert zwanzig Bonbons mit eben ſo vielen Napoleons; die Colbrand aber fand unten in der Vaſe noch ein Halsband von Diamanten.

Dieſe ganz unerwartete Ueberraſchung war das Signal zum Ausbruch der allgemeinen Freude. Die Pfropfen des Champagners ſprangen bis zum Plafond; im Vorzimmer ertönte Muſik und Geſang.

Abbé Totola ſchien der Einzige, der plötzlich traurig geworden war. Der Schreck der freudigen Ueberraſchung hatte ſich auf ſeinen vollgefüllten Magen geworfen und ihm mit einem Schlage alle Eßluſt geraubt. Zum Glück wußte unſer Dichter ſich zu helfen. Als er einſah, daß es mit dem Eſſen nicht mehr gehen wollte, warf er ſich aufs Trinken und trank ſo lange, bis er, vom Rauſche überwältigt, in einer Sänfte betrunken nach Hauſe getragen wurde.

Seit jenem Tage wurden die Zwanzig-Frankenſtücke beim San Carlo-Theater nie anders als „Barbaja-Bonbons“ genannt.

XXIV.

Drei Monate nach dieſem Freudenfeſte — im April des Jahres 1816 — wurde Signor Barbaja, mitten in der Nacht, aus ſeinem feſten Bärenſchlafe aufgerüttelt, um die Schreckenskunde zu vernehmen, daß ſein Theater *) in lichten Flammen ſtehe. Das Feuer, das mit beiſpielloſer Heftigkeit um ſich gegriffen hatte, verwandelte in vierzehn Stunden eines der großartigſten Gebäude Neapels in einen Aſchenhaufen.

Beſtürzter als Barbaja war König Ferdinand, der, ein leidenſchaftlicher Freund junger, hübſcher Tänzerinnen, mit Leib und Seele an San Carlo hing und nur ſelten eine Oper, niemals aber ein Ballet verſäumte. Herr von Stendhal, ein Augenzeuge dieſes Brandes, erzählt, der Verluſt dieſes Theaters habe Seine Majeſtät tiefer als in früherer Zeit der Verluſt ſeines halben Königreiches geſchmerzt **). Weit gefaßter war der Impreſario.

— Sire, ſagte er zum äußerſt gutmüthigen Monarchen, ich erlaube Ew. Majeſtät, mich einen Hundsfott zu nennen, wenn nicht, in längſtens neun Monaten, San Carlo großartiger und prächtiger als je wieder aufgebaut iſt. Wenn Ew. Majeſtät augenblicklich nicht bei Kaſſe ſind, ſo will ich armer Mann, um den Bau zu beſchleunigen, der Krone einſtweilen 200,000 Scudi vorſchießen.

---

*) Das San Carlo-Theater, im Jahre 1740 von Carl III. erbaut, war ſchon 1765 einmal abgebrannt, aber bald wieder aufgebaut worden.

**) König Ferdinand, von den Franzoſen aus der Hauptſtadt ſeines Reiches vertrieben, hielt ſich neun Jahre in Sicilien auf.

— Das nehmen wir an, ſprach der Fürſt, der als Bourbon gewohnt war, jedes Opfer ſeiner Unterthanen huldreich anzunehmen. Heil dem Fürſten, der ſolche Diener hat!

— Barbaja läßt ſich todtſchlagen für Ew. Majeſtät ...

— Das iſt ſchön, das iſt brav von Dir, meinte der König, ſeinem Diener gnädig die Schulter klopfend. Aber ſage mir, guter Freund, glaubſt Du noch immer, daß das Feuer angelegt war?

— Sire, ich beſchwöre es!

— Und welcher Böſewicht, glaubſt Du, hat uns dieſen Streich geſpielt?

— Kein Anderer als Tacconi.

— Ich höre dieſen Namen heut' zum erſten Male. Wer iſt dieſer Menſch?

— Ein genueſiſcher Flüchtling, der ſich ſeit einiger Zeit in den Staaten Ew. Majeſtät umhertreibt, bald da, bald dort auftaucht, heut' ſo und morgen anders heißt und überall Unheil anſtiftet ...

— Und das weiß meine Polizei?

— Sire, ich ſelber habe den Schurken denuncirt.

— Und meine Polizei???

— Iſt entweder zu faul oder zu dumm geweſen, ſich ſeiner zu bemächtigen, als er noch in Neapel ſein Unweſen getrieben hat. Vor Kurzem war er in Palermo und gegenwärtig iſt er in Malta.

— Und ſoll von dort aus Feuer in Neapel angelegt haben?

— Es wird Ew. Majeſtät bekannt ſein, daß jeder Schurke ſeine Helfershelfer hat. Dieſer Tacconi ſcheint mir der Rädelsführer einer durch ganz Italien verzweigten Carbonaribande zu ſein ...

— Und von wem weißt Du, daß er ſich jetzt in Malta aufhalten ſoll.

— Er ſelbſt hat es geſchrieben ...

— An wen?

— An meine Colbrand, der er auf unverſchämt zudringliche Weiſe den Hof macht und die er mir à tout prix abſpenſtig machen will. Und darum eben glaube ich, daß er und kein Anderer der Urheber dieſer Brandſtiftung iſt.

— Du biſt, wie mir ſcheint, etwas eiferſüchtig auf dieſen Patron ...

— Ew. Majeſtät werden aus eigener Erfahrung wiſſen, daß wir eine Geliebte, die uns ſchweres Geld koſtet, nur für uns und nicht gern für Andere halten ...

— Noch heute will ich meinem Polizeiminiſter den ſtrengſten Befehl ertheilen, all' ſeine Macht aufzubieten, uns dieſen Miſſethäter zu verſchaffen.

— Sire, thun Sie das, aber ich bitte und beſchwöre Sie, es ja nicht zu vergeſſen, denn Ew. Majeſtät haben ein ſehr gutes Herz, aber ein ſehr ſchlechtes Gedächtniß ...

— Barbaja!!! drohte der König.

— Werden Ew. Majeſtät nur nicht gleich böſe! Vergeſſen Sie nicht, Sire, daß Niemand in Neapel es mit ſeinem Könige treuer und ehrlicher meint, als der alte Barbaja. Ich ſagte vorhin, Ew. Majeſtät hätten ein ſchlechtes Gedächtniß. Ich will

Ihnen beweiſen, daß das wahr iſt. Wie oft, Sire, haben Sie mir unter der Blume einen Ihrer Orden verſprochen? So ein Kreuzchen oder Sternchen koſtet Ew. Majeſtät ein Paar Scudi, die ich wahrhaftig ſchon längſt verdient habe.

— Schaffe uns den Mordbrenner Tacconi, dann bekommſt Du ſo ein Ding, ſo wahr ich Ferdinand heiße und Dich lieb habe, weil Du eine treue, ehrliche Haut biſt, ſagte der Monarch, dem Impreſario biederherzig die Hand ſchüttelnd. Nun geh' mit Gott, altes Haus, und ſorge dafür, daß wir unſer San Carlo nicht allzulang' entbehren müſſen.

— — — — — — — — — —

Sämmtliche Mitglieder des abgebrannten Theaters wurden entlaſſen; nur die Colbrand, welche doppelte Functionen hatte, blieb in Neapel. Roſſini folgte, begleitet von ſeinem treuen Schüler Elleboro, einem vortheilhaften Rufe nach Rom, um für das dortige Teatro Valle eine neue Oper „Torvaldo e Dorliska“ zu ſchreiben.

Der glänzende Erfolg, den dieſe Oper davontrug, reizte den Impreſario des Argentina-Theaters, keine Opfer zu ſcheuen, um den Maeſtro, der von ganz Rom auf den Händen getragen wurde, durch die Macht des Geldes zu bewegen, auch für dieſe Bühne ein neues Werk zu ſchaffen.

— Haben Sie einen guten Text? fragte Roſſini.

— Zehn für Einen; leider aber ſind alle von der Art, daß unſer allzuängſtlicher Gouverneur alle ihm vorgelegten Libretti, unter dem Vorwande, daß ſie ſtaatsgefährliche Anſpielungen enthalten, uncenſirt zurückgeſchickt hat.

— Die alten Maeſtri konnten froh ſein; ſie hatten einen

Metaſtaſio*), einen da Ponte**), einen Caſti***). Wir Neuern haben keinen einzigen guten Operndichter. Habt Ihr denn keinen alten, unſchädlichen Text?

— Ich hätte wohl einen, doch befürchte ich, daß er Ihnen nicht zuſagen wird.

— Sie meinen?

— Den „Barbiere di Seviglia“.

— Den hat ja Paiſiello componirt ...

— Und eben deßhalb wäre es keine üble Speculation, wenn auch Sie ſich dieſes Stoffes bemächtigten. Italien würde alsdann Gelegenheit haben, einen Vergleich zu ziehen zwiſchen Damals und

---

*) Pietro Bonaventura Trapaſſi, genannt Metaſtaſio (geb. am 3. Januar 1698 zu Aſſiſi, geſt. am 12. April 1782 zu Wien), hatte ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre einen Operntext „Il giustino“ geſchrieben. 1724 wurde in Neapel ſeine erſte Oper „Didone abandonnata“, mit Muſik von Domenico Sarro, aufgeführt. Außerdem hat er „Artaxerxes“, „Attilio Regolo“, „Temiſtocle“, „la Clemenza di Tito“, „Aleſſandro nell' India“ und viele andere Opern geſchrieben, die, in 10 Bänden geſammelt und der Marquiſe von Pompadour gewidmet, 1755 in Paris erſchienen ſind.

**) Lorenzo da Ponte (geb. 1794 zu Anoda, geſt. 1836 zu New-York) ſchrieb für Salieri die „Danaiden“ und viele andere Opern, für Martini den „Baum der Diana“ und für Mozart den „Don Juan“ und „Figaro's Hochzeit“.

***) Giambattiſta Caſti (geb. 1721 zu Monteſiascon, geſt. am 7. Februar 1803 zu Paris), nach Metaſtaſio's Tode von Kaiſer Joſeph II. zum Hofpoeten ernannt, ſchrieb „La grotta di Trofonio“ und „Il re Teodoro in Venezia“ für Paiſiello. Als Curioſität verdient erwähnt zu werden, daß eine dritte komiſche Oper, die wir dem Dichter der „animali parlanti“ verdanken, „Catilina“ heißt. Der Held dieſes tragikomiſchen Sujet iſt der alte Cicero, der unter Anderm eine aria buffa ſingt, worin deſſen berühmte Rede „quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra“ auf eine ungemein komiſche Weiſe parodirt iſt.

Irthi, und ich, für meinen Theil, bin feſt überzeugt, daß eben ſolch ein Vergleich zu Ihren Gunſten ausfallen muß.

— Glauben Sie? fragte der Maeſtro, der ſich durch dieſe Aeußerung nicht wenig geſchmeichelt fühlte.

— Ich bin Ihres Erfolges ſo gewiß, daß ich Ihnen eine Wette vorſchlage ...

— Eine Wette?

— Daß Ihr „Barbier" den des Signor Paiſiello überall aus dem Sattel heben wird.

— In vier Wochen ſollen Sie Antwort haben, ſagte Roſſini und entließ den Impreſario, der mit ſich äußerſt zufrieden war.

Noch an demſelben Tage ſchrieb Roſſini an den alten Paiſiello, der ſich ſeit 1804, wo er mit dem Kreuze der Ehrenlegion und einer Penſion von 4000 Francs Paris verlaſſen hatte, als Director des Conſervatoriums in Neapel aufhielt. Der alte Meiſter, der von ſich und ſeiner Muſik ſehr eingenommen und über den wachſenden Ruhm ſeines jungen Nebenbuhlers keineswegs entzückt war, beſaß doch ſo viel Takt und Klugheit, ſich vor den Augen der Welt keine Blöße zu geben; er antwortete mit einem großen Aufwande von Höflichkeit, daß er die Wahl dieſes Stoffes in jeder Hinſicht gutheißen müſſe und feſt überzeugt ſei, Roſſini's hellſtrahlender Genius werde dem alten Text einen neuen Reiz abgewinnen, wozu er ihm und allen Bühnen Italiens, die einem neuen Meiſterwerke entgegenſehen dürfen, im Voraus von ganzem Herzen Glück wünſche. Roſſini, von den Lobeserhebungen des alten Meiſters berauſcht und entzückt, ging nun mit vollem Muthe an die neue Oper.

Wir haben ſchon früher erzählt, daß unſer Maeſtro zur Vollendung ſeines „Barbier von Sevilla“ nicht mehr als dreizehn Tage gebraucht hat, eine kurze Spanne Zeit, während welcher mancher ſchwerfällige Componiſt Deutſchlands, der vornehmthuend, naſerümpfend und achſelzuckend auf den „Dio della musica“ herabblickt, oft nur eine ſchwindſüchtige Arie oder ein lendenlahmes Duett im dicken Schweiße ſeines Talents auszubrüten im Stande iſt.

Niemand in ganz Italien war auf den Erfolg dieſer Oper geſpannter, als Ritter Paiſiello. Er ſagte ſich: Gefällt ſein Barbier, dann iſt der meinige verloren; mißfällt er aber, was ich vermuthe, dann flammt der untergehende Stern meines Ruhmes zu neuem Glanze auf und verdunkelt das neue Geſtirn. — Die Entſcheidung dieſer wichtigen Frage, die den jungen Ehrgeiz des alten Künſtlers tief beunruhigte, erlebte er nicht. Giovanni Paiſiello ſtarb am 5. Juni 1816*) und erſt drei Monate nach deſſen Tode fand im Theater Argentina die erſte Aufführung von Roſſini's „Barbier“ ſtatt. Signora Giorgi ſang die Roſine, Garcia den Grafen Almaviva, Zamboni den Figaro und Boticelli den Doctor Bartolo. Ueber die Oper ſelbſt, die wohl jedem unſerer Leſer genau genug bekannt iſt, nur wenige Zeilen. Der „Barbier von Sevilla“ iſt nach dem Urtheile aller Sachverſtändigen eines der ſchönſten Blätter im Lorbeerkranze des „Orpheus von Peſaro“, den ein deutſcher Dichter den „Helios von Italien“ nennt. Die ganze Oper gleicht einem tauſendfarbigen Bengalivogel, der ſein ſchillerndes Gefieder in lachendes Morgenroth und blendenden Blumenthau gebadet hat; jede Note darin iſt eine Thauperle, die auf einem Roſenblatte zittert. Die ganze Partitur ſcheint in einem Champagnerrauſche geſchrieben; jede Nummer, jeder Tact dieſer Oper ſprudelt und perlt, ſchäumt und brüſelt, wie roſenfarbener Oeil de Perdrix. Man ſchlürft dieſe Muſik wie eine Flaſche Cliquot hinab und fühlt ſich vom prickelnden Gaſe der köſtlichen Melodien, vom perlenden Schaume der Rhythmen ſo berauſcht, daß man ſich jählings über Kopf und Hals in dieſes Meer wollüſtiger Töne hineinſtürzen und wie ein Goldfiſch umherplätſchern möchte in dieſen ſonnigen, wonnigen, kriſtallhellen Wellen, die ſingend und klingend, koſend und murmelnd vorüberrauſchen. Hätte Roſſini ſonſt auch gar nichts als dieſen „Barbier von Sevilla“ geſchrieben, dieſe einzige Oper wäre hinreichend, ihm einen der erſten Plätze unter den größten Tondichtern aller Zeiten zu ſichern.

---

*) Geboren am 9. Mai 1741 zu Tarent.

Und deſſenungeachtet machte dieſe reizendſchöne Muſik bei den erſten Aufführungen in Rom nur getheiltes Glück. Das Publikum hatte ſich in zwei große Parteien, in Paiſielloniſten und Roſſinianer, geſpalten, die ſich, wie vor Jahrhunderten die Factionen der Neri und Bianchi, der Guelphen und Ghibellinen, höchſt feindlich gegenüberſtanden. Paiſiello's Gegner hoben Roſſini, Roſſini's Gegner den todten Paiſiello in den Himmel. Damals kämpften die alte und neue Muſik Italiens einen Kampf auf Leben und Tod, einen Kampf, der, erſt ſpäter in Paris entſchieden*), dem Lebenden den Sieg über den Todten verſchaffte. Paiſiello lag im Schooße der Erde, und Roſſini ſtand im Zenith ſeines Ruhmes, deſſen Strahlen, der Sonne gleich, den ganzen Erdball durchzogen.

---

*) In Paris wurde dieſe Oper zum erſten Male am 23. December 1819 aufgeführt; von dort aus machte ſie dann die Reiſe um die Welt und erregte überall den größten Enthuſiasmus.

Um dieſe Zeit ſchrieb Roſſini an Signora Colbrand, mit der er in geheim gehaltenem Briefwechſel ſtand: „— — — — — — Ich wünſchte, meine ſchöne Freundin wäre jetzt in Rom, um Zeugin meines neuen Triumphes zu ſein. Mein „Barbier“ findet hier von Tag zu Tag mehr Anhang und weiß ſich ſelbſt bei den eingefleiſchten Gegnern der neuen Schule ſo einzuſchmeicheln, daß ſie den kecken Burſchen, ganz gegen ihren Willen, mehr und mehr liebgewinnen. Almaviva's Serenade tönt hier Nachts in allen Straßen, Figaro's große Arie „Largo il factotum“ iſt das Paradepferd aller Baſſiſten und Roſinen's Cavatine „Una voce poco fa“ das Abendlied, mit dem hier jede Schöne zu Bette geht, und Morgens mit den Worten „Lindoro mio sarà“ (ja, Lindoro, er wird mein!) erwacht. Aber mehr als meine neue Oper wird Sie, theuere Angélique, ein neuer Salat intereſſiren, den ich erſt unlängſt — zur Freude aller Feinſchmecker — erfunden habe. Ich beeile mich, Ihnen das Recept mitzutheilen. Nehmen Sie eine Schüſſel, thun Sie Provenceröl, engliſchen Senf, franzöſiſchen Eſſig, etwas Citronenſaft, Pfeffer und Salz hinein, reiben Sie dies Alles bis zur vollkommenen Miſchung durcheinander und würzen Sie es dann durch kleingeſchnittene Trüffeln. Letztere verleihen dem Salate einen Nimbus, der jeden Gourmand zur tiefſten Bewunderung hinreißt. Der Cardinal-Staatsſecretär, deſſen Bekanntſchaft ich unlängſt gemacht, ertheilte mir für dieſe Erfindung ſeinen apoſtoliſchen Segen. Doch um wieder zum „Barbier“ zurückzukehren; im zweiten Akte, der, aufrichtig geſagt, ſchwächer als der erſte iſt, gefällt vor Allem das Duett zwiſchen dem als Singmeiſter verkleideten Grafen und dem Doctor Bartolo: „Pace e gioja“, die Arie des alten Vormunds „Quando mi sei vicina“, worin ich die alte Schule perſifflirt habe, und der Schluß des Terzetts zwiſchen Roſine, Almaviva und Figaro „Zitti, zitti, piano, piano“. Am wenigſten gefällt das Quintett, in welchem der fieberkranke Baſilio fortgeht und wieder zurückkehrt. Ich ſelber geſtehe gern, daß Paiſiello's Quintett viel einfacher und graziöſer als das meinige iſt. Verſäumen Sie nicht, liebe Angélique, ſich je eher je lieber von der Köſtlichkeit meines neuen Salates zu überzeugen. — Es freut mich unendlich, daß Sie, liebe Colbrand, die Braut meines jungen Freundes unter die Flügel Ihres Schutzes genommen haben. Meiſter Rieswurz befindet ſich wohl und macht ſo ſchöne Fortſchritte, daß Sie über ihn erſtaunen werden. Der treuherzige Burſche beauftragt mich, Ihnen die Hand und ſeiner Francilla den Mund zu küſſen. Im Ganzen amüſire ich mich hier ziemlich gut, mache bei den Römerinnen mehr Glück als mir lieb iſt, bin aber in Verzweiflung, daß es hier wenig oder gar keine guten Auſtern giebt. Wenn Sie im göttlichen Neapel im Wonnegefühle friſcher Auſtern ſchwelgen, ſo denken Sie dann auch einmal an mich. P. S. Das Wichtigſte hätte ich beinah' vergeſſen. Vor Kurzem habe ich eine neue Oper angefangen. Ich hoffe, ſie fertig mitzubringen. Bis dahin vergeſſen Sie nicht ganz Ihren G. Roſſini.“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Anfangs Januar 1817 kehrte der Schreiber dieſes Briefes gold- und ruhmbeladen nach Neapel zurück.

XXV.

— Was haſt Du mir mitgebracht? fragte Barbaja, als der Maeſtro, deſſen Ankunft er im Poſthofe erwartet hatte, mit zwei Mantelſäcken und dem Meiſter Rieswurz aus dem Wagen ſtieg.

— Vor Allem bringe ich Dir einen Segen vom heiligen Vater ...

— Hol' Dich der Teufel, fluchte der Gottloſe, dem daran wenig gelegen war.

— Dann bringe ich Dir einen Plan von Rom, einen ſilbernen Zahnſtocher, ein Portrait des Cardinal-Staatsſecretairs, eine goldene Schreibfeder und meine Büſte ...

— Iſt das Alles?

— Das Beſte zuletzt! Unter Anderm habe ich auch eine nagelneue Oper mitgebracht ...

— Grüß Dich Gott, alter Schatz, ſagte er raſch umſattelnd. Und wie nennt ſich Deine neue Oper?

— „Barbaja oder das Kameel auf der Folter.“

— Du willſt mich ärgern ...

— Blos foppen, guter Freund. Meine Oper heißt „Othello oder der Mohr von Venedig.“

— Herrlicher Stoff! Brauchſt Du Geld?

— Nein! ſagte der Maeſtro, die Mantelſäcke ſeinem Begleiter aufbürdend.

— Nein, ſagſt Du? Teufel, das hör' ich von Dir heut' zum erſten Male. Ich aber, Schatz Gottes, brauche Deine Oper.

— Das weiß ich und bin deßhalb früher, als Du gehofft, nach Neapel zurückgekehrt.

— Du kannſt nicht glauben, Maeſtro, wie ſehr Du mir gefehlt haſt. Du wirſt doch wieder bei mir wohnen?

— Nein!

— Hat Dir Jemand in meinem Hauſe etwas zu Leid gethan?

— Ja!

— Wer? fragte der Sultan mit zornſchnaubender Miene.

— Dein Koch. Der Einfaltspinſel hatte gehört, daß ich kurz vor meiner Abreiſe behauptet hätte: er ſei ein Pfuſcher. Fünf Tage ſpäter erhielt ich einen Brief, worin der Schwachkopf mich auf Piſtolen gefordert ...

— Ich jage ihn fort, ich bringe ihn um ...

— Thu' was Du willſt; ich aber werde da wohnen, wo es mir gefällt.

— Und die neue Oper?

— Steht Dir ſchon morgen gegen ein Honorar von fünfhundert Dukaten zu Dienſten.

— Fünfhundert Dukaten? Biſt Du des Teufels?

— Du willſt nicht? Gut, dann ſchicke ich ſie nach Mailand oder nach Venedig. Eine neue Oper von Roſſini würde ſelbſt der liebe Gott, wär' er Theaterunternehmer, nicht zurückweiſen.

— Vierhundert ſollſt Du haben.

— Hier wird nicht gehandelt, ſagte Roſſini und rannte fort.

Barbaja verfügte ſich geraden Weges zu ſeiner Freundin.

— — — — — — — — — —

Signora Colbrand, die, trotz ihrer Eitelkeit und Gefallſucht, ein ziemlich gutes Herz beſaß, hatte bald nach Roſſini's Abreiſe von Neapel, auf vieles Zureden ihres Freundes, ſeine Schülerin Francilla, die arme, aber ſehr talentvolle Waiſe — Anfangs nur als eine Art Aſchenbrödel, das bei ihr das Amt einer Kammerdienerin vertreten ſollte — zu ſich in ihr Haus genommen und ſich nur wenig oder gar nicht um deren muſikaliſche Ausbildung bekümmert. Als die Primadonna bald darauf an heftigem Nervenfieber erkrankt war, hatte Aſchenbrödel Tag und Nacht mit rührender Treue an Signora's Krankenlager gewacht und ihre Herrin mit wahrhaft kindlicher Aufopferung gepflegt. Nachdem die Colbrand gänzlich wiederhergeſtellt war, hatte ſie ihre treue Pflegerin zu ſich ans Bett gerufen und ihr geſagt:

— Francilla, Du haſt mir während meiner Krankheit ſo viel rührende Beweiſe kindlicher Liebe und aufopfernder Treue gegeben, daß ich für immer Deine Schuldnerin geworden bin. Dein Alleinſtehen in der Welt, Deine ſchutz- und hilfloſe Lage, die Ungewißheit Deiner Zukunft haben ſo viel Betrübendes für mich, daß ich entſchloſſen bin, mich Deiner anzunehmen. Von heute an will ich Dir Mutter und Schweſter, Lehrerin und Freundin ſein und Alles für Dich thun, um Dich ſo glücklich zu machen, wie ein ſo liebes, gutes, frommes, unſchuldiges Weſen Deiner Art es mit vollem Rechte verdient.

Francilla war damals zu tief bewegt geweſen, um das, was ſie warm und innig gefühlt, in kalte Worte einzukleiden. Thränen heißen Dankes hatten ſich aus den langen Wimpern ihres freudeverklärten Auges gedrängt, als ſie Signora's Hand erfaßt und mit unbeſchreiblicher Rührung an die bebenden Lippen gezogen hatte.

Seit jenem Augenblick war Francilla nicht mehr Aſchenbrödel, nicht mehr Dienerin, ſondern Pflegetochter und Freundin der Signora Colbrand.

Der alte Wollüſtling Barbaja, welcher von der jungen Waiſe, die in der vollen Maienblüthe wunderlieber Schönheit prangte, gleich auf den erſten Augenblick ſehr begeiſtert war, hatte ſie bald ſo liebgewonnen, daß er Alles ihretwegen, ſeine „alte Flamme“ jetzt häufiger als je, ja faſt täglich, wie zu Anfang der Bekanntſchaft, zu beſuchen pflegte.

— Teufel, dachte er bei ſich, als er, am Tage der Ankunft Roſſini's, die Treppe zur Wohnung ſeiner Maitreſſe erſtieg, die kleine Hexe Francilla wird tagtäglich ſchöner. Wär' ſie nicht gar ſo fromm und unſchuldig, ich verliebte mich in ſie. Aber ihr ganzes Weſen hat ſo was Engelreines, daß ich alter Sünder vor dem Gedanken, der mich dann und wann beſchleicht, erſchreckt zurückbebe und nicht den Muth habe, das keuſche Ohr dieſes Kindes durch ein Wort alltäglicher Schmeichelei zu entweihen. Und dieſer Tölpel von Nieswurz! Hat der Bengel nicht mehr Glück als Verſtand? Iſt jener Engel an Schönheit und Unſchuld nicht die Braut dieſes Dummkopfs? Und iſt dieſer arme Teufel bei all' ſeiner Armuth nicht zehn Mal beneidenswerther als ich, der ich doch nur aus Eigennutz geliebt werde? Wäre Francilla Elleboro's Frau, ich machte mir kein Gewiſſen daraus, ihrer Tugend einmal auf den Zahn zu fühlen. Das junge Ding iſt aber noch ganz Kind und ſo unſchuldig, daß mir dabei das Waſſer im Munde zuſammenläuft.

Im Vorzimmer fand er das liebe Weſen, das ſo eben die Blumen begoß.

— Grüß' Dich Gott, ſprach der Sultan, indem er ſein großes Maul in die Falten eines ſyrupſüßen Lächelns legte.

— Guten Morgen, lieber Herr.

— Signora Colbrand ...

— Iſt vor einer Stunde ausgefahren.

— Und hat Dich, armes Kind, zu Hauſe gelaſſen?

— Weil ich unwohl bin ...

— Schatz, was fehlt Dir? fragte der dicke Sünder mit aufrichtiger Theilnahme.

— Weiß ich doch ſelbſt nicht, was mir fehlt! Ich fühle mich ſterbensmüde und todesmatt, weil ich Nachts nicht ſchlafen kann.

— Seit wann?

— O ſchon ſeit langer, langer Zeit, antwortete Francilla mit ſchwerem Seufzer.

— Du mußt den Doctor fragen?

— Das hat auch Signora geſagt ...

— Du aber haſt es nicht gethan ...

— Weil ich weiß, daß kein Arzt der Welt mir helfen kann. Das Beſte für mich iſt der Tod.

— Du blühſt wie eine junge Roſe und denkſt ans Sterben?

— **Oggi in figura, doman in sepoltura***).

— Kind, Du biſt närriſch ...

— Haben Sie ſchon lange keine Nachricht aus Rom erhalten? fragte das Mädchen, um das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand hinzuleiten.

---

*) Heute roth, morgen todt.

— Ei, ei! So oft Du mich ſiehſt, willſt Du Neues aus Rom von mir erfahren, Vermuthlich willſt Du wiſſen ...

— Ob er bald nach Neapel zurückkehrt?

— Dein Bräutigam?

— Signor Roſſini, mein Lehrer, ſetzte ſie ſchnell mit zitternder Stimme hinzu und kehrte ihr Geſicht raſch dem Fenſter zu, um vor Barbaja's forſchendem Blick ihr plötzliches Erröthen zu verbergen.

— Roſſini? wiederholte der Impreſario ganz erſtaunt. Der Maeſtro iſt vor einer Stunde zurückgekehrt ...

— Zurückgekehrt? fragte Francilla mit einem Tone, in dem ein Accord geheimer Freude vibrirte.

— Das ſcheint Dich ja ſehr zu freuen?

— Wundert Sie das? Kehrt doch mit ihm auch mein Schatz, mein Bräutigam, mein Torquato zurück.

— Wie aber, wenn ich Dir ſage, daß Meiſter Nieswurz in Rom geblieben?

— Ach nein! Torquato verläßt ſeinen Lehrer nicht; er folgt wie ein treuer Pudel ſeinem Herrn ...

— Und liebſt Du den Pudel oder ſeinen Herrn? fragte der Sultan in ſo barſchem Tone, daß das arme Kind, welches ſein Geheimniß urplötzlich verrathen, ſein Herz durchſchaut ſah, tief erſchreckt zuſammenfuhr und bleich wie der Tod wurde.

— Ach, lieber Herr, ſtöhnte Francilla mit gefalteten Händen.

— Still, ſtill, nun weiß ich Alles! ſprach der Dicke und wiſchte ſich mit ſeinem Foulard den Schweis vom Kinn.

Ganz zu rechter Zeit erſchien jetzt die Colbrand.

— Warteſt Du ſchon lange? fragte die Sängerin.

— Seit fünf Minuten, ſagte der Impreſario und folgte ſeiner Freundin ins Boudoir.

Francilla aber ſchlich, betrübter als je, in ihr Schlafzimmer, nahm dort die Mandoline und ſang mit tiefbewegter Stimme:

Meine Sonnen ſind verglühet,
Eingeſargt iſt meine Luſt,
Meine Freuden ſind verblühet,
Wilder Schmerz durchwühlt die Bruſt.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir ſchied,
Meine Thränen zu verſüßen,
Blieb mir nur das treue Lied.

Singend ſterben, ſterbend ſingen
Will ich wie der kranke Schwan,
Den der Sehnſucht kühne Schwingen
Heimwärts tragen, himmelan.
Millionen Thränen fließen
Um das Glück, das von mir ſchied,
Meine Thränen zu verſüßen,
Blieb mir nur ...

Von Schmerz und Thränen überwältigt ſtockte das Lied des kranken Schwanes; die Mandoline entſank ihrer Hand; Francilla fiel ohnmächtig auf ihr Bett. — — — — — —
— — — — — — — — — —

— Unſer Maeſtro, ſagte die Colbrand zu Barbaja, iſt alſo endlich zurückgekehrt und ...

— Hat Dir einen Mohren mitgebracht.

— Einen Mohren?

— Eine neue Oper nämlich: Othello, den Mohren von Venedig. Aber weit mehr als dies wird Dich vielleicht eine andere Neuigkeit intereſſiren ...

— Laß hören!

— Der Tauſendſaſa hat, unter vier Augen geſagt, wieder eine ganz ſuperbe Eroberung gemacht ...

— In Rom?

— Nein! Hier in Neapel, hier in Deinem Hauſe ...

— In meinem Hauſe? wiederholte ſie erſchreckt. Trauſt Du etwa mir dieſe Thorheit zu? fragte ſie mit höhniſchem Lächeln.

— Dir nicht, aber Francillen.

— Menſch, biſt Du toll?

— Francilla, ſag' ich Dir, iſt in den Teufelskerl bis zum Wahnſinn verliebt ...

— Und was, um Alles in der Welt, berechtigt Dich zu dieſem Aberglauben? ...

— Anzeichen ſo untrüglicher Art, daß ich Dir erlaube, mich rechts und links zu ohrfeigen, wenn ich mich getäuſcht habe.

Hierauf erzählte er ihr das Geſpräch, in dem Francilla ihre geheime Neigung zum Maeſtro, ganz wider ihren Willen, dem indiscreten Schwätzer verrathen hatte. Die Colbrand, die in ihrer Schülerin urplötzlich eine Nebenbuhlerin erſtehen ſah, befand ſich jetzt in einer äußerſt peinlichen Lage. Obgleich über das, was ſie eben vernommen hatte, in hohem Grade beſtürzt, mußte ſie trotzdem Gleichgiltigkeit erheucheln und heiter wie gewöhnlich ſcheinen, um ſich vor dem Luchsauge des eiferſüchtigen Seladon keine Blöße zu geben.

— Und glaubſt Du wirklich, fragte ſie mit dem heiterſten Lächeln, daß Francilla ihrem Bräutigam untreu und dem Maeſtro gefährlich werden kann?

— Iſt Untreue nicht jedem Weibe angeboren und iſt Francilla nicht etwa ſchön genug, um einem Schürzenjäger, wie Roſſini, Gefallen einzuflößen?

— Roſſini, lieber Freund, iſt ein Mann von Geiſt, Francilla aber iſt eine Gans.

— Eine junge Gans, liebe Colbrand, ſchmeckt beſſer als ein altes Rebhuhn. Der Maeſtro iſt ein ſchlauer Fuchs, der auch die Dümmſte, wenn ſie jung und hübſch iſt, nicht verſchmäht.

— **Eh bien**, ſagte die Primadonna anſcheinend gefaßt, gönnen wir ihm das Glück! Mich dauert nur der arme Rieswurz ... Du ſollteſt ihn warnen ...

— Wo denkſt Du hin, Colbrand? Haſt Du je gehört, daß eine Krähe der andern die Augen aushackt? Rathe Du dem armen Jungen, auf ſeiner Hut zu ſein ...

— Gut, gut, das will ich thun, zuvor aber mich überzeugen, ob Francilla wirklich einer ſolchen Dummheit fähig iſt ... Vor Allem ſtill geſchwiegen, daß Roſſini nichts davon erfährt ... Das Uebrige macht ſich dann von ſelbſt ... wir müſſen unſere beiderſeitigen Kräfte aufbieten, um dem Maeſtro ſeinen neuen Triumph zu vereiteln ...

— Aber Francilla ...

— Wird der warnenden Stimme ihrer Freundin, ihrer Wohlthäterin gehorchen und ihrer thörichten Leidenſchaft entſagen ...

— Bravo, Colbrand, bravo, ſo gefällſt Du mir! Unſchuld muß beſchützt, Laſter verhindert werden. Warte, ſchlauer Fuchs, wir wollen Dir einen Riegel vorſchieben, daß all' Deine Schlauheit nicht ſtark genug ſein ſoll, unſere Wachſamkeit zu überliſten, ſprach der alte Tarte und rieb ſich ſeine dicken Hände.

XXVI.

Bald darauf wurde zur Freude des Königs und der ganzen Bevölkerung des „allergetreueſten“ Neapels das neue Opernhaus (am 12. Januar 1817) mit Roſſini's „Eliſabeth“ eröffnet. Der Wiederaufbau des abgebrannten Theaters hatte, Alles in Allem, 800,000 Gulden gekoſtet.

San Carlo, eines der ſchönſten und großartigſten Opernhäuſer der ganzen Welt, liegt auf dem Palazzo vecchio und iſt das letzte Glied einer langen Kette impoſanter Prachtbauten; es hat in 6 Reihen 181 Bogen, die von reich vergoldeten Caryatiden getragen werden. Das Parterre iſt ſo groß, daß es 800 bequeme Sperrſitze hat. Der ganze Zuſchauerraum faßt mehr als 3000 Menſchen, das Orcheſter ungerechnet, in dem gegen 250 Perſonen Platz finden. — Acht Mal im Jahre, am Geburtsfeſte des Königs und an andern Hoffeſten *), wird das Innere des Theaters durch 12,000 Wachskerzen erleuchtet. Der erſte Rang, ein Blumenflor glänzender Toiletten, ſchwimmt dann in einem Meere blendender

---

*) Wenn der König im Theater iſt, wird in der, ſeiner Loge gegenüber liegenden Couliſſe ein Schweizer Gardiſt mit ſcharfgeladenem und ſchußfertigem Gewehre aufgeſtellt, der den König ſtarr anſehen muß. — Noch glänzender als die Ausſtattung der Opern iſt die der Ballets; doch dürfen die Tänzerinnen nicht, wie bei uns, in fleiſchfarbigen, enganſchließenden Tricots, ſondern nur in grünen weitbauſchigen Beinkleidern, die bis zum Knie reichen, erſcheinen; in dieſem Punkte iſt das frivole Neapel noch prüder als das geiſtliche Rom.

Lichter und gewährt, vom Parterre aus geſehen, einen wahrhaft feenartigen Anblick; man glaubt ſich in einen Palaſt und alle Wunder der Tauſend und Einen Nacht verſetzt *).

Neapel hat, außer dieſem San Carlo, noch acht andere Theater, das Teatro del Fondo, auf der Piazza del Caſtello nuovo (auch dieſe Bühne ſtand damals unter Barbaja's Leitung); das Teatro di San Ferdinando, am Ponte nuovo; das Teatro Fenice auf dem Palazzo vecchio; das Teatro Fiorentino, dicht bei der Kirche San Giovanni di Fiorino (ausſchließlich für das Schauſpiel beſtimmt); das Teatro San Carlino, ganz in der Nähe des großen San Carlo; das Teatro Pulcinella **), auf dem das ganze Jahr

---

*) Nach Barbaja's eigener Ausſage belief ſich die Einnahme dieſes Theaters in manchem Jahre auf 300,000 Scudi.

**) Abbé Galiani leitet den Urſprung Pulcinella's, welcher der Abgott des neapolitaniſchen Volkes iſt, von einem aus Sorrento gebürtigen Bauern Benedetto her, der, zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, in Neapel wegen ſeines Witzes und ſeiner Mißgeſtalt — zwei Dinge, die man ſo häufig vereint findet — bekannt und allgemein beliebt war. Ein doppelter Höcker — hinten und vorn — gab ſeiner kurzen drolligen Figur eine ſolche Rundung, daß er den Spitznamen „Cetrolla" (Kürbis) erhielt. Eines Tages, als er, wie gewöhnlich, auf dem Gallita-Platze junge Hühner feil hielt, handelte ein Bürger ſehr lange und bot ihm ſo wenig, daß Meiſter Kürbis unwillig ausrief: So fossono pulcinelli me dareste mai! (Wenn's Küchlein wären, würdet Ihr mir mehr geben.) Die komiſche Geberde, mit der er dieſen Ausruf begleitet hatte, ſoll allgemeines Gelächter erregt und dem luſtigen Kauze den Beinamen „Pulcinella" verſchafft haben. Andere erzählen, der buckelige Bauer habe Puccio d'Aniello geheißen und ſei, von Schauſpielern überredet, ſelber Schauſpieler und als ſolcher durch ſeine poſſirliche Geſtalt und ſeine drolligen Einfälle bald der Liebling Neapels geworden. — Pulcinella trägt weißwollene Beinkleider und ein gleichfarbiges, weitärmeliges Oberkleid, dem eine Unzahl kleiner rother Herzen aufgenäht ſind. Eine rieſengroße Halskrauſe, eine weißwollene, rothbüſchelige Mütze und ein ſchwarzlederner Gurt vollenden die Tracht dieſer allgemein beliebten Volksmaske. Das obere Viertel hindurch die ausgelaſſenſten Poſſen, doch während der Faſten, ſonderbar genug, nur geiſtliche Stücke aufgeführt werden; das Teatro della compagnia de' ragazzi (ein Kinder-Theater) und das Teatro della Sorte, auf welchem Puppenſpieler, Seiltänzer und andere Gaukler ihre Künſte zeigen. —

Von all' dieſen Schauſpielhäuſern iſt keines ſo ſehr beſucht als San Carlino, das für Neapel ganz daſſelbe iſt, was bis zum Jahre 1830 das Leopoldſtädter Theater für Wien geweſen war. Die Wiener Volksbühne exiſtirt jetzt, nach dem Tode Schuſter's, Korntheuer's, Raimund's und der unvergleichlichen Thereſe Krones, nur noch dem Namen nach, während Neapels San Carlino noch bis heute in ſeinem alten Glanze fortblüht.

XXVII.

Um dieſelbe Zeit, als San Carlo ſich wie ein Phönix aus der Aſche erhoben, hatte ſich zwiſchen Lady Monmouth und ihren beiden Landsleuten, dem Esquire Barnabas und dem Baronet Habakuk, eines jener Verhältniſſe angeknüpft, die mit einem harm-

---

des Geſichts iſt mit einer ſchwarzen Halblarve bedeckt, unter der eine auffallend lange Naſe wie ein gekrümmter Papageienſchnabel hervorlugt. — Der berühmteſte Pulcinella-Darſteller war Michel Angelo da Fracaſſano (geſtorben 1688 zu Neapel). Eine auf ihn verfaßte Grabſchrift behauptet, er ſei ſo komiſch geweſen, daß er ſelbſt noch als Leiche die Würmer in ſeinem Grabe zum Lachen gebracht! — !

loſen Scherze beginnen und mit einer höchſt tragiſchen Kataſtrophe — mit einer Heirath — zu enden pflegen. Lady Eſther ſtand zwiſchen beiden Anbetern wie Buridan's philoſophirendes Langohr zwiſchen den zwei Heubündeln, unentſchloſſen, wem von Beiden der Vorzug einzuräumen ſei.

In der That waren beide Gentlemen von ziemlich gleicher Liebenswürdigkeit; aber dieſe altengliſche Liebenswürdigkeit unterſcheidet ſich von jener anderer Nationen dadurch, daß die Grundfarbe dieſer „amability“ in der Regel höchſt unliebenswürdig, oft ſogar, und namentlich für jeden Nicht-Engländer, wahrhaft unausſtehlich iſt. Das unerſchütterliche Phlegma und der bodenloſe Spleen machen ſelbſt den allererträglichen Engliſhman in den Augen anderer Nationen unerträglich. Für Lady Monmouth aber, die eben auch keinen Ueberfluß an Schönheit beſaß, waren beide Bewerber, wiewohl gleich häßlich, doch immer noch ſchön genug. Jeder von ihnen beſaß ein bedeutendes Vermögen und jenen hohen Grad von Originalität, der ganz nah' an Verrücktheit ſtreift.

Der Esquire hatte ein Steckenpferd ganz eigenthümlicher und höchſt wunderbarer Art. Er ſammelte Zähne, aber nur Backzähne, und zwar blos ſolche, von denen es erwieſen war, daß ſie einſt den Kinnbacken weltberühmter Frauen angehört hatten. Barnabas Littleblount beſaß mehr als zweihundert ſolcher weltgeſchichtlichen Backzähne, darunter auch einen außerordentlich hohlen Zahn, der einſt der Geliebten Abälard's, der göttlichen Heloiſe, angehört. Nicht minder intereſſant waren drei Zähne der Agnes Sorel und der kerngeſunde Zahn der himmliſchen Laura, den ſie ſich blos aus Liebe zu ihrem Petrarca ausziehen ließ. Dieſen Zahn, den ſie ihm einſt „zur Erinnerung an die ſchönen Stunden von Vauklüſe“ geſchenkt, hatte der große Dichter in ſeinem Teſtamente an Giovanni da Bocchetta, Sacriſtan der Kirche zu Arqua, vermacht. Bocchetta ſchenkte ihn ſeiner Kirche, die in dem Beſitz dieſer Reliquie bis zum Jahre 1769 blieb, wo ſie Eigenthum eines Nachkommens der berühmten Laura, des Abbé Paul Alphonſe de Sade*) geworden war. Dieſer hinterließ den Zahn ſeinem Neffen, dem berüchtigten Marquis de Sade**), welcher kurz vor ſeinem Tode — er ſtarb am 2. December 1814 im Gefängniſſe zu Charenton — Petrarca's Vermächtniß einem Lyoner Antiquitätenhändler verſchachert hatte, der damit nach England ging. Hier war Esquire Barnabas der Glückliche, der dieſen Schatz für ein wahres Lumpengeld — für 220 Pfund Sterling — erſtanden hatte. An dieſen Zähnen hing er mit Leib und Seele, ſo zwar, daß er ſich viel lieber ſämmtliche Zähne ſeines eigenen Mundes, als einen Backzahn ſeines Muſeums hätte entreißen laſſen. Jeder dieſer Zähne ſtak in einem zierlichen Etui, auf deſſen Deckel Name und Summe des Preiſes zu leſen war. Letztere zuſammengezählt, gaben ein Facit von mehr als 30,000 Pfund Sterling.

Eine minder koſtſpielige, aber noch weit verrücktere Paſſion beſeelte den ſehr ehrenwerthen Sir Habakuk. Der Baronet war von ſeinem keineswegs reizenden Ich dergeſtalt eingenommen, daß er, ein Muſterbild von Häßlichkeit, ſich für den ſchönſten Mann der drei vereinigten Königreiche hielt. Im Jahre 1802 war er nach dem Continente gekommen, in der Abſicht, ſich in jeder

---

*) Verfaſſer der Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Petrarque.

**) Autor der „Justine“ und anderer berüchtigten Romane.

Stadt, die er mit ſeiner Gegenwart beglückte, mindeſtens ein Mal abmalen zu laſſen. Seit vierzehn Jahren beſtändig auf Reiſen, beſaß Baronet Habakuk bereits gegen neunhundert Portraits ſeiner unausſtehlich liebenswürdigen Perſon, und deſſenungeachtet verging kein Monat, in dem er nicht drei bis vier Malern zu neuen Bildern ſaß. Zu dieſem ganz ſonderbaren Vergnügen trieb ihn aber nicht blos Eitelkeit, ſondern auch etwas Eigennutz an. Vor ſeiner Abreiſe von London war er mit einem ſeiner Freunde, dem Viscount Timothy Barrington, eine Wette von 40,000 Pfund Sterling eingegangen, daß er nach Englands Hauptſtadt dann erſt zurückkehren wolle, ſobald es ihm gelungen ſei, eine Gallerie von mindeſtens tauſend Abbildungen ſeiner werthen Perſon mitzubringen, eine anſcheinend leichte Wette mit der erſchwerenden Klauſel, daß keines dieſer tauſend Bilder, hinſichtlich des Schnitts und der Farbe des Coſtüms und der Stellung des Körpers, dem andern gleich oder auch nur ähnlich ſein dürfe In Folge dieſer Wette war es dem ſchlauen Viscount gelungen, den Baronet auf eine Reihe von Jahren aus der Nähe einer bildhübſchen Tänzerin, die unſerm Sir Habakuk trotz ſeiner Häßlichkeit auffallend gewogen war, verbannt zu halten. Dieſer durfte, um ſeine Wette bald zu gewinnen, keine Woche ohne Erwerbung eines neuen Bildes für ſein Ich-Muſeum vorübergehen laſſen; von Woche zu Woche aber wurde die Aufgabe des Malers eine ſchwierigere, denn alle Stellungen und Coſtüme waren faſt ſchon erſchöpft. Man denke ſich eine Gallerie von tauſend Portraits eines und deſſelben Menſchen in anderer Kleidung und in anderer Attitüde und frage ſich, ob Idee und Wette eines Engländers nicht vollkommen würdig ſind?

Eines Morgens beſuchte Sir Barnabas den Sir Habakuk.

— Gratuliren Sie mir, Baronet.

— Darf ich fragen, wozu?

— Zu einem Glück, deſſen ganze Größe ich kaum zu faſſen vermag. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß mein in ſeiner Art einziges Kabinet von fünf Frauen des achten Heinrichs: von Katharina von Aragonien, von Johanna Seymour, von Anna von Cleve, von Katharina Howard und Katharina Parr, einen ehrwürdigen Backzahn aufzuweiſen gehabt; mir hatte, um dieſe koſtbare Serie vollſtändig zu beſitzen, blos ein Zahn der Anna Boulen gefehlt. Geſtern iſt es mir, nach jahrelangem Bemühen, endlich gelungen, dieſe Zahnlücke auszufüllen. Zwei Zähne der zweiten Frau des großen Heinrich habe ich für ein Lumpengeld von 486 Scudi erſtanden und bin nun ſo glücklich, ſo glücklich, daß ich vor Wonne alle Welt, ja ſogar Sie umarmen könnte.

— Auch mir, Sir Barnabas, dürfen Sie Glück wünſchen ...

— Wozu?

— Heute morgen habe ich einen jungen Maler gefunden, der ſich contractlich verpflichtet hat, mich im Laufe eines Vierteljahres in zwölf neuen Stellungen zu malen und, rathen Sie, in welchem Coſtüme ...

— Im Coſtüme der zwölf Apoſtel?

— Nein!

— Der zwölf Bilder des Thierkreiſes?

— Auch das nicht ...

— Worin denn?

— In Geſtalt der zwölf franzöſiſchen Kartenbilder, als Bube, Dame und König der vier Farben Coeur, Carreau, Pique und Treffle. Wie finden Sie den Einfall?

— **Very good, very fine!**

— Er iſt von mir, ſagte der Baronet mit ſtolzem Bewußtſein.

— Aber wiſſen Sie, Sir Habakuk, worauf ich am meiſten neugierig bin? Wie Sie ſich als Pique-Dame ausnehmen werden?

— Mein Muſeum zählt, ſobald das Dutzend neuer Bilder fertig iſt, gerade 898 Portraits. Mir fehlen noch 102 Stück, dann iſt das Tauſend voll und meine Wette von 40,000 Pfund gewonnen.

— Sie reiſen dann ſchnurſtracks nach London ...

— Kehre aber gleich wieder nach Neapel zurück ...

— Um?

— Lady Monmouth zu heirathen.

— Baronet, das werden Sie nicht!

— Wer will mich daran hindern? fragte Sir Habakuk, die Daumen in die Aermellöcher ſeiner Weſte einhäkelnd.

— Ich erſuche Sie dringend, nicht zu vergeſſen, daß meine Anſprüche älter als die Ihrigen ſind ...

— Deſſenungeachtet ſchmeichle ich mir, daß Lady Eſther keinen Augenblick anſtehen wird, mir den Vorzug einzuräumen ...

— Haben Sie Luſt, darauf zu wetten?

— Um zehntauſend Pfund.

— Abgemacht! rief Sir Barnabas. Morgen halte ich um Milady's Hand an.

— Warum nicht ſchon heute? Warum nicht gleich jetzt? Ich bin meiner Sache ſo gewiß, ſagte der Baronet, daß ich Ihnen den Vorſchlag mache, mich von hier direct zu Milady zu begleiten ...

Eines Morgens beſuchte Sir Barnabas den Sir Habakuk.

— Gratuliren Sie mir, Baronet.

— Darf ich fragen, wozu?

— Zu einem Glück, deſſen ganze Größe ich kaum zu faſſen vermag. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß mein in ſeiner Art einziges Kabinet von fünf Frauen des achten Heinrichs: von Katharina von Aragonien, von Johanna Seymour, von Anna von Cleve, von Katharina Howard und Katharina Parr, einen ehrwürdigen Backzahn aufzuweiſen gehabt; mir hatte, um dieſe koſtbare Serie vollſtändig zu beſitzen, blos ein Zahn der Anna Boullen gefehlt. Geſtern iſt es mir, nach jahrelangem Bemühen, endlich gelungen, dieſe Zahnlücke auszufüllen. Zwei Zähne der zweiten Frau des großen Heinrich habe ich für ein Lumpengeld von 486 Scudi erſtanden und bin nun ſo glücklich, ſo glücklich, daß ich vor Wonne alle Welt, ja ſogar Sie umarmen könnte.

— Auch mir, Sir Barnabas, dürfen Sie Glück wünſchen ...

— Wozu?

— Heute morgen habe ich einen jungen Maler gefunden, der ſich contractlich verpflichtet hat, mich im Laufe eines Vierteljahres in zwölf neuen Stellungen zu malen und, rathen Sie, in welchem Coſtüme ...

— Im Coſtüme der zwölf Apoſtel?

— Nein!

— Der zwölf Bilder des Thierkreiſes?

— Auch das nicht ...

— Worin denn?

— In Geſtalt der zwölf franzöſiſchen Kartenbilder, als Bube, Dame und König der vier Farben Coeur, Carreau, Pique und Treffle. Wie finden Sie den Einfall?

— Very good, very fine!

— Er iſt von mir, ſagte der Baronet mit ſtolzem Bewußtſein.

— Aber wiſſen Sie, Sir Habakuk, worauf ich am meiſten neugierig bin? Wie Sie ſich als Pique-Dame ausnehmen werden?

— Mein Muſeum zählt, ſobald das Dutzend neuer Bilder fertig iſt, gerade 898 Portraits. Mir fehlen noch 102 Stück, dann iſt das Tauſend voll und meine Wette von 40,000 Pfund gewonnen.

— Sie reiſen dann ſchnurſtracks nach London ...

— Kehre aber gleich wieder nach Neapel zurück ...

— Um?

— Lady Monmouth zu heirathen.

— Baronet, das werden Sie nicht!

— Wer will mich daran hindern? fragte Sir Habakuk, die Daumen in die Aermellöcher ſeiner Weſte einhäkelnd.

— Ich erſuche Sie dringend, nicht zu vergeſſen, daß meine Anſprüche älter als die Ihrigen ſind ...

— Deſſenungeachtet ſchmeichle ich mir, daß Lady Eſther keinen Augenblick anſtehen wird, mir den Vorzug einzuräumen ...

— Haben Sie Luſt, darauf zu wetten?

— Um zehntauſend Pfund.

— Abgemacht! rief Sir Barnabas. Morgen halte ich um Milady's Hand an.

— Warum nicht ſchon heute? Warum nicht gleich jetzt? Ich bin meiner Sache ſo gewiß, ſagte der Baronet, daß ich Ihnen den Vorſchlag mache, mich von hier direct zu Milady zu begleiten ...

— Ich bin bereit, ſprach der Esquire.

Beide Gentlemen verfügten ſich zur Nichte des engliſchen Geſandten, um gleichzeitig um deren Hand anzuhalten.

— Milady, meinte der Baronet, iſt zwar alt und häßlich, aber ...

— Reich und von altem Adel, fügte der Esquire hinzu. Ihre Kunſtſchätze, ihre Autographen ...

— Sind unter Brüdern 100,000 Pfund werth, ſagte Habakuk.

Lady Esther, die das Cap Vierzig längſt umſegelt hatte, war trotz ihres vorgerückten Alters durchaus nicht abgeneigt, einen dieſer beiden Herren zu heirathen, doch konnte ſie, wie wir ſchon früher erwähnt, durchaus nicht mit ſich einig werden, ob Sir Barnabas oder Sir Habakuk vorzuziehen ſei. Die Wahl zwiſchen Beiden fiel ihr dergeſtalt ſchwer, daß ſie, um ſich ſpäter keine Vorwürfe zu machen, gern Beide zugleich geheirathet hätte. Da dies aber nicht möglich war, ſo befragte ſie ihre Karten um Rath, für wen von Beiden ſie ſich endlich entſcheiden ſolle. Der Coeur-Bube ſtellte den Esquire, der Pique-König den Baronet vor; zum Unglück aber fielen die Karten immer ſo, daß das Zünglein der Waage zwiſchen Beiden hin- und herſchwankte, ohne ſich auf die Seite des Einen mehr als auf die des Andern hinzuneigen.

So legte ſie ſich abermals die Karten, als ihr Kammerdiener Belmont eintrat, um die Ankunſt der beiden Werber zu melden.

— Laß ſie eintreten, ſagte Milady, ihr Orakel ſchnell verbergend.

— Milady, begann der Baronet, Sie werden nicht begreifen, was uns zu ſo ungewöhnlich früher Stunde in Ihre bezaubernde Nähe treibt ...

— Sie wünſchen wahrſcheinlich bei mir zu frühſtücken?

— Davon ſpäter, ſagte der Esquire. Der eigentliche Zweck unſeres Kommens iſt ein anderer. Es kann Ihnen, Milady, unmöglich entgangen ſein, daß wir, ſeit drei Jahren die aufrichtigſten Verehrer Ihres Geiſtes, Ihrer Schönheit und Ihrer Tugend, emſig bemüht geweſen ſind, Ihnen unſere wärmſten Huldigungen darzubringen ...

— Huldigungen, die Ihre gehorſame Dienerin mit gerechtem Stolze erfüllt haben ...

— Jetzt, angebetete Milady, ſprach Sir Habakuk, iſt der Augenblick gekommen ...

— Wo wir, fügte Sir Barnabas hinzu, von gleichem Wunſche beſeelt ...

— Uns offiziell um Ihre Hand bewerben und Sie erſuchen wollen ...

— Zu wählen, wer von uns Beiden der Glückliche ſein ſoll ...

— Welcher die Krone der Frauen von Old-England die Seine nennen darf ...

— Gentlemen, ſagte die alte Närrin, indem ſie dem Einen die rechte, dem Andern die linke Hand reichte und aus jedem Auge ein Paar Thränen hervorrollen ließ, da Sie Beide gleich große Eigenſchaften und gleich würdige Anſprüche auf mein Herz beſitzen, werden Sie begreifen, wie ſchwer mir die Wahl werden muß, wen von Ihnen ich durch die ungetheilte Fülle meiner Liebe beglücken ſoll ...

Beide Heuchler fingen zu ſeufzen an.

— Gentlemen, fuhr Milady fort, ich begreife den Schmerz, der Sie durchzuckt; und bin untröſtlich, daß ich wider meinen Willen Einen von Ihnen unglücklich machen muß ...

— Wer von uns Beiden ſoll verzweifeln? fragte der Baronet, der die Miene eines Verurtheilten annahm.

— Ich ſelber wage dieſe Frage nicht zu entſcheiden, doch will ich Ihnen einen Vorſchlag machen. Sie wiſſen, ehrenwerthe Herren, daß ich über Alles Muſik liebe. Sie, die ſchönſte, herrlichſte und erhabenſte aller Künſte, ſoll entſcheiden, wer von Ihnen mich einſt beſitzen ſoll ...

— Wir bitten Milady ...

— Sich deutlicher zu erklären, ſetzte der Andere hinzu.

— Gentlemen, hören Sie meinen feſten, unabänderlichen Entſchluß. Derjenige von Ihnen wird mein Gemahl, der zuerſt die Kunſt des Geſangs und der Compoſition erlernt ...

— Milady, bedenken Sie ...

— Daß die Muſik für uns ein böhmiſches Dorf iſt ...

— Daß Keiner von uns eine Note verſteht, verſicherte der Esquire.

— Gentlemen, denken Sie an den „Zögling der Liebe“, denken Sie an „Sargines“. Liebe iſt die große Zauberin, die uns gelehrig macht.

— Wir aber, Milady ...

— Sind etwas älter als Sargines und ...

— Haben nicht die geringſte Anlage zur Muſik, betheuerte der Baronet.

— Liebe begeiſtert, Liebe macht uns zu Allem fähig! rief Lady Eſther.

— Die unſrige, meinten Beide, ſetzen Sie einer etwas allzuharten Prüfung aus.

— Der liebende Sargines wird ſie glänzend beſtehen …

— Ich glaube ſchwerlich, meinte Sir Barnabas, denn wo ſollen Leute in unſern Jahren Zeit und Talent hernehmen, eine ſo ſchwierige Kunſt, wie die des Geſangs und der Compoſition, zu erlernen? …

— Gentlemen, ich wiederhole Ihnen: es iſt mein feſter, unabänderlicher Wille, nur einem Componiſten meine Hand zu reichen. Liebe, ſage ich Ihnen noch ein Mal, iſt die beſte Lehrmeiſterin, Liebe macht ſelbſt das Unmöglichſte möglich. Lieben Sie mich wirklich, ſo nehmen Sie je eher je lieber Unterricht in der Muſik, denn Sie haben keine Zeit zu verlieren. Der Erſte von Ihnen, der mir eine ſeiner Compoſitionen dedicirt, erhält zur Belohnung ſeines Fleißes meine Hand, **car tel est notre bon plaisir.** Und nun kein Wort mehr davon! Iſt Ihnen jetzt gefällig, ein Frühſtück bei mir einzunehmen?

— Liebe macht uns zu Allem, ja ſogar zum Frühſtücken fähig, parodirte der Baronet.

— Hunger und Liebe, ſagt Deutſchlands Shakeſpeare, halten die Welt zuſammen, erinnerte der Esquire.

Lady Eſther zog am Glockenring. Gleich darauf erſchien Belmont, der den Auftrag erhielt, im Speiſeſaale ein Gabelfrühſtück aufzutragen.

Ein deutſcher Philoſoph (Franz Horn) ſagt von der Liebe, „daß ſie ein potenzirter Trieb nach Fleiſchſpeiſe ſei“. Wenn dieſe Definition eine richtige iſt, ſo waren beide Gentlemen in der That ſehr verliebt, denn ſie empfanden, als das Frühſtück aufgetragen wurde, mehr als je „einen potenzirten Trieb nach Fleiſchſpeiſe.“ Der Appetit beider Herren war beneidenswerth.

XXVIII.

An demſelben Morgen frühſtückte Roſſini bei Signora Colbrand. Letztere hatte ihrer Dienerſchaft den Befehl ertheilt, Jedem, ja ſelbſt Barbaja, falls er ſie beſuchen ſollte, zu ſagen, daß ſie ausgefahren ſei. Angélique wollte, wie es ſchien, mit Joachim allein und ungeſtört ſein. Weßhalb? fragen die Leſer. Vermuthlich um unter vier Augen den neuen Trüffel-Salat zu verſuchen.

Trüffel, ausgezeichneter Leſer, iſt ein Wort, welches den Schreiber dieſer Zeilen mit ſo ſüßer Wonne beſchleicht, daß er den Faden der Erzählung fallen läßt, um einen Augenblick bei dieſem Worte auszuruhen. Die Trüffel, welche Herr Brillat-Savarin, der Montesquieu der Feinſchmecker, den „Diamant der Küche“ nennt, iſt nach Roſſini's Terminologie der „Mozart der Pilze“. Sein „Don Juan“, ſagte er eines Tages zum Grafen Gallenberg, iſt eine Muſik, die ich mit nichts Schönerem als der Trüffel zu vergleichen weiß. Beide haben das miteinander gemein, daß man ihnen, je öfter man ſie genießt, immer größern Reiz abgewinnt. — Giambattiſta Baſſani, ein nicht unbedeutender Componiſt, trieb ſeine Frömmigkeit ſo weit, im Jahre 1698 ſein Opus 18 (3 vier- und fünfſtimmige Meſſen) dem von Sanct Lucas gemalten Marienbilde in Bologna zu widmen. Meiſter Joachim, dem eine Trüffel lieber als ganz Bologna mit all' ſeinen Heiligenbildern war, wollte die Partitur ſeines „Barbier von Sevilla“ der Stadt Perigueux, die ſich durch ihre köſtliche Trüffeln einen europäiſchen Ruf erworben hat, als ein Zeichen tiefgefühlten Dankes dediciren, hätte nicht der Verleger dieſer Oper (Ricordi in Mailand) dagegen Einſpruch gethan. — Roſſini war nun einmal Gourmand und ganz das Gegenſpiel jenes berühmten Tondichters Francesco Alghiſi*), der in den Geruch der Heiligkeit kam und von ganz Italien als Santo Alghiſi verehrt wurde, weil er ein ſtreng ascetiſches Leben geführt und blos von Wurzeln und Kräutern gelebt haben ſoll. — Sachini componirte am ſchnellſten, wenn er mitten unter ſeinen Katzen ſaß; unſern Helden konnte nichts ſo ſchnell begeiſtern, als die Geſellſchaft eines gut abgerichteten Trüffelhundes oder der Anblick ſeiner gelungenen Trüffel-Paſtete. Ohne Trüffel konnte er nicht leben.

— Nun, meine Liebe, fragte Roſſini, wie finden Sie dieſen neuen Salat?

— Pikant wie Alles, was Sie ſchaffen!

— Zu artig!

— Wie oft aber ſoll ich Sie an Ihr Verſprechen erinnern? Sie wollten mir Ihre Abenteuer in Rom erzählen. Auch dort, ſagten Sie, hätten Sie Eroberungen gemacht ...

— Mehr als mir lieb war, prahlte der Maeſtro und reichte ihr auf der Spitze ſeiner Gabel ein Trüffelſtück.

— Sie pflegten doch ſonſt keine Eroberung zu verſchmähen, meinte ſie, die Gabel zum Munde führend.

— Wie konnte ich wohl an Andere denken, da alle meine Gedanken ſich ſo gern mit Ihrem Bilde beſchäftigten, am liebſten bei Ihnen verweilten, ſagte Joachim, mit einſchmeichelnder

---

*) Geboren 1666, geſtorben 1743 zu Brescia.

Faublas-Miene ihre Hand erfaſſend und ſie zärtlich an ſeine liebedurſtigen Lippen ziehend.

— Bei mir? fragte die Colbrand etwas ſpitz. Halten Sie mich wirklich für ſo albern, mich überreden zu können, daß Sie meiner öfter als jeder Andern gedacht haben? Ich bin zu alt für Sie, ſagte die Kokette, ihm ihre Hand entziehend; ein Mann in Ihren Jahren ſchwärmt lieber für die Jugend.

— Ich ſchwärme für Dich, Angélique, hauchte der Maeſtro mit dem ſchmelzendſten Tone ſeiner bieg- und ſchmiegſamen Kehle, nur für Dich, Blume der Engel! wiederholte er und umſchlang ſie mit beiden Armen.

— Laſſen Sie mich los, böſer, falſcher, ungezogener Menſch!

— Angélique, nie warſt Du ſchöner, nie warſt Du reizender als jetzt, ſagte der Schwan und drückte einen brennendheißen Kuß auf den ſchneeweißen Hals ſeiner Leda.

— Ei, ei, was giebt Ihnen das Recht, mich zu dutzen?

— Das Feuer, das in meinen Adern rollt, die Gluth, die in meinem Hirne tobt, die Liebe, Angélique, die Liebe!

— Sie phantaſiren, Maeſtro. Kommen Sie zu ſich, ſonſt rufe ich Francilla.

— Francilla? fragte Roſſini ganz verwundert.

— Sie ſtellen ſich, als ob dieſer Name und die Perſon, der er angehört, Sie durchaus gleichgiltig läßt. Und dennoch weiß ich aus ſehr guter Quelle, daß Sie das junge, alberne, empfindſame Ding lieben?

— Daß ich Francilla liebe?

— Und daß das arme, unerfahrene Kind einfältig genug iſt, Sie wieder zu lieben.

— Francilla, ſagen Sie, liebt mich?

— Bedauern Sie das arme Geſchöpf ...

— Ja, Angélique, ich bedaure, ich beklage die arme Waiſe, weil mein Herz mir ſagt, daß es für ſie nur reines Mitleid, aber keinen Funken von Liebe fühlt ...

— Sie ſpielen Ihre Rolle ganz vortrefflich ...

— Ich wüßte keinen Grund, weßhalb ich mich verſtellen ſollte. Liebte ich Francilla, wer könnte es mir wehren? Liebte ich ſie, dann hätte ich auch den Muth, es Ihnen und aller Welt zu geſtehen ...

— Auch ihrem Bräutigam, dem armen, betrogenen Elleboro?

— Ihm zuerſt. Aber mein Herz — ich ſchwöre es Ihnen! — weiß nichts von dem, was Sie ihm aufbürden.

— Und hätten Sie wohl auch den Muth, das, was Sie ſo eben mir geſagt, in Francillens Gegenwart zu wiederholen?

— Ich bin es ihr und mir ſchuldig. Francilla iſt ein albernes Kind, wenn ſie mich liebt, eine eitle Thörin, wenn ſie glaubt, daß ich ſie liebe.

Signora Colbrand erhob ſich langſam von ihrem Stuhle, ſchritt ruhig an ihr Himmelbett und zog den grünſeidenen Vorhang auseinander.

— Haſt Du's gehört? fragte ſie mit vernichtender Kälte das arme Geſchöpf, das auf ihren Befehl hinter dem Vorhange mäuschenſtill verſteckt lag.

— Weh' mir! rief Francilla, bedeckte mit beiden Händen ihr leichenblaſſes, krampfhaft verzerrtes Geſicht und ſank ohnmächtig auf die Bettkiſſen zurück.

— Du hier, armes Kind! rief Roſſini, tief erſchreckt.

Francilla aber hörte das nicht mehr, denn ſie lag bereits ohne Bewußtſein.

— Signora, ſagte er zur Colbrand, Sie haben ein kühnes, höchſt verwegenes Spiel geſpielt. Sie brechen dieſes kranke Herz ... Sie tödten dieſes arme Weſen ...

— Ich riß ihr nur die Schuppen von den Augen; ich zeigte ihr den Abgrund des ſüßen Wahnes, dem ſie ſich hingegeben; das war ich ihr und dem armen Teufel ſchuldig, der die Treuloſe mehr als ſich ſelber liebt.

— Torquato hat ein gutes, edles Herz ... er wird der Geliebten verzeihen ...

— Und Francilla?

— Wird die ſtrafbare Neigung, die ſie in der geheimſten Tiefe ihres Herzens genährt, ſiegreich überwinden und an Elleboro's treuer Bruſt den Schmerz bitterer Täuſchung niederkämpfen. Nun aber muß ich fort, um den Arzt zu rufen, denn Francillens Zuſtand beunruhigt mich. Ihr Puls ſtockt ... alles Blut, alles Leben ſcheint entflohen ... ſie iſt eiskalt und Todesſchweis ſteht auf ihrer Stirn ...

— Eilen Sie, eilen Sie, rief die Colbrand, die beim Anblick der gebrochenen Lilie ihren beleidigten Stolz, ihre gekränkte Eitelkeit vergaß und, von Reue und Mitleid hingeriſſen, ſich auf das Lager der Kranken warf, um Francillens Stirne, Mund und Augen mit Küſſen und mit Thränen zu bedecken und die krampferſtarrten Glieder zu erwärmen.

Der Maeſtro war unterdeſſen fortgeeilt und bald darauf mit dem Theaterarzte, der im Nachbarhauſe wohnte, zurückgekehrt.

Doctor Angelo Scappi war einer der ausgezeichnetſten Aerzte

Neapels, aber ein herzloſer, ganz und gar verknöcherter Menſch, der ſchon ſo oft am Todtenbette geſtanden, daß die größte Lebensgefahr nicht im Stande war, ſeine Ruhe zu erſchüttern. Der Tod hatte für ihn ſo wenig Schreckliches, daß er, ein grauſamer Spötter, oft im Augenblick der höchſten Gefahr nicht unterlaſſen konnte, einen Witz, der ihm auf der Zunge lag, von ſich abzuſchütteln.

— Nun, was giebts? fragte der Aeſkulap, die Brille abnehmend und die Augen zudrückend, als ob er einſchlafen wolle.

— Helfen Sie, Doctor, rief die Primadonna, das arme Kind liegt in Ohnmacht ...

— Laſſen Sie ſie liegen, ſagte Scappi und zog ſein ſeidenes Taſchentuch hervor, um mit einem Zipfel deſſelben die beſtaubten Brillengläſer abzuputzen.

— Sie ſtirbt, Doctor!

— Schwan von Peſaro, man ſtirbt nicht ſo ſchnell, ſprach der neue Hippokrates, ſetzte ſich die Brille auf, ſchritt langſam ans Bett, hielt einige Minuten lang den Puls der Kranken, beobachtete die Geſichtszüge derſelben und ſprach keine Sylbe.

— Nun, Doctor? fragte die Colbrand.

— Die Kleine ſtirbt, aber, ſetzte er nach kurzer Pauſe hinzu, weder heute, noch morgen; überhaupt hat ihr Zuſtand bis jetzt noch nichts Bedenkliches, doch bedarf er vor Allem großer Ruhe.

— Und die Krankheit?

— Iſt ein kleines, unbedeutendes Uebel, das der Lateiner **Typhus**, der Franzoſe **Fièvre adynamique**, der Engländer **nervous fever** und der Deutſche Nervenfieber nennt, eine Krankheit, deren räthſelhaftes Weſen wohl Niemand beſſer durchſchaut hat, als der Engländer John Huxham, deſſen berühmtes Werk: Essay on fevers and diseases — London 1750 — von keinem der ſpätern Aerzte erreicht oder gar übertroffen worden iſt. Wünſcht Einer von Ihnen es zu leſen, ſo ſtehen Ihnen aus meiner Bibliothek das engliſche Original, eine deutſche und vier franzöſiſche Ueberſetzungen von Eidous, Mariner, Goulin und Roux zu Dienſten.

— Doctor, Sie ſind ein ſchrecklicher Menſch! Ihr Herz iſt von Marmor.

— Das Ihrige, Signora, iſt von Butter. Nehmen Sie ſich in Acht, daß es nicht ſchmilzt, ſprach der Spötter und warf dabei einen vielſagenden Seitenblick auf Roſſini. Was die Kleine betrifft, ſo bringen Sie ſie ſogleich in ein Zimmer, das ſtill und dunkel iſt. Gegen Abend werde ich wiederkommen. — — —

— — — — — — — — — —

Elleboro war untröſtlich, als er von ſeinem Lehrer die Nachricht erhielt, daß Francilla urplötzlich ſchwer erkrankt ſei. Das, was vorausgegangen war, hatte Roſſini, aus Rückſicht für die Colbrand, dem armen Jungen verſchwiegen. Torquato ſtürzte an Francillens Bett und fand ſie im Delirium.

— — — — — — — — — —

Als Scappi gegen Abend wiederkam, unterſuchte er den Puls der Kranken, verordnete eine neue Medicin und ſagte zur Colbrand:

— Die Kleine dauert mich.

— Iſt Gefahr zu befürchten?

— Das Nervenfieber wird ſie überſtehen; doch leidet ſie an einem andern Uebel, das, wie mir ſcheint, unheilbar iſt. Sie laborirt an einem Fieber, das im profanen Leben Liebe heißt.

— Ihr Scharfblick hat Sie nicht getäuſcht. Francilla liebt in der That; aber errathen Sie wohl auch wen?

— Denſelben Don Juan, den auch Sie lieben.

— Diesmal, Illuſtriſſimo, befinden Sie ſich in einem gewaltig großen Irrthume ...

— Geben Sie ſich keine Mühe, etwas zu läugnen, was ich längſt durchſchaut habe. Ihr Herz, Signora, liegt wie ein aufgeſchlagenes Buch vor mir. Seite 1, Zeile 3 von unten ſteht mit durchſchoſſenen Lettern der Name eines Böſewichts, der Ihnen in's Herz gewachſen; ein niedlicher Polyp, der krebsartig immer weiter um ſich greift und nicht mehr zu exſtirpiren iſt. Dieſes Gewächs heißt Roſſini ...

— Doctor, ich bitte und beſchwöre Sie, das Buch ſchleunigſt zuzuſchlagen und nichts von Allem, was Sie darin geleſen haben, indiscret auszuſchwatzen.

— Ein gewiſſenhafter Arzt verräth niemals die Krankheit ſeines Patienten, ſagte der Doctor und ging.

Scappi war in der That ein eben ſo tüchtiger Menſchen- als Bücher-Kenner. Niemand hatte die Natur und das Weſen der Liebe, alle Symptome und Stadien derſelben ſo genau beobachtet als er. Und ſo kam es, daß er den Leuten in's Herz ſchauen und ihnen, wie man zu ſagen pflegt, an der Naſenſpitze anſehen konnte, ob und wie weit ſie verliebt waren. Scappi beſaß alle Werke, die über Liebe, betrachtet vom Standpunkte der Pſychologie und Medicin, erſchienen waren, und er ſelbſt arbeitete ſeit länger als zwanzig Jahren an einem Werke, das unter dem Titel „Anatomie der Liebe“ erſt nach ſeinem Tode ans Licht treten ſollte.

Der erſte Arzt, der die Phyſiologie der Liebe unterſucht hatte, war Gregor Horſtius[1]); ihm folgten Jacques Ferrand[2]), Lamand[3]), Faſch[4]), D. C. Friedrich[5]), F. J. Horſtius[6]), Vetter[7]), Doppet[8]), Bienville[9]), Dupraſt Rony[10]) und einige Andere[11]). Scappi, der all' dieſe Vorarbeiten benutzte, wollte ein Werk hinterlaſſen, das all' ſeine Vorgänger verdunkeln ſollte.

---

1) Tractatus de natura amoris, Giess. 1611. 4.

2) Traité de l'essence et guérison de l'amour, Tolose 1612. 12. vermehrt u. d. T. Traité de la maladie d'amour, ou Mélancolie érotique, Par. 1623. 12. In der Verſteigerung von Charles Nodier's Büchernachlaß wurde ein Exemplar der erſten Auflage mit 321 Francs bezahlt. Ein Exemplar der zweiten Auflage beſitzt u. A. auch die Univerſitätsbibliothek zu Leipzig.

3) Dissertatio de natura amoris et amantium amentium cura, Basil. 1614. 4.

4) Amor insanis, Jen. 1686. 4. (Deutſch u. d. T. Gründliche Unterſuchung von dem Liebesfieber, Halle 1725. 8.)

5) Medicinische vernunft- und erfahrungsmäßige Abhandlung von dem Liebesfieber, nebſt einigen Gedanken von dem Frieſel, Liebeſeld 1. Sept. 1748.

6) Urſachen der Liebe und Heilmittel dawider, inſofern ſie Krankheit iſt, Leipz. 1776. 8.

7) Dissertatio de morbis amatoriis, Erlang. 1787. 4.

8) Aphrodisiaque externe, ou traité du fouet et de ses effets sur le physique de l'amour, ouvrage médico-philosophique suivie d'un dissertation sur tous les moyens capables d'exciter aux plaisirs d'amour, s. l. 1788. 16. Von demſelben Verfaſſer, welcher früher Arzt und ſpäter General der franzöſiſchen Republik war, erſchien ein Jahr früher „le médecin de l'amour, Paphos (Genève) 1787. 8."

9) La Nymphomanie ou Traité de la fureur utérine, Amst. 1771. 12. ibid. 1788. 12. (Deutſch, Amſt. 1772. 8., italieniſch Venez. 1789. 8.)

10) Dissertation sur le Satyriasis, Par. 1804. 8.

11) Von einem Ungenannten: Des causes et des remèdes de l'amour par F....., Londres-Paris 1773. 12. Die unter 6 angeführte Schrift von F. J. Horſtius ſoll die freie Bearbeitung eines engliſchen Originals ſein, das uns nicht bekannt iſt.

XXIX.

Während Francilla's Krankheit wurde Roſſini's „Othello" zum erſten Male im Theater del Fondo aufgeführt. Die Hauptpartie, welche der Maeſtro urſprünglich für Garcia geſchrieben hatte, war, weil dieſer plötzlich nach Mailand durchgegangen, dem Meiſter Nieswurz einſtudirt worden, der in dieſer Oper zum erſten Male als Soloſänger unter dem angenommenen Namen Rozzari auftreten ſollte. — Die Nachricht, daß ein geweſener Lazzarone in der neuen Oper die Titelrolle ſingen werde, hatte ſich wie ein Lauffeuer durch ganz Neapel verbreitet und Elleboro's ehemalige Kameraden in Feuer und Flammen geſetzt. Jeder Lazzarone, dem's gelungen war, ſich an jenem Tage ſo viel zuſammenzubetteln, um ſich einen Platz auf der letzten Gallerie zu erkaufen, ſtürzte ins Theater, um ſeinem ehemaligen Collegen einen Tribut der Huldigung darzubringen. Noch niemals hatte das Theater eine ſolche Fluth von Bettlern herbeiſtrömen ſehen, als an jenem Abende. Seit Mittag hatten ſie alle Eingänge des Opernhauſes belagert und ſich, wie Leonidas und die Seinen bei den Thermopylen, wacker geſchlagen, um ſich einen guten Platz zu erkämpfen.

— Kennſt Du unſern ehemaligen Collegen? fragte ein Lazzarone den Andern ...

— Ob ich ihn kenne! Zwei Jahre lang haben wir jede Nacht auf einer und derſelben Kirchentreppe geſchlafen und den letzten Biſſen mit einander getheilt ...

— Nieswurz ſoll der Baſtard eines franzöſiſchen Prinzen ſein, erzählte ein Dritter.

— Verläumdung, niederträchtige Verläumdung! rief ein Vierter, der, älter als die Andern, der Capo Lazzaro, das Haupt dieſer Bettler war. Ich kannte des Jungen Eltern ſo genau, als die zerriſſenen Taſchen meiner Sonntagshoſen. Elleboro's Vater war ein ächter Vollblut-Lazzarone. Er hieß Tito Manlio, wir Andern aber nannten ihn „Scaramuccia“, weil er hunderttauſend Geſichter ſchneiden und eben ſoviel und wohl noch mehr Lazzi machen konnte, worüber wir uns oft genug ſcheckig gelacht. Der Kerl hatte eine Zunge, ſo groß und beweglich, daß er damit Naſenſpitze und Ohrlappen erreichte. Außerdem konnte er die Stimmen aller Vögel nachahmen und wiehern wie ein Pferd und bellen wie ein Hund und miauen wie ein Kater und winſeln wie ein Wickelkind. Der Herrgottstauſendſaſa hatte nur einen Fehler: er konnte keinen Parmeſankäſe riechen, ohne darüber herzufallen und ihn heißhungerig zu verſchlingen. Eines Abends, als er mehr als je verdient hatte, kaufte er ſich zwei Pfund Käſe und fraß ſie; am andern Morgen war er todt ...

— Und Elleboro's Mutter? fragte ein Fünfter.

— Hieß Fiametta und war in ihrer Jugend eines der ſchönſten Melonenmädchen von ganz Neapel. Auch ſpäter als Frau war ſie nicht übel, meinte der Capo Lazzaro und trällerte den Anfang einer Barcarole vor ſich hin.

— Iſt es wahr, begann ein Sechſter, daß Bruder Nieswurz, ſeitdem ſein Maeſtro ihn zum Sänger ausgebildet hat, ſtolz und hochmüthig geworden?

— Verläumdung, kannibaliſche Verläumdung! erwiderte das

Haupt der Bettler. Geſtern traf ich ihn, als er eben aus dem Theater kam. Er lief auf mich zu, drückte mir die Hand und ſagte: Buon' giorno, Capitano. Haſt Du Zeit? fragte er. Ja, ſagte ich. Nun ſo komm und iß mit mir, ſagte er und führte mich in ein Speiſehaus, wo er mir Auſtern und andere Delicateſſen vorſetzen und eine Bouteille Lacrymae Chriſti ſpringen ließ.

— That er das wirklich?

— Er that noch mehr. Als er ging, nahm er mich bei Seite und raunte mir leiſe ins Ohr: Brauchſt Du Geld? Ihr könnt Euch denken, Kinder, daß ich nicht Nein geſagt. Da griff er in die Taſche und holte etwas hervor, das er mir heimlich in die Hand drückte. Ich öffnete die Hand und was erblickten meine Augen: einen blanken Napoleon!

— Evvivà, evvivà! riefen die Bettler und waren nun ganz außer ſich vor Stolz und Freude, daß Meiſter Rieswurz, ihr ehemaliger Commilitone, ſo viel Herablaſſung und Großmuth beſaß, das Haupt der großen Verbrüderung, der er früher angehört, auch jetzt noch zu reſpectiren.

Noch nie wurde ein Debütant mit größerm Jubel empfangen und mit wärmerm Beifall begrüßt, als Meiſter Rieswurz, der in der That ſo meiſterhaft brav, ſo wunderbar ſchön ſang, daß nicht blos die Lazzaroni-Clique, ſondern auch das ganze Publikum, von der Schönheit ſeiner Stimme begeiſtert, ihn faſt nach jeder Scene hervorrief. Folge davon war, daß Elleboro-Nozzari noch an demſelben Abende von Barbaja mit einem Jahrgehalte von 4000 Scudi als primo tenore auf fünf Jahre engagirt wurde.

Aber nicht blos Othello, auch Desdemona-Colbrand und

Rodrigo-David hatten an jenem Abend im ſtrengſten Sinne des Worts Furore erregt.

Die Oper ſelbſt wurde vom erſten Takte der Ouverture bis zur Schlußnote des letzten Finale mit wahrhaft fanatiſchem Enthuſiasmus aufgenommen. In der That iſt die ganze Partitur ein Meiſterwerk des prächtigſten Styls, ein Veſuv voll glühender Melodien und zündender Rhythmen. Gleich der erſte Chor und Marſch „Viva Otello“ ſchlug wie ein Blitz in ein Pulvermagazin. Othello's erſte Arie „Ah si per voi già sento“ verſetzte die Zuhörer und beſonders Elleboro's Kameraden, die hochbegeiſterten Bettler, in anakreontiſches Delirium. Ein tauſendſtimmiger Evivàruf durchwogte das Haus. „Alles, was Hände hatte, erzählte ein Journal, applaudirte wie verrückt.“ Auf der letzten Gallerie bildeten zwei Lazzaroni, welche einarmig waren, eine der originellſten Gruppen. Der Eine hatte blos einen rechten, der Andere blos einen linken Arm; ſie vereinten ihre Hände und applaudirten für Zwei. — Nicht minder gefiel das Duett zwiſchen Jago und Rodrigo „Nò, non temer“ und der Chor „Santo imen, te guidi amore“. Die letzte dieſer beiden Nummern iſt das gelungenſte Amalgam italieniſcher Melodie und deutſcher Harmonie, und das Finale „Nel cuor d'un padre amante“ gewiß das Großartigſte, was der „Orpheus von Peſaro“ in der Gattung der opera seria geleiſtet hat. — Die Glanzpunkte des zweiten Aktes ſind Rodrigo's Arie „Che ascolto? ohimè! che dici?“ — eine Nummer voll innigheißer Liebesglut — das Duett zwiſchen Othello und Jago „Non m'inganno, al mio rivale“ — ein feuerſpeiender Vulkan voll Wuth und Rachgefühl — und das große herrliche Terzett „Ah vieni, nel tuo sangue“. — Der dritte Akt beginnt mit der Scene, in welcher mitten in der Nacht Desdemona, von ſchauriger Ahnung erfüllt, ihrer Freundin die Nachricht von der Verbannung ihres Gemahls erzählt. Ein vorüberfahrender Gondolière ſingt Dante's Verſe: „nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria*). Wer ſingt hier? fragt Desdemona und eilt ans Fenſter. È il gondoliere, antwortet die Vertraute, che cantando il cammin sulla placida laguna, pensando ai figli, mentre il ciel s'imbruna**). Dies kleine, meiſterhaft inſtrumentirte Recitativ iſt von wahrhaft hoher Wirkung. Noch ſchöner und rührender iſt Desdemona's Romanze „Assisa a piè d'un salice“ (mit Harfenbegleitung). Es iſt das erſte Lied, das ſie einſt aus dem Munde ihrer Amme gehört, und gleichſam auch ihr letztes, das Schwanenlied, durch deſſen Töne die düſtere Ahnung des nahen Todes rauſcht. In bangen Schmerz verſunken, vergißt ſie das Lied; in demſelben Augenblick zerſchlägt ein heftiger Windſtoß eine Scheibe des geſchloſſenen Fenſters. Desdemona fängt, um das bange Gefühl, das ſie durchrieſelt, niederzukämpfen, die Romanze von vorn an; aber Furcht und Angſt hemmen die Schwingen ihrer Stimme. Ihre Freundin entfernt ſich. Während draußen der Donner brüllt, ſingt Desdemona „Deh, calma o ciel!“ eine kurze Preghiera, deren Melodie einen tiefen Eindruck zurückläßt. Bald, nachdem ſie ſich auf ihr Lager niedergelaſſen hat, beginnt ein Ritornell, das uns auf die nachfolgende Kataſtrophe vorbereitet. Im Hintergrunde der Bühne erſcheint auf einer ſchmalen Wendeltreppe Othello mit brennender Fackel in der Hand. Er kommt, um ſeine Schmach zu rächen; er naht ſich ihrem Lager; er hört, wie ſie im Schlafe „amato bene" ruft; er zaudert einen Augenblick und weckt ſie dann. Hierauf folgt das Duett, in dem beſonders der Schluß, wo Othello, welcher Desdemona ermordet hat, vor ſeiner eigenen That zurückbebt, von tief tragiſcher Kraft iſt. Der Uebergang zum Finale, in dem ſeine Verzweiflung durch die frohe Nachricht, die ihm wird, den Brennpunkt erreicht, iſt leider zu kurz und übereilt und das Ende das Schwächſte der ganzen Oper.

---

*) Es giebt kein größeres Leid, als im Unglück die Erinnerung glücklicher Tage.

**) Es iſt der Schiffer, der mit Singen verkürzet die Fahrt auf friedlicher Woge und der Kinder gedenkt, wenn der Himmel ſich ſchwärzt.

Colbrand und Nozzari wurden ſtürmiſch gerufen*).

— — — — — — — — — —

Roſſini, der für ſeine Oper fünfhundert Dukaten begehrt hatte, war nicht wenig überraſcht, als er einen Tag nach der erſten Aufführung von Barbaja's Secretär ein Billet erhielt, in dem eine Anweiſung auf das Doppelte der Summe lag. Er eilte zur Colbrand, um ihr dieſen Zug der Großmuth zu erzählen.

— Signor Barbaja, ſagte die Primadonna, hat nicht aus freiem Antriebe ſo gehandelt. Es geſchah auf meinen Befehl.

— Was ſoll ich thun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen?

— Was Sie thun ſollen? Fangen auch Sie endlich zu ſparen an.

— Du lieber Himmel, für wen?

---

*) Die großartigſte Desdemona, die wir gehört haben, war Maria Malibran, die ſchwächſte iſt Madame Schröder-Devrient. Einer der beſten deutſchen Othello's war in früherer Zeit der Sänger Wild. — Als Curioſität verdient erwähnt zu werden, daß Madame Malibran nicht blos die Desdemona, ſondern einmal, in Paris, auch den Othello geſungen hat.

— Für ein Weſen, das Ihnen liebreich zugethan ...

— Für Sie? fragte der Maeſtro ſchnell entflammt.

— Signor, wo denken Sie hin? Ich liebe jene Männer nicht, die, gleich den Schmetterlingen, von einer Blume zur andern fliegen und jeder den Honig ausſaugen. Ich liebe die Beſtändigkeit ...

— Meine Liebe zu Ihnen, Angélique, wird Ewigkeiten überdauern und nie, nie erkalten, ſo wahr ich Joachim heiße!

— Nun, lieben Sie mich wirklich, dann erweiſen Sie mir einen ganz kleinen Gefallen ...

— Gebieten Sie!

— Verlaſſen Sie uns ſobald als möglich. Reiſen Sie nach Mailand, reiſen Sie nach Venedig, reiſen Sie, wohin Sie wollen; nur bleiben Sie nicht in Neapel.

— Und warum?

— Aus zwei Gründen. Barbaja hat eine feine Naſe und wittert ſeit einiger Zeit argen Verdacht. Ich fürchte, daß Doctor Scappi, der alte indiſcrete Schwätzer, ihn in das Geheimniß meines Herzens eingeweiht und ihm verrathen hat, daß Signor Roſſini mir nicht ganz ſo gleichgiltig iſt, als es vor den Augen der Welt den Anſchein hat. Um ſeinen Argwohn zu beſeitigen, iſt es klug und rathſam, daß Sie mich auf einige Zeit verlaſſen ...

— Und der zweite Grund?

— Iſt, aufrichtig geſagt, noch viel triftiger als der erſte. Francilla geht mit jedem Tage mehr und mehr ihrer Geneſung entgegen; ſie wird, wie mir der Doctor ſagt, in einigen Tagen das Bett verlaſſen dürfen. Ich bin dem armen Kinde mehr gut, als ich's geglaubt habe. Ihr Anblick, Roſſini, würde die kaum vernarbte Wunde von Neuem aufreißen; mir aber würde es weh' thun, die Kleine leiden zu ſehen, ohne im Stande zu ſein, ihr helfen zu können. Francilla muß Sie vergeſſen lernen. Aus den Augen, aus dem Sinn! Und darum wünſche ich, daß Sie Neapel ſobald als möglich verlaſſen ...

— Ihr Wunſch, Angélique, iſt mir Befehl. Der Impreſario des Valle-Theaters quält mich um eine neue Oper; in drei Tagen reiſe ich nach Rom, jedoch nur unter einer Bedingung ...

— Und die wäre?

— Daß Sie endlich Ihr Verſprechen erfüllen und mich vor meiner Abreiſe, morgen oder übermorgen, in meiner neuen Wohnung beſuchen, wo wir uns endlich ein Mal ſo recht nach Herzensluſt, ſo ganz con amore, unterhalten können. Hier, in Ihrem Hauſe, geht das nicht, denn Zerline und alle Ihre Diener ſind Barbaja's Spione, die an den Wänden horchen, durch die Schlüſſellöcher ſchauen, um jedes unſrer Worte, jede unſrer Mienen zu belauſchen. Auch müſſen wir hier jeden Augenblick befürchten, daß der Teufel uns einen Schabernack ſpielt und in dem Momente, wo wir allein ſein wollen, uns unſern gemeinſchaftlichen Freund Barbaja auf den Hals ſchickt. Es iſt jetzt Carneval. Sie hüllen ſich in die erſte beſte Maske und gelangen unerkannt in meine Wohnung, wo wir ungeſtört und ungenirt machen können, was uns beliebt. Wir frühſtücken ... Sie koſten noch ein Mal meinen Trüffelſalat und ... das Uebrige ...

— Und das Uebrige? wiederholte die Sängerin mit der allerreizendſten Koketterie ...

— Findet ſich dann von ſelbſt ...

— Glauben Sie? fragte die Colbrand mit ſchlauem Blinzeln.

— Signora, ich wette ...

— Worauf?

— Daß wir uns gut unterhalten werden ...

— **Eh bien**, damit Sie ſehen, daß ich Ihren Trüffelſalat zu ſchätzen weiß, will ich mich in Gnaden herablaſſen, Ihnen morgen zwiſchen Eilf und Zwölf **en masque** meinen erſten Beſuch abzuſtatten ...

— Was aber giebt mir Bürgſchaft, daß ich Sie nicht, wie neulich, vergebens erwarte?

— Nehmen Sie dieſes Medaillon. Wenn ich nicht komme, iſt es das Ihre, ſagte die Colbrand und reichte ihm ihr mit Brillanten beſetztes Miniaturbild.

Roſſini nahm das Medaillon und drückte es an ſeine Lippen.

— Es ſoll von nun an auf meinem Herzen ruhen. Und morgen um dieſe Zeit ...

— Schleicht Diana zu ihrem Endymion!

— Hört es, Götter, und beneidet mich! rief der Maeſtro, erfaßte ihre Hand und küßte das weiße Fleiſch mit ſo ungeſtümer Gluth, daß Diana Colbrand ihre Lippen zu einem ſpöttiſchen Lächeln verzog.

— Nur eine Frage noch!

— Was wünſcht meine reizende Angélique?

— Sie wünſcht zu wiſſen, ob Sie auch heute ſchon Trüffelſalat genoſſen haben?

— Boshafte Spötterin! rief Roſſini und ging.

XXX.

Der Carneval iſt eine herrliche Erfindung. Keines von allen Feſten der Chriſtenheit verſteht das Angenehme mit dem Nützlichen ſo gut zu vereinen, als die liebenswürdige Faſchingszeit. Rom, Venedig und Neapel ſind niemals glücklicher als zur Zeit der Maskenfreiheit, denn eine andere Freiheit kennt Italien blos dem Namen nach. Wohl mag der römiſche und venetianiſche Carneval grandioſer und pittoresker ſein; zehn Mal luſtiger, muthwilliger und frivoler iſt der neapolitaniſche. Die „allergetreueſte Stadt" feiert in einem Tage mehr verliebte Abenteuer, mehr ſaturnaliſche Orgien, als Rom oder Venedig während der ganzem Dauer dieſes Feſtes. Neapels Frauen ſind das ganze Jahr hindurch paſſabel tugendhaft; nur im Carneval verlaſſen ſie den Pfad ehelicher Treue und wandeln auf den Wegen der Verführung, im Irrgarten illegitimer Liebe. Gelegenheit, ſagt das Sprichwort, macht Diebe, und der keckſte, unternehmendſte Gelegenheitsmacher, der größte aller italieniſchen Kuppler, iſt Seine Königliche Hoheit, der Prinz Carneval.

Werfen wir einen Blick in die Toledoſtraße. Sie wimmelt von Masken, die ſich, wie Ameiſen, durcheinanderdrängen, die Alle von einem und demſelben Wunſche beſeelt ſind, die Alle auf kleine oder große Liebesabenteuer ausgehen. Hier entführt ein als Arlekin verkleideter Advokat die als Colombine dahinflatternde Frau ſeines alten Collegen; dort ſtiefelt ein junger Jeſuit als alter

Capitano verkleidet einer alten Fledermaus nach, in deren häßlichen Hülſe er einen ſchönen Kern, ein junges Nönnchen, verſteckt weiß; hier kokettirt eine männliche Maſke in Frauenkleidern mit einer weiblichen Maſke in männlicher Kleidung; dort ſpannt ein Polichinell ſeinen Regenſchirm auf, um ein junges Schäfchen ins Trockene, d. h. zu einem Reſtaurant zu führen, wo das Schäfchen ſich mit Auſtern und Champagner tractiren und ſich unendlich lange bitten läßt, eh' es ſein Lärvchen abnimmt; dann erſt gewahrt der Polichinell zu ſeinem größten Leidweſen, daß das junge Lämmchen ein alter Mann iſt, den er nun für nichts und wieder nichts freigehalten hat. Derlei gute und ſchlechte Späße contrecarriren ſich hier auf ſo höchſt ergötzliche Weiſe, daß ſelbſt der Betrogene zum böſen Spiele gute Miene macht und, ſo gut es geht, mitlacht.

Wenden wir uns nun nach jener Straße hin, in welcher der Held unſeres kleinen Romans wohnt. In ſeinem Zimmer ſehen wir eine mit den feinſten Delicateſſen und dem beſten Champagner ausgerüſtete Tafel, die dicht vor einem großen, höchſt bequemen Sopha ſteht. Roſſini, der mit großer Spannung Signora Colbrand erwartet, ſchaut zehn Mal in einer Viertelſtunde auf die Uhr und dann zum Fenſter hinaus, um zu ſehen, ob die Heißerſehnte noch immer nicht erſcheinen will. Es iſt ſchon halb Zwölf und Angélique noch nicht da.

— Wenn die gute Frau mich wiederum, wie neulich, ſitzen läßt, wenn ich mich umſonſt in dieſe Unkoſten geſtürzt, umſonſt in dieſe Stimmung verſetzt habe, ſagt Freund Joachim, dann weiß ich, was ich thue. Ich laufe nach der Toledoſtraße, miſche mich ins Maſkengewühl und ſchleppe die erſte beſte Maſke, die mir in den Weg rennt, mit mir nach Hauſe, denn dieſer Trüffelſalat darf nicht umkommen. Angélique wäre mir freilich lieber als jede Andere, denn ihr kokettes Weſen hat ein je ne sais quoi, das ... Herein! rief der Maeſtro, denn ſo eben vernahm er ein leiſes, ſchüchternes Klopfen.

Gleich darauf trat eine „Fledermaus“ ein.

— Willkommen, reizende Diana, rief Roſſini.

— Guten Tag, antwortete die Maske und ſchlug die Kapuze zurück.

— Du biſt es?

— Ich bin es, ſagte David.

— Was führt denn Dich hieher?

— Appetit und der Wunſch, bei Dir zu frühſtücken ...

— Ein andermal, nur heute nicht ...

— Die Tafel iſt gedeckt ... Du erwarteſt ...

— Einen Gaſt, der jeden Augenblick kommen kann; Du wirſt alſo einſehen ...

— Daß es ſehr ungalant iſt, dem beſten ſeiner Freunde ein Frühſtück zu verweigern; aber Du irrſt, lieber Freund, wenn Du glaubſt, daß ich mich abweiſen laſſe; ich habe Hunger und weiche nicht von der Stelle ...

— Dort iſt die Thür!

— Und hier iſt der Tiſch! Du erlaubſt, daß ich mich ſetze, denn ich bin ſeit frühem Morgen auf den Beinen und müde wie ein zu Tod gehetzter Windhund. Ach, was ſehen meine Augen? Auch Trüffelſalat ...

— Wehe Dir, wenn Du ihn anrührſt!

— Iſt er vergiftet? fragte David und wollte koſten.

— Menſch, rief unſer Freund, ihm in den Arm fallend, ich bitte, ich beſchwöre Dich, mich nicht zum Aeußerſten zu reizen ...

— Gut, ich will gehen, ohne etwas zu eſſen, wenn Du mir ſagſt, wen Du erwarteſt ...

— Ich erwarte eine junge Frau ...

— Ihr Name?

— Iſt mir ſelber nicht bekannt ...

— Als ich kam, nannteſt Du einen Vornamen, der mir nicht entfallen iſt. Sie heißt Diana ...

— Nun ja, ſo heißt ſie ...

— Und iſt verheirathet ...

— Mit einem alten Eſel, der, wenn ſie mir anders die Wahrheit geſagt hat, Advokat oder Doctor der Rechte iſt ...

— Doctor der Rechte? Ah, nun kenne ich ſie ...

— Du kennſt ſie?

— Sie wohnt nicht weit von der Scala und heißt Mori.

— Mori! Ganz recht!

— Wie? Sagteſt Du nicht, daß ihr Name Dir fremd wäre?

— Sie nannte ſich nicht; ich vermuthe nur, daß ſie Mori heißt ...

— Und warum?

— Weil ſie ein Schnupftuch fallen ließ, in deſſen Zipfel ich ein D und ein M eingezeichnet ſah.

— O dann iſt ſie's ganz beſtimmt. Siehſt Du, ich weiß Alles.

— Alles, Alles; nun aber mache, daß Du fortkommſt ...

— Ich gehe, jedoch nur unter einer Bedingung ...

— Laß hören!

— Ich brauche Geld! Borge mir bis zum 1. April zehn Napoleons ...

— Hier ſind fünf, ſagte der Maeſtro, ſeine Börſe ziehend.

— Fünf ſind nicht Zehn ...

— Hier ſind zehn Louis; nun aber ...

— Nur eine Frage noch ... Iſt die Dame, die Du erwarteſt, brünett?

— Brünett, ganz brünett ...

— Höre, dann habe ich mich doch wohl geirrt, denn die Frau des Dr. Mori iſt blond ...

— Du haſt Dich nicht geirrt, die Dame, die ich jeden Augenblick erwarte, iſt äußerſt blond ...

— Siehſt Du, mich täuſcht man nicht ſo leicht! ſagte David und nahm ſeinen Hut. Nun will ich gehen ...

— Leb' wohl, leb' wohl.

— Auf Wiederſehen, theurer Freund ... Unverſchämter Schlingel, ſagte er bald darauf, als David ſich entfernt hatte. Die zehn Louis ſind nun beim Teufel! Das Schlimmſte wäre, wenn die Colbrand nun gar nicht käme und ich ihretwegen das Alles ſo ganz umſonſt weggeworfen hätte. Das ſchöne Geld! Wie das mich ſchmerzt! Zehn Louis! Zweihundert Francs! So viel iſt am Ende das ganze Rendezvous nicht werth! Es ſchlägt Zwölf und ſie kommt noch immer nicht. Ich könnte raſend werden!

Wüthend lief er auf und ab, ſah zum Flur hinaus, ſah auf die Treppe hinab, ſah zum Fenſter hinaus, und ſah, wie David eben in das benachbarte Kaffeehaus hineinging, um das ihm abgeborgte Geld auf dem Billard zu verlieren. — Einen Augenblick ſpäter hielt vor dem Eingange ein Fiaker, aus dem eine Fledermaus herausſtieg.

— Das iſt ſie! ſagte Roſſini und eilte ihr entgegen.

Und diesmal hatte er ſich nicht getäuſcht. Sie war es wirklich!

— Sie ſehen, ſagte die Colbrand, daß ich Wort halte …

— Endlich, endlich! Nun aber werfen Sie raſch Ihre Maske ab, ſagte der Maeſtro und riegelte hinter der Eintretenden ſchnell die Thür zu.

— Wozu das?

— Um von keinem läſtigen Beſuche geſtört zu werden. Setzen Sie ſich, reizendes Weſen, das Frühſtück iſt bereit … Ach, Angélique, wenn Sie wüßten, mit welcher Sehnſucht ich Sie erwartet habe!

— Ich wäre ſchon früher gekommen, hätte nicht Barbaja's Beſuch mich ſo lange zurückgehalten.

— Eſſen, trinken Sie. **Vive l'amour, vive la joie**, rief Endymion und kredenzte ihr Champagner.

— Und wann reiſen Sie? fragte die keuſche Diana.

— Uebermorgen, morgen, heute, wann Sie wollen. Nun aber ſchnell einen Kuß!

— Jetzt, lieber Freund, eſſen wir …

— Und dann?

— Dann trinken wir …

— Und dann?

— Dann plaudern wir …

— Von der Liebe ſüßer Luſt und …

— Ihrer neuen Oper. Apropos, haben Sie ſchon einen Text?

— Signor Feretti, einer meiner Freunde in Rom, hat für mich eine „**Cenerentola**“ geſchrieben.

— Denſelben Stoff hat ja ſchon Nicolo Iſouard componirt …

— **Qu'importe?** Ein Mann, der's gewagt, mit dem vergötterten Paiſiello in die Schranken zu treten, braucht auch vor dem

Ruhme eines Iſouard nicht zurückzubeben. Paiſiello's „Barbier" iſt vergeſſen; bald wird's auch Nicolo's „Aſchenbrödel" ſein. Doch genug davon! Mein liebetrunkenes Herz ſehnt ſich, mit Ihnen von ganz andern Dingen zu reden ...

— Das Rebhuhn, lieber Freund, iſt delicat ...

— Ihre Kälte verzehnfacht meine Glut ...

— Auch das Compot iſt nicht übel ...

— Angélique, Ihre unbeſiegbare Gleichgiltigkeit bringt mich wahrhaftig in Verzweiflung!

— Hätte ich ahnen können, Cariſſimo, daß Ihre Neigung zu mir einen ſo hohen Wärmegrad erreicht hat, dann würde ichs wahrlich nicht gewagt haben, auf Ihr Zimmer zu kommen ...

— Himmel, wie kann ein Weib ſo ſchön und dabei ſo kalt ſein!

— Aber, liebſter Freund, warum eſſen Sie denn nicht?

— Ich bin viel zu aufgeregt. Fühlen Sie, Angélique, wie mir das Herz ſchlägt, ſagte Roſſini und legte ihre Hand auf ſeine Bruſt.

— Einbildung, Signor, nichts als Einbildung! Ihr Herz ſchlägt ſo ruhig als das meine ...

— Angélique, bei dem Gott der Liebe beſchwöre ich Sie, mich nicht länger zu foltern, rief der Maeſtro und ließ ſeine Hand auf eines ihrer Kniee gleiten.

— Hübſch artig ſein, ſüßer Freund, ſonſt machen Sie mich böſe ...

— Signora! ſchrie Meiſter Joachim und griff in der Aufwallung beleidigter Eitelkeit nach einem Meſſer.

— Menſch, was wollen Sie thun?

— Grauſame, Sie können noch fragen? Mit Ihrer gütigen

Erlaubniß mir ein Scheibchen von dieſer Paſtete abſchneiden, antwortete der plötzlich umgewandelte Endymion.

— — — — — — — — — —

— Signor, begann die Kokette nach kurzer Pauſe, Sie ſcheinen etwas verſtimmt ...

— Einbildung, Signora, nichts als Einbildung! Der Paroxyſmus iſt verraucht ... ich bin wieder kalt und ruhig und empfinde jetzt nur ein Gefühl: Hunger! La, la, la, la, la, la.

— Sehr luſtig! ſagte die Colbrand etwas gereizt.

— Und weßhalb ſollte man traurig ſein? Signora gefällt ſich, gegen mich die Spröde zu ſpielen ... Man iſt nicht Werther, um ſich deßhalb das Leben zu nehmen. La, la, la, la, la, la!

— Ich glaube gar, Sie ſchmollen ...

— Ich eſſe, wie Sie ſehen ...

— Und dann?

— Dann trinke ich und zwar auf Ihr Wohl, Signora, ſagte er und ſtieß ſein Glas an das ihre an. La, la, la, la, la, la!

— Habe ich Sie gekränkt? fragte die Colbrand, ſeine Hand erfaſſend und ihm zärtlich ins Auge ſchauend ...

— Daß ich nicht wüßte ...

— Aber dieſe plötzlich eingetretene Kälte ...

— Iſt ein neuer Beweis meines Gehorſams. Signora haben Ihrem ganz ergebenen Diener befohlen, hübſch artig zu ſein; er gehorcht!

— Joachim!

— Apropos, wie finden Sie den Trüffelſalat?

— Pikanter noch als neulich. Es iſt ein Gericht, das Stumme reden macht ...

— Ja, ja, das merke ich, meinte Roſſini und trällerte ſein La, la, la, la, la, la.

— Die Trüffeln ſind ſo vortrefflich, daß ich im Stande wäre, mich daran todt zu eſſen. Aber, Dieu de Dieu, wie wird mir?

— Wie wird Ihnen? fragte der Maeſtro, erſchreckt die Gabel niederlegend.

— Weh' mir ... meine Sinne ſchwinden ... mir wird ganz dunkel vor den Augen ... Ach! ſtöhnte die ſchlaue Kokette und ſank ohnmächtig in ſeine Arme.

— Angélique, Angélique! ſchrie der Maeſtro und warf dabei einen äußerſt haſtigen Blick auf die ſchöne Büſte, die regungslos in ſeinen Armen lag. Mort de ma vie, welch' ein reizender Anblick! Angélique, Engel, Götterweib, erwache, erwache! bat Endymion und ſäete ein ganzes Alphabet von Küſſen kleiner und großer Schrift auf den blendendweißen Atlas ihres Buſens. Angélique! Sie hört nicht! Sollte dieſe Ohnmacht, überlegte er im Stillen, blos Verſtellung ſein? Natürlich, natürlich, ſagte er zu ſich ſelbſt, nahm die Ohnmächtige in ſeine Arme und trug ſie auf den Divan.

In demſelben Augenblick klopfte Jemand. In ſolcher Situation „Wer da?“ zu rufen, war eine unverzeihliche Bêtiſe, die ſich unſer Maeſtro zu Schulden kommen ließ.

— Ich bin's! antwortete eine leider nur allzubekannte Stimme.

— Barbaja! flüſterte die Colbrand, die aus Schreck ihre Ohnmacht vergaß.

— Infames Pech! brummte Roſſini.

— Aufgemacht, aufgemacht! ſchrie der Impreſario, indem er mit Hand und Fuß an die Thür pochte.

— Himmel, was fange ich an?

— Ich habe nur ein Zimmer und dieſes eine Zimmer hat nur einen Ausgang ...

— Ich bin verloren! rief die Colbrand.

— Muth gefaßt! Hüllen Sie ſich raſch in Ihre Maſke.

— Donner und Doria! fluchte der Sultan, wie lange dauert das?

— Ich finde den Schlüſſel nicht, ſchrie der Maeſtro.

— Dann ſpreng' ich die Thür.

— Oeffnen Sie, flüſterte die Primadonna, welche ſich unterdeſſen in eine Fledermaus verwandelt und die Kapuze ſo tief übers Geſicht gezogen hatte, daß nur die Augen zu ſehen waren.

Aufs Schlimmſte gefaßt, ſetzte ſie ſich an den Tiſch. Roſſini öffnete und Barbaja trat ein, als Pierrot verkleidet.

— Diavolo! ſchrie er, was ſeh' ich?

— Was ſiehſt Du? fragte Joachim höchſt beſtürzt.

— Du biſt nicht allein ... Du haſt Geſellſchaft ... Siehſt Du, das dachte ich mir. Ei, ei, wer iſt das verliebte Fledermäuschen?

— Dieſe Maſke, mein lieber, guter, theurer Freund, dieſe Maſke, edler Menſchenfreund, iſt ... ſehr zu beklagen ...

— Und warum?

— Weil ſie im höchſten Grade ... unglücklich iſt ...

— Was fehlt ihr?

— Was ihr fehlt? Viel ... ſehr viel ... unendlich viel, declamirte Roſſini mit großer Rührung.

— Holde Fledermaus, darf ich wiſſen, was Dir fehlt? Du ſchweigſt? Schöne Maſke, warum ſchweigſt Du?

— Sie ſchweigt, weil ſie nicht reden kann. Dieſes arme, höchſt beklagenswerthe Geſchöpf iſt ſtumm und taub.

— Taubſtumm? He, he, meinſt Du, daß ich das glaube? Hinter dieſer Maske, Spitzbube, ſteckt ein Geheimniß. Irre ich nicht, ſo gehört dieſe ſchöne Taille, dieſer volle Buſen, dieſer kleine niedliche Fuß einer Dame an, die ich ſchon irgendwo geſehen habe ...

— Du irrſt, das unglückliche Geſchöpf iſt erſt vor einer Stunde aus Bologna angekommen ...

— Mach' mich nicht dumm! Ich ſage Dir, hinter dieſer Maske ſteckt ein Geheimniß; ich laſſe dieſe Fledermaus nicht eher fort, bis ſie ſich demaskirt, denn eine innere Stimme ſagt mir ... Aber, Höll' und Teufel, was iſt denn das? Spitzbube, Schurke, wie kommſt Du zu dieſem Medaillon? fragte Barbaja, auf das Bildniß der Colbrand zeigend, das unglücklicherweiſe der Weſte des Maeſtro entſchlüpft war ...

— Dieſes Medaillon ...

— Sprich, Verräther, dieſes Medaillon ...

— Hat Signor Roſſini mir entwendet, antwortete die Fledermaus und ſchlug ihre Kapuze zurück.

— Du hier? ſchrie der Sultan, vor Schreck drei Schritte zurückprallend.

— Ihr Erſtaunen wird ſich abkühlen, wenn Sie erfahren, weßhalb ich hier bin. Heute Morgen vermißte ich mein Medaillon. Ich rief Zerlinen, um ſie zu fragen, ob ſie es habe. Ihr Portrait, ſagte ſie, hat Maeſtro Roſſini geſtern Abend in der Theatergarderobe liegen ſehen und mir nichts dir nichts eingeſteckt. Wuthentbrannt lief ich her, um mein Eigenthum zurückzufordern ...

— Und der Spitzbube? fragte Barbaja.

— Will es durchaus behalten, erwiderte die Fledermaus.

— Signora Colbrand, begann Roſſini.

— Still, kein Wort, unterbrach ihn die Schlaue.

— Vergeſſen Sie nicht ...

— Still, ſag' ich Ihnen. Signor Barbaja, Dank dem Himmel, daß der Zufall Sie gerade jetzt herbeigeführt ... Sie haben mehr Gewalt über ihn als ich. Befehlen Sie Ihrem Kapellmeiſter, mir mein Bild ſofort zurückzugeben.

— Her damit! ſchrie der Sultan.

— Signora Colbrand iſt ſehr eigenſinnig ... Gut, hier haben Sie das Medaillon ...

— Maeſtro Roſſini, ſagte der tiefempörte Impreſario, von morgen an iſt unſer Contract aufgelöſt ...

— Wie ſo? Warum?

— Ein Mann, welcher Medaillons ſtiehlt, kann leicht auch etwas Anderes ſtehlen ...

— Herr, Sie wagen ...

— Schweigen Sie! befahl ihm die Colbrand. Ihren Arm, Signor Barbaja, kommen Sie, kommen Sie!

Der Sultan maß den vermeintlichen Dieb mit der verächtlichſten Miene von unten hinauf und von oben hinunter.

— Pfui! ſagte er dann und führte Signora Colbrand, die den Maeſtro keines Grußes würdigte, langſam zur Thür hinaus.

— Ein herrlicher Spaß! rief Meiſter Joachim, als er mit ſich allein war. Die ſchlaue Eva! Wie gut ſie ſich herausgewickelt hat! Und dieſer ungeheure Dummkopf, der ſich einreden läßt, daß ſie blos darum hier geweſen, um ihr Eigenthum zurück-

zufordern! Ha, ha, ha! O Weiber, Weiber, wie unergründlich ſchlau ſeid ihr! — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter ſchrieb ihm die Colbrand: „Verzeihung, lieber Freund, daß ich, um mich zu retten, Sie in die Tinte gebracht. Aber ſein Sie unbeſorgt. Barbaja — verlaſſen Sie ſich auf mein Wort — wird Ihnen gute Worte und Zulage geben, um ſich mit Ihnen wieder auszuſöhnen, ſobald ſich ſein erſter Zorn gelegt hat. Gehen Sie unterdeſſen mit Gott und allen Heiligen nach Rom und bleiben Sie gut Ihrer treuen Freundin Angélique.“

Roſſini reiſte bald darauf nach Rom.

XXXI.

Franciſſa war nun wieder völlig hergeſtellt. Doctor Scappi hatte wohl das Nervenfieber, nicht aber den geheimen Liebesgram geheilt, der wie ein Brandgeſchwür tagtäglich weiter um ſich griff. Das arme Mädchen war zwar wieder körperlich wohl, aber geiſtig kranker als je; denn Tag und Nacht dachte ſie an Roſſini, der in ihren Augen etwas Ueberirdiſches beſaß, von dem ſie ſich zauberhaft angezogen, magiſch gefeſſelt fühlte. Als ihre Neigung zum Maeſtro noch im Entſtehen war, hatte ſie den ſchönen Glauben genährt, daß auch ſie von ihm geliebt werde. Jetzt, wo dieſer ſüße Wahn zerriſſen vor ihr lag, jetzt, wo ſie wußte, daß ihr Lehrer nur Mitleid und keine Spur von Liebe für ſie empfinde, war ſie tauſend Mal unglücklicher als je. Sie liebte ihn jetzt mit der ganzen Glut feuriger Jugend, mit der ganzen Kraft erſter Neigung, denn gerade Hoffnungsloſigkeit facht den Funken zu lichterloher Flamme an. Heiß wird nur das geliebt, was uns nicht wiederliebt. Frauen, deren Liebe wir verſchmähen, werden uns länger und inniger lieben, als Jene, denen wir Gegenliebe gewähren. Im Gewähren liegt der Keim zum Tode der Liebe.

Elleboro, der ehemals arme Lazzarone, war jetzt ein reicher, angeſehener Künſtler, aber eben ſo unglücklich als Francilla. Die Stimme ſeines Herzens ſagte ihm, daß ſein Mädchen ihn nicht mehr liebe wie damals, als er noch Bettler war. Die ſchönſten Frauen Neapels huldigten ſeiner ſchönen Stimme, ſeiner kräftigen Jugend, ſeinem herrlichen Talente; er aber fand Keine von Allen, die ſich ihm aufdrangen, ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön als die arme Waiſe, die von Tag zu Tage gegen ihn kälter wurde.

— Francilla iſt für mich verloren! ſagte er und gab ſich jenem Schmerze hin, in dem trotz aller Bitterkeit eine Art von Wolluſt liegt, die nur der begreift, welcher ſo warm und hoffnungslos wie Meiſter Nieswurz liebt.

Ein junger Mann mit einer ſchönen Tenorſtimme iſt — beſonders in Italien, das keine ſchönere Freude, keinen höhern Genuß als Muſik und Geſang kennt — ein Magnet, der mehr Anziehungskraft, als jeder Andere beſitzt.

Zu den Frauen, auf die unſer Ex-Lazzarone, ganz gegen ſeinen Willen, einen mehr als tiefen Eindruck gemacht, gehörte auch Lady Eſther Monmouth, die Jedem, der es hören wollte, gern geſtand, daß ſie nie im Leben einen jungen Mann geſehen, den Mutter Natur mit ſo vielem Reize ausgeſtattet, als dieſen primo tenore. In den Augen dieſer alten, höchſt verliebten Närrin waren Antinous und Apoll vom Belvedere reizloſe Fratzen gegen dieſen „jungen Gott“, denn ſo und nicht anders nannte ſie den Gegenſtand ihrer ſtillen Anbetung.

Sir Habakuk, der ſich um dieſe Zeit zum 891ſten Male, im Coſtüm des Coeur-Buben, abmalen ließ, konnte nicht begreifen, daß eine ſo vornehme Dame, wie die Nichte des engliſchen Geſandten, den Muth haben könne, einen Menſchen zu lieben, der nicht Engländer und noch obendrein blos Künſtler war.

— Welch ein Skandal für ganz England, ſagte er zum Eſquire Barnabas, mit dem er in den Alleen der Villa Floridia umherſchlenderte, wenn Milady ſich ſo weit vergäße, dieſen Grünſchnabel zu heirathen!

— Ihr Oheim, der Geſandte, würde das nicht zugeben ...

— Lady Eſther iſt etwas verrückt. Ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß gerade das, was der Onkel ihr verbietet, den meiſten Reiz für ſie hat. Sie kennen Milady eben ſo genau als ich und wiſſen, daß es bei ihr auf eine Tollheit mehr oder weniger nicht ankommt. Seit Kurzem ſammelt ſie nicht blos Kupferſtiche und Autographen, ſondern auch Haarlocken von Leuten, welche hingerichtet worden ſind. Zu dieſem Behufe hat ſie ſich mit ſämmtlichen Scharfrichtern Italiens in Correſpondenz geſetzt und ihnen für jede Locke eines Enthaupteten durchſchnittlich zehn Pfund Sterling zugeſagt. Seitdem vergeht faſt kein Tag ohne Ankunft einer neuen Lockenſendung.

— Dieſe Idee erinnert mich an meinen alten Freund Georges Selwyn, welcher Jahre lang die Paſſion beſaß, große Reiſen zu machen, um bald hier, bald dort einen Verbrecher köpfen oder hängen zu ſehen. Im Jahre 1757 eilte er nach Paris, um der Hinrichtung Damiens' beizuwohnen, der wegen eines Attentats auf Ludwig XV. von vier Pferden zerriſſen wurde. Jede Hinrichtung gewährte meinem Freunde einen neuen Reiz. Nach dem Tagebuch, das er auf ſeinen Reiſen mit muſterhafter Wahrheitsliebe geführt, hatte Sir Georges innerhalb funfzehn Jahren blos in den drei vereinigten Königreichen nicht weniger als 83 Hinrichtungen beigewohnt. — Jeder Verbrecher ſtirbt anders, erklärte er mir; nirgends iſt dem Beobachter menſchlicher Charaktere ein tieferer Blick in die Seele des Verbrechers geſtattet, als am Fuße des Schaffots. Schade, Jammerſchade, meinte er, daß man, um ſeine Natur genau kennen zu lernen, nicht auch der Hinrichtung ſeines eigenen Ichs beiwohnen kann!

— Auch ich, entgegnete Sir Habakuk, wäre glücklich, könnte ich mich einmal hängen ſehen. So eine Hinrichtung hat bei allem Schrecklichen auch manches Angenehme. Auf dem Wege nach dem Richtplatze begleiten uns Tauſende und abermals Tauſende von Menſchen ... man erregt Bedauern, Mitleid ... man ſtirbt mit Pomp ... man ſtirbt mit Eclat und verdirbt den Zuſchauern auf zwei Mal 24 Stunden den Appetit; denn Leute, die dem Schauſpiel einer Köpfung beiwohnten, ſollen — habe ich mir erzählen laſſen — vor Ekel kein Fleiſch genießen können. Dem Pöbel die Eßluſt zu vergällen, hätte auch für mich etwas Anziehendes. Doch um wieder auf Lady Eſther zu kommen ... Ich fürchte, daß jener Trillermenſch uns Beiden gefährlich werden kann. Ich nehme ſchon ſeit acht Monaten Unterricht in der Muſik, kenne bis jetzt aber nur die fünf Noten auf den Linien: e, g, h, d, f (es geht hurtig durch Fleiß). Und da Milady einmal den verrückten, aber feſten Vorſatz gefaßt hat, nur den von uns Beiden zu heirathen, der entweder ſingen, ſpielen oder componiren gelernt, ſo wird wohl Keiner von uns ſo glücklich ſein, das goldene Kalb, das wir gemeinſchaftlich anbeten, als Siegesbeute heimzuführen ...

— Ich, für meinen Theil, gebe noch nicht alle Hoffnung auf. Erſt ſeit fünf Wochen genieße ich Unterricht im Geſang und bin ſchon ſo weit vorgerückt, daß ich die Scala ſinge: c — d — e — f — g — a — h. Nun, Sir, wie gefällt Ihnen meine Stimme?

— Sie hat viel Aehnlichkeit mit jenem Inſtrumente, womit man den Staub von den Pferden ſchabt ... Ihr Tenor gleicht einer Kratzbürſte ...

— Sir Habakuk ſpricht wie der Blinde von der Farbe ... Ihr Urtheil beunruhigt mich nicht ... Mein Maeſtro, dem ich für jede Stunde zwei Scudi bezahle, behauptet, ich hätte zum Singen weit mehr Talent, als er mir Anfangs zugetraut ... ich ſolle nur fleißig fortfahren ... er wolle ſich verbürgen, mich in einem halben Jahre ſo weit zu bringen, daß ich Alles vom Blatt ſingen kann.

— Wie aber? That is the question! Wehe den armen Ohren, die den Genuß erleiden müſſen, ſich von Ihnen etwas vorheulen zu laſſen. Sir Barnabas ſollte lieber gleich zum Theater gehen. Ich kaufte ſämmtliche Billets, könnte ich das Vergnügen haben, Sie einmal auszupfeifen ...

— Das ſieht Ihnen ähnlich, Sir, ſprach der Esquire, dem plötzlich der Kamm ſchwoll.

— Sir, was wollen Sie damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, daß Sie ein impertinenter Neidhammel ſind. Sie ſtinken vor Neid ...

— Ich ſtinke? **Goddam!** rief der Baronet mit unbeſchreiblich komiſcher Wuth und nahm die Stellung eines Boxers an.

Das war hinreichend, den Esquire herauszufordern. Beide Gentlemen fingen auf dem Raſen vor den Augen aller Spaziergänger wüthend zu boxen an. Es folgte Schlag auf Schlag ... es ſetzte koloſſale Stöße, pyramidale Prügel.

— Stinke ich auch jetzt noch? fragte Sir Habakuk, der die Oberhand gewann.

— Wie ein Bock! ſchrie der Unterliegende.

— **Goddam!** donnerte der Sieger und applicirte dem hartnäckigen Gegner einen ſolchen Schlag auf den Leib, daß Sir Barnabas, mit blutender Naſe, mehr todt als lebendig in den Sand fiel und alle Viere von ſich ſtreckte.

— **Rule Britannia**, pfiff der Baronet und ſchlich ſo ruhig, als ob durchaus nichts vorgefallen wäre, durch die dichten Reihen der ihn verhöhnenden Maulaffen-Menge.

Der Beſiegte wurde nach Hauſe getragen. — — —

— — — — — — — — — —

Drei Tage ſpäter las man im „**Pasquino**“, einem kleinen Witzblatte von Neapel, folgende Neuigkeit:

„Vorgeſtern Nachmittag zwiſchen 4 und 5 Uhr fand im Garten der Villa Floridia ein kleines Stiergefecht ſtatt, ausgeführt von zwei engliſchen Büffeln, wovon der Eine, Sir B. L., 12 Stunden ſpäter etwas aufgegeben, was er früher nie beſeſſen hat, den Geiſt. Er hinterläßt ein höchſt koſtbares Kabinet weltgeſchichtlicher Backzähne aus den Kinnladen hiſtoriſch-berühmter Perſonen. Noch acht Tage vor ſeinem Tode erſtand er einen hohlen Backzahn der berüchtigten Vatermörderin Beatrice Cenci. Der Andere, Sir H. M., iſt, wie man ſagt, nach Griechenland geflohen. Seit geſtern erſcheint Lady E. M. auf den Promenaden in tiefer Trauer. Einige wollen wiſſen, Milady traure um einen ſanft entſchlafenen Mops, Andere wollen behaupten, ſie betraure den ſchmachvoll gefallenen Stier.“

Lady Eſther, tief empört, lief zum engliſchen Geſandten und verlangte vom Oheim, daß er im Namen des Parlaments auf exemplariſche Beſtrafung des frechen Spötters dringen oder dem Königreiche beider Sicilien ſofort den Krieg erklären ſolle.

— Milady, ſagte der Geſandte zu ſeiner Nichte, das Einzige, was ich für Sie thun kann, iſt eine Empfehlung, die ich Ihnen, falls Sie nach London zurückkehren wollen, an den Director des Bedlam mitgeben will.

XXXII.

Roſſini's Anweſenheit in Rom war nur von kurzer Dauer. „Cenerentola“, die er, wie ſeine „Italiana in Algieri“, in einem Zeitraume von achtzehn Tagen angefangen und vollendet hatte, wurde, wiewohl dieſe Oper viel ſchwächer als deſſen „Barbiere di Seviglia“ iſt, von den Römern weit mehr als jener goutirt, was wohl weniger der Muſik, als dem Textbuche zuzuſchreiben iſt, das — eine freie Bearbeitung der Etienne'ſchen „Cendrillon“ — unter Feretti's Hand zwar viel von ſeinem rührenden Märchen-

Colorit verloren, dagegen aber ungemein viel an draſtiſcher Komik gewonnen hat. — Die Muſik ſelbſt iſt zwar etwas leicht und oberflächlich, aber durchweg lieblich, feurig, pikant und zündend. Aſchenbrödel's Romanze „una volta c'era un rè" hat trotz ſeines Beigeſchmacks von Trivialität doch ſehr viel Volksthümliches. Don Magnifico's Cavatine „miei rampolli feminini" — eine Nummer, die ganz im Geiſte Cimaroſa's geſchrieben iſt — gefiel den Anhängern der alten Schule mehr als den Akolyten der neuen. Letztern ſagte weit mehr das A-dur-Duett zwiſchen Don Ramiro (dem verkleideten Prinzen) und Aſchenbrödel zu. Höchſt charakteriſtiſch und ungemein pikant iſt das Lied des als Prinz verkleideten Kammerdieners Dandini, „Come il ape ne' giorni d'Aprile", ein Muſikſtück, das, wie Herr von Bayle ſehr richtig bemerkt — vom Alpha bis zum Omega im Antichambre-Styl gehalten — eine draſtiſche Wirkung macht. Nicht minder gelungen iſt das C-dur-Quintett, worin Aſchenbrödel den Stiefvater bittet, ſie mit auf den Ball zu nehmen. Das Finale des erſten Actes, in dem die Dienerſchaft des Prinzen den doppelt behaarbeutelten Don Magnifico halbbenebelt aus dem Keller ſchleppt, entfaltet ungemein viel Leben und Laune: das Duo zwiſchen Ramiro und ſeinem Kammerdiener iſt eine Nummer, die Niemand hören kann, ohne von der ihr innewohnenden Fröhlichkeit fortgeriſſen zu werden; eben ſo feurig und lebendig entwickelt ſich das Quartett, das durch das Eintreten der beiden Töchter Don Magnifico's entſteht. Das Solo, welches Cenerentola bei ihrem Erſcheinen im Ballſaale ſingt, hat, trotz ſeiner allzuvielen Schnörkeleien, eine große Fülle natürlicher Anmuth und iſt eben ſo lebendig als graziös. — Der zweite Akt beginnt mit einer Arie des Don Magnifico, die wohl komiſch, aber weniger eigenthümlich als die gleich darauf folgende **C-dur**-Arie Ramiro's iſt, welche alle Eigenſchaften eines glänzenden Concertſtücks beſitzt und dem Tenor Gelegenheit giebt, dem Ohre des Zuhörers alle Salti mortali italieniſcher Kehlenfertigkeit vorzuführen. Das Buffo-Duett zwiſchen Magnifico und Dandini „**un segreto d'importanza**" iſt ein Muſterbild des ächt komiſchen Styls, ein würdiges Seitenſtück zu dem berühmten Duo im zweiten Akte von Cimaroſa's „heimlicher Ehe". Wer bei der Stelle „**son Dandini il cameriere**" ernſt bleiben kann, muß ein Hypochonder ſein, der das Lachen ganz und gar verlernt hat. Auf das hübſche Orcheſterſtück, das den Sturm ſchildert, der die Kutſche des Prinzen umgeworfen hat, folgt das Hauptſtück der ganzen Oper, das **Es-dur**-Sextett „**Siete voi? Voi prence siete**", eine Nummer, die, einige Längen abgerechnet, ausgezeichnet ſchön iſt. Die Oper ſchließt mit einer Arie, die, vom Aſchenbrödel geſungen, ſich mehr für's Concert als für die Bühne eignet*).

Vergleichen wir Iſouard's „Cendrillon" mit Roſſini's „Cenerentola", ſo gelangen wir zu der Anſicht, daß Erſtere viel romantiſcher, märchenhafter und gemüthlicher, Letztere hingegen weit komiſcher und pikanter iſt. „Cendrillon" iſt poetiſcher, „Cenerentola" plaſtiſcher. Iſouard's „Aſchenbrödel" iſt ein beſcheidenes Veilchen, Roſſini's „Aſchenbrödel" eine buntſchimmernde Tulpe. Jene hat mehr Duft, dieſe mehr Farbenſpiel. — — — —

— — — — — — — — — —

Um dieſelbe Zeit, als Roſſini ſich in Rom aufhielt, befand

---

*) Auch die „**Italiana in Algieri**" und der „**Turco in Italia**" ſchließt mit einer Bravour-Arie der Primadonna.

ſich dort auch ein deutſcher Meiſter, Herr Louis Spohr, der, ſchon damals Pedant, ein eingefleiſchter Gegner der Roſſini'ſchen Genialität war. Wo gäb' es auch zwei größere Gegenſätze als Roſſini und Spohr! Man ſchelte uns nicht, wenn wir frei bekennen, daß wir uns zu Jenem mehr als zu Dieſem hingezogen fühlen. Warum? Weil Roſſini mehr Melodie im kleinen Finger, als Spohr in der ganzen (Oper) Fauſt hat. Eine Spohr'ſche Partitur verhält ſich zu einer Roſſini'ſchen wie ein ſchwerfälliger Strauß, deſſen Magen ſogar kleine Steine verdauen ſoll, zu einem leichtfüßigen Colibri, der ſich nur von Blumendüften nährt. Spohr'ſche Muſik iſt kalter Mondſchein, Roſſini'ſche Muſik iſt warmes Sonnenlicht. Spohr iſt Braunſchweiger Mumme, Roſſini iſt Jacqueſon Bouzy. Alle, die gern ſchwere Biere trinken, werden Spohr's „Fauſt" lieber als Roſſini's „Barbier" hören, ſowie Andere, welche leichten Champagner lieben, eine einzige Nummer des „Barbiers" allen Opern des Braunſchweiger Mummen-Componiſten vorziehen werden. Zu Letztern gehört auch unſere Wenigkeit.

Trotz aller Idioſynkraſie, die den deutſchen Meiſter Spohr von dem leichtſinnigen Italiener abſtieß, beſeelte ihn dennoch die Neugier und der Wunſch, Roſſini's perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Amadeus Wendt*) theilt den Auszug eines Spohr'ſchen Briefes mit, der hier einen Platz verdient.

> . . . . . . Da Roſſini eben in Rom war, um eine neue Oper für Valle zu ſchreiben, ſo hätte ich gern ſeine Bekanntſchaft gemacht, konnte aber nicht dazu gelangen. Denn

---

*) In Roſſini's „Leben und Treiben" (Ueberſetzung von Stendhal's Werk) Seite 182.

da er gewöhnlich nicht zur beſtimmten Zeit fertig wird, ſo hielt ihn der Impreſario in einer Art von Gefangenſchaft, und ließ ihn weder ausgehen, noch Beſuche annehmen, damit er von der Arbeit nicht abgehalten würde. Der Prinz Friedrich von Gotha hatte (hört, hört!) die **Gnade,** ihn einige Male mit uns zugleich einzuladen, um uns ſeine Bekanntſchaft zu verſchaffen; aber jedesmal ließ ihn der Impreſario durch Unpäßlichkeit entſchuldigen ......

Wir aber wiſſen aus ſehr genauer Quelle, daß ſich die Sache ganz anders verhielt, daß dieſe „Art von Gefangenſchaft“ und dieſe „Unpäßlichkeit“ die ſpaniſche Wand war, hinter welcher unſer Maeſtro, welcher Herrn Spohr damals kaum dem Namen nach gekannt, ſich aus mehr als einem Grunde verkroch.

— Lieber Freund, ſagte er eines Morgens, als Prinz Friedrich von Gotha, um mit Herrn Spohr zu reden, abermals die **Gnade** hatte, ihn einzuladen, zu ſeinem Freunde Feretti, Du kennſt dieſe kleinen deutſchen Fürſten nicht. Dieſe guten Leute bilden ſich ein, daß wir armen Teufel, die wir blos etwas Genie haben, uns, Gott weiß wie ſehr, geſchmeichelt, geehrt und beglückt fühlen ſollen, wenn Königliche Hoheiten und Sereniſſimi ſich in angeſtammter Huld und Milde herablaſſen, uns Abends zu einer Taſſe Thee einzuladen. Dort zu Lande nennt man das **Gnade!** Du armes Wort, wie oft im Leben wirſt Du ſchnöde gemißbraucht! Nur die Natur iſt gut und gnädig, die Menſchen, lieber Freund, taugen alle nichts.

— Ich will hoffen, Freund Joachim, daß Du wenigſtens Dich und mich ausnimmſt ...

— Nein, Bruderherz, auch wir Beide taugen nicht mehr als die Andern, denn auch wir ſind Egoiſten, wie Jene, welche oftmals die Großen heißen, weil ſie die Kleinſten und Niedrigſten ſind.

— Du gehſt alſo nicht zum Prinzen ...

— Ich habe mich, wie neulich, durch Unpäßlichkeit entſchuldigen laſſen ...

— Und warum?

— Um Sereniſſimo für ſeine **Gnade** keinen Dank zu ſchulden. Auch geht es dort, wie ich von der Giorgi, von Guglielmi und de Begnis gehört, ſo langweilig wie in faſt allen andern Zirkeln her. Man ſpricht von Muſik und von andern Dingen, die man nicht verſteht, ladet ein Paar Künſtler ein, die ihre Taſſe Thee abſingen müſſen, läßt ſich herab, ſie mit einigen ſpottbilligen Schmeicheleien abzuſpeiſen und kommt auf dieſe Weiſe, man weiß nicht wie, in den Ruf eines Mäcens. Aber bei Lichte betrachtet, lieber Freund, iſt ſo ein ſogenannter Mäcen in der Regel nichts weiter als ein ſchmutziger Egoiſt, ein geiziger Filz. Glaube mir, Bruderherz, ich kenne die Welt und verachte jeden freien Künſtler, der ſich in den Dunſtkreis der Großen drängt, um ſich ein Bändchen, ein Sternchen, einen Titel oder andere Crepundien zu erſchleichen. Geld, Bruder, Geld iſt das einzige Gut, das ich achte, weil es mich unabhängig macht, denn was iſt alles Glück der Welt, ſobald es von der Laune Anderer abhängt! Ein Künſtler, welcher Großes ſchaffen will, muß frei und unabhängig ſein!

— Ein deutſcher Künſtler, Signor Louis Spohr, wünſcht Deine Bekanntſchaft zu machen ...

— Schon wieder Jemand, der mich blos darum ſehen will, um Andern ſagen zu können, daß er mich geſehen und geſprochen hat! Der Teufel hole das Glück, berühmt zu ſein! Wahrhaft zufrieden, wahrhaft glücklich iſt nur der, um den die Welt ſich ſo wenig als er ſelber um die Welt ſich kümmert. Und ſo ein deutſcher Maeſtro, lieber Bruder, bildet ſich, wenn er auch noch wenig oder gar nichts geleiſtet hat, zehn Mal mehr ein, als ein ganzes Schock italieniſcher Componiſten. Reſpect vor ſo großen unerreichbaren Meiſtern wie Händel, Gluck, Mozart! Aber ſag' mir, iſt's nicht zum Lachen, wenn jeder einfältige Componiſt, blos weil er ein Deutſcher iſt, ſich für einen legitimen Erben des Mozart'ſchen Genius und Ruhmes hält und mitleidig, wie ein reicher, vornehmer Herr in ſtolzer Caroſſe, auf jeden Italiener, wie auf einen bettelnden Handwerksburſchen herabſieht? Mit ſtolzem Bewußtſein ruf' ich, wie jener unſterbliche Schöpfer der „büßenden Magdalena“: anch'io sono pittore. Auch ich bin ein Talent, das vor Keinem beſchämt das Auge niederzuſchlagen braucht. Nicht alle Menſchen können Gluck oder Mozart ſein! Ich, ich bin Roſſini, und das iſt auch was werth! Das große Loos, das in der Lotterie des Lebens mir zugefallen iſt, heißt Genie. Und Genie, gleichviel auf welchem Gebiete es ſeinen Lorbeer pflückt, iſt hoher Abkunft: es iſt mehr als königlichen, es iſt göttlichen Urſprungs. Mag das ſtolz, anmaßend, dünkelhaft klingen, immerhin! Aber Jeder, der etwas leiſtet, hat das Recht, ſich ſagen zu dürfen: Anch'io sono pittore! rief Roſſini, in wahrhaft ſchöner Begeiſterung die Hand aufs Herz legend.

— So gefällt mir mein Joachim, ſagte Feretti. Nur die Lumpe ſind beſcheiden, ſagt ein Deutſcher.

— Der Mann, der das geſagt, iſt ſicher kein Lump ...

— Er iſt Dichter und heißt Goethe

XXXIII.

Bald darauf ſchrieb ihm die Colbrand: — — — — — „Daß Ihre „Cenerentola“, wie ich durch die Zeitungen erfahren, eine ſo überaus günſtige Aufnahme gefunden, hat wohl Keinem mehr Freude gemacht als mir. Ich will ein Mal, ganz gegen meine Gewohnheit, aufrichtig ſein und bekennen, daß ich an Ihrer Laufbahn und an Ihrem Ruhme, der mit jeder neuen Oper, die Sie ſchaffen, längere Strahlen wirft, höhern Glanz gewinnt, leider! nur allzuwarmen Antheil nehme, leider ſage ich, weil ich noch immer nicht überzeugt bin, ob Sie auch an meinem Schickſal Antheil nehmen. — Erklären Sie mir, woher es kommen mag, daß ich ſeit Ihrem Aufenthalt in Rom weit häufiger an Sie denke, als während der Zeit unſeres Zuſammenlebens in Neapel. Sollte es wirklich wahr ſein, daß zwei Seelen, die mit einander harmoniren, ſich durch Trennung näherrücken? Erinnerung baut eine goldene Brücke, auf der, wie ich glaube, unſere Seelen ſich auf halbem Wege entgegeneilen. Sie ſehen, daß ich eitel genug bin, zu glauben, daß Sie eben ſo fleißig an uns, als wir an Sie denken. — Sie werden lachen, wenn ich Ihnen ſage, daß mich ſeit Ihrer Abweſenheit dann und wann ein Gefühl beſchleicht, an deſſen Exiſtenz ich früher nie geglaubt habe; es giebt Augenblicke, in denen ich ſchrecklich eiferſüchtig bin und zwar auf jede Frau, die in Ihrer Nähe weilt. Sollte eine Römerin einen Eingriff in meine Rechte gewagt und mir Ihr Herz entriſſen haben, dann warnen Sie ſie bei Zeiten vor meiner Rache, die früher oder ſpäter ſie ereilen wird. Hüten Sie ſich, Maeſtro, mir untreu zu werden. Ich bin Spanierin und weiß mit Dolchen umzugehen. Bedenken Sie, wie leicht Desdemona zum Othello werden kann! — — — — — — — — —

B.'s Verdacht hat ſeit jenem Tage, an dem er mich als Fledermaus in Ihrem Neſte fand, feſte Wurzel gefaßt. Die Geſchichte vom geraubten Medaillon, die ihm im erſten Augenblick nicht ganz unwahrſcheinlich vorgekommen war, hat ihm, nachdem er ruhig darüber nachgedacht, die Ueberzeugung verſchafft, daß der Grund, wodurch ich meinen Beſuch auf Ihrem Zimmer gerechtfertigt, blos ein gewöhnlicher Theatercoup oder, wie er ſich auszudrücken beliebt, eine Schwindelei geweſen iſt. Anfangs war der Dummkopf dergeſtalt aufgebracht, daß er augenblicklich mit mir brechen und mich entlaſſen wollte. Dann langte noch zu rechter Zeit ein Schreiben aus Malta an, worin Marquis Tacconi mir meldet, daß er in längſtens drei Monaten über Marſeille nach Neapel zurückkehren wolle, um mich à tout prix zu entführen. Das war hinreichend, um den faſt gänzlich erloſchenen Funken ſeiner Zuneigung zu mir zu neuer Flamme anzuſchüren. Es beleidigt ſeinen Stolz, es kränkt ſeinen Ehrgeiz, ſich von einem „armen Teufel", von einem „elenden Abenteurer" verdrängt zu ſehen. Tagtäglich ſieht er der Ankunft ſeines Nebenbuhlers mit wahrer Todesangſt entgegen und iſt, um ſich von Neuem bei mir einzuſchmeicheln, aufmerkſamer und zärtlicher gegen mich als je. Auch ſeine Wuth gegen Sie hat ſich bedeutend abgekühlt. Als er von dem ungeheuern Glück gehört, das Ihr „Aſchenbrödel" in Rom gemacht, als ich ihm aus dem „Diario" eine Schilderung des

Enthuſiasmus, den Ihre neue Oper erregt, vorlas, ſchlug er ſich vor die Stirn und nannte ſich einen Schwachkopf. »Roſſini, ſagte er, iſt ein Verräther, dem nichts auf der Welt, ſelbſt die Geliebte des beſten ſeiner Freunde nicht heilig iſt; er wäre capabel, ſelbſt die Maitreſſe des lieben Herrgotts untreu zu machen; als Componiſt aber ſteht er groß und unerreichbar da. Wäre ich nicht zu ſtolz, dem Taugenichts ein gutes Wort zu geben, ſchon längſt hätte ich ihm ſchreiben laſſen, daß er je eher je lieber nach Neapel zurückkehren ſoll, denn, fuhr er fort, betrogen werde ich ja doch; lieber will ich alſo von einem guten Freunde, wie Roſſini, als von einem wildfremden Abenteurer, wie dieſer elende Marquis Tacconi, hintergangen werden.« Der bei aller Dummheit ungeheuer ſchlaue Impreſario denkt bei ſich: Jener gleicht den Schaden, den er mir als Nebenbuhler zufügt, durch den Nutzen aus, den er mir als Componiſt und Kapellmeiſter leiſtet. Den Marquis haßt er mit der ganzen Gluth einer gemeinen Seele, mich aber liebt er jetzt hauptſächlich nur darum noch, weil er in beſtändiger Furcht ſchwebt, mich bald zu verlieren. So iſt auf dem Schachbrett meines Spieles Tacconi der Springer, der den kurzſichtigen König in beſtändigem Schach erhält. — — — — — — — — — —

Francilla hat das Nervenfieber glücklich überſtanden; deſſen ungeachtet iſt die Aermſte kranker als je. Der Gram der Liebe nagt an ihrem Herzen; ſie ſieht ſo bleich und eingefallen aus, daß Sie Mühe haben würden, ſie wieder zu erkennen. Nach Doctor Scappi's Befürchtung geht das arme Mädchen einer neuen Krankheit entgegen, die er „Eratomania" nennt und von der er mir neulich eine ſo grauenvolle Schilderung entworfen hat, daß ich Nachts kein Auge ſchließen konnte. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ſich in jener Nacht meine aufgeregte Fantaſie beſtändig nur mit Ihnen beſchäftigt hat. — — — — — — — — — — — — — Francilla thut mir unendlich leid, was aber kann ich für ſie thun? Soll ich ihr Anwalt ſein und Sie zwingen, meine Nebenbuhlerin mehr zu lieben als mich? Sie begreifen, Maeſtro, daß dies zu viel verlangen heißt. — Weit mehr noch ſchmerzt mich das Schickſal Ihres Schülers. Geliebt von aller Welt, verzweifelt er, weil Francillens Herz für ihn verloren iſt. Das fühlt er und das raubt ihm alle Luſt am Leben. Meiſter Rieswurz war als Lazzarone tauſend Mal glücklicher wie jetzt als gefeierter Künſtler. Auch er, fürchte ich, wird den Gram, der ſein Herz zerwühlt, nicht lange überleben. Es giebt Augenblicke, wo mich das Loos dieſer beiden Leute tief verſtimmt; oft lege ich die Hand aufs Herz und frage mich, ob die Liebe, die in der Welt ſo viel Unheil anſtiftet, nicht die unverantwortlichſte Thorheit, die allerſchlimmſte Bétiſe iſt? Ich bin neugierig zu erfahren, was Sie davon halten. Antworten Sie bald

Ihrer

aufrichtigen A. C."

Nachſchrift: Am erſten Tage unſeres Wiederſehens müſſen Sie mir wieder einen Trüffelſalat bereiten.

XXXIV.

Acht Tage ſpäter kam folgende Antwort: — — — „Ob ich an Sie fleißig denke? Sagte ich Ja, ſo würden Sie es vielleicht nicht glauben; ſagte ich Nein, ſo würden Sie aus Widerſpruchsgeiſt gerade das Gegentheil für wahr halten. Am beſten alſo, daß ich weder Nein noch Ja ſage und die Beantwortung dieſer Gewiſſensfrage Ihrem eigenen Scharfſinn überlaſſe. — — — — — Daß Sie dann und wann ein Gefühl der Eiferſucht verſpüren, kann ich Ihnen, ſchöne Freundin, nicht verdenken; beſchleicht doch auch mich zuweilen ganz daſſelbe Gefühl; dann aber bin ich eben ſo wenig auf Tacconi als auf Barbaja eiferſüchtig; doch giebt es im großen Neapel gar manchen Andern, der mir weit gefährlicher als dieſer und jener ſcheint. Hüten auch Sie ſich, theure Angélique, mir untreu zu werden, denn ich bin noch weit grauſamer als Othello; ich an dieſes Mohren Stelle hätte die Treuloſe nicht ermordet, ſondern viel härter beſtraft: ich hätte ſie ... vergeſſen. Sie, angebetete Freundin, haben von andern Frauen nichts zu fürchten, denn nicht jede Stadt beſitzt eine Colbrand. — — — — — — Wenn Barbaja ſich mit mir wieder auszuſöhnen wünſcht, ſo ſoll er an mich ſchreiben, oder, da dies von ihm zu viel verlangt wäre, durch Sie an mich ſchreiben laſſen, daß er mich um Verzeihung bittet; dann will ich, Ihnen zu Liebe, ihm die Ehre erweiſen, einen neuen Contract zu unterzeichnen. — — — — Francilla's Zuſtand dauert mich. Es iſt von der Kleinen mehr als albern, ſich Wünſche in den Kopf zu ſetzen, die niemals erfüllt werden können. Ich fühle Achtung, Theilnahme, Mitleid, Alles was ſie will, aber keine Spur von Liebe für ſie. Es iſt nicht meine Schuld, daß blonde Frauen niemals einen tiefen Eindruck auf mich machen. Wäre Francilla vielleicht brünett, brünett wie Sie, wer weiß, ob ſie mir dann nicht gefährlich hätte werden können. — — — — — Mit Doctor Scappi müſſen Sie, liebe Freundin, auf ziemlich vertrautem Fuße ſtehen, ſonſt könnte ich nicht begreifen, wo er den Muth hernimmt, Ihnen einen ſo tiefen Blick in Franzillens Seelenzuſtand zu geſtatten. — — — — Mehr als dieſe junge Närrin beklage ich den treuherzigen Burſchen, der ein beſſeres Loos verdient. Er liebt die Kleine mit dem ſtillen Wahnſinn der erſten keuſchen Liebe und verdient Prügel, daß er ſich darüber abhärmt. Er muß als Mann ſo viel Stolz beſitzen, ſich zu ſagen: eine Frau, die Dich nicht liebt, iſt nicht werth, daß Du ſie liebſt; er muß ein Herz faſſen und dieſe fruchtloſe Liebe mit Krone und Wurzel ausreißen, wie einen hohlen Zahn, denn was iſt ein augenblicklicher, noch ſo heftiger Schmerz gegen jahrelanges Leiden? Das ſoll er bedenken und ſich beſſern! — — — — — — — — —

Morgen früh, liebe Angélique, reiſe ich nach Mailand, um Mozart's „Titus“ zu hören, einige alte Freunde zu beſuchen und, wenn ich bei Laune bin, eine neue Oper für die Scala zu ſchreiben. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt, und den Rauſch des Publikums nicht unbenutzt vorüberziehen laſſen. Wir armen Componiſten haben das traurige Schickſal, wie Weſtenzeuge raſch aus der Mode zu kommen. Ein Dichter ſchreibt für die Ewigkeit, ein Componiſt höchſtens für ein Menſchenalter; die meiſten Opern ſind ſchon nach 40 — 50 Jahren verſchollen; es ſcheint, als ob jede neue Generation einen andern Muſikgeſchmack mit auf die Welt bringt. Ich wette, daß in vierzig Jahren Cimaroſa's Opern — ich nehme höchſtens ſein „Matrimonio segreto“ aus — eben ſo gut in Vergeſſenheit gerathen, wie jene hundert Opern von Giuſeppe Mosca, die einſt Furore gemacht und um die jetzt kein Hahn kräht. Sic transit gloria mundi. Alles, theure Angélique, iſt eitel in der Welt; Ruhm iſt ein flüchtiger Schornſteinrauch, der von der kleinſten Regenwolke niedergedrückt wird. Das einzig

Reelle im Leben iſt Geld, Geld und wiederum Geld, und darum, reizendes Weib, kann ich Sie nicht oft genug daran erinnern, wie klug es iſt, in den Tagen des Glücks an das Unglück, gerade während des Sonnenſcheins an den Regen zu denken und ſich nach einem Schirm umzuſehen, damit man nicht naß wird. Geld, angebetete Freundin, iſt ein ſehr nützlicher Parapluie. Und darum verſäumen Sie nicht zu ſparen. Ich für meinen Theil conjugire jetzt den ganzen Tag: ich ſpare, du ſparſt, er ſpart, wir ſparen, ihr ſpart, ſie ſparen. Dies, liebe Colbrand, iſt der Wegweiſer zum Reichthum, die Formel zum Geheimniß, frei und unabhängig, d. h. glücklich zu werden.

P. S. Sie fragen mich, was ich von der Liebe halte? Beglückte Liebe iſt ein ſchöner Zeitvertreib, unglückliche Liebe aber, wie ich ſchon oben bemerkt, ein hohler Zahn des Herzens, oder, noch richtiger geſagt, ein Hühnerauge der Seele. Hoffnungsloſe Liebe drückt mehr als der engſte Stiefel und ſchmerzt tiefer als der hohlſte Zahn. Dank dem Himmel, daß wir Beide ſo glücklich ſind, dieſen fatalen Schmerz nur dem Namen nach zu kennen. Meine Liebe iſt eine G-dur-Symphonie, gewidmet der ſchönſten aller Frauen, von

Ihrem

treueſten Verehrer

G. R.“

XXXV.

Von Rom begab ſich Roſſini nach Mailand. Seine Ankunft in der Hauptſtadt des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs war ein Ereigniß, das die zahlloſe Legion männlicher und weiblicher Dilettanten in Aufruhr brachte. Damals graſſirte in Mailand ein neuer Cultus, für den ein geiſtreicher Franzoſe den Namen „Roſſinolatrie“ erfand. Die Frauen, die, wie faſt überall, auch in Italien die verzeihliche Schwäche beſitzen, ſich zu Jedem, welcher Aufſehen erregt, unwiderſtehlich hingezogen zu fühlen, trieben mit dem „Dio della musica“ wahrhaft heidniſchen Götzendienſt. Sie beteten in ihm einen neuen Meſſias und Adonis an, ſtreuten ihm Weihrauch und brachten ihm freiwillig die theuerſten Opfer. Der Schöpfer des „Othello“, berauſcht von der Schönheit der lombardiſchen Frauen, gekitzelt vom prickelnden Gaſe ihrer Huldigungen, ſtürzte ſich blindlings in ein Meer verliebter Abenteuer, knüpfte tagtäglich eine neue, höchſt anziehende, mehr oder minder koſtſpielige Bekanntſchaft mit Frauen aus allen Tonarten, Dur-Liebſchaften und Moll-Liaiſons an und verlebte hier „glücklich wie Gott in Frankreich“ vier ſchöne Monate, die ſo ſchnell wie die Seligkeit einer Brautnacht, wie die Täuſchung eines Sommernachtstraumes an ſeinem Daſein vorüberhuſchten. Unſer Maeſtro führte hier ein reizendes Caſanova-Leben und ſchlug auf wahrhaft ſchöne, wahrhaft beneidenswerthe Art ſeine Zeit und ſein Geld todt.

Die Folge davon war, daß ſeine Börſe bald ein ſtarkes Leck bekam. Schon nach Verlauf von zwei Monaten hatte der gefeierte Abgott der Dilettanti, der Meſſias der Mailänder Damen, eine Unzahl kleiner Verbindlichkeiten, die man im bürgerlichen Leben Schulden nennt. Wir bitten unſere Leſer, unſerm liebenswürdigen Freunde deßhalb keinen Vorwurf zu machen. Roſſini war nun einmal ein Genie, und welch ein Genie hat niemals Schulden gehabt? Sheridan, einer der liebenswürdigſten Dichter Englands, ein Mann, der mehr Gläubiger, als ein Blatt der Times Buchſtaben gehabt, konnte ſich kein Genie ohne Schulden denken. Auch wir theilen dieſe Anſicht. Du lieber Gott, wer zählt all' die großen Geiſter, die im Schuldgefängniſſe geſtorben ſind? Wir könnten einen Folianten ſchreiben über geniale Künſtler, die bis über die Ohren in Schulden geſteckt. Wir erinnern an Sacchini, von dem wir unſern Leſern erzählt, daß er für jede neue Oper 10,000 Livres erhalten hatte und trotzdem nie aus den Schulden herausgekommen war. Der berühmte Maler Raphael Mengs, der ſich in kurzer Zeit über 180,000 Thaler erworben, hatte bei ſeinem Tode ſo viel Schulden und ſo wenig Baarſchaft hinterlaſſen, daß kaum die Koſten zu ſeiner Beerdigung gedeckt waren. Auch Walter Scott, der für jeden Bogen 100 Pfund Sterling Honorar erhalten hatte, war gegen ſein Ende in große Schulden gerathen. — Wie unbedeutend aber iſt die Sorge großer Schulden gegen die prickelnde Qual einer kleinen Schuld? Nur ein Paar Beiſpiele! Abbé Caſti, der ſchon früher erwähnte Verfaſſer mehrerer Operntexte, hatte das Unglück, einem römiſchen Limonadenverkäufer die ungeheure Summe von 3, wiederhole drei Giuli (etwas über acht Groſchen) ſchuldig zu ſein. Der grobe, hartherzige, unerbittliche

Manichäer quälte den armen Poeten dergeſtalt, daß dieſer alle Unbilden, welche er von ſeinem Gläubiger erdulden mußte, in einer Reihe von Sonetten beſang, wovon er ſpäter zweihundert geſammelt und im Druck herausgegeben hat. Wir müſſen annehmen, daß der Herr Abbé niemals in die Lage gekommen ſei, ſeinen Quälgeiſt zu befriedigen, denn ſelbſt im 200ſten ſeiner Sonette iſt mit keiner Sylbe erwähnt, daß der Dichter ſeine Schuld abgetragen hat. Endlich ſollen ſich die Muſen ſeiner angenommen haben. Der Limonadier wurde gerührt ... vom Schlage und ſtarb früher als der Abbé. — Gotthold Ephraim Leſſing ſchrieb — wegen einer kleinen unbedeutenden Geldſchuld von einem unbarmherzigen Sadducäer bis aufs Blut gequält — eines ſeiner Meiſterwerke „Emilia Galotti“. Beweis, daß die Schulden auch ihr Gutes haben. Freilich hat mancher unſerer neueren Dichter mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe und ſchreibt deſſen ungeachtet keine „Emilia Galotti“. Ob dies aber an dem Schuldner oder mehr an dem Gläubiger liegt, wollen wir nicht unterſuchen und uns lieber zum Helden unſerer Geſchichte zurückwenden.

Roſſini war unter vielen Andern auch einem Mailänder Delicateſſenhändler, der die friſcheſten Auſtern, die beſten Hummern, die feinſten Seefiſche und andere vortreffliche, aber ſehr theuere Leckerbiſſen hatte, ſeit Jahren eine Rechnung von mehr als 900 Lire ſchuldig. Der Kaufmann, ein außerordentlicher Verehrer der Roſſini'ſchen Muſik, hatte den Maeſtro nie darum gemahnt, weil er ſich geehrt und geſchmeichelt fühlte, den Mann, der den „Barbier von Sevilla“ geſchrieben, in die Liſte ſeiner Schuldner eintragen zu dürfen. Er ſchätzte ſich glücklich, wenn der Componiſt des „Othello“ Auſtern ſchmauſend, bald Den, bald Jenen freihaltend, ſich mit ihm von der Vortrefflichkeit ſeiner Waare unterhielt und beim Weggehen ihm die Schulter klopfte oder wohl gar die Hand drückte. Wer war dann ſtolzer als unſer Auſternhändler, der, ſchon ziemlich bejahrt, wie Roſinens Vormund Bartolo hieß und den unſer Maeſtro ſcherzweiſe „Doctor“ oder wegen ſeiner weißen Haare zur Abwechslung dann und wann auch „Meiſter Schneeweiß“ hieß. Er hatte dieſen Mann ſchon in Neapel gekannt, und ein Theil jener Schuld ſch[illegible] aus früherer Zeit her, wo Bartolo noch auf dem Molo in [illegible] etablirt geweſen war.

— Nur Dir zu Liebe, verſ[illegible] ihm der „Schwan von Peſaro“, habe ich den Alten im „Barbier von Sevilla“ Bartolo genannt.

— Wär' ich, wie Jener, der Vormund einer ſo hübſchen Roſine, ich würde ſie mit dem größten Vergnügen meinem hochverehrten Freunde, Almaviva-Roſſini, abtreten.

— Behalte Deine Roſinen für Dich und überlaſſe mir lieber Deine Auſtern, ſagte der Gourmand und beſtellte vorläufig hundert Stück.

Auſtern waren Joachim's größte Leidenſchaft und gleichſam Supplements-Muſen, die ihn, wenn die Andere nicht aufgelegt war, zum Componiren begeiſterten. Einſt ſagte er zu David:

— Die Auſter gleicht dem himmliſchen Manna, von dem die weiſen Rabbinen erzählen, daß es die Eigenſchaft beſeſſen, dem Gaumen ſtets neu zu erſcheinen und jeden Geſchmack anzunehmen, nach dem man eben Gelüſte hat. Ein Frühſtück ohne Auſtern iſt ein Mittagsmahl ohne Maccaroni, eine Nacht ohne Mondlicht. **Diem perdidi**, ſage ich jeden Tag, der für mich ohne Auſtern und Maccaroni in den Strom der Zeit verſinkt.

Der Gaumen war nun einmal der Götze, dem er Alles — ja ſogar das Geld, das er über Alles liebte — aufzuopfern im Stande zu ſein ſchien. Schon früher war er ein Mal auf dem Punkte, ſein glänzendes Engagement in Neapel mit einem minder vortheilhaftern beim Fenice-Theater in Venedig zu vertauſchen, blos aus dem einfachen Grunde, um an der Quelle der Arſenal-Auſtern zu leben, die, nach den Pfahl-Auſtern von Trieſt, bekanntlich die beſten von ganz Italien und beinahe die einzigen ſchönen Ueberreſte der alten Dogenherrlichkeit Venedigs ſind.

— — — — — — — — — —

Zehn Tage nach jenem Frühſtück erhielt Roſſini eine gerichtliche Vorladung. Er erbrach den Wiſch, las und wurde wüthend.

— Iſt dieſer Bartolo verrückt? rief der Maeſtro. Noch geſtern gab mir dieſer heuchleriſche Schurke die Verſicherung ſeiner innigſten Freundſchaft und heute ſehe ich mich von ihm verklagt, verklagt wegen einer Lumperei von 978 Lire (die Summe war unterdeſſen ſo hoch angewachſen). Mich verklagen, mich, den Componiſten des „Barbier von Sevilla“, des „Othello“ und des „Aſchenbrödel“, mich, dem es nur ein Wort koſtet, um den Impreſario der Scala zu bewegen, meine Rechnung augenblicklich zu bezahlen! Aber nein, das thue ich nicht; mein Stolz erlaubt es nicht, dem Mann ein gutes Wort zu geben, und lieber will ich dem verdammten Auſtern-Judas noch zehn Mal mehr als dem geldſtolzen Impreſario von Mailand die kleinſte Verbindlichkeit ſchuldig ſein. Was nun anfangen? Das Bezahlen macht mir keine Sorge, denn der Prozeß dauert allermindeſtens vier bis fünf Wochen und bis dahin wirft mir der liebe Gott einen Geldſack oder — was am Ende daſſelbe iſt — einen neuen Operntext zu. Wo aber bekomme ich unterdeſſen ſo himmliſche Auſtern, ſo göttliche Seefiſche her? Ich kann doch unmöglich zu dem Phariſäer, der mich kreuzigen will, hingehen und ihn um Nachſicht bitten, ich Joachim Roſſini, einziger Sohn der ſchönſten und beſten Mutter von ganz Italien! Lieber will ich acht Tage nichts Anderes als Brod und Waſſer … nein, dafür möge der himmliſche Vater und die heilige Mutter Gottes mich gnädiglich bewahren, denn ohne Auſtern kann ich eben ſo wenig leben, als eine Biene ohne Blumen. Sie ſaugt Honig aus den Kelchen, ich ſauge Muſik aus den Schaalen. Am Ende wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als die Qual, mich wieder an die Arbeit zu machen und eine neue Oper in die Welt zu ſchleudern. Sogleich will ich ins Kaffeehaus. Vielleicht treffe ich dort einen Textmacher. Ein Königreich für ein Libretto! rief Meiſter Joachim und rannte ins nächſte Kaffeehaus.

Dort traf er einen ſeiner Bekannten, den Dichter Gherardini, der mit einem Freunde Billard ſpielte.

— Gut, daß ich Dich finde, ſagte er zum Dichter, den er haſtig bei Seite zog.

— Was giebts? Du biſt bleich und verſtört … Was iſt vorgefallen?

— Denke Dir die Frechheit, Bartolo hat mich verklagt …

— Roſinens Vormund? fragte Jener in ſcherzendem Tone.

— Nein, der verdammte „Meiſter Schneeweiß“, dem ich für Auſtern, wovon Du fleißig mitgegeſſen haſt, lumpige 978 Lire ſchuldig bin. Jetzt heißt's Rath ſchaffen. Vor drei Wochen haſt Du mir einen Text verſprochen. Uebermorgen muß er fertig ſein … komiſch oder tragiſch … gut oder ſchlecht … was kümmerts mich, wenn's nur ein Buch iſt, das drei Akte hat und den ganzen Abend fällt. Das Feuer brennt mir auf den Nägeln ... ich fühle plötzlich ſo unendlich viel Melodieen in mir, daß ich das ganze Weltall damit unter Muſik ſetzen könnte. Geh', geh', Freund, mach', daß Du nach Hauſe kommſt ... wir haben keine Minute Zeit zu verlieren ...

— So haben die Leute doch Recht, wenn ſie ſagen, daß ſich ſelbſt der Teufel nicht in Deine Launen fügen kann. Monate lang liegſt Du auf der Bärenhaut und biſt um keinen Preis der Erde zu bewegen, an die Arbeit zu gehen ... dann iſt Dir der beſte Text nicht gut genug ... dann zauderſt und mäkelſt Du ... willſt bald dieſes, bald jenes geändert haben und wirfſt das Buch bei Seite und wirfſt Dich von Neuem dem dolce far niente in den Schoos. Plötzlich überfällt Dich dann eine Wuth, eine Art Heißhunger, die Dich zum Componiren antreiben, dann greifſt Du nach dem ſchlechteſten Text und ſchüttelſt die Noten aus dem Aermel ...

— Freund, beſter Freund, nur keine Moral und am allerwenigſten jetzt, wo ich weiter nichts als einen armſeligen Text brauche. Schaffe mir ſolch einen Text, ſonſt prügle, ſonſt erwürge ich Dich, ſowahr ich Joachim heiße und dem vermaledeiten Judas 978 Lire nebſt Zinſen für ſeine nichtswürdigen Auſtern ſchuldig bin ...

— Gut, morgen Abend leſe ich Dir den Text ...

— Schön; nun aber mach', daß Du nach Hauſe kommſt.

— Du wirſt doch erlauben, daß ich zuvor meine Taſſe Kaffee trinken und meine Partie ausſpielen kann?

— Nein, das werde ich nicht erlauben, erwiderte Roſſini, halb im Scherz, halb im Ernſt. Les affaires avant tout! Geh', theurer Oreſt; Dein Pylades will, damit Du ſiehſt, daß auch er

Dir gern gefällig iſt, Deine Partie übernehmen und — wenn's ſein muß — auch Deinen Kaffee trinken.

— Letzteres kann ich ſelbſt thun, antwortete Gherardini und legte, hingeriſſen von der Ueberredungskunſt ſeines Freundes, den Queue in deſſen Hand, leerte eigenmündig ſeine Taſſe Kaffee, nahm raſch ſeinen Hut, ſagte zu Roſſini: bezahle für mich, und ging nach Hauſe.

— Wie ſteht die Partie? fragte der Maeſtro.

— Treize à trente-deux, rief der Marqueur.

— Wer hat trente-deux?

— Ich, antwortete der Baſſiſt Galli.

— Und wer iſt am Stoß?

— Du!

— Dann biſt Du verloren, lieber Freund, ſagte Roſſini und ... beendigte die Partie in Einem Stoße.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Gherardini, in ſeiner Wohnung angelangt, griff blindlings in eine große Papierdüte und holte aus der Tiefe derſelben, aus einer Maſſe franzöſiſcher Bühnenſtücke, die wie Kraut und Rüben durcheinander lagen, das erſte beſte Stück, das ihm in die Hand lief, hervor. Er wollte die Wahl des Stoffes dem Zufall überlaſſen. Er griff hinein und zog ein dreiactiges Melodram, „la pie voleuse“, von Daubigny und Caignez, heraus.

— Auch nicht übel, ſagte der ſchnellfingerige Librettofabrikant und ging ſofort „ans Geſchäft“, wie all' dieſe Leute zu ſagen pflegen, die aus dem Dichten eine Profeſſion machen und mit ihrer Muſe Schacher treiben.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter überreichte der Dichter dem Componiſten das Textbuch der umgearbeiteten „Gazza ladra“ *). Und noch an demſelben Abende ging Roſſini guten Muthes an den erbärmlich ſchlechten Text. Vorher hatte er, um ſich zu begeiſtern, ein Paar Taſſen ſchwarzen Kaffee getrunken, den er ſich — wie das ſeine Gewohnheit war — faſt immer ſelbſt gekocht. Damals trank er den „ſchwarzen Likör“ gern ſehr ſtark, ſehr ſüß und ſo heiß als möglich. Er befolgte darin das Axiom des Herrn von Talleyrand, welcher behauptet hatte, der Kaffee müſſe ſchwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und ſüß wie die Liebe ſein.

Man irrt, wenn man glaubt, daß Roſſini der einzige Künſtler iſt, für den die Kaffeetaſſe die Hippokrene iſt, woraus er ſeine Begeiſterung ſchöpft. Der große Schiller pflegte, um ſich anzufeuern, aus derſelben Quelle zu ſchöpfen. Auch Herr von Balzac iſt nur begeiſtert, wenn er ſechs bis acht Taſſen des ſtärkſten Kaffees geleert hat. Dann ſchüttelt er die geiſtreichſten Gedanken mit derſelben Leichtigkeit, wie Roſſini — damals! — die ſchönſten Melodieen aus dem Aermel.

Schwarzer Kaffee iſt in der That die Locomotive des Geiſtes und Joſeph Berchoux **) hat nicht Unrecht, wenn er vom Moccaſafte ſingt:

„On dit que du poète elle sert le génie;
Que plus d'un froid rimeur, quelquefois réchauffé

---

*) Die Geſchichte, die dieſem Melodram zum Grunde liegt, ſoll in Italien wirklich vorgefallen ſein.

**) Verfaſſer des in ſeiner Art claſſiſchen Gedichts „la Gastronomie“, von dem in Frankreich ein halbes Dutzend Auflagen und unter dem Titel „die Tafelfreuden“ eine deutſche Ueberſetzung (Ulm 1839) erſchienen iſt.

A dû de meilleurs vers au parfum du café:
Il peut du philosophe égayer les systèmes,
Rendre aimables, badins, les géomètres mêmes
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Il déride le front de ce savant austère,
Amoureux de la langue et du pays d'Homère
Qui, fondant sur le grec sa gloire et ses succès,
Se dédommage ainsi d'être un sot en français.“

— — — — — — — — — —

Am andern Morgen — es ſchlägt eben Zehn — finden wir den Maeſtro noch im Bette. Er hat ein Blatt Papier und einen Bleiſtift in der Hand und arbeitet an der „diebiſchen Elſter“.

— Ein erbärmlicher Text, ruft er aus, wo aber in der Schnelligkeit einen beſſern hernehmen? Ich bete nicht, wie jeder andere gottesfürchtige Chriſt: „Herr, gieb uns täglich unſer Brod!“ ich flehe: „Herr, gieb mir täglich einen guten Text“; das Brod findet ſich dann von ſelbſt. Der Himmel ſchütze aber den ärgſten meiner Feinde vor ſolchem Text! Mit dieſem Libretto wäre es für Gherardini ein Kinderſpiel geweſen, Adam und Eva aus dem Paradieſe zu vertreiben. Das Ganze dreht ſich um einen geſtohlenen Löffel. Und ſolche Dummheit in Muſik ſetzen! Heilige Mutter Gottes, ſchenke mir Geduld und ... Auſtern.

Die Auſtern erinnerten ihn an ſeinen Gläubiger.

— Der Sadducäer, der Philiſter, der Phariſäer, fluchte Roſſini und componirte während des Fluchens das erſte Lied des Podeſtà:

„Was gilt die Wette,
Die ſpröde Ninette
Ergiebt ſich mir doch!“

Bei der ſpröden Ninette dachte er, zur Abwechslung, an die ſchlaue Colbrand, die ihm ſtets nur einen Finger, nie aber die ganze Hand reichte.

— Aber gerade das, geſtand er ſich, macht ſie pikant und reizend. Gleich nach meiner Ankunft in Neapel ſoll ich ihr wieder einen Trüffelſalat bereiten. Ah je comprends très-bien, ſo ein Trüffelſalat iſt manchmal nicht zu bezahlen.

Die Trüffeln mahnten ihn wieder an „Meiſter Schneeweiß“ und gleich fing er wieder zu fluchen an:

— Der Barbar, der Hottentott, der Vandale! Der Karaibe, der Oſtrogothe, der Kannibale!

Und je mehr er fluchte, deſto ſchneller floſſen die Melodieen aufs Papier.

— Das Mondkalb! Der Seehund! Das Krokodill! Nein, es iſt zum Wahnſinnigwerden! Nun ſoll ich gar einen Steckbrief componiren. Solche Dummheit iſt noch nicht dageweſen, rief er wüthend aus, warf das Textbuch in die Ecke und ſprang halb nackt aus dem Bette heraus.

Ein boshafter Teufel führte in demſelben Augenblick einen geiſtlichen Herrn, einen dicken Prälaten, einen alten langweiligen Schwätzer herbei.

— Jeſus, Maria und Joſeph, ſchrie der hochwürdige Herr und hielt ſich die Hände vor's Geſicht.

— **Monsignore**, warum ſchreien Sie ſo? Haben Sie denn noch niemals ein Weſen in der Kleidung des Paradieſes geſehen? Betrachten Sie dieſes Bein, dieſe Wade, dieſen Fuß, dieſen Arm, dieſe Bruſt, geſtehen Sie ſich, daß Apoll vom Belvedere nicht beſſer gebaut iſt, als ich, und nehmen Sie das frohe Bewußtſein mit, daß Sie den ſchönſten Mann ſeiner Zeit, den neuen Antinous, im ſtrengſten Negligé geſehen, ſagte er und lief auf den Prälaten zu, um ihn zu umarmen.

Dieſer aber drückte feſt die Augen zu, ſchrie „Apage, Satanas“ und trat mit ängſtlicher Haſt ſeinen Rückzug an. Roſſini lachte wie ein Faun.

— Dank allen Heiligen des alten und neuen Kalenders, rief er, daß ich mir den langweiligen Schwätzer, der mich bekehren und fromm machen will, auf dieſe Weiſe ſo ſchnell vom Halſe geſchafft. Wenn er mich nun wieder beſucht, dann weiß ich, wie ichs anzufangen habe, ihn loszuwerden. Der elende Heuchler! So zurückzufahren vor einem jungen Gott im Hemde! Die Frauen haben — Scherz bei Seite — gar nicht Unrecht, wenn ſie mich hübſcher als manchen Andern finden, ſagte er, ſprang auf einen Stuhl und beſah ſich im Spiegel. Man iſt in der That ein ganz paſſabel hübſcher Kerl, und wenn Canova geſcheidt wäre, ſo würde er uns erſuchen, ihm als Modell zu ſtehen zu einer Statue Apoll's oder irgend eines andern Heiligen der römiſchen Mythologie. Für heute genug! Jetzt an die Arbeit!

Unter Arbeit aber verſtand unſer luſtiger Freund bekanntlich das, was Andere Flaniren, Müſſiggehen oder geradezu Faullenzen nennen. Der „Apoll von Peſaro“ ſprang von ſeinem Piedeſtal herab und warf ſich in ein weniger gefährliches Coſtüm. Dann ſchlenderte er auf die Promenade, von dort ins Kaffeehaus und von da zu jener ſeiner weiblichen Bekanntſchaften, deren Wohnung ihm gerade am nächſten lag. — — — — — —
— — — — — — — — — —

So verſtrich ein Tag nach dem andern; aber nicht jeden Tag fühlte er Luſt und Laune zum Componiren; oft nahm er den Bleiſtift und kritzelte ſtatt lachender Melodieen grinſende Carricaturen aufs jungfräuliche Notenblatt, denn auch zum Malen beſaß er ein ungewöhnliches Talent und hätte, wäre er nicht der Muſik treu geblieben, auch ein großer Maler, ein neuer Bamboccio, werden können. Einmal zeichnete er den maaßlos dicken Barbaja als Großmogul der Oper, umgeben vom Serail des Corps de Ballet, ihn mit einem Kürbis- und jede der leichtgeſchürzten Odalisken mit einem andern, höchſt charakteriſtiſchen Thierkopf, nicht ſelten ſo genial, wie ſie heutzutage der unübertreffliche Meiſter Grandville ſchaarenweiſe ins Leben ruft; ein ander Mal malte er die alte eitle Lady Eſther als eine türkiſche Ente mit Marabouts im Haar und einer langen Sammetſchleppe, getragen vom Baronet Habakuk und dem ſelig todtgeborten Sir Barnabas, die — Beide ſprechend ähnlich — als krummbeinige Affen in ſchreienden Jockei-Livreen einherſtiefelten. Ja ſelbſt Signora Colbrand ſchonte er in ſeinem Uebermuthe nicht und malte ſie einmal als Gans, die ſich von einem Heere von Eſeln, unter denen Signor Barbaja nicht zu verkennen war, den Hof machen läßt; auch ſeinen Freund, den armen Marquis Tacconi, vergaß er nicht; einmal ſtellte er ihn als geſpenſtigen Hüter dieſer ſchlauen Gans, ein ander Mal als Vogelſcheuche vor das Bett der Colbrand hin, deren ſchlaues Geſicht als Fuchskopf aus dem Schnee der Kopfkiſſen hervorſchaute; am öfterſten aber und am liebſten beſchäftigte ſich ſein barocker Pinſel mit dem Auſternhändler Bartolo, mit dem falſchen Judas Iſchariot, der ihn wegen erbärmlicher 978 Lire zu verklagen gewagt. Heute malte er ihn mit einem Krokodilrachen und morgen mit einer Wildſchweinſchnauze.

— — — — — — — — — —

Zehn ganze Tage waren ſeitdem verfloſſen. Der neue Bamboccio lag wieder in ſeinem Bette und ſetzte eben den verdammten Steckbrief in Muſik, als ſich an der Thür ſeines Schlafzimmers ein höchſt verdächtiges Klopfen vernehmen ließ. Gewohnt, bei offener Thür zu ſchlafen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als „Herein" zu rufen. Das that er denn auch. Und bald darauf erſchien ein Huiſſier des Gerichts, begleitet von „Meiſter Schneeweiß", dem bewußten Auſternhändler Bartolo.

— Wir haben die Ehre, dem berühmten Maeſtro unzählig berühmter Opern ganz unterthänigſt „guten Morgen" zu wünſchen, ſprach der Bote der hohen Obrigkeit mit mehr als zweideutiger Freundlichkeit.

— Was wünſchen die geehrten Herren? fragte Roſſini.

— Eine winzigkleine, erbärmlich unbedeutende Forderung von 978 Lire nebſt Zinſen vom Tage der Klage für beiliegenden Herrn ganz unterthänigſt einzukaſſiren ...

— Ueberaus freundlicher Freund, es thut mir unendlich leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich zufällig gerade heute nicht bei Kaſſe bin.

— Bedaure unendlich, um ſo mehr, da mir die Weiſung geworden iſt, Sie höflichſt einzuladen, mich, falls Sie dieſe ungeheuer kleine Kleinigkeit nicht bezahlen können, nach dem Schuldgefängniſſe zu begleiten.

— Iſt das Euer Ernſt?

— Leider hat Ihr ganz unterthänigſter Diener keine Weiſung zum Spaßen erhalten. Erweiſen Sie mir die Ehre, uns zu folgen ...

— Bartolo? rief Joachim beſtürzt.

Der Auſternhändler zuckte die Achſeln.

— Doctor??? wiederholte Roſſini.

Bartolo ſchlug beſchämt die Augen nieder.

— Menſch, Freund, Schneeweiß, iſt das wirklich Dein Ernſt??? Mich, den beſten Deiner Kunden, den treueſten Verehrer Deiner Auſtern, willſt Du einſperren laſſen, mich, den beſten Deiner Freunde, der goldenen Freiheit berauben?

— Wären Sie geneigt, fragte Meiſter Schneeweiß, ein paar Worte mit mir unter vier Augen zu ſprechen?

— Mit Vergnügen.

— Nun denn, ſo erſuche ich den Herrn Huiſſier, uns auf fünf Minuten allein zu laſſen.

Der Mann der Höflichkeit entfernte ſich.

— Sie fügen mir, begann der treue, ehrliche Bartolo, ein himmelſchreiendes Unrecht zu, wenn Sie mich der Gemeinheit fähig halten, Sie blos aus dem Grunde verklagt zu haben, um mein Geld zu erhalten. Wie ſehr, größter Mann unſerer Zeit, verkennen Sie mich! Ich war ſtolz auf die Ehre, Sie zu meinen Schuldnern zu zählen und würde es nie, nie gewagt haben, Sie an die Bezahlung einer ſolchen Kleinigkeit zu erinnern, hätten Sie mich nicht ſchon ſo oft, ſchon ſo tief gekränkt ...

— Ich Dich gekränkt? Sprich, Bartolo, wodurch?

— Durch die Geringſchätzung, mit der Sie, früher in Neapel und jetzt hier, die kleinen Ergüſſe meiner poetiſchen Ader behandelt haben. Meine Auſtern, meine Hummern, meine Seefiſche hatten jederzeit das Glück, vor Ihren Augen Wohlgefallen zu finden; aber meine Verſe, meine Verſe, wollten Ihnen niemals behagen. Wohl fünfzig, wohl hundert Mal hatte ich, dort und hier, Sie gebeten, ein Lied, eine Strophe, wenn auch vier Verſe nur, von mir in Muſik zu ſetzen. Sie laſen meine Lieder, lächelten und vertröſteten mich von einem Tage zum andern. Man iſt zwar nur Auſternhändler, hat aber eben ſo gut ſeinen Ehrgeiz, wie jeder Andere. Das war es, was mich gekränkt, tief gekränkt hatte. Wäre Dein berühmter Freund Roſſini, ſagte ich zu mir, Dir nur halb ſo gut als Deiner Waare, ſo würde er Dir ſchon längſt die Gefälligkeit erwieſen haben, einen Deiner liebſten, einen Deiner kühnſten Wünſche zu erfüllen. Signor, Freund, Gott, hier iſt ein Lied, ein Lied von vier kurzen Verſen nur; laſſen Sie ſich herab, dieſe Verſe zu componiren und in eine Ihrer neuen Opern einzulegen, dann betrachte ich mein Guthaben als bezahlt und mich ſelbſt als Ihren ewigen Schuldner. Sie ſind ein leidenſchaftlicher Auſterneſſer. Schriftlich will ich mich verpflichten, Ihnen, ſo lange Sie in Mailand bleiben und ſo lang' es Auſtern giebt, täglich hundert Stück gratis, ſage gratis zu ſerviren, wenn Sie ſo viel Freundſchaft für mich haben wollen, dies kleine Lied durch die Glorie Ihrer Muſik zu verherrlichen ...

— Närriſcher Kauz, gieb her Dein Lied!

— Sie wollen es leſen? fragte der Auſternhändler mit lichterloher Freude.

— Leſen und, wenn ich Dir damit einen Gefallen erweiſen kann, es auf der Stelle componiren.

— Sie machen mich zum Glücklichſten aller Sterblichen, zum beneidenswertheſten Manne von ganz Neapel, rief Bartolo, holte aus ſeiner Brieftaſche ſein Lied hervor und überreichte es ſeinem berühmten Freunde.

— Dort liegt ein leeres Notenblatt und da ein Bleiſtift; gieb Beides her; in fünf Minuten ſoll Dein Wunſch erfüllt ſein.

— Darf ich kommen? fragte der anklopfende Gerichtsdiener.

— Noch nicht, noch nicht! ſchrie der entzückte Muſiknarr. Ich taumle vor Freude. Mit Auſtern und Seefiſchen kommt man nicht auf die Nachwelt; aber ein Lied, das mein großer, unſterblicher Freund Joachim Roſſini in Muſik geſetzt hat, gehört der Ewigkeit an. Wenn die Engel, welche im Himmel die Poſaunen blaſen, Geſchmack haben, was könnten ſie dann wohl Schöneres blaſen und ſingen, als Nummern aus Roſſini'ſchen Opern, woran ſelbſt der liebe Gott ſeine Freude haben muß. Ich zittere, ich bebe vor Wonne! Der Schöpfer des „Barbier von Sevilla" componirt mein Lied! Hört es, Ihr Dichter, hört es, Ihr Götter, und beneidet mich!

— Fertig! rief der **Dio della musica**, ſprang aus dem Bette in den Schlafrock und ſetzte ſich ans Klavier. Nun ſollſt Du's hören und mir ſagen, ob Dir's gefällt. Spitze Deine Ohren, Doctor, ſagte Joachim und ſang ihm das improviſirte Lied:

„Minette, Deine Treue
Iſt mir ein ſich'res Zeichen,
Daß in Gott Amor's Reichen
Ein Roſengarten blüht." —

Der Maeſtro wußte die vier Zeilen ſo vielfach zu variiren, daß ſich die Melodie arienartig in die Länge dehnte. Der Auſternhändler zerſchmolz bei Anhörung ſeines Liedes vor Stolz und Freude; er weinte Thränen, melonendicke Thränen, lief wie ein Kind im Zimmer umher, drehte ſich zehn Mal auf dem Abſatz ſeines Stiefels herum und fiel dann dem Componiſten um den Hals.

— Es giebt auf Gottes ſchöner Erde nur einen Roſſini und dieſer Eine iſt ein Engel, ein Heiliger, ſchrie der Delicateſſenhändler und preßte den Santo Gioachimo wonneſtrahlend an ſein freudetrunkenes Herz.

— Nun aber, Freund, ſchicke den Würgengel fort.

— Sogleich, ſogleich, ſagte Bartolo, rief den Huiſſier und ſagte zu ihm: Sie können ſich nun entfernen.

— Mit oder ohne? fragte der Höfliche.

— Ohne! Herr Roſſini hat ſoeben ſeine Schuld bezahlt ... Sie haben kein Recht mehr, ihn mitzunehmen. Hier ſind fünf Scudi für Ihre Bemühung und nun gehen Sie in Gottes Namen.

— Voll Ehrfurcht grüße ich Sie, großer Mann, ſagte der Gerichtsdiener zu Roſſini, machte eine äußerſt tiefe Verbeugung und wollte gehen.

— Halt, rief der Maeſtro, nur eine Frage noch. Sind Sie, liebſter Mann, denn gegen Jedermann ſo überaus höflich?

— Bitte ganz gehorſamſt um Entſchuldigung. In der Regel ſind wir ſackgrob und machen nur dann und wann eine Ausnahme, um ...

— Malitiös zu ſein.

— Errathen, großer Mann, ſprach der Huiſſier und ging ſeine Wege.

— Hier Dein Lied, ſagte Roſſini zu Bartolo. In vierzehn Tagen hörſt Du's von Monelli in meiner neuen Oper. Dir und Deiner Geliebten zu Lieb' will ich meine Amine in Ninette umtaufen.

— Victoria, Victoria! ſchrie der ehrgeizige Auſternhändler und ſprang, wie ein Champagnerkork, faſt bis zur Decke hinan.

Nun aber will ich Sie nicht länger ſtören, denn Ihre Zeit iſt koſtbar ....

— Koſtbar wie Deine Auſtern, ſagte der Maeſtro, ſeine Schulter klopfend. Täglich alſo ...

— Hundert Stück und noch mehr, wenn Sie wollen, erwiderte der Glückliche und tanzte zur Thür hinaus.

— — — — — — — — — —

Etwas Aehnliches erzählt man ſich von dem berühmten Sänger Carlo Broſchi, genannt Farinelli, und einem Schneider, dem er für ſeine Garderobe eine bedeutende Summe Geldes ſchuldig geweſen war. „Unſterblicher Orpheus, ſoll Meiſter Nadelheld geſagt haben, wollen Sie ſich herablaſſen, mir eine einzige Arie vorzuſingen, dann will ich Ihnen beweiſen, daß Sie die Töne Ihres göttlichen Geſanges an keinen Undankbaren vergeudet haben.“ Farinelli ſang und der Schneider quittirte die Rechnung.

Heut zu Tage giebt es weit mehr Sänger und Schneider als damals, aber von ähnlichen Zügen hört man leider nichts mehr. Liegt es daran, daß es unter den Schneidern keinen Mäcen, oder unter den Sängern keinen Farinelli giebt?

Wir, lieber Leſer, glauben das Letztere*).

---

*) Unter den Schneidern giebt's noch immer ſehr großmüthige Seelen. Ein Pariſer Kleiderkünſtler ſoll für die Ehre, für den Verfaſſer der „Mystères de Paris“ arbeiten zu dürfen, Herrn Eugene Sue noch niemals eine Rechnung zugeſchickt haben. Oder ſollte ſie erſt ſpater nachkommen???

XXXVI.

Zwölf Tage ſpäter fand in der Scala bei gedrängt vollem Hauſe die erſte Vorſtellung der „Gazza ladra“ mit folgender Beſetzung ſtatt: Signora Belloc ſang die Ninetta, Demoiſelle Galiani den Pippo, der Baſſiſt Galli den alten, der Tenor Monelli den jungen Soldaten und Ambrogi den Podeſtà. — Gleich nach den erſten zwanzig Takten der pittoresken, aber etwas allzumilitäriſchen Ouverture, in welcher die Trommel eine höchſt betäubende Rolle ſpielt, war das Publikum dergeſtalt außer ſich, daß es beſtändig mitſang. Ninettens Cavatine „di piacer mi balza il cor“ — eine der reizendſten Schöpfungen der Roſſini'ſchen Muſe — wurde von Signora Belloc mit ſo hinreißendem Brio geſungen, daß die Zuſchauer im Parterre auf die Bänke ſprangen und — nicht zufrieden, dieſe Nummer zwei Mal gehört zu haben — noch ein Mal da capo ſchrieen. Im Chor, der die Rückkehr des jungen Soldaten Giannettino ankündigt, „bravo, bravo, ben tornato“, entfaltete ſich ein ſo unerſchöpflicher Reichthum ſchöner Melodieen, ein ſo ungeheurer Luxus genialer Gedanken, daß auch dieſer Nummer ſtürmiſcher Beifall zu Theil wurde. Nicht minder gefiel Giannettino's Arie, in der beſonders die Stelle „ma quel piacer che adesso“ von ſchöner Wirkung iſt. Der gleich darauffolgende Chor „tochiamo, beviamo“ iſt ein Peloton der luſtigſten Melodieen, ein Potpourri der heiterſten Rhythmen. Die Cavatine des

Podeſtà „Il mio piano è preparato“ darf eine der glänzendſten Nummern genannt werden, die wohl je ein Componiſt für eine Baßſtimme geſchrieben hat. Sehr originell erſcheint die Auffaſſung des Steckbriefs. Der Hauptmoment des erſten Aktes iſt das über alles Lob erhabene Terzett, das mit einem reizendſchönen Gebete „o nume benefico“ anfängt. Dieſem ſchließt ſich das Finale an, das mit dem peinlichen Verhöre Ninettens beginnt „In casa di Messere“. Dieſe Nummer — ein Moſaik anziehender Soli- und reizender Enſemble-Stücke, worunter ſich beſonders die herrliche Cantilene und der ſechsſtimmige variirte Satz „mi sento opprimere“ auszeichnet — iſt im Ganzen ſo feurig, ſo lebendig, daß nur wenig Opern Italiens ein ſo ſchön ineinandergreifendes Finale aufzuweiſen haben. — Der zweite Akt beginnt mit einem Duett zwiſchen Ninetta und Giannettino, ein Stück, das Roſſini im geräuſchvollen Laden ſeines Verlegers Ricordi unter dem entſetzlichen Lärm von funfzehn Notenſchreibern, von denen die Einen den Andern die abzuſchreibende Muſik laut vordictirten, im Verlauf einer halben Stunde erfunden und inſtrumentirt haben ſoll. Weit gelungener iſt die Arie des Amtmanns und der Chor, mit dem ſie ſchließt. Als Glanzpunkt und Hauptſtück des zweiten Aktes tritt das große Quintett hervor. Der Chor der Richter „tremate o popoli“ — eine Nummer, die, beiläufig erwähnt, etwas Aehnlichkeit mit einem Chore in Gluck's „Orpheus“ hat — macht einen tiefergreifenden Eindruck; nicht minder effectreich iſt Ninettens Ankunft und das Vorleſen des Todesurtheils. Der Volkschor, der die Verurtheilte zum Tode begleitet, hat etwas Marſchmäßiges, das, der tragiſchen Situation gegenüber, leider etwas allzuheiter erſcheint. Deſto charakteriſtiſcher und ganz an ihrem Platze iſt die herrliche

Volksmelodie „Ecco cessato il vento", womit das Ganze auf ſehr heitere Weiſe ſchließt. —

Trotz des glänzendſten Beifalls, der dieſer Oper von Seiten des Publikums zu Theil geworden war, wurde ſie von Seiten der Mailänder Kritik mehr als jede ſeiner frühern Opern herabgewürdigt und mißhandelt. In der „Gazza" — meinte ein Journal — ſei der Maeſtro zum „ladro" an ſich ſelbſt geworden; er habe ſeine eigenen Opern beſtohlen, mehr glänzenden, als einfachen Geſang, ſtatt Melodieen eitles Variationengeklingel angebracht und ſowohl Charaktere als Situationen falſch aufgefaßt. — Die ganze Oper — ſagte ein anderes Blatt — ſei eine Militärmuſik, der weiter nichts als ein Paar Kanonen fehlen, um durch ihren „deutſchen Lärm" die Beſatzung einer ganzen Feſtung zu betäuben. — Die „Gazza ladra" — behauptete eine dritte Zeitſchrift — iſt eine Sammlung reizender Walzer, una valsodia, aber keine tragiſche Oper; es iſt unerhört, rief der Kritiker, mit welchem Leichtſinn der „ladro della musica" die Situationen mit Füßen tritt, unverantwortlich, daß in dem Augenblick, wo Ninetta zum Richtplatz abgeführt werden ſoll, in der zwei Mal wiederholten Stelle „sino al pianto è negato al mio ciglio" (Thränen ſind dem Auge verſagt) eine luſtige Melodie mit Walzerrhythmen erklingt. In keiner ſeiner frühern Opern hat ſich Roſſini gegen die dramatiſche Wahrheit in ſo hohem Grade verſündigt, als in der „Gazza". Sie betäubt nur, aber reißt nicht hin u. ſ. w. u. ſ. w.*).

Das Publikum aber ließ, der Kritik zum Trotze, jeder neuen

---

*) Auch in Deutſchland fand keine von Roſſini's Opern, trotz allen Beifalls der Menge, von Seiten der Kritik ſo viel theils gerechten, theils ungerechten

Vorſtellung dieſer Oper immer lautern, immer größern Beifall angedeihen. Drei Monate lang wurde die „diebiſche Elſter" faſt allabendlich bei überfülltem Hauſe und vor einer bis zur Extaſe begeiſterten Zuhörerſchaft wiederholt und Maeſtro Roſſini von Alt und Jung auf Händen getragen und im ſtrengſten Sinne des Worts vergöttert. — Beweis, daß die Kritik, die ſich oft ſo einflußreich und mächtig dünkt, manchmal ganz fruchtlos gegen den Geſchmack des Publikums ankämpft.

Bei jeder Vorſtellung wurde das vom Auſternhändler Bartolo gedichtete und von Giannettino-Monelli reizendſchön vorgetragene Lied: „Ninette, Deine Treue", mit einem Jubel aufgenommen, der faſt nicht enden wollte. Meiſter Schneeweiß, berauſcht von Roſſini's himmliſcher Muſik und Monelli's göttlichem Tenor, verſäumte keine Vorſtellung, ſchwamm jedesmal im ſiebenten Himmel, beklatſchte namentlich dieſe Nummer mit bewundernswürdiger Kraft und ſtaunenerregender Conſequenz. Er ruhte nicht eher, bis dieſe Strophe jedesmal wiederholt wurde.

Daß Bartolo ſeinen Auſtern-Contract pünktlich erfüllte, verſteht ſich von ſelbſt. Jeden Morgen erhielt der Componiſt der „diebiſchen Elſter" ſein Deputat von hundert Auſtern und eine Flaſche Sect.

— — — — — — — — — —

---

und boshaften Tadel, als die „diebiſche Elſter". Wir erinnern unſere Leſer an ein Epigramm in Geyer's „Bethlehemitiſchem Kindermord":

. . . . Roſſini, nie, nie, nie
Kommt wieder ſolch Genie! Di tanti palpiti
Hat ihn berühmt gemacht, wird ihn unſterblich machen.
Roſſini ringt, ob auch der Erde Pfoſten krachen,
Die „Elſter" in der Hand, kühn mit dem Weltenſturz,
Und was den Lärm betrifft, da kommt er nicht zu kurz!

Als dieſe Geſchichte in Mailand ruchbar wurde, erhielt jene Nummer den Spottnamen „Auſternlied“, und als Roſſini, acht Tage nach der erſten Aufführung ſeiner Oper den darin beſchäftigten Sängern ein großartiges Auſternfrühſtück gab, ſetzte ſich Monelli ans Klavier, parodirte Bartolo's Lied und ſang:

„Joachim, Deine Melodei
Iſt mir ein ſich'rer Beweis,
Daß ein gewiſſer „Schneeweiß“
Die beſten Auſtern hat.“

Meiſter Roſſini wollte berſten vor Lachen. — In die Ebbe ſeiner Geldbörſe war nun wieder friſche Fluth eingekehrt. Der Impreſario hatte ihm für die „diebiſche Elſter“ 500 Dukaten und Ricordo für den Verlag der Partitur das Doppelte dieſer Summe bezahlt. — — — — — — — — —

In den letzten Tagen des Auguſts erhielt er einen Brief von Signora Colbrand, worin ſie, im Auftrage Barbaja's, ihn einlud, ſo bald als möglich nach Neapel zurückzukehren und eine neue Anſtellung bei San Carlo anzunehmen. — „Barbaja, ſchrieb ſie, hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß er das bewußte Carnevalsrencontre, das geraubte Medaillon u. ſ. w. Ihnen verzeihen und Sie von Neuem engagiren will, wenn Sie ſich anheiſchig machen wollen, ihm noch für dieſen Herbſt eine neue Oper zu liefern. Er bietet Ihnen dafür ein Honorar von 200 Napoleons. Das Sümmchen, ſollte ich meinen, wäre nicht zu verſchmähen. Sie werden ſich alſo gleich nach Empfang dieſer Zeilen zur Abreiſe anſchicken und ſo ſchnell als möglich bei uns eintreffen. Wie ſehr freue ich mich, Sie nach ſo langer Entfernung wiederzuſehen, und wie groß iſt das Verlangen, wieder einen Trüffelſalat zu koſten, der aus Ihrer Meiſterhand hervorgeht. — Ach, die Erinnerung an die letzten Trüffeln erfüllt mich mit einem Gefühle, für das ich keine Worte zu finden vermag; doch hoffe ich, daß Maeſtro das, was ich ſagen will und nicht darf, wohl verſtehen wird!—!—! Alſo eilen, eilen Sie. — — — — — — — — —

— Die arme Francilla iſt nur ein Schatten noch von dem, was ſie früher geweſen war. In ſechs Monaten hat ſie mehr gealtert, als manche Andere in eben ſo viel Jahren. Das Uebel, an dem ſie leidet, zehrt ihre ganze Jugend und alle ihre Kräfte auf. Das noch vor wenigen Monaten ſo blühendſchöne Weſen iſt jetzt bleich und verwelkt. Ihre großen blauen Augen ſtarren mich ſo kalt und geiſtlos an, daß mir alles Blut in den Adern erſtarrt, wenn ich an die Urſache ihrer Krankheit denke. Das arme Mädchen geht einem ſchrecklichen Ende entgegen. — Scappi behauptet, das Uebel, an dem ſie leide, habe eine ſolche Höhe erreicht, daß ihr nicht mehr zu helfen ſei. Francilla iſt ſo gern allein, daß ſie Niemanden, ja mich ſelbſt nicht um ſich duldet. Elleboro's Anblick, der in ihrer Seele Gewiſſensbiſſe erweckt, hat für ſie etwas Unerträgliches. So oft er ſich ihr nähern will, bedeckt ſie, wie Jemand, der vor Schaam in die Erde ſinken will, ihr leichenblaſſes Geſicht mit beiden Händen und ruft: „Weg, weg! Sieh' mich nicht! Ich bin nicht werth, daß Du mich anſiehſt." Der arme Torquato ſchleicht dann fort und heult mir die Ohren voll. Der arme Teufel ſcheint noch immer keine Ahnung davon zu haben, daß ſein Lehrer der Grund ihrer ſchrecklichen Krankheit iſt. — — —

Mit heißer Sehnſucht erwartet Sie ſo bald als möglich

Ihre

treue Freundin Angélique."

XXXVII.

Am 8. September kehrte Roſſini, mit neuem Lorbeer gekrönt, nach Neapel zurück. Er eilte zur Colbrand und traute ſeinen Augen nicht, als er Francilla, das vor der Krankheit frühlingfriſche Kind, in ein Skelett verwandelt ſah. Seine Rückkehr machte auf das beklagenswerthe Geſchöpf einen unbeſchreiblich traurigen Eindruck. Ihre von blauen Ringen umzogenen Augen, aus deren Pupille ein unheimliches Feuer ſprühte, verſchlangen ſeine heißgeliebten Züge; auf ihrem leichenbleichen Geſichte malten ſich alle Seligkeiten des Himmels, gepaart mit allen Schreckniſſen der Hölle, ab. Schmerz und Wonne, Leidenszähren und Freudenthränen floſſen irr ineinander und verliehen ihrer Phyſiognomie den ſchrecklich-ſchönen Ausdruck eines tiefeingewurzelten Ophelia-Wahnſinns. Sie ſtürzte zu des Geliebten Füßen nieder, umklammerte ſeine Knie, küßte ſeine Hände, küßte ſeine Kleider, lachte und weinte, rang nach Worten und fand keine. Roſſini konnte ſich beim Anblick dieſes Jammers nicht der Thränen enthalten.

— Armes Kind! ſagte er und hauchte einen Kuß auf ihre bleiche Stirn.

Signora Colbrand aber ſchien während der Abweſenheit ihres Freundes ſich verjüngt und verſchönt zu haben. Ihre ganze Erſcheinung erinnerte an den üppig-ſchönen Herbſt, wie ihn Meiſter Grévedon in der Geſtalt einer reizgeſchmückten Winzerin allegoriſirt hat. Der Contraſt dieſer beiden Frauen, von denen Angélique das Bild ungetrübten Glücks, Francilla das Bild hoffnungsloſer Liebe war, wäre eine eben ſo ſchöne als ſchwierige Aufgabe für das großartige Talent eines Delaroche oder Bendemann geweſen.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Am andern Morgen — Roſſini war eben erſt aufgeſtanden — ſtürzte ein Diener der Colbrand in ſein Zimmer und überreichte ihm ein Billet. Der Inhalt lautete:

„In der größten Eile und in der tiefſten Beſtürzung melde ich Ihnen ein höchſt betrübendes Ereigniß. Francilla's Leiden haben ihr Ende erreicht. Vor einer Stunde hat ſie ſich in einem unbewachten Augenblick mit einem Meſſer an beiden Händen die Pulsadern aufgeſchnitten und ſchwimmt jetzt in ihrem Blute.“

Roſſini, der bis zu dieſem Augenblick den wahren Schmerz nur dem Namen nach gekannt hatte, empfand jetzt die ganze Bedeutung dieſes Gefühles. Eine Thräne tiefen Mitleids tropfte langſam auf den Brief, den er erſtarrt in ſeinen Händen hielt.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Einen Augenblick ſpäter trat Torquato ein.

— Roſſini in Thränen? fragte Rozzari.

Joachim reichte ihm den Brief.

— Heilige Mutter Gottes! rief der Aermſte und war vernichtet.

XXXVIII.

Seit Francillens traurigem Ende waren zwei übervolle Jahre verfloſſen. Nozzari, der ſich acht lange Monate dem Schmerze und der Verzweiflung hingegeben hatte, war nach und nach ruhiger geworden.

— Du beweinſt eine Todte, die Dich nicht geliebt hat, ſagte er zu ſich und verſuchte, ſeinen Gram zu betäuben.

Bald darauf machte er die Bekanntſchaft einer jungen Franzöſin. In ihren Armen vergaß der **primo tenore** ſeine erſte Liebe.

Roſſini aber, den alle Welt um ſeinen Leichtſinn beneidete, war ſeit dem Tode dieſes Mädchens ein Anderer geworden. Die Erinnerung an jenes blutige Ereigniß hatte die ganze Heiterkeit ſeiner Seele vernichtet. Seit jener Zeit hatte ſich ſein Talent, das ſich bis dahin am liebſten in komiſcher Sphäre bewegt, dem tragiſchen Genre zugewendet. Im Verlaufe zweier Jahre (vom Herbſte 1817 bis zum Winter 1819) hatte er — der Schmerz iſt oft productiver als die Freude — nicht weniger als acht Opern ernſter Gattung componirt: „**Armida**“[1]; „**Adelaïde di Borgogna**“[2]; „**Moisè in Egitto**“[3]; „**Ricciardo e Zoraïde**“[4];

---

[1] Der Stoff iſt der ſchönen Erzählung Taſſo's entlehnt.

[2] Ein Text, den ſchon früher Generali componirt hat.

[3] Das Libretto zu dieſem bibliſchen Drama iſt vom Abbé Andrea Leone Totola.

[4] Das Buch hat Marquis Berio dem bekannten Gedichte „Ricciardetto“ nachgebildet. Nach der erſten Aufführung dieſer Oper erſchien in der Hof

„Ermione"[1]); „Odoardo e Cristina"[2]); „La Donna del lago"[3]) und „Bianco e Falliero"[4]).

Von dieſen acht Opern haben zwei in Italien wahrhaft Epoche gemacht: „Moſes"[5]) und das „Fräulein vom See"[6]).

Um unſere Leſer nicht zu ermüden, wollen wir beide Opern nur flüchtig ſkizziren. „Moſes" hat keine Ouverture. Die Oper wird durch drei Accorde eingeleitet; dann beginnt die Introduction, die ein Meiſterwerk charakteriſtiſchen Ausdrucks, dramatiſcher Wahrheit iſt. Der zweite Akt hat ein herrliches Duett zwiſchen Elcia und dem Sohne Pharao's. Im dritten Akte zeichnet ſich vor Allem die großartig-ſchöne Preghiera „dal tuo stellato soglio" aus, eine wahrhaft klaſſiſche Nummer, die unſer Freund in zehn Minuten componirt haben ſoll. „Nie, ſagt Herr von Stendhal, habe ich einen größern Beifallsjubel als nach dieſem Gebete gehört. Cottugno, einer der erſten Aerzte Neapels, erzählte mir, dieſe »Preghiera« habe, namentlich unter den jungen, leiden-

---

zeitung von Neapel von weiland Cimaroſa ein elyſeiſches Sendſchreiben an Roſſini, worin unſer Maeſtro ermahnt wird, auf dieſer Bahn einfacher und natürlicher Muſik fortzuwandeln und nicht dem verdorbenen Geſchmack des Publikums zu fröhnen.

1) Der Text iſt eine Nachahmung der Racine'ſchen „Andromache".

2) Die ganze Oper iſt ein Miſchmaſch von Melodieen aus „Ricciardo" und aus „Zoraide".

3) Bearbeitet nach dem bekannten Romane Walter Scott's.

4) Der Text, von Felice Romani, iſt einem franzöſiſchen Drama Arnault's nachgebildet.

5) Benedetti ſang den Moſes, Nozzari den Sohn Pharao's und Signora Colbrand die Jüdin Elcia.

6) Elena-Colbrand, Malcolm-Peſaroni, Uberto-David und Rodrigo-Nozzari.

ſchaftlichen Muſiknärrinnen, eine ſolche Verheerung angeſtiftet, daß ſich, nach Anhörung dieſes Gebetes, bei mehr als vierzig Frauen Anfälle von nervöſen Gehirnkrankheiten und hyſteriſchen Convulſionen gezeigt hatten. Die Deutſchen — berichtet unſer Franzoſe — erklären dieſe Oper für Roſſini's Hauptwerk; nichts iſt erklärlicher als dieſes Lob, denn der italieniſche Meiſter hat ihre Sprache geredet; er iſt gelehrt geworden und hat der Harmonie geopfert. Mir aber ſcheint dieſe Oper oft etwas langweilig und wenig dramatiſch zu ſein." Ein Urtheil, das auch das unſrige iſt. —

Die „**Donna del lago**", deren erſte Aufführung am 4. October 1819 ſtattgefunden hatte, wurde das erſte Mal nur lau, deſto wärmer aber bei jeder neuen Wiederholung aufgenommen. Die Partitur, die im Ganzen mehr epiſch als dramatiſch iſt, hat, wie Herr von Stendhal ſehr treffend bemerkt, ein oſſianiſches Colorit und eine glühende Energie, die außerordentlich ergreifend iſt. Wahrhaft meiſterhaft ſind: der Frauenchor, **D'Inibaca donzella,** das Duett zwiſchen Elena und Uberto „**le mie barbare vicende**" und Malcolm's Cavatine. Am Schluſſe des erſten Aktes ertönt ein Marſch, der, auf dem Theater von 16 Trompeten begleitet — in Neapel, in Wien, in Berlin und überall, wo dieſe Oper ſpäter zur Aufführung gekommen iſt — Furore gemacht hat.

Am Abende der erſten Aufführung begegnete der Signora Colbrand das Unglück, zum erſten Male in ihrem Leben ausgepfiffen zu werden, weil ſie die Variationen im Finale um einen Viertelton zu tief geſungen hatte. „Eine Menagerie brüllender Löwen, deren Käfig geöffnet wird, Aeolus, der alle Orkane entfeſſelt, iſt (wie unſer franzöſiſcher Gewährsmann erzählt) noch ſanft und miſch gegen das Pfeifen und Toben des neapolitaniſchen Publikums, wenn ſeine Ohren durch einen falſchen Ton beleidigt werden.“

Die Wuth der ausgepfiffenen Primadonna überſtieg alle Grenzen. Die beleidigte Spanierin lief, gleich einer blutdürſtigen Hyäne, in ihrem Garderobe-Käfig auf und ab und wünſchte das Publikum zu allen Teufeln. Barbaja benutzte dieſe Gelegenheit, an der ſtolzen Sängerin, die ſich für unerſetzlich hielt, ſein Müthchen zu kühlen.

— Haſt Du gehört, Colbrand? Das einfältige Publikum hat es gewagt, Dich auszupfeifen.

— Das iſt Kabale, nichtswürdige Kabale ...

— Das ſagt jede Sängerin, die das Unglück hat, dem Publikum zu mißfallen. Aber dieſes Fiasco war leider nur allzugerecht; Du haſt wie eine Anfängerin detonirt und oft um einen Viertelton zu tief geſungen ...

— Schweigen Sie, einfältiger Tropf! rief die „ſchwarze Nachtigall“.

— Comment! ſchrie der Impreſario, eine ſchmachvoll durchgefallene Sängerin wagt es, mich einen Tropf zu nennen? Höre, Colbrand, nimm Dich in Acht ... Deine Stimme iſt im Erlöſchen ... das Publikum mag Dich nicht mehr hören ... Du ziehſt nicht mehr ... die Peſaroni wird Dich bald überflügeln ... Pack' ein, pack' ein, ſagte der Grobian und entfernte ſich.

Die Colbrand ſank auf die Kiſſen ihrer Ottomane und fing zu weinen an. Es waren die erſten aufrichtigen Thränen, welche Signora Angélique ſeit ihrem Engagement in Neapel vergoß.

— Tröſte Dich, liebes Kind, ſagte nach der Vorſtellung Roſſini zu ſeiner Freundin.

— Wie räche ich mich an dieſem undankbaren Publikum?

— Singe, wie Du früher geſungen haſt ... das iſt die beſte Rache ...

— Und dieſer Flegel von Barbaja?

— Sei ruhig, Kind, er ſoll Dich nicht umſonſt gekränkt haben.

Roſſini begleitete die Colbrand nach ihrer Wohnung. Nie war ſie zärtlicher gegen ihn als an jenem verhängnißvollen Abende.

XXXIX.

Am andern Morgen, als der „Sultan von San Carlo" den Mitgliedern ſeiner Bühne Audienz zu ertheilen geruhte, wurde zuerſt der Souffleur, ein buckeliger Truffaldino, der ſchlaue Diener zweier Herren, der gemeinſchaftliche Spürhund des Impreſario und der Primadonna, in Gnaden vorgelaſſen.

— Nun, „Hamſter", fragte Barbaja, was giebt's Neues?

— Die ganze Stadt ſpricht vom Fiasco der Colbrand. Man hegt Verdacht, daß der geſtrige Skandal angezettelt war ...

— Von wem?

— Von Ihnen!

— Von mir? fragte der Sultan etwas betroffen.

— Barbaja, erzählte heute Morgen im Kaffeehauſe der elende Zeitungſchreiber, dem wir neulich das Freibillet abgenommen haben, weil er beſtändig ſtichelt, daß Sie weder ſchreiben, noch leſen können, Barbaja, ſagte das Großmaul, hat ſeine Maitreſſe auspfeifen laſſen, weil ihr bald zu Ende gehender Contract ihm die Befürchtung einflößt, daß die übermüthige Perſon wieder größere Zulage und längern Urlaub verlangen wird, ſagte der Zeitungsſchreiber. Sie irren, Beſter, ſagte ein Zahnarzt, diesmal iſt der alte, ſchlaue Fuchs — damit meinte er Sie — ganz unſchuldig. Ich weiß aus ſehr guter Quelle, daß die Calbrand auf Veranlaſſung eines jungen reichen Cavaliers, der ihr glänzende Anträge gemacht, welche das ſtolze Weib unkluger Weiſe zurückgewieſen hat, ausgepfiffen worden iſt, ſagte der Zahnarzt.

— Auf Veranlaſſung eines jungen reichen Cavaliers? Wurde ſein Name genannt?

— Er heißt, wenn ich recht gehört habe, Taloni oder Tamboni …

— Tacconi???

— Ja, ja, Tacconi, ganz recht, Tacconi. Sie kennen ihn?

— Ich habe den Schurken niemals geſehen, aber deſto öfter von ihm gehört. Iſt er denn wieder in Neapel?

— Muß doch wohl ſein, denn wie hätte der Zahnarzt ſich ſonſt damit brüſten können, daß er dem Grafen oder Marquis — wie er geſagt — geſtern einen Zahn ausgezogen?

— Mich trifft der Schlag!

— Weil man dem Marquis einen Zahn ausgezogen?

— Nein, Eſel, darum nicht. Mich trifft der Schlag, weil ich fühle, daß der elende Kerl …

— Der Zahnarzt?

— Der Marquis — Rindvieh! — ein Nagel zu meinem Sarge iſt. Höre, „Hamſter", wenn in Deinem buckeligen Leichnam noch ein Funke von Pfiffigkeit glimmt, ſo lege Dich …

— Wohin? fiel ihm der Souffleur ins Wort.

— Auf die Lauer und ſuche zu erfahren, wo er wohnt …

— Sie meinen den Zahnarzt?

— Eſel, ich meine den Marquis.

— Nichts leichter als das! Noch heute ſollen Sie erfahren, wo er wohnt.

— Nun geh' mit Gott, „Hamſter", und bringe mir bald gute Nachricht.

Dem Souffleur folgte ein junges Mädchen aus dem Balletcorps.

— Backfiſch, was willſt Du? fragte Barbaja.

— Ach, lieber Herr Director, mein kleiner Bruder hat den Keuchhuſten …

— Was geht das Dich an?

— Meine arme Mutter hat kein Geld …

— Was geht das mich an?

— Helfen Sie uns durch einen kleinen Vorſchuß …

— Grünſchnäbeln, die ſo ſpröde ſind, wie Du, gebe ich niemals Vorſchuß.

— Nur fünf Scudi …

— Nicht fünf Bajocchi, ſage ich Dir. Wenn Du aber hübſch artig und vernünftig ſein und nicht gleich um Hilfe ſchreien willſt, wenn ich einen kleinen Scherz mit Dir treibe, dann ſtehen Dir funfzig Scudi zu Dienſten. Verſtehſt Du mich? fragte der Sultan, ihr Kinn erfaſſend.

— Ich verſtehe, antwortete das arme Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen, machte einen Knix und ging.

— Dieſer eigenſinnige Backfiſch läßt ſeinen Bruder lieber am

Keuchhuſten ſterben! Mit ſolchen Grundſätzen wird dieſer Grünſchnabel kein Glück bei der Bühne machen.

Gleich darauf erſchien der Tenor-Buffo, der ſelbſt im Winter geſtreifte Sommerhoſen trug.

— Was bringſt Du, „Zebra“?

— Heute Abend ſoll der „Barbier“ ſein; ich ſoll den Baſilio ſingen; das geht aber nicht, denn ich bin, wie Sie bereits gehört haben werden, dergeſtalt heiſer, daß ich keinen Ton aus der Kehle bringe.

— Gut, dann ſinge nicht! Aber merke Dir, „Zebra“, was ich Dir jetzt ſage: Wenn Du nächſtens zu mir kommſt und wieder Vorſchuß verlangſt, werde ich antworten: das geht nicht, denn ich bin ſo heiſer, daß ich keinen Grano aus dem Beutel bringe. Nun geh' und mache, was Du willſt.

— Aber finden Sie denn nicht, daß ich heute ungeheuer heiſer bin? ...

— Und dennoch weiß ich, daß Du ſingen kannſt ...

— Nun, wenn Sie glauben ...

— Mach', was Du willſt, wiederholte der Impreſario.

— Gut, dann werde ich ſingen, ſagte das „Zebra“ und trat ſeinen Rückzug an.

Bald nachher kam der Decorationsmaler, den der Sultan wegen des langen Bartes den „Waldteufel“ hieß.

— Ich komme, Ihnen zu melden, daß wir einen neuen Mond, vier neue Waſſerfälle und einen neuen Wald brauchen.

— Teufel, habe ich nicht erſt vor drei Wochen einen neuen Mond machen laſſen?

— Der letzte iſt uns, wie Sie wiſſen, geſtohlen worden ...

— Dann male Dir einen Andern ...

— Und der neue Wald?

— Wird uns nicht fortlaufen. Vorläufig brauchen wir ihn nicht ...

— Aber die Waſſerfälle?

— Geh' zum Maſchiniſten und ſage ihm, daß er Dir einſtweilen zwei Stück liefern ſoll.

Später hüpfte eine junge Tänzerin hinein.

— Was führt denn Dich zu mir?

— Ich brauche drei neue Roben ...

— Zwei neue Kleider haſt Du erſt vor vier Wochen bekommen ...

— Sie ſind mir zu eng ...

— Wirſt Du denn ſo dick, mein Perlhühnchen? fragte der Impreſario. Ja wahrhaftig, Du wirſt alle Tage fetter. Sage dem Theaterſchneider, daß er Dir drei neue Roben machen ſoll. Morgen Abend werde ich Dich beſuchen, ſagte der Sultan.

Bald darauf erſchien der Abbé Totola.

— Ich habe Dich rufen laſſen, um Dir zu ſagen, daß ich zum Namenstage des Königs einen neuen Prolog brauche. Bis morgen früh muß er fertig ſein. Dort auf meinem Pulte liegt ein Libretto vom Duca di Ventignano. Nimm es mit nach Hauſe, lies es und erzähle mir morgen früh den Inhalt; ich hätte viel zu thun, wenn ich Alles, was mir eingeſchickt wird, ſelber leſen ſollte; dazu habe ich Dich. Wie heißt der Titel dieſes neuen Textbuchs?

Der Abbé nahm das Libretto und las:

— Maometto secondo.

— Das iſt was für Roſſini. Morgen früh kannſt Du das Ding mir vorleſen.

Der Abbé machte eine tiefe Verbeugung und ging. Einen Augenblick ſpäter ſtürzte die Colbrand hinein.

— Ich bin verloren! rief ſie außer ſich und warf ſich athemlos aufs Sopha.

— Was iſt denn ſchon wieder los? fragte der Sultan.

— Denke Dir meinen Schreck, ſagte ſie und ergriff ſeine Hand, die ſie auf ihr Herz legte. Fühlſt Du, wie heftig es ſchlägt? Ich bin mehr todt, als lebendig ...

— Und weßhalb?

— Vor einer Stunde läßt ſich Signor Ambrogi, ein Sänger aus Mailand, bei mir anmelden. Ich laſſe ihn eintreten und frage ihn, was mir die Ehre ſeines Beſuches verſchafft. Er ſtürzt zu meinen Füßen nieder und geſteht ...

— Na, was geſteht er?

— Daß er Tacconi iſt ...

— Wie? Dieſer elende Jakobiner ...

— Iſt vorgeſtern Abend nach Neapel zurückgekehrt, um mündlich um meine Hand anzuhalten. Denke Dir meine Beſtürzung. Marquis, ſagte ich und zitterte an allen Gliedern, mein Herz gehört bereits einem Andern. — Wem? fragte er mit einer Frechheit, als ob er ein Recht beſäße, mich ſo anzufahren. — Einem Manne, dem ich Achtung und Freundſchaft ſchuldig bin, ſagte ich und war thöricht genug, Deinen Namen zu nennen. — Tacconi gerieth nun dergeſtalt in Wuth, daß er Sitte und Anſtand vergaß und wie ein Wahnſinniger zu fluchen anfing. Er nannte Dich einen gemeinen Geizhals, einen erbärmlichen Wicht, einen elenden Denuncianten und beſchwor mich bei Allem, was mir lieb und heilig iſt, Dich zu verlaſſen und mit ihm heute Nacht nach England und von dort nach Amerika zu entfliehen. — Ich bin reich, Signora, geſtand er, reicher als jener unausſtehliche Filz, der das Juwel, das er beſitzt, nicht zu ſchätzen weiß. — Stehen Sie auf, ſagte ich, keine Macht der Erde kann mich bewegen, *einen Mann, dem ich ſo vieles verdanke*, treulos zu verlaſſen, ſchmählich zu verrathen. — Signora, flehte er, daß ein Stein ſich ſeiner erbarmt hätte, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen, deſſen einziger Troſt Sie ſind. — Fliehen Sie, Marquis, ſagte ich und raffte all' meinen Muth, all' meinen Stolz zuſammen, verlaſſen Sie mich; gehen Sie, fliehen Sie! — Noch heute, jetzt gleich, aber dann nur, wenn Sie mir folgen, ſagte der arme unglückliche Mann. Sie, Signora, fuhr er fort, ſind der unwiderſtehliche Magnet, der mich mit zauberhafter Gewalt zurück nach Neapel zieht. Zwei lange Jahre durchreiſte ich Frankreich, Spanien und Portugal, aber nirgends fand ich Ruh' und Raſt. An all' meinem Unglück iſt kein Anderer als Barbaja ſchuld; er iſt's, der mich verrathen hat; wie ein gehetztes Wild, verfolgt von Spähern und Sbirren, fliehe ich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; nirgends aber finde ich Ruhe, denn wo ich auch weile, immer treibt mich die Erinnerung an Sie nach Neapel, gerade dorthin zurück, wo mir die meiſte Gefahr droht. Signora, fuhr er fort, ich liebe Sie mit einer Gluth, die mich wahnſinnig macht, mit einer Kraft, die ſich ſtark genug fühlt, alle Hinderniſſe, welche ſich unſerer Vereinigung entgegenthürmen, muthig hinwegzuräumen und den Gegenſtand meiner Liebe, und wäre er mit eiſernen Ketten am Himmel feſt geſchmiedet, von ſeinen Feſſeln loszureißen. Angélique, flehte der Wahnſinnige und wagte den Verſuch, mich an ſein Herz zu drücken, entſagen Sie einem Manne, der Ihrer unwürdig iſt, entſagen Sie der Kunſt, entſagen Sie der Bühne. — Nimmermehr! Nimmermehr! rief ich und ſtieß ihn entrüſtet zurück. — Signora, fragte er, können Sie die Schmach von geſtern geduldig ertragen, leichtſinnig vergeſſen? Wollen Sie ſich auch ferner der brutalen Laune einer leicht beſtochenen Menge Preis geben? — Marquis, antwortete ich, das Publikum wird nicht immer ſo hart und ungerecht als geſtern ſein. — Das Publikum, wiederholte er und lachte wie ein ganzes Heer von Teufeln, glauben auch Sie an dieſes Märchen? Es giebt kein Publikum. Ich, ich war es, Signora, welcher geſtern hundert bezahlte Leute ins Parterre und auf die Gallerie geſchickt, um die Künſtlerin, die ich verehre, um das Weib, das ich anbete, auspfeifen zu laſſen. — Elender, rief ich, empört über die Frechheit eines ſolchen Geſtändniſſes, hoffen Sie durch ein ſo ſchändliches Benehmen Ihrem Ziele näher zu kommen? — Signora, erwiderte er, ich hoffte Ihnen dadurch den Muth zum Auftreten, die Luſt zum Singen zu verleiden. — Marquis, erwiderte ich mit allem Stolze, der mir zu Gebote ſteht, Signora Colbrand wird ſich durch Ihre Kabalen nicht entmuthigen laſſen. — Barbaja, fuhr er fort, der in Ihnen nicht das Weib, ſondern nur Italiens erſte Künſtlerin, San Carlo's höchſte Zierde liebt, wird, ſobald er ſieht, daß das Publikum Sie ſinken läßt, daß Sie jeden Abend ausgepfiffen werden, mit Freuden die Gelegenheit erfaſſen, Sie zu entlaſſen. — Dann, ſagte ich, werde ich auf einer andern Bühne mein Glück verſuchen. — Signora, antwortete er, nirgends entgehen Sie dieſem Schickſale; wohin Sie ſich wenden, ich werde Ihnen folgen und Ihren Künſtlerſtolz ſo lange demüthigen, bis Sie, ſatt dieſer Umtriebe, der Bühne entſagen und ſich in meinen Schutz begeben, ſich in meine Arme werfen. — Entfernen Sie ſich, Elender, rief ich und zitterte vor Wuth. — Sie weiſen mir die Thür? Gut, ich gehe, ſagte er mit ſataniſcher Ruhe, doch ſollen Sie ſich bald überzeugen, daß Tacconi der Mann iſt, welcher Wort zu halten pflegt. — Er ging und ich, ich eilte ſofort hierher, um Dir zu ſagen, daß ich feſt entſchloſſen bin, Neapel zu verlaſſen.

— Und warum?

— Weil ich keine Luſt verſpüre, mich allabendlich von dieſem wahnſinnigen Marquis auspfeifen zu laſſen.

— Colbrand, ſei kein Kind! Vergiß nicht, daß mir mehr Macht zu Gebote ſteht, als ihm. Wenn dieſer elende Intrigant hundert Leute in mein Theater ſchickt, um Dich auspfeifen zu laſſen, werde ich, ihm zum Trotze, dreihundert hineinſchicken, welche Dich mit Beifall überſchütten und die Pfeifer zum Schweigen bringen werden. Wir wollen doch ſehen, wer eher müde werden wird: ich oder er!

— Du willſt mich alſo ſchützen, willſt nicht zugeben, daß Angélique, die jener Elende blos darum verfolgt, weil ſie Dich um keinen Preis verlaſſen mag, als Opfer ſeines brutalen Wahnſinns mißhandelt werde?

— Ich will, um dieſen Schurken zu kränken, meine ganze Macht aufbieten, ſeine Clique zu entkräften. Jetzt, da ich weiß, daß er es iſt, der Dich auspfeifen läßt, will ich allabendlich, ſo oft Du ſingſt, fünfhundert Freibillets vertheilen, die Dich als treue Garde ſchützen und unterſtützen ſollen.

— Willſt Du das wirklich thun? fragte die Colbrand, ihn zärtlich umhalſend.

— Mein Wort darauf! Der Marquis ſoll ſchwarz werden vor Aerger, berſten vor Wuth und bald einſehen lernen, daß, ſo lange ich Dich ſchütze, ſeine Wuth ohnmächtig iſt.

— Wie lieb, wie gut biſt Du! ſagte ſie und legte ihren Kopf auf ſeine Schulter.

— Armer Narr, wie ſehr Du meinetwegen leiden mußt! Aber Deine Treue, Deine Dankbarkeit ſoll nicht unbelohnt bleiben. Schon morgen ſollſt Du einen neuen Beweis meiner Liebe, meines Dankes erhalten. — — — — — — —

Am andern Morgen ſchenkte der großmüthige Impreſario ſeiner ausgepfiffenen Geliebten eine Equipage mit zwei der ſchönſten Pferde, ein Geſchenk von mindeſtens 10,000 Francs.

Abends, als die zweite Vorſtellung von Roſſini's „Donna del lago" ſtattfand, ſchickte Barbaja fünfhundert Claqueure hinein. Ein großer Theil des Publikums verſuchte zwar Signora Colbrand, die ſich hauptſächlich dadurch verhaßt gemacht, weil ſie keine gute Sängerin neben ſich aufkommen ließ, wiederum auszupfeifen; die Garde des Sultans aber ließ zuerſt das Kleingewehrfeuer und dann das ſchwere Geſchütz ſpielen, und ſo kam es, daß 48pfündige Beifallsbomben, in die Reihen der Oppoſition geſchleudert, der Primadonna einen glänzenden Triumph und ihren Gegnern, an deren Spitze der ſchändliche Tacconi ſtand, eine ſchmähliche Niederlage bereiteten. Elena-Colbrand wurde gerufen und mit Bouquets und Kränzen, mit Guirlanden und Gedichten überſchüttet.

— Nun, Schatz Gottes? fragte der Impreſario.

— Ich bin zufrieden, ſagte Signora Colbrand.

XL.

Um dieſe Zeit war Theſeus-Millbury, welcher den Minotaurus-Littleblount im Boxkampf erſchlagen hatte, von Griechenland nach Neapel zurückgekehrt, um ſich von Neuem um Lady Monmouth's Hand, und — was ihm weit mehr am Herzen lag — um Lady Monmouth's Vermögen zu bewerben. — Während ſeiner Abweſenheit von Italien hatte ſich die äußerſt koſtſpielige Gallerie ſeines Ich-Muſeums um 87 neue Bilder vermehrt, ſo daß die ganze Sammlung auf 985 Nummern angewachſen war. In Athen hatte ein griechiſcher Maler den Sir Habakuk als Herkules in zwölf verſchiedenen Attitüden abgebildet; in Nauplia war unſer Gentleman in eben ſo vielen Situationen im Coſtüme der zwölf Apoſtel abconterfeit worden, und auf den joniſchen Inſeln hatte ein Pinſel den Andern in vierzig Genrebilder verewigt, worauf zu ſehen war, wie Sir Habakuk ſich einſeift, wie Sir Habakuk ſich raſirt, wie Sir Habakuk ſchnupft, wie Sir Habakuk nieſt und andere alltägliche, unabweisbare Bedürfniſſe befriedigt. Es fehlten ihm nun nicht mehr als fünfzehn Bilder, dann war das Tauſend voll und die Wette gewonnen. Nimmt man an, daß Baronet Millbury für jedes dieſer tauſend Portraits durchſchnittlich 50 Pfund Sterling bezahlt ſo erhält man ein Facit von 50,000 Pfund, die er ſeiner verrückten Idee geopfert, um eine Wette von 40,000 Pfund zu gewinnen, oder, richtiger geſagt, noch 10,000 Pfund zu verlieren. Aber wie unbedeutend war dieſe Summe für einen Mann, dem, ſelbſt ſehr reich, noch obendrein die Ausſicht blieb, die ſteinreiche Lady Eſther als ſeine Gattin heimzuführen.

Sir Barnabas, der eine Stunde vor ſeinem Tode ſein Teſtament gemacht und Lady Eſther als Univerſalerbin ſeines weltgeſchichtlichen Zahn-Kabinets eingeſetzt hatte, war ſo ganz und gar vergeſſen, daß ſeitdem weder Lady Monmouth noch ein Hahn um ihn gekräht hatte. (Eſther hatte, gleich nachdem ſie ihre Erbſchaft angetreten, ſich zwei noch ziemlich geſunde Zähne ausziehen und an deren Stelle auf der einen Seite Heloiſen's, auf der andern Laura's Backzahn einſetzen laſſen. —)

Der Baronet, dem nun kein Nebenbuhler mehr im Wege ſtand, hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, jetzt deſto ſchneller zu ſeinem Ziele zu gelangen. Ueberdem hatte er während ſeines Aufenthalts in Griechenland und auf den joniſchen Inſeln auch in der Muſik ſo ſtupende Fortſchritte gemacht, daß ihm nun ſämmtliche Noten bekannt waren. So ausgerüſtet, begann er von Neuem ſeine Werbung. Lady Eſther aber beharrte eigenſinnig bei ihrem Vorſatze: ihn dann erſt zu heirathen, wenn er ſich die Kunſt der Compoſition wenigſtens in dem Grade angeeignet, daß er irgend ein kleines Geſangſtück — eine Arie, eine Romanze — oder irgend ein kleines Tanzſtück — ein Menuet oder eine Anglaiſe — componiren könne, ein Eigenſinn, der unſern Gentleman, welcher zur Tonkunſt nicht mehr Befähigung als ein Mondkalb zur Sternkunde beſaß — mehr und mehr in Verzweiflung brachte.

In dieſer Lage wandte er ſich an Roſſini, theilte ihm Lady Eſther's wahnſinnige Bedingung mit und beſchwor ihn, ſich ſeiner anzunehmen und ihn auf irgend eine Weiſe möglichſt ſchnell in die Geheimniſſe der muſikaliſchen Setzkunſt einzuweihen. Unſer

Maeſtro prüfte Sir Habakuks Vorkenntniſſe und war nicht ſehr entzückt darüber.

— Sie kennen, wie ich mich ſo eben überzeugt habe, kaum die Noten und wollen componiren ...

— Yes! ſagte der Baronet, griff in die Taſche ſeiner gelben Nankinghoſen und klapperte mit ſeinem Gelde.

— Das iſt nicht ſo leicht als Sie glauben ...

— Yes!

— Doch iſt nichts unmöglich in der Welt ...

— Yes!

— Umſonſt aber iſt der Tod ...

— Yes!

— Nun denn, was zahlen Sie mir, wenn ich Ihnen ein Mittel in die Hand gebe, das Sie in den Stand ſetzt, Milady's Bedingung zu erfüllen?

— Ich zahle Ihnen hundert Pfund.

— Das iſt zu wenig ...

— Alſo zweihundert ...

— Auch das reicht nicht.

— Goddam, glauben Sie, daß bei uns die Banknoten auf den Bäumen wachſen? Sind Sie mit dreihundert Pfund zufrieden?

— Gut, die nehme ich an. Beſuchen Sie mich in vier Wochen. Bis dahin hoffe ich im Stande zu ſein, Ihnen das zu verſchaffen, was Sie brauchen.

— In vier Wochen? Warum nicht gleich?

— Das geht nicht. Ich muß für Sie etwas aus Paris verſchreiben ...

— Was verſchreiben? ...

— Das ſollen Sie in vier Wochen erfahren.

— Sie machen mich neugierig ...

— Das thut mir leid, aber deſto größer wird dann Ihre Ueberraſchung ſein.

— Yes! ſagte der Sohn Albions und ging.

— — — — — — — — — —

Vier Wochen ſpäter kam er wieder.

— Es thut mir leid, ſprach Roſſini, Ihnen ſagen zu müſſen, daß das, was ich für Sie erwarte, leider noch nicht angekommen iſt. Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder.

— Yes! ſagte Sir Habakuk und ging.

— — — — — — — — — —

Nach Verlauf von vierzehn Tagen ſtellte er ſich zum zweiten Male ein.

— Es iſt noch nicht angekommen, ſagte der Maeſtro.

— Goddam! Ich glaube gar, Sie machen mich zum Narren?

— Das habe ich nicht nothwendig. Was ich Ihnen verſprochen, das halte ich ...

— Wann ſoll ich wiederkommen?

— Heute über acht Tage, dann erhalten Sie es ganz beſtimmt.

— Good, very good, ſagte der Engländer und ging.

— — — — — — — — — —

Acht Tage ſpäter kam er wieder.

— Ich will hoffen ... ſagte er.

— Daß das Bewußte angelangt iſt. Ihre Hoffnung hat Sie diesmal nicht getäuſcht. Der Talisman liegt ...

— Wo, wo?

— Dort in meinem Pulte.

— Hier, rief Sir Habakuk und holte aus ſeinem Portefeuille drei Banknoten zu hundert Pfund hervor, iſt das verlangte Honorar.

Roſſini öffnete ſein Pult, legte die Banknoten hinein und nahm einen Gegenſtand heraus, der höchſt geheimnißvoll in einer länglichen Pappſchachtel eingebunden war.

— Und hier der Schlüſſel zu Lady Eſther's Herzenspforte, ſagte der Maeſtro und reichte ihm die Pappſchachtel.

Millbury öffnete die Schachtel und fand darin etwas Längliches, das er nicht erkennen konnte, weil es höchſt ſorgfältig in Papier eingewickelt war. Er löſte eine Papierhülle nach der andern und fand endlich den Kern.

— Ein Buch!

— Ein Buch, Baronet, das Ihnen eine genaue Anleitung ertheilt, wie Ihr Scharfſinn, mit Hilfe dreier Würfel, Alles, was Lady Monmouth wünſcht, im Nu componiren kann. Ich habe das Buch aus Paris verſchreiben müſſen, und erſt geſtern iſt es angekommen. Sie ſind nun in dem Beſitze eines Talisman, der Ihnen die Chauſſee zum Brautbette bahnt. Ich gratulire von ganzem Herzen.

Sir Habakuk fiel über das Buch, wie Doctor Fauſt über die Myſterien der Kabbala, wie ein Alchemiſt über den Stein der Weiſen her, und las den Titel:

„*L'art de composer la musique sans en connaitre*
les élémens,"
par **Antonio Calegari.**
Deuxième édition.
Paris 1803.

— Victoria, Victoria! rief der Glückliche, außer ſich vor Freude, nahm das Buch und ſtürzte fort.

— — — — — — — — — —

Das Buch ſelbſt dürfte für manchen unſerer Leſer ſo viel Intereſſe haben, daß eine ausführlichere Notiz darüber hier nicht am unrechten Platze ſein wird.

Antonio Calegari, der Verfaſſer dieſes Werkes (geboren zu Padua am 18. October 1758, geſtorben am 22. Juli 1822), war erſter Organiſt an der Antoniuskirche ſeiner Vaterſtadt. Sein Buch erſchien zuerſt in italieniſcher Sprache, unter dem Titel: „Gioco pittagorico col quale potrà ognuno, anco senza sapere di musica, formare una serie quasi infinita di piacevoli Ariette e Duettine, per tutti li caratteri, Rondi, Preghiere, Polacche, Cori, il tutto coll' accompagnamento del Pianoforte o Arpa o altri istrumenti." Venezia 1801. fol. Calegari ging nach Paris, überſetzte ſein Werk ins Franzöſiſche und widmete es der Gemahlin des erſten Conſuls, der Madame Joſephine Bonaparte, die, eine Freundin der Muſik, eine hochherzige Beſchützerin aller Künſte, von dieſer Idee dergeſtalt begeiſtert war, daß ſie dem Autor für die Dedication ein Geſchenk von 10,000 Francs zu Theil werden ließ. Calegari hatte auf die Wahrheit, daß Muſik eine Sprache, eine Sprache der Empfindungen iſt, ein Sprachſyſtem gegründet, in welchem er ſich die Noten als Buchſtaben, die Takte als Sylben und die Rhythmen als ganze Worte gedacht und 1400 ſolcher Rhythmen oder Phraſen aufgeſtellt hatte, durch deren Zuſammenſetzung ſich eine unzählige Menge verſchiedenartiger Muſikſtücke, als: Arien, Romanzen, Rondeaux u. ſ. w. mit Pianoforte-, Harfen- oder jeder andern beliebigen Begleitung kinderleicht zuſammenwürfeln läßt. Dieſes artige Kunſtſtückchen wurde in Frankreich, wie alles Neue, mit ungeheuerem Beifall aufgenommen, und Calegari als Erfinder deſſelben angeſtaunt. Alles wollte nun componiren; Jeder würfelte ſich Lieder und Tänze. Zwei Auflagen der franzöſiſchen Ueberſetzung waren längſt vergriffen, als ein franzöſiſches Journal endlich dehinter kam, daß dieſe Spielerei deutſchen Urſprungs ſei und jenſeits des Rheines ſchon vor vierzig Jahren nicht mehr neu war[1]). Der eigentliche Erfinder dieſes muſikaliſchen Würfelſpiels war Johann Philipp Kirnberger[2]) welcher unter dem Titel: „Der allezeit fertige Menuetten- und Polonaiſen-Componiſt,“ das erſte Werk dieſer Art im Jahre 1757 in Berlin erſcheinen ließ. Auch von Joſeph Haydn[3]) und Wolfgang Mozart[4]) hat die muſikaliſche Literatur zwei Werkchen gleicher Gattung aufzuweiſen. Außer dieſen beſitzen wir noch ähnliche Spielereien von F. G. Hayn[5]), C. H. Fiedler[6]), J. C. Graf[7]), L. Fiſcher[8]) und eine Ueberſetzung von Calegari's Werke[9]).

---

1) Siehe Gerber's „neues Tonkünſtler-Lexikon,“ Band I, Seite 603.

2) Franzöſiſch u. d. T. l'art de composer des Menuets et des Polonaises, Berl. 1757.

3) Gioco filarmonico o sia maniera facile per comporre un infinito numero di Menuetti, anche senza sapere il Contrapunto, s. l. 1793. Napol. 1812.

4) Anleitung, engliſche Contratänze mit Hilfe des Würfels zu componiren, Amſterd. bei Hummel. (Franzöſiſch u. d. T. Methode pour composer des Contredanses avec un dé, Bonn, bei Simrock.)

5) Anleitung, mit Würfeln Anglaiſen zu componiren, Dresd. 1798.

6) Muſikaliſches Würfelſpiel oder der unerſchöpfliche Ecoſſaiſen-Componiſt, Hamb. 1801.

7) Muſikſpiel oder Tabelle, unzählige Märſche für Pianoforte oder andere Inſtrumente mittelſt Würfel zu erfinden, Mainz, bei Schott.

8) Muſikaliſches Würfelſpiel, oder Kunſt, durch Würfel Kindern (— und auch Großen! —) leicht und auf angenehme Weiſe die Noten im Violin- und Baß-Schlüſſel zu lehren, Weimar, bei Wentzel.

9) Wie die Würfel fallen! Ein Scherz der Tonkunſt, um mit drei Würfeln leicht Walzer zu ſetzen. Opus 15. Braunſchweig bei Spehr.

Was der närriſche Geiſt des Menſchen nicht noch Alles erfinden wird! Mit Hilfe einiger Würfel kann ſelbſt der größte Schwachkopf nicht blos Lieder und Tänze, ſondern auch — was Manchem noch weit lieber ſein wird — eine Unzahl geiſtreicher Luſtſpiele zuſammenwürfeln*).

Es wundert uns, daß noch keiner von den 30 Millionen gelehrter Narren oder närriſcher Gelehrten der 39 Bundesſtaaten des einigen Deutſchlands auf den höchſt zeitgemäßen Einfall gerathen iſt, eine „Anleitung, wie hiſtoriſche Romane, politiſche Lieder, vielverſprechende Thron- und nichtsſagende Kammer-Reden, fulminante Toaſte bei demagogiſchen Zweckeſſen, pietiſtiſche Predigten, katholiſche Gebet- und reformirte Koch-Bücher, geiſtreiche Theaterkritiken und Correſpondenz-Artikel, proſaiſche Liebesbriefe und hochpoetiſche Geheimniſſe à la Eugène Sue mit Hilfe der Würfel zuſammengeſetzt werden können," an's Licht treten zu laſſen. Was aber nicht iſt, kann ja noch werden, und vielleicht ſind wir ſo glücklich, den Anſtoß gegeben zu haben, daß ſchon im nächſten Jahre ein literariſcher Meſſias erſcheint, der all' dieſen „längſtgefühlten Bedürfniſſen" mit einem Male abhilft, denn der Deutſche kann ja Alles. Sogar ſchweigen, wenn er reden ſoll!

---

*) Neunhundertneunundneunzig und noch etliche Almanach-Luſtſpiele durch den Würfel, oder Almanach dramatiſcher Spiele für die Jahre 1826—1901. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle ſtehenden, gehenden und verwehenden Bühnen von Simplicius, der freien Künſte Magiſter, Zwickau 1826. 16. (Der Verfaſſer dieſer ziemlich geiſtreichen Perſiflage iſt Dr. Georg Niklas Bärmann in Hamburg.) Einem Gerüchte zu Folge will der „Chevalier de Küſtner", General-Intendant der königlichen Schauſpiele, dieſe 999 Luſtſpiele nach und nach alle aufführen laſſen, um — Honorare und Tantiemen zu erſparen. Nichts geht über eine weiſe Oekonomie!

XLI.

Barbaja's Spürhund, der buckelige Souffleur, welcher ſeinem Gebieter verſprochen, den Schlupfwinkel des verruchten Marquis Tacconi auszuſpioniren, hatte ſich, wie er dem Impreſario tagtäglich verſichert, alle erdenkliche Mühe gegeben, ſein Verſprechen wahr zu machen, war aber troß aller Anſtrengung bisher noch nicht im Stande geweſen, die Spur dieſes „Ueberall und Nirgends“ zu ermitteln. Schon zwanzig Mal hatte er geglaubt, auf der Fährte dieſes Wildes zu ſein, aber zwanzig Mal hatte er ſeine Hoffnung getäuſcht geſehen.

Eines Morgens ſtürzte Signor „Hamſter“ athemlos ins Audienzzimmer ſeines Gebieters und rief:

— Er iſt gefunden, er iſt gefunden!

— Der Marquis?

— Nein!

— Kameel, wer denn?

— Der Mann, den wir ſuchen. Er iſt aber nicht Marquis, ſondern blos Chevalier, auch heißt er nicht Tacconi, ſondern Giacomini, auch iſt er nicht aus Genua, ſondern aus Nizza; ferner iſt er nicht politiſcher Flüchtling, ſondern Hauptmann einer durch ganz Calabrien und Sicilien verzweigten Räuber-Bande ...

— Was, Räuberhauptmann?

— Eleve des ehemals ſo gefürchteten Michael Pozza, genannt Fra Diavolo, ein Proteus, der in hundert Geſtalten, heut' unter dieſem, morgen unter jenem Namen auftritt und noch weit gefährlicher als ſein berüchtigter Vorgänger iſt. Seit acht Wochen wohnt er, wie ich durch einen meiner Bekannten, der ihn jeden Morgen friſiren muß, in Erfahrung gebracht habe, in der Strada di Forcella Nummer 3, unter der Maske eines Engländers, unter dem Namen eines Baronet Millbury ...

— Millbury? Dieſer Name kommt mir bekannt vor.

— Vor zwei Jahren lebte hier ein Engländer, der denſelben Namen geführt und ...

— Wenn ich nicht irre, einen ſeiner Landsleute ins Jenſeits hinübergebort und ...

— Aus Furcht vor dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit die Flucht ergriffen hatte und nach den joniſchen Inſeln entflohen war. Der freche Räuber ſoll den Namen jenes ehrenwerthen Gentleman nur deßhalb angenommen haben, um ſich unter dieſer Maske Zutritt in die feinſten Zirkel der Hauptſtadt zu verſchaffen. Der neue Fra Diavolo, der nicht weniger als ſechs Sprachen ſpricht, ſoll namentlich das Engliſche mit ſolcher Geläufigkeit ſprechen, daß ſelbſt Engländer ihn für einen Sohn Albions halten. Der Cavaliere iſt, wie ſein ehemaliger Meiſter Michael Pozza, ein außerordentlicher Freund des ſchönen Geſchlechts, macht allen Frauen den Hof, iſt äußerſt generös und ſoll — ich bitte und beſchwöre Sie, das, was ich Ihnen jetzt anvertrauen werde, keinem Dritten zu verrathen — geſtern Abend ...

— Was denn? Was denn?

— Unſerer gefeierten Primadonna ...

— Weiter, weiter!

— Der von aller Welt unſinnig angebeteten Signora Angélique Colbrand ...

— Nun, wird's bald?

— Einen Schmuck von dreihundert Pfund Sterlingen zu Füßen gelegt haben.

— Gut, ſehr gut, daß ich das weiß. Sogleich will ich hin zu ihr. Wie wird ſie ſtaunen, wenn ſie erfährt, daß das, was ſie mir vielleicht verſchweigen will, für mich kein Geheimniß iſt. Du haſt Deine Sache gut gemacht, Hamſter, ich bin mit Dir zufrieden. Nimm vorläufig meinen Dank und dieſes kleine Geſchenk, ſagte der Sultan und drückte ſeinem ſchlauen Spione ein Paar Goldſtücke in die ſtets offene Hand. Nun aber nimm Deine Beine auf den Buckel und verſchwinde.

Der Spürhund entfernte ſich. Zehn Minuten ſpäter fuhr Barbaja zur Colbrand.

— Du kommſt wie gerufen. So eben wollte ich nach Deiner Wohnung, um Dir mitzutheilen, daß ich geſtern Abend von dem unverſchämt zudringlichen Marquis Tacconi dieſen Brief erhalten habe, ſprach die Primadonna und holte aus ihrem Buſen ein ſüßduftendes Billet hervor. Lies, lies!

— Colbrand, Du weißt, daß die Schwäche meiner Augen ...

— Ich verſtehe. Nun denn, ſo höre, was er mir ſchreibt:

„Noch ein Mal, angebetetes Weib, wage ich den liebſten und ſchönſten Wunſch meines Lebens an Ihr gefühlvolles Herz zu legen und Sie bei Allem, was Ihnen lieb und heilig iſt, zu beſchwören, meinem heißen Flehen Gewährung zu ſchenken und mit mir nach England zu entfliehen. Vergeben Sie, Signora, daß ich, von heißer Liebe verleitet, mich gegen Ihr

Talent verſündigt und zwei Monate lang den Nimbus Ihres Künſtlerrufes zu ſchmälern verſucht habe. Vergebens haben meine Leute gegen den Beifall des Publikums angekämpft; Ihr großartiges Talent hat geſiegt. Ich bereue, was ich gethan, und bitte Sie, beiliegenden Schmuck als ein ſchwaches Zeichen meiner Reue anzunehmen. Morgen Abend werde ich Ihnen meine Aufwartung machen. Sie werden dann nicht ſo grauſam ſein, mir, wie das erſte Mal, die Thür zu weiſen. Wir werden näher mit einander bekannt werden, ich werde meine ganze Macht, meinen ganzen Reichthum aufbieten, um Ihre Achtung, Ihr Vertrauen zu gewinnen; Sie werden alsdann den Tag unſerer Flucht feſtſetzen und an meiner Seite einer ſchönen, glücklichen Zukunft entgegeneilen.

Marquis Tacconi.“

— Wo iſt der Schmuck? fragte Barbaja.

— Hier, ſagte die Maitreſſe und reichte ihm ein Etui von rothem Sammet.

— Dieſer Schmuck, Colbrand, iſt geſtohlen ...

— Geſtohlen? Wem? Wem?

— Das mag Gott wiſſen, ich aber weiß, daß dieſer Elende, der Dich mit ſeiner Liebe verfolgt, dieſer Schurke, der ſich Marquis Tacconi nennt, ein Spitzbube, ein Mordbrenner, ein Räuber iſt.

— Ein Räuber? wiederholte die Colbrand und zitterte wie Gelée an allen Gliedern.

— Und nicht blos ein gemeiner Räuber, ſondern gar der Hauptmann einer ganzen Bande, ein neuer Fra Diavolo, deſſen Spur nun entdeckt iſt und der noch heute eingefangen wird.

— Dank, tauſend Dank, denn dann habe ich von dem Wahnſinn ſeiner Liebe nichts mehr zu fürchten.

— Gieb mir den Schmuck ...

— Wozu?

— Ich werde ihn als Corpus delicti der Polizei übergeben.

— Dagegen, Freund, muß ich proteſtiren. Selbſt dann, wenn der Marquis, was ich noch ſehr bezweifle, wirklich ein Räuber iſt, werde ich die Perlen, die er mir als Zeichen ſeiner Reue, als Symbol ſeiner Thränen zu Füßen gelegt hat, nicht zurückweiſen; den Schmuck behalte ich.

— Du liebſt Juwelen und nimmſt ſie, wüßteſt Du auch, daß der Spitzbube ſie einem Marienbilde geſtohlen hat.

— Die Mutter Gottes bedarf keines Schmuckes; aber wir profane Menſchenkinder, die wir keinen Gott auf unſerm Arme tragen, können der Perlen und Steine nie genug haben.

— Das weiß ich leider am beſten, ſeufzte der Impreſario und verließ ſie.

Von hier verfügte er ſich zum Polizei-Miniſter.

XLII.

Baronet Habakuk, der Tag und Nacht mit Hilfe des bewußten Buches und dreier Würfel eine Unzahl kleiner Lieder und Tänze componirte, um ſie dem Gegenſtande ſeiner ſpeculativen Anbetung, der alten Muſiknärrin, als einen Akt ſeiner ausdauernden Huldigung zu widmen, würfelte ſo eben den zwölften Walzer zuſammen, als er, zu ſeinem größten Erſtaunen, drei Leute höchſt verdächtigen Schlages in ſein Zimmer eintreten ſah.

— Wer ſind Sie? fragte der Baronet.

— Wer wir ſind, erwiderte der Eine, werden Sie früh genug erfahren; zuvor aber wünſchen wir zu wiſſen, wer Sie ſind?

— Ich bin Gentleman, wie Sie ſehen.

— Das kann Jeder ſagen. Ihr Name, Gentleman?

— Ich bin der Baronet Habakuk Millbury, jüngſter Sohn des verſtorbenen Lord Jonathan Devereur, und ehemaliges Parlaments-Mitglied der Grafſchaft Nottingham.

— Auch das kann Jeder ſagen, wir aber, Abgeordnete der geheimen Polizei, ſind nicht ſo dumm, Ihnen das, was Sie uns eben aufbinden wollen, zu glauben. Neapels geheimer Polizei, deren Argusaugen noch keiner von allen Spitzbuben entgangen iſt, hat Ihre Maske, Gentleman, längſt durchſchaut. Sie heißen Giacomini ...

— Giacomini? fragte Sir Habakuk außerordentlich verwundert.

— Ihr Verwundern iſt blos Finte. Neapels geheime Polizei, die alle Finten kennt, kennt natürlich auch dieſe. Sie heißen alſo — gleichviel, ob Sie ſich darüber wundern oder nicht — Giacomini und ſind, woher?

— Aus London.

— Auch das iſt eine Finte. Sie ſind eben ſo wenig aus London, als wir, Abgeordnete der geheimen Polizei Neapels, aus Conſtantinopel ſind. Sie heißen alſo Giacomini und ſind — gleichviel, ob Sie das überraſcht oder nicht — nicht aus Genua, ſondern aus Nizza.

— Aus Nizza? wiederholte der Gentleman, beiſpiellos erſtaunt.

— Ja, ja, aus Nizza. Sie ſehen, daß Neapels geheimer Polizei nicht das Kleinſte verborgen bleibt; ihr Falkenblick, ihr Scharfſinn durchſchaut alle Geheimniſſe, wären ſie auch noch ſo ſchlau verhüllt. Sie heißen alſo Giacomini und ſind — gleichviel, ob Sie es läugnen oder nicht — Hauptmann einer durch ganz Calabrien und Sicilien verzweigten Räuber- und Mordbrenner-Bande.

— Ich, jüngſter Sohn des verſtorbenen Lord Jonathan Devereux, ich, ehemaliges Parlaments-Mitglied der Grafſchaft Nottingham, ich, Baronet Habakuk Millbury, Hauptmann einer Räuberbande? Goddam!

— Goddamen Sie ſo viel Sie wollen, Sie bleiben, was Sie ſind: Eleve des ehemals ſo gefürchteten Michael Pozza, genannt Fra Diavolo, und nebenbei auch Mordbrenner. Am 17. Februar des Jahres 1816 haben Sie das San Carlo-Theater angezündet.

— Goddam! ſchrie der Baronet, deſſen Zorn ſchon längſt die Ufer ſeines Phlegmas überſchritten hatte.

— Goddam hin, Goddam her, das Alles nützt Ihnen nichts. Neapels geheime Polizei weiß, wie Ihnen nach und nach klar werden muß, Alles, ſage Alles. So weiß ſie ſehr gut, daß Sie auch Kirchenräuber ſind und dem heiligen Marienbilde zu Loretto einen koſtbaren Schmuck entwendet haben.

— Einen Schmuck? wiederholte der Gentleman, der vor Wuth zu ſchäumen anfing.

— Einen Schmuck, den Sie geſtern Abend als ein ſchwaches Zeichen Ihrer Reue einer andern Heiligen, der Geliebten des weltberühmten und bei Neapels geheimer Polizei ſehr gut angeſchriebenen Signor Barbaja, zu Füßen gelegt haben.

— Goddam! Goddam! Goddam!

— Sie ſehen, Signor Giacomini, daß Neapels geheimer Polizei nichts, gar nichts unbekannt iſt. Läugnen wäre hier alſo ganz fruchtlos. Aber mit Erſtaunen ſehen wir, Abgeordnete der geheimen Polizei Neapels, daß Sie nebenbei auch falſcher Spieler ſind, ſagte der Agent, indem er jeden der drei Würfel von allen Seiten betrachtete. Dieſe Würfel ſind falſch ...

— Das geht Sie nichts an. Ich kann mit mir ſelber würfeln, womit ich will ...

— Das wird ſich ſpäter finden; vorläufig haben Sie weiter nichts zu thun, als mir zu folgen.

— Wohin?

— Aeußerſt überflüſſige Frage! Ins Gefängniß! Ins Gefängniß!

— Nun reißt mir die Geduld. Abgeordnete der geheimen Polizei Neapels, verſchwinden Sie oder machen Sie ſich darauf gefaßt, von mir erwürgt zu werden, ſchrie der Gentleman und drang mit geballter Fauſt auf ihn ein.

— Mörder, Mörder! ſchrie der Eine.

— Hilfe! Hilfe! ſchrieen die beiden andern Memmen.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür; eine ſieben Mann ſtarke Wache, die zur Sicherheit der Sbirren gleich mitgekommen war, trat hinein.

— Soldaten, dieſer Mann hat ſich an den Abgeordneten der geheimen Polizei vergriffen. Thut Eure Schuldigkeit: führt ihn ab, ſchleppt ihn fort!

— Goddam! ſchrie der Gentleman und verſuchte ſich zu vertheidigen.

Ein paar Kolbenſtöße überzeugten ihn frühzeitig genug, daß hier aller Widerſtand vergebens ſei. Die bewaffnete Macht zerrte ihn die Treppe hinab. Unten am Hausthore harrte ein Wagen. Der Wagen brachte ihn ins Gefängniß.

XLIII.

Eine ganze Woche war ſeitdem verfloſſen und der vermeintliche Banditenhauptmann, Mordbrenner und Kirchenräuber noch nicht vernommen worden. Der arme beklagenswerthe Gentleman! Hätte er Calegari's Werk und ſeine drei Würfel gehabt, ſo würde er dieſe Zeit ungeſtörter Muße zum Componiren neuer Walzer benutzt haben, denn Sir Habakuk hatte ſich vorgenommen, der Lady Monmouth gleich ein ganzes Schock zu widmen; aber ohne Werkzeug konnte er nicht arbeiten, und ſo verlor er Zeit und Geduld und wandte ſich, als auch der neunte Tag ohne Verhör vorübergegangen war, am zehnten Tage ſeiner Gefangenſchaft an den engliſchen Geſandten, erzählte den ganzen Vorfall und machte ihn aufmerkſam, daß es wider alles Völkerrecht ſei, einen freien Unterthan Seiner königlich britiſchen Majeſtät blos auf einen unſinnigen Verdacht hin ſeiner Freiheit zu berauben und ihn in einem dumpfen Kerker bei Waſſer und Brod gefangen zu halten, ohne daran zu denken, ihn vor den Unterſuchungsrichter zu ſtellen. Am eilften Tage gelangte ſeine Beſchwerde in die Hände des Geſandten, der ſich am zwölften Tage in eigener Perſon zum

Polizeiminiſter verfügte, um demſelben das Unverantwortliche dieſes Benehmens vorzuſtellen. Am dreizehnten Tage wurde Sir Habakuk zum erſten, am vierzehnten zum zweiten, am funfzehnten zum dritten Male vernommen und am ſechszehnten endlich, als völlig unſchuldig, in Freiheit geſetzt.

Der Polizeiminiſter ließ Barbaja, Barbaja ließ ſeinen Spion vorladen, um Letztern zur Rechenſchaft zu ziehen, von wem ihm die Kunde geworden, daß Sir Habakuk Hauptmann einer Räuberbande, Mordbrenner u. ſ. w. ſei. Der Souffleur gab zu Protokoll, daß ihm dies Alles unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit vom Maeſtro Gioachimo Roſſini mitgetheilt worden ſei. Am andern Morgen ließ der Miniſter den „Schwan von Peſaro" citiren.

— Der Souffleur, ſagte Seine Excellenz, hat erklärt, daß Sie Veranlaſſung dieſes bedauernswürdigen Quiproquo ſind.

— Weßhalb ſollte ich's läugnen? Ja, Excellenz, ich habe mir den Scherz erlaubt, Barbaja's Spion ein klein wenig zu myſtificiren.

— Durch dieſen Scherz iſt der ſehr ehrenwerthe Baronet Habakuk ſechszehn Tage ſeiner Freiheit beraubt worden. Sie werden begreifen, Maeſtro ...

— Daß die hohe Polizei ſich ungeheuer blamirt hat. Aber iſt das meine Schuld? War es nicht Pflicht der Behörde, ſich zuerſt von der Wahrheit der Anklage zu überzeugen, bevor ſie zum Aeußerſten geſchritten? War es nicht mehr als unklug, blos auf Barbaja's Ausſage einen ganz unſchuldigen Mann vierzehn Tage lang ohne Verhör gefangen zu halten?

— Fatal, ſehr fatal! Auf welche Weiſe läßt ſich das wieder gut machen?

— Sir Habakuk iſt ein Mann, der mit ſich reden läßt. Wenn Ew. Excellenz dem Baronet vorſtellen, wie leid es Ihnen thut, daß er durch die Voreiligkeit Ihrer Beamten in den Geruch eines Mordbrenners gekommen iſt, wird er Ihnen gern verzeihen.

— Ich will noch heute hin zu ihm, ſagte der Miniſter.

Und das that er denn auch.

Unſer Gentleman war Anfangs im höchſten Grade aufgebracht. Er erklärte, daß er die engliſche Preſſe auffordern werde, das unverantwortlich leichtſinnige Verfahren von Neapels geheimer Polizei ins rechte Licht zu ſtellen, und verſicherte, daß er nicht eher ruhen werde, bis ihm von Seiten der Neapolitaniſchen Regierung die glänzendſte Genugthuung zu Theil geworden ſei. Als der Miniſter, durch dieſe Drohungen in Schrecken gejagt, ihm gute Worte gab, den ganzen Vorfall mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zuzudecken, löſte ſich die gerechte Erbitterung unſeres ſchwergekränkten Gentleman in großmüthige Verzeihung auf.

— Das Schlimmſte bei der ganzen Geſchichte iſt, daß ich ſechszehn Tage Zeit verloren habe, ohne ein neues Bild für mein Muſeum zu erwerben. Das Verſäumte muß jetzt möglichſt ſchnell nachgeholt werden.

Sir Habakuk ließ ſich nun, raſch hintereinander, als Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, und bald darauf als Mittag, Abend, Nacht und Morgen malen.

So hatte ſich ſeine Gallerie, im Verlaufe zweier Monate, wieder um acht neue Portraits vermehrt. Noch ſieben Nummern und ſeine Aufgabe war gelöſ't.

Unterdeſſen würfelte er tagtäglich einen neuen Walzer zuſammen und als endlich die Zahl Sechzig voll war, ſchrieb er das ganze Schock noch einmal ins Reine, nannte ſie, der Lady Eſther zu Ehren, Monmouth-Walzer, und übergab ſein Manuſcript dem Notenſtecher mit dem Auftrage, ſein **Opus I.** und namentlich das Titelblatt möglichſt elegant auszuſtatten, aber vorläufig nur zwei Exemplare abzuziehen. Das eine davon behielt er für ſich, das andere überreichte er ſeiner Donna Eſther.

— Milady, begann der Baronet, Sargines naht ſeiner reizenden Sophie, um am Fuße ihres Thrones das Erſtlingsproduct ſeiner muſikaliſchen Muſe als ein Zeichen ſeines ewigen Gehorſams, als einen Akt ſeiner wärmſten Huldigung niederzulegen.

Lady Monmouth nahm mit freudeſtrahlenden Augen das in dunkelgrünen Sammet eingebundene **Opus I.** ihres Anbeters und öffnete den Deckel, um das Titelblatt zu leſen.

— Himmel! ſchrie Milady, die vor Schreck bleicher als **Fromage de Brie** geworden war.

— Sie erſchrecken? Warum? Weßhalb?

— Wegen eines Druckfehlers, der mich dem öffentlichen Gelächter Preis giebt.

— Milady, ich bitte Sie, ſich deutlicher zu erklären.

— Sie haben dieſe Tänze, die mir gewidmet ſind, Mammuth-Walzer, genannt.

— Mammuth-Walzer? Goddam!!!

— Baronet, das iſt eine ſchändliche Beleidigung!

— Milady, das iſt ein ſchändlicher Druckfehler! Der bornirte Notenſtecher, der meine Handſchrift nicht leſen gekonnt, hat aus Monmouth — Mammuth gemacht.

— Gentleman, können Sie das beſchwören?

Sir Habakuk hob mit einer Miene, deren Ernſt wahrhaft komiſch war, den Zeige- und Mittel-Finger ſeiner Rechten in die Höhe und ſprach mit ſteinernem Pathos:

— Ich ſchwöre!

— Dann verzeihe ich und reiche Ihnen als Zeichen der Verſöhnung meine Hand. Sie iſt von dieſem Augenblick die Ihre.

Der Baronet ließ ſich etwas ſchwerfällig auf ſein rechtes Knie nieder, erfaßte Milady's Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und rief:

— Mein liebſter Wunſch iſt nun erfüllt.

— — — — — — — — — —

Drei Tage ſpäter las man in der „Gazetta del regno delle due Sicilie“:

Als Verlobte empfehlen ſich
Lady Eſther Monmouth.
Baronet Habakuk Millbury.

Dem glücklichen Bräutigam fehlten, um das Tauſend ſeiner Bilder voll zu machen, noch ſieben Nummern. Um ſein Ich-Muſeum endlich zu complettiren, ließ er ſich im allegoriſchen Gewande der ſieben Tage der Woche, und zwar als Palmſonntag, als blauer Montag, als Faſchingsdienſtag, als Aſchermittwoch, als grüner Donnerſtag, als Charfreitag und als Sonnabend im Coſtüme des Juden-Sabbaths abmalen.

Als das letzte Bild fertig war, verfügte er ſich zu ſeiner Braut und ſagte:

— Mein Muſeum iſt geſchloſſen, meine Wette von 40,000 Pfund Sterlingen gewonnen. Wo und wann, angebetete Eſther, wollen wir nun unſere Hochzeit feiern?

— Zu unſerm ſchönen Vaterlande, in England, in London und zwar an demſelben Tage, an dem Ihnen Viscount Timothy Barrington den Preis ſeiner verlorenen Wette auszahlt.

— Yes, my dear, ſagte der Baronet. Wann aber wollen wir von hier abreiſen?

— Je eher, je lieber, erwiderte Dame Eſther und drückte ihren Bräutigam voll glühender Zärtlichkeit an ihr ungeſtümes Herz.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Acht Tage vor ſeiner Abreiſe von Neapel veranſtaltete Sir Habakuk ein Abſchiedsfeſt, zu dem ſeine ſämmtlichen Freunde, und unter dieſen auch der Gründer ſeines Glücks, unſer Maeſtro Roſſini eingeladen waren.

Nach dem Souper führte er, ſeine Braut am Arme, ſeine Gäſte durch die glänzend beleuchteten Säle ſeiner Bildergallerie, um ihnen die tauſend Variationen eines höchſt abgeſchmackten Thema's vorzuführen.

Lady Eſther Monmouth zerfloß in Bewunderung.

— Sie ſollten ſich noch extra einmal abbilden laſſen und dann das Muſeum ohne Beleuchtung, im Finſtern, als Allegorie auf 1001 Nacht zeigen, meinte Roſſini.

— Wiſſen Sie, Baronet, fragte die Braut, auf welchem Bilde Sie am beſten getroffen ſind?

— Auf welchem?

— Auf dem, wo Sie als Gott Jupiter in Stier-Verkleidung die reizendſchöne Prinzeſſin Europa entführen.

— Schade nur, bemerkte Signora Colbrand, daß dieſer impoſante Stier ſo winzig kleine Hörner hat.

— Was ſchadet das? Später kann ja Milady ihm größere aufſetzen, meinte Meiſter Joachim.

— Yes! ſagte der äußerſt gutmüthige Bräutigam.

Lady Eſther aber lächelte und — ſchwieg.

XLIV.

Sechs Wochen ſpäter ging auf dem San Carlo-Theater mit ungewöhnlich großem Pompe Roſſini's neue Oper „Maometto secondo" in Scene. Auch ſie gefiel außerordentlich. Die Hauptpartie wurde von Galli, Anna von Signora Colbrand geſungen. Die ſchönſten Nummern ſind Anna's höchſt charakteriſtiſche Cavatine „Ah che invan", das ſchöne, eben ſo liebliche Terzett zwiſchen Anna, Calbo und Eriſto „Nò, tacer non deggio" und das mit großem Fleiße gearbeitete Finale, in dem ſich der canoniſche Satz in As-dur auszeichnet. Im zweiten Acte gefiel das nicht minder gelungene Terzett aus As-moll und die reizendſchöne Preghiera in D-moll*).

---

*) Roſſini hat die Oper ſpäter, während ſeines Aufenthaltes in Paris, größtentheils ganz umgearbeitet und unter dem veränderten Titel „Siége de Corinthe" zur Aufführung gebracht.

XLV.

Sir Habakuk, der unterdeſſen in Begleitung ſeiner alten Braut höchſt wohlbehalten in London eingetroffen war, begab ſich fünf Tage ſpäter nach dem acht Stunden von der Hauptſtadt entfernten Landſitze ſeines Freundes **Barrington**, um von ihm den Preis der verlorenen Wette in Empfang zu nehmen.

— Vierzigtauſend Pfund, ſagte der Baronet zu ſich, ſind nicht zu verachten, zumal wenn man, um ſie zu gewinnen, gegen ſechzigtauſend Pfund verausgabt hat. So verliere ich bei dieſem Handel noch immer gegen zwanzigtauſend Pfund, doch habe ich dafür ein Muſeum von tauſend Abbildungen meiner Perſon, eine Gallerie, wie ſie kein zweiter Gentleman Englands aufzuweiſen hat.

Am Schloſſe ſeines Freundes angelangt, fragte der Baronet den Caſtellan, ob Viscount Barrington zu ſprechen ſei.

— No! antwortete der einſylbige Cerberus.

— Iſt er vielleicht auf der Jagd?

— No!

— Auf Beſuch in der Nachbarſchaft?

— No!

— Nach der Stadt zurückgekehrt?

— No!

— Aber irgendwo muß er doch wohl ſein?

— Yes!

— Wo alſo finde ich ihn?

— Jenſeits!

— Wie, mein alter Freund Barrington iſt todt?

— Yes!

— Seit wann?

— Geſtern.

Viscount Barrington, ein lebensmüder Mann, der den Becher der Freuden bis auf die Hefe geleert, hatte ſchon ſeit langer Zeit Ekel am Daſein verſpürt. Durch ſeinen Agenten in London frühzeitig genug von der Rückkehr Millbury's unterrichtet, hatte er, eingedenk der Wette, die nun für ihn verloren war, in aller Eile ſein Teſtament gemacht, das Wettrennen zu Ascott und den Jockeiklubb in London zu Univerſalerben ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt und ſich dann — blos um ſeinem triumphirenden Freunde „einen kleinen Poſſen zu ſpielen“, — in ſeinem herrlichen Parke an einer der ſchönſten Eichen aufgehängt.

Der bis über die Ohren in Trauer gehüllte Kammerdiener überreichte dem Baronet ein Billet folgenden Inhalts:

„Bei Empfang dieſer Zeilen, lieber Freund, wirſt Du Deinen alten Schulkameraden von Eton als Leiche finden. Wenn Du zufällig bei Thränen biſt, ſo weine um mich. Das Leben, das für mich keine Reize mehr beſaß, war mir zur Laſt geworden; ich habe ſie abgeſchüttelt. Mein Geiſt wandelt jetzt an den Ufern des Styx. Haſt Du Sehnſucht, mich und Sir Barnabas Littleblount, den Du ins Jenſeits hinüber gebort haſt, wiederzuſehen, ſo ſpute Dich, bald nachzukommen. Zu einer Partie Whiſt in der Unterwelt erwartet Dich

Dein Dir treuergebener Freund

Timothy Barrington.“

Der geprellte Baronet war außer ſich. In der erſten Wuth wollte er auf ſeines Freundes Leichnam, der noch nicht beerdigt war, gerichtlich Beſchlag legen laſſen, um denſelben an die Anatomie zu verkaufen; doch als ſein Rechtsanwalt ihm begreiflich machte, daß dies nicht durchzuſetzen ſei, fügte er ſich mit ſtoiſcher Ruhe ins Unvermeidliche und ſuchte Troſt in den Armen ſeiner keineswegs liebenswürdigen, aber ungemein reichen Braut.

Lady Monmuth aber, die ſchon unterwegs Veranlaſſung gefunden hatte, ihre Wahl zu bereuen, erklärte dem Baronet, als dieſer ihr den tragiſchen Ausgang ſeiner Wette mitgetheilt hatte, daß ſie nach reiflicher Ueberlegung den Entſchluß gefaßt habe, lieber Wittwe zu bleiben.

Habakuk war nun ein ruinirter Mann. Der verlorene Preis der gewonnenen Wette und die gewonnene Ueberzeugung der für ihn verlorenen Braut raubten ihm das Bischen Verſtand, das ihm noch übrig geblieben war. Seine zerrütteten Vermögensumſtände machten ihn vollends verrückt. Um wieder zu Gelde zu kommen, wollte er ſein Muſeum verkaufen. Da daſſelbe aber nur für ihn Intereſſe hatte, fand er im großen London blos einen Liebhaber, einen mitleidigen Trödeljuden, der ihm für die tauſend Portraits ſeiner werthen Perſon 100, wiederhole hundert Pfund, bezahlen wollte. Die Wuth des armen Baronet hatte jetzt ihren Culminationspunkt erreicht. In dieſer verzweiflungsvollen Lage ſchloß er ſich in ſeine Bildergallerie ein, ſteckte ſie Nachts an allen vier Ecken an und verbrannte ſich, wie Sardanapal, auf den Trümmern ſeiner theuer erkauften Schätze.

Als Lady Eſther, zwei Tage ſpäter, in der Zeitung das tragiſche Ende ihres ehemaligen Bräutigams las, geſtand ſie ſich mit zwei Thränen in den Augen:

— Es iſt doch Schade um ihn! Denn bei aller Häßlichkeit beſaß er ein je ne sais quoi, das ungemein liebenswürdig, und einen rothen Backenbart, der in der That unwiderſtehlich war. Armer Freund, ſanft ruhe Deine Aſche!

XLVI.

Wir eilen nun nach Neapel zurück.

Während hier Meiſter Roſſini's Glücksſtern immer höher und höher ſtieg, ſank der Stern der Colbrand immer tiefer und tiefer. Mit der Friſche der Jugend hatte ſie auch die Kraft und den Schmelz ihrer Stimme eingebüßt. Zudem waren in der letzten Zeit neben ihr neue, großartige Talente, wie das einer Peſaroni und Fodor, aufgetaucht, deren wachſender Nimbus den abnehmenden Mond ihrer Nebenbuhlerin in dichten Schatten hüllte. Die Tyrannei, mit der die Primadonna den in ihren Netzen gefangenen Impreſario beherrſchte, verſuchte zwar alle Talente, die ihrer Stellung gefährlich werden konnten, zu unterdrücken; dadurch aber vermehrte ſie tagtäglich die Zahl ihrer Feinde, die, erbittert über deren Kabalen, ſie leider nur allzumerklich fühlen ließen, daß ihre Blüthenzeit längſt vorüber, und daß es hohe Zeit ſei, andern Sängerinnen, die ſie überflügelten, das Feld zu räumen. Die Hartnäckigkeit, mit der Signora Colbrand ihre frühere Stellung behauptete, machten ſie bald dergeſtalt verhaßt, daß das Publikum ſie gar nicht mehr hören wollte. Der Einzige, der ſie bis jetzt noch gehalten hatte, war Barbaja, deſſen Neigung die ſchlaue Kokette ſtets von Neuem anzufachen wußte. Nun aber wurde auch er kalt und kälter gegen ſie, und ſo kam es, daß ihre Stellung bei San Carlo von Tag zu Tage immer ſchwieriger wurde. Barbaja, der ſich, wie jeder Impreſario, von den Launen des Publikums beherrſchen ließ, würde ſeine „ſchwarze Nachtigall" längſt entlaſſen haben, hätte er nicht bemerkt, daß ſie ſo viel Gewalt über Roſſini gewonnen, daß ihr Abgang auch den des Maeſtro herbeiführen würde. Dieſen aber brauchte er wie das liebe Brod, denn Meiſter Joachim war nun einmal der Liebling, der Abgott des Publikums und jede neue Oper von ihm ein neuer mächtiger Magnet.

Am 25. Febr. 1821 wurde auf dem Theater Tardinone in Rom ſein neues Werk „Matilde di Chabran"*) mit ſo großem Beifall aufgenommen, daß er in Neapel, wie überhaupt in ganz Italien, warmen Wiederhall fand. Der Sultan von San Carlo durfte, um Roſſini für ſeine Bühne zu erhalten, mit Signora Colbrand nicht brechen. Ueberdem war ſeine Neigung zu ihr noch nicht ganz erſtorben. Der erlöſchende Funke, angefacht von der Eiferſucht, die er auf Marquis Tacconi, oder, richtiger geſagt, auf den Räuberhauptmann Giacomini geworfen hatte, glimmte ſtets von Neuem auf; nur dieſem „elenden Abenteurer" zum Trotze wollte er einer ſo koſtſpieligen Eroberung, wie die Liebe der Colbrand, nicht ganz und gar entſagen, weil er überzeugt war, daß ſie dann in den

---

*) Später in Paris und Berlin unter dem veränderten Titel „Corradino" aufgeführt.

Beſitz ſeines Feindes übergehen würde. Barbaja haßte dieſen räthſelhaften Nebenbuhler dergeſtalt, daß er weit lieber Roſſini und jedem Andern, als dem neuen Fra Diavolo, der einſt San Carlo in Brand geſteckt, das Feld zu räumen entſchloſſen war. Das Alles hatte Signora Colbrand längſt durchſchaut und auf der Grundlage dieſes unerſchütterlichen Haſſes immer einen neuen Stützpfeiler der Liebe aufgebaut. Einig mit Roſſini, hätte ſie längſt ſchon ihren Abſchied verlangt, wären Beide nicht vollkommen einverſtanden geweſen, daß eine ſo einträgliche Colonie, wie Barbaja, dann erſt aufgegeben werden dürfe, wenn man ſie vollſtändig ausgebeutet habe.

— So lange unſer gemeinſchaftlicher Gimpel, meinte das ſchlaue Weib, ſich goldene Federn von mir ausrupfen läßt, muß man jedes Mittel aufbieten, ihn in unſerm Garne feſtzuhalten.

— Dieſer Meinung bin auch ich, ſagte Roſſini und ließ ſie ihren Plan ungeſtört verfolgen.

Eines Abends, als Barbaja in Geſellſchaft der Mademoiſelle Cecconi, einer neuengagirten Sängerin, ſich im Gartenſaale ſeiner Villa befand, hielt urplötzlich, zum größten Schrecken des Impreſario und ſeines weiblichen Gaſtes, die allein und ungeſtört ſein wollten, der Wagen der Primadonna.

— Himmel! ſchrie die Cecconi.

— Welcher boshafte Teufel führt meine „alte Flamme“ gerade jetzt zu mir?

— Sie ſteigt aus ... ſie hat Sie geſehen ... mir bleibt kein Ausgang zum Entfliehen. Freund, wohin verſtecke ich mich?

— Krieche ſchnell in den Kaſten dieſer Wanduhr, ſagte der

Sultan; er iſt ſo groß, daß Du Dich darin ganz bequem niederbucken kannſt ...

— Ich erſticke in dieſem Kaſten, ſtöhnte die Nebenbuhlerin, welche im Nu hineingekrochen war. Wenn ſie nur nicht zu lange bei Dir bleibt ...

— Sei unbeſorgt, ich werde ſie mir ſchnell vom Halſe ſchaffen, erwiderte Barbaja und ſchloß das Behältniß.

Eine Sekunde ſpäter ſtürzte die Colbrand hinein.

— Fliehe, fliehe! ſchrie ſie ihm entgegen.

— Fliehen? Vor wem? fragte der Impreſario doppelt erſchreckt.

— Vor dem Wüthenden, der nach Deinem Leben trachtet.

— Vor Tacconi?

— Vor dem Räuber Giacomini. Vor einer Stunde drang er in mein Zimmer und ſagte: Angélique, meine Geduld iſt erſchöpft; ich komme, um Dich zum letzten Male zu fragen, ob Du mir folgen willſt oder nicht? Weib, rief er und drückte mich ungeſtüm an ſein Herz, meine Liebe zu Dir hat ihren Gipfel erreicht; Du darfſt nicht länger Barbaja's Sklavin ſein, Du mußt mir folgen. — Nimmermehr! rief ich zornentflammt und entriß mich ſeiner frechen Liebkoſung. — Angélique, ſchrie er, ich habe alle Mittel verſucht, mir Deine Liebe zu gewinnen; doch Alles war umſonſt! Mit blinder Treue hängt Dein Herz, Deine Seele an einem alten Affen, der nicht werth iſt, den Staub Deiner Füße zu küſſen, die Bänder Deiner Schuhe zu löſen. Ich kann, ich will, ich darf nicht länger dulden, daß Deine Schönheit, verpeſtet vom Hauche ſeiner Wolluſt, langſam hinwelkt; Deine Reize, was ſind ſie anders als Perlen, die ein liebloſer Zufall einer undankbaren Sau als Atzung vorgeworfen?

— Affe? Sau? ſchrie der empörte Sultan und ballte beide Fäuſte.

— Laß Deinen Stolz erwachen, fuhr er fort, ſtoße das Ungeheuer von Dir, tritt ihn mit Füßen, gleichwie er Dich mit Füßen tritt. — Sind Sie wahnſinnig? fragte ich und ſtieß ihn von meiner Seite weg. — Ja, Angélique, ſagte er, ich bin wahnſinnig, wahnſinnig aus Liebe, aus Liebe zu Dir, Du göttergleiches Weſen, rief er und drang von Neuem in mich ein. Ich griff nach der Klingel und wollte ſchellen. — Nun, warum ſchellen Sie nicht? fragte er mit teufliſchem Hohngelächter. Ich ſah, daß der Klöppel ausgeriſſen war und ſchrie: Hilfe, Hilfe! — Sie rufen vergebens, Signora, ſagte der freche Bandit; Ihre ganze Dienerſchaft, beſtochen von mir, hat ſich entfernt. Sie ſind allein und ganz in meiner Gewalt. Komm an mein Herz, Angélique, und höre, wie laut es für Dich ſchlägt. Weib, Engel, habe Mitleid, hab' Erbarmen, komm, komm! Flieh', flieh' mit mir! Weg mit allen Masken! Der Schleier des Geheimniſſes muß endlich fallen! Du ſollſt Alles, Alles erfahren. Ich bin nicht der genueſiſche Flüchtling Marquis Tacconi, ich bin der Räuber Giacomini, und dies, Angélique, iſt das Werkzeug meiner Rache, ſagte der Elende und zog einen Dolch. Folge mir! ſchrie er und verſuchte, mich mit ſich fortzuziehen. Ich aber raffte meinen ganzen Muth, meine ganze Kraft zuſammen und ſagte: Ich folge nicht ... hier ſtehe ich ... tödte mich! — Dieſer Dolch, rief er, iſt nicht für Dich, er iſt für Barbaja's Bruſt beſtimmt.

— Was muß ich hören! rief der Sultan und prallte drei Schritte zurück; der Schuft will mich ermorden?

— Er hat's geſchworen bei Gott und allen Heiligen. Signora, ſagte er mit kalter Ueberlegung, ich laſſe Ihnen drei Tage Bedenkzeit, ob Sie mir folgen wollen oder nicht. Wenn Sie bis dahin ihm nicht entſagen, zünde ich zum zweiten Male, in der Nacht, an allen vier Ecken ſeine elende Thierbude an ...

— Meine Thierbude? Mein Theater? San Carlo?

— Und gönne Ihnen dann die letzten vierundzwanzig Stunden Friſt zur Ueberlegung, ob Sie ſich meinem Willen unterwerfen wollen oder nicht. Iſt auch dieſe Friſt fruchtlos abgelaufen, beharren Sie dann noch ferner bei Ihrem Gelübde, dem Elenden treu zu bleiben, dann, dann, ſo wahr ich Giacomini heiße und ein Mann bin, der ſelbſt vor dem Teufel nicht zittert, dann ermorde ich den Hund.

— Den Hund? wiederholte Barbaja und fletſchte wüthend die Zähne.

— Gute Nacht, Signora, ſagte er dann mit markdurchbohrender Teufelsruhe und verſchwand wie der Blitz.

— Colbrand, Du ſiehſt, daß der Schurke nun einmal nicht ohne Dich leben kann. Erweiſe mir den einzigen und letzten Gefallen: erhöre den Hallunken und fliehe mit ihm meinetwegen noch heute.

— Ich einen elenden Banditen erhören? Ich mit einem frechen Räuber fliehen? Nimmermehr! Nimmermehr!

— Aber ſoll ich mir Deinetwegen zum zweiten Male mein Theater anzünden, mich Deinetwegen ermorden laſſen?

— Ich habe Dich gewarnt ... Du kannſt Dich ſchützen ...

— Aber wie?

— Das iſt Deine Sache!

— Deine vermaledeite Treue ſtürzt mich ins Verderben, bringt mich um: ich bitte, ich beſchwöre Dich, folge dem Räuber ...

— Signor Barbaja, wollen Sie mich beleidigen?

— Nein, Schatz Gottes, ich will Dich nur je eher je lieber los ſein ...

— Ich bleibe, ſo lange mein Contract währt ...

— Ich zahle Dir, was Du verlangſt, aber geh' ... geh' ...

— Gut, mein Herr, ich werde gehen, ſagte die Colbrand.

— Leb' wohl! Leb' wohl!

— Haſt Du ſo große Eile? Heute Nacht bleibe ich hier ...

— Wie! Du willſt heute bei mir bleiben?

— Bin ich denn nicht bei Dir wie zu Hauſe? Habe ich nicht oft genug unter dieſem Dache übernachtet?

— Wohl wahr; aber heute geht das nicht. Es iſt nur Ein Bett im ganzen Hauſe ...

— Nur Ein Bett? wiederholte ſie mit bitterm Lächeln, gut, dann ſchlafe ich auf dem Sopha ... auf dem Fußboden ... gleichviel wo ...

— Ich ſage Dir, Colbrand, das geht nicht.

— Warum nicht?

— Ich bin zu angegriffen ...

— Und ich, ich bin erſchöpft. Wie ſpät? fragte die Primadonna und näherte ſich der Wanduhr, deren großes Gehäuſe das bewußte Uhrwerk verbarg.

Die arme Cecconi bekam einen ſo furchtbaren Schreck, daß ſie heftig zuſammenfuhr und mit dem Kopfe dem Perpendikel dergeſtalt nah kam, daß er, aus Mangel an Raum, plötzlich ſtehen blieb.

— Was iſt das? fragte die Colbrand.

— Nun, was ſetzt Dich in Erſtaunen?

— Dieſe Uhr, die vor einem Augenblick noch gegangen war, iſt plötzlich, und wie mir ſcheint, vor Schreck ſtehen geblieben ...

— Vermuthlich wird ſie abgelaufen ſein ...

— Ganz recht, und darum will ich ſie aufziehen ...

— Colbrand, das wirſt Du nicht ...

— Teufel! dahinter ſteckt ...

— Ihre Dienerin, Signora Colbrand, erwiderte Demoiſelle Cecconi, die, um dieſer peinlichen Scene endlich ein Ende zu machen, wie ein deus ex machina aus ihrem Verſteck herausſtieg.

— Ah, Signora Cecconi, ſagte die Primadonna mit einem anſcheinend harmloſen Lächeln, in deſſen Falten ſich die größte Bosheit verbarg. Hätte ich ahnen können, daß Sie dahinter ſtecken, ſo würde ich meinen Freund Barbaja nicht in ſo große Verlegenheit geſetzt haben. Sehen Sie nur, liebe Freundin, wie der Aermſte keucht und ſchwitzt. Hörten Sie nicht, wie er mir geſtand, daß er heute zu angegriffen ſei? Ah! nun begreife ich, ſagte ſie und ſchlug ein höchſt boshaftes Gelächter auf. Signor Barbaja, fuhr ſie fort, Sie haben ſich da eine recht ſaubere Uhr angeſchafft. Schade nur, daß das Gehäuſe mehr werth als das Uhrwerk, daß die Schaale ſchöner als der Kern iſt. Sind Sie, liebe Freundin, nicht auch dieſer Meinung? Es giebt Uhren mit dem reizendſten Zifferblatt; ſobald man ſie aber etwas näher betrachtet, ſieht man, daß man ſchändlich betrogen iſt. Finden Sie nicht, liebes Kind, daß ich vollkommen Recht habe?

— Signora, ich verſtehe mich nicht auf Uhren ...

— Deſto beſſer verſtehe ich mich darauf. So giebt es unter Andern auch ſogenannte Spieluhren, die durch ein paar mühſam eingeſetzte Töne einen Dummkopf Anfangs ſehr verblüffen, bald aber ungeheuer ennuyiren, weil ſie immer nur ein und daſſelbe Stückchen wiederholen können. Nun aber, lieber Freund, will ich Ihnen nicht länger im Wege ſein. Gute Nacht, gute Nacht, ſchönes Kind, ſagte die Colbrand mit dem verbindlichſten Tone, umarmte ihre Nebenbuhlerin und küßte ſie ſogar. Signor Barbaja, fuhr ſie fort, ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen eine recht ſüße angenehme Ruh.

— Schlaf wohl, Colbrand, ſchlaf wohl!

— Noch Eins! rief ſie, dicht vor der Thür umkehrend. Wenn ich recht gehört habe, ſo ſagteſt Du vorhin, es ſei im ganzen Hauſe nicht mehr als ein Bett …

— Leider iſt das wirklich der Fall.

— Ach, dann bedaure ich Niemand mehr als die arme Signora, ſagte ſie zur Cecconi. Das liebe Kind wird dann auf dem Stroh ſchlafen müſſen und ſich vielleicht erkälten. Doch was geht das mich an? Gute Nacht, gute Nacht! wiederholte ſie noch einmal, ſang die Stelle aus Roſiuens Cavatine: „Lindora mio sarà“ und trällerte ſo luſtig, als ob die Entdeckung, die ſie ſo eben gemacht, ſie nicht im Mindeſten gekränkt hätte, zur Thür hinaus.

— Ein Teufelsweib! ſagte der Impreſario, der nun wieder friſche Luft ſchöpfte.

— Morgen früh weiß das ganze Theater und morgen Abend die ganze Stadt, daß ich im Uhrkaſten geſteckt. Ihre Colbrand iſt capable, ſich ein paar Gelegenheitsdichter kommen zu laſſen, um bei dieſen ein halbes Dutzend Gaſſenhauer auf mich zu beſtellen …

— Sei unbeſorgt, lieber Schatz. Ich werde ihren Zorn bei Zeiten zu beſänftigen wiſſen.

Die Cecconi beruhigte ſich nach und nach, aber deſto ängſtlicher wurde Barbaja. Des frechen Räubers Drohung, das Theater anzuzünden und ihn dann, vierundzwanzig Stunden ſpäter, zu ermorden, machte ihn jetzt dergeſtalt beſorgt, daß er ſeinen Kammerdiener rief.

— Was befehlen Euer Gnaden?

— Fahre ſogleich nach der Stadt, laufe zum Theaterſchneider und ſage ihm, daß bis morgen früh eine Unterjacke von Gummi fertig ſein muß.

— Für wen? fragte ſeine ſchöne Gaſtin.

— Für mich. Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit. Von morgen angefangen trage ich eine Gummi-Jacke.

— Und warum?

— Um mich vor dem Dolche des Räubers zu ſchützen.

Der Muth iſt eine ſchöne Tugend.

XLVII.

Am andern Morgen, nachdem der Theaterſchneider dem Sultan von San Carlo den Gummi-Kuiraß überbracht hatte, fuhr Barbaja, gepanzert wie Cromwell, von ſeiner Villa geraden Weges zum Polizeiminiſter, mit dem er, wie wir ſchon früher angedeutet, auf höchſt vertrautem Fuße ſtand. Barbaja war deſſen Bankier und Freund in der Noth. So oft Seine Excellenz Geld zu brauchen geruhte — ein Fall, der leider nur allzuhäufig einzutreten pflegte — ſchickte er zum Impreſario, der ihm kleine Summen gegen große Zinſen vorſchoß. Man weiß, daß jeder Gläubiger, ſeinem Schuldner gegenüber, ſich gewiſſe Vorrechte anmaßt, die dieſer nolens volens einräumen muß, um Jenen bei ſtets guter Laune zu erhalten. Der Sultan, der mehr als einen unbezahlten Schuldſchein des Miniſters in der Taſche hatte, trieb ſeine Familiarität bis zu dem Punkte, ſeinen Schuldner ſogar zu duzen.

— Excellenz, ſagte er zum Miniſter, Deine Polizei iſt keinen Pfifferling werth.

— Aus welchem Grunde?

— Sie duldet, daß mitten in der Hauptſtadt freches Räubergeſindel die Sicherheit der Einwohner beunruhigt …

— Du ſiehſt Geſpenſter, guter Freund. In Neapel giebt's nur noch Banditen in der Einbildung.

— Ich ſage Dir, Excellenz, daß es hier auch in der Wirklichkeit Schurken giebt, die unſer Eigenthum, unſer Leben gefährden …

— Sprich, haſt Du wieder etwas Neues erfahren?

— Geſtern Abend drang der Räuber Giacomini, derſelbe, der ſich früher unter der Maske eines Marquis Tacconi hier umhergetrieben hat, in die Wohnung der Colbrand ein und ſetzte ihr den Dolch auf die Bruſt, um ſie zur Flucht zu bewegen. Als ſie ſich ſtandhaft geweigert, ihm zu folgen, erklärte er, er wolle ihr drei Tage Bedenkzeit laſſen. Wenn ſie mir bis dahin nicht entſagt habe, werde er — denke Dir, Excellenz, dieſe Niederträchtigkeit! — meine „Thierbude", mein San Carlo, zum zweiten Male in Brand ſtecken.

— Warte das ruhig ab.

— Dieſer neue Fra Diavolo iſt ein tollkühner Böſewicht, dem ich das und noch viel Schlimmeres zutraue. Nachdem er ſeine Rache befriedigt und mein Theater in einen Aſchenhaufen verwandelt habe, wolle er ihr die letzten vierundzwanzig Stunden Friſt zur

Ueberlegung laſſen — und Falls ſie auch dann nicht einwillige, ſich ihm zu ergeben — mich ermorden, hörſt Du, Excellenz, mich ermorden.

— Auch das warte ruhig ab!

— Du haſt gut reden, Excellenz. Ich habe keine Rhinoceroshaut und bin nun keinen Augenblick meines Lebens ſicher. Aus Vorſicht trage ich ſeit heute Morgen auf dem bloßen Leibe eine Gummi-Jacke und ſchwitze unter dieſem Panzer wie ein Schöps am Bratſpieße; dieſer Kuiraß ſchützt mich allenfalls vor einem Dolchſtich; wie aber, wenn er mir eine Kugel durch den Kopf jagt?

— Dann biſt Du freilich verloren, meinte der Miniſter, dem die Angſt des Impreſario ſo viel Spaß zu machen ſchien, daß er darüber lachen mußte.

— Du haſt gut lachen, Excellenz. Nach Deinem Leben trachtet er nicht; er dürſtet nach meinem Blute, weil ich ſein begünſtigter Nebenbuhler bin.

— Beneidenswerther Mann! Nicht Jedem iſt das Glück beſchieden, eine Freundin zu beſitzen, die ſo reizend iſt, wie Deine Donna Colbrand.

— Der Teufel hole ſolch ein Glück, das uns der Gefahr ausſetzt, jeden Augenblick meuchlings ermordet zu werden. Es iſt Deine Schuldigkeit, Excellenz, mich vor dieſem frechen Räuber zu ſchützen, aus zwei Gründen: denn erſtens biſt Du Chef der Polizei und zweitens biſt Du mein Schuldner.

— Eins ſo unangenehm als das Andere. Vorläufig aber kann ich Dir nur den guten Rath ertheilen, die Dinge, die da kommen ſollen, ruhig abzuwarten.

— Das kann Jeder ſagen, Excellenz; ich aber verlange, daß

Du energiſch auftreten und alle Mittel aufbieten ſollſt, dieſen elenden Banditen ein für allemal unſchädlich zu machen.

— Sprich, was kann ich für Dich thun?

— Da es weder Deinen, noch meinen Spionen gelungen iſt, die Spur dieſes frechen Böſewichts zu ermitteln, ſo verlange ich von Dir, daß Du einen Preis von mindeſtens fünftauſend Ducati auf ſeinen Kopf ausſetzeſt...

— Einen Preis von fünftauſend Ducati...

— Die ich bezahlen will.

— Die Du bezahlen willſt? Gut, dann ſoll Dein Wunſch ſofort erfüllt werden. Morgen früh ſollſt Du in allen Zeitungen Neapels die Aufforderung leſen, daß Jeder, der den Räuber Giacomini, gleichviel, ob lebendig oder todt, den Händen der Gerechtigkeit überliefert, von mir eine Belohnung von fünftauſend Ducati erhält. Wann aber, lieber Freund, willſt Du dieſe Summe bei uns deponiren?

— In längſtens zwei Stunden, ſagte Barbaja, der nun freier zu athmen begann. Ach, Excellenz, wenn Du wüßteſt, wie ſehr Dein Freund in ſeinem Gummi-Panzer ſchwitzt, Du würdeſt nicht ſo boshaft lächeln, nicht ſo unbarmherzig ſich an ſeiner Todesangſt weiden.

— Faſſe Muth, Freund Barbaja, der Preis von fünftauſend Ducati wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. Der Räuber ſoll uns nicht mehr entwiſchen.

— Das wolle Gott! ſeufzte der Impreſario.

— — — — — — — — — —

Bald darauf deponirte er fünftauſend Ducati.

XLVIII.

Am nächſten Morgen — am 8. März des Jahres 1822 — las man in allen Zeitungen Neapels die bewußte Aufforderung. Die ausgeſchriebene Belohnung allarmirte die ganze Bevölkerung und vor Allem die Legion der Lazzaroni, von denen Jeder ein anderes Gelübde that, wenn Santa Madonna oder der heilige Januarius ſich gnädiglich herablaſſen wollten, ihm zur Fahndung dieſes koſtbaren Böſewichts behilflich zu ſein. Der Eine gelobte, nie mehr Lotto ſpielen, der Zweite nie mehr Maccaroni eſſen zu wollen. Der Dritte wollte dem heiligen Januarius eine rieſengroße Wachskerze opfern, der Vierte knieend von Neapel nach Loretto zu dem wunderthätigen Marienbilde rutſchen, um der Mutter Gottes dort ſeinen Dank abzuſtatten. Ganz Neapel ſprach von dem neuen Fra Diavolo und Jeder wollte den Preis gewinnen. Aber vierundzwanzig Stunden waren verfloſſen und alle Nachſtellungen bis dahin fruchtlos geblieben.

Am nächſtfolgenden Morgen — Barbaja hatte beſchloſſen, an dieſem Tage aus Furcht vor dem Räuber gar nicht auszugehen — ließ ſich ſein Spion „Hamſter“ anmelden, um dem Sultan eine Nachricht von der allergrößten Wichtigkeit mitzutheilen.

— Was iſt vorgefallen? fragte er den Eintretenden.

— Ein Unglück, ein unerhörtes Unglück

— Steht San Carlo in Flammen?

— Noch nicht.

— Iſt Giacomini eingefangen?

— Noch nicht.

— Sprich, was iſt geſchehen?

— Auf heute Abend iſt die neunte Vorſtellung von Roſſini's „Zelmira“*) angekündigt.

— Nun ja, alle Logen ſind bereits vergriffen? Nennſt Du das ein Unglück?

— Laſſen Sie ſogleich bekannt machen, daß die Oper nicht gegeben werden kann ...

— Warum nicht?

— Aus ganz einfachem Grunde ...

— Rede, „Hamſter“, oder ich erwürge Dich.

— Heute Morgen ... mit dem Glockenſchlage Vier ... iſt Jemand abgereiſt ...

— Wer iſt abgereiſt?

— Die Dame, die heute die Zelmira ſingen ſoll.

— Die Colbrand?

— Wie ſchnell Sie doch Alles errathen!

— Abgereiſt, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, abgereiſt, ohne ſich bei mir zu verabſchieden? Und wohin iſt ſie gereiſt?

— Nach ihrem Landgut.

— Nach Caſtenato? Und wozu? weshalb? warum?

— Um ſich zu vermählen.

---

*) Der Text iſt vom Abbé Totola dem gleichnamigen franzöſiſchen Trauerſpiele des Herrn de Belloi nachgebildet. Die erſte Aufführung dieſer Oper fand am 16. Februar 1822 auf dem San Carlo-Theater ſtatt. Zelmira wurde von der Colbrand, Emma von der Cecconi, Antenore von Nozzari, Illo von David und Polidori von Ambrogi geſungen. Die Muſik gefiel außerordentlich.

— Mit wem?

— Mit einem Manne, den ſie ſchon ſeit Jahren liebt …

— Mit dem elenden Räuber?

— Bitte um Verzeihung, mit einem ganz honnetten Mann …

— Sein Name?

— Joachim Roſſini.

— Gott im Himmel, ich danke Dir! rief Barbaja und ſank auf ſeine Knie.

— Sie danken dem Himmel? Wofür? fragte der Souffleur.

— Schwachkopf, daß ich ſie endlich losgeworden bin.

— Arme Colbrand! ſeufzte der „Hamſter“.

— O armer Roſſini, ſeufzte der Impreſario.

XLIX.

Am 10. März erhielt Barbaja, gerade als Signora Cecconi beim Frühſtück die Bedingungen entwarf, unter welchen ſie die doppelte Function der Colbrand übernehmen wolle, einen Brief folgenden Inhalts:

„Signora Colbrand beauftragt mich, Dir anzuzeigen, daß wir uns auf dem Wege nach Bologna befinden, um gleich nach unſerer Ankunft in Caſtenato unſere Vermählung zu feiern. Willſt Du, alter Freund, unſer Hochzeitsgaſt ſein, ſo beſtelle gleich nach Empfang dieſer Zeilen Extrapoſtpferde, um uns nachzueilen. Meine Braut, die vor Lachen nicht ſelber ſchreiben kann, läßt Dich grüßen und Dir ſagen, daß Du Dich des bewußten Räubers wegen nicht mehr zu fürchten brauchſt, denn dieſer freche Giacomini, der Deine „Thierbude“ anzuzünden und Dich abzuſchlachten gedroht, exiſtirt eben ſo wenig als jener Marcheſe Tacconi, der Dir manche ſchlafloſe Nacht bereitet hat. Beide waren zwei koſtbare Steine, die meiner Braut auf dem Schachbrett der Liebe und Eiferſucht unbezahlbare Dienſte geleiſtet und den ſchwerfälligen König von San Carlo in Angſt und Schweis gejagt und zuletzt ſchachmatt gemacht haben. Deinen Gummi-Panzer, altes Haus, darfſt Du nun getroſt wieder ablegen und überzeugt ſein, daß weder Tacconi noch Giacomini Dir ein Haar krümmen werden.

Lebe wohl, grüße Deine Wanduhr und behalte lieb

Deinen

Dir wohlaffectionirten

Joachim Roſſini.“

P. S. Die fünftauſend Ducati, die Du als Preis auf Giacomini's Kopf geſetzt, kannſt Du uns als Hochzeitsgeſchenk, nöthigenfalls auch unfrankirt, nach Caſtenato ſchicken, wo wir die erſten Flitterwochen verleben wollen.

— Spitzbube! rief der Impreſario, dem ein Veſuv vom Herzen fiel, als er ſich ſeiner Gummi-Jacke entledigen durfte, Du glaubſt durch die Entführung der Colbrand Deinem Freunde einen Poſſen geſpielt zu haben; Du irrſt, Maeſtro, denn Du haſt mir dadurch einen Dienſt erwieſen, für den ich Dir nicht genug danken kann, ſagte Barbaja und umarmte die neue Sultanin.

— Tacconi war alſo blos ein Schreckgeſpenſt! Das wollen wir uns merken, ſagte die Nachfolgerin der Colbrand. Wer weiß, wozu man's brauchen kann!

L.

Am andern Morgen verfügte ſich der geprellte Impreſario zum Polizei-Miniſter, um das Depoſitum von fünftauſend Ducati, die er auf den Kopf des fabelhaften Räubers ausgeſetzt hatte, bei Zeiten zurückzufordern.

— Freund, ſagte Seine Excellenz, Du kommſt zu ſpät.

— Zu ſpät?

— Nun ja, denn ich habe — nimm es ja nicht übel — die Kleinigkeit bereits anderweitig verwendet.

— Weißt Du, Spitzbube, Excellenz wollte ich ſagen, daß ein Staatsdiener, welcher anvertraute Gelder angreift ...

— Ich weiß Alles, aber biſt Du nicht mein Freund? Bin ich nicht der Deinige?

— Und wodurch kannſt Du Deine Freundſchaft mir beweiſen?

— Durch dies Papier, ſagte der Miniſter und überreichte ſeinem Freunde ein Diplom. In der geſtrigen Sitzung des geheimen Staatsraths hat Seine Majeſtät der König, in Folge des von mir ausgegangenen Vorſchlags, allergnädigſt geruht, Dich zum Ritter des Sanct Januarius-Orden vierter Klaſſe zu ernennen.

— Die Freude macht mich ſchwindlig ... Excellenz, halte mich ... ich glaube, ich verliere mein Bischen Verſtand ...

— Ritter Domenico Barbaja, ich gratulire Dir!

Der Ritter ſank an die Bruſt ſeines Freundes.

LI.

Am 15. März fand auf Caſtenato die Vermählung der Signora Iſabelle Angélique Colbrand mit dem Maeſtro Gioachimo Roſſini ſtatt. — Unter den Hochzeitsgäſten befanden ſich David und Nozzari.

Am Tage der Hochzeit beging Madame Roſſini ihre erſte Thorheit: ſie verſchrieb ihrem Gemahle ihr ganzes Vermögen. Liebe macht uns blind und ... dumm.

LII.

Wir haben unſern berühmten Freund von ſeinem erſten Ausfluge in die Welt bis in den Hafen der Ehe begleitet, wollen jetzt noch einen flüchtigen Blick auf den Ausgang ſeiner Laufbahn werfen und dann von ihm und unſern Leſern, die uns bis dahin freundlich gefolgt ſind, Abſchied nehmen.

Gleich nach ſeiner Vermählung begab er ſich mit ſeiner Frau nach Wien und von dort nach Paris. Wer zählt alle Auszeichnungen und Huldigungen, alle Ovationen und Apotheoſen, die dem berühmten Maeſtro, dem Rembrandt der Muſik, hier wie dort und überall zu Theil geworden ſind?

Es ſei uns vergönnt, nur einige davon anzuführen.

Im Jahre 1821 wurde im Teatro Carcano unter dem Titel: „Il ritorno d'Orfeo dal infero, ossia la gloria del celebre Maëstro Rossini“ ein Ballet aufgeführt, in welchem Orpheus ſeine Euridice durch eine auf der Flöte geblaſene Romanze aus Roſſini's „Othello“ aus der Hölle auf die Oberwelt zurücklockt.

Zwei Jahre früher ſtellte die Akademie ſeiner Vaterſtadt Peſaro ſeine Büſte auf. Damit nicht zufrieden, beſchloß die gute Stadt, ihrem berühmten Sohne ſchon bei Lebzeiten vor dem Rathhauſe eine Bildſäule in Lebensgröße aufzuſtellen, „damit die Landbewohner, welche Dienſtags und Freitags nach der Stadt kommen, Gelegenheit erhalten, ihren berühmten Landsmann bewundern zu können.“

— Und wie viel ſoll dieſer Spaß koſten? fragte Roſſini den Redner der Deputation.

— Die Gemeinde hat dafür vorläufig zwölftauſend Lire ausgeworfen.

— Ich will Euch einen Vorſchlag machen. Zahlt mir die Hälfte dieſer Summe und ich will mich wöchentlich zwei Mal in natura auf den Marktplatz poſtiren, um mich von meinen Landsleuten eine Stunde ganz nach Bequemlichkeit angaffen zu laſſen.

Was der Gemeinderath darauf erwidert hat, darüber ſchweigt die Geſchichte.

Bald darauf verlieh ihm Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den neuen Verdienſtorden, und vier Wochen ſpäter wurde er von der Berliner Akademie der Künſte — hört! hört! — zum Ehrenmitgliede ernannt. Beim Empfange des Diploms ſoll unſer liebenswürdiger Maeſtro zum erſten Male in ſeinem Leben gegähnt und ausgerufen haben:

— Na, das hat mir noch gefehlt!

Geſchieden von Signora Colbrand, der er eine höchſt beſcheidene Rente ausgeſetzt hat, lebt er — **procul a Jove, procul a fulmine** — ſeit 1836 in Bologna, kocht ſich Maccaroni, leidet an Steinſchmerzen, legt die dicken, weißen Hände in den Schooß, gähnt und ſagt wie König Salomo:

— Alles unter der Sonne iſt eitel![*]

LIII.

Wir laſſen nun das Bruchſtück eines Urtheils folgen, das der berühmte Muſikkenner Giuſeppe Carpani in der „**Biblioteca italiana**“ über unſern Maeſtro gefällt hat:

„Man hat vom Genius geſagt, es ſei ihm eigen, die Welt nicht ſo zu laſſen, wie er ſie bei ſeiner Geburt angetroffen hat.

---

[*] Nach ſeinem Abgange von Neapel hat er noch „Semiramide“ für Venedig, den „Siège de Corinthe“, den „Comte Ory“, von Scribe, und „Guillaume Tell“, von Jouy und Bis, für Paris geſchrieben. Letztere iſt der Brennpunkt ſeiner Schöpfungen.

Dies beſtätigt ſich auch an Roſſini. Verſtummt waren die goldenen Cithern des Paiſiello, Zingarelli, Fioravanti, Salieri, Paer und Portogallo. Cherubini und Spontini waren Franzoſen geworden und für die italieniſche Muſik verloren. Unter den Jüngeren traten Paveſi, Farinelli, Generali, Coccia, Nicolini auf; aber ſie genügten unſern Anſprüchen nicht. Bau, Gang und Farbe der Arien, Rondo's, Duetten u. ſ. w. waren noch immer wie vor vierzig Jahren. Da erſcheint der Orpheus von Peſaro. Ein Strom neuer, friſcher Melodieen entfließt ſeiner Feder; er verſchwendet das Chromatiſche und geht mit überraſchender Gewandtheit zum Diatoniſchen über, wodurch ſeine Melodieen an ſchöner Mannigfaltigkeit gewinnen. Er miſcht mit wunderſamem Glück das Dramatiſche mit dem Lyriſchen, das Pindariſche mit dem Anakreontiſchen, und durchwebt ſeine Compoſitionen mit überraſchenden Schlaglichtern. Mit ausdrucksvollen Septimenſprüngen drückt er den tiefen Schmerzensſchrei, mit zündenden Octavenſprüngen das Entzücken der Freude und der Liebe aus. Seine Inſtrumente haben Leben, Seele, Feuer; ſeine Crescendo's ſind neu und von überraſchender Wirkung. Aber die weſentlichſte Eigenſchaft, worauf die Zaubergewalt ſeiner Muſik beruht, bleibt der ſchöne, ſüße, neue, ungeſuchte Geſang. Wohin wären nicht Roſſini's ſonnige Melodieen gedrungen? Die Allmacht der Muſik liegt nicht in den gelehrten Accorden; ſie liegt im geheimnißvollen Zauber der Melodie. Die Accorde bleiben im Orcheſter zurück; der Geſang durchkreiſ't die Welt, nackt und liebreizend, wie Venus, die dem Meere entſteigt und die Erde ihren unwiderſtehlichen Reizen unterwirft. Die Natur hat für civiliſirte Völker nur eine Sprache; wenn ſie dieſe Sprache ſpricht, verſtehen ſie die Nationen aller Länder, aller Zonen, und Alle hangen bezaubert an ihrem ſüßen Munde. Hat nun dieſe ſchöne Sprache der Natur noch einen Anklang von Neuheit, hält ſie ſich von den tauſend und abertauſend Mal aufgewärmten und aufgeſtutzten Ideen frei, dann geſellt ſich zu der Schönheit des Geſangs noch der Zauber des von dem Neuen unzertrennlichen Reizes, und die Wirkung iſt dann eine große, ſchöne, wunderbare. Dies iſt die Geſchichte der Roſſini'ſchen Muſik."

LIV.

Wir ſchließen unſern kleinen Roman mit einer chronologiſch geordneten Ueberſicht aller Roſſini'ſchen Opern:

1810. Il Cambiale di matrimonio.
1811. L'Equivoco stravagante.
1812. Demetrio e Polibio.
L'inganno felice.
Ciro in Babilonia.
La Scala di seta.
La Pietra del Paragone.
L'occasione fa il Ladro.
1813. Il Figlio per Azzardo.
Tancredi.
L'Italiana in Algieri.
1814. Aureliano in Palmira.
Il Turco in Italia.

1815. Elisabetta.
Sigismondo.
1816. Torvaldo e Dorliska.
Il Barbiere di Seviglia.
La Gazetta.
Otello.
1817. La Cenerentola.
La Gazza ladra.
Armida.
1818. Adelaide di Borgogna.
Mosè in Egitto.
Ricciardo e Zoraide.
1819. Ermione.
Odoardo e Cristina.
La Donna del Lago.
1820. Bianca e Faliero.
Maometto secondo.
1821. Matilde di Shabran.
1822. Zelmira.
1823. Semiramide.
1825. Il viaggio a Reims.
1826. Le siége de Corinthe.
1827. Moise.
1828. Le Comte Ory.
1829. Guillaume Tell.

Der ewige Jude

oder

Ein franzöſiſcher Schriftſteller und die deutſchen Buchhändler.

Opfer
E. G. B. S.

Betet für sie!
Leipzig,
am 25. August
1844.

[illegible]

[illegible] Professor [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Prolog.

Der Monat Auguſt naht ſeinem Ende.

Wir befinden uns nicht auf der engen Behrings-Straße, welche die äußerſten Grenzen der alten und neuen Welt, die öden Ufer Sibiriens und Nordamerika's trennt, ſondern auf der breiten Landſtraße, welche zwei berühmte Meß- und Handelsſtädte, Frankfurt und Leipzig, mit einander verbindet.

Es iſt Nacht und mithin finſter.

Auf der Chauſſee liegt zwei Fuß hoher unbefleckter Schnee, eine Erſcheinung, die gewiß höchſt merkwürdig iſt, da ſie ſich im Auguſt, mitten im Sommer, zeigt. Manche geiſt- und geſchmackloſe Leſer werden ungläubig den Kopf ſchütteln und den Autor geradezu für verrückt erklären; Andere aber, welche z. B. den

„ewigen Juden“ des Herrn Eugène Sue geleſen haben, werden wiſſen, daß es bei einem guten Romane, für den man — ob wahr oder unwahr? — hunderttauſend Francs Honorar erhalten hat, auf eine Unwahrſcheinlichkeit mehr oder weniger durchaus nicht ankommt, wenn das, was erzählt wird, nur neu und frappant iſt. Was aber könnte einen deutſchen Leſer mit fünf geſunden Sinnen mehr frappiren, als zwei Fuß hoher unbefleckter Schnee, der im Auguſtmonat auf der Lindenauer Chauſſee liegt?

Es war ein furchtbar gräßlicher Sturm.

Einige alte, tauſendjährige Linden, die auf der Landſtraße gleich Kreuzen auf einem Friedhofe emporragten, waren entwurzelt und gebrochen vom Orkane fortgeführt worden. Wohin? Das iſt gleichgiltig.

Dieſem raſenden Sturme, welcher Bäume entwurzelt, Kirchthürme erſchüttert, Dächer abdeckt und mit Chauſſeeſteinen Würfel ſpielt, dieſem raſenden Orkane hatten vier einſame Wanderer tollkühn Trotz geboten. Sie hatten ihm Trotz geboten, ohne nur einen Augenblick von der unveränderlichen Linie, der ſie folgten, abzuweichen; man errieth es an der Spur ihres gleichmäßigen, geraden und feſten Ganges.

Wer ſind die tollkühnen Wanderer, die während dieſer Kämpfe und Zerſtörungen der Natur immer ſicher, immer ruhig, immer langſam fortwandern?

War es Zufall oder Verhängniß? Unter den mit Eiſen und Maculatur beſchlagenen Sohlen dieſer vier Männer bildeten ſieben hervorſtehende Nägel ein Kreuz und jeder Nagel bildete einen Buchſtaben und die ſieben Buchſtaben bildeten einen wohlbekannten Namen:

E
S U E
G
E
N

Die vier Männer, die aus Leipzig kamen, ließen überall auf ihrem Wege dieſe wunderbare Spur zurück.

Wenn man auf dem harten, glänzenden Schnee dieſe tiefen Eindrücke ſah, hätte man die Chauſſee von Leipzig nach Lindenau für einen Marmorboden halten können, in den ein ſiebenfüßiges Ungeheuer ſeine Namenschiffre eingegraben hatte.

Unterdeſſen war es noch finſterer geworden.

Bei dem blendenden Wiederſcheine des wunderbaren Schnee's ſah man die Landſtraße ihr endlos weißes Leichentuch unter einer ſchweren Kuppel von ſo dunkelm Blau, daß es ſchwarz zu ſein ſchien, entfalten; die bleichen Sterne verloren ſich gleich matten Silberflittern in den Tiefen dieſes unheimlichen Gewölkes.

Das Schweigen war feierlich. Man hörte blos das Schnarchen eines Nachtwächters, der noch kurz vorher beim trüben Scheine einer Handlaterne ein Kapitel des „ewigen Juden“ geleſen, und das heiſere Gekrächze eines unſichtbaren Nachtſchwärmers, welcher „Eduard und Kunigunde, Kunigund' und Eduard“ ſang. Das Schweigen war, wie geſagt, höchſt feierlich.

Die ehernen Zungen der Thurmuhren Leipzigs verkündeten Mitternacht.

Die vier tollkühnen Männer ſtanden dort, wo die Funkenburg liegt, auf der Lauer.

Wir wollen das vierblätterige Kleeblatt, das wir bisher abſichtlich in ein geheimnißvolles Macintoſh-Dunkel gehüllt, um die Neugier unſeres Leſers zu ſpannen, jetzt, nachdem wir unſere Abſicht vollkommen erreicht haben, demaskiren und unſerm verehrten Leſer pflichtſchuldig vorſtellen.

Dieſe einſamen Wanderer waren vier ewige Juden oder, richtiger geſagt, vier chriſtliche Buchhändler, die, zum Heile unſerer deutſchen Literatur, den „Juif errant“ des Herrn Eugène Sue ins Deutſche überſetzen laſſen.

Dieſe vier Buchhändler waren die ſehr ehrenwerthen Herren C. E. Kollmann, F. F. Brockhaus, J. J. Weber und O. O. Wigand.

Der Erſte dieſes buchhändleriſchen Quartetts trug in ſeiner Bruſttaſche eine Erklärung, daß Herr E. Sue nur ihm und keinem andern Buchhändler Deutſchlands das Recht einräume, vom „Juif errant“ eine deutſche Originalausgabe zu veranſtalten, ein unſchätzbares Monopol, wofür Herr Kollmann, einer unverbürgten Schiffernachricht zu Folge, dem franzöſiſchen Autor zehntauſend Francs bezahlt haben ſoll.

Der Zweite trug eine Ankündigung der „Deutſchen Allgemeinen“, der Dritte einen Proſpectus ſeiner „Novellenzeitung“, die gleich in den erſten vier Wochen über 12,000 Abonnenten erobert haben will, der Vierte fünf Auflagen der von A. Diezmann überſetzten „Geheimniſſe von Paris“ bei ſich.

Alle vier Herren trugen überdem, ſtatt der Nachtmützen, nagelneue, dem Hirne der weltberühmten Modiſtin Donna Gismunde Roſenlaub entſprungene Ewige-Juden-Häubchen und rauchten, aus lauter Verehrung für das pyramidaliſche Talent des Herrn Eugène Sue, leichte Mystères de Paris-Cigarren, von denen das Hundert bei Schuchard und Planitz in Leipzig fünf Thaler zehn Neugroſchen koſtet.

Alle vier Herren waren mit großen Fernröhren bewaffnet; jeder von ihnen kletterte auf einen Baum und ſchaute nach der Richtung gen Frankfurt; keiner von ihnen ſprach eine Sylbe, aber Jeder dachte ſich ſeinen Theil und — harrte.

Worauf? Das werden unſere Leſer weiter unten erfahren.

Urplötzlich erſchien am Horizonte ein ſchwacher ungewiſſer Schein. Anfangs war es ein liebliches bläuliches Licht, dem ähnlich, welches dem Aufgehen des Mondes vorausgeht, dann nahm das Licht zu und färbte ſich mit leichtem Roſenroth.

Auf allen andern Punkten des Himmels nahm unterdeſſen die Finſterniß zu; es war jetzt ſo dunkel, daß die vier Herren mit knapper Noth den Schnee der Landſtraße von der Dintenfläche des Firmamentes unterſcheiden konnten.

In dieſer unheimlichen Finſterniß vernahmen ſie plötzlich ein dumpfes, ſeltſames Geräuſch. Erſchreckt fuhren ſie zuſammen.

Dieſes ſtumme Entſetzen verkündete eines jener gewaltigen Naturereigniſſe, welche alle lebenden Weſen, vom grimmigſten bis zum ſanftmüthigſten, mit Schrecken erfüllen.

— Er kommt, er kommt! riefen ſie und ſprangen von ihrem Obſervatorium herab.

Einen Augenblick ſpäter rollte der Frankfurter Eilwagen heran.

Die vier Herren fielen den Pferden in die Zügel und ſchrieen einſtimmig:

— Halt! Halt! Halt!

— Wer da? fragte der tief erſchreckte Conducteur.

Jeder der vier Herren nannte ſeinen Namen.

— Was wünſchen Sie, meine Herren? fragte der Conducteur.

— Den „Conſtitutionnel!“ Den „Conſtitutionnel!“

— Sie kommen zu ſpät, meine Herren.

— Zu ſpät? wiederholte das Kleeblatt und wurde leichenblaß.

— Eine Stunde vor Frankfurt wurde der Poſtwagen vom Redacteur des Converſationsblatts, Herrn Dr. J. N. Schuſter, überfallen und geplündert.

— Geplündert?

— Ei, wiſſen Sie denn nicht, daß auch die Fürſtlich Turn und Taxis'ſche Zeitungsexpedition den „ewigen Juden“ überſetzen läßt? Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt.

— Ich bin verloren! rief Herr Kollmann.

— Mich trifft der Schlag! rief Herr Brockhaus.

— Mich ditto! rief Herr Weber.

— Samiel, hilf! rief Herr Wigand.

— Wehe, wehe, wehe! rief eine unſichtbare Stimme.

Letztere gehörte dem Eigenthümer des Wirthshauſes zum weißen Falken in Möckern, das auf der Landſtraße von Rußland nach Frankreich liegt.

Vernichtet kehrten ſie nach Leipzig zurück.

— Was aber, frägt der neugierige Leſer, bedeutet jene Medaille, die als Motto auf dem Titelblatte der Erzählung prangt?

Hier folgt die Erklärung:

Opfer
einer grossherzigen Buchhändler-Speculation.

Betet für sie!

I.

„Aus einem finſtern Geklüfte Carmels
Kroch Ahasver. Bald ſind's zweitauſend Jahr',
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitſcht.
Als Jeſus einſt die Laſt des Kreuzes trug
Und raſten wollt' vor Ahasveros Thür,
Ach, da verſagt ihm Ahasver die Raſt
Und ſtieß den Mittler trotzig von der Thür,
Und Jeſus ſchwankt' und ſank mit ſeiner Laſt,
Doch er verſtummt'. Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin und ſprach im Grimm:
Die Ruh haſt Du dem Menſchenſohn verſagt,
Auch Dir ſei ſie, Unmenſchlicher, verſagt,
Bis daß er kommt!"

Schubart.

Ahasver, ein jeruſalemitiſcher Schuhmacher, der wenig Abſatz, aber deſto mehr Pech hatte, ſoll nach der Ausſage des heiligen Johannes (21, 23) dafür, daß er unſern Heiland, als dieſer zur Kreuzigung nach Golgatha zog, mit einem Leiſten vom Hauſe, wo Jeſus ausruhen gewollt, unbarmherzig fortgejagt hatte, vom lieben

Herrgott zu der Strafe verurtheilt worden ſein, ewig, ohne Raſt und Ruh, die Welt zu durchwandern und nicht eher ſterben zu können, bis unſer Heiland wiederkommt, die Sünden der Welt zu richten.

Nach der Legende ſoll dieſer Elende Achaſchveroſch, nach Matthieu Paris aber, einem franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber des dreizehnten Jahrhunderts, Kartaphilos geheißen haben, von Ananias getauft worden ſein und in der Taufe den Namen Joſephus erhalten haben. Botoreus nennt ihn Gregorius, Libavius giebt ihm den Namen Buttadeus. Aber Alle ſtimmen darin überein, daß der ewige Jude alle hundert Jahre von einer ſchweren Krankheit befallen wird, nach der er, zur Abbüßung ſeiner Sünde, ſtets zu neuem Leben erwacht.

II.

Jedem, der die nähere Bekanntſchaft dieſer fabelhaften Perſonage machen will, empfehlen wir folgende Abhandlungen:

1) Wunderlicher Bericht von einem Juden aus Jeruſalem bürtig und Ahasverus genannt, welcher fürgiebt, er ſei bei der Kreuzigung Chriſti geweſen, Leipzig 1602. 4.

2) Histoire admirable du Juif errant, lequel depuis l'an 33 jusqu'à l'heure présente ne fait que marcher, Bruges, (ohne Jahreszahl) 12.

3) G. Thilo, Meletema historicum de Judaeo immortali, Witteberg. 1668. 4.

4) **C. Schultz, Dissertatio historica de Judaeo non mortali, Regiomont. 1689. 4. ibid. 1711. 4.**

5) Der unſterbliche Jude, Dresd. und Leipz. 1702. 8.

6) **C. Anton, Dissertatio in qua lepidam fabulam de Judaeo immortali examinatur, Helmstad. 1756. 4. ibid. 1760. 4.**

7) Der Krügerin Schreiben an Anton, daß es einen ewigen Juden gäbe, Dresd. 1756. 8.

8) Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt beſchrieben, enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewunderungswürdigen Reiſen ſeit ungefähr 1800 Jahren, Gotha, 1821. 8

9) **The true Ahasverus, Lond. 1844. 8.** (Vom Biſchof Alexander in Jeruſalem.)

10) J. G. T. Gräſſe, die Sage vom ewigen Juden, Dresd. 1844. 8.

III.

Es wird Schwachköpfe geben, welche die Strafe, die der liebe Gott dem ewigen Juden auferlegt hat, nicht hart finden werden. Ewig leben, niemals ſterben, werden die Kurzſichtigen ſagen, iſt gar keine Strafe. Auch ewig reiſen, kann gar nicht übel ſein, wenn man immer Geld genug hat, alle Bedürfniſſe der Reiſe befriedigen zu können.

So dachte auch unſer Schuhmacher und lebte die erſten achthundert Jahre ſorglos in den Tag hinein, reiſte von einem Lande ins andere, hielt ſich an keinem Orte länger als vierundzwanzig Stunden auf und bedauerte nur, daß es damals weder Schnellpoſten noch Dampfſchiffe gab. Der arme Teufel mußte alle Reiſen per pedes machen und klagte deshalb ſehr häufig über Müdigkeit. Zum Unglück hatte er auch noch ein paar Hühneraugen, die ihm vielen Schmerz verurſachten.

Das abgerechnet fühlte er ſich vollkommen glücklich.

Andere Länder, andere Sitten! ſagte er zu ſich, ſtellte überall ſorgfältige Beobachtungen an und ſammelte überall neue Erfahrungen ein, die er in ſein Tagebuch eintrug.

IV.

> „Von wolkengeſäumten Klippen ſtürzt' ich Hinunter in's Meer, doch ſtrudelnde Wellen Wälzten mich an's Ufer, und des Seins Flammenpfeil durchſtach mich wieder."

Zweihundert Jahre ſpäter (der ewige Jude war damals noch ein Mann in den beſten Jahren) fing ihn das ewige Herumreiſen ſchon zu langweilen an.

Er ſehnte ſich nach Ruhe und beſchloß, ſeinem Leben und Hühneraugenſchmerz ein Ende zu machen.

— Wie aber? fragte er ſich, legte ſeine Stirn in Falten und fing an, zum erſten Male nachzudenken.

So dachte er acht Tage und acht Nächte nach.

— Gefunden, rief er am neunten Tage und ſprang — er hielt ſich damals in Rom auf — in die Tiber, in der Hoffnung, daß er dort ertrinken werde.

Leider aber hatte der Aermſte die Rechnung ohne Wirth gemacht. Die Tiber, die vom lieben Gott den Wink erhalten hatte, den ewigen Juden nicht ertrinken zu laſſen, ſpülte ihn friſch und geſund an's Ufer.

— Das iſt ſehr verdrießlich, ſagte der Schuhmacher, pilgerte von Rom nach Venedig und ſprang in's adriatiſche Meer.

Aber auch das Meer trug ihn, wie eine Auſter, unverſehrt ans Land. Ahasver ſprang nach und nach in zehn andere Meere, fand aber in keinem den erwünſchten Tod.

— Das Schickſal chikanirt mich, ſprach der ewige Jude, indem er ſich den langen Bart abtrocknete. Die gütige Vorſehung will haben, daß ich durchaus leben ſoll. Gut! Contre la force point de resistance, dachte er, ſchnürte ſein Bündel und begab ſich von Neuem auf Reiſen.

V.

Hundert Jahre ſpäter (der Juif errant bereiſte damals das alte Paläſtina) faßte er den Entſchluß, ſich an dem Aſte einer Ceder aufzuhängen. Zur Vorſorge hatte er Stricke von jedem Kaliber zu ſich geſteckt. Aber ſelbſt die ſtärkſten Cederäſte brachen wie die Spazierſtöckchen eines Stutzers und die Stricke — ſelbſt die ſtärkſten Schiffstaue — riſſen wie die Fäden einer Spinne und — Ahasver blieb am Leben.

VI.

Wieder hundert Jahre ſpäter (Ahasver trieb ſich damals in Dänemark herum) gerieth er auf die koſtbare Idee, ſich die Gurgel durchzuſchneiden. Zum Glück gab es damals ſchon Raſirmeſſer aber noch keine Schleifſteine, doch wußte ein Mann, der ſo viel umhergereiſt war, ſich bald zu helfen. Er wetzte das ſtumpfe Raſirmeſſer an der Sohle ſeines Stiefels und als er's ſcharf genug glaubte, ſchnitt er ſich mit der größten Gemüthsruhe mitten in die Kehle. Die Gurgel des ewigen Juden mußte aber ganz anders als die unſrige beſchaffen ſein, denn augenblicklich heilte ſie wieder zu und — Ahasver blieb am Leben. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte weiter nichts als: Goddam!

VII.

Hundert Jahre ſpäter, gegen 1310, kam der Juif errant in Straßburg an. Erwin von Steinbach hatte kurz vorher den Bau des Münſters vollendet. Der ewige Jude, der, wie geſagt, alle Merkwürdigkeiten in Augenſchein nahm, erſtieg die 725 Stufen, die bis zur Krone führen, und als er den höchſten Gipfel erklimmt hatte und hinunter auf die Erde ſah, kam ihm der glückliche, damals originelle Gedanke in den Kopf, ſich von dieſem Thurme, der, beiläufig geſagt, 438 Fuß hoch iſt, mir nichts dir nichts herabzuſtürzen. Gedacht, gethan! Jeder Andere hätte ſich in ſolchem Falle zweifelsohne ſämmtliche Knochen zerbrochen, unſer armer Schuhmacher aber, der nun einmal mehr Pech als jeder Andere hatte, fiel ſo ſanft auf die Quadern, daß er ſich nicht den mindeſten Schaden that. Die Leute, die ihn herabfallen ſahen, erſtarrten vor Schreck. Ahasver aber klopfte den Staub von ſeinen Stiefeln und — ging weiter.

VIII.

Hundert Jahre ſpäter (der ewige Jude bereiſte damals unter der Maske eines Weinreiſenden die Rheingegenden) hatte ein Franziskaner-Mönch, Berthold Schwarz, das Schießpulver erfunden.

Dieſe liebenswürdige Erfindung, welche, im Vorbeigehen geſagt, die einfältigen Chineſen der deutſchen Nation ſtreitig machen wollen, kam unſerm Ahasver ſehr gelegen.

Er kaufte ſich ein Piſtol und lud es mit Pulver, um ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Unſere gefühlvolle Leſerin braucht darum nicht zu erſchrecken, denn das Gewehr verſagte und — Schuhmacher blieb unverſehrt am Leben.

Er kaufte ſich ein zweites, drittes, viertes Piſtol, alle aber (das boshafte Schickſal war nun einmal darauf erpicht, jeden ſeiner ſelbſtmörderiſchen Plane zu vereiteln) verſagten ihm ihren Dienſt. Der ewige Jude ſtampfte vor Zorn die Erde und rief in der größten Aufregung: „Pfui!“ und ſonſt gar nichts.

IX.

Im Jahre 1427 war in Frankreich die erſte Zigeunerbande aus Böhmen eingewandert.

Man höre, was Etienne Pasquier darüber berichtet:

„Es waren ihrer hundertundzwanzig; einer ihrer Anführer führte den Titel eines Herzogs von Aegypten, ein zweiter nannte ſich Graf von Memphis; jeder von ihnen hatte zehn Reiter zu ſeiner Begleitung. Befragt, woher ſie kämen, erklärten ſie, ſie ſeien Chriſten aus Unter-Aegypten, durch die Sarazenen aus ihrer Heimath in die Fremde vertrieben. Nachdem ſie nach Rom gepilgert, um dort ihre Sünden zu beichten, hätten ſie vom heiligen Vater die Weiſung erhalten, zur Abbüßung ihrer Sünden ſieben Jahre lang unſtät umherzuirren, ohne auf irgend einem Bette auszuruhen. Sie wurden hierauf in La Chapelle, einem nahe bei Paris gelegenen Dorfe untergebracht, wo man ganze Haufen neugieriger Pariſer hinausſtrömen ſah, um ſich an dieſen ſeltſamen Gäſten ſatt zu ſehen. Sie hatten krauſe Haare, eine bräunliche Geſichtsfarbe und trugen ſilberne Ohrringe.“

Einer dieſer Anführer, der ſogenannte Herzog von Aegypten, war der ewige Jude, der, acht Jahre früher, in den böhmiſchen Wäldern die Bekanntſchaft einer reizendſchönen Zigeunerin gemacht hatte, welcher er, wie Don Alonſo ſeiner Precioſa, bis nach Paris gefolgt war.

Dieſe Zigeunerin hieß Herodias und war eine jüdiſche Prinzeſſin, eine Tochter des Ariſtobulos und der Berenice, eine Enkelin des großen Herodes, die, wider den Willen ihrer Eltern, ſich mit ihrem Oheim, Herodes Philippos, vermählt hatte. Gleich nach den Flitterwochen war ſie ihres Gemahles überdrüſſig geworden und hatte einen ihrer galanten Hausfreunde, Herodes Antipater, welcher Tetrarch von Galiläa und zugleich ihr Schwager war, geheirathet. Johannes dem Täufer, der es gewagt hatte, der ſchönen Herodias darüber Vorwürfe zu machen, hatte der Tetrarch, auf Zureden ſeiner Frau, den Kopf vor die Füße legen laſſen. Zur Abbüßung dieſer frevelhaften That war Herodias vom Kaiſer Caligula nach Gallien verbannt und vom göttlichen Richter zur Strafe verurtheilt worden, als ein Seitenſtück zu Ahasver, als ewige Jüdin bis zum Tage des jüngſten Gerichts raſtlos die Welt zu durchwandern.

Herodias und Ahasver waren für einander wie geſchaffen. Die ewige Jüdin unterrichtete ihren Reiſegefährten in Chiromantie, Metopoſcopie und andern freien Zigeunerkünſten; der ewige Jude gab ihr dafür Unterricht in Faro, Landsknecht und andern edlen Hazardſpielen.

So führten Beide 50, ſage fünfzig Jahre, zu La Chapelle ein ſtilles, tugendhaftes, gottgefälliges Leben.

Doch — nemo ante mortem beatus, hat ſchon Solon geſagt.

X.

Eines Morgens, als Herodias erwachte, war Ahasver verſchwunden. Auf dem Tiſche fand ſie ein Billet folgenden Inhalts:

„Alles, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben. Fünfzig Jahre ſind nun verfloſſen; es iſt Zeit, daß wir uns trennen. Leb' wohl, reizendes Weib, und vergiß

Deinen Dich ewigliebenden
Ahasver.“

XI.

Bald darauf — anno 1467 — nahm Herodias den Namen Esmeralda an und machte in Paris die Bekanntſchaft eines jungen, ſchmucken Edelmanns, welcher Phoebus de Chanteaupers hieß und Offizier der Leibgarde Ludwigs XI. war. Jedem, der Victor Hugo's „Notre Dame de Paris“ geleſen hat, wird Esmeralda's Schickſal bekannt ſein; Allen, die jenes Buch nicht geleſen haben, geben wir den Rath, es ſo bald als möglich zu leſen, um — zu erfahren, welch ein tragiſches Ende ſie genommen.

XII.

Hundert Jahre nach ſeiner Trennung von Herodias kam der ewige Jude nach Grünberg, einer Stadt in Schleſien, die ſich ſchon damals durch ihren köſtlichen Weinbau einen weltberühmten Namen erworben hatte.

Kurz vorher war unſerm Freunde die Nachricht zu Ohren gekommen, daß fünf europamüde Schneidergeſellen durch ein halbes Fläſchchen dieſes koſtbaren Nectar's ſich den gräßlichſten Tod zugezogen hatten.

Hier ſtrahlte ihm eine neue Hoffnung.

Er kehrte in den Gaſthof zum „goldenen Magenkrebs" ein, leerte eine Flaſche nach der andern und kam — mit einem Grünberger Katzenjammer davon.

XIII.

„Hinab ſah ich Aetna's grauſen Schlund,
Und ſtürzte mich hinab in ſeinen Krater.
Da brüllt' ich mit den Rieſen Monden lang;
Doch Aetna gohr und ſpie in einem Lavaſtrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Aſche und lebte noch.

Im Jahre 1534 beſuchte er Neapel und den Aetna, letztern blos in der Abſicht, um ſich in den glühenden Krater hinabzuſtürzen. Ekel am Daſein gab ihm den Muth, ſeinen Plan in's

Werk zu ſetzen. Er ſprang hinein. Aber kein Menſch entrinnt ſeinem Schickſale. Der Aetna, deſſen Magen den Juden nicht vertragen konnte, ſpie ihn aus und bettete ihn unverſehrt auf einen abgekühlten Lavahaufen.

Gelaſſen klopfte er den Staub von ſeinem Rocke und kehrte nach Neapel zurück, wo er vom Prior eines Jeſuitenkloſters für Geld und gute Worte ein Paar Phiolen aqua toffana erhandelte.

Er leerte das Gift, empfand bald darauf entſetzliche Schmerzen und hoffte nun, die Qual des ewigen Lebens glücklich überſtanden zu haben.

Aber die Hoffnung, dieſe lügende Roſe, war bald entblättert. Die Schmerzen dauerten Jahre lang fort, doch der Tod, der erwünſchte Tod, blieb aus. Ewig leben und obendrein Magenbrennen und Hühneraugen haben, iſt härter als die härteſte Höllenpein.

XIV.

„Es brannt' ein Wald. Ich Raſender lief
In den brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff brennendes Feuer auf mich;
Doch ſengte es nur mein Gebein
Und verzehrte mich nicht.“

Gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts — der ewige Jude durchwanderte damals das ſchottiſche Hochland — gerieth er auf den herrlichen Einfall, in der Umgegend von Edinburg einen Wald in Brand zu ſtecken. Da es zu jener Zeit noch keine Feuerverſicherung gab, ſo kam es Keinem in den Sinn, einen Löſchverſuch zu machen. Ahasver ſtürzte ſich in die Flammen, gewann aber früh genug die traurige Ueberzeugung, daß er — unverbrennlich ſei.

XV.

„Da miſcht' ich mich unter die Schlächter der Menſchheit,
Stürzt' mich dicht in's Wetter der Schlacht,
Doch Pfeil und Wurfſpieß brachen an mir.
An meinem Schädel zerſplitterte
Der Feinde hochgeſchwungenes Schwert.
Kugelſaat regnete herab auf mich
Wie Erbſen auf eiſerne Panzer geſchleudert.
Die Blitze der Schlacht ſchlängelten ſich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelſens Hüften,
Der in Wolken ſich birgt.“

Drauf machte der ewige Jude den ganzen dreißigjährigen Krieg mit, focht bald gegen die Proteſtanten, bald gegen die Katholiken, war heute auf Guſtav Adolfs, morgen auf Wallenſteins Seite, warf ſich mit verzweifelnder Wuth in die feindlichen Geſchütze, aber Alles umſonſt, die Kugeln zerplatzten wie Seifenblaſen an ſeinem Harniſch. Da kroch er in eine Kanone. Als ſie abgefeuert wurde, flog er an eine Kirchthurmſpitze und — kam mit einer geſchwollenen Backe davon.

XVI.

„Mit mir berſtete die pulverſchwangere Mine,
Schleudert' mich hoch in die Luft,
Betäubt ſtürzt' ich herab und fand mich geröſtet
Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerſtümmelten Aeſern
Meiner Streitgenoſſen wieder."

Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges, — der ewige Jude diente damals als Wachtmeiſter unter den Pappenheimern — machte er den Verſuch, ſich und einige Hundert ſeiner Kameraden mittelſt einer Pulvermine in die Luft zu ſprengen. Die furchtbare Exploſion ſchleuderte ihn bis an den Mond; von dort ſank er wie ein Luftballon vermittelſt eines Fallſchirms unverſehrt zur Erde nieder, wo er alle ſeine Kameraden gräßlich zerſtümmelt fand.

Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh', ihm fehlt kein theures Haupt.

Drauf wiſchte er ſich zwei Thränen aus dem rechten und drei Thränen aus dem linken Auge und unterzeichnete eine Stunde ſpäter den weſtphäliſchen Frieden.

XVII.

„Da ſprach ich Hohn den Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du biſt ein Bluthund!
Sprach zu Chriſtiern: Du biſt ein Bluthund!
Doch die Tyrannen erſannen
Grauſame Qualen und würgten mich nicht.“

Der ewige Jude verſuchte nun ſein Glück als Königsmörder. Er ging nach England und ſchoß im Jahre 1681 auf Karl II., einzig und allein in der Hoffnung, für dieſen Frevel ſonder Gleichen mindeſtens von vier Pferden zerriſſen zu werden. Aber der eben ſo weiſe als milde Stuart erklärte das verruchte Attentat für einen dummen Spaß und begnadigte den Elenden, d. h. er ſchickte ihn nicht aufs Schaffot, ſondern ins Narrenhaus. Als der ewige Jude auch dieſe Hoffnung getäuſcht ſah, ſang er „God save the King“ und zog weiter.

XVIII.

„Des Henkers Fauſt lähmte an mir.“

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution befand ſich Ahasver in Paris. Um möglichſt raſch vom Leben zum Tode befördert zu werden, ſtellte er ſich am 25. Juli 1792 auf den Concordienplatz und ſchrie: „Vive le roi!“ Sogleich wurde er feſtgenommen, nach der Conciergerie und von dort ohne lange Procedur auf die Guillotine geſchleppt. Aber ſiehe da: zehn Köpfe fielen, nur der ſeinige blieb auf dem Rumpfe ſitzen.

— Menſch, wer biſt Du? fragte der Henker.

— Ich bin der ewige Jude, erwiderte der Unglückliche.

— Dummkopf, warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt? rief Meiſter Samſon und reichte ihm die Doſe.

Ahasver nahm eine Priſe und nieſte.

— A votre santé, ſagte der Scharfrichter und ſtieß ihn vom Gerüſte.

XIX.

Um das Jahr 1828 kam der ewige Jude nach der öſterreichiſchen Hauptſtadt und ließ ſich als Herr Schreyvogel beim Theater an der Wien als erſten Heldenſpieler und Kouliſſenreißer engagiren, überzeugt, daß der in den Annalen des deutſchen Theaters ſo überaus ruhmvoll bekannte Director Carl ganz der Mann dazu ſei, deſſen ewiges Leben bedeutend abzukürzen. Der beklagenswerthe Mann gab ſich der feſten Hoffnung hin, in möglichſt kurzer Zeit an der galoppirenden Schwindſucht zu ſterben. Der ewige Jude debutirte als Ahasver in Klingemann's gleichnamigem Trauerſpiel und als Löbel Groſchenmacher in Seſſa's bekannter Poſſe „Unſer Verkehr“, und machte mit beiden Rollen ſo viel Glück, daß er von jenem Augenblick der Liebling des Publikums war.

XX.

Bald darauf erhielt er aus Temesvar in Ungarn einen Brief mit der Adreſſe:

Sr. Wohlgeboren
Herrn Herrn Schreppogel, ewigem Juden und erſtem Heldenſpieler
bei'm k. k. privilegirten Theater an der Wien
in Wien.

Der Inhalt des unfrankirten Schreibens lautete wie folgt:

„Mit großem Vergnügen habe ich in der neueſten Nummer der Bäuerle'ſchen Theaterzeitung geleſen, daß Du ſeit Kurzem beim Director Carl engagirt biſt. Auch ich, alter, vielgeliebter Freund, bin ſeit dem Jahre 1780 Schauſpielerin und, ſeit Oſtern, als Fräulein Weichſelzopf für das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen, der erſten tragiſchen Heldinnen und der naiven Stubenmadel in den ſogenannten Localpoſſen hier in Temeswar engagirt und gefalle — ich darf es, ohne ruhmredig zu ſein, wohl ſagen*) — dergeſtalt, daß ich jeden Abend 11 — 13 Mal ſtürmiſch gerufen werde. Geſtern Abend trat ich bei gedrängt vollem Hauſe als „Gurli" auf, heute Abend ſpiele ich die „Jungfrau von Orleans" und morgen „Julerl die Putzmacherin." Ganz Temesvar (die freundliche Stadt hat ein Lazareth, mehrere Kaſernen und Klöſter, 15,000 Einwohner und darunter auch einige wohlhabende Juden) liegt zu meinen Füßen und huldigt meinem vielſeitigen Talente. Trotzdem wünſche ich mich je eher je lieber von hier fort in ein beſſeres Engagement. Kannſt Du etwas dazu beitragen, meine Stellung zu verbeſſern, ſo thu' es, lieber, alter Freund. Sprich mit Herrn Carl; vielleicht kannſt Du mir vorläufig ein paar Gaſtrollen bei ihm verſchaffen. Auch würdeſt Du mich ſehr verpflichten, wenn Du ſo gut ſein wollteſt, eine kurze Notiz über mich an Herrn v. Bäuerle einzuſchicken. Da ich eine Abonnentin ſeiner vielgeleſenen Zeitung bin, wird er gewiß ſo freundlich ſein, die Notiz unverkürzt aufzunehmen.

---

*) Phraſe, die jeder Schauſpieler gebraucht, der ſeine Triumphe berichtet.

Zu jedem Gegendienſte findeſt Du bereit
Deine
Dich ewigliebende Freundin
Herodias Weichſelzopf.

P. S. Wenn ich innerhalb vierzehn Tagen keine Antwort von Dir erhalte, ſetze ich mich auf den Poſtwagen und komme nach Wien."

Dieſe Nachricht fuhr ihm durch alle Glieder. In der gerechten Furcht, ſeine alte Freundin, die ſeit anno 1780 die naive Gurli ſpielt, werde ihre Drohung wahr machen, ſchnürte er noch an demſelben Tage ſein Ränzel und — ging durch.

XXI.

„Des Tigers Zahn ſtumpfte an mir,
Kein hungriger Löwe zerriß mich;
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen,
Ich zwickte der Drachen blutrothen Kamm,
Doch die Schlange ſtach und mordete nicht,
Mich quälte der Drache und mordete nicht.“

Zwei Jahre nach ſeinem heimlichen Abgange vom Theater an der Wien kam er auf dem Wege nach Leipzig durch jenes weltgeſchichtliche Möckern, das auf der großen Landſtraße von Moskau nach Paris liegt.

Kurz vorher war hier ein gewiſſer Ignaz Morok, ein höchſt räthſelhafter Kerl, der — Gott weiß weshalb — der Prophet hieß, angekommen. Er wohnte im Wirthshauſe zum weißen Falken und war Menageriebeſitzer und königlich preußiſcher conceſſionirter Entrepreneur einer Hunde-Komödie.

Morok hatte vierzig Jahre überſchritten, war von mittler Größe und beiſpiellos mager. Ein langer, blutrother, ſchwarzgefütterter Pelzrock hüllte ihn vom Scheitel bis zur Schuhſohle ein; ſeine von Natur weiße Haut war durch unſtätes Wanderleben, das er von Jugend geführt, ſchwarzbraun geworden; ſeine Naſe war ſchmal, kantig und gebogen; um ſeine hervorſtechenden Backenknochen zeichnete ſich ein langer Bart, ſo unverſchämt blond, daß er faſt weiß zu nennen war. Man denke ſich einen ſchwarzbraunen Kerl mit einem ſchneeweißen Barte und geſtehe ſich, daß ſolche wunderliche Käuze nur dem Gehirne des Herrn Eugène Sue entſpringen können.

Morok befand ſich in ſeiner Menagerie und übte eben einer ſeiner Pudelinnen, ſeiner vierfüßigen Taglioni, die Cachucha ein, als der Löwe wüthend zu brüllen anfing.

— Still, Judas! ſagte der Thierbändiger und gab mit ſeiner Reitgerte dem vorlauten Löwen einen freundſchaftlichen Wink auf die Schnauze.

Drauf fing der Tiger zu brüllen an.

— Schweig, Cain! rief Morok und gab auch dem Tiger einen kleinen Hieb.

Plötzlich erſchallte ein drittes, unausſprechlich grimmiges Brüllen.

— Maul halten, Tod! ſchrie der Thierbändiger und gab auch dem ſchwarzen Panther einen Hieb.

Judas, Cain und der Tod brüllten nun ein ſo ſchauerliches Terzett, daß ſelbſt der Hyäne vor Schreck die Haare zu Berge ſtanden.

In demſelben Augenblick trat ein alter Soldat in die Thierbude.

— Wer ſind Sie? fragte Morok der Prophet.

— Ich heiße Dagobert und komme ſo eben aus Rußland.

— Was wollen Sie?

— Sterben, lieber Herr.

— Weshalb?

— Weil ich nicht länger leben mag.

— Womit kann ich dienen? fragte der Thierbändiger.

— Sie haben eine Menagerie wilder Thiere.

— Und eine Hunde-Komödie. Sie ſind vermuthlich Recenſent und wünſchen wahrſcheinlich ein Freibillet?

— Nein, mein Herr, ich habe eine andere Bitte an Sie.

— Was wünſchen Sie?

— Ich wünſche von einer Ihrer geſchätzten Beſtien ſobald als möglich zerfleiſcht zu werden.

— Dann kommen Sie uns gerade recht. Zeiten und Geſchäfte werden immer ſchlechter; meine armen Thiere haben ſchon ſeit acht Tagen keinen Biſſen Fleiſch genoſſen; ſie ſind furchtbar hungrig und werden Sie mit großem Appetite verſpeiſen.

— Das gebe Gott! ſeufzte der Soldat. Welche von Ihren Beſtien, mein Herr, iſt die wüthendſte?

— Der ſchwarze Panther Tod.

— Erlauben Sie, daß ich zu ihm in den Käfig ſteigen darf?

— Thun Sie, als ob Sie hier zu Hauſe wären, ſagte Morok der Prophet und rieb ſich die Hände.

Dagobert ſtieg in den Käfig des Todes. Der ſchwarze Panther riß den furchtbaren Rachen dermaßen auf, als ob er ſeinen Beſuch mit Haut und Haaren verſchlingen wolle.

— Die Stunde der Erlöſung hat geſchlagen, jubelte Dagobert.

Leider aber ſah er ſeine Hoffnung früh genug getäuſcht, denn das wilde Thier wurde urplötzlich zahm wie ein Pudel und wollte, obgleich es ſeit acht Tagen keinen Biſſen Fleiſch genoſſen hatte, durchaus nicht anbeißen.

— Verdammt! rief Dagobert und ſtieg nun von einem Käfig in den andern.

Aber weder Bruder Cain, noch Meiſter Judas, noch die andern Herren Beſtien krümmten ihm ein Haar. Scheu flohen Alle vor ihm zurück.

— Das geht nicht mit richtigen Dingen zu, ſagte der Prophet. Sie müſſen entweder Herr Bosco oder der Gottſeibeiuns ſein.

— Sie irren, mein Herr; ich bin weiter nichts als ein armer, höchſt beklagenswerther Jude.

— Ein Jude? Ach, mein Herr, warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Ich weiß nun einen guten Rath für Sie. Dort in jenem Käfig habe ich ein wildes Schwein eingeſperrt; das frißt Sie auf der Stelle.

— Voyons! ſagte Ahasver und begab ſich in den Käfig des wilden Schweines.

Doch auch dieſes Thier fuhr entſetzt zurück, und zwar aus angeborener Idioſynkraſie, denn da die Juden kein Schweinefleiſch eſſen, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß die Schweine auch kein Judenfleiſch eſſen.

Ahasver ließ ſich nun in einem langen Kaſten zu einer der giftigſten Schlangen einſperren. Doch auch ſie ſchien nicht bei Appetit zu ſein; er zwickte und kneifte ſie, um ihren Zorn zu reizen; ſie aber hatte eine ſolche Lammsgeduld, daß ſie ſich vom Juden Alles ruhig gefallen ließ.

Außer ſich vor Wuth verließ er den Kaſten und ſagte zu Merok dem Thierbändiger:

— Ihre wilden Beſtien ſind feige Memmen.

Sprachs und verſchwand.

XXII.

„Ha, nicht ſterben können! Nicht ſterben können!
Den Staub-Leib tragen mit ſeiner Todesfarbe
Und ſeinem Siechthum, ſeinem Gräbergeruch —
Gehen müſſen durch Jahrtauſende,
Das gähnende Ungeheuer „Einerlei,“
Und die geile hungrige Zeit
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verſchlingend.“

Von Möckern begab ſich der ewige Jude geraden Weges nach Berlin, wo damals die Cholera in ihrer vollſten Blüthe ſtand. Durch ſie hoffte er endlich von ſeinen Leiden erlöſt zu werden. Die Menſchen ſtarben wie die Fliegen: die Cholera ſchonte die berühmteſten Leute, ja ſelbſt den königlichen preußiſchen Hofphiloſophen Herrn Profeſſor G. W. Hegel nicht. Täglich ſtarben hundert Menſchen, darunter auch einige Seelen; täglich hoffte der ewige Jude, daß Dame Cholera ſich auch ſeiner erbarmen werde; aber ſiehe da: auch ſie ſchonte ſeiner. Was that er nicht Alles, um ſich empfänglich dafür zu machen: er fraß rohe Gurken, ſaure Sahne, Melonen, Beefſteak und Vanillen-Eis, lief von einem Hoſpitale ins andere, um ſich anſtecken zu laſſen, und blieb trotzdem ſo geſund wie ein Fiſch im Waſſer.

Darauf kaufte er ſich die Gedichte König Ludwigs von Bayern, lernte eines nach dem andern auswendig und blieb — incredibile dictu! — am Leben.

Darauf kaufte er alle noch vorräthigen Exemplare der bei

Trautwein und Compagnie erſchienenen Partituren der Taubert'ſchen „Kirmes", verſchlang eine Nummer nach der andern, verſchlang die ganze Oper und noch obendrein alle Recenſionen, die Herr Rellſtab darüber in der „Voſſiſchen" geſchrieben, verſchluckte noch obendrein ſämmtliche Lieder des großen Taubert und — blieb am Leben. Armer, drei bis neun Mal beklagenswerther Jude! Wer möchte wohl in Deiner Haut ſtecken?

XXIII.

Von Berlin begab er ſich nach Paris, theilte den Herren Fieschi und Conſorten den Plan zur Höllenmaſchine mit und ſuchte en passant einen Verleger für ſeine Memoiren. Er lief zu einhundertachtundzwanzig Buchhändlern und Jeder von ihnen ſagte:

— Es thut mir leid, Ihr Anerbieten zurückweiſen zu müſſen, da wir mit Manuſcripten dergeſtalt überhäuft ſind, daß wir bereits mehr unternommen haben, als wir ausführen können. (Gewöhnliche Buchhändlerphraſe.)

Nachdem er die Runde durch ſämmtliche Buchhandlungen gemacht, lief er von einer Zeitungsredaction zur andern, bot Jeder ſein Manuſcript an, wurde aber überall abgewieſen.

Darauf begab er ſich in die Rue Caumartin zu einem der berühmteſten Feuilletoniſten Frankreichs und fragte:

— Habe ich die Ehre, Herrn Eugène Sue, den gefeierten Autor der unübertrefflichen „Mystères de Paris" zu ſprechen?

— Der bin ich, ſagte der große Mann. Und Sie, mein Herr, wer ſind Sie?

— Ich bin der aufrichtigſte Bewunderer Ihrer Schriften.

— Und was ſind Sie außerdem?

— Außerdem bin ich das unglücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden.

— Vielleicht Actionär des „Conſtitutionnel"?

— Nein, mein Herr.

— Nun, wer ſind Sie denn?

— Dem Rufe nach werde ich Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ſein. Ich bin der ewige Jude.

— Ah, **le Juif errant!** Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen. Iſt es erlaubt, mein Herr, zu fragen, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

— Seit 1800 Jahren arbeite ich an meinen Memoiren und ſeit 120 Jahren ſuche ich dazu einen Verleger. Aber alle Buchhändler, denen ich meine Memoiren angeboten, haben ſie zurückgewieſen, weil ſie ſehr dumm ſind ...

— Die Memoiren?

— Bitte um Entſchuldigung, ich meine die Buchhändler. Deshalb wende ich mich an Sie mit der Frage, ob Sie geneigt wären, mir mein Werk abzukaufen?

— Wie ſtark iſt das Manuſcript?

— So ſtark, daß es, in kleine Feuilleton-Portionen zerhackt, ganz bequem 20 Jahrgänge des untern Stockwerks vom „Journal des Débats" ausfüllen kann.

— Haben Sie das Manuſcript bei ſich?

— Zu dienen, mein Herr, ſagte der ewige Jude und ſchütholte aus den weiten Aermeln ſeines faltenreichen Talars 10, ſage zehn ſtarke Foliobände heraus.

— Voyons! ſprach der große Feuilletoniſt, warf einen flüchtigen Blick hinein, las die Ueberſchriften der einzelnen Kapitel und fragte dann: Wieviel verlangen Sie für den Quark?

— Mein Herr, erwiderte Ahasver, ich verlange gar nichts.

— Um dieſen Preis will ich ihn behalten, ſprach Herr Sue.

— Doch habe ich eine Bitte an Sie ...

— Womit kann ich dienen ...

— Schenken Sie mir ein kleines Andenken.

Der Verfaſſer der „Mystères de Paris“ verfügte ſich in ſein Arbeits-Kabinet, kehrte gleich darauf zurück und ſchenkte dem ewigen Juden ein in Menſchenhaut eingebundenes Exemplar ſeiner „Mathilde.“

— Tauſend Dank, ſagte Ahasver. Doch wollen Sie mich zum Glücklichſten der Sterblichen machen, ſo erfüllen Sie mir noch eine zweite Bitte ...

— Und die wäre?

— Schreiben Sie in das mir geſchenkte Exemplar eine Zeile der Erinnerung.

— Gut, ſagte Herr Sue und ſchrieb aufs erſte Blatt:

Offert au Juif errant comme témoignage de vive reconnaissance de l'auteur

Eugène Sue.

— Gott ſegne Sie, ſprach Ahasver und verſchwand.

XXIV.

„Ha, nicht ſterben können, nicht ſterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Haſt Du in Deinem Rüſthauſe
Noch ein gräßlicher Gericht,
Ha, ſo laß es niederdonnern auf mich.“

Von Paris reiſte der ewige Jude mit ſeinem Weltſchmerz, ſeiner „Mathilde“ und ſeinen Hühneraugen nach Rouen und von Rouen nach Havre. Lebensmüde über alle Beſchreibung kehrte er ins Hôtel des „Mystères de Paris“ ein und ſetzte ſich ſogleich an die Table d'hôte.

Zwei Leute debattirten hier mehr als laut über Allöopathie und Homöopathie.

Der Eine, der, nach ſeiner kupferigen Naſe und ſeiner tombackenen Bildung zu ſchließen, ein Weinreiſender war, ſprach gegen die Homöopathie.

— Kennen Sie den Dr. Phips in Hamburg? fragte der Weinreiſende ſeinen Collegen in Baumwolle.

— Ob ich ihn kenne?

— Doctor Phips erklärt die Homöopathie für eine Spiegelfechterei.

— Ein Blinder, ſagte der Weinreiſende, verſteht mehr von der Farbe als Doctor Phips von der Medicin überhaupt. Wehe, neun Mal Weh' dem Kranken, der in ſolche Hände fällt!

— Um Vergebung, meine Herren, fragte der ewige Jude, wie heißt der Arzt, von dem Sie ſich ſo eben unterhalten haben?

— Doctor Phips junior.

— Und wo lebt er?

— In Hamburg.

— Danke, danke, ſagte Ahasver und verſchwand.

XXV.

Am andern Morgen fuhr er mit dem Dampfſchiff nach Hamburg, ſtieg an der Ecke des Gänſemarktes in der „Stadt Kiel“ ab, ſchrieb ſich ins dortige Fremdenbuch als Dr. Schuhmacher aus Jeruſalem ein, legte ſich ſchleunig zu Bette und ließ den Lohndiener rufen.

— Holen Sie mir den Doctor Phips.

Der Lohndiener wurde leichenblaß.

— Menſch, warum erſchrecken Sie?

— Ach, beſter Herr, ich rathe Ihnen, ſich lieber einen andern Arzt kommen zu laſſen!

— Warum nicht den Doctor Phips?

— Ach, wer in deſſen Hände fällt, iſt ſchon ſo gut als todt!

— Ich bitte, holen Sie den Mann.

— Nun, wenn Sie durchaus ſterben wollen, ſagte der Lohndiener, ſchüttelte den Kopf und that, was ihm befohlen war.

XXVI.

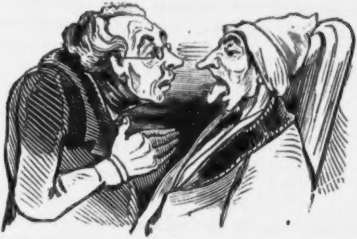
Doctor Phips, überfroh, endlich einen Wagehals gefunden zu haben, der ſich ihm anvertrauen will, eilt in die „Stadt Kiel“ und examinirt ſeinen erſten Patienten.

— Zeigen Sie mir gefälligſt Ihre werthe Zunge, ſagt Doctor Phips.

Der ewige Jude ſteckt die Zunge heraus.

— Noch weiter heraus, wenn ich bitten darf.

Der ewige Jude thut ſein Möglichſtes.



— So! So! Nun ſagen Sie mir gefälligſt, was Ihnen fehlt.

Der ewige Jude ſieht ſich, um antworten zu können, genöthigt, ſeine Zunge wieder zurückzuziehen.

— Ich weiß ſelbſt nicht, was mir fehlt, ſpricht Ahasver.

— Wie ſteht's mit dem Appetit?

— Ganz gut.

— Haben Sie Durſt?

— O ja.

— Haben Sie auch Schlaf?

— Mehr als gewöhnlich!

— Sein Sie unbeſorgt; in zwei Stunden ſoll das Alles weg ſein.

Darauf verſchrieb er dem ewigen Juden ein ellenlanges Recept und verſprach, gegen Abend wiederzukommen, um ſich von der Wirkung der verordneten Medicin zu überzeugen.

XXVII.

Eine Stunde ſpäter nahm der ewige Jude den erſten Eßlöffel und gegen ſechs Uhr Abends, als Doctor Phips wiederkam, hatte Ahasver die Qual des ewigen Lebens glücklich überſtanden.

„Nacht deckte ſeine borſtigen Augenlider,
Ein Engel trug ihn nieder ins Geklüft.
Da ſchlaf nun, ſprach der Engel, Ahasver,
Schlaf ſüßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig;
Wenn Du erwachſt, ſo iſt er da.
Das Blut auf Golgatha Du fließen ſah'ſt
Und der — auch Dir verzeiht.“

XXVIII.

Ahasver fuhr direct in den Himmel. Am Thore des Paradieſes angelangt, ſchnitt der heilige Petrus ein höchſt bedenkliches Geſicht, ließ ihn jedoch, in Anbe[illegible] hohen Alters, einpaſſiren.

Der ewige Jude ſchritt eben durch die große Pappel-Allee, als unſer Heiland, der mit dem lieben Gott Arm in Arm ſpaziren ging, ihn plötzlich gewahrte.

— Papa, ſagte der Sohn zum Vater, da kommt ja der ewige Jude.

— **Mort de ma vie**, wie kommt denn der hierher?

— Fragen Sie ihn doch.

— Jude, ſprach der Ewige, wie kommſt denn Du hierher? Biſt Du denn wirklich geſtorben?

— Ja, lieber Gott.

— Wer hat Dich behandelt?

— Herr Doctor Phips in Hamburg.

— Ja, lieber Sohn, gegen den kann Unſereiner nicht aufkommen, ſprach der Ewige zum Heiland und ging weiter.

Der ewige Jude war nun erlöſ't.

XXIX.

Und Herodias, die arme, ewige Jüdin?

Sie iſt ſeit 1780 fortwährend beim Theater, ſpielt noch heute die Gurlis und iſt um keinen Preis der Welt zu bewegen, ins alte Fach überzugehen.

Im Juli dieſes Jahres gaſtirte ſie unter dem Namen „Fräulein Kieſewetter" in Teplitz und gefiel ſich namentlich als „Jugend" in Raimund's „Mädchen aus der Feenwelt".

Am andern Morgen beſuchte ſie den Kurſaal, um im „Frankfurter Converſationsblatt“ das dritte Kapitel der eilften Ueberſetzung von E. Sue's „ewigem Juden“, worin auch ſie eine große Rolle ſpielt, nachzuleſen.

Eben im Begriff, darüber einzuſchlafen, nahte ihr ein Mann, der in der Hand einen Stock und im Knopfloch einen rothen Adlerorden vierter Klaſſe trug.

— **Après vous, Madame,** ſagte der Mann, der auch gern leſen wollte.

Es war der Commiſſionsrath C. aus B.

Epilog.

Herr Eugène Sue hat für ſeinen „**Juif errant**“ — wie die Fama verſichert — von Herrn Véron, dem Eigenthümer des „Conſtitutionnel“, ein Honorar von 100,000 Francs erhalten. Der Unterzeichnete kann auf ſein Ehrenwort verſichern, daß der Verleger des „Narrenalmanachs“ ihm für die Parodie des „ewigen Juden“ kaum die Hälfte des obigen Honorars bezahlt hat. Wie der Lohn, ſo die Arbeit!

E. M. Oettinger.

Tamlam.

Das Glück kommt häufig über Nacht.

Man höre ein Geſchichtchen, das nicht erfunden iſt und alſo wenigſtens den Reiz der Wahrheit für ſich hat.

Einer der erſten Limonadiers des zweiten Arrondiſſement der guten, aber ſehr frivolen Stadt Paris iſt Herr Camille Anatole Tamtam, ein Mann in den beſten Jahren, der früher ein nicht unbeliebter Baßbuffo in Bordeaux, ſpäter Parfumeur in Lyon geweſen war und ſeit drei Jahren Beſitzer eines Kaffeehauſes iſt, bei dem er ſeine Rechnung findet, eines Theils wegen der guten Limonade, andern Theils wegen ſeiner hübſchen Frau, mit der er ſeit vierzehn Monaten beiſpiellos glücklich verheirathet iſt.

Fanny — ſo heißt das brave Weib — war Anfangs Putzmacherin im Atelier des „Diable d'argent“, ſpäter Choriſtin beim „Théâtre des Variét's“ und bald darauf die „Freundin“ eines Lord Reginald Tilbury, der ein jährliches Einkommen von zweitauſend Pfund Sterlingen und einen hohen Grad von Spleen beſaß, welcher ihn antrieb, in einer mondhellen Nacht, aus Ekel am Daſein, ſich mit Fanny's geſticktem Strumpfbande an einem der prächtigſten Bäume im Bois de Boulogne aufzuhängen, nachdem er ſich Abends vorher den Magen verdorben, ſein Teſtament gemacht und ſeiner „braunäugigen Flamme" eine jährliche Leibrente von hundert Pfund Sterling vermacht hatte.

Fanny war untröſtlich — nicht etwa über Mylords Selbſtmord — ſondern einzig und allein über die unverantwortlich gemeine Knauſerei, daß er ſie nicht zur Erbin ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt hatte.

— Undank, Dein Name iſt England! rief die Ex-Putzmacherin, nahm Mylords Bild und warf es in den Kamin, nahm ſeine rothblonden Locken und warf ſie in den Kehricht, behielt aber die Rente und that das feierliche Gelübde, ſich lieber in ein paar arme franzöſiſche Teufel, als in einen reichen engliſchen Geizhals zu verlieben.

Und ſiehe da, Fanny hielt Wort.

Auf einem der ländlichen Feſte zu Belleville machte ſie die Bekanntſchaft des ſüßen Limonadier Tamtam, der ihr, eine Stunde ſpäter, während des Contretanzes, in welcher er ſeine ganze Gewandtheit in der Sphäre der Entrechats zu entfalten gewußt, ſeine Liebe erklärte und ihr in dem gleich darauf folgenden Cotillon Herz und Hand antrug.

Vier Wochen ſpäter war Fanny ſeine Frau, die ſeitdem als Comptoirdame fungirt und alle Gäſte ihres Herrn Gemahls dergeſtalt bezaubert, daß jeder von ihnen glücklich iſt, ſich durch einen Becher Gefrorenes oder durch ein Glas Limonade das Recht erkaufen zu können, der Madame Tamtam tagtäglich ſeine Huldigungen darbringen zu dürfen. Und Madame Tamtam iſt in der That ſo hübſch und ſo reizend, ſo zuvorkommend und doch ſo zurückhaltend, ſo freundlich und doch ſo ſtolz, mit einem Wort: ſo kokett, daß man's Keinem verdenken kann, wenn er in die eiscredenzende, limonadeſpendende Sirene, wenn auch nicht gerade bis über die Ohren, doch allermindeſtens bis über die Cravatte hinaus verliebt iſt.

Aber keiner von allen Gäſten kann ſich rühmen, von ihr bevorzugt zu werden. Für jeden hat ſie daſſelbe Eis und daſſelbe Lächeln, dieſelbe Freundlichkeit und Limonade, dieſelben Bonbons und Rückſichten. Keiner von Allen kann behaupten, Madame Tamtam, die Hebe am Schenktiſch, habe den Einen um eine Linie mehr als jeden Andern ausgezeichnet.

— Meine Frau, ſagte der Limonadier, wenn er ſein Weibchen von dieſem dichten Schwarme anbetender Kunden umringt ſah, iſt nicht blos ein Engel an Schönheit, eine Peri an Liebreiz, ſondern auch ein Muſter jeder Tugend, ein Vorbild weiblicher Treue. Ich Glücklichſter der Glücklichen, der ich aus Millionen Nieten den größten Treffer, aus hunderttauſend ſchwarzen Raben den einzigen weißen, eine eben ſo ſchöne, als treue Frau mit einer Rente von hundert Pfund Sterlingen erwiſcht habe! Wem anders als ihr habe ich dieſen koloſſalen Zuſpruch, dieſes unaufhörliche Zuſammenſtrömen von Gäſten aus allen Ständen und Quartieren zu verdanken? Der Ruf meines Etabliſſements iſt für alle Zeiten feſtgeſtellt, mein Glück für immer gemacht! Ich, Camille Anatole Tamtam, tauſchte jetzt ſelbſt mit Louis Philipp nicht, und wäre der beneidenswertheſte Limonadier und Gatte von ganz Paris, wenn ich nicht nebenbei auch Nationalgardiſt wäre, als ſolcher dann und wann den Wachtdienſt verſehen und manche Nacht, ſtatt im weichen Bette, auf harter Pritſche übernachten müßte. Der Teufel hole die Juli-Revolution! Unter Karl X. konnte der glückliche Bürger noch ganz ruhig an der Seite ſeiner Frau ſchlafen; jetzt reißt ihn der Dienſt aus den Armen ſeiner Lieben; er muß Nachts auf dem Poſten frieren, Diebe und anderes Geſindel arretiren, mit langweiligen Geſellen in der Wachtſtube bivouakiren und, um die Zeit zu tödten, im Piquet oder Domino ſein Geld verlieren. Was den letztern Punkt betrifft, ſo mache ich freilich eine Ausnahme, denn ich verliere nie. Was Labourdonnais auf dem Schachbret iſt, das bin ich im Domino; ich gewinne ſtets; weit lieber aber wollte ich zehn Partien im Domino und zwanzig Partien im Piquet, als eine einzige ſüße, angenehme, ruhige Nacht verlieren. Ach, meine Fanny! ſeufzte der glückliche Limonadier und erinnerte ſich dann, daß gerade an dem Tage, an welchem er dies rührende Selbſtgeſpräch führte, die Reihe wieder an ihm war, Nachts auf die Wache zu ziehen.

Es war dies am 12. Mai, am Tage des heiligen Pancratius, jenes hochzuverehrenden Märtyrers, der, Falls ich nicht irre, unter Diocletian gefangen und unter Galerius aus purer Frömmigkeit geköpft worden war, ein Heiliger, zu deſſen Ehren man im ſechszehnten Jahrhundert im Bergiſchen Pancratius-Thaler mit dem Bildniſſe deſſelben geprägt hatte. Außerdem iſt dieſer Heilige auch ſchon darum bekannter und gefürchteter als mancher andere, weil er und ſein College Servatius, deſſen Tag auf den 13. Mai fällt, der Schrecken aller Gärtner iſt, dieweil ſich an dieſen zwei Tagen die letzten Nachtfröſte einzuſtellen pflegen.

Herr Camille Anatole Tamtam ſchien dies vergeſſen oder gar nicht gewußt zu haben, ſonſt würde er ſchwerlich ohne Mantel oder Paletot an dieſem Abende ſeiner Pflicht als Nationalgardiſt nachgekommen ſein. Abends 8 Uhr, als er ſeinen Wachtdienſt antrat, war es freilich noch ſo warm, daß ein Paletot oder Mantel Manchem überflüſſig erſchienen wäre; der Leichtſinnige hätte jedoch bedenken ſollen, daß man Nachts, wenn man eine ganze Stunde, das Gewehr im Arme, auf dem Poſten ſteht, weit mehr als zu Hauſe am Ofen friert. — Aus Furcht vor langer Weile hatte er einen Band von Paul de Kocks köſtlichem „Cocu“, zwei Fläſchchen mit den allerfeinſten Liqueuren — **Parfait amour** und **Consolation** — und außerdem fünfundzwanzig Stück echter Havannah-Cigarren zu ſich geſteckt. So ausgerüſtet bezog er die Wache, wo er bereits alle ſeine Kameraden, um einen langen Tiſch gruppirt, in höchſt intereſſantem Geſpräche vertieft fand.

— Wiſſen Sie was ganz Nagelneues? fragte Herr Priame Neſtor Coqueluche, Paſtetenbäcker und Feldwebel derſelben Compagnie, welcher Herr Tamtam anzugehören die Ehre hat.

— **Eh bien?** fragte der Kreis der Gardiſten.

— Sie Alle kennen doch Herrn Borromé Brillant, einen der Offiziere unſerer Compagnie . . .

— So gut als mich ſelbſt, erwiederte der glückliche Limonadier; er beſucht zuweilen mein Etabliſſement und . . .

— Schreibt auch dann und wann ein hübſches Vaudeville, fügte Cäſar Themiſtokles Jullien, ehrenwerther Handſchuhmacher und einer der Gardiſten, die den allermeiſten Lärm machen (er iſt Tambour), hinzu.

— Ganz recht! Nun denken Sie ſich, welche hohe Auszeichnung dieſem blutjungen Manne widerfahren iſt. Vor einigen Tagen hat er das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

— Wofür? fragte Herr Tamtam mit ganz auffallender Theilnahme.

— Ob dieſe Auszeichnung dem Vaudevilledichter oder dem Offizier der Nationalgarde gelten ſoll, weiß ich eben ſo wenig, als vielleicht er ſelbſt; das bleibt ſich am Ende auch ganz gleich, für welche Gattung von Verdienſt er den Orden erhalten; er hat ihn einmal und unſere Compagnie kann ſich, glaube ich, geſchmeichelt fühlen, daß ſie in der Reihe ihrer Offiziere einen Ritter der Ehrenlegion beſitzt.

In demſelben Augenblick vernahm man einen tiefen Seufzer.

— Warum ſeufzt Herr Tamtam? fragte der Feldwebel, dem eine Frage mehr als jedem Andern freiſteht.

— Ach, ſeufzte der Limonadier, ich bin durchaus nicht ehrgeizig und dennoch beneid' ich dieſen Mann.

— Um ſeinen Orden? fragte der Paſtetenbäcker mit einem Anfluge von Ironie.

— Ei, um was denn ſonſt? Der Orden der Ehrenlegion war ſchon früher, als ich noch Parfumeur in Lyon geweſen, einer meiner heißeſten Wünſche, eine meiner kühnſten Hoffnungen. — Ich will Ihnen — mögen Sie mich auslachen oder nicht — frei geſtehen, daß ich ſchon mehr als ein Mittel verſucht habe, mich in den Beſitz dieſes Ordens zu bringen. Ein Jahr nach der Thronbeſteigung Louis Philipps erfand ich an einem ſchönen Maimorgen einen neuen Wohlgeruch, dem ich den Namen „**Parfum de Juillet**“ gab und den ich dem Könige der Franzoſen dedicirte in der Hoffnung, daß er dieſen Akt ungeheuchelter Vaterlandsliebe nicht unbelohnt laſſen und mir den Orden der Ehrenlegion, worauf ich verblümt angeſpielt hatte, verleihen würde. War es nun, daß der König den Juli-Geruch nicht gut vertragen konnte oder die verblümte Anſpielung nicht verſtehen wollte, kurz und gut, ich erhielt ſtatt des achteckigen Kreuzes einen neunzeiligen Dank und weiter nichts.

— **Vive le roi!** rief die ganze Wachtſtube.

— Doch ließ ich mich dadurch nicht einſchüchtern. Zwei Jahre ſpäter erfand ich eine neue Seife, die ich zu Ehren des präſumtiven Thronerben „**Savon d'Orléans**" taufte und dem Herzog **comme témoignage d'estime** zu Füßen legte.

— Und der Herzog? fragte der paſtetenbackende Feldwebel.

— Behielt die Seife und bedankte ſich noch viel kürzer als ſein Herr Vater.

— **Vive le duc d'Orléans!** ſchrieen die Gardiſten.

— Aller guten Dinge ſind drei, dachte ich und erfand, als Herr Thiers Miniſter des Auswärtigen geworden war, ein neues Räucherpulver, das ich dem großen Manne zu Ehren „**Poudre à la Thiers**" nannte und ihm eine Probe davon als Zeichen meiner innigſten Hochachtung überreichte.

— Und was that Herr Thiers?

— Er behielt das Pulver und bedankte ſich nicht einmal.

— **A bas Monsieur Thiers!** murmelte der Feldwebel.

— Seitdem, fuhr der ehrgeizige Limonadier mit 48pfündigem Seufzer fort, habe ich freilich keinen Verſuch mehr gewagt, wiewohl in meinem Innern unter Kohlen noch immer der Wunſch — der ſehnlichſte meines Lebens — fortglimmt, einſt das Glück zu haben, den Orden der Ehrenlegion — gleichviel, wofür und auf welche Weiſe — zu erhalten.

— Nur Muth gefaßt, Herr Tamtam! Was Sie heute wünſchen, kann vielleicht morgen ſchon in Erfüllung gehen, denn Gott iſt groß und unſer Louis Philipp, den uns der Himmel noch lange erhalten möge, pflegt mit dem Kreuze der Ehrenlegion weit weniger als mit allem Andern zu geizen. Vielleicht gelingt es Ihnen beſſer, wenn Sie einen neuen Liqueur, einen „Liqueur à la Reine“, erfinden. Apropos! haben Sie heute kein Tröpflein Calmus oder ſonſt was zum Trinken bei ſich? fragte der Feldwebel, welcher geiſtigen Flüſſigkeiten durchaus nicht abgeneigt zu ſein ſchien.

— Ein Schluck „Consolation“ ſteht Ihnen zu Dienſten.

— Ich verachte kein Getränk, es heiße wie es wolle, erwiderte der Paſtetenbäcker und leerte mit einem Zuge faſt die ganze Flaſche. Ein herrliches Getränk das! Fabriciren Sie es ſelbſt?

— Zu dienen.

— Wär' ich Louis Philipp, ſo bekämen Sie noch heute Nacht den Orden der Ehrenlegion.

Herr Tamtam fing wieder zu ſtöhnen an.

— Na, na, beruhigen Sie ſich und denken Sie an Herrn Brillant; der hat vielleicht eben ſo wenig als Sie den Orden verdient und hat ihn doch erwiſcht. Das Glück kommt häufig über Nacht.

— Was beginnen wir nun? meinte der Handſchuhmacher, der auf ſeine Uhr ſah.

— Iſt Jemandem eine Partie Piquet oder Domino gefällig? fragte der ordensſüchtige Limonadenheld.

Alles ſchwieg, denn Jeder fühlte ſeine Schwäche.

— Nun, hat denn Niemand Muth, mit mir zu ſpielen?

— Komm, Nachbar, ſagte endlich ein kleiner, buckeliger, kupfernaſiger Weinhändler, Herr Anacharſis Medee, ein Spaßvogel erſter Klaſſe; ich ſpiele mit Dir, doch nur unter der Bedingung, daß Du mir vom Hundert fünfzig vorgiebſt.

— Es ſei, antwortete Herr Tamtam, der auf ſeine Bravour im Domino faſt eben ſo ſtolz, als auf die Schönheit und Tugend ſeiner Ehehälfte war.

— Hat Niemand Cigarren bei ſich? fragte Herr Coqueluche, der als Feldwebel gewohnt war, ſich von ſeinen Gardiſten im Eſſen, Trinken und Rauchen ein für alle Mal freihalten zu laſſen. — Der Mann hat Recht, denn wofür wär' er ſonſt Feldwebel?

— Hier, Feldwebel, ſchrie Herr Tamtam, Jenem ſeine Büchſe hinreichend.

— Heilige Genovefa, warum bin ich nicht Louis Philipp, rief der Paſtetenbäcker, der aus Vorſicht, daß eine Cigarre nicht Luft haben könnte, gleich zwei herausnahm. Einen Mann, der ſo trefflichen Liqueur und ſo ausgezeichneten Tabak, wie Herr Tamtam hat, hätte ich längſt ſchon decorirt.

Tamtam und Medoc begannen ihr Domino, Coqueluche und Jullien ihr Piquet. Einige ſahen ſtill zu, Andere tranken und plauderten.

Nichts tödtet ſchneller die Zeit, als das Spiel. Stunden rauſchen wie Minuten vorüber. Man ſpielte ſchon anderthalb Stündchen. Eben als eine neue Partie begann, ſagte der Weinhändler zum Limonadier:

— Mich friert! Heute Nacht wird es verteufelt kalt werden. Schon jetzt klappre ich vor Froſt, wenn ich daran denke, daß ich bald eine ganze lange Stunde unter freiem Himmel auf dem Poſten ſtehen muß. Pancratius iſt ein geſtrenger Herr.

— Pancratius? wiederholte Herr Tamtam. Iſt dies etwa unſer neuer Lieutenant?

— Wie, Nachbar, Du weißt nicht, wer Pancratius iſt? Pancratius, erſter Limonadier Frankreichs, iſt ein höchſt reſpektabler Heiliger, der in ſeiner Jugend römiſcher Weinreiſender geweſen und ſpäter als Demagoge geköpft worden iſt. Pancratius, der bei Lebzeiten ſehr ſtark an Froſtbeulen gelitten hat, macht ſich alljährlich an ſeinem Namenstage den Sterblichen durch ſtarken Nachtfroſt fühlbar. Und darum habe ich meinen dicken Pelzrock angezogen. Haſt auch Du Dich gut verſorgt?

— Nein, leider nicht! Heute zum erſten Male erhalte ich Kunde von der Exiſtenz jenes Heiligen, und hätte ich ahnen können, daß es heute Nacht ſo mörderlich kalt werden wird, ſo hätte ich meinen Paletot wahrlich nicht zu Hauſe gelaſſen.

— Und mit dieſem dünnen Sommerröckchen willſt Du Dich des Nachts ins Freie hinauswagen? Du erfrierſt, ſag' ich Dir.

— Wie ſpät? fragte Tamtam.

— Soeben ſchlägt es Eilf.

— Weißt Du, was ich thue? Ich laufe ſchnell nach Hauſe und hole mir meinen Paletot.

— Aber Deine Frau?

— Das arme brave Weib wird freilich ſchon ſchlafen, ſchlafen ohne mich! Aber was ſchadet das? Ich wecke ſie.

— Und wird ſie Dir das nicht übel nehmen?

— Ein Weib, das uns liebt, verzeiht uns Alles.

— Haſt Recht, Tamtam. Nun aber mache, daß Du fortkommſt.

— Ich eile, ſagte der Limonadier, holte des Feldwebels Erlaubniß ein und rannte nach ſeiner Wohnung.

Dort angekommen, riß er an der Klingel, die zu ſeiner Wohnung im zweiten Stockwerke führt, mit ſolcher Heftigkeit, daß ſein armes Weib, dadurch aus ſüßen Träumen aufgeſchreckt, zitternd aus dem Bette ſprang und halbnackt das Fenſter aufriß, um nachzuſehen, welcher Flegel oder Trunkenbold ſich erdreiſte, die Ruhe ihres Schlafs zu ſtören.

— Wer da? rief ſie an Leib und Seele zitternd, als ſie im Dunkel der Nacht unten am Hausthore einen Mann gewahrte, der vor Kälte auf- und ablief, ſich die Arme kreuzweis um die Bruſt ſchlug und dann noch ein Mal an der Klingel zog. Wer da? ſchrie ſie zum zweiten Male.

— Erſchrick nicht, liebes Kind; ich bin's, ich, Dein armer Gemahl!

— Du biſt's, Anatole? fragte Fanny ganz erſtaunt.

— Ach, Fanny, Seele meiner Seele, ich friere wie ein Schneider!

— Soll ich öffnen?

— O nein, liebes Kind; ich muß gleich wieder fort.

— Und weshalb biſt Du gekommen?

— Um Dich zu bitten, ſüße Taube, mir meinen Paletot, der im Vorzimmer hängt, herabzuwerfen.

— Und ſonſt nichts?

— Willſt Du mir außerdem auch noch einen Kußfinger angedeihen laſſen, ſo werde ich ihn dankbar annehmen. Nun aber ſpute Dich, Fanny, denn ich friere entſetzlich!

— Sogleich, ſagte das brave Weib, lief ohne Licht in das finſtere Vorzimmer hinaus, tappte ſo lange an der Wand herum, bis ſie den Paletot fand, und eilte dann ans Fenſter zurück, um ihn in die ausgeſpreizten Arme ihres frierenden Gemahls hinabgleiten zu laſſen.

— Tauſend Dank, Goldpüppchen, rief Herr Tamtam, der den Paletot geſchickt aufgefangen hatte. Nun ſchlaf wohl, geliebtes Leben!

— Gute Nacht, Anatole!

— Auf Wiederſehen, reizende Fanny, ſagte der glückliche Limonadier, warf ihr noch einen Kußfinger hinauf und rannte dann ſchneller als „ein Haſe mit acht Füßen“ fort.

Das brave Weib warf raſch das Fenſter zu und flog ſeelenvergnügt in ihr warmes Bett zurück. — Ein Viertelſtündchen ſpäter befand ſich Herr Camille Anatole Tamtam wieder im Wachtzimmer.

— Es war die höchſte Zeit, ſprach der Feldwebel, denn in zwei Minuten ſchlägt es Mitternacht. Dann iſt die Reihe an Ihnen, den Poſten abzulöſen.

— Ich bin bereit, ſagte Tamtam, ſein Gewehr erfaſſend.

Und mit dem Glockenſchlage Zwölf löſte eine Patrouille von fünf Mann den Poſten am nächſten Schilderhauſe ab.

Eine Stunde auf dem Poſten währt länger als ein halber Abend am Kamine oder eine ganze Nacht im Bette. Tamtam, ein Menſch, nicht geiſtreich genug, um ſich ſelbſt Geſellſchaft leiſten zu können, langweilte ſich mehr als ein ganzes Bataillon von Möpſen. Frierend ſchritt er auf und ab und dachte an ſein Weib, in das er — wiewohl ſchon vierzehn Monate mit ihr verheirathet — noch immer ſehr verliebt war. Er ſah ſie mit aufgelöſtem Haare, mit halb enthülltem Buſen, mit ſchlummergerötheten Wangen im Schnee der weichen Betten ruhen. Seine Phantaſie zeigte ihm Fanny's geſchloſſene Augen, Fanny's halb geöffneten Mund, und ſo kam es, daß ihm, troß der zwölf Grad Kälte, gewaltig heiß wurde.

— Teufel, rief er, wenn man, um ſich zu zerſtreuen, auf dem Poſten wenigſtens ſeine Cigarre rauchen dürfte! Der Henker hole die Juli-Revolution und das Inſtitut der Nationalgarde! Ich wollte, ich wäre zu Hauſe und läge in meinem Bette. Ach, Fanny, Fanny, wüßteſt Du, wie ſehr Dein Gemahl ſich nach Dir ſehnt, Du würdeſt ihn aufrichtig bedauern, daß er hier, das Gewehr im Arme und Hunger im Magen, auf- und abgehen und kannibaliſch frieren muß. **Ah quel plaisir d'être soldat**, trällerte er zähneklappernd vor ſich hin und dachte, um ſich aufzuheitern, über ein neues Mittel nach, durch das er, wenn auch nicht gleich, doch einſt zu der Ehre gelangen könnte, den bewußten Orden zu erhalten. Einen kleinen Finger meiner Hand für das Kreuz der Ehrenlegion! Meine Fanny liebt mich zwar ſchon jetzt, wie lieb aber würde ſie mich dann erſt haben, wenn ich decorirt wäre. Die Frauen lieben nun einmal das rothe Band im Knopfloch, und es ſoll, hab' ich mir ſagen laſſen, viele Frauen geben, die ſich in ganz häßliche Männer verliebt haben, blos darum, weil ſie Ritter der Ehrenlegion ſind. Gerechter Himmel, wenn Du nicht ganz und gar taub biſt, erhöre mein Flehen und mache, daß je eher je lieber der liebſte meiner Wünſche in Erfüllung geht!

Alſo monologiſirte Herr Camille Anatole Tamtam, der auf den Rath des Feldwebels, in jener Stunde, in welcher er auf dem Poſten ſtand, einen neuen Liqueur erfand, den er **„Nectar de Ne-**

mours“ zu nennen und dem zukünftigen Regenten Frankreichs zu weihen beſchloß.

Gleich darauf wurde er abgelöſt. Er trat in die Wachtſtube ein, ſetzte Gewehr und Czako ab, leerte mit einem Zuge den „parfait amour“ und zündete eine Cigarre an.

— Iſt Ihnen, fragte der Feldwebel, eine Partie Piquet gefällig?

— Ich ſpiele, wenn's ſein muß, Alles, alſo auch Piquet.

— Wohin ſetzen wir uns?

— Dort an den Ofen, denn ich bin noch ganz erfroren und behalte deßhalb meinen Paletot an.

— Herrgott, was ſeh' ich?

— Feldwebel, was ſehen Sie?

— Ein Wunder, ein blaues, nein, ein rothes Wunder!

— Herr Coqueluche, ich verſtehe Sie nicht.

— Hatte ich nicht Recht, als ich ſagte: das Glück kommt häufig über Nacht?

— Ich begreife Sie noch immer nicht.

— Wie, Sie begreifen mich nicht? Ihr Wunſch iſt erfüllt … Sie haben den Orden der Ehrenlegion erwiſcht.

— Mein Gott, wer ſagt Ihnen das?

— Wer mir das ſagt? Ihr werther Paletot. Ei, ſehen Sie doch, Herr Tamtam, da prangt ja das Band, das Sie ſo ſehnlichſt erfleht haben.

Der Limonadier warf einen Blick unbeſchreiblichen Staunens auf Orden und Paletot.

— Himmel! ſchrie er und wurde kreidebleich.

— Was iſt Ihnen, Chevalier? fragte der Feldwebel.

— Das iſt nicht mein Paletot!

—. Wie, das wäre nicht Ihr Paletot! Ei, wem gehört er denn?

Sprachlos, mechaniſch, niedergeſchmettert von einem Hagelſchlag ſchwarzer Ahnungen griff er in beide Rocktaſchen des Paletot und holte aus der einen einen Operngucker und aus der andern ein dünnes Manuſcript, das der kurzſichtige Gemahl nah an das Licht hielt, um die Aufſchrift leſen zu können. Dieſer ganz unerwartete Fund war das Brouillon einer Poſſe, betitelt:

„Les petites misères d'une garde nationale.
Vaudeville en un acte par Borromé Brillant."

Derjenige meiner Leſer, der vielleicht Luſt verſpürt, den Schreck des Herrn Tamtam auszumalen, der melde ſich; meine Feder, zu ſchwach, den Seelenzuſtand des beklagenswerthen Limonadenhändlers ins rechte Licht zu ſtellen, begnügt ſich nur eine flüchtige Andeutung zu geben.

Herr Tamtam riß, als ihm durch dieſes Manuſcript plötzlich hundert Gasflammen auf ein Mal aufgegangen waren, den Orden der Ehrenlegion aus dem Knopfloch und warf Decoration und Manuſcript auf die Erde, trat Beides mit Füßen, ballte die Fäuſte und ſchrie zehn Mal in einem Athem:

— Betrogen, betrogen, betrogen!

— Wer iſt betrogen?

— Dummkopf, Feldwebel wollte ich ſagen, Sie können noch fragen, wer hier der Betrogene iſt? Ich, ich, ich! rief Herr Tamtam mit einem Tone, in dem ein tragikomiſcher Klimax lag.

— Und wer, wer hat Sie betrogen?

— Er, er, er!!! tobte Herr Tamtam und ſchlug ſich wüthend vor die Stirn.

— Wer iſt dieſer Er?

— Hol' der Teufel Ihre Fragen. Ich muß fort, Feldwebel!

— Wohin?

— Nach Hauſe!

— Wozu?

— Mich blutig rächen!

— Mein Gott, an wem?

— Himmel, wie kann man Feldwebel und dabei ſo dumm ſein! Ich muß nach Hauſe, ſage ich Ihnen.

— Das geht nicht; ich darf das durchaus nicht geſtatten.

— Aber mein guter Ruf, meine Ehre, mein ganzes Glück ſteht auf dem Spiele ...

— Das glaube ich Ihnen recht gern; aber trotzdem darf ich Sie jetzt nicht fortlaſſen ...

— Sie ſind ein Tyrann!

— Ein Tyrann! Und das wagen Sie Ihrem Feldwebel zu ſagen?

— Ich ſag' Ihnen noch mehr: Sie ſind ein Despot, ein Barbar, ein Nero.

— Haben Sie das gehört, meine Herren? fragte der Paſtetenbäcker mit wahrem Feldwebel-Pathos. Morgen früh werde ich Sie als Zeugen vor das Kriegsgericht citiren laſſen.

— Thun Sie das, Feldwebel, ſchrieen Alle.

— Herr, flehte Tamtam, haben Sie Mitleid mit einem armen Manne, der mit einem Fuße in der Wache und mit dem andern in der Hölle ſteht. Es ſchwirrt mir vor den Augen, es ſauſt mir vor den Ohren, meine Kniee ſchlottern; ich glaube, ich werde vor Wuth verrückt.

— Ich vermuthe, Sie ſind's ſchon, antwortete der Paſtetenbäcker, der noch immer nicht begreifen konnte, welche traurige Entdeckung der arme, betrogene Tamtam gemacht.

— Halten Sie mich, meine Herren, ſonſt fahre ich aus der Haut.

— Woher dieſe unvernünftige Wuth? fragten Alle.

— Sie an meiner Stelle würden eben ſo verzweifeln. Still! Still! rief er ganz tragiſch und horchte mit geſpanntem Ohre.

— Was hören Sie?

— Ich höre die Teufel in der Hölle lachen!

— Der Arme hat ſeinen Verſtand verloren, meinte der Feldwebel.

— Kameraden, ich bitte, ich beſchwöre Euch, laßt mich fort; noch iſt es Zeit, den Verbrecher auf der That zu ertappen.

— Welchen Verbrecher?

— Ihn! ihn! ihn!

— Er iſt wirklich übergeſchnappt, ſagte Medoc zum Feldwebel, entlaſſen Sie ihn ...

— Gut. Der Gardiſt Tamtam, ſprach der Paſtetenbäcker, kann, in Anbetracht, daß derſelbe plötzlich ſeinen Verſtand verloren hat, nach Hauſe gehen. Nachbar Medoc wird ihn begleiten.

— Ich brauche keine Begleitung, ſchrie Tamtam, nahm ſeinen Czako und rannte wie ein Beſeſſener nach ſeiner Wohnung.

Unterweges brütete ſeine Seele haarſträubende Racheplane aus.

— Ich ermorde, ich erwürge, ich zermalme ſie und ihn. Nein, nein, nur ihn allein, denn er iſt der Verführer und ſie hat eine Rente von hundert Pfund. Sie will ich blos züchtigen, ihn aber tödten. Tödten? Das nicht. Denn wer tödtet, wird getödtet, und ich habe keine Luſt, mein gehörntes Haupt aufs Schaffot zu tragen: Ihn fordern? Auch das nicht, denn er trifft beſſer als ich. Was alſo thun? Ihn prügeln? Das iſt das Allervernünftigſte! Ja, Prügel muß er haben, Prügel, daß er ewig daran denken ſoll. Warte, Vaudevilliſt, ich will Dir Stoff zu einem Trauerſpiele geben, daß Dir Sehen und Hören vergehen ſoll.

Soeben erreicht er ſein Haus. Im Begriff, die Klingel zu erfaſſen, beſinnt er ſich, daß er von geſtern noch den Hausſchlüſſel in der Hoſentaſche hat. Er ſegnet den Zufall, der ihm das Mittel in die Hand gegeben, ſein ungetreues Weib auf der That zu ertappen und den Verführer, der ihm nun nicht mehr entwiſchen kann, exemplariſch zu beſtrafen, id est windelweich zu hauen. Er öffnet ſo leiſe als möglich die Hausthür, tappt geräuſchlos die zwei dunkeln Treppen hinan und ſteht jetzt mit Wuth im Herzen und mit dem Hausſchlüſſel in der Hand an der Schwelle der Rache. Wie pocht ihm das Herz, wie klopft ihm die Stirnader! Ein Riß an der Klingel zaubert das Dienſtmädchen herbei, das ihm den Eingang öffnet. Er reißt ihr den Leuchter mit dem Lichte aus der Hand und ſtürzt, wie Othello mit der Fackel, ins finſtere Schlafgemach ſeiner Frau, die ſo ruhig ſchläft, als ob während ſeiner Abweſenheit durchaus nichts vorgefallen wäre. Er rüttelt ... ſie erwacht und fragt mit ſüßliſpelnder Stimme:

— Was willſt Du, lieber Anatole?

— Madame, Sie haben den Muth, mich zu fragen, was ich will? Rächen will ich mich, meine Wuth in ſeinem Blute kühlen, ihn erwürgen!

— Wer? fragt Fanny mit bewundernswürdiger Ruhe.

— Den elenden Verführer!

— Träumen Sie, Herr Tamtam, oder haben Sie Ihr Bischen Verſtand auf der Wache ſitzen laſſen? Von wem reden Sie denn?

— Von dem Schurken, deſſen Paletot Sie, aus Verſehen, ſtatt des meinigen ergriffen hatten. Dieſer Paletot gehört Herrn Brillant ...

— Wohl möglich; was aber geht denn das mich an?

— Sehr naiv! Wie kam Brillants Paletot in meine Wohnung?

— Auf ganz einfache und natürliche Art. Ihr Schneider, der vermuthlich auch für Herrn Brillant arbeitet, hat beide Paletots verwechſelt.

— Wie aber kam der Schneider zu meinem Paletot?

— Er hatte ihn vor acht Tagen zum Ausbeſſern mitgenommen und erſt geſtern Abend zurückgebracht. Du wirſt neues Futter und einen neuen Sammetkragen finden.

— Ich eile zum Schneider ...

— Jetzt, mitten in der Nacht?

— Auf der Stelle!

— Thue, was Dir gefällt, lieber Anatole, ſagte Fanny mit unverwüſtlicher Ruhe und kehrte dem inquirirenden Gemahle den Rücken zu.

Dieſe Ruhe verfehlte keineswegs ihre Wirkung.

— Sollte ich ihr alſo doch Unrecht gethan haben? fragte er ſich und ſchien einen Augenblick zu überlegen. Ja, ja! rief er aus, Fanny iſt ein Muſter von Tugend, ein Vorbild weiblicher Treue. Fanny kann ihren Mann nicht hintergehen, dafür bürgt mir ſchon ihre Ruhe; denn hätte ein ſchuldbeladenes Weib wohl jede meiner Fragen ſo unumwunden beantworten können, wie meine Fanny? Unmöglich! Ich habe ſie ohne Grund in Verdacht gehabt, ohne

Grund beleidigt und gekränkt. O ich Schwachkopf, ſagte er, gab ſich ſelbſt einen Naſenſtüber und trat voll Schaam und Reue an ihr Bett, zupfte leiſe an dem Bande ihres Nachthäubchens und fragte mit dem liebevollſten Tone: Fanny, kannſt Du mir verzeihen?

— Laß mich! ſprach Madame Tamtam und ſchmollte noch ein Weilchen, dann aber kehrte ſie ſich um, reichte ihm ihre Hand und fragte mit dem unſchuldigſten Lächeln:

— Glaubſt Du noch, daß ich Dir untreu geweſen bin?

— Nein, angebetetes Weib, Du biſt vollkommen gerechtfertigt. Ich glaube von jetzt Alles, Alles, was Du mir ſagſt, und breche Jedem, der Dich einer Lüge zu zeihen wagt, den Hals!

— Du guter Anatole!

— Welch ein Engel! triumphirte Tamtam und ſank gerührt an die Bruſt ſeines treuen Weibes.

Asmodi, der hinkende Eheteufel, ſah auf dieſe rührend-ſchöne Gruppe mit einer Miene herab, auf der mit daumendicken Buchſtaben im Brillantfeuer zu leſen war:

„Tamtam, Du biſt ein ungeheurer Eſel!“

* * *

Gegen Mittag brachte der Schneider den neu gefütterten Paletot und bat ſich dafür den des Herrn Brillant aus.

— Apropos, ſagte Tamtam. In einer der Taſchen fand ich ein von Herrn Brillant verfaßtes Vaudeville. Heute Morgen habe ich's geleſen. Grüßen Sie ihn von mir und ſagen Sie ihm ...

— Was denn, liebes Männchen? fragte Fanny ſehr geſpannt.

— Daß es mir vielen Spaß gemacht.

Ja, ja, Du biſt ein koloſſaler Eſel!

In demſelben Verlag iſt ferner erſchienen:

Dritter Jahrgang

CHARIVARI.

Redigirt von

Eduard Maria Oettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindeſtens 200 Holzſchnitten, Kunſt- und andern Beilagen. Jährlicher Pränumerationspreis: 5⅓ Thlr. Sämmtliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Beiträge frankirt einzuſenden an den Redacteur.

Perlen.

Taſchenbuch romantiſcher Erzählungen.

Von

Robert Heller.

Mit 6 prachtvollen zum Texte gehörigen Stahlſtichen.

Der Jahrgang für **1845** enthält folgende Erzählungen:

Aleſſandro Stradella.
Der Großvater.
Die Badegäſte in Gaſtein.

Elegant in Goldſchnitt gebunden, Preis 2½ Thlr.

JOUJOUZ.

Humoriſtiſch-ſatiriſches Leſekabinet

von

E. M. Oettinger.

Zweiter Band mit **74** Karikaturen.

Preis 1½ Thlr.

Wohlfeile
Unterhaltungsbibliothek
für die gebildete Leſewelt.
Preis eines Bändchens 5 Ngr.

Unter dieſem Titel erſcheint bei mir eine Sammlung Original-Erzählungen der beliebteſten Novelliſten Deutſchlands und eine Auswahl der vorzüglichſten Romane des Auslandes, unter letztern eine vollſtändige Geſammtausgabe der Werke

Paul de Kock's,

für deren freie Bearbeitung (nicht Fabriküberſetzung) ich den geiſtesverwandten Humoriſten

E. M. Oettinger

gewonnen habe, der mit der heitern Laune **Paul de Kock's** die pikante Anmuth **Jules Janin's** verbindet, und die Werke **Kock's** ſo übertragen wird, daß dieſer Autor bald auch in Deutſchland ſo heimiſch werden wird, wie in Frankreich, wo von jedem ſeiner Romane, außer dem belgiſchen Nachdruck, eine Auflage von 50,000 Exemplaren nöthig iſt.

Abwechſelnd wird eine Original-Erzählung und ein Band Ueberſetzung ausgegeben.

Bis jetzt ſind erſchienen 13 Bändchen, die enthalten:

1. Band: **Die ſchöne Magd** v. C. Herloßſohn.
2. „ **Jenny** v. P. de Kock.
3. „ **Lucy** v. E. M. Oettinger.
4. u. 5. „ **Der Albaneſe** v. Heller.
6.—9. „ **Kleine Erzählungen** v. C. Herloßſohn.
10.—13. „ **Das Kind des Carnevals** v. Pigault-Lebrun.

Niemand iſt gebunden die ganze Sammlung zu kaufen, ſondern es ſteht einem Jeden frei, ſich diejenigen Bändchen auszuwählen, welche ihm conveniren.

NARRENALMANACH

für

1846

von

Eduard Maria Oettinger.

Vierter Band.

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Drei Ehrenmännern:

Otto Wigand, Auguſt Puſch

und

Andreas Iſeuſee,

widmet dieſes Buch

als ein Zeichen aufrichtiger
Verehrung

der

Verfaſſer.

Inhalt.

Seite.

Jacob Paul von Gundling 1

Sophie Arnould 173

Ein höchſt ſchwieriger Rebus 404

Pa-tſchou-ly 405

Jacob Paul von Gundling.

Herr Seneca, der war ein Mann,
Juchhe!
Der rieth uns ſchlau das Trinken an,
Juchhe!
Er ſprach: Ein Rauſch iſt Jedem gut,
Der einen Rauſch vertragen thut...
O ungeheurer Weiſer!

Feodor Löwe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Potsdam, das Verſailles der Könige von Preußen, war im Jahre 1727 ein höchſt öder, trauriger, reizloſer Reſidenzwinkel. Das vom großen Kurfürſten 1660 erbaute Schloß mit ſeinem Luſtgarten ſchien damals die einzige Oaſe in dieſer lautloſen Häuſerwüſte, worin man, ſtatt höckeriger Kameele, maſtbaumgerade Soldaten, unter denen der Kleinſte noch immer etwas Rieſiges beſaß, maſchinenmäßig auf- und abmarſchiren ſah. Dieſe Goliathe, an denen der Zopf nicht das Kleinſte war, bildeten die chineſiſche Mauer oder, ohne Metapher, die königlich preußiſche Leibgarde Friedrich Wilhelms I., der am 23. Februar 1713, in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre, den Thron ſeines erlauchten Vorfahrs, des erſten Friedrichs, beſtiegen hatte.

Der Monarch, ganz das Widerſpiel ſeines »theuern, in Gott ruhenden Herrn Vaters«, welcher ein großer Bewunderer und kleinlicher Nachahmer Ludwigs XIV. von Frankreich geweſen war, hatte, gleich beim Antritte ſeiner Regierung, im Heere an die Stelle des bequemen, ſpießbürgerlichen Schlendrians einen außerordentlich ſtrengen Kamaſchendienſt, im Staatshaushalte große Einſchränkungen in der Zahl und Beſoldung der Angeſtellten und auch im Hofſtaate große Erſparniſſe eingeführt, allen unnützen Pomp und Prunk verbannt und ſelbſt den allerunbedeutendſten Luxus für überflüſſig erklärt. Soldat vom Zopfe bis zum Sporn haßte er eben ſo gründlich das Beamtenthum als die Gelehrtenwelt. Und gleichwie Papſt Pius II. in jedem Gelehrten einen Ketzer erblickt hatte, eben ſo ſah der damalige König von Preußen in jedem Gelehrten nichts als einen »Federfuchſer«. Seine Majeſtät geruhten nur einen Stand zu ehren: den der Krieger.

— Soldaten, ſagte der Enkel des großen Kurfürſten, ſind die Grundpfeiler des Thrones; ein König ohne Heer iſt ein Jupiter ohne Blitz, ein Mars ohne Schwert, ein Goliath, der vor dem ſchwächſten David, ein Adler, der vor dem kleinſten Zaunkönig, ja ſelbſt vor dem Letzten ſeiner eigenen Unterthanen zittern muß. Das Heer iſt die Bruſtwehr der Krone, und darum liebe ich meine Soldaten über Alles!

In allen Ländern ließ er Rieſen für ſeine Garde werben, denn je größer ein Soldat, je martialiſcher deſſen Ausſehen, deſto willkommener war er dieſem König. Damals hatten das Zopf- und Kamaſchenthum den Zündpunkt ihres Glanzes erreicht; damals galt der Soldat Alles, der Gelehrte weniger als Nichts; ein einziges Schwert verdunkelte ſämmtliche Federn des preußiſchen Staats.

Friedrich Wilhelm I. haßte die Gelehrten hauptſächlich darum, weil er nicht einſah, welchen Nutzen ſie ihm bringen konnten.

— Alle dieſe »Federfuchſer«, die da glauben, die Weisheit mit Löffeln gegeſſen zu haben, ſind mit all' ihrem Hebräiſch und Chaldäiſch, mit all' ihrem Syriſch und Arabiſch, mit all' ihrem Lateiniſch und Griechiſch nicht im Stande, einen Hund, der hinterm Ofen kauert, hervorzulocken. All' dieſe »Bücherwürmer«, die ſich mit ihrem Muthe, ihrer Ausdauer, ihrer Geiſteskraft brüſten, laufen vor einem meiner Soldaten, dem ich den Befehl gebe, mit flacher Klinge unter ſie einzuhauen. Alle dieſe »Tintenklexſer« wollen frei und unabhängig ſein. Jeder will gebieten, keiner will gehorchen. Gehorſam aber, blinder Gehorſam, iſt die erſte Pflicht des treuen Unterthans. Nur der Soldat kennt die Tugend des Gehorſams. Auf einen Wink ſeines Vorgeſetzten erſchießt er ſeinen liebſten Kameraden, ſeinen beſten Freund, ſeinen einzigen Bruder, ja ſogar, wenn's ſein muß, ſeinen eigenen Vater. Er fragt nicht warum? weshalb? Er ſchießt, weil er Befehl zum Schießen hat. Und darum liebe ich meine Soldaten über Alles!

(Das war der erſte Refrain Seiner Majeſtät.)

Ein Monarch, gewohnt ſich als Sonne und alle ſeine Unterthanen als willenloſe Trabanten ſeines von Gottes Gnaden emanirten Ichs zu betrachten, konnte nicht begreifen, daß Intelligenz die erſte Macht eines Staates ſei; er konnte nicht begreifen, daß Ludwig XIV., trotz aller Siege, die ſeine Feldherren auf blutgetränkten Wahlſtätten erkämpft, nur dem Nimbus, den eine ruhmgekrönte Phalanx weltgefeierter Denker, Dichter und Gelehrten auf ſeinen Thron und ſeine Zeit ausgegoſſen hatte, den Beinamen des Großen zu verdanken hat.

Die Intelligenz, jene groſe, welterleuchtende Macht, die alle Keime des Staatslebens erwärmt, befruchtet, zur höchſten Blüthe, zur ſchönſten Vollkommenheit entfaltet, die Intelligenz, die Souverainetät des Geiſtes, lag im jungen Königreiche Preußen damals noch in den Windeln; die wenigen Gelehrten, die in der Reſidenz Friedrich Wilhelms I. ein dürftiges Aſyl gefunden hatten, ſchleppten ſich, beladen mit dem Fluche der Obſcurität, mit tauſend Sorgen kämpfend, durch ihr trauriges Daſein hin; es fehlte ihnen an Aufmunterung und Anerkennung, an einem hochherzigen Beſchützer, an einem erleuchteten Mäcen, der ſie aus dem Staube ihrer bürgerlichen Stellung auf jene hohe Staffel der Geſellſchaft erhob, auf die wir ſie zwei Decennien ſpäter, unter dem glorreichen Scepter ſeines Sohnes, Friedrichs des Großen, hinaufgetragen ſehen. Unter dem Zopfthume ſeines erlauchten Vorgängers war es aber Hofton, die »eingebildeten Federfuchſer«, die »langweiligen Bücherwürmer« als überflüſſige Bagage, unnütze Meubles, mit einem Wort: als Nullen zu betrachten, die, wenigſtens bei Hofe, nicht mitzählten, armſelige Schatten, welche glanzlos vorüberhuſchten, mitleiderregende Nebelbilder, die ſich in ihrer rührenden Anſpruchsloſigkeit Glück wünſchten, wenn ſie vom brutalen, unwiſſenden Hofgeſindel ſtillſchweigend ignorirt und nicht laut verlacht und verhöhnt wurden. Schmachvolle Zeit, in der es Schande war, ein Mann von Geiſt, ein Gelehrter zu ſein!

II.

Einen äußerſt wohlthuenden, wahrhaft verſöhnenden Gegenſatz zu dieſem Könige, in dem jeder Zoll ein Zopf und jede Linie ein Gelehrtenhaſſer war, bildete Sophie Dorothee, Tochter König Georgs I. von England, Gemahlin Friedrich Wilhelms I. Erzogen am glänzenden Hofe von Hannover, an dem der große Leibnitz einer der hellſtrahlendſten Sterne war, hatte dieſe ſchöne, liebenswürdige, anmuthige, geiſtreiche Fürſtin frühzeitig Achtung für die Wiſſenſchaften und Liebe für die Kunſt eingeſogen. Ein Jahr älter als ihr Gemahl, mit dem ſie, ohne gefragt zu werden, im Jahre 1706 auf diplomatiſchem Wege verheirathet worden war, kannte ſie keinen größern Genuß als Lectüre und Unterhaltung, die ihr nicht bloßen Zeitvertreib, ſondern Belehrung und Erweiterung ihres Wiſſens gewährten. Der Soldatenſtand, den ihr königlicher Gemahl aus Gründen, die wir oben angedeutet haben, allen übrigen Ständen vorzog, war ihr ein Dorn im Auge. Sie erblickte in dieſen Rieſen blos willenloſe Maſchinen, die mit Hilfe von Stockprügeln abgerichtet waren, ſich blindlings jedem Befehle ihrer Vorgeſetzten zu unterwerfen, ohne zu murren oder muckſen, wie es damals in der Soldatenſprache hieß.

— Dieſe Kamaſchenhelden, dachte die Königin, wenn ſie dieſe Garden in Reih' und Glied an den Fenſtern ihres Schloſſes vorüberziehen ſah, dieſe Kriegstölpel, ſo ſteif, als hätte Jeder von ihnen auf das Commando des Unteroffiziers ſeinen Ladeſtock verſchluckt, dieſe geiſtloſen Zöpfe, in welchen mein Herr Gemahl die ſicherſten Stützen ſeines jungen Thrones erblickt, ſind für mich ein widerliches Schauſpiel, ein wahrer Gräuel. — Dieſe zu Fleiſch gewordenen Gliedermänner, die keinen Funken von Willensfreiheit haben, ſind uniformirte Sklaven, deren Treue und Gehorſam kein freiwilliges Geſchenk, ſondern ein von der Furcht vor den Spießruthen erpreßtes Opfer iſt. Wir Frauen haſſen jene Liebe, die nur von Furcht eingeflößt wird. Nur der Mann verlangt Unterwürfigkeit, Knechtſchaft, das Weib liebt Unabhängigkeit, Freiheit.

Aber wohl keine Fürſtin jener Zeit war abhängiger von dem Willen ihres Gemahls, als die Königin von Preußen. Friedrich Wilhelm I. duldete in ſeinem Haushalte, eben ſo wenig als in ſeinem Staatsrathe, den leiſeſten Widerſpruch. Sein Wille war ein kategoriſcher Imperativ, ein unwiderruflicher Militärbefehl. Sein zweites Wort hieß Subordination, ein Geſetz, dem ſeine ganze Familie eben ſo ſehr als der letzte Soldat ſeines Heeres unterworfen war. Der König, rauh und ſtreng, leicht gereizt und jähzornig gegen Jedermann, war dies nicht minder gegen ſeine Gemahlin, die als Muſter weiblicher Sanftmuth galt. Die Königin, welche von Jugend auf die franzöſiſche Literatur, die Werke jener großen Geiſter liebte, welche den Hof des vierzehnten Ludwigs verherrlichten, durfte nur verſtohlen franzöſiſche Bücher leſen, die ſie heimlich vom Geſandten erhielt. Der König haßte, obgleich ſeine Erzieherin eine Franzöſin — Margarethe von Rocoules — geweſen war, Alles, was aus Frankreich kam: die Sitten, die Moden, ja ſogar die Sprache, Letztere vermuthlich deshalb, weil ſie ihm nie ſehr geläufig war. Die Königin durfte, um ſich nicht allzueifrig in Lectüre zu vertiefen, nur bis zum Glockenſchlag Zehn Licht in ihrem Schlafzimmer brennen laſſen. Sehr häufig von Langeweile gequält, durfte ſie mit ihren Damen nichts Anderes als Schach ſpielen; denn Kartenſpiele hatte der Haustyrann ein für allemal, bei Strafe ſeiner höchſten Ungnade, der Königin und dem ganzen Hofſtaate unterſagt. Friedrich Wilhelms despotiſches Hausregiment erſtreckte ſich ſogar bis auf Koch und Küche. Seine Gemahlin, die eine ſtille Neigung zur Feinſchmeckerei beſaß, bekam die allergewöhnlichſte Hausmannskoſt: Morgens nichts Anderes als Warmbier (einen abſcheulichen Miſchmaſch von Bier und Wein, Zucker und Citrone, Eier und Zimmt), Mittags nicht mehr als fünf Schüſſeln, Abends etwas kalten Braten und dann wieder jenes abgeſchmackte, fatale, ewig wiederkehrende Warmbier, denn Thee war an dieſem Hofe, bei dem, wie man zu ſagen pflegt, Schmalhans Küchenmeiſter war, eben ſo ſtreng als Kaffee und Chocolade verpönt. All' dieſe »ausländiſchen Getränke« geruhte der Enkel des großen Kurfürſten, deſſen Erſparungsſyſtem gar häufig in den kleinlichſten Neid ausartete, für nichtsnutzige, abſcheuliche, heilloſe Verſchwendung zu erklären. Traurige Zeit, in deren nüchternen Augen eine Taſſe Thee u. ſ. w. ein ſtrafbarer Luxus war!

Aber noch weit größere Strenge übte er gegen ſeine Kinder aus. Prinzeſſin Friederike Wilhelmine Sophie (geboren am 31. Juli 1709 zu Berlin) war auf ſtrengmilitäriſchem Fuße erzogen worden. Die Aermſte hatte ſelbſt in ihrer früheſten Jugend niemals mit Puppen ſpielen dürfen, weil der geſtrenge Herr Papa die Marotte beſaß, in dieſer Spielerei eine franzöſiſche Unſitte zu ſehen, welche die Mädchen, die dieſe »Bälger« — wie

Seine Majeſtät ſie nannte — beſtändig aus- und umkleiden, frühzeitig putz- und gefallſüchtig macht. Statt der Puppen hatte ſie bis zu ihrem fünften Jahre keine andern Geſpielinnen als Meerſchweinchen und junge Hunde, ſpäter nichts Anderes als bleierne Soldaten zum Spielzeug erhalten. In ihrem neunten Jahre hatte ihr ein langzöpfiger, ziemlich grober Unteroffizier eine ziemlich ſchwere Büchſe in die Hand gegeben und ihr das Exerciren beigebracht; in ihrem zehnten Jahre hatte die kleine niedliche Prinzeſſin, eben ſo ſchnell und ſicher als der längſte Rieſe der königlichen Garde, ihr Gewehr geſchultert. Und wenn dann und wann der geſtrenge Herr Papa, wie zufällig, während der Exercirſtunde in ihr Zimmer eingetreten war und der kleine vollwangige, blondlockige Duodezſoldat vor ihm ſein Gewehr präſentirt hatte, waren Seine Majeſtät bisweilen ſo gnädig geweſen, ihr die Wange zu kneifen und zu ſagen:

— Brav, ſehr brav, Friederike, fahre ſo fort, dann kann was aus Dir werden.

Die Prinzeſſin, die jetzt ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, ſtand noch immer unter der ſtrengſten Disciplin und wurde jeden Morgen mit dem Glockenſchlage Sechs durch Trommelwirbel, dicht vor der Thür ihres Schlafzimmers, aus dem ſüßeſten Schlafe aufgeſchreckt.

— Morgenſtund' hat Gold im Mund. (Dies war der zweite Refrain Seiner Majeſtät.)

Am allerſtrengſten aber zeigte er ſich gegen ſeinen Sohn Friedrich, der durch den Tod zweier älterer Brüder Kronprinz geworden war. Der König ließ ihn mit wahrhaft ſpartaniſcher Härte und einfacher als den ärmſten Bürgerſohn erziehen; er gewöhnte ihn frühzeitig an Entbehrungen aller Art; nie zeigte er ſeinem Sohne ein freundliches Geſicht; nie ſagte er ihm ein aufmunterndes Wort. In ſeinem achten Jahre mußte der Prinz, ſo oft er nicht gefolgt hatte, zur Strafe Dutzende von Verſen aus dem Catechismus und aus Pſalmenbüchern auswendig lernen. Brummte, maulte oder muckſte der kleine Herr, dann ſetzte es zuweilen ein Allerhöchſteigenhändiges Kopfſtück. Später bekam er, wie ſeine ältere Schweſter, ſehr häufig Hausarreſt und nichts als Waſſer und Brod.

Der Kronprinz, der jetzt das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, war bereits Hauptmann, wurde aber noch ganz wie ein Kind behandelt, das keinen andern Willen haben durfte, als den ſeines Vaters.

— Blind gehorchen hält die Welt zuſammen! (Dies war der dritte Refrain Seiner Majeſtät.)

So und nicht anders war Friedrich Wilhelm I. und das Leben an ſeinem Hofe beſchaffen. Langeweile hatte dort ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, gleichviel ob der König in Berlin oder Potsdam reſidirte. Nirgends ennuirte man ſich mehr als bei Hofe.

III.

Die einzige Zerſtreuung des Königs war eine Art Abendgeſellſchaft, ein kleiner Zirkel, ein Klubb, welcher das Tabakscollegium hieß.

Dieſer Klubb, der aus kaum zehn Perſonen beſtand, pflegte allabendlich mit dem Glockenſchlage Fünf in einem der Schlöſſer von Berlin, Potsdam oder Wuſterhauſen zuſammenzukommen. Die hervorragendſten Mitglieder dieſes Collegiums waren Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, General von Strantz und ſeit Kurzem Friedrich Heinrich, Graf von Seckendorf, des Kaiſers ſchlauer Geſandter, der erſt in dieſem Jahre (1727) den bekannten Tractat von Wuſterhauſen zu Stande gebracht hatte. Auch der Schullehrer dieſes Marktfleckens war ein permanentes Mitglied, welches Sitz, aber keine Stimme hatte. Gegen neun Uhr Abends pflegten auch die Söhne des Königs zu erſcheinen, um ihrem ſtrengen Vater gute Nacht zu wünſchen. — Sämmtliche Mitglieder dieſes Klubbs mußten, auf Befehl Sr. Majeſtät, aus kurzen holländiſchen Tonpfeifen leichten Holländer rauchen; Jeder, der ſich erlaubt hätte, beſſern, theuern Tabak zu ſchmauchen, würde ſich die Allerhöchſte Ungnade zugezogen haben.

— Das Tabaksrauchen, ſagte der König, iſt zwar auch nur Luxus; doch hat er wenigſtens das Gute, daß der blaue Dunſt, den wir uns ſelber vormachen, die Grillen vertreibt.

Selbſt der Fürſt von Deſſau und Herr von Seckendorf, die keine Raucher waren, hatten deſſen ungeachtet ihr Pfeifchen im Munde und thaten wenigſtens ſo, als ob ſie rauchten. Alle Andere aber pafften aus Leibeskräften. Einer blies dem Andern dicke Rauchwolken ins Geſicht. Es gab Augenblicke, in welchen die Geſellſchaft dergeſtalt in Tabaksqualm eingehüllt war, daß man kaum die Geſichter der Rauchenden erkennen konnte.

Das Abendeſſen dieſes Tabakcollegiums beſtand aus Brod, Butter und Käſe, wozu man Bier aus Krügen von Tuckſtein, und dann und wann auch ein Schnäpschen trank, denn ſchon damals war Preußen das Land der Schnäpſe. — Nur ſelten verirrte ſich ein bürgerlicher Kalbsbraten und ein adeliger Schinken in die engen Schranken ihrer Eßluſt; noch ſeltener gab es warme Speiſen; dann aber geruhten Seine Majeſtät Allerhöchſteigenhändig einen Hecht oder gar einen Zander zu kochen und als Nachtiſch einen Salat zu bereiten und ſich, beſonders auf Letztern, viel zu gut zu thun, denn unter manchen andern Tugenden hatte der König auch die, guten Salat zu machen, von ſeiner franzöſiſchen Hofmeiſterin erlernt.

Bretſpiele — Puff oder Dame — waren erlaubt, Kartenſpiele aber — ſie mochten heißen, wie ſie wollten — ein für allemal unterſagt.

— Von allen Laſtern, die aus Frankreich zu uns herübergekommen ſind und ſich in Deutſchland unter der harmloſen Maske des Zeitvertreibs eingeſchmuggelt haben, iſt das Kartenſpiel das verführendſte und gefährlichſte. Der Teufel hole den Maler, der zur Zerſtreuung jenes wahnſinnigen Königs von Frankreich die verdammten Spielkarten erfunden hat!

Dann und wann ſpielte der König mit einem ſeiner Staabsoffiziere eine Partie Toccategli oder langen Puff. Aber nie um Geld. Der Verlierende mußte dem Gewinnenden eine Pfeife Tabak ſtopfen, und weil der Enkel des großen Kurfürſten kein großes Spielgenie war und in der Regel den Kürzern zog, ſo mußte er manchen Abend für ſich und Andere wohl ſechs bis acht Pfeifen ſtopfen.

An dieſer kleinen Tafelrunde herrſchte ſtatt der ſteifen Etikette ein freier, ungebundener Ton, der ſich bisweilen in derben Späßen und plumpen Witzen gefiel, die Niemand — ja nicht einmal der König — übel nehmen durfte. Friedrich Wilhelm, der überhaupt kein Freund von Artigkeiten war, liebte eine aufrichtige Grobheit mehr als hundert Schmeicheleien.

— Höflichkeit, ſagte der König, iſt in der Regel eine aufgeputzte Heuchelei, Grobheit hingegen Wahrheit im ſtrengſten Negligé. Und ich, ich liebe ein einfaches Negligé mehr als all' jenen Affenputz!

Allabendlich mußte Einer aus der Geſellſchaft Sr. Majeſtät die holländiſchen Zeitungen vorleſen; ich ſage die holländiſchen, denn deutſche Zeitungen gab es damals noch ſehr wenige und preußiſche noch gar nicht *). Dieſe Zeitungen lieferten den Stoff zur Unterhaltung.

IV.

Eines Abends, als das tabaksqualmende Collegium ſeine vertrauliche Sitzung im Schloß zu Potsdam hielt, kam ganz zufällig die Rede auf Narren.

— Es giebt der Narren doch gar zu viele, ſprach Herr von Seckendorf und warf dabei einen beziehungsvollen Blick auf einen pedantiſch ernſten Mann, der ihm gegenüber ſaß.

— Kein Wunder, erwiderte ſein vis-à-vis, denn Ein Narr macht Zehn, Zehn machen Hundert, und Hundert machen Tauſend.

---

*) Erſt Friedrich II. ertheilte dem Buchhändler Spener das Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung, die noch jetzt exiſtirt.

— Man ſieht doch gleich, begann der König, daß Er ſein Einmaleins noch nicht vergeſſen hat. Doch kann ich Ihm nicht ganz beiſtimmen. Einer, ſagt Er, macht Zehn. Geſetzt, ich wäre ein Narr, ſo könnte ich aus Jedem von Euch einen Hofrath, doch aus zehn Hofräthen nicht einen einzigen Hofnarren machen; vermöchte ich das, dann würde ichs ſchon längſt gethan haben, denn mir fehlt ein Narr, ſo ein recht luſtiger Kauz, der kein Blatt vor's Maul nimmt, der mir lachend die Wahrheit ſagt, mich auf meine Schwächen aufmerkſam macht und mir ſpielend die Schuppen von den Augen reißt. Schon oft habe ich im Stillen den dreizehnten Ludwig beneidet — nicht etwa um den Cardinal Richelieu, den ich, in Ludwigs Stelle, ohne Weiteres nach Spandau geſchickt hätte — wohl aber um den köſtlichen Hofnarren Angely oder Langely, wie der Kerl geheißen hat. Das war ein Narr, wie ich ihn mir ſchon lange gewünſcht. Wohin ich ſehe, erblicke ich einen Rath. Ich will mit dem A anfangen und das ganze Alphabet durchgehen; da finde ich einen Amtsrath, einen Bergrath, einen Conſiſtorialrath, einen Domainenrath, einen Educationsrath, einen Finanzrath, einen Hofrath, einen Intendanturrath, einen Juſtizrath, einen Kriegsrath, einen Legationsrath, einen Miniſterialrath, einen Oekonomierath, einen Polizeirath, einen Regierungsrath, einen Steuerrath, einen Titularrath, überall einen traurigen und nirgends einen luſtigen Rath ...

— Ew. Majeſtät, ſagte jener Mann, den Herr von Seckendorf kurz vorher ſo anzüglich fixirt hatte, haben geruht, bei dem U... ſtehen zu bleiben.

— Weil ich nicht gleich einen Rathstitel gefunden habe, der mit dieſem Buchſtaben anfängt ...

— Und doch liegt dieſer Rath ſo nahe…

— Und wie heißt er?

— Unrath, Majeſtät, erwiderte der Gefragte und fixirte dabei den Geſandten oder, richtiger geſagt, den Spion des Kaiſers.

— Nicht übel! ſprach der König und geruhte, ſich eine friſche Pfeife zu ſtopfen. Höre, Patron, fuhr Friedrich Wilhelm fort, Du ſcheinſt von allen Leuten meiner Umgebung noch das meiſte Talent zu einem Narren zu haben. Und weil ſchon mancher Deiner Späße mir gefallen hat, ſo will ich Dir heute einen Beweis meiner huldvollen Affection ſchenken und … hier geruhten Seine Majeſtät einen Augenblick einzuhalten und ſich mit Hilfe eines Fidibus Allerhöchſt Ihre friſchgeſtopfte Pfeife anzuzünden… Dich hiermit allergnädigſt zu meinem lebenslänglichen luſtigen Rath ernennen.

Sämmtliche Mitglieder des Collegiums gaben durch Acclamation ihren Beifall zu erkennen.

— Sire, ſprach der friſchgebackene Hofnarr, ich werde dieſe ungeheuere Huld gleich jeder andern zu ſchätzen wiſſen. Manch' Anderer unter uns würde ſich durch dieſe neue Charge vielleicht beleidigt, vielleicht gar gekränkt fühlen. Nicht ſo Ew. Majeſtät allerunterthänigſter, allergetreueſter Knecht. Ich für meinen Theil denke mir: Beſſer Hofnarr als Narrenhof ſein.

— Schon wieder ein Witz! Höre, Gevatter, Du gefällſt mir heute mehr als je. Drum wollen wir Dir in Huld und Gnaden noch ein Gläschen Schnaps und morgen in aller Frühe eine Schellenkappe ſchenken.

— Mir Recht, Majeſtät, lieber Schellen als Hörner tragen!

— Der Narr fängt an zu ſticheln, brummte ein Herr von Printz, der, wiewohl erſt ſeit ganz kurzer Zeit mit einer jungen, reizendſchönen, aber verteufelt gefallſüchtigen Franzöſin verheirathet, ſchon im Geruche eines Hahnreis ſtand.

— Qui s'excuse s'accuse, erwiderte der luſtige Rath.

Und die ganze Tafelrunde brach in ein Uniſono-Gelächter aus.

Aber nichts verzeiht man ſchwerer als einen Witz, der wie ein Blitz eingeſchlagen hat. Seit jenem Augenblick war dieſer Herr von Printz der unverſöhnlichſte Feind des Narren.

V.

Jener Mann, den Seine Majeſtät an jenem Abende taxfrei zu Allerhöchſt Ihrem lebenslänglichen Hofnarren zu ernennen geruht hatten, war Herr Jacob Paul Freiherr von Gundling, der Held unſerer kleinen anſpruchsloſen Geſchichte, ein in mehrfacher Beziehung nicht unintereſſanter Charakter, deſſen Vergangenheit wir bis zu dem glorreichen Augenblick, wo die unerſchöpfliche Huld ſeines Allergnädigſten Monarchen ihm dieſen neuen, eben ſo ehrenvollen als ſchmeichelhaften Poſten verliehen hatte, in kurzen Umriſſen erzählen wollen.

Jacob Paul von Gundling (geboren am 19. Auguſt 1673 auf der Flucht nach Hersbruck, wohin ſich ſeine Mutter wegen Kriegsunruhen begeben hatte), war der jüngere Sohn des Pfarrers Wolfgang Gundling zu Kirch-Sittenbach, einem Dorfe im Bisthum Eichſtädt, in der Nähe von Nürnberg. Unter der Aufſicht des Urhebers ſeiner Tage reifte unſer Jacob bald zu einem wohlunterrichteten Knaben heran, der, vor Allem in Geſchichte und Geographie bewandert, ſchon im achten Jahre an den Fingern ſämmtliche Kaiſer und Könige eben ſo ſchnell als alle Berge und Flüſſe Europa's abzuzählen wußte und dadurch bei ſeinen Muhmen und Tanten in den Geruch eines Wunderkindes kam.

— Mein Jacob, ſagte eine dieſer Tanten, welche Barbara hieß und die Ehehälfte eines höchſt ehrenwerthen Apothekers war, wird ganz beſtimmt ein weltberühmter Mann; man ſieht ihm das an der Naſenſpitze an!

— Paulchen, ſagte eine Muhme, welche Apollonia hieß und die Braut eines ſehr reſpectablen Thierarztes war, geht einer großen Zukunft entgegen; das ſteht ihm auf der Stirne geſchrieben!

So ſind einmal dieſe Muhmen und Tanten! Selbſt in einem Dummkopfe ſehen ſie ein zukünftiges Genie!

In ſeinem ſechszehnten Jahre bezog er in Begleitung ſeines zwei Jahre ältern Bruders, Nicolaus Hieronymus, die Univerſität zu Altdorf, ging von hier nach Helmſtädt und von dort nach Jena. Hier war es, wo unſer junger Gundling ſich, außer ſeinen hiſtoriſchen Studien, auch in der Kunſt und Wiſſenſchaft des Trinkens dergeſtalt vervollkommnete, daß er bald einer der eminenteſten Säufer war, der — beiläufig erwähnt — keinen andern Heiligen als Sanct Gambrinus anerkannte, welcher, nach einer ſehr gewagten Hypotheſe, eine uralte Gottheit der Gambrivier, eines norddeutſchen Volksſtammes in der Umgegend von Hamburg, geweſen und dort, zum Heile aller durſtigen Seelen und Kehlen, das Bier erfunden haben ſoll. Doch muß ihm — nicht jenem fabelhaften Gotte, ſondern unſerm Jenenſer Studenten — zum Ruhme nachgeſagt werden, daß er auch Wein, Punſch, Rum und andere geiſtige Getränke keineswegeſ verſchmähte, wiewohl er dem Biere den Vorzug gab. Und wäre es auf den Studioſus Gundling angekommen, dann hätte jener Biergott Gambrinus ſchon damals ein Denkmal erhalten.

Nach beendigten Studien begab ſich Gundling als Mentor eines jungen, reichen, adeligen Nürnberger Telemachs auf Reiſen, um auf Koſten ſeines Zöglings die Welt zu ſehen. Er bereiſte Holland und England. In London weiſſagte ihm eine Zigeunerin, die man dort zu Lande Gipſy nennt, er werde einſt eine ſehr große, glänzende Rolle in der Welt ſpielen: eine Königin werde ſich in ihn verlieben und ſeinetwegen dem Throne entſagen, um ihm bis ans Ende der Welt zu folgen. — Das ging unſerm Jacob im Kopfe herum. Schon damals übertrieben eitel und im höchſten Grade eingebildet auf körperliche Vorzüge, die er — unter uns geſagt — nicht beſaß, glaubte er ſeit jenem Tage ſteif und feſt an die Erfüllung jener ſchmeichelhaften Prophezeihung.

Sein guter Stern führte ihn endlich nach Berlin, wo er im Jahre 1705 bei der von Friedrich I. gegründeten Ritterakademie als Profeſſor der Geſchichte und Literatur eine für die damalige Zeit ſehr glänzende Anſtellung erhielt. Doch im feſtgewurzelten, unvertilgbaren Glauben, daß nur bei Hofe, an den Stufen des Thrones »ſein Waitzen« blühe, drängte es ihn, vor Allem die Bekanntſchaft ſolcher Leute zu machen, welchen er »große Connexionen« und Einfluß bei den Allerhöchſten Perſonen zutraute.

Und ſo kam es, daß er eines Tages die Bekanntſchaft eines jener »dii minorum gentium« machte, welche in der Sprache des profanen Lebens »Friſeure« genannt werden. Dieſer Friſeur —

ein ziemlich bejahrter Mann, der vom Scheitel bis zur Zehe eine zu Fleiſch gewordene Puderquaſte war — hatte einen Sohn, welcher in der Taufe, aus ſervilem Patriotismus, die Vornamen eines Brandenburgiſchen Kurfürſten »Joachim Hector« erhalten hatte. Dieſer »Hector«, deſſen Pathe königlicher Kammerdiener war, hatte durch deſſen Protection die Stelle eines Hoffriſeurs erhalten. Dieſer Hoffriſeur war der geheime Anbeter einer königlichen Kammerfrau, die außer ihm einen officiellen Liebhaber hatte, welcher königlicher Bereiter war. Dieſer Bereiter ſtand in dem Rufe, der Günſtling eines ſchon ziemlich bejahrten Hoffräuleins zu ſein, welches die Nichte eines der erſten königlichen Räthe war. Dieſer Rath hatte eine junge hübſche Frau, welche ſich, ganz im Stillen, die Huldigungen des franzöſiſchen Geſandten gefallen ließ, der ſeinerſeits wieder eine reizendſchöne Schweſter hatte, welche dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, dem General-Feldmarſchall und Lieblinge des Königs, dergeſtalt gefiel, daß die etwas eiferſüchtige Gemahlin des Fürſten (Anna Föhſin, eine Apothekerstochter aus Deſſau, welche — 1701 — in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden war) dieſe kokette Franzöſin, die ihr manche ſchlafloſe Nacht verurſacht hatte, dorthin gewünſcht haben ſoll, wo, wie man zu ſagen pflegt, der Pfeffer wächſt.

Auf dieſer Hintertreppe gelangte Herr Profeſſor Gundling von Stufe zu Stufe, langſam aber ſicher, immer näher und näher der Region des Hofes, den Stufen des Thrones und wurde auf dieſem Wege Mitglied des Tabakcollegiums.

Seit jenem Augenblick war der eitle Thor, nach ſeiner Meinung, ein gemachter Mann. Friedrich Wilhelm, welcher den gelehrten Pedanten, der ſich Alles gefallen ließ, nach und nach liebgewonnen hatte, ertheilte ihm einen Titel nach dem andern: er wurde Hof-, Kammer-, Kriegs- und Geheimer Ober-Appellationsrath, endlich (1717) Oberceremonienmeiſter und, ein Jahr ſpäter, Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften. — Um dieſe Zeit ſchrieb er »die Thaten Kaiſer Konrads IV., aus dem Geſchlecht der Herzöge von Schwaben, und Wilhelms, Grafen von Holland« und gleich darauf die »Geſchichte Kaiſer Richards, Grafen von Cornwallis und Poitou«, zwei in der That ganz tüchtige Werke, die ihm den Titel eines Hiſtoriographen verſchafften.

Man ſieht, daß unſere Apollonia, welche ihrem Paulchen eine große Zukunft prophezeiht, wie Tante Barbara, die ihrem Jacob an der Naſe abgeſehen hatte, er werde ganz beſtimmt ein weltberühmter Mann werden, der Wahrheit ziemlich nah gerückt waren.

Er ſelbſt aber ſchien zu fühlen, daß er das Ende ſeiner Laufbahn, die höchſte Staffel ſeines Ruhmes, den Zenith ſeines Glücks, bis jetzt noch nicht erreicht habe. Noch war die kühnſte ſeiner Hoffnungen, die ſchönſte jener Weiſſagungen, »eine Königin werde ſich in ihn verlieben«, nicht in Erfüllung gegangen; noch hatte keine Königin ihrem Throne entſagt, um ihm bis an's Ende der Welt zu folgen. Der ci-devant-Profeſſor geſtand ſich, wenn auch nur mit Widerſtreben, daß er von Tag zu Tag älter und — wohl koſtete es ihm großen Kampf, dies einzuſehen — wenn auch nicht geradezu häßlicher, doch gewiß nicht ſchöner werde, als er damals geweſen war, wo die kaſtanienbraune Zigeunerin aus den Linien ſeiner Hand jene mehr als ſchmeichelhafte Prophezeihung herausbuchſtabirt hatte. O Gipſy, Gipſy, wenn Du nur nicht falſch geleſen haſt!

VI.

So ſtanden die Angelegenheiten des Helden unſerer Erzählung, als er (1724) durch die Huld des Königs zum Freiherrn ernannt und, zwei Jahre ſpäter, zu der ſchwindelnden Höhe eines königlich preußiſchen Kammerherrn emporgeſchnellt wurde und — Glück über Glück! — eine Kutſche mit zwei Pferden erhielt.

Zu all' dieſen Würden fügte der Monarch, wie um ſein Werk zu krönen, noch die Charge eines Hofnarren hinzu und ſchuf für ihn täglich neue Titel, einen drolliger als den andern. In den Sitzungen des Tabakcollegiums ernannte er den königlichen Kammerherrn und Oberceremonienmeiſter Freiherrn Jacob Paul von Gundling zu ſeinem Hofzahnſtocher-Intendanten, Geheimen Oberhof-Pfeifenſtopfer, emeritirten Kabinets-Pfropfenzieher, wirklichen Kammer-Bonmotiſten und Witz-Oberjägermeiſter, Titel, durch die der eitle Narr ſich bis in die Fußſpitzen geſchmeichelt fühlte, denn Pedant wie er war, haſchte er nach Titeln, wie Kinder nach bunten Schmetterlingen. Zu ſeiner Entſchuldigung muß man bedenken, daß er in einer Zeit und an einem Hofe gelebt, wo man das Verdienſt nach der Länge des Titels, wie Band nach der Elle, zu meſſen gewohnt war. Der Titel galt als Maaßſtab. Und ſo kam es, daß es damals keinen Gelehrten ohne Titel, jedoch manchen Titel ohne Gelehrten gab.

Aber je höher der gute titelbeladene Freiherr von Gundling in der Gunſt des Königs ſtieg, deſto tiefer ſank er in der Achtung der Hofſchranzen, die ihn, ſeiner Kenntniſſe wegen, im Stillen beneideten und doch, wegen ſeiner übertriebenen Eitelkeit und wirklich lächerlichen Pedanterie, vornehmthuend belächelten oder achſelzuckend verhöhnten. Die Titel, auf die der bei all' ſeiner Gelehrſamkeit ſehr beſchränkte Oberceremonienmeiſter ſich entſetzlich viel zu gut that, machten ihn allmälig mehr und mehr zum Gegenſtande des allgemeinen Spottes, zur Zielſcheibe des roheſten Witzes.

— Der gute Baron, ſagte die Gräfin von Knobelsdorf, ein kleines, uraltes, auffallend buckeliges Hoffräulein (buckelige Damen ſind in der Regel witzig, aber auch ſehr boshaft), gleicht einem großen Titelblatte, dem nichts weiter, als eine ganz winzigkleine Kleinigkeit — das Buch, der Inhalt — fehlt.

— Der liebe Gundling, meinte Frau von Tippelskirch, eine andere Hofdame, die auch keinen allzugroßen Ueberfluß an Schönheit beſaß, erliegt unter der Wucht ſeiner Titel, wie ein Kameel unter der Laſt der Affen, die auf ihm herumreiten.

— Bei Lichte betrachtet, ſagte ein neidiſcher Kammerherr, ſind der Herr Profeſſor und Hiſtoriograph unſeres Allergnädigſten Königs und Herrn doch nichts Anderes als ein ganz gewöhnlicher Hofnarr, von dem, ſobald ihm Jemand die erſte Sylbe ſeines Titels ſtiehlt, nichts weiter übrig bleibt, als das, was er wirklich iſt: un fou comme il faut!

— He, he, lachte Fräulein von Knobelsdorf, indem ſie aus ihrer Perlenmutterdoſe eine Priſe nahm.

— Vous avez raison, mon cher! fügte Frau von Tippelskirch hinzu, indem ſie ihren Elfenbeinfächer ſpielen ließ.

Armer, beklagenswerther Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt

Du Dir darum ſo viele Kenntniſſe erworben, damit Du auf Deine alten Tage — der Baron war damals 54 Jahre alt — zum Geſpött des albernen Hofgeſindels herabſinken kannſt?! Was nützen Titel und Orden und alle Crepundien, womit die Großen der Erde Euch gelehrte Herren beehren, wenn Ihr Euch nicht ſelber ehrt, wenn Ihr eines Titels oder einer andern Lappalie wegen Eure Selbſtſtändigkeit, Eure Selbſtachtung, Euren Selbſtwerth verkauft?

In der That aber ſpielte der Herr Oberceremonienmeiſter bei Hofe eine höchſt lächerliche, wahrhaft erbärmliche Rolle. Man brauchte nichts weiter als ſein Coſtüme zu ſehen, um wahrzunehmen, welche Stellung er einnahm. Ein rother Sammetrock mit großen ſchwarzſammetnen Aufſchlägen und goldenen Knöpfen, eine faſt bis zum Knie reichende Weſte von buntem Damaſt, eine auf beiden Seiten lang herabhängende Allongeperücke von weißen Ziegenhaaren, ein kleiner ſchwarzer dreieckiger Hut mit einem rothen Federbuſche, rothſeidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, Schuhe mit zwei Zoll hohen rothen Abſätzen, ein rieſiges Jabot, das in der Regel ſehr ſchmutzig war, weil der herabgefallene Schnupftabak ihm das Anſehen eines Miſtbeetes gab, und rieſengroße, unſaubere und zerriſſene Handkrauſen bildeten einen Anzug, der ihm das Anſehen einer komiſchen Theaterfigur — halb Samiel, halb Hanswurſt — gab und ihn ganz geſchaffen machte, den Platz einer Vogelſcheuche auszufüllen.

Armer, bemitleidenswerther Herr von Gundling! Haſt Du darum nach all' dieſen Würden und Titeln geſtrebt, um die Erlaubniß zu erhalten, Deinen ohnehin poſſirlichen Leichnam in eine bunte Narrenjacke zu ſtecken und in dieſem abenteuerlichen Aufzuge einherzuſchreiten, um allmählig ſo tief in der Achtung des Hofgeſindels zu ſinken, daß der Letzte des Dienertroſſes und Lakaienvolkes ein Recht zu haben glaubt, Dich necken und hänſeln zu dürfen, daß die Kinder auf den Straßen mit den Fingern nach Dir weiſen und ſich zurufen dürfen:

— Schaut, ſchaut, da kommt des Königs Hofnarr!

Zu ſeiner Rechtfertigung aber müſſen wir hinzufügen, daß der königliche Kammer- oder richtiger geſagt Jammerherr ſich in dieſer Narrenkleidung gar nicht wohl befand; er gab ſich alle erdenkliche Mühe, dieſen rothen Sammetrock ſchnell abzunutzen, in der Hoffnung, dann eine anſtändigere, weniger auffallende Livree zu erhalten; aber lange Zeit war man ſo grauſam, ihm bei Strafe der höchſten Ungnade vorzuſchreiben, bei Hofe unter keinem Vorwande in einem andern Coſtüme als in jenem, welches ihn dem Geſpötte des Domeſtikenpacks preis gab, erſcheinen zu dürfen. Erſt nach mehrfach wiederholten, ganz unterthänigſten Geſuchen geruhten Seine Majeſtät allerhuldreichſt zu beſchließen, Ihrem Oberceremonienmeiſter ein neues Habit von braunem Tuche mit ſilbernen Aufſchlägen machen zu laſſen; doch auch der Schnitt dieſer Tracht hatte etwas Lächerliches, denn auf jeder der beiden Achſelklappen wurden in verſchlungenen Zügen die räthſelhaften Buchſtaben

W. V. R. M. G.

mit Silber eingeſtickt.

Dieſe fünf Hieroglyphen, deren Bedeutung ihm ſelber ein Geheimniß war, gaben den Hofſchranzen Stoff zu hundert boshaften Auslegungen.

— Du ſollſt nicht Zeichen deuten, befiehlt die Schrift, begann Frau von Tippelskirch, und dennoch möchte ich für mein Leben gern erfahren, was dieſe fünf geheimnißvollen Buchſtaben wohl zu bedeuten haben. Wiſſen Sie's vielleicht, liebe Knobelsdorf?

— Auch ich, beſte von Tippelskirch, habe mir ſchon lange den Kopf darüber zerbrochen, und dennoch kann ich den Schleier dieſer myſteriöſen Charaktere nicht durchſchauen. Sind das Hieroglyphen? Iſt das ein Rebus oder irgend ein Räthſel, das die königliche Sphynx unſerm Scharfſinne zum Errathen aufgiebt, fragte ſie einen der Kammerherren, der, obgleich ſehr bornirt, dennoch — der Himmel weiß weshalb — in dem ganz und gar ungerechten Verdachte ſtand, ein höchſt geiſtreicher Kopf zu ſein.

— Liebe Gräfin, erwiderte der Gefragte, ich bedaure unendlich, Ihnen vorläufig keine genügende Auskunft geben zu können. Ich habe zu Hauſe ſämmtliche Wörterbücher aller todten und lebenden Sprachen nachgeſchlagen, um die äußerſt dunkele Bedeutung dieſer Buchſtaben zu ergründen; doch iſt es mir leider bis jetzt nicht gelungen, den Sinn derſelben zu enträthſeln; ich gebe aber — ma foi! — noch nicht alle Hoffnung auf. Ah, ſieh da, Major M... Können Sie uns vielleicht Auskunft über Gundlings Achſelklappen-Rebus geben?

— Rebus? wiederholte der Major ganz erſtaunt. Davon hab' ich noch nie nichts gehört. Rebus? Sagen Sie mir, Baron, was iſt das für ein Subject?

— Rebus, liebſter Major, iſt eine Nuß, die uns Jemand zum Aufknacken giebt . . .

— Ich habe gute Zähne . . . her mit der Nuß!

— O wie naiv! lachte die Knobelsdorf und ſchnitt dabei ein höchſt malitiöſes Geſicht.

— Verſtehen Sie mich nicht falſch; ſo ein Rebus iſt nicht etwa eine Haſel- oder Wallnuß . . .

— Vielleicht alſo eine Kopfnuß?

— O Gott! ſtöhnte die Tippelskirch und ſah dabei die Knobelsdorf an, die ſich in die blaſſen Lippen biß.

— Eine Kopfnuß? wiederholte der Kammerherr. Nein oder auch Ja, wie man's nimmt. Rebus iſt nämlich eine Nuß, die man nicht mit den Zähnen, ſondern mit dem Kopfe aufknackt . . .

— Mit dem Kopfe aufknackt? Wie ſoll ich das verſtehen?

— Rebus, beſter Major, iſt nämlich eine Art von Räthſel.

— Ah ſo, das hätten Sie mir gleich ſagen ſollen, dann hätte ich meinen Hirnſchädel nicht ſo lange unnütz zermartert. Mit Räthſelknacken, Baron, befaſſe ich mir nicht . . .

— Nun denn, ſo verzeihen Sie . . .

— Bitte recht ſehr, ſagte der Major und machte, daß er fortkam.

— Was ſagen Sie zu unſerm Turenne? fragte die boshafte Knobelsdorf.

— Ei nun, liebe Gräfin, meinte der Kammerherr, man kann ein ganz tüchtiger Soldat und dann und wann doch nicht ganz einig mit ſich ſein, ob man mir oder mich ſagen ſoll. Auch mich geht es manchmal ſo . . .

— Das ſehe ich, ſprach die Buckelige und gab ſich Mühe, ſich des Lachens zu erwehren.

Doch zurück zu Herrn von Gundling.

VII.

Der Freiherr war alſo, wie jener zwiſchen »mir« und »mich« wankende Kammerherr ſehr weiſe bemerkt hatte, bei Lichte betrachtet — auch bedurfte es dazu keiner Brille — eigentlich nichts Anderes als ein Hofnarr.

Bekanntlich hat jeder Narr ſein Steckenpferd; mithin hatte auch der Freiherr von Gundling eine Marotte, die nämlich, daß er ſich trotz ſeiner vierundfünfzig Jahre und trotz ſeiner Häßlichkeit für einen höchſt intereſſanten, ja ſogar ſchönen Mann hielt, in den jedes Weib — ſie mochte wollen oder nicht — ſich über Hals und Kopf verlieben müſſe. Dabei fiel ihm natürlich immer jene Prophezeihung der chokoladenfarbigen Gipſy ein. Er ſtand oft ſtundenlang vor ſeinem Spiegel und ſagte zu ſich:

— Gundling, mögen Deine Neider und Feinde ſagen, was ſie wollen, Du biſt doch ein ſchöner Mann, zwar nicht mehr in der erſten Blüthe Deiner Jahre, aber trotz Deines Alters eine impoſante Erſcheinung, ein intereſſanter Charakter, eine reife, aber darum nicht minder anziehende Schönheit. Iſt denn ein reifer Apfel nicht zehn Mal ſaftiger als ein unreifer? Habe ich nicht erſt geſtern wieder eine neue Eroberung gemacht? Hat nicht die junge, rothwangige, cyanenäugige, korallenlippige Hofwäſcherin mich mit Blicken angeſehen, als ob ſie mich verſchlingen wollte? Freiherr von Gundling, Du biſt ein Tauſendſaſa, der allen Weibern die Köpfe verdreht! Und dennoch, Kammerherr, iſt jene Weiſſagung der verdammten Hexe von Endor bis heute noch nicht zur Wahrheit geworden. An wem aber liegt die Schuld? An mir wahrhaftig nicht, denn ich bin noch immer ſo liebenswürdig als ich früher war; ja es giebt Augenblicke, wo ich mich meines Sieges über die Frauen ſo ſicher fühle, daß ich mit dem jüngſten unſerer Garde-Lieutenants um keinen Preis der Erde tauſchen möchte, denn die meiſten dieſer Gelbſchnäbel ſind ſo jung, ſo fad, ſo unerfahren, daß ich den Geſchmack mancher Schönen, die ſich in dieſe bartloſen Milchgeſichter vergaffen — auf Kavalierparole! — nicht begreifen kann. Da iſt Unſer Einer doch ein ganz anderer Schlag, kernig wie eine Eiche, robuſt wie ein Maſtbaum! Wo aber, Baron, bleibt jene Königin, die ſich in Dich verlieben, Deinetwegen dem Throne entſagen und Dir folgen will bis ans Ende der Welt? Patientia omnia vincit, ſagt der Lateiner, Zeit bringt Roſen ... das kommt noch, ſo wahr ich Jacob Paul von Gundling heiße und königlich preußiſcher Kammerherr bin, monologiſirte der Hiſtoriograph des Königs, ſteckte mit komiſcher Grandezza die Hand in ſein Jabot und ſchritt, ſtolz wie ein geſpreizter Pfau, vor ſeinem Spiegel auf und ab.

Aber außer dieſer Marotte hatte er noch eine andere, die ſich ſchon von der Univerſität zu Jena herſchrieb und — wie unſer Leſer bereits errathen hat — in einem unmäßigen Hang zum Trinken beſtand. Unſer Freiherr gehörte zu jenen Naturen, die beſtändig — Tag und Nacht — über Durſt klagen, deren Magen einem Danaidenfaſſe gleicht, das nie gefüllt werden kann, die, mit *einem* Wort, im Trinken wahrhaft unerſättlich ſind, Säufer, die nicht ſelten den Wunſch ausſprechen, daß das ganze Weltmeer ein Bierfaß oder eine Punſchbowle wäre, die ſich mit *Einem* Zuge austrinken ließen, um damit ihren coloſſalen, unbändigen, nicht zu beſchreibenden Durſt zu löſchen.

Der ehemalige Profeſſor, der zum Glück außerordentlich beleſen war, wußte dieſe Schwäche, die ſich bei ihm nach und nach bis zum Laſter geſteigert hatte, durch Sophismen zu bemänteln, durch Scheingründe zu beſchönigen, ja ſogar durch eclatante Beiſpiele aus den Annalen der Geſchichte gewiſſermaßen zu rechtfertigen. Er bewies ſich und Andern, die ihm über ſeinen ewigen Durſt, über ſeine maaßloſe Luſt zum »Löſchen« — wie er's nannte — Vorwürfe machten, daß ſich alle große Geiſter mehr oder weniger der Leidenſchaft des Trunkes hingegeben. Bei dieſer Gelegenheit pflegte er gern die ganze Rumpelkammer ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe auszukramen, eines Theils, um die Leute dadurch zu verblüffen, andern Theils, um, wie geſagt, ſein Laſter zu entſchuldigen. Sein großes Vorbild war jener Perſerkönig Darius I., der ſich einen Leichenſtein ſetzen ließ, deſſen Grabſchrift, die uns durch Athenäus überliefert worden iſt, der Nachwelt davon Kunde giebt, daß der Sohn des Hyſtaſpes einer der größten Säufer ſeiner Zeit geweſen ſei *). — Einem Ignoranten verſuchte der geſcheidte Narr weiß zu machen, Alexander von Macedonien habe nur darum den Beinamen des Großen erhalten, weil auch er der größte Säufer ſeiner Zeit geweſen. Derſelbe Athenäus erzählt, daß Philipps Sohn, der oft ſo viel getrunken hatte, daß er nachher zweimalvierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung geſchlafen haben ſoll, einſt

---

*) Dieſe Grabſchrift lautet wörtlich, nach Athenäus, Buch IX. Capitel X. Seite 434. Ἠδυνάμην καὶ οἶνον πίνειν πολὺν, καὶ τοῦτον φέρειν καλῶς, d. h. ich habe viel Wein trinken und dieſe Laſt wohl vertragen können.

einen großen Trinkkampf angeſtellt und für die beſten Säufer drei Preiſe ausgeſetzt habe, ein Talent Silber für den erſten, dreißig Minas für den zweiten und zehn Minas für den dritten Sieger. Wohl kein Held des Alterthums erfüllte den Hiſtoriographen des Königs von Preußen mit größerm, aufrichtigerm Neide, als jener Philoſoph Promachus, der damals den erſten Preis davongetragen. Im Rauſche verwandelte Alexander der Große Perſepolis in einen Aſchenhaufen, im Rauſche vertheilte er ſein Reich unter ſeine Generale, im Rauſche ſchlief er ins Jenſeits hinüber, wo es vielleicht Alles, aber gewiß weder Wein- noch Bierkeller giebt. — Mithridat, der einſt einen ähnlichen Wettkampf im Trinken veranſtaltet und, wie der große Alexander, einen hohen Preis für den Sieger ausgeſetzt hatte, ſoll nicht wenig ſtolz darauf geweſen ſein, als er den Preis ſelbſt davon getragen hatte. Da aber Seine Majeſtät, fügte Herr von Gundling hinzu, nicht ſo ſchmutzig war, den Preis für ſich zu behalten, ſo ſchenkte er ihn dem Fechter Calinodrys, der nach ihm das Meiſte vertilgt hatte. — Auch Alcibiades, der Freund des Sokrates, der Liebling des Perikles und der Grazien, ſoll dann und wann einen kleinen Haarbeutel gehabt haben, was aber jene Aſpaſia nicht verhindert haben ſoll, ihn — nicht den Haarbeutel, wohl aber den Inhaber deſſelben — mitunter höchſt liebenswürdig zu finden; denn es giebt Leute, die im Rauſche weit angenehmer als im nüchternen Zuſtande ſind. Auch ich — fügte unſer Kammerherr mit einem höchſt grotesken Lächeln hinzu — ſoll im Stadium des Haarbeutels mitunter ein wahrer Alcibiades ſein, wenigſtens ſagt dies Herr von Prinz, der mich doch ſonſt, ſo viel ich weiß, nicht gut vertragen kann. — Dionyſius, jener nur mit Unrecht allzuſehr verläſterte Tyrann von Syrakus, war, wie Ariſtoteles berichtet, ein höchſt achtungswerther Säufer, der, wenn mein gelehrter Gewährsmann anders kein Windbeutel iſt, einſt neunzig Tage und neunzig Nächte gebechert und Jedem eine goldene Krone verſprochen hatte, der drei Maaß Wein in Einem Zuge zu leeren im Stande ſei; der Einzige, der ſich dieſe Krone ertrank, war der große Xenokrates, deſſen Name vielleicht blos aus dieſem Grunde auf die Nachwelt gelangt iſt. Heil Dir, ruhmgekrönter Xenokrates! — In der römiſchen Geſchichte zeichnet ſich unter allen Säufern Kaiſer Biberius Nero aus, der wegen ſeiner Fertigkeit im Durſtlöſchen den Ehrennamen — denn nur nüchterne Geſchichtsſchreiber können hier den falſchen Ausdruck Spottnamen gebrauchen — Tiberius Mero ſich errang. Ein würdiges Seitenſtück zu dieſem Kaiſer iſt jener Lucius Piſo, welcher zwei Tage und zwei Nächte ſich der Wonne des Trinkens hingeben konnte, ohne ein anderes Gefühl als die Sehnſucht nach einer neuen Libation zu empfinden. — Auch der Sohn des großen Cicero ſoll in einer Sitzung ſechs Maaß alten Falerners geleert und der Dichter Quintus Ennius erſt dann, wann er etwas angetrunken war, die ſchönſten Verſe gedichtet haben. Ja ſogar der weiſe Cato ſoll manche Nacht hindurch nach Herzensluſt gezecht und einen kleinen Schwipps durchaus nicht verachtet haben. Singt doch Vater Horaz — gewiß hat auch er das Trinken geliebt — in ſeiner einundzwanzigſten Ode:

»Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.«

Doch nicht blos unter den römiſchen Gelehrten, auch unter den deutſchen Dichtern ragt mancher ehrwürdige Trinker hervor. Ich nenne hier nur den Eobanus Heſſe, einen Zeitgenoſſen des großen Hans Sachs, einen Poeten, den Erasmus mit Ovid, Camerarius mit Homer verglichen hatte, und der trotzdem minder berühmt durch ſeine Fertigkeit im Dichten, als durch ſein großartiges Talent im Trinken war. Mehr als einer ſeiner Zeitgenoſſen giebt ihm das rühmliche Zeugniß, daß er oft in einer Sitzung zwei Eimer Nürnberger Bieres geleert und doch noch über Durſt geklagt habe.

— O mein Nürnberg, ſeufzte der Baron, wie oft denke ich an dich, blos deines Bieres wegen, mit unbeſchreiblicher Wehmuth zurück!

Nach den deutſchen Dichtern haben ſich vor allen Andern die niederländiſchen Maler eben ſo ſehr durch die Wahrheit ihres Pinſels, als durch die Kraft ihrer Kehlenfertigkeit ein unſterbliches Verdienſt erworben. Wer kennt nicht jenen großen, unerreichbaren Bambocciadenmaler Adrian Brouwer, der ſich am liebſten in Wirthshäuſern aufhielt und nichts ſo gern als Betrunkene malte, weil auch er den Trunk über Alles liebte und als echter Künſtler keinen Rausch ſcheute. Nicht minder bekannt iſt jener Mecheln'ſche, nur von Van Dyk übertroffene Portraitmaler Franciscus Hals, der drei Viertheile ſeines Lebens in Weinſchenken und Bierkneipen zugebracht haben und dergeſtalt getrunken haben ſoll, daß ſein lieb- und durſtloſer Bruder Dirk ihn nie anders als »Meiſter Schwamm« genannt. Auch Adrian van der Cabel, der Ryswicker Landſchaftsmaler, war ein ausgezeichneter Trinker.

Soll ich noch mehr Kaiſer und Könige, noch mehr berühmte Denker und Gelehrte, noch mehr gefeierte Dichter und Künſtler aus ihren Gräbern heraufbeſchwören, um Euch nüchternen Tadlern zu beweiſen, daß die größeſten Geiſter den Genuß des Trinkens nicht verſchmäht haben?

Pierre Bayle, der berühmte Philoſoph und Herausgeber des »Dictionnaire historique et critique« (ein Werk, das ſchon vor ſeinem Erſcheinen ſo großes Aufſehen erregt, daß der Herzog von Shrewsbury ihm 500 Pfund Sterling für die Dedication angeboten hatte) bezeichnet dieſe Gabe des Trinkens*) als »une bonne qualité, une force, une puissance, l'effet d'un tempérament robuste.« Nach dem Ausſpruche dieſes tiefen Denkers ſind in der Regel alle große Geiſter ſtarke Trinker und alle ſtarke Trinker große Geiſter geweſen.

Und ſchon darum war es zu entſchuldigen, daß der gute Freiherr von Gundling, der in der ſüßen Selbſttäuſchung lebte, einer der größten Geiſter ſeiner Zeit zu ſein, auch — vielleicht ſchon aus Achtung für die Behauptung des Herrn Bayle — ein großer Trinker, ja man könnte ſogar noch ein Paar Schritte weiter gehen und wohl ſagen — ein ungeheurer Säufer, ein »coloſſaler Süffel« war.

VIII.

Jede Leidenſchaft erzeugt eine andere Wirkung. Die Liebe macht uns blind, die Eiferſucht hellſehend; das Spiel macht uns kühn, der Trunk macht uns feig. Daraus folgt, daß Freiherr von Gundling, als Säufer par excellence, auch ein Feigling erſter Sorte war. Mehr als ein Mal machte ihn ſeine Feigheit zum

---

*) In einer der Anmerkungen zum Artikel „Darius".

Geſpött des Hofgeſindes. Jeder, ſelbſt der Letzte der Lackeien, wußte, daß man ſich mit dem Hofnarren Seiner Majeſtät die unanſtändigſten, roheſten, pöbelhafteſten Späße erlauben durfte, ohne befürchten zu müſſen, daß der Herr Baron, an deſſen Seite dann und wann, an Gallatagen, ein Degen bammelte, von ſeiner Waffe Gebrauch machen werde, um dem Geſindel, wenn auch nicht geradezu Reſpect, doch mindeſtens ein klein wenig Angſt einzuflößen; doch gab es Keinen, der nicht wußte, daß Gundlings Degen in der Scheide feſtgeroſtet ſei.

Die ärgſten Feinde, die ſchlimmſten Quälgeiſter unſeres Obercermonienmeiſters waren die jungen Herren Gardeoffiziere, die ihren letzten Reſt von Scharfſinn und ihr Bischen Witz aufboten, um dem neugebackenen Edelmanne, dem lächerlichen Pedanten, der bei jeder Gelegenheit ſich mit ſeiner Gelehrſamkeit brüſtete und den Gelbſchnäbeln den hohen Grad ihrer Unwiſſenheit vorwarf, faſt täglich einen neuen Poſſen, einen neuen Schabernack zu ſpielen.

An der Spitze dieſer Coterie, die kein ſchöneres Vergnügen, keinen höhern Genuß, keine ſüßere Wonne kannte, als den Helden unſerer Geſchichte zu necken, hänſeln, foppen, ſchrauben und bisweilen, abwechſelungshalber, ſogar zu mißhandeln, ſtand jener Herr von Printz, der ſeit jenem Augenblick, wo unſer Gundling auf Hörner geſtichelt, ihm ewige Feindſchaft geſchworen hatte. Tag und Nacht brütete der Gehörnte neue Plane aus, auf welche Weiſe unſer geplagter Freund, wie ſich Herr von Printz echt cavalièrement auszudrücken beliebte, geſchunden werden könne. Und da die Bosheit uns faſt noch erfinderiſcher als der Hunger macht, ſo fehlte es nie an neuen Späßen.

Eines Mittags, als blos die nächſte Umgebung des Monarchen zu einem höchſt frugalen Hofdiner eingeladen war — an ſolchen Tagen fehlte auch der Freiherr von Gundling nicht — wurde durch einen der dienſthabenden Kammerherren dem Könige gemeldet, daß ein im Vorſaale harrender Chevalier Siméon Vicomte de Simian Seine Majeſtät um einen Augenblick Gehör bitte, weil er der Ueberbringer einer eben ſo wichtigen als dringenden Depeſche aus Braſilien ſei.

— Aus Braſilien? wiederholte Friedrich Wilhelm mit der Miene des Allerhöchſten Erſtaunens.

— Aus Rio de Janeiro, Majeſtät, erwiderte der anmeldende Kammerherr.

— Und wie nennt ſich der Mann?

— Siméon Vicomte de Simian . . .

— Er mag eintreten!

Einen Augenblick ſpäter öffneten ſich beide Flügelthüren des Speiſeſaales, durch die ein Männlein eintrat, das — vom Scheitel bis zur Schuhſohle ganz wie der Freiherr von Gundling gekleidet — mit ſeinem rothen Sammetrocke, ſeiner weißen Ziegenhaarperücke und einem hölzernen, mit Goldpapier überkleideten Kammerherrenſchlüſſel eine ſo durch und durch draſtiſche Hogarth-Figur, eine ſo höchſt poſſirliche Watteau-Karikatur war, daß beim Erſcheinen derſelben die ganze Tafelgeſellſchaft in ein homeriſches Gelächter ausbrach, denn dieſer koſtbar jocoſe Chevalier aus Braſilien, dieſer Ueberbringer eben ſo wichtiger als dringender Depeſchen, dieſer Siméon Vicomte de Simian war kein Anderer, als ein langgeſchwänzter Brüllaffe, ein ſogenannter **Simia Stentor** aus den keuſchen Urwäldern Süd-Amerika's.

Dieſer Brüllaffe trug in der Hand eine Bittſchrift, die ihm vom dienſtthuenden Kammerherren abgenommen und Seiner Majeſtät überreicht wurde, welche allerhuldreichſt geruhten, dieſelbe anzunehmen und ſie einer flüchtigen Durchſicht zu würdigen.

Der Monarch hatte kaum das erſte Drittheil der Supplik durchflogen, als er ſich genöthigt ſah, in ein unbändiges Gelächter auszubrechen, das ſo ſtark und anhaltend war, daß Seine Majeſtät ſich Allerhöchſt Ihre Hüften halten mußten.

— Ich platze, ich erſticke, ich berſte vor Lachen... Printz, leſe er das Memorial ... aber laut... denn ich kenne erſt den Anfang und bin auf das Ende geſpannt, ſagte der König und überreichte gerade dem Erzfeinde ſeines Hofnarren die Bittſchrift des Affen, der auf Reſolution zu warten ſchien.

Herr von Printz nahm das Memorial und las:

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.

In tiefſter Devotion wagt der voll Ehrfurcht Unterzeichnete ſich Eurer Majeſtät glorreichem Throne zu nahen, um an den Stufen deſſelben ſein allerunterthänigſtes Bittgeſuch niederzulegen: allerhuldreichſt zu geſtatten, daß der ſchwer gekränkte Sohn eines unmenſchlichen Vaters die ganze Tiefe ſeines herzzerreißenden Kummers ausſchütte vor den Allerhöchſten Ohren Ew. Königlichen Majeſtät.

Der Unterzeichnete iſt der natürliche Sohn eines Unwürdigen, den die unverdiente Huld und Gnade ſeines Königs zur Würde eines Kammerherrn emporgehoben; der Sohn des Freiherrn Jacob Paul von Gundling, der ihn in wilder Ehe mit einer Zigeunerin, die im Rufe einer Hexe geſtanden, gezeugt hat, ihn aber, trotz aller Bitten und Vorſtellungen,

durchaus nicht anerkennen will, ja, ſeine unmenſchliche Härte gegen ſein Fleiſch und Blut ſogar ſo weit treibt, daß er ſeinem einzigen Kinde nicht einmal ſo viel Unterſtützung gewährt, um damit die allerdringendſten Bedürfniſſe ſeines traurigen Daſeins zu befriedigen, ein wahrer Rabenvater, der ſeinen einzigen Sohn darben und hungern läßt, um ihm einem baldigen Ende preiszugeben.

In dieſer gränzenloſen Noth erhebt der grauſam verſtoßene Sohn eines herzloſen Vaters ſeinen kummervollen, thränenumnachteten Blick zu den licht- und gnadeſpendenden Augen Ew. huldreichen Majeſtät, mit der tief ergebenſten Bitte:

> den unnatürlichen, tigerherzigen Vater allergnädigſt zu veranlaſſen, reſpective huldvollſt zu zwingen, den Unterzeichneten endlich als ſeinen natürlichen Sohn, als den rechtmäßigen Erben ſeines Namens und Vermögens anzuerkennen und ihm vorläufig wenigſtens ſo viel Mittel zu gewähren, daß er nicht zu verhungern braucht.

In der Hoffnung einer möglichſt ſchnellen allergnädigſten Reſolution erſtirbt in tiefſter Submiſſion

Ew. Majeſtät
Potsdam allerunterthänigſter Knecht,
am 27. Mai 1727 **Simia Stentor,**
natürlicher Sohn des Freiherrn von Gundling.

Sämmtliche Gäſte Seiner Majeſtät wollten vor Lachen unter den Tiſch fallen. Das unauslöſchliche Gelächter des Königs hatte die kleine Tafelrunde dergeſtalt angeſteckt, daß die Gäſte die ganze Tonleiter des Lachens — vom leiſen Lächeln bis zum äußerſten

Lachkrampf — durchmachten und dann erſt aufhörten, als ihnen vor lauter Lachen die hellen Thränen in die Augen traten. Der weiſe Salomo hat wohl Recht, wenn er ſagt:

»Des Menſchen Herz iſt nicht zur Freude gemacht,
Drum weint ſein Auge, wenn er herzlich gelacht.«

Unſer Freiherr von Gundling, der angeklagte Affenvater, war Anfangs über die Plumpheit dieſes Spaßes eben ſo beſtürzt als aufgebracht. Während der Vorleſung jener Bittſchrift hatte er Anfangs die Zähne gefletſcht und vor Zorn dergeſtalt geknirſcht, daß er mit ſeinen ſchmutzigen Nägeln, die er nach dem Beiſpiele des griechiſchen Weltweiſen Carneades niemals abſchnitt, den Urheber dieſer neuen Mißhandlung — ſein Herz ſagte ihm, daß dies kein Anderer als Herr von Printz war — mit kaltem Blute hätte zerfleiſchen können. Bald aber ſah er ein, daß es klüger ſei, zum böſen Spiele gute Miene zu machen, und ſo zwang er ſich Anfangs zum Lächeln; als er jedoch das coloſſale Gewieher aller Andern vernahm, wurde er wider ſeinen Willen hingeriſſen, bald ſo herzlich mitzulachen, daß er ſich mit der einen Hand den dicken Bauch und mit der andern ſeine rieſige Lockenperücke, die ihm in ernſten Augenblicken das Anſehen einer vom Schnapsgenuß aufgedunſenen Sphynx gab, zu halten, damit ſie nicht herunterfalle und ſeinen felſenkahlen Schädel offenbare.

Nachdem ſich das allgemeine Gelächter allmählig gelegt hatte, fragte der König ſeinen Hiſtoriographen:

— Nun, Gundling, was meint Er zu dieſem Spaße?

— Sire, ich finde ihn ſo überaus zart und fein, ſo ungeheuer ſchön und geiſtreich, daß ich ...

— Na, was denn, Gundling? fragte der König.

— Daß ich vor lauter Freude darüber hier dieſen jungen Brüllaffen ... und dabei zeigte er auf Herrn von Printz.

— Herr Baron, unterbrach ihn dieſer mit zornſprühender Geberde.

— Entſchuldigen Sie, Beſter, fuhr unſer Hofnarr fort, ich meinte Jenen dort ... (jetzt auf den Affen weiſend.) Ja, Sire, ich bin ſo ganz außer mir vor Freude, daß ich dieſem unverdorbenen Sohne der Urwälder Braſiliens zurufen könnte: komm an mein tiefgerührtes Vaterherz, grauſam zurückgeſetztes Fleiſch meines Fleiſches, ſchwer verkanntes Blut meines Blutes. Du biſt zwar nur ein Affe, doch giebt es — glaube mir, mein Kind — noch viel einfältigere Geſchöpfe, Weſen, dergeſtalt beſchränkt, daß ſie nur mit knapper Mühe einen Eſel von ſich ſelber unterſcheiden können!... und dabei warf er einen boshaften Baſiliskenblick auf Herrn von Printz.

— Narr, rief Jener, dem endlich die Geduld riß, Sie erdreiſten ſich in Gegenwart Seiner Majeſtät, unſeres allergnädigſten Königs und Herrn ...

— Will Er wohl gleich ſein Maul halten, von Printz? herrſchte Friedrich Wilhelm. Wer ſich mit Andern Späße erlaubt, muß ſich dergleichen auch ſelbſt gefallen laſſen. Merke Er ſich das ein für allemal, von Printz. Der Gundling da iſt wohl dann und wann mein Narr, nie aber der Seinige. Verſteht Er mich, von Printz?

— Majeſtät, ſtammelte der beſchämte Kammerjunker.

— Das Maul halten! unterbrach ihn der König. Ich weiß recht gut, daß er den Gundling nicht leiden mag ... auch entſinne ich mich recht wohl, weshalb er ihn nicht leiden kann. Spaß aber, ſage ich, muß ſein, und wer einen Spaß übel nimmt und Einem Jahrelang deshalb Haß nachträgt, der iſt in meinen Augen ... nichts für ungut, Herr von Printz ... ein Hornvieh oder cornu pecus, wie der Lateiner ſagt.

— O weiſer Daniel! O großer Kikero! rief Herr von Gundling und drückte, in Ermangelung dieſer Beiden, mit wahrer Affenliebe den Simia Stentor an ſein Herz.

Dann aber wurde der Affe hinausgeführt.

IX.

Einige Monate nach dieſer Affencomödie, (welche Waſſer auf der Mühle der Hofdamen und namentlich auf die der buckeligen Gräfin von Knobelsdorf war, die den mißhandelten Freiherrn gründlich verachtete, weil er ſie einſt, in halbbenebeltem Zuſtande, ein »verſchobenes Parallelepipedon« genannt) befand ſich Herr von Gundling wiederum bei Hofe, bei einer jener vertraulichen, ungebundenen, harmlos-heiteren Sitzungen des Tabakcollegiums.

Der König, der an dieſem Abende bei ungewöhnlich guter Laune war, ſagte zu ſeinem Hofnarren:

— Heute Morgen habe ich vom engliſchen Geſandten, Sir Thomas Hotham, der ſich im Namen des Parlaments um die Hand meiner Tochter Friederike für den Prinzen von Wallis beworben hat, dieſes höchſt merkwürdige Geſchenk, dieſes Elfenbeinhorn erhalten, welches die wunderbare Eigenſchaft beſitzen ſoll, daß ſeine Töne, gleich denen des Oberon-Hornes, Jeden, der ſie hört, unwiderſtehlich zum Tanzen hinreißen. Außerdem aber ſollen ſeine Zauberklänge die ganz und gar unerklärliche Wundermacht beſitzen, Jedem, der ſie zum zweiten Male hört, einen unwiderſtehlichen Reiz zum Trinken einzuflößen; ſelbſt die ſchwächſte Natur ſoll dann ſo viel vertragen können, daß ſelbſt die ungeheuerſten Wein-, Bier- oder Punſchmaſſen nicht im Stande ſind, ihn berauſcht zu machen. Drittens ſoll dieſes Wunderhorn, das der König von England — beiläufig erwähnt — von einem abtrünnigen Hindu-Prieſter erhalten, der es einer der heiligen Pagoden zu Chandernagor geſtohlen hat — drittens, ſage ich, ſoll dieſes köſtliche, unbezahlbare Wunderhorn die Zauberkraft beſitzen, Jedem, der ſeine Töne zum dritten Male hört, die geheimſten Gedanken ſeiner Seele zu entreißen, ihn zu zwingen, Alles, was er ſonſt nur in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens zu denken wagt, unumwunden auszuſprechen. Heute, Kinder, wollen wir, wenn's Euch gefällt, mit dieſem Horne den erſten Verſuch anſtellen, um uns zu überzeugen, ob dieſe Macht, die man ihm zuſchreibt, ihm wirklich eigen iſt. Wer von Euch will zuerſt darauf blaſen?

— Ich! Ich! Ich! riefen Alle wie aus Einem Munde.

Um Keinen von Euch zurückzuſetzen, ſoll das Loos entſcheiden. Jeder von uns ſchreibe ſeinen Namen auf ein Blättchen Papier. Einer unter Euch mag dann die Blättchen einſammeln und in einen Hut werfen, aus dem dann ein Anderer den Namen desjenigen herauszieht, der uns Etwas vorblaſen ſoll.

Geſagt, gethan! In einem Nu waren die Stimmen eingeſammelt, im zweiten Nu im Hute herumgeſchüttelt, und im dritten Nu ein Blättchen gezogen, auf dem Gundlings Name ſtand.

— Er alſo, lieber Gundling, ſoll unſer Blaſebalg ſein! Nun gut denn! Aufgeſtanden, Kinder, Tiſche und Stühle bei Seite geſchoben, damit wir Platz zum Tanzen erhalten. Hier, Gundling, iſt das Horn!

— Sire, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht Horn geblaſen ... ich verſtehe es nicht ...

— Einerlei! blaſe Er friſch drauf los ... das Uebrige findet ſich.

Der Oberceremonienmeiſter nahm das geheimnißvolle Horn und ſetzte es an ſeinen Mund. Das Tabakcollegium umringte ihn und lauſchte mit geſpannten Ohren den Zaubertönen, die zum Vorſchein kommen ſollten. Gundling probirte, brachte aber keinen Ton hervor.

— Nun, wird's bald? fragte die ungeduldige Majeſtät.

Da endlich ſchlug der erſte Ton an ihr entzücktes Ohr. Ihre Blicke verſchlangen die komiſch verzerrten Züge des ungeübten Hornbläſers und ihre Mienen horchten ſtill und andächtig einer ohrzerreißenden Muſik, die, aus einzelnen, abgeriſſenen Tönen beſtehend, wie das Blaſen des Feuerkalbes klang. Gundlings Geſicht, das von der ungewohnten Lungenanſtrengung Anfangs puterroth geworden war, färbte ſich allmälig und ſpielte immer mehr und mehr ins Schwärzliche hinüber, ſo zwar, daß es endlich ſo ſchwarz wie ein halbgewichſter Stiefel wurde, denn in dem Horne, in das er nun ſo herzhaft hineinſtieß, als ob er mit den Tönen deſſelben die Mauern von Jericho untergraben wollte, war, wie jeder unſerer Leſer wohl gleich errathen hat, eine Fülle von Kaminruß aufgehäuft, der ihm beim Blaſen ins Geſicht flog. Die kohlſchwarze Viſage, von der langen ſchneeweißen Perücke eingerahmt, verlieh ſeiner ohnehin komiſchen Phyſiognomie einen dergeſtalt burlesken Anſtrich, daß die ganze Sippſchaft — die vom König ſchon vorher in die Myſterien dieſes Scherzes eingeweiht worden war — in ein ungeheures Gelächter ausbrach und gleich darauf — um den Narren glauben zu machen, daß das Horn wirklich die angerühmte Zaubermacht beſitze — wie toll umherzuſpringen anfing und ſo — ohne es zu wollen — eine Art von Bären-Quadrille aufführte, in welcher der muthig fortblaſende Baron den köſtlichſten aller Kegel bildete. Unter krampfhaftem Gelächter und wahrhaftem Zigeunerjubel umtanzten der König und ſeine Leute den weißen Mohren, wie einſt die Kinder Israels das goldene Kalb, und mußten ſich zuletzt Bauch und Hüften halten, um nicht zu berſten vor Lachen.

— Genug, genug! ſchrie der König, der vom Herumſpringen bereits ermüdet war, hör' auf, Gundling, hör' auf; wir müſſen uns ſonſt todttanzen.

Der leichtgläubige Narr hörte endlich zu blaſen und das Tabakcollegium zu tanzen auf. Man ſchöpfte neuen Athem, trocknete den Schweiß, der von der Stirne troff, und war müde, ſehr müde.

— Herr Gott von Mannheim, begann der Fürſt von Deſſau, dieſer unwillkührliche Tanzrauſch hat meine Kehle ſo trocken und meine Seele ſo durſtig gemacht, daß ich jetzt durchaus etwas trinken muß.

— Ich auch, ich auch, ich auch! riefen Alle, bis auf den Oberceremonienmeiſter.

— Und Er, Gundling? fragte der König, der von Neuem zu lachen begann.

— Sire, ich habe einen kannibaliſchen Durſt!

— Wir auch! Wir auch! Wir auch! ſchrieen die Andern.

— Seht Ihr, das Alles kommt vom Horne! Auch ich, Kinder, fühle einen unbeſchreiblichen Durſt. Bier her! Punſch her! Schnaps her! commandirte Seine Majeſtät, welche zu beſchließen geruhten, heute Abend ausgelaſſen luſtig zu ſein.

— Es lebe der König! rief Herr von Gundling und ſtieß von Neuem ins Horn, um ſich und den Andern noch größern Durſt einzuflößen und ſie und ſich gegen den Rauſch und deſſen Folgen zu wappnen.

— Vivat! Vivat! ſchrieen die Andern.

Und nun ging das Trinken los. Unſer guter Baron ſoff wie ein Schwamm: Bier, Punſch und Schnaps durcheinander. Welch' ein Gaudium für einen Säufer ſeines Schlages! Herr von Printz und Conſorten gingen, um ihn ſchneller betrunken zu machen, noch weiter und goſſen, hinter ſeinem Rücken, in den Krug, aus dem er trank, Schnaps in das Bier. Unſer Held, der, ſobald er einmal recht im Zuge war, Alles hinuntergoß, was flüſſig war, ja der ſogar, einmal angetrunken, nichts gemerkt haben würde, wenn man ihm Tinte oder ſonſt was eingeſchenkt hätte, wurde von Minute zu Minute mehr und mehr betrunken.

— Gundling, begann der König, jetzt muß Er uns ein drittes Stückchen vorblaſen, damit Jeder von Euch mir ſeine geheimſten Gedanken offenbare, damit ich auf dieſe Weiſe die Wahrheit, das, was Jeder von Euch denkt und fühlt, erfahre...

— Majeſtät, lallte Gundling, deſſen Rauſch jetzt den Zündgipfel erreicht hatte, (und in dieſem Stadium pflegte er alle Welt, ja ſelbſt den König, zu dutzen) Ma.. Ma.... Majeſtät... wo haſt Du Dein Allerhöchſtes Horn?

— Hier, ſprach der König, ſeinem Narren das friſchgefüllte Pulvergefäß in die zitternde Hand drückend.

Gundling, von Neuem ins Horn blaſend, wurde nun dergeſtalt angerußt, daß ein Mohrengeſicht, dem ſeinigen gegenüber, ſchneeweiß erſchienen wäre. Die Kaminſchwärze lagerte ſich fingerdick rings auf ſein Antlitz, aus dem ſein coloſſaler Geſichtserker wie ein Rauchfang hervorragte. Dabei war er dergeſtalt »fertig« — wie es in der Kunſtſprache der Säufer heißt — daß er ſich faſt nicht mehr aufrecht halten konnte. Hin- und herwankend entlockte er dem Horne neue, unbeſchreibliche Töne, die, bald wie Feuerlärm, bald wie Nachtwächter-Schnarchen, bald wie Kuhreigen-Parodie und bald wie Thierbuden-Muſik klingend, Aller Ohr zerriſſen.

— Genug gebrüllt, Feuerkalb! rief der König und riß ihm das Horn vom rußverbrämten Maule weg.

— Herr von Gundling, ſagte der Eine, Sie ſind beſoffen...

— Wie ein Schwein, ſetzte der Andere hinzu.

— Herr von Gundling, ſagte ein Dritter zu ihm, Sie betragen ſich in Gegenwart des Königs ſo gemein und unanſtändig...

— Daß Sie, fügte ein Vierter mit der verbindlichſten Miene hinzu, Ohrfeigen, oder falls Sie kein Freund von dieſen Feigen ſind, Maulſchellen verdienen...

— Sagen Sie lieber, Fußtritte... Stockprügel...

— Ja, Stockprügel, lallte der Baron, der gar nicht wußte, wovon die Rede war.

— Mann Gottes, raunte ihm Herr von Printz ins Ohr, bei all' Ihrer Gelehrſamkeit ſind Sie ein langweiliges Kameel, ein beiſpielloſer Eſel, ein ungeheures Rindvieh ...

— **Bene, bene, optime**! lallte Gundling ſchwerzüngig vor ſich hin, ſich dabei an einer Stuhllehne feſthaltend, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

— Gundling! ſchrie der Monarch, ſeinen Narren beim Jabot erfaſſend, Er iſt ja wieder **en canaille** betrunken.

— O Friedrich Wilhelm, ſtotterte Gundling, wenn Du wüßteſt ...

— Na, was denn?

— Wenn Du wüßteſt ... he, he ... wie dumm ... wie erzdumm ... hi, hi ... mir jeder Menſch vorkommt ... he, he ... der ſo bodenlos ... nüchtern iſt, wie Du, Majeſtät, Du würdeſt ... hi, hi ...

— Was denn? Was denn?

— Dich gleichfalls beſaufen, guter Friedrich, lallte der Narr und ſchlug dabei dem König auf die Schulter.

— Werft ihn hinaus, den Kerl, befahl der Monarch.

Herr von Printz ließ ſich dieſen Befehl nicht zwei Mal ertheilen. Er packte den Oberceremonienmeiſter beim Kragen, ſchleppte ihn ohne Ceremonie in den Vorſaal hinaus, übergab ihn hier einem Kammerdiener, der ihn einem Lakeien überlieferte, welcher ihn an die freie Luft brachte.

Als er ſo mitten in der Nacht, ganz allein, nach Hauſe taumelte, erſchrak er plötzlich vor ſeinem eigenen Schatten, den der Vollmond auf das Pflaſter gezeichnet hatte, und ſchrie ſo lange »Hilfe! Hilfe«, bis ein in feſten Schlaf verſunkener Nachtwächter, durch dieſen Mordſpektakel aufgeſchreckt, langſam herbeiſchlich.

— Was jiebts? fragte der ſchlaftrunkene Wächter.

— Arretirt dieſen Kerl!

— Welchen Keerl . . .

— Den, der mich umbringen will, lallte der Baron und denuncirte ſeinen Schatten.

— Männecken, ick jlobe jar, Sie ſeind bedrunken . . .

— Menſch, er unterſteht ſich, mich für betrunken zu halten? Weiß Er, wer ich bin?

— Ne, Männecken!

— Ich bin der königlich preußiſche Kammerherr und Oberceremonienmeiſter Seiner Majeſtät des Königs . . .

— Unn ſonſt niſchte nichs? fragte der gute Mann, der dies nicht zu glauben ſchien.

— Präſident der Akademie und Hiſtoriograph des Königs . . .

— I der tauſend!

— Autor der Geſchichte des Grafen Wilhelm von Holland und des Grafen Richard von Cornwallis . . .

— I wat Sie ſagen . . .

— Mit einem Wort: ich bin der Baron Jacob Paul von Gundling . . . kennt er mich nun?

— Ne, Männecken, und wenn Sie mir och noch mehr ſagen; ick jlob' et Ihnen doch nich, denn Sie ſeind bedrunken . . .

— Menſch, ich erwürge ihn!

— Männecken, nur keenen Krakeel nicht anjefangen, ſonſt nehm' ick ihm beim Collet unn bringe ihm uff die Wache.

Dieſe Drohung hatte ihn im Nu um zehn Grade nüchterner gemacht.

— Schnupfen Sie, mein Herr, fragte der eingeſchüchterte

Narr, dem Nachtwächter eine rieſengroße, runde Tabaksdoſe reichend.

— Ne, Männecken!

— Dann wünſche ich Ew. Wohlgeboren, wohl zu ſchlafen, erwiderte der Kammerherr äußerſt gutmüthig und zickzackte weiter.

— Juter Jott! rief Jener, ihm nachblickend, wenn des een Baron iſt, ſo weeß ick nich janz jewiß, ob ick nich een Jraf bin.

Zweihundert Schritte weiter kam Gundling in die Gegend einer Plumpe, deren ziemlich breiten Schatten der Baron für einen Rinnſtein, für eine Art von Rubicon anſah, den er überſchreiten mußte, um ſeine Wohnung zu erreichen. Er that zuerſt einige Schritte rückwärts, nahm dann einen heftigen Anlauf, ſprang endlich mit Einem Satz über dieſen eingebildeten Rinnſtein und fiel, fünfzig Schritte weiter, in eine wirkliche Goſſe.

Armer, bejammernswerther Freiherr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, biſt Du darum von Staffel zu Staffel bis zur ſchwindelnden Höhe eines königlich preußiſchen Kammerherrn emporgeſtiegen, damit Du in der Betrunkenheit vor Deinem eigenen Schatten zurückbeben und zuletzt in einem Rinnſtein übernachten kannſt?!

Als der Baron am andern Morgen erwachte und ſich in ſeinem Bette fand, konnte er ſich nicht erinnern, welche unſichtbare Macht ihn aus der kalten Goſſe in das warme Federn-Treibhaus verpflanzt hatte. Die einzig deutliche Erinnerung, die von dem geſtrigen Rauſche in ihm zurückgeblieben, war jenes über alle Beſchreibung unangenehme Gefühl, für das unſere Zeit den höchſt proſaiſchen, aber ſehr bezeichnenden Ausdruck »Katzenjammer« erfunden hat.

Nachdem er endlich aufgeſtanden und nach ſeiner Gewohnheit alſogleich vor ſeinen Raſirſpiegel hingetreten war, um ſeine Zunge zu beſichtigen, ſtürzte er entſetzt drei Schritte zurück und rief:

— Himmel, welcher Teufel hat mich heute Nacht ins Schwarze überſetzt? Ich bin ein leibhaftiger Mohr, und ſelbſt meine weiße Perücke iſt ſo ſchwarz wie eine Schuhbürſte. Gerechter Gott, was iſt mit mir vorgegangen? fragte er ſich und beſchaute ſein Antlitz jetzt ganz in der Nähe.

Als er endlich wahrnahm, daß ſeine veränderte Geſichtsfarbe nur angeflogener Kienruß ſei, fühlte er ſeit Monden wieder einmal das Bedürfniß, ſich rein zu waſchen von dieſem Schmutze, der, ein wahrer Guano, ſeit langer Zeit hier aufgeſpeichert lag.

Nach der Anſicht des berühmten Chemikers Liebig, der den geiſtreichen Grundſatz aufgeſtellt hat, daß ſich der Culturzuſtand eines ganzen Volkes wie des einzelnen Individuums nach der Quantität der Seife, die ſie verbrauchen, beſtimmen laſſe, wäre der Freiherr von Gundling damals in der Cultur mindeſtens um viertauſend Jahre zurückgeblieben, denn Cyniker im ſtrengſten Sinne des Worts, kannte er die Seife nur dem Namen nach. Unſer Baron wuſch ſich quartaliter höchſtens drei Mal und ſelbſt dann nur ſehr oberflächlich. Seine Idioſynkraſie vor dem Waſchen war ſo allgemein bekannt, daß Gräfin von Knobelsdorf, die er einmal um Rath befragte, welche Maske er wählen ſolle, um auf dem nächſter Bal masqué bei Hofe nicht erkannt zu werden, ihm den einfachen Rath ertheilte:

— Sie brauchen ſich blos zu waſchen; dann erkennen Sie ſich ſelber nicht.

X.

— **Eh bien, ma chère,** fragte eines Abends, als Ball bei Hofe war, die Gräfin von Knobelsdorf ihre Freundin von Tippelskirch, haben Sie noch immer nicht herausgebracht, wie die Auflöſung jenes Räthſels heißt, welches der Meiſter Triboulet *) unſeres königlichen Herrn und Gebieters auf ſeinen Achſelklappen trägt?

— Nein, Theuere, bis jetzt bin ich noch nicht ſo glücklich geweſen, dieſe fünf Buchſtaben zu dechiffriren.

— Nun denn, wenn Sie mir verſprechen wollen, das Geheimniß nicht zu verrathen, ſo will ichs Ihnen, jedoch, wie geſagt, nur unter dem Siegel der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit anvertrauen . . .

— Sie würden mich zur Glücklichſten meiner ganzen Familie machen, wenn Sie mich in dies Myſterium, über das ſich der ganze Hofſtaat vom Oberhofmarſchall bis zum letzten Küchenjungen vergebens den Kopf zerbricht, vertrauensvoll einweihen möchten . . .

— **Eh bien,** Glücklichſte derer von Tippelskirchen, erfahren Sie denn, daß dieſe fünf räthſelhaften Buchſtaben **W. V. R. M. G.** nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten haben, als . . .

Hier machte das »verſchobene Parallelepipedon« — wie ſie einſt vom Freiherrn von Gundling gekauft worden war — ganz unerwartet Halt.

---

*) Name eines häßlichen Hofnarren des Königs Franz I. von Frankreich.

— Sie ſpannen mich auf die Folter . . . ich bitte, reden, vollenden Sie . . .

— Nein, Theuerſte, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht; ich kann, ſo gern ich auch wollte, es doch nicht wagen, Sie zur Mitwiſſerin eines Geheimniſſes zu machen . . .

— Weiter, weiter!

— An welchem unſerm Herrn mehr zu liegen ſcheint, als mancher Kurzſichtige unter uns zu vermuthen wagt. Soviel wenigſtens darf ich Ihnen ſagen, daß . . . ach, meine Liebe, es belauſcht uns doch Niemand?

— Niemand, Niemand!

— Soviel alſo darf ich Ihnen offenbaren, daß jene fünf Charaktere eine Art kabbaliſtiſcher Beſchwörungsformel enthalten, mit deren Hilfe Sie . . . doch halt, ich gehe ſchon viel zu weit . . .

— Sie kneifen meine Neugier mit glühenden Zangen . . .

— Aber können Sie denn auch wirklich ſchweigen?

— Schweigen wie das Grab! betheuerte die von Tippelskirch und erhob ihre Hand, als wollte ſie das, was ſie ſoeben geſagt hatte, höchſt feierlich beſchwören.

— So erfahren Sie denn in Gottes Namen, daß Sie mit Hilfe dieſer Beſchwörungsformel bei der Königin Alles, ja ſelbſt das, was Ihnen ganz und gar unmöglich ſcheint, im Nu durchzuſetzen vermögen, daß Sie mit Hilfe dieſer Kabbala die Königin zur Sklavin Ihres Willens machen und ſie zwingen können, ſich vor Ihnen im Staube zu beugen.

— Und die Bedeutung dieſer fünf Buchſtaben? fragte die Tippelskirch, deren Neugier auf glühenden Dornen lag.

Fräulein von Knobelsdorf — dieſer leibhafte Mephiſto im Unterrock — ſtand eben im Begriff, ihrer ſchwer gefolterten Freundin das Geheimniß ins Ohr zu raunen, als ſie plötzlich wieder einhielt und ausrief:

— Ach Gott, wie bin ich jetzt erſchreckt . . .

— Und weshalb, meine Liebe?

— Still, ſtill! da naht die Königin!

XI.

Sophie Dorothee, die ihre beiden Hofdamen, geheimnißvoll flüſternd, in der Fenſterbrüſtung erblickt hatte und eben auf ſie zuſchritt, war, trotz ihrer vierzig Jahre, noch immer eine ſo einnehmende Schönheit, eine ſo reizende Perſönlichkeit, eine ſo jugendlich friſche Erſcheinung, daß ſie Jeder, der ſie ſah, für eine Dame von höchſtens 28 bis 30 Jahren hielt. Die Haltung ihres ſchlanken Körpers war eben ſo imposant als graziös. In ihrem Auge lag ein Zauber, der ſo viel Herzgewinnendes beſaß, daß ſich Alles zu ihm hingezogen fühlte. Ihre von Natur aus etwas kalte, etwas ſtolze Miene wurde durch ein engelſüßes Lächeln, das ihren friſchen, roſigſchönen Mund umſpielte, gemildert und erwärmt. Ein langer ſchwanenweißer Hals, ein runder voller Buſen, ein wunderſchöner Arm und ein langer, ſchmaler, ächt ariſtokratiſcher Fuß vollendete eine Geſtalt, in der jeder Zoll etwas wahrhaft Majeſtätiſches beſaß.

— Nun, meine Damen, fragte die Königin, warum ſo ganz allein? Und in welch' ein Geſpräch dergeſtalt vertieft, daß Sie Ihre geiſtreiche Geſellſchaft uns ſo lange entziehen?

— Majeſtät, ſagte die von Tippelskirch ſich tief verneigend, wir ſprachen ſoeben . . .

— Von einem uralten Romane, fügte die Knobelsdorf hinzu, indem auch ſie, doch bei Weitem nicht ſo ehrfurchtsvoll als ihre Freundin, ſich verbeugte.

— Und iſt es erlaubt, Gräfin, nach dem Titel dieſes uralten Romans zu fragen?

— Ihre Majeſtät haben nur zu befehlen. Wir unterhielten uns von Leſage's »Diable boiteux«.

— Und dieſen Roman, meine Liebe, nennen Sie uralt?

— Iſt man nicht berechtigt, ihn uralt zu nennen, wenn man weiß, daß dieſer franzöſiſche Roman ſpaniſchen Urſprungs und eigentlich von Louis Velez de Guevara iſt, der eine Novelle gleichen Inhalts unter dem Titel »El Diablo cojuelo« ſchon 1641 zu Madrid erſcheinen ließ?

— Ich erſtaune, liebe Gräfin, über Ihre bibliographiſchen Kenntniſſe . . .

— Doch iſt ſelbſt Guevara, fuhr die gelehrte Hofdame fort, nicht der urſprüngliche Erfinder dieſes Romans, denn auch er hat die Idee aus einer viel ältern Quelle, aus Francisco de Santos »Dia y Noche de Madrid« geſchöpft.

— Welche Gelehrſamkeit! rief die Königin mit jenem Lächeln, durch das ſie Aller Herzen zu bezaubern verſtand. Mein Herr Gemahl ſollte, wenn ihm ſeine Bibliothek etwas mehr am Herzen läge, unſere geiſtreiche Gräfin von Knobelsdorf, die in der Bücherkunde ſo ſehr bewandert iſt, zum Präfecten ſeiner Bibliothek ernennen . . .

— Ihre Majeſtät ſind allzugnädig, entgegnete die kleine Buckelige mit etwas froſtigem Lächeln.

— Und wie gefällt Ihnen dieſer »hinkende Teufel«? fragte die Königin zur Tippelskirch gewendet.

Die gute Dame, die vom »Diable boiteux« in ihrem ganzen Leben nichts geleſen und gehört hatte, ſah ſich durch dieſe anſcheinend harmloſe Frage in nicht geringe Verlegenheit geſtürzt. Sie wußte nicht, was ſie antworten ſollte. Gräfin von Knobelsdorf, die ihre Freundin ſo leicht aus dieſer Schlinge hätte befreien können, weidete ſich ſtatt deſſen an deren Verlegenheit.

— Sie zögern mit Ihrem Urtheil? . . . Sie ſchweigen? . . . Ei, gefällt er Ihnen nicht?

— Wer denn, Majeſtät, fragte die arme Tippelskirch, die der Schreck ganz conſternirt hatte.

— Ei nun, Asmodi . . .

— Welcher Asmodi?

— Ihre Majeſtät, nahm Fräulein von Knobelsdorf das Wort, meinen den hinkenden Teufel, den Helden des Romans. . .

— Ach den . . . Verzeihung, Majeſtät, der Name dieſes dummen Teufels war mir entfallen . . .

— Wie, liebe Tippelskirch, fuhr die Königin fort, Sie finden dieſen Asmodi dumm?

— Sehr dumm! betheuerte die gute Frau, die, nachdem ſie einmal A geſagt, nicht dabei ſtehen bleiben durfte und nun auch B ſagen mußte.

— Wie ſehr der Geſchmack doch verſchieden iſt, meinte Sophie Dorothee, mir iſt dieſer »Diable boiteux« höchſt geiſtreich erſchienen. . .

— Auch mir, Majeſtät, und darüber ſtritt ich eben vorhin mit meiner lieben Freundin, die, wie manche Andere, dieſem Eheteufel durchaus keinen Geſchmack abgewinnen kann. De gustibus non est disputandum.

— Ah, Sie ſprechen ſogar Lateiniſch . . .

— Ich leſe nichts lieber als Juvenals Spottgedichte und beſchäftige mich jetzt mit einer metriſchen Ueberſetzung der Satyren des Perſius . . .

— Meine kleine Knobelsdorf iſt, wie ich mich erſt heute überzeuge, ein wahrer Ausbund von Gelehrſamkeit. Die Akademie ſollte Sie in die Reihe ihrer Mitglieder aufnehmen. . .

— Geſtatten mir Ihre Majeſtät das aufrichtige Bekenntniß, daß eine Akademie, welche die Thorheit begehen konnte, einen Gundling zu ihrem Präſidenten zu erwählen, mir blutwenig Achtung einflößt . . .

— Ach, rief die Königin, faſt ſchmerzlich berührt, ſo gehören auch Sie zu den Feinden dieſes vielverläſterten Mannes?

— Ich verachte ihn aufs Allergründlichſte, geſtand das »verſchobene Parallelepipedon«.

— Und darf man fragen, warum?

— Aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieſer soi-disant Baron, trotz all' ſeiner Gelehrſamkeit, ein trockener, langweiliger Pedant und noch obendrein ein eingebildeter, unerträglicher Narr iſt.

— Gräfin, ſagte die Königin in ihrer bekannten Gutmüthigkeit, Sie fällen über dieſen Mann, der, trotz mancher Schwäche und Lächerlichkeit, doch auch viele gute, ehrenwerthe Eigenſchaften beſitzt, ein ſehr hartes, liebloſes Urtheil . . .

— Ich rede gern, wie ich denke, Majeſtät. Neulich, als er, wie gewöhnlich, wieder einmal ſtark benebelt war, erzählte er einem Bekannten des Herrn von Printz, daß ihm, während ſeines Aufenthaltes in England, ein liederliches Frauenzimmer, eine Zigeunerin, aus den Linien ſeiner Hand Etwas geweiſſagt habe, das ſo einfältig und unnatürlich iſt, daß ich nicht den Muth habe, es Ihrer Majeſtät mitzutheilen . . .

— Erzählen Sie, erzählen Sie, bat die Königin, deren Neugier dadurch aufgeſtachelt war.

— Werden Ihre Majeſtät aber auch nicht zürnen? fragte die kleine Buckelige, welche außer ihrer claſſiſchen Bosheit auch die romantiſche Neigung beſaß, alle Leute entſetzlich neugierig zu machen.

— Ich kenne das Gefühl des Zürnens nur dem Namen nach . . . Sie dürfen alſo ganz unbeſorgt ſein . . .

— So vernehmen denn Ihre Majeſtät, daß jene Zigeunerin . . . wenn nämlich unſer soi-disant Baron anders nicht gelogen . . . ihm ernſtlich prophezeiht haben ſoll . . .

— Nun was denn, was denn?

Gräfin von Knobelsdorf bekam jetzt, um die Königin noch ein paar Augenblicke auf der Folter der Neugier auszuſpannen, einen kurzen Huſten, den ſie bei ſolchen Gelegenheiten ſo natürlich zu erkünſteln verſtand, daß Jeder, der ihn hörte, die arme Frau aufrichtig bedauerte, weil man ſie in hohem Grade für ſchwindſüchtig hielt.

— Ach der vermaledeite Huſten . . .

— Arme Gräfin! bedauerte die Königin, die ganz Mitleid war.

— Der Elende wird mich noch unter die Erde bringen . . .

— Sprechen Sie vom Herrn von Gundling? . . .

— Ach nein, Majeſtät, ich ſpreche von meinem Huſten . . .

— Gottlob, daß er ſo ſchnell vorübergegangen! Nun erzählen Sie aber auch recht raſch, was jene Zigeunerin Ihrem Feinde prophezeit hat . . .

— Eh bien, jene Gipſy . . . dort zu Lande heißen die Zigeunerinnen Gipſies . . . eine Gipſy alſo ſoll ihm geweiſſagt haben: eine Königin . . . hört, hört! eine Königin . . . werde . . . ich bitte Ihre Majeſtät, ja nicht ohnmächtig zu werden . . . ſich ſterblich in ihn verlieben . . .

— Und ſonſt nichts? fragte Sophie Dorothee, die etwas Anderes erwartet hatte.

— Ei, wäre denn das nicht ſchon hinreichend genug? Eine Königin, die ſich in einen ſo alten, häßlichen Narren verlieben könnte . . . ah mon Dieu, mon Dieu, quel horreur!

— Und doch wäre dies gar nicht ſo unmöglich! Denken Sie, liebe Gräfin, an Maria Stuart zurück. Sie, um die ſich alle Großen Englands bewarben, verſchenkte ihre Gunſt einem ſchon ziemlich alten und nichts weniger als ſchönen Lautenſpieler, einem David Rizzio . . .

— O, Königin, zürnen Sie mir nicht, wenn ich zu ſagen wage, daß jene leichtſinnige Stuart ſchon dieſes Davids wegen, der nicht einmal adelig geweſen iſt, ihr trauriges Schickſal verdient hat . . .

— Und dennoch, ſeufzte Sophie Dorothee voll echt weiblichen Mitleids, habe ich dieſe unglückliche Marie und dieſen ihr ſo treu ergebenen Rizzio ſchon in meiner zarteſten Kindheit bedauert. ... Sehen Sie, Gräfin, ich bin nun einmal ſehr mitleidiger Natur und fühle fremdes Leid ſo tief, wie eigenes. Auch der arme Gundling dauert mich ...

— Und weshalb? fragte die herzloſe Hofdame faſt erzürnt.

— Weil mancher Schwachkopf, der nicht würdig iſt, die Riemen ſeiner Schuhe zu löſen, ſich berechtigt glaubt, ihn ungeſtraft zum Sündenbock ſeiner rohen Späße herabziehen zu dürfen ... Ich ſage Jedem, der es hören will, daß dieſer Baron von Gundling, trotz mancher Lächerlichkeit, mir doch immer noch weit ehrwürdiger als mancher jener jungen Hofgecken erſcheint, die auf ihr junges, geiſtloſes Lärvchen tauſendmal eingebildeter als die greiſeſten Helden auf den ſchönſten ihrer Siege ſind. Mag Herr von Gundling immerhin Pedant ſein, er bleibt doch immer ein gelehrter Mann, der Etwas geleiſtet hat ... Doch um nun wieder auf Ihre Ueberſetzung des Perſius zurückzukommen, wie weit ſind Sie mit dieſer Arbeit bereits vorgerückt?

— Ich bin heute Morgen bei dem Verſe ſtehen geblieben:

»Qui non pudet ad morem distincti vivere Nattae.«

— Und wie lautet dieſer Vers ins Deutſche übertragen?

— »Der ſich nicht ſchämt ſo unanſtändig zu leben wie Natta.«

— Und wer war wohl jener Natta?

— Ein berüchtigter Taugenichts, ein arger Cyniker, eine Art von Gundling.

— Sie ſind doch weit boshafter, als ich geglaubt habe; doch Achtung vor Ihrer Gelehrſamkeit! Wär' ich nicht die glückliche Gattin

Friedrich Wilhelms, dann möchte ich Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf ſein, ſprach Ihre Majeſtät in einem Tone, der halb wie Ernſt und halb wie Ironie klang; dann nickte ſie freundlich und ... entfernte ſich.

XII.

Gräfin von Knobelsdorf war, wie unſer Leſer ſchon längſt wahrgenommen haben wird, der Typus jener Race von Hofdamen, die, auf jede Frage gefaßt, niemals in Verlegenheit kommen, die eben ſo geiſtreich als boshaft, eben ſo ſchwatzhaft als klatſchüchtig ſind. Eingebildet auf ihren uralten Adel, deſſen Urſprung Gott weiß wie weit hinauf ſtieg, war ſie eine abgeſagte Feindin aller Weſen bürgerlicher Abkunft, die ſie, en masse betrachtet, nie anders als Plebs oder Crapule zu nennen geruhte. So groß war ihr Abſcheu vor dem Bürgerthume, daß ſie mehr als ein Mal geſagt: ſie wolle nach ihrem Tode lieber mit Adeligen in der Hölle, als mit bürgerlichem Lumpengeſindel im Himmel zuſammenleben. Etwas aber, wodurch ſie ſich von Allen ihres Gleichen auffallend unterſchied, war ihr Wiſſen. Fräulein Athenais hatte im Hauſe ihrer Eltern eine wahrhaft claſſiſche Bildung erhalten und bis zu ihrem fünfundzwanzigſten Jahre Unterricht im Griechiſchen und Lateiniſchen genoſſen, ſo, daß ſie, wie jene abenteuerliche Schwedenkönigin Chriſtine, ſchon im ſechszehnten Jahre den Thukydides und Polybius in der Urſprache verſtehen konnte. Auch in allen

Sphären der Mathematik war ſie dergeſtalt gut bewandert, daß ſie den alten Heiden Euklid beſſer als ihr Vaterunſer auswendig wußte. Ihr Lieblingsſtudium war Geſchichte, ihr Steckenpferd Genealogie und Heraldik. Das Fräulein kannte Urſprung und Wappen aller adeligen Geſchlechter Europa's. In ihren Erholungsſtunden las ſie nichts lieber als Satyren und Epigramme. Und gleichwie der heilige Chryſoſtomus nie ohne ein Luſtſpiel des Ariſtophanes zu Bette ging, ſo konnte unſere profane Gräfin Kunigunde nie ohne ihren Liebling Juvenal einſchlafen. — Mutter Natur, die den Geiſt des Fräuleins mit ſo reichen Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet, hatte deren Körper dagegen ſo ſtiefmütterlich behandelt, daß unſere geiſtvolle Gräfin ein Urbild aller Häßlichkeit und eben deshalb bis jetzt — wo ihre Lebensſonne im Thierkreiſe die Station des Steinbocks d. h. drei Viertheile ihres Laufes zurückgelegt hatte — Jungfrau, keuſche Jungfrau geblieben war. Schief und buckelig, verwelkt und runzelig, hatte ihr das freche Lackeienvolk den Spitznamen der »alten Hof-Pomeranze« gegeben. Gleich allen alten gelehrten Jungfern hatte ſie ſich das Laſter des Tabakſchnupfens in ſo hohem Grade angewöhnt, daß ſie, wie jener berühmte Florentiner Magliabecchi, weit leichter ohne Speiſe und Trank, als ohne Schnupftabak leben konnte. Unter all' dieſen Umſtänden war es leicht erklärlich, daß Fräulein von Knobelsdorf Alles haßte, was Mann hieß; doch keiner von allen Männern war ihr mehr verhaßt, als Herr von Gundling aus jener Urſache, die unſerm Leſer bereits bekannt iſt. Die ganze Liebe ihres langſam verblutenden Herzens hatte ſie, ſeit Jahren, auf eines jener Geſchöpfe übertragen, die in der Terminologie der Naturgeſchichte »canis fricator« und im gewöhnlichen Leben: »gemeiner Mops« genannt werden. Dieſes glückliche, beneidenswerthe Thier, das — vermuthlich nach einem ihrer gräflichen Urahnen — Menelaus hieß, war ihr Abgott, den ſie beſtändig mit ſich herumſchleppte. Dieſer Mops, faſt ſo boshaft wie ſeine mütterliche Pflegerin, knurrte und kläffte den ganzen langen lieben Tag und war in dem Aberglauben befangen, der Himmel habe manchem Manne nur darum Waden verliehen, damit er — nicht der grundgütige Himmel, wohl aber der abſcheuliche Menelaus — ſich darin nach Herzensluſt verbeißen könne.

. . . .

. . . .

Eines Nachmittags, als Gräfin von Knobelsdorf, mit einem großen Sonnenſchirme bewaffnet, in Begleitung ihres knurrenden Zöglings in den melancholiſchen Alleen des Schloßgartens zu Potsdam luſtwandelte, führte der heimtückiſche Zufall den Freiherrn von Gundling ihr in den Weg. Der Oberceremonienmeiſter, der an dieſem Tage, ganz gegen ſeine Gewohnheit, einmal vollkommen nüchtern war, wärmte ſich wie ein geſpreizter Pfau in den Strahlen einer matten Maiſonne, als er ſeine buckelige Feindin und, als Vorläufer derſelben, ihren vierfüßigen Cicisbeo, Herrn Menelaus, erblickte. — Da kommen meine Todfeinde, murmelte er in den unraſirten Bart hinein. Beide Herrſchaften — er und ſie — ſind mir dergeſtalt zuwider, daß ich — beim ewigen Zeus! — Beide nicht riechen kann. Sie — die alte Schachtel — iſt die zu Fleiſch gewordene Bosheit, die verkörperte Malice und Er — ihr wahres Ebenbild — ein ganz gewöhnlicher Mops, der ſich mehr einbildet, als manch' türkiſches Windſpiel; der Kerl hat, wie ſeine Buſenfreundin, eine ariſtokratiſche Abneigung gegen Waden bürgerlicher

Herkunſt ... die Beſtie ſcheint es zu riechen, daß Unſer Einer nicht ſechszehn Ahnen hat ...

— Fi donc, näſelte Fräulein von Knobelsdorf in ſich hinein, dort naht des Königs Hofnarr, dieſer Miſthaufen in Kammerherren-Livree, dieſe Düngergrube in Uniform, an deren Seite ein Degen baumelt, der zu dieſer traurigen Don Quixote-Geſtalt wie eine Herkules-Keule zu einem lächerlichen Zwerge paßt. Der unverſchämte Menſch grüßt mich. Ich weiß nicht, ob ich ihm danken oder ſo thun ſoll, als ob ich ſeinen Gruß gar nicht bemerkt hätte. Dieſes Bürgerpack glaubt das Recht zu haben, Jeden grüßen zu dürfen ... Nun, meinetwegen! Ich aber danke ihm nicht ...

— Dieſe alte Mumie, dieſe Encyclopädie aller Häßlichkeiten, dieſes wandelnde Antikenkabinet, thut gerade ſo ſtolz und hochnäſig wie ihr Mops, dieſes vierbeinige Scheuſal, das ich nicht anſehen kann, ohne einen unwiderſtehlichen Reiz zu fühlen, ihm das Genick zu brechen, brummte Gundling.

Beide waren ſich jetzt ſo nahe gekommen, daß Eines dem Andern nicht mehr ausweichen konnte.

— Fräulein, begann unſer Baron, ſeinen Hut lüftend, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünſchen.

Die Gräfin nickte äußerſt kühl mit ihrem ſchiefen Kopfe und erwiderte keine Sylbe; ihr kurzgeſchwelfter Cavaliere ſervente aber fing bereits leiſe zu knurren an.

— Iſt es erlaubt, Gräfin, ſich nach Dero Befinden zu erkundigen?

— So ſo, lautete die ganze Antwort.

Signor Menelaus aber, der es zu ahnen ſchien, wie läſtig ſeiner Dame die Begegnung mit dieſer »zweibeinigen Pfütze« war, fing immer ſtärker zu bellen an.

— Willſt Du wohl ſchweigen, kleine Beſtie! rief Herr von Gundling.

— Beſtie? wiederholte die von Knobelsdorf ſehr pikirt.

— Thierchen, wollte ich ſagen.

Meiſter Mops aber, der jene Injurie verſtanden und übel vermerkt zu haben ſchien, fing nun noch fürchterlicher zu kläffen an und war nicht mehr zu beruhigen.

— Hübſch art'g ſein, junger Herr, ſagte der Baron und verſetzte dem kleinen Kläffer einen möglichſt graziöſen Fußtritt.

Canis fricator, durch dieſe neue Beleidigung ſchwer gereizt, ſprang zu Gundlings Waden hinauf und machte von ſeinen Zähnen Gebrauch.

— Au, au! ſchrie unſer Held.

— Wau, wau! klaffte das biſſige Thier.

— Ha, ha! lachte das Fräulein.

— Sie lachen? Wiſſen Sie, Gräfin, daß die Beſtie mich gebiſſen hat?

— Ach nein, er thut nur ſo . . .

— Die Beſtie beißt, ſag' ich Ihnen, ſchrie er, zog — vielleicht zum erſten Male in ſeinem ganzen Leben — ſeinen roſtigen Degen aus der Scheide und verſetzte dem zudringlichen Hunde einen leichten Hieb mit der flachen Klinge.

— Elender! rief die Gräfin, Sie wagen es, meinen Menelaus zu ſchlagen?

— Gott bewahre . . . ich thue nur ſo, fuhr Gundling fort und hieb auf den Hund, der immer neue Verſuche zum Beißen machte, jetzt dergeſtalt ein, daß er aus Leibeskräften zu winſeln und zu heucheln begann.

Dieſe herzzerreißenden Töne entflammten die Wuth der Gräfin. Sie konnte und wollte nicht länger müßige Zeugin dieſer Demüthigung ihres vielgeliebten Menelaus ſein, und gleich darauf entwickelte ſich ein ſo ſeltſam komiſcher Dreikampf, daß wir uns den Pinſel eines Peter Laar oder die Feder eines Cervantes wünſchen, um dieſe Scene naturgetreu ausmalen zu können. Die kleine giftige Spinne kehrte raſch ihren Sonnenſchirm um und ſchlug mit dem langen Stiele auf den Rücken des dieſe Prügel mit dem linken Arme abwehrenden Oberceremonienmeiſters, deſſen rechter Arm mit dem Degen in wahrer Berſerkerwuth auf den auch ſeinerſeits wüthend gewordenen Hund dermaßen dreinſchlug, daß dem halbmaſſacrirten Abgott, dem windelweich geprügelten Mopſe, endlich Hören und Sehen verging.

Es wäre leicht möglich geweſen, daß dieſer Dreikampf, der von Minute zu Minute mit größerer Erbitterung geführt worden war, endlich mit einer blutigen Kataſtrophe, mit der Ermordung eines dieſer drei Duellanten geendigt hätte, wäre nicht noch zu rechter Zeit ein Deus ex machina in der Perſon eines königlichen Kammerjägers dazwiſchen geſprungen, um dieſem tragikomiſchen Katzen-, Hund- und Stiergefecht ein Ziel zu ſetzen.

Der halb todtgeprügelte Mops ſtreckte alle Viere von ſich und keuchte wie ein Weſen, das eben ſein Bischen Geiſt aufgeben will. Mit Hilfe zweier herbeigerufenen Gärtnerburſche wurden er und die ohnmächtige Gräfin auf ihre Zimmer getragen. Freiherr von Gundling aber ſteckte mit ſpaniſcher Gravität ſeinen ruhmgekrönten

Degen in die Scheide und ſtelzte ſtolz von dannen, indem er leiſe einen Vers aus dem Perſius vor ſich hinbrummte:

— Hunc, Macrine, diem numera meliore lapillo.
(»Dieſen Tag, o Macrin, bezeichne mit glücklichem Steine.«)

XIII.

Acht Tage ſpäter erſchien Athenais Kunigunde Gräfin von Knobelsdorf, Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät der Königin, in der Stadt und ſelbſt bei Hofe in tiefſter Trauer. Ihr Mops hatte das Zeitliche geſegnet.

XIV.

Seit dem Tode jenes Menelaus, deſſen »unerſetzlichen Verluſt« unſere alte Hofdame wie jener Graf Clermont ſeinen Lieblingshund Citron ein ganzes halbes Jahr zu betrauern beſchloß, ſeit dem Tode dieſes »Unvergeßlichen« hatte ſie bei den Manen ihrer achtundzwanzig Ahnen das Gelübde gethan, nicht eher zu raſten und zu ruhen, bis ſie ſich an dem Mörder ihres »Freundes« eclatant gerächt, bis ſie ihn ganz und gar vernichtet habe. Seit jenem Gelübde war ihr kein Mittel zu ſchlecht, keine Lüge zu plump, keine Verleumdung zu groß, ſobald ſie ihr geeignet ſchienen, »den Räuder ihres Glücks- in's Verderben zu ſtürzen. Einer der eifrigſten Theilnehmer an der Ausführung ihres Racheplanes war jener junge Herr von Printz, deſſen ganzer Haß auf Gundlings bekannte Horn-Anſpielung fußte.

Als Herr von Printz, von der Gräfin ſchriftlich eingeladen, ſie eines Morgens beſuchte, erfaßte ſie einen Knopf ſeiner Uniform und fragte mit der Naivetät eines ſechszehnjährigen Mädchens, mit niedergeſchlagenen Augen und jungfräulich verſchämtem Lächeln:

— Was geben Sie mir, Herr von Printz, wenn ich Sie zum Mitwiſſer eines Geheimniſſes mache, das mir ſeit Monden das Herz abdrückt?

— Das Herz abdrückt? wiederholte er ſichtbar erſchreckt, denn er glaubte, die alte Mumie wolle ihm ein Liebesgeſtändniß machen.

— Sie brauchen nicht zu erſchrecken, denn jenes Geheimniß betrifft weder Sie noch mich.

— Ah! rief Herr von Printz, dem jetzt ein Stein vom Herzen fiel. Und darf man wiſſen, auf wen es ſich bezieht?

— Eben deshalb habe ich Sie zu mir eingeladen, Herr von Printz. Dieſes höchſt wichtige, dieſes höchſt einflußreiche, aber auch höchſt gefährliche Geheimniß, Herr von Printz, betrifft — eh bien, rathen Sie einmal, wen, Herr von Printz.

— Reizende Sphynx, ich habe durchaus keine Anlagen zum Oedyp . . .

— Und doch liegt das Räthſel Ihnen eben ſo nahe als mir . . .

— Es ſpielt alſo bei Hofe!

— Errathen, mein ſcharfſinniger Herr von Printz! Das Geheimniß, das ich in Ihr verſchloſſenes Herz ausgießen will, Herr von Printz, betrifft erſtens unſern gemeinſchaftlichen Feind Gundling und zweitens . . .

— Zweitens?

— Eine Perſon, die . . . ich bitte, ja nicht zu erſchrecken, Herr von Printz . . .

— Raſch, raſch . . . ich bin auf's Schlimmſte gefaßt . . .

— Eine Perſon, welche . . . o Schmach, daß ich es ſagen muß . . . die Königin iſt . . .

— Die Königin? wiederholte Herr von Printz ganz verblüfft . . . ich bitte, reden Sie . . .

Aber ſtatt der Antwort heuchelte die Gräfin ihr altes Uebel.

— Ach der verdammte Huſten! Wollen Sie glauben, Herr von Printz, daß ich heute Nacht kein Auge geſchloſſen . . .

— Bedaure unendlich, aber das Geheimniß, das Geheimniß . . .

— Nur Geduld, Herr von Printz. Laſſen Sie mich arme Frau doch erſt aushuſten . . .

— Huſten Sie zu, Gräfin, ich gehe unterdeſſen und will ſpäter wiederkommen . . .

— Bleiben Sie, Herr von Printz! Ach Gott, Ihr Männer habt doch gar kein Mitleid! Wir ſind alſo ſtehen geblieben, Herr von Printz?

— Bei der Königin . . .

— Eh bien, was geben Sie mir, Herr von Printz, wenn ich Ihnen von der Königin ein Geheimniß anvertraue?

— Du lieber Himmel, da ſind Sie wieder da, wo Sie angefangen haben. Ich gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen. Wünſchen Sie vielleicht einen Kuß?

— Das weniger, Herr von Printz . . .

— Nun zum Teufel, was denn?

— Ihre Cavalier-Parole, Herr von Printz, Ihr Ehrenwort, Herr von Printz, daß Sie weder mich, noch mein Geheimniß je verrathen wollen.

— Ich ſchwöre!

— Nun denn, ſo vernehmen Sie, Herr von Printz, daß unſere gute Königin, die bei allen Damen ihres Hofes als Vorbild aller Tugenden, als Muſterſpiegel gilt, ſo tief geſunken iſt, Herr von Printz, ſich, rathen Sie, Herr von Printz, in wen zu verlieben?

— In Gundling???

— Schreien Sie nicht ſo laut, Herr von Printz, denn die Wände dieſes Schloſſes haben Ohren ... **Eh bien**, Herr von Printz, was ſagen Sie zu dieſer Geſchmacks-Verirrung ... was halten Sie von dieſem Skandal?

— Knobelsdorf, rief er unwillig, ich glaube es nicht ...

— Herr von Printz, ſo ſprach auch ich. Jetzt aber, wo ich die feſte Ueberzeugung gewonnen habe, daß es kein leeres Hofgeſchwätz, ſondern volle, traurige, tief empörende, himmelſchreiende Wahrheit iſt, jetzt hieße zweifeln nichts Anderes als ſich ſelbſt belügen wollen, Herr von Printz ...

— Und wer, um des Himmels Willen, hat den Muth gehabt, Sie in das Geheimniß dieſer frevelhaften Liebe einzuweihen?

— Die Königin ſelbſt ...

— Wann, wo und wie? fragte Herr von Printz auf dem Gipfel des Erſtaunens.

— Beim letzten Hofballe lenkte ich in Gegenwart der Tippelskirch abſichtlich das Geſpräch auf den eitlen Narren Gundling, um unſerer ſtrengen Heiligen eine irdiſche Falle zu legen. Ich erzählte ihr das, was Sie mir erzählt hatten . . .

— Die Weiſſagung der Zigeunerin . . .

— Und ſtatt darüber zu erſtaunen und in Zorn zu gerathen, fragte ſie mit der unſchuldigſten Miene der Welt: »Und ſonſt nichts, Gräfin von Knobelsdorf.« Dann geſtand ſie, daß ſie Herrn von Gundling aufrichtig bedaure, und daß mancher Dummkopf, der ſich berechtigt glaube, ihn zur Zielſcheibe ſeiner rohen Späße zu machen, nicht würdig ſei, die Schuhriemen dieſes Mannes aufzulöſen. Sagen Sie es Jedem, der es hören will, ſprach die Königin, daß dieſer Baron von Gundling mir ehrwürdiger als mancher junge Hofgeck erſcheint, der auf ſein junges, geiſtloſes, nichtsſagendes Lärvchen tauſend Mal ingebildeter als mancher Held auf ſeinen Lorbeer iſt.

— Das hat die Königin, fragte Herr von Printz, der, wie jeder Geck, Alles auf ſich bezog, wirklich geſagt?

— Die Knobelsdorfe lügen nicht, erwiderte die Buckelige mit reifrockartigem Stolze.

— Ah, nun glaube ich Alles, was Sie mir geſagt haben; ja ja, nun bin auch ich überzeugt, feſt überzeugt, daß die Königin, dieſer Ausbund weiblicher Tugend, dieſe Scheinheilige, in dieſem Gundling einen Narren gegeſſen . . . daher die große, unerklärbare Gunſt, in der er beim Könige ſteht . . . daher all' dieſe Titel und Würden, die das Füllhorn der königlichen Huld auf das Haupt dieſes »Federfuchſers« ausſtreut, der bei all ſeiner Gelehrſamkeit ein Narr . . .

— Und bedenken Sie, Herr von Printz, nicht einmal von adeliger Abkunft iſt! fügte das Fräulein hinzu.

— Unerhört! Unerhört! Was aber haben Sie beſchloſſen?

— Sie fragen noch? Seinen Untergang! rief die Enkelin der achtundzwanzig Ahnen und betonte dieſe beiden Worte mit melodramatiſcher Schärfe.

— Ja, nieder mit dem Narren! Nieder mit dieſer bürgerlichen Canaille! Wie aber, beſte Knobelsdorf, wollen Sie es anfangen, ihn zu ſtürzen?

— Das, Herr, laßt unſere Sorge ſein, entgegnete ſie mit tragiſchem Pathos.

— Und was kann ich beitragen, ſeinen Sturz zu beſchleunigen?

— Viel, ſehr viel, doch ſollen Sie dies erſt ſpäter erfahren, ſagte das Fräulein von Knobelsdorf und gab dem Herrn von Printz durch Pantomime zu verſtehen, daß er nun entlaſſen ſei.

XV.

Wir kehren zu unſerm Helden zurück.

Die traurigſte Zeit für den luſtigen Rath Sr. Majeſtät des Königs war der Herbſt, den Friedrich Wilhelm gewöhnlich in Wuſterhauſen zubrachte, wo er ſich, umgeben von ſeinen Generalen, Miniſtern und den Geſandten der auswärtigen Höfe, den Freuden der höhern und niedern Jagd hingab.

Um dieſe Zeit war einer der Lieblingsoffiziere des Königs von Paris nach Berlin zurückgekehrt. Am Hofe des Soldaten-Königs war es ſo ſehr Mode, alle Menſchen nur nach ihrer körperlichen Größe zu ſchätzen, daß die geiſtige Größe faſt nie in Betracht gezogen wurde. Auf die Frage Sr. Majeſtät, wie ihm Ludwig XV. und die königliche Familie gefallen habe, antwortete der General:

— Ach, Majeſtät, lauter kleines Zeug! Keiner mißt über fünf Fuß!

Zur Feier der Anweſenheit des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth und auch jenem Generale zu Ehren veranſtaltete Friedrich Wilhelm auf ſeinem Luſtſchloſſe zu Wuſterhauſen eine große Parforcejagd, bei der ſein Spaßmacher — obgleich Herr von Gundling ein abgeſagter Feind aller Nimrode war — durchaus nicht fehlen durfte.

An dieſem Tage, an dem der Enkel des großen Kurfürſten wieder einmal bei außergewöhnlich guter Laune war, verſprach er ſeinen Gäſten, Abends nach der Heimkehr von der Jagd, ein ergötzliches Schauſpiel, ein noch nie dageweſenes »Plaiſir«, eine köſtliche Ueberraſchung.

Kurze Zeit vorher hatte der Monarch in einer Lebensbeſchreibung der Tochter Guſtav Adolphs von Schweden geleſen, daß Königin Chriſtine einſt — im Jahre 1650 — in einer Anwandlung muthwilligen Humors einen der berühmteſten Gelehrten jener Zeit den weltgefeierten Profeſſor Salmaſius (dem der Cardinal von Richelieu den Staatsrathtitel, den Sanct Michaelorden und eine große Penſion angeboten hatte, um ihn zu bewegen, eine Anſtellung in Frankreich anzunehmen, der aber lieber einem Rufe nach Stockholm gefolgt war), ihren ausgezeichneten Gaſt, welcher — gleichgroß als Theolog und Juriſt, als Mediciner und Philoſoph — der Heiland weiß wie viel todte Sprachen verſtand, mit einem Worte, dieſes nec plus ultra von Gelehrſamkeit, zu bewegen, in Gemeinſchaft mit einem nicht minder intereſſanten Gaſte, dem hochgelahrten Profeſſor und Bibliothekar Marcus Meibomius von Copenhagen, in poſſirlichem Coſtüme eine Sarabande — eine Art Ecoſſaiſe — zu tanzen. Dieſer überaus närriſche Einfall war dem Könige von Preußen ſo außerordentlich komiſch erſchienen, daß er ſich das Verſprechen gegeben hatte, ſich bei Gelegenheit einen ähnlichen Genuß zu verſchaffen. Seine Majeſtät, gewohnt, das, was Sie ſich ſelbſt verſprachen, ſtets zu halten, geruhten zu beſchließen, Allerhöchſt Ihren Plan heute zur Ausführung zu bringen.

Nach beendigter Jagd ſagte der König zu ſeinem Oberceremonienmeiſter:

— Gundling, will Er uns einen Gefallen erweiſen?

— Mit tauſend Freuden, Majeſtät, erwiderte der gelehrte Herr, der viel zu ſervil war, um nicht jeden Wunſch des Königs zu erfüllen.

— Ich habe mir ſagen laſſen, Gundling, daß Er ein ausgezeichneter Tänzer ſei.

— Ich? Wer hat Ew. Majeſtät dies Geheimniß offenbart?

— Meine Tochter, Prinzeſſin Friederike, die es von ihrer Hofmeiſterin erfahren hat . . .

— Majeſtät, ich ſchwöre bei allen Göttern des Olymps, daß man Prinzeſſin Tochter ſchmählig belogen hat . . . ich habe ſeit dreißig Jahren nicht mehr getanzt . . .

— Das iſt nicht wahr, Gundling. Er ſoll im verfloſſenen Winter auf dem letzten Maskenballe bei Hofe, mit der Baronin von Tippelskirch eine Menuet getanzt haben, ſo ausgezeichnet ſchön, daß der franzöſiſche Geſandte erklärt haben ſoll, er habe dieſen Tanz ſelbſt am Hofe des vierzehnten Ludwigs nicht ſo graziös ausführen ſehen, als von meinem Kammerherrn und Oberceremonienmeiſter.

— Von mir???

— Von Ihm, Gundling! O geb' Er ſich keine Mühe, mir und Anderen ableugnen zu wollen, daß Er der ausgezeichnetſte Menuettänzer meines ganzen Hofes iſt. Prinzeſſin Friederike und der Kronprinz haben uns nach Wuſterhauſen begleitet, um Ihn heute Abend tanzen zu ſehen . . .

— Sire, ich werde nicht tanzen . . .

— Er muß! ſchrie der Monarch, den der leiſeſte Widerſpruch jähzornig machte. Ich befehl's, ſag' ich ihm . . .

— Ah, ſprach Herr von Gundling, ſich tief verbeugend, ſobald Ew. Majeſtät es zu befehlen geruhen, dann wird Allerhöchſt unterthänigſter Knecht tanzen, ſelbſt dann noch, wenn er, wie geſagt, das Tanzen längſt ſchon verlernt hat.

— Er tanzt heute Abend ein Menuet, und damit Baſta, Punctum, Sela, Amen!

Der Baron machte neun bis zehn Verbeugungen und wagte nicht mehr zu widerſprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter, nach aufgehobener Abendtafel, bei der unſer Oberceremonienmeiſter, welcher nun par ordre du Mufti auf ſeine alten Tage Menuet tanzen ſollte, viel weniger als ſonſt getrunken hatte, wurde er in den ſpärlich erleuchteten Ballſaal geführt, auf deſſen Gallerie bald darauf der König, der junge Kronprinz, die Prinzeſſin Friederike und ſämmtliche Jagdgäſte Sr. Majeſtät erſchienen, um ſich an dem luſtigen Schauſpiel, das nun beginnen ſollte, con amore zu ergötzen. Nachdem der König drei Mal in die Hand geſchlagen, begann auf der entgegengeſetzten Seite der Gallerie eine vom Jagdgefolge ausgeführte Hornmuſik.

Nach Beendigung der Introduction rief der König von ſeinem Sitze in den Saal hinab:

— Nun, Gundling, iſt Er bereit?

— Wenn's ſein muß, Sire, dann bin ich zu Allem, ja ſogar — fügte er mit achtundvierzigpfündigem Seufzer hinzu — zum Menuettanzen bereit.

— Gut, ſprach der Monarch und klatſchte wieder drei Mal in die Hände.

Auf dies zweite Signal öffnete ſich unten im Saale, in dem ſich außer unſerm Helden nur noch zwei königliche Lackeien befanden, eine der Flügelthüren, durch die nun ſeine Tänzerin hineinſchwebte, die gleich bei ihrem Erſcheinen von der allgemein überraſchten Gallerie mit unbeſchreiblichem Jubel, coloſſalem Bravoruf und endloſem Gelächter empfangen wurde, denn dieſe reizende Sylphide war nichts Geringeres, als ein aus der Dynaſtie der Miſchke abſtammender, äußerſt gut abgerichteter, in der Tanzkunſt ſehr wohlerfahrener Bär.

Als Gundling dieſen Bären auf ſich zuſtürzen ſah, bekam er einen heilloſen Schreck, der, wie ein electriſcher Schlag, durch jedes ſeiner Gliedmaßen fuhr und ihn Anfangs ganz und gar verſteinerte.

— Courage, Gundling, Courage! rief ihm der König zu. Miſchke iſt ein wohlerzogener Bär, der Ihn nicht beißen wird, und ſollte er wirklich ſeine Mucken bekommen und unartig werden wollen, ſo ſind die Wärter mit der Peitſche da, die ihn bald wieder zur Vernunft bringen wird. Alſo Muth gefaßt, Gundling, angefangen, angefangen! Muſik, Muſik! befahl der König.

Als die vierfüßige Sylphide die erſten Töne der Muſik vernahm, fing ſie, hingeriſſen von dem ohrſchmeichelnden Zauber der Muſik, unwillkührlich zu tanzen an, warf endlich ihre Balancirſtange weg und riß, wie jeder andere Farceur nur allzuleicht durch den Beifall der Menge berauſcht, bald auch ihren im ſtrengſten Sinne des Worts beſtürzten und betretenen Chapeau mit ſich fort und wirbelte ihn mit ſolcher Kraft und Schnelligkeit in Anfangs weit gezogenen und allmählig immer enger werdenden Kreiſen herum, daß der arme Grotesktänzer wider Willen erſt ſeine langen Manchetten, dann ſeine Schuhe, endlich auch ſeine Perücke und zuletzt, in Folge des ungewohnten Wirbels, den Athem und das Gleichgewicht verlor und beſinnungslos, plump und ſchwer wie ein Mehlſack, auf das Parquet niederfiel. Die allerhöchſten und hohen Zuſchauer brachen in lauten Jubel aus und klatſchten dem Bären ſtürmiſchen Beifall zu; ja die junge ſchelmiſche Prinzeſſin Friederike ließ ſich vom Enthuſiasmus ſogar ſo weit hinreißen, einen Blumenſtrauß, der an ihrer ſchönen jungfräulichen Bruſt einen neidenswerthen Platz gefunden hatte, wegzureißen und ihn dem Signor Miſchke — wie etwa heut zu Tage einem berühmten Klavierpauker — allerhuldreichſt zuzuwerfen.

— Genug! genug! herrſchte der Monarch, kein Spaß darf zu weit getrieben werden. Jungens, rief er den Lakeien zu, führt den Bären ab und hebt den Gundling auf. Heda, Freund, rief er hinab, Du haſt Dir doch nicht Schaden gethan?

— O nein, Sire, antwortete der äußerſt gutmüthige Tropf, welcher unterdeſſen neue Kraft zum Aufſtehen geſammelt hatte.

— Habe Dank, guter Freund, für die Unterhaltung, die Du uns bereitet haſt. Vorläufig bleiben Wir Dein Schuldner. Gute Nacht, Gundling, ſprach der König und winkte ihm mit der Hand einen allergnädigſten Gruß zu.

— Gute Nacht, gute Nacht! rief des Königs Begleitung.

— Gute Nacht! ſtöhnte der erſchöpfte Hofnarr.

Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, hat der König Dich blos darum zum Hiſtoriographen ſeines Reiches und zum Präſidenten ſeiner Akademie, zum Baron und Kammerherrn gemacht, damit Du hoch genug ſtehſt, um mit ſeinem Bären Miſchke, zur Beluſtigung des ganzen Hofes, ein **Pas de deux** zu tanzen?

O Königsgunſt, Königsgunſt!!!

XVI.

Vier Wochen nach jener Begebenheit erhielt der ausgezeichnetſte Menuettänzer am Hofe Friedrich Wilhelms I., Herr Jacob Paul Freiherr von Gundling, vom Markgrafen von Brandenburg-Baireuth den rothen Adler-Orden dritter Claſſe, denn jener vierter Claſſe war damals — leider! — noch nicht erfunden.*) Ob unſerem Helden dieſe hohe Auszeichnung für das »Plaiſir«, das er dem Markgrafen gewährt, oder für ein neues Geſchichtswerk, das er Seiner Durchlaucht zugeeignet hatte, zu Theil geworden, wagen wir nicht zu entſcheiden.

---

*) Dieſer vielberühmte Orden, im Jahre 1705 vom damaligen Erbprinzen Georg Wilhelm gegrundet, wurde erſt 1792 zu einem preußiſchen Orden erhoben. Der rothe Adlerorden vierter Claſſe wurde erſt 1832 von Friedrich Wilhelm III. creirt. Dieſer Orden hat ſeitdem den Beinamen des „Unvermeidlichen“ erhalten.

XVII.

Der Ritter des rothen Adler-Ordens, welcher die Strapazen des Bärentanzes glücklich überwunden hatte, ſchien auf dieſe neue Auszeichnung noch ſtolzer als auf jede der früheren zu ſein. Ein Orden hat für Manchen ſo viel Verlockendes, daß man nicht erſtaunen darf, wenn auch Freiherr von Gundling durch dieſen Adler ſich bis in die äußerſte Fußſpitze geehrt und geſchmeichelt fühlte. Nur dieſer Orden noch hatte zur Erfüllung der glänzenden Prophezeihungen ſeiner Tante Barbara und ſeiner Muhme Apollonia gefehlt, um dieſen »weltberühmten Mann« vollends eitel und verrückt zu machen. Jetzt hätte der ehemalige Profeſſor ſelbſt mit ſeinen großen Vorbildern Hugo Grotius, Juſtus Lipſius und dem großen Polyhiſtor Daniel Morhof nicht getauſcht: Gundling hatte nun die Mittagslinie ſeines Ruhmes, den Scheitelpunkt ſeiner Laufbahn erreicht. Der Gräfin von Knobelsdorf aber, ſeiner unerbittlichen Feindin, die ſich mit Herrn von Printz zu ſeinem Untergange verſchworen hatte, gab dieſe Ordens-Verleihung neuen Stoff zu boshaften Bemerkungen und ſarkaſtiſchen Anſpielungen.

— Dieſe neue Farce — ſo nannte ſie jene Auszeichnung —

erinnert mich an den franzöſiſchen Sanct Michaels-Orden, der während der Regierung Heinrichs III. durch den Leichtſinn, womit dieſes Band an Crethi und Plethi verſchleudert worden war, ſo ſehr in der Achtung des Volkes ſank, daß es den Spottnamen „Collier à toutes les bêtes“ erhielt. Wenn dies mit Ertheilung des rothen Adlers noch lange ſo fortgeht, ſo kann es ihm nicht fehlen — fügte die Buckelige in prophetiſchem Geiſte hinzu — daß auch er einſt in die Kategorie jener Orden fällt, welche aufgehört haben, eine Auszeichnung zu ſein. Auch wird dann die Zeit kommen, wo es heißen wird: Seine Majeſtät der König von So und So haben allergnädigſt geruht, Herrn von So und So den Orden von So und So in Betracht ſeiner vielen Verdienſte um Das und Das Allerhuldreichſt wieder abzunehmen.

Man ſieht, daß die Knobelsdorf in der That ein Ausbund von Malice war. Heut zu Tage hätte ſie das nicht äußern dürfen, ohne in den Geruch eines Demagogen zu kommen. Uns aber fällt bei dieſem Wort das hübſche Wortſpiel Hoffmann's von Fallersleben ein:

Der Gog und Magog iſt gar ſchlimm,
Doch ſchlimmer noch iſt — Demagog!

XVIII.

Wenige Tage nach dem Bekanntwerden dieſer neuen Auszeichnung erhielt unſer Ritter durch eine ihm gänzlich unbekannte Perſon ein kleines, zierlich gefaltetes, veilchenſteinduftendes Billet, das er mit freudigem Zittern erbrach, weil eine geheimnißvolle Stimme ſeines Herzens ihm zugeflüſtert hatte: dieſe Zeilen werden Dir ein Geheimniß offenbaren, das Dich glücklich machen wird. Dies ſüße Vorgefühl war keine Täuſchung, denn der Inhalt dieſes Schreibens lautete wie folgt:

Eine Dame, die an Ihrem Schickſal innig-warmen Antheil nimmt, weil ſie ſeit Jahren eine ſtille Verehrerin Ihres Geiſtes iſt, wünſcht Ihnen von ganzer Seele Glück zu der wohlverdienten Auszeichnung, die Ihnen vom Hofe von Baireuth zu Theil geworden iſt. Ein Gefühl, dem ſie keinen Namen zu geben wagt, drängt ſie, Ihnen zu ſagen, daß ſie es war, die Ihrem Verdienſte dieſe neue Anerkennung, Ihrem Ehrgeize dieſen neuen Triumph verſchafft hat, und da die Schreiberin dieſer Zeilen ſich ſchmeicheln darf, auch am Hofe Friedrich Wilhelms nicht ganz ohne allen Einfluß zu ſein, ſo gewährt es ihr unendlich viel Freude, Ihuen jetzt ſchon ſagen zu dürfen, daß ſie auch ferner Alles aufbieten werde, Sie in der Gunſt des Hofes immer mehr und mehr zu befeſtigen. Dieſe Dame, die dem Könige näher ſteht als Sie zu ahnen wagen, benutzt dieſe Veranlaſſung, Ihnen, hoch und innig verehrter Herr, die Geſinnungen aufrichtiger Bewunderung zu erkennen zu geben. Sie verbleibt

Ihre ſtille Verehrerin.

P. S. Verbrennen Sie dieſe Zeilen!

Beim Durchleſen dieſes Schreibens dämmerte im Hintergrunde ſeiner uferloſen Eitelkeit aus der Nacht ſeiner ſüßen Zweifel die

Morgenröthe des kühnſten ſeiner Wünſche, der ſchönſten ſeiner Hoffnungen herauf. Gleich in der zweiten Zeile bei den Worten »ſtille Verehrerin« fiel ihm ſeine kaſtanienbraune Zigeunerin und deren roſenfarbene Prophezeihung ein. Dieſe morgenröthliche Ahnung wurde bald zu taghellerGewißheit, als er an jene Stelle kam, in der ſeine »ſtille Verehrerin« ihm verblümt geſteht, daß ſie am Hofe Friedrich Wilhelms — wie beſcheiden! — nicht ganz ohne Einfluß ſei und — weiter unten — dem Könige näher ſtehe, als der Leſer dieſer Zeilen zu ahnen wage.

— Dieſe »ſtille Verehrerin« iſt keine andere als die Königin, rief unſer Baron und betonte das letzte Wort mit einem Ausdrucke unbeſchreiblichen Stolzes. Und was veranlaßt die hohe Frau, mir zu ſchreiben? O Kammerherr, wie kannſt Du noch fragen? Sie ſelbſt beantwortet Deine Frage in den Worten: »ein Gefühl, dem ſie keinen Namen zu geben wagt.« Dieſes namenloſe Gefühl, Ritter des rothen Adler-Ordens, kann kein anderes als Liebe! Liebe! Liebe! ſein.

In dieſem dreigeſtrichenen Ausdrucke: Liebe! Liebe! Liebe! lag ein ſo hoher Grad dramatiſcher Steigerung, daß Gundling, entzückt von dieſem äußerſt gefühlvollen Klimax, vor ſüßer, ſchauerlicher Wonne zu zittern und zu beben begann.

— Ha, glücklicher Gundling, die Weiſſagung jener Gipſy hat ſich endlich! endlich! erfüllt: die Gattin Friedrich Wilhelms, die Königin liebt Dich! O Tag des Glücks! O Wonne aller Wonnen! Ich fühle plötzlich Poeſie in mir und glaube, daß ich capabel wäre, ein Gedicht auf ſie zu machen! Doch nein; jetzt, für den erſten Augenblick, bin ich noch zu aufgeregt von meinem Glücke, aber morgen, morgen, o Königin meines Herzens, morgen beſingt

Catull ſeine Daphne, Tibull ſeine Callirhöe, Properz ſeine Glycere, Gundling ſeine Sophie Dorothee! rief er aus und drückte mit der leidenſchaftlichen Gluth eines achtzehnjährigen Romeo das ſchriftliche Liebesgeſtändniß ſeiner Julie an den Mund.

Jetzt erſt fiel ſein Blick auf das Poſtſcriptum.

— Grauſame Heloiſe! rief er aus, Du verlangſt von Deinem Abälard, daß er die erſte Beichte Deines Herzens, das Bekenntniß Deiner Liebe verbrennen ſoll? Nimmermehr, Königin, nimmermehr! Der Freiherr von Gundling hat ſeinen Sueton nicht umſonſt geleſen; er hat nicht vergeſſen, daß Vitellius den Schuh der ſchönen Meſſaline beſtändig auf der Bruſt getragen und ihn fortwährend geküßt hat, was ihn ſpäter zum Kaiſer gemacht haben ſoll. Gleich ihm will ich Sophiens Brief beſtändig auf dem Herzen tragen und ihn tauſend . . . was ſag ich? . . . millionen Mal an meine liebetrunkenen Lippen preſſen. Vielleicht, daß ich dann einſt, wie Meſſalinens Anbeter . . . doch halt, Gundling, halt! In welche Regionen verſteigt ſich der kühne Adlerflug Deiner poetiſchen Begeiſterung? . . . Wäre das nicht Majeſtätsverbrechen? Pfui, pfui, Baron, ſchlage Dir dieſe tollen Plane aus dem Kopf, begnüge Dich mit dem ſchönen Bewußtſein, daß ſie Dich liebt, bewundert und verehrt, ſie! ſie! ſie!

Man ſieht, daß das Kohlenſtoffgas der Liebe ſelbſt proſaiſchen Naturen einen Anflug von Poeſie verleihen kann. In unſerm Helden, der bis zu dieſem Augenblick ein trockener Pedant, ein Erz-Philiſter war, regte ſich nun etwas von einem andern Menſchen, von einem Dichter. Ja ſelbſt der große Petrarka konnte an dem Tage, an welchem er den erſten Kuß von ſeiner Laura empfangen hatte, nicht beglückter und entzückter geweſen ſein, als der Freiherr

Jacob Paul von Gundling, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klaſſe, in jener Stunde, in der ſeine »ſtille Verehrerin« ihm die Geſinnungen ihrer aufrichtigen Bewunderung zu erkennen gegeben hatte.

Und wie an jenem Tage, wo er den ſeligen Menelaus halbtodt geſchlagen hatte, recitirte er auch heute jenen Vers aus dem Perſius:

„Hunc, Macrine, diem numera meliore lapillo.“

XIX.

Abends aber war er wieder »angeſäuſelt«.

In dieſem Zuſtande komiſcher Halbtrunkenheit pflegte er ſich in den Sitzungen des Tabakcollegiums, um den König und deſſen Umgebung durch ſtupende Gelehrſamkeit in allen Sphären des menſchlichen Wiſſens zu verblüffen, ſehr gern den Anſchein zu geben, als ob er Gott weiß wie viel von der Sternkunde verſtehe, ob er gleich davon nicht viel mehr als ein Drehorgel-Mann von der Harmonie der Sphären verſtand. In ſolchen Augenblicken erinnerte er Manchen an den ſkeptiſchen Philoſophen Anaxagoras, der — geboren in der 70ſten Olympiade zu Clazomene in Jonien — ein ſo großer Griesgram geweſen war, daß er in ſeinem ganzen Leben nie gelacht haben ſoll, bei all ſeiner Ernſthaftigkeit aber ein höchſt komiſcher Kauz geweſen ſein muß, weil er unter andern lächerlichen Paradoxen einmal auch die drollige Behauptung aufgeſtellt, daß — kaum glaublich, aber wahr! — der Schnee nicht weiß, ſondern ſchwarz ſei!

So auch behauptete unſer Baron an dieſem Abende, an dem der Zufall das Geſpräch auf Sonne und Mond gelenkt hatte, daß der erſtere dieſer leuchtenden Himmelskörper eine drei Millionen Cubikfuß meſſende feurige »Bimsſteinkugel«, der letztere hingegen ein durch die Hitze zuſammengeronnener »Käſe der Milchſtraße« ſei.

— Und wofür hält Er die Milchſtraße? fragte der König.

— Die Via lactea, wie wir Aſtronomen ſie nennen, iſt ein Conglomerat von mehr als achtzig Millionen Firſternen, von denen der allerkleinſte zehn Mal größer als das winzige Sandkorn iſt, welches ſich »Erde« nennt. Bei den Indiern heißt ſie »Suravithi«, Weg der Götter, oder »Siddhimarga«, Weg der Frommen. Ovid in ſeinen Metamorphoſen, Buch 1. Vers 170, heißt ſie den »Weg der Götter zur Burg Jupiters«. Porphyrius und Macrobius aber nennen ſie die große Rieſentreppe, auf der die Seelen aus dem Himmel zur Erde niederſteigen und nach dem Tode wieder in den Himmel zurückkehren.

— Was dieſer Narr nicht Alles weiß! brummte Herr von Printz, der ſeinen Feind einen Augenblick zu beneiden ſchien.

— Um aber wieder auf Sonne und Mond zurückzukommen, hält Er dieſe Bimsſteinkugel und dieſen Milchſtraßen-Käſe für bewohnt?

— Beſtimmt, Majeſtät, ganz beſtimmt! Was die Sonne betrifft, ſo bin ich der Anſicht des engliſchen Theologen Tobias oder Jeremias Swinden, der eine höchſt gelehrte Abhandlung geſchrieben, worin er klar und deutlich den Beweis geführt hat, daß der Sitz der

Hölle nicht unter der Erde, ſondern nirgend anders als in der Sonne zu ſuchen ſei.*)

— Die armen Seelen werden dort alſo langſam geſchmort oder auf dem Roſte gebraten?

— Ganz recht, Majeſtät, und zwar ſo lange, bis die göttliche Seele von den irdiſchen Schlacken gereinigt iſt; dann erſt wird ſie in ein milderes Klima, in den Mond, verſetzt, welcher, nach meiner Anſicht, der Aufenthalt der Seligen, das goldene Paradies iſt, in dem Milch und Honig und — was Manchem noch weit zweckmäßiger erſcheint — Wein und Bier aus nie verſiegender Quelle fließt.

— Drum möchte Er wohl weit lieber in den Mond, als in die Sonne kommen?

— Ach, Majeſtät, was kann Ihr allerunterthänigſter Knecht dafür, daß der Schöpfer der Sonne und des Mondes ihn mit einem Durſte begabt hat, der manchmal, wie der Hunger Eryſichton's, gar nicht zu löſchen iſt, ſtöhnte der große Sternkundige und ſtürzte jetzt, in Einem Zuge, das ſechſte Glas Punſch hinunter.

— Gundling, ſprach der König, Er ſäuft heute wieder wie ein Schwamm!

— Sire, antwortete Gundling in faſt weinerlichem Tone, ich wünſche den Durſt, den ich heute, gerade heute empfinde, ſelbſt dem ärgſten meiner Feinde nicht.

---

*) Das engliſche Original erſchien, ohne Namen des Verfaſſers, unter dem Titel „an enquiry into the nature and place of hell.“ (London, 1714.) Von J. Bion kam eine franzöſiſche Ueberſetzung „Recherches sur la nature du feu de l'enfer et du lieu ou il est situé“ (Leyde, 1733.) heraus. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel „Theologiſche und hiſtoriſche Betrachtung über Hölle und Teufel.“ (Cöthen, 1748.)

— Das glaube ich Ihm und zwar ſchon deshalb, weil Er alsdann befürchten müßte, einen Concurrenten zu haben . . .

— Ach, Majeſtät, ich bin wahrhaft beklagenswerth, ſchluchzte der Ritter von der traurigen Geſtalt und fing wie ein Kind zu heulen an.

— Untrügliches Zeichen, daß Er nun wieder total betrunken iſt. Heda, Herr von Printz, laſſ' Er den Gundling in eine Portchaiſe packen und nach Hauſe tragen, damit er Zeit gewinne, bis morgen ſeinen Rauſch auszuſchlafen, ſprach der König und gab ein Zeichen, daß man ſeinen Hofnarren ſofort hinausbringe.

Herr von Printz, der ſich durch dieſen Allerhöchſten Auftrag unendlich geſchmeichelt und obendrein beglückt fühlte, weil er ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeinem Feinde einen längſt vorbereiteten Schabernack zu ſpielen, nahm den Herrn Oberceremonienmeiſter unterm Arm und zerrte ihn in den Vorſaal hinaus. Dort entledigte er ſich ſeines Auftrages, indem er den betrunkenen Galilei zwei baumſtarken Grenadieren übergab, denen er ein paar Worte ins Ohr raunte, die ſie dergeſtalt überraſchten, daß der Eine ganz erſtaunt wie ein Pagode mit dem dicken Kopfe ſchüttelte, der Andere hingegen wie ein Aprilhaſe zu kichern begann. (Ich wähle die Bezeichnung »Aprilhaſe«, weil jeder dieſer vierfüßigen Poltrons zu wiſſen ſcheint, daß im Aprilmonat noch nicht auf ſie geſchoſſen werden darf.)

Die beiden Goliathe packten den armen Freiherrn und zogen ihn ziemlich unſanft die Treppe hinab. Im Schloßhofe riefen ſie einen königlichen Kammerlackeien, dem ſie den Auftrag des Herrn von Printz ins Ohr flüſterten, worauf ſich jener alsbald entfernte, um ein Paar königliche Portchaiſen-Träger herbeizuſchaffen.

— Na, Alterchen, ſagte der Eine der beiden Grenadiere zu Herrn von Gundling, wir haben heut wieder ein Bißerl zu viel getrunken, ja, ja, wir kennen das ſchon . . .

— Steh, Alter, ſteh, rief ihm die zweite der männlichen Karyatiden zu, ſonſt könnteſt Du leicht mit der Naſe in den Dreck fallen . . .

— Schlingel, ſchrie der Baron, den die friſche Nachtluft ſchon etwas nüchterner gemacht, was wollt Ihr?

— Dich nach Hauſe tragen, Alterchen . . .

— Weil Du beſoffen biſt, fügte der Andere hinzu.

— Wer iſt beſoffen? fragte der Ritter mit dem ganzen Kraftaufwande ſeiner Lungen.

— Du, Du! antworteten Beide zugleich.

— Wißt Ihr, wer ich bin? ſchrie Gundling und verſuchte ſich auf ſeine Fußzehen zu erheben, um ihnen größer zu erſcheinen.

— O wir kennen Dich recht gut, Alterchen . . .

— Du biſt der Schalksnarr des Königs . . .

— Schalksnarr? Schalksnarr? wiederholte er fortwährend.

— Ruhig, Alterchen, ruhig! Siehſt Du, da kommt die Portchaiſe . . .

— Marſch! commandirte der Andere und ſchob unſern Helden in die bereits geöffnete Senfte hinein.

Und nun trugen ihn Beide zum Schloſſe hinaus. Aber kaum waren ſie auf dem freien Platze am Luſtgarten, als der Boden der Portchaiſe durchbrach und das neue Bubenſtück des Herrn von Printz ſeine Früchte zu tragen begann. Die beiden Grenadiere rannten, ſo ſchnell ſie konnten.

— Halt, Halt! ſchrie der arme Narr, der vor Schreck um fünf Grad nüchterner geworden war, merkt Ihr denn nicht, daß der Boden eingeſtürzt iſt? Ich bin durchgefallen. Halt! Halt! Schlingels, hört Ihr denn nicht?

Die Träger aber ſpielten die Tauben und ſchleppten die Senfte, ſo ſchnell ſie konnten, immer weiter und weiter. Gundling, der nicht mehr feſten Fuß faſſen konnte, mußte in ſeinem engen Käfig zu Fuß laufen; zum Unglück hatte es ſeit einigen Tagen ſo ſtark geregnet, daß der Koth an vielen Stellen fußhoch auf den Straßen lag. Unſer Oberceremonienmeiſter, blos in Strümpfen, (denn die Schuhe hatte er auf dieſem unwillkührlichen Eilmarſche kurz vorher verloren) mußte nolens volens durch Dick und Dünn waten und ſich bald hier bald dort anſtemmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Vergebens klopfte er bald mit der rechten, bald mit der linken Fauſt an die feſtverrammelten Wände ſeines wandelnden Kerkers, vergebens bot er die ganze Kraft ſeiner Stentor-Stimme auf, um den ruhig forttrabenden Laſtthieren zehn Mal in Einem Athem: Halt! Halt! zuzudonnern. Laut der Vorſchrift des Herrn von Printz blieben ſie ſo lange taub, bis ſie die Hälfte der Linden-Allee erreicht hatten. Hier, mitten in einer der größten Pfützen, machten ſie endlich Halt, ſetzten die Chaiſe nieder, wünſchten dem Inſaſſen »gute Nacht« und liefen lachend davon. Unſer Baron, im erſten Augenblicke hocherfreut, ein Paar Minuten vom ermüdenden Marſche ausruhen und Luft ſchnappen zu können, wiſchte ſich mit ſeinen Handmanchetten erbſendicke Schweißtropfen von der Stirn und lehnte in einer Ecke ſeines feſtverſchloſſenen Käfigs, um ſich, wie geſagt, zu erholen. In dieſer Abgeſpanntheit vernahm er plötzlich laute, gleichtönende Schritte, bald darauf ein Paar Gewehrkolben-Schläge und den Patrouillenruf: Wer da!

Unſer Held, tief erſchreckt zuſammenfahrend, meinte, es wären Straßenräuber, die ihn ausplündern wollten, und ſchwieg deshalb mäuschenſtill. Als auch auf das zweite und dritte »Wer da!« keine Antwort erfolgte, machte die Patrouille, die in ſolchen Fällen keinen Spaß verſteht, von ihren Gewehrkolben Gebrauch und ſprengte mit Hilfe derſelben die von außen verſchloſſene Thür dieſes verdächtigen Käfigs. Der Unteroffizier zog jetzt einen an Leib und Seele zitternden Mann ohne Hut und Schuhe an der großen Hemdkrauſe aus der Nacht ſeines Schlupfwinkels an das ziemlich helle Mondenlicht, in dem er von allen Seiten begafft und viſitirt wurde, ob er — vielleicht zur Klaſſe der Diebe gehörend — Dies oder Jenes geſtohlen habe. Der Herr Baron unterwarf ſich dieſer Durchſuchung mit der ganzen Ruhe eines Stoikers, denn er war todtmüde und ſo ſchläfrig, daß ihm die Augen zufielen.

— Das ſcheint mir kein Dieb, wohl aber ein betrunkener Hanswurſt zu ſein! Fort mit ihm auf die Wache, befahl der Führer der Patrouille.

Gundling ließ ſich ohne Widerrede arretiren. Guter Baron! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt Du darum, armer Ritter, den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe erhalten, damit ein ſo erbärmlicher Landjunker, wie Herr von Printz, Dich in einer Senfte ohne Boden mitten in der Nacht in eine Pfütze hinſetzen darf, damit Du Dir hier ein rheumatiſches Fieber holſt und dafür die Erlaubniß erhältſt, eine Nacht auf der Wache unter rohen Soldaten zuzubringen, die mit Dir Affenſchande treiben? O Gundling, Gundling! Wie theuer mußt Du das Glück erkaufen, der Hofnarr Seiner Majeſtät des Königs von Preußen zu ſein!

XX.

Der Aermſte lag nun im Fieber. Er war ſchon vierzehn Tage krank und noch krähte kein Hahn um ihn, noch ließ weder der Monarch, noch irgend Einer ſeines Hofſtaates ſich um das Befinden des armen Teufels erkundigen. Und wozu auch? Ein kranker Hofnarr, iſt er nicht eben ſo unnütz als ein armes Pferd, das im Dienſte ſeines Reiters den Fuß gebrochen? Der beklagenswerthe Baron nahm, um den Rheumatismus, den er ſich in jener Sänfte geholt hatte, wieder loszuwerden, ganze Fluthen diaphoretiſcher Mittel in ſich auf.

Eines Nachts, als ſich zum erſten Male während ſeiner Krankheit ein wohlthätiger Schweiß und bald darauf ein höchſt erquickender Schlaf eingeſtellt hatten, vernahm er ein ſo heftiges Reißen an der Hausklingel, die bis in ſein Schlafzimmer dicht über ſein Bett hineinreichte, daß er furchtbar erſchreckt emporfuhr und ein ſo lautes Wer da! herauskreiſchte, daß der grelle Schrei ſelbſt die Fenſterſcheiben erzittern machte. Der erſte Gedanke, den ihm ſein Schrecken eingab, war, daß das Haus in lichterlohen Flammen ſtehe, denn von der Straße leuchtete der Schein einiger Fackeln hinauf. Sein zweiter Gedanke, den ihm ſeine Eitelkeit zuflüſterte, war ſchon viel beruhigender: er glaubte, die Mitglieder der Akademie ſeien, wenn auch etwas ſpät und zu ganz unpaſſender Zeit auf den Einfall gerathen, ihrem Präſidenten, vielleicht zur Vorfeier ſeiner Wiedergeneſung, einen kleinen Fackelzug zu bringen. Dieſer zweite Gedanke ſchmeichelte ſo ſehr ſeiner Eigenliebe, daß er, als das Ziehen an der Hausglocke nicht aufhören wollte, ſein Bett verließ, ſeinen transpirirenden Leichnam, um denſelben nicht einer neuen Erkältung auszuſetzen, zuerſt in ſeinen gewöhnlichen Schlafrock und alsdann in einen außergewöhnlichen Reiſepelz einhüllte, ſich zuerſt ſeine Nachtmütze und dann noch eine Pelzmütze tief über die Ohren zog, in dieſem Coſtüme das Fenſter öffnete und auf die Straße ſchaute, um zu ſehen, wer dieſen heilloſen Klingellärm verurſache und was die drei Fackeln bedeuten, deren grelles Licht ſeine ſchlaftrunkenen Augen incommodirte.

— Wer da? ſchrie er hinunter.

— Eine Eſtafette . . .

— Was gibt's?

— Eine wichtige Depeſche . . .

— Woher?

— Von Wuſterhauſen.

— Und von wem?

— Vom Kabinet des Königs . . .

— Gleich werde ich öffnen, ſprach der Kammerherr, zündete an der Nachtlampe ſein Licht an und ſtieg, nachdem er ſich noch ein Paar rieſengroße Seehundsſtiefel über die nackten Beine gezogen, langſam, mit dem Lichte in der Hand, die Treppe hinab, um das Hausthor zu öffnen und die Depeſche in Empfang zu nehmen.

— Soll Er auf Antwort warten? fragte er den Expreſſen.

— Nein, Herr Baron, antwortete dieſer, händigte Jenem ein rieſengroßes, durch fünf Siegel verſchloſſenes Schreiben ein und warf ſich dann eilig auf ſein Pferd, um, wie er ſagte, ungeſäumt nach Wuſterhauſen zurückzureiten.

In ſeinem Zimmer angekommen, ſtellte er das Licht auf den Tiſch und erbrach — ohne ſich ſo viel Zeit zu gönnen, um wenigſtens den Reiſepelz abzuwerfen — den geheimnißvollen Brief, der ſeine Neugier dermaßen aufſtachelte, daß er es kaum erwarten konnte, den wichtigen Inhalt deſſelben kennen zu lernen. In dieſem fünf Mal verſiegelten Couvert fand er ſtatt des Briefes wieder ein Couvert . . . in dem zweiten ein drittes . . . in dem dritten ein viertes . . . in dem vierten ein fünftes, deſſen Siegel er mit immer größerer Haſt erbrach, ohne auch in dieſer Hülle endlich den Brief-Kern zu finden. Nachdem er auf dieſe Weiſe über fünfzig verſchiedenfarbige Couverts entſiegelt und das myſteriöſe Ei endlich ganz und gar abgehäutet hatte, fand er ſtatt des Briefes blos einen offenen Zettel, auf dem mit zierlichen Fractur-Buchſtaben folgende Verſe ſtanden:

Grabſchrift für Jacob Paul von Gundling.

»Bewund're Leſer, nicht, was uns die Fabel ſagt,
Daß dort beim Lucian ein Menſch zum Eſel worden,
Daß ſich ein Jupiter zum Stier und Ochſen macht,
Und daß Ulyſſes Koch tritt in der Schweine Orden:
Hier muß ein großer Mann in dieſer Gruft verweſen,
Der Eſel, Ochs und Schwein zu gleicher Zeit geweſen.«*)

---

*) Dieſe Grabſchrift iſt nicht von uns erfunden, ſondern treu hiſtoriſch. S. Samuel Baur's intereſſante Lebensgemälde, Band I. Seite 334.

Außer ſich vor Wuth zerknüllte der »große Mann« dieſe boshafte Grabſchrift, warf ſie auf den Boden, trampelte mit ſeinen Seehundsſtiefeln in äußerſt komiſchem Zorne auf das unſchuldige Papier herum und rief zähneknirſchend:

— Dieſe neue Niederträchtigkeit hat kein Anderer als mein Feind, dieſer elende Prinz, der wie Shylock nach meinem Fleiſche lechzt, in Gemeinſchaft mit dem Hunde-Fräulein (darunter meinte er die Knobelsdorf) ausgeführt. Aber warte nur, verwunſchener Prinz! Bald kommt die Zeit, wo ich Dir einen Poſſen ſpielen will, den Du zeitlebens nicht vergeſſen ſollſt.

Wie ein grimmiger Kannibale ballte er ſeine Fauſt und . . . kroch dann wieder ins Bett hinein, um — wo möglich von Neuem in Schweiß zu gerathen.

Armer Gundling! Haſt Du darum ſo viel zum Schwitzen eingenommen, damit ein ſo ſchadenfroher, heimtückiſcher, nichtswürdiger Bube, wie dieſer Prinz, Dich aus Deiner Kriſis herausreißen darf, um Dir, der Du noch gar nicht geſtorben biſt, im Voraus eine noch dazu ſo ſchlecht verſifizirte Grabſchrift, mitten in der Nacht, bei Fackelbeleuchtung, durch einen reitenden Boten zukommen zu laſſen?

Schlafe wohl, armer Ritter, und gerathe von Neuem in Schweiß, damit Du zur Freude Deines Königs, dem ein Narr fehlt, welcher ſich Alles von ihm gefallen läßt, bald wieder hergeſtellt biſt!

XXI.

Acht Tage ſpäter, nachdem Herr von Gundling ſo weit hergeſtellt war, daß er das Bett verlaſſen durfte, überreichte ihm ein kleiner, ganz allerliebſter Hoflivrée-Puck wiederum ein kleines, zierlich gefaltetes, veilchenſteinduftendes Billet, das der Baron eben in Empfang genommen hatte, als der Liebesbote, kaum erſchienen, elfenartig auch ſchon wieder verſchwunden war. Sein klopfendes Herz ſagte ihm: Dieſes Brieflein iſt von Ihr! Und ſiehe da, ſein Herz hatte ihn nicht getäuſcht. Mit wachſender Freude verſchlangen ſeine Augen, die wie zwei Windſpiele die zierlichen Zeilenbeete durchflogen, den Inhalt des Schreibens, alſo lautend:

> Zürnen Sie nicht, heißgeliebter Freund, daß Ihre ſtille Verehrerin ſich heute zum erſten Male nach Ihrem Befinden erkundigt. Seit vierzehn Tagen ſelber krank und bettlägerig, erfuhr ſie zu ihrem Leidweſen erſt geſtern, daß der Mann, deſſen Geiſt ſie mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebt, gleichfalls krank ſei. Bewacht von den Argusaugen überläſtiger Diener konnte ſie erſt in vergangener Nacht einen Augenblick ungeſtörter Ruhe finden, um Ihnen dieſe Zeilen zu ſchreiben und von ganzem Herzen baldige Geneſung zu wünſchen. O wie blutet ihr das Herz, daß ſie, ein gefeſſelt Weib, nicht an Ihr Krankenlager eilen darf, um den Mann, deſſen Talente

ihr eine ſo tiefe Ehrfurcht eingeflößt haben, Tag und Nacht zu pflegen, wie einſt Heloiſe ihren kranken Abälard gepflegt hat. O warum kann ſie ſich nicht unſichtbar machen, um, von Keinem beobachtet, in Ihrer Nähe weilen und Ihre Leiden durch den Balſam ihres Troſtes mildern zu können! O grauſames Geſchick, das ſie — ach auf immer! — an einen rohen Barbaren gefeſſelt, den ſie nie geliebt, der ihr ſtets verhaßt geweſen. Weihen Sie eine Thräne ſtillen Mitleids einem ſchwer geprüften Herzen, das bis zum letzten Hauche für das Ideal ſeiner ſchönſten Träume ſchlagen wird. Der Himmel ſegne und erhalte Sie!

Nachſchrift: Ich bitte und beſchwöre Sie, auch dieſen Brief ſogleich zu vernichten.

— Gundling, Gundling! Glücklichſter aller Oberceremonienmeiſter! Beneidenswertheſter aller königlich preußiſchen Kammerherren! rief er aus, iſt es nun nicht ganz klar, ſteht es jetzt nicht ganz mathematiſch feſt, daß dieſe »ſtille Verehrerin«, die ſo rührenden Antheil an Deinem Schickſale nimmt, keine Andere als Sophie Dorothee, die unglückliche Gattin des rohen Barbaren Friedrich Wilhelms iſt. Die Königin liebt Dich. Das iſt ſo ſicher, wie zwei mal zwei = vier iſt! Von der Sonnenhöhe ihres Thrones will ſie in meine dunkle Hütte, zu meinem Krankenlager herniederſteigen, um mich Tag und Nacht zu pflegen, wie einſt Heloiſe ihren kranken Abälard gepflegt hat. Götter! iſt das Traum oder Wirklichkeit, iſt das Täuſchung oder Wahrheit? Doch warum ſollte es nicht Wahrheit ſein? Hat nicht Englands Eliſabeth den Grafen von Eſſex, hat nicht Frankreichs Maria von Medicis den Marſchall d'Ancre geliebt? Ich bin zwar kein Graf, aber bin ich denn nicht Baron und Ritter des rothen Adler-Ordens? Bin ich auch nicht Marſchall, ſo bin ich doch eben ſo gut Kammerherr und Oberceremonienmeiſter wie jener Concino Concini, den die Wittwe des vierten Heinrichs geliebt und . . . o Wonne aller Wonnen! . . . erhört hat. Auch Sie wird Dich erhören, Gundling; auch Sie wird einſt an Deinem Herzen ruhen, auch Sie wird . . . o Gott, das Glück macht mich ſchwindelig . . . ich taumle vor Freude . . . das Blut klopft in jeder meiner Adern . . . Wonne und Seligkeit haben mich rein ausgetrocknet . . . die Zunge klebt am Gaumen feſt . . . ich habe Durſt, ungeheuern Durſt und muß trinken, trinken, um in den Fluthen des Weines meine Ungeduld zu begraben, die heiße Sehnſucht meines liebetrunkenen Herzens abzukühlen!

Und kaum geneſen, gab er ſich von Neuem den Freuden des Trunkes hin.

XXII.

Als er nach ſeiner Krankheit zum erſten Male bei Hofe erſchien, erfuhr er, daß die Königin ſeit einigen Wochen das Bett hüten müſſe. Dieſer Umſtand beſtärkte ihn in ſeinem Glauben, und auch er war nun untröſtlich, daß er nicht an ihr Krankenlager eilen durfte, um Ihre Majeſtät, der er eine ſo tiefe Neigung eingeflößt hatte, Tag und Nacht zu pflegen, wie einſt, umgekehrt, Abälard ſeine kranke Heloiſe gepflegt hatte. Auch er wünſchte ſich unſichtbar zu ſein, um, von Keinem beobachtet, in ihrer Nähe weilen und ihre Leiden durch den Balſam des Troſtes mildern zu können. Da dies aber nicht möglich war, ſo begnügte er ſich mit dem Glück, Tag und Nacht die beiden Briefe in einer blechernen Kapſel auf ſeinem Herzen zu tragen und ſie in unbewachten Augenblicken, wenn er, wohlgemerkt, noch nüchtern war, aus dem Verſteck hervorzuziehen, um aus dem Kelche dieſer ſüßen Zeilen neuen Honig für ſein durch Amors Pfeil verwundetes Herz zu ſaugen.

Um dieſe Zeit, im Faſching des Jahres 1730, mußte Herr von Gundling den König nach Potsdam begleiten.

Seine Majeſtät, geruhend, wieder einmal bei außergewöhnlich guter Laune zu ſein, hatten ſich vorgenommen, Allerhöchſt Ihrem Hofſtaate und vorzugsweiſe den Mitgliedern des Tabak-Collegiums, ein Faſtnachtsſpiel zu bereiten, bei dem — wie ſich vorausſehen ließ — ſeinem armen Narren die Hauptrolle zugetheilt war. Der Monarch hatte kurz vorher in einem alten Geſchichtswerke den ſonderbaren Einfall Kaiſer Karls V. geleſen, der in ſeiner traurigen Einſamkeit im Kloſter St. Juſt zu Eſtremadura — wenige Tage vor ſeinem Tode — vermuthlich aus kaiſerlich-königlicher Langweile — beſchloſſen hatte, eine Probe ſeines Leichenbegängniſſes aufführen zu laſſen. Friedrich Wilhelm, welcher, abgeſehen von dieſem Scherze, kein Karl V. war, hatte in der Stille ſeines Herzens den Plan gefaßt, dieſes Schauſpiel zu parodiren, und als Hauptperſon in dieſem Schwanke nicht etwa Seine Allerhöchſteigene Perſon, ſondern die ſeines Oberceremonienmeiſters auserkoren; er ſelber geruhte blos, den Mummenſchanz ſelbſtändig in Scene zu ſetzen.

Narrenalmanach. 1816.

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK

Abends, als es zu dunkeln begann, verfügte ſich der König, begleitet von ſeinem Hofſtaate und ſämmtlichen Mitgliedern des Tabakcollegiums, baarhaupt und in weite Kapuziner-Kutten gehüllt, in einen düſter erleuchteten Saal, deſſen Wände mit ſchwarzem Tuche und aufgeklebten Todtenköpfen von weißer Leinwand überkleidet waren, und in deſſen Mitte ſich ein durch Wachslichter erhellter und mit Blumenkränzen geſchmückter Katafalk erhob, auf dem ein höchſt eigenthümlich gebauter Sarg in der Form eines ziemlich großen, länglich-runden Weinfaſſes ruhte, das, ringsum von eiſernen Reifen eingefaßt, ſo eingerichtet war, daß die obere Hälfte, gleichſam den Deckel dieſes originellen Sarges bildend, der Länge nach weggehoben werden konnte. Die Außenſeite dieſes Faſſes war ſchwarz angeſtrichen und auf beiden Seiten mit weißen Kreuzen überpinſelt. Natürlich fehlte auch das Spundloch nicht.

Beim Eintritt der hochwürdigen Kapuziner, die — der König als Prior an der Spitze, Einer dicht hinter dem Andern — in allerhand Windungen den ſogenannten Gänſemarſch ausführten, erhob ſich aus einem dunkeln Winkel des Saales eine höchſt ſchauerliche Muſik, die Anfangs wie eine Todtenmeſſe und gleich darauf wie ein Kirmes-Jubel klang, der ſich bald in einen Marſch auflöſte, welcher, ein Lieblingsſtück des Fürſten Leopold von Anhalt, den Beinamen »Deſſauer« erhalten hatte.*) Nach den Klängen dieſes kriegeriſchen Marſches ſangen die frommen Mönche, während ſie voll tiefer Andacht den Katafalk umkreiſten, unter Schluchzen und Thränen:

---

*) Ueber das Hiſtoriſche des Deſſauer Marſches — heißt es in Schillings „Univerſal-Lexicon der Tonkunſt.“ Bd. II. Seite 394. — herrſchen verſchiedene Anſichten. Die richtigere davon iſt wohl die, daß derſelbe nicht deutſchen, ſondern italieniſchen Urſprungs iſt, und daß zwar Fürſt Leopold von Deſſau, nach der Erſtürmung der Stadt Turin, bei ſeinem Einzuge in dieſelbe (am 7. September 1706) damit empfangen wurde, der Marſch ſelbſt auch

Wir wollen ihn, wir wollen ihn
Wir wollen ihn nicht haben,
Den großen, großen, großen,
Den großen deutſchen Mann,
Drum laſſen wir, drum laſſen wir
Drum laſſen wir begraben
Den großen Herrn von Gundeling,
Der ſo viel ſaufen kann.

Nach beendigtem Requiem hoben der hochwürdige Herr Prior und der Pater Guardian — Herr von Printz — den Deckel des Sarges ab, auf dem folgende Verſe ſtanden:

»Hier ruht in ſeiner Haut,
Halb Menſch, halb Schwein,

---

erſt von dieſer Zeit an ſeinen jetzigen Namen führt, das Alter der Compoſition deſſelben aber jedenfalls noch einige Jahre höher angenommen werden muß, da ſchon 1705 nach der Schlacht bei Caſſano (am 16. Auguſt) die Landbewohner jenem heldenmüthigen Feldherrn und ſeinen tapfern Schaaren dieſen Kriegsmarſch zur Feier ſeines Sieges gewidmet hatten. — Fürſt Leopold, der zu ſehr Soldat war, um auch den Künſten geneigt ſein zu können, hatte ſein Lebelang nur an zwei Melodien wahrhaftes Wohlgefallen: an Luthers Choral „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“, welches Lied er „unſers lieben Herrgotts Dragonermarſch“ genannt, und an dieſem nach ihm benannten „Deſſauer Marſche“, deſſen kriegeriſches Tongeräuſch ſeinem durch und durch militäriſchen Charakter entſprach und deſſen Melodie ſich ſeinem Gedächtniſſe ſo unvertilgbar feſt eingeprägt hatte, daß er Alles, was er ſang, nur nach ihr zu ſingen pflegte, ja ſogar einmal in der Kirche den Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ — Ueber die Perſon des Componiſten der „preußiſchen Marſeillaiſe“ ſchwebt noch immer ein undurchdringliches Dunkel.

Ein Wunderding;
In ſeiner Jugend klug, in ſeinem Alter toll,
Des Morgens nüchtern und des Abends voll,
Hier ruht in ſeiner Haut,
— Gott Bacchus ruft es laut —
Herr Gundeling. *)

Im Sarge ſelbſt lag das alſo geprieſene »Wunderding« in einem weitbauſchigen, ſchneeweißen, mit ſchwarzen Schleifen geſchmückten Leichenhemde und einer ungeheuer großen Bärenmütze, in der einen Hand eine volle Weinflaſche und in der andern Hand einen leeren Becher haltend. Auf ſeinem Herzen lag ein in rothem Sammet eingebundenes Exemplar des lateiniſchen Gedichtes: »Victoria Bacchi, seu de arte bibendi libri III,« von Vincentius Obſopäus und zwar die erſte Ausgabe dieſes Werkes. (Nürnberg, 1536. 4.**)

Sämmtliche Mönche ſanken tief gerührt auf die Kniee und heulten ein »de profundis«, welches aber dergeſtalt komiſch klang, daß die Muſikanten, die den Grabgeſang begleiten ſollten, bald vor Lachen nicht weiter fort blaſen konnten.

Gleich darauf erſtieg der gekrönte Prior die Stufen des Sarkophags, ſprengte mit ſeinen Fingerſpitzen dem Todten etwas Wein ins Geſicht und ſchrie ihm mit der ganzen Kraft ſeiner königlichen Lunge ins Ohr:

---

*) Auch dieſe Verſe ſind hiſtoriſch.

**) Dieſes Gedicht, ein Brevier aller Säufer, erſchien neu aufgelegt zu Frankfurt 1578. 8. Leyden, 1648. 12. Eine deutſche Ueberſetzung, von G. Wickgram, erſchien zu Freiburg 1537. 4.

— Erwache!

Der Todte aber blieb todt.

Da nahm der Prior eine der brennenden Sargkerzen und träufelte ein paar Tropfen ſchmelzendheißen Wachſes auf des Todten Naſe und ſchrie mit Poſaunenton:

— Erwache! Erwache!

— Jeſus Maria und Joſeph! ſchrie der erwachende Todte, rieb ſich vor Schmerz die verbrannte Naſe und ſprang wie ein Beſeſſener aus ſeinem Sarge heraus.

— Auferſtanden! Auferſtanden! brüllte die fromme Kapuzinerſchaar.

Und in demſelben Augenblick ſtimmten die Mönche und Muſiker den jauchzenden Choral an:

Aus ſchweren Todesbanden
Iſt Gundling auferſtanden:
Nun kann er wieder laufen
Gleich wie ein junges Lamm,
Und ſaufen, ſaufen, ſaufen,
Ja ſaufen wie ein Schwamm!

Bei dem Worte »Schwamm« ſchloß das Te Deum mit einem dreifachen Tuſch, in den endlich auch der auferſtandene Todte einſtimmte.

— Lichter! Flaſchen! Gläſer her! herrſchte der Prior und warf ſeine Kutte ab. Jetzt wollen wir bei Pauken und Trompeten Gundlings Auferſtehungsfeſt feiern.

— Juchhe! Juchhe! ſchrieen die andern Mönche und ſchüttelten nun gleichfalls ihre braunen Kutten ab.

— Victoria! Victoria! jubelte Gundlingus redivivus und warf ſeine Bärenmütze bis an die Decke des Saales.

Dann klappten die königlichen Lackeien den Sarg zu und ſchleppten ihn in einen Winkel des Saales. In einem Ru verwandelte ſich das Trauergerüſte in einen Schenktiſch. Mit den Lichtern erſchienen auch Weinflaſchen von allen Sorten. Und jetzt ging das Bechern los. Gundling ſoff an dieſem Abende für Fünf und ward bald wieder ſo betrunken, daß man ihn im Leichenkittel, den er während des Trinkgelages nicht abgelegt hatte, in ſeinen Sarg hineintrug.

Dort ſchnarchte er die ganze Nacht.

XXIII.

Einige Wochen ſpäter erhielt der »Auferſtandene« wegen einer kleinen Schrift, die er in früherer Zeit zu Gunſten des Hauſes Oeſterreich geſchrieben, vom Kaiſer Karl VI. ein Handbillet und deſſen Portrait, mit Diamanten beſetzt, an einer goldenen Kette, deſſen Geſammtwerth ſich auf tauſend Thaler belief. Dieſe neue Auszeichnung brachte den armen Baron, der durch Eitelkeit, Trunk und andere Leidenſchaften in letzter Zeit ſchon halb närriſch war, vollends um den letzten Reſt ſeines Verſtandes. Mit dieſer Kette um den Hals und mit dem rothen Adler im oberſten Knopfloche, ſtand er Morgens, ſo lange er noch nüchtern war, ganze Stunden lang vor ſeinem Spiegel, laute Selbſtgeſpräche haltend, die von der Art waren, daß Jeder, der zufällig Zeuge dieſer Monologe war, deſſen baldige Reiſe für das Tollhaus nicht länger in Zweifel ziehen konnte.

— Gundling, ſagte er eines Morgens zu ſich ſelbſt, hätteſt Du Dir damals als Student zu Jena träumen laſſen, daß Du einſt der größte Mann am Hofe des Königs von Preußen, Präſident, Oberceremonienmeiſter, Baron, Kammerherr, Ritter und — was noch viel mehr als dies Alles ſagen will — der Geliebte der Königin ſein würdeſt? O Tante Barbara! O Muhme Apollonia! Könntet Ihr mich jetzt in der Glorie meines Ruhmes ſehen, Ihr würdet ſtolz ſein auf das Glück, einen Neffen, einen Vetter zu beſitzen, dem der Kaiſer des heiligen römiſchen Reiches ſein Bild geſchenkt. O Bruder Nicolaus*), könnteſt Du aus Deinem Grabe auferſtehen, um Zeuge meines neuen Triumphes zu ſein! Aber gut für Dich, daß Du todt biſt, denn Du würdeſt mich, Deinen jüngern Bruder, in der tiefſten Tiefe Deines Herzens beneiden, denn wie bald werde ich nicht den Titel »Excellenz« erhalten? Excellenz! Welch ein bezauberndes Wort! Ja, Gundling, ja Du gehſt einer großen Zukunft, dem Ruhme, der Unſterblichkeit mit Siebenmeilenſtiefeln entgegen!

In demſelben Augenblicke vernahm er ein leiſes Klopfen an ſeiner Thür.

— Herein! rief die zukünftige Excellenz.

— Ein Briefchen, Herr Baron, ſagte der Eintretende, der kleine niedliche Gnom, der ihm auch damals, als er krank geweſen war, das bewußte Schreiben überbracht hatte.

---

*) Nicolaus Gundling war, als geheimer Rath und Profeſſor der Rechte, am 16 December 1729 in Halle geſtorben.

— Halt! rief unſer Held und packte den Poſtillon d'amour, der eilig entfliehen wollte.

— Ach, Herr Baron, fragte der Kleine, was wollen Sie von mir?

— Erfahren, wer Dich an mich abgeſchickt hat . . .

— Excellenz, das darf ich Ihnen durchaus nicht ſagen . . .

— Excellenz? ſagſt Du, wiederholte Gundling, der ſich durch dieſe Anrede tief geſchmeichelt fühlte. Und warum, Däumling, darfſt Du das nicht ſagen?

— Weil die Dame, die mich ſchickt, es mir ſtreng verboten hat...

— Ich aber muß es wiſſen, ſchrie der Baron und ſchüttelte den Kleinen dergeſtalt, daß er Furcht bekam.

— Laſſen Sie mich los, Herr Baron, flehte das Bürſchchen.

— Nicht eher, Kobold, als bis Du mir gebeichtet haſt, wer Dir dieſen Brief gegeben . . .

— Ach lieber Herr, ſtöhnte der Kleine und blickte ihn dabei mit furchtſamer Miene an, werden Sie mich, wenn ich's Ihnen ſage, nicht verrathen?

— Schelm, was fällt Dir ein?

— Werden Sie wirklich ſchweigen?

— Ich ſchwöre . . .

— Und worauf? fragte der niedliche Gnom mit ſeinen klugen Spitzbuben-Augen . . .

— Ich ſchwöre bei Allem, was mir heilig iſt . . . bei dieſem rothen Adler, der, wenn Gott mir das Leben ſchenkt, ſich bald in einen ſchwarzen verwandeln ſoll, bei dem Bildniß Kaiſer Karls VI. und bei allen Heiligen . . .

— Nun gut, dann will ich, trotz dem ſtrengen Verbote, Ihnen ſagen, daß die Abſenderin dieſes Briefes . . .

— Heraus damit!

— Ihre Majeſtät die Königin iſt!

— Siehſt Du, Burſche, das habe ich ſchon längſt gewußt . . .

— Und haben mich dennoch gequält, es Ihnen zu ſagen?

— Um Gewißheit zu erhalten . . .

— Weh mir, wenn die Königin oder irgend Jemand bei Hofe durch Sie erführe, daß ich ihr Geheimniß treulos verrathen . . . ich wäre verloren!

— Sei ruhig, Däumling, Gundling iſt ſtumm wie ein Fiſch . . .

— Und darf ich nun gehen, Excellenz?

— Wohin Du willſt, entgegnete Herr von Gundling und entließ den ſchmucken Pagen.

Der Baron erbrach das Billet und las:

»Ihre ſtille Verehrerin beeilt ſich, Ihnen, großer, ausgezeichneter Mann, zu der neuen Auszeichnung, die Ihnen vom Wiener Hofe zu Theil geworden iſt, vom Grund ihrer Seele Glück zu wünſchen. Sie ſonnt ſich in den Strahlen Ihres Ruhmes und bittet Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehme.

S . . . . e.“

— S und vier Punkte! Ja, dieſer Burſche hat die Wahrheit gebeichtet. Die Schreiberin dieſer Zeilen iſt Sophie, die Königin! O Gipſy, Gipſy, Dein prophetiſcher Geiſt hat Dich nicht getäuſcht, Die Königin iſt in mich verliebt, ſo wahr ich Gundling heiße und der Glücklichſte aller ſterblichen Kammerherren und Barone bin! Schon drei Briefe hat ſie mir geſchrieben und ich Dummkopf habe noch keinen derſelben beantwortet. Nun iſt's hohe Zeit! Aber wie und auf welche Weiſe fange ich's an, daß meine Antwort bis zu den Stufen des Thrones und nicht in unrechte Hände gelangt? Das wollen wir uns ernſtlich überlegen.

XXIV.

Während wir unſerm Helden Zeit zum Nachdenken laſſen, wollen wir uns in Begleitung unſeres Leſers zu Gräfin von Knobelsdorf verfügen, von der wir ſchon ziemlich lange nichts erfahren haben.

Der Verluſt des »unvergeßlichen Menelaus« war unſerer alten Männerfeindin in der That ſo ſehr zu Herzen gegangen, daß ſie noch lange nach ſeinem Tode keinen Hund ſeiner Race, kein Weſen ſehen konnte, das auf den Namen eines Mopſes Anſpruch hatte, ohne dabei in helle Thränen auszubrechen. Es ſchien, als ob die Zeit, die in der Regel alle Wunden des Herzens heilet, die ihrigen von Neuem aufreiße, um die Gräfin in ihrem tiefen Schmerze langſam verbluten zu laſſen.

Wir finden einen jungen Neffen bei ihr, den Baron Hans Georg Wenzeslaus von Knobelsdorf, der vor einigen Jahren als Hauptmann ſeinen Abſchied genommen hatte, um ſich der Malerei und Baukunſt zu widmen. Der Baron war vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt, wo er in der neu erwählten Laufbahn bereits ſchöne Fortſchritte gemacht und ſich ſchon damals den Ruf eines höchſt talentvollen Architecten erworben hatte.*)

— Ich habe Dich rufen laſſen, lieber Neffe, begann das Hoffräulein, um mir Deinen Rath zu erbitten.

— In welcher Angelegenheit?

— In einer Angelegenheit, die mir ſehr am Herzen liegt; ich bitte Dich inſtändigſt, mir ſo bald als möglich einen Plan zu entwerfen . . .

— Und wozu, Tante?

— Zu einem Mauſoleum . . .

— Für?

— Einen Todten, deſſen Verluſt ich bis zum letzten Athemzuge meines Lebens treu beweinen werde . . .

— Für Deinen Vater, liebe Tante?

— Nein, guter Neffe, nicht für meinen Vater, wohl aber für Menelaus . . .

— Jenen Helden, welchen Homer durch ſeine Odyſſee unſterblich gemacht?

— Was kümmert mich der Gemahl jener liederlichen Helene, deren Schönheit mir von jeher ein Dorn im Auge geweſen, weil ſie Schuld an dem Untergange Troja's geweſen iſt. Nein, Neffe, ich meine jenen Menelaus, der Deiner Tante näher ſtand, als Mancher ihres weitverzweigten Stammes . . .

---

*) Nach Friedrichs II. Thronbeſteigung wurde dieſer Freiherr von Knobelsdorf zum Intendanten aller königlichen Bauten ernannt. In dieſer Eigenſchaft erbaute er das Schloß zu Sansſouci, zu dem Friedrich der Große am 14. April 1745 den Grundſtein gelegt, das Berliner Opernhaus und den neuen Flügel des Luſtſchloſſes zu Charlottenburg; außerdem reſtaurirte er das Potsdamer Palais und legte den Berliner Thiergarten an.

— Mir iſt ein Knobelsdorf, der mit ſeinem Vornamen Menelaus geheißen hat, nicht bekannt . . .

— Du irrſt, lieber Neffe, ich rede hier von keinem unſerer Verwandten . . .

— Ei, von wem alſo? fragte der ungeduldige Neffe.

— Ich hatte einen Mops, der Menelaus hieß.

— Einen Mops? wiederholte der Baron und ſchlug eine laute Lache auf.

— Pfui, pfui, Georg, wie kann ein Mann Deiner Abkunft ſo plebejiſch lachen!

— Lachen, Tante, macht Keinem von uns Schande. Lachen iſt im Gegentheil eine Tugend . . .

— Ja, ja, eine Tugend bürgerlicher Herkunft . . .

— Erlauben Sie, liebe Tante, mich dieſer Tugend zu befleißigen, gleichviel, ob ſie bürgerlichen oder adeligen Urſprungs.

— Man ſieht, Herr Baron, daß Sie in Frankreich geweſen ſind . . .

— Dort erlaubt auch der höchſte Adel ſich und Andern zu lachen, ſo viel Jedem gefällt . . .

— Um auf den Hund zu kommen, ſagte die Gräfin, um das Geſpräch auf ſeinen Mittelpunkt zurückzuführen, willſt Du die Güte haben, Deiner alten Tante — ſie verlangt es nicht umſonſt — den Riß zu einem Mauſoleum für den Seligen zu entwerfen?

— Für den ſeligen Mops?

— Nun ja, für wen denn ſonſt?

— Tantchen! Tantchen! rief der Baron und fing von Neuem zu lachen an.

— Dein unanſtändiges Gelächter, Neffe, bringt mich in Verzweiflung. Antworte ernſt und anſtändig, wie es für einen Cavalier Deines Namens ſich geziemt. Willſt Du Deiner alten Tante, die mit Einem Fuße ſchon im Grabe ſteht, dieſe kleine Bitte erfüllen oder nicht?

— Ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen, nur das Eine nicht. Was müßte der Hof, was die ganze Stadt von uns denken, wenn ſie erführen, daß Tante Knobelsdorf ihrem Mopſe ein Monument geſetzt, zu dem ihr Neffe den Plan entworfen? Nein, Tantchen, wir wollen uns nicht blamiren.

— Blamiren? wiederholte die alte Hofdame, die vor Zorn puterroth geworden war. Spricht man ſo mit ſeiner Tante, die in ihrem letzten Willen Dich, ihren undankbaren Neffen, zum Erben ihres ganzen Vermögens eingeſetzt?

— Zürnen Sie mir nicht: ich achte und liebe Sie; aber eben darum werde ich Ihnen nie die Hand zu einem Schritte bieten, der Sie und mich dem Geſpötte der ganzen Stadt preisgiebt . . .

— Sie wollen alſo wirklich nicht?

— Um keinen Preis der Welt . . .

— Gut, dann mache ich morgen ein neues Teſtament . . .

— Sie ſind unbeſchränkte Herrin Ihres Willens . . .

— Dann ſetze ich einen wildfremden Menſchen als Univerſalerben ein . . .

— Was Sie thun, iſt gut gethan, ſagte der Baron, machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und empfahl ſich.

Die Gräfin ſpie Feuer und Flammen.

XXV.

Am andern Morgen ließ ſie ihren Anwalt rufen, um ihre Drohung auszuführen. Sie machte ein neues Teſtament, in dem ſie ihren Neffen enterbte, weil er — wie ſie ausdrücklich dabei bemerkt wiſſen wollte — ſich geweigert hatte, den bewußten Plan zu entwerfen.

Gott ſchütze uns vor ſolchen Tanten!

XXVI.

Herr von Gundling, der, trotz allem Nachdenken, noch immer keinen Weg gefunden hatte, auf dem er der »Königin ſeines Herzens« eine Antwort, die er mondenlang mit ſich in der Brieftaſche herumtrug, konnte zugehen laſſen, ohne ſich und ſein Geheimniß der Gefahr der Verrathes bloszuſtellen, war ſeitdem, von Eitelkeit, Hochmuth, Durſt und Liebesſehnſucht aufgerieben, nur mit zwei Gedanken noch beſchäftigt: des Morgens mit der Königin und deren unzweifelhafter Liebe zu ihm, Abends mit der Leidenſchaft des Trunkes, die in ganz letzter Zeit verheerende Fortſchritte gemacht und in ſeinem Geiſte die erſten Spuren des Delirium tremens oder Säufer-Wahnſinns zurückgelaſſen hatte.

Dieſe Krankheit — von Hufeland „**mania potatorum**“, von Clarus „**hallucinatio ebriosorum**“ getauft — iſt nach den Beobachtungen des engliſchen Arztes E. Sutton, der, ſo viel uns bekannt, der erſte Arzt geweſen war, welcher das Weſen und die Symptome derſelben charakteriſirt hatte *), eine Folge des Jahre lang fortgeſetzten Mißbrauchs geiſtiger Getränke und demnach ausſchließliches Eigenthum der Trunkenbolde. Nach der Anſicht des deutſchen Arztes G. Barkhauſen **) tritt ſie weit ſeltener in Weinländern, als in ſolchen Gegenden auf, wo mehr Bier, Punſch und Schnaps getrunken wird, und äußert ſich vorzugsweiſe durch Störungen der Gehirn- und Nerven-Funktionen, durch Schlafloſigkeit und Gliederzittern, durch Geiſtesſchwäche und Sinnestäuſchungen höchſt eigenthümlicher Art. ***) Kranke, die an dieſer Phreneſie leiden, ſehen bei helllichtem Tage geſpenſteriſche Geſtalten und hören unheimliche Stimmen, die ihnen Angſt, Furcht, Schrecken und Entſetzen einflößen. Es hat Leute gegeben, die ſich in dieſem oft ganz fieberloſen Delirium ſo grauenerregende Vorſtellungen gemacht, daß ſie, von tauſend Schrecken gefoltert, in kalten Schweiß gebadet, endlich ganz beſinnungslos zuſammengeſtürzt ſind. Dabei verfolgt faſt jeden dieſer Kranken eine fixe Idee, die wie ein rother Faden durch die ganze Krankheit zieht. So oft Herr von Gundling einen neuen Anfall dieſes temporären Wahnſinns bekam, verfolgte ihn die Idee, der König, welcher erfahren, daß Gundling ſein begünſtigter Nebenbuhler ſei, habe ihn des Majeſtätsverbrechens angeklagt und ihn durch eine Art unheimlicher Fehme zur qualvollſten aller Todesſtrafen verurtheilen laſſen. Er ſah die verlarvten Blutrichter, er hörte aus ihrem Munde das Urtheil, er fühlte ſich gepackt, gebunden und auf einer Kuhhaut nach dem Richtplatze geſchleift; dort ſah er Tauſende von Köpfen, die ihn hohnlachend angrinzten und ihn mit Verwünſchungen überhäuften. Er ſah eine Maſſe von Soldaten, die ein dichtes, undurchdringliches Carré um das Schaffot gezogen; die Strahlen der jungen Morgenſonne, die ſich in den friſchgeputzten Bajonetten dieſer Schergen abſpiegelte, drangen blendend in ſein Auge ein, daß er unwillkührlich ſchließen mußte. Dann beſtieg er das Schaffot und ſah den Henker, der mit teufliſcher Schadenfreude ſein ſcharfgeſchliffenes Beil putzte. Mit dieſem Beile wurde ihm dann zuerſt der rechte Arm, dann das linke Bein und erſt ganz zuletzt der Kopf abgehauen. Das Alles fühlte er ſo genau, als ob Alles, was ihm ſein momentan zerrüttetes Gehirn vorgeſpiegelt, nicht Täuſchung, ſondern Wahrheit geweſen wäre. Man denke ſich bei all dieſen Vorſtellungen die Seelenangſt des armen Narren, der, wie vielleicht kein zweiter Menſch auf Erden, Furcht vor dem Tode hatte! Man denke ſich die Höllenqual des armen Gundling, der ſich auf dieſe Weiſe wohl ſchon zwanzig Mal zum Richtplatze geſchleift fühlte, da er mit jedem neuen Paroxismus all' dieſe Sinnestäuſchungen in derſelben Reihenfolge und mit allen ſchauerlichen Einzelnheiten wiederkehren fühlte und die ganze Hinrichtung von Neuem durchmachen mußte — ein ſchrecklicher Zuſtand, der auf der Grenzlinie zwiſchen Träumen und Wachen ſteht, eine Marter, die ſich nicht beſchreiben läßt.

---

*) Suttons in engliſcher Sprache abgefaßte Monographie erſchien von J. Heineken ins Deutſche überſetzt u. d. Titel: „Abhandlung über das Delirium tremens, Bremen, 1819.“

**) Beobachtungen über den Säufer-Wahnſinn, Bremen, 1828. 8.

***) Außer den beiden oben Genannten hat auch der Franzoſe J. P. F. Rayer eine „Mémoire sur le delirium tremens“, Paris, 1819. und der Schwede J. G. Lind eine gelehrte Abhandlung „de delirio tremente“, Stockholm, 1828. geſchrieben.

Der Hingerichtete bekam auf Verordnung des Arztes eine ſtarke Doſis Opium, die ſeine Nerven beruhigte; mit dem Schlafe kehrte dann auch allmählig die Kraft ſeiner Sinne zurück und der Kranke war dann auf kurze Zeit wieder hergeſtellt.

Kurz nach einem neuen Rückfalle, von dem er durch Opiumshilfe bald wieder geneſen war, begab ſich der König nach Wuſterhauſen, um dort auf die Rebhühnerjagd zu gehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im Gefolge Sr. Majeſtät der Schalksnarr, der die ganze Geſellſchaft unterhalten ſollte, wiederum nicht fehlen durfte, obgleich der arme Baron viel lieber in Potsdam zurückgeblieben wäre, überzeugt, daß man ihn blos deshalb mitgenommen habe, um ihm, zur Beluſtigung des Monarchen, einen neuen Streich zu ſpielen.

Und das geſchah denn auch wirklich. Gegen Abend war Friedrich Wilhelm mit ſeinem Jagdgefolge unter Hörnerklang und Hundegebell in ſein Schloß zurückgekehrt, um einem Feuerwerke beizuwohnen, das bei einbrechender Nacht im Freien abgebrannt werden ſollte. Zwei Stunden vorher, als es noch ziemlich hell war, verlockte Herr von Printz und ein anderer Gelbſchnabel den kaum geneſenen Oberceremonienmeiſter unter dem Vorwande, daß ſie ihm einige Vorbereitungen zum Feuerwerke zeigen wollten, in ein abgelegenes, gänzlich leeres Zimmer des Schloſſes, das ſie, nachdem er einmal in die Falle gegangen war, ſchnell verließen, um es von außen zuzuſchließen. Der arme Gundling war nun eingeſperrt in einem engen Zimmer, in dem ſich nicht einmal ein Stuhl befand, auf dem ſein morſcher Leichnam, ermüdet von den Strapazen der Jagd, ausruhen konnte. Zum Glück ahnte er noch nicht, weshalb ſie ihn eingeſperrt hielten. Geduldig wie ein Opferlamm, öffnete er das Fenſter und ſah, um die Langweile zu beſiegen, in den Park hinaus.

Die beiden Kammerjunker hatten unterdeſſen ſo leiſe als möglich zwei große Löcher durch die Thür gebohrt, durch die ſie einen Augenblick ſpäter gleichzeitig zwei brennende Schwärmer hineinſchleuderten, die den armen Baron, der ſich, nichts Arges ahnend, ins Anſchauen der eben untergehenden Sonne vertieft hatte, aus ſeiner ſtillen Betrachtung aufſchreckten. Er kehrte ſich um und ſchrie:

— Was giebt's?

Statt der Antwort flog ihm durch die beiden Schießſcharten ein neues Peloton brennender Schwärmer entgegen. Um nicht getroffen zu werden, flüchtete er in eine Ecke ſeines Kerkers und rief mit der ganzen Kraft ſeines Organs:

— Was ſoll das? Derlei dumme Späße verbitte ich mir!

Um ihn aus ſeinem Schlupfwinkel herauszutreiben, folgten jetzt in großer Schnelle ein Paar Dutzend brennender Fröſche, welche einige Secunden lang mit der Geſchwindigkeit eines Blitzes zickzackartig hin und her ſprangen und ſich dann mit einem ſtarken Knall entluden. Dieſe herumwirbelnden Fröſche jagten unſern Helden, der, wie wir bereits wiſſen, keinen Ueberfluß an Muth beſaß, in ſo große Beſtürzung, daß er wie ein gehetzter Haſe von einer Ecke in die andere floh und dabei dergeſtalt ſchrie, als ob er am Bratſpieße ſtäke. Seine Feinde aber ließen ſich durch ſein Zeter- und Mordiogeſchrei nicht abſchrecken, ihr Bombardement ruhig fortzuſetzen. Zu ihrem größten Jubel verirrte ſich jetzt einer der berſtenden Fröſche in die Locken ſeiner Ziegenhaar-Perücke, die dadurch in Brand gerieth.

— Ich brenne! ich brenne! ſchrie der arme Narr. Feuer! Feuer! Hilfe! Hilfe! jammerte Gundling und riß die Perücke, die in lichterlohen Flammen ſtand, vom Kopf herunter.

Die beiden Feuerwerker, welche eine Kataſtrophe dieſer Art vorausgeſehen hatten, ließen dieſen Hilferuf an ihrem Ohre nicht ungehört vorübergehen. Sie ſtellten alſogleich das Feuer ein und zogen ein paar Inſtrumente hervor, mit deren Hilfe ſie durch die beiden Schießlöcher dicke Waſſerſtrahlen auf den in Brand gerathenen Baron hineinſpritzten, in ſolcher Maſſe, daß dieſer bald bis auf die Knochen durchnäßt, wie ein Pudel, der, ſoeben aus dem Waſſer an's Ufer zurückgekehrt, ſich triefend abſchüttelte, um ſeine Haut zu trocknen.

Die beiden Spritzenleute öffneten nun ganz leiſe die Thür und liefen auf den Zehen davon, um ſich im Garten ſo unbefangen, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre, in die Nähe des Königs zu drängen und ſo jeden Argwohn von ſich fern zu halten.

Der arme Gundling, der ſich noch immer eingeſperrt glaubte, lehnte ſich weit zum Fenſter hinaus und brüllte ſo laut um Hilfe! Hilfe! daß dieſer Ruf auch dem Ohre des Königs nicht entging. Seine Majeſtät verfügten ſich in Begleitung einiger Herren und Junker in das Gemach, von dem dieſer Schrei ausgegangen war. Befragt, was vorgefallen ſei, erzählte der Baron dem Monarchen den ſchändlichen Streich, der von Printz und einem ſeiner Spießgeſellen an ihm verübt worden ſei.

— Er alſo, Herr von Prinz, fragte der König, iſt der Urheber dieſes Bubenſtücks?

Der Junker, der nicht den Muth beſaß, dieſe That einzugeſtehen, leugnete ſie und berief ſich auf die Ausſage ſeines Helfershelfers, mit dem er ſeit einer Stunde hier im Garten wollte auf- und abgegangen ſein.

— Sag' Er die Wahrheit, Prinz, denn wenn ich Ihn auf einer Lüge ertappe, dann, junger Menſch, ſchicke ich Ihn nach Spandau . . .

— Majeſtät, ſtammelte der bleiche Junker.

— Er geſteht es alſo ein? fragte Friedrich Wilhelm mit zornſprühender Miene.

— Ja, Sire, antwortete der zitternde Junker.

— Nun, ſprach Seine Majeſtät und geruhte zuvörderſt eine Priſe zu nehmen, weil Er die Wahrheit geſtanden, will ich ſein Bubenſtück Ihm diesmal verzeihen, ſagte der König, der ſich nicht länger des Lachens erwehren konnte. Heda, Freund Gundling, wie geht's?

— Schlecht, ſehr ſchlecht, allergnädigſter König und Herr; ich bin bis auf die Knochen durchnäßt . . .

— Ei, eine ſo unwillkührliche Abſtaubung Seines Körpers kann Ihm durchaus nichts ſchaden . . . von ſolchem Bade ſtirbt man nicht . . .

— Und dennoch, Majeſtät, fühle ich mich ganz und gar erſchöpft . . . Ach, Sire, mir iſt durchaus nicht wohl, ſtöhnte der arme Mann und ließ, wie Jemand, der eben ohnmächtig wird, Kopf und Arme ſinken.

— Mein Gott, fragte der Monarch, zum erſten Male um ihn wohlwollend beſorgt, was iſt Dir? was haſt Du?

— Durſt, Majeſtät, furchtbaren Durſt!

— Prinz, rief der König, hole Er, um ſein Unrecht wieder gut zu machen, etwas zum Trinken für ſeinen Freund Gundling.

— Sogleich! ſagte der Junker und eilte fort.

Bald darauf, nachdem der Herr Oberceremonienmeiſter einige Gläſer guten Weines hinabgeſtürzt hatte, war aller Zorn vergeſſen.

Armer Herr von Gundling! Haſt Du darum das Bildniß Kaiſer Karls VI. erhalten, damit zwei gelbſchnäbelige Junker Dich ungeſtraft in Brand ſtecken und unter Waſſer ſetzen dürfen? Und doch haben wir, trotz allen Mißhandlungen, denen Du preisgegeben biſt, kein Mitleid mit Dir, weil von allen Laſtern, denen ſich ein Mann Deiner Art in die Arme wirft, der Trunk, der Dich vor Dir ſelbſt und Andern ſo tief erniedrigt hat, das gemeinſte iſt.

XXVII.

Wenige Tage nach jener Scene — der Hof war unterdeſſen nach Potsdam zurückgekehrt — erhielt unſer ſeit jenem Spritzbade renovirte Freiherr durch jenen kleinen Liebesboten einen neuen Brief folgenden Inhalts:

»Ihre Freundin, die an Ihrem Schickſale wärmeren Antheil als an ihrem eigenen nimmt, kann der Nothwendigkeit, Sie zu ſprechen, um Ihnen das wichtigſte Geheimniß Ihres

Lebens anzuvertrauen, nicht länger widerſtehen, um ſo mehr, da jetzt ein Moment naht, der das Glück oder Unglück ihrer Zukunft entſcheidet. Ich muß Sie ſprechen, und zwar noch heute, mit dem Glockenſchlage Neun, im Schloßgarten in dem letzten Bosquet, in der Nähe der ſtillverſchwiegenen Marmor-Statue. Mit brennendheißer Sehnſucht erwartet Sie

Ihre

ſtille Verehrerin.
S. D.

Zum Glück kam dieſe Einladung zum Stelldichein noch früh genug, um unſern beneidenswerthen Helden noch vollſtändig nüchtern anzutreffen.

— S. D.! rief er außer ſich vor Freude und benetzte die beiden Buchſtaben mit hundert Küſſen. S. D.! S. D.! Sophie Dorothee! In dieſen beiden Namen liegt ein Zauber, der mich in dieſem Augenblicke dergeſtalt begeiſtert, daß ich darauf ein Gedicht machen muß.

Dieſer Einfall, der mit der Schnelligkeit eines zündenden Blitzes ſein ganzes Ich durchzuckt hatte, wurde ſofort in Ausführung gebracht. Er nahm eine neue Feder, ein ſauberes Blatt Papier und brachte nach Verlauf einer Stunde und 23 Minuten ein Gedicht zuſammen, das, im Ganzen und Einzelnen ſehr ſtark an die Periode der Hofmannswaldau-Poeſie erinnernd, alſo lautete:

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Panacea,
End' und Anfang aller Wonne,
Keuſcher Mond und holde Sonne,

O Sophia Dorothea,
Meine Rahel, meine Lea,
Sieben volle Jahr' ſchon werbe,
Sieben volle Jahr' ſchon ſterbe
Ich für Dich, o Königin!

O Sophia Dorothea,
Meines Herzens Epopöa,
Traute Wurzel meiner Freuden,
Fundamentum meiner Leiden,
O Sophia Dorothea,
Meiner Schmerzen Panacea,
Tod und Leben will ich wagen,
Um, o Kön'gin, Dir zu ſagen,
Daß Du, ach, mein Alles biſt!

O Sophia Dorothea,
Juno, Venus und Aſträa,
Höre meiner Liebe Flehen,
Laß mich ſo nicht von Dir gehen,
O Sophia Dorothea,
Holde Nymphe Amalthea,
Stille meiner Lieb' Gelüſte,
Reich' den Nectar Deiner Brüſte
Deinem Säugling Jupiter!

Der griechiſche Philoſoph Ariſtomachos, der ſich — wie Athenäus erzählt — achtundfünfzig Jahre lang ausſchließlich mit Beobachtung der Bienen beſchäftigt hatte, ſoll — wie ein Spötter verſichert — deſſenungeachtet nur mit vieler Mühe die Drohnen von den Arbeitsbienen haben unterſcheiden können. Unſer ehemaliger Profeſſor, der ſich auf der Univerſität zu Helmſtädt drei Jahre einzig und allein mit der Metrik beſchäftigt haben ſoll, konnte trotzdem nur mit knapper Noth einen Dactylus von einem Anapäſtus unterſcheiden. Um ſo größer war ſeine Freude, als er ſein Gedicht, nachdem er jeden Vers zehn Mal geleſen und durchſcandirt hatte, nach ſeiner Anſicht vollkommen fehlerfrei fand. Der Brandenburgiſche Catull las jetzt zum eilften Male ſeine dreiſtrophige Schöpfung und war zufriedener mit ihr, als der ewige Vater des Himmels mit ſeiner erſchaffenen Welt. Ganz beſonders ſchön und zart fand er den Gedanken, daß er die Königin, Anfangs wohl nur des Reimes wegen, mit der Nymphe Amalthea verglichen, die, wie bekannt, mit der Milch einer Ziege den kretenſiſchen Jupiter großgeſäugt hatte; die Idee, daß er in den zwei letzten Verſen:

»Reich' den Nectar Deiner Brüſte
Deinem Säugling Jupiter.«

aus Ihrer Majeſtät eine Ziege und aus ſich, einem alten Knaben von ſiebenundfünfzig Jahren, einen Säugling gemacht, erſchien ihm ſo hochpoetiſch, daß er — ein Wort ſagt Alles — entzückt war. — Die proſaiſche Antwort, die er ſeit Wochen in der Taſche herumgetragen hatte, ohne Gelegenheit zu finden, ſie an den rechten Mann, oder, richtiger geſagt, an die rechte Frau zu bringen, wurde nun vernichtet.

— Dies eine kleine Gedicht wird einen tiefern Eindruck als ein Dutzend proſaiſcher Liebesbriefe auf ſie machen. Die Königin wird den Schwung meiner Phantaſie, die Gluth meiner Vergleiche, den reinen Aether meiner Reime bewundern und ſich zu mir, wie einſt Prinzeſſin Eleonore von Eſte zu ihrem Torquato Taſſo, magnetiſch hingezogen fühlen. Heute Abend, mit dem Glockenſchlage Neun, in der Nähe des ſtillverſchwiegenen Liebesgottes, werde ich, von Luna's keuſchen Strahlen übergoſſen, vor Sophia Dorothea,

»meines Herzens Panacea« niederſinken, mit der ganzen Gluth der Seele ihre Knie umfaſſen und nicht eher von ihr laſſen, bis ſie, berauſcht von dieſer Gluth, an meinem Herzen ruht. Dann, Gundling, ſchlägt die Stunde der Erhörung, dann wag' ich Alles, dann naht der Augenblick, wo ich ihr ſage:

»Reich' den Nectar Deiner Brüſte
Deinem Säugling Jupiter.«

XXVIII.

Abends, eine Viertelſtunde vor Neun, erſchien Jacob Paul Freiherr von Gundling, der ſeit drei Jahren nicht ſo nüchtern als an dieſem Tage war, in voller Galla, in goldgeſtickter Kammerherren-Uniform, mit dem Bildniß Kaiſer Karls VI. um den Hals und dem rothen Adler auf der Bruſt, mit dem Degen an der Seite und dem Kammerherrenſchlüſſel auf der linken Hüfte, mit gewaſchenen Manchetten und einem Chapeaubas in der Hand, in dem öden, mäuschenſtillen Schloßgarten. Sein Herz pochte lauter als das manches ſechszehnjährigen Jünglings. War dies doch das erſte, allererſte Rendezvous ſeines langen Lebens. Und welch ein Rendezvous! Wie wenig Sterblichen wird das Glück zu Theil, ſich von einer Königin geliebt zu ſehen! Neunmal glücklicher Gundling, dem ſogar eine Königin von Preußen ein Stelldichein giebt!!!

Mit dem neunten Glockenſchlage huſchte unſer Held, ſcheu und ängſtlich wie ein Dieb, in das ihm bezeichnete Bosquet und fand darin — nichts als eine ziemlich hohe Bank von Stein. Er harrte fünf ... er harrte zehn Minuten ... doch Sophia Dorothea, »ſeines Herzens Epopöa«, erſchien noch immer nicht. Erwartungsvoll auf Kohlen ſtehend, ließ er ſeine Blicke rechts und links durch die Zweige ſeines Schlupfwinkels ſchweifen, gewahrte jedoch nichts als die immer dichter werdenden Schatten der haſtig einbrechenden Nacht. Gundling ſtülpte den kleinen Hut auf die große Perücke, legte die linke Hand auf den Degengriff, nahm eine nachdenkende Stellung und fragte ſich:

— Sollte Ihre Majeſtät, die Königin, blos geruht haben, Dich in den April zu ſchicken? Nein, Gundling, nein, denn pro primo iſt heute nicht der erſte April, ſondern der 17. September, pro secundo erlaubt ſich die Königin keinen ſo unverantwortlichen Spaß mit mir. Wo aber weilt ſie ſo lange? Iſt es ihr noch nicht finſter genug? Das wird es ſein! rief er aus und war eben im Begriff, ſich auf die Steinbank niederzulaſſen, als ſein Ohr das Rauſchen einer Robe und ſylphenleichte Schritte vernahm. Raſch kehrte er ſich um und erblickte nun am Eingange des Bosquets eine hohe, impoſante Frauengeſtalt in ſchwarzer Sammetrobe mit halbverſchleiertem Geſichte, in der er ſofort Ihre Majeſtät erkannte.

— Königin! rief er aus und ſtürzte wie ein bengaliſcher Tiger auf ſeine Beute los.

— Gundling! ſchluchzte die majeſtätiſche Huldgeſtalt und verdeckte ihr Geſicht, um dem Geliebten den Ausbruch ihrer Thränen zu verbergen.

— O Königin! rief er aus, ließ ſich, ſchwerfälliger als manches Kameel, auf eines ſeiner Kniee nieder, erfaßte die alabaſterweiße Hand Ihrer Majeſtät, drückte ſie an ſein Herz und ſprach: Das längſt erſehnte Glück, die Freude, hat die Zunge mir gelähmt, o Königin; n'mm dies Gedicht, holde Herrin, es wird Dir ſagen, was Dein Gundling für Dich fühlt . . .

— Ein Gedicht? fragte Ihre Majeſtät hoch entzückt, o reichen Sie es mir, daß ich mich Nachts, wenn Alles ſchläft, daran erlabe . . .

— O Sophia Dorothea, Juno, Venus und Aſträa, hier iſt das Gedicht, flötete unſer Torquato und überreichte es ihr.

— Dank, tauſend Dank, hauchte ſeine Leonore und verſenkte das Blatt eilig in den verſchwiegenen Schnee ihres Buſens.

Doch in demſelben Augenblicke vernahmen Beide, nicht fern von ihrem Schlupfwinkel, ein heftiges Huſten und deutlich hörbare Männertritte.

— Weh' uns, rief die Königin, dort von jener Seite naht ein Mann . . . noch iſt es Zeit zum Fliehen . . . gute Nacht, gute Nacht, flüſterte die Huldgeſtalt mit unbeſchreiblich ſüßem Liebesſchmelze und verſchwand noch ſchneller als ſie kurz vorher erſchienen war.

Unſer Held aber, nicht ſo leichtfüßig als die ſchwarzſammetne Sylphide, überlegte einen Augenblick, was er thun ſollte, und hatte ſoeben beſchloſſen, ſich platt auf den Bauch hingeſtreckt unter der ſteinernen Bank zu verkriechen, als jener Mann, der die beiden Liebenden im ſchönſten Momente auseinander geſprengt hatte, im Bosquet erſchien.

— Wer da? rief jener Mann, der kein Anderer als der verwunſchene Prinz war.

Herr von Gundling, der wie ein Froſch auf dem plattgedrückten Bauche lag, wagte nicht zu antworten.

— Wer da? fragte noch einmal der vermaledeite Störenfried und ſtieß mit ſeiner Fußſpitze die Rippenpartie des ſchlecht verſteckten Kammerherren.

— Au! Au! ſchrie der getretene Mann.

— Sie ſind's, Herr von Gundling? fragte der Kammerjunker, der ſeinen Feind ſchon aus weiter Ferne gewittert hatte. Was treiben Sie in dieſer äußerſt verdächtigen Lage, mitten in der Nacht, unter dieſer Bank?

— Ich habe hier, mit Ihrer Erlaubniß, mein Mittagsſchläfchen gehalten . . .

— Und wer war die Dame, die Sie ſoeben verlaſſen hat?

— Eine Dame? Ich weiß nichts von einer Dame! ſagte der Baron, der nun, auf's Schlimmſte gefaßt, aus dem ſtaubigen Verſteck hervorkroch.

— Wie, Herr Baron, Sie wagen es, die Gegenwart jener ſchwarzen Dame abzuleugnen, die, als ſie mich huſten gehört, die Flucht ergriffen hat?

— Möglich, daß eine Dame, während ich da unten geſchlafen, hier auf der Bank geſeſſen. Doch habe ich ſie weder geſehen noch geſprochen . . .

— Sie lügen, Baron! Ich habe ſehr genau gehört, wie und was Sie mit ihr geſprochen; auch habe ich deutlich genug geſehen, wie Sie ihr ein Blatt Papier in die Hand gedrückt, das ſie blitzſchnell in ihren Buſen geſteckt. Sie ſehen, daß ich Alles weiß und daß Ihr Leugnen Ihnen wenig helfen wird.

— Ei, wenn Sie Alles wiſſen, ſo werden Sie mir wohl auch ſagen können, wer jene ſchwarze Dame geweſen iſt?

— Unverſchämter! Sie haben den Muth, zu fragen, wer die verſchleierte Frau geweſen iſt?

— Du lieber Gott, ich kenne ſie nicht! . . .

— Elender! wohl kennſt Du ſie . . . es war die Königin! rief Herr von Printz und betonte, tief empört, das Wort »Königin« mit ſolcher Kraft, daß es ſelbſt Taube hätten hören können.

— Schreien Sie nicht ſo!

— Wer kann das Schreien mir verwehren?

— Ich! ſagte Gundling mit koſtbar-lächerlichem Ernſte.

— Sie? Sie? Sie? fragte der Kammerjunker in vernichtendem Hohne.

— Ja, Ich, und zwar im Namen der Königin!

— Im Namen der Königin? Sie geſtehen alſo ein, daß dieſe Dame Ihre Majeſtät geweſen?

— Ja, junger Mann! erwiderte der Herr Oberceremonienmeiſter, indem er, ein alter Geck, die rechte Hand in die krauſen Falten ſeines großen Buſenſtreifs verſenkte.

— Und Sie wagen?

— Mein Leben für die Königin, entgegnete Gundling mit allem Stolze, der ihm zu Gebote ſtand.

— Und fürchten Sie nicht?

— Daß Herr von Printz ſchlecht genug ſein könnte, mich und die Königin zu verrathen? . . . Auch darauf, junger Menſch, bin ich nunmehr gefaßt . . .

— Und wiſſen Sie, womit dies enden kann?

— Mit meinem Tode . . .

— Auf dem Schaffot! ſetzte der ſchadenfrohe Junker mit mephiſtophеliſcher Wolluſt hinzu.

— Auf dem Schaffot? wiederholte der kleinlaute Narr und verlor einen Augenblick ſeine Faſſung, ſammelte ſich aber noch ſchnell genug und erwiderte mit einem Heldenmuthe, den Niemand ihm bis dahin zugetraut hätte, bah! meinetwegen auf dem Schaffot! Wer ſo lange Jahre für die »Königin ſeines Herzens« gelebt hat, wird auch eines Tages für ſie zu ſterben wiſſen!

— Sie lieben ſie alſo wirklich?

— Mit allen Kräften meiner Seele!

— Halt, Verräther, jetzt haſt Du Dich in meinen Schlingen gefangen; nun, alter Narr, biſt Du verloren! ſprach er und verſchwand wie ein Geiſt der Unterwelt.

Jacob Paul Freiherr von Gundling aber verlor plötzlich den ganzen Vorrath ſeiner erheuchelten Courage und kehrte, nichts Gutes ahnend, niedergeſchlagen und traurig nach ſeiner Wohnung heim, um, nachdem er zuvor ſeinen Durſt gelöſcht hatte, einem unruhigen, von böſen Träumen gepeitſchten Schlafe in die Arme zu ſinken.

XXIX.

Eine Stunde nach jenem verhängnißvollen, durch die Dazwiſchenkunft des Herrn von Printz geſtörten Stelldichein lag die erlauchte Gemahlin Friedrich Wilhelms I. in ihrem Bett und las.

Das, was ſie las, werden unſere Leſer, die an dem Schickſale der Königin einigen Antheil nehmen, früh genug erfahren.

Der Monarch, der von ſeinem Zimmer aus im Schlafgemache ſeiner Gattin, trotz ſeines erſt unlängſt erneuerten und ſtreng verſchärften Verbotes nach zehn Uhr noch Licht gewahrte, beſchloß in einem Anflug übler Laune, ſich in die Apartements ſeiner Gemahlin zu verfügen, um ſich mit Allerhöchſteigenen Augen zu überzeugen, welcher Grund ſie veranlaſſe, einen Paragraphen ſeines Hausgeſetzes zu überſchreiten.

Bei ſeinem ganz und gar unerwarteten und unangemeldeten Eintritt in's Schlafkabinet Ihrer Majeſtät, ſchob die Königin — leider ſchon zu ſpät — das Blatt, in deſſen Lectüre ſie ſich auffallend vertieft hatte, unter eines ihrer Kopfkiſſen.

Der König, welcher — o wunderbare Fügung des Geſchicks! — zum erſten Male in ſeiner vierundzwanzigjährigen Ehe einer Anwandlung von Eiferſucht nicht widerſtehen konnte, fragte in barſchem Tone:

— Madame, was muß ich ſehen? Sie laſſen, mir und meinem Verbote zum Trotz, noch einundzwanzig Minuten nach Zehn Licht in Ihrem Zimmer brennen?

Die Königin, in allen Lagen des Lebens eben ſo klug als ſanft, hielt es angemeſſen, lieber zu ſchweigen, als den ſo leicht erregbaren Jähzorn ihres tyranniſchen Gemahls durch irgend eine Antwort aufzureizen.

— Madame, fuhr der Haustyrann fort, was hat Sie veranlaßt, heute, nach ſo langer Zeit, die Hausordnung zu überſchreiten? Sie ſind beſtürzt, Madame, Sie ſchweigen? Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſpiegelt ſich in Ihren Zügen die Unruhe eines böſen Gewiſſens. Madame! ſchrie der König dicht an ihr Bett hintretend, was geruhten Sie bei meinem Eintritt ſo ängſtlich unter Ihre Kiſſen zu verbergen?

— Großer Gott, was wollen Sie? rief Sophie Dorothee leichenblaß.

— Antwort auf meine Frage! herrſchte der Deſpot.

— Himmel, welch ein Ton!

— Teufel, wie beſtürzt ſind Sie! Madame, ich befehle Ihnen, mir zu ſagen, was Sie unter Ihrem Kiſſen ſo geheimnißvoll verborgen halten.

— Sie befehlen mir, der Königin?

— Madame, auch die Königin muß gehorchen!

— Sie muß? fragte Ihre Majeſtät tief gekränkt.

— In monarchiſchen Staaten, Madame, iſt das Muß eine ſegensreiche Formel, der auch Sie ſich fügen müſſen.

— Wir haben niemals Ihnen widerſprochen, heut' zum erſten Male wagt Ihre Gattin, Ihrem Befehle Widerſtand zu leiſten.

— Und gerade das erweckt in mir Verdacht ſo böſer Art, daß ich Sie ernſtlich bitten muß . . .

— Ihre Bitte, Sire, iſt für mich ſtets Befehl geweſen, ſagte die Königin und zog nun aus dem Verſteck der Kopfkiſſen ein Blatt hervor, das ſie, auf das Schlimmſte gefaßt, ihrem Gemahl überreichte.

— O Madame, was ſeh' ich!

— Das neueſte Blatt des »Mercure galant«.

— Und durch wen erhalten Sie dieſes Journal?

— Durch die Güte des franzöſiſchen Geſandten.

— Kreuz Bomben Element! Ohne mein Wiſſen! Ohne meine

Erlaubniß! Haben Sie vergeſſen, daß es Ihnen unterſagt iſt, franzöſiſche Bücher zu leſen?

— Eine Zeitung, Sire, iſt kein Buch.

— Aber dieſe Zeitung iſt franzöſiſch, und das genügt, ſie in meinen Augen ſtrafbar zu machen.

— Und doch iſt dieſer »Mercure« ein ſo harmloſes, unſchuldiges Blatt!

— Harmlos, unſchuldig? Das ſagen Sie, Madame; ich aber ſage Ihnen, daß es in der franzöſiſchen Literatur nichts, gar nichts giebt, was für treue Unterthanen eines ſo wohl organiſirten Staates, als der preußiſche unter meinem Scepter zu ſein die Ehre hat, ungefährlich wäre. Selbſt jener vielgeprieſene »Télémaque«, den der Erzbiſchof von Fénélon für die Enkel Ludwigs XIV. geſchrieben hat, iſt in meinen Augen kein harmloſes Buch. In Frankreichs Literatur liegt der Keim zu einem Gifte, das einſt ganz Europa anſtecken und verpeſten; in ihr liegt der Zunder zu einer Verheerung, die, mehr als alle Bomben und Kanonen der Welt, die Grundpfeiler des Staates und der Kirche, die Säulen der Throne und Altäre untergraben, auflockern und erſchüttern wird, und darum, ja nur darum haſſe ich dieſe Literatur, die ſich die Oberherrſchaft über die aller anderen Nationen anmaaßt, und der — ich ſehe es kommen — einſt auch die lammsfromme Literatur Deutſchlands nachäffen wird; doch ſo lange ich noch lebe, ſoll dieſe Peſt, meinetwegen überall, nur nicht in meinem Preußen Eingang finden. Und darum bitte ich Sie noch ein Mal, ſich zukünftig dieſer ſtaatsgefährlichen Lectüre zu enthalten und weder franzöſiſche Bücher, noch franzöſiſche Zeitungen zu leſen. Müſſen Sie durchaus etwas leſen, ſo empfehle ich Ihnen Daniel Kaſpar von Lohenſteins

Trauerſpiele »Kleopatra«, »Sophonisbe«, »Agrippina« und vor Allen »Arminius und Thusnelda«, einen wunderſchönen Roman, den einſt auch ich zu leſen angefangen und . . .

— Den Sie wahrſcheinlich nicht vollendet haben . . .

— Wer Teufel kann zwei ſtarke Quartbände durchleſen! Lieben Sie derlei langausgeſponnene Romane nicht, ſo leſen Sie Friedrich Freiherrn von Logau's Sinngedichte, die ich in meiner Jugend als Strafe meiner Unfolgſamkeit habe auswendig lernen müſſen und wovon ich nur das eine, »Weinluſt« überſchrieben, noch behalten habe. Es lautet wörtlich:

»Wer mit Bacchus kämpfen will,
Hüte ſich und trink' nicht viel;
Erſtlich ſchlägt er auf die Beine,
Trifft er Dich, ſo biſt Du ſeine.«

— Sire, ich bewundere . . .

— Logau's Verſe? . . .

— Dieſe weniger als das herrliche Gedächtniß Ew. Majeſtät!

— O auch Wir haben Vieles geleſen und Uns Manches wohl gemerkt. Sind Sie keine Freundin von derlei Epigrammen, ſo empfehle ich Ihnen Martin Opitzens »Oden«, die dem Kaiſer Ferdinand II. dergeſtalt zugeſagt, daß er ihn zum Dichter gekrönt, ja ſogar als Opitz von Boberfeld in den Adelſtand erhoben, was ich — beiläufig geſagt — nie gethan hätte, denn in einem wohlorganiſirten Militärſtaate, wie Preußen, iſt ſelbſt der größte Dichter ein ganz und gar unbrauchbares Subject.

— Ludwig XIV. dachte in dieſem Punkte anders als Ew. Majeſtät. »Ich bin ſtolzer auf meinen Racine, als auf ein halbes

Dutzend meiner Generale,« ſoll er einſt geſagt haben. »Alljährlich wird ein guter Feldherr, doch oft in hundert Jahren kein Dichter wie Corneille geboren.«

— Da haben wir's! Die franzöſiſche Literatur und Alles, was drum und dran hängt, taugt in Grund und Boden nichts; ſie hat eine allzugroße Meinung von ſich und ihrem Ruhme, und darum iſt ſie, wie geſagt, mir ſehr verhaßt, und darum ſperr' ich ihr den Eingang in mein Preußen. Nach meinem Tode freilich wird es anders werden. Der Kronprinz, der Alles liebt, was ſein Herr Vater haßt, iſt Franzoſe durch und durch und eben deshalb lieb' ich ihn nicht ſehr! Doch nun genug geplaudert von Dingen, die im Grunde doch nicht wichtig ſind. Gute Nacht, Madame, gute Nacht! Verzeihung, daß ich Sie geſtört; doch geht es ſchon auf Eilf; drum iſt es hohe Zeit zum Schlafen, ſprach Seine Majeſtät, beugte ſich über das Licht und löſchte die Flamme aus.

Dann wünſchte er der Königin noch ein Mal gute Nacht und tappte im Finſtern durch's Kabinet zur Thür hinaus.

— Mein Gemahl, ſagte die ſanfte Königin, während ſie, ganz ohne Groll, tiefer in ihr Bett hineinſchlüpfte, iſt trotz mancher kleinen Fehler doch ein großer König! Der Himmel ſegne und erhalte ihn, fuhr ſie fort und ſprach ein kurzes Nachtgebet.

Dann ſanken ihr die Augen zu.

XXX.

Eine weniger ruhige Nacht als die Königin hatte ihr Torquato Taſſo, der arme Freiherr von Gundling. Beim Erwachen fühlte er ſich ganz gerädert, denn ſchwere Träume hatten ihn gefoltert: er war auf verſchiedene Arten hingerichtet: geſpießt, gehangen, geköpft, gerädert und geviertheilt worden, und das Alles in Folge ſeines Abenteuers mit der Königin; denn ſchon im Traume hatte er geahnt, daß ſein unerbittlicher Erzfeind, der ſchadenfrohe Teufel Printz, alle Ereigniſſe des geſtrigen Abends dem Könige brühwarm hinterbringen werde, um ihn — den Günſtling Ihrer Majeſtät — in den tiefſten Abgrund des Verderbens hinabzuſchleudern.

Und dieſe Ahnung hatte ihn wirklich nicht getäuſcht; denn als er kaum aufgeſtanden und erſt halb angekleidet war, vernahm ſein ängſtlich geſpanntes Ohr laute, unheimliche Schritte auf dem Corridor, und eine Sekunde ſpäter ein ſtarkes, höchſt brutales, äußerſt offizielles Klopfen an ſeiner Stubenthür, die zum Glück noch verriegelt war. Der arme Gundling, der eben, nach gar langer Zeit, wieder einmal eingeſeift vor den Trümmern ſeines Raſirſpiegels ſtand, um ſeinen Bart — vermuthlich nur der Königin zu Liebe — abzumähen, erſchrak dergeſtalt, daß ihm das Herz in die Füße und die ſtumpfe Bartſichel aus der Hand fiel. Er fing zu zittern an und war einen Augenblick unentſchloſſen, ob er ſchweigen oder herein! rufen ſollte.

— Aufgemacht! Aufgemacht! donnerte eine Stentorſtimme von außen.

Es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als die Thür zu öffnen. In demſelben Moment trat ein Offizier, begleitet von vier rieſengroßen Grenadieren, ins Zimmer.

— Im Namen des Königs, ſprach der Offizier, bitte ich um Ihren Degen!

— Um meinen Degen? wiederholte der halbraſirte Oberceremonienmeiſter, der unter der Seife ſich entfärbte.

— Nun ja, Herr von Gundling, denn von dieſem Augenblick an ſind Sie mein Gefangener!

— Ihr Gefangener? ſtammelte der leichenblaſſe Kammerherr. Und warum? weshalb?

— Das weiß ich ſelber nicht; doch muß das Vergehen, deſſen Sie angeklagt ſind, kein kleines ſein, denn ich habe den Allerhöchſten Auftrag erhalten, Sie ſofort in's Gefängniß abzuführen ...

— Jetzt bei helllichtem Tage? In Begleitung dieſer vier Herren?

— So lautet meine Ordre. Unten aber harrt ein verſchloſſener Wagen, der Sie an den Ort Ihrer Beſtimmung bringen ſoll.

— Wohin?

— Vorläufig in die Hausvoigtei ... ich erſuche Sie, mir ſofort zu folgen ...

— Sie erlauben doch, daß ich mich erſt raſiren darf ...

— Nein, denn das hieße gegen die Ordre handeln, welche lautet, Sie ſofort zu arretiren ...

— Halbraſirt und erſt zur Hälfte angekleidet?

— Gleichviel! In der Hausvoigtei werden Sie Zeit und Muße finden, Ihre Toilette zu vollenden. Folgen Sie mir ohne Widerrede!

— Contre la force point de resistance, dachte ſich der arme Baron und folgte in Hemdsämeln und nur auf einer Seite raſirt, in ſtummem Gehorſam dem Offiziere, der voranſchritt.

Unten an der Hausthür angekommen, ſtieg er in den bereits geöffneten Wagen; ihm zur Seite nahmen der Offizier und ihm gegenüber zwei jener martialiſchen Goliathe Platz.

Der Wagen fuhr nach der Hausvoigtei.

Dort angelangt, wurde der Staatsverbrecher dem Inſpector des Gefängniſſes überliefert, der ihn mit jeſuitiſcher Zuvorkommenheit empfing.

— Habe ich die Ehre, fragte er, den Herrn Baron von Gundling vor mir zu ſehen?

— Ja, mein Herr, erwiderte der Gefragte in höchſt larmoyantem Tone.

— Es gereicht mir zur beſondern Ehre, einen ſo weltberühmten Gelehrten in die Liſte unſerer Gefangenen einzutragen . . .

— Sie ſind ſehr gütig, mein Herr.

— Es wird Ihnen, wie ich hoffe, ganz gut bei uns gefallen. Ich werde, meiner Ordre gemäß, Ihnen zwar nur ein ſehr kleines, aber doch ziemlich helles und freundliches Zimmer anweiſen; auch werden Sie mit der Koſt nicht ganz unzufrieden ſein . . . täglich eine Portion trefflich gebackenen Commisbrodes, Erbſen- oder Graupenſuppe, an Sonn- und Feiertagen ein halbes Pfund Fleiſch . . .

— Und zum Trinken? fragte der Gefangene ängſtlich beſorgt

— Waſſer, klares, friſches Brunnenwaſſer!

— Wie? Weder Wein noch Bier?

— Der Herr Baron belieben zu ſcherzen. Wo ſollte der preußiſche Staat das Geld hernehmen, wenn jeder der Herren Staatsgefangenen berechtigt wäre, zur Stillung ſeines hin und wieder maaßloſen Durſtes Bier oder gar Wein zu verlangen?

— Aber es giebt doch wenigſtens Schnaps?

— Auch damit können wir leider nicht dienen. Doch ich bemerke ſoeben, daß der Herr Baron mitten im Raſiren geſtört worden ſind. Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Baron; Ihr werther Name iſt bereits eingetragen. Wollen Sie nun die Güte haben, ſich auf Ihr Zimmer zu verfügen? Geliebter Bruder in Chriſto, ſagte der Inſpector zu einem der Wärter, der auf ein Zeichen mit der Klingel kurz vorher eingetreten war, begleite den Herrn Baron auf Nummer 14.

— Kommen Sie, ſagte der Wärter und winkte dem Gefangenen, ihm zu folgen.

— Herr Baron, ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorſamſt zu empfehlen, ſchloß der überhöfliche Inſpector und machte eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung.

— Jeder Zoll ein Jeſuit! ſagte Gundling beim Hinausgehen zu ſich ſelbſt. Der Teufel hole dieſen frommen Bruder in Chriſto!

Man ſieht, daß es auch ſchon damals Mucker gegeben hat.

XXXI.

Der große Staatsgefangene hatte jetzt vollauf Zeit, ſich ganz nach Bequemlichkeit nicht blos ein, ſondern zehn und zwanzig Mal zu raſiren, denn er ſaß bereits einundzwanzig Tage, ohne — wie dies zu jener Zeit und ſelbſt ſpäter noch durchaus nicht ungewöhnlich war — von ſeinen Richtern verhört zu werden. Auch war ihm Muße geblieben, über den Grund der Ungnade, über die Urſache ſeiner Gefangenſchaft reiflich nachzudenken. Und darum ſtand es ſchon lange feſt in ihm, daß ſeine unſelige Liebe zur Königin, oder, richtiger geſagt, die unſelige Neigung der Königin zu ihm, das Alpha und Omega ſeines Sturzes ſei. Wie und auf welche Weiſe dieſes Majeſtätsverbrechen enden werde, war bei dem zum Sprüchwort gewordenen Schneckengange der preußiſchen Juſtiz jetzt noch gar nicht abzuſehen, doch flößte ihm der jedenfalls traurige Ausgang dieſer Hochverraths-Geſchichte ſchon jetzt ſo viel Angſt und Schrecken ein, daß ihm, ſo oft er an das Ende dieſes blutigen Prozeſſes zu denken wagte, die Haare wie Borſten zu Berge ſtanden.

Und dennoch hatte dieſe lange Haft bei allen Uebelſtänden auch ihr Gutes, denn ſchon ſeit langen Jahren fühlte ſich unſer beklagenswerther Held nicht ſo friſch und geſund, als während dieſer drei Wochen. Hier, wo ſich ihm niemals Gelegenheit bot, dem Laſter des Trunkes zu fröhnen, war er muſterhaft-nüchtern. In Folge dieſes regelmäßigen Lebens, dieſer ſtreng vorgezeichneten

Diät, dieſer unfreiwilligen Enthaltſamkeit, fühlte er ſich geiſtig und körperlich neu geſtärkt. Nur ſchmeckten ihm die Tag um Tag abwechſelnd-wiederkehrenden Erbſen- und Graupen-Suppen nicht, und ſchon Montags freute er ſich auf den nächſten Sonntag, wo es zur Wonne ſeiner Kinnbacken, die während dieſer Faſtenzeit faſt gänzlich die Uebung des Kauens verlernt hatten, wieder Fleiſch gab. Daß auch das Waſſer ihm nicht munden wollte, verſteht ſich wohl von ſelbſt; er trank es ſtets mit unbeſiegbarem Widerwillen und ſchnitt Geſichter dabei, als ob er die unangenehmſte Arznei hinunterwürgen müſſe; oft ſogar überlief ihn ſchon beim Anblick dieſer »blaſſen, blonden Dinte« — wie er das liebe, helle, klare Brunnenwaſſer hieß — eine Art von Schauer, eine Gänſehaut, und nicht ſelten ſtand er lieber durſtig von ſeiner übermäßig-mäßigen Mahlzeit auf, als ein Getränke zu trinken, das ihm bis in die tiefſte Tiefe ſeiner Kehle zuwider war.

Eines Nachmittags, als er, um die Zeit zu tödten, Jacob Böhme's »Aurora oder Morgenröthe im Aufgang«*), ein myſtiſches Erbauungsbuch, das einzige, das ihm der fromme Bruder in Chriſto, der Tartuffe der Hausvoigtei, zur Ausfüllung ſeiner Mußeſtunden geliehen, zum neunten Male von vorn angefangen hatte, fühlte er ſich von der Myſtik des Görlitzer Schuſters dergeſtalt betäubt, daß er, auf ſeinem Bette ausgeſtreckt, allmälig eingeſchlafen war. Kein Wunder, denn nicht Jedem iſt es gegeben, wie jener arabiſche Philoſoph Alfarabi 40, ſage vierzig Mal mit gleicher Theilnahme und gleichem Genuß die »Metaphyſik« des großen Ariſtoteles durchzukäuen. Nicht Jeder hat eine ſo tief eingewurzelte Vorliebe für irgend ein Buch, wie jener Jeſuit Fraguier, der das Gelübde gethan, tagtäglich tauſend Verſe im Homer zu leſen, um deſſen Manen für die Beleidigungen zu rächen, die de la Motte dem blinden Sänger der Iliade zugefügt. Nicht Jeder hängt mit ſolcher Treue an ſeinem Lieblingsſchriftſteller, wie jener Claude Boulanger, der ſeinen Homer ſo ſehr geliebt, daß er ihn ſogar in die Kirche mitnahm und ſich ſtatt des Geſangbuches der Odyſſee bediente. Nicht Jeder iſt ſo vernarrt in ſeinen Autor, wie jener Lorenz Normann in ſeinen Homer, den er Tag und Nacht bei ſich trug, ja, der ſogar ſo weit ging, ſeinem Sohne den Vornamen Homer zu geben, um ſich den Genuß zu verſchaffen, durch ſeines Sprößlings Namen beſtändig an Homer erinnert zu werden. — Auch iſt jene »Aurora«, zu deren Lectüre unſer Gundling ſich verurtheilt ſah, ſo ungenießbarer Art, daß man leicht in Verſuchung geräth, ſchon beim einmaligen Leſen darüber einzuſchlafen, wie jener gelehrte Jacques Lelong, der ein ſo großer Verächter der Poeſie geweſen, daß er ſelbſt über Homer und Virgil eingeſchlummert war. Um ſo natürlicher und verzeihlicher, wenn Jacob Gundling über Jacob Böhme einzunicken ſich erlaubte.

---

*) Die erſte Auflage dieſes Buches erſchien 1612 zu Görlitz.

Aus dieſem ſüßen Nachmittagsſchläfchen ſtörte ihn urplötzlich die Ankunft des Gefängnißwärters, der mit ſeinem Schlüſſelbunde ſo viel Geraſſel verurſachte, daß unſer Freund davon erwachte, noch bevor Jener ins Zimmer trat.

— Herr Baron! Herr Baron! rief der fromme Bruder.

— Was giebts?

— Ich bringe Ihnen frohe Botſchaft . . . freuen Sie ſich, Herr Baron . . . freuen Sie ſich . . .

— Und worüber, guter Freund?

— Bald ſchlägt die Stunde des Verhörs ... bald werden Sie vor Ihren Richtern ſtehen ...

— Endlich! Endlich!

— O, das iſt noch nicht Alles ... Sie haben viel Glück, Herr Baron ... der König ſelbſt will Sie verhören ...

— Der König ſelbſt? Mich trifft der Schlag!

— Vor Freude! Nicht wahr? O unſer König iſt ein guter, milder, frommer Herr!

— Der Teufel hole Eure Frömmigkeit!

— Ach, Herr Baron, wer wird den Teufel ſo oft im Munde führen! Jacob Böhme ſagt ...

— Ich mag nicht wiſſen, was er ſagt ... Sagen Sie lieber, wo ich verhört werden ſoll ...

— Hier in der Hausvoigtei ... vor zwei Stunden haben Seine Majeſtät ſich anmelden laſſen ... mit dem Glockenſchlage Vier ſoll ich Sie in den Verhörſaal führen ... Horch ... ſoeben ſchlägt es Vier ... folgen Sie mir, Herr Baron.

Gundling folgte ihm mit ſchwerem Herzen.

XXXII.

Im Vorzimmer des Verhörſaales mußte er über eine halbe Stunde warten; dann ertönte eine Klingel; der Gefängnißwärter öffnete die Thür, worauf eine Stimme ſo laut, daß Gundling ſie hören konnte, ihm entgegenrief:

— Der Delinquent kann nunmehro eintreten!

Eine Sekunde ſpäter ſtand der Baron vor einer mit grünem Tuche beſchlagenen Tafel, an der ein einziger Richter ſaß: Friedrich Wilhelm I. von Gottes Gnaden König von Preußen in Allerhöchſteigener Perſon. Ihm zur Linken einer ſeiner Kammerherren, der als Actuar fungirte. Hinter dem Lehnſtuhle des Königs ſtand Herr von Printz. Außer Dieſen war Niemand in dem großen unheimlichen Saale, deſſen nackte, dunkele Wände durch ein einziges Bild, das des Staats- und Juſtizminiſters, Samuel Freiherrn von Cocceji (nachmaligen Großkanzlers), ausgeſchmückt waren.

Gundling machte eine tiefe, unterthänige Verbeugung.

— Wie heißt Er? fragte der König.

— Wie ich heiße? wiederholte der arme Narr ganz verwundert.

— Soll ich Ihn noch ein Mal fragen?

— Ew. Majeſtät allerunterthänigſter Knecht heißt Jacob Paul von Gundling.

— Religion?

— Proteſtant.

— Alter?

— Siebenundfünfzig Jahre.

— Weiß Er, Delinquent, weshalb Er jetzt vor Gericht ſteht?

— Sire, ſtammelte der arme Sünder.

— Gundling, fuhr der König fort, Wir haben Ihn ſeinem ordentlichen Richter entzogen, um mit Ihm kurzen Prozeß zu machen. Und nun zur Sache! Kennt Er dieſe Handſchrift? fragte der geſalbte Inquiſitor und hielt dem Delinquenten ein Blatt Papier dicht vor's Geſicht.

— Ja, Majeſtät; antwortete der Delinquent mehr todt als lebendig.

— Von wem iſt dies Gedicht? rief der Monarch mit ſchneidendem Tone und zornfunkelnder Geberde.

— Sire, von mir! ſtöhnte der Dichter leichenbleich.

— Er thut ſehr wohl daran, ſich nicht auf's Leugnen zu legen, denn es würde Ihm ja doch nichts helfen. Nun geſtehe Er auch, an welche Perſon dies Gedicht gerichtet iſt . . .

— Majeſtät, an eine Dame . . .

— Und ihr Name?

— Sophie Dorothee . .

— Die Königin? fragte der Monarch in einem Tone, der dem Delinquenten wie ein zweiſchneidiges Schwert durch's Herz fuhr.

— Nein, Sire!

— Wer war jene ſchwarze Dame, der Er am 17. September, Abends zwanzig Minuten nach Neun, im Schloßgarten dieſen Wiſch überreicht hat?

— Sire, ich weiß es nicht . . .

— Printz, rief der König dem Kammerjunker zu, weiß Er, wer's geweſen iſt?

— Sire, wenn ich nicht irre, ſo war es die . . .

— Still, ſtill! Ich mag es nicht noch ein Mal hören! Delinquent, fuhr der König fort, ich beweiſe es Ihm durch ſeine eigene Handſchrift:

»Sieben volle Jahr' ſchon werbe,
Sieben volle Jahr' ſchon ſterbe,
Ich für Dich, o Königin!«.

— Delinquent, will Er noch länger leugnen, daß »Sophia

Dorothea, ſeines Herzens Panacea,« — o Schmach, daß ich dies ſagen muß — die Königin iſt?

— Sire, der Ausdruck »Königin« iſt blos eine Metapher oder beſſer noch eine Ellipſe; ich wollte damit nichts Anderes, als »Königin meines Herzens« geſagt haben.

— Die Königin ſeines Herzens iſt auch die des meinigen, und darum iſt das Verbrechen, deſſen Er ſich gegen mich ſchuldig gemacht hat, ein Majeſtätsverbrechen, und auf Majeſtätsverbrechen ſteht . . . der Tod.

Dies furchtbare Wort ſchlug bei ihm wie ein zündender Blitz durch Kopf und Füße.

— Und weil ich, fuhr der Groß-Inquiſitor fort, in meiner mir angeborenen Huld und Milde beſchloſſen habe, mit Ihm kurzen Prozeß zu machen, ſo ſoll Er noch heute, eine Stunde nach Sonnenuntergang, nach Spandau abgeführt werden . . .

— Majeſtät! ſtöhnte der Verurtheilte.

— Maul halten, Delinquent! herrſchte der Monarch. In Spandau angekommen, ſoll Er mit dem zwölften Glockenſchlage, heimlich und in aller Stille, im großen Saale des Rathhauſes mittelſt Schwertes vom Leben zum Tode gebracht, oder, kurz und bündig ausgedrückt, um einen Kopf kürzer gemacht werden, und zwar von Rechtswegen, wie die Herren Juriſten ſagen. Die Sitzung iſt nun aufgehoben, ſchloß Friedrich Wilhelm und geruhte zu ſchellen.

Der Gefängnißwärter trat ein.

— Delinquent, ſprach der König, iſt bis auf weitere Ordre in ſein Gefängniß zurückzuführen; doch weil er nur noch wenige Stunden zu leben hat, ſo geſtatte ich daß man, um ihm ſeinen letzten Weg zu erleichtern, ihm eine Flaſche vom allerbeſten . . . Grünberger verabfolgen laſſe, und zwar auf Koſten der Krone, fügten Seine Majeſtät allergnädigſt hinzu und erhoben ſich.

Gundling wurde in ſeinen Kerker zurückgeführt.

XXXIII.

Unſer Held hatte ſein Todesurtheil mit weit mehr Faſſung hingenommen, als ſein Richter und auch Mancher unſerer Leſer ihm zugetraut haben mag. Der Baron war ein ſo eitler Narr, daß der Gedanke, als Günſtling der Königin hingerichtet zu werden, trotz aller Furcht vor dem Henkerbeile, für ihn etwas Erhebendes beſaß.

— Dein Name, ſagte er zu ſich, gehört vom Augenblick Deiner Hinrichtung den ehernen Tafeln der Geſchichte an. Der eben ſo ungerechte als grauſame Urtheilsſpruch, den Friedrich Wilhelm — Partei und Richter in Einer Perſon — im Gefühle verletzter Gattentreue über Dich verhängt hat, wird ſeinen Namen ſchänden, den Deinen aber für ewige Zeiten unſterblich machen. Die Nachwelt wird erfahren, daß Dein Haupt nur als Sühnopfer ſeiner Eiferſucht gefallen iſt, und Deinen Manen eine Thräne des Mitleids weihen. Dein Name wird in den Reihen ruhmgekrönter Märtyrer, dicht neben jenem unglücklichen und doch glücklichen **Königsmark***) glänzen, deſſen Herz, wie das Deinige, für eine

---

*) Philipp Chriſtoph von Königsmark, ſchwediſcher Obriſt und Günſtling der Prinzeſſin Sophie Dorothee, Gemahlin des Kurprinzen Georg von Han-

Fürſtin geſchlagen, welche, wie Dein Ideal, Sophie Dorothee geheißen, und der ſeine Liebe zu ihr mit ſeinem Leben bezahlt hat. Beſſer ſchnell vor den Augen der ganzen Welt als Märtyrer auf dem Schaffot ſterben, als langſam und ungekannt auf dem Krankenbette hinſiechen!

Dann kam der Wein. Und ob es gleich nur Grünberger war, mundete er einem Gaumen, der ſeit vier Wochen nichts als »blonde Dinte« getrunken, faſt eben ſo gut, wie Liebfrauenmilch und Tokaier. Der »Tartüffe der Hausvoigtei« überſchritt ſeine Weiſung und ließ dem Gefangenen, nachdem dieſer die erſte Flaſche geleert hatte, aus eigener Machtvollkommenheit eine zweite verabfolgen. Gundling gab ſich nun ausſchließlich dem Genuß des Trunkes hin und ſchien, nachdem auch die zweite Flaſche ausgetrunken war, ganz und gar vergeſſen zu haben, daß er mit Einem Fuße bereits auf dem Schaffot, an der Schwelle ſeiner Hinrichtung ſtehe.

— Meine Liebe zur Königin und mein tragiſches Ende, monologiſirte er in ſich hinein, wird mehr als einem Dichter Stoff zu herzzerreißenden Trauerſpielen geben. Die poetiſche Nachwelt wird mich als Opferlamm meiner Liebe auf die Bühne bringen, und gleichwie man jetzt über Gottſcheds »ſterbenden Cato« weint, ſo

---

nover — nachmaligen Königs von England — wurde im Auguſt 1694 an jenem Abend, an dem er mit ihr einen Plan zur Flucht verabredet haben ſoll, auf Befehl des Kurfürſten Ernſt Auguſt, des Schwiegervaters der Prinzeſſin, durch einen Gardiſten getödtet und ſein Leichnam unter dem Getäfel des Vorzimmers vergraben. Sophie Dorothee aber wurde noch in demſelben Jahre von ihrem Gemahle geſchieden und nach dem Schloß Alden abgeführt, wo ſie bis zu ihrem Tode (1726) gefangen ſaß.

wird man einſt in hundert Jahren — vielleicht auch ſchon früher — über den »ſterbenden Gundling« in Thränen zerfließen. Schon dieſe Hoffnung allein verleiht mir die Kraft, mit catoniſchem Muthe zu ſterben.

— Der Herr Baron, ſprach der eintretende Inſpector des Gefängniſſes, haben, wie ich zu bemerken mir erlaube, auch die zweite Flaſche geleert. Darf Ihr ganz ergebener Diener Ihnen noch ein halbes Fläſchchen anbieten?

— Ja, frommer Bruder!

— Geſtatten Sie mir, Ihnen einzuſchenken. Sehen Sie, Herr Baron, ich liebe die Menſchen, die ſo beherzt wie Ew. Hochwohlgeboren ihrem Henker entgegengehen. Der Tod, der nur unfrommen Seelen Furcht einflößt, iſt den Frommen ein ſtets willkommener Gaſt. Das, was Andere Sterben heißen, nennt der auf Gott vertrauende Chriſt Erwachen zu neuem Leben.

— Schön geſagt, frommer Bruder! Predigen Sie, wenn ich bitten darf, ſo immer weiter fort . . .

— Das irdiſche Leben, Herr Baron, iſt ein dunkeles Vorzimmer, das in die lichten Räume des ewigen Lebens, in die Gefilde des abendloſen Jenſeits führt, wo nichts als Milch und Honig fleußt . . .

— Wein und Bier, frommer Bruder, wäre mir wenigſtens viel lieber . . .

— O Baron, Baron, verſündigen Sie ſich nicht, da Sie bald vor dem Throne des Ewigen ſtehen, der Sie fragen wird: Elender, was haſt Du gethan?

— Ich habe getrunken, werde ich antworten, weil Du mich mit ewigem Durſte begabt haſt.

— Sie ſind ein Sünder, Herr Baron.

— Und Sie, Sie ſind ein Heuchler, ein Scheinheiliger, ein Mucker, ein elender Schurke . . .

— Fern ſei es von mir, einem Verbrecher, der am Fuße des Schaffots ſteht, zu zürnen. Ihr ganz ergebener Diener hatte keinen andern Zweck, als Sie zu ermahnen, ſich mit dem Tode, der Ihrer harrt, näher vertraut zu machen.

— Das iſt geſchehen, frommer Bruder. Ich werde ſo ruhig zum Richtplatze, wie Sie, Muſter der Frömmigkeit, zur Kirche gehen.

— Dann, Herr Baron, will ich Sie durch meine Gegenwart nicht länger moleſtiren.

— Thun Sie das, frommer Bruder, ſagte unſer Held und wankte ſeinem Bette zu, um ſich darauf hinzuwerfen, denn die dritthalb Flaſchen Weines hatten, wie vorauszuſehen war, ihre Wirkung gethan.

Tartüffe trat ſeinen Rückzug an und ſein Gefangener ſank bald darauf in feſten Schlaf.

XXXIV.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang weckte ihn der zurückkehrende Inſpector der Hausvoigtei.

— Was giebts? fragte Gundling, aus ſeinem ſüßen Schlafe aufgeſchreckt.

— Entſchuldigung, wenn ich ſtöre! Doch durfte ich, meiner Ordre zufolge, Sie keinen Augenblick länger ſchlafen laſſen, da ſoeben die traurige Stunde Ihres werthen Todes geſchlagen hat.

— Ich ſoll alſo wirklich nach Spandau geführt und dort wirklich geköpft werden?

— Präciſe zwölf Uhr!

— Und wie ſpät iſt es jetzt?

— Zwei Minuten über Neun. Ew. Hochwohlgeboren haben alſo, genau gezählt, nur noch zwei Stunden achtundfünfzig Minuten zu athmen. Dieſe beiden Herren, ſagte der Tartüffe, indem er auf zwei baumſtarke Handlanger der Gerechtigkeit, zwei Diener der hohen Obrigkeit wies, werden die Ehre haben, Sie nach dem Richtplatze zu begleiten und zwar, laut Befehl Seiner Majeſtät des Königs, in einem wohlverwahrten, von allen Seiten zugemachten und von ſechs Soldaten zu Pferde escortirten Wagen. Im Wagen ſelbſt werden der Herr Baron das Weitere erfahren.

— Folgen Sie uns! riefen ihm die beiden Schergen zu.

Der Baron, der noch vor wenigen Stunden ſo viel Heldenmuth affectirt hatte, fühlte ſich jetzt, wo der verhängnißvolle Augenblick erſchienen war, dergeſtalt erſchreckt, daß ſein Herz ihm, ſo zu ſagen, ganz und gar in die Stiefel ſank. Urplötzlich hatten ſich in ſeinem Innern Herzpochen, Ohrenſauſen, Zähneklappern, Knieſchlottern und alle andern Symptome des paniſchen Schreckens eingeſtellt. Und trotz aller Angſt, die alle Venen und Arterien ſeines Leichnams durchpulſte, raffte er, um dieſem Heuchler und ſeinen beiden Begleitern gegenüber als furchtloſer Held zu erſcheinen, die letzten Fünkchen ſeiner Faſſung zuſammen, um ſich keine Blößen zu geben.

— Ich ſo . . . ſo . . . folge! ſtotterte der ſterbende »Cato« und verließ ſeinen Kerker.

Als er kniezitternd in den Wagen eingeſtiegen war, ſetzten ſich die beiden Schergen ihm gegenüber und einer derſelben ſagte zu ihm:

— Unſere Ordre lautet, Sie mit verbundenen Augen nach Spandau abzuführen. Sie werden ſich demnach bequemen müſſen, dieſe Binde umzunehmen.

— Warum? Weshalb? Und nach welchem Paragraphen des Geſetzes?

— Das geht uns nichts an, ſagte der Zweite; wir thun, was uns geheißen wird.

— Machen Sie alſo keine Umſtände, ermahnte der Erſte.

— Sonſt müßten wir Gewalt gebrauchen, fügte der Andere hinzu.

— Aber das Geſetz! das Geſetz! ſchrie Gundling, welcher Miene machte, ſich zu wehren.

— Was kümmert uns das Geſetz? grinſ'te der Erſte.

— Ein abſoluter Monarch, wie unſer Herr, kann in ſeinem Lande thun, was er will, ſagte der Zweite und band dem Delinquenten eine große, breite, dicke Binde um die Augen.

— O Monarchie! Monarchie! ſeufzte der Verbundene; von allen Regierungsformen, welche die Tyrannei der Großen zur Knechtung des Volkes erfunden hat, iſt die Monarchie die einfältigſte!

— Schweigen Sie, ſonſt könnte man Ihnen vor Thoresſchluß noch einen zweiten Hochverrathsprozeß an den Hals werfen, ſagte der Eine.

— Bah! prahlte unſer Held, was kann einem Manne, der verurtheilt iſt, heute Nacht geköpft zu werden, wohl noch Schlimmeres begegnen?

— Freveln Sie nicht, Delinquent, warnte der Andere, Sie könnten ſonſt gar leicht außer Ihrem Bischen Kopf noch etwas mehr verlieren . . .

— Zum Beiſpiel?

— Die National-Cocarde!

— O! ſtöhnte unſer armer Baron, was nützt mir die Cocarde, wenn ich den Kopf verloren habe?

— Sie ſind ein ſchlechter Patriot, ſagte der Eine.

— Ein Majeſtätsverbrecher! ſagte der Andere.

Und Beide ſprachen nun keine Silbe mehr. Gundling aber verſank in trauriges Nachdenken. Um ſich Muth zum Sterben einzuflößen, dachte er an Sokrates, welcher, der Gotteslästerung angeklagt, mit wahrhaft heidniſchem Muthe den Schierling trank, an Seneca, der, von Nero zum Tode verurtheilt, mit ſtoiſcher Ruhe ſich die Adern öffnen ließ, ohne einen Laut des Schmerzes zu äußern.

Der Teufel mag wiſſen, warum dieſe alten Heiden weit mehr Muth zum Sterben gehabt, als wir fromme Chriſten. Wir zittern wie Kinder und alte Weiber vor dem Tode. In unſern Augen iſt Ariſtoteles bei all' ſeiner Weisheit doch kein Philoſoph, weil er ſo närriſche Furcht vor dem Tode gehabt, der, nach ſeiner Anſicht, von allen ſchrecklichen Dingen — hört, hört! — das allerſchrecklichſte ſei. Und doch iſt dieſer »Schrecken aller Schrecken«, vor dem nur ein ſo fluchbeladener Tyrann wie Ludwig XI. zu erbeben braucht, der einzig wahre Freund des Menſchen, den er von allen Sorgen und Drangſalen, von allen Plagen und Qualen, von allen Schmerzen und Leiden des Lebens befreit. Und doch iſt der Tod, wie der alte Michel Montaigne ſagt, »die höchſte Gabe der Natur, die einzige Stütze unſerer Freiheit.« Und liegt denn zwiſchen Sterben und Hingerichtet-werden eine Kluft, die wirklich ſo grauenvoll iſt, als ſie Manchem unter uns erſcheinen mag? Iſt nicht ein augenblicklicher Schmerz einer jahrelangen Qual, ein raſcher Tod in vollem Bewußtſein einem gliedweiſen, ſtumpfſinnigen Hinſiechen vorzuziehen? Wohl Niemand beſtieg mit größerem Muthe das Blutgerüſt als Heinrichs VIII. Großkanzler, jener eben ſo fromme als weiſe Thomas Morus, der ſeinen Henker erſuchte, nichts weiter als ſeinen Bart zu ſchonen. Chateard, der wegen ſeiner Liebe zur Königin Marie zum Tode verurtheilt wurde, las auf dem Schaffot Ronſard's Todeshymne, die ihm den Muth verlieh, ohne Prieſter, ohne Beichte, ruhig wie ein Opferlamm, ſein Haupt unter das Beil zu legen. Wir kommen noch einmal auf Montaigne zurück, der folgende Beiſpiele anführt: „Ein zum Galgen geführter Verbrecher bat ſeine Schergen, ihn nur durch eine Straße nicht zu führen, aus Furcht, daß ihn dort ein Gläubiger wegen einer alten Schuld beim Kopfe nehmen könnte. Ein Anderer bat den Scharfrichter, ihm ja nicht an die Gurgel zu greifen, damit er ſich nicht todtlachen müſſe, weil er an dieſer Stelle am kitzlichſten ſei. Ein Dritter antwortete ſeinem Beichtvater, der ihm verſprochen hatte, daß er noch heute mit dem lieben Gott zu Nacht eſſen werde, „gehen Sie ſtatt meiner hin, ich faſte heut." Wohl Jeder hat von dem armen Sünder in der Picardie gehört, dem man, als er ſchon auf der Leiter ſtand, ein Freudenmädchen zeigte und ihm — wie es in jenem Lande damals Gebrauch geweſen war — das Leben ſchenken wollte, wenn er die Gefallene geheirathet und dadurch wieder zu Ehren gebracht hätte; unſer Picarde aber ſchrie, als er wahrgenommen, daß ſie häßlich ſei, aus Leibeskräften: „henkt mich, henkt mich, denn ſie hinkt!“ — Dieſer Zug erinnert uns an einen andern Gebrauch, der in Burgund geherrſcht. Ein berühmter Rechtsgelehrter, Barthélemy Chaſſeneux erzählt, daß ſich dort nach einem uralten Gewohnheitsrechte jeder Verbrecher von der Todesſtrafe befreien konnte, wenn ſich eine ehrbare Jungfrau fand, die ihn auf der Stelle heirathen wollte. Von dieſer »Coutüme«, ſagt jener geiſtreiche Juriſt, wiſſe er keinen vernünftigen Grund anzugeben als den, daß dem Unglücklichen durch den lebenslänglichen Eheſtand eine weit härtere Strafe auferlegt werde, als durch die kurze Todesſtrafe. Was ſagt man zu dieſem Grobian?

Doch vergeſſen wir über ihn unſern Gundling nicht. Was hätte es unſerm Helden genützt, wenn jene uralten »Coutümes« auch noch zu ſeiner Zeit Geltung gehabt? Spandau, wohin er abgeführt wurde, lag ja weder in der Picardie noch in Burgund, ſondern in der Mark Brandenburg, wo man in dieſem Punkte durchaus keinen Spaß verſtand.

Man war wohl ſchon länger als anderthalb Stunden auf dem Wege. Doch je näher unſer Baron ſeinem blutigen Ziele kam, deſto tiefer ſank ſein Muth, deſto höher ſtieg ſeine Furcht vor dem Tode.

— Wo ſind wir jetzt? fragte er ſeine Begleiter.

— Wir haben die größere Hälfte des Weges zurückgelegt.

— Darf ich wohl einen Augenblick die Binde abnehmen?

— Nein! ſchrieen Beide zugleich.

— Und warum nicht?

— Weil wir, wenn Sie einen Verſuch dieſer Art unternehmen wollten, beauftragt ſind, begann der Eine . . .

— Sie auf der Stelle mit unſern Degen zu durchbohren, ergänzte der Andere.

— Und das Alles auf Befehl . . .

— Seiner Majeſtät des Königs, ergänzten die treuen Diener ihres Herrn.

Gundling verſank von Neuem in muthloſes Hinbrüten. Hinter ſich hörte er das Pferdegetrampel der ſoldatiſchen Begleitung. Vor ſich ſah er, trotz der Binde um ſeine Augen, den blutbefleckten Henkerblock und das blitzende Schwert in der nervigen Fauſt des harrenden Scharfrichters. Ach, wer von uns weiß es nicht, wie überwältigend groß die Einbildungskraft furchtſamer Menſchen iſt? Der römiſche Prätor Cippus, der einen ganzen Tag einem Stiergefecht beigewohnt, hatte, wie Plinius erzählt, die ganze Nacht im Traume ſeine Stirn mit großen Hörnern geſchmückt geſehen. Der arme Cippus! Wer weiß, was dieſer Traum zu bedeuten gehabt! Noch weit ſchlimmer ging es unſerm beklagenswerthen Freunde. Vor Angſt hatte er ſchon weit vor Spandau den Kopf verloren. Seine Einbildung malte ſich die gräßlichſten Bilder aus: er ſah ſich kopflos umherrennen, wie jener ehrenwerthe heilige Dionyſius Areopagita, der ſein vom Rumpfe getrenntes Haupt ſo bequem, wie heut zu Tage ein Balltänzer ſeinen Claque, unterm Arme trug. Armer Dionys, drei Mal ärmerer Gundling! Die Angſt, die jede Faſer ſeines Seins erfüllte, überſteigt die Grenze der Beſchreibung.

Während der arme Freiherr ſeinem Ziele näher und näher rückt, kehren wir noch einmal zu unſerm alten Thema zurück. Ein geſchwinder Tod, ſagt Plinius, iſt die größte Glückſeligkeit des Lebens. Julius Cäſar, gefragt, welches Ende er ſich wünſche, antwortete: ein unerwartetes! Boureau Deslandes hinterließ uns ein höchſt anziehendes Büchlein über große Männer, welche lachend geſtorben ſind.*) Zu dieſen Glücklichen gehörte auch Kaiſer Auguſtus, der beim Herannahen des Todes der weinenden Umgebung zurief: »Habe ich meine Rolle gut geſpielt, dann klatſcht mir Beifall zu.« Nur Wenige ſtarben ſo ſchön, unter Scherzen und Lachen, unter Küſſen und Koſen, unter Spiel und Muſik, wie Petron und Tigellinus. Nicht Viele ſtarben ſo froh und heiter wie jener leichtſinnige Franzoſe, François de Malherbe, der wenige Sekunden vor ſeinem Ende ſeine Wärterin ſchalt, weil ſie in ihren Worten des Troſtes einmal den Dativ mit dem Accuſativ verwechſelt hatte. Wohl Jedem, der ſo ruhig und gelaſſen ſtirbt wie der berühmte Componiſt Lulli, der eine Viertelſtunde vor ſeinem Ende ſeiner Geige neue Saiten aufzog.

— Wie weit haben wir noch nach Spandau? fragte der zitternde Sünder.

— In zehn Minuten ſind wir am Ziele, erwiderte der Eine.

— Und wieviel Uhr iſt jetzt?

— Dreiviertel auf Zwölf, entgegnete der Andere.

— Gottlob! ſeufzte der Baron, dann iſt die Angſt bald überſtanden.

---

*) Der Titel dieſes Werkes heißt: „Réflexions sur les grands hommes qui sont morts en plaisantant. Amst., 1712, 12. Eine deutſche Ueberſetzung davon erſchien zu Frankfurt, 1748. 8.

Neun Minuten ſpäter rollte der Wagen über ein bodenlos ſchlechtes Pflaſter ſeinem Ziele zu. Endlich hielt er; Gundling wurde mit Hilfe der beiden Schergen hinausgehoben und, noch immer mit verbundenen Augen, eine große Treppe hinaufgeführt. Der Delinquent, ſchon mehr todt als lebendig, wurde in einen großen Saal geführt, in dem ein unheimliches Geflüſter auf- und niederwogte. Er ſpitzte die Ohren, um zu hören. In demſelben Augenblick ertönte die Uhr. Mit unbeſchreiblicher Todesangſt zählte er die einzelnen Schläge, und als der zwölfte verklungen war, rief eine rauhe Stimme, die alles Blut erſtarren machte, das einzige ſchauer- und verhängnißvolle Wort:

— Niederknieen!

Gundling erfüllte dieſen Befehl um ſo ſchneller, als er ſchon ohnedies, aus Schreck, wie ein Taſchenmeſſer zuſammenſank. Drauf riß ihm eine kalte Hand die Binde von den Augen . . . Gundling fiel mit einem gellend-craſſen Schrei zu Boden nieder.

War's vollbracht? Hatte der harrende Henker ſein Opfer? Ihr irrt. Einen Augenblick ſpäter richtete der Delinquent ſein Haupt empor, ſchlug die Augen auf und ſah, daß er ſich, ſtatt auf dem Blutgerüſte im Rathhausſaale zu Spandau, im Sitzungsſaale des Tabakcollegiums zu Potsdam, in der Mitte des Königs und ſeiner Umgebung befand.

— Träum' ich oder wach' ich? fragte er außer ſich vor Freude. Habe ich noch meinen Kopf? Leb' ich denn wirklich noch?

In demſelben Augenblick ertönten dicht hinter ſeinem Rücken ein Paar ſtarke Poſaunentöne, die ihn dergeſtalt erſchreckten, daß er von Neuem zu wanken begann.

— Gundling, rief der König, Du biſt begnadigt!

Und gleich darauf begann das alte Requiem mit dem neu untergelegten Texte:

Aus ſchweren Henkersbanden
Iſt Gundling auferſtanden;
Er darf nun wieder ſchnaufen
Und pflegen ſeinen Bauch,
Und ſaufen, ſaufen, ſaufen,
Ja, ſaufen wie ein Schlauch!

An dieſem Abende aber verging ihm denn doch die Luſt zum Trinken. Die Todesangſt, die ſchreckenvolle Spannung, die er auf dem Wege von Berlin nach Potsdam ausgeſtanden, hatten ihn dergeſtalt abgeſpannt, daß er ſterbensmüde war.

— Ein ſchlechter Spaß, brummte Gundling vor ſich hin.

— Jetzt, Gundling, begann Seine Majeſtät, weiß Er, wie Jemandem zu Muthe iſt, der ſeiner Hinrichtung entgegen geht. Er iſt matt, wie ich ſehe. Stärke Er ſeinen Leichnam.

— Danke verbindlichſt, ſtöhnte der arme Narr. Geſtatten Ew. Majeſtät Ihrem allerunterthänigſten Knechte, ſich von den Folgen dieſes geiſtreichen Scherzes ein wenig auszuruhen.

— Mach' Er, was er will! ſagte der König.

Gähnend wankte Gundling nach ſeiner Wohnung heim.*)

---

*) Er hatte dort ein ſogenanntes Abſteigequartier.

XXXV.

Am anderen Morgen, nachdem ein erquickender Schlaf ſeine von Todesangſt gefolterte Lebenskraft wieder aufgefriſcht hatte, erſchien einer der Leibärzte des Königs, »um ſich im Namen Seiner Majeſtät nach dem Befinden des Herrn Barons zu erkundigen.«

— Der furchtbare Tag mit allen ſeinen Schrecken iſt überſtanden; ich befinde mich, Dank dem Himmel, ganz wohl; doch werde ich den geſtrigen Abend und die Seelenqual, die ich ausgeſtanden habe, nie vergeſſen, betheuerte Gundling.

— Das glaube ich Ihnen, lieber Baron; doch kann ich Ihnen die angenehme Beruhigung verſchaffen, daß der König Sie glänzend gerächt hat, betheuerte der Aesculap.

— Mich gerächt? Und an wem?

— An der Gräfin von Knobelsdorf, deren Bosheit jene ganze Intrigue angezettelt hatte.

— Welche Intrigue?

— Jenes verhängnißvolle Rendezvous mit der Königin, die von der ganzen Geſchichte nicht ſo viel weiß, ſagte der Medicinalrath, indem er den Daumen an die Nagelſpitze ſeines kleinen Fingers legte.

— Ihre Majeſtät, ſagen Sie, wiſſe nichts davon? Das glaube ein Anderer; ich bin vom Gegentheile ſo feſt überzeugt, daß ich dem, was Sie mir ſoeben geſagt, widerſprechen muß. Habe ich ſie doch mit meinen eigenen Augen in jener mir ewig denkwürdigen Nacht im Schloßgarten geſehen und geſprochen, hat ſie doch aus meinen eigenen Händen das Gedicht angenommen, das ich als Zeichen meiner Huldigung ihr zu Füßen gelegt . . .

— Und Sie glauben noch immer, daß jene ſchwarze Frau, die Ihnen das Stelldichein gegeben hat, die Königin geweſen ſei?

— Ei wer denn ſonſt?

— So erfahren Sie denn, lieber Baron, daß jene anmuthvolle, reizumfloſſene, zauberhafte Erſcheinung die Gemahlin des Herrn von Printz geweſen iſt.

— Die Frau meines Todfeindes?

— Die, wie Ihnen bekannt ſein wird, mit Ihrer Majeſtät, namentlich bei Nacht, was Wuchs und Haltung anlangt, eine täuſchende Aehnlichkeit hat.

— Und die zärtlichen Briefe, jene geheimnißvollen Zeilen der Liebe, die ich in ſo mancher ſtillen, ſehnſuchtsvollen Nacht mit brennendheißer Liebesbrunſt vieltauſend Mal geküßt, und die ſelbſt geſtern, in jenen Stunden, als die Todesangſt jedes meiner Haare emporgeſträubt, als tröſtender Talisman auf meinem treuen Herzen geruht?

— Dieſe Briefe hat nicht die erlauchte Gemahlin Friedrich Wilhelms geſchrieben . . .

— Wer denn? fragte der gelehrte Narr, in hohem Grade aufgebracht.

— Ihre gute Freundin!

— Das verſchobene Parallelepipedon? Die verruchte Knebelsdorf?

— Errathen, lieber Freund! Sie ſelber hat dem Könige

Alles geſtanden und ihm eine Abſchrift jener Briefe mitgetheilt . . .

— Und der König?

— Hat, empört darüber, daß ſie die geheiligte Perſon und die Anfangsbuchſtaben des Namens Ihrer Majeſtät zu dieſer Täuſchung zu mißbrauchen gewagt, die Urheberin dieſer ſtrafbaren Myſtification auf ein Jahr als Gefangene nach Küſtrin verbannt.

— Und Frau von Printz?

— Iſt, weil ſie ſich von der Knobelsdorf als Werkzeug jenes Planes gebrauchen ließ, auf ſechs Monate nach Spandau marſchirt.

— Und ihr elender Mann?

— Sitzt nun ſchon ſeit vier Wochen in Spandau, um ſeiner Frau Gemahlin Geſellſchaft zu leiſten.

— O Wonne, o Glück! Nun bin ich für all' das Böſe, was dieſe Elenden mir armen alten Manne zugefügt, königlich gerächt und darf jetzt freier athmen als je, weil ich weiß, daß mein unermüdlicher Quälgeiſt, der mir niemals Ruhe gegönnt, jetzt auf der Feſtung brummen muß. O Majeſtät, wie groß und gerecht biſt Du! Aber wiſſen möchte ich denn doch, warum ich vier ganze Wochen in der Hausvoigtei habe ſchwitzen müſſen?

— Das geſchah, wie Seine Majeſtät mich beauftragt hat, Ihnen auseinander zu ſetzen, einzig und allein aus zarter Rückſicht für Ihre Geſundheit . . .

— Für meine Geſundheit?

— Seine Majeſtät gingen dabei von der keineswegs irrigen Anſicht aus, daß ein gewiſſer Grad von Enthaltſamkeit, und eine ſtrenge, regelmäßige Diät das geeignetſte Mittel ſei, den häufig wiederkehrenden Anfällen des Deliriums eine heilſame Grenze zu ziehen. Sie befinden ſich, wie ich ſehe, jetzt wohler als je.

— Sie haben Recht, ich fühle mich neu geſtärkt. Bei dieſer ganzen Geſchichte ärgert mich nur noch Eins . . .

— Daß Sie für die Königin vergebens geſchwärmt . . .

— Daran bin ich weniger als jene elende Zigeunerin Schuld, die mir einſt prophezeiht hatte . . .

— Daß eine Königin, Ihnen zu Liebe, dem Throne entſagen werde. Ei, was nicht iſt, kann ja noch werden.

— Schweigen wir davon. Mehr als jede andere Täuſchung, der ich erlegen bin, ärgert mich die, daß ich (bei dieſen Worten riß er ſich ſein Jabot auf und holte aus einer kleinen Blechkapſel die bewußten Briefe hervor) dieſe elenden Wiſche ſo lange mit mir herumgetragen und dieſe heuchleriſchen Zeilen der elenden Intrigantin ſo oft an meine Lippen gepreßt, rief Gundling, indem er die Briefe auf die Erde warf und darauf wuthentbrannt herumtrampelte.

— Seine Majeſtät haben mich beauftragt, Sie auf heute Abend zu einer Partie langen Puff einzuladen; behalten Sie dieſe Papiere, machen Sie Fidibus daraus und zünden Sie damit, Abends beim Spiele, Ihre Pfeife an.

— So war alſo die ganze Süßigkeit des Glückes, das ich ſo lange Jahre geträumt, nichts als eine bittere Täuſchung! O Gipſy, Gipſy, hätte ich Dich nie geſehen! ſtöhnte der arme Narr und ließ, zum erſten Male in ſeinem Leben, wahrhaft betrübt Kopf und Perücke hängen.

— Warum deshalb verzweifeln? Iſt nicht unſer ganzes Daſein eine ununterbrochene Reihe von Täuſchungen?

— Sie haben Recht, ſeufzte Gundling, hob die Briefe von der Erde auf, zerriß ſie in tauſend kleine Fetzen und citirte dabei den Ovid'ſchen Vers:

»Infandum regina jubes renovare dolorem.«

XXXVI.

Wir eilen einen Augenblick nach Küſtrin.

Hier, in den einſamen Mauern des königlichen Schloſſes, in demſelben Zimmer, aus deſſen Fenſtern der gefangene Kronprinz Friedrich kurz vorher den treueſten ſeiner Freunde, den Lieutenant von Katt, welcher ihn zur Flucht nach England überredet, auf Befehl ſeines königlichen Vaters hatte enthaupten ſehen, hier ſaß jetzt Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf, um »fern von Madrid«, über ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Muße nachzudenken.

Die Enkelin von achtundzwanzig Ahnen lebte hier ein trauriges Daſein. Des Morgens arbeitete ſie an ihrer Ueberſetzung des Perſius, Nachmittags ſchrieb ſie an ihren Denkwürdigkeiten, Abends dichtete ſie nach dem Beiſpiele der Madame Deshoulières,*) zur Verherrlichung ihres unvergeßlichen Freundes, an einem franzöſiſchen Trauerſpiele, betitelt: »Ménéslas«, und Nachts vor dem Einſchlafen verwünſchte ſie die bürgerliche Canaille und vor allen Andern den »ſogenannten Baron«, der ihren Hund erſchlagen.

---

*) Dieſe Dame ſchrieb auf den Tod eines Lieblingshundes ihres Freundes eine Tragödie „La mort de Cochon, chien de Monsieur le Maréchal de Vivonne.“ (Amſt., 1709.)

XXXVII.

Von Küſtrin fliegen wir nach Spandau. Hier finden wir Herrn und Frau von Printz, die, ſtatt ſich gegenſeitig ſo gut als möglich Geſellſchaft zu leiſten, ſich gemeinſchaftlich in ſo hohem Grade ennuyren, daß jeder Tag, den ſie in den reizloſen Mauern dieſer koſtbaren Feſtung mit einander verleben müſſen, Beiden ein Jahrhundert dünkt. Das liebenswürdige Ehepaar hätte Deslandes „art de ne pas s'ennuyer“*) leſen ſollen, um daraus das Geheimniß zu erlernen, wie man ſich ſelbſt in Spandau gut amüſiren kann, auch dann, wenn Mann und Frau nur auf ſich ſelbſt angewieſen ſind. Frau von Printz ſeufzte vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, denn viel lieber als die Geſellſchaft ihres langweiligen Gemahls wäre ihr die des franzöſiſchen Geſandtſchaftsſecretärs geweſen, deſſen unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit Herrn von Printz, ſchon ein Jahr nach ſeiner Hochzeit, in den großen, durch alle Länder der Erde weitverzweigten Orden der Hahnreiſchaft eingebürgert hatte.

Armer Herr von Printz, tröſte Dich mit dem Gedanken, daß Du nicht der einzige Edelmann biſt, der dieſer Brüderſchaft angehört, ohne es zu wiſſen oder auch nur zu ahnen, wie Du es ahnſt. Tröſte Dich mit dem beſten König von Frankreich, mit Henri IV., von dem Pater Abraham a Sancta Clara das deutſche »Hahnrei«

---

*) Par., 1715. 12. Amſt., 1730. 12.

ableitet. Andere Sprachforſcher leiten den Urſprung dieſes Wortes, das, ſo viel uns bekannt iſt, zuerſt in den Gedichten von Hofmannswaldau vorkommt, vom bretagniſchen »hannery« (die Hälfte, d. h. ein halber Mann) ab. Im Altfranzöſiſchen heißt es »Coux«, »Coucuol« oder »Coquard«, im Neufranzöſiſchen »Cocu«, im Engliſchen »Cuckold«, im Italieniſchen »Becco« oder »Cornaro.« Die alten Griechen nannten den Hahnrei »Kerasphoros« (Hörnerträger), oder »Keratias« (Gehörnter), die Römer hießen ihn »Cucurra« oder »Cuculus«; Beweis, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern alter und neuerer Zeit unglückliche Ehemänner gegeben, die von ihren Frauen mit dieſem Kopfputz belehnt worden ſind. *)

Doch was kümmern Dich, gekrönter Herr von Printz, die Genealogie und Etymologie, der Urſprung und die Bedeutung dieſes Wortes? Dir genügt die traurige Ahnung, die halbe Gewißheit, daß Du ein Recht auf den Beſitz dieſes Titels haſt, den ſich Niemand wünſcht und den doch ſo Mancher beſitzt! Tröſte Dich mit dem Monde, der ſeine Hörner ſo offen vor der ganzen Welt zur Schau trägt; tröſte Dich mit Jupiter Ammon, dem die Göttin Juno mehr als ein Horn aufgeſetzt, womit man in Lybien ſein Bildſäule

---

*) Ueber dieſen kitzlichen Punkt exiſtirt eine in ſogenanntem Küchen-Latein geſchriebene Abhandlung u. d. Titel: „Dissertatio de Hanreitatum materia, quam auspice Venere decreto et auctoritate amplissimi cornutorum ordinis in inclyta et antiqua ubivis Academia Hanreorum famosissimorum a praesidente Josepho Cornigero, summo cornutu, publice discutiendum proponit in collegio uxorum Bartholomaeus Alectrochoras, Henriopol, Cornutorum 1627. 4. Nicht minder witzig iſt die franzöſiſche „Dissertation sur les cornes anciennes et modernes (von J. F. M. Vieilh de Boisjoslin). Par. 1786. 4. und äußerſt tröſtend der „Sermon pour la consolation des Cocus,“ Amboise, 1751. 12.

geſchmückt hat. Tröſte Dich mit dem Gemahle der Prinzeſſin Julia, mit dem klugen Agrippa, der, »un cocu comme il faut«, ſeine Hornkrone mit echt ritterlicher Nonchalance getragen hat. Sagt doch ſchon Jeſus Sirach oder ein anderer Sittenprediger: — Trage Dein Kreuz und murre nicht!

XXXVIII.

Die ſechs Monate, welche der »gehörnte Siegfried« — denn dies war der Vorname des Herrn von Printz — in Spandau verleben mußte, waren für den Helden unſerer Erzählung die harmloſeſte, ruhigſte und glücklichſte Zeit ſeines ganzen Lebens am Hofe. Seit dem letzten, freilich ſehr plumpen Spaße bei dem er mit einer achtſtündigen Todesangſt davongekommen, war für ihn eine wohlthuende Pauſe eingetreten; er wurde nur höchſt ſelten, und auch dann blos vom Könige geneckt, und durfte ſich in der Stille ſeines Herzens ſeines Triumphes freuen, daß zwei ſeiner erbittertſten Feinde und Quälgeiſter für alle die luſtigen Poſſen und boshaften Streiche, die ſie ihm während der letzten vier Jahre geſpielt, in Spandau und Küſtrin ſchmachten mußten, während er der Freiheit genießen und ſich nach Herzensluſt den Freuden des Trunkes hingeben durfte, ohne befürchten zu müſſen, in eine neue Schlinge ſeines ſchadenfrohen Gegners zu fallen.

So war denn unter Ruhe und Frieden das Jahr 1731 herangerückt. Am 15. Februar wurde Herr von Printz, der ſeine ſechsmonatliche Feſtungsſtrafe überſtanden hatte, wieder auf freien Fuß geſetzt. Niemand nahm an dieſem Ereigniſſe freudigern Antheil als der franzöſiſche Geſandtſchaftsſecretär, welcher ſeiner ſchönen Landsmännin nun wieder ungeſtört den Hof machen konnte. Keinen aber beunruhigte die Freilaſſung des »geweihten Ehemanns« mehr als unſern armen Gundling, der ſich mit Schrecken geſtand, daß die »ſchönen Tage von Aranjuez« nun vorüber ſeien, und daß jetzt wieder eine böſe Zeit, die Zeit des Schabernacks, für ihn beginne.

Der Aermſte hatte ſich nicht getäuſcht, denn ſchon vierzehn Tage ſpäter ſpielte ihm der boshafte Kammerjunker einen neuen Streich, den wir unſern Leſern, ſo kurz und ungeſchminkt wie ihn einer der Biographen Gundlings *) erzählt, wörtlich wiedererzählen wollen.

»Zu Wuſterhauſen — ſchreibt unſer Gewährsmann — hatte ſich Gundling einmal ſo voll geſoffen, daß er taumelnd nach Hauſe ging. Auf der Brücke, welche über den gefrorenen Schloßgraben führt, packten ihn verabredetermaßen ſechs große Grenadiere an, befeſtigten ihn an ſtarke Stricke und ließen ihn, ohne ſich an ſein entſetzliches Geſchrei zu kehren, in den Schloßgraben hinab. Sie verſahen es aber und ließen ihn unglücklicherweiſe eher fahren, als er mit dem Körper das Eis erreicht hatte, welches Gundling durch die Schwere ſeines Körpers eindrückte. Der Arme ſtak nun im Waſſer und mußte ſich mit beiden Ellnbogen auf's Eis ſtützen, um nicht ganz unterzuſinken; Hut und Perücke waren verloren. Dieſe tragikomiſche Scene ließ der König mehr als ein Mal

---

*) Samuel Baur, Band I. Seite 327.

malen und die Gemälde in ſeinen Luſt- und Jagdſchlöſſern anbringen.«

Wir ſelber haben nur noch hinzuzufügen, daß Herr von Printz, der Urheber dieſes neuen Bubenſtücks, ſich, wie er noch in derſelben Nacht ſeiner Frau Gemahlin erzählt, »darüber ſcheckig gelacht,« Herr von Gundling aber, der durch dieſes kalte Bad plötzlich nüchtern geworden war, vor Schreck und Erkältung die Roſe bekommen hatte, die ihn von Neuem auf's Krankenlager warf.

Kaum geneſen gab er ſich von Neuem ſeiner alten Leidenſchaft hin. Der Trunk hatte ſein Gehirn allmälig mehr und mehr abgeſtumpft, ſo zwar, daß er jetzt ganz ſein Gedächtniß verlor. Man erzählt von dem bekannten Geſchichtsſchreiber Johann Sleidanus, ſein Gedächtniß ſei im Alter ſo ſchwach geworden, daß er endlich ſogar die Namen ſeiner Kinder vergeſſen habe. Hofrath Cöper, der Manches geſchrieben haben ſoll, was unter Gundlings Namen erſchienen iſt, war boshaft genug, das, was er von Sleidanus geleſen, auf Gundling anzuwenden und zu behaupten, Gundlings Gedächtniß ſei ſo zerrüttet geweſen, daß er einmal ſogar ſeinen eigenen Namen vergeſſen und lange nicht gewußt habe, ob er oder Cöper den »Beſtand des ruſſiſchen Kaiſertitels« verfaßt, eine Schrift, wofür Gundling von der Kaiſerin Katharina I. fünf goldene Medaillen, im Werthe von vierhundert Reichsthalern, als Geſchenk erhalten hatte.

Zuletzt verlor er wirklich den kleinen Reſt der ihm übrig gebliebenen Beſinnung und vergaß einmal ſogar die Reihenfolge der Tage. Eines Abends ſoll er in Gegenwart der Mitglieder des Tabakcollegiums ſteif und feſt behauptet haben, auf Sonntag folge Sonnabend, denn — fügte er in einem lichten Augenblicke hinzu — erſt habe Gott den Tag und dann die Nacht geſchaffen, ergo folge erſt Sonnabend auf Sonntag. Bedauernswürdiger Herr von Gundling! Haſt Du darum die Univerſitäten von Altdorf, Helmſtädt und Jena beſucht, haſt Du Dir darum ſo viel hiſtoriſche Kenntniſſe erworben, damit Du auf Deine alten Tage beweiſen kannſt, daß der Sonntag dem Sonnabend vorangehe?

Ende März mußte Gundling dem Könige nach Potsdam folgen. Hier erkrankte er aufs Neue und ſtarb nach vierzehn Tagen, am 11. April, allem Anſcheine nach an den Folgen des letzten Schreckes.

Als man Seiner Majeſtät dem Könige die Nachricht überbrachte, Herr von Gundling habe ſeinen Geiſt aufgegeben, meinte Friedrich Wilhelm:

— Sagt lieber, er hat das Trinken eingeſtellt! Schade um den Patron! Er war ein prächtiges Exemplar von einem Narren und mir weit lieber als ein ganzes Schock hochgelahrter Federfuchſer. Der Gundling war ein treuerer Unterthan als jener hyperkluge Geheimerath und Profeſſor Chriſtian Thomaſius *), der durch Abſchaffung der Hexenprozeſſe und der Tortur die Macht der hohen Juſtiz unnöthigerweiſe eingeſchränkt und die Furcht des Volkes vermindert hat; ein brauchbareres Subject als jener hochweiſe Mathematikus Chriſtian Wolf **), deſſen Philoſophie allen

---

*) Thomaſius, (geb. am 1. Januar 1655 zu Leipzig) ſtarb am 23. September 1728 als Rector der Univerſität zu Halle.

**) Durch eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms I. vom 15. November 1723 war Wolf, unter Androhung des Stranges, gezwungen worden, Halle zu verlaſſen, worauf er ſich nach Caſſel und von dort nach Marburg begab. Dort blieb er bis zum Jahre 1740, wo ihn Friedrich der Große, der manche blinden Gehorſam aufhebt und aus Soldaten Deſerteure macht. Der Teufel hole das Gelehrten-Pack! Da lob' ich mir den ſeligen Gundling! Der wußte, was »blind gehorchen« heißt, der fügte ſich in Alles. Und darum will ich ſelber Sorge tragen, daß er ſeinem Range gemäß anſtändig beerdigt werde. Schade, daß der Quanz aus Dresden jetzt nicht in Berlin iſt. Er hätte, meinem Narren zur Ehre, einen Todtenmarſch componiren müſſen; meine Dudelſackpfeifer aber verſtehen das nicht.

Als Gundlings Leiche, auf Befehl des Königs, der einen Augenblick den falſchen Verdacht gehegt, daß ſein Narr vielleicht vergiftet worden ſei, geöffnet wurde, fand man in ſeinem Magen ein großes Loch, das die Aerzte einſtimmig dem übermäßigen Genuß der hitzigen Getränke, die der Todte in ſeinem Leben vertilgt hatte, zuſchrieben. Wenn man annimmt, daß Gundling blos vom Jahre 1717, wo er als Ceremonienmeiſter in die nächſte Umgebung des Königs gekommen war, bis zu ſeinem Ende täglich im Durchſchnitt mindeſtens ſechs Flaſchen Wein, Bier, Punſch und Schnaps getrunken hatte, ſo macht das in 14 Jahren über 30,660 Flaſchen. Kein Wunder alſo, wenn dann auch der allerbeſte Magen endlich einen Riß bekommt.

Die Leiche wurde unter feierlicher Begleitung ſämmtlicher Mitglieder des Tabakcollegiums, mehrerer Offiziere und Magiſtratsperſonen und der ganzen Schuljugend, Lehrer und Cantor an der Spitze, nach Bornſtädt, einem nahe bei Potsdam gelegenen

---

Unbill ſeines Vaters wieder gut machte, als Geheimenrath und Vicekanzler der Univerſität nach Halle berief. Drei Jahre ſpäter wurde er an J. P. von Ludewigs Stelle Kanzler derſelben.

Dorfe gebracht und in der dortigen Kirche, und zwar in jenem Weinfaß beigeſetzt, in dem er während ſeines Lebens mehr als ein Mal ſtark gebechert und betrunken übernachtet hatte. Das geruhten Seine Majeſtät ein anſtändiges Begräbniß zu nennen.

Einige lutheriſche Geiſtliche, die ſich geweigert hatten, dieſem profanen Sarge zu folgen, wollte Friedrich Wilhelm, gewohnt, auch mit der Geiſtlichkeit kurzen Prozeß zu machen, in der erſten Aufwallung ihres Amtes entſetzen; nachdem ſein Zorn ſich aber gekühlt hatte, war er gerecht genug, einzuſehen, daß ſie diesmal nicht Unrecht gehabt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Mit Gundling ſtarb der letzte Hofnarr. Seine Amtsgenoſſen am Hofe Friedrich Auguſts II. von Sachſen erhielten den Befehl, ſeinetwegen tiefe Trauer anzulegen und bei Hofe mit ſchwarzen, zwanzig Ellen langen Schleiern und langſchweifigen Trauermänteln zu erſcheinen. Das war denn auch Alles! Friedrich Wilhelm ſelbſt war ein viel zu großer Egoiſt, um ſich lange über den Verluſt eines Unterthanen zu grämen. Acht Tage ſpäter war Gundling vergeſſen.

Herr von Printz aber hatte gleich nach ſeinem Tode mit Hilfe einiger anderen Hofpoeten folgende Grabſchrift zuſammengebracht:

»Jundling hat nun ausgeſoffen
Und fortan nichts mehr zu hoffen

Von dem Wein aus dieſem Faß.
Selbſt im Sterben ſchmerzt' ihn das!
Drum war es ſein letzter Wille,
Daß doch ja in aller Stille
Sein mit Wein gefüllter Bauch
Käm' in eben dieſen Schlauch,
Daraus er ſich unverdroſſen
Oft den Leib hat vollgegoſſen.
Sage, Leſer, wenn Du lieſt,
Ob das nicht ein Schweinpelz iſt?«

Wir überlaſſen es dem Leſer dieſer Grabſchrift, zu entſcheiden, ob ſich das durchſchoſſene Wort auf Gundling oder Herrn von Printz beziehen ſoll.

XXXIX.

Friedrich Wilhelm I. überlebte ſeinen Narren. Seine Majeſtät der König geruhte am 31. Mai des Jahres 1740 im kaum vollendeten zweiundfünfzigſten Jahre ſeines Lebens, und im achtundzwanzigſten ſeiner Regierung zu ſterben und ſeinem glorreichen Nachfolger, Friedrich II., ein wohldiſciplinirtes Heer von 70,000 Mann und einen Schatz von 9 — 10 Millionen Thalern zu hinterlaſſen. Trotz mancher kleinen Fehler war der Verſtorbene ein großer Monarch, ein tüchtiger Staatswirth, dem das Königreich Preußen die Grundlage ſeiner militäriſchen Größe und manches

Andere zu verdanken hat. Friedrich Wilhelm war es, der das mittelalterliche Lehenswesen aufgehoben und unter Mitwirkung des Großkanzlers Freiherrn Samuel von Cocceji das ganze Juſtizweſen umgeſtaltet und die Rabuliſterei des Advokatenſtandes, der ihm faſt noch verhaßter als das Gelehrten-Volk geweſen war, wohlthätig beſchränkt hatte. Außerdem hat er noch als Gründer der Charité und des Waiſenhauſes in Berlin und des Waiſenhauſes in Potsdam gerechte Anſprüche auf die Achtung der Geſchichte und auf den Dank ſeines Landes.

Außer ſeinem Thronfolger hinterließ er noch drei Söhne: Auguſt Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, wie auch zwei Töchter, von denen ſich die Eine, Friederike Wilhelmine Sophie, am 20. November 1731, etwas über zwanzig Jahre alt, mit dem Erbprinzen von Baireuth vermählte und während ihrer ganzen Ehe mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, die ſie in ihren Denkwürdigkeiten erzählt. *) Die andere Prinzeſſin, Anna Amalie, (geb. am 9. November 1723,) in ihrem einundzwanzigſten Jahre zur Aebtiſſin von Quedlinburg ernannt, war eine Schülerin Kirnbergers und zeichnete ſich als vortreffliche Klavierſpielerin und tüchtige Componiſtin aus, für die, zehn Jahre ſpäter, der Kammerherr Friedrichs des Großen, der berühmte Voltaire, geſchwärmt haben ſoll. **) Sie ſtarb am 30. März 1787 zu Berlin und vermachte ihre große muſikaliſche Bibliothek, deren Werth auf 40,000 Thaler geſchätzt wurde, als unveräußerliches Eigenthum dem Joachimsthaler Gymnaſium zu Berlin. *)

---

*) Ihre „Mémoires depuis l'année 1706 jusq'à 1742“, erſchienen zu Braunſchweig, 1810, 2 Bde. 8. und in deutſcher Ueberſetzung zu Stuttgart, 1811. 2 Bde, 8.

**) Sie hinterließ außer einigen andern Compoſitionen auch das von Ramler gedichtete Oratorium, „den Tod Jeſu“, in welchem ſie mit Graun um die Siegespalme rang.

Friedrich Wilhelms Gemahlin, die eben ſo tugendhafte als liebenswürdige Königin Sophie Dorothee, eine eben ſo treffliche Gattin als zärtliche Mutter, geliebt und geprieſen von jedem ihrer Kinder, und vor Allen von Friedrich dem Großen verehrt, ſtarb am 28. Juni 1757 im Schloß zu Monbijou. Ein Jahr ſpäter ſtarb ihre ältere Tochter, die Markgräfin von Baireuth.

XL.

Von den Hauptfiguren unſerer Erzählung bleiben noch Gräfin Athenais Kunigunde von Knobelsdorf, Siegfried von Printz und deſſen Gemahlin übrig.

Die Erſtere ſtarb, vier Monate nach ihrer Entlaſſung aus der Citadelle von Küſtrin, in einem Alter von zweiundſechszig Jahren, am Gallenfieber. Ihr großes Vermögen, ihre prachtvolle Bibliothek und ihre leider unvollendete Ueberſetzung des Perſius vermachte ſie ihrem Neffen, dem Freiherrn Hans Georg Wenzeslaus

---

*) In dieſer Bibliothek, die noch jetzt beſteht, leider aber nur Wenigen zugänglich iſt, befinden ſich auch die von Georg Liſieuwsky gemalten Bildniſſe ihres Meiſters Johann Philipp Kirnberger und des großen Tondichters Johann Sebaſtian Bach.

von Knobelsdorf, mit dem ſie ſich, drei Tage vor ihrem Ende, wieder ausgeſöhnt hatte.

— Ich ſterbe nicht ruhig, ſagte ſie zu ihrem Erben, denn ich fürchte im Jenſeits mit der »zweibeinigen Pfütze« (damit meinte ſie den Freiherrn von Gundling) zuſammenzukommen.

An Herrn von Printz wurden die Manen des ſeligen Barons auf ſchreckliche Weiſe gerächt. Ein Jahr nach dem Tode unſeres Helden entfloh Frau von Printz mit dem franzöſiſchen Geſandtſchaftsſecretär nach England und von dort nach Italien. Hier, erfuhr man ſpäter, habe ihr Verehrer, der wetterwendiſche Adonis, ſie bei Nacht und Nebel verlaſſen und ſei — Niemand erfuhr wohin — entflohen. Der armen Franzöſin blieben in Rom, wo ſie ſich damals befand, nur zwei Wege offen: der Weg der Sünde und der Tugend, die Wahl zwiſchen Bordell und Kloſter. Einem unverbürgten Gerüchte zu Folge ſoll Frau von Printz das Letztere gewählt haben.

Ihr Gemahl, der bis zu ſeinem fünfundvierzigſten Jahre Kammerjunker geblieben war, ſoll ſpäter, nachdem er ſein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, Spieler geworden und als ſolcher — Betrugs halber — die Einen ſagen im Duell, die Andern behaupten im Zuchthauſe, geſtorben ſein.

Gundling, das Schickſal hat Dich gerächt. Armer Narr, ſchlafe ſanft und ruhig!

Sophie Arnould.

> Le monde est plein de fous, et qui n'en veut pas voir,
> Doit se tenir tout-seul et casser son miroir.
>
> Boileau.

I.

In der »Rue Béthiſy«, in demſelben Hauſe und demſelben Zimmer, worin, am 24. Auguſt 1572, in der Bartholomäusnacht blutigen Andenkens, das Oberhaupt der Hugenotten, der tapfere Admiral Gaspard de Coligny, ermordet worden war, wurde am 14. Febr. 1744, am Tage des heiligen Fauſtinus, der Gaſtwirth Hegeſippe Arnould, der ſeit dreizehn Jahren vergebens auf Vaterfreuden gehofft hatte, urplötzlich durch die ganz unerwartete Entbindung ſeiner weit jüngern Ehehälfte von einem wunderhübſchen Mädchen dergeſtalt überraſcht, daß er in der Freude ſeines Herzens die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und überglücklich ausrief:

— Eher hätte ich den Einſturz des Himmels, als jetzt, nach ſo langer Zeit, die Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches erwartet. Pascaline, (ſo hieß ſein charmantes Weibchen) ich danke Dir und dem Himmel für das liebe, ſüße Balg, das Ihr mir geſchenkt. Jetzt, guter Gott, tauſche ich ſelbſt mit unſerm Könige, dem vielgeliebten Ludwig nicht; jetzt bin ich Vater, Vater dieſes ſchwarzäugigen Engels, und der glücklichſte aller Gaſtwirthe, jubelte der gute Mann und preßte, mit Freudenthränen im Auge, die Kleine mit ſo ungeſtümer Wonne an ſein Herz, daß er ſie faſt erdrückt hätte.

Das niedliche Weſen fing hellaut zu ſchreien an.

— Welch' herrliche Stimme! rief das gerührte Vaterherz! Welch' reizender Mund! Welch' allerliebſtes Stumpfnäschen! Und welch' große, ſchöne, kluge Augen! Mir ganz und gar aus dem Geſicht geriſſen! Ach, ſchon jetzt liebe ich das kleine Balg ſo ſehr, daß ich's vor lauter Liebe auffreſſen könnte, und wär's auch ohne Sauce. Habe Dank, tauſend Dank, geliebtes Weib, für die ſüße Ueberraſchung, die Du Deinem Freunde bereitet haſt, ſprach der glücklichſte der Väter und legte die Kleine an die reizende Bruſt der nicht minder ſeligen Mutter.

II.

Vierzehn Tage ſpäter, nach vorausgegangenem Familienrathe, der vier volle Stunden gewährt hatte, wurde die heilige Taufe vorgenommen, in der das liebe, ſüße Geſchöpf den Vornamen »Sophie« erhielt.

Die drei Taufpathen des vielgeliebten Kindes waren, Jeder einzeln und Alle zuſammen betrachtet, ſo durchweg komiſche Figuren, daß eine flüchtige Schilderung derſelben vielleicht im Stande ſein wird, den Zügen manches Griesgrams ein heiteres Lächeln, ein freundliches Schmunzeln abzulocken.

Der Erſte dieſes drolligen Kleeblatts war Herr Hippolyte Margaux, ein ſehr ehrenwerther Weinhändler, der, nachdem er dreizehn Jahre und fünf Monate für ein ziemlich bedeutendes Champagnerhaus durch aller Herren Länder umhergekreuzt war, ſich ſelbſt etablirt und in kurzer Zeit ſo viele Kunden »aufgegabelt« hatte, daß ſein Geſchäft bald für eines der blühendſten dieſer Art galt. Bruder Hippolyte oder Vater Stöpſel — ſo nannten ihn die täglichen Beſucher ſeiner Weinſtube — war ein äußerſt kleines, auffallend dickes, beiſpiellos »luſtiges Haus«, das, vom Keller bis zum Giebel mit Späßen jeder Sorte vollgeſpeichert, mitunter manch prächtigen Einfall hatte.

Der Zweite dieſes komiſchen Dreiklangs war Herr antonin Gibet, ein nicht minder ehrenwerther Wildprethändler, der, ſeit zwei Decennien der Lieferant der leckermäuligen haute-volée, mit den größten Geiſtern und reichſten Leuten, ſobald ſie auch Gourmands waren, auf ſo vertrautem Fuße ſtand, daß er zu Gott und aller Welt, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechtes, Du zu ſagen ſich erlaubte. Papa Antonin oder Meiſter Haut-gout — ſo hießen ihn ſeine zahlreichen Kunden, weil er dies Lieblingswort ſehr häufig zu gebrauchen pflegte — war, ein jocoſer Gegenſatz ſeines ehemaligen Schulkameraden Margaux, eine äußerſt lange, auffallend hagere, ungeheuer griesgrämige »Hopfenſtange«, die, höchſt reizbarer Natur, wenig oder gar keinen Spaß verſtand und Alles gleich ſehr übel nahm.

Der Dritte oder, richtiger geſagt, die Dritte dieſes Saufbundes war Madame Adelaide Zenobie Marmelade, die ſehr reſpectable Ehehälfte eines zu ſeiner Zeit höchſt geſchickten Zuckerbäckers, der, nachdem er mehrere Millionen Eier und dadurch auch viel Geld zuſammengeſchlagen hatte, vom Schauplatz ſeines äußerſt gangbaren Geſchäfts ins Jenſeits abgerufen worden war, um dort — für die Schatten des Elyſiums — Mandeltorten, Spritzkuchen und vor Allem Méringues à la Vanille, worin ſeine Hauptſtärke beſtand, fortzubacken. Der ſelige Marmelade hatte ſeiner kinderloſen Frau ein jährliches Einkommen von ſiebentauſend Livres und einen wohlrenommirten Laden hinterlaſſen, den ſie, gleich nach ſeinem Tode, an einen ihrer Neffen aus der Provinz abgetreten und ſich dann ins »Privatleben« zurückgezogen hatte. Unſere Rentière, die, ſchon ſeit früheſter Jugend ſehr gefallſüchtiger Natur, trotz ihres Alters — ſie zählte bereits fünfzig und etliche Frühlinge — und trotz des fühlbaren Mangels an Reiz und Schönheit noch immer höchſt kokett und eroberungsſüchtig war, bot alle Gattungen von Schminke auf, um ihrer welken Haut den Roſenhauch der Jugend einzuimpfen. Ihr ſchon ziemlich runzeliges Geſicht glich einer Muſterkarte aller Nüancen von Schön- und Schminkpfläſterchen: auf der Stirn thronte das »majeſtätiſche«, im Augenwinkel prangte das »leidenſchaftliche«, in der Falte, die ſich durch das Lächeln des Mundes bildet, verſteckte ſich das »heitere«, auf der Mitte der Wange ſchaukelte ſich das »angenehme«, im Mundwinkel lauerte das »küßliche«, auf der Oberlippe leckte das »herausfordernde«, unten am Kinn reizte das »ſchelmiſche«, denn jede dieſer »Mouches« oder »Poſtillons d'amour«, wie Abbé Bernis oder irgend ein anderer Poet des »Mercure galant« dieſe künſtlichen Muttermäler getauft, hatte damals einen andern Namen. Mit der goldenen Zitternadel im gepuderten Haare, mit der roſenrothen Schleife am Buſen und dem gemalten Elfenbeinfächer in der Hand wäre Madame Marmelade, namentlich am Tage der Tauffeier, an dem ſie ſich in den größten Glanz geworfen hatte, um auf ihre beiden Gevatter einen »tiefen Eindruck« zu machen, ein köſtlicher Vorwurf für den burleſken Pinſel eines Metzu oder Watteau geweſen.

Die beiden männlichen Pathen waren, obgleich hageſtolz, leidenſchaftliche Verehrer des ſchönen Geſchlechts, aimants le cotillon, wie der frivole Franzoſe, oder: in jede Schürze verliebt, wie der keuſche Deutſche ſagt. Beide waren Nachbaren und — unter vier Augen geſagt — Gläubiger des Herrn Arnould, der ſich ſehr oft in Geldverlegenheit befand. Einer derſelben, der luſtige Weinhändler, war außerdem der erklärte Hausfreund des »glücklichen Vaters.«

Nachdem Alle aus der Kirche heimgekehrt waren, legte Herr Arnould das gleich einer Puppe aufgeputzte Kind in die Arme ſeiner Frau und ſagte:

— Hier bringe ich Dir Deine Sophie!

— Himmliſche Arnould, begann Herr Gibet, erlaube einem vieljährigen Freunde Deines Mannes, daß auch er Dir, als Tribut ſeiner Freundſchaft, ein kleines Balg zu Füßen lege . . .

— Wie, Meiſter Haut-gout, fragte Vater Stöpſel, auch Ihr habt ein Balg?

— Ein Rehbalg nämlich, das ich der Dame Arnould als Teppich zu Füßen lege . . .

— Ah ſo, nun verſtehe ich Euch! ſagte der Weinhändler. Reizende Sechswöchnerin, fuhr Herr Margaux fort, geſtatten Sie Ihrem aufrichtigen Verehrer, Ihnen zur Feier des heutigen Tages als ſchwaches Zeichen ſeiner Huldigung dieſen ſilbernen Pfropfenzieher zu Füßen zu legen.

— Vielgeliebte Nachbarin, unterbrach ihn Madame Marmelade, geſtatten Sie einer armen Wittwe, ihrem reizenden Pathchen dieſe ſilberne Kinderklapper als Angebinde zu überreichen.

— Tauſend Dank, meine lieben Gevatter, ich bin ſo glücklich, daß es mir an Worten fehlt, Ihnen Alles zu ſagen, was ich fühle, erwiderte die glückliche Mutter und herzte den kleinen Engel, der an ihrem Herzen lag. Da, Hegeſippe, nimm unſere Sophie und reiche ſie ihren Pathen, daß Jeder ihr einen Kuß gebe.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es zuerſt der Dame Marmelade.

— Ein wahres Zuckerpüppchen! Weißer als Blanc-manger! ſagte die Wittwe und drückte einen Kuß auf des Kindes Stirn.

Herr Arnould nahm das Kind und reichte es dann dem Wildpretmann, dem er einige tauſend Francs mehr als dem Weinhändler ſchuldig war.

— Ein Perlhuhn! Ein Goldfaſan! ſprach Herr Gibet und gab dem Kinde einen Kuß auf den Mund. Ach und welch ein Haut-gout! rief er aus und gab ihm einen zweiten Kuß.

Herr Arnould nahm ſein Kind und reichte es dem Weinhändler.

— Ein köſtliches Bouquet! Eine himmliſche Blume! Die Kleine duftet ſo ſüß wie Liebfrauenmilch! betheuerte Herr Margaur und küßte die Stirn und die Augen und den Mund und die kleinen Händchen dieſes lieben Geſchöpfes. Weiß Gott, ich habe das Kind ſo lieb, als ob es mein eigenes wäre. Nichts in der Welt geht über Vaterfreuden!

— Ach! ſeufzte die Wittwe laut und ſchwer.

— Nachbarin, warum ſeufzeſt Du? fragte der Wildpretmann.

— Unſere Freundin Marmelade, commentirte der Weinhändler, hat ein ſehr gefühlvolles Herz . . . eine Frau in ihren Jahren ergeht ſich gern in ſchwärmeriſchen Betrachtungen . . .

— Ach! ſeufzte nun auch Herr Gibet.

— Nachbar, warum ſeufzen Sie? fragte die zärtliche Wittwe.

— Auch er, theure Freundin, erklärte Herr Margaur, hat ein empfindſames Herz . . . auch er ſchwärmt . . .

— Wofür? fragte Dame Marmelade, züchtig die Augen niederſchlagend.

— Für den Haut-gout der Liebe, ergänzte Meiſter Stöpſel.

— Was willſt Du damit ſagen? fragte Papa Gibet, deſſen Zorn augenblicklich Feuer gefaßt hatte.

— Ich will damit geſagt haben, daß Ihr Beide für einander wie geſchaffen ſeid . . . daß Ihr Euch heirathen ſolltet . . .

— Höre, Margaur, Du weißt, daß ich keinen Spaß verſtehe...

— Ich ſpaße auch nicht... es iſt mein völliger Ernſt . . . wo fände ſich ein zweites Wildpret, ein zweiter Goldfaſan mit mehr Haut-gout, als Dame Marmelade?

— Alter Weinſchlauch, willſt Du ſchweigen? fragte Gibet im höchſten Grade gereizt.

— Gäb's in der ganzen Chriſtenheit ein ſchöneres Paar, als Donna Marmelade und Signor Gibet? . . .

zis — Stöpſel, willſt Du mich noch länger reizen? fragte Mei[illegible] Haut-gout, überſchäumend vor Wuth.

— Don Gibet und Signora Marmelade, fuhr Jener zu hänſeln fort. Ein Liebespaar zum Malen!

— Da, boshafter Spötter, haſt Du Deinen Kuppelpelz, rief der jähzornige Wildpretmann und erhob ſeinen langen Arm, um dem kleinen dicken Faun eine Maulſchelle zu verſetzen.

Herr Margaux aber, der dicht an der Seite der Wittwe ſtand, zog ſich äußerſt raſch und geſchickt hinter die ſpaniſche Wand ihres ziemlich breiten Rückens zurück, wodurch Gibets Hand ihr Ziel verfehlte und die dem Weinhändler zugedachte Ohrfeige mit unaufhaltſamer Wucht auf die geſchminkte Wange der Zuckerbäckerin einſchlug, die, theils vor Schreck und theils vor Schmerz, mit gellem Schrei rücklings umſank und im Fallen ihren Hintermann mit ſich niederriß, der ſeinerſeits ein dicht hinter ihm ſtehendes Tiſchchen mit einem Aufſatz von Likeurflaſchen und Gläſern und ein halbes Dutzend Deſſertteller mit eingemachten Früchten und allerlei Backwerk umwarf.

— Jeſus! ſchrie die Wittwe.

— Maria! ergänzte Herr Arnould und

— Joſeph! blieb der Wöchnerin vor Schreck halb in der Kehle ſitzen.

Meiſter Gibet, der, ohne es zu wollen, mit einer Klappe zwei Fliegen erlegt hatte, eilte der Gefallenen blitzſchnell zu Hilfe, um ſie aufzuheben. Er ſchwor bei den eilftauſend ſchlafenden Jungfrauen und bei dem heiligen Antonius von Padua, daß dieſe wohlverdiente Züchtigung nicht ihr, ſondern ihm, dem ewigen Necker, der ſeine Lammsgeduld bis auf's Aeußerſte gereizt, gegolten habe.

Er bat zuerſt Dame Marmelade und alsdann Dame Arnould »mehrere Millionen Mal« um Verzeihung, daß er ſich in ihrer Gegenwart von ſeiner unverantwortlichen Hitze ſo weit habe hinreißen laſſen, auf dieſe Weiſe das »Decorum« zu verletzen.

— Ach meine ſchönen Flaſchen und Gläſer! jammerte die Wöchnerin.

— O meine koſtbaren Likeure und mein ſchönes Confect! wimmerte der arme Mann.

— Pfui, pfui, pfui! rief die Wittwe, während ſie ſich von ihrer Niederlage erhob und ihre beim Fallen in Unordnung gerathene Friſur und Robe arrangirte. So etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht zugeſtoßen! Pfui, pfui und abermals pfui! Auf einer Kindtaufe, auf der es Ohrfeigen ſetzt, will ich wenigſtens nichts zu thun haben. Adieu, Herr und Madame Arnould. Wenn Ihnen der liebe Gott oder ſein heiliger Geiſt nach dreizehn Jahren wieder einmal einen Sprößling beſcheert, ſo wählen Sie ſich Pathen, welche Sie wollen, nur mich nicht! Ich für meine Wenigkeit habe ſchon an der einen Taufe vollkommen genug, und danke Ihnen für die Ehre und das Vergnügen, das Sie mir zugedacht, ſprudelte die maaßlos empörte Zuckerbäckers-Wittwe, indem ſie ihren Elfenbeinfächer aufriß, um ihrem halb weißen, halb rothen Geſichte, auf welchem Zornesbitze glühte, Kühlung zuzufächeln. Leben Sie wohl, mein Herr Margaux, leben Sie wohl, mein feingebildeter, äußerſt zarter, ungemein liebenswürdiger Herr von Gibet . . .

— Herr von Gibet? wiederholte der von Neuem gereizte Wildpretmann; Madame, was willſt Du mit dieſem zweideutigen »Herr von« ſagen?

— Ich will damit geſagt haben, erklärte Dame Marmelade mit bitterſüßer Ironie, daß Sie im ſtrengſten Sinne des Wortes ein beiſpiellos galanter Cavalier ſind, der in der Artigkeit, dem ſchönen Geſchlechte gegenüber, vergebens ſeines Gleichen ſucht, ſchloß ſie mit beißender Malice und trat zornſchnaubend vom Schauplatz der Taufe ab.

— Nun iſt die ganze Freude geſtört! ſtöhnte die Wöchnerin.

— Und wer iſt Schuld daran? fragte ihr Gemahl.

— Du! Du! ſchrieen Margaux und Gibet zugleich, wobei Einer auf den Andern wies.

— Meine Herren, ſagte Dame Arnould, vergeſſen Sie nicht, daß ich noch ſehr ſchwach und angegriffen bin. Ihr Schreien verurſacht mir Kopfſchmerzen. Wenn Sie, Herr Gibet, Ihre Hitze durchaus nicht mäßigen können, jeden harmloſen Scherz übel nehmen und gleich zuſchlagen wollen, ſo werden Sie mich ſehr verbinden . . .

— Wenn ich gehe, willſt Du ſagen! Gut, ſehr gut, brüllte der Wüthende, ich will Dich durchaus nicht ſtören. Seh' ich doch überhaupt nicht ein, was ich hier noch zu ſuchen habe. Adieu, Madame, Adieu! Mich ſeht Ihr niemals wieder!

— Der Hitzkopf! murmelte die Wöchnerin leiſe vor ſich hin.

— Mich dauert weiter nichts, als das ſchöne Rehfell, das ich der Undankbaren zu Füßen gelegt, dachte er bei ſich beim Hinausgehen. Es hat mich ſelber vierzehn Livres gekoſtet. Ei nun, bald wird Dame Arnould auch ihren Einfaltspinſel von Mann fortſchicken, um mit ihrem Seladon-Margaux das Feſt unter vier Augen zu feiern.

Alſo endete die Taufe Sophie Arnoulds.

III.

Wir überſpringen die erſten zehn Jahre der Mademoiſelle Sophie, weil ſie, ganz wie die Kinderzeit anderer Mädchen, ereignißlos vorüberhuſchten, ohne ihrem Biographen und deſſen Leſern irgend ein eigenthümliches Intereſſe darzubieten. Nur ſo viel ſei erwähnt, daß Papa Arnould, deſſen Herzblatt, und Mama Arnould, deren Augapfel ſie war, alle Sorgen, alle Kräfte, alle Mittel aufboten, um ihrem einzigen und darum auch ziemlich verhätſchelten Kinde eine höchſt ſorgfältige Erziehung angedeihen zu laſſen. Und ſo war es gekommen, daß der kleine, ſchmucke, ſchwarzäugige Engel in ſeinem neunten Frühlinge ſchon klüger und ausgebildeter als manche Jungfrau in ihrem fünfzehnten Herbſte erſchien. Die Eltern, die, von des Töchterleins reizendſchöner Stimme entzückt, nichts ſehnlicher gewünſcht hatten, als ihren Abgott einſt zu einer großen Sängerin herangebildet zu ſehen, hatten ihr ſchon vor Eintritt des achten Jahres Unterricht in der Muſik ertheilen laſſen, und Sophie hatte gleich ſo viel Anlage und Luſt dazu mitgebracht, daß ſie nach Verlauf von drei Jahren ſchon eine ziemlich fertige Klavierſpielerin war. Nach ihrem eilften Geburtstage, der wie jeder der vorhergegangenen von den Eltern und vom Gevatter Margaux, welcher ſich für ſein Pathchen ſo warm intereſſirte, als ob daſſelbe »Blut ſeines Blutes« wäre, durch einen großartigen Schmaus, durch Schlittenpartie und Feuerwerk gefeiert worden war, erhielt ſie nun auch Unterricht im Geſang. Ihre Lehrerin, Mademoiſelle Marie Fel, Tochter eines Organiſten von Bordeaux, die im Jahre 1733 in der großen Oper debütirt hatte und zehn Jahre lang ein Liebling des Publikums geweſen war, bekam von Herrn Margaux für jede Stunde, die ſie ſeinem Pathchen gab, zehn Livres, was jährlich über fünfzehnhundert Livres betrug. Aber auch im Geſang machte Mademoiſelle Sophie ſo reißend ſchnelle Fortſchritte, daß ſie nach Verlauf von achtzehn Monaten in der Kirche Val de grace auf dem Chore mitſingen konnte.

Ein günſtiger Zufall wollte, daß gerade um dieſe Zeit die Prinzeſſin von Modena ſich ins Kloſter zu Val de grace zurückgezogen hatte, um dort während der heiligen Charwoche im Schooße frommer Nonnen die Sünden zu beichten, die ſie während der luſtigen Faſchingszeit begangen hatte. In dieſer Bußzeit hörte die ſchöne, reuige Sünderin einſt eine wundervolle Stimme, welche die Abendmeſſe ſang.

— Welch' ſchöne, reine, glockenhelle Engelsſtimme! rief die begeiſterte Prinzeſſin, andächtig dieſen wunderbaren Tönen lauſchend. Ich habe, ſeitdem ich Kirchen beſuche, noch niemals einen ſo zauberhaften Geſang gehört. Wie heißt dieſe Nachtigall?

— Sophie Arnould iſt ihr Name, erwiderte eine ihrer Kammerfrauen.

— Und wer iſt dieſe Sophie?

— Die Tochter eines Gaſtwirths in der »Rue Béthiſy«.

— Dieſes Mädchen iſt ein Juwel für die Oper. Iſt die Kleine aber auch hübſch?

— Schön wie ein Engel, antwortete die zweite ihrer Begleiterinnen.

— **Tant mieux**! Dann werde ich bei der erſten Gelegenheit den Intendanten der königlichen Kapelle auf dieſe Philomele aus der Rue Béthiſy aufmerkſam machen. Solche jugendfriſche, ſilberreine Stimme fehlt unſerer großen Oper. Es wäre Jammerſchade, wenn ſolch ein Sopran in den öden Mauern von Val de grace ſpurlos verhallen ſollte. Man rufe die Sängerin . . . man ſtelle ſie mir vor, . . . ich will ſie kennen lernen.

Nach der Meſſe wurden Mademoiſelle Sophie und Herr Margaux, der ſein Pathchen, ſo oft es in der Kirche ſang, zu begleiten gewohnt war, der Prinzeſſin von Modena vorgeſtellt. Ihre Hoheit beglasaugte die junge Sängerin und geruhte zu fragen:

— Wie alt iſt die Kleine?

— Zwölf Jahre und vier Monate, antwortete Sophie, welche mit ihren großen, ſchwarzen, klugen Augen die Prinzeſſin ſo dreiſt und unverlegen wie eine alte Bekannte anſah.

— Iſt dieſer Herr Ihr Vater? fragte Ihre Hoheit mit einem Blick auf Sophiens Begleiter.

— Ja, Hoheit, platzte Herr Margaux heraus.

— Ja??? wiederholte Sophie, betrachtete ihren Pathen und fing ſchelmiſch zu lächeln an.

— Nein, nein! rief der conſternirte Weinhändler, ich habe mich nur verſchnappt, Hoheit; ich bin nicht der glückliche Vater, ſondern leider nur der Pathe dieſes reizenden Geſchöpfes . . .

— Ihr Name? fragte die Prinzeſſin, den kleinen dicken Stöpſel mit ihrer Lorgnette vom Scheitel bis zum Fuße meſſend.

— Hippolyte Margaux.

— Ihr Gewerbe?

— Weinhändler, Ihnen aufzuwarten . . .

— Ihre Wohnung?

— Rue du Roule Nummer 17. Wenn ich mich erdreiſten dürfte, Ihrer Hoheit einige Proben ausgeſucht feiner Rheinweine zu Füßen zu legen . . .

— Mein Herr, ich liebe die deutſchen Weine nicht . . .

— O dann bitte ich tauſend bis eilfhundert Mal um Verzeihung, doch kann ich Ihrer Hoheit auch mit der Blüthe der franzöſiſchen Weine dienen . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die franzöſiſchen Weine nicht . . .

— Vermuthlich alſo die italieniſchen . . . Glücklicherweiſe bin ich in den Stand geſetzt, auch mit der Crême der Weine Italiens aufwarten zu können . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die italieniſchen Weine nicht . . .

— Nicht? wiederholte Herr Margaux ganz verdutzt. Teufel, was liebt ſie denn? dachte er bei ſich. Ah, nun fällt's mir ein, rief er laut, Ihre Hoheit gehören zu jenen Damen unſeres Hofes, die den ſpaniſchen Weinen den Vorzug ſchenken. In dieſem Falle ſteht Ihrer Hoheit ein ganz ausgezeichneter Xeres zu Befehl . . .

— Mein Herr, ich liebe auch die ſpaniſchen Weine nicht . . .

— Da ſchlag' das Donnerwetter drein! brummte Margaux in den Bart. Halt, ſchrie er laut, nun bin ich meiner Sache gewiß. O ich Dummkopf, dem das, was ſo nahe liegt, nicht gleich eingefallen iſt! Ihre Hoheit lieben einzig und allein die hitzigen Cyperweine. Die Firma Hippolyte Margaux ſchätzt ſich glücklich, der Frau Prinzeſſin von Modena einen ganz exquiſiten Muskateller anbieten zu können. Wie viel Eimer oder Oxhoft befehlen Ihre Hoheit?

— Mein Herr, erwiderte die Prinzeſſin zum fünften Male eben ſo ruhig und gelaſſen als das erſte Mal, ich liebe auch die Cyperweine nicht . . .

— Nun beim heiligen Martinus, dem gebenedeiten Schutzpatrone aller Weinhügel, was lieben Ihre Hoheit?

— Vor Allem, erwiderte die Prinzeſſin, ihn noch immer mit ihrem Glaſe fixirend, liebe ich jene Leute, die nicht zudringlich ſind.

— Ah, rief unſer Weinhändler ganz und gar verblüfft.

— Wie alt alſo iſt dieſe Kleine? fragte Ihre Hoheit zu Sophien gewendet.

— Wenn Pathe Margaux wieder ein Feuerwerk in unſerm Hofe abbrennt, feiert er meinen dreizehnten Geburtstag.

— Wie naiv! lächelte die Prinzeſſin. Leb' wohl, mein hübſches Kind . . . Deine ſchöne Stimme hat mich entzückt . . . ich will mich Deiner erinnern . . . bald ſollſt Du von mir hören, ſagte Ihre Hoheit, nickte huldreich mit dem Kopfe und ſchritt, begleitet von dem kleinen Hofſtaate, zur Kirche hinaus.

— **Mort de ma vie!** rief unſer Weinhändler, der ihr mürriſch nachſah. Da ſchwebt ſie hin, ohne mir etwas abgekauft zu haben. Ich glaubte in ihr einen neuen Kunden ergattert zu haben; ſie aber hat meine Erwartung grauſam blutig getäuſcht! Der Teufel hole alle Prinzeſſinnen, die weder deutſche, noch franzöſiſche, weder italieniſche noch ſpaniſche, weder Cyper- noch andere Weine lieben!

— Ha ha ha, lachte Sophie.

— Kleiner Schelm, warum lachſt Du?

— Weil ich meinen Pathen noch nie ſo wüthend geſehen . . .

— Ich könnte dieſe modeneſiſche Hoheit, die mich fortwährend durch ihr Augenglas angeglotzt und ſo ſpöttiſch gemuſtert hat, mit Arſenik vergiften . . .

— Das ſcheint die Prinzeſſin zu ahnen und darum kauft ſie auch Deine Weine nicht . . .

— Boshafter Schalk! ich könnte Dir zürnen, wenn ich Dir nicht gar ſo gut wäre . . .

— Dann, Pathe, mußt Du auch der Prinzeſſin gut ſein, weil ſie mir verſprochen hat, ſich meiner erinnern zu wollen . . .

— Ach Kind, Du kennſt dieſe vornehmen Damen nicht . . . Sie verſprechen viel und halten blutwenig . . .

— Dann biſt wohl auch Du eine vornehme Frau?

— Wie ſo? fragte Margaux erſtaunt.

— Ei nun, Du haſt mir ſchon vor drei Monaten ein neues Klavier verſprochen, und ich habe es noch heute nicht.

— Nur Geduld, meine Liebe, in längſtens vier Wochen ſoll Dein Wunſch in Erfüllung gehen.

— Ein Lügner, der nicht Wort hält! ſagte Mademoiſelle Sophie, hüllte ſich dichter in ihren Shawl und häkelte ſich in den Arm ihres väterlichen Freundes ein, der ſie nach Haus begleitete.

Niemand war ſtolzer darauf als Margaux.

Unterwegs ſagte Mademoiſelle Sophie, hüpfend und ſpringend, tanzend und ſingend zu ihrem Pathen: Ich freue mich ungeheuer . . .

— Worauf

— Darauf, wie meine liebe, arme, kranke Mutter lachen wird, wenn ich ihr erzählen werde, daß Du, auf die Frage der Prinzeſſin, ob Du mein Vater biſt, ganz verblüfft Ja! geantwortet haſt.

— Wenn Du davon ſchweigen willſt, dann, meine Theuere, ſollſt Du Dein Klavier ſchon morgen erhalten . . .

— Unter dieſer Bedingung gewiß; wenn Pathe Margaux aber nicht pünktlich Wort hält, dann plaudere ich . . .

IV.

Am andern Morgen erhielt Mademoiſelle Sophie das verſprochene Inſtrument.

V.

Aber nicht blos Herr Margaux, auch die Prinzeſſin von Modena hielt ihr Verſprechen. Ihre Hoheit empfahl die junge Sängerin dem Intendanten der königlichen Kapelle, der, nach Gelegenheit geizend, Ihrer Hoheit einen Dienſt zu erweiſen, der liebenswürdigen Dame, um deren Gunſt er ſich bewarb, die Verſicherung ertheilte, ſich der Empfohlenen auf's Allerwärmſte anzunehmen.

— Zuvor aber ſollten Sie die Kleine doch wohl einmal hören, meinte die Prinzeſſin.

— Wozu? Sie gefällt Ihrer Hoheit und das genügt. Ueberdem haben Sie uns geſagt, daß Ihre Philomele nicht allein ſehr jung, ſondern auch ausnehmend einnehmend ſei. Deſto beſſer!

Dann wird ſie uns um ſo ſicherer gefallen. Schönheit iſt ein passe-par-tout zu allen Thoren und Thüren; um ſo mehr zu jenen der Bühne! Heut zu Tage braucht eine Sängerin nur jung und ſchön zu ſein, um auf dem Theater auf dieſe oder jene Weiſe ihr Glück zu machen, bemerkte der Intendant.

Dieſer Herr empfahl die junge Sängerin, ohne ſie gehört zu haben, dem allmächtigen Schutze der Frau Marquiſe von Pompadour, die, damals auf dem Gipfel ihrer Herrſchaft, das zweite Ich des Königs von Frankreich und Navarra, die Geliebte Ludwigs XV. von Gottes Gnaden, oder, wie Marſchall Moritz von Sachſen ſie genannt, „le fourreau de l'épée“ war.

Eines Morgens — im Frühling des Jahres 1757 — erhielten Mademoiselle Sophie und Papa Arnould eine ſchriftliche Einladung nach Choiſy, um dort in einem Abendzirkel der Frau von Pompadour, der hochherzigen Beſchützerin aller Künſte, eine Probe ihres vielgerühmten Talents abzulegen. Da Vater Arnould aber gerade krank und bettlägerig war, erlaubte er ſich, durch den Kammerdiener Gourbillon anfragen zu laſſen, ob Herr Margaux, der Pathe ſeiner Tochter, ſie begleiten dürfe. Der väterliche Stellvertreter fühlte ſich namenlos geſchmeichelt, als er die Erlaubniß erhielt, als Beſchützer ſeiner jungen Pathin in der Geſellſchaft der Frau von Pompadour erſcheinen zu dürfen.

Jene Soirée war eine der glänzendſten. Der Herzog von Choiſeul, welcher Tags darauf als Geſandter nach Wien abgehen ſollte, der Abbé Bernis, der Miniſter in petto, dem die Marquiſe ſchon damals den Grafentitel und das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zugedacht hatte, der General-Baudirector Marquis von Marigny, der Bruder der Frau von Pompadour, der General-Poſt-Intendant Jannette — lauter Creaturen der königlichen Favoritin — die Herzogin von Choiſeul, die junge naive Gemahlin des Geſandten, die Marſchallin von Mirepoix, die Gräfin Baschi und viele andere alte und junge Damen des Hofes bildeten den glänzenden Kern einer Jury, die zuſammenberufen war, das junge Talent zu prüfen, welches der Intendant der königlichen Kapelle, der an dieſem Abende natürlich nicht fehlen durfte, ſo ſehr geprieſen hatte, daß Alles geſpannt war, die Bekanntſchaft dieſer reizenden Novize zu machen.

Die dreizehnjährige Sängerin erſchien in einem einfachen Kleide von blaßrothem Krepp mit einer weißen Roſe im ſchwarzen Haar, ſonſt aber ohne allen Schmuck, am Arme des übermäßig aufgeputzten Herrn Hippolyte Margaux, der, mit goldenen Ketten, diamantenen Ringen, ſilbernen Schnallen ausſtaffirt, einen höchſt komiſchen Gegenſatz zu Mademoiſelle Sophie Arnould bildete: ein poſſierlicher Faſchingsabend an der Seite eines reizend-ſchönen Maimorgens.

Die junge Nachtigall grüßte einfach und graziös; ihr Begleiter hingegen machte unzählig viele Verbeugungen, Katzenbuckel und Kratzfüße, während er bei jeder neuen Reverenz bald dieſem, bald jenem der Gäſte auf Fuß oder Schleppe trat.

— Dieu de Dieu, wer iſt dieſer drollige Kauz? fragte die Herzogin von Choiſeul, die ſich des Lächelns nicht erwehren konnte, die Gräfin von Baschi, welche ihr Hohngelächter hinter den Strahlen ihres Fächers verbarg.

— Leider habe ich nicht das Glück, dieſe Perſonnage zu kennen, erwiderte die Gräfin.

— Marquis, können Sie uns ſagen, wer dieſes koſtbare

Zerrbild iſt? fragte Frau von Choiſeul den Herrn von Marigny.

— Reizende Herzogin, dieſes wunderbare Exemplar eines Spießbürgers iſt ein reicher Weinhändler.

— Ein Weinhändler? flüſterte der Damenkreis und fing zu kichern an.

— Und wohl gar der Vater dieſer kleinen Perſon? fragte die Marſchallin von Mirepoix.

— Nein oder auch Ja . . . ganz wie Sie wollen . . .

— Marquis, haben Sie einen Bleiſtift?

— Herzogin, wozu?

— Ich will mir eine Skizze dieſes koſtbaren Kabinetſtückes für meine Karrikaturenſammlung aufbewahren.

— Erlauben Sie, ſchöne Frau, daß ich Ihnen dazu den Riß entwerfe, entgegnete der galante General-Baudirector, zog ſein Portefeuille und zeichnete auf eines der Pergamentblätter die ziemlich ähnlichen Conturen des Papa Stöpſel.

— Bei der heiligen Jungfrau! flüſterte Abbé Bernis verſtohlen dem Intendanten der Kapelle zu, dieſe kleine Sophie iſt ein reizendes Geſchöpf . . . eine halb aufgeſprungene Maiknospe . . . ein Stück himmelblauer Frühling in roſenfarbenem Ueberwurf . . . ein duftendes Veilchen in ſchneeweißem Unterrock . . .

— Un vrai morceau de roi! fügte der Intendant hinzu, indem er mit ſchlecht verhehlter Lüſternheit ſich die Hände rieb.

— Mademoiſelle Arnould, begann Frau von Pompadour, wollen Sie uns die Freude machen, uns irgend eine Kleinigkeit vorzutragen?

— Mit tauſend Freuden, Frau Marquiſe. Da ich aber nicht ſo glücklich bin, Ihren Geſchmack zu kennen, ſo bitte ich Sie, mir zu ſagen, was ich ſingen ſoll?

— Weißt Du, Sophie, fiel Herr Margaux ein, ſing' uns 'mal »Marlborough va-t-en guerre«; ... ich höre das Ding für mein Leben gern.

— Dummkopf, beſter aller Pathen wollte ich ſagen, ſchweigen Sie, flüſterte ſie ihrem väterlichen Surrogate zu. Befehlen Sie, Frau Marquiſe, ein Stück von Lulli oder Rameau?

— Von Rameau, ſchönes Kind, und wenn ich bitten darf, eine Nummer aus »Caſtor« oder »Dardanus«, die meine Lieblingsopern und nach meiner Anſicht zwei der ſchönſten Schöpfungen des »Schwans von Dijon« ſind.

— Zum Glück habe ich aus Beiden ein Paar Piecen mitgebracht, ſagte die Sängerin und winkte ihren unbezahlbaren Pathen zu ſich heran.

— Schatz, was befiehlſt Du? fragte der Weinhändler.

— Mein Heft ...

— Kätzchen, Puppe, Engel, was für ein Heft?

— Das Notenheft, das ich Ihnen zum Aufbewahren gegeben ...

— Ah, Goldhuhn, das ſteckt draußen in meinem Mantel, ſchrie Meiſter Stöpſel und verließ den Saal, um es zu holen.

— Ihr Pathe ſcheint Sie außerordentlich zu lieben ...

— Er hat keine Familie und liebt mich wie ſein eigenes Kind ...

— Und lieben auch Sie ihn?

— Ich habe nur Ein Weſen geliebt ...

— Und dieſes Eine Weſen?

— War die zärtlichſte aller Mütter, die ihr Kind mehr als ſich ſelber geliebt . . .

— Und dieſe Mutter?

— Ruht ſeit vier Monaten im Schooße der Erde, ſchluchzte Sophie mit hellen Thränen im Auge.

— Armes Kind! hauchte Frau von Pompadour.

— Sehen Sie nur, raunte Abbé Bernis, welcher die Schönheit der jungen Novize mit liebetrunkenen Blicken verſchlang, Perlen blitzen in ihren langen Wimpern. Ein holdes Geſchöpf! Ein reizendes Weſen! Ich kann mich nicht ſattſehen an dieſer maifriſchen Erſcheinung, in der jeder Zoll knoſpende Ueppigkeit, blühendes Leben iſt! Freund, rief der Miniſter in petto, dem Intendanten vertraulich die Hand drückend, die Kleine muß jedenfalls engagirt werden . . .

— Für die Bühne aber ſcheint ſie mir noch zu jung . . .

— Was fällt Ihnen ein? Ein Mädchen kann nie jung genug ſein. Ueberdem altern unſere jungen Mädchen früh genug . . . den echten Feinſchmecker aber reizt unreifes Obſt oft mehr als reifes...

— Ich verſtehe, Abbé, entgegnete der Intendant, den Händedruck ſeines Freundes erwidernd.

— Wo bleibt mein Pathe? fragte Mademoiſelle Arnould.

— Er wird ſeinen Mantel nicht finden können, lächelte die Marquiſe.

— Wie gefällt Ihnen die Kleine? fragte Gräfin Baſchi die Herzogin von Choiſeul.

— Die junge Dirne hat ſehr hübſche, aber etwas allzukecke Augen . . .

— Mit ſolchen Augen, Herzogin, macht man heut zu Tage ſein Glück in der Welt.

— Wiſſen Sie dies aus eigener Erfahrung? fragte Frau von Choiſeul die ſchöne, aber nicht ſehr geiſtreiche Frau von Baschi.

— O nein, Herzogin, entgegnete die Gräfin mit nichtsſagendem Lächeln.

— Dieſes reizende Kind, ſagte Abbé Bernis zum Intendanten, wird mir eine ſchlafloſe Nacht verurſachen. Meine ſündigen Augen haben in ihrem ganzen Leben kein ſchöneres Doſengeſichtchen geſehen!

In demſelben Augenblick ſtürzte der Weinhändler mit dem Notenhefte in den Saal.

— Pathe Margaux hat lange auf ſich warten laſſen . . .

— Verzeihe, lieber Schatz; ich habe draußen etwas friſche Luft geſchnappt, denn hier im drückendvollen Saale iſt es verdammt . . .

— St! flüſterte ihm die Pathe zu.

— Verdammt ſchön, wollte ich ſagen, ergänzte Meiſter Hippolyte.

Die Marquiſe führte Mademoiſelle Arnould zum Klavier.

— Wer von den Herren, fragte ſie, begleitet die junge Nachtigall?

— Ich! Ich! rief Abbé Bernis.

— Stets der Galanteſte von Allen, hauchte Frau von Pompadour mit kosmopolitiſchem Lächeln ihrem frühern Anbeter zu.

Mademoiſelle Sophie ſang eine Arie der Thealire aus »Caſtor und Pollux«. Der Erſte, der ſo überlaut, als ob er auf der letzten

Gallerie der komiſchen Oper ſich befände, ſeinen Beifall zu erkennen gab, war ihr Pathe, der aus Leibeskräften applaudirte.

— Na, was ſagen Sie zu dieſem Engel? fragte er den Herzog von Choiſeul, den er vertraulich auf die Schulter klopfte.

— Ich habe ſelten eine ſchönere Stimme gehört!

— Selten? Sagen Sie lieber nie! Und die Art und Weiſe ihres Vortrags? Ihr Mezza voce? Ihr Triller? He?

— Charmant, charmant!

— Charmant, charmant? Das will nicht viel ſagen. Der Vortrag meiner Sophie iſt einzig, himmliſch, göttlich! Man hat nicht umſonſt für jede Lection zehn Livres bezahlt, brüſtete ſich Pathe Margaux, zwei Finger der linken Hand in die Weſtentaſche vertiefend.

Der Herzog wandte dem Weinhändler den Rücken zu und ſagte zum Bruder der Marquiſe, der das Geſpräch mit angehört:

— Monſieur iſt ein großer Gimpel.

— Wer? fragte Herr von Marigny, nicht wenig erſchreckt.

— Der Jupiter dieſer Minerva . . . dieſe kleine, dicke Perſonnage . . .

— Ah ſo, ich glaubte, Sie meinten mich, erwiderte die ziemlich bornirte General-Baudirection.

— Ei, wo denken Sie hin?

Gleich darauf ſang Mademoiſelle Arnould eine Cavatine der Ephiſe aus »Dardanus«, und da ſie jetzt weit weniger befangen als bei der erſten Arie war, entfaltete ſie die Schwingen ihrer Stimme mit größerer Kraft und Sicherheit und trug dieſe Piece von der erſten bis zur letzten Note mit ſo großer Kunſtfertigkeit vor, daß die ganze Zuhörerſchaft, vom Metall und Ausdruck, von der Reinheit und dem Schmelze ihrer Stimme fortgeriſſen, in lauten Beifall ausbrach. Diesmal war es Frau von Pompadour, die das erſte Zeichen zum Applaus gab.

— Mademoiſelle, begann Abbé Bernis, wenn Sie ſo fortfahren, darf man Ihnen eine große, ſchöne Zukunft prophezeihen . . .

— Sie werden einſt die Zierde und der Stolz unſerer Oper werden, weiſſagte der Intendant.

— Schönes Kind, ſagte die General-Baudirection, ich gratulire Ihnen zu Ihrer Million.

— Zu welcher Million? fragte die neidiſche Gräfin von Baschi.

— Zu der Million, die das Fräulein in ihrer Kehle ſitzen hat.

— Sie haben uns in der That ſehr überraſcht, verſicherte die Marſchallin von Mirepoix.

— Charmant, charmant, ſagte die Herzogin von Choiſeul.

— Wir gratuliren Ihnen von ganzem Herzen, fügte der Gemahl der Herzogin hinzu.

— Auch ich, ſchloß die Marquiſe, mache Ihnen mein Compliment und danke Ihnen im Namen aller meiner Gäſte für den Genuß, den Sie uns bereitet haben.

— Ach, Frau Marquiſe, erweiſen Sie mir einen einzigen Gefallen, bat Herr Margaux.

— Welchen, mein Herr?

— Bitten Sie meine Sophie, daß ſie uns jetzt »Marlborough va-t-en guerre« vorſingt; es iſt mein Lieblingslied, das ich nicht oft genug hören kann. Wenn ich den kleinen Eigenſinn darum bitte, thut er's nicht; wenn aber Sie, Frau Marquiſe, es befehlen . . .

— Ich habe Ihrer kleinen Pathe nichts zu befehlen; doch wenn Sie befehlen, mein Herr, ſo werte ich Mademoiſelle bitten, Ihnen und uns die Gefälligkeit zu erweiſen . . .

— Recht gern, ſagte Sophie, ſetzte ſich ganz unbefangen an's Klavier und zog ihre Handſchuhe aus, um ſich ſelbſt zu begleiten.

— Teufel, welche Hand! ſtöhnte der verliebte Abbé.

— Himmel, welche Fertigkeit! rief der Intendant, nachdem er ein paar Läufe gehört hatte.

Sie ſang jetzt das Lieblingslied ihres Pathen, das den guten Mann dergeſtalt enthuſiasmirte, daß er vor Freuden ſich kaum zu laſſen wußte, mit dem Kopfe nickte, mit Händen und Füßen abwechſelnd den Takt ſchlug, mitten im Geſange, faſt nach jedem Verſe, Bravo! Bravo! vor ſich hinmurmelte und endlich vom Zauber der Melodie ſo ſehr hingeriſſen wurde, daß er den letzten Vers ſo laut und ungenirt, als ob er bei ſich zu Hauſe wäre, mitſang.

— Dummkopf! flüſterte einer der Gäſte, der dicht hinter dem enthuſiasmirten Pathen ſtand.

— Sagten Sie was? fragte er, ſich raſch umkehrend.

Der Gefragte ſchüttelte den Kopf; die Andern lachten.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem die Soirée beendigt war, ſagte Frau von Pompadour zum Intendanten:

— Ich ermächtige Sie, die Kleine ſofort für die Oper zu engagiren; es iſt ein junges Talent, aus dem viel werden kann . . .

— Ihr Wunſch, Frau Marquiſe, iſt uns Befehl.

— Die kleine Perſon, ſagte ſie gleich darauf zum Abbé Bernis, ſcheint einen gewaltig großen Eindruck auf Sie gemacht zu haben . . .

— Ich läugne nicht, daß ſie mir ſehr gefallen hat. Zehn Jahre früher hätte ich mich in dies allerliebſte Ding ernſtlich verlieben und ſie damals, als ich noch armſeliger Mitarbeiter am »Mercure galant« geweſen war, wohl gar beſingen können ... fügte er mit vielſagendem Lächeln hinzu.

— Wie Sie damals Madame Lenormand d'Etioles beſungen haben, ergänzte Frau von Pompadour. O daß doch alle Poeten ſo ungetreu ſind! rief ſie halb ſcherzend halb ernſt und wandte ſich zum Intendanten. Vergeſſen Sie nicht, die Kleine, die ſo glücklich iſt, in den Augen des Herrn Abbé ſo großes Wohlgefallen zu finden, ſchon morgen à tout prix zu engagiren. Mit ſolchem Talente kann aus dieſer kleinen Gaſtwirthstochter bald eine große Dame, eine Gräfin, eine Herzogin, vielleicht gar eine Fürſtin werden.

Und wäre denn das ſo unmöglich? Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben die Damen vom Theater glänzende Carrièren gemacht. Hat nicht Kaiſer Juſtinian die römiſche Schauſpielerin Theodora als ſeine Gemahlin auf den Thron geſetzt, hat nicht König Karl II. die engliſche Schauſpielerin Eleonora Gwynn zu ſeiner Maitreſſe und der alte Herzog von Nevers die franzöſiſche Schauſpielerin Marianne Quinault zu ſeiner Gemahlin erhoben? Hat nicht Letztere ihrem greiſen Bräutigam eine ſchöne Mitgift gebracht? 500 Schminktiegel und über 2000 Paar Schuhe, 72 ſeidene Roben und 21 Barets. Von der Zahl ihrer Hemden ſchweigt die Geſchichte — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

VI.

Neun Monate ſpäter (während dieſer Zeit hatte unſere Novize auf Koſten der Oper, die deren Talent ausbilden ließ, bei Mademoiſelle Fel fortdauernden Unterricht im Geſang und bei der berühmten Schauſpielerin Hippolyte Clairon*) gleichzeitigen Unterricht im dramatiſchen Spiele genoſſen) debütirte Mademoiſelle Sophie Arnould am 15. December 1757 — damals dreizehn Jahre und zehn Monate alt — als Thealire in Rameau's »Caſtor und Pollux.«

Ludwig XV. und ſein ganzer Hof, die Marquiſe von Pompadour und ihr ganzer Anhang, Abbé Bernis, der unterdeſſen zum Grafen von Lyon und zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gemacht worden war, der räthſelhafte Graf von Saint-Germain, der ſich bei der Maitreſſe des Königs durch das Geheimniß eines vorgeblichen Verjüngungsmittels unentbehrlich zu machen gewußt, die Crème der Ariſtokratie und die Blüthe der ſchönen Welt wohnten in den Logen des erſten Ranges dem erſten

---

*) Claire Joſephe Leyris de la Tude, geb. 1723 zu Condé in Flandern, war im März 1743 zuerſt als Sängerin und Remplaçantin der Mademoiſelle Cathérine Lemaure und erſt am 19. September deſſelben Jahres als Schauſpielerin und Rivalin der Mademoiſelle Marie Dumesnil in Racine's „Phedra“ aufgetreten und ſeit jenem Tage der gefeierte Liebling des Théâtre français. Clairon war eigentlich nur ihr Vorname.

Debut bei. — Im gedrängt vollen Parterre erblickte man Herrn Hegeſippe Arnould, den glücklichen Vater, und Herrn Hippolyte Margaux, den überglücklichen Vice-Papa, umgeben von einem dichten Schwarme theilnehmender Freunde, welche entſchloſſen waren, eine Claque zu bilden, um die junge Anfängerin durch ungeheuern Beifall aufzumuntern. In einer Loge des zweiten Ranges prangte in höchſter Galla die uralte Madame Adelaide Zenobie Marmelade mit ihrem jugendlichen Bräutigam, Herrn Theophile Jaſon, einem ſchmucken Perückier aus der Rue St. Denis, und in einem Winkel des dritten Ranges kauerte der griesgrämige Geizhals und Wildpretmann, Herr Antonin Gibet, der noch jetzt, nach faſt vierzehn Jahren, über Mama Arnould, die ſchon lange im Grabe ruhte, tief empört war, daß ſie ihm am Tage der Taufe ihrer Tochter gleichſam die Thür gewieſen, und der aus dieſem Grunde beſchloſſen hatte, ſeinen Zorn von der Mutter auf das Kind zu übertragen. — Hier und da, im Parterre und in den Logen, ſah man alte und junge Kritiker, mit Loupen, Brillen, Lorgnetten und Opergläſern bewaffnet, darunter auch Herrn Hector L. und Herrn Cäſar P., zwei Mitarbeiter am »**Mercure galant**« und, beiläufig erwähnt, Kunden und Schuldner des Weinhändlers Margaux, ein Paar Journaliſten, die — nicht beſſer und nicht ſchlechter als manche ihrer Vorgänger und Nachfolger — viel Talent, aber blutwenig Gewiſſen hatten, gefürchtete Ariſtarchen, deren Glaubensbekenntniß, wie das der Herren Cartouche und Mandrin, »**la bourse ou la vie**« hieß.

Die Vorſtellung begann. Die Debutantin wurde gleich bei ihrem Erſcheinen von den Freunden ihres Vaters und deſſen Stellvertreters, ja ſelbſt von einem großen Theile des Publikums, von ihrer frühlingsfriſchen Schönheit eingenommen, mit wahrhaft ſtürmiſchem Beifall begrüßt; nur eine Stimme wagte dieſen allgemeinen Applaus durch ein ziemlich lautes, neidiſches Ziſchen zu beflecken. Dieſer einzige Ziſcher war ihr beleidigter Pathe, Meiſter Haut-gout.

Mademoiſelle Sophie ſang ihre erſte Arie mit ſo viel Kraft und Feuer, mit ſo viel Geſchmack und Ausdruck, daß ſie mitten im Geſang von hundertſtimmigem Bravo unterbrochen wurde. Vater Hegeſippe zerfloß in Thränen, Pathe Margaux ſchwamm in Wonne, das ganze Auditorium, ja ſelbſt Frau von Pompadour und ihr Gefolge applaudirte; nur Einer ziſchte wieder und dieſer Eine war Herr Gibet. Die junge Sängerin aber, die, je mehr ſie in Feuer gerieth, immer ſchöner ſang, riß ihre Hörer immer mehr und mehr und endlich bis zu dem Grade fort, daß am Schluſſe der Arie ein tauſendſtimmiger Dacapo-Ruf ertönte, der nur einen Widerſacher fand, welcher im Winkel des dritten Ranges auf eigene Fauſt unverſchämt fortzuziſchen wagte.

— Ruhe, Ruhe! ſchrie man hinauf.

— Da capo, da capo! ſchrieen die Andern.

Mademoiſelle Arnould mußte ihre Arie wiederholen.

— Mort de ma vie! rief der kurzſichtige Papa Arnould, wer mag der malitiöſe Kerl ſein, der oben im dritten Range zu ziſchen ſich erlaubt?

— Donnerwetter! ſchrie Pathe Margaux, nachdem er mit ſeiner Loupe hinaufgeſchaut, das iſt kein Anderer als Nachbar Gibet.

— Gibet? wiederholte der Vater der Debutantin. Noch heute Abend oder höchſtens morgen in aller Frühe ſchlage ich ihm zuerſt ſämmtliche Fenſter ſeines Leibes und dann alle Knochen ſeines Ladens entzwei.

— Ich helfe mit! ſagte unſer Weinhändler. Der Elende ſoll unſer Kind nicht umſonſt gekränkt haben.

In demſelben Augenblick erſcholl eine neue Beifallſalve. Meiſter Haut-gout ließ ſich nicht einſchüchtern.

— Dieſen Engel, ſagte die alte Zuckerbäcker-Venus zu ihrem jungen Perücken-Adonis, habe ich auf meinen Armen getragen . . . ich habe Sophien aus der Taufe gehoben . . . ihre Mutter war meine Schulkameradin . . .

— Ihre Schulkameradin? fragte der Perückier mit fein friſirtem Zweifel.

— Wundert Sie das ſo ſehr? Glaubt Herr Jaſon, man habe niemals eine Schule beſucht?

— Theure Zenobie, das nicht . . .

— Böſer Mann, was denn ſonſt?

— Ich glaubte wahrhaftig, Dame Arnould, die ich zufällig einmal unter meinen Händen gehabt, ſei weit älter als meine liebe, ſüße, heißangebetete Adelaide.

— Schmeichler, flötete die Alte mit gerſtenzuckerſüßem Lächeln und geruhte mit ihrem Fächer, dem gewandten Dolmetſcher aller ihrer Gefühle, dem ſchlauen Adonis einen zarten Klaps auf ſeine lange, vielverſprechende Naſe zu geben. Sie irren, vielgeliebter Jaſon, Pascaline Arnould war mit mir in gleichem Alter.

— Die Alte, dachte Meiſter Theophile bei ſich, lügt noch viel ärger als der »Mercure galant«, den ich nur darum halte, weil ich ſeine Blätter zu Haarwickeln verbrauche.

Die Arie der Mademoiſelle Arnould wurde von neuem Applauſe unterbrochen.

— Heute Morgen, ſagte der Journaliſt Cäſar zu ſeinem Nachbar und Collegen Hector, war Vater Margaux bei mir . . .

— Mich hat er ſchon geſtern mit ſeinem Beſuche beglückt . . .

— Was wollte er von Dir?

— Daſſelbe, Cäſar, frage ich Dich.

— Ich mache kein Geheimniß daraus . . . er legte die Kleine an mein Herz und bat mich, ſie unter die Flügel meines Schutzes zu nehmen . . .

— Daſſelbe bat er auch mich . . .

— Wenn Sie meine Kleine loben, ſagte er, dann quittire ich Ihre Rechnung . . .

— Ganz daſſelbe verſprach er auch mir . . .

— Und was wirſt Du thun?

— Natürlich werde ich ſie loben . . .

— Ich hab's bereits gethan, ſagte Cäſar und zog aus ſeiner Bruſttaſche eine Kritik, die er geſchrieben, noch bevor er die junge Debutantin gehört hatte.

— Allen Reſpect! ſagte Hector. Man ſieht, daß Don Cäſar ſein Fach verſteht!

Der Beifall ſtieg höher und höher.

— Die Kleine iſt reizend! ſprach der Graf von Lyon zu ſich ſelbſt. Augen, wie die ihrigen, ſollten Geländer haben, damit man ſich nicht hineinſtürzt. Als ich noch armſeliger Journaliſt und Mitarbeiter am »Mercure« geweſen war, konnte ich auf die Bühne laufen und mich hinter den halbdunkeln Couliſſen und in den ſtillverſchwiegenen Garderoben umhertummeln. Wie manche ſüße Viertelſtunde, die ich im Ankleidezimmer der Dumesnil zugebracht, wird mir unvergeßlich bleiben! Jetzt, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, darf ich meine Loge nicht verlaſſen und mich nicht mehr um das Innere bekümmern. Und doch iſt dieſes Kind ſo reizend, daß ein Blick in ſeinen Buſen mich ganz ſchwindelig macht.

Mademoiſelle Sophie, die ſoeben ihre Arie vollendet hatte, wurde mit endloſem Beifall überſchüttet. Nur Meiſter Gibet ziſchte emſig weiter.

— Herr, warum ziſchen Sie? fragte ſein Nachbar.

— Herr, weil ich ein Recht dazu habe. . . Schhhh . . .

— A la porte, à la porte! ſchrie das Parterre hinauf.

— Nachbar, wenn Sie nicht gleich aufhören, ſo werde ich ſo frei ſein, Sie hinauszuwerfen . . .

— Das wollen wir doch ſehen . . . Schhhhhh . . .

— Hinaus, hinaus! donnerte das Parterre.

Einen Augenblick ſpäter knöpfte der Nachbar des wüthenden Ziſchers ſeinen blauen Ueberrock auf und legte ſein Incognito ab.

— Folgen Sie mir, ſagte der Polizeicommiſſär, ergriff den Arm des Wildprethändlers und zog ihn auf den Corridor hinaus.

Von allen Seiten flogen der jungen Debutantin Blumen entgegen. Im Parterre umarmten ſich Vater und Vice-Vater.

— — — — — — — — — — — — — —

Seit jenem Abende war Mademoiſelle Arnould der Liebling des Publikums, das Schooßkind der Kritik, der Abgott der ganzen Männerwelt, die gefeierte Schönheit, deren Reize von Dorat*),

---

*) Dorat hat ſie in ſeinem didaktiſchen Gedichte „la Declamation théatrale“ (Paris, 1766.), Bernard im „Almanach des Muses“ gefeiert.

Bernard, Rulhières, Favart, Marmontel und einem Dutzend anderer Dichter ihrer Zeit in allen erdenklichen Versmaaßen und Reimformen beſungen, von Dieſem mit Aſpaſia, von Jenem mit Ninon de Lenclos verglichen und von ganz Paris auf den Händen getragen wurde. Alle Künſtler, Maler und Bildhauer, beeilten ſich, den Zauber ihrer Züge durch Pinſel und Griffel auf Leinwand und in Marmor zu verherrlichen. Auch die Speculation und Induſtrie bemächtigten ſich ihres Namens, und bald gab es keinen Gegenſtand der Mode und des Luxus mehr, der nicht Sophiens Namen trug, der nicht à la Arnould hieß.

Sie war unumſchränkte Königin der Oper.

VII.

Dreizehn Jahre ſpäter — im Jahre 1770 — als ganz Paris der »Muſe des Geſangs«, der »neuen Aſpaſia«, der »franzöſiſchen Lais« huldigend zu Füßen lag, hatte Mademoiſelle Arnould außer einem wimmelnden Bienenkorbe fernſtehender Verehrer, deren Seufzer in Sophiens Herzen keinen Widerhall fanden, nicht mehr als ſieben offizielle Anbeter, die ſich eines vertrauten Umgangs mit ihr zu erfreuen hatten. Prüde Leute werden zwar ſchon an ſieben Liebhabern einigen Anſtoß nehmen; aber dieſe allzu keuſchen Sittenrichter mögen wohl bedenken, daß Liebe, Liebe im ausgedehnteſten Sinne, eine der erſten Tugenden jener laſterhaften Zeit und daß die Hauptfigur unſerer beſcheidenen Novelle noch eine der anſtändigſten und ſolideſten Damen der damaligen Theaterwelt war.

In den »Amusemens de coeur et de l'esprit«, einer Sammlung von Schriften, welche die ſchöne Beſtimmung hatten, Herz und Geiſt ihrer Leſer zu bilden, wird das einfache, aber höchſt erbauliche Factum erzählt, Mademoiſelle Marie Anne de Camargo, eine der berühmteſten Tänzerinnen des achtzehnten Jahrhunderts (geb. am 15. April 1710 zu Brüſſel, geſtorben am 28. September 1770), habe zur Zeit ihrer vollſten Blüthe 1001 Liebhaber gehabt, weshalb ein geiſtreicher Spötter jener Zeit ihre Wohnung den »Tempel der Tauſend und Einen Nacht« genannt habe. Eine andere Tänzerin, Marie Madelaine Guimard, (geb. 1743 zu Paris, geſt. 1816,) bekannte einſt ihrem Beichtvater, daß ſie faſt ſo viel Liebhaber als Tage im Jahre gehabt habe, aber Keinem von Allen länger als acht Tage treu geblieben ſei.

Dieſen und andern Theaterprinzeſſinnen gegenüber war unſere Aſpaſia-Arnould eine keuſche Magdalena, ein Muſterbild rührender Anhänglichkeit, denn ſie hatte, wie geſagt, nicht mehr als ſieben Anbeter, ſo daß auf Jeden derſelben ein Buchſtabe ihres Namens Arnould kam. Obgleich Hunderte von Cavalieren ſich um ihre Hand bewarben, wollte ſie doch, wie Ninon de Lenclos, ihr ganzes Leben hindurch frei und unabhängig bleiben und um keinen Preis der Welt das Joch der Ehe tragen.

— Liebe und Ehe, ſagte ſie einſt, ſind zwei der ſchreiendſten Contraſte, die dieſe Welt der Gegenſätze und Widerſprüche aufzuweiſen hat. Liebe iſt eine himmelanſtrebende Palme, welche die erquickendſten Früchte trägt, Ehe iſt eine auf der Scholle fortkriechende Krüppelpflanze, die jede andere Blume um deren Blüthe beneidet. Liebe iſt eine wonnejauchzende Hymne, Ehe ein niederſchmetterndes Requiem. Liebe iſt ein lachender E-dur-Accord, Ehe ein jämmerlicher B-moll-Klang; Liebe iſt ein ſchäumender Champagner, Ehe ein abgeſtandener Ciderwein; Liebe iſt Leben, Ehe iſt Tod. Ich liebe das Leben und darum iſt mir nichts ſo ſehr verhaßt als die Ehe.

Jedem ihrer ſieben Anbeter, die ſie ihr »Siebengeſtirn«, oder ihre »Plejaden« zu nennen pflegte, räumte ſie einen Tag der Woche ein, an dem ſie ausſchließlich ihm und keinem Andern angehörte. Jeden Einzelnen hieß ſie nach dem Tage, den ſie ihm eingeräumt hatte, Dimanche, Lundi, Mardi, Mercredi, Jeudy, Vendredi und Samedi. Alle Sieben pflegte ſie ſcherzend auch ihre »ſieben Todſünden« zu nennen.

Ihr Sonntag war der Graf Louis Léon Félicité de Lauraguais, der nachmalige Herzog von Brancas (geb. am 3. Juli 1733 zu Paris), ein Mann, der ſich für einen großen Schöngeiſt hielt, weil er (im Jahre 1761,) dem unglücklichen Dichter Malfilâtre*), welchen er ſpäter verhungern ließ, den Plan zu deſſen Trauerſpiel »Clitemnestre« gegeben haben will. Der Graf war ein Sonderling, der unter vielen Marotten auch die beſaß, ein ungemein eifriger Sammler von Schreibfedern berühmter Dichter und Gelehrten zu ſein.

Ihr Montag war der Marquis Camille Anacréon de Vieuxbois, ein ſchon ziemlich bejahrter Malteſer-Ritter und nebenbei ein raſtloſer Ahasver, ein unermüdlicher Touriſt, der alle Flüſſe und Meere ſämmtlicher Länder, die er bis dahin bereiſt, in Flaſchen geſammelt hatte, von denen er bereits zwiſchen 5—6000 beſaß.

---

*) Jacques Charles Louis Clinchamp de Malfilâtre, geb. zu Caen am 8. October 1733, war am 6. März 1767 zu Paris in der drückendſten Dürftigkeit geſtorben.

Ihr Dienſtag war Doctor Dardanus Sphynx, einer der reichſten und angeſehenſten Frauenärzte, ein höchſt komiſcher Kauz und außerordentlich paſſionirter Blumenfreund, der mit dem unermüdlichſten Eifer und den größten Opfern alle Arten von Cactus-Gattungen ſammelte.

Ihr Mittwoch war Herr Jan van der Slippen, ein ſteinreicher, maaßlos freigebiger holländiſcher Menageriebeſitzer, der in jedem Lande der fünf Welttheile Commiſſionäre und Agenten hatte, die für ſeine Rechnung jede Affengattung, die ihm fehlte, ankaufen und nach Paris ſchicken mußten, wo er, der »franzöſiſchen Lais« zu Liebe, ſeit länger als einem Jahre ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte und faſt jeden Montag von Havre de Grâce eine neue Affen-Ladung in Empfang nahm.

Ihr Donnerſtag war Herr Giuſeppe Zavarroni, ein aus Rom nach Paris übergeſiedelter Bankier und Muſiknarr, welcher, Dilettant auf der Geige, kein größeres Vergnügen kannte, als die Violinen der berühmteſten Künſtler älterer und neuerer Zeit für ſein großartiges Geigen-Kabinet aufzukaufen; außerdem war er — was freilich nicht Alle wußten — ein getaufter Jude

Ihr Freitag war der Viscount Edgar Clanricard, der junge einzige Erbe eines der unvernünftig reichſten Mylords von ganz England, ein höchſt verliebter Gimpel, welcher Liebesbriefe und Haarlocken, Handſchuhe und Strumpfbänder geſchichtlich berühmter Frauen zu ſammeln und für dieſe Paſſion das Geld mit vollen Händen zum Fenſter hinauszuwerfen pflegte.

Ihr **Sonnabend** endlich war Herr Friedrich Melchior Grimm, der bekannte deutſche Gelehrte, der Freund Rouſſeau's, Diderots, d'Alemberts und anderer Notabilitäten der franzöſiſchen Literatur, ein ziemlich geiſtreicher Kopf, der, was nur Wenigen bekannt ſein wird, von einer höchſt langweiligen Manie beſeelt war, mit unverdroſſenem Bienenfleiße die Grabſchriften der berühmteſten Gelehrten aller Zeiten und Nationen zuſammenzutragen, um ſie einſt unter dem Titel »Poeſie der Leichenſteine« herauszugeben.

Schon oben hatten wir flüchtig angedeutet, daß Mademoiſelle Arnould all' dieſe Anbeter, die wir unſern Leſern ſoeben vorgeſtellt haben, ihre ſieben Todſünden hieß. Wir müſſen vorausſchicken, daß man in Italien ſieben Hauptſünden unterſchied: der Geiz hatte ſeinen Hauptſitz in Florenz; die Völlerei in Mailand, der Neid in Rom, die Feigheit in Neapel, der Stolz in Genua, die Verſchwendung (luxuria) in Venedig, der Zorn oder die Rachſucht in Bologna. Unſere »neue Aſpaſia«, die unter andern Vorzügen auch den beſaß, ſehr beleſen zu ſein, hatte nach dieſem italieniſchen Stunden-Regiſter ihre ſieben Liebhaber claſſificirt.

Der Graf von Lauraguais war der perſonificirte Neid;
der Marquis von Vieuxbois die zu Fleiſch gewordene Feigheit;
der Doctor Dardanus Sphynx war der verkörperte Zorn;
Herr Jan van der Slippen die identificirte Völlerei;
in Herrn Zavarroni war jeder Zoll ein Stück Geldſtolz;
im Viscount Clanricard jeder Athemzug eine Verſchwendung;
und Herr Grimm endlich war ein Facſimile des Geizes.

Mademoiſelle Arnould pflegte jede dieſer ſieben perſonificirten Todſünden mit einer dieſelbe treffend bezeichnenden Tonart zu vergleichen. Und gleichwie Jemand, deſſen Name uns entfallen iſt, C moll mit Brutus, C dur mit Karl dem Großen und D dur mit Napoleon, Es dur mit Luther und H moll mit Byron zu paralleliſiren gewagt, alſo verglich unſere liebenswürdige Lais:

ihren »geizigen Sonntag« mit dem finſtern Fis moll;
den »feigen Montag« mit dem dumpfen D moll;
den »zornigen Dienſtag« mit dem wilden H dur;
den »nimmerſatten Mittwoch« mit dem grabesſtillen As dur;
den »geldſtolzen Donnerstag« mit dem triumphirenden D dur;
den »verſchwenderiſchen Freitag« mit dem ſchwermüthigen F moll;
und den »neidiſchen Sonnabend« mit dem mürriſch-ernſten B moll.

Jede dieſer verkörperten ſieben Tonarten war berechtigt, Mademoiſelle Arnould wöchentlich ein Mal zu beſuchen. Jeder dieſer Herren wußte, daß er ſechs Nebenbuhler hatte, aber Alle mußten ſich dies gefallen laſſen, weil der »gemeinſchaftliche Gegenſtand ihrer Anbetung« ihnen ohne Hehl erklärt hatte, daß ſie ſich lieber den Launen vieler, als der Tyrannei eines einzigen Liebhabers unterwerfen wolle. Auch war ſie ſchlau genug, die erlöſchende Neigung des Einen durch die ſich neu entflammende Liebe des Andern in beſtändigem Schach zu erhalten. Jeder von ihnen glaubte ſich von der neuen »Ninon de Lenclos« zwar nicht ausſchließlich allein, weit mehr aber als jeden ſeiner Nebenbuhler von ihr geliebt, denn Jeden wußte ſie zu überzeugen, daß gerade er ihr von Allen am meiſten willkommen ſei. Keiner aber wagte ihr über den Umgang mit den Andern den leiſeſten Vorwurf zu machen, denn Alle wußten, daß ſie, freie Herrin ihres ziemlich eigenſinnigen Willens, ſich nicht die allerkleinſte Beſchränkung gefallen ließ. Mehr als ein Mal ſagte ſie zu dieſem oder jenem ihrer Freunde:

— Wer mich nicht ſo nehmen will wie ich bin, wer mir und meiner Neigung irgend einen Zwang anlegen, wer mich nur als willenloſe Sklavin und nicht als vollkommen freie Herrin ſeiner Liebe betrachten will, muß ſich jeden Augenblick gefaßt machen, ſeinen Namen aus der Liſte meiner Freunde für immer ausgeſtrichen zu ſehen, denn nichts tödtet den freien Genuß der Liebe ſo ſchnell, als Joch und Zwang. Wollte ich ferner Einem unter Ihnen geſtatten, mich tagtäglich zu beſuchen, ſo würde ich bald allen Reiz für Sie, und jeder von Ihnen ebenſo bald allen Reiz für mich verlieren. Im Wechſel liegt der größte Zauber der ewig jungen, ewig neuen Liebe, und nichts ſtumpft ſchneller Cupido's Pfeile ab, als das alltägliche Zuſammenleben. So wollen wir uns frei und unabhängig lieben, ſo lange, als wir uns gegenſeitig liebenswerth erſcheinen, und unſere Verbindung nicht bis zu dem Zeitpunkte ausdehnen, wo Einer, überdrüßig des Andern, ſtatt des Genuſſes Ekel, ſtatt des Vergnügens Langeweile fühlt. Keine Täuſchung, keine Heuchelei, keine Perfidie! Sagt uns unſer Herz, daß wir uns nicht mehr lieben können, ſo wollen wir uns gegenſeitig nicht betrügen und als gute Freunde ſcheiden.

So dachte Ninon, ſo denkt Sophie!

VIII.

Wir wollen nun unſerm Leſer eine Woche aus dem Leben unſerer liebenswürdigen Freundin ſchildern und in chronologiſcher Reihenfolge mit dem Sonntag beginnen.

Der Graf von Lauraguais, damals einer der reichſten Cavaliere Frankreichs, beſaß ein jährliches Einkommen von mehr als viermalhunderttauſend Livres. Epikuräer im ſchönſten Sinne des Wortes liebte er ſybaritiſchen Luxus (er hatte ein ganzes Alphabet von Läufern, Jägern und Lackeien, die herrlichſten Pferde und die prächtigſten Equipagen), und jede Art ſinnlichen Genuſſes, vor Allem aber die Freuden der Tafel und der Liebe, die er für zwei unzertrennliche Nothwendigkeiten ſeines Daſeins hielt. »La bonne chère est le supplément de l'amour«, behauptete unſer Cavalier und war eben ſo ſtolz auf ſeine ausgezeichnete Küche, als auf ſeinen unvergleichlichen Weinkeller, den er ſeine »Bibliothèque choisie et joyeuse« zu nennen gewohnt war. Die feinſten Burgunder hieß er ſeine »Claſſiker«. Clos Vougeot und Romanée, ſeine beiden Lieblingsweine, die Quellen ſeiner Begeiſterung, nannte er »ſeinen auf Flaſchen gezogenen Corneille und Racine«, Pomard war ſein »flüſſiger Montaigne«, Volney ſein »unvergleichlicher Montesquieu.« Der Champagner, der Don Juan der Weine, der unwiderſtehliche Julius Cäſar aller liebedurſtigen Frauenherzen, war der »Maitre Rabelais« ſeiner Keller-Bibliothek. Wein-

und Weiber waren die Götzen, denen er täglich neue Opfer brachte; unter jenen Letzteren liebte er vorzugsweiſe die Damen vom Theater, die Künſtlerinnen; von den Künſten ſelbſt fühlte er ſich am meiſten zu Muſik und Geſang, zu Ballet und Oper hingezogen.

Nachdem unſer Sybarit, jetzt ſiebenunddreißig Jahre alt, einen bunten Faden galanter Abenteuer abgewickelt, hatte er die Bekanntſchaft der Mademoiſelle Arnould gemacht und ſich vom Zauber ihres Liebreizes bald in ſo hohem Grade feſſeln laſſen, daß er ihr, kurz nach Beginn dieſer neuen Liaiſon, ein monatliches Nadelgeld von fünftauſend Livres angeboten hatte, wenn »das Idol aller Männerherzen von Paris« ſich entſchließen könnte, ihm ausſchließlich allein anzugehören. Sophie aber, wenn auch nicht ganz ſo uneigennützig als ihr berühmtes Vorbild, Ninon de Lenclos, hatte dies Anerbieten zurückgewieſen und dem Grafen rund heraus erklärt, daß ſie in Sachen der Liebe kein Monopol anerkenne und daß ſie — wie aufrichtig! — nichts ſo ſehr als Abwechſelung liebe, aus welchem Grunde ihr nichts unerträglicher als »das ewige Einerlei der Ehe« ſei.

— Geld allein, ſagte Sophie, kann mich nicht glücklich machen. Nie werde ich mich ſo tief erniedrigen, meine Neigung zu verkaufen; verſchenken aber werde ich ſie an Jeden, der mir gefällt, gleichviel, ob er Nabob oder armer Teufel iſt. Auch Ninon machte keinen Unterſchied zwiſchen Reich und Arm. Zu ihren Füßen lagen die Coligny's, die Villarceaux, die Sevignés; der große Condé, der Herzog von Larochefoucault, die Marſchälle d'Albret und d'Eſtrée theilten ſich mit Mioſſen, Palluan, d'Effiat, Gourville, Vannier und la Châtre abwechſelnd in deren Gunſt, und Alle waren mit ihr ſo glücklich, wie ſie es ſelber war, was ſie nie geweſen wäre, hätte die Hand des Prieſters ſie mit einem dieſer Anbeter für die Ewigkeit verbunden. Das Recht des Alleinbeſitzes — die Ehe — iſt ein trauriges Privilegium, das mit brutaler Gewalt die zarten Fäden freiwilliger Liebe zerreißt, alles Feuer, alle Poeſie, allen Duft des ſchönſten unſerer Gefühle aufhebt und die Sklaverei der Ehe unerträglich macht.

— Sie haben Recht, hatte unſer Graf, der nicht ſehr glücklich verheirathet war, mit ſchwerem Seufzer geantwortet und ſich, ohne es zu wollen, in Sophiens Willen gefügt.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— Theure Sophie, was ſticken Sie da? fragte der Graf von Lauraguais an jenem Sonntage, den wir ſchildern wollen.

— Einen Teppich, antwortete die Sängerin, ohne ihren Anbeter anzublicken.

— Für wen?

— Mein Gott! wie kann ein Mann von Ihrer Erziehung, Ihrer Bildung, Ihrem Geiſte ſo neugierig ſein?

— Hat nicht die kleinſte Kleinigkeit, die Sie beſchäftigt, ein Anrecht auf mein Intereſſe? Und muß es mich nicht im höchſten Grade intereſſiren, zu erfahren, wer der Glückliche ſei, für den Sie ſo emſig dieſen Teppich ſticken?

— Ich ſticke ihn für meinen kleinen Malteſer . . .

— Für den Marquis von Vieuxbois? fragte der Graf, in deſſen Mienen ſich alle Radien der Eiferſucht abſpiegelten.

— Sie ſind doch nicht böſe darüber?

— Wohl hätte ich ein Recht dazu . . .

— Graf, ich verſtehe Sie nicht . . .

— Dann will ich deutlicher ſein. Beweiſt nicht dieſe Aufmerkſamkeit, die Sie einem meiner Nebenbuhler erweiſen wollen, daß er Ihrem Herzen näher ſteht?

— Dieu de Dieu! ich glaube wahrhaftig, Graf Lauraguais iſt ſchon wieder eiferſüchtig . . .

— Ja, meine Theure, das bin ich in der That . . . und zwar jetzt mehr als je . . .

— Wie oft, lieber Freund, ſagte Mademoiſelle Arnould ruhig fortſtickend, ſoll ich Sie daran erinnern, daß Sie verſprochen haben, dieſen Fehler abzulegen? Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, bei der man Gefahr läuft, ridicul zu werden.

— Mademoiſelle!

— Herr Graf!

— Sophie!!

— Mein Herr Louis Léon Félicité! ſagte Mademoiſelle Arnould und ging vom erkünſtelten Ernſte zum Lachen über. Wiſſen Sie, mein theurer Freund, daß ich gewiſſe Leute, gerade wann ſie höchſt aufgebracht ſein wollen, höchſt komiſch finde?

Der Graf wollte etwas darauf erwidern.

— Kein Wort, mein Herr, hören Sie mich ruhig an. An dem Tage, an dem ich Sie in den Kreis meiner vertrauten Freunde aufnahm, erklärte ich Ihnen frei und unumwunden: Ich habe noch einen Tag in der Woche frei . . . es iſt der Sonntag . . . er gehöre Ihnen, jedoch nur ſo lange, als ich nicht anders darüber verfüge. Sechs Tage in der Woche lebe ich nur für Andere . . . fragen Sie mich nie, wer dieſe Andern ſind . . . denn ob ich gleich kein Geheimniß daraus mache, will ich doch niemals um Etwas gefragt werden, was ich Ihnen nicht aus freiem Antriebe ſagen mag. Wollen wir noch lange gute Freunde bleiben, lieber Graf, ſo müſſen Sie vor Allem Ihre vorſündfluthliche Eiferſucht ablegen . . .

— Ach Sophie, ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, dieſes Gefühl, das mich ſtets von Neuem beunruhigt, niederzukämpfen, und dennoch giebt es Augenblicke, in denen mich die Eiferſucht mit ihren vergifteten Krallen dergeſtalt übermannt, daß ich, bis auf's Aeußerſte gereizt, mich von der unwiderſtehlichen Luſt angefochten fühle, jedem meiner Nebenbuhler den Hals zu brechen . . .

— Eine Frage, lieber Freund. Sind Sie denn auch ſo eiferſüchtig auf Ihre Frau?

— Was fällt Ihnen ein! Ich bin nur eiferſüchtig auf Sie . . .

— Und warum? fragte Sophie, den Teppich bei Seite ſchiebend.

— Weil ich Sie liebe . . .

— Lieben Sie mich mehr als Ihre Frau?

— Habe ich je ein Geheimniß daraus gemacht?

— Und doch iſt Gräfin Lauraguais weit ſchöner als ich . . .

— Mag ſein, aber . . .

— Aber, ſagen Sie und ſchweigen. Erlauben Sie, daß ich das, was Sie denken, errathen darf. Gräfin Lauraguais würde Sie bezaubern und entzücken, wenn ſie nicht das Unglück hätte, Ihre Frau zu ſein. Die Ehe iſt eine trübe Wolke, die ſelbſt den ſchönſten Frauen in den Augen ihrer Männer allen Nimbus raubt. Für Euch, ſtolze Herren der Schöpfung, beſitzt die reizloſeſte Griſette mehr Anziehungskraft, als Eure Frau, ſelbſt dann, wenn dieſe ein Engel an Liebreiz iſt. Und woran liegt das? Einzig und allein daran, daß das ununterbrochene Zuſammenleben, der tägliche Umgang, das nüchterne Toujours perdrix der Ehe Euch Männer noch weit früher als uns Frauen, blind und unempfänglich für die Reize Eurer Ehehälften macht. Eure Weiber werden unbewußt Eure Sklavinnen, die ſich jede Zurückſetzung, jede Kränkung, jede Demüthigung müſſen gefallen laſſen, weil der Segen des Prieſters ſie zur ewigen Galeerenſtrafe unauflösbarer Ehe verurtheilt hat. Die Liebe, eine diaphane Fee, zuſammengehaucht aus Blumendüften und Sonnenſtrahlen, büßt, von niederdrückenden Ketten gefeſſelt, ihre Schmetterlingsflügel ein und ſinkt in Staub zuſammen. Heil jedem Weibe, das klug genug iſt, das freie, unabhängige Loos einer Geliebten, die dürftige Exiſtenz einer Griſette dem glänzenden Elende einer verheiratheten Frau vorzuziehen! Und ſtiege ſelbſt unſer vielgeliebter Ludwig von Frankreich von ſeinem Throne herab, um mich zu ſeinem Weibe zu erheben, ich würde ſeine Hand zurückweiſen und ihm ſagen: Sire, ich bleibe ledig!

— Sie ſind ein Engel, Sophie, rief der Graf und legte ſeinen Arm um ihre Hüfte.

— Léon, werden Sie nicht mehr eiferſüchtig ſein?

— Nie! nie! betheuerte Herr von Lauraguais.

— O Ihr Männer! Eurem Nie iſt ebenſowenig zu trauen als dem »Immer und ewig« mancher perfiden Frau. **Jamais** und **Toujours**! ſind die ſtereotypen Meineide der Liebe, die unter ſüßen Küſſen einſchläft und unter bittern Thränen erwacht . . .

— Sie ſprechen wie ein Buch . . .

— Wie ein Buch, das von Fehlern wimmelt . . .

— Selbſt Ihre Fehler, Sophie, ſind reizende Vorzüge . . .

— Nur ſo lange, mein Freund, als Sie ſie mit der roſenfarbenen Brille der Liebe betrachten. Durchblättern Sie mein Herz mit nüchternem Auge, dann werden Sie mir, umgekehrt, ſelbſt manche gute Seite dieſes pulſirenden Buches, ſelbſt manchen meiner Vorzüge für einen Fehler anrechnen und vielleicht nur dem Titel volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

— Und der Titel dieſes Buches?

— L'amour sans repentir! erwiderte Mademoiſelle Arnould und ſank an die Bruſt ihres Freundes.

— Götterweib! jubelte der Graf und zog ſie auf die ſchwellenden Kiſſen des Divans.

In demſelben Augenblick fing eine Spieluhr, die über dem Klaviere hing, die in Muſik geſetzte Grabſchrift der Gräfin de Verrue *) zu ſpielen an. Der Text derſelben lautet:

Ci-git, dans une paix profonde,
Cette dame de volupté,
Qui, pour plus grande sureté,
Fit son paradis dans ce monde.

---

*) Jeanne d'Albert de Luynes, Gräfin de Verrue (geb. am 18. September 1670, geſt. am 18. November 1736), berühmt durch ihren Geiſt und Geſchmack, wurde nach dem Tode ihres Gemahls, welcher (1704) in der Schlacht bei Hochſtädt gefallen war, die Geliebte des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus II. Während der Unruhen in ſeinem Reiche hielt ſich die Gräfin de Verrue, eine Freundin jeder Gattung von Vergnügen, in Paris auf und verbrauchte jährlich über hunderttauſend Francs. Sie war eine hochherzige Beſchützerin aller Künſte, ermuthigte und unterſtützte jedes junge Talent und machte aus der Verſchwendung eine Tugend. Ihr wollüſtiges Leben verſchaffte ihr den Beinamen „dame de volupté“. Jene Grabſchrift hat ſie ſelbſt gedichtet.

IX.

Der Montag unſerer modernen Ninon gehörte, wie unſerm Leſer bereits bekannt iſt, dem Marquis Camille Anacréon von Vieurbois, der, obgleich ſchon weit über die Fünfzig hinaus, ſich noch immer in der Rolle eines jugendlichen Schwärmers gefiel und auf die Frage, wie alt er ſei, ſtets die Antwort gab, daß er ſich um ſein Geburtsjahr nie bekümmert habe. Der Marquis hatte von ſeiner Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen, und von ſeinem Vater, der, gleich am Morgen nach ſeiner Hochzeit, eine Reiſe um die Welt angetreten, von der er, zur Freude ſeiner jungen Frau, die ihn ganz gegen ihre Neigung geheirathet, erſt kurz vor ſeinem Tode zurückgekehrt war, einen unbezähmbaren Zwang zum Reiſen, eine wahre Ahasveromanie geerbt. Seit zweiundzwanzig Jahren hatte er drei Mal die Welt umſegelt und alle Zonen durchkreuzt, von allen ſeinen Reiſen aber faſt gar keine anderen Erinnerungen mitgebracht, als unzählig viele Fluß- und Meer-Waſſer, die er in verſiegelten mit Etiketten verſehenen Flaſchen aufbewahrte. Sein größter Ehrgeiz beſtand in dem Vergnügen, Jedem, der ihn beſuchte, ſein großes Waſſer-Kabinet zu zeigen.

— Hier, ſagte er, ſehen Sie eine Flaſche jenes Jordans, in deſſen Wellen der heilige Johannes unſern lieben Marienſohn getauft hat. Durch dieſe Flaſche zogen einſt die Kinder Iſraels. — In dieſer Flaſche Moldau ertrank der heilige Johann Nepomuk, den der Böhmenkönig Wenzel am 16. Mai 1383 in den Fluß werfen ließ, weil Jener ſich geweigert hatte, die Beichte der Königin Johanna zu verrathen. — Hier ein Nöſel des Tiberfluſſes, in den der päpſtliche General-Einnehmer Agoſtino Chigi im Jahre 1517 an dem Tage, an welchem er zu Ehren Leo's X. und einunddreißig friſchgebackener Cardinäle, ein luculliſches Gaſtmahl veranſtaltet hatte, nach jedem Gange ſämmtliche Schüſſeln und Teller, Meſſer und Gabeln, ob ſie gleich von maſſivem Gold und Silber waren, hineinwerfen ließ, damit kein profaner Mund ſich rühmen könne, mit Seiner Heiligkeit von einem und demſelben Tafelgeſchirr geſpeiſt zu haben. — In dieſer Flaſche Guadalquivir erſoff erſt vor einem Jahre, am 7. Juni 1769, einer unſerer dramatiſchen Dichter, weiland Antoine Alexandre Poinſinet in Cordova, wo er als Impreſario einer italieniſchen Operntruppe aufgetreten war. Hier etwas Arno, dort etwas Po; hier ein Fläſchchen Orinoco, dort ein Fläſchchen Miſſiſippi; hier ein Flacon Themſe und dort ein Flacon Donau. Voilà! rief er mit freudiger Genugthuung, voilà mes souvenirs de voyage!

Außer dieſem wäſſeriſchen Steckenpferde beſeelte unſern alten Malteſer keine andere Leidenſchaft, als eine alle Grenzen der Sinnlichkeit überſpringende Liebe zu Mademoiſelle Arnould, die er wie eine Heilige verehrte. Dieſe Liebe rein platoniſcher Art hätte bei all ihrer komiſchen Uebertreibung doch etwas Rührendes. Der alte Herr, ein verſteinerter Minſtrel, ein foſſiler Troubadour, ſchwamm in einem Ocean anacreontiſcher Liebesverzückungen, wenn er, »ein treuer Knappe«, zu den Füßen ſeiner »holden Herrin« liegend, von der »Königin ſeines Herzens« die Erlaubniß erhielt, den geſtickten Saum ihres Kleides, den Atlasſchuh ihres Fußes, oder gar den ſeidenen Strumpf ihres Beines küſſen zu dürfen. Stundenlang ſchwelgte er im Anblick ihrer üppigſchönen Körperformen, wie ein Bildhauer vor der Statue der medicäiſchen Venus, in der jede Linie ein in Marmor gekleideter, ſinnebezaubernder Liebreiz iſt. Der Marquis war ſelig, wenn er ſich in die Mondſcheinnacht ihrer ſternfunkelnden Augen vertiefen und aus dem Roſenkelche ihres unvergleichlich ſüßen Lächelns Honig für die Wachszellen ſeiner Träume, die gleich Bienen in ſeinem Hirne ſchwärmten, ſchöpfen durfte. Jede Kleinigkeit ihrer Toilette war für ihn ein Gegenſtand des rührendſten Cultus; der Schwamm, womit ſie den blendenden Atlas ihres Körpers wuſch, der Kamm, der die reiche Fülle ihrer ſchwarzen Locken zuſammenhielt, die kleine Scheere, mit der ſie die roſenfarbenen Nägel ihrer reizendſchönen Hand pflegte, jedes Band, jede Schleife, jede Blume ihrer Toilette, Collier und Bracelette und jeder Ring, den ſie auf ihrem Finger trug, war für ihn ein Gegenſtand der Anbetung; er beneidete Alles, was mit ihr in Berührung ſtand; ſelbſt den Spiegel, vor dem ſie ſich anzukleiden pflegte, pries er glücklich, weil Sophiens Schönheit ſich in dieſem Glaſe ſpiegelte. Obwohl kein Poet, hatte der alte Troubadour die Reize ſeiner jungen Herrin in Liedern beſungen, von welchen das eine — »An den Spiegel« — nicht das ſchlechteſte iſt. Es lautet:

Sophie hat einen Spiegel,
Da guckt ſie oft hinein,
Drum möcht' ich für mein Leben
Sophiens Spiegel ſein.

Wär' ich des Liebchens Spiegel,
Ich zeigt' ihr meinen Schmerz
Und hielt ihr vor die Augen
Mein liebekrankes Herz.

Im Herzen würd' ſie leſen
Der Liebe ſüßen Gram,
Den Gram, der ohne Schonung
Mir Ruh' und Frieden nahm.

Und ſanft würd' ich ſie bitten:
O ſtille meinen Schmerz,
Zerbrichſt Du Deinen Spiegel,
So brichſt Du auch mein Herz.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

— Wie gefällt Ihnen dieſe Arbeit? begann unſere Freundin, die wieder an dem bewußten Teppich ſtickte.

— Ich bewundere ſie ſeit einer ganzen Stunde . . .

— Und fragen nicht, für wen ſie beſtimmt iſt?

— Ich habe weder das Recht noch den Muth dazu . . .

— Ich ſticke dieſen Teppich für den Grafen von Lauraguais.

Vieuxbois ſeufzte tief auf und ſchwieg.

— Iſt es erlaubt, Marquis, ſich nach der Wurzel dieſes ſchauerlichen Seufzers zu erkundigen?

— Ich haſſe den Grafen . . .

— Und warum?

— Weil er der Glückliche iſt, den Sie lieben . . .

— Verdient er's nicht? Giebt's einen aufmerkſameren Anbeter als Herrn von Lauraguais? Erforſcht er nicht jeden meiner

Wünſche, fügt er ſich nicht jeder meiner Launen, erfüllt er nicht jede meiner Capricen? Beweiſt er mir nicht durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten, daß er meiner Liebe vollkommen würdig iſt? Sie hingegen . . .

— Ich bitte, vollenden Sie . . .

— Wiſſen Sie, Marquis, daß Sie ſeit einiger Zeit mich recht auffallend vernachläſſigen?

— O holde Herrin, was giebt Ihnen Veranlaſſung, mich ſo ſchnöden Undanks fähig zu halten?

— Sie haben mich verwöhnt, Marquis. Sonſt, (dieſes Sonſt begleitete Mademoiſelle Arnould mit einem blutrothen Seufzer) ſonſt brachte der »Mercure galant« allwöchentlich ein Gedicht auf mich . . . ſeit länger als einem Monate ſchweigt die Muſe meines Anacreons . . .

— Ihr Sänger, angebetete Sophie, verzweifelt . . .

— Und worüber, trauter Troubadour?

— Ueber die Perfidie jenes undankbaren Zeitungsſchreibers, dem ich vor vier Wochen eine Ode geſchickt habe, die bis zum heutigen Tage im »Mercure« noch nicht erſchienen iſt . . .

— Sie nennen den Redacteur dieſes Journals perfid und undankbar . . . Iſt er Ihnen Verbindlichkeiten ſchuldig?

— Ich habe ihm für jedes meiner Lieder, das er in die Spalten ſeines Blattes aufgenommen hat, zehn Louis bezahlt . . .

— Zehn Louis! Wiſſen Sie, Marquis, daß man für dieſes Geld in Sevres ein ſehr ſchönes Porzellan-Service erhält?

— Und dennoch ſcheint der undankbare Menſch nichts mehr von mir aufnehmen zu wollen . . .

— Und deshalb vermuthen Sie . . .?

— Daß Jemand dahinterſteckt, dem jedes Lied, das ich um Ihre Schläfe winde, ein Dolchſtich iſt . . .

— Und was haben Sie beſchloſſen?

— Dem Redacteur noch heute zu ſchreiben, daß, falls meine Ode nicht in den nächſten vier Wochen erſcheint, ich das für eine Beleidigung betrachten muß, für die ich Satiſfaction von ihm verlange . . .

— Sie wollen ſich ſchlagen? fragte Sophie mit hochtragiſchem Pathos.

— Auf Piſtolen, erwiderte der alte Troubadour, dem bei dieſem Worte das Herz in die Uhrtaſche ſank.

— Erlauben Sie, Marquis, daß ich lache, ſagte ſie im Tone des ausgelaſſenſten Muthwillens.

— Stern der Sterne, worüber lachen Sie?

— Ueber das Piſtolenduell! Ha ha ha!

— Sonne meines Lebens, zweifeln Sie vielleicht an meinem Muthe?

— An Ihrem Muthe? O nein! o nein! rief ſie mit liebenswürdiger Ironie. Ihre ganz gehorſame Dienerin erlaubt ſich nur einen winzigkleinen Zweifel an dem Muthe Ihres Gegners . . .

— Dann ſchieße ich die feige Memme über den Haufen . . .

— Hu! wie Sie mich erſchrecken! Schon ſehe ich, wie Ihr Gegner in ſeinem Blute ſchwimmt . . . ſchon höre ich, wie ſich ein dumpfer Seufzer ſeinen todesbleichen Lippen entringt . . . ſchon vernehme ich das letzte Röcheln eines Sterbenden . . . ah! ah! ça sera très beau! rief die muthwillige Spötterin und fing herzlich zu lachen an.

— Blume der Engel, müſſen Sie denn ewig ſpotten? . . .

— Hab' ich geſpottet?

— Trauen Sie mir wirklich nicht ſo viel Muth zu, Jemanden auf Piſtolen herauszufordern?

— Herauszufordern? O ja . . . mais . . . Beinah' hätte ich wieder lachen müſſen. Kommen Sie, Marquis, ſetzen Sie ſich zu meinen Füßen nieder, legen Sie Ihren Kopf auf meinen Schooß, ich will Ihnen wieder ein paar graue Haare auszupfen und ein Lied dazu ſingen.

Unſer Minſtrel legte ſein altes Haupt auf die Kniee der Sängerin und war ſelig. Mademoiſelle Arnould trällerte das Lied:

Welche Qual, welche Pein,
Ein Verliebter zu ſein,
Es kann ja nichts Tolleres geben;
Jede Freude iſt hin,
Und confus jeder Sinn,
Und Tod, ach, viel ſüßer als Leben.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

O wen Amors Pfeil traf,
Ach den fliehet der Schlaf,
Ihm mundet nicht Eſſen noch Trinken;
Seine Wange iſt blaß,
Sein Auge ſtets naß,
Wenn Mädchen und Becher auch winken.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

Im Galopp und im Trab
Geht er auf, geht er ab
Vor'm Fenſter der holden Sirene,
Und er grüßt ſie recht ſchön,
Und bleibet oft ſteh'n
Von Morgens bis Abends um Zehne.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

Ach ſein Herz iſt ihm voll
Und er ſeufzt aus B moll,
Und ſchluchzt, daß die Fenſter erbeben;
Singt ein Lied aus A dur
Und beklagt die Natur,
Daß Menſchen am Vorurtheil kleben.
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt,
Aber ach ꝛc.

Sie erſcheint ihm im Traum,
Ach, da küßt er den Saum
Des Kleides mit gluthvollen Wangen;
Und er drückt ſie ans Herz,
Und gelöſcht iſt der Schmerz,
Geſtillt iſt das heiße Verlangen . . .
Aber ach . . .

Sie hielt plötzlich inne und lauſchte.

— Himmel, was ſeh' ich! Götter, was hör' ich! Mein Troubadour iſt eingeſchlafen und ſchnarcht wie ein junger Savoyarde.

Sie erhob ſich leiſe, legte das Haupt des Schlafenden auf's Canapé und ſchlüpfte lachend ins Nebenzimmer.

X.

Der Dienſtags-Anbeter unſerer »neuen Aſpaſia« war Doctor Dardanus Sphynx, der Aesculap und Accoucheur der vornehmen Frauenwelt, ein Arzt, der mit den geheimſten Geheimniſſen der weiblichen Natur ſo innig vertraut war, daß er, mit ſeinem Tagebuche in der Hand, an den Fingern abzählen konnte, wann dieſe Dame nicht baden durfte und jene Dame niederkommen mußte, ein Arzt, der alle Schwächen und Gebrechen ſeiner weiblichen Kunden kannte und für jedes Uebel ein probates Mittel wußte. Niemand verſtand ſo gut den alten und jungen Frauen eine blendendweiße Haut, einen wohlriechenden Athem, einen reichen Haarwuchs, eine ſchnellere Befreiung von Sommerſproſſen und Hühneraugen, von Finnen und Herzklopfen zu verſprechen, wie Doctor Dardanus Sphynx, welcher, unter uns geſagt, ein ganz unbedeutender Mediciner, aber ein ſeines Gleichen vergeblich ſuchender Charlatan war, der unter vielen Wunderarzneien auch eine gewiſſe Tinctur erfunden haben wollte, welche die geheimnißvolle Gabe beſitzen ſollte, unfruchtbare Ehen fruchtbar zu machen, eine koſtbare Tinctur, die ſich unſer Heilkünſtler mit ſchwerem Golde bezahlen ließ, denn eine Phiole, die nicht viel größer als ſein werther Daumen war, koſtete fünfzig Livres. Das Arcanum ſelbſt hatte eine höchſt wunderbare Aehnlichkeit mit rother Tinte, von der es ſich nur durch penetranten Sellerie-Geruch unterſchied. Im Uebrigen war Doctor Dardanus ein ungewöhnlich guter Geſellſchafter, der, ſtets bei roſenfarbener Laune und himmelſtürmendem Humor, manche ſeiner blos eingebildeten Patienten einzig und allein durch die Panacee ſeiner geiſtanregenden Unterhaltung zu kuriren verſtand. Dabei hatte dieſer Mann zwei Steckenpferde, von denen das eine nicht wenig zur Erheiterung ſeiner Kranken beitrug: er war ein leidenſchaftlicher Freund von Räthſeln und von Blumen; vor allen Andern aber liebte er die große Cactusfamilie. In ſeinem Treibhauſe prangten über zweihundert Species dieſer Pflanzengruppe, die er in ſieben große Tribus eingetheilt hatte: in Melocactoideae, Echinocactoideae, Cereastreae, Phyllantoideae, Rhipsalideae, Opuntiaceae und Pereskiaceae. Jeder dieſer Tribus zertheilte ſich wieder in mehrere Cohorten; der erſte Tribus in Melocactus und Mammillaria, der zweite in Echinocactus und Astrophytum, der dritte in Cereus und Pilo-Cereus. Außer dem botaniſchen Namen hatte jede dieſer Cactus-Arten auch einen Beinamen aus der Nomenclatur ſeiner zahlreichen Kunden; ſo hatte er unter andern einen Melocactus Dumesnil, eine Mammillaria Clairon und eine Opuntia Arnould, denn allen drei Koryphäen der franzöſiſchen Bühne diente er als Hausarzt; bei der Letzteren bekleidete er auch zugleich die Function eines Hausfreundes. — Außer dieſen Blumen liebte er nichts ſo ſehr als ſeinen großen Räthſelſchatz, der aus mehr als hundert Bänden beſtand; er hatte Räthſelbücher in allen Sprachen, wußte ſie faſt alle auswendig und war mit Räthſeln, Charaden, Logogryphen, Homonymen und Palindromen dergeſtalt vollgepfropft, daß ganz Paris ihn die zu Fleiſch gewordene »Sphynx« hieß. Sein eigentlicher Familienname, der glücklicherweiſe nur ſeinen vertrauteſten Freunden bekannt war, hatte einen ſo fatalen

Beigeſchmack, einen ſo unanſtändigen Nebenbegriff, daß er, ſo oft ihn einer ſeiner Freunde bei ſeinem wahren Namen rief, vor Aerger aus der Haut fahren wollte. Abgeſehen von dieſem äußerſt häßlichen Namen, aus dem er ein Geheimniß machte, war Doctor Dardanus der anſtändigſte, liebenswürdigſte Mann, der nur einen Fehler beſaß, den nämlich, daß er ungemein jähzornig war. Kehren wir zu ſeiner Räthſelliebhaberei zurück, ſo bleibt uns noch zu erwähnen, daß er jeder ſeiner Kunden, ſo oft er ſie beſuchte, eine neue Räthſelfrage aufgab.

— Reizende Sophie, ſagte er beim Eintreten zu Mademoiſelle Arnould, die eben am Klaviere ſaß, ich ſchenke Ihnen alle meine Cactus und noch obendrein hundert Louis, wenn Sie folgendes Räthſel errathen . . .

— Voyons!

— Hören Sie:

»Zwei Schweſtern wirft man aus dem Haus,
Die Eine ſieht heiter, die Andere traurig aus;
Sie fallen über einen Hügel hinab
Und finden nicht ſelten auf Roſen ihr Grab;
Man hüllt ſie in ein weißes Leichentuch ein —
Wer mögen die Schweſtern, die Eltern wohl ſein?«

— Und halten Sie dieſes Räthſel wirklich ſo ſchwer?

— So ſchwer, daß ich Ihnen drei Monate zum Rathen überlaſſe . . .

— Wie aber, wenn ich es früher finde?

— Dann erhalten Sie von mir hundert Louisd'or und meinen ganzen Cactusflor. Aber, mort de ma vie! was ſeh' ich dort an der Wand?

— Ein Portrait . . .

— Jenes unausſtehlichen Holländers, der Ihnen den Hof zu machen wagt. Sagen Sie mir, theuere Freundin, wie kann ein Weſen Ihres Geiſtes, Ihrer Bildung an einem ſo rohen, plumpen, phlegmatiſch-langweiligen Vielfraß Geſchmack finden?

— Jan van der Slippen, lieber Doctor, iſt ein höchſt intereſſanter Mann. Seine Freigebigkeit, ſeine Großmuth grenzen zuweilen an's Fabelhafte. Vor vier Wochen drang er mir eine wahrhaft fürſtliche Equipage und vor acht Tagen einen reizenden Opalſchmuck von zwanzigtauſend Livres auf. Solche Anbeter, mein würdiger Aesculap, ſind weiße Raben, die nach ihrem Tode ausgeſtopft und als Seltenheit gezeigt zu werden verdienen.

— Dieſer Holländer iſt ein Narr . . .

— Ein Narr, den ich höher ſchätze, als alle ſieben Weiſen Griechenlands . . .

— Aſpaſia liebte, wie man weiß, den Doctor Perikles nur ſeines Geiſtes wegen . . .

— Mademoiſelle Aſpaſia lebte nicht in Paris, wo ein Perikles ohne Geld eine eben ſo traurige Rolle ſpielt, als eine Lais ohne reiche Anbeter. Mir fällt dabei ein, was einer unſerer Dichter ſagt:

Et quand il serait beau comme Apollon lui-même,
Un homme sans argent, mérite-t-il, qu'on l'aime?

— Und mir, liebe Freundin, fällt dabei folgende Charade ein:

»Ein Name, der vier Sylben hat:
Die erſte iſt ein Kartenblatt;
Die zweite, dritt' und vierte nennt,
Wenn Ihr den Kopf vom Rumpfe trennt,

Euch jenen Theil der ſchönen Welt,
Wo Gott ſein Eden hingeſtellt.
Das Ganze iſt an Seel' und Leib
Ein reizgeſchmücktes Griechenweib.«

— Aſpaſia!

— Errathen, meine ſüße Sophie. Nun wie gefällt Ihnen dieſe Charade?

— Ich finde ſie ungeheuer geiſtreich . . .

— Sie iſt von mir . . . ich habe deren wohl über dreihundert gemacht . . .

— Und ſind ſie alle ſo ſchön wie dieſe?

— Manche darunter ſind noch viel ſchöner.

— Ah, dann ſollten Sie ſie je eher je lieber dem Druck übergeben und ſich nach dem Erſcheinen derſelben um einen Platz in der Akademie bewerben . . .

— O reißen Sie nicht alte Wunden auf. Sie wiſſen, theure Sophie, daß ein böſer Gram an meinem Herzen nagt, der Gram, daß die Pforten der Akademie für mich geſchloſſen ſind. Schon drei Mal habe ich mich vorſchlagen laſſen . . . ſchon drei Mal bin ich durchgefallen . . .

— O geben Sie darum nicht alle Hoffnung auf. Bei der nächſten Vacanz will ich ſelber für Sie Stimmen werben . . .

— Sophie, angebetete Sophie, iſt das Ihr Ernſt? fragte der Doktor hochentzückt.

— Ich will alle Minen ſpringen laſſen, um auch Ihnen einen Fauteuil zu verſchaffen . . .

— Und glauben Sie wirklich, daß ich hoffen darf?

— Denken Sie an La Chapelle. Als dieſer mittelmäßige

Kopf ſich um einen Platz in der Akademie bewarb, machte Jemand folgendes Epigramm:

»Quand La Chapelle se présente,
Pourquoi faut-il crier haro!
Pour faire une nombre de quarante,
Ne fallait-il pas un zéro?«

— Dies Citat, liebe Freundin, iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für mich; aber rechnen Sie auf meine ewige Dankbarkeit, wenn Sie Ihren Einfluß geltend machen wollen, mir die Pforten der Akademie zu öffnen.

— Faſſen Sie Muth, mein Freund! Es wäre nicht der erſte Fauteuil, über deſſen Vergebung die Macht der Frauen verfügt hat. In längſtens zwei Jahren iſt Doctor Dardanus Mitglied der Akademie!

— Dann, Theure, ſollen Sie erfahren, daß auch ich großmüthig ſein kann . . .

— Da lob' ich mir meinen Holländer . . . er verſpricht wenig und hält deſto mehr. Andere hingegen verſprechen viel und halten nur wenig. Apropos, wenn ich nicht irre, ſo hat ein gewiſſer Doctor Dardanus Sphynx mir ſchon vor vierzehn Tagen . . .

— Einen Gobelin-Teppich zugeſagt . . . Gut, daß Sie ihn daran erinnern! ſagte der Akademiker in spe, zog ſein ſeidenes Schnupftuch hervor und machte einen Knoten.

— Doctor, ich habe nun eine ſehr große Bitte an Sie . . .

— Eine Bitte? Laſſen Sie hören . . .

— Verlieren Sie Ihr liebes Schnupftuch nicht . . .

— Mir fällt dabei ein Räthſel ein . . .

— Ein andermal, lieber Doctor, heute bleibt mir leider nicht viel Zeit zum Rathen; denn bald muß ich in die Probe.

— Reizende Sophie, ich begleite Sie.

XI.

Mittwoch . . .

Jan van der Slippen war der berühmteſte Thierbändiger ſeiner Zeit. Seine Löwen, ſeine Tiger, ſeine Hyänen gehorchten jedem Winke ſeiner Hand und zitterten, wie eingeſchüchterte Pudel, vor einem Hiebe ſeiner Reitgerte. Alle dieſe Beſtien waren ſo zahm, daß ſie ſich, ohne zu murren, von ihm auf jede Weiſe mißhandeln ließen. Dem Löwen riß er den Rachen auf und ſteckte ſeinen Kopf hinein, den Tiger nahm er beim Schweife und zerrte ihn, wie einen ohnmächtigen Schöps, im Kreiſe herum; der Leopard mußte apportiren und die Hyäne durch Reifen ſpringen. Und dieſer Mann, der die coloſſale Kraft des Löwen, den angeborenen Blutdurſt des Tigers, die heimtückiſche Wuth der Hyäne gekirrt hatte, dieſer Mann zitterte vor einem äußerſt ſchwächlichen Geſchöpfe, das keine Mähnen, keine Tatzen, keine Krallen, aber eine andere Waffe hatte, durch die es den gewaltigen Thierbändiger in Angſt und Schrecken jagen konnte. Dieſe Waffe war eine ſcharfgeſpitzte Zunge, die zum Inventarium ſeiner Frau gehörte, einer kleinen, braunen, ſchwarzäugigen, ſpitznäſigen, ſpindeldürren Delila, vor der unſer großer, dicker, rieſenſtarker Simſon wie ein furchtſamer

ABC-Schütz vor dem Bakel ſeines Schuldeſpoten erbebte. — Margarethe van der Slippen, eine Elſaſſer Schönheit von ungewiſſem Alter, war eine jener äußerſt widerſpenſtigen Naturen, die weder durch Sanftmuth und Milde, noch durch Grobheit und Härte zahm zu machen ſind. Xantippe im ſtrengſten Sinne des Wortes, beherrſchte ſie den armen Thierbändiger, in dem jeder Zoll ein unglücklicher Pantoffelheld war. Dame Margarethe zankte vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht und mißhandelte den geplagten Mann auf ſo empörende Weiſe, daß jeder Andere längſt die Geduld verloren und ſie zu allen Teufeln gejagt hätte; unſerm Simſon aber fehlte es an Muth dazu; weit lieber hätte er ſeine Kraft mit einem Dutzend Löwen, Tigern und Hyänen, als ſeinen Muth mit ſeiner kleinen Ehehälfte gemeſſen. — Der einzige Punkt, in dem beide Gatten vollkommen harmonirten, war ihre beiderſeitige Liebe zum Geſchlechte der Affen. In van der Slippen's Menagerie prangte ein »ganzer Wald von Affen«, wie Shylock im »Kaufmann von Venedig« ſagt. Nach dem Linné'ſchen Syſteme hatte unſer Thierbändiger ſeine Affen in vier Legionen eingetheilt: in **Simiae**, **Prosimiae**, **Cebi** und **Cercopitheci**. In der erſten ragten vor Allem die Familien **Inuus** (Magot) und **Pithecus** (Orang-Utang), in der zweiten Legion die edlen Geſchlechter **Stenops** (Loris), **Tarsius** (Fußthier) und **Cheirogalcus** (Katzenmaki), in der dritten die uralten Dynaſtien **Midas** (Ohraffe), **Callithrix** (Schönhaar), **Pithecia** (Schweifaffe), **Stentor** (Brüllaffe) und **Cebus** (Wieſelaffe), in der vierten die Familien **Colubus** (Stummelaffe), **Cercopithecus** (Schwanzaffe), **Papio** (Pavian) und **Pygathrix** (Haaraffe) hervor. Im Ganzen beſaß er wohl gegen ſechszig verſchiedene Arten. — Außer dieſer etwas koſtſpieligen Affenliebe konnte man unſerm ehrenwerthen Holländer kein anderes Laſter als Völlerei, einen unmäßig großen Hang zum Eſſen und Trinken, zum Vorwurf machen. Ein nimmerſatter Vielfraß, klagte er beſtändig über Hunger und haderte mit ſeinem Schickſale, wenn der Geiz ſeiner »vielgeliebten Margarethe«, welcher er nie zu widerſprechen wagte, ihn täglich mit einer Mahlzeit abzufüttern ſich erlaubte. Der gute, ehrliche Jan war einer jener coloſſalen Freſſer, die ihren Frauen bis zum letzten Hauche ihres Lebens treu geblieben wären, wenn dieſe nie verſucht hätten, der Eß- und Trinkluſt ihrer Männer einen Kappzaum oder Maulkorb anzulegen.

Unſer Menageriebeſitzer, der durch einen ſeiner Affen-Lieferanten mit Mademoiſelle Arnould bekannt geworden war, pries ſich glücklich, eine Dame kennen gelernt zu haben, die, ganz das Widerſpiel ſeiner »ungezähmten Hyäne«, ſanft wie eine Turteltaube, luſtig wie ein Zeiſig und geſchmeidig wie ein Wieſel war. Unſere Freundin, die van der Slippens ſchwächſte Seite ſchnell genug erforſcht hatte, wußte, daß kein Genuß ihn dauernder zu feſſeln vermochte, als eine wohlbeſetzte, fein garnirte Tafel. — Und ſo kam es, daß unſer reicher und dennoch armer Holländer nach je ſechs magern Tagen, die er im Hauſe ſeiner geizigen Frau verlebte, ſich wie ein Kind auf den Mittwoch freute, an dem ſeiner ein »pompöſes Frühſtück«, ein »miraculeuſes Mittagsbrot« und ein »delicieuſes Abendbrot«, ſervirt von einer der liebenswürdigſten Frauen, harrte.

— Guten Morgen, reizender Colibri, ſagte der Thierbändiger zu Mademoiſelle Sophie, die, mit einem Buche in der Hand, noch im ſchwellenden Schaum ihrer Betten lag.

— Ei ei, was führt Sie heute früher als ſonſt zu mir?

— Ein wüthender Hunger treibt mich in Ihre Nähe . . .

— Wie geht's Ihrer Frau?

— Wollen Sie mir meinen Appetit verderben? Sprechen Sie mit mir von allen Thieren der Wildniß, nur von meinem Weibe nicht, das mich ſeit vier Tagen auf wahrhaft empörende Weiſe mit lauter Mehlſpeiſen abfüttert. Seit Freitag iſt kein Biſſen Fleiſch über meine Lippen gekommen. O ſehen Sie nur, wie mager ich geworden bin.

— Armer Mann! Wiſſen Sie, daß ich Sie ſehr bedaure...

— Ihre Theilnahme rührt mich bis zu Thränen. Aber, Mademoiſelle, haben Sie nichts für mich zu eſſen?

— Der Koch hat Befehl erhalten, das Frühſtück Punkt Zehn zu ſerviren . . .

— O, wenn Sie nicht haben wollen, daß Ihr aufrichtigſter Bewunderer hier vor Ihren ſchönen Augen ſein Bischen Geiſt aufgeben ſoll, ſo bitte und beſchwöre ich Sie, im Namen der Menſchlichkeit, das Frühſtück zu beſchleunigen.

Mademoiſelle Arnould zog das Klingelband. Die eintretende Kammerzofe erhielt den Auftrag, den Koch zur größten Eile anzutreiben.

Die Zofe verſchwand.

— Heilige Mutter Gottes, rief unſer Holländer, deſſen Blick auf ein Bildniß fiel, das über Sophiens Bett hing, aus dieſem Rahmen glotzt mich das Antlitz meines Feindes, des räthſelſchnaubenden Quackſalbers Dardanus an . . .

— Finden Sie, daß er getroffen iſt?

— Das Bildniß ſieht ihm niederträchtig ähnlich! Mademoiſelle, ich berſte . . .

— Vor Neid?

— Nun ja, mehr aber noch vor Hunger. O wenn nur bald das Frühſtück käme! Aber ſagen Sie mir, Theuerſte, wie iſt's möglich, einem Pavian, wie dieſem Doctor Sphynx, einen ſo neidenswerthen Platz im Heiligthume Ihres Schlafzimmers anzuweiſen?

— Dardanus iſt ein höchſt liebenswürdiger Geſellſchafter . . .

— Ein räthſelſpeiendes Ungeheuer. Aber weiß Gott, wenn das Frühſtück nicht bald erſcheint, dann ſterbe ich . . .

— Erlauben Sie mir vor Ihrem ſeligen Ende noch eine kleine Frage. Iſt es wahr, daß Ihre Frau eiferſüchtig iſt?

— Eiferſüchtig wie ein Schakal . . .

— Und weiß Madame, daß Sie mir dann und wann die Ehre Ihres Beſuches ſchenken?

— Ich fürchte, daß ſie es vermuthet . . .

— Wie nun, wenn ſich urplötzlich die Thür öffnen und Ihre Frau Gemahlin hereintreten würde . . .

— Ich bitte Sie, den Teufel nicht an die Wand zu malen . . .

— Ah, da kommt das Frühſtück!

— Himmel, ich danke Dir! rief der leibhafte Hunger.

In einem Nu war der Tiſch gedeckt. Der Thierbändiger band ſich eine Serviette um den Hals, krempelte die Rockärmel in die Höhe und ſiel mit unbeſchreiblichem Heißhunger über ein Detachement Auſtern her, das als »Avant-garde du Déjeûner à la fourchette« die ganze Fülle ſeiner unbändigen Eßluſt in die Schranken rief.

Nach den Auſtern trat eine kurze Pauſe ein, die unſer Holländer durch Vertilgung einer großen Brotmaſſe ausfüllte. Dann trällerte er das bekannte Couplet vor ſich hin:

»Du pain sec et du fromage,
C'est bien peu pour déjeûner,
On me donnera, je gage,
Autre chose à mon diner;
Et Didon dina, dit-on,
Du dos d'un dodu dindon,
Du dos d'un dindon dodu,
Du dos d'un dodu dindon.«

Die Naſe unſers Thierbändigers hatte ſich nicht getäuſcht, denn gleich darauf erſchien der »dodu dindon«, den er im Voraus gewittert hatte.

Aber in demſelben Augenblick, als er mit der ganzen Gluth ſeines begeiſterten Appetites über den Truthahn herfallen wollte, vernahm ſein Ohr draußen im Vorſaale eine Stimme, die ihn mehr als alle Donner des Himmels erſchreckte.

— Jeſus, Maria und Joſeph, meine Frau! rief unſer Simſon und kroch, um dem Zorne ſeiner Delila zu entgehen, unter den Tiſch, deſſen Beine ihm durch das herabhängende Tuch ein ſichres Verſteck gewährten.

Gleich darauf erſchien eine kleine Frau mit einem großen Korbe unterm Arm.

Mademoiſelle Arnould brach in ein ungeheures Gelächter aus. Der Thierbändiger guckte durch eine Spalte ſeines Vorhangs und erkannte in der Erſcheinung, die alles Blut in ſeinen Adern erſtarren gemacht, die Waſchfrau der Mademoiſelle Sophie.

— Armer Simſon! lachte die Sängerin.

— Mein Appetit iſt nun beim Teufel, ſeufzte der beklagenswerthe Holländer und wiſchte ſich den dicken Angſtſchweiß von der Stirn.

XII.

Am Donnerſtag empfing unſere Freundin Herrn Giuſeppe Zavarroni, einen römiſchen Bankier, welcher Geldmenſch, Muſiknarr und Dilettant auf der Geige war. Als ſolcher ſammelte er ſeit einer Reihe von Jahren die Inſtrumente, Bildniſſe und Handſchriften der berühmteſten Violiniſten ſeines Vaterlandes. Ignorant im ſtrengſten Sinne des Wortes, war er in Sachen der Violine ein Ausbund von Gelehrſamkeit, eine zu Fleiſch gewordene Encyclopädie der Geige, vertraut mit allen Epochen der Geſchichte ſeines Steckenpferdes. Seit ſeiner Ueberſiedelung nach Paris arbeitete er mit raſtloſem Eifer an einer »Phyſiologie der Violine«, einem philoſophiſch-geſchichtlich-artiſtiſchen Werke, durch das er ſeinen Namen unſterblich zu machen hoffte. Dieſe Monographie, welche Alles umfaſſen ſollte, was über ſein Lieblingsinſtrument bis zu ſeiner Zeit gedruckt worden, war bereits bis zu vier ſtarken Foliobänden angeſchwollen, obgleich ſie erſt bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorgeſchritten war. Sein Werk begann mit den Jongleurs und Troubadours, die ſich der Geige zur Begleitung ihrer Geſänge bedienten. Einen nicht unintereſſanten Abſchnitt bildete Jean Charmillon, welcher unter Philipp dem Schönen — im Jahre 1295 — von der Stadt Troyes zum roi des ribauds ernannt, zugleich auch der erſte Geigenkönig geweſen ſein ſoll. Unter den ſpätern Geigenmajeſtäten ragten Conſtantin (1657) und Dumanoir (1693) hervor. Dieſe Geigenkönige waren berechtigt, in allen Provinzen Frankreichs jeden Dilettanten, gegen Bezahlung einer gewiſſen Taxe, zum Meiſter der Tonkunſt zu ernennen.[1]) Die »Geneſis der Geige« füllte in ſeinem Werke die größere Hälfte des erſten Bandes. Nach Zavarroni's Anſicht ſoll Teſtator, ein Mailänder, der um das Jahr 1620 gelebt, der Schöpfer der Geige in ihrer jetzigen Geſtalt ſein. Amati[2]), Guarnerio[3]) und Stradivari[4]) — das Triumvirat der italieniſchen Geigenbauer — füllten die andere Hälfte. Einen eigenen Abſchnitt bildete Jakob Stainer[5]). In dem alphabetiſch geordneten »Pantheon weltberühmter Violin-Virtuoſen«, nach Nationen geordnet,

---

1) Die letzte Geigenmajeſtät war Guignon, nach deſſen Abdankung — 1773 — dieſe Würde erloſchen iſt.

2) Hawkins in ſeiner „Geſchichte der Muſik“ (Theil IV. Seite 345) nennt drei Perſonen dieſes Namens, Andrea und Antonio Amati, zwei Brüder, und Nicolo Amati, einen Sohn Antonio's. Alle Drei lebten zu Cremona. Amati-Geigen — aus den Jahren 1590 bis 1620 — werden ihrer Schönheit und Seltenheit wegen mit ſchwerem Golde, das Stück mit 300 Dukaten, bezahlt.

3) Andrea und Giuſeppe Guarnerio, Vater und Sohn, lebten in der letzten Hälfte und zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts gleichfalls zu Cremona. Ein dritter Guarnerio, mit dem Vornamen Pietro, war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Mantua als Geigenmacher berühmt.

4) Antonio Stradivari, ein Schüler Guarnerio's, verfertigte in Cremona von 1709 — 1724 Violinen, die faſt eben ſo geſucht und theuer als die ſeines Meiſters ſind.

5) Jakob Stainer (geb. zu Abſom, einem kleinen Dorfe bei Hall in Tyrol), war ein Schüler Nicolo Amati's. Im Jahre 1669 wurde er als Hofgeigen-

glänzten unter den Italienern: Chriſtofero Babbi 6), Archangelo Corelli 7), Domenico Ferrari 8), Felice Giardini 9), Antonio Lolli 10), Pietro Nardini 11), Gaëtano Pugnani 12), Aleſſandro Stradella 13), Giuſeppe Tartini 14), Carlo Toëſchi 15), Giuſeppe Torelli 16), Franceſco Maria Veracini 17) u. ſ. w. Von jedem dieſer Künſtler beſaß er Portrait und Handſchrift.

---

macher des Erzherzogs Ferdinand Karl von Kaiſer Leopold I. beſtätigt. Seine Violinen ſtehen in ſo hohem Werthe, daß manche mit 300 Dukaten bezahlt wird. Im Abend ſeines Lebens ſoll Stainer wahnſinnig geworden ſein.

6) Geboren 1748 zu Ceſena.

7) Geboren 1653 zu Fuſignaro im Bologneſiſchen, geſt. am 8. Januar 1713 zu Rom. Er wurde der „Virtuosissimo di violino“ genannt.

8) Ein Schüler Tartini's. Auf einer Reiſe von Paris nach London ſtarb er (1780) in der Blüthe ſeiner Jahre als „unfreiwilliges Opfer des Neides“, wie Burney erzählt.

9) Sein von Bartolozzi nach Cipriani geſtochenes Bildniß befindet ſich auf einer Sammlung ſeiner Violin-Soli, die er um das Jahr 1766 dem Herzog von Braunſchweig gewidmet hat.

10) Geboren 1738 zu Bergamo, nach Dittersdorfs Verſicherung einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit.

11) Geboren 1722 zu Livorno, geſtorben 1793 zu Florenz.

12) Geboren 1727, geſtorben 1803 zu Turin.

13) „Apollo della musica“ genannt, 1678 ermordet zu Genua.

14) Geboren 1692 zu Pirano, geſtorben 1770 zu Padua. Ein eben ſo großer Virtuoſe als Komponiſt, der über hundert Violinſonaten geſchrieben hat, deren berühmteſte — die ſogenannte Sonata del diavolo — der Teufel in höchſteigener Perſon ihm im Traume vorgeſpielt haben ſoll.

15) Geboren 1724 im Kirchenſtaate, geſtorben 1788 zu München, auch als Komponiſt durch ſeine Muſik zum pantomimiſchen Ballet „Arlequin im Schutz der Zauberei“ bekannt.

16) Geboren 1668 zu Verona, geſtorben 1708 zu Bologna. Er war der Erſte, welcher Conzerte für die Violine geſchrieben hat.

17) Geboren gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Florenz, erhielt er 1720 einen Ruf nach Dresden, ſtürzte ſich zwei Jahre ſpäter, am 13. Auguſt 1722,

Das Wichtigſte aber hätten wir beinah' vergeſſen. Der getaufte Jude, der, im Gefühle ſeines innern Nichts, nach äußern Auszeichnungen geizte, ſcheute kein Opfer, ſich eine Unzahl großer, windgefüllter Titel zu verſchaffen. Zavarroni war trotz ſeiner beiſpielloſen Unwiſſenheit Ehrenmitglied der Academia della Crusca zu Florenz [1]), correſpondirendes Mitglied der Academia degli Arcadi zu Rom [2]) und Präſident der Academia degli Granelleschi zu Venedig [3]), Mitglied der St. Cäcilien-Congregation zu Rom und der philharmoniſchen Geſellſchaften zu Bologna, Padua und Verona. Außerdem — und auf dieſe Auszeichnung ſchien er den meiſten Werth zu legen — war er Ritter des goldenen Sporns, eines Ordens [4]), den ihm der heilige Vater, der vierzehnte Bene-

---

zwei Stock hoch zum Fenſter hinaus, brach aber nur ein Bein und ſtarb 1750 zu London. Veracini hatte zwei ſchöne Stainer-Violinen, von denen er die eine „Sanct Peter", die andere „Sanct Paul" zu nennen pflegte. Beide büßte er in Folge eines Schiffbruchs auf der Reiſe nach London ein.

[1]) Gegründet im Jahre 1582.

[2]) Geſtiftet im Jahre 1690 von mehreren Literaten, unter welchen der gelehrte C. M. Crescembini der bedeutendſte war. Jedes Mitglied dieſer Akademie mußte einen arkadiſchen Schäfernamen annehmen. Crescembini, welcher der erſte „custode degli Arcadi" war, hieß Alphesiboeus und ſchrieb das Leben der berühmteſten Mitglieder dieſer Akademie. (le vite degli Arcadi illustri, Rom. 1705, 5 Bde. 4.)

[3]) Die Geſellſchaft der Granelleſchi, gegründet im Jahre 1740, eine Art gelehrter Narren-Akademie, der die luſtigſten Köpfe, Gaſparo und Carlo Gozzi, Giuſeppe und Daniele Farſetti, Baldi, Crotta, Forcellini und andere Schöngeiſter der damaligen Zeit angehörten, führten in ihrem Wappen zwei granelli (Granello iſt ein Schwachkopf, ein Narr). Ein gewiſſer Giuſeppe Secchellari war der ſogenannte Arcigranellone, d. h. Erzſchwachkopf oder Präſident der luſtigen Akademie.

[4]) Wahrſcheinlich vom Papſt Paul III. geſtiftet. In den Diplomen werden die Belehnten „Auratae militiae equites" (Ritter der goldenen Miliz)

dirt, für ein Leihhaus, das der »zweibeinige Geldſack« in ſeiner Vaterſtadt Jeſi gegründet, verliehen hatte. Cavaliere Zavarroni — er hörte es gern, wenn man ihm dieſen Titel gab — wäre der glücklichſte Römer auf Gottes Erdboden geweſen, hätte nicht ſeit Jahren ſchon ein tiefer Gram an ſeinem Herzen genagt, ein Gram, der ihm den Schlaf ſeiner Nächte raubte. Von lächerlichem Ehrgeiz erfüllt, hatte er ſich vorgenommen, alle Hebel in Bewegung zu ſetzen, um von irgend einem Monarchen — gegen Geld und gute Worte, für Stiftungen oder Anleihen — in den Adelſtand erhoben zu werden. Das Wort »Baron« — Viele leiten es von dem lateiniſchen **Baro** (Schaaf) ab — beſaß für unſern reichen Schöps einen ſo unwiderſtelichen Zauber, daß er für ein Adelsdiplom dieſer Art gern den kleinen Finger ſeiner Hand und einen großen Theil ſeines Vermögens geopfert hätte. Leider aber hatte er, trotz aller Hintertreppen, die er bis jetzt aufgeſucht, ſein Ziel noch immer nicht erreichen können.

— Störe ich? fragte der Bankier, als er ſeinen lächerlich friſirten Kopf zur Thür hineinſtreckte und Mademoiſelle Arnould, mit der Feder in der Hand, am Schreibpult gewahrte.

— Nicht im Geringſten . . . treten Sie näher . . . noch wenige Zeilen . . . dann ſtehe ich ganz zu Ihren Dienſten . . .

— Sie ſchreiben? fragte der neugierige Hebräer.

— Einen Brief, wie Sie ſehen . . .

— Und darf man fragen, an wen?

---

genannt. Papſt Benedict XIV. gab dieſem Orden die jetzige Geſtalt, eines goldenen, weiß emaillirten Malteſerkreuzes, an deſſen beiden untern Spitzen ein kleiner goldener Sporn hängt. Der Orden iſt käuflich und ſchon deshalb ridicul.

— Sie wiſſen, daß ich aus keinem meiner Schritte ein Geheimniß mache . . . ich ſchreibe an Viscount Clanricard . . .

— An den jungen einfältigen Engländer, der ſich auf ſeinen verſchimmelten Adel mehr einbildet, als der liebe Gott auf ſeine ganze Schöpfung?

— An denſelben, erwiderte Mademoiſelle Sophie, ruhig weiter ſchreibend.

— Und werden Sie mir zürnen, wenn ich Sie bitte, meine Liebe, mir zu ſagen . .

— Was ich ſchreibe? Auch das ſollen Sie erfahren. Ich erſuche den Viscount, mir fünftauſend Livres zu leihen . . .

— Sie brauchen Geld?

— Für einen meiner Freunde, der ſich in drückender Verlegenheit befindet . . .

— Sein Name?

— Iſt das Einzige, was ich Ihnen verſchweigen muß . . .

— Und weshalb?

— Weil es mehr als indiscret wäre, ſeine Freunde zu verrathen . . .

— Sie brauchen alſo . . . verzeihen Sie, daß ich mich dieſes Ausdrucks bediene . . . nur lumpige fünftauſend Livres und wenden ſich nicht zuerſt an mich?

— Weil ich weiß, daß Ihr Herren Bankiers auf Euren elenden Mammon übergroßen Werth legt . . .

— Und zwar mit vollem Rechte, meine Liebe. Geld iſt die Spiralfeder des Menſchen; ohne ſie bleibt er ſtehen wie eine Taſchenuhr, in der die Kette geſprungen. Ein Menſch ohne Geld iſt ein ſtummes e. Das liebe Geld oder der »elende Mammon«, wie

Sie's nennen, iſt der Accent grave, der dem todten Buchſtaben Leben und Klang verleiht. Geld iſt Verſtand . . .

— Ah, dann haben Sie in der That ſehr viel Verſtand . . .

— Bei Gott, den hab' ich auch, ſagte der Ritter der goldenen Miliz und klopfte dabei auf das Geld in ſeiner Weſtentaſche. Nichts macht uns ſchneller berühmt als Geld. Vorgeſtern dedicirte mir ein armer Schöngeiſt einen Band ſeiner Gedichte; geſtern ſchickte mir ein armer Componiſt das neueſte Heft ſeiner Lieder; heute Morgen habe ich dem Dichter 25, und dem Muſiker 30 Louisd'or geſchenkt. Ich liebe das Geld, weil ich's als Mittel zum Zweck betrachte; aber wenn Sie mich für geizig halten, ſo irren Sie, und wenn Sie ſich überzeugen wollen, daß Sie geirrt haben, ſo zerreißen Sie den Brief an den Viscount und nehmen Sie von mir die lumpigen fünftauſend Livres an.

— Auf wie lange?

— So lang' Sie wollen, meinetwegen bis zum Tage des jüngſten Gerichts . . .

— Gut, ich nehme ſie an, ſagte Mademoiſelle Arnould und zerriß das Billet.

— Und wann, meine Liebe, brauchen Sie die Bagatelle?

— Noch heute . . . jetzt gleich . . .

— Ich eile, ſie zu holen. Bin ich artig? fragte der Ritter des goldenen Sporns mit orientaliſchem Schmunzeln.

— Wie ein Lamm!

— Wie ein Lamm . . . bei Gott, Sie haben Recht. Und was erhalte ich, wenn ich zurückkehre und das Geld bringe?

— Dann, Cavaliere, bekommen Sie einen Kuß.

— Und ſonſt nichts? fragte der Geldmenſch mit der ſüßlächelnden Miene eines lüſternen Priaps.

— Das Uebrige wird ſich finden . . .

— Schön! ſagte der edle Römer, knöpfte ſeinen engen Frack zu und wollte fortgehen. Halt, ſagte er, ſich raſch umwendend, faſt hätte ich vergeſſen, Ihnen eine Nachricht von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Geſtern Abend, theure Freundin, hab' ich ein neues Diplom von der Academia degli Oziosi erhalten ...

— Ritter der goldenen Miliz, ſagte Mademoiſelle Sophie den Zeigefinger ihrer rechten Hand an die Stirn legend, wir gratuliren!

— Morgen ſteht's im Mercure, übermorgen in der Gazette und in vierzehn Tagen in allen Zeitungen. Sie wiſſen, meine Liebe, daß ich die meiſten unſerer Herren Zeitungsſchreiber in der Taſche habe. Dieſe Leute müſſen nach meiner Pfeife tanzen und drucken laſſen, was ich haben will.

— Und wie fangen Sie das an?

— Wie ich's anfange? Nichts leichter als das. Die Einen lade ich monatlich ein, höchſtens zwei Mal zu Tiſche ein, den Andern ſchieße ich gegen landesübliche Zinſen — in Italien darf man freilich mehr als ſechs Procent nehmen — lumpige ſechs- bis achthundert Livres vor; tiefer laſſe ich mich mit Keinem von ihnen ein.

— Und wie viel ſolcher Wiſche beſitzen Sie jetzt?

— Meinen Sie Wechſel?

— Ich meine Diplome.

— In Summa Summarum elf Stück . . . noch ein halbes Diplom, dann hab' ich onze et demie und bekomme, wenn ich ſie vielleicht 'mal verkaufen will, das Doppelte bezahlt. Aber lieber als alle elf zuſammen wäre mir ein einziges Adelsdiplom. Gott, wenn ich Baron wär'! ſtöhnte das getaufte Ehrenmitglied der Academia della Crusca und ſchlug ſich mit der Reitgerte auf die beſpornten Stiefel, dergeſtalt, daß man ſie klirren hörte.

— Soeben bemerke ich, daß Sie Sporen tragen . . . . reiten Sie denn?

— Ob ich reite! Ich reite wie ein junger Gott . . . . In meiner Vaterſtadt Jeſſi, wo ich ein Leihhaus gegründet habe, bin ich der beſte Reiter geweſen, bei Gott, der beſte, ſag' ich Ihnen. Aber ich bitte Sie, meine Liebe, warum lachen Sie? Hab' ich etwas Dummes geſagt?

— Geld iſt Verſtand. Ein reicher Mann, wie Sie, kann nie etwas Dummes ſagen . . .

— Doch, doch, meine Liebe! Ich habe, bei meiner Ehre, ſchon manchmal Etwas geſagt, was ich gleich darauf bereut habe . . . .

— Bereuen Sie vielleicht, ſich freiwillig angetragen zu haben, mir fünftauſend Livres zu leihen?

— Kind, wo denken Sie hin! Ich habe ein dankbares Gemüth und laſſe mein Leben für Sie. Apropos, damit Sie ſehen, daß ich nicht ſchmutzig bin, will ich Ihnen geſchwind noch einen kleinen, ganz gemüthlichen Vorſchlag machen. Sie haben viele Connexionen . . . nicht wahr?

— Ich kenne Manchen, der nicht ohne Einfluß iſt . . .

— Schön, ſehr ſchön. Una mano lava l'altra, ſagen wir Italiener, une main frotte l'autre, ſagt der Franzoſe, eine Hand wäſcht die andere, ſagt der Deutſche. Hören Sie mich an, meine Liebe. Verſchaffen Sie mir, lispelte der Ritter der goldenen Miliz ſeiner Freundin geheimnißvoll-leiſe in's Ohr, verſchaffen

Sie mir vom franzöſiſchen Hofe ein Adelsdiplom und ich ſchenke Ihnen . . .

— Was zum Beiſpiel?

— Meine ganze Freundſchaft und . . . ſtaunen Sie über meine Großmuth . . . ein Haus, ein ganzes Haus . . .

— Ein Haus für . . .

— Für hunderttauſend Livres . . .

— Ich halte Sie beim Wort.

— Abgemacht, Sela! Bin ich ſchmutzig? fragte der getaufte Jude und entfernte ſich.

XIII.

Der Freitags-Gaſt unſerer vielgeliebten Dame war der engliſche Geſandtſchafts-Attaché Viscount Edgar Clanricard, der rothhaarige Abkömmling des Marquis Ulick Clanricard, eines Sohnes jenes famoſen Grafen von Saint-Alban, Richard de Burgho, der im Jahre 1635 als Gouverneur der Grafſchaft Gallway, auf ſeinem Stammſchloß Sommer-Hill geſtorben war. Viscount Edgar, ein äußerſt einſylbiger, ungemein trockener und höchſt langweiliger Ariſtokrat, hatte, trotz ſeiner Häßlichkeit, für manche Dame großen Reiz, weil er, einer der reichſten Erben Englands, des Rufes genoß, der großartigſte Verſchwender zu ſein. Ein platoniſcher Verehrer des ſchönen Geſchlechts, ſchwärmte er für jede Frau, die, verführt vom Zauber ſeines Reichthums, ſich herabließ, ihm eine freundliche Miene zu zeigen. Noch eingebildeter als auf ſeinen uralten iriſch-engliſchen Adel war er auf ſeine kleine, blendendweiße Hand und ſeinen langen, ſchmalen Fuß. Jede Frau, die ſeine Hand und ſeinen Fuß bewunderte, konnte den zähen Mann wie einen Faden Seide um den Finger wickeln. Das wußten die Damen und machten förmlich Jagd auf ihn. Aber keine von Allen war ihm ſo gefährlich geworden, wie Mademoiſelle Arnould, die beſſer als jede Andere ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln verſtand und ihn ganz und gar bezauberte, als ſie ſeiner Hand das Compliment machte, daß ſie »weißer als eine Hoſtie« ſei. Seit jenem Augenblick war er ihr treueſter Anbeter.

— Morning, my dear, ſagte der Viscount, der jeden Freitag mit dem Glockenſchlage Zwölf zu kommen und Punkt Zwei zu gehen pflegte.

— Bon jour, Mylord, erwiderte Mademoiſelle Sophie, die wie geſtern wieder an ihrem Pulte ſaß.

Viscount drückte ein kleines Lorgnon an ſein Auge, betrachtete ein Paar Minuten das reizende Négligé ſeiner Freundin und fragte dann in ſeiner einſylbigen Manier:

— Schreiben?

— Yes! erwiderte die Sängerin mit perſiflirender Ruhe.

— Brief?

— Yes!

— An?

— An meinen Bankier, Signor Giuſeppe Zavarroni . . .

— An den jüdiſchen Italiener?

— Oder italieniſchen Juden, ganz wie Sie wollen . . . Was kümmert's mich, ob dieſer Mann Jude oder Chriſt, Heide oder

Muſelmann iſt? Habe ich Sie je gefragt, Mylord, ob Sie Katholik oder Puritaner ſind?

— No!

— Signor Zavarroni iſt ein ſehr liebenswürdiger Mann...

— Liebenswürdig?

— Yes, Mylord, ſehr liebenswürdig, freundlich und zuvorkommend, ein Cavalier, für den jeder meiner Winke ein Befehl iſt, ein Mann, der mir noch nie Etwas abgeſchlagen hat. Heute ſehe ich mich gezwungen, ſeine Freundſchaft für mich auf eine neue Probe zu ſetzen. Ich brauche...

— Geld?

— Errathen...

— Wie viel?

— Eine Bagatelle für meinen jüdiſchen Cröſus... zehntauſend Livres... mehr nicht...

— Goddam!

— Sie erſchrecken?

— No!

— Was denn?

— Ich bin wüthend...

— Auf wen?

— Auf Sie...

— Und warum?

— Weil Sie an den Hebräer ſchreiben...

— Mylord, nennen Sie mir einen Zweiten, den ich mit einer Bitte dieſer Art beläſtigen dürfte?

— Clanricard!

— Mylord, Sie beſchämen mich...

— Yes!

— Bedenken Sie, Viscount, daß ich Ihnen keine Sicherheit bieten kann . . .

— Sicherheit? Goddam! Bin ich Jude? Sie wiſſen, my dear, daß ich Liebesbriefe und Haarlocken, Handſchuhe und Strumpfbänder geſchichtlich berühmter Frauen ſammle. Vor drei Tagen habe ich für zwei Zeilen von Agnes Sorel tauſend, und für eine Haarlocke der Herzogin von La Vallière fünftauſend Livres bezahlt. Das Doppelte, my dear, zahle ich Ihnen, wenn Sie mir eines Ihrer Strumpfbänder ſchenken.

— Sie ſcherzen . . .

— Niemals!

— Zehntauſend Livres für ein armſeliges Strumpfband . . .

— Das Sie getragen haben . . .

— Eh bien, Mylord, eine Freundſchaft iſt der andern werth, ſagte Mademoiſelle Arnould, nahm den Stuhl, worauf ſie ſaß und ſetzte einen ihrer Füße darauf. Um hinter Ihrer Großmuth nicht zurückzubleiben, geſtatte ich Ihnen, das Strumpfband, das ich trage, ſelbſt zu nehmen . . .

— Goddam!

— Sie zögern? Bravo, Mylord. Ich wollte Sie nur auf die Probe ſtellen! ſagte ſie, kehrte ſich um, löſte ſelbſt ihr Strumpfband und überreichte es ihm mit Eduards III. Worten: »Honny soit qui mal y pense.«*)

---

*) Als die Gräfin von Saliſbury, Geliebte Eduards III. von England, auf einem Hofball beim Tanzen ihr Strumpfband verlor, hob es der König auf und überreichte es ihr mit jenen Worten, welche ſeitdem die Deviſe des Hoſenbandordens iſt.

— Merci, erwiderte der Viscount und drückte das Strumpfband an ſeine Lippen. Leben Sie wohl.

— Sie gehen?

— Um das Geld zu holen . . .

— Bleiben Sie, das hat bis heute Abend Zeit, ſagte Sophie und öffnete das Klavier. Sie lieben Muſik und Geſang. Ich will Ihnen eins der neuen Lieder ſingen, die mir Egidio Duni *) gewidmet hat.

Nach einem kurzen Vorſpiel begann ſie das Lied:

Ein Stern, den zum Vertrauten
Ich einſt mir auserwählt,
Hat tückiſch das verrathen,
Was treu ich ihm erzählt.

Der Stern, der hat's dem Monde,
Der Mond der Sonn' geſagt,
Die Sonne hat's der Erde,
Die Erd' dem Meer geklagt.

Das Meer, das hat's dem Winde,
Der Wind dem Wald geklagt,
Der Wald hat es dem Berge,
Der Berg dem Thal geſagt.

Der Baum, der Bach, die Wieſe
Hat ſich hinzugeſellt,

---

*) Geboren 1709 bei Otranto im Neapolitaniſchen, geſtorben am 11. Juni 1775 zu Paris, Componiſt der Opern „la fille mal gardée“, „l'ile de fous“, „le peintre amoureux“ und „le chasseur et la laitière“. Letztere in Deutſchland unter dem Namen „das Milchmädchen“ bekannt.

Drum weiß mein ſüß Geheimniß
Jetzt ſchon die ganze Welt.

Der Viſcount, der dem Geſange ſeiner Freundin andächtig zugehört und nach jeder Strophe das theuer erkaufte Strumpfband mit platoniſcher Inbrunſt an den Mund gepreßt hatte, löſte ſich nun in lauter Bravo's auf und applaudirte beſſer als mancher bezahlte Claqueur.

— Very beautiful! rief er aus. Und der Text?

— Iſt von mir, Mylord.

— Goddam! Sie dichten . . .

— Zuweilen, erwiderte die Sängerin, einzelne Accorde anſchlagend. Nichts leichter als das: man reimt auf coeur — douleur, auf cour — amour, auf charmes — larmes und hat ein Lied, man weiß oft ſelbſt nicht, wie? gemacht.

— Yes, ſagte Mylord und bat Sophien, Duni's Romanze zu wiederholen.

Sie that's.

XIV.

Sonnabend . . .

Friedrich Melchior Grimm*), der Sohn armer Eltern, hatte frühzeitig große Anlagen zur Literatur entwickelt und ſchon im achtzehnten Jahre, bei ſeinem Abgange vom Gymnaſium, ein Trauerſpiel »Baniſe« verfaßt, das aber — ein ſehr unreifes Erſtlingsprodukt — früh genug dem Strome wohlverdienter Vergeſſenheit anheimgefallen war. Acht Jahre ſpäter hatte er, als Mentor, den jungen Grafen von Schönberg nach Leipzig begleitet und war ihm von dort nach Paris gefolgt. Hier hatten ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe ihn mit dem »Genfer Philoſophen«, dem berühmten Jean Jacques Rouſſeau, in Verbindung gebracht. Durch Rouſſeau der ganzen »Coterie holbachique« empfohlen, bei Diderot, d'Alembert, Helvétius, Baron Holbach und Frau von Epinay eingeführt, hatte ſich der deutſche Gelehrte im Umgange mit dieſen Schöngeiſtern ſehr bald den franzöſiſchen Geiſt und den feinſten Geſellſchaftston angeeignet und, nachdem er Secretär des Grafen von Frieſen geworden war, Zutritt in die Kreiſe der haute-volée erlangt. Klug genug, um einzuſehen, daß man in Frankreich am ſicherſten und ſchnellſten ſein Ziel erreicht, wenn man des Schutzes der Frauen genießt, hatte er in dieſer neuen Atmoſphäre alle Mittel aufgeboten, ſich das Wohlgefallen dieſer mächtigen Feen zu erwerben und aus eben dieſem Grunde auf ſein Aeußeres ſo viel Sorgfalt gelegt, daß ſeine Freunde ihm den Scherznamen »tyran le Blanc« beigelegt hatten, weil er, bei all ſeiner geſellſchaftlichen Geſchmeidigkeit, von ſehr hartnäckigem Charakter war und die etwas unreine Hautfarbe ſeines Geſichts durch Bleiweiß zu cachiren ſuchte. — Nach dem Tode des Grafen von Frieſen war er — der passe-par-tout der Frauengunſt — Geheimſecretär des Herzogs von Orleans und — auf Diderots Empfehlung — Correſpondent der Herzogin von Gotha geworden, der er über die neueſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur ausführlichen Bericht erſtatten mußte. [1])

---

*) Geboren am 26. April 1723 zu Regensburg.

Herr Grimm, dieſer Deutſch-Franzoſe, dem bei all ſeinem Geiſte doch noch einzelne Spuren heimathlicher Schwerfälligkeit anklebten, war, wie wir ſchon früher flüchtig erwähnt hatten, von der langweiligen Manie beſeelt, mit nimmerraſtendem Eifer die Grabſchriften der berühmteſten Gelehrten aller Zeiten und Nationen zu ſammeln, um ſie ſpäter unter dem Titel »Poeſie der Leichenſteine« ans Licht treten zu laſſen. Man irrt, wenn man glaubt, daß dieſe Epitaphomanie vor ihm noch nicht dageweſen ſei. Schon viel früher hatten P. A. Canonherius[2]) und F. Swertius[3]), D. Richer[4]) und R. P. Philipp[5]) alte und neue, ernſte und komiſche Grabſchriften geſammelt und herausgegeben[6]). Und wie

---

[1]) Dieſe litterariſchen Berichte, die eine vollſtändige Ueberſicht der franzöſiſchen Litteratur von 1753 — 1790 enthalten, erſchienen nach ſeinem Tode unter dem Titel „Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne, Par. 1812 — 13. 16 Bde. 8. Ein Jahr ſpäter ließ Barbier ein „Supplément à la Correspondance“ ans Licht treten.

[2]) Flores illustrium epitaphiorum praeclarissimarum totius Europae civitatum, Antwerp. 1613. 8.

[3]) Epitaphia joco-seria, Colon. Agr. 1623. 8. Ein höchſt ſeltenes Buch!

[4]) Theatrum funebre per varias scenas, epitaphia seria atque jocosa etc, Salisb. 1675. 4. Das Werk erſchien unter dem Pſeudonamen „Dodo Richea.“

[5]) Thesaurus epitaphiorum veterum ac recentiorum selectorum, Par. 1666. 8.

[6]) Nach dieſen gab noch P. R. de La Place (anonym) einen „Recueil d'épitaphes serieuses, badines et burlesques,“ Brux. (Par.) 1782. 3 Bde. 8. und J. Bowden ein ähnliches Werk unter dem Titel „The epitaph-wri-

Juan de Yriarte, welcher ſpaniſche Sprichwörter ſammelte, für jedes neue, das man ihm nachwies, einen Real bezahlte, eben ſo und mit tauſend Freuden bezahlte die deutſche Grabſchriften-Biene für jedes neue Epitaphium zwei, ja ſogar drei Sous. Dieſe einzige Verſchwendung abgerechnet, war Herr Friedrich Melchior Grimm ein Geizhals erſter Klaſſe.

Daß Herr Grimm all' jene Sammlungen beſaß, verſteht ſich von ſelbſt; aber daß er faſt alle Grabſchriften, die ſich in dieſer Sammlung befanden, auswendig wußte, beweiſt, daß jener arabiſche Philoſoph, welcher die Behauptung aufgeſtellt, durch das Leſen der Grabſchriften ſetze man ſich der Gefahr aus, ſein Gedächtniß zu verlieren, etwas eben ſo Unwahres als Albernes behauptet habe. Unſer Freund, der das vollſtändige Wörterbuch aller ihm bekannten Grabſchriften war, hatte das impertinenteſte Gedächtniß.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Gratuliren Sie mir, liebe Freundin, ſagte Herr Grimm zu Mademoiſelle Arnould, die wieder am Klaviere ſaß. Der geſtrige Tag war einer der glücklichſten meines Lebens . . .

— Haben Sie eine Quinterne gewonnen?

— Leider nicht, doch habe ich — denken Sie ſich, theure Freundin — 8, wiederhole acht nagelneue Grabſchriften aufgegabelt!

— Glücklichſter aller Sterblichen! erwiderte Mademoiſelle Sophie mit einem leiſen Anfluge von Ironie.

— Die heiterſte von allen Grabſchriften, die Jemand auf ſich

---

ter, consisting of upwards of 600 original epitaphs, moral, admonitory, humourous and satirical, with an essay of epitaph-writing". Lond. 1791, 2 Bde. 8. heraus.

ſelbſt gedichtet hat, iſt die des Herrn Gallet, der als Gewürzkrämer ein ganz ausgezeichneter Chanſonnier, und als Liederdichter ein ganz vortrefflicher Epicier geweſen iſt. Sein Epitaph, wofür ich ausnahmsweiſe 5, ſage fünf Sous bezahlt habe, lautet:

»Ci git le chansonnier Gallet,
Mort en achevant un couplet.«

— Eh bien, reizende Polyhymnia, was ſagen Sie zu dieſer Grabſchrift?

— Vergeſſen wir über die Todten nicht die Lebenden. Heute vor acht Tagen, als Sie mir die Ehre Ihres Beſuches ſchenkten, weihten Sie mich in die Lage Ihres armen Freundes ein. Bei der Schilderung ſeiner drückenden Noth ſtahlen ſich Thränen aus meinem Auge, Thränen, die Mancher, der mich nur oberflächlich kennt und mich für einen Ausbund von Leichtſinn hält, für geſchminkt gehalten haben mag, und dennoch, mein Herr, waren dies vielleicht die ernſteſten Thränen, welche ich bis jetzt vergoſſen habe...

— Beweis, daß in dieſer reizendſchönen Muſchel auch eine reizendſchöne Perle wohnt! — Unter allen Tugenden, die das Herz der Frauen zieren, giebt's keine ſchönere als Mitleid. Mitleid iſt die Quinteſſenz aller Tugenden . . .

— Vor acht Tagen war es mir nicht möglich, Ihrem Freunde Hilfe zu leiſten. Heute, heute — beneiden Sie mich, theurer Freund — bin ich ſo glücklich, einen kleinen Theil des großen Unrechts gut zu machen, das ganz Frankreich dieſem großen Geiſte zufügt, den es in den Feſſeln der drückendſten Armuth langſam verſchmachten läßt, ohne ſich ſeiner anzunehmen, ohne ihm den kleinſten Tribut der Anerkennung, das kleinſte Zeichen des ſchuldigen Dankes zu zollen. Hier, lieber Herr, ſagte Sophie und holte aus dem weißen

Sammet ihres Buſens ein winzigkleines Portefeuille von blauem, goldgeſtickten Atlas hervor, nehmen Sie vorläufig von mir dieſe zehntauſend Livres für ihn an; doch bitte ich Sie, ihm nicht zu ſagen, daß dieſe kleine Hilfe, dieſer winzige Sonnenſtrahl, von mir ausgegangen iſt; es würde den ſtolzen Mann und ſeinen unbeugſamen Charakter beleidigen, erführe er, daß dieſe kleine Unterſtützung, dieſer armſelige Tropfen von einem Weibe und, ach, noch dazu von einer Schauſpielerin herrührt, die nicht würdig iſt, den Staub ſeiner Füße zu küſſen. Eilen Sie, ihm dieſe ſchwache Hilfe, dieſen kurzen Troſt zu bringen, aber verſchweigen Sie ihm — ich beſchwöre Sie — meinen Namen. Beſteht er darauf, den Geber dieſer dürftigen Gabe zu erfahren, ſo ſagen Sie ihm, Sie ſelber ſeien der Geber, und daß Sie ſich ſchämen müßten vor ſich ſelbſt, wenn Sie müßiger Zeuge der drückenden Noth des größten und edelſten Ihrer Freunde blieben. Freund, lieber Freund, wird es Ihr Stolz überwinden können, ihm das zu ſagen?

— Ich weiß, was ich jenem Manne ſchuldig bin und eile, ihm dieſen Troſt zu bringen, ſagte Herr Grimm und entfernte ſich.

— Mein Segen begleite Sie, rief ſie ihm nach, trocknete zwei große Thränen, die ſich aus ihren Augen ſtahlen, ſetzte ſich dann wieder zum Klaviere nieder und ſang mit ſchmerzbewegter Stimme:

»Que le jour me dure
Passé loin de toi
Toute la nature
N'est plus rien pour moi.

Le plus vert bocage,
Quand tu n'y viens pas,

N'est qu'un lieu sauvage
Pour moi sans appas.«

Die Melodie war von ihr. Und das Gedicht? Vom Genfer Philoſophen, Jean Jacques Rouſſeau.

XV.

Wir begleiten Herrn Grimm, der ſoeben in einen Fiaker ſteigt, um ſich nach der Rue la Platrière zu begeben.

Dort, in einem altergrauen, zeitmüden, halb verſunkenen Hauſe, im fünften Stockwerke mit der Ausſicht nach dem kleinen, engen, finſtern Hofe, in einer elenden Dachſtube — unter ſich einen alten Wucherer, über ſich den lieben Gott — wohnte ein Mann, deſſen Leben und Treiben, deſſen Vorzüge und Fehler, deſſen Tugenden und Irrthümer, von Vielen bewundert, von Vielen verläſtert, ein Mann, in dem ſeine Freunde und Anhänger einen der größten Geiſter, ein unſterbliches Genie, einen Gott, ſeine Feinde und Verfolger hingegen einen überſpannten Narren, einen hochmüthigen Menſchenfeind, einen fanatiſchen Verächter der menſchlichen Geſetze, einen frechen Verhöhner des göttlichen Glaubens erblickten; ein Mann, der mitten in dieſem Zwieſpalte öffentlicher Meinung, ein zweiter Diogenes, ein neuer Timon, zerfallen mit ſich und der ganzen Menſchheit, in der dunkelſten Zurückgezogenheit, in der dürftigſten Lage mit ſchlafraubender Nahrungsſorge, mit der peinlichſten Noth zu kämpfen hatte, um ſeinem grollenden

Schickſale die dringendſten Bedürfniſſe eines traurigen Daſeins abzuringen. Hier, in dieſer ärmlichen Manſarde, in die ſich nur ſelten ein heiterer Sonnenſtrahl, ein blauſeidenes Lächeln des Himmels verirrte, hier hauſte der weltbekannte Sohn eines unbekannten Uhrmachers, der Genfer Philoſoph und Publiciſt, Componiſt und Schriftſteller, der Schöpfer der »nouvelle Héloise« 1), des »Contrat social« 2), des »Emile« 3) und einer Unzahl anderer philoſophiſcher Schriften und Abhandlungen, durch die er, bald hier, bald dort, die Verfolgungen des Clerus und Parlaments ſich zugezogen hatte; hier lebte, hier verkümmerte der edle Märtyrer, deſſen Werke auf offenem Markte durch Henkershand verbrannt, der große, ſchwerverkannte Denker, der von Land zu Land, von Stadt zu Stadt geflohen war, ohne ein Aſyl zu finden, wo er ſorgenfrei ſein lebensmüdes Haupt niederlegen und ungefährdet ausruhen

---

1) Die erſte vollſtändige Ausgabe dieſes berühmten Romans erſchien Par. 1761. 4 Bde. 12. Die erſte deutſche Ueberſetzung, von K. F. Kramer, Berl. 1785. 4 Bde. 8.

2) Erſte Auflage, Amſt. 1762. 12. (Deutſch, Düſſeld. 1800. 8. Die neueſte Ueberſetzung iſt von A. Marx, Leipz. 1843.) Eine der intereſſanteſten franzöſiſchen Ausgaben iſt die von Lauſanne, 1797. 12., wegen der Dedication an Napoleon Bonaparte. Sie lautet: „Citoyen général. J'ai quelque pressentiment, dit Jean Jacques Rousseau, dans son deuxième livre du Contrat social, qu'un jour la petite île de Corse étonnera l'Europe!“ — L'Europe demande aujourd'hui, citoyen général, quel est le lieu de votre naissance? — La Renommée répond à l'Europe: c'est l'île de Corse. — Je suis, citoyen général, l'un de vos admirateurs, Jean Mourrer, libraire.

3) Die erſte Auflage dieſes Werkes, das er auf dem Landgute der Frau von Epinay, in der Eremitage von Montmorency geſchrieben hat, erſchien Amſterd. 1762, 4 Bde. 12. und, von K. F. Kramer ins Deutſche überſetzt, Braunſchw. 1789. 4 Bde. 8.

durfte vom blinden Haſſe engherziger Menſchen, die, zu beſchränkt, um die hohe Weisheit und Wahrheit ſeiner für das Wohl der ganzen Menſchheit begeiſterten Ideen zu erfaſſen, ihn für einen gefährlichen Feind der beſtehenden Ordnung, für einen ſchamloſen Gotteslaͤugner und frechen Unruhſtifter erklärten; hier lebte und verſchmachtete der ehemals glückliche Einſiedler von Montmorency, der eigenſinnige, hartnäckige, unbeugſame »Bär« ſeiner einſtmaligen Beſchützerin, der liebenswürdigen Frau von Epinay; hier wohnte Jean Jacques Rouſſeau[4]) mit Marie Thereſe Levaſſeur[5]), einer ehemaligen Dienſtmagd, mit der er ſechsundzwanzig Jahre vorher in wilder Ehe gelebt und fünf Kinder gezeugt, die er gleich nach ihrer Geburt ins Findelhaus geſchickt hatte, weil er zu arm geweſen war, um ſie ernähren zu können; hier lebte einer der größten Männer Europa's mit einem rohen, ungebildeten Geſchöpfe, das, entkleidet aller geiſtigen und körperlichen Reize, welche die Sinne zu beſtechen und das Herz zu feſſeln vermögen, bei ihrer Häßlichkeit auch noch ſo beſchränkten Geiſtes war, daß ſie weder leſen noch ſchreiben konnte, ja nicht einmal die Zahlen kannte, aber trotz ihrer Reizloſigkeit, trotz ihrer Unwiſſenheit, ihren Ehesklaven mit faſt unerklärlicher Gewalt beherrſchte. Sie war das einzige Weſen, das dieſen ſtarren, unbeugſamen Charakter, dieſes kindlichſchwache, empfindſame Gemüth, das von der kleinſten Kränkung, die ihm widerfuhr, ſich in ſeinem tiefinnerſten Innern tödtlich verletzt fühlte, deſſen echt republikaniſcher Geiſt, der nicht die leiſeſte Feſſel ertrug und jedes Glück, das ſich ihm darbot, dem Glück der vollkommen freien Unabhängigkeit zum Opfer brachte, Thereſe, wiederholen wir, war das einzige Geſchöpf, von dem er ſich mit rührender Lammsgeduld leiten und lenken und Alles, ja ſogar Vorwürfe, gefallen ließ, die einzige Perſon, in deren Hand dieſer Charakter von zähem Stahl, dieſer Geiſt von unbeugſamem Erz geſchmeidiger als Wachs, elaſtiſcher als Gummi war.

---

[4]) Geboren am 28. Juni 1712 zu Genf.

[5]) Thereſe Marie Levaſſeur, geb. am 21. September 1721 zu Orleans, war vierundzwanzig Jahre, als Rouſſeau (1745) in einem kleinen Hotel garni in der Rue des Cordiers ihre Bekanntſchaft gemacht, und fünfzig Jahre alt, als er (1768) die alte Griſette zu ſeiner Frau erhoben hatte.

Fragt man uns, durch welchen Talisman dieſe rohe, ungebildete Frau, dieſe Fee in Holzſchuhen, eine ſo unumſchränkte Herrſchaft über den Willen dieſes großen, ſtarken Geiſt errungen hatte, ſo wiſſen wir als Grund dieſes Zaubers keine andere Macht als die der Gewohnheit anzugeben. Zwei Menſchen, die ohne prieſterlichen Zwang eine ſo lange Reihe von Jahren ihre Schickſale aneinander gekettet und in einem Zeitraume von ſechsundzwanzig Jahren Freuden und Leiden, nicht pflichtſchuldig wie Mann und Weib, ſondern freiwillig wie zwei Pilger, welche dieſelbe Straße ziehen, getheilt haben, ſchmelzen allmälig mehr und mehr ineinander und werden endlich nur ein Weſen, ein Gedanke.

Jean Jacques liebte Marie Thereſe, weil er ſich in mehr als einer Lage des Lebens überzeugt hatte, daß ſie die einzige Perſon auf Gottes Erde ſei, die es aufrichtig und ehrlich mit ihm meine, die ihm weder aus Eigennutz — denn es gab ja Zeiten, wo er ärmer als der ärmſte Bettler war — noch aus Eitelkeit oder Ruhmſucht — ſie begriff ja ſeine geiſtige Größe nicht — ſondern einzig und allein aus dem tiefeingewurzelten Naturtrieb der Liebe, einer Chryſalide, aus der ſich, ihrer ſelbſt unbewußt, allmälig die Pſycheflügel inniger Freundſchaft entfaltet hatten, zugethan war. Aber trotz dieſer Freundſchaft quälte ſie den armen, ohnehin geplagten Mann, leider nur zu oft, durch üble Laune und brutale Eiferſucht. Und dennoch beſaß Thereſe bei all' ihrer Rohheit ſo viel Zartſinn, einzuſehen, wann ſie ihrem Freunde weh gethan, wann ſie ihn unverdient gekränkt hatte. Dann konnte ſie ſtundenlang die ſchmerzlichſten Thränen aufrichtiger Reue vergießen, ſich ihm zu Füßen werfen und ihn mit Worten, die der Schmerz ihr eingab, dergeſtalt um Verzeihung anflehen, daß ſelbſt ein Herz von Stein, gerührt vom Zauber ihrer glühendheißen Thränen, ihr verziehen hätte, um ſo eher, da ſie bei allen Fehlern auch manchen Vorzug vor tauſend anderen Frauen beſaß.

Thereſe war ein Muſterbild der treueſten Treue, der rührendſten Anhänglichkeit, ein pudeltreues Geſchöpf, das ſeinen Herrn, wenn er krank war, mit der ängſtlichſten Sorge bewachte und kein Auge von ihm ließ und ihm Troſt zuſprach, wenn er verzweifelte. An Jean Jacques Krankenlager war die rohe, unſchöne Thereſe ein holder Engel, deſſen Irisſchwingen Balſam in ſeine ſchmerzzernagte Seele träufelten. Und dankbar, wie Rouſſeau war, vergaß der Geſunde nie, welche ſüße Pflege ſie dem Kranken hatte angedeihen laſſen.

— — — — — — — — — — — — — —

— Was fehlt Dir, Jean Jacques, fragte Thereſe, als ſie ihren Gatten, der an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, lang und ſchwer aufſeufzen hörte.

— Ich verzweifle . . .

— Schon wieder? fragte ſie ziemlich unſanft. Doch warum, weßhalb?

— Weil es mir an Luſt zur Arbeit fehlt . . .

— Jean Jacques, fragte ſie in einem Tone, in dem ſich eine Thräne brach, biſt Du krank?

— Das nicht ... aber, was ſchlimmer als krank iſt, verdrießlich, arbeitsſcheu und lebensmüd ...

— Lebensmüd? Willſt Du ſterben?

— Ach wie gern!

— Jean Jacques, ſei ein Mann, raffe all' Deinen Muth zuſammen und zeige dem Schickſal, daß Du ſtark genug biſt, ihm zu trotzen ...

— Ach, Thereſe, ich habe ausgetrotzt. Die Kraft meines Geiſtes, von der bleiernen Laſt der Sorgen gelähmt, läßt ihre Flügel ſinken ... vergebens bemühe ich mich, ſie zu neuem Aufſchwung anzuregen ... Kraft und Muth ſind mir gebrochen... ich bin verloren ...

— Jean Jacques, blicke voll Vertrauen zum Himmel empor ... der alte Gott wird uns helfen ...

— Der alte Gott? wiederholte Rouſſeau, um deſſen Lippen ein bitteres Lächeln zuckte.

— Hat der Himmel uns nicht ſchon oft genug geholfen?

— Aide-toi et le ciel t'aidera, erwiderte Jean Jacques und ließ ungläubig den Kopf ſinken.

— Nun gut, wenn Du kein Vertrauen zu Dem dort oben haſt, ſo helfe Dir ſelbſt, ſo gut Du kannſt ...

— Aber wie und auf welche Weiſe?

— Unter uns wohnt ein alter Wucherer, welcher Geld auf Pfänder leiht ...

— Ich habe nichts mehr ...

— Aber ich, Jean Jacques, ich habe noch ein Pfand, ein diamantenes Kreuz, welches Du mir einſt, vor acht Jahren, von dem Gelde gekauft, das Du von Michel Rey, dem Amſterdamer Buchhändler, für einen neuen Abdruck Deines »Emile« erhalten hatteſt, ein theures Andenken aus ſchöner Zeit, ein Geſchenk der Liebe, das ich nur ein Mal im Jahre, an Deinem Geburtstage, trage . . .

Thereſe, gute Thereſe, wie doch die Leute, die Dich nicht kennen, Dir Unrecht thun, wenn ſie Dich roh und böſe nennen . . . Du biſt ein gutes, braves Weib . . .

— Iſt das nicht Pflicht und Schuldigkeit? . . . Hier iſt das Kreuz . . . Nimm, nimm und ſchaffe Dir Geld dafür . . .

— Behalte es . . . ich brauche nichts . . .

— Jean Jacques, der Tag rückt heran, an dem Du die Schuld von dreitauſend Livres, für die Du Dich verbürgt haſt, bezahlen oder ins Gefängniß wandern mußt . . . Jean Jacques, nimm Dein Geſchenk zurück, nimm Alles, was ich habe, und helfe Dir.

— Sei unbeſorgt, Thereſe, Du haſt mich ja an den alten Gott angewieſen und mir geſagt, daß er uns helfen wird.

— Er wird's, er wird's, rief ſie und ſchlug einen gläubigen Blick zum Himmel auf. — Woran arbeiteſt Du jetzt? fragte ſie nach kurzer Pauſe, um dem peinlichen Geſpräche eine andere Richtung zu geben.

— Ich arbeite an meinen »Bekenntniſſen«.

— Und bis wie weit biſt Du damit vorgeſchritten?

— Bis zu jener Zeit, in der ich meine Oper »le devin du village« geſchrieben und in Muſik geſetzt . . . das waren noch ſchöne, glückliche Zeiten . . .

— Damals warſt Du frei und ledig und hatteſt noch nicht für mich mitzuſorgen . . .

— Damals, Thereſe, war ich achtzehn Jahr jünger und beſaß noch Kraft und Lebensmuth . . .

— Doch ſeit dem Tage, an dem Du mich kennen gelernt, ſchwand Dein Glück, Deine Freiheit . . . ſeit jenem Augenblick biſt Du gefeſſelt an ein armes, ungebildetes Weib, das nichts, gar nichts beſitzt . . .

— Thereſe, hab' ich Dir jemals Vorwürfe gemacht?

— Nein, nein, das haſt Du nie gethan. Wie kann ich auch ſo albern ſein, zu klagen, daß ich nichts beſitze; ich lüge, ich verſündige mich. Beſitz' ich doch einen Schatz, um den manche reiche, vornehme Frau mich arme Magd beneiden mag, beſitz' ich doch Deine Liebe, Deine Freundſchaft . . .

— Für alle Zeiten!

— O wie Du mich durch dies Gelübde glücklich machſt! Siehſt Du, Jean Jacques, ich kann die Opfer, die Du mir gebracht, Dir nie vergelten; aber Gott, der alte Gott, wird es thun, er wird Dich ſegnen und Dir helfen . . .

— Hoffnung, antwortete der kalte Zweifler, iſt ein perfides Weib, das uns in ſüße Träume wiegt und uns dann erſt weckt, wann uns das Waſſer bis am Halſe ſteht. Hoffnung iſt das Narrenſeil, auf dem das gläubige Gemüth bis zum Himmel emporklettert, dann hinunterſtürzt und mit der Naſe in den Schmutz fällt . . . L'espoir est le dessert des pauvres.

— Vertraue auf Gott! Wenn die Noth am größten, iſt ſeine Hilfe am nächſten!

In demſelben Augenblick vernahmen Beide ein Klopfen an der Thür. Rouſſeau, in dumpfes Hinbrüten verſunken, überhörte es; Thereſe aber küßte das diamantene Kreuz und rief, von froher Ahnung durchrieſelt:

— Herein! Herein!

XVI.

Der Eintretende war Friedrich Melchior Grimm.

— Guten Tag, mein lieber Freund, guten Tag, Madame.

— Willkommen, Herr Grimm, ſagte Thereſe, indem ſie dem Freunde ihres Mannes einen Stuhl anbot.

— Wir haben ſchon lange das Vergnügen entbehrt, Sie bei uns zu ſehen, fügte Rouſſeau mit ſchneidender Kälte hinzu.

— Abhaltungen und dringende Geſchäfte aller Art haben mir keinen Augenblick Zeit gelaſſen, Ihnen einen Beſuch abzuſtatten ...

— Es gab eine Zeit, lieber Grimm, wo wir uns faſt täglich ſahen . . .

— Ich zähle dieſe Tage zu den ſchönſten meines Lebens und werde nie vergeſſen, was ich Ihnen zu danken habe. In dem Umgange mit Ihnen ſammelte ich in einem Jahre mehr Kenntniſſe und Erfahrungen, als daheim in zehn Jahren. Sie nahmen mich in Ihrem Hauſe mit dem freundlichſten Wohlwollen auf, unterſtützten mich mit treuem Rathe, empfahlen mich Ihren Freunden und verſchafften mir Zutritt in alle Kreiſe der Literatur und Geſellſchaft. Theurer Jean Jacques, fuhr er fort und erfaßte Rouſſeau's Hand, das, was ich bin, verdanke ich Ihnen . . .

— Die deutſche Nation, mein Herr, ſprach Thereſe hinein, ſcheint dankbarer als die franzöſiſche zu ſein . . .

— Sie ſind ungerecht gegen Ihre Landsleute. Seien Sie überzeugt, Madame, daß es gewiß eben ſo viele dankbare Franzoſen als undankbare Deutſche giebt. Nun aber, lieber Freund, habe ich ein Wort mit Ihnen allein zu reden . . .

— Thereſe, ſagte Rouſſeau mit bittendem Tone.

— Ich gehe ſchon! rief ſie auffallend unwirſch.

— Zürnen Sie mir darum nicht, Madame. Es giebt Dinge, die ſich unter vier Augen viel leichter beſprechen laſſen, als in Gegenwart eines Zeugen.

Thereſe verfügte ſich ins kleine Nebenzimmer.

— Nun, was haben Sie mir mitzutheilen?

— Vor zwölf Tagen, als ich Sie zum letzten Male im Café de la Régence fand und Ihnen eine Partie Schach anbot, geſtanden Sie mir, daß Sie keine Luſt dazu verſpürten. Ihre ernſten Züge, in denen ſich alle Merkmale finſtern Grames abſpiegelten, gaben Ihrem Freunde ein wohlbegründetes Recht, Sie zu fragen, was Ihnen fehle? Sie ſchwiegen und ſeufzten tief auf; ich aber drang ſo lange in Sie, bis Sie mir einen Beweis Ihres Vertrauens ſchenkten und mir die ganze Größe Ihres Kummers, Ihrer Sorgen offenbarten. O Freund, hätten Sie ahnen können, wie an jenem Tage mir das Herz geblutet, weil ich außer Stand geweſen war, Ihnen Hilfe zu leiſten, wenn Sie gewußt hätten, wie ich Ihre Sorge zu der meinigen gemacht und Alles aufgeboten hatte, Ihnen, oder richtiger geſagt, mir Hilfe zu verſchaffen, ſo würden Sie das Mißtrauen, das Sie gegen alle Menſchen hegen, nicht ſo weit ausdehnen, daß Sie auch mich, den wärmſten Ihrer Verehrer, den dankbarſten Ihrer Freunde, für ſelbſtſüchtig, kalt und abgeſtumpft für fremdes Leid erklären.

— Sie machen mir einen Vorwurf, den ich Ihnen gegenüber wahrlich nicht verdiene. Sie habe ich ſtets für gut gehalten...

— Iſt das wirklich ſo, dann haben Sie ſich nicht getäuſcht. Doch nun zur Sache, theurer Freund. Sie haben in einigen Tagen eine Schuld von dreitauſend Livres zu bezahlen . . . Hier, Jean Jacques, ſind zehntauſend, ſagte Grimm und überreichte ihm das blaue Brieftäſchelchen.

— Zehntauſend Livres, ſagen Sie? Ich traue meinen Ohren, ich traue meinen Augen kaum. Welche Wünſchelruthe oder Fee hat Sie in den Beſitz dieſer Summe geſetzt?

— Fragen Sie mich nicht . . .

— Grimm, ich muß es wiſſen . . . Kommt dieſe Hilfe von Ihnen oder von Andern?

— Von mir, mein Freund . . .

— Haben Sie eine reiche Erbſchaft gemacht? Haben Sie Geld im Lotto gewonnen?

— Keines von Beiden . . .

— Wie alſo kommen Sie zu dieſem Ueberfluß?

— Sie dringen in mich. Gut, ſo erfahren Sie denn, daß die Herzogin von Gotha für die literariſchen Berichte, die ich ihr regelmäßig einſenden muß, mir geſtern durch den ſächſiſchen Geſchäftsträger zwanzigtauſend Livres geſchenkt hat. Jetzt, da ich im Beſitze dieſer Summe bin, müßte ich mich vor mir ſelber ſchämen, wenn ich müßiger Zeuge der drückenden Noth des größten und edelſten meiner Freunde bliebe. Erlauben Sie, Jean Jacques, daß ich meinen Reichthum brüderlich mit Ihnen theile...

— Grimm, reden Sie die Wahrheit? Haben Sie dies Geld wirklich von der Herzogin erhalten?

— Ewiger Zweifler, ja, ja!

— Gut, dann nehme ich es an, doch, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, nicht als Geſchenk, ſondern nur als Darlehen, das ich Ihnen — nehmen Sie mein Ehrenwort als Bürgſchaft an — vielleicht früher, als Sie vermuthen, zurückzahlen werde.

— Abgemacht, ſagte Grimm, ihm die Hand reichend. Nun aber, lieber Freund, muß ich Sie verlaſſen, denn ich habe noch einige wichtige Briefſchaften für den Herzog von Orleans abzufertigen. Wann finde ich Sie im Café de la Régence?

— Morgen gegen Abend . . .

— Ich komme, ſagte Grimm und ging.

— Thereſe! rief Rouſſeau.

— Was willſt Du? fragte ſie mit verweinten Augen.

— Du haſt geweint? Wer hat Dich gekränkt?

— Dein deutſcher Freund . . .

— Kindiſches Weib, wodurch?

— Du kannſt noch fragen? Giebt's ein Geheimniß, das Deine Frau nicht wiſſen darf? Der ſtolze Mann hält mich noch immer für Deine Magd . . .

— Du thuſt ihm Unrecht . . . er iſt ein treuer, braver Freund. Trockne Deine Thränen, Thereſe, und freue Dich mit mir . . .

— Freuen? Sprich, Jean Jacques, worüber ſoll Dein gekränktes Weib ſich freuen?

— Der Himmel hat Deine Anweiſung acceptirt . . . Hier liebe Freundin, ſind zehntauſend Livres . . .

— Du ſcherzeſt . . .

— Ueberzeuge Dich, ſagte Rouſſeau und reichte ihr das Brieftäſchchen.

Thereſe öffnete es, erblickte die Banknoten, warf ſich an den Hals ihres Freundes und fragte unter Schluchzen und Thränen:

— Nun, kalter Zweifler, giebt's einen Gott?

Rouſſeau ſenkte das Haupt und ſchwieg.

XVII.

An dem Tage, an dem jene Schuld fällig war, für deren Zahlung der »Genfer Diogenes« ſich mit ſeinem Ehrenworte verbürgt hatte, begab ſich Jean Jacques gegen zehn Uhr Morgens nach der Rue Dauphine zum Schuldſchein-Inhaber, der — zufällig einer der ſieben Anbeter der Mademoiſelle Arnould — der ci-devant jüdiſche Bankier Giuſeppe Zavarroni war.

Im Vorzimmer fragte ein dienſtbarer Geiſt in ziemlich patzigem Tone nach dem Namen des Fremden.

— Den braucht Ihr nicht zu wiſſen, erklärte ihm unſer Timon. Sagt Eurem Herrn, es wünſche ihn Jemand zu ſprechen, der ihm Geld bringe.

— Das genügt, ſagte der ſcharlachrothe Cerberus und beeilte ſich, ihn augenblicklich anzumelden.

Zavarroni, in einem türkiſchen Schlafrock, mit einem Fez auf dem Kopfe, einer Feder hinterm Ohre und einer langen Tabakpfeife im Munde, ſaß an ſeinem Schreibpulte, beſchäftigt mit der zehnten Durchſicht des elften Buches ſeiner »Phyſiologie der Geige.«

— Gnädiger Herr, flüſterte der eintretende Diener.

Zavarroni ließ ſich nicht ſtören.

— Herr Baron, Herr Baron, rief der Scharlachrothe mit geſteigertem Tone.

— Was giebt's? Was giebt's?

— Ein Fremder, welcher Geld bringt, bittet um die Ehre . . .

— Zum fünften Male geſtört! Giebt's ein geplagteres Geſchäft als einen Millionär? Geh, laß ihn eintreten . . .

Einen Augenblick ſpäter trat Rouſſeau ein.

— Ah, Sie ſind's? rief der Bankier, eine dicke Rauchwolke ihm entgegenblaſend. Willkommen, Herr von Rouſſeau . . .

— Mein Herr, entgegnete der ſtolze Republikaner, Jean Jacques Rouſſeau hat die Ehre, bürgerlicher Abkunft zu ſein . . .

— Nicht die Abkunft, der Geiſt, der Geiſt adelt die Menſchen. Nehmen Sie Platz, Herr von Rouſſeau. Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches?

— Ich bringe Ihnen Geld . . .

— Geld? wiederholte Zavarroni und that, ganz verwundert, ein paar raſche, ſtarke, laute Züge, damit das Feuer ſeiner Pfeife nicht verlöſche. Sind Sie mir was ſchuldig?

— Ich habe für einen meiner Genfer Freunde, der unterdeſſen geſtorben iſt, Bürgſchaft geleiſtet . . .

— Bürgſchaft? fragte der Italiener, der nichts davon zu wiſſen ſchien.

— Für dreitauſend Livres.

— Ah, nun erinnere ich mich . . . Wer Teufel kann all' dieſe

Lappalien im Kopf behalten! ... Und der Schein, den Sie ausgeſtellt ...

— Iſt heute fällig ...

— Gott, wie pünktlich! Ich für meinen Theil, Herr von Rouſſeau, hätte dieſe Bagatelle rein vergeſſen ... ich bitte, ſetzen Sie ſich ... haben Sie ſchon gefrühſtückt?

— Nein, mein Herr.

— Nun, deſto eher werden Sie mir die Ehre erweiſen, mit mir ein paar friſche Auſtern zu eſſen und ein feines Glas Rheinwein, Johannisberger, première qualité, zu trinken ...

— Meine Minuten ſind gezählt ... ich habe keinen Augenblick Zeit und muß gleich wieder fort ...

— Das thut mir leid, bei Gott, ſehr leid.

— Hier, Signor Zavarroni, ſagte Rouſſeau ſeine Brieftaſche öffnend, ſind drei Banknoten zu tauſend Livres ...

— Ich begreife nicht, Herr von Rouſſeau, wie ein Philoſoph in Bezahlung ſeiner Schulden ſo pünktlich ſein kann. Glauben Sie vielleicht, ich ſei ein ſo ſchmutziger Hund, daß ich Sie wegen dieſer Lumperei verklagt oder auch nur gemahnt haben würde?

— Sie hätten wenigſtens das Recht dazu gehabt ...

— Ich liebe das Geld ... was wahr iſt, iſt wahr ... warum aber liebe ich das Geld? Weil es der Grundton, die Dominante des menſchlichen Lebens iſt. Sagen Sie was Sie wollen; ich bin und bleibe der Meinung, daß ein Menſch ohne Geld eine Muſik ohne Harmonie, eine Violine ohne Bogen, ein Inſtrument ohne Klang iſt.

— Geld iſt ein verächtliches Metall ...

— So ſpricht Jeder, der keins beſitzt. Ich aber ſage Ihnen, Herr von Rouſſeau, daß Geld eine ſehr ſchöne Erfindung, eine höchſt achtenswerthe Eigenſchaft, ja noch mehr, daß es ſogar ein Stück Tugend iſt. Was macht die Meiſten zu Verbrechern? Die Noth. Noth iſt der Anfang aller Laſter, Geld die erſte Vorbereitung zur Tugend.

Der geldarme Philoſoph, zu ſtolz, um die paradoxen Anſichten des reichen Mannes widerlegend in ihr unhaltbares Nichts zurückzuwerfen, verſuchte das peinliche Geſpräch in der Mitte abzubrechen.

— Hier, mein Herr, ſagſt er, ſind die dreitauſend Livres, die ich Ihnen ſchulde . . . ich bitte um meinen Schein . . .

— Sogleich will ich ihn ſuchen, antwortete der Bankier, ging an ſein Pult und zog aus einer der vielen Schubladen eine ſchwarzlederne Brieftaſche hervor. Betrachten Sie, Herr von Rouſſeau, dieſes Portefeuille . . . Was ſteht da auf dem kleinen Stahlplättchen?

— Camino . . .

— Camino heißt, wie Sie wiſſen werden, der Schornſtein. In dieſer Brieftaſche ſtecken lauter Wechſel, Schuldſcheine und Anweiſungen, die ich in den Schornſtein geſchrieben, d. h., auf deren Bezahlung ich freiwillig Verzicht geleiſtet habe. Hier, Herr von Rouſſeau, iſt Ihr Papier. Es würde mich kränken, wenn Sie glauben könnten, daß ich fähig geweſen wäre, einen Mann Ihres Namens wegen lumpiger dreitauſend Livres jemals zu beunruhigen...

— Nicht jeder Bankier denkt wie Sie . . .

— Geld, wiederhole ich noch einmal, iſt die erſte Vorbereitung zur Tugend, ſagte der getaufte Jude, nahm die drei Banknoten und hielt ſie gegen das Licht, um deren Aechtheit zu unterſuchen. Gott, was ſeh ich? rief er plötzlich.

— Sind dieſe Papiere vielleicht nicht echt? fragte der argwöhniſche Menſchenfeind, welcher Alles durch ſchwarze Gläſer ſah.

— Herr von Rouſſeau, wo denken Sie hin? Ich wünſche Ihnen tauſend Stück ſolcher Banknoten, um Ihnen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß Geld kein »elender Mammon«, kein »verächtliches Metall« iſt.

— Warum aber erſchraken Sie bei der Prüfung dieſer Papiere?

— Weil alle drei Noten, womit Sie mich heute bezahlen, ſich noch Freitag früh in meiner Hand befanden . . .

— Und an welchem Merkmale glauben Sie dieſe Papiere erkannt zu haben . . .

— An den Nummern, die ich mir von allen Papieren, welche durch meine Hände gehen, notire . . . Sind Sie böſe, Herr von Rouſſeau, wenn ich mir erlaube, Sie zu fragen, von wem Sie dieſe Banknoten empfangen haben?

— Sie ſind ein Darlehen meines Freundes Grimm . . .

— Kennen Sie Mademoiſelle Arnould?

— Nur dem Namen nach. Wie aber kommen Sie auf dieſe Frage?

— Durch Herrn Grimm, der zu den Glücklichen gehört, die bei ihr freien Zutritt haben. Anch'io sono pittore! ſetzte er mit echt orientaliſchem Stolze hinzu; auch ich, Herr von Rouſſeau, gehöre zur Zahl ihrer Hausfreunde. Es giebt viel ſchöne Frauen in Paris, aber, bei Gott, kein zweites Geſchöpf, das ſo reizend wie Sophie Arnould iſt. Jeder Zoll ein Engel! rief der begeiſterte Italiener und küßte die Fingerſpitzen ſeiner Hand.

— Ich habe ſo viel von ihr gehört, daß es ſeit langer Zeit einer meiner ſehnlichſten Wünſche iſt, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen . . .

— Ich will Sie einführen, Herr von Rouſſeau. Ein ſo geiſtreiches Weſen, wie Sophie, wird mir Dank wiſſen, daß ich ſie mit dem Dichter der »Nouvelle Héloïse« bekannt mache . . .

— Und wann wollen Sie mich bei ihr einführen?

— Nächſten Donnerstag . . . an dieſem Tage gehört ſie mir, ganz mir . . .

— Darf ich Sie abholen?

— Punkt Zehn! Abgemacht, Sela! Apropos, Herr von Rouſſeau, ſpielen Sie Violine?

— Nein, mein Herr . . .

— Schade! Ich hätte Sie, weiß Gott, dann noch einmal ſo lieb, denn, ſehen Sie, ich ſchwärme für Alles, was die Geige ſpielt. Auch ich ſpiele, Herr von Rouſſeau, und arbeite ſeit neun Jahren an einer »Phyſiologie der Geige«. Sie ſind Muſiker . . . Sie haben ein gediegenes Urtheil . . . wünſchen Sie, daß ich Ihnen ein paar Kapitel daraus vorleſen ſoll?

— Ein andermal, ein andermal . . .

— Ganz wie Sie wollen; gezwungen wird Niemand; aber wenn Ihnen mein Werk gefällt, und wenn ich's einmal auf meine eigenen Koſten drucken laſſe, dann ſollen Sie mich kennen lernen; dann dedicire ich's Ihnen . . . bei Gott, keinem Andern als Ihnen.

— Sehr verbunden, ſprach Timon-Rouſſeau und empfahl ſich.

— Ein merkwürdiger Mann, ſagte der Bankier zu ſich ſelbſt. Aermer wie eine Kirchenmaus und — bei Gott — ſtolzer wie Unſer Einer! Und dennoch lieb' ich den Mann!

XVIII.

Die Ehe, behauptet Mademoiſelle Arnould, iſt eine trübe Wolke, die ſelbſt den ſchönſten Frauen in den Augen ihrer Männer allen Nimbus raubt.

Der Verlauf unſerer kleinen Erzählung wird beweiſen, daß dieſer Ausſpruch eine traurige, unwiderlegbare Wahrheit enthält.

Hortenſe, Gräfin von Lauraguais, war eine der makelloſeſten Schönheiten der Faubourg Saint-Germain. Ihre ganze Erſcheinung ſtrahlte einen meluſinenartigen Zauber aus, der an jene aus Licht und Luft zuſammengehauchten Weſen erinnerte, die, in der romantiſchen Poeſie der Troubadours Feen genannt, aus dem azurblauen Schooße ihrer Himmel auf das Erdenrund herniederſteigen, gleich luſtigen Schmetterlingen ſich auf gebrechlichen Blumenſtengeln wiegen und in duftgefüllten Kelchen von einem Tage ohne Nacht, von einem Glück ohne Ende, von der Wonne ewigblühender Liebe träumen. Hortenſe's Geſicht war eine Blumenleſe straußartig aneinander gereihter Poeſien; ihre hohe, ruhig ernſte Stirn glich einem alabaſternen Epos; ihre tiefdunkeln Kornblumenaugen lugten wie zwei geheimnißvolle Zaubermärchen aus den goldenen Aehren ihrer Locken hervor; ihr Mund war ein roſenrothes Schäfergedicht, ihr Hals ein aus Schneeflocken, Marabouts, Lilienblättern und Wellenſchaum zuſammengefügtes Quatrain; ihr Buſen eine keuſche, züchtig-verhüllte, hoſtienweiße Legende. — Ganz Paris fand die

Gräfin entzückend ſchön; ihr Gemahl war der Einzige, in deſſen Augen der Heiligenſchein, den dieſe Feengeſtalt überall, wo ſie ſich ſehen ließ, ausgoß, nichts Anziehendes beſaß. Blaſirt, wie er in Allem war, lockte ihn das Pikante weit mehr als das Schöne; ein ſtacheliges Epigramm reizte ihn mehr als die lieblichſte Legende; das kokette Lächeln einer Griſette war ihm lieber, als das ewig wolkenloſe, meeresſtille, einförmige Lächeln ſeiner Frau. Seit acht Jahren mit ihr vermählt, war er ihrer Reize bald nach dem Honigmonat, nach den Flitterwochen überdrüßig, und während alle Welt noch jetzt vom Nimbus ihrer Schönheit ſich bezaubert fühlte, war er der Einzige, welcher beim Anblick ſeiner Gattin unwillkührlich gähnen mußte.

— **Elle m'ennuie comme un sermon de Bourdaloue**, ſagte ſich der Graf und vernachläſſigte ſeine Gemahlin auf wahrhaft empörende Weiſe.

Die arme Hortenſe, der es nicht entgangen war, daß Herr von Lauraguais von Jahr zu Jahr gegen ſie kälter wurde, hatte ſich ſeit langer Zeit den Verluſt ſeiner Liebe ſehr zu Herzen genommen, es aber trotz mancher Kränkung, die er ihr zugefügt, nie gewagt, ihm Vorwürfe zu machen; eines Theils war ſie zu gut, andern Theils zu ſtolz, um ſich über die Kälte ihres Gatten zu beklagen. Aber Liebe iſt mächtiger als Stolz —

Am letzten Sonntage, als der Graf weit ſpäter als gewöhnlich, müde und erſchöpft, aus den Armen ſeiner Freundin nach ſeiner Wohnung heimgekehrt war, fand er Hortenſe, völlig angekleidet, ganz allein am halberloſchenen Kamin ſitzen.

— Wie, Hortenſe, Sie haben ſich noch nicht zu Bett begeben?

— Ich habe Sie erwarten wollen . . .

— Warum? weshalb? warf er in gereiztem Tone hin.

— Um Sie zu fragen, Léon, ob Sie aufgelegt ſind, mir einen Augenblick Gehör zu ſchenken . . .

— Jetzt um Ein Uhr Morgens, ſagte der Graf, ſeine Taſchenuhr hervorziehend.

— Verzeihung, mein Gemahl, es geht auf Drei; mein Herz aber iſt ſo voll, daß es nicht eher ruhig werden kann, bis Sie mich angehört . . .

— Ich höre, Madame, ſprach Herr von Lauraguais und legte ſeine Uhr ans Ohr, um ſich zu überzeugen, ob ſie ſtehen geblieben ſei.

— Nehmen Sie Platz an meiner Seite und hören Sie mich ruhig an . . .

— Ganz ruhig, erwiderte der Graf, ſetzte ſich zu ihr auf den Sopha, der unfern des Kamines ſtand, und zog ſeine Uhr auf.

— Seit langer Zeit, mein Freund, bemerke ich in Ihrem Benehmen gegen mich eine Veränderung, die mich mit tiefem Schmerz erfüllt. Sie ſprechen oft ganze Tage keine Silbe mit mir, kommen und gehen, ohne Ihre Hortenſe, die Sie noch heute ſo warm und innig liebt, als am Tage ihrer Hochzeit, eines Blickes zu würdigen, und ſind, wenn ich Ihnen freundlich entgegeneilen und Sie in meine Arme, an mein Herz ſchließen will, ſo zurückſtoßend kalt, daß das Blut in meinen Adern zu Eis erſtarrt und jede Faſer, jede Fiber, jeder Nerv meiner Seele in krampfhaft aufgeregtem Schmerze aufſchreien und Sie fragen möchte (bei dieſen Worten ſank ſie zu ſeinen Füßen nieder): Léon, Léon, was hat Hortenſe, die arme Hortenſe verbrochen, daß Sie ihr mehr und mehr den Sonnenglanz Ihrer Liebe entziehen und ſie grauſam verſchmachten laſſen?

— Stehen Sie auf, Madame, ſtehen Sie auf . . .

— Nicht eher, Léon, bis Sie mir den Grund Ihrer Abneigung, die Urſach' Ihres Widerwillens gegen mich eingeſtehen . . .

— Ich kann Sie nicht knieen ſehen, Hortenſe . . . wollen Sie, daß ich Ihre Fragen beantworten ſoll, ſo ſtehen Sie auf . . .

— Léon, ſagte die Gräfin ſich erhebend und weinend ihre Hände faltend, was hab' ich gethan, daß Sie die Gluth meiner Gefühle durch kalte Gleichgiltigkeit beſtrafen?

— Hören Sie mich an, Madame. Ich achte und ſchätze in Ihnen das Ideal aller weiblichen Tugenden. Sie ſind ein glänzendes Vorbild wahrhaft rührender Treue, ein Muſter himmliſcher Sanftmuth. In den acht Jahren unſerer Ehe haben Sie mir niemals widerſprochen . . . jeder meiner Wünſche war Ihnen Befehl . . . jede meiner Launen war Ihnen ein Geſetz, das Sie nie zu überſchreiten gewagt . . . nie haben Sie geſchmollt, nie gegrollt . . . auf Ihren Lippen ruht, ſeitdem ich Sie kenne, ein und daſſelbe Lächeln . . . Gefall- und Eroberungsſucht kennen Sie nur dem Namen nach . . . nie hab' ich eine Frau geſehen, die in Ihrem Alter und von Ihrer Schönheit ſo wenig Anſprüche macht als Sie . . . Gräfin Lauraguais hat nur einen Fehler . . .

— Nennen Sie ihn, um überzeugt zu ſein, daß ich ihn augenblicklich ablege . . .

— Wollten, könnten Sie das wirklich?

— Ich ſchwöre! rief Hortenſe mit freudigem Bewußtſein.

— Eh bien, dieſer eine Fehler iſt der, daß Sie . . . meine Frau ſind.

— Himmel, was muß ich hören! rief die Gräfin, niedergeſchmettert von dem Hohne dieſer Antwort.

— Das, was ich Ihnen ſoeben geſagt, iſt keine Beleidigung. Was können Sie dafür, daß die Ehe, wie jeder andere Beſitz, weit minder reizend als die Sehnſucht, das Ringen nach dieſem Beſitze iſt? Wären Sie die Frau eines Andern, ich würde Hab' und Gut, Blut und Leben wagen, um Sie, die Perle Ihres Geſchlechts, ſelbſt dem beſten meiner Freunde zu entreißen . . . aber die Ehe . . .

— Die Ehe? fragte Hortenſe mit Angſt und Schrecken in jedem ihrer Züge.

— Iſt, wie der graue Spötter Montaigne ſagt, ein Käfig, in den die Vögel, welche draußen ſtehen, ſich hineinſehnen, während jene, welche drin ſind, ſich hinauswünſchen . . . Auch unſere Ehe, Madame, iſt keine glückliche.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Hortenſe. Wir ſind acht Jahre vermählt; jedes Jahr gab ich mich der Hoffnung hin, den ſchönſten meiner Wünſche erfüllt, Sie als Mutter und mich als Vater zu ſehen . . . Dieſer Wunſch iſt leider unerfüllt geblieben . . .

Die Gräfin brach in Thränen aus.

— Eine kinderloſe Ehe, ſagt Meiſter Rabelais, iſt nur ein halbgeknüpftes Band, eine Blüthe ohne Frucht, eine Saat ohne Ernte . . .

— Léon, rief ſie im tiefſten Schmerze, Du brichſt mein Herz.

— Faſſen Sie ſich, Madame, ich habe Ihnen nicht aus freiem Antriebe dieſen Vorwurf gemacht . . . Sie haben Rechenſchaft von mir verlangt . . . ich gab ſie Ihnen . . .

— Und iſt dies Alles, was Sie mir zum Troſte ſagen können?

— Ich bin müde, Madame; ſoeben ſchlägt es Drei. Gute Nacht, Hortenſe, ſagte Herr von Lauraguais, nahm einen der ſilbernen Armleuchter, die auf dem Tiſche ſtanden, und verfügte ſich in das anſtoßende Schlafgemach.

Hortenſe warf ſich auf beide Kniee, faltete die Hände und betete. Im Kamin erloſch der letzte Funke. Die Gräfin durchweinte die ganze Nacht. Der Graf ſchlief beſſer als je.

— — — — — — — — — — — — — — —

Liebe, behauptete Mademoiſelle Arnould, iſt eine wonnejauchzende Hymne, Ehe ein niederſchmetterndes Requiem.

Wer zweifelt noch an der Wahrheit?

XIX.

Am andern Morgen, als man der Gräfin Hortenſe zur feſtgeſetzten Stunde das Frühſtück ans Bett brachte, erhielt ſie auch ein Paket friſcher Zeitungen, unter denen ſich die, damals durch ganz Europa weitverbreitete Gazette de Leyde, herausgegeben von Etienne Luzac, befand. Die neueſte Nummer dieſes Journals, das die Gräfin lieber als alle andern las, enthielt nachfolgenden Bericht aus Paris:

»Vor einiger Zeit iſt in unſerm Seine-Babel ein Wunderdoctor aufgetaucht, welcher hier ein in den Annalen der Heilkunde bisher noch nie dageweſenes Aufſehen erregt. Er heißt

Jean Dardanus F. (ſein Name hat für prüde Ohren ſo viel Anſtößiges, daß wir nur den Anfangsbuchſtaben deſſelben hinzuſchreiben wagen), und iſt wegen ſeiner großen Vorliebe für Alles, was in die Kategorie der Räthſel fällt, unter dem Beinamen Doctor Sphynx bekannt. Er bewohnt auf der Place des Victoires Nummer 4. ein wahrhaft fürſtliches Quartier, macht einen ſardanapaliſchen Aufwand und iſt — namentlich bei den Damen unſerer vornehmen Welt — jetzt dergeſtalt en vogue, daß er, beſchäftigter als hundert andere Aerzte, auf dem Wege iſt, in kurzer Zeit ein Millionär zu werden. Seinen großen Ruf, ſeine ausgebreitete Praxis verdankt er einzig und allein einem von ihm erfundenen Geheimmittel, das die Kraft beſitzen ſoll, eines der dunkelſten Geheimniſſe der menſchlichen Natur, die weibliche Unfruchtbarkeit, zu heben. Man erzählt ſich in den Salons, daß die Gemahlin des Vicomte von L . . . . ., die trotz aller ärztlichen Bemühungen elf Jahre vergebens nach Mutterfreuden geſeufzt hatte, durch das Arcanum des Doctors Dardanus Sphynx — für eine kleine Phiole dieſer geheimnißvollen Tinctur läßt dieſer Wundermann ſich fünfzig Livres bezahlen — nach dem vorgeſchriebenen Gebrauche zwölf ſolcher Phiolen vor zwei Monaten, zur größten Freude des alten, ſchwächlichen Gemahls, von einem muntern Zwillingspaare entbunden worden ſei. Seit jenem Tage iſt die Wohnung dieſes Wundermannes von frühem Morgen bis in die ſpäte Nacht von gläubigen Damen umlagert, die von ſeiner Tinctur die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches erwarten. Wöchentlich drei Mal — am Montag, Mittwoch und Freitag, Abends von 7 bis 10 Uhr — ertheilt er jeder Dame, die ihn mit ihrem Vertrauen beehren will, eine unentgeldliche Unterredung, verſpricht ihr die ſtrengſte Discretion und entläßt ſie mit dem Verſprechen, daß ſein Arcanum noch bei keiner einzigen ſeiner unzählig vielen Kunden ſeine Wirkung verfehlt habe. Nach dem, was wir Ihnen ſoeben mitgetheilt haben, verſteht es ſich von ſelbſt, daß Doctor Dardanus F., genannt Sphynx, der Held des Tages iſt.«

Dieſe Mittheilung hatte für die Gräfin von Lauraguais ein ſo großes, mächtiges Intereſſe, daß ſie dieſe Zeilen, die ihr die goldene Wünſchelruthe zur Hebung des größten Schatzes zur Wiedererlangung der verlorenen Liebe ihres Gemahls, in die Hand gab, mit nicht zu beſchreibender Freude verſchlang, das Zeitungsblatt gleich einem Talisman an ihr Herz drückte und den Namen »Sphynx« mit Thränen der Wonne an ihre Lippen preßte.

— Heute iſt Montag, rief ſie aus und jubelte wie ein Kind, das am heiligen Abende die Stunde der Beſcheerung nicht erwarten kann.

Hortenſe, noch vor wenig Augenblicken eine vom Gram geknickte, bleiche Roſe, erhob gläubig ihr Haupt und ſah zum Himmel empor, der ihr Gebet erhört und in der **Gazette de Leyde** einen geflügelten Boten des Troſtes geſchickt hatte, um ihren Thränen ein Ziel zu ſetzen. In ihren Augen loderte das Freudenfeuer der Hoffnung, auf ihren Wangen glühte der Purpur der Seligkeit und auf ihren Lippen ſtrahlte zum erſten Male ein triumphirendes Lächeln.

Und dieſes Lächeln, dieſe Freude, dieſe Hoffnung, beweiſen ſie nicht mehr als Alles, wie Hortenſe ihren Gemahl liebt!! O Liebe, Liebe!!

Du weckſt ein unbegrenztes Sehnen
Und eine wehmuthvolle Luſt,

Das Auge ſchwimmt in Freudenthränen,
Und Seufzer wogen in der Bruſt.

Du weckſt und zündeſt Feuerflammen
Und eine glühendheiße Gluth,
Und leiheſt kühne Adlerſchwingen
Der Seele, die in Feſſeln ruht.

Du wandelſt unſers Lebens Nächte
In lichte Frühlingstage um
Und trägſt uns aus der Hölle Tiefen
Hinauf zu dem Elyſium.

XX.

Am Abende deſſelben Tages — es hatte kurz vorher Neun geſchlagen — huſchte eine vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarzgekleidete, dichtverſchleierte Dame, ohne Begleitung aus dem offenen Portale eines palaſtähnlichen Gebäudes in der Rue Tournon, bog um die Ecke, befand ſich auf dem Platze, auf dem jetzt das Odeon ſteht, und ſtieg dort in einen Fiaker, deſſen Führer den Auftrag erhielt, die ſchwarze Dame, in der unſer Leſer ſogleich Gräfin Hortenſe von Lauraguais erkannt hat, nach der Place des Victoires zu fahren.

Wie ſchlug ihr das Herz, als ſie, zum erſten Male in ihrem Leben, Nachts, allein, ganz allein, durch die Straßen von Paris zu einem wildfremden Manne fuhr, um ſeine ärztliche Hilfe in Anſpruch zu nehmen. Wie wog ſie im Voraus jedes Wort ab, das ſie ihm ſagen wollte, um ihm einen Blick in die peinlichſte Wunde ihrer Seele zu geſtatten. Wer beſchreibt die Ebbe und Fluth der Gefühle, die ihr ganzes Sein durchwogten! Zitternd, aus Angſt und Furcht, einen Unbekannten in das zarte Geheimniß ihres Kummers einzuweihen, bebte ſie faſt zu gleicher Zeit vor Luſt und Freude, weil die Erinnerung an jenes Zeitungsblatt wie ein tröſtendes Ritornell ihr zuflüſterte, daß dieſer Fremde der Einzige ſei, der ihren Kummer, ihren Gram zu heilen vermöge. Das aber, was ſie am meiſten beunruhigte, war der Gedanke, daß ſie wie eine verdächtige Abenteurerin, ohne Begleitung ihres Gemahls, ihrer Mutter, ihrer Schweſter oder einer ihrer Dienerinnen, ankam. Aber wen von Allen hätte ſie in das Geheimniß dieſes wichtigen Schrittes, von dem ihr ganzes Lebensglück abhing, einweihen können, ohne ſich Etwas von ihrem weiblichen Stolze zu vergeben? Sie wollte allein, ganz allein ſein, um dem Arzte ein Geſtändniß zu machen, das ihr das Herz abdrückte.

Vor dem Hauſe des Doctors angekommen, gab ſie dem Fiaker einen Laubthaler und vergaß in der Angſt ihres Herzens ihm zu ſagen, daß er ſo lange warten ſolle, bis ſie zurückkäme. Mit ſtockendem Athem und klopfendem Blute lief ſie die glänzend erleuchtete Marmortreppe hinauf und befand ſich an einer Thür, auf deren Porzellanſchild mit großen Buchſtaben der Name des Doctors Dardanus Sphynx zu leſen war. Zitternd zog ſie an der Klingel. In demſelben Augenblick öffnete ein himmelblauer Livréediener mit ſilbernen Treſſen und in weißſeidenen Strümpfen den Eingang und fragte ohne Umſchweife um ihren Namen.

— Sagen Sie Ihrem Herrn, daß eine fremde Dame ihn zu ſprechen wünſche . . .

— Eine fremde Dame? wiederholte der Diener mit etwas ungläubigem Lächeln.

— Aus Toulouſe, fügte Hortenſe unter ihrem Schleier erröthend hinzu, denn das, was ſie eben geſagt hatte, war die erſte Lüge, die über ihre Lippen ging.

— Warten Sie, ſagte der Flegel und verfügte ſich in das Empfangszimmer ſeines Herrn, um die Fremde anzumelden.

Frau von Lauraguais harrte im Vorzimmer in einer Art von Aufregung, die ſich wohl empfinden, aber nicht beſchreiben läßt. Bald darauf kehrte der Diener zurück und ſagte mit trockener Domeſtiken-Höflichkeit:

— **Entrez, Madame!**

Doctor Sphynx, mit einem braunſammetnen Käppchen auf dem Kopfe und einem vielfarbigen Lächeln auf den Lippen, kam der ſchwarz verſchleierten Dame mit der lakoniſchen Frage entgegen:

— Womit kann ich dienen?

— Eine Unglückliche iſt von Toulouſe nach Paris gereiſt, um Ihre ärztliche Hilfe in Anſpruch zu nehmen, ſagte Hortenſe mit bebender Stimme und niedergeſchlagenen Augen.

— Ihr Name?

— Marquiſe von Kergalec, ſtotterte die Gräfin.

— Was fehlt Ihnen?

— Seit acht Jahren mit einem der reichſten, angeſehenſten und liebenswürdigſten Cavaliere Frankreichs vermählt, fehlt mir zum irdiſchen Paradieſe nichts . . .

— Als Nachkommenſchaft, fiel ihr unſer Arzt ziemlich plump in die Rede.

— Errathen, mein Herr, ſeufzte Hortenſe, der durch die Erſparung dieſes Geſtändniſſes ein ſchwerer Stein vom Herzen fiel.

— Erlauben Sie mir einige Fragen. Haben Sie Schweſtern, welche verheirathet ſind?

— Zwei, mein Herr.

— Und iſt deren Ehe, wie die Ihrige, unfruchtbar?

— Nein, mein Herr. Jede meiner Schweſtern hat das neidenswerthe Glück, Mutter zu ſein.

— Und Ihr Herr Gemahl? Wie alt iſt er?

— Siebenunddreißig Jahre.

— Stark und geſund?

— Gottlob! rief die Gräfin mit freudeſtrahlender Miene.

— Wiſſen Sie vielleicht, daß Ihr Herr Gemahl außer der Ehe Kinder gezeugt hat?

— Nein, mein Herr, ſtammelte Hortenſe, tief verletzt durch die Unzartheit dieſer Frage.

— Und woher der Glaube, daß Sie, Madame, der ſchuldige Theil ſind?

— Wir Frauen glauben ſehr leicht das, was wir fürchten ...

— Faſſen Sie Muth, Madame ... In ganz ähnlicher Lage befand ſich die Gemahlin des Vicomte von L .....

— Und was that die Unglückliche?

— Sie ſchenkte mir ihr ganzes Vertrauen und wurde geheilt, ſagte er und holte aus ſeinem Pulte ein Ebenholzkäſtchen mit zwölf Phiolen ſeines berühmten Geheimmittels hervor. Hier, Madame, iſt jene Tinctur, mit deren Hilfe Ihr Uebel gehoben werden ſoll. Im Käſtchen finden Sie die genau vorgezeichnete Gebrauchsweiſe . . . zwanzig Tropfen allabendlich vor dem Schlafengehen werden ihre Wirkung nicht verfehlen; im nächſten Frühjahre werden Sie zur Vollendung Ihrer Kur ein Pyrenäenbad, Barrèges oder Saint-Sauveur, beſuchen und vollſtändig geheilt zurückkehren, ſchloß der Arzt und legte das Käſtchen in die zitternde Hand der Gräfin.

— Empfangen Sie für den Troſt, den Sie mir gewähren, vorläufig meinen tiefgefühlten Dank und einen kleinen Theil der Schuld, die ich von dieſem Augenblick an übernehme, erwiderte Hortenſe und reichte dem Arzte ein kleines rothſeidenes Portefeuille, worin ſich fünftauſend Livres in Banknoten befanden.

— Wenn Sie, fern von Paris, meines Rathes bedürfen, ſo ſchreiben Sie mir . . . ich werde Ihre Heilung als eine meiner heiligſten Pflichten betrachten und Alles aufbieten, die einzige Wolke, die Ihres Glückes Sonnenglanz verdüſtert, mit Gottes Hilfe zu verſcheuchen.

— Dank, tauſend Dank, hauchte die Gräfin und entfernte ſich.

Doctor Dardanus begleitete ſeine Patientin bis zur Thür. Frohen Muthes ſchwebte ſie die Stufen hinab. Unſer Wundermann kehrte in ſein Zimmer zurück, zählte das Geld und betrachtete das Brieftäſchchen, auf dem ein goldenes H. mit einer Grafenkrone eingeſtickt war.

— Die ſchöne Unbekannte will mich glauben machen, ſie ſei aus der Provinz, und doch verräth ihre ganze Haltung und ihr ganzes Benehmen die vornehme Pariſerin. In jedem ihrer Worte liegt der Parfum unſerer hohen Ariſtokratie, und ſelbſt der feine Duft, den dieſes Portefeuille ausathmet, iſt eine Bürgſchaft ihres

Pariſer Geſchmacks. Doch was ſeh' ich? Auf einem dieſer ſpiegelglatten Blätter ſtehen Verſe. Voyons, rief der Arzt und las:

In dem Herzen ein Bild,
Das ſo lieb und ſo ſchön,
Das ſo ſüß und ſo mild,
Wie noch keins ich geſeh'n.

In dem Aug' eine Thrän',
Die, von Sehnſucht geweint,
Wie vom Himmel geſandt
Mir als Tröſt'rin erſcheint.

In dem Buſen ein Lied,
Das gefühlt meine Noth,
Das noch nie mich verrieth,
Das mir treu bis zum Tod.

Habe nichts auf der Erd',
Bin dem Bettler faſt gleich,
Doch die Thrän' halt' ich werth,
Und das Lied macht mich reich.

Doch noch reicher das Bild,
Das, geliebt und geehrt,
Mich mit Thränen erfüllt,
Und das Lied mich gelehrt.

— Beim Oedip, ſolche Verſe macht nur eine Pariſerin, rief Doctor Dardanus und ſog noch ein Mal den poetiſchen Duft und die duftige Poeſie dieſes Liedes ein.

XXI.

Am Hausthore ſuchte Hortenſe ihren Fiaker. Sie erſchrak, als ſie ſich beſann, ihm nicht geſagt zu haben, daß er ſie erwarten ſollte. — Was thun? fragte ſich Frau von Lauraguais. — Ein anderes Fuhrwerk erwarten oder zu Fuße nach der weit entfernten Wohnung heimkehren? — Letzteres ſchien ihr zu ſo ſpäter Stunde und ohne männliche Begleitung ſehr gewagt. Mit unbeſchreiblicher Beklommenheit ließ ſie nach allen Seiten des Platzes ihre Blicke hin- und herſchweifen, in der Hoffnung, daß der Zufall ſie begünſtigen und einen andern Fiaker herbeiführen werde. Aber wohl Jeder von uns wird ſchon ein Mal im Leben die Erfahrung gemacht haben, daß dieſe öffentlichen Fuhrwerke in Augenblicken, wo man ihrer nicht bedarf, ſich uns zu Dutzenden aufdrängen, während ſie, umgekehrt, in Situationen, wo man ſie in ängſtlicher Spannung erwartet, alle ſammt und ſonders aus der Welt verſchwunden ſcheinen. Die Gräfin, harrend mit wachſender Angſt, verzweifelte, als ein Blick auf ihre Uhr ſie belehrte, daß zehn Uhr längſt vorüber ſei. Als nach Verlauf einer Viertelſtunde ſich noch kein Fiaker ſehen ließ, faßte ſie ein Herz und beſchloß, vom Gefühle der Nothwendigkeit gedrängt, nicht länger zu warten und den Rückweg nach der Rue Tournon zu Fuß anzutreten. Wer malt die drückende Furcht, mit der ſie ſich auf die Straße ins Gewühl der Menſchen hinauswagte? Sie hüllte ſich dichter in die weiten Falten ihres Schleiers, wagte nicht aufzuſchauen und lief ſo ängſtlich ſchnell, als ob ein neckendes Geſpenſt ſie verfolge.

Als ſie, kochend vor Angſt, den Louvre-Kai erreichte, vernahm ſie hinter ſich ein Pſt! Pſt! das ſie mit paniſchem Schreck erfüllte. Sie verdoppelte ihre Schritte und gelangte, zitternd an allen Gliedern, an den Pont-neuf. Ein großer, dicker Mann, der nicht nachließ, ihr zu folgen, vergrößerte die Schnelligkeit ſeines Laufes, um ſie einzuholen. Als er ſie endlich erreicht hatte, erfaßte er ihren Arm und ſagte zu ihr mit frecher Vertraulichkeit:

— Kleine Klapperſchlange, Du läufſt ſo ſchnell, daß man Mühe hat, Dich einzuholen . . .

— Mein Herr, was wollen Sie? fragte Hortenſe mehr todt als lebendig.

— Dich begleiten, ſchmucke Nachteule . . .

— Ich bedarf keiner Begleitung . . .

— Nur nicht prüde, ſchlaue Meerkatze . . . wohnſt Du weit von hier? fragte er, ſich ihres Armes bemächtigend.

— Laſſen Sie mich los . . .

— Wie man ſich verſtellen kann! Ein weibliches Weſen, das ſich Nachts, ohne Begleitung, durch die Straßen von Paris wagt, iſt eine gute Priſe. Und wenn ich Dir ſage, daß Du, holdes Seidenäffchen, mir gefällſt . . .

— Ich bitte und beſchwöre Sie, mein Herr, mich loszulaſſen . . .

— Dein Eigenſinn, kleines Armadill, entzückt mich, lachte der Dicke und legte ſeinen Arm um ihre Hüfte.

— Hilfe! Hilfe! ſchrie Hortenſe.

In demſelben Augenblick ſprang ein junger Mann von der entgegengeſetzten Seite der Brücke herbei.

— Was giebt's hier? fragte er.

— Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſagte die Gräfin mit flehender Stimme, ſo nehmen Sie ſich einer armen Dame an, die, von der Frechheit dieſes Mannes verfolgt, ſich einer Behandlung preisgegeben ſieht, die empörend iſt.

— Goddam! rief Viscount Clanricard, was berechtigt Sie, dieſe Dame zu mißhandeln?

— Goddam! erwiderte Jan van der Slippen, was berechtigt Sie, mich über Dinge, die Sie nichts angehen, zur Rechenſchaft zu ziehen?

— Laſſen Sie den Arm dieſer Dame los oder machen Sie ſich gefaßt, die Kraft meiner Fäuſte kennen zu lernen.

— Glauben Sie, junger Menſch, daß ein Simſon, der wilde Thiere bändigt und ſelbſt vor Bären und Tigern, vor Leoparden und Hyänen nicht zurückbebt, ſich von einem dürren Pelikan einſchüchtern läßt?

— Pelikan? wiederholte Mylord. Man wagt es, mich einen Pelikan zu nennen?

— Ein junger Gelbſchnabel, der ſich in fremde Liebesabenteuer miſcht, iſt ein Kameel, ein Rhinoceros, ein Dromedar, ein Baribal.

— Goddam, nun reißt mir die Geduld! rief Clanricard und verſetzte dem dicken Thierbändiger einen ſo heftigen Fauſtſchlag auf den empfindlichſten Theil dieſes Goliaths, auf den Magen, daß van der Slippen ohnmächtig zu Boden ſank und wie ein Todter alle Viere von ſich ſtreckte.

— Himmel, rief Hortenſe und eilte fort.

Der Engländer folgte ihr.

— Erlauben Sie, Madame, daß Viscount Clanricard Ihnen ſeinen Arm anbieten darf?

— Sie gewähren mir einen Schutz, für den ich Ihnen ewig dankbar bleibe . . .

— Dieſe Stimme, Madame, hab' ich ſchon irgendwo gehört...

— Wir haben uns eines Abends auf dem Ball des engliſchen Botſchafters geſehen. Viscount Clanricard war ſo gütig geweſen, eine weiße Roſe, die am Schluß eines Contretanzes meiner Hand entglitten war, aufzuheben . . .

— Gräfin Lauraguais? fragte Clanricard freudig überraſcht.

— Errathen, Mylord!

— O Madame, wie preiſe ich den Zufall, der mich heute zu Ihrem Beſchützer gemacht. Seit jenem Balle, auf dem der Heiligenſchein Ihrer Schönheit den profanen Glanz aller Reize Ihrer Nebenbuhlerinnen überſtrahlte, iſt Ihr Bild die ſchönſte Erinnerung meines ganzen Lebens. Noch jetzt, nach fünf Monaten, ſeh' ich Sie vor mir in dem himmelblauen Atlaskleide, mit dem weißen Sammetbaret, auf dem ein in tauſend Farben ſchillernder Paradiesvogel zitterte, welcher ſtolz zu ſein ſchien auf das Glück, eine kleine Zierde der ſchönſten aller Frauen zu ſein . . .

— Mylord, ſtammelte Hortenſe.

— O zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen den Eindruck ſchildere, den die Majeſtät Ihrer Erſcheinung mit unverlöſchlichen Zügen in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Ich wähnte Spencers »Feenkönigin« zu ſehen, wie ſie einem duftgefüllten Roſenkelche entſteigt, um, getragen von den geflügelten Rhythmen der Muſik, ſich, ſchneller als ein Gedanke, hinaufzuſchwingen in den blauen Aether zu ihrem lichtgekrönten Sternenthrone. Als meine Fee urplötzlich verſchwunden war, rieb ich mir die Augen, denn ich glaubte das, was ich geſehen hatte, nur geträumt zu haben. Aber die Roſe, die meiner »fairy queen« entſchlüpft war und die ich aufgehoben hatte, belehrte mich, daß jene feenhafte Erſcheinung kein Traumbild meiner Phantaſie geweſen ſei. Ich ſuchte meine Fee überall, aber nirgends fand ich ſie. — Vor drei Monaten ſah ich Sie, ach, nach ſo langer Zeit, zum zweiten Male . . .

— Im Palais-royal, auf einem der Feſte des Herzogs von Orleans . . .

— Im buntfarbigen Kranze der ſchönſten Frauen von Paris verdunkelte meine Feenkönigin durch den reizenden Zauber ihrer Einfachheit den überladenen Glanz aller anderen Toiletten. Das weiße Kleid mit dem blauen Schleier überſtrahlte den Sammet und die Seide, den Purpur und Hermelin der Uebrigen. An jenem Abende hörte ich — als Sie ſich mit dem Herzog von Richelieu unterhielten — den ſüßen Ton Ihrer Stimme, an jenem Abende erfuhr ich Ihren Namen . . . heute ſehe ich meine holde Fee zum dritten Male . . .

— Nachts, allein, auf offener Straße . . . Ein dunkles Geheimniß, das ich Keinem offenbaren darf, trieb mich zu einem Schritte, von dem das ganze Glück meiner Zukunft abhängt. In dieſem Käſtchen ruht der Schlüſſel zur Erfüllung des ſehnlichſten meiner Wünſche. O Mylord, könnten Sie einen Blick in meine Seele werfen und ſich überzeugen, welchen Kampf ich gekämpft, welchen Schritt ich gewagt, Sie würden mir eine Thräne des Mitleids nicht verſagen . . .

— Sind Sie unglücklich?

— Mein Geheimniß, Mylord, iſt ſo zarter Art, daß ich keine Ihrer Fragen beantworten darf . . .

— O wäre ich im Stande, Ihnen zu helfen . . .

— Mir kann nur Gott und dieſes Käſtchen helfen. — Wir ſind am Ziele, Mylord . . . in dieſem Hauſe wohnt Graf Lauraguais, dem es erwünſcht ſein wird, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Seine Gattin dankt Ihnen für den Schutz, den Sie ihr gewährt haben, und wagt, im Vertrauen auf Ihre Discretion, die dringende Bitte, daß ihr heutiges Zuſammentreffen mit Ihnen ein ewiges Geheimniß bleibe. Auf Wiederſehen, Mylord, hauchte Hortenſe und verſchwand. —

Clanricard ſtand feſtgewurzelt an der Schwelle jenes Hauſes, in dem ſeine »Feenkönigin« reſidirte. Tauſend Gedanken durchſchwirrten ſein Gehirn. Das Geheimniß der Gräfin beſchäftigte ihn mit räthſelhafter Gewalt. Zum erſten Male empfand er die Regung wahrer Liebe. Dieſe Liebe, welche Geſprächige einſylbig macht, hatte den Einſylbigen urplötzlich beredſam gemacht. Er beſchloß, ſich dem Grafen vorſtellen zu laſſen, um Zutritt zu der Gräfin zu erlangen. Ein unwiderſtehliches Gefühl trieb ihn an, jenes Geheimniß zu erforſchen, von dem, wie ſie ihm geſagt, das ganze Glück ihrer Zukunft abhängig war.

Tief bewegt kehrte er nach ſeiner Wohnung heim.

XXII.

Am folgenden Donnerſtage gegen zehn Uhr Vormittags hielt eine prächtige Equipage mit zwei blendendweißen Schimmeln und einem Roſſebändiger, deſſen grandioſe Perücke die Aufmerkſamkeit aller vorübergehenden Pflaſtertreter auf ſich zog, vor der Behauſung der Mademoiſelle Arnould. Der Portier des Hotels, in dem unſer Leſer ſpäter einen alten Bekannten wiedererkennen wird, beeilte ſich — was ſonſt ganz gegen ſeine Gewohnheit war — den wappengeſchmückten Kutſchenſchlag zu öffnen. Die zwei Herren, welche ausſtiegen, waren der römiſche Bankier und der Genfer Philoſoph.

— Zu Hauſe? fragte Signor Giuſeppe Zavarroni mit dem ihm eigenthümlichen überfreundlichen Schmunzeln.

— Oui, Monsieur, lautete die Antwort des Portiers, deſſen Patzigkeit — beiläufig erwähnt — im ganzen Stadtviertel bekannt war.

Drei Minuten ſpäter traten beide Herren in ein mit ausgeſuchter Eleganz ausgeſtattetes Empfangszimmer, das unſere Künſtlerin in ihrer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit ihren »Thronſaal« zu nennen geruhte.

— Erlauben Sie, meine Liebe, Ihnen einen meiner intimſten Freunde, den berühmteſten Mann Frankreichs, den größten Gelehrten Europa's und . . . nun, rathen Sie mal, . . . wen vorzuſtellen . . .

— Sagen Sie ganz einfach, Herrn Rouſſeau, und ich weiß Alles in Allem, erwiderte Sophie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

— Wie, Mademoiſelle, ich habe das Glück, perſönlich von Ihnen gekannt zu ſein? fragte Jean Jacques.

— Schon als Mädchen von zwölf Jahren, im Hauſe meiner Eltern, kannte ich keinen ſchönern Wunſch, als den Mann zu ſehen, von dem ſchon damals halb Frankreich mit gerechter Begeiſterung ſprach. Ihr »devin de village«, Herr Rouſſeau, bildet einen Abſchnitt in meinem Leben, eine Epoche, die mich an den kurzen, aber ſchönen Morgentraum meiner Jugend erinnert . . .

— Sie ſeufzen; warum ſeufzen Sie? fragte der Bankier.

— Weil ich jener goldenen Zeit gedenke, wo ich, faſt noch ein Kind, von meinem Pathen Margaux, zum erſten Mal in meinem jungen Leben, ins Theater geführt wurde, um die Oper des Herrn Rouſſeau zu hören. Der Eindruck, den der ländliche Zauber Ihrer reizendſchönen Muſik auf mein kindliches Gemüth gemacht, war ſo tief und mächtig, daß ich ihn nie vergeſſen werde . . .

— Rührend, bei Gott, rührend! flüſterte der gemüthliche Ritter der goldenen Miliz leiſe vor ſich hin.

— Den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, trällerte ich die lieben, veilchenblauen, anmuthsvollen Melodien, die mein Ohr gierig eingeſaugt hatte, und fand in dieſen Tönen, damals, wo eine unbeſtimmte Sehnſucht, von der man ſich keine Rechenſchaft zu geben weiß, wohl Jeden von uns peinigt, ſo viel

Beruhigendes, daß jede Nummer Ihrer lieben Muſik mir einen unbeſchreiblich ſüßen Troſt gewährte . . .

— Ich könnte weinen, weiß Gott, weinen, ſagte der römiſche Bankier und wiſchte ſich eine ungeſchminkte Thräne aus dem rechten Augenwinkel.

— Zehn Jahre ſpäter, als ich eine Waiſe, aber ſchon ſelbſtſtändig war, lernte ich Sie von einer neuen Seite lieben und verehren . . . ich las, ich verſchlang Ihre »Heloiſe« und ruhte nun nicht eher, bis ich den Mann, von dem ſich meine Phantaſie eine bunte Reihe idealer Bilder entworfen, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte.

— Und wo und wann, meine Liebe, ſahen Sie meinen Freund zum erſten Male?

— Vor drei Jahren, als Herr Rouſſeau von London nach Frankreich zurückgekehrt war, gaſtirte ich auf dem Theater zu Amiens. In jener Stadt, wo der Magiſtrat als Zeichen ſeiner Huldigung Ihnen einen Ehrenbecher überreichte, erbat ich mir von Herrn Greſſet, dem Sänger des »Vert-Vert« — auch er befand ſich damals in der Picardie — ein Schreiben, in dem er mich als »ein junges, vielverſprechendes Talent« Ihrem einflußreichen Schutze empfahl. Um nicht eines Theils den eiferſüchtigen Argwohn Ihrer Lebensgefährtin wachzurufen, andern Theils, um Ihnen gegenüber freier und ungebundener erſcheinen zu können, warf ich mich in Männerkleidung . . .

— Gott, wie ſchlau! apoſtrophirte Zavarroni.

— Und überreichte Greſſets Brief, in dem weder Stand noch Name genannt war, in der Eigenſchaft eines jungen Dichters, den keine andere Abſicht als der längſt erſehnte Wunſch, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, in Ihre Nähe trieb. Sie empfingen den jungen Poeten mit liebenswürdiger Leutſeligkeit, zeigten ihm Ihr beſcheidenes Gärtchen, unterhielten ſich mit ihm eine ſchöne, lange, ewig unvergeßliche Stunde von Muſik und Literatur, erſchloſſen ſeinem andächtigen Ohre eine neue Welt poetiſcher Anſchauungen, ermahnten ihn mit väterlicher Milde, auf der von Ihnen vorgezeichneten Bahn rüſtig fortzuſchreiten, und pflückten, als Sie ihn mit den beſten Wünſchen für ſeine Zukunft entließen, eine Ihrer Lieblingspflanzen, eine Immortelle, die Sie ihm mit den Worten reichten: »Wohin auch Ihr Weg Sie führen mag, vergeſſen Sie den alten Rouſſeau nicht . . .«

— O jetzt weiß ich Alles, Alles; jetzt ſteht jener ſchöne Tag von Amiens ſo lebendig friſch vor meiner Seele, daß ich mich des allerkleinſten Umſtands noch entſinne, ſo ganz genau, als ob zwiſchen dem Damals und Heute nur ein kurzes Geſtern läge. Ich ſehe mein einfach-ſchmuckes Gärtchen, ich ſehe meinen blutjungen, bildſchönen, rührend-beſcheidenen Freund vor mir, neben mir in jener einſam-ſtillen Jasmin-Laube, welche, verklärt von den goldenen Abſchiedsküſſen der langſam untergehenden Sonne, ſich über unſern Häuptern gewölbt; ich ſehe den jungen Dichter und die purpurrothe Andacht, mit der er meiner Rede, meinem Rathe gelauſcht; ich ſehe den Glanz der Thränen, der in ſeinen langen Wimpern geblitzt, als er beim Abſchied tiefbewegt meine beiden Hände ergriff, und ſie mit dem ganzen Feuer ſeines jugendlichen Enthuſiasmus an ſeine zitternden Lippen zog; noch jetzt fühle ich auf dieſen neidenswerthen Händen die brennendheißen Küſſe ſeines Mundes. Hingeriſſen von ſeiner Begeiſterung für mich ſchloß ich ihn in meine Arme . . .

— Fragten ihn jetzt erſt um ſeinen Namen . . .

— Und mit ſchüchterner Miene, mit niedergeſchlagenem Blick ſtammelte er . . .

— Emile Valmor . . .

— Emile Valmor . . . ja, ſo hieß er, rief Jean Jacques und ſchloß jetzt, wie damals an jenem ſchönen Tage zu Amiens, fortgeriſſen vom Zauber der Erinnerung, überwältigt von der Macht dieſer rührend-ſchönen Erkennungsſcene, die gefeiertſte Künſtlerin Frankreichs in ſeine Arme.

Einen Augenblick herrſchte tiefes, feierliches Schweigen.

— Ich möchte weinen, ſchluchzte Zavarroni, bei Gott, weinen wie ein kleines Kind, wenn ich nicht Furcht hätte, mich durch mein Heulen lächerlich zu machen.

— Wir kennen uns alſo ſchon drei Jahre, begann Rouſſeau, der ſich raſch geſammelt hatte.

— Und damit Sie ſehen, daß Ihnen Sophie Arnould mit eben ſo großer Begeiſterung als Emile Valmor zugethan iſt, ſo werfen Sie einen Blick auf jene Wand. Seit jenem Tage von Amiens prangt dort unter Glas und Rahmen, von Epheuranken eingefaßt, jene Immortelle, die Sie damals für Emile gepflückt.

— O wie glücklich, o wie ſtolz machen Sie mich durch dieſe ſchöne, große, unverdiente Apotheoſe!

Zavarroni, der etwas kurzſichtig war, zog ſeine goldene Lorgnette hervor und betrachtete den eingerahmten Immortellenzweig, unter dem Rouſſeau's Name, Amiens und das Datum — der 3. Juli 1767 — ſtand.

— Bei Gott, 's iſt wahr, wahrhaftig wahr! Dieſer wunderſchöne Zug rührt mich bis zu Thränen. Nun, Herr von Rouſſeau, hab' ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, daß Fräulein Sophie ein lieber Schatz, ein Engel, ein Ausbund von Liebenswürdigkeit iſt?

— Cavaliere Zavarroni iſt ein groteſker Schmeichler, ſagte Mademoiſelle Arnould, die im Nu ihre alte Heiterkeit wiedergewonnen hatte.

— Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ſchmeichle, rief der Ritter des goldenen Sporns in ſo ärgerlichem Tone, daß Sophie unwillkührlich darüber lachen mußte. Sie lachen? Meine Liebe, warum lachen Sie? Der Blitz ſoll mich vor Ihren Augen erſchlagen, wenn ich Ihnen jemals eine Schmeichelei geſagt. Mögen Sie es glauben oder nicht, Herr von Rouſſeau, aber ich kann Ihnen den heiligſten Eid leiſten, daß Fräulein Sophie ſeit dem Tage, an dem ich die Ehre gehabt, ihre liebenswürdige Bekanntſchaft zu machen, ein Gegenſtand meiner tiefſten Bewunderung, meiner höchſten Verehrung, meiner innigſten Anbetung iſt. Für mich, Herr von Rouſſeau, giebts in der Weltgeſchichte nur zwei Weſen, welche die Liebe der ganzen Welt verdienen . . .

— Und dieſe beiden Weſen? fragte Rouſſeau.

— Sind die Mutter Gottes und Mademoiſelle Arnould.

— Still, ſtill, lieber Freund, flüſterte die Sängerin. Wenn das unſer Clerus erführe . . .

— Dann würde er Sie der Gottesläſterung anklagen und den Armen der Inquiſition überliefern, ergänzte Jean Jacques.

— Iſt das Ihr Ernſt? fragte der muthige Römer.

— Die franzöſiſche Geiſtlichkeit verſteht keinen Scherz, fügte Sophie mit diplomatiſchem Ernſte hinzu.

— Gut, dann hab' ich nichts geſagt.

XXIII.

Am nächſtfolgenden Dienſtage ſtickte Mademoiſelle Arnould wieder an dem bewußten Teppiche, als Doctor Dardanus Sphynx mit freudeſtrahlendem Antlitz in ihrem Boudoir erſchien.

— Gratuliren Sie mir, himmliſches Weſen, rief er mit triumphirender Miene.

— Hat die Akademie Sie in den Schooß ihrer Unſterblichkeit aufgenommen? fragte Sophie, um ſeinen Hochmuth etwas herabzuſtimmen.

— Noch nicht, erwiderte er mit ſchlecht verhehltem Aerger; en attendant hat mir das Schickſal in den letzten vierzehn Tagen drei neue, äußerſt theure Zeichen ſeiner Gunſt geſchenkt: erſtens habe ich drei neue Cactusarten, eine Mammillaria bicolor, eine Opuntia calva und einen Echinocactus cornigerus erhalten; zweitens habe ich ein alt-italieniſches Räthſelbuch, Malateſti's »Sphinge«*) und drittens — was am Ende die Hauptſache iſt — eine neue, ungeheuer vornehme Patientin erwiſcht . . .

— Letztere hat Sie allem Anſcheine nach ſo ſtolz gemacht, daß Sie ihretwegen Ihre alten Kunden vernachläſſigen. Heute vor acht Tagen . . .

— War ich im höchſten Grade unglücklich, Sie nicht beſuchen zu können, weil die Entbindung der Herzogin von Choiſeul mich nach ihrer Herrſchaft Chanteloup rief, wo meine Anweſenheit vergeſtalt nöthig geweſen iſt, daß ich erſt Sonnabend, nachdem Alles glücklich überſtanden war, nach Paris zurückkehren konnte.

---

*) Die erſte Auflage erſchien zu Florenz 1671. 8.

— Les affaires avant tout. Sie ſind nun vollkommen entſchuldigt ... Doch um wieder auf Ihre neue Patientin zurückzukommen ... iſt's erlaubt, ſich nach ihrem Namen zu erkundigen?

Doctor Darbanus erzählte ihr nun mit einer Weitſchweifigkeit, die ſich im Ausmalen der geringfügigſten Umſtände gefiel, den nächtlichen Beſuch jener ſchwarzſeidenen Unbekannten, die ſich für eine Marquiſe von Kergalec aus Toulouſe ausgegeben und ihm vorläufig ein nicht unbedeutendes Cadeau von fünftauſend Livres gemacht.

— Aber lieber als das Geld, ſetzte Darbanus hinzu, iſt mir dieſes kleine rothſeidene Portefeuille, in dem ſich, außer den Banknoten, dieſes reizende Lied befand, ſagte der Arzt und reichte es ſeiner Freundin.

Mademoiſelle Arnould las das Gedicht und fand es allerliebſt; aber weit mehr noch gefiel ihr die Hülle dieſes Kerns, das kleine Brieftäſchchen, das ihr als wahres nec plus ultra des eleganteſten Geſchmacks erſchien.

— Ein goldgewirktes H. und eine Grafenkrone! rief ſie aus und ſchien über die Deutung dieſes Buchſtabens einen Augenblick ernſthaft nachzudenken.

— Haben Sie vielleicht Vermuthungen? fragte Sphynx mit allen Symptomen leicht verzeihlicher Neugier.

— Viel und mancherlei; doch iſt keine von der Art, daß ſie ...

— Daß ſie ... wiederholte unſer Räthſelmann mit geſpannter Erwartung ...

— Uns zu irgend einer Gewißheit führen könnte ...

— Schade, Jammerſchade! Hundert Louis — das war ſo ſeine Redensart — Dem, der mir ſagen könnte, wer jene ſchwarzſeidene Huldgeſtalt iſt, die à tout prix Mutter werden will.

— Doctor, ſind Sie geneigt, mir einen Gefallen zu erweiſen?

— Mit tauſend Freuden.

— Gut, dann ſchenken Sie mir dies kleine Portefeuille . . .

— Betrachten Sie's von dieſem Augenblick an als das Ihrige . . . Aber das Gedicht . . .

— Gebe ich Ihnen heute über acht Tage zurück . . .

— Was wollen Sie damit anfangen?

— Es abſchreiben und mir für die reizenden Worte eine paſſende Melodie ſuchen . . .

— O! ſtöhnt unſer Aesculap.

— Dieſer ungeſtüme Seufzer, was hat er zu bedeuten?

— Mir fallen meine Räthſel ein. Ach wenn doch eines darunter ſo glücklich wäre, Ihren Beifall zu gewinnen . . .

— Sie gefallen mir alle . . .

— Und dennoch . . .

— Dennoch? fragte unſere Freundin ganz erſtaunt.

— Haben Sie noch kein einziges in Muſik geſetzt . . .

— Räthſel, lieber Doctor, laſſen ſich nicht componiren . . .

— Wiſſen Sie, was mein verſtorbener Freund, der ſelige Rameau, gethan?

— Er hatte eine holländiſche Zeitung in Muſik geſetzt . . .

— Noch mehr als das; er hatte zwei meiner ſchwierigſten Charaden componirt.

— Ich bin kein Rameau, doch will auch ich verſuchen, eines Ihrer unſterblichen Räthſel in Muſik zu kleiden.

— O dann erfüllen Sie den ſehnlichſten meiner Wünſche. Vorläufig aber erweiſen Sie mir die Gefälligkeit, mir zu ſagen . . .

— Für wen ich dieſen Teppich ſticke?

— Wie ſchnell Sie rathen!

— Sind Sie verſchwiegen?

— Wie ein Grab!

— Dann dürfen Sie erfahren, daß dieſe Arbeit für Sie beſtimmt iſt.

— Für mich? O Sophie!

— Herein! rief Mademoiſelle Arnould, die in demſelben Augenblick ein Klopfen an der Thür vernahm.

Gleich darauf trat der Thierbändiger ein.

— Iſt heute Mittwoch? fragte die Dame des Hauſes.

— Das eben nicht, erwiderte Jan van der Slippen, welcher Magendrücken zu haben ſchien, denn er rieb ſich beſtändig jene Gegend, in welcher der empfindlichſte Theil ſeines Körpers lag.

— Was alſo führt Sie zu mir?

— Hunger, kannibaliſcher Hunger.

— Mann Gottes, begann Doctor Sphynx, halten Sie Mademoiſelle Arnould für einen Reſtaurant?

— O nein; Sie aber, mein Herr, Sie halte ich für einen Cercopithecus viridis, für einen Longimanus niger, für einen Simia Cephus . . .

— Ihr Kauderwelſch verſteh ich nicht . . .

— Dann will ich's Ihnen überſetzen . . . ich halte Sie für eine grüne Meerkatze, für einen ſchwarzen Langarm, für einen blaumäuligen Affen.

— Und ich, rief Doctor Dardanus, ich halte Sie für eine zweiſylbige Charade: das Erſte ein Rind, das Zweite ein Vieh, das Ganze ſind Sie.

— Ihr Räthſel verſteh ich nicht . . .

— Dann will ich Ihnen die Auflöſung ſagen. Ich halte jeden Mann, der ſich in Gegenwart einer Frau ſo flegelhaft wie Sie benimmt, für ein Rindvieh!

— Das fordert Blut. Seit vierzehn Tagen nehme ich Unterricht im Boxen . . . ſogleich ſollen Sie erfahren, ob ich in dieſer kurzen Zeit wenig oder viel profitirt habe, ſagte der wüthende Thierbändiger und war eben im Begriff, ſeinem verhaßten Nebenbuhler einen vernichtenden Fauſtſchlag à la Clanricard auf den Magen zu verſetzen, als Dardanus den Schlag mit ſeinem Arme auffing, den äußerſt ſtarken, aber wenig gewandten Thierbändiger bei der Bruſt erfaßte und durch eine kleine Rauferliſt im Nu zu Boden warf, doch ſo, daß Slippen, der ſich im Fallen an ihn feſtgeklammert hatte, ihn mit ſich niederriß. Sphynx lag auf Slippen.

— O Wunder über Wunder! rief die Primadonna, die keinen Augenblick ihre gute Laune verlor, zum erſten Male in meinem Leben iſt heute der Dienſtag auf einen Mittwoch gefallen.

Dieſer luſtige Einfall brachte eine ganz unerwartete Wirkung hervor. Beide Gegner fingen darüber zu lachen an und vergaßen ihre Wuth ſo ſchnell, daß ſie ſich, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre, vom Schauplatz ihrer Niederlage erhoben und ſich ganz ohne Groll fragten, ob ſie ſich weh gethan.

— Nein, nein, verſicherten Beide.

— Ein kleiner Scherz, meinte der Doctor.

— Ein unſchuldiger Spaß, meinte der Thierbändiger.

— Ein Scherz, ſagte die Künſtlerin, die urplötzlich ernſt geworden war, ein Spaß, der mich veranlaßt, beide Herren zu bitten, mich augenblicklich zu verlaſſen.

— Mademoiſelle! baten Beide zu gleicher Zeit.

— Bei meiner Ungnade! rief ſie aus.

Dann gingen ſie.

— Mann Gottes, ſagte der Doctor zum Thierbändiger, als Beide die Treppe hinabſtiegen, Sie haben ſich ſchauderhaft blamirt.

— Mag ſein, entgegnete der phlegmatiſche Holländer. Zum Glück aber bin ich im Beſitze eines Geheimniſſes, durch deſſen Offenbarung ich Sie noch weit mehr blamiren kann . . .

— Herr, was wollen Sie thun?

— Unſerer Freundin und aller Welt erzählen, wie Sie heißen . . .

— Sie wiſſen meinen Namen? fragte Dardanus, der plötzlich blaß wie eine Leiche wurde.

— Sie heißen Jean F . . . .

— Herr, machen Sie mich nicht unglücklich! flehte Sphynx, während er dem Thierbändiger den Mund zuhielt.

Der gute Mann verſprach zu ſchweigen.

XXIV.

Am andern Morgen, als unſer Thierbändiger mit reuiger Miene und unbeſchreiblichem Hunger im Vorzimmer ſeiner Freundin erſchien, um durch ein werthvolles Geſchenk den geſtrigen

Auftritt vergeſſen zu machen, trat der Diener ihm mit der niederſchmetternden Nachricht entgegen:

— Mademoiſelle iſt heute nicht zu ſprechen.

Zerknirſcht trat Slippen den Rückzug an.

XXV.

Am Donnerſtage, als die Pariſer Danaë wieder an dem mehrerwähnten Teppich ſtickte, empfing ſie den Ritter Zavarroni.

— Fortuna, erklärte er ſeiner Freundin, iſt rein vernarrt in mich. Sie verfolgt mich auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg, und überſchüttet mich tagtäglich mit neuen Zeichen ihrer Gunſt. In der letzten Woche habe ich drei neue Diplome von der Academia degli Addormentati zu Genua, degli Occulti zu Brescia und degli Ostinati zu Viterbo erhalten. Eine Geſellſchaft nach der andern beeilt ſich, mich in den Schoos ihrer Mitglieder aufzunehmen. Das aber iſt noch nicht Alles. Vorgeſtern, meine Liebe, hat mir der heilige Vater, mit dem ich auf ſehr gutem Fuße ſtehe, — wenn wir unter uns ſind, ſagen wir Du zu einander — vorgeſtern hat mir mein Freund Ganganelli, Clemens XIV., für Bajonner Schinken, Trüffeln von Perigord und eine neue Sendung Champagner — Oeil de Perdrix, première qualité — einen neuen Beweis ſeiner Dankbarkeit gegeben: er hat mich — ohne daß ich ihn darum gebeten habe — zum Ritter des Chriſtusordens ernannt. Sehen Sie, meine Liebe, ſagte der eitle Narr und wies dabei auf ſein ordengeſchmücktes Knopfloch: hier bammelt unſer Heiland am Kreuze!

— Cavaliere Zavarroni wird bald mehr Orden als Knopflöcher haben . . .

— Sagen Sie, was Sie wollen, der Mann, der dieſe Spielerei erfunden hat, iſt — bei Gott! — kein Dummkopf geweſen. Die Orden kommen mir wie Trinkgelder vor, die den Großen der Erde nichts koſten und oft noch viel einbringen. Dieſe Dinger ſind eine koſtbare Erfindung . . . ein reicher Mann ohne Orden iſt eine ſchöne Frau ohne Juwelen. Apropos, ſetzte er raſch hinzu und zog aus dem Orkus ſeiner Bruſttaſche ein Etui hervor, das er langſam öffnete, um Sophiens Neugier aufzuſtacheln, geſtern Morgen hab' ich dies Ding da gekauft. Gefällt's Ihnen? fragte er mit dem bewußten Schmunzeln und zeigte ihr einen reizendſchönen Schmuck von echten Perlen.

— Herrlich, herrlich! rief Sophie.

— Dann behalten Sie es, ſagte er und überreichte ihr das neue Geſchenk. Bin ich ſchmutzig? fragte er dann.

— O nein!

— Nun, meine Liebe, zu etwas Wichtigerem. Sie kennen Herrn Grimm . . .

— Er beſucht mich jeden Sonnabend . . .

— Grimm iſt, wie Sie wiſſen, Privatſecretär des Herzogs von Orleans*) und als ſolcher nicht ohne Einfluß . . .

---

*) Louis Philipp, Herzog von Orleans, Vater des nachmals ſo berüchtigten Philipp Egalité, war ein ſehr freigebiger Beſchützer der damaligen Schöngeiſter, Saurin, Collé und Carmontelle waren ſeine Vorleſer. Der junge Le

— Man nennt ihn des Herzogs rechte Hand . . .

— Schön! Der Herzog, dem ſeine Geliebte, Frau von Monteſſon*) ein Heidengeld koſtet, befindet ſich, wie ich durch einen ihrer intimſten Freunde erfahren habe, in ſo großer Verlegenheit, daß er ſich gezwungen ſieht, in Kurzem, um die Schulden ſeiner Maitreſſe zu bezahlen, eine neue Anleihe zu machen. Aber der Credit des Hauſes Orleans iſt durch die Verſchwendungen, worin ſich Vater und Sohn gegenſeitig überbieten, dergeſtalt geſunken, daß kein vernünftiger Menſch ihm etwas borgen will. Ich, meine Liebe, will ihm helfen, wenn . . .

— Ich bitte fortzufahren . . .

Fèvre, der dem Herzog das Trauerſpiel „Zuma“ gewidmet hatte, erhielt eine Penſion von 1200 Livres. Des Herzogs Landſitz zu Bagnolet war ein reizender Feenſitz, das Eldorado aller luſtigen Köpfe jener Zeit.

*) Charlotte Jeanne Beraud, Marquiſe von Monteſſon, hatte ihren Gemahl 1769 in der Schlacht von Minden verloren. Als Wittwe von zweiunddreißig Jahren ließ ſie ſich die Huldigung des Herzogs gefallen, der ſchon ſeit Jahren für ſie geſchwärmt hatte. Frau von Monteſſon, eine der reizendſten Frauen ihrer Zeit, beſaß alle Eigenſchaften, einen Mann zu feſſeln. In allen Künſten unterrichtet, war ſie eben ſo ausgezeichnet als Blumenmalerin, Harfenſpielerin, Sängerin und Schauſpielerin. In Bagnolet pflegte ſie ſehr häufig Theater-Vorſtellungen zu geben, zu denen ſie ſelbſt die Stücke ſchrieb. — Die franzöſiſche Bühne verdankt ihr einen Cyclus von zwölf Luſtſpielen, worunter „Marianne“, die „Marquise de Sainville“, Robert Sciards“, „l'heureux échange“, „l'amant romanesque“, „l'avanturier comme il y en a peu“, „l'homme impassible“, „l'héritier généreux“, „la fausse vertu“, „le sourd volontaire“, „l'amant mari“, „la Comtesse de Chazelle“, und zwei Trauerſpiele „la Comtesse de Bar“ und „Agnès de Meranie“, welche, geſammelt, unter dem Titel: „Oeuvres anonymes“ Par. 1782—85. 8 Bde. 8. erſchienen. Dieſe Sammlung gehört aber zu den größten Seltenheiten, weil die Marquiſe nur zwölf Exemplare für den kleinen Kreis ihrer vertrauteſten Freunde abziehen ließ. Ein vollſtändiges Exemplar ihrer Werke wird jetzt mit 7—800 Francs bezahlt.

— Wenn der Herzog ſeinen Einfluß beim König geltend macht und . . .

— Weiter, weiter . . .

— Seine Majeſtät veranlaßt, den Cavaliere Zavarroni, Ritter des goldenen Sporns und des Chriſtusordens, in den Adelſtand zu erheben . . .

— Und ſonſt nichts?

— Sonſt nichts? Vergeſſen Sie, meine Liebe, was ich Ihnen verſprochen habe?

— Ein Haus . . .

— Für hunderttauſend Livres! Das iſt kein Pappenſtiel, meine Liebe.

— Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden . . .

— Ich lege das Gelingen dieſes Geſchäfts einzig und allein in Ihre Hand und will ein elender Hundsfott ſein, wenn Sie nicht an demſelben Tage, an dem meine Ernennung zum Baron in der »Gazette de France« erſcheint, baare hunderttauſend Livres von mir erhalten. Machen Sie damit, was Sie wollen. Aber ſehen Sie, was ich für ein Menſch bin. Im Eifer des Geſprächs hab' ich ganz und gar vergeſſen, Sie zu fragen, für wen Sie dieſen prachtvollen Teppich ſticken?

— Für Sie, mein Freund, für Sie.

— Für mich? fragte der getaufte Jude, bei dem die Freude aus allen Knopflöchern ſah. Sie ſind ein Engel . . . ein Seraph . . . ein Cherub . . . ich könnte Sie beißen vor Liebe. Sie wiſſen, wie ſtolz ich auf meine Geigen bin . . . ſie koſten mich ein ſchweres Geld . . . aber ſterben will ich hier vor Ihren Augen, wenn

Sie mir nicht lieber als alle meine Geigen ſind. Den Teppich alſo ſticken Sie wirklich für mich?

— Für wen wohl ſonſt? fragte Sophie mit bewundernswürdiger Treuherzigkeit.

— Ich glaube es, und warum ſoll ich's nicht glauben? Glaub' ich doch Alles, was Sie ſagen. Aber wiſſen Sie, was ich mit dem Teppich anfange?

— Sie verſchenken ihn wieder . . .

— Und wiſſen Sie an wen? Ich ſchenke ihn dem heiligen Vater, nicht darum, meine Liebe, weil er Papſt iſt, nein, nur darum, weil er ein ſeelensguter Kerl iſt. Clemens XIV. hat mich eingeladen, ihn 'mal zu beſuchen. Lieber Freund — ſchreibt er — wenn Du im nächſten Carneval nach Rom kommſt, ſo mußt Du entweder bei mir im Vatican, oder auf dem Capital — Capitol wollt' ich ſagen — logiren. Nun, was ſagen Sie dazu?

— Ich ſtaune! ſagte ſie ganz ernſt.

— Ich auch! Es giebt aber auch keinen dankbareren Menſchen als Giuſeppe Zavarroni . . . ich laſſe mein Leben für dieſen Ganganelli. Morgen früh ſchick' ich ihm Hamburger Rauchfleiſch und Teltower-Rüben, die ich per Courier erhalten habe. Der heilige Vater ißt das für ſein Leben gern. Das Wichtigſte aber hätte ich beinah' vergeſſen. Heute früh war Jean Jacques bei mir. Er beauftragte mich, Ihnen zu ſagen, daß Hoffnung vorhanden ſei, dem bewußten Candidaten ſchon jetzt einen Platz in der Akademie zu verſchaffen. »Melden Sie dem Fräulein — ſagte Rouſſeau — daß ſeit einigen Tagen durch das Ableben des Abbé Trublet*) in Saint Malo einer der vierzig Unſterblichkeitsſtühle leer geworden iſt, und daß d'Alembert, Diderot, Helvétius, Mably und meine Wenigkeit alle Minen ſpringen laſſen, den Bewußten in den Schooß der Akademie hineinzuſchmuggeln.« Auf meine beſcheidene Frage, wer dieſer Bewußte, für den Sie ſo eifrig Stimmen ſammeln, wohl ſein mag, erwiderte er, daß der Name Ihres Candidaten für mich vorläufig ein Geheimniß bleiben müſſe. Auf meine Frage: warum? zuckte er die Achſeln und ſchwieg. Ich bin durchaus nicht neugierig, meine Liebe, aber wiſſen möchte ich für mein Leben gern, wer der Bewußte ſein mag?

---

*) Abbé Trublet, ein höchſt proſaiſcher Geſell, bekannt durch ſeine „Es-

— Ich kann's nicht ſagen . . .

— Ich verſtehe, ſagte der Geldmenſch, der die fixe Idee gefaßt hatte, daß der Bewußte kein Anderer als er ſelber ſei. Nun aber müſſen Sie mir einen Gefallen erweiſen und mir ein Lied, ein recht luſtiges Lied ſingen . . .

— Recht gern, ſagte Sophie, flog an's Klavier und ſang mit dem ganzen Liebreiz ihrer Stimme:

Ich hatte einſt ein Papchen,
Das lauſchte, wenn ich ſprach,
Das Papchen war gelehrig
Und ſprach mir Alles nach.

---

sais de littérature et de moral“ (Par. 1736. 2 Bde. 12.) war ein ſo abgeſagter Feind der Poeſie, daß er ſogar Voltaire's „Henriade“ langweilig fand. Voltaire züchtigte ihn dafür mit der Peitſche ſeines ſchlagenden Witzes im „Pauvre diable“, worin Abbé Trublet mit grauſamer Wahrheit als ein Mann geſchildert iſt: „qui compilait, compilait, compilait.“ Aber trotz dieſer blutigen Satire wurde Trublet (1761) zum Mitglied der Akademie erwählt. Er ſtarb 1770 in ſeiner Vaterſtadt Saint-Malo.

Es hörte Liebchens Namen,
Den Namen, der ſo nett,
Drauf ſchrie es unaufhörlich
Babett', Babett', Babett'!

Einſt blieb das Fenſter offen —
Ich war grad' nicht zu Haus,
Da flog das böſe Papchen
Schnell in den Wald hinaus.

Was thut das böſe Papchen?
O ſagt mir, war das nett?
Es ſchwatzt, was es erlauſchte,
Und ruft: Babett', Babett!

Das hört der dumme Kuckuk,
Der Kuckuk iſt nicht faul,
Er ſagt's dem loſen Zeiſig,
Auch der hält nicht ſein Maul.

Der Zeiſig ſagt's dem Kehlchen,
Das Kehlchen ſagt's dem Staar,
Der Staar ſagt es — o Jammer! —
Der Nachtigall ſogar.

Die ſagt's der luſt'gen Wachtel,
Und die der Lerche bald,
Drum weiß des Liebchens Namen
Jetzt ſchon der ganze Wald.

Zavarroni löſte ſich in Beifall auf.

XXVI.

Am folgenden Morgen, als Mademoiſelle Arnould eben im Begriff ſtand, in die Probe zu fahren, ſtürzte Viscount Clanricard wie ein gereizter Stier mit einem dreifach geſtrichenen Goddam ins Zimmer ſeiner nicht wenig erſchreckten Freundin.

— Was giebt's? fragte Sophie, die kurz vorher unten einen gewaltigen Lärm gehört hatte.

— Ich berſte . . .

— Warum berſten Sie?

— Aus Wuth . . .

— Wer hat Sie gereizt?

— Zwei Lümmel, welche die Ehre haben, Ihrer Dienerſchaft anzugehören, Ihr Portier und Ihr Kutſcher . . .

— Himmel, was iſt geſchehen?

— Dieſe beiden Tölpel ſtanden, als ich ankam, vor der Thür. Ohne ſie eines Grußes zu würdigen, gehe ich an ihnen vorüber; da höre ich, wie Beide hinter mir zu lachen anfangen. Wer iſt dieſer Rothkopf? fragt der Kutſcher. Mylord Beefſteak, antwortet der Portier. Ich drehe mich um, faſſe den Kutſcher beim Kragen, den Portier bei der Cravatte, ſchleudere den Einen in dieſe, den Andern in jene Ecke und will dann hinauf zu Ihnen. Da laufen beide Kerle mir nach und wollen ſich an mir vergreifen. Ich kehre mich und gebe dem Kutſcher einen Schlag auf die

Naſe, daß er blutend zur Erde ſinkt, dann packe ich den Portier bei einem ſeiner langen Ohren und verſetze ihm einen Schlag auf den Magen, daß er beſinnungslos zu Boden ſtürzt.

— Himmel, was haben Sie gethan?

— Die Schlingel nach Gebühr gezüchtigt; damit aber bin ich nicht zufrieden, my dear, beide Flegel müſſen Sie augenblicklich fortjagen . . .

— Mylord, das geht nicht . . .

— Das geht nicht? fragte der Viscount tief indignirt.

— Kutſcher und Portier ſind zwei arme Verwandte, denen ich große Verpflichtungen ſchuldig bin. Der Kutſcher iſt Herr Hippolyte Margaux, mein Pathe . . .

— Und der lümmelhafte Portier?

— Mein armer Vater . . .

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Mylord. Mein Pathe, der noch vor zehn Jahren ein ziemlich großes Vermögen beſaß, hatte ſich in gefährliche Speculationen eingelaſſen und dabei Hab' und Gut verloren . . .

— Und Ihr Vater?

— Hat vor einem Jahre Bankerout gemacht . . .

— Goddam! rief Clanricard und war beſtürzt. Hätte ich ahnen können, daß dieſer Lümmel — Portier wollte ich ſagen — der Urheber Ihrer Tage, und daß der Andere Ihr Pathe ſei, ich würde aus Rückſicht für Sie die Beleidigung ruhig eingeſteckt haben . . . jetzt aber . . .

— Iſt Mylord beiden Dienern meines Hauſes Schmerzensgelder ſchuldig . . .

— Yes! erwiderte der gutmüthige Tropf und wurde urplötzlich ganz tiefſinnig.

— Mylord, woran denken Sie?

— Meine Gedanken waren wieder bei ihr . . .

— Bei ihr? fragte Mademoiſelle Arnould, die, vom Erſtaunen erfaßt, ſich dieſen raſchen Uebergang nicht erklären konnte.

— Bei meiner Feenkönigin . . .

— Sind Sie mondſüchtig?

— Das nicht . . .

— Was denn?

— Verliebt . . .

— In eine Feenkönigin?

— Deren Schönheit Alles überſtrahlt, was ich bis jetzt bewundernd angebetet habe . . .

— Sehr galant! erwiderte die Künſtlerin etwas pikirt. Und der Name Ihrer Fee?

— Hortenſe . . . Hortenſe . . .

— Eine Unſchuld aus dem Corps de Ballet, eine Griſette?

— Eine Gräfin . . .

— Verheirathet?

— Mit Herrn von Lauraguais . . .

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Mademoiſelle.

— Erwachen Sie aus Ihrem Traume . . .

— O dieſer Traum iſt ſo ſchön . . .

— Sie lieben die Gemahlin des Grafen von Lauraguais? fragte Sophie, die das, was ſie eben gehört hatte, nur ungern glauben wollte.

— Ich liebe ſie mit der ganzen Gluth der erſten Liebe.

— Und Sie hoffen?

— Nichts, gar nichts! erwiderte der Viscount mit eiskalter Reſignation.

— Seit wann, Mylord, lieben Sie die Frau eines Andern?

— Seit fünf Monaten . . .

— Und haben mir früher nichts davon geſagt?

— Damals wußte ich's ſelber nicht . . . doch ſeit acht Tagen, wo ich, bei ihr eingeführt, mich täglich in den Strahlen ihrer Schönheit ſonnen darf, ſagt mir jede Regung meines Herzens, daß ſie die Seele meiner Seele iſt.

— Ihr kaltes Fiſchblut, Mylord, hat ſich in ſiedendheißes Oel verwandelt . . . Sie tragen in Ihrem Herzen eine Hölle . . .

— Einen Himmel mit tauſend Paradieſeswonnen!

— Wohin, Viscount, ſoll dieſe Liebe führen?

— In den Tod!

— Sie wollen ſterben?

— Weil's mir an Muth gebricht, zu leben ohne ſie!

— Ich traue meinem Ohre nicht. Welch eine zauberhafte Metamorphoſe! Ein ſtarrer Eisblock hat ſich in einen glühenden Veſuv verwandelt. Ah, dieſe Gräfin Lauraguais muß ſchön, ſehr ſchön ſein!

— Raphaels Madonna iſt dieſer gegenüber eine Schönheit gemeiner Art.

— Genug, mein Herr, ſonſt könnt' ich dieſes Weib beneiden! Nur eine Frage noch . . . Weiß Graf Lauraguais, daß ſeine Gemahlin Sie empfängt?

— Er ſelbſt hat mich ihr vorgeſtellt und mir erlaubt, ſie täglich zu beſuchen.

— Alſo gar nicht eiferſüchtig?

— Er kennt die Tugend ſeiner Frau . . .

— Mylord, ich mag Gräfin Lauraguais durchaus nicht kränken und gern glauben, daß ſie ein Vorbild jeder Tugend ſei, doch iſt ſie immer nur ein Weib, und Weiber . . . doch genug, genug! ſagte Mademoiſelle Arnould mit einem Tone, dem es anzuhören war, daß irgend ein Gedanke ſie beunruhige. Es ſchlägt Zehn . . . die Probe ruft . . . ich muß fort . . . Auf Wiederſehen, Mylord, ſagte ſie und reichte ihm die Hand.

— Ich eile zu ihr, rief Clanricard und rannte fort.

— Der ungetreue Inſulaner! Sonſt ſchwärmte er ſo für mich . . . jetzt küßt er nicht einmal die Hand, die ich ihm reiche, und lebt nur für ſie! Und bei all' dieſer Schönheit iſt Clanricards »Feenkönigin« nicht einmal ſtark genug, die flüchtige Neigung ihres Gatten zu feſſeln, der zu meinen Füßen liegt. Mich liebt er, mich verfolgt er mit Eiferſucht; ſeiner Gemahlin aber ſtellt er täglich einen neuen Anbeter vor, unbekümmert, ob ſie ihm treu bleibt oder nicht. — Liebe iſt eine erhabene Ode, Ehe ein triviales Vaudeville, Liebe iſt ein reizendes Räthſel, Ehe iſt die abgeſchmackte Auflöſung davon. Beſäße ich die Macht, den Viſcount und die Gräfin heimlich zu trauen, nach drei Monaten würde er von der hundertblätterigen Roſe nichts als die Dornen ſehen. Das Herz der Männer liebt Veränderung.

XXVII.

Wir kommen abſichtlich noch ein Mal auf Herrn Grimms Grabſchriften-Sammlung zurück, weil ſie uns Gelegenheit verſchafft, unſern Leſern einige Pröbchen daraus mitzutheilen.

Louis Barbier, Abbé de la Rivière, Almoſenier des Herzogs Gaſton von Orleans und Biſchof von Langres, der erſte Geiſtliche, der eine Perücke zu tragen gewagt hatte, vermachte in ſeinem Teſtamente eine Summe von hundert Thalern Demjenigen, der ihm eine Grabſchrift dichtet. La Monnoye ſetzte ihm folgende:

Ci gît un très grand personnage,
Qui fut d'un illustre lignage,
Qui posséda mille vertus,
Qui ne trompa jamais, qui fut toujours fort sage . . .
Je n'en dirai pas davantage;
C'est trop mentir pour cent écus.

Michel de Chamillard, erſt Parlaments- und ſpäter Staatsrath, General-Controlleur der Finanzen und endlich ſogar Kriegsminiſter, war ein mittelmäßiger Kopf, der ſeine Carrière einzig und allein ſeiner großen Geſchicklichkeit auf dem Billard, dem Lieblingsſpiele Ludwigs XIV., zu verdanken hatte. Als er 1721, in einem Alter von ſiebenzig Jahren, ſtarb, machte Jemand die Grabſchrift:

Ci git le fameux Chamillard,
De son roi le protonotaire,
Qui fut un héros au billard,
Un zéro dans le ministère.

Der Schotte John Law, der zur Zeit der Regentſchaft Philipps von Orleans General-Controlleur der Finanzen geweſen war und durch Errichtung einer Actienbank und einer Miſſiſſippi-Compagnie halb Frankreich an den Bettelſtab gebracht hatte, erhielt die Grabſchrift:

Ci git cet Ecossais célèbre,
Ce calculateur sans égal,
Qui par les règles de l'algèbre
A mis la France à l'hôpital.

Aus der Fluth galanter und boshafter Grabſchriften, die auf das Grab der armen Frau von Pompadour herabregneten, theilen wir nur zwei mit. Die Erſte lautet:

Ci git Madame de Pompadour,
Qui charmait la ville et la cour,
Femme infidèle et Maitresse accomplie;
L'Amour et l'Hymen n'ont pas tort,
Le premier de pleurer sa vie,
Et l'autre de pleurer sa mort.

Die andere:

Ci git qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans putain, puis huit ans maquerelle.

Charles de Rohan, Prinz von Soubiſe, der Günſtling der Marquiſe, mußte ſich gefallen laſſen, ſchon bei Lebzeiten manches

Epigramm zu hören, das beſtimmt war, ihm nach dem Tode als Grabſchrift zu dienen. Eines der witzigſten darunter iſt folgendes:

Il est mort ce pauvre Soubise,
Sa tente à Rosbach il perdit,
A Versailles il perdit sa marquise,
A l'Hôpital il est reduit.*)

Dieſe Beiſpiele mögen genügen, unſern Leſer zu überzeugen, daß die Epitaphomanie des Herrn Grimm bei aller Langweiligkeit doch auch ihre heitere Seite beſaß. —

— Warum ſo betrübt? fragte Mademoiſelle Arnould, als Herr Grimm mit auffallend grämlicher Miene in ihr Zimmer trat.

— Ich befinde mich in nicht geringer Verlegenheit. Mein Herr und Gebieter, der Herzog von Orleans, der mir tagtäglich neue Beweiſe ſeines unbegrenzten und gewiß höchſt ſchmeichelhaften Vertrauens giebt, hat mir einen ſehr delicaten Auftrag ertheilt. Ich kenne Ihre Verſchwiegenheit, liebe Arnould, und brauche deshalb, Ihnen gegenüber, aus jener Commiſſion kein Geheimniß zu machen. Der Geburtstag ſeiner Freundin, der Marquiſe von Monteſſon, rückt mit rieſengroßen Schritten heran. Zur Feier deſſelben ſoll in Bagnolet ein achttägiges Freudenfeſt mit großartiger Abwechſelung, eine Hetzjagd, ein Pferderennen, ein Wettlauf, ein Volksfeſt, ein Bal champêtre, ein engliſches Kirchthurmrennen, ein Fuchsprellen, ein großartiger Hahnenkampf und ein kleines Stiergefecht, eine Reihe von Theatervorſtellungen, Conzerten und

---

*) Der Marſchall von Soubiſe lebte bekanntlich mit Frau von L'Hôpital.

Bällen, endlich ein rieſiges Souper dinatoire, Illumination, Feuerwerk, eine italieniſche Nacht mit Gondelfahrten auf dem kleinen Teiche und Gott weiß was noch mehr arrangirt werden. Sie begreifen, meine Gute, daß ſo ein Feſt meinem Herrn Geld, ſehr viel Geld koſtet; zum Unglück ſtehen ſeine Finanzen in dieſem Augenblick ſchlechter als je; aus dieſem Grunde hat er mich beauftragt, mit einem unſerer Bankiers in ſeinem Namen, ſonſt aber möglichſt ſtill und geräuſchlos, eine neue Anleihe von drei bis viermal hunderttauſend Livres abzuſchließen. Seit ſechs Tagen laufe ich mir von Pontius zu Herodes die müden Beine ab, ohne — entre nous soit dit! — einen Dummkopf oder Wagehals zu finden, der dieſe Anleihe mit uns riskiren will. Seit drei Nächten, liebe Freundin, kann ich kein Auge ſchließen, denn um mich dem Herzog möglichſt bereitwillig zu zeigen, habe ich — leichtſinnig genug — ihm mein Ehrenwort gegeben, das Geld aufzutreiben, es koſte was es wolle. Ich verſpreche zehn, ich verſpreche zwanzig Procent, aber trotzdem will Niemand anbeißen. Ich ſchwitze Angſt und Blut und weiß nicht mehr wohin. Ach, Theuerſte, könnten Sie vielleicht . . .

— Dem Herzog viermalhunderttauſend Livres leihen?

— Das eben nicht, aber deſto eher vielleicht mir einen guten Rath, einen freundlichen Wink geben . . .

— Das will ich. Kennen Sie Herrn Giuſeppe Zavarroni?

— Nur dem Namen nach . . .

— Ich will Ihnen ein Paar Zeilen an ihn geben. Der Mann beſitzt mehr Geld, als Ihr Herzog Schulden hat; Sie wiſſen, was das ſagen will . . .

— O dann muß Ihr Freund ein Billionär ſein . . .

— Er iſt der Mann, der Ihnen helfen kann und wird, jedoch, was ich Ihnen im Voraus ſagen kann, nur unter einer Bedingung . . .

— Sie meinen den Zinſenpunkt . . . im Nothfall verſpreche ich ihm fünfundzwanzig . . .

— Er verlangt mehr . . .

— Alſo dreißig . . .

— Sie irren; er verlangt etwas Anderes. Er iſt ein eitler Mann, der nach Titeln und Orden, wie ein Fiſch nach Regenwürmern, ſchnappt und ſich à tout prix geadelt ſehen will. Wenn Sie Ihren Herzog bewegen können, daß er beim König ein gutes Wort für die Baroniſirung dieſes Mannes einlegt und ihm das gewünſchte Adelsdiplom verſchafft, ſo leiht er Ihnen das Geld ohne Zinſen . . .

— Ohne Zinſen? Dem guten Manne kann geholfen werden. Nun aber bitte und beſchwöre ich Sie, mir ein paar Zeilen an ihn mitzugeben und zwar jetzt gleich, denn wir haben, bei allen Göttern des Olymps, keine Zeit zu verlieren . . .

— Ich eile, ſagte die Künſtlerin und ſetzte ſich an ihr Schreibpult.

— Noch heute Abend ſpreche ich mit dem Herzog, mache ihm begreiflich, daß dies der einzige Weg iſt, ihm zu der neuen Anleihe zu verhelfen, und dann müßte mich Alles, Alles trügen, wenn der Herzog nicht augenblicklich auf unſern gemeinſchaftlichen Plan einginge und ſeine ganze Suada aufböte, ihm moyennant de quatre cent mille livres, ein armſeliges Adelsdiplom zu verſchaffen.

— Dann wäre ſein kühnſter Ehrgeiz erfüllt, und vielleicht fiele dann noch Etwas für den Vermittler dieſer Anleihe ab. Zehntauſend Livres . . .

— Sind allerdings mitzunehmen, liebe Freundin, aber mehr als das würde mich der Gedanke freuen, daß ich das Vertrauen meines Herrn und Gebieters nicht getäuſcht und mich des kitzlichen Auftrags zu ſeiner vollen Zufriedenheit entledigt hätte.

— Hier, lieber Freund, iſt der Brief.

— Dank, tauſend Dank, meine gute Arnould. Mein Herr und Gebieter, der Herzog . . .

— Bah, was kümmert mich der Herzog! Das, was ich thue, geſchieht für Sie und Zavarroni. Nur eine Frage noch. Haben Sie Herrn Rouſſeau geſehen?

— Geſtern Abend fand ich ihn im Café de la Régence. Wir ſpielten eine Partie Schach, und als wir auseinandergingen, beauftragte er mich, Ihnen zu ſagen, daß die bewußte Angelegenheit im beſten Gange ſei.

— Schön, ſehr ſchön. So geht denn Alles, wie ich's wünſche.

— Auf Wiederſehen, liebe Freundin, ſagte Grimm und eilte geraden Weges zu Zavarroni.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Das Glück, ſprach Sophie, als ſie allein war, iſt der Vormund der Dummen. Wenn mein Doctor Mitglied der Akademie, und mein Bankier franzöſiſcher Baron wird, dann habe ich zwei Menſchen glücklich gemacht. Und das iſt kein ſchlechtes Bewußtſein!

XXVIII.

Wir dürfen unſerm Leſer nicht länger verhehlen, daß von allen »ſieben Todſünden« unſerer vielgeliebten Freundin der Graf von Lauraguais ihrem Herzen am nächſten ſtand. Dem Anſcheine nach war ihm, wie jedem ihrer ſechs andern Anbeter, blos ein Tag ihrer Woche eingeräumt, doch gehörte ihm — was wir bis jetzt verſchwiegen haben — auch jeder Abend, an dem Mademoiſelle Arnould in der Oper nicht beſchäftigt war; aber ſelbſt an dieſen Abenden pflegte der Graf mit ſeiner Equipage ganz in der Nähe des Opernhauſes zu warten, um ſie nach Haus zu bringen und bei ihr ſein Abendbrod einzunehmen.

Am letzten Sonntage, als Mademoiſelle Sophie die Ephiſe in der Oper »Dardanus« geſungen hatte, harrte der Wagen des Grafen, um ſeine Geliebte abzuholen. Sie ſprang hinein, ſteckte die Partitur ihrer Rolle in eine der Wagentaſchen und fragte ihn, ob er lange habe warten müſſen.

— Faſt dreiviertel Stunden . . .

— Zwei Tanzſtücke, die man eingelegt, haben die Vorſtellung um mehr als eine halbe Stunde verlängert . . . Bei wem haben Sie Ihren heutigen Abend zugebracht?

— Bei meiner Frau . . .

— Iſt's erlaubt zu fragen, wie Sie ſich unterhalten haben?

— Schlecht, ſehr ſchlecht! Meine liebe gute Frau wird von Tag zu Tage langweiliger . . . Sie quält mich mit ihrer Zärtlichkeit und iſt ſo unausſtehlich fad, daß ich gähnen muß, ſo oft ich ſie anſehe . . .

— Und doch ſagt alle Welt, daß Gräfin Lauraguais eine der ſchönſten Frauen von Paris, ein Engel der Faubourg Saint Germain ſei . . .

— Sie iſt ſchön, aber matt, monoton und langweilig wie ein Schäfergedicht des Herrn von Urfé.*)

— Ich bedaure die arme Gräfin . . .

— Und warum?

— Weil ſie das Unglück hat, Ihre Frau Gemahlin zu ſein. Wäre ſie die Gattin eines Andern . . .

— Dann glaube ich, daß ſie mir weniger reizlos erſchiene als jetzt, wo ihre Schönheit mich ganz und gar kalt läßt. Schon oft, meine ſüße, angebetete Freundin, habe ich im Stillen mir das Glück gewünſcht, daß meine liebe, gute, aber, wie geſagt, höchſt langweilige Frau ſich in den erſten Beſten verlieben und mir untreu werden möchte, um mir Waffen in die Hand zu geben, mit denen ich ihr entgegentreten könnte, um mich von ihr loszuſagen. Hortenſe aber iſt ſo fabelhaft treu, daß ſie mir nicht den allergeringſten Anlaß zum Argwohn giebt. Ich ſtelle ihr tagtäglich junge, liebenswürdige Leute vor, umringe ſie mit einem Kreiſe ſchmachtender Anbeter und lege ihrer Treue tauſend gefährliche Fallen; aber Alles umſonſt! Hortenſe iſt noch heute ſo vernarrt in mich, als am Tage unſerer Hochzeit; das geſteht ſie mir täglich, und das eben iſt's, was mich ſo furchtbar ennuirt. Die gute Frau liebt mich dergeſtalt, daß ſie blind und taub gegen die Aufmerkſamkeiten und Huldigungen ihrer Verehrer iſt, mir mit unausſtehlicher Conſequenz treu bleibt und keinen Grund zur Scheidung giebt. Und ſtiege ſelbſt Apoll vom Belvedere herab, und bewürbe ſelbſt der liebe Gott ſich um ihre Gunſt, ſie würde, treu ihrem Schwure, nie vergeſſen, daß ſie meine Gemahlin iſt, und — falls ſie nicht früher ſterben ſollte — mir treu bleiben bis zum Tage des jüngſten Gerichts. Sagen Sie ſelbſt, Sophie, iſt das nicht empörend?

---

*) Honoré von Urfé, Graf von Château-neuf, ein mittelmäßiger Poet, ſchrieb einen vierbändigen Schäferroman, „Astrée“, der, ein halbes Jahrhundert lang eine Lieblingslecture von ganz Europa, ſo fad und abgeſchmackt war, daß er, wie manch anderes Meteor am literariſchen Himmel, nach kurzem Glanze in ewige Nacht verſank. Außer dieſer „Astrée“, deren erſte Auflage Par. 1610. 4 Bde. in Quart erſchien, hat Urfé noch zwei andere, nicht minder langweilige Schäfergedichte, „la Sirène“ (Par. 1611. 8.) und „la Sylvanire, ou la Morte vive“ (Par. 1625. 8.) geſchrieben. Die letztere dieſer beiden Paſtoralen ſcheint Alexandre Dumas zur Unterlage eines Romans benutzt zu haben, der gleichfalls „Sylvanire“ heißt.

— O Männer, Männer! Der Beſte unter Euch iſt keine Thräne werth . . .

— Sie zürnen? Himmliſches Weſen, geben Sie mir einen Kuß.

— Was fällt Ihnen ein? rief die Sängerin und ſträubte ſich dagegen.

— Voilà la différence! Sagte ich zu meiner Frau: Hortenſe, gieb mir einen Kuß, ſo wäre ſie ſelig und capable, mir ſtatt des einen lieber gleich hundert anzubieten. Wie oft hingegen wünſche ich mir hundert Küſſe von Ihnen, und wie oft erhalte ich, gerade wenn ich am meiſten nach dem Nectar Ihres ſüßen Mundes lechze, nicht einen einzigen? Aber eben darin liegt der große mächtige

Reiz, der mich mit immer feſteren Banden an den Triumphwagen Ihrer ewig neuen, ewig friſchen, ewig pikanten Schönheit feſſelt...

— O warum ſind nicht auch die Weiber ſo klug, ihren Männern gerade dann, wann dieſe ganz Feuer und Flammen ſind, ein wenig Kälte entgegen zu ſetzen?

— Nicht alle Frauen, ſüße Freundin, ſind ſo klug wie Sie! Alle Weiber, von der Gräfin du Barry, der Nachfolgerin der Pompadour, bis herab zur letzten Choriſtin unſerer Oper, könnten von Sophie Arnould das große Geheimniß erlernen, das wandelbare Herz der Männer bis zum letzten Hauche ihres Lebens zu feſſeln durch jenen Wechſel, der ſich heute finſter verpuppt, um ſich morgen, neu verjüngt, in friſcher Farbenpracht zu zeigen!...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Equipage des Grafen hielt jetzt am Hauſe ſeiner Geliebten. Sie ſtiegen aus.

— Guten Abend, Vater Hegeſippe, ſagte Herr von Lauraguais mit der liebenswürdigſten Herablaſſenheit zum Papa-Portier, dem er cordialement die Schulter klopfte.

— **Bon soir, Monsieur le Comte**, entgegnete der väterliche Thürhüter mit freudeſtrahlender Miene, zwei Finger ſeiner linken Hand an den Treſſenhut legend und nicht wenig geſchmeichelt durch den herablaſſenden Gruß des Grafen.

— Wie geht's? fragte Sophie im Vorbeigehen.

— Gut, liebes Kind, Fräulein wollte ich ſagen, verbeſſerte der alte Mann, ſelig, daß ſeine Tochter ihn eines freundlichen Wortes gewürdigt hatte.

Sophie und Léon erſtiegen die Treppe. Der Graf verfügte ſich in den erleuchteten Speiſeſaal, wo eine gedeckte Tafel ihn erwartete. Die Sängerin huſchte in ihr Garderobe-Zimmer, wo eines ihrer Kammermädchen ihrer harrte, um ſie auszukleiden.

Rameau's reizende Ephiſe warf ſich auf einen der Lehnſtühle und fragte, das Band ihres Hutes lüftend, ob nichts angekommen ſei?

— Ein Brief vom Herrn von Clanricard, erwiderte Georgette und zog aus den Falten ihres roſaſeidenen Buſentuches ein ſchneeweißes Billet hervor.

— Gieb her, ſagte die Arnould, erbrach das Siegel und las, während die Zofe ſich niederbückte, um deren Schuhbänder aufzulöſen, den Inhalt, alſo lautend:

> »Nur einige Zeilen, my dear. Ich habe Ihnen ein Geheimniß offenbart, das mich jetzt ſehr beunruhigt, weil es nun ganz in Ihrer Macht liegt, dies Geheimniß zu verrathen und den Engel, den es betrifft, böswilligem Verdachte preiszugeben. Mein einziger Troſt iſt Ihr gutes Herz. Sind Sie, my dear, wirklich ſo gut, wie alle Welt Sie ſchildert, ſo werden Sie um keinen Preis der Welt verrathen
>
> Ihren
> ewig dankbaren
> E. C.«

— Unnütze Furcht, murmelte Sophie vor ſich hin, zerriß das Blatt und eilte, nachdem ſie ſich in ein reizendes Nachtgewand gehüllt hatte, zum Grafen.

— Gut, daß Sie kommen! rief er ihr entgegen. Seit zehn Minuten ſtehe ich auf glühenden Kohlen und berſte vor Neugier…

— Dieu de Dieu, was iſt geſchehen?

— Bei meinem Eintritt ins Zimmer habe ich dort auf dem Sopha eine vermaledeit-intereſſante Entdeckung gemacht. Seit wann, Sophie, kennen Sie meine Frau?

— Ihre Frau? fragte ſie ganz erſtaunt. Dem Namen nach kenne ich ſie faſt eben ſo lange als ihren Herrn Gemahl . . .

— Und von Perſon zu Perſon?

— Kenne ich ſie bis jetzt noch gar nicht . . .

— Das iſt unwahr, Sophie, meine Frau war hier in dieſem Zimmer . . .

— Und das ſagt Ihnen?

— Dies kleine Ding da! erklärte der Graf und zeigte es ihr.

— Wie, dies rothſeidene Portefeuille? rief Mademoiſelle, nicht wenig überraſcht und erſchreckt.

— Gehört meiner Frau . . . Ich habe es hundert Mal in ihrer Hand geſehen . . .

— Ein Irrthum . . .

— Iſt hier durchaus nicht denkbar. Dies eingewirkte H. heißt Hortenſe . . .

— Möglich, doch kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich dieſe kleine Brieftaſche keineswegs von der Gräfin Lauraguais erhalten . . .

— Ei von wem denn ſonſt?

— Von wem? fragte Sophie, einen Augenblick überlegend . . . Herr Graf, fügte ſie dann mit ziemlich ernſtem Ernſte hinzu, was berechtigt Sie zu dieſer Frage?

— Sie müſſen es mir ſagen . . .

— Wer kann mich zwingen, etwas zu müſſen, was ich nicht will?

— Aber wenn ich Sie bitte und beſchwöre, bei Allem, was uns lieb und heilig iſt, mir zu ſagen, wer Ihnen das Portefeuille gegeben?

— Dann werde ich mich einen Augenblick beſinnen und überlegen, ob ich es ſagen kann und darf; entgegnete Mademoiſelle Arnould und nahm in der That eine nachdenkende Miene an.

— Nun, fragte Herr von Lauraguais nach kurzer Pauſe, ſind Sie noch nicht einig?

— Ich bin's, erklärte Sophie nach reiflicher Ueberlegung.

— Dies kleine Portefeuille alſo . . .

— Iſt ein Geſchenk meines Arztes . . .

— Des Doctors Dardanus? fragte der Graf, von Neuem überraſcht.

— Von ihm und keinem Andern . . .

— Ah, rief der Graf, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen . . . jetzt ſeh' ich klar . . . ganz klar . . .

— Was ſehen Sie? fragte die Arnould, jetzt eben ſo neugierig als vorhin der Graf.

— Ich ſehe einen langgenährten Wunſch in Erfüllung gehen...

— Reden Sie deutlicher . . .

— Ob ich's wohl darf?

— Sie müſſen es mir ſagen!

— Wer kann mich zwingen, etwas zu müſſen, was ich nicht will? Waren das nicht Ihre eigenen Worte?

— Aber wenn ich Sie bitte und beſchwöre, bei Allem, was uns lieb und heilig iſt, mir zu ſagen, was Sie denken?

— Dann werde ich mich nicht halb ſo lange als Sie beſinnen und Ihnen Alles, Alles ſagen. So vernehmen Sie nun ein Geheimniß, das ich außer Ihnen keinem zweiten Weſen auf dieſer Welt voll Plaudermühlen anvertrauen möchte. Gräfin Lauraguais, meine liebe, gute Frau, iſt . . .

— Mein Gott, was iſt ſie?

— Verliebt, verliebt! rief Herr von Lauraguais, außerordentlich entzückt.

— Verliebt? In Wen?

— Sie wiſſen das wirklich nicht? fragte er plötzlich wieder ganz ernſt.

— Nein! antwortete Sophie mit ſchlechtverhehlter Aengſtlichkeit, denn ſie glaubte, der Graf denke dabei an Clanricard.

— Gut, dann will ich's Ihnen ſagen. Meine Frau liebt den alten Quackſalber, rief der Graf und ſchien darüber ſo erfreut zu ſein, daß er herzlich lachen mußte.

— Und hat eine Entdeckung ſo ernſter Art für Sie wirklich ſo viel Komiſches, daß Sie darüber lachen können?

— Ei warum denn nicht? Das, was ich ſeit Jahren gewünſcht habe, ſcheint endlich in Erfüllung zu gehen . . . Meine Frau iſt verliebt, kannibaliſch verliebt . . .

— Aber, mein Gott, was berechtigt Sie zu dieſem Glauben?

— Was mich dazu berechtigt? Das Gedicht, das ich in dieſem Portefeuille gefunden . . . das iſt die Handſchrift meiner Frau . . . Begreifen Sie jetzt, daß ich klar . . . ganz klar ſehe?

— Ja, ja! antwortete die kluge Künſtlerin, blos darum, um des Gatten Argwohn von Clanricard abzuwenden.

— Nun weiß ich, warum Hortenſe, die ſeit den acht Jahren unſerer Verheirathung ein Bild der unausſtehlichſten Geſundheit geweſen iſt, ſich ſeit Kurzem ſo unwohl fühlt, daß ſie vor drei Tagen mich um Erlaubniß gebeten hat, den alten Quackſalber rufen zu laſſen . . . Iſt das nicht eine koſtbare Entdeckung? Bei der ganzen Geſchichte, ſagte er plötzlich wieder ganz ernſt werdend, kränkt mich das Eine nur . . .

— Daß Gräfin Lauraguais . . .

— Einen ſo verdammt ſchlechten Geſchmack hat, fügte er hinzu und wurde wieder heiter wie zuvor. Wenn die liebe, gute Frau ſich endlich einmal entſchloſſen hat, mir untreu zu werden, ſo hätte ſie wenigſtens eine beſſere Wahl treffen ſollen . . .

— Und werden Sie ihr darüber Vorwürfe machen?

— Wo denken Sie hin? Sie erweiſt mir ja — freilich ohne daß ſie es will — mit ihrer Untreue einen großen Gefallen und hoffentlich auch einen weſentlichen Dienſt, ſetzte er händereibend hinzu . . . Ich mache ſie erſt ganz ſicher und . . .

— Und?

— Ertappe ſie dann auf friſcher That. Ein flagrant délit und uns Allen iſt geholfen! Ich reiche augenblicklich die Scheidung ein und heirathe Sophie, und meine liebe, gute Frau heirathet den alten Quackſalber. Herrlich, herrlich! rief er aus, drehte ſich drei Mal wie ein Kreiſel um den Abſatz ſeines Stiefels, umarmte ſeine zukünftige Frau und drückte ſie anticipando an ſein Herz.

— Böſer Menſch! rief Sophie und hatte Mühe, ſich ſeinen liebeglühenden Umarmungen zu entwinden.

In demſelben Moment kam das Abendbrot.

— Mein Wagen, ſagte der Graf zum Kammerdiener, ſoll ruhig nach Hauſe fahren.

XXIX.

Gegen vier Uhr Morgens ſah man eine große, impoſante Männergeſtalt in einen dunkeln Mantel eingehüllt aus der »Rue Feydeau« nach der »Rue Tournon« heimkehren. Unterweges trällerte ſie gähnend die Strophe eines Trinkliedes vor ſich hin:

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von Beiden giebt's junge und alte,
Bei Weibern da gelten die jungen für fein,
Beim Wein ich am alten mich halte . . .
Sie laden zum Küſſen und Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

XXX.

Die Weltweiſen des Alterthumes, dieſe komiſchen Käuze, die kein anderes Steckenpferd als philoſophiſche Unterſuchung gekannt, haben lange hin- und hergegrübelt über die an und für ſich höchſt unnütze Frage: worin das höchſte Gut des menſchlichen Lebens beſtehe? Der heilige Auguſtin berichtet in ſeinem Werke „de civitate Dei“ (Buch XIX. Capitel I.), Marcus Terentius Varro, einer der gelehrteſten Römer ſeiner Zeit, habe als Beantwortung dieſer Frage nicht weniger als zweihundert achtundachtzig verſchiedene Meinungen aufgeſtellt, welche Herr von Cicero, der größte Schwätzer aller Zeiten, in ſeinem Buche »de finibus« ziemlich vollſtändig aufgezählt und mit klaſſiſcher Weitſchweifigkeit kritiſch zerlegt hat. Es wäre uns ein Leichtes, ſeinem Beiſpiele zu folgen, unſerm Leſer eine Ueberſicht ſämmtlicher 288 Meinungen vorzulegen und damit, nach Umſtänden, zwei bis drei Bogen zu füllen; aber eingedenk der Wahrheit, daß Niemand berechtigt ſei, ſeinen Nebenmenſchen abſichtlich zu quälen, wollen wir menſchlich ſein und aus jener Unſumme von Meinungen nur die hauptſächlichſten anführen, um den Beweis zu liefern, wie komiſch die Herren Philoſophen ſich gegenſeitig widerſprochen haben. Anaxagoras — wir laſſen dieſe Käuze in alphabetiſcher Ordnung vorüberziehen — hielt das beſtändige Anſchauen der Sonne; Antiſthenes einen glücklichen Tod; Archytas eine gewonnene Schlacht; Ariſtipp das Vergnügen; Chryſipp die Erbauung eines prachtvollen Gebäudes; Cicero den Nachruhm; Crates eine glückliche Seereiſe; Diogenes die unabhängige Armuth; Epicur den ſinnlichen Genuß; Euripides die Liebe eines ſchönen Weibes; Heraklit das Vermögen; Horaz das nil admirari; Moſes das Glück und lange Leben; Periander die Ruhe; Polemon die Beredtſamkeit; Pythagoras die Anſchauung Gottes; Pyrrho die Seelenruhe; Salomo die Weisheit; Seneca das Bewußtſein ſeines Werthes; Simonides die Freundſchaft und Sokrates die Wiſſenſchaft für das höchſte Gut, für das größte Glück des Menſchen. — Auch die neuern Philoſophen haben über dieſe Frage Mancherlei gefaſelt; Hobbes ſuchte das höchſte Glück in der Freiheit, Montaigne in einem ſorgenfreien Leben, Rouſſeau in der Einſchränkung ſeiner Bedürfniſſe, Yorik-Sterne in der Empfindſamkeit und Young ſogar im Tode. Sollen auch wir unſere Meinung ſagen, ſo wollen wir kein Blatt vor den Mund nehmen und geſtehen, daß nach unſerer freilich etwas cyniſchen Anſicht das größte Glück unſeres ephemeren Daſeins — ein regelmäßiger Stuhlgang iſt.

Der Marquis Camille Anacréon von Vieuxbois hatte vom höchſten Gute eine ganz andere Anſicht; ſeine größte Freude, ſein ſchönſter Stolz, ſeine ganze Glückſeligkeit war — wie unſerm Leſer ſchon bekannt iſt — ſein großartiges Waſſer-Kabinet. Aber »nemo ante mortem beatus« ſagt der weiſe Solon und hat Recht.

Leichenblaß trat der Marquis von Vieuxbois ins Boudoir ſeiner »holden Herrin«. Der »foſſile Troubadour« ließ ſich auf eines ſeiner ſteifen Kniee nieder, erfaßte Sophiens Hand, preßte ſie an ſeine blaßblauen Lippen und rief mit wahrhaft rührender Verzweiflung:

— Zu Deinen Füßen, Sonne meines Lebens, liegt ein ruinirter Mann.

— Stehen Sie auf, Marquis; erzählen Sie, was geſchehen iſt.

— In vergangener Nacht, als ich in ſüßem Schlummer lag und von dem »Stern der Sterne« — von Ihnen — träumte, wurde ich urplötzlich durch einen furchtbaren Lärm geweckt. Feuer! Feuer! rufen tauſend Stimmen. Ich ſpringe raſch vom Lager auf, eile ans Fenſter und frage die Leute: wo brennt's! Bei Ihnen, lautet die Antwort.

— Bei Ihnen? wiederholte Sophie voll zärtlicher Theilnahme.

— Bei mir, bei mir! ruft der verſteinerte Minſtrel und ringt voll Verzweiflung die Hände. Ich eile in meine Schatzkammer, um das Theuerſte auf Erden, meine koſtbaren Reiſe-Erinnerungen, meine auf Flaſchen gezogenen Meere und Flüſſe zu retten. Zu ſpät, zu ſpät! Mein Kabinet ſteht in lichterlohen Flammen ... die Gluth iſt ſo groß, daß eine Flaſche nach der andern ſpringt. Vernichtet ſtehe ich mitten im Feuermeere und ſehe, wie die Waſſer ſich vermengen, wie mein Jordan ſich in die Moldau und meine Moldau ſich in den Guadalquivir ergießt. Das Feuer greift immer mehr und mehr um ſich; ſchon lecken die Flammen an meinen Kleidern; ich rette nichts als ein armſeliges Nöſel Manzanares und ein Fläſchchen Po, etwas Rhein und etwas Newa und will mit dieſen Trümmern meines Schatzes die Treppe hinabeilen, da ſehe ich zu meinem Schreck, daß auch ſie in Flammen ſteht. Ich ſtürze ans Fenſter zurück und rufe: Hilfe! Hilfe! Man legt eine Leiter an; unter jedem Arme zwei meiner geretteten Flüſſe ſchwinge ich mich durch das Fenſter auf die Leiter, um hinabzuſteigen; da wird mir plötzlich vor Angſt und Schreck ſo ſchwindelig, daß ich die Flaſchen nicht länger halten kann; ich muß ſie fallen laſſen, um mich an der Leiter feſtzuhalten. Auf dieſe Weiſe büße ich den letzten Reſt meiner Habe ein und komme unten ärmer als der ärmſte Bettler an ...

— Wie ungerecht ſind Sie gegen Ihr Schickſal ... es ließ Ihnen Ihr Leben, Ihre Geſundheit, Ihr Vermögen und Sie zählen ſich zu den Bettlern ...

— Weil mein höchſtes Gut, mein größtes Glück für mich verloren iſt. Gerechter Gott, was hab' ich jetzt von meinem zweiundzwanzigjährigen Hin- und Herwandern, was hab' ich von meiner dreimaligen Reiſe um die Welt? Nichts, gar nichts! Die köſtlichſten

Erinnerungen meiner Reiſen, meine Waſſer, ſind verbrannt . . . ich bin nun der unglücklichſte Touriſt, der beklagenswertheſte Menſch unter Gottes Sonne . . .

— Vergeſſen Sie nicht, Marquis, daß Sie noch jung genug ſind, Alles, was Sie eingebüßt haben, auf neuen Reiſen wieder zu erbeuten . . .

— O Seele meiner Seele, wenn Sie wüßten, wie ſchwer es dem Herzen Ihres treuen Sklaven wird, ſich von Ihnen zu trennen, dann erſt würden Sie begreifen, wie groß mein Schmerz, wie unermeßlich mein Verluſt iſt!

— Sie wollen alſo nie mehr reiſen?

— Nie mehr! Nie mehr! gelobte der abgebrannte Marquis mit rührendem Pathos.

— Gut; was in meiner Kraft liegt, Sie zu tröſten, ſoll geſchehen, Marquis; doch halt, damit ich's nicht vergeſſe: iſt Ihre Ode im »Mercure« erſchienen?

— So viel ich weiß, noch nicht.

— Und Sie ſchweigen zu dieſer Beleidigung?

— Ich habe dem perfiden Journaliſten vorgeſtern eine Herausforderung auf Piſtolen zugeſchickt . . .

— Und er?

— Hat bis jetzt nichts darauf erwidert . . .

— Sie müſſen ihn dann noch ein Mal fordern . . .

— Und zwar noch heute! ſetzte er mit bramarbaſirender Courage hinzu.

— Marquis, ich bewundere Ihren Muth . . . Sie ſind ein Edelmann von echtem Schrot, ein wahrer Troubadour, der, in der

Linken die Leier, in der Rechten das Schwert, nicht nur zu ſingen und zu preiſen, auch zu ſtrafen und zu rächen weiß!

— Die Liebe macht uns ſtark . . .

— Und ſelig macht der Glaube! ſetzte die Sängerin voll rührender Salbung hinzu, fiel aber ſchnell aus ihrer Rolle und fing wieder, ausgelaſſen luſtig, zu lachen an.

— Sie lachen? fragte der alte Troubadour.

— Nicht über Sie, Marquis.

— Ei, über wen denn ſonſt?

— Ueber den alten Don Quixote, von dem ich neulich im Louvre ein gar köſtliches Bild geſehen: Mit ſeinem Speere rennt er muthig . . . gegen ſeinen eigenen Schatten.

— Das Bild iſt . . .

— Von einem Maler, deſſen Name mir entfallen, fiel ihm Mademoiſelle Arnould in die Rede. Kommen Sie, Marquis, ich zupfe Ihnen wieder ein paar graue Haare aus . . .

— O Königin, wozu?

— Wie man ſo fragen kann! Um mir daraus ein Armband zu flechten . . .

— O wenn Sie das wollen, rief der überglückliche Schwärmer, dann ſteht Ihnen mein ganzer Haarwuchs zu Dienſten.

Und wieder legte er ſein Haupt auf ihren Schooß, und wieder zupfte ſie ihm ein graues Haar nach dem andern aus, und wieder ſang ſie ein Lied, eine Romanze:

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Höre meines Herzens Klagen,
Höre meiner Seele Gram,
Kannſt Du Liebe der verſagen,
Der Dein Aug' den Frieden nahm?

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß auf mich herniederträufeln
Deiner Augen Strahlenlicht,
Laß die Arme nicht verzweifeln,
Der's an jedem Troſt gebricht.

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre meiner Laute Lieder,
Höre meiner Lieder Ach.

Laß in Deinem Aug' mich leſen,
In dem Aug' ſo ſeelenvoll,
Ob ich ſelig ſoll geneſen,
Ob ich troſtlos ſterben ſoll.

Stern der Sterne, blick' hernieder,
Sonn' der Sonnen, ach, erwach',
Höre . . .

Er aber hörte nicht, denn wieder war er eingeſchlafen und wieder ſchnarchte er wie ein »junger Savoyarde«.

— Schnarche fort, mein alter Troubadour, hauchte Sophie leiſe vor ſich, legte ſein graues Haupt auf's Sopha und huſchte ins Nebenzimmer.

XXXI.

An demſelben Tage, gegen elf Uhr Morgens, befand ſich Gräfin Lauraguais, begleitet von einer ihrer Kammerfrauen, auf dem Wege nach der »Rue Richelieu«, um dort in einem der berühmteſten Modemagazine neue Kleiderſtoffe für die mit Rieſenſchritten näherrückende Herbſt-Saiſon auszuwählen. Der Zufall, der die Karten bisweilen auf höchſt impertinente Weiſe miſcht, war, als Hortenſe ihrem Kammerdiener den Befehl ertheilt hatte, augenblicklich anzuſpannen, auf den äußerſt boshaften Einfall gerathen, gerade jenen Wagen vorfahren zu laſſen, in dem ihr Herr Gemahl Abends vorher Mademoiſelle Arnould aus dem Theater abgeholt hatte.

Die Equipage fuhr eben am Schloß der Tuilerien vorüber, als der Blick der Frau von Lauraguais zufällig auf die Wagentaſche fiel, aus der jene Rolle herausſah, welche die Geliebte ihres Gatten hineingeſteckt hatte, ohne ſie wieder herauszunehmen, ein Vergeſſen, das ſo häufig geſchieht.

— Was iſt das? fragte die Gräfin und enthüllte das Papier.

— Ein Notenheft! ſagte die Kammerfrau, die den Fund mit höchſt neugierigen Blicken verſchlang.

— Die Partie der Ephiſe aus der Oper Dardanus und darunter der Name der Sängerin . . .

— Der Mademoiſelle Arnould . . . fügte die alte Duenna hinzu.

— Himmel, wie kommt die Partie dieſer Dame in den Wagen meines Gemahls?

— Sonderbar! höchſt ſonderbar! rief die Alte und ſchüttelte ihr gepudertes Haupt.

— Und ſeit wann mag dieſe Rolle . . .

— Allem Anſcheine nach ſeit geſtern Abend . . .

— Geſtern Abend . . .

— Wurde, wie ich mich ſehr wohl zu erinnern weiß, in der großen Oper Rameau's »Dardanus« gegeben. Die Partie der Ephiſe ſang . . .

— Mademoiſelle Arnould? fragte Hortenſe leichenblaß.

— Ganz recht, Frau Gräfin.

— O mein Gott! rief Frau von Lauraguais und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

— Was fehlt Ihnen?

— Nichts, nichts! ſchluchzte Hortenſe und drängte gewaltſam den Strom ihrer Thränen zurück.

— Gnädige Frau, was beunruhigt Sie?

— Eine Ahnung, Eliſabeth, die nun zur Gewißheit geworden iſt.

— O vertrauen Sie mir, Madame! Schütten Sie Ihren ganzen Kummer in das Herz Ihrer alten treuen Dienerin. Sagen Sie mir, was Sie quält?

— Ein Gedanke ſo gräßlicher Art, daß ich ihn kaum auszuſprechen wage. Mein Gemahl . . . liebt . . .

— Mademoiſelle Arnould? fragte die Alte mit erheucheltem Schreck.

— Wer ſagt das? rief Hortenſe, die es ſchon wieder bereute, ihr einen Blick in ihr Herz verſtattet zu haben.

— Ich glaubte nach dem, was Madame ſoeben gefunden hatte, einen Grund zu haben, zu glauben . . .

— Du haſt kein Recht zu glauben, was unglaublich iſt, rief die Gräfin, tief verletzt durch den Verrath ihres Gemahls.

— Gut, Madame, dann habe ich mich geirrt und bitte Sie und den Herrn Grafen wegen meines ganz und gar ungerechten Verdachtes tauſend Mal um Verzeihung . . .

— Schweig! rief die ſanfte Frau, zum erſten Male in ihrem Leben in Heftigkeit ausbrechend.

Die Alte ſprach keine Sylbe mehr. Auch die Gräfin verſank in tiefes Schweigen und ſchenkte tauſend quälenden Gedanken, die ſich wie giftgeſchwollene Skorpione an ihre Seele hingen, um deren Ruhe und Frieden zu verpeſten, wider ihren Willen Gehör und vollen unbedingten Glauben. Ihre Phantaſie malte ſich eine Hölle, deren tauſendfache Martern nur ein ſo ſchwer getäuſchtes Frauenherz erfinden, fühlen und begreifen kann. Ihr ſchönſter Glaube lag entblättert, ihr höchſtes Glück zerknickt vor ihren Augen, die, durch jähen Schmerz verſteinert, auf das Notenheft, das ſie unbeweglich in ihrer Hand hielt, und auf den Namen »Arnould« hinſtarrten, ein Kelch, aus dem ihre Seele das bittere Gift der Täuſchung ſog. Ihr ſtiller Gram hatte endlich den Gipfel erreicht; ihre großen, ſtarren Augen füllten ſich allmählig mit brennendheißen

Thränen, die, groß wie ihr Schmerz und langſam wie ihres Herzens Schlag, vom Saume ihrer Wimpern auf das weiße Roſenbeet ihrer Wangen herniedertropften. Dieſer große, ſtille, legitime Schmerz verklärte jeden ihrer ſchönen Züge und verwandelte ihr Antlitz in ein Bild, das ſchöner als Raphaels ſixtiniſche Madonna, rührender als Lebruns büßende Magdalena war. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Wagen hielt vor dem Modemagazin.

Hortenſe ermannte ſich und überlegte einen Augenblick, ob ſie umkehren oder ausſteigen ſollte; da wetterleuchtete urplötzlich durch die Nacht ihrer gramumflorten Seele ein Gedanke, der ſie bewog, ihre Thränen zu trocknen, den Wagen zu verlaſſen und mit rothgeweinten Augen ins Atelier ihrer Putzmacherin einzutreten.

— Was befehlen die Frau Gräfin? fragte die Oberprieſterin dieſes Modentempels.

— Ein paar Kleider von ſchwarzer Seide . . .

— Wir haben geſtern friſche, bunte, reizendſchöne Herbſtſtoffe erhalten. Wünſchen Sie, Madame, unſere neueſten Muſter zu ſehen?

— Nein, antwortete Hortenſe, deren Auge ſich von Neuem verdüſterte.

— Leiden Sie an Zahnſchmerzen? fragte die ſchlau ſondirende Marchande de Modes.

— Ach ja, Madame, ich leide fürchterlich . . .

— Dann empfehle ich Ihnen vor Allem Kreoſot . . . das hilft am ſchnellſten . . .

— Ich danke für Ihren guten Rath, ſprach die Gräfin, nahm die beiden ſchwarzen Kleider, die ſie auf ihre Rechnung ſchreiben ließ, und eilte ſo ſchnell als möglich zum Laden hinaus.

In demſelben Augenblick, als ſie in den Wagen einſteigen wollte, führte der Zufall den Viscount Clanricard vorüber. Er grüßte und blieb ſtehen.

— Gottes Finger! flüſterte ihr eine geheimnißvolle Stimme ihres Innern zu.

— Sie haben geweint? fragte Edgar mit der rührendſten Theilnahme.

— Geweint, wie noch nie in meinem Leben . . .

— Und der Grund dieſer Thränen?

— Bringt mich ins Grab, Mylord, ſagte ſie und ſtieg gleich darauf in den Wagen.

— Nach Hauſe! ſagte die alte Eliſabeth.

Und im Nu flog der Wagen von dannen. Clanricard aber ſtand wie feſtgewurzelt in der Erde und ſah der Equipage des Grafen bis zu dem Augenblick nach, wo ſie um die nächſte Ecke verſchwand.

— Meine Feenkönigin iſt nicht glücklich, ſagte er und zog tief betrübt weiter.

Unterweges überlegte die Gräfin, die wieder in dumpfes Hinbrüten verſunken war, was ſie thun ſollte. Zu gut, um ihrem Gemahle über deſſen Untreue, die nun offen vor ihren Augen lag, den geringſten Vorwurf zu machen, beſchloß ſie, ihm den Fund jener Rolle, die ihr von dem, was ſie längſt geahnt, Gewißheit verſchafft hatte, zu verſchweigen. Auch die Kammerfrau erhielt den ſtrengſten Befehl, keine Sylbe davon laut werden zu laſſen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In ihrer Wohnung angelangt, verſchloß ſie ſich in ihr Boudoir und ſchrieb ein Billet folgenden Inhalts:

»Hortenſe, Gräfin von Lauraguais, beeilt ſich, Mademoiſelle Arnould in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie heut Morgen im Wagen ihres Gemahls die Rolle der Ephiſe gefunden hat.

Das Notenheft folgt zurück.«

Dann klingelte ſie und ſagte zum eintretenden Kammerdiener:
— An Mademoiſelle Arnould, aber ſogleich!
Der Diener warf einen Blick auf die Aufſchrift.
— Gnädige Frau, ſagte er mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Beſcheidenheit, haben Etwas vergeſſen . . .
— Iſt der Brief nicht geſiegelt?
— Das wohl, aber die Wohnung . . .
— Fragt den Kutſcher des Grafen ... er wird es wiſſen ...
Der Diener entfernte ſich. Hortenſe griff — nach langer Zeit zum erſten Male — nach ihrer Harfe und ſang mit tiefer Wehmuth:

Dort oben am nächtlichen Himmel
Da glänzte ein Sternlein ſo mild,
Als wär' es das Aug' des Geliebten,
Als wär' es ſein magiſches Bild.
Ein Ahnen und Grauſen und Bangen
Macht jetzt, ach, das Herz mir ſo ſchwer . . .
Das Sternlein iſt untergegangen,
Und Nacht iſt es rings um mich her.

Dort oben am nächtlichen Himmel,
Da leuchtet der Sternelein Heer,
Doch find' ich, wie ſehr ich auch ſuche,
Das Aug' des Geliebten nicht mehr.
Drum hält mich Verzweiflung gefangen,
Drum weinet mein Auge ſo ſehr . . .
Das Sternlein iſt untergegangen,
Und Nacht iſt es rings um mich her.

Verhüllt Euch, Ihr Sterne dort oben,
Ihr weckt der Erinnerung Schmerz
Und tödtet, wenn lang' Ihr noch ſcheinet,
Mein krankes, gebrochenes Herz.
O ſeht auf den welkenden Wangen
Der Thränen unendliches Heer . . .
Die Sterne ſind untergegangen,
Und Nacht iſt es rings um mich her.

Und als der Refrain dieſes Liedes eben verklungen war, ſchlug der Ton einer platzenden Saite an ihr Ohr. Hortenſe lehnte das Haupt an ihre Harfe und brach von Neuem in Thränen aus.

XXXII.

Als Herr von Vieuxbois, der ſich, gleich nach dem bewußten Brande, in einen der benachbarten Gaſthöfe eingemiethet hatte, gegen Abend nach Hauſe kam, fragte er die Portière, ob Etwas für ihn angekommen ſei.

— Nichts als ein Brief, antwortete die alte Sybille und reichte ihm denſelben durch's Fenſter ihrer kleinen Loge.

Der abgebrannte, nervenſchwache Troubadour wurde kreidebleich, denn eine unheimliche Stimme ſeines Herzens ſagte ihm: »Guter Anacreon, dieſes Schreiben bringt Dir keine frohe Botſchaft.«

Tief beſtürzt ſtieg er die Treppe hinan.

Im Vorzimmer angelangt, fand er ſeinen alten Diener, mit einem zerfetzten Traumbuche in der Hand, ſo feſt eingeſchlafen, daß dieſer das Eintreten ſeines Gebieters nicht vernahm. Der Marquis, der den ſüßen Schlaf ſeines treuen Reiſegefährten durchaus nicht ſtören wollte, ſchlich auf den Zehen in ſein Zimmer, zog dort aus einem grünen Saffian-Futterale, das auf ſeinen Papieren lag, eine goldene Brille heraus, raffte ſämmtlichen Vorrath ſeines Muthes zuſammen, ſetzte die Brille auf, ſtellte ſich an's Fenſter und . . . erbrach das verhängnißvolle Billet. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht.

Der Inhalt lautete:

»Der Redacteur des „Mercure galant“ benachrichtigt den Herrn Marquis Camille Anacréon von Vieuxbois, daß er die ihm eingeſchickte Ode an Mademoiſelle Sophie Arnould jetzt unter keiner Bedingung auf-, dagegen die bewußte Herausforderung auf Piſtolen mit dem größten Vergnügen annimmt.

Der Marquis von Vieuxbois hat ſich nun — Falls er kein Haſenfuß iſt — übermorgen früh mit dem Glockenſchlage Acht, in Begleitung zweier Zeugen, an dem von ihm angegebenen Orte pünktlich einzufinden oder zu erwarten, daß ſein Ausbleiben die unangenehmſten Folgen für ihn nach ſich ziehen wird.«

Und dann folgte die eigenhändige Unterſchrift.

Der Schreck, der ſich der Seele unſeres armen Troubadours bemeiſterte, iſt ſchwer zu beſchreiben. Betäubt rannte er in ſeinem Zimmer auf und ab, ſchlug ſich zwanzig Mal vor die Stirn, verwünſchte ſich und ſeine platoniſche Liebe zu Mademoiſelle Arnould, die an dem ganzen Unglück Schuld ſei, und wußte nicht, was er vor Angſt anfangen ſollte.

— Ich hab's, ich hab's, rief er endlich, ſuchte Dinte, Feder und Papier und ſchrieb folgende

Todesanzeige.

»Geſtern zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags iſt der durch ſeine wiſſenſchaftlichen Reiſen um die Welt hochverdiente Vicomte Camille Anacréon von Vieuxbois, Ritter des Malteſerordens und einer unſerer geiſtreichſten Liederdichter, vom Schlagfluß getroffen worden und eine Stunde ſpäter in den Armen ſeines Beichtvaters geſtorben. Welt und Wiſſenſchaft verlieren in ihm einen ihrer edelſten Menſchen. Die eine Hälfte ſeines ziemlich bedeutenden Vermögens hat er der berühmten Sängerin, Sophie Arnould, die andere milden Stiftungen vermacht. Sanft ruhe ſeine Aſche!«

Nachdem Herr von Vieuxbois die Anzeige ſeines Todes mit

Sand beſtreut hatte, weckte er ſeinen Diener, deſſen Vornamen, Sulpice, er — Gott weiß weshalb — in Androkles umgetauft hatte. Sulpice war eine einfältig treue, maaßlos geſchwätzige Seele, die unter vielen komiſchen Eigenheiten auch die beſaß, manche Ausdrücke, die nicht ſehr gebräuchlich waren, in der Ausſprache ſo zu verunſtalten, daß ſie dadurch eine ganz andere, oft ſehr drollige Bedeutung erhielten.

— Androkles, Androkles! rief der »verſteinerte Minſtrel« und rüttelte den in feſten Schlaf verſunkenen Diener auf.

— Wo brennt's? Wo brennt's? fragte er erwachend.

— Nirgends, alter Freund, nirgends!

— Ach, Herr Marquis, warum haben Sie mich geweckt?

— Um Dich zu bitten, dieſe höchſt wichtige Anzeige ins Bureau der »Gazette de France« zu tragen, damit ſie wo möglich ſchon morgen früh, hörſt Du, morgen früh erſcheint.

— Schön, ſehr ſchön, ſagte Sulpice und dehnte, gähnte, reckte und ſtreckte ſich wie ein Siebenſchläfer. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, was ich für einen böſen Traum gehabt . . .

— Geh', geh', guter Androkles!

— Gleich, gleich, lieber Herr, aber hören Sie zuvor meinen häßlichen Traum. Wir befanden uns in Neapel — Sie und ich — die Hitze war ſo groß . . . die Luft ſo ſchwül . . . das Wetterglas zeigte 48 Grad de Namur . . .

— Réaumur willſt Du ſagen.

— Réaumur wollte ich ſagen. Aber trotz der großen Schwüle beſchloſſen wir — Sie und ich — einen Ausflug nach Portici und von dort nach dem Veſuv. Geſagt, gethan! Wir erreichten unſer Ziel und beſtiegen gegen Abend den Vulcan; aber ſchon auf der

Hälfte des Weges wird Moſje unruhig und bekommt eine neue Erection . . .

— Eruption willſt Du ſagen . . .

— Eruption will ich ſagen. Wir aber — Sie und ich — laſſen uns durch ſein Brüllen nicht abhalten und ziehen muthig weiter; plötzlich öffnet ſich unter unſern Füßen ein neuer Prater . . .

— Krater willſt Du ſagen . . .

— Plötzlich öffnet ſich ein neuer Krater und . . .

— Verſchlingt uns. Biſt Du fertig? fragte der Marquis, der auf glühenden Nadeln ſtand.

— Noch nicht . . .

— Dann kannſt Du den Schluß Deines Traumes mir heute Abend erzählen; jetzt mußt Du fort, ſprach Herr von Vieuxbois und drückte ihm die Todesanzeige in die Hand.

— Ich laufe, ſagte der alte Schwätzer. Aber das Allerwichtigſte, gnädiger Herr, hätten wir beinah' vergeſſen. Sie haben mir noch kein Geld gegeben . . .

— Wofür?

— Für die Inſurrectionsgebühren . . .

— Inſertionsgebühren willſt Du ſagen. Hier, alter Knabe, ſind zwei Laubthaler, nun aber mache, daß Du fortkommſt.

Einen Augenblick ſpäter befand ſich Androlles auf dem Wege zum Zeitungs-Bureau.

Unſer Troubadour, Anfangs ganz beruhigt, gewann indeß ſchnell genug die Ueberzeugung, daß jene Liſt, die er gebrauchte, um dem bewußten Duell aus dem Wege zu gehen, ihm keineswegs hinreichend ſichern Schutz gewähre.

— Wenn der Elende, der meine Herausforderung angenommen hat, morgen meine Todesanzeige lieſ't, wird er ſich nicht erkundigen, ob ich wirklich geſtorben ſei? Und wenn dieſer Menſch erführe, daß ich noch lebe, wäre ich dann einen Augenblick meines Lebens ſicher? O Gott, wie ſchwer laſtet jetzt der Himmel von Paris auf mir!

Der Marquis überlegte, wie er der Gefahr, die ihm drohte, am ſicherſten entgehen könnte. Das Mittel war ſchnell genug gefunden.

Als Androkles zurückkam, fragte der Marquis:

— Wann erſcheint meine Anzeige?

— Morgen früh, gnädiger Herr!

— Dann iſt's hohe Zeit, daß wir einpacken. Heute Nacht reiſen wir . . .

— Wohin, lieber Herr? fragte der treue Diener.

— In Gottes freie Welt hinaus. Paris, mein guter Androkles, iſt ein Sodom und Gomorrha . . . Wir gehen von hier nach Havre . . .

— Und von dort? fragte Sulpice, ſich betrübt das Ohr kratzend.

— Treten wir unſere vierte Reiſe um die Welt an; ich ſammle neue Waſſer; Du ſuchſt Dir neue Käfer und fängſt Dir neue Schmetterlinge. Und ſind wir müde des Umherreiſens, dann ſiedeln wir uns in einem der freien Urwälder von Südamerika an, treiben dort Ackerbau und Viehzucht und gründen eine neue Colonie, ein neues Reich. Ich beſteige als Anacréon I. den jungen Thron, erhebe eine Eingeborene zu meiner Gemahlin, ernenne Dich zu meinem erſten Miniſter und mache Dich außerdem zu meinem Schatzmeiſter. Biſt Du damit zufrieden?

— Sehr zufrieden, ſeufzte die treue Seele.

— Alſo eingepackt! In längſtens zwei Stunden müſſen wir Paris im Rücken haben!

— Das verdammte Reiſen, ſtöhnte Sulpice, als ſein Herr ihn verlaſſen hatte, um ſeine Anſtalten zur Abreiſe zu treffen. Der Marquis iſt ein lieber guter Herr; ich würde ihn anbeten und vergöttern, wenn er mehr Sitzfleiſch hätte; aber nirgends hat er Ruhe. Mein Herr iſt der ewige Jude!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter befanden ſich Herr und Diener auf dem Wege nach Rouen.

XXXIII.

— Reizendes Weſen, ſagte am andern Morgen Doctor Dardanus Syhynr zu ſeiner Freundin Sophie, ich beeile mich, Ihnen meinen aufrichtigſten Glückwunſch abzuſtatten . . .

— Wozu? fragte Mademoiſelle Arnould.

— Geſtern Abend iſt einer Ihrer treueſten Verehrer, der Marquis von Vieuxbois, geſtorben.

— Geſtorben?

— In Folge eines Schlagfluſſes. Ihr kleiner Malteſer hat die Hälfte ſeines ziemlich bedeutenden Vermögens milden Stiftungen, die andere Hälfte der erſten Künſtlerin Frankreichs, unſerer gefeierten Sophie Arnould vermacht.

— Ein hübſcher Scherz!

— Hier, Schatz, haben Sie es ſchwarz auf weiß, ſagte der Doctor und zeigte ihr die Zeitung, in der die Todesanzeige des Marquis abgedruckt war.

— Und Sie glauben daran?

— Ich glaube an Alles, was in den Zeitungen ſteht.

— Das iſt ſehr artig von Ihnen; ich aber, Doctor, bin nicht ſo leichtgläubig, wie Sie, und hätte große Luſt zu wetten, daß das Ganze nur ein Puff iſt.

— Ein Puff? Ich wette . . .

— Um wieviel?

— Tauſend Louis gegen Hundert, daß der Marquis von Vieurbois in der That geſtorben iſt.

— Angenommen! ſagte Sophie und reichte ihm ihre Hand. Nun aber iſt die Reihe an mir, Ihnen meinen Glückwunſch abzuſtatten . . .

— Wie? Hat auch mich Jemand zu ſeinem Erben eingeſetzt?

— Das nicht; doch darf ich Ihnen eine Nachricht mittheilen, die Sie ſehr überraſchen wird. Ihre Aufnahme in den Schoos der Akademie unterliegt faſt keinem Zweifel mehr . . . ich habe ſechszehn Stimmen für Sie geſammelt; es fehlen uns noch fünf, dann haben wir die Majorität und ſind unſerer Sache gewiß. Nun aber verlange auch ich einen Dienſt von Ihnen . . .

— Tauſend Louisd'or . . .

— Behalten Sie Ihr Geld . . . ich brauche es nicht . . .

— Womit alſo kann ich dienen?

— Jene ſchwarzſeidene Unbekannte, die vor Kurzem Ihre ärztliche Hilfe in Anſpruch genommen hat . . .

— Iſt nicht Marquiſe von Kergalet, ſondern Gräſin von Lauraguais. Die gute Frau hat ihr Incognito abgelegt und mich zu ſich bitten laſſen, weil ſie ſich ſeit einigen Tagen unwohl fühlt …

— Ich weiß es von ihrem Gemahle. Graf Lauraguais, der jenes kleine Portefeuille, das Sie von ſeiner Gattin erhalten und mir zum Geſchenk gemacht, bei mir gefunden hat, iſt ſeit jenem Augenblick der Meinung, daß Gräſin Hortenſe — allem Anſcheine nach hat das bewußte Gedicht ihn zu dieſem Argwohn verleitet — in Sie ſterblich verliebt ſei.

— Verliebt? In mich??

— Ich habe mehr als einen Grund, Sie zu bitten, den Grafen in ſeinem Irrthume beſtmöglichſt zu beſtärken.

— Eine Intrigue dieſer Art ſcheint mir ſehr gefährlich …

— Sie irren, Doctor. Graf Lauraguais hat offen erklärt, daß er ſeine Frau nicht liebt und daß es ihm ſehr erwünſcht iſt, wenn ſie irgend Jemanden gefunden hat, auf den ſie ihre Liebe ſo zu ſagen überträgt …

— Das begreife ich nicht. Gräſin Hortenſe iſt eine Schönheit erſten Ranges …

— Das glaube ich; aber der Geſchmack, Doctor, iſt verſchieden, und manche Dame, die in den Augen eines Andern eine Feenkönigin iſt, hat in den Augen ihres Gemahls oft weniger Reiz als die gewöhnlichſte Griſette.

— Die arme Frau!

— Vernachläſſigt von ihrem Gemahle hat ſie, wie ich glaube, ihr Herz und ihre Liebe einem Andern geſchenkt …

— Und dieſer Andere?

— Darf ihr täglich neue Huldigungen darbringen, weil bis jetzt nicht der leiſeſte Verdacht auf ihm ruht . . .

— Und ich, ich ſoll alſo der Quaſi-Blitzableiter, die ſpaniſche Wand, der Deckmantel des begünſtigten Nebenbuhlers ſein?

— Niemand eignet ſich dazu beſſer als Sie . . .

— Sehr verbunden! Sie begreifen, liebe Freundin, daß die Rolle, welche Sie mir zutheilen, in keiner Beziehung dankbar iſt. Etwas ſcheinen, was man nicht iſt, Verdacht auf ſich laden, ohne ihn zu verdienen, und ſich dabei Gott weiß welcher Gefahr ausſetzen, iſt ein höchſt unangenehmer Auftrag. Und dennoch will ich dieſe Rolle übernehmen, wenn Sie mir ſagen, wem ich dadurch einen Dienſt erweiſe.

— Mir!

— Ihnen? Wie leicht ich ſonſt jedes Räthſel rathe, dies, theure Freundin, begreife ich nicht . . .

— Und doch liegt die Auflöſung ſo nahe! Ich bedauere die arme Gräfin jetzt mehr als je. Ein plumper Zufall hat ſie erſt geſtern in das Geheimniß eingeweiht, daß Sophie Arnould ihre Nebenbuhlerin und die Urſache ihres ganzen Unglücks iſt. Gräfin Hortenſe haßt und verachtet mich. Mein Herz ſagt mir, daß ich kein Recht habe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die arme Frau! Ich habe ihr die Liebe ihres Gatten geraubt und will ihr, als Erſatz dafür, die Liebe deſſen ſichern, der ſie anbetet mit allen Kräften ſeiner Seele . . .

— Und der Name ihres Anbeters?

— Muß mein Geheimniß bleiben, denn nur ſo kann ich einen Theil meines Unrechts gut machen . . .

— Sehr edel von Ihnen! Was aber ſoll denn ich dabei thun?

— Gräfin Lauraguais muß, um ihren Gemahl zu vergeſſen, ſo bald als möglich Paris verlaſſen . . . Sie müſſen ihren Zuſtand höchſt bedenklich finden und ſie nach irgend einem Bade ſchicken...

— Um ihr Gelegenheit zu verſchaffen, ſich dort ungeſtört der Anbetung des Unbekannten überlaſſen zu können . . . O ich Dummkopf . . . nun verſtehe ich Ihren Plan, und um Sie zu überzeugen, wie gern ich Ihnen diene, will ich ſogleich zur Gräfin und ihr begreiflich machen, daß ihr Zuſtand vor allen Dingen Luftveränderung und ein wärmeres Klima erheiſche. Ich ſchicke die gute Frau nach Saint-Sauveur, und nach dem, was Sie mir eben mitgetheilt haben, müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn meine Tinctur dort nicht wirken ſollte. Du lieber Gott, wozu ſind denn überhaupt dieſe Bäder da? Und wenn dann der Wunſch der Gräfin in Erfüllung geht, wenn ſie nach der Rückkehr aus dem Bade ihren Herrn Gemahl mit einem kleinen Thronerben überraſcht, dann . . .

— Feiert Doctor Dardanus einen neuen Triumph!

— Victoria! rief er und rannte fort.

XXXIV.

Der Mittwoch brachte wieder den Thierbändiger. Der Diener trat ihm, wie vor acht Tagen, mit der Nachricht entgegen, daß Mademoiſelle auch heute nicht zu ſprechen ſei.

— Ich muß ſie ſprechen, erklärte unſer Holländer.

— Unmöglich, mein Herr, denn ſoeben iſt Mademoiſelle ins Bad geſtiegen . . .

— Dann warte ich . . .

— Mademoiſelle iſt unwohl und will heute durchaus keinen Beſuch annehmen . . .

— Mich aber, guter Freund, wird ſie augenblicklich annehmen, wenn Sie ihr ſagen wollen, daß ich ihr ein höchſt wichtiges Geheimniß zu entdecken habe, ein Geheimniß, für deſſen Mittheilung ſie mir ſehr verbunden ſein wird . . .

— Warten Sie, ſagte der dienſtthuende Geiſt und verfügte ſich in die Gemächer ſeiner Herrin.

Einen Augenblick ſpäter wurde Slippen vorgelaſſen.

— Sie haben mir ein Geheimniß mitzutheilen? fragte die Arnould.

— Ein Geheimniß, das einen Ihrer Freunde, den ſogenannten Doctor Dardanus Sphynx betrifft, für den Sie ſich ſehr zu intereſſiren ſcheinen, denn Sie werben, wie ich durch Zufall erfahren habe, Stimmen für ihn, um ihm einen Platz in der Akademie zu verſchaffen . . .

— Ich hoffe, mein Herr, daß Sie nichts dagegen haben . . .

— Nicht das Geringſte! Aber wenn Sie erfahren . . .

— Wenn ich erfahre?

— Wie ſehr mich hungert, ſetzte der Menageriebeſitzer in larmoyantem Tone hinzu.

— Iſt das Ihr Geheimniß?

— Aus meinem Hunger habe ich, wie Sie wiſſen, nie ein Geheimniß gemacht; das, was ich Ihnen ſagen will, betrifft den ſogenannten Doctor Sphynx; wenn Sie den wahren Namen dieſes Mannes erfahren, werden Sie außer ſich gerathen . . .

— Mein Gott, warum?

— Weil Sie begreifen werden, daß ein Mann, der von ſeinem Vater einen ſo unanſtändigen Namen geerbt hat, nie Mitglied der Akademie werden kann . . .

— Der Name Dardanus Sphynx . . .

— Iſt nur angenommen; ſein wahrer Name aber von der Art, daß man ſich ſchämen muß, ihn einer Dame gegenüber auszuſprechen. Wenn ich das Unglück hätte, ſo zu heißen wie Ihr Freund, ich würde vor Schaam in die Erde ſinken . . .

— Sie ſpannen meine Neugier . . . dieſer Name . . .

— Iſt ein höchſt anſtößiges Wort, das Sie ſchwerlich in irgend einem Lexikon, aber weit eher auf dem Pont-neuf finden, wenn Sie vor dem Denkmale Heinrichs IV. ſtehen . . .

— So iſt alſo ſelbſt ſein Name ein Räthſel . . .

— Und die Auflöſung dermaßen unanſtändig, daß ich nicht den Muth habe, Sie damit bekannt zu machen . . .

— Wir ſind unter uns . . . faſſen Sie ein Herz . . . nennen Sie mir den geheimnißvollen Namen . . .

— Unter einer Bedingung . . .

— Daß ich Ihren Hunger ſtille . . .

— Ich lechze nach einem Frühſtück . . .

— Es ſei Ihnen zum letzten Male gewährt . . . nun aber raſch die Auflöſung . . .

— Es iſt ein höchſt fatales Wort, das ſich laut nicht gut ausſprechen läßt; doch will ich's Ihnen ſo leiſe als möglich ins Ohr flüſtern . . .

— Heraus damit!

Der Thierbändiger raunte ihr den Namen ein . . . Sophie brach in ein unbeſchreibliches Gelächter aus. In demſelben Augenblick erſchien Papa Hegeſippe.

— Was giebt's? fragte die Tochter.

— Mordſkandal! antwortete der Portier. Im Hausflure harrt eine Frau . . .

— Eine Frau? wiederholte der Holländer mit allen Anzeichen eines paniſchen Schreckens.

— Ein Frau, die tauſend Teufel im Leibe hat und ſich durchaus nicht abweiſen läßt . . .

— Das iſt mein Weib! rief der Unglückliche, dem die Haare zu Berge ſtanden.

— Was will die gute Frau? fragte Sophie.

— Ihren ungetreuen Mann erwarten.

— Mich trifft der Schlag! ſchrie van der Slippen.

— Mann des Erbarmens, faſſen Sie ſich!

— Sie kennen meine Margarethe nicht. Eine gereizte Hyäne iſt ein furchtſames Lamm gegen ſie . . .

— Was wollen Sie thun?

— Mich verſtecken . . .

— Menſch, ſchämen Sie ſich nicht?

— Nein! antwortete der phlegmatiſche Holländer.

— Ein Mann Ihrer Art iſt verächtlich . . . entfernen Sie ſich, ſagte Sophie.

— Jetzt, im gefährlichſten Augenblick meines Lebens?

— Machen Sie, daß Sie fortkommen, ſagte der Portier und öffnete die Thür.

— Weh mir, ich bin verloren! rief der Menagerie-Beſitzer und folgte mit tauſend Aengſten im Herzen dem ſchadenfrohen Thürhüter.

Margarethe, beide Arme in die Hüften geſtützt, harrte am Fuße der Treppe.

— Kommſt Du endlich? rief ihm die Furie entgegen.

— Ja, liebes Kind, erwiderte der Thierbändiger, der vor Schreck einen großen Theil ſeines Bewußtſeins verloren zu haben ſchien.

— Warte, guter Freund, nun ſollſt Du ſehen, wie Dein betrogenes Weib ſich rächen will, ſchrie die kleine Xantippe, faßte den großen, ſtarken Simſon am Arme und zerrte ihn auf die Straße hinaus.

Hier, dicht vor dem Hausthore, harrte ein großer, ziemlich geräumiger, auf vier Rädern ruhender Menageriekäfig, vor deſſen geöffneter Thür der Kutſcher ſtand, um ſeinen armen Herrn in Empfang zu nehmen, welcher willenlos hineinſtieg. Margarethe verſchloß hinter ihm die Thür, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und rief mit wuthverzerrter Miene:

— Nun will ich ein Exempel ſtatuiren, wie ein beleidigtes Weib die Untreue ihres Mannes beſtraft!

Der Käfig, in deſſen Innern ſich nichts weiter als ein elender Strohſack befand, auf den das arme, halb todtgeängſtigte Opferlamm bewußtlos niederſank, rollte langſam über das ſchlechte Straßenpflaſter.

Mademoiſelle Arnould, welche, zum Fenſter hinausſehend, eine Zeugin dieſes neuen, höchſt überraſchenden Schauſpiels war, wollte berſten vor Lachen.

— Da fährt er hin, der ſtarke Mann, welcher Löwen und Tiger, Leoparden und Hyänen bändigt und ſich von ſeinem Weibe ohne Widerſtand, geduldig wie ein Schöps, in den Käfig einſperren läßt! Das ſind die Folgen der Ehe! Auch ſie iſt eine Thierbändigerin, die den Löwen in eine Schnecke, den Tiger in einen Haſen verwandelt!

XXXV.

Unſere kleine Novelle iſt nun ſo weit vorgeſchritten, daß wir den Lauf derſelben ſehr beſchleunigen können, wenn wir dem freundlichen Leſer einige Auszüge aus Sophiens Tagebuch mittheilen. Hier folgen ſie.

Donnerſtag, 5. Auguſt.

Heute Morgen beſuchte mich Zavarroni. Mit freudeverklärter Miene erzählte er mir, er habe vorgeſtern früh mit Grimm die bewußte Anleihe von 300,000 Livres abgeſchloſſen und dafür die »heilige Verſicherung« erhalten, daß der Herzog von Orleans all ſeinen Einfluß aufbieten wolle, ihm in möglichſt kurzer Zeit das gewünſchte Adelsdiplom zu verſchaffen. Wenn unſer König von Gottes Gnaden den eitlen Hebräer baroniſirt, verzichtet derſelbe auf Verzinſung ſeines Capitals; wird Zavarroni nicht geadelt, ſo muß ihm der Herzog — unter uns geſagt — zwölf Procent bezahlen. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Nachmittag empfing ich Herrn Rouſſeau. Er beeilte ſich, mir anzuzeigen, daß der Wahl meines Candidaten ein ganz unerwartetes Hinderniß entgegengetreten ſei. Einige Mitglieder, die ſich bereit erklärt hatten, dem Doctor Sphynx ihre Stimme zu ſchenken, haben ihr Verſprechen zurückgenommen, weil ſie in Folge nothwendiger Erkundigungen, die ſie über ſeine Perſon und ſeinen Lebenswandel eingezogen, in Erfahrung gebracht, wie ſein Familienname dergeſtalt anrüchig ſei, daß die ganze Akademie dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfallen und ſich heillos proſtituiren würde, wenn ſie einem Menſchen, der das Unglück hat, Jean F . . . . zu heißen, einen ihrer Fauteuils einräumen wollte. Der arme Mann hat in der That einen fatal-komiſchen Namen, ſo daß Jeder, dem dieſer häßliche Name kein Geheimniß iſt, dem Beſitzer deſſelben geradezu ins Geſicht lachen muß. Mir fällt dabei jener Unglückliche ein, der einſt ins Waſſer geſprungen iſt, weil er »Cocu« geheißen hat. Und doch iſt dieſer Name noch lange nicht ſo unanſtändig, als jener meines Candidaten. Ich habe den Doctor davon in Kenntniß geſetzt und ihm den guten Rath ertheilt, ſich ſofort an den König zu wenden und ihn um ſchleunige Abänderung dieſes unglücklichen Namens zu bitten. Dann, meinte Rouſſeau, würde ſeiner Aufnahme in den Schoos der Akademie nichts mehr im Wege ſtehen. — In einer Nachſchrift habe ich ihm die nicht minder unangenehme Nachſchrift mitgetheilt, daß er ſeine Wette von tauſend Louis verloren hat, da der Marquis von Vieurbois, der nach der Todesanzeige in der »Gazette de France« am Schlagfluß geſtorben ſein ſollte, nach einem Bericht im heutigen »Mercure« friſch und geſund in Rouen angelangt und von hier nach Havre

gereiſt ſei, um ſich dort eilig nach Amerika einzuſchiffen und auf dieſe Weiſe dem fatalen Piſtolen-Duell aus dem Wege zu gehen.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Freitag, 6 Auguſt.

Clanricard, den ich ſehnſüchtiger als je erwartet hatte, um zu erfahren, wie weit ſeine Liebe zur Gräfin gediehen ſei, iſt heute zum erſten Male ausgeblieben. Beweis, daß er nur noch für ſie lebt und daß Unſer Einer todt für ihn iſt. Das Schickſal der armen Gräfin bleibt für mich eine neue Warnung, nie zu heirathen. Die Ehe, ſagt ſchon Heloiſe, iſt das Grab der Liebe. Arme Hortenſe! Seit jenem Tage, an dem ſie meine Rolle in dem Wagen ihres Gemahls gefunden hat, trägt ſie ſich, wie der Graf mir ſagt, ganz ſchwarz. Auf ſeine Frage, was ſie betraure, entgegnete ſie: »das Theuerſte auf Erden: Deine verlorene Liebe.« Kinderpoſſen! meint Herr von Lauraguais und hält den Schmerz ſeiner Frau für eine Komödie, durch die ſie ihn blos rühren will; außerdem glaubt er noch immer, daß ſie den Doctor liebt, der ſie jetzt tagtäglich beſucht. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Sonnabend, 7. Auguſt.

Der gute Grimm iſt außer ſich vor Freuden, daß er ſeinem Herrn das Geld verſchafft hat. Der Herzog hat geſtern mit den Miniſtern geſprochen und von ihnen das Verſprechen erhalten, daß Zavarroni in Kurzem geadelt werden ſoll. — — — Dem armen Rouſſeau, der ſich in neuer Geldverlegenheit befindet, habe ich durch Grimm die andern fünftauſend Livres geſchickt. Der Himmel gebe, daß Grimm vorſichtig ſei und Rouſſeau nie erfahre, wer ihm geholfen hat. Ach Gott, ich möchte reich, ſehr reich ſein, um mit Jedem, welcher darbt, meinen Ueberfluß zu theilen. In Kurzem hoffe ich ſo viel erſpart zu haben, um meinem armen Vater und Pathen ein kleines Gut kaufen zu können.

Nachmittags habe ich vom Thierbändiger ein Billet erhalten, durch das er mich in Kenntniß ſetzt, daß ſeine »vielgeliebte Margarethe« ihn dreimal vierundzwanzig Stunden bei Waſſer und Brot im Käfig eingeſperrt gehalten und ihn dann erſt freigelaſſen, nachdem er ihr das ſchriftliche Verſprechen ausgeſtellt habe, in längſtens drei Tagen Paris für immer zu verlaſſen. Mit blutendem Herzen ruft der arme Mann mir heute, am Tage ſeiner Abreiſe, ein Lebewohl zu und ſchickt mir, als ein Zeichen dankbarer Erinnerung an die ſchönſten Frühſtücksſtunden ſeines Lebens, den ſchönſten ſeiner Affen, einen »Midas rufimanus«, bei deſſen Anblick »ich ſeiner auch in der Ferne gedenken möge.« In einem von Thränen befeuchteten Poſtſcriptum erzählt er mir, daß ſeine »theuere Margarethe« ſich entſchloſſen habe, ihm täglich zwei Fleiſchſpeiſen zu bewilligen. Dann werde ich bald vergeſſen ſein! — — —

XXXVI.

Mademoiſelle Arnould hatte jetzt drei ihrer Anbeter — die Herren von Vieuxbois, van der Slippen und Clanricard — eingebüßt; deſto mehr Muße blieb ihr nun, Dem anzuhören, dem ſie am meiſten zugethan war: dem Grafen von Lauraguais. Die Andern betrachtete Sophie als Garden ihres Hofſtaates und als willenloſe Gambitſteine, durch die ſie den »König ihrer Neigung« — Hortenſens Gemahl — in beſtändigem Schach erhielt.

— Theure Sophie, ſagte der eintretende Graf, ich bringe Ihnen eine frohe Sonntagspoſt. Morgen mit Tagesanbruch reiſt meine liebe, gute, kranke Frau in die Pyrenäen . . .

— Und Sie, Herr Graf, begleiten Sie.

— Was fällt Ihnen ein . . . ich bleibe in Paris . . .

— Dann reiſe ich . . .

— Und wohin?

— Nach Rom . . .

— Mort de ma vie, was wollen Sie in dieſer frommen, höchſt langweiligen Kirchenſtadt?

— Dem heiligen Vater meine Sünden beichten und dann in ein Kloſter gehen . . .

— Sophie, liebe, ſüße, theure Sophie, ſind Sie krank?

— Geſunder als je . . .

— Und Sie wollen ſchon jetzt Ihre Sünden beichten, wollen in ein Kloſter gehen?

— Um dem heiligen Muttergottesbilde zu Santa Caſa di Loretto dort jenen Teppich zu weihen und ein Gelübde zu thun . . .

— Ein Gelübde . . .

— Daß ich niemals heirathen will.

— Und warum, meine ſchöne Sünderin?

— Weil das Schickſal der Gräfin Hortenſe von Lauraguais für mich das abſchreckendſte Beiſpiel iſt . . .

— Wie? Sie bedauern meine Frau?

— Nicht weniger als jede Andere, die zur Galeerenſtrafe der

Ehe verurtheilt iſt. Ach die Ehe! Sie iſt mehr als eine Strafe . . . ſie iſt ein Unglück, ein Fluch. Gräfin Hortenſe, ein von aller Welt angebetetes Weib, iſt das unglücklichſte Geſchöpf, weil ſie den einzigen Fehler hat, Ihre Frau zu ſein . . .

— Aber bin ich nicht der beſte Ehemann, den ſie ſich wünſchen kann? Ich weiß, daß ſie den alten Quackſalber liebt und mache ihr nicht den leiſeſten Vorwurf . . . er ſchickt ſie nach Saint-Sauveur . . . ich bin nicht eiferſüchtig und ſage zu ihr: Reiſe mit Gott, liebes Kind, und bleib' ſo lange es Dir gefällt . . . Kann meine Frau ſich einen beſſern Gatten wünſchen?

— Beneidenswerthe Frau! Was aber hoffen Sie von dieſer Reiſe?

— Ich hoffe, daß der Verführer ihr folgen werde. Dort in ſtiller Einſamkeit wird die gute Frau ſich endlich rühren laſſen, ihn erhören und mir dadurch ein Recht geben, mich von ihr ſcheiden zu laſſen . . .

— Und dann?

— Wird Sophie Arnould Gräfin von Lauraguais . . .

— Und würde es mir dann wohl beſſer gehen als der armen Hortenſe?

— Sie haben Geiſt und Witz und beſitzen das Geheimniß, uns ſtets von Neuem zu feſſeln . . .

— Doch währt mein Zauber ſo lange nur, als ich frei und unabhängig bin . . . bin ich Ihre Frau, hat aller Reiz ein Ende. Und darum erklärt Ihnen Sophie Arnould heut zum hundertſten Male, daß ſie bis zum letzten Hauche ihres Lebens frei und ledig bleibt!

— Erlauben Sie, Sophie, daß ich noch nicht alle Hoffnung aufgebe, ſagte Herr von Lauraguais und umarmte ſeine Geliebte.

XXXVII.

Am andern Morgen trat die Gräfin, begleitet von der alten Eliſabeth, ihre Reiſe nach den Pyrenäen an.

Drei Tage ſpäter folgte Edgar Clanricard.

An demſelben Tage ſchlug eine vierſpännige Extrapoſt die Straße nach Belgien ein. Mademoiſelle Arnould benutzte ihre Urlaubszeit zu einem Ausfluge nach Spaa. Ihr Reiſegefährte war Herr von Lauraguais.

XXXVIII.

Es könnte uns nun gar nicht ſchwer werden, mit Hilfe einiger guten Reiſebücher zwei berühmte Badeorte zu ſchildern, die wir — im Vertrauen geſagt — nie geſehen haben. Läge es in unſerer Abſicht, einen dickleibigen Feuilleton-Roman zu ſchreiben, ſo würden wir dieſe doppelte Gelegenheit gewiß nicht unbenutzt vorüberhuſchen laſſen und mit einer ausführlichen Schilderung von Saint-

Sauveur und Spaa mit Bequemlichkeit ſechs bis acht Druckbogen füllen können und zwar auf folgende Weiſe:

Pittoreske Schilderung der 14 Meilen langen Pyrenäenkette, vom Cap Higuer am biskayiſchen Meere bis zum Cap Cervera am mittelländiſchen Meere	8	bis	10	Seiten.
Geognoſtiſche Unterſuchung dieſer in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſanten Gebirgsmaſſen	4	„	5	„
Ueberſicht der höchſten Spitzen des Gebirgskammes vom Maladetta bis zum Vignemale .	2	„	3	„
Beſteigung des 10,400 Fuß hohen Mont perdu	5	„	6	„

NB. Was wir nicht wüßten, wüßte Herr Ramond, dem wir eine »Voyage au Mont perdu« verdanken.

Hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung der Bäder von Bagnères	7	„	8	„
Chemiſche Unterſuchung ſeiner zweiunddreißig Mineralquellen (gering angeſchlagen) . .	3	„	4	„
Romantiſcher Ausflug nach dem Städtchen Luz	2	„	3	„
Schilderung der ſchon zur Zeit der Römer bekannten Heilquellen von Barèges	6	„	7	„
Ausſicht vom 3960 Fuß hohen Tourmalet, incluſive Schilderung eines Sonnenaufgangs	1	„	2	„
Leben und Treiben in Saint-Sauveur . . .	10	„	12	„
Summa Summarum	48	bis	60	Seiten.

Von der Grenze von Spanien ſchleppten wir den äußerſt geduldigen Leſer nach Spaa.

Hiſtoriſch-topographiſcher Ueberblick dieſes berühmten Badeorts	8	bis	12	Seiten.
Chemiſche Analyſe ſeiner ſechszehn Heilquellen mit beſonderer Berückſichtigung der Pouhon-, Souvenière-, Watroz- und Tonnelet-Quelle	2	"	3	"
Chronologiſches Verzeichniß aller berühmten Leute, welche dieſes Bad, vom Jahre 1717 (wo Peter der Große dort geweſen) bis zum Jahre 1770 (wo Mademoiſelle Arnould angekommen), mit ihrer Gegenwart beehrt haben	28	"	32	"
Schilderung der Promenade de quatre heures	3	"	4	"
Schilderung der Promenade de sept heures	3	"	4	"
Ausflug nach Lüttich	4	"	5	"
Summa Summarum	48	bis	60	Seiten.

Aber weil unſere einfache, flüchtige Novelle keinen Anſpruch auf die Vorzüge und den Werth eines künſtlich ausgeſponnenen Romans macht, ſo wollen wir dem Leſer und uns jede überflüſſige Schilderung erſparen und uns beeilen, den Faden unſerer Erzählung möglichſt raſch abzuwickeln.

Man wird uns dafür Dank wiſſen.

XXXIX.

Für Mademoiſelle Arnould und den Grafen von Lauraguais war Spaa ein ſo angenehmer Aufenthalt, daß die Wochen wie Tage an ihnen vorüberrauſchten. Man war ſchon länger als einen Monat hier, ohne ſich einen Augenblick gelangweilt zu haben. Sophiens roſenfarbene Laune zeigte ſich hier in ihrem vollſten Glanze . . . ihr Geiſt, ihr Witz machten ſie zum Mittelpunkte der vornehmen Badewelt. Ihre Bonmots liefen von Mund zu Munde und erregten ſo großes Aufſehen, daß der Fürſt d'Hénin, einer ihrer eifrigſten Bewunderer, ſie — ſpäter für die ſeinigen ausgab.

Eines Mittags, als er der Mademoiſelle Arnould, ſeinem »Voltaire im Unterrock«, auf der Promenade begegnete, erzählte er ihr und dem Grafen, daß eine ſchon ziemlich bejahrte Sängerin, die mit dem General-Pachter Rollin lebe, vor einer Stunde in Spaa angekommen ſei.

— Kennen Sie dieſe Dame? fragte der Fürſt.

— Ah oui, très bien, c'est l'histoire ancienne de Mr. Rollin, antwortete Sophie.

In demſelben Augenblick ſchritten an ihr mit höchſt lächerlichem Stolze die drei häßlichen Töchter des holländiſchen Miniſters vorüber. Der Fürſt grüßte mit großer Ehrerbietung.

— Ah quel joli triolet! (trio laid) rief Mademoiſelle Arnould.

Bezaubert von Sophiens Liebenswürdigkeit, begeiſtert von ihrer ewigfrohen Laune, verſuchte der Fürſt, der, beiläufig erwähnt, ein ziemlich langweiliger Herr war, alle Mittel, ihre Gunſt zu gewinnen. An einem Tage ſchrieb er ihr drei Briefe, worin er ihr die glänzendſten Anerbietungen machte; ſie zeigte dieſelben dem Grafen und fragte:

— Eh bien, qu'en ditez-vous?

— Cette principion commence à m'ennuier.

— Que voulez vous? Monsieur le Prince veut nous prouver, qu'il est un sot en trois lettres.

Lauraguais umarmte ſeine Freundin und war glücklich, daß ſie den Anerbietungen des Fürſten kein Gehör ſchenkte.

XL.

Eines Abends, als Herr von Lauraguais zum Zeitvertreibe ſein Glück abwechſelnd an der Pharo-Bank und am Trente-et-quarante-Tiſche auf die Probe ſtellte, empfing unſere Freundin, die, von einem leichten Unwohlſein befallen, zu Hauſe geblieben war, den unerwarteten Beſuch eines ihrer Anbeter aus Paris.

— Ich eile zu Ihren Füßen, rief Zavarroni, um Ihnen brühwarm meine Huldigung darzubringen. Vor einer halben Stunde angekommen, habe ich, verzeihen Sie, meine Liebe, mir nicht einmal ſo viel Zeit gegönnt, mich zu raſiren und in Glanz zu werfen

. . . mit unwiderſtehlicher Gewalt trieb mich mein Herz, mein gefühlvolles Herz, zu meiner angebeteten Freundin . . .

— Stehen Sie auf, lieber Freund. Das Knieen iſt ungeſund . . .

— Ungeſund? Wirklich ungeſund? Nun dann erlauben Sie, daß ich ſtehend Ihnen huldige . . . Sophie, himmliſche Sophie, merken Sie nichts? Merken Sie gar nichts?

— Sie ſind, ſeitdem ich Sie nicht geſehen habe, viel ſtärker geworden . . .

— Vor Freude, vor Glück! Nun, meine Liebe, wiſſen Sie noch immer nicht, was ich Ihnen ſagen will?

— Sie ſind . . .

— Baron! ergänzte der getaufte Jude, die beringte Hand mit komiſcher Gravität in die Hemdkrauſe ſteckend.

— Wirklich? fragte Sophie angenehm überraſcht.

— Bei meiner Seele! So wahr Gott lebt! So wahr ich vor Ihnen ſtehe!

— Und ſeit wann?

— Seit Mittwoch. Um zehn Uhr Morgens erhielt ich das Diplom und um Elf ſaß ich in der Extrapoſt, um nach Spaa zu fliegen.

— Ihr Wunſch, Baron, iſt nun erfüllt . . .

— Baron! Wie ſchön dieſer Titel aus Ihrem Munde klingt! Und wem habe ich ihn zu verdanken? Ihnen, meine Liebe! Ich komme, um meine Schuld abzutragen. In dieſer Brieftaſche finden Sie hunderttauſend Livres . . . verzehren Sie ſie mit Geſundheit, ſagte der jüdiſche Cröſus, reichte ihr das Portefeuille, ergriff ihre Hand und zog dieſelbe mit dem bewußten Schmunzeln an ſeine dürren Lippen, welche drei Küſſe darauf niederlegten.

— Und nun, lieber Baron, müſſen Sie ein paar Tage bei uns bleiben . . .

— Ich bliebe für mein Leben gern, leider aber muß ich noch heute Abend nach Lüttich und von dort nach Rom. Der heilige Vater — wenn wir unter vier Augen ſind, ſagen wir Du zu einander — hat ſich bei mir für das Hamburger Rauchfleiſch und die Teltower Rüben bedankt und mich gebeten, gleich nach Empfang ſeines Schreibens nach Rom zu eilen, um dort mit dem Cardinal-Staatsſecretär eine Anleihe abzuſchließen. Ich bin im Voraus überzeugt, daß bei dieſem Geſchäft nichts herausſieht; aber deſſenungeachtet kann ich — was Sie begreifen werden — den heiligen Vater nicht in der Tinte ſitzen laſſen. Ganganelli iſt ein ſeelensguter Menſch . . . einmal in Rom, koſtet es mich nur ein Wort, dann bin ich . . .

— Cardinal? fragte Sophie mit einem Lächeln, in dem jede Linie ein Schalk war.

— Das nicht . . .

— Was ſonſt?

— Sein Nuntius, ſein Geſchäftsträger . . .

— Sie ſcheinen Luſt zu haben, ſich auf Diplomatie zu werfen...

— Für mein Leben gern . . . ich bilde mir ein, ganz dafür geſchaffen zu ſein . . .

— Jeder Zoll ein Diplomat . . . Reiſen Sie mit Gott und allen Heiligen . . . grüßen Sie Ihren guten Freund, den heiligen Vater, und ſagen Sie ihm . . .

— Was ſoll ich ihm ſagen?

— Daß Gregors VII. vernünftigſter Gedanke das Cölibat geweſen iſt . . .

— Cölibat? Was heißt Cölibat?

— Cölibat, mein lieber Baron, iſt eine höchſt delicate . . .

— Mehlſpeiſe? fragte der Ritter der goldenen Miliz.

— Errathen, weiſer Diplomat, ſagte Mademoiſelle Arnould, die dabei ganz ernſt bleiben konnte.

— Auf Wiederſehen in Paris! rief Javarroni, küßte noch ein Mal ihre Hand und eilte fort.

Sophie nahm ihr Tagebuch und ſchrieb folgende leider nur allzuwahre Bemerkung hinein:

Heut zu Tage will jeder Schwachkopf ein Diplomat ſein. Fragt man mich um die Definition dieſes Wortes, ſo antworte ich: Diplomat iſt Jeder, der dumm genug iſt, ſich einzubilden, daß er klüger als der Andere ſei. Diplomat und Dummkopf ſind oft ſynonym.

XLI.

Drei Tage ſpäter erhielt Mademoiſelle Arnould einen Pariſer Brief, aus deſſen Adreſſe ſie den Schreiber deſſelben, Herrn Grimm, erkannte. Der Inhalt lautete:

»Einen Tag vor Ihrer Abreiſe von Paris nahmen Sie mir, liebe Arnould, das Verſprechen ab, Falls während Ihrer

Abweſenheit von der Hauptſtadt ſich irgend Etwas von einigem Intereſſe für Sie ereignen ſollte, Sie bald davon in Kenntniß zu ſetzen. Im Drange meiner vielen Geſchäfte finde ich erſt heute einen Augenblick Muße, um mich des mir gewordenen Auftrags pflichtſchuldigſt zu entledigen.

Seit Ihrer Abreiſe hat ſich in der guten Stadt Paris Viel und Mancherlei zugetragen. Ihre ehemalige Lehrerin, Mademoiſelle Clairon, hat in Folge neuer Zwiſtigkeiten mit einem ihrer Collegen das Théâtre français verlaſſen und iſt einem Rufe nach Anſpach gefolgt, um dort am Hofe des Markgrafen Friedrich Carl die Rolle unſerer Marquiſe von Pompadour zu übernehmen. Der Fürſt, welcher während ſeiner letzten Anweſenheit in Paris die Bekanntſchaft der »Königin von Carthago«*) gemacht, hatte ſich von der ſtolzen Schönheit der ſchon ziemlich bejahrten Dido dergeſtalt einnehmen laſſen, daß Vanloo von ihm beauftragt worden war, ſie als »Medea« zu malen. Das Bild, auf dem unſere Clairon ſehr geſchmeichelt iſt, war nach Anſpach abgegangen und hatte auf den guten Mann einen ſo großen Eindruck gemacht, daß ſie vor Kurzem die Einladung erhielt, nach Anſpach zu kommen, um an ſeiner Seite die »petites misères du théâtre« zu vergeſſen. Die Clairon, die vor Kurzem abgereiſt iſt, erhält vom Markgrafen freie Wohnung im Luſtſchluß Triesdorf und ein monatliches Nadelgeld von zweitauſend Thalern. Eine Schönheit von ſiebenundvierzig Jahren kann nach meiner Anſicht damit ganz zufrieden ſein. — — — — — — — — — — — — —

---

*) Mademoiſelle Clairon erhielt dieſen Beinamen, weil eine ihrer größten Glanzrollen die Dido im gleichnamigen Trauerſpiele von Le Franc de Pompignan war.

Daß unſer jüdiſcher Bankier baroniſirt worden iſt, wird Ihnen gewiß ſchon bekannt ſein, denn gleich nach Empfang ſeines Diploms iſt er nach Spaa abgereiſt, um Ihnen mündlich dieſe Botſchaft mitzutheilen. Zavarroni iſt ein Narr, der bei all ſeiner Eitelkeit doch wenigſtens das Gute hat, daß er den Grundzug des jüdiſchen Charakters nicht verläugnet und außerordentlich dankbar iſt. Eine halbe Stunde vor ſeiner Abreiſe hat er ſich bei mir verabſchiedet und mir, als Unterhändler jener traurigen Anleihe, bei der er — wie ſich mit Gewißheit vorausſehen läßt — nicht blos um die Zinſen, ſondern, allem Anſcheine nach, auch um das Capital kommen wird, eine goldene, mit Diamanten beſetzte und mit Ihrem Bildniß geſchmückte Tabatière geſchenkt. Unſer friſchgebackener Baron iſt in Sie dergeſtalt verliebt, daß er von Ihnen mit einer alle Grenzen der Verehrung überſchreitenden Anbetung ſpricht. Wenn ich der heilige Vater wäre — ſagte er zu mir im Augenblicke des Abſchieds — würde ich Sophie Arnould noch bei Lebzeiten heilig ſprechen laſſen, denn alle Engel des Paradieſes ſind — ich berichte verbotenus — wahre Lumpenhunde gegen unſere Freundin, die ein ſo gutes Herz hat, daß es in Gold eingefaßt zu werden und als Rarität gezeigt zu werden verdient. — — — — — — — — — — — — — — — —

Für Freund Rouſſeau, an deſſen Schickſal meine liebe Arnould ſo ſchönen, warmen, uneigennützigen Antheil nimmt, ſcheint die Morgenröthe einer ſorgenfreien Zukunft aufgegangen zu ſein. Er hat in Herrn von Girardin einen großmüthigen Freund und Beſchützer gefunden, der ihm eine ſeiner reizenden Beſitzungen, Ermenonville, zehn Stunden von Paris, als ſorgenfreies Aſyl einräumen will. Hier, im Schatten der Freundſchaft, wird er mit neuem Lebensmuthe ſeine »Bekenntniſſe« vollenden. Seine Frau iſt noch immer die Alte, ohne Reiz und Anmuth, und dennoch beherrſcht ſie ihn, um mit David Hume zu reden, wie eine Amme ihren Säugling. — — — — — — — — — —

Unſer großer Marſchall von Soubiſe, welcher ſeit dreizehn Jahren auf dem unverwelklichen Lorbeer ruht, den ſein militäriſches Genie in der Schlacht bei Roßbach erbeutet, hat ſeine alte Liebſchaft mit Frau von L'Hôpital aufgegeben und eine neue Liaiſon mit der kleinen, ſchwarzen Mademoiſelle Guimard angeknüpft, die in mehr als einer Beziehung ſchon Manchen, der reicher und jünger als der »Sieger von Roßbach« geweſen iſt, durch ihre Liebe ruinirt hat. Mein Freund Carmontelle*) hat darauf das Bonmot gemacht: »**Monsieur le Maréchal a quitté l'Hôpital pour gagner le Cimetière**«**). — — — — — — — — — — —

Marmontel, der mich beauftragt, Sie herzlich von ihm zu grüßen, hat ein neues Luſtſpiel in Verſen »**l'ami de la maison**« geſchrieben, das im Laufe dieſes Winters in Scene gehen ſoll. Sein Roman »**Bélisaire**« erhält ſich fortwährend in der Gunſt der Leſewelt und wird in alle Sprachen Europa's überſetzt. Vor Kurzem iſt auch eine deutſche Uebertragung in Leipzig erſchienen.***)

---

*) Verfaſſer der „**Proverbes dramatiques**“ **Par. 1768—81**, 8 Bde. 8. und des „**Théâtre de campagne**“ **Par. 1775**, 4 Bde. 8., woraus, was vielleicht noch Wenigen bekannt ſein dürfte, unſer Herr von Kotzebue manches ſeiner einactigen Luſtſpiele („Blind geladen“ und andere) geſchöpft hat.

**) Er hat das Hoſpital verlaſſen, um auf den Kirchhof zu kommen.

***) Von Marmontels „Béliſaire“, den Chénier dem Fénélonſchen „Tele-

— Der arme kranke Helvétius, der ſich mit Vergnügen der ſchönen Stunden erinnert, die er in Ihrer Geſellſchaft zugebracht hat, arbeitet an einem Gedichte in ſechs Geſängen, betitelt »le Bonheur«.*) — Der alte, trotz ſeiner ſechszig Jahre noch immer geiſtesfriſche Favart, der ſich Ihnen beſtens empfiehlt, iſt neulich mit einer neuen dreiactigen Komödie »la Rosière de Salency« aufgetreten, die außerordentlich gefallen hat. Der galante Abbé de Voiſenon, der deſſen hübſcher Frau noch immer den Hof macht, iſt in doppelter Beziehung einer ſeiner treueſten Mitarbeiter. — Der liebe Duclos, der Ihnen die dritte Auflage ſeines reizenden Märchens »Acajou et Zirphile«**) zueignen will, bittet mich, Ihnen zu ſagen, daß er in Gedanken Ihre ſchöne Hand küßt. Bernard-Gentil will hinter ihm nicht zurückbleiben und Ihnen ſeine »Art d'aimer«, woran er ſchon ſeit Jahren feilt, als ſchwaches Zeichen ſeiner Huldigung dediciren. — Diderot, der ſich durch die Herausgabe ſeines »Dictionnaire encyclopédique« in Schulden geſtürzt hat, ſieht ſich genöthigt, ſeine Bibliothek zu verkaufen, um ſeine drängenden Gläubiger zu befriedigen.***) Der Reichſte und Glücklichſte von

---

maque" an die Seite ſtellt, exiſtirt eine däniſche Ueberſetzung (Kopenhagen 1768), eine ſchwediſche (Stockholm 1768), eine deutſche (Leipzig 1770), eine neugriechiſche (Wien 1783), eine polniſche (Warſchau 1805), eine lateiniſche (Wien 1806), eine engliſche (London 1808), eine ſpaniſche (Bordeaux 1816), eine italieniſche (Florenz 1819) und eine portugieſiſche (Paris 1820).

*) Erſchien erſt nach dem Tode des Verfaſſers, herausgegeben von Saint-Lambert, Lond. 1772. 8.

**) Die erſte Auflage erſchien (Par.) 1774 in 4., die zweite zu Lauſanne, 1746. 12.

***) Für dieſe Bibliothek erhielt er einige Jahre ſpäter 15,000 Livres von der Kaiſerin Katharina II., die ihm den Nießbrauch derſelben bis zu ſeinem

uns Allen iſt Voltaire, der auf ſeinem Landgute Ferney wie Gott in Frankreich lebt. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

In dieſem Geſchwätz über Kunſt und Literatur hätte ich beinahe das, was Sie gewiß am meiſten intereſſiren wird, zu melden vergeſſen. Seit drei Tagen ſpricht ganz Paris von einem Ereigniß, das von unſerer Médiſance vielfach ausgebeutet und zu Charpie zerzupft wird. Doctor Dardanus Sphynx ſoll — wie ein bruit de salon verſichert — auf Ihren Rath direct beim Könige um Abänderung ſeines höchſt obſcönen Namens eingekommen ſein und nach fünf Wochen unbeſchreiblicher Erwartung die Erlaubniß erhalten haben, die letzte Sylbe ſeines Namens fallen zu laſſen und blos die erſte Sylbe davon beizubehalten, ein Gnadenact, wodurch der einfältige Tropf, der ſich à tout prix zum Mitglied der Akademie erwählt zu ſehen gewünſcht, ſo zu ſagen aus dem Regen in die Traufe gerathen war. Vor vier Tagen hat man ſeinen Leichnam am Ufer der Seine gefunden. Die Einen ſagen nun, daß er in Folge jener königlichen Entſcheidung, die Andern, daß er in Folge eines häßlichen Criminalprozeſſes, in den er wegen ſeiner Quackſalbereien und namentlich wegen einer von ihm erfundenen Tinctur verwickelt worden, aus Furcht vor dem Ausgange dieſes Prozeſſes den Entſchluß gefaßt habe, das Urtheil, das ihn auf mindeſtens zehn Jahre ins Gefängniß gebracht hätte, nicht abzuwarten und ſeinem Leben vor der Zeit ein Ende zu machen.

Tode (1781) überließ. Dann wanderte ſie nach Petersburg, wo ſie ſeitdem einen Theil der großen Büchersammlung in der Eremitage bildet.

Wieder Andere, welche beſſer unterrichtet zu ſein vorgeben, wollen behaupten, daß der unglückliche Jean F...., genannt Dardanus Sphynx, nicht als Selbſtmörder, ſondern als Opfer eines eiferſüchtigen Ehemannes gefallen ſei, der — dem Verdachte Raum gebend, daß die Perſon des Quackſalbers mehr als ſein Geheimmittel Urſache der Schwangerſchaft ſeiner bis dahin unfruchtbaren Frau geweſen ſei — Mörder gedungen haben ſoll, um ſeine Schmach durch den Tod des Verräthers zu rächen. Die tauſendzüngige Fama erſchöpft ſich in tauſend Vermuthungen. Man rathet hin und her und hört hier und dort auch den Namen des Grafen von L., deſſen Gattin, wie Ihnen bekannt ſein wird, ſeit ſechs Wochen in einem der Pyrenäenbäder verweilt und ſich ſeit Kurzem — doch bitte ich darüber zu ſchweigen — Mutter fühlen ſoll. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Vorgeſtern iſt Jean F.... in aller Stille beerdigt worden. Einem on dit zu Folge ſoll man geſtern in einem ſeiner Schränke ein Teſtament vom Juli vorigen Jahres gefunden haben. In dieſem letzten Willen ſoll er, wie ich höre, ſeinen ganzen Cactusflor dem botaniſchen Garten, ſeine Räthſelbücher der königlichen Bibliothek und ſein ganzes Vermögen, das ſich auf zweimalhunderttauſend Livres belaufen ſoll, dem anatomiſchen Muſeum ſeiner Vaterſtadt Dijon hinterlaſſen haben.«

— Der Dummkopf, rief Mademoiſelle Arnould und verſteckte den Brief, denn ſie hörte die Schritte des Grafen, der einen Augenblick ſpäter, weniger heiter als ſonſt, in ihr Zimmer trat.

XLII.

— Willkommen, lieber Graf, rief Sophie dem Eintretenden entgegen.

— Sie werden zürnen, ſüße Freundin, wenn Sie erfahren, weshalb Sie mich geſtern Abend vergebens erwartet haben . . .

— Sie waren?

— An der Spielbank, um dort zum letzten Male in Spaa mein Glück auf die Probe zu ſtellen . . .

— Man lieſt in Ihren Mienen, daß es Ihnen auch geſtern nicht hold geweſen iſt.

— Ich habe Unglück, liebe Sophie, viel Unglück . . . ſeit vier Tagen haben wir im Rouge und Noir achtzigtauſend Livres verloren . . .

— Deſto größer, mein Freund, iſt Ihr Glück in der Liebe. Haben Sie Nachricht aus Saint-Sauveur erhalten?

— Noch nicht; mein liebes gutes Weib ſcheint mich ganz und gar vergeſſen zu haben . . .

— Und wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſind Sie darüber ſehr unglücklich . . .

— Nicht im Geringſten, betheuerte Herr von Lauraguais.

— Man hat Beiſpiele, lieber Graf, daß eine halberloſchene Liebe durch den Reiz der Entfernung zu neuer Gluth entflammt worden iſt. Gräfin Hortenſe, die ſeit ihrer Abreiſe von Paris

Sie keiner Nachricht gewürdigt hat, ſcheint eben dadurch, daß Sie ſie vernachläſſigt, eine neue Anziehungskraft für Sie gewonnen zu haben . . .

— Und was verleitet Sie zu dieſem Glauben?

— Ein Traum, ein ſonderbarer Traum, der in vergangener Nacht mich — ehrlich geſtanden — etwas beunruhigt hat . . .

— Erzählen Sie, liebe Freundin . . .

— Mir träumte, auch ich ſei in Saint-Sauveur geweſen und hätte dort die Gräfin in der vollſten Blüthe ihrer Schönheit, in der Maienfriſche ihrer Reize, umſchwärmt von einer zahlloſen Schaar liebeglühender Anbeter gefunden, die, berauſcht von ihrer Liebenswürdigkeit, alle Mittel der Verführung aufgeboten hatten, ſie ihrem Gatten abtrünnig zu machen . . .

— Charmant, charmant! rief Herr von Lauraguais, deſſen Züge ſich allmählig erheiterten.

— Einer unter ihnen, ſo träumte mir . . .

— Ich bitte fortzufahren . . .

— Habe die arme Gräfin durch das Geſtändniß ſeiner Liebe dergeſtalt zu bethören gewußt, daß ſie ſeinem heißen Flehen endlich Gehör geſchenkt . . .

— Gratulire!

— Halt, lieber Freund, dies iſt erſt die Hälfte meines Traumes.

— Alſo weiter!

— Die Gräfin — ſo träumte mir — ſei jetzt glücklicher als je, denn ſie habe Hoffnung, den Fehler, den Sie ihr einſt in jener Nacht zum Vorwurf gemacht, in wenig Monaten abzulegen . . .

— Deſto beſſer!

— Mein Traum iſt noch immer nicht zu Ende. Sie, lieber

Graf, hätten Ihre Frau mit Spionen umgeben, die ſich beeilt hätten, Sie von der Untreue der Gräfin ſofort in Kenntniß zu ſetzen. Empört über dieſen Verrath, hätten Sie Ihren Mouchards den Auftrag ertheilt, Ihre Schmach durch den Tod des Verführers zu rächen . . .

— Die Geſchichte wird tragiſch. Aber weiter, wenn ich bitten darf . . .

— Eines Morgens — ſo endete mein Traum — habe man an den Ufern des Baſtan einen Leichnam gefunden, in dem ganz Saint-Sauveur jenen Mann erkannte, der das Unglück gehabt hatte, glücklicher als alle ſeine Nebenbuhler zu ſein.

— Und was halten Sie von dieſem Traume?

— Ich finde ihn natürlich . . .

— Ich, liebe Sophie, finde ihn abgeſchmackt. Wenn meine liebe gute Frau ſich wirklich verführen läßt, ſo trägt nur ſie die Schuld . . .

— Sie würden ſich alſo nur an ihr rächen?

— Wie ſich das von ſelbſt verſteht . . .

— Und auf welche Weiſe?

— Auf die allernatürlichſte von der Welt; ich würde mich ganz einfach von ihr ſcheiden laſſen . . .

— Und dem Verführer?

— Für den Dienſt, den er mir wider ſeinen Willen erwieſen hat, in der Stille meines Herzens dankbar ſein.

— Und iſt das Alles, was Sie mir ſoeben geſagt haben, Ihr Ernſt, Ihr heiliger Ernſt?

— Ich ſchwöre! rief der Graf und hob zwei Finger ſeiner Rechten empor.

— Eh bien, dann leſen Sie, ſagte Mademoiſelle Arnould und zog aus dem Verſteck Grimms Schreiben hervor.

Sie zeigte ihm die Stelle, die den Doctor und ſeine Gattin betraf. Lauraguais durchflog jene Zeilen und fing heftig zu lachen an.

— Und Sophie könnte mich wirklich für ſo albern halten, einen Mann ermorden zu laſſen, der eine Frau, die ich nicht liebe, verführt hat?

— Rache . . .

— Iſt eine Leidenſchaft, die ich — Dank den Göttern — nur vom Hörenſagen kenne. Eins aber begreife ich nicht: wenn der alte Quackſalber wirklich der Gegenſtand ihrer Neigung geweſen iſt, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb er in Paris geblieben iſt?

— Allem Anſcheine nach wohl nur darum, um auch nicht den leiſeſten Verdacht auf ſich zu ziehen . . .

— Das war ſehr ſchlau vom alten Fuchs!

— Wie aber, wenn mein Traum in Erfüllung ginge; wie, wenn Gräfin Hortenſe, aus dem Bade heimkehrend, ſich wirklich Mutter fühlen ſollte . . .

— Dann würde ich wie jetzt die Achſeln zucken und gleich jenem weiſen Muſelmann, der ſich einſt in ganz gleicher Lage befunden haben ſoll, ausrufen: »Gott iſt groß und Mahomet ſein Prophet!«

— Nun bin ich wieder ruhig, ſagte Sophie und umarmte ihren Freund.

XLIII.

Am erſten October, an welchem Tage die Urlaubszeit der Mademoiſelle Arnould vollſtändig abgelaufen war, kehrte unſere Freundin, begleitet vom Grafen von Lauraguais, nach Paris zurück.

Am Morgen des neunten kam Viscount Clanricard, am Abend des zehnten die Gräfin an.

Herr von Lauraguais, zuvorkommender als je, empfing ſeine Gemahlin, welche die Farbe der Trauer abgelegt hatte, mit der liebenswürdigſten Liebenswürdigkeit.

— Iſt es erlaubt, zu fragen, wie Ihnen der Aufenthalt in Saint-Sauveur zugeſagt hat?

— Gut, recht gut, mein Freund, antwortete Hortenſe mit der heiterſten Miene der Welt . . . ich fühle mich neu geſtärkt und . . .

— Wie ich zu meiner größten Freude bemerke, wohler als je.

— Dieu merci! ſagte die Gräfin und kehrte ihrem Herrn Gemahle den Rücken zu.

— Und wohin ſo eilig?

— Zu Bette, gähnte Hortenſe und ließ ihn ſtehen.

— Mort de ma vie, mein Weib fängt an, intereſſant zu werden. Sie blüht wie eine junge üppige Centifolie und iſt im Bade viel ſtärker und ſogar etwas pikant geworden. Die Heiligkeit ihrer ſabbathſtillen Geſichtszüge hat einen profanen Beigeſchmack erhalten, der ihrer Phyſiognomie einen gewiſſen Reiz verleiht, der... Voyons, ſagte der Graf und eilte in ihr Schlafkabinet.

Aber ſiehe da, er fand's verſchloſſen. Der Graf ließ ſich herab, bittend anzuklopfen. Gleich darauf öffnete ſich eine Seitenthür jenes Zimmers und die alte Eliſabeth trat ihm mit einem Pſt! und den Worten entgegen:

— Die Frau Gräfin ſchläft ja ſchon!

XLIV.

Acht Monate nach der Rückkehr von Saint-Sauveur erfüllte ſich der fingirte Traum der Mademoiſelle Arnould. Gräfin Hortenſe von Lauraguais wurde am 13. Juli 1771 von einem wunderhübſchen Knaben entbunden. Aber die Freude der glücklichen Mutter währte nur kurze Zeit: drei Stunden nach der Geburt ſtarb das Kind und eine Stunde ſpäter die Gräfin.

Bald darauf fuhr Herr von Lauraguais zu ſeiner Geliebten, um ihr ſo ſchnell als möglich die Kunde vom Tode ſeiner Frau zu überbringen.

— Der Himmel hat mich gerächt, ſagte er, Hortenſe hat ihren Verrath mit dem Tode gebüßt. Ich bin nun frei und nichts, meine ſüße Sophie, ſteht mehr unſerer Verbindung entgegen ... in zwei Monaten feiern wir unſere Hochzeit ...

— Sie haben mein Gelübde vergeſſen ...

— Ihr Gelübde?

— Mein Gelübde, nie zu heirathen.

— Wie kindiſch, Sophie! Sie, gerade Sie, wären die rechte Frau für mich!

— Keine Täuſchung, mein Freund! Einmal Ihre Frau, wäre ich eben ſo reizlos für Sie, wie die arme Hortenſe, der ich eine Thräne des aufrichtigſten Mitleids weihe . . .

— Auch ich bedaure die Aermſte und will ihr, damit Paris nichts von ihrer Schande und meiner Schmach erfahre, auf dem Père Lachaiſe das prachtvollſte Denkmal ſetzen und in der Grabſchrift vor Allem ihre Treue preiſen. **Enfin**, kann man von einem Manne, welcher weiß, daß ſein gutes Weib ihn betrogen hat, noch mehr verlangen? Sie müſſen auch gegen mich gerecht ſein und geſtehen . . .

— Daß Sie das Muſterbild eines unbezahlbaren Ehemannes ſind . . .

— Und dennoch, dennoch . . .

— Geize ich nicht nach der Ehre, Ihre Frau zu ſein.

— Sie ſind grauſam . . .

— Sagen Sie lieber, vernünftig genug, um einzuſehen, daß Hortenſe's Loos früher oder ſpäter auch das meine wäre.

— So wollen Sie alſo wirklich . . .

— Bleiben was ich bin: Ihre Geliebte!

Der glückliche Wittwer umſchlang die kluge Künſtlerin und vergaß in ihren Armen, daß daheim zwei Leichen lagen.

XLV.

Gleich nach Hortenſe's Beerdigung verließ Viscount Clanricard Paris und begab ſich nach London, um dort ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſte nachzuſuchen. Dann begab er ſich auf Reiſen.

Zwei Jahre nach dem Tode der Gräfin, die ſeine erſte und ſeine letzte Liebe geweſen war, finden wir ihn auf Isle de France, wo kurz vorher einer ſeiner Freunde, der franzöſiſche Botaniker Philibert Commerſon, der im Jahre 1767 mit Jean Pierre von Bougainville eine Reiſe um die Welt angetreten hatte, angekommen war. Commerſon hatte aus China eine neue Pflanze mitgebracht, die dem Viscount ſo ſehr gefiel, daß ſein Freund, eingeweiht in das Geheimniß jener Liebe, dieſer ſchönen Blume den Namen der Gräfin gab.

Jeder von uns kennt die Hortenſia. *)

---

*) Nach Andern ſoll Commerſon dieſe Pflanze zu Ehren einer jungen Freundin, welche Hortenſe Barré geheißen und, als Mann verkleidet, ihn auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitet hatte, nach deren Vornamen benannt haben. Ihr botaniſcher Name iſt Hydrangea hortensis.

XLVI.

Graf von Lauraguais hielt ſein Verſprechen. Er ſetzte ſeiner Frau ein großartiges Monument von ſchwarzem Marmor mit der goldenen Inſchrift:

Ici repose
la plus fidèle de toutes les femmes.
Priez pour elle!

XLVII.

Mademoiſelle Arnould blieb ihrem Gelübde treu.

Sechs Jahre nach dem Tode der Gräfin wurde Sophie von einem Sohne entbunden, der in der Taufe den Namen Conſtant Dioville de Brancas erhielt. Seine beiden Pathen waren Rouſſeau und Grimm.

Ein Jahr ſpäter — 1778 — entſagte Conſtants Mutter der Bühne und zog ſich ins Privatleben zurück. Gleich darauf adoptirte Herr von Lauraguais ſeinen Sohn. — — — — — —

Beim Ausbruch der Revolution kaufte Mademoiſelle Arnould das reizendſchöne, romantiſch gelegene Pfarrhaus zu Luzarche, ſchuf es in eine wunderliebliche Villa um, legte dort einen hübſchen Park, Springbrunnen, Grotten und Teiche, Volièren und Treibhäuſer an und ließ über den Eingang dieſes feenhaften Landſitzes die einfache Inſchrift ſetzen:

»Ite, missa est.«

Der Graf blieb ihr treuer Anbeter. Nebenbei warf er ſich auf's Drama*) und ſpäter, beim Beginn der Revolution, auf die Politik.

XLVIII.

An einem der reizendſten Herbſtmorgen des Jahres 1803 riefen die Glocken der Dorfkirche zu Luzarche die Bewohner des Ortes in die einfach-ſchmucke Kirche, denn es war Sonntag. Die Luft war ſommermild, der Himmel durchſichtig blau; kerzengerade ſtiegen aus den Schornſteinen des lachenden Dorfes die Rauchſäulen empor. In der Kirche, vor dem Altare, auf dem jener Teppich lag, den Mademoiſelle Arnould einſt für jeden ihrer Anbeter beſtimmt hatte, las ein alter, ſilbergrauer Prieſter die heilige Meſſe. Im Garten zu Luzarche herrſchte eine wahrhaft ſelige Ruhe. Die Aſtern und andere Blumen des Herbſtes lachten in reicher Farbenpracht; an der Mauer prangte das ſatte Grün des Epheu und das helle Grün des Weinlaubes, aus dem purpurrothe Muscatellertrauben hervorlugten. Vom nahen Parke tönte das Geſchmetter der gefiederten Sänger herüber, ein Geſang, zu dem das plätſchernde Gemurmel der Springbrunnen ein geheimnißvolles Accompagnement zu bilden ſchien.

---

*) Er ſchrieb ein fünfactiges Trauerſpiel „Jocaste", Par. 1781. und, zwei Jahre ſpäter, ein dreiactiges Luſtſpiel „les Originaux", das bis jetzt noch ungedruckt geblieben iſt.

Kurz vorher war ein Diener des Grafen nach Paris geeilt, den Pfarrer von Saint-Germain l'Auxerrois nach Luzarche zu rufen, um einer Sterbenden die letzte Oelung zu reichen. Es war die Geliebte des Grafen. In einem ihrer herrlichen Treibhäuſer, mitten in der Pracht der blühenden Magnolien, Camellien und Lobelien, mitten in einem Meere von Düften, durch die das Heliotropium peruvianum und das Clerodendron fragrans ſiegreich durchdrang, mitten im Gezwitſcher ausländiſcher Vögel, die in ihren großen Gitterkäfigen auf- und abflogen, ſaß auf einem grünſammeinen Fauteuil Sophie Arnould, faſt ſechszig Jahre alt, kurzathmig an der Schwelle des Todes. Dicht neben ihr ſaß der Graf, ihre Hand in der ſeinen haltend, hinter ihr ſtand der tiefbewegte Sohn. Da endlich erſchien der Geiſtliche.

— Je suis comme Madélaine, ſagte die Sterbende mit bleichem Lächeln zum ehrwürdigen Prieſter, beaucoup de péchés me seront remis, car j'ai beaucoup aimé.*)

---

*) „Ich bin eine Magdalene; viele meiner Sünden werden mir vergeben werden, denn ich habe viel geliebt."

Einen Augenblick ſpäter war ſie todt.

— Ite, missa est! ſang der Prieſter in der Kirche.

Und ſegnend klangen die Töne der Orgel herüber.

XLIX.

Sophie ruht im Schooße der Erde. Aber ihre geiſtreichen Einfälle leben noch heute im Munde des franzöſiſchen Volkes. Einer ihrer Verehrer hat ihre Bonmots geſammelt und zehn Jahre nach ihrem Tode unter dem Titel »Arnouldiana« herausgegeben. Dort findet man auch ihr Portrait.*)

L.

Wir ſchließen unſere Erzählung mit einem Necrologe all' jener Perſonen, die in derſelben eine mehr oder minder eingreifende Rolle geſpielt haben.

Der Vater und Vicevater unſerer Freundin, Hegeſippe Arnould und Hippolyte Margaux, lebten auf einem kleinen Landgütchen in der Champagne, einem Beſitzthume, das ihnen die dankbare Tochter, gleich nach ihrer Rückkehr aus Spaa, von den hunderttauſend Livres gekauft, die ſie von Zavarroni zum Geſchenk erhalten hatte. Beide Freunde ſtarben in einem Jahre. (1784.)

---

*) Wir bedauern, daß es uns troß aller Mühe nicht gelungen iſt, dieſe „Arnouldiana“ (Par. 1813, 12.) in Leipzig auftreiben zu können.

In demſelben Jahre, in welchem Mademoiſelle Arnould ihre irdiſche Laufbahn beſchloß, verlor Frankreich, außer ihr, noch zwei ſeiner berühmteſten Schauſpielerinnen: Hippolyte Clairon und Marie Françoiſe Dumesnil. Beide ſtarben in der größten Dürftigkeit. Die Denkwürdigkeiten der Erſtern erſchienen vor, die Memoiren der Letztern nach ihrem Tode. (1799 und 1806.) Erſt im Jahre 1837 wurden die Ueberreſte der Ex-Maitreſſe des Markgrafen von Anſpach — ſie hatte ihre Pompadour-Rolle nur zwölf Jahre geſpielt und war dann nach dem Schauplatz ihrer frühern Triumphe zurückgekehrt — mit theatraliſchem Pompe nach dem Père Lachaiſe gebracht und dort durch ein paſſendes Denkmal geehrt.

Jean Jacques Rouſſeau ſtarb am 2. Juli 1778 zu Ermenonville, von einem Spaziergange heimkehrend, am Schlagfluß. Das lächerliche Märchen, daß er ſich ſelbſt entleibt haben ſoll, iſt durch die Ausſage des Grafen Stanislas von Girardin vollſtändig widerlegt. Rouſſeau's irdiſche Hülle wurde, einbalſamirt, in einem bleiernen Sarge, am 4. Januar 1779 auf der Pappelinſel innerhalb des Parks beigeſetzt, auf Antrag des Herrn von Girardin aber, durch ein Decret vom 20. vendémiaire an III. (11. October 1794) von dort unter feierlichem Gepränge, unter Glockengeläute und Geſchützſalven, nach der ehemaligen Sainte Geneviève-Kirche gebracht, die, durch Beſchluß der conſtituirenden Verſammlung in ein »Panthéon« umgetauft, die ſchöne Inſchrift: »Aux grands hommes, la patrie reconnaissante« erhielt. Die »Rue Platrière«, in welcher er zuletzt gewohnt hatte, nahm auf Befehl des Convents ſeinen Namen an, und heißt ſeitdem »Rue Jean Jacques Rouſſeau.« Gleiche Ehre erwies ihm ſeine Vaterſtadt Genf: jene Straße im Quartier St. Gervais, worin er am 28. Juni 1712 (im Hauſe Nummer 69) das Licht der Welt erblickt hatte, führt gleichfalls ſeinen Namen. — Die Grabſchrift, die Herr von Girardin ihm geſetzt, lautet:

Ici repose
l'homme de la nature et de la vérité.
Vitam impendere vero.[1]

Grimm trug ſie ſofort in ſeine Sammlung ein.

Vier Jahre nach Rouſſeau's Tode erſchienen ſeine Memoiren, unter dem Titel »Confessions«[2] (Genève, 1782. 4 Bde. 8.). Es giebt wenig Schriftſteller, über die ſo viel geſchrieben worden, als für und gegen Rouſſeau. Haller führt in ſeiner »Bibliothek der Schweizergeſchichte«[3] ſchon über 60, Quérard in ſeiner »France littéraire«[4] nicht weniger als 372 Pro- und Contra-Schriften an. Die beſte und vollſtändigſte Biographie iſt von Muſſet-Pathay[5], die allerneueſte von Lord Brougham[6]. Unter der Unzahl von Portraits ſoll ein Paſtellgemälde von Latour das allerähnlichſte ſein. Rouſſeau iſt dort in ſeiner Lieblingstracht, als Armenier, abgebildet.

---

[1] Rouſſeau's Deviſe.

[2] Ins Deutſche überſezt von A. von Knigge, Berl. 1786—90. 4 Bde. 8.

[3] Band II, Seite 330 u. ff.

[4] Band VIII. Seite 207—231.

[5] Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Par. 1827. 8.

[6] Voltaire et Rousseau. Par. 1845. 8.

Rouſſeau's Lebensgefährtin, Marie Thereſe Levaſſeur, die nach ſeinem Tode von Frankreich eine Penſion bezog, ſtarb am 15. Juli 1801, in ihren ſterbenden Händen das diamantene Kreuz, das ſie einſt von ihrem unvergeßlichen Freunde erhalten hatte.

Grimm, der beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution Frankreich verlaſſen hatte, ſtarb — von der Kaiſerin Katharina II. zum ruſſiſchen Staatsrath und Ritter des Wladimirordens ernannt — am 19. December 1807 zu Gotha. Seine »Poeſie der Leichenſteine« iſt wahrſcheinlich verloren gegangen.

Baron Zavarroni, Ritter einer Unzahl kleiner unbedeutenden Orden und Mitglied unendlich vieler gelehrten Geſellſchaften, ſtarb 1808 in ziemlich hohem Alter, als Geſchäftsträger des heiligen Vaters zu Modena. Seine »Phyſiologie der Geige« iſt leider nicht ans Licht getreten, weil er ſie — aus Mangel an Zeit — nicht ganz vollendet haben ſoll. Sein Manuſcript von acht ſtarken Foliobänden befindet ſich in der Vaticans-Bibliothek.

Der Sohn der Mademoiſelle Arnould, Conſtant Dioville de Brancas, fiel als Obriſt eines Cuiraſſier-Regiments am 5. Juli 1809 in der für Frankreichs Waffenruhm ſo glorreichen Schlacht bei Wagram.

Der holländiſche Thierbändiger van der Slippen ſtarb 1811 in einem Alter von 99 Jahren, zu Haarlem. Seine »vielgeliebte Margarethe«, die ihn zu ſeinem größten Aerger überlebte, wollte ihn nach ſeinem Tode, wie einen ihrer Lieblingsaffen, ausſtopfen laſſen, aber da ihr dies von vielen Seiten abgerathen wurde, ließ ſie ſeinen Leichnam einbalſamiren und, damit er ſich beſſer hatte, in einem dreifachen Sarge von Papier-maché, Holz und Blei begraben und ihm ein koſtbares Denkmal ſetzen, auf dem ein fünfkralliger Drache, in carrariſchen Marmor eingehauen, die Aſche des größten aller Pantoffelhelden bewachte. Beſagter Drache hatte eine auffallende Familien-Aehnlichkeit mit der guten Baucis, die vier Monate ſpäter ihrem geplagten Philemon ins Grab folgte. Ruhe, drei Mal Ruhe ihrer ſanften Aſche! Giebt's nach dem Tode eine Auferſtehung, ſo thut uns ſeit Erſchaffung der Welt bis zum Tage des jüngſten Gerichts kein Menſch mehr leid, als der arme Jan van der Slippen. Bis dahin ſchlafe auch er in Frieden!

Viscount Clanricard ſtarb 1812, in einem Alter von 68 Jahren unvermählt auf dem Stammſchloß ſeiner Ahnen zu Sommer-Hill in einem Zimmer, das bis zum Plafond mit ſeiner Lieblingsblume, mit lauter Hortenſien, angefüllt war. Das letzte Wort, das über ſeine gähnenden Lippen glitt, war — Saint-Sauveur.

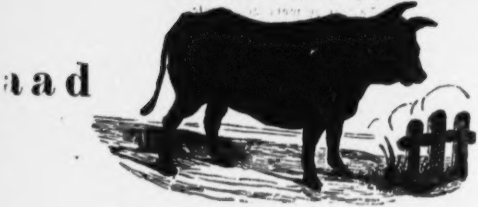
Graf von Lauraguais, während der Reſtauration zum Herzog von Brancas und von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich erhoben, ſtarb am 9. Juli 1824, 81 Jahre alt.

Das allertraurigſte Ende nahm der Marquis von Vieuxbois. Bei ſeiner fünften Reiſe um die Welt wurde er nach Burnu, einem Negerreiche in Africa, zwanzig Tagereiſen von Tripolis, verſchlagen, dort von den Bewohnern des Landes, welche die Kraniche anbeten, gefangen genommen und einſtimmig zum Oberprieſter des großen Scheikh der grünen Thäler erwählt. Als ſolcher hatte er das ganze liebe lange Jahr nichts Anderes zu thun, als die Hände in den Schoos zu legen und die heiligen Kranich-Eier auszubrüten; für dieſen äußerſt angenehmen Prieſterdienſt wurde er Tag für Tag mit gekochten Eidechſen und friſchen, in Honig und

Sahne eingemachten Datteln abgefüttert und bei dieſer höchſt idylliſchen Koſt ſo übermenſchlich dick und fett, daß er nach Verlauf von achtzehn Monaten ſchon dreihundert fünfundſechszig Pfund wog. Der arme Marquis fand ſich in ſein trauriges Schickſal, verrichtete mit unerſchütterlicher Geduld ſeinen heiligen Brütofen-Dienſt und . . . und . . .

Und war dabei ein frommer Chriſt
Und liebte alle Leute,
Und wenn er nicht geſtorben iſt,
So lebt er wohl noch heute.

Ein höchſt ſchwieriger Rebus.



(Auflöſung im Jahrgang 1847.)

Pa-tchou-ly.

„Ich will Euch erzählen ein Märchen gar ſchnurrig,
'S war mal ein Kaiſer, ein Kaiſer gar kurrig,
Auch war mal u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.“

Bürger.

I.

Den neuen Herrn umgaben die Getreuen,
Und nannten wechſelnd ihn: „Durchlauchtigſter,
Großmächtigſter, Erhabenſter der Leuen,
Unüberwindlichſter, Unſterblichſter.“
Zuletzt hört' er ſogar: „Herr beider Welten“,
Und „König aller Könige“ ſich ſchelten.

Caſti's „Animali parlanti.“ Geſang II. Strophe 25.

Vor länger als hundert Jahren ſtarb im glücklichen Tſzin oder Tſchon-ku, im Reiche der Mitte, das von den europäiſchen Barbaren ſchlechtweg China genannt wird, der dritte Kaiſer der Mandſchu-Dynaſtie, Yung-Tſching, genannt Schi-tſung, ein alter Herr, der ſehr groß im Verſprechen und ſehr klein im Halten geweſen war.

Nach ſeinem Tode — 1736 — folgte ihm der älteſte ſeiner unehelichen Söhne Kien-long, genannt Kao-tſung, ein junger, wohlgebildeter Fürſt, von deſſen Regierung alle achtzehn Provinzen ſeines Reiches, ſo da heißen: Pe-tſche-li, Schan-Sſi; Schen-Sſi, Kan-Sſu, Schan-Tung, Kian-Sſu, An-Hock, Tſche-Kiang, Fu-Kiang, Kuang-Tſung, Kuang-Sſi, Yün-Nan, Kueu-Tſcheu, Sſe-Tſchhuan, Ho-Nan, Hy-Pe, Hu-Nang und Kiang-Sſi ſich rothe, grüne, blaue, weiße und gelbe Wunder verſprachen.

Als die Großen ſeines Reiches ihm huldigten, hielt der Monarch eine wunderſchöne Rede, die von zehn Uhr Morgens bis elf Uhr Nachts währte und Jeden, der ſie hörte, bis zu Thränen rührte. Er verſprach, Alles, was ſein in Gott ruhender Herr Vater verſprochen hatte, baldmöglichſt wahr zu machen und ſeinen getreuen Chineſen eine landſtändiſche Verfaſſung mit uneingeſchränkter Freß- und Preßfreiheit zu ſchenken.

Jubel über Jubel! Das Volk pries ſich glücklich, einen Kaiſer zu haben, der die Wünſche des ganzen Landes zu erhören und ſeinem Volke die langgewünſchte Conſtitution zu geben verſprach. Drauf ſchrie es: Ping-Pang, was ſo viel als Vivat bedeuten ſoll, und ſtimmte in der Trunkenheit ſeiner Freude die chineſiſche Volkshymne an, die, nach dem engliſchen »God save the King« zu ſingen, alſo lautet:

Gum-mi a-ra-bi-cum,
Gum-mi a-ra-bi-cum,
A-ra-bi-cum;
A-ra-bi gum-mi-cum,
A-ra-bi gum-mi-cum,
Gum-mi a-ra-bi-cum,
A-ra-bi-cum.

Dann warf es ſeine anderthalb Millionen Mützen in die Luft und eilte nach Hauſe, um ſchon bei Tage ſeine Fenſter für die Nacht zu illuminiren.

II.

Vive le roi, quand même!
Chateaubriand.

Kien-long, Sohn des Himmels, Vater der Erde, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes, Onkel der Sterne und Couſin der Kometen, nahm ſich bald nach ſeiner Thronbeſteigung drei Gemahlinnen, von denen aber nur die Eine — Pi-pe-li — eine mongoliſche Schauſpielerin, ſchlank wie ein Bambusrohr und zart wie ein Theeblatt, den Titel Ho-ang-heu (Kaiſerin) erhielt; jede der beiden Andern hieß Fa-ſchin oder Königin. Jede dieſer drei Gemahlinnen erhielt eine Apanage von x—Liangs, und einen Hofſtaat, der aus ſo vielen Gliedern als Tage im Jahre beſtand. Gleich darauf nahm er noch neun Frauen mittlern Ranges — Pinen genannt — und eine Anzahl von Kebsweibern, die er ſich aus den Töchtern ſeiner höchſten Staatsdiener erkor, welche ſich durch dieſe allerhuldreichſte Huld bis in das äußerſte Hühnerauge ihrer Fußſpitze geehrt und geſchmeichelt fühlten.

Dann jagte er ſämmtliche Miniſter-Mandarinen ſeines ſeligen und in Gott ruhenden Herrn Vaters weg und beſetzte die ſieben Collegien Ly-Pu (die Rechtskanzelei), Hu-Pu (das Finanzcollegium), Li-Pu (das Cultuscollegium), Ping-Pu (das Kriegscollegium), Hing-Pu (das Juſtizcollegium), Kung-Pu (das Baucollegium) und Tu-tſcha-juan (das Cenſurcollegium) mit neuen, bisher unbekannten Größen.

Und noch immer herrſchte im »Reiche der Mitte« ſo große Freude, ſo unendlicher Jubel, daß die treuen Bewohner von Peking auch die zweite Strophe des chineſiſchen Volksliedes anſtimmten, alſo lautend:

Gum-mi e-las-ti-cum,
Gum-mi e-las-ti-cum,
E-las-ti-cum;
E-las-ti gum-mi-cum,
E-las-ti gum-mi-cum,
Gum-mi e-las-ti-cum,
E-las-ti-cum.

Gerührt von dieſem Jubel übertrug Kien-fong dem erſten dieſer Collegien die Entwerfung einer neuen Reichsverfaſſung,
dem Finanzcollegium die Ausſchreibung einer neuen Abgabe,
dem Cultuscollegium die Einführung eines neuen Eheſcheidungsgeſetzes,
dem Kriegscollegium die Reorganiſation des Heeres,
dem Juſtizcollegium die Reviſion der Geſetzſammlung,
dem Collegium der öffentlichen Bauten die Errichtung eines vaterländiſchen Ruhmestempels und endlich
dem Cenſurcollegium die Verſchärfung des bis dahin beſtandenen Cenſur-Edikts.

Sämmtliche Collegien beeilten ſich, die kaiſerlichen Befehle getreulich zu erfüllen.

Der Reichskanzler entwarf — nach vier Jahren — den Plan zu einer demnächſt einzuführenden Conſtitution.

Der Finanzminiſter ſchrieb eine Seufzer-Steuer aus, laut welcher jeder Chineſe, der laut zu ſeufzen wagt, das erſte Mal 500, das zweite Mal 1000 Cash bezahlen mußte, das dritte Mal 25, das vierte Mal 50 Hiebe mit dem Bambusrohre erhielt.

Der Cultusminiſter erließ ein neues Eheſcheidungsgeſetz, laut welchem jede Ehebrecherin geſackt (in einen Sack geſteckt und ins Meer verſenkt), der Ehebrecher aber, nach mehr oder minder erſchwerenden Umſtänden, gehängt, geköpft, geſpießt, geſchunden und gerädert wurde und zwar von oben nach unten, wenn er ledig, von unten nach oben, wenn er verheirathet war.

Der Kriegsminiſter theilte die ganze Armee in zwei Fahnen, in die blaue (Linie) und in die grüne (Landmiliz). Außerdem erhielt die Armee eine neue Uniform: ſtatt der Jacken Spencer, ſtatt der Panzer Schilder und ſtatt der Helme Schlafmützen. Die Thierfiguren der Fahnen wurden in fünfkrallige Drachen, das Wappen des Allerdurchlauchtigſten, umgewandelt, und bei der grünen Fahne ſtatt des vertraulichen Tſi das weit vertraulichere Pſi eingeführt.

Der Juſtizminiſter vermehrte die zweihundert fünfzig alten Geſetzbücher mit 130 neuen, welche die alten zum Theil ergänzten, zum Theil aufhoben. Der 126. Band enthielt die Strafen gegen das Tabakrauchen, Opiumfreſſen, Theeſaufen u. ſ. w., worauf Gefängniß, Verbannung verſchiedener Grade bis auf 900 Meilen von der Hauptſtadt, Köpfung oder Aufſchlitzung des Bauches geſetzt war.

Der Miniſter der öffentlichen Bauten ließ einen großen Ruhmestempel aufführen, worin die Büſten ſämmtlicher Kaiſer von

China und neben Con-fu-tſe, dem weiſen Volksreformator, Pi-pe-li, die gazellenſchlanke Gemahlin des allerdurchlauchtigſten Kaiſers aufgeſtellt wurden.

Der Cenſurminiſter endlich, der ſich die längſte Zeit gelaſſen hatte, erließ im Namen ſeines Monarchen folgendes Preßgeſetz:

Wir, Kien-long, Sohn des Himmels, Vater der Erde, Bruder der Sonne, Schwager des Mondes, Onkel der Sterne und Couſin der Kometen, Erfinder des Schießpulvers und der Soja-Sauce ꝛc. haben befohlen und befehlen:

Von morgen an darf in allen achtzehn Provinzen Unſeres Reiches jeder Chineſe ſchreiben und drucken laſſen, was er will; ausgenommen:

1. Nichts gegen den Kaiſer.
2. Nichts gegen die Kaiſerin, Königinnen, Pinen und Concubinen Sr. Majeſtät.
3. Nichts gegen die Prinzen und Prinzeſſinnen, deren Namen in das gelbe Buch,
4. Nichts gegen die Prinzen und Prinzeſſinnen, deren Namen in das rothe Buch eingetragen worden ſind. *)
5. Nichts gegen den Hof.
6. Nichts gegen den Staat.

---

*) Nach dem Tode eines Kaiſers von China werden ſeine Kinder ins gelbe Buch eingetragen und erhalten das Recht, ihren Leichnam in orangefarbene Kleider zu hüllen; die Kinder der orangegelben Hoheiten werden ins rothe Buch eingetragen und ſtehen einen Grad niedriger als jene.

7. Nichts gegen die Civil- und nichts gegen die Militär-Mandarinen.*)
8. Nichts gegen die Seng oder Hoſchang.**)
9. Nichts gegen die gekrönten Dichter und
10. Nichts gegen die k. k. Hofſchauſpieler.

Jeder, der gegen eines dieſer zehn Preß-Gebote ſündigt, wird als Hochverräther und frecher Tadler der Landesgeſetze ohne Weiteres geköpft.

Jedes Journal, deſſen Tendenz von der Art iſt, daß es dem Cenſor ſein Amt erſchwert, wird das erſte Mal gewarnt, das zweite Mal durch Geld oder Gefängniß beſtraft, das dritte Mal wird ihm der Lebensathem der Conceſſion entzogen.

Im Uebrigen herrſcht von morgen an in Unſerm ganzen Reiche unbeſchränkte Preßfreiheit, ſo daß auch Speiſezettel ferner nicht cenſirt zu werden brauchen.

So gegeben in Unſerm kaiſerlichen Palaſte zu Pe-king im 12,843ſten Jahre der Welt und im vierten Unſerer glorreichen Regierung.

Ich, der Kaiſer.

Contraſignirt: Ja-ne, Cultusminiſter. Lu-lei, Cenſurminiſter.

Solches geſchah zu China im Jahre 1740.

---

*) Die Zahl der Civil-Mandarinen ſoll ſich auf 15,000, die der Militär-Mandarinen auf 20,000 belaufen.

**) Bonzen oder Prieſter, deren es in China über eine Million geben ſoll.

III.

> Gott erhalte den Tyrannen,
> Den Tyrannen Dionys,
> Der des Guten uns nur wenig,
> Doch des Böſen viel erwies.
>
> Hoffmann v. Fallersleben.

Vier Wochen nach der Publikation des neuen Preßgeſetzes ſaß der Kaiſer von China in ſeinem drachengeſchmückten Schlafrock in ſeiner aus neunmalhundertneunundneunzigtauſend Bänden beſtehenden Privatbibliothek, trank eine Taſſe Thee nach der andern und dichtete, zu Ehren ſeines Lieblingsgetränkes, ein epiſches Gedicht in 11,374 zwölfzeiligen Strophen. *) Der Anfang dieſes Liedes lautet auf chineſiſch:

Tseu-ku-thing nam-pa-ta
Kien-fu-nu hong-kong-tscha.

oder deutſch:

Nichts auf der Erde, ach Herr Je,
Geht über eine Taſſe Thee.

Da trat der Cenſurminiſter Lu-lei, des Kaiſers rechte Hand, in den Saal, beugte ſeine Knie und berührte mit ſeinem hohlen

---

*) Daß Kien-long ein Gedicht auf den Thee gemacht, iſt kein Märchen. Barrow hat das Gedicht ins Engliſche überſetzt.

Schädel, von dem ein Zopf bis zur Erde herabfiel, neun Mal den kaiſerlich-königlichen Fußboden.

— Was macht mein Volk? fragte der Sohn des Himmels.

— Vater der Erde, erwiderte der Mandarin, es betet Dich an . . .

— Und warum betet es mich an?

— Weil Du gerecht und weiſe, mild und gnädig biſt.

— Und was hat das dumme Volk zu meinem neuen Cenſur-Edikt geſagt?

— Bruder der Sonne, es hat gejubelt.

— Und warum hat es gejubelt?

— Weil man's ihm befohlen hat.

— Niemand alſo hat gemurrt?

— Schwager des Mondes, nur ein Elender.

— Sein Name?

— Tſing-ſe*) Pa-tſchou-ly.

— Sein Gewerbe?

— Ein frecher Zeitungsſchreiber, der es gewagt hat, Dich, Onkel der Sterne und Couſin der Kometen, an Dein Verſprechen zu erinnern.

— Und was iſt mit dem Elenden geſchehen?

— Wir haben ihm fünfzig Bambuswinke auf die Schattenſeite ſeines Leichnams geben und gleich darauf den Kopf abſchlagen laſſen.

— Bon! ſagte der Kaiſer von China, leerte die zweiundvierzigſte Taſſe Thee und gab dem Berichterſtatter einen Wink, ſich hinauszuſcheeren.

---

*) Heißt ſo viel als Doctor.

Lu-lei ging und Kien-long ſank auf die Kiſſen ſeines Divans, um ſeinen Theerauſch auszuſchlafen.

IV.

> Il n'avait de goût onéreux
> Qu'une soif un peu vive,
> Mais en rendant son peuple heureux,
> Il faut bien, qu'un roi vive.
> Béranger „le Roi d'Yvetot.“

Mitten im ſüßeſten Schlummer kam eine Mücke geflogen, die ſich in frechem Uebermuthe auf des Kaiſers geſalbte Naſe niederließ und ſo unverſchämt zu ſticheln begann, daß der Sohn des Himmels, kaum eingeſchlafen, wieder erwachte und ſie mit allerhöchſteigener Hand fortzujagen geruhte. Sie flog davon, kam aber augenblicklich wieder und fing von Neuem zu ſtechen an.

— Impertinentes Beeſt! rief der Bruder der Sonne und jagte ſie zum zweiten Male fort.

Sie fliegt weg, kommt wieder und ſtichelt noch ärger.

Da reißt dem Schwager des Mondes die Geduld: er erhebt ſeine Hand, giebt ſich einen Klapps auf die Naſe und . . . tödtet das zudringliche Vieh.

In demſelben Augenblick ſtand ein rieſengroßer Geiſt in weißſeidenem Talar, blauſeidenem Gürtel und ſafrangelben Schuhen, ein Zauberſtäbchen in der Hand, vor dem Kaiſer.

— Wer biſt Du? fragte der Schwager des Mondes.

— Ich bin der Geiſt der erſchlagenen Mücke . . .

— Und wer war die Mücke?

— Der Geiſt des geköpften Tſing-ſe.

— Und wer war der geköpfte Tſing-ſe?

— Der Einzige Deiner Unterthanen, der den Muth gehabt hat, Dich an Dein königliches Wort zu erinnern.

— Pa-tſchou-ly?

— So hieß ich, als ich noch ſterblich geweſen war; jetzt bin ich ein Geiſt, der Dich im Namen Deines ſchwergetäuſchten Volkes an Alles, was Du ihm verheißen haſt, erinnernd, Dich fragen will: Kien-long, weißt Du, was Du Deinen getreuen Chineſen verſprochen haſt?

— Ich habe ihnen nichts verſprochen!

— Kien-long, Du lügſt! Als Du den Thron Deiner Väter beſtiegſt, verſprachſt Du Deinem Volke eine Verfaſſung. Willſt Du Dein kaiſerliches Verſprechen halten oder nicht?

— Nein, nein und abermals nein! ſchrie Kien-long und ſtampfte mit den Füßen.

— Wortbrüchiger Monarch, empfange Deinen Lohn, rief Pa-tſchou-ly, berührte den Sohn des Himmels mit ſeinem Zauberſtäbchen und verwandelte ihn in — einen Theekeſſel.

V.

Seitdem kann Mancher kein Pa-tſchou-ly*) riechen.

VI.

Und die Moral?
Gellert.

Auch Königinnen müſſen ihr Wort halten.

---

*) Pa-tſchou-ly iſt ein für viele Naſen unerträglicher Wohlgeruch, der aus den Blättern einer exotiſchen Pflanze gewonnen wird, welche Plectranthus graveolens heißt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

NÁRODNÍ ALMANACH

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

NARRENALMANACH

für

1847

von

Eduard Maria Oettinger.

Fünfter Band.

Leipzig, 1847.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

6912 688 *7

Universitäts-
Bibliothek
München

T DLe.10

Inhalt.

Seite:

Vor- und Nachrede V

Sans-Souci 1

Der ſchwarze Chriſtoph, oder Limonade, Marmelade u. Orgeade . 353

Ein Berliner Abenteuer, oder Lavendel, Myrth' und Thymian! 379

Vor- und Nachrede.

Zum fünften Male klopft der „Narrenalmanach“ unter dem goldgeränderten Schmetterlingsſchwarme der Taſchenbücher in ſeinem mehr als ſchlichten Gewande an die hunderttauſend Thüren der Leſewelt und bittet um denſelben freundlichen Einlaß, den ſie ſeinen vier Vorgängern mit ſo ſchmeichelhafter Huld gewährt hat, daß der fünfte Jahrgang es für eine eben ſo heilige als angenehme Pflicht hält, den nachſichtigen Leſern dafür den ſchuldigen Zoll des aufrichtigſten Dankgefühls abzuſtatten. — Die deutſche Kritik, die von jeher ein Vergnügen darin gefunden hat, meine geringen Leiſtungen mit liebenswürdigem Stillſchweigen zu übergehen, hat auch die vier Jahrgänge des „Narrenalmanachs“ desavouirt. Aber mit deſto größerem Intereſſe iſt er vom Publikum aufgenommen worden. Die zweiundzwanzig Bogen ſtarke Novelle „Roſſini“ im Jahrgang 1845 hat nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich warmen Anklang gefunden. Als Beleg dafür führe ich folgende höchſt intereſſante Thatſache an.

Im Octoberhefte der „Revue des deux mondes" befindet ſich (Seite 160—178) ein „Lettre à Rossini", von Herrn Henri Blaze, der die herablaſſende Güte gehabt hat, ſich mit den Federn meines „Roſſini" auf eine Art und Weiſe zu ſchmücken, die eben ſo plump als unehrlich iſt.

Zur Rechtfertigung meiner Anklage laſſe ich hier einige der auffallendſten Stellen des von Herrn Blaze an mir begangenen Diebſtahls folgen.

Narrenalmanach, Seite 113.	Revue des deux mondes, page 168.
Eines Abends rühmt ſich Rameau im Foyer der großen Oper, Alles, ja ſogar eine holländiſche Zeitung, in Muſik ſetzen zu können. Quinault, der zugegen iſt, will das nicht glauben. Rameau ſchlägt eine Wette vor; Quinault nimmt ſie an. Und ſchon am andern Morgen bringt der Dichter der „Armide" dem Componiſten des „Caſtor und Pollux" ein Stück der „Harlemer Zeitung", worin unter Andern ein Steckbrief, zwei Käſe-Auktionen und mehrere Todesanzeigen vorkommen. Rameau ſetzt ſich an ſein Pult und kleidet in einer Stunde den ganzen Inhalt der Zeitung ſo charakteriſtiſch in Muſik, daß Quinault ſeine Wette für verloren giebt. Aber was iſt das gegen d'Alayrac, welcher, um ſich dem Kaiſer, der ihn zum Ritter der Ehrenlegion gemacht, dankbar zu beweiſen, auf den abenteuerlichen Einfall gerathen	Rameau se vantait un jour au foyer de l'opéra de pouvoir mettre tout chose en musique. —Même la „Gazette de Holland"? observa l'incrédule Quinault. — Oui certes et j'en fais le pari, — Je le tiens. — Le lendemain le poète „d'Armide" apporte au chantre de „Castor et Pollux" le „Journal de Harlem" ou se trouvaient, entre autres motifs d'inspiration pour un compositeur, des tarifs de fromage et la liste des décès de la veille. Rameau s'assied au clavecin et en moins d'une heure trouve dans tout cet amalgame de premiers Harlem, de nouvelles et d'annonces, une telle musique et de tels effets, que Quinault reconnait avoir perdue sa gageure. — Mais tout ceci ne vaut pas l'histoire du chevalier d'Alayrac qui, dans sa joie d'avoir été dé-

war, den „Code civil“ in Muſik zu ſetzen.

— — — — —

Narrenalmanach, Seite 47.

— Nach dem Nichtsthun, ſagte er einſt, giebt es, wenigſtens für mich, keine ſchönere Beſchäftigung, als eſſen, gut eſſen. Was Liebe für das Herz, iſt Appetit für den Magen; der Magen aber iſt der Kapellmeiſter, der das große Orcheſter unſerer Leidenſchaften zügelt und anſpornt; der leere Magen bläſt das Fagott der Mißgunſt und die Pickelflöte des Neides; der geſättigte Magen ſchlägt den Triangel der Luſt und die Pauken der Freude; Liebe aber iſt die Primadonna, die oben auf der Bühne, im Gehirne, agirt und Töne anſchlägt, die das Ohr berauſchen und das Herz entzücken. Eſſen und Lieben, Singen und Verdauen ſind die vier Akte der komiſchen Oper, welche „Leben“ heißt und wie ein ſchnellfüßiger Champagnerrauſch vorüberhuſcht. Wer ſie ungenoſſen entfliehen läßt, iſt ein Narr!

coré par l'empereur, lui proposait de mettre en musique le „code civil“.

— — — — —

Revue des deux mondes, page 175.

Après ne rien faire, nous disait-il un jour, je ne sais pas, pour moi, de plus précieuse occupation que de manger, manger comme il faut, s'entend. C'est que l'amour est pour le coeur, l'appétit l'est pour l'estomac; l'estomac est le maître de chapelle qui gouverne et active le grand orchestre de nos passions; l'estomac vide me représente le basson ou la petite flûte grognant le mecontentement ou glapissant l'envie; l'estomac plein, au contraire, c'est le triangle du plaisir ou les timballes de la joie. Quant à l'amour, je le tiens pour la prima donna par excellence, pour la diva chantant dans le cerveau ses cavatines dont l'oreille s'enivre et qui ravissent le coeur. Manger et aimer, chanter et digérer, tels sont, à vrai dire, les quatre actes de cet opéra-bouffe qu'on appelle la vie et qui s'évanouit comme la mousse d'une bouteille de champagne. Qui la laisse échapper sans en avoir joui, est un maitre fou.

Bei dieſer Stelle hat ſich der gute Herr Blaze zweifach blamirt: ein Mal, daß er das, was ich Herrn Roſſini blos in den Mund gelegt, für deſſen Ausſpruch nachſchreibt, zweitens, daß er das, was ich geſagt, ſo ſtümperhaft überſetzt hat. Ich bin kein Franzoſe, aber ſo ſchülerhaft überſetzen, wie Herr Blaze, würde ich ſchwerlich.

Narrenalmanach, Seite 189.

Um dieſe Zeit ſchrieb Roſſini an Signora Colbrand, mit der er in geheim gehaltenem Briefwechſel ſtand: »— — — — — Ich wünſchte, meine ſchöne Freundin wäre jetzt in Rom, um Zeuge meines neuen Trimphes zu ſein. Mein „Barbier" findet hier von Tag zu Tag mehr Anhang und weiß ſich ſelbſt bei den eingefleiſchten Gegnern der neuen Schule ſo einzuſchmeicheln, daß ſie den kecken Burſchen, ganz gegen ihren Willen, mehr und mehr liebgewinnen. Almaviva's Serenade tönt hier Nachts in allen Straßen, Figaro's große Arie „Largo il factotum" iſt das Paradepferd aller Baſſiſten, und Roſinens Cavatine „Una voce poco fà" das Abendlied, mit dem hier jede Schöne zu Bette geht, um Morgens mit den Worten »Lindoro mio sarà« (ja, Lindoro, er wird mein!) zu erwachen. Aber mehr als meine neue Oper wird Sie, theuere Angélique, ein neuer Salat intereſſiren, den ich erſt unlängſt — zur Freude aller Feinſchmecker — erfunden habe. Ich beeile mich, Ihnen das Recept mitzutheilen. Nehmen Sie eine Schüſſel, thun Sie Provenceröl, engliſchen Senf, franzöſiſchen Eſſig, etwas Citronenſaft, Pfeffer und Salz hinein, reiben Sie dies Alles bis zur vollkommenen Miſchung durcheinander und würzen Sie es dann durch

Revue des deux mondes, page 177.

Puisque nous sommes en veine de citations, donnons encore ici le fragment d'une lettre qu'il écrivait de Rome à la Colbrand: »Mon Barbier gagne de jour en jour, et le drôle sait si bien ensorceler son monde, qu'à l'heure qu'il est, les plus acharnés adversaires de la nouvelle école se déclarent pour lui. Le soir, on n'entend dans les rues que la sérénade d'Almaviva; l'air de Figaro: „Largo il factotum" est le cheval de bataille de touts les barytons, et les fillettes, qui ne s'endorment qu'en soupirant: „Una voce poco fà" se reveillent avec „Lindoro mio sarà". Mais ce qui va vous intéresser bien autrement que mon opéra, chère Angélique, c'est la découverte que je viens de faire d'une nouvelle salade dont je me hâte de vous envoyer la recette. Prenez de l'huile de Provence, de la moutarde anglaise, du vinaigre de France, un peu de citron, du poivre et du sel, battez et mêlez le tout, puis jetez-y quelques truffes que vous aurez soin de couper à menus morceaux. La truffe donne à ce condiment une sorte de nimbe fait pour plonger un gourmand dans l'extase. Le cardinal secrétaire d'état, dont j'ai fait la connaissance ces jours derniers, kleingeſchnittene Trüffeln. Letztere verleihen dem Salat einen Nimbus, der jeden Gourmand zur tiefſten Bewunderung hinreißt. Der Cardinal-Staatsſecretär, deſſen Bekanntſchaft ich unlängſt gemacht, ertheilte mir für dieſe Erfindung ſeinen apoſtoliſchen Segen. Doch nun wieder zum „Barbier“.«

m'a donné pour cette découverte sa bénédiction apostolique. Mais je reviens à mon Barbier.«

Ich kann Herrn Blaze auf mein Ehrenwort verſichern, daß dieſen Brief nicht Meiſter Roſſini, ſondern meine Wenigkeit geſchrieben hat.

Narrenalmanach, Seite 212.

Trüffel, ausgezeichneter Leſer, iſt ein Wort, welches den Schreiber dieſer Zeilen mit ſo ſüßer Wonne beſchleicht, daß er den Faden der Erzählung fallen läßt, um einen Augenblick bei dieſem Worte auszuruhen. Die Trüffel, welche Herr Brillat-Savarin, der Montesquieu der Feinſchmecker, den „Diamant der Küche“ nennt, iſt nach Roſſini's Terminologie der „Mozart der Pilze“. Sein „Don Juan“, ſagte er eines Tages zum Grafen Gallenberg, iſt eine Muſik, die ich mit nichts Schönerem als der Trüffel zu vergleichen weiß. Beide haben das miteinander gemein, daß man ihnen, je öfter man ſie genießt, immer größeren Reiz abgewinnt.

Revue des deux mondes, page 177.

La truffe, disait-il un jour au comte Gallenberg, est le Mozart des Champignons. En effet je ne connais à Don Juan d'autre terme de comparaison que la truffe; l'un et l'autre ont cela de commun, que, plus on en jouit, et plus on y trouve de charmes.

Dies, guter Herr Blaze, iſt wiederum nur *meine* und *nicht* Roſſini's Anſicht.

Narrenalmanach, Seite 348.

Zwei Jahre früher ſtellte die Akademie ſeiner Vaterſtadt Peſaro ſeine Büſte auf. Damit nicht zufrieden, beſchloß die gute Stadt, ihrem bei

Revue des deux mondes, page 177.

Je rappellerai à ce sujet une anecdote que je tiens du marquis de Louvois et qui peint l'homme. En 1819 l'académie de rühmten Sohne ſchon bei Lebzeiten vor dem Rathhauſe eine Bildſäule in Lebensgröße aufzuſtellen, „damit die Landbewohner, die Dienſtags und Freitags nach der Stadt kommen, Gelegenheit erhalten, ihren berühmten Landsmann bewundern zu können."

— Und wie viel ſoll dieſer Spaß koſten? fragte Roſſini den Redner der Deputation.

— Die Gemeinde hat dafür vorläufig zwölftauſend Lire ausgeworfen.

— Ich will Euch einen Vorſchlag machen. Zahlt mir die Hälfte dieſer Summe und ich will mich wöchentlich zwei Mal in natura auf den Marktplatz poſtiren, um mich von meinen Landsleuten ganz nach Bequemlichkeit angaffen zu laſſen.

Was der Gemeinderath darauf erwidert hat, darüber ſchweigt die Geſchichte.

Pesaro, sa ville natale, non contente d'avoir déjà le buste en marbre du jeune maître, lui vota une statue en pied de grandeur naturelle, qu'on devait élever sur la place de l'hôtel-de-ville, afin, disait le protocole municipal, que les gens de la campagne qui viennent les mardi et vendredi de chaque semaine au marché puissent au moins contempler et admirer leur glorieux compatriote. — Et combien coûtera cette plaisanterie? demanda Rossini à l'orateur de la députation. — Mais environ onze mille francs que le conseil vient de voter. — Ecoutez, Monsieur, je vais vous faire une proposition. Donnez moi la moitié de cette somme et je m'engage à me poster deux fois par semaine, à heure fixe; sur la place du marché, de manière que mes compatriotes puissent jouir amplement de ma présence et se donner du grand homme tout leur saoûl.

Das Merkwürdigſte bei dieſer ziemlich bekannten Anekdote iſt unſtreitig das, daß der Marquis von Louvois ſie Wort für Wort ſo erzählt, wie ich ſie vor ihm im „Narrenalmanach" mitgetheilt habe. Bin ich der Marquis von Louvois oder iſt Marquis von Louvois der Verfaſſer meines „Narrenalmanachs"? Ei, ei, Herr Blaze, Sie ſind nicht blos ein unverſchämter Plagiator, Sie ſind auch ein eitler Prahlhans.

Narrenalmanach, Seite 348.

Geſchieden von Signora Colbrand, der er eine höchſt beſcheidene Rente

Revue des deux mondes, page 178.

Retiré à Bologne depuis 1838, loin de passions, loins de ce ausgeſetzt hat, lebt er — procul a Jove, procul a fulmine — ſeit 1836 in Bologna, kocht ſich Maccaroni, leidet an Steinſchmerzen, legt die dicken, weißen Hände in den Schooß, gähnt und ſagt wie König Salomo:

— Alles unter der Sonne iſt eitel!

gouffre du théâtre autour duquel gravitent encore dans les angoisses du succès tant de nobles intelligences, „procul a Jove, procul a fulmine“ vous contemplez nos misères d'en haut, vous faitez vôtre macaroni vous même et lorsque d'aventure la digestion se présente bien, le sourire sur les lévres, la main dans le gousset, vous vous prenez à méditer sur les grandeurs humaines, ô sublime sceptique, et vous dites avec le roi Salomon:

»Tout est vain sous le soleil!«

So ſchließt meine Erzählung und — gerade ſo ſchließt auch der Brief des Herrn Blaze.

„Ah Basile, mon mignon!“

Nun war es zum Todtlachen, mit anzuſehen, welche Maſſe deutſcher Blätter ſich beeilte, Auszüge aus Herrn Blaze's „Lettre à Rossini“ mitzutheilen, den derſelbe Herr aus meinem Narrenalmanach geplündert hatte. Giebt's etwas Komiſcheres als einen Dieb, der den Andern beſtiehlt? Die „Cölniſche Zeitung“, das „Frankfurter Converſationsblatt“, die „Leipziger Modenzeitung“, die „Wiener Theaterzeitung“ überſetzten friſch drauf los, aber keines von all dieſen Blättern, welche jenes Plagiat nachgedruckt hatten, war ſo ehrlich, nachträglich zu erwähnen, ein Franzoſe habe ſich mit deutſchen Federn geſchmückt.

Aus der Unzahl kritiſcher Journale, die den deutſchen Parnaß unter Waſſer ſetzen, hat nur ein einziges Organ, die Brockhausſiſche Zeitſchrift für literariſche Unterhaltung, ihre Stimme über „Roſſini“ vernehmen laſſen, und obgleich jener ungenannte Recenſent, — Nummer 87 — unter Roſen, die er mir ſtreut, ſtechende Dornen und brennende Neſſeln verbirgt, ſtatte ich auch ihm für ſeine Kritik meinen beſten Dank ab und räume ihr, um ihm zu beweiſen, daß ſein Tadel mich nicht gekränkt hat, hier einen Platz ein. Sie lautet:

»Den Hauptinhalt des „Narrenalmanachs" bildet eine Erzählung „Roſſini", die den berühmten, noch jetzt lebenden Componiſten dieſes Namens zum Helden hat. Oettinger hätte keinen beſſern Griff thun können. „Ein Jeglicher muß ſeinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf ſich nacharbeitet." Und Jeder thut dabei gut, wenn er einen ſolchen wählt, dem er, wie Oettinger dem ſeinigen, von vornherein nahe genug ſteht und hinlänglich ſinn- und geiſtesverwandt iſt, um ihm Schritt für Schritt auf den Kreuz- und Querwegen, die zum Olymp hinaufführen, folgen und alle leichtfertigen Gänge, genialen Sprünge und überraſchenden Wendungen, die dabei in Anwendung gebracht werden müſſen, nachmachen zu können. — In der That fühlt man ſich beim Leſen einer Oettinger'ſchen Novelle, beſonders der vorliegenden, ganz in der Art angemuthet, wie beim Anhören einer Roſſini'ſchen Oper. Man wird darin dieſelbe Friſche, dieſelbe Beweglichkeit, dieſelbe Launenhaftigkeit, hier und da auch dieſelbe Grazie, nur nicht ſo viel Gewalt und Effekt, nicht ſo viel berauſchenden Sprit und betäubendes Arom finden, weil die Sphäre des Begriffs an ſich viel nüchterner iſt, als die ſinnliche Welt der Töne, und weil in der Poeſie die neben jenen Vorzügen exiſtirenden Mängel und Auswüchſe, die Oberflächlichkeit, die mit unterlaufende Plattheit und Trivialität, die incorrecte Nonchalance, die auf bloßen Sinnenkitzel ausgehende Lascivität, welche ſich bei Oettinger in faſt noch höherm Grade finden, als bei

Roſſini, bei Weitem nicht ſo leicht bemäntelt und paralyſirt werden, als in der Muſik. Aber das ſchadet nichts, wenigſtens nicht in der vorliegenden Novelle. Ja, alle ſeine Schwächen erſcheinen hier faſt als Forcen. Wenn uns Oettinger nicht von früherher bekannt wäre, könnten wir glauben, er habe ſich ganz abſichtlich und planmäßig hineinverwebt, um gewiſſermaßen auch im Style und in der Darſtellung ein vollkommenes Abbild Roſſini's mit ſeinen Sünden wie mit ſeinen Tugenden darzuſtellen, und wir würden die Kunſt bewundern müſſen, mit welcher er ſein Vorbild zu copiren verſtanden hat; ſo jedoch ſehen wir freilich ein, daß es ihm ähnlich wie dem Sir Andreas geht, der den Narren zwar nicht ſo gut wie Andere, aber am natürlichſten ſpielt; allein trotzdem müſſen wir, wenn auch nicht ſeine Kunſt, doch ſeine glückliche Wahl loben, die es ihm möglich gemacht, ein ſo lebenvolles und ſelbſt in ſeinen Fehlern charakteriſtiſches Bild vor uns zu entfalten.«

Der ungenannte Recenſent — Nummer 87 — macht, ohne es zu wollen, meinem geringen Talente ein höchſt ſchmeichelhaftes Compliment, wenn er ſagt, daß das Leſen einer Oettinger'ſchen Novelle denſelben Eindruck wie das Anhören einer Roſſini'ſchen Oper macht, und wenn er mich ein vollkommenes Abbild Roſſini's nennt. Roſſini iſt bekanntlich eines der größten Genies, die jemals gelebt haben; ich bin nicht unbeſcheiden genug, um mich ihm „hinlänglich ſinn- und geiſtesverwandt" zu halten. Wenn aber in meinem „Narrenalmanach" nur der hundertſte Theil des Zaubers und der Anmuth Roſſiniſcher Muſik liegt, ſo darf ich mir dazu Glück wünſchen. — Als ich „Eau de mille fleurs" ſchrieb, nannte mich ein anderer Recenſent, wenn ich nicht irre, in demſelben Journale, den Auber der deutſchen Novelle. Roſſini und Auber in Einer Perſon? Darf mein geringes Talent auf ſolchen Tadel nicht weit eitler als auf manches Lob ſein???

Ueber den vorjährigen Jahrgang, welcher „Jacob Paul von Gundling“, „Sophie Arnould“ u. ſ. w. enthält, ſpricht ſich in demſelben Blatt eine Nummer 48 folgendermaßen aus:

»Kein Schriftſteller tritt vielleicht in ſeinen Productionen die Geſetze der Kunſt ſo frivol mit Füßen und ſchlägt den äſthetiſchen Regeln ſo höhniſch ein Schnippchen, als Oettinger, und dennoch wird ſein „Narrenalmanach“ immer als eine ergötzliche und willkommene Lektüre begrüßt und ſelbſt von Denen günſtig aufgenommen, welche ſonſt die Verachtung der Kunſtgeſetze nicht ſo gutwillig hinzunehmen pflegen. Der Grund hiervon iſt nicht zu ermeſſen. Oettinger nimmt im Bereiche der Kunſt etwa dieſelbe Stellung ein, wie ein Aventurier in der Geſellſchaft. Auch er erlaubt ſich alles Mögliche, was gegen Sitte, Anſtand und hergebrachte Ordnung iſt, und worüber man bei jedem Andern die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen würde; aber bei ihm achtet man es nicht, weil er doch bei alle dem eine intereſſante Erſcheinung iſt und Vieles zu erzählen weiß, was man nicht alle Tage zu hören bekommt, ja man findet ſeine Verſtöße ſogar genial und liebenswürdig, weil Jeder meint, er verlaſſe den gewohnten Weg nicht aus Unkenntniß und Unvermögen, ſondern vielmehr aus Einſicht und im Beſitz einer mächtiger wirkenden Kraft. Auch in den beiden (obengenannten) Erzählungen entfaltet der Verfaſſer wieder ſo viel Reichthum intereſſanten Stoffs und beſtechende Nonchalance in Handhabung der Form, daß man ihm von Seite zu Seite willig folgt und ohne Skrupel ein buntgewürfeltes Amuſement als Surrogat für einen wirklichen Kunſtgenuß hinnimmt.«

Auch der guten Nummer 48 ſage ich, wie der Nummer 87, meinen Dank für die hübſchen Lehren, die ſie mir ertheilt; doch verſpüre ich durchaus keine Luſt, ſie zu befolgen. Man ſieht, daß an mir Hopfen und Malz verloren iſt: ich ſchreibe, wie es mir und dem Publikum gefällt und damit Baſta.

Der Grundſtein der diesjährigen Erzählung „Sans-Souci" beruht auf einem dünnen Strohhalme, den ich in C. E. Schmieders „Geſchichte der Alchemie" (Seite 547) gefunden habe. Dort heißt es:

»Der Heros Preußens, Friedrich der Zweite, ſpottete gern über die Alchemie und das mit Fug; denn er hatte das Stimmrecht mit Erfahrungen erworben und es ſich etwas koſten laſſen. Im Jahre 1750 kam eine Frau von Pfuel aus Sachſen mit zwei ſehr ſchönen Töchtern: Fredersdorf empfahl ſie dem Könige als ungemein kunſtfertige Alchemiſtinnen, denen es ein Leichtes ſei, dem Golde die Seele auszuziehen. Um eine etwas bedeutende Seele zu gewinnen, wurden zehntauſend Thaler darauf verwendet. Dieſe Seele präſentirte ſich beinahe, wie die menſchliche im Orbis pictus, in lauter winzig kleinen Körnchen, die unter dem Vergrößerungsglaſe wie Rubinen ausſehen. Der Abgang betrug von fünfzig Ducaten ſechs, und das war allerdings auch noch ziemlich billig. Ein weiterer Erfolg wird nicht gemeldet und ſo ſcheint es, man habe mit dem anmuthig beſetzten Laboratorium noch etwas Anderes erzielen wollen, was vielleicht weniger möglich war, als Gold machen. Man vergleiche Zimmermanns Fragmente über Friedrich den Großen, Band I., Seite 126.«

Dies, nachſichtsvoller Leſer, iſt die Seide, aus der Dein gehorſamer Diener ſein „Sans-Souci" herausgeſponnen hat.

Möge dieſer Jahrgang nicht das Schickſal des vorjährigen treffen, der in 22, ſage zweiundzwanzig deutſchen Bundesſtaaten — Gott weiß warum — verboten worden iſt.

Die erſte Erzählung widme ich der liebenswürdigen Künſtlerin, Albertine Rott geb. Tuczeck, die zweite meinem Freunde Theodor Drobiſch, die dritte meinem Landsmanne Julius Knorrn.

Und ſomit Gott befohlen!

Leipzig, im September 1846.

E. M. Oettinger.

Sans-Souci.

I.

Außerhalb der Thore von Potsdam erhebt ſich auf einem ſehr beſcheidenen Hügel von kaum ſechszig Fuß Höhe das königlich preußiſche Luſtſchloß Sans-Souci, das Tusculum des gekrönten Philoſophen, der Lieblingsaufenthalt Friedrichs II., der hier, nach Abſchluß des Friedensvertrages zu Dresden*), auf dem Lorbeer ruhte, den er in den blutigen Schlachten bei Hohenfriedberg**) und Keſſelsdorf***) ſich erkämpft hatte. Hier lebte der „Philoſoph von Sans-Souci", im Schatten der Siege ſeiner Kriegskunſt, den

---

*) 25. December 1745.
**) 4. Junius 1744.
***) 15. December 1745.

heitern Künſten des Friedens, umgeben von einer kleinen, aber auserwählten Schaar geiſtreicher Franzoſen, aus welchen wir ein vierblätteriges Kleeblatt hervorheben, das er ſeine „philoſophiſche Leibgarde“ und — dann und wann — ſeine „vier Winde“ zu nennen geruhte.

Im rauhen Nordwinde begrüßen wir den Caligula der franzöſiſchen Literatur, den gefeierten Dichter und gefürchteten Spötter François Marie Arouet de Voltaire*); im milden Südwinde lächelt uns der äußerſt ſanfte, gutmüthige, aber ewig verliebte Philoſoph Jean Baptiſte de Boyer, Marquis d'Argens**), einer der liebenswürdigſten Epicuräer, entgegen; der ſcharfe Oſtwind iſt der ſehr gelehrte, aber höchſt pedantiſche Naturforſcher und Mathematiker Pierre Louis Moreau de Maupertuis***), und der ſchmiegſame Weſtwind zeigt uns den ewig heitern Cyniker und Atheiſten Julien Offray de La Mettrie.†)

Dem Erſten dieſer vier Herren hatte der König von Preußen den Kammerherrenſchlüſſel, den Orden pour le mérite und — was ihm lieber als Beides war — eine Penſion von zwanzigtauſend Livres zu Theil werden laſſen; außerdem hatte Herr von Voltaire freie Wohnung im Schloß zu Potsdam, freie Tafel und freie Equipage, und für dies Alles hatte der „Sänger der Henriade“, der Verfaſſer des „Siècle de Louis XIV.“ blos die eine Verpflichtung übernommen, die ſchwarze Wäſche Seiner Majeſtät zu waſchen oder, mit andern Worten ausgedrückt, die franzöſiſchen Verſe des großen Königs von deutſchen Fehlern zu reinigen.

---

*) Geboren am 20. Februar 1694 zu Châtenay bei Sceaux. Den Beinamen Voltaire ſoll er zu Ehren einer Geliebten aus früher Jugendzeit angenommen haben.

**) Geb. am 24. Junius 1704 zu Aix in der Provence.

***) Geb. am 17. Julius 1698 zu Saint-Malo.

†) Geb. am 25. December 1709 in derſelben Stadt, in welcher Maupertuis das Licht der Welt erblickt hat.

Der Zweite, den Friedrich der Große in die Reihe ſeiner Kammerherren aufgenommen hatte, war außerdem Director der Berliner Akademie der ſchönen Künſte und bezog als ſolcher, ſeit ſeiner Niederlaſſung in Berlin, einen Jahrgehalt von zwölftauſend Livres. Marquis d'Argens war der Liebling Seiner Majeſtät, weil er, fern von allen Hof-Intriguen und ganz ohne allen Ehrgeiz, auf Nichts ſo ſtolz als auf das Wohlwollen des Königs von Preußen zu ſein ſchien.

Der Dritte hatte die Ehre, ſeit 1746 Präſident der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu ſein.

Der Vierte endlich war der nur ſelten zu Rathe gezogene Arzt und Vorleſer des Königs. Auch er wohnte zu Potsdam im königlichen Schloſſe und — ſo oft ſich der Hof in Berlin befand — im Hôtel des franzöſiſchen Geſandten, des Herrn von Tyrconnel.

Der Aelteſte unter ihnen war Voltaire, der Jüngſte La Mettrie.

Drei dieſer Herren waren noch ledig. Nur Maupertuis hatte ſich, bald nach ſeiner Ankunft in Berlin*), mit einem ſchon ziemlich bejahrten, aber auch ziemlich reichen und vornehmen Fräulein aus Pommern, Adelgunde Borck von Borckenthal, vermählt. Kurze Zeit nach ihrer Verheirathung ſah ſie ſich, zur Freude ihrer ganzen Familie, zur Hofdame der Prinzeſſin Amélie, der Schweſter des Königs, erhoben. Ganz Pommern ſchwelgte in gerechtem Jubel.

---

*) 1745.

Aber auch die nächſte Umgebung Friedrichs II. beſtand größtentheils aus Franzoſen. Sein Privatſecretär war Herr Louis Darget, ſein Leibkoch Jacques Narciſſe Noël.

Dieſe und einige andere Perſonen, die wir unſerm freundlichen Leſer ſpäter vorſtellen wollen, bilden den Rahmen eines kleinen Gemäldes, deſſen Mittelpunkt eine der hervorragendſten Erſcheinungen der deutſchen Geſchichte iſt.

II.

Es war im Juni des Jahres 1750.

In einem der freundlichſten Küchenzimmer zu Sans-Souci ſaß Herr Jacques Narciſſe Noël, die Vorſehung des königlichen Magens, in einem großen, höchſt bequemen Lehnſtuhle, die Beine ausgeſtreckt und ein Büchlein in der Hand, das wohl nur Wenigen unſerer Freunde bekannt ſein dürfte; es war des Abbé de Villars „Comte de Gabalis, ou entretiens sur les sciences secrètes et mysterieuses“ *), ein mit Wundern aller Art angefülltes Werk, das unſerm leichtgläubigen Küchenmeiſter die Ueberzeugung vom Daſein guter und böſer Geiſter verſchaffte und ſeine erhitzte

---

*) Dieſes anziehende Werk erſchien zu Amſterdam 1700. 12.

Fantaſie mit Nixen und Gnomen, Sylphen und Salamandern bevölkerte.

Unter dieſen geheimnißvollen Weſen, welche die vier Elemente, Waſſer und Erde, Luft und Feuer bewohnen, fühlte er ſich am meiſten zu den Geiſtern der Luft, zu den Sylphen, hingezogen. Ein Bretagner von Geburt, hatte er ſchon mit der Muttermilch den Glauben an die ſogenannten Feen eingeſogen und ſich von Jugend auf der ſüßen Hoffnung hingegeben, auch er werde einſt, wie jener Luſignan, die Bekanntſchaft einer ſchönen, liebetrunkenen Meluſine machen.

Herr Noël hatte das vierzigſte Jahr erreicht, ohne dieſe Hoffnung erfüllt zu ſehen.

Ermüdet von jener Lectüre, war er gegen Sonnen-Untergang in ſeinem Lehnſtuhle eingeſchlafen und dann erſt aufgewacht, als einer ſeiner Küchenjungen es gewagt hatte, den Schnarchenden durch ein raſches Zupfen an dem über der Lehne herunterhangenden Zipfel ſeiner ſchneeweißen Nachtmütze aus ſüßen Träumen aufzureißen.

— Biſt Du es, holde Fee? rief er aus und ſtarrte mit ſchlaftrunkenen Augen um ſich, ohne den kleinen Küchen-Trabanten zu bemerken, der, flink und geräuſchlos wie ein Kobold, im Nu verſchwunden war.

— Welch ein Traum hat mich geneckt! Jene ſchöne Fee, die, wie meine ſelige Mutter mir in einem Wiegenliede oft genug vorgeſungen hat, eine meiner Pathinnen geweſen ſein ſoll, war mir in der Geſtalt eines himmelblauen Vogels mit ſchneeweißen Flügeln erſchienen. Er hatte ſich auf meine linke Schulter geſetzt und mir ein geheimnißvolles Wort eingeraunt, das ich, im Traume hundert Mal wiederholend, im Augenblick des Erwachens vergeſſen habe. O ich Dummkopf! rief der Küchenmeiſter, riß ſich die Nachtmütze vom Kopfe herab und warf ſie mit tragi-komiſcher Wuth auf den Fußboden. Mit Hilfe dieſes Wortes hätte ich, wie mein kleiner Vogel mir vertraut hatte, tauſend blaue Wunder in Scene ſetzen und jeden meiner Wünſche in Einem Nu erfüllen können. Die kleine, blaſſe Joëline, die dralle Fee im Corps de Ballet, die gegen mich allein die kalte, unerbittliche Artemiſia ſpielt, die kleine, eigenſinnige Hexe, welche alle Ragouts, durch die ich mich in ihr Herz einſchmeicheln will, mit ſchnöder Verachtung zurückweiſ't, lag, von der Magie dieſes einzigen Wortes bezwungen, zu meinen Füßen und flehte um Verzeihung. In demſelben Augenblick, als ich die kleine Spröde in meine Arme ſchließen will, erwache ich aus meinem Traum. Und ich Eſel habe jenes Wort vergeſſen!

— Herr Noël, ſagte ein ſchmucker Page, der ſoeben in's Zimmer trat, ich erſcheine im Auftrage Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzeſſin Amélie, die Sie erſuchen läßt, Ihr noch heute die Ehre Ihres Beſuches zu ſchenken.

— Was wünſcht die Prinzeſſin? fragte der Küchenmeiſter.

— Mit Herrn Noël Rückſprache nehmen über ein Souper dinatoire, das ſie heute über acht Tage im großen Marmorſaale zu geben gedenkt.

— Sagen Sie Ihrer Königlichen Hoheit, daß ich kommen werde.

Der Page entfernte ſich. Die Vorſehung der königlichen Küche pflanzte ſich dicht vor dem Spiegel auf, warf einen ſehr wohlgefälligen Blick hinein und ſagte zu ſich ſelbſt:

— Guter Noël, wenn Deine Menſchenkenntniß Dich nicht trügt, ſo iſt die Schweſter Deines Königs in Dich verliebt! Denn ſo oft die Prinzeſſin Dich gewahrt, wirft ſie Dir einen jener vielſagenden Blicke zu, die mich ahnen laſſen, daß meine Perſönlichkeit einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hat. Es vergeht kein Tag, ohne daß ſie mich zu ſich bitten läßt, um mir tauſend Artigkeiten über meine Küchen-Leiſtungen zu ſagen. Ein erſt jüngſt von mir neu erfundenes Gericht, ein Ragout à la Sardanapale, hat den König dergeſtalt entzückt, daß er einen Brief in Verſen an mich gerichtet hat. Ihre Königliche Hoheit, eine erleuchtete Kennerin der höhern Kochkunſt, iſt noch weiter gegangen und hat mir vor einigen Tagen höchſteigenhändig dieſe Brillantnadel in's Jabot geſteckt mit den Worten: „Dies Ragout allein macht Sie unſterblich!“ O hätte das meine Mutter anhören können! Ja, Noël, Du biſt ein Glückskind! Eine gute Fee iſt Deine Pathin geweſen!

Der Küchenmeiſter warf ſich in ſein goldgeſticktes Gallakleid und verfügte ſich, ſtolz wie ein Pfau, zur Schweſter des Königs.

III.

Prinzeſſin Amélie war eine der ſchönſten und einnehmendſten Frauen am Hofe jenes Dichter-Königs, den ſein weihrauchſtreuender Kammerherr den „nordiſchen Salomo“ getauft. Friedrich hatte ſeiner Schweſter eine lange Liſte junger und alter Fürſten vorgelegt, die ſich bei ihm um deren Hand beworben hatten; aber Keiner von allen war ſo glücklich geweſen, in den Augen dieſer jungen Schönheit, die Jedermann für eine abgeſagte Männerfeindin hielt, Wohlgefallen zu finden. — Gedrängt von ihrem königlichen Bruder, endlich eine Wahl zu treffen, hatte ſie ihm rund heraus erklärt, ſie wolle frei und ledig bleiben. Einundzwanzig Jahre alt, hatte ihr der König, in einer Anwandlung roſenfarbener Laune, eine der ſchönſten Präbenden, die Abtei Quedlinburg, geſchenkt, durch die ſie ein jährliches Einkommen von hundertzwanzigtauſend Thalern erhielt.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg war erſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, als Frankreichs Ariſtophanes, der ci-devant Günſtling der allmächtigen Marquiſe von Pompadour, der ſechsundfünfzigjährige Kammerherr ihres Bruders, in das einförmige Leben des Hofes von Sans-Souci etwas Abwechslung hineintrug.

Herr von Voltaire, der, trotz ſeines vorgerückten Alters und ſeiner unſchönen Perſönlichkeit, ganz Franzoſe und als ſolcher eitel genug war, ſich jeder Dame gegenüber äußerſt gefährlich zu halten, hatte ſich bei jeder Gelegenheit in die Nähe der verführeriſch-ſchönen Aebtiſſin gedrängt und den ganzen Schacht ſeiner Liebenswürdigkeit, ſo wie den ganzen Knäuel ſeines allerdings blendenden Geiſtes entwickelt, um das ſpröde Herz der Prinzeſſin für ſich einzunehmen. Die Aebtiſſin machte bald kein Geheimniß daraus, daß der „alte Herr", der die glänzende Gabe geiſtreicher Unterhaltung beſaß, ihr mehr Genuß gewähre, als der ganze Schwarm jener hirnloſen Cavaliere, deren Converſation ſtets in's Stocken zu gerathen pflege, ſobald das alltägliche Geſpräch von ſchönem oder häßlichem Wetter, von ihren Pferden und Hunden erſchöpft ſei.

— Voltaire, ſagte Prinzeſſin Amélie zur Gräſin Kleiſt, iſt ein alter Papagey, der mit Geiſt und allen Tonarten zu plaudern verſteht. Er iſt ein eitler Narr, aber ein vortrefflicher Schwätzer, in deſſen Geſellſchaft manche träge Stunde die Dauer einer flüchtigen Minute zu haben ſcheint.

Vor Voltaire's Ankunft hatte ſich Friedrichs Schweſter am Hofe ihres Bruders königlich gelangweilt und nur dann und wann am Klaviere — ſie war eine Schülerin Kirnbergers — eine kurze Zerſtreuung gefunden. Jetzt war es anders. Der „alte Herr“ hatte ſich freiwillig angetragen, bei Ihrer Königlichen Hoheit die Lücke eines Vorleſers auszufüllen, und ſowohl ſie als der König hatten keinen Anſtand genommen, ihm dieſe Huld zu bewilligen. Seine Eitelkeit fühlte ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt.

— Die gute Amélie, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſcheint nach und nach zu begreifen, daß der nähere Umgang mit uns nicht zu verachten iſt.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg ſaß eben am Klaviere, beſchäftigt mit der Einübung einer neuen Sonate ihres berühmten Meiſters, als ihr Page eintrat, um den Küchen-Chef Seiner Majeſtät des Königs anzumelden.

— Willkommen, Meiſter Noël! rief die Prinzeſſin ihm entgegen.

— Hoheit, voll Ehrfurcht beuget ſein Knie der Treuſte der Treuen.

— Soll dies ein Hexameter ſein?

— Ja oder auch nein, erwiderte der Quirlheld, der im Punkte des Versmaaßes ſeiner Sache nicht ganz ſicher war; aber jedenfalls ſind dieſe Worte die Aeußerung treuer Anhänglichkeit.

— Davon iſt Niemand mehr als die aufrichtige Bewunderin Eures großartigen Talentes überzeugt. Meiſter Noël, fuhr ſie fort, wir ſind geſonnen, Eurem bewundernswürdigen Genie eine neue Gelegenheit zu ſchöner Thätigkeit zu geben. Morgen oder übermorgen erwarten wir die Ankunft eines Fremden, dem zu Ehren wir heute über acht Tage eine Abendtafel veranſtalten wollen zu hundertfünfzig Couverts. Unſer Gaſt, dem der Ruf eines der feinſten Gaſtronomen vorangeeilt iſt, kommt vom Hofe Ludwigs XV. Wir kennen Meiſter Noëls Ehrgeiz und brauchen Dem, was wir ſoeben geſagt, nichts mehr hinzuzufügen.

— Noch heute Nacht werde ich den Schlachtplan entwerfen und ihn morgen der Sanction Ihrer Königlichen Hoheit unterbreiten.

— Gut, Meiſter; doch haben wir noch eine andere Bitte auf dem Herzen . . .

— Hoheit, befehlen Sie!

— Ich hatte dem Hofmaler Sr. Majeſtät, Eurem berühmten Landsmann Antoine Pesne, den Auftrag ertheilt, für meinen königlichen Bruder alle Notabeln des Hofes von Sans-Souci, Herrn von Voltaire, ſämmtliche Mitglieder der Akademie, vor allen Andern den Marquis d'Argens und die Herren Maupertuis und La Mettrie in Lebensgröße zu malen, um Seiner Majeſtät damit eine kleine Ueberraſchung zu bereiten. Ihr, Meiſter Noël, dürft in der Gallerie Eurer berühmten Landsleute durchaus nicht fehlen. Pesne aber hat mir geſagt: Ihr hättet Euch geweigert, ihm zu ſitzen. Iſt dies wahr?

— Ja, Königliche Hoheit, erwiderte der Küchenmeiſter mit komiſchem Stolze.

— Und warum nehmt Ihr Anſtand, Euch von ihm mal'n zu laſſen?

— Weil ſein Pinſel mich verunſtalten würde . . .

— Und was verleitet Euch zu dieſer Furcht?

— Der hämiſche Charakter dieſes Mannes: er ſieht Unſereinen über die Achſel an und iſt neulich in ſeinem Hochmuth ſogar ſo weit gegangen, mich zum Mittelpunkte eines höchſt lächerlichen Zerrbilds zu machen . . .

— Was ſagt Ihr? rief die Prinzeſſin mit auffallender Erbitterung, Pesne hat gewagt, Euch zu karrikiren?

— Ja, Hoheit, ja!

— Ihr ſollt gerächt werden, Meiſter Noël! Verlaßt Euch auf das Wort Eurer Beſchützerin, fügte ſie hinzu und gab ihm durch eine Bewegung ihrer Hand zu verſtehen, daß er in Gnaden entlaſſen ſei.

IV.

Herr Antoine Pesne, von dem ſoeben die Rede geweſen, war ein eben ſo anerkannter Geſchichts- als ausgezeichneter Bildnißmaler Frankreichs. Vierundzwanzig Jahre alt, hatte er eine Reiſe nach Italien unternommen, 1707 in Venedig den Freiherrn von

Knyphauſen gemalt und — von dieſem Friedrich Wilhelm dem Erſten empfohlen — nach Auguſtin Terweſtens Tode einen Ruf nach Berlin erhalten, wo er — ſeit 1719 — als Hofmaler Seiner Majeſtät des Königs mit einem Jahrgehalte von zwölfhundert Thalern angeſtellt war. — Wenige Tage nach ſeiner Niederlaſſung in Preußens Hauptſtadt hatte er die Bekanntſchaft einer der ſchönſten, aber auch lockerſten Damen jener Zeit, der italieniſchen Tänzerin Reggiana, gemacht, die reizende Sylphide ein Mal für den General-Bau-Intendanten Freiherrn von Knobelsdorf als „Göttin Flora, die ſich auf Blumenſtengeln wiegt“, das zweite Mal für den durch ſein „galantes Sachſen“ bekannt gewordenen Baron von Pöllnitz als eine „Nixe im Bade“ gemalt und ſie bald darauf, zum Aerger dieſer und vieler andern Cavaliere, die das Regiſter ihrer Anbeter gebildet hatten, zum Traualtar geführt.

Seit jener Zeit war das prachtvoll eingerichtete Haus der Madame Reggiana-Pesne — wöchentlich ein Mal — der Sammelplatz aller Damen vom Theater, das Aſyl aller franzöſiſchen Schöngeiſter, das Rendezvous aller reichen Herren, welche auf verliebte Abenteuer ausgingen. Herr und Madame Pesne waren unterdeſſen freilich ſehr alt und häßlich geworden; ihr Haus aber war ſeit dreißig Jahren in der Mode geblieben.

An jenem Abende, an dem die Aebtiſſin von Quedlinburg den Leibkoch des Königs hatte zu ſich bitten laſſen, empfing Madame Pesne in ihren magiſch erleuchteten Geſellſchaftszimmern die haute volée der guten Stadt Berlin. Darunter befand ſich auch Herr von Tyrconnel, der, beiläufig erwähnt, von engliſcher Abkunft war.

— Nichts Neues bei Hofe? fragte der ſchlaue Diplomat die geweſene Tänzerin.

— Viel und Mancherlei, erwiderte Madame Pesne, den Geſandten vertraulich in eine Fenſterbrüſtung ziehend. Am Hofe von Sans-Souci geſchehen jetzt Wunder über Wunder. An allen Ecken und Enden ſpukt das Geſpenſt der Liebe. Der König ſelbſt — der anerkannte Weiberfeind — ſoll ſeit Kurzem raſend verliebt ſein . . .

— In wen, in wen? fragte der Spion Ludwigs XV.

— Ach, Mylord, ich bin unglücklich, daß mir, trotz aller Nachforſchungen, der Name dieſer Glücklichen bis zu dieſem Augenblick ein Geheimniß iſt.

— Und haben Sie gar keine Vermuthung?

— Ich wüßte keine Dame, die reizend genug wäre, auf das verknöcherte Herz unſeres ſogenannten „Salomo" einen ſiegreichen Eindruck zu machen.

— Madame Pesne, ich bitte Sie inſtändigſt, kein Mittel unverſucht zu laſſen, um herauszubringen, in welche von unſern Schönen Seine Majeſtät ſich ſo urplötzlich zu vergaffen geruht hat. Ein Geheimniß ſolcher Art iſt für einen Mann meiner Stellung von unendlich großer Wichtigkeit. Ich mache mich anheiſchig, Madame, Ihnen eine Gratification von zehntauſend Francs auszuzahlen, ſobald Sie mich zum Mitwiſſer dieſes in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſanten Geheimniſſes machen.

— In längſtens acht Tagen ſollen Sie im Beſitz deſſelben ſein. Für heute kann ich Ihnen unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit eine nicht minder wichtige Neuigkeit anvertrauen. Ihr berühmter Landsmann, die erſte Zierde des franzöſiſchen Parnaſſes, Herr von Voltaire, auch er iſt verliebt. Rathen Sie, Mylord, in wen?

— In Sie? fragte der Schlaukopf, der bei dieſer äußerſt komiſchen Frage entſetzlich ernſt bleiben konnte.

— Mylord, halten Sie's möglich, daß Jemand ſich in uns noch jetzt verlieben kann?

— Ich, für meinen Theil, wäre gern bereit, Sie von dieſer Möglichkeit zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu überzeugen . . . Doch um wieder auf Voltaire zurückzukommen . . . für wen ſchwärmt der alte Geck?

— Für eine Schönheit, die unſerm ruhmgekrönten „Salomo“ ſehr nahe ſteht . . .

— Für Prinzeſſin Amélie?

— Errathen, Mylord!

— Und halten Sie, unter uns geſagt, die keuſche Aebtiſſin für verrückt genug, den Seufzern dieſes alten Seladons Gehör zu ſchenken?

— Warum nicht? Aus Caprice und Langeweile kann oft das ſchönſte Weib ſich in den häßlichſten der Männer verlieben. Die Schweſter des großen Friedrich beſitzt ſo viel Ehrgeiz, daß ſie um jeden Preis berühmt zu werden wünſcht. Und wodurch, Mylord, könnte ſie dies Ziel wohl ſchneller erreichen, als durch eine Liebſchaft mit Herrn von Voltaire? Der verſificirte Weihrauch, den er in Verſailles dem „Unterrocke“ des fünfzehnten Ludwigs geſtreut, ſcheint unſerer guten Prinzeſſin in's Gehirn geſtiegen zu ſein und ſie ganz und gar berauſcht zu haben . . .

— Dann wäre ja Voltaire ſehr beneidenswerth . . .

— Noch lange nicht ſo ſehr, als Marquis d'Argens . . .

— Auch er iſt verliebt?

— Bis über die Ohren . . .

— Und Sie wiſſen, in wen?

— In eine Dame vom Theater, in Demoiſelle Benjamine Cochois, die nebenbei auch femme savante, Schöngeiſt, Blauſtrumpf und . . .

— Ein Muſter von Häßlichkeit iſt, fügte Tyrconnel hinzu.

— Unſer Provenzale hat von jeher einen etwas barocken Geſchmack gehabt. Seine erſte Jugendliebe, eine Schauſpielerin Sylvia, die er in ſeinem achtzehnten Jahre nach Spanien entführt hatte, war, wie er mir oft genug erzählt, rothhaarig und pockennarbig geweſen. Als Soldat hatte er ſich während der Belagerung von Kehl in eine badiſche Marketenderin verliebt, blos darum, weil ſie geſchielt hat. Eine ſeiner ſpätern Liebſchaften, eine holländiſche Waffelbäckerin, ſoll, einem on dit zu Folge, etwas ſchief geweſen ſein. Seine neunundneunzigſte Flamme, Dame Cochois, iſt eine häßliche Nachteule, und dennoch findet der gute Marquis ſie dergeſtalt liebenswürdig, daß er ſie, trotz ſeiner ſechsundvierzig Jahre, à tout prix heirathen will . . .

— Man ſollte den guten Mann der Obhut eines Vormunds oder, beſſer noch, dem Schutze einer Irren-Anſtalt anvertrauen, denn mein Freund La Mettrie erklärt ihn geradezu für einen Narren . . .

— La pèle se moque du fourgon.*) Marquis d'Argens behauptet ganz daſſelbe von La Mettrie. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo iſt auch dieſer Narr verliebt, und zwar — Mylord, erſchrecken Sie nicht — in eine der langweiligſten und lächerlichſten Damen des

---

*) Ein Eſel heißt den andern Langohr.

Hofes von Sans-Souci, in Frau von Maupertuis, die man ſpottweiſe „die Venus von Pommern“ nennt.

— Aber dieſe Venus iſt ja ſchon ſehr alt . . .

— Qu'importe? Es gibt Feinſchmecker, welche alten Käſe dem jungen vorzuziehen pflegen. Zu dieſen Leuten gehört auch unſer „neuer Diogenes“, der in ſeinen ſinnlichen Neigungen nur allzugern den Cyniker herauskehrt.

— Und der Gemahl dieſer antediluvianiſchen Venus?

— Denken Sie ſich, Mylord, auch dieſer Menſch iſt verliebt!

— Gerechter Gott, in wen?

— Welche Frage! In wen kann ein ſo eitler Egoiſt, wie Herr von Maupertuis, anders verliebt ſein, als in ſich ſelbſt und in ſeinen großen, unſterblichen Ruhm! Wiſſen Sie nicht, Mylord, daß er ſich für den größten Gelehrten ſeines Jahrhunderts, für einen neuen Archimedes, für einen königlich preußiſchen Newton hält?

— Er will, was ſich die ganze Stadt erzählt, ein meilentiefes Loch in den Bauch der Erde bohren, um die Geheimniſſe der Centrifugalkraft zu belauſchen und an's Licht zu ziehen.

— Und ſolch ein Narr iſt Präſident unſerer Akademie! Es ſcheint, als habe Frankreich die Blüthe ſeiner gelehrten Narren nach Sans-Souci geſchickt, um dort ein neues Abdera aufblühen zu laſſen. Selbſt der Koch Seiner Majeſtät iſt ein höchſt koſtbares Exemplar von einem Narren im größten Formate. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigt ſich Sieur Noel mit Aſtronomie und glaubt an Feen! Mein Herr Gemahl hat, in einem Anfluge ſatiriſcher Laune, dieſem Quirlhelden die Ehre erwieſen, ihn und deſſen erhabenen Protector zum Gegenſtande einer eben ſo geiſtreichen als boshaften Karikatur zu machen.

— Ich habe viel davon gehört, ſie aber leider nicht geſehen …

— Gleich nach ihrem Erſcheinen iſt ſie auf Befehl unſerer liebenswürdigen Polizei confiſcirt worden …

— Und weshalb?

— Weil ſie darin eine grobe Majeſtäts-Beleidigung erblickt hat. Das Zerrbild zerfällt in zwei Abtheilungen. Die eine zeigt einen kleinen Thron und einen großen, bequemen Lehnſtuhl. Auf dem Erſtern ſchläft ein martialiſcher Monarch mit Scepter und Krone; auf Letzterm ſchnarcht ein dicker, aufgeblaſener Koch mit Quirl und Caſſerolle. Im Hintergrunde erſcheint eine leichtgeſchürzte, ſchalkhafte, muthwillige Fee, welche dem Koch die Krone und der Majeſtät die langzipfelige Nachtmütze aufſetzt. Die zweite Abtheilung zeigt uns Beide im Augenblick des Erwachens. Der König hat den Quirl und der Koch das Scepter in der Hand. „Wer hat das gewagt?“ ruft die empörte Majeſtät. „Meine Fee!“ antwortet der entzückte Koch, der, wie Ihnen bekannt ſein wird, zwei wunderbare Marotten hat. Er glaubt nämlich ſteif und feſt, er ſtamme in gerader Linie von einem der tapferſten Könige der Bretagne, Artus III.; eine der mächtigſten Feen ſeiner Heimath, Namens Tourterelle, ſei ſeine Pathin geweſen und häbe ihm am Tage der Taufe das Verſprechen gegeben, ihn, den Sohn eines armen Dorfſchneiders, eines Tages auf den Thron ſeiner erlauchten Vorfahren zu erheben … Mylord, wie gefällt Ihnen dieſer Narr?

— Beſſer als mancher andere, denn in ſeiner Narrheit liegt doch noch etwas Poeſie …

— Machen Sie den Tölpel nicht noch eitler, denn ſeitdem unſer glorreicher „Salomo“ ſich herabgelaſſen hat, ihn förmlich anzuſingen, trägt Meiſter Noël ſeine bretagniſche Königsnaſe dergeſtalt hoch, daß er mit ihr ganz bequem die Zeiger unſerer höchſten Thurmuhr rücken kann.

— Gott ſchütze Frankreich, ſagte Mylord und empfahl ſich.

V.

Am andern Morgen verbreitete ſich in der guten, aber höchſt langweiligen Haupt- und Reſidenz-Stadt Berlin die Kunde, in der verfloſſenen Nacht ſei ein Marquis Aymar als Ueberbringer hochwichtiger Depeſchen vom Hofe von Verſailles angelangt und im Hôtel des franzöſiſchen Geſandten abgeſtiegen.

Die politiſchen Kannegießer des kleinen Spree-Babels hatten nichts Wichtigeres zu thun, als ihre combinationsſchwangern Köpfe zuſammenzuſtecken und gemeinſchaftlich über den Inhalt dieſer Depeſchen nachzuſinnen.

— Wir ſtehen am Vorabende eines neuen Krieges, behauptete ein kleiner, dicker Armee-Lieferant mit freudeſtrahlender Miene. Ein Vorgefühl, das mich noch niemals getäuſcht hat, ſagt mir, daß die Marquiſe von Pompadour, die Geliebte des Königs von Frankreich, ihren Gebieter beſchwatzt habe, unſerm großen König den Krieg zu erklären, weil er Herrn von Voltaire, der ihre Gunſt verſcherzt und ſich auf die Seite ihrer Gegner geſchlagen, ein Aſyl an ſeinem Hofe eingeräumt und — wahrſcheinlich nur, um die

Pompadour zu kränken — zu ſeinem Kammerherrn gemacht hat. Cotillon II., wie unſer geliebter König die unkeuſche Freundin des franzöſiſchen Potiphars zu nennen geruht, wird die Partei der Maria Thereſia ergreifen und unſerm großen Fritz den Beſitz des eroberten Schleſiens ſtreitig machen wollen.

— Was fällt Ihnen ein! rief ein langer, ſpindeldürrer Huſaren-Lieutenant. Frankreich wird ſich hüten, mit uns anzufangen. Wir haben neun Millionen Thaler in unſerm Staatsſchatze und ein jeden Augenblick ſchlagfertiges Heer von hundertzwanzigtauſend Mann auf den Beinen; lauter Helden, fügte er hinzu, den Schnurbart ſtreichend, und unter dieſen einen General-Feldmarſchall Grafen von Schwerin, einen General-Major Hans Joachim von Ziethen und ein Dutzend anderer Generale, die ſämmtliche Marſchälle Frankreichs in die Pfanne hauen.

Während dieſe und andere Kaffeehaus-Gäſte ſich mehr und mehr ereifern, wollen wir unſere Aufmerkſamkeit einem friedlichern Geſpräche im Cabinet des franzöſiſchen Geſandten zuwenden.

— Wie gehts dem Herrn von Bernis? fragte Mylord Tyrconnel den Marquis Aymar.

— Er iſt in die Fußtapfen Voltaire's getreten und hat ſich bei Frau von Pompadour ſo beliebt zu machen gewußt, daß ſie ihn unter die Flügel ihres allmächtigen Schutzes genommen und ihm einen diplomatiſchen Poſten zugeſagt hat. Im nächſten Jahre will ſie ihren Schützling als Geſandten nach Venedig ſchicken . . .

— Wer hätte das geglaubt! Noch vor ganz kurzer Zeit war der kleine Abbé nichts weiter, als ein armſeliger Mitarbeiter des „Mercure galant“.

— Dies Journal, Mylord, war die Leiter, durch die er in der

Gunſt der Frau von Pompadour, die er in allen erdenklichen Versarten und Reimformen beſungen hat, ſo pfeilſchnell emporgeſtiegen iſt.

— Und was ſagt man in Verſailles zu der Carrière des Herrn von Voltaire?

— Die Spötter des „Oeil de Boeuf“ machen ſich über den „großen Mann“ luſtig. Herr von Choiſeul hat ihn neulich, in einer Abendgeſellſchaft zu Choiſy, den Sancho Panſa des königlich preußiſchen Don Quixote genannt.

— Und Frau von Pompadour ...

— Hat, entzückt von dieſem Vergleiche, ihm am andern Morgen eigenhändig das blaue Band des Ludwigs-Kreuzes umgehängt.

— Die Actien des guten Voltaire ſtehen alſo ...

— Schlechter als je, erklärte der Marquis.

— Das iſt's, was wir zu wiſſen gewünſcht, ſagte mit ſchadenfroher Miene Mylord Tyrconnel zu dem einzigen Freunde, mit dem er's aufrichtig gut meinte, alſo zu keinem Andern als ſich ſelbſt. Wann, Marquis, wünſchen Sie dem Könige und ſeiner Schweſter vorgeſtellt zu werden?

— Mylord, ſobald es Ihre Zeit erlaubt ...

— Alſo morgen Mittag ...

— Ich brenne vor Begierde, die Bekanntſchaft der Prinzeſſin Amélie zu machen. Hoffentlich finde ich bei ihr eine gute Aufnahme, da ich ihr warm empfohlen bin ...

— Iſt's erlaubt zu fragen, durch wen?

— Durch einen meiner älteſten und liebſten Freunde, durch den Grafen Saint-Germain.

— Sie kennen dieſen Mann? fragte der Geſandte angenehm überraſcht.

— Faſt ſo gut als mich ſelbſt . . .

— Und was denken Sie von ihm?

— Was ganz Frankreich von ihm denkt. Ich halte ihn für einen Sonderling, der ſich den Anſchein gibt, weit mehr zu wiſſen, als er wirklich weiß . . . .

— Und warum?

— Um ſich einen Nimbus zu geben, durch den er die einfältigen Maſſen verblenden will. Dies abgerechnet iſt er der grundehrlichſte Mann und ein ſo thätiger, raſtloſer, ſich ſelbſt aufopfernder Freund ſeiner Freunde, daß er für ſie und ihre Plane mit Gefahr ſeines Lebens durch's Feuer rennt.

— Mit Gefahr ſeines Lebens? Wiſſen Sie nicht, daß er ſich für unſterblich hält?

— Das iſt er auch in der That, aber weniger durch das von ihm erfundene Lebens-Elixir, als durch ſo viel Gutes, das er geſtiftet hat . . .

— Wo? fragte Mylord mit ungläubiger Miene.

— In allen Welttheilen: in China und in Rußland, in Mexiko und in Spanien, in London und in Paris, hier und überall, wo er geweſen iſt.

— Er war alſo ſchon einmal in Berlin?

— Vor hundertundſiebzig Jahren, als der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm mit dem großartigen Plane umging, im Innern von Afrika eine brandenburgſche Colonie zu gründen . . . ein Unternehmen, zu deſſen Ausführung mein Freund ihm hunderttauſend Dukaten vorſchoß . . .

— Marquis, Sie ſcherzen . . .

— Ich zwinge Sie nicht, meiner Ausſage Glauben zu ſchenken, doch könnte Graf Saint-Germain es Eurer Herrlichkeit ſchwarz auf weiß beweiſen, daß die Kurfürſten von Brandenburg ſeine Schuldner ſind. Dem Nachfolger des großen Kurfürſten, jenem prunk- und prachtliebenden Friedrich, der am 18. Januar 1701 zu Königsberg ſich und ſeiner Gemahlin die Königskrone aufgeſetzt, lieh er fünfhundertundfünfzigtauſend Thaler, um ihn in den Stand zu ſetzen, ein Heer von ſechsundzwanzigtauſend Mann dem deutſchen Kaiſer zur Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges zur Verfügung zu ſtellen. Nie hat mein Freund Anſprüche auf die Rückzahlung dieſer zinsfrei vorgeſchoſſenen Capitale gemacht und ſich in ſeiner Beſcheidenheit mit dem Bewußtſein begnügt, dem erſten Könige von Preußen einen Dienſt erwieſen zu haben, für den Seine Majeſtät ihm bis zum Tode dankbar geblieben iſt.

— Marquis, Sie ſetzen mich, aufrichtig geſagt, in nicht geringe Verlegenheit. Ich weiß nämlich nicht, ob ich bei Anhörung der hübſchen Märchen, die Sie mir erzählen, lachen oder ernſt bleiben ſoll. Ich frage Sie ſelbſt, ob es nicht höchſt komiſch iſt, wenn uns Jemand mit ganz ernſter Miene erzählt, daß einem ſchlichten Privatmanne ſo enorme Summen zu Gebote ſtehen, um damit Kaiſer und Könige unterſtützen zu können? Beantworten Sie mir gefälligſt die ganz einfache Frage, wo Ihr räthſelhafter Freund, dieſer neue Methuſalem, der ſich ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten auf der Erde umhertreibt, all das Geld hernimmt?

— Mylord, Sie begreifen das nicht? Graf Saint-Germain iſt Adept.

— Auch Sie glauben an ſeine Goldmacherkunſt?

— Wie an das Amen in der Kirche. Ja, noch mehr, Mylord, ich bin davon ſo feſt überzeugt, daß die Zweifel einer ganzen Welt mich nicht wankend machen können.

— Bienheureux ceux qui croient.*) Ich, für meine Perſon, glaube weit eher an die Exiſtenz eines Teufels, als an den ſogenannten Stein der Weiſen, der ſchon Manchen in's Tollhaus oder an den Bettelſtab gebracht hat. Alle Achtung vor Ihrem Freunde; doch wenn er in vollem Ernſte behauptet, Goldmacher zu ſein, dann iſt er — verzeihen Sie mir mein offenherziges Glaubensbekenntniß — entweder ein Narr oder ein Betrüger.

— Eure Herrlichkeit vergeſſen eine dritte Möglichkeit. Vielleicht iſt Graf Saint-Germain weiter nichts als . . . Diplomat.

Mylord ſchien von dieſer Antwort nicht ſehr entzückt zu ſein.

— Morgen alſo, ſagte er, um das Geſpräch raſch abzubrechen, werde ich Sie bei Hofe vorſtellen.

Der Marquis verſtand dieſen Wink. Er machte eine kurze Verbeugung und verließ das Cabinet des Geſandten.

VI.

Am folgenden Tage — es war ein abſcheuliches Regenwetter — fuhr Mylord Tyrconnel in Begleitung ſeines Landsmanns nach Potsdam, um ihn Seiner Majeſtät dem Könige vorzuſtellen.

---

*) Der Glaube macht ſelig.

Der große Friedrich aber, ſeit einigen Monden beſchäftigt mit der Ausarbeitung eines größern Gedichtes „l'art de la guerre“, fühlte ſich an dieſem Tage nicht aufgelegt, Beſuche zu empfangen, und ließ ſich — um den Geſandten Frankreichs nicht zu kränken — verleugnen.

— Seine Majeſtät, ſagte einer der dienſtthuenden Kammerherren, befinden ſich ſeit einer Stunde auf der Jagd . . .

— Auf der Jagd? Bei ſolchem Wetter??

— Gerade an ſolchen Tagen geruht der König, ſich gern den Zerſtreuungen der Jagd hinzugeben.

— Sonderbar! meinte der kopfſchüttelnde Diplomat.

— Mylord, was pflegt denn Ihr Souverän bei ſolchem Wetter zu machen?

— Alles, nur nicht ſchlechte Verſe, erwiderte Seine Lordſchaft und empfahl ſich.

Beide ließen ſich gleich darauf bei der Prinzeſſin Amélie, die den andern Flügel des Schloſſes bewohnte, anmelden.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg geruhte, ihre Gäſte augenblicklich anzunehmen. Tyrconnel ſtellte ihr ſeinen Landsmann mit den Worten vor:

— Marquis Aymar iſt ein Freund des Grafen Saint-Germain, der ſich erlaubt hat, ihn brieflich dem huldreichen Wohlwollen Ihrer Königlichen Hoheit zu empfehlen.

Der Fremde überreichte ihr das Schreiben. Sie warf einen freudig überraſchten Blick auf die Aufſchrift und rief:

— Ja, ja, das iſt ſeine Handſchrift . . . ich getraue mich, ſie unter Tauſenden herauszufinden, ſetzte ſie hinzu, das Siegel theilend und den Inhalt des Briefes durchfliegend. — Marquis, fuhr ſie fort, das Schreiben wieder zuſammenfaltend, ich heiße Sie, im Namen meines Bruders, an ſeinem Hofe herzlich willkommen und bin mit Vergnügen bereit, Sie noch heute dem Könige vorzuſtellen . . .

— Seine Majeſtät, warf Mylord Tyrconnel mit fein gepudertem Lächeln hin, befinden ſich auf der Jagd.

— Seit wann? fragte Ihre Königliche Hoheit.

— Seit einer Stunde, erwiderte Marquis Aymar, der ſich dabei auf die Ausſage des dienſtthuenden Kammerherrn berief.

— Glauben Sie das nicht, antwortete die Aebtiſſin mit reizender Unbefangenheit. Seine Majeſtät haben allem Anſcheine nach geruht, den Muſen Audienz zu ertheilen und wollen ſich nun nicht gern geſtört ſehen. Legen Sie dies den Muſen und nicht meinem vielgeliebten Bruder zur Laſt. Letzterer wird, ſobald er durch mich erfährt, daß Sie uns durch den Grafen Saint-Germain empfohlen ſind, morgen ſehr gern geneigt ſein, Sie zu empfangen. Unſer Geſandte in Paris, fuhr ſie nach kurzer Pauſe fort, hatte uns die Hoffnung gemacht, der Graf werde in einigen Tagen ſelber nach Berlin kommen . . . Iſt es erlaubt, zu fragen, was ihn davon zurückgehalten hat?

— Eine dringende Sendung im Auftrage der Frau von Pompadour. Am Tage meiner Abreiſe von Paris iſt mein Freund nach Wien geeilt.

— Nach Wien? wiederholte die Schweſter des Königs unangenehm überraſcht.

— Um Ihrer apoſtoliſchen Majeſtät, der Kaiſerin Maria Thereſia, die neueſten Muſter der Pariſer Moden zu überbringen.

— Weiter Nichts? forſchte die kluge Aebtiſſin mit einem Tone, der ein Catalog von Zweifeln war.

Aymar zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Hat Graf Saint-Germain die Ehre, Ihrer Königlichen Hoheit perſönlich bekannt zu ſein?

— Nein, Mylord! Ich kenne den Wundermann erſt ſeit einem halben Jahre und nur aus Briefen, deren Inhalt aber in vielfacher Beziehung von ſolchem Intereſſe für mich iſt, daß ich auf das Vergnügen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, nicht wenig geſpannt bin.

— Mein hochverehrter Freund hat mich beauftragt, Ihre Königliche Hoheit in Kenntniß zu ſetzen, daß er gleich nach Erledigung ſeiner Wiener Miſſion hier einzutreffen gedenkt . . .

— Wir rufen ihm ſchon jetzt ein bien venue entgegen! Morgen um dieſe Zeit, Herr Marquis, erwarte ich Sie hier, um Sie bei meinem Bruder einzuführen. Ihnen, Mylord, ſage ich meinen herzlichen Dank, daß Sie ſo gut geweſen ſind, mir die Bekanntſchaft Ihres Landsmanns zu verſchaffen. Mylord, auf Wiederſehen in Berlin!

Die Audienz ſchloß mit tiefer Verneigung.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihre Königliche Hoheit durchflog noch ein Mal den Brief des Grafen und ſprach dann leiſe vor ſich hin:

— Marquis Aymar iſt in unſer Geheimniß eingeweiht. Er kommt uns jetzt wie gerufen!

VII.

Kehren wir nun zum König zurück.

Der große Friedrich hatte von Jugend auf zwei vorherrſchende Neigungen: zur Poeſie und Muſik. „Fritz“ — hatte ſein in Gott ruhender Herr Vater häufig genug zu äußern geruht — „iſt ein Querpfeifer und Poet, der meine ganze Arbeit verderben wird.“ Das Urtheil des ſtrengen, pedantiſchen Soldatenkönigs war eben ſo lieblos als ungerecht geweſen. Dieſer „Querpfeifer und Poet“, der bis zu ſeiner Thronbeſteigung in Rheinsberg „aus allen Kräften ſtudirt und alles Mögliche gethan, um ſich viele Kenntniſſe zu erwerben“, hatte ſich im ſchleſiſchen Kriege als einen der tüchtigſten Strategiker und tapferſten Helden bewährt; aber ſelbſt mitten im Getümmel des Krieges, im Donner der Schlachten war er den Muſen und mehr noch ſeiner Flöte treu geblieben.*) Sein Lehrmeiſter in der Muſik war jener Hans Joachim Quanz geweſen; der — als Flötiſt bei der Kapelle des Königs von Polen in Dresden angeſtellt — die Erlaubniß erhalten hatte, jährlich zwei Mal nach Berlin reiſen zu dürfen, um dem Kronprinzen heimlich

---

*) Am 18. Juni 1757, nach der Schlacht von Kollin, die er nur durch ein ungeſchicktes Manöver ſeines Bruders, des Prinzen Auguſt, und des Generals Manſtein verloren haben will, wußte er ſich über den Verluſt dieſer Schlacht dadurch zu tröſten, daß er — wie Fayolle in ſeinem „Dictionnaire historique des Musiciens“ erzählt — in ſeinem Kriegszelte, mitten in der Nacht, einen neuen Menuet zu componiren geruhte.

Unterricht auf der Flöte zu ertheilen, wir ſagen *heimlich*, da Friedrich Wilhelm es durchaus nicht wiſſen durfte, daß ſein Sohn, trotz deſſen Verbotes, das verhaßte Flötenſpiel forttrieb. Wie oft hatte der arme Fritz ſich in die Finſterniß eines abgelegenen Kellers oder in die Tiefe eines Waldes flüchten müſſen, um ſich ungeſtraft auf ſeinem Lieblings-Inſtrumente zu üben! Aber gerade das ſtrenge Verbot des Vaters hatte des Sohnes Neigung dergeſtalt erhöht, daß ſeine Flöte ihm ein Bedürfniß geworden war.

Ein Jahr nach Friedrichs Thronbeſteigung war Quanz einem Rufe nach Berlin gefolgt, wo er — lebenslänglich mit einem Jahrgehalte von zweitauſend Thalern angeſtellt — noch außerdem für jede neue Compoſition zweihundert Thaler und für jede Flöte, die er ſeinem königlichen Schüler abtrat, hundert Dukaten erhielt. In einem Zeitraume von zehn Jahren ſoll Quanz gegen dreihundert Flöten-Concerte und über zweihundert Solo-Sätze mit Solfeggien componirt haben.

Der König pflegte täglich vier bis fünf Stunden zu ſpielen, wöchentlich drei bis vier Mal ein Kammerconcert zu veranſtalten und an manchem dieſer Abende fünf bis ſechs Flöten-Soli, unter dieſen häufig auch eigene Compoſitionen (er ſoll deren gegen hundert geſetzt haben*), vorzutragen. Einer der drei Brüder Benda verſichert, er habe dem Könige gegen fünfzigtauſend Concerte am

---

*) In ſpätern Jahren hat er unter Anderm auch eine Symphonie-Ouvertüre zur Oper „Galatea ed Alcide“, einige Militär-Märſche und darunter auch einen zu Leſſings „Minna von Barnhelm“ componirt. Nach Reichardts Ausſage ſoll Friedrich aber nur die Oberſtimme geſetzt, die Inſtrumentation blos angedeutet und die Ausführung dem berühmten Orgelſpieler und Hofcomponiſten Johann Friedrich Agricola überlaſſen haben. (Schillings Univerſallexikon der Tonkunſt, Band III, Seite 63.)

Klaviere begleitet.*) Und trotzdem wagte Sebaſtian Bach, Friedrichs Liebe zur Muſik in Zweifel zu ziehen. Eines Tages ſagte der berühmte Organiſt zum Kapellmeiſter Carl Heinrich Graun, dem Componiſten der Oper „Demofoonte“:

— Du glaubſt, daß der große Fritz die Muſik liebt; Du irrſt; er liebt nur die Flöte; ja, noch mehr, wenn Du glaubſt, daß er die Flöte liebt, ſo irrſt Du wiederum, denn er liebt nur ſeine Flöte.**)

Und in der That war der „Philoſoph von Sans-Souci“ ſo ſehr von ſeinem Spiele eingenommen, daß er ſich für den größten Virtuoſen hielt und auf manches ſeiner Flöten-Concerte ſtolzer als auf ſeinen ganzen Kriegsruhm zu ſein ſchien. Die größten Männer haben ihre Stärke oft gerade darin geſucht, wo ſie am ſchwächſten geweſen ſind.

Sein zweites Steckenpferd — Poeſie und Vorliebe zur franzöſiſchen Literatur — hatte er von ſeiner alten, geiſtreichen Gouvernante, der Frau von Rocoules, und von ſeinem erſten Lehrer, Charles Duhan, geerbt. Schon in früheſter Jugend war in ihm eine große Abneigung gegen ſeine Mutterſprache erwacht. Der arme Fritz war immer in Verzweiflung gerathen, ſo oft er, zur Strafe ſeines Ungehorſams, auf Befehl des rauhen, unerbittlichen Vaters, deutſche Katechismus-Verſe der trockenſten und erbärmlichſten Art hatte auswendig lernen müſſen. Viel leichter und lieber war ihm das Franzöſiſche geworden, eine Sprache, in welcher die Leiterin ſeiner erſten Jugend ihm Perraults reizende „Feenmärchen" und Fénélons unterhaltenden „Telemach" vorgeleſen hatte. — In ſeinem vierzehnten Jahre zum Major-Rang emporgeſtiegen, war ihm das Franzöſiſche ſchon ſo geläufig, wie dem geſchwätzigen Papagey des Herrn Greſſet*) geworden. Zwei Jahre ſpäter hatte er, als ſechszehnjähriger Oberſt-Lieutenant, ein paar franzöſiſche Reime gemacht, von denen Frau von Rocoules dergeſtalt begeiſtert geweſen war, daß ſie in einem Anfluge von Clairvoyance zu Herrn Duhan geſagt haben ſoll:

---

*) Gerbers Tonkünſtler-Lexikon.

**) Der ehrliche Bach hatte nicht Unrecht, denn als Friedrich der Große in ſpätern Jahren ein paar Vorderzähne verlor, warf er ſeine Flöte bei Seite und kehrte der Muſik den Rücken zu.

— Vous verrez, que mon petit prince deviendra un de nos grands auteurs!

Und wahrlich, die gute Frau hatte ſich nicht ganz geirrt. Ihr königlicher Schüler war allerdings berufen, in der Literatur ihres Vaterlandes eine Rolle zu ſpielen.

Eine der erſten Poeſien des Kronprinzen war ein Gedicht, das er zu Ehren einer italieniſchen Tänzerin verfaßt hatte, deren Schönheit ihm ſehr gefährlich geworden war. Aber Signora Giovannina Barberini — ſo hieß ſie — hatte dem jungen unſchuldigen Manne von zwanzig Jahren die Neigung, die er zu ihr gefaßt, ſo ſchlecht vergolten, daß ſie — wie Voltaire erzählt — ſich bald darauf genöthigt ſah, Berlin zu verlaſſen und nach England zu flüchten.*)

---

*) Eine der reizendſten Dichtungen dieſes Franzoſen iſt ſein „Vert-Vert", worin ein Papagey die Hauptrolle ſpielt. Die erſte Auflage dieſes komiſchen Heldengedichts, das Jean Baptiſte Rouſſeau ein „phénomène littéraire" genannt, erſchien zuerſt im Haag 1734. 12. und wurde ſpäter in faſt alle Sprachen Europa's übertragen: in's Deutſche von J. N. Götz, Wien 1752. 8. in's Engliſche von J. G. Cooper, London 1759. 4. in's Italieniſche von L. A. Vincenzi, Parma 1809. 8. in's Lateiniſche von M. Thevenot, Troyes 1811. 8. in's Portugieſiſche von einem Anonymus, Filinto Elyſio, Paris 1816. 8.

Das Andenken, das ſie ihm zurückgelaſſen, hatte in ſeinem Herzen den erſten Keim zu jener großen, leicht erklärlichen Abneigung gelegt, von der er ſeitdem gegen das ganze weibliche Geſchlecht durchdrungen war.

Aber trotz dieſer Idioſynkraſie hatte er ſich auf „Königsbefehl“, bald nach Entfernung jener leichtfertigen Tänzerin, am 12. Juli 1733 zu Salzdahlum mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern, der ſiebenzehnjährigen Tochter des Herzogs Ferdinand Albert, vermählen müſſen. Dieſe Ehe war natürlich keine glückliche. Friedrichs allgemeiner Frauenhaß hatte ſich ſehr bald auch auf ſeine gute, tugendhafte, aber keineswegs ſchöne Gemahlin ausgedehnt.

Der König, dem dies traurige Verhältniß nicht entgangen war, hatte eines Tages zu ſeiner Schwiegertochter geſagt:

— Dieſer Querpfeifer und Poet iſt ein herzloſer Patron, der das Gefühl der Liebe nur dem Namen nach kennt, ein marmorkalter Egoiſt, der nicht werth iſt, daß man ſeinetwegen eine Thräne vergießt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Friedrichs Abneigung gegen ſeine Frau, wie gegen das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen, war nach und nach, mehr und mehr in Widerwillen und Ekel ausgeartet.

---

*) Nach George Sands „Gräfin von Rudolſtadt“ ſoll ſich eine Tänzerin gleichen Namens am Hofe Friedrichs des Großen mit dem nachmaligen Großkanzler Samuel Freiherrn von Cocceji verheirathet haben. Ob Jene dieſelbe geweſen ſei, welche Voltaire gemeint, wagen wir nicht zu entſcheiden.

— Heinrich von Guiſe, hatte er einſt zu ſeiner Entſchuldigung angeführt, konnte keine Roſen riechen; mir geht es mit den Frauen ſo! Der Anblick eines weiblichen Weſens erweckt in mir ein Gefühl von Unbehaglichkeit, das ſich häufig bis zum Abſcheu ſteigert.

Dies offene Bekenntniß hatte dem „Philoſophen von Sans-Souci“ den ungerechten Verdacht zugezogen, daß er die Neigung des in dieſem Punkt anrüchig gewordenen Philoſophen Socrates und des großen Alexanders von Macedonien zu theilen geruhe. Einzelne Zufälligkeiten waren hinzugekommen, dieſen abſcheulichen Verdacht bei Leuten, welche ſo gern geneigt ſind, von Jedem das Schlechteſte zu glauben, ſehr zu beſtärken. Man weiß, daß der König in den Gärten aller ſeiner Luſtſchlöſſer die Statuen des Antinous aufſtellen und ſich allzugern mit Kaiſer Hadrian vergleichen ließ. Ueberdem wußte ganz Berlin, daß ſeit langer Zeit der nähere Umgang mit der Königin gänzlich aufgehört hatte. Seit der Thronbeſteigung ihres Gemahls bewohnte ſie während der Sommerzeit das Schloß Schönhauſen bei Pankow; im Winter lebte ſie zurückgezogen im Schloß zu Berlin. Nur höchſt ſelten kam ſie nach Potsdam und niemals nach Sans-Souci.

— — — — — — — — — — — — — — —

Man denke ſich die Verwunderung des ganzen Hofes, als ſich urplötzlich in Potsdam und Berlin das geheimnißvolle on dit verbreitet hatte, Seine Majeſtät der König, der entſchiedene Weiberfeind, der neue Socrates — wie der unverſchämte Spaßmacher La Mettrie ihn getauft — habe ſeit Kurzem eine ganz ernſte Neigung zu einer jungen Dame gefaßt, die in Begleitung einer ältern Schweſter und einer etwas verdächtigen Mutter eines Nachts in

Potsdam angekommen und bei der verwittweten Schweſter des königlichen Kammerdieners Fredersdorf abgeſtiegen ſei.

Keiner wußte den Namen der Fremden; Keiner hatte weder Mutter noch Töchter geſehen. Ganz Potsdam, ganz Berlin zerbrachen ſich — wie Madame Pesne und Mylord Tyrconnel — den Kopf, wie jene Dame, die das Herz des Königs ſo plötzlich umgewandelt habe, heißen möge und von wo ſie hergekommen ſei. Fredersdorf und ſeine Schweſter — die Einzigen, welche in dies Geheimniß eingeweiht zu ſein ſchienen — waren, zum größten Aerger aller Neugierigen, verſchwiegener als ein Grab, und beantworteten jede an ſie gerichtete Frage mit einem unerklärlichen Achſelzucken, das manchen Höfling zur Verzweiflung brachte.

— Genug für heute! rief der König, der ſeit zwei Stunden gearbeitet hatte, und legte die Feder weg. Dann griff er nach der Klingel, die auf dem Pulte ſtand, und ſchellte. Bald darauf erſchien Fredersdorf, des Königs Liebling, denn auch er war ein guter Flötenſpieler.

— Fredersdorf, ſagte Friedrich, geh' Er doch gleich zu Seiner Schweſter, richte Er einen Gruß von mir an die Damen aus und ſage Er der Mutter, daß ſie mich heute nach Mitternacht erwarten ſoll . . .

— Gut, Majeſtät, erwiderte der Diener, der mit ſeinem Herrn auf ſehr vertrautem Fuße ſtand.

— Fredersdorf, fügte der Monarch hinzu, halte Er mir für heute Nacht fünftauſend Thaler bereit.

— Schön, Majeſtät, ſagte der Vertraute und wollte gehen.

— Noch Eins! Geh' Er zum Hofgärtner, laſſe Er ſich aus meinem Treibhauſe ein paar hübſche Heliotropiumſtöcke geben und bringe er ſie den Damen . . . ſie lieben dieſe Blume . . .

— Da geht's ihnen wie mir . . . auch ich liebe ſie . . .

— Wer hat Ihn darum gefragt? fuhr ihn der König mit barſchem Tone an. Fredersdorf, Er bläſt eine ziemlich gute Flöte, das iſt aber auch das Einzige, was ich an Ihm zu rühmen weiß; im Uebrigen iſt Er bisweilen ſehr dumm. Verſtanden? fragte Friedrich und heftete ſein großes Auge auf den kleinen Mann.

— Ja, Majeſtät, erwiderte die beleidigte Flöte.

— Nichts für ungut, Fredersdorf, es war nicht ſo bös gemeint, meinte der König, deſſen Schulter klopfend. Er iſt ein altes, treues Haus, auf deſſen Verſchwiegenheit man ſich verlaſſen darf. Nicht wahr, Fredersdorf, Er hält ſein Maul?

— Stumm wie Heliotrop, betheuerte der Diener.

— Nun kann Er gehen, ſagte Friedrich.

VIII.

Am Abende deſſelben Tages befand ſich Friedrich der Große im vertrauten Kreiſe ſeiner „philoſophiſchen Leibgarde“ und einiger anderen Gäſte, aus welchen — allabendlich von zehn bis zwölf Uhr Nachts — die kleine Tafelrunde des Königs Artus von Preußen beſtand. Dazu gehörte — außer den „vier Winden“ und dem Privatſecretär Darget — auch Herr Jean Henri Sanuel Formey*), der, Abkömmling franzöſiſcher Eltern, Anfangs Paſtor in Brandenburg, ſpäter Profeſſor der Philoſophie und Beredtſamkeit am Collège français in Berlin, ſich bald darauf als Gründer der „Berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“**) und — ſeit 1748 — als beſtändiger Secretär der Berliner Akademie bekannt gemacht hatte. Auch der Hofmaler Pesne und der Kammermuſikus Quanz waren Mitglieder dieſes Klubbs.

Dieſe acht Perſonen, die ſich der ganz beſondern Gunſt Seiner Majeſtät des Königs zu erfreuen hatten, bildeten einen Verein, der durch die Verſchiedenheit ſeiner einzelnen Charaktere ein Salmigondis geiſtreicher Sonderlinge war.

Voltaire mit ſeiner Allonge-Perücke und ſeinen unzählig vielen Runzeln hielt ſich, trotz ſeiner Häßlichkeit, für den Cäſar aller Frauenherzen, d'Argens mit ſeinem geſchminkten Geſichte und ſeinen geſtickten Hemdkrauſen für den ſchönſten Cavalier der ganzen Chriſtenheit; Maupertuis verehrte in ſich einen tiefen Naturforſcher, der dem lieben Gott in die Karten geguckt und alle Geheimniſſe der Schöpfung abgelauſcht, und La Mettrie, der freche Spötter, welcher die ganze Menſchheit für verrückt und nur ſich allein für vernünftig hielt, ließ ſelbſt an unſerm Herrgott kein gutes Haar, fand dieſe Schöpfung, die ſeinen Landsmann zur Bewunderung hinriß, höchſt abgeſchmackt und erbärmlich, war der gröbſte Materialiſt, leugnete das Vorhandenſein einer „ſogenannten Seele“, hielt die Unſterblichkeit derſelben für ein „lächerliches Ammenmärchen“ und verglich den Menſchen mit einer höchſt mangelhaften Maſchine und einer armſeligen Pflanze, die, wie jede andere, nach kurzer Dauer für alle Zeiten hinſtirbt.*) Darget — ganz das Gegenſpiel dieſes Narren — war ein Muſter gottesfürchtiger Frömmigkeit, der täglich die Bibel las und an die Wunder der Geneſis ſo ſteif und feſt als an die Zaubereien des großen Taſchenſpielers Philadelphia glaubte, welcher, als Friedrich ihn aus Potsdam verwieſen hatte, nach der Ausſage ſämmtlicher Wachen, mit vier feurigen Rappen in einer und derſelben Viertelſtunde zu allen vier Thoren der Stadt hinausgefahren ſei. Formey, ein Vielſchreiber, dem es mehr um Geld als um Ruhm zu thun war, ſchrieb allmonatlich eine neue Abhandlung, die er „als ein Zeichen ungeheuchelter Hochachtung“ heute Dem und morgen Jenem dedicirte und auf dieſe Weiſe eine Unzahl eitler Gönner

---

*) Geb. am 31. Mai 1711 zu Berlin.

**) Die erſte Nummer dieſer Zeitung erſchien am 9. Juli 1740. Formey blieb Redacteur derſelben bis zum 7. Januar 1741; dann ging die Leitung derſelben in die Hände des Buchhändlers Haude über. Dies Journal — das erſte in Preußen — erſcheint noch jetzt und iſt unter dem Namen der „Haude und Spenerſchen Zeitung“ bekannt.

---

*) Die erſte Schrift, in welcher La Mettrie ſeine atheiſtiſchen Grundſätze ausgekramt, war ſeine „**Histoire naturelle de l'ame**“, **Lahaye (Paris)** 1745. 8. Die zweite dieſer Art, „**L'homme machine**“, erſchien zu Leyden, 1748. 12, ohne ſeinen Namen; die dritte, „**L'homme plante**“, zu Potsdam, ohne Angabe des Jahres (zwiſchen 1748—1749). Seine „**Art de jouir**“, worin er ſich als geiſtreicher Epicuräer, und ſeine „**Vénus physique, ou essai sur l'origine de l'ame humaine**“, in der er ſich als frivoler Materialiſt documentirt, kamen, gleichfalls ohne Namen, im Jahre 1751 und 1752 zu Berlin bei C. F. Voß heraus. Als Arzt hatte er ſich in Holland durch ſein „**Traité des maladies vénériennes, Leyde 1739. 12**“ bekannt zu machen verſucht. Seine beiden erſten Schriften hatten ſo ſkandalöſes Aufſehen erregt, daß die eine auf Befehl des Pariſer Parlaments, die andere auf Befehl der holländiſchen Generalſtaaten, vom Scharfrichter auf öffentlichem Markte verbrannt wurde.

um Tabaksdoſen und Buſennadeln betrog.*) Pesne hielt alle Maler für Pinſel, ſich ſelbſt aber für einen neuen Raphael, und Quanz, der Sohn eines hannöverſchen Hufſchmieds, war ſo ſtolz auf ſeinen Flötenruhm, daß er in ſich und ſeinem königlichen Schüler die größten Erſcheinungen ſeines Jahrhunderts ſah.

Der „große Fritz“, der — jeden Morgen mit dem Glockenſchlage Fünf geweckt — vier Stunden im Tage Flötenſpieler, fünf Stunden abwechſelnd Philoſoph, Dichter und Schriftſteller, aber zu jeder Stunde Monarch im ſchönern Sinne dieſes Wortes war, ſchien, ſobald er ſein Tagewerk vollendet hatte, abſichtlich vergeſſen zu wollen, daß er ein Souverän „von Gottes Gnaden“, ein geſalbtes Haupt, ein König ſei. Von zehn Uhr Abends bis nach Mitternacht geruhte er, ſich in der Rolle eines Privatmanns zu gefallen, der — umgeben von jener flüchtig ſkizzirten Tafelrunde — Krone und Majeſtät an den Nagel gehängt und vor ſeinen Gäſten nichts voraus hatte, als ſeine Nüchternheit; denn niemals — mochte er noch ſo heiter und aufgeregt ſein — gab er ſich dem unköniglichen Laſter des Trunkes hin, und mehr als ein Mal pflegte er zu ſagen, daß ein Monarch, der ſich nicht ſcheue, bis zu dieſem Laſter herabzuſinken, auf die Achtung ſeiner Unterthanen freiwillig Verzicht leiſte.

— Ein Fürſt, der, wie jener römiſche Kaiſer Tiberius Nero zu einem Biberius Mero ſich erniedrigt, ſteht mit einem Fuße auf dem Capitole und mit dem andern am Abgrunde des Tarpejiſchen Felſen.

---

*) Eine ſeiner erſten Schriften, „la Belle Wolfienne, ou Abrégé de la philosophie Wolfienne“, Lahaye 1741—49, 6 Bde. 8, ſoll er nicht weniger als vierzehn verſchiedenen Mäcenaten gewidmet haben.

Weit weniger prüde in dieſem Punkte waren einige ſeiner Gäſte; vor Allen zeichnete ſich der provençaliſche Marquis und der gottleugnende Doctor La Mettrie aus, die zwei ſo unermüdliche Säufer waren, daß der nüchterne Dichter der „Zaire“ und des „Mahomet“ den erſten ſeiner Landsleute mit einem Schwamm und den letzten, den „homme machine“, mit einem Trichter verglich.

— Die Gläſer geleert! rief La Mettrie, als er, im Stadium des Haarbeutels, die ſechſte Flaſche des brüſelnden Schaumweins entkorkte, um den Rittern der Tafelrunde von Neuem einzuſchenken, die Gläſer geleert auf das Wohl des großen Friedrichs, des Julius Cäſars der Mark Brandenburg!

— Unſer Diogenes von Saint-Malo, lachte der König, der in dieſem Kreiſe Nichts übel nahm, ſcheint wieder ein klein wenig betrunken zu ſein.

— Betrunken? Nein! Aber berauſcht bin ich, berauſcht von den Sonnenſtrahlen der unerſchöpflichen Huld und Gnade des „chriſtlichen Salomo“, gegen den der jüdiſche eine in Butter und Oliven gekochte Null, ein in Wolluſt und Kuhmiſt untergegangener Schatten iſt! ſchrie La Mettrie, ſein großes Glas mit Einem Zuge leerend.

— Gut gebrüllt, Meiſter Schwamm, ſagte Voltaire, dem dieſer rohe Spaß zu gefallen ſchien. Im nüchternen Zuſtande iſt unſer Aesculap ein trockener Geſell; doch wenn er getrunken hat, wirft er dann und wann Funken aus, die, von weiter Ferne betrachtet, eine entfernte Aehnlichkeit mit mittelmäßigen Bonmots zu haben ſcheinen.

— Nicht Jeder, unſterblicher Geiſt, kann Ariſtophanes und

Juvenal, Shakeſpeare und Swift, Molière und Boileau in Einer Perſon ſein, wie unſer ruhm- und perücken-gekrönter Voltaire I., von Gottes Gnaden König der Poeſie, Groß-Mogul des Witzes, Markgraf der Ironie und Ritter des Ordens pour le soi-disant mérite!

— Ho, ho, ho, lachte der ſchwerfällige Pendant Maupertuis, ein prächtiger Witz, ein herrlicher Einfall!

— Alter, erdedurchwühlender, ſternebeſchnüffelnder Maulwurf, erwiderte der halbbetrunkene Cyniker, wir wiſſen recht gut, warum Du dieſen Einfall goutirſt. Du lachſt, um Deinen akademiſchen Ingrimm zu verbeißen, weil unſer gnadenſpendender Trajan beim letzten Oeffnen ſeiner Ordens-Schleußen Dich übergangen hat.

— Eh, eh, grinzte der boshafte Faun von Châtenay, wenn jeder Pfeil dieſer giftgeſchwollenen Läſterzunge ſo ſpitz und treffend als dieſer wäre, dann brauchte der große Schüler des winzigkleinen Boerhave beim Raſiren ſeiner Kundſchaft nicht ſo häufig zu ſtumpfen Groſchenmeſſern ſeine Zuflucht zu nehmen.

— Großer, weltbarbirender Genius, mußt Du nicht zugeben, daß ein ſtumpfes Raſirmeſſer immer noch ſchärfer und ſchneidender als der vertrocknete Gänſekiel des ſchlafenden Homers der beleidigten „Jungfrau von Orleans" iſt?*)

— Freund La Mettrie, meinte der harmloſe Marquis d'Argens, hat ein gutes Herz, aber ein böſes Maul.

— Man muß es ihm ſtopfen, rieth Formey.

— Du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden, warf Darget hin.

---

*) Anſpielung auf Voltaire's Gedichte „la Pucelle d'Orléans".

— Bibelfeſter, lammfrommer, tugendhafter Habakuk, entgegnete der Atheiſt, ton bèlement m'abime. Wenn gutmüthige Schaafe wie Löwen brüllen, fängt Unſereiner aus böſem Gewiſſen zu zittern an. Hu, wie mich friert! Meiſter Raphael-Pesne, wie gefällt Euch dies altteſtamentariſche Lammsgeſicht mit dem neuteſtamentariſchen Löwenmaul? Nehmt Pinſel und Palette zur Hand und verewigt durch den Zauber Eurer Farben Bileams prophetiſches Leibroß, ſagte der freche Spötter, auf Darget weiſend.

— Wär' ich Thiermaler, ſchon längſt hätte ich keinen Andern als Euch ſelbſt erſucht, mir zu ſitzen, antwortete Pesne.

— Meiſter Fyt, Ihr braucht nur in den erſten beſten Spiegel zu ſchauen, um das köſtlichſte Modell des großartigſten Thierſtücks vor Euch zu ſehen.

— Homme machine, Du biſt ein unverſchämter Flegel! rief ihm der König zu.

— Fridericus Auletes, flöteblaſende Majeſtät, ich trete in die großen Fußtapfen meines welterleuchtenden Vorbilds. Geh' nach Hauſe, armſeliger Quanz, und wirf Deine Flöten in den Abtritt! Die Virtuoſität Deines Schülers hat Dich aus dem Tempel der Unſterblichkeit hinausgeblaſen in die Wüſtenei ewiger Vergeſſenheit, in der die Piccoloflöten des Spottes, die Plockflöten des Hohns und die Querpfeifen der Schadenfreude Deine Midas-Ohren ſchonungslos zerreißen und Dich mit teufliſcher Wuth verfolgen werden bis zum Concert des jüngſten Gerichts, bei dem der große Weltenſchöpfer als Kapellmeiſter an der Spitze eines Orcheſters von Myriaden Millionen himmliſcher Poſaunenbläſer das große Oratorium der Welterlöſung dirigiren und die erſte Geige ſpielen, Erzengel Gabriel die große Pauke und der quieſcirte Teufel das Triangulum ſchlagen wird. Und Formey der Groſe, Falls er bis dahin noch nicht geſtorben ſein ſollte, wird nach der Aufführung des jüngſten Gerichts eine höchſt gelehrte Abhandlung über die Vergebung der Sünden und eine „Lobrede auf den lieben Herrgott" ſchreiben und ſie „als Opfergabe ungeheuchelter Verehrung" einigen wohlhabenden Privat-Engeln zueignen, die nicht unterlaſſen werden, ihm dafür ein anſtändiges Geſchenk zu machen.

— Dein Rauſch, guter Freund, wird unangenehm, ſagte Formey, der ſich gleich beleidigt fühlte.

— Geh' ſchlafen, guter Diogenes, rieth ihm der König.

— Groſer Alexander, wie kannſt Du verlangen, daß Dein treuer Hephäſtion ſo früh ſchon einſchlafen ſoll, da Du ihm heute noch keines Deiner unſterblichen Gedichte vorgeleſen haſt?

— Wer kann das Seiner Majeſtät verargen? fragte Voltaire. Il ne faut pas semer des fleurs devant des pourceaux*), ſetzte er hinzu und rührte den Zucker im Glaſe um.

— Merke Dir das, groſer Formey, und dedicire darum keine Deiner Schriften dem Dichter der „Pucelle d'Orléans", erwiderte der Cyniker, der ſtets das letzte Wort behielt.

Während ſich dieſe Herren noch ein Weilchen die gröbſten Grobheiten ſagten, hatte der König ohne Geräuſch die Tafelrunde verlaſſen und ſich in ein anderes Zimmer verfügt.

Erſt ſpäter bemerkte Darget deſſen Abweſenheit.

— Wo mag Seine Majeſtät hingegangen ſein? fragte Marquis d'Argens.

---

*) Man ſoll nicht Perlen vor die Schweine werfen.

— Zu ihr! Zu ihr! ſchrie La Mettrie, ein Glas nach dem andern hinabſtürzend.

Alle fragten, wen er meine.

— Ihr errathet das nicht? Wißt Ihr nicht, daß unſer großer Fritz, für den das ſchöne Geſchlecht ſeit langer Zeit ein Brechpulver geweſen war, ihm ſeit Kurzem wieder Geſchmack abgewonnen und ſich über Hals und Kopf verliebt hat?

— In wen? fragten Alle wie aus Einem Munde.

— In eine Dame vom Theater . . .

— Vom Theater? wiederholte d'Argens, in deſſen Mienen ſich urplötzlich ein hoher Grad peinlicher Beſtürzung abſpiegelte.

— In eine Schauſpielerin, die klug wie der Teufel, aber häßlich wie die Nacht iſt, weshalb unſer Fritz ſie auch nie bei Tage, ſondern immer erſt um Mitternacht beſucht, car la nuit tous les chats sont gris.*)

— Und der Name dieſer Katze? fragte Voltaire.

— Mademoiſelle Benjamine Cochois, proclamirte La Mettrie.

Der Marquis d'Argens ſank in Ohnmacht. Sein Geſicht wurde ſo bleich wie ſeine Halskrauſe.

— Er ſtirbt! ſagte Maupertuis mit einer Ruhe, die er ſich auf ſeinen Reiſen in Lappland angeeignet zu haben ſchien.

— Hilfe, Hilfe! ſchrieen Darget und Formey.

— Oeffne ihm eine Ader, ſagte Voltaire zu La Mettrie.

Letzterer ergriff ſtatt der Lanzette eine volle Waſſerflaſche, ſprang auf einen Stuhl und ließ von dieſer Höhe auf die Perücke des ohnmächtigen Marquis eine Douche eiskalten Waſſers mit ſolcher Schnelligkeit herniederfallen, daß d'Argens, durch dieſen Schreck zum Bewußtſein zurückgekehrt, die Augen aufſchlug und die leiſe Frage vor ſich hinmurmelte:

---

*) Bei Nacht ſind alle Katzen grau.

— Ich glaube gar, es hat geregnet!

Die Scene ſchloß mit homeriſchem Gelächter.

IX.

Nach Mitternacht, als noch einzelne Mitglieder des Abendklubbs — darunter Marquis d'Argens und der unverwüſtliche La Mettrie — beim Champagner ſaßen, ſchlichen zwei Männer, in aſchgraue Mäntel gehüllt, durch die ausgeſtorbenen Straßen des brandenburgiſchen Verſailles, ſchweigſam wie fromme Trappiſten, denen ein heiliges Gelübde ein Schloß an den Mund gelegt. Der Eine dieſer Nachtwandler trug einen Krückſtock, der Andere einen Geldſack unterm Mantel. Letzterer machte bei jeder Ecke einen Augenblick Halt, ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, wie Jemand, der kein reines Gewiſſen hat und ſich vor Häſchern fürchtet.

— Majeſtät, ſagte Fredersdorf, der zuerſt das unheimliche Schweigen brach, ich komme mir jetzt wie jener Groß-Weſir vor, der, mitten in der Nacht, den tapfern Khalifen durch die Straßen von Bagdad begleitet . . .

— Potsdam, alter Schwätzer, iſt kein Bagdad . . .

— Ew. Majeſtät aber ſind ein noch viel tapferer Held, als jener nachtwandelnde Khalif, deſſen Name mir leider entfallen iſt. Ew. Majeſtät fürchten ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht.

— Und Er? fragte der König, hat denn auch Er Courage?

— Unbändige Courage! betheuerte der kleinlaute Kammerdiener.

— Das merk' ich, ſagte der große Fritz.

— Jeſus, Maria und Joſeph! ſchrie der Mann der bleichen Furcht, dort kommt ein Nachtwächter! Die Kerle ſind ſo dreiſt, daß ſie Jeden, der ſich nach Mitternacht auf der Straße ſehen läßt, für einen Abenteurer oder Spitzbuben halten und ihn mir nichts Dir nichts anpacken . . .

— Wer da? rief ihnen der Wächter entgegen.

— Harun-al-Raſchid! erwiderte der König, der gerade bei ungewöhnlich guter Laune war.

— Und der da?

— Giafar, mein tapfrer Groß-Weſir.

— Seid Ihr Potsdamer?

— Wir ſind aus Bagdad, antwortete Friedrich.

— Bagdad? wiederholte der Wächter der Nacht, in deſſen Seele ein ſublimer Zweifel aufdämmerte. Liegt das in Preußen?

— Drei Stunden von Brandenburg, am Einfluß des Tigris in die Havel.

— Und was wollt Ihr jetzt in Potsdam?

— Friſche Luft ſchnappen, mit Eurer Erlaubniß.

— Ich glaube gar, Ihr ſeid Spitzbuben?

— Nachtwächter, iſt Er verrückt? fragte Seine Majeſtät und ſchlug den Mantel zurück.

— Herrjott! ſchrie der arme Teufel, unſer juter König!

— Laß Er Leute, die ruhig ihres Weges ziehen, künftighin ungeſchoren, ſonſt ſoll Ihn der Teufel holen! fügte er hinzu, mit dem Krückſtocke drohend.

— Das merk' Er ſich, Nachtwächter, ſagte Fredersdorf und folgte ſeinem Herrn. Majeſtät, ſetzte er nach einem Weilchen mit ſichtbarer Schadenfreude hinzu, dem Patron haben wir einen heilloſen Schreck in die Glieder gejagt; er wird es zukünftig bleiben laſſen, ehrliche Leute für Hallunken anzuſehen.

— Groß-Weſir, entgegnete der König, Harun-al-Raſchid erſucht Euch, das Maul zu halten.

Schweigend ſetzten ſie dann ihre nächtliche Wanderung bis zu einer abgelegenen Gaſſe fort, die ganz in der Nähe des Berliner Thores lag.

Hier, in einem kleinen, einſtöckigen, von Weinlaub umrankten Hauſe mit grünen Gitterfenſtern, wohnte Fredersdorfs Schweſter.

In demſelben Augenblick, als der „Khalif von Potsdam" an der Klingel dieſes Hauſes zog, huſchte auf der andern Seite der Gaſſe eine große, dunkle Mantel-Geſtalt vorüber, die ſich, flüchtig und geräuſchlos wie ein Geſpenſt, im Schatten der Nacht verlor. Oben im Hauſe wurde eine der Jalouſien geöffnet; eine Dame ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus und fragte leiſe:

— Sind Sie's?

— Ja, Madame!

Gleich darauf öffnete ſich der Eingang. Der König trat in einen engen, matt erleuchteten Vorſaal. Der Kammerdiener, der ihm folgte, ſchloß die Thür.

Die dunkle Geſtalt, die jetzt aus dem Verſteck einer nahen

Plumpe hervortrat, ſprang auf die andere Seite hinüber, zog einen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete mit ihm den Eingang des Hauſes, das an jenes ſtieß, in dem ſich jetzt Seine Majeſtät befand.

Hier wohnte ſeit Kurzem eine Dame mit zwei Töchtern. Die Aeltere war ein Muſter von Häßlichkeit, die Jüngere ein Engel an Liebreiz. Man erlaſſe uns die Schilderung der Erſtern und erlaube uns dafür, das Bild der Zweiten zu entwerfen, bei deſſen Anblick Jeder gern verweilen wird. Ihr Geſicht war ein Blumenflor ſeltener Reize, über welchen der Maienduft der Unſchuld und der Sonnenglanz kindlicher Naivetät ausgegoſſen lag. Ihr Auge glich einer Kornblume, deſſen ewig heiteres Blau keine Ahnung von Kummer und Thränen zu haben ſchien. Um ihren roſenrothen Mund ſchwebte ein Lächeln, das ihrer ganzen Phyſiognomie eine Fülle von Anmuth verlieh, deren Keuſchheit, wie der geheimnißvolle Wohlgeruch des Heliotrop, wie der märchenhafte Parfüm eines Clerodendron, einen heiligen Zauber beſaß. Das blendende Weiß des Nackens und der Bruſt hatte etwas Hoſtienartiges, dem es anzuſehen war, daß der Segen unentweihter Reinheit darauf lag. Ihre ganze Erſcheinung trug den diaphanen Charakter einer Tochter der Luft, einer geflügelten Sylphe, einer aus Morgenroth und Blumenthau zuſammengehauchten Fee an ſich.

Die Natur, die das Füllhorn ihrer Gaben mit weiſer Sparſamkeit vertheilt, hatte der häßlichen Schweſter eine Fülle von Geiſt, der ſchönen aber eben nur ſo viel Verſtand verliehen, um ſie vor dem Verdachte der Dummheit zu retten.

Die Mutter dieſer Mädchen, nicht mehr jung, zeigte noch hier und da anziehende Spuren früherer Schönheit, die ſich wie Epheublätter um eine Ruine ſchlangen, welche, trotz ihres Alters, noch immer impoſant war. Auch ſah man's ihrem ganzen Weſen, ihrer Haltung und Bewegung an, daß ſie guter Abkunft war. Aus ihrer Sprache hörte man einen gewiſſen Tic heraus, welcher dem ſogenannten „Adel" eigen iſt. Der Dialect aber verrieth die Ausländerin.

Was nun der König in dieſem Hauſe zu thun hatte, ob die ſchöne oder die häßliche Tochter, ob die Mutter oder ob keine von allen Dreien der Magnet war, der den bisherigen Weiberfeind in dieſen Kreis zog, dies Alles dürfen wir unſerm Leſer ſchon darum nicht verrathen, weil es für uns ſelbſt noch ein Geheimniß iſt, deſſen Schleier wir erſt bis zur Hälfte gelüftet haben.

Während Seine Majeſtät ſich im erſten Stockwerke mit den Damen unterhält, wollen wir das vertrauliche Geſpräch belauſchen, das zu ebener Erde die Schweſter mit ihrem Bruder führt, der neben ihr auf dem Sopha ſitzt.

— Heute ſind's gerade ſechs Wochen, daß Du die Mutter und ihre beiden Töchter bei mir einlogirt haſt, ohne mir zu ſagen, wer und was ſie ſind, woher ſie kommen und wozu ſie hier ſind. Ich bin zwar nicht neugierig, lieber Bruder, aber wiſſen möchte ich denn doch, was das oben für eine geheime Wirthſchaft iſt. Unſere gute Polizei, die ſonſt in Alles ihre Naſe ſteckt und Jeden, der ihr nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden ſeine Fremden angemeldet hat, zu beſtrafen pflegt, drückt bei mir ein Auge zu und ſchweigt, vermuthlich weil ſie weiß, daß unſer König die Damen häufig zu beſuchen geruht.

— Die Herren von der Polizei werden ſich in Acht nehmen, Deinen Fremden Etwas in den Weg zu legen.

— Und warum?

— Das, gute Schweſter, darf ich Dir nicht ſagen.

— Und aus den Damen ſelbſt kann ich nicht klug werden. Sie führen ein wahres Einſiedlerleben, ſchließen ſich den ganzen Tag in ihre Zimmer ein und ſind, ſo lange ſie bei mir wohnen, noch nicht ein Mal ausgegangen. Nur Nachts, wenn Alles ſchläft, gucken ſie dann und wann zum Fenſter hinaus und wiſpern mit einander. Sonſt hört und ſieht man ſie nicht. Die Töchter habe ich erſt ein Mal, am Abend ihrer Ankunft, geſehen; doch kann ich mir keine Vorſtellung von ihnen machen, weil ſie ſich verſchleiert hatten. Die Mutter, mit der ich im Ganzen drei Mal geſprochen habe, iſt ſehr ſtolz und hochfahrend. Im Uebrigen ſcheinen die guten Leute von der Luft zu leben und nie zu kochen, denn ſeit ſechs Wochen iſt noch kein Rauch aus dem Schornſtein ihrer Küche geſtiegen . . .

— Sie ſind vielleicht krank und gebrauchen die Hungerkur...

— Bruder, ich laſſe mir Nichts weiß machen . . . ſechs lange Wochen kann Niemand hungern . . . die Sache muß einen andern Haken haben. Manchmal wird mir ganz unheimlich zu Muthe, wenn ich darüber nachdenke, wer über mir wohnt . . .

— Schweſter, ich glaube gar, Du fürchteſt Dich?

— Nur bei Nacht, lieber Bruder; bei Tage habe ich Courage und zittere ſelbſt vor dem Teufel nicht!

— Sei unbeſorgt, Friederike, die Damen oben beißen nicht.

— Warum aber ſcheuen ſie das Tageslicht? Warum verſchließen ſie den ganzen Tag ihre Gitterfenſter und warum wagen ſie nur Nachts, ſie zu öffnen?

— Weil ſie von Keinem geſehen ſein wollen.

— Und warum wollen ſie das nicht? fragte die liebe Neugier in der Schlafhaube.

— Wahrſcheinlich, weil's der König nicht haben will.

— Jeſus Chriſtus, was mag er da oben wohl treiben?

— Auch dies, Schweſter Friederike, iſt ein Geheimniß.

— Die Nachbarſchaft, der die nächtlichen Beſuche des Königs nicht entgangen ſind, erzählt ſich ganz entſetzliche Geſchichten.

— Zum Beiſpiel? fragte Fredersdorf, mit der Sophatroddel ſpielend.

— Er ſoll in eine der beiden Schweſtern ganz närriſch verliebt ſein.

— Und wäre das ſo was Entſetzliches?

— Wie kann man ſo gottlos ſein! Majeſtät ſind ja verheirathet!

— Wen geht das was an? Ein König von Gottes Gnaden kann thun, was er will . . .

— Nur nicht bei mir! ſagte die Wittwe, die dann und wann eine Anwandlung von Frömmigkeit bekam.

— Schweſter, blamire Dich nicht! Sei dankbar und vergiß nicht, daß der König Dich und mich mit Gnaden überhäuft. Mag er da oben thun und treiben, was er will, was kümmert's uns? Sind wir dafür verantwortlich?

— Das wohl nicht, aber wiſſen möcht' ich's denn doch . . .

— Mach' mich nicht ärgerlich! rief Fredersdorf und ſprang vom Sopha auf. Ich ſag's Dir heute zum letzten Male: dringe nicht in mich . . . alles Fragen iſt umſonſt . . . ich kann und darf es Dir nicht ſagen . . . ein ſchlechter Diener, der die Geheimniſſe ſeines Herrn verräth!

— Ich werde Dich nicht mehr beläſtigen, ſagte die Schweſter und verließ das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Erſt gegen zwei Uhr Morgens kehrte Seine Majeſtät der König nach Sans-Souci zurück.

X.

Am andern Morgen erwartete die Aebtiſſin von Quedlinburg mit ſichtbarer Ungeduld den Marquis Aymar, der vom Grafen Saint-Germain in das Geheimniß ihrer Liebe eingeweiht worden war.

Das Herz der armen Prinzeſſin, die — aus Gründen, welche man ſogleich erfahren ſoll — den Beſchluß gefaßt hatte, frei und ledig zu bleiben, ſchlug ſeit ſieben Jahren für einen jugendlichen Helden, der — fünf Fuß neun [illegible] — Adonis, Mars und Herkules in Einer Perſon war. Mit dreizehn Jahren Student, mit ſiebenzehn Jahren Candidat der Philoſophie, war er von einem ſeiner Verwandten, dem General-Adjutanten Grafen von Lottum, von der Univerſität Königsberg nach der Reſidenz Potsdam gebracht und hier dem Könige vorgeſtellt worden, welcher an dem jungen Manne, der einen hohen Grad allgemeiner Bildung und einen reichen Schatz von Sprachkenntniſſen beſaß, ſo großes Wohlgefallen fand, daß er ihm den keineswegs uneigennützigen Rath ertheilt hatte, ſeine Studien aufzugeben und ſich der militäriſchen Laufbahn zu widmen. Dieſer junge, hoffnungsvolle Mann, der gleich darauf als Cadet beim Garde-Regiment eingetreten und nach Verlauf von drei Monaten ſchon Offizier geworden, war Friedrich Freiherr von der Trenck *), Vetter des bekannten Panduren-Generals Franz von der Trenck.

Im Winter des Jahres 1743, auf einem jener Feſte, die der Vermählung der Prinzeſſin Louiſe Ulrike, der ältern Schweſter des Königs von Preußen, mit Friedrich Adolf, dem Kronprinzen von Schweden, vorausgegangen waren, hatte Friedrich von der Trenck, der ſchmuckſte aller Garde-Offiziere, das Glück gehabt, durch ſeine männlich-ſchöne Geſtalt und durch ſein ungezwungenes Benehmen die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin Amélie in dem Grade zu erregen, daß ſie, entzückt von ſeinem ganzen Weſen, ihr Auge auf ihm weilen ließ, mit dem Wunſche, ihn näher kennen zu lernen. — Während er, als einer der Ball-Ordner, aus einem Saale in den andern gerannt war, um die Tanz-Geſetze aufrecht zu erhalten, hatte man ihm, ohne daß es ihm aufgefallen war, die Franzen ſeiner Schärpe entführt. Bald darauf war, mitten im Gewühle der Tanzenden, im Lärme der Muſik, Jemand dicht an ihm vorübergeſtreift und hatte ihm die Worte zugeflüſtert:

— Um zwei Uhr Nachts erwarte ich Sie, um Ihnen Ihre Schärpe zurückzugeben!

Schnell hatte er ſich umgekehrt und Prinzeſſin Amélie erkannt.

---

*) Geb. am 16. Februar 1726 zu Königsberg.

Es iſt unmöglich, die Ueberraſchung des jungen Offiziers zu ſchildern. Die Worte, die er ſoeben gehört hatte, hielt er für die Einflüſterung eines neckenden Traumes, und dennoch zeigte ihm Alles, was ihn umgab, daß das, was er ſoeben geſehen, kein Trugbild geweſen war. Noch hörte er das Rauſchen ihres ſeidenen Gewandes, noch fühlte er den leiſen Schlag des Fächers, mit dem ſie ſeine Schulter berührt hatte. Das Blut pochte jetzt ſo ſtark an die Wände ſeines Kerkers, als ob es jede Ader ſprengen wolle. Heiße Gluth durchrieſelte ihn dergeſtalt, als hätte ihn urplötzlich ein Fieber gepackt. Es wurde ihm ſo ſchwül, daß er den Saal verlaſſen und in einem der luftigen Vorzimmer ſich auf einen Lehnſtuhl niederlaſſen mußte, um wieder Ruhe und Faſſung zu gewinnen.

Der Mann, der dann pünktlich mit dem Glockenſchlage Zwei beim Stelldichein erſchien, war der Garde-Lieutenant Friedrich von der Trenck.

Dem erſten Rendezvous war bald ein zweites, dem zweiten ein drittes und dieſem waren unzählig andere gefolgt.

„Im Zeitraume weniger Tage“, ſagt er in ſeinen Denkwürdigkeiten*), „war ich der Glücklichſte aller Sterblichen von Berlin. Ich wurde geliebt und geachtet; der König gab mir bei jeder Gelegenheit ſein Wohlwollen zu erkennen; meine Freundin gab mir mehr Geld, als ich verbrauchen konnte, und bald war meine Equipage die prächtigſte im ganzen Regimente.“

---

*) Sie erſchienen u. d. T.: „Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck“, Leipzig 1780, 3 Bde. 8.; von ihm ſelbſt in's Franzöſiſche überſetzt u. d. T.: „Mémoires de Frédéric, baron de Trenck“, Strasbourg et Paris 1788, 3 Bde. 8. mit ſeinem Bildniſſe. Zwei andere Ueberſetzungen — die eine vom Baron von Bock, die andere von M. Le Tourneur — erſchienen in Metz und Paris.

Da der glücklichſte aller Garde-Lieutenants kaum tauſend Thaler Einkünfte beſaß, war es kein Wunder, daß ſein Regiment und alle Welt ſich den Kopf zerbrochen hatten, aus welcher Quelle ihm die Mittel zur Beſtreitung ſeines abenteuerlichen Aufwandes zufloſſen. Deſſen ungeachtet war ſein Verhältniß zur Prinzeſſin für Jedermann und ſelbſt für ihre nächſte Umgebung ein ſtrengbewahrtes Geheimniß geblieben.

Während des Feldzugs von 1744 hatte Friedrich den Baron von der Trenck zum Adjutanten ernannt und ihm die Recognition der Schlachtfelder anvertraut. Bei einem der Scharmützel in Böhmen, bei dem der jugendliche Held zweiundzwanzig Gefangene gemacht, hatte ihn der König zur Tafel gezogen, ihm den Orden pour le mérite umgehängt und den achtzehnjährigen Ritter dem engliſchen Geſandten, Lord Hintford, mit den Worten vorgeſtellt:

— Voilà le matador de la jeunesse prussienne!

Nach Berlin zurückgekehrt, war er in die Arme ſeiner Prinzeſſin geeilt, die, Jubel im Herzen und Thränen in den Augen, ihn in ihre Arme geſchloſſen und nach der Locke gefragt hatte, welche ſie ihm, im Augenblick des Scheidens, als Unterpfand ihrer Neigung geſchenkt.

Und in demſelben Moment, als Trenck ihr die Locke, welche ſeit jener Nacht nicht von ſeiner Bruſt gekommen war, gezeigt und liebeglühend ausgerufen hatte:

— Dies Zeichen Deiner Liebe war mein Talisman! — — — in demſelben Momente war, unerwartet, Seine Majeſtät der König eingetreten und ſtörender Zeuge der Freude des Wiederſehens und ihrer beiderſeitigen Umarmung geworden.

— Welch ein Frevel! hatte er ausgerufen und Beide aus dem ſchönſten ihrer Träume aufgeſchreckt. Ein Lieutenant wagt es, die Schweſter ſeines Königs zu lieben? Das iſt mehr als jugendlicher Leichtſinn, mehr als Thorheit, mehr als Wahnſinn, das iſt ein Majeſtäts-Verbrechen!

Und dies eine Wort war wie ein Blitz aus heiterm Himmel auf das freudeverklärte Haupt der Liebenden herniedergefallen und hatte Beide in ſtarre Bildſäulen verwandelt. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Und bald darauf war der Günſtling des Königs zur Abbüßung ſeines kühnen Frevels als Staatsgefangener nach der Feſtung Glatz geſchleppt worden.

So hatte der erſte Act eines Drama's geendet, deſſen Verlauf auf den Charakter des großen Königs einen tiefen Schatten wirft, den alle Federn ſeiner Lobredner nicht aufzuheben vermögen.

Nach mehrmaligen, ſtets vereitelten Flucht-Verſuchen, welche den Unwillen des herzloſen Monarchen bis zum Zorne geſteigert hatten, war es dem Gefangenen endlich gelungen, mit Hilfe ſeines Freundes, eines Lieutenants der Garniſon, Namens Schöll, am 24. December 1746, mitten in der Nacht, dem Kerker zu entſpringen und, auf den Schultern den Freund, der in Folge jenes Sprunges den Fuß gebrochen hatte, über die Neiſſe zu ſchwimmen und die böhmiſche Grenze zu erreichen. Unterſtützt vom Golde ſeiner Beſchützerin, hatte ſich Trenck nach Wien begeben, um der größten Feindin ſeines Verfolgers, der Kaiſerin Maria Thereſia, ſeine Dienſte anzubieten. Die Tochter Karls VI., nicht geneigt, dem entſprungenen Abenteurer Vertrauen zu ſchenken, hatte ihm die Weiſung ertheilt, ihre Staaten zu verlaſſen. Der arme Friedrich, ein Märtyrer ſeiner Liebe, ehrgeizig und ruhmſüchtig, war nun entſchloſſen, ſein Glück am Hofe von Moskau zu verſuchen. Die Kaiſerin Eliſabeth, gerührt von ſeinem Schickſale, eingenommen von ſeiner Perſönlichkeit, entflammt von ſeinem Muthe, war, auf Empfehlung des Lord Hinkford, des Zeugen der Gunſt, in welcher Trenck einſt bei deſſen jetzigem Verfolger geſtanden, bereit, ihn als Rittmeiſter in ihrem Heere anzuſtellen. Bald darauf hatte er an der Tafel des ruſſiſchen Kanzlers, des Grafen Alexis Beſtucheff, die Bekanntſchaft eines Chevalier Férusac gemacht, der (ein vertrauter Freund und Rathgeber des Leibarztes Leſtocq, des einflußreichen Günſtlings der Kaiſerin) den Rittmeiſter von der Trenck in kurzer Zeit ſo lieb gewonnen hatte, daß Beide bald Ein Herz und Eine Seele waren. Der Chevalier hatte ihm dann unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit anvertraut, daß er kein Anderer als der Graf Saint-Germain ſei.

Trenck, der bis zu jener Zeit von der Prinzeſſin Amélie bedeutende Geld-Unterſtützungen empfangen hatte, war nun ehrlich und gewiſſenhaft genug, ihr zu ſchreiben, daß er im Grafen Saint-Germain (einem Wundermanne, der in alle Geheimniſſe, mithin auch in die ihrigen, eingeweiht ſei) einen väterlichen Freund gefunden habe, der ihn aus freiem Antriebe ſo uneigennützig und großmüthig unterſtütze, daß er ſich jetzt in der Lage befinde, auf die Opfer ſeiner „angebeteten Freundin“ Verzicht leiſten zu können. Sechs Monate ſpäter hatte er ihr die Mittheilung gemacht, der Graf, der unermeßlich reich ſein müſſe, habe ihm im Laufe dieſer kurzen Zeit vierzigtauſend Dukaten geliehen und für all' dieſe Güte und Großmuth nichts weiter als zwei Zeilen der Empfehlung an Prinzeſſin Amélie verlangt. Trenck hatte ihm dieſe Zeilen gegeben, und ſeit jener Stunde war ſein Freund auch der ihrige geworden.

Prinzeſſin Amélie, die, trotz der langen Jahre und trotz der großen Entfernung, ihrem Friedrich noch immer mit ſo leidenſchaftlicher Liebe als in früherer Zeit zugethan war, hatte ſeit drei Monaten von Trenck keine Nachricht erhalten und ſein Stillſchweigen hatte ſie nicht wenig beunruhigt, weil allerhand Gerüchte verbreitet waren, die ihr die Beſorgniß eingeflößt hatten, daß Trenck ſeinen Schwüren untreu geworden ſei und ſie ganz und gar vergeſſen habe.

Um ſo mehr war ſie jetzt geſpannt, beim Freunde des Grafen Saint-Germain genaue Erkundigungen über das Wahre und Falſche jener Gerüchte einzuziehen.

In demſelben Augenblick wurde Aymar angemeldet.

— Mein Geiſt, ſagte die Prinzeſſin zu ihrem Beſuche, war ſeit einer Stunde ſo lebhaft mit Ihnen beſchäftigt, daß Ihr Erſcheinen gerade jetzt mir doppelt angenehm iſt. Marquis, fuhr ſie fort, Graf Saint-Germain hat Ihnen das wichtigſte Geheimniß meines Lebens mitgetheilt. Ein Mann, der das Vertrauen des Grafen beſitzt, beſitzt auch das meinige. Ich darf Ihnen alſo geſtehen, daß Trenck die Seele meiner Seele, das Herz meines Herzens iſt. Aber eben weil ich ihn liebe mit der ganzen Kraft meiner Gefühle, und weil ſeine Gegenliebe ein Bedürfniß meines Lebens, die einzige Wonne meines Daſeins iſt, eben deshalb bin ich jetzt außer mir, daß er mir ſeit drei Monaten keine Nachricht von ſich gegeben, daß er mich, allem Anſcheine nach, ganz und gar vergeſſen hat . . .

— Hoheit, Sie begehen ein großes Unrecht, wenn Sie einen Augenblick an der Wahrheit ſeiner Liebe zweifeln!

— Marquis, hab' ich nicht ein Recht dazu? Herr von Boltaire, der Kammerherr meines Bruders, hat Herrn Thiébault vor einigen Tagen erzählt, einer ſeiner Moskauer Freunde ſei Augenzeuge geweſen, wie der Mann, den ich liebe, den ich anbete, das Bild, daß ich ihm einſt geſchenkt, an der Tafel des Grafen Beſtucheff ihm, ſeiner Frau und jedem ihrer Gäſte gezeigt*) und ſich anderer Gunſtbezeugungen gerühmt habe, mit welchen ein Mann von Ehre ſich nicht brüſten darf, ohne ſich ſelbſt und Jene, welche thöricht genug iſt, ihn zu lieben, der Verachtung Preis zu geben.

— Hoheit, ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß dies eine böswillige Verleumdung, eine ſchaamloſe Lüge iſt, die einer ſeiner Neider erſonnen hat, um ihn in Ihren Augen herabzuſetzen! Mein hochverehrter Freund, Graf Saint-Germain, hat mir erzählt, daß Trenck Ihr Bildniß mit einer Pietät, die ihn eines Tages bis zu Thränen gerührt, in einer Schatulle bewahre, in der ſich die vollſtändige Sammlung Ihrer Briefe befindet. Auf die Frage, warum Ihr Bild nicht an ſeinem Herzen ruhe, antwortete er: „Damit kein profanes Auge den Nimbus dieſer engelſchönen Züge entweihe“; dann küßte er das Bild und verſchloß es in jener Schatulle, deren kleiner Schlüſſel, nach ſeinen eigenen Worten, der Talisman iſt, der ihm die Pforten goldener Erinnerung öffnet, in deren Zauberhainen er in Augenblicken der Verzweiflung des Troſtes ſüßen Balſam ſucht.

— Herr von der Trenck ſoll, wie halb Moskau ſich in die

---

*) Thiébault erzählt dies in ſeinen „Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou Frédéric-le-Grand, sa famille, sa cour, son gouvernement, son académie, ses écoles et ses amis littérateurs et philosophes“, Paris 1804, 5 Bde. 8. (Deutſch u. d. T.: „Friedrich der Große, ſeine Familie, ſeine Freunde und ſein Hof“, Leipzig 1828, 2 Bde. 8.)

Ohren raunt, Troſt und Zerſtreuung in den Armen der mitleidigen Gemahlin des ruſſiſchen Kanzlers finden . . .

— Gräfin Beſtucheff iſt ein Muſterbild weiblicher Tugend . . .

— Marquis, auch die ſtärkſte Tugend hat ihre ſchwachen Stunden, und in einer dieſer Stunden ſoll Gräfin Nicanora von unſerm Geſandten, Grafen von Goltz, bei einem Tète-à-tète mit Trenck überraſcht worden ſein . . .

— Eine Unwahrheit, die jener boshafte Schwätzer nur darum ausgeſprengt, um ſich an der tugendhaften Kanzlerin, die ſeinen diplomatiſchen Seufzern kein Gehör geſchenkt, einigermaßen zu rächen, was ihm aber nicht gelungen iſt, denn als er ſich ſo weit vergeſſen hatte, den Kanzler zu warnen, ſagte Beſtucheff: „Man muß den Teufel und die Frauen nicht ſchwärzer malen, als ſie wirklich ſind, und ja nicht das Sprichwort vergeſſen: »Jeder fege vor ſeiner Thür«.- Die Gimpel auf dem Dache erzählen ſich, Gräfin Goltz laſſe ſich die Huldigung eines Attachés der franzöſiſchen Geſandtſchaft gefallen; doch frage ich Sie ſelbſt," ſchloß der Kanzler, „ob man jedem Geſchwätze dieſer Art Glauben beimeſſen darf?" — „„Keinesweges, keinesweges!"" erwiderte der Schwätzer und trat beſchämt ſeinen Rückzug an.

— Wie aber, Marquis, verhält ſich die Sache mit der Nichte des Feldmarſchalls Grafen Apraxin?

— Die junge, unglückliche Fürſtin ſoll Herrn von der Trenck allerdings geliebt haben . . .

— Und er? fragte die Prinzeſſin peinlich geſpannt.

— Soll, ſeinem Schwure treu, der Fürſtin Nicolajewna unverhehlen erklärt haben, daß ſein Herz nicht mehr frei ſei . . .

— Und ſie? forſchte die Aebtiſſin mit wachſender Theilnahme.

— Soll, aus Gram darüber, erſt unlängſt geſtorben ſein und Herrn von der Trenck zum Erben ihres ganzen, unermeßlichen Vermögens eingeſetzt haben.

— Es heißt, ſie habe ſich todt geſagt, um unter anderm Namen ungeſtört mit ihm fortleben zu können . . .

— Todt muß ſie ſein, denn Graf Apraxin hat die Giltigkeit ihres Teſtamentes angegriffen und die Anſprüche, die Herr von der Trenck als ihr Univerſalerbe hat, ſtreitig gemacht, ſo daß dieſer nur einen winzig-kleinen Theil ihres Vermögens erhalten hat. Nach Leſtocqs Sturz iſt auch der arme Trenck bei der Kaiſerin Eliſabeth in Ungnade gefallen und vor drei Monaten nach Wien gereiſt . . .

— Nach Wien? fragte Prinzeſſin Amélie.

— Um die Erbſchaft ſeines Vetters Franz anzutreten, der, geſtorben am 4. October 1749, ihm dreiundſechszig Prozeſſe hinterlaſſen hat.

— Und von dem Allem hat Herr von der Trenck mir keine Sylbe geſchrieben?

— Auf den Rath des Grafen Saint-Germain, der ihm von Paris aus das Verſprechen abgenommen hatte, Ihrer Königlichen Hoheit, zu Ihrer und ſeiner Sicherheit, nicht eher zu ſchreiben, bis er mit ihm in Wien mündlich Rückſprache genommen. Jetzt, Prinzeſſin, werden Sie begreifen, welcher Grund meinen Freund ſo eilig nach Wien getrieben hat.

— Marquis, wenn ſich Alles ſo verhält, wie Sie mir ſagen, dann habe ich Herrn von der Trenck ein großes Unrecht abzubitten und Ihnen für die Beruhigung, die Sie mir verſchafft, meinen wärmſten Dank abzuſtatten. Und um wieviel mehr muß ich jetzt den Grafen Saint-Germain bewundern, der ein ſo groſſer, edler, unermüdlicher Freund ſeiner Freunde iſt, der ihnen Geld und Zeit opfert, um ſich ihrem Wohle zu weihen! Welch ein Mann!

— Ein Phönix, der vergebens ſeines Gleichen ſucht, ſagte der Marquis Aymar, aus deſſen Auge ſich eine Thräne ſtahl.

— Nun bin ich wieder vollkommen beruhigt . . . nun fürchte ich nicht mehr, daß Trenck mir untreu iſt . . . nun hat das Leben wieder neuen Reiz für mich gewonnen . . . nun bin ich wieder glücklich! Erlauben Sie jetzt, Marquis, daß ich Sie Seiner Majeſtät, meinem Bruder, vorſtelle, ſagte die Aebtiſſin von Quedlinburg, reichte dem Grafen ihren Arm und führte ihn durch eine lange Reihe von Zimmern in's Cabinet des Königs.

XI.

Nachdem die Prinzeſſin den „Freund ihres Freundes" dem Könige vorgeſtellt hatte, kehrte ſie, um Beide allein zu laſſen, in ihre Gemächer zurück. Friedrich lenkte dann alſogleich das Geſpräch auf den Grafen Saint-Germain und ſagte:

— Voilà un homme qu'on ne peut pas déchiffrer! Nach Allem, was man von ihm hört, iſt er ein magiſch eingeſchachteltes Geheimniß, ein in tauſend Schleier gehülltes Räthſel, ein hermetiſch verſchloſſenes Wunder. Mein Freund Voltaire nennt ihn „un conte pour rire" und läßt ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß er noch nie und nirgends einen Mann geſehen, der ſich ſo intereſſant zu machen verſteht, als dieſer räthſelhafte Graf. Wie alt mag er wohl ſein? fragte der König, eine Priſe Tabak aus der Tiefe ſeiner Weſtentaſche holend.

— Sire, das weiß er ſelber nicht, denn zu jener Zeit, als er geboren wurde, gab es noch keine Kirchenbücher; zuweilen aber behauptet er in einem Tone, von dem man nicht weiß, ob er ſcherz- oder ernſthaft gemeint ſei, älter als die chriſtliche Zeitrechnung zu ſein . . .

— Den Heiland gekannt zu haben und . . .

— Deſſen Vertheidiger geweſen zu ſein, ſetzte der Marquis hinzu. Die Beſchreibung, die er von Pontius Pilatus entwirft, beweiſt . . .

— Daß der Herr Graf ein Spaßvogel iſt, der die Leute gern myſtificirt und ihnen Dinge vorſchwatzt, an die er ſelber nicht glaubt.

— Majeſtät, ich theile dieſe Anſicht; doch gibt es Augenblicke, in denen man verſucht wird, den Scherz für Ernſt zu halten. Vom römiſchen Geſchichtsſchreiber Cornelius Tacitus hat er einen ganzen Pack von Originalbriefen aufzuweiſen, die dieſer als Proconſul aus dem belgiſchen Gallien an ihn geſchrieben. Auch iſt er im Beſitze der Handſchrift, welche Tacitus von der Lebensbeſchreibung ſeines Schwiegervaters Agricola ſeinem Schulkameraden Germanicus — ſo nannte der Graf ſich damals — zum Andenken geſchenkt haben ſoll.

— Marquis, es gibt Lügen, denen der große Haufe weit eher Glauben ſchenkt, als mancher Wahrheit. Alle Welt glaubt an das Lebens-Elixir, das er erfunden haben will, und doch werden

Sie mir einräumen müſſen, daß dies eine jener Farcen iſt, die nicht den geringſten Glauben verdienen.

— Und dennoch, Sire, wird es mir nicht ſchwer, Ew. Majeſtät zu überzeugen, daß jenes Elixir keine Täuſchung iſt. Ich ſelbſt, der ich ſchon vor vielen Jahren mit Einem Fuße im Grabe geweſen war, habe durch den fortgeſetzten Gebrauch jener Tinctur mein Leben bis zum heutigen Tage verlängert und gebe mich der angenehmen Hoffnung hin . . .

— Ewig zu leben? fragte der Monarch mit boshaftem Lächeln.

— Wenigſtens nicht ſobald zu ſterben.

— Eh bien, dann ſind Sie wohl auch davon überzeugt, daß Ihr Freund, im Beſitze des Steins der Weiſen, wie Hermes Trismegiſtes Geld machen kann?

— Daran zweifeln wollen, hieße nichts Anderes, als mich ſelbſt belügen . . .

— Und von welchem Sterblichen will Ihr Freund in dies große Geheimniß eingeweiht worden ſein? fragte Friedrich, den dies mehr als alles Andere zu intereſſiren ſchien.

— Sein erſter Lehrer ſoll nach ſeiner eigenen Ausſage jener berühmte Arzt und Chemiker Abul Chaſſem geweſen ſein, der im Jahre 1122 als Lehrer an der arabiſchen Hochſchule zu Cordova geſtorben iſt und unter dem Titel: „Gradus sapientis et Introductio ad doctrinam“ einen alchymiſtiſchen Tractat hinterlaſſen hat, der von der Bereitung des Steins der Weiſen handelt und ſich unter den arabiſchen Handſchriften in der Pariſer Bibliothek befindet. — Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts will mein Freund in arabiſcher Sprache eine ähnliche Abhandlung verfaßt haben, die, ohne ſeinen Namen, in's Lateiniſche überſetzt, unter dem Titel: „Consilium conjugii, seu de massa Solis et Lunae, libri tres“ im Jahre 1567 zu Straßburg im Druck erſchienen iſt.

— Auf dem Papiere, Marquis, hat ſchon mehr als ein Narr ſich gerühmt, im Beſitze jenes großen Geheimniſſes zu ſein; aber noch Keinem von allen ſogenannten Adepten iſt es, ſo viel ich weiß, gelungen, den Beweis zu führen, daß dieſe „Kunſt der Künſte“ etwas mehr als bloße Windbeutelei ſei.

— Mein Freund hat bewieſen, daß die Alchemie keine Chimäre iſt. Im Jahre 1343 hatte er im Vereine mit einem ſeiner Freunde, dem weltberühmten Doctor illuminatus Raimundus Lullus, den erſten Verſuch gemacht, ſeine Kunſt practiſch auszuführen am Hofe Eduards III. von England. Sire, es iſt eine durch William Cambden, Grégoire de Toulouſe, Edmund Dickinſon und andere glaubwürdige Schriftſteller beſtätigte Thatſache, daß Lullus in der Weſtminſter-Abtei aus einer Miſchung unedler Metalle über ſechszigtauſend Pfund Gold gemacht habe, um den König mit hinreichenden Mitteln zu unterſtützen, Schiffe und Truppen zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auszurüſten. Der dritte Eduard hatte mit Handſchlag und Fürſtenwort gelobt, dieſen Krieg zu Ehren Gottes zu unternehmen. Aber einmal im Beſitze jenes Schatzes, hatte er jenes Gold in Münzen ausprägen laſſen, auf welchen Schiffe und Krieger abgebildet waren*), und auf dieſe Weiſe, um quaſi ſein

---

*) Dieſe Roſenobles, ſagt Schmieder in ſeiner „Geſchichte der Alchemie“, ſind Goldſtücke von doppeltem Dukatengewicht. Sie führen auf der Vorderſeite ein Schiff, das mit einer Roſe bezeichnet iſt. In dieſem Schiffe ſitzt ein geharniſchter Krieger, welcher in der Rechten ein gezogenes Schwert, in der Linken das vereinigte engliſche und franzöſiſche Wappenſchild hält. Umſchrift: Edward D. Gr. R. Angl. et

Gelübde zu erfüllen, eine gemünzte Flotte ausgerüſtet, mit dem Golde ſelbſt aber die Plane ſeines Ehrgeizes befriedigt und Frankreich bekriegt.

— Alſo auch Sie, Marquis, glauben an Lulli's Gold?

— Sire, ich ſelbſt bin im Beſitze einiger Roſenobles, die aus dem Schmelztiegel jenes großen Mitarbeiters meines Freundes hervorgegangen ſind. In ſeinem Teſtamente befindet ſich eine Stelle, welche beweiſt, wie feſt er von der Wahrheit ſeiner Kunſt überzeugt geweſen iſt. „Mare tingerem, si Mercurius esset“, „Das Meer wollte ich in Gold verwandeln, wenn es Queckſilber wäre“.

— Und Sie glauben, daß das Geheimniß von der Transmutation der Metalle mit jenem Lullus nicht zu Grabe gegangen ſei?

— Noch lebt Graf Saint-Germain! rief der Marquis mit glühender Begeiſterung.

— Der Tauſendſaſa! warf Friedrich mit ungläubigem Lächeln hin. Und wo befindet ſich jetzt Ihr Freund?

— Am Hofe zu Wien.

— Wie, auch meine vielgeliebte Feindin, die Kaiſerin Maria Thereſia, glaubt an ſeine Kunſt?

— Wie Jeder, welcher gleich mir Gelegenheit gehabt hat, ſich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen.

— Marquis, ich geſtehe, daß Ihre Zuverſicht und ein Ereigniß,

---

Franc. Dns. Ib. Die Rückſeite zeigt eine achtblätterige Roſe, um welche herum vier gekrönte Leoparden und vier Lilien zu ſehen ſind. In der Umſchrift lieſt man den Spruch aus dem Lucas: „JHS (Jesus) autem transiens per medium illorum ibat.“

in das ich Sie ſpäter einmal einzuweihen geſonnen bin, ganz geeignet ſind, meinen Unglauben an den Stein der Weiſen, den ich bisher für ein Hirngeſpinſt hielt, ein klein wenig wankend zu machen. Vorläufig eine Frage im Vertrauen: Sind auch Sie Adept? fragte der Monarch, die ſehr bewegliche Phyſiognomie ſeines Gaſtes ſcharf in's Auge faſſend.

— Ja, Majeſtät! antwortete der Marquis mit großer Zuverſicht.

— Und beſitzen Sie den Muth, ſich von uns auf eine Probe ſtellen zu laſſen?

— Nein, Majeſtät! erwiderte Aymar.

— Nein? Und warum nicht?

— Weil ich als Schüler meiner Sache erſt dann gewiß bin, wenn ich mein Probeſtück unter den Auſpicien meines großen, unſterblichen Meiſters ausführen kann.

— Gut, dann beauftrage ich Sie, den Grafen Saint-Germain in meinem Namen einzuladen, ſobald als möglich nach Berlin zu kommen. Wollen Sie dies thun?

— Noch heute! ſagte Aymar, ſich tief verneigend.

— Auf Wiederſehen, Marquis! ſprach der König, ſeinen Gaſt mit allen Zeichen geneigten Wohlwollens entlaſſend.

XII.

Am Morgen deſſelben Tages lag Mademoiſelle Benjamine Cochois, die „neunundneunzigſte Flamme des Marquis d'Argens“, auf einer mit veilchenblauem Sammet überkleideten Cauſeuſe, beſchäftigt, die Rolle der Zaïre in Voltaire's gleichnamigem Trauerſpiele einzuſtudiren, da der König den Wunſch ausgeſprochen hatte, dies Meiſterwerk ſeines Freundes nächſtens im Schloßtheater von Potsdam aufgeführt zu ſehen. Der Dichter, der die Rollen ſeines Stückes ausgetheilt, hatte die Hauptrolle dem Talente der Mademoiſelle Cochois anvertraut.

Dieſe Künſtlerin, berühmt durch ihren Geiſt, beſaß einen ſo großen Mangel an Schönheit, daß Friedrich der Einzige ſie ſpottweiſe die „Grazie der Häßlichkeit" hieß; ein ſehr bezeichnender Titel, da ſie die Fülle ihrer Häßlichkeit durch einen hohen Grad geiſtiger Anmuth ſo zu gaziren verſtand, daß es Augenblicke gab, in denen die junge Dame bei aller Reizloſigkeit doch ſehr verführeriſch war.

Dieſe Häßlichkeit liebte, vielleicht ſchon des Contraſtes halber, alles Schöne mit einer bis zur Manie ausartenden Leidenſchaftlichkeit. Sie war die großartigſte Verſchwenderin und liebte den Luxus, oder, wie einer unſerer ältern Schöngeiſter ihn nennt, „das Nothwendige im Entbehrlichen". Sie machte einen wahrhaft fürſtlichen Aufwand, liebte ſchöne Gemächer, ſchöne Kleider, ſchöne Statuen, ſchöne Bilder, ſchöne Pferde, ſchöne Hunde, ſchöne Blumen, ſchöne Schmuckſachen, Wohlgeruch, Kerzenglanz, Muſik und „Alles, was auf edle Weiſe den Sinnen ſchmeichelt".

Dieſer Hang zum Wohlleben, dies Bedürfniß, ſich mit Allem zu umgeben, was Luxus heißt, hatte den treuen Anbeter ihrer ſchönen Häßlichkeit, den Marquis d'Argens, der keinen Ueberfluß an Reichthum beſaß und auch für ſich viel brauchte, in eine ſo bedeutende Schuldenmaſſe geſtürzt, daß La Mettrie, deſſen Spott ſelbſt den beſten ſeiner Freunde nicht ungehechelt ließ, eines Tages in allem Ernſte zu behaupten wagte, der arme Marquis habe noch mehr Gläubiger, als der vom Kanzler Cocceji herausgegebene Codex Fridericianus *) Paragraphen.

Aber Dame Cochois hatte durch Geiſt und Koketterie den girrenden Seladon ſo feſt umgarnt, daß er ſich, ihr zu Liebe, mit Freuden ruinirte und kein Opfer ſcheute, um jede ihrer Launen, jeden ihrer Wünſche zu befriedigen. Alles, was ihr gefiel, mußte ſie haben; der leiſeſte Wink galt für ihn als ein Befehl, dem er ſich ohne Murren unterwarf. Der gefühlvolle Provenzale war der letzte jener Epigonen aus der ſchönen Zeit der Troubadoure, die, um der Dame ihres Herzens zu gefallen, mit der luſtigſten Miene vom höchſten Thurme herunterſpringen und mit der größten Freude den Hals brechen konnten. — — — — Schade, daß dieſe Race gänzlich ausgeſtorben iſt!

Mademoiſelle Benjamine hatte ſich ganz in den Geiſt der Zaïre des Herrn von Voltaire vertieft, als die Kammerzofe eintrat, um ihrer Herrin ein ſchwarzgeſiegeltes Billet zu überreichen, das ſoeben angekommen war.

— Von wem? fragte die gähnende Geliebte des Propheten Mahomet.

— Vom Herrn Marquis, antwortete der weibliche Kammerherr und entfernte ſich wieder.

— Ein ſchwarzes Siegel! rief die Schauſpielerin, ihre Rolle raſch bei Seite ſchiebend. Was mag dies zu bedeuten haben? Sollte mein Bertrand de Born, von den Reizen einer Andern ge-

---

*) Die erſte Auflage dieſer Geſetzſammlung erſchien 1750.

blendet, mir untreu geworden ſein? Voyons! ſagte ſie und öffnete den Brief.

Der Inhalt deſſelben lautete wie folgt:

„Meine angebetete Freundin.

Es fehlt mir an Muth, Ihnen das mündlich zu ſagen, was ich Ihnen jetzt ſchriftlich vortragen will. Geſtern im Abendklubb zu Sans-Souci erfuhr ich durch einen meiner Freunde in einem Augenblick, als er nicht mehr ganz nüchtern war, eine Neuigkeit, die mich aus der Höhe meiner Himmel in den Abgrund der Verzweiflung geſtürzt hat. Sie, die ich liebe, Sie, die ich anbete mit der Gluth der erſten Liebe (bei den Worten »erſte Liebe« konnte ſich Mademoiſelle Cochois eines Lächelns nicht erwehren), Sie, die mein Stolz, mein Glück, mein Alles ſind, Sie ſollen an mir einen ſchwarzen Verrath ausgeübt und den Seufzern eines Mannes Gehör geſchenkt haben, der leider ſo hoch ſteht, daß mein Schwert ihn nicht erreichen kann, um ihn für ſeinen Frevel zu beſtrafen! Dieſer Mann, der mir den größten Diamant, den höchſten Schatz der Welt — Ihr Herz, Ihre Liebe — zu rauben gewagt, iſt Seine Majeſtät der König! (Der König? wiederholte Mademoiſelle Benjamine, die dabei wie aus den Wolken fiel.) Allnächtlich ſoll er Sie beſuchen und — o Gott, mir fehlt der Muth, das niederzuſchreiben, was Sie leicht errathen können! Ach, ſo gibt es alſo keine Treue mehr auf Erden, ſo ſind alſo alle Betheuerungen Ihrer Liebe nichts als Seifenblaſen geweſen, auf die ich leichtgläubiger Thor die ſchönſte Hoffnung meines Lebens, das ganze Glück meiner Zukunft gebaut! (Dieu de Dieu, rief die Schauſpielerin, ich glaube, mein alter Troubadour hat den letzten Reſt ſeines Verſtandes verloren!) Benjamine, könnten Sie einen Blick in meine Seele werfen, um ſich zu überzeugen, wie tief Ihr Verrath mich verwundet hat! (Der gute Marquis iſt wahrhaftig verrückt, ſetzte ſie hinzu und las weiter.) Ich habe in vergangener Nacht kein Auge ſchließen können; meine empörte Fantaſie hat mir Bilder vorgemalt, die meinen Geiſt mit allen Qualen der Folter, mit allen Schrecken der Hölle erfüllt haben. Ich habe Sie in ſeinen Armen geſehen und mehr gelitten, als ich Ihnen zu ſagen wage. (Der arme Narr!) Benjamine, ich bitte und beſchwöre Sie, die bange Nacht meiner Zweifel zu zerſtreuen und mir zu geſtehen, ob ich wirklich ein Spielzeug Ihrer falſchen Schwüre, ein Opfer Ihrer Felonie bin? Iſt es möglich, iſt es wahr, daß Sie den treuſten Ihrer Anbeter ſo grauſam haben hintergehen können, dann kann und will ich die Schmach, die Ihre Treuloſigkeit mir zugefügt hat, nicht länger überleben und meinen Leiden ein Ziel ſetzen. Mein Teſtament iſt gemacht . . . ich ſtehe an der Schwelle des Todes . . . Ihr Wort allein kann mich den Armen des Wahnſinns entreißen . . . ſchreiben Sie, daß Alles, was jener Elende mir von Ihnen hinterbracht hat, Lüge und Verleumdung ſei, und ich will Ihnen glauben und jenen Buben zur Rechenſchaft ziehen und Ihnen beweiſen, daß Ihre beleidigte Ehre zu rächen weiß

Ihr
treuer Vaſall
Boyer d'Argens."

— Wer, um Alles in der Welt, rief die „Grazie der Häßlichkeit", muß meinem armen Vaſallen den Floh in's Ohr geſetzt haben, daß der König mich jede Nacht beſucht? Wer anders, als jener La Mettrie, der mit den heiligſten Gefühlen des Herzens frechen Hohn treibt und eines plumpen Witzes wegen ſelbſt den beſten ſeiner Freunde nicht ſchont! Was ſoll ich thun? Soll ich dem Marquis die Schuppen von den Augen reißen und ihm ſagen, daß er myſtificirt ſei, oder ſoll ich ihm einen kleinen Schreck einjagen und mir die Miene geben, als ob ſein Verdacht allerdings gegründet ſei? Das Letztere — meinte die kluge Kokette — könnte durchaus nichts ſchaden, mir im Gegentheil von großem Nutzen ſein, weil ich dadurch in den Augen meines flatterhaften Vaſallen einen neuen Reiz, einen größern Nimbus gewänne. Und was wäre dabei im ſchlimmſten Falle zu riskiren? Daß mein Herr Troubadour ſich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf jagen könnte? Nein, nein, das thut er nicht, denn erſtens iſt mein Herr Marquis viel zu ſehr Poltron und zweitens viel zu ſehr Ariſtokrat, um ſich wegen einer bürgerlichen Liebe das Leben zu nehmen. Der Spaß wird alſo gewagt, rief Mademoiſelle Cochois und wollte ſich eben an's Pult ſetzen, um die Jeremiade ihres Freundes zu beantworten, als das Zöſchen zum zweiten Male erſchien, um ihrer Herrin eine weit wichtigere Depeſche einzuhändigen.

— Mademoiſelle, Mademoiſelle! rief der rothwangige Schürzen-Schalk, ſoeben iſt ein zweites Brieflein angelangt . . .

— Vom Marquis? fragte Dame Cochois ziemlich gleichgiltig.

— Dies Mal von einem Andern, den Mademoiſelle wohl ſchwerlich errathen werden . . .

— Gib her!

— Betrachten Sie gefälligſt dies Siegel. Kennen Sie dies Wappen? fragte der dienſtbare Geiſt. Dieſer Brief, Mademoiſelle, kommt geraden Weges aus dem Cabinet des Königs . . .

— Wer ſagt dies?

— Der Kammerdiener, der ihn ſoeben abgegeben hat und auf Antwort zu warten ſcheint . . .

— Diable! rief Dame Cochois, einen Brief vom König? Was wünſcht man von uns?

Dann zog ſie aus dem blauen Couvert ein eiweißes Blatt heraus und traute ihren Augen nicht, als ſie ſtill, für ſich allein, folgende von Seiner Majeſtät eigenhändig geſchriebene Zeilen las:

„Holde Aſpaſia.

Erſchrecken Sie nicht, wenn ich mit der Thür in's Haus falle und Sie in aller Eile und ohne Umſchweife in Kenntniß ſetze, daß ich geſonnen bin, Sie heute Nacht zwiſchen Zwölf und Eins zu beſuchen, um Ihnen — wohlgemerkt, unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit! — eine Mittheilung zu machen, die Ihnen beweiſen wird, wie ſehr Sie zu ſchätzen weiß

Ihr
wohlgeneigter Perikles von Sans-Souci."

— Und welche Antwort geruhen Mademoiſelle zu ertheilen? fragte die Zofe, die ihre Neugier nicht zu bändigen vermochte.

Melpomenens Prieſterin eilte an ihr Pult, ergriff einen jungfräulichen Federkiel, ſchrieb damit die vier inhaltſchweren Worte:

„Aſpaſia erwartet ihren Perikles",

faltete das Blatt und ſchob es in ein alle Wohlgerüche des Serails ausathmendes Couvert, auf das ſie mit zitternder Hand „à Sa

Majesté le Roi" kritzelte und es mit einem ſymboliſchen Petſchaft ſchloß, auf dem ein Schmetterling eine Blumenknoſpe umgaukelt, mit der Umſchrift: „Wecke ſie nicht!"

— Voilà! ſagte die Herrin und reichte die verſiegelte Antwort der Zofe, die ſie dem Kammerdiener übergab.

Die gute Aſpaſia befand ſich jetzt in einer ſchwer zu beſchreibenden Stimmung. Die Ueberraſchung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, war ſo groß, daß ſie im erſten Augenblick zu träumen glaubte; doch als ſie zum zweiten Male die Zeilen ihres Perikles las, trat an die Stelle ihrer Zweifel die Gewißheit, die jeden Gedanken der eitlen Schauſpielerin mit Stolz und Entzücken erfüllte.

— So iſt es alſo doch wahr, rief ſie aus, daß Seine Majeſtät mich hinter meinem Rücken zu lieben geruhen, mich, die alle Welt für häßlich hält, mich, die bis jetzt nur Einer ſchön gefunden hat, mein Vaſall, mein Marquis, mein Bertrand de Born! Und ſo iſt alſo ſein Verdacht nicht ungegründet, und der König, ohne daß ich's bisher gewußt, deſſen Nebenbuhler! Noch ſcheint mir Alles ſo unklar und nebelhaft, wie ein Feenmärchen, wie ein Zauberſpuk. Was ſoll ich glauben? Liebt der König meinen Geiſt oder meine Perſönlichkeit oder Beides zugleich? Nennt er mich nicht „Aſpaſia" und liegt nicht in dieſem Namen die ſchönſte Liebeserklärung? Wie aber ſoll ich mich nun meinem alten Alcibiades gegenüber verhalten? Soll ich leugnen oder zugeſtehen? Vor allen Dingen muß ich Gewißheit haben, ob Seine Majeſtät mich wirklich liebt; dann iſt's ja noch immer Zeit, meinem Marquis den Laufpaß zu geben! Bis morgen früh will ich ſein Schreiben unbeantwortet laſſen; dann weiß ich, woran ich bin, monologiſirte Dame Cochois und las zum dritten Male den Brief des Königs. Kein Zweifel! rief ſie aus, im Namen „Perikles" liegt das Geſtändniß ſeiner Liebe! — — —

Der Glaube, ſagt Sirach, macht ſelig!

XIII.

Eine Stunde ſpäter finden wir den „neuen Diogenes" im Boudoir der „pommerſchen Venus", die namenlos unglücklich iſt, weil ihr gelehrter Gemahl, Herr von Maupertuis, ſie ſeit geraumer Zeit höchſt auffallend vernachläſſigt. Nachts mit den Geheimniſſen des geſtirnten Himmels und bei Tage mit der Centrifugalkraft der Erde beſchäftigt, bleibt dem ehrgeizen Präſidenten der Akademie keine Zeit, ſich mit Adelgunden zu beſchäftigen, welche von ihm eine Unſumme von Aufmerkſamkeiten verlangt, die einem Manne, der ſchon fünf volle Jahre mit ihr verheirathet iſt, verteufelt ſauer werden. Kein Wunder, daß im Herzen der äußerſt gefühlvollen, ungemein ſchwärmeriſchen Pommeranerin eine klaffende Lücke entſtanden iſt, die tagtäglich fühlbarer wird.

— Mein Herr Gemahl, beichtet ſie Herrn La Mettrie, der ihr Hausarzt iſt, wird von Stunde zu Stunde unausſtehlicher. Er lebt nur noch für Phyſik und Mathematik und iſt für alles Uebrige ganz und gar abgeſtorben. Will ich von ihm unterhalten ſein, ſo ſagt er: „Störe mich nicht!" und kehrt mir den Rücken zu. Nachts, wenn er ſich an Mond und Sternen müde geſehen hat, legt er ſich auf's Ohr und ſchnarcht wie ein Nachtwächter.

Ein Marmorblock iſt gefühlvoller, ein Eisbär aufmerkſamer als mein Gemahl! betheuerte Adelgunde von Maupertuis und trocknete mit dem wappengeſchmückten Zipfel ihres Battiſttuchs einige Tropfen ihrer unverſiegbaren Thränendrüſe.

— Armes Kind! ſagte La Mettrie und erfaßte ihre vielberingte Hand. Ein ſo gefühlvolles Herz wie das Ihrige hat in der That eine hingebendere Seele als die Ihres gefühlloſen Lappländers verdient. Beklagenswerthes Weib! ſeufzte der Hausarzt und preßte die Hand der Hofdame mit einer Theilnahme, die ihrem ganzen Weſen außerordentlich wohlzuthun ſchien.

— Doctor, fragte ſie urplötzlich, was halten Sie von der Liebe?

Dieſe gänzlich unerwartete Wendung war ganz geeignet, den ſinnlichen Materialiſten in nicht geringe Verlegenheit zu ſtürzen. Unentſchloſſen, ob er die verfängliche Frage in ihrem oder ſeinem Sinne beantworten ſolle, zauderte er einen Augenblick.

— Sie ſchweigen? fragte die Präſidentin, ihm ängſtlich in's Auge blickend.

— Ich ſchweige, weil ich keine Antwort finde, die mir paſſend genug ſchiene, die Liebe, dieſe Blüthe aller menſchlichen Gefühle, dieſe Gabe der Götter, dieſes Geſchenk des Himmels, würdig zu charakteriſiren. Liebe iſt die große Pulsader, die den ganzen Erdkörper von einem Pole zum andern durchſtrömt, die magnetiſche Kraft, die unbewußt alle Herzen an ſich reißt, die electriſche Batterie, die das ganze Weltall, vom höchſten Urweſen bis zum niedrigſten Geſchöpfe, durchzuckt.

— Und die Ehe? fragte Frau von Maupertuis.

— Die Ehe, erwiderte der Arzt, iſt ein Aderlaß der Liebe.

— Mir aus der Seele geſprochen! rief die „Venus von Pommern“, den Druck ſeiner Hand zärtlich erwidernd. Mein Herr Gemahl iſt ein großer Mann . . . ich habe alle Achtung vor ſeiner Gelehrſamkeit . . . ich bewundere ſeinen Scharfſinn . . . das iſt aber auch Alles, denn lieben, Doctor, kann man nur Den, der uns wieder liebt. Herr von Maupertuis aber iſt ein Kloß, ein Pasquill auf die Liebe, ſagte Adelgunde und trocknete abermals ein paar Thränen.

— Madame, Sie ſollten in's Bad reiſen, meinte der Cyniker.

— Warum? fragte die Präſidentin, die dieſe kühne Wendung nicht zu verſtehen ſchien.

— Begreifen Sie das nicht? Um Ihren legitimen Kummer zu vergeſſen, um ſich zu zerſtreuen . . .

— Sind denn auch Sie geſonnen, in's Bad zu reiſen?

— Oui, Madame!

— Böſewicht, lächelte die Ehehälfte des Eisbären, jetzt verſtehen wir Sie! Und welches Bad halten Sie für unſer angegriffenes Nervenſyſtem am zuträglichſten?

— Scheveningen.

— Ein herrlicher Einfall! Was aber wird mein Herr Gemahl dazu ſagen?

— Reiſe mit Gott und bleibe ſo lang es Dir gefällt, antwortete La Mettrie im Geiſte des Herrn von Maupertuis.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Bei Tiſche theilte ſie den Plan, in's Bad reiſen zu wollen, ihrem dann und wann außerordentlich zerſtreuten Gemahle mit.

Der Präſident — Gott weiß, mit welchem Erd- oder Himmelskörper beſchäftigt — ſchien ſtocktaub zu ſein, denn er ließ geduldig in ſich hineinreden, ohne Etwas darauf zu erwidern.

— Lieber Louis, begann ſie von Neuem, Du biſt heute wieder ſchrecklich zerſtreut.

Er ſchwieg und knetete, in Gedanken vertieft, eine Brodkugel.

— Gott im Himmel, woran denkſt Du? fragte ſie und rüttelte den Gemahl, der ſeinen leeren Teller anſtarrte.

— Ich denke an ein Loch . . .

— An welch ein Loch?

— An ein ungeheuer großes Loch, das ich bis zum Mittelpunkt der Erde bohren will, um einen Blick in's Innere derſelben zu werfen und mich von der Exiſtenz des Centralfeuers und von der Schnelligkeit der Rennthiere zu überzeugen . . .

— Der Rennthiere? wiederholte die Präſidentin.

— Ja, ja, liebes Kind, denn im Vorbeigehen habe ich auch an Torneo gedacht, wo ich, die Geſtalt der Erde unterſuchend, drei Monate in einem von Rennthieren gezogenen Schlitten herumgefahren war. So ein Rennthier . . .

— Louis, denk' doch auch einmal an Dein Weib . . . ich habe Dich ſchon drei Mal um Etwas gefragt . . . Du haſt wie ein Tauber zugehört und mir Nichts darauf geantwortet . . .

— Und was haſt Du mich gefragt?

— Ob Du mir erlauben willſt, auf kurze Zeit in's Bad zu reiſen?

Der Gemahl gab ihr keine Antwort.

— Das iſt zum Verzweifeln! rief die arme Frau. Mann, woran denkſt Du jetzt?

— Ich denke jetzt an den längſten Tag, der in Torneo faſt drei volle Monate dauert . . .

— Jetzt aber biſt Du in Potsdam und ſollſt mir antworten, ob ich reiſen darf!

— Wohin? fragte der gelehrte Mann, der ſich gleich wieder andern Gedanken überließ.

— Nach Scheveningen.

Sie wartete auf Antwort; er aber ſchwieg.

— Nun reißt mir die Geduld! ſchrie die Präſidentin und ſchlug mit ſolcher Wuth auf den Tiſch, daß die Weinflaſche, welche dicht vor ihrem Gemahle ſtand, das Gleichgewicht verlor und, umfallend, ihre rothe Füllung auf ſeinen Schoos ausſtrömen ließ. Maupertuis, jetzt mußt Du mir antworten!

— Worauf? fragte der Zerſtreute, der noch immer nicht gewahrte, daß er ganz naß geworden war.

— Ob ich, ſagte ſie, ihn mit der Serviette abtrocknend, zu meiner Erholung Scheveningen beſuchen darf?

— Ja, liebes Kind, ja!

— Nun, warum haſt Du das nicht gleich geſagt und mich erſt ſo geärgert, daß ich allen Appetit zum Eſſen verloren habe und wieder Magenkrampf bekommen werde. Himmel, welche Qual, einen Präſidenten der Akademie zum Gemahl zu haben! Er ſetzt ſich zu Tiſche, verſchluckt, wie ein Elephant, Alles, was man ihm hinſchiebt, und ſpricht keine Sylbe. Wie lange, lieber Louis, darf ich ausbleiben?

— Achtzehn Monate, murmelte der große Mathematiker.

— Er hat ſchon wieder an etwas Anderes gedacht! Da ſitzt er nun da wie ein Klotz und brütet Gott weiß worüber! Ich will nur gehen, um mich nicht noch mehr zu ärgern! ſagte die Präſidentin, warf die Serviette weg, ſtand vom Tiſche auf und verließ das Speiſezimmer.

Als der Präſident allein war, ſchenkte er den Reſt des Rothweins in ſein Glas und ſprach:

— Mein gutes Weib will alſo zu meiner Erholung in ein Bad reiſen; unterdeſſen kann ich ungeſtört meinen „Essai de Cosmologie“ und meinen „Discours sur la parallaxe de la lune“ vollenden. Nach den Anſtrengungen einer fünfjährigen Ehe haben derlei Ferien in mehrfacher Beziehung ihr Gutes. Wir werden ſie alſo reiſen laſſen. Wer weiß, wozu es gut iſt!

XIV.

Mademoiſelle Cocheis ſtand auf glühenden Kohlen. Das peinigende Gefühl der Neugier gönnte ihr keinen Augenblick der Ruhe. Sie durchlief die lange Reihe ihrer prachtvoll eingerichteten Zimmer, unterhielt ſich hier mit dem Affen, dort mit dem Papagey, den der Marquis ihr geſchenkt hatte, und nahm, um ihren Gedanken einen neuen Canal zu öffnen, bald dieſes, bald jenes ihrer Lieblingsbücher zur Hand; aber keines von allen war anziehend genug, ſie lange zu feſſeln.

Als es zu dunkeln begann, warf ſie ſich auf die Kiſſen ihrer Ottomane und ſchloß die Augen, um durch Schlaf die Zeit des Wartens abzukürzen; doch auch dies wollte ihr nicht gelingen, denn der Brief des Königs ſtand wie eine marternde Sphynx, wie ein neckender Rebus, wie ein verſchleiertes Bild vor ihrem Geiſte und kitzelte ihre Neugier. Die gute Aſpaſia konnte nicht erwarten, was Perikles ihr zwiſchen Zwölf und Eins — unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit — anzuvertrauen habe.

Und erſt kurz vorher hatte es Zehn geſchlagen! Welche Marter, welche Qual, welche Höllenpein, noch zwei, vielleicht gar drei Stunden warten zu müſſen, bis ſie Gewißheit erhalten ſollte!

Marquis d'Argens, der ſich ihretwegen in die Scylla und Charybdis von Schulden und Sorgen geſtürzt hatte, war ſeit heute Morgen in den Hintergrund ihrer Seele getreten. Die Anbetung eines Königs hatte für ihre Eitelkeit einen ſo neuen, großen, blendenden Reiz, daß ſie über ihr eigenes Glück den Kummer ihres verzweifelnden Freundes vergaß. Die Fantaſie dieſes Blauſtrumpfs malte ſich die Folgen jenes Briefes mit paradieſiſchen Farben aus. Ein dunkles Gefühl ſagte ihr, ſie ſei aus jenem neidenswerthen Teige, aus dem ſich der vierte Heinrich ſeine Ducheſſe de Beaufort, der fünfzehnte Ludwig ſeine Herzogin von La Ballière, die ja auch nicht ſchön geweſen iſt, zu kneten geruht. — Es ſchlug Eilf, als Mademoiſelle Benjamine ſich zu einer Gräfin von Brandenburg, es ſchlug Mitternacht, als ſich die Gräfin von Brandenburg zu einer Fürſtin von Hohenzollern emporgehoben ſah.

In demſelben Augenblick — wir wiſſen nicht, ob es Wahrheit oder nur ein Spuk ihrer aufgeregten Fantaſie geweſen iſt — hörte ſie einen Piſtolenſchuß fallen. Sollte Marquis d'Argens Ernſt gemacht, ſollte er ſich wirklich eine königlich preußiſche Kugel durch ſein provenzaliſches Gehirn gejagt haben??? Mademoiſelle blieb ruhig auf ihrer Ottomane liegen und trällerte mit ſeligem Lächeln:

„Vive Henry quatre, vive Gabrielle d'Estrée!“

Gleich darauf trat der König ein.

— Bon soir, Mademoiselle! ſagte der große Fritz mit ganz ungewöhnlicher Artigkeit. Ich habe Sie vor einigen Tagen als Mérope geſehen und geſtehe Ihnen, daß Ihr tief durchdachtes Spiel mich entzückt hat . . .

— Sire, der Beifall ſolcher Kenner iſt unſer höchſter Stolz, unſere ſchönſte Aufmunterung . . .

— Auch Herr von Voltaire, der Alles beſſer weiß, als jeder Andere, läßt Ihrer ſchönen Leiſtung Gerechtigkeit widerfahren und kann es nicht erwarten, Sie als Zaïre zu ſehen . . . Wann denken Sie mit Ihrer Rolle im Reinen zu ſein?

— In acht Tagen, Majeſtät.

— Laſſen Sie ſich Zeit, liebe Cochois, ſagte der Monarch mit herzgewinnender Freundlichkeit. Rollen ſo ſchwieriger Art wollen reiflich durchdacht ſein . . . Zaïre iſt eine der ſchönſten Schöpfungen der Voltaire'ſchen Muſe, und Sie werden mit der Darſtellung dieſes Charakters einen neuen Triumph Ihrer Kunſt feiern . . .

— Sire, es wird mein eifrigſtes Streben ſein, mir den Beifall Ew. Majeſtät zu erringen!

— Mademoiſelle, ich habe meinen Intendanten beauftragt, Ihnen am erſten Juli eine Gratification von tauſend Francs auszuzahlen. Doch nun zur Hauptſache . . . ich komme, um Sie in ein Geheimniß einzuweihen, geſtand der König, ihre Hand erfaſſend.

— Sire, antwortete die Künſtlerin mit zitternder Stimme, Ihre unterthänige Dienerin iſt ganz Ohr . . .

— Werden Sie aber auch das, was ich Ihnen mittheilen will, verſchweigen können? fragte Seine Majeſtät, Königin Mérope auf die Ottomane ziehend.

— Sire, ich werde mich Ihres Vertrauens vollkommen würdig zeigen, betheuerte Melpomenens Prieſterin.

— Nun denn, ſo hören Sie! Aber, liebe Cochois, warum zittern Sie? Halten Sie mich fähig, Ihnen Etwas zu geſtehen, was Sie verletzen könnte?

— O nein, o nein!

— Warum alſo ſchlagen Sie ſo ängſtlich Ihre Augen nieder? Sehen Sie mich an, liebe Cochois, ich meine es gut mit Ihnen und bin gekommen, um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben. Marquis d'Argens hat mir geſagt, daß Sie ſich auch mit Literatur und Poeſie beſchäftigen . . .

— Allerdings, hauchte die Künſtlerin, die den König nicht anzuſehen wagte.

— Ecoutez donc! ſagte er, ihre Hand loslaſſend, ich habe ein Stück geſchrieben.

— Ein Stück? wiederholte Mademoiſelle Cochois, die ein Geſtändniß ganz anderer Art erwartet hatte.

— Ein dreiactiges Luſtſpiel; doch habe ich mehr als einen Grund, zu wünſchen, daß Sie mich nicht verrathen . . .

— Und iſt dies Alles? fragte die Schauſpielerin, die aus ihrem geträumten Himmel fiel.

— Ich habe Ihnen erſt die Hälfte meines Geheimniſſes anvertraut . . . nun ſollen Sie auch die andere erfahren . . . ich wünſche, mein Stück in Potsdam aufgeführt zu ſehen, aber nicht unter meinem Namen. Umgeben von lauter Schmeichlern, würde ich nie ihr wahres Urtheil erfahren. Voltaire würde es loben, weil er kleinlich genug wäre, zu glauben, daß ſein Tadel mich verletzen könnte. Wir Könige hören nur ſelten die nackte, ungeſchminkte Wahrheit; darum will ich den Herren der Akademie eine Falle legen und Sie bitten, mein Stück für Ihre Arbeit auszugeben.

— Sire, erwiderte die arg enttäuſchte Aſpaſia, ich habe mich zwar noch nie mit fremden Federn geſchmückt, doch bin ich gern bereit, dies Mal eine Ausnahme zu machen, wenn Ew. Majeſtät mir zu verſprechen geruhen, in Ihre Autor-Rechte einzutreten, wenn Ihr Luſtſpiel — woran ich keinen Augenblick zweifle — gefällt. Hat es das Unglück, den Herren der Akademie zu mißfallen, dann will ich mit Freuden die Pathin Ihres Kindes ſein . . .

— Das iſt ſehr edel von Ihnen, doch werde ich im letztern Fall nicht zugeben, daß meine Schuld auf Sie zurückfalle. Leſen Sie das Ding, unterziehen Sie ſich der Mühe, es abzuſchreiben, und reichen Sie es unter Ihrem Namen bei meinem Intendanten ein, ſagte Friedrich und zog aus ſeiner Bruſttaſche das Manuſcript. Der König wird die Mühe, die der Dichter Ihnen verurſacht, reichlich zu vergelten wiſſen.

— Sire, ich fühle mich durch das Vertrauen Ew. Majeſtät ſo reich belohnt, daß ich auf alles Andere im Voraus dankend Verzicht leiſte.

— In Ihre Hände leg' ich meinen Geiſt, ſprach der Monarch und erhob ſich. Nun, liebe Cocheis, will ich Sie nicht länger ſtören. Kann der König von Preußen Ihnen jemals einen Dienſt erweiſen, ſo gebieten Sie über ihn, denn bis zum letzten Hauche unſers Lebens werden wir's für eine unſerer liebſten Pflichten halten, Künſte und Wiſſenſchaften unter die Flügel unſeres königlichen

Schutzes zu nehmen, car tel est notre bon plaisir, ſagte Friedrich der Große, grüßte die Künſtlerin und entfernte ſich.

— Quel bruit pour une omelette! ſeufzte Demoiſelle Cochois, als Seine Majeſtät ſie verlaſſen hatte. Arme Aſpaſia, lege Dich ſchlafen, Dein Perikles hat Dich bitter getäuſcht! Frédéric II. n'est pas Louis XIV!

XV.

Am andern Morgen erhielt der „treue Vaſall" folgendes Billet:

„Mademoiſelle Benjamine Cochois erſucht den Herrn Marquis Boyer d'Argens, ihr im Laufe des heutigen Tages die Ehre ſeines Beſuches zu ſchenken, um ihm mündlich zu ſagen, wie ſehr ſie noch immer ſei, was ſie ihm bisher geweſen iſt."

XVI.

Wenden wir uns nun zu Voltaire.

König Friedrich, der ſeinen Kammerherrn mit tauſend Aufmerkſamkeiten überhäufte und Alles aufbot, um ihm den Aufenthalt am Hofe von Sans-Souci möglichſt angenehm zu machen, war früh genug zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſein ſehr überſättigter Gaſt, jetzt häufiger als je, Anwandlungen jenes Uebels verſpürte, das in dem parfümirten Dunſtkreiſe der Höfe am üppigſten graſſirt, jenes Uebels, das wir das „Unglück der Glücklichen“, die „Krankheit der Geſunden“ oder ohne Umſchweife das „Gefühl der Langeweile“ nennen. Voltaire war durch und durch viel zu ſehr Franzoſe, um die „Hauptſtadt der Welt“ ſo leicht vergeſſen und ſich in jenem abgelegenen Winkel der Mark Brandenburg heimiſch und ganz à son aise fühlen zu können, denn der Contraſt war zu grell. Paris mit ſeinen frivolen Frauen verhielt ſich zu Potsdam mit ſeinen pedantiſchen Gelehrten wie ein ſchlüpfriges Gedicht Grécourts zu einer trockenen Abhandlung von Maupertuis. Am Hofe Alcine's von Preußen fand der blaſirte Aſtolphe weder eine Marquiſe de Prie, noch eine Marquiſe du Chaſtelet, die, geblendet von der Aureole ſeines Dichterruhms, ſich durch ein Quatrain ſeiner Muſe hundert Mal mehr als durch das Collier eines Nabobs oder durch das Armband eines Königs geſchmeichelt fühlte. Hatte doch ſelbſt Frau von Pompadour, die Prinzeſſin Europa des gekrönten Stiers, es nicht verſchmäht, Voltaire's Huldigungen Gehör zu leihen, um ſeiner Feder den Stachel zu rauben und die Galle ſeines Witzes, die Aſſa foetida ſeiner Satire in Honig und Weihrauch zu verwandeln. Dies Alles hatte den häßlichen Aretin des achtzehnten Jahrhunderts ſo maßlos eitel gemacht, daß er ſich für unwiderſtehlich hielt, was allerdings höchſt komiſch iſt, wenn man ſich hierzu eine Phyſiognomie denkt, die, wie Paliſſot ſagt, halb Adler und halb Affe ſchien, ein Gegenſatz, der ſich auch in ſeinem Charakter wiederfand, welcher ein Gemiſch von Erhabenheit und

Kleinlichkeit, von Würde und Lächerlichkeit war, eine Doppelnatur, die Plato's philoſophiſchen Ernſt mit den plumpen Späßen eines Arlequins in ſich vereinigte. Aber der dunkelſte ſeiner vielen Schattenflecke war ſein Neid. Er gönnte keinem Andern neben ſich den kleinſten Strahl der Anerkennung. Erſchien er bei den Feſten von Sans-Souci, ſo verlangte er, daß der König nur für ihn Augen habe und jeden ſeiner andern Gäſte überſehe; er fühlte ſich beleidigt und gekränkt, wenn Friedrich und ſein Hof auch andern Geiſtern aufmerkſam entgegen kamen; denn ſeine Selbſtſchätzung war ſo groß, daß er ſich für den Coloß von Rhodus, alle andern Dichter und Gelehrten aber für Porzellanfiguren hielt, wie man ſie auf Nippestiſchen und Kaminſimſen antrifft. Aber keiner von allen Günſtlingen war dem eitlen Poeten ein größerer Dorn im Auge als Maupertuis, der, von ſeiner eigenen Größe leider nicht weniger als Voltaire eingenommen, ſich ſelbſt für einen Patagonier, ſeine Umgebung für Pygmäen und Herrn von Voltaire für den kleinſten und letzten aller Liliputaner hielt. So kam es, daß Beide ſich gegenſeitig ſehr gründlich zu verachten geruhten.

Die einzige Oaſe in der Sahara von Sans-Souci war Prinzeſſin Amélie, die in den Augen des Kammerherrn ſo großes Wohlgefallen fand, daß er ſie eine „Bibliothèque volante de toutes les charmes“, „un programme de toutes les amabilités du beau sexe“ hieß und ſich im Stillen geſtand, daß die Aebtiſſin von Quedlinburg die einzige Deutſche ſei, die er lieben könnte, wenn ſie weniger prüde wäre. Prinzeſſin Amélie war in der That ganz Franzöſin: pikant, geiſtreich, witzig, un peu coquette, un peu gourmande, un peu frivole, und darum ganz geſchaffen, dem Herzen Voltaire's ein gefahrdrohendes Schach zu bieten.

Eines Tages, nachdem er der Schweſter des Königs eine ſeiner neueſten Tragödien, „Rome sauvée ou Catilina“, vorgeleſen hatte, erzählte er ihr Folgendes:

— Es war am 22. Juni 1749, als dieſes Trauerſpiel zum erſten Male im Schloß zu Sceaux, unter den Augen der liebenswürdigſten Fürſtin Frankreichs, der Herzogin du Maine*), aufgeführt wurde. Ich ſelber ſpielte die Rolle des Cicero und hatte das Glück, dem Hofe ſo zu gefallen, daß das Parterre, ein lebendiger Blumenflor der ſchönſten Frauen, ſo überaus gütig war, mich mit Beifall und Bouquets zu überſchütten. Die Herzogin ſelber geruhte, im letzten Zwiſchenacte uns einen Beſuch auf der Bühne abzuſtatten und mir ſehr viel Freundliches über Stück und Darſtellung zu ſagen. — Nach der Vorſtellung erſt begann eines jener großartigen Feſte, die — unter dem Namen „nuits blanches“ bekannt — nach Mitternacht ihren Anfang nahmen und bis zum Anbruch des Tages dauerten. Mitten in jener weißen, für mich ewig unvergeßlichen Nacht, als ein großer Theil der Geſellſchaft der drückenden Schwüle der feenhaft erleuchteten Säle entflohen war, ſich gruppenweiſe in die erfriſchende Kühle der Nachtluft hinausgewagt und in die ſternenerhellten Alleen, in die halbdunkeln Roſen-Boskets und in die ſtillverſchwiegenen Flieder- und Jasminlauben verloren hatte, war auch ich hinausgegangen, um meine von Kerzenglanz, Toilettenpracht, Muſik und Wohlgerüchen aller Art betäubte Fantaſie abzukühlen, im mondverhellten Haine den melodiſchen

---

*) Anne Louiſe Benedictine de Bourbon, Ducheſſe du Maine, Enkelin des großen Condé, geb. 1676, ſeit ihrem ſechszehnten Jahre vermählt mit Louis Auguſte de Bourbon, Duc du Maine, dem legitimirten Sohne Ludwigs XIV. und der Marquiſe von Monteſpan.

Nachtgedanken der gefiederten Primadonnen zu lauſchen und, aufrichtig geſtanden, in der friſchen freien Luft die Dünſte eines leichten Champagnerrauſches vorüberziehen zu laſſen. In dem Augenblick, als ich mich einer weißen Fliederlaube nahe, vernehme ich das Rauſchen eines ſeidenen Gewandes . . . ich drehe mich um und ſehe eine weibliche Geſtalt vor mir, impoſant wie Juno, ſchlank wie Hebe und geſchmeidig wie Diana, in einen ſchwarzen Schleier eingehüllt, deſſen dichter Faltenwurf mir die Betrachtung ihres Antlitzes entzog. Aber Bruſt und Nacken, Arme und Hände waren blendender als Alabaſter. Qui vive? rufe ich. „Melpomene," erwidert die Huldgeſtalt. Was wünſchen Sie? frage ich, noch immer betäubt vom brüſelnden Gaſe des Champagners. „Dem Dichter des Catilina, dem Darſteller des Cicero einen Beweis meines Wohlwollens, meiner Huld zu ſchenken," antwortet die reizgeſchmückte Muſe, zieht aus ihrem Buſen eine goldene Medaille hervor und hängt ſie mir um den Hals mit den Worten: „Eine Ihrer glühendſten Verehrerinnen weiht Sie hiermit als Ritter in den Orden de la mouche à miel ein"; dann lüftet ſie zur Hälfte ihren Schleier, haucht einen glühendheißen Kuß auf meine Stirn und . . . verſchwindet wie ein Irrlicht. Ich aber ſinke auf eine Raſenbank und fühle mich vom Kuſſe der Königin der Nacht vom Scheitel bis zur Schuhſohle ſo wunderbar magnetiſirt, daß ich gleich darauf in ſüßen Schlaf und in ein Beet himmliſch-ſchöner Träume ſinke, in welchen ich die Rieſenleiter aller Seligkeiten hinanfliege und oben auf der äußerſten Sproſſe in die Arme meiner Unbekannten ſinke; doch in dem Augenblick, als ich den Schleier, der mir noch immer ihre Züge verbirgt, wegheben will, habe ich das Unglück . . . zu erwachen. Ich ſchlage die Augen auf: es iſt helllichter Tag, die Vögel ſingen ihr Morgengebet, ich aber habe mir eine feuchte Perücke und einen trockenen Schnupfen geholt . . .

— Und die Medaille? fragte die Aebtiſſin.

— Ruht ſeit jener Nacht an meiner Bruſt, ſagte Voltaire und zog aus dem Labyrinth ſeiner Buſenkrauſe ein Stück Geld hervor, das an einer ſchwarzſeidenen Schnur befeſtigt war.

— Ich bitte . . .

Die Vorderſeite dieſer Medaille zeigte den Kopf der Herzogin du Maine mit den geheimnißvollen Buchſtaben: L. Bar. D. SC. D. P. D. L. O. D. L. M. A. M., und die Rückſeite eine Biene, die einem Bienenkorbe zueilt, mit dem Sinnſpruch: „Piccola si, mà fa gravi le ferite“.

— Und was bedeutet jener Kranz von Buchſtaben, der ſich um das Haupt der Dame ſchlingt?

— Sie ſind die Anfangsbuchſtaben ihres Namens und ihrer Titel: „Louise, baronne de Sceaux, directrice perpétuelle de l'ordre de la mouche à miel“.*)

---

*) Eine Beſchreibung dieſes Ordens theilt Tobieſen Duby in ſeinem „Recueil général des pièces obsidionales“ (Paris 1786. 4.) unter der Rubrik: „Récréations numismatiques“ (Seite 142) mit. Dort findet ſich die Formel des Eides, welchen dieſe Honigfliegen-Ritter beim Eintritt in den Orden ſchwören mußten. Dieſe Formel lautet: „Ich ſchwöre bei den Bienen des Berges Hymettus Treue und Gehorſam der beſtändigen Kanzlerin des Ordens, mein ganzes Leben hindurch dieſe Medaille zu tragen und bis zu meinem Tode die Statuten des Ordens zu erfüllen, und wenn ich jemals dieſen Schwur breche, ſoll ſich der Honig für mich in Galle, das Wachs in Talg, die Blumen in Neſſeln verwandeln und die Weſpen und Horniſſen mich mit ihren Stacheln durchbohren.“ — Dieſer Bienenorden war der Vorläufer eines „Tugendbundes“, der unter dem Namen: „L'ordre des chevaliers et des nymphes de la Rose“ um 1780 vom Herzog von Chartres geſtiftet wurde und, wie jener, nur galante Zwecke verfolgt haben ſoll.

— Und die Biene auf dem Revers und die italieniſche Deviſe?

— Sie ſagt: „Ich bin zwar klein und doch verurſach' ich groſſe Schmerzen“.

— Und welchen Zweck verfolgte dieſer Orden?

— Den ſchönſten unſeres ganzen Daſeins: lieben und ſich lieben laſſen!

— Und wem verdankt dieſer Bund ſeinen Urſprung?

— Der Herzogin du Maine, die ihn im eilften Jahre ihrer Vermählung, am 11. Juni 1703, allem Anſcheine nach nur darum gegründet hat, um in die Einförmigkeit des Lebens zu Sceaux etwas Abwechslung zu bringen.

— Herrlich, herrlich! rief die ſchöne Aebtiſſin, welcher die Idee und der Zweck dieſes Ordens ſehr zu gefallen ſchien. Lebte ich nicht am Hofe von Sans-Souci, auch ich würde einen Orden dieſer Art in's Leben rufen. Aber die Hauptſache haben Sie in Ihrer reizenden Erzählung vergeſſen. Glücklicher Cicero, wer war jene Dame, die Sie in dieſen charmanten Bund eingeweiht hat?

— Dies, Königliche Hoheit, iſt ein Geheimniß, das ich als das ſchönſte Bewußtſein meines Lebens mit in's Grab nehmen will. Das Einzige, was ich Ihnen ſagen darf, iſt das: daß jene hohe Frau, die mich bald nach jener weißen Nacht zum Beneidenswertheſten aller Sterblichen gemacht, ſchön wie Anadyomene — o Gott, wie ſchwer verſündige ich mich! — ſchöner als der ganze Troß der griechiſchen Gottheiten, ſchön wie Göttin Amélie war!

— Böſer Schalk, loſer Schmeichler!

— Voltaire, holde Herrin, iſt weder das Eine noch das Andere. Was er Ihnen ſagt, iſt reine, glühende, tiefempfundene

Wahrheit. O könnte Ihr großes, ſchönes, lichtgefülltes Juno-Auge in den ſybilliniſchen Blättern meines Herzens leſen! Auf jeder Seite und in jeder Zeile würden Sie die ewig wiederkehrende Stelle, den Refrain meiner Gedanken finden: Je vous aime, je vous adore, mon coeur! rief der ſechsundfünfzigjährige Schwärmer mit der Gluth eines achtzehnjährigen Jünglings und ſtürzte wie ein premier amoureux, der ſich unwillkürlich von ſeiner Leidenſchaft hinreißen ließ, zu den Füßen Ihrer königlichen Hoheit nieder.

— Stehen Sie auf, Herr von Voltaire! ſagte die Prinzeſſin mit einem Lächeln, das am Gefrierpunkte ſtand, und geruhte, ihm aufzuhelfen. Sie haben mich „Ihr Herz“ genannt. Ja, nun glaube ich, daß Sie kein Schmeichler ſind, ſonſt hätten Sie es vorgezogen, mich Ihren „Geiſt“ zu nennen, denn Ihr Geiſt iſt — verzeihen Sie mir meine Liebe zur Wahrheit! — ſchöner und bewundernswürdiger als Ihr Herz, von dem ich — unter uns geſagt — keine gute Meinung habe; wie hätten Sie ſonſt jener Königin der Nacht, „ſchön wie Göttin Amélie“, ſo leicht untreu werden und einer Andern die Sonnenblume Ihrer Liebe zuwenden können?

— Königliche Hoheit, wie ungerecht! Die Herz— . . . Verzeihung . . . die Dame, wollte ich ſagen, iſt vor fünf Monaten geſtorben! erklärte der Kammerherr und erpreßte ſich eine Thräne.

— Geſtorben? Ah, dann ruhe Madame in Frieden, ſagte die Aebtiſſin und legte den Orden de la mouche à miel in ſeine Hände zurück. Doch nun zu etwas Anderm! Dies hübſche Märchen oder, damit ich Sie ja nicht beleidige, die rührende Geſchichte, die Sie mir ſoeben erzählt haben, erinnert mich an eine ähnliche, in welcher „Göttin Amélie“, Ihre ergebene Dienerin, ſetzte ſie mit roſenfarbenem Lächeln hinzu, die Rolle jener Königin der Nacht ſpielt.

— Ich bitte zu erzählen, ſagte der Ritter der Honigfliege, den Orden in den geſtickten Ocean ſeines Buſenſtreifs verſenkend.

— Geſtern Abend, als ich, begleitet von einer meiner Kammerfrauen, im Mondſchein unter den blühenden Bäumen des Schloßgartens auf- und abwandelte, ſtürzte plötzlich aus einem der Hollunderbüſche ein ſchwarzer Domino mit verlarvtem Geſicht auf mich zu, ſank zu meinen Füßen nieder und überreichte mir ein Billet mit den Worten:

„Les mortels sont égaux: ce n'est point la naissance,
Mais la vertu seule, qui fait la différence“.

— Ah le gaillard! Dieſe Verſe ſind von mir!

— Und eben weil ich dies wußte, glaubte ich im erſten Augenblick, Sie vor mir zu ſehen. Schöne Maske, fragte ich, wer biſt Du? — „Prinzeſſin,“ antwortete der Schwarze, „ich bin der glühendſte Ihrer Anbeter!“ — Und Ihr Name, mein Herr? — „Er ſteht in dieſem Briefe,“ erwiderte die Maske und verſchwand wie eine Sternſchnuppe. Neugierig, zu erfahren, wer der Mann ſei, der den Muth beſaß, mich ſo dreiſt zu attakiren, eile ich in meine Gemächer zurück, erbreche den Brief, finde eine vollſtändige Liebeserklärung und falle aus den Wolken, als ich unten, ganz in der Ecke, aus einem Labyrinth von Schnörkeleien den Namen des Schreibers herausbuchſtabire . . .

— Und wie nennt ſich dieſer Elende?

— Jacques Narciſſe Noël, antwortete die Aebtiſſin.

— Wie? Jener erbärmliche Pfuſcher, der ſich einbildet, ein Küchen-Taſſo, ein neuer Vatel zu ſein?

— Noel, Herr von Voltaire, iſt in der That ein ganz ausgezeichneter Koch . . .

— Aber ein höchſt eingebildeter Tropf, ein coloſſaler Narr!

— Zugeſtanden, ſonſt würde er wohl ſchwerlich auf den Einfall gerathen ſein, mir ſeine Liebe zu erklären.

— Und Sie, Prinzeſſin, was haben Sie gethan?

— Ich habe herzlich lachen müſſen . . .

— Wie, Hoheit, Sie haben die Frechheit dieſes Tölpels nicht beſtraft?

— Iſt denn Liebe ein Verbrechen? Was kann der arme Narr dafür, daß er ſich die Mückenflügel ſeines Verſtandes an dem Kerzenglanze meiner Schönheit verbrannt hat? fragte Amélie mit reizender Ironie und konnte ſich dabei des Lachens nicht erwehren.

— Narren ſolcher Art gehören in's Tollhaus . . .

— Gerechter Gott, wenn ich jeden Narren, der am Hofe meines groſſen Bruders in mich verliebt zu ſein geruht, gleich in ein Bedlam ſchicken wollte, dann würde Sans-Souci bald entvölkert und noch viel langweiliger ſein, als bisher. Derlei Verirrungen — ſo lange ſie nicht die Grenzen des Anſtandes überſchreiten — tragen viel zu unſerer Unterhaltung bei . . . wir lachen und amüſiren uns . . .

Voltaire, der dieſen Stich auch auf ſich beziehen konnte, nahm eine ernſte Miene an und ſchwieg.

— Hören Sie nun, welch ein Plänchen ich mir ausgedacht habe, um den lieben Herrn Noël ein klein Weilchen in der angenehmen Täuſchung zu laſſen, daß er und ſeine Neigung mir nicht ganz gleichgiltig ſei. Jeder Küchenjunge der königlichen Schlöſſer weiß, daß der arme Narr an eine Fee glaubt, die ſeine Taufpathin ſein ſoll. Dieſe Fee — ſchrieb er mir — ſei ihm Nachts vorher im Traume erſchienen und habe ihm das Geheimniß anvertraut, daß ich einen hohen Grad von Mitgefühl für ihn empfände und mich herablaſſen würde, dem „Lallen ſeiner Liebe" — dies ſind ſeine eigenen Worte — huldreich Gehör zu leihen. Nun frage ich Sie, Herr von Voltaire, ob dies nicht ſehr zum Lachen iſt?

— Ich, für meinen Theil, ich berſte vor Wuth!

— Mein Gott, warum?

— Weil ich nicht begreife, warum Ihre Königliche Hoheit die Frechheit dieſes hirnverbrannten Kochs nicht mit vollem Ernſte in ihre Schranken zurückweiſen wollen!

— Weil mir dies weniger Spaß gewähren würde. Hören Sie weiter! Die fixe Idee, die ſich der arme Teufel in den Kopf geſetzt hat, wird noch weit luſtiger. Fee Tourterelle — ſchrieb er mir — habe ihm das heilige Verſprechen gegeben, ſich bei mir für ihn zu verwenden und mich zu bewegen, zu ihm herabzuſteigen; dann wolle ſie mich mit ihm vermählen, ihn — den letzten Nachkommen des dritten Artus, Königs der Bretagne — auf Feenwort! — im feierlichſten Triumphe auf den ruhmgeſchmückten Thron ſeiner erlauchten Vorfahren zurückführen und mich — gratuliren Sie mir! — zur Königin der Bretagne erheben. Sagen Sie mir, Herr von Voltaire, iſt das nicht komiſch?

— Nein, Hoheit, nein, entgegnete der Kammerherr, der den aufgeblaſenen Koch nie leiden konnte. Das iſt eine freche Narrheit, welche Züchtigung verdient!

— Wie kann man ſo grauſam ſein? fragte Prinzeſſin Amélie, welche die perſonifizirte Herzensgüte war. Ich will, Herrn Noel allerdings beſtrafen, aber auf eine Weiſe, die ſo komiſch als ſein Vergehen ſein ſoll. Ich will ihn in ſeinem Aberglauben beſtärken und mich um eine Fee umſehen, die ihm, wenn er ſchläft, erſcheinen, ihn wecken und ihm rathen ſoll, was er zu thun habe, um ſich meine Gunſt zu erwerben. Begreifen Sie nicht, daß dies eine herrliche Myſtification gibt?

— O ja! Wo aber finden wir eine Fee, die ſich zu dieſem Schwanke hergibt?

— Ich habe an meine ſchöne Kleiſt gedacht . . .

— Hoheit, ich halte die Gräfin zu gut dafür . . . Wollen Sie eine ſolche Feen-Poſſe durchaus aufführen, ſo wüßte ich eine Dame, die ſich weit beſſer dazu eignet . . .

— Sie meinen?

— Eine Ihrer Hofdamen, Madame Adelgonde de Maupertuis . . .

— Aber iſt meine gute Maupertuis für jene Fee Tourterelle nicht ſchon zu alt und häßlich?

— Allerdings, das aber macht die Täuſchung um ſo komiſcher . . . Wir hüllen ſie in dichte Schleier und . . .

— Sagen ihr, was ſie zu thun hat. Und wenn ich nicht irre, ſo fühlt ſich die Maupertuis . . .

— Außerordentlich geſchmeichelt, daß man gerade ihr eine Feenrolle zutheilt . . .

— Aber halt, da fällt mir ein, daß dies doch nicht gehen wird. Meine gute Hofdame hat mich geſtern erſucht, ihr einen ſechswöchentlichen Urlaub zu gewähren. Sie will in's Bad . . .

— Mit La Mettrie, ſetzte Voltaire mit fauniſchem Lächeln hinzu.

— Wer hat Ihnen das geſagt?

— Ihr Gemahl, der froh zu ſein ſcheint, daß er ſie los wird.

— Sie glauben alſo, daß unſer Cyniker La Mettrie . . .

— In Fee Adelgonde wahnſinnig verliebt iſt!

— Ah, dann müſſen wir allen Dreien einen Strich durch die Rechnung machen und ihr den Urlaub verweigern . . .

— So denk' auch ich!

— Aber iſt das nicht grauſam?

— Im Gegentheil, das iſt ſehr edel, denn Ihre Königliche Hoheit ſchützen dadurch die Ehre unſeres würdigen Präſidenten der Akademie und die Tugend ſeiner höchſt achtenswerthen Frau Gemahlin vor den Natterzungen der Verleumdung.

— Sie haben Recht, Herr von Voltaire. La Mettrie wird uns zwar ein wenig grollen, doch was liegt daran! Wir brauchen Frau von Maupertuis zu höhern Zwecken . . . Sie wird alſo hier bleiben müſſen.

Herr von Voltaire, entzückt, ſeinem Landsmann La Mettrie eine Freude vereitelt zu haben, erfaßte die Hand der Prinzeſſin, ſäete einen Kuß darauf und rief mit überſchwänglichem Pathos:

— Ihre Königliche Hoheit ſind ein Engel!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter ſagte die Prinzeſſin zu ihrer Hofdame:

— Liebe Maupertuis, ich kann Dich nicht reiſen laſſen . . . frage nicht, warum? Bald ſollſt Du es erfahren!

Der Schreck der Armen war coloſſal.

XVII.

Am folgenden Abende, als Madame Reggiana-Pesne wieder ihren gewöhnlichen Kreis von Gäſten um ſich verſammelt ſah, fehlte natürlich auch der franzöſiſche Geſandte nicht.

— Nun, meine Theure, fragte Mylord Tyrconnel die Dame des Hauſes, haben Sie vielleicht ſchon erfahren, welcher Dame der preußiſche Salomo den Hof zu machen geruht?

— Leider kann ich Ihnen noch nichts Gewiſſes darüber mittheilen. In Berlin und Potsdam circuliren drei verſchiedene Gerüchte. Das eine on dit ſagt: Seine Majeſtät habe ſich in unſere pockennarbige, ſtumpfnaſige, fabelhaft magere Trauerſpielmuſe, Mademoiſelle Cochois, vergafft . . .

— Und Sie halten dies für möglich?

— Schon aus dem Grunde, weil die Herren Könige oft einen ganz apparten Geſchmack haben. Iſt nicht auch die erſte Liebe des großen Ludwigs von Frankreich pockennarbig geweſen? Hat Louiſe de La Vallière nicht gehinkt? So viel, Mylord, iſt gewiß, daß Marquis d'Argens ſich ſeit Kurzem mit ſeiner Danaë überworfen hat. Der arme Mann behauptet ſteif und feſt, er habe den König unlängſt in ihr Haus hineinſchleichen ſehen; Melpomene leugnet zwar, aber der Marquis glaubt an Das, was er mit eigenen Augen geſehen, und iſt darüber dergeſtalt untröſtlich, daß er ſeit jenem Tage Trauer angelegt hat.

— Wie kann ein ſonſt ſo vernünftiger Mann ſo verrückt ſein!

Ich, für meinen Theil, habe mir die Untreue einer Frau nie ſehr zu Herzen genommen. Jeder Mann, welcher liebt, muß darauf gefaßt ſein, ſich früher oder ſpäter betrogen zu ſehen. Das iſt der Lauf der Welt! Und das zweite on dit? fragte er dann.

— Iſt zwar dunkler, und doch viel wahrſcheinlicher. Faſt jede Nacht beſucht der König eine fremde Dame, die mit zwei Töchtern im Hauſe der Schweſter ſeines Kammerdieners wohnt. Ueber Stand und Namen dieſer Unbekannten ſchwebt ein egyptiſches Dunkel, das Niemand zu lichten vermag.

— Wär's denn nicht möglich, den Kammerdiener in unſer Intereſſe zu ziehen?

— Ich hab's verſucht, doch hat es mir leider nichts genützt: der deutſche Tölpel iſt zu gewiſſenhaft, um das Geheimniß ſeines Herrn preiszugeben.

— Die deutſche Ehrlichkeit hat für mich etwas Rührendes, das mir bisweilen höchſt lächerlich erſcheint . . . in Frankreich iſt Jeder beſtechlich . . .

— Bis auf Mylord! meinte Madame Pesne.

— Sie irren, liebe Freundin, auch wir laſſen uns beſtechen, aber natürlich nicht durch Kleinigkeiten. Ich ſage wie Abbé Terraſſon*): „Ich bin unbeſtechlich bis zu einer Million“ . . .

— Dann aber . . .

— Verrathe ich, unter uns geſagt, Gott und die ganze Welt.

---

*) Jean Terraſſon, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, verdankt den größten Theil ſeines literariſchen Ruhmes dem hiſtoriſchen Romane: „Séthos ou l'histoire de l'ancienne Egypte“, Paris 1731, 3 Bde. 12. (deutſch von Matthias Claudius, Leipzig 1794, 2 Bde. 8.)

— Mylord ſind der ehrlichſte Diplomat!

— Ich bitte, Madame, verkennen Sie mich nicht! Diplomatie und Ehrlichkeit ſind zwei Begriffe, die ſo himmelweit von einander verſchieden ſind, als Bigotterie und wahre Frömmigkeit . . . Doch das dritte on dit? fuhr er fort, um das Geſpräch auf den Hauptpunkt zurückzulenken.

— Iſt von allen das abenteuerlichſte. Im Vertrauen auf Ihre Verſchwiegenheit will ich Ihnen mittheilen, was der Privatſecretär des Königs geſtern Abend meinem Gemahle anvertraut hat. Vorgeſtern Morgen, als Seine Majeſtät in Potsdam ſeine Garden muſterte, fand Darget auf dem Arbeitstiſche des Königs einen angefangenen, aber leider nicht vollendeten Brief, der ganz geeignet ſcheint, uns auf die rechte Fährte zu leiten . . . dieſer Brief begann mit der Anrede: „Ma chère Amélie“ . . .

— Amélie? wiederholte Tyrconnel mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens.

— Und war allem Anſcheine nach an keine Andere gerichtet, als an ſeine eigene Schweſter . . .

— Wie, ſollte der König von Preußen in Nero's Fußtapfen treten wollen?

— Nichts Neues unter der Sonne! fügte Madame Pesne mit ſalomoniſcher Weisheit hinzu.

— Und darum alſo hat die fromme Aebtiſſin von Quedlinburg das Gelübde der Keuſchheit gethan? Barbe bleue! So iſt alſo die Tugend am Hofe von Sans-Souci auch nichts weiter, als eine Maske der Scheinheiligkeit? Noch heute Nacht will ich, zur Beruhigung der Marquiſe von Pompadour, einen Courier abſenden mit der brühwarmen Nachricht, daß Ihre Königliche Hoheit…

— Mylord, Sie wollen . . .

— Laſſen Sie mich ausreden, bat der Diplomat, ſich raſch verbeſſernd. Noch heute Nacht ſoll eine geheime Depeſche dem Cabinet von Verſailles das hochwichtige Ereigniß überbringen, daß Prinzeſſin Amélie . . . ich bitte, erſchrecken Sie nicht . . . eine neue Klavier-Sonate componirt hat . . .

— Schreiben Sie, Mylord, was Ihnen gefällt, nur laſſen Sie mich dabei aus dem Spiele!

— Herrlichkeit, ſagte Herr Pesne, der ſoeben hinzutrat, wiſſen Sie, was man ſich ſeit einer Stunde in's Ohr flüſtert?

— Bitte, was flüſtert man? fragte Tyrconnel.

— Am Eingange des Schloſſes zu Sans-Souci iſt heute Abend ein geſchriebener Mauer-Anſchlag gefunden worden, der die ganze Polizei in Allarm geſetzt hat.

— Ein Pasquill?

— Auf den preußiſchen Nero, der die Verſe nicht an den Spiegel ſtecken wird.

— Ausgezeichneter Freund, können Sie uns eine Abſchrift davon verſchaffen?

— Es iſt ein Gedicht von vier Verſen, das Jeder leicht behalten kann. Es lautet:

„Ici repose sur ses lauriers
Un homme sans coeur et sans génie:
Très-peu poète, très-peu guerrier,
Le fainéant de Sans-Souci.“

— Ah quel beau quatrain! rief der Geſandte Frankreichs. Der Dichter dieſer Verſe . . .

— Wird wohl nach Spandau ſpazieren müſſen, meinte der Maler.

— Und wen hält man für den Autor derſelben?

— Man erſchöpft ſich in Muthmaßungen aller Art. Der König hat, wie man hört, einen Preis von hundert Friedrichsd'or ausgeſetzt für den, welcher den Verfaſſer denuncirt.

— Und was glauben Sie?

— Ich glaube, Mylord, daß fünfhundert Thaler Gold ein hübſches Sümmchen ſind . . .

— Ich zahle Ihnen das Doppelte, wenn Sie mir ſagen können, wer der Verfaſſer iſt . . .

— Und was wollten Sie thun?

— Ihn heimlich umarmen . . .

— Still, ſtill! Wir ſind von Spionen umringt, warnte Madame Pesne. Dort naht ein Mann, dem nicht zu trauen iſt!

— **Bon soir, Madame**, ſagte der geheime Hofrath Timotheus Bummler, der erſt kurz vorher eingetreten war.

Dieſer Herr Bummler war ein Stück Inventarium, das Friedrich der Große im bureaukratiſchen Nachlaſſe ſeines in Gott ruhenden Herrn Vaters vorgefunden hatte, ein Wolf im Schafspelze, ein Jeſuit, auf deſſen Geſichte ein beſtändiges Lächeln bivouakirte. Herr Bummler, der ſich ſeit der vorigen Regierung durch die Gunſt der Hintertreppen vom Kanzeliſten zum Hofrath emporgeſchwindelt und lange Zeit das Cenſoramt bekleidet hatte, war bald nach Friedrichs Thronbeſteigung zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe ernannt und . . . penſionirt worden. Durch Connexionen aller Art hatte er ſich bauchlings in die Gunſt des Polizeidirectors eingeſchmuggelt, der ihn ſeit jener Zeit bei wichtigen Fällen als geheimen Agenten gebrauchte. Herr Bummler, eine dürre, ausgetrocknete Mumie, hatte eine eben ſo lange als ſeine Naſe, die, wie die des Hühnerhundes, ſchon von weiter Ferne verdächtiges Geflügel roch. Er trug einen kleinen, dicken Zopf und enge Nanking-Kamaſchen, die ſeinen dünnen Beinen das Anſehen äußerſt gebrechlicher Stelzen lieh.

— Guten Abend, Hofrath, ſagte die Dame des Hauſes.

— Wir haben Sie ſchon ſehr lange nicht geſehen . . . was verſchafft uns die Ehre Ihres Beſuchs?

— Ich komme, Herr Pesne, um Ihnen zu ſagen, daß die Polizei auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majeſtät die confiſcirte Karikatur auf Meiſter Noel wieder freigegeben hat. Der gütige Monarch geruhte zu äußern, die Polizei ſolle dem harmloſen Humore eines ſo braven Künſtlers, wie Herrn Pesne, keine Zwangsjacke anlegen und ſeinem Pinſel kein Hinderniß in den Weg ſchieben.

— Der König iſt eben ſo aufgeklärt, als gnädig . . .

— Ja, das ſind Seine Majeſtät allerdings, und ich freue mich, daß Allerhöchſtdenſelben heute wieder eine Gelegenheit geboten wird, einen neuen Act der Großmuth auszuüben . . .

— Iſt eine neue Karikatur erſchienen? fragte Madame Pesne, die ſich die Miene gab, als ob ihr durchaus Nichts bekannt ſei.

— Das gerade nicht, aber etwas Aehnliches: ein höchſt geiſtreiches und doch ſehr harmloſes Pasquillchen, über das ich herzlich habe lachen müſſen, antwortete der Hofrath mit ſeinem ſtereotypen Lächeln.

— Ein Pasquill? wiederholten Herr und Madame Pesne.

— Ein ganz allerliebſtes Ding von vier Zeilen, in welchen jedes Wort ein Witz, ein koſtbarer Witz iſt. Seine Majeſtät der König, der man's brühheiß hinterbracht hatte, ſollen gleichfalls herzlich gelacht und den Wunſch ausgeſprochen haben, den Autor dieſer Verſe kennen zu lernen, um ihn . . .

— Auf die Feſtung zu ſchicken?

— Ei, Madame Pesne, wo denken Sie hin? Seine Majeſtät ſind über Späße ſolcher Art viel zu erhaben . . . Allerhöchſtdieſelben haben dies bei der geiſtreichen Karikatur Ihres Herrn Gemahls bewieſen . . . Ich laſſe mich hängen, wenn dem Verfaſſer jenes Gedichts irgend Etwas zu Leide geſchieht . . .

— Dann, beſter Hofrath, will ich Ihnen einen guten Rath ertheilen, ſagte Herr Pesne.

— Einen Rath? fragte Herr Bummler mit ſeinem immergrünen Loyola-Lächeln.

— Sehen Sie ſich bald um einen Galgen um!

— Ein herrlicher Witz! rief die Mumie mit dem Zopfe und wollte berſten vor Lachen.

— Iſt Ihnen eine Taſſe Thee oder ein Glas Limonade gefällig? fragte Madame Pesne.

— Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß erſt das Eine und dann das Andere trinken . . .

— Kommen Sie, Hofrath, ſagte die Dame des Hauſes und reichte ihm ihren Arm.

— Mylord, fragte Herr Pesne, wie gefällt Ihnen dieſer zweibeinige Hühnerhund?

— Gehörte er mir, ich würde ihm je eher je lieber das Halsband entziehen.

XVIII.

Eine Stunde ſpäter expedirte der franzöſiſche Geſandte, herzlich froh, nach langer Zeit wieder einmal Stoff zu einer geheimen Depeſche gefunden zu haben, einen außerordentlichen Courier an den Hof von Verſailles.

Gott ſchütze Frankreich und . . . die Diplomatie!

XIX.

Am nächſten Morgen ſprach ganz Potsdam von dem kleinen Epigramm, aus dem der Leumund, der eine Schneeflocke gern zu Lawinen anſchwellen läßt, ein ungeheures Pasquill gemacht hatte. Seit frühem Morgen war der geheime Hofrath Timotheus Bummler auf ſeinen ſpindeldürren Beinen, um bald da, bald dort herumzuſchnüffeln und herauszubringen, wer des Königs Majeſtät ſo frech verhöhnt habe. Aber nicht er allein, noch viele andere Spürhunde rannten athemlos hin und her, um der Polizei und ihrer eigenen Perſon einen Dienſt durch Erwerbung des ausgeſchriebenen Preiſes zu erweiſen, denn hundert Friedrichsd'or, meinten Bummler und Genoſſen, ſind keine Kleinigkeit! — — — — — —

Abends empfing der König ſeine Freunde. Der Einzige, der dem Klubb ſeit zehn Tagen ſeine Gegenwart entzog, war der troſtlos zerknirſchte Marquis d'Argens, der ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt hatte, daß Friedrich der Große ſein Nebenbuhler ſei.

— Nichts Neues, Ihr Herren? fragte der Philoſoph von Sans-Souci, der heute bei ausnehmend guter Laune war.

— Sire, begann Maupertuis mit akademiſcher Salbung, die ganze Stadt ſpricht mit gerechter Entrüſtung von einem ſchaamloſen Pasquill, das die geheiligte Perſon Ew. Königlichen Majeſtät in den Staub zu ziehen verſucht. Sire, noch nie iſt die ſchöne Sprache Frankreichs zu häßlicherer Frechheit mißbraucht worden, als bei dieſem Anlaß! Noch niemals, Sire, iſt eine größere Infamie geſchehen!

— Maupertuis, erwiderte Seine Majeſtät mit ruhigem Lächeln, es kommt darauf an, zu wiſſen, von wem dies Windei ausgeheckt worden iſt. Sind jene Verſe von einem Menſchen, den ich achten muß, ſo würden ſie mir allerdings nicht gleichgiltig ſein; aber ſind ſie von einem Kerle, der ſelbſt Nichts taugt, dann muß man ſie belachen; denn nicht Jeder, Maupertuis, ſteht in meinen Augen ſo hoch, daß er mich beleidigen kann. Es gibt Lumpe in der Welt, die von mir behaupten dürfen, ich hätte dem lieben Gott, Falls auch er Schnupfer iſt, die Tabaksdoſe geſtohlen, der heiligen Jungfrau Maria ein Kind gemacht, den Heiland nach Spandau geſchickt und mit dem Teufel Brüderſchaft getrunken, das Alles würde mich nicht mehr kränken, als die Gemeinheit eines Gaſſenbuben, der in ſeinem [illegible]ich mit Koth bewirft. Heute Morgen habe ich dem Buchhändler Haude den Befehl zugeſchickt, jenes Epigramm wörtlich in ſeine Zeitung aufzunehmen, damit die guten Berliner, die verteufelt ernſt ſind, wieder etwas Stoff zum Lachen und Mediſiren erhalten. Kammerherr von Voltaire, hab' ich Recht oder Unrecht?

— Sire, ich in Ihrer Stelle hätte eben ſo gehandelt.

— Voltaire lügt! rief La Mettrie, der heute noch ganz nüchtern war.. Niemand iſt empfindlicher als er . . . der leiſeſte Tadel kann ihn in Verzweiflung bringen . . . und wär' er König von Preußen, und hätte ſich Jemand mit ihm ſolch einen Scherz erlaubt, Arouet der Große würde den Sünder erſt köpfen, dann ſpießen und zuletzt vielleicht gar braten laſſen.

— Auch bei mir kommt es darauf an, wer mich beleidigt. Ein Mann von Geiſt iſt keiner Gemeinheit fähig; ein Hanswurſt kann ſagen, was er will, ich lache!

— Worüber lacht er nicht? Er lacht über jeden Quark, ja ſogar über ſeinen eigenen Witz, über den ſonſt Niemand lacht!

— Unſer Bajazzo, ſagte Voltaire, der ſich zum Lachen zwang, ſcheint heute bei Laune zu ſein. Mache Deine Lazzi, guter Freund, damit wir das, was wir eſſen, ſchneller verdauen!

— Ein Mann, wie Herr von Voltaire, verdaut Alles, ja ſelbſt Kieſelſteine und — was noch weit ſchwerer im Magen liegen bleibt — ſeine eigenen Trauerſpiele!

— Schweige, La Mettrie, und laß auch Andere zu Worte kommen! herrſchte der König, der auf die Tragödien ſeines Kammerherren Nichts kommen ließ. Weiß Niemand zu ſagen, wo Marquis d'Argens ſteckt?

— D'Argens, ſagte La Mettrie, der nicht ſchweigen konnte, ſteckt bis am Halſe in Schulden. Will Ew. Majeſtät ſie bezahlen?

— Ich habe ihm ſchon ein Mal geholfen. Aber wo, um Alles in der Welt, thut der Mann all' ſein Geld hin?

— Er legt's bei einer Bank an . . . lächelte Voltaire.

— Auf der ich um keinen Preis der Welt ſitzen möchte, ſetzte „Diogenes" hinzu, denn Dame Cochois iſt entſetzlich mager . . .

— Faſt magerer noch, als der Witz unſeres Luſtigmachers, ſagte der König. De gustibus non est disputandum . . . der Eine liebt fettes, der Andere mageres Fleiſch . . .

— D'Argens aber, meinte der Cyniker, zieht die Knochen vor.

— Tarde venientibus ossa, ergänzte Maupertuis, der über die Frivolität ſeines Witzes dergeſtalt erſchrak, daß er den König ſchnell um Verzeihung bat.

— Haben Ew. Majeſtät ſchon gehört, fragte Arouet, daß Mademoiſelle Cochois auch als Dichterin aufzutreten wünſcht?

— Die „Grazie der Häßlichkeit" ſcheint ſehr ehrgeizig zu ſein . . .

— Vor einigen Tagen, Sire, hat ſie dem Schauſpiel-Intendanten ein von ihr verfaßtes Stück überreicht . . .

— Ein Trauerſpiel? geruhte Seine Majeſtät zu fragen.

— Ein dreiactiges Luſtſpiel, betitelt: „l'école du monde".

— Und Gotter? Hat er das Stück geleſen?

— Ja, Majeſtät!

— Und hat es ihm gefallen?

— Nein, Majeſtät!

— Das will noch Nichts ſagen! Ich habe den Grafen zum Intendanten gemacht, weil ich nicht gewußt, was ich aus ihm machen geſollt. Ich traue ihm — unter uns geſagt — blutwenig Urtheil zu und werde mir das Stück vorlegen laſſen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, was dran iſt, ſagte der König, in die Taſche greifend, um eine Priſe hervorzuholen. Sonſt Nichts vorgefallen? fragte er weiter.

— Der Leibkoch Ew. Majeſtät, Meiſter Noel, der ſich in ſeinen Mußeſtunden viel mit Aſtronomie beſchäftigt, will geſtern Nacht einen neuen Stern entdeckt haben, berichtete Maupertuis.

— Auch mir hat er's erzählt, beſtätigte La Mettrie. Der Stern ſoll in der Nähe des großen Bären zu ſehen ſein, und unſer Tycho de Brahe will Ew. Majeſtät um Erlaubniß bitten, dieſer Kleinigkeit den Namen: „Frédéric le Grand“ beilegen zu dürfen . . .

— Noel iſt ein Narr, der weit klüger thäte, in die Töpfe, als in den Himmel hineinzuſchauen! Heute Mittag . . .

— Hatte er die Suppe dergeſtalt verſalzt, daß ſie nicht zu genießen war, erklärte Voltaire, der die Gelegenheit, dem aufgeblaſenen Koch einen Klex anzuhängen, nicht unbenützt wollte entwiſchen laſſen.

— Ich werde dem Sterngucker bei nächſter Gelegenheit meine Meinung ſagen . . .

— Voltaire, rief La Mettrie, haßt den Koch Ew. Majeſtät, weil Noel einmal behauptet haben ſoll, ſo ungeſalzene Luſtſpiele, wie „l'Indiscret“ und „l'Envieux“, könne Jeder ſchreiben . . . Ich für meinen Theil laſſe unſerm Künſtler volle Gerechtigkeit widerfahren. In meinen Augen iſt er der „Racine der Ragouts“ und der „Corneille der Mehlſpeiſen“.

— Man ſieht, antwortete Voltaire, daß der Vorleſer Ew. Majeſtät nicht mehr von den höhern Intuitionen der Küche, als von den Geheimniſſen der Poeſie verſteht!

— Mag ſein! Doch kenne ich an dieſer Tafel mehr als Einen, dem eine Polenta und ein Ragout Roels lieber, als ſämmtliche Werke des unſterblichen Herrn von Voltaire ſind, ſagte La Mettrie, ſein Weinglas leerend.

— In vino veritas! gloſſirte Herr von Maupertuis.

— In dieſem Fall, meinte Voltaire, iſt unſer würdiger Präſident ein Schlauch der Wahrheit!

— Sire, warum lachen Sie nicht? Arouet der Große hat einen Witz gemacht . . . ſo Etwas glückt ihm nicht alle Tage!

— Aus La Mettrie's Magen bellt der Neid!

— Sage mir, vielbeleſenes Ungeheuer, was iſt der Neid? fragte Friedrich, um dem Geſpräche einen andern Lauf zu geben.

— Heraklit nennt ihn einen Bruder des Haſſes, Demokrit ein Geſchwür der Wahrheit, Cornelius Nepos den Schatten des Glücks und Michel Montaigne das Laſter der drei M (malice, médisance et méchanceté). Aber keine dieſer Definitionen iſt einen Schuß Pulver werth. Nur Dummköpfe können den Neid für ein Laſter halten, denn Neid iſt eine Tugend. Neid iſt der Vater des Ehrgeizes und Ehrgeiz iſt der Vater des Ruhmes, ergo iſt der Ruhm ein Enkel des Neides!

— O weh, mein Magen! ſchrie Voltaire.

— Und der Magen? fragte der König.

— Der Magen, Größter der Großen, iſt der König des menſchlichen Körpers. Für ihn arbeiten, für ihn quälen, für ihn ſchinden ſich die Unterthanen. Ihr Schweis gehört dem großen, unerſättlichen Vielfraß, der Alles verſchlingt und nur, wenn er gut iſt, weiter ſpendet. Arme und Füße ſind die Soldaten, die ſich für ihn herumſchlagen, Geiſt und Gehirn ſind die geplagten Gelehrten, die nur das denken dürfen, was dem Großmogul

„Magen“ gefällt. Im Gekröſe hauſen die Arbeiter, die den Nahrungsſaft bereiten, und in den Därmen liegt der Schatz des Königs, d. h. der Ueberſchuß. Kommt nicht genug in den Schatz, dann iſt die Maſchine verſtopft; kommt zu viel hinein, dann hat ſie den Durchfall . . . der Schatz iſt der Dünger des Staats.

— Und der Zweck des Staats? fragte Friedrich.

— Salus publica: öffentliches Wohl.

— Und was verſteht man unter dem Begriff: „öffentliches Wohl“?

— Geheimes Elend aller Art: geheime Polizei, geheimes Gerichtsverfahren, Feſtungen, Zuchthäuſer, Rad und Galgen zur Aufrechthaltung der ſogenannten Sicherheit . . .

— Du haſt Recht, La Mettrie, und wer mir ſagt, daß Du ein Narr biſt, muß ſelbſt Einer ſein, ſprach der König, dem die Gebrechen des Staats, die wunden Stellen der Geſellſchaft nicht entgangen waren. Passons-la-dessus! ſagte der Philoſoph von Sans-Souci, den der verfehlte Staatszweck verſtimmt hatte. Vive la poésie! rief er aus, ergriff das Glas und ſtieß mit den Rittern ſeiner Tafelrunde an.

— Es lebe Sultan Mahmud! rief der Kammerherr des Königs.

— Wie kommt Ihr auf dieſen Heiden? fragte Friedrich.

— Dieſer große Ghasnavide hielt vierhundert Dichter an ſeinem Hofe, und Einen unter ihnen, den Poeten Anſari, erhob er zum Dichterkönige und Schiedsrichter über alle ihm vorgelegten Gedichte . . .

— Flöteblaſender Friedrich, merkſt Du, wo das hinaus will? fragte der luſtige Rath. Stoß' an, Mahmud der Mark Brandenburg, hoch lebe unſer Dichterkönig Voltaire-Anſari!

Die Stimmung wurde jetzt etwas heiterer . . . das prickelnde Gas des Champagners verfehlte auch an dieſem Abende ſeine Wirkung nicht. La Meitrie trank wie ein Schwamm und ließ Frohſinn und Freude, Luſt und Liebe leben. Zuletzt fing er zu ſingen an:

Es leben die Weiber, es lebe der Wein!
Von Beiden gibt's rothe und weiße:
Die rothen, die mögen Brünetten wohl ſein,
Die weißen Blondinen ich heiße;
Sie laden zum Küſſen, zum Trinken uns ein,
Es leben die Weiber, es lebe der Wein!

Der Einzige, der in dies Couplet nicht eingeſtimmt hatte, war Herr von Maupertuis.

Vermuthlich dachte er an ſeine Adelgunde.

XX.

Nachdem die Mitglieder des Abendklubbs ſich einzeln entfernt hatten, begab ſich der König, in Begleitung ſeines Kammerdieners, zu den bewußten Damen, mit welchen wir unſere Leſer jetzt näher bekannt machen müſſen.

Die Mutter dieſer beiden Töchter war die ehemalige Geliebte jenes vielgenannten Alchemiſten Johann Friedrich Boettger, der, ſchon im Jahr 1701, als Gehilfe in der Zornſchen Apotheke zu

Berlin, in Gegenwart mehrerer Großen des Hofes und des berühmten Adepten von Haugwitz eine Handvoll preußiſcher Zweigroſchenſtücke in Goldſtücke verwandelt haben wollte. Friedrich I. hatte den „Adeptus ineptus“ kurzweg für einen „Schwindler und Beutelſchneider“ erklärt und den Befehl erlaſſen, ihn zu verhaften. Boettiger aber, der noch zu rechter Zeit von einem ſeiner Freunde gewarnt worden war, hatte Nachts die Flucht ergriffen, ſich zu ſeiner Mutter Bruder, zum Profeſſor Georg Kirchmaier, nach Wittenberg und von dort, mit Empfehlungsbriefen ſeines Oheims an den Statthalter Fürſten von Fürſtenberg und andere einflußreiche Perſonen verſehen, nach Dresden begeben. Preußen — ſchon damals groß im Reclamiren — hatte gleich darauf Boettigers Auslieferung verlangt. Aber König Auguſt II., „erfreut, daß ein ſo ſeltener Vogel ihm zugeflogen ſei“, war um ſo weniger geneigt, jener Reclamation Folge zu leiſten, da ſich aus den Acten der Unterſuchung ergeben hatte, daß jener Goldkoch ein geborener Sachſe ſei.*) Bald nachher war Boettiger, nachdem er dem Könige von Polen jene Tinctur und deren Wirkung gezeigt und ihm das Verſprechen ertheilt hatte, ihn in alle Geheimniſſe der Goldmacherkunſt einzuweihen, in den Adelſtand erhoben und von ſeiner goldtrunkenen Majeſtät mit ſo vieler Huld überhäuft worden, daß er darüber die Erfüllung ſeines Verſprechens zu vergeſſen ſchien. Einer ſeiner Biographen erzählt: Boettiger habe damals wie Gott in Frankreich gelebt, großen Aufwand gemacht und ſich eine Maſſe Dienerſchaft gehalten; ſeine Tafel ſei das Mecca der Feinſchmecker geweſen, die er mit wahrhaft fürſtlicher Verſchwendung bewirthet habe; beim

---

*) Boettiger wurde 1681 zu Schleiz im Voigtlande geboren.

Deſſert ſei er ſo aufmerkſam geweſen, jedem ſeiner Gäſte eine thalergroße Goldmünze „aus eigener Fabrik“ unter den Teller zu legen. Dieſe Freigebigkeit habe einen ganzen Schwarm galanter Damen angelockt, die, bezaubert vom Reichthume des neugebackenen Freiherrn, in ihm einen übermenſchlich reichen Nabob verehrt hätten.

Zu jenen Damen-Bekanntſchaften war bald eine neue hinzugekommen, an welcher Baron von Boettiger ſo viel Wohlgefallen gefunden hatte, daß ſie, durch den Zauber ſeines Reichthums beſiegt, ſeine Maitreſſe geworden war.

Nachdem der „Nabob von Dresden“ vier volle Jahre in Saus und Braus gelebt und die Geduld des Königs auf jede Art und Weiſe mißbraucht hatte, war er eines Abends mit jener jungen Dame entflohen. In Ems eingeholt und nach Dresden zurückgebracht, hatte Auguſt II. ihm die Wahl gelaſſen, ſein Verſprechen zu erfüllen oder nach dem Sonnenſtein zu wandern. Dem guten Freiherrn war nun nichts Anderes übrig geblieben, als zum böſen Spiele gute Miene zu machen und in einer weitläufigen, ſchwülſtigen und myſtiſchen Abhandlung die Myſterien ſeiner Kunſt zu offenbaren.*) Da ſich nach genauer Unterſuchung die Unwahrheit ſeiner Behauptungen herausgeſtellt hatte, war er auf den Sonnenſtein geſchickt worden, um dort, in Geſellſchaft ſeiner Freundin, Muße zu haben, die bewußte Tinctur unter Aufſicht des Freiherrn von Tſchirnhauſen auszuarbeiten.

Hier war es, wo er im Jahre 1705 — ganz zufällig — das braune und, vier Jahre ſpäter, das weiße Porzellan erfunden hatte, und da man inzwiſchen zu der Einſicht gelangt war, daß er kein Adept ſei, war man klug genug geweſen, ſich mit der Erfindung des Porzellans zu begnügen, das, bei der damaligen Seltenheit und Koſtbarkeit des chineſiſchen, faſt eben ſo viel Gewinn als eine Goldfabrik verſprochen hatte.*) Boettiger hatte zwar — des Fabrikgeheimniſſes wegen — Gefangener bleiben müſſen, war aber trotzdem als Reichsbaron anerkannt worden, hatte aber erſt nach vierzehn Jahren die Erlaubniß erhalten, nach Dresden zurückkehren zu dürfen. Dort war er am 13. März 1719 in einem Alter von achtunddreißig Jahren geſtorben**) und hatte, dem Vernehmen nach, ſeiner Geliebten weiter Nichts als ein Recept zu jener Wundertinctur hinterlaſſen, deren Bereitung ihm während ſeiner Lebenszeit, trotz aller Mühen und Forſchungen, nicht gelungen war.

---

*) Die Original-Handſchrift dieſes Aufſatzes wird noch jetzt im Dresdener Archive aufbewahrt.

Boettigers Maitreſſe hatte ſich — zwei Jahre nach ſeinem Tode — mit einem ſächſiſchen Landedelmanne, Herrn von Pfuel, vermählt, ihrem Gatten keine andere Mitgift als jenes unbezahlbare Recept gebracht und ihn dadurch zum Adepten bekehrt. Auch er hatte allerlei Verſuche angeſtellt, doch ſo wenig Gold und Seide dabei geſponnen, daß er dadurch faſt zum Bettler geworden war. Nachdem er mit ſeiner damals noch ziemlich jungen und ſehr üppigen Frau zwei Töchter gezeugt hatte, war er eines Morgens plötzlich verſchwunden und ſeitdem nicht mehr zu ihr zurückgekehrt.

---

*) Man vergleiche Schmieders „Geſchichte der Alchemie“, Halle 1832. 8. (Seite 471—478).

**) Kenzelmanns „Hiſtoriſche Nachrichten über die königliche Porzellan-Manufaktur zu Meißen“, Meißen 1810. 8.

Dieſe Dido abandonnata war — vor zwei Monaten — mit ihren beiden Töchtern von Dresden nach Berlin gekommen und hatte durch Fredersdorf, dem ſie empfohlen war, die Bekanntſchaft des Königs gemacht. Sie hatte ihm ihr Leid geklagt und ihm zugleich das unſchätzbare Geheimniß anvertraut, daß ſie im Beſitze eines Recepies ſei, mit deſſen Hilfe ſie den „Stein der Weiſen" zu bereiten vermöge, wenn ſich ein hochherziger Gönner fände, welcher bereit wäre, ſie mit hinreichenden Mitteln zu unterſtützen, um Hand an's Werk zu legen und die Untrüglichkeit jenes Arcanums zu beweiſen.

Friedrich der Große, zu klug und aufgeklärt, um Märchen dieſer Art vielen Glauben zu ſchenken, hatte Anfangs wenig oder gar keine Luſt gezeigt, ſich auf dieſen Handel einzulaſſen; aber nach und nach war es der Ueberredungsgabe der Frau von Pfuel, dem Geiſte der ältern und — vor Allem — der Schönheit und Unſchuld der jüngern Tochter gelungen, die Zweifel des Königs wankend zu machen und Seine Majeſtät zu bewegen, der armen, unglücklichen, von aller Welt verlaſſenen Familie Mitleid und Vertrauen zu ſchenken. Vor vierzehn Tagen, als wir dem Monarchen zum erſten Male in dies geheimnißvolle Haus gefolgt waren, hatte er der Frau von Pfuel fünftauſend Thaler geſchenkt oder nur vorgeſchoſſen — wie er ſagte —, um ſie in den Stand zu ſetzen, im alchemiſtiſchen Schmelztiegel ihr Glück zu ſuchen.

— Madame, ſagte der König, nachdem er ſich voll Theilnahme nach dem Befinden der jüngern Tochter erkundigt hatte, die ſeit einigen Tagen etwas leidend war, Madame, kennen Sie den Grafen Saint-Germain?

— Majeſtät, ich kenne ihn nur dem Namen nach.

— Iſt Ihnen vielleicht ein Marquis Aymar bekannt?

— Nein, antwortete Frau von Pfuel.

— Madame, fragte er nach kurzer Pauſe, was halten Sie von dem Grafen Saint-Germain?

— Sire, ich halte ihn, wenn der Ruf, der ihm überall vorauseilt, nicht trügt, für den größten Adepten unſerer Zeit.

— Und wiſſen Sie vielleicht, wo dieſer Wundermann ſich gegenwärtig aufhält?

— Er befindet ſich jetzt, ſo viel ich weiß, am Hofe von Verſailles, beſchützt von der Gunſt der Marquiſe von Pompadour, die er durch ſein Lebens-Elixir wunderbar verjüngt haben ſoll.

— Und woher, meine Gute, wiſſen Sie dies Alles? inquirirte der König.

— Aus den franzöſiſchen Zeitungen, welche von ihm Wunder über Wunder erzählen . . .

— Zum Beiſpiel?

— Graf Saint-Germain ſoll, wie jener ſcythiſche Zauberer Abaris*), ohne Eſſen und Trinken leben, wie Demokrit die Sprache aller Thiere und vor Allem den Geſang der Vögel verſtehen und, wie Simon der Magier, die Gedanken jedes Menſchen errathen, nicht blos Gold und Edelſteine machen, ſondern auch, im Beſitze kabbaliſtiſcher Formeln, wie Apollonius von Tyana**), Todte aus

---

*) Ueber dieſen uralten Helden, der unter andern fabelhaften Teufelskünſten auch die beſeſſen haben ſoll, auf einem goldenen Pfeile durch die Luft zu ſegeln, exiſtirt eine ſehr anziehende Abhandlung: „De Abaride“ von C. G. Zapf. Leipzig, 1706. 4.

**) Ueber dieſen noch viel intereſſanteren Magier gibt es, außer einer Lebensbeſchreibung von Philoſtrat (Venedig 1701. Fol.), zwei Diſſertationen von P. C. Kloſe: „De Apollonio Tyanensi, philosopho pythagorico et thaumaturgo, ihren Gräbern herauſbeſchwören, wie Michael Scotus Abweſende aus weiten Fernen herbeizaubern, wie Proteus ſeine Geſtalt und Phyſiognomie hundertfach verändern und ſich, wie König Gyges, mit Hilfe eines Zauberrings jeden Augenblick unſichtbar machen können.

— Ammenmärchen, Kinderpoſſen, Lügen, von müſſigen Zeitungsſchreibern erfunden, um ihren Leſern etwas Neues aufzutiſchen und deren Gutmüthigkeit auf die Probe zu ſtellen! Aber merkwürdig genug, daß auch vernünftige Leute an die Teufelskünſte dieſes Mannes glauben. Selbſt der Verfaſſer der „lettres cabalistiques"*), Marquis d'Argens, in manchen Dingen ſkeptiſch wie ein Greis und dann wieder leichtgläubig wie ein Kind, hält dieſen Windbeutel für einen Magier, der alle hundert Jahre ſterben, nach kurzem Schlafe zu neuem Leben erwachen und . . .

— Alles wiſſen ſoll, ergänzte Frau von Pfuel.

— Alſo auch das noch! Ein Grund mehr, zu glauben, daß dieſer Teufelskerl nichts mehr und nichts weniger als ein ſchlauer Abenteurer und abgefeimter Betrüger iſt. Von etwas Anderm, Madame! Iſt es erlaubt zu fragen, wie Ihre neueſten Verſuche in puncto puncti ausgefallen ſind?

— Leider nicht viel günſtiger als die frühern.

— Das dachte ich mir!

— Trotzdem, Sire, gebe ich noch immer nicht die Hoffnung

Witteb. 1723. 4., eine Abhandlung (von Zimmermann): „De miraculis Apollonii Tyanensis, Edinburgh 1755, und eine ausführliche Biographie von Legrand d'Auſſy: „Vie d'Apollonius de Thyane", Paris 1807, 2 Bde. 8.

*) Die „kabbaliſtiſchen Briefe" erſchienen im Haag 1741, 6 Bde. 12., in's Deutſche übertragen (von J. F. Tritt) Danzig 1773—75, 6 Bde. 8.

auf, ein günſtiges Reſultat zu erlangen, wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten . . .

— Wie, Madame, jene fünftauſend Thaler, die ich Ihnen zur Verfügung geſtellt, ſind in ſo kurzer Zeit ſchon in Rauch aufgegangen?

Frau von Pfuel ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

— Passons-la-dessus! rief Friedrich, der darüber unwirſch geworden war. Madame, rufen Sie Ihre Kinder!

Die Mutter entfernte ſich und erſchien einen Augenblick ſpäter mit den beiden Töchtern, von denen die Aeltere Hermine, die Jüngere Amélie hieß.

— Amélie, ſagte Friedrich, nachdem er Beide begrüßt hatte, wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweiſen?

— Mit tauſend Freuden, antwortete das bleiche Mädchen, das ſehr leidend zu ſein ſchien.

— Wiederholen Sie jenes Lied, das Sie mir neulich geſungen.

Hermine öffnete das Klavier, Amélie ſchlug ein paar einleitende Accorde an und ſang dann mit tiefbewegter Stimme:

Herz, mein Herz, was nützt Dein Klagen?
Niemand kennt Dein tiefes Leid;
Keinem, Keinem darfſt Du ſagen
Das, was Niemand Dir verzeiht.

Herz, mein Herz, was frommt Dein Weinen?
Deine Thränen zählt nur Gott,
Denn die Welt kann nur verneinen
Und für Thränen gibt ſie Spott.

Herz, mein Herz, hör' auf zu ſchlagen,
Herz, mein Herz, o weine nicht;
Lerne ſchweigen und entſagen,
Beten, bis das Aug' Dir bricht.

— Ich weiß nicht, woher es kommt, daß dieſes Lied mich ſo weich ſtimmt . . . Ich könnte es ſtundenlang von Ihnen ſingen hören, ohne müde zu werden. Fräulein, von wem iſt dieſe herrliche Muſik?

— Sire, von Rameau . . .

— Ah dieſer Rameau . . . ich beneide Frankreich um dieſen Componiſten mehr, als um ein ganzes Dutzend ſeiner Marſchälle! Und die Verſe, Amélie, die einfach-herzlichen Verſe?

— Sind von mir, erwiderte zitternd das junge Mädchen, auf deſſen bleichen Wangen der König in dieſem Augenblick die tiefdunkeln Roſen jungfräulicher Unſchuld flammen ſah.

— Wie ſchön ſie iſt! dachte er bei ſich und ließ ſein großes blaues Auge mit jenem reinen Enthuſiasmus, womit ein begeiſterter Kenner ein vollendetes Kunſtwerk anſtaunt, auf den reizenden Zügen der jungen Schönheit ruhen. Wie aber, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, ſind Sie zu Rameau's Muſik gekommen?

— Ich habe ſie einer ſeiner Opern, „Pygmalion“, entlehnt.

— Ich weiß noch immer nicht, ob Ihr Gedicht oder ſeine Muſik auf mich ſo tiefen Eindruck macht.

— Schweſter, ſing' es noch ein Mal, bat Hermine.

Und Amélie wiederholte das Lied und ſang es noch ſchöner, als das erſte Mal. Der König ſtand mit verſchränkten Armen dicht am Klaviere und lauſchte mit Andacht den rührend-ſchönen Tönen, die ſich, gleich Schwanenſang, aus einer von tiefem Leide niedergedrückten Seele emporrangen. Ihre Stimme klang ſo hinreißend-ſchön, daß dem Monarchen, den alle Welt für einen kalten Egoiſten hielt, eine Thräne warmer Theilnahme in's Auge trat.

— So, dachte er bei ſich, müſſen die Engel im Himmel ſingen, ſo muß die heilige Cäcilie dem Geiſte Raphaels erſchienen ſein! Amélie hat Thränen in ihrer Kehle, und wer ſo ſingt, wie ſie, muß ſehr unglücklich ſein.

Als ſie ihr Lied geendet hatte, ſagte er:

— Fräulein, ich danke Ihnen für den unausſprechlichen Genuß, den Sie mir bereitet haben! In dieſem Liede liegt ein Zauber, von dem ich mir keine Rechenſchaft zu geben weiß. Sie müſſen mir, ſo oft ich Ihre Familie beſuche, dieſe Muſik wiederholen. Madame, ſagte er dann zur Mutter gewendet, Fredersdorf wird Ihnen morgen früh fünftauſend Thaler zu neuen Verſuchen bringen. Ich wünſche, daß das Problem Ihnen gelingen möge!

— Majeſtät, empfangen Sie den tiefinnigſten Dank . . .

— Schon gut, ſchon gut! Es iſt bald Eins . . . ich will Sie nicht länger aufhalten. Gute Nacht, Mademoiſelle Hermine, dormez bien, Amélie, à revoir, Madame, ſagte Friedrich der Große, grüßte die Damen und entfernte ſich.

Frau von Pfuel begleitete den König bis zur Treppe. Amélie warf ſich erſchöpft in eine Ecke des Canapé und ließ nun ihrem Schmerze, ihren Thränen freien Lauf.

— Arme Schweſter! ſtöhnte die häßliche Hermine in einem Tone, der ſo viel tiefe Theilnahme verrieth, daß ihre Züge, verklärt durch den Nimbus des Mitleids, ſich wunderbar verſchönten. Komm zu Bette, krankes Kind! Schweſter Hermine will Dich tröſten!

In demſelben Augenblick trat die Mutter ein.

— Was fehlt ihr? fragte ſie in barſchem Tone.

— Nichts, Mutter, nichts! ſagten beide Töchter.

— Amélie, ſprach Frau von Pfuel, iſt eine einfältige Gans, und Du, Hermine, Du beſtärkſt ſie in ihrer Thorheit! Geht zu Bette und beſſert Euch!

Beide Töchter küßten der Mutter ſchweigend die Hand und begaben ſich in ihr Schlafzimmer. Frau von Pfuel ſah ihnen nach und ſagte:

— Das hat man von ſeinen Kindern!

V. Bibl. München

XXI.

Einen Augenblick ſpäter öffnete ſich, wie durch Zauberſchlag, eine geheime Tapetenthür, durch welche — erſt ſeit ganz kurzer Zeit — die Wohnung der Frau von Pfuel mit dem Nachbarhauſe in Verbindung ſtand, und ſtill und geräuſchlos wie ein Schattenbild trat nun jener Mann hinein, der uns ſchon damals, als wir zum erſten Male den „Khalifen von Potsdam“ bis zu dieſem Hauſe begleitet hatten, aufgefallen war.

— Sind Sie allein? fragte er mit faſt lautloſer Stimme.

— Ganz allein, ſagte Frau von Pfuel. Treten Sie näher . . . vor einer Minute hat uns der König verlaſſen . . .

— Soeben habe ich ihn, begleitet von ſeinem Diener, Ihr

Haus verlaſſen ſehen. Eh bien, Madame, rien de nouveau? fragte er in auffallend patziger Weiſe.

— Seine Majeſtät hat ſich ſehr angelegentlich nach dem Grafen Saint-Germain erkundigt . . .

— Das war vorauszuſehen! Und Sie, Madame, was haben Sie ihm geſagt?

— Weit mehr, als ich mit gutem Gewiſſen verantworten kann. Ich habe ihm Alles erzählt, was ich weiß . . .

— Und der König?

— Hat von Allem nur wenig oder gar nichts geglaubt.

— Lächerlich! brummte der Mann, den dieſe Mittheilung zu verdrießen ſchien.

— Er hat den Grafen einen Windbeutel genannt . . .

— Qu'importe?

— Einen Abenteurer . . .

— Nicht übel!

— Ja ſogar einen Betrüger . . .

— Das Alles, liebe Freundin, kann unſerm Freunde ſehr gleichgiltig ſein . . . Nun aber zur Hauptſache! Hat Ihnen der große Mann eine neue Unterſtützung gewährt?

— Nein!

— Der Geizhals! Der Knauſer!

— So denk' auch ich . . . Doch hat er verſprochen . . .

— Was verſprochen?

— Mir morgen durch ſeinen Kammerdiener wieder fünftauſend Thaler zu ſchicken . . .

— Mehr nicht? fragte der Mann mit wegwerfender Geringſchätzung. Was läßt ſich mit dieſem Pappenſtiel anfangen?

— Beſſer doch Etwas, als gar Nichts!

— Ein Gemeinplatz, der nicht viel ſagen will! Wir brauchen mehr, weit mehr!

— Ich bin überzeugt, daß der König . . .

— Ein Filz iſt, ſage ich Ihnen!

— Deſſenungeachtet gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf... er ſcheint an Amélie immer mehr Wohlgefallen zu finden . . . Als ſie ihm heute ſein Lieblingslied ſang, ſah ich, wie ihm Thränen in die Augen traten.

— Wie rührend! Aber vergeſſen Sie nicht, Madame, daß ſich aus Thränen kein Gold machen läßt! Wir brauchen Geld, Geld und wiederum Geld! Sie müſſen verſuchen, dieſe Thränen zu verſilbern! Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt . . .

— Gönnen Sie mir nur Zeit . . . ich werde ſchon Rath ſchaffen . . .

— Gut! ſprach der Mann, der nach dieſer Verſicherung einen höflicheren Ton anzuſtimmen begann. Kommen Sie, Madame! Auf meinem Zimmer erwartet Sie ein feines Souper. O über die Einfalt Ihrer Wirthin! rief er aus und fing zu lachen an. Die gute Frau glaubt ſteif und feſt, daß Sie und Ihre Töchter wie Blumen von Luft und Waſſer leben. Sie wundert ſich und erzählt es aller Welt, daß, ſo lange Sie bei ihr wohnen, noch kein Rauch aus der Eſſe Ihrer Küche gekommen ſei. Ach, dieſe Deutſchen ſind doch gar zu dumm! ſagte er, reichte ihr ſeinen Arm und führte ſie durch die geheime Thür in ſeine Wohnung hinüber.

Dieſer Mann war — wie mancher unſerer Leſer wohl längſt vermuthet haben wird — kein Anderer als Marquis Aymar.

Beide ſetzten ſich an den ſchon lange vorher gedeckten Tiſch und ſoupirten nun, zu größerer Sicherheit, bei herabgelaſſenen Rouleaux und verſchloſſenen Thüren.

Während des Eſſens warf der Marquis gleichgiltig die Frage hin:

— Sie glauben alſo wirklich, daß der große Fritz in Ihre kleine Tochter verliebt iſt?

— Ich bin meiner Sache ziemlich gewiß . . .

— Und Amélie? fragte Aymar, ſich die Zähne ſtochernd.

— Ich kann aus dem dummen Ding nicht klug werden . . . ſie ſeufzt und weint den ganzen Tag, und frage ich, was ihr fehlt, ſo antwortet ſie ein wie alle Mal: „Nichts, Mutter, nichts!“ Nichtsdeſtoweniger ſcheint ein geheimer Kummer ſie zu quälen, denn ſie härmt ſich ab und ſieht, wie Sie ſich geſtern ſelbſt überzeugt haben werden, ſehr blaß und leidend aus. Ich vermuthe . . .

— Was vermuthen Sie? fragte der Marquis, ihr einen Teller mit Forellen reichend.

— Daß auch ſie ſich in den König vergafft hat.

— Glauben Sie???

— Der Monarch erweiſt ihr ſo viele Aufmerkſamkeiten und ſagt ihr bei jeder Gelegenheit, und namentlich über ihren Geſang, ſo viel Artigkeiten, daß es kein Wunder wäre, wenn ihr junges, unerfahrenes Herz Feuer gefangen hätte . . .

— Und wären Sie geneigt, Ihr Kind den Wünſchen dieſes Mannes zu opfern?

— Warum nicht? Beſſer doch, die Geliebte eines Königs als die Frau eines armſeligen Edelmanns zu ſein!

— Sie haben Recht, ſagte Aymar, über deſſen Geſicht ein bitteres Lächeln flog.

— Und Ihre Angelegenheit mit der Aebtiſſin von Quedlinburg? fragte die ausgezeichnete Mutter, um ihrem Freunde keine Zeit zum Nachdenken zu laſſen.

— Iſt im beſten Gange, antwortete der Bevollmächtigte des Grafen und rückte ſich den Salat näher, um ihn mit Eſſig und Oel anzufeuchten. Prinzeſſin Amélie iſt von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde ganz entzückt und ſchenkt ihm blindes Vertrauen; auch ich ſtehe in ihrer Gunſt bereits ſo feſt, daß Niemand — ja ſelbſt ihr Bruder nicht — mich daraus verdrängen kann. Ihre Königliche Hoheit hat mich auf morgen Mittag zu ſich eingeladen, um mich, wie ſie ſchreibt, in ein neues Geheimniß einzuweihen. Gelingt es mir, mich unentbehrlich zu machen, dann habe ich ein leichtes Spiel, und glückt mir mein Plan, dann . . . ſagte er, plötzlich anhaltend, um noch ein paar Meſſerſpitzen Salz in den Salat zu ſchütten.

— Dann? fragte Frau von Pfuel.

— Hoffe ich, nicht vergebens in Potsdam geweſen zu ſein.

— Wie aber, Marquis, wenn Ihr Plan mißglückt?

— Dann, Madame, iſt es ja noch immer Zeit, darüber nachzudenken, was zu thun iſt. Nun koſten Sie gefälligſt dieſen Salat, fuhr er fort und reichte ihr die Schüſſel hin.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Souper verfügte ſich Frau von Pfuel in ihre Zimmer und Marquis Aymar in ſeine eigentliche Wohnung, die ganz in der Nähe des Schloſſes lag.

XXII.

Am folgenden Tage befanden ſich an der Mittagstafel der Aebtiſſin von Quedlinburg, welche, eingedenk der Zehn Gebote, die einer der ausgezeichnetſten Opſomanen Frankreichs, der alte Graf von Montluc, mit goldenen Buchſtaben in die Wände ſeines Speiſe-Saales hatte eingraben laſſen*), nie über neun und nie unter drei Gäſte einzuladen gewohnt war, nicht mehr als ſechs Couverts. Ihre beiden Hofdamen — die ſtahlſtich-ſchöne Gräfin Kleiſt und die holzſchnitt-plumpe Frau von Maupertuis —, Herr von Voltaire, Marquis Aymar und der Hofmaler Pesne bildeten am eirunden Tiſche eine bunte Reihe, in der Ihre Königliche Hoheit zwiſchen Voltaire und Aymar wie eine Perle zwiſchen zwei Muſcheln ſaß.

Der Marquis, der erſt an dieſem Tage Voltaire's perſönliche Bekanntſchaft gemacht hatte, wußte den überaus eitlen Dichter, dem er tauſend Schmeichelеien ſagte, ſo ſchnell für ſich einzunehmen, daß Beide, noch bevor man zu Tiſche ging, die beſten Freunde waren. Graf Saint-Germain, der Allen nur dem Rufe nach bekannt war, ſchien auch für Voltaire viel Intereſſe zu haben, denn während der Tafel überhäufte er deſſen Freund mit unzählig vielen Fragen. Aymar war ſo freundlich, jede derſelben höchſt bereitwillig zu beantworten.

---

*) Der fünfte Paragraph dieſer Zehn Gebote lautete: „Que la table n'admette jamais plus de neuf, jamais moins de trois couverts."

— Iſt es begründet, fragte der neugierige Poet, daß Ihr ausgezeichneter Freund wie ein Schmetterling nur vom Dufte der Blumen lebt?

— Nein, Herr von Voltaire, dies iſt eine jener Uebertreibungen, die nicht den geringſten Glauben verdienen. Der Graf lebt, wie Unſereiner, von Speiſe und Trank, doch begnügt ſich die Beſchaffenheit ſeines Magens mit weit weniger Nahrungsſtoff als der unſere. Man rühmt die Mäßigkeit des alten Venezianers Ludovico Cornaro, der die Bedürfniſſe ſeines Magens tagtäglich auf acht Unzen Speiſe und vierzehn Unzen Trank beſchränkt haben ſoll. So viel freilich conſumirt mein Freund in vier Wochen nicht. Am erſten Tage des zunehmenden Mondes pflegt er das Gelbe eines einzigen Ei's zu genießen und eine halbe Flaſche alten Rheinweins zu trinken. Davon lebt er den ganzen Monat.

— Unglaublich!

— Und dennoch wahr, Herr von Voltaire! Ich erinnere Sie dabei an einen Ihrer geiſtreichſten Orakelſprüche: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable“.*)

— Mehr als dies, begann Prinzeſſin Amélie, intereſſirt es mich zu wiſſen, ob er wirklich die Gabe beſitzt, Phyſiognomie, Geſtalt und Sprache dergeſtalt verändern zu können, daß Niemand ihn zu erkennen vermag?

— Eine Probe dieſer Art hatte er, erſt kurz vor ſeiner Abreiſe nach Wien, in einer Abendgeſellſchaft der Frau von Pompadour abgelegt, wo er, durch eine der Thüren kaum hinausgegangen, faſt in demſelben Nu durch eine andere hineingetreten war, und zwar ſo ganz und gar umgewandelt, daß die Frau Marquiſe ihn umarmte, weil ſie ihn für ihren Bruder hielt, dem er ſo täuſchend ähnlich ſah, daß Herr von Marigny ſich ſelbſt zu ſehen glaubte.

---

*) Das Wahre iſt nicht immer wahrſcheinlich.

— Der Tauſendſaſa, meinte Voltaire. Graf Saint-Germain wäre nach Allem, was man von ihm hört, eine koſtbare Luſtſpielfigur, und es wundert mich, daß noch Niemand auf den Einfall gerathen iſt, dieſen „Incroyable“ auf die Bühne zu bringen.

— Weit wunderbarer, ſagte die ſchöne Kleiſt, ſcheint mir die Macht jenes Zauberrings, durch den er, wie man ſich überall erzählt, im Stande ſein ſoll, jedem weiblichen Herzen das Gefühl der Liebe einzuflößen . . .

— Ich weiß nicht, ob ihm dies durch die Macht irgend eines Talismans gelingt; aber ſo viel, Gräfin, iſt gewiß, daß noch keine Dame, weß Ranges ſie auch war, ihm lange widerſtanden hat.

— Ei, dann begreife ich nicht, warum dieſer Hexenmeiſter nicht ſchon längſt verbrannt worden iſt?

— Auch ich, Herr von Voltaire, warf ſchon oft, in gerechter Beſorgniß, dieſelbe Frage auf; er aber ſprach: „Sei meinetwegen unbeſorgt, guter Aymar, ich habe eine Salamander-Natur und bin unverbrennlich wie Asbeſt.“

— Auch nicht übel! apoſtrophirte der Zweifler.

— Ihr wunderbarer Freund, begann Herr Pesne, rühmt ſich unter andern Teufelskünſten auch der, die Gedanken der Menſchen zu errathen . . .

— Bisweilen gelingt ihm dies ganz vortrefflich. — „An wen denke ich jetzt?“ fragte ihn neulich Frau von Pompadour. — „An den König von Preußen!“ errieth der Graf. — „Und mit welchem Gefühle denke ich ſeiner?“ — „Sie grollen ihm!“ — „Und warum grolle ich ihm?“ — „Weil Seine Majeſtät dem vollen Kranze Ihres Ruhmes das ſchönſte Blatt entriſſen hat.“ — „Und der Name dieſes Blattes?“ forſchte die Marquiſe. — „Arouet de Voltaire!“ erwiderte mein Freund.

— Alle Achtung vor dem Scharfſinn des Grafen, ſagte der Dichter, deſſen Eigenliebe ſich durch dieſe zart verhüllte Schmeichelei angenehm berührt fühlte.

— Erlauben Sie nun auch mir eine Frage, begann die „Venus von Pommern“ mit reifrockartigem Lächeln. Iſt es wirklich wahr, mein Herr, daß der Graf eine Schminke oder ſo was dergleichen beſitzt, was Runzeln vertreiben und herbſtliche Züge verjüngen kann?

— Madame meinen das Elixir?

Frau von Maupertuis wagte dies Wort nicht auszuſprechen, weil ſie es, wie jedes fremdländiſche Wort, deſſen Bedeutung ſie nicht verſtand, für unanſtändig hielt.

— Allerdings, ſagte die Präſidentin.

— Mit Hilfe dieſes Arcanums hat mein Freund die ziemlich alte Kammerfrau der Marquiſe von Pompadour, die ridicule Madame Duhauſſet, dergeſtalt verjüngt, daß ſie ſich, trotz ihrer vierundvierzig Jahre, für eine Dame von zwanzig Frühlingen hält.

— Und wann, fragte die pommerſche Schönheit, kommt Ihr Freund nach Potsdam?

— In längſtens vier Wochen!

— Ach, wenn er nur ſchon da wäre! ſeufzte tief im Stillen Dame Adelgunde, die jetzt mehr als je das Bedürfniß der Jugend verſpürte, um La Mettrie's Flatterhaftigkeit zu feſſeln.

— Graf Saint-Germain, nahm Voltaire das Wort, bleibt nach Allem, was Sie und Andere von ihm erzählen, eine außergewöhnliche Erſcheinung, die ſo großes Intereſſe einflößt, daß auch ich begierig bin, ihn perſönlich kennen zu lernen. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach der Tafel weihte Prinzeſſin Amélie ihre alte Hofdame, den Marquis und Herrn Pesne in das Geheimniß jener luſtigen Verſchwörung ein, die ſie im Vereine mit Herrn von Voltaire gegen den armen Noël angezettelt hatte. Von Letzterm war dazu ein vollſtändiges Programm in drei Abtheilungen entworfen worden. Die Rolle der Fee Tourterelle wurde der Frau von Maupertuis, die des Herzogs Artus von Bretagne Herrn Pesne, die des Ober-Seneſchalls Herrn von Aymar zugetheilt und die Aufführung der erſten Abtheilung dieſes Schwankes auf den nächſten Sonntag anberaumt.

— Der Narr, ſagte Voltaire zur Aebtiſſin, verdient ſchon darum eine kleine Züchtigung, weil er geſtern das Ragout und heute den Braten verſalzen und dadurch neuerdings bewieſen hat, daß er ein erbärmlicher Pfuſcher iſt!

— Ich bitte und beſchwöre Sie, einen Tadel dieſer Art nicht laut werden zu laſſen, warnte Ihre Königliche Hoheit, denn Meiſter Noël iſt ein ſo ehrgeiziger und zugleich ſo rachſüchtiger Charakter, daß er Ihnen eine Beſchimpfung ſolcher Art nicht verzeihen würde.

— Madame, erwiderte der Kammerherr mit ſtolzer Grandezza, Furcht iſt eines jener Worte, die Ihr gehorſamer Diener nur dem Namen nach kennt.

— Deſto beſſer, ſagte die Prinzeſſin, denn Ihre wärmſte Verehrerin iſt geſonnen, die Größe Ihres Muthes nächſtens auf eine kleine Probe zu ſtellen.

Voltaire ſchlug auf den Griff ſeines Degens und ſagte mit chevalereskem Stolze:

— Er ſteht jederzeit zu Ihren Dienſten!

XXIII.

Der König, durch Voltaire unterrichtet, daß Graf Gotter erklärt habe, er werde das von der Cocheis eingereichte Luſtſpiel bis zum Tage des jüngſten Gerichts liegen laſſen, ohne es zur Darſtellung zu bringen, hatte „brevi manu“ dem Intendanten die Weiſung ertheilt, ihm das Stück vorzulegen. Der große Friedrich, dem die „école du monde“ natürlich weit beſſer als dem Grafen gefallen hatte, war höchſt empfindlich, daß Gotter dieſem „Meiſterwerke“ keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Und darum ließ er ihn rufen.

— Weiß Er, Graf, wie unter dem Kurfürſten Johann Sigismund der erſte Intendant der Berliner Hofbühne geheißen hat?

— Nein, Majeſtät, ſtotterte der lange, bleiche Kammerherr.

— Ich will's Ihm ſagen: er war ein adeliger Junker und hieß Hans von Stockfiſch.*) Aber trotz ſeines dummen Namens ſoll er ein ganz geſcheidter Kerl geweſen ſein und ſeine Sache ſo gut verſtanden haben, daß der Kurfürſt ihm eine auslängliche Anſtellung mit einem Jahrgehalte von zweihundertzwanzig Thalern verlieh. Graf, wie viel Gehalt bezieht Er?

---

*) Dieſer Name iſt hiſtoriſch.

— Sire, zweitauſendzweihundert . . .

— Bomben und Granaten, rief Seine Majeſtät, dafür hätte Kurfürſt Johann Sigismund zehn, ſage zehn ſolcher Herren Stockfiſche, Intendanten wollte ich ſagen, engagiren können!

— Sire . . .

— Graf Gotter, jetzt rede ich! Ich habe Ihn rufen laſſen, um Ihm gerechte Vorwürfe zu machen über den Leichtſinn, mit dem Er manches Stück, das Ihm vorgelegt wird, zu verurtheilen geruht. Hat Er das Luſtſpiel der Cochois geleſen?

— Ja, Majeſtät!

— Und was hat Er daran auszuſetzen?

— Nichts, Majeſtät!

— Nichts? wiederholte der Monarch. Und dennoch ſoll Er Willens ſein, es liegen zu laſſen bis zum Tage des jüngſten Gerichts?

— Allerdings, ſtotterte der Intendant, der dies nicht leugnen konnte.

— Warum? fragte der König gereizt.

— Aus dem einfachen Grunde, Majeſtät, weil darin viele Anſpielungen ſo perſönlicher Art vorkommen, daß die Cenſur ſie ſtreichen würde . . .

— Die Cenſur? Sollte ſie wirklich ſo albern ſein?

— Sire, bisweilen iſt ſie noch etwas mehr als albern . . .

— Dann muß man ſie zum Teufel jagen! Ohne die Freiheit zu ſchreiben, was Jedem beliebt, tappt der Verſtand im Finſtern. In meinen Staaten aber ſoll es endlich Tag werden, ſo wahr ich Friedrich heiße und das Wohl meines Volkes will . . . mais revenons à nos moutons! Hier, Graf Gotter, iſt das Stück! In längſtens vier Wochen wünſche ich es aufgeführt zu ſehen auf dem Schloßtheater in Potsdam.

— Aber die Cenſur, Sire, die Cenſur!

— Wir wollen Ihm die Sache erleichtern, ſagte der König, nahm eine Feder und ſchrieb auf das Titelblatt des Stückes:

„Hier darf nichts geſtrichen werden!

Friedrich.“

Dann übergab er es ſeinem Intendanten, der, rückwärts ſchreitend wie ein Krebs, mit tiefen Verbeugungen ſich zur Thür hinausſchob.

XXIV.

Im Erdgeſchoſſe des Schloſſes zu Sans-Souci herrſchte feierliche Sonntagsruhe. In der Mitte eines halbdunkeln, ziemlich geräumigen Zimmers, deſſen meergrüne Wände mit zwölf in Kupfer geſtochenen und in Ebenholz eingerahmten Bildniſſen der alten Herzoge von Bretagne geſchmückt ſind, ſteht auf einem runden, mit rothem Damaſte bedeckten Tiſche eine große Glasglocke, mit kryſtallhellem Waſſer angefüllt, in welchem drei kleine Goldfiſche raſt- und ruhlos umherrudern. Zu beiden Seiten dieſes durchſichtigen Kerkers erblicken wir zwei Porzellanvaſen mit weißem und blauem Flieder, deſſen märchenſüßer Duft die Eigenſchaft beſitzen ſoll, dem Schlafe wunderliche Träume einzuimpfen. Zwiſchen den zwei Fenſtern dieſes traulichen Gemachs hängt eine kleine, hölzerne Uhr, deren leiſes, gleichförmiges Tictac ſtündlich nur ein Mal durch täuſchend nachgeahmte Kukukstöne, die Stundenzahl verkündend, unterbrochen wird. In einem blankgeputzten Meſſingkäfig, der genau in der Mitte der gewölbten Decke hängt, hockt ein gelbgrüner, melancholiſcher Kanarienhänfling, der, in der Mauſer-Periode, ſein heiteres Gezwitſcher ganz und gar verlernt zu haben ſcheint. Auf dem Kaminſimſe lächelt ein Todtenſchädel, dem es Niemand anſieht, daß er einſt das ruhmgekrönte Haupt jenes ehrgeizigen Küchenhelden geweſen, der ſich, wie bekannt, der Sünde des Selbſtmordes ſchuldig gemacht, weil er einen Braten des großen Condé verbrannt hatte. — Die grelle Nachmittagsſonne, die neugierig durch die Spalten der halbgeſchloſſenen Gitterfenſter hineinguckt, umſpielt das benachtmützte Haupt eines überglücklichen Träumers, zu deſſen Füßen eine ſchwarzweiße Katze ruht, die mit den Blättern eines kleinen Buches ſpielt, das der rechten Hand des ſorgloſen Schläfers entfallen iſt, deſſen breiten, rubinrothen Naſenhockel eine kecke Fliege umgaukelt, die ſich vor dem großartigen Fliegenwedel, der in ſeiner Linken ruht, nicht im Geringſten zu fürchten ſcheint, deren Geſumme aber nicht im Stande iſt, den Schlaf dieſes Mannes zu ſtören. Das Büchlein, mit dem ſich die Katze die Zeit vertreibt, iſt weiſſagenden Inhalts und heißt: „Les vraies centuries et prophéties de Michel Nostradamus“.

Während Meiſter Noel ſein gemüthliches Nachmittags-Schläfchen hält, wollen wir eines ſeiner vielgeliebten Steckenpferde, die Aſtrologie oder Sterndeutekunſt, mit Erlaubniß des freundlichen Leſers etwas näher beleuchten.

Zu allen Zeiten und unter allen Nationen hat es Narren gegeben, die ſich bemüht haben, aus dem mit hellleuchtender Sternſchrift geſchriebenen Buche des Himmels die in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Zukunft der irdiſchen Weſen herauszuleſen; Narren, welche behauptet haben, daß die Sterne von ſogenannten Aſtralgeiſtern bewohnt werden, die nicht blos auf den Wechſel der Jahreszeiten, auf Witterung und Fruchtbarkeit der Erde, ſondern auch auf das Schickſal der Menſchen einen bald wohlthätigen, bald ſchädlichen Einfluß haben. Nach der Meinung dieſer Sternſchnüffler ſoll jeder Menſch unter einem der zwölf Planeten und in einem der zwölf Zeichen des Thierkreiſes geboren ſein und ſein ganzes Lebenlang unter der Einwirkung dieſer Himmelskörper ſtehen. Dieſer aſtraliſche Einfluß wird, nach der Lehre jener Narren, Nativität, und das Erforſchen und Weiſſagen dieſes Einfluſſes Nativitätſtellen (Prognosticon genethliologicum) genannt.

Dieſe Narrheit — chaldäiſchen Urſprungs — erhob ſich im abergläubigen Mittelalter zu ſo großem Anſehen, daß faſt jeder Fürſt ſich einen Hof-Aſtrologen hielt, der mit dem Himmel in ſo gutem Einverſtändniß ſtand, daß Nichts ohne Genehmigung der Herren Sterne und Nichts ohne Erlaubniß des Deuters derſelben geſchah.

Schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts traten der kühne, unerſchrockene Dominikaner-Mönch Hieronymus Savanarola *) und der ſogenannte „Phönix der Gelehrten", Graf Pico de la

---

*) In ſeinem Buche: „adversus astrologiam divinatricem".

Mirandola*), als Bekämpfer dieſer Thorheit auf; deſſen ungeachtet erhielt ſie ſich bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts an mehr als einem Hofe in ihrer alten Blüthe.

Heinrich Graf von Rantzau, Gouverneur von Holſtein, hinterließ ein Verzeichniß aller Kaiſer, Könige und Fürſten, welche Anhänger der Aſtrologie geweſen ſind.**) An der Spitze dieſer geſalbten Sterndeuter ſtand Alphons X., König von Caſtilien und Leon, der Weiſe genannt, wiewohl er ein ſo coloſſaler Narr geweſen iſt, daß er oft geäußert haben ſoll, Manches im großen Weltenbau wäre weit beſſer ausgefallen, wenn der liebe Gott ihn bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte. Seine Vorliebe für das Studium der Sternkunde verſchaffte dem weiſen Dummkopf den Beinamen „der Aſtronom“. — Ein nicht minder großer Narr war Ludwig XI. von Frankreich; auch er glaubte ſo feſt an den Einfluß der Sterne, wie an die Wirkung der Arzeneien ſeines Leibarztes Coptier. — Am Hofe Heinrichs II. florirte der große jüdiſche Aſtrolog Michel Noſtradamus, deſſen Prophezeihungen, die er aus dem geſtirnten Himmelsbuche geſchöpft, die gute Eigenſchaft beſaßen, daß ſie, wie die Schuhe des Griechen Theramenes, auf alle Füße paßten.***) Zufällig ging auch mehr als eine ſeiner dunkeln Wahrſagungen in Erfüllung. Von Katharina von Medicis befragt, wo ſie ſterben werde, erklärte der große Mann: „bei Saint-Germain“. Seit jenem Tage vermied ſie ängſtlich alle Orte, die dieſen Namen führen; aber trotzdem erfüllte ſich jene Prophezeihung, denn ſie ſtarb in den Armen eines Geiſtlichen, der — zufällig — Saint-Germain hieß. — Der berühmte Arzt Hieronymus Cardanus, der ein Lob der Aſtrologie geſchrieben*), ein närriſcher Kauz, der dem Heiland und ſich ſelbſt das Horoſkop geſtellt, hatte vorausgeſagt, daß er am 21. September 1576 ſterben werde. Um ſeine Weiſſagung wahr zu machen, ſoll der gute Mann ſich zu Tode gehungert haben und an dem vorherbeſtimmten Tage wirklich geſtorben ſein. — Bekanntlich waren auch Philipp Melanchthon und Johann Keppler ſehr gewandte Nativitätſteller. — Selbſt Wallenſtein, der Friedländer, glaubte ſo ſteif und feſt an den Einfluß der Sterne, daß er Nichts ohne Zuſtimmung ſeines Hof-Aſtrologen, Johann Baptiſt Seni, unternahm.

---

*) Libri XIV. contra astrologiam.

**) Ein 100 Seiten ſtarkes und höchſt ſeltenes Büchlein, betitelt: „Catalogus imperatorum, regum, principum qui artem astrologicam amarunt, ornarunt et exercuerunt“, Antwerp. 1580. 12.

***) Die erſte außerordentlich ſeltene Ausgabe dieſer Orakelſprüche erſchien u. d. T.: „Les prophèties de Michel Nostradamus“, Lyon 1555. 4. und enthält nur vier Centurien. Dia erſte vollſtändige Ausgabe, zehn Centurien enthaltend, erſchien zu Lyon 1568. 8.

Da ſo viel große kluge Leute dieſer Narrheit huldigten, ſo iſt es kein Wunder, daß auch mancher einfältige Tropf ihr mit treuem Glauben anhing. Solch ein Narr war auch Noël. Geboren unter dem Einfluſſe des Jupiter, im Zeichen der Jungfrau, hielt er ſich für den bevorzugten Liebling des ſchönen Geſchlechts und war von dem Aberglauben durchdrungen, daß jedes weibliche Weſen heimlich in ihn verliebt ſei. Wir wiſſen bereits, daß er von der fixen Idee befallen war, auch die Schweſter des Königs gehöre der Legion ſeiner ſtillen Verehrerinnen an.

An dieſem Nachmittage hatte Meiſter Noël in Michels Prophezeihungen und Nachts vorher in den Sternen geleſen, daß innerhalb dreier Tage Fee Tourterelle leibhaft erſcheinen und ihm verkünden werde, welcher Mittel er ſich bedienen müſſe, um ſich die Gunſt der Prinzeſſin Amélie, die in der Stille ihres ſchüchternen Herzens ſchon ſeit geraumer Zeit für ihn ſchwärme, in dem Maße zu erringen, daß ſie „ſeiner Liebe treues Lallen" huldreich erhöre und ihn zum glücklichſten aller Menſchen, zum beneidenswertheſten aller Köche mache. Beſchäftigt mit dieſem reizenden Gedanken war unſer Jacques Narciſſe vor zwei Stunden in ſeinem Lehnſtuhle eingeſchlafen und bis zu dieſem Augenblicke noch nicht aufgewacht. Sein Traum war ein Kaleidoſkop, in welchem Fee und Prinzeſſin, Sans-Souci und die Hauptſtadt der Bretagne, Arius III. und Friedrich II. ſich bunt durcheinander mengten und ſeinen Geiſt in einen Ocean von Seligkeiten verſenkten.

---

*) Encomium astrologiae.

Mitten in dieſem wunderholden Traume hörte er mit ziemlich ſtarker Stimme zwei Mal ſeinen Namen rufen. Beim dritten Male erwachte er und war nicht wenig erſchreckt, als er dicht vor ſich eine hohe, in himmelblaue Schleier eingehüllte Erſcheinung ſah, die auf dem Haupte ein blitzendes Diadem, in der Rechten einen goldenen Zauberſtab und in der Linken eine ſilberne Schnupftabaksdoſe trug.

— Wer biſt Du? fragte der ſchlaftrunkene Abkömmling der Herzoge von Bretagne.

— Wie, Jacques Narciſſe, Du kennſt die älteſte Deiner Freundinnen nicht mehr?

— Wie, ſchöne Unbekannte, ſoll ich Dich erkennen, da Dein holdes Antlitz verſchleiert iſt?

— Aber ſagt Dir nicht die Stimme Deines Herzens, wer ich bin?

— Himmel, Du biſt?

— Fee Tourterèlle, die Dich aus der Taufe gehoben und unter die Flügel ihres Schutzes genommen hat.

— Asseyez-vous, Madame, ſagte der galante Koch, vom Lehnſtuhle aufſpringend und ſeinen Platz der Pathin einräumend. Madame, fuhr er fort, ich habe Sie erſt morgen oder übermorgen erwartet . . .

— Wie, guter Noel, fragte die Fee, vom Lehnſtuhle Beſitz ergreifend, Du wußteſt, daß ich aus meiner azurblauen Heimath zu Dir herniederſteigen würde?

— Ich hatte es geſtern Nachts im Buche des Schickſals, in den Sternen geleſen . . .

— Plait-il, Monsieur? fragte die Fee, ihrem Schützlinge die Doſe hinreichend.

— Merci, Madame, ſagte Noel und fiſchte aus dem Schooße derſelben mit Zeigefinger und Daumen eine große, gewaltige Priſe heraus, die er mit gieriger Haſt ſeinem Geruchsorgane einverleibte, denn Noel war — was ein Koch von Rechtswegen niemals ſein ſollte — ein leidenſchaftlicher Schnupfer.

In Folge dieſer höchſt unbeſcheidenen Priſe — die gute Fee ſchnupfte den ſtärkſten Spaniol mit ſpaniſchem Pfeffer vermiſcht — fing unſer Feenkind gleich darauf dermaßen zu nieſen an, daß ſein Gehirn davon zu dröhnen begann.

— Zur Geneſung! wünſchte die himmelblaue Dame und that, als ob auch ſie nun eine Priſe nähme.

Nachdem der gute Noel wohl dreiſſig Mal raſch hintereinander genieſt hatte, brachte er weiter Nichts, als die beiden Worte: „Starker Tabak!“ heraus und fing dann von Neuem an, ſein

Thema abzunieſen, ein Kitzel, der ſeine ohnedies ſtarke Naſe dergeſtalt angriff, daß ſie zu einer Gurke anſchwoll.

— Dieſe Erſchütterung, lieber Noël, wird für Dein Gehirn von höchſt heilſamer Wirkung ſein. Höre nun, guter Freund, was ich Dir mitzutheilen habe. Zwiſchen Dir und Prinzeſſin Amélie, die unter dem Einfluſſe der Juno und des Steinbocks geboren iſt, herrſcht, wie ich Dir im Traume ſchon mehrmals offenbart habe, eine wunderbare Sympathie, welche für Dich, vielgeliebter Jacques Narciſſe, höchſt wichtige Folgen haben kann. Ihre Königliche Hoheit . . . iſt Dir vielleicht noch eine Priſe gefällig?

— Danke verbindlichſt, entgegnete der Koch, der an der erſten vollauf genug hatte.

— Ihre Königliche Hoheit, fuhr das himmelblaue Weſen fort, fühlt ſich durch die Conſtellation des Jupiters und der Juno, ſo wie der Jungfrau und des Steinbocks, unwiderſtehlich zu Dir hingezogen . . .

— Das Alles, ſchöne Pathe, weiß ich bereits . . .

— Höre weiter, guter Noël! Um die ſtille Neigung der Prinzeſſin zum Durchbruch zu bringen, mußt Du in der erſten Nacht des nächſten Vollmonds ſieben Mal ſieben Minuten nach Mitternacht, keine Sekunde früher und keine Sekunde ſpäter, an den Ufern der Havel eine veilchenblaue Mondviole, eine Lunaria rediviva, mit der linken Hand abpflücken und ſie ſieben Tage und ſieben Nächte lang auf der rechten Seite Deines Herzens tragen. Am Morgen des achten Tages mußt Du die vertrocknete Blume in Pulver zerreiben und daſſelbe vermiſchen mit dieſer Zauberarzenei, die ich mit eigener Hand für Dich bereitet habe, ſagte die Fee und holte aus ihrem Buſen ein ziemlich großes, viereckiges Pulver hervor, das ſie in die Hände ihres Pathen legte. Dieſes

Mittel, lieber Freund, wird Dir die erſten vierundzwanzig Stunden einen kleinen Schmerz verurſachen, den Du ohne Murren ertragen mußt; dann aber wird die Wirkung deſto größer ſein: das ſympathetiſche Pulver wird Dich dergeſtalt adoniſiren, daß kein weibliches Weſen ſich ſtark genug fühlen wird, Dir widerſtehen zu können. In längſtens vier Wochen werde ich zum zweiten Male erſcheinen, um Dir zu ſagen, was dann noch zu thun ſei, um das begonnene Werk ſiegreich zu vollenden. Wenn ich Dir dann zum dritten und letzten Male erſcheine, dann erfülle ich mein Dir längſt gegebenes Verſprechen und führe Dich, vereint mit Prinzeſſin Amélie, nach der Hauptſtadt der Bretagne auf den Thron Deiner erlauchten Vorfahren zurück. Bis dahin, guter Noël, erfülle genau und pünktlich Alles, was ich Dir befohlen habe. Vertraue den Sternen, die nicht lügen, und Deiner Fee, die über Dich die Flügel ihres Schutzes ausbreiten und ihre ganze Macht aufbieten will, um Dich zum glücklichſten aller Sterblichen zu machen. Nun, lieber Freund, muß ich Dich verlaſſen. Ziehe die Nachtmütze über die Augen, denn Du darfſt nicht ſehen, wie und wo ich verſchwinde, ſchloß Fee Tourterelle, verließ den Lehnſtuhl und ſchwang drei Mal ihren Zauberſtab.

Unterdeſſen erfüllte Meiſter Noël den Befehl ſeiner Pathin und in dem Augenblick, als er ſeine Schlafmütze über die Naſe zog, verſchwand die himmelblaue Fee unter einem Geräuſch, das wie Theaterdonner klang.

Als der Glückliche den Schleier von ſeinen Augen riß, befand er ſich in einem ſtockfinſtern Zimmer; die Laden der Fenſter hatten ſich wie von ſelbſt geſchloſſen und die kleine Schwarzwälder Uhr ließ neun Mal hintereinander ihren Kukuksruf ertönen.

— Meine Fee iſt verduftet! rief der Koch, aber jene Blume wird gepflückt und dieſes Pulver wird genommen, denn Feen und Sterne lügen nicht!

XXV.

Mademoiſelle Cochois, die jeden Tag die Rückkehr ihres „treuen Vaſallen“ erwartet hatte, war allmälig doch ein klein wenig ängſtlich geworden, als Marquis d'Argens, trotz ihrer ſchriftlichen Einladung, ſie zu beſuchen, ſeit vierzehn Tagen ausgeblieben war, ohne irgend Etwas von ſich hören zu laſſen.

— Cocodrillo, fragte ſie eines Morgens ihren kleinen Seidenaffen, ſollte Dein Herr ernſtlich geſonnen ſein, mich für immer aufzugeben? Sollte die Untreue, der er mich angeklagt hat, nur ein Vorwand zum Bruch geweſen ſein? Das wäre fatal, ſehr fatal, weil mir an dieſem armſeligen Hofe kein zweiter Cavalier bekannt iſt, der mir geeignet ſchiene, die Lücke Deines kleinen Marquis auszufüllen. Was nun anfangen, um meinen alten Schmetterling von Neuem in mein Netz zu locken?

Die Muſe des Trauerſpiels kehrte dem zähnefletſchenden Affen den Rücken zu und geruhte jetzt, ernſtlich nachzuſinnen. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Ich hab's! rief ſie aus und eilte an ihr Pult, um dem treuloſen Troubadour zwei Zeilen zu ſchreiben, von welchen ſie überzeugt war, daß ſie ihn ſelbſt dann, wenn er ſich an der äußerſten Grenze eines der beiden Pole befände, ungeſäumt in ihre Arme zurücktreiben werde.

Calipſo verſiegelte das Schreiben und ſandte es durch ihre Vertraute in die Wohnung ihres abtrünnigen Ulyſſes.

Der arme Marquis, der weit eher ohne Speiſe und Trank, als ohne Liebe und Galanterie zu leben im Stande war, hatte ſich über die Untreue ſeiner Freundin dermaßen abgehärmt, daß ſeine ſtattliche Wohlbeleibtheit im Laufe zweier Wochen zu einem Schemen eingeſchrumpft wär. Sämmtliche Weſten waren ihm dergeſtalt weit geworden, daß er ſich in jeder derſelben wie ein Zahnſtocher in einem Regenſchirm-Futteral verlor. Auf der einen Seite von den Qualen der Eiferſucht, auf der andern von den Grobheiten ſeiner ungeduldigen Gläubiger gepeinigt, fühlte ſich unſer gefühlvoller Provenzale ſeit Kurzem ſo unglücklich, daß er allen Muth und allen Glauben an die Menſchheit verlor. Trotz aller Skeptik in hohem Grade abergläubig, hatte er den letzten Troſt bei ſeinen Büchern geſucht und in dieſer reichen Sammlung magiſch-kabbaliſtiſcher Scharteken eine Brochüre gefunden, die ihm in ſeiner verzweifelten Lage gute Dienſte zu leiſten verſprach.*)

Der Titel dieſer Quisquilie hieß: „Magia amatoria“ oder „natürliche und übernatürliche Geheimniſſe und Experimente, die Liebe zu erwecken“. In dieſem Buche hatte er ein in Perſien und Syrien gebräuchliches Zauberwort gefunden, mit deſſen Hilfe man alle Gattungen von Fiebern zu heilen im Stande ſei, und da die Liebe, nach Jacques Ferrands berühmten Werke*), doch auch nichts weiter als ein pſychiſches Fieber ſei, die Eigenſchaft beſitze, auch das Liebesfieber zu vertreiben.

---

*) Dieſe Scharteke erſchien ohne Namen des Verfaſſers, ohne Angabe des Druckorts und des Jahres in 4.

Laut Vorſchrift des uralten Arztes Quintus Serenus Sammonicus mußte das geheimnißvolle Wort „Abracadabra" in folgender Weiſe:

ABRACADABRA
ABRACADABR
ABRACADAB
ABRACADA
ABRACAD
ABRACA
ABRAC
ABRA
ABR
AB
A

auf ein dreieckiges Stückchen Pergament gezeichnet, neun Tage als Amulet am Halſe herumgetragen und am zehnten Tage, vor Sonnenaufgang, rücklings und ohne ein Wort dabei zu reden, in ein fließendes Waſſer hineingeworfen werden, um ſich von ſeinen Leiden befreit zu ſehen.

---

*) Die erſte Auflage dieſes Buches erſchien u. d. T.: „Traité de l'essence et de la guérison de l'Amour ou Mélancolie érotique", Tolose 1612. 12. Der Verfaſſer (Doctor der Medicin) ſtützt ſeine Ausſagen auf 165 griechiſche und lateiniſche Autoren und verſchreibt eine Maſſe höchſt ſeltſamer Liebestränke und andere Mittel, wodurch das Liebesfieber geheilt werden ſoll. Das Buch iſt ſo ſelten, daß ein Exemplar im Bücher-Nachlaſſe Charles Nodiers mit 344 Francs bezahlt worden iſt.

Der gute Marquis hatte das magiſche Recept ſchon volle acht Tage mit ſich herumgetragen, ohne die geringſte Linderung zu ſpüren. Sein Liebesharm war im Gegentheile noch weit heftiger und er ſelber von Tag zu Tage melancholiſcher geworden, denn das Bild der Ungetreuen war trotz aller Mühe, die er ſich gab, ſie ganz und gar vergeſſen zu wollen, von Stunde zu Stunde mit helleren Farben vor ſeine düſtere Fantaſie getreten und hatte ſie dergeſtalt aufgeregt, daß ſein Zuſtand am neunten Tage einer ſehr bedenklichen Kriſis entgegen ging.

Auch der neunte Tag war verfloſſen und ſein Uebel ganz daſſelbe geblieben.

Am Morgen des zehnten Tages hatte er ſich frühzeitig wecken laſſen, um vor Sonnenaufgang das Zauberwort in den Schooß der Havel zu verſenken. Stillſchweigend riß er ſich das Amulet vom Halſe und ſchleuderte es wüthend in die blaue Fluth, ohne ſich im Entfernteſten dadurch erleichtert zu fühlen. Dann warf er ſich auf ſein Pferd und machte, um ſich zu zerſtreuen, einen Spazierritt. Aber aus jedem Kornfelde, an welchem er vorüberritt, blickte ihn gleich einer Klatſchroſe die treuloſe Geliebte an, die ſeinen Gram zu verhöhnen ſchien.

Um neun Uhr Morgens rief ihn ſein Kammerherrendienſt zum König, dem er bald darauf auf die Jagd folgen mußte.

Erſt gegen zehn Uhr Abends in ſeine Wohnung heimkehrend, überreichte ihm der Diener den heute Morgen angekommenen Brief der Mademoiſelle Cochois. Als er ihre Handſchrift erkannte, entfärbte er ſich. Mit pochendem Herzen und krampfhaft zitternder Hand erbrach er das Siegel und las:

„Wenn noch ein Funke von Theilnahme in Ihrem undankbaren Herzen glüht, dann werden Sie mich im Laufe des heutigen Tages beſuchen und erfahren, wie ungerecht Ihre Beſchuldigung iſt. Sollte ich Sie aber auch heute bis Mitternacht vergebens erwarten, dann rechnen Sie darauf, mich morgen nicht mehr unter den Lebenden zu treffen.

Benjamine."

Dieſe unerwarteten Zeilen machten auf das pomadenweiche Herz des äußerſt gefühlvollen Marquis einen ſo tiefen, erſchütternden, überwältigenden Eindruck, daß er erſchöpft in die Arme ſeines Dieners ſank, der ihn wie einen zuſammengeklappten Gliedermann auf's Sopha trug und hier ohne alles Bewußtſein hinlegte. Doch in dem Augenblick, als Sancho Panſa ſeinem Ritter von der traurigen Geſtalt die hohen Jagdſtiefel ausziehen will, erwacht unſer ſchwächlicher Don Quixote, reißt ſich die Uhr aus der Taſche und ſieht, daß es auf Eilf geht. Er gewinnt ſeine volle Beſinnung wieder, ſtößt den Diener bei Seite, durchfliegt noch ein Mal den Brief ſeiner bereuenden Dulcinea und ſtürmt zur Thür hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — —

In äußerſt kokettem Hauskleide, an dem jede Schleife wohlberechnet war, erwartete Dame Cochois die Ankunft ihres Bertrand de Born ſeit zwölf Stunden mit wachſender Unruhe. Es gibt nichts Schrecklicheres als Jemanden ſtundenlang vergebens erwarten zu müſſen! Jeden Augenblick glaubte ſie auf der Treppe ſeine Schritte zu vernehmen, jede Sekunde hoffte ſie ihn eintreten zu ſehen.

— Der Böſewicht! rief Mademoiſelle Benjamine. Wo mag er ſtecken? Was mag ihn abhalten, in meine Arme zu eilen?

In demſelben Momente öffnete ſich die Thür und Marquis d'Argens, durchſichtig wie ein Schatten, trat mit klopfendem Herzen vor ſeine Geliebte und fragte mit zitternder Stimme:

— Mademoiſelle, Sie haben mich eingeladen . . .

— Um Ihnen bittere Vorwürfe zu machen . . .

— Worüber?

— Ueber den ungerechten Verdacht, deſſen Sie mich wohl nur darum beſchuldigt haben, um ſich von mir loszureißen.

— Mademoiſelle, erwiderte der Marquis mit jener Ruhe, die ein reines Gewiſſen verleiht, haben Sie die Gewogenheit, mich genau zu betrachten.

Melpomenens Prieſterin geruhte ihren Anbeter mit naiver Unbefangenheit in Augenſchein zu nehmen.

— Was bemerken Sie an mir?

— Nichts, Marquis!

— Ach, Mademoiſelle, haben Sie die Güte, einen Blick auf dieſe Weſte zu werfen, um ſich zu überzeugen, wie ich ſeit jenem Tage, wo wir uns zum letzten Male geſehen, abgefallen bin . . .

— Armer Freund!

— Seit Jahren, Mademoiſelle, bin ich gewöhnt, mich allwöchentlich ein Mal wiegen zu laſſen, um zu erfahren, ob ich fetter oder magerer geworden bin. Seit drei Jahren pflege ich darüber gewiſſenhaft Buch zu führen. In Folge dieſer Controlle habe ich die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß ich noch nie ſo abgefallen war, als jetzt. Wiſſen Sie, Mademoiſelle, wie viel Fleiſch ich im Laufe der letzten drei Wochen verloren habe?

— Wie viel? fragte die Cochois mit ſchlau erkünſtelter Theilnahme.

— Netto achtundvierzig Pfund!

— Achtundvierzig! wiederholte Benjamine, die darüber außer ſich zu ſein ſchien. Aber ſind Sie nicht ſelber daran ſchuld? Sie haben mich ungehört verurtheilt! Wie ſchwer, Marquis, haben Sie ſich an der Treue Ihrer Freundin verſündigt! Bei allen Göttern des Olymps, Benjamine iſt Ihnen treu geblieben!

— Mademoiſelle, ich habe mit eigenen Augen den König Nachts zwiſchen Zwölf und Eins in Ihr Haus ſchleichen ſehen ...

— Das war ein einziges Mal ... ſeitdem hat er mich ... Dank dem Himmel ... nicht wieder beſucht ...

— In jener Nacht ... geſtehen Sie es, Mademoiſelle ... hat der König Ihnen Anträge gemacht ...

— Allerdings! ſagte die ſchlaue Kokette, die es für klug hielt, ihn bei dieſem Glauben zu laſſen.

— Und Sie, Sie haben dieſe ſchmachvollen Anträge ...

— Mit Indignation zurückgewieſen! fügte ſie mit großartigem Stolze hinzu. Ich habe Seiner Majeſtät rund heraus erklärt, daß ich mich zu ſchlecht für ſeine Gattin, doch auch zu gut für ſeine Maitreſſe halte ...

— Und der Monarch? fragte der Marquis, entzückt von der Kühnheit dieſer Antwort.

— Hat ſich ſeit jener Nacht nicht wieder bei mir ſehen laſſen.

In demſelben Augenblick vernahmen Beide einen ſtarken Riß an der Klingel des Vorflurs.

— Was iſt das? fragten ſich Beide.

Gleich darauf ſtürzte das Kammermädchen hinein.

— Wer hat geklingelt? wollte die Schauſpielerin wiſſen.

— Seine Majeſtät der König!

— Der König? wiederholten Beide, in gleich hohem Grade überraſcht und erſchreckt.

— Was ſoll ich ſagen? fragte die Vertraute.

— Daß ich im Begriff ſei, zu Bett zu gehen . . .

— Das habe ich bereits geſagt. „Ich muß ſie ſprechen!“ meinte der König, der keine Luſt zu haben ſcheint, ſich abweiſen zu laſſen.

— Herzensfreund, ich bitte und beſchwöre Sie, hinter jenen Schirm zu treten, um ungeſehener Zeuge unſeres Zwiegeſprächs zu ſein, ſagte Mademoiſelle Cochois und ſchob den von Schreck gelähmten Anbeter hinter die ſpaniſche Wand, die dicht vor ihrem Himmelbette ſtand.

— Gerechter Gott, was werde ich hören müſſen! ſtöhnte der arme Mann.

— Beruhigen Sie ſich, Marquis, meine Unſchuld wird an den Tag kommen. Nun, ſprach ſie zur Zofe, ſind wir bereit, Seine Majeſtät zu empfangen.

— Mademoiſelle, ſagte der König, der bald darauf eingetreten war, Sie werden ſich wundern, daß ich zu ſo ſpäter Stunde Ihre Ruhe ſtöre . . .

— Sire, was verſchafft Ihrer unterthänigen Dienerin das hohe Glück Ihrer Gegenwart?

— Ich komme, um Ihnen in der bewußten Angelegenheit eine neue Bitte an's Herz zu legen . . .

— Was befehlen Ew. Majeſtät?

— Graf Gotter hat das bewußte Stück angenommen . . .

die Cenſur hat keine Sylbe geſtrichen . . . morgen früh werden die Rollen vertheilt . . .

Der Marquis ſpitzte die Ohren und hörte das Alles, ohne zu ahnen, von welchem Stücke die Rede ſei.

— Ich wünſche, fuhr der König fort, daß Sie die Hauptrolle darin übernehmen. Wohl weiß ich, daß Ihr eigentliches Element der Kothurn iſt, doch bin ich feſt überzeugt, daß Ihr vielſeitiges Talent ſich auch im Luſtſpiel bewähren wird . . .

— Sire, ich werde alle Kraft aufbieten, um meiner Rolle keine Schande zu machen . . .

— Ihre reizende Laune wird dem Charakter, den ich zu zeichnen verſucht habe, ein ſchönes Relief verleihen . . .

— Teufel, der König hat ein Stück geſchrieben, ſprach der Horcher hinter der Wand ſo laut, daß Friedrich es hören mußte.

— Was iſt denn das? fragte er, die Schauſpielerin ſcharf fixirend. Wir ſind nicht allein . . . hier hat Jemand geſprochen . . . Wer iſt der Freche, der uns zu belauſchen wagt?

Die Muſe des Trauerſpiels riß ſtatt der Antwort einen Flügel der ſpaniſchen Wand auf, verbeugte ſich und ſagte mit lächelnder Miene:

— Erlauben Sie mir, Ihnen einen Ihrer Kammerherren, Marquis d'Argens, vorzuſtellen . . .

— Majeſtät, ſtammelte der verlegene Freund des Königs.

— Guten Abend, d'Argens, was treiben Sie denn hier?

— Majeſtät, Ihr ganz gehorſamer Diener überzeugt ſich . . .

— Daß er Ihnen und mir Unrecht gethan hat, unterbrach ihn die Schauſpielerin.

— Unrecht? Inwiefern?

— Marquis d'Argens hat ſich ſeit dem erſten Beſuche Ew. Majeſtät mit dem tragi-komiſchen Gedanken herumgetragen . . .

— Daß ich ſein Nebenbuhler ſei?

— Errathen, Majeſtät! lächelte die tragiſche Muſe und zog den beſchämten Amadis mit ſanfter Geberde aus ſeinem Verſteck hervor.

Seine Majeſtät geruhten allergnädigſt zu lächeln.

— Marquis, ſagte Mademoiſelle Cochois zu ihrem tief zerknirſchten Anbeter, knieen Sie nieder, um Ihrem Könige und der Dame Ihres Herzens ein crimen laesae majestatis abzubitten.

Der liebenswürdige Provenzale, die perſonificirte Gutmüthigkeit, wollte eben ſein Knie beugen, als ſie ihn raſch davon zurückhielt.

— Halten Sie ein, mein Freund, ich nehme den Willen für die That, rief ſie aus und reichte ihm die Hand zur Verſöhnung.

D'Argens zog ſie liebetrunken an den Mund und ſprach mit rührender Rührung:

— Benjamine, ich habe Sie verkannt!

— Hören Sie mich an, Marquis, begann der Monarch, um dieſen ſentimentalen Auftritt möglichſt ſchnell abzukürzen. Der Zufall hat Sie in ein literariſches Geheimniß eingeweiht, von dem Sie erſt die kleinere Hälfte kennen. Ich überlaſſe es Ihrer Freundin, Sie nun auch mit der größern vertraut zu machen; doch rechne ich dabei auf Ihre volle Verſchwiegenheit. — In Geſellſchaft zweier Liebenden, welche ein Feſt der Verſöhnung feiern wollen, iſt jeder Dritte ein läſtiges Hinderniß . . . ich will alſo nicht länger ſtören und mich beeilen, Ihnen gute Nacht zu wünſchen. Dormez bien, mes amis! Möge Gott Amor Euch auf

Roſen betten und Eure liebetrunkenen Seelen in Eine verſchmelzen, Amen! ſchloß der Monarch mit ſpöttiſchem Lächeln und ſtreckte beide Hände aus, als wolle er auf das verſöhnte Paar ſeinen Segen ausgießen nach Prieſterart. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Seine Majeſtät das Zimmer verlaſſen hatte, nahm Dame Cochois eine ſehr theatraliſche Stellung an und öffnete ihre langen, magern Arme, um den verirrten, aber wiedergefundenen Freund mit aller Gluth, die ihr zu Gebote ſtand, an ihr Herz zu drücken.

In den Augen des glücklichen Schäfers blitzten zwei große Freudenthränen.

— Vive l'amour! rief er und ſtürzte in die Arme des Telegraphen.

XXVI.

Als Marquis d'Argens ſechs Tage ſpäter ſeinen adeligen Leichnam auf die Wage trug, wog er einen Centner neunundachtzig Pfund und ſchrieb dies mit gewohnter Genauigkeit in ſein Tagebuch ein. Ein Blick auf die letzten vier Wochen ſtellte folgende Bilanz heraus:

Am 28. Juli wog er . . . . 214 Pfund 18 Loth
Am 4. Auguſt . . . . 192 „ 22 „

Am 11. Auguſt	185 Pfund	10 Loth
Am 18. „	166 „	4 „
Am 25. „	199 „	— „

Im Laufe der letzten Woche hatte Marquis d'Argens dreiunddreißig Pfund neues Fett angeſetzt.

Liebe, ſagt ein berühmter Arzt, macht Magere fett und Fette mager.

XXVII.

In dem Liebeshandel, der ſich zwiſchen der „Venus von Pommern" und dem „Diogenes von Sans-Souci" allmälig mehr und mehr ausgeſponnen hatte, war eines Abends ein Intermezzo eingetreten, das wir nicht verſchweigen dürfen, weil es in die Speichen unſerer Erzählung eingreift und uns ein wichtiges Geheimniß offenbart.

Herr von Maupertuis, dem durch das Schreiben eines anonymen Freundes ein Licht angezündet worden war, daß den frivolen Grundſätzen ſeines Hausfreundes La Mettrie durchaus nicht zu trauen ſei, hatte ſeit jenem Augenblick bitterböſen Verdacht geſchöpft und in aller Stille beſchloſſen, auf Beide ein wachſameres Auge zu haben.

— Die Tugend meiner Frau Gemahlin, ſagte der gelehrte Pedant, ſcheint ſeit kurzer Zeit auf höchſt gefährliche Abwege gerathen zu ſein. Eiferſucht iſt eine Thorheit, die zwar keineswegs im Wörterbuche meiner Leidenſchaften ſteht, doch bin ich's meiner Ehre ſchuldig, von nun an vorſichtiger zu ſein, um nicht in den fatalen Geruch eines Hahnrei's zu kommen. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends, als Frau von Maupertuis den Präſidenten der Akademie auf der Sternwarte im Anſchauen des geſtirnten Himmels und in der Beobachtung eines neuen Kometen vertieft glaubte, empfing ſie den Beſuch ihres Hausarztes, dem ſie ein Stelldichein gegeben hatte.

— Es iſt ſchändlich, ſagte La Mettrie, der ſeit einigen Minuten neben ihr auf dem Sopha ſaß, daß Prinzeſſin Amélie Ihnen den Urlaub verweigert hat. In Scheveningen wären wir ganz unter uns geweſen . . . hier, in Sans-Souci, ſind wir keinen Augenblick ſicher, um ſo weniger, weil ich vermuthe, daß man Ihren Gemahl vor mir gewarnt hat, denn ſeit einigen Tagen betrachtet er mich mit einer Miene, der es anzuſehen iſt, daß er Verdacht wittert . . .

— Wie, Doctor, Sie glauben wirklich, daß Maupertuis . . .

— Dann und wann ängſtlich nach der Stirn faßt, um ſich zu überzeugen, ob ihm nicht über Nacht ein Horn gewachſen ſei. Geſtern, in der Abendgeſellſchaft des Königs, ließ er einzelne Anſpielungen fallen, die nur zu deutlich beweiſen, daß ihm Jemand ein Inſect in's Ohr geſetzt hat . . .

— Das wäre ſchrecklich! rief die Hofdame.

— Um ſo mehr müſſen wir auf unſerer Huth ſein und uns lieber anderswo treffen als hier, denn wie leicht kann Maupertuis uns von Ihrer Dienerſchaft belauſchen laſſen . . .

— Julien, Sie machen mich ängſtlich . . .

— Vorſicht, ſagt der deutſche Michel, iſt die Mutter der Weisheit . . . wir wollen von heute an dieſen guten Rath befolgen und uns an einem Orte treffen, wo wir ſicherer ſind als hier. Ganz in der Nähe des Berliner Thores habe ich geſtern bei einer armen Wittwe ein kleines Zimmer gemiethet, in dem wir uns täglich, wann es Ihnen Ihr Dienſt erlaubt, ſehen und ſprechen können, ohne befürchten zu müſſen, verrathen zu werden, da meine Wirthin unter andern guten Eigenſchaften auch die beſitzt, daß ſie . . . Dank den Göttern . . . taubſtumm iſt . . .

— Herrlich, herrlich! rief die Präſidentin.

— Doch nun zu etwas Anderm! In dem Briefe, den Sie mir heute Morgen geſchrieben, ſprechen Sie von einer Entdeckung, die Sie mir mitzutheilen haben . . . Was iſt dies für ein Geheimniß?

— Ein Geheimniß höchſt gefährlicher und dennoch ſehr nützlicher Art . . .

— Ich bitte, erzählen Sie!

— Sie kennen den Geheimen Hofrath Bummler . . .

— Dem Rufe nach, der ihn als einen der Hauptſpione unſerer geheimen Polizei bezeichnet.

— Dieſer Menſch . . . faſt ſchäme ich mich, es zu ſagen . . . iſt mit mir weitläufig verwandt . . .

— Iſt das Alles?

— Wo denken Sie hin?

— Alſo weiter!

— Dieſer Bummler hat mir ein ſchwarzes Geheimniß anvertraut. Der Verfaſſer jenes blutigen Pasquills, das ſeit fünf

Wochen das Stadtgeſpräch bildet, iſt für dieſen Polizeiſpion kein Geheimniß mehr. Als der unverſchämte Menſch geſtern Abend mich beſuchte, ſagte er: „Gratuliren Sie ſich, daß ich ein Freund Ihrer Familie, ein Anverwandter Ihres Hauſes bin!“ — „Warum?“ fragte ich. — Er lächelte und ſprach: „Wiſſen Sie, daß ich die Macht beſitze, Sie namenlos unglücklich zu machen?“ — Ich erſchrak und fragte: „Wodurch?“ — „Durch ein einziges Wort, durch das ich ſpielend hundert Friedrichsd'or verdienen könnte.“ — „Wie iſt das zu verſtehen?“ fragte ich. — „Die Sache iſt einfach die: jenes ſchändliche Epigramm, das auf die geheiligte Perſon unſers allergnädigſten Königs erſchienen war, iſt — unter uns geſagt,“ fügte er mit ſeinem unausſtehlichen Lächeln hinzu — „von Ihrem Herrn Gemahl.“

— Von Maupertuis? wiederholte La Mettrie ziemlich laut.

— St! ſagte die Präſidentin, ihrem Hausfreunde die Hand auf den Mund legend. Schreien Sie nicht ſo, denn auch die Wände haben Ohren. Denken Sie ſich nun meinen Schreck! „Madame,“ ſagte der elende Spion, „es wird Ihnen bekannt ſein, daß die Polizei einen Preis von hundert Friedrichsd'or für Denjenigen ausgeſetzt hat, der den Verfaſſer jenes Pasquills zu denunciren vermag . . . es koſtet mich einen Gang, einen Namen und Herr von Maupertuis iſt für alle Zeiten verloren! Da ich aber ein Verwandter Ihres Hauſes bin, will ich ſchweigen, wenn Sie ſich bereit erklären, jene hundert Friedrichsd'or, auf die ich nicht ſo leichtſinnig Verzicht leiſten darf, an mich in längſtens acht Tagen bezahlen zu wollen.“

— Und Sie, was thaten Sie?

— Ich bat mir drei Tage Bedenkzeit aus, um mir bei Ihnen Rath zu holen . . .

— Wenn Sie Gründe haben, zu glauben, daß Ihr Gemahl in der That Verfaſſer jenes Spottgedichts iſt, ſo bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als jenem elenden Schurken mit der Summe, die er verlangt, das Maul zu ſtopfen oder jeden Augenblick darauf gefaßt zu ſein, Maupertuis nach Spandau abgeführt zu ſehen.

— Fünfhundert Thaler Gold . . . ſagte ſie zögernd.

— Sind keine Kleinigkeit . . . doch ſind Sie reich genug, um ſie verſchmerzen zu können.

— Sie haben Recht, ſeufzte die Präſidentin. Mein Gemahl iſt zwar ein gefühlloſer Kloß, der mich ſeit langer Zeit grauſam vernachläſſigt; aber da ich, wie Sie ſehr richtig bemerkt haben, die Bagatelle leicht verſchmerzen kann, ſo will ich ihm ein Opfer bringen . . .

— Das iſt Ihre Schuldigkeit, Madame! Eine Frau, die wegen elender hundert Friedrichsd'or einen Augenblick zögern kann, was ſie in ſolchem Falle thun ſoll, verdient Prügel, Madame!

— Welche Sprache! rief Frau von Maupertuis.

— Die Sprache eines Mannes, welcher gewohnt iſt, frei von der Leber zu reden und, ſelbſt dem Könige gegenüber, niemals ein Blatt vor den Mund zu nehmen . . .

— Doctor, Sie ſind . . .

— Ein Flegel, wollen Sie ſagen; das weiß Jedermann und ich bin ſtolz darauf. Fragen Sie: „Was iſt La Mettrie?“, ſo wird jeder Lump Ihnen ſagen: „La Mettrie iſt ein Cyniker, La Mettrie iſt ein Atheiſt, La Mettrie iſt ein Auswürfling der Menſchheit.“ Aber trotz aller Laſter, die man mir nachrühmt, bilde ich mir ein, dann und wann doch weit tugendhafter als manche fromme Seele zu ſein, die an die Fabeln des alten und an die Märchen des neuen Teſtaments, an Unſterblichkeit, an jenſeitige Belohnung und an andern Schnickſchnack glaubt. Aufrichtigkeit über Alles! — Madame, ich geſtehe Ihnen, daß Sie mir ziemlich gut gefallen. Sie haben den Frühling und Sommer Ihres Lebens zwar ſchon hinter ſich, doch das ſchadet nichts; denn ſehen Sie, Madame, wir Cyniker ſind gute Leute, welche überreifes Obſt dem reifen und eine weiche Herbſtbirne einer allzuharten Reine-Claude vorziehen, ſagte La Mettrie und legte ſeine Hand auf ihr Knie. Finden nun auch Sie an mir Geſchmack, gefällt Ihnen meine Art und Weiſe, legen Sie auf meine Neigung einigen Werth, ſo müſſen Sie Alles thun, um mich bei guter Laune zu erhalten und vor allen Dingen kein Opfer ſcheuen, um vom Haupte Ihres Gemahls die Gefahr der Denunciation des elenden Polizeiſpions abzuwenden. Bis längſtens morgen Abend müſſen Sie die hundert Friedrichsd'or und, verlangt er mehr, auch noch mehr bezahlen. Thun Sie das nicht, Madame, dann ſind wir geſchiedene Leute, erklärte La Mettrie und erhob ſich.

— Sie ſind ſo grob und doch gefallen Sie mir ſo außerordentlich! Doctor, bleiben Sie noch einen Augenblick!

— Ich muß fort!

— Wohin? fragte die pommerſche Venus, ihn am Rockſchoße zurückhaltend.

— Zu meinem Freunde Tyrconnel, der mich erwartet . . .

— Und wann ſehe ich Sie wieder?

— Morgen Abend, verſprach La Mettrie, ſeinen Hut aufſetzend.

— Solche Männer liebe ich! ſagte die Präſidentin ſtill zu ſich ſelbſt und gab ihm das Geleite. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Beide das Zimmer verlaſſen hatten, öffnete ſich ein großer Garderobe-Schrank, aus deſſen halbgeöffneter Thür Herr von Maupertuis, der Zeuge jenes Geſprächs, heraustrat. Seine Phyſiognomie glich der einer Katze, welche Honig zu naſchen gehofft und ſtatt deſſen Eſſig getrunken hat. Er ſchüttelte den Kopf und die Perücke, kratzte ſich hinter den Ohren und hielt folgenden Monolog:

— Armer Freund, was nützt es Dir, daß Du Deine Frau und den elenden Verräther ertappt und belauſcht haſt? Du darfſt ihr und ihm keine Vorwürfe machen, denn ſie beſitzen das Mittel, Dich zu verderben: ſie wiſſen, daß Du der Dichter jenes Pasquills biſt. O ich Eſel! rief der Präſident der Akademie und ſchlug ſich wüthend vor die Stirn. Zum erſten Male in meinem Leben verſpüre ich eine ungeheure Luſt, mich rechts und links zu ohrfeigen und zu fragen: Maupertuis, wie haſt Du ſo dumm und ſo ſchlecht ſein können, Dich zum Pasquillanten zu erniedrigen? Das ſind die Folgen davon! Du haſt Deine Frau ertappt und — mußt ſchweigen, ſchweigen, ſchweigen!

Er knirſchte die Zähne, riß ſich in ſeiner ohnmächtigen Wuth mit jeder Hand einen Knopf vom Rocke, warf ſie zornglühend auf den Fußboden, ſtampfte mit den Füßen, ſchlug ein teufliſches Hohngelächter auf und — — — ſchwieg.

XXVIII.

Eine Stunde ſpäter finden wir Herrn La Mettrie bei Mylord Tyrconnel.

— Ich habe Ihnen einige wichtige Mittheilungen zu machen, ſagte der franzöſiſche Geſandte. Um Ihrem alten Wunſche, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, raſchen Vorſchub zu leiſten, habe ich mich an Herrn von Bernis gewendet und heute Morgen von ihm die Nachricht erhalten, daß er Ihr Geſuch der Marquiſe von Pompadour vorgelegt hat.

— Und die Marquiſe?

— Will Ihnen, wie ihr Günſtling mir ſchreibt, die Einwilligung zur Rückkehr ertheilen und ſich Ihrer auch in Paris annehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie unſern Landsmann Voltaire bewegen, dem Könige von Preußen abtrünnig zu werden . . .

— Nichts leichter als das! Der eitle Mann fühlt ſich am Hofe des „Philoſophen von Sans-Souci“, der ſich für einen eben ſo großen Dichter hält, ohnehin nicht mehr behaglich und ſehnt ſich im Stillen nach dem Seine-Babel zurück. Das Einzige, was ihn hier noch zurückhält, iſt die abenteuerliche Idee, daß Prinzeſſin Amélie, obwohl ſie gegen ihn die Spröde ſpielt, doch ſehr für ihn eingenommen ſei; Voltaire iſt thöricht genug, ſich einzubilden, daß ſie ſich, bezaubert von ſeinem Geiſte, in ihn verliebt habe. Wir müſſen die guten Leute, die ſich gegenſeitig eine Komödie vorſpielen, ganz einfach zu verfeinden ſuchen; dann bleibt er nicht vierundzwanzig Stunden mehr in Potsdam.

— Sie meinen alſo, daß ſeine Anhänglichkeit an König Friedrich . . .

— Weiter nichts als eine Maske iſt, die ihm nachgerade etwas läſtig wird. Neulich geſtand er mir unter dem Siegel des größten Vertrauens, daß der Umgang mit dem nordiſchen Salomo ihn zu langweilen anfängt. „Arbeiten bewundern müſſen, die uns nicht gefallen,“ geſtand er mir, „iſt nicht ſo leicht, als es Manchem ſcheinen mag. Poeſien, deren Form und Inhalt uns ſchrecklich angähnen, göttlich finden müſſen, iſt ein ſaurer Apfel! Ich wollte, ich wäre wieder in Paris . . .“

— Dann, lieber Freund, wundert es mich, warum er nicht zurückkehrt?

— Das erlaubt ihm ſeine Eitelkeit nicht . . . er mag nicht unaufgefordert kommen . . . er will mit Eclat zurückberufen werden . . .

— Das iſt ein Gefallen, den ihm unſer vielgeliebter Ludwig durchaus nicht erweiſen mag. Wie fangen wir es alſo an, Voltaire mit dem Könige und ſeiner Schweſter zu veruneinigen?

— Das will ich beſorgen, ſagte La Mettrie; doch kann ich, aufrichtig geſagt, nicht begreifen, warum die gute Pompadour ſich ſo entſetzlich viele Mühe gibt, den Mann, der ihr Anfangs nichts als Roſen und Weihrauch, ſpäter aber nur Dornen und Verleumdung geſtreut hat, nach Paris zurückzulocken.

— Die Marquiſe will, unter uns geſagt, ſeinen Geiſt, ſeine Feder, ſeinen ganzen Einfluß benützen zur Ausführung eines Racheplans, den ſie ſeit ganz kurzer Zeit im Schilde führt. Der Beichtvater

Ludwigs XV. iſt ein unbeugſamer Jeſuit, der dem Könige, welcher dann und wann Gewiſſensbiſſe verſpürt, beſtändig in den Ohren liegt, ſein ärgerliches Verhältniß mit der Pompadour abzubrechen und in die Arme ſeiner frommen Gemahlin, der polniſchen Maria Leſzynska, zurückzukehren. Die gute Königin, die ſich aus Gram über die Untreue ihres Gemahls dem Himmel in die Arme geworfen hat, iſt eine Betſchweſter geworden, die ſich von den Jeſuiten ganz und gar beherrſchen läßt. Die Marquiſe, die im Beichtvater ihres königlichen Geliebten ihren allergefährlichſten Feind erblickt, geht nun mit dem Plane um, den frommen Vater und den ganzen Orden, dem er angehört, zu allen Teufeln zu jagen, weil ſie in den Söhnen Loyola's die böſen Rathgeber der Königin erkennt. Seit einiger Zeit unterhandeln Graf Stainville, Herr von Machault, Bernis und einige andere Geſchöpfe der Pompadour in deren Namen mit dem heiligen Vater, um ihn zu bewegen, ſeine „Janitſcharen" aufzuheben. Benedict XIV., der eine große Vorliebe für die Dominikaner hat und den Jeſuiten durchaus nicht geneigt iſt, würde die Lieblings-Idee der Marquiſe, die den päpſtlichen Keller mit dem feinſten Champagner und die Küche des Vaticans mit Bayonner Schinken verſieht, ſchon längſt ausgeführt haben, wenn ihn nicht die Furcht vor der Macht der Geſellſchaft Jeſu davon zurück hielte. Dieſer Orden, jetzt mächtiger als je, ſoll gegenwärtig über zweiundzwanzigtauſend ordentliche Mitglieder, vertheilt in neunundbreißig Provinzen, zählen. Die lieben Schwarzröcke greifen, wie die Polypen, mehr und mehr um ſich und haben überall ihre Hand im Spiele. Aus dem Winkel der Beichtſtühle regieren ſie das Gewiſſen von halb Europa. Nôtre Dame de Pompadour glaubt nun ein ſchönes, gottgefälliges Werk zu verrichten, wenn ſie, ganz im Geheimen, alle Hebel in Bewegung ſetzt, um dieſe Teufelsbrut mit Einem Schlage zu vernichten.

— Ich befürchte, daß ihr dies nicht ſo bald und nicht ſo leicht gelingen werde. Wie oft ſind dieſe Jeſuiten ſchon, hier und dort, hinausgejagt worden. Im Jahre 1594 aus Frankreich, 1606 aus Venedig, 1618 aus Böhmen, 1622 aus Neapel und 1623 aus Indien vertrieben, haben ſie ſich immer und überall wieder eingeſchmuggelt, von Neuem feſten Fuß gefaßt und mit unerſchrockener Kühnheit ihr Meduſenhaupt erhoben. Dieſe Race gleicht der lernäiſchen Schlange, der, ſtatt des einen Kopfes, den man ihr abhaut, über Nacht zwei neue wachſen. Aus Frankreich vertrieben, würden ſie ſich nach Preußen flüchten, hier, blos zum Trotz der Pompadour, mit offenen Armen empfangen werden und von Berlin aus ihre geheimen Geſchütze gegen den „Unterrock" des Königs ſpielen laſſen . . .

— Das befürchtet auch die Marquiſe und hält darum die Verbannung der Jeſuiten aus Frankreich allein nur für eine halbe Maßregel. Der Schlag muß von Rom ausgehen . . . das Daſein dieſes Ordens muß durch eine päpſtliche Bulle ecraſirt werden; doch fürchte ich, daß der heilige Vater die Maitreſſe unſers vielgeliebten Ludwig nur mit leeren Verſprechungen hinhält.

— Mylord, rathen Sie der Pompadour, mich als Geſandten nach Rom zu ſchicken. Ich will dem ſogenannten Statthalter Chriſti ſo lange zuſetzen, bis er ein paar Bullen ſpeit . . .

— Für die nächſte Zeit ſcheint mir wenig Hoffnung dazu vorhanden, um ſo mehr, da ich weiß, daß der Jeſuiten-General, Ignazio Visconti, der an jedem Hofe ſeine Spione hat, von dem Plane der Pompadour genau unterrichtet, alle Minen ſpringen läßt, um ihren geheimen Unterhandlungen mit dem Papſte mächtig entgegenzuarbeiten. Er und ſein weitverzweigter Orden bieten alle Mittel auf, die Marquiſe zu ſtürzen. Aus Furcht vor den Ränken der Jeſuiten will ſie, wie geſagt, Voltaire's Anſehen, ſeinen Geiſt, ſeinen Witz zu Hilfe rufen, um durch ihn jene frommen Väter in den Augen des Königs zu verdächtigen und in der Achtung des Volkes herabzuſetzen. Es iſt ein Parteien-Kampf auf Leben und Tod. Bleibt die Pompadour am Ruder, muß die Geſellſchaft Jeſu fallen; behält Letztere die Oberhand, dann geht die Herrſchaft der Marquiſe zu Ende.

— Und zu welcher von beiden Parteien, Mylord, gehören Sie?

— Bis jetzt halte ich's noch mit dem „Unterrock".

— Und warum?

— Weil er der Stärkere iſt.

— Eh bien, dann will ich auch mich der Faction Pompadour anſchließen und den Jeſuitenhunden den Krieg erklären!

— Sie ſind der Mann, den wir gebrauchen können, ſagte Tyrconnel, ſeinem Landsmann die Hand drückend.

XXIX.

Wir halten einige Augenblicke den Pendel unſerer Erzählung auf, um einen flüchtigen Blick auf die Entſtehung und Ausbreitung der Geſellſchaft Jeſu zu werfen.

Dieſer Orden — 1539 durch Ignaz von Loyola in's Leben gerufen und nach Hinwegräumung mancher Hinderniſſe*) am 27. September 1540 vom Papſt Paul III. durch die Bulle: „regimini ecclesiae militantis“ beſtätigt — ſollte urſprünglich nur aus ſechzig Mitgliedern beſtehen. Pauls Nachfolger, Julius III., der dieſe Beſchränkung aufhob, verlieh der neuen Geſellſchaft mehrere Privilegien ſo lockender und verführeriſcher Art, daß ſie von Jahr zu Jahr größern Anhang gewann und, als ihr Gründer ſtarb, ſchon mehr als tauſend Mitglieder zählte. Perſon und Eigenthum jedes einzelnen Mitgliedes war weder weltlicher noch geiſtlicher Gerichtsbarkeit unterworfen; jedem Mitgliede war das Recht eingeräumt, ſich eigenmächtig von allen Sünden und Kirchenſtrafen freizuſprechen, ſich von Faſten und Speiſeverboten zu dispenſiren und vom Gebrauche des Breviers zu entbinden. Aber eine Hauptbegünſtigung dieſes Ordens beſtand darin, daß ſeinen Mitgliedern keine beſondere Ordenstracht aufgedrungen wurde. Sie durften weltliche Kleidung tragen und konnten ſich auf dieſe Weiſe unerkannt in alle Klaſſen der Geſellſchaft einſchleichen und in Kreiſe eindringen, die allen übrigen Mönchsorden unzugänglich blieben. — Ihr urſprünglicher Zweck war Verbreitung der katholiſchen Lehre, des alleinſeligmachenden Glaubens, und Verdrängung des Proteſtantismus durch Unterricht, Miſſionen und andere erlaubte und unerlaubte Mittel, die nach ihrem Wahlſpruch: „ad majorem Dei gloriam“ zur Erreichung ihrer Zwecke dienten. Außer dem Gelübde der Keuſchheit und Armuth waren ſie zu blindem, unbedingtem Gehorſam gegen den Statthalter Jeſu und gegen ihren Ordensgeneral in dem Maße verbunden, daß nach Loyola's letztem Willen in ſeiner Sterbeſtunde jedes Mitglied in der Hand ſeines Vorgeſetzten nichts weiter als ein willenloſes Werkzeug, ein Leichnam (perinde ac cadaver) war.

---

*) Ein Beſchluß der Lateran-Synode vom Jahre 1215 hatte den Statthaltern Chriſti die Befugniß genommen, neue Mönchsorden zu creiren.

Der Ordensgeneral, aus dem Schooße der Profeſſen auf Lebenszeit gewählt, reſidirte zu Rom und beſaß die unumſchränkteſte Machtvollkommenheit, gewiſſe Glieder des Ordens, wohin er es für gut fand, als Miſſionäre oder auch als Spione hinzuſenden und Das zu verfügen, was ihm zur größern Verbreitung der Geſellſchaft und zum Heile derſelben geeignet ſchien. Die Handlungen des Generals wurden von einem ihm zur Seite ſtehenden Admonitor und die Schritte des Admonitor von fünf Räthen, oder Aſſiſtenten controllirt, welche die fünf Haupt-Nationen (Italiener, Franzoſen, Spanier, Portugieſen und Deutſche) vertraten.

Seit der Entſtehung dieſes Ordens, der, von einem Willen geleitet, von einem Geiſte beſeelt und nach einem Ziele ſtrebend, immer mehr und mehr Macht an ſich riß, ſtanden bis zu dem Zeitraume, in welchem unſere Erzählung ſpielt, ſechszehn Generale an der Spitze der Geſellſchaft Jeſu.

Der Gründer derſelben, Ignaz Loyola, geboren 1491 auf ſeinem väterlichen Schloſſe in der Provinz Guipuzcoa in Spanien, geſtorben am 28. Juli 1556 zu Rom, wurde 1609 von Paul V. in die Reihe der Seligen und, dreizehn Jahre ſpäter, von Gregor XV. in die der Heiligen aufgenommen.

Sein Nachfolger, Jakob Lainez — ein Landsmann Loyola's — gab dem Orden jene Verfaſſung, die in der Folge für alle Staaten und ſelbſt für die Kirche gefahrdrohend wurde, indem er alle Verfügungen im Orden nur vom Generale deſſelben abhängig machte. Er ſtarb im Jahre 1565.

Ihm folgte der Spanier Franz Borgia, Herzog von Candia, der dem Papſte Pius V. und ſeinem Orden die wichtigſten Dienſte leiſtete und im Jahre 1572 ſtarb. Urban VII. verſetzte ihn 1624 unter die Seligen und Clemens X. 1671 unter die Heiligen.

Sein Nachfolger war Eberhard Mercurian, ein Belgier, der die „monita ad Societatis rectam gubernationem" herausgab und dadurch eine verſchärfte Disciplin einführte. Er ſtarb 1581.

Unter dem fünften Generale, Claudio Aquaviva, wurden die frommen Väter der Geſellſchaft Jeſu wegen des Attentates eines ihrer Zöglinge, Jean Chatels, auf das Leben Heinrichs IV. im Jahre 1594 aus Frankreich verwieſen, aber ſchon neun Jahre ſpäter, auf Bitten Clemens des Achten, wieder zurückgerufen. Während Aquaviva's Herrſchaft ließ der ſpaniſche Jeſuit Juan Mariana ſein Werk: „de rege et regis institutione" erſcheinen, das erſte Buch, in welchem der Orden den Grundſatz aufſtellte, daß Königsmord erlaubt ſei.*) Aquaviva ſtarb 1618.

Unter dem ſechſten Generale, Muzio Vittelleſchi, wurde 1640 das hundertjährige Jubiläum dieſes Ordens gefeiert. Damals war die Zahl der Mitglieder ſchon auf dreizehntauſend angewachſen.

Nach ſeinem Tode (1645) folgte Vincenzo Caraffa, welcher 1649 ſtarb.

Der achte General war Francesco Piccolomini (geſt. 1652), der neunte Aleſſandro Gottofridi (geſt. 1662). Unter Letzterem trat einer der gefährlichſten Gegner dieſes Ordens, Blaiſe Paſcal, mit ſeinen „lettres provinciales“[*] gegen die laxe Moral und die ſtaatsgefährliche Politik der frommen Väter auf.

---

*) Die erſte Ausgabe erſchien zu Toledo 1599. 4. und wurde 1610 vom Pariſer Parlament zum Feuer verurtheilt. Eine deutſche Ueberſetzung von C. Riedel erſchien in Darmſtadt 1843. 16.

Sein Nachfolger, Godwin Nickel, war ein Deutſcher, der nur zwei Jahre die Zügel dieſes Ordens regierte.

Unter dem eilften Generale, Giovanni Paolo Oliva, verdammte Papſt Innocenz XI. im Jahre 1679 durch eine Bulle fünfundſechzig anſtößige Sätze (propositiones laxorum moralistarum), die aus den Werken von Suarez, Buſenbaum, Eſcobar, Bauny und andern jeſuitiſchen Caſuiſten herausgezogen waren. Oliva ſtarb 1682.

Ihm folgten der Belgier Charles de Noyelles (geſt. 1697), der Spanier Tirſo Gonzalez (geſt. 1706) und der Italiener Michel Angelo Tamburini (geſt. 1730).

Unter dem fünfzehnten Generale, Franz Retz, der ein Deutſcher war, erſcholl durch ganz Europa die Kunde von der Frevelthat des franzöſiſchen Jeſuiten Jean Baptiſte Girard, der im Jahre 1731 eine achtzehnjährige Jungfrau, die ſchöne Cadière, unter dem Vorwande der Abſolution im Beichtſtuhle geſchändet hatte.[**]

Nach Retz's Tode (1749) folgte Ignazio Viſconti. Der Orden, der unter ſeinem Vorgänger den höchſten Gipfel der Macht erſtiegen hatte, zählte jetzt 22,589 ordentliche Mitglieder, die, in

---

[*] **Paris 1656. 4.** Eine Vertheidigung dieſes Ordens ließ Vater Gabriel unter dem Titel: „**Reponse aux lettres provinciales**“, **Cologne 1696**, an's Licht treten.

[**] Eine Sammlung aller Schriften für und wider dieſen Jeſuiten erſchien u. d. T.: „**Procès du père Girard**“, **Lahaye** 1731, 8 Bde. 12. Darunter befindet ſich ein auf dieſen Proceß Bezug habendes Vandeville in drei Acten, betitelt: „**le nouveau Tarquin**“. Eine andere Ausgabe in Folio, mit obſcönen Kupfern ausgeſtattet, gehört zu den bibliographiſchen Seltenheiten.

39 Provinzen vertheilt, 24 Profeß- und 61 Probations-Häuſer, 176 Seminarien, 669 Collegien und 335 Reſidenzen beſaßen.

Es ſei uns erlaubt, aus der Maſſe von Anklagen, die man gegen die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu erhoben hat, nur folgende Thatſachen anzuführen:

Einundfünfzig dieſer frommen Väter lehren: der Zweck heiligt die Mittel.

Zweiundſiebenzig (darunter Petit, Guarat, Guignard, Mariana, Santarell, Bauny, Hereau, Escobar, Buſenbaum, Amicus, Leſſius, Suarez, Becan, Jouvency) vertheidigen den Königsmord und das Verbrechen der beleidigten Majeſtät.

Achtunddreißig vertheidigen die Irreligion, ſprechen die Menſchen von der Verpflichtung zur wahren Gottesliebe los und erklären, daß Furcht vor der Hölle hinreichend ſei.

Der ſpaniſche Jeſuit Hurtado de Mendoza behauptet, man brauche den lieben Gott jährlich nur ein Mal zu lieben.*) Henriquez geht noch weiter und behauptet, es ſei hinreichend, den Schöpfer blos alle drei oder vier Jahre ein Mal zu lieben.**) Der Brabanter Jeſuit Leonard Leſſius meint ſogar, man ſei überhaupt niemals verbunden, Gott zu lieben.***)

---

*) „Maximes politiques du Pape Paul III.“, Lahaye 1716.

**) Escobar „Theologia moralis“, Tractat. I. Except. 2. Tractat. V. Except. 4.

***) Die Jeſuiten hielten dieſen Biedermann ſo hoch, daß ſie einen ſeiner geweihten Schreibefinger den Beichtenden zum Küſſen darreichten. Courtois „de vita et moribus Lessii“. Par. 1641. Bruss. 1666.

Siebenunddreißig vertheidigen unter vielen ſpitzfindigen Umſtänden den Todtſchlag.

Der ſpaniſche Jeſuit Antonio Escobar ſagt in einer ſeiner Schriften: „Es iſt weit verzeihlicher, zehn Menſchen als einen Prieſter, zwanzig Prieſter als einen Biſchof, dreißig Biſchöfe als einen Cardinal und vierzig Cardinäle als einen Papſt todtzuſchlagen; es ſei alſo weniger ſündhaft, 240,000 Menſchen als einen einzigen Papſt umzubringen.“ (Auch wir ſind damit einverſtanden, wenn nämlich dieſe 240,000 Menſchen lauter Jeſuiten wären.)

Fünfunddreißig vertheidigen den Raub und die Vorenthaltung eines anvertrauten Gutes.

Dreißig reden dem Meineid und allen Gattungen von Fälſchungen das Wort.

Achtzehn vertheidigen die Unkeuſchheit.*)

Da kein von Jeſuiten geſchriebenes Werk ohne Genehmigung ihres Ordens-Generals gedruckt werden darf, ſo erſcheinen dieſe Speciallehren als Gemeinſünden der ganzen Geſellſchaft.

Alle ſtimmen darin überein: „Wer in einer Kirche der Geſellſchaft Jeſu fünf Vater Unſer und fünf Ave Maria betet und alsdann beichtet, kann dreiundzwanzigtauſend arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien und hundert Jahre Ablaß ſeiner Sünden erhalten und während dieſer Zeit nicht weniger als fünfzehntauſend neue Todſünden begehen.*)

---

*) Der ſpaniſche Jeſuit Thomas Sanchez, der dreißig Jahre über ſein berüchtigtes Werk „de matrimonio“ gebrütet hatte, erhielt dafür eine Unmaſſe von Beinamen. Sein Buch wurde eine Bibliotheca Veneris und eine Ilias impuritatum, er ſelber aber Docteur en paillardise und D...käfer genannt.

Jeder unſerer Leſer, der ſein Gewiſſen von allen Sünden reinigen will, um ungeſtraft neue zu riskiren, wird nun wiſſen, was er zu thun hat.

XXX.

Einer der Haupt-Miſſionäre dieſes hochehrwürdigen Ordens war — unter uns geſagt — jener Mann, den wir bis jetzt als Marquis Aymar, als Freund des Grafen Saint-Germain, als Vertrauten der Prinzeſſin Amélie und als Compère der Frau von Pfuel kennen gelernt haben.

Dieſer Mann ſaß ſchreibend an ſeinem Pulte, als ſein Diener, ein winzig-kleiner Mulatte in ſcharlachrother Livree, mit der Meldung eintrat, daß ein Fremder den Marquis zu ſprechen wünſche.

— Hat er ſeinen Namen genannt? fragte der Jeſuit, ruhig fortſchreibend.

— Blos drei Buchſtaben . . .

— Welche? fragte der Marquis, den Brief bei Seite ſchiebend.

— J. H. S.

— Laß ihn augenblicklich eintreten! rief Aymar und warf haſtig die Feder weg.

---

*) Siehe F. Nicolai's Reiſen, 5. Band, Seite 94.

Der Angemeldete war ein Vierziger, deſſen ganze Erſcheinung etwas eben ſo Edles als Impoſantes beſaß. In ſeiner geiſtvollen Phyſiognomie, die durch ein wunderbar kluges Auge einen ganz eigenthümlichen Lüſtre erhielt, lag ein gewiſſer Reiz, zu dem man ſich augenblicklich hingezogen fühlte. Seine reiche Kleidung und ſein außerordentlich feines Benehmen verriethen den Mann von hoher Stellung.

— Willkommen, lieber Graf! ſagte Aymar, der ihm entgegengeeilt war.

— Ich freue mich, Sie endlich wiederzuſehen . . .

— Sie kommen . . .

— Geraden Weges aus Rom . . .

— Und bringen mir . . .

— Eine Welt voll brüderlicher Grüße und eine höchſt wichtige Botſchaft . . .

— Laſſen Sie hören, theurer Graf!

— Seine Eminenz, unſer hochwürdiger General, hat in Erfahrung gebracht, daß Seine Allerchriſtliche Majeſtät*), Ludwig XV., König von Frankreich und Navarra, irregeleitet durch die abſcheulichen Ränke der fluchwürdigen Pompadour, ſeit einigen Wochen mit dem Plane umgeht, ein Decret zu erlaſſen, das unſern Orden zum zweiten Male aus dem ſchönſten Lande der Chriſtenheit, aus Frankreich, wo unſere Brüder die meiſten Beſitzungen und den größten Einfluß haben, verbannen ſoll. Wir müſſen bei Zeiten darauf bedacht ſein, uns um ein anderes Refugium umzuſehen. Unſer hochwürdiger General hat in ſeiner Weisheit beſchloſſen, in Preußen den Herd unſeres Ordens aufzuſchlagen; er will die Eiferſucht, die zwiſchen dem Hofe von Sans-Souci und dem von Verſailles herrſcht, zum Beſten unſerer Brüder benutzen und König Friedrich II. bewegen, der Geſellſchaft Jeſu die Thore ſeines Landes zu öffnen. Der Monarch, der zwar Proteſtant, aber ein Feind der Pompadour iſt, wird ſich, zum Trotze ſeiner Gegnerin, die es mit der Kaiſerin Maria Thereſia hält, bereit finden laſſen, uns ein Aſyl einzuräumen. Der General hat mich abgeſchickt, um in Gemeinſchaft mit Ihnen das Schlachtfeld unſerer künftigen Wirkſamkeit zu recognosciren . . .

---

*) Dieſer Titel wurde den Königen von Frankreich durch Papſt Paul II. beigelegt.

— Von meiner Seite, lieber Graf, iſt dies bereits geſchehen...

— Und was hat unſer Orden vom Könige von Preußen zu hoffen?

— Alles! Jedoch nur dann, wenn wir ihm gewiſſe Vortheile zu bieten im Stande ſind.

— Ich bin beauftragt, Ihnen fünf Millionen Thaler zur Erreichung unſeres Zwecks zur Verfügung zu ſtellen, ſagte der Graf und zog aus der Bruſttaſche ſeines dunkelblauen Sammetrocks ein Portefeuille, in welchem ſich jene Summe in Wechſeln und Anweiſungen befand. Unſer General legt mit dieſem kleinen Theile ſeiner Fonds die Zukunft unſeres Ordens in Ihre Hand, fuhr er fort und überreichte die Brieftaſche ſeinem Bundesgenoſſen.

— So viel werden wir hoffentlich nicht brauchen, um den Schlüſſel zum Herzen des Königs und jener Perſonen, denen ich einigen Einfluß zutraue, aufzufinden. Schon bin ich ſo glücklich, zwei ſchwache Seiten zu kennen, auf welchen ſein ſonſt unbeugſamer Charakter zugänglich und zugleich einzunehmen iſt. Seine Majeſtät ſind erſtens verliebt . . .

— In wen? fragte der Graf.

— In ein junges, unſchuldiges Kind, deſſen Mutter ganz und gar abhängig von meinem Willen iſt. Zweitens glaubt der Weltweiſe von Sans-Souci an die Goldmacherkunſt und erwartet tagtäglich die Ankunft des Grafen Saint-Germain . . .

— Der ſchon ſeit Monden in Potsdam iſt?

— Aber wohlweislich unter anderm Namen . . .

— Unter welchem?

— Hier zu Lande heißt er Marquis Aymar, erklärte der Mann, in welchem unſere Leſer jetzt den Grafen Saint-Germain erkennen.

— Ganz recht, ſagte der andere Miſſionär. Unter dieſem Namen habe ich Sie ja hier aufgeſucht.

— Unter dieſer Maske habe ich den Terrain unterſucht und die Ueberzeugung erhalten, daß Graf Saint-Germain hier eine außerordentlich günſtige Aufnahme ſowohl beim Könige als bei der Schweſter deſſelben finden wird.

— Wie aber werden Sie im Stande ſein, dieſe Doppelrolle durchzuführen?

— Wiſſen Sie nicht, daß mir die Gabe zu Gebote ſteht, Phyſiognomie, Geſtalt und Sprache dergeſtalt verändern zu können, daß ſelbſt der beſte meiner Freunde mich nicht zu erkennen vermag?

— Unſer Orden darf ſich Glück wünſchen, ein Mitglied zu beſitzen, das ſich wie jener mythiſche Proteus vielfältig metamorphoſiren kann . . .

— Und ich ſelber, lieber Graf, darf mir gratuliren, daß Sie wie ein deus ex machina erſchienen ſind, um mir und der guten Sache einen großen Dienſt zu leiſten . . .

— Was wünſchen Sie? fragte der Bevollmächtigte des Jeſuiten-Generals.

— Ich wünſche, daß Graf Kergalec ſich herablaſſe, die Rolle des Grafen Saint-Germain zu übernehmen . . .

— Wozu?

— Erſtens, um mir die Sache ein klein wenig zu erleichtern, zweitens, um mich in den Stand zu ſetzen, den Grafen Saint-Germain als Marquis Aymar wacker unterſtützen zu können.

— Wir ſind von Einem Geiſte beſeelt . . . Ihr Wille, theurer Freund, iſt auch der meine, ſagte Kergalec.

— Morgen werde ich Sie, als den längſt erwarteten Wundermann, dem Könige und ſeiner Schweſter vorſtellen und Ihnen noch heute mittheilen, was Sie zu thun haben, um dem großen Orden, dem wir angehören, nützlich zu werden. Zeigen Sie, lieber Graf, daß auch Sie, durchdrungen von dem heiligen Zweck unſeres Bundes, mit Leib und Seele bereit ſind, Alles auszuführen, was uns zum Ziele führen kann ad majorem Dei gloriam!

Dann umarmten ſich die beiden Grafen.

XXXI.

Gegen eilf Uhr Vormittags finden wir den großen Friedrich in ſeiner kleinen Privat-Bibliothek. Er ſitzt in einem hohen, mit grünem Sammet überzogenen Lehnſtuhle und ſcheint zu ſchlafen.

Zu ſeinen Füßen liegen zwei ſeiner vierfüßigen Günſtlinge, die beiden Hündinnen Biche und Alkmene, von welchen die eine, in Ermangelung beſſerer Beſchäftigung, ſich mit der Zunge das glatte Fell putzt, während die andere zum Zeitvertreibe nach den neckenden Fliegen ſchnappt. — In der Rechten des Königs, die auf ſeinem Schooße ruht, erblicken wir ein in rothen Saffian gebundenes Exemplar von Machiavells „Principe“ in franzöſiſcher Ueberſetzung. Man weiß, daß Friedrich in früherer Zeit, als er noch Kronprinz geweſen war, eine Widerlegung jenes Buches geſchrieben hatte*); aber bald darauf zur Regierung gelangt, hatte er ſeine Anſichten dergeſtalt geändert, daß jener Machiavell, deſſen perfide Rathſchläge er früher bekämpft hatte, ſpäter ſein Vorbild geworden war. In Bezug auf dieſe Sinnesänderung hatte Voltaire das treffende Bonmot gemacht: „Friedrich habe in die Schüſſel geſpuckt, um Andern die Eßluſt zu verderben“.

Der Monarch geruhte über eine Stelle, die er kurz vorher in ſeinem Lieblingsſchriftſteller geleſen, geſchloſſenen Auges nachzudenken, als einer ſeiner Pagen erſchien, um Seiner Majeſtät den Marquis Aymar und den Grafen Saint-Germain anzumelden. Der Name des Letztern verfehlte ſeine Wirkung nicht, denn Beide wurden ſofort vorgelaſſen.

Nach Beſeitigung der herkömmlichen Präliminarien, ſagte der König zum Pſeudo-Grafen:

— Da Sie geraden Weges aus Wien kommen, ſo werden Sie uns ſagen können, wie ſich unſere vielgeliebte Couſine, die Kaiſerin Maria Thereſia, befindet.

---

*) Sein „Anti-Macchiavell, ou Essai de critique sur le Prince de Macchiavell“ erſchien ohne ſeinen Namen, herausgegeben von Voltaire, im Haag 1740. 8.

— Wohler als je, obgleich ſie den Verluſt von Schleſien noch immer nicht verſchmerzen kann.

— Man ſagt, daß Madame mit dem Plane umgehe, uns den Krieg zu erklären . . .

— Ihre Majeſtät will Schleſien à tout prix zurückerobern, und um dieſes Ziel leichter zu erreichen, denkt ſie jetzt mehr als je an eine Allianz mit Frankreich.

— Sollte es wirklich wahr ſein, daß die Tochter Kaiſer Karls VI. mit der H... Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät in vertrautem Briefwechſel ſteht?

— Die Kaiſerin macht kein Geheimniß daraus . . .

— Man ſagt, daß Maria Thereſia für die Pompadour ſehr eingenommen ſei . . .

— Die Kaiſerin ſpricht von der Marquiſe mit großer Achtung und nennt ſie nie anders, als ihre „bonne amie“.

— Und wodurch hat ſich „Cotillon II.“ bei ihr ſo gewaltig eingeſchmeichelt?

— Durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten: allmonatlich ſendet die Marquiſe auf ihre eigenen Koſten einen Courier mit den neueſten Moden und den intereſſanteſten Erſcheinungen aus dem Gebiete der Muſik und Literatur nach Wien. Da man am Hofe von Verſailles ſehr wohl unterrichtet iſt, daß Ihre k. k. Majeſtät in ſehr hohem Grade für Ihren frühern Sprachmeiſter, Abbé Metaſtaſio, eingenommen ſind, ſo beeilt man ſich, auch ihm große Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Frau von Pompadour hat die Widmung ſeiner geſammelten Dichtungen angenommen, die in Paris gedruckt werden ſollen.*) Sie hat dem Dichter ihr in Diamanten eingefaßtes Portrait geſchickt und will ihm noch das blaue Band des Ludwigkreuzes verleihen. Auch Graf Wenzel Kaunitz, der ſeit dem Aachener Frieden der Conferenz- und Staats-Miniſter oder, richtiger geſagt, die rechte Hand der öſterreichiſchen Semiramis iſt, gehört zu den Freunden der klugen Frau, die, wohl wiſſend, daß er ein leidenſchaftlicher Gemäldeliebhaber und ein großer Freund der franzöſiſchen Genre-Malerei iſt, ihm eine der gelungenſten Bambocciaden von Largillière zum Geſchenk gemacht hat. In einigen Tagen wird Graf Kaunitz, erſt unlängſt zum Ritter des goldenen Vließes erhoben, als kaiſerlicher Geſandter nach Frankreich abgehen, um das Band der Freundſchaft zwiſchen beiden Damen noch feſter zu knüpfen . . .

— Glauben Sie wirklich, daß eine Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, ein Bündniß zwiſchen Unter- und Oberrock zu Stande kommen könnte?

— Ich bin feſt überzeugt, daß Kaunitz, der frivolſte Mann, und die Marquiſe, das frivolſte Weib, ſich ſehr bald verſtändigen werden . . .

— Und auf welche Weiſe ließe ſich dies verhindern?

— Einzig und allein durch den Sturz der Pompadour . . .

— Und das Mittel zu ihrem Sturze?

— Ruht gleichſam in der Hand Ew. Majeſtät. Der Mann, der dieſe Frau am ſchnellſten zu ſtürzen vermag, iſt Voltaire . . .

— Voltaire? wiederholte der Monarch.

---

*) Sie erſchienen, unter Calzabigi's Aufſicht, erſt einige Jahre ſpäter, Par. 1755, 12 Bde. 8.

— Sobald er ſich bewegen läßt, auszuſagen, daß auch er ihre Gunſt genoſſen hat . . .

— Und meinen Sie, daß mein Kammerherr zu einer Indiscretion ſolcher Art zu bewegen wäre?

— Seine Eitelkeit, ſagt man, mache ihn zu Allem fähig . . .

— Sie kennen ihn?

— Nur dem Rufe nach, und dennoch getraue ich mich, es in ganz kurzer Zeit durchzuſetzen, daß er ein Geſtändniß dieſer Art ſogar ſchriftlich aus der Hand gibt . . .

— Verſuchen Sie es, lieber Graf, und rechnen Sie auf meine volle Dankbarkeit. Ich geſtehe Ihnen, daß es in meinem Intereſſe liegt, eine Allianz zwiſchen den Höfen von Verſailles und Wien um jeden Preis zu verhindern, denn Frankreich iſt die größte Macht der civiliſirten Welt. Wär' ich König dieſes ſchönen Landes, ſo dürfte in ganz Europa kein Kanonenſchuß ohne meine Erlaubniß fallen. Oeſterreich hingegen iſt eine aus bunten Fetzen *zuſammengeflickte Monarchie*, die mir nur dann gefährlich werden könnte, wenn ſie ſich mit Frankreich gegen mich verbände. Ich gebe Ihnen nun Gelegenheit, Graf Saint-Germain, Ihre diplomatiſche Gewandtheit in ſchönſtem Lichte zu zeigen . . . beweiſen Sie, daß der Ruf, der Sie als einen der ſchlauſten Staatsmänner darſtellt, nicht gelogen hat. — Marquis Aymar — fuhr er fort, nachdem er ſeine Naſe durch eine ungewöhnlich ſtarke Priſe regalirt hatte — iſt ſo freundlich geweſen, uns blaue Wunder von Ihnen zu erzählen. Geſtatten Sie mir, lieber Graf, Ihnen freiwillig zu bekennen, daß ich höchſt ungläubiger Natur bin und von Allem, was Ihr Freund und die tauſendzüngige Fama über Sie ausgeſtreut hat, kaum den hundertſten Theil zu glauben mich entſchließen kann, deſſenungeachtet ſind Sie ſeit langer Zeit ein Gegenſtand meiner aufrichtigen Bewunderung, weil ich mir ſagen muß, daß ein Mann, der ſich in ſo märchenhafte, undurchdringliche Schleier zu hüllen und ſeine ſchwierige Rolle ſo meiſterhaft durchzuführen verſteht, jedenfalls eine außergewöhnliche Erſcheinung iſt.

— Sire, antwortete Pſeudo-Saint-Germain, ich gehöre zu jenen Leuten, die das Unglück haben, faſt immer falſch beurtheilt zu werden: die Einen halten mich für einen Abenteurer und Betrüger, die Andern für einen Zauberer und Hexenmeiſter; ich bin ... Dank der Vorſehung! ... weder das Eine, noch das Andere.

— Und doch behaupten Sie Manches, was man ſich nicht gut zuſammenreimen kann, ohne Ihnen oder ſich ſelbſt Unrecht zu thun. Eine Frage in vollem Ernſte: Wollen Sie mir offen und ehrlich geſtehen, wie alt Sie ſind?

— Sire, es gibt Augenblicke, in welchen ich behaupten möchte, erſt ſeit geſtern, und dann wieder Stunden, in denen ich mit gutem Gewiſſen beſchwören könnte, ſchon ſeit zwei Jahrtauſenden unter den rings um mich her abſterbenden Menſchengeſchlechtern herumzuwandern, ohne irgendwo Raſt und Ruhe zu finden ...

— Dieſer Glaube ſcheint ſich bei Ihnen zur fixen Idee geſteigert zu haben. Sie leben vielleicht in der traurigen Einbildung, der ewige Jude zu ſein ...

Der Graf ſtieß einen centnerſchweren Seufzer aus und ſchwieg.

— Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie in dieſem Augenblick ſehr komiſch finde. Bilden Sie ſich alſo wirklich ein, nie zu ſterben?

— Was iſt unſer Leben anders, als ein ewiges Sterben?

— Ihre Kunſt, glaube ich, beſteht darin, alle Fragen ſo ausweichend zu beantworten, daß Jeder Das glauben kann, was ihm gefällt . . . Marquis Aymar hat mir unter vielen andern unglaublichen Dingen auch Das erzählt, daß die Kunſt, Gold zu machen, für Sie durchaus kein Geheimniß ſei . . .

— Sire, ich erinnere mich ſehr genau, am Hofe eines Ihrer erlauchten Vorfahren mehr als eine Probe dieſer Kunſt abgelegt zu haben . . .

— Sie ſind alſo ſchon einmal in Berlin geweſen?

— Vor ſiebenundſiebenzig Jahren *), als der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm, von mir eine kleine, unbedeutende Summe zur Gründung einer Colonie in Afrika geliehen . . .

— Ich bin dann vielleicht Ihr Schuldner? fragte Friedrich mit ſokratiſcher Ironie.

— Ew. Majeſtät ſcheinen daran zu zweifeln . . . Vielleicht überzeugt Sie dieſes vom Kurfürſten eigenhändig ausgeſtellte Document von der Wahrheit meiner Forderung, ſagte Graf Kergalec und zog aus ſeinem Portefeuille ein vergilbtes Pergamentblatt hervor, auf welchem der große Kurfürſt mit voller Namensunterſchrift und beigedrucktem Staats-Siegel dem Grafen Joſeph von Saint-Germain, Ritter des Malteſer-Ordens, das zinsfreie Darlehen von hunderttauſend Dukaten beſcheinigt hatte.

Der König warf einen Blick auf das kurfürſtliche Siegel, auf die ihm wohlbekannte Unterſchrift ſeines großen Urahnen und rief erſtaunt:

— Das iſt ein klein wenig ſtark! Wie aber kommt's, daß Sie

---

*) Auf Seite 23 iſt irrthümlich „hundertundſiebzig" Jahre angegeben.

von dieſem Scheine keinen Gebrauch gemacht und dies Darlehen bis jetzt nicht zurückgefordert haben?

— Weil mir die Summe, aufrichtig geſagt, zu geringfügig erſchien . . .

— Ich begreife, daß für einen Mann, der ſich im Beſitze des Steins der Weiſen glaubt, hunderttauſend Dukaten eine winzigkleine Kleinigkeit ſind . . .

— Die um ſo leichter zu verſchmerzen iſt, fügte der Graf hinzu, wenn man ſich für einen ſo geringen Dienſt ſo überreich belohnt weiß . . .

— Wodurch? fragte der Monarch mit ſtechendem Zweifel.

— Durch mehr als ein Zeichen allergnädigſten Wohlwollens. Der große Kurfürſt geruhte, mir einen Tag vor meiner Abreiſe dieſe Tabatière mit ſeinem Bildniß, und Henriette von Oranien, ſeine erlauchte Gemahlin, mir dieſen Ring zu ſchenken . . .

— Iſt Ihnen das Haus Brandenburg außer jenem Darlehen vielleicht noch andere Verbindlichkeiten ſchuldig? fragte Friedrich mit ſkeptiſchem Lächeln.

— Ich pflege mich derlei Kleinigkeiten nur höchſt ungern zu rühmen, aber da Ew. Majeſtät geruhen, mich darnach zu fragen, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß König Friedrich I. zur Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekriegs bei mir eine Anleihe von fünfhundertfünfzigtauſend Thalern gemacht.

— Und hat man Ihnen auch dieſe Bagatelle verbrieft?

— Allerdings, entgegnete der räthſelhafte Mann und zeigte dem Könige ein zweites Document.

— Und auch dies Capital haben Sie nicht zurückgefordert?

— Weil der erlauchte Vorfahr Ew. Majeſtät jene kleine Schuld längſt getilgt hat . . .

— Wodurch?

— Durch die unverdiente Huld und Gnade, mit der er mir am letzten Ordensfeſte den ſchwarzen Adler verliehen . . .

— Und auch dies können Sie beweiſen? fragte Friedrich ganz verblüfft.

— Durch dies allerhöchſt eigenhändig unterzeichnete Diplom, das ich wohlweislich mitgebracht habe, um ſelbſt den allerleiſeſten Zweifel Ew. Majeſtät zu beſeitigen.

Der König prüfte das Diplom und erſchrak.

— Ich weiß wahrlich nicht, was ich dazu ſagen ſoll! Siegel und Unterſchriften ſind von der Art, daß deren Richtigkeit keinem Zweifel unterliegt, und dennoch, dennoch . . .

— Halten Ew. Majeſtät mich für einen Abenteurer und Betrüger. Das iſt nun einmal mein Loos! ſagte der Jeſuit und bemühte ſich, einen ſchweren Seufzer zu unterdrücken.

— Graf, erwiderte der König, Sie müſſen entweder der ſchlauſte Betrüger oder der großmüthigſte, uneigennützigſte Mann und doch Etwas von dem ſein, wozu Sie der blinde Hauſe ſtempelt. Faſt ſchäme ich mich, Ihnen zu geſtehen, daß auch ich anfange, Sie für einen Wundermann zu halten . . .

— Sie werden der Wahrheit am nächſten kommen, wenn Sie mich für Das halten, was ich wahr und wahrhaftig bin: ein uralter Diener Ihres glanzgekrönten Hauſes, ein aufrichtiger Bewunderer Ihres Feldherren-Ruhmes, ein treuer Anhänger Ihrer literariſchen Größe, ſchloß Kergalec und beugte ſein Knie.

— Stehen Sie auf, Graf Saint-Germain, ſagte der König, ihm die Documente zurückgebend; ich mag nicht näher unterſuchen, wer und was Sie ſind, denn es genügt mir, zu wiſſen, daß Sie ein Mann von ungewöhnlich großem Geiſte ſind, und ſolche Leute, mein Herr, liebe ich. Räthſelhafter Mann, ich heiße Sie an meinem Hofe willkommen und verſpreche Ihnen, Alles aufzubieten, um Ihnen den Aufenthalt in Sans-Souci ſo angenehm als möglich zu machen. Morgen Abend erwarte ich Sie in meinem Abendklubb, um Sie meinem kleinen, vertrauten Kreiſe vorzuſtellen. Auch Sie, Marquis Aymar, ſagte er zu deſſen Freunde, werden uns das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchenken.

Die beiden Jeſuiten empfahlen ſich der Huld des Königs und entfernten ſich.

— — — — — — — — — — — — — —

Während ſie die Treppe hinabſtiegen, um ſich von hier in den andern Flügel des Schloſſes zu begeben, ſagte der wahre Graf Saint-Germain zum falſchen:

— Sie haben Ihre Rolle meiſterhaft durchgeführt. Nun iſt auch der König gefangen.

XXXII.

Prinzeſſin Amélie empfing den falſchen Saint-Germain wie einen alten Freund, deſſen Ankunft man ſeit langer Zeit mit großer Sehnſucht erwartet hat.

— Was macht Trenck? war ihre erſte Frage.

— Er hat mir den angenehmen Auftrag ertheilt, tauſend Verſicherungen ſeiner treueſten Huldigung und dies kleine Andenken, als Erinnerung an die ſchönen Tage von Berlin, Ihrer königlichen Hoheit ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, ſagte Kergalec und überreichte ihr eine grüne Saffian-Kapſel.

Die Aebtiſſin öffnete das Etui, fand darin Trencks Miniatur-Bildniß und war von der ſprechenden Aehnlichkeit deſſelben dergeſtalt überraſcht, daß ſie es entzückt an ihre Lippen preßte mit dem Anruf:

— Wie er leibt und lebt! Aber ... ſetzte ſie raſch hinzu ... iſt dies Alles, was Sie mir von ihm zu überbringen beauftragt ſind? Hat der Undankbare keinen Augenblick Muße gefunden, mir einen Brief, wenn auch nur zwei Zeilen, zu ſchreiben?

— Er konnte es nicht und zwar aus folgendem Grunde: vor fünf Wochen hatte er — ich bitte, nicht zu erſchrecken — mit einem Obriſten des ungariſchen Kuiraſſier-Regiments von Torona einen Zweikampf . . .

— Einen Zweikampf? wiederholte die Prinzeſſin, ſich entfärbend.

— Ihretwegen, Königliche Hoheit! Graf Achilles Iſolani, ein Urenkel des bekannten Kroaten-Generals Hector Iſolani, hatte an der Tafel des franzöſiſchen Geſandten in Trencks und meiner Gegenwart die eben ſo freche als lächerliche Behauptung aufzuſtellen gewagt, die liebenswürdige Schweſter des unliebenswürdigen Attila von Hohenzollern habe — ich wiederhole die eigenen Worte jenes Elenden — faute de mieux mit einem alten Affen, der ſich

Voltaire nennt und für einen Adonis hält, eine kleine, vorübergehende Liaiſon angeknüpft . . .

— Qu'elle infamie! rief die entrüſtete Aebtiſſin.

— Gleich nach der Tafel zog Capitän von der Trenck den Obriſten in eine Fenſterbrüſtung, um ihm ſeine Orden abzureißen und ihm zu ſagen, daß er ein frecher Lügner, ein elender Verleumder ſei. Die Folge davon war eine Herausforderung auf Piſtolen . . .

— Und mein Friedrich? fragte ſie mit angſtbewegter Stimme.

— Wurde tödlich verwundet . . . die Kugel, die in die rechte Weiche drang, warf meinen jungen Helden, deſſen Secundant ich geweſen bin, bewußtlos zu Boden . . .

— Und das Ende, das Ende?

— Daß er, Dank ſeiner herculiſchen Natur und der äsculapiſchen Gewandtheit ſeines Arztes, ſich vor acht Tagen, als ich Wien verließ, bereits auf dem Wege der Beſſerung befand.

— Und wer iſt der Mann, der meinen Freund während ſeiner Krankheit behandelt hat? fragte die Prinzeſſin, an deren Wimpern eine reizend-ſchöne Thräne hing.

— Der Erbe des Boerhave'ſchen Ruhmes, der Leibarzt der Kaiſerin, der weltberühmte Freiherr Gerhard van Swieten . . .

— Gott ſegne dieſen Mann! rief Ihre Königliche Hoheit mit einem Blick gen Himmel.

— Am Tage meiner Abreiſe fühlte ſich Trenck, trotz aller Beſſerung, doch noch dergeſtalt angegriffen, daß er ſelbſt mit dem beſten Willen nicht ſchreiben konnte. Beim Abſchiede drückte er mir zärtlich die Hand und ſprach: „Grüßen Sie den ſchönſten Engel auf Gottes ſchöner Erde und ſagen Sie ihm, daß ich in jeder Minute ſeiner mit der glühendſten Anbetung, mit der unverbrüchlichſten Treue gedenke“.

— Dank, tauſend Dank für die frohe Botſchaft, die meinem von bangen Zweifeln gequälten Herzen ſo wohl thut! rief die Aebtiſſin mit reizender Begeiſterung und geruhte, dem Ueberbringer derſelben ihre Alabaſterhand zu reichen, die der Bevollmächtigte des Jeſuiten-Generals mit ſolcher Haſt an ſeinen Mund zog, daß Marquis Aymar ihn darum gründlich zu beneiden ſchien.

— Welch ein gefühlvolles Herz! dachte er bei ſich und küßte unwillkürlich ſeine Fingerſpitzen.

— Geſtatten Sie mir eine Frage noch, begann Sie von Neuem. Iſt es wahr, daß Herr von der Trenck bald nach ſeiner Ankunft in der Kaiſerſtadt die Bekanntſchaft einer italieniſchen Sängerin gemacht, die, wenn ich recht gehört habe, Gabrieli heißen ſoll?

— So viel ich weiß, ergriff der wahre Graf Saint-Germain das Wort, hat Katharina Gabrieli, la Cuochetina genannt, weil ihr Vater der Koch eines römiſchen Cardinals geweſen iſt, ſchon vor drei Monaten die Hauptſtadt Oeſterreichs verlaſſen, um nach der Wallachei zu gehen.

— Was will ſie dort? fragte ſie mit eiferſüchtigem Zweifel.

— Ein paar Bojaren ruiniren, erwiderte der achſelzuckende Marquis.*)

---

*) Die Sängerin, von welcher hier im Vorbeigehen die Rede iſt, folgte in ſpäteren Jahren einem Rufe nach St. Petersburg, wo ſie mit einem Jahrgehalte von fünftauſend Dukaten, nebſt freier Wohnung und Tafel, angeſtellt war. Katharina II., die ihr eines Abends, in einem der Hofconzerte, den Vorwurf machte, daß ſie mehr Gehalt als ein Feldmarſchall beziehe, erhielt die Antwort: „Wenn Ihre Kaiſerliche Majeſtät meine Leiſtungen zu theuer bezahlt glauben, ſo mögen Allerhöchſtdieſelben

— Ich darf Ihrer Königlichen Hoheit die Verſicherung ertheilen, nahm nun wieder Kergalec das Wort, daß Trenck jenen „Triller in Mondſchein gebunden“ — wie Abbé Metaſtaſio dieſe Sängerin genannt — gar nicht gekannt hat.

— Und wie geſtalten ſich ſeine Erbſchafts-Angelegenheiten? fragte ſie weiter.

— Von jenen dreiundſechszig Prozeſſen, die ſein Vetter ihm hinterlaſſen hat, ſind ſechszig ſo gut als verloren . . .

— Und Trenck, der in letzter Zeit auf meine Unterſtützung ſo ſtolz Verzicht geleiſtet hat, befindet ſich vielleicht ſchon jetzt in Geldverlegenheit?

— Ein liebendes Herz, erwiderte Graf Kergalec, iſt ein Oedip, der Alles zu errathen vermag. — Allerdings befindet ſich unſer armer Freund in drückender Geldſchwüle. Zwar habe ich ihm erſt vor ſechs Wochen ein neues Darlehen von dreitauſend Dukaten gemacht; bei ſeiner ſybaritiſchen Lebensweiſe aber iſt dies, wie Ihre Königliche Hoheit leicht begreifen werden, weiter nichts als ein [illegible] . . .

— Und die Erbſchaft jener ruſſiſchen Fürſtin?

— Hat der gute Trenck in Einer Nacht am Pharotiſche verſpielt.

— Ce qui vient par la flûte, va par le tambourin!*) fügte Aymar entſchuldigend hinzu. Mir geht's in dieſem Punkte eben ſo.

— Ich kann meinen armen Friedrich unmöglich darben laſſen, jetzt um ſo weniger, da ein Kranker der größten Pflege

---

geruhen, einen Ihrer Feldmarſchälle ſingen zu laſſen.“ Katharina kehrte ihr den Rücken zu und ſchwieg.

*) Wie gewonnen, ſo zerronnen!

bedarf, ſagte die Prinzeſſin, öffnete ihre Schatulle, nahm fünf Rollen, jede zu hundert Doppel-Friedrichsd'or, und fragte den Grafen:

— Darf ich den Freund meines Freundes mit der Bitte beläſtigen, Herrn von Trenck dieſe tauſend Stück Friedrichsd'or, wo möglich noch heute, nach Wien zu ſchicken?

— In längſtens zwei Stunden, verſprach der Jeſuit, ſoll der Auftrag Ihrer Königlichen Hoheit pünktlich erfüllt ſein.

— Ich rechne darauf, ſagte die Aebtiſſin, das Geld in ſeine Hände legend.

— Ich ſelber, antwortete Graf Kergalec, will es zur Poſt geben.

— Ach, theurer Freund, ſeufzte die Prinzeſſin, wüßten Sie, wie unverändert heiß mein Herz und meiner Seele Seele an dieſem Mann der Männer hängt, dann würden Sie begreifen, wie ſehr ich mich nach dem Augenblick ſehne, ihn einmal, gleichviel wo, wiederſehen zu dürfen!

— Auch er kennt keinen höhern Wunſch, kein höheres Glück, als Ihre Königliche Hoheit nach ſo langer Trennung endlich einmal wiederzuſehen.

— Und ließe ſich dies nicht auf irgend eine Weiſe möglich machen? fragte die Prinzeſſin.

— Ich bitte Ihre Königliche Hoheit, nicht vergeſſen zu wollen, daß Seine Majeſtät auf den armen Trenck noch immer dergeſtalt aufgebracht ſind, daß mir deſſen Rückkehr nach Berlin, ohne Erlaubniß des Königs, unter keiner Bedingung rathſam erſcheint.

— Den kleinen Finger meiner Hand, könnte ich ihn, wenn auch nur auf einen Augenblick, an mein Herz drücken, um ihm zu ſagen: Abgott meiner Seele, ich liebe Dich!

— Trenck verdient dies Glück, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß er der ſchönſte Mann ſeiner Zeit iſt. Als die Kaiſerin Maria Thereſia bei der letzten Muſterung ihrer ungariſchen Garden ſich von einem ihrer Adjutanten den Mann zeigen ließ, deſſen Abenteuer die Folie des Stadtgeſprächs bilden, konnte ſie ſich nicht enthalten, auszurufen: „Der iſt ſchöner, als der Apoll in meinem Belvedere!“

— Der Ruf ſeiner männlichen Schönheit, fügte Aymar hinzu, iſt ſelbſt bis nach Paris gedrungen. Wenige Tage vor meiner Abreiſe ſagte die Prinzeſſin von Soubiſe zu ihrem Gemahle: „Man ſollte dieſem Trenck eine Anſtellung im franzöſiſchen Heere anbieten“, und auf des Marſchalls Frage: „Weshalb?“ erwiderte die galante Frau: „Um dem großen Friedrich einen Poſſen und den Damen unſeres Hofes das Vergnügen zu bereiten, die perſönliche Bekanntſchaft dieſes jungen Kriegsgotts zu machen“.

— Meine Sehnſucht nach ihm iſt kaum zu beſchreiben!

— Gedulden Sie ſich noch kurze Zeit! In längſtens vier Wochen ſoll das Verlangen Ihrer Königlichen Hoheit in Erfüllung gehen . . . nach ſeiner völligen Geneſung ſollen Sie ihn wiederſehen . . .

— Wo, wo? fragte die Aebtiſſin.

— Hier in dieſem Zimmer!

— Mein hochverehrter Freund, erklärte Aymar, beſitzt unter andern Wundergaben auch die, wie jener Michael Scotus durch die geheimnißvolle Kunſt der Kabbala Abweſende aus weiten Fernen herbeizuzaubern . . .

— Graf, fragte die Prinzeſſin, iſt dies wahr, wirklich wahr?

— Ihre Königliche Hoheit werden ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß es zwiſchen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen ſich, wie Shakeſpeare ſagt, unſere Schulweisheit nichts träumen läßt. Das Reich der Wunder iſt größer, als Mancher zu ahnen wagt. Doch genug davon! Unſere Zeit hat ſo viel Skeptik in ſich aufgenommen, daß ſie nur an ſichtbare Dinge glaubt.

— Die Liebe glaubt ſelbſt das Unglaublichſte! Ich halte Sie bei Ihrem Wort, ſagte Prinzeſſin Amélie und ſchwelgte ſeit dieſem Augenblick in der Vorahnung aller Wonnen des Wiederſehens.

XXXIII.

Noch im Laufe deſſelben Tages ließ Friedrich der Große im Ordens-Archive den Namen des geheimnißvollen Grafen Saint-Germain aufſuchen. Unter dem 18. Januar 1713 ſtand er unter den an dieſem Tage neu creirten Rittern des ſchwarzen Adler-Ordens als Joſeph Teo, Graf von Saint-Germain, Prior der Zunge von Provence*), Ritter der Gerechtigkeit**), Comthur des goldenen Sporns*) und Commandeur des Chriſtusordens**) aufgeführt.

---

*) Die Johanniter-, Rhodiſer- oder Malteſer-Ritter waren nach den Nationen, denen ſie angehörten, in acht Zungen (Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Caſtilien, Deutſchland und England) abgetheilt. Das Oberhaupt der vereinigten Zungen führte den Titel: „Großmeiſter des heiligen Hoſpitals St. Johann zu Jeruſalem und Guardian der Armee Jeſu Chriſti“.

**) So hieß jeder Ritter, welcher zweiunddreißig Ahnen aufzuweiſen hatte.

Angenommen, daß Graf Saint-Germain damals, als Prior der Provence, nur vierzig Jahre gezählt habe, ſo mußte er jetzt ein Mann von mindeſtens ſiebenundſiebenzig Jahren ſein. Aber ſein Aeußeres war das eines Vierzigers. Sollte er wirklich, wie Salomon Trismoſinus, im Beſitze jener Tinctur ſein, mittelſt welcher er ſich und Andere verjüngen und das kurze Leben, ganz nach Belieben, bis zum Tage des jüngſten Gerichtes verlängern kann?

Mag Jeder glauben, was ihm gefällt!

XXXIV.

Die vertraute Freundin dieſes räthſelhaften Grafen, Frau von Pfuel, erhielt ſeit Kurzem allnächtlich den Beſuch des Königs, dem jetzt weniger die Auffindung des Steines der Weiſen, als die wunderbare Schönheit der jüngern Tochter dieſer Wittwe am Herzen lag. — Friedrich, der von jener erſten, unglücklich ausgefallenen Bekanntſchaft mit Signora Barberini eine unabweisbare Idioſynkraſie gegen das ganze Frauengeſchlecht davongetragen hatte, war nicht wenig erſtaunt, ſeinen eisſtarren Weiberhaß durch das Sonnenlicht der himmelblauen Augen Amélie's hinſchmelzen und ihn mehr und mehr in ein der Liebe nahe verwandtes Gefühl aufgehen zu ſehen. Von Tag zu Tag ſchlugen die feenhaften Reize dieſes ſchönen Kindes tiefere Wurzel in dem zu neuen Trieben erwachenden Herzen eines Selbſtſüchtigen, der bis dahin kein anderes Geſchöpf als ſich ſelbſt geliebt hatte. Sein nimmermüder Geiſt, der ſich bisher faſt ununterbrochen mit allen Wiſſenſchaften des Krieges und allen Künſten des Friedens beſchäftigt hatte, umrankte jetzt nur Einen Gedanken, deſſen anziehender Mittelpunkt „Amélie“ hieß. Er mochte leſen oder ſchreiben, reiten oder jagen, immer und ewig umſchwebte ihn das Bild dieſer jungen Peri, auf deren unentweihter Alabaſterſtirne mit goldenen Buchſtaben die lockende Aufforderung „Liebe mich!“ hingehaucht war. Nachts vor dem Einſchlafen malte ſich ſeine erhitzte Fantaſie die ewig jungfräuliche Houri mit muhammedaniſchen Farben, eingehüllt in weite, weiße, halbdurchſichtige Schleier, durch welche das blaſſe Roſenroth ihrer zartgeformten Glieder wie lichte Sonnenblicke durch halbdunkle Wolken-Schatten hindurchſchimmerte; ſie umgaukelte ſein Lager und fächelte ihm mit Pfauenfedern wonnige Kühlung zu; das leiſe Rauſchen ihres duftgetränkten Flügelpaares umkoſ'te ſein Ohr wie eine engelſüße Melodie, aus der er die letzte Strophe ſeines Lieblingsliedes heraushörte:

---

*) Ein vom Papſt Paul III. geſtifteter Orden, deſſen Mitglieder auch „Ritter der goldenen Miliz“ und in früherer Zeit „Lateraniſche Hof-Pfalzgrafen“ genannt wurden.

**) Ein nach der Aufhebung der Tempelherren von Dionys von Portugal creirter und von Papſt Johann XXII. (1319) beſtätigter Ritterorden.

Herz, mein Herz, hör' auf zu ſchlagen,
Herz, mein Herz, o weine nicht;
Lerne ſchweigen und entſagen,
Beten, bis das Auge bricht.

Und ſein Geiſt verſenkte ſich ſo ſehr in dieſe wachen Träume, daß er mehr als ein Mal ſeine Hände ausſtreckte, um jene reizgeſchmückte Peri zu erhaſchen und auf ſein Lager niederzuziehen.

— Vraiment, je suis follement amoureux de cet ange! ſeufzte er und verſuchte, ſich von dieſem Bilde loszureißen.

Morgens, wenn Alles noch ſchlief, verließ er ſein Lager, nahm ſeine Flöte, ſtellte ſich an's geöffnete Fenſter und begleitete den Geſang der Vögel, die ihren ſchmetternden Morgengruß durch die blauen Lüfte emporſteigen ließen. Die feierliche Stille des erwachenden Tages, das leiſe Flüſtern der Bäume, die ſich den Schlaf aus ihren grünen Gliedern ſchüttelten, der thaugetränkte Blätterſchmuck der Blumen erfüllten den Mann von achtunddreißig Jahren mit der ganzen Schwärmerei eines liebekranken Jünglings.

— Wie ſchön ſie iſt! dachte er bei ſich und ließ die Töne der Flöte verſtummen, um ſich in das geiſtige Anſchauen ihrer Schönheit zu verſenken, die ſo ſichtbar vor ſeinen Augen ſtand, wie die Statue des Antinous, die ihm jetzt weniger ſchön erſchien, als in früherer Zeit.

Weit beklagenswerther als der König war die arme Amélie. Sie, die bei ihrer Ankunft in Potsdam das Bild der ſorgloſeſten Heiterkeit geweſen, ſie, deren ewig-klares Auge noch niemals von Kummer- und Thränen-Wolken getrübt, deren roſiger Mund vom Sonnenſcheine eines unſchuldigen Lächelns verklärt war, hatte ſeit Kurzem die Heiterkeit ihres Gemüthes, den Frohſinn ihres Geiſtes eingebüßt. In jedem ihrer reizend-ſchönen Züge lag ein herber Schmerz, der, wie tief ſie ihn auch zu verbergen bemüht war, mächtig alle Dämme durchbrach und über ihre ganze Phyſiognomie die Farben unbeſiegbaren Grames ausgoß.

Auch Amélie fühlte ihr bisher reines Herz vom Pfeile der Liebe durchbohrt; auch ſie liebte . . . nicht den König . . . wohl aber jenen räthſelhaften Mann, der, wie die Fama von ihm erzählt hatte, durch die Macht eines Talismans, durch den Zauberring des Gyges, den goldenen Schlüſſel zum Herzen aller Frauen beſaß. Wo lebt der Heuchler, welcher zu behaupten wagt, daß er unſern Wundermann um dies ſchönſte ſeiner Vorrechte nicht beneidet? Wo lebt der Mann, der ſo abgeſtumpft iſt, daß er nicht wenigſtens Einen Tag, einen einzigen Tag, im Beſitze jenes Ringes ſein möchte, um jeder Spröden, die ihm gefällt, Erhörung ſeiner Wünſche abzuzwingen?

Amélie, die fromme, tugendhafte Jungfrau, fühlte ſich namenlos unglücklich, weil ſie ſich geſtand, daß dieſe Liebe zum Geliebten ihrer Mutter ein Frevel, ein Verbrechen, ein Hochverrath an den Geſetzen der Natur ſei. Und dennoch vermochte ſie, bezaubert von dem ganzen Weſen des Marquis Aymar, nicht die Kraft über ſich zu gewinnen, dieſe ſtrafbare Neigung auszurotten. Schweſter Hermine, die einzige Vertraute dieſes finſtern Geheimniſſes, hatte Anfangs die ganze Macht ihrer Klugheit aufgeboten, um Amélie vom Abgrunde dieſer heilloſen Leidenſchaft hinwegzureißen; aber der unerklärliche Zauber, den Graf Saint-Germain auf das Herz des unerfahrenen Kindes beſaß, vernichtete den Einfluß der warnenden Schweſter. Mit allem Muthe der Keuſchheit, mit der ganzen Kraft einer Lucrezia bekämpfte Amélie's Tugend zwar noch immer ihres Herzens ungeſtüme Wünſche; der Widerſtand, den ſie leiſtete, wurde aber von Stunde zu Stunde machtloſer und ſchwächer, und ſo fühlte ſie, wie ſie unaufhaltſam dem Höllenpfuhle der Sünde, dem Abgrunde des Verderbens entgegentaumelte. — — — — —

Der König, der in dieſer Nacht früher als gewöhnlich erſchienen war, ſagte zur Frau von Pfuel:

— Ich muß Ihnen endlich ein Geſtändniß machen. Sie irren, liebe Freundin, wenn Sie glauben, daß mich einzig und allein die Eroberung des goldenen Vließes in Ihren Kreis zieht . . . ich ſuche bei Ihnen etwas Anderes als den Stein der Weiſen . . . ich hoffe in Ihrem Hauſe das lang erſehnte Glück der Liebe zu finden. Ohne Umſchweife, Madame, ich liebe Ihre jüngere Tochter.

— Himmel, was muß ich hören! rief die Wittwe, die ſich die Miene gab, als ob ſie bis jetzt nichts davon geahnt hätte.

— Ein Bekenntniß, das Sie durchaus nicht erſchrecken darf. Es gibt Mütter, die ſich Glück wünſchen würden, wenn ein König ſich herabließe, um die Gunſt einer ihrer Töchter zu werben . . .

— Ew. Majeſtät wollen geruhen, zu bedenken, daß wir in einem Lande leben, wo es ſelbſt dem Monarchen nicht geſtattet iſt, bei Lebzeiten ſeiner erſten Frau eine zweite zu heirathen . . .

— An's Heirathen habe ich nicht gedacht. Wollte der Himmel, ich hätte niemals geheirathet! Die Ehe iſt eine teufliſche Erfindung, die den Menſchen aus den höhern Regionen ſeiner freien Ideenwelt in's kleinliche, vielfach beſchränkte Alltagsleben hinabzerrt. Madame, ſchon der bloße Gedanke: „ich bin vermählt“ hat für mich, aufrichtig geſagt, etwas Abſchreckendes. Ehe und Liebe vertragen ſich ebenſowenig mit einander, als Zwang und freier Wille. Schon die Alten haben dieſe Anſicht getheilt. Virgil, Horaz, Plato ſind unverheirathet geweſen. Auch viele große Geiſter ſpäterer Jahrhunderte haben eine leicht zu verzeihende Furcht vor den Feſſeln der Ehe gehabt. Arioſt und Taſſo, Corneille und Racine, Boileau und Fontenelle, Spinoza und Paſcal, Deſcartes und Leibniß, Locke und Newton, Boyle und Bayle, Saint-Evremond und La Bruyère, Addiſon und Pope haben es vorgezogen, als freie Männer zu ſterben.*) Hätte der unbeugſame Wille meines rauhen Vaters mich nicht gezwungen zum Heirathen, nie würde es mir in den Sinn gekommen ſein, meinen Namen freiwillig einzuzeichnen in das große Märtyrerbuch der armen, vielgeplagten Ehemänner. Wär' ich ledig und ſtiege die Mutter Gottes von ihrem Wolkenthrone herab, um mich durch ihre Hand zu beglücken, **Madame**, würde ich ſagen, **repassez dans vos cieux et laissez-moi tranquille.**

— Sire, verzeihen Sie dann dem beſorgten Mutterherzen die ehrfurchtvolle Frage, was Sie mit meiner Tochter beabſichtigen?

— Ich geſtehe Ihnen, Madame, daß dieſe hypernaive Frage mich einigermaßen in Verlegenheit ſetzt. Ich beabſichtige, Ihr Kind anſtändig zu verſorgen . . .

— Sire, iſt das Alles?

— Auch Ihrer ältern Tochter will ich eine ſichere Zukunft gründen . . .

— Und mir ſelber? fragte Frau von Pfuel.

— So viel geben, daß Sie nicht mehr nöthig haben ſollen, ſich nutzlos mit der Aufſuchung des Steins der Weiſen abzuquälen.

---

*) Wir wollen es Andern überlaſſen, dieſe Liſte berühmter Leute, welche als Garçons geſtorben ſind, zu vervollſtändigen. Uns ſelber fallen in dieſem Augenblick nur noch Voltaire und Metaſtaſio, Grimm und Holberg, Réaumur und Buffon, Robespierre und Saint-Juſt, Gellert und Rabener, Leſſing und Tieck ein. Irenäus Carpentarius (d. h. Gottfried Wagner) gab unter dem Titel: „**Centuria singularis Eruditorum coelibum**“, **Witteb. 1714. 8.** eine Lebensbeſchreibung von hundert gelehrten Hageſtolzen heraus.

— Ew. Majeſtät, erwiderte die klug berechnende Wittwe, geruhen, mich zu verkennen . . .

— Inwiefern? fragte der König, eine Priſe nehmend.

— Inſofern, Sire, als Sie mich jenen Müttern anreihen, die eben ſo herz- als gewiſſenlos ſind, die Unſchuld ihres Kindes, wie ein ſeltenes Buch oder ein vielgeſuchtes Bild, an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Sire, die Tugend meiner Amélie iſt mir um keinen Preis der Erde feil . . .

— Madame, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß dies eine jener Redensarten iſt, an die ich nicht eher glauben kann, als bis ich mich von der Wahrheit derſelben überzeugt habe. Fern ſei's von mir, Sie oder Ihre Tochter beſtürmen oder, nach Kriegsbrauch, gar überrumpeln zu wollen . . . ich will Ihnen im Gegentheil vier Wochen Friſt zu reiflicher Ueberlegung laſſen, ob Sie mir das Glück Ihrer Töchter und Ihre eigene Zukunft anvertrauen wollen oder nicht. Ich will Sie bis zu dieſem Zeitraume dann und wann beſuchen, nicht, um Sie zu übereilen, ſondern einzig und allein, um Erkundigungen über die Reſultate unſerer alchymiſtiſchen Studien einzuziehen . . . Um denſelben Vorſchub zu leiſten, werde ich Ihnen morgen durch Fredersdorf noch zehntauſend Thaler zuſtellen laſſen. Finden Sie endlich das, was Sie ſuchen, ſo wird es Ihnen ein Leichtes ſein, mir die zwanzigtauſend Thaler zurückzuzahlen; finden Sie es nicht, dann iſt Boettgers Recept weiter nichts als blauer Dunſt und dann bleiben Sie meine Schuldnerin. Verſtanden? fragte der König.

— Vollkommen, erwiderte die ſchlaue Wittwe.

— Angenehme Ruh und einen Gruß an Amélie, ſagte der große Friedrich und verließ ſie.

XXXV.

Nachdem der König ſich entfernt hatte, klopfte die Mutter Amélie's an jene Thür, die in's Nachbarhaus und in die geheime Wohnung des Marquis Aymar führte. Dieſer ſchob den Riegel weg und öffnete.

— Eh bien? fragte der Graf.

— Der König hat ſich endlich erklärt, ſagte Frau von Pfuel und erzählte ihrem Freunde das ganze Geſpräch.

— Nun will auch ich mich erklären, erwiderte der räthſelhafte Mann und lud ſie zum Niederſetzen ein. Hören Sie, fuhr er fort, und unterbrechen Sie mich nicht. Im Jahre 1725 machte ein Chevalier Schöning im Bade zu Teplitz die Bekanntſchaft einer Dame, die, ſeit ihrem ſechszehnten Jahre die Geliebte eines Abenteurers, ſeit vier Jahren mit einem ſächſiſchen Edelmanne verheirathet war. Dieſe Dame, Mutter einer zweijährigen Tochter, welche Hermine hieß, waren Sie, und jener Chevalier, der ſich in kurzer Zeit Ihr Herz und Ihre Liebe zu erringen wußte, war ich. Vierzehn Monate ſpäter wurden Sie von einem zweiten Mädchen entbunden, das ich, als Freund Ihres Gemahls, in Dresden aus der Taufe hob. Dieſer Engel, dem ich mehr als bloßer Pathe bin, iſt Amélie. Als Herr von Pfuel, bald nach der Geburt des Kindes, wegen zerrütteter Geldverhältniſſe Sie verließ, nahm ich mich Ihrer und Ihrer Kinder an und ſorgte für Sie bis zur heutigen Stunde. In China und Rußland, in Meriko und Spanien und überall, wohin mich der Befehl meiner Vorgeſetzten geſchickt hatte, gedachte ich Ihrer und unterſtützte Sie. Trotz unſerer fünfundzwanzigjährigen Bekanntſchaft war für Sie, wie für die ganze Welt, mein Stand und Beruf ein undurchdringliches Geheimniß geblieben. Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich die Hälfte dieſes Schleiers lüften und Ihnen ſagen darf, was ich bin. Ich gehöre der ehrwürdigen Geſellſchaft Jeſu an und bin einer der Haupt-Miſſionäre dieſes großen, durch alle Welttheile verzweigten Ordens. Dieſem Orden droht nun von Frankreich aus ein Schlag, der ihn für alle Zeiten vernichten kann. Die fluchbeladene Geliebte Ludwigs XV. will den König, der ein willenloſer Spielball ihrer Launen iſt, bewegen, Loyola's heilige Schaar, unſers Heilands fromme Knechte, aus ſeinem Reiche zu verbannen. Damit nicht zufrieden, unterhandelt ſie mit dem ſchwachen Papſte, um unſere mehr als zweihundertjährige Exiſtenz durch eine Bulle aufzuheben und für alle Zeiten zu zerſtören. Unſer Oberhaupt, beſorgt für die Zukunft ſeiner Heerde, ſucht ſchon jetzt eine neue Heimath für uns. Aus Frankreich verjagt, ſoll uns Preußen ein Aſyl werden. Zur Erreichung dieſes Zieles bin ich, ein treuer Diener unſeres Bundes, feſt entſchloſſen, Alles zu thun, was in meinen ſchwachen Kräften liegt. Der König von Preußen liebt Amélie, Ihr Kind, mein Kind. Sie ſoll als ein Opfer ſeiner Wünſche fallen; doch ſoll der Preis, für den er ſie erkauft, nicht ſchnödes Geld, nicht die geſicherte Zukunft des Kindes, ſondern die Erreichung eines höhern Zwecks, die Eroberung und Gewährung einer neuen Heimath für die Geſellſchaft Jeſu ſein. In Ihre Hand, Madame, lege ich die Zukunft unſeres ſchwer verkannten Ordens. Nur dann, Madame, darf Ihre Tochter den brutalen

Wünſchen jenes herzloſen Egoiſten Gehör ſchenken, wenn er ſich mit ſeinem Königlichen Ehrenworte verpflichtet, den verbannten Knechten Jeſu den freien Eintritt in ſeine Staaten und die ungeſtörte Niederlaſſung in Preußen zu geſtatten. Als proteſtantiſcher Fürſt, als der aufgeklärteſte Monarch, als Freigeiſt iſt er der einzige Souverän Europa's, der den Bannſtrahl des Papſtes nicht zu fürchten, des Vaticans Geſetze nicht zu befolgen braucht. Jetzt, Madame, werden Sie die Wichtigkeit der Miſſion begreifen, zu der Sie und unſer Kind auserkoren ſind. Ich kannte Amélie's Schönheit, ich wußte, daß es ſo kommen werde, daß es ſo kommen mußte, und darum habe ich Sie mit Ihren Töchtern hierhergeſchickt, um den König, unter dem Vorwande, ihn in die Myſterien der Alchymie einzuweihen, in das Garn der jungfräulichen Reize Amélie's zu locken. Es iſt gelungen und der Sieg unſeres Ordens unterliegt nun keinem Zweifel mehr.

— Und weiß der König, daß Marquis Aymar kein Anderer als Graf Saint-Germain, und daß dieſer Jeſuiten-Miſſionär iſt?

— Er ahnt weder das Eine, noch das Andere.

— Was alſo ſoll ich ihm ſagen, wenn er meine Einwilligung verlangt?

— Wiederholen Sie, was Sie ihm heute Nacht erklärt.

— Daß die Tugend meines Kindes . . .

— Ihnen um keinen Preis der Erde feil ſei . . . alles Uebrige überlaſſen Sie dann mir und meinem erſt unlängſt angelangten Freunde und Ordensbruder Kergalec, den ich — unter uns geſagt — dem Könige und ſeiner Schweſter als Grafen Saint-Germain vorgeſtellt habe.

— Sie ſpielen ein verwegenes Spiel . . .

— Der gute Zweck heiligt die Mittel.

— Joſeph, ſeitdem Sie mir geſagt, daß Sie dem Orden der Geſellſchaft Jeſu angehören, beſchleicht mich ein unheimliches Gefühl . . . ich fürchte . . .

— Was fürchten Sie? fragte er barſch.

— Daß unſer Spiel traurig enden wird.

— Muth gefaßt, Madame! Sie ſtehen unter meinem, unter unſerm Schutze, ſagte der Graf mit imponirendem Stolze.

— Gott ſei Ihnen und uns gnädig!

Bald darauf entfernte ſich der Graf.

XXXVI.

Eine Woche ſpäter fand im Schloßtheater zu Potsdam die erſte Aufführung des Luſtſpiels „l'école du monde“ Statt. Obgleich der Autor des Stückes auf dem Zettel nicht genannt war, wußte doch Jeder, daß dieſe Komödie das Erſtlingsproduct der wegen ihrer Häßlichkeit eben nicht ſehr beliebten Schauſpielerin Cochois ſei. Nur ſie und ihr „treuer Vaſall“ kannten den wahren Verfaſſer.

Der König hatte, wie zu jeder neuen Vorſtellung, ſämmtliche Mitglieder der Akademie, die hohe Beamtenwelt und die Lieblinge ſeines Heeres eingeladen. In der zweiten Proſceniumsloge, zur linken Hand des Zuſchauers, erblickte man Seine Majeſtät und den franzöſiſchen Geſandten; in der Loge unter ihnen Prinzeſſin Amélie und ihre beiden Hofdamen Kleiſt und Maupertuis; der königlichen Loge gegenüber befanden ſich Voltaire, Maupertuis, d'Argens und La Mettrie; unter ihnen der wahre und der falſche Graf Saint-Germain. In den Logen des erſten Ranges ſah man den Großkanzler Samuel Freiherrn von Cocceji, den Legationsrath und Hiſtoriographen Ewald Friedrich Grafen von Herzberg, den General-Major und Gouverneur Grafen Friedrich Wilhelm von Lottum, die Grafen von Ziethen und Schwerin, den Major von Seydlitz und den General-Intendanten Grafen von Gotter; in den Logen des zweiten Ranges befand ſich die Blüthe der Künſtlerwelt, Quanz, der Flötenlehrer des Königs, Kirnberger, der Klavierlehrer der Prinzeſſin Amélie, Herr und Madame Pesne, der Hofbildhauer Gaspard Balthaſar Adam*), der Baudirector Johann Boumann**), der Hofgoldſticker Matthias Heynitſcheck***), der Inſpector der Königlichen Gemälde-Gallerie Matthias Oeſterreich†) und einige Andere. Im Parterre erblickte man die Herren Darget und Formey, das lange Ohr des Polizeidirectors, den geheimen Hofrath Bummler, und die Vorſehung des Königlichen Magens, den Küchenmeiſter Noël.

---

*) Ein franzöſiſcher Künſtler, der im Vereine mit ſeinem ältern Bruder Lambert die meiſten Statuen im Schloßgarten zu Sans-Souci geſchaffen hat.

**) Erbauer der Domkirche, der neuen Münze, der Hausvoigtei und der meiſten Kaſernen in Berlin.

***) Für drei Zimmer, welche er im alten Schloſſe zu Potsdam mit Gold und Silber geſtickten Zierrathen, mit Blumen, Vögeln und chineſiſchen Figuren ausgeſchmückt hatte, erhielt er 16,000 Thaler. Auch hat er viele Cabinetſtücke, u. A. das Bildniß Friedrichs des Großen geſtickt.

†) Bekannt durch ſeine „Beſchreibung der königlichen Bildergallerie“, Potsdam 1770. 8. und eine „Description de tout l'intérieur des deux palais de Sans-Souci, de ceux de Potsdam et de Charlottenbourg“ Potsdam 1773. 4.

Schon nach der erſten Scene ſagte Voltaire zu d'Argens:

— Das Ding riecht ganz wie Langeweile . . .

— Wir ſind erſt bei der Expoſition . . .

— Und doch muß ich ſchon gähnen!

Nach der zweiten Scene fragte Maupertuis ſeinen Nachbar:

— Glaubſt Du, La Mettrie, daß die Cochois wirklich im Stande ſei, ſolch ein Stück zu ſchreiben?

— Allem Anſcheine nach hat Freund d'Argens ihr geholfen.

— Dem Könige ſcheint das Ding zu gefallen, ſagte nach der dritten Scene Kergalec zu ſeinem Freunde.

— Kein Wunder, denn das Stück iſt von ihm, antwortete Saint-Germain.

— Wer ſagt Ihnen das?

— Mein kleiner Finger, entgegnete der Wundermann.

Nach der vierten Scene fing der Graf von Herzberg zu applaudiren an.

— Gefällt Ihnen das Stück? fragte der Gouverneur von Berlin.

— Keinesweges! geſtand der Hiſtoriograph; aber da Seine Majeſtät zu klatſchen geruhen, ſo halte ich's für Pflicht, mitzuklatſchen.

— Ich bin ganz Ihrer Anſicht, ſagte der Graf von Lottum und fing nun auch zu applaudiren an.

— Ich möchte wiſſen, fragte Voltaire, der Herrn von Lottum nicht ſehen konnte, welcher Dummkopf jetzt applaudirt . . .

— Vermuthlich ein Claqueur der Cochois, meinte La Mettrie.

Nach der fünften Scene ſagte Prinzeſſin Amélie zu ihrer alten Hofdame:

— Sieh nur, liebe Maupertuis, wie Meiſter Noel mit Dir kokettirt . . .

— Königliche Hoheit, ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, der freche Menſch kokettirt mit Ihnen . . .

— Glaubſt Du? fragte die Aebtiſſin, nahm ihre Lorgnette und warf einen Blick nach dem Küchenmeiſter hin.

— Sie verſchlingt mich mit ihren Augen, dachte der ehrgeizige Valet und zupfte ſeine Vatermörder.

Nach dem Schluß des erſten Actes ſagte Voltaire zu ſeinen Landsleuten:

— Dieſe ſogenannte Komödie iſt unter aller Kritik. Dame Cocheis hat zum Luſtſpieldichten nicht mehr Beruf, als eine Schnecke zum Wettrennen ... vor Allem fehlt es ihr an Witz ... die Charaktere ſind abgegriffen und der Dialog iſt matt, ſehr matt!

— Mylord, fragte der König den franzöſiſchen Geſandten, wie gefällt Ihnen das Stück?

— Sire, antwortete Tyrconnel, ich finde es abgeſchmackt ... die Expoſition iſt viel zu gedehnt und die Handlung ſehr dürftig ...

— Und der Dialog?

— Iſt trockener als mancher Pſalm Clement Marots.

— Hm! brummte der König und ſchwieg.

Gleich darauf begann der zweite Act.

— Die Geſchichte wird immer langweiliger, erklärte Voltaire; es fehlt dem Ding an einem rothen Faden . . . die Leute kommen und gehen, ohne daß man erfährt, warum ſie gekommen ſind!

— Nicht wahr, d'Argens, Du haſt Deiner Dulcinea geholfen? fragte La Mettrie.

— Ich weiß nicht, was Ihr wollt! Mir gefällt das Stück beſſer, als manches Eurer vielgerühmten Meiſterwerke, ſagte Maupertuis.

— Präſident, fängſt Du auf unſern großen Ariſtophanes ſchon wieder zu ſticheln an?

— Ich gebe Dir mein Wort, La Mettrie, daß das Ding mich amüſirt!

— Was verſteht ein Maupertuis von Poeſie!

— Auch ich finde die Paſtete höchſt intereſſant, ſagte La Mettrie, um Voltaire zu ärgern.

Dieſer zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Sieh nur, Maupertuis, begann die Prinzeſſin, jetzt eben wirft Dir Meiſter Noël ganz verſtohlen einen Kußfinger zu!

— Mir? rief die Präſidentin. Ach nein, Hoheit, der Kuß gilt Ihnen!

— Tant mieux, ma chère, ſagte die Aebtiſſin. Ah, dieſer Noël iſt ein koſtbarer Narr!

— Wären wir doch lieber zu Hauſe geblieben!

— Langweilt ſich meine ſchöne Kleiſt?

— Entſetzlich! ſeufzte die Gräfin, weil ſie ſich vergebens nach dem Gegenſtande ihrer Neigung umſah.

— Mylord, wie finden Sie den zweiten Act?

— Sire, noch weit fader als den erſten. Dame Cochois hat keinen Funken von Geiſt . . . ihr Stück iſt ein Muſter der Langweiligkeit.

— Hm! brummte Seine Majeſtät und nahm eine Priſe.

Der zweite Act ging zu Ende.

Der einzige Mann, der in den Logen des erſten Ranges zu applaudiren wagte, war der Hiſtoriograph des Königs.

Nach der zweiten Scene des dritten Actes ſagte die Prinzeſſin zu ihren Hofdamen:

— Das Luſtſpiel wird immer tragiſcher. Laßt uns gehen!

— Sie geht! rief Noel und verließ das Parterre.

Nach der dritten Scene entfernten ſich der Großkanzler und ſeine Frau.

Nach der vierten entfernte ſich das halbe Parterre.

Nach der fünften weckte Schwerin den Grafen von Ziethen.

Nach der ſechſten herrſchte Todtenſtille.

Nach der ſiebenten fing der geheime Hofrath Bummler laut zu nieſen an. Dies Impromptü erweckte allgemeine Heiterkeit.

Am Schluſſe des Stückes ſagte Voltaire:

— In meinem ganzen Leben hab' ich mich nicht ſo gelangweilt, wie heute Abend. Die ganze Komödie iſt keinen Schuß Pulver werth! Heut zu Tage will jeder Stümper für die Bühne ſchreiben.

Das Ende vom Liede war, daß die „école du monde“ ſpurlos vorüberging.

Der König nahm eine Priſe und geſtand ſich, daß ſein Stück auch ihm ſelbſt nicht gefallen habe. —

Nach der Vorſtellung fragte Friedrich ſeinen Kammerherrn:

— Nun, Voltaire, was ſagen Sie zu dieſem Stück?

— Es iſt ein elendes Machwerk! Die Cochois hat kein Talent!

— Thun Sie ihr nicht Unrecht. Die „Schule des Lebens“ iſt nicht von ihr . . .

— Von wem denn ſonſt?

— Das „elende Machwerk“ iſt von mir!

— Sire, ſtammelte der verlegene Schmeichler.

— Es iſt vielleicht das erſte Mal, daß ich aus Ihrem Munde nackte, ungeſchminkte Wahrheit gehört habe, ſagte der Monarch und kehrte ihm den Rücken zu.*)

XXXVII.

Am andern Morgen geruhte Friedrich der Große den Deckmantel ſeiner literariſchen Sünde, Dame Cochois, zu beſuchen.

— Das Stück hat mißfallen, ſagte der König. Nun dürfen Sie es Jedem ſagen, daß es nicht von Ihnen iſt, denn fern ſei es von mir, Sie zur Büßerin einer fremden Schuld zu machen. Sie, für Ihre Perſon, haben durch Ihr geiſtreiches Spiel Alles beigetragen, das lecke Schiff vom gänzlichen Untergang zu retten. Ich beeile mich, Ihnen dafür meinen beſten Dank abzuſtatten, und da ich ohnedies Ihr Schuldner bin, ſo wünſche ich, daß Sie ſich von mir irgend eine Gnade ausbitten . . . Sagen Sie, Cochois, wodurch kann ich Sie glücklich machen?

— Sire, antwortete die ſchlaue Kokette ſchnell gefaßt, ich wüßte Nichts auf der Welt, was mich mehr beglücken könnte, als Ihr Bild!

---

*) Das Stück, von dem hier die Rede iſt, erſchien im erſten Bande des „Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric II.“ Berlin 1789. 8.

— Mein Bild? wiederholte der Monarch, die erkünſtelte Sentimentalität der Schauſpielerin raſch durchſchauend. Ah, Mademoiſelle, wenn Sie weiter nichts als mein Bildniß von mir begehren, ſo komme ich dies Mal ſehr billig weg, ſagte der Spötter, zog ein Goldſtück aus der Taſche und reichte es ihr mit den Worten: Auf dieſem Friedrichsd'or, ſagt man, ſei ich am beſten getroffen . . .

Die Cochois, die von der Beſcheidenheit ihrer mehr als zärtlichen Bitte einen ganz andern Erfolg erwartet hatte, fühlte ſich durch dieſe unzarte Wendung bitter gekränkt. Sie nahm das Goldſtück, betrachtete es mit affectirter Ruhe von beiden Seiten und erwiderte:

— Sire, da man dies Portrait nicht auf dem Herzen tragen kann, ſo erlauben Sie, daß ich damit die leere Taſche eines blutarmen Teufels meublire. Unter meinem Fenſter ſingt täglich um dieſe Stunde ein blinder Bettler; Sire, ihm will ich, mit Ihrer Erlaubniß, einen frohen Tag bereiten, fuhr ſie fort, öffnete das Fenſter und warf das Goldſtück auf die offene Straße in den Hut des Bettlers hinab.

— Mademoiſelle, Sie werfen mich en effigie zum Fenſter hinaus?

— Beim Wechsler, Sire, bekommt man andere.

— Leben Sie wohl! polterte der König.

— Der Himmel erhalte Ew. Majeſtät, ſagte die Cochois, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend.

* * *

Eine Stunde ſpäter ſandte er der Künſtlerin ſein von Pesne gemaltes Portrait, begleitet von einem Handbillet von drei Worten:

„Tu l'as voulu“.

XXXVIII.

Meiſter Noël, der „Ehrgeiz in der Küche“, hatte unterdeſſen voll gläubigen Vertrauens die Vorſchriften ſeiner guten Fee befolgt und in der erſten Nacht des Vollmonds, neunundvierzig Minuten nach der Geiſterſtunde, an den Ufern der Havel eine blaue Mondviole gepflückt und beſagte Blume ſieben Tage und ſieben Nächte auf der rechten Seite ſeiner liebeglühenden Bruſt herumgetragen.

Am Morgen des achten Tages — Abends vorher hatte er der erſten Aufführung der durchgefallenen „école du monde“ beigewohnt — zerrieb er in einem ſeiner kleinen Mörſer die getrocknete Pflanze, vermiſchte ſie mit dem ſympathetiſchen Pulver, das er aus den Händen ſeines blauen Schutzgeiſtes empfangen hatte und . . . verſchluckte die Medicin.

Sie ſchmeckte ganz abſcheulich: bitter wie Coloquinten und Rhabarber und hinterdrein ſüßlich wie Manna und Sennesblätter. Der gute Jacques Narciſſe ſetzte, um den unangenehmen Nachgeſchmack loszuwerden, einen Schluck Malaga darauf und machte ſich nun auf die Wirkung des Pulvers gefaßt.

Es ſchlug Neun . . . es ſchlug Zehn . . . die Wirkung aber ließ noch immer auf ſich warten.

— Sollte Deine himmelblaue Pathin Dich getäuſcht haben? fragte er ſich und legte die Spitze ſeines rechten Zeigefingers an die Kuppe ſeiner ponceaurothen Naſe. Nein, guter Noël, ſagte er zu ſich, Fee Tourterelle iſt keine Lügnerin . . . ihr Zaubermittel hat bereits gewirkt, denn hat nicht geſtern Abend Prinzeſſin Amélie Dir aus der Loge ſchmachtende Blicke zugeworfen und dabei ſo ſüß Dich angelächelt, daß es ſelbſt der alten Maupertuis aufgefallen iſt? Ja, Jacques Narciſſe, die Frau Aebtiſſin iſt in Dich vernarrt!

In demſelben Augenblick verſpürte der königlich preußiſche Vatel die erſte leiſe Anwandlung jener zauberhaften Arzenei, die erſt jetzt zu wirken anfing.

— Teufel! rief Noël und mußte ſich gleich darauf den Leib halten, weil die Medicin ſeine polternden Eingeweide dergeſtalt zu kneifen begann, daß er bald den einen, bald den andern ſeiner Füße in die Höhe zog, wie Jemand, der ſich den Schmerzen der Kolik preisgegeben fühlt.

Das aber war erſt das Vorſpiel. Von Sekunde zu Sekunde verdoppelte ſich das Grimmen, ſo daß er, beide Hüften haltend, wie behert in der Küche auf- und ablief und ſeinem Schmerzgeſtöhne freien Lauf ließ.

Armer Noël! Nur Derjenige, welcher ſich einmal in ähnlicher Lage befunden hat, kann begreifen, wie Dir zu Muthe war.

Das Zwicken aber wurde noch heftiger. Der verliebte Koch krümmte ſich wie ein Wurm, ſchnitt entſetzliche Grimaſſen, löſ'te ſich in lauter Ach und O's auf und ſah ſich genöthigt, die Küche zu verlaſſen, um einem jener Cabinete zuzueilen, die der eben ſo ſcharfſinnige als mitleidige Leſer ſehr leicht errathen kann.

Hier fand Meiſter Noël augenblickliche Erleichterung. Bald aber begannen die Schmerzen von Neuem, und kaum hatte er die Arena ſeiner Wirkſamkeit, die Hofküche, erreicht, als der wachſende Schmerz ihn ſchnell wieder hinaustrieb. Die Kolik des armen Küchenmeiſters hatte jetzt ihren Brennpunkt erreicht . . . er warf ſich auf's Bett, ſchrie wie ein Unglücklicher, der eine brennende Kugel in ſeinen Eingeweiden fühlt, und litt nun dergeſtalt, daß er glaubte, ſein letztes Stündlein habe geſchlagen. Im Laufe von vier Stunden war er wohl mehr als vierzig Mal aus der Küche in's Cabinet und aus dem Cabinet in die Küche zurückgerannt, ohne die geringſte Erleichterung zu fühlen.

— Himmel! rief er aus, am Ende hat meine Fee mich vergiftet! Ja, ja, ſie hat mir Gift gereicht . . . ich fühle, wie ihre Arzenei mir die Eingeweide zerreißt . . . ich bin ein Kind des blaſſen Todes . . . ich ſterbe! ſchrie er, preßte ſich ſeinen ſchwer geprüften Bauch, ſprang vor Schmerz faſt bis zur Decke und ſank endlich todesmatt auf das Sopha hin. Einen Augenblick ſpäter war er . . . eingeſchlafen.

Aber noch hatte er kein Stündchen geſchlummert, als ſeine himmelblaue Fee erſchien und ihn mittelſt ihres Zauberſtabes aus den Armen des Schlafes riß.

— Wer da? ſtöhnte Meiſter Noël.

— Fee Tourterelle!

Der Küchenmeiſter riß die ſchlummermüden Augen auf und fragte ängſtlich:

— Was willſt Du?

— Dir Glück wünſchen, daß Du die Kriſis Deiner Leiden glücklich überſtanden haſt! Meine Arzenei hat gewirkt ... Du gehſt nun einer ſchönen Zukunft entgegen. Am letzten Tage des abnehmenden Mondes mußt Du ...

— Ein zweites Pulver nehmen? fragte er entſetzt.

— Nein, guter Noel, das iſt nicht mehr nöthig ... am letzten Tage des abnehmenden Mondes mußt Du an den Ufern der Havel ſieben Mal ſieben Minuten nach Mitternacht wiederum eine blaue Mondviole, dies Mal aber mit der rechten Hand, abpflücken und ſie in der folgenden Nacht im Garten von Sans-Souci der Prinzeſſin, die Dich dort erwarten wird, ſtillſchweigend überreichen. Sie wird Dich fragen, was Du willſt. Antworteſt Du ein Wort, eine Sylbe, dann haſt Du Deine Schmerzen umſonſt gelitten, dann hat die Mondviole, die Du der Geliebten Deines Herzens reichſt, ihre Zauberkraft verloren, dann wird des Königs Schweſter Dich nie erhören! Schweigſt Du aber, dann ſoll jene Blume, die ſie von Dir annehmen wird, ihre Sinne dergeſtalt betäuben, daß ſie von jenem Augenblick an Dich lieben wird mit allen Kräften ihrer Seele. Dann erſcheine ich Dir zum letzten Male, um Dich auf ewig mit ihr zu vereinen.

— Wie aber, liebe Pathin, ſteht's mit dem Throne meiner Ahnen?

— Eines Morgens wirſt Du, aus ſchwerem Schlafe erwachend, Herzog der Bretagne und Gemahl der Prinzeſſin Amélie ſein.

— Ich rechne darauf! ſagte der Narr. Ich fühle, daß in meinen Adern das Blut Arius des Dritten fleußt. Ich werde der

Abgott meines Volkes, der Stolz meiner Urahnen ſein und die, die ich liebe . . .

— Wird ſich ſonnen in den Strahlen Deiner Herrſchergröße und mit dem Gatten ihrer freien Wahl, mit König Noel I., den höchſten Schatz ſeines Reiches, die Liebe ſeiner Völker theilen. Leb wohl, leb wohl! rief die gute Fee und verſchwand im Dunkel der Küche.

Die zukünftige Majeſtät aber, die in demſelben Momente eine neue Anwandlung der alten Schmerzen verſpürte, legte ſich auf den Bauch, betete ein Ave Maria und verſuchte von Neuem, in die Arme des ſchmerzſtillenden Schlafes zu ſinken.

Zehn Minuten ſpäter geruhte König Noel allerhuldreichſt zu ſchnarchen wie ein paar Nachtwächter.

XXXIX.

La Metrie, der ſeit der vertraulichen Mittheilung, die ihm Mylord Tyrconnel gemacht, ſich der Partei der Pompadour angeſchloſſen hatte, war ſeit jenem Tage eifrig bemüht geweſen, Voltaire mit dem Hofe von Sans-Souci um jeden Preis zu verfeinden, um ihn ſo bald als möglich zur Rückkehr nach Paris zu bewegen. Aber alle Mittel, die er angewendet hatte, um ſeinem berühmten Landsmanne den Aufenthalt in Potsdam zu verleiden, waren bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Der mächtige Magnet, der den eitlen Dichter ſtets von Neuem anzog, war die Aebtiſſin von Quedlinburg, welcher es Vergnügen machte, auch Herrn von Voltaire in dem Glauben zu beſtärken, daß ſie ihm troß aller Masken doch gewogen ſei. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, zu wiſſen, daß ſie Herrn Pesne den Auftrag ertheilt hatte, den gefeierten Dichter der „Zaïre“ in Lebensgröße für ihre Gallerie zu malen. Das war denn auch geſchehen. Seit Kurzem prangte ſein Bild, von Lorbeer umrankt, in jenem ihrer Gemächer, in welchem ſie am liebſten zu verweilen pflegte.

Der große Friedrich aber, der ſeit jenem Abende, wo ihm ſein Kammerherr zum erſten Male die Wahrheit geſagt und das bewußte Luſtſpiel für ein elendes Machwerk erklärt hatte, gegen ſeinen Kritiker kälter geworden war, geſtand ſich, daß ihm Voltaire in jüngſter Zeit weit weniger intereſſant als früher erſcheine.

— Nur er allein hält ſich für einen Dichter und läßt andern Talenten keine Gerechtigkeit widerfahren, meinte der König von Preußen und ſpielte ſeit jenem Augenblick den Beleidigten.

— Qu'importe! dachte ſich Voltaire und war boshaft genug, von der Kälte ſeines königlichen Freundes nicht die geringſte Notiz zu nehmen.

Voltaire bewohnte im Schloſſe zu Potsdam jene Zimmer, die Friedrich ein Jahr vorher dem Sieger von Philippsburg, dem Marſchall Moritz von Sachſen, eingeräumt hatte.

Eines Morgens ſaß Arouet dichtend an ſeinem Schreibpulte, als ein Ordonnanz-Offizier des Königs eintrat.

— Was wünſchen Sie? fragte der Poet.

— Ihren Kammerherren-Schlüſſel und Ihren Degen.

— Wer hat Sie dazu beauftragt?

— Seine Majeſtät der König!

— Sind wir bei unſerm Freunde in Ungnade gefallen?

— Allerdings! Ich bin beauftragt, Ihnen die unangenehme Mittheilung zu machen, daß Seine Majeſtät allerhuldreichſt geruht haben, Sie von heute an als ſeinen Gefangenen zu betrachten. Sie haben vier Wochen Stubenarreſt und dürfen von dieſem Augenblick nicht mehr Ihre Zimmer verlaſſen.

— Warum? Weshalb?

— Die Urſache iſt mir nicht bekannt.

— Sagen Sie Ihrem König und Herrn, daß ich's im hohen Grade barbariſch finde, mich ohne allen Grund einen ganzen Monat lang eingeſperrt halten zu wollen. Sagen Sie Seiner Majeſtät, daß Herr von Voltaire ſich eine Mißhandlung dieſer Art nicht ruhig wird gefallen laſſen. Sagen Sie dem Monarchen, daß ich mich, in meiner Eigenſchaft als Franzoſe, als Unterthan Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät, noch heute und zwar jetzt gleich an den Geſandten meines Königs wenden werde, um durch ihn zu erfahren, was den König von Preußen, meinen ci-devant Freund und Gönner, bewogen hat, auf ſolche Weiſe das heilige Recht der Gaſtfreundſchaft zu verletzen und mich gleich einem vom Geſetze verurtheilten Verbrecher meiner Freiheit zu berauben. Sagen Sie Ihrem Herrn und Gebieter, daß ich eine ſolche Behandlung durchaus nicht verdient habe und, gekränkt durch dieſe empörende Despotie, durch dieſen himmelſchreienden Vandalismus, ihn um meine augenblickliche Entlaſſung aus ſeinen Dienſten bitte. Hier, mein Herr, iſt mein Degen . . . hier mein Kammerherren-Schlüſſel . . . und hier der Orden pour le mérite!

— Ich werde mich Ihrer Aufträge gewiſſenhaft entledigen, ſagte der Offizier, nahm Schlüſſel und Degen, ließ aber den Orden zurück.

— Weshalb?

— Weil ich dazu nicht beauftragt bin.

— Nehmen Sie ihn auf meine Verantwortung zurück! Sagen Sie dem Könige von Preußen, daß Herr von Voltaire, als Gefangener, ſich nicht länger würdig halte, dies Zeichen ſeiner frühern Huld zu tragen.

— Gut! ſprach der Offizier und nahm auch den Orden. Wann wünſchen Sie Ihr Frühſtück einzunehmen?

— Heute gar nicht!

— Und das Mittagsbrod?

— Auch darauf verzichte ich!

— Sie wollen alſo nur ſoupiren?

— Auch das nicht! Sagen Sie Seiner Majeſtät, daß ich faſten, ja noch mehr, mich ihm zum Trotz zu Tode hungern will.

— Schön! erwiderte der Offizier und wollte gehen.

— Noch Eins, mein Herr! Sagen Sie dem Tyrannen, daß, Falls er mir nicht bis ſpäteſtens heute Abend die Freiheit wiedergibt, ich mich genöthigt ſehen werde, zum Fenſter hinauszuſpringen.

— Ich mache Sie aufmerkſam, daß dies nicht gut gehen wird.

— Und warum nicht?

— Weil, wie Sie ganz zu überſehen ſcheinen, dieſe Fenſter vergittert ſind.

— Dann, mein Herr, werde ich mit dem Kopfe gegen eine dieſer Wände rennen.

— Das ſteht Ihnen frei! meinte der Offizier und trat ſeinen Rückzug an.

Hinter ſich verſchloß er die Thür und Voltaire war nun gänzlich abgeſperrt.

— Welch eine Behandlung! rief er aus und ſchlug wüthend die Hände über den Kopf zuſammen. Das alſo mein Dank für die ſtoiſche Geduld, mit denen ich oft ganze Stunden lang die elenden Reimereien dieſes königlichen Pfuſchers angehört und ausgebeſſert habe! Welch ein Despot! Hat dieſer Flötenbläſer mich darum in ſein Land, auf ſein Schloß gelockt, um mich hier abzuſperren wie einen Peſtkranken, wie den erſten beſten Sträfling?! Der Teufel hole die Gunſt der Könige! Selbſt der Beſte unter ihnen iſt keinen Schuß Pulver werth! Jetzt, nachdem dieſer große Friedrich mich wie eine Citrone bis auf den letzten Tropfen ausgequetſcht, jetzt, nachdem er vor den Augen von ganz Europa mit mir Staat gemacht hat, jetzt behandelt er mich wie einen elenden Verbrecher! Noch heute, jetzt gleich will ich mich an Tyrconnel wenden und von ihm verlangen, daß er im Namen Frankreichs, im Namen der beleidigten Nation, zu meinen Gunſten einſchreite und mich aus den Klauen dieſes Raubvogels befreie.

Er ſetzte ſich an's Pult und ſchrieb:

„Mylord.

Der König von Preußen hat ſich erlaubt, einen freien Unterthan des Königs von Frankreich ohne Fug und Recht ſeiner perſönlichen Freiheit zu berauben.

Mylord, ich begebe mich unter die Flügel Ihres Schutzes und erwarte, daß Sie Ihre ganze Macht aufbieten werden, um der beleidigten Ehre der franzöſiſchen Nation und mir ſchnelle Genugthuung zu verſchaffen.

Ich benutze die Gelegenheit, zu ſagen, wie ſehr ich ſei,
Mylord,
Ihr aufrichtiger Verehrer
Voltaire,
l'un de quarante.“

Während er das Billet zuſammenlegte, ſagte er zu ſich:

— Ich haſſe dieſen Mann, der, weder Fiſch noch Fleiſch, halb Engländer, halb Franzoſe, ein Baſtard an Geburt und Geiſt iſt. Aber weil ich ihn jetzt brauche, verehre ich ihn. Das ſchmeichelt ihm und nützt mir. Vive la France! A-bas la Prusse!

Er wollte eben den Klingelzug in Bewegung ſetzen, um einen ſeiner Gefängnißwärter herbeizurufen, als ſich die Thür ſeines Kerkers öffnete und Marquis d'Argens hineintrat, worauf der Eingang wieder geſchloſſen wurde.

— Armer Freund! rief der mitleidige Provenzale und umarmte ſeinen Landsmann.

— Marquis, fragte Voltaire, was berechtigt Sie, mich zu bemitleiden?

— Das Schwert des Damokles ſchwebt über Ihrem Haupte . . . Sie ſind rettungslos verloren . . .

— Gerechter Gott, was hab' ich verbrochen?

— Sie haben das Spottgedicht auf den König verfaßt . . .

— Wer ſagt das?

— Der Elende, der Sie denuncirt hat . . .

— Und der große Fritz iſt ſo kleinlich, das von mir zu glauben?

— Seine Majeſtät ſind außer ſich und hauptſächlich darum, weil jene Verſe gerade von Ihnen ſind.

— Sagen Sie dem König, daß Herr von Voltaire einer ſo ſchlechten Handlung eben ſo unfähig, als ſo ſchlechter Verſe ſei...

— Wohl hatte ich's verſucht, Sie zu vertheidigen, der König aber wollte nichts davon hören. „Sie kennen Ihren Landsmann nicht,“ ſagte er, „eines Witzes halber ſchont er ſelbſt den beſten ſeiner Freunde nicht. Ich will ihn nun als Pasquillanten vor Gericht ſtellen laſſen . . . er kennt meine Geſetze nicht . . . frecher, unehrerbietiger Tadel gegen das Oberhaupt des Staates wird hier zu Lande als Hochverrath beſtraft, und auf Hochverrath ſteht der Tod!“

— Friedrich will mich dem Henker überliefern?

— Faſt ſcheint es ſo.

— Marquis, retten Sie mich aus den Krallen dieſes herzloſen Teufels! Nehmen Sie dieſen Brief und übergeben Sie ihn unſerm Geſandten, der ſeit einigen Tagen in Potsdam wohnt. Er wird, er muß ſich meiner annehmen!

— Gern will ich Ihren Wunſch erfüllen, doch fürchte ich, daß Mylord Tyrconnel wenig ausrichten wird, denn Sie kennen den Eigenſinn unſeres Herrn . . . er thut, was ihm gefällt, und fürchtet ſich ſelbſt vor dem Teufel nicht!

— Der Geſandte muß im Namen Frankreichs mit einem Kriege drohen . . .

— Und glauben Sie, daß der König von Preußen ſich dadurch einſchüchtern läßt?

— Tyrconnel muß es verſuchen!

— Sogleich eile ich hin zu ihm; doch wiederhole ich Ihnen, theurer Freund, daß Mylords Verwendung Ihnen durchaus nichts helfen wird . . .

— Eilen Sie, eilen Sie! drängte Voltaire und klopfte an die Pforten ſeines Kerkers.

Man öffnete . . . Marquis d'Argens entfernte ſich.

— O ich Dummkopf, monologiſirte der Gefangene, der ich mich verleiten ließ, mein ſchönes Frankreich, mein großes Paris, die Stadt der hunderttauſend Abenteuer zu verlaſſen, um mich hier in dieſem langweiligen Storchneſt der Mark Brandenburg, in dieſem öden Potsdam, in dieſer nüchternen Parodie des göttlichen Verſailles den despotiſchen Launen eines Mannes preiszugeben, der mich haßt, weil ich beſſere Verſe mache als er. Und dafür, daß ich ſeine ſchwarze Wäſche gewaſchen habe, will er mich nun den Armen der ſogenannten Gerechtigkeit überliefern, um ſich eines Nebenbuhlers zu entledigen! Ah, nun weiß ich, was es heißt: travailler pour le roi de Prusse! Dukaten ſäen und Heller ernten, für Roſen Dornen empfangen, heißt arbeiten für den König von Preußen. Undank, Dein Name iſt Hohenzollern!

Eine Stunde ſpäter öffneten ſich zum zweiten Male die Pforten ſeines Kerkers, um La Mettrie in Voltaire's Käfig einzulaſſen.

— Menſch, was haſt Du gethan? fragte der Doctor.

— Sage Du mir's!

— Du biſt des Mordes angeklagt . . .

— Des Mordes? wiederholte Arouet, blaß wie eine Leiche.

— Seit zwei Stunden erzählen ſich die Kinder auf den Straßen und die Gimpel auf den Dächern das grauenhafte Gerücht: Des Königs alter Pavian, Herr von Voltaire, hat ſich eines ſchändlichen Attentates ſchuldig gemacht . . . er hat . . . faſt fehlt es mir an Muth, es zu wiederholen . . .

— Faſſe Muth und erzähle!

— Seit zwei Stunden alſo erzählen ſich die Gimpel auf den Dächern und die Kinder in den Straßen und die alten Klatſchbaſen hinter den Hausthüren das ſchändliche Bubenſtück, daß Voltaire, der Ritter des soi-disant ordre pour le mérite, den größten Freund und Liebling Seiner Majeſtät vergiftet hat.

— Welchen Liebling?

— Heuchler, Du kannſt noch fragen? Die vierfüßige Favorite des Königs, die reizend-ſchöne Hündin Biche!

— Mich trifft der Schlag! Ich bin verloren!

— Das glaube ich ſelbſt, denn unſer nordiſcher Salomo ſpeit Feuer und Flammen auf Dein undankbares Haupt. — Aber eben ſo kraß als Dein Frevel, iſt auch die Rache, die er für Dich erſonnen hat. Der große Flötenbläſer will das altteſtamentariſche Recht der Wiedervergeltung einführen und Dich, den Stolz des franzöſiſchen Helikons, vergiften laſſen wie eine vierfüßige Beſtie, wie einen elenden Hund. Und darum komme ich, um Dich zu warnen, keinen Biſſen zu eſſen, der Dir aus der Hofküche vorgeſetzt wird, denn Noel, Dein erbitterter Feind, hat — ich weiß es aus dem Munde eines ſeiner Trabanten — den geheimen Auftrag erhalten, in alle Speiſen, die Du verlangſt, Arſenik, Rattengift einzumiſchen. Der elende Tyrann hat ſich den Tod der von Dir vergifteten Hündin dergeſtalt zu Herzen genommen, daß er heute Nacht kein Auge geſchloſſen haben ſoll, um zu Ehren dieſer Beſtie ein Requiem zu dichten, welches Carl Heinrich Graun in zwei Mal vierundzwanzig Stunden in Muſik ſetzen muß.

— Du lügſt, La Mettrie, Du lügſt!

— Frage Deine Kerkermeiſter . . . ſie werden Dir Wort für Wort daſſelbe ſagen . . .

— Und ſoll die Vergiftung jener Beſtie mein einziges Vergehen ſein?

— O nein! Außerdem ſollſt Du auch jenes ſchaam- und geiſtloſe Pasquill auf den König verfaßt und ſein Luſtſpiel ein elendes Machwerk genannt haben.

— Das Letztere iſt allerdings wahr, doch hatte ich's blos in der Vorausſetzung geſagt, daß das Stück von der Cochois ſei . . . hätte ich ahnen können, daß es von ihm iſt . . .

— Dann hätteſt Du es als Meiſterwerk bis in die Wolken erhoben. Das hatte der ſchlaue Fritz vorausgeſehen und Deinem Urtheile eine Fußangel gelegt. Ah, dieſer König von Preußen iſt, unter uns geſagt, ein ganz durchtriebener Spitzbube . . .

— Ein Tyrann, der nicht werth iſt, daß ihn die Sonne beſcheint! ſetzte der gereizte Poet hinzu.

— Da iſt Frankreich, ſeufzte La Mettrie, doch ein ganz anderes Land! Ludwig XV. und ſein Hof würden Dich auf Händen tragen . . . ſein Unterrock würde Dir ein Miniſter-Portefeuille oder einen Geſandtſchaftsposten in den Rachen ſpielen . . . Du würdeſt Alles in Allem ſein, während Du hier, in dieſem coloſſal langweiligen Potsdam, nichts weiter als eine parfümirte Null biſt, der man einen Schlüſſel und ein Stück Band angehängt hat, damit Dich die Hunde auf der Straße nicht für einen Eckſtein anſehen.

— O wären wir doch wieder in Frankreich! ſtöhnte Voltaire. Aber noch iſt es Zeit, mich zu retten! Tyrconnel iſt Dein Freund, ich habe d'Argens zu ihm geſchickt und ihn aufgefordert, für mich

Schritte zu thun. Eile hin zu ihm und verwende auch Du Dich für Deinen Freund und Landsmann! Schildere ihm die Deſpotie dieſes Friedrichs, den die kleinen Schmeichler den Großen nennen, ſchildere ihm meine Lage und bewege ihn, im Namen Frankreichs meine augenblickliche Auslieferung zu verlangen.

— Ich will Alles thun, doch wird es wenig helfen, denn dieſe flöteblaſende Majeſtät hat einen eiſernen Schädel, und was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, dabei bleibt ſie.

— Und Du meinſt alſo wirklich, daß dies gekrönte Ungeheuer ſeine Barbarei ſo weit treiben könnte, mich wie einen Hund vergiften zu laſſen?

— Dem König trau' ich Alles zu! Du biſt ein Kind des Todes!

— Es ſoll ihm nicht gelingen, ſag' ich Dir! So lange ich ſein Gefangener bin, will ich Nichts, gar Nichts genießen und lieber verhungern, als mich von ihm durch Arſenik todt füttern laſſen!

— So, Freund, gefällſt Du mir! Sei ſtandhaft und iß und trinke nichts, dann vereitelſt Du ſeinen Plan . . . dann muß er Dich, Falls er Dich als Mörder ſeines Hundes beſtraft ſehen will, vor Gericht ſtellen ... dann gewinnen wir Zeit und dann iſt nach Möglichkeit vorhanden, Dich zu retten. Ich verlaſſe Dich nun, um zum Geſandten zu gehen ... er ſoll Alles thun, was in ſeinen Kräften liegt ... darauf verlaſſe Dich, ſagte der Doctor und drückte ſeinem Freunde ſo treuherzig die Hand, daß dieſem, gerührt von ſo vieler Theilnahme, eine halbe Thräne in's Auge ſchlich.

— Geh' mit Gott, La Mettrie, ſagte Voltaire und begleitete ſeinen Freund bis zum Ausgange des Kerkers, der, kaum geöffnet, ſich alſogleich wieder ſchloß.

Der Kammerherr, wiederum allein, preßte ſeine fieberkranke Stirn an die kalten Scheiben ſeiner grillirten Fenſter und ſtarrte, in trübes Nachdenken verſunken, auf die Statuen des Schloßplatzes hinaus.

Eine Stunde ſpäter erſchien Mylord Tyrconnel.

— Beſter Freund, ſagte der Geſandte, ich habe mich gleich nach Empfang Ihres Schreibens zu Seiner Majeſtät verfügt und alle Minen meiner Beredtſamkeit ſpringen laſſen, um den König zu bewegen, Sie in Freiheit zu ſetzen. Aber weder Bitten noch Vorſtellungen aller Art haben irgend Etwas gefruchtet. „Mylord," ſprach der kleine Gernegroß, „vergeſſen Sie nicht, daß Sie mit dem Könige von Preußen reden, welcher die Furcht kaum dem Namen nach kennt. Unumſchränkter Herr in unſerm Lande, thun wir, was uns gefällt." — Auf mein unterthäniges Geſuch, mir wenigſtens die Gründe Ihrer Einſperrung zu ſagen, erwiderte er: „Ich bin dem Geſandten Frankreichs nicht mehr Rechenſchaft als irgend einem Andern ſchuldig, doch will ich, weil Sie mich darum erſuchen, Ihnen die Gründe, die mich zu jenem Schritt veranlaßt haben, auseinanderſetzen. Dieſer Voltaire, den ich ſeit ſeinem Hierſein mit Gnaden aller Art überhäuft und bei jedem Anlaß allen andern Gelehrten meines Hofes vorgezogen habe, hat ſich eines dreifachen Frevels gegen mich ſchuldig gemacht. Erſtens hat er jenes ſchmähliche Quatrain verfaßt, zweitens hat er eine meiner Hündinnen vergiftet und drittens . . .

— Drittens? fragte Voltaire, von Neugier gefoltert.

— „Drittens hat er — was das Allerſchlimmſte iſt — ſeine Anmaßung ſo weit getrieben, der Aebtiſſin von Quedlinburg, meiner Schweſter, den Hof zu machen und ſie zu bewegen verſucht, mit ihm nach Frankreich zu entfliehen."

— Schändliche Verleumdung! rief der Kammerherr.

— Auf meine Frage, mir huldreich ſagen zu wollen, wer Sie hinſichtlich des dritten Punktes ſo arg verleumdet habe, nahm der König drei ſtarke Priſen und antwortete: „Mylord, das bleibt vorläufig mein Geheimniß." Sire, fragte ich, was wollen Sie nun mit dem Armen, der bei Ihnen in Ungnade gefallen iſt, anfangen? „Ich ſchwanke noch," ſprach der Monarch mit katzenfreundlichem Lächeln, „und weiß nicht, ob ich ihn nach Spandau oder Küſtrin ſchicken oder kurzen Proceß machen ſoll . . ."

— Was heißt das?

— Das fragte auch ich. Er aber nahm abermals ein paar Priſen und ſagte: „Das ſollen Sie ſpäter erfahren."

— Und was glauben Sie?

— Ich glaube das Schlimmſte, denn dieſer große Friedrich iſt etwas rachſüchtiger Natur; das hat er bei dem armen Trenck bewieſen, den er aus ganz demſelben Grunde lange in Glatz gefangen hielt. Es hat den Anſchein, als ob der König, verliebt in ſeine Schweſter, auf Jeden, den ſie liebt, eiferſüchtig ſei. „Das erbärmliche Pasquill und die Vergiftung meiner armen Biche würde ich ihm verziehen haben," ſagte er, als ich noch einmal verſuchte, ſein Mitleid rege zu machen, „aber die Verführung meiner vielgeliebten Schweſter kann und darf ich ihm nicht vergeben. Wenn jeder Narr", fuhr er fort, „das Recht zu haben glaubt, in Prinzeſſin Amélie verliebt zu ſein, ſo muß man ihm die Schuppen von den Augen reißen und ihm beweiſen, daß derlei Trauben nicht für Jedermanns Schnabel gewachſen ſind. Auf der Tugend der Rebtiſſin von Quedlinburg darf nicht der allerkleinſte Makel ruhen ... das bin ich ihrer, das bin ich meiner Ehre ſchuldig. Sagen Sie dem Herrn von Voltaire, daß er auf's Schlimmſte gefaßt ſein ſoll.“ Sie ſehen, beſter Freund, daß meine Verwendung nicht den geringſten Erfolg gehabt hat ...

— Was ſoll ich nun thun?

— Sich fügen in's Unvermeidliche.

— Ein ſchöner Troſt! Wiſſen Sie, was der Tyrann beabſichtigt? Er will mich vergiften ...

— Vergiften? wiederholte der Diplomat mit großer Extaſe, um die Angſt ſeines Landsmanns wo möglich noch zu ſteigern.

— Vergiften wie eine Ratte ... Mylord, mir ſchaudert die Haut!

— Ich begreife das, denn Gift iſt eine höchſt unangenehme Erfindung ...

— Mylord, wollen Sie mich retten?

— Mit tauſend Freuden! Aber wie? wodurch?

— Reden Sie mit dem Grafen Saint-Germain ... er iſt ein Wundermann, der die Gabe beſitzt, Alles durchzuſetzen ... er wird Rath ſchaffen ...

— Ich will ihn rufen laſſen und ihm Ihr trauriges Schickſal an's Herz legen ...

— Er wird Mittel und Wege finden, mich aus dem Kerker zu befreien ... mein Herz ſagt mir, daß dieſer Graf mein Schutzgeiſt iſt!

— Möge dieſe Hoffnung Sie nicht täuſchen, ſprach Mylord und verließ den Kerker.

Herr von Voltaire, der eben keinen Ueberfluß an perſönlichem

Muthe beſaß, fing nun aus tiefer Angſt zu ſchwitzen an. Händeringend lief er auf und ab und malte ſich abwechſelnd die Qualen langer Gefangenſchaft und die kurze Marter einer boshaften Vergiftung mit ſchweistreibenden Farben aus. Einen Augenblick ſah er ſich in Spandau und gleich darauf am Fuße des Schaffots. „Sagen Sie dem Herrn von Voltaire, daß er auf's Schlimmſte gefaßt ſein ſoll!“ Dieſe Worte überzogen ſeinen ziemlich baufälligen Leichnam mit einer dicken Gänſehaut. Gequält von Hunger und Durſt, gepeinigt von ſeiner Einbildungskraft, ſank er Nachmittags, in Schweis gebadet, auf die Kiſſen ſeines Ruhebettes hin, um ſich den Tröſtungen des Schlafes zu überlaſſen.

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen ſechs Uhr Abends, mitten im beſten Schlafe, öffneten ſich zum vierten Male die Riegel ſeines Kerkers. Eine lichte Huldgeſtalt mit himmliſchem Lächeln trat vor das Lager des Schlafenden, der in demſelben Augenblick die Augen aufſchloß.

— Prinzeſſin! rief der Dichter freudig überraſcht.

— Mon ami, ſagte die Aebtiſſin von Quedlinburg, ich komme, um Ihnen im Namen des Königs die vollſtändigſte Begnadigung zu überbringen. Vom Grafen Saint-Germain unterrichtet, daß mein Bruder Sie der Freiheit beraubt habe, eilte ich zum Könige, that einen Fußfall und ſtand nicht eher auf, als bis er mir die Erlaubniß gab, die Riegel Ihres Kerkers zu öffnen. Armer Freund, ſetzte ſie mit flötenweicher Stimme hinzu, man hat Sie ſchmählich verleumdet . . . ich habe meinem Bruder die Augen geöffnet und ihm bewieſen, daß man Ihnen Unrecht gethan. Kommen Sie, Herr von Voltaire, in meinen Zimmern erwartet Sie ein Abendbrod, das Sie für die Entbehrungen dieſes Tages entſchädigen ſoll, ſchloß die Prinzeſſin, reichte dem erlöſ'ten Gefangenen ihren Arm und führte ihn durch die geöffneten Pforten ſeines Kerkers in ihren Speiſeſaal.

Voltaire, am Arme Ihrer Königlichen Hoheit, blähte ſich wie ein Truthahn auf.

— Sie liebt Dich . . . das ſteht feſt! dachte ſich der eitle Narr und triumphirte über den Neid ſeiner Feinde.

XL.

Leute, welche das Bedürfniß fühlten, allwöchentlich irgend etwas Neues aus der Chronique scandaleuse der guten Stadt Berlin zu erfahren, pflegten jeden Mittwoch den Abendzirkel der Madame Reggiana-Pesne zu beſuchen. Zu der Zahl dieſer Neugierigen gehörte auch der Geſandte Frankreichs.

— Ich preiſe mich glücklich, ſagte die penſionirte Muſe der Tanzkunſt, Ew. Lordſchaft heute drei nagelneue Neuigkeiten mittheilen zu können. Jene Amélie, die das Herz des Königs für ſich eingenommen hat, iſt keinesweges deſſen Schweſter, ſondern ein Fräulein von Pfuel, die Tochter einer ſchlauen Abenteurerin, die unſerm erlauchten Aar die goldenen Federn ausrupft. Das Töchterlein muß, auf Befehl der Mutter, die kalte, unerbittliche Artemiſia ſpielen, welche Friedrichs Seufzer um keinen Preis der Welt erhören darf. Unſer Salomo, beſtochen von den jungfräulichen Reizen der ſpröden Hexe, läßt alle Minen ſpringen, um deren Sprödigkeit zu beſiegen, doch umſonſt! Vorgeſtern hat er den Grafen Saint-Germain in das Geheimniß ſeines Herzens eingeweiht und ihn gefragt, ob er ein Mittel wüßte, das Marmorherz dieſer Kleinen zu erweichen. Der Wundermann hat ihm geſtern Amélie's Wachsbüſte und eine goldene Zaubernadel gebracht, mit der Seine Majeſtät allnächtlich Punkt Zwölf dem magiſchen Bilde drei Stiche in's Herz geben muß. Nach Verlauf von drei Mal drei Tagen wird dann Amélie, der Kraft des geheimnißvollen Zaubers unterliegend, ihre Sprödigkeit ablegen und ſich jedem ſeiner Wünſche fügen.

— Und der aufgeklärte Monarch glaubt an dieſe Narrenspoſſen?

— Unglück und Liebe, Mylord, machen ſelbſt den vernünftigſten Menſchen abergläubiſch. Die zweite Neuigkeit, die Sie vielleicht noch mehr intereſſiren wird, iſt die bekannte Pasquillgeſchichte. Der Verfaſſer jenes Epigramms iſt . . .

— Voltaire!

— Sie irren, Mylord! Jene boshaften Verſe ſind dem Gehirne des Herrn von Maupertuis entſprungen.

— Weiß dies der König?

— Bis jetzt noch nicht, doch ſoll er's bald erfahren. — Die dritte Neuigkeit, die Sie am meiſten überraſchen wird, betrifft die keuſche, ſcheinheilige Frau von Maupertuis, die, wie mir erſt heute Morgen ihre Wäſcherin erzählt hat, ſeit ſechs Wochen guter Hoffnung iſt. — Nach fünfjähriger kinderloſer Ehe fühlt ſich unſer würdiger Präſident der Akademie dadurch unangenehm überraſcht, umſomehr, weil er ſich und aller Welt geſteht, daß er ſeit Jahr und Tag jeden nähern Umgang mit ſeiner Frau abgebrochen habe. La Mettrie, der ſich zu helfen weiß, ſoll ſeiner Freundin den etwas gewagten Rath ertheilt haben, ihrem Gatten weiß zu machen, der heilige Geiſt habe ſie beſchattet und ihr das Verſprechen ertheilt, ſie werde den längſt erwarteten Meſſias gebären . . . .

— Und Maupertuis?

— Sieht ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, das Alles glauben zu müſſen, weil die Mutter des präſumtiven Meſſias ihren heiligen Geiſt in das Geheimniß eingeweiht hat, daß ihr Herr Gemahl der Autor des bewußten Pasquills iſt. Der arme Maupertuis, der ſich nun zwiſchen Thür und Angel befindet, muß ſich von ſeiner tugendhaften Ehehälfte die größte Schmach gefallen laſſen, ohne den Muth zu haben, ſie darüber zur Rechenſchaft zu ziehen. In ſeinem Innern kocht er blutige Rache, ſein Aeußeres aber iſt ſüß wie Honig und verräth nicht das geringſte Mißtrauen, nicht den kleinſten Argwohn. Er gibt ſich die Miene, Alles zu glauben, was ſie ihm ſagt, und erwartet jetzt, mit Wuth im Herzen und gläubigem Lächeln auf den Lippen, die Ankunft des verheißenen Meſſias.

— Die Geſchichte iſt allerliebſt, und wär' ich Dichter, ich würde mich beeilen, daraus ein Vaudeville zu machen. Maupertuis als Vater des zukünftigen Meſſias, ſeine Frau als eine neue Flamme des heiligen Geiſtes und La Mettrie als Saint-Eſprit müßten, glaube ich, ein ſehr komiſches Triolet bilden.

— Der beklagenswerthe Präſident, unterbrach ihn die redſelige Ex-Terpſichore, muß ſich nun tagtäglich neue Nadelſtiche gefallen laſſen. Vor einigen Tagen erhielt er ein Petſchaft mit einem Wappen, das den armen Dulder in Verzweiſlung bringt: es iſt ein gehörnter Widder mit der boshaften Legende: Suum cuique. Geſtern ſchickte ihm ein namenloſer Freund aus Saint-Malo einen halben Mond als Inſignie des Hahnrei-Ordens erſter Klaſſe mit Eichenlaub. Das Alles muß er ruhig einſtecken aus Furcht vor ſeiner Frau, die ihn als Verfaſſer jenes Pasquills angeben und nach Spandau bringen kann.

— Nun aber will auch ich Ihnen ein brühwarmes on dit erzählen. Seit einigen Tagen ſoll in den königlichen Luſtſchlöſſern zu Potsdam und Sans-Souci allnächtlich Punkt Zwölf ſich ein und daſſelbe Geſpenſt, die ſogenannte weiße Frau, ſehen laſſen und die Wachen dieſer Schlöſſer in tauſend Aengſten verſetzen. Man ſagt, dieſe weiße Dame — der Schutzgeiſt des Hauſes Hohenzollern — pflege nur dann zu erſcheinen, wann dem Hauſe Brandenburg, dem Könige oder einem Mitgliede ſeiner Familie, irgend ein Unglück drohe. Das Erſcheinen dieſes Geiſtes erregt bei Hofe eine allgemeine Beſtürzung. Niemand hat den Muth, es dem Könige zu ſagen, weil dieſer ein für alle Mal erklärt haben ſoll, derlei albernen Ammenmärchen nicht den geringſten Glauben zu ſchenken. Die Soldaten, die das Geſpenſt hin- und herwandeln ſehen, zittern wie Espenlaub und ſind froh, wenn Mitternacht vorüber iſt, weil der weiße Schutzgeiſt dann urplötzlich verſchwindet.

— Seit der Anweſenheit des Grafen Saint-Germain geſchehen am Hofe zu Sans-Souci allerlei wunderbare Dinge. Eine der Kammerfrauen der Aebtiſſin von Quedlinburg ſoll urplötzlich alle Eigenſchaften einer Nachtwandlerin offenbart und der Prinzeſſin prophezeiht haben, daß ihr eine große Ueberraſchung bevorſtehe. Befragt, was Ihre Königliche Hoheit zu erwarten habe, prüfte die Somnambüle die innere Hand der Prinzeſſin und zeichnete dann drei bedeutungsvolle Buchſtaben:

F. V. T.

hinein.

— Und was mögen dieſe drei Charaktere zu bedeuten haben?

— Das weiß ich nicht, ſagte Madame Pesne.

XLI.

Man erlaube uns, hier einen kurzen Abriß der Genealogie und Geſchichte jenes allbekannten Geſpenſtes einzuſchalten, das unter dem Namen der „weißen Frau“ in mehr als einem Schloſſe Deutſchlands, in Berlin, Ausbach, Baireuth, Jülich und Cleve, von Zeit zu Zeit ſeinen Spuk treiben und gewöhnlich den Tod eines Mitgliedes der königlichen Familie vorausſagen ſoll. Beſagtes Geſpenſt verdankt ſeinen Namen der weißen Kleidung und dem weißen Schleier, der die obere Hälfte ſeines Geſichtes verhüllt. Die weiße Frau pflegt, wenn ſie bei freudigen Gelegenheiten erſcheint, weiße, bei traurigen Veranlaſſungen hingegen ſchwarze Handſchuhe zu tragen; immer aber gewahrt man an ihrer linken Hüfte einen Bund vergoldeter Schlüſſel, mit deren Hilfe ſie, trotz aller Riegel, ſich alle Eingänge zu öffnen verſteht. Nach einer alten Chronik des böhmiſchen Kanzlers Wilhelm Slawata ſoll das weiße Geſpenſt bei Lebzeiten eine bulgariſche Prinzeſſin, dann die

Gemahlin König Ottokars II. von Böhmen und als ſolche die geheime Buhlin eines ihrer Kammerherren, eines Wenzel von Roſenberg, geweſen, im Jahre 1285 auf dem Schloſſe Neuhaus in Böhmen geſtorben und zur Abbüßung ihres Ehebruchs verurtheilt worden ſein, tauſend Jahre raſtlos als Geſpenſt umherzuwandern. Ihre Verwandtſchaft mit dem Hauſe Brandenburg leitet man von der Prinzeſſin Sophie, der Tochter des Kurfürſten Joachims II. ab, die ſich im Jahre 1561 mit einem Nachkommen der weißen Sünderin, mit einem Grafen Wilhelm von Roſenberg, vermählt hat. — Nach andern Geſchichtsſchreibern ſoll dies Geſpenſt eine Kurfürſtin von Brandenburg geweſen ſein und in ihrer Sterbeſtunde den lieben Gott gebeten haben, ihr zu geſtatten, ihren Nachkommen durch ihr Erſcheinen den Tod anzukündigen, eine Bitte, die ihr auch gewährt worden ſei. Im Jahre 1628 ſoll die weiße Kurfürſtin zum erſten Male im kurfürſtlichen Schloſſe zu Berlin ſichtbar geworden ſein und in ziemlich gutem Lateiniſch geſagt haben: „Veni, judica vivos et mortuos, judicium mihi adhuc superest“. Warum die gute Frau gerade lateiniſch geſprochen hat, iſt freilich etwas auffallend, aber eben darum um ſo merkwürdiger. Einen Tag vor dem Tode Georg Wilhelms fragte die Kurfürſtin, vor dem Spiegel ſitzend, eine ihrer Kammerfrauen, wie ſpät es ſei? Da die Gefragte kurz vorher hinausgegangen war, trat die weiße Frau aus der geöffneten Wand heraus und antwortete: „Mitternacht!“ Am andern Morgen ſtarb der Kurfürſt. — Achtunddreißig Jahre ſpäter (1678) erſchien die weiße Frau im Schloß zu Baireuth am Vorabende jenes Tages, an welchem Markgraf Erdmann Philipp im Schloßhofe, vom Pferde ſtürzend, den Hals brach. Seit jener Zeit aber war ſie weder in Berlin, noch in Baireuth erſchienen, obwohl hier und dort mehr als ein Mitglied des preußiſchen Regentenhauſes die großen Winterquartiere des Jenſeits bezogen hatte. *)

Seit mehreren Tagen unterhielt ſich die abergläubige Schloßwache und das müſſiggehende Hofgeſinde von dem Wiedererſcheinen dieſes Geſpenſtes. Jeder dieſer Maulaffen wollte Nachts um die zwölfte Stunde die weiße Frau mit eigenen Augen geſehen haben, aber faſt Jedem hatte ſie ſich, wie es ſchien, in anderer Geſtalt gezeigt. Leicht möglich, daß die verwunſchene Kurfürſtin, wie jenes griechiſche Geſpenſt, welches unter dem Namen Onoskelides bekannt und gefürchtet war, die Gabe beſaß, verſchiedene Formen anzunehmen. Man weiß, daß jener Popanz den Reiſenden bald als Eſel und bald als Löwe, bald als ſchönes Mädchen und bald als häßliche Natter erſchienen war. Auch die weiße Frau wollte Jeder in anderm Coſtüme geſehen haben. Nach der Ausſage des Einen trage ſie weiße, nach der Behauptung des Andern ſchwarze Handſchuhe; der Dritte war der Anſicht, daß ſie als Schutzgeiſt des Hauſes Brandenburg, die preußiſchen Nationalfarben, d. h. einen weißen und einen ſchwarzen Handſchuh trage. Einer der Corporale, ein grundehrlicher Hinterpommer, wollte ſie ſogar geſtiefelt und geſpornt und mit einem rothen Federbuſche geſehen haben. Einer der Küchenjungen wollte in der rechten Hand der weißen Frau einen großen Kehrbeſen, der andere in der linken eine brennende Wachskerze erblickt haben. Am übelſten war ein dritter

---

*) Eine ausführliche Abhandlung über dies Geſpenſt ſchrieb Magiſter Johann Jakob Rhode u. d. T.: „Dissertatio de celebri spectro, quod vulgo nominant „die weiße Frau“ Regiomontan. 1723. 4. Witteb. 1743. 4.

dieſer Buben fortgekommen; der naſeweiſe Schlingel, der dem Geſpenſte von einem Corridor in den andern gefolgt war, hatte urplötzlich von unſichtbarer Hand eine furchtbare Ohrfeige und in Folge derſelben eine geſchwollene Backe bekommen. Kein Teufel konnte aus all' dem ſich widerſprechenden Geſchwätz klug werden.

Eines Abends, als König Friedrich und ſeine philoſophiſche Leibgarde, wie auch Prinzeſſin Amélie und ihre beiden Hofdamen im Potsdamer alten Schloſſe übernachteten, erſchien mit dem Glockenſchlage Zwölf auf jenem Corridor, in dem das Schlafzimmer der Frau von Maupertuis lag, die weiße Frau mit ſchwarzen Handſchuhen. Sie tappte in der Finſterniß unſicher hin und her und ſchien eine Thür zu ſuchen, die ſie nicht finden konnte.

Bald darauf erſchien auf der entgegengeſetzten Seite deſſelben Corridors, dort, wo das Schlafcabinet der eben ſo ſchönen als galanten Gräfin Kleiſt lag, eine zweite weiße Frau mit weißen Handſchuhen. Auch ſie tappte im Finſtern umher und auch ſie ſchien eine Thür zu ſuchen, die ſie nicht finden konnte.

Zwei Sekunden ſpäter wurde auf jenem Corridor, der in's Schlafgemach des Königs führte, ein drittes Exemplar der weißen Frau mit einem ſchwarzen und einem weißen Handſchuh ſichtbar. Geräuſchlos huſchte das Geſpenſt in jenen Gang hinein, in welchem jetzt die Trägerin der weißen mit jener der ſchwarzen Handſchuhe aneinanderſtieß.

— Sacre nom de Dieu! ſchrieen beide Geſpenſter, gegenſeitig erſchreckt zurückprallend.

— Wer da? donnerte in demſelben Momente das Geſpenſt mit den zweifarbigen Handſchuhen und hielt die beiden andern weißen Damen an den Falten ihres weiten Nachtgewandes feſt.

In demſelben Nu lief aus allen Winkeln des Schloſſes ein halbes Schock weißer Geſpenſter, mit brennenden Wachskerzen, Beſen und Knitteln bewaffnet, zuſammen, um dem dritten Geſpenſte, das die beiden andern feſthielt, zu Hilfe zu eilen.

— Spitzbuben, wer ſeid Ihr? fragte die beherzte Frau und riß ihren beiden Doppelgängerinnen den Schleier vom Geſicht. Bomben Element! ſchrie die Ahnfrau des Hauſes Brandenburg und ſchlug eine laute Lache auf, als ſie beim Scheine der Kerzen in deren leichenblaſſe Mienen ſah.

Die eine dieſer nachtwandelnden Damen war der Garde-Lieutenant Adam von Manteuffel, der Priamus der liebenswürdigen Thisbe von Kleiſt, die zweite dieſer weißen Somnambulen war Herr Julien Offray de La Mettrie, der heilige Geiſt der frommen Meſſiasmutter Maupertuis, und das dritte Geſpenſt war Seine Majeſtät der König, der, unterrichtet von dem verdächtigen Spuk, beſchloſſen hatte, dieſen nächtlichen Gäſten aufzulauern.

— Manteuffel, was hat denn Er hier zu ſuchen? fragte der große Fritz.

— Majeſtät, ſtotterte der verlegene Adonis der Garde, da es mir unten in der Schloßwache allzuheiß und ſchwül vorgekommen war, hatte ich mich hieher begeben, um ein paar Minuten etwas friſche Luft zu ſchöpfen.

— Und Du, La Mettrie?

— Ich bin, weil ich nicht ſchlafen kann, auf den Einfall gerathen, hier an den blumenumrankten Fenſtern dieſes Ganges ein klein wenig zu botaniſiren.

— Hallunken! rief der Monarch, ich weiß recht gut, was Euch Beide hieher treibt! Er, Manteuffel, wird von morgen an acht Tage in der

Caſerne bleiben, weil Er Seinen Poſten verlaſſen hat, und Du, La Mettrie, Du wirſt, zur Abbüßung Deiner Sünden, bis morgen Abend die drei erſten Pſalmen König Davids Wort für Wort auswendig lernen. Wehe Dir, wenn Du ſie dann nicht herſagen kannſt! Jetzt packt Euch, meine weißen Damen, und laßt Euch nie mehr in einem meiner Schlöſſer erwiſchen, ſonſt werde ich grob und rede mit Euch aus anderm Tone! Treibt künftig, was Ihr wollt, aber verletzt das Decorum nicht und vermeidet jeden öffentlichen Skandal, ſonſt, meine Damen, ſoll Euch ein Donnerwetter auf den Kopf fahren! Allez-vous-en!

Die beiden Geſpenſter ließen ſich dies nicht noch ein Mal ſagen; ſie hüllten ſich in ihre weißen Mäntel und entflohen.

Der König begab ſich in ſein Schlafcabinet und ſagte zu Fredersdorf:

— Wenn Du wieder Etwas vom Erſcheinen der weißen Frau hören ſollteſt, ſo ſage es mir!

* * *

Adelgunde von Maupertuis, die das Erſcheinen des heiligen Geiſtes in dieſer Nacht vergebens erwartete, wälzte ſich ſchlaflos auf ihrem Lager. Gegen zwei Uhr Nachts machte ſie ſich Licht und zog aus den Kopfkiſſen ein Buch der Andacht hervor. Es war eine Ueberſetzung des bekannten, mehr als achtzehnhundert Mal aufgelegten und in alle Sprachen überſetzten Werkes: „de imitatione Christi“ von Thomas a Kempis.

Vom Laſter bis zur Frömmigkeit gibt's oft nur Einen Schritt.

XLII.

Prinzeſſin Amélie, welche Tag für Tag den vermeintlichen Grafen Saint-Germain an die Erfüllung ſeines Verſprechens gemahnt hatte, ihr eine Zuſammenkunft mit Friedrich von der Trenck zu verſchaffen, fragte ihn eines Morgens:

— Was muß ich thun, um Sie endlich zu bewegen, den längſt erwarteten Freund, wenn auch nur auf Einen Augenblick, in meine Arme zu zaubern?

— Ihre Königliche Hoheit müſſen mir vor allen Dingen unbedingten Gehorſam verſprechen . . .

— Graf, ich will folgſam ſein, wie ein Kind!

— Eh bien, wann wünſchen Sie die Seligkeit des Wiederſehens zu genießen?

— Heute Nacht! erwiderte die Aebtiſſin mit allen Zeichen des Entzückens.

— Das iſt nicht möglich, denn Ihre Königliche Hoheit müſſen ſich, bevor Ihr Wunſch erfüllt werden kann, einem vierundzwanzigſtündigen Faſten unterwerfen und dürfen dann von heute Nacht zwölf Uhr bis morgen um Mitternacht keinen Biſſen Nahrung, weder Speiſe noch Trank, zu ſich nehmen. Fühlen Sie ſich ſtark genug, dieſe Entbehrung zu ertragen?

— Ja! antwortete die Prinzeſſin.

— Dann thun Sie es! Nach Verlauf dieſer Faſtenzeit müſſen Ihre Königliche Hoheit ſich ganz allein in Ihr Badezimmer begeben und dort eine Viertelſtunde in Kräutern baden, die ich Ihnen noch im Laufe des heutigen Tages zuſtellen werde. Dieſes Bad wird Sie wunderbar erquicken . . . der Duft der Kräuter wird Sie bezaubern . . . tauſend unnennbare Wonnen werden Sie durchrieſeln. Gleich nachdem Sie das Bad verlaſſen haben, werden Sie ſich auf die Kiſſen Ihres Divans werfen und klingeln . . . dann werde ich erſcheinen, um Ihnen das Weitere mitzutheilen. Sind Sie auch damit einverſtanden?

— Ich will Alles, Alles thun!

— Dann werden Ihre Königliche Hoheit ſich überzeugen, daß ich mein Verſprechen wahr mache, ſagte Graf Kergalec und empfahl ſich.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden ſpäter kam er wieder und überreichte der Aebtiſſin ein Bündel unbekannter Kräuter, die er aus fremden Zonen mitgebracht zu haben vorgab.

— Welch ein Wohlgeruch! rief die Prinzeſſin.

— In heißem Waſſer aufgelöſ't, werden dieſe unſcheinbaren, halb vertrockneten Pflanzen ein Aroma entwickeln, das Sie entzücken wird. Sie werden in einem Meere von Wohlgerüchen ſchwimmen, das Sie an die blumenwimmelnden Ufer einer ſchönern Welt forttragen wird, wo Sie in monderhelltem Palmenhaine den Geliebten Ihres Herzens, den Stern Ihrer Träume wiederſehen werden.

— Ich will Ihnen ewig dafür dankbar ſein, verſprach die Prinzeſſin, deren lebhafte Fantaſie ſchon jetzt im Vorgefühle aller Wonnen des heiß erſehnten Wiederſehens zu ſchwelgen ſchien.

In der folgenden Nacht, nachdem die Aebtiſſin die vierundzwanzigſtündige Faſtenzeit glücklich überwunden hatte, begab ſie ſich mit dem Glockenſchlage Zwölf, ganz allein, in das matt erleuchtete Bade-Cabinet, warf die geheimnißvollen Kräuter in die dampfende Marmorwanne, entledigte ſich ihrer Kleider und ſtieg in die gährende Fluth. Einen Augenblick ſpäter entwickelte ſich ein wunderbares, wonnig-ſüßes, ſinnebetäubendes Aroma, das ein Concert von tauſend Düften war, die ſie mit gieriger Haſt einſog. Bald darauf überſchlich ſie eine unbeſchreiblich ſüße Abſpannung: ſie fühlte ſich ſo matt, daß ihr faſt die Augen zufielen, und ſo kam es, daß ſie die ganze Kraft ihres Willens zuſammenraffen mußte, um nicht den Lockungen des Schlafes zu erliegen. In halbwachem Zuſtande umgaukelten ſie die holdeſten Traumgeſtalten . . . die Wände des ſchwach erleuchteten Cabinets umhüllten ſich mit roſenfarbenen Wolken, die ſich allmälig wieder zertheilten . . . ihr traumgefangener Blick ſchweifte dann in einer tropiſchen Natur, in einer paradieſiſchen Gegend umher, auf welche der Mond ſein ſilbernes Flockenlicht herabſchneien ließ. In einem von bunten Lianen durchflochtenen Palmenhaine vernahm ſie das märchenhafte Klingen einer unſichtbaren-Muſik, das geſchwätzige Gemurmel ferner Springbrunnen und das myſteriöſe Gezwitſcher von Myriaden Singvögeln, die ſich auf den beweglichen Fächern der Palmen hin- und herwiegten. Nachdem die Viertelſtunde wie ein kurzer Augenblick vorübergerauſcht war, verließ ſie das betäubende Meer der Wohlgerüche, trocknete den Alabaſter ihrer ſchön geformten Glieder, ſank erſchöpft auf die Kiſſen des Divans, warf eine leichte Hülle über ſich und klingelte. In demſelben Moment trat Kergalec ein und reichte ihr einen kleinen, durchſichtigen Kryſtall-

Pokal, welcher mit einem Zaubertranke angefüllt war, den ſie auf ſein Geheiß mit Einem Zuge leeren mußte. Dann beugte er ſich über ihren Körper und berührte mit ſeinen magnetiſchen Fingerſpitzen ihre beiden Schläfen.

— In wenigen Minuten, ſagte der Graf, wird aus der grünen Nacht jenes Palmenhaines der Stern Ihrer Träume hervortreten, ſich verkörpern und als Friedrich von der Trenck vor Ihnen ſtehen. Wagen Sie irgend eine Frage an ihn zu richten, ſo wird er wie ein Nebelbild vor Ihren Augen zerfließen und Sie werden ihn dann niemals wiederſehen. Sein Name iſt das einzige Wort, das Sie ohne Gefahr für ſich und ihn ausſprechen dürfen. Jedes andere Wort vernichtet auch mich und die ganze Macht meines Zaubers. Prinzeſſin, fuhr er fort, es naht der heiß erſehnte Augenblick; machen Sie ſich gefaßt, den Geliebten Ihrer Seele zu empfangen.

Noch ein Mal berührte er ihre Schläfe und rief dann in gebieteriſchem Tone:

— Erſcheine, Friedrich von der Trenck, erſcheine!

Und in derſelben Sekunde vernahm das Ohr der Prinzeſſin den Ton eines geſprungenen Spiegels, und in demſelben Nu ſtieg aus dem Rahmen des geplatzten Glaſes ein Schatten hervor, der ſich mehr und mehr verdichtete und, näher und näher heranrückend, menſchliche Geſtalt annahm.

— Friedrich! rief ſie entzückt und öffnete ihre Arme.

Der Gerufene flog an ihr Herz und hauchte einen glühendheißen Kuß auf ihre Stirn. Das Licht der Lampe erlöſchte und die Prinzeſſin verſank in magnetiſchen Schlaf. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Als ſie erwachte, ſchauten durch die buntgemalten Glasſcheiben des Cabinets die erſten Strahlen der Sonne hinein, die einen bläulichen Reflex auf die Wangen der erwachten Schläferin warfen. Sie rieb ſich die Augen, blickte um ſich und fand ſich allein, ganz allein.

— Hab' ich geträumt oder war's Wahrheit? Ich habe ihn geſehen, ich habe ihn an mein pochend Herz gedrückt und das Feuer ſeiner Küſſe gefühlt! O wer ſagt mir, ob dies Wahrheit oder nur Täuſchung geweſen iſt? Doch warum zweifle ich? Jeder Schlag meines Herzens ſagt mir: Friedrich iſt's geweſen, Friedrich hat in Deinen Armen geruht! Meine Sehnſucht iſt geſtillt, ich bin glücklich! rief die Aebtiſſin von Quedlinburg, auf deren blaſſen Mienen ſich die Wonnen des ſchönſten aller Träume abſpiegelten.

Gleich darauf empfand ſie wüthenden Hunger.

XLIII.

Marquis Aymar, in deſſen Plane es lag, die größte Feindin ſeines Ordens, Frau von Pompadour, vom Gipfel ihrer Macht herabzuſtürzen, verſuchte nun, Herrn von Voltaire, deſſen ſchnelle Freilaſſung er bewirkt hatte, mehr und mehr für ſich einzunehmen, um ihm Geſtändniſſe abzulocken, durch die er ſpäter, nach Paris zurückkehrend, den Einfluß dieſes allmächtigen Unterrocks unſchädlich zu machen oder ganz und gar zu vernichten hoffte. Der

Klugheit des Grafen gelang es in kurzer Zeit, ſich Voltaire's Vertrauen in dem Maaße zu erwerben, daß Letzterer ihm bald alle Geheimniſſe ſeines Herzens und unter dieſen auch ſeine Liebe zur Schweſter des Königs von Preußen offenbarte.

— Schon längſt hätte ich dieſem traurigen Hofe von Sans-Souci ein Lebewohl geſagt und den langweiligen Aufenthalt in Potsdam und Berlin mit Paris und Verſailles vertauſcht, wenn nicht Prinzeſſin Amélie, deren Schönheit und Koketterie mir ſchlafloſe Nächte verurſachen, mich mit unzerreißbaren Banden hier gefangen hielte. Der Gedanke, dieſem himmliſchen Weſen Gegenliebe einzuflößen, hat ſo unbeſchreiblichen Reiz für mich, daß ich zehn Jahre meines Lebens für einen Kuß von ihrem Munde, die ganze Seligkeit des Jenſeits für einen Augenblick der Seligkeit in ihren Armen hingeben würde. Sie, theurer Graf, ſind ein Mann, dem nichts unmöglich ſcheint ... Können Sie mir in irgend einer Weiſe behilflich ſein, das Herz dieſes Engels zu erobern?

— Nichts leichter als das!

— Und das Mittel dazu?

— Brauche ich dies jenem Manne zu ſagen, der auf weit ſprödere Herzen als das der Aebtiſſin ſo ſiegreichen Eindruck gemacht?

— Wen meinen Sie?

— Die Königin von Frankreich.

— Maria Leszinska? fragte Voltaire ganz verwundert.

— Ah, dieſe Frau liebt nur den Heiland und die Kirche ... ich meine Ludwigs Gemahlin zur linken Hand, Frau von Pompadour.

— Und wer ſagt Ihnen, daß ich auf das Herz der Marquiſe ſiegreichen Eindruck gemacht?

— Wer das ſagt? Ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa!

Voltaire, der ſich dadurch unendlich geſchmeichelt fühlte, lächelte mit größter Selbſtzufriedenheit und ſchwieg.

— Man erzählt ſich, fuhr Graf Saint-Germain fort, daß Sie ſich im Beſitze vieler Zeichen ihrer Gunſt befinden . . .

— Zum Beiſpiel?

— Will man wiſſen, daß ſie Ihnen mehrere Briefe geſchrieben . . .

— Allerdings! ſagte der eitle Mann, ſeine rechte Hand in die Hemdkrauſe vertiefend und ſeinen linken Arm an den Rücken legend.

— Außerdem hat ſie Ihnen ihr in Perlen eingefaßtes Bild geſchenkt . . .

— Sie gab es mir, als ich ihr eines meiner Gedichte zum Preiſe ihrer Schönheit, zum Ruhme ihrer Tugend vorlas.

— Außerdem ſollen Sie im Beſitze einer Locke ſein . . .

— Einer Locke? wiederholte der Dichter ganz verwundert.

— Einer Locke, die ſie Ihnen im Augenblick des Abſchieds von Verſailles zum Angedenken an die ſchönen Tage von Choiſy geſchenkt haben ſoll.

Voltaire lächelte höchſt geheimnißvoll und ſchwieg.

— Sie ſehen, fuhr der Graf fort, daß ich ziemlich Alles weiß.

— Hm! brummte der Poet, erfaßte ſein Kinn und ſchien einen Augenblick zu überlegen, was er darauf erwidern ſollte.

— Sind wir gut unterrichtet? fragte Saint-Germain mit ſchlauem Lächeln.

— Von etwas Anderm, beſter Graf, antwortete Voltaire ausweichend. Rathen Sie mir lieber, was ich zu thun habe, um das keuſche Herz der Aebtiſſin für mich zu gewinnen.

— Ich weiß ein Zaubermittel, das Sie ſchnell zum Ziele führen kann . . .

— Nennen Sie es mir und meine Muſe wird Sie vergöttern und unſterblich machen!

— In längſtens acht Tagen, mein Freund, will ich Sie in ein magiſches Geheimniß einweihen, das, vertrauen Sie meinem Wort, ſeine Wirkung nicht verfehlen ſoll.

— Gottmenſch, laſſen Sie ſich dafür umarmen! rief der alte Schwärmer und embraſſirte den Wundermann.

Von Voltaire begab ſich Saint-Germain zur Aebtiſſin von Quedlinburg.

— Königliche Hoheit, fragte er, habe ich mein Verſprechen wahr gemacht?

— Ja, Herzensfreund, ja! rief die Prinzeſſin, hochentzückt von der Seligkeit der verfloſſenen Nacht. Und wann, theurer Graf, iſt es mir vergönnt, meinen Friedrich wiederzuſehen?

— Nur dann, wenn Ihre Königliche Hoheit ſich geneigt finden laſſen, auch mir einen Wunſch zu gewähren . . .

— Welchen? Welchen?

— Es kann Ihnen nicht entgangen ſein, daß ſich unter dem zahlloſen Schwarme Ihrer Bewunderer auch Herr von Voltaire befindet . . .

— Der alte, eitle Geck!

— Geblendet von den Strahlen Ihrer Schönheit, hat er alle Geheimniſſe ſeines Herzens vor mir ausgeſchüttet und mich beſchworen, ihm ein Mittel zu geben, das ihn zum Ziele ſeiner heißen Wünſche führt. Ich habe es ihm zugeſagt . . .

— Warum? fragte die Aebtiſſin ganz erſchreckt.

— Weil es Ihrer Königlichen Hoheit Gelegenheit zu einer neuen herrlichen Myſtification, mir hingegen ſichere Ausſicht auf den Beſitz gewiſſer Gegenſtände verſchafft, die für Ihren erlauchten Bruder und für mich von unberechenbarem Werthe ſind.

— Erklären Sie ſich deutlicher, lieber Graf!

— Der König und Ihr unterthäniger Diener arbeiten gemeinſchaftlich an einem großen Werke . . .

— An dem Steine der Weiſen?

— Nein, Hoheit, an dem Sturze der Pompadour, die Ihres erlauchten Bruders gefährlichſte Feindin ſchon aus dem Grunde iſt, weil ſie, eine Anhängerin Maria Thereſia's, eine Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu vermitteln ſucht, was die Politik des Königs von Preußen durchaus nicht geſtatten darf. Zum Sturze dieſer ränkeſüchtigen Frau bedürfen wir der Briefe, die ſie in früherer Zeit an Voltaire geſchrieben, des Bildniſſes und einer Locke, die ſie ihm — allem Anſcheine nach hinter dem Rücken des Königs — als Souvenirs geſchenkt haben ſoll. Der Beſitz der Letztern ſcheint mir zwar etwas problematiſch, doch hat er ſie nicht geradezu abgeleugnet. Ihrer Königlichen Hoheit koſtet es nur ein Wort, ein einzig Wort, um den eitelſten aller Männer zu bewegen, jene zärtlichen Erinnerungen aus der Zeit ſeines nähern Umgangs mit ihr Ihnen als einen Beweis ſeines Gehorſams zu Füßen zu legen.

— Und Falls er's thäte?

— Dann würden Sie Ihren Bruder und den treueſten Ihrer Freunde zu großer Dankbarkeit verpflichten, wenn Sie ſich geneigt finden ließen, jene Briefe, jenes Bild und vor Allem jene Locke in meine Hände zu liefern.

— Wie aber, wenn er gar keine Locke von ihr beſitzt?

— Dann wird ſeine maaßloſe Eitelkeit ihn verleiten, Ihrer Königlichen Hoheit die Haare irgend einer andern Dame ſeiner Bekanntſchaft als Zeichen ſeines Sieges über die Treue der Pompadour einzuhändigen.

— Ich glaube ſchwerlich, lieber Graf, daß Herr von Voltaire ſich verſtehen wird, durch die Auslieferung jener kleinen Andenken eine Dame, die ihn mit Wohlthaten aller Art überhäuft haben ſoll, in meinen Augen ſo arg zu compromittiren.

— Ich bitte Ihre Königliche Hoheit, einen kleinen Verſuch anzuſtellen, um ſich zu überzeugen, wie leicht er Ihnen gelingen wird, wenn Sie, des Spaßes halber, auf ganz kurze Zeit die Miene annehmen, den zärtlichen Seufzern dieſes närriſchen Seladons huldreich Gehör ſchenken zu wollen.

— Wohlan, ich will's verſuchen, ihn zu verleiten, mir die Trophäen ſeines Sieges auszuhändigen, und weil auch ich keine Freundin der Pompadour bin, will ich jene Zeichen ihres Verrathes am Könige von Frankreich Ihnen als Werkzeuge zur Untergrabung ihrer Macht, zur Herbeiführung ihres Sturzes überlaſſen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir gleich darauf durch die Macht Ihres Zaubers eine zweite Zuſammenkunft mit meinem Friedrich verſchaffen . . .

— Sobald ich im Beſitze jener Gegenſtände bin, will ich als Zeichen meines Dankes den Geliebten Ihres Herzens von Neuem in Ihre Arme zaubern.

— Und werde ich, um die Freuden des Wiederſehens zu genießen, wieder faſten müſſen? fragte die Aebtiſſin, der jene Entbehrung etwas ſchwer geworden war.

— Faſten und baden!

— Gut! ſagte die Prinzeſſin, welche die Seligkeiten des Wiederſehens im Nothfall ſelbſt durch härtere Opfer erkauft haben würde.

XLIV.

Am Abende deſſelben Tages finden wir den Marquis Aymar bei Frau von Pfuel.

— Wie ſteht Ihre Angelegenheit mit dem Könige? fragte Saint-Germain.

— Die vierwöchentliche Friſt, die er mir zur reiflichen Ueberlegung ſeines Antrags eingeräumt hat, naht ihrem Ende. Geſtern Abend, als er mich beſuchte, ſagte er: „In acht Tagen, Madame, muß ich wiſſen, woran ich bin. Bis dahin muß Amélie ſich entſcheiden, ob ſie ſich meinen Wünſchen fügen will oder nicht. In erſterm Falle bin ich bereit, Ihnen zur Sicherſtellung Ihrer Zukunft eine Summe von hunderttauſend Thalern zu ſchenken und Ihre ältere Tochter als Hofdame bei der Aebtiſſin von Quedlinburg anzuſtellen. In letzterm Falle muß ich Sie bitten, Madame, mir jene zwanzigtauſend Thaler, die ich Ihnen zu Ihren ganz und gar erfolgloſen Experimenten geliehen habe, gefälligſt zurückzuzahlen oder gewärtig zu ſein, ſich als eine Betrügerin, die — unter dem Vorwande, mich in die Geheimniſſe der Goldmacherkunſt einzuweihen — mir jene Summe abgelockt hat, in Unterſuchung gezogen zu ſehen.“

— Und was haben Sie darauf erwidert?

— Ich werde mein armes, unſchuldiges Kind, ſagte ich ihm, mit dem Wunſche Ew. Majeſtät bekannt machen.

— Und haben Sie dies wirklich gethan?

— Bis jetzt noch nicht!

— Dann will ich es thun. Rufen Sie unſer Kind und laſſen Sie mich allein mit ihm!

Frau von Pfuel, die ihrem Freunde gegenüber eine ſklaviſche Furcht zu haben ſchien, fügte ſich, ohne den leiſeſten Widerſpruch zu wagen, ſeinem rauhen Befehle und entfernte ſich.

Einen Augenblick ſpäter erſchien ihre Tochter.

Es war zum erſten Male, daß ſich Amélie mit dem Grafen allein und ohne Zeugen befand. Ihre zarten Glieder zitterten wie Blumenlaub . . . kranke Bläſſe deckte ihr reizendes Geſicht . . . mit pochendem Herzen und niedergeſchlagenen Augen nahte ſie dem geheimnißvollen Wundermann und hauchte faſt tonlos die Worte hin:

— Graf Saint-Germain hat mich rufen laſſen . . .

— Fräulein, ſagte der Graf, ihre zitternde Hand ergreifend, faſſen Sie Muth und blicken Sie Ihrem Freunde vertrauensvoll in's Auge!

Sie hob den Kopf und verſuchte es.

— Amélie, beantworten Sie mir offen und unumwunden eine Frage. Seit der kurzen Zeit meines Hierſeins iſt in Ihrem Innern eine auffallende Veränderung vorgegangen. Sie ſind nicht mehr das heitere, harmloſe, lebensfriſche Kind, das Sie bei Ihrer Ankunft in Potsdam geweſen waren. An die Stelle der kindlichen Luſt iſt jungfräuliche Schwermuth, an die Stelle des roſigen Lächelns der Unſchuld die düſtere Wolke eines Ihre Mutter und mich beunruhigenden Grames getreten. Amélie, ich bitte und beſchwöre Sie, mir die Urſache Ihres Kummers zu nennen!

Große Thränen ſtürzten aus den Augen des bleichen Kindes.

— Sie weinen . . . o Gott, welches Leiden trübt den Sonnenaufgang Ihres Glückes?

Amélie ſchwieg und zerfloß in Thränen.

— Armes, beklagenswerthes Kind, ſchütten Sie den Kummer Ihrer Seele in das Herz des beſten Ihrer Freunde . . . vertrauen Sie ihm, was Sie quält . . .

— Ich liebe, hauchte das kranke Kind, den thränenvollen Blick auf den Boden heftend.

— O mein Gott, wen lieben Sie?

— Sie errathen das nicht? fragte Amélie, ihren Kopf erhebend und ihn anblickend. Sie liebe ich!

— Weh' mir! ſchrie der Graf und verdeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

— Himmel, macht das Geſtändniß meiner Liebe Sie ſo unglücklich?

— Es zerſchmettert, es vernichtet mich! erwiderte Saint-Germain mit unbeſchreiblichem Schmerze.

— Warum? fragte ſie, von ſchwarzer Ahnung durchſchauert.

— Weil Ihre Liebe zu mir ein Frevel, ein Verbrechen, ein Hochverrath an den Geſetzen Gottes und der Menſchen iſt! Amélie, fuhr er fort, alle ſeine Kraft zuſammenfaſſend, der Augenblick iſt gekommen, wo ich Ihnen ein wichtiges Geheimniß offenbaren muß. Der Mann, den Sie durch das Geſtändniß Ihrer Liebe zum Unglücklichſten aller Sterblichen machen, hat das Glück, Ihr Vater zu ſein . . .

— Heilige Mutter Gottes! rief die Unglückliche und ſtand wie vor Schreck verſteinert.

— Armes Kind, ſeufzte Saint-Germain, ſie tröſtend in ſeine Arme ſchließend, gebiete Deinem Schmerze, trotze Deinem Grame, zeige, daß Du ſtark biſt!

— O mein Gott, o mein Gott! rief ſie, ſtier vor ſich hinſchauend.

— Amélie, flehte der unglückliche Vater, blicke vertrauend zum gütigen Himmel empor . . . die Zeit wird heilenden Balſam in die tiefe Wunde Deiner Seele ſtreuen . . . Dein blutendes Herz wird von Neuem geſunden . . .

— Niemals! Niemals!

— Alles, was auf Erden einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben!

— Mein Schmerz iſt endlos wie die Zeit!

— Grauſames Kind, Du tödteſt Deinen Vater!

— Grauſamer Vater, Du tödteſt Dein Kind! rief Amélie im Ausbruch der Verzweiflung.

— Amélie, ſagte Saint-Germain, zu den Füßen ſeines Kindes niederſtürzend, habe Mitleid mit Deinem Vater, der den Anblick Deines Jammers nicht ertragen kann!

— O Gott, rief ſie, unbeweglich wie eine Bildſäule, warum muß dieſer Mann, den ich liebe mit allen Kräften meiner Seele, mit der ganzen Raſerei der erſten Liebe, mein Vater ſein! Mutter, Mutter, warum haſt Du mir Deine Sünde verſchwiegen! Warum haſt Du Dein unglückliches Kind vor den zärtlichen Blicken dieſes Mannes nicht gewarnt und mir geſagt: Dieſer geheimnißvolle, räthſelhafte, unerklärliche Zauberer iſt der Urheber Deines Daſeins, iſt Dein Vater! O Fluch der böſen That! Nun, Mutter, iſt es zu ſpät . . . nun liebe ich ihn . . . nun kann keine Macht es mehr verhindern, daß ich ihn liebe mit jeder Fiber meiner Seele . . . nun gibt's nur Eine Rettung noch!

— Und dieſe Eine Rettung?

— Iſt der Tod, mein Vater!

— Du willſt Dir das Leben nehmen?

— Noch heute! antwortete die Verzweifelnde mit grauenerregender Faſſung.

— Kind, rief der unglückliche Vater, ihre Knie umklammernd, Du darfſt nicht ſterben, denn Du biſt der einzige Troſt meines Lebens; ich will Dich umſchlingen, wie der Epheu den Fuß einer Statue umrankt, und will nicht eher von Dir laſſen, bis Du mir verſprochen, bis Du mir geſchworen haſt, Deinen Gram mit ſtoiſcher Gewalt zu überwinden und den gräßlichen Gedanken an Selbſtmord, „die einzige Sünde, die der Menſch nicht bereuen kann“, für immer aufzugeben . . .

— O welche unerklärliche Gewalt haben Deine Worte über meinen ſchwachen Willen, der dem Deinen gegenüber ein ſchwanker, leicht zerbrechlicher Halm iſt! Selbſtmord, ſagſt Du, ſei die einzige Sünde, die ſich nicht bereuen läßt? Nun wohlan, dann will ich leben bleiben, um meine ſündliche Liebe für Dich durch Reue abzubüßen . . . ich will in's Kloſter!

— Auch dies kann und darf ich Dir jetzt nicht erlauben, da die Kirche Deiner zur Erreichung höherer Zwecke bedarf.

— Sprich, Vater, was haſt Du über mich beſchloſſen? fragte das unglückliche Mädchen mit rührender Reſignation.

— Der Zeitpunkt iſt gekommen, wo ich Dich in ein zweites, nicht minder wichtiges Geheimniß einweihen muß. Deine Schönheit hat die Aufmerkſamkeit des Königs von Preußen erregt . . . er liebt Dich!

— Weh' mir! rief das ſchwergefolterte Kind.

— Er betet Dich an!

— Und ich, ich haſſe und verabſcheue ihn, wie jeden andern Mann, außer Dem, den das grauſame Geſchick mir zum Vater gegeben!

— Amélie, dieſer Mann bittet und beſchwört Dich bei der Liebe, die Du für ihn empfindeſt, Deine Abneigung gegen König Friedrich mit der ganzen Kraft Deiner großen Seele zu beſiegen und Dich ſeinen Wünſchen zu fügen . . .

— Vater, Du willſt Dein armes Kind verkaufen?

— In majorem Dei gloriam! ſagte der unglückliche Graf mit einem Seufzer, der ſich aus der tiefſten Tiefe ſeines Herzens rang.

— Ich verſtehe Dich nicht, ſagte das geiſterbleiche Mädchen.

— Wie Abraham der Patriarch in frommer Gottergebenheit ſeinen Sohn Iſaac auf dem Berge Moria dem Gotte ſeiner Väter ohne Murren zum Opfer dargebracht, ſo will ich Dich, mein einziges Kind, als blumengeſchmücktes Lamm zur größern Ehre Gottes der Liebe des Königs weihen . . .

— O mein Vater, wie kann ich Dir einen größern Beweis meiner unausſprechlichen Liebe geben, als dadurch, daß ich Dir ſage, gebiete über jeden Gedanken, wie über jeden Blutstropfen

Deines Kindes; opfere mich, wem Du willſt; ich werde nicht fragen wozu, warum? Jauchzend will ich meinen Hals Deinem Schlachtmeſſer beugen und den lieben, den ich haſſe, und den haſſen, den ich — o Gott im Himmel! — ſo unendlich liebe!

— Mein Kind, mein ſüßes, frommes Kind! rief der Graf, erhob ſich und preßte ſie an ſein Herz und drückte den erſten Kuß auf den unentweihten Purpur ihres Mundes.

Amélie, unwillkürlich erbebend, entriß ſich den Umarmungen dieſes Mannes, welcher ihre erſte und ihre letzte Liebe, ihr Vater und ihr Henker war.

— O wär' ich doch ſchon todt! ſeufzte das unglückſelige Mädchen, und ihr verſteinerter Schmerz löſ'te ſich von Neuem in helle Thränenfluthen auf.

— Weine, mein armes Schlachtopfer, weine, ſagte der Graf; haſſe mich, aber fluche mir nicht, denn ich opfere Dich, das Liebſte, das Theuerſte, was ich auf Erden mein nenne, einer großen Idee, einem heiligen Zweck, und Gott, der auf mich herabſieht, wird die Größe meines Schmerzes faſſen und mir ſagen müſſen: „Abrahams Opfer war nicht ſchwerer als das Deine: Amélie iſt der Iſaac, den Du dem Herrn weih'ſt. Dein Jehovah wird Dich dafür ſegnen!“

* * *

Welche Macht beſaß dieſer räthſelhafte Mann, daß faſt jede Frau, ja ſogar ſein eigenes Kind, dem Zauber ſeine Blickes unterlag? Nicht der Ring des Gyges, ſein Verſtand, ſein Geiſt war der Talisman, mit deſſen Hilfe er die Herzen aller Frauen unterjochte.

XLV.

Die Aebtiſſin von Quedlinburg, die vom Grafen überredet worden war, Herrn von Voltaire die Zeichen verdächtiger Gunſt, in welcher er bei der Marquiſe von Pompadour geſtanden, aus der Hand zu ſpielen, verſuchte ſchon an einem der nächſten Abende, an dem ſie ihren Vorleſer zu einem Souper unter vier Augen eingeladen hatte, ihrem verliebten Gaſte eine ſchlaue Falle zu legen. Die Prinzeſſin, nach Voltaire's Charakteriſtik „un peu coquette, un peu gourmande, un peu frivole“, hatte ſich vorgenommen, dieſe drei Eigenſchaften, welche ihr in den Augen des leicht entzündbaren Franzoſen einen ſo gefährlichen Reiz verliehen, heute im glänzendſten Lichte zu entfalten, um ihn deſto ſicherer in ihrem Netze zu fangen. Amélie bot die ganze Macht ihrer liebenswürdigen Koketterie und den ganzen Schacht ihrer koketten Liebenswürdigkeit auf, um ſich mehr und mehr in ſein Herz einzuſchmeicheln und dieſem alle Geheimniſſe zu entreißen.

Wohl wiſſend, daß der Champagner, der Don Juan der Weine, heiter, geſchwätzig und frivol macht, ſchenkte ſie ihrem Gaſte ein Glas roſenfarbener Milch nach dem andern ein, um die Zunge des alten Papageyen, der ſich in die Unterſuchung einer Straßburger Gänſeleber-Paſtete vertieft hatte, nach und nach geſprächig zu machen.

Eine Mandelſchale aufbrechend und den Kern derſelben in Begleitung einer Roſine dem noch immer ſtummen Kakadu in den

Schnabel ſteckend, ſagte ſie mit dem reizendſten Lächeln, das ihren Lippen zu Gebote ſtand:

— Nun, mein lieber „Vertvert“, müſſen Sie Ihrer Freundin einen Gefallen erweiſen . . .

— Hoheit, was befehlen Sie?

— Sie müſſen mir wieder Etwas erzählen.

— Wahrheit oder Dichtung?

— Erzählen Sie mir Etwas aus den geheimen Denkwürdigkeiten Ihres Herzens, eines Ihrer himmelblauen oder roſenfarbenen, empfindſamen oder luſtigen Abenteuer in Paris, das hör' ich am liebſten, ſetzte ſie mit zärtlichen Blicken hinzu, während ſie von Neuem ſein Glas füllte.

— Ihre Hoheit beſitzen die Gabe, ſo ſchön zu bitten, daß man Ihnen unmöglich Etwas abſchlagen kann, ſagte Voltaire, ſich den Mund abtrocknend. So will ich Ihnen denn unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ein Abenteuer vom vorigen Carneval anvertrauen, präludirte der Dichter, das kaum gefüllte Glas leerend.

— Ich bin ganz Ohr, ſagte die Prinzeſſin, näher rückend.

— Am vorletzten Abende der luſtigen Faſtnachtszeit fand im Schloßtheater zu Verſailles eines jener Feſte Statt, auf dem ſich ungebundene Galanterie und ausgelaſſene Heiterkeit die Hände reichen, um einen Bund zu ſchließen, deſſen geheimes Loſungswort „Vive l'amour!“ heißt.

— Der Anfang, mein lieber Papagey, iſt allerliebſt; fahren Sie ſo fort, bat die Aebtiſſin, wieder einſchenkend.

— Meine Wenigkeit, die vom Hofe dazu eingeladen worden war, hatte ſich in eine braune mit Auſterſchalen beſetzte Pilgerkutte gehüllt und ſich ſtatt der Larve eine groteſk-große Naſe vorgeſteckt. So, hoffte ich, unerkannt ein aufmerkſamer Beobachter aller andern Masken zu ſein, die, Abenteuer ſuchend, in heiterm Lärme durcheinanderwogten. Plötzlich, als das Orcheſter die Schaar der Tänzer zur Tempête aufrief, tauchte aus der Ecke, in die ich mich als einer der Nichttanzenden zurückgezogen hatte, die Maske einer alten, hinkenden Zigeunerin auf, die, sans façon an meiner falſchen Naſe zupfend, die Frage an mich richtete: „Auch Du, Freund Voltaire, biſt hier?" Erſtaunt, mich von der Alten erkannt zu ſehen, fragte ich, was ſie wolle. „Aus dem Innern Deiner Hand", ſagte die Zigeuner-Mutter, „Dir gewiſſe Geheimniſſe offenbaren, aus welchen Du Nutzen ziehen kannſt." Gut! lachte ich und reichte der zudringlichen Hexe meine Hand. Sie warf einen Blick hinein, prüfte die fünf Hauptlinien derſelben: die Linie der Flechſen, die Linie des Lebens, die Linie der Geſundheit, die Linie des Glücks und das Dreieck, und ſprach dann im Tone der Seherin: „Höre, Sohn Arouets, was Boabadil, die Mutter der Zigeuner des Weſtens, Dir zu verkünden hat. Von den fünf Linien Deiner Hand iſt die vierte die längſte und die tiefſte. Die Glückslinie, die an der Wurzel des Zeigefingers entſpringt, faſt parallel mit der Linie der Geſundheit läuft und über derſelben an der Seite der Hand endigt, beweiſt mir, daß Du Fortunens Schooßkind biſt, dem ſie treu bleiben wird von der Wiege bis zum Grabe." — Merci, Madame, ſagte ich und wollte ihr meine Rechte entziehen. „Ich bin noch nicht fertig!" ſprach ſie und begann von Neuem, die Verſchlingungen der fünf Linien zu entziffern. „Himmel!" ſchrie ſie, „was ſeh' ich!" — Was ſiehſt Du? fragte ich die Hexe. — „Ein unerwartetes Glück, das Dir noch im Laufe der heutigen Nacht erblühen ſoll, hier in den Räumen dieſes Theaters, in dem Bienenkorbe dieſer ſchwärmenden Masken, worunter eine derſelben, die Königin des ganzen Schwarmes, Dich, ihren Liebling, in eine ihrer unterirdiſchen Zellen hinabziehen wird, um dort, von Keinem geſehen, mit Dir die ganze Fülle ihres Honigs, ſüßer als jener des Berges Hymettus, zu theilen.“

— Die Geſchichte fängt an, eben ſo ſüß als pikant zu werden, meinte die Prinzeſſin.

— Neugierig, wer unter jener reine-abeille zu verſtehen ſei, fragte ich die Alte: Boabadil, Mutter der Zigeuner des Weſtens, wenn Du Dich wirklich auf die Zeichen der Hand verſtehſt, ſo wird es Dir nicht ſchwer fallen, mir zu ſagen, wie jene Bienenkönigin heißt, welche geſonnen iſt, mich noch heute Nacht in ihren unterirdiſchen Palaſt zu entführen? — „Wohl weiß ich es,“ antwortete die ſchlaue Hexe, „doch werde ich mich hüten, es Dir zu ſagen.“ — Warum? fragte ich. — „Neidenswerther Sohn Arouets, hieße dies nicht, Dich um den Reiz der Ueberraſchung beſtehlen?“

— Die Alte hatte Recht, erklärte die Aebtiſſin.

— Und dennoch drang ich in ſie, mir wenigſtens die Anfangsbuchſtaben des Namens jener Biene, die heute Nacht mit mir ihre Honigfülle theilen will, verrathen zu wollen. „Gut!“ ſagte ſie und zeichnete auf meinen Handteller die fünf Charaktere:

A. P. M. D. P.

drohte mit dem Zeigefinger, lächelte wie ein verkleideter Faun und verſchwand. Ich aber zerſann mir alle Faſern meines Gehirns, um jene fünf Buchſtaben zu dechiffriren; doch fand ich leider keinen Namen, der darauf zu paſſen ſchien, ſagte Voltaire und leerte ſein Glas.

— Weiter, weiter! bat die Prinzeſſin, ſich die Miene gebend, als ob ſie das Ende dieſer Geſchichte nicht erwarten könne.

— In geſpannter Erwartung des Abenteuers, das mir die Gipſy mit ſo räthſelhaftem Colorit ausgemalt hatte, ließ ich mich von der Ebbe und Fluth des auf- und niederwogenden Masken-Meeres von einem Ufer des Saales an das andere tragen, in der Hoffnung, hier oder dort die gute mère-abeille zu finden; leider aber ließ ſie Nichts von ſich ſehen und hören, und ſchon fing ich zu glauben an, daß die alte Zigeunerin ſich mit mir einen kleinen Scherz, eine ziemlich alltägliche Myſtification erlaubt habe, als ich erſchreckt zuſammenfuhr . . .

— Weshalb, mein lieber Kakadu? fragte die Schweſter Friedrichs, ihm ein Stück in Champagner getauchtes Bisquit reichend.

— Weil in demſelben Augenblick Jemand mir rückwärts einen heftigen Schlag auf die Schulter verſetzte. Ich kehrte mich um und erblickte eine zinnoberrothe Rieſenmaske, die mir ſagte: „Ich ſuche Dich ſeit einer Viertelſtunde im ganzen Saale und bin froh, Dich endlich gefunden zu haben, um Dir mitzutheilen, daß in längſtens fünfzehn Minuten hier eine Maske als großer, wandelnder Bienenkorb erſcheinen und eine ſeiner tauſend Drohnen Dich pantomimiſch einladen wird, einzutreten, weil Ihre Majeſtät, die erlauchte Königin der Bienen, Dich zu ſprechen wünſcht.“ Was will ſie von mir? fragte ich den Rieſen und erſchrak nicht wenig, als ich den rothen Goliath im Nu in einen gelben Zwerg, der nicht viel größer als ein Nußknacker war, zuſammenſchrumpfen ſah. „Das weiß ich nicht,“ antwortete der kleine Däumling, zwickte wie ein ſchadenfroher Kobold meine Wade und kapperte von dannen.

— Herrlich, herrlich!

— Das Beſte kommt noch! ſagte Voltaire, der nun auch ſeinerſeits näher zu rücken begann. Ich wartete fünf, ich wartete zehn, ich wartete fünfzehn Minuten und Niemand kam. Von Neuem glaubte ich mich einem ſchlau abgekarteten Faſchingsſcherze preisgegeben, als urplötzlich in der Mitte des Theaters ein Bienenkorb ſichtbar wurde, der, die Aufmerkſamkeit aller übrigen Masken auf ſich lenkend, ſich bald von einem dichten Knäuel neugieriger Zuſchauer umlagert ſah. „Ah quel beau masque!“ war der einſtimmige Ausruf der allgemeinen Bewunderung, als der Bienenkorb ſich öffnete und eine als Drohne angekleidete Maske heraustrat, die mich zu ſich heranwinkte . . . ich drängte mich durch den Kreis der Näherſtehenden und ſagte zum Portier dieſes Bienenhauſes: Me voilà! „Entrez, Monsieur!“ rief er mir zu. Ich that's, und in dem Augenblick, als er mir folgte, verſchloß er hinter ſich den Eingang des Korbes, der, auf ein von ihm mit dem Fuße gegebenes Zeichen, zur größten Ueberraſchung der Zuſchauer von der Oberfläche verſchwand und blitzſchnell durch eine Verſenkung des Theaters in einen unterirdiſchen Raum verſank.

— Und in jenem Raume?

— Fand ich in matt erleuchteter Zelle, auf weich gepolſtertem Throne, die Königin der Bienen. Der Anblick ihrer Schönheit blendete mein Auge dergeſtalt, daß ich es einen Augenblick lang ſchließen mußte, um neue Sehkraft zu gewinnen. Als ich dann von Neuem zu ihr aufſah, wurde es mir klar und deutlich, daß jene fünf Buchſtaben, A. P. M. D. P., mir einen Namen genannt, der mir, Gott weiß warum, vorhin nicht eingefallen war. Dieſe Bienenkönigin war keine Andere, als Antoinette Poiſſon, genannt Marquiſe von Pompadour.

— Das dachte ich mir! lächelte die Prinzeſſin. Und was ſagte die Majeſtät der Bienen?

— „Herr von Voltaire," ſagte ſie, mich auf die Kiſſen ihres Thrones ziehend, „mit tiefinnigſtem Bedauern habe ich vernommen, daß Sie den Hof von Verſailles verlaſſen und Ihrer Heimath, dem ſchönſten Lande der Chriſtenheit, treulos den Rücken zukehren wollen, um dem Rufe eines kleinen Tyrannen, der ſich von den Pygmäen ſeiner Umgebung den „Großen" ſchelten läßt, in eine Wüſtenei zu folgen, welcher Mikromegas II. den verführeriſchen Namen „Sans-Souci" gegeben hat. Voltaire, wollen Sie uns wirklich verlaſſen?" wiederholte ſie mit einem Lächeln, faſt ſo reizend als das Ihrige. — Ja, Frau Marquiſe, lautete meine Antwort, ich bin feſt entſchloſſen, meinem undankbaren Vaterlande auf ewig Lebewohl zu ſagen, um mir auf fremder Erde eine neue Heimath aufzubauen. — „Bleiben Sie, mein Freund, bleiben Sie!" beſchwor mich das reizende Weib und ſchlang ſeinen weichen Arm um meinen Hals. Ich aber riß mich los von ihm wie jener Joſeph von der treuloſen Gattin Potiphars und erklärte, daß keine Macht der Welt im Stande ſei, mich länger hier zurückzuhalten. — „O dann ſind Sie für Frankreich, für den König und für mich auf ewig verloren," ſchluchzte die Marquiſe und erfaßte von Neuem meine Hand, „denn am Hofe jenes ſogenannten Salomo der Sandwüſte Brandenburg ſoll, wie ganz Frankreich ſich erzählt, eine gefährliche Zauberin, eine neue Circe, eine zweite Königin von Saba durch den Magnet ihrer Schönheit, durch den Talisman ihres Liebreizes, durch die Wünſchelruthe ihrer Anmuth alle Herzen an ſich locken und mit unzerreißbaren Banden feſſeln." — Wen meinen Sie? fragte ich hoch geſpannt. Mit unverkennbarem Neide antwortete ſie: „Des Tyrannen holde Schweſter, die Zauberin Amélie!“

— Das ſagte ſie wirklich? fragte die Aebtiſſin und berührte, wie durch Zufall, mit der Spitze ihres magnetiſchen Schuhes den Fuß ihres alten Märchenſchwätzers.

Der verliebte Poet, der ſich durch dieſen leiſen Druck von der Perücke bis zur Schuhſohle zauberhaft electriſirt fühlte, zuckte zuſammen und fragte tief aufſeufzend:

— Hatte ſie nicht ein Recht dazu?

— Wie galant heute mein Papagey iſt . . . wie lieb er zu ſchwatzen verſteht . . . wie ſchön er die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörerin zu ſpannen weiß! ſchmeichel'te Ihre Königliche Hoheit, mit dem blendenden Sammt ihrer Hand ſein bläuliches Kinn ſtreichend.

Voltaire, erhitzt vom kohlenſauren Gaſe des Champagners, entzückt von der herablaſſenden Liebenswürdigkeit der geiſtlichen Frau, verlor faſt alle Faſſung: es wurde ihm brühheiß zu Muthe.

— Uff! ſtöhnte er, nach friſcher Luft ſchnappend. Hoheit, wo waren wir ſtehen geblieben?

— Bei der Zauberin Amélie, lächelte die Prinzeſſin, ihm überzärtlich in's Auge blickend.

— Ah, ganz Recht, ganz Recht, ſtöhnte der gefoppte Kammerherr. Frau Marquiſe, fuhr ich fort, eine innere Stimme, die Stimme meines Herzens ſagt mir . . . Uff!

— Was ſagt ſie Ihnen? fragte die Aebtiſſin, ihm Muth einflößend.

— Sie ſagt mir, ſprach Voltaire und ergriff mit beiden Händen zwei Zipfel ſeines Tellertuches, um ſich damit etwas Kühlung zuzufächeln, ſie ſagt mir, daß ich . . . Uff! . . . am Hofe von Sans-Souci das finden werde . . . Uff!

— Wornach Sie am Hofe von Choiſy, bei der Circe von Frankreich, vergebens geſeufzt . . .

— Ihre Königliche Hoheit geruhen zu irren. Dort, Madame, habe ich Alles errungen. Erlauben Sie mir, Ihnen das Ende jenes Abenteuers zu erzählen.

— Ich bitte darum, ſagte Amélie, die ſtark geſchwellenen Adern ſeiner Hand ſtreichelnd.

— Nachdem die gute reine-abeille den ganzen Honigkelch ihrer ſüßen Beredtſamkeit an mich erfolglos vergeudet hatte, fuhr ſie fort: „Da ich mich nun überzeugt habe, daß ſelbſt meine Liebe Sie am Hofe von Verſailles nicht länger zu feſſeln vermag, ſo will ich Sie erſuchen, mir vor Ihrem Scheiden nur Einen Troſt noch zu gewähren.“ — Welchen, Madame? fragte ich, kalt wie ein Eisgletſcher. — „Verſprechen Sie mir, François, ſich auch am Hofe jener neidenswerthen Zauberin von Sans-Souci dann und wann einer armen, unglücklichen Frau zu erinnern, die, untröſtlich wie Calypſo über das Scheiden ihres Ulyſſes, Sie niemals, niemals vergeſſen wird,“ ſeufzte die Marquiſe, der dabei helle Thränen in die Augen traten. „Ideal meines Geiſtes, Abgott meiner Seele,“ fuhr ſie fort, „nehmen Sie im Augenblick unſeres Scheidens zur Erinnerung an die ſchönen Tage von Verſailles, zum Andenken an die ſeligen Stunden von Choiſy, dieſe drei Wahrzeichen meiner innigen Verehrung: dieſe Locke, dieſen Ring und dieſes Bildniß an . . . tragen Sie dieſe drei Zeichen als Amulete gegen die Zauberreize der Königin von Saba, des einzigen Weibes, das ich auf Gottes Erdball beneide!“ rief die Pompadour und zerfloß in Thränen.

— Und Sie, grauſamer Abgott, Sie?

— Ich nahm jene drei Andenken, hauchte einen kühlen Kuß auf ihre Hand und riß mich los.

— Und jene drei Wahrzeichen?

— Ruhen zu Hauſe in einem Pack von Briefen ihrer Hand verſteckt . . .

— Reizender Papagey, begann die Prinzeſſin, ſein Kinn kneifend, willſt Du Deine Zuhörerin überzeugen, daß Du ihr keine Lügen vorgeſchwatzt haſt, ſo mußt Du die Güte haben, ihr bei Deinem nächſten Beſuche jene Briefe und jene drei Wahrzeichen zu zeigen, ſchon darum, weil ich, aufrichtig geſagt, ein klein wenig neugierig bin, ihre Handſchrift, ihre Züge und vor Allem die Farbe ihrer Haare kennen zu lernen . . .

— Amélie, ſagte Voltaire, ſich urplötzlich auf eines ſeiner Kniee niederlaſſend, ich will Ihnen die Trophäen meines ſchönſten Sieges zu Füßen legen, wenn auch die Königin der Blumen, wie jene Königin der Bienen, ſich herablaſſen will, mir ein Zeichen ihrer Huld zu ſchenken . . .

— Bringen Sie mir jene Reliquien . . . das Uebrige findet ſich dann, verſprach die Prinzeſſin.

— Abgemacht! triumphirte Voltaire und erhob ſich.

— Das kleine Abenteuer, das Sie ſo reizend ausgemalt, erinnert mich an meinen Amadis-Noel und an die bewußte Myſtification, die im Laufe dieſer Tage zu Ende geführt werden muß. Auf Anrathen ſeiner Fee, meiner alten Maupertuis, hatte der leichtgläubige Narr mir geſtern Nacht in den melancholiſchen Baumgängen von Sans-Souci eine Nachts vorher gepflückte Mondblume überreicht und war dabei, obgleich ich ihn mit tauſend Fragen beſtürmt hatte, ſtumm wie ein Stockfiſch geblieben. So iſt nun die

Zeit der Entwickelung gekommen . . . auch wir wollen, um Rosls Täuſchung zu erhöhen, den Schauplatz des letzten Actes unſerer Feenpoſſe in's Theater verlegen und, Falls Sie damit einverſtanden ſind, morgen Nacht die Komödie zu Ende führen.

— Die Rollen ſind vertheilt . . . wir harren Ihres Winkes.

— Alſo morgen um Mitternacht, ſagte die Prinzeſſin, ſich erhebend, wollen wir uns wiederfinden . . .

— Am Hofe Herzog Artus' des Dritten.

— Gute Nacht, gute Nacht, Ober-Seneſchall!

Die Aebtiſſin reichte ihm ihre Hand. Er zog ſie ungeſtüm an ſeine Lippen. Dann ſeufzte er und entfernte ſich.

XLVI.

Zu den Sonderlingslaunen des äußerſt närriſchen „Vatel von Sans-Souci" gehörte auch die Angewohnheit, ſechs Tage in der Woche ſo mäßig und nüchtern wie ein Trappiſt zu leben, am ſiebenten aber über die Schnur zu hauen und ſich einen ſtarken Rauſch anzutrinken, weil er irgendwo geleſen hatte, daß ein Räuſchchen dann und wann der Geſundheit höchſt zuträglich ſei, weshalb denn auch der weiſe Cato es nicht verſchmäht haben ſoll, ſich allmonatlich einen kleinen Haarbeutel zuzulegen. Sämmtlichen Bewohnern der königlichen Schlöſſer war es ſehr genau bekannt, daß der Abend, an welchem der „Cato der Küche“ ſich zu betrinken pflegte, regelmäßig ein Sonnabend war.

Jn jener Nacht, in welcher Meiſter Noël in der Schloßküche zu Potsdam ſeinen jüngſten Capuciner-Rauſch ausſchlief, wurde das Bett des bombenfeſten Schläfers auf Special-Befehl Jhrer Königlichen Hoheit von acht rieſenſtarken Garde-du-Corps-Fäuſten aus dem Alkoven in's Schloßtheater hinaufgetragen und dort mitten auf die nur von Einer Ampel erleuchtete Bühne hingeſtellt, worauf die vier Träger ſich in die finſtern Couliſſen zurückzogen.

Gleich darauf ſtieg aus einer der Verſenkungen, unter Blitz und Donner, die blaue Fee dicht vor Noëls Lager herauf.

— Jacques Narciſſe! ſchrie Frau von Maupertuis und klopfte mit dem Elfenbeinknopfe ihres Zauberſtabes, der ein ſchlankes Bambusrohr war, ſo lange die Rubinkuppel ſeiner ehrwürdigen Naſen-Moſchee, bis er endlich erwachte.

— Was gibt's? fragte er noch halb betrunken.

Jn demſelben Momente ließ ſich aus unſichtbarer Tiefe ein höchſt feierlicher Poſaunenton vernehmen.

— Fee Tourterelle (zweiter Poſaunenſtoß) erſcheint heute zum dritten und letzten Male! (Dritter Poſaunenſtoß.)

— Wie ſo? Woher? Warum? Wozu? lallte der Mann des Rauſches.

— Um endlich Deinen ſo lange genährten Wunſch und mein Dir gegebenes Verſprechen zu erfüllen.

— Was haſt Du mir verſprochen?

— Dich zurückzuführen auf den Thron Deiner Urahnen.

— Ah, nun erinnere ich mich, gähnte Noël und wälzte ſich auf die andere Seite, um weiter fortzuſchlafen.

— Jacques Narciſſe, jetzt iſt keine Zeit zum Schlafen mehr! rief der empörte Schutzgeiſt und hämmerte mit dem Bambusrohre ſo lange auf ſeine Naſe, bis er ſich umwendete und in barſchem Tone fragte:

— Madame, was wollen Sie?

— Elender Schläfer, ich komme, um Dich mit der Geliebten Deines Herzens, mit Prinzeſſin Amélie, zu vermählen!

— Ah, meine gute Pathe, warum haſt Du mir das nicht gleich geſagt? fragte Noël, der, urplötzlich munter geworden, blitzſchnell aus dem Bette ſprang.

Auf einen Wink der Fee verſank Noels Lager unter Donner und Blitz.

— In wenigen Minuten wirſt Du Dich in der Hauptſtadt Deines Reiches befinden, ſagte ſeine Pathin und winkte mit dem Bambus, worauf vier Potsdamer Küchenjungen, in bretagniſcher Pagentracht, herbeieilten, um dem Nachkommen des dritten Artus auf ledernen Polſterkiſſen den Mantel und die Krone ſeines Herzogthums zu überreichen.

Noël ſchlüpfte in den mit Hermelin und Goldpapier verbrämten Schlafrock, warf die Nachtmütze weg, ſetzte die Rauſchgoldkrone auf ſein Haupt und ſprach dann mit wahrhaft königlicher Grandezza:

— Madame, jetzt iſt unſere Toilette beendigt!

Und wieder winkte die blaue Fee mit ihrem Zauberbambus und in demſelben Nu verwandelte ſich das finſtere Theater in einen taghell erleuchteten Thronſaal.

— Nun, Herzog Artus der Vierte, beſteige den Thron Deiner glorreichen Vorfahren, ſagte Tourterelle und führte ihren Pathen bis an den Fuß des Thrones.

— Wach' ich oder träum' ich? fragte Noël, ſich auf den Pfühl niederlaſſend und einen erſtaunten Blick auf ſeinen etwas verdächtigen Herzogsmantel werfend.

— Du wachſt, und Nichts von Allem, was Dich umgibt, iſt Täuſchung! Nun, Noël der Große, wird die ganze Tonleiter Deines Miniſteriums erſcheinen, um Dir zu huldigen, ſagte die Fee und winkte abermals.

Und bald darauf erſchienen ſieben ſeiner Küchengehilfen in bretagniſchem Coſtüme an den Stufen des Thrones, Einer nach dem Andern das Knie beugend.

— Ich heiße Ut und bin, erhabener Herzog der Bretagne, der Miniſter Deines Conſeils, ſagte der Erſte.

— Ich heiße Re und bin der Miniſter des Innern„ ſprach der Zweite.

— Ich heiße Mi und bin der Miniſter des Aeußerm, ſagte der Dritte.

— Ich heiße Fa und bin der Miniſter des Krieges, ſagte der Vierte.

— Ich heiße Sol und bin der Miniſter der Finanzem, ſagte der Fünfte.

— Ich heiße La und bin der Miniſter des Cultus„ ſagte der Sechſte.

— Ich heiße Si und bin der Miniſter der Polizei, ſagte der Letzte.

Und die ganze Scala leiſtete dem Herzog Artus IV. den Eid der Treue. Der Monarch erhob ſich und hielt folgende kurze, aber höchſt bündige Thronrede:

— Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La, Si, verkündet dem abweſenden

Volke von Bretagne, daß Herzog Artus IV. von dieſem Augenblick an ſeine Tage und ſeine Nächte dem Wohle ſeiner Unterthanen weihen will. Ich gelobe und ſchwöre, die alten Rechte meines vielgeliebten Volks zu ſchützen, die Laſten deſſelben zu erleichtern und Alles aufzubieten, um es zur glücklichſten Nation des ganzen Erdkreiſes zu machen! Vorläufig, Miniſter der Finanzen, ſeid Ihr beauftragt, zur Beſtreitung meiner kleinen Bedürfniſſe eine neue Steuer zu erheben von Jedem, der öffentlich zu ſeufzen oder an der Erfüllung meines heiligen Eides zu zweifeln ſich erkühnt. Ich gelobe und ſchwöre, Gerechtigkeit mit Milde und Milde mit Gerechtigkeit zu vereinen und Jeden auf der Stelle köpfen zu laſſen, der mir jemals den kleinſten Zug von Ungerechtigkeit vorzuwerfen ſich erfrecht. Zum Beweiſe meiner königlichen Huld und Gnade gründe ich zum Andenken an dieſe Stunde den Orden der gelben und der weißen Rübe mit und ohne Peterſilie, die gelbe für jeden Adeligen, die weiße für jeden Bürgerlichen, welcher aus freiem Antriebe, um die Freude ſeines Herzens auszudrücken, in Gegenwart dreier Zeugen „Es lebe der Herzog!" ſchreit und pünktlich die neue Seufzerſteuer bezahlt. Ich gelobe und ſchwöre, allen weiblichen Unterthanen ein guter Vater und allen männlichen eine gute Mutter zu ſein, bis zum letzten Athemzuge meiner Regierung. Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La, Si, entfernt Euch nun und laßt meine Thronrede in alle Zeitungen meines Reiches einrücken, damit ſich das Volk ſeines neuen Herrſchers freue und freiwillig ſeine Fenſter illuminire, car tel est nôtre bon plaisir! ſchloß Noël der Große und entließ ſein Miniſterium.

Dann ſtieg er vom Throne herab und ſagte zu ſeiner blauen Pathin:

— Nun, beſter Schutzgeiſt, ſorge für etwas friſchen Heringsſalat, denn mein gekröntes Haupt iſt etwas eingenommen und mir ſcheint, daß ich in vergangener Nacht ein klein wenig mehr getrunken habe, als ich vertragen kann.

— Rufe den Ober-Seneſchall Deines Reiches; er wird augenblicklich erſcheinen und ſich beeilen, jeden Deiner erlauchten Befehle zu erfüllen.

— Und warum muß ich den Schlingel erſt rufen? Warum kommt er nicht ohnedies? Weiß er nicht, was ſeine Schuldigkeit iſt? Heda, Seneſchall, wo ſteckt Er denn?

Gleich darauf erſchien Herr von Voltaire, dergeſtalt geſchminkt und verkleidet, daß ſelbſt Frau von Maupertuis ihn nicht erkannte. Er verbeugte ſich neun Mal und fragte:

— Herr, was befiehlſt Du?

— Flegel, rief der Herzog, ſich ſtolz in die Bruſt werfend, wer gibt Ihm die Erlaubniß, mich zu dutzen?

— Sire, die Sitte des Landes . . .

— Der Teufel hole dieſe unverſchämte Sitte! Seneſchall, ich wünſche und befehle, daß Jeder, der mir nahen darf, mich mit meinem vollen Titel anrede.

— Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Herzog, allergnädigſter Herzog und Herr, was geruhen Ew. Durchlaucht zu befehlen?

— Vor allen Dingen, Freund Seneſchall, ſorge für etwas Heringsſalat!

— Sire, damit kann ich nicht dienen.

— Warum nicht? fragte der jähzornige Fürſt.

— Weil's in der ganzen Bretagne keine Heringe gibt.

— Dann muß man ſie verſchreiben aus Potsdam, wo ich als Koch . . . als Intendant der Küche, wollte ich ſagen . . . angeſtellt geweſen war. Ober-Seneſchall, fuhr er fort, ich habe Durſt, kannibaliſchen Durſt . . . ſchaffe Champagner herbei!

— Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Herzog, allergnädigſter Herzog und Herr, Sie geruhen zu vergeſſen, daß die uralten, heilig-unantaſtbaren Geſetze der Bretagne dem geliebten Landesvater ausdrücklich den Genuß des Champagners unterſagen . . .

— Dann bringe mir eine Flaſche Liqueur!

— Der unterthänigſte Knecht Ew. Durchlaucht wagt Allerhöchſtdieſelben zu erinnern, daß unſere Geſetze nicht blos den Champagner, ſondern überhaupt alle geiſtigen Getränke unterſagen . . .

— Dann will ich mich mit Weißbier begnügen . . . Raſch, Seneſchall, denn ich habe coloſſalen Durſt!

— Auch dies geſtatten unſere Geſetze nicht!

— Der Teufel hole Eure abgeſchmackten Gebräuche! Was frage ich überhaupt nach Euren einfältigen Geſetzen! Dieſe ſind nur für das Volk gemacht . . . der Monarch kann trinken, was er will; ich laſſe mir in dieſem Punkte, wie in jedem andern Nichts vorſchreiben und thue, was mir gefällt, denn ich ſtehe über dem Geſetz! Champagner her, ſonſt, guter Freund, jag' ich Dich zu allen Teufeln!

— Herzog Artus IV., intervenirte die Fee, es iſt eine alte, geheiligte Sitte, daß die Herzoge der Bretagne, wenn ſie durſtig ſind, nichts als Waſſer trinken dürfen.

— Nichts als Waſſer? wiederholte der Monarch. Höre, gute Fee, ich verſtehe in dieſem Punkte keinen Spaß und dulde in meinem Reiche nicht den geringſten Widerſpruch!

— Wie, Noël, Du willſt die Geſetze des Landes, die Sitten Deiner Väter mit Füßen treten und Dich dem abſcheulichen Laſter des Trunkes ergeben?

— Madame, ich bitte Sie, ſich in Ihren Ausdrücken zu mäßigen!

— Undankbarer, vergiß nicht, daß ein Wort, ein Wink Deines Schutzgeiſtes Deine ganze Macht zertrümmern und Dich in Dein früheres Nichts zurückwerfen kann! Artus der Vierte, fuhr ſie fort, gebiete Deinem Durſte und mache Dich jetzt bereit, einen Deiner ruhmgekrönten Vorfahren, den tapfern Herzog Artus III. zu empfangen, der Dir die Schlüſſel zu den unterirdiſchen Gängen ſeiner Schatzkammern überreichen wird.

— Das laſſe ich mir gefallen, meinte der Koch, denn ich kann nicht leugnen, daß etwas Taſchengeld mir ſehr willkommen wäre.

— Du wirſt in den Kellern Deiner Reſidenz vierzig Millionen Goldthaler finden.

— Vierzig Millionen! rief Noël außer ſich vor Entzücken.

— All' dieſe Schätze haben Deine Ahnen für Dich aufgeſammelt . . . ihrem Volke haben ſie ihre Liebe und ihrem Nachkommen den goldenen Schweiß ihrer Unterthanen hinterlaſſen, ſagte die Fee und ſtampfte den Fußboden.

Und gleich darauf öffnete ſich das Podium der Bühne und aus der mittelſten Verſenkung wuchs, dicht vor den Augen des vor Schreck zurückprallenden Träumers, Artus III. höchſtſeligen Andenkens, vom Scheitel bis zur Zehe in goldglitzernde Schuppenpanzer gehüllt, herauf. In der Linken hielt er ein goldenes Scepter und in der Rechten drei in Goldpapier eingefaßte Schlüſſel.

— Letzter Sproſſe der Herzoge von Bretagne, rief die Rittergeſtalt mit geſchloſſenem Viſir, tritt näher und empfange aus der Hand eines Deiner Ahnen die Schlüſſel zu Deinen drei Schatzkammern. Dieſer Schlüſſel hier öffnet Dir den Keller zum Kupfer-, dieſer zum Silber- und dieſer zum Goldſchatze. Sei weiſe und ſparſam wie Deine Vorfahren! ſagte der dritte Artus, legte die drei Schlüſſel in die Hände ſeines ſpäten Nachkommens, grüßte ihn mit dem Scepter und . . . verſank.

— Nun, meine reizende Fee, will ich alſogleich in meine Schatzkammern hinabſteigen, um mich zu weiden am Anblick des vielen Goldes, das ich auf den Reiſen, die ich zu unternehmen entſchloſſen bin, mit vollen Händen hinauswerfen will, jauchzte der edle Fürſt und wollte fort.

— Bleibe! rief ſein Schutzgeiſt, ihn zurückhaltend. Deine Schätze laufen Dir nicht fort; meine Augenblicke aber ſind gezählt. Doch bevor ich Dich verlaſſe, will ich den kühnſten Deiner Wünſche erfüllen und Dich vereinen mit dem Gegenſtande Deiner Liebe.

— Mit Prinzeſſin Amélie? fragte Noël hoch entzückt.

— Mit Ihr! ſagte die Fee und winkte mit dem Zauber-Bambus.

Und wieder öffnete ſich eine der Verſenkungen und aus der Tiefe ſtieg, unter den reizenden Klängen ſüß-lockender Harfen-Arpeggien, mit feierlicher Langſamkeit eine ſchlanke, majeſtätiſch-hehre, in weitfaltige, blendend-weiße, golddurchwirkte Schleier eingehüllte Huldgeſtalt herauf, die, ihre Arme öffnend, mit wunderlieblichem Wohllaut der Stimme rief:

— Noël! Noël!

— Amélie! rief der hochbeglückte Narr und ſank zu ihren Füßen nieder.

— An meinem Herzen iſt Dein Platz! rief die Prinzeſſin mit allem Schmelze, der ihrer Stimme zu Gebote ſtand.

Und Herzog Artus IV. erhob ſich und flog in ihre weitgeöffneten Arme. Voll heißer Liebesgluth preßte ſie ihn an ihr lautpochendes Herz und ſchrie im Taumel der Freude:

— Nun biſt Du mein auf ewig!

— Hoheit, Sie erwürgen mich! ſtöhnte der neidenswerthe Koch.

— Jacques Narciſſe, Du haſt gewünſcht, die Schätze Deiner Verfahren in Augenſchein zu nehmen; ich will Dich begleiten, hauchte die hohe Geſtalt, ſchloß ihn feſter noch in ihre Arme und ſtampfte das Podium.

Und wieder öffnete ſich die Verſenkung, Koch und Prinzeſſin verſchwanden und Beiden folgte ein ſataniſches Hohngelächter, ein dämoniſches Frohlocken, ein infernaliſcher Jubelſchrei, und gleich darauf huſchte aus einer der Couliſſen die muthwillige Aebtiſſin von Quedlinburg hervor und ſagte:

— Die Poſſe iſt nun zu Ende . . . ich danke Euch, meine lieben Freunde!

Aber unter dem Fußboden begann jetzt ein tragi-komiſches Nachſpiel. Die ſchlanke Huldgeſtalt, die das glückliche Feenkind noch immer wie mit eiſernen Banden umſchlungen hielt, öffnete ihre Arme und ſchlug ein kannibaliſches Gelächter auf.

— Himmel, wer lacht ſo? fragte Noel.

Die geheimnißvolle Schöne ſchlug ihre blendend-weißen, golddurchwirkten Schleier zurück und fragte:

— Herr Jacques Narciſſe, kennen Sie mich?

— Ob ich Dich kenne? Du heißt Gertrude und biſt die alte dürre Kammerfrau der Prinzeſſin . . .

— Und von Ihrer Königlichen Hoheit beauftragt, ihre Rolle zu übernehmen, weil ſie den Schnupfen hat und ſich hier unten nicht erkälten will. Herzog Artus IV. ſetzte das boshafte Geſchöpf hinzu, beliebt es Ihnen, mit mir Ihre Schatzkammern zu beſichtigen?

— Teufel, ich glaube gar, meine Fee hat mich gefoppt!

— Na, merken Sie das erſt jetzt?

— Herr Gott, wo bin ich denn?

— Im Theater, unter der Bühne.

— Und dieſe drei Schlüſſel? fragte der Enttäuſchte tief empört.

— Der eine führt in den Keller, der zweite auf den Boden und der dritte in Ihre Küche.

— Herr Gott, was mach' ich nun?

— Wenn Sie mir folgen wollen, ſo gehen Sie hübſch zu Bett, Küchenmeiſter, und ſchlafen Sie Ihren geſtrigen Haarbeutel aus. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den nächſten Weg!

Die dürre Kammerfrau wollte ihn von Neuem in ihre Arme ſchließen; er aber ſtieß ſie zurück und ſchrie wüthend:

— Laſſen Sie mich, Ungeheuer! Ich finde ihn auch ohne Sie!

Noel rannte fort. Ihm folgte das Gelächter der Kammerfrau.

XLVII.

Wir müſſen jetzt zum Könige zurückkehren.

Daß Friedrich vom Grafen Saint-Germain ein magiſches Wachsbild und eine goldene Zaubernadel empfangen habe, war natürlich nichts Anderes, als einer jener kleinen Bären, welche Madame Pesne dann und wann der Leichtgläubigkeit des franzöſiſchen Geſandten aufzubinden pflegte, um Mylord Tyrconnel in Verſuchung zu führen, manches lächerliche Märchen als ernſte Thatſache brühheiß nach Verſailles zu ſchicken, um ſich durch ſeinen Dienſteifer mehr und mehr in die Gunſt der Frau von Pompadour einzuſchmeicheln.

Der König hatte, wie ſich leicht denken läßt, ſeine heftige Neigung zum Fräulein von Pfuel weder dem Grafen, noch irgend einer andern Perſon als der Mutter dieſes Mädchens anvertraut, damit ſeine Liebe zu Amélie für Jedermann ein Geheimniß bleibe.

Eines Morgens, als Seine Majeſtät ein neues Flötenſolo ſeines Kammermuſikus Quanz einzuüben geruhte, ließ Marquis Aymar den König um Audienz bitten.

— Was bringen Sie uns? fragte Friedrich.

— Sire, ich erſcheine im Auftrage der Frau von Pfuel.

— Sie kennen dieſe Frau? fragte der Monarch ganz erſtaunt.

— Seit fünfundzwanzig Jahren.

— Und ſie hat mir dies verſchwiegen?

— Weil ich's gewünſcht habe, erwiderte der Graf.

— Und Ihr Auftrag, wie lautet er?

— Frau von Pfuel ſendet Ew. Majeſtät mit tiefinnigſtem Danke jene zwanzigtauſend Thaler zurück, welche die Huld Ew. Majeſtät ihr zu den bewußten Verſuchen vorgeſchoſſen, ſagte Saint-Germain und zog ein kleines Portefeuille hervor, in welchem ſich jene Summe befand.

— Iſt dies Alles? fragte der Monarch.

— Nein, Sire! Frau von Pfuel hat mich außerdem beauftragt, Ew. Majeſtät zu ſagen, daß ſie die Ehre ihres Kindes höher anſchlage, als alle Schätze der Welt.

— Wie, die Undankbare hat Sie in das Geheimniß meiner Liebe eingeweiht?

— Sire, es war ihre Schuldigkeit!

— Ihre Schuldigkeit? wiederholte Friedrich. Iſt Frau von Pfuel Ihnen Rechenſchaft ſchuldig?

— Ja, Majeſtät! entgegnete der Graf mit ſtolzer Ruhe.

— Iſt Frau von Pfuel Ihre Frau?

— Nein, Sire; doch iſt Amélie, die das neidenswerthe Glück hat, in den Augen Ew. Majeſtät ſo viel Wohlgefallen zu finden, meine Tochter.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Majeſtät!

— Ich weiß nicht, woher es kommt, daß mir dies ſchon lange zuvor geahnt hat. Da Sie Amélie's Vater ſind, ſo darf ich Ihnen nicht länger verſchweigen, daß die Schönheit Ihrer Tochter meine Abneigung gegen das andere Geſchlecht, wunderbar genug! beſiegt hat. Marquis Aymar, ich liebe Ihr Kind und bin bereit, für Sie und Ihre Familie Alles zu thun, was Sie glücklich machen kann, wenn Sie mir die Zukunft Ihrer Tochter anvertrauen wollen . . .

— Amélie, Sire, iſt das Theuerſte, was ich mein nenne; ich liebe mein Kind, wie kein zweiter Vater auf Erden das ſeinige liebt . . . Amélie iſt meine höchſte Freude, mein höchſtes Glück, mein höchſter Stolz!

— Auch ich, Marquis, weiß die Schönheit und Tugend Ihres Kindes zu ſchätzen und verſpreche Ihnen, meine ganze Macht aufzubieten, um Amélie zur glücklichſten Dame meines Reiches zu machen!

— Sire, erklärte der Graf mit allem Stolze eines Vaterherzens, ich liebe mein Kind, mein einziges Kind zu ſehr, um mich blenden zu laſſen durch das zweifelhafte Glück, es zu der zweideutigen Stellung einer Pompadour emporgetragen zu ſehen. Geruhen Ew. Majeſtät, ſich in meine Lage zu verſetzen, um mir im Voraus Verzeihung zu gewähren, wenn ich frei und unverholen bekenne, daß mir das armſelige Loos einer tugendhaften Frau viel neidenswerther ſcheint, als das glänzende Elend der ſchuldbeladenen Maitreſſe irgend eines Königs dieſer Erde.

— Sie haben Recht, ſehr Recht! Nun aber, Marquis Aymar, verſetzen Sie ſich auch in meine Lage und ſagen Sie mir, was Sie an meiner Stelle thun würden?

— Sire, ich würde dem Beſitze Amélie's entſagen.

— Es iſt nicht ſo leicht, Marquis, ſich von der erſten Liebe loszureißen, ſo lange noch ein Schimmer von Hoffnung leuchtet, ſie auf irgend eine Weiſe, wär's auch mit den größten Opfern verknüpft, erſtreben zu können. Marquis, was kann der König von Preußen für Sie thun, um Sie zu bewegen, dem Wunſche ſeines Herzens Ihre väterliche Einwilligung zu gewähren?

— Sire, alle Schätze Ihres Landes ſind nicht hinreichend, mich zu bewegen, Ihnen die Tugend meines Kindes aufzuopfern. Hier lege ich zu den Füßen Ew. Majeſtät die Schuld der Frau von Pſuel!

— Und auf welche Weiſe hat ſich Madame dieſe Summe, die ohne Erfolg in Rauch aufgegangen war, wieder verſchafft?

Sie hat ihre Lage dem beſten meiner Freunde, dem Grafen

Saint-Germain, geklagt und dieſer hat ihr für die Auslieferung jenes Receptes, das ſie vom Freiherrn von Boettger geerbt, fünfzigtauſend Thaler bezahlt.

— Legt denn der Graf ſo großes Gewicht auf jenes Recept?

— Faſt ſcheint es ſo, denn geſtern geſtand er mir, er würde der Frau von Pfuel für die Abtretung jenes Geheimniſſes gern das Doppelte und im Nothfall auch das Zehnfache dieſer Summe bezahlt haben, um ſich in den ausſchließlichen Beſitz des einzigwahren Schlüſſels zu den Myſterien der Alchemie zu ſetzen.

— Ei, warum hat es dann Ihrer Freundin nie gelingen wollen, mit Hilfe dieſes Receptes Gold zu bereiten?

— Aus dem einfachen Grunde, Sire, weil Frau von Pfuel jene alchemiſtiſchen Zeichen nicht verſtanden und zur Bereitung des Steines der Weiſen faſt durchweg falſche Ingredienzien genommen hat.

— Marquis, ſollte ſich das Alles wirklich ſo verhalten? fragte Friedrich mit ſtechend-ſcharfem Blick.

— Graf Saint-Germain wird dies Alles beſtätigen.

— Wir wollen ſehen! ſagte der König. Wie lange, Marquis, gedenkt Frau von Pfuel ſich hier noch aufzuhalten?

— Nur drei Tage noch!

— Und dann?

— Bin ich entſchloſſen, ſie in Begleitung ihrer beiden Töchter nach Frankreich zu führen . . .

— Und was denken Sie mit den Mädchen dort anzufangen?

— Herminen werde ich einen Mann verſchaffen . . .

— Und Amélie, Amélie?

— In's Kloſter von Chaillot bringen.

— Ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreiſe noch ein Mal zu ſehen!

Der Marquis machte eine tiefe Verneigung und . . . die Audienz war nun zu Ende.

XLVIII.

La Mettrie, der ſeinem Freunde Voltaire den boshaften Streich geſpielt hatte, ihn als muthmaßlichen Verfaſſer jenes Pasquills, als Vergifter der Dame Biche und als Verführer der Prinzeſſin Amélie beim Könige in Ungnade zu ſtürzen, war wüthend auf die Aebtiſſin, die deſſen Vertheidigung übernommen und ihren Bruder bewogen hatte, Voltaire ſo ſchnell wieder freizulaſſen. — Eingedenk des Verſprechens, Alles aufzubieten, um dem Kammerherrn und Günſtlinge des Königs das längere Verweilen am Hofe von Sans-Souci auf jede Weiſe zu verbittern, wandte er ſich jetzt an Noël.

— Armer Freund, ſagte er zum Küchenmeiſter, Du biſt das Opfer einer nichtswürdigen Intrigue geworden und zur Zielſcheibe des Spottes Deiner Küchenjungen herabgeſunken. Noël, brauche ich Dich erſt zu erinnern, daß Dein gekränkter Stolz, Dein beleidigtes Ehrgefühl den Schimpf, den man Dir zugefügt, um jeden Preis rächen muß?

— Natürlich! Doch an wem?

— An dem Urheber jener ſchändlichen Myſtification!

— An Frau von Maupertuis?

— Die Aermſte hat ſich nur zum Werkzeuge Deiner Erniedrigung gebrauchen laſſen. Der Elende, von dem der Plan jenes grauſamen Scherzes, jener ſchmachvollen Verhöhnung Deines Ehrgeizes ausgegangen, iſt der erbittertſte und unverſöhnlichſte Deiner Feinde, jener neiderfüllte Menſch, der Deinem großartigen Talente, Deinem unerreichbaren Genie, Deinem unbeſtrittenen Verdienſte um das Wiederaufblühen der edlen Kochkunſt niemals Gerechtigkeit widerfahren ließ, jener ſchamloſe Verleumder, der dem großen Friedrich ſo lange vorgeſchwatzt hat, daß Du ein Pfuſcher ſei'ſt, bis der König es zu glauben anfing. Der Schändliche hat Dir das Vertrauen, die Liebe und Bewunderung Deines Monarchen geraubt und Dich in deſſen Augen ſo tief herabgeſetzt, daß mir und jedem Deiner Verehrer das Herz blutet!

— Wer iſt jener Elende, der mich zu verleumden gewagt?

— Kurzſichtiger Thor, Du kannſt noch fragen? Der Räuber Deiner Ehre iſt Voltaire!

— Voltaire? wiederholte Jacques Narciſſe, krampfhaft beide Fäuſte ballend.

— Tagtäglich war es eine ſeiner angenehmſten Beſchäftigungen geweſen, Deinem wohlerworbenen Ruhme einen unverdienten Klex anzuhängen . . . nie hat er den Schöpfungen Deines Quirls den allergeringſten Geſchmack abgewinnen können, beſtändig hat er die Epopöen Deines Kochgeiſtes in's Lächerliche gezogen und bald das, bald jenes daran zu tadeln gewußt. Bald war die Suppe verſalzt, bald war der Braten verbrannt. Fragte der König, wie dieſes oder jenes Gericht, das uns Allen den Tribut gerechter Bewunderung entriß, gemundet habe, dann rümpfte Dein guter Freund die Naſe und ſprach: „Dieſes Ragout, dieſe Polenta iſt kaum zu genießen ... ſo kocht in Paris der letzte Küchenjunge! Wär' ich König von Preußen, ſchon längſt hätte ich den Stümper, den Pfuſcher, den Sudelkoch fortgejagt und mir einen Küchenmeiſter aus Verſailles verſchrieben!“

— Freund, Landsmann, hat Voltaire das wirklich geſagt? fragte der ſchwer gereizte Vatel mit allen Zeichen aufflammenden Zornes.

— Das iſt kaum der zehnte Theil von Dem, was er zur Vernichtung Deines Ruhmes beigetragen hat. Er ſcheint darauf auszugehen, Dich um jeden Preis zu ſtürzen und das Alles wohl nur darum, weil Du einſt, in einem Anfluge kritiſcher Laune, erklärt haben ſollſt, ſo ungeſalzene Luſtſpiele, wie er, könne jeder Dummkopf zu Stande bringen.

— Das habe ich allerdings geſagt.

— Und hatteſt Du nicht ein Recht dazu? Biſt Du nicht ein Mann von Fach, ein Mann von Geiſt, der ſich in Sachen der Kunſt und Poeſie ein Urtheil erlauben darf? Biſt Du nicht ſelbſt Poet?

— Allerdings hab' ich auch ſchon manchen Vers gemacht!

— Und warum haſt Du die Producte Deines Geiſtes bis jetzt nicht drucken laſſen? Aus dem Dir angeborenen Triebe rührendſchöner Beſcheidenheit!

— Allerdings! Allerdings!

— Aber berechtigt ihn Deine Beſcheidenheit, Dir die Fähigkeit des Urtheils abzuſprechen?

— Keinesweges! Keinesweges!

— Berechtigt ihn ſein verdorbener Geſchmack, Dich als Stümper, als Pfuſcher, als Sudelkoch hinzuſtellen?

— Nein! Nein! ſchrie Noël zähneknirſchend.

— Und ein Mann, wie Du, will all' dieſe Beleidigungen ruhig hinunterwürgen und ſeine Feinde, ſeine Neider, ſeine Verleumder nicht zur Rechenſchaft ziehen? Willſt Du nicht endlich erwachen, ſchlafender Löwe, Deine grimmigen Mähnen ſchütteln und den Mäuſen, die auf Dir ungeſtraft herumtanzen, beweiſen, daß Du noch Krallen und Zähne haſt, mit welchen Du ſie ſpielend vernichten kannſt?

— Ja, der ſchlummernde Leu iſt erwacht ... die Stunde der Rache hat geſchlagen!

— Freund, was willſt Du thun?

— Meine Mähnen ſchütteln! ſchrie Noël mit tragi-komiſcher Wuth.

— Und beweiſen?

— Daß die Noëls jede Schmach, die man ihnen zufügt, zu rächen verſtehen!

— So, Landsmann, gefällſt Du mir! Ritterlicher Muth ſprüht aus Deinen weitgeöffneten Nüſtern, in Deinen Augen leuchtet das Feuer der Bretagne ... Noël, Du biſt groß, Du biſt ſchön in Deinem Zorne! rief der kecke Spötter und ließ ſeinen Blick bewundernd an der ganzen Länge des Kochs, vom Zipfel ſeiner Nachtmütze bis zur Schnalle ſeiner Schuhe, herniedergleiten. Brauchſt Du einen Sekundanten, fuhr er fort, dann rufe mich, mein Löwe! Tag und Nacht bin ich bereit, Dir beizuſtehen!

— Ich rechne auf Sie! ſagte Noël.

La Mettrie ſchüttelte treuherzig deſſen Hand, blickte voll

rührender Biederkeit in das Auge des Narren und umarmte ihn mit einem Enthuſiasmus, mit dem Damon ſeinen Pythias umarmt haben mag. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

— Die Sache iſt nun eingefädelt, ſagte La Mettrie, als Noël ihn nicht mehr hören konnte. Dieſer brüllende Leu iſt ein unbezahlbarer Schöps!

Noël aber placirte ſich vor ſeinen Spiegel, ſtemmte beide Arme in ſeine Hüften und bewunderte ſein grimmiges Mienenſpiel.

— Der gute Mann hat ein wahres Wort geſprochen. Ja, Löwe Noël, Du biſt ſchön in Deinem Zorne!

XLIX.

Noch an demſelben Tage, an dem König Friedrich durch Marquis Aymar Amélie's Abkunft erfahren hatte, ließ er den Freund dieſes Mannes, den Pſeudo-Grafen Saint-Germain, zu ſich bitten.

— Ich habe Sie rufen laſſen, ſagte er zu Kergalec, um Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu ſchenken. Graf, fuhr er fort, Sie kennen Frau von Pfuel . . .

— Seit einigen Tagen . . .

— Sie haben ihr geholfen . . .

— Ich habe ihr ein unſchätzbares Geheimniß abgekauft . . .

— Und ſind Sie überzeugt, daß jenes Recept das ächte iſt?

— Sire, ich verſtehe mich darauf.

— Dann gratulire ich Ihnen! Nun aber zu etwas Anderm! Frau von Pfuel hat zwei Töchter . . . haben Sie die Bekanntſchaft derſelben gemacht?

— Ja, Majeſtät!

— Und wie finden Sie die Jüngere?

— Fräulein von Aymar iſt ein Engel!

— Sie wiſſen alſo, daß der Marquis der Vater dieſes Mädchens iſt?

— Freunde, wie wir, verſchweigen ſich Nichts!

— O dann wird er Ihnen auch geſagt haben . . .

— Daß Ew. Majeſtät ſein Kind zu lieben geruhen . . .

— So iſt's! Da aber weder Mutter noch Vater zu bewegen ſind, mir die Zukunft ihres Kindes anzuvertrauen, ſo wende ich mich nun an Sie . . .

— An mich? fragte der erſtaunte Jeſuit.

— Um Sie zu bitten, Ihren natürlichen oder — wenn Sie dies lieber hören — Ihren übernatürlichen Einfluß aufzubieten, um Ihren Freund zu bewegen, der Erfüllung meines Wunſches nicht hemmend in den Weg zu treten. Dann erſt, Herr Graf, will ich glauben, daß Sie ein Wundermann ſind, wenn Sie irgend einen Weg aufzufinden wiſſen, der mich ſicher und ſchnell zu meinem Ziele führt.

Kergalec ſchien einen Augenblick nachzuſinnen. Dann ſagte er:

— Sire, wohl wüßte ich ein Mittel, das Ew. Majeſtät die augenblickliche Gewährung Ihres Wunſches ſichern würde, doch wage ich die Befürchtung auszuſprechen, daß Ew. Majeſtät, von

Vorurtheilen befangen, jenes Mittel, das ich meine, verſchmähen würden . . .

— Graf, ich liebe Amélie und bin entſchloſſen, jedem Ihrer Rathſchläge willig zu folgen!

— Sire, Marquis Aymar gehört einem großen, für Staat und Kirche gleich wichtigen Orden an, der das Unglück hat, ſich die höchſte Ungnade Ihrer Feindin, der Marquiſe von Pompadour, zugezogen zu haben.

— Aymar iſt Jeſuit? fragte der König.

— Ja, Majeſtät! Die Söhne Loyola's, verfolgt von den Ränken der Pompadour, ſehen ſich der Gefahr preisgegeben, aus Frankreich verjagt und vom Papſte aufgehoben zu werden. Ew. Majeſtät ſind ein proteſtantiſcher Fürſt und der aufgeklärteſte Monarch ſeiner Zeit, welcher eben ſo wenig vor dem Bannſtrahle des heiligen Vaters, als vor der Politik einer hochmüthigen Favorite zu zittern braucht . . .

— Graf, ich fürchte ſelbſt den Teufel nicht!

— Dann wage ich, im Namen meines Freundes, Ew. Majeſtät einen Vorſchlag zu machen . . .

— Laſſen Sie hören!

— Sire, geruhen Sie, ſich anheiſchig zu machen, dem Orden Jeſu, ſobald er aus Frankreich verwieſen oder vom Oberhaupte der Kirche in ſeiner Exiſtenz bedroht wird, ein Aſyl in Ihren Staaten zu eröffnen, dann wird Marquis Aymar, der wärmſte Anhänger dieſes Ordens, mit Freuden bereit ſein, den höchſten Stolz ſeines Vaterherzens, die Zukunft ſeines Kindes Ew. Majeſtät als Opfer ſeines tiefſten Dankes darzubringen.

— Graf Saint-Germain, begann der König nach kurzer Pauſe, ſagen Sie Ihrem Freunde, daß, ſo lange Friedrich II. lebt, ſein Preußenland der freie Herd jeder Glaubensmeinung, der Zufluchtsort der unbeſchränkteſten Toleranz bleiben wird. In meinen Staaten ſoll der Heide wie der Chriſt, der Jude wie der Türke glauben können, was ihm gefällt, und ſelig werden dürfen nach ſeiner Façon. Auch die Jeſuiten werde ich in meinem Reiche dulden, und zwar ſo lange, als der Zweck, den ſie verfolgen, den Geſetzen meines Landes nicht zuwiderläuft; dann iſt's mir gleich, ob dieſe guten Pfaffen den heiligen Dominik, den heiligen Benedict, den heiligen Ignaz oder einen andern heiligen Kauz als Feldmarſchall-Lieutenant ihres Ordens anerkennen. Wohl weiß ich, daß die Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu ſchon viel Böſes in der Welt angezettelt, doch haben ſie hier und dort auch manches Gute geſtiftet; ich will dem Orden alſo Vertrauen ſchenken und ihm, ſo lange er ſich deſſen würdig zeigt, den Schutz meiner Geſetze angedeihen laſſen. Die erſte Grundlage jeder vernünftigen Regierung iſt Duldung, Duldung im ausgedehnteſten Sinne dieſes Wortes: die beiden Hauptpfeiler eines wohlorganiſirten Staates ſind Glaubens- und Gedankenfreiheit. Wer in ihnen Geſpenſter ſieht, vor welchen er ängſtlich zurückbebt, iſt ein Thor, der das Bewußtſein ſeiner Zeit, den geſunden Verſtand ſeines Volkes verkennt!

— Welch ein Monarch! rief Kergalec freudeglühend.

— Europa nennt mich einen Atheiſten. Graf Saint-Germain, das bin ich nicht; doch ſpüre ich auch keine Neigung, wie Philipp II., Carl IX. und Heinrich VIII., Tauſende von Menſchenleben dem Henkerbeile zu überliefern, weil ihr Glaube ein anderer als der meinige iſt. Auch ich, Graf Saint-Germain, glaube an eine höhere Macht, an einen einigen Gott, nicht aber einen Gott à trois! Alles Große in der Welt ſteht einzig da, warum ſoll das Größte nicht einzig in ſeiner Art ſein? — Doch genug davon, denn ich liebe derlei Geſpräche nicht, fuhr er fort, eine Priſe in die Naſe ziehend. Bringen Sie dem Marquis Aymar, dem Vater jenes Mädchens, das ich ernſtlich zu lieben glaube, meinen Gruß und mein Königliches Wort, daß Friedrich von Preußen, gewohnt, ſein Verſprechen zu halten, der Exiſtenz der Söhne Loyola's kein Hinderniß in den Weg ſchieben und ihre Rechte eben ſo gern wahren wird, wie die Rechte jedes andern Ordens, der ſich dem Schutze ſeiner Geſetze unterwirft.

— Ich eile zum Marquis, um ihm die frohe Kunde zu bringen, daß Friedrich der Große, frei von jedem Vorurtheile, auch ihn und ſeine Brüder nicht von der Wohlthat ſeiner Geſetze ausſchließt. Sire, die Pflicht der Dankbarkeit wird ihn zu Ihren Füßen treiben ... er wird Sie ſegnen! rief Kergalec und eilte fort.

L.

Am andern Tage luſtwandelte in einem der Gänge des Schloßgartens zu Potsdam, in den Strahlen einer milden Mittagsſonne, Friedrich der Große an der Seite ſeines Mitarbeiters Voltaire, mit dem er ſich, erſt wenige Tage vorher, wieder vollkommen ausgeſöhnt hatte.

Der König blieb ſtehen und reichte ſeinem Kammerherrn die Doſe hin, aus der dieſer mit feinem Lächeln eine Priſe nahm, die er zwiſchen ſeinen langen, dürren Fingern behielt, weil er ein Feind des Tabakſchnupfens war.

— Wenn ich nicht irre, begann Friedrich, ſo iſt es heute gerade ein Jahr, daß ich die Ehre habe, Sie meinen Gaſt zu nennen.

— Ew. Majeſtät haben ein bewundernswerthes Gedächtniß. Heute vor einem Jahre langte Ihr treu ergebener Diener in Potsdam an.

— Wie ſchnell doch die Zeit verſtreicht! Sie haben während dieſer kurzen Zeit Ihr „Siècle de Louis XIV.“ und Ihr Schüler hat unterdeſſen ſeine „Mémoires de la maison de Brandenbourg“ und ſeine „Art de la guerre“ vollendet.

— Meine Werke, Sire, werden leider früh genug der Vergeſſenheit anheimfallen . . . die Ihrigen . . .

— Halten Sie ein, lieber Voltaire! Noch immer gibt es Augenblicke, wo Sie abſichtlich vergeſſen wollen, daß ich kein Freund von Schmeicheleien bin. Mehr als Alles liebe ich nackte, ungeſchminkte Wahrheit!

— Majeſtät, Niemand iſt davon beſſer überzeugt, als ich, erwiderte der Schmeichler und zwang ſich, um ſeinen Mienen den Ausdruck der Ironie zu nehmen, ſeiner Naſe die Hälfte jener Priſe zuzumuthen.

— Nun, da Sie wiſſen, daß Wahrheit mich niemals zu kränken vermag, ſo bitte ich Sie, mir offen und ehrlich eine Frage zu beantworten. Gefallen Sie ſich an meinem Hofe noch eben ſo gut, als früher?

— Sire, ich müßte der undankbarſte Menſch auf Gottes Erdenrund ſein, wenn es mir an Ihrem Hofe nicht gefiele! Ew. Majeſtät werden nicht müde, mich mit tauſend Zeichen Ihres allergnädigſten Wohlwollens zu überhäufen. Ich lebe hier wie Solon am Hofe Königs Crösus, wie Adam im Paradieſe, wie Gott in Frankreich!

— Und dennoch ſcheinen Sie mir ſeit jenem Tage, wo einer Ihrer Freunde einen ſo böſen Verdacht in mir hervorgerufen, nicht mehr ſo zufrieden, als in früherer Zeit; es will mich bedünken, als trügen Sie Etwas auf dem Herzen, was Sie drückt und peinigt. Hab' ich Recht oder Unrecht? Keine Umſchweife, lieber Freund, ich verlange Wahrheit, reden Sie!

Voltaire, weit entfernt, dem Könige die wahren Gründe, weshalb er ſich am Hofe von Sans-Souci mißfalle, anzugeben, war gewandt genug, raſch einen unbedeutenden Vorwand aufzufinden.

— Da Ew. Majeſtät ſo feſt darauf beſtehen, ſo iſt es meine Pflicht, zu gehorchen. Drei Menſchen, Sire, gibt's an Ihrem Hofe, die mir nicht gefallen und mit denen ich mich niemals befreunden werde . . .

— Und dieſe Drei?

— Sind leider meine Landsleute: der Eine iſt ein mittelmäßiger Mathematiker, der Andere ein unverſchämter Cyniker und der Dritte ein pitoyabler Koch.

— Sie meinen Maupertuis, La Mettrie und Noël?

— Nomina sunt odiosa, erwiderte der Kammerherr und ließ die andere Hälfte jener Priſe auf die Erde fallen.

— Ich weiß, lieber Freund, daß Sie den Präſidenten meiner Akademie nicht leiden mögen, daß er Ihnen ein Dorn im Auge iſt und daß es für Sie kein größeres Feſt gibt, als irgend eine günſtige Gelegenheit, wo Sie ihn in den Augen meines Hofes lächerlich machen können. Ich will Ihnen gern zugeſtehen, daß er ein fader, zäher, trockener Pedant iſt; aber ſein tiefes Wiſſen, ſeine gründliche Gelehrſamkeit laſſe ich ihm von Keinem ſtreitig machen. Sie ſind Dichter . . . er iſt Gelehrter . . . mir iſt Einer ſo lieb und werth als der Andere, und wenn ich als Freund Etwas über Sie vermag, ſo wünſche ich, daß Sie ſich in Zukunft beſſer mit ihm vertragen mögen, als bis jetzt!

— Sire, Sie haben Wahrheit von mir verlangt und werden es mir deshalb nicht verübeln, wenn ich behaupte: Man kann ein großer Gelehrter und dabei doch ein ausgemachter Narr ſein. Der Mann, von dem Ew. Majeſtät zu reden geruhen, hat unter tauſend Untugenden auch die, daß er von ſich und ſeinen Verdienſten allzuſehr eingenommen iſt.

— Ah, lieber Voltaire, auch Sie ſind von dieſem Fehler nicht ganz frei! Mais passons là-dessus! Was La Mettrie anlangt, ſo gebe ich Ihnen vollkommen Recht, wenn Sie ſagen, daß er ein ſchamloſer Menſch, ein unverſchämter Witzbold, ein frecher Spötter iſt. Aber trotzdem hat auch er ſein unbeſtrittenes Verdienſt . . .

— Und dies Verdienſt?

— Beſteht in der Kunſt, mir dann und wann durch gute und ſchlechte Späße meine üble Laune wegzuſcherzen. La Mettrie hat ein gutes Herz, aber ein böſes Maul, das ſelbſt den lieben Gott und mich nicht ſchont. Aber trotz ſeiner Blasphemie iſt er — glauben Sie es mir — ein Narr, der wenigſtens das Gute hat, daß er ganz und gar unſchädlich iſt. Wer da glaubt, daß jener rohe Atheismus, den er predigt, gefährlich ſei, beleidigt die Gottheit mehr, als La Mettrie ſelbſt. Kann's dem lieben Gott nicht ganz gleichgiltig ſein, was ein halb verrückter Kerl von ihm denkt? La Mettrie, wiederhole ich Ihnen, iſt ein unſchädlicher Narr! — Was endlich die dritte und letzte Ihrer Idioſynkraſien anlangt, ſo wiſſen Sie, daß Noel ſeit Jahren einer meiner Lieblinge iſt. Was haben Sie an dem armen Teufel, der keiner Fliege weh thut, auszuſetzen?

— Er iſt das unter den Köchen, was Herr von Maupertuis unter den Gelehrten: ein foſſiler Pedant, der Alles genau abzuzirkeln und auszurechnen verſteht, dem aber vor Allem Geſchmack, Geſchmack, Geſchmack — die Kunſt, ſelbſt dem plumpſten, ungenießbarſten Stoffe Reiz und Anmuth zu verleihen — ganz und gar abgeht.

— Sie haben darin nicht ganz Unrecht!

— Sire, in den letzten zwei Monaten hat mir die ſterile Einförmigkeit ſeiner Speiſen mehr Unverdaulichkeiten in einer Woche, als ſonſt im ganzen Jahre zugezogen. Noch nie hat mein armer Magen ſo viel Strapazen erduldet, als jetzt. Der gute Mann ſcheint es geradezu auf mich und meinen Magen abgeſehen zu haben! Geſtern Polenta . . . heute Polenta . . . morgen Polenta! Geſtatten mir Ew. Majeſtät die freimüthige Bemerkung, daß zur Verdauung dieſer italieniſchen Farce ein weit ſtärkerer Magen, als der Ihres unterthänigen Dieners gehört. Wohl weiß ich, daß Polenta die Lieblingsſpeiſe Ew. Majeſtät iſt; aber ein ſo vorurtheilsfreier, aufgeklärter Geiſt als der Ihrige, Sire, wird ſo billig ſein, einzuſehen, daß jeder Magen ſeine eigenthümlichen Launen und

Schwachheiten hat. Mein Magen kann ſich — die Wahrheit geſagt! — eben ſo wenig mit den dürftigen Schöpfungen Ihres Lieblingkochs, als mein Geiſt mit den unfruchtbaren Studien Ihres Herrn Präſidenten und den rohen Späßen Ihres unſchädlichen Hofnarren befreunden. Ja, lieber wollte ich auf meine alten Tage den Euklid, als Noëls Polenta hinabwürgen!

— Sehen Sie, Voltaire, heute gefallen Sie mir beſſer als je: ich finde Ihren Unwillen ganz begreiflich. Auch der Magen hat ſeine Rechte! Was dem Einen behagt, kann dem Andern ſehr zuwider ſein. Ich liebe die Polenta . . . Sie haſſen ſie . . . wir dürfen uns dies gegenſeitig nicht verargen und darum einander nicht gram ſein. Soyons amis, Cinna! ſagte Friedrich und reichte ihm zum zweiten Male die Doſe.

Voltaire ſah ſich genöthigt, wieder eine Priſe zu nehmen.

— Sire, fuhr er fort, Ihr Cinna ſehnt ſich vergebens nach ſeinem Lieblingsgericht. Sein armer Gaumen lechzt nach einem dindon aux truffes, wie das Volk Israels in der Wüſte nach Manna gelechzt hat!

— Wir kennen uns nun ſchon ein ganzes Jahr und erſt heute erfahre ich, daß Sie Gourmand ſind . . .

— Majeſtät, ich mag es nicht leugnen, daß ich Jenen angehöre, die dem Gaumen mehr Rechte einräumen, als ihm vielleicht von Rechtswegen zukommen; doch bin ich in der That Feinſchmecker in der ausgedehnteſten Bedeutung dieſes Worts und geſtehe als ſolcher Ew. Majeſtät ganz unverholen, daß es Augenblicke gibt, in welchen ich aufrichtig bedaure, daß ich nicht ſchon fünfundſiebenzig Jahre vor Chriſti Geburt auf der Welt geweſen war, um als Zeitgenoſſe Lukulls die ſybaritiſchen Freuden ſeiner Tafel-

Huldigungen zu theilen. Sire, es gibt keinen Schriftſteller, den ich lieber leſe, als den alten Athenäus, der uns auf jedem Blatte ſeines „Gaſtmahls der Gelehrten“ Wunder über Wunder von der Schwelgerei der alten Griechen und Römer erzählt. — Wie jener Grieche Phytillus möchte ich mir ein Futteral über meine Zunge machen laſſen, um die Geſchmackswärzchen derſelben zu ſchonen und ſie vor jedem feindlichen Eindrucke zu wahren. Wie jener Weltweiſe Ariſtoxenus möchte ich allabendlich die Salatkräuter meines Gartens mit Meth begießen. Wie Aſinius Celer könnte ich für eine Steinbarbe ſiebentauſend Thaler zahlen, ohne mir daraus ein Gewiſſen zu machen. Wie Caligula könnte ich dritthalb Tonnen Goldes, den Tribut dreier Provinzen, in einer einzigen Mahlzeit verpraſſen.

— Voltaire, Sie ſcherzen wohl nur? Muß nicht jeder Vernünftige den geizigen Tiberius dem verſchwenderiſchen Nero vorziehen?

— Wenn Nero, wie Suetonius erzählt, bei einem ſeiner Gaſtmähler blos für Kränze, aus den ſchönſten, ſeltenſten und theuerſten Blumen zuſammengefügt, eine Tonne Goldes hingab, wem ſchadete dieſe Verſchwendung und wem nützte ſie? Ein Monarch, der ſeine Reichthümer in ſeine Schatullen vergräbt, hat er mehr Anſprüche auf die Liebe ſeines Volkes, als ein Fürſt, der die Schätze ſeines Ueberfluſſes mit ſeinen armen Unterthanen theilt? — Doch um auf Herrn Noël zurückzukommen! Selbſt ſeine Polenta, die, wie der Refrain eines Gaſſenhauers, am Schluſſe jeder Mahlzeit wiederkehrt, würde ich ihm vergeben, wenn er, als Ober-Aufſeher des Küchen-Departements, Sorge trüge für einen nur halb erträglichen Kaffee. Der Kaffee aber, den ich am Hofe von

Sans-Souci zu trinken die Ehre habe, iſt — Ew. Majeſtät haben nackte, ungeſchminkte Wahrheit verlangt — ein Pasquill auf dieſen Göttertrank! Meiſter Noels Kaffee iſt matter noch, als eine gelehrte Abhandlung des großen Maupertuis und dies, Sire, will viel, ſehr viel ſagen. Mit ſolchem Kaffee hätten Ew. Majeſtät die Kaiſerin Maria Thereſia leichter ſchlagen können, als mit den ſiegreichen Waffen Ihres Heeres. — Guter Kaffee, Sire, iſt für mich ein Bedürfniß. Mag Frau von Sévigné den armen Moccaſaft immerhin verleumden, ich bleibe, wie der Marquis von Conlades, der treueſte Anhänger der ſchwarzen Hippokrene. Noels Kaffee aber . . .

— Taugt Nichts! Sie haben Recht, Voltaire, vollkommen Recht! Auch mir will ſein Gebräu nicht behagen und ſchon vor langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, ihn darüber zur Rechenſchaft zu ziehen, es aber immer wieder vergeſſen. Wir beklagenswerthe Könige haben oft an weit wichtigere Dinge, als unſern Kaffee zu denken. Heute aber will ich's gewiß nicht vergeſſen. Ei ſehen Sie doch! Soeben führt der Zufall Ihren Feind in unſer Gehege . . . dort kommt Noel!

— Er bemerkt Ew. Majeſtät und will nun in einen Seitengang einbiegen . . .

— Rufen Sie ihn . . . rufen Sie ihn!

— Heda, Monsieur Chose, heda, Seigneur Noel!!! Der Schlingel thut, als ob er uns nicht hörte!

— Noel! Noel!! ſchrie der König und winkte dabei mit ſeinem Krückſtocke.

— Was befehlen Ew. Majeſtät? fragte der Küchenmeiſter, der in einem Nu herbeigeeilt war.

— Gut, daß ich Dich gerade jetzt erwiſche! Herr von Voltaire hat über Dich harte Klage geführt: er beſchwert ſich über die Monotonie Deines Speiſen-Repertoire's und iſt mit Recht ſehr ungehalten, daß Du ihm geſtern Polenta, heute Polenta und vermuthlich auch morgen Polenta auf die Tafel bringſt . . .

— Erlauben mir Ew. Majeſtät, Herrn von Voltaire ganz gehorſamſt zu widerſprechen. Geſtern erhielt er Polenta . . . das iſt wahr . . . heute erhielt er Polenta . . . auch das iſt wahr . . . morgen aber erhält er keine Polenta . . .

— Herr von Voltaire ſehnt ſich nach ſeinem Lieblingsgericht . . .

— Sire, Herr von Voltaire hat der Lieblingsgerichte ſo viele, daß ich leider nicht Scharfſinn genug beſitze, zu errathen, welche Speiſe er darunter gemeint haben will.

— Herr von Voltaire ſehnt ſich nach einem dindon aux truffes . . .

— Seit drei Monaten! fügte der Kammerherr mit achtundvierzigpfündigem Seufzer hinzu.

— Morgen alſo, Meiſter Noel, wird mein verehrter Freund dindon aux truffes erhalten! — Ferner beſchwert ſich Herr von Voltaire — und zwar mit vollem Rechte — über Deinen unverantwortlich ſchlechten Kaffee . . . er hält ihn für ein Pasquill . . . und leider muß ich ihm beiſtimmen . . . die ſchwarze Suppe, die Du uns zu trinken gibſt, iſt das bitterſte Epigramm auf den Kaffee!

— Ew. Majeſtät ſehen mich gründlich zerknirſcht . . .

— Herr Noel wird von heute an Sorge tragen, daß unſer hochgeſchätzter Gaſt mit weit mehr Sorgfalt bedient werde! Herr Noel wird meinem Kammerherrn allabendlich die Speiſekarte für den nächſten Tag vorlegen und Herrn von Voltaire die Wahl der Speiſen überlaſſen. Ferner wird Herr Noël dafür Sorge tragen, uns fernerhin nur ſolchen Kaffee vorzuführen, deſſen Er ſich nicht zu ſchämen braucht. Hat man mich verſtanden?

— Vollkommen! ſeufzte der tiefbetrübte Koch und kehrte rachebrütend in ſein Atelier zurück.

— Begleiten Sie mich nach Sans-Souci, ich will Ihnen dort — wenn Sie ſich aufgelegt fühlen — den letzten Geſang meines neuen Gedichts, „l'art de la guerre“, vorleſen.*)

— Ich brenne vor Begierde, den Schluß zu hören.

— Kommen Sie!

Und Beide begaben ſich zu Fuß nach Sans-Souci.

Nahe am Thore begegnete ihnen ein katholiſcher Prieſter, der zu einem Kranken ſeiner Gemeinde das Sanctiſſimum trug. Voltaire zog voll Ehrfurcht ſeinen Hut.

— Ei, ei, lachte der König, allem Anſcheine nach haben Sie mit dem Heiland, mit welchem Sie lange Zeit geſpannt geweſen ſind, ſich wieder ausgeſöhnt?

— Halb und halb! entgegnete der Spötter, wir grüßen uns, doch ſprechen wir nicht mit einander.

Als ſie einige Schritte weiter gegangen waren, blieb Friedrich plötzlich ſtehen und fragte, wie vom Zaune brechend:

— Welche von allen Religionen halten Sie für die vernünftigſte?

---

*) Dies Gedicht erſchien erſt zehn Jahre ſpäter, ohne den Namen des Königs, blos unter der Bezeichnung: „de main de maitre“ zu Frankfurt, 1760. D.

— Sire, ich denke in dieſem Punkte ganz wie Papſt Alexander VI., welcher behauptet hat, daß die dümmſte Religion die beſte ſei.*)

— Und welche von allen halten Sie für die dümmſte?

— Diejenige, Sire, welche ſich für die beſte und untrüglichſte hält. Leo X. ſagte beim Anblick des vielen Ablaßgeldes zu einem ſeiner Vertrauten: „O mein Freund, wie viel Geld hat uns die Fabel von Jeſus Chriſtus eingebracht!“**) Und doch läßt ſich nicht leugnen, daß gerade dieſe Religion poetiſcher als jede andere iſt. Wie ſchön z. B. iſt die ganze Erſcheinung der Jungfrau Maria! Es wundert mich nicht, daß die Mutter Gottes ſo ſehr angebetet wird, daß ſich Maler und Dichter ihrer gern bemächtigen, denn der Stoff iſt ſo poetiſch! Erſt geſtern las ich in einem alten Werke, daß blos die Literatur Portugals nicht weniger als zweihundertneunundſiebenzig Lebensbeſchreibungen der heiligen Jungfrau, darunter auch ein großartiges Epos: „da concepcione“***) und zwei „Leben Jeſu im Bauche Mariä“ aufzuweiſen hat! Der Katholicismus iſt eine Religion für Frauen, der Proteſtantismus eine Religion für Männer.

— Aber welche von den drei Hauptreligionen halten Sie für die Leitung eines Staats am zweckmäßigſten?

— Die jüdiſche Religion eignet ſich nach meiner Anſicht für einen monarchiſchen, die chriſtliche für einen conſtitutionellen und die muhamedaniſche Religion für einen republikaniſchen Staat.

---

*) Krugs „Philoſophiſches Lexicon“, Band III., Seite 500.

**) Krug, Band III., Seite 512.

***) Erſchien zu Liſſabon 1749. 4.

Judenthum und Monarchie erkennen nur Einen Gott und Einen König an, das Chriſtenthum und der conſtitutionelle Staat die Dreieinigkeit und die drei Staatsgewalten — den König und zwei Parlamente — der Muhamedanismus und die Republik: Vielweiberei und Vielmännerei.

— Doch hinſichtlich des Geſetzes: welche von dieſen drei Religionen ſoll das Geſetz am meiſten begünſtigen?

— Sire, la loi doit être athée, d. h. das Geſetz ſoll keine dieſer Religionen auf Koſten der andern bevorzugen oder zurückſetzen . . . jeder Unterthan ſoll glauben dürfen, was er will.

— Dieſe Anſicht iſt auch die meinige. Ich kenne Ihren Haß gegen das Pfaffenthum, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, auch ich liebe es nicht; doch da einmal Pfaffen eben ſo nothwendig für die Kirche, als Soldaten für den Staat ſind, ſo ſagen Sie mir, welchen Orden halten Sie für den gefährlichſten?

— Die Jeſuiten!

— Und warum gerade dieſe?

— Weil ſie — unter uns geſagt — die geſcheidteſten ſind!

— Man ſchildert ſie als ehrgeizige Wölfe, die, in Lammstracht gehüllt, kein anderes Ziel verfolgen, als auf Koſten der Souveränetät des Staates die Macht der Kirche oder, richtiger, die Macht ihres Ordens zu vergrößern. Wenn aber ihr Ehrgeiz und ihre Herrſchſucht wirklich ſo groß und gefährlich ſind, wie kommt's dann, daß ſeit der Stiftung des Ordens bis jetzt, alſo ſeit mehr als zweihundert Jahren, aus dem Schooße deſſelben erſt ein einziger Papſt hervorgegangen iſt?*)

---

*) Unter den zweihundertneunundfünfzig Päpſten, die bis jetzt den Stuhl St. Peters beſeſſen haben, iſt nur ein einziger, Aleſſandro Ludoviſio, Gregor XV.

— Sire, dieſe ſchlauen Füchſe ziehen es vor, lieber am Fuße der Throne zu ſtehen, als auf dem Throne ſelbſt zu ſitzen, und lieber die Rathgeber der Fürſten, als die Fürſten ſelber zu ſein.

— Und wenn Sie Monarch wären, würden Sie ſich fürchten vor dem Orden?

— Nein!

— Und weshalb?

— Weil ich weit eher mit einem Schurken, als mit einem Dummkopf fertig werde.

— Freund, gerade ſo denke auch ich!

Sie waren jetzt in Sans-Souci angelangt.

LI.

Als Voltaire, drei Stunden ſpäter, nach Potsdam zurückgekehrt war, fand er auf ſeinem Arbeitstiſche ein ſchwarz geſiegeltes Billet. Er erbrach es und war nicht wenig erſtaunt, als er nachfolgende Zeilen las:

(1621—1623), aus dem Schooße der Söhne Loyola's hervorgegangen. Nachfolger Pauls V., trug er viel zur Unterdrückung der Proteſtanten in Frankreich und Deutſchland bei, gründete die „Congregatio de propaganda fide", ernannte eine Maſſe von Heiligen und darunter auch den Stifter ſeines Ordens, Ignaz von Loyola.

„Mein Herr.

Sie haben ſich erdreiſtet, mich ſeit Ihrer Anweſenheit in Potsdam bei Seiner Majeſtät dem Könige fortwährend und auf jede Weiſe zu verdächtigen und meine Verdienſte um das Aufblühen der Kochkunſt am Hofe von Sans-Souci in den Augen des Monarchen ſchmachvoll herabzuſetzen. Heute haben Sie ſich über meine Polenta, mehr aber noch über meinen Kaffee beſchwert. Es gibt Beſchimpfungen, mein Herr, die ein Mann von Ehre unter keinem Vorwande ungeſtraft hinnehmen darf! Sie haben die Ehre, einer Nation anzugehören, die auch mich zu ihren Kindern zählt. Sie, mein Herr, ſind der Sohn eines Notars, ich, mein Herr, bin ein Nachkomme der Herzoge von Bretagne . . . Sie ſind Dichter, ich bin Mundkoch Seiner Majeſtät, folglich bin ich Ihnen ebenbürtig. Aber wär' ich's auch nicht, ſo müßte es Ihnen als Franzoſe doch wohl bekannt ſein, daß Sie Jedem, den Sie zu beleidigen gewagt, Rechenſchaft ſchuldig ſind. Sie haben mein Talent, meine Kunſt, meine Ehre auf das Empfindlichſte gekränkt und werden ſich mit mir ſchlagen! Ich erwarte von Ihrem Muthe, Ihrer Ehre, daß Sie meine Herausforderung unbedingt annehmen und mir, innerhalb drei Mal vierundzwanzig Stunden, Genugthuung geben werden. Die Wahl der Waffen und den Ort unſers Zuſammentreffens überlaſſe ich Ihnen; doch erſuche ich Sie, mein Herr, ſich bei Zeiten um einen Sekundanten umzuſehen, weil ich keinen Aufſchub dulde! Sollten Sie dieſes Cartel zurückweiſen, ſo ſehe ich mich genöthigt, Sie für einen ſchamloſen

Verleumder, für einen ehrloſen Mann, für einen **feigen Poltron** zu halten!

Mit der Ihnen gebührenden Achtung unterzeichnet ſich
J. N. Noël,
maitre de cuisine du Roi.“

Es iſt eine merkwürdige Eigenheit aller Philiſter und Schwachköpfe, daß ſie keinen Brief ſchreiben können, ohne einzelne Zeilen und Worte, um den Sinn derſelben beſſer hervortreten zu laſſen, ein, zwei auch drei Mal zu unterſtreichen. Sämmtliche Stellen aus durchſchoſſener Schrift waren ein- und zweifach unterſtrichen und noch obenein mit rother Dinte, Letzteres allem Anſcheine nach wohl nur darum, um dem Empfänger dieſes Briefes noch mehr Angſt, noch größern Schreck einzujagen.

Voltaire wußte nicht, ob er darüber lachen oder wüthend werden ſollte. Ein Koch ſchickt ihm eine Herausforderung, weil er ſich erlaubt hatte, deſſen ewig wiederkehrende Polenta und deſſen fabelhaft ſchlechten Kaffee zu tadeln!

— So Etwas kann nur in Preußen, am Hofe von Sans-Souci geſchehen! rief Voltaire. Dieſer Mann Gottes muß verrückt ſein! Ich werde augenblicklich darauf antragen, ſeinen Geſundheitszuſtand unterſuchen und ihn dann geraden Weges in ein Narrenhaus einſperren zu laſſen, denn ſolch ein verrückter Kerl, wie dieſer Noël, iſt ſelbſt eines Mordes fähig! Ich ſoll mich ſchlagen und noch dazu mit ihm, einem elenden Koch, der ſich die verrückte Idee in den Kopf geſetzt hat, daß er von den Herzogen von Bretagne abſtammt, während Jedermann weiß, daß ſein Vater ein krummbeiniger Flickſchneider und ſeine Mutter eine buckelige

Kartenlegerin und Kaffeeſatz-Prophetin geweſen iſt! Ich mich duelliren mit ſolchem Kerl! Was würde Preußen, was Frankreich, was die ganze civiliſirte Welt dazu ſagen?! Der Sänger der „Henriade", jenes unſterblichen Heldengedichts, das Friedrich von Preußen für das einzige Originalwerk der franzöſiſchen Literatur erklärt hat, François Marie Arouet de Voltaire, die erſte Notabilität des europäiſchen Parnaſſes, hat ſich mit dem letzten aller Quirlhelden geſchlagen! Frankreich würde darauf Gaſſenhauer dichten, jeder Tölpel würde ein Epigramm ausbrüten, und Maupertuis, der hochgelahrte Präſident der Berliner Akademie, der neue Archimedes, der ein Loch in den Bauch der Erde bohren und von dort in den Hintern des Mondes hineinklettern will, dieſer Schwachkopf würde mathematiſch beweiſen, daß ich ein Eſel bin. Lieber ſterben, als zum Gegenſtande des Spotts, zur Zielſcheibe elender Witze herabzuſinken! Nichts ſchreckt mich mehr als Spott! Les armes du ridicule sont plus dangereuses que tous les poignards des assassins! — Aber weiſe ich die Herausforderung zurück, ſo erfrecht ſich dieſer hirnverbrannte Koch, mich für einen feigen Poltron zu halten. Was thun? Soll ich ſie annehmen oder nicht? Wie Buridans Langohr zwiſchen zwei Heubündeln, ſtehe ich jetzt zwiſchen Ja und Nein, unſchlüſſig, ob ich dieſem Könige aller Tölpel, dieſem nec plus ultra aller Pinſel, dieſer Crème aller Narren Genugthuung geben ſoll oder nicht. Halt, da blitzt mir ein guter Gedanke durch's Gehirn! „Ich erſuche Sie," — ſchreibt mir der Schlingel — „ſich bei Zeiten um einen Sekundanten umzuſehen" . . . Sogleich will ich ſeinen Rath befolgen!

— — — — — — — — — — — — — —

Zehn Minuten ſpäter fuhr Herr von Voltaire nach Sans-Souci, um ſich bei Seiner Majeſtät anmelden zu laſſen.

— Was bringen Sie mir? fragte Friedrich.

— Sire, ich wage heut' zum erſten Male, mir in einem Angelegenheit ganz eigenthümlicher Art Ihren allerhöchſten Beiſtand zu erbitten . . .

— Womit, mein Freund, kann ich dienen?

— Wollen Ew. Majeſtät mir die Huld erweiſen, mein Sekundant zu ſein?

— Ihr Sekundant? Wozu?

— Soeben, Sire, habe ich eine höchſt ſpaßhafte Herausforderung erhalten . . .

— Von wem?

— Ich bitte Ew. Majeſtät, zu leſen, erwiderte Voltaire, dem Könige das Cartel überreichend.

— Was ſeh' ich! Mein Noël hat Sie gefordert?

— So iſt's!

— Und Sie, Voltaire, was haben Sie beſchloſſen?

— Die Herausforderung anzunehmen.

— Warum?

— Sire, weil ich kein Gelüſte verſpüre, für einen feigen Poltron gehalten zu werden.

— Sie wollen ſich alſo wirklich mit ihm ſchlagen?

— Majeſtät, ſagte Voltaire achſelzuckend, was bleibt uns anders übrig?

— Nein, Liebſter, das darf ich durchaus nicht geſtatten!!

— Weshalb?

— Aus drei Gründen. Erſtens iſt das Duell in meinen

Staaten verboten; zweitens würde ich untröſtlich ſein, wenn Noël, der, wie man ſagt, ein ausgezeichnet guter Schütze ſein ſoll (der König nahm eine Priſe, um das Lachen zu unterdrücken), wenn Noël, ſage ich, Ihrer ruhmvollen Laufbahn inmitten Ihrer ſchönſten Siege eine Grenze zöge; drittens würde ich's Ihnen nie verzeihen können, wenn, umgekehrt, Sie dem Leben meines Kochs den Garaus machten, denn wo fände ich ſo bald einen zweiten, der mir ſo vortreffliche Polenta, ſo unvergleichliche Aal-Paſtete, ein ſo geſchmackvolles Ragout à la Sardanapale ſerviren könnte, wie mein Noël? Nein, Kammerherr, Sie dürfen dieſe Herausforderung unter keiner Bedingung annehmen. Im günſtigen Falle verliere ich entweder meinen Lieblingsdichter oder meinen Lieblingskoch, im ungünſtigen Fall verliere ich Sie alle Beide . . . mithin kann ich dies Duell unter keiner Bedingung geſtatten.

— Und Falls ich's nun wirklich zurückwieſe, würden nicht Maupertuis und La Mettrie dieſe Gelegenheit mit Wolluſt erfaſſen, logiſch, arithmetiſch und mathematiſch zu beweiſen, daß der Kammerherr Ew. Majeſtät ein feiger Poltron ſei?

— Ah, daran hab' ich nicht gedacht! Sie haben Recht, lieber Freund! Da ich Sie vor dem Spott dieſer Herren nicht ſicherſtellen kann, ſo rathe ich Ihnen jetzt ſelbſt, die Herausforderung anzunehmen!

— Und mich alſo wirklich mit ihm zu ſchlagen? fragte Voltaire, der dazu nicht Luſt zu haben ſchien.

— Freund, was bleibt uns anders übrig?

— Sire, ein Kammerherr Seiner Majeſtät des Königs, ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ein Chevalier de l'ordre pour le mérite ſoll ſich ſchlagen mit einem Koch?

— Koch hin, Koch her! Sie haben ihn beleidigt und ſind ihm Genugthuung ſchuldig, gleichviel, ob er einen Quirl oder, wie Sie, ein Schwert an ſeiner Seite trägt. Setzen Sie ſich, Kammerherr, und ſchreiben Sie dem ehrgeizigen Koch hier in meiner Gegenwart, daß Sie, als Mann von unbefleckter Ehre, gewohnt wären, jede Herausforderung anzunehmen, gleichviel, ob ſie von Crethi oder Plethi herkomme. Wählen Sie Piſtolen und einen Ort in der Nähe von Sans-Souci zum Stelldichein auf morgen früh ſechs Uhr. Sie brauchen einen Sekundanten, nehmen Sie den Marquis d'Argens, der meint es wahrhaft treu mit Ihnen...

— Himmel, wie ſoll das enden? fragte der Poet.

— Beſſer, als Sie vielleicht glauben!

— Wohlan, Sire, ich füge mich Ihrem Befehle, ſagte er mit ſchwerem Seufzer.

— Hier ſind Feder, Dinte und Papier . . . ſetzen Sie ſich ... ich will Ihnen dictiren, was Sie ihm ſchreiben ſollen.

— Majeſtät, ich bin bereit, ſagte Voltaire und griff zitternd nach der Feder.

— Eh bien! „Der Unterzeichnete will ſich herablaſſen, Ihr Cartel des Spaßes halber anzunehmen. Er erwartet Sie morgen früh mit dem Glockenſchlage ſechs Uhr bei der letzten Mühle hinter Sans-Souci. Wir ſchießen uns über das Schnupftuch. Abgemacht!

Voltaire,

Kammerherr des Königs.“

Nun, lieber Freund, gehen Sie mit Gott und jenen Heiligen, die Ihrem Geſchmack am meiſten zuſagen, ſprach der König, drückte ihm die Hand und entließ ihn mit allen Zeichen des allergnädigſten Wohlwollens.

LII.

Meiſter Noël war eben mit der Zubereitung einer neuen Polenta für den Abendtiſch des Königs beſchäftigt, als er die Antwort ſeines Gegners erhielt.

Mit pochendem Herzen zertheilte er das Siegel und wurde leichenblaß, als er las, daß Voltaire ſich herablaſſen wolle, die Herausforderung anzunehmen.

— Teufel, rief er aus, das hätte ich nicht geglaubt! Ich wollte ihm, aufrichtig geſagt, nur ein klein wenig Furcht vor mir einjagen, und traute dem dürren Klapperbeine nicht ſo verteufelt viel Courage zu. Er hat Piſtolen gewählt und will ſich nur über das Schnupftuch ſchießen. Ich habe zwar auch viel Muth . . . ſtand ich doch ſchon oft genug vor dem Feuer . . . an dem Herde . . . ein Piſtolenduell hat aber immer etwas Kitzliches . . . man iſt doch auch nur Menſch und hat . . . leider! . . . keine Rhinoceroshaut, an der eine zudringliche Kugel machtlos abprallt. Hätte ich ahnen können, daß dieſer Herr von Voltaire kein feiger Poltron iſt, dann hätte ich mich von La Mettrie nicht aufhetzen laſſen und würde mir auf andere Weiſe von ihm Genugthuung verſchafft haben. Aber was nun einmal geſchehen iſt, läßt ſich nicht mehr ändern. — La Mettrie hat ſich als Sekundant bei mir aufgedrungen . . . nun kann ich nicht mehr zurück . . . jetzt muß ich gute Miene zum böſen Spiele machen und mich mit ihm ſchlagen. Heilige Mutter Gottes, wenn's nur nicht Piſtolen wären! Die

Stimme meines Herzens ſagt mir, daß ich fallen werde. Armer Noël, Du ſtehſt an der Schwelle des Todes! Aber Muth gefaßt, mein armer Freund! Iſt's nicht eine Auszeichnung, eine Ehre, ein Ruhm, von einem Manne wie Voltaire, von einem Kammerherrn des Königs, von einem Mitgliede der Akademie, von einem Ordensritter erſchoſſen zu werden? Mit ihm kommt auch mein Name auf die Nachwelt, und da ich von meiner Fee nichts mehr zu hoffen habe, da ſie und Amélie, die ich noch immer liebe, mich ſo grauſam hintergangen haben, ſo iſt der Tod das Beſte für mich, ſprach der Koch und fing gerührt zu heulen an. Sterben muß ich ja doch einmal . . . ob früher oder ſpäter . . . einerlei, einerlei, ſagte er und trocknete ſich mit dem Rücken der Hand ein paar erbſengroße Thränen ab. Ich bin jetzt ungeſtört und will gleich mein Teſtament machen.

Dann nahm er eine Feder und ſchrieb auf die Rückſeite eines Speiſezettels ſeinen letzten Willen. Die zwölf in Kupfer geſtochenen und in ſchwarzes Ebenholz eingerahmten Portraits ſeiner Vorfahren, der alten Herzoge von Bretagne, vermachte er ſeiner heißgeliebten, inbrünſtig angebeteten Gottheit, der Prinzeſſin Amélie; ſeinen kranken, gelbgrünen Kanarienhänfling der Frau von Maupertuis, die ihn zwar ſchmählich getäuſcht, der er aber, wie Allen, die ihn gekränkt, von ganzem Herzen verzeihe; die ſchwarzweiße Katze und ſein goldenes Uhrgehänge ſchenkte er ſeinem Freunde und Sekundanten La Mettrie, dem einzigen Menſchen, der es mit ihm gut und ehrlich gemeint; Vatels Todtenſchädel und ein paar ſilberne Schuhſchnallen vermachte er ſeinem erſten Küchengehilfen; ſeine ganze Garderobe und zehn Pfund Wachskerzen-Reſte der franzöſiſchen Kirche in Berlin; ſeine Bücher und ſein Fernrohr, mit dem er einen neuen Stern entdeckt (den vor ihm ſchon tauſend Andere entdeckt hatten), vermachte er der Bibliothek ſeiner Vaterſtadt und verordnete, daß ſein Herz herausgeſchnitten und in Weingeiſt aufbewahrt werden ſolle.

— Fertig! rief er und konnte nicht verhindern, daß ſtatt des Sandes, das Geſchriebene zu trocknen, neue Thränen auf ſein Vermächtniß herniederglitten. Das Leben iſt doch ſchön! ſeufzte Herr Noël und verſiegelte ſein Teſtament.

Gleich darauf trat ſein Sekundant ein.

— Haſt Du Antwort? fragte er.

— Hier iſt ſie! erwiderte der Koch, der mit ſeinem Leben nun gänzlich abgeſchloſſen hatte.

La Mettrie las Voltaire's Zeilen, gab ſie ihm zurück und ſagte nichts weiter, als:

— Bon!

— Bon? wiederholte Jacques Narciſſe. Sie, liebſter Freund, haben leicht bon ſagen . . . ich aber, der ich mein Leben dem Laufe einer Piſtole gegenüberſtellen muß, ich kann bei der ganzen Geſchichte durchaus Nichts finden, was mich verleiten könnte, bon zu ſagen.

— Feige Memme! ſchalt der Atheiſt. Hätte ich ahnen können, daß Du kein Herz im Leibe haſt, ich würde Dir nicht die Ehre erwieſen haben, mich als Sekundanten anzutragen. Wer keine Courage hat, muß ſich naſenſtübern, ohrfeigen und mit Füßen treten laſſen, ohne zu muckſen; wer aber zeigen will, daß er Mann und noch dazu Abkömmling des dritten Artus von Bretagne iſt, muß kein altes Weib ſein und vor einer Piſtolenkugel nicht mehr als vor einer Lichtſchnuppe zittern. Was liegt auch an dem ganzen

Quark, den Ihr abgeſchmackten Narren „Leben“ nennt? Was iſt es anders, als ein gliedweiſes Hinſterben, ein langwieriges Verfaulen, ein jämmerlich-troſtloſes Sichzutodegähnen! Ich mache mir aus dem ganzen Plunder nicht ſo viel! Ob ich in dieſem Augenblick oder in zehn oder in hundert Jahren ſterbe . . . mir iſt das gleich! So lange dieſe Komödie noch irgend einen kleinen Reiz für mich hat, ſo lange ertrage ich ſie; fängt ſie mich zu langweilen an, dann ſage ich „Baſta!“ und mache dem Ding ein Ende. Nur zwei Vorzüge hat der Menſch vor dem Thiere: er kann lachen und ſich das Leben nehmen; eines aber hängt mit dem andern eng zuſammen: er könnte nicht lachen, wüßte er nicht, daß er ſich das Leben nehmen kann; auch könnte er ſich nicht das Leben nehmen, beſäße er nicht die Kraft, über gewiſſe Dinge lachen zu können. Feige Memme, haſt Du mich begriffen?

— Ja, erwiderte der Poltron, um ſich dem Freigeiſte gegenüber ſtark zu zeigen. Hier, Doctor, iſt mein Teſtament! Sie ſetze ich zum Vollſtrecker meines letzten Willens ein.

— Bon! ſprach La Mettrie und nahm den Speiſezettel.

— Nun aber, Freund und Landsmann, habe ich noch eine große Bitte an Sie . . .

— Löwe, was verlangſt Du?

— Ich wünſche und erwarte, daß Sie ſo gütig ſein werden, mir nach meinem Tode eine anſtändige Grabſchrift zu ſetzen . . .

— Dafür habe ich bereits geſorgt . . . Dein Epitaph iſt gemacht!

— Und darf ich wiſſen, wie es lautet?

— Warum nicht? Merk' auf!

„Ci-gît Noël, cuisinier et fou,
Poëte, astrologue et filou.“

— Doctor, haben Sie mehr Achtung vor meinen grauen Haaren!

— Mähnen willſt Du ſagen, mein Löwe! Die Grabſchrift alſo gefällt Dir nicht?

— Nein, Doctor, nein!

— Dann mach' Dir ſelbſt eine andere!

* * *

Noël hatte eine höchſt unruhige Nacht. Auch Voltaire ſchlief nicht ſo ruhig als gewöhnlich.

LIII.

Am andern Morgen mit dem Glockenſchlage Sechs ſtellten ſich bei der letzten Mühle hinter Sans-Souci, hinter ſtarkem Gebüſch, Jacques Narciſſe Noël mit La Mettrie und gleich darauf Herr von Voltaire mit Marquis d'Argens ein.

Die Sekundanten luden die Piſtolen und überreichten ſie den Duellanten. Man wollte eben an's Werk ſchreiten, als der „Philoſoph von Sans-Souci" auf blendend-weißem Schimmel wie ein deus ex machina herbeigeſprengt kam.

— Heda, was gibt's hier? ſchrie der König. Ich glaube gar ein Duell?

— Sire, ſtammelte der leichenblaſſe Küchenmeiſter.

— Noël, Er iſt ein Schlingel, weiß Er nicht, daß Duelle in meinem Lande bei Feſtungsſtrafe verboten ſind? Mit Befremden ſehe ich auch die Herren von Voltaire, d'Argens und La Mettrie hier! Kammerherr, ſind Sie es geweſen, der dieſen armen Teufel gefordert hat?

— Majeſtät, umgekehrt!

— Noël, Mann Gottes, iſt Er toll? Er will ſich ſchlagen? Hat Er mich um Erlaubniß gefragt?

— Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König, allergnädigſter König und Herr . . . dieſer Mann da hat mich beleidigt, gekränkt, beſchimpft . . . und noch nie, Majeſtät, haben die Noëls einen Schimpf ungeſtraft gelaſſen!

— Meiſter Noël, halt' Er ſein Maul!

— Sire . . .

— Halt' Er ſein Maul! wiederholte Voltaire.

Der arme Koch knirſchte die Zähne.

— Noël, ſprach Friedrich begütigend, geh' Er hübſch nach Hauſe und beſorge Er uns je eher, je lieber ein gutes Frühſtück, denn der Morgenritt hat mir Appetit gemacht. Geh', alter Junge, und überlaſſe das Duelliren lieber andern Leuten, die am Leben Nichts mehr zu verlieren haben. Du biſt ein ſchlechter Schütze, aber ein ganz ausgezeichneter Koch, der — mag Voltaire ſagen, was er will — nicht ſo leicht zu erſetzen iſt. Danke dem Himmel, daß der Zufall mich hierher geführt . . . eine Minute ſpäter wär'ſt Du vielleicht mauſetodt geweſen und hätteſt uns kein Frühſtück kochen können . . . Kommen Sie, meine Herren, ſagte Friedrich der Große und ſtieg vom Pferde. Du, Noël, kannſt meine „Jahre" nach Potsdam führen . . . ich will mit dieſen Herren zu Fuß zurückkehren.

* * *

Meiſter Noel rächte ſich an ſeinem Feinde Voltaire auf eclatante Weiſe: anderthalb Stunden ſpäter ſervirte er das köſtlichſte Frühſtück, ein Frühſtück, das ſelbſt der verwöhnten Zunge ſeines Gegners Achtung einflößte.

— Dies Ragout, ſagte Voltaire, iſt magniperbel.

— Dieſe Paſtete, ſagte d'Argens, iſt mirobolant!

— Und dieſe Trüffelſauce, ſagte La Mettrie, iſt „chochnoſophe"!

Man ſieht, daß dieſe drei Worte am Hofe von Sans-Souci erfunden worden und ſchon über hundert Jahre alt ſind. Wenn man ſie trotzdem in keinem von allen Wörterbüchern findet, ſo iſt dies nicht unſere Schuld, ſondern die der ſaumſeligen Pariſer Akademie.

LIV.

Der geneigte Leſer, der uns bis hierher gefolgt iſt, begleite uns noch einmal in den Abendzirkel der Madame Pesne, um aus dem Munde dieſes zu Fleiſch gewordenen Archivs aller Neuigkeiten das Ende unſerer Erzählung zu erfahren.

Soeben tritt der Geſandte Frankreichs ein. Die Dame des Hauſes eilt ihm entgegen.

— Gut, daß Sie kommen, Mylord! Seit Ihrer vierzehntägigen Abweſenheit von Berlin hat ſich am Hofe von Sans-Souci eine Maſſe Neues von höchſter Wichtigkeit zugetragen!

— Erzählen Sie, Madame! Ich bin ganz Ohr!

— Die Ereigniſſe haben ſich während dieſer Zeit ſo gedrängt, daß ich nicht weiß, wie und wo ich anfangen ſoll.

— Fangen Sie beim Könige an!

— Eh bien, der kleine Fritz, der ſeit einer Reihe von Jahren einen ſo großartigen und — wie es hieß — unverſöhnlichen Haß auf uns arme Frauen geworfen hatte, iſt nun, gänzlich umgewandelt, ein liebekranker Schwan, der am berauſchenden Kelche einer weißen Blume ſchwelgt.

— Und der Name dieſer Blume?

— Darüber, theure Herrlichkeit, ſcheinen unſere Herren Botaniker noch nicht ganz einig zu ſein. Die Einen halten ſie für ein Nelumbium speciosum, das nur an den Ufern des Ganges blüht und von den Dichtern Waſſerlilie oder Lotos genannt wird; die Andern erblicken in ihr eine alltägliche Nymphaea alba, wie ſie bei uns in jedem trüben Teiche gedeiht.

— Aber der bürgerliche Name dieſer zweideutigen Pflanze...

— Iſt, wie ich Ihnen ſchon früher mitgetheilt hatte, Amélie von Pfuel.

— Die kleine Spröde hat ſich alſo doch ergeben?

— Auf den ausdrücklichen Befehl ihres Vaters.

— Ihres Vaters? Und wer iſt dieſer ehrenwerthe Papa?

— Einer Ihrer Freunde . . . der Marquis Aymar.

— Aymar?

— Der gute Mann hat unſerm Salomo die Eroberung dieſes Täubchens entſetzlich ſchwer gemacht. Der beſiegte Weiberfeind hat ſich ſchmählichen Bedingungen gefügt . . .

— Und Sie kennen dieſe Bedingungen?

— Von A bis Z. Der König hat der Mutter dieſes Mädchens zweihunderttauſend Thaler baares Geld und ein großes Rittergut in Schleſien geſchenkt.

— Dieu de Dieu, wer hätte das dem königlichen Filze zugetraut?

— Liebe macht ſelbſt die Geizhälſe großmüthig. Auch für die Zukunft der ältern Schweſter iſt geſorgt. Die Aebtiſſin von Quedlinburg hat, auf Befehl ihres Bruders, Fräulein Hermine von Pfuel in die Zahl ihrer Hofdamen aufnehmen müſſen an die Stelle der Frau von Maupertuis, die vor zehn Tagen geſtorben iſt.

— Geſtorben? Woran?

— An den Folgen des heiligen Geiſtes oder, richtiger geſagt, an der unzeitigen Geburt des bewußten Meſſias. Das Gerücht, daß Herr von Maupertuis ſeine Frau vergiftet habe, weil der Erlöſer, den ſie ihm geboren, ein Mädchen geweſen ſei, welches Herrn La Mettrie unverantwortlich ähnlich geſehen, iſt eine boshafte Verleumdung. Mutter und Kind ſind während der Entbindung geſtorben. Schon am folgenden Tage machte der König dem Präſidenten der Akademie den Vorſchlag, Fräulein Hermine von Pfuel zu heirathen. „Sire,“ antwortete Maupertuis, „ein Mann, der die Thorheit begeht, eine zweite Frau zu nehmen, iſt nicht werth, daß der liebe Gott die erſte zu ſich genommen hat!“

— Nicht übel! Doch um wieder auf die bewußten Bedingungen zurückzukommen . . .

— Die allerſchlimmſte iſt unſtreitig die, daß unſer großer Fritz, aus Liebe zu jener kleinen Hexe, ſich mündlich und ſchriftlich verpflichtet haben ſoll, den Jeſuiten, Falls ſie durch den Einfluß der Pompadour aus Frankreich vertrieben werden ſollten, einen Zufluchtsort in Preußen einzuräumen.

— Und wer hat das Alles durchgeſetzt?

— Amélie's Vater, der ſie nur um dieſen Preis den Wünſchen des Königs aufgeopfert hat.

— Schändlich, ſchändlich!

— O das iſt noch nicht Alles! Der ſchlaue Jeſuit hatte durch ſeinen Compère Saint-Germain die Prinzeſſin Amélie bewogen, Herrn von Voltaire gewiſſe Briefe abzulocken, aus welchen hervorgeht, daß derſelbe einige Zeit mit Ludwig XV. die Liebe der treuloſen Pompadour getheilt. Für die Auslieferung eines Ringes, einer Locke und eines Bildniſſes, welche die Marquiſe ihm geſchenkt haben ſoll, hatte Aymars Freund der Aebtiſſin von Quedlinburg eine Zuſammenkunft mit Friedrich von der Trenck zugeſagt. Die arme Prinzeſſin mußte vierundzwanzig Stunden faſten, dann in ein Bad ſteigen und, nachdem ſie daſſelbe verlaſſen hatte, eine Klingel in Bewegung ſetzen, um den Magier herbeizurufen, der ſchon einmal durch die Macht gewiſſer Beſchwörungsformeln den Mann ihrer ſtillen Wünſche aus weiter Ferne an ihr gläubiges Herz hergezaubert hatte. Ihre Königliche Hoheit, gewohnt, dem Wundermanne blindes Vertrauen zu ſchenken, verließ das betäubende Bad und ſchellte ein, ſchellte fünf, ſchellte zehn Mal, ſtärker und immer ſtärker, dies Mal aber erſchien weder

Trenck, noch Saint-Germain. Am andern Morgen erfuhr die betrogene Aebtiſſin, daß Letzterer in Begleitung des Marquis Aymat nach Paris geeilt ſei, um mittelſt jener Briefe u. ſ. w. die Marquiſe von Pompadour mit dem Jeſuitenorden, dem ſie den Untergang geſchworen, vollſtändig auszuſöhnen oder ſie beim Könige durch den Beweis ihrer Untreue in Ungnade zu ſtürzen.

— Die ſchlauen Hunde! Nicht einmal der Unterrock eines Königs iſt ihnen heilig!

— Voltaire aber iſt nun wüthend, denn an demſelben Tage, an welchem er jene Briefe u. ſ. w. der Prinzeſſin als Zeichen ſeines Gehorſams eingehändigt hatte, erhielt er ein paar anonyme Zeilen, die ihn einluden, um Mitternacht in der Verkleidung der weißen Frau ſich in jenen Corridor hinzuſchleichen, in welchem die Gemächer der Prinzeſſin lagen, um dort den verdienten Lohn für die Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit in Empfang zu nehmen. Um die zwölfte Stunde huſchte eine weiße Geſtalt durch die halbfinſtern Gänge des Schloſſes zu Potsdam, um die Zimmer der „ſehnſüchtig harrenden Freundin“ zu erreichen. Klopfenden Herzens am Ziele des nächtlichen Spaziergangs, an der Schwelle des heiß erſehnten Paradieſes angelangt, ſtürzten aus dunkelm Verſteck ſechs beherzte, mit zuſammengedrehten Taſchentüchern bewaffnete Kammerzofen hervor und ließen ihre Plumpſäcke auf den Rücken der falſchen Ahnfrau des Hauſes Brandenburg mit ſo vieler Schadenfreude und ſolch höhniſchem Satansgelächter herniederfallen, daß Herr von Voltaire, vor Schmerz aus der Haut fahrend, mit dem ganzen Kraftaufwand ſeiner Lungen „Räuber und Mörder!“ ſchrie. Durch dieſen Lärm wurde der König herbeigelockt, der nicht wenig erſtaunt war, ſeinen dürren Kammerherrn in weitem Leichenhemd, ſchreiend, als ob er am Bratſpieß ſtäke, vor ſich zu ſehen. „Cent milles diables, was haben Sie an der Thür meiner Schweſter zu ſuchen?“ fragte Seine Majeſtät. „Sire,“ ſtammelte der Unbeſonnene, „Ihre Königliche Hoheit hatten mich huldreichſt eingeladen, ihr etwas Neues vorzuleſen.“ — „Sie lügen!“ ſchrie der Monarch. Voltaire zeigte den anonymen Brief. Beim Scheine einer nahen Lampe erkannte Friedrich die Handſchrift des Abſenders und ſein Zorn verwandelte ſich in homeriſches Gelächter. „Armer Freund,“ ſprach der König, „Sie ſind gefoppt, ſchmählich gefoppt! Dies Billet hat nicht meine Schweſter, ſondern La Mettrie geſchrieben, der ſeine Handſchrift meiſterhaft zu verſtellen weiß. Dieſe Prügel, Kammerherr, hätten Sie ſich erſparen können; doch mögen Sie für die Folge daraus die weiſe Lehre ziehen, daß anonymen Einladungen zu nächtlichen Rendezvous nie zu trauen iſt. Gehen Sie nun hübſch zu Bette und geben Sie den Gedanken an eine Eroberung der Aebtiſſin auf, die, ehrlich geſagt, mit Ihrem Herzen ein muthwilliges Spiel treibt.“

— Und was that Voltaire?

— Am andern Morgen verlangte der geſchlagene Mann von der Prinzeſſin die bewußten Briefe und Geſchenke der Pompadour zurück. „Sie kommen zu ſpät,“ geſtand ihm die Aebtiſſin, „ich habe mich beſchwatzen laſſen, ſie dem ſchlauen Betrüger Saint-Germain auszuliefern, der damit nach Paris entflohen iſt.“ — Seit jenem Geſtändniß hat Voltaire eine ſolche Wuth auf Ihre Königliche Hoheit, daß er Nichts mehr von ihr hören mag. „Sie iſt eine boshafte Kokette,“ ſagt Voltaire. „Er iſt ein eingebildeter Narr,“ ſagt die Prinzeſſin und will ſich todtlachen über den ohnmächtigen Zorn ihres ehemaligen Anbeters.

— Allerliebſt, allerliebſt! ſagte der ſchadenfrohe Diplomat.

Da trat Herr Antoine Pesne hinzu.

— Seit heute Morgen, erzählte er, circulirt am Hofe ein höchſt intereſſantes Gerücht. Der große Friedrich ſcheint in die Fußtapfen des vierzehnten Ludwigs treten zu wollen. Einem on dit zu Folge ſoll er geſonnen ſein, das Fräulein von Pfuel zur Hofdame der Königin zu machen. Nach Einigen will er ſie zur Gräfin von Trachenberg, nach Andern zur Fürſtin von Skarſine erheben.

— Und was ſagt die Königin? fragte Madame Pesne.

— Sie weint Tag und Nacht und erſchien geſtern in tiefer Trauer. Der König, dem dies aufgefallen war, fragte: um wen ſie traure? — „Um Ihre Liebe, Sire,“ erwiderte Eliſabeth und brach in Thränen aus. — „Madame,“ antwortete der Monarch, „nie habe ich Sie geliebt, aber immer habe ich Sie als eine fromme, kluge Frau geachtet, die mir noch niemals den kleinſten Kummer verurſacht hat. Ich erwarte von Ihrem Verſtande und mehr noch von Ihrer Herzensgüte, daß Sie dieſe Kleidung, die mich kränken muß, ablegen werden.“

— Und die Königin? fragte Mylord Tyrconnel.

— Hat die Trauer heute Morgen eingeſtellt.

— So ſind die Frauen! ſagte Signora Pesne. Sie ertragen jede Mißhandlung mit wahrhaft chriſtlicher Ergebung. Die Eine trauert äußerlich, die Andere innerlich. Wir Frauen ſind geboren zum Unglück . . .

— Der Männer! fügte leiſe ihr Gemahl hinzu.

LV.

Zwei Tage ſpäter wurde Fräulein von Pfuel zur Gräfin von Skarſine*) ernannt.

Noch an demſelben Tage ſandte Mylord Tyrconnel einen Eilboten nach Verſailles.

LVI.

Seitdem war ein volles Jahr verfloſſen. Und während dieſer Zeit hatte ſich am Hofe von Sans-Souci gar Manches geändert. Friedrichs Liebe zum Fräulein von Pfuel war nur von kurzer Dauer geweſen, denn ſehr bald hatte auch ſie allen Nimbus, allen Reiz für ihn verloren.

— Ein Weib iſt wie das andere, ſagte er zu ſich. Selbſt die ſchönſte Frau hat, wenn der Schleier fällt, etwas Häßliches. Der größte Reiz des andern Geſchlechts, das man das „ſchöne“ nennt, liegt in den Falten ſeiner Kleider. Wenn jede Frau wie Eva im

---

*) Ein zum Fürſtenthume Oels gehöriges Dorf im Trebnitzer Kreiſe mit einem herrſchaftlichen Schloſſe.

Paradieſe umherliefe, würde es ſelbſt dem dümmſten Adam nicht einfallen, ſich in ſie zu verlieben. Die ſogenannte Liebe iſt ein Räthſel, das uns nur ſo lange intereſſirt, als wir blos die Schaale und nicht den Kern vor uns haben. Hat man's aufgelöſt, dann iſt eines ſo matt und fad als das andere.

Und ſo kam es, daß Friedrich nach kurzer Liebe zu ſeinem alten Weiberhaß zurückkehrte.

Seit zwei Monaten befand ſich die Gräfin von Skarſine, die ſich nur mit dem größten Widerwillen den Liebkoſungen des Königs hingegeben hatte, zu Breslau als Schweſter Beatrix im Kloſter der Eliſabethinerinnen, jener frommen Nonnen, die, mit Aufopferung ihrer eigenen Geſundheit, arme, hilfsbedürftige Kranke pflegen. Aber die Kränkſte des ganzen Kloſters war Schweſter Beatrix. In ihrem gramzerriſſenen, reuegefolterten Herzen glühte unter kalter Aſche der heiße Funke frevelhafter Liebe zum Grafen Saint-Germain fort. Um ihre Seele von den Schlacken dieſer himmelhöhnenden Sünde zu reinigen, legte ſie ſich die härteſten Entbehrungen auf und kaſteite ihren Körper durch Faſten und Geißelungen. Seit ihrem Eintritt in's Kloſter lebte ſie nur von ſchwarzem Brode und von Waſſer, und oft gab es Tage, an denen ſie gar Nichts trank, um ſich durch die Qual eines langen, heißen, ungeſtillten Durſtes zu kaſteien. Mit Neſſelruthen ſchlug ſie ihre Bruſt ſo lange, bis die Wunden zu bluten begannen. Aber die grauſamſte Strafe, die ſie für ſich zur Abbüßung ihres Frevels erſonnen hatte, beſtand darin, daß ſie ihrem gemarterten Leibe, ihrer von Gewiſſensbiſſen gepeinigten Seele mit ſtoiſcher Beherrſchung die Wohlthat des Schlafes entzog. — Die Pflegerin dieſer Kranken war Hermine, die ihre Schweſter nicht verlaſſen wollte und ihretwegen in's Kloſter ging, wo man ihr den Namen Deodata gab.

— Laß mich nicht einſchlafen, Schweſter, bat die arme Beatrix. Ich will immer wach bleiben, damit kein Augenblick meines Daſeins ohne Schmerz, ohne Reue vorübergehe. Wenn mich der Schlummer übermannt, dann habe kein Mitleid mit mir: rüttle mich, peinige mich, ſchlage mich ſo lange, bis der Schlaf aus meinen Wimpern flieht.

Und Schweſter Deodata befolgte mit blutendem Herzen die Befehle der armen Beatrix, deren Geiſt noch immer mit frevelhafter Neigung an ihrem Vater hing. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Eines Morgens, als die treue Deodata, erſchöpft von den Anſtrengungen des langen Wachens, auf ihr hartes Strohlager hingeſunken und dort eingeſchlummert war, verließ Schweſter Beatrix die Zelle und ſchlich todesmatt in die Kirche, um ſich an den Stufen des Altars niederzuwerfen und dort ihr Morgengebet und ein Vaterunſer aufſteigen zu laſſen zum Throne des allbarmherzigen Richters.

Und in dem Augenblicke, als ſie die Worte ſprach:

„Und befreie uns vom Uebel“,

drangen durch die gemalten Glasſcheiben des Gotteshauſes die erſten Strahlen des jungen Morgenroths und bald nachher begannen die feierlichen Töne der Orgel, welche die frommen Bewohnerinnen des Kloſters zur Morgen-Andacht rief.

Und gleich darauf zog der lange Zug ſchwarzkuttiger Nonnen in feierlicher Stille in das Innere der Kirche hinein, um niederzuknieen am Altare des Herrn.

Als das Gebet zu Ende war, erhoben ſich Alle. Nur Eine blieb auf beiden Knien, den Kopf auf die Bruſt herniedergebeugt, unbeweglich auf ihrem Platze.

— Beatrix, Beatrix! rief Deodata, um der eingeſchlafenen Schweſter keinen Augenblick Ruhe zu gönnen. Erwache, erwache!

Schweſter Beatrix aber erwachte nicht mehr. Ihre durch Reue gereinigte Seele hatte ſich von der ſchuldbeladenen Hülle losgeriſſen und war betend zu den Höhen des Himmels emporgeſtiegen. Dort oben empfing ſie der barmherzigſte der Richter und die Heerſchaar ſeiner Engel und ein millionenſtimmiger Chor verkündete ihr die Verzeihung des Herrn.

LVII.

Man geſtatte uns, noch einen flüchtigen Blick auf das Ende der Haupt-Perſonen unſerer Erzählung zu werfen.

Der Erſte, der aus dem Kreiſe der „philoſophiſchen Leibgarde" Friedrichs des Großen ſchied, war Julien Offray de La Mettrie. Er ſtarb am 11. November 1751 im Hauſe des franzöſiſchen Geſandten, in Folge einer großartigen Indigeſtion, die er durch Bäder und acht Aderläſſe zu heilen verſucht hatte. Er ſtarb, wie er gelebt, als hartnäckiger Gottesleugner.

Als er im letzten Todeskampfe lag, rief er, unwirſch über die Gewiſſenspredigt eines Prieſters, der ungerufen erſchienen war, des Heilands Namen aus.

Der fromme Mann, der den Sterbenden vom Atheismus geheilt glaubte, rief freudig überraſcht:

— Ah vous voilà retourné à ce nom consolateur!

— Oh non, oh non, mon ami, ce n'est qu'une façon de parler, erwiderte La Mettrie und hauchte einen Augenblick ſpäter den letzten Funken ſeines troſtloſen Lebens aus.

Voltaire beeilte ſich, den Tod dieſes Mannes dem Herzog von Richelieu mit folgenden Worten zu melden:

„Ce La Mettrie, cet homme-machine, ce jeune médecin, cette vigoureuse santé, cette folle imagination, tout cela vient de mourir pour avoir mangé, par vanité, tout un paté de faisan aux truffes etc. etc. . . . . . Il a prié milord Tyrconnel, par son testament, de le faire enterrer dans son jardin.“ (Lettre du 13 Novembre.)

Einen Tag ſpäter ſchrieb er an ſeine Nichte, Madame Dénis:

„Les bienséances n'ont pas permis qu'on eut égard à son testament. Son corps a été porté dans l'église catholique, où il est tout étonné d'être.“

Der franzöſiſche Schauſpieler Déformes, Augenzeuge von deſſen Ende, erzählt:

„La Mettrie a quitté la vie à-peu-près comme un bon acteur quitte le théâtre, sans autre regret que celui de perdre le plaisir d'y briller et d'être applaudi.“

Das Urtheil, das Marquis d'Argens über deſſen Werke fällt, lautet:

„Tous ses ouvrages sont d'un homme, dont la folie parait à chaque pensée, et dont le style démontre l'ivresse de l'ame;

c'est le vice qui s'explique par la voix de la démence: La Mettrie était fou au pied de la lettre.“

Aber wohl Niemand hatte mit Friedrich dem Großen auf vertraulicherm Fuße geſtanden, als eben dieſer Narr.

Thibaudeau erzählt in ſeinen „Souvenirs de Berlin“:

„La Mettrie entrait dans le cabinet du roi comme chez un ami; en tout temps il se jetait et se couchait sur les canapés: quand il faisait chaud, il ôta son col, déboutonnait sa veste et jetait sa perruque par terre.“

Aber trotz dieſer ſcheinbaren Freiheit und trotz mancher Begünſtigung war ihm der Aufenthalt in Berlin zuletzt ſo unerträglich geworden, daß er ſich im Stillen nach Frankreich zurückſehnte. Voltaire, der ſich einige Monate vor deſſen Tode mit ihm völlig ausgeſöhnt hatte, ſchrieb am 2. September an Madame Dénis:

„La Mettrie brûle de retourner en France. Cet homme si gai, et qui passe pour rire de tout, pleure quelquefois comme un enfant d'être ici; il me conjure d'engager M. de Richelieu à lui obtenir sa grâce: en vérité, il ne faut pas juger de rien sur l'apparence. La Mettrie, dans ses préfaces, vante son extrême félicité d'être auprès d'un grand roi, qui lui lit quelquefois ses vers, mais, en sécret, il pleure avec moi.“

Wir führen dieſe Stelle an, weil ſie uns auch einen Blick in Voltaire's Herz geſtattet.

Friedrich, der dieſem Narren mehr als jedem Andern gewogen war, widmete ihm eine „Lobrede“, die Darget in der Akademie las und die zwei Jahre ſpäter im Druck erſchien.*)

---

*) „Eloge du sieur La Mettrie etc. avec un catalogue de ses

Eine Sammlung ſeiner atheiſtiſchen Werke kam gleich nach ſeinem Tode unter dem Titel: „Oeuvres philosophiques“ heraus.*) In demſelben Jahre erſchien auch ſein in Kupfer geſtochenes, roth gedrucktes Portrait, das, wie die erſte Ausgabe ſeiner geſammelten Schriften, zu den Seltenheiten gehört.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Auch Maupertuis gefiel ſich nicht lange am Hofe des „Philoſophen von Sans-Souci“. Der Mann, der ihm den Aufenthalt daſelbſt am meiſten verbitterte, war Voltaire, der unter dem Titel: „Diatribe du docteur Akakia“ eine blutige Satire ſchrieb, worin er den hochgelahrten Pedanten in der Maske eines päpſtlichen Leibarztes als einen alten, höchſt beſchränkten Schwätzer hinſtellt, der mit der Miene unfehlbarer Weisheit die allerdümmſten Hypotheſen auszukramen wagt. Der König, dem Voltaire dies beißende Pasquill vorgeleſen hatte, nahm ihm das Verſprechen ab, es niemals drucken zu laſſen, worauf der geſchmeidige Kammerherr, um ſich Seiner Majeſtät gefällig zu erweiſen, die Handſchrift vor Friedrichs Augen in's Kaminfeuer warf. Aber ſiehe da, der ſchlaue Fuchs hatte davon eine Abſchrift zurückbehalten, die bald darauf im Druck erſchien. Friedrich, hierüber aufgebracht, ließ von ſeiner Polizei die ganze Auflage dieſes giftigen Libells mit Beſchlag belegen und am 24. December 1752 der guten Stadt Berlin ein dort noch nie dageweſenes Schauſpiel geben. — Um zehn Uhr Morgens wurde das boshafte Pamphlet auf dem Gensdarmen-

---

ouvrages“, Lahaye 1752. 12. Frei überſetzt u. d. T.: „Leben und ſonderbares Ende des berühmten Arztes La Mettrie“, Halle 1752. 8.

*) Londres (Berlin) 1751. 4. Amsterd. 1774. 3 Bde. 12.

Markte von Henkershand den Flammen überliefert. Voltaire, Augenzeuge dieſes Auto-da-Fé, lachte in's Fäuſtchen und ſagte ſich:

— Qu'importe! Bald wird ſich mein Akakia wie ein Phönix aus der Aſche erheben!

Gleich darauf begab ſich der König zu Maupertuis.

— Beruhigen Sie ſich, mein Freund! Niemand ſoll das Recht haben, den Präſidenten meiner Akademie ungeſtraft beleidigen zu dürfen. Hier bringe ich Ihnen die Aſche Ihres Feindes.

Maupertuis war gerächt. Voltaire erbat ſich bald darauf die Erlaubniß, Berlin verlaſſen zu dürfen, unter dem Vorwande, die Bäder von Plombières zu beſuchen. Seine Bitte wurde ihm augenblicklich gewährt.

Unterweges ließ Voltaire — in Leipzig — die verbrannte Diatribe von Neuem gedruckt erſcheinen. Dieſe Felonie erbitterte den Monarchen dergeſtalt, daß er ihn durch einen ſeiner nachgeſchickten Agenten, Namens Freitag, verfolgen und in Frankfurt am Main arretiren ließ. Eine ausführliche Beſchreibung ſeiner Gefangennehmung finden die Leſer, welche ſich dafür intereſſiren, im fünften Bande von Marquis Luchet's „Histoire littéraire de Voltaire“. *)

Maupertuis, aufgerieben von Aerger und Wuth aller Art, wurde bruſtkrank und bekam Blutſpeien; jetzt trieb auch ihn das Heimweh nach Frankreich zurück. Von dort begab er ſich zum Beſuch nach Baſel und hier ſtarb er, am 27. Juli 1759, in den Armen ſeines Freundes Daniel Bernouilli, der ein Erbe des mathematiſchen Ruhmes ſeines Vaters Jean Baptiſte's war.

---

*) Cassel 1781, 6 Bde. S. 5. Bd. Seite 245—298.

Die „Oeuvres philosophiques“ des Herrn von Maupertuis erſchienen zuerſt in Leipzig.*) Seine „Eloge“ wurde von Formey geſchrieben.**)

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Marquis d'Argens, der dem Könige von Preußen am längſten treu blieb, wartete in Potsdam, wo Friedrich ihm acht der ſchönſten Zimmer im neuen Schloſſe und den uneingeſchränkten Gebrauch der königlichen Privatbibliothek eingeräumt hatte, das Ende des ſiebenjährigen Krieges ab, vermählte ſich dann, faſt ſechszig Jahre alt, mit der nur um zehn Jährchen jüngern Mademoiſelle Cochois und kehrte erſt 1769, nachdem er ſiebenundzwanzig Jahre im Dienſte ſeines königlichen Freundes geſtanden, mit ſeiner letzten Flamme nach dem veilchenblauen Himmel ſeiner heimathlichen Provence zurück. Dort verlebte der „naturaliſirte Brandenburger“ — ſo hatte er ſich in Preußen genannt — auf einem kleinen, höchſt beſcheidenen Landgute, das ihm die Großmuth eines ſeiner jüngern Brüder abgetreten, zwei der glücklichſten Jahre ſeines Lebens und ſtarb daſelbſt, am 11. Januar 1771, ein zufriedener Philemon, in den Armen ſeiner pockennarbigen Baucis, die, einer unverbürgten Sage zu Folge, ſeinen Tod aufrichtig betrauert haben ſoll. Friedrich aber ließ ſeinem treuen Kammerherrn in deſſen Vaterſtadt Aix, in der Minimer-Kirche, ein prachtvolles Mauſoleum ſetzen mit der Aufſchrift:

„Amico veritatis, inimico erroris“.

---

*) 1752. 4. Neueſte Auflage: Lyon 1768, 4 Bde. 8.

**) Berlin 1760. 8.

Schon lange vor ſeinem Tode war eine kurze, aber ziemlich anziehende Beſchreibung ſeines romanesken Lebens erſchienen.*)

Man erzählt von Renée Descartes, daß er blos ſchielende Frauen geliebt, weil ſeine erſte Flamme geſchielt habe. Nicht beſſer ging's unſerm Marquis: er liebte alle Frauen, welche Pockennarben und rothe Haare hatten, weil ſeine erſte Liebe, die Schauſpielerin Sylvia, rothhaarig und pockennarbig geweſen war.

Aus der Maſſe ſeiner philoſophiſchen Romane heben wir die „Mémoires de Mademoiselle Mainville", die „Mémoires de la comtesse de Mirol", die „Mémoires du comte de Vaxère" und die „Mémoires du marquis de Mirmon" als diejenigen hervor, worin er großentheils die galanten Abenteuer ſeines eigenen vielbewegten Lebens bald unter dieſer, bald unter jener Maske ſchildert.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Voltaire, der ſich in ſpätern Jahren mit dem lieben Gott vollſtändig ausgeſöhnt zu haben ſchien, ließ auf ſeinem Landgute Ferney**) einen kleinen Tempel bauen mit der ſtolzen Inſchrift:

„Deo erexit Voltaire".

— Von Gott bis zu Voltaire, ſagte Gibbon, der ihn einſt beſuchte, gibt's hier nur Einen Schritt!

Nachdem er in Ferney faſt volle zwanzig Jahre, fern vom

---

*) „Leben des Marquis d'Argens", Jena 1749. 8.

**) Ferney, das auf dem Wege von Gex nach Genf liegt, gehörte früher zur Schweiz. Herr von Talleyrand aber wußte es durchzuſetzen, daß auf dem Wiener Congreß Voltaire's Ruheplatz Frankreich anheimfiel. „Unter keiner Bedingung", ſagte er, „hätte ich Ferney an die Schweiz abgetreten."

Geräuſche der Welt, ein halb patriarchaliſches Leben geführt, kehrte er, ein gebrechlicher Greis von vierundachtzig Jahren, in Begleitung ſeiner Nichte, der Madame Dénis, welche die ſtille Abgeſchiedenheit des Landlebens ſchon lange ſatt bekommen hatte, am 6. Februar 1778 nach Paris zurück, um dort die Proben ſeines neuen Trauerſpiels „Irene“ zu leiten.

Am 30. März wohnte er in der Comédie française an der Seite der Marquiſe von Villette der ſechſten Wiederholung ſeines Stücks und einer in den Geſchichtsbüchern des franzöſiſchen Theaters noch nie dageweſenen Ovation bei. Am Schluſſe des letzten Acts wurde ſeine Büſte mitten auf die Bühne geſtellt und dort unter dem Jubel der Zuſchauermenge von ſämmtlichen Schauſpielern mit Lorbeer bekränzt; die Damen riſſen ihre Bouquets vom Buſen und warfen ſie in die Loge des gekrönten Apolls. Der Graf von Artois*), welcher dieſer Apotheoſe beigewohnt hatte, ſandte den Prinzen d'Hénin ab, um dem gefeierten Dichter „Heinrichs IV.“ und der „Jungfrau von Orleans“ zu dieſem neuen Siege Glück wünſchen zu laſſen. Dann wurde er auf den Armen der entzückten Jugend aus der Loge in den Wagen getragen und von der jubelnden Menge unter Lebehoch-Geſchrei in ſeine Wohnung zurückbegleitet.**) Tauſende von Stimmen riefen ſeinen Namen und den ſeiner Stücke aus.

— Man erſtickt mich unter Roſen, ſagte der Greis und erkrankte in Folge der Aufregung noch an demſelben Abend.

---

*) Der nachmalige Karl X.

**) Das Haus des Marquis von Villette, bei dem er abgeſtiegen war, lag auf jenem Quai, der ſeitdem Voltaire's Namen trägt.

Zwei Monate ſpäter, am 30. Mai 1778, ſtarb er, Nachts eilf Uhr fünfzehn Minuten, in Gegenwart ſeiner Nichte, Madame Dénis, ſeines Neffen, des Abbé Mignot, des Abbé Gauthier und des Pfarrers von Saint-Sulpice. Hinter der Thür des Krankenzimmers hatte eine Weinende die letzten Athemzüge des großen Dichters belauſcht: ſie war die Marquiſe von Villette.

Der Pfarrer von Saint-Sulpice aber verweigerte dem Todten die Ehre des chriſtlichen Begräbniſſes, weil Voltaire auf die Frage: ob er die Göttlichkeit Jeſu Chriſti anerkenne? ſich auf die andere Seite wendend, unwillig ausgerufen haben ſoll:

— Au nom de Dieu, ne me parlez pas de cet-homme là!

Nach Abbé Gauthiers Ausſage aber ſoll die Antwort des Sterbenden anders und zwar ſo gelautet haben:

— Laissez-moi mourir en paix!

Sein Leichnam wurde einbalſamirt und, ganz angekleidet, in einen Wagen geſetzt und nach der Abtei von Scellieres gebracht, die zum Pfarrbezirke ſeines Neffen gehörte. Kaum eingegraben in eine der Capellen der Kirche, langte vom Biſchofe von Troyes der Befehl an, ihm auch hier das Begräbniß zu verweigern. — Es war zu ſpät! — Der Prior aber wurde ſofort abgeſetzt.

Der Haß und die Erbitterung der ganzen Geiſtlichkeit ging ſo weit, daß ſie, wie Laharpe in ſeinem „Literariſchen Briefwechſel" erzählt, den Befehl erwirkte, daß keine Pariſer Zeitung Voltaire's Tod anzeigen durfte. Die Cenſoren hatten den Befehl erhalten, jede darauf Bezug nehmende Nachricht zu ſtreichen. —

So ſtanden die Sachen anno 1778. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Dreizehn Jahre ſpäter hatte ſich Vieles geändert.

An Voltaire's Sterbetage, am 30. Mai 1791, decretirte die Nationalverſammlung, daß ſeine irdiſchen Ueberreſte ausgegraben und in Proceſſion nach Paris gebracht werden ſollten.

Am 11. Juli deſſelben Jahres wurde ſeine Aſche unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Donner der Kanonen, unter Volksgeſängen aller Art und unter dem klingenden Spiele der Nationalgarden, die ein zweifaches Spalier gebildet hatten, dem Panthéon, jenem Tempel des Nachruhms, übergeben, den noch heute die erhabene Inſchrift ziert:

„Aux grands hommes la patrie réconnaissante“.

Die Franzoſen ſind eine große Nation, denn keine andere ehrt ſo ſehr als ſie das Andenken ihrer Dichter! — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Friedrich der Große die Nachricht vom Tode ſeines Kammerherrn erfuhr, trat eine Thräne in ſein Auge.

— Nun iſt auch Er nicht mehr! ſagte er tiefbewegt zu Darget und dictirte ihm noch an demſelben Tage jene geiſtreiche „Eloge“, die er am 26. November 1778 den Mitgliedern ſeiner Akademie vorleſen ließ.*)

Es gibt wenig Männer, deren Werke auf der einen Seite ſo ungeheures Lob, auf der andern ſo großen Tadel gefunden haben, als Voltaire's literariſche Hinterlaſſenheit.

Alles, was er ſelbſt und die Unzahl ſeiner Freunde und Feinde für und wider ihn geſchrieben hat, bildet eine eigene Literatur, welche, von J. M. Quérard unter dem Titel: „Bibliographie Voltairienne“ zuſammengeſtellt, aus 1131 Nummern beſteht.*)

---

*) Eloge de Voltaire, Berlin 1778. 8.

Einer der größten Gegner Voltaire's war der Kritiker Elie Catharine Fréron, mit dem er in beſtändiger Fehde lag. Um ſich an ihm zu rächen, ließ Voltaire ihn in der Geſtalt eines Eſels, der die Laute ſchlägt, darſtellen. Dieſe Karikatur ſollte der zweiten Ausgabe ſeines von Fréron hart angegriffenen Luſtſpiels: „le Café ou l'Ecossaise“**) beigegeben werden. Der Kritiker aber, der noch früh genug davon in Kenntniß geſetzt worden war, kündigte in ſeinem Journale an: „die zweite Auflage der „Ecossaise“ werde das Portrait des Verfaſſers enthalten“. Voltaire mußte nun ſein Vorhaben aufgeben.

Von demſelben Fréron wird noch ein anderes Bonmot erzählt. Als Voltaire's Trauerſpiel „Oreste“ zur Aufführung kam, ſetzte man auf die Parterre-Billets die Anfangsbuchſtaben des Horaziſchen Spruchs: „Omne Tulit Punctum Qui Miscuit Utile Dulci“, wie man ſie in damaliger Zeit auch häufig auf den Theater-Vorhängen fand. Fréron legte dieſe Anfangsbuchſtaben folgendermaßen aus: „Oreste, Tragédie Pitoyable, Que Monsieur Voltaire Donne“.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Friedrich der Große überlebte den Letzten ſeiner „philoſophiſchen Leibgarde volle acht Jahre. Am 17. Auguſt 1786, Nachmittags zwei

---

*) Ein Auszug aus deſſen „France litteraire“, vol. X, pag. 276—457.

**) In dieſem Stücke hatte der Dichter ſeinen Gegner unter dem Namen Wasp, was im Engliſchen Weſpe heißt, auf die Bühne gebracht. Fréron, welcher der Aufführung beigewohnt hatte, machte zum böſen Spiele gute Miene und applaudirte.

Uhr vier Minuten, ſtarb er, fünfundſiebenzig Jahre alt, im Schloß zu Sans-Souci an der Waſſerſucht.*) Die ſechsundvierzig Jahre ſeiner Regierung bilden, trotz mancher kleinen Schattenflecken, die licht- und glanzvollſte Epoche in Preußens dunkler Geſchichte.**)

Doch hatte auch er ſeine Feinde. Zu dieſen gehörte u. A. der Satyriker Käſtner. Eines ſeiner beſten Epigramme, unter der Aufſchrift: „Sächſiſche Drittel", lautet:

„Du, die erſt frei Regenten lobt und ſchilt,
O Nachwelt, lies, wie Friedrich klug geweſen:
Voltairens Vers ließ er als ſeinen leſen,
Auf falſches Geld ſetzt' er des Nachbars Bild."***)

Auch die Literatur über Friedrich iſt nicht unbedeutend. Eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht hat Wilhelm von Dohm im fünften Bande ſeiner „Denkwürdigkeiten" †) zuſammengeſtellt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

---

*) Kurz vor ſeinem Tode ließ er neue Thaler prägen, die zwiſchen der Jahreszahl ein A., das Münzzeichen der Stadt Berlin, führen. Dieſe Thaler, auf deren Revers unterhalb des auf Trophäen ruhenden Adlers 17 A. 86 (17. Auguſt 86.) eingeprägt iſt, werden „Sterbethaler" genannt und jetzt zu den Seltenheiten gezählt.

**) Friedrich hinterließ ein Reich von ſechs Millionen Einwohnern, einen Schatz von ſiebenzig Millionen Thalern und ein ſchlagfertiges Heer von 230,000 kampfgeübten Soldaten.

***) Bezieht ſich auf die Münzen, welche Friedrich während des ſiebenjährigen Krieges mit dem ſächſiſchen Stempel prägen ließ und die unter dem Namen „Ephraimiten" wegen ihres ſchlechten Gehaltes berüchtigt waren. Die Berliner machten auf ſie den ſchlechten Vers, aber guten Witz:

„Von außen ſchön — von innen ſchlimm,
Von außen Friederich — von innen Ephraim."

†) Seite 307—460.

Friedrichs Schweſter, Prinzeſſin Amélie, ſtarb ſieben Monate ſpäter und zwar an demſelben Tage, an welchem, neun Jahre früher, Voltaire ein Zeuge ſeiner Apotheoſe geweſen war, am 30. März 1787, ohne Friedrich von der Trenck, ihre erſte und letzte Liebe, noch einmal geſehen zu haben.*)

Dieſer Held, der ſich von ſeiner Liebe zur Prinzeſſin Amélie verleiten ließ, ſeine Garniſon in Ungarn, wo er ein Kuiraſſier-Regiment befehligte, zu verlaſſen, um nach Berlin zurückzukehren, begab ſich zuvor nach Danzig, um mit ſeinen Geſchwiſtern die Erbſchaft ſeiner Mutter zu theilen. Dort wurde er auf Befehl Friedrichs II. verhaftet und nach Magdeburg abgeführt. Erſt nach einer grauſam-harten Gefangenſchaft von mehr als neun Jahren wurde er im December 1763 entlaſſen und nach Prag gebracht. Nach langen, raſtloſen Hin- und Herzügen durch Deutſchland, England und Frankreich, zog er ſich (1781) auf eines ſeiner Güter in Ungarn zurück, begab ſich, zehn Jahre ſpäter, nach Paris und wurde dort, im fälſchlichen Verdachte eines geheimen Spions Friedrich Wilhelms II. von Preußen, am 7. Thermidor des zweiten

---

*) Die große Apanage, die ſie als Aebtiſſin von Quedlinburg bezogen hatte, ſoll aus den Einkünften der Berliner Porzellan-Fabrik gefloſſen ſein. Während Friedrichs Regierung mußte jeder Jude, der ſich verheirathen wollte, eine Porzellanſteuer entrichten, d. h. für eine ſeinem Vermögen angemeſſene Summe Porzellan aus der Königlichen Manufactur kaufen. Eine Deputation, die ihn einſt gebeten hatte, dieſe Steuer aufzuheben, wurde abgewieſen. Als Friedrich das ſchriftliche Geſuch der jüdiſchen Gemeinde dem Grafen von Herzberg übergab, ermahnte ihn dieſer, hierin nicht allzuſtreng zu verfahren, und als der Monarch ihn um den Grund befragte, antwortete der Miniſter: Die Juden könnten Seiner Majeſtät einen Schabernack ſpielen und — ſich taufen laſſen. Friedrich hielt dem Grafen den Mund zu und ſagte: „Still! Still! Die Juden werden doch nicht des Teufels ſein?“ Bald darauf wurde die Steuer abgeſchafft.

Jahres der Republik, am 25. Juli 1794, wenigſtens in guter Geſellſchaft guillotinirt, denn in derſelben Stunde beugten auch zwei franzöſiſche Dichter, André Chénier und Antoine Roucher, ihr unſchuldiges Haupt unter Sanſons unermüdliches Schlachtbeil.*)

Zwei Tage vor ſeiner Hinrichtung dichtete er in ſeinem Kerker zu Saint-Lazare zu Ehren Franklins, deſſen Bekanntſchaft er in früherer Zeit gemacht, den allbekannten Lobſpruch:

„Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis“

(Dem Himmel entwand er den Blitz, das Schwert den Tyrannen**).

Trenck ſtarb ſo muthig, als er gelebt.

— Warum ſo betrübt? fragte er ſeine Begleiter am Fuße des Schaffots. Aengſtigt Ihr Euch? Seid nicht kindiſch, meine Herren! Dieſer Tod iſt weiter Nichts, als ein Schwank à la Robespierre!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Friedrichs Gemahlin, die unglückliche Eliſabeth, ſtarb am 13. Januar 1797 im Schloß zu Berlin. Es verdient erwähnt zu werden, daß ſie den Lieblingsaufenthalt ihres Gemahls nur dem Namen nach gekannt hatte.

— Ich ſterbe, ſagte ſie eine Stunde vor ihrem Tode, ohne Sans-Souci geſehen zu haben. Großer Friedrich, Deine Eliſabeth verzeiht Dir!

---

*) Sechs Jahre früher hatte Arnoult, einer der fruchtbarſten Dichter des Theaters Audinot, den Geliebten der Prinzeſſin in einem einactigen Stück. „le baron de Trenck, ou le prisonnier prussien“, auf die Bühne gebracht.

**) Andere ſchreiben dies Motto, das die franzöſiſche Bearbeitung von Franklins Leben ſchmückt, mit Unrecht dem Miniſter Turgot zu.

Bei der Nachricht ihres Todes blieb kein Auge ihrer Unterthanen thränenleer, denn ſie war eine *gute* Königin.

LVIII.

Wir müſſen zur Vervollſtändigung unſerer Geſchichte auch die ferneren Schickſale des Jeſuiten-Ordens in den Kreis dieſer Blätter ziehen.

Nach dem Tode des fünfzehnten Generals, Franz Retz *), welcher zwanzig Jahre die Zügel dieſer Geſellſchaft geleitet, folgten drei Italiener: Ignazio Visconti (geſt. 1751), Aloiſio Centurione (geſt. 1758) und Lorenzo Ricci. **)

Letzterer trat mit der offenen Erklärung auf: „Sint ut sunt, aut non sint“ und verwarf alle Verſuche zur Ausſöhnung mit Frankreich. Unter ſeinem Generalate brach dann der erſte Sturm gegen den Orden in Portugal aus, wo eilf Mitglieder ſich in eine von Gabriel Malagrida angezettelte Verſchwörung gegen das Leben des Königs Joſeph Emanuel eingelaſſen hatten. Am 3. September 1760 wurden, auf Befehl des Miniſters Pombal, die Jeſuiten, ſechshundert an der Zahl, aus Portugal verwieſen, durch Soldaten auf Schiffe gebracht und nach dem Kirchenſtaate geſchafft, und erſt am 21. September 1761 wurde Gabriel Malagrida auf öffentlichem Markte erdroſſelt und ſein Leichnam in's Feuer geworfen.*)

---

*) Auf Seite 169 unſerer Erzählung wird er durch einen Druckfehler Betz genannt. Auch war er kein Deutſcher, ſondern ein Böhme, geb. 1680 zu Prag, geſt. am 19. November 1750 zu Rom.

**) Geboren am 2. Auguſt 1702 zu Florenz, erwählt am 21. Mai 1758.

Drei Jahre ſpäter brach auch in Frankreich das Gewitter los. Die Marquiſe von Pompadour befand ſich in verzweifelter Lage. Graf Saint-Germain, mit den Beweiſen ihrer Untreue ausgerüſtet, hatte der größten Feindin ſeines Ordens einen langen Waffenſtillſtand abgetrotzt. Kurz vor ihrem Tode**) genehmigte Ludwig XV. durch ein Decret vom 9. März 1764 die vom Parlamente ausgeſprochene Aufhebung des Ordens. Auch Spanien, Neapel und Parma folgten nun dem Beiſpiele Frankreichs und verbannten die Geſellſchaft Jeſu nach Rom. Doch auch hier wankte der Boden unter ihren Füßen. Clemens XIV. (Ganganelli) mußte endlich dem Drängen Frankreichs und Spaniens nachgeben und durch ein Breve vom 21. Juli 1773 die Aufhebung des Ordens ausſprechen.

Dieſe Bulle, die mit den Worten: „Dominus ac redemtor noster“ beginnt, ſagt u. a.:

„Kaum war der Orden der Jeſuiten entſtanden, da zeigte ſich der Saamen der Zwietracht und des Neides nicht nur unter ſeinen Gliedern ſelbſt, ſondern auch mit andern Orden u. ſ. w., ja ſelbſt mit den Monarchen, die ſie in ihren Staaten aufgenommen hatten. Mit Schmerz bemerkten wir, daß alle lange Zeit hindurch angewandten Mittel, jenen Uebeln vorzubeugen, erfolglos geblieben ſind, und daß unſere Vorfahren, Urban VIII., Clemens IX., X., XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innocenz X., XI., XII., XIII., und Benedict XIV., fruchtlos an der Beſſerung des Ordens gearbeitet haben. Nach Anwendung ſo vieler vergeblicher Mittel müſſen wir, dem Schutze des heiligen Geiſtes vertrauend, unſerer Sendung genügen und mit Rückſicht, daß man vom Orden Jeſu die reichen Früchte und Vortheile nicht erwarten kann, derentwegen er errichtet und mit ſo vielen Privilegien begabt worden iſt, und da auch keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß, ſo lange dieſer Orden beſteht, die katholiſche Kirche eines wahren und dauernden Friedens genießt, heben wir, genöthigt durch dieſe wichtigen Gründe, nach reiflicher Ueberlegung, nach unſerer Unfehlbarkeit und unbeſchränkten apoſtoliſchen Machtvollkommenheit, die beſagte Geſellſchaft auf, entkleiden ſie aller und jeder Aemter, jedes Dienſtes, jeder Verwaltung, nehmen ihr ihre Häuſer, Schulen, Collegien, Hoſpitien, Güter, an welchem Orte, in welcher Provinz und in welchem Reiche ſie gelegen ſeien; wir entziehen ihr alle Statuten, Gebräuche, Decrete, Gewohnheiten, Verordnungen, ſie mögen durch Eidesleiſtungen, durch apoſtoliſche Genehmigung oder auf andere Weiſe ihr geworden ſein; wir erklären als auf ewig aufgehoben und erloſchen jedwede Gewalt des Generals, der Provinzialen, Viſitatoren und aller andern Obern der beſagten Geſellſchaft, ſowohl in geiſtlicher, als in weltlicher Beziehung" u. ſ. w. Die Bulle ſchloß mit den Worten: „Die gegenwärtige Verordnung ſoll von nun auf immer in Kraft und beſtändiger Wirkſamkeit bleiben."

---

*) Vergl. „Unpartheiliſche Nachrichten vom Leben und Tode des Pater Gabriel Malagrida“, o. O. 1784. 8.

**) Geſt. am 14. April 1764 im Schloſſe zu Verſailles.

Ricci, mit ſeinen Aſſiſtenten nach der Engelsburg abgeführt, ſtarb dort am 24. November 1775.*) Aber ſchon vierzehn Monate früher, am 22. September 1774, war der Unterdrücker des Ordens, der vierzehnte Clemens, an heimlich beigebrachtem Gifte geſtorben. Der Papſt hatte dies vorausgeſehen, denn beim Unterzeichnen der Bulle hörte man ihn ausrufen:

---

*) Vergl. L. A. Caraccioli's „Vie de Laurent Ricci, dernier général de

— Da ſchreibe ich mir mein Todesurtheil!

In Oeſterreich decretirte Maria Thereſia, gedrängt vom Miniſter Kaunitz, die Aufhebung des Ordens am 14. September 1773.

Schon drei Jahre früher hatte Kaiſer Joſeph an den Herzog von Choiſeul geſchrieben: „Ich kenne dieſe Jeſuiten ſo gut wie irgend Einer, weiß alle ihre Entwürfe und Bemühungen, Finſterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Cap Finisterre bis an die Nordſee zu regieren und zu verwirren. In Deutſchland ſind ſie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation und in Paraguay ſind ſie Könige."

Und bald nach der Aufhebung des Ordens ſchrieb er an den Miniſter Aranda: „Clemens XIV. hat ſich durch die Aufhebung der Jeſuiten einen dauernden Ruhm erworben. Das Synedrum dieſer Loyoliten hatte blos den Ruhm des Ordens, die Ausbreitung ſeiner Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ſeiner Pläne gemacht. Ihre Toleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend des dreißigjährigen Krieges erdulden mußte. Ihre Principien haben die beiden Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht und ſind Urſache der ſchändlichen Aufhebung des Edicts von Nantes geweſen. — — — Bevor die

---

la compagnie de Jésus", Lahaye 1776. 12. (Deutſch u. d. T.: „Leben des Abt Lorenz Ricci", O. O. 1776. 8.)

Jeſuiten in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; ſie haben ſie zum empörenden Bilde umgeſchaffen und zum Gegenſtande ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. — — — Wenn ich irgend eines Haſſes fähig wäre, ſo würde ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fénélon verfolgt und die Bulle in coena domini hervorgerufen hat.“

Nur Friedrich der Große, eingedenk des Verſprechens, das er dem Vater Amélie's gegeben hatte, verweigerte als proteſtantiſcher Fürſt die Anerkennung jener Bulle und erklärte dem Papſte, die Jeſuiten von der allgemeinen Duldung, die er mit ſeinem Königswort allen ſeinen Unterthanen verbürgt habe, nicht auszuſchließen:

> „weil er im Breslauer Frieden in Anſehung der Religion für Schleſien den status quo garantirt und in allen Rückſichten nie beſſere Prieſter als die Jeſuiten gefunden habe“.

Ganz Europa war darüber hoch erſtaunt; nur Saint-Germain und Kergalec kannten den wahren Grund dieſes für alle Welt unerklärlichen Beſchluſſes. Die große Maſſe, uneingeweiht in jenes finſtere Geheimniß, nährte den Verdacht, der König von Preußen habe die Söhne Loyola's nur darum in ſeinen Schutz genommen, um ſeinem Lande die großen Reichthümer ihres Ordens zu erhalten. Andere wieder erklärten, er beſchütze die Jeſuiten blos zum Trotze der Kaiſerin Maria Thereſia und Frankreichs.

Aber ſchon drei Jahre ſpäter änderte Friedrich, einſehend, daß die Jeſuiten ſeines Schutzes unwürdig ſeien, theilweiſe ſeinen Entſchluß. Im Jahre 1776 mußten ſie ihre Ordenskleidung ablegen und ihren alten Namen mit einem neuen vertauſchen. Von da an hießen ſie „Prieſter des königlichen Schulinſtituts“ und ſtanden unter der ſtrengen Controlle einer eigends zu dieſem Zweck niedergeſetzten Schulkommiſſion.

Erſt ſein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., decretirte die gänzliche Aufhebung des Ordens und überwies die eingezogenen Jeſuiten-Güter den Univerſitäten zu Halle und Frankfurt an der Oder. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es iſt hier am Platze, an eine Weiſſagung des dritten Jeſuiten-Generals zu erinnern. Franz von Borgia prophezeihte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben, wie Adler werden wir uns von Neuem erheben.“

Und der letzte Theil dieſer Weiſſagung ging — zum Unglück der ganzen Chriſtenheit — nur allzufrüh in Erfüllung, denn am 7. Auguſt 1814 befahl Pius VII., unſeligen Andenkens, die Wiederherſtellung des Ordens auf dem ganzen Erdkreiſe. Er wurde in den Beſitz ſeiner alten Rechte eingeſetzt und dem Schutze aller Fürſten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe empfohlen und alle geiſtlichen und weltlichen Gewalten wurden ermahnt: „es nicht zu dulden, daß irgend Jemand die Geſellſchaft Jeſu und ihre Mitglieder beunruhige, ſie vielmehr mit Güte und Liebe aufzunehmen“. — Der Schluß lautete: „Wer ſich unterfangen ſollte, dem Inhalte dieſer Wiederherſtellungsbulle zuwiderzuhandeln, der wiſſe, daß er ſich den Zorn Gottes des Allmächtigen und der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zuziehen werde“.

Dies Sieges-Bulletin, verkündet von der alten Jeſuitenkirche in Gegenwart des Papſtes, rief wahnſinnigen Jubel hervor. Das blödſinnige Rom feierte am Tage des heiligen Ignazius von Loyola das Wiederaufleben des Ordens durch glänzende Feſte. Zu Tivoli, wo Papſt Paul III. vor zweihundertvierundſiebenzig Jahren die Statuten der Geſellſchaft beſtätigt hatte, wurde ein Feuerwerk für hunderttauſend Scudi abgebrannt. — An die Spitze des neuen Ordens trat der Pole Thaddäus Borzozowski, der, vom Statthalter Chriſti, vom heiligen Vater, vom unfehlbaren Papſte mit den ausgebreitetſten Vollmachten ausgerüſtet, wie ein Triumphator in ſeine Reſidenz einzog. Und alsbald öffneten ſich in allen Ländern die Schlupfwinkel der Jeſuiten und ſpieen jene ſchwarzkuttigen Ungeheuer aus, die mit verdoppelter Luſt und erneuerter Kraft ihren neuen Kreuzzug begannen gegen die Freiheit des Geiſtes und des Glaubens.

Das Land, das ſich dem Beiſpiele des verdummten Roms zuerſt angeſchloſſen hatte, war Spanien. Durch ein Decret vom 29. Mai 1815 rief Ferdinand VII. die Söhne Loyola's in ſein Reich und an die Stufen ſeines Thrones zurück, und hier war es, wo die „vertriebenen Hunde“ ſich als „Adler“ von Neuem zum finſtern Gipfel ihrer alten Macht emporſchwangen. Um dem Orden zu ſchmeicheln, wurde der heilige Ignaz zum unſichtbaren General-Capitän des ſpaniſchen Heeres und — damit noch nicht zufrieden — zum Großkreuz des Ordens Karls III. erhoben „in majorem Dei gloriam“.

Aber nicht blos in Spanien, auch in Deutſchland fanden ſich Leute, die den Muth beſaßen, die Wiedereinführung der Jeſuiten mit vollen Backen anzupreiſen. Zu dieſen Biedermännern gehörte der abtrünnige Freiheitsapoſtel Friedrich von Gentz. Er ſchrieb:

„Die Vertreibung des Ordens der Jeſuiten iſt ein unſeliger Mißgriff geweſen, erſonnen von treuloſen Rathgebern, aufgefaßt von ſchwachen Köpfen und beſchloſſen zum Theil aus unwürdigen Motiven, zum Theil aus falſcher Politik oder unedler Menſchenfurcht!“ — Völker, baut ein Denkmal dieſem Ehrenmann!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach Borzezowski's Tode wurde Luigi Forti und nach Forti's Tode der Holländer Jan Rothaan, am 9. Juli 1829, zum General dieſes Ordens erwählt, der, gleich einer Hydra, ſeitdem überall ſein freches Haupt erhebt und wie ein giftgeſchwollener Polyp immer weiter um ſich frißt.

Schaut nach Frankreich, ſchaut nach der Schweiz, betrogene Völker, und rüſtet Euch zu neuem Kampfe gegen einen alten Feind, gegen die lernäiſche Schlange, welche die Stufen der Throne umzüngelt und Zwietrachtsſaamen ausſtreut, der mächtig emporſchießt und jede edle Saat der Freiheit des Glaubens und des Geiſtes ſchon im Keime erſtickt!

— — — — — — — — — — — — — —

LIX.

Leſer, die ſich ausſchließlich für das Geheimnißvolle intereſſiren, werden von uns Aufklärung über den Grafen Saint-Germain verlangen. Wir ſind bereit, ſie zu geben.

Das Leben dieſes modernen Proteus, das, trotz der emſigſten Forſchungen, die man darüber in Frankreich, England und Deutſchland angeſtellt hatte, ein wunderbares Gewebe von Wahrheit und Lüge, ein Miſchmaſch von Geſchichte und Märchen geblieben war, iſt jetzt eine entſchleierte Sphynx. Dieſer unter zehn verſchiedenen Namen und in hundert Masken, bald als Franzoſe und bald als Italiener, hier als Spanier und dort als Portugieſe, heute als Deutſcher und morgen als Pole, in Potsdam als Marquis Aymar, in Paris als Graf Saint-Germain, in London als Marcheſe Teo, in Genua als Graf Soltyk, in Piſa als Herr von Schöning, in Mailand als Sir Welldone, esquire, als Graf Tzaregy in Ansbach, als Duca di Monte-Chriſto in Leipzig, als Chevalier Férnſac in Moskau auftauchende und bald wieder verſchwindende Wundermann war einer der gewandteſten Miſſionäre des Jeſuiten-Ordens. Auch über ſeiner Abſtammung ſchwebte lange Zeit ein undurchdringliches Dunkel. Der eine Theil hielt ihn für einen unehelichen Sohn König Johanns V. von Portugal und hielt Liſſabon für deſſen Vaterſtadt; der andere Theil wollte wiſſen, daß er der legitime Sohn eines ſavoyiſchen Steuereinnehmers, Namens Giuſeppe Rotondo, geweſen ſei und von ſeiner Vaterſtadt, Sanct Germano, den Namen Saint-Germain angenommen habe. Erſt durch die Memoiren der alten, glaubwürdigen Marquiſe von Créquy iſt es jetzt erwieſen, daß dieſer Graf Saint-Germain der Sohn eines jüdiſchen Arztes geweſen ſei und Daniel Wolff geheißen habe. Straßburg wird als deſſen Vaterſtadt und 1704 als deſſen Geburtsjahr angegeben.

Mit ſeiner Unſterblichkeit aber hat es, wie wir aus einer Handſchrift erfahren, die wir auf unſerer vorjährigen Reiſe durch

Italien im Jeſuitenkloſter zu Neapel aufgefunden haben, folgende Verwandtniß:

Gleich nach der Entſtehung des Jeſuiten-Ordens trat in Frankreich ein Miſſionär dieſer Geſellſchaft unter dem Namen eines Abbé Joſeph Marie German, der ſpäter den Namen Saint-Germain annahm, als Entdecker des Steins der Weiſen und eines Lebenselixirs auf, das er für Rechnung ſeines Ordens verkaufte, welcher dadurch enorme Summen gewann.

Dies iſt derſelbe Joſeph Marie Germain, von dem der alte Michel Montaigne im zwanzigſten Hauptſtück des erſten Buches ſeiner unübertrefflichen „Essais" das Märchen erzählt, daß G. bis in ſein einundzwanzigſtes Jahr in Vitry, wo er ihn auf der Durchreiſe geſehen, als Mädchen unter dem Namen Marie bekannt geweſen und durch einen unvorſichtigen Sprung urplötzlich ein Mann geworden ſei, der bei der Firmelung vom Biſchof von Soiſſons den Namen Joſeph erhalten habe; ſeitdem heiße er Joſeph Marie Germain.

Kurz vor dem Tode dieſes Mannes, deſſen Lebensverlängerungs-Tinctur in allen Ländern reißenden Abgang fand, gerieth der Stifter des Jeſuiten-Ordens, der heilige Ignaz, auf den glücklichen Gedanken, dieſen äußerſt gewandten Miſſionär oder, richtiger geſagt, deſſen Namen niemals ausſterben zu laſſen. Bald nach dem Verſchwinden des erſten Jeſuiten dieſes Namens trat ein zweiter, an die Stelle des zweiten ein dritter u. ſ. w. ein, der auf Befehl des Ordensgenerals die Rolle ſeines Vorgängers übernehmen mußte, um den Beweis zu führen, daß jenes Lebens-Elixir, welches mit ſchwerem Gelde bezahlt wurde, keine Täuſchung ſei. Auf dieſe Weiſe ſind ſeit 1550 bis 1836 nicht weniger als eilf verſchiedene Mitglieder des Ordens Jeſu unter dem Namen „Graf Saint-Germain" als Miſſionäre dieſer Geſellſchaft aufgetreten. Einer erbte vom Andern ein mit der größten Genauigkeit und umſtändlichſten Ausführlichkeit ſeit 1540 fortgeführtes Tagebuch, das den Nachfolger in Stand ſetzte, alle Ereigniſſe ſeiner Vorgänger ſo genau als die ſeines eigenen Lebens zu kennen, aus welchem Umſtand das wunderbare Gedächtniß und die genaue Bekanntſchaft mit den frühern Zeiten, die ſtaunenerregende Allwiſſenheit der Grafen von Saint-Germain, ſich von ſelbſt erklärt. Der Letzte dieſes Namens, der zu Anfang des Jahres 1789 zu Eckernförde in den Armen des Landgrafen von Heſſen-Caſſel geſtorben, war einer der gewandteſten und ſchlauſten Köpfe aller Zeiten, ein Straßburger Jude, der ſich in Potsdam als Marquis Aymar und in Paris als Graf Saint-Germain um das Fortblühen des von Clemens XIV. aufgehobenen Ordens große, unſterbliche Verdienſte erworben hatte.

So weit die Handſchrift, aus der wir dieſe Nachricht geſchöpft.

In Wien ſchenkte uns ein großer Verehrer des Grafen, Herr Franz Gräffer, das in Kupfer geſtochene Portrait des letzten Saint-Germain, geſtochen von N. Thomas im Jahre 1783, alſo ſechs Jahre vor deſſen Tode. Das Bild, eine der größten Seltenheiten, welche wir bis jetzt noch in keinem von allen Kupferſtich-Katalogen, die uns durch die Hände gelaufen ſind, aufgefunden haben, trägt die Unterſchrift:

Le Comte de St. Germain,
Célèbre Alchimiste:

Dann folgen die vier Verſe:

Ainsi que Prométhée il déroba le feu,
Par qui le Monde existe et par qui tout respire,
La Nature à sa voix obéit et se meut:
S'il n'est pas Dieu lui-même, un Dieu puissant l'inspire.

Man ſieht aus dieſem Quatrain, in welch großem Rufe der Graf als Alchemiſt geſtanden, daß ein Dichter ſich nicht geſcheut hat, in dieſem ſchlauen Jeſuiten Gott ſelbſt oder einen von Gott begeiſterten Adepten anzuſtaunen.*)

LX.

Mancher unſerer Leſer iſt vielleicht lüſtern geworden, eine Abſchrift jenes goldzeugenden Receptes zu erhalten, das Frau von Pfuel von ihrem frühern Geliebten, Baron Boettger, geerbt und für fünfzigtauſend Thaler an den Grafen Saint-Germain verkauft haben ſoll. Wir bedauern unendlich, dies unbezahlbare Recept ihnen vorenthalten zu müſſen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es uns ſelbſt nicht bekannt iſt. Statt deſſen wollen wir für

---

*) Von dieſem Manne exiſtiren „Nachrichten des Grafen Saint-Germain, von ihm ſelbſt", eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, welche 1780 zu Frankfurt, bei Eßlinger, erſchienen ſind, die wir jedoch, trotz aller Mühe, nirgends haben auftreiben können. Es hat den Anſchein, als ob dieſer eilfte Graf nicht der Letzte geweſen, ſondern gleich nach ſeinem Tode unter dem Namen eines Grafen Cagliostro von Neuem auferſtanden ſei als Lebensverlängerer, Goldmacher, Illuminat und Miſſionär der Jeſuiten.

Jene, welche noch immer an den Stein der Weiſen glauben, die Bereitungsart deſſelben aus dem Nachlaſſe eines neuern Philoſophen, Wilhelm Traugott Krug, mittheilen.

Der Stein der Weiſen, ſagt er in ſeiner zweiten univerſalphiloſophiſchen Vorleſung, unter dem man ſich in der kabbaliſtiſchen oder alchemiſtiſchen Pſeudoſophie ein allgemeines Auflöſungsmittel dachte, welches den Urſtoff aller Dinge enthalten und die Kraft haben ſollte, alle möglichen Wunder hervorzubringen, verdankt ſeine Benennung dem Umſtande, daß das Alterthum gewiſſen Steinen geheime, von den Göttern der Unterwelt verliehene Kräfte zuführt. Allein weder der Verſtand führt uns auf das Vorhandenſein eines ſolchen Mittels, noch die Erfahrung; vielmehr lehrt die Philoſophie, daß die Vorſehung ein ſolches Arcanum den Menſchen aus weiſen Urſachen verſagen müſſe. Dies Arcanum iſt nicht in der phyſiſchen, ſondern blos in der geiſtigen Welt vorhanden. Der geiſtige Stein der Weiſen hat folgende Form und folgende Zeichen:

O	L	D
A	G	P
S	T	M

O bedeutet ora, d. h. bete.

L bedeutet labora, d. h. arbeite oder rühre Dich, etwas Gutes zu ſchaffen.

D bedeutet da, d. h. gieb und theile Deinen Ueberfluß mit Andern.

A bedeutet accipe, d. h. nimm oder verſchmähe nicht, was Vorſehung oder menſchliche Liebe Dir bietet.

G bedeutet gaude, d. h. freue Dich deſſen, was Gott beſcheert.

P bedeutet patere, d. h. trage mit Geduld, was nicht zu ändern.

S bedeutet spera, d. h. hoffe, wenn's Dir auch übel geht.

T bedeutet tace, d. h. ſchweige oder rede nicht zur Unzeit.

M bedeutet memento mori, d. h. denke an den Tod.

Da habt Ihr den Lapis philosophorum! Das Recept iſt probat und — billig!

Der ſchwarze Chriſtoph

oder

Limonade, Marmelade und Orgeade.

[illegible]

[illegible]

I.

Im Herzen von Amerika erhebt ſich eine groſſe, vom atlantiſchen Ocean umgürtete Inſelgruppe, die, einen Theil Weſtindiens bildend, unter dem Namen der „großen Antillen" bekannt iſt.

Eine der umfangreichſten und ſchönſten dieſer Inſeln iſt das ehemalige Hiſpaniola oder San Domingo, das jetzige Hayti, das zwiſchen Cuba, Jamaica und Puerto-Rico liegt und mit Einſchluß einiger kleineren Eilande, welche dazu gehören, einen Flächenraum von vierzehnhundert Quadratmeilen umfaßt.

Dieſe Inſel, welche Chriſtoph Columbus am 6. December 1492 entdeckt und für die Königin Iſabella von Spanien in Beſitz genommen hatte, ward von einem harmloſen Indianer-Volke bewohnt, das im Laufe von fünfzig Jahren durch die Habſucht und

Grauſamkeit der Spanier, die ſich dort niedergelaſſen hatten, faſt gänzlich ausgerottet wurde. — 1630 ſetzte ſich auf der Weſtküſte der öden, ausgeſtorbenen Inſel ein Schwarm franzöſiſcher und engliſcher Abenteurer, Flibuſtier und Bukanier, feſt und bildete ſpäter, unter Dogeron, eine Colonie, die im Frieden zu Ryswick dem Schutze Frankreichs anheimfiel. Aber zu Anfang der franzöſiſchen Revolution brach hier im Auguſt des Jahres 1791 der erſte Aufſtand der Neger gegen die Weißen los. Die Erſtern verlangten Freiheit und Gleichheit; da aber der Nationalconvent ihnen weder das eine, noch das andere gewährte, griffen ſie zu den Waffen, nahmen das Cap français und ermordeten ihre weißen Unterdrücker.

Zu den Negern, die ihre Sclavenketten abgeſchüttelt und ſich der Fahne des Aufruhrs angeſchloſſen hatten, gehörte auch der ſchwarze Chriſtoph. 1769 auf der Inſel Sanct Chriſtoph geboren, von welcher er den Namen angenommen hatte, wurde er, ſechszehn Jahre alt, als Sclave nach San Domingo verkauft und ſeufzte dort unter der grauſamen Zuchtpeitſche eines franzöſiſchen Pflanzers bis zu dem Augenblick, wo die Colonie ſich vom Mutterlande loszureißen beſchloß. Der mißhandelte Sclave wurde ein barbariſcher Verfolger, der ſich mit Löwenmuth und Tigerwuth in die Reihen der Feinde warf und Alles niedermetzelte, was nicht ſchwarz war. Zur Belohnung ſeiner im Blute watenden Tapferkeit wurde er 1802 vom Oberhaupte der Neger, Touſſaint L'Ouverture, zum Brigadegeneral und Statthalter von Cap français ernannt. Als Touſſaint aber, von den Franzoſen unter dem General Leclerc geſchlagen, auf Befehl des erſten Conſuls nach Frankreich geſchleppt und im Schloß Jour bei Beſançon eingekerkert wurde*), warf ſich der Negergeneral Deſſalines (am 8. October 1804) als Jakob I. zum Kaiſer von Hayti auf. Der gute Jakob aber hatte ſich, obgleich er am 20. Mai 1805 ſeinem Staate eine Conſtitution gegeben, durch brutale Grauſamkeit ſo ſehr verhaßt gemacht, daß ſein Reich bald zu Ende war. Der Mulattenhäuptling Péthion verband ſich mit Chriſtoph, dem Anführer der ſchwarzen Inſurgenten, zum Sturze des Tyrannen, der am 17. October 1806 in einem offenen Aufruhr ermordet wurde. Nach blutigen Kämpfen um die Oberhand theilten ſich Péthion und Chriſtoph in den Beſitz Hayti's. Der Erſtere nahm den ſüdlichen Theil und regierte zu Porte-au-Prince in republikaniſcher Form als Präſident; Letzterer nahm den nördlichen Theil und regierte, als König Heinrich I., zu Cap Hayti und in ſeinem nicht fern von der Hauptſtadt gelegenen Luſtſchloß, das, wie der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, Sans-Souci hieß.

II.

Dieſer gute Chriſtoph, der ſich zum Kaiſer hatte ſalben laſſen, war eine der köſtlichſten Karikaturen, die das Glück jemals auf den Thron geſchnellt hat. Ein Affe des großen Napoleon, mit dem er in einem und demſelben Jahre das Licht der Welt erblickt, hatte er bald nach ſeiner Krönung einen großartigen Hofſtaat ganz nach franzöſiſchem Style eingerichtet, 3 Prinzen und darunter einen Connétable, acht Herzoge und neunzehn Grafen, darunter auch einen Grafen von Limonade, einen Grafen von Marmelade und einen Grafen von Orgeade creirt.

---

*) Nach zehnmonatlicher ſtrenger Gefangenſchaft ſtarb er dort am 27. April 1803 in einem Alter von ſechzig Jahren, und, wie man damals allgemein geglaubt, an Gift.

Der Graf von Limonade war ein ehemaliger Commis-Voyageur, den eines der betriebſamſten Champagnerhäuſer der guten Stadt Rheims nach San Domingo geſchickt hatte, um hier den reichen Beſitzern der Kaffee- und Zucker-Plantagen die Proben ſeiner Weine aufzudringen. Der gute Weinreiſende, der, wenn man uns nicht falſch berichtet hat, Hector Carillon hieß und der einzige Sohn eines blutarmen Schulmeiſters zu Epernay war, hatte die Bekanntſchaft des ſchwarzen Chriſtoph gemacht, als derſelbe noch de- und wehmüthiger Stiefelwichs-Sclave im Dienſte jenes franzöſiſchen Pflanzers geweſen war, deſſen barbariſche Peitſche den Rücken des armen Negers mehr als ein Mal durchgegerbt hatte.

Wie ſelig war der ſchwarze Chriſtoph, wenn der weiße Weinreiſende, ein höchſt fideles Haus, ſich zuweilen herabgelaſſen hatte, ihm zuerſt ein paar Naſenſtüber und dann eine Priſe echten Spaniols als Zeichen ſeiner Huld und Gewogenheit zu verabreichen. Damals hatte kein Menſch und am allerwenigſten unſer Hector von Epernay eine Ahnung davon gehabt, daß jener ſtiefelputzende Neger zwanzig Jahre ſpäter als König Henry premier auf dem Throne von Hayti ſitzen und ihn — den Weinreiſenden, der ſich kurze Zeit zuvor dort ganz und gar niedergelaſſen hatte — zum Staats-Secretär ernennen werde. Die Wege der Vorſehung ſind wunderbar. Wie mancher Menſch hat ſich als Dummkopf niedergelegt und war am andern Morgen als großer Mann erwacht! Wie mancher Eſel iſt über Nacht ein großes Thier, ein Löwe, ein Adler geworden!

Der Graf von Marmelade war ein ci-devant Schöngeiſt, welcher Iſidor Pompée Valentin de Baſtey hieß. In Paris hatte er unter dem Titel: „Délassements poétiques ou la cruche d'Hippocrène“ eine Sammlung höchſt wäſſeriger Gedichte und bald darauf ein erotiſches Epos in vier Geſängen „Anaïde et Alcidore“, natürlich auf eigene Koſten, herausgegeben, bei dieſem Handel aber ſo wenig ſeine Rechnung gefunden, daß er, mißmuthig über den ſchlechten Erfolg ſeiner Poeſien, den Entſchluß gefaßt hatte, das undankbare Frankreich zu verlaſſen und ſich in der neuen Welt eine neue Heimath zu gründen. Im Jahre 1790 war er, ganz und gar abgebrannt, nach San Domingo gekommen und hatte dort die Bekanntſchaft des reichen Pflanzers gemacht, in deſſen Dienſten ſich damals der ſchwarze Chriſtoph befand. Auch Herr de Baſtey hatte ſich gegen den armen Sclaven ſehr herablaſſend gezeigt und ihm eines Abends, als der „ſchwarze Hund“ leuchtend vorangegangen war, aus Mangel an großer und kleiner Münze, ſtatt des Trinkgeldes ein prachtvoll eingebundenes Exemplar ſeiner Gedichte „comme témoignage d'estime“ — wie er dabei ausdrücklich bemerkt hatte — in die Hand gedrückt, was den armen Teufel, der damals weder leſen noch ſchreiben konnte, bis zu Thränen gerührt haben ſoll, weil er und der Herr Champagnerreiſende aus Rheims die einzigen Weißen geweſen waren, die ihm, dem ſchwarzen, mit Füßen getretenen Sclaven, Etwas — war's auch noch ſo wenig — geſchenkt hatten. — Aus Dankbarkeit war König Heinrich I. bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſo gnädig geweſen, Herrn de Vaſtey zum Großkanzler von Hayti zu ernennen.

Der Dritte dieſes Kleeblatts, der Graf von Orgeade, war ein geweſener Schauſpieler, der, nachdem ihn das Unglück getroffen, auf einem der Vorſtadttheater zu Paris bodenlos durchzufallen, ſich bei reiſenden Banden in den entfernteſten Provinz-Winkeln umhergetrieben, nirgends aber feſtern Fuß, als in der Hauptſtadt gefunden hatte, obgleich er von der Großartigkeit ſeines Talentes ſo ſehr überzeugt war, daß ſelbſt Meiſter Talma, der Freund des groſen Kaiſers, in den Augen des Sieur Gracchus Pamphile Leſtiboux — ſo hieß dieſer engagementsloſe Roscius — nur ein aufgeblaſener Couliſſenreißer war, der blos ein höchſt mittelmäßiges Talent, aber enorm viel Glück oder, wie Herr Leſtiboux in ſeiner Hiſtrionenſprache ſich auszudrücken pflegte, ein koloſſales Schwein beſaß. Niemand iſt Prophet in ſeinem Vaterlande, hatte Meiſter Gracchus zum größten Talente Frankreichs, d. h. zu ſich ſelbſt geſagt und war im Jahre 1808, als er eben die Umgegend von Havre de Grâce unſicher gemacht hatte, auf den für Frankreich höchſt glücklichen Einfall gerathen, ſich nach Weſtindien einzuſchiffen, um dort als Mime und — im Nothfall — auch als Jongleur die Geduld der guten Neger auf etwas allzuharte Proben zu ſtellen. Doch auch Er war ein Glückskind! — Der Herr Brigade-General Chriſtoph, der in den letzten Jahren vom Pariſer Schöngeiſte etwas leſen und vom Weinreiſenden ein klein wenig ſchreiben gelernt, hatte aus einer franzöſiſchen Zeitung erfahren, daß Kaiſer Napoleon, welcher in allen Punkten das Vorbild des ehrgeizigen Negers war, ein groſer Verehrer des Schauſpiels und einer der beſten Freunde des groſen Talma ſei. Seit jenem Augenblick war auch der ſchwarze Chriſtoph ein Freund und Beſchützer aller weißen Schauſpieler. Bald darauf hatte er die Bekanntſchaft des groſen Künſtlers Leſtibour gemacht und ſich von ſeinem Spiele dergeſtalt hinreißen laſſen, daß er eines Abends ſich herablieſ, mit dem ausgezeichneten Mimen und Jongleur in Einer Perſon bei einem Glaſe Rum Freund- und Brüderſchaft zu trinken. Bald nach der Thronbeſteigung wurde ſein Duzbruder Leſtibour zum Ober-Ceremonienmeiſter des Hoflagers zu Sans-Souci ernannt.

Dieſe drei Grafen von Limonade, Marmelade und Orgeade, die, ziemlich in einem und demſelben Alter, zwiſchen fünfundvierzig und fünfzig Jahren waren, bildeten am Hofe des Negerkönigs ein Dreiblatt, das eben ſo viel Komiſches, als die pechſchwarze Majeſtät ſelber beſaß.

III.

Nicht minder komiſch war die Königin. Ihre Majeſtät, Mulattin von Geburt, war als blutjunges, kerngeſundes und gar nicht übles Sclavenmädchen gleichfalls nach San Domingo verkauft worden und hatte dort, kurz vor dem Ausbruch des Blutbades, bei einem reichen Engländer, der eine Tabaks-Plantage beſaß, auf ihren jungen Schenkeln Cigarren für die alte Welt gewickelt und wenigſtens beſſere Tage, als der arme Chriſtoph bei dem Franzoſen gehabt, weil Sir Ralph Aikin eines Abends, als er nicht einſchlafen konnte, auf die Idee verfallen war, die junge, dralle Sclavin, mehr aus Curioſität, als aus Neigung, in ſeinen Harem aufzunehmen. Aber bald darauf hatte die braune Paquita die Bekanntſchaft des ſchwarzen Chriſtophs gemacht und ſich über Hals und Kopf in ihn dermaßen verliebt, daß ſie ganz des Teufels war, was ihr Niemand verdenken konnte, da der Unterſchied zwiſchen dem alten, ſchwächlichen Sohne Albions und dem jungen, kräftigen Negerburſchen für ein ſo tropiſches Temperament, wie das der guten Paquita, eben ſo groß als entſcheidend ſein mußte.

Der ſchwarze Chriſtoph, der ſeiner braunen Flamme bis zum Tage ſeiner Thronbeſteigung*) mit fabelhafter Ausdauer treu geblieben war, hatte der reizenden Paquita in dem Augenblick, als er ihr die Krone aufgeſetzt, die Namen Marie Louiſe beigelegt, blos darum, weil ſo die Gemahlin ſeines großen Vorbildes Napoleon hieß.

Marie Louiſe, eine üppige Schönheit, war auch ihrerſeits dem König Heinrich muſterhaft treu geblieben bis zu jenem Tage, an dem ſie durch die Geſchwätzigkeit ihrer alten Oberhofmeiſterin, der chocoladefarbenen Herzogin von Racahout, in Erfahrung gebracht hatte, daß Seine ſchwarze Majeſtät, erſt vor ganz kurzer Zeit und allem Anſcheine nach blos abwechslungshalber, ſich in eine weiße Schönheit vergafft habe, welche Joſephine hieß.

---

*) Vom Grafen Limonade erſchien zu jener Zeit eine „Relation des glorieux événements, qui ont porté LL. MM. RR. sur le trône d'Haiti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du roi Henry I. et de la reine Marie Louise", Cap Henry, 1811. 8.

Dieſe Joſephine war eine ſehr junge, ſehr pikante und ſehr kecke Französin, welche ihre erſten Feldzüge im Roſen-Labyrinthe der Liebe als Figurantin des Corps de Ballet hinter den Couliſſen der großen Oper zu Paris gemacht und ſich dort durch ihr keckes Benehmen den Schlachtnamen des „kleinen Grenadiers“ erworben hatte. Im Jahre 1810 war Pascaline, im achtzehnten Lenze ihres galanten Lebens, von einem alten Spieler, der ihr goldene Berge vorgeſpiegelt hatte, aus der Hauptſtadt Frankreichs entführt und nach Cap Henry, der Reſidenz des Königs von Hayti, gebracht worden, wo den alten Roué, bald nach ſeiner Ankunft, das gelbe Fieber weggerafft hatte. Jede Andere wäre verzweifelt; Joſephine aber hatte ſich ſchnell zu helfen gewußt und mit dem kleinen Ueberreſte ſeines im falſchen Spiele erbeuteten Vermögens eine großartige Putzhandlung eröffnet, die ſehr ſchnell in die Mode gekommen war, weil ſich das Gerücht verbreitet hatte, daß die Oberprieſterin dieſes Tempels, auf deſſen Aushängeſchild, mit Erlaubniß Seiner Majeſtät, das Bild des ſchwarzen Chriſtophs als König von Hayti paradirte, eine eben ſo ſchöne als keuſche Veſtalin ſei, zwei Eigenſchaften, die man beim ſchönen Geſchlechte und namentlich bei franzöſiſchen Modiſtinnen ſelten oder nie vereinigt finden ſoll.

Henry I., von ſeinem eigenen Bilde, mehr aber noch vom Rufe ihrer Schönheit angelockt, war eines Morgens ganz allein, in Civilkleidung, alſo in halbem Incognito, in den Laden der franzöſiſchen Sirene eingetreten, unter dem Vorwande, Etwas einkaufen zu wollen. Das ſchneeweiße Fleiſch der üppig gewölbten Büſte der jungen Putzmacherin hatte die weitgeöffneten Augen des ſchwarzen Chriſtophs dergeſtalt geblendet und ihn ſo confus gemacht, daß er, im erſten Moment ſein königliches Aplomb verlierend, wie ein ganz gewöhnlicher Maulaffe daſtand und nicht wußte, was er ſagen ſollte. Joſephine hatte den Muth, Seiner Majeſtät geradezu in's Geſicht zu lachen.

— Warum lachen Sie? fragte der erſte Heinrich, etwas beſtürzt.

— Weil Sie mich ſo verwundert anſehen, antwortete die Putzmacherin.

— Wiſſen Sie, wer ich bin?

— Ei, wer wird Sie nicht kennen? Sie ſind der König von Hayti!

— Und trotzdem wagen Sie es, mir in's Geſicht zu lachen?

— Und warum nicht? Soll ich mich fürchten vor Ew. Majeſtät, weil Sie ſo ſchwarz wie bei uns zu Hauſe die Schornſteinfeger ſind? Sire, erlauben Sie mir, Ihnen unter vier Augen zu geſtehen, daß ich weiße Männer durchaus nicht leiden kann. Ich ziehe die ſchwarzen vor und habe mir darum ſchon oft gewünſcht, die Bekanntſchaft Ew. intereſſanten Majeſtät zu machen.

— Gefalle ich Ihnen? fragte der häßliche Chriſtoph.

— Außerordentlich! lachte die Putzmacherin.

— Iſt das Ihr Ernſt?

— Soll ich ſchwören? fragte Joſephine, die Hand auf's Herz legend.

— Wozu? Ich glaube es Ihnen auch ohne Schwur. Aber auch Sie, Mademoiſelle, gefallen mir!

— Wirklich? fragte die perſonificirte Keckheit mit einem Lächeln, das Seiner Majeſtät zwei Reihen der ſchönſten Zähne zeigte.

— Mort de ma vie . . . Sie ſind reizend!

— Ah, Majeſtät, das haben mir ſchon Viele geſagt, doch glaube ich's nicht!

— Und warum nicht?

— Weil jeder Mann ein geborener Lügner iſt und weil auch Sie, Majeſtät, keine Ausnahme machen . . .

— Dieſe Keckheit gefällt mir! Wie heißen Sie?

— In meinem väterlichen Hauſe hieß ich Suſanne, als ich zum Ballet ging, wurde ich zuerſt Clariſſe und dann Athenaïs getauft und ſeitdem ich in Hayti bin, nenne ich mich Joſephine.

— Und warum nicht lieber Suſanne?

— Weil mich dieſer Name an das erſte Morgenroth meiner Jugend erinnert, in der ich ein Muſterbild der langweiligſten Keuſchheit geweſen war.

— Sie ſind ein Engel! ſagte Chriſtoph, dem das Waſſer im Munde zuſammenlief.

— Ew. Majeſtät geruhen, Ihre unterthänige Dienerin ſchamroth zu machen. Aber zum Glück weiß ganz Hayti, daß der glorreiche Heinrich der Erſte ganz in die Fußtapfen Heinrichs des Vierten von Frankreich tritt und für ſein ganzes Land ein Vorbild wahrhaft ritterlicher Galanterie iſt, ſprach die kecke Perſon mit einem Anfluge von Ironie, die er als baare Münze hinnahm.

— Sagen Sie mir, Mademoiſelle Joſephine, iſt auch der große Napoleon galant?

— Ungeheuer!

— Hat er außer der Kaiſerin vielleicht noch eine Geliebte?

— Wahrſcheinlich!

— Ah, dann iſt es hohe Zeit, daß auch ich mir eine zulege, dachte der ſchwarze Chriſtoph und ließ ſein Auge mit großem

Wohlgefallen auf der Schulter des „kleinen Grenadiers“ ruhen. Josephine, ſagte er nach einer Pauſe, iſt ein ſchöner Name; ſo hieß die erſte Gemahlin Napoleons.

— Sagen Sie lieber: ſo hieß der Glücksſtern des Kaiſers!

— Mademoiſelle, begann Heinrich, da Sie Joſephine heißen, will ich Ihnen einen Vorſchlag machen ...

— Laſſen Sie hören, Majeſtät!

— Mademoiſelle Joſephine, wollen Sie mein Glücksſtern ſein?

— Warum nicht? Doch fragt es ſich, unter welchen Bedingungen?

— Mein Glücksſtern erhält von mir ein monatliches Nadelgeld von fünfhundert Francs ...

— Fünfhundert Francs? wiederholte die Pariſer Veſtalin mit unbändigem Gelächter. Glauben Ew. Majeſtät, daß man in Hayti geblieben iſt, um für ſolche Gage die Rolle Ihres Glücksſterns zu übernehmen? Fünfhundert Francs? Sire, ſo viel bezahlt in Paris ein Gewürzkrämer!

— Dann mache ich mich verbindlich, Ihnen das Doppelte zu geben ...

— Sire, ſagte die ſchlaue Putzmacherin, ihr Buſentuch lüftend, ſehen Sie ſich um einen andern Glücksſtern um!

— Mademoiſelle Joſephine, genügen Ihnen monatlich zweitauſend Francs?

— Das läßt ſich hören! Was aber wird die gute Königin dazu ſagen?

— Ihre Majeſtät darf nicht das Geringſte davon erfahren, denn Madame iſt — unter uns geſagt — eiferſüchtig wie der Teufel! Erführe meine liebe, braune Marie Louiſe, daß ich neben ihr noch eine weiße Joſephine liebe, die Königin wäre capable, uns Beide zu vergiften!

— Ich, Majeſtät, fürchte mich ſelbſt vor dem Teufel nicht!

— Deſto mehr Furcht habe ich, denn die Eiferſucht meiner Frau macht ſie zur Hyäne! Wollen Sie glauben, daß ich überall, wo ich gehe und ſtehe, von Spionen meiner Frau umringt bin? Wir müſſen alſo ſehr vorſichtig zu Werke gehen, um nicht den geringſten Verdacht zu erregen. Sie führen pro forma Ihre Putzhandlung fort, und ich beſuche Sie täglich unter dem Vorwande, dieſe oder jene Kleinigkeit für die Königin auszuwählen. Auf dieſe Weiſe, hoffe ich, wird Niemand Verdacht ſchöpfen.

— Abgemacht, cher Henry, ſagte der „kleine Grenadier“ und ſtellte ſich auf ſeine Zehen, um dem langen Chriſtoph den reizend geſpitzten Mund zu reichen.

Der König gab ihr eben einen Kuß. In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür und hineintrat die alte, chocoladenbraune Herzogin von Racahout, eine der erſten Kundſchafterinnen Ihrer Majeſtät der Königin.

Der gute Chriſtoph ſtand wie verſteinert. Die Oberhofmeiſterin aber that, als ob ſie Nichts geſehen hätte.

IV.

Vier Wochen ſpäter finden wir Henry premier im Luſtſchloß zu Sans-Souci, umgeben von ſeinem Kanzler, ſeinem Staatsſecretär und ſeinem Ober-Ceremonienmeiſter. Ihre Majeſtät geruhen mit Ihren Räthen zu arbeiten, d. h. Champagner zu trinken.

— Marmelade, fragte der König den Herrn von Baſtey, wie ſteht's mit unſerm Code? Iſt das Geſetzbuch, deſſen Ausarbeitung ich Dir ſchon vor ſechs Wochen aufgetragen habe, bald fertig?

— Sire, ich arbeite Tag und Nacht.

— Und wann, Faulpelz, denkſt Du damit im Reinen zu ſein?

— In längſtens drei Wochen.

— Halte Wort, Kanzler! Wenn heute über drei Wochen der Code Henry nicht fix und fertig iſt, dann jage ich Dich fort, mein Junge, und mache mir eine andere Marmelade. Verſtanden? fragte Seine Majeſtät, das Glas leerend.

— Vollkommen! antwortete der Graf von Marmelade.

— Und nun zu Dir, Staatsſecretär! Das Volk von Hayti verlangt Preßfreiheit. Soll ich ſie geben?

— Um keinen Preis! rieth der Graf von Limonade.

— Sage mir, warum?

— Ein König, der ſeinem Volke Preßfreiheit gewährt, unterſchreibt ſein Todesurtheil. Noch heute ſäße Ludwig XVI. auf dem Throne der Lilien, wäre er nicht ſo unverantwortlich dumm geweſen, dem elenden Volke Preßfreiheit zu geben. Die gefährlichſten Feinde einer abſoluten Regierung ſind die Zeitungsſchreiber, ſagte der überaus weiſe Staatsſecretär, der auf alle Journaliſten einen lebenslänglichen Haß geworfen, weil einer dieſer Leute es gewagt hatte, den Grafen von Limonade daran zu erinnern, daß er in früherer Zeit Weinreiſender für ein Champagnerhaus geweſen ſei. Sire, ſetzte der Graf von Limonade mit auffallender

Erbitterung hinzu, auch auf Hayti gibt es Zeitungsſchreiber-Geſindel, das ſich über Dich und Deine weiſen Räthe luſtig zu machen unterſteht. Majeſtät, wär' ich an Deiner Stelle, ich würde Jedem, der mich zu tadeln wagt, Fünfundzwanzig auf die Mitternachtsſeite ſeines Ich's geben laſſen!

— Limonade ſpricht wie ein Buch! Kanzler, ſagte der König zu Baſtey, vergiß nicht. im Code Henry für jeden Zeitungsſchreiber, der das Oberhaupt des Staates frech zu verhöhnen wagt, fünfzig Stockprügel feſtzuſetzen.

— Werde nicht ermangeln, ſprach der Graf von Marmelade und machte ſich einen Knoten in's Schnupftuch, um das weiſe Geſetz ja nicht zu vergeſſen.

— Graf von Orgeade, ſagte der ſchwarze Chriſtoph zum Ober-Ceremonienmeiſter, ich hatte Dir aufgetragen, die Statuten des von mir creirten Heinrich-Ordens auszuarbeiten? Iſt das geſchehen? fragte der Monarch, das zwölfte Glas austrinkend.

— Noch nicht!

— Lümmel, warum nicht?

— Ich wollte mir erlauben, Deiner Majeſtät zuvor einen andern Vorſchlag zu machen . . .

— Laß hören! ſagte der König, den Champagnerkork allerhuldreichſt dem Ober-Ceremonienmeiſter in's Geſicht ſchleudernd.

— Statt des von Dir projectirten Heinrich-Ordens ſollteſt Du lieber gleich zwei Orden, einen für das Civil- und einen für das Militär-Verdienſt in's Leben rufen. Der große Kaiſer Napoleon hat eine Ehrenlegion gegründet; wie wär's, wenn Hayti's Napoleon eine Donner- und Blitz-Legion, den Donner für's Civil und den Blitz für's Militär, das gern einſchlägt, in's Leben riefe?

— Der Einfall gefällt mir! Graf von Orgeade, ich beauftrage Dich, bis morgen früh die Statuten der Donner- und Blitz-Legion zu entwerfen, ſagte Chriſtoph, das dreizehnte Glas leerend. Für heute haben wir genug gearbeitet. Die Sitzung iſt aufgehoben!

Die Grafen von Limonade, Marmelade und Orgeade erhoben ſich von ihren Fauteuils, nahmen ihr Miniſter-Portefeuille unter den Arm und verneigten ſich. Zuerſt empfahl ſich der Kanzler, dann der Ober-Ceremonienmeiſter und zuletzt der Staatsſecretär. Letztern geruhte Seine Majeſtät zurückzurufen.

— Auf ein Wort, Limonade! ſagte der König, die vierte Flaſche entkorkend. Ich habe Dir unter vier Augen ein großes Staatsgeheimniß anzuvertrauen.

— Laß hören, Majeſtät!

— Guter Freund, ich bin verliebt.

— In die Königin?

— Pinſel, wo denkſt Du hin! Die Dame, die mich gefeſſelt hat, iſt eine franzöſiſche Putzmacherin . . .

— Eine Putzmacherin? fragte der hocherſtaunte Graf von Limonade.

— Aber was für Eine, alter Junge! Eine Franzöſin, wie's auf Gottes Erdboden vielleicht keine zweite gibt! Sie heißt Joſephine und iſt ein kleiner, ausgelaſſener Satan, der hunderttauſend Teufel im Leibe hat. Wie eine Katze ſetzt ſie über Tiſche und Stühle, läuft ſo gewandt auf den Händen, wie Unſereiner auf den Füßen, ſchießt Purzelbäume und ſingt und pfeift und lacht den ganzen Tag. Sie iſt ein zu Fleiſch gewordenes Liederbuch, eine Blumenleſe aller ausgelaſſenen Chanſons, eine Nachtigall, die alle franzöſiſchen Gaſſenhauer auswendig weiß; dazu klimpert ſie auf der Guitarre, tanzt wie eine Fee und raucht wie ein Grenadier. Jeder Zoll iſt ein muthwilliger Hanswurſt, der Dir tauſend tolle Schnurren vormacht und hundert Geſchichten, eine ſpaßhafter als die andere, zu erzählen weiß. Und dabei iſt ſie blutjung und reizend-ſchön und hat ein Paar feurige Augen ſo groß, ſagte Chriſtoph und bildete durch Zeigefinger und Daumen einen Kreis, den er an ſein Auge anlegte, und Zähne, mit welchen ſie Kieſelſteine zermalmen kann, und Füße, die nicht viel kleiner als meine Hände ſind, und einen Leib, ſchlank wie ein Zuckerrohr, und eine Haut, weißer als das ſaftige Fleiſch einer Cocosnuß.

— Sire, Deine Beſchreibung macht mich im höchſten Grade lüſtern, beſagte Putzmacherin kennen zu lernen.

— Sie wird Dich entzücken!

— Das glaub' ich!

— Und Du, Du wirſt ſie heirathen!

— Heirathen? Warum denn gleich heirathen??

— Weil ich's haben will! Um mein weißes Teufelchen ganz in der Nähe zu haben, will ich ſie, wenn ſie Dich geheirathet hat, zur Ehrendame der Königin ernennen und als ſolche kann ſie dann bei meiner Frau in Sans-Souci wohnen.

— Und ich, ich ſoll die ſpaniſche Wand ſein, hinter der Deine Majeſtät ungenirt ſündigen kann? Sire, das werde ich bleiben laſſen!

— Wie, Graf von Limonade, Du willſt meinen „kleinen Grenadier“ nicht heirathen?

— Nein, Majeſtät, nein!

— Gut, Staatsſecretär, dann jage ich Dich fort und befehle dem Grafen von Marmelade, ſich mit meinem Liebling zu vermählen. Der Kanzler iſt nicht ſo dumm wie Du: er wird mit allen zehn Fingern zugreifen.

— Genauer überlegt, ſagte der ehemalige Weinreiſende, kann ich bei dieſem Handel nur gewinnen. Wenn Du alſo befiehlſt, großer Monarch, ſo will ich die Kleine heirathen.

— Je eher, je lieber!

— Meinetwegen noch heute, meinte der Graf von Limonade.

— Du biſt ein treuer Diener, ſprach Chriſtoph und gab ihm ein paar huldreiche Kopfſtücke.

V.

Acht Tage ſpäter vermählte ſich der Graf von Limonade mit der Putzmacherin und am Tage der Hochzeit geruhte Henry premier den Grafen zum Herzog von Limonade und die Frau Herzogin zur Ehrendame der Königin zu erheben.

Marie Louiſe war Anfangs außer ſich.

— Racahout, fragte ſie ihre Oberhofmeiſterin, was ſagſt Du zu der Unverſchämtheit meines Gemahls?

Sie zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Eine hergelaufene Putzmacherin hat er zur Herzogin gemacht? Das fordert Rache!

— Allerdings! ſagte die Racahout.

— Soll ich die weiße Hexe erwürgen?

— Wozu?

— Vergiften?

— Auch das nicht!

— Was denn? fragte die Königin.

— Gleiches mit Gleichem vergelten! rieth die Oberhofmeiſterin.

— Du haſt Recht! ſagte Marie Louiſe.

Und noch an demſelben Tage geruhte Ihre Majeſtät, die Reihen des Hofſtaats zu muſtern und ihr Auge auf den Gemahl ihrer Nebenbuhlerin, auf den Herzog von Limonade, auf den ehemaligen Weinreiſenden zu werfen.

VI.

Der Herr Staatsſecretär, der keine Ahnung davon hatte, daß die Königin ihm — mehr aus Rache, als aus Neigung — die Sonne ihrer braunen Gunſt zugewendet habe, war ein höchſt furchtſamer Patron und als Gemahl der kleinen Joſephine keineswegs beneidenswerth, denn die Herzogin geruhte ihren Herrn und Gebieter ganz en canaille zu behandeln und ihm Dinge zuzumuthen, die ihn im Stillen tief empörten; doch ſtand er ſo ſehr unter dem Pantoffel des „kleinen Grenadiers“, daß er ihm nie zu widerſprechen wagte und gehorſam wie ein Pudel war. Joſephine betrachtete ihren Gemahl als Koch und als Kammerdiener, aber nicht als Gemahl. Bat der gute Herzog von Limonade um einen Kuß, dann gab ſie ihm einen Naſenſtüber und fragte:

— Alter Knabe, biſt Du verrückt?

Man denke ſich die Pein des guten Limonade, der, wahnſinnig verliebt in ſeine Frau, ſie nur anſehen durfte! Beim Anblick ihrer Reize erlitt er alle Qualen des Tantalus! Eines Tages erniedrigte ſich der verliebte Mann ſo tief, ſeine Frau fußfällig um Erlaubniß zu bitten, ihre Hand küſſen zu dürfen. Statt der Hand reichte ſie ihm die Spitze ihres Schuhes und ſagte:

— Sei zufrieden!

Und der Herzog küßte ihren Fuß und war ſelig. Aber weniger genügſam war der König.

— Henry, fragte ſie ihn eines Abends, als ihr Herr Gemahl vor dem Eingang ihres Boudoirs Wache hielt, iſt Deine gute Frau noch immer auf mich eiferſüchtig?

— Ueber alle Maßen!

— Und was ſagt ſie?

— Sie bedauert meinen ſchlechten Geſchmack und begreift nicht, wie der König von Hayti in eine Putzmacherin verliebt ſein kann.

— Wie unverſchämt! Als ob Deine Frau von beſſerer Herkunft wäre, als ich! Ihr Vater war ein elender Sclave, mein Vater ein freier Portier; ſie hat Cigarren gedreht, ich habe Hüte und Hauben genäht; ſie iſt eine Mulattin, ich bin eine Franzöſin und ich frage Dich ſelbſt, ob Du Dich meiner zu ſchämen brauchſt?

— Du biſt ein Engel!

— Siehſt Du, Henry, auch das haben mir ſchon Viele geſagt, ſprach Joſephine und zwickte lachend einen ſeiner dicken Ohrlappen.

Der arme Herzog, der während dieſer Zeit vor der Thür ſeiner Frau gähnend auf- und abgewandelt war, fiel aus den Wolken, als ein pechſchwarzer Page erſchien, der ihn einlud, ſich augenblicklich zu der Königin zu verfügen.

— Was wünſcht Ihre Majeſtät? fragte der furchtſame Mann.

— Sie wünſcht Sie zu ſprechen und zwar jetzt gleich!

— Ich gehorche, ſagte der Staatsſecretär und folgte dem zinnoberrothen Pagen.

— Herzog von Limonade, begann Marie Louiſe, ahnen Sie, weshalb ich Sie habe rufen laſſen?

— Nein, Majeſtät, ſtammelte der ängſtliche Patron.

— Herzog von Limonade, die beleidigte Königin will ſich rächen!

— An mir? fragte der geweſene commis-voyageur, drei Schritte zurückprallend.

— Sie ſind unſchuldig! Ich will mich rächen an meinem Gemahl, der mich zurückgeſetzt hat! Solche Schmach verdient Vergeltung! ſagte Marie Louiſe und legte abſichtlich auf das letzte Wort einen auffallend ſtarken Accent. Herzog von Limonade, fragte ſie dann, verſtehen Sie mich?

— Nein, Königin! erwiderte der zitternde Mann.

— Herzog von Limonade, Sie ſind ein Dummkopf! rief die leidenſchaftliche Mulattin.

— Das gebe ich zu! erwiderte der verwirrte Staatsſecretär.

— Faſſen Sie ſich, Limonade, ſagte Marie Louiſe, nahm ihre Lorgnette und betrachtete den höchſt verlegenen Franzoſen vom Scheitel bis zur Schuhſohle. Herzog von Limonade, begann ſie nach kurzer Pauſe, auch Sie ſind der Ehre Ihres Namens ſchuldig, ſich zu rächen!

— An wem? ſtammelte der Mann der bleichen Furcht.

— An Ihrer Frau!

— Befehlen Ihre Majeſtät, daß ich das ungetreue Weib erdroſſeln ſoll?

— Wiſſen Sie keine beſſere Art, ſich zu rächen? — Herzog von Limonade, begreifen Sie mich noch immer nicht?

— Nein, Majeſtät! ſtotterte der Dummkopf.

— Herzog von Limonade, Sie ſind dümmer, als ich geglaubt habe! Ich will mich deutlicher erklären: Mein Gemahl findet Ihre Frau ſchöner, als mich.... was hält Sie ab, mich ſchöner als Ihre Frau zu finden?

— Ah, Majeſtät, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Königin, ſprach der Herzog von Limonade, ein Herz faſſend, auch mein Herz dürſtet nach Rache!

— Eh bien, vengeons-nous! rief Paquita.

VII.

Zehn Monate ſpäter wurde die Herzogin von Limonade, von einem ſchwarzen und nur wenige Wochen darauf die Königin Marie Louiſe von einem weißen Weltbürger entbunden.

Der junge Prinz erhielt in der Taufe die Namen Hector Henry und der junge Herzog die Namen Henry Hector.

VIII.

Drei Jahre ſpäter zettelte der Graf von Marmelade im Vereine mit dem Grafen Orgeade, die ſich am Hofe von Sans-Souci durch den Herzog von Limonade zurückgeſetzt ſahen, eine Verſchwörung an, die den ſchwarzen Chriſtoph zu dem verzweifelten Entſchluß trieb, ſich eine Kugel durch ſein geſalbtes Haupt zu jagen.

Solches geſchah am 6. October 1820. Zwei Tage ſpäter ſtarb der Herzog von Limonade vor Schreck am gelben Fieber und gleich darauf kehrte ſeine Wittwe mit dem letzten Reſte ihrer Habe nach Paris zurück. Dort etablirte ſie in der Rue Vivienne ein Modewaaren-Magazin „zum König von Hayti", machte Bankeroutt, ging dann wieder zum Ballet und glänzte von 1826—1830 im Théâtre des Funambules als — Colombine. Im Auguſt des letzten Jahres ſtarb die Herzogin von Limonade im Hôtel Dieu an den Blattern.

Der Graf von Marmelade, der auf Hayti geblieben war, trat, als General Boyer die Zügel der Republik übernahm, wieder als Schriftſteller auf.*) Der Graf von Orgeade aber etablirte in Porte-au-Prince einen Tabaks-Laden und — lebt vielleicht heute noch.

---

*) Er ſchrieb u. a.: „Essai sur les causes de la révolution et des guerres civiles d'Haiti“, Sans-Souci 1820. 12., ein Buch, das ziemlich ſelten iſt, weil nur hundert Exemplare davon abgezogen worden ſind.

Ein Berliner Abenteuer

oder

Lavendel, Myrth' und Thymian.

(Factiſch.)

... Denn Herr Thymian war ſehr ſchüchtern. Er liebte die Frau eines Andern bis zum Raſendwerden, hatte aber nicht den Muth, ſich ihr zu nähern.

Wohl hundert Mal ging er tagtäglich an den mit Arumblumen geſchmückten Fenſtern ſeiner Angebeteten (die ich Madame Lavendel nennen will) vorüber, wagte es aber nie, ſie zu grüßen.

Schon zehn Mal war er mit der ſüßen Madame Lavendel auf Bällen geweſen, nie aber hatte er das Herz gehabt, mit ihr zu ſprechen, mit ihr zu tanzen, wiewohl ſie ihm mehr als ein Mal durch zärtliche Blicke zu verſtehen gab, daß es ihr nicht unlieb wäre, wenn er ſie engagiren möchte. Die gute Madame Lavendel! Einmal ließ ſie ſogar die kleine Tafel fallen, worauf die Tänze und die Namen Derer aufgeſchrieben ſtanden, denen ſie dieſe Tänze zugeſagt hatte. Ließ ſie doch nur deshalb dieſe Tanzordnung fallen, um dem neben ihr ſtehenden Thymian, der im Anſchauen ihrer lavendelduftigen Reize verſunken war, eine

Gelegenheit zu geben, ſich gegen ſie artig zu beweiſen und ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen; aber die Schüchternheit des guten Thymian ließ auch dieſe Gelegenheit unbenutzt vorüberziehen.

Noch nie hatte er ein Wörtlein mit dem Augapfel ſeiner Liebe getauſcht und dennoch liebte er ſie — par distance — über alle Maßen. So oft Herr Thymian die Madame Lavendel ſah, fing ihm das Herz zu pochen an: einmal wurde er roth, einmal bleich, je nachdem er bei Blute war; nie aber konnte er eine Sylbe, vielweniger ein Compliment oder eine Liebesphraſe, über ſeine zitternden Lippen bringen.

Manchmal ſeufzte er in der Friedrichsſtraße ſo heftig, daß man es (wenn Windſtille war) ganz deutlich auf dem Alexanderplatz hören konnte. Kein Wunder alſo, daß Madame Lavendel, die in der Königsſtraße wohnte, dieſe vierzigpfündigen Seufzer vernahm.

Schüchterne Schwärmer haben in der Regel das Pech, von Frauen, die nicht ſchüchtern ſind, ausgelacht zu werden. Unſer Thymian war darin weit glücklicher. Die ſüße Lavendel ließ ſich die Huldigung des Schüchternen gefallen, vielleicht mehr aus Mitleid, als aus Liebe.

Thymian zerfloß vor Liebe zu ihr. Glücklich, ſelig wäre er geweſen, hätte er der göttlichen Frau einen Kuß geben können, nicht auf den roſigen Mund — nein, ſo hoch verſtieg ſich ſeine Kühnheit nicht! — ſondern auf die lilienweiße Hand. Aber ſeine verdammte Schüchternheit ſtand ihm überall, wie ein melancholiſcher Kettenhund, im Wege.

Schon hundert Mal hatte er ſich vorgenommen, ihr ſchriftlich jene Gefühle zu decouvriren, die in ſeinem Innern ſo hell wie Wachtfeuer loderten. Schon fünfzig Mal hatte er ein Liebesbrieflein angefangen, worin er der angebeteten Donna Lavendel ſeine unauslöſchliche Liebe in ſchlichter Proſa, begleitet von einigen Verſen, zu Füßen legen wollte, aber fünfzig Mal zerriß er die Briefe und die Verſe, denn ſeine vermaledeite Schüchternheit gebot ihm, von dieſem Frevel, wie er's nannte, abzuſtehen.

— Wer weiß auch, fragte er ſich, ob ſie einen Brief von Dir annimmt? Und, Falls ſie ihn annähme, wer ſteht Dir dafür, daß er nicht in die Hände ihres eiferſüchtigen Mannes fällt, der ſie mit Argus-Augen bewacht? Und wenn ſie ſo boshaft ſein könnte, ihm meine Neigung zu verrathen? Das wäre mehr als ſchrecklich, das wäre geradezu ſchauderhaft!

Und ſo geſchah es, daß er das, was er ſich ſchon hundert Mal vorgenommen hatte, hundert Mal unterließ.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages erhielt Herr Thymian die Subſcriptionsliſte eines Balles, an dem ſich, wie er durch einen ſeiner Freunde erfahren, auch Herr und Madame Lavendel betheiligt hatten. Dies bewog auch unſern Thymian, die Liſte augenblicklich zu unterſchreiben.

Dann beſprach er ſich mit ſeinem Freunde. Dieſer, der das ſchöne Geſchlecht und die liebe Madame Lavendel beſſer kannte, als Thymian, rieth ihm, Muth zu faſſen und ihr auf dem Balle dreiſt ein Billet-doux zuzuſtecken.

— Nein, Bruderherz, das geht nicht, meinte der Schüchterne. Alles will ich ihr zuſtecken, nur kein Billet-doux!

— Nun, ſo mache ein paar ſchöne Verſe, ein Sonett oder ſo was auf ſie. Ein hübſches Gedicht pflegt oft mehr Wunder zu thun, als eine ganze Schwadron proſaiſcher Liebesbriefe.

Thymian ſetzte ſich an ſein Pult, um ein Gedicht auszubrüten. Der arme Kerl ſcandirte ſich die Finger wund und brachte endlich, nach Verlauf von zwei Stunden, vier Strophen zu Stande, von welchen die zwei erſten ſchlecht und die zwei letzten wahrhaftig nicht gut waren. Denn auch zum Dichten gehört Courage!

Myrthe, Thymians Freund, ſetzte die Verſe in Muſik, ließ ſie ſauber abſchreiben und gab ſie ſeinem Freunde, der ſie am andern Abend ſeiner Herzensgöttin überreichen ſollte.

Thymian lief zu ſeinem Schneider und beſtellte ſich einen blauen Anzug, um in den ſchwarzen Augen der weißen Madame Lavendel als Mann der neueſten Mode Wohlgefallen zu finden.

Am andern Morgen ſtudirte ihm Freund Myrthe (der als kecker Bonvivant der grellſte Gegenſatz von Thymians Schüchternheit war) die Rolle ein, welche Letzterer heute Abend auf dem Balle ſpielen ſollte.

— Je kecker Du auftrittſt, Bruder Thymian, deſto leichter wird Dein Plan Dir gelingen!

— Du ſollſt Wunder erleben, Bruder Myrthe! Keck will ich ſein, keck über alle Maßen! Wenn nur der verdammte Schneider mich nicht ſitzen läßt . . . ich habe mir einen neuen Frack beſtellt.

— Wozu?

— Um nach der neueſten Mode zu erſcheinen. Myrthe, alle Minen will ich ſpringen laſſen, um heute Abend ausnehmend einnehmend zu ſein!

— Ah, könnte ich doch meine Liebenswürdigkeit mir ab- und Dir anſchnallen, Bruderherz, um Dir den Sieg zu erleichtern!

— Behalte Deine Liebenswürdigkeit für Dich, ich hoffe mit der meinigen heute noch weiter zu kommen! Aber wo nur der Schneider bleibt? Das Vieh verſprach mir, ſchon um Zehn den Anzug abzuliefern; jetzt geht's auf Eins und der verdammte Schlingel iſt noch nicht da!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Erſt gegen Abend — es hatte ſchon Sechs geſchlagen — brachte der Schneider Knopfloch dem Herrn Thymian die wattirten Unterbeinkleider, den veilchenblauen Frack, die rothe Sammetweſte mit den Goldknöpfchen und die weißen Caſimir-Pantalons.

— Sie haben mich lange warten laſſen, ſagte er zum Schneider. Ich ſaß auf glühenden Kohlen und glaubte ſchon, Sie würden mich ſitzen laſſen.

— Sie ſehen, Herr Baron (ſo nennen die Schneider jeden Kunden, welcher pünktlich bezahlt), daß ich Wort halte. In der Seitentaſche ſteckt auch die Rechnung. Wenn Sie, Herr Baron, die Güte haben wollten ...

— Jetzt hab' ich keine Zeit, ſie durchzuſehen! Kommen oder ſchicken Sie morgen früh, da ſollen Sie Ihr Geld haben.

— Hat keine Eile, Herr Baron. Wenn alle Herrſchaften Ihre Rechnungen ſo pünktlich bezahlten, wie Sie, dann wär's noch ein Plaiſir, Marchand-tailleur zu ſein!

— Danke, danke! Nun aber verlaſſen Sie mich, Meiſter Knopfloch, denn um Sieben muß ich auf dem Ball ſein!

Knopfloch verſchwand. Thymian machte Toilette und ſchlüpfte eben in die mit grauer Seide gefütterten Aermel ſeines Fracks, als vor der Thür ſeines Hauſes der Wagen erſchien, der ihn zum

Ball abholen ſollte. Freund Myrthe kam ſingend die Treppe heraufgelaufen und riß haſtig die Thür auf.

— Biſt Du fertig?

— Den Augenblick! Ich will nur noch ein paar Ringe anſtecken. (Beweis, daß der gute Thymian kein echter Gentleman war, denn ein Solcher trägt nie mehr als Einen Ring.)

Myrthe beſah ſich unterdeſſen im Spiegel. Thymian warf ſeinen Carbonari um.

— Nun bin ich fertig! Nun können wir gehen!

— Haſt Du auch Nichts vergeſſen? Haſt Du die Handſchuhe, das Schnupftuch? Haſt Du Geld und auch das Gedicht zu Dir geſteckt, das Du der Lavendel geben willſt?

— Gut, daß Du mich daran erinnerſt, das hätte ich heilig vergeſſen.

Thymian holte das ſchön gefaltete Gedicht aus ſeinem Schreibpult hervor und ſenkte es in die Seitentaſche ſeines Fracks.

Die Freunde gehen und ſteigen in den Wagen. Der Kutſcher peitſcht die Pferde, daß ſie blitzſchnell durch die gasbeleuchteten Straßen fahren.

Thymian und Myrthe traten in den von ſchön geſchmückten Frauen und eleganten Herren überfüllten Saal in jenem Augenblick ein, in welchem eine friſche, Ohr und Fuß kitzelnde Melodie aus Aubers „Braut“ die Ballgäſte zum erſten Contretanz rief. Myrthe konnte der einladenden Muſik keine Minute widerſtehen und befand ſich gleich darauf in Reih und Glied.

Thymian ſtand nun allein, unfern der Saalthür, und ließ ſehnſuchtsvoll ſein Feuerauge durch den Ballſaal ſchweifen, um Die zu finden, die er ſuchte. Nach allen Seiten des Saales ſandte er ſpähende Blicke aus. Vergebens, er fand ſie nicht!

Plötzlich wirbelt ein leicht beſchwingtes Paar an ihm vorüber. Ja, ſie iſt's! Madame Lavendel, die reizende Madame Lavendel iſt's, die, vorüberhuſchend, ihn wie ein leiſer Zephir berührt.

Wie ſchön ſie war! Das Roſa-Atlas-Kleid, maleriſch angeſchmiegt an den reizenden Gliederbau, die lange, ſchwarzſammetne Schärpe, der kleine, weißſeidene Schuh und der durchbrochene Strumpf (Himmel, wäre er nur nicht durchbrochen geweſen!): dies Alles machte ſeine Fantaſie ganz trunken vor Entzücken. Dazu kam noch der idealiſche Kopfputz, in deſſen ſchwarzer Lockenfülle, des Gegenſatzes halber, ſchneeweiße Roſen glänzten, und die blendende Camellia, die an ihrem Buſen wie der Säugling an der Mutter Bruſt lag, dieſe Blume, dieſe neidenswerthe Blume machte ihn ganz taumelig.

Doch welch ein Schmerz war's für den armen Thymian, als er die göttergleiche Madame Lavendel in den Armen eines Schnurbarts, eines militäriſchen Schnurbarts ſah! Mit neidiſchen Blicken verfolgte er das fliegende Tänzerpaar, und wenn es Halt machte, ſtellte er ſich hinter ſeine Lavendel, hing ſein Auge an ihre reizumgürtete Geſtalt, ſah, wie ſie ſo zärtlich ſich mit dem Schnurbart unterhielt und — zerfloß vor Schmerz und Wonne.

Der Tanz war beendigt. Jeder Herr führte ſeine Dame zu ihrem Sitze zurück. Der Offizier überlieferte die etwas erhitzte Madame Lavendel ihrem Herrn Gemahle, drückte einen Kuß auf ihre zarte Hand und verlor ſich in's Buntgewühl der Gäſte.

Der Gemahl der Madame Lavendel, ein alter Herr, der wie ein halb aufgeſpannter Regenſchirm ausſah, war verteufelt eiferſüchtig. Seine Eiferſucht machte unſern Thymian noch weit ſchüchterner. Der Aermſte würde den Gegenſtand ſeiner Anbetung gewiß zum Tanze aufgefordert haben, hätte er nicht befürchtet, den Argwohn des brillenbewaffneten Othello wachzurufen.

Man hatte eine Ecoſſaiſe, eine Mazurka, einen Contretanz und einen Cotillon überſtanden, Thymian aber hatte noch immer nicht den Muth gefaßt, ſich dem weiblichen Lavendel zu nähern, wiewohl ihn dieſer mehr als ein Mal durch unzweideutige Blicke dazu aufgefordert hatte.

Nach Beendigung jedes neuen Tanzes ſuchte der kecke Myrthe den ſchüchternen Thymian auf, um ihn zu fragen, wie es ſtehe.

— Haſt Du ihr Dein Gedicht zugeſteckt?

— Noch nicht, aber gleich werd' ich's thun.

— Du wirſt ſo lange zögern, bis es zu ſpät ſein wird. Courage, Thymian! Sei kein Thor, Thymian! Faß ein Herz, Thymian!

Aber Thymian war ein Narr und faßte kein Herz.

Madame Lavendel, ein lebhaftes Weib, voll Geiſt und Witz, wollte den Schwärmer für ſeine unausſtehliche Schüchternheit beſtrafen und — holte ihn im Cotillon.

Jetzt endlich faßte er etwas Muth. Nachdem er mit ihr ein Mal herumgetanzt und, als gewandter Tänzer, die Ecken mitgenommen hatte und dem Kronleuchter aus dem Wege gegangen war, machte er Halt, küßte ihre Hand, griff in die Seitentaſche, blickte ſcheu und ängſtlich um ſich, zog das bewußte Gedicht heraus, drückte es ihr in die Hand und — eilte todesbleich davon.

Madame Lavendel hatte ſo viel Geiſtesgegenwart, es raſch in ihren Buſen zu ſchieben. Man breche nicht den Stab über ſie! Thymian war verſchwunden . . . ſie konnte ihm nicht nacheilen. Was blieb ihr alſo anders übrig, als das Billet zu behalten und es ſchleunigſt zu verbergen? Hätte ſie's ungeleſen zerreißen ſollen?

Das erlaubte ihre Neugier nicht. Sie brannte vor Begierde, zu erfahren, was Thymian ihr geſchrieben habe. Sie war aber vorſichtig und zügelte ihre Neugier. Leſen, dachte ſie ſich, kannſt Du es, wenn Du ſchlafen gehſt und in Deinem Boudoir von Keinem beobachtet biſt.

Bald darauf führte ſie der zärtliche Gemahl in's Büffet, um ihre durch unermüdliches Tanzen echauffirten Kräfte etwas aufzufriſchen.

Herr Lavendel ſetzte ſich mit ſeiner Gattin an einen kleinen Tiſch, der in der Ecke des Büffets ſtand, und ließ das Beſte auftragen, was vorräthig war. Auch Madame Lavendel ließ ſich's ſchmecken und war ſo reizend, daß der von Champagner erhitzte Gemahl ſich nicht enthalten konnte, ihr um den Hals zu fallen. Madame Lavendel, die dies im höchſten Grade unſchicklich fand, wollte ſich dem Arme des Gatten, der ihren Nacken feſt umſchlungen hielt, muthig entwinden, da fällt — wer malt den Schreck der guten Dame! — Thymians Billet aus ihrem Buſen auf die Erde.

Der Gemahl hebt es blitzſchnell auf. Madame, welche ſeine vorſündfluthliche Eiferſucht kennt, wird ſo weiß, wie die Roſe, die ihren Kopfputz ſchmückt, und will ihm das Papier entreißen.

Der Gemahl, der ſogleich Verrath wittert, öffnet es, ſieht hinein, ſchlägt ſich mit geballter Fauſt vor die Stirn und lieſt mit der Stimme eines Verzweifelten:

— Ein Paar wattirte Unterhoſen?

— Was ſagſt Du?

— Ein Paar wattirte Unterhoſen! Soll ich's Dir noch ein Mal wiederholen? (ſchreit wüthend) Ein Paar wattirte Unterhoſen!

— Himmel, was iſt denn das?

— Eine Schneiderrechnung!

— Nicht möglich, lieber Mann!

— Schlange, ſtelle Dich nur ſo, als ob Du es nicht wüßteſt!

— Ich weiß auf Ehre Nichts davon!

— Kennſt Du den Schneidermeiſter Knopfloch?

— Nein!

— Lüge nicht!

— Ich kenne ihn nicht!

— Aber Herrn Thymian kennſt Du? Sprich, Falſche! Du ſchweigſt, Du wirſt verlegen, Du zitterſt? Madame Lavendel, wie kommſt Du zu Herrn Thymian? Antwort will ich haben! Wie kommen Sie zu dieſer Schneiderrechnung? Reden Sie, Madame! Sie ſchweigen? Sie fallen, ſtatt mir Rede zu ſtehen, in Ohnmacht? Nun iſt mir Alles klar! rief der wüthende Othello und — verſchlang den letzten Biſſen der Trüffelpaſtete, die auf ſeinem Teller lag.

Dann leerte er ſein Glas, wiſchte ſich den Mund ab, warf die Serviette grimmig auf den Boden und ſah nun nach, was ſeine Frau machte, die ſich auf ein in der Nähe befindliches Sopha geflüchtet hatte und dort in Thränen ſchwamm.

Lavendel hatte nun keine Ruhe mehr.

— Stehen Sie auf, Madame, wir fahren nach Hauſe! Erſparen Sie ſich Ihre Thränen; ſie nützen Ihnen doch Nichts, ſagte der wüthende Mann und riß ſie vom Sopha weg.

Fünf Minuten ſpäter wurde der Wagen ein Beichtſtuhl, in welchem die beklagenswerthe Madame Lavendel dem erzürnten Gemahle ihre Sünde geſtand. Sie bekannte ihm Alles, was ſie wußte, erhielt aber vorläufig keine Abſolution, denn der Argwöhniſche blieb feſt dabei ſtehen, daß ſie für Thymian eine Schneiderrechnung bezahlt habe. — — — — — — — — —

Erſt nach Mitternacht trafen ſich die Freunde in der Credenz.

— Nun wie ſteht's, Thymian? Haſt Du Dein Gedicht ſchon an den Mann gebracht?

— An den Mann? Nein! Aber an die Frau!

— Sie hat es angenommen?

— Das verſteht ſich! Mir iſt ein Stein vom Herzen gefallen, ich hab's überſtanden und bin nun ſo froh, ſo glücklich, ſo ſelig, daß ich Alles, was da auf dem Tiſche ſteht, entzweiſchlagen möchte!

— Laß das, Thymian, denn das koſtet Geld! Das wollen wir lieber in Champagner umſetzen!

Thymian beſtellte eine Flaſche Bouzy, entkorkte ſie, ſchenkte ein, trank (mehr als je) und war in dulci jubilo.

Myrthe, der die Schüchternheit ſeines Freundes kannte, wollte deſſen Ausſage keinen Glauben ſchenken und hielt ſeine Freude für erkünſtelt.

— Sage mir, Bruderherz, haſt Du Deiner angebeteten Lavendel wirklich das Gedicht gegeben?

— Auf Ehre und Seligkeit! Du glaubſt es wohl nicht?

— Nein, Thymian!

— Warum nicht?

— Weil ich Dir, offen geſagt, nicht ſo viel Courage zutraue.

— Unterſuche alle meine Taſchen! Findeſt Du das Gedicht, ſo kannſt Du mich einen Dummkopf, einen Eſel heißen!

Myrthe unterſuchte alle Taſchen ſeines Freundes. Endlich fühlte er auch in eine der Seitentaſchen.

— Was ſteckt denn da für ein Papier?

— Das iſt die Schneiderrechnung.

— Voyons! ſagte Myrthe, zog das Papier hervor, öffnete es, ſah hinein und fing furchtbar zu lachen an.

— Dummkopf, Eſel!

— Was ſoll das heißen? Dieſer Wiſch iſt doch nicht etwa . . . das Gedicht?

— Was denn ſonſt? Sieh her!

— Da hab' ich ihr wohl in der Uebereilung ſtatt des Gedichts die Schneiderrechnung übergeben?

— Natürlich, natürlich!

Thymian fiel vor Schreck von ſeinem Stuhle herab, riß das Tiſchtuch, ein paar Teller mit Speiſen und die champagnergefüllten Gläſer hinab und lag nun mitſammt dem Tiſchgeräthe auf der Erde, mehr todt als lebendig.

Myrthe hob ihn auf, tröſtete ihn und verſprach, morgen in aller Frühe den Irrthum gut zu machen.

Und Myrthe hielt ſein Wort. Am folgenden Tage begab er ſich zu Herrn Lavendel und entſchuldigte die Unbeſonnenheit ſeines Freundes mit ſo vieler Beſonnenheit, daß er ſowohl vom männlichen als weiblichen Lavendel Abſolution für den armen Thymian erhielt.

* * *

Dieſe einfache Geſchichte iſt authentiſch wahr, denn Herr Thymian, der jetzt als einer der ausgezeichnetſten Bühnendichter glänzt, iſt mein Freund, und Herr Myrthe . . . der bin ich ſelbſt.

NARRENALMANACH

für

1848

von

Eduard Maria Oettinger.

Sechſter Band.

Leipzig, 1848.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite
Vorwort V
Zwei Seelen und Ein Gedanke oder Zwei Leichen und kein Grab 1
Mademoiſelle Mars und ihr Hof 91

Vorwort.

Freundlichen Gruß dem freundlichen Leſer!

Der ſechſte Jahrgang des „Narrenalmanachs“ bringt ein Luſtſpiel und eine Novelle. Die Novelle iſt eine Arbeit von ſechs Wochen, das Luſtſpiel die Frucht dreier Tage, und dennoch bin ich unbeſcheiden genug, zu glauben, daß das flüchtige Ding nicht ſchlechter als manches andere iſt, das, getragen durch Claque und Cameraderie, hier und dort — Gott weiß wie ſehr! — gefallen hat.

Am 18. Mai 1846 wurde mein Luſtſpiel — gegen meinen Willen — auf dem hieſigen Stadttheater aufgeführt und — wie vorauszuſehen war — mit einer alle Beſchreibung überſteigenden Berſerkerwuth zu Grabe getragen. Nichts einfacher und natürlicher als das! Und wäre mein Stück ein vollendetes Meiſterwerk geweſen, es hätte fallen müſſen, weil es meinen Namen trug. Tags vorher hatte einer der liebenswürdigen Gaukler unſerer Bühne im Tageblatt bekannt gemacht, das Stück ſei nicht von mir, ſondern vom ſeligen Emanuel Schikaneder; am Tage der Aufführung wurde in der Zeitung der ganze Inhalt des Stücks erzählt und das Publikum geradezu aufgefordert, es auszupfeifen. Alle Sünden, die ich als Herausgeber des „Charivari“ — ich ſage es ſelbſt — in ſo reichem Maße begangen habe, ſollten durch den Fall meines Stücks gerächt werden. Jeder, dem mein Blatt einmal im Uebermuthe böſer Laune einen ſatiriſchen Naſenſtüber oder ein humoriſtiſches Kopfſtück gegeben, Jeder, dem es einmal im Vorübergehen auf den ſich breit machenden Fuß getreten, hatte ein in der Natur des Menſchen wohlbegründetes Recht, an mir und meinen „Zwei Seelen“ ſein Müthchen zu kühlen und ſeine unſchädliche Wuth auszulaſſen. Müßte ich nicht eben ſo beſchränkt wie jeder meiner Herren Feinde ſein, wenn ich Einem unter ihnen das Recht der Wiedervergeltung verdenken wollte? Rache iſt Honig, Rache ſchmeckt ſüß! Und ſo geſchah's, daß gleich nach den erſten Scenen das Ziſchen und Höhnen, das Pfeifen und Pochen losging. Und während meine guten Pappenheimer im Theater ſich, mir zu Liebe, halb todt ärgerten und Jeder von ihnen Feuer und Flammen ſpie, und während die arme Schauſpielerin, welche die Eva, wie man mir erzählt, ſo reizend geſpielt hat, über das Betragen dieſer Leute mitten in der Scene in Ohnmacht ſank, ſaß ich verſtockter Böſewicht, vergnügter als je, bei Kintſchy im Roſenthale, rauchte gemüthlich meine „Esmeralda“, trank mein mit Orangenblüthe geſchwängertes Zuckerwaſſer, ſpielte meine Partie Domino, trällerte meine Lieblingsmelodien und dachte, ſtill vergnügt, in meinem kindlich-frommen Sinn:

Welche Luſt gewährt das Pfeifen,
Wenn Einer wüthend iſt!

Und wär' ich im Theater geweſen, wer weiß, ob ich in meiner roſenfarbenen Laune nicht ehrlich mitgepfiffen hätte, um manchem dieſer Käuze zu beweiſen, daß man ein grundſchlechtes Stück ſchreiben und trotzdem in der Spitze ſeines kleinen Fingers mehr Verſtand haben kann, als ſo ein wüthender Pfeifer in all' ſeinen Gliedmaßen.

Am andern Morgen erſchien die gute, ehrliche Kritik, wälzte mein Stück in ihrem eigenen Kothe herum und ließ kein gutes Haar an ihm. Und wieder nichts natürlicher als das! Sie wußte recht gut, daß nicht alle Tage von mir ein Stück durchfällt; ſie mußte dieſe günſtige Gelegenheit beim Schopfe faſſen und mich und meine »Zwei Seelen« zu ſich in den Staub ziehen. Sie hat es redlich gethan! — Sein Stück iſt todt! rief die Kritik und feierte einen ihrer erhabenſten Triumphe.

Ich aber lebe noch und bitte um ſtille Theilnahme. Sollten einige Bühnen geneigt ſein, das Ding aufzuführen, ſo ſteht es ihnen frei, wenn ſie ſich mit den Herren Heinrich und Michaelſon, denen ich's verkauft habe, über das Honorar verſtändigen.

Anfangs wollte ich Hoffmanns Beiſpiel b folgen (ſiehe „Mademoiſelle Mars und ihr Hof", S. 138, Anmerk. 13) und mein mit ſo großem Eclat durchgefallenes Luſtſpiel ſämmtlichen Ziſchern zueignen; zum Glück aber beſann ich mich noch früh genug, daß ich einem Manne, der durch die meiſterhafte In-Scene-Setzung dieſes Stücks ſo redlich das Seinige zum glänzenden Erfolge beigetragen, eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen habe. Und aus dieſem Grunde ſei dieſes Narrenſpiel keinem Andern gewidmet, als Herrn Heinrich Marr, der, einem on dit zu Folge, noch immer Oberregiſſeur unſeres Stadttheaters iſt. Dank, tauſend Dank dem biedern Mimen, der meinem Stück einen ſo ausgezeichneten „Succès de scandale“ verſchafft hat.

Die Novelle „Mademoiſelle Mars und ihr Hof“ ſei, als Zeichen aufrichtiger Hochachtung, einem meiner liebſten Freunde, Eduard Hermsdorf, zugeeignet.

Nachſchrift.

Beide Arbeiten, Luſtſpiel und Novelle, haben vielleicht nur das einzige Gute, daß ſie durchweg Original und keine Ueberſetzung ſind. Sollte es einem Schwachkopfe Vergnügen machen, das Gegentheil behaupten zu wollen, ſo mag er's thun, zugleich aber auch, wenn ich bitten darf, die Quelle angeben, wie jener göttliche Hanswurſt, welcher behauptet hat, daß mein Stück von weiland Schikaneder iſt. Dieſen Leuten gegenüber will ich unter vier Augen geſtehen, daß „Mademoiſelle Mars und ihr Hof" nicht von mir, ſondern vom alten Hans Sachs oder — Falls ſie das nicht glauben ſollten — von Moſes Mendelsſohn oder Paul de Kock iſt.

Leipzig am 8. September 1847.

E. M. Oettinger.

Zwei Seelen und ein Gedanke

oder

Zwei Leichen und kein Grab.

(Narrenſpiel in vier Aufzügen.)

Perſonen.

Adam, erſter Liebhaber am Vaudeville-Theater.
Eva, ſeine Frau, Tänzerin bei der großen Oper.
Hector Pandoucke, Bankier in der Faubourg Saint Germain.
Andromaque, ſeine Gemahlin.
Parallelepipedon, Kammerdiener des Bankiers.
Georgine, Kammermädchen der Madame Pandoucke.
Paletot, ein Schneider.
Peau de Chagrin, ein Schuhmacher.
Pamphilius, ein Wucherer.
Deſſen Frau.
Madame Fichu, eine Putzmacherin.
Ein Gerichtsdiener.
Ein Theaterſoufleur.

Die Handlung ſpielt zu Paris, abwechſelnd in Adams und in Pandoucke's Wohnung.

Erſter Aufzug.

(Ein elegantes Zimmer mit einer Mittelthür und zwei Seitenthüren. Rechts und links ein großer, breiter Divan und vor jedem derſelben ein moderner Toilettenſpiegel. Im Hintergrunde rechts ein Schreibpult. An beiden Seiten der Thür hängt ein Rappier. In der Ecke des Divans, rechts vom Zuſchauer, ſitzt Eva in einem koketten Morgenanzuge, links auf dem Divan Adam in einem modiſchen Schlafrock. Beide leſen. Nach einer kleinen Pauſe fangen ſie gleichzeitig laut zu gähnen an.)

Erſte Scene.

Adam und Eva.

Adam. Meine reizende Eva ſcheint ſich in unſerm irdiſchen Paradieſe himmliſch-ſchön zu unterhalten. Iſt's erlaubt zu fragen, welches Buch ſo glücklich iſt, Dich ſo auffallend zu erheitern?

Eva. Aus lieber langer Weile leſe ich, heute zum erſten Male, Rouſſeau's ſchwärmeriſchen Roman »Abälard und Heloiſe«.

(ſeufzend, mit einem Blicke nach oben) Ah die Liebe! Und Du, mein angebeteter Adam, darf Deine neidenswerthe Hälfte wohl erfahren, welches Buch ſo glücklich iſt, die Wolken Deines Mißmuths zu zerſtreuen?

Adam. Aus Ueberfluß an Mangel guter Laune leſe ich heute, zum fünften Male, Balzac's »Phyſiologie der Ehe«. (noch ſtärker ſeufzend) Ah die Ehe!

Eva. Die Ehe, ſagt Rouſſeau's Heloiſe, iſt das Grab der Liebe. Wie lange, guter Adam, ſind wir nun ſchon ſo glücklich verheirathet?

Adam. Am nächſten Faſchingsdienſtag, wenn man den größten Ochſen von Frankreich durch die Straßen von Paris führt, wird's gerade ein Jahr.

Eva (gähnt). Großer Gott, wie ſchnell die Zeit verſtreicht! Mich dünkt, wir wären ſchon mehr als zwanzig Jahre vermählt! Doch nun zu etwas Luſtigerm! Wirſt Du heute Abend den Maskenball der großen Oper beſuchen?

Adam. O wie gern! Aber weißt Du denn nicht, heißgeliebter Schatten, daß es mir vor allem Andern an Geld fehlt?

Eva. Eine Ehe ohne Geld, himmliſcher Adam, iſt ein etwas langweiliges Paradies.

Adam. Herr von Balzac nennt das eine Wüſte ohne Manna.

Eva (das Buch wegwerfend). Mir aus der Seele geſprochen. Wo aber um Alles in der Welt das heißerſehnte Manna hernehmen?

Adam. Du weißt, reizender Engel, daß unſere beiderſeitigen Schulden . . .

Eva. Leider ziemlich bedeutend ſind.

Adam. Die Zahl unſerer ehrenwerthen Gläubiger wächſt von Tag zu Tag und bald wird die Maſſe derſelben zahllos wie der Sand am Meere ſein. Schon jetzt habe ich deren ſo viele, daß ich, um Ordnung in dieſe Legion zu bringen, ſie nach der Beſchaffenheit ihres Temperaments in vier Cohorten eintheile: in ſanguiniſche, choleriſche, melancholiſche und phlegmatiſche Gläubiger. Die erſte Cohorte — der ſanguiniſche Gläubiger — iſt gutmüthig, leicht gerührt, ſchnell überzeugt und wunderbar nachgiebig, leider aber nicht ganz zuverläſſig: heute verſpricht er uns Nachſicht und morgen verklagt er uns. Zu dieſer Species unerträglicher Quälgeiſter oder zweibeiniger Bremſen, wie ſie einer unſerer größten Schöngeiſter nennt, gehört vor Allem der Schneider (Tabanus sartor). (Man klopft) Ah, vermuthlich eine Gattung der vier Species!

Eva. Ich verlaſſe Dich, mein Freund, um meine Toilette zu vollenden (geht in's Nebenzimmer links vom Zuſchauer).

(Man klopft zum zweiten Male.)

Adam. Ganz beſtimmt ein Sanguiniker, weil er die Kunſt des Wartens nicht verſteht. Herein!

Zweite Scene.

Adam. Der Schneider **Paletot** (tritt ein).

Adam (ihm entgegeneilend). Ah, mein ausgezeichneter Freund, was bringen Sie mir?

Schneider. Die Rechnung vom vorvorigen Jahre, eine Kleinigkeit von 342 Francs . . .

Adam. Lieber Freund, Sie verlangen Geld?

Schneider. Nun ja, wenn Sie's nicht genirt . . .

Adam. Durchaus nicht, edler Gönner! (geht an ſein Pult.)

Schneider (leiſe vor ſich hin). Endlich!

Adam (bringt ſtatt des Geldes fünf Briefe). Sie irren, würdiger Mann, wenn Sie ſich dem Aberglauben hingeben, daß blos auf der Liſte Ihrer Gläubiger ſaumſelige Zahler ſtehen. Ach, auch ich weiß ein Lied davon zu ſingen! Hier, lieber Freund, ſind fünf Mahnbriefe. Der Eine dieſer ſaumſeligen Herren ſchuldet mir acht Louis, die ich ihm vor drei Monaten im Ecarté vorgeſchoſſen; der Andere zweihundert Francs, die ich ihm ſchon vor einem halben Jahre geliehen; der Dritte einen winzigkleinen Reſt von zwölf Carolins für eine reizend-ſchöne, geſundheitsſchokoladenfarbige Araberſtute, die ich ihm ſchon im vergangenen Jahre abgetreten; den Vierten mahne ich nun bereits zum fünften Male um ſechszehn Dukaten, die ich ihm auf ſein Ehrenwort — denken Sie ſich, auf ſein Ehrenwort! — geliehen; der fünfte Brief endlich (ſieht ſich um, ob er von Eva nicht belauſcht wird) iſt, unter dem Siegel der größten Verſchiedenheit, an eine junge, reizend-ſchöne Griſette gerichtet, die mir (höchſt leiſe) ſo lange die Ohren vollgeheult, ſie brauche einen neuen Shawl, daß mir — bei allen Göttern des Olymps! — nichts Anderes übrig geblieben war, als für 384 Francs gut zu ſagen, die ich — unglückliches Schlachtopfer meiner unverſiegbaren Gutmüthigkeit! — erſt unlängſt bezahlt habe; lauter Kleinigkeiten, wie Sie ſehen, aber wenn man alle dieſe Bagatellen zuſammenrechnet, kommt doch ein ganz hübſches Sümmchen heraus.

Schneider. Ein Sümmchen? Eine Summe! Eine reſpectable Summe!

Adam. Nun ſehen Sie, lieber Freund, wie oft man ſich blos für Andere in Noth und Sorgen ſtürzt. Aber der Faden der Geduld platzt zuletzt . . . Nicht wahr?

Schneider. Natürlich, ganz natürlich!

Adam. Heute zum erſten Male habe ich meine Freunde ernſtlich erſucht, an die Bezahlung ihrer Verbindlichkeiten zu denken, denn auch ich — mort de ma vie! — brauche mein Geld.

Schneider (ſich die Ohren kratzend). So gut als ich das meinige!

Adam. Anfangs habe ich dieſe fünf Briefe in die Stadtpoſt werfen wollen, mir aber die Sache früh genug anders überlegt. Meine Schuldner — ein Mann Ihres Witzes wird dies leicht begreifen — könnten die Ausrede gebrauchen, ſie hätten meine Mahnung nicht erhalten; aus dieſem Grunde, verehrter Freund und Gönner, habe ich mich entſchloſſen . . .

Schneider. Es zu machen, wie ich, und lieber gleich ſelbſt hinzugehen . . .

Adam. Das nicht . . .

Schneider. Was denn?

Adam. Sie zu bitten, dieſe fünf Briefe an ihre Adreſſen zu befördern . . .

Schneider (aufgebracht). Halten Sie mich für Ihren Laufburſchen?

Adam. O, ſind Sie nicht mehr als das? Sind Sie nicht mein Gönner, mein Beſchützer, mein Freund? (umarmt den Schneider).

Schneider. Weiß der Himmel, wie's kommt, daß man Ihnen nichts abſchlagen kann. Geben Sie her die Briefe!

Adam. Sie wollen ſich wirklich damit beläſtigen?

Schneider. Haben Sie's nicht ſelbſt verlangt?

Adam. Gut! Zum Dank für Ihre edlen Bemühungen will ich morgen Alles, was Sie darauf einnehmen, *brüderlich* mit Ihnen theilen.

Schneider (nimmt die Briefe). Schön, Herr Adam! Wo möglich ſollen Sie noch heute Antwort erhalten.

Adam. Noch einmal umarmt Oreſt ſeinen Pylades. Der Himmel und ſeine Heerſchaaren begleiten Sie!

Schneider. Auf Wiederſehen, Herr Adam! (geht ab.)

Dritte Scene.

Adam (allein).

So ſind dieſe ſanguiniſchen Schneider! Da trabt er fort und glaubt, daß die Briefe, die er für mich umher tragen muß, wirklich mahnenden Inhalts ſind. Du irrſt, edler Paletot! Keine von all' dieſen Perſonen iſt mir etwas ſchuldig. — Gottlob, des Einen bin ich ledig, doch ſagt mir eine innere Stimme des Herzens ... es iſt heute der Erſte ... daß dieſer Beſuch nicht der letzte ſein wird. Nur zu! Heute bin ich auf Alles, ja ſelbſt auf meinen choleriſchen Gläubiger gefaßt. Dieſe zweite Cohorte iſt ſehr zum Zorne und zum Schimpfen geneigt, wird durch Widerſpruch noch mehr aufgereizt und droht uns jeden Augenblick, einen furchtbaren Scandal zu machen. Im Ganzen aber iſt er nicht ſo grimmig, wie er ausſieht, und läßt ſich durch Ruhe und Gelaſſenheit entwaffnen. Er droht zwar beſtändig mit einer Klage, klagt aber in der That nur ſelten. Zu dieſer Race gehört vor Allem der Schuſter (Tabanus sutor). (Man klopft) Der Wolf in der Fabel! Beim Zeus, das iſt kein Anderer, als mein Schuſter ... ich erkenne ihn an ſeinem Klopfen. Muth gefaßt! Herein!

Vierte Scene.

Adam. Der Schuſter **Peau de Chagrin** (mit einer großen Rettungsmedaille im Knopfloch).

Schuſter. Guten Morgen, Herr Adam!

Adam. Guten Tag, Meiſter Peau de Chagrin! Iſt's erlaubt zu fragen, was Sie zu mir führt?

Schuſter (aufbrauſend). Herr, ich brauche Geld!

Adam (ſehr ruhig). Ich gleichfalls!

Schuſter. Meine Rechnung beträgt 110 Francs, und wenn Sie mich nicht augenblicklich bezahlen, ſo mach' ich Ihnen hier ſolch' einen Mordſcandal, daß in fünf Minuten das ganze Haus zuſammenläuft.

Adam. Thun Sie das . . . ich fürchte mich nicht. Poltern, ſchimpfen, fluchen Sie . . . Ihr Zorn wird mir vielen Spaß gewähren. Je mehr Sie ſich ereifern, deſto mehr werde ich lachen, und wenn die Zeugen, die Sie durch Ihr Schreien herbeirufen, erſchienen ſind, werde ich die Thür öffnen und ihnen ſagen: »Seht, ſo benimmt ſich einer der ruhmgekrönten Krieger von der alten Garde, einer von den tapfern Knaſterbärten, die in Aegypten bei den Pyramiden, auf den Schlachtfeldern von Wagram und Auſterlitz, auf den Eisfeldern der Bereſina, an der Seite des großen Kaiſers gekämpft, ein zehn Mal verwundeter Held, der zwei Fahnen und Gott weiß wie viel Kanonen erbeutet hat; ſo benimmt ſich ein alter Soldat und Inhaber der goldenen Rettungsmedaille, der einen Pudel und zwei Gensdarmen aus dem Waſſer gezogen hat, ſo benimmt ſich ein Mann, ein Meiſter, ein Bürger, vielleicht einſt gar ein Stadtverordneter der allezeit guten und getreuen

Stadt Paris, weil er ſich vom Zorne, der roheſten und unedelſten aller Leidenſchaften, auf einen Augenblick hinreißen läßt, ſeinen Soldatenruhm, ſeine Bürgerehre, ſeine Meiſterwürde zu vergeſſen und ſich wie der letzte ſeiner Schuſterjungen zu betragen.«

Schuſter (ganz zerknirſcht und mit weinerlicher Stimme). Herr!

Adam. Nun, edler Krieger, tapferer Vaterlandsvertheidiger, was hindert Sie in Ihrem Vorhaben? Warum poltern, warum fluchen, warum ſchimpfen Sie nicht? Warum machen Sie nicht Mordſcandal, daß die ganze Nachbarſchaft zuſammenläuft und Sie, den Helden, den Bürger, den zukünftigen Stadtverordneten, in der Glorie Ihres Zornes bewundern kann?

Schuſter (noch viel gerührter). Ach, lieber Herr, es war ja nicht ſo bös gemeint . . . ich ſpaßte ja blos. Wie mögen Sie nur glauben, daß es mir jemals einfallen könnte, Sie wegen lumpiger 110 Francs zu mahnen, Ihnen wegen dieſer Bagatelle nur ein böſes Wort zu ſagen?

Adam. Aber weshalb wären Sie denn hier?

Schuſter. Weshalb ich hier bin? (einen Augenblick nachdenkend) Warum ich hier bin? Um Ihnen, wenn Sie erlauben, Maaß zu nehmen zu neuen Stiefeln, denn ich will's Ihnen nur geſtehen, ich wünſche mir in meinem ganzen Leben keinen beſſern Kunden, als Sie, lieber Herr!

Adam. Es freut mich, daß Sie dies endlich einſehen; aber wenn Sie mir Maaß nehmen wollen, müſſen Sie heute Abend wiederkommen . . . jetzt habe ich keine Zeit dazu. In längſtens vier Wochen ſollen Sie Ihr Geld erhalten.

Schuſter. Sie beſchämen mich, ſprechen wir nicht mehr davon!

Adam. Nun denn auf Wiederſehen, Bürgerſoldat! Wenn ich einſt die Geſchichte des glorreichen Jahres 18 3 ſchreibe, ſo ſein Sie überzeugt, daß Ihr Name darin nicht fehlen ſoll. Bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie und Ihre Stiefel in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Schuſter (weinend). Der Himmel erhalte Sie! (ab.)

Fünfte Scene.

Adam (allein).

Uff! Wieder eine Schlacht geſchlagen . . . wieder einen Gläubiger beſeitigt! Aber Scherz bei Seite, der Schuſter hat mir etwas warm gemacht. Meiſter Peau de Chagrin iſt ein Flegel erſter Claſſe mit Eichenlaub! Doch ſelbſt der Gröbſte aller Grobiane hat eine Stelle, wo er ſterblich iſt. Findet man dieſe Stelle, ſo iſt es ein Kinderſpiel, den vierſchrötigſten Flegel in einen empfindſamen Galanthomme, den Tiger in einen Schöps umzuwandeln. Es giebt keinen Schuſter, der nicht ehrgeizig iſt! — Ich habe mir nun ſchon zwei Manichäer vom Halſe geſchafft . . . jetzt erwarte ich noch die dritte Species. Der **melancholiſche** Gläubiger iſt ängſtlich um ſeine Zukunft beſorgt und ſehr zu Geiz und Mißtrauen geneigt; ſeine Schwermuth verleitet ihn gar oft zur Selbſtpeinigung und zum Menſchenhaß; er malt ſich und Andern, um ſie zum Mitleid zu bewegen, die gräßlichſten Bilder vor, und ſucht Geſpenſter und Leichen da, wo keine ſind. Zu dieſer Cohorte gehört vor Allem jene Race von Biedermännern, die uns auf unmenſchlich hohe Zinſen Geld leiht: der Wucherer (Tabanus foenerator). Dieſer Gläubiger hat beſtändig Seufzer auf den

Lippen, Trauer im Herzen und Thränen in den Augen; er erzählt uns lange Jeremiaden und Odyſſeen von Unglücksfällen, die ihn unabläſſig verfolgen; fünf Mal im Jahre wird ſein armes Weib von einem Zwillingspaare entbunden; allwöchentlich ſtirbt ihm ein »armes Wurm« am Keuchhuſten oder an der Bräune; heute muß er den Doctor und morgen den Apotheker bezahlen; er klagt, winſelt, jammert und bittet uns, mit ſeinem Unglück Erbarmen zu haben. (Es klopft) Ich wette, daß dies mein Wucherer iſt. Herein!

Sechſte Scene.

Adam. Der Wucherer Pamphilius (ein noch ziemlich junger Mann mit einem Trauerflor um Arm und Hut).

Wucherer. Der unglücklichſte aller Greiſe wagt Ihnen einen guten Tag zu wünſchen . . .

Adam. Willkommen, mein biederer Pamphilius! Sie trauern? Edler Greis, um wen trauern Sie?

Wucherer (unter Schluchzen und Thränen). Um mein braves Weib!

Adam. Iſt ihr ein Unglück zugeſtoßen?

Wucherer. Die himmliſche Vorſehung hat ſie vorgeſtern am Magenkrebs zu ſich genommen (fängt zu heulen an).

Adam. Sie armer Mann!

Wucherer. Ja wohl bin ich arm, ärmer als Hiob und die ärmſte Kirchenmaus. Morgen früh ſoll mein braves Weib beerdigt werden und bis zu dieſem Augenblick habe ich noch kein Geld, um Sarg und Begräbnißkoſten zu bezahlen . . .

Adam. Vor einigen Tagen war das brave Weib ja noch ſo friſch und geſund, wie ein Fiſch im Waſſer . . .

Wucherer. Die Wege der Vorſehung ſind dunkel!

Adam. Vermuthlich liegt das an der mangelhaften Einrichtung unſerer Gasbeleuchtung . . .

Wucherer. O treiben Sie mit der Vorſehung keinen frevelhaften Scherz . . . heute roth und morgen todt!

Adam (für ſich). Seht den gottesfürchtigen Mann! Von ſeinen Lippen fließt Moral. Und doch weiß Niemand beſſer als ich, daß er ein Schurke, ein Heuchler, ein Mucker iſt! Der Teufel hole dieſe Brut! (laut) Womit, würdiger Greis, kann ich dienen?

Wucherer (ſeine Thränen trocknend). Sie würden ſich um den unglücklichſten aller Greiſe ein gottgefälliges Verdienſt erwerben, wenn Sie, gerührt von ſeiner Noth, ſich huldreich geneigt finden ließen, ihm zur Deckung der Beerdigungskoſten ſeines armen Weibes ein paar hundert Francs auf Abſchlag Ihres Wechſels vorzuſchießen.

Adam (in die Weſtentaſche greifend). Betrachten Sie dieſen Napoleon . . . er iſt der Letzte der Mohicans . . .

Entrinn' auch dieſer meinen Händen,
Ich hätte keinen zweiten zu verſenden.

Wucherer. Wie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß mir ſelbſt mit dieſer Kleinigkeit gedient wäre?

Adam. Dann, edelſter der Greiſe, würde ich keinen Augenblick Anſtand nehmen, mich von ihm loszureißen, um ſo mehr, wenn ich überzeugt wäre, daß Ihr braves Weib *wirklich* geſtorben iſt . . .

Wucherer. Bei allen Heiligen des Kalenders, mein armes Weib liegt daheim auf dem Todtenbett!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Eine ordinair gekleidete Frau (ſteckt ihrem Kopf durch die Thür).

Frau. Entſchuldigen Sie, Herr Adam, ich wollte nur ſehen, ob mein Mann noch bei Ihnen iſt. (tritt in's Zimmer) I da biſt Du ja! Iſt das artig, Pamphilius, Deine Frau unten vor der Thür ſo lange warten zu laſſen?

Adam (fängt unbändig zu lachen an). Seht da den frommen Mann! Er ſteht wie ein vom Blitz getroffener Galgen da und wagt es nicht, mich anzuſehen! (lacht noch ſtärker).

Frau. Aber, lieber Herr Adam, worüber lachen Sie denn?

Adam. Ueber die Auferſtehung vom Tode! Ha, ha, ha, eine köſtliche Poſſe!

Frau. Pfui, Herr Adam, Sie ſind ein Gottesleugner!

Adam. Aber wiſſen Sie auch, gute Frau, was Ihr Herr Gemahl iſt?

Frau. Mein Pamphilius iſt ein Ehrenmann, der von ſeinen Renten lebt.

Adam. Ein Heuchler, ein Lügner, ein Tartüffe iſt er! Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt erzähle ich Ihnen noch ganz andere Dinge von Ihrem ſaubern Herrn Gemahl!

Wucherer (zu ſeiner Frau). Komm, komm, mein braves Weib, damit Dein keuſches Ohr durch die gotteslästerlichen Redensarten dieſes jungen Böſewichts nicht entweiht wird! (ſie bei Seite ziehend)

Siehſt Du denn nicht, daß dieſer Elende betrunken iſt? Seine Atmoſphäre iſt verpeſtet! Laß uns fliehen in Gottes reine, unentweihte Luft! (zieht ſeine Frau zur Thür hinaus.)

Achte Scene.

Adam (allein).

So ſind dieſe Mucker! Wer dieſen Heuchlern von Allem, was ſie uns mit ſalbungsvollem Maule vorſchwatzen, nur ein Wort, nur eine Silbe glaubt, iſt ein ſchwergetäuſchter Narr! Von den Krokodillsthränen dieſes Menſchen gerührt, hätte ich beinah die unverantwortliche Thorheit begangen, ihm mein letztes Goldſtück in den Rachen zu werfen! Dank dem Zufall, der gerade zur rechten Zeit die brave Frau hierhergeſchickt! — Ah, da kommt auch die Meinige! Bin ich nicht trotz aller Schulden ein beneidenswerther Mann? Sieht nicht meine Eva, welche ſich vollkommen emancipirt hat, wie eine Amazone aus, die eben ihren ſtolzen Andaluſier beſteigen und im ſtrengſten Galopp, ventre à terre, von einem Pol zum andern fliegen will?

Neunte Scene.

Eva (in einem ſchwarzſeidenen, reithabitähnlichen Kleide, mit einem türkiſchen Käppchen auf dem Kopfe und einer Cigarre im Munde, tritt langſam durch die Seitenthür).

Eva (rauchend). Eh bien, Freund Adam, iſt die Audienz, die Sie Ihren Herren Gläubigern ertheilt, glücklich überſtanden?

Adam. Gott ſei Dank! Aber Teufel! welch' ein ausgeſucht feiner Cigarrengeruch kommt mir da entgegen! (mit beiden Händen den

Rauch aufſaugend) Iſt's erlaubt, zu fragen, was für eine Sorte Du rauchſt?

Eva. Regalia Nummer 1 ... das Hundert fünfzig Francs. (in die Rocktaſche greifend, eine Cigarrentaſche von Limaſtroh hervorziehend und ſie ihrem Gemahl überreichend) Iſt's gefällig, mein Herr Gemahl?

Adam. Sehr verbunden, Madame! (zieht eine Cigarre heraus, die er erſt ein wenig abbeißt und dann an der ihrigen anbrennt) Ein herrliches Gewächs! Aber ſage mir, liebes Weib, woher haſt Du dieſe theuern Cigarren?

Eva (ihm eine dicke Rauchwolke in's Geſicht blaſend). Rathe, guter Adam!

Adam. Theure Eva, wie ſoll ich errathen, wo Du ſie gekauft haſt?

Eva. Gekauft? Sie irren, mein Herr Gemahl! Dieſe Cigarren ſind ein Geſchenk meines kleinen Bankiers ...

Adam. Eines Deiner glühendſten Anbeter ...

Eva (fortrauchend). Du weißt, ich mache kein Hehl daraus ...

Adam. Siehſt Du, das iſt ſchön von Dir! Nur keine Geheimniſſe in der Ehe! Alles, was die eine Hälfte weiß, muß auch die andere wiſſen. Aufrichtigkeit über Alles! Du weißt, gute Eva, daß Madame Panckoucke, die Gemahlin Deines kleinen Bankiers ...

Eva. Eine Deiner größten Verehrerinnen iſt ... Dieu de Dieu, warum ſollte Etwas, was ganz Paris weiß, nur für mich ein Geheimniß ſein?

Adam. Die armen Eheleute erfahren derlei Neuigkeiten in der Regel ſtets zuletzt. Wenn ſchon jeder Gimpel auf dem Dache weiß, daß Der und Der oder Die und Die betrogen iſt, ſo ſchwört der betrogene Theil noch immer, daß Alles boshafte Verleumdung ſei. — Eine Aufrichtigkeit iſt der andern werth ... ich will Dir nichts verhehlen! Welch ein Unterſchied zwiſchen Herrn und Madame Pancoucke! Er, ein Muſter unerſchöpflicher Freigebigkeit, iſt verſchwenderiſch über alle Maaßen; ſie hingegen, ein Vorbild peinlicher Sparſamkeit, iſt geizig bis zum Exceß. Ach, um wie Vieles biſt Du beſſer daran als ich! Herr Pancoucke legt faſt täglich einen neuen Act ſeiner Huldigung Dir zu Füßen. Was aber hat Madame Pancoucke bis jetzt für Deinen armen Mann gethan? Mich angeſehen und geſeufzt und weiter nichts als geſeufzt!

Eva. Das iſt zum Todtlachen!

Adam. Du irrſt, gutes Kind! Das ewige Seufzen iſt im Gegentheil höchſt langweilig.

Eva. Ich, lieber Freund, habe nie geſeufzt!

Adam. Das iſt brav, ſehr brav von Dir, und darum liebe ich Dich, wie Du weißt, ſo unausſprechlich ...

Eva. Teufel, da iſt mir meine Cigarre ausgegangen ... Haſt Du Feuer?

Adam. Ah, leider iſt's auch bei mir erloſchen!

Eva. Siehſt Du, guter Adam, die Cigarre iſt ein treffendes Sinnbild der modernen Liebe: einen Augenblick glüht ſie lichterloh, dann verkohlt ſie und erliſcht; man verſucht, ſie von Neuem in's Leben zu rufen, umſonſt! ... man wirft ſie weg (ſie thut's) und ...

Adam. Steckt ſich bei Gelegenheit eine andere an. (wirft auch die ſeinige weg) Das iſt der Lauf der Welt!

(Man klopft.)

Beide. Schon wieder?

Adam. Hat ſich denn heut' alle Welt gegen mich verſchworen?

Eva. Laß ſehen, wer uns heimſucht . . . Herein!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Die Putzmacherin (übertrieben aufgeputzt).

Adam. Ich athme wieder auf . . . das iſt die Putzmacherin . . . die kommt zu meiner Frau.

Putzmacherin (verbeugt ſich kurz und raſch). Bon jour, Madame!

Eva (legt die Hand an's Käppchen, um den Gruß zu erwidern).

Putzmacherin. Es wird Ihnen bekannt ſein, Madame, weshalb ich Sie heute zum neunten Male in dieſem Jahre mit meinem Beſuche beläſtige . . . Sie ſchulden mir ſeit acht Monaten neunhundert Francs.

Adam (ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen). Neunhundert Francs!!!

Putzmacherin. Wer wundert ſich hier?

Adam. Ich, Madame, ich!

Putzmacherin. Ah, bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, daß ich Sie früher nicht bemerkt hatte! Ich habe ſo viel neue Moden und alte Rechnungen im Kopfe, daß ich häufig ſehr zerſtreut bin. Sie werden begreifen, Madame, daß ich nicht länger warten kann . . . Sie ſchweigen, Madame, warum ſchweigen Sie?

Eva. Weil ich heut' nicht aufgelegt zum Reden bin. Vor allen Dingen eine Frage: Rauchen Sie?

Putzmacherin. Madame, ich bin kein Schornſtein!

Adam (leiſe zu ſich ſelbſt). Dieſe Oberprieſterin der Mode hat den Teufel im Leibe!

Eva. Schnupfen Sie?

Putzmacherin. Wozu dieſe unnützen Fragen? Ich verlange von Ihnen weiter nichts, als meine neunhundert Francs.

Eva (kalt und vornehm). Bagatelle!

Putzmacherin. Nun gut, ſo bezahlen Sie dieſe Bagatelle.

Eva. Madame, ich habe den Schlüſſel zu meiner Schatulle verlegt . . .

Putzmacherin. Madame, das kann Jeder ſagen . . .

Adam (ſich vergnügt die Hände reibend). Da hat die gute Frau vollkommen Recht!

Putzmacherin. Angenommen aber, Madame hätte *wirklich* den Schlüſſel ihrer Schatulle verlegt, dann, Madame, iſt die Frau, die Sie vor ſich ſehen, Mann genug, um auf der Stelle einen Schloſſer zu holen. (will fort.)

Adam (ganz leiſe). Die Frau gefällt mir!

Eva (die Putzmacherin zurückhaltend). Bleiben Sie, denn ſoeben erinnere ich mich, daß ich nicht den Schlüſſel, ſondern die Schatulle verlegt habe.

Adam (für ſich). Nicht übel! Ich bin nun neugierig, was Madame dazu ſagen wird.

Putzmacherin (aufgebracht). Die Schatulle verlegt? Wiſſen Sie, Madame, daß dieſe Ausrede ganz ungewöhnlich gewöhnlich iſt? (noch heftiger) Madame, ich ſage Ihnen jetzt zum letzten Male, ich muß mein Geld haben!

Eva. Adam, ſüßer Adam! Schütze Deine Eva vor dem Zorne dieſer giftigen Klapperſchlange!

Putzmacherin (im höchſten Grade empört). Was ſagt dieſe ſündhafte Eva? Ich, Adelaide Mélanie Fichu, geborene Falblas, ich eine Klapperſchlange! Und das unterſteht ſich die letzte Tänzerin mir, der erſten Putzmacherin der Hauptſtadt der Welt, zu ſagen! Was hält mich ab . . . (wüthend auf ſie zugehend.)

Adam (dazwiſchentretend). Halt, Madame! Ich bitte Sie, nicht zu vergeſſen, daß eine Dame Ihres Standes viel zu viel Bildung hat, um ſich der Aufwallung eines unweiblichen Zornes hinzugeben. Gehen Sie in ſich, ſchöne Frau. Werfen Sie dieſe unkleidſame Miene häßlicher Leidenſchaft von ſich ab und werden Sie wieder, mir und ſich ſelbſt zu Liebe, die ſanfte Taube, der zarte Engel, der keine Fliege an der Wand, um wieviel weniger eine Dame ihres Gleichen zu beleidigen oder gar zu kränken wagt.

Eva (für ſich). Der Spitzbube! Wie er die Weiber kennt!

Putzmacherin (allmählig ganz umgewandelt). In der That, Herr Adam, Sie ſchwatzen ſo reizend, wie Paul de Kock in ſeinen Romanen. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich ſie liebe!

Adam. Wie Sie mich lieben?

Putzmacherin. Ich meine die Romane Paul de Kocks. (ſeufzend) Ah, Niemand kennt das Herz der Frauen und vor Allem die Herzen der Pariſer Putzmacherinnen ſo gründlich genau, als dieſer liebenswürdige Böſewicht. (ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchend) Sie ſehen, mein lieber Herr Adam, daß ich nun wieder ſanft, ſanft wie ein Lamm bin . . .

Adam (zärtlich ihre Hand drückend). Sanft wie ein Engel des Paradieſes!

Putzmacherin. Vergeſſen Sie, was zwiſchen mir und Ihrer Frau Gemahlin vorgefallen iſt, und bewahren Sie es als ein ewiges Geheimniß, daß Sie Adelaide Mélanie Fichu . . .

Adam (ihr in die Rede fallend). Geborene Falblas . . .

Putzmacherin. In einer Aufwallung geſehen, die ihrem Stande, ihrer Bildung, ihrem Herzen durchaus unwürdig war. (tief gerührt zu Eva) Mögen auch Sie mir verzeihen und mir noch ferner das Glück Ihrer Achtung, die Gunſt Ihrer Freundſchaft bewahren. Sie haben mich, ich habe Sie gekränkt. Wir ſind nun quitt, Madame! (zerreißt die Rechnung) Lebt wohl, meine Freunde. So rächt ſich Adelaide Mélanie Fichu, geborene Falblas, Frankreichs erſte Putzmacherin! (geht ab.)

Elfte Scene.

Adam und Eva.

Adam (nachdem er die Putzmacherin bis zur Thür begleitet hat, umkehrend). Nun, wie gefiel Ihnen dieſe Scene?

Eva. Etwas ſentimental; dies abgerechnet, ziemlich gut.

Adam. Ich für meinen Theil habe daraus eine neue Lehre gezogen: lieber *zehn* Männern, als *einer* Frau etwas ſchuldig zu bleiben. — Aber ſage mir, liebes Kind, wie war es möglich, in ſo kurzer Zeit ſo viel Geld für eitlen Putz zu verſchwenden? Heißt das nicht in den Tag hineinraſen und Dich und mich abſichtlich an den Bettelſtab bringen? Eva, ſprich, wo ſoll das hinaus?

Eva. Was kümmern Sie *meine* Schulden? Iſt es mir jemals eingefallen, mich um die *Ihrigen* zu bekümmern?

Adam. Nein, das haſt Du nie gethan . . .

Eva. Iſt's mir jemals in den Sinn gekommen, Ihnen Vorwürfe zu machen, wenn Sie einem Delicateſſenhändler vier bis fünfhundert Francs für Auſtern und Champagner ſchuldig geblieben ſind?

Adam. So lang' ich etwas ſchuldig geblieben war, haſt Du mir niemals Vorwürfe gemacht; aber als ich einmal in einer ſchwachen Stunde auf den abenteuerlichen Einfall gerieth, einen Theil dieſer Schuld bezahlen zu wollen, da tratſt Du wüthend auf mich zu und fragteſt: Menſch, was fällt Dir ein?

Eva. Und hatte ich nicht ein Recht dazu? Man muß in allen Fällen des Lebens conſequent ſein!

Adam. Alſo wenn man einmal Schulden hat, ſie unter keiner Bedingung bezahlen?

Eva. Voilà mon princip!

Adam. Ich finde dieſes Princip, ehrlich geſagt, etwas abgeſchmackt . . .

Eva (aufbrauſend). Abgeſchmackt?

Adam. Höchſt abgeſchmackt!

Eva. Vergeſſen Sie, mein Herr, mit wem Sie ſprechen? Glauben Sie, Ihre Magd vor ſich zu haben? Eine freie Frau, in der das Bewußtſein der Emancipation aufgegangen, duldet von keinem Manne, am allerwenigſten von dem ihrigen, die geringfügigſte Beleidigung. Ich rathe Euch alſo, mein Freund, Euer »Abgeſchmackt« augenblicklich zurückzunehmen . . .

Adam (ironiſch). Oder?

Eva. Mir auf der Stelle Genugthuung zu geben!

Adam. Madame, ich ſtehe zu Dienſten.

(Beide greifen nach den Rappieren.)

Eva. Man iſt nicht umſonſt beim Ballet und weiß in der großen Oper eben ſo gut ſeine Klinge zu führen, als mancher Student im Quartier latin!

Adam. Voyons!

(Beide nehmen Fechterſtellungen an und machen ein paar Gänge.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Ein Gerichtsdiener (tritt ein).

Huiſſier. Himmel! Ein Duell zwiſchen Mann und Frau? Unerhört!

Adam. Herr, miſchen Sie ſich nicht in unſere häuslichen Angelegenheiten!

Eva. Mann, ſtören Sie nicht unſern ehelichen Frieden!

Huiſſier (wirft ſich zwiſchen Beide). Ein Duell ohne Zeugen iſt nicht erlaubt. Im Namen des Geſetzes befehle ich Ihnen, dieſem unerlaubten Spaße ein Ende zu machen und zu vernehmen, was ich Ihnen mitzutheilen habe!

Adam.
Eva. Herr, wer ſind Sie?

Huiſſier. Ich bin ein Abgeſandter der Obrigkeit, beauftragt, dem p. p. Adam mitzutheilen, daß er wegen einer vom Auſternhändler Chablis eingeklagten Schuld von 586 Francs nach Ablauf von drei Tagen verhaftet werden ſoll.

Adam. Ew. Wohlgeboren ſind alſo Gerichtsdiener? Es freut mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen . . .

Huiſſier. Mich ebenfalls! Doch muß ich Sie bitten, mir für dieſe freilich nicht ſehr angenehme Botſchaft oder Inſinuation, wie wir das nennen, 18 Francs und 5 Centimes zu bezahlen, und zwar ohne Aufſchub oder ſofort, wie's in der Gerichtsſprache heißt.

Adam. Eine ſaubre Art, ſich zu inſinuiren. (greift in die Weſtentaſche) Hier, mein Herr Huiſſier, iſt ein Napoleon. Den Reſt bitte ich für Ihre freundliche Bemühung zu behalten und mir für die Zukunft Ihre Huld und Nachſicht zu ſchenken. (giebt ihm das Goldſtück) Nur eine Frage noch, mein Herr! Haben Sie Familie?

Huiſſier. Eine Frau und zwei Töchter.

Adam. Meinen Handkuß an Ihre Frau Gemahlin und herzliche Grüße an Ihre Fräulein Töchter. Wenn Letztere das Vaudeville-Theater beſuchen wollen, ſo ſtehe ich ihnen jederzeit mit Freibillets zu Dienſten.

Huiſſier. Sehr verbunden, mein Herr, ſehr verbunden! (geht ab.)

Adam (ihn bis zur Thür begleitend). Der Himmel erhalte Sie, edler Freund! (raſch umkehrend) Der Teufel hole dieſe Würgengel!

Dreizehnte Scene.

Adam und Eva.

Adam. Nun, Madame, was ſagen Sie zu dieſer neuen Beſcheerung?

Eva. Ich lache!

Adam. Sie haben gut lachen, Madame, Sie werden nicht eingeſperrt!

Eva. Wie käm' denn auch ich dazu? Haben Sie dieſe Auſtern nicht ganz allein verzehrt?

Adam. Sie, Madame, ſind an Allem Schuld; denn hätte ich vor ſechs Wochen meiner Eingebung gefolgt und dem verdammten Auſtern-Judas eine kleine Abſchlagszahlung gemacht, dann wäre er damit vollkommen zufrieden geweſen. Wer aber hat mich verführt, meinen frommen Vorſatz aufzugeben? Eva! Eva, die ſchon im Paradieſe meinen ehrenwerthen Ahnherrn und Namensvetter zum Biß in den ſauerſten aller Aepfel verführt hat. Nun ſehen Sie die Folgen davon! Ich bin ein verlorener Mann, wenn ich nicht Rath ſchaffe und zwar noch heute. Was anfangen? Wo Geld hernehmen, um vor der Hand den dringendſten meiner Gläubiger zu befriedigen? (ſinnt nach) Ich ſinne hin und her . . . mir fällt nichts ein . . . Auch Du, Eva, biſt in Gedanken vertieft . . . woran denkſt Du?

Eva. An den heutigen Maskenball.

Adam. O Weiber, Weiber! Seitdem der Teufel Euch emancipirt hat, iſt es mit Euch nicht mehr auszuhalten. Ihr ſeid taub für die Sorgen Eurer Männer und lebt nur noch einzig und allein Eurem Vergnügen . . . Ich wünſchte, ich wäre todt! — Halt, da blitzt mir ein prächtiger Einfall durch's Gehirn . . . ſoeben fällt mir mein Wucherer ein . . . ja, ja, nur ſo kann mir geholfen werden . . . (auf ſeine Frau zueilend, die noch immer in Gedanken vertieft iſt) Eine Frage, gutes Kind, haſt Du Crepp, ſchwarzen Crepp?

Eva. O ja!

Adam. Ein Königreich für zwei Ellen ſchwarzen Crepp! Hol' ihn, hol' ihn!

Eva (holt den Crepp). Hier iſt Crepp in Hülle und Fülle. Doch wozu willſt Du ihn gebrauchen?

Adam. Ich will verſuchen, mich dadurch in Flor zu bringen . . . ich will Trauer anlegen . . .

Eva (erſtaunt). Um wen?

Adam. Um Dich, mein angebetetes Weib!

Eva. Aber ich lebe ja noch . . .

Adam. Für mich allerdings, für Andere aber kannſt Du, mir zu Liebe, geſtorben ſein.

Eva. Adam, ich begreife Dich nicht!

Adam. Höre mich an! Vor einer Viertelſtunde war ein abgefeimter Wucherer bei mir. Er hatte um Hut und Arm einen ſchwarzen Trauerflor angelegt, um mir weiß zu machen, daß ſein braves Weib geſtorben ſei, um mich weich zu ſtimmen, ihm ſchon heute Geld zu bezahlen, das er erſt ſpäter von mir zu fordern hat. Auch ich will — mit Deiner Erlaubniß — dieſelbe Liſt gebrauchen, zu der Frau Deines kleinen Bankiers eilen und ihr erzählen, daß mein heißgeliebtes Leben ſoeben geſtorben iſt. Gerührt von meinem Unglück, wird ſie ſich bereit finden laſſen, eine Banknote von fünfhundert Francs als Heftpflaſter auf die klaffende Wunde meines blutenden Herzens zu legen. — Nun, Madame, was ſagen Sie zu dieſem Schwank?

Eva. Ich finde ihn ſchon etwas alt . . .

Adam. Auch Madame Panckoucke iſt nicht mehr jung und darum paßt das ganz gut. Während ich mich nun ankleide, bitte ich Dich, um meinen Hut (er holt ihn von ſeinem Pulte) einen dicken Trauerflor zu winden . . . in einem Nu bin ich wieder da! (geht in's Nebenzimmer rechts vom Zuſchauer.)

Vierzehnte Scene.

Eva (ſetzt ſich auf einen der Divans und windet den Crepp um Adams Hut).

Der Schwank iſt, wie geſagt, nicht neu, aber doch nicht übel. In den »Märchen von Tauſend nnd Einer Nacht« habe ich als Kind einen ganz ähnlichen Spaß geleſen. Aber wie mancher unſerer modernen Dichter hat eine alte Geſchichte neu aufgewärmt! So, nun iſt der Hut fertig!

Fünfzehnte Scene.

Die Vorige. Adam (in ſchwarzem Frack, ſchwarzer Weſte, ſchwarzen Beinkleidern und ſchwarzen Handſchuhen).

Adam. Da bin ich, meine heißgeliebte Todte, vom Kopf bis zu den Füßen in tiefe Trauer eingehüllt! Jetzt noch die traurige Miene eines tiefbetrübten Leichenbitters angeſchnallt (ſtülpt ſich den Hut in's Geſicht) und nun raſch an's Werk! Leb' wohl! Bald bin ich wieder bei Dir! (ab durch die Mittelthür).

Eva. Wie das wohl enden wird? (geht in die Seitenthür links.)

Verwandlung.

Offene Straße.

Sechszehnte Scene.

Adam (tritt aus einem Hauſe, rechts vom Zuſchauer. Von der linken Seite kommt ihm mitten auf der Bühne der **Souffleur** entgegen).

Souffleur (Adam aufhaltend). Wohin? Wohin?

Adam (höchſt eilig). Zum Arzt! Zum Arzt! Meine Frau gefällt mir nicht!

Souffleur. Da geh' ich mit, denn meine gefällt mir ſchon lange nicht mehr!

(Beide rennen in die linke Kuliſſe ab.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

(Vorzimmer zu den Gemächern der Madame Panckoucke.)

Erſte Scene.

Parallelepipedon (tritt, mit einem Buche in der Hand, leſend aus dem Hintergrunde hervor).

»In jedem rechtwinkeligen Dreieck iſt das Quadrat der Hypothenuſe der Summe der Quadrate beider Katheten gleich.« Das iſt der Pythagoreiſche Lehrſatz, der auch Magiſter Matheſeos oder die Ochſenfigur genannt wird, weil der Erfinder derſelben, der berühmte Philoſoph Pythagoras, den Göttern dafür ein Dankopfer von hundert Mecklenburgiſchen Ochſen dargebracht haben ſoll.

Beſagte Ochſenfigur, eine der wichtigſten Sätze der Mathematik oder Größenlehre, iſt ſeit meiner zarteſten Kindheit der Lieblingsgegenſtand meiner Mußeſtunden. Mathematik! Mathematik! Nichts in der Welt geht über Mathematik! Mathematik iſt der Inbegriff alles menſchlichen Wiſſens, Mathematik iſt die Amme der Philoſophie, Mathematik ſchärft den Verſtand und darum lieb' ich ſie mehr als mich ſelbſt! Als roſig-ſchöner Knabe von zwölf Jahren trat ich als Jockei in die Dienſte eines der ausgezeichnetſten Profeſſoren der angewandten Mathematik, der mich wegen meiner graziöſen Geſtalt die »Blüthe aller Jockei's« und wegen meiner enormen Anlagen zur Mathematik, die er in mir entdeckt, »Parallelepipedon« getauft hatte. Im Hauſe meines wackern Vaters, der — Ruhe ſeiner Aſche! — wegen nächtlichen Einbruchs auf die Galeere geſchickt worden war, hieß ich wegen angeborener Neigung zur Ehrlichkeit »Jonathan der Schwachkopf«. Jetzt heiß' ich »Parallelepipedon« und bin nach Vater Euklid, deſſen »Elemente der Mathematik« ich Tag und Nacht bei mir trage, ein Körper, der von ſechs Parallelogrammen eingeſchloſſen iſt, von denen je zwei gegenüberliegende unter ſich gleich und parallel ſind. Nur Mathematiker können mich und mein Weſen begreifen; für die übrige Menſchheit bin ich eine aus Punkten, Linien und Flächen zuſammengeſetzte Figur, ein dunkler Begriff, ein unergründliches Räthſel, ein zweibeiniges Geheimniß, ein »Mystère de Paris«!

Zweite Scene.

Georgine (kurz vorher eingetreten und auf den Zehen herangeſchlichen, klopft ihm ſtark auf die Schulter).

Parall. (fährt tieferſchreckt zuſammen). Jeſus, Maria und Joſeph!

Georgine. Ich bin's! Warum erſchrickt der Herr?

Parall. Du weißt, daß ich ſehr furchtſam, ergo leicht zu erſchrecken bin. Ich glaubte im erſten Moment, der Geiſt des ſeligen Euklid hätte mir auf die Schulter geklopft!

Georgine. Euklid? Wer iſt dieſer Monſieur?

Parall. Heiliger Pythagoras, wie kann eine Kammerzofe des neunzehnten Jahrhunderts noch ſo weit zurück ſein, daß ſie nicht weiß, wer Euklid geweſen iſt! Euklid, reizende Ignorantin, war ein griechiſcher Philoſoph, der dreihundert Jahre vor Chriſti Geburt die göttliche Mathematik gelehrt und der dankbaren Menſchheit dreizehn Elemente hinterlaſſen hat.

Georgine. Dreizehn Elemente? Ich denke, es giebt ihrer nur vier?

Parall. Zwiſchen Elementen und Elementen iſt ein eben ſo großer Unterſchied, als zwiſchen Kammermädchen und Mädchenkammer. Euklid ſagt ...

Georgine. Ach, was kümmern mich die gelehrten Heiden! Ein Pariſer Elegant iſt mir lieber, als alle ſieben Weiſen Griechenlands! Sag' mir, Jonathan . . .

Parall. (aufgebracht) So heiß' ich nicht mehr!

Georgine. Alſo ſag' mir, lieber Parallelepipedon . . .

Parall. Wie oft, meine Liebe, ſoll ich Dir ſagen, daß ich ſächlichen Geſchlechts, mithin kein *lieber* bin!

Georgine. Alſo, *liebes* Parallelepipedon, habe die Güte, mir zu ſagen, was Du im Vorzimmer der gnädigen Frau zu ſuchen haſt?

Parall. Ich bin gekommen, um mich im Auftrage des gnädigen Herrn nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen. Wie befindet ſich Madame Panckoucke?

Georgine. Ich weiß nicht, was ſeit einiger Zeit mit ihr vorgehen muß. Den ganzen lieben langen Tag ſteht ſie vor ihren Spiegeln, läßt ſich von Morgens bis Abends oft zehn Mal von mir umkleiden, bald à l'enfant und bald à la Ninon friſiren, dann betrachtet ſie, heimlich oder wenn ſie ſich nicht bemerkt glaubt, ein kleines Bild, das ſie in goldener Kapſel beſtändig auf dem Herzen trägt, und . . . ſeufzt.

Parall. Sie ſeufzt, ergo iſt ſie verliebt! Siehſt Du, liebes Kind, ſolch' kühne Schlüſſe vermag nur Der zu ziehen, welcher Mathematik verſteht. Mathematik! Mathematik! Nichts geht über Mathematik!

Georgine. Du glaubſt alſo wirklich, daß Madame verliebt iſt?

Parall. Ich glaub' es nicht, ich bin ſo feſt davon überzeugt, wie von der mathematiſchen Gewißheit des Pythagoreiſchen Lehrſatzes, daß in jedem rechtwinkeligen Dreieck . . . weißt Du, was ein rechtwinkeliges Dreieck iſt?

Georgine. Alberne Frage! Ein winzig-kleines Körnchen Mutterwitz iſt mir lieber, als Deine ganze Mathematik!

Parall. Mathematik, gutes Kind, ſchärft den Verſtand . . .

Georgine. Nun, wenn Dein Verſtand ſo geſchärft iſt, wie Du Dir einbildeſt, ſo wirſt Du mir ſagen können, in wen Madame verliebt iſt . . .

Parall. Ohne Zweifel in Den, deſſen Bild ſie auf ihrem Herzen trägt . . .

Georgine. Sehr ſcharfſinnig! Wer aber mag das ſein?

Parall. Gott, wie ſoll denn ich das wiſſen?

Georgine. Ich will Dir beweiſen, Jon... Parallelepipedon, daß ich, ohne Mathematik zu verſtehen, mehr weiß, als Du. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſchwärmt Madame Panckoucke für den jungen Schauſpieler, der ſie dann und wann beſucht . . .

Parall. Für Herrn Adam? Ah, ſchlaue Eva, welche Gründe berechtigen Dich zu dieſem Schluß?

Georgine. Erſtens beſucht die gnädige Frau das Theater nur bei ſolchen Stücken, in welchen Herr Adam beſchäftigt iſt; zweitens hängt in ihrem Boudoir ein Bild, auf dem er in einer ſeiner Glanzrollen dargeſtellt iſt; drittens hat ſie ſich ſeit Kurzem ein ganz allerliebſtes Seidenäffchen zugelegt, das ſie fortwährend ſtreichelt und »mein liebes, ſüßes Adamchen« nennt; doch damit Herr Panckoucke nicht Argwohn ſchöpfe, hat ſie ſich zu gleicher Zeit eine weiße Angorakatze angeſchafft, welche ſie weit weniger liebkoſ't und manchmal, höchſt aufgebracht, »dumme, kokette Eva« nennt. Nun, was meinſt Du dazu?

Parall. Ich meine, daß Ihr Weiber ſehr ſchlau ſeid und daß unſere gnädige Frau ganz poſitiv in keinen Andern, als in Herrn Adam verliebt iſt . . . quod erat demonstrandum!

Georgine. Ich habe mich alſo nicht geirrt?

Parall. Nein, ſag' ich Dir! Mathematik, Mathematik! Nichts geht über Mathematik!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Adam (tritt ein).

Georgine (ſchreit). Himmel!

Parall. (tief erſchreckt zuſammenfahrend). Teufel, was iſt denn los?

Georgine (leiſe). Siehſt Du denn nicht? Da iſt er ja!

Parall. Der Teufel???

Georgine. Schwachkopf, der Bewußte!

Adam (ihm auf die Schulter klopfend). Sie ſind der Diener des Hauſes?

Parall. (zuſammenfahrend und zitternd) Oui, Monsieur!

Adam. Iſt Madame Panckoucke jetzt zu ſprechen?

Parall. (wieder gefaßt) Oui, Monsieur!

Adam (barſch). Melden Sie mich!

Parall. (noch barſcher) Non, Monsieur!

Adam (auffahrend). Warum nicht?

Parall. Weil Madame Panckoucke nicht zu meinem Reſſort gehört. Wünſchen Sie, bei der gnädigen Frau angemeldet zu ſein, ſo müſſen Sie ſich an meine Freundin, Mademoiſelle Georgine, wenden.

Adam (höchſt freundlich). Schönes Kind, haben Sie die Güte, der gnädigen Frau zu ſagen, daß ich ſie zu ſprechen wünſche.

Georgine. Sogleich, Herr Adam! (für ſich) Ein höchſt galanter Herr! (links abgehend.)

Parall. (für ſich) Ein Grobian! Das Quadrat eines Flegels! (rechts ab.)

Vierte Scene.

Adam (allein).

Dieſer Schwachkopf mißfällt mir . . . er betrachtet mich mit Blicken, worin ein unverſchämter Hochmuth liegt. Aber deſto beſſer gefällt mir die kleine, nette Soubrette. Ah, Georgine (küßt ſich die Fingerſpitzen) iſt in der That ausnehmend einnehmend!

Wäre Madame Panckoucke nur halb ſo ſchön, als dieſes leichtgeſchürzte Kammerzöſchen, dann würde es mir nicht im Geringſten ſchwer werden, ihr mit allem Feuer und aller Energie, die mir zu Gebote ſtehen, nach allen Paragraphen des Code d'amour den Hof zu machen, ihr in Einem Athemzuge zehn Schmeicheleien vorzuhauchen und ihr leichtgläubiges Ohr durch hundert glühendheiße Liebesſchwüre zu bethören. O wir erſten Liebhaber verſtehen das! Aber die liebe gute Frau iſt nicht mehr jung — Madame Panckoucke hat das Cap Vierzig längſt umſchifft — und durchaus nicht reizend. Doch trotzdem werde ich nun, ganz gegen meine Ueberzeugung, der Reihe nach den trauernden Wittwer und den ſchmachtenden Liebhaber ſpielen müſſen, um ſie ganz und gar für mich einzunehmen und ſie — den zu Fleiſch gewordenen Geiz — zu bewegen, ſich heute zum erſten Mal in ihrem Leben großmüthig zu zeigen. Sie kommt . . . Muth gefaßt!

Fünfte Scene.

Adam. Andromaque.

Andromaque (auf ihn zueilend) Herzlich willkommen, mein lieber Herr Adam! Aber, Gott im Himmel, was erblicken meine Augen! Herr Adam in tiefer Trauer? Was iſt geſchehen? Reden Sie!

Adam (ſchlägt die Augen ſtumm zur Erde nieder).

Andromaque. Traurig . . . niedergebeugt . . . zerknirſcht . . . ein Bild des tiefſten Jammers? Heilige Maria Magdalena, wenn meine Ahnung mich nicht täuſcht, ſo iſt Ihnen ein großes Unglück zugeſtoßen . . . in Ihren gramumflorten Mienen leſe ich eine Todesnachricht . . . Freund, Sie haben Ihre Frau verloren?

Adam (dumpf). Errathen, Madame!

Andromaque (ſich raſch umdrehend). Gott ſei Dank! (dann wieder zu Adam gekehrt) Armer beklagenswerther Mann! Schütten Sie die ganze Fülle Ihres Grams in das theilnahmsvolle Herz Ihrer beſten Freundin, Ihrer Mut . . . o, was ſag' ich . . . Ihrer Schweſter aus. Arme, bedauernswürdige Frau! Wann iſt ſie geſtorben?

Adam. Um Mitternacht!

Andromaque. So plötzlich! Und — verzeihen Sie, wenn ich, vom tiefſten Mitleid hingeriſſen, mir die Frage erlaube: iſt Ihre Frau Gemahlin eines natürlichen Todes geſtorben?

Adam. Sie iſt einem Schlagfluß erlegen . . .

Andromaque. O, ſo hat noch kein Schlag mich gerührt! Ich begreife Ihren Schmerz und bin, wie Sie ſehen, ganz außer mir. Nur Eine Frage noch, mein Freund! Wie alt war Ihre Frau Gemahlin?

Adam. Einundzwanzig . . .

Andromaque. Alſo vier Jahre jünger als ich! Armes Kind! Geknickt in der Blüthe Deines Lebens! Grauſamer Tod!

Adam. Er hat mir das Liebſte auf Erden geraubt. Vorſehung! Vorſehung!

Andromaque. O grollen Sie nicht mit ihr! Die Wege der Vorſehung ſind dunkel . . .

Adam. Ach, Madame, denſelben Troſt hat mir heute Morgen ſchon ein Anderer gegeben . . . doch vergebens iſt hier aller

Troſt . . . das Unglück iſt einmal geſchehen . . . ich bin Wittwer! (bedeckt ſein Geſicht mit beiden Händen und fängt laut zu ſchluchzen an.)

Andromaque. Faſſen Sie ſich, armes Kind! Gebieten Sie Ihrem Schmerze . . . hemmen Sie Ihrer Thränen Lauf . . . zeigen Sie, daß Sie Mann ſind!

Adam (thut, als ob er eine Thräne trockne). Sie haben Recht, Madame . . . Faſſung ziemt dem Manne ſelbſt im größten Unglück . . . ich will nicht länger murren mit dem Schickſal und dulden, dulden . . .

Andromaque. Wie ein guter Chriſt! (ſeine Hand erfaſſend) Sehen Sie, mein Freund, ſo gefallen Sie mir. Muth, Muth! Sie ſind noch jung, blutjung, ſchön, ſchön wie Apoll! Was Ihnen das Schickſal geſtern geraubt hat, kann es Ihnen ſchon heute erſetzen. (ihn liebevoll anblickend) Adam, noch ſchlägt ein Herz für Sie, das Ihrer würdig iſt.

Adam. Himmel, was vernimmt mein Ohr? Träum' ich? Wach' ich? War's Madame Panckoucke oder ein Engel, der ſich aus des Himmels azurblauen Höhen zu mir herniederließ, um mit Einem Wort, mit Einem Blick, mit Einem Zauberſchlag all' meinen Schmerz in Freude umzuwandeln? Aber hab' ich denn auch recht gehört? O laſſen Sie nur ein Mal noch die Seraphklänge Ihres ſüßen Troſt's durch meine Seele ziehen . . .

Andromaque (in der höchſten Extaſe). Adam, Adam, ich liebe Sie! (wendet ſich ab und verdeckt ihr Geſicht.)

Adam (ſtürzt zu ihren Füßen nieder, erfaßt ihre Hand und preßt ſie ungeſtüm an ſeine Lippen). Hört es, Götter, und beneidet mich!

Sechſte Scene.

Die Vorigen. **Georgine** (ſtürzt raſch herein).

Georgine. Gnädige . . . (erſchrickt und prallt zurück.)

Adam (für ſich). Gottlob! (erhebt ſich raſch.)

Andromaque (empört). Schlange, was giebt's?

Georgine. Bitte tauſend Millionen Mal um Entſchuldigung . . . aber der Zahnarzt iſt im Vorſaale und wünſcht der gnädigen Frau . . .

Andromaque (außer ſich). Schweig, Tarantel, und ſage dem Herrn, daß ich ihn . . . heute Nachmittag erwarte.

Georgine. Bitte nochmals um Verzeihung! (ſchnell ab.)

Siebente Scene.

Andromaque. **Adam.**

Andromaque (für ſich). Dieſe naſeweiſe Dirne hat mir den ſchönſten Augenblick meines Lebens vergällt. (laut) O mein Adam, darf Andromaque die ſüße Hoffnung nähren, daß auch Du ſie lieben wirſt?

Adam. Mit allen Kräften meiner Seele! (raſch und exaltirt Nicht reiner kann Priamus für ſeine Thisbe, nicht treuer Abälard für ſeine Heloiſe, nicht feuriger Romeo für Giulietta, als Don Cäſar für ſeine Donna Diana glühen! (ſtürzt noch einmal auf die Knie.)

„Drum laß, o Königin, Dir ſagen,
Daß alle Pulſe für Dich ſchlagen,
Daß Du geliebt wirſt, wie kein Weib auf Erden,
Für dieſen Sieg will ich Dein Sclave werden!"

Andromaque. O wie ſelig macht mich das Geſtändniß Ihrer Liebe! — Aber ſtehen Sie auf, Adam, ſtehen Sie auf! Die liſtige Schlange könnte uns noch einmal überraſchen. Nun aber eine Frage noch! Wann, guter Adam, laſſen Sie Ihre liebe Frau beerdigen?

Adam. In drei Tagen.

Andromaque. Warum nicht früher?

Adam. Weil es mir . . .

Andromaque. Sie zagen . . . Sie ſtottern . . . was beunruhigt Sie?

Adam. Eine Sorge ſchwerer Art . . .

Andromaque. Adam, Sie ſpannen meine Neugier auf die Folter . . . Sie wollen die arme Frau erſt in drei Tagen begraben laſſen, weil es Ihnen . . .

Adam (beherzt). Aufrichtig geſagt, in dieſem Augenblick an Geld fehlt, um die vielfachen und nicht unbedeutenden Koſten der Beerdigung zu beſtreiten . . .

Andromaque. Wie, Adam, Sie brauchen Geld und haben ſich genirt, es mir zu ſagen? O junger Thor, wie wenig kennen Sie Andromaque's zartbeſaitetes Herz! Wie viel brauchen Sie?

Adam. Vorläufig ſechs bis achthundert Francs.

Andromaque (zieht ein kleines Portefeuille aus dem Buſen). Ich wollte eben ausfahren, um die Rechnung meiner Putzmacherin zu bezahlen. Hier, guter Adam, ſind einſtweilen tauſend Francs. (reicht ihm eine Banknote.)

Adam. Dank, tauſend Dank . . . Nun wird meine gute Eva ſchon morgen begraben . . . Jetzt aber muß ich fort . . .

Andromaque. Wohin ſo eilig?

Adam. Zum Tiſchler, um einen Sarg zu beſtellen.

Andromaque. Eh bien, auf Wiederſehen . . .

Adam. Gleich nach der Beerdigung! (läßt ihre Hand und geht ab.)

Achte Scene.

Madame Panckoucke (geht an den Tiſch und klingelt). **Georgine** (tritt ein).

Andromaque. Wenn ſich die unverſchämte Perſon noch einmal erfrecht, in Gegenwart des Herrn Adam oder eines andern Beſuches den Zahnarzt anzumelden, ſo iſt ſie augenblicklich ihres Dienſtes entlaſſen. Folge ſie mir . . . ſie ſoll mich umkleiden.

Georgine (für ſich). Ach, heute ſchon zum ſechſten Male!

(Beide ab durch die Seitenthür links.)

Verwandlung.

(Adams Zimmer. Auf einem der beiden Divans liegt ein weißſeidener Domino. Eva kommt aus der linken Seitenthür; in der rechten Hand hält ſie eine Reitgerte, in der linken ein paar Zeitungsblätter.)

Neunte Scene.

Eva (leſend).

»Eva tanzte mit Demoiſelle Athalie und Herrn Henry ein neues Pas de trois, und entfaltete, wie immer, auch geſtern eine unendliche Fülle blendender Grazie, durch die ſie Demoiſelle Athalie in dichten Schatten gedrängt und über ihre Quaſi-Nebenbuhlerin eine neue Schlacht von Wagram geſchlagen oder, ohne Metapher, ſich einen der glänzendſten Siege ertanzt hat.« Das ſagt der »Vertvert«. Laß ſehen, was der »Entreacte« ſchreibt: »In dem neuen Pas de trois, das Herr Henry mit den Damen Athalie und Eva getanzt, zeichnete ſich die Erſtere durch anmuthige Decenz und decente Anmuth vor den kecken, ungraziöſen, faſt grotesken Sprüngen der Letztern aus, die abermals eine Schlacht von Roßbach verloren und eine höchſt empfindliche Niederlage erlitten hat. Wenn Dame Eva im Paradieſe nicht ſchöner als die unſrige in der großen Oper getanzt hat, dann dauert uns der arme Adam. — Anmerkurg des Setzers.« (wirft beide Blätter auf den Divan und fängt zu lachen an) Iſt das nicht ſehr zum Lachen? Der »Entreacte« tadelt mich, weil ſein Redacteur ſterblich in mich verliebt und unglücklich iſt, weil ich keine Neigung fühle, ſeinen Seufzern hinter den Kuliſſen ein geduldig Ohr zu leihen. Der »Ververt« hat mich gelobt, doch wahrſcheinlich nur darum, um Athalie zu kränken, die er, Gott weiß warum, nicht leiden kann. So ſind die Herren Journaliſten! So halten ſie's mit der Kunſt, ſo machen ſie's mit der Politik. Sie loben und tadeln aus Laune und nicht aus Ueberzeugung, und ſchon darum mache ich mir aus dem Lobe des Einen ebenſowenig, als aus dem Tadel des Andern. (ſingt, mit der Reitgerte ſpielend)

Ja, ja, ſie müſſen allſogleich
Sich in mein Stammbuch ſchreiben,
Wo nicht, ſo kann's im Nothfall auch
Bis nach Johanni bleiben.

Aber wiſſen möcht' ich denn doch, warum mein Herr Gemahl ſo lange ausbleibt. Am Ende hat er ſich im Scherze ganz ernſtlich in die alte Pagode verliebt. Als emancipirte Frau darf ich zwar durchaus nicht eiferſüchtig ſein, denn Eiferſucht, ſagt einer unſerer weiſeſten Blauſtrümpfe, iſt eine vorſündfluthliche Leidenſchaft, durch die ſich die moderne Welt der Gefahr ausſetzt, lächerlich zu werden. Mag ſich mein guter Adam immerhin verlieben . . . ich wehr's ihm nicht . . . doch hätte ich ihm, unter uns geſagt, einen beſſern Geſchmack zugetraut. (trällert)

Sie iſt mit tauſend Reizen
So üppig parfümirt,
Um Herzen einzuheizen
Mit Anmuth ausſtaffirt;
Ich zittere und bebe
Vor ihrer Reize Schaar,
Madame iſt eine Hebe,
Mein Mann ein ... Dromedar.

Zehnte Scene.

Die Vorige. Adam.

Eva. Ah, da biſt Du! Nun, Freund Adam, iſt's erlaubt, zu fragen, wie Dein algieriſcher Feldzug ausgefallen iſt?

Adam. Ich bin zufrieden!

Eva. Haſt Du gute Beute gemacht?

Adam. Mehr als Du erwarteſt! Ich habe zwar keine Smalah von ſo und ſo viel Büffeln und Kameelen erobert, darf aber deſſenungeachtet mit meiner Razzia vollkommen zufrieden ſein. Unſer weiblicher Abd-el-Kader ſchien über die Nachricht, daß Du geſtorben ſei'ſt, äußerlich außerordentlich gerührt, obgleich er innerlich — wie Du wohl denken kannſt — darüber hocherfreut war. Im Sturme ſeiner Gefühle geruhte unſer gemeinſchaftlicher Feind, mir eine Liebeserklärung zu machen, und die Sache hätte ſehr ernſthaft werden können, wäre nicht zu rechter Zeit Abd-el-Kaders Stubenmädchen als rettender Zephir erſchienen.

Eva (ungeduldig). Und das Ende vom Liede?

Adam. Abd-el-Kader hat einſtweilen tauſend Francs herausgerückt.

Eva. Bravo! In dieſem Fall beſuche ich heute Abend den Maskenball . . . dort auf dem Divan liegt ſchon mein Domino . . .

Adam. Aber, Kind, das geht ja nicht!

Eva. Warum denn nicht?

Adam. Du biſt ja geſtorben, liebe Eva, und ſollſt Dich auf Wunſch unſerer beiderſeitigen Freundin ſchon morgen früh beerdigen laſſen . . .

Eva. Ha, ha, ha! Sie glaubt alſo wirklich, daß ich geſtorben ſei?

Adam. Natürlich, ſonſt hätte ſie ſich ſchwerlich tauſend Francs vom Herzen geriſſen.

Eva. Und woran haſt Du mich ſterben laſſen?

Adam (ironiſch). An gebrochenem Herzen.

Eva. Wie dumm! Daran ſtirbt heutzutage kein vernünftiges Weib mehr.

Adam. So dachte auch ich und habe Dich an einem gemüthlichen Schlagfluß ſterben laſſen.

Eva. Das laſſe ich mir gefallen. Aber ſiehſt Du, wär's auf mich angekommen, ich hätte ihr geſagt, ich ſei vom Pferd oder von der Vendôme-Säule herabgeſtürzt . . .

Adam. Was liegt unſerm Abd-el-Kader daran, *wie* und *woran* Du geſtorben biſt . . .

Eva. Halt, da fällt mir ein guter Gedanke ein!

Adam. Willſt Du Dich vielleicht im Ernſte von der Vendôme-Säule herabſtürzen?

Eva. Nein, dieſen Gefallen erweiſe ich Dir nicht . . . doch will ich etwas Anderes thun . . .

Adam. Und was denn?

Eva. Auch ich will einen Feldzug unternehmen . . .

Adam. Gegen wen?

Eva. Das errätheſt Du nicht? Gegen Herrn Panckoucke... ich will hin zu dem guten Manne und ihm ſagen, daß Du geſtorben ſei'ſt . . .

Adam. Ich?

Eva. Nun, kannſt Du nicht eben ſo gut geſtorben ſein?

Adam. O ja! Aber wird er Dir's auch glauben?

Eva. Das, Freund, laß meine Sorge ſein!

Adam. Der Einfall iſt nicht übel. Zwei Seelen und Ein Gedanke . . . zwei Leichen und kein Grab! Natürlich brauchſt Du Geld zu meinem Begräbniß und . . .

Eva. Zum heutigen Maskenball, denn das iſt am Ende die Hauptſache . . . das Leben iſt ſo kurz . . . ein Thor, der's nicht genießt . . .

Adam. Das ſag' auch ich und bin entſchloſſen, Dich heute Abend zu begleiten . . .

Eva. Ich eile, mich in tiefe Trauer zu hüllen . . . Gelingt es mir, wie Dir, dann theilen wir unſere Beute und . . .

Adam. Machen uns einen vergnügten Abend.

Eva (geht in's linke Seitenzimmer).

Elfte Scene.

Adam (allein).

Eine herrliche Idee! Ein köſtlicher Carnevals-Scherz! Jetzt habe ich mein braves Weib noch einmal ſo lieb! Warte, mein guter Pancoucke, auch Du gehſt in die Falle! Wie aber dann, wenn Beide erfahren, daß ſie gefoppt ſind? Du lieber Himmel, was kann uns geſchehen? Madame Pancoucke muß zum böſen Spiele gute Miene machen und ſchweigen, denn hat ſie mir nicht das Geheimniß ihres »zartbeſaiteten« Herzens geſtanden, hat ſie mir nicht gebeichtet, daß ſie mich liebt? Und Herr Pancoucke? Der iſt eine viel zu gute Haut, um ſich über ſolch' einen Spaß zu ärgern! Ein ſo reicher Mann, der meiner Frau den Hof macht, kann auch unſere Schulden bezahlen . . . ein paar tauſend Francs ſind für ihn eine Lichtſchnuppe . . . uns aber iſt damit geholfen. — Es mag alſo kommen, wie es will . . . der einmal angefangene Scherz wird zu Ende geführt . . . (es klopft) Teufel, es wird doch nicht Jemand kommen, um ſich zu überzeugen, ob meine gute Eva wirklich geſtorben iſt? (es klopft abermals) Nein, nein, den Klopfer kenn' ich . . . das iſt Herr Paletot, mein Schneider . . . Herein!

Zwölfte Scene.

Adam. Der Schneider **Paletot.**

Adam (ihm entgegeneilend). Nun, Mann Gottes, bringen Sie Geld?

Schneider. Ach nein, lieber Herr!

Adam (aufgebracht). Und warum nicht?

Schneider. Weil ich von allen Fünfen keinen Sou erhalten habe . . .

Adam. Herr, wie geht das zu?

Schneider. Sehr natürlich! Der Eine ſchlief noch . . . der Andere war ſchon ausgegangen . . . der Dritte war ſeit geſtern noch gar nicht nach Haus gekommen . . . der Vierte war ausgezogen, ohne die Adreſſe ſeiner neuen Wohnung zurückzulaſſen, und die junge Dame, der Sie den Shawl gekauft . . .

Adam (legt ihm die Hand auf den Mund). Schreien Sie nicht ſo! Die junge Dame alſo . . .

Schneider. Ließ mir durch ihre ehrwürdige Mutter ſagen, ſie wolle Ihnen ſchriftlich antworten . . .

Adam. Sehen Sie, verehrter Freund, das hat man von ſeiner Bereitwilligkeit. Der Teufel hole alle guten Freunde und die bewußte Dame obenein! Ich bin ſo aufgebracht, ſo empört, ſo wüthend, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen könnte!

Schneider. Aber, lieber Herr Adam, warum denn?

Adam. Einzig und allein Ihretwegen. Sie ſind von einem Ende der Stadt zum andern gelaufen und das Alles umſonſt. Es thut mir weh, es blutet mir das Herz, Sie auch heute ohne Geld fortſchicken zu müſſen . . . unerhört . . . unerhört!

Schneider. Faſſen Sie ſich, lieber Herr, wir müſſen nun einmal Geduld haben mit unſern Gläubigern . . . auch bin ich ja nicht gekommen, um Sie zu mahnen . . . ich wollte Ihnen blos Antwort auf Ihre fünf Briefe bringen und mir bei dieſer Gelegenheit erlauben, Ihnen meinen herzlichſten Glückwunſch abzuſtatten . . .

Adam. Glückwunſch? Wozu?

Schneider. Meine Frau arbeitet, wie Ihnen bekannt ſein wird, für Madame Pancoucke. Vor zehn Minuten war ſie dort geweſen und hat durch Madame erfahren, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin heute Nacht geſtorben iſt . . .

Adam. Leider iſt das wahr! Der Himmel hat mich ſchwer geprüft . . . dieſer Verluſt iſt unerſetzlich . . . ich bin troſtlos, wie Sie ſehen . . .

Schneider. Herr Adam, ich begreife Sie nicht . . .

Adam. Wie ſo?

Schneider. Man ſoll von den Todten nur Gutes reden, doch hab' ich mir ſagen laſſen, daß Madame bei all' ihrer Schönheit ein kleiner Teufel, ein Drache, eine Xantippe geweſen iſt . . .

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Eva (in tiefſter Trauer, das Geſicht mit ſchwarzem Schleier verhüllt, tritt haſtig auf den Schneider zu und klopft ihm auf die Schulter).

Eva (mit geiſterhafter Stimme). Elender, laß die Todten ruhen!

Schneider (furchtbar erſchreckt). Heilige Genovefa! Das iſt ihr Geiſt, ihr Geiſt, ihr Geiſt! (rennt haſtig zur Thür hinaus.)

Vierzehnte Scene.

Adam und Eva (fangen heftig zu lachen an).

Adam. Herrlich, herrlich! Dieſes Impromptu war unbezahlbar. Du haſt der armen Schneiderſeele einen Schreck eingejagt, von dem ſie ſich ſobald nicht erholen wird.

Eva. Der Flegel hat's verdient!

Adam. Allerdings, denn denke Dir nur, liebes Weib, dieſer feige Nadelheld war ſo malitiös, mir zu Deinem Tode ſeinen herzlichen Glückwunſch abzuſtatten ...

Eva. Ich hab's gehört und ihn für dieſe Flegelei gebührend beſtraft. Nun aber will ich hin zu meinem lieben, guten Bankier und ſehen, ob auch er ſo leichtgläubig und mitleidig wie ſeine theure Ehehälfte iſt ... Auf, auf nach Algier! Schach dem Beduinen!

Adam (umarmt ſie). Der Himmel und Marſchall Bugeaud begleite Dich!

Eva. Bald bring' ich Dir die Trophäen meines Sieges! (ab durch die Mittelthür.)

Adam. Ein herrliches Weib! (ab durch die Seitenthür links.)

Verwandlung.

Fünfzehnte Scene.

(Die freie Straße, wie im erſten Aufzug. In demſelben Augenblick, als Eva, tief verſchleiert, aus der Hausthür hinaustritt, reißt Adam im zweiten Stockwerk das Fenſter auf, guckt auf die Straße hinab und ruft mit lauter Stimme: Eva! Eva!)

Eva (ſieht zum Fenſter hinauf). Was giebt's?

Adam. Du haſt vergeſſen, einen Paradiesapfel mitzunehmen. (läßt langſam einen Bindfaden herab, an deſſen Ende ein Apfel befeſtigt iſt.)

Eva (lächelnd). Spitzbube, ich verſtehe. (geht ab.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

(Vorzimmer des Herrn Pancoucke.)

Erſte Scene.

Pancoucke (ſteht mit verſchränkten Armen vor einem Toilettenſpiegel, und nachdem er ſich ein Weilchen mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet hat, ruft er aus:)

Merkwürdig! Je länger ich mich betrachte, deſto mehr finde ich, daß ich Urſach' habe, mit mir vollkommen zufrieden zu ſein und meinem Schöpfer zu danken, daß er mich ſo und nicht anders erſchaffen hat. Wer ſieht mir an, daß ich geſtern vor acht Tagen meinen neunundvierzigſten Geburtstag gefeiert? Wer ſieht mir an, daß mein grauer Backenbart ſchwarz gefärbt iſt? Wer ſieht mir an, (ſich umſehend, ob ihn Niemand belauſche) daß ich eine Perrücke trage? Kein Menſch! kein Menſch! (geht vom Spiegel weg) Bei Gott, ich bin der glücklichſte Mann von ganz Paris . . . einer der reichſten Bankiers, General-Conſul der Marqueſas-Inſeln, Mitglied der Deputirtenkammer, Ritter der Ehrenlegion, Großkreuz des portugieſiſchen Chriſtusordens und Commandeur des goldenen Sporns. Herz, mein Herz, was willſt du mehr? Es koſtet mich blos ein Wort und ich wär' geadelt, baroniſirt und — wär' ich ehrgeizig — ſchon lange Mitglied der Akademie. Doch wozu? Giebt's nicht ohne mich ſchon genug Schwachköpfe, welche Grafen und Barone und nebenbei l'un des quarante ſind, wie ſie's nennen. Ich bin auch ohne dies zufrieden! Ich habe freien Zutritt in die Salons aller Miniſter und, was mir lieber iſt, Zutritt in die Kuliſſen aller Theater. Und welcher Eigenſchaft hab' ich das Alles zu verdanken? Merkwürdig! Einzig und allein meinem Gelde. Der große Montecuculi hat geſagt: zum Kriegführen gehören drei Dinge: Geld, Geld und abermals Geld. Ich aber ſage: zu einem friedlichen Leben gehören auch nur drei Dinge: Coupons, Coupons und wiederum Coupons! Aber ich ſammle dieſe Papierſchnitzel nicht für mich allein; merkwürdig, ich bin nicht ſchmutzig; ich ſammle ſie auch für Solche, die ſich keine ſammeln können. Bei Gott, ich helfe, wo ich kann, und nie weiß die Rechte, was die Linke thut. Gerade wie bei uns in den Kammern! Als Deputirter bin ich ein Mann des Volks: liberal, oppoſitionell, populär und ſteh' mit allen Journaliſten auf freundſchaftlichem Fuß. In meinem Hauſe bin ich der glücklichſte Ehemann. Ich habe ein liebes, braves Weib — wir ſehen uns oft vierzehn Tage nicht — ſie bewohnt den rechten, ich den linken Flügel — nur dann und wann laſſe ich mich nach ihrem Befinden erkundigen ... ſonſt aber bekümmere ich mich nicht um ſie und ſie bekümmert ſich nicht um mich ... Jeder von uns thut, was er will. Das Einzige, was mich betrübt, iſt, daß ich keinen Kronprinzen, keinen Thronerben, kein Kind habe. Wer aber iſt Schuld daran? Das weiß nur Gott! Eine halbe Million, wenn mir meine Frau einen Sohn geſchenkt hätte! Ich hätte ihn nicht anders als Dieudonné genannt. Auch Hector iſt ein ſchöner Name. Von Haus aus heiße ich eigentlich, nach meinem Großvater, Henoch; weil aber einer meiner Couſins, welcher Lion heißt, ſich Lionel heißen läßt, hab' ich ſein Beiſpiel befolgt und meinen Henoch in Hector umgetauft. Hector Panckoucke, du biſt der glücklichſte Menſch auf Gottes Erdboden!

. . .

Zweite Scene.

Pancoucke. Parallelepipedon (langſam eintretend).

Parall. Gnädiger Herr, eine in tiefe Trauer gehüllte Dame wünſcht Sie zu ſprechen . . .

Pancoucke. Ihr Name?

Parall. Den hat ſie mir nicht ſagen wollen . . .

Pancoucke. Vermuthlich eine verſchämte Arme, der ich helfen ſoll. Iſt ſie jung? Iſt ſie ſchön?

Parall. Ich habe ihr Geſicht nicht geſehen, weil es tief verſchleiert iſt; aber nach dem Sinus und den Tangenten ihrer Geſtalt zu ſchließen, glaube ich mit mathematiſcher Gewißheit behaupten zu können, daß ſie nicht häßlich iſt . . .

Pancoucke. Dann mag ſie kommen! Auf Ehre, ich helfe, wo ich kann!

Parall. (öffnet die Thür) Belieben Sie gefälligſt einzutreten. (geht ab.)

Dritte Scene.

Pancoucke. Eva (tritt ein und wirft den Schleier zurück).

Pancoucke (ihr hocherfreut entgegeneilend). Heilige Mutter Gottes, was verſchafft mir das Glück, Sie heute zum erſten Male in meinen vier Pfählen begrüßen zu können? Aber, Gott im Himmel, was ſeh' ich, meine ſchöne Eva! Sie trauern? Gewiß iſt das kleine Hündchen geſtorben, das ich Ihnen zu Weihnachten geſchenkt . . .

Eva. Sie irren, Herr Pandoucke. Mein Herr Gemahl iſt geſtorben!

Pandoucke (erſchreckt). Ihr Herr Gemahl? Der blutjunge Menſch, den meine liebe, gute Frau noch vor acht Tagen im Vaudeville in einer ſeiner Hauptrollen bewundert hat? Merkwürdig! Wann, meine ſchöne Eva, iſt Ihr Herr Gemahl geſtorben?

Eva. Heute Morgen zwiſchen Vier und Fünf.

Pandoucke. Zwiſchen Vier und Fünf! Bei Gott, merkwürdig! Und woran hat der liebe Gott ihn zu ſich genommen?

Eva. Der Aermſte iſt an der Schwindſucht geſtorben!

Pandoucke. An der galoppirenden ... nicht wahr? Denn er iſt ſehr raſch geſtorben ... Merkwürdig! Heute roth, morgen todt. Sterben muß ſehr unangenehm ſein ... ſein Verluſt geht Ihnen gewiß ſehr zu Herzen?

Eva (ſehr gefaßt). Sie ſehen, daß ich untröſtlich bin!

Pandoucke (für ſich). Bei Gott, das ſeh' ich nicht! (laut) Ja, meine gute Eva, Sie ſcheinen ſehr angegriffen und außerordentlich leidend zu ſein.

Eva. Ich habe kein Auge geſchloſſen ... die letzten drei Nächte hab' ich an ſeinem Lager gewacht und ihn gepflegt, gepflegt ...

Pandoucke. Ueber alle Maaßen ... das kann ich mir denken. (tief gerührt ihre Hand erfaſſend) Armes Kind! Unglückliche Wittwe! Aber tröſten Sie ſich, Madame, tröſten Sie ſich! Sie wiſſen, daß ich's von jeher mit Ihnen gut gemeint habe ... ich werde Sie auch jetzt nicht verlaſſen und Ihnen, wo ich kann, beiſtehen mit Rath und That, meine Liebe. (ihre Hand an ſeine Lippen ziehend)

O ſchlagen Sie nicht die Augen nieder! Sehen Sie mich an, Eva, (ſie plötzlich an's Kinn faſſend) ſehen Sie mich an!

Eva (ihn zärtlich anblickend).

Pancoucke. Bei Gott, das Weib iſt ſchön, ſchön wie der Tag! Eva, Eva! Ihre Augen machen mich noch ganz verrückt! Merkwürdig! Es giebt Frauen, die alle Tage ſchöner werden. Zu dieſen Frauen gehören auch Sie, Eva! Bei Gott, ich bin kein Schmeichler. Die Conſols Ihrer Schönheit, die Metalliques Ihrer Reize machen mich ſchwindlich. Laſſen Sie ſich um Ihre großen ſchwarzen Augen ein Geländer machen, damit man nicht hineinfällt. Die Liebe, ſehen Sie, gute Eva, kann auch einen Bankier poetiſch machen. (von Neuem ihre Hand erfaſſend und ſie überzärtlich anblickend) Wiſſen Sie, Eva, wie ich mir jetzt vorkomme? Ich bitte, rathen Sie!

Eva. Mein Gott, Herr Pancoucke, wie kann, wie ſoll ich das errathen?

Pancoucke. Ich komme mir in dieſem Augenblick wie Richard III. in der Scene vor, wo (lächelnd) der grauſame Böſewicht am Sarge des Königs, der eben begraben wird, ſich um die Hand der trauernden Wittwe bewirbt.

Eva. Geruhen Ew. Majeſtät nicht zu vergeſſen, daß Sie verheirathet, glücklich verheirathet ſind.

Pancoucke. Vergeſſen Sie nicht, daß nach Paragraph ſo und ſo des Code Napoléon es jedem Franzoſen freiſteht, ſich ſcheiden zu laſſen . . .

Eva. Napoleon war ein großer Mann!

Pancoucke. Merkwürdig! Das hab' auch ich geſagt. Aber je länger ich Sie betrachte in den Farben der Trauer, deſto lauter ſchlägt mein Herz, deſto größere Luſt bemächtigt ſich meiner Seele, die im Anſchauen Ihrer Schönheit ſchwelgt! (plötzlich zu ihren Füßen niederſtürzend) Eva, Eva! darf ich hoffen?

Vierte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon (tritt ein).

Parall. Gnädiger … (ſieht die Gruppe und erſchrickt.)

Panckoucke (haſtig aufſtehend). Dummkopf, wie kannſt Du Dich unterſtehen, mich gerade jetzt zu ſtören?

Parall. Gnädiger Herr, ich habe nichts geſehen … durchaus nichts geſehen … es giebt Augenblicke, wo ich blind, ſtockblind bin …

Panckoucke. Sei auch ſtumm, ſtumm wie ein Fiſch!

Parall. Blind und ſtumm und, wenn's ſein muß, auch taub.

Panckoucke. Packe Dich!

Parall. Ich habe dem gnädigen Herrn nur noch zu ſagen, daß der Friſeur ſoeben die neue Perrücke gebracht hat.

Panckoucke. Er ſoll morgen kommen. Fort, fort!

Parall. Gnädiger Herr, ich habe nichts geſehen. (geht ab.)

Fünfte Scene.

Panckoucke. Eva.

Panckoucke. Der elende Schwätzer! Er hat mich in der ſchönſten Situation meines Lebens geſtört. (zu Eva) Verzeihen

Sie, gute Eva, daß dieſer dumme Menſch mich ganz aus dem Concept gebracht. Wo ſind wir ſtehen geblieben?

Eva (mit einem Anflug von Malice). Bei der Hoffnung . . .

Panckoucke. Nun ja, Eva, darf ich hoffen, daß Sie jetzt, wo kein Band Sie bindet, minder grauſam ſein werden, als bisher?

Eva. Ich kann Ihnen jetzt keine Antwort darauf geben, Herr Panckoucke . . . die Wunde meines Herzens muß erſt verharſcht ſein. In dieſem Augenblick iſt mein Schmerz noch viel zu neu . . . ich denke jetzt an nichts Anderes, als an die Beerdigung meines armen Gemahls . . . Ach, Herr Panckoucke! (ſeufzt tief auf.)

Panckoucke. Welch ein Seufzer! So hab' ich das Ballet noch niemals ſeufzen gehört! Eva, was hat dieſer Seufzer zu bedeuten?

Eva (ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt).

Panckoucke. Sie haben ein Geheimniß auf dem Herzen . . . ich muß es wiſſen . . . was fehlt Ihnen?

Eva (tief betrübt). Geld! Geld!

Panckoucke. Zur Beerdigung Ihres Gemahls? Gott, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Sie brauchen ſich vor dem beſten Ihrer Freunde nicht im Geringſten zu geniren. (ſein Portefeuille aus der Bruſttaſche ziehend) Wie viel, meine Liebe, brauchen Sie vorläufig?

Eva. Tauſend Francs, Herr Panckoucke.

Panckoucke. Bagatelle! Nicht der Rede werth! Gott, wozu ſamm'le ich meine Coupons? Um Andern damit zu helfen, wo ich kann. — Hier, theure Freundin, ſind vorläufig zweitauſend Francs. Laſſen Sie Ihren Herrn Gemahl je eher je lieber begraben und (wieder ihre Hand erfaſſend) erlauben Sie Ihrem treueſten Verehrer, daß er Sie bald beſuchen darf. (küßt ihre Hand.)

Eva. Empfangen Sie meinen innigſten Dank …

Pancoucke. Ich bitte, reden wir nicht mehr davon …

Eva. Auf Wiederſehen, Herr Pancoucke! (geht ab.)

Pancoucke. Der liebe Gott erhalte Sie! (begleitet ſie bis zur Thüre; zurückkehrend) Ein herrliches Weib! (geht an den Tiſch, ergreift die Klingel und ſchellt heftig.)

Sechſte Scene.

Pancoucke. Parallelepipedon.

Parall. Was befehlen der gnädige Herr?

Pancoucke. Dummkopf, Tölpel, Rhinoceros! Wie kannſt Du ſo bodenlos dumm ſein, in Gegenwart einer Dame zu melden, daß der Friſeur mir eine neue Perrücke gebracht hat? Siehſt Du denn nicht ein, daß dies dumm, ſehr dumm, ſchauderhaft dumm iſt?

Parall. Gnädiger Herr, bei aller Mathematik, die mir zu Gebote ſteht, kann ich nicht begreifen …

Pancoucke. Schweig, Heupferd! Brauchen Paris, Frankreich, Europa und die Marqueſas-Inſeln zu wiſſen, daß der General-Conſul Ritter Pancoucke eine Perrücke trägt? Mathematik, ſagſt Du, ſtärke den Verſtand. Ich merke nichts davon! Merkwürdig! Du treibſt fortwährend Mathematik und wirſt von Tag zu Tage dümmer. Geh' jetzt zu Madame Pancoucke, richte von mir eine Empfehlung aus und ſag' ihr, ich ließe ſie bitten, ſie möchte ſo gut ſein, mich auf einen Augenblick zu beſuchen . . . und zwar jetzt gleich!

Parall. Schön, gnädiger Herr! (geht ab durch die Mittelthür.)

Siebente Scene.

Panckoucke (allein).

Ich bin ein ſeelenguter Mann und wünſche keinem Menſchen etwas Böſes; aber froh bin ich denn doch, daß der gute Adam geſtorben und mir nicht mehr im Wege iſt. Meine liebe Frau wird übrigens keinen kleinen Schreck bekommen, wenn ſie erfahren wird, daß ihr Liebling, deſſen Portrait ſie auf dem Herzen trägt, ſo plötzlich an der galoppirenden Schwindſucht geſtorben iſt. Sie glaubt, ich wiſſe es nicht, daß ſie in ihn vernarrt war. (ſchmunzelnd) Hector Panckoucke weiß Alles! — Damit aber meine gute Frau nicht allzuſehr erſchrickt, werde ich ihr die Hiobspoſt nicht löffel-, ſondern tropfenweiſe beibringen. Ich bin ein herzensguter Mann und ſchone, wo ich kann. Und dieſe Schonung bin ich ihr um ſo mehr ſchuldig, da die arme Frau in der letzten Zeit ſehr tiefſinnig, ſchwermüthig und melancholiſch geweſen iſt. Merkwürdig! Es giebt Augenblicke, wo ich glaube, daß es bei ihr rappelt.

Achte Scene.

Herr Panckoucke. Parallelepipedon (reißt die Flügel der Mittelthür auf). **Madame Panckoucke** (tritt ein).

Panckoucke. Bon jour, Madame Panckoucke!

Andromaque. Du haſt mich rufen laſſen, Hector.

Panckoucke (ihr einen Stuhl prä∫entirend). Um mich per∫önlich nach Deinem Wohlbefinden zu erkundigen, da wir uns ∫chon vierzehn Tage nicht ge∫ehen haben ...

Andromaque. Die Schuld lag nicht an mir, Hector.

Panckoucke. Das weiß ich, liebe Frau; aber eben ∫o wenig war es meine Schuld. Die vielen Ge∫chäfte auf der Bör∫e und in der Deputirtenkammer, die Ei∫enbahnfrage und die Geldklemme haben meine Zeit ∫o ∫ehr in An∫pruch genommen, daß ich keinen Augenblick Muße gehabt, Dir meine Aufwartung zu machen ... Wie geht's, wie ∫teht's mit Deiner Ge∫undheit?

Andromaque. Ausnehmend gut ... ich befinde mich ∫eit heute Morgen wohler als je ...

Panckoucke. Das freut mich, bei Gott, das freut mich! Ich kann Dir nun um ∫o eher eine Nachricht mittheilen, eine Nachricht, Andromaque, die Dich höch∫t unangenehm überra∫chen wird ...

Andromaque (äng∫tlich auf∫pringend). Hector, was i∫t ge∫chehen?

Panckoucke. Ich fürchte, liebes Kind, daß Du Dich zu ∫ehr er∫chrecken wir∫t ... fa∫∫e all' Deinen Muth zu∫ammen, Andromaque, und zeige Dich ∫tandhaft!

Andromaque. Gott, was i∫t denn vorgefallen?

Panckoucke. Der er∫te Men∫ch der Schöpfung, Herr Adam, ... bi∫t Du gefaßt?

Andromaque. Sprich, ich be∫chwöre Dich bei Allem, was Dir lieb und heilig ...

Panckoucke. Herr Adam i∫t an der galoppirenden Schwind∫ucht ge∫torben.

Andromaque (erſtaunt). Wer iſt geſtorben?

Pancoucke. Biſt Du taub? Herr Adam, der erſte Liebhaber am Vaudeville-Theater, iſt geſtorben.

Andromaque. Wann?

Pancoucke. Heute Morgen zwiſchen Vier und Fünf.

Andromaque. Das iſt nicht wahr, das iſt unmöglich!

Pancoucke. Warum nicht wahr? Warum nicht möglich? Wir Alle ſind ſterblich. Glaubſt Du, Adam ſei der einzige Menſch der ganzen Schöpfung, der unſterblich iſt? Ich ſage Dir, er iſt todt und wird übermorgen früh beerdigt ...

Andromaque. Wer hat Dir das geſagt?

Pancoucke. Wer mir das geſagt hat? Seine Frau!

Andromaque (fängt laut zu lachen an). Ha, ha, ha! (leiſe für ſich) Ich glaube, es rappelt bei ihm!

Pancoucke. Welch' unanſtändiges Gelächter! Madame, ſo lacht man nicht in der Faubourg Saint Germain, ſo lacht man nicht, wenn man die Ehre hat, die Gemahlin des General-Conſuls der Marqueſas-Inſeln zu ſein!

Andromaque. Verzeihung, lieber Hector, aber das, was Du mir ſoeben geſagt haſt, iſt ſo komiſch, daß man lachen muß. Sprich, kannteſt Du Adams Frau?

Pancoucke: So gut wie Dich!

Andromaque. Nun, dann wundere ich mich, daß Du nicht weißt, daß Eva geſtorben iſt ...

Pancoucke. Eva, Adams Frau? Geſtorben? (für ſich) Ich glaube, es rappelt bei ihr!

Andromaque. Du glaubſt das nicht?

Pancoucke. Der Teufel kann's glauben! (für ſich) Ich will ihr doch ein bischen auf den Zahn fühlen! (laut) Sag' mir, liebes Kind, woran ſoll Adams Frau geſtorben ſein?

Andromaque. An einem Schlagfluß.

Panckoucke. Merkwürdig! Sehr merkwürdig! Und wann ſoll ſie geſtorben ſein?

Andromaque. Geſtern um Mitternacht.

Panckoucke (fängt heftig zu lachen an). Geſtern um Mitternacht? Ha, ha, ha! (für ſich) Bei Gott, ſie iſt verrückt!

Andromaque. Welch' unanſtändiges Gelächter! Mein Herr, ſo lacht man nicht in der Faubourg Saint Germain, ſo lacht man nicht, wenn man die Ehre hat, General-Conſul der Marquesas-Inſeln zu ſein!

Panckoucke. Verzeihung, Andromaque, aber das, was Du mir ſoeben geſagt haſt, iſt ſo verrückt, daß man lachen muß!

Andromaque. Verrückt?

Panckoucke. Nun ja, wie ſoll ich mich zarter ausdrücken? Wie kann denn Adams Frau geſtern Nacht geſtorben ſein, da ſie erſt dieſen Morgen, erſt vor fünf Minuten bei mir geweſen war! Adam iſt todt!

Andromaque (für ſich). Der Menſch hat wirklich ſein bischen Verſtand verloren! (laut) Lieber Mann, wie kann Adam heut' Morgen zwiſchen Vier und Fünf geſtorben ſein, da er zwiſchen Zehn und Elf bei mir geweſen iſt? Adam lebt, Eva iſt todt!

Panckoucke. Eins von uns Beiden muß verrückt ſein!

Andromaque. Du biſt's, Hector!

Panckoucke. Ich werde augenblicklich zum Doctor ſchicken und Deinen Geſundheitszuſtand unterſuchen laſſen ...

Andromaque (für ſich). Der arme Hector! Er dauert mich!

(laut) Um Dich zu überzeugen, lieber Mann, daß Du nicht recht bei Sinnen biſt, will ich Georgine rufen und ſie in Adams Wohnung ſchicken, damit ſie ſich mit eigenen Augen überzeuge, wer von Beiden geſtorben iſt.

Panckoucke (für ſich). Ein lichter Augenblick! (laut) Siehſt Du, dieſer Gedanke iſt ganz vernünftig. (für ſich) Sie ſcheint nur temporär verrückt zu ſein.

Andromaque (ergreift die Klingel und ſchellt heftig).

Neunte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon. Später Georgine.

Parall. Die gnädige Frau geruhen zu befehlen ...

Andromaque. Georgine ſoll kommen ... Er iſt dazu nicht zu gebrauchen!

Parall. (geht ab.)

Panckoucke (für ſich). Daß Eva lebt, das ſteht feſt ... ob aber auch Adam wirklich geſtorben iſt? Ich fange an, neugierig zu werden.

Georgine (tritt ein).

Andromaque. Geh' augenblicklich zu Herrn Adam ... Du weißt ja, wo er wohnt ... und überzeuge Dich mit eigenen Augen, wer von Beiden geſtorben iſt ... er oder ſeine Frau?

Georgine. Sogleich will ich ihn. (eilt ab.)

Panckoucke. Du ſcheinſt Deiner Sache ſehr gewiß zu ſein, und trotzdem hätte ich große Luſt, mit Dir zu wetten, daß er geſtorben iſt ...

Andromaque. Und ich, daß ſie geſtorben iſt!

Pandcoucke. Wer von uns Beiden verliert, zahlt dem Andern hundert Louisd'or ...

Andromaque. Abgemacht! Sobald Georgine zurückkommt, laſſ' ich's Dir ſagen ... Bis dahin Adieu, Hector! (geht ab durch die Mittelthür).

Pandcoucke. Leb' wohl, Andromaque! (begleitet ſie bis zum Ausgang und kehrt dann wieder zurück.)

Zehnte Scene.

Pandcoucke (allein).

Bei alle dem ſcheint mir die gute Frau doch verrückt zu ſein. In ihrem Blick liegt ein gewiſſes Etwas, das mehr und mehr mich überzeugt, daß ihr Gehirn auf dem Punkte ſteht, Bankerout zu machen. Die Liebe, ach die Liebe! Schade um Andromaque! Einige Dummheiten abgerechnet, war ſie ſonſt ganz vernünftig; aber ſeitdem ſie für den ſeligen Adam geſchwärmt, hat ihr Verſtand einen ſtarken Riß bekommen. Dem Kammermädchen meiner Frau iſt übrigens auch nicht zu trauen, denn eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus. Um meiner Frau gefällig zu ſein und mich zu ärgern, iſt dieſe liſtige Katze capable, zu behaupten, daß Eva wirklich geſtorben ſei. Damit ich nun Gewißheit erhalte, wie die Sache ſteht, will ich meinen großen Mathematikus hinſchicken ... der Kerl iſt zwar dumm, ſehr dumm, doch traue ich ihm wenigſtens ſo viel Verſtand zu, um zu wiſſen, was todt und nicht todt iſt. (Klingelt.)

Elfte Scene.

Der Vorige. Parallelepipedon.

Parall. Gnädiger Herr?

Pankoucke. Weißt Du, wo der Schauſpieler Adam wohnt?

Parall. Davon ſteht nichts in meinem Euklid.

Pankoucke. Er, oder vielmehr ſie, wohnt Feydeau-Straße Nr. 45, zwei Treppen hoch. Geh' hin, richte an Madame Eva eine Empfehlung vom Ritter Pankoucke aus und überzeuge Dich bei dieſer Gelegenheit, ob ihr Gemahl wirklich geſtorben iſt. Haſt Du mich begriffen?

Parall. Eben ſo vollkommen, wie den Pythagoreiſchen Lehrſatz oder die ſogenannte Ochſenfigur.

Pankoucke. Ich wäre ſelbſt hingegangen, hätte ich nicht eine dringende Abhaltung. Ich muß fort, augenblicklich fort. (nimmt ſeinen Hut vom Spiegel.)

Parall. Gnädigſter, wohin?

Pankoucke (ſich in die Bruſt werfend). In die Kammer! (ab durch die Mittelthür.)

Parall. (leiſe) O Jammer! (folgt ihm langſam.)

Verwandlung.

Zwölfte Scene.

(Zimmer der erſten Scene. Adam, in einen ſchwarzen Domino gehüllt, kommt aus dem Nebenzimmer rechts.)

Soeben habe ich in meiner Garderobe einen ziemlich hübſchen Domino gefunden, den ich zum heutigen Ball gebrauchen und auf dieſe Weiſe Geld erſparen kann. Anfangs wollte ich eine Charaktermaske wählen und als Arlequin erſcheinen; aber da man als ſolcher in der Regel Prügel bekommt, ſo will ich das Vergnügen Andern überlaſſen und lieber als einfacher, anſpruchsloſer Domino mein Glück verſuchen. Ach! nichts geht über die kleinen Liebes-Intriguen eines großen Maskenballs! Man foppt und wird gefoppt und amüſirt ſich köſtlich. (wirft den Domino auf den Divan links) Aber wo nur meine Eva bleibt? Ich fange an beſorgt zu werden, nicht etwa aus Eiferſucht, ſondern einzig und allein, daß ihr Feldzug gegen den reichen Beduinen mißglückt iſt ... das wäre fatal ... höchſt fatal!

Dreizehnte Scene.

Adam und Eva.

Eva (triumphirend). Sieg! Sieg! Mein Beduine iſt geſchlagen!

Adam. Und die Beute?

Eva (zeigt ihm die beiden Banknoten). Zweitauſend Francs!

Adam (greift darnach). Du Spitzbübin!

Eva (zurückziehend). Halt, die gehören mir!

Adam. Falſcher Kamerad, verſprachſt Du nicht, Deine Beute mit mir zu theilen?

Eva. Allerdings, aber ſpäter ... ſpäter! Vor allen Dingen muß ich vierhundert Francs davon an Perrotin bezahlen.

Adam. Eva, was fällt Dir ein? Haſt Du nicht ſelbſt geſagt, man müſſe conſequent ſein und nie daran denken, eine Schuld zu bezahlen?

Eva. Die vierhundert Francs ſind eine Schuld, die ich vor acht Tagen im Bouillotte verloren . . . Spielſchulden muß man allerdings bezahlen . . .

Adam. Gut, daß Du das ſelbſt geſtehſt; nun kannſt Du ſo gut ſein und fünfhundert Francs an Perrotin gleich für mich mit bezahlen . . .

Eva. Das ſoll geſchehen! (ſteckt die Banknoten wieder zu ſich.)

Adam. Nun aber erzähle mir, woran ich geſtorben bin!

Eva. An der Schwindſucht, mein lieber Freund.

Adam. Auch nicht übel! Und Herr Panckoucke, hat mein Tod ihn ſehr gerührt?

Eva (mit Ironie). Ungeheuer!

Adam. Das kann ich mir denken. Wie aber benahm er ſich gegen Dich?

Eva (gähnt). Verliebt, verliebt bis zum Gähnen . . .

Adam. Ganz ſo wie ſeine Frau gegen mich . . .

Eva. Am Ende ſtürzte er zu meinen Füßen nieder . . .

Adam. Ganz ſo wie ich zu den ihrigen . . .

Eva. Geſtand mir ſeine lächerliche Liebe . . .

Adam. Ah, gerad' ſo wie ſie . . .

Eva. Und fragte mich: Eva, Eva, darf ich hoffen?

Adam. Und Du, was ſagteſt Du?

Eva. Hoffen Sie! ſagte ich.

Adam (aufgebracht). Madame!!!

Eva. Wie, mein Herr, Sie werden doch nicht ſo einfältig ſein, eiferſüchtig zu werden?

Adam. Du haſt Recht! Wie aber, wenn nun Eines von Beiden herſchickt, um ſich zu überzeugen, ob wir in der That geſtorben ſind? Was machen wir dann?

Eva. Dann werfen wir uns auf den Divan und ſtellen uns todt ... Statt des Sterbekittels hülle ich mich in meinen weißſeidenen Domino ...

Adam. Und ich, ich hülle mich dort in jenen ſchwarzen ... Es fehlen uns nur noch zwei groſſe weiſſe Tücher zum Zudecken ... dann könnten wir jeden Augenblick bereit zum Sterben ſein ...

Eva. Ich hole ſie. (geht in's linke Nebenzimmer.)

Adam. Ich aber ſtelle mich unterdeſſen an's Fenſter, um zu ſehen, ob uns Niemand überraſcht. (öffnet das Fenſter und ſieht auf die Straße hinab) Teufel, was ſeh' ich? Dort unten kommt Georgine. Die iſt allem Anſcheine nach von Madame Pankoucke abgeſchickt, um ſich zu überzeugen, ob meine Frau geſtorben iſt. (ruft) Eva! Eva! Georgine iſt nur noch fünfzig Schritte von unſerm Hauſe entfernt. Sie ſieht herauf zu mir. (ruft noch ſtärker) Eva! Eva!

Eva (bringt die beiden Decken). Was giebt's?

Adam. Sie kommt! Sie kommt!

Eva. Wer kommt?

Adam. Das Kammermädchen der Madame Pankoucke. Zieh' Dir raſch Deinen Sterbekittel an und wirf Dich dort auf den Divan. (hält ihr den weißen Domino hin.)

Eva (ſchlüpft raſch hinein und legt ſich auf den Divan links). Da liege ich, decke mich zu. Nun mag kommen, wer da will, ich bin todt.

Adam. Sanft ruhe Deine Aſche! (wirft ſchnell die Decke über ſie, ſo daß nur Eva's Füße zu ſehen ſind; es klopft) Ah, da iſt ſie ſchon! Herein!

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Georgine (tritt ein).

Georgine. Verzeihung, Herr Adam, wenn ich ſtöre …

Adam. Ein ſo ſchönes Kind, wie Mademoiſelle Georgine, ſtört niemals.

Georgine. Sehr galant, Herr Adam! Aber wiſſen Sie wohl auch, weshalb ich komme?

Adam. Nein, mein Schatz, das weiß ich nicht!

Georgine. Die gnädige Frau ſchickt mich, um ſich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und Sie fragen zu laſſen, wann Ihre Frau Gemahlin beerdigt wird?

Adam. Morgen Nachmittag zwiſchen Fünf und Sechs …

Georgine. Madame Panckoucke will Ihrer Frau Gemahlin die letzte Ehre erweiſen und die Leiche nach dem Kirchhof begleiten. (pfiffig) Falls Sie nichts dagegen haben …

Adam. Reizendes Weſen, ſagen Sie der gnädigen Frau, daß ich dieſen neuen Beweis ihrer Theilnahme ſehr zu ſchätzen weiß …

Georgine. Ihre arme Frau Gemahlin iſt alſo wirklich geſtorben?

Adam. Dort liegt das brave Weib! Wünſchen Sie ihre Leiche zu ſehen?

Georgine. Ach nein, Herr Adam, ich glaube Ihnen ohnedies. Sie armer Herr! Sie ſind wohl ſehr unglücklich über den Verluſt Ihrer Frau Gemahlin?

Adam. Ich bin untröſtlich, wie Sie ſehen.

Georgine. Sie haben Ihre Frau Gemahlin wohl recht ſehr geliebt?

Adam (für ſich). Eine verdammt kitzliche Frage! (laut) O, ich habe ſie unausſprechlich geliebt!

Georgine. Tröſten Sie ſich, Herr Adam, es giebt außer ihr noch viel ſchöne Frauen in der Welt. (verſchämt die Augen niederſchlagend.)

Adam. Das ſeh' ich, liebes Kind!

Georgine. Ein Mann, der ſo liebenswürdig iſt, wie Herr Adam, wird nicht lange Wittwer bleiben ...

Adam. Ach, Georgine, wenn jedes Feuerauge ſo gefährlich als das Ihre wäre, dann fürchte ich ſelbſt ...

Georgine (ihn anblickend). Was fürchten Sie?

Adam. Daß ich mich in ſolche Augen leicht verlieben könnte ...

Georgine. Sie ſind noch ſo jung ... Sie müſſen recht bald wieder heirathen ...

Adam. Aber wen denn, ſüßes Kind, wen?

Georgine. Das müſſen Sie wiſſen, Herr Adam. Nun aber muß ich fort, denn Madame Panckoucke wird es nicht erwarten können, zu erfahren, wann Ihre Frau Gemahlin begraben wird.

Adam (ſie zärtlich zurückhaltend). Wie, holder Engel, Sie wollen mich ſchon verlaſſen?

Georgine. Reſpekt vor der Leiche Ihrer Frau Gemahlin! Wann aber, Herr Adam, beſuchen Sie uns?

Adam. Vielleicht ſchon morgen!

Georgine (ſich verſchämt verbeugend). Herr Adam wird uns zu jeder Zeit willkommen ſein. (geht ab.)

Adam. Georgine, Sie ſind ein Engel!

Georgine (ſich umdrehend). Herr Adam, iſt das Ihr Ernſt?

Adam. Ich bin kein Schmeichler.

Deine Lippen ſind Granaten,
Deine Augen ſind Violen,
Holde Herrin, wenn ich lüge,
Soll mich gleich der Teufel holen!

(umarmt ſie und giebt ihr einen Kuß.)

Georgine. Sie ſchlimmer Herr! (geht ab.)

Fünfzehnte Scene.

Adam. Eva.

Adam. Die iſt nun expedirt!

Eva (ſpringt vom Divan auf). Höre, Adam, ich bin durchaus nicht eiferſüchtig, am allerwenigſten auf dies Geſchöpf, aber verdroſſen hat's mich denn doch, daß Du dem Ding da ſo viel Schönes geſagt und ihr ſogar einen Kuß gegeben haſt.

Adam. Wie, Madame, Sie werden doch nicht ſo thöricht ſein, eiferſüchtig zu werden?

Eva. Gott behüte, und dennoch wünſche ich, daß Sie das in Zukunft unterlaſſen. Dieſe Geſchöpfe ſind dumm genug, ſich einzubilden, allen Männern gefährlich zu werden ... man muß ſie in dieſem Irrthum nicht beſtärken.

Adam. Georgine iſt in der That ganz allerliebſt ...

Eva. Verdorbener Geſchmack, Dein Name iſt Adam!

Adam. Blaſſer Neid, Dein Name iſt Eva!

Eva. Herr, wollen Sie ſich heut' zum zweiten Male mit mir ſchlagen?

Adam. Ach, Kind, das geht nicht . . . wir ſind ja Beide todt! (man klopft.)

Eva (leiſe). Himmel, wer mag denn das ſein?

Adam. Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, ſo iſt dies der Schwachkopf von Diener, der von Herrn Pankoucke abgeſchickt wird, um ſich zu überzeugen, ob ich geſtorben bin.

Eva (guckt durch's Schlüſſelloch). Du haſt Recht, er iſt's!

Adam. Raſch meinen ſchwarzen Sterbekittel her!

(Es klopft zum zweiten Male. Eva hält die Thür zu.)

Adam (ſchlüpft raſch in den ſchwarzen Domino). Teufel, da iſt keine Zeit zu verlieren! (wirft ſich auf den Divan rechts und deckt ſich bis über die Ohren zu.)

Eva (leiſe). Biſt Du todt?

Adam. Mauſetodt!

Eva. Gott ſei Dank! (reißt raſch die Thür auf.)

Sechſzehnte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon.

Eva (ruft barſch). Wer da?

Parall. (prallt erſchreckt zurück). Gut Freund!

Eva. Wer ſind Sie?

Parall. Ich heiße Parallelepipedon und bin der Diener des Ritters von Pankoucke. (eintretend.)

Eva. Was wollen Sie?

Parall. Mich im Auftrage meines gnädigen Herrn mit eigenen Augen überzeugen, ob Ihr Herr Gemahl factiſch geſtorben ſind ...

Eva. Dort liegt die Leiche des theuern Todten ... gehen Sie hin, ziehen Sie das Leichentuch weg und überzeugen Sie ſich, daß er ganz ſchwarz geworden iſt.

Parall. Das werde ich bleiben laſſen, Madame. Ich habe ſeit meiner zarten Jugend eine heilloſe Furcht vor Todten und kann noch jetzt keine Leiche ſehen, ohne daß mir die Haut ſchaudert.

Eva. Der Anblick dieſer Leiche iſt entſetzlich!

Parall. Ihr Herr Gemahl ſind alſo wirklich geſtorben? Und vermuthlich an der Cholera, weil Sie ſagen, daß ſein werther Leichnam ganz ſchwarz geworden iſt ...

Eva (tritt auf den Divan zu und thut, als wolle ſie die Decke wegziehen). Da liegt er!

Parall. Ich bitte, laſſen Sie das ... es iſt eine Sünde, wenn man den Schlaf der Todten ſtört ... ich glaube Ihnen Alles, was Sie mir ſagen. — Ach, Madame, dieſer Todte ſtarb für Sie wohl viel zu früh? Sie ſind wohl ſehr unglücklich?

Eva (ihn anfahrend). Dummer Menſch, was berechtigt Sie, mich um Dinge zu fragen, die Sie nichts angehen?

Parall. (für ſich) Heiliger Pythagoras, dieſer Engel iſt ein kleiner Satan!

Eva. Stören Sie mich nicht länger! Gehen Sie hin zu Ihrem Herrn und ſagen Sie ihm, daß ich's — zart ausgedrückt — ſehr unverſchämt finde, wenn Jemand das, was ich ihm ſage, zu bezweifeln wagt. Mein Gemahl iſt todt, und Jeder, der's nicht glauben will, iſt ein Schwachkopf!

Parall. Einverſtanden, vollkommen einverſtanden!

Eva. Dort iſt die Thür!

Parall. Geſtatten Ihro Gnaden, mich Ihnen beſtens zu empfehlen. (geht rücklings zur Thüre hinaus.)

Siebenzehnte Scene.

Adam und Eva.

Eva. Auch der iſt nun beſeitigt!

Adam (vom Divan aufſpringend). Bravo! Braviſſimo! Du haſt mit dieſem Tölpel kurzen Proceß gemacht. Eva! Eva! Laß Dich dafür umarmen! Zwei Seelen und ein Gedanke ...

Eva. Zwei Leichen und kein Grab!

(Beide umarmen ſich.)

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Zimmer der Madame Pancoucke. Andromaque geht unruhig auf und ab.)

Andromaque. Ich laufe auf glühenden Kohlen und kann es kaum erwarten, zu erfahren, wer von Beiden geſterben iſt. Oder ſollte keines von Beiden geſtorben ſein? . . . Das wäre ſchändlich! Und doch mache ich mich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, daß Adam mich und Eva meinen Gemahl hintergangen hat!

Zweite Scene.

Andromaque. Pancoucke.

Pancoucke. Nun, iſt Georgine noch nicht zurück?

Andromaque. Ich erwarte ſie jeden Augenblick.

Pancoucke. Auch ich bin neugierig, wer von uns Beiden die Wette gewonnen hat. — Eben komm' ich aus der Kammer. Bei Berathung des Budgets habe ich der Civilliſte viermalhunderttauſend Francs geſtrichen. Louis Philipp iſt reich genug und kann mit dem, was er hat, anſtändig auskommen. Bei Berathung der Unterſtützung, welche die Kammer den Theatern bewilligen ſoll, habe ich mich weit großmüthiger gezeigt. Der großen Oper habe ich fünfzigtauſend Francs zugelegt. Warum? Weil ich, wie Fra Diavolo, die Kunſt, mehr aber noch die Künſtler liebe! Nichts in der Welt geht über ein ſchönes Ballet! Sag' mir, liebe Frau, liebſt auch Du das Ballet?

Andromaque. Nein, lieber Mann. Ich finde dieſe durchſichtigen Sylphiden mit den langen Taillen und den kurzen Röcken im höchſten Grade unſchicklich, und kann nicht begreifen, wie der Staat, wie die Polizei das erlauben darf. Wie keuſch und unſchuldig iſt dagegen das Schauſpiel, wo die Frauen lange Röcke und die Herren keine Tricots tragen.

Pancoucke. Merkwürdig! Wie kann eine vernünftige Frau in Deinen Jahren noch ſo prüde ſein!

Andromaque (gereizt). In meinen Jahren? Bin ich nicht zwanzig Jahre jünger als Du?

Panckoucke (leiſe). Wer glaubt das? (laut) Ja, liebes Kind, ich bin zwanzig Jahre älter, habe mich aber für mein Alter ganz gut conſervirt.

Andromaque. Und ich nicht?

Panckoucke. Auch Du haſt Dich prächtig conſervirt ... Gerade ſo, wie Du jetzt ausſiehſt, haſt Du ſchon vor zehn Jahren ausgeſehen ...

Andromaque (aufgebracht). Soll das eine Grobheit ſein?

Panckoucke. Im Gegentheil ... ich wollte Dir damit eine Schmeichelei ſagen ...

Andromaque (achſelzuckend). Eine Schmeichelei? Ei, dann war ſie ſehr plump!

Panckoucke. Plump? Was heißt plump? Ich bitte Sie, Madame, ſich in Ihren Ausdrücken zu mäßigen. Sie haben Ihren Mann vor ſich, und dieſer Mann iſt General-Conſul der Marqueſas-Inſeln, Mitglied der Deputirten-Kammer und Ritter der Ehrenlegion. Merkwürdig! Alles, was andere Frauen Schmeichelei nennen, nennſt Du Grobheit; was Andere zart finden, findeſt Du plump. Wiſſen Sie, liebe Andromaque, daß es Augenblicke giebt, wo Sie, ohne Ihnen zu ſchmeicheln, unausſtehlich ſind?

Andromaque (maliciös). Man iſt freilich nicht beim Ballet!

Panckoucke (für ſich). Das fehlte noch! (laut) Ah, da kommt die ſchlaue Schlange!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Georgine.

Andromaque (ihr entgegeneilend). Wer von Beiden iſt geſtorben? Rede … ſprich!

Georgine. Ach, gnädige Frau, laſſen Sie mich erſt zu Athem kommen … . ich bin gerannt …

Panckoucke. Wie eine Schnecke. — Wer alſo von Beiden iſt todt?

Georgine. Sie!

Panckoucke.
Andromaque. } Eva?

Georgine. Ja, wer denn ſonſt als Eva?

Andromaque. Nun hab' ich meine Wette gewonnen!

Panckoucke. Noch nicht! Jene Eva, welche dem armen Adam das Paradies vergällt hat, iſt freilich ſchon lange todt; die Eva aber, die ich meine, kann unmöglich geſtorben ſein … ich laſſe mir den Kopf abhauen, wenn ſie nicht lebt!

Georgine. Wie aber, gnädiger Herr, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mit dieſen meinen Augen Eva's Leiche geſehen?

Panckoucke. Hexe, Du lügſt! Du ſteckſt mit meiner Frau unter einer Decke und willſt mich prellen! Eva lebt und damit Punktum!

Andromaque. Sie iſt todt, todt … hörſt Du denn nicht, daß Georgine Eva's Leiche geſehen?

Panckoucke. Schwindel, nichts als Schwindel! Ein General-Conſul der Marqueſas-Inſeln iſt nicht ſo leicht zu betrügen. Wenn Eva geſtorben iſt, laſſe ich mich hängen!

Andromaque. Vielleicht aus Gram über den Verluſt, den das Ballet erlitten hat?

Pancoucke (für ſich). Sie ſtichelt. (laut) Ja, Madame, aus Gram ... nichts in der Welt geht über ein ſchönes Ballet! Jetzt kannſt Du gehen, Georgine ... Niemand braucht Zeuge unſerer Zärtlichkeiten zu ſein.

Georgine (verbeugt ſich und geht in's Seitenzimmer links).

Pancoucke (ſich ernſt in die Bruſt werfend). Ihre boshaften Anſpielungen auf's Ballet verbitte ich mir ein für allemal. Ich bin ein freier Mann und kann thun, was ich will. Ich, Madame, liebe das Ballet, Sie, Madame, lieben das Vaudeville; alſo ſind wir quitt, Madame.

Andromaque. Quitt? Was wollen Sie damit ſagen?

Pancoucke. Weſſen Bild hängt, von Epheu umrankt, in Ihrem Boudoir? Weſſen Bild tragen Sie heimlich in goldener Kapſel Tag und Nacht auf Ihrer Bruſt? Adams Bild!

Andromaque (verdeckt ihr Geſicht mit beiden Händen). Weh' mir!

Pancoucke. Sehen Sie, Madame, ich weiß Alles, Alles, und habe Sie deſſen ungeachtet nicht geſtört ... alſo gönnen Sie auch mir meine Freude. Chacun a son goût! Sie ſchwärmen für das Vaudeville, ich ſchwärme für das Ballet, und damit Punktum, Sela! — Teufel, ich möchte nur wiſſen, warum mein großer Mathematikus ſo lange ausbleibt! Madame, ich habe mir die Freiheit genommen, meinen Diener fortzuſchicken, damit auch er ſich überzeuge, ob Adam oder Eva geſtorben iſt. Der Schwachkopf muß bald da ſein. Dann wird ſich's entſcheiden, wer von uns Beiden die Wette verloren hat, was bei der jetzigen Geldklemme keine Kleinigkeit iſt. — Im Uebrigen, Madame, bleibe ich Ihr wohlaffectionirter Hektor! (reicht ihr die Hand zur Verſöhnung.)

Andromaque. Sie haben mich tief gekränkt!

Pancoucke. Reden wir von etwas Anderm! Wiſſen Sie, Madame, daß mir eine neue Auszeichnung bevorſteht?

Andromaque. Will man uns adeln?

Pancoucke. Narretheil! Geadelt wird heut zu Tage mancher Lump. Die Auszeichnung, die mir zu Theil werden ſoll, iſt ſchönerer Art. In meiner Vaterſtadt Colmar hat ſich ſeit Kurzem ein Anti-Thierquälerverein gebildet und dieſer Verein — vorläufig bleibt es unter uns — will mich mit aller Gewalt zum Protector erwählen. Nun, was ſagen Sie dazu?

Andromaque. Sie ſind ein glücklicher Mann!

Pancoucke. Ja, bei Gott, das bin ich! (küßt ihr die Hand.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon.

Pancoucke. Schwachkopf, wo biſt Du ſo lange geblieben?

Parall. Gnädiger Herr, die Natur hat mich mit ſo kurzen Beinen begabt, daß ich nicht laufen kann, wie ein Reh.

Pancoucke. Faſſe Dich kurz und erzähle!

Parall. (ganz erſtaunt) Was ſoll ich erzählen?

Pancoucke. Dummkopf, weshalb hab' ich Dich fortgeſchickt?

Parall. Warum Sie mich fortgeſchickt? Sie haben mich ja gar nicht fortgeſchickt …

Pancoucke. Geduld, verlaſſe mich nicht! Tölpel, habe ich Dich nicht zu Madame Eva geſchickt, um Dich zu überzeugen …

Parall. Ob Herr Adam geſtorben iſt? Ja, das haben Sie freilich gethan …

Pandoucke. Und biſt Du dort geweſen?

Parall. Natürlich! Eben komme ich von dort zurück …

Pandoucke. Wer von Beiden alſo iſt geſtorben? Adam oder Eva?

Parall. Er!

Pandoucke (zu ſeiner Frau). Na, da hörſt Du's!

Andromaque. Elender, Du lügſt! Kurz vor Dir iſt Georgine dort geweſen und hat mir die Nachricht gebracht, daß ſie, ſie geſtorben iſt …

Parall. (erſtaunt) Georgine iſt geſtorben?

Andromaque. Pinſel, ich meine Eva!

Parall. Sie irren, Gnädigſte. Noch vor zehn Minuten hab' ich mich mit ihr höchſt freundſchaftlich unterhalten. Sie iſt eine liebe, gute, charmante Frau … zwar etwas heftig und auffahrend, aber ſchön, ſehr ſchön …

Andromaque. Dummkopf, hat Dich Jemand darum gefragt?

Parall. Nein, gnädige Frau das war blos meine Meinung. Aber Herr Adam iſt todt … darauf können Sie ſich verlaſſen; denn ich habe mit meinen eigenen Augen ſeinen kohlſchwarzen Leichnam geſehen.

Pandoucke (zu ſeiner Frau). Nun, liebe Frau, glaubſt Du's nun?

Andromaque (Allzeit). Wir wollen jetzt Beide confrontiren.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Georgine.

Andromaque. Georgine, ſag' es Herrn Panckoucke noch ein Mal, ob Du Adam oder Eva als Leiche geſehen ...

Georgine. Eva!

Parall. Das iſt nicht wahr, gnädige Frau!

Panckoucke. Parallelepipedon, wiederhole es der gnädigen Frau noch ein Mal, ob der ſchwarze Leichnam, den Du mit eigenen Augen geſehen haſt, Eva oder Adam geweſen ...

Parall. Adam, kein Anderer als Adam!

Georgine. Gnädiger Herr, er lügt!

Parall. (auf ſie zufahrend) Nein, Du lügſt! Ich will meine Mathematik an den Nagel hängen, wenn Herr Adam nicht geſtorben iſt!

Georgine. Und ich, ich will ewig ledig bleiben, wenn Frau Eva noch am Leben iſt!

Alle Drei. Das iſt zum Verzweifeln!

Georgine. Dieſer da (auf Parall. zeigend) iſt ein leichtgläubiger Narr, der Alles glaubt ... aber was ich mit *meinen* Augen ſehe, daß iſt keine Täuſchung!

Parall. Dieſe da iſt die perſonificirte Lüge ... was ich ſage, iſt Wahrheit, unumſtößliche Wahrheit, mathematiſche Gewißheit!

Panckoucke (zu ſeiner Frau). Beide bleiben ſo hartnäckig bei ihrer Behauptung, daß mir nichts Anderes übrig bleibt, als mich perſönlich zu überzeugen, wer von uns Beiden getäuſcht iſt.

Andromaque. Auch ich will mit eigenen Augen ſehen und Dich begleiten.

Pankoucke (ihr ſeinen Arm reichend). Ich ſteh' zu Dienſten.

Andromaque. Begleiten Sie mich auf einen Augenblick in meine Garderobe. Georgine, folge mir! (häkelt ſich in den Arm ihres Gatten und führt ihn durch die Seitenthür links.)

Georgine (folgt ihnen bis zur Thür, dann kehrt ſie raſch um, läuft auf Parallelepipedon zu und raunt ihm halblaut in's Ohr). Dummheit, Dein Name iſt Parallelepipedon! (rennt eilig ab.)

Sechſte Scene.

Parallelepipedon (allein).

Dieſe naſeweiſe Perſon glaubt das klügſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden zu ſein, und iſt dennoch dumm, ſehr dumm, denn die Grundſätze der Mathematik ſind für ſie böhmiſche Dörfer; ſie hat nicht den geringſten Begriff vom Werthe und Nutzen dieſer edlen Wiſſenſchaft. Mathematik, Mathematik! Nichts geht über Mathematik! (zieht ein Buch aus der Taſche) Mit Hilfe Euklids und meines haarſcharfen Verſtandes will ich nun herauszubringen ſuchen, welchen Platz dieſe Georgine nach den zehn Forderungen der Mathematik im Bereiche unbekannter Größen einnimmt, ob ſie Kreis oder Halbkreis, Dreieck oder Viereck, ebene oder krumme Fläche iſt. (geht leſend ab.)

Verwandlung.

Siebente Scene.

(Zimmer der erſten Scene des erſten Aufzuges. Adam, in ſeinen ſchwarzen Domino gehüllt, kommt aus der rechten, Eva im weißen Domino aus der linken Thür.)

Adam. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mich noch keineswegs ſicher fühle . . . jeden Augenblick erwarte ich einen neuen Ueberfall . . . Geht's Dir eben ſo?

Eva. Ich laufe fortwährend in meinem Sterbekittel herum, damit, Falls uns Jemand überraſcht, ich mich gleich in der Lage befinde, meine Todtenrolle fortzuſpielen.

Adam. Und ich, ich ſtehe beſtändig am Fenſter, um das Schlachtfeld zu beobachten. Für den nächſten Augenblick, glaube ich, haben wir nichts zu befürchten. — Heute Abend alſo beſuchen wir den Maskenball . . . wir ſind nun wieder bei Kaſſe und . . .

Eva. Wollen uns wie die Götter im Olymp amüſiren!

Adam. Wie die Götter im Olymp? Das riecht nach langer Weile. — Aber ſage mir, warum biſt Du plötzlich ſo ernſt geworden?

Eva. Ich überlege ſoeben eine Frage von der höchſten Wichtigkeit . . .

Adam. Darf ich ſie wiſſen?

Eva. Ob es für eine Dame meines Ranges ſchicklich oder unſchicklich ſei . . .

Adam. Ah, eine Frage der Moral . . . ich bitte Dich, vollende . . .

Eva. Ob es paſſend oder unpaſſend für mich ſei, auf dem Maskenball die Polka zu tanzen . . .

Adam. Weiter nichts? Ich dachte etwas ganz Anderes. Aber halt, ich will nun wieder an meinen Poſten gehen. (ſtellt ſich an's Fenſter.)

Eva. Die Polka, glaub' ich, iſt kein Verbrechen. Die Aermſte, von prüden Seelen verdammt und verläſtert, kann wie Schottlands Maria von ſich ſagen: »Ich bin beſſer als mein Ruf«. Wenn alle Welt polkt, warum ſoll nur ich allein nicht polken?

Adam. Himmel, der Feind rückt heran!

Eva. Pancoucke oder ſeine Frau?

Adam. Keines von Beiden.

Eva. Wer denn ſonſt?

Adam. Mein polternder Herr Schuſter. Um einem neuen Skandale aus dem Wege zu gehen, iſt's von meiner Seite das Allervernünftigſte, wieder zu ſterben.

Eva. Des Spaßes halber ſterbe ich mit.

Adam. Wie Dir's gefällt! (hüllt ſich dicht in ſeinen Domino) Ich ſage wie Cardinal Dubois: »Beati sunt qui *in Domino* moriuntur«. Auch ich ſterbe im Domino. Und dies (auf den Divan rechts zeigend) iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin. (wirft ſich raſch darauf hin und deckt ſich mit dem Ueberthuche zu.)

Eva. Und hier der Hügel, auf dem meine Aſche ruhen ſoll. (legt ſich auf den linken Divan.)

Adam (ganz leiſe). Nun, Eva, biſt Du todt?

Eva. Ganz und gar!

Adam. Ich auch! Nun mag kommen, wer da will. (man klopft; er ſteckt den Kopf aus der Decke hervor und ruft) Herein! Teufel, da hab' ich mich verſchnappt! (kriecht raſch wieder unter die Decke.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Der Schuſter **Peau de Chagrin** (mit einem Regenſchirm in der Hand, tritt ein und ſieht ſich um).

Schuſter. Iſt denn Niemand da? Hm, war mir's doch, als hätte eine Stimme ganz deutlich »Herein!« gerufen. Und doch iſt hier kein Menſch zu ſehen und Alles um mich her ſo ſtill wie auf einem Kirchhof. Jeſus, was iſt denn das? Rechts eine weiße und links eine ſchwarze Geſtalt! Die Herrſchaften ſcheinen zu ſchlafen. Ich will ſie wecken. (nähert ſich dem Divan, auf welchem Adam liegt und rüttelt den Schläfer.)

Adam (rührt ſich nicht).

Schuſter. Herr Adam hat einen geſunden Schlaf. Vielleicht iſt Madame leichter zu erwecken. (ſtellt ſeinen Regenſchirm an Adam, geht auf den andern Divan zu und rüttelt Eva.)

Eva (bleibt unbeweglich).

Schuſter. Auch ſie giebt kein Lebenszeichen von ſich . . . Sollten denn Beide geſtorben ſein? (nähert ſich ganz leiſe Adams Divan und ſchreit ihm mit ungeheurer Kraft in's Ohr) Herr Adam!!!

Adam (rührt ſich nicht).

Schuſter. Er iſt todt! . . . . Ob auch ſeine Frau geſtorben iſt? Natürlich, ſonſt müßte ſie dieſen Schrei gehört haben . . . Am Ende ſind Beide auf dieſem Zimmer ermordet worden . . . Mir wird mit *einem* Male ganz unheimlich zu Muthe . . . wie leicht könnte ich hier erwiſcht und als Mörder dieſer jungen Leute arretirt werden! Ich habe ein reines Gewiſſen und bin durchaus nicht furchtſam, aber dennoch will ich mich eilig aus dem Staube machen, denn je länger ich hier bleibe, deſto ängſtlicher wird mir zu Muthe, weil's hier, (ſchnuppert um ſich her) beim heiligen Criſpin! nach Leichen riecht. (geht ängſtlich leiſe ab.)

Neunte Scene.

Adam und **Eva.**

Eva. Iſt er fort?

Adam. Gottlob! (ſpringt auf, wirft dabei den Regenſchirm um und erſchrickt) Teufel, der Kerl hat ſeinen Regenſchirm vergeſſen!

Eva. Haſt Du gehört, wie der Haſenfuß ſich gefürchtet hat?

Adam. Haſt Du geſehen, wie ängſtlich dieſer Held zur Thür hinausgeſchlichen iſt?

(Man hört huſten.)

Eva. Was iſt denn das?

Adam. Er holt vermuthlich ſeinen Schirm. Raſch noch ein Mal geſtorben!

(Adam und Eva verwechſeln in der Eile ihre Plätze, ſo daß er auf den Divan links und ſie auf den Divan rechts ſich niederlegt.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Der **Schuſter** (öffnet leiſe die Thür und ſchleicht ängſtlich hinein).

Schuſter (leiſe). Ich habe meinen Regenſchirm ſtehen laſſen. (geht auf den Divan rechts und erſchrickt) Heiliger Criſpin, was ſeh' ich! Die beiden Leichen haben ihre Plätze vertauſcht! — I nu, wenn die Herrſchaften noch laufen können, da ſind ſie nicht geſtorben, und da will ich ſie gleich wieder lebendig machen. (raſch auf Adam zurennend) Stehen Sie auf, Herr Adam, ich will Sie nicht mahnen, ich bin ja nur gekommen, um Ihnen Maaß zu nehmen!

Adam (aufſpringend). Ah, lieber Mann, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Wenn Sie keine andere Abſicht haben, heiße ich Sie herzlich willkommen!

Eva (ſich gleichfalls erhebend). Seid gegrüßt, mein tapferer Held!

Schuſter. Tapferer Held? Madame, wie meinen Sie das?

Eva. Ich meine . . .

Adam. Still, ſtill, Eva, ärgere mir dieſen ruhmgekrönten Vaterlandsvertheidiger nicht. Dieſer Ehrenmann — wie Du ihn hier ſiehſt — hat einſt einen Pudel und zwei Gensdarmen aus dem Waſſer gerettet und für dieſen Act rührender Menſchenliebe dieſe große ſilberne Rettungs-Medaille erhalten. O Freund, wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Sie darum beneide! — Um aber von etwas Wichtigerm zu reden! Sie erſcheinen wie gerufen . . . Bürger, Meiſter, Freund, Sie könnten mir und meiner Frau einen großen Dienſt erweiſen . . .

Schuſter. Was kann ich für Sie thun?

Adam. Uns zur Ausführung eines kleinen, unſchuldigen Scherzes behilflich ſein . . .

Schuſter. Sehr gern, wenn dabei nichts zu riskiren iſt.

Adam. Wir — meine Frau und ich — erwarten jeden Augenblick ein paar liebe, gute, alte Bekannte, denen wir — Scherzes halber — den kleinen gemüthlichen Schreck eingejagt haben, daß wir — meine Frau und ich — heute Nacht ſelig verblichen ſind.

Schuſter. Ah, nun begreife ich . . .

Adam. Aus dieſem und keinem andern Grunde haben wir vorhin, als Sie uns die Ehre Ihres geſchätzten Beſuches geſchenkt, unſere Rollen probirt, um zu ſehen, ob wir dem Tode gewachſen ſind; wir haben ſie — was Ihnen unmöglich entgangen ſein kann — ziemlich gut durchgeführt und werden ſie das nächſte Mal, wo möglich, noch viel täuſchender zur Anſchauung bringen.

Schuſter. Alles recht ſchön und gut, was aber ſoll denn ich dabei thun?

Adam. Das, theuerſter Gönner, ſollen Sie ſogleich erfahren. Als ich vorhin dort auf meinem Sterbebette lag und ſozuſagen weder todt noch lebendig war, da fiel mir ein, daß Meiſter Peau de Chagrin, der eine ſo verteufelt ernſte Miene hat, gut zu gebrauchen wäre, bei unſerer kleinen Faſtnachtsposſe eine der Hauptrollen zu übernehmen. Edler Vaterlandsvertheidiger, wollen Sie ſich herablaſſen, mit uns Komödie zu ſpielen?

Schuſter. Ei, warum denn nicht? Ich thue das um ſo lieber, weil ich in meiner Jugend, bevor ich Soldat geworden, einer der brauchbarſten Statiſten geweſen war.

Adam. Um ſo weniger haben wir zu befürchten, daß Sie etwas verderben werden. Ich überlaſſe Ihnen nun die Wahl, ob Sie, wenn unſere Freunde hier in's Zimmer treten, den Doktor oder Todtengräber ſpielen wollen.

Schuſter. Das läuft am Ende auf Eins hinaus.

Eva (für ſich). Wie malitiös!

Adam. So denk' auch ich. Ihr blaſſes Antlitz, Ihre ernſte Miene und Ihr ganzes würdiges Benehmen ſcheint mir indeß mehr zur Uebernahme der Todtengräberrolle geeignet ...

Schuſter. Nun, meinetwegen ſpiel' ich auch den Todtengräber.

Adam. Sobald alſo meine Freunde eintreten ...

Schuſter. Fange ich mit Ihrer Erlaubniß furchtbar zu heulen an ...

Adam. Charmant, charmant! Wenn dann der Herr oder die Dame die Frage an Sie richtet, weshalb Sie weinen ...

Schuſter. Dann fange ich noch ſtärker zu heulen an ...

Adam. Meiſter, ich bewundere Sie! Wenn der Herr oder die Dame dann durchaus wiſſen wollen, warum Sie ſo außer ſich ſind ...

Schuſter. Dann ſchweige ich und zeige auf die *beiden Leichen*.

Adam. Fragt man dann, wer Sie ſind, ſo antworten Sie...

Schuſter. Ich bin der Schuhmachermeiſter Peau de Chagrin ...

Adam. Halt, mein Freund, das hieße aus der Rolle fallen ... Befragt, wer Sie ſind und was Sie wollen, müſſen Sie ſagen ...

Schuſter. Ich bin der Todtengräber, der die beiden Leichen abholen will.

Adam. Mann Gottes, Sie ſind ein ausgezeichnetes Genie! Der Himmel hat Sie uns gerade im entſcheidenden Moment geſchickt!

Eva (horcht). Still! Ich höre Schritte unten auf der Treppe ...

Adam (legt ein Ohr an die Thür). Wahrhaftig, es kommt Jemand! Aufgepaßt, Meiſter, daß Keiner von uns aus der Rolle fällt!

Schuſter. Sein Sie meinetwegen unbeſorgt!

Adam (zu Eva). Willſt Du rechts oder links ſterben?

Eva. Mir gleich! (legt ſich auf den Divan links.)

Adam. Mir auch! (ſtreckt ſich auf den rechten Divan aus.)

Schuſter (ſegnend ſeine Hände ausſtreckend). Friede mit Euch!

Elfte Scene.

Die Vorigen. (Zuerſt tritt Madame und gleich hinter ihr Herr Panckoucke ein.)

Schuſter (fängt laut zu heu'en an).

Panckoucke. Entſchuldigen Sie, mein Herr, warum weinen Sie?

Schuſter (weint noch ſtärker).

Andromaque. Ich bitte, mein Herr, erklären Sie uns...

Schuſter. Ach, ſehen Sie denn nicht? ... Hier eine Leiche und dort eine Leiche ...

Panckoucke.
Andromaque. } Wie? Beide todt?

Schuſter (fortweinend). Beide! Beide!

Panckoucke. Sind Sie ein Verwandter dieſer armen Leute?

Schuſter. O nein!

Andromaque. Mein Gott, wer ſind Sie?

Schuſter. Ich bin der Todtengräber.

Panckoucke.
Andromaque } Der Todtengräber?

Schuſter. Beauftragt vom Wirthe des Hauſes, dieſe Leichen fortzuſchaffen.

Panckoucke. So iſt es alſo doch wahr...

Andromaque. Daß Mann und Frau geſtorben ſind?

Pancoucke (zu ſeiner Frau). Merkwürdig! Wer von uns Beiden hat die Wette nun verloren?

Andromaque. Sie, mein Herr!

Pancoucke. Nein, Sie, Madame!

Andromaque. Hundert Louisd'or Dem, der mir ſagen kann, wer von dieſen Beiden zuletzt geſtorben iſt?

Adam (ſteckt den Kopf zur Decke heraus, für ſich). Hundert Louisd'or? Die kann ich gebrauchen! (laut) Ich! Ich!

Pancoucke. }
Andromaque. } Himmel, was iſt denn das?

Adam (aufſpringend und auf Andromaque zueilend). Eine kleine Täuſchung, Madame!

Eva (ihren Divan verlaſſend und auf Pancoucke zugehend). Ein harmloſer Scherz, mein Herr!

Andromaque (nachdem ſie ſich von ihrem Schreck erholt). Madame, ich finde dieſen Scherz etwas plump ...

Pancoucke (wüthend). Und ich ... (gefaßt) ich finde ihn ganz allerliebſt! (heimlich zu Andromaque) Wir müſſen zum böſen Spiele gute Miene machen, ſonſt blamiren wir uns. (zu Adam) Bei Gott, dieſer Faſtnachtsſchwank iſt allerliebſt. Aber glauben Sie ja nicht, daß Sie uns getäuſcht haben ... meine Frau und ich ... wir wußten recht gut, daß Sie uns blos darum gefoppt haben ...

Andromaque (pikirt). Um ſich auf unſere Koſten einen luſtigen Tag zu machen!

Pancoucke. Die Liſt iſt Ihnen gelungen ...

Adam. Und zürnen Sie uns deshalb?

Pancoucke. Was fällt Ihnen ein? Ich bin ein ſeelensguter Mann, der niemals zürnt.

Eva. Und Sie, Madame?

Andromaque. Ich weiſs noch immer nicht, ob ich lachen oder mich ärgern ſoll.

Pancoucke. Aerger ſchadet, liebes Kind. Mach's wie ich und lache. (zwingt ſich zum Lachen) Herr Adam, ich mach' Ihnen mein Compliment . . . der Einfall iſt charmant . . . Wiſſen Sie, was ich thun will? Ich werde die ganze Geſchichte meinem guten Freund Scribe erzählen und ihn erſuchen . . .

Adam. Daraus ein Vaudeville zu machen?

Pancoucke. Errathen, Herr Adam! (dem Schuſter ärgerlich auf den Leib rückend) Wer aber iſt denn dieſe Wachsfigur?

Schuſter. Ich bin der Schuſter des Herrn Adam und erlaube mir . . . (reiſst ſich den Rock auf.)

Pancoucke (erſchreckt zurückfahrend). Herr, was erlauben Sie ſich?

Schuſter (greift in die Weſtentaſche und holt eine Karte hervor). Ihnen bei dieſer feierlichen Gelegenheit meine Adreſſe zu überreichen. (giebt ihm die Karte.)

Pancoucke (lieſt durch die Lorgnette). Camille Gracchus Leboeuf, genannt Peau de Chagrin, Maitre Cordonnier, Rue Dauphine, No. 362, zwei Treppen . . .

Schuſter. Linker Hand, wenn ich bitten darf.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Parallelepipedon (ſtürzt herein).

Parall. Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Pancoucke. Was giebt's?

Parall. Vor zehn Minuten iſt dieſer groſse Brief angekommen.

Nach mathematiſcher Berechnung kann das nur ein Diplom ſein. (giebt ihm ein verſiegeltes Schreiben.)

Panckoucke. Ein Diplom? (erbricht den Brief und überfliegt den Inhalt.)

Parall. (erblickt Adam und Eva und ſchlägt verwundert die Hände über den Kopf zuſammen.)

Panckoucke. Kinder, gratulirt mir!

Alle. Wozu? Wozu?

Panckoucke. Eine neue unerwartete Auszeichnung! Hört, hört! (lieſt) Die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften hat in ihrer öffentlichen Sitzung vom 20. d. M. Herrn Hector Panckoucke, General-Conſul der Marqueſas-Inſeln, Mitglied der Deputirtenkammer und Ritter der Ehrenlegion u. ſ. w. zum correſpondirenden Mitglied ernannt. Hong-kong am 23. November 1845. Unterzeichnet: Tſching-tſchang-tſchu, Präſident, und Ping-pang-pu, Secretär der chineſiſchen Akademie.

Alle (bis auf Andromaque). Es lebe das neue Mitglied der Akademie!

Panckoucke (außerordentlich gerührt). Ich dank' Euch, meine Freunde! (zum Schuſter) Ich brauche ein Dutzend neuer Stiefel … morgen früh erwarte ich Sie! (zum Publikum) Gott, wozu ſammle ich denn Coupons?

Der Vorhang fällt.

Ende.

Mademoiſelle Mars und ihr Hof.

> „Ceux qui l'ont connue dans la fleur de sa beauté et de son talent, ceux qui l'ont pu connaître et apprécier ses brillantes qualités, savent quelle séduction elle pouvait exercer comme actrice supérieure et comme femme du monde remplie de grâce et de distinction. Elle garda ces dons heureux jusqu'à la fin de sa carrière et l'on put dire en la voyant: Femme immortelle, gloire éternelle!
>
> Élisa Aclocque."

I.

Wer kennt nicht den Namen Véry? Véry, den erſten, weltgefeierten Garkoch der unübertrefflich guten Stadt Paris, den Schutzgeiſt aller Feinſchmecker, die Vorſehung aller Leckermäuler, den Anker aller flotten Schiffe, die in den Hafen der Gourmandiſe einlaufen? Wer von Euch iſt in der Bildung unſeres ehrfurchtgebietenden Jahrhunderts noch ſo weit zurück, nicht zu wiſſen, daß Meiſter Véry's culinariſche Sacriſtei, im Palais royal, ſeit länger als fünfzig Jahren das Nôtre-Dame de Lorette aller gläubigen Gaſtronomen, der Wallfahrtsort aller Genußmenſchen, das Hauptquartier aller Tafelfreunde iſt?

In einem der abgeſonderten Geſellſchaftszimmer dieſes Heiligthums befanden ſich, im Sommer des Jahres 1806, zwei Männer, beſchäftigt mit andächtiger Prüfung eines Gabelfrühſtücks, das ſich tief gekränkt fühlen würde, wollte man's der Claſſe jener ſpießbürgerlichen Mahlzeiten anreihen, für die der leichtbefriedigte Magen der Philiſter den beſchönigenden Ausdruck »frugal« erfunden hat, ein Wort, das, unter die Loupe gelegt, ſich als eine Maske des Begriffs »armſelig« herausſtellt.

Dieſe beiden Herren, die wir bei einem anti-frugalen Frühſtück antreffen, ſind der Abbé Geoffroy und Herr Grimod de la Reynière.

Julien Louis Geoffroy, ein ſogenannter ci-devant-jeune homme von dreiundſechzig Jahren[1]), ein ehemaliger Jeſuitenſchüler aus Rennes, hatte ſich bald nach Beendigung ſeiner Studien nach der Hauptſtadt begeben, ſich hier der Literatur in die Arme geworfen, als Mitarbeiter an der von Fréron begründeten »Année littéraire« ſeine goldenen Sporen verdient und dann als Mitherausgeber des »Ami du Roi« einen ſchon ziemlich ausgebreiteten Ruf erworben, als er, im Frühlinge des Jahres 1800, das Scepter der Theaterkritik im »Journal des Débats« übernahm. Seit jener Zeit war unſer kleiner feiner Ex-Jeſuit und Profeſſor am Collège de France ein berühmter Mann, ein gefürchteter Journaliſt, deſſen Feder — ein ewig ſchlagfertiges Bambusrohr — die Palmenwälder mancher Bühnendichter nnd die Lorbeerkronen mancher Mimenſcheitel wie Diſtelköpfe ſchonungslos niederhieb und allwöchentlich daraus ein gaumenſtachelndes Gemüſe für ſein geiſtgewürztes Feuilleton zu bereiten verſtand. Unſer Abbé war aber nicht blos ein grundgelehrter Mann, ein guter Grieche, ein vortrefflicher Lateiner, ein vertrauter Freund der alten Claſſiker, ſondern — was mehr als dies Alles ſagen will — ein geiſtreicher Spötter, deſſen geißelnder Witz manchem Künſtler eine ſchlafloſe Nacht, mancher Künſtlerin einen unruhigen Tag bereitete. Seine Kritiken wurden von ganz Frankreich mit wahrem Heißhunger verſchlungen: ſein Urtheil galt als Ausſpruch der höchſten Inſtanz, gegen die keine Appellation einzulegen war. Und ſo geſchah's, daß, ſo oft unſer Abbé im Théâtre français — in der linken Proſceniumsloge, bewaffnet mit einem rieſengroßen Operngucker, wie ein »Hannibal ante portas« — erſchien, manchem Römer dort oben auf den heißen Brettern, »die die Welt bedeuten«, der Muth ſank und manche Heldin unter ihrer Schminke ſich entfärbte, ſobald ſie das Glas ihres »Feindes« auf ſich gerichtet ſah. Kein Wunder alſo, daß Alles, was der Bühne angehörte, ſich um die Gunſt dieſes kleinen Herrn bewarb. Jede Künſtlerin pflegte das einnehmendſte Lächeln, jeder Künſtler die beſtechendſte Aufmerkſamkeit für ihn in Bereitſchaft zu halten, nicht etwa aus Achtung für ſein Talent und ſeine Kenntniſſe, ſondern einzig und allein — wie dies faſt immer zu geſchehen pflegt — aus Furcht vor der glühenden Sonde ſeines Urtheils, vor der ſchneidenden Lanzette ſeines Geiſtes, ſeines Witzes, ſeiner Bosheit. — Im Uebrigen war »Papa Geoffroy« — wie ihn die Leute vom Theater hießen — ein höchſt angenehmer Geſellſchafter und ein Mann, der zu leben verſtand. Seine äußere Erſcheinung hatte zwar nichts Imponirendes, aber einen gewiſſen vornehmen Tic, auf den er nicht wenig eitel zu ſein ſchien: er hatte eine kleine, ſorgfältig gepflegte Hand, einen ariſtokratiſch kleinen Fuß, weder

---

[1]) Geboren 1743.

Hühneraugen noch Froſtbeulen — Beide ſind Apanagen des Spießbürgers — und ein Paar Augen, aus welchen, trotz ſeines Alters und ſeiner grauen Haare, mehr jugendliche Gluth als aus den nichtsſagenden Blicken mancher jungen Stutzer ſprühte. Der Abbé war dabei ein leidenſchaftlicher Verehrer des ſchönen Geſchlechts und ein höchſt achtungswerther Gourmand, der für ſeine Kritiken von jener Zeitung alljährlich vierundzwanzigtauſend Francs erhielt, was Niemand zu hoch finden wird, wenn man erwägt, daß ſeine Mitarbeiterſchaft dem »Journal des Débats« gegen dreißigtauſend Abonnenten zugewendet hatte. Zur Ausmalung ſeines Bildes iſt nur noch das Eine zu erwähnen, daß Abbé Geoffroy — nicht ganz mit Unrecht — im Rufe der Beſtechlichkeit ſtand. Man mache ihm deshalb keinen Vorwurf, denn welcher von allen Kritikern iſt wohl ganz unbeſtechlich?“

Sein Frühſtücksgenoſſe war Herr Alexandre Balthazard Laurent Grimod de la Reynière, ein Siebenundvierziger[2], Sohn eines Generalpächters, der ſich von der niedern Stufe eines Wurſthändlers zum Adminiſtrator der königlichen Poſten emporgeſchwindelt und durch ſeine luculliſche Verſchwendung den etwas koſtſpieligen Ruf erworben hatte, daß man in ganz Paris nirgends beſſer als bei Grimod ißt. In Bezug auf dieſe prächtigen Mahlzeiten war einer ſeiner Schmarozer ſo zart geweſen, die treffende Bemerkung zu machen: »On le mange, mais on le digère pas«[3]. Der Sohn dieſes unverdaulichen Vaters war Anfangs Advokat geweſen, hatte aber nach ſehr kurzer Zeit — die böſe Welt ſagt, aus Mangel an Klienten — der Göttin Themis den Rücken zugekehrt und ſich dann, ſeiner ganzen Länge nach, auf die ſchöne Literatur gelegt. Von Freunden und Verwandten mit Fragen beſtürmt, warum er ſich nicht lieber eine Rathsſtelle beim Parlamente gekauft, hatte dieſer ausgezeichnetſte aller Söhne die rührend-kindliche Antwort ertheilt: »Als Richter könnte ich leicht in den Fall kommen, meinen theuern Papa zum Galgen zu verurtheilen, während mir als Advokat das Recht zuſteht, ihn, ſelbſt gegen meine Ueberzeugung, vertheidigen zu dürfen.« — Als Schriftſteller hatte er ein Jahr lang in Gemeinſchaft mit Levacher de Charnois das »Journal des Théâtres«, dann den kritiſch-dramatiſchen Theil des »Journal de Neuſchâtel« und ſpäter (von 1797—1798) auf eigene Hand den »Cenſeur dramatique« herausgegeben, mit allen drei Zeitſchriften aber ſo wenig Glück gemacht, daß er ſich nun auf's Studium der Gaſtronomie — die einzige Tugend ſeines unterdeſſen geſtorbenen Vaters — warf und als Herausgeber des weltbekannten »Almanach des Gourmands« auftrat. Der erſte Jahrgang dieſes Breviers aller Feinſchmecker erſchien im Jahre 1803 und war dem berühmten Koch des nachmaligen Erzkanzlers Cambacérès zugeeignet, der zweite Band Herrn d'Aigrefeuille, einem der Schmarozer jenes großen Tafelfreundes, der dritte dem italieniſchen Schauſpieler Camérani, dem Erfinder jener Suppe, die ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. — Das ziemlich große Vermögen, das ihm ſein Vater hinterlaſſen, hatte unſern Ex-Advokaten in den Stand geſetzt, die »graue Theorie« mit der »grünen Praxis« zu verbinden und ſich als einer der Gründer des »caveau moderne«, wie auch als Präſident einer von ihm in's Leben gerufenen »Jury dégustateur« ein großes unbeſtrittenes Verdienſt

---

[2] Geb. am 20. Nov. 1758.

[3] Man ißt ihn, aber man verdaut ihn nicht.

Bayerische
Staatsbibliothek

zu erwerben um das Wiederaufblühen der höhern Kochkunſt, die mit dem Fall des Königthums eine ihrer erſten Stützen eingebüßt hatte. — Eben ſo berühmt wie Abbé Geoffroy als Kritiker, ſtand jetzt Herr Grimod de la Reynière als Gaſtronom und Epicuräer vom feinſten Schliff und reinſten Waſſer da. Im Uebrigen war er, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe ſeiner beſten Freunde, »un aimable vaurien, un profond scélérat, un gueux fini« (ein liebenswürdiger Taugenichts, ein gründlicher Böſewicht, ein vollendeter Lump), Letzteres natürlich nur in moraliſcher Beziehung. Noch beſſer als die Küche und deren zahlloſe Leckerbiſſen kannte er das weibliche Herz mit all' ſeinen kleinen und großen Schwächen, mit all' ſeinen geheimnißvollen Räthſeln und all' ſeinen räthſelhaften Geheimniſſen. Obgleich nicht mehr jung und weit eher häßlich als ſchön, war er — ein neuer Abklatſch des engliſchen Lovelace, des italieniſchen Caſanova und des franzöſiſchen Faublas — der paniſche Schrecken aller eiferſüchtigen Ehemänner, ein Verführer aller Frauen und vorzugsweiſe aller Damen beim Theater. Keine konnte ihn betrachten, ohne ihre Farbe zu wechſeln, und dieſer Farbenwechſel verräth Befangenheit und dieſe Befangenheit ein Anfangs unerklärliches, aber bald zum Bewußtſein gelangendes Intereſſe. Er wußte das, und war auf die Gabe, auf das Herz der Frauen einen gefährlichen Eindruck zu machen, ſo ſtolz, als jener fabelhafte Perſeus auf das Haupt der Meduſa, durch das er Alles, was ihm feindlichen Widerſtand leiſten gewollt, bezaubert, verſteinert und ohnmächtig gemacht. In ſeinem Auge lag eine magiſche Anziehungskraft, die jedes weibliche Weſen, in den Zirkel ihres unheimlichen Zaubers lockend, als ſein Opfer mit unzerreißbaren Fäden an ſich zu ketten verſtand.

Beide Freunde hatten ſich in die reiche Auswahl ihres Frühſtücks dergeſtalt vertieft, daß von beiden Seiten noch kein Wort der Unterhaltung ausgewechſelt war.

— Lieber Grimod, begann endlich der Abbé, iſt's vergönnt, zu fragen, wann der vierte Jahrgang Ihres längſt erwarteten Almanachs erſcheint?

— In längſtens ſechs Wochen, mein beſter Abbé.

— Und darf man wiſſen, wem Sie diesmal die Ehre der Widmung zugedacht haben?

— Das weiß ich, aufrichtig geſagt, noch ſelber nicht. Unentſchieden ſchwanke ich diesmal zwiſchen zwei Damen . . .

— Und der Name dieſer Damen?

— Mademoiſelle Bourgoin und Mademoiſelle Mézeray.

— Ah! Ah! lächelte Herr Papa Geoffroy. Die Erſte ſoll, wie man ſich ſeit einiger Zeit hinter den Kuliſſen erzählt, der Liebling unſeres großen Kaiſers, und die Zweite die erklärte Maitreſſe ſeines kleinen Polizeiminiſters ſein.

— Man ſagt's, Abbé, doch glaub' ich's nicht. Unſere gute, aber ſehr geſchwätzige Stadt Paris ſtreut über unſern Napoleon tauſend alberne Märchen aus, denen nicht viel zu trauen iſt. Der Eine erzählt, er ſei in die Mars, der Andere, er ſei in die Georges, der Dritte, er ſei in die Bourgoin vernarrt.

— Und welche von dieſem Dreiblatt halten Sie für die Intereſſanteſte?

— Mademoiſelle Mézeray halte ich für die an- und Mademoiſelle Bourgoin für die ausziehendſte Erſcheinung.

— Und wie finden Sie Mademoiſelle Mars?

— Die gute Hippolyte iſt eine tugendhafte Gans! ſagte Herr Grimod, ſein Glas Chambertin leerend.

— Ihr Urtheil, lieber Freund, klingt, einer ſolchen Künſtlerin gegenüber, etwas hart und lieblos. In meinen Augen iſt die Mars der ſittenreine, fleckenloſe »Diamant des Théâtre français«.

— Dieſer Ausſpruch wundert mich nicht; weiß doch ſchon jeder Gimpel auf dem Dache, daß Abbé Geoffroy für ſeinen ſogenannten Diamanten mit demſelben Feuer glüht, wie einſt der maigrüne Schäfer Seladon für ſeine kornblumenblaue Aſträa geſchwärmt hat.

— Ich geſtehe gern, theurer Grimod, daß die ſchöne Hippolyte einen ſeltſamen Eindruck auf mich macht.

— Geſtatten Sie mir, Abbé, Ihnen zu bekennen, daß Ihre Flamme, für mich wenigſtens, eine kalte, äußerſt prüde Ente iſt, der ich, außerhalb der Bühne, nur wenig Geſchmack und gar keinen Reiz abgewinnen kann. Da iſt z. B. Dame Mézeray ein ganz anderer Schlag! Ein Vollblut, kokett wie der Teufel, pikant wie die Sünde und verlockend wie die Hölle! Beim Anblick dieſer Race von Frauen läuft Unſereinem das Waſſer im Munde, das Blut im Herzen und das Geld in der Taſche zuſammen! rief Herr Grimod de la Reynière und würde ohne Zweifel die Spitzen ſeiner lüſternen Finger geküßt haben, hätte ihm die gute Vorſehung nicht den boshaften Poſſen geſpielt, dieſe Gliedmaßen ſo unförmlich zu geſtalten, daß er ſich künſtlicher Finger bedienen mußte.*)

---

*) „Le jeune Grimod", ſagt Herr Turrezir, „vint au monde avec un défaut de conformation aux mains qui l'obligeait de se servir de doigts postiches;

— Sie, mein Freund, lieben das Kecke, Muthwillige, Ausgelaſſene; ich für meinen Theil ziehe mit Ihrer überaus gütigen Erlaubniß das Sanfte, Zarte und Naive vor. Mademoiſelle Mars iſt der Abglanz einer keuſchen Veſtalin, die ihre Reize in undurchdringliche Schleier hüllt; Mademoiſelle Mézeray ſcheint mir — ohne ihrer Tugend nahe treten zu wollen — eine nackte Bacchantin, die im wilden Taumel ſinnlicher Freude den überſchäumenden Becher in raſchem Zuge bis auf die Neige leert und den geleerten Pokal ihrem armen Adonis hohnlachend in's Geſicht ſchleudert.

— Ein boshafter Vergleich, mein guter Abbé! Sie haſſen meine kleine Mézeray — das weiß ich ſchon lange — und mißhandeln ſie unausgeſetzt im Rez-de-chauſſée Ihrer Zeitung, während Sie dem Abgott Ihrer Neigung, Ihrer — erlauben Sie, daß ich ein kleinwenig lächle — »keuſchen Veſtalin« allwöchentlich fauſtdicken Weihrauch ſtreuen und ganze Waldungen von Palmen und Lorbeer ihr zu Füßen pflanzen. Ich gönne Ihnen dieſen Spaß, mein vielgeliebter Freund, bitte aber auch, ja nicht vergeſſen zu wollen, daß auch ich Journaliſt geweſen bin und meine Feder auch jetzt noch, eben ſo gut als meine Klinge, zu führen verſtehe. Wollen Sie nun auf fernerhin fortfahren, den künſtleriſchen Ruf der armen Mézeray ſtückweiſe zu zerreißen, ſo kann ich's Ihnen freilich nicht verwehren, doch wage ich in aller Freundſchaft Sie an ein uraltes Sprichwort zu erinnern . . .

— Und wie lautet das?

---

mais par leur secours il écrivait, découpait et dessinait avec une facilité merveilleuse.“ (Biographie universelle, tom. 66, pag. 111.)

— Das errathen Sie nicht? fragte unſer Gaſtronom, ſich ruhig die Zähne ſtochernd. Es heißt klar und bündig: »Guter Poſtillon, ſchlägſt Du meinen Juden, ſo ſei darauf gefaßt, daß ich auch Deinen Juden ſchlage.«

— Ah, ich verſtehe, lieber Grimod! Doch bitte ich zu bedenken, daß nicht jedem Poſtillon eine Journalpeitſche zur Verfügung ſteht, die, wie jene, an welcher ich mitzupeitſchen die Ehre habe, von dreißigtauſend Abonnenten gehalten wird.

— Dann ſchreibt man Brochüren, Pamphlete, Libelle . . .

— Die leider nicht geleſen werden . . .

— Oh, laſſen Sie das meine Sorge ſein!

— Schweigen wir davon; wir bleiben darum doch Freunde wie zuvor. Iſt's nicht ſo, Meiſter Grimod? fragte der Ex-Jeſuit mit dem verbindlichſten Lächeln.

— Ah, ganz natürlich, Papa Geoffroy, ſagte der Ex-Advokat, ſich den Mund trocknend.

Und gleich darauf trennten ſich Beide.

II.

Ganz in der Nähe des Palais-royal, das jene beiden Herren ſo eben verlaſſen hatten, wohnte Mademoiſelle Mars, die, dem Namen und dem Rufe nach, jedem unſerer Leſer längſt bekannt iſt; um ſo erwünſchter wird ihnen die nähere Bekanntſchaft dieſer liebenswürdigen Künſtlerin ſein.

Hippolyte Mars, geboren am 19. December 1778[1]) zu Verſailles, war die Tochter eines zu ſeiner Zeit ſehr beliebten Schauſpielers, welcher Jacques Marie Boutet de Monvel hieß, ein Nebenbuhler Molé's und, ſeit dem Tode Lekains, der Erbe der Rollen und des Ruhmes dieſer beiden Künſtler war. Und noch heute, nach faſt fünfzig Jahren, giebt es Leute in Paris, die ſich einer ſeiner Glanzrollen, des Abbé de l'Epée, in Bouilly's gleichnamigem Schauſpiele[2]) mit jener Bewunderung erinnern, die nicht weniger dem Zuſchauer als dem Darſteller zur Ehre gereicht. Hippolyte's Vater war aber nicht blos Schauſpieler, er war auch Dichter und hat als ſolcher die franzöſiſche Bühne mit mehr als einem Stücke beſchenkt, das noch jetzt, nach länger als ſechs Jahrzehnten, dann und wann auf dem Theater erſcheint und noch immer gern geſehen wird. Von ſeinen Luſtſpielen — er hat deren über zwanzig geſchrieben — ſind der »Amant bourru«, die »Jeuneſſe du duc de Richelieu« und »Sargines« — ein Stoff, den Ferdinand Paër in ſpäterer Zeit durch die Macht ſeiner Muſik geadelt hat — die beſten und bekannteſten. Herr Monvel war aber nicht blos Schauſpieler und Dichter, er war — mehr als Beides — auch Mitglied des Inſtituts, eine Auszeichnung, die nur zwei ſeiner Kunſtgenoſſen, François René Molé und Jean Baptiſte Fauchard de Grandménil, mit ihm getheilt haben. — König Guſtav III. von Schweden, der unſern Schauſpieler in Paris geſehen, hatte ſo hohe Achtung vor deſſen Talente, daß er von dieſem kunſtſinnigen Monarchen, ſowohl mündlich als ſchriftlich, eingeladen worden war, ein Engagement als Hofſchauſpieler und Vorleſer des Königs in Stockholm anzunehmen; Monvel hatte dieſem Rufe Folge geleiſtet und der Mutter ſeiner kleinen vierjährigen Hippolyte — einer Schauſpielerin, welche jenen Namen geführt, die ſpäter ihre Tochter zu Ehren gebracht — das heiligſte Verſprechen gegeben, ſie mit ihrem Kinde nachkommen zu laſſen. Doch aus den Augen, aus dem Sinn! In der erſten Zeit ſeiner Abweſenheit hatte er ihr ſehr häufig, dann immer ſeltener und zuletzt — wie dies in ſolchen Fällen ſo häufig zu geſchehen pflegt — gar nicht mehr geſchrieben. Die verlaſſene Dido, Anfangs untröſtlich über die Treuloſigkeit ihres Geliebten, hatte nach und nach Kraft und Muth geſammelt, ſich über den Verluſt deſſelben in den Armen des Herrn Valville, eines Schauſpielers beim Theater Montanſier, zu tröſten. — Als der ungetreue Monvel, nach ſechsjähriger Abweſenheit, im Jahre 1788 aus Schweden nach Paris zurückgekehrt war, hatte er eine neue Frau, Mademoiſelle Cléricourt, die Tochter eines alten penſionirten Schauſpielers, und ein Kind aus dieſer Ehe, Namens Joſephine, mitgebracht. Madame Mars war darüber ſo entrüſtet geweſen, daß ſie damals das Gelübde gethan hatte, den Vater ihres Kindes niemals wiederſehen zu wollen. Dem braven Herrn Monvel ſchien dies ziemlich gleichgiltig. — Beim Beginn der bald darauf zum Ausbruch gekommenen Revolution war der »Mann zweier Frauen« einer der glühendſten Anhänger der neuen Ordnung und, zur Zeit der Schreckensherrſchaft, Vorſteher einer der patriotiſchen Sectionen geworden. Als ſolcher hatte er am 10. Frimaire des Jahres II der einen und untheilbaren Republik, in der ehemaligen Kirche Saint Roch, am

---

[1]) Nach Andern am 5. Februar 1779.

[2]) Dieſes Stück, am 14. Dezember 1799 zum erſten Male in Paris aufgeführt, wurde bald darauf von Kotzebue für die deutſche Bühne bearbeitet.

Tage des Feſtes zu Ehren der Göttin der Vernunft[3]) gegen König- und Prieſterthum eine in Blut watende Rede gehalten, die eines der intereſſanteſten Actenſtücke jener merkwürdigen Zeit iſt.[4])

Unterdeſſen hatte Herr Valville, der zweite Geliebte der Madame Mars, ſich der kleinen Hippolyte wie ſeines eigenen Kindes angenommen, deren Erziehung geleitet und ihr den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt ertheilt. Im Jahre 1791 war Monvels Tochter, kaum dreizehn Jahre alt, im Theater Montanſier in einer Kinderrolle als Jocriſſe aufgetreten. Mademoiſelle Louiſe Contat, eine Freundin ihres Vaters, der mit ihr damals beim Théâtre de la République angeſtellt war, hatte in dem jungen Kinde ſo viel ſchöne Anlagen entdeckt, daß es ihr Bedürfniß geworden war, dies aufkeimende Talent unter die Flügel ihres Schutzes zu nehmen, ein Zug, der ihrem Herzen große Ehre macht. — Ein Jahr darauf hatte Thaliens junge, wunderliebliche Novize, durch den Einfluß ihrer ſchönen Lehrerin, eine Anſtellung beim Feydeau-Theater erhalten und hier, während der ſtürmiſchen Tage des Convents, in deſſen Schooße zwei politiſche Parteien, der »Berg« mit dem »Sumpfe« den Kampf auf Leben und Tod begonnen, die erſten Blüthen ihres frühreifen Talents entfaltet vor einer Zuhörerſchaft, unter welchen die Koriphäen jener Zeit, Danton, Marat und Robèſpierre, in ihrem fieberhaft aufgeregten Hirne die Plane zu tauſend blutigen Dramen ausbrüteten, Dramen, deren Kataſtrophen die erſchreckte Welt mit zitternder Hand in die Robeßblätter der Geſchichte, in's rothe Buch der Schreckensherrſchaft, eingezeichnet hat. — Zwei Jahre ſpäter — am 27. Juli 1794 — hatte der »Gipfel des Berges«, der »Gott des Schreckens«, Maximilien Robespierre, die Stufen der Guillotine beſtiegen, und acht Tage nachher, als Paris und Frankreich wieder freier zu athmen begann, war Mademoiſelle Hippolyte Mars, die Schülerin der gefeierten Contat, zum erſten Male als »Elmire« im Molière'ſchen »Tartüffe« aufgetreten und hatte an jenem Abende mehr Beifall als manche Schauſpielerin während ihrer ganzen Laufbahn eingeerntet. Seit jenem Abende war Monvels Tochter der Stolz ihres Pflegevaters, der Augapfel ihrer Mutter, das Schooßkind des ganzen Publikums.

---

[3]) Die erſte Göttin der Vernunft war eine Geliebte Robespierre's, die Schauſpielerin Olympia Aubry.

[4]) Dieſelbe fulminante Rede iſt u. A. im fünften Bande von Beaulieu's „Essais sur la révolution de la France“ und auch einzeln (Paris an II [1793]) abgedruckt.

Drei Jahre ſpäter hatten ſich für Mademoiſelle Mars die Pforten der erſten Bühne der Welt, die Propyläen der »Comédie française« geöffnet, und auch hier hatte ſich der unbeſchreibliche Zauber ihrer Auffaſſungsgabe, die ſüße Anmuth ihrer Darſtellungsweiſe in kurzer Zeit die Herzen aller Kenner und Gönner ihrer Kunſt erobert. Ein deutſcher Dichter, Herr von Kotzebue, der ſie in jener Zeit geſehen, ſtreut ihrem Talente den Weihrauch gerechter Bewunderung und nennt ſie in ſeinen »Erinnerungen aus Paris« die »vierte der Grazien«.

Hippolyte aber war mehr als dies: ſie war die von ihrem Göttersitze herabgeſtiegene Muſe, um eine der ſchönſten Miſſionen ihrer heitern Kunſt zu erfüllen: jene Furchen zu glätten, welche die letzten Nachwehen des blutigen Schauſpiels, »la terreur« genannt, auf der Stirn des früher luſtigſten Volkes dieſer Erde zurückgelaſſen hatten. Ihre Suſanna in Beaumarchais' köſtlichem

Luſtſpiele »die Hochzeit des Figaro«, ihre Célimène in Molière's unübertroffenem »Menſchenfeind«, ihre Amélie in Marivaux's reizenden »Spielen der Liebe und des Zufalls« waren damals die Glanzrollen, deren pikanter Duft im Herzen aller ihrer Zuhörer den ſchlummernden Keim der alten Heiterkeit zu neuem Leben, zu friſcher Blüthe entzündete. Das ganze große Seine-Babel, vom kleinen Corporal, der ſich mit eigener Hand die Kaiſerkrone aufgeſetzt, bis herab zum großen Kritiker, der ſeinen Thron im Feuilleton des »Journal des Débats« aufgeſchlagen hatte, ſchwärmte für Suſanne Mars, die liebenswürdigſte Dolmetſcherin jener echt franzöſiſchen Laune, die durch ſie Alt und Jung zu erheitern, zu entzücken, zu bezaubern verſtand.

Ihr Aeußeres harmonirte dabei ſo ſehr mit dem Geiſte ihrer Rollen, daß der Glanz derſelben dadurch eine erhöhtere Wirkung gewann. Ihre ganze Erſcheinung war in eine Atmoſphäre von Aether eingehüllt, deſſen Duft etwas Betäubendes beſaß. Das entzückte Auge glaubte in ihr eine jener mahomedaniſchen Paradiesgeſtalten zu ſehen, die, aus Sonnenglanz und Roſenduft zuſammengehaucht, nichts Irdiſches haben: eine jener Peri's, ſo leicht und luftig, daß der leiſeſte Athemzug ſie wie Maraboutflaum wegzublaſen vermag, eine jener Libellen, ſo zart und durchſichtig, daß man ſie nicht betrachten konnte, ohne den unwiderſtehlichen Reiz zu fühlen, ihnen nachzufliegen bis an's Ende der Welt, und dennoch zurückgehalten von der Furcht, daß ſie, während wir nach ihnen haſchen, gleich Sylphen ihre goldenen Schmetterlingsflügel abſtreifen und ſich, wie entfeſſelte Seelen, pfeilſchnell in die blauen Lüfte erheben können und dann auf immer für dieſe Erde verloren ſind. Ihr ganzes Weſen hatte etwas Zerbrechliches, das man aus Scheu, es zu zerſtören, nicht anzutaſten wagte und ſich deßhalb mit der unſchuldigen Freude des Anſchauens begnügte. Ihr Auge war ein glühender Abendſtern, eingerahmt in eine tiefdunkele Nacht, die in der Seele Deſſen, der hineinſah, ſehnſuchtsvolle Träume weckte, Träume von Liebesluſt und Liebesgram, Träume von Seelenfrieden und Seelenkummer, Träume, die uns aus dem Himmel in die Hölle und aus der Hölle in den Himmel tragen. Ihr roſiger Mund war ein halbaufgeſchlagenes Buch, aus dem uns jedes Wort wie ein ſüßes Märchen anlächelte, denn im Tone ihrer jugendfriſchen Stimme lag eine wunderbare Muſik, ein Reichthum von Accorden, ein Schatz von Melodien, die in Aller Ohr, in Aller Herzen einen warmen Wiederhall fanden. Ihre ſchwarzen Haare faſten eine reine, heitere, wolkenloſe Stirn ein, auf der mit bezaubernden Zügen naive Unſchuld und unſchuldige Naivetät eingeprägt war. Ihr glänzend-reiner Teint glich der unentweihten Hoſtie, der unberührten Lilie, dem jungfräulichen Schnee nie erklimmter Alpen. Ihre Geſtalt hatte ſo viel Rundung, Weichheit, Schnellkraft und Beweglichkeit, in allen ihren Gliedern lag ſo viel Rhythmus, daß Gang und Haltung dadurch einen nur wenigen Frauen eigenthümlichen Zauber erhielt: jede ihrer Bewegungen erinnerte an das Wogen der Aehren, an das Schaukeln der Blumen, an das Schwanken der Maraboutfedern. Was nun noch vom Reize ihrer Toilette ſagen? Mademoiſelle Mars war eine jener Auserkorenen, welche tragen können, was ſie wollen: Alles ſteht, Alles ſitzt ihnen! Es gab keine Farbe, die ſie nicht kleidete, keinen Stoff, durch den ſie nicht verſchönert, geadelt und gleichſam idealiſirt erſchien. Die einfachſte Mouſſelinrobe, von ihr getragen, verdunkelte den Hermelinmantel und die

Sammetſchleppe aller Damen der vornehmen Welt. Papa Geoffroy, der die Toilette der Frauen eben ſo gewiſſenhaft als den Geiſt der Claſſiker ſtudirt, hatte ſie mit vollem Rechte die »Incarnation des feinen Geſchmacks« genannt. Keine von allen Künſtlerinnen wußte ſo ſchön mit dem Schnupftuch zu ſpielen, als ſein »Diamant«, Keine wußte in dieſer Kunſt mehr Abſtufungen, mehr Schattirungen, mehr Farbenwechſel anzubringen, mehr Ausdruck, mehr Beredtſamkeit und mehr Reiz hineinzulegen, als Hippolyte, und Papa Geoffroy, der ihren Schnupftuchsſtudien immer mit der heiligſten Andacht gefolgt war, hatte einmal in ſeinem Feuilleton den eben ſo ſchönen als originellen Grundſatz aufgeſtellt: »le mouchoir est le domaine de grandes coquettes«, und dabei ſeinem Lieblinge das Compliment gemacht, daß Mademoiſelle die unumſchränkteſte Herrſcherin dieſer Domäne ſei. Der Tauſendſaſſa! Er wußte recht wohl, daß Lobſprüche ſo feiner, ausgewählter Art ihr mehr Freude machten, als gewöhnliche Alltagsphraſen, womit der kritiſirende Pöbel ſo maßlos um ſich wirft.

— Papa Geoffroy, ſagte unſere Künſtlerin, die ſoeben ſein neueſtes Feuilleton durchgeleſen hatte, iſt ein alter Herr, vor dem ich alle Achtung habe. Mag Freund Talma auch immerhin behaupten, daß der Abbé etwas ſehr partheiiſch ſei, ich kann's, ich will's nicht glauben, und mache kein Geheimniß daraus, daß ſein Lob mich mehr erfreut, als das jedes Andern; denn er beſitzt große Gelehrſamkeit und — was mehr ſagen will — Geiſt, Scharfſinn, Witz und eine ſo feine Beobachtungsgabe, daß ſeinem Auge nicht die allerkleinſte Nuance entgeht. Der große Haufe unſerer Journaliſten beurtheilt unſere Leiſtungen nach gewiſſen, häufig wiederkehrenden Schablonen. Alle ſchwimmen auf der Oberfläche herum und Keiner von ihnen — mit Ausnahme des Papa Geoffroy — dringt mit uns in die Tiefe unſerer Rollen ein. Und ſchon darum iſt mir ſelbſt ein kleiner Tadel des Abbé weit lieber, als das größte Lob manches Andern, der vom Geiſt und von der Schönheit unſerer Kunſt oft nicht mehr als ein eingebildeter Narr vom Steine der Weiſen verſteht.

Gleich darauf trat einer ihrer Kunſtgenoſſen, ein Mann von vierzig Jahren*), der erſte Mime ſeiner Zeit, François Joſeph Talma, ein.

— Haſt Du geleſen, gute Hippolyte? fragte ihr Freund, einen finſtern Blick auf die Zeitung werfend, die ſie in ihren Händen hielt.

— Ja, theurer Brutus!

— Und was ſagt meine ſchöne Célimène dazu?

Sie zuckte die Achſel und ſchwieg.

— Liebe Mars, Dein Schweigen beunruhigt mich. Biſt denn auch Du der Anſicht, daß ich den Geiſt dieſer Rolle nicht richtig aufgefaßt habe?

— Mir, Freund Agamemnon, ſteht darüber keine Stimme zu…

— Wie aber, wenn ich Dir ſage, daß ich auf Dein unbefangenes Urtheil eben ſo viel höre, als auf das des boshaften Abbés?

— Dann werde ich Dir den Rath ertheilen, ſeine Kritik heute Nacht, vor dem Schlafengehen, noch einmal mit kaltem Blute durchzuleſen, um Dich zu überzeugen, daß das, was er über Dich geſagt hat, nicht ganz ungegründet iſt.

---

*) Geb. am 15. Januar 1763 zu Paris.

— Ah, das dacht' ich mir! Meine ſchöne Suſanne iſt in den alten, häßlichen Baſile ſtark vernarrt . . .

— Vernarrt? Und warum?

— Weil er Dich auf dem Nacken der Bourgoin und aller Andern in den Himmel erhebt . . .

— Meiſter Talma, ſo ſpricht der Neid!

— Mademoiſelle Mars, ſo ſpricht der Dünkel und die Eitelkeit! Verſtanden, Hippolyte? fragte der jähzornige Künſtler mit dem ganzen Aufwande ſeines wohlklingenden Organs und durchbohrte ſie dabei mit finſterm Brutusblick. Mag dieſer alte Schwätzer von mir ſagen, was er will, ich bleibe dennoch, wer ich bin: François Joſeph Talma, der Liebling meines Kaiſers, der Abgott meines Publikums! ſchrie der aufgebrachte Mann, ſtülpte mit großem Pathos ſeinen Hut auf den Kopf und entfernte ſich, ohne ſeine ruhig gebliebene Freundin eines Grußes, eines Lebewohls zu würdigen.

Nachdem Talma den Saal verlaſſen hatte, öffnete ſie raſch die Thür, um ihm nachzurufen.

— Mein Freund, nur eine Frage noch!

— Was giebt's? fragte der Zurückkehrende.

— Iſt's dem geſtrengen Herrn gefällig, heute Abend, nach dem Theater, einen Löffel Suppe bei mir einzunehmen?

— Nein! lautete ſeine eben ſo kurze als barſche Antwort.

— Dann gehen Sie mit Gott! ſagte Hippolyte.

Wüthend ſtürmte er zur Thür hinaus.

III.

Von dort ging er zur Bourgoin. Nach der Anſicht gewiſſer Leute, zu denen auch Abbé Geoffroy gehörte, verhielt ſich Dieſe zu Jener, wie Scylla zur Charybdis. Beide Damen waren für die Tugend mancher Kunſtfreunde zwei gefährliche Klippen.

Mademoiſelle Thérèſe Etiennette Bourgoin, die einzige Tochter blutarmer Eltern — (ihr Herr Papa war Portier und die Frau Mama eine ehrwürdige Hebamme) —, eine Schülerin der penſionirten Mademoiſelle Dumesnil, drei Jahre jünger als Hippolyte[1]), war gleichfalls Schauſpielerin und an Geiſt und Schönheit eine gefeierte Nebenbuhlerin unſerer Mars. — Kaum achtzehn Jahre alt, hatte ſie[2]) in der Comédie française als »Iphigenie in Aulis« im gleichnamigen Trauerſpiele von Racine debütirt, war aber trotz des übergroßen Beifalls, den ſie ſchon damals davongetragen, erſt zwei Jahre ſpäter, nach einem neuen Debüt[3]), angeſtellt worden, nachdem ſie ſich, während dieſes Zwiſchenraumes, mit Hilfe ihrer großen, ſchönen, herausfordernden Augen, ihres üppigen, reizenden, vielverſprechenden Wuchſes und ihres einſchmeichelnden Weſens hochſtehende Gönner und einflußreiche Freunde erworben hatte.

---

1) Geb. am 5. Juli 1781 zu Paris.

2) Am 27. September 1799.

3) Am 28. November 1801.

Zu der Zahl der Letztern gehörte ſeit jener Zeit, vor allen Andern, auch Herr Jean Antoine Chaptal[4]), ein eben ſo berühmter Chemiker als Staatsmann, der 1798 zum Mitglied des Inſtituts und am 1. Pluvioſe des Jahres IX vom damaligen Conſul Bonaparte zum Miniſter des Innern ernannt worden war. Als ſolcher hatte er vier Wochen nach dem zweiten Auftreten ſeiner vielgeliebten Etiennette am 28. December 1801 in's »Journal de Paris« einen Brief einrücken laſſen, den wir hier mit diplomatiſcher Treue wiedergeben. Dieſer Brief lautete wie folgt:

»Le ministre de l'intérieur à mademoiselle Dumesnil.

Après avoir illustré le Théâtre français par trente années de succès, et laissé à la scène des souvenirs qui sont devenus des leçons, vous avez voulu, Mademoiselle, profiter du repos de votre retraite pour former un sujet digne de vous et de l'art dramatique. Le public vous en marque chaque jour sa reconnaissance par les applaudissements qu'il donne à votre digne élève, Mademoiselle Bourgoin, et je me fais un plaisir de vous témoigner, au nom du gouvernement, qu'il n'a pas vu sans intérêt, que tous vos moments sont consacrés à perfectionner votre art. C'est pourquoi je vous accorde une gratification de 5000 francs et j'ai l'honneur etc.

signé Chaptal.« [5])

---

[4]) Geb. am 4. Juni 1756 zu Nogaret.

[5]) Wir laſſen hier eine Ueberſetzung dieſes Briefes folgen:

„Der Miniſter des Innern an Mademoiſelle Dumesnil.

Nachdem Sie nach dreißig Jahren glänzenden Erfolgs das Théâtre français verherrlicht und dieſer Bühne Erinnerungen zurückgelaſſen haben, welche Studien ge-

Man wird geſtehen, daß dieſes öffentliche Handbillet eines trockenen Chemikers, der nebenbei noch Miniſter des Innern iſt, ein köſtliches Document bleibt, das auf ihn und auf die ganze Zeit, in der unſer harmloſer Roman ſpielt, ein unbezahlbares Licht wirft. — Seit der Veröffentlichung jenes für beide Damen gleich ſchmeichelhaften Miniſterialreſkripts war die würdige Schülerin der Dumesnil die offizielle Flamme Seiner Excellenz, und der letzte Gaſſenkehrer von Paris wußte eben ſo genau wie der erſte Conſul der Republik, daß Herr Chaptal — follement amoureux, wie einſt Bonaparte geſagt — ſo ſehr von den Reizen der Mademoiſelle Bourgoin gefangen war, daß ſie den Miniſter, der nach ihrer Pfeife tanzen mußte, wie Seide um den Finger, wie Papier um ihre Locken wickeln konnte. Etiennette, ihrer großen Herrſchaft über ihn ſich wohl bewußt, benutzte — zu ihrer Ehre ſei's geſagt — ihren gefährlichen Einfluß weder zu Kabalen noch Intriguen, ſondern einzig und allein zur Sicherſtellung ihrer Zukunft, zur Verbeſſerung ihrer Vergangenheit und zur Verſchönerung der Gegenwart. Ihr angeborener Hang zur Ueppigkeit und Verſchwendung verleitete ſie, viel öfter die Börſe als das Herz Seiner Excellenz zu brandſchatzen. Herr Chaptal, von Haus aus reich genug, um ſich jeder ihrer koſtſpieligen Launen willfährig zu zeigen,

---

worden ſind, haben Sie auch die Ruhe Ihrer Zurückgezogenheit benutzen wollen, um ein Ihrer und der dramatiſchen Kunſt würdiges Talent auszubilden. Das Publikum beweiſt Ihnen täglich ſeine Dankbarkeit durch die Beifallsbezeugungen, die es Ihrer würdigen Schülerin, Mademoiſelle Bourgoin, ſchenkt; und darum gereicht es mir zum Vergnügen, Ihnen, im Namen der Regierung, erkennen zu geben, daß es mit Intereſſe wahrgenommen hat, wie alle Ihre Augenblicke der Ausbildung Ihrer Kunſt gewidmet ſind. Aus dieſem Grunde bewillige ich Ihnen ein Geſchenk von 5000 Francs und habe die Ehre u. ſ. w.

wurde — was ſeiner Großmuth keine Schande macht — nie müde, ſeinem weiblichen Götzen mit immer vollen Händen Gold und Papiergeld in den Schoos zu ſtreuen. Von einem ſeiner vertrauteſten Freunde befragt, wie theuer ihm, Jahr aus Jahr ein, dieſe Verbindung zu ſtehen komme, ſoll er offenherzig bekannt haben:

— Dieſe einzige Maitreſſe koſtet mich mehr, als unſerm Fouché ſein ganzes Dutzend!

Freilich war dieſer Fouché ein Geizhals, ein Filz, ein Knicker, Chaptal hingegen ein Verſchwender, der, als Chemiker und ſelbſt als Miniſter, noch nicht alle Hoffnung aufgab, den Stein der Weiſen zu finden und aus Häckerling Gold zu machen.

Außer einem monatlichen Nadelgeld von fünftauſend Francs erhielt Danae-Bourgoin von ihrem Jupiter-Chaptal zu jeder neuen Rolle einen neuen Schmuck oder Alles, was ſie ſonſt dazu gebrauchte. Eines der vielen Steckenpferde dieſer ſchönen Närrin war ihre unerſättliche Vorliebe für die erſt kurz vorher Mode gewordenen Shawls. Die gute Etiennette hatte deren ſo viele, daß ſie, zur nähern Bezeichnung derſelben, auf den Einfall gerathen war, jedem derſelben den Namen einer ihrer Lieblingsdichter beizulegen. So hatte ſie einen himmelblauen Caſhemir, den ſie Corneille, einen orangegelben Türken, den ſie Racine, und einen ſchneeweißen Perſer, den ſie Molière getauft, ein Einfall, der ihrem Anbeter ſo überaus gut gefallen hatte, daß er ſich verpflichtet glaubte, ihr noch einen grünen Shawl zu ſchenken, dem ſie zu Ehren des freundlichen Gebers den Namen Chaptal beizulegen beſchloß. — Außerdem beſaß Dame Etiennette noch eine ganz beſondere Neigung zu allen Gattungen von Parfüms; es war ihr, wie ſie ſagte, ein wollüſtiges Gefühl, ſich tagtäglich in einem Meere von Düften, in einem Baſſin von Wohlgerüchen zu baden. Und ſo kam's, daß die Geliebte Seiner Excellenz wie ein wandelndes Treibhaus nach Tauſenden von Blumen roch, ſo daß Jeder, der in ihre Nähe kam, den Athem in langen Zügen durch die Naſe zog, um ſich zu laben an dieſem »Concert d'odeurs«. —

Dieſe duftgefüllte Schönheit befand ſich eben im Bade, als eine ihrer Garderobièren eintrat, um ihr den Beſuch des Herrn Talma anzumelden.

— Sag' ihm, daß er warten ſoll!

Victoire entfernte ſich, um ihn zu bitten, ſich unterdeſſen in's Leſezimmer ihrer Herrin zu verfügen.

— Sage meiner lieben Freundin Etiennette, daß ich keinen Augenblick Zeit zum Warten habe und daß ich ſie ſogleich ſprechen muß; ſage ihr ferner, daß ich ihr eine hochwichtige Neuigkeit und — was ihr lieber ſein wird — eine neue Rolle bringe.

Talma kannte ſeine Bourgoin und wußte ſehr wohl, daß ſchon Letzteres allein ſie bewegen werde, ihn augenblicklich vorzulaſſen. Er hatte ſich nicht geirrt.

— Darf ich eintreten? fragte er, leiſe anklopfend.

— Nur unter der Bedingung, capitulirte die badende Nymphe, wenn mein Hylas mir verſprechen will, mit ſehenden Augen den Blinden zu ſpielen.

— Ich will beide Augen zudrücken und blind ſein wie Marmontels Beliſar.

— Dann dürfen Sie eintreten, ſagte die Bourgoin, ſo tief untertauchend, daß nur der Kopf zu ſehen war. Eh bien, Meiſter Talma, meine neue Rolle? fragte ſie den Eintretenden.

— Hier iſt ſie!

— Voyons! ſagte ſie, einen ihrer ſchönen Arme darnach ausſtreckend. Floreſtine in der »ſtrafbaren Mutter« . . . das Paradepferd der eingebildeten L'Ange . . . eine Rolle, die ich mir ſeit Jahren gewünſcht . . . Ach, Talma, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig, daß Sie mir einen meiner Lieblingswünſche erfüllt haben! Legen Sie die Rolle dort auf jenen Carton . . . Und wann ſoll die Probe ſein?

— In vierzehn Tagen!

— Abgemacht! ſagte die neue Floreſtine, wieder untertauchend. Und die hochwichtige Neuigkeit, die ich hören ſoll?

— Iſt leider weniger erfreulich. Papa Geoffroy hat in ſeiner heutigen Kritik Dich und mich wieder ganz abſcheulich mitgenommen!

— Und was ſagt er von mir?

— »Mademoiſelle Bourgoin war, wie gewöhnlich, kokett; das Schönſte in ihrem Spiele ſchien uns ihre blauſeidene Robe.«

— Ah, dieſer alte, häßliche Faun wird von Tag zu Tage boshafter!

— Das ſag' auch ich!

— Man muß Mittel finden . . .

— Ihm das loſe Maul zu ſtopfen, ergänzte Talma.

— Aber wäre das chriſtlich? Wiſſen Sie nicht, was einer unſerer Herren Apoſtel ſagt: »Du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden«?

— Der Abbé, Bourgoin, iſt kein Ochſe . . .

— Aber, was noch weit ſchlimmer iſt, ein Flegel, der nicht müde wird, uns zu beleidigen. Und das fordert Rache!

— So denk' auch ich! Was aber thun, um ihn unſchädlich zu machen?

— Laſſen Sie Ihre Freundin dafür ſorgen. Sie wiſſen, daß Herr Chaptal . . .

— Miniſter des Innern und Ihr glühendſter Anbeter iſt.

— Ah, wenn er je erführe, daß Sie, wie Actäon, ſeine Diana im Bade überraſcht haben, der Eiferſüchtige würde Feuer und Flammen ſpeien und . . .

— Mich, wenn's in ſeiner Macht läge, in ein türkiſches Windſpiel verwandeln.

— Mademoiſelle, Mademoiſelle! rief die ängſtliche Stimme der Kammerzofe, die vor dem Eingange des Badezimmers als Schildwache aufgeſtellt war.

— Was giebt's? fragte die erſchreckte Etiennette.

— Soeben iſt Seine Excellenz gekommen!

— Himmel, mich trifft der Schlag! rief Diana.

— Teufel, was fange ich an? fragte Actäon.

— Verſtecken Sie ſich dort in jenen Carton! Zum Glück iſt er groß und bequem genug, um einen Mann Ihrer Größe in ſich aufzunehmen. Ich höre des Miniſters Schritte . . . eilen Sie, eilen Sie!

— Ein vermaledeiter Spaß! meinte Talma und kroch in die Pappſchachtel.

Gleich darauf klopfte Seine Excellenz.

— Herein! rief unſere keuſche Göttin mit bewundernswerther Unbefangenheit.

— Verzeihung, liebe Etiennette, wenn ich heute zu ſo ungewöhnlich früher Zeit Dich ſtöre!

— Was führt Dich zu mir, Excellenz?

— Ein Wunſch der Kaiſerin.

— Was wünſcht Ihre Majeſtät?

— Dich übermorgen auf dem kleinen Schloßtheater zu Malmaiſon, als Roſine im »Barbier von Sevilla«, bewundern zu dürfen . . .

— Dieſer Wunſch ſei ihr huldreich gewährt!

— Erlaube mir, angebeteter Schatz, einen Augenblick hier auszuruhen, da der weite Weg und die große Hitze mich etwas müde gemacht haben.

— Aus Mangel an irgend einem Stuhle . . .

— Werde ich mir erlauben, auf dieſem Carton Platz zu nehmen, ſagte Herr Chaptal, ſeinen Vorſatz ſofort ausführend.

Der arme Talma wagte nicht zu athmen.

— Du kommſt wie gerufen, Excellenz! Ich habe eine kleine Bitte an Dich . . .

— Wünſcht ſich meine treue Galathée einen neuen Shawl?

— Das vorläufig nicht!

— Braucht ſie Geld?

— Davon ein ander Mal! Für heute hab' ich ein anderes Anliegen. Du kennſt Herrn Bertin de Vaux . . .

— Den Eigenthümer des »Journal des Débats« . . .

— An welchem Abbé Geoffroy Mitarbeiter iſt. Dieſer Menſch, Excellenz, hört nicht auf, mich durch die Hechel ſeiner abgeſchmackten Laune zu ziehen und auf Koſten Anderer in der Gunſt des Publikums herabzuſetzen. Ich frage Dich, ob Du dies ruhig mit anſehen kannſt, ohne mich gegen die Pfeile ſeiner kritiſchen Bosheit in Schutz zu nehmen?

— Lieber Schatz, was ſoll ich thun?

— Herrn Bertin bewegen, daß er nichts mehr von ihm aufnehme . . .

— Und glaubſt Du, daß dies ſo leicht ſei? Die Kritiken dieſes Mannes haben der Zeitung einen ungeheuern Abſatz verſchafft, und geſetzt auch, daß es mir gelänge, Herausgeber und Mitarbeiter zu entzweien, was wäre damit durchgeſetzt? Abbé Geoffroy, verleugnet vom »Journal des Débats«, würde ſeine Abneigung gegen Dich in's »Journal de Paris«, in die »Gazette de France« oder in irgend eine andere Zeitung übertragen.

— Ich bitte zu bedenken, Monſeigneur, daß keine von allen ſo ſehr geleſen als die des Herrn Bertin iſt . . .

— Gut, ich will mit ihm reden.

— Und zwar noch heute, Freund Chaptal!

— Man kann Dir nichts abſchlagen, ſagte der Miniſter, ſich von ſeinem Platze erhebend.

Der Carton-Gefangene wagte freier zu athmen.

— Bringſt Du mir heute Abend, nach dem Theater, die frohe Botſchaft, daß Papa Geoffroy vom »Journal des Débats« entfernt wird, dann ſollſt Du ſehen, Excellenz, daß Etiennette dankbar zu ſein verſteht!

— Sogleich will ich Herrn Bertin rufen laſſen . . .

— Meine heiße Liebe begleitet Dich, Excellenz!

— Auf Wiederſehen, meine gute, fromme Taube! ſagte der Miniſter, einen zärtlichen Kuß auf das Elfenbein ihrer Stirn hauchend.

Und bald darauf entfernte er ſich.

— Dank den Muſen, daß er fort iſt! flüſterte Talma und ſchlüpfte geräuſchlos aus ſeinem Pappdeckel-Kerker heraus.

— Nun aber, Freund Talma, bitte ich auch Sie, mich zu verlaſſen, denn ich habe mich heute länger gebadet als je.

— Du biſt ein Engel, Bourgoin! Keine von Allen beſitzt dieſe Macht der Ueberredungsgabe! Deine Schönheit iſt der Moſesſtab, der dem Felſen Waſſer und der Kohle das Funkenſprühen des Diamanten entlockt. Ah, wär' ich nicht Talma, dann möchte ich Herr Chaptal, Miniſter dieſes Innern ſein! rief der entzückte Mime, auf das Marmor-Baſſin weiſend, deſſen duftgeſchwängerten Wellen, gleich nachdem Talma ſich verabſchiedet hatte, eine der reizendſten Nymphen des Kaiſerreichs entſtieg.

Ein Zug am Glockenring rief Victoire herbei.

— Iſt die Gefahr überſtanden? fragte Etiennette.

— Dank den Göttern! erwiderte die Vertraute.

Und Mademoiſelle Bourgoin ſchlüpfte in ihren Bademantel und ſtellte ſich vor den Spiegel, um die aufgelöſten Flechten ihres reichen Haars zu ordnen.

IV.

Während Mademoiſelle Bourgoin mit ihrer Toilette beſchäftigt iſt, wollen wir uns in's Boudoir einer ihrer Kameradinnen verfügen, um dort eine neue Bekanntſchaft anzuknüpfen.

Mademoiſelle Joſephine Mézeray1), eine der reizendſten und verführeriſchſten Schauſpielerinnen jener Zeit, war die Tochter eines Verſailler Limonadiers, der die kleine unſchuldige Marotte gehabt hatte, ſich einzubilden, ein Abkömmling des berühmten Geſchichtsſchreibers François Eudes de Mézeray zu ſein. Daß Dieſer ſich mit einem i und unſer Limonadier ſich mit einem y ſchrieb, war nichts weiter als ein Spiel der ewig wechſelnden Orthographie. Der Tochter, die in der kleinen Fußzehe mehr Geiſt und Verſtand als der Urheber ihrer Tage in ſeinem äußerſt beſchränkten Schädel beſaß, ſchien es durchaus gleichgiltig zu ſein, ob einer ihrer Vorfahren berühmt oder unberühmt geweſen; es genügte ihr, zu wiſſen, daß ihr Papa ein gutmüthiger Schwachkopf, ihre Mutter hingegen eine eben ſo ſchlaue als pikante Kokette geweſen war, die ihrem Gemahle ein Diadem von Hörnern jeder Größe aufgeſetzt und ſich dadurch den Ruf der galanteſten Frau von ganz Verſailles erworben hatte. All' dieſe Eigenſchaften der Mutter ſchienen ſich auf deren einzige Tochter vererbt zu haben. Geboren in einer Stunde des Halbdunkels, in einem Augenblick, in dem es nicht mehr Tag und noch nicht Nacht geweſen war, beſtand ihr ganzes Weſen aus Gegenſätzen, die ein ſonderbares Ich geſtalteten, ein Weſen von eben ſo vielen Licht- als Schattenſeiten, ein Ich, aus eben ſo vielen Tugenden als Untugenden zuſammengeſetzt: eben ſo luſtig als niedergeſchlagen, eben ſo mitleidig als unbarmherzig, eben ſo treu als unbeſtändig. Auch ihr Aeußeres trug, wie ihr Inneres, den Charakter dieſes Halbdunkels an ſich; man konnte ſie weder blond noch ſchwarz nennen: ſie

---

1) Geb. am 3. Mai 1772 zu Verſailles.

hatte kaſtanienbraunes Haar, dunkelblaue Augen, ſcharfgezeichnete Augenbrauenbogen, eine jener regelmäßigen, feingeſchnittenen Naſen, die man an den römiſchen Cameen bewundert, einen weder zu großen noch zu kleinen Mund, friſche, lebhafte Lippen, von keckem Lächeln eingeſäumt, nicht zu kleine und nicht zu große, aber äußerſt geſunde Zähne, feine, roſenrothe Ohren, einen langen, nicht allzuweißen Hals, einen üppigen, leichtgebräunten Nacken mit einigen Leberflecken (welche einen angeborenen Hang zur Sinnlichkeit verrathen), eine kernige, aber nicht allzuſtarke Bruſt, einen ſchlanken Leib mit ſtark hervortretenden Hüften, einen reizenden Arm und einen wundervoll geformten Fuß, deſſen Bau ein eben ſo ſchönes Bein vermuthen ließ. — Vom pſychiſchen Standpunkt betrachtet, war ſie genäſchig wie eine Creolin, leichtgläubig wie ein Kind, mißtrauiſch wie faſt jedes Weib und keck wie ein Mann, gewandt im Reiten und Jagen, beherzt im Fechten und Schießen. Sie aß gut, trank gern und liebte vor Allem Trüffel und Auſter, Champagner und Gefrorenes. Wenn ſie bei guter Laune war, lachte und trällerte ſie mehr als die ſorgloſeſte Griſette; doch wenn die Tage kamen, wo ſie, mit ihrem Schickſal grollend, in tiefe Melancholie verſank, dann weinte ſie oft ganze Stunden lang und empfand ſo großen Ekel am Daſein, daß die ganze Welt mit ihren elenden Freuden ſie, wie ſie zu ſagen pflegte, »mit verpeſtetem Athem wie der Pfuhl der Hölle anſtank«. Aber die Gewiſſensbiſſe, die ſie ſich über ihren mehr als leichtſinnigen Lebenswandel machte, währten nicht länger als Aprilregen; dann ſchien wieder bei ihr die Sonne, dann warf ſie ſich wieder in den Strudel der Zerſtreuungen und betäubte die Mahnungen ihres Herzens durch die Sophismen ihres Geiſtes. — Zu den unzählig vielen

Untugenden der Mademoiſelle Mézeray gehörte auch ihre Leidenſchaft für Pharo. Sie ſpielte gern, aber hoch, und verlor auch gern, aber nicht viel, und wenn Letzteres doch geſchah, dann fluchte ſie wie ein Soldat, zerriß die Karten und war oft ſo aufgebracht, ſie dem Bankier an den Kopf zu werfen. — Zu ihren Neigungen gehörte vor allen andern ihre Vorliebe für Hunde, deren ſie mehr als ein ganzes Dutzend beſaß, Hunde von faſt allen Gattungen: Wachtel-, Hühner-, Dachs- und Spitzhunde, Doggen, Möpſe, Pudel und Windſpiele. Dabei hatte ſie die boshafte Laune, jedem ihrer »vierfüßigen Leibgarde« den Namen einer jener Zeitungen oder Kritiker zu geben, die ſich ein Vergnügen daraus machten, ſie und ihre Leiſtungen als Schauſpielerin zu tadeln oder »anzubellen«, wie ſie's zu nennen geruhte.

Dieſe liebenswürdige Hundenärrin war, wie unſere Leſer im Café Véry aus dem Munde des Abbé Geoffroy vernommen, eine der Geliebten des Polizeiminiſters Fouché, der, wie wir durch einen ſeiner Collegen, Herrn Chaptal, erfahren haben, ihrer mehr als zwölf beſaß, welche er, theils aus Politik und theils aus Neigung für ſich und Andere unterhaltend, in vertrauten Geſprächen ſeine »zweibeinigen Spürhunde«, ſeine »Mouchards in Unterröcken«, ſeine »weiblichen Agenten« hieß, und deren Reize er zur Auskundſchaftung mancher Geheimniſſe vortrefflich auszubeuten verſtand.

Joſeph Fouché*), einer der erſten Helden der franzöſiſchen Revolution, urſprünglich Mitglied der »congrégation de l'oratoire«, dann Studienpräfect im Collège ſeiner Vaterſtadt, ſpäter Advokat und endlich Mitglied des Convents, Anhänger der Bergpartei und einer der vertrauteſten Freunde Marats und Robeſpierre's, war nach dem Sturze des Letztern als Geſandter bei der ciſalpiniſchen Republik nach Mailand geſchickt und nach ſeiner Zurückberufung vom erſten Conſul zum Miniſter der Polizei und 1804 zum Herzog von Otranto erhoben worden.

---

*) Geb. am 29. Mai 1763 zu Nantes.

Von der moraliſchen Seite betrachtet, war dieſer Fouché ein Charakter, der jenem Theatiner glich, deſſen zehn Gebote alſo lauteten:

1) Mache Dir Geld, ſo viel Du kannſt.
2) Laß alle Welt Dir dienſtbar ſein.
3) Sorge, daß es Deiner Tafel an nichts fehle.
4) Kaufe wohlfeil ein und laß Dir's theuer bezahlen.
5) Verkehre den Tag in Nacht.
6) Kühle Dir den rothen Wein mit weißem.
7) Betrüge Deine Vorgeſetzten, wo Du kannſt.
8) Lache, wo Du weinen, und weine, wo Du lachen ſollſt.
9) Iß nie mehr, als Du vertragen kannſt.
10) Die Sünder mache zu Deinen Sklaven.

Kein Wunder, daß ein Menſch mit ſolchen Grundſätzen in allen Sphären ſchneller ſein Glück machen mußte, als jeder Andere mit den zehn Geboten des alten, guten, ehrlichen Moſes.

Intereſſant iſt die Art und Weiſe, wie dieſe »Seele der geheimen Polizei« ſein Verhältniß mit Mademoiſelle Mézeray eingefädelt hatte.

Es war im Februar des Jahres 1806, als Joſephine folgenden Brief empfing:

»Der Unterzeichnete hat Sie geſtern Abend als »coquette corrigée« ſo aufrichtig bewundern müſſen, daß er heute das unwiderſtehliche Bedürfniß fühlt, ſich das Vergnügen Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft zu verſchaffen. Falls Sie eben ſo gut als ſchön ſind, werden Sie einem Ihrer glühendſten Anbeter wohl erlauben, Sie beſuchen zu dürfen, um Ihnen mündlich zu ſagen, wie ſehr er ſei

Ihr
Louis **XXV**.«

Der Herzog von Otranto hatte die Vorſicht gebraucht, die bedeutungsvolle, inhaltſchwere Unterſchrift dreifach zu unterſtreichen, um Mademoiſelle Mézeray, die, wohl nicht mit Unrecht, im Geruche ſtand, eine treue Anhängerin der gefallenen Bourbons zu ſein, aufmerkſam zu machen, daß er die nachgeſuchte Erlaubniß *nicht umſonſt* begehre.

Joſephine, entzückt von der Neuheit dieſer eben ſo kecken als ungewöhnlichen Liebeserklärung, hatte ſich beeilt, ihrem unbekannten Verehrer Folgendes zu antworten:

»Kommen Sie heute Abend, mein Herr. Einem Nachkommen des unglücklichen Ludwigs kann man nichts abſchlagen. Mit dem heißen Verlangen, Sie näher kennen zu lernen, erwartet Sie mit dem Glockenſchlage Zehn

Ihre
»gebeſſerte Kokette«.

Und ſeit jenem Abende war unſere keuſche Joſephine die Geliebte des »keuſchen Joſeph«, wie einſt der große Spötter Talleyrand ſeinen kleinen Collegen Fouché genannt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der »weibliche Agent« des Herrn Polizeiminiſters lag, am Nachmittag zwiſchen Drei und Vier, in creoliſcher Nacktheit auf den wollüſtigen Kiſſen ihres mit Caſhemir überkleideten Divans, um ſich, bewacht von Dreien ihrer Lieblingshunde, der Sieſta zu überlaſſen, als ihr kleiner Leibmameluck — zur Zeit des Kaiſerreichs gehörte es zum guten Tone, daß jede vornehme Frau von einem Weſen dieſer Race bedient wurde — den Anfang ihres Schlummers ſtören mußte, um ihr einen Brief einzuhändigen, den ſoeben ein Diener gebracht, welcher von ſeinem Herrn den Auftrag erhalten hatte, ſich, wo möglich gleich, eine Antwort darauf zu erbitten.

Gähnend erbrach ſie das Siegel und las:

»Seit Monaten, Mademoiſelle, trägt ſich ein Mann, der kein anderes Verdienſt hat, als das, einer Ihrer aufrichtigſten Freunde zu ſein, mit dem leicht verzeihlichen Wunſche, Ihnen einen Act ſeiner Huldigung zu Füßen zu legen. Jetzt, Mademoiſelle, iſt der Augenblick gekommen, in dem er dieſen Wunſch erfüllen kann. In einigen Wochen erſcheint der vierte Jahrgang ſeines von allen Klaſſen der Geſellſchaft mit ſchmeichelhafter Nachſicht aufgenommenen »Almanach des Gourmands«. Der Verfaſſer bittet um die Erlaubniß, die Stirne ſeines Buchs mit dem Namen der reizendſten Künſtlerin Frankreichs ſchmücken zu dürfen.

Meiſter Scarron, der ſeinen »Roman comique« der Hündin ſeiner Schweſter gewidmet, hat Jeden, der uns eines ſeiner Bücher dedicirt, für einen Schmeichler, und Antoine Furetière, der ſeinen »Roman bourgeois« dem Henker zueignet, hat den Mann, der die Sitte der Dedicationen erfunden, für einen Bettler erklärt. Der Unterzeichnete, Mademoiſelle, iſt zwar weder Scarron noch Furetière, aber eben ſo wenig iſt er Schmeichler oder Bettler. Wenn er ſeinem Gelüſte nachgiebt, Ihnen einen Band ſeines Taſchenbuchs zu widmen, ſo geſchieht es einzig und allein darum, weil Sie zu der kleinen Zahl jener Erleuchteten gehören, für welche die vielfach verkannte Gaſtronomie kein profaner Genuß, ſondern eine heilige Offenbarung iſt, die nur Solche zu begreifen verſtehen, denen der »Gott der Küchen und Keller« einen eben ſo geläuterten Gaumen als feinfühlenden Geſchmack verliehen hat. »N'est pas gourmand qui veut!« ſagt unſer großer Freund Brillat-Savarin und hat vollkommen Recht.

Mademoiſelle, ſind Sie nun wirklich das, wofür die ganze Welt Sie hält, ſind Sie eine aufrichtige Verehrerin der Tafelfreuden, ſo werden Sie dem Unterzeichneten ohne Zögern geſtatten, Ihren lorbeerumkränzten Namen in's goldene Buch der gaſtronomiſchen Wiſſenſchaft einzutragen und ihm huldreich vergönnen, Ihnen ſeine Aufwartung machen zu dürfen, um ihm Gelegenheit zu verſchaffen, Ihnen zu beweiſen, wie rein und uneigennützig die innige Verehrung iſt, womit er iſt und bleibt

Ihr
treueſter Anhänger
Grimod de la Reynière.«

Mademoiſelle Mézeray, die für den Schreiber dieſes Briefes im Stillen längſt geſchwärmt hatte, fühlte ſich von der Feinheit ſeiner Aufmerkſamkeit ſo angenehm überraſcht, daß ſie ſich verpflichtet hielt, ihm ſofort zu antworten. Sie eilte an ihr Pult und ſchrieb ihm in ihrer lakoniſchen Art und Weiſe:

»Mademoiſelle Mézeray dankt Herrn Grimod de la Reynière für die ihr zugedachte Widmung, die ſie mit der aufrichtigſten Freude und der freundlichen Bitte annimmt, ihr, je eher je lieber, den Genuß ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft zu verſchaffen.«

Dieſe Einladung war kaum expedirt, als ihr der Beſuch ihres offiziellen Anbeters angemeldet wurde. In demſelben Augenblick, als ſie Grimods Brief in ihr Buſentuch ſchob, erſchien Fouché in der Thür. Sein ſcharfer Polizeiblick gewahrte ſofort deren Verlegenheit. Er aber that, als ob er nichts bemerkt hätte, und ſagte mit der freundlichſten Miene, die er aufzuraffen im Stande war:

— Bon jour, chère Joséphine!

— Bien venu, cher Joseph!

— Darf der Beſte der Freunde ſich nach Deinem Befinden erkundigen?

— Die treueſte Deiner Freundinnen befindet ſich wohl, erwiderte Mademoiſelle Mézeray, ſeine warme Hand erfaſſend und ihn zärtlich auf den Divan ziehend.

— Laſſen wir das heute, ſagte Fouché mit wahrer Froſchkälte. Ich bin einzig und allein gekommen, um Dich zu fragen, auf welchem Fuße Du mit der [illegible] ſtehſt?

— Wir nehmen gegenſeitig wenig Notiz von uns: ſie ſchwärmt für das Innere, ich für die Polizei.

— Dieſe »Flamme des Innern« ſteht auf dem Punkte, uns Allen gefährlich zu werden.

— Durch Chaptal?

— O nein, der Mann iſt unſchädlich! ſagte der Miniſter mit wegwerfendem Lächeln. Doch hab' ich ſeit geſtern durch einen meiner Spürhunde aus der nächſten Umgebung des Kaiſers in Erfahrung gebracht, daß Napoleon der Große ſich, vermuthlich nur aus Langeweile, in die kleine Bourgoin vergafft hat.

— Wär's möglich? fragte Mademoiſelle Mézeray mit leicht erklärbarem Neide.

— Der kleine Caporal iſt zwar kein allzugroßer Weiberfreund, doch hat er dann und wann eben ſo groteske als bizarre Launen. Es iſt noch nicht lange her, daß er für die coloſſale Georges geſchwärmt, ihr für das Opfer einer einzigen Nacht eine Maſſe von Diamanten im Werthe von fünfzigtauſend Francs geſchenkt und ſich ſeitdem nicht mehr um ſie bekümmert hat.

— Fünfzigtauſend Francs!

— Nicht wahr, das gefällt Dir? Doch hat nicht Jeder das Glück, Kaiſer der Franzoſen zu ſein und nach Belieben über den goldenen Schweiß von dreißig Millionen Menſchen zu verfügen! — Doch daß ich's nicht vergeſſe, Joſephine! Du mußt, wenn ich bitten darf, von heute angefangen, gegen die Bourgoin ein ganz anderes Betragen annehmen, gegen ſie artig und zuvorkommend ſein und Nichts außer Acht laſſen, um Dich bei ihr einzuſchmeicheln und in die Geheimniſſe ihres Herzens einzuweihen.

— Wie, mein Herr, fragte Mademoiſelle Mézeray aufbrauſend, Sie verlangen von mir, ihr den Hof zu machen?

— Natürlich nur pro forma, gutes Kind!

— Herzog von Otranto, Joſephine Mézeray wird ſich nie ſo tief erniedrigen, Ihr Spion zu ſein!

— Von etwas Anderm, liebes Kind! In dem Augenblick, als ich bei Dir eintrat, verſuchteſt Du vor mir einen Brief zu verbergen . . . Ein Mann, wie ich, ſieht Alles! Darf man fragen, welchen Inhalts jenes Schreiben iſt, das im neidenswerthen Kerker Deines Buſens ſchmachtet?

— Was giebt Dir ein Recht, mir meine Geheimniſſe zu entreißen?

— Fern ſei's von mir, Dich zu zwingen, ich bitte ja nur!

— Ah, das klingt anders! So oft Sie bitten, Herzog, wird es mir Bedürfniß ſein, Ihnen Alles zu gewähren, was im Bereiche meiner Kräfte liegt! Sie wünſchen das Billet zu leſen? Hier iſt es! ſagte ſie, holte es aus dem Gitter ihres Buſentuchs hervor und gab es ihm.

Fouché, der es mit großer Haſt entfaltet hatte, las mit halblauter Stimme:

»Mademoiſelle, einer Ihrer Freunde, der an Ihrem Schickſal warmen Antheil nimmt, benachrichtigt Sie, daß Ihr »treuer Joſeph«, überdrüßig Ihrer Reize, ſein Auge auf eine Ihrer Kunſtgenoſſinnen geworfen hat und der Gelegenheit auflauert, mit Ihnen ſo bald als möglich zu brechen. Sein Sie vorſichtig, um den Plan des liſtigen Fuchſes zu vereiteln!

Ein Spion des Herrn Fouché.«

— Und Du glaubſt an dieſen Wiſch? fragte der Beſtürzte.

— Wie an das Amen im Gebete!

— Sei kein Kind, Joſephine, quäle Dich und mich nicht umſonſt mit Gerüchten, die einer meiner Feinde aus der Luft gegriffen hat, um mir die Sonne Deiner Gunſt zu rauben, ſagte der Heuchler, den Brief zerreißend und ſie mit erkünſtelter Zärtlichkeit an ſein Herz drückend. Mézeray, beim Ewigen! Du verkennſt mich!

— Das ſag' auch ich, mein Joſeph! erwiderte die Schauſpielerin aus gleichem Tone.

— Meine Pflicht ruft mich in die Tuillerien. Die Geſchäfte häufen ſich von Tag zu Tag; doch hoffe ich noch im Laufe dieſer Woche Dich wiederzuſehen. Bis dahin behalte lieb Deinen Freund, der ſich den Verrath zu Schulden kommen ließ, Dich, das Muſter der Treue, einen Augenblick untreu zu glauben. Verzeihung, Joſephine, Verzeihung! rief Fouché, drückte ihr die Hand und entfernte ſich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Heuchler! rief Joſephine, als ſie allein war, ich ſchlage Dich mit Deinen eigenen Waffen! Erſt von Dir hab' ich die ſchwere Kunſt erlernt, mit der treuherzigſten Miene der Welt ein Ausbund unergründlicher Falſchheit zu ſein! fuhr ſie fort und hob die zwei Hälften des zerriſſenen Briefes auf. Du rühmſt Dich, Alles zu durchſchauen? Eitler Thor, Du biſt ſo kurzſichtig wie jeder Andere! Du glaubteſt den rechten Brief zu leſen und nahmſt den falſchen, den ich aus Vorſicht ſtets in petto halte. Du glaubſt, dieſen Brief habe einer Deiner Spione geſchrieben . . . Elender, dieſen Brief hat Joſephine geſchrieben!

Nun, wie gefällt Euch dieſe Frau?

V.

Wir kehren zu Mademoiſelle Mars zurück, um nun auch ihren Hof zu ſchildern. Die Großwürdenträger deſſelben waren faſt lauter Notabeln der Literatur, Kunſt und Kritik: Chénier, Arnault, Delrieu; David, Girodet, Gérard; Dalayrac, Blangini, Drouet; Geoffroy, Hoffmann, Jouy, Laméſangère; Talma, Fleury, Dugazon und viele Andere. Eben ſo glänzend, eben ſo zahlreich war der weibliche Hofſtaat dieſer »Königin des Luſtſpiels«; wir aber begnügen uns, nur die Koryphäen deſſelben, Madame Tallien, Gräfin Salm-Dyck und Madame Talma, hervorzuheben.

Der Erſte dieſer ruhmgeſchmückten Phalanx war Joſeph Marie Chénier1), jener im Herzen königlich geſinnte Bruder des unglücklichen André Chénier, der unter dem Beile der nimmerſatten Guillotine geendet, jener Joſeph, welcher — Geſetzgeber, Philoſoph und Dichter in Einer Perſon — auf der Tribune durch die hinreißende Gewalt ſeiner Beredtſamkeit, und auf dem Theater durch die Macht ſeiner gigantiſchen Fantaſie, durch ſeine Trauerſpiele »Carl X.«, »Cajus Gracchus«, »Jean Calas« u. ſ. w. Kampf auf Kampf gekämpft und Sieg auf Sieg errungen hatte. Ein großherziger Beſchützer aller armen Poeten, hatte er 1793 dem Convente ein Jahrgehalt abgerungen für den in Paris hilflos verhungernden Dichter Carlo Goldoni und in der Rede an deſſen

---

1) Geb. am 28. Auguſt 1761 zu Conſtantinopel.

Grabe bewieſen, daß wenig Herzen ſo edel als das ſeinige geweſen ſind.

Der Zweite dieſes Hofes war Antoine Vincent Arnault [2]), der republikaniſch-geſinnte Dichter des »Marius«, des »Horatius Cocles« und der »Lucrezia«, jener Trauerſpiele, die zur Zeit der Schreckensherrſchaft wie zündende Raketen in überfüllte Pulverminen eingeſchlagen hatten. Der erſten dieſer Tragödien verdankte er jetzt das Wohlwollen des Kaiſers, der ſchon als erſter Conſul ihn in ſein Herz eingeſchloſſen hatte und auch jetzt noch ſtolz darauf war, dieſen Dichter zu der Zahl ſeiner Freunde zählen zu dürfen.

Der Dritte in dieſem Bunde war Etienne Joſeph Delrieu [3]), Verfaſſer einiger artigen Luſtſpiele und einer Tragödie, an welcher er neun volle Jahre gearbeitet und die — erſt 1808 zur Darſtellung gelangend — ihm von Seiten des Kaiſers eine jährliche Penſion von zweitauſend Francs eintrug, mit welchen er ſich durchſchlug. Dieſer Mann war ein höchſt drolliger Kauz, der die ſonderbare Grille hatte, ſeinen »Artaxerxes«, vier Jahre vor der Aufführung, Gott und aller Welt um jeden Preis vorzuleſen, um deren Urtheil zu erfahren. — Eines Abends, als Herr Delrieu ſein Stück zum hundertneunundneunzigſten Male, diesmal im Salon des Herrn Chaptal, in Gegenwart der Damen Bourgoin, Mars, Léverd und L'Ange vorlas, lüftete er, weil es ihm zu heiß geworden war, ſchon im erſten Acte, mit Erlaubniß ſeiner Zuhörer, ein kleinwenig ſeine Halsbinde; im zweiten Acte nahm er ſie ganz ab; im dritten zog er den Rock, im vierten die Weſte aus, und als er im fünften Acte ſchon am Hoſenträger zu rütteln begann, ſagte der Miniſter des Innern ſo laut, daß auch der Vorleſer es hören mußte, zu den Damen: »Es iſt ein Glück, daß ſein Trauerſpiel nicht mehr als fünf Acte hat, denn ſonſt riskirten wir, unſern Freund bald als Sansculotte vor uns zu ſehen.«

---

[2]) Geb. am 22. Januar 1766 zu Paris.
[3]) Geb. 1761 zu Rhodez.

Der Vierte, Jacques Louis David[4]), der berühmte peintre régicide, der als ehemaliges Mitglied des Convents für den Tod Ludwigs XVI. mitgeſtimmt hatte, war vom Kaiſer, gleich nach deſſen Thronbeſteigung, zum erſten Hofmaler ernannt worden. Dieſer große Künſtler, der früher ſo glühend für Marat, den »ami du peuple«, und für Mademoiſelle Théroigne de Méricourt, die »fille du peuple«, geſchwärmt hatte, war jetzt eben ſo warm für Napoleon und Mademoiſelle Mars begeiſtert. Er, der früher Marats Tod durch die Macht ſeiner Farben apotheoſirt, hatte bald darauf den erſten Conſul zu Pferde gemalt und in die Ferſe dieſes großartigen Meiſterwerks nichts als die drei Worte: »Bonaparte, Hannibal, Charlemagne« eingezeichnet. Der Kaiſer, der dieſe Zuſammenſtellung nicht vergeſſen, hatte ſeinen Liebling zum Reichsbaron und Ritter der Ehrenlegion erhoben.

Anne Louis Girodet[5]), einer der talentvollſten Schüler jenes Meiſters, berühmt durch ſeinen »Endymion« und »Oſſian«, war noch kurz vorher ein glühender Anbeter der Schauſpielerin L'Ange geweſen, doch weil ſie einen Brüſſeler Wagenbauer, Namens Simons, ihm vorgezogen hatte, war der beleidigte Pinſel auf den malitiöſen Einfall gerathen, ſeine ungetreue Eliſabeth als traveſtirte Danaë auszuſtellen, die ſtatt des Goldregens armſelige Fünf- und Zehnſousſtücke in ihrem Schooß auffängt. Bald wäre es deßhalb zwiſchen ihm und einem ihrer Freunde zum Duell gekommen, hätte nicht Mademoiſelle Mars als verſöhnendes Princip den Streit beigelegt und Herrn Girodet bewogen, ſein gemaltes Pasquill von der Kunſtausſtellung zurückzufordern.

---

[4] Geb. am 31. Auguſt 1748 zu Paris.

[5] Geb. am 5. Januar 1767 zu Montargis.

François Gérard[6]), ein Freund und Mitſchüler Girodets, früher einer der Geſchworenen jenes Revolutionstribunals, das, von Königshaß erfüllt, die unglückliche Marie Antoinette verurtheilt hatte, war jetzt glücklich, ſich als Fürſtendiener und Hofmaler in den Strahlen der creoliſchen Schönheit der glücklichen Joſephine zu ſonnen. Sein geiſtreicher Pinſel hatte faſt alle Berühmtheiten dieſer Epoche verewigt: den Kaiſer und die Kaiſerin, Marie Annonciade und Hortenſe von Beauharnais (Schweſter und Stieftochter Napoleons), den General Bernadotte, den Herzog von Baſſano, den Marſchall Soult, den Herzog von Montebello, den Fürſten Talleyrand, Frau von Stael, Frankreichs Corinna, und die Gräfin Regnaud de Saint-Angely, die Meſſaline des Kaiſerreichs, ſeinen Lehrer David und ſeinen Freund Ducis, Talma und unſere gefeierte Mars.[7])

Wir kommen nun zu den Componiſten.

Nicolas Dalayrac[8]), der Schöpfer der »beiden Savoyarden«, des »Raoul de Créquy«, der »Adolph und Clara« und fünfzig

---

6) Geb. 1770 zu Rom.

7) Während ſeiner ganzen Laufbahn ſoll er über 84 Knieſtücke und über 200 Bruſtbilder gemalt haben.

8) Geb. am 13. Juni 1753 zu Muret.

anderer mehr oder weniger gelungenen Opern und naiver Singſpiele, er, der heute alle Schlachtbulletins des Kaiſers und morgen den ganzen »Code Napoléon« in Muſik ſetzen wollte, um ſeine übergroße Anhänglichkeit und Dankbarkeit für den Orden der Ehrenlegion an den Tag zu legen, dieſer Muſiker, ewig verliebt und beſtändig vom Katarrh gequält, erklärte Jedem, der's zu hören wünſchte, daß er all' ſeine Opern für eine einzige Rolle der Mars und all' ſein Hab und Gut für einen einzigen Kuß von ihrem Munde herzugeben bereit ſei.

Felix Blangini[9]), Componiſt der komiſchen Opern: »die falſche Duenna«, »Zelie und Terville« und des »Kaliſenſtreichs«, einer der vielen Lieblinge der Prinzeſſin Pauline, der galanten Schweſter des Kaiſers und der nichts weniger als grauſamen Gemahlin des Fürſten Borgheſe, benutzte die Eingebungen ſeiner leichtfertigen Muſe, um viele ſeiner ſüßen Romanzen und liebeathmenden Nocturnen (unter Letztern auch einen keckeu »Chant de Mars«) der gefeierten Hippolyte als Tribut ſeiner Huldigung zu Füßen zu legen.[10])

Louis Philippe Drouet[11]), der berühmteſte Flötenſpieler jener Zeit, ein naher Anverwandter des ehemaligen Poſtmeiſters zu St. Ménéhould, jenes berüchtigten Jean Baptiſte Drouet, welcher Ludwig XVI. auf ſeiner Flucht nach Varennes erkannt hatte und die Urſache von deſſen Verhaftung geweſen war, entzückte mehr als ein Mal durch die Meiſterſchaft ſeines Flötenſpiels den ausgewählten Zirkel dieſes Hofes.[12]

---

[9]) Geb. am 18. November 1781 zu Turin.

[10]) Prinzeſſin Borgheſe, die ihn 1806 nach ihrer Sommerreſidenz Nizza entführt hatte, überhäufte ihn dort mit tauſend Gunſtbezeigungen, die er in ſeinen, von Maxime Villemareſt herausgegebenen „Souvenirs" (Paris 1834) mit ſelbſtgefälliger Ausführlichkeit erzählt.

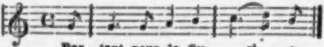
[11]) Geb. 1783 zu Amſterdam.

Wenden wir uns von Literatur und Kunſt zur Kritik, ſo begrüßen wir als einen unſerer Bekannten Abbé Geoffroy, den Hannibal der Kuliſſen, den Attila der Schauſpieler, die zu Fleiſch gewordene Theaterkritik, den »König des Feuilleton«.

Nicht minder gefürchtet war der geiſtreiche Spötter François Benoit Hoffmann[13], der ehemalige Herausgeber des »Menteur«, eines Journals, das, zur Zeit des Directoriums, unter der Maske harmloſer Lügen die bitterſten Wahrheiten geſchrieben, ſpäter unter den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens die pikanten »Lettres Champenoiſes« für das »Journal de l'empire« und außerdem eine Maſſe reizender Luſt- und Singſpiele für's Theater geliefert hatte[14]

---

[12] Blangini's Vorgänger in der Gunſt der Prinzeſſin Borgheſe, war er einige Zeit Paulinens muſikaliſcher Secretär. Die Prinzeſſin, welche, ohne viel Muſik zu verſtehen, die Wuth hatte, Romanzen zu componiren, ließ ihren zweiundzwanzigjährigen Flötenſpieler oft gegen ein Uhr Nachmittags zu ſich kommen, um, in der Regel noch im Bette liegend, ihm einige nichtsſagende Melodien vorzuträllern. — Wie finden Sie das, Herr Drouet? fragte Pauline. — Reizend, Prinzeſſin! erwiderte der Meiſter, dem nichts Anderes übrig blieb. — Eh bien, dann ſchreiben Sie, ſagte die Fürſtin Borgheſe, und war wie ein Kind erfreut, wieder ein neues Geſangsſtück erfunden zu haben. — Später wurde Herr Drouet der muſikaliſche Secretär der nachmaligen Königin Hortenſe von Holland; und auch dieſe Fürſtin verſuchte, ſich als Muſikkennerin geltend zu machen. Unter ihrem Dictate ſoll, angeblich, die bekannte Romanze:



entſtanden ſein.

[13] Geb. am 11. Juli 1760 zu Nancy.

[14] Die bekannteſten darunter ſind: „das Original“, der „Roman einer Stunde“,

und als Kritiker mit Papa Geoffroy in ununterbrochener Fehde lag.[15])

Eben ſo bekannt und geachtet war Etienne de Jouy[16]), ein Mann, der den Degen mit der Feder vertauſcht und ſich als Verfaſſer der von Spontini in Muſik geſetzten Operntexte: »Veſtalin« und »Ferdinand Cortez«, dann als Mitarbeiter der »Gazette de France«[17]) und ſpäter als Trauerſpieldichter durch ſeinen »Tippo-Saëb«, »Béliſaire« und »Sylla«[18]) den Ruf eines Claſſikers erworben hatte.

Ein weniger bedeutender, aber weit originellerer Sonderling war Pierre Laméſangère[19]), Redacteur des (1797) von Sellèque gegründeten »Journal des Dames et des Modes«, ein Abbé Geoffroy der Toilette, der im Salon der Mademoiſelle Mars allwöchentlich die neueſten Launen der ewig wandelbaren Göttin Mode aufzeichnete und ſich durch den Geſchmack ſeiner Bilder einen großen Kreis von Leſern gewann; im Uebrigen ein höchſt komi-

---

das „bürgerliche Rendezvous“, die „eiferſüchtige Tante“ und die „Frau von fünfundvierzig Jahren“, ein Stück, das er drucken ließ mit dem Motto: „Comédie sifflée pour la première et dernière fois, dédiée aux siffleurs“.

[15]) Einer dieſer Federkriege erſchien unter dem Titel: „Réponſe à Mr. Geoffroy, rélativement à ſon article ſur Adrien“, worauf unſer Attila eins der beißendſten Erwiderungen unter der Aufſchrift: „Petit leçon au grand docteur Hoffmann“ losplatzen ließ.

[16]) Geb. 1769 zu Jouy bei Verſailles.

[17]) Durch ſeine Sittenſchilderungen, welche von 1812—1814 unter dem Titel: „l'Ermite de la Chauſſée d'Antin“ in der „Gazette de France“ erſchienen, erwarb er ſich den Ehrennamen: „inventeur des Journaux mis en actions“.

[18]) Dieſe Tragödie, (1822) hundertundfünfzig Mal in Einem Jahre aufgeführt, erlebte in derſelben Friſt fünf Auflagen.

[19]) Geb. am 23. Juli 1761 zu Baugé in Anjou.

ſcher Patron, der tauſend Capricen hatte, unter andern auch die, daß er, wie Michel Adanſon, ein abgeſagter Feind von Regenſchirmen war und ſtets ohne Parapluie ausging. Fing's unterwegs zu regnen an, dann kaufte er ſich einen. Eben ſo häufig vergaß er ſeine Doſe, und fehlte ſie ihm, ſo kaufte er ſich eine andere. So oft er ausging, kaufte er ſich Dies oder Jenes: bald ein Paar ſeidene Strümpfe, bald ein Paar Handſchuhe, heute eine neue Weſte und morgen einen neuen Hut; immer aber war er mit ſeiner Wahl dann erſt vollkommen zufrieden, wenn ſeine Einkäufe die Sanction ſeiner Muſe Hippolyte erhalten hatten.[20])

Aus den Reihen ihrer Kunſtgenoſſen ragte vor Allem François Joſeph Talma hervor. Sohn eines Zahnarztes, der ſich lange vor Ausbruch der Revolution von Paris nach London überſiedelt hatte, war er bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre im großen Themſebabel geblieben und dann nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, um hier, auf Wunſch des Vaters, ſeine mediciniſchen Studien fortzuſetzen. Aber bald darauf war im Sohne eine unwiderſtehliche Neigung zur dramatiſchen Kunſt erwacht. Morgens verſäumte er die Collegien und Abends beſuchte er dafür die Theater. Nachdem er ſich drei Jahre mit dem glühendſten Eifer ſeinem neuen Berufe hingegeben hatte, war er, einundzwanzig Jahre alt, gegen den Willen ſeines Vaters, zum erſten Male als Seide in Voltaire's

---

20) Bei dem am 22. Februar 1831 erfolgten Tode dieſes Sonderlings fanden ſich in ſeiner Garderobe über tauſend Paare ſeidener Strümpfe, zweitauſend Paar Schuhe, ſechs Dutzend blauer Röcke, einundneunzig Tabaksdoſen und ſiebenundvierzig Regenſchirme. Einen der letztern hatte er, laut Teſtament, das er auf die Rückſeite eines ſeiner Modenbilder geſchrieben, der Mademoiſelle Mars als „Zeichen ſeiner Dankbarkeit" hinterlaſſen.

»Mahomet« aufgetreten und hatte gleich durch ſein erſtes Debüt ſo großen Enthuſiasmus erregt, daß ſelbſt Papa Zahnarzt von der Kunſt ſeines Sprößlings total hingeriſſen war. In einem Zeitraume von drei Jahrzehnten hatte François Talma eine lange Reihe ſchön gedachter und kühn ausgeführter Rollen geſchaffen und ſich als Arſaces, Oreſtes, Ninyas, Agamemnon, Manlius, Brutus, Marius, Regulus u. A. den Ruhm erworben, der Schöpfer einer neuen Aera und der erſte Meiſter ſeiner Kunſt zu ſein. — Napoleon, der ſchon als General die Bekanntſchaft dieſes Künſtlers gemacht und ihn mehr und mehr liebgewonnen hatte, war auch als Conſul und als Kaiſer dem »Gott der Tragödie« — wie er ihn oft genannt — mit dem alten Wohlwollen zugethan geblieben und hatte ihm bei allen Gelegenheiten neue Beweiſe ſeiner unwandelbaren Gunſt geſchenkt. Der »Freund des Kaiſers« — es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, ſich oft ſelber ſo zu nennen — war, wie faſt jeder Mime, leicht gereizt und höchſt empfindlich, aber, dieſe kleinen Schattenſeiten abgerechnet, ein eben ſo guter als edler Menſch. Als Künſtler ſuchte er vergebens ſeines Gleichen. »Die Art, wie er ſeine Rollen auffaßt,« ſchrieb Frau von Staël, »beweiſt die innigſte Kenntniß des menſchlichen Herzens, und der Ausdruck ſeines Mienenſpiels und die magiſche Gewalt ſeiner Sprache macht ihn gleichſam zum zweiten Dichter aller von ihm dargeſtellten Rollen.«

Neben ihm glänzte Joſeph Fleury21), ein Künſtler aus der alten Schule, der kaum richtig ſchreiben, aber ſo vortrefflich ſchwatzen konnte, daß Herr von Lauraguais ihn nicht mit Unrecht

---

21) Geb. 1730 zu Chartres.

»le plus aimable diseur de riens« getauft. Seine erſte Berühmtheit verdankte er der ganz beſondern Geſchicklichkeit, mit welcher er Friedrich den Großen in den »beiden Pagen« Zug für Zug ſo ſprechend treu copirt hatte, daß Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder jenes Monarchen, ihm dafür eine koſtbare, mit Friedrichs Bild geſchmückte Doſe zuſtellen ließ.

Der Dritte dieſes Kleeblatts war Jean Baptiſte Dugazon[22]), zur Zeit der Schreckenstage einer der wüthendſten Jacobiner und Adjutant des Bierbrauers und Nationalgarden-Commandanten Santerre, ſpäter der unumſchränkte Beherrſcher aller Criſpins, Frontins, Pasquins und Scapins, einer der beſten Komiker des franzöſiſchen Theaters und auch außerhalb der Bühne ein großartiger Farceur, der hunderttauſend tolle Streiche im Kopfe und nur dann und wann leiſe Anwandlungen des Zipperleins in den Füßen hatte, aber deſſen ungeachtet eine ewig heitere Laune, einen nie zu ermüdenden Appetit und faſt immer Durſt, viel Durſt beſaß. Dieſer Mann war der Luſtigmacher, der Hofnarr, der Triboulet dieſes Hofſtaats.[23])

Aus dem blendenden Damenkranze ragte durch den Glanz ihrer Schönheit und durch den Nimbus ihres Geiſtes Thereſe Cabarrus[24]), die erſt ſeit Kurzem geſchiedene Gattin des ehemaligen Conventsmitglieds Tallien, die interimiſtiſche Geliebte des Grafen

---

22) Geb. 1754 zu Paris.

23) Dugazon ſchrieb, um auch als Dichter ſein Glück zu verſuchen, ein einactiges Luſtſpiel: „der Gemäßigte“, das vor Allen ſeinen Jacobinern ſehr gefiel.

24) Geb. . . . . ?

Alexandre de Girardin[25]) und bald darauf die Braut und Gemahlin des Grafen von Caraman, Prinzen von Chimay, eine eben ſo galante als intrigante Dame, welche, nicht ängſtlich in der Wahl der Mittel, die zum Ziele führen, aus dem Carmelitergefängniß im Vereine mit Tallien den Sturz Robespierre's[26]) organiſirt hatte und ſeit jener Zeit einer der erſten Lüſtres der Salons war.

Faſt eben ſo ſchön, aber weniger kokett war Conſtance de Théis[27]), geſchiedene Frau des nicht unberühmten Wundarztes Pipelet III. und ſeit drei Jahren glückliche Gattin des Grafen und nachmaligen Fürſten Salm-Dyck, eine nicht unbeliebte Schriftſtellerin, die einer ihrer allzugroßen Schmeichler den »Boileau der Frauen« genannt, Dichterin des Trauerſpiels »Sappho« und einiger reizender Stanzen.

Es bleibt uns zur Vollendung dieſes Bildes nur noch Caroline Vanhove[28]), geſchiedene Petit und nunmehrige Madame Talma, eine Frau, die, obgleich eben ſo hübſch wie geiſtreich, doch weder als Schauſpielerin noch als Schriftſtellerin zu glänzen verſtand.[29])

---

25) Eine Frucht dieſer flüchtigen Verbindung ſoll, wie man erſt vor Kurzem erfahren hat, der bekannte Journaliſt Emile de Girardin ſein.

26) Jean Lambert Tallien, der den 9. Thermidor herbeigeführt, hatte ſeinem einzigen mit Thereſe Cabarrus erzeugten Kinde, zu Ehren dieſes Tages, in der Taufe den Namen „Thermidor“ gegeben. Getrennt von ſeiner ſchönen Frau, ſtarb er (am 16. November 1820) in der größten Dürftigkeit, während ſeine Frau, die er einſt in Bordeaux vom Schaffot befreit, in einem Ocean von Luxus ſchwamm.

27) Geb. am 7. November 1767 zu Nantes.

28) Geb. 1770 im Haag.

29) Nach Talma's Tode vermählte ſie ſich mit dem Grafen von Chalot und gab „Études ſur l'art théatral“ mit Skizzen aus dem Leben ihres zweiten Gatten heraus.

VI.

Inmitten dieſes Labyrinthes glänzender Berühmtheiten ſtand, ziemlich einſam und verlaſſen, ein Mann, der, ohne Namen, ohne Rang, ohne Vermögen, nichts als ſeine Jugend, ihren Muth, ihre Ausdauer und ihren Ehrgeiz beſaß. Er hieß Jerôme Brown und war Schweizer-Officier in franzöſiſchem Dienſte. Einer ſeiner Verwandten, ein Genfer Juwelenhändler, welcher nach Paris übergeſiedelt war, hatte den jungen Kriegshelden, der ſeit zwei Jahren für Mademoiſelle Mars, eben ſo glühend für ihre Kunſt als für ihre Perſönlichkeit geſchwärmt, bei ihr eingeführt und ihn dadurch zum Glücklichſten aller Sterblichen gemacht. Jugend (ſagt Herr von Jouy, einer der Trabanten des Planeten Mars) iſt der Rahmen der Liebe, und Liebe, ſagt ein Anderer, iſt der Geiſt des Herzens. Ein junger Mann, der nicht liebt, muß geiſtlos oder ganz verwildert ſein. Jerôme, mit ſeinen einundzwanzig Jahren, war weder das Eine, noch das Andere; kein Wunder alſo, daß er liebte. Schwedens Montaigne, Graf Oxenſtiern, Verfaſſer der »Penſées ſur divers ſujets«, nennt das Gefühl der Liebe die ſchönſte und närriſchſte aller Leidenſchaften; ein Anderer ſieht in ihr die Tarantel des Herzens; nach Browns Anſicht war ſie die

---

Früher hatte ſie ſich als Dichterin verſucht und ein Luſtſpiel „Lequel de trois“ geſchrieben, das, zu ihrem Beneſize gegeben, nicht gefallen hat und deshalb bis jetzt Manuſkript geblieben iſt.

unſichtbare Jacobsleiter, die den Geiſt aus der Erde Tiefen zu lichter Himmelshöhe führt, die Varolsbrücke, auf der die Seele vom Hirne in's Herz hinabſteigt, um dort tauſend ſchlummernde Wonnen wachzuküſſen. — Jerôme liebte Hippolyte mit der ganzen Kraft der erſten Liebe; er liebte ſie ſeit zwei Jahren, ohne den Muth zu haben, es ihr zu geſtehen. Er verbarg ſeine Liebe in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens, gleich wie die kranke Muſchel in ihrem Schooße ihre Thräne, ihre Perle verbirgt. Seine Liebe war ein ſüßes Geheimniß, das er Keinem offenbarte, aus Furcht, ihm dadurch die Glorie zu rauben; er bewachte es mit derſelben Sorgfalt, mit der die Blume in der tiefſten Tiefe ihres Kelches ihren Duft bewacht. Jerôme begnügte ſich mit dem ſtillen Anſchauen ihrer jungfräulichen Schönheit und ſonnte ſich in den Strahlen ihres Heiligenſcheins, wie ein heimlich verduftendes, ſich ſelbſt verzehrendes Heliotrop in den Strahlen der Sonne, die dieſen Duft entzündet hat. Jerôme war ein Epigone jenes Goethe'ſchen Werthers, und wie Dieſer für Lotte, ſo ſchwärmte Jener für zwei Gottheiten, welche einen und denſelben Namen trugen, für den Gott des Krieges und für die Göttin des Friedens, die Beide »Mars« hießen. Sein junges Herz verzehrte ſich in zwei gleich großen, gleich mächtigen, gleich unbeſiegbaren Leidenſchaften: in Liebe und Ehrgeiz. Die Trophäen, nach welchen ſeine Seele rang, hießen Ruhm und Gegenliebe, und ſein Geiſt ſagte ſich: er könne dieſe nur durch jenen erringen. Die Liebe erweckte in ihm alle Tugenden des Helden: Muth und Tapferkeit; er fühlte die Kraft in ſich, Schlachten zu gewinnen, Länder zu erobern, Völker zu unterjochen, um ſich Ruhm zu erringen, um ſich Hippolyte's Neigung zu erkämpfen. Dazu aber fehlte ihm die Gelegenheit, und das war es, was ihn tief betrübte, was ihn niederſchlug, was ihn ſchon in der Blüthe ſeiner Jugend aufrieb. Ehrgeiz iſt der Stachel großer Seelen.

Jerôme hatte die Erlaubniß erhalten, Mademoiſelle Mars täglich beſuchen zu dürfen. Sie intereſſirte ſich für die Zukunft dieſes jungen Helden, deſſen unbefriedigter Ehrgeiz, gepaart mit hoffnungsloſer Liebe, ſeiner angeborenen Schwermuth neue Nahrung gab. Der Aermſte verzweifelte, und das allen Menſchen wohlwollende Herz der Künſtlerin fühlte aufrichtiges Mitleid für ihn und ſeine Lage. Zum Glücke dieſes jungen Mannes beſaß Niemand die ſchöne Gabe des Troſtes in ſo hohem Grade, als Hippolyte.

Trauriger als jemals ſaß der neue Werther, den Blick zur Erde geſenkt, tauſend Seufzer im Herzen und kein Wort auf der Lippe, ſeinem Ideale gegenüber, das, mit einer Stickerei beſchäftigt, ihn ſchweigend beobachtet hatte.

— Warum, begann ſie zu fragen, iſt Herr Brown heute wieder ſo niedergeſchlagen?

— Ich leide! ſtöhnte der junge Mann.

— Und woran? fragte Hippolyte, ohne von ihrer Stickerei wegzublicken.

— An einem Kummer, der mich zu verzehren droht.

— An einem Kummer? wiederholte Mademoiſelle Mars mit einer Innigkeit, der es anzuhören war, daß ſie aus dem Herzen kam. Und darf Ihre Freundin, die an Ihrem Schickſal warmen Antheil nimmt, den Grund Ihres Kummers erfahren?

Wohl fühlte er, daß jetzt der Augenblick gekommen war, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und dennoch fehlte ihm auch heute der Muth dazu. Er ſeufzte tief auf und erwiderte:

— Wozu Ihnen mein Leiden nennen? Sie können es ja doch nicht heilen!

— Vielleicht aber, Herr Brown, gelingt es mir, es wenigſtens zu mildern . . .

— Wodurch? fragte Jerôme in halber Zerſtreuung.

— Welche Frage! Durch den Balſam des Troſtes, mein Freund!

— Für Leiden meiner Art, Mademoiſelle, giebt's auf Erden nur Einen Troſt: den Tod!

— Sie möchten ſterben? fragte ſie, erſchreckt die Nadel ruhen laſſend.

— Heute lieber als morgen!

— Welch ein Frevel, mit einundzwanzig Jahren den Tod herbeizuwünſchen!

— Sie, Mademoiſelle, haben ein Recht, ſo zu ſprechen. Sie, die Sie in vollem Glanze der Jugend, im Zenith des Ruhms, bewundert, vergöttert und gefeiert von ganz Frankreich daſtehen, können kaum ahnen, geſchweige gar wiſſen, wie einem armen Teufel zu Muthe iſt, dem, obſcur und unbeachtet von der ganzen Welt, ſein Daſein zu unerträglicher Pein wird!

— Sie quält der Ehrgeiz, armer Freund!

— Ja, Mademoiſelle, ja! Ihnen darf ich's wohl geſtehen.

— Sie ſind ein Thor, Herr Brown, ſagte die Künſtlerin, die unterbrochene Stickerei fortſetzend. Ehrgeiz, junger Freund, iſt einer jener Vampyre, die uns das Blut aus den Adern, den Schlaf aus den Wimpern ſaugen und uns die Luſt zum Leben ſtehlen. Entſagen Sie dieſer Leidenſchaft, die ach! ſo häufig zum Egoismus führt!

— O wüßten Sie, welche Qual es iſt, ſich, ohne Namen, ohne Ruf, wie ein zudringlicher Bettler, durchzuwinden durch die dichten Reihen Ihres Hofes, an dem ſich aller Glanz und aller Ruhm vom ganzen Kaiſerreich zuſammendrängt; wüßten Sie, wie groß die Marter iſt, in dieſem Schwarme von Berühmtheiten die einzige Null zu ſein, die nicht mitzählt, Sie würden meinen Schmerz begreifen und mir Ihr Mitleid nicht verſagen. Und doch ſind Sie ſo grauſam gegen mich! Für Jeden Ihrer Satelliten haben Sie einen aufmunternden Blick, ein beglückendes Lächeln, ein entzückendes Wort; nur für mich, den armen, unbekannten Offizier, der, ſeines Nichts ſich ganz bewußt, ſcheu und ängſtlich in ferner Ecke ſteht und ſich nur ſelten in Ihre lichte Nähe wagt, für mich allein haben Sie keinen Blick, kein Lächeln, kein Wort übrig, das mir ſagt, daß ich Ihnen eben ſo willkommen, als Jeder dieſer Andern bin.

— Herr Brown iſt ungerecht gegen mich. Wann habe ich mich je ſo ſchwer vergangen, Sie, jenen Andern gegenüber, zurückzuſetzen?

— Als ich neulich zum erſten Male den Muth gehabt hatte, Sie zum Contretanz aufzufordern, erinnern Sie ſich, Mademoiſelle, welche Antwort ich erhielt?

— »Herr Brown, heute tanze ich nicht.«

— Doch eine halbe Stunde ſpäter flogen Sie im raſchen Wirbel des Cotillon am Arme des Malers Gérard an mir vorüber . . .

— Ich hatte meine guten Gründe dazu . . .

— Ich achte ſie, ohne ſie zu kennen. Aber achten Sie auch eben ſo das ſchmerzliche Gefühl, das mich ſeit jenem Augenblick zu Boden drückt. Zum erſten Mal in meinem Leben empfand ich das Gefühl des Neides, und als der Saum Ihres Kleides meinen Fuß berührte, war mir zu Muthe, als müßte ich, berſtend vor Neid, in die Erde ſinken.

— Sie ſind ein ſonderbarer Mann, Herr Brown! Als während jenes Tanzes mir das Schuhband riß, glaubte ich zu bemerken, daß Sie es waren, der es aufhob.

— So iſt's, Mademoiſelle!

— Und darf man wiſſen, was Sie damit angefangen?

— Ich hab' es wie ein Heiligthum aufbewahrt und trage es ſeit jenem Abende als Talisman.

— Sie ſcherzen!

— Ueberzeugen Sie ſich! ſagte Jerôme, riß ſeine rothe Uniform auf und zeigte auf ſeine weiße Weſte, in deren oberſtem Knopfloch ihr ſchwarzes Schuhband wie ein Orden befeſtigt war.

— Ah, rief Hyppolyte, im Innern darüber hoch entzückt, hatte ich nicht Recht, Sie vorhin einen Thoren zu ſchelten? Wie kann ein vernünftiger Soldat auf ein armſeliges Schuhband ſo entſetzlich hohen Werth legen?

— Kam es nicht von Ihnen? fragte er voll ſchöner Begeiſterung.

— Von etwas Anderm, Herr Brown! Wie gefällt Ihnen Madame Tallien, die Braut des Grafen von Caraman? fragte ſie, um dem Geſpräche einen andern Lauf zu geben.

— Mademoiſelle, erwiderte der Offizier, ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben.

— Und warum nicht?

— Weil ich ſie bis jetzt kaum eines Blicks gewürdigt.

— Und doch iſt ſie eine der ſchönſten Frauen von Paris!

— Ich, Mademoiſelle, habe nur Augen für Sie!

— Sie ſind ein Schmeichler, Herr Brown!

— Mademoiſelle iſt ungerecht gegen ſich ſelbſt ...

— Ein Böſewicht, dem nicht zu trauen iſt ...

— Ich beſchwöre Sie, mich und mein Herz auf die Probe zu ſtellen! Verlangen Sie von mir das Unmöglichſte ... ich werde Ihnen zeigen, daß es möglich iſt!

— Sie ſind ein Schwärmer, ein Fanatiker ...

— Der für den Gegenſtand ſeiner Anbetung mit freudigem Herzen ſein Blut verſpritzt ... Oh, Mademoiſelle, geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen zu beweiſen, daß ich jedem Ihrer Befehle zu gehorchen weiß!

— Ich mag nichts mehr davon hören, Herr Brown! Sagen Sie mir, wie hat Ihnen geſtern Abend, in der »falſchen Agnes«, die Toilette meiner Freundin Bourgoin gefallen?

— Mademoiſelle, Sie fragen mich um Dinge, die mir vollkommen gleichgiltig ſind.

— Ich kann Ihnen dies um ſo weniger glauben, da ſie eine jener gefeierten Schönheiten iſt, für die faſt ganz Paris ſchwärmt.

— Das iſt Geſchmackſache, Mademoiſelle! Mir, zum Beiſpiel, gefällt ſie gar nicht!

— Und iſt's erlaubt zu fragen, weßhalb?

— Es fehlt ihr der Reiz aller Reize: der Zauber der Unſchuld. Sie iſt anmaßend, gefallſüchtig, keck, ja häufig ſogar frech.

Die Gottheit, die mich mit reiner Anbetung erfüllt, iſt anſpruchsloſ und beſcheiden und aus jedem ihrer Züge athmet der Duft holder Keuſchheit.

— Sie ſind ein gefährlicher Menſch, Herr Brown! Mag man mit Ihnen reden, wovon man will, immer kehren Sie zu Dem zurück, was man nicht hören mag.

— Haben Sie Mitleid mit mir, ſein Sie gnädig! rief Jerôme und ſtürzte, hingeriſſen vom Strome tiefinnerſter Begeiſterung, zu ihren Füßen nieder.

Mademoiſelle Mars erhob ſich mit feierlichem Ernſte und ſprach:

— Stehen Sie auf, Herr Brown! Im Wörterbuche meiner Eigenſchaften ſuchen Sie vergebens das Wort »gnädig«!

— Sie müſſen gnädig ſein! wiederholte der Schwärmer mit rührender Verzweiflung.

— Nur Gott iſt gnädig, Herr Brown! Ich kann für Sie nur Mitgefühl und Theilnahme haben.

— Das aber, was ich begehre, erwiderte der Offizier, endlich Muth faſſend, iſt Liebe, Liebe!!!

— Passons-la-dessus! ſagte Hyppolyte, warf die Stickerei weg und ſchellte.

Jerôme erhob ſich und war vernichtet.

VII.

Am Abende deſſelben Tages finden wir Herrn Chaptal bei Mademoiſelle Bourgoin. Sie bewohnte eines der ſchönſten Hotels der Faubourg Saint-Germain, dicht an jenes grenzend, in welchem die Gräfin Regnault de Saint-Jean d'Angely, die Gemahlin eines der einflußreichſten Staatsräthe Napoleons, ihren ſybaritiſchen Haushalt aufgeſchlagen hatte. Beide Nachbarinnen glichen ſich, wie in vielen Punkten, auch darin, daß Jede von ihnen eine ſeltſame Vorliebe für Papageyen beſaß; ſie hatten deren einen ganzen Schwarm: Dick- und Dünnzüngler, Lang- und Kurzſchwänze, Matze und Sittiche, Papageyen aus allen Zonen und von allen Farben. — Herr Chaptal, gewohnt, ſeiner reizenden Freundin täglich eine neue Ueberraſchung zu bereiten, war ſoeben eingetreten.

— Was bringſt Du, Excellenz? fragte Bourgoin, ihm entgegeneilend.

— Ein Wunder von einem Kakadu, einen roſenrothen Psittacus Eos oder Cacatua Napoleon, der die unbezahlbare Eigenſchaft beſitzt, in drei Sprachen, franzöſiſch, italieniſch und ſpaniſch, »vive l'empereur!« zu rufen.

— Eviva l'imperatore! krächzte der ehrenwerthe Kakadu ſo klar und deutlich, daß Etiennette verwundert die Hände zuſammenſchlug und außer ſich vor Freude war.

— Beißt er?

— Meinſt Du den Kaiſer? fragte Seine Excellenz.

— Spaßvogel, ich meine dieſen kleinen Herrn da!

— Er iſt kirr wie ein Kanarienvogel und frißt Jedem aus der Hand.

— Ein herrlicher Kauz! rief ſie, nahm ihn auf ihre Hand und kraute zärtlich ſeine Huppe. Und darf man fragen, Excellenz, von wem Du dieſen Ausbund aller Liebenswürdigkeit gekauft haſt?

— Von einem der älteſten Secretäre meines Bureau.

— Und darf man erfahren, wieviel Du dafür bezahlt haſt?

— Vierzig Napoleons!

— Ein wahres Lumpengeld für ſolch einen Schatz! rief die Bourgoin und ſpitzte ihren ſchönen Mund, um mit ihren roſigen Lippen den ſchwarzen Schnabel dieſes Thiers zu küſſen.

— Kind, rief der Miniſter, dem bei dieſem Anblicke das Waſſer im Munde zuſammenlief, verſchwende den Nectar Deiner Küſſe nicht an ein ſo unvernünftig Vieh!

— Excellenz, ich glaube gar, Du biſt eiferſüchtig!

— Nur dann und wann, meine ſüße Taube!

— Das müſſen wir uns abgewöhnen, lieber Freund, ſagte die Schauſpielerin mit dem reizendſten Lächeln. Argwohn iſt der Henker und Eiferſucht die Guillotine treuer Liebe.

— Mein Schatz ſpricht wie ein Buch ...

— Das manche Stelle enthält ...

— Die ich als Cenſor für mein Leben gern ſtreichen möchte, ergänzte das verliebte Portefeuille des Innern.

— Genug davon! ſagte Mademoiſelle Bourgoin, den Kakadu auf einen leeren Ständer hinſetzend. Doch daß ich's nicht vergeſſe! Haben Seine Excellenz huldreich geruht, mit dem Eigenthümer der bewußten Zeitung Rückſprache zu nehmen wegen des bewußten Herrn?

— Ich hab's gethan!

— Und was haben Sie durchgeſetzt?

— Nichts, meine Liebe, gar nichts! Sieur Bertin hat mir rund heraus erklärt, daß es ihm herzlich leid thue, meinem Wunſche nicht genügen zu können.

— Und warum? fragte ſie mit herriſchem Tone.

— Erſtens habe er mit Herrn Geoffroy einen mehrjährigen Contract abgeſchloſſen, zweitens ſeien deſſen Kritiken von der Art, daß ganz Paris ſich dafür intereſſire, und drittens habe er erſt unlängſt erfahren, daß ſelbſt der Kaiſer in Gegenwart eines ſeiner Kammerherren zu äußern geruht, daß das Feuilleton jenes Kritikers ihm eben ſo vielen Genuß als Belehrung gewähre.

— Ah, dieſer ci-devant citoyen-général Bonaparte verſteht eben nicht mehr von unſerer Kunſt als von deſſen Kritik.

— Sage dies zu keinem Andern, denn unſer großer Kaiſer hat eine Maſſe kleiner Spione, die ihm Alles, was ſie aufſchnappen, brühheiß zutragen, und erführen Seine glorreiche Majeſtät, ſetzte Herr Chaptal mit einem Anfluge leiſer Ironie hinzu, daß Mademoiſelle Bourgoin ein ſo wegwerfendes Urtheil zu äußern gewagt, Allerhöchſtdieſelben wären capable ...

— Was zu thun? fragte die Künſtlerin mit der ihr eigenthümlichen Keckheit.

— Sie auf acht oder vierzehn Tage nach Sainte Pélagie oder in's Gefängniß der Madelonnettes zu ſchicken.

— Er iſt ein Tyrann!

— Das ſage auch ich, aber nicht ſo laut, denn ſelbſt die

Wände haben Ohren. Doch was will Unſereiner dagegen anfangen? Oh ma chère, il faut hurler avec les loups!

— Ah, nun erſt begreife ich, warum unſer kleiner Deſpot Dich zum Grafen von Chanteloup erhoben hat! Es iſt geſchehen, weil Du den Wolf beſingſt!

— Du biſt eine reizende Spötterin!

— Und Du, theure Excellenz, biſt eine jener unzählig vielen Girouettes, die den Mantel nach dem Winde tragen.

— Weißt Du, ſüßer Schatz, was ein Politiker iſt?

— Ein Politiker, Freund Chaptal, iſt ein Tartüffe.

— Du irrſt! Politicus est animal rationale bipes, ita serviens Deo, ut non offendat Diabolum.

— Ich verſtehe nicht Dein gelehrtes Kauderwelſch!

— Dann will ich's Dir überſetzen: Ein Politicus iſt ein vernünftiges zweibeiniges Thier, ſeinem Gotte alſo dienend, daß er auch den Teufel nicht beleidigt.

— A bas la politique, mon cher animal bipède. Plaudern wir von andern Dingen! Was giebt's Neues bei Hofe?

— Unſer Wolf im Hermelin ſcheint ſich ſeit Kurzem mehr als je für's Theater zu intereſſiren.

— Und woher das kommen mag? fragte die neugierige Schöne.

— Das will ich Dir ſagen, lieber Schatz! Die Einen vermuthen, er habe eine ſtille Neigung für Deine ſchöne Freundin Mars; Andere aber, welche beſſer unterrichtet ſind, wollen behaupten, der Magnet, der ihn jetzt häufiger als ſonſt in's Theater lockt, ſei meine theuere Bourgoin.

— Gleichviel, in wen ſvon uns Beiden er ſich vergafft hat; jedenfalls verräth der kleine Caporal einen beſſern Geſchmack, als ich ihm früher zugetraut. Ich geſtehe Dir, Freund Chaptal, daß mir neulich etwas aufgefallen iſt. Vor acht Tagen, als ich die »Roſine« im »Barbier« geſpielt, bemerkte ich, daß er kein Auge von mir abwandte und ſehr häufig ſein Opernglas zu Hilfe rief, um mich näher in's Auge zu faſſen. Ich ſah hinauf, er ſah hinunter und ... das war Alles.

— Du ſcheinſt dem Corſe« — dem Kaiſer, wollte ich ſagen — ſehr zu gefallen, denn als ich heute Nachmittag nach den Tuilerien fuhr, um ihm in der Rohr- und Rübenzucker-Frage den über Nacht abverlangten Bericht abzuſtatten, hielt er mich, nachdem die Sitzung beendigt war, freundlicher als gewöhnlich an einem meiner Rockſchöße zurück und ſagte zu mir: »Bleiben Sie!« — Nachdem die andern Miniſter ſich entfernt hatten, zog er mich an einem dieſer Rockknöpfe in die Fenſterbrüſtung und platzte dort mit der Frage heraus: »Comment se porte Mademoiselle Bourgoin?« — Ganz verdutzt durch das Unerwartete dieſer Frage, war ich einfältig genug, ihm zu antworten: »Sire, elle se porte à merveille.« — »Und woher wiſſen Sie das?« fragte der ſchlaue Fuchs. — Meine Verlegenheit war ſo groß, daß ich nicht wußte, was ich erwidern ſollte. — »Antworten Sie mir!« rief er barſch. — »Sire,« entgegnete ich, »ich weiß es, weil ich die Ehre habe, mit Mademoiſelle Bourgoin bekannt zu ſein.« — »Seit wann?« fragte der gekrönte Wehrwolf, ſeine beiden Arme hinterrücks wie Scheeren zuſammenkreuzend und ſich ſchadenfroh an meiner Verlegenheit weidend. — »Seit länger als fünf Jahren,« lautete meine Antwort. — »Und iſt ſie Ihnen während dieſer langen Zeit immer treu geblieben?« fragte der Kaiſer und fing nach ſeiner Gewohnheit den Anfang ſeines Lieblingsmarſches zu pfeifen an.

— Welche Frechheit! rief Etiennette. Was kümmert das ihn?

— So dachte auch ich und war in meinem Innern über die Unzartheit dieſer Frage ſo tief empört, daß ich ihm nichts darauf erwiderte. — »Sie ſcheinen heute ſehr zerſtreut,« ſagte Napoleon; »ich muß alſo meine Frage, die Sie überhört zu haben ſcheinen, noch einmal wiederholen: Glauben Sie, daß die Bourgoin Ihnen während dieſer Zeit immer treu geblieben iſt?« — »Sire,« antwortete ich, »ich glaube es nicht ...«

— Wie? Das haſt Du geſagt?

— Laß mich ausreden, lieber Schatz! »Sire,« ſagte ich, »ich glaube es nicht, denn ich bin überzeugt davon. Mademoiſelle Bourgoin iſt dem Manne, der ſie liebt, der ſie anbetet und kein Opfer ſcheut, die größten wie die kleinſten ihrer tauſend Wünſche zu erfüllen, gewiß eben ſo treu, als manche Frau ihrem durch Prieſterhand angekuppelten Ehemann.«

— Bravo, Excellenz, bravo!

— »Chaptal,« fuhr der Menſchenquäler fort, »ſind Sie Ihrer Sache ſo gewiß, daß Sie darauf ſchwören können?« — »Sire,« ſprach ich, die rechte Hand erhebend, »ich ſchwöre!« — »Schwören Sie nicht, Monſeigneur,« unterbrach mich der Wütherich. »Sie mögen alle Geheimniſſe der Chemie kennen, aber die Herzen der Frauen kenne ich beſſer. Jede, ja ſelbſt die Beſte der Beſten, iſt falſch und treulos, ſobald der Rechte kommt, der dem Scheine ihrer ſogenannten Tugend offen Trotz zu bieten wagt.«

— Weißt Du, Excellenz, was ich in Deiner Stelle darauf erwidert hätte? Sire, ein Mann, der alle Frauen verleumdet, muß eine Mutter gehabt haben, die mindeſtens eben ſo ſchlecht als jede andere geweſen iſt.

— »Chaptal,« fuhr der geſalbte Henker fort, »ich will Sie überzeugen, daß Ihre vielgeprieſene Bourgoin, auf deren Treue Sie, leichtſinnig genug, einen Schwur ſchwören gewollt, nicht ſchlechter, aber auch um kein Haar breit beſſer iſt, als jede andere Frau.«

— Und iſt das Alles, was er Dir geſagt?

— Er marterte mich, wie den heiligen Laurentius, auf glühendem Roſte. »Haben Sie Luſt,« begann er, von Neuem meinen Rockknopf erfaſſend, »mit mir — gleichviel um was — zu wetten, daß ich Ihre ſo ſehr getreue Dame Bourgoin in längſtens zwei Monaten Ihnen ganz und gar untreu mache?«

— Ah, dieſer Bonaparte iſt ein Nero, ein Tyrann!

— Vive l'empereur, vive l'empereur! krächzte jetzt, ganz zu unrechter Zeit, der Kakadu zehn Mal in Einem Athem.

— Schweig, einfältig Thier! rief Etiennette tief empört. Und Sie, Herr Graf, hatten Sie den Muth, dieſe unverſchämte Wette einzugehen?

— Nein, lieber Schatz, nein!

— Excellenz, das war dumm, ſehr dumm von Dir! Dieſer elende Deſpot, der ſich anmaßt, die Herzen der Frauen genauer als Herr Chaptal die Geheimniſſe der Chemie zu kennen, iſt ein eingebildeter Geck, ein eitler Fat, ein armſeliger Thor!

— Vive l'empereur, vive l'empereur! wiederholte der kaiſerlich geſinnte Papagey.

— Ah quelle bête! rief die Bourgoin.

— Schatz, Du biſt ganz Zorn, ganz Wuth!

— Ueber die Frechheit dieſes Menſchen, der die Grundſätze aller Frauen mit einer und derſelben falſchen Elle mißt. Ganz Paris wird Dir wie jedem Andern ſagen, daß ich keine Tugend bin und keine ſein mag, weil das Laſter unterhaltend, die Tugend voller Langeweile und Langeweile für mich der Schreck aller Schrecken iſt. Und doch hab' ich untugendhaftes Weib, »nicht beſſer und nicht ſchlechter als jede andere Frau«, mehr Grundſätze, als manche in Hermelin gehüllte Heilige, die in der Stille ihres Palaſtes ſündigt und in der Kirche, vor den Augen des leichtgeblendeten Pöbels, den frommen Blick gläubig zum Himmel emporhebt. — Begreifſt Du nun, warum die Kaiſerin mich übermorgen in Malmaiſon zu ſehen wünſcht? — Chaptal, reich' mir Deine Hand! Ich will Dir, dieſem ſtolzen, übermüthigen, Gott und die Welt in die Schranken fordernden Lügengeiſte gegenüber, einen Sieg bereiten, der Dich entzücken, ihn empören ſoll, und um Dich vorläufig zu beruhigen, gebe ich Dir hier im Angeſichte dieſes diamantenen Kreuzes, das Du mir einſt geſchenkt, mein Wort, weder übermorgen noch je — mag geſchehen, was da wolle — im Schloß zu Malmaiſon zu ſpielen! ſagte die Bourgoin und küßte das kleine Kreuz, das, an einem ſchwarzen Sammetband befeſtigt, am weißen Atlas ihres Buſens hing.

— Du machſt mich unausſprechlich glücklich! Man hört's Dir an, daß Dein Vater ein Vendéer war, der ſein Leben für den Thron der Lilien hingeopfert hat. — Und dennoch rathe ich Dir, vorſichtig zu ſein und den Zorn des Corſen nicht zu reizen, da es für Beide keine Grenzen giebt. Du haſt der Kaiſerin durch mich zugeſagt, übermorgen bei ihr in Malmaiſon zu ſpielen; ich bitte und beſchwöre Dich, Deinen Schwur zurückzunehmen und, Dir und mir zu Liebe, Dein Verſprechen zu erfüllen!

— Ich hab' auf's Kreuz geſchworen und werde, beim Heiland! dieſen Schwur nicht brechen.

— Dann ſei auf's Schlimmſte gefaßt, Etiennette!

— Ich bin's, ſagte die Tochter des Vendéers. — Doch nun, Freund Chaptal, zu etwas Luſtigerm! Errätheſt Du wohl, wer heute Nachmittag an mich geſchrieben hat?

— Herr Geoffroy?

— O nein, aber einer ſeiner Freunde, Herr Grimod de la Reynière.

— Ah, der Taugenichts! Was wollte er?

— Mir den vierten Jahrgang ſeines »Almanach des Gourmands« zueignen, »einzig und allein darum, weil ich« — wie er ſich auszudrücken geruht — »zu der kleinen Zahl jener Erleuchteten gehöre, für welche die vielfach verkannte Gaſtronomie kein profaner Genuß, ſondern eine heilige Offenbarung iſt«.

Herr Grimod hatte die Vorſicht gebraucht, einen und denſelben Brief an die Damen Bourgoin und Mézeray zu gleicher Zeit abzuſchicken, im Voraus überzeugt, daß Eine unter Beiden die Widmung annehmen, die Andere ſie zurückweiſen werde. Der Gute hatte ſich nicht geirrt.

— Und Du, fragte Chaptal, haſt ihm darauf geantwortet?

— »Monsieur, la franchise étant la première qualité requise d'un gourmand, je crois devoir vous ouvrir mon coeur. Oserai-je vous avouer un crime de lèse-gourmandise? Ah, Monsieur, je hais les truffes, je hais les patés de foie d'oie, je hais — o grands dieux, donnez-moi la force d'achever! — je hais les canards de Toulouse, les terrines de Nérac et même les dindons de Perigueux! Et c'est pourquoi, Monsieur, je n'ose pas accepter la dédicace d'un ouvrage, qui est sans contredit l'évangile de tous les gastronomes. D'ailleurs, Monsieur l'apôtre de la cuisine, je prie Dieu qu'il prenne vous et votre aimable appétit dans sa sainte garde etc.«[1])

— Charmant, charmant!

— Nun aber, Excellenz, hat Deine böſe Etiennette in der guten Stadt Paris wieder einen neuen Feind! Auch Herr Grimod ſchreibt dann und wann Kritiken; auch er hat eine ſcharfe Feder; auch ſie wird an Deiner armen Freundin kein gutes Haar laſſen!

— Sei unbeſorgt, lieber Schatz, dieſen Mann will ich bald für Dich gewinnen.

— Und wodurch?

— Ich lade ihn einmal zu Tiſche. Wie Eſau einſt das Recht der Erſtgeburt für ein Gericht Linſen, ſo verkauft Herr Grimod

---

[1]) Dieſe Antwort, Wort für Wort hiſtoriſch, lautet, in's Deutſche überſetzt: „Da Aufrichtigkeit das erſte Erforderniß eines Feinſchmeckers iſt, glaube ich Ihnen mein Herz öffnen zu müſſen. Darf ich's wagen, Ihnen ein Verbrechen beleidigter Gourmandiſe zu geſtehen? Ach, mein Herr, ich haſſe die Trüffeln, ich haſſe die Gänſeleber-Paſteten, ich haſſe — o ihr großen Götter, verleiht mir die Kraft, es zu vollenden! — die Enten von Toulouſe, die Ragouts von Nerac, ja ſogar die Truthühner von Perigueux! Und darum, mein Herr, wage ich's nicht, die Widmung eines Werkes anzunehmen, das, ohne Widerrede, das Evangelium aller Feinſchmecker iſt. Im Uebrigen, mein Herr Apoſtel der Küche, bitte ich Gott, Sie und Ihren liebenswürdigen Appetit in ſeine heilige Obhut zu nehmen u. ſ. w.“

Alles, was Andern lieb und theuer iſt — Vater, Mutter, Kind, Geliebte und ſich ſelbſt — für eine Gänſeleber-Paſtete.

— Und lade ich ihn zu Tiſche?

— Dann ſchreibt er, was Du willſt!

VIII.

Herr Grimod de la Reynière, der beide Antworten in einer und derſelben Stunde erhalten hatte, war mehr als zufrieden, daß an dem Köder ſeiner Widmung nur einer dieſer beiden Fiſche angebiſſen hatte. — Gegen Abend warf er ſeinen baufälligen Leichnam in den Glanz einer ausgeſuchten Toilette. Eingedenk des hochweiſen Rathes, welchen Confucius vor länger als zweitauſend Jahren den Chineſen ertheilt hatte: »Wer nicht gut zu Fuße fortkommt, der beſteige ein Pferd, und wem auch damit nicht gedient iſt, der nehme ſich einen Wagen«, ließ er ſein Cabriolet anſpannen und verfügte ſich in Begleitung eines Dieners, der faſt noch einmal ſo groß und hager als er ſelber war, in die Feydeauſtraße.

Dort wohnte Mademoiſelle Joſephine Mézeray.

Das Zimmer, in dem ſie einen der erſten Apoſtel der Gaſtronomie empfing, ſchwamm in einer matten, myſteriöſen Beleuchtung, die von einer durchſichtigen Ampel buntfarbigen Glaſes ausging, welche in der Mitte der reich vergoldeten Decke hing. Auf dem Teppich, der die ganze Länge und Breite des Fußbodens einnahm, waren prachtvolle Blumen von ſo naturgetreuem Farbenſpiele eingeſtickt, daß die Kelche derſelben lebensfriſchen Duft auszuathmen ſchienen. Zu Füßen des breiten, mit rothem Damaſt überkleideten Canapé's lag eine Gruppe ihrer vierfüßigen Lieblinge, ein blendend-weißer, ſeidenhaariger Spitz, welcher »France«, ein ſpiegelglatter, ziemlich fetter und ungemein träger Mops, welcher »Paris« hieß, und ein großer, glänzend-ſchwarzer Pudel, der auf den Namen »Débats« eben ſo gut als auf den des »Papa Geoffroy« zu hören gewohnt war. Auf den Kiſſen des Canapé lag eine Reitgerte. In der Mitte des Zimmers, gerade unter der Ampel, ſtand ein kleiner, runder, geſchmackvoll gedeckter Tiſch.

— Willkommen, Herr Grimod de la Reynière! ſagte Mademoiſelle Mézeray, ihrem ſoeben eingetretenen Gaſte ungenirt entgegeneilend.

— Voll Ehrfurcht grüßt Therſites die von ganz Troja angebetete Amazonenkönigin Pentheſileia!

— Weder Schmeicheleien noch Metaphern, wenn ich bitten darf, ſagte ſie, ihn zum Tiſche führend, an welchem zwei große, ſammetgepolſterte Lehnſeſſel ſtanden. Die Tafel iſt die Sphäre, in der wir uns heimiſch fühlen. Nehmen Sie Platz, Herr Grimod, und erlauben Sie, daß das Abendbrod ſogleich aufgetragen werden darf.

— Ich bin bereit, ſagte der Gourmand, ſich niederſetzend.

Die Schauſpielerin zog am geſtickten Klingelbande. Der eintretende Leibmameluck brachte eine Schüſſel mit »Potage à la Julienne«.

— Da Aufrichtigkeit in allen Dingen, begann Joſephine, eines meiner größten Laſter iſt, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen zu geſtehen, daß ich ſchon ſeit geraumer Zeit den Wunſch gehegt habe, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

— Auch ich, Mademoiſelle, habe ſeit Jahren nach einer Gelegenheit gegeizt, Sie näher kennen zu lernen, um Sie auch außerhalb der Bühne bewundern zu können. Der Ruf Ihrer Liebenswürdigkeit, ſagte er, den Schnee ſeiner Serviette entfaltend und auf ſeinen Schoos ausbreitend, iſt in Paris faſt zum Sprichwort geworden, und aus dieſem Grunde kann Keiner von Allen begreifen, wie Sie — eine Aufrichtigkeit iſt der andern werth — die Perlen Ihrer Schönheit an einen ſo unliebenswürdigen Menſchen, wie unſern überaus würdigen Polizeiminiſter, vergeuden können.

— Der Umgang mit Herrn Fouché hat für mich viel Belehrendes!

Der Pudel, der ſich unter den Tiſch verkrochen, fing, weil Herr Grimod — ohne es zu wollen — ſeine Pfote getreten hatte, martialiſch zu ſchreien an.

— Couche-toi, Geoffroy! rief Joſephine und gab dem Hunde, der aus ſeinem Verſteck hervorkroch, einen Schlag auf die Schnauze. Der Umgang mit ihm, wiederholte ſie, hat auch ſein Gutes ... man ſammelt Erfahrungen und Menſchenkenntniß aller Art ...

— Excellenz kennen nur Spitzbuben und Taugenichtſe ...

— Aber welcher Menſch iſt nicht mehr oder weniger Spitzbube oder Taugenichts? Auch Sie, Herr Grimod, ſind Beides in Ihrer Art, ſagte ſie ganz sans gène, ſein Glas mit Clos-Vougeot aus Fouché's Keller füllend.

— Mademoiſelle, erwiderte Grimod, ich mache kein Geheimniß daraus.

— Und das iſt brav von Ihnen! Unter Freunden braucht man nicht beſſer ſcheinen zu wollen, als man wirklich iſt.

— In der That, Sie ſind reizend!

— Doch lege ich keinen Werth darauf. Die erſte Lebensregel, die mir der Miniſter, mein Lehrer der Moral, eingeſchärft hat, lautet kurz und bündig: Traue keinem Schmeichler!

— Und doch vertrauen Sie dieſem Manne?

— Ah, nicht mehr, als jedem andern!

— Ich finde das höchſt vernünftig!

— Eben ſo gut ſind ſeine andern Lebensregeln. Wie oft hat er mir wiederholt: »Sei glatt wie ein Spiegel, geſchmeidig wie ein Aal, farbewechſelnd wie ein Chamäleon, heuchleriſch wie ein Pfaff und kriechend wie eine Schlange; doch wer Dich tritt, den ſtich; wer Dich verrathen will, den ſtürze.«

— Fürwahr, Excellenz ſind ein completter Schurke!

— Kein Wunder, Herr Grimod, denn wie hätte er ſonſt zu ſolcher Höhe emporſteigen können! Sie wiſſen, was einſt einer ſeiner Geiſtesverwandten, der Cardinal Dubois, der Fouché der Regentſchaft, zu äußern geruht . . .

— Pour devenir grand'homme, ſagte Herr Grimod, ſeine Suppe auslöffelnd.

— Il faut être coquin, ergänzte Mademoiſelle Mézeray. Iſt auch Herr Grimod dieſer Meinung?

— Natürlich! bekannte der Gefragte, ſich den Mund trocknend.

— Dann ſagen Sie mir, großer Mann, woher es kommt, daß nicht auch Sie ſchon längſt Miniſter ſind?

— Weil ich frei von allem Ehrgeize bin. Eine ſchön garnirte Schüſſel und ein ſchmackhaft zubereitetes Gericht haben mehr Reiz für mich, als fünf Orden und zehn Titel! Nur arme Teufel werden von Ehrgeiz gequält; der Epicuräer kennt dieſe Leidenſchaft nur dem Namen nach. Eine froh verlebte Stunde an wohlbeſetzter Tafel iſt mir lieber, als eine am Arbeitstiſch durchwachte Nacht. Vive la joie! rief er, ſein Glas erhebend.

— Et l'amour! ſetzte Joſephine hinzu, das ihrige mit Einem Zuge leerend.

In demſelben Augenblick ſervirte der Mameluck einen Hecht in Hummerſauce.

— In dieſer Sauce, begann der Feinſchmecker, nachdem er ſie mit Kennermiene geprüft hatte, könnte ich meine Großmutter, wenn die alte Frau noch am Leben wäre, mit dem größten Appetit und ohne den kleinſten Gewiſſensbiß verſpeiſen, ſelbſt dann, wenn Großmama auch viel zäher als dieſer Hecht wäre, der, wie Butter, auf der Zunge zerſchmilzt. Darf man fragen, wer Ihr Koch iſt?

— Ein weitläufiger Verwandter Fouché's, ein ehemaliger Prieſter, der, zur Zeit der Revolution, als die Herren vom Convent den ganzen Pfaffenkram über Bord geworfen, die Monſtranz mit dem Quirl und die Stola mit der Küchenſchürze vertauſcht hatte.

— Ja, ja, zu allen Zeiten ſind die Pfaffen die beſten Köche geweſen!

— Und doch haben ſie zu allen Zeiten den Brei verdorben!

Der Pudel fing — der Himmel weiß warum — wieder zu knurren an.

— Sind wir dem armen Teufel wieder zu nah' getreten?

— O nein, Herr Grimod! Er bellt häufig, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum?

— Und wohl nur aus dieſem Grunde . . .

— Hab' ich ihm den Namen des biſſigſten unſerer Theaterkritiker gegeben. Komm, Geoffroy! rief ſie und ſchnalzte mit zwei Fingern ihrer ſchönen Hand, um den häßlichen Pudel zu ſich heranzulocken.

Er aber blieb auf ſeinem Platze.

— Sie haſſen den Papa Geoffroy? fragte Herr Grimod.

— Wie den Tod und die Langeweile!

— Sie haben ein Recht dazu, Mademoiſelle, denn welche von allen Damen verfolgt er ſo boshaft, als Sie?

— Kennen Sie den Abbé? fragte Joſephine, ſein Glas füllend.

— Genauer als mich ſelbſt. Heute Morgen, als ich das Vergnügen hatte, mit ihm bei Véry zu frühſtücken, habe ich ihm Ihretwegen rund heraus den Krieg erklärt. Tadeln Sie Mademoiſelle Mézeray, ſagte ich, dann werde ich mir das Vergnügen machen, Ihre Mars zu tadeln.

— Und wie hat Papa Geoffroy dieſe Erklärung aufgenommen?

— Er lächelte und ſchwieg.

Der Mameluck brachte die zweite Schüſſel: Poulard.

— Herr Grimod, begann die Schauſpielerin von Neuem, wenn Sie mir beweiſen, daß Sie im Stande ſind, dieſem kritiſchen Haifiſch, der mich allwöchentlich einmal zu verſchlingen droht, gleichviel auf welche Art, das böſe Maul zu ſtopfen, dann, theurer Freund, ſagte ſie, mit der Spitze ihrer Gabel ihm einen ihrer Lieblingsbiſſen anbietend, dann ſollen Sie ſich früh genug überzeugen, daß Joſephine Mézeray dankbar zu ſein verſteht.

— Ich werde wie ein Ichneumon in den Rachen dieſes Krokodils kriechen, um die Eier zu vertilgen, die er an's Nil-Ufer des »Journal des Débats« niederlegt. Ich werde — verlaſſen Sie ſich auf das Wort eines Gaſtronomen — Mittel und Wege finden, dieſen brüllenden Leu unſchädlich zu machen.

Der Mameluck brachte Champagner, in Eis geſtellt.

— Man erzählt ſich allgemein, daß Papa Geoffroy ſehr beſtechlich ſei, und daß Mademoiſelle Mars, die er auf Koſten aller ihrer Nebenbuhlerinnen in den Himmel erhebt, ſich dadurch ſeine Gunſt erworben habe, daß ſie ihm von Zeit zu Zeit koſtbare Geſchenke mache und daß ſie ihm erſt unlängſt ein ſilbernes Service geſchenkt ...

— Welches ich ſelbſt bei ihm geſehen habe, betheuerte Herr Grimod, den Gehalt des credenzten Champagners auf der Zunge prüfend.

— Wie wär's, fragte Joſephine, ihr Glas leerend, wenn ich den Verſuch machte, mich auf gleiche Weiſe bei ihm in Gunſt zu ſetzen?

— Mademoiſelle, wo denken Sie hin! Papa Geoffroy wäre, um einen glänzenden Beweis ſeiner Unbeſtechlichkeit an den Tag zu legen, boshaft genug, Ihren Beſtechungs-Verſuch an die große Glocke ſeiner Zeitung zu hängen, um Ihren Ruf vollends zu untergraben. Vor allen Dingen Vorſicht, Mademoiſelle, denn wir haben es mit einem feinen Spitzbuben zu thun, der uns nicht ſo leicht in's Garn läuft und oft in demſelben Augenblick, wo wir ihn überliſtet glauben, uns ſelber überliſtet. Laſſen Sie mich dafür ſorgen, Mademoiſelle, aber verſprechen Sie mir ſchon heute, bei dieſem Cliquot, der in unſern Gläſern perlt, daß Ihr mitleidvolles Herz, das einen Fouché zu erhören ſich herabgelaſſen hat, auch für mich nicht von Marmor ſein will.

— Une main frotte l'autre! rief ſie aus, ſtieß ihr Glas an das ſeine und leerte das ihre wiederum in Einem Zuge.

Zu demſelben Augenblick erſchien der Mameluck mit dem Nachtiſch und der Schreckenspoſt, daß ſoeben der Wagen des Herzogs von Otranto vorgefahren ſei.

— Mille huit cent six diables! rief der erſchreckte Gourmand, dem der letzte Biſſen ſeines Huhns in der Kehle ſtecken geblieben war.

— Und weßhalb erſchrecken Sie? fragte die moderne Pentheſileia ihren bleichen Therſites.

— Sie wiſſen, ſagte Grimod, vom Stuhle aufſpringend und raſch nach dem Deſſert greifend, daß mit Herrn Fouché nicht gut Kirſchen eſſen iſt. Wo wünſchen Sie, daß ich mich verſtecken ſoll?

— Verſtecken? fragte Joſephine mit amazoniſchem Gelächter.

— Oder ziehen Sie es vor, daß ich zum Fenſter hinausſpringe? fragte er in der Angſt ſeines Herzens.

— Ich wünſche, daß Sie ſich ruhig niederſetzen und nicht im Geringſten ſtören laſſen.

— Aber, Teufel, was wird Ihr Herr Fouché dazu ſagen?

— Qu'importe! meinte Mademoiſelle Mézeray, mit der größten Gemüthsruhe eine neue Flaſche Cliquot entkorkend.

— Ich erlaube mir indeſſen zu bemerken, daß es vielleicht doch wohl vernünftiger wäre, mich dort in jenem finſtern, traulichſtillen und weit ſichern Alkoven zu verbergen ...

— Hier bleiben Sie! rief ihm die Amazone mit ſo ſtarker Stimme und ſo gebieteriſchem Tone zu, daß er tief erſchreckt zuſammenfuhr und mechaniſch auf ſeinen Lehnſtuhl zurückſank. — Je ruhiger und unbefangener, je freier und kecker Sie ſich gegen

Fouché benehmen, deſto mehr werden Sie ihm imponiren und deſto weniger werden Sie von ihm zu befürchten haben. Zeigen Sie ſich aber verlegen oder gar ängſtlich, dann iſt Alles verloren. Alſo Muth, Muth gefaßt!

— Courage! ſagte Herr Grimod und leerte ſein Glas.

Gleich darauf trat der Herzog ein.

Im erſten Augenblick ſchien er unangenehm überraſcht, bei ſeiner Geliebten zu ſo ſpäter Stunde einen wildfremden Mann bei einem Abendbrode mit Champagner zu finden. Bald aber überwand er das Gefühl der Beſtürzung und fragte mit der ganzen Freundlichkeit eines Katers, der mit Mäuſen ſpielt:

— Störe ich?

— Nicht im Geringſten! Giafar, rief Joſephine ihrem an der Thür harrenden Mamelucken zu, einen Stuhl und ein Glas! Die Herren kennen ſich noch nicht? fragte ſie ihre beiden Gäſte.

— Habe nicht die Ehre, ſagte Herr Grimod, nunmehr auf Alles gefaßt.

— Bedaure unendlich, betheuerte der Chef der Polizei mit fein verhüllter Ironie.

— Dann erlauben Sie, daß ich Sie gegenſeitig mit einander bekannt mache. Herr Grimod de la Reynière, Präſident des »caveau moderne«, und Herr Fouché, Miniſter unſerer angebeteten Polizei!

Und Beide machten eine kurze Verbeugung. Der Mameluck brachte auf ſilbernem Teller ein Champagnerglas, das er ſeiner Gebieterin überreichte; dann rückte er einen Fauteuil an den Tiſch und entfernte ſich.

— Iſt's erlaubt zu fragen, ſagte Fouché zu ſeiner Freundin, was den Herrn Präſidenten veranlaßt, Ihnen ſo ſpät noch die Ehre ſeines unſchätzbaren Beſuchs zu gönnen?

— Herr Grimod, lieber Freund, ertheilt mir Unterricht...

— In welcher Kunſt? fragte der Miniſter mit eiskaltem Lächeln.

— In der Kunſt des Tranchirens, erklärte Herr de la Reynière, der, wieder ganz im vollen Beſitze ſeiner ihm angeborenen Unverſchämtheit, aus der Weſtentaſche eine Federpoſe hervorholte, um ſich damit den Reſt ſeiner Zähne auszuſtochern.

— Ah! meinte der Miniſter, den dieſer hohe Grad von Unverſchämtheit unwillkürlich verdutzt machte.

— Außerdem, ergänzte Mademoiſelle Mézeray, das Glas ihres Freundes füllend, weiht mich dieſer würdige Mann in gewiſſe Geheimniſſe ein ...

— In Geheimniſſe? wiederholte Fouché.

— Der höhern Kochkunſt, in die Myſterien der Gaſtronomie, die in Herrn Grimod einen ihrer erleuchtetſten Oberprieſter verehrt.

— Ueberaus würdiger Oberprieſter, begann der Miniſter, ſein Glas ergreifend, geſtatten Sie dem Herzog von Otranto, mit Ihnen anzuſtoßen!

— Auf Ihr Wohl! erwiderte Herr Grimod ohne lange Umſchweiſe. Auch Sie, Monſeigneur, fuhr er fort, ſtehen im Rufe eines Feinſchmeckers, und wie es dem Marquis de Cuſſy zum ewigen Ruhme gereicht, daß er ein ganz gewöhnliches Haushuhn auf dreihundertfünfundſechszig verſchiedene Weiſen zu kochen und zu braten verſteht, ſo erzählt man ſich von Ihnen, daß Sie ſechshundertfünfundachtzig verſchiedene Arten kennen, Eier für den

Gaumen des Gourmands zuzurichten. Iſt das wahr, Excellenz? fragte er, eine Aprikoſe in zwei Hälften theilend, von denen er eine derſelben auf dem Handteller ſeiner Nachbarin präſentirte.

— Nein, Herr Grimod, erwiderte der Herzog etwas pikirt. Unſereiner hat mehr zu thun, als über neue Eierſpeiſen nachzudenken!

— Dann, Monſeigneur, habe ich Sie mit unſerm Erzkanzler Cambacérès verwechſelt, der, beiläufig erwähnt, die erſte und vielleicht einzige gaſtronomiſche Notabilität am Hofe der Tuilerien iſt. Der Kaiſer ſelbſt, unſer angebeteter Napoleon, der ſich mittelſt Senatsbeſchluſſes vom 17. Januar dieſes glorreichen Jahres den ſchon längſt verdienten Beinamen »der Große« beilegen ließ, dieſer Napoleon der Große mag ein eben ſo großer Held als Staatsmann ſein; aber etwas, was ſich Niemand geben kann, etwas, was Jedem angeboren ſein muß, etwas fehlt ihm ...

— Und das, was ihm fehlt? fragte Fouché.

— Iſt, aufrichtig geſagt, der Sinn für das Schöne, für die Aeſthetik der Küche, für den Geiſt der Gaſtronomie. Der Kaiſer iſt, wie die Dynaſtie der Bourbons, die er begraben hat, nichts weiter als ein grand mangeur, ein gewöhnlicher Freſſer ohne geläuterten Geſchmack und höhere Intuition, d. h. ohne Anſchauung, ohne inneres Vermögen, ſich, durch Zurückgezogenheit des Geiſtes in ſich ſelbſt, Ahnung oder gar Kenntniß vom Ueberſinnlichen der ſpeculativen Kochkunſt anzueignen.

— N'est pas gourmand qui veut! gloſſirte Mademoiſelle Mézeray.

— Sie ſehen, Monſeigneur, daß meine gelehrige Schülerin ſchon viel von uns gelernt hat.

— In der That, ſagte Fouché, an den Rand ſeines Glaſes nippend, ich bewundere Sie alle Beide und habe nur Eines zu bedauern ...

— Was, Freund Joſeph? fragte ſeine Geliebte.

— Daß es mir heute an Zeit fehlt, das Ende der Vorleſung Deines würdigen Lehrers abzuwarten, ſagte der Miniſter, ſich plötzlich erhebend.

— Sie wollen uns ſchon verlaſſen?

— Ja, mein Herr, und blos darum, um noch einige wichtige Befehle zu ertheilen, die morgen früh, vor Sonnenaufgang, vollzogen ſein müſſen.

— Les affaires avant tout! commentirte der Präſident des »caveau moderne«.

— Ein wahres Wort! Und darum geſtatten Sie mir, Ihnen beiderſeitig gute Nacht zu wünſchen und mich Ihrem Wohlwollen zu empfehlen, ſagte Seine Excellenz, erfaßte Joſephinens Hand und küßte ſie. Au plaisir de vous revoir, rief er dem Profeſſor der »Aeſthetik der Küche« zu und entfernte ſich.

Vor dem Hausthore harrte ſein Wagen.

— Mein lieber Herr Grimod, ſagte die Schauſpielerin, als ſie mit ihrem neuen Lehrer allein war, erlauben Sie mir, Sie aufmerkſam zu machen, daß dieſer plötzliche überfreundliche Abſchied des Herrn Fouché keine gute Vorbedeutung iſt.

— Sie vermuthen?

— Daß er etwas Böſes gegen Sie im Schilde führt ...

— Sie machen mich ängſtlich, Mademoiſelle!

— Muth gefaßt, mein theurer Freund! Wir leben unterm Schutze der Geſetze ... die Zeit der lettres de cachet iſt, Dank unſerer überaus glorreichen Revolution, längſt vorüber und, wenn Sie ſchläfrig ſind, ſo können Sie ſich jetzt ruhig zu Bett begeben.

Herr Grimod verſtand dieſen ſeinen Wink. Er leerte ſein Glas und erhob ſich.

— Wann ſehen wir uns wieder? fragte Joſephine.

— Ich beſuche Sie nun täglich, ſagte Herr de la Reynière.

Fünf Minuten ſpäter befand er ſich auf dem Wege nach ſeiner Wohnung.

IX.

Am andern Morgen — die aufgehende Sonne hatte ſich kurz vorher mit den erſten Strahlen ihrer welterleuchtenden Schönheit geſchminkt — lag der Herausgeber des »Almanach des Gourmands« in den Armen eines ungewöhnlich ſüßen Schlafes und träumte von den tauſend Herrlichkeiten eines culinariſchen Paradieſes, in welchem ihm gebratene Tauben, geſpickte Haſen und trüffelgefüllte Truthühner in den Mund flogen, als er von ſeinem langen Schlingel von Diener etwas unſanft geweckt wurde.

— Was giebt's? fragte der gähnende Gourmand.

— Ein Herr wünſcht Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

— Laß mich ſchlafen, ſagte Herr Grimod, ſich auf die andere Seite wälzend.

— Er muß Sie ſprechen!

— Dann mag er wiederkommen, wenn ich ausgeſchlafen habe!

— Er aber will ſich nicht abweiſen laſſen!

— Teufel, wer iſt dieſer zudringliche Patron?

— Ein Abgeordneter der hohen Polizei!

— Was ſagſt Du? fragte Herr de la Reynière, plötzlich wach geworden und ſich erſchreckt umkehrend.

— Er erſcheint im Auftrage Seiner Excellenz, des Herzogs von Otranto.

— Heiliger Lucull, was will der Menſch?

— Ihnen eine Weiſung mittheilen, die, wie er behauptet, keinen Aufſchub duldet.

— Laß ihn eintreten! ſagte Herr Grimod, ſich emporrichtend.

Gleich darauf erſchien ein Polizei-Commiſſär mit dreifarbiger Scherpe.

— Entſchuldigen Sie, mein Herr, wenn ich, ganz gegen meinen Willen, die Ruhe Ihres Morgenſchlafes ſtöre.

— Was bringen Sie uns, Herr Commiſſär?

— Einen heute Nacht ausgefertigten, brühwarmen Verhaftsbefehl, erwiderte der Agent des Herrn Fouché, ein Blatt entfaltend, das er ihm dicht vor die Naſe hielt.

— Träum' ich? fragte der Gaſtronom, nachdem er den Inhalt durchflogen hatte.

— O nein, mein Herr! Das, was Sie ſoeben geleſen haben, iſt keine Täuſchung, ſondern Wahrheit!

— Ich des Hochverraths, eines Majeſtäts-Verbrechens angeklagt? Himmel, was hab' ich denn verbrochen?

— Das weiß ich Ihnen nicht zu ſagen; doch habe ich die gemeſſenſten Befehle erhalten, mich Ihrer werthen Perſon zu bemächtigen und Sie ungeſäumt in's Gefängniß abzuliefern.

— Nüchtern, ohne zuvor gefrühſtückt zu haben?

— Allerdings etwas hart! Doch werden Sie begreifen, mein Herr, daß ich den Befehl des Miniſters pünktlich vollziehen muß. Haben Sie die Güte, ſich augenblicklich anzukleiden.

— Bedenken Sie, Commiſſär, daß ich noch nicht raſirt bin!

— Man wird Ihnen Zeit laſſen, dies im Gefängniß nachzuholen.

— Meine Toilette braucht eine volle Stunde!

— Diesmal werde ich Sie bitten, ſich kürzer zu faſſen, denn laut Befehl Seiner Excellenz müſſen Sie vor Tagesanbruch in Sicherheit gebracht ſein; wir haben alſo keinen Augenblick Zeit zu verlieren!

— Das iſt ja ſchändlich, mein Herr!

— Zugeſtanden! Doch haben Sie die Güte, ſich zu ſputen, um mich nicht in die unangenehme Nothwendigkeit zu ſetzen, meine Leute rufen zu müſſen, um Ihnen beim Ankleiden behilflich zu ſein!

— Der Teufel hole unſere hohe Polizei! rief Herr Grimod und ſprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett heraus.

— Ich habe das nicht gehört, mein Herr, ſagte der Commiſſär, ſich auf einen der Stühle niederlaſſend. Eilen Sie, eilen Sie!

— Ich habe nichts zu verſäumen, Commiſſär, ſagte Herr de la Reynière, ſich langſam ankleidend.

Der Häſcher öffnete ſeine Uniform und zog ſeine Uhr.

— Geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß, Falls Sie in fünf Minuten nicht vollſtändig angezogen ſind, ich die Wache rufen werde, um Sie unangekleidet abführen zu laſſen!

— Wiſſen Sie, Commiſſär, daß mir dies Verfahren mehr als grauſam, daß es mir geradezu vandaliſch, gothiſch, im höchſten Grade mittelalterlich erſcheint?

— Das glaube ich Ihnen; doch liegt es nicht in meiner Macht, die Befehle meiner Vorgeſetzten in irgend einer Art zu mildern ... alſo ſputen Sie ſich!

Der arme Herr Grimod mußte zum böſen Spiele gute Miene machen und ſeine Toilette weit raſcher als gewöhnlich vollenden.

— Sind Sie fertig? fragte die Polizei.

— Noch nicht, Herr Commiſſär, ſagte das unglückliche Schlachtopfer, ſich vor den Spiegel hinpflanzend, um die Ruinen ſeines Haarwuchſes zu ſalben. Aechtes Macaſſaröl! Iſt Ihnen eine Probe davon gefällig? fügte er mit ironiſcher Gutherzigkeit hinzu.

— Ich danke, mein Herr, erwiderte der Commiſſär mit allen Zeichen der Ungeduld.

— Eh bien, dann ſtehe ich Ihnen zu Dienſten, ſagte Herr Grimod, in ſeinen Frack ſchlüpfend. Wünſchen Sie, daß ich mein Cabriolet anſpannen laſſe?

— Nicht nöthig! Unten erwartet uns ein gedeckter Wagen.

— Tant mieux! ſagte der Gefangene und folgte anſcheinend heiter dem Agenten der Polizei.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Wagen brachte ihn nach St. Pélagie.

X.

Am vierten Tage nach der Verhaftung des Herrn Grimod finden wir Mademoiſelle Bourgoin in ihrem reizenden Garten unter einer mit wildem Weine umrankten Pergola, um deren ſchlanke Säulen ſich die italieniſche Waldrebe (Clematis Viticella) flocht, deren zahlloſe Blüthen, wie violette Schmetterlinge in der balſamiſchen Morgenluft ſich hin- und herwiegend, einen hübſchen Gegenſatz bildeten zu den fleiſchfarbigen Blumen des wohlriechenden Geisblatts (Lonicera Caprifolium), das den Fuß dieſer Säulen umwucherte. In der Mitte dieſes Laubengangs ſaß auf einer breiten Bank von geflochtenem Stroh die Beſitzerin dieſes Gartens in diaphanem Morgenanzug, einen breitkrempigen Strohhut auf dem Kopfe und eine Rolle in der Hand, die ſie ſehr zu beſchäftigen ſchien. Es war »Floreſtine« in der »Mère coupable« des Herrn von Beaumarchais. Vertieft in den Geiſt dieſer Rolle, war ſie taub für das Gezwitſcher des kleinen Vögelſchwarmes, der dicht neben ihr in einem großen Gitterkäfig lärmend auf- und niederflog, taub für das Gekrächze der buntfarbigen Papageyen, die ſich auf den Meſſingringen hin- und herſchaukelten, taub für das geſchwätzige Gemurmel des Springbrunnens, der in der Mitte dieſes Blumenflors ſeine ſilbernen Strahlen in ein Marmorbecken warf, in dem ein kleines Heer von Goldkarpfen luſtig hin- und herzog. All' dieſen Luxus, all' dieſen Reichthum verdankte ſie der Großmuth des Herrn Chaptal, dem ſie, ohne ihn zu lieben, den Glanz ihrer Schönheit zum Opfer brachte.

Urplötzlich, wie aus tiefem Nachdenken ſich emporreißend, warf ſie die Rolle weg und fing laut mit ſich ſelbſt zu ſprechen an.

— Ich bin neugierig, rief ſie aus, was unſer großer Bonaparte ſagen wird, daß ich, trotz meines gegebenen Verſprechens, mich geweigert habe, in Malmaiſon vor ihm und ſeinem Hofe zu ſpielen. Der kleine Caporal, fügte ſie lachend hinzu, wird wüthend ſein, weil meinetwegen die ganze Vorſtellung unterbleiben mußte. Der Corſe wird Feuer und Flamme ſpeien; ich aber lache ſeiner Wuth, denn was kann er mir anhaben? Mich entlaſſen? Das geht nicht, kleiner Bonaparte, denn erſt vor acht Tagen haben wir mit dem Théâtre français einen neuen zehnjährigen Contract abgeſchloſſen. Seinem Freunde Talma einen Wink geben, ſeinen Einfluß als Regiſſeur geltend zu machen und mich bei jeder Gelegenheit zu chikaniren? Auch das geht nicht, großer Napoleon, denn dieſer Talma iſt dergeſtalt verliebt in mich, daß ich ihn wie ein ſeidenes Band um meinen Finger rollen kann. Der ohnmächtige Zorn des Kaiſers iſt mir alſo ganz und gar gleichgiltig, und da ich weiß, daß er ſein Aug' auf mich geworfen, will ich, weil er ſich meine Eroberung ſo entſetzlich leicht gedacht, ſeine Neigung mit hartnäckiger Verachtung ſtrafen und eher den letzten Statiſten unſerer Bühne, als dieſen elenden Despoten, dieſes zweibeinige Ungeheuer erhören!

In demſelben Momente huſchte Victoire, leicht wie ein Vogel, in die Laube ihrer Gebieterin, um ihr die Nachricht zu bringen, daß ſoeben drei fremde Herren angekommen ſeien, die ſie zu ſprechen wünſchen.

— Was wollen die guten Leute?

— Ihnen ein Schreiben von höchſter Wichtigkeit mittheilen.

— Sage ihnen, daß ich bereit ſei, ſie hier im Garten zu empfangen.

Die Zofe entfernte ſich, um die Herren zu holen.

— Haben wir das Vergnügen, die berühmte Künſtlerin Mademoiſelle Bourgoin zu begrüßen? fragte der Erſte dieſer Drei, ſeinen Hut ziehend.

— Ich bin's! erwiderte Etiennette mit jenem königlichen Stolze, den ſie als »Iphigenia in Aulis« ſo ſchön zur Schau trug. Ihr Begehren? fragte ſie dann.

— Wir ſind beauftragt, Ihnen dieſen Befehl einzuhändigen, ſagte der Mann, aus der Tiefe ſeiner Bruſttaſche eine verſiegelte Ordre herauslangend.

— Einen Befehl? wiederholte ſie mit wegwerfendem Spott.

— Haben Sie die Güte, Mademoiſelle, ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, erwiderte der Agent, ihr das Schreiben hinhaltend.

— Einer Dame meiner Stellung hat Niemand etwas zu befehlen! Geben Sie her das Ding, fügte ſie hinzu, das Papier verächtlich ihm aus der Hand reißend.

Mit einer plaſtiſchen Ruhe, die einer der antiken Statuen des großen Praxiteles abgelauſcht zu ſein ſchien, zertheilte ſie das gewaltige Siegel, entfaltete das Blatt und fing zu leſen an. Aber kaum hatte ſie den Inhalt der erſten Zeilen überſchaut, als ſie urplötzlich aus ihrer Rolle fiel und in der Aufwallung der größten Unruhe ausrief:

— Himmel, was erblicken meine Augen?

— Einen Verhaftsbefehl, Mademoiſelle! erklärte der Ueberreicher.

Halblaut, mit zitternder Stimme und mit ſtierem Blick, fing Dame Bourgoin von vorn zu leſen an:

»Auf Specialbefehl Seiner Majeſtät des Kaiſers habe ich Mademoiſelle Bourgoin, Mitglied des Théâtre français, in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie, gleich nach Empfang dieſer Ordre, wegen ſtrafbarer Widerſetzlichkeit in Erfüllung ihrer Obliegenheit als Schauſpielerin, dem Ueberreicher dieſes Schreibens augenblicklich Folge zu leiſten hat. Derſelbe iſt durch mich beauftragt, Mademoiſelle Bourgoin nach dem ihm angezeigten Gefängniß abzuliefern bis auf weitere Ordre. Paris, ausgefertigt am 20. Juli 1806.

Der Miniſter des Innern.

(gez.) Graf Chaptal de Chanteloup.«

Mehr als der ganze Inhalt dieſes Befehles empörte ſie der Name Deſſen, der ihn ausgefertigt und eigenhändig unterzeichnet hatte.

— Unerhört! Unerhört! rief ſie tief indignirt und ließ ſich erſchöpft auf die Strohbank nieder. Chaptal, mein Freund, Chaptal, mein Anbeter, hat den Muth, den Befehl meiner Verhaftung zu unterzeichnen! Seitdem Brutus ſeinen eigenen Sohn zum Tode verurtheilt hat, iſt in der ganzen Weltgeſchichte kein größerer Frevel dageweſen, als dieſer hier! ſtöhnte ſie, auf das Blatt weiſend, das ſie krampfhaft in der Rechten hielt.

— Mademoiſelle, ſagte der Eine (die beiden Andern ſtanden, bedeckten Hauptes, ſtumm wie zwei feſtgefrorene Schneegötzen hinter ihm), empfangen Sie die Verſicherung unſeres tiefinnigſten Mitleidens!

— Herr, rief die Bourgoin, zornig aufſpringend, was berechtigt Sie, mich zu beleidigen?

— Mademoiſelle, ſtotterte der eben ſo artige als theilnehmende Sprecher.

— Schweigen Sie, mein Herr! fuhr ihn die Künſtlerin an. Mademoiſelle Bourgoin, ſetzte ſie mit großartigem Stolze hinzu, verzichtet auf Ihr Bedauern und erſucht Sie, ſich zu entfernen!

— Mademoiſelle, wir haben den ſchmeichelhaften Auftrag erhalten, Sie in's Gefängniß zu begleiten ...

— Sind Sie bei Sinnen, mein Herr?

— Unſer Befehl, Mademoiſelle ...

— Was frag' ich nach dieſem Wiſch? rief Etiennette und zerriß das Papier.

— Folgen Sie uns! bat der Abgeordnete des Miniſters mit großer Mäßigung.

— Um keinen Preis! rief die Schauſpielerin und warf ihm, aufgeregt wie ſie war, die zerriſſenen Papierfetzen in's Geſicht.

— Fräulein Bourgoin, erwiderte der Mann mit ſchöner Gelaſſenheit, die Achtung, die ich vor Ihrem großen Talente habe, ſagt mir, daß ich Ihnen mehr Schonung, mehr Rückſicht als tauſend Andern ſchuldig ſei, und dieſe reine, ungeheuchelte Achtung glaube ich Ihnen dadurch zu beweiſen, daß ich Ihnen jenen

Schritt, zu dem Sie jetzt Ihre Hitze verleitet hat, von ganzem Herzen verzeihe.

Etiennette, durch die Ruhe dieſes Mannes plötzlich umgewandelt, trat einen Schritt näher und ſagte zu ihm mit dem ganzen Liebreiz, der ihrer einſchmeichelnden Stimme zu Gebote ſtand:

— Mein Herr, Ihr Benehmen gefällt mir! Nun aber antworten Sie mir offen und ehrlich: muß ich Ihnen wirklich folgen?

— Leider ja!

— Aber, Gott im Himmel, mein Freund, Graf Chaptal, kann doch unmöglich verlangen, daß ich bei helllichtem Tage mit drei wildfremden Menſchen durch die Straßen laufe?

— Dafür, Mademoiſelle, iſt geſorgt: vor dem Hausthore harrt ein Wagen.

— Gut, mein Herr, dann will ich, blos Ihretwegen, mich nicht länger ſträuben. Gönnen Sie mir, wenn ich bitten darf, nur noch fünf kleine Minuten Aufſchub, um mir einen meiner Shawls holen zu laſſen, denn ein Mann Ihrer Bildung wird begreifen, daß eine Dame meines Standes ſelbſt im Gefängniß nicht en négligé erſcheinen darf. Victoire! rief ſie ihrer Zofe zu, hole mir meinen Corneille oder Racine, oder gleichviel welchen Shawl, nur meinen grünen Chaptal nicht, denn Alles, was mich an dieſen Mann erinnert, muß mich tief empören. Hab' ich nicht ein Recht dazu, mein Herr?

— Seine Excellenz, glaube ich zu deſſen Entſchuldigung erinnern zu müſſen, hat dieſe Ordre nur auf Specialbefehl Sr. Majeſtät des Kaiſers vollzogen.

— Ich, mein Herr, hätte meine Hand lieber unter das Beil des Henkers gelegt, als damit meinen Namen unterzeichnet!

— Dann hätte es ein Anderer unterſchrieben . . .

— Jeder Andere würde mich weniger dadurch gekränkt haben, als Graf Chaptal, der . . . doch ſchweigen wir davon!

Victoire brachte jetzt einen der Shawls, in deſſen koſtbaren Faltenwurf Mademoiſelle Bourgoin ſich wie Göttin Eos in ihren roſigen Wolkenflor einhüllte.

— Iſt Ihre Toilette nun ganz beendigt?

— Ja, mein Herr! Sie erlauben doch, mir eine meiner neuen Rollen mitzunehmen?

— Meinetwegen den ganzen Reichthum Ihres Repertoire's!

— Sie ſind zu gütig, mein Herr! erwiderte unſere liebenswürdige Freundin mit reizender Ironie. Und Victoire, die Vorſehung meiner Toilette, darf auch ſie mich begleiten?

— Ich habe nichts dagegen, ſagte der Mann, ſeinen Hut aufſetzend.

— Eh bien, dann kommen Sie! Bedecken Sie ſich, meine Herren, ſagte die loſe Spötterin zu den beiden Pagoden, die ihre Hüte noch gar nicht abgenommen hatten, bedecken Sie ſich, denn wie leicht könnten Sie ſich ſonſt einen kleinen Sonnenſtich zuziehen. Und das wäre doch wirklich Jammerſchade! Nicht wahr, mein Herr? fragte ſie den Vorgeſetzten.

Und dieſer verbeugte ſich lächelnd.

— Komm, meine treue Victoire, Du ſollſt mir Geſellſchaft leiſten in der Oede meines Kerkers, ſagte ſie mit einem ſchweren Seufzer, dann, wieder luſtig wie gewöhnlich, fing ſie ihr Lieblingslied: »Partant pour la Syrie« zu trällern an und folgte ſo heiter, als ob ſie zum Ball ginge, dem galanten Führer, der vorausgegangen war, um den Wagenſchlag zu öffnen.

Mademoiſelle Bourgoin flog raſch hinein; dann folgte Victoire, die an der Seite ihrer Herrin, und dann der Polizei-Agent, welcher beiden Damen gegenüber Platz ergriff. Der Eine der beiden Schneegötzen ſchwang ſich ziemlich leicht auf den Kutſcherbock, der Andere erkletterte deſto ſchwerfälliger den Hintertheil des eleganten Wagens, der gleich darauf von dannen flog.

— Wohin bringen Sie mich, mein Herr?

— Nach Sainte Pélagie, Mademoiſelle.

— Ah, charmant! verſicherte die Künſtlerin, drückte ſich in die Ecke des Wagens und ſprach dann keine Sylbe mehr.

Auch Victoire blieb ſtumm wie ein Fiſch. Und ſo geſchah's, daß auch der Vollzieher des Befehls ſich zu unfreiwilligem Schweigen verurtheilt ſah. Der gute Mann begnügte ſich, der Geliebten des Miniſters dann und wann einen verſtohlenen Blick zuzuwerfen und ſich ganz in der Stille ſeines Herzens zu geſtehen:

— Mort de ma vie! Seine Excellenz haben einen ganz vortrefflichen Geſchmack!

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ein Viertelſtündchen ſpäter hatte der Wagen ſein Ziel erreicht.

XI.

Während Mademoiſelle Bourgoin »wegen Widerſetzlichkeit« und Herr Grimod de la Reynière »wegen Hochverraths« ſich, ohne es zu ahnen, in einem und demſelben Gefängniß langweilen, wollen wir zum Mittelpunkte unſerer Erzählung, zur Mademoiſelle Mars, zurückkehren.

Dieſem »Diamanten« gegenüber ſitzt ein funkenſprühender Feuerſtein, Papa Geoffroy, der boshafteſte aller Kritiker, als äußerſt geduldiger Sklave, der ſeine beiden Hände zum Zwirnhaſpel Hippolyte's herleiht. Und während er beide Arme maſchinenartig hin- und herbewegt, rollt unſere Künſtlerin die Fülle ihres Zwirns auf einem Knäul zuſammen.

— Ganz Paris, begann ſie mit bezauberndem Lächeln, hält Sie für den malitiöſeſten Menſchen von Frankreich, und Jeder, der Sie nur dem Namen nach kennt, hält Sie für ein Weſen, das lauter Gift und Galle iſt. Wie unrecht man Ihnen thut! Wenn Ihre Feinde ſehen könnten, wie harmlos Sie ſich zu meinem Zwirnhalter herablaſſen, wie gemüthlich Sie mich dabei unterhalten, wie geiſtreich Sie mich dabei unterrichten, Alle würden Ihnen das Zeugniß geben: »Abbé Geoffroy iſt beſſer als ſein Ruf, Abbé Geoffroy iſt ein Muſterbild der feinſten Galanterie, ein Typus der uneigennützigſten Gutmüthigkeit!«

— Es iſt das Loos jedes Kritikers, welcher Dichtern und

Künſtlern ungeſchminkte Wahrheit ſagt, verkannt, verleumdet und verläſtert zu werden. Von Zoilus, welcher Homers Iliade zu tadeln gewagt, bis herab zu Fréron, der die Trauerſpiele des Herrn von Voltaire durchgehechelt hatte, ſind wir Alle mehr oder *minder gekreuzigt und geſteinigt worden, wie jener homeriſche* Tadler, deſſen Name das Diplom unſerer Spottſucht geworden iſt. Warum ſollte die Welt, nur mir gegenüber, eine Ausnahme machen? In den Augen der blinden Menge bin auch ich ein gallſüchtiger Zoilus, der geſteinigt zu werden verdient.

— Groß iſt die Zahl Ihrer Gegner; doch haben Sie auch innig-warme Freunde!

— Darf ich auch Sie dazu zählen?

— Welche Frage! Wär's nicht mehr als undankbar, wenn ich je vergäße, daß mein geringes Talent nur unter der Sonne Ihres Schutzes gediehen und größer geworden iſt, als es vielleicht verdient?

— Sie ſind zu beſcheiden, ſchöne Hippolyte! Auch ohne mich hätte ſich Ihr großartiges Genie zur vollſten Blüthe entfaltet; auch ohne mich wären Sie früher oder ſpäter Frankreichs erſte Künſtlerin geworden. Ich armer, alter Mann, der ich nur wenig dazu beigetragen habe, Ihr Verdienſt in's rechte Licht zu ſtellen, ich ſonne mich, am Abende meines Lebens, an den Mittagsſtrahlen Ihres Ruhmes, wie ein beſcheidenes Johanneswürmchen am Leuchten des Vollmonds.

— Ihr Name, Abbé, wird im Panthéon unſerer Literatur länger glänzen, als der vergängliche Nimbus einer armſeligen Schauſpielerin in den Annalen unſerer Bühne!

— Der Ihrige, Mademoiſelle, wird den Ruhm aller Ihrer Kunſtgenoſſen überleben!

— Wie viel und doch wie wenig will dies ſagen! »Unter den Blinden«, meinte der große Spötter Voltaire, »iſt der Einäugige ein König!«

— Unſer gemeinſchaftlicher Freund Talma iſt nicht blind!

— Und dennoch hat er das Unglück, ſich ſo häufig Ihren Tadel zuzuziehen!

— Weil er, aufrichtig geſagt, anmaßend und voll Eigendünkel iſt. Er hält ſich, wie der heilige Vater, für unfehlbar und wähnt, daß Alles, was er denkt, ſtets das Richtige ſei. Talma aber iſt, wie jeder Andere, nur ein Menſch, und irren, Mademoiſelle, iſt menſchlich, und warum ſollte Herr Talma unter Milliarden Menſchen der Einzige ſein, der niemals irrt?

— Sie haben Recht, mein theurer Abbé! Auch der Mond hat ſeine Nebelflecken, und auch Talma, unſer großer Talma, hat ſeine kleinen Fehler. Doch woher kommt's, Abbé, daß Letztere unter Ihrer Loupe ſich ſo rieſenhaft vergrößern?

— Die Kritik, ſchöne Hippolyte, hat zwei Augen, von denen das eine, durch roſige Gläſer ſchauend, nur die Vorzüge ſieht, das andere, das durch getrübte Brillen guckt, nur die Mängel erblickt. Das eine ſieht nur die Licht-, das andere nur die Schattenſeiten. Es giebt aber unter allen Kritikern keinen Einzigen, der nicht heute dieſes und morgen jenes Auge zudrückt, und daher kommt's, daß eine Leiſtung ſo oft getadelt als die andere gelobt wird.

— Im gewöhnlichen Leben nennt man dies parteiiſch . . .

— Ich nenne es ſogar ungerecht und dennoch kann ich mich dieſer Laune nicht entſchlagen!

— Sie müſſen ſich das abgewöhnen, Abbé! bat Mademoiſelle Mars mit dem einſchmeichelndſten Tone, der ihrer Kehle zur Verfügung ſtand.

— Ah, dazu bin ich ſchon zu alt! ſeufzte der Papa.

— Jugend ſchützt vor Thorheit nicht! Das Alter . . .

— Iſt ungeſchmeidig und hartnäckig wie Ihr gehorſamer Diener.

— So ſind Sie alſo wirklich unverbeſſerlich?

— An mir iſt Hopfen und Malz verloren!

In demſelben Augenblick wurde Herr Brown angemeldet.

— Soll ich gehen? fragte der Abbé.

— Ich bitte, zu bleiben! bat Hippolyte.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln fragte Mademoiſelle Mars ihren ſtillen Anbeter:

— Was bringen Sie uns Neues?

— Viel und mancherlei, ſagte der Offizier, ſich niederſetzend. Im Verlauf der letzten fünf Tage ſind zwei Verhaftungen vorgenommen worden, die, erſt heute Morgen bekannt geworden, die Folie des Stadtgeſpräches bilden.

— Und wer ſind die Verhafteten? fragte Hippolyte.

— Herr Grimod de la Reynière und Mademoiſelle Bourgoin.

— Was ſagen Sie? riefen Schauſpielerin und Kritiker wie aus Einem Munde.

— Etwas, was heute Abend oder morgen früh, wenn's anders die Scheeren der Cenſur paſſirt, in allen Zeitungen zu leſen ſein wird.

— Und weiß man den Grund dieſer Verhaftungen? fragte Mademoiſelle Mars.

Der Offizier erzählte das einfache Factum.

— Ich wage mir kein Urtheil zu erlauben! meinte der vorſichtige Ex-Jeſuit.

— Ich, Abbé, erklärte Hippolyte, finde ſolch ein Verfahren unerhört! Blos darum, weil Mademoiſelle Bourgoin ſich geweigert hat, in Malmaiſon zu ſpielen, ſie gleich einer Verbrecherin in den Kerker werfen zu laſſen, finde ich mehr als hart, finde ich grauſam! Herr Brown, was hätten Sie an Chaptals Stelle gethan?

— Ich hätte ſofort meine Entlaſſung eingereicht.

— Sehen Sie, das hätte auch ich gethan! rief Hippolyte, entzückt von ſeiner Antwort. Die arme Bourgoin! Sie, die gewöhnt iſt, im Schooße eines ſybaritiſchen Luxus zu leben, wie grauſam wird ſie ſich langweilen in der trappiſtiſchen Einſamkeit ihres Kerkers!

— Und mein armer Freund, Herr Grimod! Er, dem es Bedürfniß geworden iſt, täglich bei Véry zu eſſen, wie tief empört wird ſein Magen gegen die ſchmale Gefängnißkoſt ſein!

— Ob man die Aermſte beſuchen darf?

— Ich glaube nicht, Mademoiſelle; denn ſo viel ich gehört habe, ſoll der Inſpector von Sainte Pélagie ſelbſt den Miniſter Chaptal, der erſchienen war, um ihr ſeine Aufwartung zu machen, »auf Allerhöchſten Befehl« zurückgewieſen haben.

— Und mein armer Grimod?

— Soll, wie man ſich erzählt, geſtern aus Verzweiflung einen Selbſtmord-Verſuch gewagt oder, mit andern Worten, eine magere Erbſenſuppe hinuntergewürgt haben, um nicht den Qualen des Hungertodes zu erliegen.

Hippolyte fing unwillkürlich zu lachen an.

— Lachen Sie nicht! meinte Papa Geoffroy, der plötzlich ganz betrübt ausſah. Mein Freund wäre capable, ſich wie jener Herzog von Clarence, von ſeinem Bruder Eduard des Hochverraths angeklagt, in ſeinem Kerker in einer Tonne Malvaſier zu erſäufen, um ſich nicht der ſchrecklichen Nothwendigkeit zu fügen, den Hochmuth ſeines Durſtes einer Waſſerkur zu unterwerfen.

— Sie ſind ein herzloſer Spötter, Abbé!

— O nein, Mademoiſelle, das bin ich nicht! Wenn ich mich in die Lage meines Freundes denke, ſo könnte ich im Gefühle ſeines allzugerechten Schmerzes Thränen von der Größe eines Trappen-Ei's vergießen!

— Tröſten Sie ſich, mein Herr Abbé! ſagte der Offizier. Die kleine unfreiwillige Hungerkur wird dem Magen Ihres berühmten Freundes eine neue Schwungkraft verleihen, und wie einſt der Phönix, glänzender als je, aus ſeiner Aſche emporſtieg, ſo wird die Eßluſt des Herrn Grimod, prächtiger als je, aus dieſer harten Prüfung hervorgehen!

— Das wolle Gott! ſtöhnte Papa Geoffroy. Nun aber, ſagte er zur Mars gewendet, geſtatten Sie, mich Ihrer angenehmen Unterhaltung zu entziehen, damit ich noch im Laufe dieſes Vormittags die Pflicht des Freundes erfüllen und mich nach Herrn Grimods Befinden erkundigen kann.

— Sie haben Ihr Penſum zwar erſt zur Hälfte durchgemacht, doch in Anbetracht der wichtigen Pflicht, die Sie abruft, will ich heute Gnade vor Recht ergehen laſſen, ſagte Mademoiſelle Mars, ihm den Zwirnbund abnehmend. Prinzeſſin Omphale, ſetzte ſie mit der reizendſten Laune hinzu, entläßt in Huld und Gnaden ihren Hercules!

Papa Geoffroy machte eine mythologiſche Verbeugung und entfernte ſich. Hippolyte aber legte ihren Zwirn in die Hände ihres jungen Anbeters, der ſich, mehr als ſein Vorgänger, durch dieſe Huld namenlos geſchmeichelt fühlte. Einem Anbeter Gelegenheit verſchaffen, ſich aufmerkſam zu beweiſen, iſt ja ſelbſt eine Aufmerkſamkeit, und Niemand wußte dieſe beſſer zu ſchätzen als unſer »Werther in Uniform«.

— Werden Sie ſich aber auch ſo ſtill und geduldig dabei verhalten, wie mein Hercules? fragte Omphale, den Faden weit raſcher als vorhin abwickelnd.

— Ich will ſtill ſein wie ein Mäuschen!

— Vor Mäuſen, Herr Brown, fürchte ich mich!

— Ah, dann will ich mich ſo ruhig verhalten, wie ein ſchlafendes Kind!

— Schlafende Kinder, mein junger Freund, pflegen häufig aus dem Traume zu reden ...

— Oh, dann will ich ſtumm ſein wie ein Fiſch!

— Das läßt ſich hören, Herr Brown! Sie können alſo wirklich ſchweigen?

— So lange Sie es befehlen!

— Meiſter Jerôme, iſt das Euer Ernſt?

Der Offizier gab ihr keine Antwort.

— Warum antworten Sie mir nicht?

— Um Ihnen zu beweiſen, daß ich ſchweigen kann.

— »Schweigen«, ſagt ein Dichter, »iſt der Gott der Glücklichen.« Sind Sie denn heut' ſo glücklich?

— Ah, glücklicher als je!

— Und warum? fragte Hyppolite eine Maſche entwirrend.

— Weil Sie heute huldvoller als geſtern ſind.

— Und woran erkennen Sie das?

— An dem Kleide, das Sie tragen.

— Herr Brown, wie ſoll ich das verſtehen?

— In dieſem Kleide, Mademoiſelle, ſah ich Sie zum erſten Male . . .

— Und das haben Sie ſich ſo genau gemerkt?

— O ich weiß mich jedes Kleides, das Sie getragen haben, ſo gut wie ein junger Cadet der Jahreszahl jedes berühmten Sieges zu erinnern.

— Welch ein Vergleich!

— Ach, war es doch immer ein Sieg für mich, in Ihnen die Göttin des Sieges vor mir zu ſehen.

— Sie wollten ſchweigen wie ein ſchlafendes Kind und reden jetzt mit wachenden Augen aus dem Traume. Wie oft, junger Freund, ſoll ich Ihnen wiederholen, daß Alles, was wie Schmeichelei klingt, mir zuwider iſt. Wir armen Künſtlerinnen, deren Ohr ſich ganz wider unſern Willen an die faden Schmeichelworte übergalanter Gecken gewöhnt hat, fühlen uns, einem Freunde gegenüber, von einem einzigen Worte biederer Wahrheit mehr entzückt, als durch hundert Schmeichelphraſen, von denen wir uns ſagen müſſen, daß oft keine von allen uns zukommt. Hab' ich vielleicht Unrecht, Herr Brown?

— Sie haben immer Recht!

— Ah, ſchon wieder eine Schmeichelei! Und doch ſagt Ihnen Ihr Herz: wie oft hat dieſe Mars Dir Unrecht gethan!

— Und Sie thun es noch, wenn Sie das, was ich Ihnen aus der tiefſten Tiefe meines Herzens ſage, für fade Schmeichelei erklären. Iſt's ein Verbrechen, Mademoiſelle, wenn man die Roſe die »Königin der Blumen«, iſt's Schmeichelei, wenn man Sie, Mademoiſelle, die »Roſe der Roſen« nennt?

— Ungezogner Menſch, Sie werden mich noch böſe machen, rief ſie aus und riß, halb ärgerlich und halb entzückt, den verwirrten Faden ab. Sehen Sie, Herr Brown, das kommt von Ihrem ewigen Schmeicheln ... es hat mich und dieſen armen Zwirnsfaden ganz und gar confus gemacht. Ah, da hielt Papa Geoffroy viel ruhiger, fuhr ſie fort und nahm ihm den Reſt des verwickelten Bundes ab.

— Herr Geoffroy iſt ein alter Herr ...

— Und Sie, was ſind denn Sie? fragte Hippolyte mit der heiterſten Unbefangenheit. Sie, Herr Brown, ſind ein junger Windbeutel, dem, wie ich Ihnen ſchon einmal erklärt, nicht ſo viel zu trauen iſt, ſagte ſie, den Daumen an die Spitze ihres kleinen Fingers drückend.

— Und ſchon neulich, Mademoiſelle, habe ich Sie inſtändig erſucht, meinen Gehorſam für jeden Ihrer Wünſche auf die Probe zu ſtellen. Und je härter dieſe Probe, deſto ſüßer wird ſie für mich ſein.

— Redensarten, junger Herr, nichts als Redensarten!

— Mademoiſelle, Sie kränken mich ...

— Ah, beim Ewigen, das will ich nicht, denn dazu habe ich Sie ... Aber Gott im Himmel! rief ſie, plötzlich inne haltend, Sie machen mich ganz verwirrt. Was wollt' ich doch gleich ſagen?

Ah, nun fällt's mir ein! Sie beſtehen darauf, ſich von mir auf die Probe geſtellt zu ſehen? Gut, es ſoll geſchehen!

— Aber wann, wann? fragte Jerôme hochentzückt.

— Jetzt, auf der Stelle, Herr Brown! Sie verſprachen vorhin, ſtumm zu ſein, wie ein Fiſch, und rühmten ſich, ſo lange ſchweigen zu wollen, als ich's Ihnen befehle. Herr Brown, habe ich recht gehört?

— Ich hab's geſagt und wiederhole es!

— Und ich, ich will ſo grauſam ſein wie jene Edeldame, von der uns Brantome erzählt, Sie bei Ihrem Wort zu halten und Ihnen als Prüfung und Strafe die Verpflichtung auferlegen, ſechs Monate lang — erſchrecken Sie, mein armer Freund! — ſtumm zu ſein wie ein Grab und, während dieſer ganzen Zeit, weder mit mir, noch mit Andern, noch mit ſich ſelbſt, wär's auch nur Ein Wort, zu reden. Fühlen Sie die Kraft in ſich, dieſe Probe ſiegreich zu beſtehen, dann reichen Sie mir zum Unterpfande Ihres Ehrenworts die Hand, daß Sie, eingedenk des Gelübdes, das ich als ein Zeichen Ihres Gehorſams annehme, es getreulich erfüllen und unter keiner Bedingung vor der Zeit brechen wollen. Herr Brown, ſind Sie damit einverſtanden?

Schweigend reichte er ihr ſeine Rechte.

— Von dieſem Augenblick haben Sie ſich freiwillig zu ſechsmonatlichem Schweigen verurtheilt. Voyons! rief ſie voll Begeiſterung, während ihre ſchönen Züge ſich durch die Strahlen tiefgefühlten Stolzes verklärten, ob Sie wirklich der Mann ſind, der Sie, vielleicht blos mir gegenüber, ſcheinen wollen. Jene Dame am Hofe Heinrichs III. verurtheilte ihren Ritter zu jahrelangem Schweigen; ich bin nur halb ſo grauſam und verlange dieſes übergroße, ſchwere Opfer nur für ſechs kurze und doch wohl allzu lange Monate, und ſehe ich Sie aus dieſer Feuerprobe als Sieger hervorgehen, Jerôme, mein theurer Jerôme, wiederholte ſie mit freudeſtrahlendem Blick, dann will ich Ihre jugendliche Heldenſtirn mit der ſchönſten Palme des Sieges, mit dem Siege über ſich ſelbſt, ſchmücken und jubelnd aller Welt verkünden: Seht her, das iſt ein Mann, wie auf Erden wohl kein Zweiter lebt, der iſt ein Held, würdig der Achtung und der Liebe . . . einer ganzen Welt, fügte ſie hinzu und reichte ihm zum zweiten Male die Hand.

Entzückt preßte er ſie an ſein Herz. In dieſem feierlichen Augenblick war ſein beredtes Schweigen ergreifender als Taſſo's ſchönſte Liebesklage, mächtiger als aller Liederjubel Petrarca's, rührender als alle Liebesſchwüre der größten Dichter aller Zeiten. Mit wonnigſüßem Beben blickte er in die ſternenhelle Nacht ihres hochentzückten Auges, drückte einen langen heißen Kuß auf ihre Hand und verließ ſie.

Hippolyte ſank auf einen Stuhl und weinte. Dann nahm ſie ihr Tagebuch und zeichnete mit zitternder Hand den Tag dieſes feierlichen Gelübdes auf.

Es war der fünfzehnte Auguſt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Uns aber fällt dabei ein Quartett uralter Sprichwörter: ein lateiniſches, ein italieniſches, ein franzöſiſches und ein deutſches ein.

Das Erſte lautet: Ut amoris, amabilis esto.«[1]
Das Zweite: »L'amore è cieco e non conosce lume;
Ma perde intelletto ed il buon costume.«[2]
Das Dritte: »Amour ni s'achète, ni se vend,
Mais au prix d'amour, amour se rend.«[3]
Das Vierte und Letzte: »Liebe überwindet Alles.«

XII.

Herr Grimod de la Reynière war ſchon fünf volle Tage ſeiner Freiheit beraubt und mehr als wüthend, daß man ihn noch immer nicht verhört hatte. Gleich am zweiten Tage ſeiner Gefangenſchaft war er, um die Langeweile, welche alle ſeine Poren durchdrang, ſiegreich niederzukämpfen, auf den Einfall gerathen, ſich vom Inſpector, der ſich zu den eifrigſten Leſern des »Almanach des Gourmands« zählen durfte, die Gunſt zu erbitten, ihm einen ſeiner Lieblingsſchriftſteller zu verſchaffen. — Ein deutſcher Gelehrter, der in zwei lateiniſchen Abhandlungen die Lieblingswerke aller berühmten Leute zuſammengetragen hat[1], erzählt von

---

1) Willſt Du geliebt ſein, mußt Du liebenswürdig ſein.

2) Die in der Lieb' ertrunken ſind, die ſind bei off'nen Augen blind.

3) Liebe erkauft und verkauft ſich nicht; Liebe allein erweckt Gegenliebe.

1) Johann Friedrich Sommerlatt ſchrieb ein paar „Exercitationes hiſtorico-litterariae de eruditis ſingularis cujusdam libri amatoribus", Leipzig 1715—16 in 4.

einem frommen Araber, Namens Abu Hanifah, daß dieſer Mann während ſeiner langen Haft, zur Tröſtung ſeiner Leiden, den Koran ſiebentauſend Mal vom Anfange bis zum Ende andächtig durchgeleſen und ſich auf dieſe Weiſe die Einſamkeit ſeines Kerkers in ein Paradies umgeſchaffen habe. Dazu freilich gehörte ein mahomedaniſcher Magen und der Appetit eines Beduinen. Der Präſident des »caveau moderne« hatte einen beſſern Geſchmack: ſeine Lieblingslectüre war Joſeph Berchoux's reizendes Gedicht »la Gaſtronomie« *), das Herr Grimod, nach eigenem Geſtändniß, in fünf Jahren nicht weniger als hundertachtundneunzig Mal vom erſten bis zum letzten Verſe durchgekoſtet haben wollte. Nun las er es zum hundertneunundneunzigſten Male und geſtand ſich, daß es ihm jetzt mehr Genuß als je gewähre. Der Glückliche! Ganze Seiten dieſes Gedichts wußte er nun ſchon eben ſo gut auswendig, wie Juſtus Lipſius ſeinen Tacitus, wie Julius Scaliger ſeinen Terenz, und wie Cardinal Mazarin die Trauerſpiele Seneca's. Außerdem beſchäftigte er ſich — Alles, um die langen Kerkerſtunden abzukürzen — mit dem Entwurfe eines neuen Werkes, deſſen Stoff er ſchon ſeit Jahren in ſeinem Hirne trug, ein Werk, das unter dem Titel »Manuel des Amphitryons«, alle Rechte und Pflichten eines Wirths und ſeiner Gäſte in den Kreis ſeiner gaſtronomiſchen Forſchungen zog.

Es ſei uns vergönnt, aus den erſten drei Capiteln der Nachtgedanken unſeres gefangenen Apicius eine bunte Reihe einzelner Paragraphen auszuziehen, um unſerm Leſer einen kleinen Vor-

---

*) Die erſte Auflage dieſes Gedichts erſchien im Jahre 1801.

geſchmack von dem Inhalte jenes Buchs und von dem Geiſte ſeines ausgezeichneten Verfaſſers zu verſchaffen.

Zweites Capitel.

Alkoran der Feinſchmecker.

§. 1.

»Manger est un besoin, mais savoir manger est un art!« ſchreibt Larochefoucauld in ſeinen »Maximes«, die wir Jedem empfehlen, der das Bedürfniß fühlt, ein gebildeter Eßkünſtler zu ſein.

§. 2.

Ein Gaſt, der bei der Tafel länger als eine Viertelſtunde auf ſich warten läßt, iſt mehr Flegel als Gourmand.

§. 3.

Ein Menſch, der ſeine Serviette nicht anders als in der Cravatte oder im Knopfloche ſeines Fracks zu befeſtigen weiß, kann nur Schmarozer oder Dummkopf ſein.

§. 4.

Es giebt Frauen, welche die Vornehmen ſpielen wollen und — Gott weiß wie ſehr — zu imponiren glauben, wenn ſie während des Eſſens ihre Handſchuhe anbehalten. Wie tactlos, wie widrig, wie ekelhaft! Handſchuhe bei Tiſche tragen, iſt eben ſo unnatürlich, als ſich geſtiefelt und geſpornt in's Bett legen.

§. 5.

Der alte engliſche Kanzler Thomas Morus ſagt in ſeiner »Utopia«: der Menſchen Sinnes-Art und Neigung laſſe ſich nirgends leichter und beſſer erkennen, als bei Tiſche.

§. 6.

Ein einfaches Gericht, das man uns bei gut beleuchteter Tafel ſervirt, mundet beſſer als die herrlichſte Speiſe, die man im Finſtern hinabwürgen muß. Licht iſt der Prometheus-Funke, der ſelbſt dem trägſten Magen beſchleunigte Eßluſt einimpft.

§. 7.

Ein Gaſt, der zu leben weiß, wird dann erſt Geſpräche anknüpfen, wann die erſte Tracht vorüber iſt. Bis dahin bleibt das Eſſen ein ernſthaftes Geſchäft, von dem Niemand die Aufmerkſamkeit des Andern leichtſinnig abwenden darf.

§. 8.

Nirgends muß der wahre Mann von Bildung vorſichtiger in der Wahl ſeiner Geſpräche ſein als bei Tiſche. Spricht man während des Eſſens mit ſeiner ſchönen Nachbarin von der Schönheit einer andern Frau, mit einem Dichter oder Muſiker vom Talente eines ſeiner Nebenbuhler, mit einem Generale von den Siegen anderer Feldherren, oder mit einem Zeitungsſchreiber von den zahlloſen Abnehmern eines andern Blatts, ſo verdirbt man den armen Teufeln den Appetit und kann ſehr leicht in den Verdacht gerathen, ein boshafter Menſch oder ein großartiger Einfaltspinſel zu ſein.

§. 9.

Die größte Sünde, die ein Feinſchmecker Andern gegenüber begehen kann, iſt das Laſter: dieſen Andern den Appetit zu verderben. Appetit iſt die Seele des Gourmands, und wer dieſen zu verleiden ſucht, begeht einen moraliſchen Mord, einen gaſtronomiſchen Todtſchlag und verdient Galeere auf Lebenszeit.

§. 10.

Nichts befördert ſchneller die Verdauung, als eine gut vorgetragene Anecdote, über die man herzlich lachen kann.

§. 11.

Ein Lügner iſt nirgends unterhaltender als bei Tiſche. Während einer guten Mahlzeit iſt der ungläubigſte Thomas ein leichtgläubiges Kind.

§. 12.

Ein dummer Menſch nimmt ſich nie und nirgends dümmer aus als bei Tiſche, während der geiſtreiche Mann hier mehr als anderswo Gelegenheit hat, ſich im ſchönſten Lichte zu zeigen.

§. 13.

Ein Menſch, der während des Eſſens Bücher, Zeitungen oder gar Briefe leſen kann, muß ein Engländer oder Kamtſchadale ſein und einen außerordentlich guten Magen oder einen äußerſt ſchlechten Appetit haben.

§. 14.

Die einzige Art und Weiſe, eine von der Dame des Hauſes angebotene Schüſſel zurückzuweiſen, iſt die Artigkeit, ſich ein zweites Stück von der vorangegangenen zu erbitten.

§. 15.

Ein Vorſchneider muß außerordentlich uneigennützig oder im höchſten Grade ungeſchickt ſein, wenn er's nicht einzurichten weiß, daß für ihn dafür, daß er ſich zuletzt bedient, das allerbeſte Stück übrig bleiben muß.

§. 16.

Die Lende jedes Geflügels iſt beſſer als das Flügelſtück.

Dieſer Paragraph darf, wenn man Damen bedient, nie außer Acht gelaſſen werden.

§. 17.

Wenn ein Gaſt dem andern eine Schüſſel reicht, muß man ſich beeilen, ſie ohne Zögern anzunehmen, denn jeder Wettſtreit um den lächerlichen Vorrang, wer von Zweien zuerſt zugreifen ſoll, führt zum Erkalten der Speiſen, wodurch man ſich gegen ſich ſelbſt, wie gegen alle Andere, ſo hart verſündigt, daß uns Niemand dafür Dank weiß.

§. 18.

Vor dem Geſetz und bei Tiſche müſſen Alle gleiche Rechte, gleiche Pflichten haben. Die Tafel macht uns Alle gleich.

§. 19.

An der Art und Weiſe, wie Jemand ſich bei Tiſche die Zähne reinigt, kann man den Grad ſeiner Bildung ermeſſen. Es wundert uns, daß noch Keiner auf die Idee gekommen iſt, eine Abhandlung zu ſchreiben über die Kunſt, ſich während der Tafel mit Anſtand die Zähne zu ſtochern.

§. 20.

Wir rathen jedem Feinſchmecker, der auf Bildung Anſpruch macht, ſich lieber zehn Mal zu ohrfeigen, als ein Mal bei Tiſche das Salzfaß oder gar — o Schreck der Schrecken! — das gefüllte Weinglas umzuſchütten.

§. 21.

Wer Aepfel oder Birnen mit der Schale ißt, giebt ſich als Hungerleider oder Cyniker zu erkennen. — Nur ſelbſtgepflücktes Obſt darf ungeſchält genoſſen werden.

§. 22.

Von guten Tafeln hängt gute Geſundheit, von guter Geſundheit die Erhaltung einer guten Conſtitution und von dieſen Beiden Alles ab, was das ſociale Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft auf feſten Pfeilern erhält.

§. 23.

Die größte Tugend des wahren Feinſchmeckers iſt die: nie mehr zu eſſen, als er mit Andacht verdauen, und nie mehr zu trinken, als er mit vollem Bewußtſein vertragen kann.1)

§. 24.

Nur Philiſter verderben ſich den Magen, trinken ſich Spitze, Haarbeutel und Rauſche und leiden an Katzenjammer.

§. 25.

Katzenjammer (im Lateiniſchen crapulositas, im Franzöſiſchen cheveux durs, im Engliſchen crapulence oder rhomb und im Perſiſchen bidamag buden genannt) iſt die Proſtitution des Magens.

§. 26.

Der echte Gaſtronom hat nur zwei wahre Freunde auf der Welt: ſich ſelbſt und ſeinen Koch (NB. wenn Letzterer wirklich gut iſt, ſonſt muß man ihn ſo bald als möglich fortjagen).

§. 27.

Jeder Gaſt, der ſeinem Wirthe früher als vor Ablauf dreier Stunden irgend etwas Uebles nachſagt, verdient Tadel. Die Dankbarkeit des geſättigten Magens ſollte mindeſtens eben ſo lange als die Verdauung des Genoſſenen dauern.

---

1) Man vergleiche damit das neunte der Fouché'ſchen Zehn-Gebote (Seite 125).

§. 28.

Die Deviſe jedes wahren Feinſchmeckers lautet wie die des alten Michel Montaigne: »Mon métier est l'art de bien vivre.«

§. 29.

Das erſte der gaſtronomiſchen Zehn-Gebote heißt nach Martin Luther:

»Iß, was gahr iſt,
Trink, was klar iſt,
Sprich, was wahr iſt.«

§. 30.

Der ſchönſte Vers des neuen Teſtamentes gehört dem Apoſtel Paulus, der da ſagt: »Welcher iſſet, verachte Den nicht, ſo da nicht iſſet, und welcher nicht iſſet, richte Den nicht, ſo da iſſet.«

Wie Recht hatte Papa Geoffroy, als er Herrn Grimod eines Tages den »Jeſus Sirach der Küche« genannt!

Drittes Capitel.

Salmigondis hiſtoriſch-gaſtronomiſcher Reminiscenzen.

§. 1.

Die Chriſten feiern den Sonntag, die Griechen den Montag, die Perſer den Dienſtag, die Aſſyrier den Mittwoch, die Aegyptier den Donnerſtag, die Türken den Freitag und die Juden den Sonnabend. Der wahre Gaſtronom feiert die ganze Woche, d. h. er iſt an einem Tage eben ſo gut als am andern.

§. 2.

Das ſiebente der chineſiſchen Ehegebote verlangt: Jede Frau ſoll die Lieblingsſpeiſen ihres Mannes zubereiten mit eigener Hand.

Welcher Feinſchmecker möchte nicht blos darum Chineſe ſein oder eine Chineſin zur Frau haben?

§. 3.

In China wird der allerunbedeutendſte Schmutz, der ſich in Speiſen vorfindet, die für die kaiſerliche Tafel beſtimmt ſind, an dem hochverrätheriſchen Koch mit achtzig Bambushieben beſtr A. Käm's auf uns an, wir dictirten ihm lieber gleich hundert!

§. 4.

Montezuma, der letzte Beherrſcher der Merikaner, hatte einen ſo geſegneten Appetit, daß er ſich tagtäglich zweihundert verſchiedene Speiſen vorſetzen ließ, von welchen keine unberührt blieb. Trauriger Beweis, daß ſeine merikaniſche Majeſtät mehr Freſſer als Feinſchmecker geweſen ſind.

§. 5.

Wer war der Erfinder des Salats? — König Nebukadnezar, der in einer Rindviehlaune auch Heu gefreſſen hat. Die Männer von Babylon ſetzten ihm dafür ein Denkmal und bewieſen dadurch, daß ſie die Erfindung des Salats beſſer zu würdigen wußten, als manches Rindvieh unſeres Seine-Babels.

§. 6.

In jener ſchönen Zeit, wo in Griechenland, unter den Sonnenſtrahlen eines Perikles und Zeuxis, alle Künſte ihren Zündgipfel erreicht hatten, durfte auch die edle Kochkunſt, die Amme aller ſchönen Künſte, nicht zurückbleiben; doch gleichwie von den Werken ſo vieler hohen Meiſter nichts übrig geblieben iſt, als das Gedächtniß ihres Ruhmes, eben ſo kennen wir von den gefeierten Köchen zu Athen und Syrakus nur die wenigen Namen: Pantaleon, Zophon, Simonaktides, Eupenetos, Epirikos, Moſchion und Agathon. Sie ſind die Plejaden, das Siebengeſtirn der Küche.

§. 7.

Die alten Griechen ſchätzten die Faſanen aus Kolchis, die dergeſtalt ſelten waren, daß einer der Ptolomäer noch auf dem Todtenbette ſich und ſein Schickſal verfluchte, aus der Welt zu ſcheiden, ohne jemals einen Biſſen vom Fleiſche dieſes köſtlichen Vogels gekoſtet zu haben. Eine Thräne für den armen Ptolomäer!

§. 8.

Den Strauß rühmt Apicius mit der Dankbarkeit eines befriedigten Magens. Heliogabal, der Schlemmer par excellence, liebte nur das Hirn deſſelben.

§. 9.

Die Nachkommen des Romulus mäſteten auch Schwäne für die Küche, zu welchem Zwecke dieſe ſchönen Thiere zuvor geblendet wurden. Gleich dem Pfau war auch der Schwan ein Leib- und Lieblings-Gericht des Mittelalters; eine Ausgabenrechnung des Hauſes Northumberland im vierzehnten Jahrhundert zählt im Zeitraume eines Jahres nicht weniger als einundzwanzig für die herzogliche Tafel beſtimmte Schwäne auf.

§. 10.

Unzählbar war die Zahl der mit Vergnügen genoſſenen Waſſergeſchöpfe. Zu den beliebteſten Fiſchen gehörte der Stör (acipenser sturio), der im Triumph aufgetragen wurde, und die Lamia, von der ein athenienſiſches Sprichwort verſichert, daß ſelbſt der ungeſchickteſte Koch ſie nicht verderben konnte.

§. 11.

Maaß und Gewicht gehörten zu den Küchen-Geheimniſſen des Alterthums; ein Dutzend Lerchen durfte nie unter zwölf Pfund wiegen; ſonſt waren ſie nicht tafelfähig.

§. 12.

Zehn Foliobände würden nicht ausreichen, die Höhe zu beſchreiben, bis auf welche die Gourmandiſe zur Zeit des römiſchen Kaiſerreichs emporgeſtiegen war. Kaiſer Tiberius ernannte einen der Piſonen zum Prätor, weil derſelbe drei Tage und drei Nächte ohne Unterlaß gezecht hatte, ohne einen Rauſch davonzutragen. Flaccus wurde wegen einer ähnlichen Bravour zum Conſul von Syrien erhoben. — Vitellius ließ einſt ein groſartiges Gaſtmahl anrichten, bei welchem nicht weniger als zweitauſendfünfhundert verſchiedene Fiſchgattungen, zu deren Fang die römiſche Flotte bis zum ſchwarzen Meere vorgedrungen war, die Eßluſt ſeiner Gäſte in die Schranken riefen. — Geta, der oft dreimalvierundzwanzig Stunden hintereinander zu tafeln geruhte, ließ die Speiſen nach der Reihenfolge des Alphabets auftragen und nahm ſo ein ganzes Wörterbuch von Gerichten aller Zonen in succum et sanguinem in ſich auf. — Heliogabalus gefiel ſich in der Caprice, ungenießbare Dinge genießbar zu machen, eine Eigenheit, die uns an einen franzöſiſchen Gourmand erinnert, der ſich zu Tode gegrämt hatte, weil ihm tauſend und ein Verſuch mißglückt war, den Kühen eine Delicateſſe abzugewinnen, die wir bis jetzt blos den Herren Schnepfen zu verdanken haben.

§. 13.

Der berühmte Redner Quintus Hortenſius, ein Nebenbuhler ſeines groſen Freundes Cicero, derſelbe Hortenſius, welcher ſeine

Bibliothek im Keller und ſeinen Keller in der Bibliothek aufgeſchlagen hatte, hinterließ, zum Troſte ſeiner Freunde, zehntauſend Maas des allerfeinſten Falerners, ein Vermächtniß, das zehn Mal genußreicher als der literariſche Nachlaß ſeines groſen Freundes Cicero war. — Derſelbe Rhetor liebte ſeine Muränen dergeſtalt, daß er in Thränen zerfloß, wenn eine derſelben umkam.

§. 14.

Craſſus legte nach dem Tode einer ſeiner Muränen eine ſechsmonatliche Trauer an, während er eine ſeiner Geliebten kaum ſo viel Tage betrauerte. — Noch gröſer war jener Pollio, der, überzeugt, daß Muränen, mit Menſchenfleiſch gefüttert, ſaftiger als andere ſchmecken, ihnen in ſeinen famoſen Fiſchteichen beim Golfe Mare Piano allmonatlich zwei bis drei ſeiner Sklaven und einmal ſogar, zur Abwechslung, eine ſeiner Mätreſſen, eine römiſche Tänzerin, zum Frühſtück vorwerfen ließ.

— Alte, ſchöne, groſe, erhabene, glückliche Zeiten! rief Herr Grimod, dem beim Niederſchreiben dieſer Erinnerungen die hellen Freudenthränen in die Augen traten.

Und zum Deſſert ein paar Anekdoten:

Cardinal Feſch, der Oheim des Kaiſers, ließ ſich eines Morgens eine Taſſe Fleiſchbrühe bringen. Nachdem Seine Eminenz ſie gekoſtet hatte, erinnerte der Diener, daß heute Faſttag ſei. Der geiſtliche Herr gab dem Schlingel eine weltliche Ohrfeige und ſprach: »Dummkopf, warum haſt Du mir das nicht ſpäter geſagt?«

Prinz Joſeph Bonaparte, Napoleons älterer Bruder, hatte auf ſeinem reizenden Landſitze zu Morfontaine einen Schweizer, der Verneuil hieß und ein pyramidaler Freſſer war. — »Wie viel Truthühner könnteſt Du verzehren?« fragte ihn ſein Herr, um die Tiefe dieſes Magens zu ergründen. — »Truthühner?« erwiderte der helvetiſche Coloß; »ich weiß es nicht genau.« — »Aber ungefähr?« — »Ich glaube im Stande zu ſein, acht, neun, zehn, vielleicht auch ein ganzes Dutzend zu verſpeiſen, mehr aber nicht!« — »Und gewöhnliche Hühner?« — »Hühner? Fünfzehn, zwanzig, dreißig, mehr aber nicht!« — »Und Tauben?« — »Tauben? Vierzig, fünfzig, ſechszig, mehr aber nicht!« — »Und Lerchen?« — »Lerchen? Ah, Lerchen, ſo viel Sie wollen!«

— Dieſer Vielfraß, meinte Herr Grimod, verdient nach ſeinem Tode in Weingeiſt aufbewahrt und jedem Tafelfreunde als abſchreckendes Beiſpiel gezeigt zu werden, denn in Ermangelung von Hühnern, Tauben und Lerchen verſchlang dieſer Elende, um die Leere ſeines Magens zu füllen, Alles, was ihm in den Wurf kam, einmal ſogar zwei Dutzend Handſchuhe und drei Pfund Wachskerzen.

Eines Tages, als die Kaiſerin Joſephine in ihrem Lieblingsſchloß Malmaiſon ein Frühſtück gab, zu dem auch Herr von Talleyrand geladen war, zeigte ſie dem Diplomaten eine angefangene Stickerei mit den Worten: »Wie gefällt ſie Ihnen?« — »Ich bin ganz Auge!« erwiderte der Fürſt. — Als er bei Tiſche, zwiſchen den beiden Schweſtern des Kaiſers, ſich allzueifrig mit Prinzeſſin Pauline unterhielt, rief ihm Prinzeſſin Eliſe zu: »Hören Sie nun auch einmal auf mich!« — »Ich bin ganz Ohr!« ſagte Talleyrand. — Und als gleich darauf die Andere ihm eigenhändig ein Rebhuhn reichte mit der Frage, ob er's nicht verſuchen wolle, erwiderte der außerordentlich gewandte Mann: »Ich bin ganz Magen!«

Kein Wunder! Denn jeder Diplomat iſt auch Gourmand.

XIII.

Am fünften Tage der Gefangenſchaft des Herrn Grimod machte er, während einer Freiſtunde, im Hofraume von Sainte Pélagie ganz unerwartet die nähere Bekanntſchaft der Mademoiſelle Bourgoin, die, wie er, den dumpfen Kerker verlaſſen hatte, um unter dem Schatten einiger Linden friſche Luft zu ſchöpfen. Er trat auf ſie zu und fragte:

— Ich weiß nicht, Mademoiſelle, ob ich das Vergnügen habe, von Ihnen gekannt zu ſein? Vor einigen Tagen hatte ich mir die Freiheit genommen, die Erlaubniß nachzuſuchen, Ihnen einen Band meines »Almanach des Gourmands« zueignen zu dürfen.

— Herr Grimod? fragte Etiennette, verlegen die Farbe wechſelnd.

— Zu dienen, Mademoiſelle, erwiderte er, ſich kurz verneigend. Sie waren ſo grauſam, mir meine Bitte abzuſchlagen; nichtsdeſtoweniger bin ich wahrhaft überraſcht und hoch entzückt, hier, in den Mauern dieſes Gefängniſſes, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Mademoiſelle Bourgoin, fühlend, daß der Blick dieſes Mannes ſie erröthen mache, wurde dadurch noch verlegener. Aber ſchnell geſaßt ſagte ſie, daß auch ſie erfreut ſei, ihn hier, ſo ganz unerwartet, kennen zu lernen. — Gleiche Lage macht mittheilend. Beide erzählten ſich den Grund ihrer plötzlichen Verhaftung und nach Verlauf von zehn Minuten war Herr de la Reynière mit ſeiner ſchönen Mitgefangenen ſchon ſo vertraut, als ob er ſeit Jahren mit ihr bekannt wäre. Die Schauſpielerin aber konnte, trotz aller Mühe, ſich in ihrer Unbefangenheit zu behaupten, ſich einer ſtets von Neuem wiederkehrenden Verlegenheit nicht entſchlagen. Sie wechſelte, beim Anblick dieſes Mannes, in fünf Minuten zehn Mal ihre Geſichtsfarbe, wurde bald roth, bald blaß, und geſtand ſich — wenn auch nur ungern —, daß Herr Grimod, trotz ſeiner Häßlichkeit, auf ſie einen unerklärlichen Eindruck gemacht habe. Sie ſagte ſich, daß in dem Auge dieſes »profond scélérat« ein geheimnißvolles Etwas liege, das, obgleich ſie's nicht entziffern konnte, ſie unwillkürlich anzog. Meiſter Grimod, der Frauenkenner, dem dieſer Eindruck nicht entgangen war, entfaltete den ganzen Knäuel ſeiner myſteriöſen Anziehungskraft, um den erſten Eindruck zu befeſtigen und verſtärken.

— Mademoiſelle, begann er zu erzählen, es ſind jetzt ſechs Tage, daß ich mich Ihretwegen mit dem beſten meiner Freunde faſt auf Leben und Tod erzürnt hätte.

— Meinetwegen? fragte Etiennette, von Neuem erröthend.

— Nur Ihretwegen, wiederholte Grimod. Aber errathen Sie wohl auch, mit wem?

— Nein, mein Herr, das errathe ich nicht, ſagte die Bourgoin, unwillkürlich ihr Auge niederſchlagend, um ſich der Verlegenheit zu entziehen, ihn anſehen zu müſſen.

— Mit dem gefährlichſten Ihrer Gegner.

— Mit Abbé Geoffroy?

— Errathen, Mademoiſelle! Empört über die Art und Weiſe, womit ſeine rückſichtsloſe Feder den Nimbus Ihres Ruhms zerpflückt, habe ich ihm offen einen Fehdehandſchuh hingeworfen und rund heraus erklärt, es nicht länger dulden zu wollen, Ihr ſchönes, großes, unvergleichliches Talent auch fernerhin ungeſtraft von ihm mit Füßen getreten zu ſehen.

— Wie, mein Herr? fragte die Geſchmeichelte hoch entzückt.

— Ich habe ihm gedroht, fuhr er fort, Kränkung durch Kränkung zu vergelten und für jedes Blatt, das er dem vollen Kranze Ihres Lorbeers entreißt, zehn Strahlen dem Nimbus ſeiner Freundin, Ihrer Nebenbuhlerin, der viel zu ſehr überſchätzten Mademoiſelle Mars, zu entwinden.

— Haben Sie das wirklich gethan?

— Fragen Sie ihn ſelbſt! Dort kommt er, ſagte Herr Grimod, auf »Papa Geoffroy« zeigend, der in demſelben Augenblick, wie der Wolf in der Fabel, in den Hof eintrat. Erlauben Sie, Mademoiſelle Bourgoin, Ihnen meinen vielgeliebten Freund und Frühſtücksgenoſſen, den geiſtreichſten, aber auch boshafteſten aller Kritiker, den Herrn Abbé Geoffroy, vorzuſtellen.

Kunſt und Kritik verneigten ſich gegenſeitig.

— Quand on parle du loup, fuhr Grimod fort, on en voit la queue![1]) Wir ſprachen von Ihnen . . .

— Hoffentlich nichts Böſes?

— Aber auch nichts Gutes, Abbé! Mademoiſelle Bourgoin iſt, wie Ihr ganz gehorſamer Diener, der unmaßgeblichen Anſicht, daß Sie ihr Unrecht thun . . .

---

[1]) Wenn man vom Wolfe ſpricht, ſo iſt er da.

— Herr Grimod, ſagte Etiennette, ihm in's Wort fallend.

— Laſſen Sie mich ausreden, Mademoiſelle! Mein hochverehrter Freund iſt ein Mann, der zu allen Zeiten gern die Wahrheit hört. Und darum kann und wird's ihn nicht verdrießen, wenn ich in Ihrer Gegenwart wiederhole, was ich ihm am Morgen unſers letzten Frühſtücks hinter Ihrem Rücken geſagt habe: Sie thun dieſer Dame Unrecht, Abbé!

— Erlauben Sie mir, Mademoiſelle, mich in Ihrer Gegenwart gegen dieſe ungerechte Anſchuldigung vertheidigen zu dürfen. Freund Grimod, ich habe mich jeder Zeit bemüht, dem ſchönen Talente unſerer erſten Tragödin volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; ich habe ihre Vorzüge freudig anerkannt, bin aber auch ſo gerecht geweſen, nicht blind für ihre Mängel zu ſein!

— Herr Abbé, unterbrach ihn die Bourgoin.

— Ich bitte, mich ausreden zu laſſen, Mademoiſelle! Herr Grimod iſt ein Mann, der zu allen Zeiten gern die Wahrheit hört. Und darum kann und wird's ihn nicht verdrießen, wenn ich in Ihrem Beiſein wiederhole, was ich ihm neulich hinter Ihrem Rücken geſagt habe: Ich thue Ihnen nicht Unrecht, Mademoiſelle!

— Erlauben Sie, meine Herren, mich in meine Zelle zurückzuziehen, ſagte die Künſtlerin, der dies Geſpräch peinlich zu werden begann.

— Ich bitte Sie inſtändigſt, ſagte der Abbé, ihren Arm erfaſſend, mir noch einen kleinen Augenblick Gehör zu ſchenken. Weit größer, Mademoiſelle, iſt das Unrecht, welches Sie mir zufügen, wenn Sie glauben, daß ich gegen Sie eingenommen ſei. Die Tragödie iſt Ihr Element. So lange Sie in dieſer Sphäre bleiben, werden Sie in mir einen Ihrer aufrichtigſten Bewunderer finden. Aber verlaſſen Sie dieſes Element, um im Luſtſpiel Ihrer Freundin Mars den Lorbeer ſtreitig zu machen, dann werde ich Ihnen eben ſo zürnen, als der Mars, wenn's ihr jemals einfiele, Ihnen Melpomenens Palme zu entreißen.

— Abbé, ſagte die Künſtlerin, durch ſein Lob geſchmeichelt, wenn man das Glück hat. Sie näher kennen zu lernen, muß man ſich geſtehen, daß Ihr Mund weniger boshaft als Ihre Feder iſt.

— Vertrüge ſich Kritik mit Galanterie, dann würde ich auf der Stelle ein Paroli biegen und meinem Freunde Grimod, der zu allen Zeiten gern die Wahrheit hört, bekennen, daß Sie außerhalb der Bühne noch weit liebenswürdiger als auf der Bühne ſind.

— Ah, Mademoiſelle, bewundern Sie Ihre Allmacht: der kritiſche Tiger iſt urplötzlich gekirrt.

— Schönheit, Freund Grimod, iſt ein Zauber, der Alles beſticht.

— Geſtatten Sie, meine Herren, mich Ihnen beſtens zu empfehlen, ſagte die reizende Gefangene und zog ſich in ihren Kerker zurück.

— Nun, hat man Sie bereits verhört? fragte Geoffroy, in der Abſicht, das Geſpräch von der Bourgoin ſo raſch als möglich abzulenken.

— Noch nicht! Die fünf Tage dieſer barbariſchen Gefangenſchaft dünken mir eben ſo viele Ewigkeiten. Stückweiſe verzehrt mich die Langeweile, und hätte ich nicht Berchoux's

»Gaſtronomie«, ſchon längſt hätte ich mir ein Leid angethan und aus lauter Verzweiflung Ihre neueſte Kritik über Mademoiſelle Mars geleſen. Freund, wie befindet ſich Ihr »Diamant«?

— Ich glaube, daß er bald gefaßt werden wird.

— Wie iſt das zu verſtehen?

— Ich fürchte, daß ſie verliebt iſt . . .

— In Sie? fragte der Spötter.

— Ach, leider nicht! Heute Morgen gewahrte ich mit Entſetzen, daß meine ſchöne Mars in aller Stille für einen unſerer jungen Freunde, für Herrn Brown, glüht. La gale ni l'amour ne peuvent se cacher![*] Ein Blick und ich wußte Alles!

— Armer Freund, nun ſind Sie wohl gar eiferſüchtig?

— Ich habe kein Recht dazu! Und dennoch macht es mich betrübt, tief betrübt.

— Tröſten Sie ſich, Papa! Ich gebe Ihnen zwei Zeilen an Mademoiſelle Mézeray. Sie iſt ein kleiner Satan, der Ihnen den Kopf ſchnell zurecht ſetzen wird, und in deſſen reizendem Umgang Sie Ihre »prüde Ente« bald vergeſſen werden!

— Ein Mann in meinen Jahren wechſelt nicht ſo ſchnell die Neigung ſeines Herzens.

— Dann bin ich glücklicher als Sie! Ich kann mich im Laufe eines Tages in zehn Frauen verlieben und ſchon Tags darauf Eine nach der Andern ſo ſchnell vergeſſen, als ob ich Keine von Allen gekannt hätte. Variété, c'est ma dévise! denk' ich wie Meiſter Florian und habe einen heilloſen Reſpect vor dem »Toujours perdrix«, das uns zuletzt allen Appetit vergällt. Vor acht

---

[*] Ausſchlag und Liebe laſſen ſich nicht lange verheimlichen.

Tagen intereſſirte mich die braune Mézeray . . . jetzt ſchwärme ich für die blonde Bourgoin und morgen . . . Gott weiß für welche Frau! Laſſen Sie mich erſt wieder auf freien Füßen ſein, dann, Freund, will ich Ihr gefühlvolles Herz unter meine Scheere nehmen und Ihnen den Polypen der Liebe wie ein Hühnerauge ausſchneiden, das Sie nie mehr drücken ſoll!

In demſelben Augenblick erſchallte die Glocke. Die Freiſtunde hatte ihr Ende erreicht.

— Hora ruit! ſagte unſer Lovelace und reichte ſeinem Freunde eine ſeiner künſtlichen Klauen.

Der Abbé erfaßte ſie ſehr bedächtig und ſagte, Abſchied nehmend:

— Mille choses aimables à Mademoiselle Bourgoin!

Meiſter Grimod nickte mit dem Kopfe und Papa Geoffroy verließ Sainte Pélagie.

XIV.

Drei Tage ſpäter hielt, gegen vier Uhr Nachmittags, vor dem Eingange dieſes Gefängniſſes eine reiche, wappengeſchmückte Equipage mit zwei der ſchönſten Apfelſchimmel von Paris. Ein rieſengroßer, in Scharlach und Silber gekleideter Lakai ſprang vom Hinterſitze herab, um den Wagenſchlag zu öffnen. Aus dem Innern ſtieg ein ſtattlicher Mann von fünfzig Jahren in goldgeſtickter Uniform, decorirt mit dem Großkreuz der Ehrenlegion, heraus. Es war Graf Chapital von Chanteloup.

Mit Blitzesſchnelle öffneten ſich die Pforten des Kerkers und gleich darauf erſchien er in der Zelle ſeiner »officiellen Flamme«. Mademoiſelle Bourgoin, nicht im Geringſten erſtaunt, blieb ruhig ſitzen und ſagte in ſchmollendem Tone:

— Ah, Monſeigneur, laſſen Sie ſich endlich herab, einer armen Gefangenen die Ehre Ihres Beſuchs zu gönnen?

— Etiennette, erwiderte der gutmüthige Miniſter, dieſen Spott verdiene ich nicht. Gleich am erſten Tage Deiner Verhaftung war ich hier, um Dir zu ſagen, daß ich erſt nach langem, vergeblichem Widerſtand und mit blutendem Herzen den Befehl des Kaiſers vollziehen ließ; ich kam, um Dich zu beſchwören, mir nicht zu zürnen; aber laut ausdrücklicher Weiſung unſeres gemeinſchaftlichen Feindes wurde ich vom Inſpector abgewieſen.

— Und Seine Excellenz, der Herr Miniſter des Innern, haben ſich all' dieſe Schmach ruhig gefallen laſſen?

— Contre la force point de résistance! Ich fügte mich dem Willen des Barbaren und wollte mich ſchriftlich bei Dir über mein Ausbleiben entſchuldigen; aber ſelbſt drei meiner Briefe an Dich wurden auf Befehl des Kaiſers zurückgewieſen!

— Schändlich, ſchändlich! rief Etiennette, tief empört.

— Beruhige Dich, mein Schatz! begütigte der Miniſter. Soeben komme ich aus den Tuilerien. Nachdem die Sitzung, in der ich ihm mein letztes Gutachten in der Rohr- und Rübenzucker-Frage vorgetragen hatte, beendigt war, zog er mich in eine der Fenſterbrüſtungen und fragte mich wieder wie neulich: »Eh bien, comment se porte Mademoiselle Bourgoin?« — »Sire,«

erwiderte ich ernſt und kalt, »ich habe ſie ſeit dem Tage ihrer Verhaftung nicht beſuchen dürfen.« — »Auf meinen Befehl!« fügte er hinzu, einen meiner Rockknöpfe erfaſſend und mich nicht mehr loslaſſend. »Die kleine eigenſinnige Perſon«, fuhr er fort, »hat ein Vergnügen der Kaiſerin, auf das ſie ſich lange gefreut, zu nichte gemacht und dafür gerechte Strafe verdient. In meinem Reiche, Graf Chaptal, dulde ich vom erſten bis zum letzten meiner Diener nicht die kleinſte Widerſetzlichkeit. Gehorſam, unbedingter Gehorſam iſt die heilige Pflicht des letzten wie des erſten meiner Unterthanen. Um Dame Bourgoin für ihren Ungehorſam doppelt zu beſtrafen, hatte ich verlangt, daß Sie, gerade Sie, den Befehl ihrer Verhaftung vollziehen mußten. Hätte Herr Chaptal ſich noch länger geweigert, dann würde ich — wie ſehr ich ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen auch zu ſchätzen weiß — ihn ſofort all' ſeiner Dienſte entlaſſen haben. Sie haben den Befehl vollzogen und Ihr Kaiſer iſt mit Ihnen zufrieden, und um Ihnen einen Beweis meiner Huld und Gewogenheit zu geben, beauftrage ich wieder Sie und keinen Andern, Ihrer allezeit lieben und getreuen Dame Bourgoin die Nachricht zu überbringen, daß ſie von dieſer Stunde an frei iſt und nichts mehr von mir zu fürchten hat.«

— Dieu merci! rief Etiennette, der ein Stein vom Herzen fiel.

— »Chaptal,« fuhr er fort, meinen Knopf loslaſſend, »um Ihnen und Ihrem kleinen Sprudelkopfe ein Zeichen meines erneuerten Wohlwollens zu geben, beauftrage ich Sie, der ſchönen Gefangenen, im Namen der Kaiſerin, als Entſchädigung für die kurze Zeit ihrer Gefangenſchaft, dies kleine Andenken einzuhändigen, ſagte der Kaiſer und holte aus der Schublade ſeines Pults ein Etui hervor.

— Laß ſehen, laß ſehen! rief ſie, plötzlich ganz umgewandelt.

— Hier iſt's! ſprach der Miniſter und überreichte ſeiner Geliebten das Geſchenk des Kaiſers.

Mit unbeſchreiblicher Neugier öffnete ſie die Kapſel von rothem Saffian.

— Sein Bild, rief ſie enttäuſcht, und weiter nichts?! Ich hoffte einen Schmuck darin zu finden! Ah, dieſer kleine Caporal iſt nicht nur ein großer Tyrann, er iſt — was in meinen Augen mehr als das Alles ſagen will — ein coloſſaler Filz, ſonſt hätte er den Anblick ſeiner Züge durch eine Einfaſſung von Diamanten verſchönert.

— »Chaptal,« begann der gekrönte Filz, ſich von Neuem an meinen Rockknopf klammernd, »noch ein Wort! Freund Talma, der geſtern Abend auf mein Geheiß die Dame Ihres Herzens in Sainte Pélagie beſucht, hat heute Morgen mir geſagt, Mademoiſelle Bourgoin habe Ihnen auf's Crucifix den Schwur leiſten müſſen, weder jetzt noch jemals in Malmaiſon zu ſpielen. Iſt das wahr?« fragte er, mich mit ſeinem corſikaniſchen Blick durchbohrend. — »Ja, Sire!« entgegnete ich, auf Alles gefaßt. — »Was liegt daran?« fuhr er fort. »Weiberſchwur iſt blauer Dunſt! Viele ſchwören heute, Den zu haſſen, den ſie oft ſchon morgen lieben.«

— Und Du, Excellenz, was ſagteſt Du?

— »Sire,« antwortete ich, »Mademoiſelle Bourgoin iſt ein Charakter, auf deſſen Schwüre ich Häuſer baue.« — »Von Karten?« fragte er mit wahrem Malvoglio-Lächeln. — »Pyramiden von

Stein und Erz!« fügte ich hinzu, um ihn deſto tiefer zu kränken.

— Und er? fragte Etiennette ſehr geſpannt.

— Er pfiff wieder den Anfang ſeines Lieblingsliedes und ſagte dann ganz ruhig: »Sie kennen die ſchlauen Weiber nicht! So oft ſie ſchwören, um uns Männer ſicher zu machen, laſſen ſie, wie die frommen Söhne Loyola's, ihrem Gewiſſen ein Hinterthürchen auf, durch das es früher oder ſpäter durchſchlüpft und davonläuft. Ihre Flamme«, fuhr er fort, »will weder jetzt noch je in Malmaiſon ſpielen. Haben Sie, frommer Adam, Luſt, mit mir zu wetten, daß Ihre ſchlaue Eva in längſtens vier Wochen bei uns in Saint-Cloud ſpielt?«

— Das iſt mehr als ſchändlich! rief Etiennette.

— Das iſt infam! dachte ich bei mir, doch fehlte es mir an Muth, ihm das zu ſagen. Ich zuckte die Achſel und ſchwieg. Nachdem er mich ſo bis auf's Blut gemartert hatte, ſagte er mit der einnehmendſten Miene der Welt: »Genug des Scherzes! Ich habe Ihnen nur einen kleinen Floh ſetzen wollen, um Ihre Eiferſucht rege zu machen. Jetzt, da ich meine Abſicht vollkommen erreicht habe, iſt es meine Pflicht, lieber Graf, Sie vollkommen zu beruhigen und Ihnen zu geſtehen, daß Mademoiſelle Bourgoin mir ganz und gar gleichgiltig iſt.«

— Gleichgiltig? wiederholte die Schauſpielerin, tief verletzt.

— »Gleichgiltiger als dort jene Statue!« ſagte der Deſpot, durch's Fenſter auf eine der nächſten Bildſäulen im Garten der Tuilerien hinweiſend. Ich war nun vollkommen beruhigt. »Gehen Sie mit Gott und allen Heiligen und laſſen Sie ſich meinetwegen keine grauen Haare wachſen! — Eilen Sie nach Sainte Pélagie, um Ihrer Freundin je eher je lieber die Kunde zu bringen, daß ſie von jetzt an frei iſt,« ſchloß der Kaiſer und entließ mich mit ſo großer Freundlichkeit, als ob zwiſchen ihm und uns nicht das Geringſte vorgefallen wäre.

— So laß uns gehen!

— Vor dem Thore wartet mein Wagen.

— Ich bin bereit! ſagte ſie und rief ihre Garderobière, der ſie den Auftrag ertheilte, Alles einzupacken und nachzukommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Wagen, an Chaptals Seite, wurde ſie urplötzlich ſtill und nachdenkend. Es verdroß ihre Eitelkeit, ihren Ehrgeiz, gehört zu haben, daß ſie den Kaiſer, den ſie — Gott weiß wie ſehr — in ſich verliebt geglaubt, ſo kalt wie die erſte beſte Statue gelaſſen, und daß er ſich mit ihr und Chaptal einen Scherz erlaubt hatte, den ſie dergeſtalt roh fand, daß ſie darüber tief empört war.

— Kind, woran denkſt Du? fragte Chaptal nach langer Pauſe.

— Ich überlege, auf welche Weiſe ich Dich und mich an ihm rächen ſoll.

— Die einfachſte Rache, lieber Schatz, beſteht nach meiner Anſicht darin: Gleichgiltigkeit durch Gleichgiltigkeit zu beſtrafen und Dich um ihn nicht mehr zu bekümmern.

Herr Chaptal hatte gut reden; Mademoiſelle Bourgoin aber fühlte ſeit dem Augenblick, in welchem ſie erfahren, daß ſie dem Kaiſer ganz und gar gleichgiltig ſei, daß Napoleon ihr nicht mehr gleichgiltig war.

Denn ſo iſt das Herz der Frauen! Wie oft verſchmähen ſie heiße Liebe, um, kalter Gleichgiltigkeit gegenüber, die Allgewalt ihrer Schönheit zu prüfen!

— Graf Chaptal, begann ſie nach reiflicher Ueberlegung, Sie ſind ſich und meiner beleidigten Ehre eine glänzende Genugthuung ſchuldig.

— Sprich, Kind, was ſoll ich thun?

— Mir einen Beweis Ihrer Liebe geben!

— Verlange von mir, was Du willſt; ich fühle mich in Deiner Schuld und will Alles, Alles thun, um Dich zufrieden zu ſtellen.

— Wohlan, ich nehme Sie beim Wort. Vor Sonnenuntergang, Graf Chaptal, muß Ihr Entlaſſungsgeſuch in der Hand des Kaiſers ſein.

— Bourgoin, ich ſoll mein Portrait niederlegen?

— Sie können noch einen Augenblick zaudern? Der Kaiſer hat Sie ſchwer beleidigt ... mich hat er tief gekränkt ... meine Treue verdächtigt ... meine Grundſätze lächerlich gemacht ... mich acht lange Tage meiner Freiheit beraubt, und Sie, Sie haben ſich zum Werkzeug ſeiner Rache hergegeben und mit eigener Hand den Befehl des Deſpoten vollzogen. Iſt das nicht genug, Ihre Entlaſſung zu verlangen?

— Du haſt Recht, meine fromme Taube. Außerdem habe ich ſchon ſeit einiger Zeit alle Luſt zu dieſem wirren Treiben der Politik verloren; auch bin ich's herzlich müde, nach den Launen dieſes Corſen wie ein Affe nach der Pfeife eines Savoyarden zu tanzen. Ich will Ruhe haben! rief er ärgerlich aus, will zu meiner Lieblingswiſſenſchaft, zu meiner Chemie, zurückkehren und in Deinen Armen, Etiennette, Erſatz ſuchen und finden für die ehrgeiſtigen Plane und chimäriſchen Träume der Politik und des Staatslebens.

— So, Excellenz, ſo gefällſt Du mir!

— Fort mit dieſem lächerlichen Titel! Mein Vater war ein ehrlicher Apotheker und ich, ich war es ebenfalls und ſchäme mich meines alten Standes nicht. Aus jedem Dummkopf kann die Laune des Kaiſers einen Miniſter, doch aus allen ſeinen Miniſtern keinen Chemiker Chaptal machen, und das freut mich, Etiennette, darauf bin ich mehr ſtolz, als auf all' meine Titel und Orden, auf all' meine Aemter und Würden!

— Le comte de Chanteloup est mort, vive Jean Antoine Chaptal! rief Mademoiſelle Bourgoin und drückte ihn, begeiſterter als je, an ihr gerächtes Herz.

Und die Chemie? Ah, ſie feierte einen ſchönen Triumph.

XV.

Zwei Stunden ſpäter reichte der Miniſter des Innern ſeine Entlaſſung ein.

Sechs Tage darauf ſtand im »Moniteur«:

»Seine Majeſtät der Kaiſer haben das Entlaſſungsgeſuch des Grafen Chaptal von Chanteloup huldreich anzunehmen und an deſſen Stelle den Herzog von Otranto zum Miniſter des Innern zu ernennen geruht.«

— — — — — — — — — — — — — —

Ganz Frankreich war der Meinung, die im Cabinet des Kaiſers verhandelte Streitfrage über die Bevorzugung des Rohr- oder Runkelrüben-Zuckers habe dieſen Miniſterwechſel herbeigeführt.[1] Aber Mademoiſelle Bourgoin wußte das genauer.

XVI.

Während dieſer Miniſter-Kriſis, die drei Tage lang den Hof und ganz Paris beſchäftigt hatte, war Sieur Grimod de la Reynière vom Unterſuchungsrichter zum erſten und letzten Male vernommen und, nach vierzehntägiger Haft, zwar vorläufig freigeſprochen, aber — keine Roſe ohne Dornen! — zur Tragung ſämmtlicher Koſten verurtheilt worden. Von Fouché der Majeſtätsbeleidigung angeklagt, weil er dem Kaiſer allen Sinn für das Schöne abgeſprochen und Seine Majeſtät für einen Vielfraß erklärt habe, hatte unſer Ex-Advokat ſich ſelbſt vertheidigt und freimüthig eingeſtanden, daß er keinen Beruf in ſich fühle, den großen Napoleon, den er als Feldherrn, Staatsmann und Geſetzgeber achte, auch als Gaſtronomen zu verehren. Er hatte Alles geſtanden, was er in Bezug darauf Tadelndes über ihn geäußert, und ſeine Vertheidigung mit den Worten geſchloſſen:

---

[1] Der Kaiſer hatte ſich für die Runkelrübe, Chaptal für den Rohrzucker ausgeſprochen.

»Heliogabalus war ein elender Kaiſer, aber ein bewundernswürdiger Gourmand; Napoleon iſt ein elender Gourmand, aber ein bewundernswürdiger Kaiſer, und wenn dies laut zu denken ein crimen laesae majestatis ſei, ſo müſſe man ganz Frankreich, das dieſer Anſicht ſei, in Unterſuchung ziehen.«

Und darauf war ſeine Freiſprechung erfolgt.

Hatte es ihn einerſeits tief geſchmerzt, wegen jener Aeußerungen vierzehn Tage ſeiner Freiheit eingebüßt zu haben, ſo hatte es ihn andrerſeits doch auch ſehr gefreut, dieſer Gefangenſchaft das erſte Capitel der perſönlichen Bekanntſchaft mit Mademoiſelle Bourgoin, das zweite und dritte Capitel ſeines »Manuel des Amphitryons« und — was ihm lieber war, als alle Capitel der Welt — einen ausgehungerten, nun geſtählten Appetit zu verdanken, von deſſen Wirkung er ſich tricolore d. h. blau-weiß-rothe Wunder verſprach.

Gleich nach ſeiner Freilaſſung nahm er ein Bad; dann ging er zu Véry und dann zur Mézeray.

XVII.

Mademoiſelle Joſephine, hocherfreut, ihren Lehrer wiederzuſehen, empfing ihn, mit einer Reitgerte in der Hand, mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit.

— Ihr Herr Fouché iſt ein Denunciant! ſagte Herr Grimod.

— Er iſt, mehr als dies, ein Schurke, der ſich ſeit jenem Abend nicht mehr bei mir ſehen ließ, aus Furcht, ſich von mir wegen ſeiner Schändlichkeit zur Rechenſchaft gezogen zu ſehen. Dieſer Schuft, vor dem ganz Frankreich zittert, iſt ein feiger Lump, der ſich vor meinem Zorne mehr als vor Napoleons Ungnade fürchtet. Zum Glück weiß ich Dinge von ihm, die ihn vernichten können. Ein Wort von mir und Meiſter Fouché iſt geſtürzt! rief die Mézeray und ließ ihre Reitgerte in der Luft ſpielen.

— Mademoiſelle, erwiderte Herr de la Reynière, dieſe Gelegenheit beim Schopf erfaſſend, Sie ſind ſich ſelbſt und mir eine Genugthuung ſchuldig.

— Ich werde Sie rächen, mein Freund!

— Auf welche Weiſe, meine reizende Erinnys?

— Der Herzog von Otranto hat ſchriftlich mir die Ehre angethan, mich auf heute Abend zu ſich einzuladen.

— Und Sie, Sie wollen ihn beſuchen?

— Natürlich! rief Joſephine und ließ freudeſtrahlend ihre Reitgerte vibriren.

— Und haben Sie nichts zu befürchten?

— Ich verlaſſe mich auf dieſen Talisman! ſagte ſie, mit der Gerte ſpielend.

— Sie ſind ein kleiner Satan, Mademoiſelle, ein Teufel im Unterrock, ein Vitzliputzli in Glacéhandſchuhen!

— Ah, Herr Grimod, ich bin mehr als das! Ich bin die einzige Tochter meiner guten, ſeligen Mutter, die mehr als ein Mal ihren lieben, braven Mann geprügelt hat!

— Reſpect vor der Aſche ſolcher Mütter!

— Reſpect vor dem Muthe ſolcher Töchter! rief Mademoiſelle Mézeray, ihren Talisman in Bewegung ſetzend.

Grimod war außer ſich vor Freude.

XVIII.

Herr Fouché, der ſich an ſeinem Nebenbuhler, dem würdigen Präſidenten des »caveau moderne«, glänzend gerächt hatte, war nun auch darauf bedacht, ſich an der Untreue ſeines »weiblichen Agenten« zu rächen. Er konnte dies um ſo leichter, da er, der Reize Joſephinens überdrüßig, nach einem Vorwand geizte, ſein Verhältniß mit ihr, je eher, je lieber, abzubrechen. Er hatte, wie wir wiſſen, mehr als ein Dutzend ſolcher weiblichen Mouchards, aber Keine von Allen war ſo ungelehrig, halsſtarrig und eigenſinnig, ſo anmaßend, aufbrauſend und jähzornig, als Mademoiſelle Mézeray.

Weit gelehriger war dagegen Mademoiſelle Zoe, eine kleine Tänzerin der großen Oper, blutjung, ſchlank wie eine Aehre, luſtig wie eine Seifenblaſe und kecker als Shakeſpeare's Puck im »Sommernachtstraum«. Aber trotz ihrer Jugend hatte ſie ſchon zwei alte Senatoren und den jungen Sohn eines engliſchen Peers an den Bettelſtab gebracht, und war kurz vorher, ehe ſie ſich mit dem Herzoge von Otranto eingelaſſen hatte, mit dem Plane umgegangen, nach Calcutta auszuwandern, um — wie ein Spötter meinte — ganz Indien zu ruiniren, denn auch ſie liebte Pracht und Aufwand über Alles und hatte dieſe neue Liebſchaft — nur faute de mieux et en attendant, wie ſie ſagte — mit dem Geizhals Fouché angeknüpft. — Ganz Paris kannte dieſe Tänzerin unter dem Namen »die Perle von Avignon«, denn Avignon hatte das Glück, die Vaterſtadt dieſer köſtlichen Beine zu ſein.

Auch dieſe »Perle« hatte er eingeladen.

Mademoiſelle Joës, durchſichtig wie eine engliſche Banknote, ſaß auf dem Sopha an der Seite des Miniſters, auf deſſen Schultern jetzt die vereinigten Portefeuilles des Innern und der Polizei lagen, und hatte ihren rechten Arm um ſeinen Hals geſchlungen. — Dicht vor ihnen ſtand ein gedeckter Tiſch, auf dem ſich in kupfernem Eiskübel zwei entkorkte Champagnerflaſchen abkühlten.

Nachdem das letzte Glas der erſten Flaſche geleert war, entkorkte er die zweite.

— Wozu dort das dritte Glas? fragte die Tänzerin.

— Ich erwarte noch einen zweiten Gaſt.

— Wen? fragte die »Perle von Avignon«.

— Eine Deiner Nebenbuhlerinnen, Mademoiſelle Joſephine Mézeray. Kennſt Du ſie?

— Nur dem Rufe nach, antwortete Joës, ihr Glas leerend.

— Ah, wie wird dieſer Satan die Augen aufreißen, wenn er Dich, Engel, an meiner Seite erblickt!

— Die Perſon ſoll ſehr heftig ſein?

— Qu'importe! Du wirſt ſie einzuſchüchtern wiſſen, ſagte Fouché, ihr Glas füllend. Ich habe ſie ſatt bekommen, ſetzte er hinzu, und bin entſchloſſen, mit ihr zu brechen. Du, meine koſtbare Perle, mußt mir dabei behilflich ſein!

— Was ſoll ich thun? fragte Zoë.

— Sobald ſie eintritt, ruhig ſitzen bleiben.

— Weiter nichts?

— Dann werde ich ihr ein Glas Champagner einſchenken und . . .

— Ich, ich werde es ihr präſentiren und ſie fragen, ob ſie Luſt hat, mit mir anzuſtoßen.

— Mehr verlange ich nicht! ſagte Fouché.

— Ein herrlicher Spaß! Ich freue mich darauf wie ein Kind! Und das Uebrige? fragte die Kecke, damit noch nicht zufriedengeſtellt.

— Das macht ſich dann von ſelbſt, meinte der Herzog und frohlockte ſchon im Voraus.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Gleich darauf erſchien eine Dame in einem vollſtändigen hellblauen, mit Perlmutterknöpfen beſetzten Reitanzuge, einen weißen Hut und einen ſchwarzen Schleier auf dem Kopfe, mit ſchwarzer Cravatte und weißer Halskrauſe, in der einen Hand die lange Schleppe ihres Kleides, in der andern ihre Reitgerte. Es war Mademoiſelle Mézeray.

Als ſie am Halſe ihres »keuſchen Joſephs« die unkeuſche »Perle von Avignon« hangen ſah, ſtutzte ſie einen Augenblick.

— Ah, willkommen, herzlich willkommen, rief Fouché. Kennen Sie ſich, meine Damen?

Zoë ergriff ihre goldene Lorgnette, maß ihre Nebenbuhlerin vom Saume des Kleides bis zum Scheitel und ſagte dann in patzigem Tone:

— Nein!

— Dann erlauben Sie, ſprach der Herzog, jene Scene von damals genau parodirend, daß ich Sie gegenſeitig mit einander bekannt mache. Mademoiſelle Mézeray, Mitglied des Théâtre français, und Mademoiſelle Zoë, eine der erſten Zierden der großen Oper.

Und Keine von Beiden verneigte ſich.

— Iſt's gefällig, ſich einen Stuhl zu holen und an unſerer Seite Platz zu nehmen? fragte der Miniſter, das dritte Glas füllend.

Joſephine ſchien einen Augenblick zu überlegen; dann nahm ſie ſchweigend einen Stuhl und ſetzte ſich. Gleich darauf erhob ſich Zoë und reichte ihr auf ſilbernem Teller das eingeſchenkte Glas mit der ſpitzen Frage:

— Plait-il?

Die Schauſpielerin nahm es ſchweigend an.

— Sie erſcheinen im Reitanzuge, Mademoiſelle. Iſt's erlaubt zu fragen, ob Sie jetzt eben erſt aus der Reitbahn kommen?

— Ich war im Bois de Boulogne, erwiderte Joſephine mit bewundernswürdiger Ruhe und Gelaſſenheit.

— Allein oder in Begleitung? fragte Fouché mit malitiöſer Freundlichkeit.

— In Begleitung eines meiner Jagdhunde, der, wie Ew. Excellenz noch nicht bekannt ſein wird, auf den Namen »Fouché« hört.

— Wann haben Sie die Beſtie ſo getauft?

— Heute Morgen!

— Sehr verbunden für dieſe zarte Aufmerkſamkeit, ſagte Herr Jouché, welcher große Mühe hatte, ſich in ſeiner Ruhe zu behaupten. Eine Artigkeit iſt der andern werth! Morgen in aller Frühe werde ich meinem Kutſcher den Auftrag ertheilen, eines meiner Wagenpferde umzutaufen und ihm, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, den Namen »Mézeray« beizulegen.

Zoe fing laut zu lachen an. Joſephine knirſchte mit den Zähnen; äußerlich aber blieb ſie ganz ruhig.

— Iſt's gefällig, fragte die Tänzerin, ſich erhebend und mit dem Glaſe in der Hand ihr nahe auf den Leib rückend, mit mir anzuſtoßen?

Mademoiſelle Mézeray würdigte ſie keiner Antwort.

— Sind Sie taub? fragte die kleine keke Perſon. Ich habe gefragt, ob Sie mit mir anſtoßen wollen? wiederholte Zoe und hielt hohnlachend ihr Glas hin.

Joſephine raffte all' ihre Ruhe zuſammen, erhob ſich von ihrem Stuhle, ergriff ihr noch unberührtes Glas, ſtieß mit der größten Kaltblütigkeit der »Perle von Avignon« das Glas aus der Hand und goß ihr den Inhalt ihres Glaſes in's Geſicht.

— Mit Damen Ihrer Nummer, ſetzte ſie ruhig hinzu, pflege ich niemals anzuſtoßen!

— Welche Frechheit! rief die Tänzerin.

— Quelle infamie! ſchrie der Miniſter, zornig aufſpringend.

— Herzog von Otranto, mäßigt Eure Hitze! rief die Mézeray.

— Man muß die freche Perſon hinauswerfen! raſte die Tänzerin.

— Und zwar ſogleich! ſchrie Herr Fouché.

Aber kaum war dieſes Wort ſeinen Lippen entſchlüpft, als Mademoiſelle Mézeray, der endlich die Geduld geplatzt war, ihren Talisman hoch in die Höhe ſchwang und mit der Peitſche in Einem Nu ihr und ihm ein paar Hiebe in's Geſicht verſetzte, daß Beiden das helle Blut aus den Backen ſpritzte.

— Mörder! Mörder! ſchrie Zoë, ohnmächtig auf das Sopha ſinkend.

— Hilfe! Hilfe! Hilfe! ſchrie der Miniſter.

Und in demſelben Augenblick ſtürzte ein ganzes Rudel dienſtbarer Livrée-Hunde hinein, um ihm beizuſtehen.

— Packt dieſe Wahnſinnige! befahl Fouché, mit dem Tellertuche das Blut abtrocknend.

Und dieſe Hunde wollten über ſie derfallen. Sie aber ſtand inmitten dieſes Geſindels ruhig gleich einer Amazone, zog aus der Taſche ein ſcharf geladenes Piſtol hervor und ſprach kalt und gelaſſen:

— Wer mir naht, iſt des Todes!

— Schleppt ſie fort! ſchrie der Herzog.

— Ich gehe ſelbſt! ſagte Mademoiſelle Mézeray und ſchritt ruhig zur Thür hinaus.

Und Niemand hatte den Muth, ſie anzutaſten. Zoë aber, die ſich von ihrer Ohnmacht noch nicht erholt hatte, wurde auf Fouché's Befehl in ſein Schlafzimmer getragen.

Dort kam ſie wieder zu ſich.

XIX.

Am andern Morgen wäre unſere muthige Amazone ſchon lange von den Häſchern Fouché's in irgend eines der vielen Gefängniſſe abgeliefert geweſen, wäre ſie nicht, außer ihres Talismans, auch im Beſitze gewiſſer Geheimniſſe geweſen, die, wie ſie Herrn Grimod erzählt hatte, den Herzog und ſeine Macht vernichten konnten.

Und ſo geſchah's, daß der Herr Miniſter des Innern und der Polizei die Prügel ungeſtraft hinnehmen und herzlich froh ſein mußte, daß Mademoiſelle Mézeray noch gutherzig genug war, jene Geheimniſſe großmüthig zu verſchweigen.

So war nun auch Grimod gerächt!

XX.

Der Präſident des »caveau moderne« war kaum vierzehn Tage auf freiem Fuße, als er ſich in eine neue Geſchichte verwickelt ſah. Durch Papa Geoffroy hatte er in Erfahrung gebracht, daß Herr Jerôme Brown ſeine unverantwortliche Schwärmerei für Mademoiſelle Mars bis zu dem Punkte ausgedehnt habe, ſich die Marter eines ſechsmonatlichen Schweigens aufzuerlegen, und daß er, um dies Gelübde erfüllen zu können, als Offizier ſeinen Abſchied eingereicht und ihn durch die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten auch ſofort erhalten habe. Das Alles hatte ſolch ein Caſanova, wie Herr de la Reynière, im höchſten Grade langweilig, albern und abgeſchmackt gefunden und geradezu erklärt, daß ein Schwärmer dieſer Gattung entweder ganz und gar verrückt oder — was noch weit ſchlimmer wäre — ganz hirnlos und total dumm ſein müſſe, um einer »prüden Ente« ſolch ein Opfer zu bringen. Das Alles war dem jungen Schweizer — und ebenfalls durch die Güte des »Papa Geoffroy« — brühwarm hinterbracht worden. Herr Brown, dem es am Ende ganz gleichgiltig war, was und wie ein Mann vom Schlage Grimods über ihn zu denken geruhe, hatte ſich nicht ſeinetwegen gekränkt gefühlt; er war nur darüber empört, daß ein ſo alter, unverſchämter Taugenichts, wie Herr de la Reynière, die unerhörte Frechheit habe, die Tugend der Mars zu verdächtigen und ſie — das Ideal ſeiner Jugendträume, den Stern ſeiner ſchönſten Hoffnung, den Abgott ſeines Cultus — eine »prüde Ente« zu ſchelten. Man muß das Glück haben, erſt einundzwanzig Jahre alt zu ſein, um zu begreifen, daß eine Aeußerung ſo liebloſer Art einen Schwärmer in Verzweiflung bringen kann. — Jerôme, zu langem Schweigen verurtheilt, konnte nicht, wie jeder Andere in ſeiner Stelle, ſeine überflüſſige Galle durch wohlthätiges Schimpfen erleichtern, ſondern mußte all' ſeinen Aerger in ſich hineinfreſſen und zu Allem ſchweigen, ſchweigen und nichts als ſchweigen. Ihr, die Ihr reden dürft, begreift Ihr die Pein, die Qual, die Marter eines Verliebten, der ſeine Wuth austoben möchte und, ſprachbegabt, ſtumm ſein muß wie ein Fiſch?! Und doch that er dies Alles ſo gern, ſo freudig gern, daß es ihm nicht in den Sinn kam, der Gottheit ſeiner Liebe zu grollen, ihr zu zürnen, weil ſie ihm ein Opfer aufgebürdet hatte, das jedem Andern als ihm unmöglich erſchien. Der Liebe aber iſt nichts unmöglich! Sie reißt die Sterne vom Himmel und fügt ſie zum Diademe für's Haupt der Geliebten zuſammen. Ah, Hippolyte!

Alle Sterne, die am Himmel glühen,
Alle Blumen, die auf Erden blühen,
Alle Perlen, die im Meere liegen,
Alle Düfte, die im Kelch ſich wiegen,
Möcht' er winden Dir zum ſchönen Kranze,
Schmücken Dich mit göttergleichem Glanze,
Dann mit liebeglühendem Vertrauen
In des Auges lichten Himmel ſchauen,
Vor Dir niederſinken und Dich fragen:
„Kannſt Du Deine Gegenliebe Dem verſagen,
Der für Dich, Du heißgeliebtes Leben,
Seines Herzens Frieden hingegeben?“

Das war die Stimmung, in der ſich unſer armer, ſchwergeprüfter Held befand. Schweigend betete er ſeine Gottheit mit allen Kräften ſeiner Seele, mit aller Wuth und Raſerei der erſten Liebe an. Und war er darum zu beneiden oder zu beklagen? Wer wagt dies zu entſcheiden, ohne ihm und ſeiner Liebe wehzuthun?

Ach, die Liebe giebt ihm Leben
Und das Leben giebt ihm Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Ihm des Lebens Seligkeit!

— — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachmittags hatte der ränkeſüchtige Zufall den verliebten Schwärmer und den eingefleiſchten Gaſtronomen im Café de Foy zuſammengeführt.

— Iſt's wahr, mein junger Freund, daß eine etwas boshafte Caprice Ihrer Gottheit Sie zu der Galeerenſtrafe eines halbjährigen Schweigens verurtheilt hat? fragte Grimod, um Browns Zorn zu reizen.

Er benickte die Frage und ſchwieg.

— Sie müſſen alſo wirklich ſechs Monate lang das Maul halten und keine Sylbe über Ihre Lippen bringen? Armer Herr Brown, Sie ſind toll!

Jerôme mußte alle Kraft zuſammenraffen, um, ſeinem Gelübde treu bleibend, ſein Schweigen nicht zu brechen.

— Wiſſen Sie, daß eine Schauſpielerin, wie dieſe Mars. ſolch eine Aufopferung nicht einmal zu würdigen weiß?

Dem armen Teufel kochte das Blut.

— Wiſſen Sie, daß ſie ſolch ein Opfer gar nicht verdient?

Dem beklagenswerthen Schwärmer ſchwoll die Stirnader.

— Wiſſen Sie, daß Ihre angebetete Mars eine raffinirte Kokette, eine kalte Gans, eine prüde Ente iſt?

Der junge Mann ſchäumte vor Wuth. Und hätte er einen Degen an ſeiner Seite gehabt, ſo würde er keinen Augenblick länger gezögert und den elenden Schlemmer vor den Augen aller Welt durchbohrt haben.

— Und zu dem Allem ſchweigen Sie? fragte Grimod mit herausforderndem Tone.

Zornglühend zog Jerôme aus ſeinem Brieftäſchchen den Bleiſtift und ſchrieb mit zitternder Hand auf eines der weißen Blätter:

»Morgen früh, mit dem Glockenſchlage Fünf, erwarte ich Sie mit zwei Piſtolen und einem Secundanten an der Barrière von Neuilly.«

— Abgemacht! ſagte Herr de la Reynière, der, eben ſo gewandt mit der Klinge als dem Quirl, nicht minder groß als Händelſucher und Raufdegen, wie als Leckermaul und Feinſchmecker war.

Brown ſtürzte wüthend fort. Grimod aber leerte die vierte Taſſe ſchwarzen Kaffee's (er trank deren oft vierzehn in Einem Tage) und war entzückt, ſo glücklich ein neues Duell eingefädelt zu haben. Bald darauf warf er ſich in einen Fiacre und fuhr zum Papa Geoffroy. Glücklicherweiſe fand er ihn zu Hauſe.

— Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches? fragte das zu Fleiſch gewordene Feuilleton.

— Ich komme, um Ihnen zu ſagen, daß ich geſonnen bin, Ihnen morgen früh einen großen Dienſt zu erweiſen.

— Wünſchen Sie mich zum Frühſtück bei ſich zu ſehen?

— Das nicht. Doch will ich Ihnen einen zehn Mal höheren Genuß bereiten und einem Ihrer Nebenbuhler, dem Geliebten der Mademoiſelle Mars, Herrn Brown, morgen zwiſchen Fünf und Sechs, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, eine kleine, unverdauliche Piſtolenkugel durch ſein verliebtes Herz jagen.

— Sie wollen ſich ſchlagen mit ihm?

— Der liebe Junge hat mich gefordert. Und Sie, Papa, Sie müſſen mein Secundant ſein.

Das Feuilleton prallte drei Schritte zurück.

— Lieber Grimod, ſagte der Abbé, verſchonen Sie mich mit derlei Freundlichkeiten. Ich bin ein alter Mann und habe

Wichtigeres zu thun, als müßiger Zeuge Ihrer Bravour zu ſein.

— Ausgezeichneter Papa, ich glaube gar, Sie haben Furcht...

— Vor Ihrer Feder? fragte der Kritiker.

— Vor meiner Klinge, Abbé, die mindeſtens eben ſo ſpitz als Ihre Feder iſt. Weigern Sie ſich, mein Secundant zu ſein, ſo beleidigen Sie mich, und beleidigen Sie mich, ſo ſehe ich mich genöthigt, Sie auf der Stelle zu fordern.

Die Kritik wurde weiß wie Kreide.

— Wählen Sie nun, Papa, ob Sie vorziehen, mein Secundant oder mein Beleidiger zu ſein ...

— Sind Sie denn ganz des Teufels? fragte der Abbé, dem es lieber war, Keines von Beiden zu ſein.

— In derlei kitzlichen Dingen, Papa, verſtehe ich wenig Spaß, und darum bitte ich Sie dringend, mich nicht länger in Zweifel zu laſſen.

— Mann Gottes, dies Anſinnen, dieſe Zumuthung werde ich Ihnen in meinem ganzen Leben und ſelbſt in meiner Sterbeſtunde nicht verzeihen! drohte der leichenblaſſe Mann.

— Entſchließen Sie ſich! ſagte der lange, hagere Böſewicht zu dem kurzen, dicken Abbé.

Herr Geoffroy, dem das Pulverriechen eben ſo unangenehm als das Blutvergießen war, entſchloß ſich nach langem Sträuben, aus zwei Uebeln das kleinere zu wählen.

— Wohlan, ich will Ihr Secundant ſein! Das aber ſage ich Ihnen im Voraus: wenn aus dieſem Duell für mich die kleinſte Unannehmlichkeit entſpringt, ſo mache ich den nächſten Jahrgang

Ihres Almanachs dergeſtalt ſchlecht, daß dann kein Hund einen Biſſen Brod von Ihnen nimmt!

— Nous verrons! ſagte der feinſchmeckende Taugenichts und verließ ſeinen Freund.

Der arme Papa Geoffroy wiſchte ſich die Schweißperlen von der breiten Stirn, ſtöhnte ein paar Mal ſehr laut und ſagte dann leiſe zu ſich ſelbſt:

— Ich werde mich rächen an ihm!

XXI.

Am andern Morgen trafen ſich zur feſtgeſetzten Stunde an der Barrière von Neuilly zwei Fiacres. In dem einen ſaß Jerôme Brown mit ſeinem Onkel, dem Genfer Juwelier, im zweiten Grimod de la Reynière mit Papa Geoffroy.

Während die Duellanten nach Monceaux fahren, wollen wir einen Augenblick Halt machen, um hier ein paar Worte über die Sitte des Duells fallen zu laſſen.

Wer zählt all' die Werke, die ſich Theils für und Theils gegen den Zweikampf ausgeſprochen haben?! Eine alte gelehrte Perücke des Großherzogthums Mecklenburg, der Sachſen-Lauenburgiſche Rath Caſpar Thurmann, hat alle bis zum Jahre 1700 darüber erſchienenen Bücher in einem beſondern Buche zuſammengeſtellt.[1]) Seit jener Zeit iſt die Literatur des Zweikampfs zu einem Chimboraſſo angewachſen. Eines der anziehendſten Werke der neuern Zeit verdanken wir der geſchmackvollen Feder des Herrn Anthelme Brillat-Savarin, deſſelben Mannes, der ſich durch ſeine »Phyſiologie du gout« den Titel eines franzöſiſchen Claſſikers erworben hat. Nicht minder pikant iſt ſein »Eſſai hiſtorique et critique ſur le duel«[2]), eine Arbeit, die den Beweis liefert, daß dieſer liebenswürdige Geiſt eben ſo gewiſſenhaft als Geſchichtsforſcher wie als Feinſchmecker geweſen iſt. — Wenige Zeilen werden hinreichend ſein, unſerm Leſer einen Ueberblick vom hiſtoriſchen Entwicklungsgange, den das Duell in Frankreich durchgemacht hat, zu verſchaffen. — Die älteſten Spuren des Privatduells finden ſich in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Der erſte Zweikampf dieſer Art ſoll im Jahre 1250 zwiſchen Gauſſelin de Lunelle und Guillaume de Bouvil ſtattgefunden haben. — Der ritterliche Franz I., ein Beſchützer des Zweikampfs, vertheilte ſiebentauſend Gnadenbriefe an Edelleute, welche ihre Gegner im Duell getödtet hatten. — Das letzte erlaubte Duell wurde unter Heinrich II. am 10. September 1547 zu St. Germain-en-Laye zwiſchen François de Vivonne, Seigneur de la Chateigneraie, dem Lieblinge des Königs, und Guy de Chabot-Jarnac, dem Schwager der Herzogin von Etampes, wegen Beſchimpfung einer Dame, ausgefochten; der Erſtere wurde getödtet. — Unter Carl IX. nahm die Duellwuth unter den Edelleuten dergeſtalt überhand, daß faſt allabendlich auf dem Pré-aux-Clercs, in der Nähe des Louvre, zehn bis zwölf Zweikämpfe ihre blutgefärbten Spuren zurückließen. Carls Nachfolger, Heinrich III., ſah ſich dadurch veranlaßt, dieſe ritterliche Barbarei zu verbieten und über Duellanten die Strafe des Rades zu verhängen. — Unter Heinrich IV., der die Strafe des Schwerts darauf geſetzt hatte, blieben über viertauſend Edelleute in heimlich vollzogenem Zweikampf. — Ludwig XIII. ließ, um ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben, am 22. Juni 1627, drei Duellanten, Montmorency, Bouteville und Deschapelles, enthaupten. — Nichtsdeſtoweniger erreichte unter ſeinem Nachfolger, Ludwig XIV., dies Unweſen eine ſolche Höhe, daß in gewiſſen Compagnien nur ſolche Leute aufgenommen wurden, welche nachweiſen konnten, daß ſie ſich ſchon duellirt und mindeſtens einen ihrer Gegner getödtet hatten. — Der große Ludwig hoffte dieſer Verrücktheit dadurch einen Damm zu ſetzen, daß er im Jahre 1679 ein Edict erließ, welches den Zweikampf für Feigheit erklärte. Doch auch dies hatte ſo wenig gefruchtet, daß Ludwig XV. ſich genöthigt ſah, das Geſetz Heinrichs III. zu erneuern und 1767 den Senator Duchelois, welcher den Soldaten Béguin im Duell getödtet hatte, auf offenem Markte zu Grenoble rädern zu laſſen. — Die Revolution hatte gleichfalls auf Beſtrafung der Duellanten angetragen; nichtsdeſtoweniger erlaubte ein Geſetz vom 17. September 1793 dieſe heilloſe Unſitte. — Der Code pénal Napoleons übergeht den Zweikampf mit Stillſchweigen, und ſeitdem iſt's bis zur heutigen Stunde noch unentſchieden, ob das Duell erlaubt oder verboten iſt. Die Apellhöfe zu Beſançon, Montpellier, Toulouſe, Metz, Nancy und Colmar haben es zwar nach Artikel 295, 304, 319 und 326 des Code Napoléon für ſtrafbar erklärt, der Pariſer Caſſationshof und die meiſten Rechtsgelehrten haben dies aber wiederholt in Abrede geſtellt, und ſo iſt das Duell bis jetzt in Frankreich, wenn auch nicht geradezu erlaubt, doch geduldet. — Nach unſerer Anſicht iſt der Zweikampf ein Unſinn, den das Geſetz, wie in einigen Staaten Nordamerika's, nur dann geſtatten ſollte, wenn der Tödtende die Verpflichtung übernimmt, die Familie des Getödteten zu erhalten. Wenn das Geſetz eingeführt würde, daß der Sieger die Schulden des Gefallenen bezahlen müßte, dann würden die Duelle bald von ſelbſt aufhören. — In frühern Zeiten duellirte man ſich — namentlich in Spanien und Italien — über religiöſe Streitfragen, über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, über die göttliche Dreieinigkeit u. ſ. w. Ueber dieſen Firlefanz iſt unſere aufgeklärte Zeit ſchon längſt mit ſich einig; doch iſt ſie noch immer beſchränkt genug, in Frankreich und auch anderswo über politiſche, ja ſelbſt literariſche Streitigkeiten gegenſeitig ein paar Kugeln auszutauſchen. Letzteres iſt das non plus ultra aller Lächerlichkeit. Gleiche Kämpfe bedingen auch gleiche Waffen. Jedermann, der von einer Feder angegriffen wird, kann ſich mit der Feder auch vertheidigen. Wer Degen und Piſtolen zu Hilfe ruft, giebt ſeine geiſtige Ohnmacht zu erkennen und gerirt ſich als literariſcher Bönhaſe, der ſeinem Gegner nicht ebenbürtig iſt. Dies iſt unſere Anſicht vom Duelle. Mögen auch Andere ſie nicht theilen, wir werden immer dabei ſtehen bleiben, daß jeder Zweikampf die Erklärung einer Unfähigkeit, ſich auf erlaubte Weiſe zu vertheidigen, eine Feigheit in der Maske der Bravour und, genau betrachtet, nichts weiter als ein verkappter Selbſtmord iſt. —

---

[1]) „Bibliotheca duellica ſ. de barbara et belluina duellandi conſuetudine", Halae 1700. 4.

[2]) Paris 1819. 8.

Fragt man uns, ob Herr Jérôme Brown ein Recht gehabt, Herrn Grimod wegen ſeiner Aeußerungen über Mademoiſelle Mars herauszufordern, ſo antworten wir, trotz der Anſicht, die wir ſoeben entwickelt haben, Ja! Der einzige Fall, der uns den Zweikampf minder verwerflich und ſtrafbar erſcheinen läßt, iſt die ungerechte Beſchimpfung einer Dame, die ſich nicht vertheidigen kann. In ſolchem Falle iſt es die Pflicht jedes Ehrenmannes, eine Ehrenerklärung zu verlangen und, ſobald dieſe hartnäckig verweigert wird, ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen. Die beleidigte Ehre der Dame iſt dadurch freilich nicht gerettet, doch erhält ſie dadurch eine Genugthuung, die dem Manne, der ſie ihr verſchafft, einen größern Nimbus als jede andere Heldenthat verleiht. — Das wußte Jerôme und ſchon darum hatte er den frechen Verleumder ſeiner Geliebten gefordert.

Ueber das Duell ſelbſt nur wenige Worte. An Ort und Stelle angelangt, maßen die beiden Secundanten zwanzig Schritte ab. Laut Verabredung ſollten dann Beide zu gleicher Zeit ſchießen. Jerôme's jugendlicher Hitze ſtand Grimods große Kaltblütigkeit gegenüber. Nachdem Beide ihr Ziel ſcharf in's Auge gefaßt hatten, pfiffen, einen Augenblick ſpäter, zwei Kugeln haarſcharf an einander vorüber. Jerôme hatte ſeinen Gegner in den Arm, Grimod ſein vis-à-vis in die linke Hüfte getroffen . . . Brown ſank ſchweigend, ohne Schmerzenslaut, zu Boden. Grimod aber blieb ruhig ſtehen, holte ein ſeidenes Schnupftuch aus ſeiner Taſche und ſagte zu ſeinem Secundanten:

— Wir ſind gut davon gekommen . . . verbinden Sie mich!

Beide Parteien begrüßten ſich ſchweigend und beſtiegen ihr Fuhrwerk, um nach Paris zurückzukehren.

Erſt während des Fahrens gewahrte Jerôme, daß ſeine Wunde bedeutender ſei, als ſie ihm Anfangs erſchienen war. Der Schmerz verdoppelte ſich, und der Blutverluſt, im erſten Augenblick faſt unbemerklich, machte ſich jetzt mehr und mehr fühlbar. Dem armen Onkel, ſeinen Neffen mit wahrhaft väterlicher Liebe beobachtend, wurde angſt und bange, als er Jerôme mehr und mehr erbleichen ſah. Er rüttelte ihn am Arme und rief mit zitternder Stimme:

— Sprich, Jerôme, lebſt Du denn noch?

Der junge Schweizer raffte alle Kraft zuſammen, um die Augen aufzuſchlagen und ſeinen Secundanten mit zärtlichem Ausdruck anzulächeln.

— Jerôme, quälte der Oheim, ich bitte und beſchwöre Dich, mir zu ſagen, wie Du Dich fühlſt!

Brown drückte ihm ſchweigend die Hand.

— Ein Wort, nur ein Wort! bat der Juwelier.

Er aber beharrte in ſeinem Schweigen. Selbſt im höchſten Schmerze ſeines Gelübdes eingedenk, brachte er kein Wort über ſeine bleichen Lippen, entfärbte ſich immer mehr und mehr und ſank endlich bewußtlos auf die Schulter ſeines Verwandten. Der Juwelier ſchwebte in unbeſchreiblicher Angſt; er wußte nicht, ob ſein Neffe todt oder noch am Leben ſei. Stöhnend wiſchte er ihm mit dem Rücken der Hand den kalten Todesſchweis von der Stirn, ſchloß ihn mit rührender Zärtlichkeit an's Herz, trieb ſeinen Kutſcher zur höchſten Eile an und ſagte zehn Mal in Einem Athem:

— Wären wir nur erſt zu Hauſe!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Viel lebhafter und unterhaltender war das Geſpräch im nachfolgenden Fiacre.

— Der arme Teufel, begann Herr de la Reynière, thut mir jetzt leid. Es war meine Abſicht geweſen, ihn nur leicht zu verwunden; leider aber haben meine Kugeln die Angewohnheit, nur ſelten ihr Ziel zu verfehlen. Browns Wunde kann am Ende gefährlicher ablaufen, als ich beabſichtigt hatte; doch mache ich mir darum nicht den geringſten Vorwurf, denn war's doch er, der mich gefordert hat.

— Die arme Hippolyte wird untröſtlich ſein, daß Jerôme ſich ihretwegen duellirt hat.

— Wohl möglich! Doch hab' ich, ohne es zu wollen, dem armen Jungen in ſeiner albernen Neigung zu ihr einen großen Vorſchub geleiſtet. Die Frauen können ſich in einen Mann, der ſich für ihre Ehre ſchlägt, dergeſtalt verlieben, daß ſie ihm nichts mehr zu verweigern im Stande ſind. Die Mars wird ihn pflegen, liebkoſen . . .

— Der Glückliche! ſeufzte im Stillen Papa Geoffroy.

— Sie wird ſeine Wunde verbinden und ihm dadurch eine neue ſchlagen, die vielleicht noch gefährlicher als jene iſt. Ihnen, Abbé, wird ſie's — mag er davon kommen oder nicht — nie vergeben, daß Sie, ihr Freund und glühendſter Verehrer, mein Secundant geweſen ſind.

— O Sie Taugenichts, warum ſagen Sie mir das Alles erſt jetzt?

— Hätte ich's früher gethan, ſo würden Sie ſich lieber ſelbſt mit mir geſchlagen haben; jetzt, wo das Vorgefallene nicht mehr zu ändern iſt, mache ich Sie auf die Folgen aufmerkſam, um Sie, aufrichtig geſagt, ein klein wenig in Angſt und Schrecken zu jagen.

— Sie ſind ein Teufel, Herr Grimod! ſagte der angſttriefende Abbé.

— Merken Sie das erſt jetzt, Papa?

— Sie haben keine Finger, Sie haben Krallen ...

— Wie der Satan, meinte der Böſewicht und fühlte ſich durch dieſe Anſpielung ungewöhnlich geſchmeichelt. Aber beruhigen Sie ſich, Abbé! Das Duellchen hat mir Appetit gemacht, und wenn's Ihnen gefällig iſt, heute mein Gaſt zu ſein, ſo wollen wir direct zu Véry fahren, um dort ein anſtändiges Frühſtück einzunehmen.

— Wie dieſer Satan zu verführen verſteht! ſagte Herr Geoffroy, der, wie faſt jeder Kritiker, neben ſeiner Beſtechlichkeit auch »un peu parasite« war.

— Es freut mich, daß Sie damit einverſtanden ſind. Nach dem Duell hat der Magen eine erhöhte Spannkraft. Er fühlt, daß er einer Gefahr entronnen iſt, und rächt ſich für die Angſt, die er ausgeſtanden hat, auf eine ſo edle, großmüthige Art, daß er bei ſolchen Gelegenheiten ſpielend mehr als jeder Andere verdaut. Ich verſpüre einen kannibaliſchen Hunger, Abbé, einen Hunger, der mich aufgelegt macht, ſämmtliche Gerichte eines Véry'ſchen Speiſezettels in mich aufzunehmen.

— Ich theile Ihre ſchönen Vorſätze, ſagte der Abbé und ſtrich ſich ſchmunzelnd ſeinen Bauch, der große Neigung zum Aufſpringen verrieth.

— Wiſſen Sie, Papa, woran Ihr werther Bauch in den ſchwarzſeidenen Hoſen und der blendend-weißen Weſte mich jetzt erinnert?

— O wie ſoll ich das errathen?

— Der alte Herr, ſprach de la Reynière, den dicken Bauch ſeines Freundes klopfend, hat in dieſem feierlichen Augenblick viel Aehnlichkeit mit dem ehrwürdigen Gipfel des Montblanc. Im Schnee Ihrer Weſte ſpiegelt ſich der Wiederſchein Ihrer purpurgerötheten Naſenkuppel wie das erſte Morgenglühen des Gletſchers. Geſtatten Sie, Papa, daß ich beim Anblick dieſes erhabenen Naturſchauſpiels meine Hände, ſeit langer Zeit zum erſten Male, inbrünſtig zuſammenfalte und ein Vaterunſer bete.

— Ich habe nichts dagegen, guter Freund!

— »Denn Dein iſt das Reich und die Herrlichkeit.«

— Amen, fügte der frühſtückhungerige Montblanc hinzu.

Gleich darauf hielten ſie bei Véry.

XXI.

Drei Stunden ſpäter, nachdem Mademoiſelle Mars durch Jerôme's Onkel die erſte Kunde vom Duell und vom blutigen Ausgange deſſelben erhalten hatte, war ſie, in Folge dieſes Schrecks, einer Ohnmacht nahe geweſen und hatte den ganzen Reſt ihres Bewußtſeins zuſammenraffen müſſen, um ſich aufrecht zu erhalten. Jetzt erſt fühlte ſie, klarer und beſtimmter als je, daß die Liebenswürdigkeit dieſes ganz und gar obſcuren Mannes auf ihr jungfräuliches Herz einen tiefern, gewaltigeren Eindruck als der ganze Schwarm vereinter Huldigungen ihres ganzen Staatsgefolges zurückgelaſſen habe. Blos ihretwegen war er das Geſpött ſeines Gegners geworden; blos ihretwegen hatte er ſein junges Leben muthig in die Schanze geſchlagen; blos ihretwegen freudig ſein Blut vergoſſen! Als ſie ſich vom erſten Schreck erholt hatte, netzten Thränen der reinſten Freude die langen Wimpern ihres Auges: jetzt fühlte ſie zum erſten Male, daß dieſer jugendliche Held ſich durch den Muth und die Ausdauer ſeiner Liebe ihre Gegenliebe errungen, daß Jerôme der Einzige ihres Hofes ſei, der ſich in jeder Hinſicht ihrer Neigung vollkommen würdig gezeigt, daß er ihr durch die Erfüllung eines Gelübdes ein großes, faſt unglaubliches Opfer und den ſchönſten Beweis ſeiner Liebe, ſeines Gehorſams dargebracht und ſich durch dies Alles gerechten Anſpruch auf ihre Dankbarkeit erworben habe. Und beſchäftigt mit dieſem einzigen Gedanken, der alle andere in den Hintergrund gedrängt hatte, warf ſie einen Shawl um ihr Morgenkleid und eilte, unfriſirt und ohne Hut, im Wagen des Onkels, der ſie nicht zurückhalten konnte, an's Krankenlager des Geliebten.

Beim Eintritt in das halbdunkele Gemach, durch deſſen herabgelaſſene Gitterläden nur karge Sonnenblicke ſich hindurchſtahlen, warf ſie ſich auf's Bett des Verwundeten, der noch halb beſinnungslos vor ihren Augen lag.

— Jerôme! Jerôme! rief ſie mit tauſend Thränen in der Stimme, ſeine kalte Hand erfaſſend und ſie liebeglühend an das Feuer ihrer bebenden Lippen preſſend. Jerôme, leben Sie noch? fragte ſie mit einem Ausdruck, der ſelbſt Todte zu neuem Daſein wachgerufen hätte.

Browns erlöſchende Lebenskraft, geweckt durch das ſüße Echo der Liebe, ſchlug das todesmatte Auge auf und blickte die Gottheit ſeines Herzens mit unbeſchreiblicher Wonne an.

— Er lebt, er lebt! jubelte ſie laut auf und drückte ſeine Hand mit krampfhafter Kraft und benetzte ſie küſſend mit glühendheißen Freudenzähren. Jerôme, theurer Jerôme, Hippolyte, die Sie liebt, die Sie anbetet, entbindet Sie Ihres Gelübdes und bittet und beſchwört Sie bei Allem, was Ihnen lieb und heilig iſt, Ihr Schweigen zu brechen und ihr zu ſagen, ob Sie ſie noch erkennen, ob Sie hören, was ſie Ihnen ſagt, ob Sie fühlen, was ſie für Sie fühlt. Jerôme, reden Sie! Sie müſſen reden, wenn Sie mich lieben und mich in meinem Schmerze tröſten wollen.

Brown erhob von Neuem ſeine Augenlider und blickte ſie mit tiefer Wehmuth an.

— Jerôme! rief ſie außer ſich, Du hörſt die Bitte Deiner armen Hippolyte und kannſt noch länger ſchweigen? O dann biſt Du todt, dann iſt keine Rettung mehr für Dich und mich!

— Faſſen Sie Muth, Fräulein, und geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf. Jerôme iſt jung und Gott iſt barmherzig und allmächtig: er wird das Gebet Ihres ſchönen Herzens hören und den Glücklichen, dem die Verſicherung Ihrer Liebe neues Leben giebt, den Händen des Todes entreißen und ihn an Ihrer Seite geneſen laſſen. Die Aerzte, die vor einer Stunde ihn verlaſſen, haben mir den Troſt gegeben, daß er — mit des Himmels Hilfe! — noch gerettet werden kann.

— Haben ſie das wirklich geſagt? O dann will ich hin zu ihnen, mich zu ihren Füßen niederwerfen und ſie beſchwören bei dem Gott der Liebe und bei meiner ewigen Dankbarkeit, dies ſchöne, ſüße, theure Leben aus des Todes Banden zu erretten.

Jerôme, Jerôme, ich flehe Dich an um ein Wort, um ein einziges Wort! Nenne nichts weiter als meinen Namen, laß mich den Klang Deiner Stimme hören, auf daß ich einen Strahl der Hoffnung ſchöpfe, daß Du mir erhalten werden kannſt.

— Beſtürmen Sie den Armen nicht mit dem Zauber Ihrer Bitten. Ich kenne meinen Neffen und weiß, daß keine Macht der Welt, ſelbſt nicht die Ihrige, ſtark genug ſein wird, ſein Gelübde zu brechen.

— O Gott, rief Hippolyte händeringend, wie ſchwer hab' ich mich ſelbſt beſtraft! Mein Ohr, meine Seele dürſtet nach dem Troſte ſeiner Stimme und ich, ich Unglückſelige, habe ſeine Zunge gebunden und lieblos ihn zu ſo langem Schweigen verurtheilt! Ach, mein Herr, das Schickſal hat Ihren Neffen furchtbar an mir gerächt, ſchluchzte Mademoiſelle Mars, bedeckte ihr ſchmerzverklärtes Antlitz mit beiden Händen und zerfloß in Thränen.

— Weinen Sie nicht, Fräulein! Jede Ihrer heißen Thränen muß wie glühendes Oel auf die Wunde meines armen Neffen fallen. Tröſten Sie ihn durch die Muſik Ihrer Engelsſtimme, durch den Wunderbalſam Ihres Lächelns, durch die Heilkraft Ihres Blicks, in dem mit flammenden Zügen das große Zauberwort »Liebe« ſtrahlt.

— Sie haben Recht, mein Herr! Ich will nicht mehr weinen; ich will verſuchen, ihn zu erheitern und ihm die Schmerzen, die er um mich, ach, nur um mich erleidet, tauſendfach zu erleichtern. Ich will Tag und Nacht an ſeinem Lager weilen, will ihn pflegen mit all' der Liebe, all' der Treue, mit der eine Mutter ihr Kind, ihr einziges Kind bewacht, und will nicht eher von ſeiner Seite weichen, bis er an meiner Bruſt zu neuem Leben, zu neuer Kraft, zu neuer Luſt erwacht!

— In Ihren Armen, unter dem Sonnenlichte Ihrer Augen, wird er ſchneller geneſen, als durch alle Mittel der Heilkunſt. Liebe, Liebe iſt die beſte Arzenei!

— Und ich, ich will ihn lieben, wie noch kein Weib auf Erden einen Mann geliebt!

In demſelben Augenblick erfaßte Jerôme ihre Hand und drückte ſie mit unausſprechlicher Freude.

— Gott im Himmel, ich danke Dir! Dieſer warme Druck ſeiner Hand ſagt mir, daß er geneſen und mir verzeihen wird! rief ſie voll ſchöner Begeiſterung und küßte die Hand des Glücklichen.

Dem Onkel traten beim Anblick dieſer Zärtlichkeit ein paar große Thränen in die Augen, die mehr glänzten als alle ſeine Diamanten. Iſt doch auch die Thräne ein Juwel, das der Schöpfer dem menſchlichen Auge geſchenkt hat, um damit die Wonne des Schmerzes und den Schmerz der Wonne zu offenbaren; iſt doch auch die Thräne ein Edelſtein, deſſen hoher Werth in manchen Augenblicken des Lebens unbezahlbarer iſt, als alle Schätze der Welt.

Thränen ſind das Glockenſpiel der Seele. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

XXII.

Zwei Monate ſpäter war Jerôme Brown bis auf eine große Schwäche, die noch zurückgeblieben ſchien, durch die ungeſchwächte Kraft ſeiner Jugend, durch die Kunſt ſeiner Aerzte und — weit mehr als durch Beides — durch die rührend-ſchöne Pflege ſeiner Geliebten ſo weit hergeſtellt, daß er das Lager verlaſſen durfte. Hippolyte hatte ihn, ſo lange die Gefahr gedauert, keinen Augenblick verlaſſen, Nachts an ſeinem Bette gewacht und Alles aufgeboten, um ihm Troſt und Erheiterung zu gewähren. — Nachdem er neue Kräfte geſammelt hatte, las ſie ihm tagtäglich ein paar Stunden Bücher ſeiner Lieblingsdichter, unter Anderm auch Bernardin de Saint-Pierre's reizend-ſchöne Novelle »Paul und Virginie«[1]), vor. Sie fühlte ſich reich belohnt, wenn bei Stellen, die ihn vorzugsweiſe anſprachen, ein zufriedener Blick ſeines Auges, ein zärtlicher Druck ſeiner Hand ihr zu erkennen gab, daß es ihm Vergnügen gewähre, ſchweigend zuzuhören, ohne ſeine Ideen mit ihr austauſchen zu dürfen. Die Einfachheit der Handlung, die Naivetät der beiden Hauptfiguren, das idylliſche Leben, in dem ſich die goldenen Träume der Jugend abſpiegeln, die farbenſatte Darſtellung der tropiſchen Natur, in welcher jede Zeile ein Vorwurf für den Maler iſt, das lachende Clima von Isle de France, der üppige Pflanzenflor dieſer Inſel, das Alles iſt in dieſem kleinen Romane mit ſo bezaubernder Wahrheit, mit ſo hinreißender Gluth geſchildert, daß man ſich beim Leſen dieſes Buchs, bei der »Melodie ſeines herzgewinnenden Styls« mitten in die Pracht und Wunder Indiens verſetzt fühlt. Man hört den tauſendſtimmigen Geſang der buntgeſchmückten Vögel, man athmet den tauſendfachen Duft dieſer gigantiſchen Blumenwelt ein und fühlt ſich entzückt und erquickt durch den romantiſchen Hauch, der uns daraus entgegenweht. Es giebt für Geneſende keine zweite Lectüre, die mehr Beruhigung, mehr Labſal, mehr Balſam in ſich trägt, als »Paul und Virginie«, und der große Maler Carle Vernet hat Recht, wenn er in enthuſiaſtiſcher Bewunderung dieſer

---

[1] Dies Buch war auch die Lieblingslectüre Napoleons, der dem Autor dafür die Mitgliedſchaft in der Akademie, eine freie Wohnung im Louvre und, mit Einſchluß der Penſion von Joſeph Bonaparte, ein Einkommen von achttauſend Francs verſchafft hatte. Im Jahre 1806 veranſtaltete Saint-Pierre eine mit Kupfern von Girodet, Gérard, Moreau u. A. ausgeſtattete Prachtausgabe, von der jedes Exemplar 432 Francs koſtete. Als er dem Kaiſer ein Exemplar dieſer Ausgabe überreichte, ſagte Napoleon: „Monsieur Bernardin, quand nous donnerez-vous des „Paul et Virginie“ ou des „Chaumière indienne“, vous devriez nous en fournir tous les six mois!“ — — — — Die erſte Auflage war ſchon 1787 erſchienen. — — Dieſer Roman wurde in faſt alle europäiſche Sprachen, von A. H. C. Reichard in's Deutſche (Riga 1789), von H. M. Williams

---

in's Engliſche (London 1796), von J. A. Blanvillain in's Italieniſche (Paris 1791), von J. M. Alea in's Spaniſche (Perpignan 1816), von einem Ungenannten in's Portugieſiſche (Paris 1818), von R. S. Picco'o in's Griechiſche (Paris 1824), in's Schwediſche, Däniſche, Polniſche und Ruſſiſche überſetzt. — „Ce petit roman", ſagt Herr Quérard in ſeiner „France littéraire", „plait à tous les âges, à toutes les classes de lecteurs, par l'intérêt d'une fable charmant, par le coloris et la gracieuse simplicité de ses tableaux et par la mélodie du stile." In Frankreich ſelbſt ſind bis jetzt mehr als fünfzig verſchiedene Ausgaben erſchienen.

üppigen Naturſchilderung den Verfaſſer dieſes Werkes den »Claude Lorrain der Novelle« nennt. — Unter dem blauſeidenen Himmel dieſer Welt begann Jerôme friſcher und freier zu athmen: aus dem Schooße der Vergangenheit tönte das ſüße Echo der Jugend zu ihm herüber: noch einmal umgaukelten ihn die wonnigen Träume und träumeriſchen Wonnen des unſchuldigen Knabenalters; der Schwärmer ſah in dieſem Paul keinen Andern, als ſich ſelbſt, und in dieſer Virginie erblickte er ein Spiegelbild ſeiner Hippolyte. Das waren ſüße, ſelige Stunden!

Und ſo kam's, daß ſeine Geneſung unter den Augen einer ſo liebevollen Pflege wunderbar-raſche Fortſchritte machte.

Zu jenen Freunden, die tagtäglich ſich nach ſeinem Befinden erkundigen ließen, gehörte auch der Urheber ſeines Leidens, Herr Grimod de la Reynière, dem es jetzt aufrichtig leid zu thun ſchien, den »armen Jungen« — wie er ihn hieß — ſo ſchwer gereizt, ſo tief gekränkt zu haben. Täglich ſchickte er dem Kranken ein friſches Blumenbouquet, begleitet von tauſend herzlichen Grüßen. Hippolyte, gerührt von dieſer zarten Aufmerkſamkeit, geſtand ſich, daß Herr Grimod, der ihr ſo vielen Schmerz verurſacht hatte, doch wenigſtens ein liebenswürdiger Taugenichts ſei.

Weit erbitterter war ſie auf Papa Geoffroy, der ſie von jenem Duell nicht vorher unterrichtet und ſich zum Secundanten jenes Raufbolds hergegeben hatte. Sie konnte es ihrem Freunde nicht verzeihen, daß er ſich während Jerôme's Krankheit weder bei ihm, noch bei ihr hatte ſehen laſſen, um ſie und ihn um Verzeihung ſeines Frevels zu bitten. Und aus dieſem Grunde hatte ihr Herz, wie gut es auch war, ganz im Stillen den Entſchluß gefaßt, mit ſeinem Feinde Talma gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich an Abbé Geoffroy auf eine ungefährliche und doch ſehr empfindliche Weiſe zu rächen.

An demſelben Tage, an dem ſie mit ihrem Geliebten zum erſten Male ausgefahren war, hatte ſie, nach ihrer Behauſung zurückgekehrt, Talma's Beſuch empfangen.

— Hatte ich nicht Recht, ſagte er im Laufe des Geſprächs, zu behaupten, daß Papa Geoffroy ein boshafter Patron iſt? Wie hätte er ſich ſonſt ſo ſchwer gegen meine ſchöne Hippolyte verſündigen und ſich gleichſam zum Beſchützer dieſes heilloſen Zweikampfs, der unſerm armen Freunde faſt das Leben gekoſtet, mißbrauchen laſſen? Begreifſt Du nicht, daß dieſer Abfall von Dir eine nachdrückliche Beſtrafung verdient? Wir Beide müſſen uns rächen an ihm.

— Aber wie und wodurch?

— Durch eine köſtliche Liſt, die ich erſonnen habe, um ihm eine kleine Todesangſt einzujagen.

— Laß hören, Freund Talma!

Der Mime war eben im Begriff, ihr Alles zu erzählen, als Mademoiſelle Bourgoin angemeldet wurde.

— Herzlich willkommen! ſagte Hippolyte, ihrer Kameradin freundlich entgegeneilend.

Tragödie und Luſtſpiel umarmten ſich zärtlich.

— Wiſſen Sie, liebe Hippolyte, was mich heute zu Ihnen führt? Eine unwiderſtehliche Luſt, mich zu rächen ...

— An wem? fragte Mademoiſelle Mars.

— An dem vermaledeiten Papa Geoffroy, welcher Freund Talma und mich in ſeiner heutigen Kritik boshafter als je mitgenommen hat.

— Was ſoll ich thun? fragte Thalia.

— Uns beiſtehen! erwiderte Melpomene. Vor einer Stunde haben wir, Talma und ich, einen gemeinſchaftlichen Plan zur Züchtigung dieſer kritiſchen Gottesgeißel verabredet. Hat Ihnen Freund Brutus dieſen Plan bereits mitgetheilt?

— Noch nicht! ſagte Talma.

— Eh bien, dann hören Sie!

Etiennette erzählte ihrer Freundin mit reizender Geſchwätzigkeit das ſchwarze Vorhaben, das ſie ausgebrütet hatten, und Hippolyte, eingedenk der Felonie ihres kritiſchen Vaſallen, war davon dergeſtalt entzückt, daß ſie zur Ausführung deſſelben ihre hilfreiche Hand bot. Und wie einſt auf dem Grütli drei Schweizer Vaterlandsvertheidiger den Eid der Rache gegen die Zwingherrſchaft des grauſamen Landvoigts Geßler geſchworen hatten, ſo ſchwuren jetzt drei Mitglieder des Théâtre français gemeinſchaftliche Rache dem Geßler der Kuliſſen, dem Napoleon der Lampenwelt, dem armen Abbé Geoffroy. Es war ein feierlicher Augenblick, ganz geeignet, durch den Pinſel eines David, Girodet oder Gérard verewigt zu werden, wie jene Verſchwörung auf dem Grütli durch die Farbenmacht Paul Delaroche's.

Rache ſchmeckt ſüß, ſagt ein Sprichwort. Und welches Geſchöpf unter Gottes ſchöner Sonne iſt wohl rachſüchtiger, als ein getadelter Künſtler? Beleidigte Mimen gleichen den hungrigen Hyänen, welche ſelbſt Gräber nicht ſchonen und ſich kein Gewiſſen daraus machen, mit den ausgeſcharrten Knochen ihrer Feinde rachekochend Domino zu ſpielen.

Beklagenswerther Papa Geoffroy, Du dauerſt uns!

XXIII.

Während dieſer Verſchwörungsſcene ſaß der Abbé daheim in ſeinem großen Bücherſaale, behaglich ausgeſtreckt auf dem ſchwellenden Polſter eines äußerſt bequemen, mit grünem Utrechter Sammet überzogenen Lehnſtuhls, vertieſt im Leſen eines dünnleibigen, goldrandigen Duodezbändchens, das, betitelt: »Geſchichte des Alterthums, betrachtet vom Standpunkte der Gaſtronomie«, einer der Notabeln des von Grimod de la Reynière gegründeten Feinſchmecker-Klubbs (welcher, wöchentlich zwei Mal, ſeine Sitzungen im »caveau moderne« hielt), dem Papa Geoffroy zu freundlicher Beurtheilung im »Journal de l'Empire« überreicht und die veilchenblauen Sammetdeckel — aus reiner Vorſorge, daß ſie nicht beſchmutzt werden — in Papiere eingehüllt hatte, die, von der Ferne betrachtet, den Banknoten ſo auffallend ähnlich ſahen, wie ein Fünffrankenſtück dem andern.

Unſer Kritiker ſchien an der Lectüre dieſes Werkchens ſo viel Wohlgefallen zu finden, daß er — was ſonſt ganz gegen ſeine Gewohnheit war — den heldenmüthigen Vorſatz gefaßt hatte, dieſes Werk — vielleicht das erſte in ſeinem Leben — von der erſten Seite bis zur letzten aufmerkſam durchzuleſen, um »bei Gelegenheit ſein unparteiiſches Urtheil darüber in einem anſpruchsloſen Winkel ſeines Feuilletons niederzulegen.« Was doch nicht Alles ein mit Geſchmack und Menſchenkenntniß ausgeſtatteter Umſchlag vermag! In dieſem Buche (der anonyme Verfaſſer hatte es im Gefühle ungeheuchelter Dankbarkeit der trüffelſchwangern Stadt Perigueux, der truthühnerſäugenden Stadt Bugey und der gänſeleberbildenden Stadt Straßburg zugeeignet) fand unſer Freund manches Alte, das er ſchon lange vergeſſen, aber auch manches Neue, das er früher noch nicht gewußt hatte, denn welcher Menſch kann wohl Alles wiſſen? Höchſtens ein Ignorant oder eingegebildeter Thor; Geoffroy aber war keines von Beiden.

Wir wollen nun, ſo leiſe als möglich, uns dem Fauteuil des Abbé nähern, uns über ſeine Achſel lehnen und ihm in der Lectüre dieſes Buches folgen, ſo lange es uns gefällt.

Er hält bei der neunten Seite. Hier erfahren wir, daß der griechiſche Dichter Archeſtrates, der ein ganz ausgezeichnetes Buch über die Küchen-Cultur und Tafelfreuden ſeiner Zeit geſchrieben hatte, nach dem Zeugniſſe eines gewiſſen Polemon ſo beiſpiellos mager geweſen ſei, daß er vom Feinde, in deſſen Gewalt er gerathen war, auf die Waage geſetzt, nicht ſchwerer als ein Obolus oder Heller geweſen ſei.

— Unſere jetzigen Dichter, ſagte unſer Spötter zu ſich ſelbſt, ſind zwar viel dicker, ihre Werke aber deſto magerer!

Aber weiter im Text!

Mythecus, ein ſyrakuſaniſcher Arzt, war nach Sparta gekommen, um den dortigen Feinſchmeckern Vorleſungen über die Plaſtik der Eßkunſt und Unterricht in der höhern Stöchiometrie der Kochkunſt zu ertheilen, um — wie es in ſeiner Ankündigung hieß — die Theorie mit der Praxis, das Angenehme mit dem Nützlichen (utile dulci!) zu verbinden. Seine Vorleſungen hatten ihm bereits viele Zuhörer und ſeine nicht minder ſaftigen Ragouts ihm viele Anhänger und Anhängerinnen verſchafft, als der Lacedämoniſche Magiſtrat auf den höchſt verwerflichen Einfall gerieth, dieſen »Demoſthenes der Küche« des Landes zu verweiſen, weil die Gourmandiſe eines jener Laſter ſei, das die keuſchen, einfachen Sitten der Republik gefährde und dem ſchnell verwöhnten Genußmenſchen ſtarke Neigung zum Ariſtokratismus einpflanze.

— Sparta hatte Recht! hören wir unſern Abbé ausrufen. Unter zehn Gourmands ſind mindeſtens neun Ariſtokraten. Wer einen Demokraten kirren und zwar ſo kirren will, daß er, wie ein wohldreſſirter Pudel, Jedem aus der Hand frißt, muß den Hang zum Wohlleben in ihm erwecken, ihm gut zu eſſen und gut zu trinken geben, denn ein nüchterner Magen iſt ewig radical, ein geſättigter dagegen ewig conſervativ.

Was hält unſer Leſer davon?

Agathon, ein griechiſcher Trauerſpieldichter, gab jedes Mal nach der erſten Aufführung jeder ſeiner neuen Tragödien ſämmtlichen Zuſchauern ein köſtliches Abendbrod, wahrſcheinlich wohl nur darum, um ſie durch die Freuden der Tafel für die folternde Langeweile ſeines Machwerks zu entſchädigen.

— Dieſes menſchenfreundliche Beiſpiel, meinte der Abbé, während er mit einem goldenen Zahnſtocher die Reliquien eines kurz vorher zu ſich genommenen Zehn-Uhr-Brods aus dem Weg zu räumen bemüht war, dieſes Beiſpiel, meine ich, ſollte auch mancher unſerer modernen Luſtſpieldichter befolgen.

Wem fällt dabei nicht Dieſer oder Jener ein?

Der verrückte Philoſoph Chryſipp, der, wie Diogenes Laërtes erzählt, keine ſeiner unzählig vielen Schriften einem Könige widmen gewollt, — wer von uns kann dies dem guten Mann verübeln? — ſoll einmal den unappetitlichen Vorſchlag gemacht haben, die Leichname der Menſchen nicht zu begraben, ſondern — ſchon aus Gründen der Oekonomie — lieber zu verſpeiſen, wie das Fleiſch anderer Thiere.

— Wäre es nicht außerordentlich komiſch, fügte Abbé Geoffroy hinzu, wenn dieſer wahnſinnige Vorſchlag Anklang gefunden und ein Eßluſtiger (etwa wie heutzutage »noch ein Stück Rehbraten, oder noch ein Stück Kalbsnieren!«) damals »noch eine Portion Leichnam, wo möglich von der Bruſt, oder noch etwas Frauenfleiß!« begehrt hätte?

Ein höchſt brutaler Geſchmack! — Aber weiter!

Ein anderer Philoſoph und Cyniker bat den König Antigonus: »Herr, ich verdurſte! Reiche mir einen Tropfen Wein!« — »Das iſt keine königliche Gabe,« erwiderte der Monarch. — »Nun denn, ſo ſchenke mir ein ganzes Faß!« flehte die durſtige Seele. — »Das, mein lieber Sohn, iſt keine cyniſche Bitte,« entgegnete der König und ließ den armen Teufel, der weder das Eine noch das Andere erhielt, unbarmherzig verdurſten.

— So ſind die Großen der Erde! ſeufzte der Abbé.

»Pocheurs, parlez bas!« — Aber weiter, weiter!

Derſelbe Antigonus ernannte einſt ſeinen Lieblingskoch Euterpion, der für den königlichen Gaumen ein neues Gericht erfunden hatte (gleich wie das Volk von Athen den Sophokles nach der erſten Aufführung ſeiner »Antigone« zum Mitfeldherrn des Perikles), zum Generaliſſimus ſeiner ganzen Armee.

— Beweis, ſetzte unſer Spottvogel hinzu, daß ein kluger Koch, wie Euterpion, mindeſtens eben ſo viel werth iſt, als ein ſo guter Dichter, wie Sophokles. Köche und Dichter müſſen geboren werden.

Amen! — Aber fortgefahren!

König Demetrius Phalareus veranſtaltete einſt ein Gaſtmahl, dergeſtalt großartig, daß ſein Koch Moſchion, dem er als Tribut der Anerkennung die übrig gebliebenen Speiſen zu ſchenken geruhte, ſich vom Ertrage derſelben drei prachtvolle Meierhöfe kaufen konnte.

— Schöne, goldene Zeit! ſeufzte der Abbé. Heut zu Tage fällt von den Tafeln der Großen oft nicht ſo viel ab, daß ein blöder Hund davon ſatt werden kann.

Nicht geſtichelt, Herr Abbé! — Aber weiter!

Man kann nicht von Hunden reden, ohne an Nabuchodonoſor, den brutalen Verfolger der Juden, erinnert zu werden. Dieſer König hatte ſich — vielleicht nicht mit Unrecht — die fixe Idee in den Kopf geſetzt, ein Rindvieh zu ſein, und geruhte daher, ſieben lange Jahre nichts Anderes zu eſſen als Heu.

— O heu! ruft unſer liebenswürdiger Papa.

— O Stroh! rufen wir und leſen weiter.

Einen viel vernünftigern Geſchmack hatte der Perſerkönig Darius, welcher der größte Feinſchmecker ſeines Zeitalters war und ein ganzes Heer von Köchen beſaß. Aber viele Köche — Seine Majeſtät hätten das wiſſen ſollen — verderben den Brei. Der gute Darius vernachläſſigte ſein Reich und verlor eine Stadt nach der andern. Unter den Gefangenen, welche Parmenio, einer der Feldherren Alexanders des Großen, bei der Einnahme von Damaskus gemacht hatte, befanden ſich nicht weniger als 277 Mundköche des Königs, 129 zum Auf- und Abtragen der Speiſen beſtimmte Sklaven, 70 Mundſchenken, welche Wein, und 17, welche Waſſer credenzten, 40 Sklaven, welche den Wein parfümirten, und

66, deren Amt es war, Blumen und Kränze um die Schüſſeln und Becher zu winden.

— Ein ſtattlicher Hofſtaat! rief unſer Abbé. Dieſer Darius hatte mehr Köche, als heut zu Tage mancher deutſche Duodezfürſt getreue Unterthanen.

Die Angeln ſeines Mundes wollten ſich eben zu einem ironiſchen Lächeln öffnen, als ſein Galopin oder Laufburſche — die damalige Zeit hatte leider noch nicht die unbezahlbare Erfindung der daumengroßen Grooms und fingerdicken Jockey's gemacht — mit einem ehrerbietigen Kratzfuß und einem Brieſchen eintrat, das er ſeinem Herrn überreichte.

— Von? fragte unſer gähnender Freund.

— Mademoiſelle Hippolyte Mars.

— Ah! ſchmunzelte die Kritik, warf das Buch ſchnell bei Seite und nahm das zierliche Billet, welches ſo viel Wohlgeruch athmete, daß Herr Geoffroy es prüfend unter ſeine Naſe hielt.

— Du lavende! ſagte er, öffnete es mit allen Anzeichen großer Neugier und las:

»Mein lieber Abbé.

Wollen Sie übermorgen, nach der Aufführung des neuen Luſtſpiels »le vieux fat«[1]), mir das Vergnügen Ihres uns immer ſo angenehmen Beſuches ſchenken und mit einigen meiner

---

[1]) Eine dreiactige Comödie, von Andrieux, worin Mademoiſelle Mars die Rolle der Conſtance geſpielt.

Freunde und Freundinnen eine ſpartaniſche Suppe theilen, ſo werden Sie dadurch unendlich erfreuen

Ihre
aufrichtige Verehrerin
Hippolyte Mars.

P. S. Il faut absolument, mon cher abbé, que vous veniez souper après-demain, vendredi 10 heures, avec moi; je vous donnerai une jolie voisine et des convives très aimables.

H. M.«

— Mademoiſelle ſpielt übermorgen eine neue Rolle. Ich verſtehe, ſagte er mit blinzelndem Lächeln und legte das Briefchen in ſeine Falten zurück. Meine Wenigkeit ſoll mit ihnen eine ſpartaniſche Suppe theilen. Mir fällt dabei der arme Nauklides ein, den das Scherbengericht zu fünfjähriger Verbannung aus Sparta verurtheilt hatte, weil er einer der entſchiedenſten Gegner dieſer von Lykurg decretirten Suppe war. Wir — der Abbé pflegte, wie jeder Kritiker von Profeſſion, von ſeinem einfachen Ich ſtets in der Mehrzahl zu reden — wir haben nun freilich keine Verweiſung, aber, was am Ende viel ſchlimmer iſt, eine Indigeſtion zu befürchten, Falls uns das jus nigrum, die ſchwarze Suppe, zu der man uns einladet, nicht recht behagen möchte. Doch ſoll uns dies nicht abhalten, die freundliche Einladung anzunehmen, denn wir wiſſen aus eigener Erfahrung, daß unſere ſchöne Hippolyte nicht blos eine große Künſtlerin und höchſt liebenswürdige Geſellſchafterin, ſondern auch — was ihr in unſern Augen mehr als alles Andere Reiz und Anziehungskraft verleiht — eine ausgezeichnete Wirthin iſt, die einen der gediegenſten Köche, einen der vielbegabteſten

Jünger des gefeierten Marius Antonin Carême — möge die gütige Vorſehung ihn noch viele Jahre erhalten! — und überdem einen ziemlich vernünftigen Weinkeller hat. Erſt unlängſt, nach der Vorſtellung von Bouilly's neu einſtudirtem Luſtſpiele »Madame de Sévigné«, haben wir bei ihr einen Clos-Bougeot[2] getrunken, der uns — entre nous soit dit! — zehn Mal beſſer, als ihre »Marie« in dieſem Stück gemundet hat. Auch ihr Romanée, Chambertin, Echevaux und andere Koryphäen ihres Muſeums edler Burgunder ſind höchſt ſchätzenswerth. Et c'est pourquoi nous viendrons!

Mit dieſen Worten ſchloß Herr Geoffroy ſein Selbſtgeſpräch, nahm dann wieder das kleine Buch zur Hand und ſchlug das zweite Capitel auf.

Geſchichte der Römer.

Wenn's unſerm Leſer gefällig iſt, ſo wollen wir unſerm feinſchmeckenden Papa wieder über die kritiſche Achſel in's Buch ſchauen und unſichtbare Zuhörer ſeiner Randgloſſen ſein.

Der römiſche Conſul Herodes Atticus hatte das Unglück, ein Söhnlein zu haben ſo dummer Art, daß er nicht einmal die Buchſtaben des Alphabets in ſeinem ſchwachen Gedächtniß feſtzuhalten vermochte. Der Vater, der ſich die Dummheit ſeines Sprößlings ſehr zu Herzen nahm, kam auf den glücklichen Gedanken, ihm vierundzwanzig Mundköche zu halten und Jedem derſelben mitten auf den Bauch einen Buchſtaben anmalen zu laſſen. Durch das immerwährende Anſchauen dieſer Buchſtaben und durch das ewige Rufen der Köche, die nur auf ihren Buchſtaben hören durften, capirte der talentvolle Jüngling allmälig das Alphabet und endlich ſogar, in ſeinem ſechszehnten Jahre, die äußerſt ſchwierige Buchſtabirkunſt.

---

[2] Bei dieſem Namen fällt uns ein höchſt wichtiges hiſtoriſches Factum ein. General Biſſon hatte, als er noch Obriſt geweſen war, ſein Regiment zur Rheinarmee geführt. Als er vor Clos-Bougeot — dieſer berühmte Weinberg liegt in der Nähe von Dijon — vorüberkam, ließ er ſein Regiment in Fronte aufmarſchiren und, aus Reſpect vor den trefflichen Reben, unter klingendem Spiele die Fahnen ſchwenken und ihm alle militäriſchen Ehren bezeigen.

— Später, meinte der Abbé, iſt er ſicherlich, wie ſein Herr Vater, Conſul oder Senator geworden.

Kannibaliſche Malice!

Ein anderer Conſul, Cajus Duillius, erhielt für den erſten Sieg, den er 260 vor Chriſti Geburt über die Carthager davongetragen hatte, vom Senate die Erlaubniß, bei ſeiner Abendtafel Muſik und Fackelbeleuchtung auf Koſten des Staates einführen zu dürfen.

— Heut zu Tage iſt man weniger großmüthig, gloſſirte der Abbé. Jetzt würde man ihm höchſtens einen Orden an die Bruſt, einen Herzogstitel an den Kopf oder, nach ſeinem Tode, einen Stein auf's Herz wälzen.

O Monumentenſucht! — Aber weiter!

Ein anderer Conſul, Marcus Aufidius Lurco, der die Kunſt erfunden hatte, Pfauen zu mäſten, erwarb ſich dadurch in kurzer Zeit ein jährliches Einkommen von ſechszigtauſend Seſtertien.

— Verdient dieſer Mann, fragte ſich Herr Geoffroy, nicht auch ein Denkmal?

Ganz beſtimmt! Wir unterzeichnen! — Aber weiter!

Der römiſche Feldherr Manlius Curius war ein leidenſchaftlicher Verehrer von Rüben. Als die Sabiner ihn durch Gold beſtechen wollten, wies er's mit Verachtung zurück und bat ſich dafür Rüben aus.

— Ob gelbe oder weiße Rüben, fügte die Kritik hinzu, davon ſchweigt der unverantwortliche Leichtſinn der Geſchichte.

Jammerſchade! — Aber fortgefahren!

Einer der größten Käſeliebhaber aller Zeiten war Kaiſer Antonius Pius. Nach einer einzigen Mahlzeit fraß er ſechs Pfund, und ſieben Stunden ſpäter . . . geruhten Seine Majeſtät allerhuldreichſt zu ſterben.

— Ein ſchöner Tod! meinte unſer Abbé.

Geſchmackſache! — Aber weiter!

Die römiſchen Schwelger bedienten ſich zur Erleichterung ihres überfüllten Magens und zur Wiederbelebung der ſchlaff gewordenen Eßluſt in einem eigends dazu eingerichteten Cabinet, das ſie »Vomitorium« hießen[3]), gewiſſer Brechmittel, die ſie gleich nach Tiſche einnahmen. — Auch bedienten ſie ſich, wie Suetonius berichtet, der ſchönen Federn des Flamingo's, die in den Etuis der römiſchen Praſſer durchaus nicht fehlen durften.

— Schade, daß derlei Mittel ganz aus der Mode gekommen ſind, bedauerte der Herr Papa, ſchlug — ſeinem Vorſatze ungetreu — eine Handvoll Seiten um und begann das dritte Capitel.

Geſchichte der Gothen.

Theoderich, König der Oſtgothen, ließ, wie wohl Jeder von uns weiß, den Papſt Symmachus hinrichten. Eines Mittags, als man Seiner gothiſchen Majeſtät bei der Tafel einen Stockfiſch auftrug, glaubte der von Gewiſſensbiſſen gequälte Monarch in ihm das Haupt ſeines hingerichteten Feindes — des heiligen Vaters — zu erblicken. Theodorich erſchrickt, legt ſich zu Bette und — ſtirbt.

---

[3]) Auch Frau von Pompadour hatte ſolch ein Spei-Zimmer.

Und wieder ſchlug Abbé Geoffroy zehn bis zwölf Seiten um und begann den vierten Abſchnitt.

Geſchichte der Araber.

Pétis de la Croix erzählt in ſeinen »Anecdotes Arabes et Muſelmanes« (Paris 1772) folgende faſt unglaubliche und dennoch wahre Merkwürdigkeiten:

Der Khalif Valid II. war ein ſo großer Vielfraß, daß tagtäglich zehntauſend Gerichte auf ſeine Tafel kamen und daß keine derſelben von ihm ungekoſtet blieb. Sein Wahlſpruch lautete: »Valid, fürchte den Tod!« Er ſtarb im Jahre 1742.

Die Lieblingsſpeiſe Mervans II. war Hammelsniere. Wenn er, gleichviel wo, Hammel am Bratſpieße fand, hüllte er ſeine Hand in den Zipfel ſeines Hemdes ein, riß den Hammel vom Spieße weg, verſchluckte ihn — nicht den Spieß, ſondern nur den Hammel — mit unerſättlichem Heißhunger und wechſelte dann ſein Hemde. Er hinterließ zwanzigtauſend Hemden, die er auf dieſe Weiſe beſchmuzt haben ſoll, und ſtarb im Jahre 1749.

Abu-Muslem, Groß-Veſier des Khalifen Abu-Giafar-Almanſor, ſoll nicht nur der größte Wollüſtling, ſondern auch ein coloſſaler Freſſer ſeines Jahrhunderts geweſen ſein. Tagtäglich vertilgte er tauſend Paſteichen, tauſend Hammelskeulen, ohne Rindfleiſch und Geflügel mitzurechnen. Sein Leibgericht war Fiſchleber.[4] Er hatte zwölfhundert Köche und brauchte zwölftauſend Kameele, um ſeine Küchengeräthe von einem Orte zum andern fortſchaffen zu laſſen. Er ſtarb im Jahre 1757.

Der Khalif Al-Mamoun, Sohn des Khalifen Harun-al-Raſchid, ſtürzte ſich in den Fluß Badadan und fraß während des Badens eine ſolche Unmaſſe friſcher Feigen, daß er ein heftiges Fieber kam, welches ihn — zur Freude ſeiner Unterthanen — bald darauf in's Grab brachte. Er ſtarb im Jahre 833.

— Ewig Schade, meinte Herr Geoffroy, daß dieſe Khalifen-Race jetzt ganz ausgeſtorben iſt.

Und wieder überſchlug er ein paar Seiten und naſchte vom fünften Capitel.

Geſchichte der Päpſte.

Paul II., der den Cardinälen den Purpur geſchenkt, ſtarb an einer Indigeſtion von Melonen.

Leo X., ein großartiger Feinſchmecker, der durch den Ablaßkrämer Tezel für die Sünden der Deutſchen ſich Teltower Rüben kommen ließ, war auch nebenbei ein eben ſo leidenſchaftlicher Trinker. Alle ſeine Aerzte erklärten, der heilige Vater würde erblinden, wenn er ſich nicht entſchließen könnte, künftig, ſtatt des Weines, Waſſer zu trinken. Der Statthalter Chriſti aber gab ihnen die epicuräiſche Antwort: »Ich will lieber ein Fenſter, als das ganze Haus einbüßen.«

---

[4] Nach der Suna, dem ungeſchriebenen Geſetze des Propheten Mahomed, ſoll die erſte Speiſe, womit die Gläubigen bei ihrem Eintritt in's Paradies bewirthet werden, nichts Anderes ſein, als Fiſchleber. Uns, die wir keine Türken ſind, käme eine Gänſeleber in Straßburger Paſtetenform weit erwünſchter.

Clemens VII. war ein ſo leidenſchaftlicher Verehrer des franzöſiſchen Senfs, daß er faſt keine Speiſe ohne Zuthat dieſes Gewürzes genoß. Seine Heiligkeit geruhten zu behaupten, daß der Senf unter andern wunderbaren Eigenſchaften auch die beſitze, daß er das Gedächtniß ſtärke.

— Sonderbar! rief unſer Spötter. Wir kennen einen Mann, der bei Véry jeden Mittag eine ganze Senfbüchſe leert und doch ein ſo ſchwaches Gedächtniß hat, daß er faſt immer ſeine Zeche zu bezahlen vergißt.

Die Mundangeln des Abbé, der dabei an ſeinen guten Freund Grimod gedacht haben mochte, wollten ſich eben zu einem boshaften Lächeln aufthun, als ſein etwas ſchwerfälliger Laufburſche, den er aus reinem Spott ſein »vielgeliebtes Rennthier« hieß, hineinſtolperte. Diesmal brachte er kein lavendelduftendes Billet, ſondern einen noch halbnaſſen Abdruck des »Journal des Débats«, in dem ſich die Kritik befand, welche Talma und die Bourgoin bereits geleſen, aber leider noch nicht verdaut hatten.

Geoffroy ſchob das kleine Buch bei Seite, nahm das große Blatt und las ſeine eigene Kritik.

— Unſere Mars wird über den neuen Weihrauch, den wir ihr geſtreut haben, entzückt ſein, unſere eitle Bourgoin aber und mehr noch unſer ſtolzer Talma in Harniſch gerathen, denn das iſt — aufrichtig geſagt — das Boshafteſte, was ich ſeit fünf Jahren über ſie habe drucken laſſen. Wir wollen doch ſehen, ob wir ſeinen Stolz nicht mürbe machen können, ob er nicht endlich, wie ſo mancher Andere, zu Kreuze kriechen wird. Talma iſt — Niemand wird ihm dieſen Ruhm ſtreitig machen — einer der glänzendſten Sterne an unſerm Theaterhimmel. Aber auch die Sonne hat ihre

Flecken und Talma ſeine Schwächen, ſo gut wie jeder andere große Mann; doch weil er ſo ſtolz und ſo hochmüthig gegen mich iſt, muß ich ihn fühlen laſſen, daß ſein Eigendünkel unter der Zuchtruthe meiner Feder ſteht. Wenn man dieſen übermüthigen Hiſtrionen nicht zuweilen den Daumen auf's Auge drückt, dann platzen ſie vor Uebermuth. Lobt man ſie, ſo iſt man in ihren undankbaren Augen ein gutmüthiges Schaf, das man hochnäſig desavouirt; tadelt man ſie, ſo iſt man ein »elender Kerl«, ein »boshafter Hund«, eine »giftgeſchwollene Beſtie«, die man gründlich verachtet und vor der man in knabenhafter Wuth ausſpeit. Schamloſes Komödianten-Geſindel! Selbſt der Beſte unter Euch — ſelbſt ein Talma — iſt, wenn er ſich in ſeiner Eitelkeit verletzt fühlt, ſo ſchwach, wenn auch nicht ſo gemein, wie jeder Andere. Begegnet er uns, ſo grüßt er nicht und iſt ſo albern, ſich einzubilden, daß uns das ſchmerzt. Der große Mime vergißt, daß die ohnmächtige Wuth, die er uns zu erkennen giebt, ein glänzendes Geſtändniß iſt, daß unſere Pfeile ihn tief verwunden, daß unſere Feder den Nagel auf den Kopf trifft, ſeinen Hochmuth in den Grund bohrt und ſeine Eitelkeit in Verzweiflung bringt!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Papa Geoffroy, der, ohne es zu wollen, ſich etwas echauffirt hatte, warf das Blatt bei Seite und machte gleich darauf ſeine Toilette.

Und dann eilte er zu Tiſche.

XXIV.

Wir kommen nun zu Herrn Talma.

Um gegen ihn gerechter als Abbé Geoffroy zu ſein, müſſen wir ſagen, daß dieſer Künſtler nicht zur Crapule, nicht zum Auswurf ſeines Standes gehörte. Trotzdem, daß ſein unermüdlicher Gegner faſt jede ſeiner Leiſtungen boshaft bekrittelte und ſelbſt das ſpärlich geſpendete Lob ſo zu miſchen verſtand, daß es ſtets einen Beigeſchmack von bitterm Tadel in ſich trug, trotzdem beſaß Talma große Achtung vor dem Geiſte ſeines »Feindes« und wußte, der Biene gleich, ſelbſt aus dem Gifte jener beißenden Kritiken Honig für ſeine Kunſt zu ſammeln. Ein elender Kuliſſenreißer, ein ehrloſer Skaramuz, wie ſie ſchaarenweiſe überall umherlaufen, hätte freilich ganz anders gehandelt: dem Abbé etwa Nachts beim Nachhauſegehen wie ein Strolch aufgelauert und mit roher Fleiſcherfauſt eine ſchlagende Antikritik auf den breiten Rücken ſeines Tadlers geſchrieben. Talma aber, ein gebildeter Mann, ein Künſtler im ſchönern Sinne des Worts, hatte Jahre lang verſucht, ſeinen Gegner dadurch zu entwaffnen, daß er bemüht geweſen war, auf jede neue Rolle zehn Mal größern Fleiß, zehn Mal größeres Studium zu verwenden.

— Ich bin doch neugierig, zu erfahren, hatte er manchmal zu ſeiner Frau geſagt, was Papa Geoffroy an der Auffaſſung dieſes Charakters, an der Durchführung dieſer Rolle auszuſetzen haben wird. Wird es mir nie gelingen, ihn zufrieden zu ſtellen? Der Tadel eines geiſtreichen Mannes — und das iſt dieſer Ariſtarch — hat mehr Werth in meinen Augen, als das Lob eines Schwachkopfs, und ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß ich glücklich wäre, wenn ich einmal auch ſeinen Beifall erwerben könnte!

Das eben iſt der Unterſchied zwiſchen Künſtler und Pfuſcher, daß Dieſer nur Lob, Jener auch Tadel ertragen kann.

Der arme Talma hatte von der letzten Sorte viel, ſehr viel ertragen, ohne zu murren, ohne zu grollen; endlich aber, nachdem er eingeſehen, daß all' ſein Eifer, all' ſein Streben, ſich Geoffroy's Beifall zu erringen, ganz erfolglos geblieben ſei, da war endlich auch ihm der Faden der Geduld geplatzt. Und in einem dieſer gereizten Augenblicke hatte er mit ſeiner ſchönen und eben ſo empfindlichen Freundin Bourgoin den bewußten Plan zu einer gemeinſchaftlichen Rache entworfen, einer Rache, ſo blutig-ſchwarz, daß die Erinnerung daran hinreichend iſt, uns noch jetzt ſchaudern zu machen.

Talma freute ſich darauf wie ein Satan und auch Dame Bourgoin konnte die Stunde der Rache nicht erwarten.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Rache iſt Honig, Rache iſt Labſal!

XXV.

Soeben hat es Eilf geſchlagen. Die Vorſtellung im Théâtre français iſt beendigt. Andrieux' »alter Geck« hat ſehr gefallen und Conſtance-Mars iſt, wie immer, ſo auch heute mit Beifall überſchüttet worden. Die entzückte Menge zertheilt ſich nach allen Richtungen. Abbé Geoffroy, der »Kritiker par excellence«, ſteigt an der Ecke der Rue Richelieu in einen Fiacre und fährt zu Mademoiſelle Hippolyte.

In einem durch Girandolen glänzend erleuchteten, eirunden Saale, deſſen Wände mit den Bildniſſen der berühmteſten Künſtler Frankreichs geſchmückt waren, ſtand ein runder, mit blendendweißem Damaſt überkleideter Tiſch mit acht Couverts. — Nichts, beiläufig geſagt, trägt ſo viel zur Verſchönerung der Tafel und zur Anſpornung der Eßluſt bei, als eine glänzende Beleuchtung. Die allerköſtlichſten Speiſen, in zweifelhaftem Zwielicht oder gar im Finſtern ſervirt (ſiehe §. 6 des Grimodſchen Korans der Feinſchmecker), munden weniger, als die einfachſte Speiſe, die man uns bei Lichte vorſetzt. Der magiſche Schein der Kerzen weckt im Magen den ſchlummernden Funken des Appetits und in der Seele den Keim der Heiterkeit. Und darum zieht der wahre Eßkünſtler ein Abendeſſen drei Mittagstafeln vor. — Was den Tiſch ſelbſt anlangt, ſo eignet ſich keine Form ſo gut für ein kleines Gaſtmahl als die runde: ſie beſeitigt die für manchen Amphitryon eben ſo ſchwierige als läſtige Rangordnung der Gäſte. An einem runden Tiſche giebt's kein Oben und kein Unten; da iſt ein Platz ſo ehrenwerth als der andere; da giebt es weder Ecken noch Lücken. Jeder fühlt ſich am runden Tiſche behaglicher, als an einem langen, der für den Wirth auch noch die Unannehmlichkeit hat, daß er ſeine Gäſte nicht mit Einem Blick überſchauen kann. Ueberdem erſchwert ein langer Tiſch den Kreislauf der Unterhaltung, denn ein Gaſt, der am obern Ende ſitzt, kann nicht Theil nehmen an dem Geſpräche, das am untern Ende geführt wird. Eckige Tiſche führen auch eckige Converſation herbei. — Mademoiſelle Mars beherzigte das Gebot des alten Grafen de Montluc, der nie weniger als drei und nie mehr als neun Gäſte einlud, denn er wollte nur mit den drei Grazien oder mit den neun Muſen die harmloſen Freuden der Tafel theilen. Unſere liebenswürdige Künſtlerin hatte, nach dem Muſter der alten Griechen, zu Ehren der Göttin Pallas, nur ſieben Gäſte geladen, weil die Zahl Sieben das Symbol der Jungfräulichkeit iſt und weil alle ihre Gäſte, bis auf Talma, noch unverheirathet waren. Abbé Geoffroy ſaß zwiſchen dem naiven Luſtſpiel und der erhabenen Tragödie, zwiſchen Mademoiſelle Mars und Mademoiſelle Bourgoin, wie eine Muſchel zwiſchen zwei Perlen; ihm gegenüber ſaß Talma, zwiſchen Mademoiſelle Leverd und Mademoiſelle Georges, umgekehrt, wie eine Perle zwiſchen zwei Muſcheln. Zwiſchen der Bourgoin und der Leverd hatte ſich der Komiker Dugazon und zwiſchen der Mars und der Georges der Schauſpieler Fleury placirt. Jerôme Brown, der noch zu angegriffen war, um ſo lange aufzubleiben, hatte es vorgezogen, an dieſem Abende ruhig zu Hauſe zu bleiben.

Jeder unſerer Leſer, der einmal im Leben die unverzeihliche Thorheit begangen hat, beißende Theaterkritiken zu ſchreiben, wird uns einräumen, daß es ein peinliches Gefühl, eine unbehagliche Situation iſt, Abends an froher Tafel einem Künſtler gegenüber zu ſitzen, den man – Verzeihung, wenn wir uns des gewöhnlichen Kunſtausdrucks bedienen — erſt kurz vorher furchtbar heruntergeriſſen hat. In ſolch unheimlichem Schach befand ſich auch Abbé Geoffroy, der Herrn Talma gegenüber ſaß. Dieſes vis-à-vis war ihm Anfangs wie ein drückender Alp auf's Herz gefallen; zum Glück aber war dies Gegenüber ein ſo feingebildeter Mann, daß er, nicht vergeſſend, welche Rückſicht er der Dame dieſes Hauſes ſchuldig ſei, all' ſeinen ſeit Jahren aufgehäuften Groll verbiß und, zur Freude der Andern, die nicht in die geheimnißvolle Verſchwörung eingeweiht waren, ſeinen Gegner mit Artigkeiten aller Art dergeſtalt überhäufte, daß Dieſer dadurch um ſo mehr in Verlegenheit gerieth.

Zum Glück kam jetzt die Suppe.

Es war eine »Potage à la Camérani«, erfunden von jenem italieniſchen Sänger, dem Herr Grimod de la Reynière den dritten Jahrgang ſeines Almanachs gewidmet hatte.

— Wie ſchmeckt Ihnen, Abbé, dieſe Suppe? fragte Hippolyte.

— Wie ein Kuß von ſchönem Munde, erwiderte der galante Kunſtrichter und warf dabei einen zärtlichen Blick zu Mademoiſelle Georges hinüber, deren üppige Schönheit — freilich nur auf Eine Nacht — die Gunſt des Kaiſers gefeſſelt hatte. Durch welche Kleinigkeiten Mancher heut zu Tage berühmt werden kann! fuhr er fort. Der Name dieſes mittelmäßigen Sängers, welcher der Chriſtoph Columbus dieſer Suppe iſt, wird länger leben, als der manches großen Schauſpielers.

— Abbé Geoffroy, begann Herr Dugazon, hat Recht. Wer von uns würde wiſſen, daß jemals ein Marquis de Béchamel gelebt, hätte dieſer Mann nicht den überaus geiſtreichen Einfall gehabt, jene pikante Zwiebelſauce zu erfinden, die noch heute ſeinen Namen führt.

— Wer würde nicht ſchon längſt vergeſſen haben, fügte Herr Fleury hinzu, daß zur Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs ein Prinz von Soubiſe gelebt habe, wäre er nicht der Gründer einer neuen Cotelette-Branche, die ſeinen Namen der Unſterblichkeit überliefert hat.

— Dieſe Cotelettes à la Soubiſe, fiel ihm Talma in die Rede, erinnern mich an eine Anekdote, die ich geſtern im Foyer der komiſchen Oper gehört habe. Ein blutjunger Marquis aus dem Languedoc bewarb ſich bei Cambacérès um eine diplomatiſche Anſtellung. »Ich habe keine große Idee von dieſem Menſchen,« ſagte der Erzkanzler zu Talleyrand. »Der gute Mann hat noch niemals Pudding à la Richelieu gegeſſen und kennt die Cotelettes à la Soubiſe nicht einmal dem Namen nach. Aus ſolchem Einfaltspinſel kann nie ein großer Diplomat werden.« »Vielleicht aber ein kleiner Kanzler,« erwiderte der hinkende Teufel der franzöſiſchen Diplomatie.

Der Diener reichte friſche Auſtern herum.

— Welche gute Fee, fragte die Bourgoin, hat Ihnen dieſe herrlichen Auſtern beſcheert?

— Sie kommen direct aus Oſtende, ſagte die Mars.

— Und die gute Fee? fragte Geoffroy.

— Iſt Attaché bei der Brüſſeler Geſandtſchaft, erklärte Hippolyte.

— Auſtern, rief der Schmarozer Dugazon, ſind die Perlen des Meeres.

— Eine Mahlzeit ohne Auſtern, geſtand Fleury, iſt ein Epigramm ohne Spitze.

— Tauſende von Menſchen eſſen Auſtern, ſagte die Kritik, aber von dieſen Tauſenden wiſſen oft nicht Zehn ſich von dem Genuß, den ſie ſich verſchaffen, Rechenſchaft zu geben. Sie eſſen die Perlen, aber genießen ſie nicht. Auſtern mit Andacht hinabſchlürfen, iſt eine Gabe des Himmels, die er nur Dichtern, Künſtlern und Leuten von Geiſt verliehen hat.

— Auſtern, ſetzte der Farceur Dugazon hinzu, muß man ohne Bart, aber mit der Seele genießen.

— Ein geiſtreicher Eſſer, behauptete Talma, muß ſtets mit drei Auſtern zugleich beſchäftigt ſein: die eine muß er in der Hand, die andere im Munde und die dritte im Auge haben.

— Die Auſtern, meine Damen, docirte unſer Papa, ſind das zur See, was die Genies zu Lande ſind: der zarteſte Kern in der rauheſten Schale.

— Nach dieſer Definition, meinte die Bourgoin, dürfte ſich Abbé Geoffroy nicht beleidigt fühlen, wenn ſich Einer unter uns die Freiheit nähme, ihn mit einer Auſter zu vergleichen.

— Auſtern aber, gloſſirte der freche Spaßmacher Criſpin, ſind käuflich.

— Unſer Abbé, Freund Pasquin, iſt das nicht! ſagte Talma.

— Und wer, begann der Kritiker, dem dieſe Anſpielung in die Naſe geſtiegen war, etwa das Gegentheil zu behaupten wagt, iſt ein …

— Canard au père Vanille, unterbrach ihn der Diener, ihm eine neue Speiſe anbietend.

— Auch ein Stück Weltgeſchichte! rief Dugazon. Durch dieſe Speiſe gelang es einſt der Frau von Maintenon, dem geſchwächten Magen ihres königlichen Freundes neue Haltung und ſeinem abgeſtorbenen Herzen friſche Neigung einzuflößen.

— Heute Morgen, begann der Abbé, las ich in einem neu erſchienenen Werkchen: der Chan der Tartarei laſſe ſich bei der Tafel nur von dicht verſchleierten Sklaven bedienen, damit ihr Athem keine ſeiner Speiſen berühre. Ich — in dieſem Kreiſe genirte es ihn, von ſich im Plural zu ſprechen — bin zwar weniger ſtreng, möchte aber doch wohl den unſchuldigen Vorſchlag machen, daß jeder Diener, welcher die Ehre hat, uns eine Schüſſel anzubieten, wenigſtens Handſchuhe trage, denn ich frage Sie, meine Herren und Damen, giebt's wohl etwas Unappetitlicheres, als einen rohen Daumen, der ſich über den geheiligten Bord einer Schüſſel verirrt?

— Mahomed! rief der große Mime.

— Was befehlen Sie? fragte der Diener.

— Nimm dies Geld und kaufe Dir dafür ein Dutzend Handſchuhe, ſagte er und warf ihm eine volle Börſe zu.

— Ich danke Ihnen, Herr Talma, ſtotterte der ſchamroth gewordene Mahomed.

Der Abbé verſtand dieſen Stich und wurde dadurch etwas aus dem Gleichgewichte gebracht.

— Auch ich, begann Mademoiſelle Bourgoin, habe jenes

Werkchen, deſſen der Abbé vorhin erwähnt, geſtern geleſen und Manches darin gefunden, was mich außerordentlich angeſprochen hat. Ein König von Abyſſinien, las ich darin, hielt es unter ſeiner Würde, die Speiſen mit allerhöchſt eigener Hand zum allerdurchlauchtigſten Munde zu führen. Seine Pagen mußten ihm das Fleiſch zerſchneiden und ſtückweiſe in den allergnädigſten Rachen ſchieben.

— Abbé, wenn es Ihnen Freude gewährt, flüſterte die ſchelmiſche Luſtſpielmuſe, ſo will ich Ihnen die Mühe erſparen, dieſe Ente ſelbſt zu zertheilen und Ihnen, wie dem Könige von Abyſſinien, einen Biſſen nach dem andern zuführen.

— Kein übler Einfall, meine ſchöne Hippolyte, meinte der Tragöde; doch weiß ich auch, weßhalb Sie ſich dazu verſtehen wollen. Sie hoffen unſerer hochverehrten Kritik dadurch bildlich den Mund zu ſtopfen.

— Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeit, meine liebe Mars. Ich kann den Weg zu meinem Munde leichter als zu Ihrem Herzen finden.

Und während er ſich unter den Tiſch bückte, um die Serviette, die von ſeinem Schooße herabgefallen war, aufzuheben, verirrte ſich ſein rechter Fuß zu dem der Mars und ſeine linke Hand zum Knie der Bourgoin. Als er gleich darauf den Kopf wieder in die Höhe hob, ſtieß er mit dem Ellenbogen das vor ihm ſtehende Salzfaß um.

— Das bedeutet Verdruß, lieber Abbé, lächelte Mademoiſelle Bourgoin.

— So behauptet es wenigſtens der Aberglaube, fügte die Mars hinzu.

— Und woher ſchreibt ſich dieſer Aberglaube? fragte Mademoiſelle Leverd.

— Vom neuen Teſtamente, erklärte Papa Geoffroy, der mit Vergnügen jede Gelegenheit ergriff, ſein reiches Wiſſen auszukramen. Als der Heiland ſeinen zwölf Jüngern ein Abendmahl gab, war's der Verräther Judas Iſchariot, der in der Heftigkeit ſeiner Rede das Salzfaß umgeſchüttet haben ſoll. Und daher der Aberglaube, daß eine umgeworfene Salzbüchſe der Vorbote lauernden Verrathes iſt, und daher auch die Abneigung gegen dreizehn Tiſchgenoſſen, weil der Aberglaube annimmt, daß Einer darunter ein Judas Iſchariot ſei, der ſeinen Herrn und Meiſter verrathen und in's Verderben ſtürzen will.

— Dank dem Himmel, rief Mademoiſelle Georges, daß wir nicht mehr als Achte ſind!

— Und dennoch, meinte Abbé Geoffroy, kann auch unter uns ein Verräther weilen.

Der Diener reichte jetzt Faiſan rôti und Choux de Bruxelles aux truffes herum.

— Sei voll Ehrfurcht gegrüßt, edler Faſan! rief Dugazon.

— Es giebt Worte, ſagte unſer feinſchmeckender Papa, deren Begriffe mir dergeſtalt theuer ſind, daß mich beim Ausſprechen derſelben ein namenlos-wonniges Gefühl durchzuckt. So oft ich Kuß oder Caviar, Stockfiſch oder Frühling, Liebe oder Champagner, Engel oder Faſan ausſpreche, wird mir zu Muthe, als müßte ich den lieben Gott an mein Herz drücken und ihm ſagen: O wie ſchön iſt Deine Welt! Was der Sirius unter den Sternen, was der Diamant unter den Edelſteinen, was unſere liebenswürdige Dame des Hauſes unter den Künſtlerinnen, das iſt der Faſan unter dem Geflügel.

— Der Faſan, ſagte Talma, iſt der Mandarin der Volière, die Excellenz des Meierhofs, der Abbé Geoffroy des Geflügels.

— Wenn's im Himmel keine Faſanen giebt, erklärte Criſpin, ſo kann er mir geſtohlen werden, denn wie ſich der Türke kein Paradies ohne Houris und Fiſchleber, ſo kann ich mir kein Eden ohne Faſanen und Sauerkraut denken.

— Wäre ich Raphael, meinte Fleury, ich hätte ſtatt der himmliſchen Engel nichts als böhmiſche Faſanen gemalt.

— Und wär' ich Petrarca, lachte die Bourgoin, ich hätte ſtatt der Laura einen Faſan beſungen.

— Wiſſen Sie, meine Damen, was der ſelige Herr Piron geſagt hat? Eine Mahlzeit ohne Faſan iſt ein Helm ohne Federbuſch, ein Schiff ohne Flagge, ein Regiment ohne Fahne.

— Entſchuldigen Sie, Abbé, entgegnete Talma, der nicht minder gut beleſen war, das hat Alexis Piron nicht geſagt.

— Qu'importe? Dann habe ich's geſagt, geſtand Geoffroy.

— Pirons Name, erzählte Talma, erinnert mich an eine andere Anekdote. Ein Dichter-Dilettant ſchickte ihm einſt einen Faſan. Was that Herr Piron?

— Er behielt den Faſan.

— Errathen, Freund Dugazon! Am andern Morgen erſchien der Geber des Faſans und zog aus ſeiner unergründlichen, tiefverſchwiegenen Bruſttaſche, rathen Sie, was?

— Einen dreiſchneidigen Dolch.

— Oh, noch viel Schlimmeres, meine reizende Bourgoin!

Der grauſame Böſewicht zog — man denke ſich den Schreck des armen Herrn Piron — ein fünfactiges Trauerſpiel hervor.

— Und was that Piron? fragte Hippolyte.

— »Ich merke Ihre Liſt,« ſagte er. »Behalten Sie Ihren Faſan und verſchonen Sie mich mit Ihrem Trauerſpiel.«

— Wer kann ihm das verübeln? fragte der Abbé. Es giebt zwar nichts Beſſeres in der Welt, als einen ſaftigen Faſan, aber auch nichts Schlimmeres, als ein trockenes Trauerſpiel.

Und während Herr Geoffroy mit der einen Hand aus der dicht vor ihm ſtehenden Schüſſel ein zweites Flügelſtück herausholen wollte, warf er mit der andern Hand ſein volles Weinglas um. So ungeſchickt war er noch nie geweſen; aber Talma mit ſeinen fein verblümten Stichelreden hatte ihn mehr und mehr verdutzt gemacht. Kurz vorher hatte er das Salz und jetzt den Rothwein umgeſchüttet. Er hätte ſich nach §. 20 des »Code Grimod« zehn Ohrfeigen und noch ein paar Maulſchellen als Agio verſetzen mögen, daß er in Geſellſchaft dieſes Talma's und der übrigen Schauſpieler ſich ſo linkiſch benahm, wie ein armſeliger Skribler aus der Provinz, der früher noch nie an anſtändiger Tafel geſpeiſt hatte.

Talma ſeinerſeits benutzte die Gelegenheit, ſeinem »Feinde« von Neuem einen kleinen Klex anzuhängen.

— Schade um das blendend-weiße Tiſchtuch! rief er aus und trommelte mit der Gabel auf ſeinem leeren Teller herum.

— Dieſes umgeſchüttete Weinglas erinnert mich an eine andere Anekdote, begann Geoffroy, der Herrn Talma keine Bosheit ſchuldig bleiben wollte.

— Erzählen Sie, theurer Abbé! bat Hippolyte.

— Fürſt Kaunitz hatte einſt einen engliſchen Offizier eingeladen, dem — gerade wie mir — zum erſten Mal in ſeinem Leben das Unglück begegnete, ſein volles Weinglas umzuſtoßen. »Iſt dies in England ſo gebräuchlich?« fragte der Fürſt in einem Anfluge von Bosheit. »Das eben nicht,« erwiderte der Engländer, »doch wenn's einmal geſchieht, iſt man bei uns gebildet genug, keine Notiz davon zu nehmen.« Nun, Herr Talma, wie gefällt Ihnen dieſe Antwort? fragte der Spötter mit bronzirtem, grüngelblichem Lächeln.

— Bei Weitem nicht ſo gut, als Ihre vorgeſtrige Kritik über die letzte Aufführung der »Phädra«. Wie hieß doch gleich jener Narr von einem fränkiſchen König, der einmal den verrückten Einfall bekam, zwei Buchſtaben des Alphabets, bei Strafe des Ohren-Verluſts — Gott weiß weßhalb! — zu verbieten? Sie, lieber Abbé, wiſſen ja Alles. Iſt Ihnen auch der Name dieſes Königs bekannt?

— Er hieß Chilperich.

— Ganz recht, Abbé! Aber wiſſen Sie auch, welche zwei Buchſtaben er zu verbieten geruht hat?

— Vermuthlich das ah! und das oh! weil beide Buchſtaben die Seufzer ſeines armen Volks verriethen.

— Sehr geiſtreich, aber auch ſehr boshaft! Wiſſen Sie, Abbé, welche zwei Buchſtaben ich, angenommen, daß auch ich ein König und mindeſtens eben ſo verrückt wie jener Chilperich wäre, bei Verluſt der Ohren, verbieten würde?

— Nein, Herr Talma, das weiß ich nicht.

— Dann will ich's Ihnen ſagen. Ich würde das A und das G unterſagen.

— Und weßhalb? fragte der ganze Tiſchkreis, nicht wenig geſpannt, wo die verdächtigen Kreuz- und Querfragen hinführen ſollten.

— Ich würde A und S nur deßhalb verbieten, weil ſie die Anfangsbuchſtaben Ihres Namens ſind, womit Sie jede Ihrer Kritiken unterzeichnen. Alle Achtung vor Ihrem Geiſte, aber mitunter ſind Sie doch gar zu boshaft.

— Ah, mein Gott, was bemerke ich ſoeben! rief die Bourgoin, um ihrem Nachbar den Faden zu einer Erwiderung abzuſchneiden.

— Was bemerken Sie, meine ſchöne Dame?

— Daß Sie die Gabel in der rechten und das Meſſer in der linken Hand halten.

— Das iſt einmal ſo meine Gewohnheit.

— Wiſſen Sie nicht, lieber Abbé, begann die Mars, daß es viel hübſcher und weit bequemer iſt, die Gabel mit der linken und das Meſſer mit der rechten Hand zu halten?

— Ich werde mich mit dieſer neuen Sitte, die über den Canal La Manche zu uns herübergekommen iſt, niemals befreunden können.

— Die Gabel in der rechten Hand! wiederholte Talma mit erkünſteltem Pathos. So pflegte man zur Zeit der Sündfluth in der Arche Noahs zu eſſen. Wiſſen Sie, lieber Abbé, was unſer groſer Talleyrand dazu ſagen würde? »Das iſt mehr als ein Verbrechen, das iſt ein Fehler!«

— Und wiſſen Sie, Herr Talma, was ich ihm darauf erwidern würde? Mein Prinz, das, was Sie mir ſoeben geſagt, iſt noch mehr als ein Fehler, das iſt geradezu . . .

— Gefrorenes, Herr Abbé, ſagte Mahomed, der eben das Eis herumreichte.

— So oft ich Gefrorenes eſſe, bemerkte die Bourgoin, fällt mir jene Italienerin ein, die mit tiefem Schmerz beklagte, daß das Eiseſſen keine Sünde ſei.

— Und warum beklagte ſie das?

— Weil ſie, meine ſüße Hippolyte, überzeugt war, daß es ihr dann noch einmal ſo gut munden würde.

— Auch ich, meinte Abbé Geoffroy, bin ein großer Verehrer von Allem, was Gefrorenes heißt. Ich erinnere mich dabei an den öſterreichiſchen Kammerherrn Grafen von Frankenberg, Bruder des Erzbiſchofs von Mecheln, der, nach einem Wiener Zeitungsberichte vom 13. Juni 1790, bei einer Mahlzeit vierzehn Becher Eis gegeſſen und gleich darauf das Zeitliche geſegnet hatte.

— Ich für meinen Theil, erklärte Etiennette, werde mich an die Melonen halten.

— Auch unſere große Freundin Clairon, erinnerte Hippolyte, war eine Freundin von Melonen. Was »Semiramis« unter den Trauerſpielen des Herrn von Voltaire, das iſt, nach Clairons Anſicht, die Melone unter den Früchten des Nachtiſches.

— Ich, ſprach Dugazon, ziehe den Fromage de Brie vor. Ein Nachtiſch ohne Käſe, ſagt mein verehrter Freund Brillat-Savarin, iſt eine Schöne, der ein Auge, oder, wie ich darüber denke, ein Claqueur, dem ein Arm fehlt.

— Aber, mein Gott, was bemerke ich ſoeben! rief der Abbé ſeinem Gegenüber zu, der bereits das dritte Stück einer Charlotte ruſſe auf ſein Gewiſſen nahm.

— Was bemerken Sie, Abbé? fragte Talma.

— Daß Sie dieſe Speiſe mit dem Meſſer zum Munde führen.

— Das iſt ſo meine Gewohnheit, perſiflirte der Mime.

— Wiſſen Sie nicht, großer Künſtler, daß bei derlei Speiſen nur die Gabel angewendet werden darf? Was mit dem Löffel oder der Gabel gegeſſen werden ſoll, eſſe man nie mit dem Meſſer und ſo auch umgekehrt. Dieſer Punkt, ſagt mein Freund Grimod, iſt weit wichtiger, als er Manchem, der nicht Eßkünſtler iſt, erſcheinen mag. Der Cardinal Richelieu entlarvte einſt einen Abenteurer von ganz gemeiner Herkunft, der ſich für einen Edelmann ausgab, einzig und allein dadurch, daß er ihm beim Eſſen Oliven vorſetzen ließ, die dieſer Spitzbube, ſtatt mit der Gabel, mit dem Meſſer in den Mund nahm.

Mahomed reichte jetzt ſchwarzen Kaffee herum.

— Eine Mahlzeit ohne Kaffee, rief Mademoiſelle Georges, dünkt mir eine Fabel ohne Moral.

— Du haſt Recht, Margarethe, ſagte Talma. Der Kaffee iſt das Oel, das die Triebräder der trägen Verdauung geſchmeidig macht.

— Trinken Sie keinen Kaffee, lieber Abbé?

— Abends niemals, meine theure Hippolyte. Ich, für meinen Theil, beſchließe jedes Souper mit einem Glaſe Waſſer, ſagte Papa Geoffroy und leerte das ſeinige mit Einem Zuge.

— Auf Eis und Melonen Waſſer? Wird Ihnen das nichts ſchaden? fragte die Dame des Hauſes voll zärtlicher Theilnahme.

— Nicht im Geringſten! Erasmus von Rotterdam pflegte zwar zu ſagen, er habe vor nichts in der Welt ſo große Furcht, als vor der Peſt und einem Glaſe Waſſer; ich aber, meine liebe Freundin, kann ſeine Furcht nicht theilen und werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß auch noch ein zweites Glas leeren.

— Das ſcheint mir denn doch ſehr gewagt.

— Ich kenne meine Natur, Herr Talma.

— Warum lachen Sie, Schelm? fragte ihn die Georges.

— Ich dachte ſoeben an den witzigen Falconet, der bei Tiſche einem ſeiner Feinde gegenüber ſaß. Nachdem er den ganzen Köcher ſeiner Galle geleert hatte, rief er im höchſten Zorne: »Geh', ich verachte Dich wie ein Glas Waſſer!«

Und dabei zeigte Talma wie von ungefähr auf ſein Gegenüber. Alle — mit Ausnahme der gutherzigen Mars — lachten darüber. Nur Abbé Geoffroy blieb ſtumm und ſchnitt ein Geſicht, als ob er plötzlich Leibgrimmen bekommen hätte.

In demſelben Augenblick trat Mahomed ein und überreichte Herrn Geoffroy einen Brief.

— Wer hat ihn gebracht? fragte der Abbé.

— Ein goldbetreßter Diener, der im Vorzimmer auf Antwort zu warten ſcheint.

— Und woher wußte er, mich hier zu finden?

— Er war in Ihrer Wohnung und erfuhr von Ihrem Diener, daß Sie hier ſind.

— Ein Brief zu ſo ſpäter Stunde? überlegte der Abbé und betrachtete die Aufſchrift.

— Wohl gar eine Einladung zu einem zärtlichen Stelldichein? hauchte Mademoiſelle Mars mit atlasweichem Lächeln.

— Dieu de Dieu! rief die Bourgoin, ein ſchwarzes Siegel?

— Doch nicht etwa eine Trauerbotſchaft? fragte die theilnahmvolle Mars.

— Jedenfalls etwas Unangenehmes, prophezeihte Dugazon, denn der Abbé warf ja vorhin die Salzbüchſe um.

— Voyons! rief das Feuilleton, in deſſen Seele eine tiefdunkele Ahnung aufzudämmern begann.

Er raffte ſeinen ſämmtlichen Muth, den ganzen Vorrath ſeiner Geiſtesgegenwart zuſammen und erbrach nun mit Grimaſſen, welche ſchlechtverhehltes Bauchgrimmen verriethen, den geheimnißvollen Brief. Die Neugier hatte ringsum alle Zungen gelähmt und alle Blicke auf das verhängnisvolle Billet gerichtet. Der Aermſte hatte den Inhalt kaum durchflogen, als er mit einem Schrei des größten Schreckens auf ſeinen Stuhl zurückſank.

— Himmel, was iſt geſchehen? fragten Alle.

— Jeſus, Maria und Joſeph, ſchrie das unglückſelige Schlachtopfer, ich bin vergiftet!

— Vergiftet? wiederholten Alle, bis auf Talma, der ſich plötzlich zu entfärben ſchien.

— Unmöglich! rief die Bourgoin.

— Nun denn, ſo leſen Sie es ſelbſt! ſchrie der Sterbende und reichte ihr leichenblaß das Billet.

Mit allen Symptomen eines mehr als paniſchen Schreckens las ſie mit zitternder Stimme:

»Vor einer Stunde, lieber Abbé, erfuhr ich durch einen günſtigen Zufall, daß ein gewiſſer Herr, den Sie in Ihrer letzten Kritik etwas hart mitgenommen hatten, aus gekränkter Hiſtrionen-Eitelkeit den ſchwarzen Vorſatz gefaßt hat, Sie heute Nacht in der Geſellſchaft, zu der man Sie nur deßhalb eingeladen, zu **vergiften**. Ich will hoffen und wünſchen, daß meine gut gemeinte Warnung nicht zu ſpät komme.

Ein eifriger Leſer Ihres Feuilletons,
Alfred Marquis d'Aſſac.«

— Glauben Sie es nun, daß ich vergiftet bin? fragte der Abbé. Iſt das Wort »vergiftet« nicht drei Mal unterſtrichen? Beim ewigen Gott, es iſt wahr! Ich ſpüre in meinen Eingeweiden einen Schmerz, der mir ſagt, daß ich unrettbar verloren bin! rief Geoffroy händeringend und im Tone eines verzweifelnden Hiobs.

— Wer von uns ſollte ſolchen Frevel ſich erlaubt haben? fragte die Bourgoin.

— Und Phädra kann noch fragen? ſtöhnte der Papa im jämmerlichſten Tone.

— Eſſig! rief die Mars.

— Und Oel! verlangte Dugazon.

— Wollen Sie Salat anmachen? fragte Talma.

— Ein elender Witz! jammerte Herr Geoffroy.

— Butter her! Butter her! rief Etiennette.

— Iſt Ihnen auch etwas Käſe gefällig? fragte der herzloſe Pasquin.

— Menſch, ſchrie das Feuilleton, tödten Sie mich nicht vollends durch Ihre ſchlechten Witze! Schon tritt der Todesſchweiß auf meine Stirn ... ich zittere an allen Gliedern ...

— Wir wollen einen Arzt rufen laſſen, ſagte die mitleidige Georges.

— Weh' mir, ſeine Hilfe kommt zu ſpät! Der wüthende Schmerz in meinen Eingeweiden wird immer heftiger ... ich bin ein Kind des Todes!

In demſelben Momente trat Mahomed mit einem neuen Briefe ein, den er Herrn Talma übergab.

— Von wem? fragte der Mime mit der gleichgiltigſten Miene.

— Vom Marquis d'Aſſac, erwiderte der Diener.

— Vom Marquis d'Aſſac? wiederholte die ganze Tafelrunde.

— Ich bin neugierig, zu erfahren, was der gute Mann mir zu ſchreiben hat. Am Ende bin auch ich vergiftet, ſetzte er hinzu und erbrach das Schreiben — zum größten Hohne der ganzen Geſellſchaft — mit mephiſtopheliſcher Kälte.

Plötzlich ſchlug er ein ſo lautes, helles, unbändiges Gelächter auf, daß die arme, mit dem Tode ringende Kritik vor Schreck wie ein Taſchenmeſſer zuſammenfuhr.

— Was ſchreibt der Marquis? fragte Hippolyte.

— Leſen Sie, leſen Sie! baten Alle.

— Nun gut, ſo hören Sie!

»Vor einer Stunde, lieber Talma, erfuhr ich durch einen günſtigen Zufall, daß ein gewiſſer Böſewicht, den Herr Geoffroy in ſeiner letzten Kritik etwas allzuhart mitgenommen, des Spaßes halber den Entſchluß gefaßt habe, dem armen Abbé weiß zu machen, daß man ihn vergiftet habe. Das Ganze iſt nur eine Myſtification.«

— Und dieſer Böſewicht? fragte der Abbé mit neu erwachendem Muthe.

— Iſt Alfred Marquis d'Aſſac, erwiderte Talma.

— Und dieſer Marquis d'Aſſac? fragte Geoffroy.

— Iſt Ihr gehorſamer Diener, lachte Talma.

— Man hätte mich alſo nicht vergiftet?

— Nein, beim Propheten, nein!

— Sie hätten mich alſo blos gefoppt?

— Sagen Sie lieber myſtificirt; das klingt nicht ſo hart.

— Iſt aber ganz daſſelbe. Menſch, Engel, Teufel, Roscius, ich weiß nicht, ob ich Sie im Uebermaße meiner Freude umarmen oder in der gerechten Wuth, daß Sie mich ſo unbarmherzig gefoppt haben, erwürgen ſoll!

— Umarmen Sie mich lieber, bat Talma.

— Ja, Roscius, ich will Dich umarmen! Nun athme ich wieder freier . . . alle Schmerzen ſind verſchwunden . . . ich lebe . . . ich lebe!

— »Er lebt,« wiederholte der Farceur, und »lebt uns Allen zum Verderben!«

— Soyons amis, Cinna! declamirte der Tragöde.

— Ja, Talma, wir wollen von heute an Freunde ſein, jedoch nur unter der Bedingung, daß weder Sie, noch irgend Einer unſerer liebenswürdigen Geſellſchaft dieſe ſchändliche Fopperei, dieſe niedliche Myſtification, wollte ich ſagen, in's Publikum bringt. Talma, Dugazon, Caſtor und Pollux des Théâtre français, und Sie, Fleury, und Sie, meine Damen, werden Sie darüber ſchweigen können?

— Wir ſchwören! riefen die drei Männer.

— Wir werden ſchweigen, verſprachen die Damen.

— Abgemacht, meine Freunde! rief die vom Tode auferſtandene Kritik und umarmte Einen nach dem Andern.

XXVI.

Zwei Tage ſpäter ſtand dieſer Spaß in allen Zeitungen.[1])

XXVII.

Während dieſer Zeit war Mademoiſelle Mézeray, die mit Herrn Fouché ganz und gar gebrochen hatte, die intime Freundin des Herrn Grimod geworden, der, ſeiner Seits, ihr dafür verſprochen hatte, Mittel und Wege zu finden, um die giftige Boa conſtrictor, Geoffroy genannt, ſo zu kirren, daß er ſie zukünftig nicht mehr beißen ſolle. — Joſephinens Mutter, welche in ihren alten Tagen die Freude erlebte, die Waſchfrau ihrer einzigen Tochter zu ſein, vermochte nicht zu begreifen, wie ihr Kind ſo leichtſinnig ſein konnte, einem Miniſter den Laufpaß zu geben und ſich dafür in die Arme eines Schriftſtellers zu werfen, der häßlich und noch obenein gar nicht reich war. Eines Tages hatte ſie den Muth gefaßt, ihrem Kinde darüber Vorwürfe zu machen.

---

[1]) Aus dieſer Epiſode habe ich ein einactiges Luſtſpiel „Talma“ gemacht, das im dritten Bande meines „Joujou“ abgedruckt iſt. E. M. O.

— Gute Mutter, ſagte Mademoiſelle Mézeray, Sie verſtehen das nicht! Ich liebe dieſen Therſites mehr aus Curioſität als aus Neigung. Alle meine Anbeter hatten bisher nur falſche Herzen; dieſer Grimod hat falſche Finger, und das iſt etwas Neues für mich, und der Reiz der Neuheit hat für Naturen meines Temperaments mehr Anziehungskraft, als etwas Altes, das ſchon hundert Mal dageweſen iſt.

Dieſe höchſt charakteriſtiſche Antwort erinnert uns an eine galante Tänzerin, die ſich von aller Welt den Hof machen ließ. Von einer Freundin befragt, wie's möglich ſei, daß ſie ſich ſelbſt die Huldigung eines armen, häßlichen Teufels gefallen laſſe, erwiderte ſie mit reizender Unbefangenheit: »Er heißt Raoul und amüſirt mich, weil ich bis jetzt noch keinen Geliebten dieſes Namens gehabt habe.«

Die boshafte Waſchfrau, die auf Herrn de la Reynière — Gott weiß warum! — nie gut zu ſprechen geweſen war, ſagte zu ihrem Kinde, ſie könne dieſe Neigung zu Grimod um ſo weniger begreifen, da er in jeder Hinſicht ein Taugenichts ſei, der, wenn's nach Recht und Billigkeit ginge, ſchon zehn Mal den Galgen verdient hätte.

— Den Galgen? lachte Joſephine. Wiſſen Sie, was einer unſerer Schöngeiſter ſagt? Der Galgen iſt eine Schmeichelei für das ganze Menſchengeſchlecht: man hängt jährlich drei bis vier Spitzbuben, blos um die andern glauben zu machen, daß man ſie für ehrliche Leute hält. Herr Grimod de la Reynière iſt ein »profond scélérat«; aber eben darum flößt er mir mehr Intereſſe ein, als mancher ſogenannte Biedermann. Ich, für meinen Theil, habe die Erfahrung gemacht, daß jeder Mann mehr oder minder ein Schurke iſt; aber nicht Jeder iſt ein ſo liebenswürdiger Taugenichts, als der Herausgeber des »Almanach des Gourmands«.

Mama ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

So war ſie nun einmal, dieſe liebenswürdige Tochter! Sie pflegte aus ihren Grundſätzen nie und nirgends ein Geheimniß zu machen und gab ſich, wie ſie war, ohne Schminke, ohne Schleier, in der ganzen Blöße ihrer moraliſchen Verderbtheit. Mademoiſelle Mézeray war ſo gleichſam ein Brüſſeler Nachdruck der Pariſer »Marion Delorme«, ein Cliché jener ſpaniſchen Sylphide Camargo, von der die Fama erzählt, ſie habe ſo viel Liebhaber, als das Buch der »Tauſend und Einen Nacht« Märchen gehabt.

Tireſias, der blinde Seher, den Jupiter, der größte Farceur der vorchriſtlichen Götter, zuerſt in ein Weib und dann wieder in einen Mann verwandelt hatte, erklärte, von Juno befragt, welches Geſchlecht befähigter zum Lieben ſei, daß das Weib mit neun Unzen, der Mann nur mit drei Unzen Liebe begabt iſt; kein Wunder, daß jedes Weib ſich drei Mal leichter als ein Mann verliebt. Liebe aber iſt, wie Herr von Balzac ſagt, der Fußſchemel aller Verbrechen und das Piedeſtal aller Tugenden. Und ſo kam's, daß die neununzige Joſephine, dieſe Perſonification der ſinnlichen Liebe, dieſe Zwielichts-Natur, eben ſo viele Laſter als Tugenden beſaß. Zur Zahl der Letztern gehörte ihre Gutmüthigkeit. Sie konnte Niemanden leiden ſehen, ohne Mitleid zu fühlen. Kurz vor ihrer Bekanntſchaft mit dem Herzoge von Otranto war ein junger, blutarmer Bildhauer, George Philipp Cléſinger[1]), aus der Provinz nach der Hauptſtadt gekommen. Ohne Schutz, einzig und allein auf ſein bischen Talent angewieſen, hatte der achtzehnjährige Künſtler, um ſein armſeliges Leben zu friſten, mit tauſend Sorgen zu kämpfen gehabt. Sein guter Stern hatte ihn mit Mademoiſelle Mézeray zuſammengeführt. Sie war's, die ſich ſeiner Jugend, ſeiner Unerfahrenheit, ſeiner Hilfloſigkeit großmüthig angenommen und mit ihm ihre Gage, ihren Ueberfluß getheilt hatte, um ſein Daſein, arm an Freuden und reich an Entbehrungen aller Art, zu erleichtern. Der junge Mann, angezogen von der Plaſtik ihrer Schönheit, gefeſſelt durch das Gefühl inniger Dankbarkeit, hatte nach und nach ihren antiken Kopf, ihren üppigen Arm, ihren reizenden Fuß, alle Gliedmaßen ihres üppigen Körpers und endlich ihre ganze Statue, zuerſt in Wachs und dann in Marmor und Erz, modellirt und ſich dadurch in kurzer Zeit einen ſo großen Ruf erworben, daß ganz Paris, entzückt von der Schönheit dieſer Formen, ihn mit Beſtellungen überhäufte. Joſephine war glücklich, das aufkeimende Talent pouſſirt zu haben. »Nun brauchſt Du mich nicht mehr,« hatte ſie zu George geſagt und ihn ſeinem Schickſale überlaſſen.

---

[1] Geb. 1788 zu Beſançon.

Eines Morgens beſuchte er ſeine Beſchützerin.

— Was bringen Sie mir, George? fragte Mademoiſelle Mézeray.

— Eine neue Büſte, die ich geſtern vollendet habe, ſagte Clésſinger mit einem Ausdruck, in dem ein tiefer Schmerz lag.

— Laß ſehen, mein Freund!

Der Bildhauer enthüllte ſein Werk und fragte mit zitternder Stimme:

— Kennen Sie dieſen Mann?

— Es iſt Fouché! rief die Mézeray.

— Es iſt der Teufel, der mir Ihre Liebe geraubt hat, ſtöhnte der arme Künſtler.

— Weg, weg damit! Der Anblick dieſer Büſte empört jede Faſer, jede Fiber meines Stolzes. Dieſer Elende, dem ich meine Neigung geſchenkt hatte, vermochte ein Geſchöpf wie Zoë mir vorzuziehen und ſie zur Zeugin meiner Demüthigung zu machen. Ich mag die Züge dieſes Schurken nicht mehr ſehen ... ich haſſe, ich verabſcheue ihn!

— O dann bin ich gerächt, Joſephine! rief Clésinger und zertrümmerte ſein Kunſtwerk vor ihren Augen.

— Brav, brav, mein guter George! rief ſie, umarmte ihn und weinte Thränen der Reue an ſeinem Herzen.

Uns aber fällt dabei der alte Publius Syrus ein. Die Frauen, ſagte er, kennen nur Liebe oder Haß und keinen Mittelweg. Dem Manne, den ſie lieben, können ſie Alles verzeihen mit Ausnahme des einzigen und größten Frevels, daß er eine Andere ihnen vorzieht. Liebe und Haß ſtehen ſich im Leben der Frauen ſo nahe, als das Capitol und der tarpejiſche Fels. Von dem Einen bis zum Andern giebt's nur Einen Schritt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Laufe deſſelben Tages erhielt ſie Grimods Beſuch.

— Papa Geoffroy, erzählte er mit ſchlechtverhehlter Schadenfreude, iſt von Neuem wüthend auf Sie.

— Und weßhalb? . .

— Der Teufel mag's wiſſen, wer ihm hinterbracht hat, daß meine eben ſo ſchöne als boshafte Joſephine einen ihrer vierfüßigen Lieblinge »Geoffroy« nennt. Der Abbé will Sie nun gar verklagen.

— Und glaubt er, den Prozeß zu gewinnen?

— Er hatte Luſt, darauf zu wetten.

— Der gute Mann wird ſich irren. Wer kann mir wehren, meinen Pudel »Geoffroy« zu heißen? Giebt's nicht mehr Geoffroy's auf der Welt? Und wodurch will er beweiſen, daß ich gerade nur ihn und keinen Andern dieſes Namens meine? Mein Hund ſchreibt ſich nur mit Einem f.

— Das werd' ich ihm ſagen und ihm begreiflich machen, daß ſich gegen ſolch ein Argumentum ad canem nichts einwenden läßt. Hören Sie nun, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Papa Geoffroy iſt, wie Ihnen bekannt ſein wird, höchſt verliebter Natur. Er, der ſeit Jahren für die Mars geſchwärmt, iſt jetzt untröſtlich, daß ſie ſich in einen jungen Schweizer verliebt, und außerdem wüthend darüber, daß ſie ſich mit Talma und der Bourgoin verſchworen hatte, ihm neulich ein Todesſchreck einzujagen, der jetzt die Runde durch alle Klatſchblätter macht und ihn dem allgemeinen Gelächter bloßſtellt. Jetzt, meine theure Freundin, ſcheint mir der Augenblick gekommen zu ſein, wo Sie dem biſſigen Hunde eine Schlinge über den Kopf werfen und ihn, ohne die geringſte Gefahr zu laufen, fangen können.

— Und wodurch, Herr Grimod?

— Durch eine Liſt, die ich für Sie ausgeſonnen habe.

— Was ſoll ich thun?

— Sie müſſen die Miene annehmen, als ob Sie — Gott weiß wie ſehr — in ihn verliebt wären, und ihn noch im Laufe dieſer Woche ſchriftlich zu einem Rendez-vous einladen.

— Was fällt Ihnen ein? Der boshafte Ariſtarch, der gallſüchtige Zoilus wäre im Stande, meinen Brief wörtlich in ſein

Feuilleton einrücken zu laſſen, um aller Welt zu zeigen, daß ich ihn à tout prix gewinnen will.

— Und deßhalb muß Ihre Einladung zum Stelldichein unter fingirtem Namen und am ſicherſten unter dem einer unſerer Tänzerinnen ausgehen, denn der alte Herr liebt nichts ſo ſehr, als junge Erbſen und grünes Ballet. Der Tanz, hat ſchon der heilige Kirchenvater Chryſoſtomus geſagt, iſt eine Kreisbeſchreibung, deſſen Mittelpunkt der Teufel iſt, und der Teufel ſelbſt hat, wie Sie wiſſen werden, ſo viel Verlockendes, daß Unſereiner ihm nicht widerſtehen kann.

— Ihr Rath, Freund Balthaſar, gefällt mir ... die Einladung ſelbſt will ich im Namen einer der neuen Geliebten Fouché's erlaſſen . . . doch das Ende vom Liede?

— Soll eine herrliche Myſtification ſein, die unſern »cher papa« dermaßen in die Enge treiben wird, daß ihm nur Ein Ausweg bleiben darf: ſich und ſeine Feder auf Gnade und Ungnade Ihrem Willen zu ergeben.

Und während Herr Grimod de la Reynière ſeiner Freundin den ausführlichen Plan zu einer neuen Verſchwörung gegen Abbé Geoffroy auseinanderſetzt, begeben wir uns zu Mademoiſelle Bourgoin.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

XXVIII.

Etiennette's Schönheit, der Glanz ihrer Reize hatte eine neue Motte angezogen. Beſagte Motte war Herr Charles Maurice von Talleyrand-Périgord[1]), der ehemalige Seminariſt von Saint-Sulpice, der nachherige Biſchof von Autun und Abt von Saint-Dénis, der 1790 die neue Conſtitution beſchworen hatte und von Pius VI. dafür excommunicirt worden war, worauf er ſeine Biſchofswürde niedergelegt hatte und, bald nach Napoleons Thronbeſteigung, zum Oberkammerherrn des Kaiſers, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und erſt vor Kurzem zum Fürſten von Benevent erhoben worden war. — Zu jener Unzahl gebrochener Eide, die ihm die Geſchichte zum Vorwurf macht, gehörte bekanntlich auch jener, den er ſeiner Gattin, einer Madame Grant, die er im Jahre 1795 in Hamburg kennen gelernt und, vom erſten Conſul Bonaparte ſeines geiſtlichen Gelübdes entbunden, bald nachher geheirathet hatte, um ſich von ihr, ſieben Jahre ſpäter, wieder ſcheiden zu laſſen. Schon damals genoß er des wohlverdienten Rufes, Frankreichs gewandteſter Diplomat zu ſein, der wegen ſeines hinkenden Beines, das er ſich in ſeiner Jugend durch einen Fall zugezogen hatte, von ſeinen Feinden der »diable boiteux der

---

[1]) Geb. am 2. Februar 1754 zu Paris.

Tuilerien« genannt wurde. Aber weit boshafter iſt das Urtheil, welches der Schwager Napoleons über ihn gefällt hat: nach Murats Anſicht war Herr von Talleyrand — jeder Intrigue, jedes Laſters, jedes Meineids fähig — »ein Miſthaufen in ſeidenen Strümpfen, die Feilheit in Kammerherren-Uniform, die Treuloſigkeit im Fürſten-Ornat«. — Nach der Ausſage des Erzkanzlers Cambacérès, der eben auch kein Muſter von Tugenden war, beſaß der Fürſt von Benevent unter tauſend ſchlechten Eigenſchaften blos drei gute: Liebe zum Gelde, Liebe zur Tafel und Liebe zum ſchönen Geſchlechte. In letzterer Beziehung war der »hinkende Teufel«, wie jener Asmodée des Herrn Leſage, durchaus kein Koſtverächter: er liebte, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, alle Frauen ohne Unterſchied des Standes und des Glaubens, wenn ſie anders jung und ſchön und nebenbei auch ein wenig geiſtreich waren. Und auch er kannte die Weiber, und auch er war, wie jener Chamfort, der Meinung, daß Alle, aus Einem und demſelben Teige geknetet, in Bezug auf Eide nicht gewiſſenhafter als er und viele Andere ſeien, mit den Schwüren Würfel ſpielen und trotz aller Vorſicht falſches Spiel treiben. Nach ſeiner Definition war jede Frau eine Wetterfahne, »qui s'habille, babille et se deshabille«, ein wetterwendiſch Geſchöpf, das ſich ankleidet, ſchwatzt und ſich auskleidet. Und eben ſo ſkeptiſch und wegwerfend waren ſeine Grundſätze in Bezug auf die Metaphyſik der Liebe und all' dem Firlefanz, »der drum und dran hängt«. Nach ſeiner Terminologie war die Liebe ein zartes Räthſel mit plumper Auflöſung, der erſte Kuß der poetiſche Anfang eines proſaiſchen Endes und die Treue eine ſchöne Fabel mit der häßlichen Moral, daß Keiner zu trauen iſt. Jede Frau, meinte er, liebt wie Eva die verbotene Frucht, weiß Alles, was ſie nicht wiſſen ſoll, und verſchweigt nur das, was ſie nicht weiß. — Als Prinzeſſin Pauline Borghese, die über das Weſen der Liebe gern mit ihm ihre Gedanken auszutauſchen pflegte, ihn eines Abends befragte, wie man einen Liebesbrief zu ſchreiben habe, gab er ihr die Antwort: »Man muß ihn beginnen, ohne zu wiſſen, was man ſchreiben will, und ſoll ihn enden, ohne zu wiſſen, was man geſchrieben hat.« — Von der Prinzeſſin Eliſe Bajocchi befragt, was er von den Schwüren der Liebe halte, erwiderte er: »Wie der liebe Gott dem Menſchen die Sprache blos dazu gegeben, um ſeine Gedanken zu verſchleiern, ſo habe der böſe Menſch die Schwüre nur darum erfunden, um ſie brechen zu können oder Meineide zu ſchwören.« — Die Gräfin Regnault de Saint-Angely, die — kein Muſter von Keuſchheit — erfahren wollte, was er von der Schamhaftigkeit der Frauen halte, erinnerte er an Clemens von Alexandrien, der geſagt haben ſoll: die Keuſchheit ſei weiter nichts, als eine geſchminkte Lüge, die ihren Sitz in den Falten des Kleides habe, doch, aus dieſem Verſteck vertrieben, ihr bischen Schminke abſtreiſe und ſich in ihrer wahren Farbe zeige. — Als man ſich in einem Abendzirkel zu Morfontaine um die Frage ſtritt, ob der Teufel ledig oder verheirathet ſei, erklärte Herr von Talleyrand: der Gottſeibeiuns müſſe durchaus verheirathet ſein, denn wie könnte er ſonſt mit Hörnern abgebildet werden?

Mit ſolchen Grundſätzen ausgerüſtet, gab es für ihn, wie für Grimod, kein Weib, das unverführbar war.

Herr von Talleyrand hatte ſich hinter Talma geſteckt. Und Talma, der kein allzugroßer Freund von Chaptal war, hatte ihm ſeine Vermittelung zugeſagt.

— Meine reizende Etiennette, ſagte er zu ſeiner Freundin, hat abermals, ohne es zu wollen, eine neue Eroberung gemacht.

— Hat ſich Papa Geoffroy in mich verliebt?

— Der nicht, doch ein Anderer!

— Herr Grimod de la Reynière?

— O nein! Der Mann, der Dir vorgeſtellt zu werden wünſcht, iſt kein Anderer, als Herr von Talleyrand.

— Der Mann, der Gott weiß wie viel Eide gebrochen?

— Das mag er bei ſeinem Gewiſſen verantworten, was kümmert das uns? Er ſprach mit ſo hoher Begeiſterung und ſo reiner Verehrung von Deinem Talente, daß ich verſprochen habe, ihn bei Dir einzuführen.

— Ohne mich zuvor gefragt zu haben?

— Geſchieht's denn nicht jetzt?

Mademoiſelle Bourgoin ſchien einen Augenblick nachdenkend.

— Was aber, Freund Brutus, wird mein ehemaliger Miniſter des Innern dazu ſagen, wenn ich mich herablaſſe, dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine Audienz zu bewilligen?

— Verdient Herr Chaptal ſo viel Rückſicht? Haſt Du vergeſſen, daß er mit eigener Hand den Befehl Deiner Verhaftung unterzeichnet hatte?

— Haben Sie vergeſſen, Herr Talma, daß er meinetwegen ſeinen Abſchied genommen hat?

— Sonſt würde er ihn bekommen haben. Chaptals Zeit iſt längſt vorüber . . . die erſte Rolle im Cabinet ſpielt jetzt Talleyrand.

Etiennette überlegte von Neuem, ob ſie das Portefeuille des Innern mit dem des Auswärtigen vertauſchen ſolle.

— Wir wollen es dem Zufall anheimſtellen, ſagte ſie nach kurzer Pauſe. Dort auf dem Tiſche liegen ein paar Paquete Karten, mit denen ich vorhin Patience geſpielt und mein Orakel befragt hatte. Die Karte ſoll entſcheiden. Ziehe ich eine rothe Farbe, ſo will ich, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, ſetzte ſie mit ſarkaſtiſcher Laune hinzu, meinem »Innern« folgen und ihm auch fernerhin treu bleiben; ziehe ich aber — was der Himmel verhüten möge! — eine ſchwarze Farbe, dann will ich um meinen armen Ulyſſes pflichtſchuldige Trauer anlegen und meine Zukunft unter den Schutz des Departements der auswärtigen Angelegenheiten ſtellen.

— Wohlan, ſagte Talma, ſeiner Kameradin eine Handvoll Karten hinhaltend, Dein Wille geſchehe!

Mit der ſorgloſeſten Miene zog Dame Etiennette ein Blatt und ſchob es raſch in ihren Buſen, eines Theils, um ſich ſelbſt zu überraſchen, andern Theils, um ihres Freundes Neugier noch ein bischen auf die Folter zu ſpannen.

— Nun? fragte Meiſter François, der die Entſcheidung nicht erwarten konnte, will meine reizende Bourgoin ſich nicht überzeugen, welche Farbe ſie gezogen hat?

— O, wie mir das Herz ſchlägt! ſeufzte ſie mit erkünſtelter Aufregung. Wie die verhängnißvolle Karte auf meinem Fleiſche brennt!

— Laß ſehen, laß ſehen! bat Talma.

Und ſchelmiſch den Kopf nach der Seite wendend und die Linke vor's Geſicht haltend, holte ſie mit der Rechten die Karte aus dem Verſteck hervor und zeigte ihm die Farbe derſelben.

Es war der Pique-Bube.

— Schwarz! Schwarz! frohlockte der Mime.

— Gottlob! rief Mademoiſelle Bourgoin, wie Jemand, dem plötzlich ein centnerſchwerer Zweifel vom Herzen fällt. Ich, Meiſter François, fuhr ſie fort, bin unſchuldig an dieſem Verrath . . . der Zufall hat entſchieden . . . geſegnet ſei der Zufall!

— Amen! ſagte der Gottloſe und warf die Karten weg.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie wahr und treffend iſt das, was Herr von Balzac ſagt! Zur Zeit Ludwigs XIV. ſprach die Welt: »Ich liebe!« Zur Zeit der Regentſchaft hieß es: »Ich bete an!« Während der Revolution und zur Zeit des Kaiſerreiches, verwöhnt durch raſche Siege, ſagte man blos: »Ich wünſche!« Und dieſer leichtfertige Wunſch wurde eben ſo ſchnell erhört als ausgeſprochen. — Auch die Liebe hat ihre Phaſen und jedes Zeitalter liebt auf andere Weiſe. Ninon de Lenclos war die letzte Aſpaſia; jetzt giebt's leider nur noch Danaen. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend kam Herr von Chaptal. Der arme Mann war beſtürzt, ſeine Flamme in Waſſer, ſeine Danae in Thränen, ſeine Geliebte vom Scheitel bis zum Schuhbande in tiefer Trauer zu finden.

— Was iſt geſchehen, meine fromme Taube? fragte der überzärtliche Seladon.

— Ich habe, wie Sie ſehen, Trauer angelegt.

— Um wen?

— Um Ihre Liebe, Graf von Chanteloup!

— Süßer Schatz, was ſoll das heißen?

— In vergangener Nacht hat mich ein bitterböſer Traum gequält. Mein von Schreck verſchleiertes Auge ſah Sie in den Armen einer Andern und ich unglückſeliges Geſchöpf konnte, erwachend, den Morgen nicht erwarten, um mein Karten-Orakel zu befragen, ob dieſer gräßliche Traum ſich erfüllen werde. Und meine Karten ſagten »Ja«, und dies Orakel hat mich nie getäuſcht.

So ſind die ſchlauen Töchter Eva's! Wenn ſie ſelber auf dem Punkte ſtehen, eine Untreue zu begehen, ſo wälzen ſie die Laſt dieſes Frevels auf das Haupt ihres Geliebten, um für ihren eigenen Verrath eine Entſchuldigung zu ſuchen.

— Du biſt ein Kind! ſagte Chaptal.

— Sie aber ſind ein undankbarer Menſch! erwiderte Etiennette, die — ganz Thränendrüſe — das Feuer ihrer Augen jeden Augenblick unter Waſſer zu ſetzen verſtand.

— Um Dir einen Beweis vom Gegentheile zu geben, lege ich dies Geſchenk zu Deinen Füßen, entgegnete der Graf von Chanteloup und holte aus ſeiner Bruſttaſche ein grünes Maroquin-Futteral hervor, das er ihr überreichte.

Mademoiſelle Bourgoin öffnete es und fand darin ein koſtbares Halsband von Brillanten.

— Was ſoll ich damit? fragte ſie.

— Es annehmen als eine kleine Entſchädigung für die Kränkung, die ich Dir, wie Du weißt, nur auf des Corſen dringenden Befehl zugefügt hatte.

— Behalten Sie Ihren Schmuck, antwortete ſie, das Etui ſchließend. Kränkungen ſo harter Art laſſen ſich auf keine Weiſe wieder gut machen, fügte ſie hinzu und legte das Geſchenk in ſeine Hände zurück.

— Etiennette, rief der untröſtliche Mann, Du hatteſt mir jenen Frevel ja ſchon längſt verziehen!

— Ich kann vergeben, aber nicht vergeſſen! erklärte ſie mit bourboniſchem Stolze und ließ ihre Augen in einen neuen Thränenſtrom ausbrechen.

— Du verweigerſt die Annahme dieſes Geſchenks?

— Noch mehr, mein Herr! Hier iſt das Kreuz, auf dem ich Ihnen, noch vor Kurzem, den Eid unverbrüchlicher Treue geſchworen; ich habe meinen Schwur gehalten, Bonaparte's Nähe gemieden und weder in Malmaiſon, noch in Saint-Cloud geſpielt. Jetzt, Graf von Chapital, haben die Zeiten ſich geändert ... nehmen Sie Ihr Kreuz zurück und ... entbinden Sie mich meines Schwures ...

— Vive l'empereur! krächzte der dreifarbige Kakadu.

— Himmel, was muß ich hören? Du willſt mich, den treueſten Deiner Verehrer, lieblos verſtoßen, um Dich der brutalen Laune des elenden Tyrannen zu fügen?

— Wer denkt daran? Der Kaiſer hat mich, wie Sie wiſſen, aufgegeben, und auch ich verzichte auf ſeine Eroberung!

— Und doch willſt Du mit mir brechen?

— Weil Sie mich tief gekränkt, heillos verletzt haben.

— Engel, was ſoll ich thun, um meinen ſchweren Frevel abzubüßen?

— Mich verlaſſen! ſagte ſie mit Pathos.

— Gut, ich gehe! Aber das Kreuz nehme ich nicht zurück und noch weniger entbinde ich Dich Deines Schwures, ſprach der zerknirſchte Mann.

— Ich werde thun, was mir gefällt, antwortete die Schauſpielerin.

— Leben Sie wohl, Mademoiſelle, leben Sie wohl! Ich laſſe Ihnen acht Tage Zeit, zu überlegen, ob es klug, ob es edel iſt, einen Mann aufzugeben, der Ihnen ſein halbes Vermögen und ſeine ganze Zukunft aufgeopfert hat. In acht Tagen werde ich wiederkommen, Sie zu fragen, was Sie beſchloſſen haben. Bis dahin möge Gott Ihr Herz zum Guten lenken, ſagte der tiefgerührte Graf und verließ ſie.

XXIX.

Wie ganz anders war unſere Mars! Für ſie war die Neigung ihres Herzens keine Speculation; für ſie war die Liebe eine Offenbarung des ſchönſten und heiligſten Gefühles, das die Vorſehung in die Bruſt des Menſchen gepflanzt hat, um alle Gedanken, alle Triebe, alle Leidenſchaften zu veredeln. Für ſie war der arme Jerôme reicher als Crôſus, ſchöner als Apoll und tapferer als Mars, denn er beſiegte ſich ſelbſt und hielt unverbrüchlich feſt an ſeinem heiligen Gelübde, und keine Macht des Himmels und der Erde — ja ſelbſt nicht ihre eigene — war ſtark genug, ſeine gefeſſelte Zunge zu löſen, ſein treues Wort zu brechen. Und dieſe

Hingebung, dieſe Aufopferung, dieſe Anhänglichkeit hatten ihr nach und nach ſo viel Bewunderung eingeflößt, daß dieſe mehr und mehr in Liebe und tiefſinnigſte Anbetung überging. Stundenlang unterhielt ſie ſich mit ihrem zum Schweigen verurtheilten Geliebten und war ſelig, wenn ſie in ſeinen treuen Augen die Antwort auf jede ihrer Fragen fand. Und wer von uns weiß es nicht, daß es Augenblicke giebt, in welchen das Schweigen zweier Liebenden beredtſamer als der Reichthum aller Sprachen dieſer Erde iſt? Dieſe Augenblicke des erhabenen Schweigens bilden den ſchönſten und glücklichſten Abſchnitt unſeres ganzen Lebens. Die liebetrunkene Seele, verſunken in's Anſchauen der andern, ſchwelgt in wachen Träumen: ſie hört die Muſik der Sphären, das Geflüſter der Engel und den ambroſianiſchen Lobgeſang der ganzen Schöpfung, und jeder Nerv, jeder Pulsſchlag, jeder Gedanke ihres Seins ruft ſchweigend ein Hallelujah! — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Browns Freunde und Kameraden, von welchen er ſich nach und nach zurückgezogen hatte, ſuchten ſich dafür durch Spott und Hohn an ihm zu rächen. Keiner von Allen war Schwärmer genug, um begreifen zu können, wie Jemand ſo verrückt ſein könne wie Jerôme. Alle erklärten ihn für einen Narren. Mit tauſend Freuden hätte der muthige Schweizer ſich mit jedem Einzelnen des ganzen Regiments geſchlagen; Hippolyte aber, die dieſe Folgen vorausgeſehen, hatte — zu ſeiner und zu ihrer Sicherheit — ihm bald nach ſeiner Geneſung auch noch ein zweites Gelübde abgenommen, ſich zukünftig — wäre die ihm zugefügte Kränkung noch ſo ſchwer — ohne ihre Erlaubniß mit Keinem mehr zu ſchlagen. Für einen Mann wie Brown war die Erfüllung dieſes

Gelübdes noch weit ſchwieriger, als das des Schweigens. Und aus dieſem Grunde vermied er, um nicht in Zerwürfniſſe zu gerathen, alle Geſellſchaften, zog ſich in ſich ſelbſt zurück und entſchädigte ſich für die Entbehrung jedes Umgangs und jeder Unterhaltung einzig und allein dadurch, daß er ſeinen ganzen Tag zwiſchen Liebe und Lectüre theilte. Stundenlang ſaß er bei ſeiner Geliebten, Stundenlang bei ſeinen Büchern. — Unter Letztern gewährte ihm, nach »Paul und Virginie«, keines von allen ſo viel Unterhaltung und Belehrung, als Barthélemy's »Voyage du jeune Anacharſis en Grèce«.[1] Dieſes Werk, ein Golconda hiſtoriſcher Schätze, zeigte ihm das alte claſſiſche Griechenland unter allen Formen, welche ihm die Natur und der Genius ſeiner großen Geiſter gegeben. Der blendende Styl, die glänzende Schilderung, der Reichthum der tauſendfarbigen Bilder, die dem Leſer darin aufgerollt werden, athmen griechiſches Leben, griechiſche Schönheit, griechiſche Anmuth. Das ganze Buch iſt ein wimmelnder Bienenſchwarm geſchichtlicher Anekdoten und Charakterzüge. Hier begegnet uns Plato, dort Xenophon; wir hören Demoſthenes auf der Redner- und Sophokles auf der Schau-Bühne. Das ganze Hellas, wie es zur Zeit Alexanders des Großen in voller Blüthe ſtand, ſteht mit ſo friſchen Farben vor uns, daß man ſich darin bald ſo heimiſch als in ſeiner Vaterſtadt fühlt. Und wie ſchön und wie ſüß ſind die Erinnerungen, die uns an die Wiege unſerer Geburt feſſeln! — In Aſpaſia erblickte Jerôme keine Andere als ſeine Hippolyte; in Alcibiades fand er Anklänge an ſein eigenes Ich. Die Kunſtwerke des Zeuxis und Perikles entzückten ſein Auge, erhoben ſeinen Geiſt und erfüllten ihn mit claſſiſcher Bildung. — Seit eilf Jahren ruhte der Schöpfer dieſes Werkes im Schooße der Erde[2]), aber ſein Werk überlebte ihn und ſein Zeitalter und gewährt noch heute denſelben Genuß, den es bei ſeinem erſten Eintritt in die Literaturwelt hervorgerufen hat. Das eben iſt der Triumph eines großen Geiſtes, daß ſein Werk noch nach Jahrhunderten ein friſcher Quell der Belehrung für die kommenden Geſchlechter, ein unvergängliches Denkmal ſeines Ruhmes bleibt! — Aber leider iſt nicht jeder Autor ein Jean Jacques Barthélemy. — — — — — — — — — — — — —

---

[1] Die erſte Auflage dieſes claſſiſchen Werkes, an dem er über dreißig Jahre gearbeitet hatte, erſchien 1788 in vier Quartbänden. Auch dieſes Buch wurde in faſt alle Sprachen Europa's übertragen, in's Deutſche von J. E. Bieſter und D. Jeniſch (Berlin 1790), in's Engliſche (London 1791), in's Italieniſche (Venedig 1793), in's Spaniſche (Madrid 1813), in's Holländiſche (Amſterdam 1795), in's Schwediſche (Stockholm 1791) und in's Neugriechiſche von G. Sacellari (Wien 1799).

Eines Morgens, als Anacharſis-Brown, in ſeine Reiſe vertieft, im Theater zu Athen einer Aufführung der »Wolken« beiwohnte, in welchen der göttliche Spötter Ariſtophanes einen der edelſten Geiſter ſeiner Zeit, den weiſen Sokrates, auf die Bühne gebracht hatte, ſtörte ihn einer ſeiner Landsleute und frühern Kameraden, in der Abſicht, Jerôme's Geduld auf die Folter zu ſpannen.

— Was muß man von Dir hören! rief er aus. Das ganze Regiment, dem Du anzugehören die Ehre gehabt, erzählt ſich ſeit einigen Tagen, nicht der Eigenſinn Deiner Mars, ſondern viel Schlimmeres habe Dir die Zunge gefeſſelt. Du ſtellſt Dich nicht

---

2) Geb. am 20. Januar 1716 zu Caſſis, ſtarb er, als faſt achtzigjähriger Greis, am 30. April 1795 zu Paris, beim Leſen der vierten Epiſtel des erſten Buches ſeines Lieblings Horaz.

ſtumm, Du ſollſt es wirklich ſein. Der Schreck vor der Kugel Grimods ſoll Dir die Sprache geraubt haben! Sprich, guter Landsmann, iſt das wahr?

Brown las ruhig weiter und ſchwieg.

— Willſt Du Dich nicht herablaſſen, mich wenigſtens durch Zeichen einer Antwort zu würdigen? Sag', Jerôme, hat der leidige Schreck wirklich Deine Zunge gelähmt?

Jerôme nickte, um ſich Ruhe zu verſchaffen, mit dem Kopfe.

— Und das wagſt Du zu geſtehen? Iſt das nicht mehr als unmännlich? Iſt das nicht geradezu feig?

Dies letzte Wort, das ihm wie ein zweiſchneidiges Schwert durch's Herz gedrungen war, hatte ihn ſo tief empört, daß er einen Augenblick entſchloſſen war, Barthélemy's Griechenland mit all' ſeinen Kunſtwerken und Denkmälern ſeinem frechen Verhöhner in's Geſicht zu ſchleudern. Bald aber beſann er ſich eines Beſſern, ſtellte ſich mit verſchränkten Armen dicht vor ſeinen Gegner und nickte trotzig mit dem Kopfe.

— Wie? rief ſein Kamerad, um ihn noch mehr zu reizen, ich nenne Dich feig und auch dieſen Schimpf kannſt Du ruhig auf Dir haften laſſen?

Auch dieſe Frage bejahte er pantomimiſch.

— Dann biſt Du kein Mann, kein Schweizer; dann biſt Du ein altes Weib, eine elende Memme!

Jerôme ballte die Fäuſte, ſtampfte den Fußboden und würde den Beleidiger ſeiner Ehre erwürgt haben, hätte nicht die Erinnerung an ſein Gelübde ihn ſogleich wieder in die Schranken beiſpielloſer Mäßigung zurückgeführt. Dann nahm er ein Stück

Kreide und ſchrieb auf die Thür, durch die ſein Peiniger eingetreten war, mit zitternder Hand das einzige Wort:

— Geh'!

— Was ſeh' ich? ſchrie der Händelſucher. Ein Patron Deines Schlages wagt mir die Thür zu weiſen?

Jerôme raffte die ganze Energie ſeines Willens zuſammen, um ſich in ſeiner qualvollen Ruhe zu behaupten. Er bejahte deſſen Frage und zeigte auf die Thür.

— Das iſt eine Frechheit, für die ich Genugthuung von Dir verlange . . . noch heute müſſen wir ein paar Kugeln wechſeln!

Brown aber machte eine abweiſende Bewegung.

— Du haſt den Muth, meine Herausforderung zurückzuweiſen? Empfange dafür Deinen Lohn! rief der Soldat und riß die Thür auf.

An der Schwelle des Eingangs ſtand, lauſchend wie Thiſbe an der Mauer, Mademoiſelle Mars in der ganzen Glorie ihrer wonneverklärten Schönheit. Der Schwärmer, entzückt von dem Anblick ihrer Reize, ſtürzte zu ihren Füßen nieder.

— Stehen Sie auf, Jerôme! bat ſie mit freudebebender Stimme. Nicht zu meinen Füßen, an meinem Herzen iſt Ihr Platz. O mein Freund, Sie ſammeln glühende Kohlen auf mein Haupt, denn in dieſem Augenblick haben Sie mir einen neuen Beweis Ihrer Liebe, Ihrer Treue, Ihres Gehorſams gegeben. — Umarmen Sie Ihren Landsmann, fuhr ſie fort, er iſt der treueſte Ihrer Freunde, Ihr wärmſter Vertheidiger. Nur mir zu Liebe hat er Sie gereizt, gequält und beſchimpft, um mich zu überzeugen, daß Ihre Liebe zu mir ohne Grenzen iſt.

— Jerôme, kannſt Du mir das verzeihen? fragte der Freund.

Die beiden Schweizer umarmten ſich herzlich.

— Brown, begann Hippolyte von Neuem, Ihre unendlich groſe Liebe macht mich zu Ihrer Schuldnerin. Geſtatten Sie, daß ich in Gegenwart Ihres Freundes ein Tauſendtheilchen meiner ewigen Schuld an Sie abtrage, fuhr ſie fort, nahm das kleine Medaillon, das an ihrem Halſe hing, und legte es in ſeine Hand.

Es war ihr Bild. Jerôme preßte es an ſeine Lippen und fühlte ſich für das kleine Opfer, das er ihr gebracht, tauſendfach belohnt.

— Unten harrt mein Wagen. Das reizend-ſchöne Wetter lockt halb Paris auf's Land . . . erweiſen Sie mir das Vergnügen, mich nach Verſailles zu begleiten ... die Pflicht kindlicher Liebe ruft mich zu meiner Mutter, die dort in reizend-ländlicher Abgeſchiedenheit lebt. Sie wünſcht den Mann, von dem ich ihr ſeit Kurzem ſo oft und ſo viel geſchrieben habe, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Der Himmel von Paris liegt wie ein Alp auf meiner Bruſt. Mein Geiſt ſehnt ſich hinaus auf's Land, um im Schatten des Waldes, in der Einſamkeit der Natur, am Herzen meiner Mutter das Uebermaß meiner Freude auszuweinen, denn auch die Freude macht uns traurig und erpreßt uns Thränen, wenn es ihr an Worten fehlt, zu ſagen, wie glücklich ſie ſich fühlt. So geht's auch mir, mein Freund! Ich möchte weinen vor lauter Freude, ſagte Hippolyte und reichte dem Geliebten die Hand, die er liebeglühend an ſein Herz zog.

— Darf ich Sie begleiten? fragte Jerôme's Landsmann.

— Ich bitte darum, ſagte die Mars.

Und fünf Minuten ſpäter entführten zwei pfeilſchnelle Pferde drei glückliche Menſchen aus dem Gewühle von Paris nach Verſailles. Ein blauer Octoberhimmel röthete das Laub des wilden Weines, der ſich wie eine lebendige Tapete um die Wände vieler lachenden Landhäuſer wand, an welchen ſie heiter vorüberflogen. Hie und da ſtiegen aus den Eſſen der ländlichen Küchen kerzengerade Rauchſäulen empor; zuweilen erhob ſich ein Storch, der ſich auf ſeiner Rückkehr nach wärmern Zonen verſpätet zu haben ſchien, in die milden Herbſtlüfte, um noch einen Abſchiedsblick auf das Dach zu werfen, das ihn ſeit dem Frühling gaſtfreundlich beherbergt hatte. — Es giebt Leute, für welche der Anblick eines durch die Lüfte ſegelnden Storches eine gute Vorbedeutung iſt. Schon die Alten beſaßen eine große Vorliebe für dieſen Vogel. Die Theſſalier beſtraften Jeden, der einen Storch getödtet hatte, mit dem Tode. Die Orientalen betrachten ihn noch jetzt mit einer Verehrung, die faſt an Anbetung grenzt, vielleicht, weil ſeine Gegenwart das Haus, auf dem er ſein Neſt gebaut hat, gegen Feuer ſchützen ſoll, oder, weil aus dem Bürzel einer Gattung dieſer Störche (ciconia Marabu) die echten Maraboutfedern zum Kopfputze des ſchönen Geſchlechts gewonnen werden, vielleicht auch blos darum, weil die guten Türken ihm wegen ſeines langen Schnabels die äußerſt heilſame Erfindung der Klyſtiere zuſchreiben. Ei, zum Kuckuck! So ſind wir, ohne es zu wollen, vom Glück der Liebe auf geradem Wege zum Segen der Klyſtierſpritzen gerathen. Es wird Leſer geben, die darüber entrüſtet die Naſe rümpfen und vornehmthuend die Achſel zucken werden. Doch was liegt daran? Kommt doch faſt in jedem Romane Paul de Kocks einer dieſer metamorphoſirten Storchſchnäbel vor und wird unſer

Freund, trotz ſeiner kleinen Ungezogenheiten, hundert Mal lieber als mancher Andere geleſen, der aus lauter Prüderie ſo langweilig wie eine Faſtenpredigt oder eine Thronrede der Königin von England iſt. —

XXX.

Wir begeben uns zu Papa Geoffroy und finden ihn wieder in ſeiner Bibliothek, ſorglos auf dem Sorgenſtuhle ausgeſtreckt. Das Buch, das heute ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt, iſt die »Geſchichte des franzöſiſchen Theaters zur Zeit der franzöſiſchen Revolution«, und die Verfaſſer dieſes anziehenden Werkes ſind Charles Guillaume Etienne und Alphonſe de Martainville.[1] Der Abbé hält bei dem Abſchnitt, der die Schauſpiele beſpricht, welche zur Zeit der Schreckensherrſchaft an der Tagesordnung geweſen waren. Die Lieblingsdichter jener blutigen Epoche ſind Chénier[2], Fabre d'Eglantine[3], Collot d'Herbois[4], Sylvain Maréchal[5], Laya[6]

---

1) Paris an X (1802), 4 Bde. 12.

2) Außer den auf Seite 133 genannten Trauerſpielen hat ihm das franzöſiſche Theater noch „Henri III.", „Fénélon", „Timoleon", „Tibère" und „Philippe II." zu verdanken. Letzteres iſt erſt nach ſeinem Tode (10. Januar 1811) zur Darſtellung gelangt.

3) Drei ſeiner beliebteſten Luſtſpiele ſind die „Intrigue épiſtolaire", der „Préſomptueux" und der „Philinte de Molière". Noch auf dem Wege nach dem Schaffot,

und Olympe de Gouges[7]), von welchen die zwei Letztern der antirevolutionären Richtung angehörten. Unſer Kritiker, vertieft in die Schilderung des damaligen Theaters, ließ mit beſonderm Intereſſe ſein Auge auf einem der darin mitgetheilten Theaterzettel ruhen, einem Documente, dem auch wir einen Platz einräumen, weil es ein charakteriſtiſches Licht auf die Zuſtände jener Tage wirft. Jener Theaterzettel lautet:

Auf Befehl und zum Vergnügen des ſouveränen Volks
werden die Schauſpieler des Theaters der Republik heute, am
Tage der erſten Sansculotide, aufführen:

---

am Tage ſeiner Hinrichtung (5. April 1794), ſoll er den Plan zu einer neuen Comödie entworfen haben.

4) Anfangs ein in Lyon jämmerlich ausgepfiffener Komödiant und ſpäter eines der blutdürſtigſten Conventsmitglieder, hat er für die Bühne eine große Anzahl harmloſer Poſſen geſchrieben, worunter der „Paiſan magiſtrat“, der „Amant loup-garou“, „Adrienne“ und der „Procès de Socrate“ das meiſte Glück gemacht haben. Er ſtarb am 8. Januar 1796 im Hoſpitale zu Cayenne.

5) Verfaſſer der einactigen Farce: „le jugement dernier des Rois“, worin alle Monarchen Europa's, ja ſogar der heilige Vater, in Ketten gelegt, von den Sansculotten auf eine wüſte Inſel verbannt und dort zur Strafe ihrer an der Volksherrſchaft verübten Sünden von einem feuerſpeienden Berge verſchluckt werden. Maréchal ſtarb am 18. Januar 1803 zu Montrouge.

6) Das größte Aufſehen erregte ſein fünfactiges Luſtſpiel: „l'ami des lois“. Das Stück, zum erſten Male im Odéon-Theater am 2. Januar 1793 während der Verhandlungen des Prozeſſes gegen Ludwig XVI. aufgeführt, war, von der Commune verboten und vom Convente wieder erlaubt, vierzehn Tage hintereinander und ſogar am Tage der Hinrichtung des Königs wiederholt worden.

7) Ein fanatiſcher Blauſtrumpf, der eine Unzahl patriotiſcher Luſtſpiele, u. A. „Molière chez Ninon“ und „Mirabeau aux Champs Elysées“ ausgebrütet hat. Olympia ſtarb, 38 Jahre alt, am 4. November 1793 zu Paris.

Le jugement dernier des rois,

prophétie en un acte et en prose par Pierre Sylvain Maréchal.[8]

Hierauf:

Le mariage du capucin,

Sansculotide en deux actes par Jean François Barrau.

Derſelben Zeit gehört ein Singſpiel an, das den Titel führt: »Le tombeau des impoſteurs et l'inauguration du temple de la vérité, ſansculotide dramatique en trois actes, par les citoyens Leonard Bourdon, Moline et Valcour, muſique par le citoyen Porta.«[9]

Herr Geoffroy, zu bequem, um aufzuſtehen, ließ ſich und ſeinen Lehnſtuhl von ſeinem »Rennthiere« an das Schreibpult ſchieben, um ſich die Titel dieſer drei Stücke in ſein Notizenbuch aufzuzeichnen, als ein Briefträger eintrat, der ihm ein Billet übergab, das vom Abſender nicht freigemacht worden war. Nachdem der Abbé das Porto bezahlt hatte, öffnete er das weiße Couvert und zog ein hoffnungsgrünes Blatt folgenden Inhalts heraus:

---

[8] Dieſe revolutionäre Farce wurde ebenfalls am Abende der Hinrichtung Ludwigs XVI. aufgeführt. In einer Scene dieſes ſchamloſen Machwerks giebt die Kaiſerin von Rußland dem Könige von Preußen eine Ohrfeige, wofür dieſer ſich herabläßt, ihr einen Fußtritt in den Hintern zu verſetzen. Der Papſt wirft der zweiten Catharina die Tiara an den Kopf, worauf beide Herrſchaften ſich zu prügeln anfangen: der heilige Vater mit ſeinem Krummſtabe, die Kaiſerin mit ihrem Scepter. In der Vorrede dieſer Farce (die 1796 im Druck erſchien) ſagte der Verfaſſer zu ſeiner Entſchuldigung: früher hatten ſich die Könige über die armen Völker luſtig gemacht; jetzt ſei die Zeit gekommen, wo die Völker ſich endlich auch einmal über die Könige luſtig machen dürften.

[9] Der Text (gedruckt zu Paris im Jahre VII) iſt dem heiligen Vater gewidmet.

»Eine eifrige Bewunderin der geiſtreichen Kritiken des Abbé Geoffroy wünſcht deſſen perſönliche Bekanntſchaft zu machen, um ihm zu ſagen, wie groß der Genuß ſei, den ihr die Schärfe und der Witz ſeines Urtheils gewähren. Außerdem trägt ſie ſo Manches auf dem Herzen, das ſie aus tauſend Rückſichten, die ſie ſich und Andern ſchuldig iſt, dem Herrn Abbé nur unter vier Augen mittheilen darf. Aus dieſem Grunde erlaubt ſie ſich, Herrn Geoffroy einzuladen, heute Abend mit dem Glockenſchlage Sechs die Kirche Saint-Euſtache zu beſuchen. Dort, ganz in der Nähe des Altares, wird ihn eine ſchwarzverſchleierte Dame, eine weiße Schleife auf der Bruſt, erwarten, um das Weitere mit ihm mündlich zu beſprechen.

Zoë L...«

Der Abbé las die geheimnißvolle Einladung zum zweiten und zum dritten Male und war nun überzeugt, daß die Dame, die ihm dies Rendezvous gab, der haute volée angehöre, weil Papier und Siegel ihres Schreibens und der Duft, den es athmete — ſeine feine Naſe roch ſogleich den Extrait de Mouſſeline heraus — unverkennbare Zeichen ihres vornehmen Standes waren. Der Vorname »Zoë« und das myſterieuſe L... führten ihn auf tauſend Vermuthungen; endlich beſann er ſich, daß an der großen Oper eine kleine, äußerſt pikante Tänzerin dieſes Namens engagirt ſei. Papa Geoffroy hatte ein vortreffliches Gedächtniß.

— Irre ich nicht, ſagte er zu ſich, ſo iſt dieſe Zoë, die ſo ſehnlichſt unſere Bekanntſchaft zu machen wünſcht, das junge, frühlingsfriſche, reizende Geſchöpf, das in der galanten Welt unter dem Namen der »Perle von Avignon« bekannt iſt. Meiſter Julien, fuhr er fort, hat Dein Geiſt auf das Herz dieſer Kleinen einen ſiegreichen Eindruck gemacht, dann, alter Knabe, darfſt Du Dir Glück wünſchen zu dieſer Eroberung; denn dieſe Zoë iſt ein Biſſen ganz nach meinem Geſchmack: klein, mager, blond und noch etwas unreif! C'est ce que j'aime! ſetzte er hinzu und ſog von Neuem den ſüßen Geruch dieſes Briefchens ein.

Unſer frommer Ex-Jeſuit, der ſeit Jahren den Beſuch einer Kirche ängſtlich vermieden hatte, konnte die fünfte Stunde dieſes Nachmittags nicht erwarten. Seine allzujugendliche Einbildungskraft, die mit dem vorgerückten Alter ſeiner Jahre in argem Widerſpruche ſtand, malte ſich das Stelldichein und die Wonnen, die in Zoë's Armen ſeiner harrten, mit üppigen Giulio-Romano-Farben und verführeriſchen Carlo-Dolce-Schattirungen aus. Die dunkele Kirche, die verſchleierte Bajadere, der geheimnißvolle Ton ihrer Einladung hatte für ihn ſo viel Reiz, ſo viel Anziehungskraft, daß ſeine lüſternen Augen mit unbeſchreiblicher Ungeduld an den Zeigern ſeiner Wanduhr hingen. Die Minuten aber zogen ſo langſam und träge vorüber, als ob ſie lange Stunden wären. Um die Zeit zu tödten, zog er ſich an und begab ſich geraden Weges zu Véry.

Dort fand er ſeinen Freund Grimod. Das unabweisbare Bedürfniß, ſeinem vielgeliebten Magen die Wohlthat eines Gabelfrühſtücks angedeihen zu laſſen, hatte ihn in die Sacriſtei der Leckermäuler gelockt. In gleicher Abſicht war auch Abbé Geoffroy erſchienen.

Verliebte Leute können kein Geheimniß verſchweigen. Gegen Ende des Frühſtücks wagte der alte Herr die Frage:

— Kennt Herr Grimod die Tänzerin Zoe?

— Wer wird nicht die »Perle von Avignon« kennen? Halb Paris ſchwärmt für die kleine Circe.

— Denken Sie ſich das unerhörte Glück! Die Kleine hat ſich in mich verliebt.

— Iſt das wahr? fragte der Feinſchmecker.

— Sie wiſſen, Freund Grimod, daß ich kein Windbeutel bin, der ſich mit Siegen brüſtet, die er nur in der Einbildung gemacht hat. Dame Zoë, ganz des Teufels, hat mir, unter uns geſagt, auf heute Abend ein Stelldichein gegeben.

— Wo? Wo? fragte Herr de la Reynière, dem vor Erſtaunen die Gabel aus der Hand fiel.

— Das werde ich bleiben laſſen, Ihnen anzuvertrauen.

— O dann glaube ich's nicht!

— Ueberzeugen Sie ſich, ſagte der Abbé und wies ihm blos die Unterſchrift des Briefes.

— Ja, das iſt die Hand der Tänzerin! Ich bin ein eifriger Autographenſammler und habe erſt unlängſt für ein Billet dieſer Perl fünfundzwanzig Francs gezahlt. Mann Gottes, wie beneide ich Sie! Eroberungen ſolcher Art pflegt Unſereiner nicht alle Tage zu machen. Sie aber ſind ein Tauſendſaſa! Die Weiber lieben Jeden, welcher Aufſehen erregt. Ihr Feuilleton geht von Hand zu Hand, Ihr Urtheil von Mund zu Mund. Es ſoll mich nicht wundern, wenn Sie mir bald einmal ein Billetdoux von der Hand der Kaiſerin zeigen, denn auch Joſephine ſoll, wie ich aus ſehr guter Quelle weiß, ſich auffallend für Sie intereſſiren.

— Was ſagen Sie?

— Die Wahrheit, Papa! Einer meiner beſten Freunde, Herr Joſeph Marie Dechamps, der Privatſecretär Ihrer Majeſtät, hat mir erſt geſtern, natürlich nur unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, mitgetheilt, daß die Kaiſerin neulich in einem Abendzirkel zu Malmaiſon in ſeiner Gegenwart den leicht verzeihlichen Wunſch ausgeſprochen habe, den König des Feuilleton, den Napoleon Bonaparte der Kritik, perſönlich kennen zu lernen. Ganz daſſelbe habe ich ſchon früher von Aimé Bonpland, dem berühmten Botaniker und Inſpector des Schloßgartens von Malmaiſon, gehört.

— Sie ſcherzen wohl nur? fragte Geoffroy.

— Das Eſſen, theurer Freund, iſt für mich ein Act ſo ernſter Natur, daß ich während der Ausübung deſſelben nie zu ſcherzen pflege. Im Uebrigen legen Sie viel zu wenig Werth auf Ihren Ruhm, wenn Sie das, was ich Ihnen in Bezug auf die Kaiſerin erzählt habe, ſo ganz und gar unglaublich finden. Die Geſchichte hat uns mehr als Ein Beiſpiel aufbewahrt, daß manche Fürſtin von der Höhe ihres Thrones herabgeſtiegen iſt, um ihr empfindſames Herz mit Dichtern und Künſtlern, deren Schöpfungen ſie bewundert haben, huldreich zu theilen. War nicht Margarethe von Schottland, Gemahlin des eilften Ludwigs, in Alain Chartier, den Vater der franzöſiſchen Beredſamkeit, dergeſtalt verliebt, daß ſie ihm eines Nachmittags, als ſie den alten Herrn im Vorzimmer des Königs auf einem Lehnſtuhle eingeſchlafen fand, ſich zu ihm herniederbeugte, um, im Angeſichte aller Höflinge, den häßlichen Mund zu küſſen, der ſo viel Schönes geſagt? Und warum ſollte nicht eben ſo gut die Gemahlin Napoleons, die großherzige Beſchützerin unſerer Literatur, für Vater Geoffroy, den Fürſten der franzöſiſchen Kritik, begeiſtert ſein?

— Sie glauben alſo wirklich ...

— Daß Sie, früher als Sie vermuthen, eine Einladung nach Malmaiſon erhalten werden.

— Schon der Gedanke macht mich ſchwindelig! Grimod, wenn es wahr, wirklich wahr wäre, daß Ihre Majeſtät die Kaiſerin ſich für mich zu intereſſiren geruhte, ich würde Alles, Alles wagen ...

— Um Ihrem Ehrgeize einen hohen Triumph zu bereiten. Wer kann Ihnen das verdenken, Papa? Der Günſtling einer Kaiſerin zu ſein, iſt keine Kleinigkeit! Der unſterbliche Sänger Ovid, welchem Julia, die Tochter des Kaiſers Auguſtus, die Sonne ihrer Gunſt zugewendet hatte, fühlte ſich ſelbſt in der Verbannung ſo ſelig, daß er, im Bewußtſein dieſes Sieges, die Leiden ſeines Exils mit männlichem Stolze ertrug. — Vorläufig aber gebe ich Ihnen den guten Rath, ſich mit Zoe's Eroberung zu begnügen; ſie iſt zwar nur eine Tänzerin, aber eine junge Odaliſke iſt, genau betrachtet, beſſer als eine alte Sultanin.

— Auch ich liebe die Jugend; doch geſtehe ich gern, daß der Gedanke, mich von einer Sultanin geliebt zu wiſſen, mehr Beſtechendes für mich hat, als die Gunſt der Odaliſke.

— Papa, Sie wiſſen Ihr Glück nicht zu ſchätzen. Ich, an Ihrer Stelle, würde der gütigen Vorſehung als Tribut meines Dankes hundert Ochſen weihen.

— In Ermangelung der Ochſen wollen wir dem Vater Bacchus ein paar Flaſchen Champagner opfern. Garçon, rief er einem der dienſtbaren Geiſter zu, ein paar Bouteillen Cliquot!

Liebe macht den Geizhals zum Verſchwender.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Herren leerten eine Flaſche nach der andern, und ſo verging ihnen unter Trinken und Schwatzen die Zeit. Als die Freunde ſich trennten, ſchlug es Vier. Grimod warf ſich in die Arme eines Fiacre und Abbé Geoffroy beſchloß, nachdem er Alles bezahlt hatte, ein halbes Stündchen unter den Bogengängen des Palais-royal zu flaniren, um ſeinen kleinen Champagner-Nebel verrauchen zu laſſen.

XXXI.

Mit dem fünſten Glockenſchlage betritt unſer würdiger Abbé in geſpannter Erwartung den Säulengang der Kirche: er eilt hinein und findet ſie leer, ganz leer; doch kann ihn dies durchaus nicht befremden, da die ſchwarze Dame mit der weißen Schleife ihn erſt um Sechs erwartet. Es bleibt ihm alſo noch eine ganze Stunde, und da unſer liebenswürdiger Papa heute ein paar Gläſer mehr als gewöhnlich getrunken hat, ſo fühlt er ſich, trotz des Spaziergangs, noch immer nicht ganz frei und beſchließt deßhalb, auf einer der erſten Bänke Platz zu nehmen, dort ein wenig auszuruhen und während dieſer langen Stunde eine Maſſe kurzweiliger Betrachtungen anzuſtellen.

— Wenn ich, dachte er bei ſich, für jedes Stelldichein, das im Schooſe dieſer Kirche gegeben worden iſt, ein Fünffrankenſtück beſäße, dann wäre ich ſo reich, daß ich mir halb Paris kaufen könnte. Wenn die Wände und Beichtſtühle Alles, was ſie ſeit Jahrhunderten geſehen und gehört haben, mir erzählen wollten, könnte ich Denkwürdigkeiten in Tauſenden von Bänden erſcheinen laſſen, ohne den Stoff des Erzählten zu erſchöpfen. Wohl auf jeder dieſer Bänke hat ein galantes Abenteuer begonnen, wohl in jedem dieſer ſtillverſchwiegenen Beichtſtühle ein Drama geſpielt, und darum wundert's mich, daß noch keiner unſerer Romanſchriftſteller auf den Einfall gerathen iſt, »Memoiren einer Kirche« zu ſchreiben, monologiſirte unſer Abbé und legte ſein champagnerſchweres Haupt auf die Polſterlehne der Bank, die vor der ſeinigen ſtand. Das nach und nach hereinbrechende Dunkel, die ungeheure Ruhe im leeren Raume dieſes ſtillen Gottestempels wiegte ihn bald, ganz gegen ſeinen Willen, in leichten Schlummer und in ſüße Träume ein, in welchen Abälard und Heloiſe, Romeo und Julia, Petrarca und Laura, Taſſo und Leonore und all' jene Liebespaare, deren Leben durch den Zauber der Poeſie unſterblich geworden iſt, ihre Gräber verließen, wie blaue Geiſter-Flämmchen das Haupt des glücklichen Schläfers umgaukelten und ihm die Abenteuer ihrer Liebe in's Ohr flüſterten, um ſeinen trunkenen Geiſt mit tauſend Wonnen zu erfüllen, die ihn wie ſüße Minne-Melodien, wie Echoklänge aus einer ſchönern Welt durchzitterten und in ſeinem Herzen eine Symphonie gleichgeſtimmter Accorde weckten. — Die eherne Zunge der Glocke verkündete die ſechſte Stunde, als plötzlich, in der ſchönſten Verwickelung dieſes vielgeſtaltigen Traumes, dicht hinter ſeinem Rücken eine tiefverſchleierte, ſchwarze Dame mit weißer Schleife ſtand, die ihn durch einen leiſen Fächerſchlag auf ſeine Schulter aus den ſüßen Banden ſeines Schlummers riß.

— Sie haben geſchlafen? fragte die Unbekannte.

— O nein! ſagte der Abbé, ſich raſch ermunternd. In tiefe Andacht verſunken, habe ich gebetet und dem Himmel für das Glück gedankt, das er mir durch Sie beſchieden hat.

— Sind Sie bereit, mir zu folgen?

— Bis an's Ende der Welt!

— Wohlan, dann kommen Sie!

Sie ging voran; er folgte ihr. Vor dem Eingange der Kirche harrte ein Wagen, der ſie Beide aufnahm. Als der Abbé an der Seite ſeiner ſchwarzſeidenen Sphynx ſaß, nahm ſie ihre ſeidene Schärpe ab und ſagte in einem Tone, der wie Muſik klang:

— Vor Allem muß ich Sie bitten, ſich von mir die Augen verbinden zu laſſen.

— Darf ich fragen, warum?

— Damit Sie nicht ſehen können, in welche Straße und in welches Haus ich Sie führe, erklärte ſie, ihm die Schärpe um die Augen bindend.

— Und wozu all' dieſe Geheimniſſe?

— Weil ſie zu unſerer beiderſeitigen Sicherheit unumgänglich nothwendig ſind.

— Schöne Unbekannte, begann der blinde Amor, es gefällt Ihnen, ſich wohl nur deßhalb in ſo undurchdringliche Schleier zu hüllen, um meine Neugier zu ſpannen. Und doch habe ich längſt errathen, wer Sie ſind.

— Nun, für wen halten Sie mich?

— Sie ſind die »Perle von Avignon«, Frankreichs Circe, die Alles bezaubert, mit Einem Wort, Sie ſind Mademoiſelle Jos von der großen Oper.

— Sie irren, Abbé, ich bin nur eine Abgeſandte jener Dame, die Sie kennen zu lernen wünſcht.

— Und warum iſt Dame Jos nicht in eigener Perſon erſchienen?

— Weil ſie, von den Spürhunden des Herzogs von Otranto umringt, überall die Argusaugen des lauernden Verraths zu fürchten hat. Aus dieſem Grunde bin ich beauftragt, Sie nicht in Jos's Wohnung, ſondern in die einer ihrer treueſten Freundinnen zu bringen. Erſt dort, wenn Ihre Binde von den Augen fällt, ſollen Sie erfahren, wo Sie ſind.

— Ein Stelldichein mit Hinderniſſen, das gefällt mir!

— Noch größer, Abbé, wird die Freude der Ueberraſchung ſein, wenn Sie, am Ziele angelangt, erfahren werden, welch ein Glück Ihnen bevorſteht!

— Die Neugier, ſchöne Unbekannte, verzehrt mich.

— Und doch darf ich Ihnen leider das nur ſagen, was zu ſagen mir geſtattet iſt. Das Beſte erfahren Sie erſt zuletzt.

— Ich taumle auf dem Gipfel der Erwartung!

— Geduldet Sie ſich noch eine halbe Stunde ... bald ſind wir am Ziele.

Uns Allen, die wir uns einmal in gleicher oder auch nur ähnlicher Lage befunden haben, muß es bekannt ſein, daß keiner von allen Reizen ſo viel Prickelndes hat, als der Reiz des Myſteriöſen. Jedes Geheimniß iſt eine cumäiſche Sibylle, die unſere Neugier faſt zu Tode kitzelt. Uns fällt dabei die räthſelhafte

Grabſchrift »Aelia, Laelia, Crispis etc.« ein, die man in Bologna im Hauſe des römiſchen Senators Volta ausgegraben und worüber der arme Graf Carlo Malvaſia, nachdem er über dieſes magere Geheimniß einen dicken Quartband zuſammengeſchrieben hatte[1]), aus unbefriedigter Neugier den Verſtand verloren haben ſoll. — In gleichem Zuſtande befand ſich unſer armer Freund. Gekitzelt von unwiderſtehlicher Neugier, den Schleier dieſes galanten Abenteuers zu lüften, befand er ſich in fieberhafter Aufregung, in einem Delirium, das ſeinem erhitzten Gehirne tauſend verworrene Hieroglyphen vorſpiegelte, von denen er keine zu entziffern vermochte. Der einzige Gedanke, der klar und deutlich vor der Camera obſcura ſeiner Seele ſtand, war der leicht erklärliche Wunſch, ſich jenſeits der Brücke dieſes Geheimniſſes, am heißerwünſchten Ziele zu ſehen.

Nachdem ſie länger als eine halbe Stunde von einer Straße in die andere gefahren waren, hatte ihn ſeine Begierde, ſich zu überzeugen, in welcher Gegend er ſich befinde, zu der Unvorſichtigkeit verleitet, ſich plötzlich die Binde abzureißen und einen Blick auf die Straße zu werfen. In dieſem Augenblick befand ſich der Wagen in der Nähe der Tuilerien.

— Halt, halt! rief ſeine Begleiterin ihrem Kutſcher zu. Nun iſt Alles verloren!

— Was iſt verloren? fragte Herr Geoffroy.

---

1) Dieſer Quartband erſchien unter dem Titel: „Aelia, Laelia, Criſpis" 1683 zu Bologna. Dreiundvierzig Autoren hatten ſich vor und nach ihm mit der Auflöſung dieſer geheimnißvollen Grabſchrift beſchäftigt, aber Keinem von Allen war die Löſung geglückt. Ein Abdruck dieſer Grabſchrift findet ſich in Oxenſtiern's „Penſées ſur divers ſujets" (Band I, S. 353).

— Nichts, Abbé, nichts! erwiderte die ſchwarze Dame ſchnell gefaßt. Noch iſt es Zeit, Ihre jugendliche Unbeſonnenheit wieder gut zu machen, wenn Sie ſich von Neuem die Augen verbinden laſſen und mir das heilige Verſprechen geben wollen, ſo lange blind zu bleiben, bis ich Ihnen die Erlaubniß zum Sehen ertheile. Mögen Sie dies nicht, ſo erſuche ich Sie, augenblicklich auszuſteigen, weil Sie unter keiner Bedingung erfahren dürfen, wo ich Sie hinfahren ſoll. Wollen Sie dem Befehle Ihrer Dame gehorchen oder nicht?

— Ich will! betheuerte der ungeduldige Abbé.

— Wie aber, wenn ich Ihrem Worte nicht mehr traue?

— Dann will ich ſchwören!

— Thun Sie das, ſagte ſie, ſeine Augen von Neuem verbindend.

— Ich ſchwöre beim Gott der Liebe, dieſe Binde nicht eher abzunehmen, als bis Sie mir die Erlaubniß dazu ertheilen!

— Gut, dann dürfen wir unſern Weg weiter verfolgen. Umkehren! rief ſie dem Kutſcher zu.

— Und warum befehlen Sie, umzukehren?

— Weil Sie geſehen haben, in welcher Gegend wir uns befinden. Die Ordre aber, die mir geworden iſt, verlangt, daß Sie mir blindlings folgen und keine Ahnung von der Straße haben ſollen, in welcher Sie mit heißer Sehnſucht erwartet werden.

— Schöne Unbekannte, ich berſte vor Neugier!

— Bald ſoll Ihnen Alles klar werden.

Nachdem ſie einige Minuten den Weg, den ſie gekommen, wieder zurückgefahren waren, befahl ſie dem Kutſcher, abermals zu halten. Als dies geſchehen war, erhob ſich die Dame, öffnete das vordere Wagenfenſter und flüſterte ihrem Kutſcher ein paar Werte in's Ohr. Gleich darauf ſetzte ein Hieb ſeiner Peitſche die Pferde in raſchere Bewegung. Der Wagen flog jetzt im ſtrengſten Galopp durch die finſter gewordenen Straßen.

— Iſt's erlaubt, zu fragen, weßhalb wir jetzt ſo ſchnell fahren?

— Um die verſäumte Zeit einzuholen. Schon längſt wären wir am Ziele geweſen, hätte nicht Ihre jugendliche Unbeſonnenheit mich genöthigt, einen Umweg zu machen.

Der alte Herr, der ſich durch den abſichtlich wiederholten Vorwurf »jugendlicher Unbeſonnenheit« gründlich geſchmeichelt fühlte, ſchien, aus lauter Ungeduld, auf glühenden Kohlen zu ſitzen. Er rutſchte hin und her, kam mehr als ein Mal — wir wagen nicht zu entſcheiden, ob zufällig oder abſichtlich — mit dem Knie ſeiner Nachbarin in Berührung, bat ſie dann hundert Mal um Verzeihung und fragte fünf Mal in einer Viertelſtunde, wie lange er noch zu fahren habe.

Nachdem ſie abermals ein halbes Stündchen hin- und hergefahren waren, hatte der Wagen endlich das heißerſehnte Ziel erreicht.

— Nous sommes arrivés! ſagte die Dame.

— Dieu merci! ſtöhnte der verbundene Abbé.

Der Kutſcher öffnete den Schlag; zuerſt ſtieg die Dame, dann ihr Begleiter heraus. Sie ergriff ſeinen Arm und führte den im Finſtern ängſtlich herumtappenden Seladon zwei ſteinerne Treppen hinauf. Oben angekommen, öffnete ſie die Thür des Vorſaals und geleitete den Abbé durch eine ziemlich lange Reihe prachtvoll meublirter Zimmer in einen glänzend erleuchteten Saal.

— Nun, Abbé, geſtattet man Ihnen, die Binde abzunehmen.

Papa Geoffroy riß die Schärpe ab und ſperrte Mund und Augen auf, als er ſich im Schooße eines wahrhaft fürſtlichen Luxus ſah.

— Wo bin ich? fragte er überraſcht.

— Im Schloß der Tuilerien, erwiderte die noch immer verſchleierte Dame.

Der Abbé, dem nun einfiel, was ihm ſein Freund Grimod beim Frühſtück erzählt hatte, ſchlug hoch erſtaunt die Hände zuſammen und fragte mit angſtbewegter Stimme:

— In den Tuilerien? Darf ich nun auch erfahren, wer Sie ſind?

— Ich bin eine der Ehrendamen der Kaiſerin.

— Der Kaiſerin? wiederholte er tief erſchreckt.

— Beauftragt von Ihrer Majeſtät, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen hat...

— Ein Geheimniß? fragte der Abbé faſt tonlos.

— Von ſo wichtiger Art, daß die Kaiſerin es Ihnen nur unter vier Augen zu entdecken wagt, und auch dann nur unter Einer Bedingung...

— Im Voraus unterwerfe ich mich jeder!

— Wohlan! Dort ſteht ein Schreibtiſch. Nehmen Sie Platz, Abbé, und ſchreiben Sie, was ich Ihnen, auf Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, dictiren werde.

— Ich bin bereit! ſagte Geoffroy und ergriff die erſte beſte Feder.

Die ſchwarze Dame dictirte ihm ſtückweiſe:

— »Der Unterzeichnete verpflichtet ſich durch die unverbrüchlichſten Schwüre bei Gott und allen Heiligen« ...

— Bei Gott und allen Heiligen, wiederholte der Abbé, flugſchnell nachſchreibend.

— »Keine Seele auf Gottes Erdboden in das tiefe Geheimniß einzuweihen« ...

— Geheimniß einzuweihen, ſchrieb der Papa mit zitternder Feder.

— »Daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät, die erlauchte Gemahlin Napoleons I.« ...

— Napoleons I., wiederholte der Abbé faſt athemlos.

— »Hingeriſſen von der Bewunderung für den Geiſt des Unterzeichneten« ...

— Für den Geiſt des Unterzeichneten ...

— »Sich huldreich bewogen gefühlt hat« ...

— Bewogen gefühlt hat ...

— »Demſelben am heutigen Tage eine geheime Privataudienz zu bewilligen« ...

— Zu bewilligen, ſtotterte der unbeſchreiblich aufgeregte Abbé.

— »Der Unterzeichnete, der dieſen Beweis kaiſerlicher Huld zu ſchätzen weiß« ...

— Zu ſchätzen weiß, ſtöhnte der arme Mann, dem der Angſtſchweiß auf die Stirne trat.

— »Erklärt hiermit« ...

— Erklärt hiermit ...

— »Sollte er ſo gewiſſenlos ſein, ſich jemals heimlich oder öffentlich dieſer Gunſtbezeigung zu rühmen« ...

— Zu rühmen ...

— »Sich freiwillig einer lebenslänglichen Gefangenſchaft auf dem Mont Saint-Michel zu unterwerfen.«

— Zu unterwerfen, wiederholte der Abbé, der ſo conſternirt war, daß er nicht mehr wußte, was er niederſchrieb.

— Erklären Sie ſich mit Allem einverſtanden?

— Ja! ſagte der Abbé, an Leib und Seele zitternd.

— Dann unterzeichnen Sie dieſe Erklärung mit Ihrem vollſtändigen Namen.

Mit fieberhaft fliegender Hand unterſchrieb er ſich mit Vor- und Zunamen.

— Abbé, geben Sie mir den Revers!

— Hier iſt er! ſagte der Glückliche.

— Ich gehe, um die Kaiſerin zu rufen, ſprach die Ehrendame Ihrer Majeſtät und begab ſich mit der bewußten Erklärung in's anſtoßende Gemach.

In demſelben Augenblick öffnete ſich auf entgegengeſetzter Seite, auf der die Dame hinausgegangen war, eine Flügelthür, durch die jetzt ein Herr hineintrat. Es war Grimod de la Reynière.

— Bon soir, cher papa! ſagte der verruchte Böſewicht.

— Sie treff' ich hier?

— Mit größerm Rechte, ausgezeichneter Freund, bin ich erſtaunt, Sie hier zu finden. Armer Mann, Sie glauben ſich im Schloß der Tuilerien, an der Schwelle eines Stelldicheins mit der Kaiſerin, und ahnen nicht, daß Sie ſich in der Schlinge Ihrer größten Feindin befinden!

— Gott im Himmel, ſchrie der Abbé, jene ſchwarze Dame...

— Iſt Ihre ganz ergebene Dienerin, erklärte Mademoiſelle Mézeray, die, eben zurückgekehrt, jetzt unverſchleiert vor ihm ſtand.

— Himmel und Hölle, mein Revers!

— Er bleibt in den Händen meiner Freundin, ſagte der ſchändliche Böſewicht. Mademoiſelle Mézeray aber will ſo großmüthig ſein, nie davon Gebrauch zu machen, wenn Sie als reuiger Sünder für das große, himmelſchreiende Unrecht, das Sie ihr und ihrem Talente zugefügt haben, knieend Abbitte leiſten und als Mann von Ehre in meiner Gegenwart verſprechen, ſie fernerhin nie mehr ungerecht kränken zu wollen.

Der alte Herr, der ſeine ganze Faſſung verloren hatte, ſank vor ſeine Feindin auf beide Kniee nieder und ſagte:

— Mademoiſelle, verzeihen Sie einem alten Manne, der Ihnen verſpricht, Sie nie mehr zu tadeln, wenn Sie ihm einen Beweis Ihrer Liebenswürdigkeit geben wollen dadurch, daß Sie ihm jenen vermaledeiten Revers, der ihn in's Unglück ſtürzen kann, großmüthig zurückgeben.

Joſephine, viel zu gutherzig, um ſelbſt dem größten ihrer Feinde eine Bitte abzuſchlagen, war ſofort entſchloſſen, ihm Alles zu gewähren.

— Hier, Herr Abbé, iſt der Revers. Geſtatten Sie mir, dies Document, das, wie kein zweites, geeignet iſt, Sie auf ewige Zeiten dem Fluche der Lächerlichkeit Preis zu geben, vor Ihren Augen zu zerreißen.

— Sie ſind ein Engel! jubelte Geoffroy und erfaßte ihre Hand, die er an ſeine Lippen zog.

Mademoiſelle Mézeray, die ihren Gegner beſiegt zu ihren Füßen ſah, nahm ihre weiße Buſenſchleife ab.

— Abbé, empfangen Sie dieſe Schleife als ein Zeichen der Erinnerung und Verzeihung, ſagte ſie mit dem einſchmeichelndſten Tone und befeſtigte ſie wie ein Ordensband an ein Knopfloch ſeiner ſchwarzen Weſte.

— Ich will, erklärte der alte Herr tiefgerührt, von jetzt an Ihre Farbe tragen und Ihr treuer Ritter ſein.

— Wer iſt dann glücklicher, als ich! rief Joſephine.

— Eine rührende Verſöhnungsſcene, ſagte der gründliche Taugenichts und fing boshaft zu applaudiren an. Ich könnte in helle Thränen ausbrechen!

— Warum, lieber Freund? fragte die Mézeray.

— Ach, weil ich nach dieſem, mir ewig unvergeßlichen Auftritt einen unbeſchreiblichen Hunger verſpüre.

— Es iſt angerichtet! meldete der eintretende Mameluck.

— Kommen Sie, mein theurer Abbé! ſagte die Schauſpielerin, häkelte ihren Arm in den des Kritikers und führte ihn in den Speiſeſaal.

Alle Drei waren bei köſtlichem Appetite.

XXXII.

Seit jenem Abende wurde Mademoiſelle Mézeray vom Ritter der weißen Schleife nie mehr getadelt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

XXXIII.

Drei Tage nach jener mehr als rührenden Verſöhnung zwiſchen Kunſt und Kritik hatte Freund Talma den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten bei Mademoiſelle Bourgoin eingeführt. Herr Talleyrand war als Fuchs der Füchſe bemüht geweſen, den eigentlichen Grund ſeines Kommens verdeckt zu halten, um deſto leichter und ſicherer das neue Gebiet ſeiner diplomatiſchen Thätigkeit kennen zu lernen. Etiennette, die, wie die Mehrzahl der Frauen jener eroberungsſüchtigen Zeit, keine Freundin von langweiligen Vorſpielen und zaghaften Umſchweifen war, hatte eine offene Liebeserklärung erwartet und war nicht wenig erſtaunt geweſen, zu hören, wie er mit ihr von den allergleichgiltigſten Dingen ſprach. Am Tage ſeines erſten Beſuches hatte er nichts weiter als den Geſchmack ihrer Toilette gerühmt und ſich, wie ein fader Stutzer, mit ihr von der Wandelbarkeit der Moden, von der Verſchiedenheit der alten und neuen Garnituren, vom vielfachen Nutzen der Fächer, vom Grafen Frangipani, dem Erfinder der parfümirten Handſchuhe, von Catharina von Medicis, welche den Gebrauch der Schminke eingeführt hatte, von der Phyſiologie der Schönpfläſterchen und von der Geſchichte der Parfums unterhalten und abſichtlich Alles vermieden, was ihr das geheime Motiv ſeiner Miſſion irgendwie hätte verrathen können.

— Vor vierzig Jahren, ſagte er unter Anderm, trugen unſere Damen zwei dicke Locken, welche die Stirne überragten und »Gefälligkeiten« hießen. Die Federbüſche, die hinten am Kopfputze befeſtigt waren, wurden »Maulwürfe« genannt. Die Farbe, die im Jahre 1775 am meiſten beliebt geweſen war, hieß »Haar der Königin«. Damals kannte man gegen fünfzig verſchiedene Garnituren, denen man die abenteuerlichſten Namen gab; man nannte ſie »erſtickte Seufzer«, »unbeſonnene Klagen«, »die Gefühlloſen«, »Günſtlinge«, »Grillenfängerinnen«, »Schwermüthige« u. ſ. w. Die mit Smaragd beſetzten Ferſenſtücke der Schuhe wurden »Komm und ſieh mich« genannt. Die beliebteſten Bänder hieß man »Venusſeufzer« und »matte Augen«. Der Herzog von Grammont ſchrieb ſeiner Couſine, die ſich von ihm den neueſten Modebericht erbeten hatte, folgenden Brief: Geſtern ſah ich in der Oper eine Dame in einem Kleide mit »erſtickten Seufzern«, »überflüſſiger Reue« und »vollkommener Herzensunſchuld« garnirt. Ihre Schuhe vom »Haar der Königin« waren mit Diamanten und »treuloſen Stichen« eingefaßt, und ihr »Komm und ſieh mich« war von Smaragden mit »ununterbrochenen Gefühlen«. Ihre Haube war mit »Venusſeufzern« und »müden Augen« geziert, und auf den nackten Schultern trug ſie eine »Katze« von der Farbe der »Neuangekommenen« hinter einer »Medicis« mit einer »Verzweiflung« (Agraffe) von Opalen und einen Muff von »vorübergehender Aufregung.«

So hatte er in Einem Athem fortgeſchwatzt, ohne ihr Zeit zu einer Antwort zu gönnen. Nachdem er ſich entfernt hatte, war ſie von ſeinem Beſuche ſo wenig erquickt geweſen, daß ſie laut zu gähnen angefangen und ſich geſtanden hatte, daß dieſer diplomatiſche Schwätzer noch etwas langweiliger als ihr der Chemie ergebener Anbeter ſei. — Nach ſeinem zweiten Beſuche, bei welchem er den Einfluß der Frauen auf das Schickſal der Staaten zum Thema ſeiner Unterhaltung gewählt und von Aſpaſia und Perikles, von Agnes Sorel und Carl VII., von der Herzogin von Chateauroux und Ludwig XV. die reizendſten Schilderungen entworfen hatte, war er ihr ſchon viel anziehender als das erſte Mal erſchienen. — Als er ſie zum dritten Male beſuchte, wußte er gewandt, wie immer, das Geſpräch auf Mademoiſelle Mars hinzulenken.

— Sie geht einer großen Zukunft entgegen, warf er hin und machte eine kurze Pauſe, um ihr Zeit zu einer Frage zu laſſen.

Da Etiennette aber nicht aufgelegt zum Fragen war, hob er die Maſche des Geſpräches auf und ruderte geraden Weges auf ſein Ziel los.

— Der Kaiſer, der Ihnen noch immer nicht verzeihen kann, daß Sie ſeine aufrichtige Huldigung ſo grauſam zurückgewieſen, hat nun, wie ich aus guter Quelle weiß, ſein Auge auf Ihre reizende Nebenbuhlerin geworfen.

— Und Mademoiſelle Mars? fragte ſie beſtürzt.

— Wird — verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit — ſich nicht ſo ſehr im Lichte ſtehen, ihr Ohr den Huldigungen des größten Monarchen ſeiner Zeit lieblos zu verſchließen.

— Sie verkennen meine gute Freundin Mars. Hippolyte, begeiſtert von der treuen Hingebung ihres jungen Schweizers, hat nur noch Auge und Ohr für Herrn Brown . . . er iſt ſtumm und ſie, ſie iſt blind und taub für die Huldigungen aller Andern.

— Der Schein hat ſchon oft getrügt. Ich weiß aus eben ſo zuverläſſiger Quelle, daß Mademoiſelle Mars, »die Königin des

Luſtſpiels«, geſtern die Einladung erhalten hat, im Laufe der nächſten Woche in Malmaiſon zu ſpielen.

— Und hat ſie dieſe Einladung angenommen?

— Wie ſich das von ſelbſt verſteht!

— Und daraus ſchließen Sie?

— Daß der Kaiſer ſie in ſein Herz geſchloſſen hat. Müßte ich nicht befürchten, Sie zu kränken, dann könnte ich Ihnen, in Bezug darauf, noch mehr erzählen.

— Ich bitte, mein Fürſt, erzählen Sie!

— Der Kaiſer ſcheint auf Sie ſehr pikirt. Wie konnte ich ſo verblendet ſein, ſagte er geſtern zu Talma, Mademoiſelle Bourgoin unſerer reizenden Mars vorzuziehen!

Dieſe Aeußerung gab ihrem Herzen einen ſo tödtlichen Stich, daß ſie erbleichend die Lippen zuſammenkniff und keiner Antwort fähig war.

— Mademoiſelle Bourgoin, fuhr der »hinkende Teufel« im Namen ſeines Gebieters fort, mag in künſtleriſcher Beziehung vielleicht noch etwas höher ſtehen als unſer fleckenloſer »Diamant«, in jeder andern Beziehung aber hat dieſe Mars keine Nebenbuhlerin.

Das kränkte ſie noch viel tiefer.

— Ich ſehe die Zeit kommen, fuhr unſer Diplomat in ſeinem eigenen Namen fort, wo Mademoiſelle Mars nicht blos eine glänzende Rolle auf der Bühne, ſondern eine viel wichtigere auf dem Schauplatz der Politik ſpielen wird.

— Erklären Sie ſich deutlicher, mein Fürſt!

— Der Kaiſer ſcheint ſich im höchſten Grade unglücklich zu fühlen, daß ſeine Ehe mit Joſephine unfruchtbar geblieben iſt.

Eine kinderloſe Ehe ſcheint mir eine Schlinge ohne Knoten. Wohlunterrichtete Leute, wie Fouché und Andere, ſprechen ſchon jetzt ganz unverhohlen von einer Trennung, die früher oder ſpäter eintreten muß. Iſt Ihre Freundin Mars nun eben ſo gewandt und ehrgeizig, als ſchön und liebenswürdig, dann kann ſie, von der Gunſt der Verhältniſſe getragen, ſehr leicht wie Roms erſte Schauſpielerin Theodora, die Geliebte, vielleicht gar die Gattin unſers neuen Juſtinians werden.

— Das iſt unmöglich! rief die Bourgoin.

— In Frankreich, Mademoiſelle, iſt nichts unmöglich! Juliette Clary, Tochter eines armen Marſeiller Handelsmanns, iſt als erlauchte Gemahlin des Prinzen Joſeph Bonaparte ſeit Kurzem Königin von Spanien und Indien. Eliſabeth Patterſon, Tochter eines Kaufmanns von Baltimore, iſt jetzt Gemahlin des Prinzen Jerôme1), und bald werden wir uns auch für ſie um einen ledigen Thron umſehen müſſen. — Ah, Mademoiſelle, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu ſagen, daß Sie Ihr Glück, Ihre Zukunft leichtſinnig verſcherzt haben. Noch vor vier Wochen war der Kaiſer entzückt von der Glorie Ihrer Schönheit . . .

— Und jetzt, mein Fürſt, erwiderte ſie mit ſchwerem Seufzer, bin ich ihm ſo gleichgiltig wie eine Statue!

— Mademoiſelle, wer hat Ihnen das geſagt?

---

1) Es iſt bekannt, daß Jerôme Bonaparte erſt ſpäter, nachdem der Kaiſer für ihn das Königreich Weſtphalen improviſirt hatte, ſich von ſeiner Frau trennen und am 22. Auguſt 1807, ganz gegen ſeine Neigung, mit der Prinzeſſin Katharina von Württemberg vermählen mußte.

— Der Graf von Chanteloup.

— Ah, dieſer Mann hat Sie getäuſcht! Seine blinde Eiferſucht hat ihn verleitet, Ihnen Dinge zu erzählen, an die Seine Majeſtät nie gedacht haben.

— Wie? fragte Etiennette hoch entzückt. Ich wäre dem Kaiſer alſo nicht ganz gleichgiltig?

— Ich vermuthe es...

— Und Sie glauben ...

— Bemerkt zu haben, daß er noch immer eine große Vorliebe für Sie in ſeinem Herzen trägt. Ein entgegenkommender Schritt Ihrer Seits könnte, wie ich feſt überzeugt bin, den erloſchenen Funken zu neuer Flamme anfachen.

— Durchlaucht, was ſoll ich thun? fragte ſie, verlegen die Augen niederſenkend.

— Vor Allem mit Herrn Chaptal brechen!

— Das iſt ſo gut als geſchehen!

— Dann ſind Sie auf dem beſten Wege, Ihren Fehler wieder gut zu machen. Einem Kaiſer, der uns mit ſeiner Huldigung entgegenkommt, einen Korb zu geben, iſt mehr als ein Verbrechen, iſt ein arger Fehler, eine unverzeihliche Thorheit! Doch iſt noch Manches zu ändern. Faſſen Sie Muth und Vertrauen zu mir und erklären Sie mir frei und unumwunden, unter welchen Bedingungen wollen Sie ſich geneigt finden laſſen, die Wünſche Seiner Majeſtät zu erhören?

— Durchlaucht, dieſe Frage ...

— Klingt, ich weiß es, etwas unzart, doch gebe ich Ihnen zu bedenken, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lang' es noch warm iſt. Spielt Mademoiſelle

Mars in Malmaiſon, dann iſt's zu ſpät für Sie, Ihre Thorheit zu bereuen. Wollen Sie Ihrer gefährlichen Nebenbuhlerin die Palme des größten ihrer Siege entreißen, wollen Sie dem Kaiſer und der ganzen Welt den Beweis liefern, daß die Macht Ihrer Schönheit größer als die der Mars iſt, dann werfen Sie dieſen Stolz, dieſen Hochmuth, dieſen Vendéerhaß ab und zeigen Sie ſich gefügig ...

— Durchlaucht, ſo ſpricht ...

— Ein Freund, der es beſſer mit Ihnen meint, als Herr v. Chaptal. Nicht alle Tage fällt aus dem Schooße der Wolken ein Kaiſer Napoleon zu Ihren Füßen nieder. Unter Millionen Frauen würde keine Einzige ſo unverantwortlich thöricht ſein, ſeiner Neigung zu ihr die Thür zu weiſen.

— Aber, Durchlaucht, mein Schwur, mein Schwur!

— Beruhigen Sie ſich, mein frommes Kind! Schwüre ſind gemacht, um ſie zu brechen. Wenn ich für jeden Meineid, den die Welt geſchworen hat, ein Zwanzigfrankenſtück bekäme, ſo wäre ich reich genug, um mit dem Ueberfluß meines Goldes Erde und Himmel zu pflaſtern.

— Was aber berechtigt Ew. Durchlaucht zu der Vermuthung, daß der Kaiſer noch wirklich für mich eingenommen iſt?

— Ich will nun offen mit Ihnen reden. Als ich mich durch Talma bei Ihnen einführen ließ, geſchah es einzig und allein im Auftrage Seiner Majeſtät.

— Alſo trieben Sie ein verdecktes Spiel?

— Nur um Sie auszuforſchen. Jetzt, da ich mich überzeugt habe, daß Sie weit weniger grauſam ſind, als der Kaiſer Sie mir geſchildert hat, darf ich meine Maske abwerfen und Ihnen ohne Umſchweife Alles offenbaren. Seine Majeſtät, unſer huld- und gnadenreicher Monarch, hat mich beauftragt, ſagte Herr von Talleyrand, eine goldene, mit Brillanten eingefaßte Tabatière öffnend und ſie der Schauſpielerin mit der Frage hinhaltend, ob ihr eine Priſe gefällig ſei.

— Durchlaucht, ich ſchnupfe nicht, ſagte die Bourgoin, geſpannt, den Inhalt des kaiſerlichen Auftrags zu erfahren.

— Der Kaiſer hat mich, wie geſagt, allerhuldreichſt beauftragt, für die ungeſäumte Erhörung ſeiner keinesweges allzufrevelhaften Wünſche ... verſtehen Sie mich, Mademoiſelle? ſagte er ſchnupfend.

— Ja, Durchlaucht, erwiderte ſie etwas unwillig.

— Ihnen ein lebenslängliches Engagement beim Théâtre français mit einem jährlichen Gehalte von fünfzigtauſend Francs, ein Hôtel, deſſen Auswahl der Kaiſer Ihrem eigenen Geſchmack überläßt, und noch außerdem ein Geſchenk von hunderttauſend Francs zur Ausſchmückung Ihres Eigenthums anzubieten.

Wohl möchte es in Frankreich und auch anderswo nur wenig Künſtlerinnen geben, deren Stolz und Tugend ſtark genug wären, ſolchem Schach widerſtreben zu können. Zu dieſen Wenigen gehörte Mademoiſelle Bourgoin, die, als Tochter der Vendée, viel zu gewiſſenhaft war, um ihren Schwur auf's Kreuz um ſolchen Preis zu brechen. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung erwiderte ſie:

— Durchlaucht, ich bleibe treu meinem Schwure!

— Sind Sie damit nicht zufrieden, ſagte der diplomatiſche Unterhändler, der ſich durch jene Antwort durchaus nicht einſchüchtern ließ, ſo bin ich beauftragt, Ihnen andere Bedingungen vorzulegen. Sie verlaſſen das Theater, erhalten aus der kaiſerlichen Schatulle eine jährliche Penſion von hunderttauſend Francs und empfangen den Titel einer Herzogin.

Das war ein Blitz, welcher zündete.

— Einer Herzogin? wiederholte Etiennette freudig erſchreckt.

— Sind Sie bereit, dieſe Bedingungen anzunehmen, ſo reichen Sie mir Ihre Hand.

— Hier, mein Fürſt, haben Sie beide!

— Deſto beſſer! Die Würfel ſind gefallen, meine Miſſion iſt beendigt und die Frucht meiner Unterhandlung iſt eine »liaison par procuration«. Im Namen meines erlauchten Souveräns küſſe ich Ihre ſchöne Hand und gratulire Ihnen, Frau Herzogin, von ganzem Herzen zum Sieg der Siege.

— Doch meine Nebenbuhlerin, meine Freundin Mars?

— Sie hat aufgehört, Ihnen gefährlich zu ſein.

— Und wird ſie ſpielen in Malmaiſon?

— Ich werde Sorge tragen, daß es nicht geſchehe.

— Dann, mein Fürſt, bin ich vollkommen beruhigt.

In demſelben Augenblick erſchien die Kammerfrau.

— Was giebt's? fragte die zukünftige Herzogin.

— Herr von Chaptal bittet um Audienz.

— Wir ſind für ihn nicht mehr zu ſprechen, erklärte Mademoiſelle Bourgoin.

Sonderbare Fügungen des boshaften Zufalls! Während der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten im Innern dieſes Boudoirs die Bedingungen eines koſtſpieligen Friedens entworfen hatte, war draußen, im Vorſaale, der ehemalige Miniſter des Innern erſchienen, um heute, nach Ablauf der achttägigen Bedenkzeit, die Entſcheidung ſeiner »Flamme« entgegenzunehmen.

Victoire brachte ihm die ſchreckliche Antwort:

— Monseigneur, Mademoiselle Bourgoin n'est pas visible.

— Ich verſtehe! ſeufzte der arme Graf von Chanteloup und glich in dieſem troſtloſen Augenblick einem vom Sturme zerknickten Regenſchirm. Traurig ließ er die Flügel hängen und ſagte zur Kammerfrau: Deine Gebieterin ſetzt mir den Stuhl vor die Thür und will nichts mehr von mir wiſſen. Sie wirft mich wie eine ausgepreßte Citrone weg, um ſich einem erbärmlichen Taugenichts, einem elenden Böſewicht, einem vollendeten Lumpen hinzugeben. Sage Deiner Gebieterin, daß ihr Undank mich tiefer ſchmerzt, als die Ungnade des Kaiſers, den ich, nur ihretwegen, mir zum unverſöhnlichſten Feinde gemacht habe. Sag' ihr, daß trotz der Kränkung, die ſie mir zufügt, die Erinnerung an ſie mir ewig theuer, ewig unvergeßlich bleiben wird. Sag' ihr, daß ich jederzeit bereit ſein werde, ihr meinen Schutz, meine Hilfe anzubieten, wenn ſie, früher oder ſpäter ihren Treuebruch bereuend, zu mir zurückkehren will. Sag' ihr, daß mein armes Herz, das dieſen Undank nicht verdient hat, wohl brechen, aber nie ihr zürnen kann. Sag' ihr, daß ich ihr Alles vergebe, ſprach der zerknirſchte Chemiker und löſte ſich vor Victoire in tauſend Seufzer auf.

Dann griff er in ſeine Taſche, holte eine volle Börſe hervor und drückte ſie in die ewig offene Hand der Kammerfrau.

— Verſprich mir, fügte er hinzu, Dich meines Auftrags pünktlich zu entledigen.

— Ich werde kein Wort davon vergeſſen.

— Dann lebe wohl, meine treue Victoire, ſprach Herr Chaptal und trat tiefbewegt ſeinen Rückzug an.

Auf der Treppe führte ihm ein malitiöſes Ungefähr den Herrn Grimod de la Reynière entgegen. Der gute Abbé Geoffroy, welcher ſeit jenem Duell, das ihm die Ungnade der Mars zugezogen hatte, mit dem Plane umgegangen war, ſich an ſeinem ſogenannten Freunde auf dieſe oder jene Weiſe zu rächen, hatte erſt geſtern dem Grafen von Chanteloup, der ihm vertrauensvoll die Untreue ſeiner Bourgoin geklagt und deſſen einflußreiche Vermittelung in Anſpruch genommen, das boshafte Inſekt in's Ohr geſetzt, daß kein Anderer als Herr Grimod ihm das Herz der Ungetreuen geraubt habe. Der tiefgekränkte Ex-Miniſter hatte ſeit jenem Augenblick dem »elenden Taugenichts«, der ihm eine ſo koſtbare Eroberung zu entreißen gewagt, Tod und Verderben geſchworen. Der »profond scélérat«, welcher in der vorläufig ganz unſchuldigen Abſicht erſchienen war, der Künſtlerin, die er in Sainte Pélagie kennen gelernt hatte, heute, gerade heute ſeinen erſten Huldigungsbeſuch abzuſtatten, war dem racheſchnaubenden Krokodil, dem blutlechzenden Tiger geradezu in den Rachen gelaufen. Der Anblick dieſes Böſewichts hatte den Kreislauf ſeines Blutes in ſo raſche Bewegung geſetzt, daß er, ein Sklave ſeines aufwallenden Zornes, ſeinen vermeintlichen Nebenbuhler, ohne ihn mit einer Sylbe zur Rede zu ſtellen, beim Jabot ergriff und mit den Worten: »So, elender Böſewicht, rächt ſich Chaptal!« mit ſolcher Kraft und Wuth die Treppe hinabwarf, daß Grimods langer, hagerer und ohnedies äußerſt baufälliger Leichnam rücklings niederſtürzte, ſo von Stufe zu Stufe bis an's Ende der Treppe hinunterſank und, unten beſinnungslos angelangt, ſich den linken Arm, das rechte Bein und ein paar Rippen zerbrochen hatte. — Herr Chaptal machte, daß er fortkam.

Während der Portier herbeigeeilt war, um den halbtodten Mann in ſeine Loge und von dort, — zum Glück hatte auch er ihn gekannt — in einen Siechkorb gelegt, nach deſſen Wohnung hintragen zu laſſen, ſaß, zwei Treppen höher, der hinkende Teufel noch ganz gemüthlich bei dem reizenden Engel, der über Chaptals Wuth und Grimods Fall ſich vor Lachen die Hüften hielt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

So war nun auch Geoffroy gerächt!

XXXIV.

Wir bitten jeden unſerer freundlichen Leſer, die Hand auf's Herz zu legen und ſich zu fragen, ob auch er im Stande wäre, die harte Prüfung eines ſechsmonatlichen Schweigens ſo ſtandhaft und geduldig zu ertragen, als unſer junger Freund Jerôme Brown? In allen Schulen wird uns Rhetorik oder die Kunſt zu reden gelehrt, in keiner lehrt man uns die eben ſo ſchöne als ſchwierige Kunſt des Schweigens. Und doch iſt das Schweigen in den meiſten Fällen des Lebens weit nützlicher als das Reden, das ſo leicht in ſeichtes Geſchwätz ausartet. Der Philoſoph Xenokrates, von einem zudringlichen Schwätzer befragt, warum er ſich im Schweigen gefalle, hatte dem Dummkopf die weiſe Antwort gegeben: »Schon oft habe ich bereut, geſprochen, aber noch niemals bereut, geſchwiegen zu haben.« Reden iſt Kunſt, Schweigen iſt Tugend. — Der große Pythagoras verlangte von jedem ſeiner Schüler ein fünfjähriges Schweigen. Dies Anſichhalten der Rede, dieſe Tugend des Stillſchweigens wurde »Echemythie« genannt und vom Meiſter dieſer philoſophiſchen Schule als Zeit der Prüfung betrachtet. Dies Schweigen war die Vorſchule aller Weisheit. — Doch in keiner Lage des Lebens iſt dieſe Weisheit des Schweigens nothwendiger, als in der Schule der Liebe. Schweigen iſt die Beredtſamkeit der Treue. Der Glückliche, der ſich geliebt weiß und zu ſchweigen verſteht, wird größere Siege feiern, als ein Prahler, der leichtſinnig und unbeſonnen Alles ausſchwatzt. Schon ein uraltes Sprichwort der Italiener giebt Jedem, der in der Philoſophie der Liebe ſein Glück verſuchen will, den wohlweiſen Rath:

»Se tu vuoi esser ben ricevuto, sia sordo e anco muto«.1)

Niemand aber war verſchwiegener als Brown. Weder Gewalt noch Liſt waren ſtark genug, ihm ein Wort des Verrathes zu entreißen. Schweigen, erwähnte ſein Onkel, ſei der Gott der Glücklichen, und in der That war wohl Niemand in ganz Paris glücklicher als Jerôme. Der alte Weiſe von Samos würde Thränen der Freude vergoſſen haben, hätte er ſehen können, wie groß und unbeſiegbar dieſer junge Schweizer in der Tugend des pythagoräiſchen Schweigens war. — Adam Grenz, ein alter, ehrlicher deutſcher Philoſoph, hatte vor länger als hundert Jahren

---

1) Willſt Du gut aufgenommen ſein, mußt Du taub und ſtumm, d. h. verſchwiegen ſein.

eine äußerſt geſchwätzige Abhandlung „über das Stillſchweigen“ geſchrieben*), und darin den Beweis geführt, daß von allen Tugenden das Schweigen die ſchwierigſte ſei. Unſerm Freunde war die Uebung dieſer Tugend keinen Augenblick ſchwer geworden. Brown, der ſich mit dem Gegenſtande ſeiner Anbetung dann und wann ſchriftlich zu unterhalten pflegte, ſchrieb ihr eines Tages:

„Beklagen Sie mich nicht, daß Ihr Wille mich auf kurze Zeit der Sprache beraubt hat. Nur für Schwätzer, Hippolyte, iſt das Schweigen eine Strafe; für mich iſt es ein Genuß, den ich Ihnen kaum beſchreiben kann. Alle meine Gedanken, die ausſchließlich nur mit dem Gedanken an Sie beſchäftigt ſind, verſchließe ich wie goldene Denkmünzen in die Schatzkammer meines Herzens, zu dem nur Ein Weſen auf Gottes ſchöner Erde den Schlüſſel hat. Vor Ihren Augen liegt mein verſchloſſenes Herz wie ein aufgeſchlagenes Buch, und was für die ganze Welt unentzifferte Geheimſchrift bleibt, iſt nur für Sie kein Geheimniß. Sie leſen in meinem Herzen mehr, als jede Sprache der Welt Ihnen zu offenbaren vermag. Ach, Hippolyte, Sonne meines Lebens, Wonne meines Daſeins, ich möchte Dichter ſein, um Dir zu ſagen, was mein Herz für Dich fühlt!

Es huldigt Deinen Augen,
Den Sternen meiner Nacht,
Und beuget ſich im Staube
Vor Deiner Reize Macht.

---

*) „Diſſertatio de ſilentio“, Friedrichſtadt 1750. 4.

In Deine Herrſcherhände
Schwört es den heil'gen Eid:
Zu leben und zu ſterben
Iſt es für Dich bereit!«

Und Hippolyte antwortete ihm darauf:

»Ihre Liebe zu mir, mein theurer Jerôme, gleicht jener Blume, von der uns die Mythe erzählt, daß ſie in hundert Jahren nur Ein Mal blüht. Ihre Liebe zu mir iſt ein Talisman, der mich vor jeder Verführung ſchützt, ein Amulet, das, in tauſend Freudenthränen eingefaßt, in der tiefſten Tiefe meines Herzens ruht. Mein Auge weint und meine Seele jubelt. Ach, Jerôme, auch ich möchte dichten können, um Dir zu ſagen, was mein Herz, was meine Seele für Dich fühlt!

Hätt' ich tauſend Herzen zu verſchenken,
Alle würden nur für Deines ſchlagen,
Fühlen Deiner Liebe ſüße Schmerzen,
Mit Dir glauben, hoffen, lieben, zagen.

Hätt' ich, Gott gleich, Millionen Seelen,
Alle hingen liebend an der Deinen,
Alle würden ſich mit Dir verſchmelzen,
Mit Dir ſchweigen, mit Dir weinen!«

— — — — — — — — — — — — — — .
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es giebt Frevler, welche die Liebe, wie jener Graf Buffon, für nichts weiter als einen Act der Sinnlichkeit halten. Das iſt, nach unſerer Anſicht, Blasphemie, denn es giebt eine Liebe, die, erhaben über allen Schmutz des Sinnlichen, ihr Haupt in den blauen Aether erhebt, eine Liebe, die keinen Stillſtand, keinen Wechſel, keine Grenze kennt und noch jenſeits des Grabes in ungeſchwächter Reinheit fortlebt und geiſtig Jahrhunderte überdauert, wie die Liebe Abälards und Heloiſens! Solche treue, ausdauernde Liebe iſt zwar ſelten, aber ihr Daſein ganz und gar zu leugnen, wäre mehr als Sünde, wäre Gottesläſterung! Blickt auf Jerôme, blickt auf Hippolyte und geſteht Euch, Ihr armen Sünder, daß die Liebe, die Ihr den »Traum des Herzens« nennt, keine Chimäre iſt. Sie lebt! Und wohl uns, daß ſie lebt! Denn was wäre Leben ohne Liebe? Ein Gedicht ohne Poeſie, eine Muſik ohne Harmonie, eine Gebet ohne Amen! Liebe iſt das Evangelium des Herzens, Liebe iſt das hohe Lied der Seele, Liebe iſt das Te Deum laudamus der ganzen Schöpfung. Nehmt uns die Liebe weg und das ganze Univerſum zerfällt in Trümmer. Liebe iſt die ſchaffende Urkraft, die aus dem Chaos die Welt hervorgerufen, die der Sonne ihren Glanz, den Sternen ihren Schimmer, den Blumen ihren Duft und dem Menſchenauge die Thräne verliehen hat. Die ganze Natur iſt von Liebe durchſtrömt. Liebe iſt die Pulsader der Schöpfung. Oeffnet jene, dann verblutet die Welt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

XXXV.

Ein Mann, welcher das Herz der Frauen beſſer als ſein eigenes gekannt, hat die Behauptung aufgeſtellt, daß das Gedächtniß nicht in ihrem Gehirne, wohl aber in ihrem Herzen zu ſuchen ſei, weßhalb das weibliche Gedächtniß auch ganz anders als das der Männer beſchaffen iſt. Die Frauen, ſagte dieſer große Pſycholog, haben ein ganz ſonderbares Gedächtniß: an den erſten Gegenſtand ihrer Liebe denken ſie in ihrer Untreue oft noch nach dreißig Jahren zurück, während ſie ihren letzten Geliebten oft ſchon nach drei Tagen vergeſſen.

Mit ſolchem Gedächtniß war auch unſere Freundin Bourgoin begabt. Nach Verlauf von drei Tagen war der arme, beklagenswerthe Chemiker, deſſen Herz einer Retorte von hunderttauſend ſchweren Seufzern glich, ihrem treuloſen Gedächtniß ſo ganz und gar entfallen, als ob es einen Mann, Namens Chaptal, niemals gekannt hätte.

Seit dem Abſchluſſe der bekannten Bedingungen zwiſchen ihr und dem Bevollmächtigten des Kaiſers waren acht volle Tage hingegangen, und Etiennette empfand ſchon eine gewiſſe Unruhe, weil weder Napoleon, noch Herr von Talleyrand während dieſer langen Zwiſchenzeit irgend etwas von ſich hatte hören oder ſehen laſſen.

Mademoiſelle Bourgoin ging, in Gedanken vertieft, auf und ab und fragte ſich, etwas mehr als beſorgt:

— Sollte Bonaparte mich wieder aufgegeben haben? Leicht möglich, denn uns Frauen gegenüber ſind ſeine corſikaniſchen Launen ſo wandelbar, wie die Richtungen des Wetterhahns. Für ihn iſt die Liebe nur ein augenblicklicher Zeitvertreib, und was ihm heute gefällt, kann ihm morgen ſchon zuwider ſein. Was aber frage ich nach ſeiner Liebe?! Ich will durch ihn nur meinen Ehrgeiz befriedigen. Mein Herz fühlt für ihn nicht mehr als dort jene Spieluhr. Doch warum läßt weder er noch ſein Unterhändler ſich bei mir ſehen? Sollte der Kaiſer gar nicht an mich gedacht und ſein »hinkender Teufel« mich blos myſtificirt haben? Auch das iſt nicht unmöglich, denn einem Menſchen, wie dieſem Talleyrand, traue ich noch viel Schlimmeres zu. Ein Diplomat, wie dieſer Fürſt von Benevent, iſt im Stande, Himmel und Erde, Gott und alle Heiligen zu verrathen. Warum nicht auch mich, die ich keine Heilige bin? Was aber ſoll ich thun? Warten oder ihm ſchreiben? Zu Letzterm bleibt mir ja noch immer Zeit. Lieber will ich noch drei Tage warten; erfahre ich auch dann nichts Näheres, dann will ich ihn rufen laſſen.

Das aber war nicht nöthig, denn gleich darauf erſchien Herr von Talleyrand.

— Ich habe Sie im Namen des Kaiſers, ſagte er, um Entſchuldigung zu bitten, daß wir in der Ratification unſeres Vertrages bis jetzt ſo ſaumſelig geweſen ſind. Doch lag die Schuld nicht an mir. Seine Majeſtät, Tag und Nacht mit Plan und Zurüſtung eines nothwendig gewordenen Krieges gegen den König von Preußen beſchäftigt, hat erſt heute eine Stunde der Muße gefunden, mir den ſchmeichelhaften Auftrag zu ertheilen, Ihnen anzuzeigen, daß heute Abend mit dem Glockenſchlage Acht ſein vertrauter Kammerdiener Sie in einem kaiſerlichen Wagen abholen und nach Saint-Cloud bringen wird, wo der Kaiſer, wie er ſich zu äußern geruht hat, Sie mit heißer Sehnſucht erwarten will, um dort — unter vier Augen — den Vertrag, den ich mündlich mit Ihnen abzuſchließen die Ehre gehabt habe, allerhöchſteigenhändig in Vollzug zu ſetzen.

— Es bleibt alſo dabei, daß . . .

— Seine kaiſerliche Majeſtät, unterjocht vom Siegeszauber Ihrer Schönheit, Ihnen den Titel einer Herzogin von Joyeuſe und eine jährliche Penſion von hunderttauſend Francs zu bewilligen bereit iſt.

— In dieſem Falle, Durchlaucht, bin ich bereit, den Wagen zu erwarten.

— Doch mein Lohn? fragte der Unterhändler.

— Tiens, mon prince, ça se trouvera! ſagte die zukünftige Herzogin und geruhte dem Fürſten einen ihrer ſchönen Finger zu reichen.

— Ich halte Sie beim Wort, ſprach der »Diable boiteux«, drückte einen ſündhaften Kuß auf ihre Hand und hinkte von dannen.

— — — — — — — — — — — — — —

— Nun wiſſen wir, woran wir ſind, ſagte Mademoiſelle Bourgoin, als ſie allein war, und ließ ihre ſchlanke Geſtalt auf die Polſter des Divans fallen, um dort mit Bequemlichkeit und halbgeſchloſſenen Augen ernſthaft nachzudenken, wie ſich ihre Toilette geſtalten müſſe, um heute Nacht in Saint-Cloud im vollſten Glanze ihrer Reize zu erſcheinen.

Dies aber war für ſie und ihre Eitelkeit eine Frage von ſo hoher Wichtigkeit, daß ſie lange hin und her ſann, ohne mit ſich und ihrem Geſchmack einig zu werden. Endlich entſchloß ſie ſich, Victoire zu rufen, um deren Rath zu vernehmen. Etiennette wollte erſt vom Fuße bis hoch zum Halſe herauf hermetiſch verſchloſſen und ganz ſchwarz wie eine engliſche Puritanerin, dann wieder in halbdurchſichtigem Weiß wie eine römiſche Veſtalin erſcheinen. Die Kammerzofe rieth ihrer Herrin von dem Einen wie vom Andern ab.

— Der Kaiſer, ſagte Victoire, liebt vor Allem die Farbe der Veilchen.

— Ah, und woher weißt Du das?

— Ganz Paris kann Ihnen ſagen, daß er von allen ſeinen Kleidern keines ſo gern als ſeine blaue Garde- oder ſeine grüne Jäger-Uniform trägt.

— Wie wär's alſo, wenn wir heute die Farbe der Hoffnung wählten?

— Grün macht uns älter als wir ſind; blau aber kleidet jedes Geſicht, um wie viel mehr ein ſo ſchönes als das Ihrige! Wollen Sie meinem Rathe vertrauen, ſo wählen Sie ein leichtes Unterkleid von weißen Spitzen und einen Ueberrock von veilchenblauem Sammet.

— Ich will Dir folgen, ſagte Etiennette und verfügte ſich mit ihrer Vertrauten in ihre mehr als fürſtliche Garderobe, um dort das Reichſte, Schönſte und Geſchmackvollſte für die Toilette des erſten Rendezvous auszuwählen.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend nahm ſie ein lauwarmes Bad und ſalbte den Pfirſichflaum ihres Fleiſches und die ſchwarze Fülle ihres Haares mit dem feinſten Moſchus, weil ſie wußte, daß dieſer Parfüm, der für manchen Geſchmack ſo viel Beleidigendes und für viele Nerven etwas Unerträgliches hat, der Lieblingsduft des Kaiſers und der Kaiſerin war.[1]

Gleich darauf begann ſie ihre Toilette. Mehr als zehn Mal mußte der Schutzgeiſt ihrer Haare den Kopfputz ändern: erſt wollte ſie das Haar einfach geſcheitelt, dann reicher gelockt als gewöhnlich haben; bald verlangte ſie Blumen und bald Perlen, bald Marabouts und bald Diamanten in's Haar. Nachdem ſie ſich endlich für lange, ſchlangenförmige Locken und für ein weißes Atlasbarett mit blauen Federn entſchieden hatte, ſchlüpfte ſie in ein durchbrochenes Unterkleid von Brabanter Spitzen, deren Feinheit der arme Jupiter-Chaptal mit Gold aufgewogen hatte; dann wurden zwölf verſchiedene Roben, jede von anderm Blau, jede von anderm Schnitt, anprobirt und wieder verworfen, bis endlich das dreizehnte Kleid, eine Art Tunica oder Ueberwurf von dunkelblauem Sammet, ſo glücklich war, vor ihren Augen Gnade zu finden. Dieſer Ueberwurf, vorn an der Bruſt weit ausgeſchnitten, zeigte die üppige Form der Büſte, die durch das Gitter des Unterkleides von Spitzen hervorquoll. Um die ſchlanke Hüfte wand ſich eine Schärpe von weißer Seide, ſo luſtig zuſammengeſchürzt, daß eines Weſtwinds Hauch hingereicht hätte, den Knoten dieſes Circe-Gürtels aufzulöſen. — Vorn, von der Taille bis zu den Füßen herab, ſchaute aus der offenen Tunica der weiße Spitzengrund aus dem violetten Sammet wie eine Jasminblüthe aus der Mitte eines Veilchenbouquets hervor. Um die blendendweißen Schultern ſchmiegte ſich ein ſchwarzer Spitzenſchleier, deſſen Enden bis zum Knie herabreichten.

---

[1] Die Kaiſerin Joſephine verbrauchte in Malmaiſon ſolche Unmaſſen von Moſchus, daß aus den Wänden dieſes Schloſſes, noch zehn Jahre nach ihrem Tode, dieſer durchdringende Geruch nicht entfernt werden konnte.

— So ſchön wie heute, betheuerte die ſchlaue Zoſe, habe ich Sie noch nie geſehen!

— Und glaubſt Du, fragte Etiennette, ſich ſelbſtgefällig im venetianiſchen Spiegelglaſe ihrer Pſyche bewundernd, daß wir dem kleinen Caporale in dieſem Anzuge gefallen werden?

— Ei, wenn noch ein Fünkchen von Geſchmack in ſeinen Augen glimmt, ſo muß er beim Anblick dieſer mehr als reizenden Toilette wie ein Schneemann in den Strahlen der Sonne zerfließen.

— Und weißt Du, gute Victoire, was ich mir vorgenommen habe?

— Sie wollen alle Federn Ihrer Liebenswürdigkeit in Bewegung ſetzen und Seine Majeſtät . . .

— So lange als möglich zappeln laſſen! rief ſie frohlockend, im Bewußtſein ihres allzuſichern Sieges.

— So machen Sie's recht, ſagte Victoire.

Und Beide fingen helllaut zu lachen an.

Aber hat wohl Jemand unter Euch ſchon über den pſychiſchen Grund des Lachens nachgedacht? Die Herren Philoſophen haben ſich darüber hin und her geſtritten und eben ſo wenig Wahres als Erquickliches zu Tage gefördert. Nach unſerer ganz und gar unphiloſophiſchen Anſicht iſt das ſchwer zu erklärende Lachen nichts als ein Kitzel der Schadenfreude. Der Menſch lacht unter zehn Mal neun Mal einzig und allein aus Malice. Die Freude äußert ſich durch ſtilles Lächeln; die Bosheit, die Schadenfreude durch lautes Lachen. Wer gern lacht, iſt auch gern boshaft.

Auch Mademoiſelle Bourgoin war ſehr malitiös. Schon jetzt lachte aus allen Poren die Schadenfreude, den Kaiſer, geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, die Qualen des Tantalus empfinden oder, ohne Metapher geſprochen, ihn ſo lange als möglich zappeln zu laſſen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Glockenſchlage Acht erſchien Marchand, um ihr zu melden, daß der Wagen ſie erwarte.

— Ich bin bereit, ſagte ſie und wickelte ſich in die Falten ihres ſchneeweißen »Molière«, jenes perſiſchen Shawls, dem ſie dieſen Namen beigelegt hatte.

Bald darauf ſaß ſie im Wagen. Vier blendend-weiße Schimmel, feuriger als Bellonens Geſpann, zogen Dame Bourgoin wie im Triumphe nach Saint-Cloud, wo, wie ihre Eitelkeit ſich tauſend Mal daran erinnerte, der Kaiſer der Franzoſen, der König von Italien, der Protector des Rheinbundes, mit Einem Wort der kleine Caporal, der große Napoleon ſie mit heißer Sehnſucht erwartete.

Sie war ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß der Weg nach Saint-Cloud ihr weit kürzer vorkam, als er wirklich war. Sie überlegte, wie ſie die Tranchéen ihres Feldzugs gegen den Liebling der Siegesgötter eröffnen und was ſie thun und was ſie laſſen ſollte, um auch ihn die Allgewalt ihrer Schönheit fühlen zu laſſen.

In die Ecke des Wagens gedrückt, überlegte ſie im Voraus jedes Wort, das ſie ſagen wollte, und war erſtaunt, als urplötzlich die vier geflügelten Renner Halt machten und Marchand den Wagenſchlag öffnete, um ihr zu ſagen, daß das Ziel erreicht ſei.

— Nous sommes arrivés! ſagte er und half ihr aus dem Wagen.

— Dieſe vierfüßigen Teufel ſind wie geflogen! meinte Etiennette.

— Sie ſcheinen geahnt zu haben, erwiderte der galante Kammerdiener, wie ſehnlichſt Sie erwartet werden.

— Dieſer Wagen, dieſe Pferde, dachte ſie ſich, als ſie an Marchands Seite die glänzend erleuchtete Marmortreppe emporſtieg, gefallen mir. Bonaparte wird ſie mir ſchenken müſſen und zwar — wenn meine Ahnung mich nicht täuſcht — noch heute, denn wenn ich mir vornehme, liebenswürdig zu ſein, ſo müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn dieſer Corſe unter meinen Fingern nicht eben ſo ſchmiegſam als jeder Andere würde.

Marchand führte die Dame in ein matt erleuchtetes Cabinet, in dem nichts weiter als ein kleiner, runder Tiſch, ein ſehr großer, breiter und bequemer Divan und eine altmodiſche Wanduhr zu ſehen war. Auf dem Tiſche brannten drei Kerzen auf einem ſilbernen Armleuchter, daneben ſtand ein leeres Glas, eine volle Waſſerflaſche und eine ſilberne Klingel; auf dem Divan lag der Lieblingskater des Kaiſers.

— Ich bitte, ſagte der vertraute Diener Seiner Majeſtät, gefälligſt Platz zu nehmen und ſich ein paar Augenblicke zu gedulden . . . ich eile, Mademoiſelle, Ihre Ankunft zu melden. Sollte

Ihnen unterdeſſen etwas gefällig ſein, ſo haben Sie die Güte, zu klingeln.

Zu demſelben Augenblick, als Marchand das Cabinet verließ, ſchlug es Zehn.

Etiennette ſetzte ſich ganz ungenirt auf den Divan und ſtieß, weil ihr die Nachbarſchaft dieſes Katers nicht angenehm war, den armen Teufel von ſeinem Ruhewinkel auf den Fußboden. Jolicoeur, ſo hieß dieſes Thier, fing jämmerlich zu miauen an und verſuchte von Neuem, hinaufzuklettern, wurde aber wieder hinabgeſtoßen. Als der Verſtoßene den dritten Verſuch zur Erſtürmung ſeines Ruheplätzchens riskirte, gab Mademoiſelle Bourgoin mit ihrem Elfenbeinfächer dem Zudringlichen einen ſo ſtarken Klaps auf die Naſe, daß Jolicoeur laut zu winſeln begann und ſich unter den Divan verkroch.

Erſt jetzt fiel ihr Auge auf den Armleuchter, und da ſie, wie jede Tochter der Vendée, von Natur ſehr abergläubiſch war, ſo verdroß es ſie, drei Lichter brennen zu ſehen.

— Eine böſe Vorbedeutung! ſagte ſie zu ſich und konnte ſich nicht enthalten, das Mittelſte dieſer drei Lichter mit der Putzſcheere auszulöſchen. Drei Lichter in Einem Zimmer haben von jeher etwas Unheimliches für mich gehabt. Drei Lichter ſollen eine Vorbedeutung des nahen Todes ſein; ich hoffe, heute noch nicht zu ſterben; doch ſagt mir ein unheimliches Gefühl, daß ich Manches hier ganz anders finden werde, als ich's noch vor zehn Minuten mit vollem Recht erwartet hatte. Dies ärmliche Cabinet, dieſe mesquine Beleuchtung, dieſes dürftige Sopha ſind nicht geeignet, mir viel Vertrauen zu Ihm und ſeiner heißen Sehnſucht einzuflößen. Doch kann ich mich irren, ſagte ſie und verſuchte, ihrem

Geſichte, das ſich auffallend zu röthen begann, Kühlung zuzufächeln. Uff! welche drückende Schwüle in dieſem Cabinet, das nicht viel größer und bequemer als mein Hühnerſtall iſt. Pflegt der Sultan von Ajaccio jede ſeiner Odalisken oder blos meine Wenigkeit in dieſem Zimmer zu empfangen, das weder Antichambre, noch Alkoven, noch ſonſt was iſt, wo ein Mann von Bildung ſeine weiblichen Gäſte hineinſchickt, um ſie dort — Gott weiß wie lange — auf ſich warten zu laſſen?

Sie verſank in ein tiefes Schweigen. Dann richtete ſie ihren Blick zu der Wanduhr empor und überzeugte ſich zu ihrem größten Schreck, daß ſie ſchon über eine halbe Stunde warte.

— Das iſt ein kleinwenig ſtark, geſtand ſie ſich und vertiefte ſich von Neuem in etwas ungeduldiges Schweigen. Wenn Seine Majeſtät, begann ſie nach kurzer Pauſe, mich — wie ſein Unterhändler mir geſagt — mit heißer Sehnſucht erwartet hat, ſo kann ich nicht begreifen, woher er den Muth nimmt, mich hier in dieſem unheimlichen Hühnerſtall, in Geſellſchaft dieſes winſelnden Katers, ſo lange allein zu laſſen.

Während Dame Bourgoin Dies und Anderes ſtill in ſich hineindachte, hatte ſich in einem der Nebenzimmer dieſes Cabinets der Kaiſer mit ſeinem Kriegsminiſter, dem Fürſten Alexander Berthier, ſo ſehr in den Entwurf ſeines Kriegsplanes vertieft, daß er, obgleich Marchand ſchon vor länger als einer halben Stunde ihm die Ankunft der Bourgoin gemeldet hatte, dieſen Beſuch ganz und gar vergeſſen zu haben ſchien.

— Der gute König von Preußen, ſagte er zu ſeinem Liebling, hat uns durch den General Knobelsdorf eine Herausforderung zugeſchickt, die dem kleinen Enkel des großen Friedrichs theuer zu ſtehen kommen und ihm — will's Gott! — ſeine Monarchie koſten wird. Dieſe kleinen Bramarbaſſe Deutſchlands müſſen gezüchtigt und zum Schweigen gebracht werden. Marſchall, ohne auszuruhen müſſen wir bis nach Sachſen vordringen; in längſtens vier Wochen muß Preußens Hauptſtadt im Schnabel unſerer ſieggewohnten Adler ſein!

— So unverſchämt kann nur Bonaparte ſein, ſagte die Bourgoin, die ungeduldig auf die Wanduhr ſah, deren Zeiger wieder fünf Minuten weiter vorgerückt waren.

— Meine Macht, fuhr der Kaiſer fort, hängt an meinem Ruhme und mein Ruhm an meinen Siegen, die ich davongetragen habe. Eroberung hat mich zu Dem gemacht, was ich bin, und nur Eroberung kann mich aufrecht erhalten. Im Herzen von Deutſchland muß ich mich um ein neues Lodi und Marengo umſehen, damit die gute Stadt Paris nicht verlerne, mir zu Ehren ſo oft als möglich ein Te Deum anzuſtimmen.

— Es iſt bald drei Viertel und noch immer kommt er nicht, ſeufzte Etiennette, die auf den glühenden Kohlen der ungeduldigſten Erwartung ſaß.

— Marſchall, ſagte Napoleon, ertheilen Sie meinem kaiſerlichen Bruder, dem Könige von Holland, den Befehl, gegen Hannover vorzudringen und Hameln im Sturm einzunehmen. General Mortier ſoll Fulda beſetzen und den Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel ohne Aufſchub aus dem Lande jagen. Ich brauche für meinen jüngſten Bruder Jerôme ein neues Königreich, das ich aus den Lappen der eroberten Provinzen in Deutſchland zuſammenflicken will.

— Sire, Ihr Wille iſt allmächtig, ſagte Berthier.

— Himmel, rief Etiennette, als ein Blick auf die Uhr ſie belehrte, daß die Zeiger ſchon das dritte Viertel erreicht hatten, am Ende hat dieſer elende Kammerdiener es vergeſſen, mich ſeinem Herren anzumelden. Wenn mir etwas gefällig ſei, ſagte er, ſolle ich klingeln. Ich will es thun, ſagte ſie, lief zum Tiſche hin und ſetzte die Klingel in Bewegung.

Einen Augenblick ſpäter trat Marchand ein.

— Was befehlen Mademoiſelle? fragte der Diener.

— Ich wünſche zu wiſſen, ob man mich angemeldet hat.

— Das iſt ſchon vor drei Viertelſtunden geſchehen ...

— Und der Kaiſer? Was haben Seine Majeſtät zu ſagen geruht?

— Sie möchten ſich einen Augenblick gedulden.

— Ein ſchöner Augenblick! rief Etiennette gereizt. Ich warte nun ſchon fünfzig Minuten. Erinnern Sie den Kaiſer, daß ich nur auf deſſen ausdrücklichen Wunſch hierher gekommen ſei. Sagen Sie Seiner Majeſtät, daß ich nicht gewohnt ſei, einen Mann, der mich zu ſehen wünſcht, faſt eine ganze Stunde lang vergebens zu erwarten. Sagen Sie dem Kaiſer, daß ich ihn ſogleich zu ſprechen wünſche.

— Ihr Wunſch iſt mir Befehl, ſagte Marchand und begab ſich in's Arbeitszimmer Seiner Majeſtät.

— Es wäre mehr als unverſchämt, es wäre frech, wenn er wüßte, daß ich ſeit einer Stunde hier ſei und mich in dieſem Hühnerſtall wie eine Bettlerin warten ließe. Sehe ich aus wie Jemand, welcher Almoſen verlangt? Ich erſchien, weil er mich bitten und mir ſagen ließ, daß er mich mit heißer Sehnſucht erwarte. Zum Teufel mit ſolcher Sehnſucht! Meine Ungeduld hat ihren Gipfel erſtiegen. Zorn und Wuth über dieſe unverſchämte Gleichgiltigkeit preſſen mir die Kehle zu. Die Zunge trocknet mir am Gaumen feſt! rief ſie aus, näherte ſich dem Tiſche, goß Waſſer in's Glas und leerte es mit Einem Zuge.

Und bald darauf kam Marchand zurück.

— Nun, Herr, was ſagte der Kaiſer? fragte Mademoiſelle Bourgoin im höchſten Grade aufgebracht.

— Mademoiſelle, ich zögere, es Ihnen zu ſagen.

— Reden Sie, ich bin auf Alles gefaßt.

— Ihrem Wunſche gemäß beeilte ich mich, Seine Majeſtät von Ihrer Ungeduld in Kenntniß zu ſetzen. »Freund Marchand,« ſprach er in Gegenwart des Fürſten Berthier, »gehe zu Mademoiſelle Bourgoin, wünſche ihr in meinem Namen einen guten Abend und ſage ihr ...

— Unmenſch, warum halten Sie inne?

— Weil ich Sie zu kränken fürchte . . . .

— Herr, ich bedarf Ihrer Schonung nicht ... vollenden Sie, was Sie im Auftrage Ihres Herrn mir zu ſagen haben!

— Wohlan, ſo hören Sie! »Freund Marchand,« ſprach Seine Majeſtät, »wünſche ihr in meinem Namen einen guten Abend und ſage ihr, daß, Falls ſie nicht Zeit und Luſt habe, noch länger warten zu wollen, ich ihr die Erlaubniß ertheile, wieder nach Hauſe fahren zu dürfen.«

— Unerhört! Schändlich! rief ihr tiefgekränkter Stolz. Aber ſchnell gefaßt, fügte ſie anſcheinend ruhig hinzu: Gehen Sie zum Kaiſer, wünſchen Sie ihm in meinem Namen gute Nacht und ſagen Sie ihm, daß er durch die Erlaubniß, die er mir ſo huldvoll zu ertheilen geruht hat, meinem Wunſche zuvorgekommen iſt.

Schweigend verneigte ſich Herr Marchand.

— Geruhen Seine Majeſtät, zu befehlen, daß die Dame, die er eingeladen hat, etwa zu Fuß nach Paris zurückkehren ſoll? fragte Etiennette.

— O nein, Mademoiſelle, ſagte der Kammerdiener mit großer Schonung. Sogleich will ich Befehl zum Anſpannen ertheilen. Derſelbe Wagen, der Sie nach Saint-Cloud gebracht hat, ſoll Sie in längſtens fünf Minuten nach Paris zurückbringen.

— Seine kaiſerliche Majeſtät ſind zu gütig! erwiderte die Künſtlerin mit dem ganzen Aufwande von Ironie, der ihr in dieſem peinlichen Augenblick zu Gebote ſtand.

— Wünſchen Sie oben oder unten zu warten?

— Unten, unten, denn die Decken dieſes Hühnerſtalls laſten wie die Mauern eines Kerkers auf mir.

— Dann bitte ich, mir zu folgen, ſagte Marchand, nahm den Armleuchter vom Tiſche, öffnete die Thür und ging voran.

Mademoiſelle Bourgoin hüllte ſich wüthend in ihren Molière, verſchleierte ihr Geſicht, damit Niemand ſie erkenne, und folgte dem leuchtenden Kammerdiener. In demſelben Augenblick kroch der kaiſerliche Lieblingskater aus ſeinem Verſteck hervor und beleidigte das Ohr der ohnedies aufgebrachten Künſtlerin durch ein ſo malitiöſes Miau, Miau, daß Mademoiſelle Bourgoin, hingeriſſen von leicht verzeihlicher Wuth, dem boshaften Kater einen eben ſo graziöſen als huldvollen Tritt mit dem Fuße gab, was die galante Beſtie aber durchaus nicht zurückhielt, ſie bis zur Treppe zu begleiten. Etiennette hätte das Vieh erwürgen mögen.

Unten angelangt, mußte ſie länger als zehn Minuten auf den Wagen warten; als er endlich vorgefahren kam, ließ Marchand den Tritt herab und öffnete den Schlag. Doch in demſelben Augenblick, als ſie, an den Wachen vorüberhuſchend, von keinem der wachthabenden Offiziere erkannt, den Fuß auf den Tritt ſetzte, um hineinzuſpringen, öffnete ſich zu ebener Erde des Schloſſes ein Fenſter und pfeilſchnell ſteckte ein Mann den Kopf heraus und rief:

— Bon soir, bon soir, Mademoiselle Bourgoin!

Sie ſprang hinein und that, als ob ſie nichts gehört hätte.

— Mes compliments à Monsieur Chaptal! rief der Mann, zog den Kopf zurück und ſchlug lachend das Fenſter zu.

— Wer war dieſer Schurke? fragte Etiennette.

— Es war der Herzog von Otranto, ſagte Marchand und ſchloß den Wagenſchlag. Nach Paris! rief er dem Kutſcher zu, wünſchte der Dame eine »angenehme Ruh«, verbeugte ſich und kehrte auf ſeinen Poſten zurück.

Der Kutſcher fuhr pfeilſchnell von dannen. Mademoiſelle Bourgoin drückte ſich in die Wagenecke und fing zum erſten Male in ihrem Leben bitter zu weinen an. Ihre Eitelkeit war tödtlich verletzt, ihr Stolz gebrochen, ihre Untreue an Chaptal ſchwer beſtraft.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

XXXVI.

Der Kaiſer, dem nicht entgangen war, daß der Hochmuth dieſer Schauſpielerin einen ſeiner treueſten Miniſter veranlaßt hatte, dem Staate ſeine Dienſte aufzukündigen, hatte ſich vorgenommen, ſie dafür bitter zu beſtrafen. Er hatte dieſen Zweck vollkommen erreicht.

Am folgenden Morgen begab er ſich zur Armee nach Mainz. Vier Wochen ſpäter ſchlugen er und Marſchall Davouſt in der Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt die Truppen des Königs von Preußen und zog vierzehn Tage darauf in deſſen Hauptſtadt ein.

XXXVII.

An demſelben Tage, an dem Napoleon mit klingendem Spiele in Berlin eingerückt war, zog ſein ehemaliger Miniſter des Innern, Graf Chaptal von Chanteloup, mit klingender Börſe von Neuem in das tief gedemüthigte und ſchwer bereuende Herz ſeiner ungetreuen Feſtung Bourgoin ein, die ſich dem gutmüthigen, Alles verzeihenden Sieger auf Gnade und Ungnade übergab. Der Tag der Capitulation wurde im Hôtel der Dame durch ein Souper gefeiert, an dem unter Andern auch Abbé Geoffroy und der von ſeinem Treppenfall erſt halb hergeſtellte Herr Grimod de la Reynière Theil nahmen. — Chaptal, dem es bald klar geworden war, daß er Letzterm Unrecht gethan hatte, erklärte ſich bereit, ihm Schmerzensgeld zu zahlen: er ſchenkte Herrn Grimod zwei Ohm des feinſten Rheinweins und die Verſicherung der reinſten Hochachtung. Die erſte dieſer Entſchädigungen genügte ihm vollkommen; an der zweiten lag ihm nichts.

XXXVIII.

Wir kommen nun zu der Kaiſerin.

Joſephine, der »Glücksſtern Napoleons«, war eine Sonne ſtrahlender Tugenden, die blendend durch die Wolken hundert kleiner Fehler ſchimmerte. Die Kaiſerin hatte ein edles Herz, erfüllt von jener ſeltenen Menſchenliebe, die an der Wimper eines Andern keine Thräne ſehen kann, ohne das Bedürfniß zu fühlen, dieſe Thräne zu ſtillen. Joſephine war einer jener irdiſchen Engel, welche den Haß, die häßlichſte aller Leidenſchaften, nur dem Namen nach kennen. Sie war großmüthig und wohlthätig, eine Mutter der Armen, die Vorſehung der Waiſen. Sie beſaß tauſend liebenswürdige Eigenſchaften, aber auch, wie geſagt, hundert kleine Schwächen: ſie war abergläubiſch, leichtſinnig, verſchwenderiſch, prunkliebend und, wie Rouſſeau's »Julie«, un peu gourmande.

Der Kaiſer hingegen war der abgeſagteſte Feind der Gourmandiſe, weniger aus angeborenem Triebe, als aus eingewurzeltem Grundſatz. Die zwei Vorbilder, die ihm beſtändig vor Augen ſchwebten, waren Julius Cäſar und Oliver Cromwell. Beſeelt von dem ehrgeizigen Wunſche, in dieſem Bunde der Dritte zu ſein, befolgte er in Allem deren Beiſpiel. Cäſar und Cromwell aber waren die nüchternſten Verächter des Wohllebens, die abgeſagteſten Feinde der Küche und ihrer antirepublikaniſchen Künſte. Und nur darum ſchien auch Napoleon keiner Schwäche ſo abhold, als eben jener, welcher vorzugsweiſe ſeine Gattin unterworfen war.

Die Lebensweiſe des Kaiſers hatte, im Vorbeigehen geſagt, etwas Einförmiges. Sein Frühſtück beſtand allmorgendlich aus einem kalten Huhn à la Marengo. Er aß — dies Frühſtück abgerechnet — in der Regel nur ein Mal im Tage. Napoleon war vielleicht der einzige Menſch, der keine Lieblingsſpeiſe gehabt hat; es galt ihm ziemlich gleich, was er aß. Deſſenungeachtet wollen einige ſeiner tauſend Plutarche uns glauben machen, er habe vorzugsweiſe grillirte Hammelswurſt, Schinken und Linſen geliebt. Das letztere Gericht war, wie bekannt, eine Lieblingsſpeiſe Cäſars.

Herr von Cuſſy, der Unterpräfect der Tuilerien, und Herr von Beauſſet, einer der Kammerherren Napoleons, waren mit der Redaction des kaiſerlichen Küchenzettels beauftragt; dieſer kam aber dann erſt in die Hände des kaiſerlichen Mundkochs Laguipierre, nachdem er Duroc's Sanction erhalten hatte. Der Kaiſer pflegte übrigens ſehr haſtig und, wie Herr Grimod ſagen würde, ohne alle Andacht zu eſſen.

— Folgen Sie mir nicht, hatte er oft zu ſeinen Tiſchgenoſſen geſagt; ich weiß, daß ich viel zu ſchnell eſſe, doch kann ich's mir nicht mehr abgewöhnen. Es iſt eine üble Angewohnheit, die ich von meiner guten Mutter geerbt habe.

Die Kaiſerin aber, die ſehr langſam aß, ſaß gern Stunden lang bei Tiſche. Eine gute Tafel war für ſie ein Bedürfniß. Sie konnte ſich freuen wie ein Kind, wenn eine ihrer Lieblingsſchüſſeln erſchien, und hätte weinen können, wenn ſie dann gerade nicht bei gutem Appetite war.

An dem Tage, an welchem Joſephine in Paris die Kunde vom Einzuge des Kaiſers in Berlin erhalten hatte, war der »Glücksſtern Napoleons« ſo ganz außer ſich vor Freuden, daß ſie dieſes glänzende Ereigniß in der Zurückgezogenheit Malmaiſons, in einem kleinen Kreiſe vertrauter Freunde, ſo bald als möglich con amore zu feiern beſchloß.

Der Zufall hatte es gewollt, daß ſie Nachts vorher, vor dem Einſchlafen, J. P. Chauſſards »Héliogabale ou esquiſſe morale de la diſſolution romaine ſous les Empereurs«1) geleſen. Der genäſchigen Creolin war das Waſſer im Munde zuſammengelaufen, als ſie darin die Beſchreibung jener üppigen Gaſtmähler gefunden. Sie hatte ſich todtlachen wollen, als ſie bei der Stelle angekommen war, in welcher erzählt wird, daß Heliogabalus, der in dem Glauben gelebt, daß der Wundervogel Phönix keine Fabel ſei, ſondern wirklich exiſtire, ſeinem Mundkoch den Befehl ertheilt habe, ihn zu fangen und an den Bratſpieß zu ſtecken, um zu erfahren, ob

---

1) Dieſes Werk war ohne Namen des Verfaſſers im Jahre XI (1803) in Paris herausgekommen.

ein Phönixbraten beſſer ſchmecke als Pfauen- und Nachtigallenzunge, als Papageyen- und Faſanen-Gehirn, als Straußen- und Flamingo-Fleiſch, welche bekanntlich die Leckerbiſſen dieſes großartigen Verſchwenders geweſen ſind. Joſephine hatte es ganz verzeihlich gefunden, daß jede der gewöhnlichen Mittagsmahlzeiten jenes Kaiſers fünfzigtauſend Drachmen gekoſtet.

— Ich beneide dieſen Heliogabalus! hatte ſie ausgerufen und ein Ohr in's Buch gemacht, um mit all' dieſen fremdartigen Genüſſen einzuſchlafen.

Ihre durch die Lectüre jenes Buches aufgeregte Fantaſie war ſo galant geweſen, ihr all' die ſchönen Dinge, wovon ſie geleſen, noch einmal im Traume vorzuführen. Sie hatte einen Phalanx goldener Schüſſeln geſehen, worauf Flamingo- und Straußenfleiſch, Faſanen- und Papageyen-Gehirn, Nachtigallen- und Pfauenzungen ſo ungeheuer appetitlich zubereitet lagen, daß ſie, träumend, ſich das Verſprechen abgenommen hatte, ein Frühſtück à la Heliogabale zu veranſtalten.

Als ſie am Morgen erwacht war und die frohe Nachricht vom Siegeseinzuge des Kaiſers empfangen hatte, war ſie entſchloſſen, das, was ſie ſich träumend verſprochen hatte, ohne Aufſchub auszuführen.

Nachdem Ihre Majeſtät die Toilette beendigt hatte, geruhte ſie, dem dienſtthuenden Kammerherrn, Herrn Mercy d'Argenteau, den Befehl zu ertheilen, ſofort den kaiſerlichen Obermundkoch Laguipierre herbeirufen zu laſſen.

Zehn Minuten ſpäter erſchien das Alpha und Omega der kaiſerlichen Küche, in ſeiner Galla-Uniform, im Boudoir der Kaiſerin.

— Wiſſen Sie, Laguipierre, fragte der Glücksſtern, warum wir Sie haben rufen laſſen?

— Nein, Majeſtät!

— Wir haben Sie kommen laſſen, um Ihnen eine Reihe bitterer Vorwürfe in's Ohr zu träufeln.

— Kaiſerliche Majeſtät, ſtotterte der zu Fleiſch gewordene Quirl, der vor Schreck noch weißer als ſeine Cravatte geworden war.

— Erſchrecken Sie nicht, Meiſter Laguipierre, ſo ernſt war es nicht gemeint. Sie ſind ein ausgezeichneter Koch, deſſen Verdienſte am Hofe der Tuilerien Niemand beſſer zu würdigen verſteht, als die glückliche, neidenswerthe Gemahlin des großen Kaiſers. Und dennoch haben wir ſeit einiger Zeit die Bemerkung gemacht, daß ſich in die Annalen unſerer Küche eine gewiſſe Einförmigkeit eingeſchlichen hat, die, aufrichtig geſagt, uns alle Eßluſt verleidet. Das ewige Wildpret haben wir ſatt! Sie kennen das Sprichwort: »Toujours perdrix!« Wir wünſchen endlich einmal etwas Anderes als das ewig wiederkehrende Einerlei zu genießen.

— Ich bitte Ihre Kaiſerliche Majeſtät, mir huldreichſt ſagen zu wollen, welche Speiſen ſo glücklich ſind, Ihren Allerhöchſten Appetit zu reizen.

— Laguipierre, dürfen wir Ihnen ein Geheimniß anvertrauen?

— Majeſtät, mehr als eins, ein ganzes Schock! erwiderte der Koch, der nun vom Scheitel bis zur Schuhſohle ganz Ohr war.

— Dann will ich Sie in ein Geheimniß einweihen, das Sie vorläufig Keinem verrathen dürfen. Geſtern Nacht habe ich, dort in jenem Buche, eine prickelnde Sittenſchilderung des römiſchen Hoflebens zur Zeit des Kaiſers Heliogabalus geleſen und vor Allem die gaumenſtachelnde Beſchreibung ſeiner pompöſen Gaſtmähler, die Abwechslung der unzählig vielen Gerichte und — mehr als dies Alles — die reiche Erfindungsgabe ſeiner großen Kochkünſtler bewundert. Ach, Laguipierre, wollen Sie glauben, daß es damals Köche gegeben hat, welche das Geheimniß beſaßen, Fiſche auf eine Weiſe zu bereiten, daß ſie wie Fleiſchſpeiſen geſchmeckt haben?

— Ich glaube, ohne unbeſcheiden zu ſein, behaupten zu dürfen, daß wir in Hinſicht der Kochkunſt unſere Vorfahren weit überflügelt haben. Die Küche der alten Römer war maſſenhaft, bizarr und koſtſpielig; die franzöſiſche Küche hingegen iſt, ſeitdem ſie durch meine würdigen Freunde Carême und Viard und durch meine geringfügige Wenigkeit einen neuen Aufſchwung erhalten hat, zierlich, geſchmackvoll und billig. Die Römer liebten mehr Luxus als Gediegenheit: des jets étincelants plutôt que de l'ensemble, wie mein Kunſtgenoſſe Carême in einem ſeiner gelehrten Werke[2]) ſo richtig bemerkt.

— Wir wollen dem Verdienſte der neuern Kochkunſt, die in Ihnen einen ihrer erleuchtetſten Vertreter ehrt, nicht im Mindeſten weh thun und gern einräumen, daß auch ſie ihre vortrefflich guten Seiten hat; aber wiederholen muß ich, daß ſie vor Allem an einer troſtloſen Monotonie leidet, die etwas Ermüdendes hat. Die guten Römer kannten viele Speiſen, die nur aus unverantwortlichem Leichtſinn vom Repertoir unſerer Tafelfreuden verſchwunden

---

2) „Manière de faire vivre son Seigneur."

ſind. Kaiſer Heliogabalus bekam Papageyen- und Faſanen-Gehirn, Pfauen- und Nachtigallen-Zungen, Straußen- und Flamingo-Braten und viele andere Herrlichkeiten, die unſere gelehrten Herren Köche nur vom Hörenſagen kennen. Das ſind Leckerbiſſen, die ich ſchon darum allen andern vorziehe, weil ſie ſo theuer ſind, daß ſie nicht zum Gemeingut aller Küchen herabſinken können. Ihr Wildpret, Ihre Herren Fiſche kann der armſeligſte Bankier der Chauſſée d'Antin, der letzte Vicomte des Faybourg Saint-Germain haben, und ſchon darum, weil ſie Jeder haben kann, finde ich an dieſen Alltäglichkeiten unſerer Küche keinen Gefallen mehr. Wollen Sie nun Ihrer Kaiſerin einen kleinen Dienſt erweiſen, Laguipierre, ſo treffen Sie ſofort die nöthigen Anſtalten, um mich morgen früh in Malmaiſon durch ein »Déſeûner à la Héliogabale«, d. h. Papageyen- und Faſanen-Gehirn, Pfauen- und Nachtigallen-Zungen, Straußen- und Flamingo-Braten zu überraſchen.

— Kaiſerliche Majeſtät, ſagte der verzweifelnde Koch, wo um Alles in der Welt ſoll ich bis morgen früh einen Strauß und einen Flamingo herbekommen?

— Wozu haben Seine Majeſtät der Kaiſer einen Jardin des plantes und dieſe wilden Thiere, die Keinem etwas nützen?

— Im botaniſchen Garten iſt freilich ein Strauß. Aber ob man ihn mir auch geben wird?

— Wir befehlen es!

— Ich halte mich verpflichtet, Ihre Majeſtät in tiefer Unterthänigkeit aufmerkſam zu machen, daß beſagtes Frühſtück etwas theuer werden wird.

— Qu'importe! Jedes Mittagsmahl des Kaiſers Heliogabalus hat fünfzigtauſend Drachmen gekoſtet. Was liegt daran, wenn

Sie uns, zur Feier der neuen Siege Seiner Majeſtät, ausnahmsweiſe einmal ein Frühſtück zubereiten, das zehntauſend Francs koſtet! Sind wir nicht Kaiſerin der Franzoſen, der größten, ſiegreichſten Nation des ganzen Erdballs?

— Wo aber die vielen Papageyen auftreiben?

— In der kaiſerlichen Menagerie finden Sie einen ganzen Wald von Papageyen.

— Eine Nachtigall koſtet wenigſtens fünfundzwanzig Francs!

— Und wenn ſie fünfzig koſtet, was geht das Sie an? Gehen Sie, Laguipierre, thun Sie, was wir Ihnen befohlen haben, und reizen Sie unſern ungeſtümen Appetit nicht noch mehr durch den Pfeffer Ihres Widerſpruchs!

Der Koch machte eine ellentiefe Verbeugung und ging. Bald darauf warf er ſich in einen Fiacre und fuhr zum Director des botaniſchen Gartens.

— Ich komme im Auftrage Ihrer Majeſtät.

— Was beſiehlt die Kaiſerin? fragte der Vorſtand, der den Mundkoch ſchon von früher zu kennen die Ehre hatte.

— Ich bin beauftragt, Sie im Namen Ihrer Majeſtät zu erſuchen, einen Strauß, zwei bis drei Flamingo's, fünf bis ſechs Gold- und Silberfaſanen und Ihren ganzen Papageyen-Vorrath ungeſäumt nach Malmaiſon abzuliefern.

— Und iſt's erlaubt zu fragen, wozu?

— Sie werden dies, früh genug, auch ohne mich erfahren, erwiderte der Mundkoch mit abgequirltem Lächeln.

— Beſter Laguipierre, Sie machen mich neugierig.

— Leider iſt's ein Geheimniß, das ich Ihnen nicht verrathen darf.

— Gut! In ſpäteſtens fünf Stunden ſoll Alles, was Sie verlangt haben, in Malmaiſon ſein.

Laguipierre verfügte ſich dann von einem Vogelhändler zum andern, erkaufte mit ſchwerem Golde fünf Dutzend Nachtigallen und ließ ſie gleichfalls nach Malmaiſon bringen.

Drei Stunden ſpäter begab er ſich zur Kaiſerin.

— Majeſtät, ſprach er, den Schweis von der Stirn wiſchend, Ihre Befehle ſind erfüllt. Ich eile nach Malmaiſon, um Anſtalten zum morgigen Frühſtück zu treffen.

— Haben Sie auch einen Strauß bekommen?

— Ja, Majeſtät!

— Und wie viel Papageyen?

— Dreiundzwanzig.

— Und werden wir daran wohl genug haben? Ich habe alle meine Hofdamen eingeladen.

— Ich dachte mir das und habe zur Vorſorge auch noch fünf Dutzend Nachtigallen aufgekauft.

— Und was koſten die lieben Thierchen?

— Das Stück fünfundzwanzig, alle zuſammen fünfzehnhundert Francs.

— Nun, machen Sie Ihre Sache gut. Morgen Vormittag mit dem Glockenſchlage Eilf bin ich mit meinen Damen in Malmaiſon. Ich kann Ihnen nicht ſagen, Laguipierre, wie ſehr ich auf dies hiſtoriſche Frühſtück geſpannt bin. Apropos, wir haben doch auch Flamingo's?

— Alles, was Ihre Majeſtät verlangt haben.

— Nun denn auf Wiederſehen, Meiſter Laguipierre!

Der Obermundkoch fuhr, begleitet von ſechs Unterköchen, ohne Aufſchub nach Malmaiſon. Bald darauf kam dort auch die Menagerie aus dem Pflanzengarten an.

XXXIX.

Am andern Morgen, mit dem eilften Glockenſchlage, fuhr Ihre Majeſtät die Kaiſerin, begleitet von dem ganzen Schwarme ihrer Hof- und Ehrendamen, in den Schloßhof von Malmaiſon ein.

— Zur Feier der frohen Siegesnachricht, die geſtern aus der Hauptſtadt des ehemaligen Königreichs Preußen eingelaufen iſt, haben wir beſchloſſen, Ihnen heute eine ſeltene Ueberraſchung zu bereiten, ſagte die Kaiſerin. Erfahren Sie nun, meine Damen, daß Ihrer ein Frühſtück harrt, welches Ihre kühnſten Erwartungen weit übertreffen wird. Sie werden lauter neue, höchſt anziehende Bekanntſchaften machen. Wenn's Ihnen gefällig iſt, ſo wollen wir, ohne Zeit zu verlieren, an's Werk gehen, denn ich habe, aufrichtig geſagt, einen heidniſchen Appetit und kann das Erſcheinen des bewußten Frühſtücks nicht erwarten.

Die Kaiſerin und ihre Damen begaben ſich zu Tiſche. Einen Augenblick ſpäter erſchienen die zwei erſten Schüſſeln. Einer der kaiſerlichen Pagen annoncirte:

— Nachtigallen- und Pfauen-Zungen.

— Sie erſtaunen, meine Damen? Sagte ich Ihnen nicht gleich im Voraus, Sie würden lauter neue, höchſt intereſſante Bekanntſchaften machen? Koſten Sie, meine Lieben, und haben Sie die Güte, ſich dabei zu erinnern, daß ſowohl dieſe als alle andern Speiſen, welche nachfolgen werden, ausgeſuchte Lieblingsgerichte des großen Heliogabalus geweſen ſind.

— Heliogabalus? wiederholte die jüngſte der Hofdamen. Dieſer Name kommt mir bekannt vor. Ich erinnere mich, ihn unlängſt im »Moniteur« geleſen zu haben. Iſt dieſer Heliogabalus nicht preußiſcher General geweſen?

— Wo denken Sie hin, meine Liebe? ſagte eine der älteſten Hofdamen, deren Geſicht mit einer Unmaſſe von Schminkpfläſterchen tapeziert war. Dieſer Heliogabalus iſt ein römiſcher Trauerſpieldichter geweſen.

— Ich bitte um Entſchuldigung, gute Herzogin, entgegnete Joſephine mit foulardweichem Lächeln; Heliogabalus hatte die Ehre, Kaiſer von Rom zu ſein.

— Richtig, richtig! rief die Herzogin. Mein Gedächtniß läßt mich dann und wann in Stich.

— Eſſen Sie, meine Damen, ſonſt wird Alles kalt, ermahnte Ihre Majeſtät.

Die Damen fingen zu koſten an, aber Keiner von Allen wollten die beiden erſten Gerichte behagen. Auch der Kaiſerin ſchienen ſie durchaus nicht zu munden, obgleich ſie ſich die Miene gab, als ob ſie dieſelben — Gott weiß wie ſehr — delicat fände.

— Nun, meine Damen, ſchmeckt es Ihnen?

— Verzeihen Ihre Majeſtät, ſagte die jüngſte Hofdame, wenn ich offenherzig bekenne, daß ich aus dieſen beiden Speiſen nicht recht klug werden kann.

— Marquiſe, wie ſoll ich das verſtehen?

— Ich will damit ſagen, daß dieſe Speiſen, ſtreng genommen, weder ſchlecht noch gut ſchmecken.

— Der Geſchmack, reizende Freundin, iſt ſehr verſchieden. Ich, für meinen Theil, finde namentlich die Nachtigallen-Zungen ganz vortrefflich!

— Ich auch, ich auch, ich auch! riefen, der Kaiſerin zu Liebe, alle Uebrigen, doch ſchnitten ſie dabei ein Geſicht, als ob ſie eine Gabe Koloquinten hinabgewürgt hätten.

Bald darauf erſchienen zwei neue Schüſſeln. Der Page ſagte an:

— Papageyen- und Faſanen-Gehirn!

Der ganzen Tafelrunde fuhr ein paniſcher Schreck durch die Glieder.

— Greifen Sie zu, meine Damen, bat die Kaiſerin. Vielleicht finden dieſe Speiſen vor dem Richterſtuhle Ihres Kennergaumens mehr Gnade als deren Vorgängerinnen.

Die Damen koſteten abermals; aber dieſe Schüſſeln ſchienen ihrem verwöhnten Gaumen noch weit weniger zuzuſagen.

— Welch ein barbariſcher Geſchmack! flüſterte eine der Ehrendamen ihrer Nachbarin zu. Die Zungen waren ſo zäh wie Handſchuhleder und dieſe Hirnſpeiſen ſind ſo weich wie Pomade.

— Was ſagten Sie eben, liebe Gräfin? fragte die Kaiſerin, der dies Gemurmel nicht entgangen war.

— Ich ſagte meiner Nachbarin, daß ich das Papageyenhirn unübertrefflich ſchmackhaft finde.

— Das freut mich, meine theure Gräfin! Doch woher kommt's, daß Sie ſo wenig davon genießen?

— Ich eſſe gern Etwas von Allem.

— Und Sie, liebe Vicomteſſe, Sie eſſen ja gar nicht, ſagte die Kaiſerin zu ihrer Nachbarin zur Linken.

— Ach, Majeſtät, ich habe leider gar keinen Appetit.

— Sagen Sie lieber, es ſchmeckt Ihnen nicht.

— Im Gegentheil, ich bewundere den Geſchmack Heliogabals.

— Wie man nur ſo lügen kann, ſagte die jüngſte Hofdame zu ihrer Nachbarin. Dieſem Heliogabalus könnte ich, wenn er noch am Leben wäre ...

— Was könnten Sie, liebe Marquiſe? fragte Ihre Majeſtät, deren feines Gehör auch dieſe Phraſe aufgeſchnappt hatte.

— Ich könnte ihm, fuhr die arme, höchſt verlegene Marquiſe fort, vor Freuden um den Hals fallen.

— Schmeckt's Ihnen alſo wirklich ſo gut?

— Ungeheuer!

— Ei, ſo greifen Sie doch zu! Sie ſehen ja, daß noch genug davon da iſt!

— Ich ſpare mir den letzten Funken meines treuloſen Appetites für den Braten auf, erwiderte die Marquiſe, die, wie jede Hofdame, nichts ſo gut als die Kunſt des Lügens verſtand.

Die Lüge, die im Leben der Bourgeoiſie als ein Laſter bezeichnet wird, iſt bei Hofe eine der erſten Tugenden. Hofdamen, die nicht zu lügen verſtehen, ſind eben ſo unnütz als Hofnarren, die ſich ſcheuen, ihrem Gebieter die Wahrheit zu ſagen.

Nun erſchienen die zwei letzten Schüſſeln. Der Page annoncirte:

— Flamingo- und Straußen-Braten!

— Das fehlte noch! rief die Vicomteſſe und hielt ſich ein Tuch vor's Geſicht, um mit aller Gewalt das Lachen zu unterdrücken.

— Dieu de Dieu, rief die Kaiſerin, warum eſſen Sie denn nicht?

— Ach, Majeſtät, rief der ganze Hofſtaat wie aus Einem Munde, wir ſind ſchon völlig ſatt!

— Das iſt nicht wahr, meine Damen! Sie Alle ſind ſo hungerig wie ich; aber es ſchmeckt Ihnen nicht, und ich kann's Ihnen — aufrichtig geſagt — gar nicht verdenken, denn mir (es ſchien Ihrer Majeſtät ſchwer zu werden, dies einzugeſtehen) ſchmeckt es auch nicht!

— Bravo, bravo! rief die ganze Tiſchgeſellſchaft.

— Gott im Himmel, fuhr die Kaiſerin fort, ich habe mir alle dieſe Speiſen ganz anders gedacht. Aber, trotz aller Achtung für Kaiſer Heliogabalus, kann ich ſeinen Lieblingsgerichten nicht den allermindeſten Geſchmack abgewinnen. Ich glaube Ihren Wunſch zu errathen, ſprach Joſephine, ſchellte und ſagte zum eintretenden Kammerdiener: Trage dieſe Schüſſeln ab und ſage Herrn Laguipierre, daß er ſo ſchnell als möglich für uns ein anderes Frühſtück bereiten ſoll. Meine Damen, ich habe pyramidalen Hunger!

— Ich auch, ich auch! rief einſtimmig die ganze Tafelrunde.

— Alſo doch nicht ſatt? fragte Joſephine.

— Ach nein, ach nein! riefen Alle.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde ſpäter ſchickte Herr Lagulpierre den Damen ein einfaches Gabelfrühſtück, das Alle mit wahrem Heißhunger verſchlangen.

Tiefe Moral.

Viele Speiſen nehmen ſich auf dem Papiere beſſer aus, als in der Wirklichkeit.

XL.

Als zwei Tage darauf der Intendant, auf Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, die Rechnung über die Koſten des hiſtoriſchen Frühſtücks vorgelegt hatte, war Joſephine ein klein wenig außer ſich, als ſie die Ueberzeugung gewann, daß das Dejeûner à la Héliogabale, Alles in Allem, nahe an zwanzigtauſend Francs gekoſtet hatte.

— Der Henker hole den Kaiſer Heliogabalus! rief Joſephine und nahm ſich das heilige Verſprechen ab, nie wieder eine ſolche Thorheit zu begehen.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Dommage rend sage, ſagt das Sprichwort.

XLI.

Acht Tage nach jenem ungenießbaren Frühſtück trat Mademoiſelle Hippolyte Mars, in Folge ſchriftlicher Einladung der Kaiſerin, als Suſanne in »Figaro's Hochzeit« zum erſten Male im Schloßtheater zu Malmaiſon auf. Die kleine, aber äußerſt glänzende Zuhörerſchaft beſtand großentheils aus Napoleoniden. Ihre Majeſtät die Kaiſerin; Madame Lätitia, die Mutter des Kaiſers; die Königin Hortenſe von Holland[1]); die Prinzeſſin Eliſa Baciocchi, Fürſtin von Lucca und Piombino[2]); die Prinzeſſin Pauline Borgheſe, Fürſtin von Guaſtalla[3]); die Prinzeſſin Caroline Annonciade, Gemahlin Joachim Murats, Großherzogs von Berg und nachmaligen Königs von Neapel[4]); Stephanie Beauharnais, Nichte der Kaiſerin und Braut Carl Friedrichs, Erbgroßherzogs von Baden, bildeten den goldenen Kern des Damenkreiſes. Unter den männlichen Zuhörern befanden ſich Cardinal Feſch, der Oheim des Kaiſers, ſämmtliche Kammerherren der Kaiſerin, mehrere Miniſter des Kaiſers, darunter Talleyrand und Fouché, Joſeph Marie Deschamps, Joſephinens Privat-Secretär, Aimé Bonpland, der Oberaufſeher des botaniſchen Gartens zu Malmaiſon, der Maler Gérard, der Componiſt Blangini und einige andere Lieblinge des Hofes.

---

[1]) Hortenſe, Tochter des hingerichteten Generals Beauharnais, geb. 1783, hatte ſich, neunzehn Jahre alt, auf den Wunſch des Kaiſers mit ſeinem Bruder Louis vermählt, der am 24. Mai 1806 zum König von Holland erhoben wurde. Sie ſtand ſo ſehr in der Gunſt ihres Schwagers, daß Viele ſie und ihn eines verbotenen Verhältniſſes anzuklagen wagten.

[2]) Geb. am 3. Januar 1777 zu Ajaccio, hatte ſie ſich, nachdem der Schriftſteller Laharpe einige Zeit ihre Gunſt genoſſen, im Mai 1797 in Marſeille mit Felice Baciocchi, einem Offizier im Regimente Corſika, vermählt. Einer ihrer vielen Schmeichler hatte ſie die „Semiramis von Lucca“ genannt. Im Jahre 1808 zur Großherzogin von Toskana ernannt, reſidirte ſie abwechſelnd zu Florenz, Piſa, Poggio und Cajano, nahm überall, zu Pferde, die Revue ihrer Truppen ab und betrachtete ihren gutmüthigen Gemahl als ihren General-Adjutanten, der nichts zu ſagen hatte.

[3]) Geb. am 20. October 1780, wurde ſie 1799 in Mailand mit dem General Leclerc und nach deſſen Tode — er war in St. Domingo am gelben Fieber geſtorben — im November 1803 mit dem Fürſten Camillo Borgheſe vermählt. Die „corſika-

Mademoiſelle Mars, die an dieſem Abende, wie die Kaiſerin zu äußern geruht hatte, ſich ſelbſt übertraf, erregte ſo großen Enthuſiasmus, daß ſie nach jeder Scene gerufen und mit jubelndem Beifall überſchüttet wurde.

Zwiſchen dem zweiten und dritten Acte begab ſich Ihre Majeſtät, begleitet von ihrer Tochter Hortenſe und den drei Schweſtern des Kaiſers, auf die Bühne, um der Künſtlerin für den Genuß ihres herrlichen Spiels perſönlich zu danken.

— Sie ſpielen heute wie ein Engel! Empfangen Sie dafür unſern innigſten Dank und dies kleine Andenken, ſagte Joſephine, löſte von ihrem Halſe ein brillantenes Collier und legte es eigenhändig um den Hals der Mars.

Dieſem Beiſpiele folgten nun auch die Andern.

---

niſche Venus“ — wie der Dichter Esménard ſie getauft hat — war die Lieblingsſchweſter des Kaiſers, der auch mit ihr in verbotenem Umgang gelebt haben ſoll.

[4]) Geb. 1782, heirathete ſie, achtzehn Jahre alt, Joachim Murat.

— Sie ſind eine reizende Fee! ſagte die Königin von Holland, nahm von ihrer Bruſt eine koſtbare Brillant-Broche und ſchmückte damit Suſannens Mieder.

— Sie ſind die vierte der Grazien! ſagte die Großherzogin von Berg, ſtreifte eines ihrer Brillant-Armbänder ab und zierte damit Hippolyte's rechte Hand.

— Sie ſind die zehnte der Muſen! ſagte die Fürſtin von Lucca, befolgte das Beiſpiel ihrer Schweſter und ſchmückte die linke Hand der Künſtlerin mit einem nicht minder koſtbaren Bracelet.

— Sie ſind eine Heilige, ſagte die Fürſtin von Guaſtalla, die eben keine Heilige war, zog aus ihrem Kopfputze eine mit Brillanten beſetzte Zitternadel und befeſtigte ſie mit eigener Hand in's Haar der gefeierten Thalia.

Mademoiſelle Mars war von dieſer Aufmerkſamkeit der kaiſerlichen Familie bis zu Thränen gerührt.

— Majeſtät, ſtammelte die Künſtlerin.

— Ich bleibe Ihre Schuldnerin, ſprach Joſephine und kehrte, von Tochter und Schwägerinnen begleitet, in ihre Loge zurück.

Im dritten Acte, als Mademoiſelle Mars, mit den reichen Geſchenken des Hofes geſchmückt, auf der Bühne erſchien, empfing ſie ein Beifallsſturm, der kaum enden wollte. Die Kaiſerin und der ganze Hof applaudirten. Hippolyte feierte einen Triumph, wie ihn vor ihr noch keine Andere gefeiert hatte. Sie mußte ſich zehn und zwanzig Mal nach allen Seiten hin verneigen, ehe der Jubel der Zuhörer ſie zum Wort kommen ließ.

Am Schluß der Vorſtellung ſtürmiſch hervorgerufen, gab die Kaiſerin dadurch, daß ſie ihren Veilchenſtrauß auf die Bühne warf, das Signal zu einer neuen Ovation. Alle Damen, denen der

Hofgärtner während des Zwiſchenactes die koſtbarſten Bouquets der ſeltenſten Treibhausblumen hatte überreichen laſſen, befolgten das Beiſpiel der Kaiſerin und ließen ihre Blumenſträuße gleichfalls nach der Bühne wandern, ſo daß Mademoiſelle Mars von einem Regen von Camellien, Magnolien und Dahlien[5]) ſich überſchüttet ſah. Aus dieſem Teppiche von Blumen ſuchte ſie das Veilchenbouquet der Kaiſerin hervor, drückte es unter den blitzenden Thränen des Dankes zuerſt an das Herz und dann an den Mund und verneigte ſich voll Ehrfurcht vor dem Publikum, das ſie an dieſem Abende ſo überaus huldreich ausgezeichnet hatte.

Als der Vorhang gefallen war, rannte ſie hinter die Kuliſſen in die Arme ihres in Wonne aufgelöſten Geliebten.

— Jetzt, Jerôme, darfſt Du Dein Schweigen brechen und mir ſagen, ob auch Du mit mir zufrieden biſt, denn mehr als der Beifall von ganz Paris, mehr als jede Auszeichnung des Hofes, beglückt und entzückt mich Deine Liebe!

Der neidenswerthe Schweizer drückte ſie an ſein Herz und — ſchwieg, denn die Zeit, wo er ſein Schweigen brechen durfte, ohne ſeinem Gelübde untreu zu werden, war noch nicht abgelaufen.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

---

[5]) Erſt kurz vorher hatte Alexander von Humboldt dieſe Blume — jetzt Georgine genannt — aus Mexiko nach Frankreich gebracht. Anfangs war dieſe mexikaniſche Schönheit ſo ſelten und ſo allgemein geſucht, daß für jede einzelne Blume zehn bis fünfzehn Francs bezahlt wurden.

XLII.

Am folgenden Abende ſagte Mademoiſelle Bourgoin, als ſie den neuen Triumph ihrer Nebenbuhlerin erfuhr, neidiſch zu Herrn Chaptal:

— Dieſen Sieg hat die gute Hippolyte weniger ihrem Talente als mir und Dir zu verdanken. Die Kaiſerin und ihr Hof haben ſie nur darum ſo enthuſiaſtiſch aufgenommen und ſo, ungewöhnlich reich beſchenkt, um mich dadurch zu kränken.

— Tröſte Dich, meine fromme Taube, erwiderte der ehemalige Miniſter. Die Gunſt der Groſſen iſt wandelbar . . . ich aber bleibe bis zum letzten Hauche meines Lebens Dein treuer, unwandelbarer Verehrer.

Und Chaptal pflegte Wort zu halten.

XLIII.

Als Napoleon, mit neuen Siegen gekrönt, aus Deutſchland nach Paris zurückgekehrt war, ſagte er bald darauf zu ſeiner Gemahlin:

— Ich habe ſchöne Dinge von Ihnen hören müſſen. Sie haben in Malmaiſon Ihren Damen ein römiſches Frühſtück gegeben, das, wie ich aus guter Quelle weiß, ein enormes Geld gekoſtet und Ihnen nicht einmal geſchmeckt hat. Was Sie für Einfälle haben, Madame! Wie man ſein Geld auf ſolche Weiſe verſchwenden kann! Ich habe nichts dagegen, wenn Sie für eine ausländiſche Blume, die Ihren Treibhäuſern in Malmaiſon fehlt, drei- bis viertauſend Francs bezahlen, aber an ein abgeſchmacktes Frühſtück faſt zwanzigtauſend Francs vergeuden, iſt in der That etwas mehr als ſtark, Madame! Ein Dejeûner à la Héliogabale: Pfauen- und Nachtigallen-Zungen, Papageyen- und Faſanen-Gehirn, Flamingo- und Straußen-Braten . . . ich begreife nicht, wie Jemand ſo was genießen kann! Sie haben mir die halbe Menagerie meines Pflanzengartens, meinen Strauß, meine Flamingo's und alle meine Papageyen abſchlachten laſſen. Das Alles, Madame, hätte ich Ihnen gern verziehen, wären Sie wenigſtens ſo aufmerkſam geweſen, meinen Lieblingsvogel zu ſchonen.

— Welchen Vogel meinen Ew. kaiſerliche Majeſtät?

— Meinen roſenrothen Psittacus Eos oder Napoleon Cacatua, jenen unbezahlbaren Papagey, der in drei verſchiedenen Sprachen »vive l'empereur!« zu rufen verſtand. Die Geſchichte dieſes Thieres iſt intereſſanter, als Sie vielleicht zu ahnen vermögen. Dieſer Kakadu iſt der Zögling eines alten Secretärs im Miniſterium des Innern, der dafür von Chaptal vierzig Napoleon und von mir, auf des Miniſters Bitten, den Orden der Ehrenlegion erhielt. Chaptal ſchenkte dies treue Thier ſeiner treuloſen Flamme; die Bourgoin vertauſchte dieſen Vogel, der ihr fortwährend »es lebe der Kaiſer!« in die Ohren krächzte, an ihre Nachbarin, Gräfin Regnault de Saint-Angely, die ihr dafür einen Shawl von zweitauſend Francs gab. Die Gräfin verſchenkte den Kakadu an einen ihrer hundert Anbeter. Dieſer Anbeter, deſſen Name mir entfallen iſt, verkaufte das ſchöne Thier an unſere liebenswürdige Hortenſe, die ihn mir einen Tag vor meiner Abreiſe geſchenkt hat. Ein Königreich für ſolch einen Papagey!

— Ei, haben wir denn auch den gegeſſen? fragte die Kaiſerin, beſtürzter als jemals in ihrem Leben.

— Freilich, freilich! Und wiſſen Sie, Madame, daß dieſer Vogel mir ſehr am Herzen lag? Ich hätte lieber eine Provinz als dies Andenken Ihrer Tochter eingebüßt.

— Tröſten ſich Ew. kaiſerliche Majeſtät! So lange Sie noch Millionen von Unterthanen haben, welche, von gerechtem Stolz erfüllt, ihr »vive l'empereur!« rufen, können Sie den Verluſt eines Papageyen, dem man dieſen Ruf eingeprügelt hat, leicht verſchmerzen!

— Sie haben Recht, Madame! Einem Engel, wie Joſephinen, kann man nicht lange zürnen. Alles iſt vergeſſen und vergeben, ſprach Napoleon, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ lächelnd das Cabinet ſeiner Gemahlin, die freudeſtrahlend ihm nachſah, dann mit zwei großen Thränen an den Wimpern zum Himmel emporblickte und im Uebermaaße ihres Glücks ausrief:

— König der Könige, o ſegne ihn!

Die arme Joſephine! Damals ſchien ſie es kaum zu ahnen, daß der Kaiſer, auf deſſen Haupt ſie tagtäglich den Segen des Himmels herabflehte, ſie bald darauf lieblos verſtoßen würde, um ſich mit Marie Louiſe, der Tochter des Kaiſers von Oeſterreich, zu vermählen. — Von allen Sünden Napoleons ſcheint uns die Trennung von ſeinem »Glücksſtern« eine der größten zu ſein.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Noch an demſelben Abende ſagte er zur Kaiſerin:

— Sie haben Recht gethan, daß Sie, Hortenſe und meine Schweſtern, unſere reizende Mars bei ihrem erſten Auftreten in Malmaiſon ſehr ausgezeichnet und ſo reich beſchenkt hatten. Dieſe Mars iſt eine Künſtlerin im wahren Sinne des Wortes, ein Talent, das ihre ganze Umgebung — Freund Talma ausgenommen — in dichten Schatten hüllt. Mademoiſelle Bourgoin iſt eine herzloſe Kokette und Mademoiſelle Mézeray eine freche Amazone, die — ich ſehe es kommen — ſchrecklich enden wird. Eine iſt mir ſo zuwider als die Andere. Die Mars hingegen war ſtets mein Liebling und jetzt iſt ſie dies mehr als je, weil ich weiß, daß ſie unſchuldig, keuſch und tugendhaft iſt, Eigenſchaften, die im Leben der Frauen, und vor Allem Derer beim Theater, ſeltene Erſcheinungen, ſchwarze Schwäne, weiße Raben ſind. — Abbé Geoffroy, deſſen Kritiken mir, ſo lange ich in Deutſchland geweſen war, gefehlt haben, nennt ſie den »Diamanten des Théâtre français«; ich gehe noch weiter, Madame, und behaupte, daß ſie der Großmogul der dramatiſchen Edelſteine und — unter uns geſagt — eine der ſchönſten Perlen im künſtleriſchen Diademe meines ſchönen Landes iſt. Dieu protège la France! rief Napoleon.

— Et votre Majesté! fügte Joſephine hinzu.

— — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen erhielt Mademoiſelle Mars ein in

Brillanten eingefaßtes Bildniß des Kaiſers mit einem eigenhändigen Handbillet, beſtehend aus der einzigen Zeile:

»L'empereur des Français à la première actrice de l'Europe.«

XLIV.

Und Jerôme Brown? hören wir fragen.

Seine Treue ging einer ſchönen Belohnung entgegen.

Zur Feier des Tages, an welchem das Gelübde ſeines ſechsmonatlichen Schweigens und die Zeit ſeiner harten Prüfung ihr Ende erreichten, hatte Mademoiſelle Mars ein Maskenfeſt veranſtaltet, zu dem ihr ganzer Hofſtaat, ſämmtliche Mitglieder des Théâtre français, alle Koriphäen der großen Oper und der andern Bühnen, alle Notabilitäten der Literatur, alle Matadore der Muſik und Malerei eingeladen waren. Hippolyte hatte den drolligen Einfall gehabt, an der Ferſe ihrer Einladung eine Bitte niederzulegen, die darauf berechnet war, dem Feſte eine weniger prächtige als heitere Phyſiognomie zu verleihen. Alle Damen waren erſucht worden, als Colombinen, alle Herren, als Pierrots zu erſcheinen. Der Einzige, der ſich geweigert hatte, dieſer freundlichen Einladung Folge zu leiſten, war Abbé Geoffroy, der es ſeiner kritiſchen Würde durchaus nicht angemeſſen fand, die kurze Fülle ſeines Leibes durch die plumpe Tracht eines Pierrots zu entſtellen.

Am Abende dieſes Feſtes ſchwammen die Säle der »erſten Künſtlerin Europa's« in einem Meere blendender Lichter, in einem Ocean heiterer Töne. Dichte Schwärme zarter, zierlicher Colombinen von allen Farben flogen am Arme ihrer mehlweißen komiſchen Pierrots im raſchen Wirbel luſtiger Tänze auf und ab. Felice Blangini hatte zur Feier dieſes Balles eine Pierrot-Quadrille geſchrieben, von deren zündender Melodie Alles hoch entzückt war.

Vor Beginn des Cotillons mußten ſämmtliche Maſken, auf ein vom Orcheſter gegebenes Zeichen, ihre Larven abnehmen. Nachdem die Tänzerpaare einen großen Kreis geſchloſſen hatten, trat die Königin des Feſtes am Arme Jerôme's in die Mitte des Kreiſes und ſprach:

— Geſtatten Sie mir, dieſen Augenblick der Pauſe zu benutzen, um Ihnen den treueſten aller Pierrots vorzuſtellen. Eine ungezogene Laune ſeiner Colombine hatte ihn ein halbes Jahr lang ſeiner Sprache beraubt. Die Zeit ſeiner Prüfung iſt heute abgelaufen: er hat ſein Gelübde getreulich erfüllt. Ein Wort von mir wird jetzt ſein Schweigen brechen, ſeine gefeſſelte Zunge löſen.

— Bravo! Bravo! ſchrie der ganze Kreis.

— Erlauben Sie mir, meine Freunde, in dieſem liebenswürdigen Pierrot einen Mann zu umarmen, der tauſend Anſprüche auf meine Achtung, meine Dankbarkeit, meine Liebe hat. Gratuliren Sie der glücklichſten aller Colombinen, denn von dieſem Augenblick, meine Lieben, iſt Jerôme Brown mein Bräutigam!

— Hippolyte! rief der Glückliche und umarmte ſie.

— Es lebe Hippolyte! riefen die Herren Pierrots und ſchwenkten ihre großen, runden, weißen Hüte.

— Es lebe Jerôme! jubelte die Schaar der Colombinen, riß ihre Blumen aus dem Haar und warf ſie zu den Füßen des hochbeglückten Siegers nieder, der mit unausſprechlicher Wonne am Halſe ſeiner theuern Braut hing.

Und gleich darauf begann der Cotillon.

Mitten im Tanze öffneten ſich die Flügelthüren und zu Aller Ueberraſchung flogen in den Kreis der Tanzenden zwei Maſken hinein: die eine derſelben war ein weißer Bär mit ſchwarzem Kopfe und blauem Ordensbande; die andere ein ſchwarzer Bär mit weißem Kopfe und goldenem Kammerherrenſchlüſſel. Beide Bären trugen Lorgnons, geſtickte Manchetten und große Claques unterm Arm. Der weiße Bär holte ſich Mademoiſelle Mars, der ſchwarze Bär Mademoiſelle Bourgoin. Und beide Paare tanzten eine Extratour.

— Sie müſſen uns ſagen, wer Sie ſind, ſprach Hippolyte zu ihrem Tänzer.

— Ich bin einer Ihrer Verehrer, welcher gekommen iſt, um Ihnen Glück zu wünſchen zu Ihrer Vermählung.

— Ihr Name, mein charmanter Bär? fragte Etiennette ihren ſchwarzen Cavalier.

— Mein Name muß ein Geheimniß bleiben.

— Sie werden ſich alſo nicht demaſkiren? fragte die Mars.

— Nein, Mademoiſelle! erwiderte der weiße Bär und holte während des Tanzens aus einer ſeiner unergründlich tiefen Seitentaſchen eine Handvoll Nüſſe hervor, die er einzeln, im Vorüberfliegen, bald dieſer, bald jener Tänzerin, die ihm gefiel, in die Bruſt warf.

Nachdem er wohl mehr als ein Schock ſolcher Nüſſe vertheilt hatte, führte er Mademoiſelle Mars an ihren Platz zurück, überreichte ihr auf ſeinem Claque eine ganze Handvoll ſolcher Nüſſe, verbeugte ſich wie ein luſtiger Pickelhering nach allen Seiten und rannte dann, gefolgt von ſeinem ſchwarzen Begleiter, zum Saale hinaus.

Hippolyte eilte nach, um ſie zurückzuholen.

Keine von den Damen wußte, was ſie von der Erſcheinung dieſes Bären und von deſſen Nüſſen zu halten habe. Eine unter ihnen, die, neugieriger als alle übrigen, die geheimnißvolle Nuß zuerſt aufgeknackt hatte, fand in der leeren Schale einen koſtbaren Kern.

— Eine Perle! rief ſie, eine Perle!

Und nun fing Alles, was Zähne hatte, zu knacken an. Zum Glück war dies Aufknacken viel leichter, als Manche vermuthet hatten, denn die Schalen, die nur loſe aneinandergepackt waren, öffneten ſich auf den leiſeſten Druck. Im Innern jeder dieſer tauben Nüſſe befand ſich eine Perle von hohem Werthe.

Nun wollten Alle wiſſen, wer dieſe überaus noble Bärennatur, die ſo reiche Geſchenke vertheilt hatte, geweſen ſei. Beide Bären hatten die Flucht ergriffen; doch waren ſie ſo artig geweſen, im Vorſaale ihre Abſchiedskarten zurückzulaſſen. Hippolyte kehrte damit in den Saal zurück und war entzückt, die Neugier ihrer Gäſte befriedigen zu können. Die beiden Karten liefen von Hand zu Hand. Und Jeder las und Alles war erſtaunt. Auf einer dieſer Karten ſtand:

Jerôme Bonaparte,

roi de Westphalie.

Und auf der andern:

Guillaume Charles Antoine Pigault-Lebrun,

bibliothécaire de S. M. le roi de Westphalie.

p. p. c.

XLV.

Am andern Morgen ſtand im »Moniteur«:

»Seine Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen hat den Prinzen Jerôme Bonaparte zum König von Weſtphalen zu ernennen geruht.«

Und gleich darunter war zu leſen:

»Seine Majeſtät der König von Weſtphalen iſt in vergangener Nacht, in Begleitung ſeines Hofſtaats, nach Kaſſel abgereiſt.«

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

XLVI.

Drei Tage nach jenem Maſkenball wurde Jerôme Brown mit Hippolyte Mars vor dem Maire ihres Wohnbezirks getraut.

Unter den Perſonen, die den Akt der bürgerlichen Trauung als Zeugen der Braut unterzeichnet hatten, ſtand obenan:

»Marie Pauline Borgheſe, geborene Bonaparte.«

Unter den Zeugen des Bräutigams befand ſich ein nicht minder berühmter Mann: Joſeph Marie Chénier.

XLVII.

Der Letzte dieſer Trauungszeugen war der Erſte, welchen der Tod aus den Reihen der Freunde unſerer glücklich verheiratheten Künſtlerin riß. Chénier ſtarb am 10. Januar 1811. Vier Wochen ſpäter, am 13. Febrar, verlor ſie ihren Vater und gleich darauf auch ihre Mutter. Der Verluſt der Letztern war der erſte tiefe Schmerz, der in ihre große, ſchöne, mitleidsvolle Seele zog. — Nächſt der Liebe ihres Gatten, dem ſie zwei Jahre nach ihrer Verbindung einen Sohn geſchenkt hatte, fühlte ſie ſich durch die hohe

Achtung des Kaiſers und des ganzen Hofes beglückt. Der Erſtere gedachte ihrer ſogar in Moskau, im Palaſte der alten Czaren, im ehrwürdigen Kreml. Noch wenige Augenblicke vor dem unheilvollen Brande, durch den Graf Fedor Roſtopſchin Rußlands Herz in eine Aſchenurne verwandelte, beſchäftigte ſich Napoleon mit ſeinem Théâtre français, mit ſeinem Talma, mit ſeiner Mars. Der Kaiſer wollte ſeine Lieblinge nach Moskau kommen laſſen, um ſelbſt ſeinem Feinde Achtung vor den erſten Künſtlern ſeines Reiches einzuflößen. Eine Stunde ſpäter brannte der Kreml und Napoleon mußte fliehen.

Auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich fand er Mademoiſelle Mars und François Talma in Dresden, wohin ſich Beide in Folge ſeiner Einladung begeben hatten.[1] Auch in Dresden erregte das Spiel dieſer beiden Künſtler die höchſte Bewunderung, den größten Enthuſiasmus, und war dort auch kein »Parterre von Königen«, wie jenes, vor welchem vier Jahre früher Talma mit Mademoiſelle Duchesnois in Erfurt geſpielt, ſo fehlte es doch auch hier nicht an gekrönten Bewunderern ihres Talentes. Mademoiſelle Mars empfing in Dresden die Elite aller dort verſammelten Fremden: Prinzen, Marſchälle, Geſandte bewarben ſich um die Gunſt, Zutritt in ihren Zirkel zu erhalten. Mitten im Getümmel des Krieges war Hippolyte die Königin aller Feſte. Die ganze Stadt, der ganze Hof beeilten ſich, dem Lieblinge des Kaiſers auf jede Weiſe zu huldigen. Napoleon ſelbſt hatte den Wunſch geäußert, ſie bei ſich zu ſehen. Durch den Herzog von Vicenza in Marcolini's Palais — die Reſidenz des Kaiſers — eingeführt, wurde ſie dort durch den Palaſt-Präfekten, Herrn v. Beauſſet, dem Kaiſer und den Großen ſeines Reiches vorgeſtellt und von Napoleon mit einem koſtbaren Porzellan-Service beſchenkt.

---

[1] Als Napoleon in Dresden war und die dortige Bibliothek beſuchte, überreichte ihm der damalige Bibliothekar, Hofrath Daßdorf, folgende Auslegung ſeines Namens:

Nationis. Allemanicae. Protector. Orbis. Legislator.
Europae. Ordinator. Napoleon.
Numine. Annuente. Pacem. Orbi. Laetanti.
Excelsus. Offert. Napoleon.

Nun ſage man noch, daß wir Deutſchen uns nicht auf's Kriechen und Schmeicheln verſtehen!

Nach Frankreich zurückgekehrt, ſtand die gefeierte Künſtlerin im Zenith ihres Ruhmes, als der Tod ihr den treu geliebten Gatten und bald darauf auch den größten ihrer Verehrer, den Abbé Geoffroy, entriß.

XLVIII.

Es war am 26. Februar 1814.

Herr Grimod de la Reynière hatte als Vorfreſſender des »Caveau moderne« kurz vorher die tauſend zweiundſiebenzigſte Sitzung eröffnet, als ſein Diener mit allen Zeichen der Beſtürzung eintrat und dem ehrwürdigen Präſes des Feinſchmecker-Clubbs ein ſchwarz geſiegeltes Schreiben übergab. Grimod, der es haſtig aufriß, durchflog den kurzen Inhalt und erhob ſich raſch mit den Worten:

— Ich muß fort, ich muß fort!

— Wohin? fragten die Mitglieder des Clubbs.

— Zum Abbé Geoffroy, der mir ſo eben die Nachricht mittheilt, daß er im Sterben liege, und mich vor ſeiner Abfahrt in das unbewußte Winterquartier des Jenſeits noch einmal zu ſprechen wünſche, um mir — hört, hört, meine Herren! — ein Geheimniß von der höchſten Wichtigkeit anzuvertrauen! Sie ſehen alſo, daß ich eilen muß, ſagte Herr de la Reynière, ergriff haſtig Hut und Stock und folgte dem »Rennthiere« ſeines ſterbenden Freundes.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand »Meiſter Truthahn« — dieſen Namen führte Grimod als Mitglied des »Caveau moderne« — am Sterbebette des Papa Geoffroy, der im Clubb »Meiſter Trüffel« hieß.

— Ich habe Sie rufen laſſen, Meiſter Truthahn, um Sie zu bitten, als Freund und Advokat meinen letzten Willen aufzuſetzen.

— Meiſter Trüffel will uns alſo wirklich verlaſſen?

— Ich muß, ich muß! ſagte der Abbé, ſich, wie Mahomed, kurz vor ſeinem Ende mit der größten Seelenruhe den Reſt ſeiner Zähne ſtochernd.

— Wohl jedem Manne, der ſo beherzt wie Sie dem Tod in's Auge ſieht.

— Der Tod, Freund Grimod, hat mich nie beunruhigt. Sterben iſt das Loos aller Lebenden! Warum ſich fürchten vor einem Actſchluß, der durchaus nicht ſo furchtbar iſt, als ſich Mancher von uns einbildet. Dort auf dem Tiſche finden Sie Tinte, Feder und Papier. Erfüllen Sie Ihrem ſterbenden Freunde die Bitte, Alles niederzuſchreiben, was er Ihnen dictiren wird.

— Ich bin bereit, ſagte Meiſter Truthahn.

— Mein Teſtament, edler Freund, wird kürzer ausfallen, als Sie erwarten. Ich fühle, daß ich wenig Zeit zu verlieren habe. Ich wittere, wie der Geiſt von Hamlets Vater, Morgenluft und muß mich kurz faſſen.

— Alſo angefangen! ſagte der Advokat und tauchte die Feder ein.

— Ich, der Unterzeichnete, begann der Abbé, ſetze hiermit meinen Neffen, Louis Marie Geoffroy, gegenwärtig in Bordeaux, zum Erben meiner Schulden ein.

— Das iſt höchſt rührend! ſagte Grimod.

— Ich erſuche Sie, mich nicht zu ſtören. Meine Bibliothek, beſtehend aus viertauſend achthundert zweiundzwanzig Bänden, vermache ich meiner hochverehrten Freundin, dem »Diamanten des Théâtre français«, der Mademoiſelle Hippolyte Mars.

— Ich habe nichts dagegen! meinte Grimod.

— Die Sammlung meiner Theaterzettel, beſtehend aus mehr als fünfundzwanzigtauſend Stücken, hinterlaſſe ich meinem berühmten Freunde François Talma.

— Weiter! drängte Herr Grimod mit Ungeduld.

— Das ſchöne Silberſervice, das mir einſt meine Freundin Mars geſchenkt, vermache ich gleichfalls meinem Freunde Talma.

— Abbé, das ſcheint mir großer Luxus!

— Ich bitte, weiter zu ſchreiben. Möge der große Künſtler mir manchen Tadel, durch den ich ihn unrecht gekränkt, großmüthig verzeihen.

— Großmüthig verzeihen . . . wiederholte Meiſter Truthahn.

— So wie ich, ſetzte das ſterbende Feuilleton hinzu, ihm von ganzem Herzen und von ganzer Seele den Schreck vergebe, den er mir an jenem Abend zugefügt, an welchem ich mich durch ihn vergiftet geglaubt.

— Weiter! Weiter!

— Meine Loupe, durch die ich den Schauſpielern in's Herz geſehen, hinterlaſſe ich dem Grafen Chaptal von Chanteloup, damit er ſeiner Dame Bourgoin in's Herz ſchaue und ſich je eher je lieber überzeuge, daß er bei all' ſeiner chemiſchen Weisheit ein coloſſaler Tropf iſt, wenn er ſich noch länger dem Glauben hingiebt, daß er der Einzige ſei, der ſich ihrer koſtſpieligen Gunſt erfreut.

— Bravo, Meiſter Truthahn! Es iſt nicht mehr als billig, daß Sie dem armen gehörnten Teufel endlich einmal die Schuppen von den Augen reißen und ihm ſagen, daß er von dieſer Goldpreſſe ausgequetſcht und zum Dank dafür unverſchämt betrogen wird.

— Schreiben Sie weiter! Meiner guten Freundin Joſephine Mézeray, die ihre Liebe zu mir bis zu dem Punkte ausgedehnt hat, einem ihrer Herren Hunde — einem abſcheulichen, alten, häßlichen Pudel — meinen ehrlichen Namen beizulegen, vermache ich im Gefühle ſchuldiger Dankbarkeit das japaniſche Porzellan-Service, das Mademoiſelle Mars mir zu meinem letzten Namenstage geſchenkt hat.

— Was aber vermachen Sie denn mir?

— Das Beſte kommt immer erſt zuletzt! Ihnen, überaus edler, uneigennütziger Freund, will ich ein Geheimniß anvertrauen, das, mehr als alles Gold der Welt, Sie mit innigſtem Danke für mich erfüllen wird.

— Vater Geoffroy macht mich ſehr neugierig. Haben Sie irgendwo einen geheimen Schatz entdeckt?

— Den Schatz der Schätze!

— Heraus damit!

— Schreiben Sie! Meinem innig verehrten Freunde Alexandre Balthazard Laurent Grimod de la Reynière, dem berühmten Herausgeber des »Almanach des Gourmands«, dem geiſtreichen Verfaſſer des unvergleichlichen »Manuel des Amphitryons«, ihm, der mir mehr als ein Mal ſo überaus glänzende Beweiſe ſeiner hochherzigen Freundſchaft gegeben . . .

— Sie machen mich ſchamroth, Papa!

— Ich erinnere ihn nur an das erſte Rendezvous bei unſerer liebenswürdigen Pſeudo-Zoë, ihm, dem treueſten Freunde ſeiner Freunde, vermache ich . . . (Ein ſtarker Huſten verhinderte den Kranken, weiter zu reden.)

— Na, was vermachen Sie mir? fragte Grimod auf's Höchſte geſpannt.

— Geduld, Geduld! Hören Sie denn nicht, wie mich mein Huſten quält?

— Der abſcheuliche, nichtswürdige, ſchändliche Huſten!

— Er iſt's, der mich in's Grab bringt.

— Alſo ſputen Sie ſich, cher papa! Ihrem Freunde Grimod de la Reynière hinterlaſſen Sie?

— Den größten Schatz, den ich beſitze.

— Weiter, weiter! drängte der ungeduldige Freund.

— Ein Papier von der höchſten Wichtigkeit, fuhr der Sterbende fort.

— Von der höchſten Wichtigkeit, wiederholte Grimod.

— Ach, der vermaledeite Huſten!

— Ich bedaure Sie unendlich! betheuerte der Heuchler.

— Er läßt mich nicht zu Worte kommen! Wo waren wir ſtehen geblieben? fragte der Abbé.

— Zum Teufel, bei der höchſten Wichtigkeit!

— Ah, ganz recht! Alſo meinem innig verehrten Freunde Grimod vermache ich eine Anweiſung.

— Eine Anweiſung? wiederholte Meiſter Truthahn, die Ohren ſpitzend.

— Die Anweiſung zur Bereitung eines von mir erfundenen »Pudding à la diplomate«.

— Iſt das Alles? fragte Grimod enttäuſcht.

— Ja, theurer Freund! Mehr beſitze ich nicht, ſagte der Abbé und fing von Neuem furchtbar zu huſten an.

— Der Teufel hole Sie und Ihren Huſten!

— Sie meinen es gut mit mir. Kann ich das Teſtament nun unterſchreiben?

— Wenn's Ihnen Spaß macht, o ja!

Der Abbé unterzeichnete lächelnd ſeinen Namen.

— Ein merkwürdiges Teſtament! brummte Herr Grimod de la Reynière.

Papa Geoffroy aber hörte es nicht mehr, denn kurz vorher war er ruhig und ſanft, wie das beſte Gewiſſen, in's Jenſeits hinübergeſchlummert.

— De mortuis nil nisi bene! ſagte der gründliche Taugenichts, ſteckte das Teſtament in ſeine Rocktaſche und ſetzte ſich durch eine kleine Aenderung zum Univerſalerben des ganzen Nachlaſſes ein.

XLIX.

Am dritten Morgen wurde Geoffroy beerdigt. Die vier Leute, welche die Zipfel des Leichentuches trugen, waren: Jouy, Arnault, Grimod de la Reynière und Talma. Letzterer weinte an deſſen Grabe eine Thräne, die mehr als alles Andere beweiſt, daß Talma im wahrſten, ſchönſten und edelſten Sinne des Worts ein großer Künſtler war, der ſeinem ehemaligen Gegner keinen Haß nachtrug. — Der Präſident das »Caveau moderne« hielt im Namen des Clubbs folgende kurze, aber tief ergreifende Leichenrede:

»Die Welt, meine theuern Freunde, iſt eine große Küche; wir Menſchen ſind die Fleiſchſpeiſen, die der große Sudelkoch, »Schickſal« genannt, klopft, hackt, kocht, ſiedet, ſpießt, bratet und zu einer Olla Potrida macht, die der unerſättliche Vielfraß »Tod« mit nie geſtilltem Eryſichton-Hunger verſchlingt.

»Dieſer elende Vielfraß hat nun auch den Mann verſchlungen, deſſen Tod wir Alle hier ſo aufrichtig beweinen. Dieſer Todte war ein Lebemann im ſchönſten Sinne dieſes vielverkannten Worts, ein Feinſchmecker, wie's deren leider nur Wenige giebt.

»Als die Mainzer Frauen den deutſchen Minneſänger Heinrich Frauenlob beerdigten, begoſſen ſie ſein Grab mit dem edelſten Rheinwein. Wir, meine untröſtlichen Freunde, wollen mit dieſem Weine unſere Kehlen und mit unſern Thränen ſein Grab benetzen.

»Ja, Brüder, wir wollen ihn beweinen, beweinen von ganzer Seele, beweinen von ganzem Herzen, weil es jenſeits keinen Rocher de Cancale, keinen »Caveau moderne«, keinen Pudding à la diplomate giebt.«

Der ganze Clubb zerfloß in Thränen.

L.

Am Morgen des folgenden Tages hielt vor dem Eingange des Kirchhofs Père Lachaiſe ein Wagen, in dem ein roſiger Knabe an der Seite einer trauernden Dame ſaß. Nachdem ſie ausgeſtiegen waren, ließen ſie ſich von einem der Aufſeher des »Gartens der Todten« zum friſchen Grabe des Abbé Geoffroy führen.

Dort angekommen, pflanzte die Dame ein Veilchen, das ſie von ihrem Buſen nahm, auf den weichen Raſen und ſprach leiſe vor ſich hin:

— Une fleur pour toi, mon ami!

Dann erhob ſie ſich und kehrte mit Thränen, die wie Thautropfen an ihren langen Wimpern hingen, in den Wagen zurück.

Es war Hippolyte und ihr Sohn.

LI.

Dem Tode des Abbé Geoffroy folgte der Sturz des Kaiſers, der, nachdem er am 22. Juni 1815 zum zweiten Male abgedankt hatte, als Gefangener der europäiſchen Großmächte nach Sanct Helena verbannt wurde. Doch auch hier, mitten im Gewühle ſchwerer Sorgen und unter der drückenden Laſt geiſtiger und körperlicher Leiden aller Art, gedachte er ſeiner Freunde und unterhielt ſich mit Las Caſes, Montholon und Bertrand ſehr häufig von den großartigen Talenten ſeines Talma, ſeiner Mars.

Wenige Tage vor ſeinem Tode ſagte er zum General Bertrand:

— Ich möchte heute Abend nach Paris hinüberfliegen, nicht, um meine Throne wiederzuerobern, ſondern um mir den Genuß zu verſchaffen, meinen Freund Talma und meine Freundin Mars vor meinem nahen Ende noch einmal in einer ihrer Glanzrollen bewundern zu können. Talma iſt eben ſo groß und achtenswerth als Menſch wie als Künſtler. Ich hatte ihn kennen gelernt, als ich — ein in Ungnade gefallener General — in der Rue de la Victoire wohnte. Damals kamen wir faſt jeden Abend, an dem er unbeſchäftigt war, bald bei mir, bald bei ihm zuſammen. — Zu jener Zeit, als das höchſte Ziel meiner Wünſche ſich auf eine Wohnung in der Chauſſée d'Antin, auf ein Cabriolet und einen Logenplatz im Théâtre français beſchränkte, war es Talma geweſen, deſſen ſtets offene Börſe mich mehr als ein Mal aus peinlicher Geldverlegenheit befreit hatte. Ich habe ihm dieſe kleinen Dienſte, die ſeine Freundſchaft mir damals erwieſen, nie vergeſſen und ſpäter reichlich vergolten. Jetzt, wo ich auf meine ganze Vergangenheit zurückblicke und mit der Zukunft meine Rechnung geſchloſſen habe, brauche ich mir nicht zu verheimlichen, daß ich, trotz jener kleinen Sorgen, nirgends glücklicher als in der Rue de la Victoire geweſen bin. Vom erſten Tage meiner Ankunft in Paris bis zum Tage meiner zweiten Abdankung, vom 19. October 1784 bis zum 22. Juni 1815, habe ich eilf Wohnungen inne gehabt. Von Brienne kommend, hatte man mich zuerſt in eine Zelle unter dem Dach der Militärſchule einquartirt; bald darauf hauſte ich in einem Dachzimmer auf dem Quai Conti; dann zog ich in die Rue du Mail, in's Hôtel de Metz; ſpäter wohnte ich im Hôtel des Droits de l'Homme in der Rue des Foſſées-Montmartre. Meine fünfte Wohnung war ein kleines Zimmer in der Rue de la Michodière; meine ſechſte ein Zimmer in der Rue du Dauphin, Hôtel Mirabeau, in der Nähe der Kirche Saint-Roch; meine ſiebente war das Hôtel de la Colonnade in der Rue neuve des Capucines; meine achte in der Rue de la Victoire.[1] Als Conſul wohnte ich im Palaſt Luxembourg, als Kaiſer reſidirte ich im Schloß der Tuilerien und während der hundert Tage zog ich mich in's Palais Elyſée-Bourbon zurück. — An keine von all' dieſen Wohnungen darf ich mit ſo vieler Freude und ſo wenig Reue als an jene in der Rue de Victoire zurückdenken. Dort war's, wo ich, aus Mangel militäriſcher Beſchäftigung, Plan und Skelett zu einem fünfactigen Trauerſpiele entwarf, das ich, zehn Jahre ſpäter, als ich Kaiſer geworden war, dem Verfaſſer des »Hormisdas«, des »Mucius Scévola«, des »Périandre« und einiger andern Tragödien, einem grundgelehrten Profeſſor am Collège de Navarre, Herrn Jean Charles Julien Luce de Lancival, einem ehrlichen Picarden, den ich wegen ſeiner altclaſſiſchen Bildung liebgewonnen hatte, zur Aus- und Aufführung übergab. Der Leſe-Comité des Théâtre français, nicht ahnend, daß Idee und einzelne Scenen von mir herrührten, geruhte, das Ding zurückzuweiſen. Damals hatte mich das ſehr verdroſſen. Ich hatte den Profeſſor rufen laſſen, um auf das zurückgewieſene Stück mit eigener Hand die Ordre zu ſchreiben:

---

[1] Jetzt „Rue Chantereine“ genannt.

»Les acteurs du Théâtre français joueront la tragédie,
qu'ils ont refusé, en quinze jours.«

Und vierzehn Tage ſpäter, am 1. Februar 1809, ſegelte mein etwas ſchwerfälliger »Hector« unter der Flagge des Herrn Luce de Lancival durch die klippenvolle Brandung des Théâtre français und würde zweifelsohne den vollſtändigſten Schiffbruch erlitten haben, hätte nicht das unvergleichlich ſchöne Spiel meines Freundes Talma das lecke Schiff über Waſſer gehalten. Bei der erſten Aufführung, der ich mit nicht geringer Spannung beigewohnt hatte, empfand ich, daß unſer gemeinſchaftlicher »Hector«, une pièce de quartier général, aufrichtig geſagt, höchſt ſchwerfällig war und in der That etwas ſtark nach Langeweile roch. Kurze Zeit hatte ich in dem ſchönen Wahne gelebt, aus dem Holze geſchnitten zu ſein, aus dem die Zeit die großen Dichter macht; aber nachdem ich dieſen langweiligen »Hector« nicht mit den Augen des Dichters, ſondern mit den Augen des Publikums angeſehen hatte, war ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich zum Dichter nicht mehr Beruf als mein grundgelehrter Profeſſor und mancher Andere beſaß. Zur Entſchädigung des Fiasco, das unſer gemeinſchaftliches Product gemacht hatte, verlieh ich Herrn Luce de Lancival und Herrn von Jouy, der für die »Gazette de France« eine ſehr ſchonende Kritik geſchrieben, den Orden der Ehrenlegion, und damit war die Sache abgethan.[2])

Am andern Morgen erzählte er der Gräfin Bertrand, wie Mademoiſelle Mars, deren er ſich immer mit großem Antheil erinnerte, ein einziges Mal während ihrer langen Laufbahn vom Pariſer Publikum, das ſie ſtets vergöttert habe, blos ſeinetwegen ausgepfiffen worden war.

Die Sache verhielt ſich wie folgt: Am 10. Juli 1815, drei Tage nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII., waren in einem und demſelben Stücke, in Molière's »Tartufe«, Mademoiſelle Mars als Elmire und ihre Nebenbuhlerin Bourgoin als Marianne beſchäftigt. Letztere, die dem Kaiſer nie verzeihen konnte, daß er ſie vor neun Jahren, wie wir unſerm Leſer erzählt haben, unverrichteter Sache von Saint-Cloud nach Paris zurückgeſchickt hatte, war auf der Bühne mit weißen Bändern und Lilien erſchienen, während Mademoiſelle Mars ſich mit blauen Bändern und Veilchen geſchmückt hatte. Die armen unſchuldigen Veilchen waren

---

2) Die ausführliche Geſchichte dieſes Stücks iſt im dritten Bande meines „Ring des Noſtradamus“ (S. 232—248) erzählt. „Hector“ erſchien zum erſten Male gedruckt 1809 und 1832 neu aufgelegt. Eine deutſche Ueberſetzung dieſes Trauerſpiels, von J. G. Seidl, kam 1843 in Wien heraus.

damals die Zeichen, woran ſich die treuen Anhänger Napoleons erkannten, in deren Munde er damals nie anders als der »Père Violette« hieß. Das Parterre, das an jenem Abende faſt nur mit Gardes du Corps Ludwigs XVIII. angefüllt war, empfing die Bourgoin in jeder Scene mit neuem Jubel, die Mars hingegen mit neuem Ziſchen. Doch damit allein war's nicht abgethan. Am andern Morgen mußte der Herzog von Duras die Künſtlerin rufen laſſen und ihr heftige Vorwürfe über ihre unpatriotiſchen, antiroyaliſtiſchen Geſinnungen machen. Das Benehmen unſerer Freundin war eben ſo einfach als energiſch. Auf alle Fragen und Vorwürfe des Herrn von Duras erwiderte ſie zu wiederholten Malen weiter nichts als:

— Durchlaucht, ich biete Ihnen zur Beſtrafung meines Frevels meine Entlaſſung an.

Herr von Duras aber war bei all' ſeiner blinden Anhänglichkeit für die Bourbons doch vorſichtig und vernünftig genug, dies Anerbieten unter keiner Bedingung anzunehmen, denn er konnte vorausſehen, daß die franzöſiſche Nation und deren Liebe zur dramatiſchen Kunſt den Verluſt einer Mars dem Throne der Lilien nie würde vergeben haben.

Als, zwei Abende ſpäter, Mademoiſelle Mars die Suſanne in der »Hochzeit des Figaro« gab, wollten die Garden des Königs ſie zwingen, »vive le roi!« zu rufen. Ihre Kaltblütigkeit, ihre Geiſtesgegenwart ſouflirten ihr eine Antwort, die das brutale Parterre ſofort entwaffnete.

— Ich ſoll »vive le roi!« rufen, ſagte ſie mit der heiterſten Miene und der harmloſeſten Unbefangenheit zu dem Schauſpieler, der den Baſile gab und ſich eben mit ihr auf der Bühne befand.

Ah, Basile, mon mignon, hörſt Du denn nicht, daß dies bereits geſchehen iſt?

— Das Parterre verlangt, daß Du dieſen Ruf wiederholen ſollſt.

— Eh bien, vive le roi quand même! rief Hippolyte.

Und dabei beruhigten ſich die Garden.

Am andern Morgen bewilligte Ludwig XVIII. ſeiner liebenswürdigen Gegnerin, deren Talent auch er zu ſchätzen verſtand, eine jährliche Penſion von dreißigtauſend Francs.

— Ich nehme ſie an, ſagte ſie zu ihrem Freunde Arnault; mais pourtant, ſetzte ſie mit geiſtreichem Lächeln hinzu, il n'y a rien de commun entre les gardes du corps du roi et Mars. (Ein boshaftes Wortſpiel, das gleich darauf die Runde durch alle Blätter machte.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir kehren nach Sanct Helena zurück.

Am 25. April 1821 ſetzte der Kaiſer mit eigener Hand ſeinen letzten Willen auf. Einem ſeiner Freunde, dem Dichter Arnault, der ſich in bedrängten Umſtänden befand, vermachte er hunderttauſend Francs.[3])

Zehn Tage nach Abfaſſung dieſes eben ſo ſchönen als merkwürdigen Teſtamentes — am 5. Mai 1825 —, eilf Minuten vor Sechs, trat Napoleon Bonaparte vom Schauplatze ſeiner faſt ſechsjährigen, mehr als barbariſchen Gefangenſchaft ab. Das letzte Wort, das ſeiner ſterbenden Lippe entflog, war »Heeresſpitze«.

---

[3]) Testament du 25. avril 1821, §. 30: „Idem à Arnault, auteur du ›Marius‹, cent mille francs.“ Der Dichter entledigte ſich der Schuld der Dankbarkeit, indem er, ein Jahr nach dem Tode des Kaiſers, ein „vie politique et militaire de Napoléon“ in drei Foliobänden ſchrieb.

Das Leben dieſes Mannes iſt ſo ausgebeutet, daß es ſchwer, ja faſt unmöglich iſt, in Bezug darauf irgend etwas Neues mitzutheilen. Intereſſant iſt die kurze Lebensſkizze, die wir in einem wenig bekannten Werke, in Dolly's »Itinéraire de Napoléon Bonaparte« gefunden haben und die hier als Schlußpunkt ſeiner großen Laufbahn einen Platz verdient.

Napoleon Bonaparte		lebte		und	reiſte	
von ſeiner Geburt bis zum Tage,	Tage od.	Jahre	Monate u.	Tage	zu Lande u.	zur See
an dem er Conſul geworden war	11,077	30	5	5	4650 Meil.	1030 M.
als Conſul	1588	4	4	6	810 „	5 „
als Kaiſer	3646	9	11	14	5800 „	65 „
als Souverän von Elba	342	—	11	9	— „	— „
als Wiederkaiſer	95	—	3	2	200 „	40 „
im Exil	2144	5	9	16	30 „	1150 „
		51	8	21	11,550 „	2290 „.
		18,892 Tage.			13,840 Meilen.	

LII.

Von den drei Hauptheldinnen unſeres kleinen Romans war Mademoiſelle Mézeray die erſte, die dem Tode des Kaiſers folgte. Napoleons Weiſſagung, ſie werde ein trauriges Ende nehmen, ſollte nur allzuwahr in Erfüllung gehen. Nachdem ihre Schönheit wie ein Gummiball von Hand zu Hand geſprungen war, hatte ſie ſich endlich einem alten engliſchen Arzte in die Arme geworfen. Er hieß Charles Scudamore und hatte in London ein nicht unberühmtes Werk über Schnupfen und Rheumatismus geſchrieben. Nebenbei war er ein großer Anatom und ein noch weit größerer Sonderling, der, wie Charles Marie de la Condamine, einer der berühmteſten Naturforſcher Frankreichs, ſo große Furcht vor Regen und Naßwerden beſaß, daß Scudamore während ſeines zehnmonatlichen Aufenthalts in Paris, wie Condamine im Jahre 1764 während ſeines Aufenthalts in London, niemals ohne Regenſchirm ausgegangen war. Selbſt beim lachendſten Sonnenſcheine hatte man den Dr. Scudamore, mit einem ſchwerfälligen Parapluie bewaffnet, durch die Straßen ziehen und ſich auf dieſe Weiſe dem homeriſchen Gelächter der Vorübergehenden preisgeben geſehen. Bald war dieſer Mann wegen dieſer Sonderbarkeit in Paris ſo bekannt geworden, als es La Condamine aus gleichem Grunde in London geweſen war. Dr. Scudamore hatte den Spottnamen »l'homme à parapluie« erhalten und war als ſolcher wie ein bunter Hund von jedem Kind gekannt.

Seine Verbindung mit Mademoiſelle Mézeray hatte nur ſieben Monate gewährt, dann war er nach London zurückgekehrt und hatte nie wieder etwas von ſich hören laſſen. Scudamore war der letzte ihrer ſtehenden Anbeter geweſen und nach ihm hatte Keiner mehr an dem ausgeworfenen Köder ihrer Reize, die ſchon längſt den Glanz der Jugendfriſche verloren hatten, anbeißen wollen.

Joſephine, die den Aequator ihres Lebens-längſt paſſirt und mit ihrer Jugend und Schönheit, den Trägerinnen ihres an und für ſich unbedeutenden Talents, mehr und mehr die Luſt zum

Theater verloren, hatte endlich, mit ſich und aller Welt zerfallen, ihren Abſchied begehrt und ſich mit einer Penſion von fünftauſend Francs vom Theater in's Privatleben zurückgezogen. Seit zwanzig Jahren daran gewöhnt, alle Bedürfniſſe des Luxus, alle Anſprüche eines wollüſtigen Lebens zu befriedigen, war dieſe kleine, armſelige Penſion für ſie ein unbedeutender Waſſertropfen. Um ihren alten Gewohnheiten treu bleiben zu können, hatte ſie ſich über Hals und Kopf in eine Unmaſſe von Schulden geſtürzt, war in die Hände von Wucherern gefallen, hatte, um ſich aus dem Strudel dieſer Schulden herauszureißen, ſich mehr und mehr dem Spiele ergeben und im Laufe der letzten drei Jahre im Lanzknecht und Pharo ihr Hab' und Gut verſpielt.

An einem heitern Juni-Nachmittage des Jahres 1823 begab ſich Mademoiſelle Mézeray, in Begleitung ihres vierfüßigen Cavaliere ſervente, des uralten Pudels Geoffroy, in eine entfernte Vorſtadt, wo ſie ſich von Keinem gekannt glaubte, zu einem Winkelfriſeure, um ſich à tout prix Geld zum Spielen zu verſchaffen.

— Können Sie Frauenhaar gebrauchen? fragte ſie.

— O ja! lautete die kurze Antwort.

— Wie gefällt Ihnen dieſer Zopf? fragte die Mézeray, nahm ihren alten, ſchmutzigen, mit verſchoſſenen Bändern neu aufgeputzten Strohhut ab, kehrte ſich um und zeigte ihm ihr Haupthaar.

— Ziemlich gut! ſagte der Friſeur.

— Und was zahlen Sie mir, wenn ich Ihnen erlaube, dieſen Zopf auf der Stelle abzuſchneiden?

Er prüfte die Länge ihres Haars.

— Sechs Francs, ſagte er dann.

— Das iſt zu wenig, mein Herr!

— Alſo acht!

— Geben Sie mir zehn und mein Zopf gehört Ihnen.

— Setzen Sie ſich, ſprach der Friſeur und ſchnitt mit ſtumpfer Miene, aber deſto ſchärferer Scheere der armen, tiefgeſunkenen Schauſpielerin den letzten Reſt ihrer ehemaligen Schönheit, ihr bis zum Knie reichendes, noch immer glänzend-ſchwarzes, ſeidenweiches Haar ab, wickelte den Zopf um ſeine Hand und öffnete eine ſchmutzige Schublade, um aus allen Winkeln derſelben den Betrag dafür zuſammenzuſuchen. Hier ſind zehn Francs, fuhr er fort und ließ ſie einzeln auf den Tiſch fallen.

Der Klang des Silbers entzückte ſie. Freudigen Blicks ſetzte ſie ſich den Strohhut auf und zählte mit funkelnden Augen jedes Stück, das er auf den Tiſch warf.

— Sein Sie überzeugt, ſetzte er hinzu, daß ich kaum halb ſo viel dafür gezahlt hätte, wär's nicht aus reinem Mitleid für Sie geſchehen.

— Sie kennen mich? fragte die Schauſpielerin.

— Sie ſind Mademoiſelle Mézeray, einſt eine der erſten Zierden des Théâtre français, jetzt eine arme, von aller Welt verlaſſene Schauſpielerin, die man gezwungen, ihren Abſchied zu nehmen, weil ſie — wie die Herren vom Comité geſagt — keine ihrer Rollen auswendig gelernt und ſich ganz und gar vernachläſſigt hatte.

— Und Sie, der Sie dies Alles ſo genau zu wiſſen glauben, wer ſind denn Sie? fragte die arme Joſephine beſchämt und beſtürzt.

— Mademoiſelle, erkennen Sie mich nicht mehr? fragte der Friſeur tief gerührt.

Joſephine, die ihn jetzt ſchärfer in's Auge faßte, erkannte ihn und rief mit zitternder Stimme:

— Sie ſind . . .

— Einer Ihrer ehemaligen Dienſtboten, Ihr Mameluck Giafar, derſelbe, den Sie eines Tages in der Aufwallung des Zornes fortgejagt hatten, weil er ſo unvorſichtig geweſen war, einem Ihrer Herren Hunde, dem alten, elenden Pudel Geoffroy (ich weiß nicht, ob dies derſelbe iſt), der mich in die Wade gebiſſen, einen tüchtigen Schlag auf die Schnauze zu verſetzen. Ach, Mademoiſelle, glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen jetzt noch zürne wie damals, als Sie mich, wie einen Negerſklaven, aus Ihrer Thür hinauspeitſchten. Seitdem ſind volle zehn Jahre verfloſſen, und Sie und ich, wir haben uns ſeitdem ſehr verändert. Ich bin jetzt ein armer Winkelfriſeur, der ſich und eine Handvoll Kunden mühſelig durch's Leben toupirt, und Sie, Mademoiſelle, Sie ſind . . .

— Das unglücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erde! rief Mademoiſelle Mézeray, bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und fing laut und bitter zu weinen an. Alle meine frühern Freunde haben mich treulos verlaſſen; dies einzige Geſchöpf, dieſer alte Pudel, iſt in meinem Unglück mir treu geblieben.

— Ihr ehemaliger Diener hat kein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen . . . es iſt ſeine Pflicht, Sie aufrichtig zu bedauern und Ihnen zu ſagen, daß er Ihnen jene Peitſchenhiebe von damals von ganzem Herzen vergiebt.

— Leb' wohl, alter Giafar! ſagte Joſephine, raffte die zehn Francs zuſammen und ſtürzte zum Laden hinaus.

Dem armen, alten Pudel, der einen Augenblick zurückgeblieben war, gab der Friſeur einen Tritt mit dem Fuße und jagte ihn zur

Thür hinaus, weil er ihn als Urſache betrachtete, weßwegen er ſelber fortgejagt worden war. Aber dieſer arme Pudel war nicht ſchuld daran; der alte vierfüßige Geoffroy, der ihn vor zehn Jahren gebiſſen hatte, war ſchon lange todt; der Pudel, der ſie heute begleitete, war deſſen Nachfolger und hatte von ſeinem Vorgänger nur deſſen Namen »Geoffroy« geerbt.

Joſephine lief in die erſte nächſte Spielhölle und verlor dort einen Francs nach dem andern. Nachdem ſie auch den letzten Francs verſpielt und über keinen Sou mehr zu verfügen hatte, ſchlug ſie in Gegenwart aller Spieler eine verzweiflungsvolle Lache auf und ſchrie mit kreiſchender Stimme:

— Nun habe ich meinen Zopf verloren!

Und dann verließ ſie die Spelunke. Während dieſer Zeit war es dunkel geworden auf den Straßen. Joſephine rannte wie eine Wahnſinnige, von ihrem Pudel escortirt, von einer Straße in die andere, und ſchien Anfangs ſelber nicht zu wiſſen, welchen Weg ſie einſchlagen wollte. Planlos lief ſie hin und her, ſtieß wie eine Betrunkene Alle, die an ihr vorübergingen, bei Seite, lachte und weinte in Einem Athem und rannte unaufhaltſam weiter und weiter. In der Nähe der Nôtre-Dame-Kirche wagte ſie einen der Vorübergehenden um ein Almoſen anzubetteln, um, wie ſie ihm ſagte, ihren brennenden Durſt zu löſchen. Der mitleidige Mann ſchenkte ihr zehn Sous. Mit dieſer Gabe lief ſie in die nächſte Weinkneipe, ließ ſich dort eine Flaſche Vaugirard geben und ſtürzte ein Glas nach dem andern hinab. Als die Flaſche bis auf die letzte Neige geleert war, warf ſie die zehn Sous auf den Tiſch und lief hinaus.

Als es Nacht geworden und der Mond aufgegangen war, befand ſie ſich hinter dem Dome der Invaliden. Ganz in der Nähe deſſelben lag damals ein mit ſchmutzigem Waſſer angefüllter Graben, vor dem ſie und ihr alter, vierfüßiger Cicisbeo einen Augenblick Halt machten.

— Gute Nacht, alter, treuer Geoffroy! rief ſie dem Pudel zu und ſtürzte ſich in den Graben hinein.

Das arme, treue Thier fing furchtbar zu bellen und ſchrecklich zu winſeln an und ruhte nicht eher, bis Hilfe herbeigeeilt war. Ein armer Handwerksmann, der zuerſt erſchienen war, warf ſeine blaue Blouſe ab und ſprang in den Graben hinein, um die Ertrinkende herauszuholen. Unterdeſſen hatte ſich eine Maſſe von Menſchen zuſammengedrängt; aber Keiner von Allen kannte weder den Namen noch die Wohnung der Unglücklichen. Halbtodt, in dicken Schmutz eingehüllt, wurde ſie in's Krankenhaus nach Montmartre gebracht. Dort, unter der Aufſicht der Aerzte und der Pflege ihrer Wärter, erwachte ſie zwar zu neuem, aber ſchrecklicherm Leben als der Tod, denn ſie war wahnſinnig geworden.

Die Nachricht von dem verſuchten Selbſtmorde hatte ſich von Blatt zu Blatt, von Stadt zu Stadt verbreitet, war bald auch nach London und dort zur Kenntniß des Dr. Scudamore gelangt. Im Herzen des alten Arztes war mit dem Mitleid der erloſchene Funke ſeiner Liebe zu neuer Flamme erwacht. Noch in derſelben Nacht verließ er London und traf vier Tage ſpäter in Paris ein. Sein erſter Gang war zu Joſephinen. Der Wahnſinn aber hatte ſich ſo ſehr aller ihrer Sinne bemeiſtert, daß ſie ihn nicht mehr erkannte. In ihrem Paroxysmus verlangte ſie beſtändig

Champagner zu trinken und Pharo zu ſpielen. Der Tod machte ihrem Leiden ein Ende: ſie ſtarb am 28. Juni im gräßlichſten Delirium. Dr. Scudamore, der die letzten acht Nächte ihr Krankenlager nicht verlaſſen hatte, war untröſtlich, als ſie in ſeinen Armen ihren Geiſt aufgab. Ihr letztes Wort war »Quinze leva!«

Scudamore, der leidenſchaftliche Freund der Anatomie, ſecirte die Leiche ſeiner ehemaligen Geliebten und ſchrieb am folgenden Tage einem ſeiner Collegen nach London:

»Der geſtrige Tag war einer der merkwürdigſten meines ganzen Lebens. Die arme Joſephine Mézeray, einſt ſo ſchön und üppig, war als Wahnſinnige geſtorben und ihr Körper meinem Secirmeſſer anheimgefallen. Ach, Freund, nichts iſt intereſſanter, als dem Leichnam die Geheimniſſe des Lebens, der verwelkten Roſe die Geſchichte ihrer Düfte, der zerbrochenen Leyer die Myſterien ihres Wohllauts abzufragen! Selbſt als Leiche war ſie noch immer ſchön und bezaubernd! Jedes Weib, das ich liebe, möchte ich zergliedern, wie dieſe arme, arme Mézeray!«

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Gleich darauf kehrte er nach London zurück und ſtarb bald nachher an gebrochenem Herzen, wie die Einen, oder an der Herzbeutelwaſſerſucht, wie die Andern behaupten. Laut einem Codicill ſeines Teſtaments mußte man dem Sonderlinge das Bild der Mézeray und . . . ſeinen Regenſchirm mit in's Grab geben.

Selbſt im Tode fürchtete er nichts ſo ſehr, als den Regen und das Naßwerden.

Solche Narren kann nur England erzeugen. Friede ſeiner Aſche, Sonnenſchein ſeinem Regenſchirm!

LIII.

Fünf Jahre und fünf Monate nach dem Tode des Kaiſers ſtarb ſein Freund Talma, am 19. October 1826, in einem Alter von ſechszig Jahren.[1])

Ihm folgte Graf Chaptal de Chanteloup, der bis an ſein Ende der treue Jupiter ſeiner ungetreuen Danaë geblieben war. Er ſtarb am 30. Juli 1832. Acht ſeiner Freunde, Degérando, Amalric, Deleſſert, Thénard, Charles Dupin, Blanqui der Aeltere, Pariſet und Laſteyrie, hielten an deſſen Grabe eine Reihe überſchwänglicher Lobreden, die geſammelt, auf Koſten eines alten, treuen Dieners, der ſeinem Herrn die letzte Huldigung erweiſen wollte, im Druck erſchienen. Chaptals Bild, von Gros gezeichnet, erbte Mademoiſelle Bourgoin.

---

1) Allen, die ſich mit dem Leben dieſes Künſtlers näher vertraut machen wollen, ſei E. Duval's „Talma, précis hiſtorique ſur ſa vie, ſes derniers moments et ſa mort“ (Par. 1826) empfohlen.

Letztere überlebte den treueſten ihrer Anbeter kaum dreizehn Monate. Sie ſtarb an einer furchtbaren Frauenkrankheit, an der ſie die letzten drei Jahre ihres Lebens gelitten und durch deren qualvolle Schmerzen ſie einen Theil ihrer galanten Sünden abgebüßt hatte, am 11. Auguſt 1833 im Schooße des üppigſten Luxus. Statt des Vermögens hatte ſie, wie die Meiſten ihres Standes eine Maſſe bedeutender Schulden und zum Glück keine Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Bis zum letzten Athemzuge ihres Lebens war ſie die glühendſte und unverſöhnlichſte Feindin Napoleons geblieben.

LIV.

Unſerer armen Hippolyte war aus der ſchönen Zeit ihrer Blüthe nur noch Ein Freund geblieben: Arnault. Als man endlich — 1834 — auch ihn in den Schooß der Erde ſenkte, fühlte ſich Mademoiſelle Mars, mitten im großen, ſelbſtſüchtigen Paris, verlaſſen und allein, und aus ihrem ſchönen, ſeelenvollen Auge fiel eine große, brennend-heiße Thräne auf das Zeitungsblatt, das einen Nachruf an den letzten Palatin ihres Hofes enthielt. Mit treuer, unwandelbarer Neigung gedachte ihr edles Herz der Freunde, die ſie überlebt hatte, und vor Allem Jerôme's, ihrer erſten und einzigen Liebe, und fand den Troſt, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte, in den Armen ihres Sohnes, der ihr Abgott war.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Jahre 1836 ſah ſie der Schreiber dieſer Zeilen, bei ſeiner zweiten Anweſenheit in Paris, als Suſanne in »Figaro's Hochzeit«, in derſelben Rolle, durch die ſie einſt den ganzen Hof von Malmaiſon bezaub'ert und entzückt hatte, als Elmire im »Tartufe« und als Valérie im Scribe'ſchen Luſtſpiele gleichen Namens.[1]) Suſanne war unſtreitig eine ihrer ſchönſten Schöpfungen. Hören wir, wie ſich darüber einer ihrer Biographen, Herr Auguſt Lireux, ausſpricht:

»Nous avons vu dans ces dernières années la grande actrice jouer ce rôle si difficile et si charmant, et son image est vivante encore dans nôtre mémoire. Fin sourire, douce voix, malice aimable, délicatesses infinies, la simplicité et la distinction, et le régard et l'accent, et la décence et la coquetterie incomparables, et cette façon de dire les mots, les plus naifs comme les plus hardis, qui n'appartient qu'à elle, et ce naturel exquis et le charme indéfinissable, elle avait tout ce qui donne aux royautés féminines du théâtre la puissance souveraine et irrésistible.«[2])

Nicht minder groß, nicht minder ſchön war ſie als Elmire und als Valérie. Die letzte dieſer Rollen war einer ihrer größten

---

1) Auf den deutſchen Bühnen unter dem Titel „Gabriele“ bekannt.

2) „In den letzten Jahren haben wir die große Schauſpielerin in dieſer eben ſo ſchwierigen als reizenden Rolle geſehen und ihr Bild ſteht noch jetzt lebhaft vor unſerm Gedächtniß. Feines Lächeln, ſüße Stimme, liebenswürdige Bosheit, unendliche Feinheit, Einfachheit und Ausdruck, Blick und Betonung, unvergleichliche Decenz und Koketterie und die Art, mit der ſie die naivſten wie die kühnſten Worte betonte, außerordentliche Natürlichkeit und unbeſchreiblicher Reiz, ſie hatte das Alles, was den Königinnen der Bühne ſouveräne, unwiderſtehliche Gewalt verleiht.“

Triumphe. Ganz Paris, ganz Frankreich wollte die reizende Blinde ſehen, ſie in ihrer Lieblingsrolle bewundern. Vielleicht ſchrieb ſich Hippolyte's Vorliebe dafür von der ganz beſondern Sorgfalt her, die ſie auf die Schöpfung dieſes Charakters verwendet hatte. Herr Lireux erzählt, Mademoiſelle Mars habe während zwei ganzer Monate Unterricht bei einer Blinden genommen, um ihrem Vorbilde alle Manieren und Eigenthümlichkeiten dieſer Unglücklichen abzulauſchen. Nach dem überaus glänzenden Erfolge dieſer Rolle ſchenkte ſie ihrer jungen Lehrerin ein goldenes Armband, auf das ſie die Worte eingraben ließ: »Valérie à Sophie«.[3]

Damals, als der Erzähler dieſes anſpruchsloſen Romans die perſönliche Bekanntſchaft der Mademoiſelle Mars gemacht hatte, war ſie ſchon achtundfünfzig Jahre alt, aber trotz ihres Alters noch immer ſo einnehmend, daß ſie durch den Schmelz ihrer ewigjugendlichen Stimme, durch den Zauber ihrer Laune, durch die Friſche ihrer Naivetät, durch den Reiz ihrer Anmuth und durch die Feinheit ihrer Koketterie ihn nicht minder wie ganz Paris hinriß. Jeder, der ſie nicht auch außerhalb der Bühne gekannt hatte, glaubte in ihr eine Dame von dreißig Jahren vor ſich zu ſehen. — Nichts war ihr peinlicher, als wenn ſie Jemand um ihr Alter befragte: es genirte ſie, an der Schwelle von ſechszig Jahren noch ausſchließlich das Fach jugendlicher Liebhaberinnen bekleiden zu müſſen. Und trotz ihrer Jahre wurde Paris nie müde, ihr bis an's Ende ihrer Laufbahn mit gleichem Antheil, gleichem Beifall, gleicher Bewunderung zu folgen.

---

[3] Dieſe blinde Sophie war eine Schweſter der nicht unberühmten Schauſpielerin Minette am Vaudeville-Theater.

Am 31. März 1841 ſchloß ſie ihre ruhmgeſchmückte Laufbahn als Célimène und Araminte in den »Fauſſes confidences«. Acht Tage ſpäter wiederholte ſie beide Rollen zu ihrem Benefize und nahm dann Abſchied von einer Bühne, die über vierzig Jahre der Schauplatz ihrer Siege geweſen war, Abſchied von einem Publikum, das in ihr die feinſte und anmuthigſte Darſtellerin des Luſtſpiels verlor. Am Schluſſe der Vorſtellung mit unbeſchreiblichem Jubel hervorgerufen, wurde ſie, umgeben von ſämmtlichen Mitgliedern des Théâtre français, vom Publikum und ihren Kunſtgenoſſen, die wegen ihres Abgangs von der Bühne in Trauer erſchienen waren, mit Veilchenſträußen und Immortellenkränzen überſchüttet. Unter Thränen hauchte ſie ihr »Adieu, Adieu pour jamais!« Und dieſem Worte getreu, konnte Niemand ſie bewegen, je wieder aufzutreten.

Nach ihrem Abgange vom Theater wurde Mademoiſelle Mars vom Miniſter des Innern zur Ober-Aufſeherin der dramatiſchen Studien am Conſervatoire ernannt. Als Sociétaire des Théâtre français bezog ſie bis an ihr Lebensende ein jährliches Einkommen von vierzigtauſend Francs; doch weiß alle Welt, daß ſie durch den zweimaligen Verluſt ihrer Diamanten, mehr aber noch durch unglückliches Börſenſpiel einen nicht unbedeutenden Theil ihres großen Vermögens eingebüßt hatte. — Von den zahlreichen Geſchenken, mit welchen ſie von der Huld des Kaiſers beſchenkt worden war, hielt ſie ein von Iſabey gezeichnetes Miniaturbild Napoleons in großen Ehren und pflegte es, ſelbſt bei Lebzeiten ihres Gemahls, Tag und Nacht auf ihrer Bruſt zu tragen.

Mademoiſelle Mars betrauerte den untergegangenen Stern des großen Kaiſers mit mehr Treue und Ausdauer, als Napoleons zweite Gemahlin, Marie Louiſe, die von der Höhe einer Kaiſerin der Franzoſen herabgeſtiegen war, um ihr Lager mit einem Grafen von Neipperg zu theilen.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach dreimonatlicher Krankheit erlag auch Mademoiſelle Mars dem unerbittlichen Tode, der keinen Ruhm, keine Größe, keinen Namen ſchont. Sie ſtarb in jenem Monate, deſſen Namen ſie trug: am 20. März 1847, im Alter von neunundſechzig Jahren, im Schatten ihres wohlverdienten Ruhmes. Während ihrer Krankheit hatte das Théâtre français tagtäglich Bulletins über ihr Befinden ausgegeben. Am Abende ihres Todes wurde ihr Ableben in ſämmtlichen Theatern von Paris durch die Regiſſeure dem Publikum angezeigt.

Drei Tage war ihre Leiche ausgeſtellt und drei Tage drängte ſich halb Paris, getrieben von ungeheuchelter Theilnahme, nach der ſonſt ſo ſtillen und einſamen Straße Lavoiſier, um ſeinen verblichenen Liebling noch ein Mal zu ſehen und ihm ein letztes Lebewohl zuzurufen.

Am 23. März fand die Beerdigung ſtatt, und obgleich an Keinen eine Einladung ergangen, war dennoch Alles, was die Hauptſtadt an Schriftſtellern, Dichtern, Journaliſten, Schauſpielern, Sängern, Muſikern, Malern, Bildhauern, Kunſtfreunden u. ſ. w. zählt, erſchienen, um ſich dem Zuge anzuſchließen. Einer der älteſten ihrer Kunſtgenoſſen, der Schauſpieler Samſon, zwei Pairs von Frankreich, die Schriftſteller Kératry und Viennet, der königliche

Commiſſär des Théâtre français, Baron Taylor, der Adjutant des Königs, Herr von Liadières, und Frankreichs volksthümlichſter und gefeiertſter Tondichter, Auber, hatten die Ehre, die Enden des Bahrtuches zu tragen. Ueber dreißigtauſend Perſonen aus allen Klaſſen der Geſellſchaft folgten der Leiche. Hinter dem Sarge erſchien der einzige Sohn der Verſtorbenen[4]) und das ſämmtliche Perſonal des Theaters, deſſen höchſter Glanzpunkt ſie geweſen war. Unter dem Schwarme von Notabilitäten aus der Schriftſteller- und Künſtlerwelt gewahrte man Victor Hugo, Alexandre Dumas, Eugène Sue, Jules Janin, Alphonſe Karr, Frédéric Soulié; Horace Vernet, Dominique Ingrès, Paul Delacroix, Pradhier, Jauffroy, Caſtil-Blaze, Fromental Halévy, Adolphe Adam, Frédéric Lemaitre, Bouffé u. A. — Gegen eilf Uhr erreichte der endloſe Zug die Magdalenenkirche, wo eine Meſſe geleſen und von den Zöglingen des Conſervatoriums ein Requiem von Cherubini aufgeführt wurde. Um Ein Uhr ſetzte ſich der Zug über die Boulevards nach dem Père Lachaiſe in Bewegung. Die Boulevards waren von Tauſenden von Menſchen überfüllt; die Damen an den Fenſtern und auf den Balconen erſchienen in Trauerkleidung. Ueberall, wo der Zug vorüberkam, entblößte Jung und Alt ſein Haupt, überall traten die Wachen in's Gewehr. — Gegen drei Uhr auf dem Père Lachaiſe angelangt, verrichteten die Geiſtlichen ihre Gebete; dann ſprach Samſon im Namen des Théâtre français, Graf Kératry im Namen der Nation, Herr Viennet im Namen der dramatiſchen Schriftſteller und Baron Taylor im Namen der darſtellenden Künſtler Frankreichs. —

---

[4]) Zwei ältere Söhne der Mars waren ihrer Mutter vorausgegangen.

Nachdem die Reihe der Reden geſchloſſen und der Sarg in's Grab geſenkt war, warf Jeder der Umſtehenden ein friſches Veilchenbouquet als letzten Abſchiedsgruß in die Gruft. Unter der Unzahl von Damen, die das Grab umſtanden, bemerkte man, gleichfalls in Trauerkleidung, Talma's Wittwe, die jetzige Gräfin von Malot, und Frankreichs Melpomene, Mademoiſelle Rachel. — So ehrt Frankreich ſeine großen Künſtler!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze, ſagt Deutſchlands größter Dichter, und dennoch wagen wir zu behaupten, daß die Nachwelt, dem echten, wahren, großen Künſtler gegenüber, eben ſo gerecht ſein wird, als die Geſchichte, die jedes Verdienſt mit gleicher Wage wägt. Nur die Namen alltäglicher Komödianten und geiſtloſer Hiſtrionen fallen nach dem Tode — oft auch ſchon früher — der wohlverdienten Strafe einer ewigen Vergeſſenheit anheim. Namen aber wie »Mars« und »Talma« werden leben, ſo lange es eine franzöſiſche Bühne giebt, und ſolche Namen gehören den Asbeſtblättern der Geſchichte mit demſelben Rechte an, wie Molière und Racine, wie Voltaire und Corneille.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

LV.

Im Strome unſerer Begeiſterung für Mademoiſelle Mars haben wir ganz und gar einen ihrer hervorragendſten Antipoden, Herrn Grimod de la Reynière, vergeſſen.

Dieſer ausgezeichnete Taugenichts beging im Jahre 1814 die erſte ernſte Thorheit: er heirathete eine ehemalige Schauſpielerin des Lyoner Theaters und zog ſich mit ihr und ihren beiderſeitigen Schulden aus Paris nach Villiers-ſur-Orge bei Longjumeau zurück, einem Schloſſe, das zur Zeit des vierzehnten Ludwigs der Marquiſe von Brinvilliers, der berüchtigten Giftmiſcherin, angehört hatte. Hier lebte er einzig und allein den Freuden der Tafel und behielt bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens ſeine ſchlechten Grundſätze, ſeinen guten Appetit und ſeine außerordentlich heitere Laune. Sein »Manuel de l'Amphitryon« war im Jahre 1808, der achte und letzte Jahrgang ſeines »Almanach des Gourmands« im Jahre 1812 erſchienen. Beide Werke wurden mit ſo günſtigem Beifall aufgenommen, daß der geiſtreiche Verfaſſer des »Martyrologe littéraire« unſerm liebenswürdigen Böſewicht folgende Zeilen widmet:

»Dispensateur de la gloire littéraire, régulateur des gastronomes, dégustateur général de tous les mets, qu'inventent les hommes de bouche, cet homme de lettres et de goût fut aussi l'un des premiers restaurateurs de la gaité française. L'art de vivre pour manger lui doit une encyclopédie gourmande qui le rend immortel . . .

Car comme le disait un directeur des vivres,
L'almanach des Gourmands est le meilleur des livres.«

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Endlich war auch ſeine Lebensuhr abgelaufen. Zwei Tage vor ſeinem Ende hatte er eigenhändig auf den Rücken eines Speiſezettels ſeinen letzten Willen aufgeſetzt, laut welchem man ihm — wie jenem verrückten Britten Unterwood drei verſchiedene Ausgaben des Horaz — die Hälfte ſeiner Bibliothek mit in's Grab geben mußte. Zum Glück beſtand dieſelbe aus kaum zwölf Bänden. Grimod verlangte, daß man ihm Carème's »Pâtiſſier royal« in die rechte, Viards »Cuiſinier impérial« in die linke Hand geben, unter ſeinen Kopf Brillat-Savarins »Phyſiologie du goût«, unter ſeine Beine ſeinen »Manuel des Amphitryons« und unter eine gewiſſe andere Stelle Papa Geoffroy's Ueberſetzung der Idyllen Theokrits legen ſolle. Seine Schulden vermachte er ſeiner Frau, und nach einem Frühſtück, zu welchem er einige ſeiner Freunde eingeladen hatte, am 8. Januar 1838, fiel er, achtzig Jahre alt, in einen ſanften Schlummer, aus welchem er nicht wieder aufgewacht iſt.

LVI.

Wir ſchließen unſern Roman mit einer Aufzählung aller ſelbſtſtändigen Schriften, die über das Leben unſerer Heldin bis jetzt im Druck erſchienen ſind.

Herr Auguſt Lireux ſchrieb eine »Notice hiſtorique ſur Mademoiſelle Mars« (Par. 1847), von welcher, nach Ausſage des Pariſer »Charivari«, an Einem Tage dreitauſend Exemplare vergriffen wurden. In dieſer Skizze findet man eine Reihe höchſt intereſſanter Briefe dieſer großen Künſtlerin und eine ſehr ausführliche Ueberſicht aller von ihr dargeſtellten Rollen, deren Zahl ſich vom 22. März 1800 bis zum 8. April 1841 auf einhundertundzehn belief.

Gleichzeitig kam eine andere »Notice hiſtorique ſur Mademoiſelle Mars« von einer ihrer ehemaligen Kunſtgenoſſinnen, Madame Louiſe Fuſil, heraus.

Nicht minder intereſſant ſind die »Souvenirs anecdotiques ſur Mademoiſelle Mars« von Eliſa Aclocque.

Alphons Royer und Audibert haben »Mémoires« verſprochen, die aber bis jetzt noch nicht erſchienen ſind.

— — — — — — — — — — — — — —

Es gab eine Zeit, wo das Bild der gefeierten Dame auf keiner Kunſtausſtellung fehlen durfte. Jeder Maler beeilte ſich, Frankreichs vierte Grazie durch die Macht ſeiner Farben zu verewigen.

Das gelungenſte von all' dieſen Bildern iſt dasjenige, das die Meiſterhand eines ihrer berühmteſten Freunde, Baron François Gérard, entworfen hat und welches eine der ſchönſten Zierden ſeiner Privat-Gallerie geweſen iſt.

In dieſem Bilde, das auch wir zu bewundern Gelegenheit gehabt, lebt und webt in jedem Zuge der feine Geiſt, die holde Anmuth und der ſüße Reiz, welche Mademoiſelle Mars zu einem unvergänglichen Vorbilde für jede ihrer Kunſtgenoſſinnen emporgehoben haben.

Von der Unzahl der in Kupfer und Stahl ausgeführten Portraits der Mademoiſelle Mars iſt das ſchönſte und ähnlichſte von Walton gezeichnet und von Riffaut in Stahl ausgeführt.

— — — — — — — — — — — — —

Unſere Gedanken eilen nach dem Père Lachaiſe, um dort auf den Grabeshügel der Mars, die neben ihrem großen Freunde Talma ruht, ein Vergißmeinnicht als Blume der Erinnerung hinzupflanzen.

Actrice adorable! Femme immortelle! Gloire éternelle!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

NARRENALMANACH

für

1849

von

Eduard Maria Oettinger.

Siebenter Band.

Leipzig, 1849.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

JAMA

Seinem liebenswürdigen Freunde

Moritz Bretſchneider

als Zeichen aufrichtiger Hochachtung

gewidmet

vom

Verfaſſer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Ein Buch 1

Ein Dolch 91

Steckbrief 401

Ein Buch.

I.

Ich bin ein Buch, mein Freund.

Willſt Du meinen Namen wiſſen, ſo laſſe Dich herab, einen flüchtigen Dreiachtelblick auf mein mit Arabesken geſchmücktes Titelblatt zu werfen. Dort findeſt Du die drei geheimnißvollen Buchſtaben

X. Y. Z.

die Dir wie eine ägyptiſche Sphynx mit reizendem Mädchenkopf, häßlichem Bärenleib und furchteinflößendem Drachenſchweif, wie ein aus Granit gehauenes Räthſel, wie ein kokett verhüllter Rebus in's Auge ſpringen.

Und Falls Du nicht im Voraus gegen mich eingenommen biſt, wirſt Du Dir und mir eingeſtehen müſſen, daß X. Y. Z. ein höchſt anziehender Titel iſt, denn von allen fünfundzwanzig Buchſtaben, womit die Vorſehung unſer Alphabet ausgeſtattet hat, ſind dieſe Drei diejenigen, unter welchen eine wohlorganiſirte Fantaſie ſich das Meiſte denken kann.

X. Y. Z. ſind die Stellvertreter gewiſſer Namen, die man nicht nennen will oder nicht nennen darf.

X. Y. Z. ſind die drei äußerſt geduldigen Sündenböcke, denen die Satire jedes Laſter, jede Thorheit, jeden Frevel, jede Schmach aufbürden darf, ohne befürchten zu müſſen, von X. Y. Z. als Pasquillant verklagt zu werden, denn ſeitdem es ein ſtrafbares Vergehen iſt, Kinder bei ihrem rechten Namen zu nennen, tauft man jeden Narren, jeden Lumpen, jeden Schurken — ſein Name mag mit einem A. B. oder C. anfangen — mit den Buchſtaben X. Y. Z.

X. Y. Z. ſind drei Buchſtaben, die ſich jede ihnen zugefügte Kränkung ruhig gefallen laſſen, ohne jemals klagbar zu werden.

X. Y. Z. haben aber auch ihre Vortheile vor den andern Buchſtaben. Hinter welch' anderm Buchſtaben ſteckt ſo viel als hinter einem X? — Das X iſt eine unbekannte Größe, und was verſteht man nicht Alles unter einer »unbekannten Größe«? Der Dichter Z. iſt eine unbekannte Größe; der Miniſter O. iſt eine unbekannte Größe; der Fürſt W. iſt gleichfalls eine unbekannte Größe

X. Y. Z. ſind die Namen ſolcher Narren und Schurken, die man maskirt an den Pranger ſtellt.

X. Y. Z. ſind fremde Larven, hinter welchen man bekannte Geſichter erkennt.

X. Y. Z. ſind ſpaniſche Fliegen, die man auf's Gewiſſen verkappter Lumpen ſetzt.

X. Y. Z. ſind drei Wahrheitsſpiegel, in welchen jeder Schurke ſein Ebenbild erblickt und vor ſich ſelbſt zurückbebt.

Und aus dieſem Grunde iſt der Titel, den ich trage, gut gewählt, denn mein Inhalt geißelt Thorheit und Laſter jeder Farbe.

Ich heiße alſo X. Y. Z. und habe in Paris das Licht der Welt erblickt.

Meine Mutter iſt eine ganz gewöhnliche Federpoſe, mein Vater, d. h. der Mann, der mich in die Welt geſetzt, ein bekannter Schriftſteller, welcher ſich aus tauſend und einem Grunde in den weitbauſchigen Domino der Pſeudonymität gehüllt, ſich auf dem Titelblatte — Gott weiß warum? —

Papa Gogo

genannt und mich, das erſte Kind ſeiner boshaften Laune, ſeinem Schneider gewidmet hat, der von dieſer Aufmerkſamkeit ſich dergeſtalt rühren ließ, daß er dem Schöpfer meines Daſeins eine unbezahlte Rechnung »mit Dank quittirt« zurückgeſchickt hat.

In's Reine abgeſchrieben, brachte mich mein Vater in's große Findelhaus der Literatur: ich meine in den Buchhandel. Papa ging zu zwei, zu drei Buchhändlern; aber keiner hatte Luſt »anzubeißen«. Der Eine fand mich zu frivol, der Andere zu beißend, der Dritte zu theuer. Endlich kam ich zu einem Vierten, der an mir Wohlgefallen fand. Er bot ein Honorar von zweitauſend Francs. Papa brauchte Geld und ſagte Bon!

Nach acht Tagen war die erſte Auflage vergriffen. Sogleich wurde eine zweite veranſtaltet, für die mein Vater das Doppelte der erſten Summe erhielt. Papa Gogo rieb ſich die Hände und ſagte abermals Bon!

Nach Verlauf von vier Wochen erſchien die dritte Auflage, für die er zehntauſend Francs erhielt. Er drehte ſich wie ein Kreiſel auf den Abſatz ſeines Stiefels herum, ſchnalzte mit den Fingern und ſagte — wenn ich nicht irre — zum dritten Male Bon!

Ganz Paris ſchwärmte nun für X. Y. Z. und für Papa Gogo. Der Schneider, der mich aus der Taufe gehoben hatte, war entzückt und ſchenkte meinem Vater ſechs neue Anzüge.

Jetzt, guter Leſer, findeſt Du mich bei jedem Leihbibliothekar. Vor Leuten dieſer Gattung habe ich eine heilige Scheu. Papa Gogo nennt ſie die Vampyre des Buchhandels, die Todtengräber der Literatur.

— Dieſe Menſchen ſind's, ſagt mein Vater in der Vorrede, welche die Schwingen des Buchhandels lähmen und ihm das Mark aus den Knochen ſaugen. So ein Leihbibliothekar kauft von einem Buche, welches Aufſehen macht, ein Exemplar und füttert damit fünf- bis ſechshundert leſehungriger Philiſter ab, Philiſter — ſagt Papa Gogo — denn nur Philiſter können ſich entſchließen, Bücher aus der Leihbibliothek zu leſen; ein Gentleman — merke Dir dies, mein trauter Leſer — wird ſich nie ſo tief erniedrigen, ein Buch, das vor ihm durch hundert ſchmutzige Fäuſte gelaufen iſt, in die Hand zu nehmen. Der Philiſter lieſt, der Gentleman kauft.

Eines Abends fand ich mich — rein und unentweiht, wie ich aus der Buchhandlung gekommen war — auf einem Toilettentiſch. Bis eilf Uhr Nachts lag ich hier ganz allein. Da mir die Zeit lang wurde, ſah ich mich ein wenig um.

Was ich da ſah, fragſt Du? Tapezirte Wände mit prächtig eingerahmten Bildern, unter denen mir der »Schlaf« von Greuze am beſten gefiel; zwei Spiegelfenſter, deren Ausſicht in einen Garten ging, in deſſen Mitte ſich ein plätſchernder Springbrunnen befand. In einer Ecke des reizenden Schlafcabinets erblickte ich einen Ständer mit einem großen Meſſingreifen, auf dem ein buntgefiederter Arras ſchlief. Neben einem der Fenſter ſtand ein kleiner Tiſch, auf welchem ſilberne Toilettengegenſtände bunt durcheinander lagen, und über dem ein eirunder mit rothem Muſſelin drappirter Spiegel hing; eine Wanduhr, ein Sopha und ein Himmelbett, unter deſſen bronzirten Löwenklauen ſich ein geſtickter Teppich ausbreitete, machten dies Zimmer ſo heimlich, daß ich mich bald darin à mon aise befand.

Erſt gegen Mitternacht trat eine große, impoſante Dame und ein kleines, luſtiges, leichtgeſchürztes Kammermädchen ein, das ſeiner Gebieterin leuchtend vorangegangen war.

Wer von Beiden mir beſſer gefiel? Ei, ei, Freund Leſer, wie neugierig! Die Dame war eine Schönheit, die mehr imponirt als anzieht, das Zöſchen eine Schönheit, die, umgekehrt, weit mehr anzieht als imponirt. Länger betrachtet, gefielen ſie mir Beide.

Nachdem die zephirleichte Zofe die barock gemalten Rouleaux herabgelaſſen, die blauſeidenen Vorhänge gelüftet und die mit Valencienner Spitzen beſetzten Kopfkiſſen zurecht gelegt hatte, ſchickte ſie ſich an, ihre Gebieterin zu entkleiden. Nachdem ſie das enge Mieder geöffnet, den ſchwarzen Knäuel der ſeidenreichen Haare entwirrt und die brochirten Strümpfe — mir läuft das Waſſer im Munde zuſammen — vom blendendweißen Fuße der Dame abgeſtreift hatte, reichte ſie ihr das Nachthäubchen. Dann ſtellte ſie einen kleinen Acajou-Tiſch, worauf Licht, Klingel, Kryſtallkaraffe und Glas ſtanden, dicht an's Bett hin, wünſchte ihrer Herrin gute Nacht, gab dem ſchlafenden Papagei, im Vorbeigehen, einen kleinen Naſenſchneller und wollte ſich entfernen.

— Noch Eins, Liſette! Ich bin müde und möchte gern bald einſchlafen. Reiche mir das Buch, das dort auf dem Tiſche liegt.

— Meinen Sie dies X. Y. Z?

— Ja, Kind!

Das Kammerzöſchen überreichte mich der ſchönen Dame, die, eine Venus Amathuſia, im Schaume ihrer blendendweißen Kiſſen lag, wünſchte ihr noch einmal »gute Nacht« und ſchlüpfte zur Thür hinaus.

Die Dame iſt nun ganz allein. Geſtatte mir, Dir ein Bild von ihr zu entwerfen. Madame — nennen wir ſie Elodie — iſt eine jener ſonderbaren Frauen, wie Papa Gogo ſie in X. Y. Z. geſchildert hat. In allen ihren Zimmern ſieht man Spiegel von jeder Gattung. Sie wird nicht müde, ſich von allen Seiten zu betrachten, wenn ſie das Bett verläßt, wenn ſie aus dem Bade ſteigt und wenn ſie ſich ankleidet. Bald iſt ſie unruhig und bald entzückt über die Wirkung ihrer Reize. Sie leidet ſehr häufig an einſeitigem Kopfſchmerz, um bis gegen Mittag im Bett zu bleiben und im verlockendſten Negligée den Beſuch vertrauter Freunde zu empfangen. Sie hat dieſer Freunde ſo viele! Ihr Gemahl iſt keineswegs davon ausgeſchloſſen: er kommt, er findet Alles gut und ſchön und … fährt zur Börſe. — Elodie's einzige Sorge iſt … ihr Anzug. Sie trägt kein Ballkleid mehr als Ein Mal; dann ſchenkt ſie's Liſetten, welche die Vertraute aller ihrer kleinen Geheimniſſe iſt. Alle ihre Kleider ſind ſo gemacht, daß ſie die blendendweißen Schultern und einen Theil des wundervoll geformten Armes ſehen laſſen. Auch ſind die Kleider ſehr kurz, damit ihr kleiner Fuß im leichten Halbſtiefel ſein Recht auf Eroberung geltend mache. Dann und wann erblickt man das Strumpfband, wenn ſie auf einen der hohen Trottoirs oder in ihren Landau ſteigt. Geht ſie ſpazieren, ſo hat ſie's gern, wenn man ihr folgt.

Auch iſt ſie nicht böſe, wenn ein Unbekannter ſich ihr nähert, ſie anredet und bis zu ihrer Hausthür begleitet.

Glaubſt Du, daß ich Dich in ſchlechte Geſellſchaft führe? Du irrſt!

Elodie ſtammt aus ſehr guter Familie; ſie iſt die Frau eines der reichſten Bankiers, der — faſt zwei Mal älter als ſie — ſeinen »Engel« auf den Händen trägt. Elodie iſt außerordentlich geachtet und wird in allen Geſellſchaften mit vieler Auszeichnung empfangen. — Tagtäglich ſchreibt ſie dreißig Einladungen und erhält fünfzig dafür zurück. Die Stadtpoſt hat ihre Noth mit ihr. — Wenn Madame ihre Toilette macht, bleibt wie durch Zufall eines der Fenſter auf und faſt jedesmal vergißt Liſette die Gardinen herabzulaſſen. Die Ausſicht ihres Boudoirs geht ebenfalls in den Garten. Dieſer Garten gehört einem großen Hôtel. In dieſem großen Hôtel wohnt ein großer Mann und dieſer große Mann klettert häufig auf die Bäume und ſieht in Elodie's Fenſter; ſie thut, als ob ſie ihn nicht ſähe; endlich bemerkt ſie ihn doch; ſie erſchrickt und giebt ſich die Miene, als ob ſie böſe wäre. Man ſchmollt, man grollt, man zankt, erſt mit Blicken, dann mit Worten; zuletzt aber ... verſöhnt man ſich wieder. Und was iſt natürlicher als — verzeihen? — Im Theater bringt ihr Opernglas in den Hintergrund der Logen. Sie will Alles ſehen, Alles wiſſen. Sie kennt alle Intriguen des Theaters, alle Liebeshändel der Schauſpielerinnen; ſie nennt Dir die Namen aller Anbeter dieſer tugendhaften Künſtlerinnen. — Der Ball iſt die Sphäre, in welcher ſich Elodie am heimiſchſten fühlt; der Walzer, die Quadrille, der Cotillon geben tauſend Gelegenheiten zur Unterhaltung. Die Sucht zu gefallen, führt oft weiter, als man glaubt. . .

Lies noch einmal dieſe Federzeichnung und Du wirſt mir Recht geben, daß Papa Gogo die Frauen kennt. — — — — —

Jetzt in der phantaſtiſchen Stille der Mitternacht, bei dem traulichen Scheine einer roſenfarbenen Wachskerze, bei dem kaum hörbaren Pulsſchlage der kleinen Wanduhr, im Bette einer der gefallſüchtigſten Frauen von Paris, empfand ich zum erſten Male die Wonne, geleſen zu werden. Zwei der ſchönſten Augen, ſchwärzer als die Nacht und doch leuchtender als der Tag, ruhten auf mir und durchflogen, Schmetterlingen gleich, die Blumenbeete meiner Gedanken. Der Strahl ihrer zündenden Augen durchglühte mich dergeſtalt, daß die Buchſtaben, aus denen ich zuſammengeſetzt bin, außer ſich vor Freude, leiſe zu zittern begannen. Elodie glaubte, das Kerzenlicht blende ſie ... ſie klingelte. Das Kammermädchen, das gleich darauf in einem verteufelt pikanten Nachtjäckchen erſchien, erhielt den Auftrag, die Kerze auszulöſchen und die Lampe anzuzünden. Liſette that's und ging wieder zu Bette. Heimlich warf ich dem ſchelmiſchen Ding einen Kußfinger nach. Ah, wenn Papa Gogo ſie ſo geſehen, er würde ſich mit einem Kußfinger nicht begnügt haben, der Böſewicht!

Elodie, den reizend ſchönen Kopf mit halbgeſchloſſenen Augen und halbgeöffneten Lippen auf den atlasweißen Arm geſtützt, las meine erſten dreißig Seiten. Freue Dich, Papa Gogo! Sie ſchienen ihr zu gefallen, denn ſie las immer weiter und weiter. Dein Kind, Papa Gogo, Dein muthwilliges, Dein ausgelaſſenes, Dein ungezogenes Kind jagte den Schlaf aus ihren Wimpern und verſcheuchte die Müdigkeit: ſtatt einzuſchlummern, wurde ſie von Secunde zu Secunde aufgeweckter, munterer und ihr Geſicht, das mir Anfangs von leichten Wolken umflort ſchien, begann mehr und mehr ſich aufzuheitern. Sehr häufig lächelte ſie ſo ſüß, wie nur Frauen ihrer Art zu lächeln vermögen; einmal lachte ſie ſogar und zwar ſo laut, daß der Arras, dadurch aufgeſchreckt, durch ſein unharmoniſches Geſchrei die geheimnißvolle Ruhe der Geiſterſtunde zu ſtören ſich erkühnte. Elodie gebot ſeiner rauhen Kehle Stillſchweigen. Grigri — ſo hieß der alte Schläfer — gehorchte und Elodie las weiter. Mein Inhalt ſchien ihre Aufmerkſamkeit ſehr zu feſſeln ... von Blatt zu Blatt wuchs ihre Neugier. Mit Einem Wort, ich gefiel ihr!

Papa Gogo, wie biſt Du zu beneiden! Während Du vielleicht ſchon ſchläfſt, hält das erſte Buch, das Du geſchrieben haſt, die ſchönſte aller Frauen wach und feſſelt ſie dergeſtalt, daß ſie ſich von mir nicht trennen kann. Sie entwirft ſich ein Bild von Dir, ſchmückt Dich mit hundert Reizen aus, von denen Du — aufrichtig geſagt — keinen einzigen beſitzeſt, und ſchenkte Gott weiß was darum, könnte ſie in dieſem Augenblick, wo Dein Geiſt, Dein Witz, Deine Laune ſie ganz für Dich eingenommen haben, Dich ſehen, ſprechen, küſſen und — doch halt ... die Lampe ſcheint jetzt auszugehen. Sie ſchraubt den Docht höher und lieſt weiter.

Die Wanduhr ſchlägt Eins, Zwei, Drei. Und noch immer las mich Elodie! Ich gefiel ihr dergeſtalt, daß ſie mich die ganze Nacht hindurch nicht von ſich gelaſſen, hätte nicht der ungeduldige Docht zu löſchen gedroht. Bei dem ſterbenden Scheine durchflog ſie die letzten Seiten des zwölften Kapitels, ſchloß mich dann, ſchob mich unter ihr Kopfkiſſen, hüllte ſich tief in die weichen Daunen und — ſchlief ein. Dieſe Nacht werde ich nie vergeſſen, Papa Gogo! Ich — neidenswerthes Buch — träumte von den ſiebenzigtauſend Wonnen des houriwimmelnden Paradieſes, pflückte

Roſen und Küſſe von den Lippen der ſchlummernden Peri und dachte dabei an Dich, mein Vater! — — — — — — — —

II.

Zwei Tage ſpäter, nachdem Elodie mich von der erſten bis zur letzten Zeile mit wahrer Heißgier verſchlungen hatte, gerieth ich — faſſe Dich, Papa Gogo — in die Hände der Bonne ihres einzigen Kindes. Das heißt vom Himmel in die Hölle kommen.

Demoiſelle Eulalia iſt ein koſtbarer Typus: ein kleines, geziertes, affectirtes Weſen, in welchem jeder Zoll eine coloſſale Lächerlichkeit iſt. Sie iſt eine Schweizerin, aus Lauſanne, und geht, wie faſt jede Schweizer Bonne, ſchon ſeit zwei Decennien in's fünfunddreißigſte Jahr, d. h. ſie iſt zwanzig Jahre älter, als ſie ſich ausgiebt. Trotz ihres reifen Alters ſpielt ſie noch immer das jungfräulich-unerfahrene, züchtig-verſchämte, unſchuldig-naive Mädchen. Mademoiſelle Eulalia iſt die perſonificirte Scheinheiligkeit. Sie erröthet über das unſchuldigſte Wort, über den harmloſeſten Scherz; ſchüchtern ſchlägt ſie die ſparſam geſäeten Wimpern ihres mattblauen Auges nieder und ruft bei der geringfügigſten Veranlaſſung: Fi donc! Fi donc! Der jedesmalige Refrain aller Geſpräche, die ſie mit ihrem Zöglinge, einem ausgelaſſenen Knaben von acht Jahren führt, lautet: Fi donc, das ſchickt ſich nicht! Wer ſollte glauben, daß dieſe Spröde, dieſes zu Fleiſch gewordene

»Pfui, pfui!« in der Jugend (denn auch ſie war einmal jung) eine der dreiſteſten Koketten, eine der unverſchämteſten Buhldirnen geweſen iſt? Auf ſeine alten Tage wird man dann — faute de mieux! — Bonne oder Kartenlegerin, Hebamme oder Betſchweſter. Wenn Papa Gogo ſie ſo beobachten könnte, wie ich, ſie würde ihm zum Mittelpunkte eines neuen Sittenbildes dienen, mit dem Motto: »O Roſine, ich möchte Sie als Weintraube gekannt haben«. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Demoiſelle Eulalia führte den »jungen Herrn« in den Garten hinab. Arthur — ſo heißt dieſer »junge Herr« — gehört zur Sippſchaft jener ſogenannten »Enfants terribles«, die durch die geiſtreichen Zeichnungen des liebenswürdigen Meiſters Gavarni auch außerhalb Frankreich eine Art von Berühmtheit erlangt haben. Fragſt Du mich, lieber Freund, welches die Kennzeichen dieſer »Enfants terribles« ſind, ſo laſſe ich Papa Gogo für mich antworten.

»Enfant terrible« iſt in der Regel das einzige Kind ſolcher Eltern, die in dieſen Sprößling dermaßen vernarrt ſind, daß ſie den Rangen für ein »Wunderkind« halten, ob er gleich, ohne Vorurtheil betrachtet, nichts weiter als ein vorlauter, naſeweiſer, ungezogener Schlingel iſt, deſſen Fehler und Untugenden ſich in den Augen der Urheber ſeines Daſeins als Vorzüge und Tugenden darſtellen.

Im Garten belauſchte ich folgendes Geſpräch:

— Mademoiſelle Eulalia, ſind Sie im Stande mir zu ſagen, was eine Dummheit iſt?

— Dummheit, mein lieber Arthur, iſt gewiſſermaßen der proviſoriſche Zuſtand, in welchem wir uns vor der Klugheit befinden.

— Und wann, Eulalie, werden wir klug?

— Wenn wir aufhören, dumm zu ſein.

— Und wann hören wir auf, dumm zu ſein?

— Wenn man anfängt, klug zu werden.

— Iſt mein Papa dumm oder klug?

— Ihr Herr Papa iſt ein ſehr kluger Mann!

— Und wodurch wollen Sie mir das beweiſen?

— Dadurch, daß er reich und vornehm iſt. . .

— Ich ſage Ihnen, Eulalia, cher papa iſt ein großer Dummkopf!

— Was berechtigt Sie zu dieſem Vorurtheil?

— Wäre Papa nicht dumm, ſehr dumm, ſo hätte er ſchon längſt einen klugen Streich ausgeführt. . .

— Welchen?

— Er hätte Sie längſt ſchon fortgeſchickt!

— Und weshalb, mein kleiner, ſüßer Taugenichts? fragte die Schweizerin mit ſüßſaurem Lächeln.

— Weil Sie ſich noch immer im proviſoriſchen Zuſtande vor der Klugheit befinden.

— Fi donc, Arthur, Sie ſind grob!

— Mademoiſelle, was iſt grob?

— Grobheit iſt ein plumpes Pasquill auf die Tugend der Höflichkeit.

— Und was iſt Höflichkeit?

— Höflichkeit iſt eine Eigenſchaft, die an Andern ſelbſt das, was häßlich iſt, ſchön findet.

— Das iſt Heuchelei, das iſt Lüge!

— Sie ſind groß, Arthur!

— Was iſt groß, Mademoiſelle?

— Groß iſt ein Prädicat, das man Vielen beilegt, die es durchaus nicht verdienen; z. B. Fürſten und Dichtern, Miniſtern und Künſtlern . . .

— Verdient auch unſer Nachbar groß genannt zu werden?

— Ei, freilich, denn Seine Excellenz ſind Miniſter.

— Man kann Miniſter und dabei doch ein Spitzbube ſein.

— O ja . . . bisweilen . . . unſer Nachbar aber . . .

— Iſt ein Spitzbube, ſage ich Ihnen, denn ſeit vier Wochen ſehe ich ihn faſt jeden Morgen heimlich auf den großen Kaſtanienbaum und von dort in Mama's Schlafcabinet ſteigen.

— Schweigen Sie, Arthur!

— Nein, das werde ich nicht! Im Gegentheil, ich werde es dem Vater ſagen, und wenn er kein Dummkopf iſt, ſo wird er Sr. Excellenz, dem großen Spitzbuben, eines Morgens aufpaſſen und ihm, wenn er dann wieder in's Fenſter ſteigen will, gehörig den Rücken zerbläuen. Sehen Sie, Mademoiſelle, dort kommt Papa! Ich will's ihm ſagen! rief der kleine Taugenichts und rannte dem Urheber ſeines Daſeins entgegen, um dem alten Herrn, der in der Mutter dieſes »Wunderkindes« eine Muſterkarte aller weiblichen Tugenden verehrt, die Gewißheit zu geben, daß er ein leichtgläubiger Thor, ein betrogener Ehemann, ein gehörnter Siegfried iſt.

Eulalia ſetzte ſich, als ſie allein war, in eine abgelegene Jelängerjelieber-Laube, zog mich aus der Scylla einer ihrer Rocktaſchen hervor und ſagte:

— Der gute Mann wird nicht ſehr erbaut ſein, wenn er durch ſeinen ungezogenen Rangen erfährt, daß ſein Nachbar, der portugieſiſche Geſandte, ihm ſpaniſche Widderhörner aufſetzt.

Dann fing ſie zu leſen an. Doch ſchon bei der zehnten Seite ging das Schimpfen los.

— Fi donc! Was iſt dies für ein frivoles, abſcheuliches, gottloſes Buch! Die Frechheit, dieſe leichtgeſchürzte Bajadere, ſchüttelt hier vor unſern Augen ihr durchſichtiges Flittergewand ab und badet ſich in ihrer ſtrafbaren Nacktheit im Champagnerſprudel ſybaritiſcher Wolluſt. O pfui, Pfui, ihr entarteten Schriftſteller! — In meiner Jugend (ſie ſah ſich um, ob Niemand ſie belauſche), vor dreißig, vierzig Jahren, hätte man einen Patron, der es gewagt, ſo frivole Dinge zu ſchreiben, aus der chriſtlichen Gemeinde geſtoßen! O ihr drei Mal entarteten Bücherſchmierer und Sittenverderber! Welch obſcöne Bilder führt ihr der Fantaſie Eurer unſchuldigen Leſer vor! Wehe über Euch und Eure Fantaſie! Ihr ſtreut in Euren gleißneriſchen Romanen den Saamen üppiger Verführung aus und impft uns durch ſie die Aqua toffana der himmelſchreiendſten Demoraliſation ein. Wenn Arthur's Mutter ſolche Bücher zu leſen wagt, dann wundert mich nichts, gar nichts mehr! Fi donc, fi donc!

Seht dieſen weiblichen Tartüffe, dieſe ſcheinheilige Sünderin! Hört doch, wie ſie fortwährend fidonct! Ihr zahnloſer Mund iſt eine Fontaine, die nur »Pfui, Pfui«! auswirft. Aber ihre Prüderie iſt nur Maske! Mißfalle ich ihr wirklich, warum wirft ſie mich nicht bei Seite? Wenn ein Buch, aufrichtiger Leſer, Dir mißfällt, wirſt Du es, wie dieſe Schweizertugend, von Anfang bis zu Ende leſen? Ich glaube nicht!

Die Bonne ſchimpfte, ohne aufzuhören, feuerte ein Pfui nach dem andern ab, las mich aber deſſenungeachtet mit der geſpannteſten Neugier und ſchob mich dann erſt in die Charybdis ihrer andern Taſche, als ſie von Arthur zum Papa gerufen wurde, um dort ſeine Ausſagen zu beſtätigen. —

Nachts, als der »junge Herr« ſchon lange zu Bett gegangen und eingeſchlafen war, ſuchte ſie mich wieder hervor, nahm mich zu ſich in's Bett, ſetzte ſich die grünglaſige Brille mit den Schildkrötenbügeln auf und trank den ſchwarzen Kaffee, den ſie ſich kurz vorher auf der vor ihr ſtehenden Maſchine gekocht, fing zu leſen an und hörte nicht eher auf, als bis ſie mich ganz durchgeleſen hatte.

In dieſer Nacht hatte ſie — ich hab's genau gezählt — dreiundſiebzig Mal Pfui, Pfui! geſagt, aber nur zwei Mal das abtropfende Talglicht geputzt und nur drei Mal aus ihrer Papiermaché-Doſe eine Priſe genommen.

III.

Aus der Bonnenſtube wanderte ich in's Cabinet des Kammerkätzchens, das mich — ich habe es Dir ſchon geſagt — ſo ſehr angeſprochen hatte. Liſette, das muntere Ding, mit den ſchwarzen Iltisaugen, las mich mit jener Emſigkeit, mit der ſie ſonſt nur die unorthographiſchen Liebesbriefe ihres Geliebten (welcher Kammerdiener bei einer ältlichen Gräfin iſt, die den ſchmucken Burſchen nie anders als ihren keuſchen Joſeph nennt), zu leſen pflegt. Mehr als einmal ſchlug die Zofe ſeelenvergnügt die ſchneeweißen fleiſchigen Pätſchchen zuſammen und wohl mehr als zehn Mal lachte ſie ſo herzlich, daß ſie ſich ihre ſchlanken Hüften halten mußte.

Solche Leſerinnen gefallen mir am beſten. Obgleich noch ſehr jung, habe ich doch ſchon die Erfahrung gemacht, daß es Leſer giebt, die ſich ſcheuen, über einen Scherz zu lachen, Leſer, die ſich Mühe geben, das Lachen zu unterdrücken, weil ſie das Lachen — zu Hauſe, wie im Theater — nicht für nobel halten.

Mein Zöſchen will nicht nobel ſein: es lacht, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu zeigt, und oft lacht es ſo herzlich, daß Jeder, der es lachen hört, mitlachen muß. Ach, wer beſchreibt dies herzliche, lachenerregende Lachen! Jeder Menſch lacht anders ... das Lachen charakteriſirt ihn. Wer viel lacht, ſagt man, ſei ein Narr; wer wenig lacht, ſage ich, iſt ein noch viel größerer Thor; wer aber gar nicht lacht, der iſt kein Menſch, der iſt ein Vieh! Haſt Du wohl jemals einen Hund, einen Schöpſen, einen Ochſen oder Eſel lachen hören? Der Menſch, ſagt Papa Gogo, beſitzt nur Einen Vorzug vor dem Thiere: er kann lachen! Und wohl Jedem, der noch lachen kann! Wie Mancher müßte aus Gram und Kummer ſich todt weinen, beſäße er nicht die Kraft, über gewiſſe Dinge im Leben lachen zu können. Lachen iſt mehr als bloße Zwerchfell-Erſchütterung: Lachen iſt Tugend!

Lachtaube — ich meine das kleine, liebe, ſchwarzäugige Kammermädchen — lieh mich dem Livree-Cerberus, der im Vorzimmer der gnädigen Frau Wache hielt. Er ſetzte ſich an's offene, mit Pelargonien garnirte Fenſter und begann mich zu leſen. Der arme Teufel wurde aber ſehr häufig geſtört, da er eine Maſſe von Leuten anmelden mußte, die der Frau des reichen Bankiers die Aufwartung machen wollten. Von Eilf bis Zwölf ließen ſich der Hausarzt, die Putzmacherin, ein Obriſt von den Dragonern, ein Pferdehändler, ein Legationsſecretär, ein Buchhändler, ein Parfumeur, der einen nagelneuen Geruch erfunden, ein Journaliſt, ein Maler und Madame Caramolle, die Gemahlin eines der erſten Advocaten, eine Jugendfreundin Elodie's, anmelden.

Wir Bücher haben ein feineres Gehör als ihr Menſchenkinder. Ich ſpitzte meine papiernen Ohren und vernahm in der Antichambre ein Geſpräch, das im zweiten Zimmer — und noch dazu ziemlich leiſe — zwiſchen Madame Caramolle und der Banquiersfrau geführt wurde.

— Willkommen, Adele, rief ihr Elodie entgegen. Was führt Dich heute zu ſo ungewohnter Stunde zu Deiner Freundin?

— Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen, die ...

— Sprich, Adele!

— Faſt fürchte ich, Dir's zu ſagen, weil es Dich unangenehm überraſchen wird.

— Ich bin auf Alles gefaßt, Adele.

— Wohlan, ſo höre! Vor zwei Stunden erſchien Dein Gemahl bei meinem Manne, um ihm zu ſagen, daß er beſchloſſen habe ...

— Sein Teſtament zu machen? fragte Elodie.

— Das nicht!

— Was denn, meine Liebe?

— Sich von Dir ſcheiden zu laſſen.

— Du ſcherzeſt!

— Ich ſage Dir die Wahrheit, Elodie.

— Wie, mein Herr Gemahl, der noch geſtern, als er einen neuen Shawl mir zu Füßen legen durfte, mir unaufgefordert die

Verſicherung gab, daß ich ſein Stolz und ſeine Freude, daß er, glücklich in meinem Beſitz, der beneidenswertheſte Ehemann in ganz Paris ſei, dieſer Mann, der, in Wonne ſchwimmend, zu meinen Füßen lag und ſelig war, den Saum meines Kleides küſſen zu dürfen, dieſer Undankbare will ſich ſcheiden laſſen? Und warum?

— Weil ...

— Du zögerſt ...

— Weil ich Dich zu kränken fürchte ...

— Sei kein Kind, Adele! Wir ſind Jugendfreundinnen und hatten ſchon in der Penſion, in der wir unſere erſte Erziehung erhielten, kein Geheimniß vor einander. Weg mit aller Gêne! Sag' mir offen und unumwunden, welchen Grund er dazu angiebt.

— Untreue!

— Untreue, die er mir beweiſen kann? fragte Elodie mit großer Gelaſſenheit.

— Untreue, die factiſch erwieſen iſt durch Zeugen ...

— Und wer ſind dieſe Elenden?

— Mademoiſelle Eulalie, die fromme, ſcheinheilige Bonne Deines einzigen Kindes, und Arthur ſelbſt!

— Was ſagſt Du?

— Was ich ſoeben von meinem Gemahle gehört. Dein eigenes Kind hat Dich verrathen. Arthur erzählte — naſeweis, wie immer — er habe mit eigenen Augen geſehen, daß ſeit vier Wochen faſt jeden Morgen Dein Nachbar — der portugieſiſche Geſandte — auf den Kaſtanienbaum hinauf- und von dort in Dein Schlafzimmer hineinſteige...

— Und die Bonne?

— Hat Arthur's Ausſage vollkommen beſtätigt.

— Und Dein Gemahl?

— Hat den unangenehmen Auftrag erhalten, die Scheidungsklage gegen Dich einzureichen.

— Das kann, das darf nicht geſchehen, Adele! Arthur iſt unzurechnungsfähig ... auch kann ein Kind nicht gegen ſeine Mutter zeugen ...

— Und die Bonne?

— Muß durch Geld beſtochen werden, ihre Ausſage gegen mich zurückzunehmen...

— Doch wenn Dein Gemahl ſie zum Eide treibt?

— Dann ſchwört ſie einen falſchen Eid!

Das Geſpräch wurde durch Arthur unterbrochen.

— Freue Dich, Mama! rief der Schlingel.

— Worüber? fragte die beneidenswerthe Mutter mit eiskalter Miene.

— Ueber mich, über mich! Ich habe dem Papa erzählt, daß jeden Morgen unſer Nachbar, Seine Excellenz, ein großer Spitzbube, in Deine Fenſter einſteigt, und Papa, der darüber äußer ſich gerieth, hat mir verſprechen müſſen, dem unverſchämten Diebe aufzupaſſen und ihn tüchtig durchzubläuen. Und denke Dir, dies iſt geſchehen!

— Wann iſt dies geſchehen? fragte Adele.

— Heute Morgen, Mama! Ich ſelber, Mama, bin Zeuge dieſer feierlichen Handlung geweſen. Hau zu, Papa, hau zu, Jacob, rief ich dem Vater und unſerm Portier zu. Und Beide ſchlugen den Dieb krumm und lahm. Du kannſt nicht glauben, Mama, wie mich dies freut. Und freut's denn nicht auch Dich?

— Geh', Arthur, geh'! Du biſt ein Taugenichts!

— Siehſt Du, Mama, das hat Mademoiſelle Eulalia mir ſchon ſehr oft geſagt. Ich bin ein Taugenichts, ich bin ein Taugenichts! rief Arthur und tanzte lachend zur Thür hinaus. — — — —

Kehren wir nun zum Kammerdiener zurück.

Der Tölpel ſchnitt, ſo oft er mich wegzulegen gezwungen war, eine boshafte Miene und bog dann abwechſelnd die obere oder untere Ecke der Seite ein, um zu wiſſen, wo er ſtehen geblieben ſei. Seine rohen, ſchwarzbräunlichen Fäuſte, die weit beſſer mit Wagentritten, als Büchern umzugehen wiſſen, ſind Schuld daran, daß der Teint meines Papieres Sommerſproſſen — ich will nicht Schmutzflecke ſagen — davontrug.

IV.

Aus der Antichambre des Kammerdieners wanderte ich in die Loge des Portiers.

Auch Meiſter Jacob war ein Original, eine Art von Pipelet, wie Eugène Sue ihn in ſeinen »Geheimniſſen von Paris« ſo meiſterhaft geſchildert hat. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigte ſich Meiſter Jacob mit Aſtronomie und dem Laufe der Sterne und behauptete ſteif und feſt, einen neuen Schweifſtern entdeckt zu haben, der in Kurzem erſcheinen und unſerer Erde einen Rippenſtoß verſetzen werde, der ſie aus ihrem Gleichgewicht bringen und in ihr früheres Chaos zurückwerfen werde. Zur Erinnerung an ſeine vor zehn Jahren verſtorbene Ehehälfte hatte er dieſem weltvernichtenden Kometen den Namen »Leocadie« beigelegt, der Pariſer Sternwarte Mittheilung davon gemacht und ſie erſucht, ihn für dieſe Entdeckung zum Cuſtos zu ernennen, was aber bis heute noch nicht geſchehen iſt. Im Uebrigen war Meiſter Jacob ein eingefleiſchter Myſtiker, der ſo feſt an den Teufel und deſſen Großmutter, wie an die Tugend ſeiner einzigen Tochter glaubte, die — beiläufig geſagt — Zerline hieß und ein hübſches Mädchen war. Zuweilen, namentlich wenn es zu dunkeln begann, ſah er abenteuerliche Geſpenſter, welche ihre feuerrothe Zunge hinausſtreckten, ihn bald am Zopfe, bald an der Naſe zupften und ihn auf jede erdenkliche Weiſe neckten und verhöhnten, dergeſtalt, daß ihm oft angſt und bang wurde, dem armen Meiſter Jacob! Nebenbei glaubte er auch an Träume, und als noch das Zahlenlotto exiſtirte, mußte er, er mochte wollen oder nicht, für die Dienerſchaft des ganzen Hauſes Nummern träumen, die herauskommen ſollten. Wurden ſie dann nicht gezogen — was faſt immer geſchehen war — ſo wurde er von Allen entſetzlich ausgelacht. Doch zuletzt gewöhnte er ſich daran. —

Als es zu dunkeln begann, ſaß Meiſter Jacob, eingehüllt in ſeinen bürgerlichen Schafspelz, auf ſeinem Großvaterſtuhl, neben einem Tiſche, auf dem aſtronomiſche Werke, Mondkarten, alte Zeitungen, auf welche ſeine Herrſchaft abonnirt war, und ein Halbdutzend Bittſchriften lagen, welche arme Teufel an den reichen Bankier und deſſen kunſtbeſchützende Frau Gemahlin gerichtet hatten.

Meiſter Jacob ſtülpte ſich ſeine Hornbrille auf die ponceaurothe Naſe, blätterte ein Weilchen in mir herum, ſchob dann ſeine

Brille in die Höhe und begab ſich in's Nebenzimmer, wo Zerline, ſein ſchmuckes Töchterlein, beim blumengarnirten Fenſter am Stickbret ſaß.

— Was ſtickſt Du da? fragte Jacob.

— Einen Hoſenträger, mein Vater.

— Für wen, mein Kind?

— Für ihn!

— Meinſt Du Deinen kleinen Choriſten?

— Morgen über acht Tage iſt Charles' Geburtstag.

— Mir ſcheint, liebes Kind, daß Dein Charles mehrere Geburtstage feiert, denn wenn ich nicht irre, ſo ſind's erſt ſechs Wochen, daß Du ihm ein Futteral zu ſeinem Hausſchlüſſel geſchenkt.

— Das war zu Charles Namenstag.

— Und täuſch' ich mich nicht, ſo ſind es neun oder zehn Wochen, daß Du für ihn ein Vorhemdchen geſtickt...

— Das war gleichfalls zu ſeinem Namensfeſte, denn mein Charles heißt auch Jean...

— Ein wahres Glück, daß Dein Jean Charles nicht noch ein Halbdutzend anderer Vornamen hat, ſonſt kämſt Du, armes Kind, nie aus dem Schenken heraus. Doch genug davon! Hier bring' ich Dir ein Buch, Zerlinchen; es ſoll ſehr luſtig ſein, ſagt der Kammerdiener, der mir's geliehen hat. Meine Augen, gewohnt Nachts in die Sterne zu ſchauen, fangen an, matt zu werden und mir ihren Dienſt zu verſagen. Abends — wenn Du Luſt und Zeit dazu haſt — kannſt Du mir ein Paar Capitel daraus vorleſen; denn Du weißt, ich lache gern ... he, he! ... das Ding ſoll ſehr luſtig ſein ... da, nimm es, Zerlinchen!

Meiſter Jacob, der Aſtronom und [illegible], gab mich ſeiner gefühlvollen Tochter und kehrte dann wieder in ſeine dunkle Loge zurück, um ſeinen Pflichten nachzukommen und aufzupaſſen, daß Niemand ſich einſchleiche, der kein Recht zum Eintritt hat.

Als es ganz dunkel geworden war, legte Zerline ihr Stickbret bei Seite, ſchloß die Laden der kleinen niedrigen Fenſter, ſetzte ſich zu einem alten, baufälligen, faſt tonlos gewordenen Claviere (das Elodie ihr einſt geſchenkt hatte) und ſing, nach kurzem Vorſpiel, ein kleines Lied zu ſingen an, deſſen Text und Melodie gleich ſchwermüthig klang und deſſen Refrain:

„Es naht die Nacht, hab' keine Ruh',
O trauter Stern, wo weileſt Du?"

ſie mit ſo rührendem Ausdrucke ſang, daß ſelbſt mich ein Anflug von Sentimentalität beſchlich.

— So jung und ſchon ſo verliebt! dachte ich mir. Der Stern, den ſie ſo ſehnſüchtig erwartet, iſt ſonder Zweifel Monſieur Charles. Oder ſollte das gute, unſchuldige Kind neben dieſem officiellen Charles noch einen Andern lieben? — Auch ſchon dageweſen, würde Papa Gogo ſagen. Das Herz hat zwei Kammern. Und warum ſollte nicht jede dieſer Kammern einen andern Gegenſtand erwarten dürfen? Es giebt zwar nur Eine Liebe, ſagt Herr v. Larocheſoucauld, aber tauſend verſchiedene Abſtufungen derſelben. Warum ſollte nun nicht eine Abſtufung für Dieſen, die andere für Jenen ſchwärmen können?

Nachdem Zerline wohl ein halbes Stündchen geſungen und von ihrem »trauten Sterne« geſchwärmt hatte, machte ſie Feuer, zündete die kleine, äußerſt beſcheidene Lampe an und nahm meine Wenigkeit zur Hand.

Die erſten Capitel überſchlug ſie. Warum? Das kann ja nur ſie wiſſen! Sie fing in der Mitte zu leſen an, lächelte bisweilen, überſchlug wieder ein Paar Capitel und las dann weiter. Ich ſchien ihr wenig zu gefallen; doch darf mich dies nicht verſtimmen, denn Papa Gogo hat die ganz richtige Bemerkung gemacht, daß Leute, welche ſentimental verliebt ſind, lieber traurige als luſtige Bücher leſen. Die Heiterkeit Anderer macht ſie verſtimmter. Zerline las nur noch ein Weilchen; dann legte ſie mich auf ihren Nähtiſch, ſetzte ſich wieder zum Claviere nieder und ſang jenes Lied mit dem herzzerreißenden Refrain:

„Es naht die Nacht, habe keine Ruh',
O trauter Stern, wo weileſt Du?“

Während die Tochter ihren Stern erwartete, empfand der Vater in ſeiner dunkeln Loge wieder einmal jene unerklärliche Geſpenſterfurcht, die ihn faſt allabendlich beſchlich. Er erblickte wieder unheimliche Geiſter mit Widderhörnern, Ziegenbärten, Wolfspelzen und feuerſprühenden Salamanderſchwänzen; er drückte die Augen zu, um nichts, gar nichts ſehen zu wollen; aber die ungezogenen Geſpenſter trieben, wie immer, ihren muthwilligen Spuk mit ihm, zupften ihn, wie er ſich einbildete, an ſeinen dicken Ohrlappen, gaben ihm Naſenſtüber und Kopfſtücke und entwiſchten, wenn er ſie haſchen wollte.

— Belphegor, der kleinſte, aber boshafteſte aller Teufel, ſprach Meiſter Jacob zu ſich ſelbſt, chikanirt mich heute mehr als je. Aber warte nur, Du kleiner Galgenſtrick, erwiſche ich Dich einmal, dann reiße ich Dir Deinen Schwanz aus und mache mir daraus eine Klingelſchnur.

In demſelben Augenblick ſprang die Thür auf. Meiſter Jacob vernahm ganz deutlich Schritte. Er raffte allen Muth zuſammen und ſtürzte ſich wie ein brüllender Bär auf den Eintretenden.

— Elender Verführer, hab' ich Dich endlich? ſchrie Meiſter Jacob und war eben im Begriff, ſeine grauenvolle Drohung wahr zu machen.

— Herr Gott, ſchrie eine ängſtliche Stimme, was habe ich Ihnen denn gethan?

— Sprich, wer biſt Du? fragte der wüthende Portier.

— Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja Charles, der Clavierlehrer Ihrer Tochter!

— Sie ſind's? O dann entſchuldigen Sie, Monſieur Charles, ſagte der Träumer, ihn loslaſſend; ich glaubte, Sie wären der Teufel, und wollte mir eben die Freiheit nehmen, Ihnen...

— Was denn, Meiſter Jacob?

— Ihnen unterthänigſt guten Abend zu wünſchen, ergänzte der Portier, der wohl einſah, daß es höchſt unſchicklich ſei, ihm ſein früheres Vorhaben einzugeſtehen.

Drinnen im Nebenzimmer ſang Zerline das alte Lied:

„Es naht die Nacht, hab' keine Ruh',
O trauter Stern, wo weileſt Du?“

Endlich erſchien dieſer Stern: es war Jean Charles, der kleine Trabant bei der großen Oper, der Choriſt, welcher Zerlinen ſeit länger als einem Jahre Unterricht im Clavier und in der Liebe gab.

— Warum ſo bleich? fragte ſeine Flamme.

— Stelle Dir vor, Zerlinchen, Dein Papa, der mich ſonſt immer ſo überaus freundlich und zuvorkommend empfängt, hat mir eben einen heilloſen Schreck in die Glieder gejagt, ſtöhnte Charles, ſich mit dem Rücken der Hand den Schweiß von der Stirn wiſchend.

— Mein Vater? Wodurch?

— Er hielt mich für den Teufel!

— Charles, Du haſt ja keine Hörner!

— O das macht nichts ... die wachſen Manchem oft erſt ſpäter!

— Was willſt Du damit ſagen?

— Nichts, was Dich beleidigen ſoll! Ich dachte dabei an ganz andere Frauen, z. B. an die Frau Deines Herrn. Sag', Zerlinchen, iſt es wirklich wahr, daß Euer Nachbar, der portugieſiſche Geſandte ...

— Alles buchſtäblich wahr! Mein Vater ſelbſt hat mitgeholfen, ihm das Einſteigen in die Fenſter auf höchſt empfindliche Weiſe zu verleiden.

— Bei der großen Oper weiß es ſchon jedes kleine Kind...

— Und durch wen iſt dies ſo ſchnell herumgekommen?

— Durch den Advocaten Deines Herrn, der einer unſerer Koryphäen den Hof macht. Er hat es ihr, ſie hat es mir erzählt, und jetzt wiſſen es ſchon alle Gimpel auf dem Dache. —

Bosheit und Verleumdung haben Flügel. Wie häufig bleiben gute Thaten verborgen — das Böſe aber erfährt man ſtets. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach zehn Uhr zog ſich Meiſter Jacob aus der kalten, unheimlichen Portierloge in ſein warmes, gemüthliches Empfangzimmer zurück.

— Ich bitte nochmals um Entſchuldigung, Monſieur Charles, ſagte der gutmüthige Träumer, daß ich Sie ſo ſcheußlich überfallen habe. Ein großes Glück, Monſieur Charles, daß ich Sie noch zu rechter Zeit erkannt hatte. Mein Vorſatz war mehr als grauſam: er war unmenſchlich, teufliſch, wahrhaft diaboliſch! Hätten Sie ſich nicht gleich zu erkennen gegeben, es wäre ein Attentat geſchehen, das mein armes Kind ſpäterhin auf's Tiefſte beklagt hätte.

— Mein Gott, was hatten Sie vor?

— Ach, Kind, das läßt ſich nicht gut ſagen; aber ich ſchaudere noch jetzt, wenn ich daran denke; und auch Du, meine Tochter, würdeſt — ich bin's überzeugt — untröſtlich geweſen ſein. Schweigen wir davon, und wünſchen Sie ſich Glück, daß Sie nicht Belphegor ſind . . . ich wäre ſonſt reicher um eine Klingelſchnur, und Sie, armer junger Freund . . . passons la-dessus.

Gleich darauf erſchien das Abendbrot: ein intereſſanter Eierkuchen, der aus Zerlinens Hand hervorgegangen war, und ehrwürdige Trümmer einer Trüffelpaſtete, die von der geſtrigen Abendgeſellſchaft des Bankiers übrig geblieben und durch das Wohlwollen des Kammerdieners dem Appetite ſeines ſternkundigen Freundes anheimgefallen war. Allen Dreien ſchien das beſcheidene Mahl ſehr zu munden. — Verliebte (hatte ich mir ſagen laſſen) eſſen in der Regel nur wenig. Aber Charles und Zerline machten von dieſer Regel eine äußerſt rühmliche Ausnahme. Beide entwickelten eine Eßluſt, auf die ſie — parole d'honneur! — ſtolz ſein durften, einen Appetit, den Papa Gogo ſelbſt ſeinem beſten Freunde nicht wünſchen würde, aus Furcht, daß ſein Freund ſich den Magen auf ewige Zeiten verderben könnte, einen Appetit, den ein

Gourmand, wie mein Herr Vater zu ſein die Ehre hat, in Weingeiſt ſetzen ließe, damit er — der Appetit — nicht in Fäulniß übergehe.

Als Charles gute Nacht ſagte und ſeinen Hut ſuchte, da fand er mich. Er las mein Titelblatt und rief vergnügt:

— Ei, da liegt das Buch, von dem jetzt ganz Paris ſpricht. Gehört es Ihnen, Zerline? (NB. Wenn die Liebenden unter vier Augen waren, dutzten ſie ſich; in Gegenwart des Vaters ſagten ſie »Sie« zu ſich.)

— Ja, Charles; Papa hat's mir gebracht.

— Wollten Sie wohl ſo gut ſein, es mir bis morgen Abend anzuvertrauen?

— Ach, Charles, Sie leſen's ja doch nicht ...

— Sie haben Recht; aber meine Schweſter möchte es leſen... Pauline quält mich ſchon ſeit acht Tagen um dies Buch.

— Nun denn, ſo nehmen Sie's mit, ſagte der Portier. Aber morgen Abend...

— Bring' ich's Ihnen ganz beſtimmt zurück. Gute Nacht, liebes Zerlinchen, träumen Sie von mir!

— Gute Nacht, lieber Charles, erwiderte Zerline und überlieferte mich ihrem »trauten Sterne«.

— Meiſter Jacob, ſagte er zum Portier, ich fühle das Bedürfniß, Ihnen gute Nacht zu wünſchen.

— Ich gleichfalls, mein junger Lablache! entgegnete Jacob.

Zerline begleitete ihn, mit dem Wachsſtocke in der Hand, bis zum Hausthore, das ſchon geſchloſſen war, öffnete es, gab ihrem Charles einen langen ausdrucksvollen Kuß und ſchloß, nachdem ſie ihm einen Augenblick nachgeſehen, die knarrende Hausthür.

V.

In der Rocktaſche des »jungen Lablache« wanderte ich jetzt — lange nach Mitternacht — durch einen Knäuel menſchenleerer Straßen — aus dem traulichen Parterrezimmer eines Portiers in das Dachſtübchen eines ſeelenvergnügten Ut-re-mi-fa-ſol-la-ſi-Helden. Monſieur Charles ſchaute ſehr häufig nach dem Monde und ſang dabei, — vermuthlich, um ſich den langen Weg abzukürzen, — ein Lied, das ganz für ihn gemacht ſchien. Es lautet:

Mein Liebchen iſt eine Cythere,
Wie Elfenbein glänzet ihr Zahn —
Der Kuß ihres Mundes — auf Ehre! —
Iſt ſüßer ſelbſt als Marzipan!
Wie ſchön iſt die ſchalkhafte Miene!
Noch keine der übrigen glich . . .
Wie reizend, mon dieu! iſt Zerline,
Wie häßlich, par dio! bin ich.

Mit Letzterm hatte es ſeine Richtigkeit. Monſieur Charles war nicht ſchön, aber jung, geſund und kräftig wie ein Athlet, und dies war's, was die kleine ſchmächtige Zerline ſehr wohl an ihm zu ſchätzen verſtand.

Die zweite Strophe des Couplets hieß:

Mein Liebchen iſt ſchöner als Hebe —
Ein Engel aus himmliſchen Höhen, —
Ich habe, ſo wahr als ich lebe,
Noch nie etwas Schön'res geſehen!

Ihr Blick gleicht der naſchenden Biene,
Wie ſchmerzlich verwundet ihr Stich...
Wie reizend, mon dieu! iſt Zerline,
Wie häßlich, per dio! bin ich.

Das Erſtere war freilich etwas übertrieben, denn die Tochter Jacobs war allerdings recht nett, doch beſaß ſie nichts von Allem, was ihn berechtigte, ſie einen »Engel aus himmliſchen Höhen« zu nennen, denn Zerlinchen hatte ein etwas allzukühn in die Welt ſchauendes Stumpfnäschen, etwas wenig Pockennarben; aber einen wahrhaft claſſiſchen Körpertheil, durch den ſich Göttin Venus den höchſt ehrenvollen Beinamen »Kallipygos« und einen der ſchönſten Tempel zu Syracus errang. Und dies war's, was Monſieur Charles vor Allem an ihr zu bewundern ſchien.

Unſer junger Freund wohnte im ſiebenten Stockwerke eines am äußerſten Ende des Boulevart des Bonnes Nouvelles gelegenen Hauſes. Er wohnte bei ſeiner Schweſter, die — wir wiſſen dies bereits — Pauline hieß, eine niedliche Putzmacherin und nebenbei eine der liebenswürdigſten Griſetten des ganzen Stadtviertels war.

Griſette! Weißt Du, was eine Griſette iſt? Hundert Stimmen werden mir antworten: eine Griſette iſt ein kleines, allerliebſtes Geſchöpf mit aufgeweckter Miene, ſchelmiſchem Blick und unnachahmlichem Lächeln. Sie iſt ein junges hübſches Mädchen, das den ſüßen Traum träumt, ſie werde durch ihre Schönheit einſt ihr Glück machen, gleichviel wann, wo und bei wem. Griſette iſt mit Einem Wort eine... Still, ſtill, meine Freunde! Jetzt laßt mich oder vielmehr Papa Gogo reden; Niemand kennt dieſe reizenden Geſchöpfe, dieſe leichten, luſtigen Schmetterlinge der

Frauenwelt beſſer, als Papa: er iſt der Cuvier ihres Herzens, der Montesquieu ihres Geiſtes, der Jouy ihrer Sitten.

Die Griſette — ſagt Papa Gogo — iſt ein charmantes Weſen, deſſen Erziehung, die es genoſſen, nicht erlauben will, daß es ſich, wie Andere ſeines Geſchlechts, mit Literatur und Poeſie beſchäftige. Du wirſt Dich, wenn Du mit der Griſette eine Verbindung anknüpfſt, mit einem Roſenmunde und zärtlichen Küſſen begnügen müſſen. Aber iſt dies nicht vollkommen genug? Man macht ja nicht die Bekanntſchaft einer Griſette, um bei ihr Vorleſungen über ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften zu hören! Die reizende Unwiſſenheit einer Griſette, iſt ſie nicht hundert Mal unterhaltender, als die ſtupende Beleſenheit eines ſogenannten Blauſtrumpfs, der Nachts mit dem blinden Homer ins Bett ſteigt und Morgens mit Lord Byron ihren Kaffee ſchlürft? Eine Griſette verhält ſich zu einem gelehrten Blauſtrumpf, wie ein amüſanter Roman Paul de Kocks zu einem langweiligen Trauerſpiele der altclaſſiſchen Schule, wie ein prickelnder Walzer von Lanner oder Strauß zu einer ungenießbaren Symphonie eines jener deutſchen Stockmuſiker, die von der Melodie — der Seele der Muſik — nicht mehr Ahnung, als Eisbären von der Sonnengluth der tropiſchen Zone haben.

Die Griſette hat — mit wenigen Ausnahmen — eine geſunde roſige Geſichtsfarbe, unbeſchreiblich pikante Züge, eine reizende Haltung und einen durch und durch gefallſüchtigen Anzug. Die Griſette empfängt gern kleine Geſchenke. Jenes Flittergold, womit die Galanteriehändler ihre Auslagkaſten ſchmücken, jene ſchimmernden Bronze-Gegenſtände haben das neidenswerthe Monopol, die gefühlvollen Herzen dieſer Schönen zu erreichen. Ein Kleid von Indienne wird nicht verachtet; ich glaube ſogar, daß ſie ſelbſt den einfachſten **Madrasſtoff** nicht zurückweiſt. Die Griſette iſt mit Wenigem zufrieden. — Die vierzehn Tage, welche ihrem Geburts- oder Namensfeſte vorangehen, pflegen ihr verdoppelte Zärtlichkeit für Dich einzuflößen. Vier Wochen nach ihrem Geburtstage iſt ſie ſchon viel kälter gegen Dich. — Ihre erſte Liebe hält man für die letzte, welche wahrhaft uneigennützig, wahrhaft hingebend, wahrhaft aufrichtig geweſen iſt. Doch was kümmert Dich die Aufrichtigkeit?! Am Ende iſt jede aufrichtige Liebe doch nur eine heitere Lafontaine-Fabel mit trauriger Larochefoucauld-Moral! Wenn Du der Griſette den Hof zu machen beginnſt, ſo wirſt Du die erſten zwei, drei Male auf fünf Finger voll Widerſtand ſtoßen, dann kommt eine halbe Einwilligung, ein Ball in der Chaumière, ein Abendbrot und gleich darauf — die Capitulation.

Später freut ſich die Griſette, wenn ihr monatlich auch nur Ein gutes Diner angeboten wird. Sie ſchwärmt für Auſter und Trüffel, doch verſchmäht ſie auch einen feinen Kräuter-Eierkuchen nicht, denn ſie iſt im Ganzen höchſt genügſam in ihren Anſprüchen; doch ſieht ſie es gern, wenn Du ſie häufig ins Theater führſt. Am beſten gefällt ihr das Melodram. Wenn Du neben ihr ſitzeſt, verſchafft ſie Dir den unbezahlbaren Genuß, Zeuge ihrer vortrefflichen Empfindſamkeit zu ſein, denn beſtändig wird ſie ſeufzen, ſchluchzen oder weinen, — ein ſüßes Schauſpiel für einen zärtlichen Liebhaber, der dadurch einſehen lernt, daß ſeine Gefühle — wie ein vornehmer deutſcher Blauſtrumpf ſagt — nicht malplacirt ſind.

Die Griſette ſingt, doch faſt immer falſch; ſie tanzt mit Leidenſchaft, aber häufig ſchlecht; ſie ſpricht fortwährend, aber ſelten gut. Die Grammatik iſt ein Dorn in ihrem Auge und die Liebesbriefe, die ſie ſchreibt, ſind ſehr zärtlich, aber niemals orthographiſch: es kommt ihr nicht darauf an, „amour“ mit zwei m und „argent“ mit ch zu ſchreiben, wenn ſie dringend etwas Geld braucht.

Die Griſette ſetzt Dich häufig in die Verlegenheit, Deine Uhr zu verſetzen, Falls Du noch eine haſt, oder Deinen Mantel, wenn der Frühling kommt, oder Deine Sommerkleider, wenn der Winter naht, um die Koſten kleiner, in ihren Augen äußerſt billiger Vergnügungen zu beſtreiten, die Du ihr, ohne ungalant oder gar gefühllos und undankbar zu ſein, unmöglich verweigern kannſt. Dafür aber iſt ſie Dir ſehr anhänglich; ihre Liebkoſungen, ihre Seufzer, ihre Träume werden Dich ſtets von der Wahrheit ihrer Geſinnungen überzeugen, wenn Du ihre Bekanntſchaft aufgeben willſt, bevor ſie einen Andern gefunden hat, der Deine Stelle bei ihr erſetzen ſoll. — Treue kennt die Griſette nur aus Romanen und dem Namen nach. Heute liebt ſie Dieſen, in vier Wochen Jenen, in zwei Monaten Dieſen und Jenen, und nach Ablauf eines Vierteljahres Keinen von Beiden mehr, weil ſie dann ſchon für einen Dritten ſchwärmt. Doch hat ſie bei Allem eine gewiſſe Vorliebe: ſie liebt vorzugsweiſe ſolche junge Männer, welche »Arthur« oder »Alfred« heißen und kleine Schnurbärte, Sporen und Reitgerten tragen. Bebrillte Männer ſind ihr ſtets zuwider; ihr Ideal aber bleibt der Student, doch verſchmäht ſie — im Nothfall — auch verheirathete Männer nicht; dann aber ſind die reichſten ihr immer die angenehmſten.

Ganz ſo und um kein Haarbreit anders war auch Charle's Schweſter, Mademoiſelle Athenaïs, beſchaffen. Im Vaterhauſe hieß ſie Pauline, aber da dieſer Name ziemlich allgewöhnlich, ſehr abgedroſchen und höchſt proſaiſch klingt, ſo nannte ſie ſich — je nach den Stadtvierteln, in welchen ſie vorher gewohnt — erſt »Alice«, dann »Pamela«, dann »Clariſſe«, dann »Hermance.« Athenais iſt ſchon ihr ſechſter Vorname.

Als Bruder Charles nach Hauſe kam, fand er Schweſter Athenais beim Scheine einer Lampe, die mit grünem Schirme verſehen war, noch fleißig an der Arbeit eines roſenfarbenen Hutes.

— Noch auf, Pauline? Athenais wollte ich ſagen.

— Wie Du ſiehſt, antwortete die Schweſter, ohne ſich durch ſein Kommen ſtören zu laſſen.

— Und warum noch ſo ſpät bei der Arbeit?

— Weil dieſer Hut noch heute fertig werden muß.

— Deine armen Augen, Du fleißiges Kind! Dafür bring' ich Dir auch ein ſehr hübſches Buch ...

— Vielleicht gar „X. Y. Z.?"

— Errathen, Alice, Verzeihung, liebe Pamela, Clariſſe wollte ich ſagen ...

— Höre, guter Charles, ich verbitte mir Deine Späße ... ich kann mich nennen, wie ich will ...

— Ich habe nichts dagegen, liebe Athenais; in meinen Augen bleibſt Du ſtets die alte Pauline.

— Alt? fragte Athenais mit großer Gereiztheit.

— Wenn ich alt ſage, ſo verſtehe ich jung darunter.

— Gieb mir das Buch, das Du mitgebracht.

— Hier iſt's, meine ſüße Schweſter!

— Und von wem haſt Du dieſen Roman?

— Von meiner mit Inbrunſt angebeteten Zerline.

— Was macht das liebe gute Kind?

— Sie ſtickt einen Hoſenträger für mich.

— Und warſt Du lange bei ihr?

— Bis jetzt!

— Ah, darum ſiehſt Du auch wieder ſo melancholiſch und verdrießlich wie ein Vergißmeinnicht am Unkenteich, oder, richtiger geſagt, wie ein Maikäfer in einer Decembernacht aus.

— Pamela, fängſt Du ſchon wieder zu necken an?

— Wer von uns hat denn angefangen?

— Ich habe blos alle Deine Vornamen hergezählt, damit ich ſie nicht vergeſſe. Was mich betrifft, ſo habe ich durchaus keinen Grund, verdrießlich zu ſein: Zerline hat mir einen prachtvollen Eierkuchen gebacken; außerdem haben wir eine Trüffelpaſtete verzehrt.

— Das gute Kind! Es füttert Dich wie ſeinen Schooßhund.

— Höre, Pauline, gegen derlei Vergleiche muß ich feierlich proteſtiren ... ich bin Choriſt bei der großen Oper und ...

— Ein verliebter Narr und Schwärmer!

— Mache mich ja nicht böſe, ſagte Charles und zog ſich Rock und Stiefel aus.

Athenais lächelte ſtill vor ſich hin und arbeitete weiter. Charles warf dann auch Weſte und Cravatte ab und ſchlüpfte in einen Schlafrock, der, aus lauter kleinen bunten übriggebliebenen Zeuglappen zuſammengeſetzt, ihm das Anſehen des »Papageno« aus der Zauberflöte gab.

Während mein Freund ſich ausgezogen hatte, ſah ich mich ſcheu und verſtohlen in meinem neuen Nachtquartiere um. Du großer Gott, wie ſehr ſtach dieſe armſelige Manſarde von jenem prunkenden Boudoir ab, in welchem ich heute vor acht Tagen übernachtet hatte! Nichts als ein ſchmales, einfaches Bett, ein wurmſtichiges, baufälliges Sopha, (auf welchem Bücher und Noten, Halskragen und Kartenblätter, Stickmuſter und Theaterzettel quodlibetartig durcheinanderlagen,) ein kleiner Nähtiſch, auf welchem allerlei Modenkram-Ueberbleibſel: Unterfutter, Reſte, Bänder, Schnitzel, Sammet-Trümmer, Chenille-Stückchen, Gaze-Fleckchen, mit Einem Wort, neue Vorrathsquellen zu einem zukünftigen Schlafrocke für Bruder Charles, ein Pete-mêle bildeten, das ſich nur im geheimen Atelier einer jungen Novize der Göttin Mode finden läßt. Außer dieſem Miſchmaſch bemerkte ich nur noch das Fragment eines Spiegels, einige ausgeleerte Schmink- und Pomade-Töpfchen, ein Paar wankelmüthige Stühle, eine Guitarre, die an der Wand dicht neben einem unbewohnten Vogelbauer hing, und eine Flöte, die aus der Ofenröhre herausſah. — Dies war das ganze Inventarium zweier Menſchen, die, trotz ihrer Dürftigkeit, in ihrem Innern gewiß zufriedener ſind, als Elodie und ihr armer Gemahl, zweier Geſchwiſter, die, trotz ihrer kleinen Neckereien, ſich herzlich lieb hatten. Ein nettes Gingham-Kleid, ein hübſches Häubchen, ein Bischen Arbeit, eine Guitarre und ein luſtiges Buch, mehr brauchte Athenais nicht, um froh und zufrieden zu ſein. Eine Flöte, fünfzehn Francs Wochen-Gage, ein Kuß und ein Eierkuchen von Zerlinen waren hinreichend, den »jungen Lablache« vollſtändig glücklich zu machen. O Ihr reichen armen Leute! Welch ein Unrecht begeht Ihr gegen Euch, ſo manche arme reiche Leute zu beneiden, die, trotz all ihrer Schätze, nicht ſo fröhlich lachen können, wie Ihr oben in Eurer Dachſtube. Geld iſt Chimäre, ſagt Herr Scribe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Freund Charles zog, nachdem er ſich's bequem gemacht hatte, die Flöte aus der Ofenröhre und blies einige Lieblingsmelodien.

— Eins begreife ich nicht, begann Pauline.

— Was begreifſt Du nicht? fragte Charles, ſich mitten in einer Paſſage unterbrechend.

— Daß ein Menſch mit Deinem Flötentalente ſich nicht öffentlich hören laſſen will ...

— Glaubſt Du, Pamelchen? fragte Charles, der ſich in ſeiner Gutmüthigkeit durch das Lob der ſpöttiſchen Schweſter innig geſchmeichelt fühlte.

— Ich glaube, Du würdeſt überall Aufſehen machen und ſo groß mit Deiner Flöte, wie jener Simſon mit ſeinem Eſelskinnbacken, daſtehen.

— Welch ein Vergleich! Was willſt Du damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, daß es für Dich Kinderſpiel wäre, mittelſt Deiner Zauberflöte, wie einſt Simſon mit ſeinem Inſtrumente, Gott weiß wie viel Philiſter in die Flucht zu blaſen.

— Wirſt Du ſchon wieder anzüglich?

— Lieber Charles, ich ſcherze ja nur! Was wäre dies traurige Daſein ohne Scherz und Heiterkeit? Eine Hütte ohne Herz, ein Sonntag ohne Tanz, ein Volksfeſt ohne Kletterſtangen.

— Du haſt Recht, mein Kind. Frohſinn iſt ein Paſſe-partout, der uns durch alle Klippen des Lebens hilft. Ein Leben ohne Scherz iſt eine Liebe ...

— Ohne Hoſenträger und Eierkuchen, ergänzte Athenais.

— Du biſt und bleibſt malitiös, ſagte Charles und zog ſich mit ſeiner Flöte ins Nebenzimmer zurück.

Drinnen, wo (was ich ſpäter durch eine Thürritze geſehen) ſtatt des Bettes ein Strohſack auf der Erde lag, nahm der Schwärmer wieder ſeine Flöte zur Hand, öffnete das kleine Dachfenſter und blies ein ſchwermuthvolles Lied an den Mond. Dann nahm er die Flöte unter den Arm, ſang ein Lied an den Abendſtern, war auffallend gerührt und zerfloß ſchier vor ſehnſüchtige Schwärmerei und vor ſchwärmeriſcher Sehnſucht. Der fünf Mal wiederkehrende Refrain ſeines Liedes:

„Die Sonne iſt ſchlafen gegangen,
Und Nacht iſt es rings um mich her"

rührte — mort de ma vie! — zuletzt auch mich, denn ei dieſem Refrain brachte Monſieur Charles jedes Mal einen fabelaft-ſentimentalen Baßtriller an, der mir das Herz brach, der ſalitiöſen Schweſter aber jedes Mal ein boshaftes Rivarol-Lächeln ablockte. Schweſter Athenais gefiel ſich darin, ſeine Schwermuth zu perſifliren: ſie nahm, während Charles ſchwärmend in de Mond ſchaute, die Guitarre von der Wand und trällerte dö luſtige Couplet:

Ich ſinne, ſinne, ſinne,
Was ich verbrochen hab',
Daß mir die Tyrannine
So ſchnöde Antwort gab.

Auf Ehr', auf Ehr', auf Ehre,
Ich war ihr äußerſt gut,
Ich liebte ſie ſo ſehre
Daß ſie jetzt leid mir thut.

„Mein Herr, Sie ſind ſtupide,"
So ſprach Babett' zu mir;
Das Ende von dem Liede:
Sie wies mir keck die Thür.

Charles aber ließ ſich durch den Uebermuth ſeiner Schweſter in der Anſchauung des Mondes und in der Betrachtung der Sterne durchaus nicht ſtören. Doch als er ſich ſatt geſchwärmt und faſt heiſer geſungen hatte, riß er die Thür auf, rief ſeiner Schweſter halb gähnend und halb wüthend gute Nacht zu und warf ſich und ſeine Flöte auf den Strohſack. Nach Verlauf von zehn Minuten hörte ich ihn ſchnarchen; leider aber bin ich zu wenig muſikaliſch, um meinem Leſer zu berichten, ob er aus C dur oder A moll geſchnarcht hat. Der glückliche Schläfer! Wenn mich nicht Alles trügt, ſo träumt er auf dieſem harten Lager von weichen Küſſen, von der Portierloge in der Rue de Lille und von dem Tempel der Venus Kallipygos zu Syracus.

Ein halbes Stündchen ſpäter war auch Athenais mit ihrer Arbeit zu Ende.

— Gott ſei Dank, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, mein Tagewerk iſt vollbracht, der Hut iſt fertig. Nun kann ich ihn morgen in aller Frühe zu Frau von Sainte-Eſtèphe tragen, mir mein Arbeitslohn einfordern und noch zeitig genug im Laden meiner geſtrengen Frau Directrice eintreffen. Doch nun raſch zu Bette!

Die Griſette ſchob das Arbeitstiſchchen an's Bett, goß friſches Oel in die Lampe und huſchte in die Federn hinein.

Ihr Bett war mehr als ärmlich, aber für Leute, die kein böſes Gewiſſen haben, iſt das harte Kopfkiſſen ein weicher Pfühl. Die kleine Putzmacherin mit dem revolutionären Stumpfnäschen und dem von der Nadel zerſtochenen linken Zeigefinger — ſie hatte mich mit ſich in ihr Bett genommen — beſaß im Leſen eine ſolche Schnelligkeit, daß ſie nach Verlauf einer halben Stunde ſchon zehn Capitel hinter ſich hatte. Mein Inhalt ſchien auf ſie den gewünſchten Eindruck zu machen, denn faſt jede neue Seite impfte ihr neuen Lachſtoff ein; ſie hörte nicht zu kichern auf.

— Ich möchte ihn wohl ein Mal ſehen, den Mann, der dies verteufelt boshafte Buch geſchrieben hat. Der kennt die Welt, Der kennt die Frauen und vor Allen uns Putzmacherinnen! Ein drolliger Kauz! So malitiös und doch ſo liebenswürdig! Selbſt dem ernſteſten Dinge weiß er eine komiſche Seite und, umgekehrt, ſelbſt der alltäglichſten Geſchichte eine ernſte Seite abzugewinnen. Den Mann könnte ich lieben!

Ach, hätte dies Papa Gogo hören können, er hätte ſich — ich kenne ihn! — ſeine Fingerſpitzen geküßt und wäre aus Freude, wie ein entfeſſelter Champagnerkork, bis an die Decke — des Zimmers? — o nein! bis an die Decke ihres Betts geſprungen. Hübſche Griſetten ſind von jeher ſeine ſchwache Seite geweſen, und Mademoiſelle Athenais würde ſeine Neigung zu dieſer Klaſſe von Frauen noch um Vieles vermehrt haben, denn Athenais iſt allerliebſt, Athenais iſt reizend, Athenais iſt nicht prüde.

Ihre Fertigkeit im Leſen grenzte an's Märchenhafte. In einem Zeitraume von dreiviertel Stunden hatte ſie über zweihundert Seiten, faſt die Hälfte meines ganzen Inhalts, durchgeleſen.

— Genug für heute! rief ſie aus.

Dann legte ſie als Zeichen, wo ſie Halt gemacht, ein Roſabändchen, ein Ueberbleibſel jenes Hutes ein, den ſie am folgenden Morgen abliefern wollte. Sie ſchloß mich und ſchlief ein.

Wovon ſie wohl träumen mochte, dieſe kleine, reizende Schelmin? Wenn Griſetten träumen, meint Papa Gogo, ſo träumen ſie in der Regel von zukünftigen Eroberungen. Armes Kind, wer weiß, ob Deine Träume jemals in Erfüllung gehen!

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen ſieben Uhr Morgens erwachte ſie. Fünf Minuten ſpäter ſtand ſie auf, ordnete die goldenen Flechten ihres Haares, wuſch und ſchnürte ſich und ſchlüpfte dann behend in ein blaugeſtreiftes Indienne-Kleid, band ſich eine ſchwarze Levantin-Schürze mit ausgezackten Achſelbändern um und ſetzte ſich das mit Roſaſchleifen kokett garnirte Petinet-Häubchen mit den langen Barben ſo ſchräge auf die linke Seite ihres Mignonköpfchens auf, daß ihre Geſichtsbildung dadurch ein gewiſſes Etwas erhielt, das ein Double-Extrait von frivoler Pikanterie und pikanter Frivolität war. Ah, Papa Gogo, das wäre ein Biſſen für Deinen Schnabel geweſen!

Athenais legte den in jeder Beziehung vollendeten Hut in die Pappſchachtel, die unter ihrem Bette ſtand, legte auch mich hinein — denn wahrſcheinlich beabſichtigte ſie, mich im Laden auszuleſen — und deckte uns Beide zu.

Nachdem ſie ein Glas Milch als Frühſtück zu ſich genommen, nahm ſie den Carton und hüpfte trällernd die ſieben Treppen hinab.

Auf der Straße machte ich in der Pappſchachtel (die man ein Staatsgefängniß nennen könnte, da hier nur Staats-Verbrecher eingeſperrt werden) meiner Nachbarin, der reizenden Capote, eine förmliche Liebeserklärung, ganz im grotesken Lapidar-Style Papa Gogo's.

— Mort de ma vie, quel voisinage! En vérité, Madame Capote, vous êtes le plus charmant chapeau que j'aie vu. La couleur de rose, la fraîcheur de votre teint m'animent, m'enflamment, m'enivrent! Image de pureté, chapeau seducteur, veuillez agréer les sincères hommages d'un livre follement amoureux de vos charmes embêtants; daignez écouter le trépignement d'un coeur, les palpitations d'une ame, enivrés du parfum de vôtre beauté diablement virginale …

Hier machte ich eine kleine Kunſtpauſe, erwartend, die roſenfarbene Capote würde ſo artig ſein, mir irgend Etwas darauf zu erwidern. Allein Bibi blieb ſtumm, ganz ſtumm.

— Auch gut! ſprach ich zu mir ſelbſt und ſang, um meine ſtolze Nachbarin ein klein wenig zu verhöhnen, ein Couplet, das Papa Gogo verfaßt hat und das ſo lautet:

Mein Fräulein, nur nicht prüde,
Ich haſſ' das wie den Tod!
Das Schüchterne, Timide,
Iſt längſt ſchon aus der Mod'.

Sie werden beſſer fahren,
Sind munter ſie und keck,
Man kommt in Ihren Jahren
Damit weit beſſer weg.

Drum, Fräulein, nur hübſch munter,
Ein Küßchen, ganz geſchwind!
Sie leiden ſelbſt darunter,
Wenn Sie ſo prüde ſind.

Doch auch dies half mir nichts. Die Capote verharrte in ihrem Schweigen. Dieu de Dieu, wenn alle Damenhüte ſo gefühllos wie dieſe Capote ſind, dann ſind alle Liebeserklärungen vergebens.

VI.

Nach einer halben Stunde langten Athenais und ihr Carton im Vorzimmer der Frau von Sainte-Eſtèphe an. Ich hörte, wie meine Schöne ſich anmelden ließ.

— Madame ſchläft noch, erwiderte der Diener.

— Ich werde warten, entgegnete die Griſette.

Nach langem Warten wurde ſie vorgelaſſen.

Frau von Sainte-Eſtèphe lag noch im Bette. Das ſchwarze feſſelloſe Haar umfloß den Schnee ihrer nackten Schultern. Auf den langen Wimpern ihrer dunkelblauen Augen ruhten noch die letzten Spuren des kaum gewichenen Schlafes.

— Was bringen Sie mir, liebe Kleine?

— Die Capote, Madame.

— Schon heute? Ah, das iſt ſehr brav von Ihnen ... ich bitte, zeigen Sie ſie mir.

Athenais öffnete die Schachtel und nahm den Hut heraus. Niemand war jetzt froher als ich: ich konnte Luft ſchöpfen und mich im Boudoir der Dame umſehen.

Frau von Sainte-Eſtèphe betrachtete den Hut von allen Seiten und fand nichts daran auszuſetzen.

— Und was bin ich Ihnen ſchuldig?

— Zweiundvierzig Francs fünfzig Centimes...

— Die Ihnen mein Kammerdiener ſogleich auszahlen ſoll. Können Sie mir auch den Carton ablaſſen?

— Madame, er ſteht zu Ihren Dienſten.

— Und koſtet?

— Vier Francs!

— Sie ſollen dafür das Doppelte haben.

— Sie ſind zu gütig, gnädige Frau, ſagte meine Freundin und ließ ſich herab, ihrer Gönnerin die Hand zu küſſen.

Frau von Sainte-Eſtèphe geruhte zu klingeln. Der eintretende Diener erhielt den Auftrag, an Mademoiſelle fünfzig Francs auszuzahlen.

Die Griſette folgte dem Diener. In der Freude ihres Herzens hatte ſie mich — armes Buch — ganz und gar vergeſſen.

Ich betrachteie Madame und war entzückt.

Gleich auf den erſten Blick erkannte ich in ihr eine jener Frauen, die Papa Gogo nach dem Stadtviertel, das ſie am häufigſten zu bewohnen pflegen — ich nenne das Quartier der Nôtre Dame de Lorette — Loretten zu taufen geruht hat.

Die Naturgeſchichte der Lorette iſt faſt noch intereſſanter als die der Griſette. Die Loretten ſind, um mich kurz zu faſſen, Griſetten auf Velinpapier, Griſetten mit Goldſchnitt, Griſetten in Sammet und Seide. Die Griſette verhält ſich zur Lorette wie die Pflaume zur Pfirſich, wie die Gurke zur Melone, wie die Kartoffel zur Ananas. Während die Eine in der Regel anſpruchslos, beſcheiden und genügſam iſt, macht die Andere große Anſprüche und liebt über Alles Aufwand und Verſchwendung. Sie betrachtet die Börſe ihrer Anbeter als einen unerſchöpfbaren Born und wirft das Gold, das ſie von ihm erhält, mit vollen Händen zum Fenſter hinaus. Sie macht ſich kein Gewiſſen daraus, jeden Monat einen Andern an den Bettelſtab zu bringen. Sie betrachtet ihre reichen

Freunde als Apfelſinen, deren Saft ſie ausſaugt und deren Schale ſie dann mit gleichgiltiger Miene bei Seite wirft. Der Tarif ihrer Reize richtet ſich ſtets nach dem Einkommen ihrer Anbeter. Ein Mann, der nicht viel Geld hat, iſt ihr ein Gräuel, ſelbſt wenn er ein Antinous an Schönheit, ein Hercules an männlicher Kraft, ein Ausbund von Geiſt und Witz wäre. — Ihr einziges Ziel, ihr einziges Streben führt dahin, ſich das kurze Leben ſo angenehm als nur möglich zu geſtalten, Alles zu genießen, Nichts zu entbehren. Reue und Gewiſſensbiſſe überläßt ſie Andern. Sie ſelber lebt ſorglos in den Tag hinein, denkt nur an das Heute und niemals an die Zukunft. Ihr einzige Tugend iſt — der Leichtſinn.

Auch Papa Gogo hat in ſeinem Buche ſolch ein Weſen geſchildert und weil Jene mit dieſer eine auffallende Familienähnlichkeit zu haben ſcheint, ſo ſei es mir erlaubt, Jener Leben in flüchtigen Zügen zu ſchildern. Neolle, deren Eltern ſehr früh geſtorben waren, hatte im Hauſe einer armen Tante, welche Obſthändlerin war, ein Obdach gefunden. Von ihrem zehnten bis zu ihrem fünfzehnten Jahre war ſie ein Blumenmädchen, das in öffentlichen Gärten, am Eingange der Theater und in den Sälen der Reſtaurants, für Rechnung der Tante Veilchen und Camellien, Roſen und Magnolien verkaufte. Ihr hübſches Geſicht, ihr jugendlich friſcher Teint verſchaffte ihr viele Abnehmer, die, ſo oft ſie ihr ein Bouquet abkauften, ihre Wange kneiften und dafür ein Souſtück mehr, als ſie begehrt hatte, in ihr Körbchen gleiten ließen. In ihrem ſechszehnten Jahre fiel die arme Kleine in die Hände eines athletiſchen Kunſtreiters, der ſie um die ſchönſte und koſtbarſte ihrer Blumen betrog. Aus Dankbarkeit bildete er ſie zu einer

Kunſtreiterin aus, die, zwei Jahre ſpäter, der Abgott des Cirque olympique, die Fanny Elsler zu Pferde, die Bewunderung vieler junger und alter Herren wurde, welche blos ihretwegen den Circus beſuchten, weil ſie ſich nicht ſatt ſehen konnten an den ſchönen, anmuthigen, ſchwellenden Formen dieſer auf dem Rücken des Pferdes vorüberhuſchenden Sylphide, die während des Shawltanzes ſich ſo keuſch und doch ſo verführeriſch in die Falten ihres Schleiers einzuhüllen verſtand, daß die Zuſchauer des erſten Platzes, und namentlich die alten Herren, vor Wonne und Entzücken ſich gegenſeitig auf die Hühneraugen traten. — Zwei Jahre lang war Neolie die ungekirrte Löwin des Circus, als ſie vom Pferde auf einen Eſel fiel, der ihr für eine einzige glückliche Nacht tauſend frohe Tage verſprach. Neolie konnte dem Magnete ſeiner Verſprechungen, der Wünſchelruthe ſeines Reichthums nicht länger widerſtehen. Sie verließ den Circus und bezog eine für ſie prachtvoll eingerichtete Wohnung in der Straße Saint-George. Etwas über ein Jahr lebte ſie dort in Saus und Braus, aus den Armen des einen Genuſſes ſich an die Bruſt des Andern werfend, unerſättlich in Vergnügungen jeder Art, an Luxus Alle ihres Gleichen weit überbietend. Der alte Geck mußte ihr Wagen und Pferde halten und jeden ihrer wahrhaft ſybaritiſchen Wünſche gewähren. Die Folge davon war, daß der alte, ſteinreiche Lieferant eines Morgens, als er aufſtand, bankerott war. Doch was kümmerte dies ſeine Freundin? Als ſie die erſte Nachricht vom Ruin des alten Herrn erfuhr, zuckte ſie höhniſch die Achſel und ſagte mit ſtoiſcher Ruhe:

— Er iſt nicht der Erſte und wird nicht der Letzte ſein, den unſer Stadttheil auf ſeinem Gewiſſen hat! Soll ich mich grämen über ihn? Wozu? Es giebt ja der alten reichen Dummköpfe ſo viele in Paris! Ich bin jung, ich bin ſchön und brauche nur einen Finger auszuſtrecken, um mir den Spaß zu verſchaffen, zehn Gimpel auf ein Mal anbeißen zu ſehen. —

Und ſo gedacht und ſo gethan! — Wer eine dieſer Frauen kennt, kennt ſie beinahe alle, denn faſt alle ſind aus einem und demſelben Teige geknetet, Alle ſind Abklatſche einer und derſelben Matrize, Abdrücke eines und deſſelben Holzſchnitts.

Nicht anders war Madame Sainte-Eſtèphe.

Erſt gegen Eilf entſtieg die ſchöne Sünderin dem Schaume ihres Bettes. Nie habe ich ein ſchöneres geſehen.

— Madame Sainte-Eſtèphe, dachte ich bei mir, iſt ſehr klug, daß ſie einen Gegenſtand, den ſo Viele vernachläſſigen, mit ſo großer Sorgfalt behandelt. Das Bett iſt, nach meiner und Papa Gogo's Anſicht, das allerwichtigſte Meuble. Die Menſchen bringen in dieſem proviſoriſchen Sarge — Krankheiten mitgerechnet — die größere Hälfte ihres Daſeins zu; in ihm genießen ſie — ſo lange ſie ſchlafen — den Vorgeſchmack jenes fortgeſetzten Lebens ohne Bewußtſein; im Bette pflegen ſie ſich während ihrer Krankheit, und trotzdem giebt's ſo Viele, die das Bett als Nebenſache und wohl gar en canaille behandeln. Spießbürger, die gern mit dem Reichthume ihrer Einrichtung prunken, pflegen es vorzuziehen, lieber ein prachtvolles Canapé, einen ſchwellenden Divan, eine lockende Causeuſe, einen bequemen Fauteuil, als ein ſchönes Bett zu haben, häufig oft nur darum, weil das Bett in einem Zimmer ſteht, das nur ſelten einen Fremden ſieht. Da lob' ich mir Madame Sainte-Eſtèphe! Von ihrer ganzen Einrichtung war ihr Bett das prächtigſte Stück. Und wenn dies Bett die Gabe beſäße, ſeine Erlebniſſe zu beſchreiben, wie ich die meinige, wer weiß, ob es nicht ſchönere Dinge zu erzählen wüßte, als Herrn Crébillon's »Sopha«*). —

Nach einem Frühſtück, das in meinen Augen nichts zu wünſchen übrig ließ, überließ ſich Frau von Sainte-Eſtèphe ihrer einzigen Sorge: ihrer Toilette. Sie brauchte dazu eine volle Stunde. Angekleidet ſtellte ſie ſich vor einen der ſchönſten Pſyche-Spiegel und ſetzte den neuen Hut auf, um zu ſehen, wie er ſie kleide. Schönen Frauen kleidet wohl Alles ſchön.

— Charmant, charmant! ſagte ſie und legte ihn mit großer Befriedigung in den Carton zurück.

Jetzt fiel ihr Blick auf mich.

— X. Y. Z. rief ſie überraſcht! Das Buch, das in dieſem Augenblick ſo viel von ſich ſprechen macht! — Die Putzmacherin hat es mitzunehmen vergeſſen. Der Zufall führt's in meine Hände. Ob ich's wohl leſen ſoll? Dieu de Dieu! Dieſe Herren, welche Romane ſchreiben, wiſſen uns ja doch nichts Anderes zu erzählen, als das, was wir in der Regel ſelbſt erlebt haben. Sentimentale Liebe, in welcher ſich die Meiſten von ihnen gefallen, iſt in meinen Augen eine ſo große Lächerlichkeit, daß ich nicht begreifen kann, wie es noch Leſer giebt, die darüber nicht einſchlafen. Der einzige Sriftſteller, den Unſereiner noch zu leſen vermag, iſt Herr v. Balzac. Er hat den chic los, mit dem Herzen der Frauen Ball zu ſpielen und es vom Himmel in die Hölle zu ſchleudern.

---

*) Eine moraliſche Erzählung, welche 1745 zu Paris und 1838, von J. Caſanova in's Deutſche übertragen, in Leipzig erſchien.

Monsieur Balzac est un auteur tout-à-fait chicard et son »Père Goriot«, par exemple, est le roman le plus chicocandard de nôtre littérature.

Das Urtheil gefiel mir dermaßen, daß ich's mir hinter das Ohr ſchrieb, um es einmal dem Papa Gogo mitzutheilen.

Nôtre Dame de Lorette entſchloß ſich endlich, mich zu leſen. Wiederholt mußte ich die Bemerkung machen, daß ihr Urtheil faſt immer ſcharf und treffend war.

— Dieſer Papa Gogo, rief ſie aus, hat den Schalk im Nacken und den Teufel in ſeinen Eingeweiden. Er iſt der zu Fleiſch gewordene Spott, der mit Pfeilen ſpielt, die nie ihr Ziel verfehlen. Crébillon iſt frivol, Pigault-Lebrun iſt heiter, Paul de Kock iſt durch und durch komiſch. Und dieſer Papa Gogo? Je länger ich ihn leſe, deſto mehr gefällt er mir: er iſt Crébillon, Pigault-Lebrun und Paul de Kock in Einer Perſon.

— Frau von Sainte-Eſtèphe iſt ein Engel, dachte ich bei mir; denn, obgleich nur ein Buch, fühle ich doch ganz wie ein Menſch und bin eitel genug, jede Schmeichelei für Wahrheit zu halten. Madame fand mich ſchön; ganz natürlich fand ich ſie reizend.

Am Abende deſſelben Tages — Madame hatte mich ſchon ganz durchgeleſen — erhielt ſie den Beſuch ihres Freundes.

Seine ganze Erſcheinung verrieth den Advocaten. Er trug ein weißes Halstuch, eine ſchwarze Atlasweſte und einen Actenſtoß unterm Arme. Sein Aeußeres hatte etwas Patziges, das mich in mehr als Einem Zuge an jenen Robert Macaire erinnert, der eine ſo überaus glückliche Erfindung Frédéric Lemaître's iſt. Jeder Zoll dieſes Menſchen war Arroganz. Sein Kinn verlor ſich in der Halsbinde, aus der zwei auffallend große, ſteife Vatermörderſpitzen hervorklafften. Sein ſtark hervortretender Bauch, in ein ſchwarzes enganliegendes Beinkleid eingezwängt, verlieh ſeiner Geſtalt, bei aller Patzigkeit, die ihr eigen war, etwas Komiſches. Eine goldene Uhrkette, an welcher viele Petſchafte hin- und herbammelten, eine große brillantene Tuchnadel und eine Lorgnette von Gold und Perlmutter gaben ihm das Anſehen eines Menſchen, der, trotz ſeiner Glatze, noch immer die Rolle eines jugendlichen Stutzers ſpielen will. Sein ſchwarzer Frack, aus deſſen zweitem Knopfloch das rothe Band der Ehrenlegion hervorlugte, athmete eine Maſſe Parfums aus, durch die dieſer Mann ſich in guten Geruch zu bringen verſuchte.

— Guten Abend, meine ſüße, angebetete Leda, begann der Advocat.

— Willkommen, mein liebenswürdiger Schwan, antwortete die Lorette, die ſo artig war, in dieſem Manne mit der Glatze einen Jupiter zu erblicken. Deine Leda hatte Dich geſtern vergebens erwartet.

— Mir blutete das Herz, vierundzwanzig Stunden vorübergehen zu laſſen, ohne Dich an mein Herz zu drücken; aber es war unmöglich, rein unmöglich, ſagte der Handlanger der Gerechtigkeit und warf ſein Actenbündel auf den Tiſch. Ah, theuere Jo, wenn Du ahnen könnteſt, in welchem Wuſt von Acten Dein armer Freund bis an den Hals vergraben iſt, Du würdeſt ihm Dein Mitleid nicht verſagen.

— Holde Actenſtaubwolke, ich beklage Dich von ganzem Herzen, erwiderte Jo, ſich zärtlich an ihn ſchmiegend.

— Wahrlich, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht!

Die Zahl meiner Clienten wächſt von Tag zu Tag; geſtern mußte ich einen neuen Schreiber annehmen.

— Gratulire! ſagte Leda, ſein Kinn ſtreichelnd.

— Heil dem Manne, der die Ehe erfand! Ihm verdanke ich meine beſten, einträglichſten Kunden. Halb Paris will jetzt geſchieden ſein. Und durch wen? Durch mich, ſagte der Advocat, ſeine Rechte mit groteskem Stolze in die Weſte ſchiebend.

— Mit Recht verehrt Paris in Dir ſeinen geiſtreichſten Anwalt.

— Ja, ja, das bin ich! ſagte der Eheſcheidungs-Procurator, mit der Linken ſeine Vatermöder in die Höhe richtend. Du wirſt erſtaunen, wenn ich Dir ſage, daß ich in dieſem Augenblick 72, wiederhole zweiundſiebenzig Eheſcheidungen zu führen habe.

— Die Ehe, Freund, iſt eine Dummheit!

— Die ich ſehr zu ſchätzen weiß, weil ſie mir viel einträgt. Leute, welche geſchieden ſein wollen, ſind in puncto puncti (bei dieſen Worten rieb er ſich Daumen und Zeigefinger ſeiner rechten Hand) geſchmeidiger als alle andern Clienten. Vor wenigen Tagen beſuchte mich einer meiner älteſten Freunde, ein ſteinreicher Bankier, der von ſeiner jungen Frau geſchieden ſein will, weil er — leider erſt ſo ſpät! — die traurige Erfahrung gemacht, daß Madame ihm portugieſiſche Hörner aufgeſetzt: das brave Weib liebt nämlich den Geſandten von Portugal. Freund, ſagte der gehörnte Siegfried, Elodie — meine Frau — die ich bis zu dieſem Augenblick als einen Ausbund von Tugend und Treue verehrt hatte, iſt eine Heuchlerin, die mich ſchmachvoll hintergangen hat ... ihr Anblick iſt mir unerträglich ... in vier Wochen muß ich von ihr geſchieden ſein. — Halt, Freund, ſagte ich, das geht nicht ſo ſchnell; vor allen Dingen müſſen wir Beweiſe haben. —

Mein eigenes Kind? erwiderte der Alte mit erbſengroßen Thränen in den Augen, beſtätigt die Untreue ſeiner Mutter. — Kinder, erwidere ich — können nicht gegen ihre Eltern zeugen. — Die Bonne des Knaben, fährt er fort, hat jeden Morgen den Elenden in's Fenſter meiner Frau einſteigen ſehen. — Mann Gottes, entgegne ich ihm, auch dies beweiſt noch nichts. Erſt vor Kurzem hatte ſich ein ähnlicher Fall ereignet. Ein junger Mann war allnächtlich bei ſeiner verheiratheten Nachbarin eingeſtiegen. Der Gemahl hatte ihn eines Abends gerade beim Einſteigen ertappt. Wüthend faßte der Othello den jungen Mann bei der Gurgel und fragte mit donnernder Stimme: Herr, was wollen Sie hier? Was ich will? ſagte der junge Lovelace ſchnell gefaßt, mir mit Ihrer gütigen Erlaubniß ein Licht anzünden. Othello ſtand wie ein begoſſener Pudel da. Solcher Ausflüchte giebt's viele, mein Freund! Wenn Du Deinen Portugieſen nicht en fragrant delit ertappt haſt, kann ich für nichts gut ſtehen. — Der arme Mann war außer ſich. Ich machte allerlei Einwände, um den Proceß in ſeinen Augen zu erſchweren. — Zeige, was Du vermagſt, ſagte mein Freund, griff in ſeine Taſche und drückte mir eine Geldrolle in die Hand. Es waren hundert Louis, liebes Kind. — Freund, es hätte dieſes Zeichens nicht bedurft, um mich Deiner anzunehmen, ſagte ich und . . .

— Nahmſt das Geld!

— Natürlich, ganz natürlich, denn Eiſen muß man ſchmieden, ſo lang es warm iſt.

— Bravo, bravo! Daran erkenn' ich den Mann, den ich liebe über Alles.

— Das iſt ſchön von Dir, meine holde Leda, und damit Du

Dich überzeugſt, daß Dein Schwan nicht undankbar gegen Dich iſt, ſo geſtatte ihm (dabei griff er in ſeine Bruſttaſche) die Hälfte jener Kleinigkeit in Deine Hand zu legen.

— Fünfzig Louis? Was ſoll ich damit anfangen?

— Einen kleinen Theil Deiner Schulden bezahlen. . .

— Ein Tropfen Waſſer auf einen heißen Stein . . . ich brauche mehr, weit mehr . . .

— Himmliſche Danae, Du ruinirſt Deinen Jupiter!

— Sie ſind ein Geizhals, mein Herr!

— Du biſt eine Verſchwenderin, mein Kind! Das Gold wächſt nicht auf den Bäumen, Madame!

— Ah, nur keine Moral, mein Freund! Sie wiſſen, daß ich eine abgeſagte Feindin all' jener Sprichwörter und Gemeinplätze bin, die mich an Sparſamkeit erinnern ſollen.

— Wohlan, morgen ſollſt Du noch fünfzig erhalten.

— Sprichwörter? fragte die boshafte Frau.

— Nein, Kind, ich meine fünfzig Louisd'or.

— Abgemacht, ſagte Lorette und umarmte ihn. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem er ein Paar Stündchen bei ihr geblieben war und mit ihr ſoupirt hatte, fiel beim Gehen ſein Blick auf mich.

— Ah, das Buch, das ſo großes Aufſehen macht! Iſt was dran? fragte der Advocat.

— Papa Gogo iſt ein Tauſendſaſa, der mit lachender Miene aller Welt die bitterſten Grobheiten ſagt.

— Darf ich's mitnehmen?

— Mit Vergnügen, erwiderte Frau von Sainte-Eſtèphe.

Ihr Freund ſteckte mich zu ſich.

VII.

Eine halbe Stunde ſpäter befand ich mich im Bureau des Herrn Caramolle — denn ſo hieß unſer Advocat. Er warf das Actenſtück und meine Wenigkeit auf ſeinen Arbeitstiſch und verfügte ſich gleich darauf in's Nebenzimmer, in dem ſich, wie ich durch die Thür gewahrte, welche er zum Glück halb offen ließ, ſeine Frau befand.

Ich erkannte ſie auf der Stelle. Sie war die Freundin meiner erſten Leſerin, der reizenden Bankierfrau.

— Woher kommſt Du, mein Freund? fragte Madame, die, am Stickbrett ſitzend, ſehr betrübt zu ſein ſchien.

— Ich komme aus der großen Oper.

— Was hat man gegeben?

— Was man gegeben? wiederholte der Gemahl ziemlich beſtürzt, weil er keinen Schimmer von Ahnung beſaß, welche Oper auf dem Theaterzettel, den er nicht geleſen hatte, angezeigt geweſen war.

Advocaten aber wiſſen ſich zu helfen.

— Man hat Auber's »Gott und Bajadere« gegeben ...

— Und haſt Du Dich gut unterhalten?

— Vortrefflich, ganz vortrefflich! betheuerte der Gemahl.

Madame fing tief zu ſeufzen an.

— Adele, liebes Kind, warum ſeufzeſt Du?

— Mir iſt nicht wohl, erwiderte Madame.

— Soll ich den Doctor rufen laſſen?

— O laſſe es. Mir hilft ja doch kein Arzt.

— Du biſt unglücklich?

— Habe ich nicht ein Recht dazu? Es vergeht kein Abend, den Du nicht außerhalb des Hauſes zubringſt. Ich Aermſte ſitze hier jeden Abend ganz allein und muß oft bis Mitternacht aufbleiben ...

— Und warum thuſt Du das?

— Um Deine Rückkehr zu erwarten.

— Du biſt zu aufmerkſam, mein Kind! Aber bedenke, meine ſüße Freundin, daß ein Mann, der den ganzen lieben langen Tag unter dem Joche alltäglicher, Geiſt und Körper abſpannender Geſchäfte ſeufzt, Abends einer kleinen Zerſtreuung bedarf ...

— Und warum zerſtreuſt Du Dich ſtets allein und nie mit mir?

— Sonderbare Frage! Deine Eiferſucht, Adele, macht Dich unerträglich.

Madame fing bitter zu weinen an.

— Das dachte ich mir! Kaum ſetze ich den Fuß in's Haus, ſo fängt Madame zu ſeufzen und zu weinen an.

Die arme Frau trocknete ihre Thränen.

— Iſt's ein Verbrechen, Madame, dann und wann die Oper zu beſuchen?

Adele ſchwieg.

— Iſt's denn wirklich ein ſo unerhörter Frevel, daß ein armer geplagter Mann, wenn er zwölf Stunden am Schreibtiſche feſtgekettet war, ſich Abends erlaubt, ein klein wenig friſche Luft zu ſchnappen?

Adele aber verharrte in ihrem Schweigen.

— Antworten Sie mir, Madame!

Madame aber hatte keine Luſt dazu. Es giebt Augenblicke, in denen das Schweigen einer eiferſüchtigen Frau noch weit empörender iſt als eine Rede voller Vorwürfe.

— Madame, begann Herr Caramolle, ſich mehr und mehr erhitzend, Sie ſind ungerecht, abſcheulich, ja, was noch ſchlimmer als Beides iſt, Sie ſind . . . langweilig!

Eine junge, ſchöne Frau verzeiht viel eher den Vorwurf der Abſcheulichkeit als den der Langweiligkeit, denn da es in den Augen junger Frauen keinen größern Fehler, keine häßlichere Untugend, als Langweiligkeit giebt, ſo empört ſie gerade dieſer Vorwurf mehr als jeder andere. Endlich riß auch Adelen die Geduld.

— Sie ſind ein undankbarer Menſch! rief ſie aus. Vor zehn Jahren, als Sie noch ſchwärmend zu meinen Füßen liegen und ſelig waren, wenn Sie mir die Betheuerungen Ihrer Liebe, die falſchen Schwüre Ihrer ewigen Treue, wiederholen durften, damals fanden Sie mich nicht langweilig, mein Herr! Damals gab es in Ihren treuloſen Augen kein intereſſanteres Weſen als mich. Jetzt, Tyrann, Verräther, finden Sie gewiſſe Frauen, die zehn Mal häßlicher ſind, viel ſchöner als mich!

Dieſer Vorwurf hatte bei aller Wahrheit doch etwas Ungerechtes. Frauen, welche verlangen, daß ihr Gemahl nach zehnjähriger Ehe noch ſo aufmerkſam, zärtlich und liebevoll, wie in den Tagen des Honigmonds ſein ſoll, begehren mehr, als der Mann, ſelbſt beim beſten Willen, zu leiſten vermag.

— Ihre Eiferſucht, Madame, erwiderte der Gemahl, macht Sie zu einer racheſchnaubenden Hyäne.

— Und Ihre Frechheit, mein Herr, erniedrigt Sie zu einem herzloſen Krokodil!

— Krokodil! ſchrie er außer ſich vor Wuth. Das geht zu weit, Madame! Beſäße ich nicht mehr Achtung vor mir ſelbſt, ſo würde ich ſagen: Sie ſind ...

— Ein Vieh! fiel ihm Adele in's Wort, warf ihm die Stickerei in's Geſicht und verfügte ſich in ihr Schlafzimmer.

Mir armem Buche fielen in dieſem Augenblick Miſtreß Kuddles Gardinenpredigten ein. Kein Thema iſt ſo unerſchöpflich als das dieſer Predigten, zu denen es zum Glück keiner Kanzel bedarf. Wenn Jemand auf den Einfall geriethe, die erſten Liebeserklärungen, in welchen jedes Wort Zucker und Honig, mit einigen dieſer Predigten, in denen jede Sylbe Gift und Galle iſt, zuſammenzuſtellen, ſo würde ſich als Facit dieſer tragikomiſchen Parallele die unumſtößliche Wahrheit herausſtellen, daß Mann und Weib vor der Hochzeit lauter Engel, nach der Hochzeit lauter Teufel ſind. Liebe iſt ein Gefühl, das ſich in eine gegenſeitige Täuſchung auflöſt, welche im bürgerlichen Leben »Ehe« heißt.

Das Bewußtſein ſeiner Schuld, der Gedanke, daß die Eiferſucht ſeiner Frau nicht ohne Grund war, hatte Herrn Caramolle des Muthes beraubt, ſeine männliche Autorität geltend zu machen. Um ſeinen Zorn abzukühlen, citirte er, gleichſam, um ſich ſelbſt zu verhöhnen, den Paragraph 213 des „Code civil“: »Le mari doit protection à sa femme, la femme obéissance à son mari.« Der Paragraph iſt ſchön und gut; leider aber giebt's im ganzen Geſetzbuch keine zweite Stelle, die weniger als dieſe befolgt wird.

Mit dieſem Gedanken ging er ſchlafen. — — —

Nachts — als Herr und Madame Caramolle ſchon längſt in feſtem Schlafe lagen — unterhielt ich mich — weil Bücher wohl nur allzuhäufig Andere einſchläfern, nie aber ſelber einſchlafen können — mit meinem Nachbar, dem dicken, umfangreichen Actenſtoß.

— Schlafen Sie, mein Herr? fragte ich.

— O nein, erwiderte der Proceß.

— Dann hätte ich eine Bitte an Sie.

— Womit kann ich dienen?

— Wollen Sie mir Ihre Geſchichte erzählen?

— Mit Vergnügen, doch ſage ich Ihnen im Voraus, daß ſie ſehr mager iſt ...

— Wie erkläre ich mir dies, da Sie doch ſo dick, ich möchte ſagen: krankhaft angeſchwollen ſind?

— Das Leben der meiſten Advocaten — man pflegt ſie ſpottweiſe auch Rechtsfreunde zu nennen — zerfällt in zwei Hauptrubriken: Schmieren und geſchmiert werden.

— Erklären Sie mir, was ſchmieren heißt!

— Schmieren, mein Herr, heißt das Geheimniß, mit einer Unzahl von Worten etwas weniger noch als nichts zu ſagen. Das, was jeder andere vernünftige Menſch in zehn Zeilen zuſammendrängt, das zerrt Ihr Anwalt — wenn Sie anders ſo unglücklich ſind, einen zu haben — dergeſtalt auseinander, daß er damit zehn Bogen füllt, denn da ſich unſere Advocaten ihre Weisheit bogenweiſe bezahlen laſſen, ſo ſuchen ſie den kürzeſten Proceß möglichſt in die Länge zu ziehen, aus der Mücke einen Elephanten zu machen und durch Vertilgung großer Papiermaſſen nach beſten Kräften den Preis der Lumpen zu erhöhen. Dies, mein Herr, nennt man ſchmieren.

— Und was heißt »geſchmiert werden?«

— Als Buch ſollten Sie dies wiſſen, denn wieviel Bücher werden Jahr aus Jahr ein zuſammengeſchmiert, von denen Niemand Notiz nimmt, als der Gewürzkrämer, der dieſe unſterblichen Werke zu Düten verbraucht! Aber in der Kunſtſprache der Advocaten heißt »geſchmiert werden« die löbliche Vorſicht der Clienten, ihrem Patrone etwas Flüſſiges in die Hand zu drücken, damit das knarrende Rad der Gerechtigkeit nicht ganz und gar aus dem Leime gehe.

— Ich verſtehe; nun aber zur Sache!

— Dieſer Actenſtoß — meine Wenigkeit — enthält die Geſchichte eines jener Proceſſe, die im Leben ſehr häufig vorzukommen pflegen. Der Anwalt — Herr Caramolle — verklagt einen armen Teufel wegen ſchuldiger Alimente für ein uneheliches Kind, deſſen Vater — unter uns geſagt — nicht der Verklagte, ſondern der Anwalt ſelber iſt. Aber Göttin Themis hat — wie Ihnen bekannt ſein wird — eine Binde um die Augen; kein Wunder alſo, daß ſie nicht ſehen kann und daher beſtändig im Finſtern umhertappt.

— Wollen Sie nun auch ſo artig ſein, mir den Namen der Klägerin, der Mutter jenes Kindes, zu nennen?

— Sie iſt eine jener Frauen, die ſich ſelber heilig geſprochen haben. Sie kennen ſie ſo gut, als ich ... ich meine Frau von Sainte-Eſtèphe ...

— Ah, nun iſt mir Alles klar ... dieſer ganze Proceß iſt alſo nur ...

— Eine Geldprellerei, um ſo großartiger, da das Kind, für welches Frau von Sainte-Eſtèphe Alimente verlangt, gleich nach der Geburt geſtorben iſt.

Mehr brauchte ich nicht zu wiſſen.

VIII.

Am andern Morgen — Herr Caramolle lag noch in den Federn — erſchien im Bureau ſeines Herrn der neue Schreiber, den Jener erſt vorgeſtern angenommen, viel früher und pünktlicher, als das übrige Perſonal. Neue Beſen, ſagt das Sprichwort, kehren gut.

Der Clerc war ein drolliger Kauz: kurz, ziemlich dick, engbrüſtig, ſchielend, buckelig. Mir fiel beim Anblick dieſes Gnomen ein Ausſpruch Victor Hugo's ein. Nur das Häßliche iſt ſchön, meint der Dichter, deſſen Gehirn den »Glöckner von Nôtre-Dame«, den »Quaſimodo«, ein Seitenſtück zu Shakeſpeare's »Caliban«, ausgebrütet hat. Liegt in jenem Ausſpruch wirklich etwas Wahres, dann hatte unſer Clerc — ein Muſter von Häßlichkeit — die gerechteſten Anſprüche, ſich für den ſchönſten Mann der ganzen Chriſtenheit zu halten. Und eben dieſe Anſprüche ſchien der kleine Zwerg auch wirklich geltend zu machen. Eitel, wie faſt Jeder, dem die gütige Mutter Natur einen Höcker beſchieden, hielt er ſich für einen in jeder Hinſicht intereſſanten Mann, der nicht müde wurde, ſeine einnehmenden Züge in einem kleinen Spiegel zu bewundern, der auf dem Rücken einer Kopfbürſte angebracht war, welche er ſehr häufig aus der Rocktaſche zog, um zu ſehen, ob ſein Haar, huppenförmig wie der Federbuſch eines Kakadu friſirt, nicht derangirt ſei. Trotz ſeiner übermäßig langen Arme und ſeiner auffallend kurzen Beine hielt ſich dieſer Mann für einen gracieuſen Tänzer, und trotz ſeines Aſthma's, das ihm das Athmen ungemein erſchwerte, für einen vortrefflichen Sänger, deſſen hinreißender Tenor ihm ganz dazu geſchaffen ſchien, die Herzen aller Frauen zu erobern. Sein Lieblingslied war jene reizend ſchöne Romanze des »Fra Diavolo«:

„Seht dort auf ſteilen Höh'n,
Den Mann von edler Bildung ſteh'n:
Die treue Büchſe in der Hand;
Wem iſt er nicht bekannt?
Zittert!
Wenn's in den Klüften ſchallet,
Das Echo wiederhallet:
Diavolo! Diavolo! Diavolo!“

Er ſang dieſe Nummer faſt den ganzen Tag, und wenn er an die Stelle »Zittert« kam, nahm ſein Geſicht einen ſo verteufelt komiſchen Ausdruck an, daß Jeder, der ihn hörte, alle Kraft zuſammenraffen mußte, um dieſem »edlen Räuber« nicht geradezu in's Geſicht zu lachen.

Man wird fragen, woher ich dies weiß? Auf dieſe Frage, die ich ganz in der Ordnung finde, muß ich Euch die Antwort geben, daß dieſer Herr mir ſchon ſeit langer Zeit bekannt iſt, weil ich ihn dann und wann bei Papa Gogo geſehen, bei dem er zu verſchiedenen Malen die unwürdige Würde eines Abſchreibers bekleidet hatte.

Von dieſem Kauze — er hieß Céſar Carillon — weiß ich ein Geſchichten, das ich Dir erzählen will, weil es ihn mehr als alles Andere charakteriſirt.

Monſieur Carillon, der ſich häufig in der keineswegs angenehmen Lage befand, viel Hunger im Magen und keinen Sou in der Taſche zu haben, las eines Morgens in den Zeitungen, daß in vielen Provinzen Frankreichs die Kartoffelkrankheit graſſire. »Zittert,« ſang er leiſe vor ſich und baute auf dieſe Thatſache den Grund einer neuen Speculation, von welcher er ſich glänzende Erfolge verſprach.

— Diavolo, Diavolo, Diavolo! ſang Herr Carillon und rieb ſich die Hände, vergnügter als jener pfiffige Räuber, nachdem es ihm gelungen war, durch den Zauber ſeiner Barcarolen das Herz der Lady Cockburn zu rühren. Dein Glück iſt gemacht! rief er aus, nahm einen Bogen Papier und ſchrieb darauf mit großen Buchſtaben:

Subſcriptionsliſte.

Der Unterzeichnete beabſichtigt, ein in dieſem Augenblick eben ſo zeitgemäßes als nützliches und auf zwanzigjährige Beobachtung gegründetes Werk unter dem Titel:

Die Geheimniſſe der Kartoffelkrankheit

oder

dreißig bewährte Mittel, dieſelbe auszurotten,

auf dem Wege der Subſcription erſcheinen zu laſſen. Er ladet alle Freunde der Menſchheit und Kartoffeln zur Unterzeichnung vorliegender Liſte ein.

☞ Preis eines Exemplars 2 Francs.

(NB. Wer fünf Exemplare kauft, erhält das ſechſte gratis.)

Mit dieſer Liſte und einer blechernen Büchſe, zum Einſammeln des Subſcriptionspreiſes beſtimmt, verfügte ſich Monſieur Carillon zum Präfecten des Seine-Departements, der, in Berückſichtigung des wohlthätigen Zweckes dieſer Schrift, ſogleich auf zehn Exemplare ſubſcribirte und ſich dadurch Anſpruch auf zwei Frei-Exemplare erwarb.

— Iſt der Beitrag ſofort zu entrichten?

— Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Präfect.

— Und wann erſcheint Ihr Werk?

— Sobald die Koſten dazu gedeckt ſind.

— Ich wünſche Ihrem menſchenfreundlichen Unternehmen das beſte Gedeihen, ſagte der Philanthrop und zahlte dem Autor ein Zwanzigfrankenſtück.

Carillon machte ſeine Verbeugung und ging.

— »Zittert!« ſang unſer Freund, als er die Treppe hinabſtieg, und war ſeines Erfolges jetzt eben ſo ſicher, als der Anbeter der leichtbethörten Lady Cockburn.

Vom Präfecten verfügte er ſich zu den Maires der zwölf Arrondiſſements. Jeder dieſer Herren unterzeichnete ehrenhalber zwei, einer ſogar, welcher die Sucht hatte, vor allen Uebrigen zu glänzen, acht Exemplare, und Alle zuſammen bezahlten ſofort den Betrag.

— Diavolo, Diavolo, Diavolo! ſang der ſchlaue Subſcribentenſammler, der nun ſchon vierzig Exemplare abgeſetzt und dafür achtzig Francs eingenommen hatte.

Von den Maires begab er ſich zu Allen, die — gleichviel, ob gerecht oder ungerecht — im Geruch der Menſchenliebe ſtanden. Keiner hatte den Muth, die Liſte zurückzuweiſen, und ſo geſchah's, daß er nach Verlauf von vierzehn Tagen ſich im Beſitze von 634 Subſcribenten und — was für ihn viel ſchmeichelhafter war —

im Beſitze von 1268 Francs ſah, ein Sümmchen, das für einen Mann ſeiner Gattung ſchon ein bedeutendes Capital war.

Herr Carillon zog ſeine Kopfbürſte aus der Taſche, ſtrich ſeine Puppe, betrachtete ſich und ſeine Geldbüchſe mit ganz beſonderm Wohlgefallen und ſang dabei mit allem Ausdruck, der ihm zu Gebote ſtand:

„Seht hier auf ſteilen Höh'n
Den Mann von edler Bildung ſteh'n,"
Die treue Büchſe in der Hand;
Wem iſt er nicht bekannt?

Dann begab er ſich zu Papa Gogo.

— Ich komme mit einem kleinen Anliegen ...

— Womit kann ich dienen, Herr Carillon?

— Wollen Sie die Freundlichkeit haben, auch Ihren werthen Namen einzuzeichnen, fragte er und überreichte meinem Vater die mit Namen jedes Standes bedeckte Liſte.

— »Die Geheimniſſe der Kartoffelkrankheit,« las mein Vater. Iſt dies Scherz oder Ernſt, Perſiflage oder Wahrheit?

— Die reinſte Wahrheit, betheuerte Herr Carillon.

— Dann will auch ich fünf Exemplare nehmen, ſagte Papa Gogo, unterzeichnete ſeinen wirklichen Namen und zahlte ſeinem Abſchreiber zehn Francs.

— Sie erwerben ſich dadurch den Dank der ganzen Menſchheit, denn die Kartoffelpeſt greift, wie die Zeitungen berichten, immer weiter um ſich.

— Und wann, Carillon, erſcheint Ihr Werk?

Der engbrüſtige Gnom zögerte einen Augenblick.

— Sind Sie taub? Ich frage Sie, wann die »Geheimniſſe der Kartoffelkrankheit« an's Licht treten?

— Mit Ihrer Erlaubniß, ſagte Carillon, niemals!

— Zum Teufel, das iſt ja Betrug!

— In meinen Augen, verehrter Herr und Gönner, iſt dies weiter nichts als eine harmloſe Speculation, die mich in den Stand ſetzt, meine zerrütteten Finanzen zu verbeſſern.

Papa wußte nicht, ob er über dieſe bodenloſe Unverſchämtheit lachen oder wüthend werden ſollte.

— Gott ſegne Ihre Studien, ſagte er nach kurzer Pauſe und entließ den harmloſen Speculanten.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dieſe Weiſe hatte ſich Monſieur Céſar Carillon vermittelſt ſeiner auf zwanzigjährige Beobachtung gegründeten »Geheimniſſe der Kartoffelkrankheit,« die bis zu dieſem Augenblick noch nicht erſchienen ſind und wohl auch niemals erſcheinen werden, ein kleines Vermögen geſommelt, mit deſſen Hilfe er ſich bald darauf in eine Tontine eingekauft, von der er jetzt eine kleine, beſcheidene Leibrente bezieht.

— Und die Moral dieſer kleinen Epiſode?

— Aide-toi et le ciel t'aidera! — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Herr Carillon, der von Natur etwas neugierig war, näherte ſich dem Pulte ſeines Principals, um in den Acten herumzuſtöbern. Der erſte Gegenſtand, der ihm dort in's Auge ſprang, war meine Wenigkeit. Er las mein Titelblatt und ſagte:

— Das kenne ich, denn ich bin Derjenige geweſen, der das Manuſcript des Papa Gogo in's Reine gebracht hat. Auch er gehört zu meinen Subſcribenten! Ah! nicht umſonſt habe ich mein Opus »Geheimniſſe der Kartoffelkrankheit« gekauft, denn ſie werden wohl ewig mein Geheimniß bleiben. —

In demſelben Augenblick fiel ſein Blick auf ein ſauber gearbeitetes, mit Silber ausgelegtes Ebenholzkäſtchen, in welchem Herr Caramolle den Schlüſſel hatte ſtecken laſſen. Monſieur Céſar öffnete den Deckel und fand darin eine Unzahl von Cigarren aufgehäuft. Er that einen kühnen Griff, hielt die Cigarren dicht unter die andächtig ſchnuppernde Naſe und ſagte zu ſich:

— Sie ſcheinen ſehr gut zu ſein! Ich werde ein Dutzend dieſes rauchbaren Eigenthums, mit Erlaubniß meines großen Vorbildes, mit Beſchlag belegen, denn auch ich rauche gern eine feine Cigarre, beſonders, wenn ich ſie umſonſt haben kann, fuhr er fort und ſchob eine ganze Handvoll ſeines Raubes mit heiterer Gemüthsruhe in die unergründliche Tiefe ſeiner Fracktaſche.

In demſelben Augenblick erſchien Herr Caramolle.

— Mann Gottes, was ſuchen Sie hier?

— Ein Federmeſſer, erwiderte Carillon ſchnell gefaßt.

— Wiſſen Sie nicht, daß es Pflicht jedes ordentlichen Schreibers iſt, ſich ſein eigenes Federmeſſer zu halten?

— Wohl weiß ich das; doch da ich das meinige zu Hauſe habe liegen laſſen, ſo bin ich ſo frei geweſen, mich nach dem Ihrigen umzuſehen.

— Zukünftig darf dies nicht mehr geſchehen, verlangte der Mann der Gerechtigkeit, der in ſeinem türkiſchen Schlafrock, ſeiner turbanähnlichen Kopfbedeckung und ſeinen gelben Saffian-Pantoffeln wie ein Kadi von Bagdad ausſah.

Herr Caramolle war ein leidenſchaftlicher Raucher und kannte als ſolcher kein ſchöneres Bewußtſein, als das, ſich zu allen Zeiten im Beſitze großer Vorräthe feiner, abgelagerter Cigarren zu wiſſen. Es war eine Art von Stolz und Genugthuung für ihn, ſtets 5—6000 Cigarren der theuerſten Sorten vorräthig zu haben. Dabei war er ſo geizig, daß Niemand ſich rühmen konnte, von ihm jemals eine feine Cigarre erhalten zu haben. Sah er ſich dann und wann in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, einem ſeiner Bekannten ſeine Doppel-Büchſe anbieten zu müſſen, ſo hielt er die Seite hin, in welche er eine Gattung von Glimmſtengeln geſteckt, die in der Kunſtſprache der Raucher »Cigarren von den Freundſchaftsinſeln« genannt werden, Cigarren, ſpottbillig und dergeſtalt ſchlecht, daß eine derſelben, in der Vorſtadt Saint-Antoine geraucht, einen Tabaksgourmand in der Chauſſée-d'Antin mit dem tiefſten Abſcheu erfüllt. Er ſelber aber rauchte Sorten, von welchen ihm die geringſte fünfhundert Francs gekoſtet hatte. — Ueber dieſe Vorräthe pflegte er, wie ein Feinſchmecker über ſeinen Weinkeller, auf's Strengſte und Gewiſſenhafteſte Buch und Controlle zu führen; denn, mißtrauiſch wie er war, lebte er in der beſtändigen Angſt, ſich beſtohlen zu ſehen. — Als ſein Blick nun auf den Kaſten fiel, an welchem er geſtern den Schlüſſel hatte ſtecken laſſen, zuckte ein paniſcher Schreck und ein grauenvoller Argwohn durch ſeine edle Seele. Er öffnete den Deckel und fing mit zitternder Hand zu zählen an.

— Donnerwetter! rief er aus, geſtern Abend, als ich mich zu Frau ... wollte ſagen, in die große Oper begab, befanden ſich in dieſem Kaſten noch zweiundſiebenzig Havannah's, jetzt ſind, genau gezählt, nur noch achtundfünfzig darin; es fehlen alſo vierzehn, ſage vierzehn Stück! Mann Gottes! fragte er, auf ſeinen Schreiber losſtürzend, ſind Sie der Elende, der mir dieſen koſtbaren Schatz entwendet hat?

— Herr Caramolle, fragte der Gnom, mit großer Seelenruhe ſeine Feder ſpitzend, ſehe ich wie ein Dieb aus?

— Allerdings! lautete die Antwort des Erzürnten.

— Herr Caramolle, entgegnete der Knirps, wüthend aufſpringend, ich bin zwar nur ein armer Schreiber, doch laſſe ich mir eine Beſchimpfung ſolcher Art nicht ungeſtraft gefallen, und wenn Sie, Herr Caramolle, dieſe plumpe Verleumdung nicht augenblicklich zurücknehmen, ſo verlange ich Satisfaction, Herr Caramolle, blutige Satisfaction! rief der Schreiber und ergriff die Papierſcheere.

— Mann Gott, moderiren Sie Ihre Leidenſchaft! erwiderte der Advocat, der eben keinen Ueberfluß an Muth beſaß. Wenn Sie beſchwören können, daß Sie nicht der Dieb jener Cigarren ſind, ſo will ich mich entſchließen, es zu glauben.

— Ich ſchwöre! erwiderte der Schreiber und erhob zwei Finger ſeiner rechten Hand.

— Der Eid iſt eine koſtbare Erfindung! ſagte der Handlanger der Göttin Themis, nahm eine Cigarre und befeuchtete ſie mit ſeinen dicken Lippen. Vierzehn Cigarren! Lieber hätte ich einen Proceß verloren! fügte er hinzu und nahm das Feuerzeug.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach und nach kamen auch die andern Schreiber. Herr Caramolle ſetzte ſich an ſein Pult und blies während der Arbeit dicke Rauchwolken vor ſich hin.

Nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher ich nur das eintönige Gekritzel der Federn und das engbrüſtige Athmen des Herrn Carillon vernommen hatte, näherte ſich dieſer ſeinem Principale mit einem Actenſtück.

— Hier iſt die Abſchrift, ſagte er.

— Sie ſchreiben ſehr undeutlich, entgegnete Herr Caramolle, während er die Reinſchrift durchlas.

Herr Carillon that, als ob er dies gar nicht gehört habe, und zog nach ſeiner Gewohnheit die Kopfbürſte aus der Taſche, um dieſen Augenblick der Ruhe zur Wiederherſtellung ſeiner in Unordnung gerathenen Friſur zu benutzen. In demſelben Momente fielen ihm ein Paar Cigarren aus der Taſche. Herr Caramolle hörte ſie fallen und erkannte in ihnen das Corpus delicti des abgeſchworenen Diebſtahls. Der Schreiber wurde vor Schreck leichenblaß, der Principal kirſchroth vor Zorn.

— Spitzbube! ſchrie Herr Caramolle auf den Raub deutend, was ſagen Sie nun?

— Dieſe Cigarren ſind mein rechtmäßiges Eigenthum!

— Und wodurch wollen Sie dies beweiſen?

— Durch ein unbeſtreitbares Axiom eines unſerer größten Philoſophen.

— Elender, erklären Sie ſich deutlicher!

— Der große Proudhon, zu deſſen menſchenfreundlichen Grundſätzen ich mich ſchon ſeit Jahren bekenne, ſagt: Jede Gattung von Eigenthum iſt . . . Diebſtahl.

— Dies Axiom bringt Sie in's Zuchthaus!

— Dann begleiten Sie mich, mein Herr!

— Unverſchämter, was wollen Sie damit ſagen?

Der Communiſt raunte ſeinem Herrn ein Paar Worte in's Ohr. Das Einzige, das ich mit großer Anſtrengung aufgeſchnappt hatte, klang wie »Todtenſchein.«

— Schweigen wir darüber, mein lieber Freund, ſagte Herr Caramolle, der in Folge dieſer vertraulichen Mittheilung ſich ganz und gar entfärbt hatte. Behalten Sie dieſe Cigarren und . . . rauchen Sie ſie mit Geſundheit, fügte er mit grimmiger Miene hinzu.

— Ich danke! ſagte Carillon und kehrte an ſein Pult zurück.

Der arme Caramolle! Vor Schreck war ihm die Cigarre ausgegangen.

IX.

Am Abende dieſes Tages gerieth ich in die Hände der Madame Caramolle, die in einem Anfalle von Langeweile mich zu leſen beſchloß.

Kaum hatte ſie zwanzig Seiten hinter ſich, als ſie den Beſuch einer ihrer Freundinnen empfing; gleich beim Eintritte erkannte ich ſie: es war die Frau des Bankiers.

— Was führt Dich her, liebe Elodie?

— Eine wichtige Angelegenheit, meine gute Adele, erwiderte Madame, auf dem Sopha Platz nehmend. Du weißt, was zwiſchen mir und meinem Gemahle vorgefallen iſt. Der alte Herr will um jeden Preis von mir geſchieden ſein . . . ich habe ihn zwar nie geliebt und eine Trennung von ihm käme mir alſo ſehr erwünſcht . . . dennoch habe ich Gründe, die Scheidung, die Dein Gemahl beim Gerichte anhängig machen ſoll, auf jede Weiſe zu hintertreiben. Du biſt meine Jugendfreundin und ich brauche vor Dir kein Geheimniß zu haben. Ich bin arm . . . er iſt reich. Gewinnt er ſeinen Proceß, — was wohl keinem Zweifel unterliegt — dann bin ich der ſchuldige Theil ... mein Gemahl ſpeiſt mich mit einer kleinen Summe ab, mit der ich die Anſprüche, welche ich an's Leben mache, nicht befriedigen kann ...

— Doch Dein Freund, der portugieſiſche Geſandte ...

— Scheint in Folge der Mißhandlung, die er erfahren hat, all' ſeinen Muth verloren zu haben ... er läßt ſeit jenem Tage nichts mehr von ſich ſehen und hören ... meinen Brief, in welchem ich ihn aufgefordert hatte, mich ſofort nach Spanien zu entführen, um mich dort zu heirathen, hat er bis jetzt keiner Antwort gewürdigt ... mithin bin ich entehrt und verloren, wenn Dein Gemahl mich nicht rettet ...

— Und wodurch?

— Ganz einfach dadurch, daß er durch die Macht ſeiner Ueberredung meinen alten Tyrannen bewegt, von der Scheidung abzuſtehen ...

— Und meinſt Du, daß ihm dies gelingen werde?

— Deinem Gemahle ſtehen als Rabuliſten ſo viel Einwände, Ränke und Kniffe zu Gebote, daß ich an dem Erfolge ſeiner Bemühungen nicht zweifle ... ſprich mit ihm ... lege für Deine Jugendfreundin ein paar gute Worte ein ...

— Mein Gemahl, ſagt man, ſei gewiſſenhaft ...

Elodie unterdrückte ein ſehr boshaftes Lächeln.

— Nun ja, fuhr ſie fort, wie jeder Advocat bis zu einem gewiſſen Punkte ... Du wirſt mich begreifen, liebe Adele ... ich werde ihm für den Dienſt, den er mir leiſten ſoll, ewig dankbar ſein ... ſag' ihm dies, meine theure Freundin ... Dir kann er eine Bitte dieſer Art nicht abſchlagen ... er wird ſich Deiner

Freundin annehmen und alle Mittel aufbieten, meinen Gemahl zu bewegen, ſeinen Scheidungsplan aufzugeben ...

— Ich will's verſuchen ...

— Empfange im Voraus meinen innigſten Dank! rief Elodie, ihre Freundin zärtlich umarmend. Doch was ſehe ich? rief ſie plötzlich. Da liegt ja »X. Y. Z!«

— Kennſt Du dies Buch?

— Es iſt mein Exemplar ... ich erkannte es ſofort am Einbande ... auf welchem Wege iſt es in Deine Hände gelangt?

— Vor einer Stunde fand ich's auf dem Pulte meines Gemahls ...

— Und er? Von wem erhielt's denn er?

— Das weiß ich nicht; doch, liegt Dir daran, es zu wiſſen, ſo kann ich's leicht durch ihn erfahren ...

— Frage ihn, ich bitte Dich darum!

— Es ſoll geſchehen!

Und bald darauf entfernte ſich Elodie.

— — — — — — — — — — — — —

Erſt gegen Mitternacht kehrte Herr Caramolle aus den Armen ſeiner theuern Freundin zu ſeiner armen Frau zurück. Er fand ſie, wie gewöhnlich, auch heute noch wach.

— Was machſt Du, mein liebes Weib?

— Ich leſe, wie Du ſiehſt ...

— Und wie gefällt Dir dieſes Buch?

— Es iſt heiter! Von wem haſt Du dieſes Buch? fragte Adele mit anſcheinend gleichgiltiger Miene.

Dieſe Frage machte ihn etwas beſtürzt.

— Von wem, fragſt Du? Von einem meiner Clienten, erwiderte er zögernd, der mir das Ding als luſtige Lectüre ſehr empfohlen hat ...

— Und wie nennt ſich dieſer Client? fragte Madame mit argwöhniſchem Lächeln.

— Sonderbare Frage, Madame! Beginnen Sie ſchon wieder Verdacht zu ſchöpfen?

— O keineswegs, mein treuer Freund! Wir Frauen aber ſind, wie bekannt, etwas neugierig, und blos aus dieſem Grunde wünſche ich den Namen Deſſen zu erfahren, der es Dir geliehen hat.

— Er heißt Lefoudre!

— Und iſt?

— Journaliſt, Redacteur der „Gazette des tribunaux“ und Mitarbeiter an einer Anzahl anderer Blätter, erwiderte der Advocat, der um eine Lüge mehr oder weniger nie verlegen war.

— Und dieſer Herr Lefoudre, wie Du ihn zu nennen geruhſt, kennt er Elodie?

— Welche Elodie?

— Die Gattin Deines Freundes, des Bankiers, der von ihr um jeden Preis geſchieden ſein will.

— Leicht möglich, daß er ſie kennt, denn wer kennt nicht dieſe Kokette, die ihrem armen Teufel von Gemahl doriſche Hörner aufſetzt! O dieſe Weiber, dieſe Weiber!

— Heute Abend war ſie bei mir.

— Wie? Wollte ſie auch Dich zur Untreue verführen?

— Ihre Abſicht war eine andere. Sie kam, um ihre Zukunft in Deine Hand zu legen ...

— Ich haſſe dieſe Frau!

— Und weßhalb, mein Freund?

— Weil ſie ein undankbares Geſchöpf iſt, das die aufopfernde Liebe meines alten Freundes durch ſchnöden Verrath belohnt. Die Ehe, Madame, iſt ein Sacrament und ſelbſt den Völkern des Alterthums war ſie heilig und unantaſtbar. Bei den Hebräern wurden die Ehebrecher geſteinigt, bei den Athenienſern wurden ſie nach Soloniſchem Geſetze jedes weiblichen Schmucks beraubt und aus den Tempeln hinausgejagt, bei den Thuriern öffentlich auf die Bühne gebracht und durch Spott und Hohn gegeißelt; die keuſchen Römer gingen noch weiter und ſchnitten den Ehebrecherinnen nach dem Zwölftafel-Geſetze Naſen und Ohren ab. Gerechter Gott, wenn die römiſche Geſetzgebung bei uns noch heut zu Tage Geltung hätte, wie viele Leute liefen bei uns ohne Naſen und Ohren herum! — Von allen Freveln gegen die Moral iſt der Ehebruch eine Schmach, die mich am tiefſten empört!

Hört, hört dieſen elenden Heuchler! Wer hätte glauben ſollen, daß dieſer Menſch, von deſſen Lippen der Honig der Moral träufelt, eben erſt aus den Armen eines Geſchöpfes heimkehrt, deſſen ganzes Leben nichts als ein ſchamlos fortgeſetzter Ehebruch iſt!

— Elodie ſcheint ihren Fehltritt aufrichtig zu bereuen. Verzeihe ihr jene Schwäche und ſuche, mir zu Liebe, Deinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um ihren Gatten zu bewegen, ihr großmüthig zu verzeihen.

— Nicht um Alles in der Welt! rief unſer Macaire über dieſe ungerechte Zumuthung in hohem Grade empört. Der Gerechtigkeit muß man ihren Lauf laſſen ... ihr Frevel muß geſühnt werden. Müßte ich nicht mehr als verächtlich ſein, müßte ich mich nicht ſelbſt anſpeien, wollte ich dem ſchmählich hintergangenen Gemahle zumuthen, von ſeiner Klage abzuſtehen? Er verlöre ſein Vertrauen zu mir und ich ... ich, gutes Kind, verlöre einen Proceß, der, vom Standpunkte der Praxis betrachtet, auch ſeine guten Seiten hat!

— Welch' rührende Gewiſſenhaftigkeit! rief ſeine Frau mit einem Anfluge bittern Spotts.

— Fiat justitia, pereat mundus! rief Herr Caramolle und wünſchte ſeiner Gattin »gute Nacht!«

So ſind ſie, dieſe Herren Advocaten! Die Gewiſſenhaftigkeit, mit der ſie Prunk treiben, iſt ein ſchmutziges Pasquill auf ihre Handlungsweiſe. Nichts iſt ihnen heilig ... ſie verkaufen ſich und alle Welt. Und doch heißt ihr Wahlſpruch: Gerechtigkeit für Alle! Papa Gogo, der dieſe Patrone zu kennen ſcheint, hat ihre Deviſe umgedreht und den frommen Wunſch ausgeſprochen:

— Fiat mundus, pereat justitia!

X.

Am andern Morgen war Herr Caramolle früher als gewöhnlich aufgeſtanden, um ein genaues Inventarium über ſeine Cigarrenſchätze aufzunehmen. Er zählte erſt die ganzen, dann die halben, dann die Viertelkiſten, bei aufgebrochenen Kiſten ſogar die einzelnen Cigarren, notirte den Vorrath jeder einzelnen Kiſte und Gattung in ſeine Brieftafel und war ſelig, als ſich folgendes Facit herausſtellte:

Seine Vorräthe umfaßten:

1256	Stück Dos-Amigos	Havanna-Sorten.
864	Stück Amarillos	
733	Stück La-Fama	
654	Stück Cabannos	
2541	Stück Columbia	
1863	Stück Manilla	

Zuſammen 7911 Stück Cigarren!!!

— Ich bin ein Cröſus an Cigarren! rief er aus, den kleinen Finger ſeiner Rechten in's Ohrloch ſteckend und ſein dickes Trommelfell zerkratzend.

Gleich darauf meldete ſein Diener den Beſuch des Herrn Theophile Lefoudre.

— Laß ihn eintreten! ſagte Herr Caramolle.

— Ich komme, begann der Journaliſt, mich nach dem Stande meines Proceſſes zu erkundigen ...

— Er ſchwebt noch immer, lieber Freund. Doch kann ich Ihnen ſchon jetzt die Verſicherung geben, daß Sie ihn auch in der dritten Inſtanz verlieren werden ...

— Und Frau von Sainte-Eſtèphe ... will ſie ſich noch immer zu keinem Vergleiche verſtehen?

— Erſt geſtern hatte ich Gelegenheit, mit ihr Rückſprache zu pflegen. Die arme Frau will auf ihre Alimenten-Anſprüche für immer Verzicht leiſten, wenn Sie, als beneidenswerther Vater dieſes Kindes, ihr ein für alle Mal 16,000 Francs Schadenerſatz bezahlen wollen ...

— Die Anſprüche Ihrer Clientin ſind etwas unverſchämt.

— Dies iſt nicht meine Schuld ... ich rieth ihr, ſich mit

15,000 Francs zu begnügen ... ſie aber will keinen Sou davon ablaſſen ...

— Dann will ich den Proceß bis zu Ende führen!

— Bedenken Sie, mein Freund, die Unſumme der Koſten, die für Sie auflaufen ... ſie betragen ſchon jetzt zwiſchen ſechs bis ſiebenhundert Francs ...

— Man kennt Ihre Billigkeit, ſagte der Verklagte und empfahl ſich.

— Siebentauſendneunhundertelf Cigarren und faſt täglich einen neuen Proceß! Wer iſt glücklicher als ich! rief unſer Advocat und rauchte eine friſche Havanna an.

Zehn Minuten ſpäter wurde Elodie angemeldet.

— Womit kann ich dienen, fragte Caramolle, ſie einladend, auf einen Fauteuil Platz zu nehmen.

— Sie ſtehen im Begriff, eine Scheidungsklage gegen mich einzureichen ...

— Ihr Gemahl hat mich dazu beauftragt ...

— Herr Caramolle, Sie werden dieſen mir unangenehmen Auftrag zurückweiſen ...

— Madame, Sie verkennen die Pflichten eines Rechtsfreundes. Ich bin Jedem, der meine Hilfe in Anſpruch nimmt, meine Dienſte ſchuldig; um wie viel mehr Ihrem Gatten, der einer meiner älteſten Freunde iſt ...

— Sie werden ihm noch heute — und zwar in meiner Gegenwart — Ihre Anſicht mittheilen, daß kein Grund zur Scheidung vorliegt, und daß Sie ihm eben deshalb ernſtlich davon abrathen.

— Madame, dies werde ich nicht thun!

— Setzen Sie ſich, Herr Caramolle, und ſchreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde ...

— Erlauben Sie, Madame, daß ich lache! Noch bin ich Herr meines freien Willens und kann thun, was ich will.

— Sie beharren alſo bei Ihrer Weigerung?

— Wie ſich dies von ſelbſt verſteht!

— Gut, ſagte Elodie, den Fauteuil verlaſſend, dann aber erlauben Sie mir Ihrer Frau Gemahlin ein kleines Geheimniß anzuvertrauen ...

— Ein Geheimniß?

— Das weniger mich als Sie betrifft ...

— Sie ſprechen in Räthſeln, Madame.

— Bald werden Sie mich verſtehen. Jenes liebenswürdige Buch, das dort auf Ihrem Tiſche liegt (Madame wies dabei auf mich), hat Ihre ganz ergebene Dienerin, in Folge genauer Nachforſchung, auf die Spur eines köſtlichen Geheimniſſes geleitet, das ...

— Ich bitte, Madame ...

— Laſſen Sie mich ausreden, mein Herr. Dieſes Buch hat mich, wie geſagt, auf die Spur eines Geheimniſſes gebracht, das für Ihre arme, mit vollem Recht beklagenswerthe Frau Gemahlin von ganz beſonderm Intereſſe ſein muß ...

— Sie wiſſen alſo? fragte Caramolle beſtürzt.

— Daß eine gewiſſe Frau von Sainte-Eſtèphe ...

— Ich bitte, reden Sie leiſer, Madame.

— Der Gegenſtand Ihrer ſtrafbaren Huldigungen iſt ... erfährt dies Ihre unglückliche Frau ...

— O dann bin ich verloren, Madame.

— Das glaube ich ſelbſt; denn da meine arme, ſchwer betrogene Freundin ſchon ſeit langer Zeit leider nur allzugerechten Argwohn hegt, daß Sie, Ihre Gattenpflichten vergeſſend, ihre treue Liebe mit ſchnödem Undank lohnen, ſo bedarf es nur Eines Wortes, um den glimmenden Funken ihrer Indignation zu helllichter Flamme anzufachen, und da meine arme, beklagenswerthe Freundin im Beſitze eines großen Vermögens iſt, welches ſie in den Stand ſetzt, auch ohne Sie in freier Unabhängigkeit zu leben, ſo wird ſie dieſe — vielleicht nicht ganz unerwünſchte — Gelegenheit ergreifen, ſich von Ihnen loszuſagen . . .

— Ich möchte Sie umarmen, Madame, rief Herr Caramolle, in deſſen Geſichtszügen ſich deutlich genug das Gegentheil ausſprach.

— O ſagen Sie lieber »erwürgen«. Aber ich fürchte mich nicht, mein Herr, und habe deshalb auch den Muth, meine frühere Bitte zu wiederholen. Nehmen Sie ein Blatt Papier und ſchreiben Sie . . .

— Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten, erklärte der Advocat, an ſein Pult eilend.

— Wir wollen uns möglichſt kurz faſſen. Lieber Freund — begann Elodie zu dictiren — nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu der Ueberzeugung gelangt . . .

— Ueberzeugung gelangt, wiederholte der Advocat kopfſchüttelnd.

— Daß wir mit unſerer Klage gegen Madame nicht durchkommen werden, da der Beweis ihrer Schuld ſchwer zu führen iſt . . .

— Aeußerſt ſchwer, ſetzte Herr Caramolle hinzu.

— Brav, ſehr brav, mein Herr! Ich rathe Ihnen alſo, theurer Freund — fuhr ſie fort — von Ihrer Klage abzuſtehen und es vorzuziehen, Ihrer Gattin lieber großmüthig zu verzeihen …

— Großmüthig zu verzeihen …

— Als ſie und ſich ſelbſt dem allgemeinen Spotte preiszugeben.

— Sie ſchreiben einen herrlichen Styl, Madame!

— Sind Sie fertig?

— Ja, reizende Frau!

— Dann unterzeichnen Sie Ihren überaus werthen Namen und tragen Sie Sorge, daß Ihr Schreiben ſo raſch als möglich in die Hände meines Gemahls gelange.

— Sogleich ſoll es abgeſchickt werden, ſagte der Mann der Gerechtigkeit, den Brief zuſammenfaltend.

— Und damit Sie ſehen, mein Herr, daß Sie Ihre Dienſte keiner Undankbaren zugewendet haben, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen dieſe Kleinigkeit als einen Theil meiner Schuld abzutragen, fügte Elodie, während ſie eine Geldrolle auf ſein Pult gleiten ließ, mit gewinnendem Lächeln hinzu.

— Oh, Madame, Sie beſchämen mich! Weiß ich doch wahrlich nicht, wodurch ich Ihnen beweiſen ſoll, wie unendlich tief mich dieſer ſchöne Zug Ihres edlen Herzens rührt! Iſt Ihnen vielleicht, fragte er im Uebermaße ſeiner freudigen Ueberraſchung, eine Cigarre gefällig?

— Ah, mein Herr, ich rauche nicht!

— Deſto beſſer, dachte Herr Caramolle, der dies Anerbieten ſchon wieder zu bereuen ſchien.

— Erlauben Sie nun, daß ich Ihrer Frau Gemahlin guten Morgen wünſchen darf?

— Ich rechne auf Ihre Verſchwiegenheit, Madame!

— Ich werde Sie nicht verrathen! Mille choses aimables à Madame de Sainte-Estèphe, ſetzte ſie mit dem einſchmeichelndſten Tone ihrer Stimme hinzu und verfügte ſich zu Madame Caramolle.

— Siebentauſendneunhundertelf Cigarren, rief er von der Thür, bis zu welcher er ſie zu begleiten hatte, zum Pulte zurückkehrend, und hier ein Geſchenk von hundert Louis, einen Blick auf die Rolle werfend. Es lebe die Gerechtigkeit! Der Teufel aber hole das verdammte Buch, das mein Geheimniß dieſer Frau verrathen hat.

XI.

Es waren ſeitdem vierzehn Tage verfloſſen.

Elodie hatte die ganze Macht ihrer Beredtſamkeit aufgeboten, um ihre Freundin zu überzeugen, daß ſie ihren Gemahl in falſchem Verdacht gehabt habe. Adele war dann wieder vollkommen beruhigt.

Aber deſto aufgeregter war Herr Lefoudre. Der arme Mann hatte das Unglück, den von Frau von Sainte-Eſtèphe gegen ihn geführten Proceß auch in dritter und letzter Inſtanz zu verlieren und ſich verurtheilt zu ſehen, der Klägerin bis zum vierzehnten Jahre des Kindes, deſſen Vaterſchaft ihm zugedacht war, jährlich zwölfhundert Francs zu zahlen.

— Der Teufel hole die ganze Juſtiz! rief Herr Lefoudre und verfügte ſich einen Tag nach der Mittheilung des Erkenntniſſes zum Mandatar ſeiner ehemaligen Freundin.

Herr Caramolle war noch nicht ſichtbar. Statt des Principals fand er im Bureau den Schreiber des Advocaten.

Herr Carillon, der ſeinem Herrn nicht verzeihen konnte, daß er ihn wegen einer Handvoll Cigarren in Gegenwart der übrigen Schreiber als Dieb hingeſtellt hatte, war ſeitdem feſt entſchloſſen, ſich an ihm zu rächen.

— Gut, daß Sie kommen! ſagte der Buckelige, eine neue Feder ſpaltend. Soeben ſtand ich im Begriff, an Sie zu ſchreiben ...

— Was haben Sie mir mitzutheilen?

— Eine kleine, ganz allerliebſte Neuigkeit!

— Ich bin ganz Ohr, lieber Carillon!

— Ich fühle mich in Ihrer Schuld, denn auch Sie hatten die Güte, fünf Exemplare meines Werks zu unterzeichnen ...

— Sie wollen alſo doch noch Ihre »Kartoffelgeheimniſſe« veröffentlichen?

— Dies weniger, doch ſtatt dieſer Kartoffelgeheimniſſe, die ich mit in's Grab nehmen will, halte ich mich verpflichtet, Sie in wichtigere Myſterien einzuweihen ...

— Erzählen Sie ...

— Vor zehn Tagen fand ich dort, unter den Acten meines würdigen Herrn, ein Papier, das ...

— Sie ſpannen meine Neugier ...

— Für Sie von großem Intereſſe iſt.

— Faſſen Sie ſich kurz, mein Lieber!

— Wohlan, dies Papier, raunte er dem Journaliſten leiſe in's Ohr, iſt der Todtenſchein jenes Kindes, für deſſen Erhaltung Sie jährlich zwölfhundert Francs zahlen ſollen.

— Laſſen Sie ſich umarmen, guter Carillon!

— Ich bin gerächt, ſagte der Schreiber und ſtrich mit der Bürſte ſeine Huppe in die Höhe.

In demſelben Augenblick erſchien Herr Caramolle.

— Ich bin erfreut, Sie zu ſehen, ſagte der Advocat. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?

— Ein Wunſch, den Sie leicht begreifen werden. Weil das Gericht nun auch in dritter Inſtanz mich verurtheilt hat, Ihrer Clientin die bewußte Entſchädigung zu zahlen, ſo will ich ...

— Zahlen? fragte unſer ehrenwerther Robert Macaire.

— Sie irren! Ich komme, im Gegentheil, um von meinen Vaterrechten Gebrauch zu machen und den Knaben noch heute zu mir zu nehmen.

— Was ſagen Sie? fragte Caramolle mit allen Anzeichen der Beſtürzung.

— Ich will das Kind ſehen, es in meine Arme ſchließen und unter meiner Aufſicht erziehen laſſen.

— Sie ſcherzen!

— Bisweilen, doch in dieſem Augenblicke bin ich dazu durchaus nicht aufgelegt.

— Freund, lieber Freund, antwortete Caramolle ſchnell gefaßt, Sie kommen zu ſpät!

— Ich glaube, daß es noch immer Zeit genug iſt, mein Unrecht vollſtändig gut zu machen und mich des armen Kindes pflichtſchuldig anzunehmen.

— Das arme Kind, ſtammelte Caramolle, iſt ...

— Geſtorben? fragte Leſoudre mit der Miene der allerhöchſten Beſtürzung.

— Geſtern früh, erwiderte der Schurke, eine Thräne unterdrückend, hat die gütige Vorſehung den kleinen Engel an den Zähnen zu ſich genommen.

Leſoudre ſchlug ein höhniſches Gelächter auf.

— Sie lachen, mein Herr, und worüber?

— Ich bewundere den Muth dieſer Frage. Herr, ich lache über Ihre Unverſchämtheit!

— Unverſchämtheit???

— Finden Sie ein Wort, das noch paſſender für Ihr Benehmen iſt, ſo ſagen Sie es mir. Glauben Sie, mein Herr, daß ich den Tod erſt jetzt durch Sie erfahre? Ich weiß Alles, mein Herr ... Sie und Ihre Clientin ſind entlarvt!

— Herr Leſoudre, begann Caramolle im Tone der rührendſten Biederkeit, Sie verkennen den beſten Ihrer Freunde. Glauben Sie, daß ich, Jean Jacques Caramolle, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Deputirtenkammer und Freund jeder unterdrückten Unſchuld, im Stande wäre, mich zum Werkzeug einer nichtswürdigen Geldprellerei mißbrauchen zu laſſen. Freund, edler Freund! fuhr er fort, ſeinen Gegner zärtlich umarmend, begreifen Sie die kleine Liſt, die mich veranlaßt hat, die heitere Komödie bis zu dieſem Augenblick fortzuſpinnen? Ich wollte nichts weiter, als Ihnen einen kleinen harmloſen Schreck in die Glieder jagen, um Sie vorſichtiger zu machen, zukünftig nie mehr den falſchen Schwüren jener elenden Buhldirnen zu trauen, deren ganzes Leben nichts

Anderes als eine großartig-freche, nicht genug zu verdammende Geldprellerei iſt!

— Herr Caramolle, Sie ſind . . .

— Ich weiß, was Sie ſagen wollen, fiel ihm der Advocat ſchnell in's Wort. Doch nun von etwas Anderm! Wollen Sie mir das Vergnügen erweiſen, heute Mittag bei Véry mein Gaſt zu ſein?

— Herr Caramolle, erwiderte der Journaliſt, ich pflege nur mit ſolchen Leuten zu diniren, die . . .

— Ich verſtehe, unterbrach ihn Caramolle. O hören Sie auf, glühende Kohlen auf mein Haupt zu ſammeln; doch bevor Sie mich verlaſſen, habe ich noch eine kleine Bitte an Sie . . .

— Wünſchen Sie die Bezahlung Ihrer Koſten?

— Ich bin vollſtändig bezahlt, mein Freund; doch wollen Sie mir einen kleinen Gefallen erweiſen, ſo leſen Sie dieſes Buch!

Bei dieſen Worten überreichte er mich dem Journaliſten.

— Dies elende Buch, fuhr er fort, iſt die ſchändlichſte Satire, das nichtswürdigſte Pasquill . . .

— Auf wen? fragte Lefoudre, einen Blick auf das Titelblatt werfend.

— Auf mich, mein Freund, mein Gönner! In Ihre Hände lege ich meine gebrandmarkte Ehre, meinen mit Füßen getretenen Ruf! Sie, Sie, Theuerſter, werden mich rächen!

— Wir wollen ſehen, ſagte Herr Lefoudre und verließ den Schurken. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

— Sonderbare Zumuthung! ſagte der Journaliſt, die Treppe hinabſteigend, lachend zu ſich ſelbſt. Der Elende verlangt von mir eine Vertheidigung ſeiner Ehre!

Ich fing laut zu lachen an.

— Wer lacht da? fragte Herr Lefoudre.

— Ich, T. F. J. Papa Gogo!

— Still, ſtill, mein liebes Kind, denn wenn der Patron da oben erfährt, daß ich Dein Vater bin, dann wirft er mir eine neue Entſchädigungsklage an den Hals.

XII.

(Zehn Jahre ſpäter.)

Ich bin nun ſchon lange Maculatur; aber alle Perſonen, die ich Dir in dieſer Skizze vorgeführt habe, leben noch, mit Ausnahme der Madame Caramolle, die aus Gram über das brutale Benehmen ihres Gatten erſt vor Kurzem geſtorben iſt.

Elodie iſt noch immer die angebetete Frau des alten unverſchämt reichen Bankiers, deſſen Tod ſie kaum erwarten kann.

Ihr Sohn Arthur iſt ein junger Taugenichts, der ſorglos in den Tag hineinlebt und auf die Liebſchaften ſeiner Mutter tagtäglich neue Epigramme macht.

Elodie's Kammermädchen, Liſette, die vor drei Jahren zum Theater gegangen, glänzt jetzt als erſte Liebhaberin des Gymnaſe-Theaters. Sie heißt jetzt Mademoiſelle Eſther und hat mehr Anbeter als Tage im Jahr.

Die alte Schweizerbonne iſt bei derſelben Bühne Logenſchlieſerin und nebenbei Kupplerin: ſie ſchließt die Logen und öffnet die Hände, um Billets-doux zu empfangen, welche durch ſie den Weg zu den Couliſſen finden.

Meiſter Jacob, der Aſtronom und Geiſterſeher, hat ſeitdem eine Unzahl neuer Kometen entdeckt und ſich dadurch neue Anſprüche auf die Mitgliedſchaft des Inſtituts erworben; außerdem hat er ſich auch ſehr eifrig mit Dämonographie beſchäftigt und unter dem Titel »Claſſification der Teufel« ein Werk über die Geiſter der Hölle geſchrieben und die Herren Teufel in geſchwänzte und ungeſchwänzte eingetheilt.

Jean Charles, der kleine Trabant der großen Oper, hat der Muſik den Rücken gekehrt, Flöte und Guitarre an den Nagel gehängt, Zerlinen vergeſſen und eine Figurantin geheirathet, mit deren »Erſparniſſen« es ihm gelungen iſt, ein neues Kaffeehaus zu etabliren, das, wegen ſeiner hübſchen und keineswegs prüden Frau, die ſich von jedem ihrer Stammgäſte nach allen Tonarten den Hof machen läßt, von den Anbetern der ehemaligen Figurantin fleißig beſucht wird.

Zerline, die verlaſſene Dido, die ſich die Untreue ihres Charles nicht ſehr zu Herzen genommen, hatte bald darauf die Bekanntſchaft des Bajazzo's bei einer Seiltänzergeſellſchaft gemacht, war mit ihm durchgegangen und hatte ſich unter ſeiner Anleitung zu einer jener Sylphiden herangebildet, die auf dem Schlapp- und Drahtſeil blaue Wunder leiſten. Sie heißt jetzt Mademoiſelle Athalie und iſt der gefeierte Liebling der Funambules.

Aus der Schweſter des Choriſten, Pauline, der ci-devant Griſette, iſt eine vornehme Frau geworden, die von einem alten Herrn unterhalten wird, der ihr Wagen und Pferde hält.

Die vornehme Lorette, Frau von Sainte-Estèphe, hat ſich aus Verzweiflung dem Trunke ergeben und nach langem, obdachloſem Umherirren ein Aſyl in den Mauern der Salpetrière gefunden.

Ihr ehemaliger Anbeter — Herr Caramolle — iſt trotz aller Schurkenſtreiche, die halb Paris ſich von ihm leiſe in die Ohren flüſtert, ein angeſehener Mann, Mitglied der Nationalverſammlung, einer der Führer der äußerſten Linken und der begeiſtertſte Redner für Aufhebung der chriſtlichen Religion, Abſchaffung der Todesſtrafe und Wiedereinſetzung der Göttin der Vernunft.

Auch ſein buckeliger Schreiber, Herr Carillon, hat eine politiſche Carrière gemacht: er iſt Volksmann, Orateur de carrefour, Präſident des demokratiſchen Vereins, Schriftführer des Clubbs der ſogenannten »Voraces«, Schatzmeiſter des Vereins der Goldſchläger, einer der wüthendſten Anhänger der rothen Republik, ein Dutzbruder Louis Blanc's, ein Bewunderer Proudhon's und Cabet's und der eifrigſte Apoſtel ihrer communiſtiſchen Lehren. — Sein Bild prangt in allen Kunſtläden und faſt jeder Monat bringt eine neue Lebensbeſchreibung dieſes würdigen »Demokraten«, der vor Allem für Abſchaffung der ſtehenden Heere und Einführung der Guillotine iſt.

Papa Gogo oder, richtiger geſagt, Herr Theophile Lefoudre, der Verfaſſer meiner Wenigkeit, iſt, was er vor zehn Jahren geweſen war, ein freier unabhängiger Journaliſt, der, keiner politiſchen Partei angehörend, über Alle die Geißel der Satire ſchwingt und keinen andern Ehrgeiz kennt, als den ... kein Dummkopf zu ſein.

Ein Dolch.

I.

... Denn ganz Paris war fieberhaft aufgeregt.

Zwei der einflußreichſten Factoren dieſes permanenten Revolutionsfiebers waren die Clubbs und das unermüdliche Echo dieſer Clubbs: die Journale. Beide, auf die großen, leicht bethörten, blindlings folgenden Maſſen einwirkend, ſetzten alle Hebel und Schrauben, alle Ränke und Pfiffe: Argwohn und Mißtrauen, Anfeindungen und Verdächtigungen, Haß und Wuth und — was in Kriſen ſolcher Art weit gefährlicher als dies Alles iſt — beißenden Witz, brennenden Spott, vernichtenden Hohn in Bewegung, um das todtgehetzte Volk in fortwährender Aufregung, in beſtändigem Delirium zu erhalten, damit es keinen Augenblick zu ruhiger Ueberlegung, zu klarem Bewußtſein gelange, um, von ſeinen Fieberträumen erwachend, noch früh genug einzuſehen, daß ſein Muth, ſeine Aufopferung, ſeine heiße Liebe zum Vaterlande von den meiſten ſeiner Führer, die mit ihrem Ehrgeize heimlichen Schacher treiben, irregeleitet und gemißbraucht werden, um für die finſtern Pläne ihres Egoismus die lockenden Kaſtanien aus den glühenden Kohlen hervorzuholen.

Die beiden Hauptſymptome dieſes großen fieberkranken Paris waren Furcht und Schrecken. Der eine Theil der Bevölkerung, welcher irgend ein Beſitzthum, irgend eine Stellung in der Welt zu verlieren hatte, wurde Tag und Nacht vom Geſpenſte der Furcht gequält, das Erworbene auf dieſe oder jene Weiſe einzubüßen. Der andere Theil, der wenig oder gar nichts zu verlieren hatte, flößte Jenem zwar Angſt und Schrecken ein, war aber, genau betrachtet, auch nicht frei von Furcht, denn er fürchtete — und wohl auch mit Recht! — den gefährlichen Einfluß, den das Gold der Ariſtokraten auf die Geſinnungen mancher Volksmänner ausgeübt hatte. Das Volk dachte dabei an Mirabeau. Dieſer Mann, verſtoßen von jener Claſſe der Bevorzugten, der er von Geburt aus angehört, hatte ſich vom Adel losgeſagt und ſich dem Volke angeſchloſſen, um jene Kaſte, von der er desavouirt war, mit Hilfe des Volkes zu demüthigen. So war Mirabeau, der Ariſtokrat, aus beleidigtem Ehrgeize Demagog und der gefährlichſte Feind des Hofes geworden. Bald aber kroch, geblendet durch die Liebenswürdigkeit der Königin, beſtochen durch das Gold des Hofes, aus der demokratiſchen Puppe ein royaliſtiſcher Schmetterling hervor, der, angezogen von der Schönheit Marie Antoinetten's, heimlich den Thron der Lilien umkreiſte und der Schutzgeiſt des Hofes wurde. Dieſe Abtrünnigkeit von der Sache des Volkes hatte Keiner vergeſſen und aus dieſem Grunde zitterte der Arme vor dem Gelde der Reichen, wie der Reiche vor dem Muthe des verzweifelnden Armen.

Jede Partei hatte ihren eigenen Clubb.

Aus der Maſſe dieſer Clubbs, in die ſich damals die Pariſer Bevölkerung nach ihrem politiſchen Glaubensbekenntniß zertheilte, ragte vor Allen der Clubb der Jacobiner hervor. Die Mitglieder deſſelben — Anfangs hatten ſie ſich »Freunde der Conſtitution«, ſpäter »Freunde der Revolution« genannt — verſammelten ſich im Saale des aufgehobenen Dominicaner- oder Jacobiner-Kloſters und nahmen endlich, als ſie mit ihrer politiſchen Farbe offener herausgetreten waren, den Namen »Jacobiner« an. Im Jahre 1789, zur Zeit des Entſtehens dieſer Vereinigung, waren Mirabeau, Lafayette und die beiden Brüder Lameth die Gipfel dieſes Clubbs, der jedoch bald von ſeiner urſprünglichen Richtung — Herſtellung eines conſtitutionellen Königthums — dergeſtalt abwich, daß die intelligentern Köpfe ſich von ihm losſagten, den geiſtloſen, aber ehrgeizigen Schreiern, welche »Republik« verlangten, den Platz räumten und den Clubb der Feuillants gründeten, an deſſen Spitze der von den Jacobinern ausgetretene Lafayette trat. — Die Feuillants, die im Kloſter dieſes Namens zuſammenkamen, waren entſchiedene Anhänger der conſtitutionellen Monarchie nach dem Vorbilde der engliſchen Verfaſſung, Freunde des beſonnenen Fortſchritts, Vertheidiger der vernunftgemäßen, geſetzlichen Freiheit und offene Gegner der im Finſtern wühlenden, Alles untergrabenden Partei, die, gekirrt durch die Beſtechungen des Herzogs von Orleans, dieſen, an die Stelle ſeines Bruders, auf den Thron Frankreichs zu heben beſtrebt war. Aus den Mitgliedern dieſer Faction beſtand der Clubb der Cordeliers, der ſich in der Kirche der Barfüßer verſammelte. Die Häupter der Feuillants waren Bailly, Siéyès, Maury, Condorcet. Die Koriphäen der Cordeliers waren Danton, Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Couthon. — Ein vierter Verein, der auf Umſturz des Thrones und der Kirche und auf vollſtändige Anarchie hinarbeitete, hieß der Clubb der Enragés und recrutirte ſich aus der Hefe der unterſten Volksſchichten, aus dem Geſindel, das Alles wagen durfte, weil es nichts zu verlieren hatte. An der Spitze dieſer Verrückten ſtanden Hébert und Chaumette.

Außer dieſen vier Männer-Vereinen gab es noch zwei Frauenclubbs: eine Schweſtergeſellſchaft der Jacobiner und den Revolutionsclubb. Der erſte dieſer Vereine, der ſeine Sitzungen in einem Saale hielt, welcher dicht an den der Jacobiner ſtieß, beſtand aus Frauen, deren Orakel und Abgott Robespierre war. Der zweite Clubb, der in der Kirche Saint-Euſtache zuſammenkam, warb ſeine Mitglieder aus den Reihen der Proſtitution: der größere Theil beſtand aus geſunkenen Frauen- und ſchamloſen Abenteurerinnen, die alle Phaſen des Laſters und Elends durchlaufen hatten. — Ein ſiebenter Verein, der aus lauter jungen Taugenichtſen und Gaſſenbuben von fünfzehn bis ſechszehn Jahren beſtand und bei allen Straßen-Exceſſen gleichſam den Vortrab bildete, war der Clubb der enfants rouges oder rothen Kinder.

All' dieſe Clubbs, die, mit Ausnahme der Feuillants, welche nur Gutes wollten, jede Maßregel der Regierung in den Augen des leichtgläubigen Volkes zu verdächtigen, die Aufrechthaltung der Ordnung, das Anſehen der Geſetze auf jede erdenkliche Weiſe zu untergraben ſuchten, waren am 29. September 1791 laut Beſchluß der geſetzgebenden Verſammlung zwar verboten, aber keineswegs unterdrückt worden, da es den eingeſchüchterten Behörden an Muth und Entſchloſſenheit gefehlt hatte, ihren Befehlen Gehorſam zu verſchaffen.

Der Jacobinerclubb, der wie ein freſſender Krebsſchaden — in deſſen Eiterbeulen Auflehnung gegen jedes Geſetz, Empörung gegen alle Behörden und der giftgeſchwollene Keim zur Schreckensherrſchaft lag — immer mehr und mehr um ſich gegriffen und wie ein giftgetränktes Netz ſich zuerſt über einzelne Städte und dann über ganze Provinzen ausgeſponnen hatte, zählte zu Anfang des Jahres 1792 gegen vierhundert Zweigvereine, mit mehr als viermalhunderttauſend Mitgliedern, die, in beſtändigem Briefwechſel, verbunden durch freien Willen, jedem Beſchluß, den der Vaterclubb in Paris zu decretiren beſchloß, in allen Provinzen Frankreichs Unterſtützung, Geltung und ungeſäumte Ausführung zu verſchaffen wußten. Das, was dieſen Clubb einflußreicher und mächtiger als jeden andern machte, war das kräftige Zuſammenhalten, die außerordentliche Thätigkeit und die Energie des Willens ſeiner Mitglieder. »Einer für Alle und Alle für Einen« war der Wahlſpruch dieſer Unzertrennlichen.

Auf der Seite der Feuillants, die faſt eben ſo zahlreich als ihre Gegner waren, ſtand die Intelligenz, die beſſere Einſicht und der redliche Wille, die Freiheit auf dem Wege des Geſetzes zu erringen und den Beſtrebungen der Jacobiner, die in der Republik das einzige Heil Frankreichs erblickten, überall einen Damm zu ziehen, der ſie in die Schranken der Geſetze zurückführe. Vor Allem aber fehlte ihnen Thätigkeit und Energie: ſie hielten nicht ſo unzertrennlich feſt zuſammen, wie die Jacobiner, zeigten ſich oft müſſig, häufig nachläſſig, und faſt immer unentſchloſſen ſchwankten ſie hin und her und hatten weder den Muth noch die Kraft, entſchieden aufzutreten.

Dem Clubb der Cordeliers ſtanden faſt noch größere Talente

Bayerische
Staatsbibliothek
München

als dem der Feuillants und dabei faſt eben ſo viel Energie als den Jacobinern zur Seite; das aber, was Letztere ſtärker und mächtiger als alle Uebrigen machte, die Gewalt der Ueberzeugung, fehlte dieſem Clubb. Während die Jacobiner für das Gelingen ihrer Idee ihr Leben einſetzten, ſetzten die Cordeliers — gleich den Feuillants — eben nur ihr Talent ein, denn ſie kämpften nicht, wie Jene, aus Ueberzeugung, ſondern wie Söldner für eine fremde Sache, für die ſie ſich bezahlen oder, was noch entehrender war, beſtechen ließen durch das Gold des ehrgeizigen Herzogs von Orleans.

Die Hilfstruppen der ſogenannten Enragés waren rohe Gemeinheit und gemeine Roheit. Die Blüthe dieſer großen Kloake, in welcher die junge Freiheit die ſchmutzigſten Orgien, die widerlichſten Saturnalien feierte, war Jacques René Hébert, der Herausgeber des »Père Duchèsne«, eines Journals, das ſich nicht ſcheute, in der Sprache des gemeinſten Pöbels, der verworfenſten Canaille, den Umſturz alles Beſtehenden, Gottesleugnung, Königsmord, Kirchenraub, Krieg dem Beſitzthume und Blutvergießen zu predigen. »Sein fortwährendes Zwiegeſpräch mit dem Volke (erzählt Herr von Lamartine in ſeinem »hohen Liede der Revolution«, wir meinen ſeine »Geſchichte der Girondiſten«) war mit gemeinen Flüchen und jenen unfläthigen Redensarten gewürzt, die für das Ohr geſitteter Menſchen daſſelbe ſind, was für den Geruchsſinn der Koth iſt. Der »Père Duchèsne« trug in das Wörterbuch der Freiheit ſeine eigene Verworfenheit ein. Cynismus und Grauſamkeit ſympathiſiren unter ſich: Grauſamkeit iſt der Cynismus des Herzens. Der Pöbel war ſtolz darauf, ſeine Trivialität durch den »Père Duchèsne« zur politiſchen Sprache erhoben zu ſehen. Die Sprache hatte ihre Schamhaftigkeit verloren. Sie erröthete nicht mehr vor der Gemeinheit; im Gegentheil, ſie brüſtete ſich damit.« — Il aut encanailler le peuple, war Hébert's Deviſe, und ſeine Zeitſchrift war gleichſam die Encyclopädie aller Gemeinheit, das Brevier des Pöbels.*) — Die Zeit war hin, in der eine galante Wendung der Sprache Glück machte, in der ein geiſtreicher Witz tiefer verletzte, als der größte Schimpf. Es war die Zeit gekommen, in welcher Der, der am beſten zu ſchimpfen verſtand, in den Augen des Pöbels als der geiſtreichſte und gefährlichſte Gegner erſchien.

Das Organ der Jacobiner war Marat's »ami au peuple«, der mit Hébert's »Père Duchêsne« ſo ziemlich auf einer und derſelben Stufe der Gemeinheit ſtand. Auch der »Volksfreund« predigte tagtäglich Blut, Blut und abermals Blut: zum Gedeihen der Freiheit verlangte er 300,000 Ariſtokratenköpfe. Massacrez, rief er dem Volke zu, massacrez trois cent mille partisans de l'ancien régime et réduisez au quart les membres de la Convention. Auch Marat's Stärke beſtand im Schimpfen. Die Mehrheit des Convents ſchalt er »Imbécilles« (Schwachköpfe), »cochons« (Schweine), »coquins« (Schurken), »geux déshontés« (ſchamloſe Lumpen) und verlangte im Namen des »ſouveränen Volks« den Tod dieſer Anhänger des alten Regime.

Die Anſichten der Feuillants vertrat die »Chronique de Paris« redigirt von Condorcet, einem der größten Philoſophen und edelſten Patrioten, der die Freiheit nicht als Mittel zur Befriedigung ſelbſtſüchtigen Ehrgeizes, ſondern als ein von der Vorſehung verliehenes Recht für das Glück der ganzen Welt in Anſpruch nahm. Seine Principien laſſen ſich in Ein Axiom zuſammendrängen: Ordnung ohne Freiheit iſt Deſpotie; Freiheit ohne Ordnung iſt Anarchie; aber Ordnung und Freiheit iſt Demokratie im ſchönſten Sinn dieſes von vielen ehrgeizigen Abenteurern ausgebeuteten, vielfach verkannten, ſchmachvoll mißbrauchten Begriffs. Das, was er wollte, war politiſche Freiheit im reinſten Sinne des Worts: Freiheit, die niemals den Boden des Geſetzes verläßt.

---

*) Das Sinnbild dieſes Schmutzblattes war ein umgeſtürzter Ofen.

Zu den Organen der Cordeliers und orleaniſtiſchen Partei gehörte der »Courrier de Paris«, an deſſen Spitze Gorſas ſtand, der durch ſeine Schriften und Reden, Haß und Verachtung gegen Ludwig XVI. ausathmend, nicht wenig zu den erſten Ausbrüchen der Volkswuth beigetragen hatte. Später war er ein Anhänger des Miniſter Roland und der Partei der Gironde.

Einen nicht minder gefährlichen Einfluß übte — namentlich auf das Landvolk — die von Cerutti, einem cidevant-Turiner Jeſuiten, mit wohlberechneter Klugheit geleitete »Feuille villageoise«, eine Zeitſchrift, die zur Verbreitung der revolutionären Grundſätze in ſo leicht faßlichem Style gehalten war, daß ſelbſt der dümmſte Bauerlümmel, für den die Geheimniſſe der Staatskunſt bis dahin böhmiſche Dörfer und eleuſiniſche Myſterien geweſen waren, ſie durchſchauen und begreifen lernte, was Knechtſchaft und was Freiheit ſei.

Die Hauptvertreter der Partei der alten Ordnung, der Royaliſten vom reinſten Waſſer, der entſchiedenen Gegner der wühleriſchen Beſtrebungen der Jacobiner, waren ein Journal, das unter dem Titel »Actes des apôtres« von Peltier, dem jungen Mirabeau, Champcenetz, Suleau und einigen andern Königlichgeſinnten mit mehr Witz als Wahrheit geleitet wurde, der »Ami du roi«, von Royou und Montjoie redigirt, deren ſtarrer Royalismus der Sache des Königs in den Augen des Volkes mehr Schaden als Nutzen brachte, und die »Rocambole des Journaux, ou l'histoire capucino-civique«, redigirt von einem pſeudonymen Regius Anti-Jacobinus, der Alle, die nicht Royaliſten waren, durch ſeine plumpe Hechel zog.

Nachdem wir unſerm Leſer einen Blick in die Couliſſen der Vereine und der Journale geöffnet haben, begleiten wir ihn nach Saint-Euſtache, um dort einer Abendſitzung des revolutionären Frauenclubbs beizuwohnen.

II.

Die Gründerin dieſes Clubbs war Madame Marie Olympia de Gouges, Tochter einer Putzmacherin, die achtzehn Jahre alt aus ihrer Vaterſtadt Montauban nach Paris gekommen war und hier, bald darauf, einen Herrn Aubry geheirathet hatte, der ſo galant geweſen war, ein halbes Jahr nach ſeiner Hochzeit — die Viele ganz und gar bezweifeln wollen — ſich von dieſem irdiſchen Jammerthale in die Heimath ungetrübter, ewiger Glückſeligkeit zurückzuziehen. Die junge Witwe hatte ſich, beim Ausbruch der Revolution, in Ermangelung anderer Erwerbsquellen, der Literatur in die Arme geworfen und allerhand Schriften, darunter auch ein halbes Dutzend Theaterſtücke*) und eine Unzahl politiſcher Brochüren veröffentlicht. Aus gekränkter Eitelkeit, daß keines ihrer Luſt- und Schauſpiele zur Aufführung gekommen war, hatte ſie ſich immer tiefer in den Strudel der politiſchen Aufregung hineingeworfen, bald für dieſe, bald für jene Faction Partei ergriffen und zu Anfang des Jahres 1791, als das Vereinsweſen in ſeiner größten Blüthe ſtand, den erſten Frauenclubb gegründet.

Sie war dabei von der Anſicht Mirabeau's ausgegangen, der zu Verſailles, am Vorabende des 5. Octobers 1789, zu den Abgeſandten des Pariſer Aufſtandes geſagt hatte: »Wenn der Lauf der Revolution nicht in's Stocken gerathen ſoll, müſſen ſich auch die Weiber hineinmiſchen, denn eine einzige Weiberzunge iſt oft beredter als ein Dutzend Männerlungen und ein einziger Blick vermag oft mehr, als hundert Ueberredungen, die von uns Männern ausgehen. Nur die Weiber verſtehen die Kunſt, Alles in ihr Garn zu locken und Jeden zu umſtricken, dergeſtalt, daß er ein Sklave ihres Willens wird.« Mirabeau kannte nicht blos das Herz der Männer, Mirabeau, der treue Abälard ſeiner reizenden Heloiſe Mounier, kannte auch eben ſo gut und vielleicht noch weit beſſer das Herz der Frauen und die Allgewalt, die deren Reiz und deren Schönheit auf die Geſinnung der Männerwelt auszuüben vermögen.

Madame Olympia de Gouges — »se disant veuve Aubry« — hatte ſich durch die Gründung dieſes Frauenclubbs in den Augen der Jacobiner ein ſo großes Verdienſt erworben, daß man, um ihre Thätigkeit anzuſpornen, übereingekommen war, ſie zum Ehrenmitglied zu ernennen, eine Auszeichnung, die dem mittelmäßigen Talente des jungen verwitweten Blauſtrumpfs ein unverdientes Relief verlieh.

---

*) Die bekannteſten darunter ſind: „Le mariage inattendu de Chérubin,“ Molière chez Ninon,“ und „Mirabeau au Champs-Élysées.“

Die Präſidentin (die franzöſiſche Sprache hatte zu jener Zeit noch nicht die Errungenſchaft der deutſchen gekannt, die den Vorſitzenden eines Clubbs Obmann nennt, gleichſam, als ob ſie mit ſich nicht einig werden könne, ob Mann, ob Weib er ſei!) die Obmännin dieſes Clubbs hieß Roſe Lacombe und war eines jener »Kinder ohne Vater«, die, hinter den dunkeln Couliſſen eines Provinzialtheaters das Licht der Welt erblickend, unter wandernden Schauſpielertruppen aufgewachſen war. Der poetiſche Salluſt der Gironde ſchildert ſie mit ſo treffender Wahrheit, daß wir uns nicht enthalten können, ſein Bildniß zu copiren. »Für ſie, ſagt er, war das Leben eine ſchlechte Rolle, die Rede weiter nichts als eine fortwährende Declamation. Bei der Unruhigkeit ihres ganzen Weſens, hatte die revolutionäre Begeiſterung ſie in ihrem Wirbel mit ſich fortgeriſſen. Da ſie in den erſten Unruhen von Paris bemerkt, bewundert und beklatſcht worden war, hatte ihr dieſe große Bühne des Volks jede andere Bühne verleitet. — Wie Collot d'Herbois (jener mittelmäßige Hiſtrione, den das Publicum von Lyon ſo unbarmherzig ausgepfiffen hatte) war ſie mit Einem Sprunge vom Theater auf die Rednerbühne gelangt. Sie trug, wie ihr College, in jede ihrer Reden den Ton und die Geberde ihres frühern Standes mit hinein. Das Volk liebt dieſe declamatoriſchen Naturen und läßt ſich von einem Schönredner ſchneller als vom tiefſten Denker hinreißen, denn das Hochtrabende ſcheint ihm erhaben.«

Es gehört ſehr viel und, bei Lichte betrachtet, doch blutwenig dazu, um zum Rufe eines beliebten Volksredners zu gelangen.

Graf Raimund Montecuculi, der zwar kein großer Redner, aber ein deſto größerer Feldherr geweſen war, erklärte, daß zum Kriegführen drei Dinge gehören: 1) Geld! 2) Geld! 3) Geld! Ich, der ich zwar kein Feldherr, aber auch kein Redner bin, ich wage die Behauptung aufzuſtellen, daß zu der Eigenſchaft eines Volksredners drei Haupterforderniſſe gehören: 1) Lunge! 2) viel Lunge! 3) ſehr viel Lunge! Ein ſchlagendes Beiſpiel wird dies beweiſen. Als am 23. Juni 1789 der Abgeſandte Ludwigs XVI., der Marquis von Dreux-Brézé, im Schooße der Aſſemblée conſtituante erſchienen war, um im Namen des Königs die Verſammlung aufzulöſen, erhob ſich zuerſt Volney, der Verfaſſer der »Ruinen«, und erwiderte in dem großen Tumulte, der entſtanden war, mit zwirnsfadendünner Stimme: »Allez dire à votre maitre que nous sommes ici par la puissance du peuple et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bayonnettes«. Aber nur Einer hatte dies gehört. Und dieſer Eine war ſein Nachbar und dieſer Nachbar war kein Anderer als Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau, der Abtrünnige des Adels, der Feind des Hofes. Ihm gefiel Volney's Antwort, die ſpurlos verhallt war; raſch ſchnappte er ſie auf und ſchleuderte ſie mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge, mit der ganzen Macht ſeiner Donnerſtimme in's Ohr des königlichen Botſchafters, der vor Schreck erbleichte. Dieſe Phraſe, die den größten Jubel wach rief, gab den erſten Anſtoß zum allgemeinen Widerſtand: in ihm lag der Embryo der ganzen Revolution. Seit jenem Augenblick war Mirabeau der gefürchtetſte Redner der ganzen Verſammlung. Volney aber blieb, was er immer geweſen war, ein tiefer Denker, wurde aber nie ein guter Redner, weil es ihm dazu an langem Athem, an ſtarker Bruſt, an Talent zum Brüllen gefehlt.

Zum Talente eines ſogenannten Volksredners gehören außerdem noch drei kleine Neben-Eigenſchaften: 1) Geiſtesgegenwart, 2) Unverſchämtheit und 3) ein möglichſt großer Vorrath von packenden Phraſen, ſchönklingenden Redensarten, eine Maſſe ſogenannter Stich- und Schlagwörter der Zeit. Auch dafür ſei ein Beiſpiel angeführt! Als am 15. Januar 1793 im Schooße des Nationalconvents die Abſtimmung über Leben und Tod Louis Capet's ihren Anfang nahm, bemühte ſich jedes einzelne Mitglied ſein Votum ſo gut als möglich zu begründen. Freitag am 17. Januar, nachdem ſchon mehr als vierhundert Glieder des Convents ihre Stimmen abgegeben und den Köcher ihrer parlamentariſchen Beredtſamkeit erſchöpft hatten, kam die Reihe an den Vertheidiger des dritten Standes, an Joſeph Emanuel Siéyès. Und weil ihm in dieſem Augenblick nichts, was nicht ſchon Hundert vor ihm geſagt, eingefallen war, begnügte er ſich, blos mit vier Worten abzuſtimmen. Dieſe vier nüchternen und doch ſo inhaltsſchweren Worte, die ſo großes Gewicht in die Waage der Entſcheidung warfen, lauteten kurz und bündig: la mort sans phrase! Und dieſe Worte fanden in der Verſammlung ſo großen Anklang, daß noch Viele nach ihm, die auch nichts Anderes zu ſagen wußten, blos mit den Worten: »la mort! la mort« abſtimmten. Und in Folge dieſer Abſtimmung geſchah es, daß der »Enkel des heiligen Ludwigs« vier Tage ſpäter ſein geſalbtes Haupt auf die Stufen der Guillotine trug. — Dieſe bis zur Unverſchämtheit geſteigerte Geiſtesgegenwart des Herrn Siéyès verſchaffte dieſem Manne, der bis dahin wenig geſprochen hatte, urplötzlich den Ruf eines der gefeiertſten Redner des Convents.

Die letzte und nicht unwichtigſte Eigenſchaft eines guten Volksredners iſt, wie ſchon oben bemerkt, ein möglichſt großer Vorrath ſogenannter Stich- und Schlagwörter, wie »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.« »Die höchſte Souveränetät im Staate iſt das Volk.« »Alles für, Alles durch das Volk.« Arbeit und Brot! (Muſik für die Ohren fauler Tagediebe, die auf jede Arbeit gern verzichten, wenn man ihnen Brot giebt, worunter ſie aber nicht blos Brot, ſondern gebratene Tauben und Kuchen verſtehen.) Abſchaffung aller Steuern. Allgemeiner Wohlſtand, Bildung und Freiheit für Alle, und mehr ſolcher ſchönen Redensarten, von denen, genau gezählt, dreizehn auf ein Dutzend gehen.

Zu dieſer Klaſſe von Volksrednern gehörte auch Roſe Lacombe, die Schauſpielerin ohne Anſtellung, die Vorſitzende des revolutionären Frauenclubbs. Hören wir nun eine ihrer Reden. —

— Die Zeit des Petitionirens, declamirte ſie von der Tribune herab, iſt vorüber. Jetzt, theuere Schweſtern, klopft die Zeit des Handelns an Euer Herz und ruft: Wacht auf, wacht auf; jagt den Schlaf, der Euern Blick umnachtet, aus den Wimpern, blickt um Euch und ſeht und überzeugt Euch, daß Frankreich am Abgrunde des Verderbens ſteht. Die Reaction erhebt überall, wohin Ihr ſchaut, ihr ſcheußliches Meduſenhaupt, das jede Regung der jungen Freiheit, jeden Blutstropfen im todesbangen Herzen der Freunde des heißgeliebten Vaterlandes erſtarren macht. Die Hofpartei, die ehr- und ſchamloſe Camarilla, das heuchleriſche Pfaffenthum, ſchmiedet, während Ihr und Eure Gatten, Eure Söhne, Eure Brüder, Eure Freunde müßig Eure Hände in den Schoos leget, neue Ränke, neue Feſſeln zur Knechtung unſerer mit Blut erkauften Freiheit, zur Vernichtung unſerer glorreichen Errungenſchaften. Erhebt Euch, meine Schweſtern, und gebt der Welt, die auf Euch ſieht, ein großartiges Beiſpiel. Beweiſ't, daß Ihr, Töchter und Frauen Frankreichs, Männer ſeid; beſchämt Eure Brüder, Eure Gatten, Eure Söhne und beweiſ't durch Euern Muth, Eure Aufopferung, daß Eure Männer alte-Weiber, feige Memmen ſind, welche ſchwatzen, ſtatt zu handeln, hin- und herſchwanken, ſtatt feſtzuſtehen, bitten ſtatt zu fordern, debattiren ſtatt drein zu ſchlagen mit dem Schwerte, um das Wenige, was wir den Klauen der Despotie abgetrotzt haben, ſiegreich zu behaupten. Die Freiheit ruft! Folgt ihrem Rufe!

Ein tauſendſtimmiger Bravoruf durchdröhnte die Hallen des Sitzungsſaales.

— Die Freiheit ruft, ſchrieen alle Frauen! Ja, Schweſter Präſidentin, wir folgen Deinem Rufe!

— Ich bitte um's Wort! rief eine klare, wohltönende Stimme aus dem dichten Knäuel der Zuhörerinnen.

— Die Bürgerin Théroigne hat das Wort! ſagte die Vorſitzende.

Eine ſchlanke, impoſante Frauengeſtalt mit ſchwarzem fliegenden Haar und einer dreifarbigen Cocarde in den Locken, ein Schwert an der Hüfte und zwei Piſtolen im Gürtel, ſchwang ſich, raſch und behend wie ein Panther, auf die Tribune, und kaum war ſie oben angelangt, als ein wüthendes, nicht zu beſchreibendes Jauchzen ungetheilten Beifalls ſie begrüßte.

— Habt Ihr vernommen, begann die ſchöne Rednerin, was meine Vorgängerin, unſere Freundin, das Oberhaupt Eures Vereines, Euch an's Herz gelegt?

— Bravo! Bravo! ſchrieen einige voreilige Stimmen.

— Erſpart Euch Euern unzeitigen Beifall. Mich ruft nicht der Ehrgeiz auf die Bühne, mich treibt die Pflicht der Vaterlandsliebe auf dieſe Kanzel!

— Vive Théroigne! ſchrieen wieder einige Frauen.

— Schweigt, ſage ich Euch, und laßt mich reden.

— Bürgerinnen, ermahnte die Präſidentin, im Namen unſerer Statuten gebiete ich Euch Ruhe!

— Ruhe, Ruhe! ſchrieen Alle, wie aus Einer Kehle.

— Habt Ihr vernommen, wiederholte Théroigne, was die Bürgerin Lacombe in ſo begeiſterten Worten Euch an's Herz gelegt! Die kaum zu Boden geworfene Ariſtokratie wagt es, ſich von Neuem zu erheben gegen die geheiligten Rechte des ſouveränen Volkes. Dürfen wir, die Vorkämpferinnen der göttlichen Freiheit, dürfen wir, die wir die Erſten bei der Erſtürmung der Baſtille, die Erſten beim Zuge nach Verſailles geweſen waren, dies dulden, frage ich Euch?

— Nein, nein! ſchrie der ganze Chorus.

— Dürfen wir, Frauen von Paris, es zugeben, daß ein volksfeindlicher Hof, ein freiheittödtendes Miniſterium länger noch mit der Souveränetät des Volkes hirnverbrannten Spott treiben, das Vereinsrecht beſchränken, die Preßfreiheit, das heilige Palladium aller andern Freiheiten, ungeſtraft verkümmern darf?

— Nein, nein! lautete der einſtimmige Schrei.

— Was aber, Bürgerinnen der erſten Stadt der Welt, was wollt Ihr thun, um die lernäiſche Schlange dieſer nichtswürdigen

Ariſtokratie mit Einem Schlage zu vernichten? Wollt auch Ihr, wie jene feigen Männer, im Schooße der geſetzgebenden Verſammlung mit gelehrten Floskeln, mit nichtsſagenden Redensarten um Euch werfen, wollt auch Ihr nur ſchwatzen, ſchwatzen und weiter nichts als ewig ſchwatzen!

— Nein, nein, wir wollen auch handeln!

— Ich halte Euch beim Wort, Bürgerinnen! In längſtens drei Tagen ſchlägt die Stunde der längſterſehnten Rache. Dann, dann, rief ſie in Ertaſe eine ihrer Piſtolen aus dem Gürtel ziehend, iſt die Zeit gekommen, wo Ihr Euch, gleich den Amazonen löwenmuthig, ſiegestrunken in das Geſchoß Eurer Feinde werfen und ſie vernichten und zertreten müßt wie Unkraut, das nicht würdig iſt, Euer freies Auge zu beleidigen. Mit blutigen Lettern müßt Ihr an die Pforten der Tuilerien, in der ein ehrvergeſſener, treuloſer Tyrann dem ſouveränen Volke nichtswürdige Geſetze vorzuſchreiben wagt, wie jenem Belſazar, dem letzten Könige von Babylon, die drei geheimnißvollen Drohworte »Mene, Thekel, Upharſim« ſchreiben, Worte, die ihn erinnern ſollen an die Rache des beleidigten Volkes und daß Daniels Prophezeihungen von ſeinem nahen Tode ſich ſchneller erfüllen werden, als er zu ahnen wagt. Bürgerinnen, wir müſſen ſiegen oder ſterben: mit unſern Leibern müſſen wir Barricaden bauen, mit dem Blute der Ariſtokraten den Baum der Freiheit tränken und mit unſerm Schwerte, wie jener Schweizer Winkelried, der Freiheit eine Gaſſe bahnen. Schwört, mir zu folgen, wenn ich Euch rufe; ſchwört, mir überall zu folgen, wohin ich Euch führen werde; ſchwört mir, zu ſiegen oder zu ſterben für die Sache des geknechteten Volks!

— Schweſter Théroigne, Bürgerin Méricourt, wir ſchwören!

— Dieſer Schuß, ſagte ſie, ihr blindgeladenes Piſtol durch ein offen ſtehendes Fenſter abfeuernd, beſiegele Euern heiligen unverbrüchlichen Schwur. Der Gott der Rache hört Euch! Vive la France! Vive la liberté!

— Vive la France! Vive la liberte! widerholte der Clubb und viele Mitglieder ſtürzten ſich, fortgeriſſen vom Strome ihrer blutgefärbten Beredtſamkeit, auf die Tribune, hoben die Rednerin auf die Schultern, trugen ſie unter dem endloſen Lebehochruf der ſpalierbildenden Frauen durch den Saal auf die Straße hinaus und von hier unter Abſingung der Carmagnole: »Madame Veto avait promis« und des wilden »Ça ira, ça ira, les Aristocrates à la lanterne« und unter dem grellen Scheine einer Unzahl wie durch Zauber herbeigeſchaffter Fackeln über den Pontneuf nach ihrer Wohnung heim, die in der Nähe der Tuilerien lag.

Die junge Freiheitsheldin, in einen blutrothen, weithinflatternden Mantel gehüllt, eine große, gleichfarbige Feder auf dem weißen, hochaufgekrempten Filzhute, ihre Linke auf den Griff jenes Ehrenſäbels geſtützt, der ihr, als Belohnung ihres perſönlichen Muthes, von den Stürmern der Baſtille zuerkannt worden war, in der Rechten eine Fackel haltend, wie Harmodia, ſtolz und erhaben wie ein Triumphator auf dem von ſeinen Sklaven gezogenen Siegeswagen, grüßte auf der Straße die ſtaunende Menge der Zuſchauer, die, angeſteckt von dem ununterbrochen wiederkehrenden Jubelſchrei der ſie begleitenden Frauenſchaar, endlich auch in den tauſendſtimmigen Ruf einſtimmte:

— Vive la belle Liégeosie! Vive Théroigne de Méricourt! Vive l'Amazone de Paris! —

Während dieſer feierlichen Huldigung ſchlich auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt Roſe Lacombe, die ehrgeizige Präſidentin des Frauenclubbs, niedergeſchlagener und trauriger als je, ſchwer verletzt in ihrer reizbaren Komödiantin-Eitelkeit, den giftigen Stachel des Neides im Herzen, eiferſüchtig auf den wachſenden Ruhm und den neuen Sieg ihrer Nebenbuhlerin allein, ganz allein, durch ein Gewirr öder, dunkeler Gaſſen und Gäßchen ihrer Wohnung zu, die hinter dem Panthéon lag. In ihrem Hirne ſiedete Haß und Wuth.

— Dieſe Dirne von Lüttich, ſprach ſie leiſe vor ſich hin, wird mir von Tag zu Tage gefährlicher. Der Reiz ihrer frechen Schönheit übt ſelbſt auf Ihresgleichen einen unerklärlichen Zauber, eine despotiſche Herrſchaft aus. Sie iſt die Heldin des Tages, der Magnet aller Clubbs, die Fahne, um die ſich Jung und Alt zuſammenſchaart. Die Triumphe, die ſie auf der Tribune, im Palais-Royal und an den Staßenecken feiert, wo ſie das Volk haranguirt, erfüllen mich mit Neid, rauben mir den Schlaf. Ich haſſe dieſe gleißneriſche Schlange und möchte ſie mit meinen Händen erwürgen, mit meinen Füßen im Staube zertreten, mit meinen Nägeln in tauſend Stücke zerfleiſchen und ſie der feigen Ariſtokratenbrut, die nach Théroigne's Blute lechzt, als Atzung hinwerfen. — Wie fange ich's an, ſie in den Augen des leichtgläubigen Pöbels zu verdächtigen? Ueberall ſteht ſie mir im Wege! Sie raubt mir meinen Anhang, ſie ſchwächt meinen Einfluß, ſie drängt mich in den Hintergrund. Ich muß Mittel und Wege finden, dieſe Dirne aus dem Wege zu räumen.

In tiefes Nachdenken verſunken erreichte ſie die Rue de Vaugirard. An der Ecke dieſer Straße harrte ein Mann, der, in einen dunkeln Ueberwurf eingehüllt, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, ſie hier erwartet hatte. Ein gellender Pfiff aus ſeinem Munde war das Signal, das ſie aus ihrem dumpfen Hinbrüten emporriß.

— Biſt Du es? fragte Roſe Lacombe.

— Ich bin es! antwortete der Mann.

Er ſchlug ſeinen Mantel zurück, reichte ihr ſeinen Arm und begleitete ſie nach Hauſe.

III.

Wir aber verlaſſen dieſes Paar und eilen nach dem Quai des Orfèvres.

Hier wohnte Madame Manon Jeanne Roland. Tochter eines ehrgeizigen hochſtrebenden Vaters (welcher Gratien Philippon hieß, Kupferſtecher, Emaillenmaler und nebenbei Juwelenhändler war) und der zärtlichſten und liebevollſten Mutter (ſie hieß Margarethe Bimont), die ihr einziges, engelſchönes Kind mehr als ſich ſelbſt liebte, erhielt dieſes Kind im Hauſe ſeiner Eltern und ſeiner Tante Angélique eine ſorgfältige Erziehung, die ſeinen geiſtigen Fähigkeiten und ſeinen früh zur Reife gelangten Anlagen eine vielſeitige Richtung gab. Manon hatte fremde und gelehrte Sprachen, darunter auch Griechiſch und Lateiniſch, gelernt und in Beiden ſo raſche Fortſchritte gemacht, daß ſie ſchon im neunten Jahre den Plutarch leſen konnte. Er wurde ihr Lieblingsſchriftſteller.

— Ich werde es nie vergeſſen (erzählt ſie in ihren Memoiren*), wie ich im Jahre 1763 während der Faſtenzeit tagtäglich meinen Plutarch mit in die Kirche nahm, als ob er ein Gebetbuch wäre. Von dieſer Zeit ſtammen die Ideen und Eindrücke her, die aus mir eine Republikanerin machten, ohne daß ich damals daran gedacht hätte, jemals eine zu werden.

Ihr junges, von Freiheitsideen überfluthetes, für alles Schöne und Erhabene mächtig erglühendes Herz fühlte ſich unglücklich, weder in Sparta noch in Rom geboren zu ſein und einer Zeit anzugehören, welche das Vorbild, nach dem ſie die großen Helden des Alterthums geſchaffen hatte, verloren zu haben ſchien.

In ihrem fünfzehnten Jahre ſchwärmte ſie, neben Plutarch, für Fénélon und deſſen »Télémaque«, für Taſſo und deſſen Armide. Der griechiſche Geſchichtſchreiber erfüllte ihre Seele mit den ſchönſten Idealen des Heldenmuthes, der franzöſiſche Prieſter flößte ihr Religion und Tugend, der italieniſche Dichter Liebe und Schwärmerei ein.

— Während ich meine Lieblinge (ſchreibt ſie) hinter der ſpaniſchen Wand las, die mein kleines Zimmer vom Saale meines Vaters ſchied, wagte ich kaum zu athmen: eine tiefe Gluth überflog urplötzlich mein Geſicht, und hätte ich ſprechen müſſen, dann würde der Ausdruck meiner Stimme meine innere Bewegung verrathen haben. Ich war Eucharis für Telemach, Herminia für Taſſo.

Ein religiöſer Inſtinct, eine unbeſtimmte Sehnſucht, eine unerklärliche Unruhe. trieb ſie aus dem Hauſe der Eltern in die Mauern eines Kloſters in der Vorſtadt Saint-Marcel. Aber ihr aufgeregter Geiſt fand auch in der Abgeſchiedenheit des Kloſters die erſehnte Ruhe nicht und trieb ſie bald aus dem Kloſter in's Haus der Eltern zurück, die ihr Kind, ihr einziges Kind, mit offenen Armen empfingen.

---

*) Sie erſchienen unter dem Titel: „Oeuvres de Madame Roland“. Paris 1800. 3 vol. 8., in's Deutſche überſetzt von L. F. Huber.

Neben Geſchichte, Religion und Poeſie beſchäftigte ſie ſich nun auch mit Muſik und Malerei, mit Genealogie und Wappenkunde, mit Mathematik und Naturwiſſenſchaften. Ihre unerſättliche Wißbegierde trieb ſie an, mehr zu lernen, als einem Mädchen ihres Standes nöthig war. In ihrem ſiebzehnten Jahre warf ſie ſich auf die Philoſophie und verſenkte ihren regen, nimmer raſtenden Geiſt in Rouſſeau's »Geſellſchaftsvertrag«, in Montesquieu's »Geiſt der Geſetze« und in Hume's philoſophiſche Schriften, die ſie in der Urſprache las.

In ihrem achtzehnten Jahre war Rouſſeau's Heloiſe ihr Vorbild geworden. Ein göttergleiches, mit allen Tugenden des Alterthums ausgeſchmücktes Ideal in der Seele und eine niederdrückende Leere im Herzen ſehnte ſie ſich nach einem Valmor, der mit ihr den Himmel auf Erden theilen ſollte. – Kaum neunzehn Jahre alt, vermählte ſie ſich mit Joſeph Marie Roland de la Platière, einem Manne von achtunddreißig Jahren, ſtrengen Sitten, reichen Kenntniſſen und republikaniſchen Grundſätzen, die ihr einen höhern Grad von Achtung als von Liebe für ihn eingeflößt hatten.

Ihr Gemahl war damals als General-Inſpector der Manufacturen in Amiens angeſtellt. Sie folgte ihm dorthin und nahm mit unermüdlichem Eifer an ſeinen Arbeiten Theil; ſie beſorgte die Correcturen für ihn; ſie arbeitete mit ihm gemeinſchaftlich an dem mit ihm herausgegebenen »Dictionnaire des manufactures et des arts« und an der »neuen Encyclopädie«, für welche er alle in's Handelsfach einſchlagende Artikel übernommen hatte. Sie, die ſich einſt ſtark genug geglaubt, der »Tacitus Frankreichs« zu werden, unterſtützte ihren Gemahl in all' ſeinen Arbeiten. Sie bekennt, daß ihr, aus Rückſicht für die ſchwache Geſundheit ihres Gatten, nichts zu ſchwer, nichts zu ermüdend, nichts zu langweilig erſchienen ſei. — Und hätte er Homilien geſchrieben, geſteht ſie naiv, ſo würde auch ſie welche geſchrieben haben, blos um ihm ſeine Anſtrengung zu erleichtern.

Sie blieb vier Jahre in Amiens, wurde dort Mutter und ſtillte ſelbſt ihr Kind. — Später nachdem ſie mit ihrem Gatten die Schweiz, Italien, Sicilien, Malta und England bereiſt hatte, kehrte ſie mit ihm, am 20. Februar 1791, nach ihrer Vaterſtadt Paris zurück.

Der Ruf ihrer Schönheit, der Glanz ihres blendenden Geiſtes waren ihr längſt vorausgeeilt. Alle Notabilitäten der verfaſſunggebenden Verſammlung drängten ſich zu der Ehre, bei ihr eingeführt zu werden, um die Bekanntſchaft der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frau, der Aſpaſia Frankreichs zu machen. Bald darauf war ihr Salon der Mittelpunkt, in welchem, wöchentlich vier Mal, die hervorragendſten Männer jener Epoche zuſammenkamen, um hier über Tagesfragen zu debattiren, die ſpäter im Schooße der Assemblée constituante zur Berathung kamen.

Zu den Freunden des Herrn und — mehr noch — der Madame Roland, welche die Seele, der Lüſtre dieſes Mittelpunktes war, gehörte zuerſt Jean Pierre Briſſot de Warwille, der Sohn eines armen Garkochs, der ſich vom Pamphletſchreiber, Journaliſten und Herausgeber des »Patriote français« zum Mitgliede der conſtituirenden Verſammlung und als ſolches zum Haupte einer großen, einflußreichen Partei, die ſeinen Namen trug, emporgehoben hatte; dann kam Jerôme Pethion de Villeneuve, Briſſot's Schulkamerad, der, beim erſten Ausbruch der Revolution ein ganz obſcurer Advocat, bald darauf einer der erſten Koriphäen der Generalſtaaten, der heftigſte Gegner des Königs geworden war, jener Pethion, auf deſſen Antrag Ludwig XVI. auf den alten herkömmlichen Titel »par la grace de Dieu« Verzicht leiſten mußte. »Auch Carl IX., hatte Pethion geſagt, führte jenen Titel. Aber heißt es nicht Gott verleumden, einen Tyrannen, wie jenen neunten Carl, einen »König von Gottes Gnaden« zu nennen?« Dieſer Pethion war's, der den erſten Fleck auf das bis dahin unentweihte Schild der Majeſtät geſchleudert; er war's, der dem Könige bald darauf das Recht des Veto ſtreitig gemacht hatte; er war's, der mit Barnave und Latour-Maubourg den geflohenen Monarchen aus Varennes nach Paris zurückgeführt hatte; er war's, der aus Dankbarkeit für all' die Dienſte, die er der Sache des Volkes geleiſtet, am 14. November von der Gemeinde zum Maire von Paris ernannt worden war. — Nach ihm kam Maximilian Robespierre, jener Advocat aus Arras, den die Vorſehung dazu auserkoren hatte, auf ſeinen Schultern das ganze Wohl und Wehe einer Republik zu tragen, deren Kopf in den blauen Aether hineinragte und deren Füße bis zum Knöchel im Blute hingeſchlachteter Bürger umherwateten.

Später, als die conſtituirende Verſammlung der geſetzgebenden das Feld geräumt hatte, trafen ſich bei Madame Roland der Präſident der Aſſemblée législative, Marguerite Elie Guadet, der

Vertheidiger der Soldaten von Chateauvieur, die wegen des Aufſtandes zu Nancy zur Galeerenſtrafe verurtheilt worden waren; Armand Genſonné, ein junger Advocat aus Bordeaur, der Abgeordnete des Departements der Gironde, deſſen Beredſamkeit die Güter der Emigranten confiſcirt, das Beſtehen des berüchtigten Comité autrichien denuncirt hatte und der einer der Urheber der Kriegserklärung gegen Oeſterreich war; Charles Eleonore Dufriche Valazé, der Abgeordnete des Orne-, und Pierre Victorin Vergniaud, der Deputirte des Gironde-Departement, zwei Advocaten, von welchen der Eine der Demoſthenes, der Andere der Iſokrates der Nationalverſammlung wurden. Außer dieſen Leuten gehörte noch Jean Baptiſte Louvet de Couvray, ebenfalls Advocat und Verfaſſer des reizenden Romans »Faublas«, und erſt ſeit Kurzem Charles Barbaroux, der Führer der Marſeiller, die nach Paris gezogen waren, um den Clubb der Jacobiner zu unterſtützen, zum Hofſtaate der Madame Roland. Für Letztern ſchien ſie eine ganz beſondere Vorliebe gehabt zu haben, denn in ihren Memoiren geſteht ſie, dieſer Barbaroux ſei ſo ſchön wie Antinous geweſen.

Wir treten in ihren Salon ein. Das Geſpräch der Anweſenden drehte ſich um die Frage, die zu jener Zeit alle Geiſter und Gemüther in fortwährender Aufregung hielt. Es handelte ſich um den im Stillen lange vorbereiteten Plan zum Sturze des Königthums und zur Einführung der längſt erſehnten Republik.

Robeſpierre, der, gegen Jedermann mißtrauiſch, immer verdecktes Spiel trieb, kaute, nach ſeiner Gewohnheit, an den Nägeln und warf mit der Miene der harmloſeſten Einfalt die Frage hin:

— Was verſtehen Sie, Madame, unter Republik?

— Republik, erwiderte die Dame des Hauſes, iſt die edelſte Staatsform.

— Und was verſtehen Sie unter edelſter Staatsform?

— Diejenige, unter deren Schutze das Wohl des Staates und ſeiner Bürger ſich zu der freiſten und ſchönſten Blüthe entfaltet, wie zu den Zeiten des großen Perikles im alten Griechenland, wo unter der Aegide weiſer Geſetze die Freiheit ihre reinſten Siege gefeiert hatte, wo das oberſte Geſetz, das Wohl des Volkes, keiner despotiſchen Laune unterworfen war.

— Und glauben Sie, Madame, daß das Volk von Griechenland unter den Flügeln der Monarchie nicht eben ſo groß und glücklich hätte ſein können, als unter den Fittigen der Republik?

— Ich glaube es nicht, denn überall, wo das Glück Aller von dem Willen und der Laune eines Einzelnen abhängt, kann von wahrer Freiheit, welche der Lebensathem aller Völker iſt, wohl kaum die Rede ſein.

— Und was gehört zur Gründung einer guten Republik?

— Republikaniſche Erziehung!

— Und was verſtehen Sie unter republikaniſcher Erziehung?

— Vor Allem: Einfachheit der Sitten; Mäßigkeit der Anſprüche; Verleugnung des Egoismus; Unterordnung des Einzelnen unter den Willen Aller.

— Und iſt dies Alles, was Sie vom Republikaner verlangen?

— Ich verlange noch mehr von ihm. Ich verlange, daß er Achtung vor der Tugend habe und ſelber tugendhaft ſei. Ich erinnere Sie an das, was Montesquieu über den Unterſchied der drei Staatsformen geſagt: Das Lebensprincip einer despotiſchen Regierung iſt die Furcht, das der monarchiſchen iſt die Ehre, das der republikaniſchen iſt die Tugend. — Ich für meinen Theil, fügte ſie hinzu, kann mir eben ſo wenig einen Despoten ohne Grauſamkeit, als einen Ariſtokraten ohne Ehrgeiz und Sucht nach eitler Auszeichnung, noch weit weniger aber einen Republikaner ohne Tugend denken.

— Und glauben Sie, ſchöne Frau, fragte Genſonné, daß unſere Zeit ſo überaus reich an Tugend und unſer Vaterland jetzt ſchon wirklich reif zur Republik ſei?

— Warum, erwiderte Madame Roland, ſollte unſer geſittetes Frankreich ärmer an Tugend ſein, als Nordamerika, das ſich in ſo kurzer Zeit zur Höhe einer Republik emporgeſchwungen hat?

— Dort, liebe Freundin, entgegnete Louvet de Couvray, hat die Civiliſation noch nicht den Höhepunkt erreicht, auf den ſie bei uns angelangt iſt.

— Und halten Sie denn Civiliſation und Tugend für zwei ſich widerſtrebende Kräfte? fragte Madame Roland.

— Ich denke darüber ganz wie Rouſſeau, erklärte Louvet. Je weiter ein Volk in der Civiliſation vorſchreitet, deſto mehr entfernt es ſich von der urſprünglichen Einfachheit, von den patriarchiſchen Sitten, mit Einem Wort: vom Pfade der Tugend. Je civiliſirter der Menſch, deſto mehr Neigungen, Wünſche und Bedürfniſſe hat er, die er, mit Hintanſetzung ſeiner Tugend, um jeden Preis befriedigen will. — Das Laſter iſt ein Kennzeichen der Civiliſation. Ich erinnere Sie an den Ausſpruch eines franzöſiſchen Reiſenden, der, wilde Einöden bereiſend, beim Anblick des erſten Galgens ausrief: Gottlob, nun befinden wir uns wieder in der Mitte eines civiliſirten Volks!

— Sie ſind ein Spötter, lieber Louvet, der als Wache beſtändig auf ſeinem Poſten ſteht*) und auf die Vorübergehenden ein Bonmot losſchießt.

— Du ſagteſt vorhin, begann ihr Gemahl, Du könnteſt Dir keinen Republikaner ohne Tugend denken. Wenn dies Axiom wahr wäre, dann müßten alle Schweizer, ohne Ausnahme, tugendhaft ſein. Und doch, liebes Kind, wirſt Du Dich erinnern, daß wir auf unſerer Reiſe nirgends unverſchämter geprellt worden ſind, als gerade in der Schweiz!

— O das beweiſt noch nichts; denn eben ſo gut, als es in jeder Monarchie tugendhafte Leute giebt, eben ſo gut kann's auch in jeder Republik räudige Schafe geben. Nichts iſt vollkommen in der Welt!

— Sie haben Recht, Madame, nahm Barbaroux das Wort. Doch kommen wir nun zur Hauptſache! Ich habe die Stimmung aller Clubbs ſondirt und gefunden, daß die Zeit gekommen iſt, loszuſchlagen. Alle Clubbs haben Aufſtände vorbereitet, die nur eines Winkes bedürfen, um Alles zu wagen, Nichts zu ſcheuen, um der Idee, die uns Alle bewegt, Eingang zu erzwingen. Am thätigſten haben ſich dabei die Jacobiner und der Frauenklubb gezeigt. Ich bin mit meinen Marſeillern herbeigeeilt, um ihre und unſere Pläne zu fördern. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Wir dürfen alſo keine Zeit verlieren, wenn der Haß des Volkes gegen den König ſich nicht eben ſo ſchnell abkühlen ſoll, als er von den Clubbs und Journalen angefacht worden iſt. Wir müſſen im Laufe dieſer Woche eine entſcheidende Kataſtrophe herbeiführen. Und wie denken Sie darüber, Robespierre?

---

*) Anſpielung auf die von Louvet redigirte „Sentinelle.“

Robeſpierre, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört und von Barbaroux's Anſprache kein Wort verloren hatte, erwiderte:

— Thun Sie, was Sie für gut finden!

— Und iſt dies Alles, fragte Barbaroux, ihn mit zornigem Blick fixirend, was Sie mir, was Sie uns zu ſagen haben?

— Mehr weiß ich nichts! erwiderte der Nägelkauer.

— Gut, gut! erwiderte der junge Marſeiller und kehrte dem mißtrauiſchen Advocaten den Rücken zu.

Seit jenem Augenblick waren ſie Feinde.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach und nach enfernten ſich die Anhänger der Madame Roland. Der Mann, der am längſten bei ihr blieb, war Antinous-Barbaroux. Ihr Gemahl, dem noch eine Arbeit zu vollenden übrig geblieben war, hatte ſie im Salon, in welchem die Kerzen ſchon faſt bis zu Ende herabgebrannt waren, mit ihm allein zurückgelaſſen.

— Rücken Sie näher, mein Freund, und beantworten Sie mir aufrichtig und unumwunden eine Frage, ſagte ſie und nahm ſeine Hand zärtlich in die ihre. Was halten Sie von unſerm Freunde Robeſpierre?

— Ich traue ihm nicht weiter, als ich ihn ſehe. Er hat das Geſicht einer Katze, die dann und wann zu ſchlafen ſcheint, um uns ſicher zu machen, daß ſie weder hört noch ſieht; und doch entgeht ihr nichts, gar nichts! Eine Stimme meines Herzens ſagt mir, daß dieſer Mann es weder mit Ihnen, noch mit Ihrem Gemahle, weder mit mir, noch mit einem andern Ihrer Freunde ehrlich meint. Er iſt ein grauſamer Fuchs, der uns Alle überliſten und — eine dunkle Ahnung ſagt es mir — uns Alle in's Verderben ſtürzen will.

— Auch ich, Barbaroux, kann dieſen Menſchen nicht betrachten, ohne Schauer zu empfinden. Auch mir ſagt ein dunkles Vorgefühl, daß er unſer böſer Geiſt iſt, der einſt uns Alle verderben wird. Ich haſſe dieſe Leute, welche die Gewohnheit haben, ihre Nägel zu kauen; ſie ſind in der Regel ſchlaue Intrigants, die nichts Gutes im Schilde führen. — Barbarour, ich weiß nicht, woher es kommt, fuhr ſie fort, mit ihrem Stuhle einen Schritt näher an den ſeinen rückend, daß mich in dieſem Augenblick ein unerklärliches Gefühl von Angſt beſchleicht. Kommt es daher, daß wir uns hier in dieſem großen Saale, von keinem Auge bewacht, von keinem Ohre gehört, beim Scheine der verlöſchenden Kerzen uns ganz allein befinden, oder kommt es daher, daß die Befürchtungen, die Sie ſoeben ausgeſprochen, mich ängſtlich gemacht haben, Barbarour, Sie werden mich kindiſch ſchelten, wenn ich eine Bitte an Sie richte ...

Barbarour drückte ihre Hand, die unbeweglich noch in der ſeinen ruhte, und fragte mit dem zärtlichſten Schmelze, der ſeiner wohlklingenden Stimme zu Gebote ſtand:

— Manon, liebe Manon, was wünſchen Sie?

— Sie dürfen heute nicht von mir ſcheiden, flüſterte ſie, den Druck ſeiner Hand zärtlich erwidernd, ohne ein kleines Andenken von mir anzunehmen ...

— Eine Locke Ihres Haars? fragte Antinous und wagte es, ihre ſchlanke Hüfte zu umſpannen.

— Sie ſcherzen, Barbarour, ſagte ſie aufſtehend. Das, was ich Ihnen geben will, ſoll Ihnen in Augenblicken der Gefahr Schutz und Hilfe gewähren.

Sie näherte ſich einem Schranke und holte Etwas geheimnißvoll aus einer der Schubladen hervor.

— Sie wohnen ſehr weit von hier, am äußerſten Ende der Vorſtadt Saint-Antoine. Jene Gegend, ſagt man, ſolle Nachts zu ſo ſpäter Stunde nicht ganz ſicher ſein. Empfangen Sie als Talisman dieſen Dolch.

— Einen Dolch? fragte Barbaroux, unangenehm überraſcht.

— Roland kaufte ihn vor drei Jahren in Venedig von einem Juden, der uns von dieſer Waffe eine abenteuerliche Geſchichte vorgeſchwatzt, die faſt wie ein Märchen klingt, aber doch intereſſant genug iſt, daß ich ſie Ihnen mit kurzen Worten erzählen will. Dieſer Dolch — Sie werden ihn als ein Andenken von mir nicht zurückweiſen — ſtammt, wie unſer ſchlauer Jude im vollem Ernſte behauptet hatte, aus dem reichen Nachlaſſe der Familie Borgheſe, welcher im Jahre 1605 durch die Gunſt des heiligen Vaters, Papſt Pius V., alle Güter der Cencis anheimgefallen waren. Mit dieſem Dolche — ſagte der Jude — ſoll die eben ſo ſchöne als unglückliche Beatrice, welche durch den Zauber ihrer Reize ein Opfer der verbrecheriſchen Liebe ihres eigenen Vaters geworden war, ihre unauslöſchliche Schmach und den grauenvollen Frevel des Urhebers ihrer Tage gerächt haben. In Folge dieſes Mordes war — wie Ihnen bekannt ſein wird — Beatrice Cenci und deren Stiefmutter Lucrezia, die ihrer Tochter den Dolch in die Hand gedrückt und ſie zu jener That angeſpornt haben ſoll, auf Befehl Clemens VIII. am 11. September 1599 öffentlich enthauptet worden.[*]

---

[*] Noch heute prangt im Palaſte Colonna zu Rom das Bild der unglücklichen Vatermörderin, ein Meiſterwerk Guido Reni's, welches durch hinreißende Schönheit die Herzen der Beſchauer mit höchſter Bewunderung und tiefſtem Mitleid erfüllt.

Paul V. aber ſoll das Werkzeug ihrer Rache, eben dieſen Dolch — ſagte der Jude — durch ſeinen Segen gereinigt und geweiht und ihn dem Fürſten Camillo Borgheſe als Talisman gegen jeden Ueberfall von Banditenhand zum Geſchenk gemacht haben. Auf dem ſchwarzen mit Silber beſchlagenen Griffe dieſes Dolches ſind ein L und ein C, die Anfangsbuchſtaben des Namens jener Stiefmutter (Lucrezia Cenci) und darunter eine ſilberne Lilie, das Wappen ihrer Familie, eingegraben. Nehmen Sie dieſe, durch den Segen des heiligen Vaters geweihte Waffe und tragen Sie ſie von heute an als Talisman und zugleich auch als Andenken an eine Frau, die an Ihrem Schickſale innig warmen Antheil nimmt und ſeit dem Augenblick, wo der katzenfreundliche Robespierre als Feind uns verlaſſen hat, für Ihr junges Leben mehr als für ihr eigenes beſorgt iſt.

Barbaroux nahm das verhängnißvolle Geſchenk, zog die ſammetweiche Hand der eben ſo reizenden als gefühlvollen Geberin an ſeinen Mund und drückte einen heißen, langen, kaum enden wollenden Kuß auf dieſe ſchöne Hand, welche zitternd die erſte Huldigung ſeines glühenden Herzens, das erſte Merkmal ſeiner liebeberauſchten Seele, empfing.

In demſelben Augenblick ſchlug es Zwölf.

Madame Roland raffte ſich wie aus einem ſüßen Traume empor, nahm ihre ganze Kraft zuſammen, ermannte ſich wieder und ſprach mit aller Ruhe, die ihr in dieſem Augenblick der Aufregung zu Gebote ſtand:

— Gehen Sie nun mit Gott und allen Heiligen. Mein Gebet wird Sie überall begleiten!

Noch ein Mal küßte Barbaroux ihre Hand; noch ein Mal verſenkte er ſeinen entzückten Blick in den tiefblauen Aether ihres ſeelenvollen Auges; dann riß er ſich los und ging.

Madame Roland unterdrückte eine große Thräne.

IV.

Aus ihrem Salon verfügen wir uns in die Wohnung der Präſidentin Roſe Lacombe.

Dort finden wir, auf dem Bette ſitzend, dicht an ihrer Seite, denſelben Mann, der ſie nach Haus begleitet hatte. Es iſt Louis Legendre, ein in ſeinem Haß und in ſeiner Liebe gleich exaltirter Fleiſcher der guten Stadt Paris, ein Menſch, der ſich, weil ſein Gewerbe ſchlecht gegangen war und wenig oder gar nichts mehr abgeworfen hatte, blindlings über Hals und Kopf in den Strudel der Revolution hineingeſtürzt und am 11. Juni 1789 als einer der Führer jener patriotiſchen Proceſſionen, bei welchen das Volk die Büſten Neckers und des Herzogs von Orleans wie im Triumph durch die Straßen getragen, ſich zuerſt bemerkbar gemacht hatte. Vier Wochen ſpäter war er einer jener wüthenden Volksredner, welche die Invaliden zur Herausgabe ihrer Waffenvorräthe gezwungen, mit welchen das aufgehetzte Volk am 14. Juli 1789 die Baſtille erſtürmt hatte. Seit jenem Tage war er an der Spitze jeder neuen Emeute zu ſehen und hatte am 5. October große Pöbelmaſſen nach Verſailles geführt, die Abreiſe der Tanten des

Königs, die entſchloſſen waren, nach Rom zu gehen, verhindert und den König ſelbſt zur Flucht nach Saint-Cloud genöthigt. Anfangs Anhänger der Brüder Lameth und der Feuillants, für welche er den Namen »conspirateurs de l'eau douce« (Süßwaſſer-Verſchwörer) erfunden, hatte er ſich bald von dieſer unentſchloſſenen Partei losgeſagt, ſich mit Danton, Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine verbunden, und war dann einer der thätigſten Agenten der Cordeliers und der Partei des Herzogs von Orleans geworden. Im Juli 1791 war er einer der hervortretendſten Theilnehmer an jenem Feſte, welches die Hauptſtadt bei der Gefangennehmung des Königs zu Varennes gefeiert hatte, und bald darauf der treueſte Anhänger Marat's, der auf dem Marsfelde das Volk zu einer Sturmpetition um Abſchaffung der Königswürde aufgereizt hatte. Dieſer Fleiſcher war's, der den »Ami du peuple«, welcher verhaftet werden ſollte, vier Wochen lang in ſeinem Keller verborgen hielt, aus welchem dieſer edle »Volksfreund« tagtäglich ſeine raub- und mordpredigenden Brandbriefe gleich zündenden Raketen in's überfüllte Pulverfaß der allgemeinen Aufregung hinein fallen ließ.

Der Hauptzug von Legendre's cyniſchem Charakter war ein mit ſeinem Gewerbe zuſammenhängender Blutdurſt. Er, der früher nur Ochſen und Hammel vor den Kopf geſchlagen hatte, war dieſes eintönigen Vergnügens überſatt geworden, und ſehnte ſich jetzt nach dem Blute der Ariſtokraten, die in ſeinen Augen ja auch nichts Beſſeres als Hammel und Ochſen waren. Dieſe kleine, verzeihliche Schwäche abgerechnet, war unſer blutdürſtiger Wütherich ein warmer Verehrer der Kunſt, ein eifriger Beſucher der Theater und ein Anbeter aller hübſchen Schauſpielerinnen, unter welchen er zuerſt eine Zeitlang für Mademoiſelle Contat und ſpäter auch für Mademoiſelle Sophie Arnould geſchwärmt hatte. Letztere aber war durchaus nicht geneigt geweſen, ſich ſeine Huldigungen gefallen zu laſſen.

— Ich bin keine Freundin von Blutwürſten, hatte ſie geſagt und ſich verleugnen laſſen, ſo oft ihr die Ehre ſeines Beſuches zugedacht war.

Bald darauf war er — faute de mieux! — in ſeiner Neigung zu den Theaterdamen ein paar Stufen niedriger geſtiegen und hatte dann endlich die Bekanntſchaft der Mademoiſelle Roſe Lacombe gemacht, die noch immer mit Leib und Seele Schauſpielerin war und ſelbſt als Präſidentin des Frauenclubbs nicht vergeſſen konnte, welche glänzende Triumphe ſie in Limoges, Pont-à-mouſſon und andern Provinzialbühnen dritten und vierten Ranges gefeiert hatte.

— Sage mir, meine ſüße Roſe, begann der zärtliche Fleiſcher, ſeinen nervigen Arm um ihre Hüfte ſchlingend, was Dich heute ſo ungewöhnlich düſter, ſo empörend kalt gegen den beſten Deiner Freunde, gegen den glühendſten Deiner Anbeter macht?

— O, mein Freund, ich leide entſetzlich!

— Woran leideſt Du, mein angebetetes Lamm? fragte Legendre, deſſen Schmeichelworte und Liebkoſungen bei aller Zärtlichkeit, die ihnen eigen war, einen widerlichen Beigeſchmack von jener Brutalität und Plumpheit hatten, die an ſein Gewerbe erinnerten.

— Die Wurzel meiner Leiden iſt Ehrgeiz.

— Ehrgeiz, mein liebenswürdiges Hammelchen, iſt im Leben der Menſchen dasjenige, was man bei den Schafen die Drehkrankheit nennt. Heut zu Tage iſt faſt kein Menſch davon befreit. Wir

Alle drehen uns, wie die kranken Schafe, wankend, taumelnd im Kreiſe herum und werden nicht müde, mit dem Kopfe an die Wand zu rennen. Auch ich leide an dieſer Krankheit!

— Ich, die ich Kraft und Beruf in mir fühle, ſelbſt eine Raucourt und Contat zu verdunkeln, muß meiner Kunſt entſagen, weil der elende Eigenſinn eines bornirten Intendanten mir die Pforten des Théâtre Français verſchließt.

— Gieb Dich zufrieden, mein ſüßes Kalbsrippchen. Die Vorſehung hat Dich zu größern Dingen berufen: ſie hat Dir einen Platz auf der Schaubühne der Politik angewieſen; Deine großartige Beredſamkeit, das hinreißende Feuer Deines declamatoriſchen Vortrags hat Dich an die Spitze des Frauenclubbs geſtellt; Du ſpielſt jetzt eine politiſche Rolle!

— Doch auch von dieſem Schauplatze meines Wirkens ſucht man, durch Kabalen und Ränke aller Art, mich zu verdrängen ...

— Sprich, holde Roſe, wer wagt das? fragte der Fleiſcher, ſeine Rechte in ihren Buſen ſteckend. Nenne mir den Schurken, und ich, Louis Legendre, will ihn aufſuchen, ihm die Eingeweide aus dem Leibe reißen und ſie, als Trophäe meines Sieges, Dir zu Füßen legen!

— Meine gefährlichſter Feind iſt ein Weib.

— Nenne mir den Namen der Elenden und ich will ihr, wie einem geſchlachteten Hammel, das Fell über die Ohren ziehen!

— Sie heißt Théroigne de Méricourt und iſt ...

— Eine falſche Beſtie, der ich ſchon längſt den Tod geſchworen, weil ſie den Mantel nach dem Winde trägt und heute mi den Cordeliers und morgen mit den Jacobinern liebäugelt, um übermorgen Dieſe und Jene an die Feuillants zu verrathen.

— Und dennoch iſt ſie Aller Abgott! Vor einer halben Stunde hat das hirnverbrannte Frauenvolk ſie auf Händen nach Hauſe getragen. Legendre, dieſe Kränkung überlebe ich nicht! ſagte Roſe Lacombe und brach in Thränen aus.

— Roſe, loſe Roſe, wie kannſt Du ſo kindiſch ſein, Dich über ſolchen Unſinn abzuhärmen? Kennſt Du ſo ſchlecht das Volk und vor Allem Dein eigenes Geſchlecht? Weißt Du nicht, daß nichts in der Welt ſo unbeſtändig iſt, als Volks- und Frauengunſt? Weißt Du noch nicht, daß ſie Das, was ſie heute in den Himmel erheben, vielleicht morgen ſchon in den Koth ziehen? Weißt Du noch nicht, daß ſie Manchen, den ſie heute noch auf Händen tragen, morgen mit Füßen treten? Denke an Necker! Daſſelbe Volk, das über den Eingang ſeines Hôtels die Worte »au ministre adoré« geſetzt, hatte ihn bald darauf mit Koth geworfen und aus Paris gejagt. Er, der eine Zeitlang der »Schutzgeiſt Frankreichs« geweſen, war gleich nachher, wie unſer großer Mirabeau ihn genannt, »ein elender Charlatan.« Kind, wer wird ſo albern ſein, eine Thräne zu verlieren um Volksgunſt!

— Und doch buhlſt auch Du um ſie?

— Ich buhle um ſie, um mit ihrer Hilfe mein Ziel zu erreichen. Ich betrachte das Volk, das ich im Grunde meines Herzens verachte, als Keule, mit welcher ich die Ochſen der Ariſtokratie todtſchlage, um mir aus ihrem Blute Bouillon zu kochen. Am 20. Juni, als das hungernde Volk vor'm Eingange der Tuilerien um Brot ſchrie, war ich's, der ihm zurief: »eh bien, mangez les aristocrates! Und dieſer Rath hatte Wunder bewirkt: er war das Signal zum Gemetzel. Das aber war nur das Vorſpiel: erſt übermorgen beginnt das eigentliche Drama. Alles iſt zu einem neuen Aufſtande, Alles zu einem neuen Sturme auf die Tuilerien vorbereitet: es wird Blut, Blut in Strömen fließen, ſagte der Fleiſcher, wie ein Tiger ſeine großen, blendendweißen Zähne fletſchend, doch zum Gelingen unſeres Planes braucht das Vaterland Dich und Deinen ganzen Clubb und vor Allem den Einfluß dieſer Théroigne. So lange wir ſie noch für unſere Zwecke gebrauchen, müſſen wir ſie ſchonen; wenn wir ihres Beiſtands nicht mehr bedürfen, dann werden wir auch ſie abthun, denn Théroigne iſt ihrer innern Geſinnung nach eine Anhängerin dieſer Ariſtokraten-Brut, und nur aus Rache, weil einer dieſer vornehmen Hunde ſie betrogen und in Stich gelaſſen, zum Volke übergelaufen. Alſo gedulde Dich noch ein Weilchen! Bald ſoll der Stolz dieſer feilen Dirne gedemüthigt werden, ſo wahr ich Legendre heiße und Alles haſſe, was höher ſteht als ich. Ich kann zwar weder leſen noch ſchreiben, dafür aber kann ich reden und beſſer reden, als mancher dieſer gelehrten Schwätzer, die mit all ihrer Weisheit keinen Hund vom Ofen hervorlocken. Meine Beredſamkeit, meint zwar einer dieſer Süßwaſſer-Demagogen, röche nach der Schlachtbank und ſtänke wie geronnenes Blut. Aber was verſtehen dieſe feigen Hunde von dem, was die Maſſen ergreift und packt, was ſie zu Boden ſchlägt und erdrückt? All jene nüchternen Redensarten, all jene lauwarmen Raiſonnements, all jene faden Sophismen, wie ſie von den Dummköpfen im Schooße unſerer ſogenannten Volksvertreter zu Tode gehetzt werden, ſchlage ich mit dem Beile meines geſunden Menſchenverſtandes nieder. Gott, der Himmel oder die

Vorſehung — nenne das Ding, wie Du willſt — hat mir ein Quentchen Mutterwitz, ein gutes Pfund Muth und eine Lunge geſchenkt (dabei brüllte er wie ein Stier), eine Lunge, vor der ganz Paris zittert, wie ein eingeſchüchterter Schöps, der ſich in den dunkelſten Winkel der Schlachtbank verkriecht, damit mein Gebrüll ihn nicht zu Boden ſchmettere. Lunge, Lunge, das iſt die Hauptſache!

— Louis Legendre, auch ich habe Lunge! unterbrach ihn Roſe Lacombe mit dem ganzen Aufwande ihrer Stimme. Auch ich habe Muth, Keckheit, Unerſchrockenheit! Und das, was Du mir ſoeben geſagt, hat mir meine Zuverſicht, mein Vertrauen zu mir ſelbſt, zurückgegeben. Nun verlache ich jene elende Dirne, deren ſpottbilliger Triumph mich einen Augenblick eingeſchüchtert hat. Nun fühle ich wieder meine ganze Kraft, meine ganze Stärke! Du haſt Recht, mein theurer Freund, ich will mich nicht mehr beklagen! Wie nichtig und flüchtig erſcheint mir jetzt der Ruhm, einem rohen, undankbaren Publicum, das im Parterre die Stunde ſeiner trägen Verdauung feiert, mit aller Anſtrengung des Geiſtes, den es nicht begreift, das Almoſen eines Lächelns, einer Thräne abzuringen! Wie Recht hat jener Chamfort, wenn er fragt: »Combien faut-il de bètes pour faire un public?« Ich haſſe, ich verabſcheue dies plumpe, undankbare Thier, das ſich Publikum nennt. Mich gelüſtet nicht mehr nach dem Beifall dieſes vielköpfigen Ungeheuers. Ich fühle mich zu Höherm berufen!

— So, ſüße Roſe, gefällſt Du mir! ſagte der fleiſchhauende Demoſthenes, preßte die Prieſterin Thalien's an ſein Herz und drückte ſie küſſend auf die Kiſſen ihres Bettes.

V.

Aus weit beſſerm Thone war jenes Weib geknetet, das, unter dem Namen der »ſchönen Lütticherin« eben ſo bekannt als berüchtigt, in den Reihen des Volkes eine der erſten Rollen ſpielte.

Lambertine, geboren im Dorfe Méricourt unweit Lüttich, hatte ſich nach ihrem Geburtsorte den Namen Théroigne de Méricourt beigelegt. Tochter eines ziemlich begüterten Landwirths, hatte ſie ſchon mit ſiebenzehn Jahren die lüſternen Blicke eines jungen belgiſchen Edelmanns auf ſich gelenkt, deſſen Schloß in der Nähe ihres Vaterhauſes lag. Der junge Ariſtokrat hatte die ganze Tonleiter ſchnellzündender Liebesſchwüre durchgeſpielt, um Lambertinens Ohr und unerfahrenes Herz zu rühren und zu täuſchen. Und raſch war ihm dies gelungen. Bald aber hatte er, ihrer jungen Reize überdrüſſig, ſich von ihr abgewendet und die arme Betrogene dem ganzen Schmerze ihrer Reue überlaſſen. Lambertine, verführt und treulos in Stich gelaſſen, verflucht von ihrem rauhen Vater, der ſich die Schande ſeiner Tochter, die ſich bald darauf Mutter gefühlt, ſo ſehr zu Herzen genommen, daß er ſie aus ſeinem Hauſe verſtoßen hatte, war, um die Folgen ihres Fehltritts vor ihren Geſchwiſtern zu verbergen, nach London geflohen und hatte ſich, nachdem ſie dort von einem todten Kinde entbunden worden war, nach Frankreich begeben, in der Abſicht, dort den treuloſen Verführer aufzuſuchen, der ſich von Belgien nach Paris überſiedelt hatte. Von London aus an Mirabeau empfohlen, war ſie durch ihn zuerſt mit dem Abbé Siéyès bekannt geworden, der, entzückt von ihrer Schönheit, ſich ihrer angenommen hatte. Durch Siéyès hatte ſie die Bekanntſchaft Marie Joſeph's Chénier's, des gefeierten Dichters »Carl's IX.« gemacht, der geſonnen war, ihr Talent für die Bühne auszubilden. Théroigne, die dazu wenig Neigung verrathen hatte, war durch ihren Beſchützer mit Briſſot, durch dieſen mit Danton, durch Danton mit ſeinem Freunde Camille Desmoulins und durch dieſen mit Pethion de Villeneuve, dem Maire von Paris, bekannt und innig vertraut geworden. All dieſe Herren, keine Verächter des ſchönen Geſchlechts, hatten vom jungen Baume ihrer Schönheit die ſüßeſten Früchte gepflückt und ſie ſelbſt dann ihrem Schickſale überlaſſen. So war ſie wie ein leichter Federball von Hand zu Hand gegangen und endlich die Geliebte Gilbert Romme's, eines myſtiſchen Schwärmers, geworden, der ihr leicht entzündliches Herz für die Grundſätze der Republik entflammt hatte. Doch auch er war ihr bald untreu geworden und Théroigne, einzig und allein auf ihre Schönheit angewieſen, hatte ſich über deſſen Untreue bald in den Armen Charles Philippe Ronſins getröſtet, der, zu jener Zeit ein obſcurer Theaterdichter der Vorſtadtbühnen, *) ſie nach kurzer Verbindung ſeinem Freunde, dem reichen und ziemlich verſchwenderiſchen Advocaten Marie Etienne Populus, dem Bourger Abgeordneten der Generalſtaaten, abgetreten hatte, der ihr am längſten treu geblieben war. »Jugend, Liebe, Rache, das Leben im Mittelpunkte einer Revo-

---

*) Sein beſtes Stück war „Ludwig XII.", ein dreiaktiges Trauerſpiel, das er der Pariſer Nationalgarde gewidmet hatte.

lution,« erzählt Herr von Lamartine, »hatten ſie in leidenſchaftliche Aufregung verſetzt. Leidenſchaften, Ideen und Vergnügungen hatten ihr Leben zu einem beſtändigen Rauſche gemacht. Anfangs den großern Neuerern von 1789 zugethan, warf ſie ſich ſpäter reichen Wollüſtlingen, die ihre Reize theuer bezahlen mußten, in die Arme. Sie, die eine Buhlerin der Reichen geweſen war, gab ſich freiwillig dem Volke preis. Gleich den großen Buhlerinnen Griechenlands und Roms verſchwendete ſie das Gold, das ſie dem Laſter entzogen hatte, für die Freiheit. Théroigne war die verworfene Jeanne d'Arc der franzöſiſchen Revolution. Sie war es, die zu Pferde, an der Seite Jourdan's des Kopfabhackers, nach Verſailles gezogen und den König nach Paris zurückgeführt hatte; ſie war, ohne zu erbleichen, hinter den Köpfen der hingemetzelten Garden hergeritten, die man als Trophäen auf Piken aufgeſpießt hatte. Ihre Sprache war, trotz ihres fremden Accents, der Ausdruck aufrühreriſcher Beredſamkeit.« Camille Desmoulins ſchildert in ſeinem »Vieux Cordelier« ihre Rednergabe mit der Farbe leicht erklärlicher Vorliebe. Ihre Bilder, ſchreibt er, waren von Pindar und aus der Bibel entlehnt, es war der Patriotismus einer Judith. — Eines Tages hatte ſie dem Volke den Vorſchlag gemacht, den Palaſt der Volksvertreter auf den Platz der geſchleiften Baſtille zu erbauen. Laßt uns, ſagte ſie, unſere Spangen, unſer Geld, unſere Juwelen hingeben, um den Grund dieſes Gebäudes zu legen und es verſchönern zu helfen. Ich will mit dem Beiſpiele vorangehen, fuhr ſie fort und legte, wie jene Aſpaſia, auf den Altar des Vaterlandes ihren ganzen Schmuck, alle ihre Koſtbarkeiten nieder. Und daher kam es, daß ihr Einfluß bei allen Aufſtänden ſo groß war, daß eine ihrer Geberden hinreichte, die Opfer zu verurtheilen oder freizuſprechen; daher kam es, daß ſie die Fahne der Aufrührer, der Schrecken der Ariſtokraten war.

Jene Ariſtokraten, denen dieſe neue Judith glühenden Haß zugeſchworen, weil Einer dieſer Kaſte ihr den Fluch ihres Vaters zugezogen und das Glück ihrer ganzen Zukunft zertrümmert hatte, waren ihrer Seits nicht müßig geweſen, Haß durch Haß reichlich zu vergelten. Sie hatten ſich nicht geſcheut, dieſe Parodie der »Jungfrau von Orleans« bei jeder Gelegenheit in den Augen des Pöbels, der ſie vergötterte, herabzuſetzen und mehr und mehr in den Rang einer Straßendirne zu ziehen. Ihre unzähligen Liebſchaften mit allen Häuptern der verſchiedenen Parteien hatten ihren Gegnern gefährliche Waffen und reichen Stoff zu blutigen Pasquillen geliefert. Eine der boshafteſten dieſer Satiren war im Jahre 1790 — natürlich ohne Namen des Verfaſſers — erſchienen.*) Denn nicht Jeder, der den Muth hat, ſeine Gegner zu beſchimpfen, hat auch den Muth, den jeder Mann von Ehre haben ſollte, mit offenem Viſire aufzutreten und ſich nicht, nach der Gewohnheit feiger Strolche, in's dichte Buſchwerk der Anonymität zu verſtecken, um von dieſem Verſteck aus ſeine kothgetränkten Pfeile auf die Ehre ſeiner Feinde abzuſchleudern. — Um dieſelbe Zeit war auch, in Bezug auf ihre Liebſchaft mit dem ehemaligen Deputirten Populus, ein eben ſo witziges als giftiges Theaterſtück unter dem Titel „Théroigne et Populus“ — natürlich auch wieder anonym gedruckt — herausgekommen. Außerdem war faſt kein Tag vergangen, an dem nicht der »Ami du roi«, die »Actes des apôtres« und andere Journale der royaliſtiſchen Partei, neue ſcandalöſe Geſchichten von ihr in's Publikum brachten und auf dieſe Weiſe ihr Müthchen an ihr kühlten. Von den Organen der Jacobiner und Cordeliers in den Himmel gehoben, von den Andern in die Kloake hinabgezerrt, befand ſie ſich, berauſcht vom Weihrauch der einen, gereizt durch den Schmutz der andern Partei, in einem fortwährenden Delirium, in einem Kreuzfeuer von fanatiſchem Enthuſiasmus und eben ſo leidenſchaftlicher Verwünſchung, an ſich irre werdend durch zwei ganz entgegengeſetzte Meinungen, von denen die eine ſie vergötterte, die andere ſie verhöhnte, heute ſie bekränzend und morgen ſie mit Steinen werfend.

---

*) Der Titel dieſer ſatiriſchen Lebensbeſchreibung iſt „Précis historique sur la vie de Mademoiselle Théroigne, eines Pamphlets, das zu den beißendſten und ſeltenſten Druckerzeugniſſen jenes Zeitabſchnitts gehört.

Zu den Anbetern dieſes Weibes gehörte ſeit Kurzem auch jener Charles Barbaroux, der, nachdem er Madame Roland verlaſſen, ſich zu Théroigne de Méricourt begeben hatte, um mit ihr Rückſprache zu pflegen über das, was im Stillen ſchon längſt vorbereitet war. Er, der noch am Morgen dieſes Tages ſich von dem kecken Muthe und der männlichen Schönheit der jungen Amazone gefeſſelt gefühlt und wonnetrunken, Aug' an Aug' und Mund an Mund, an ihrer Bruſt geſchwelgt und den bräunlichen Flaum ihrer unermüdlichen Lippen geküßt, war jetzt — eingenommen und durchſchauert von der Ahnung einer bis dahin nie gekannten Seligkeit, durchrieſelt vom unbeſchreiblich ſüßen Zauber einer platoniſchen Liebe, welche das reine, ungeweihte Herz einer keuſchen, tugendhaften Frau ihm eingeflößt hatte — ganz und gar umgewandelt; er, der vor kaum vierundzwanzig Stunden für Théroigne noch ganz Feuer und Flammen geweſen, war jetzt ausgeglüht und kalt gegen ſie wie Aſche und Eis. Seine Ahnung, die ihn errathen ließ, daß das Herz der Madame Roland daſſelbe fühle, was das ſeinige für ſie empfand, hatte vom Quai des Orfèvres bis zur Wohnung der Andern Betrachtungen, Vergleiche und Unterſcheidungen angeſtellt, die natürlich nicht zu Gunſten dieſer Andern, deren Namen er nicht mehr auszuſprechen wagte, ausgefallen waren. Hier — eine kecke, dreiſte, ſchamloſe Dirne, die nach und nach zum Gemeingute Aller herabgeſunken war, und dort eine holde, züchtige, ſchüchterne Frau, die nicht den Muth hatte, ihm den hundertſten Theil von dem zu geſtehen, was ſie zum erſten Male in ihrem jungen Leben für ihn und nur für ihn empfand — welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſem Weibe und jenem Engel! Nachtſchatten und Magnolia, erhitzender Punſch und begeiſternder Nectar, Frechheit und himmliſche Freiheit!

— Was haſt Du, Barbaroux? fragte Théroigne, als ſie ihn ſo ganz und gar verändert fand. Was iſt mit Dir vorgegangen, mein junger, ſchöner Ganymed, daß Du Deine Flügel, die mich noch heute Morgen in den Himmel trugen, heute Nacht ſo kalt und traurig hängen läßt?

— Mir brennt der Kopf ... mir glüht das Hirn ... faſt glaube ich, ich ſei krank!

— Ich will Dich augenblicklich heilen, mein Adonis! Komm', ſetze Dich auf meinen Schooß, kühle Deine Stirne an meiner Bruſt ... lies im tiefſten Grunde meiner Augen, was mein Mund Dir nicht zu ſagen wagt ... ruhe aus in meinen Armen ... laß Dich an mein Herz drücken. Sein ungeſtümes Pochen, ſein lautes Schlagen wird Dir ſagen, was jede Faſer meines Seins für Dich empfindet, mein junger, ſchmucker Gott! Der Bacchantin gleich will ich Deine Schläfe mit Weinlaub kränzen und Dir den ſchäumenden Becher meiner Liebe kredenzen, um Dich aufzuheitern. Komm', komm', ſagte ſie, ihn mit zärtlichen Blicken in ihre Arme lockend.

Er aber blieb unbeweglich auf ſeinem Platze.

— Ich ſage Dir, Théroigne, ich bin krank, kränker als Du glaubſt ...

— Barbarour, was fehlt Dir? fragte ſie, ſich auf ſeinen Schooß ſetzend, ihre Rechte um ſeinen Hals ſchlingend und mit der Linken ſanft ſein niedergebeugtes Antlitz in die Höhe richtend, um mit der Sonde ihres glühendſchwarzen Auges in der Tiefe ſeiner Augen den Grund ſeines Trübſinns zu erforſchen. Dir brennt der Kopf ... Dir glüht das Hirn, ſagteſt Du, und doch finde ich, fuhr ſie fort, ihren Mund auf ſeine Stirne legend, daß ſie kalt, eiskalt iſt, wie Deine Hand, wie Dein Herz, wie Dein ganzes Weſen. Barbarour, Du belügſt mich! Du biſt nicht krank, ſag' ich Dir! Es gefällt Dir, heute Nacht gegen mich den unerbittlichen Gott zu ſpielen, der durch ſeine Eiſeskälte meine Gluth anſchüren, zehn- und hundertfach verdoppeln will! Wie ſchön Du biſt, mein Barbarour! Unter meinen Küſſen ſollſt Du ſterben! ſagte ſie, umfaßte ſeinen blonden Lockenkopf mit beiden Händen und drückte glühendheiße Küſſe auf ſeinen kalten, ſtarren, unbeweglichen Mund.

Dieſelben Lippen, deren Küſſe ihm heute Morgen noch ſo berauſchend ſchienen, hatten jetzt nichts mehr Reizendes, ja noch mehr, etwas Anwiderndes für ihn. Angeekelt durch die Liebkoſungen, die ſie ihm aufdrang, entzog er ſeinen Mund ihren Küſſen und ſagte mit ſchneidender Kälte:

— Höre auf zu küſſen, gutes Kind! Es iſt jetzt keine Zeit zum Koſen! Du weißt, meine Liebe, daß wir am Vorabende großer Ereigniſſe ſtehen, daß übermorgen der Tag der Entſcheidung naht, an dem wir entweder Alles verlieren, oder Alles gewinnen müſſen, was unſere Freunde ſeit Jahren vergeblich erſtrebt haben: Erſtürmung der Tuilerien; Demüthigung des Königs und des ganzen Hofgeſindels, Auflöſung der geſetzgebenden Verſammlung, Zuſammenberufung eines Nationalconvents, Abſetzung Louis Capet's und ſeiner ganzen Race, Einführung der Republik! Biſt Du thätig geweſen für uns?

— Ich habe das Weibervolk in unſerm Clubb haranguirt: Alt und Jung hat geſchworen, mir zu folgen.

— Das Vaterland wird Deinen Patriotismus lohnen und die Republik Deinen Namen mit unverlöſchlichen Zügen in die ehernen Tafeln ihrer glorreichen Vorkämpfer eingraben. Das morſche, wurmſtichige, bei lebendigem Leibe verfaulte Königthum muß zuſammenbrechen und mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, denn nicht eher giebt es Ruhe in Frankreich, bis dieſer ſchwache, unentſchloſſene Monarch, dieſe perfide Königin, dieſe hergelaufene Oeſterreicherin, und das große Heer ihrer elenden Hofſchranzen, die dem armen, durch Abgaben erdrückten Volke das Mark aus den Knochen, das Geld aus den Taſchen ſtehlen, unſchädlich gemacht und für immer vernichtet ſind. Die Freiheit ruft! ſagte er, den Dolch der Madame Roland aus ſeiner Bruſttaſche ziehend. Dieſer Talisman ſoll mir gute Dienſte leiſten!

— Welch' ein prächtiges Stilet! rief Théroigne beim Anblick dieſer funkelnden Waffe. Sprich, mein Adonis, von wem haſt Du dieſen Dolch?

— Ich erhielt ihn als ein Geſchenk ...

— Von wem? fragte Théroigne brennend vor Neugier.

Barbaroux zögerte einen Augenblick, dann ſagte er:

— Von einem meiner Landsleute.

Théroigne betrachtete den Griff des Dolches.

— Und dieſe beiden Buchſtaben, L. C...

— Heißen Lucrezia Cenci.

— Und dieſe Lucrezia Cenci? fragte die Amazone mit allen Zeichen der Eiferſucht.

— Iſt Dir nicht mehr gefährlich, erwiderte Barbaroux mit eiskaltem Lächeln, denn ſchon 1599 fiel das Haupt dieſer Frau durch das Beil des Henkers.

— Ich kenne die Geſchichte dieſer Frau! Doch wünſche ich nun auch den Namen jenes Freundes zu erfahren, der dieſe koſtbare Waffe Dir geſchenkt hat.

— Der Name thut nichts zur Sache!

— Und dennoch wünſche ich ihn zu wiſſen, erwiderte Théroigne, die ihn mit ihren großen, ſchwarzen Augen anſtarrte, weil ſie Argwohn zu ſchöpfen begann.

— Nun denn, ich erhielt ihn von meinem Freunde Pierre Victorin Vergniaud.

— Der Name dieſes Mannes flößt mir Entſetzen ein, ſagte Théroigne, die Spitze des Dolches prüfend.

— Und warum? fragte Barbaroux.

— Von ihm rührt jene Prophezeihung her, die wie eine grauenvolle Drohung an mein Ohr ſchlägt. Die Revolution, ſagte er, gleicht dem Saturne, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt.

Auch mir, Barbaroux, ahnt nichts Gutes! Aber willſt Du mir einen Beweis Deiner Liebe geben, ſo ſchenke mir dieſen Dolch!

— Was fällt Dir ein! ſagte Barbaroux beſtürzt.

— Ich will, ich muß ihn haben! rief Théroigne, von ſeinem Schooße aufſpringend.

— Dieſe Waffe iſt mir als ein theures Andenken des liebſten meiner Freunde um keinen Preis des Himmels und der Erde feil!

— Und dennoch behalte ich ſie, Barbaroux, ſchon darum, weil ſie geeignet iſt, Dich in's Verderben zu ſtürzen ...

— Was ſagſt Du? fragte er beſtürzt.

— O frage mich nicht ... ich kenne dieſen Dolch und weiß, von wem Du ihn erhalten haſt ...

— Sprich, Unglückſelige, von wem glaubſt Du?

— Du erhielteſt ihn von einer Frau!

— Théroigne, Du biſt wahnſinnig!

— Du biſt ein Heuchler, Barbaroux, rief Théroigne, den Dolch drohend in die Höhe hebend. Ein Wort von mir und ich könnte Dich verderben.

— Kind, ich ſchwöre Dir, Du irrſt!

— Gut, wenn dieſer Dolch nicht von Ihr iſt, ſo verlange ich ihn als eine Gabe der Liebe, als ein Andenken der Freundſchaft von Dir.

— Théroigne, verlange Alles, nur dies nicht!

— Ich verlange nichts von Dir als eben dieſe winzig kleine Kleinigkeit. Und weigerſt Du Dich, ſie mir zu ſchenken, dann raube ich ſie Dir!

Barbaroux war einen Augenblick lang unentſchloſſen; dann ſagte er:

— Gut, bezahle ihn! Dann aber ... fügte er mit drohender Miene hinzu.

— Sprich es aus, mein goldgelockter Adonis, ſagte ſie mit höhniſchem Lächeln.

— Dann ſind wir geſchieden für immer!

— Darauf war ich längſt gefaßt, Barbarour!

— Wie, Théroigne, fragte der Marſeiller, ſeine drohende Stimme in zärtlichen Ausdruck verwandelnd, dieſes elende Ding ziehſt Du meiner Freundſchaft, meiner Liebe vor?

— Schweige, Barbarour, Du biſt ein Verräther!

— Du weißt alſo?

— Ich weiß Alles, ſage ich Dir! Geh', geh', Barbarour, Du liebſt eine Andere!

— Und dieſe Andere? Dieſe Andere?

— Keine Macht der Erde ſoll mir den Namen dieſer Elenden entreißen.

— Und Du haſſeſt, Du verabſcheueſt ſie?

— Weil ſie Dich liebt! Weil ſie mir Dein Herz entzogen hat. Nun, mein Adonis, begreife ich Deine Kälte, Deinen Widerwillen und den Ekel, mit dem Du Dich von meinen Küſſen abgewendet haſt. O ich unglückſeliges, mit dem Vaterfluche belaſtetes, tief verworfenes Geſchöpf!. Schickſal, grauſames Verhängniß, was hat die arme Théroigne verbrochen, daß Jeder, den ſie liebt, ſie verrathen muß! Aus meinen Augen, elender Heuchler! Mehr als je erinnert mich, gerade in dieſem Augenblick, Dein falſches Antlitz, Dein treuloſes Herz, Dein ganzes Weſen an den Verführer meiner Unſchuld! Geh', geh', oder fürchte meine Rache! rief ſie, den Dolch zückend.

— Und nie ſoll ich Dich wiederſehen?

— Nie, nie! ſchwur Théroigne de Méricourt.

— Wohlan, ich gehe, um nie mehr zu Dir zurückzukehren. Doch wenn Dein Herz je Etwas, was der Liebe und Freundſchaft ähnlich iſt, für mich gefühlt hat, ſo bitte und beſchwöre ich Dich, im Augenblicke unſeres Scheidens für immer, Die nicht zu verrathen, die jenen Dolch mir als das erſte Zeichen ihrer keuſchen Zuneigung geſchenkt, und wenn Du jemals die Spitze dieſer Waffe in das Herz eines Deiner, eines unſerer Feinde ſenkſt, ſo denke dabei an den, dem Du mit dem Raube dieſes Dolchs das Herz gebrochen haſt, ſchloß Barbaroux, nahm ſeinen Hut und ging.

Théroigne ließ den Dolch auf die Erde fallen, ſank wie vernichtet auf den Stuhl und brach in einen Strom brennendheißer Thränen aus.

VI.

Zwei Tage nach jener Abſchiedsſcene zwiſchen dem ſchmucken Marſeiller und der ſchönen Lütticherin, am 10. Auguſt 1792, brach der von allen Clubbs lang genährte Aufſtand und die mit ihm verbundene Erſtürmung der Tuilerien aus, jene ewig denk- und ſchmachwürdige Kataſtrophe, die, von der Meiſterfeder eines Thiers, Mignet und Lamartine mit plaſtiſcher, philoſophiſcher und dramatiſcher Wahrheit geſchildert, wohl jedem unſerer Leſer ſo genau bekannt ſein wird, daß unſere ſchwache Feder, die ſich dieſer Aufgabe nicht gewachſen fühlt, jenen blutigen Tag nur flüchtig zu beſchreiben wagt.

Der erſte Angriff auf das Schloß, das ſich, einen Tag vorher, in eine Feſtung, und auf den Tuileriengarten, der ſich in ein Lager verwandelt hatte, ging von einer zahlloſen Maſſe zerlumpter Sansculotten und Marſeiller aus, die, auf den Carrouſſelplatz angelangt, den hunderttauſendſtimmigen Schrei ertönen ließen: »vive la nation, à bas le roi«! Die Sturmglocke der Cordeliers, die im Nu alle übrigen Glocken in Bewegung geſetzt hatte, war das verabredete Zeichen zum Angriff. Die Seele dieſes Aufſtandes war Madame Roland und deren ganze Partei, die eigentlichen Leiter derſelben waren Danton, Desmoulins und Jean Louis Carra, jener Journaliſt, der — bald nach dem Siege — in ſeiner Zeitung ſich rühmte, den ganzen Plan, die Schlachtordnung dieſes Aufſtandes, entworfen zu haben. Den Vortrab bildeten eine unabſehbare Schaar der ſogenannten rothen Kinder und die Mitglieder des Clubbs der »Enragés«, haranguirt vom Père Duchêsne. Dann folgten die dichtgedrängten Colonnen des weiblichen Pöbels, befehligt von Théroigne de Méricourt, zu Pferde, an der Spitze der dritten Abtheilung der Armee der Vorſtädte, und geleitet von Roſe Lacombe an der Spitze aller proſtituirten Frauen von ganz Paris. Die Anführer des männlichen Pöbels waren der Fleiſcher Legendre und der Brauer Santerre, Barbaroux, das Haupt der Marſeiller Horden, der Amerikaner Fournier, der Deutſche Weſtermann, der Elſaſſer Kieulen, der Pole Lazouski und einige andere hergelaufene Patrioten. Den Nachtrab bildete ein Knäuel ſtoßender, drängender, ſchreiender, heulender Weiber, angeführt von dem Ex-Capuziner Chabot. Die braven Schweizer, die alle Eingänge des Schloſſes bewachten, bildeten mit ihren Uniformen eine rothe Mauer, die von Stein und nicht von Fleiſch und Blut zu ſein ſchien, denn ſtundenlang widerſtand ſie dem andrängenden Pöbel, ohne einen Schritt breit von dem ihnen anvertrauten Poſten zu weichen. Die rothe Jugend — ein ſchreiender Gegenſatz von Fréron's »goldener Jugend« — neckte und verhöhnte dieſe tapfern Soldaten ... ſie aber verzogen keine Miene ... man überhäufte ſie mit Spottnamen und Schimpfwörtern ... ſie thaten, als ob ſie nichts davon gehört ... man warf ſie erſt mit Koth und dann mit Steinen ... ſie ſtanden feſt und unbeweglich wie rothe Felsblöcke und ſchwiegen zu Allem, weil ſie den Befehl erhalten hatten, Alles ruhig über ſich ergehen zu laſſen, um keinen Preis anzugreifen und ſich nur im äußerſten Falle zu vertheidigen und von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Der paſſive Muth dieſer »blutgefärbten Schweizerhunde«, wie ſie der Pöbel ſchalt, verdoppelte den Muth und die Kampfbegier der vorderſten Maſſen, die, von den Hinterſten immer mehr und mehr vorgedrängt, zum Angriff gezwungen wurden. Die rothe Schutzmauer fällte ihre Bajonnette, um die Andrängenden von ſich abzuwehren. Urplötzlich fiel ein Schuß. Ein Gewehr, das zufällig von ſelbſt losgegangen ſein ſollte, beſchleunigte den Ausbruch der blutigen Kataſtrophe.

— Die Schweizerhunde wollen uns ermorden, ſchrie der Fleiſcher.

— Zu den Waffen, zu den Waffen! ſchrie der Bierbrauer.

— Tod den Schweizern! ſchrie der Pöbel.

Und nun ſtürzten ſich die dichtgedrängten Maſſen mit blinder Wuth und raſendem Gebrüll in die Gewehrſpitzen der zurückgeworfenen Schweizer, die jetzt erſt Befehl zum Schießen erhielten.

Und nun erſt begann das Gemetzel. »Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen.« Das fanatiſirte, an Zahl und Stärke hundertfach überlegene Volk gewann bald die Oberhand, entwaffnete die treuen Wächter ihres Herrn und erſchoß die tapfere Schaar mit ihren eigenen Waffen, erſchlug ſie, riß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe und die Köpfe vom Rumpfe und pflanzte die blutigen Häupter der Erſchlagenen auf die Bajonnette der Gewehre und auf die Piken, und die rothen, in tauſend Stücke zerfetzten Uniformen dienten als Fahnen, welche die Sieger vorantrugen, die ſich nun maſſenweiſe in die Eingänge hineinwälzten, die mit Schweizern beſetzten Marmortreppen erſtürmten und auch hier Alles niedermetzelten und mit dem Blute der Garden den weißen Marmor färbten und mit wildem Kannibalenjubel und wüthendem Rachegeſchrei in das Innere der königlichen Gemächer hineinſtürzten, von Zimmer zu Zimmer drangen, um den König und ſeine Familie aufzuſuchen, die ſich unterdeſſen in den Schooß der in der Reitbahn verſammelten Volksvertreter begeben und unter den Schutz der Verſammlung geſtellt hatten. In dem Thronſaal angelangt, warf das wuthentbrannte Volk den Thron der Lilien, jenen Thron, den ein deutſcher Kaiſer einſt den ſchönſten Thron der ganzen Chriſtenheit genannt, zum Fenſter auf den Platz hinaus, wo die zurückgebliebenen Maſſen ſich beeilten, ihn unter dem Geſange der Marſeillaiſe den Flammen zu übergeben, die, von Alt und Jung angefacht, ihren grellen

Schein auf die dunkeln Wände der Häuſer des Carrouſſelplatzes warfen. In allen Zimmern ließen ſie die Spuren der gräulichſten Verwüſtung zurück: ſie zerſchlugen die großen Spiegel, zerfetzten die koſtbarſten Gemälde, zertrümmerten die Statuen von Bronze und Marmor und warfen Alles, was ſie zerſtört hatten, als Trophäen ihres Sieges durch die Fenſter auf den Vorplatz hinab. Das einzige Gemälde, welches, im Privatzimmer des Königs hängend, die Barbaren verſchonten, war ein Bild, das die »Melancholie« darſtellte*). Ein anderes Gemälde von Van Dyck, Carl I. von England, zeigte der »Père Duchêsne« am Fenſter der jubelnden Menge und rief: So wie das Volk von England es mit dieſem treuloſen Carl Stuart gemacht, ſo wird das tapfere Volk der Franzoſen es mit dem perfiden Louis Capet machen, ſpie dem Bilde in's Geſicht, durchſtach es mit ſeiner Pike und ſchleuderte es auf die Straße hinab, wo man's in die Flammen warf. — Alles wurde zerſtört, aber nichts geplündert. Ein Paar Diebe, die es gewagt hatten, einige Koſtbarkeiten mit ſich fortzuſchleppen, wurden ertappt und wie die Schweizer und Hofleute aus den Fenſtern hinaus geſtürzt und vom Volke ſofort gerichtet und getödtet, und auf die Bruſt der Erſchlagenen wurde ein Zettel mit dem Brandmale ihrer Schande »Voleurs!« angeheftet. Dies abſchreckende Beiſpiel, dieſe Lynch-Juſtiz wirkte Wunder. Die Leichen der Getödteten, die auf den Treppen und in den dunkeln Gängen des Schloſſes umherlagen, wurden, wie Graf von Schlabrendorf, ein deutſcher Augenzeuge jenes Blutgemetzels, erzählt, nackt ausgezogen, um ihre Uniformen als Siegeszeichen zur Schau herumzutragen.

---

*) Ein Meiſterſtück des römiſchen Malers Domenico Feti.

Ganze Hüte und Schürzen voll Louisd'or und Schmuckſachen wurden dem Präſidenten der Volksvertreter überbracht. Nur der Wein in den Kellern wurde nicht geſchont und in großen Maſſen auf dem Platze unter die dürſtenden Kämpfer vertheilt. Der Graf ſah einen taumelnden Kerl, der, in jeder Hand eine volle Flaſche, ſie den Vorübergehenden mit den Worten anbot: Camarade, est ce que tu veux du vin de Veto *).

Während dies und noch viel Grauenvolleres im Innern des Schloſſes und auf dem Carrouſſelplatze vor ſich ging, ereignete ſich im Garten der Tuilerien, auf der Terraſſe der Feuillants, wo ein Theil der Nationalgarde mit Aufopferung ihres Lebens ſeine Poſten behauptete, eine blutige Scene anderer Art:

Unter dieſen Garden befand ſich François Louis Suleau, ein ehrlicher Picarde und treuer Anhänger des Königs, der Herausgeber des »Journal politique«. In der dreizehnten Nummer ſeiner Zeitſchrift hatte man kurz vorher die prophetiſchen Worte geleſen:

»Nur mit Schaudern richte ich meinen Blick auf eine Laufbahn, die bald von Blutſtrömen und einer Sündfluth von Unglücksfällen überſchwemmt ſein wird. Vielleicht werden ſchon meine erſten Schritte in dieſer Arena des Blutgemetzels und allgemeinen Unglücks durch eine Kataſtrophe bezeichnet werden. Eine düſtere Ahnung und ich weiß nicht, welche Beklommenheiten laſſen mich ein grauſames Ende ahnen. Dieſe unheimlichen Vorgefühle können zwar die Farbe meiner Wangen bleichen, aber weder meinen Muth, noch meine Feder einſchüchtern.« — Aber nicht zufrieden, blos ſeine Feder der Vertheidigung der Monarchie zu weihen,

---

*) Veto war der Spottname des Königs.

war er auch feſt entſchloſſen, ſein Leben der Sache ſeines Königs, zum Opfer zu bringen. Seine Verbindungen mit dem kühnen Royaliſten Cazalès, mit dem ſpottſüchtigen Rivarol, der, über alle Parteien ſich erhebend, jede mit der Geißel ſeines Witzes verfolgte, ſeine Freundſchaft zu Royou und Peltier, den Redacteuren des »Ami du roi« und der »Actes des apôtres«, hatten die Aufmerkſamkeit aller Freunde und Feinde des Königthums auf ihn gelenkt und ihn in den Augen der Jacobiner in den Geruch eines Ariſtokraten gebracht. Die Schärfe ſeiner Feder fürchtend, hatten ſie ihm längſt ſchon den Untergang zugeſchworen und nur auf einen neuen Aufſtand gewartet, um dieſen eben ſo muthigen als gefährlichen Gegner für immer zum Schweigen zu bringen, denn dieſe Männer der Freiheit wollten niemals eine andere Meinung als die ihrige dulden. Jeder, der mit ihnen in Ein Horn ſtieß, war ein Mann des Volks, würdig deſſen Vertrauens, werth, auf dem Kampfplatze der Politik eine Rolle zu ſpielen. Jeder aber, der etwas anderer Meinung war, wurde bei jeder Gelegenheit verdächtigt, herabgeſetzt und als Apoſtat, Renegat, Ariſtokrat, mit Einem Wort als Reactionär oder, wie es damals hieß, als Contre-Revolutionär und »des Verdachts verdächtig« verketzert und in den Bann gethan. Zu dieſen Leuten, die, obgleich königlich geſinnt, dennoch aufrichtiger und uneigennütziger als mancher jener ehrgeizigen Schreier die wahre Freiheit liebten, gehörte auch dieſer Suleau.

Eine der erbittertſten Gegnerinnen dieſes Journaliſten war jene Théroigne de Méricourt, die ihn ſeit Jahren im Verdacht hatte, daß er der Verfaſſer jenes boshaften Pamphlets ſei, welches ihr abenteuerliches Leben vor den Augen der ganzen Welt entſchleiert, ſie in ihrer moraliſchen Nacktheit dargeſtellt und dadurch der Verachtung und, was ſie noch tiefer verwunden mußte, dem Geſpötte ihrer Gegner bloßgeſtellt hatte. Ueberdem hielt ſie ihn auch (und dies vielleicht nicht mit Unrecht) für den Urheber der vielen Ausfälle, die auf ſie in Peltiers Zeitſchrift erſchienen und, wie ein Regentropfen ſtets auf eine und dieſelbe Stelle niederfallend, endlich ſelbſt einen Stein aushöhlen und ihn, wie's in der Sprache dieſer Journaliſten heißt, »mürbe machen« müſſen. — Théro'gne konnte dieſem Manne nicht verzeihen, daß er ſie einſt »die Jeanne d'Arc der Bordells«, die »Aſpaſia des Rinnſteins« genannt hatte.

Den Abend vorher war Suleau von ſeinem ehemaligen Schulkameraden Camille Desmoulins gewarnt worden, auf ſeiner Hut zu ſein und ſich vor der Rache ſeiner Feinde zu verbergen. Der »alte Cordelier« war ſogar ſo großmüthig geweſen, ihm ſein eigenes Haus als ſichern Zufluchtsort gegen den Sturm der nächſten Tage anzubieten. Suleau aber hatte — vielleicht aus Stolz, vielleicht auch nur aus Mißtrauen gegen ſeinen alten Mitſchüler — des Freundes Anerbieten abgelehnt und ſich in ſeiner Eigenſchaft als Nationalgardiſt zur Verfügung geſtellt. Man hatte ihm einen Poſten auf der Terraſſe der Feuillants angewieſen.

Seine Feindin, die durch einen ihrer frühern Anbeter, den Maire Pethion, noch frühzeitig genug davon unterrichtet worden war, ſprang vom Pferde herab und eilte, als das Volk den Eingang in den Garten erſtürmt hatte, mit einer Schaar ihrer aus Sansculotten und Frauengeſindel zuſammengeſetzten Horde nach der Terraſſe, wo ſie nun mit gezücktem Dolche ihrem Gegner, einem vereinzelten Poſten, racheſchnaubend gegenüber ſtand.

— Packt dieſen Elenden, rief ſie ihrem Gefolge zu, und entwaffnet ihn!

Der Nationalgardiſt verſuchte, ſich zu wehren. Bald aber ſah er ſich, trotz ſeines Muthes, trotz ſeiner Unerſchrockenheit, überwältigt und ſeiner Waffen beraubt.

— Seht, rief ſie der Horde zu, die einen dichten Kreis um ſie gezogen hatte, ſeht, dieſer Schurke da iſt jener elende Suleau, jener ehrvergeſſene Royaliſt, jener feile Journaliſt, der ſeine giftgeſchwollene Feder für ſchnödes Geld dem Hofe und der Ariſtokratenbrut verkauft hat und in deren Solde er ſteht, um mich, das Weib aus dem Volke, Eure Schweſter, meine wackern Brüder, durch freche Lügen und Verleumdungen, durch boshafte Spottlieder und ſchändliche Pasquille tagtäglich an den Pranger zu ſtellen, um mich und Euch, die Ihr mir ergeben ſeid, in den Augen unſerer Feinde zu brandmarken.

— Schlagt ihn todt, den feilen Hund! ſchrie eine kreiſchende Frauenſtimme.

Und in demſelben Augenblick drangen mehrere Kerle mit Senſen und Knütteln bewaffnet auf ihr Opfer ein, um es todt zu ſchlagen.

— Haltet ein, haltet ein! rief Théroigne. Das Leben dieſes Elenden gehört mir! Mich hat er gekränkt und beſchimpft! Ich, ich muß ihn züchtigen!

— Wohlan, dann tödte Du ihn! brüllte der Kreis der Kannibalen.

— Tretet zurück und laßt mich gewähren.

Die wilde Bande gehorchte ihrem Befehle. Théroigne ſteckte den Dolch, den ſie ihrem Freunde Barbaroux abgenommen, in ihren

Gürtel, trat mit auf der Bruſt gekreuzten Armen dicht vor ihr Opfer hin und fragte mit erkünſtelter Ruhe:

— Bürger Suleau, was haſt Du uns zu Deiner Vertheidigung zu ſagen?

— Nichts! antwortete der ſtolze Royaliſt, der auf ſeinen Tod bereits gefaßt war.

— Bekennſt Du, mich beleidigt zu haben?

— Ich bekenne Nichts! erwiderte der Nationalgardiſt.

— Alſo wagſt Du es zu leugnen?

— Ich leugne Nichts! entgegnete der Journaliſt.

— Hört es, meine Freunde! Der Elende geſteht, mich gekränkt, mich beſchimpft zu haben.

— Wozu das lange Verhör? rief ihr ein zerlumpter Kerl mit rothem Barte zu. Mache kurzen Proceß mit ihm, Théroigne. Ziehe Dein Schwert und ſtoße es in die Eingeweide dieſes elenden Ariſtokraten.

Sie winkte. Die Bande wich zurück.

— Bürger Suleau, ſagte ſie zu ihrem Feinde, Dein Leben liegt in meiner Hand. Ein Wink, ein Wort von mir und Du biſt ein Kind des Todes.

— Tödte mich, doch verlange nicht, daß ich Dir und den Deinen Rechenſchaft gebe über meine Handlungsweiſe!

— Bürger Suleau, Du haſt mich tief gekränkt, ſchwer beſchimpft; ich bin nur ein Weib aus dem Volke; aber ich will großmüthiger ſein, als Du es biſt, und Dir Alles, Alles vergeben, wenn Du mich und meine Freunde um Verzeihung anflehen willſt ... Sag' die drei Worte »ich bereue es!« dann, Bürger Suleau, ſei Dir Alles verziehen.

— Ein Mann, der nichts verbrochen hat, braucht nichts zu bereuen und bedarf keiner Verzeihung. Ich ſehe wohl, daß die Horde, die Du anführſt, nach meinem Blute lechzt. Aber lieber will ich ſterben, als Einen von Euch um Verzeihung anflehen!

— Hört den ſtolzen Royaliſten! Hört den frechen Ariſtokraten! ſchrie das Geſindel. Théroigne, warum zögerſt Du noch immer? Stoße ihn nieder, dieſen feilen Hund! Und willſt Du es nicht, dann thun wir es, denn auch uns hat er beleidigt!

— Suleau, ſagte ſie ihren Dolch ziehend, Deine Augenblicke ſind gezählt. Beuge vor uns Dein Knie oder ſei bereit zum Tode.

— Stoße mich nieder und überzeuge Dich, wie ein Royaliſt zu ſterben weiß. Vive la monarchie! Vive le roi!

— Nun wohlan, Elender, ſo ſtirb! rief Théroigne und ſtieß ihren Dolch in ſeine Bruſt. Der tödtliche Stoß warf ihn nieder. Das der Wunde entſtrömende Blut färbte den Sand, auf dem er hingeſtreckt lag. Théroigne, die den Anblick dieſes Sterbenden nicht ertragen konnte, ſtürzte fort. Ein Kerl ihrer Bande aber hieb ihm den Kopf vom Rumpfe und ein zweiter pflanzte ihn hohnlachend auf die Spitze ſeiner Pike und trug ihn im Triumphe durch die Reihen der Mörder.

So endete Suleau, der königlichgeſinnte Journaliſt. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht, die dieſem Tage folgte, war noch grauenvoller. »Der Carrouſſelplatz, erzählt der deutſche Augenzeuge, bot einen maleriſchen, aber ſchauerlichen Anblick dar. Die beiden Schweizer-Caſernen, den Platz vor dem Schloſſe in zwei rechtwinkelige Höfe theilend, ſtanden in Flammen. Die finſtern Häuſer rings umher, ſeltſam und wandelbar beleuchtet, ſchienen Leben zu haben. Der Platz war von Volksgruppen angefüllt. Hier wurde getrunken, dort wurde geſungen. Hier tanzten Jubelnde, dort lagen Andere bei dieſem Lärme im feſten Schlafe. In den benachbarten Straßen ſah man gemordete Schweizer. In der engen Rue de l'Echelle waren allein gegen vierzig gefallen; viele Hausthüren waren wie Siebe durchlöchert von den Kugeln.

Das Volk hielt wüthende Reden, die ſchrecklichſten kamen aus dem Munde der Weiber. Die Nationalgarde verhielt ſich bei dieſen Scenen ernſt und ſtill.

Der Graf folgte einer Patrouille, die beim Scheine der Fackeln den Leichnam eines Patrioten zu ſuchen ſchien. Da kam ein Mann im Ueberrock der Nationalgarde und zeigte einem Knaben, den er an der Hand führte, das Schloß und die Fenſter, aus welchen zuerſt auf das Volk geſchoſſen worden war. Die niederträchtigen Schweizer! rief er, ſie müſſen dafür umkommen, »Alle, Alle!« Wir wollen ſie aufſuchen und finden, ſelbſt wenn ſie ſich im tiefſten Bauche der Erde verkrochen hätten.

— Warum heulſt Du? rief ein Anderer einem Knaben zu, der beim Anblick einer ſcheußlich verſtümmelten Leiche laut aufgeſchrieen hatte. So wird's auch Dir ergehen, ſollteſt Du einmal auch ſo ein Ariſtokrat werden. Nimm ein Beiſpiel an dieſer Leiche!

In den verſchiedenartigſten Stellungen lagen die Todten am Erdboden umher, viele noch mit weitgeöffnetem Munde, wie zum Todesſchrei aufgeriſſen, den ſie bei ihrer Ermordung ausgeſtoßen hatten. Unter dieſen Haufen niedergemetzelter Schweizer lagen große ſchön gebaute Männer, herculiſche Geſtalten. Und auf dieſen Leichnamen ſah man wilde Weiber herumtanzen und an den todten Leibern ihre Wuth kühlend.

— Legt einen ſolchen Kerl in Antoinetten's Bett! rief eine alte, betrunkene Vettel und ſtieß dabei ein cannibaliſches Gelächter aus.

Dieſe Volksjuſtiz wüthete und würgte noch mehrere Tage und mehrere Nächte fort. Als man am 15. Auguſt ein paar Schweizer aus einem Keller, in dem ſie ſich verſteckt gehalten, auf die Straße hinausgezerrt hatte, nagelte man dieſe unglücklichen Opfer ihrer Treue und Anhänglichkeit mit Piken an das Hausthor an.

Die Wuth kannte keine Grenzen mehr.

VII.

Die Folgen jener Auguſt-Ereigniſſe ſind bekannt. Der König, im Schooße der geſetzgebenden Verſammlung, in deren Schutz er ſich begeben hatte, als Verräther des Vaterlandes angeklagt, wurde mit der Königin und ſeinen Kindern in den Temple eingekerkert. Die Verſammlung ernannte Herrn Roland zum Miniſter des Innern, Danton zum Miniſter der Juſtiz, Servan und bald darauf Pache*) zum Miniſter des Krieges; Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine wurden Danton's Secretaire; François Henriot wurde zum General-Commandanten der Garniſon und Claude Santerre zum Befehlshaber der Nationalgarde erwählt. Carra wurde Präfect der Nationalbibliothek.

---

*) Madame Roland ſchildert dieſen Mann, der bald darauf Maire von Paris wurde, mit wenigen, aber höchſt treffenden Worten: „C'est en politique," ſagte ſie, le Tartuffe de Molière! Bei aller Habſucht, die ihm eigen war, rühmte alle Welt

Den blutigen Tagen des Auguſts folgten die noch weit blutigern September-Metzeleien. Am 2. und 3. September wurden in der Abtei Saint-Germain unter der Anführung Maillard's 131 Gefangene, darunter 37 Schweizer und einer ihrer tapferſten Officiere, Rudolph Reding, der ſiebenzigjährige Abbé und Hofprediger Lenfant und der dreiundzwanzigjährige Adjutant Montfabre; im Carmeliter-Kloſter wurden an demſelben Tage 170 Prieſter und zwei Laienbrüder, zu Saint-Firmin 76 Prieſter, in Châtelet 216, in der Conciergerie 388, im Hôtel de la Force 160, im Berhardiner-Kloſter 72, im Bicêtre 171 männliche und in der Salpetrière 35 weibliche Auguſt-Gefangene auf die grauſamſte Art getödtet.

Aber inmitten dieſer Auftritte des Gräuels ereigneten ſich hier und dort auch Scenen der rührendſten Treue und Aufopferung. Wir wollen nur Ein Beiſpiel anführen:

In der Abtei Saint-Germain befand ſich unter den Auguſt-Gefangenen auch der Gouverneur der Invaliden, Charles Bérot de Sombreuil, ein Greis von faſt ſiebenzig Jahren, der ſich in

---

ſeine Uneigennützigkeit und hieß ihn nie anders als „Bonhomme Suisse“ (denn er war der Sohn eines Thürſtehers) oder „Papa Pache.“ (Ganz ſo, wie heut zu Tage die Stadt Heidelberg ihren lieben, guten Bürgermeiſter nicht anders als „Vater Winter“ nennt.

dem Augenblick, wo er niedergemetzelt werden ſollte, durch die Kindesliebe ſeiner jungen, reizendſchönen Tochter Hermance aus den Klauen der Mörder befreit ſah. Dieſe, gerührt durch die Schönheit der Tochter, die ihren Vater mit beiden Händen umklammert hatte, um mit ihm zugleich zu ſterben, verſprachen ihr; das Leben des Greiſes zu ſchonen, wenn ſie »Haß allen Ariſtokraten« ſchwören und dieſen Schwur dadurch bekräftigen wolle, daß ſie vor Aller Augen einen ihr hingereichten Becher leere.

— Iſt dies ein Giftbecher? fragte Hermance.

— Nein, er enthält kein Gift, aber etwas, was viel ſchlimmer iſt als Gift: er iſt mit dem Blute der von unſerer Hand erwürgten Ariſtokraten gefüllt. Bürgerin Sombreuil, leere dieſen Becher, und wir ſchenken Dir, als Preis Deines Muthes, das Leben Deines Vaters.

Und Hermance griff haſtig nach dem Becher und leerte ihn mit Einem Zuge. Und ſelbſt dieſe Cannibalen fühlten ein menſchliches Rühren und hoben mit ihren blutigen Händen die heldenmüthige Tochter auf die Schultern und trugen ſie und den Vater unter lautem Jubelgeſchrei aus den Mauern der Abtei in den Dom der Invaliden zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

An die Stelle der am 21. September aufgelöſten Aſſemblée législative trat am folgenden Tage der aus 749 Mitgliedern beſtehende Nationalconvent zuſammen.

Bis zum 10. Auguſt hatte man nur von Freiheit geſprochen; am 22. September kam die Gleichheit an die Tagesordnung.

Die Nationalverſammlung eröffnete ihre Sitzungen unter der Präſidentſchaft Bergniaud's mit dem, von Collot d'Herbois in Anregung gebrachten Beſchluß, daß das Königthum für immer (!) abgeſchafft und daß Frankreich, von dieſem Tage angefangen, eine einige und untheilbare Republik mit dem Wahlſpruch: »Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft« ſei. Der Convent, der ſich für ſouverän und permanent erklärte, war ſeit jenem Augenblick die oberſte Gewalt im Staate. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Wären die Mitglieder des ſouveränen Conventes zu jener Zeit unter ſich einig geweſen, dann hätte Frankreich gerettet und glücklich werden können. Aber die Uneinigkeit der Verſammlung brachte das Land an den Abgrund des Verderbens.

Der Convent hatte ſich in zwei große, ſich feindlich gegenüberſtehende Lager getheilt, in denen zwei Anfangs gleich mächtige Parteien, die linke und die rechte Seite, einen Kampf auf Leben und Tod begannen. Jede dieſer beiden Haupt-Parteien zerſpaltete ſich wieder, nach der Farbe ihres politiſchen Glaubensbekenntniſſes, in verſchiedene Unterabtheilungen. Die äußerſte Linke erhielt, weil ſie die oberſten Bänke des amphitheatraliſch gebauten Sitzungs-Saales eingenommen hatte, den Namen »la Montagne« (der Berg); die äußerſte Rechte, welche auf den unterſten Sitzen Platz genommen, hieß »le Marais« (der Sumpf). Spötter nannten die Bergpartei den »Kopf«, die Sumpfpartei den »Bauch« und das ſchwache Centrum den »Schweif« des Convents. Die rechte Seite beſtand aus den beiden Factionen der Briſſotin's und Girondiſten. Die Matadore der Montagnard's waren Marat, Danton, Robespierre, Saint-Juſt, Lebas, Collot d'Herbois, Bertrand Barrère,[*] Carrier; Chabot, Bazire und Merlin.[**] — Die Domſpitzen der Girondiſten waren Briſſot, Vergniaud, Genſonné, Guadet, Balazé, Ducos, Boyer-Fonfrède, Isnard, Carra[***] und Duperret.

---

[*] Er wurde ſpäter der „Anacreon der Guillotine“ genannt, weil er das ganze Heil der jungen Republik einzig und allein in der Permanenz der Guillotine erblickte. Von ihm iſt die berüchtigte Phraſe: „Wir kommen, um Gold zu ſchlagen auf dem Grève-Platze: die Guillotine iſt der Prägſtock zu den Aſſignaten.“

[**] Die drei Letztgenannten, die beſtändig an einem und demſelben Strange zogen, bildeten einen blutigen Dreiklang, auf den ein Spötter jener Zeit — man ſagt, es ſei Chamfort geweſen — folgendes Epigramm gemacht:

Fût-il jamais rien de plus sot,
Que Merlin, Bazire et Chabot?
Non, je ne connais rien de pire,
Que Chabot, Merlin et Bazire!
Je n'ai rien vu de plus coquin,
Que Bazire, Chabot et Merlin.

Bazire war unter dem Spottnamen „Kaffeeſchwamm“ bekannt, denn manchen Tag ſoll er, wie Grimod de la Reynière in ſeinem „Almanach des Gourmands“ erzählt, 24—30 Taſſen ſchwarzen Kaffee's getrunken haben und durch dieſen übermäßigen Genuß in beſtändiger Aufregung geweſen ſein. Merlin wurde der „Weinſchlauch“ und der Ex-Capuciner Chabot, der eine junge Oeſterreicherin, Namens Leopoldine Frey, geheirathet hatte, wegen ſeiner Gefräßigkeit von ſeiner Frau und ihren Freunden der „Vielfraß“ genannt.

[***] Es iſt derſelbe Carra, welcher am 29. December 1770 im Jacobiner-Clubb 12 Preſſen, 100,000 Ballen Papier und blos halb ſo viel Soldaten begehrt hatte, um auch die deutſchen Völker gegen ihre Fürſten aufzuwiegeln; er war es, welcher am 8. September 1792 im Schooße der geſetzgebenden Verſammlung eine goldene Tabacksdoſe, die er vom Könige von Preußen als Belohnung für ein Werk, das ihm von Carra dedicirt worden war, niederlegte und verlangte, daß dieſes Gold, das er erſt kurz vorher angenommen, jetzt aber gründlich verachtete, zum Kriege gegen den Tyrannen Friedrich Wilhelm II., der es ihm geſchenkt habe, verwendet werden ſolle. (Etwas Aehnliches hat ein ehrenwerther Buchhändler in Leipzig mit einigen Doſen gethan, die er vom König von Schweden geſchenkt erhielt.)

VIII.

Durch all' dieſe verheerenden Sirocco-Stürme und blutbefleckten Partei-Kämpfe im Schooße der Nationalverſammlung ſpinnt ſich die Geſchichte jenes geweihten Dolches als rother Faden unſerer auf geſchichtlichen Thatſachen ruhenden Erzählung fort.

Suleau's Mörderin, Théroigne de Méricourt, die, bei aller Heftigkeit ihrer ſchnell aufbrauſenden Gemüthsart, doch kein ſo verworfenes Herz beſaß, als mancher ihrer Feinde uns glauben machen will, hatte ſich, nachdem ihr Zorn ſich abgekühlt, die Ermordung ihres Gegners ſo ſehr zu Herzen genommen, daß es ihr die erſten Nächte nicht möglich geweſen war, ein Auge zuzuthun, ohne durch die Erſcheinung des Gemordeten, der als blutiges Geſpenſt vor ihre Seele trat, aus ihrem Schlafe aufgeſchreckt zu werden. Reue und Gewiſſensbiſſe peitſchten ſie von ihrem Lager auf und vergönnten ihr ſelbſt bei Tage keine Ruhe. Aus jedem Winkel ihrer Zimmer grinzte ihr der vom Rumpfe geriſſene Schädel des Getödteten wie Banquo's Geiſt entgegen. Der Anblick ihres blutbefleckten Dolches rief in ihre Seele gleichzeitig die Erinnerung an den gehaßteſten ihrer Feinde und an den geliebteſten ihrer Freunde — Suleau und Barbaroux — zurück.

Die auf dem Griffe jener Waffe eingegrabenen Buchſtaben L. C. hatten in ihr den Verdacht erweckt, daß der Dolch ein Geſchenk jener ſchönen Schauſpielerin ſei, deren Vor- und Zunamen — Louiſe Contat — zufällig mit denſelben Buchſtaben, wie die jener Lucrezia Cenci anfingen. Ihr Verdacht war um ſo wahrſcheinlicher und gerechtfertigter, als Mademoiſelle Contat gerade zu jener Zeit der gefeiertſte Liebling des Théatre français, das Schooßkind des ganzen Publicums, der Abgott aller Männer, die Sirene aller Herzen war. Anfangs hatte Théroigne ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin, die ihr — wie ſie glaubte — Barbaroux's Neigung entzogen, Rache, blutige Rache zugeſchworen. Mit demſelben Dolche, den Mademoiſelle Contat ihm geſchenkt haben ſollte, wollte ſie das Herz dieſer Verführerin durchbohren. Sie wollte ihr Nachts am Ausgange des Theaters auflauern und ſie auf offener Straße, vor Aller Augen, als Opfer ihrer gerechten Rache niederzuſtoßen. Bald aber ſiegte — zum Glück der Schauſpielerin — Théroigne's gutes Herz über die böſen Eingebungen ihrer Eiferſucht.

— Nein, nein! rief ſie aus, den Dolch weit von ſich wegſchleudernd, des Blutes iſt genug gefloſſen; ich mag mein Gewiſſen nicht durch einen neuen Mord beflecken. Das Blut, das meine Hand vergoſſen hat, ſtinkt mich wie der Pfuhl der Hölle an. Ich kann ſie nicht riechen dieſe Hand, ohne grauſen Abſcheu und tiefen Ekel zu empfinden, und jemehr ich dieſe Hand rein zu waſchen ſuche, deſto röther wird ſie, deſto blutiger erſcheint ſie meinem Auge. Und jene Contat? Warum auch ſie ermorden? Weil ſie ihn liebt? Iſt er denn nicht werth, geliebt zu werden? Wie ſchön iſt dieſer Barbaroux! Schlank wie Apoll, kräftig wie Hercules! Und dennoch will ich ihn vergeſſen, und nichts, nichts mehr ſoll mich an ihn erinnern. Statt meine Nebenbuhlerin zu ermorden, will ich, das Weib aus dem Volke, mich dadurch an ihr rächen, daß ich ſie beſchäme. Dieſer Dolch, der mich ohne Unterlaß an

Suleau mahnt, ſchmerzt mich tiefer als ein glühender Dorn in meinem Auge. Ich mag ihn nicht länger ſehen ... ich muß mich ſeiner entledigen ... noch heute ... auf der Stelle!

Und nachdem ſie einen Augenblick überlegt hatte, ſchrieb ſie folgenden Brief:

»Bürgerin Contat.

»Eine Unbekannte, die zu ſtolz iſt, Ihnen ihren Namen zu nennen, ſendet Ihnen jenen Dolch zurück, auf deſſen Griff die Anfangsbuchſtaben Ihres Namens ſtehen; jenen Dolch, den Sie einem Manne geſchenkt, deſſen Name Ihnen bekannt ſein wird; einem Manne, deſſen Herz Sie ihr geraubt, deſſen Liebe Sie ihr geſtohlen haben. Das Weib aus dem Volke, das Ihnen Rache Anfangs geſchworen, will aber großmüthiger ſein, als Sie, und Ihnen das Leid, das Sie ihr zugefügt, vergeben und es Ihnen überlaſſen, ob Sie das Andenken Ihrer Liebe behalten oder es dem Manne, dem ich es entriſſen, zurückgeben und ihm in meinem Namen ſagen wollen, daß ich auch ihm vergeben habe. Möge er dann auch mir verzeihen, mir, die, trotz ſeiner Untreue, nie aufhören wird, ihn zu lieben mit der ganzen Gluth, mit der ganzen Raſerei jener Liebe, von welcher Damen Ihres Standes keine Ahnung haben.«

Dann legte ſie Dolch und Schreiben in ein Etui, packte es in Papier und ſchickte es durch eine ihrer Vertrauten, der ſie den Schwur unverbrüchlichen Schweigens abgenommen hatte, an Mademoiſelle Louiſe Contat.

— Ein Stein fällt mir vom Herzen, ſagte Théroigne, die nun erſt beruhigt war.

IX.

In dem Augenblick, als Mademoiſelle Contat, neugierig wie jede Schauſpielerin, das Packet des ungenannten Abſenders eigenhändig zu eröffnen geruhte, befand ſich eine ihrer Kunſtgenoſſinnen, Mademoiſelle Amélie Juliette Candeille, bei ihr zum Beſuch.

Sie öffnete das Etui, fand den Dolch, durchflog den Inhalt des anonymen Briefes und konnte ihre Ueberraſchung nicht verbergen.

— Was haben Sie da, ſchöne Louiſe? fragte die Freundin.

— Ein Räthſel in Form eines Briefes!

— Ich bin eine Freundin von Räthſeln! bemerkte Mademoiſelle Candeille.

— Wohlan, leſen und löſen Sie dies! erwiderte Mademoiſelle Contat und reichte ihr das Schreiben.

Mademoiſelle Juliette ſtudirte die geheimnißvollen Zeilen.

— Und haben Sie, liebe Contat, wirklich keine Ahnung, von wem dieſer Brief herrührt?

— Ich kenne weder die Unbekannte, noch den Dolch, noch den Mann, der ihn von mir erhalten haben ſoll.

— O denken Sie ein wenig nach! Vielleicht, holde Freundin, fällt Ihnen dann doch das Eine oder Andere ein, was Sie im Augenblicke der erſten Ueberraſchung vergeſſen haben.

— Auf dem Griffe dieſes Dolches ſteht ein L. und ein C., und zufällig ſind dies die Anfangsbuchſtaben meines Namens, doch gebe ich Ihnen mein Künſtlerwort, daß ich dieſe Waffe heut zum erſten Male ſehe.

— Sonderbar, höchſt ſonderbar! rief Mademoiſelle Candeille, deren feingazirtes Lächeln etwas Ungläubigkeit verrieth. Dabei iſt das gute »Weib aus dem Volke« etwas impertinent. Sie geſteht, jenen Unbekannten zu lieben mit der ganzen Gluth, mit der ganzen Raſerei jener Liebe, von welcher Damen unſeres Standes, nach ihrer Anſicht, keine Ahnung haben. Geſtehen Sie, iſt dies nicht höchſt ſchmeichelhaft für uns?

— Anonyme Briefe können mich niemals beleidigen! Die Unbekannte, die zu ſtolz iſt, mir ihren Namen zu nennen, ſcheint nach dem ganzen Inhalte dieſer Zeilen ein klein wenig verrückt zu ſein, ſonſt könnte ich nicht begreifen, wie ſie auf den Einfall käme, mich als ihre Nebenbuhlerin zu betrachten.

— Dieſer Brief, meine theure Louiſe, giebt mir Stoff zu einem kleinen Luſtſpiele, ſagte Mademoiſelle Candeille, die nicht blos Sängerin und Schauſpielerin, ſondern auch Dichterin war.

— Machen Sie damit, was Ihnen gefällt; doch damit Sie ſich überzeugen, daß dieſer Dolch mir eben ſo gleichgültig als dieſer Brief iſt, will ich Ihnen Beide als Geſchenk überlaſſen.

— Auch den Dolch? fragte die Dichterin.

— Und warum nicht? erwiderte die Schauſpielerin. Da ich nicht geſonnen bin, mich jemals in vollem Ernſte zu erdolchen, ſo ſehe ich nicht ein, wozu ich das Ding gebrauchen ſoll. Ihnen aber ſcheint es zu gefallen. Eh bien! ſo nehmen Sie es als einen Beweis meiner Bereitwilligkeit, Ihnen damit eine kleine Freude zu machen.

— Wahrlich, Sie ſind zu liebenswürdig! ſagte Mademoiſelle

Contat und umarmte ihre Freundin mit mehr Zärtlichkeit, als Mancher ihr zugetraut hätte.

Dann nahm ſie Brief und Dolch und ſteckte Beides in eine ihrer vielen Taſchen.

— Comment se porte Monsieur Vergniaud? fragte Mademoiſelle Contat, um dem Geſpräche, das ſchon etwas langweilig zu werden begann, eine pikantere Richtung zu geben.

— Er befindet ſich wohl, aber in beſtändiger Aufregung, erwiderte die Freundin des Präſidenten der Nationalverſammlung. Kein Wunder! Haben Sie ſeine letzte Rede geleſen?

— Sie iſt ein Meiſterſtück von Beredſamkeit. Jeder Satz dieſer Rede iſt eine Schlacht, jedes Wort darin ein tödtlicher Pfeil! Der arme König iſt rettungslos verloren!

— Und warum bedauern Sie ihn?

— Weil ich Mitleid habe mit Jedem, welcher unglücklich iſt!

— Doch wer anders als er ſelber trägt die Schuld? Seine Unentſchloſſenheit, ſeine Schwäche, ſeine Muthloſigkeit haben ihn an den Abgrund des Verderbens gebracht. Mit dem Einen Fuße ſteht er im Temple, mit dem Andern an der Schwelle des Schaffots.

— Und dann? Was dann? fragte die Contat.

— Dann wird die junge, von Oeſterreich und Preußen angefeindete Republik ihre ſiegreichen Schwingen über Frankreich, Italien, Deutſchland und ganz Europa ausbreiten, die glorreiche Tricolore die Reiſe um die ganze Welt machen und allen Völkern des Erdballs Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung bringen.

— Und unſere Kunſt? Unſere ſchöne Kunſt?

— Auch ſie wird zu neuem Leben auferſtehen!

— O glauben Sie dies nicht! Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben ſich Künſte und Wiſſenſchaften unter den Fittichen der Monarchie zu ſchönerer Blüthe entfaltet als unter dem Schutze der Republik. Dieſe betrachtet die Künſte und Wiſſenſchaften als Ueberfluß, der die Sitten des Volkes verweichlicht; Jene betrachtet ſie als Nothwendigkeit, um das Volk zu bilden und für das Schöne im Leben empfänglich zu machen. In Jean Jacques Rouſſeau's Augen iſt der Menſch der Glücklichſte, der auf allen Vieren kriecht. Ich, für meinen Theil, kann dieſem Glücke keinen Geſchmack abgewinnen und ziehe Jene vor, die dieſes Glück dem Thiere gönnen.

— Aber haben nicht auch unter Perikles die Künſte und Wiſſenſchaften geblüht?

— Ich gebe es zu. Doch wer ſagt Ihnen, daß jede Republik auch einen Perikles hat?

— Große Zeiten erzeugen auch große Männer. Wann hatten Griechenland und Rom größere Redner aufzuweiſen, als zu Zeiten der Republik? Wann lebte Demoſthenes? Wann lebte Cicero? Und wann hatte Frankreich größere Redner aufzuweiſen, als Vergniaud und Guadet, als Valazé und Isnard?

— Was aber nützen dieſe ſchönen Reden? Wohin führt uns dieſe Blitze ſchleudernde Beredſamkeit? Statt den Alles mit ſich fortreißenden Strom der Revolution in die Schranken der Geſetze zurückzuleiten, jagt ſie uns in die Arme der Anarchie, verwickelt ſie uns in Bürgerkrieg und verwandelt das einſt blühende Land in Trümmer und Aſchenhaufen.

— Auf Sturm folgt Ruhe, auf Nebel Sonnenſchein!

— Nennen Sie es Sonnenſchein, wenn die geſammte Gemeinde von Paris vom Convente die Verbrennung aller Bibliotheken, die Abſchaffung aller Religionen und die Einführung der Sainte Guillotine verlangt? Iſt da an Ruhe zu denken, wo ein Mann wie Claude Javogues verlangen darf, daß man, weil dieſe heilige Guillotine nicht ſchnell genug arbeitet, tagtäglich dreihundert Ariſtokraten auf die Ebene von Grenelle führe, um ihnen dort Blei in den Kopf zu gießen? Was iſt zu hoffen von einer Zeit, in welcher ein Collot d'Herbois den Wunſch auszuſprechen wagt, man möge unter jedes der 75 Gefängniſſe von Paris eine heilbringende Mine graben, um ſo alle Verhaftete mit Einem Male in die Luft zu ſprengen? — Die Zeit iſt gekommen, wo der Schlechteſte für den Beſten und der Beſte für den Schlechteſten gilt. Ich habe den Muth, Jedem, der es hören will, zu ſagen, daß dieſe Zeit, in der unſere Freiheit in Frechheit ausgeartet iſt, mich dergeſtalt anekelt, daß ich lieber unter den Hottentotten als unter dieſen Republikanern von geſtern, unter dieſen Volksbeglückern von heute möchte leben!

— O ſagen Sie dies Keinem, der Sie nicht ſo liebt wie Vergniaud! Sie haben in ganz Frankreich keinen aufrichtigern Bewunderer Ihres Talents als eben ihn: er iſt entzückt von der Wahrheit Ihres Spieles, und wenn Sie ſchweigen können, Louiſe, will ich Ihnen ein kleines Geheimniß anvertrauen.

— Sie machen mich neugierig ...

— Wohlan, ſo hören Sie ... Ich habe in Gemeinſchaft mit Vergniaud ein dreiactiges Luſtſpiel und darin eine höchſt dankbare Rolle für die liebſte meiner Freundinnen geſchrieben.

— Und darf ich um den Namen dieſes Stückes fragen?

— Es heißt »Catherine, ou la belle fermière.«

— Und wann, glauben Sie, wird das Stück aufgeführt werden?

— Jedenfalls noch im Laufe dieſes Winters.

— Und dieſe Rolle, ſagen Sie ...

— Iſt ganz wie für Sie geſchaffen ...

— Ich freue mich darauf wie ein Kind, ſagte Mademoiſelle Contat, die, berauſcht von dem Glück einer neuen Rolle, alles Uebrige vergeſſen hatte. Grüßen Sie den Bürger Präſidenten Vergniaud und ſagen Sie ihm, meine holde Freundin, daß die Bürgerin Contat auf jene Rolle ſo viel Sorgfalt verwenden will, daß er mit mir zufrieden ſein ſoll, erklärte die Schauſpielerin, umarmte die Dichterin und dankte ihr für die Mittheilung dieſer intereſſanten Neuigkeit.

Auch Mademoiſelle Candeille umarmte ihre Freundin; ſie küßte ſie auf beiden Wangen und ſagte beim Scheiden:

— Auch ich freue mich ſehr darauf!

IX.

Der Freund der Mademoiſelle Candeille, Pierre Victorin Vergniaud, Advocat aus Bordeaux, war das Haupt der Girondiſten und nach dem Urtheile aller Geſchichtsſchreiber, mit Ausnahme der Madame Roland, der erſte Redner des Nationalconvents. — Lamartine, der ihm im achtzehnten Buch ſeiner Geſchichte der Girondiſten ſieben Kapitel weiht, giebt uns eine ausführliche Schilderung, der wir folgende Züge entlehnen:

»Vergniaud war von mittlerer Geſtalt, ſtark und unterſetzt. Seine ſichere Haltung ließ in ihm den kampfgewohnten Redner erkennen. Seine Naſe war ſtark und kurz, ſeine etwas dicken Lippen gaben ſeinem Munde keine plumpe Form. Man ſah es ihnen an, daß ſie dazu gebildet waren, die Worte hervorfluthen zu laſſen, wie die Lippen eines Tritonen die Waſſerſtrahlen einer großen Quelle. Seine ſchwarzen Augen traten blitzend unter hervorſtehenden Augenbrauen heraus. Die breite Fläche ſeiner Stirn glich einem Spiegel, der den Verſtand widerſtrahlt; ſeine dunkelbraunen Haare folgten, wie jene Mirabeau's, allen Wendungen ſeines Kopfes. Pockennarben zeichneten ſein Geſicht, wie Spuren, welche der feine Spitzhammer des Steinhauers auf dem halbfertigen Marmor zurückläßt *). Die beweglichen Muskeln ſeiner Augenbrauen, ſeiner Schläfe, ſeiner Lippen formten ſich nach ſeinen Gedanken und ließen ſeine Phyſiognomie bald ſo, bald ſo erſcheinen: ſein Geſicht war die Transfiguration des Geiſtes. — In ſeinen Reden zeigte ſich Vergniaud, wie er wirklich war. Das Piedeſtal ſeiner Schönheit war die Rednerbühne. Sobald er von ihr herabſtieg, wurde ſie unbemerkbar: der Redner war dann nur noch ein Menſch.

In einem andern Capitel ſagt er von ihm: »Alle ſeine Gewohnheiten zeigten von Trägheit. Er ſtand mitten im Tage auf;

---

*) Es iſt ein ſonderbarer Zufall, daß die größten Koriphäen der Revolution, wie Mirabeau, Danton, Marat, Robespierre und dieſer Vergniaud pockennarbig geweſen ſind. Dies erinnert uns an ein Paar Verſe jenes Gaſſenhauers, den der Berliner Volkswitz auf den Königsmörder Tſchech gemacht; ſie lauten:

Er hatte Pocken in's Geſicht,
Und das beweiſt nichts Gutes nicht!

er ſchrieb wenig und dies Wenige auf einzelne Blätter; dabei legte er das Papier auf ſeine Knie, wie ein Mann, welcher Eile hat und mit der Zeit kargt. Er arbeitete ſeine Reden ſehr langſam und behielt ſie mit Hülfe kurzer Notizen im Gedächtniß. Ohne ſich zu übereilen, ging er mit ſeiner Beredſamkeit wie der Soldat mit ſeinen Waffen um, welche er während der ihm vergönnten Raſt putzt. Er wollte, daß ſeine Streiche nicht blos tödtlich, ſondern auch glänzend ſein ſollten: er trachtete eben ſo nach Kunſt, wie nach Politik. War der Streich gefallen, ſo überließ er die Wirkung dem Schickſale und ſich ſelbſt wieder aufs Neue dem Müſſiggang. Er war nicht einer jener Schwätzer, die in jeder Stunde auftreten, ſondern ein Mann, der nur für große Tage paßte.«

Ganz anders ſchildert ihn Madame Roland. Auch ſie — der enthuſiaſtiſche Plutarch der Girondiſten — geſteht, daß Vergniaud einer der beredſamſten Redner war, obgleich er, fügte ſie hinzu, keine ſeiner Reden improviſirte, wie Guadet; doch eben ſo offen bekennt ſie, daß ſie ihn nicht liebe, weil er die Menſchen verachte, ſich um ſie nicht viel bekümmere, und daß er ſein Talent nicht mit jenem Feuereifer, der nur großen Seelen eigen ſei, dem allgemeinen Wohle widme, daß er faſt immer träge und nur ſehr ſelten fleißig ſei. — Man ſieht, ſagt ein Beurtheiler dieſer Frau, daß Vergniaud der Madame Roland, bei welcher er durch Guadet eingeführt worden war, nicht den Hof gemacht und ihrem Geiſte keinen Weihrauch geſtreut hatte.

Aber trotz all der Mängel, die Madame Roland ihm zum Vorwurf machte, war Vergniaud einer der glänzendſten Pfeiler der parlamentariſchen Beredſamkeit, der Spartacus der Tribune, deſſen ſcharfgeſchliffenes Schwert jeden ſeiner Gegner ſiegreich zu Boden warf.

Dieſer Mann, deſſen träger Geiſt die ſüße Wonne des Nichtsthuns jedem andern Genuſſe vorzog, befand ſich nirgends wohler als in der Geſellſchaft jener liebenswürdigen Künſtlerin, von deren Geiſt und Schönheit er ſich dergeſtalt berauſchen ließ, daß er bei ihr den König, den er haßte, ſein Vaterland, das er liebte, ſich und ſeinen Ehrgeiz vergaß. »Vergniaud, ſagt Lamartine, beeilte ſich, ſeine Jugend zu genießen, gleich als ob ein Vorgefühl ihm geſagt hätte, daß er ſie nicht lange genießen würde.« Und darum warf er ſich über Hals und Kopf in koſtſpielige Vergnügungen, die ihn in Sorgen ſtürzten. Er machte ſeiner Freundin theuere Geſchenke, welche die Kräfte ſeines kleinen Einkommens überſtiegen. Er ließ ſich — wie Collot d'Herbois — von Greuze portraitiren und ſchenkte das Bild, für das er dem alten berühmten Meiſter hundert Louis bezahlt haben ſoll, der Demoiſelle Candeille, die, bei aller Vorliebe, welche ſie für Maler und Gemalten beſaß, einen Schmuck oder Shawl von dieſem Werthe doch wohl vorgezogen hätte, denn welche Künſtlerin iſt, bei aller Liebenswürdigkeit, nicht auch ein klein wenig eigennützig?

Eines Abends, als er ſeine Freundin, wie gewöhnlich, erſt nach dem Theater beſuchte und mit ihr ſoupirte, drehte ſich das Geſpräch um ſeinen Lieblingsdichter Corneille und um »Cinna«, deſſen Aufführung er am heutigen Abend beigewohnt hatte.

— Welch ein Stück, rief er aus! Je öfter ich es ſehe, deſto mehr Schönheiten entdecke ich in dieſem Schachte von Poeſie! Der große Dichter, der ſein Trauerſpiel dem Herrn v. Montoron, Präſidenten des Parlaments von Toulouſe, gewidmet hatte, erhielt von ihm ein Geſchenk von tauſend Livres. Lebte Corneille noch heute und würde er mich der Ehre würdig halten, mir ſeinen Cinna zuzueignen, ich ſchenkte ihm 100,000 Francs, ſelbſt wenn ich ſie borgen oder ſtehlen müßte. O dieſer Corneille! Die ſchwächſte ſeiner Dichtungen wird alle Reden unſerer Nationalverſammlung überdauern, und unſer Aller Name wird vom Strome der Zeiten längſt hinweggeſpült ſein, während der ſeinige noch als reine unverſehrte Perl glänzen wird im Diademe der unſterblichen Muſe der Poeſie. — Wohl begreife ich's, daß dieſer Heros des Trauerſpiels der einzige Menſch in ganz Frankreich war, den der allmächtige Cardinal Richelieu beneiden konnte, deſſen Siege, deſſen Lorbeer ihn nicht ſchlafen ließen. Wäre ich nicht Richelieu, ſoll er einſt nach Aufführung der »Rodogune« geäußert haben, dann möchte ich der Dichter dieſer Tragödie ſein. Armer Cardinal! Wär' ich Corneille, dann möchte ich kein Richelieu ſein!

— Auch ich, Vergniaud, bin eine glühende Verehrerin Corneille's, und dennoch wundert's mich, daß der Gemeinderath die Aufführung dieſes Stücks nicht unterſagt hat. Haben Sie gehört, mein Freund, wie das Parterre in der Scene, zwiſchen Cäſar und Cinna, wo er von Jenen ſpricht, die ſich gegen ihn verſchworen haben, bei der Stelle »Un tas d'hommes perdus de dettes et de crimes« in lauten anzüglichen Jubel ausbrach?

— Wohl hab' ich's gehört und wohl begreife ich den Beifall, den man gerade dieſer Stelle geſpendet. Die Hälfte des Berges kann dieſe Worte auf ſich beziehen, denn wie mancher dieſer Menſchen, in deren Munde das dritte Wort »Tugend« heißt, iſt das zu Fleiſch gewordene Laſter, »erdrückt von Schulden und Verbrechen«. Ich möchte wiſſen, was bei dieſer Stelle und bei dem Jubel, den man ihr geſpendet, Danton, Marat und Legendre gedacht und gefühlt haben mögen. — Ach, lebte dieſer Corneille noch jetzt, Marat würde ihn für verdächtig erklären und Legendre beim Convente darauf antragen, zu decretiren, daß der Citoyen Pierre Corneille ein Ochſe ſei, damit er, der Schlächter, das Recht habe, ihn todtzuſchlagen. Wie klug iſt's von unſern Nachbaren, den Engländern, daß ſie ſich ein Geſetz gegeben, welches die Metzger von der Würde der Richter und Geſchworenen ausſchließt! Ah, dieſer Fleiſcherhund lechzt nach Blut, wie das Volk Israels in der Wüſte nach einem Manna-Regen. — Neulich drang er im Jacobinerclubb auf die Verurtheilung des Königs, den er in ſeiner Schlächterſprache den Apis der Egypter, den großen Ochſen Frankreichs nennt, den man zerhauen müſſe in vierundachtzig Stücke, um jedem Departement ein Stück davon als einen Sonntagsbraten zuzuſchicken!

— Und ſolche Tollhäusler ſitzen im Convent!

— Und dieſer Legendre iſt trotz Allem noch nicht der Schlimmſte. Ein Anderer, Jean Debry, verlangt die Errichtung eines Corps von Tyrannenmördern, die Frankreich ausſchicken ſoll, um an einem und demſelben feſtgeſetzten Tage ſämmtliche Fürſten Europa's, vor Allen aber Friedrich Wilhelm von Preußen und den Braunſchweiger Schurken, die ſich an die Spitze der Feinde Frankreichs geſtellt haben, durch Meuchelmord aus der Welt zu räumen. Alle dieſe Leute ſind reif für das Tollhaus, heilig und unantaſtbar, weil ſie Mitglieder der ſouveränen Nationalverſammlung ſind. Welche Beſchämung für einen Mann von Ehre, Präſident einer ſolchen Verſammlung zu ſein! Ich kann Ihnen nicht ſagen, liebe Freundin, wie tief mich die Brutalität mancher dieſer Leute empört. Sie betragen ſich nicht wie Geſetzgeber: ihr Benehmen iſt das der Straßenjungen, die ſich gegenſeitig verhöhnen und mit Koth bewerfen. Ihr drittes Wort iſt »frech!« ihr ganzes Betragen eine Schmach für die Nation, die ſie gewählt hat, den anarchiſchen Beſtrebungen einzelner Ehrgeizigen ein Ziel zu ſetzen und die Zukunft und das Heil unſeres ſchönen, von Parteien zerriſſenen Vaterlandes auf die ſouveräne Herrſchaft freier Geſetze zu gründen! Menſchen, welche die heilige Unantaſtbarkeit der Geſetze mit Füßen treten, ſprechen von durchlöchertem Rechtsboden, von Verkümmerung unſerer Freiheit, von Verletzungen unſerer Errungenſchaften. Doch genug davon! Ich bin gekommen, um mich bei Ihnen von des heißen Tages Laſt und Mühen zu erholen. Schweigen wir von Politik! Laſſen Sie uns von andern Dingen plaudern. Wie befindet ſich Ihre ſchöne Freundin Contat? fragte der Präſident der Nationalverſammlung, eine Pfirſich, die auf ſeinem Deſſertteller lag, in zwei Hälften theilend und eine davon ſeiner Freundin anbietend. Haben Sie ſie ſchon lange nicht geſehen?

— Erſt geſtern war ich bei ihr und habe ihr den Mund wäſſerig gemacht nach der Rolle der »ſchönen Pächterin«.

— Und weiß Mademoiſelle Contat, daß ich einen kleinen Antheil an dieſem Stück habe?

— Ich habe es ihr unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit anvertraut, und eben darum freut ſie ſich auf dieſe neue Rolle.

— Sie haben ſie ihr wirklich zugedacht?

— Wo denken Sie hin? Eine ſo dankbare Rolle behält man gern für ſich ſelbſt ...

— Und warum haben Sie ihr Hoffnung darauf gemacht?

— Um mich gegen ſie dankbar zu beweiſen für ein artiges Geſchenk, das ſie mir gemacht ...

— Und worin beſteht dieſes Geſchenk?

— Sie ſollen es ſehen, mein Freund, ſagte Mademoiſelle Candeille, holte Brief und Dolch und weihte ihn in das Geheimniß dieſer abenteuerlichen Geſchichte ein.

— Und ſie kennt wirklich weder dieſen Dolch, noch die Schreiberin dieſes Briefes, fragte Vergniaud, nachdem er Letztern noch einmal durchgeleſen hatte.

— Wenigſtens betheuert ſie es!

— Mir fällt dabei ein Ausſpruch des griechiſchen Tyrannen Lyſander ein, welcher der Anſicht war, daß die Wahrheit nicht mehr werth ſei als die Lüge. Der gute Mann mag Recht haben, denn, genau betrachtet, iſt jede ſogenannte Wahrheit eine Lüge und die Lüge nur die einzige Wahrheit! Aber mag es Lüge oder Wahrheit ſein — gleichviel — dieſer Dolch iſt ſchön und gefällt mir außerordentlich!

— Wirklich? O dann erlauben Sie, daß Ihre Freundin Ihnen damit ein Geſchenk machen darf.

— Ich nehme es an, liebe Juliette! Wir leben in einer Zeit, wo ein Mann meiner Stellung ſolchen Schutz vielleicht gebrauchen kann.

— Möge er Ihnen Glück und Segen bringen!

— Man wünſcht ſo gern, was man hofft! Doch fällt mir ein, daß die beiden Buchſtaben, welche auf dem Griffe dieſer Waffe ſtehen, auch anders als »Louiſe Contat« ausgelegt werden können. Leute, die überall Verdacht wittern, könnten veranlaßt werden zu vermuthen, daß dies geheimnißvolle L. und C. und die darunter eingegrabene Lilie — das Wappen der Bourbons — ſo viel als Louis Capet bedeute!

— Daran habe ich noch nicht gedacht! Dieſe Auslegung iſt in der That ſehr ſcharfſinnig ...

— Aber auch ſehr gefährlich, liebe Juliette!

— Ich begreife, was Sie ſagen wollen ...

— Ich aber kenne keine Furcht und werde dieſe Waffe, trotz dieſer omniöſen Buchſtaben, behalten.

— Faſt reut es mich jetzt, ſie Ihnen geſchenkt zu haben! Wie leicht könnte einer Ihrer Feinde — denn welcher große Mann hat nicht Feinde? — die fatale Deutung jener Buchſtaben zu einer Anklage gegen Sie benutzen? Heut zu Tage, wo Jeder »des Verdachtes verdächtig« iſt, im geheimen Einverſtändniſſe mit dem Könige und ſeinem Hofe zu ſtehen, kann auch der reinſte und unbeſcholtenſte Patriot leicht verdächtigt werden.

— Mein Name und meine ganze Handlungsweiſe, beſorgte Freundin, ſchützen mich vor jedem Verdachte dieſer Art, und darum will ich dies Geſchenk als ein Andenken Ihrer Freundſchaft aufbewahren und es beſtändig bei mir tragen.

— Möge es Ihnen nie Gefahr bringen!

Vergniaud ſteckte den Dolch ein und lenkte das Geſpräch auf den Nutzen und die Wichtigkeit des Theaters zurück.

— In Zeiten, wie die unſrige, bemerkte er, kann das Volk von der Bühne weit mehr als von Kanzel und Katheder lernen. Das Theater, der große Spiegel der Weltgeſchichte, kann unter guter Leitung eine Pflanzſchule des Heldenmuthes und aller andern Tugenden der Vaterlandsliebe und gleichzeitig das Correctionshaus abſchreckender Laſter werden, die auf der Bühne dem

Schwerte der rächenden Vergeltung anheimfallen. — Auch das Luſtſpiel, das mit lachender Miene die Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen geißelt, kann großen Nutzen ſchaffen. Leider aber ſind unſere Theater, in den Schlamm der Gemeinheit herabgeſunken, die Schaubühne gemeiner Leidenſchaften, der Tummelplatz roher Unwürdigkeiten geworden. Es fehlt unſerer Zeit ein Ariſtophanes, der, wie dieſer in ſeinen »Fröſchen«, die aufgeblaſenen Halbgötter der Gegenwart dem homeriſchen Gelächter des Volkes Preis giebt. Stände jetzt ein neuer Molière auf, er würde ſeinen »Tartüfe« aus den Reihen unſerer Volksvertreter herausgreifen und dieſe Lamoignons der Politik unter dem Feuerregen ſeiner Satire, unter der verheerenden Lava ſeines Spotts begraben; er würde all' dieſe Heuchler mit ihren völkerbeglückenden Theorieen und ihrer eigennützigen Praxis im Angeſichte der ganzen Nation, der dann die Schuppen von den Augen fielen, entlarven und ihr zurufen: »Hüte Dich vor dieſen Heuchlern! Sie, die Dir Arbeit, Brot, Bildung, Wohlſtand und goldene Tage vorſpiegeln, wollen Dich nur noch tiefer und tiefer in den Abgrund ſtürzen. Volk, ſie mißbrauchen Deine Macht, um nicht Dich, ſondern 'ſich ſelbſt aus ihrem Nichts zu der höchſten Sproſſe der Gewalt zu erheben, um Dich, armes betrogenes Volk — die Leiter, auf der ſie ſich emporgeſchwungen — umzuwerfen und in den Abgrund zu ſtürzen!« — Molière est mort, vive Molière! rief Vergniaud, ergriff ſein Champagnerglas und ſtieß mit ſeiner Freundin auf den Ruhm des »Ariſtophanes von Frankreich« an.

XI.

Drei Monate nach jenem Abende, am 27. December 1792, wurde im Théâtre der Rue Richelieu zum erſten Male

Catherine ou la belle Fermière
comédie en 3 actes, en prose, melée des chants

aufgeführt. Die Verfaſſerin hatte ſich nicht genannt, doch wußte ganz Paris, daß dieſes Stück, welches ſich durch die Heiterkeit ſeiner Handlung, durch den glücklichen Contraſt der Charaktere und durch den Reiz ſpannender Situationen vor hundert andern dieſer Gattung auszeichnete, von Mademoiſelle Juliette Candeille, und daß ihr »Mitarbeiter« (eine Bezeichnung, über welche die böſe Welt boshafte Randgloſſen machte) kein Geringerer als der Bürger Pierre Victorin Vergniaud, das Haupt der Gironde, der Präſident der Nationalverſammlung war. Mademoiſelle Contat, der man die Rolle zugeſagt und die ſich »wie ein Kind« darauf gefreut hatte, war, nachdem ihr die Ueberzeugung geworden, daß ihre »falſche Freundin« die dankbare Rolle für ſich ſelbſt behalten, weniger erfreut, und rächte ſich für dieſe Täuſchung dadurch, daß ſie aller Welt erzählte, die beſten Scenen dieſes Stücks ſeien vom »Hausfreunde«, vom »Mitarbeiter«, vom »Retoucheur« der Mademoiſelle Candeille.

Stück und Darſtellung hatten furore gemacht.

XII.

Fünfundzwanzig Tage nach der Aufführung jenes unterhaltenden Luſtſpiels, Donnerſtag am 21. Januar 1793, wohnte die halbe Bevölkerung von Paris, auf dem Revolutionsplatze, dem Tuilerienſchloſſe gegenüber, dem Gratisſchauſpiele eines blutigen vom Convente in Scene geſetzten Trauerſpiels bei, deſſen Titel

»die Hinrichtung Ludwigs XVI.«

dem Leſer Alles ſagt, was er zu wiſſen braucht, um ſeine ganze Theilnahme in die Schranken zu rufen.

Sechs Tage vorher hatte im Schooße der Nationalverſammlung die Abſtimmung über Louis Capet's Verbrechen und Strafe begonnen.

Von den 749 Mitgliedern des Convents befanden ſich 15 als Commiſſarien in der Provinz (darunter Barras, Hérault de Séchelles ꝛc.), 8 waren, wie ſie ſagten, durch Krankheit abgehalten, den Sitzungen beizuwohnen*), 5 hatten ſich geweigert, an der Abſtimmung Theil zu nehmen, weil ſie es mit ihrem Gewiſſen nicht vereinbar hielten, Ankläger, Zeugen, Geſchworene und Richter in Einer Perſon zu ſein. Die Zahl der Votirenden betrug ſonach 721, die der abſoluten Mehrheit 361.

---

*) Einer dieſer Kranken, Duchâtel, der Girondiſt, ließ ſich, in ſeine Bettdecken eingehüllt, in den Convent tragen, um dort, den Drohungen ſeiner Partei muthig Trotz bietend, mit ſterbender Stimme gegen den Tod des Königs zu ſtimmen.

Zwei Mitglieder hatten für die Galeere geſtimmt. Der Eine war Dupin, der Andere war Condorcet*).

Für Gefangenhaltung bis zum Frieden und für Verbannung nach Abſchluß deſſelben oder auch für ſofortige Abſetzung und Verbannung hatten 286 geſtimmt, darunter Grangeneuve und Texier-Mortegoute**). Ein Anderer, E. Chaillon, hatte nur für Verbannung und gegen den Tod des »Hochverräthers an der Souveränetät des Volks« geſtimmt, um ihm nicht zum Ruhme eines Märtyrers oder Heiligen zu verhelfen***).

Für den Tod, jedoch mit Aufſchub bis zum Frieden oder bis zur Einſetzung der neuen Verfaſſung, hatten 46 geſtimmt, darunter Briſſot, Barbaroux, Guadet.

Für den Tod mit Appellation an das Volk hatten 36 geſtimmt, darunter Mailhe, von dem dieſer Antrag ausgegangen war, und Vergniaud †).

Für den Tod ohne Aufſchub hatten 341 geſtimmt, darunter

---

*) Sein Votum lautete: Die Strafe, die auf Hochverrath ſteht, iſt der Tod. Da aber die Anwendung dieſer Strafe gegen meine Grundſätze iſt, ſo ſtimme ich für die härteſte Strafe, die im Strafgeſetzbuch gleich nach dem Tode kommt. (Galeere.)

**) Die Geſchichte lehrt uns, daß aus der Aſche eines Königs ein anderer emporſteigt und darum ſtimme ich nur für Verhaftung bis zum und für Verbannung nach dem Frieden.

***) Ich widerſetze mich dem Tode Louis Capet's, jedoch blos darum, weil Rom dies haben möchte, um ihn ſelig zu ſprechen.

†) Ich habe geſtern erklärt, daß ich ihn als einen Verſchwörer gegen die Freiheit und Sicherheit der Nation für ſtrafbar anerkannt; heute iſt es mir nicht erlaubt, über die Strafe in Zweifel zu ſein. Das Geſetz ſpricht: es iſt der Tod! Aber indem ich dies furchtbare Wort ausſpreche, ſtimme ich, beunruhigt über das Schickſal meines Vaterlandes und über die Gefahren, die ſelbſt unſerer Freiheit drohen, und über das Blut, das vergoſſen werden könnte, dem Antrage Mailhe's bei u. ſ. w.

Bertrand, Barrère, Billaud-Varennes,*) Moiſe Boyle, Panis, Chabot, Chaumette, Collot d'Herbois, Danton, David, Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Fréron, Genſonné, Isnard, A. Julien, Lacoſte, Laguire, Lakanal, Laſource, Lebas, Legendre, Lequinio, Marat, Maſſieu, Michaud, Oudot, Panis, Pethion, Rebecqui, Robert, die beiden Robespierre, Saint-Juſt, Sergent, Siéyès,**) u. ſ. w. u. ſ. w.***)

Sonnabend am 16. — Abends 8 Uhr — nachdem alle Stimmen gezählt und noch ein Mal revidirt waren, erhob ſich Vergniaud, als Präſident, um der Verſammlung das Urtheil zu verkünden; doch bevor er es ausſprach, beſchwor er ſie, im Namen der Menſchlichkeit, das feierlichſte Schweigen zu beobachten; dann verkündete er mit feſter, aber bewegter Stimme das Urtheil:

---

*) Billaud, der den Tod des Königs nicht erwarten konnte, trug darauf an, die Brutus-Büſte, die im Sitzungsſaale aufgeſtellt war, zertrümmern zu dürfen, weil ihr Anblick ihn tief beſchäme. „Dieſer edle Römer, rief er, auf die Büſte hinweiſend, zögerte keinen Augenblick, einen Tyrannen zu tödten, und Ihr, Ihr ſäumt und wollt den Lauf der Volksjuſtiz aufhalten? Auch ich ſtimme für Ludwig's Tod!"

**) La mort sans phrase! (Auch nur eine Phraſe, die man früher Robespierre zugeſchrieben hat.)

***) Unter Denen, die für den Tod des Königs geſtimmt, befand ſich auch ſein eigener Bruder, der erſte Prinz von Geblüt, der Herzog Philipp Egalité von Orleans. Sein Votum, das er auf der Rednerbühne mit ruhiger Stimme ablas, lautete wörtlich: „Einzig und allein meine Pflicht im Auge habend und überzeugt, daß alle Die, welche die Souveränetät des Volkes angetaſtet haben oder noch in der Folge antaſten werden, den Tod verdienen, ſtimme ich für den Tod." Lamartine ſagt in Bezug auf dieſe Abſtimmung: „Dieſe Worte wurden ſelbſt von der Partei des Herzogs mit Schweigen und Staunen aufgenommen. Er fand auf dem Berge nicht einen Blick, nicht eine Geberde, nicht eine Stimme, die ihm Beifall bezeigte. Die Leute vom Berge konnten wohl, indem ſie einen gefangenen und wehrloſen König zum Tode verurtheilten, die Gerechtigkeit verletzen und der Menſchlichkeit Hohn ſprechen, allein ſie handelten nicht der Natur zuwider. Die Natur empörte ſich ſelbſt in ihnen gegen das Votum des erſten Prinzen von Geblüt."

— Le roi est condamné à la mort.

Im ganzen Saale herrſchte tiefes Schweigen: es war das Schweigen der Gräber!*)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage dieſes blutbefleckten Tages wurde in den Eſtaminets und Kaffeehäuſern ganz wie gewöhnlich Billard und Domino geſpielt, und Abends, auf Befehl des Gemeinderaths, in den Theatern allerhand luſtiger Poſſenkram aufgeführt, damit die gute Stadt Paris ſich zerſtreue, und nichts ſie daran erinnere, daß vierzehn Stunden vorher Ludwig XVI. unter dem Meſſer der Guillotine die Sünden Ludwig's XV. gebüßt.

Wir theilen hier ein Paar Stücke aus dem Repertoire jener Zeit mit.

Im Théâtre des Arts wurde »Denys le Tyran«, eine Oper, gegeben, in welcher ein korinthiſcher Schuſter den Ex-König von Syracus zwingt, auf die Geſundheit Timoleons und auf den Tod aller Könige zu trinken. Im Théâtre de la République wurde Sylvain Maréchal's »Dernier jugement des rois«, eine Poſſe aufgeführt, in welcher alle Könige, der Papſt und die Kaiſerin Catharine von Rußland, die mit ihrem Scepter ſeinen Hirtenſtab zerbricht, auf eine wüſte Inſel verbannt und am Schluſſe des Stücks von einem wohlthätigen Vulkan verſchlungen werden. Im Théâtre de la Rue de la Loi wurde »la Journée du Vatican«, eine Farce, gegeben, in der ein betrunkener Papſt, ein ſtotternder Cardinal und ein harthöriger Erzbiſchof (Bernis und Maury) zotige Couplets ſingen; im Vaudeville wurde Dorvigny's »parfaite égalite« und in den Variétés Valcourt's »Vouset Toi« aufgeführt. Nach der Vorſtellung dieſes letzten Stückes — berichtet Toubin — dutzte ſich das ganze Publikum.

---

*) Ludwig XVI., der vom 10. Auguſt 1792 bis zu ſeiner Hinrichtung im Temple eingekerkert blieb, vernahm ſein Todesurtheil aus dem Munde des neuen Juſtizminiſters Dominique Joſeph Garat, den Prudhomme „den dienſtfertigen Lobredner aller Verbrechen“ nennt. — Das ſchriftliche Todesurtheil war von Roland de la Platière, Mitglied des proviſoriſchen Executivraths, unterzeichnet.

XIII.

Fünf Monate nach der Hinrichtung des unglücklichen Königs folgte einer jener 341, die für deſſen Tod geſtimmt hatten, ihm auf die Guillotine nach. Dieſer Eine war Charles Barbaroux, einer der Leiter des 10. Auguſts, der Antinous der Madame Roland, der Ganymed Théroigne's de Méricourt.

Dieſer Mann, dem der Einfluß einer heimlich angebeteten Frau ſanftere Empfindungen eingeflößt hatte, war, ein treues Echo der Madame Roland, im Convente nach und nach als Ankläger Marat's, Robeſpierre's, Dantons und der ganzen Partei Orleans aufgetreten und hatte ſich aus Liebe zu dieſer Dame die Feindſchaft und den Haß des ganzen Berges zugezogen. Am 31. Mai 1793 war er einer jener 34 Girondiſten, die auf Verlangen wilder

Jacobiner-Maſſen, welche, angeführt von Santerre und einem Tambour voran, in die Nationalverſammlung eingezogen waren, vom Convente geächtet und für vogelfrei erklärt worden. Mit Hilfe der Madame Roland war er nach dem Departement Calvados entflohen, in der Abſicht, dort einen Aufſtand gegen Paris zu erregen. Nachdem dieſer Verſuch mißglückt war, hatte er ſich in Quimper eingeſchifft und nach Bordeaux begeben, um dort ein Gleiches zu verſuchen. Dort aber war er feſtgenommen und am 25. Juni guillotinirt worden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seit dem Tage, an welchem Madame Roland die Hinrichtung ihres Lieblings vernommen hatte, war in ihrem Herzen eine große Veränderung eingetreten. Sie, die bis zu dieſer Zeit die Republik mit der ganzen Kraft ihrer Seele geliebt hatte, begann einzuſehen, daß ſie ſich jene göttliche Freiheit, für die ſie von Jugend auf geſchwärmt, ganz anders gedacht; ſie begann einzuſehen, daß die Tyrannei Vieler noch weit unerträglicher, als die Tyrannei eines Einzigen ſei; ſie begann einzuſehen, wohin dieſe Volksherrſchaft, die ſtets und überall ſo ſchnell in Pöbelherrſchaft ausartet, hinführe. Sie beweinte den Tod ihres Freundes, der mehr als Opfer ihrer Geſinnungen, als der ſeinigen gefallen, und ſchien ſeit jenem Tage nicht mehr die glühende Republikanerin, die ſie früher geweſen war.

Auch Théroigne de Méricourt hatte ſich den Tod ihres »ſchmucken Gottes«, ob er gleich ihr untreu geworden war, tiefer zu Herzen genommen, als Mancher ihrem Leichtſinn zugetraut. Bei der Nachricht ſeiner Hinrichtung zerfloß ſie in Thränen, und ſeit jenem Augenblick haßte ſie die Freiheit, den ganzen Convent, die ganze Welt. An jenem Tage zerriß ſie ihr blutrothes Gewand und legte Trauerkleider an.

Roſe Lacombe, die Tags darauf ihrer Feindin auf der Straße begegnete, fragte um den Grund dieſer tiefen Trauer.

— Ich traure um Frankreich! ſagte Théroigne und ging weiter.

— — — — — — — — — — — — — —

Zu jenen gleichzeitig mit Barbaroux geächteten Girondiſten gehörten Guadet, Gorſas, Manuel, Couſtard, Cuſſy, Rebecqui, Grangeneuve u. ſ. w., die ihren Feinden in die Hände fielen und auf der Guillotine endeten. Zu denen, welche ſich durch die Flucht gerettet hatten, gehörten Lanjuinais, Buzot, Clavière, Condorcet, Pethion, Rabaut-Saint-Etienne, die aber überall unſicher und verfolgt, mit Ausnahme des Erſten, als Selbſtmörder der Rache des Pöbels aus dem Wege gingen.

XIV.

Wir kehren nun zu Vergniaud zurück.

Jener Dolch, den er von ſeiner Freundin erhalten und, wie er ihr verſprochen hatte, als ein Andenken ihrer Freundſchaft beſtändig bei ſich trug, blieb bis zum Juni 1793 im Beſitze dieſes Mannes, deſſen Grundſätze durch den Umgang mit Mademoiſelle Candeille allmälig mehr und mehr von ihrer erſten Heftigkeit verloren und ſich, je mehr er die Folgen der weiter um ſich freſſenden Anarchie überſchaute, zur Mäßigung der entfeſſelten Elemente und Leidenſchaften hinzuneigen begannen.

Eine ſeiner ſchönſten Reden iſt unſtreitig jene, in welcher er den Urhebern der September-Gräuel und jenem Bluthunde Marat, welcher, kurz vorher, neue Opfer verlangt hatte, die Lage Frankreichs mit beredten Farben vor die Seele führte.

— Das Gerücht neuer Proſcriptionen, ſagte er, dieſe ewige Unruhe, dieſer unbändige Haß, dieſe willkürlichen Verfolgungen, dieſe Verletzungen des Eigenthums, dieſe Verhöhnung aller Geſetze haben rings um uns her Schrecken und Beſtürzung verbreitet. Der wohlhabende Bürger verbirgt ſich und ſein Geld, das er dem öffentlichen Verkehre entzieht, und flieht, von Abſcheu erfüllt, den Ort dieſer blutigen Auftritte; dagegen giebt es Heuchler und Schurken, die nur in Tagen öffentlichen Unglücks ihre finſtern Schlupfwinkel verlaſſen, wie giftige Inſekten, welche die Erde blos zu Zeiten der Stürme erzeugt. Dieſe Elenden ſind's, die ohne Unterlaß Argwohn, Mißtrauen, Verdächtigungen ausſtreuen, überall Eiferſucht, Haß und Erbitterungen erregen; ſie lechzen nach Rache und Blut. In ihren aufrühreriſchen Reden ariſtokratiſiren ſie ſelbſt die Tugend, um ſich das Recht anzumaßen, ſie verläumden und mit Füßen treten zu dürfen; ſie demokratiſiren das Verbrechen, um ſich darin zu ſättigen und es ungeſtraft begehen zu dürfen.

Nach ihm betrat Marat die Tribune.

— Es giebt Menſchen, ſagte er, die um jeden Preis Ruhe wollen. Dieſe Fanatiker der Ruhe, denen nichts heilig iſt, als ihr eigenes Ich, fragen nichts nach dem Elende der Andern. Für ihre tauben Ohren iſt der himmliſche Accord »Freiheit, Gleichheit und

Brüderlichkeit« eine markdurchbohrende Diſſonanz, die ſie aus ihrer Ruhe aufſchreckt.

Dann ergoß er einen Strom von Tiraden über die Gleichheit aller Menſchen aus und ſchloß ſeine Rede damit, daß er noch 270,000 Köpfe jener elenden Fanatiker der Ruhe, jener engherzigen Egoiſten, jener doppelköpfigen Heuchler, die mit einem Antlitze nach der Republik und mit dem andern nach der Monarchie ſchauen, zum Gedeihen der nur durch ſie gefährdeten Freiheit und Gleichheit, begehre.

Gleich nach ihm ergriff Vergniaud noch ein Mal das Wort.

— Wie niederdrückend iſt es für mich, auf dieſer Tribune einem Manne zu folgen, deſſen Rede von Verleumdung, von Gift und Galle, von Blut und wieder Blut und nichts als Blut trieft!

In dieſer Rede, in welcher er im prophetiſchen Geiſte die Revolution mit Saturn verglichen hatte, der nach und nach ſeine eigenen Kinder verſchlingt, ſagte er in Bezug auf das Feldgeſchrei Marat's, auf die von ihm mit Extaſe geprieſene Gleichheit:

— Eine Deſpot des Alterthums*) hatte ein eiſernes Bett, auf das er all' ſeine Opfer legen, jene, welche größer als dies Bett, zerſtümmeln und jene, welche kleiner waren, martervoll ausrenken ließ; denn auch dieſer Tyrann liebte die Gleichheit. Dies, o Volk, iſt dieſelbe Gleichheit, die Dich durch ihre Wuth zerfleiſcht. Die wahre Gleichheit der menſchlichen Geſellſchaft beſteht nur in der Gleichheit ihrer gegenſeitigen Rechte und Pflichten. O Freiheit, o Gleichheit, fuhr er fort, wie werdet ihr verkannt! O,

---

*) Procruſtes war der Name dieſes Elenden.

warum hört man nicht auf, Euch unter der Form zweier Tiger vorzuſtellen, die ſich gegenſeitig zerreißen? Warum zieht man es nicht vor, Euch unter dem tröſtenden Sinnbilde zweier Brüder zu zeigen, die ſich liebend umarmen? Wenn's noch hier und dort »Fanatiker der Ruhe« giebt, die vor Eurer Freiheit und Gleichheit zurückbeben, ſo geſchieht es darum nur, weil ſich Beide in blutigem Schleier zeigen. Als die Völker des grauen Alterthums zum erſten Male vor der Sonne niederſtürzten, um ſie als die Mutter der ganzen Schöpfung, als das heilverkündende Licht der ganzen Welt anzubeten, glaubt Ihr, ſie hätte ſich damals in Wolken gehüllt, welche Sturm verkünden? — Jene Gleichheit, o Volk, die ein elender Procruſtes Dir aufdringen will, iſt eine Tochter des Haſſes und des Neides, mit tauſend Dolchen bewaffnet. Die wahre Gleichheit aber — eine Tochter jener großen, gütigen Sonne, die uns Alle mit gleicher Liebe beſcheint — vereinigt Arm und Reich durch die Bande warmer Menſchenliebe. Arme, ſchwer verkannte Freiheit! Ungeheuer erwürgen Dich und glauben Dir zu dienen, wenn ſie Dich und ſich ſelbſt zur Frechheit erniedrigen. Dieſe Frechheit hat wie jeder falſche Götzendienſt ſeine Druiden, die ihm Menſchenopfer reichen. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Wohl hundert Mal hatte Vergniaud die Mehrheit der Nationalverſammlung beſchworen, der Schwäche, die jede Regierung zu Grunde richten muß, zu entſagen und ſich mit Kraft und Muth und mit der ganzen Entſchloſſenheit eines unbeugſamen Willens, der ſie einzig und allein noch retten kann, zu bewaffnen und den anarchiſchen Beſtrebungen der Schreckensmänner endlich ein Ziel zu ſetzen. Aber vergebens hatte ſeine Beredtſamkeit zündende

Blitze auf die Gipfel des Berges geſchleudert. Die große Mehrheit, der träge Bauch, der muthloſe Sumpf, zu ſchwach, ihm zu folgen, verließen ihn, während die vom Donner ſeiner Rede erſchreckten Terroriſten jetzt mehr als je zuſammenhielten, weil ſie wußten, daß dieſe Einigkeit ſie ſtark und unbeſiegbar mache.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachts, als Vergniaud ſpäter als gewöhnlich aus der Geſellſchaft ſeiner Freundin nach ſeiner Wohnung in der Rue de Clichy heimkehren wollte, wurde er beim Einbiegen um die Ecke einer menſchenleeren Straße von einem Kerle, der ihm aufgelauert hatte, meuchlings überfallen und nur durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart gerettet. Raſch zog er ſeinen Dolch, ſenkte ihn mit einem raſchen, feſten Stoße in die Bruſt des Buben und ſtürzte fort.

Sein Leben war gerettet, ſein Dolch aber, den jener Elende im Niederſinken ihm entriſſen hatte, war für ihn verloren. Eine innere Stimme, eine dunkle Ahnung ſagte ihm, dieſer Mörder ſei von keinem Andern als jenem Bluthunde Marat gedungen, dem er einen Tag vorher, von der Tribune herab einen neuen Fehdehandſchuh in's Geſicht geſchleudert hatte.

Am andern Morgen ſchwang er ſich auf die Rednerbühne und donnerte von Neuem gegen die Verbrechen der Terroriſten und gegen das verblendete Volk.

— Und dieſes Volk, rief er aus, wagt es, ſich frei zu nennen? Ah, es iſt kein Sklave mehr, das iſt wahr, aber es iſt ſchlimmer als dies: es iſt ein blutdürſtiger Tyrann. Es iſt Zeit, dieſe ſchmachvollen Feſſeln zu zerbrechen, dieſe neue Tyrannei, die vom Volke ausgeht, eben ſo muthig auszurotten, wie jene, die von einem verderbten Hofe ausging. Es iſt Zeit, daß Die, welche den ruhigen Bürger haben zittern gemacht, jetzt ſelbſt zu zittern anfangen. Wohl weiß ich, daß Manchem dieſer Volksverblender Diebsgeſindel, Raubgenoſſen, Mörder und Dolche zu Gebote ſtehen, und ſind nicht manche dieſer Mörder ſelbſt gegen euch gedungen? Wie Viele unter Euch haben ſie in ihren Proſcriptionsliſten als Verräther an der Souveränetät des Volks bezeichnet und der Rache ihrer Spießgeſellen preisgegeben! Will die Verleumdung nicht auch meine Stimme erſticken, weil ich ihr im Wege bin? Noch aber lebe ich und kann meine Stimme erheben und Euch zurufen, daß ich mit allen Kräften meiner Seele, bis zum letzten Athemzuge meines Lebens, ankämpfen werde gegen jede Tyrannei, gleichviel, ob ſie vom Volke ſelbſt oder von Euch, den Vertretern dieſes Volkes, ausgeht!

Der Einzige, welcher den Muth hatte, nach dieſer Rede Zeichen des Mißfallens laut werden zu laſſen, war — Marat.

Bürger Vergniaud hatte ſich nicht getäuſcht.

XV.

Durch eine wunderbare Fügung des Geſchicks oder des Zufalls kam jener Dolch, dem der von Marat gedungene Spießgeſelle dem ſeiner Rache bezeichneten Gegner Vergniaud entriſſen hatte, wenige Tage nach jenem mißglückten Attentate in den Beſitz Claude Romain Duperrets, eines andern Girondiſten gekommen, der, noch gemäßigter als die Uebrigen ſeiner Partei, nur für die Verbannung des Königs geſtimmt hatte, und ſchon aus dieſem Grunde in den Augen der Montagnard's des »eingewurzelten Royalismus« verdächtig geweſen war. Das einzige Wahre an dieſem Verdachte war ſeine Abneigung gegen die Greuel der Schreckensherrſchaft und ein unüberwindlicher Ekel gegen Marat, den er für die Wurzel aller jener Uebel hielt, die mit ihm halb Frankreich beklagte.

Am 1. Juli, am folgenden Morgen jenes Tages, an welchem er jenen Dolch, mit deſſen Hilfe Vergniaud ſein Leben gerettet, von einem Trödler erſtanden, an den Marat's Spießgeſelle ihn verkauft hatte, wurde ihm der Beſuch einer jungen Dame angemeldet.

— Dein Name, ſchöne Bürgerin? fragte der Deputirte der Rhone-Mündung.

— Ich heiße Charlotte Corday, komme aus Caen und bin zu Euch geſchickt ..

— Durch wen?

— Durch Abbé Claude Fauchet, der Euch grüßen und freundlichſt bitten läßt, mir, der Fremden, einen kleinen Dienſt zu erweiſen.

— Womit, Bürgerin, kann ich Dir dienen?

— Ich wünſche durch Euch Zutritt zur Gallerie der Nationalverſammlung zu erlangen.

— Und was willſt Du dort?

— Ich will den Bürger Marat hören.

— Haſt Du ſo große Vorliebe für dieſen Mann?

— Bürger, ich haſſe, ich verabſcheue ihn!

— Und dennoch wünſcheſt Du, ihn zu ſehen und zu hören?

— Um ſeine Züge feſt in meine Seele einzugraben und durch ſeine Reden die ganze Gluth meines Haſſes zu entflammen!

— Und warum haſſeſt Du dieſen Mann?

— Weil er ein Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft, weil er ein Schandfleck der Nation, weil er ein Scheuſal iſt, deſſen unerſättlicher Blutdurſt Tauſende von Menſchen unter das Beil der Guillotine jagt!

— Junge Bürgerin, Du ſprichſt ſehr kühn! Bedenke, daß dieſer Marat der vergötterte »Volksfreund« iſt!

— Volksfreund? wiederholte ſie mit einer Erbitterung, welche urplötzlich die Bläſſe ihrer jungfräulichen Wangen röthete. O ſchändet nicht dieſen ſchönen Titel dadurch, daß Ihr ihn einem rachſüchtigen Tiger gebt, welcher ganz Frankreich zerfleiſcht. Dieſer Marat, Bürger Duperret, iſt eine Schmach für unſere junge Republik, ein Ungeheuer, das die Blätter unſerer Geſchichte mit Strömen theuern Bluts befleckt, ein Schweizer Ungethüm, das nicht würdig iſt, Frankreichs liebe, ſüße, milde Luft zu athmen!

— Bürgerin Corday, überlege, was Du ſprichſt! Die gute Stadt Paris, die Metropole des Reichs, die allen übrigen Städten des Landes mit gutem Beiſpiele vorangehen ſoll, hat dieſen würdigen Patrioten, dieſen gefeierten »Ami du peuple« zu einem ihrer Vertreter erwählt. Als Solcher iſt ſeine Perſon heilig-unantaſtbar ... Wie alſo willſt Du, ſchwaches Weib, ihm das Einathmen unſerer ſüßen Luft verwehren?

— Mein Plan, Bürger Duperret, iſt gefaßt.

— Was willſt Du thun?

— Ihn ermorden! erwiderte ſie mit Ruhe.

— Thörichtes Kind, willſt Du wirklich ...

— Ihn ermorden! wiederholte ſie, ſo wahr ich Charlotte Corday heiße und eine Urenkelin jenes Dichters bin, der Pierre Corneille hieß und vor deſſen Name ganz Frankreich ſein Knie beugt. *)

— Leben Deine Eltern noch? fragte Duperret, entzückt von der Schönheit dieſes Mädchens, um deſſen jugendliche Stirn der Enthuſiasmus einen blendenden Heiligenſchein geflochten.

— Ich bin eine Waiſe, erwiderte Charlotte.

— Und haſt Du Keinen, der an Deinem Schickſal Antheil nimmt?

— Keinen! antwortete ſie mit tiefem Schmerze.

— O, dann will ich Dir Freund und Bruder, Vater und Beſchützer Deiner Jugend ſein!

— Bürger Duperret, fragte ſie neubelebt, wollt Ihr dies wirklich ſein?

— Ich will Alles ſein und Alles thun, was ein ſo ſchönes, edles Herz, wie das Deine, froh und glücklich machen kann!

— Mich, großmüthiger Freund, kann nichts mehr glücklich machen!

— Armes Kind, biſt Du denn ſo unglücklich?

— Ich bin's! betheuerte Charlotte, ihre Hand auf's Herz legend, das unter der Laſt des Grames zu zerbrechen drohte.

— Nenne mir die Urſache Deines Grams!

— Ich hatte einen Geliebten, er hieß Louis Conſtantin Graf

---

*) Charlotte Corday ſtammte wirklich, wie Lepan, Herausgeber der „Chefs-doeuvre de Corneille“ durch einen in der Vorrede mitgetheilten Stammbaum beweiſt, in gerader Linie von der Familie dieſes berühmten Dichters her.

von Belzunce und war Obriſt im Infanterie-Regimente Bourbon, das zu Caen in Garniſon lag. Dort, im Hauſe einer Anverwandten, Madame Coutelier de Bretteville, machte er meine Bekanntſchaft, ſchwor mir ewige Liebe und Treue und ...

— Betrog Dich, armes Kind?

— O, beleidigt nicht die Manen des Grafen von Belzunce! Er war ein Mann von Ehre, der niemals ſeine Schwüre brach!

— Und der Tod hat ihn hinweggerafft?

— Der Tod? O nein! ſagte ſie mit bitterm Lächeln.

— Was denn? Wer denn?

— Bürger Duperret, Ihr könnt noch fragen? Wer iſt der Würgengel, der ſo viele Menſchen in der Blüthe ihres Lebens knickt? Soll ich Euch ſeinen Namen nennen? Er heißt Marat.

— Belzunce iſt zu Caen guillotinirt worden?

— O, mehr als dies! Seine eigenen Soldaten, aufgereizt durch den Henker Marat, haben ihren Officier ermordet, geſchlachtet, in Stücke zerriſſen und ſein blutendes Herz, das ſie, auf einer Pike aufgepflanzt, jubelnd durch die Straßen geſchleppt, mir, ſeiner Braut, hohnlachend vor die Füße geworfen.

— Und das nennen ſie Freiheit! rief Duperret tief entſetzt.

— Bürger Duperret, fragte Charlotte Corday, ihre ganze Kraft zuſammenfaſſend, habe ich nun ein Recht, den Volksfreund Marat, der an meinem Unglücke wie an dem von ganz Frankreich Schuld iſt, mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit dem glühendſten Haſſe meines Herzens zu verwünſchen?

— Ja, Du haſt ein Recht dazu!

— Nach dem Tode meines Geliebten habe ich nichts mehr zu verlieren auf dieſer Welt, und darum habe ich mich aufgemacht und bin von Caen nach Paris gezogen, um hier, mit Gottes Hilfe, mein Vorhaben auszuführen, Frankreich von einem fremden Ungeheuer zu befreien, das unſer ſchönes Vaterland in eine Schlachtbank umgewandelt hat, auf der tagtäglich neue Opfer ſeines Haſſes, ſeines Blutdurſts fallen.

— Charlotte Corday, rief der Girondiſt, der ſich von ihrer Beredtſamkeit und ſeinem Abſcheu gegen Marat zu weit hinreißen ließ, der Himmel ſchickt Dich nach Paris, um hier, eine neue Judith, dem Leben eines treuloſen Holofernes ein Ziel zu ſetzen. Ziehe den Weg, den das Schickſal und Deine Vaterlandsliebe Dir vorgezeichnet haben. Und hier, heldenmüthiges Kind, nimm dieſe Waffe und kühle mit ihr im verpeſteten Blute jenes Scheuſals Deine legitime Rache und ſuche in ſeinem Tode und in dem Bewußtſein, Deinem Vaterlande durch dieſen Act einen Dienſt zu erweiſen, der Deinen Namen unſterblich machen wird, Deinen letzten Troſt, Deine letzte Beruhigung, ſchloß Duperret und reichte ihr Vergniaud's Dolch.

— Dank, tauſend Dank, mein großmüthiger Freund und Beſchützer, rief ſie mit freudeverklärten Zügen und küßte den Dolch und die Hand, die ihr das Werkzeug zur Vollbringung ihrer Rache geſchenkt, und war ſelig wie eine fromme Schwärmerin, der ein gütiger Engel die goldenen Schlüſſel zu den Pforten des Paradieſes geliehen hat.

— Der Himmel ſegne Dich, ſchönes Kind, ſagte der Girondiſt und legte ſeine Hände auf ihr Haupt.

— Nur Eine Frage noch, Bürger Duperret. Wißt Ihr Marat's Wohnung mir zu ſagen?

— Rue des Cordeliers, Nummer 20.*).

— Noch heute, Jetzt gleich will ich hin zu ihm.

— Doch ſchwerlich wird man Dich vorlaſſen ... der würdige Mann ſoll krank ſein ... überdem, ſagt man, werde er von einem Cerberus in Geſtalt einer eiferſüchtigen Concubine bewacht, die nur Wenigen und am ungernſten ſo jungen, ſchönen Beſucherinnen den Zutritt zu ihm vergönnt.

— Ich werde eine Liſt erſinnen, mir Eintritt bei ihm zu verſchaffen. Himmel, rief ſie, den Dolch betrachtend, neu verklärt, was erblicke ich hier auf dem Griffe Eures Dolchs?

— Es ſteht ein L. und C. darauf.

— Und wißt Ihr, was ſie in meinen Augen zu bedeuten haben? Sie ſind die Anfangsbuchſtaben der beiden Vornamen meines gemordeten Bräutigams, Louis Conſtantin. Das betrachte ich als gute Vorbedeutung! Jetzt, Bürger Duperret, gelingt mein Plan! rief ſie aus und küßte noch einmal ſeine Hand.

— Judith von Caen, gehe mit Gott!

— Lebt wohl, lebt wohl für immer! Am Ausgange jenes Weges, den ich ziehe, erwartet mich der Tod ... ich bin bereit, dieſen Tod zu ſterben. Auf Wiederſehen in einer ſchönern Welt! ſagte ſie und eilte fort.

---

*) Der frühere und jetzige Name dieſer Straße iſt Rue de l'école de médecine.

XVI.

Jean Paul Marat, geboren 1744 zu Baudry im Canton Neufchâtel, der Sohn calviniſtiſcher Eltern, hatte, wie man ſagt, in ſeinem Vaterlande Medicin ſtudirt, ſich, ohne jemals eine Prüfung beſtanden zu haben, den Doctortitel beigelegt und nach Paris begeben, um dort als eine Art von Wunderarzt, der alle menſchlichen Uebel durch Waſſer zu heilen verſprach, ſein Glück zu verſuchen. In der Baireuther Zeitung vom 4. Mai 1793 berichtet ein Pariſer Correſpondent: »Marat machte ſich in der Medicin durch Marktſchreierkünſte und in der Phyſik durch lächerliche Hypotheſen bekannt, die er durch Liſt und Gewalt zu behaupten ſuchte. Nebenbei erfand er eine Waſſercur, durch die er bei den Damen zu Verſailles ſein Glück machte. Die Cur beſaß eine Jugend und Schönheit verlängernde Kraft und koſtete während der drei Wochen, die ſie dauerte, ſechs- bis achthundert Livres.« Nebenher ſchrieb er — und allerdings nicht ohne Geiſt — Werke über die Natur des Feuers und Lichts*), phyſiſche Unterſuchungen über die Electricität**), überſetzte Newton's Optik aus dem Engliſchen in's Franzöſiſche und wußte ſich den Titel »Regimentsarzt der Garde-du-corps des Grafen von Artois zu verſchaffen*). Trotz aller Bemühungen, ſich in der gelehrten Welt einen Namen zu machen und eine Anſtellung bei der mediciniſchen Facultät zu erhalten, ſah er ſich, als Quackſalber und Marktſchreier ausgeſchrieen, dem allgemeinen Spotte und größten Elend preisgegeben. Beim Ausbruch der Revolution beſchloß »Dr. Marat«, wie er ſich nennen ließ, ſeinen mediciniſchen und phyſiſchen Ballaſt über Bord zu werfen und ſtatt der Heilung Anderer ſein eigenes Heil als Journaliſt zu verſuchen. Er gründete eine neue Zeitſchrift, nannte ſie »Ami du peuple« und beſchimpfte darin mit einer alle Grenzen der Sitte überſpringenden Frechheit den König, die Königin, den Hof und die Miniſter und wurde nicht müde, ſo lange Aufruhr, Raub und Mord zu predigen, bis ſeine Grundſätze in den untern Schichten des Volkes, wo ſein Journal mit wahrem Heißhunger verſchlungen wurde, Anklang zu finden begannen. Vergebens ließ der Gemeinderath ſeine Preſſen verſiegeln: immer wußte er ſich neue zu verſchaffen. Vom Geſetze verfolgt, um für ſeine Brandbriefe beſtraft zu werden, verkroch er ſich im Souterrain der Cordelierskirche oder im Keller ſeines würdigen Mitgenoſſen Legendre, und ſpie bald von dort, bald von hier aus ſeinen Geifer den Geſetzen, die ihn zur Verantwortung zogen, hohnlachend in's Geſicht. Die Colporteure trotzten der Behörde und verkauften zu Tauſenden ein Blatt, das, in jeder Nummer den Samen blutiger Zwietracht ausſäend, Bürger und Soldaten entzweite und Letztere zur Empörung gegen deren Officiere aufreizte, eine Taktik, durch die er, allmälig alle Bande der Subordination auflockernd, die Soldaten des Königs dergeſtalt depravirte; daß viele dem Befehle ihrer Obern den Gehorſam aufkündigten. — Auch in Legendre's Keller nicht mehr ſicher, fand er neue Schlupfwinkel bei der Schauſpielerin Fleury und bei einem Prieſter, welcher Baſſal hieß und, gleichfalls eingefleiſchter Jacobiner, der Damon dieſes würdigen Pythias war. Erſt während der geſetzgebenden Verſammlung wagte der Neufchateller Wehrwolf ſeine finſtern Höhlen zu verlaſſen und mit verdoppelter Wuth gegen den Hof und die Ariſtokratie aufzutreten. Zum Mitgliede des Convents erwählt, wagte er zuerſt mit den plumpen Waffen brutaler Verleumdung die geiſtige Macht der Girondiſten anzugreifen und ſie in den Augen des Pöbels des geheimen Einverſtändniſſes mit dem Hofe und den emigrirten Prinzen anzuklagen.

---

*) „Découvertes sur le feu", Par. 1779. 8. und „Découvertes sur la lumière". Lond. 1780. 8.

**) Recherches sur l'électricité médicale, Par. 1780. (gekrönt von der Academie zu Rouen).

---

*) Vor ſeiner Niederlaſſung in Paris hatte er ſich kurze Zeit in Edinburg als Lehrer der franzöſiſchen Sprache aufgehalten und dort in engliſcher Sprache „die Ketten der Sklaverei" (Edinburg 1774) erſcheinen laſſen, ein Werk, von dem er 1792 eine franzöſiſche Ueberſetzung herausgab.

»Rechne nicht, rief er in ſeinem Journale dem Volke zu, auf dieſe Nationalverſammlung, wie ſie jetzt zuſammengeſetzt iſt. Viele dieſer Vertreter, von welchen Du Dein Heil erwarteſt, ſind beſtochen und erkauft durch das Gold der Civilliſte. Dann erſt kann Dir geholfen werden, wenn dieſe »würdigen Staatsmänner«, dieſe »gelehrten Schwätzer«, dieſe »feilen Geſchöpfe« und außer ihnen noch 300,000 Anhänger der alten Ordnung Deiner Rache anheim gegeben ſind.«

Wegen dieſer Aeußerungen im Convente angeklagt, erklärte er, daß dies ſeine ernſte Meinung ſei, und daß er noch mehr Köpfe verlangen würde, wenn man ſie ihm gewähren wolle. Bei der Abſtimmung über das Schickſal des Königs verlangte er, daß an allen Straßenecken die Namen derjenigen Mitglieder angeſchlagen werden ſollten, welche gegen den Tod des Tyrannen geſtimmt, damit Jeder die feigen Verräther kennen lerne, die im Schooße des Convents das Vertrauen der Nation täuſchen. Von ihm und Danton war die Idee ausgegangen, einen Wohlfahrts-Ausſchuß einzuſetzen mit der Vollmacht, jeden Verdächtigen vor ſein unerbittliches Forum zu ziehen und ihn, nach kurzem Verhöre, dem Arme der Gerechtigkeit, dem Beile der Guillotine zu überliefern *). Er war's, der durch Herbeiziehung des Pöbels die Aechtung jener 21 Girondiſten durchgeſetzt hatte. Dies war der letzte Act ſeiner blutigen Wirkſamkeit, denn gleich darauf, von Neuem einer ekelhaften Krankheit anheimgefallen, die ihn bei lebendigem Leibe gliedweiſe in Fäulniß übergehen ließ, beſuchte er nicht mehr den Convent, weil er, auf Anrathen der Aerzte einer Hungercur unterworfen, ſein Zimmer nicht verlaſſen durfte.

Nicht ohne Scheu betreten wir jetzt jene kleine, mehr als ärmliche Wohnung, in der wir den Kranken, gepflegt von der treuen Liebe und Sorgfalt einer nicht mehr jungen, aber noch immer ſchönen Frau, wiederfinden, welche ſeine Concubine war. »Sie hieß Catherine Evrard und nannte ſich — wie Lamartine erzählt — Albertine Marat, ſeitdem der »Volksfreund« ihr ſeinen Namen gegeben und ſich, nach Rouſſeau's Beiſpiele, an einem ſchönen Tage beim Scheine der Sonne mit ihr verbunden hatte.«

---

*) Dieſer comité de salut public, aus Jacobinern beſtehend, die mit dictatoriſcher Macht bekleidet waren, begann ſeine traurige Wirkſamkeit am 6. April 1793, und hielt ſich bis zur Einführung der Directorialregierung. Dieſer Ausſchuß ſoll während der kurzen Zeit ſeines Beſtehens über 400,000 Menſchen in Anklageſtand verſetzt und gerichtet haben. Zur Zeit der Schreckensherrſchaft beſtand dieſes Blutgericht aus Barrère, Billaud-Varennes, Carnot, Collot d'Herbois, C. A. Prieur, Robert-Lindet, Robespierre, Couthon, Saint-Juſt und Jambon-Saint-André.

Albertine liebte dieſen Menſchen, der ein Ausbund abſchreckender Häßlichkeit war, mit einer Gluth und Zärtlichkeit, als ob dieſer Therſytes in ihren Augen alle Schönheiten eines Adonis beſeſſen hätte. Sein ſchwarzes, ſtruppiges, unausgekämmtes Haar, ſeine kleine, an den Schläfen tief eingedrückte Stirn, ſeine blutrünſtigen Augen, ſein frecher Blick, ſeine ſtark hervortretenden Backenknochen, ſein von Blatternarben und rothen Puſteln zerſetztes Geſicht, ſein großer, von ewigem Hohne verzerrter Mund, ſeine ſchmutzigen Zähne, welche die Erfindung der Zahnbürſten als unbegreiflichen Luxus anſahen, ſeine ſtark behaarte Bruſt, ſeine magern Arme, ſeine unreinlichen Hände, deren Nägel beſtändig Trauerränder trugen, ſollen ihm, nach Vielen, die ihn perſönlich gekannt, eine eben ſo auffallende als abſchreckende Aehnlichkeit mit Cartouche verliehen haben *). Und trotz all ſeiner Häßlichkeit war dieſer Marat — mehr Faun als Menſch — der Abgott jener Catharina, die — ihm gegenüber eine medicäiſche Venus — in ihm den auf Händen getragenen Volksmann, den von Millionen gefürchteten »ami du peuple« verehrte, ihn mehr als ihren Augapfel hütete und mit aller jener hochherzigen Aufopferung pflegte, mit der einſt jene fromme Samariterin die Wunden des blutenden Heilands getrocknet hatte. — Ein Blick in das Innere ſeines dürftig beleuchteten Zimmers zeigt uns den Volkstribun mit einem unſaubern Kopftuche in einer Badewanne, ein Holzbret vor ſich, auf dem er die Correctur der nächſten Nummer ſeines Journals beſorgt, neben ſich einen Holzblock, auf dem ein blecherner Leuchter

---

*) In der Bibliothek Sainte Geneviève iſt eine Gypsmaske dieſes berüchtigten Raubmörders neben der dieſes Volkstribunen zur Vergleichung der frappanten Aehnlichkeit aufgeſtellt.

und ein zinnernes Schreibzeug ſtehen, und über ſich an der Wand eine alte Wanduhr, deren knarrendes Räderwerk die unheimliche Stille dieſes Gemaches unterbricht. Alles in dieſem Zimmer erinnerte an die Wohnung eines Proletariers. Marats höchſter Stolz, Marats höchſte Tugend war ſeine Armuth. Keiner konnte ihm den Vorwurf machen, daß er ſich auf Koſten ſeiner Feinde, die er ſchaarenweiſe auf das Blutgerüſt gejagt, irgendwie bereichert habe. Sein krankes Gehirn lechzte nicht nach Gold, es lechzte nur nach Blut. Alle Schätze des Pactolus waren armſeliger Plunder gegen die Häupter, welche die Guillotine auf dem Grèveplatz in den Sack des Henkers fallen ließ. Der Mann, der zehn Jahre früher alle menſchlichen Uebel durch einfaches Waſſer zu heilen verſucht hatte, war jetzt in der wahnſinnigen Idee befangen, Alles durch Blut, Blut und nichts als Blut zu curiren. Er hätte alle Adern Frankreichs öffnen mögen, um ihm das ariſtokratiſche Blut abzuzapfen.

— Armer Paul, ſagte Albertine, als ſie ihren wackern Freund ſo emſig arbeiten ſah, wie viele Deiner Feinde verkennen Dich, wie Viele ahnen es kaum, daß Du Dich nur für Anderer Wohl und nicht für Dein eigenes aufopferſt. Dein edles Herz kennt kein anderes Bedürfniß als das arbeitende Volk, das im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Stückchen Brod zur Stillung ſeines Hungers ſich erringen muß, auf Koſten der reichen Müßiggänger wohlhabend und glücklich zu machen. Dafür aber liebt Dich dieſes Volk, wie ich Dich liebe; dafür betet es Dich an, wie ich Dich anbete mit allen Kräften meiner Seele. Dieſe elenden, hirnverbrannten Reichen, die Dich einen Tyrannen ſchelten, haben keinen Begriff von Deiner Uneigennützigkeit. Zitternd vergraben ſie ihr Geld in den Schooß der Erde, weil ſie glauben, Du haſſeſt ſie blos darum, weil ſie reich ſind und weil Du, der Aermſte der Armen, um ihren Reichthum ſie beneideſt. Nein, Du haſſeſt ſie, weil ſie ihr Gold als den Mammon betrachten, dem ſie alles Uebrige gern als Opfer bringen. Du haſſeſt dieſe Reichen nur darum, weil ſie, kalte, engherzige Egoiſten, blind für die Thränen fremden Jammers, taub gegen die Bitten fremden Elends ſind.

— Du, Albertine, biſt das einzige Geſchöpf auf dieſer Erde, das mich nicht verkennt, und darum habe ich Dir meinen Namen geſchenkt, meinen Namen, der Dir zu größerer Ehre gereicht, als jener Herzogstitel, den jener »elende Reiter auf der Place der Nôtre Dame des Victoires«*) ſeiner hinkenden Louiſe de La Vallière geſchenkt. Denn ſtehſt Du, trotz der Niedrigkeit Deiner Geburt, nicht viel größer da als jene Maitreſſe? Sie liebte dieſen Elenden, der zu ſagen gewagt: »Der Staat bin ich«, weil er ein Monarch war, den bezahlte Speichellecker den Großen hießen. Du, Albertine, Du liebſt mich, obgleich ich nur ein Bettler und in den Augen der halben Welt — ich weiß es wohl — ein blutbeflecktes Scheuſal bin.

— Und eben weil dieſe undankbare Welt Dich mit ihrem Haß verfolgt, lebe und ſchwebe ich in ewiger Angſt und Sorge um Dich. Ueberall ſehe ich Dolche gegen Dein ſchönes, großes, edles Herz gezückt. Ueber Deinem Haupte ſehe ich das Schwert des Damocles, das an Einem Haare hängt und mich fortwährend peinigt, weil ichs auf Dich niederrauſchen höre.

---

*) Marat glaubte ſeinen Mund zu beſudeln, hätte er den Namen Ludwigs XIV. ausſprechen müſſen.

— Sei meinetwegen unbeſorgt, meine gute Albertine. Wer in ganz Frankreich hätte den Muth, mir ein Haar zu krümmen, mir, »dem Freunde des Volkes«, das für mich wacht und Jeden zerreißen würde, der es wagen wollte, meine Sicherheit zu bedrohen. Mein Leben liegt in des Volkes Hand und das Volk iſt mächtiger als Gott!

— Geſtern Nachmittag kam eine junge Dirne, die Dich ſprechen wollte ... ich habe ſie abgewieſen ...

— Albertine, biſt Du eiferſüchtig? fragte Marat, ſich emporrichtend.

— Habe ich nicht ein Recht dazu? Mag die ganze Welt Dich für häßlich halten, in meinen Augen, Paul, biſt Du ein Gott!

— Ein Gott, der an der Syphilis leidet, dachte er bei ſich, während er das Licht putzte. Du biſt allzugütig, ſetzte er dann laut mit ſchmerzverzerrter Miene hinzu. Aber ſage mir, gutes Kind, was wollte jene Dirne?

— Dich einen Augenblick unter vier Augen ſprechen ...

— Und nannte ſie Dir ihren Namen?

— Sie heiße Charlotte Corday d'Armands, ſagte ſie, ſei eine Urenkelin des großen Corneille, komme geraden Weges aus der Normandie und habe Dir Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen.

— Und doch wagteſt Du, ſie abzuweiſen?

— Weil Du ſo ſehr überlaufen wirſt, und weil ich Dich, krank wie Du biſt, nicht wollte ſtören laſſen. Heute Mittag aber kam ſie wieder und gab mir einen Brief für Dich.

— Und wo iſt dieſer Brief?

— Eben wollte ich ihn Dir geben, antwortete Albertine und zog das Billet aus ihrer Taſche.

— Du haſt ihn aufgebrochen? fragte Marat, deſſen Mienen ſchon etwas Zorn verriethen.

— O nein, mein theurer Freund, ſagte die treue Gefährtin und reichte ihm den Brief, der noch unverſehrt war.

— Das iſt ſchön, das iſt brav von Dir! Dafür, Albertine, geſtatte ich Dir, das Siegel jetzt zu öffnen und mir den Inhalt dieſes Briefes vorzuleſen.

Sie thats und las:

»Bürger Marat, ich komme von Caen. Eure Vaterlandsliebe läßt mich vorausſetzen, daß Ihr auch von den unglücklichen Ereigniſſen in dieſem Theile der Republik gern unterrichtet ſein wollt. Ich werde mich gegen Abend bei Euch einfinden. Habt die Güte, mich anzunehmen und mir einige Augenblicke der Unterredung zu geſtatten. Ich werde Euch in den Stand ſetzen, Frankreich einen großen Dienſt zu erweiſen.«

— Frankreich einen großen Dienſt zu erweiſen? wiederholte Marat. In dieſem Falle wirſt Du, Albertine, dieſe Fremde, wenn ſie wiederkommt, nicht mehr abweiſen, hörſt Du, ſie augenblicklich eintreten und mich, weil ſie es wünſcht, mit ihr allein laſſen.

In demſelben Augenblick ertönte die Thürklingel. Laurent Baſſe, einer von Marats Colporteuren, im Vorzimmer mit dem Falzen der Blätter ſeines Herrn beſchäftigt, öffnete, fragte nach dem Namen der Fremden und meldete gleich darauf — die beſtaubten Weiſer der Wanduhr zeigten eben auf die ſiebente Stunde — die Bürgerin Charlotte Corday aus Caen!

— Laß ſie eintreten, ſagte er zu Laurent. Und Du, gutes

Kind, entferne Dich, denn ſie will ja, wie ſie Dir geſagt, mich einen Augenblick unter vier Augen ſprechen.

— Wie, Du willſt ſie im Bade empfangen?

— Und warum nicht? Bin ich in dieſem Zuſtande nicht gerade am ungefährlichſten? Ich bitte Dich, Schatz, laſſe ſie eintreten. Es iſt unſchicklich, eine Urenkelin des großen Corneille ſo lange im Vorzimmer warten zu laſſen.

Albertine, deren Eiferſucht ſich gegen die Annahme eines ſo gefährlichen Beſuches geſträubt hatte, nahm ein großes Tuch von ihrer Schulter, breitete es raſch über die Wanne aus und öffnete die Thür mit den barſchen Worten:

— Entrez, Citoyenne!

Und in demſelben Augenblick trat die junge, ſtrahlendſchöne Normännin in einem blendendweißen Kleide und einem blauſeidenen Tuche, das züchtig einen der ſchönſten Buſen verhüllte, wie eine Lichtgeſtalt aus himmliſcher Sphäre in die dunkle Höhle eines Ungeheuers. Aus der weißen Spitzenhaube, um die Schläfe durch ein breites Band von grüner Seide feſtgehalten, quoll eine Fülle dunkelblonder Haare auf den Nacken und auf jeder Seite eine lange Locke auf den Hals herab. Auf ihrer jungfräulichen Stirn thronte majeſtätiſche Unſchuld und himmliſche Ruhe. Der wollüſtig grinſende Faun, der beim Anblick dieſer Fülle jugendlicher Reize alle Schmerzen ſeiner Krankheit vergaß, bat ſie lüſternen Blickes, näher zu treten. Sie thats und glich in dieſem Momente einer Thierbändigerin, die ohne Furcht in den Käfig eines Tigers ſteigt, um ihn einzig und allein durch die Macht ihres Liebreizes zu kirren.

— Bürgerin, was führt Euch zu mir?

— Der Wunſch, jenen hochgefeierten Mann, den ein ganzes Volk auf Händen trägt, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, um ihm zu ſagen, daß auch eine Urenkelin Corneille's bereit iſt, ihm den Tribut ihrer Huldigung darzubringen.

— Holde Enkelin Corneille's, tretet näher zu mir heran und ſagt mir, ob dies Alles iſt, was Ihr mir armen kranken Manne mitzutheilen habt.

— Ich komme, um Euch zu ſagen, daß viele der geächteten Girondiſten und ihrer Anhänger ſich jetzt in Caen aufhalten, um dort, wie in der ganzen Normandie, einen neuen Aufſtand zu organiſiren gegen den Convent und die Männer des Berges.

— Bürgerin, rief Marat freudetrunken, nennt mir die Namen dieſer Elenden, und ich gebe Euch mein Wort, daß in acht Tagen Keiner von dieſen Feinden der Republik mehr am Leben ſein ſoll.

— Bürger Marat, es ſind der Namen ſo viele, daß Ihr ſie ſchwerlich alle behalten könnt.

— Ich will ſie mir alle aufſchreiben, ſagte er, ergriff ein ſchmutziges Blatt Papier, legte es vor ſich auf das Holzbret, nahm ſeine Feder vom Ohre und bat ſie, ihm die Namen zu dictiren.

Charlotte Corday begann eine Maſſe unbekannter Namen herzuſagen, welche Marat mit großer Haſt aufs Papier warf, entzückt, dem Wohlfahrtsausſchuß eine neue Lieferung für das Beil ſeiner »Nôtre Dame de Guillotine« zuführen zu können.

— Weiter, weiter, ſchöne Bürgerin, drängte Marat.

— Hatte ich Euch ſchon den Namen des Grafen von Belzunce genannt?

— Belzunce, Belzunce, wiederholte der »Ami du peuple« und ſuchte emſig dieſen Namen. Iſts mir doch, als hätten wir dieſen Mann ſchon früher zum Schweigen gebracht!

In demſelben Augenblick zog die Judith von Caen den Dolch aus dem Aermel ihres Kleides und ſtieß ihn mit aller Wuth, die der Name »Belzunce« in ihrer Seele von Neuem wachgerufen, mit unmenſchlicher Kraft in die Bruſt des Ungeheuers, deſſen Kopf mit dem Ausrufe: Hilfe, Hilfe! auf den Rand der Badewanne zurückſank.

Albertine, die ſeit dem Augenblick, in welchem ſie das Gemach verlaſſen, an der Thür gelauſcht hatte, ſtürzte hinein, riß die Decke von der Wanne und fand ihren Freund ſchon bewußtlos in ſeinem Blute ſchwimmend.

— Jeſus, Maria und Joſeph! ſchrie Albertine, riß ein Fenſter auf und rief mit aller Kraft, die ihr die Verzweiflung lieh, auf die Straße hinaus: Volk von Paris, eile herbei, eile herbei! Eine Furie, in Geſtalt eines Engels, hat den treueſten Deiner Freunde ermordet. Herbei, herbei! Bürger Marat ſchwimmt in ſeinem Blute!

Während dieſes Hilferufs ſtand Charlotte Corday, unbeweglich wie eine Bildſäule, an der Wanne, den ſtarren Blick auf ihr Opfer geheftet, deſſen Herz langſam verblutete.

Und gleich darauf wälzte ſich ein Strom von Leuten herein, die, in Flüche und Verwünſchungen ausbrechend, die Lucrezia dieſes Tyrannen in tauſend Stücken geriſſen hätten, wären nicht zeitig genug Soldaten der benachbarten Poſten und Nationalgardiſten herbeigeeilt, die ſie vor der Wuth dieſer Raſenden ſchützten. In dem Augenblick, als die Wundärzte Marat auf das Bett trugen, ſtürzte ſich Albertine auf den blutenden Leichnam ihres Freundes, umklammerte ſeinen Hals mit beiden Händen, drückte weinend, jammernd, ſchreiend tauſend glühendheiße Küſſe auf ſeinen Mund, dem ſie dadurch neues Leben einzuathmen hoffte.

Dieſer unbeſchreibliche Jammer, dieſer rührende Wahnſinn Albertinens waren das, was Charlottens Herz und Seele tiefer kränkte und ſchmerzte, als all jene tauſend Drohungen und Beſchimpfungen, all jene zahlloſen Flüche und Verwünſchungen, womit die Zuſchauermaſſe dieſer herzzerreißenden Scene ſie überhäufte. Sie wurde mit feſtgebundenen Armen durch einen Wald von Gewehrſpitzen, begleitet von Guillard, dem Sections-Commiſſar des Théâtre français, und den Vorſtehern der Departemental-Polizei, Louvet und Marino, in demſelben Miethswagen, der ſie aus ihrem Gaſthofe *) nach der Wohnung Marats gebracht hatte, in das zunächſt gelegene Gefängniß, in die Abtei Saint Germain, abgeführt und dort bald nach ihrer Ankunft von den Conventsabgeordneten und Mitgliedern des Regierungs-Ausſchuſſes Chabot, Drouet und Legendre verhört.

Sie geſtand Alles, ſie leugnete nichts. Von allen Fragen, die von jenen drei Männern abwechſelnd an ſie gerichtet wurden, war keine ſo verletzend für ihr Schamgefühl, keine ſo demüthigend für ihre Ehre, als die des rohen Fleiſchers.

— Biſt Du noch Jungfrau und haſt Du niemals Umgang mit Männern gehabt? fragte Legendre.

— Dieſe Frage entehrt Euch mehr als mich. Ich rufe den

---

*) Sie war im Hôtel de la Providence, rue des Vieux-Augustins, Nummer 17, abgeſtiegen.

Schatten meiner Mutter zum Zeugen auf, daß ich eine reine Jungfrau bin.

— Das glaube der Teufel! dachte Legendre.

— Schade, wenn's war wäre, meinte der Excapuziner Chabot.

— Ich glaube an keine Jungfrau, dachte Drouet.

Von hier wurde ſie nach der Conciergerie gebracht und am andern Morgen aus ihrem Kerker vor das über demſelben befindliche Blutgericht geſtellt. Anfangs hatte ſie Robespierre oder Danton zum Vertheidiger wählen wollen, dieſe Abſicht aber bald wieder aufgegeben, damit Niemand glauben ſolle, ſie wolle durch dieſe Liſt von den Geſchworenen die Freiſprechung einer That erbetteln, die ſie keinen Augenblick bereute. Statt jener beiden Männer hatte ſie Guſtave Doulcet de Pontécoulant mit ihrer Vertheidigung beauftragt. Da dieſer von Paris abweſend war, konnte er nicht erſcheinen. Der Mann, dem nun vom Gerichte das ſchöne Loos zufiel, ihre Vertheidigung zu führen, war der junge Advocat Nicolas Chauveau-Lagarde *).

— Bürger Geſchworene, ſagte er, die Angeklagte geſteht ihr Verbrechen, ſie geſteht deſſen lange Vorüberlegung, ſie geſteht die belaſtenden Umſtände ein. Bürger, dies iſt ihre ganze Vertheidigung. Dieſe unerſchütterliche Ruhe und dieſe vollſtändige Verleugnung ihrer ſelbſt, die im Angeſichte des Todes nicht den kleinſten Gewiſſensbiß verräth, dieſe Ruhe und Selbſtverleugnung, die, von einem andern Standpunkte betrachtet, erhaben ſind, ſind hier unna-

---

*) Derſelbe, der am 18. October deſſelben Jahres und vor denſelben Schranken die Königin Marie Antoinette und am 6. November Madame Roland mit glänzender Beredſamkeit vertheidigte.

türlich und können nur erklärt werden durch den überſpannteſten politiſchen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand gedrückt. An Euch iſt es, zu beurtheilen, mit welchem Gewichte ein ſo unerſchütterlicher Fanatismus in die Wagſchale der Gerechtigkeit fallen muß. Bürger, dies überlaſſe ich Eurem Gewiſſen!

Der Ausſpruch der Jury lautete einſtimmig auf Tod *).

Charlotte Corday wurde in's Gefängniß zurückgeführt. Und während ſie ſich, mit Erlaubniß des Aufſehers der Gefängniſſe, von Hauer, einem Maler und Offizier der Nationalgarde, zeichnen ließ, wurde ihr Opfer in ſeiner Todesſtellung von einem ſeiner glühendſten Freunde und Anhänger, dem großen Maler David, mit dem ganzen Aufwande ſeiner Kunſt gemalt. — Als Charlottens Umriſſe vollendet waren, trat der Henker ein, der ihr das rothe Armeſünderhemd anzog und ihr die Fülle ihres Haares abſchnitt. Sie bat den Scharfrichter um eine ihrer Locken, die ſie dem Maler zum Andenken an dieſe Stunde gab. Dann folgte ſie muthig ihrem Henker.

Und während man ſie unter heftigem Gewitter und furchtbarem Regenguß durch die dichtgedrängten Zuſchauermaſſen, unter welchen ſich Robespierre, Danton und Camille Desmoulins befanden, auf

---

*) Die Feſtſtellung der Frage, aus wieviel Stimmen die Majorität der Jury beſtehen müſſe, war, wie ein neuerer Staatsmann bemerkt, immer der beſte Barometer der Freiheit in Frankreich geweſen. Die conſtitutionelle Monarchie im Jahre 1791 hatte ſie von 12 Stimmen auf 7 feſtgeſetzt, die Republik von 1793 hatte 9 Stimmen und bei Anwendung der Todesſtrafe ſogar Einſtimmigkeit des Urtheils der Geſchworenen verlangt. Das Kaiſerreich war dann wieder auf 7 Stimmen zurückgegangen; die Reſtauration hatte das Inſtitut der Geſchworenen noch mehr gefälſcht. Die Juli-Dynaſtie, die Anfangs 8 Stimmen feſtgeſetzt hatte, war bald zu 7 zurückgekehrt. Die proviſoriſche Regierung nach der Februar-Revolution hat ſie wieder auf 9 erhöht und die Nationalverſammlung will ſie wieder auf 8 herabſetzen.

dem Karren zum Richtplatze fuhr, hielt der Maler David im Schooße der Nationalverſammlung die glühendſte Lobrede auf die erhabenen Tugenden ſeines Freundes, deſſen »theuere Züge«, mitten im Todeskampfe, er durch die Macht ſeines Pinſels verewigt hatte.

Nie war Charlotte ſchöner als in dem Augenblick, wo ſie im blutrothen Armenſündergewand die Stufen der Guillotine beſtieg. Als das niederzuckende Beil ihr ſchönes Haupt vom Rumpfe getrennt hatte, ergriff Legros, einer von Samſons Knechten, in der Abſicht, ſich beim Pöbel einzuſchmeicheln, den blutigen Kopf mit der einen Hand und ohrfeigte ihn mit der andern. Die edle Schaar der von der Bergpartei beſoldeten Tricoteuſes, die mit dem Strickſtrumpf in der Hand die Guillotine umringten, klatſchten dem rohen Barbaren lauten Beifall zu. Die brutale Gemeinheit der Anhänger Marats ging aber noch weiter. Auf Befehl des würdigen Volksvertreters Legendre wurde ihr ſchöner Körper, bevor man ihn auf dem Kirchhof Clamart in eine Kalkgrube einſcharrte, genau unterſucht, um ſich von der Jenem unglaublich erſchienenen Wahrheit ihrer Ausſage zu überzeugen. »Die nichtswürdige Neugier der Maratiſten, ſchreibt Herr v. Lamartine, ſuchte ſelbſt noch an der Leiche des jungen Mädchens nach den Beweiſen des Laſters, mit dem ihre Feinde ſie brandmarken gewollt. Aber da, wo ſie ihre Schande ſuchten, fanden ſie ein Zeugniß ihrer Tugend. Dieſe unmenſchliche Entweihung der Schönheit und des Todes ergab die Reinheit ihrer Sitten und die Jungfräulichkeit ihres Körpers.«

Das Volk aber errichtete ſeinem »Freunde«, deſſen Haus es über Nacht mit Hunderten von Kränzen geſchmückt hatte, auf allen öffentlichen Plätzen Triumphbogen, Altäre und Mauſoleen. Im Hofe des Louvre blieb einige Tage hindurch auf einem Katafalk das von David gemalte, mit Lorbeer bekränzte Bild mit der Unterſchrift: »Ne pouvant le corrompre ils l'ont assassiné«*) wie das Bild eines Heiligen ausgeſtellt, vor welchem jeder Sansculotte ſein Knie beugte.**) Auf dem Carrouſſel-Platze, den Tuilerien gegenüber, erbaute man eine Art von Pyramide, in deren Innern ſeine Büſte, ſeine Badewanne, ſein Schreibzeug und ſeine Studirlampe, wie Reliquien eines Märtyrers, zu ſehen waren. Auf allen Bühnen wurde ſeine Apotheoſe mit dem größten Pompe gefeiert. Väter und Mütter gingen in ihrer blinden Vergötterung ſo weit, ihren neugeborenen Kindern ſeinen Namen zu geben. Einer ſogar legte ſeiner Tochter, die gerade am Tage der Ermordung Marat's geboren worden war, zur Erinnerung an dieſe That, den Namen »13 juillet« bei. Stanislas Fréron weihte im »Orateur du peuple« ſeinem Freunde tagtäglich eine neue Lobrede. Der berühmte Dichter Marie Joseph Chénier feierte deſſen Tod durch eine ſeiner ſchönſten Oden und ſtellte ſpäter (am 14. November 1793) im Convente den Antrag, daß die irdiſche Hülle des »tugendhaften Volksfreundes« dem Panthéon übergeben und dort an Mirabeau's Stelle niedergelegt werde. In allen Straßen verkaufte man Marat's Büſte, die bald in allen Häuſern prangte, als Vorſichtsmaßregel, um ſich durch ſie vom »Verdachte des Verdachts« zu reinigen.

So feierte Frankreich ſeines Nero's Tod.

---

*) Sie haben ihn gemordet, weil ſie ihn nicht beſtechen gekonnt.

**) Später wurde David's Bild, eines ſeiner größten Meiſterwerke, im Convents-Saale aufgeſtellt.

XVII.

Fünf Tage vor Marat's Ermordung war Vergniaud auf wiederholtes Verlangen L'Huillier's, des Procureurs der Gemeinde, im Namen aller Sectionen von Paris, des Royaliſmus verdächtig, in Anklageſtand verſetzt und auf Antrag Saint-Juſt's, im Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes, nebſt Briſſot und neunzehn andern Girondiſten verhaftet worden.

Als Vergniaud — nicht ahnend, daß die Judith von Caen ihre blutige That mit jenem Dolche vollführt hatte, der ihm von jenem Mörder, welchen Marat für ihn gedungen, entriſſen worden war — im Gefängniß des Luxembourg-Palaſtes die Hinrichtung der Charlotte Corday erfuhr, ſagte er in jenem prophetiſchen Geiſte, der ihm eigen war, zu ſeinem Freunde und Mitgefangenen Briſſot:

— Sie bringt uns den Tod, aber ſie lehrt uns ſterben!

— Und billigſt Du jene That? fragte Briſſot.

— Nein, denn ſie bleibt, von welchem Standpunkte man ſie auch betrachtet, doch nichts weiter als ein Meuchelmord, und Jeder, der ihn als einen Act des Heroiſmus preiſ't, giebt allen Fanatikern den Muth und die Waffen in die Hand, ihren Namen durch eine ähnliche That zu verewigen. Ich haßte dieſen Marat und verabſcheute ihn, wie Ihr Alle wißt, weil er der frechſte Angeber und der eifrigſte Lieferant unſerer permanenten Guillotine war; aber gerade darum hätte ich ihm einen andern Tod gewünſcht: er hätte nicht durch die reine Hand einer Jungfrau, ſondern durch den blutbefleckten Arm deſſelben Henkers, dem er ſo zahlloſe Opfer zugeführt, nicht durch Meuchelmord, ſondern im Namen der Geſetze, die er frech verhöhnt hatte, fallen müſſen. Charlotten's That macht ihn in den Augen des Volks zum Märtyrer und Jeden von uns zu ſeinem Verfolger.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht. Nachdem er länger als drei Monate eingekerkert war, wurde er und ſein ganzer Anhang vor das Revolutionstribunal geſtellt und von dieſem unter dem Vorſitze des Blutrichters Hermann, eines der wüthendſten Anhänger der Bergpartei, als Gegenrevolutionäre und Vaterlandsverräther, Fauchet und Duperret als Mitwiſſer und Theilnehmer der Ermordung Marat's, einſtimmig zum Tode verurtheilt.

Als Valazé ſein Todesurtheil vernahm, tödtete er ſich im Sitzungsſaale vor den Augen ſeiner Richter durch einen Dolchſtoß. Vergniaud, der ſeiner Hinrichtung ebenfalls durch Selbſtmord zuvorkommen gewollt, hatte Gift zu ſich geſteckt; doch warf er's bei Seite, um ſeinen jungen, erſt ſeit Kurzem glücklich vermählten Freunden Ducos und Boyer-Fonfrède, die mit ſchwererm Herzen aus dieſer Welt gingen, den Weg zum Blutgerüſte durch Worte des Troſtes abzukürzen.

— Warum grämt Ihr Euch, meine Freunde? ſagte er zu ihnen. Unſere Feinde tödten ja nur Euern hinfälligen Leib; Euer Geiſt, Euer Name wird fortleben in den Blättern der Geſchichte, und die Nachwelt, gerechter als die Gegenwart, wird einſt von Euch ſagen: Dieſe Männer, die heute ihr Haupt auf's Schaffot getragen, haben die Freiheit aufrichtiger, inniger und uneigennütziger geliebt, als Jene, die ſie zum Tode verurtheilt haben. Das ſei mein, dies Euer Troſt!

Am 21. October 1793 beſtiegen die zwanzig Girondiſten: Vergniaud, Briſſot, Genſonné, Boyer-Fonfrède, Ducos, *) Brullard-Sillery, Laſource, Lacaze, Gardien, Duprat, Leſterp-Beauvais, Duchâtel, Mainvielle, Lehardy, Boileau, Antiboul, Vigée, Fauchet und Duperret guten Gewiſſens und frohen Muthes die Stufen des Blutgerüſts und ſchrieen, oben angelangt, aus voller Seele:

— Vive la liberté, vive la république!

Nur Einer, eingedenk ſeiner Mitſchuld an den Gräueln des 10. Auguſts, war niedergeſchlagen und beſtürzt: es war Carra.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Mademoiſelle Candeille die Verurtheilung ihres Freundes Vergniaud erfuhr, wiederholte ſie deſſen Weiſſagung:

»Die Revolution gleicht dem Saturne, der nach und nach die Kinder verſchlingt, die er ſelbſt erzeugt hat.« Dieſe Prophezeihung geht in Erfüllung, ſetzte ſie hinzu, nahm ein Flacon und roch daran, um ihren ſchwachen Nerven neue Spannkraft zu leihen.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abende deſſelben Tages, an welchem Vergniaud ſein ruhmgekröntes Haupt unter das Meſſer der Guillotine gebeugt, trat die gefühlvolle Künſtlerin in dem von ihr und ihm gemein-

---

*) Ducos hatte in der Nacht vor ſeiner Hinrichtung im Kerker der Conciergerie ein Potpourri von 14 Strophen gedichtet.

ſchaftlich verfaßten Luſtſpiele »la belle fermière« auf. Sie ſchien nicht weniger heiter als ſonſt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vergleichen wir Théroigne de Méricourt, welche den Tod Barbaroux eben ſo wenig als die Ermordung Suleau's verſchmerzen konnte, mit Mademoiſelle Candeille, die am Abende der Hinrichtung Vergniaud's mit lachender Miene ein Lied am Piano zu ſingen vermochte, ſo bringt ſich uns und Jedem die Frage auf:

— Wer von Beiden iſt wohl verächtlicher? Das verworfene Geſchöpf, das mit ſeinen Reizen, oder die gefeierte Schauſpielerin, die mit ihrem Talente Schacher treibt? Wie groß und erhaben ſtand ihr gegenüber die »Aſpaſia des Rinnſteins« da!

Wir erinnern an eine Stelle ihres Briefes an Mademoiſelle Contat und fragen, ob dieſes »Weib aus dem Volke« kein Recht hatte, zu behaupten, daß »Damen ihres Standes« — ſie meinte damit die Komödiantinnen — von jener Gluth und Leidenſchaftlichkeit der Liebe, womit Théroigne jenen Barbaroux geliebt, keine Ahnung haben.

XVIII.

Acht Tage nach der Hinrichtung der einundzwanzig Girondiſten, am 8. November, kam die Reihe an Madame Roland.

Auch ſie — die Gattin des geächteten Exminiſters — wurde des Royalismus und der Theilnahme einer Verſchwörung zum

Umſturze der Republik und zur Wiedereinführung des Königthums angeklagt und von denſelben Richtern und Geſchworenen, welche Vergniaud und deſſen Freunde gerichtet hatten, für ſchuldig anerkannt. Auf eine geheime Correſpondenz, die ſie früher mit Barbaroux geführt und die nach deſſen Hinrichtung in die Hände ihrer Feinde gefallen war, hatte das Revolutionstribunal die Gründe ihrer Anklage und Verurtheilung gebaut und ſie, trotz der glänzenden Vertheidigung Chauveau-Lagarde's, zum Tode verurtheilt.

Nachdem ſie ihr Urtheil vernommen hatte, zog ſie einen Ring vom Finger und reichte ihn ihrem Vertheidiger mit den Worten:

— Sie haben das Ihrige gethan; gäb's noch einen Funken von Gerechtigkeit im Herzen dieſer Leute, ſo hätte ich auf Grund Ihrer beredten Vertheidigung freigeſprochen werden müſſen. Tragen Sie dieſen Ring als ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Morgen werde ich nicht mehr ſein!

In ihren Kerker zurückgekehrt, vollendete ſie dort mit der Seelenruhe eines reinen Gewiſſens und mit all dem Heldenmuthe, deſſen ihre große Seele fähig war, ihre Memoiren und übergab ſie ihrem Freunde Champagneux.*)

Am andern Morgen trat ſie — ſchön geſchmückt wie zu einem Ballfeſte — in einer langen, weißen Robe, einer dreifarbigen Cocarde an der Bruſt und Blumen im blendendſchwarzen Haar, deſſen Locken auf den dreifarbigen Gürtel herabfielen, die Fahrt zum Richtplatze an. Neben ihr auf dem Karren ſaß Lamarche, der wegen Fabrikation falſcher Aſſignaten ein und daſſelbe Loos mit ihr theilte. Sein Muth glich nicht dem ihrigen. Auf ſeinen Mienen lagerten ſich die finſtern Zeichen der Todesangſt; in ihren Zügen lag das heitere Lächeln der Reſignation, die dem Tode muthig in's Antlitz ſchaut und nicht vor ihm zurückbebt.

---

*) Dieſe Denkwürdigkeiten, die ſie ſtückweiſe in den Gefängniſſen der Abtei Saint-Germain und Sainte-Pélagie geſchrieben, erſchienen zwei Jahre nach ihrem Tode, zuerſt unter dem Titel: „Appel à l'impartialité", und erſt ſpäter mit Vorrede und Zuſätzen ihres Freundes Champagneux, unter dem Titel: „Oeuvres de Jeanne Manon Philipon Roland, femme de l'ex-ministre de l'intérieur. Hier findet man auch ihr Bildniß.

Auf dem Platze der Hinrichtung angelangt, neigte ſie ihr Haupt vor der rieſengroßen Bildſäule der Freiheit und ſprach jene berühmten Worte:

— O Liberté chérie, combien de crimes commet-on en ton nom!

Und einen Augenblick ſpäter fiel auch ſie — kaum vierzig Jahre — als Opfer der von ihr angebeteten Freiheit. — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Als Roland de la Platière, auf der Flucht, die Hinrichtung ſeiner von ihm heiß geliebten Frau erfuhr, erinnerte er ſich eines alten Verſprechens, das er ihr wenige Tage nach ſeiner Hochzeit gegeben hatte.

— Meine Liebe zu Dir, ſagte er damals, iſt ſo groß, daß ich Deinen Tod nicht acht Tage überleben könnte.

Und Roland war der Mann, jedes ſeiner Verſprechen wahr zu machen.

Acht Tage nach ihrer Hinrichtung fand man — beim Schloſſe Beaudoin, vier Stunden von Rouen — ſeine Leiche (er hatte ſich mit einem Stockdegen getödtet) und in einer ſeiner Taſchen folgende Zeilen:

»Wer Du, der Du meinen Leichnam findeſt, auch immerhin ſein mögeſt, achte meine irdiſche Hülle. Sie iſt der Ueberreſt eines Mannes, der ſein ganzes Leben ſeinem Volk geweiht hatte, um ihm nützlich zu werden, und der geſtorben iſt, wie er gelebt hat: tugendhaft, ehrlich und treu ſeinem Verſprechen. Möchten die Herzen meiner Mitbürger menſchlichern Empfindungen Raum geben. Das Blut, das ſtromweiſe in meinem Vaterlande fließt, dictirt mir dieſen Wunſch! Dieſes Blutvergießen, dieſe Metzeleien können nur von den grauſamſten Freunden Frankreichs inſpirirt und gutgeheißen werden. Nicht Furcht, ſondern tiefinnerſte Empörung hatten mich in die Flucht gejagt: in dem Augenblick aber, wo ich erfahren, daß man auch mein Weib ermordet hat, habe ich nicht länger auf einer durch ſo viele Verbrechen geſchändeten und von ſo vielem Blute befleckten Erde zurückbleiben wollen.«

So ſtarb der Mann, deſſen ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe echt republikaniſcher Tugenden und deſſen Selbſtmord der erhabenſte Actſchluß treuer Gattenliebe war.

XIX.

Wir kehren zu Albertine Marat zurück.

Auch dieſe Frau, die ſich von halb Paris als ein verworfenes Geſchöpf, als ſchamloſe Concubine des »Nero von Frankreich«

verachtet ſah, bewies durch den tiefen Gram und den unauslöſchlichen Schmerz, mit dem ſie deſſen Verluſt betrauerte, daß ſie höher ſtand als manche Andere, deren Ehebund durch Prieſterſegen geheiligt, trotz der Schwüre ewiger Treue vor dem »Altare des Herrn«, ihrem rechtmäßigen Gatten mit weniger Liebe und Aufopferung ergeben war, als dieſe Catharine Evrard, die mit Marat in wilder Ehe gelebt und durch keinen Schwur gefeſſelt, ihm treu blieb bis zum letzten Athemzuge ihres von der öffentlichen Meinung lieblos gebrandmarkten Daſeins.

Von Marat's armſeligem Inventarium war ihr nichts als ein Bett, ein Strohſack und jener Dolch geblieben, mit dem eine junge Schwärmerin — mehr von perſönlicher Rache, als von uneigennützigem Haß und reinem Patriotismus angetrieben — ihr »Theuerſtes auf Erden« mit kaltem Blute hingemordet und ſich dadurch in ſo Vieler Augen den Heiligenſchein einer Märtyrerin, den Nachruhm einer Freundin des Vaterlandes erworben hatte. Die Mitwelt iſt ein parteiiſcher Richter. Der Nachwelt, der Geſchichte bleibt die ſchöne Pflicht, die Urtheilſprüche der Vergangenheit zu revidiren, Viele zu verdammen, die ſie freigeſprochen, und Manche freizuſprechen, die ſie verurtheilt hat. Zu den Erſtern gehörte Charlotte Corday, zu den Letztern gehört Albertine Marat.

Der einzige Menſch in ganz Paris, der ihren Kummer mitfühlte und ihr den Troſt des Mitleids nicht verſagte, war jener große Maler, welcher Marat's Züge verewigt hatte.

Jacques Louis David war ein Mann, der mit zwei Herzen begabt zu ſein ſchien, von denen das eine eben ſo glühend für die Freiheit als das andere feurig für ſeine Kunſt ſchlug. Ein

Zögling Viens, mit dem die Reſtauration und die glänzendſte Epoche der franzöſiſchen Malerſchule begann, hatte er ſchon 1775, im Alter von ſechsundzwanzig Jahren, den erſten Preis ſeiner Kunſt davongetragen und ſich frühzeitig durch ſein gekröntes Bild »Antiochus und Stratonice« den Namen eines der erſten Künſtler Frankreichs errungen. Im Jahre 1789 hatte er im Auftrage Ludwigs XVI. ein neues Meiſterwerk: »Brutus heimkehrend von der Verurtheilung ſeines Sohnes« ausgeſtellt und ein Jahr ſpäter ein faſt noch ſchöneres Bild »Ludwig XVI. den Schwur auf die neue Verfaſſung leiſtend« der conſtituirenden Verſammlung zum Geſchenk gemacht. Der König und die Königin hatten den jungen ehrgeizigen Künſtler mit tauſend Lobſprüchen überhäuft: Ludwig hatte ihn zu ſeinem Hofmaler ernannt und Marie Antoinette, gewohnt, junge Talente aufzumuntern, ihm die Artigkeit geſagt, daß auch ſie von ihm gemalt zu ſein wünſche. David aber, der mit Leib und Seele Republikaner war, hatte ſich durch dieſe Lobſprüche, die er als Tribut der verdienten Huldigung ſeines Talentes hingenommen, nicht beſtechen laſſen. Als ſich der König am 10. Auguſt 1792 unter den Schutz der geſetzgebenden Verſammlung geſtellt und in die Tribune der Journaliſten, in die ſogenannte »Loge der Logographen« begeben hatte, war der große David ſo herzlos geweſen, ſich an den Mienen der Angſt und Beſtürzung Ludwigs zu weiden und ihn in dieſer peinlichen Lage Zug für Zug abzuzeichnen. Vom Könige etwas bitter befragt, ob er ſein Bild bald beendigt habe, erwiderte David:

— Von heute an, Sire, werde ich das Bild eines Tyrannen nur dann erſt malen, wenn ich ſeinen Kopf vor mir auf dem Schaffot ſehe.

Bei aller Hochachtung für die Großartigkeit ſeines Talentes und für die Reinheit ſeiner demokratiſchen Geſinnung können wir uns doch nicht des Geſtändniſſes entbrechen, daß dieſe Antwort mehr den herzloſen Flegel, als den mit Geiſt begabten Künſtler verrieth.

Gleich darauf zum Mitgliede des Convents erwählt, hatte auch er für den Tod des Königs geſtimmt, und nach deſſen Hinrichtung, als Mitglied des Sicherheitsausſchuſſes und Oberaufſeher der Gefängniſſe, in einem dieſer Kerker auch Madame Eliſabeth, die Schweſter des Hingerichteten beſucht, um ſein republikaniſches Auge auch an der Demüthigung dieſes Engels zu weiden. Die Prinzeſſin, zu ſtolz, um ihre Abneigung gegen ihn zu verrathen, hatte ihn um eine Priſe Tabak erſucht.

— Ihr ſeid nicht gemacht, Eure Finger in meine Doſe zu ſtecken, hatte der ci devant »Hofmaler des Königs« erwidert und ſeinen Tabak vor ihren Augen auf die Erde geſtreut.

Dieſe Züge (wir könnten ihrer noch weit mehr anführen) werden hinreichen, ſeinen Haß gegen das gefallene Königthum in's rechte Licht zu ſtellen, ein Licht, das allerdings nur geeignet iſt, einen ſchwarzen Schatten auf den Nimbus dieſes großen Künſtlers zu werfen.

Aber eben ſo groß und unerklärlich wie ſein Haß gegen den König, war ſeine Anhänglichkeit und Liebe, ſeine Verehrung und Bewunderung für Marat, der in Davids Augen der tugendhafteſte Bürger in ganz Frankreich geweſen war. Von ihm ſchien er ſeinen Hang zur Grauſamkeit geerbt zu haben.

Eines Tages hatte ſich eine junge, ſchöne Frau, die ſich Mutter fühlte, zu ſeinen Füßen niedergeworfen, um von ihm Gnade für ihren Mann zu erflehen.

— Er iſt unſchuldig, bat die Jammernde und umklammerte ſein Knie.

Er aber griff kalten Blutes nach ſeinem Reisblei und ſkizzirte die angſtvollen Züge der Schwangern und neben ihr einen Mann mit abgeſchlagenem Haupte.

— Hier meine Antwort! erwiderte der Maler und wies ihr erſt das Blatt und dann die Thür.

Der Deputirte Reboul, der ihn am 2. September 1792 im Gefängniſſe La Force gefunden hatte, fragte, was er hier mache.

— Ich erhaſche die letzten Züge dieſer Gefangenen, welche niedergemetzelt werden, um ſie als Studien in mein Skizzenbuch einzutragen.

— Geht, Bürger, Ihr macht mich ſchaudern!

— Wenn ich Scenen dieſer Art allen andern vorziehe, ſo kann ich nichts dafür: es liegt einmal in meinem Blute.

Dieſer David, ſo unerreichbar groß als Künſtler und ſo niedrig grauſam als Menſch, hatte Albertine Marat nach der Hinrichtung ihres Freundes faſt täglich beſucht und ſie in ihrem Jammer zu tröſten verſucht.

— Weine nicht, arme Freundin, ſagte er eines Tages, als er ſie, wie gewöhnlich, in Thränen fand. Wohl Jedem von uns, der dies armſelige Leben hinter ſich hat, denn erſt nach dem Tode erfährt die Welt, was ſie an Manchem, der während ſeines ganzen Lebens von ihr nicht anerkannt worden iſt, beſeſſen hat. Jetzt erſt begreift Frankreich, welchen unerſetzlichen Schatz es in Deinem Freunde verloren hat. Stille den Lauf Deiner Thränen, arme Albertine, und ſuche Troſt in dem Bewußtſein, daß Du und ich die Einzigen geweſen ſind, die ſeine Bürgertugenden aufrichtig verehrt haben.. Siehe, liebe Freundin, hier habe ich Dir Etwas mitgebracht, von dem ich hoffen darf, daß es Dir in Deinem tiefen Leide eine kleine Freude und etwas Balſam für die Wunden Deiner Erinnerung gewähren wird, ſagte David und entrollte langſam ein Stück Leinwand, das er in ſeinen Händen hielt.

— Gott im Himmel, was ſeh' ich? Marat's Bild!

— Die Skizze, die ich in ſeiner Todesſtunde, als Du ohnmächtig dort auf ſeiner Leiche lagſt, von ihm und Dir aufgenommen hatte.

— Welch ein Bild! ſchrie Albertine hochentzückt. Solch ein Meiſterwerk konnte nur der erſte Maler Frankreichs, der große David, der »Freund ſeines Freundes« in's Leben rufen!

— Erlaube, theure Freundin, daß ich dieſe Skizze, als einen ſchwachen Tribut meiner Bewunderung für Deine Liebe und Deine Treue zu meinem großen Freunde, Dir zu Füßen legen darf. Betrachte dieſes Bild als einen Abglanz ſeiner ſchönen, großen Seele, die nur wir allein begriffen haben.

— O David, der Anblick ſeiner Züge fächelt Troſt in meine Seele, Balſam in mein gramzerriſſenes Herz. Jeder Morgen, jeder Abend, David, ſoll mich betend vor Deinem ſchönen Bilde, vor den Manen dieſes Todten finden, der mein Stolz und meine Freude, mein Himmel und mein Heiland war, rief ſie aus, nahm das Bild und flog in ſeine Arme.

Der Maler drückte ſie an ſein Herz, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und ſprach gerührt:

— Wenn ich einen Engel brauche, werde ich Deine Seele malen!

— David, damit Du ſiehſt, daß Marat's Freundin auch die Deine iſt, will ich Dir für dieſes Bild, das Dich und ihn und mich verewigt, ein Angedenken ſchenken, deſſen Werth und Heiligkeit nur ein Herz, wie das Deinige, begreifen kann. Hier, David, ſagte Albertine, eine ſchwarze Scheide aus ihrem Buſend ziehend, hier, Freund, nimm dieſen Dolch, mit dem jene Elende, der ich bis zum letzten Athemzuge meines Lebens fluche, meinen, Deinen Freund mit kalter Ueberlegung hingemordet hat. Seit jenem Tage, an welchem ich das Werkzeug ihres Mordes durch Legendre's Freundſchaft als Erinnerung an jene verruchte That zum Geſchenk erhielt, ſeit jenem Tage kam dieſer Dolch nicht mehr von meiner Bruſt und ſchon mehr als ein Mal ſtand ich, von der Größe meines Grames überwältigt, auf dem Punkte, mit derſelben Waffe, womit Charlotte Corday ſein theures Leben ſtahl, auch meinem elenden Daſein ein Ziel zu ſetzen und dem Schickſal zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter! Dein Bild aber hat mir neuen Muth zum Leben, neue Kraft zum Ertragen meines großen Leids verliehen; jetzt, David, will ich nicht mehr weinen; jetzt will ich meinen Blick in das ſterbende Auge dieſes Todten tief verſenken und jeden Tag und jede Stunde mich daran erinnern: So ſtarb er in meinen Armen!

David vermochte nichts darauf zu erwidern. Tief gerührt von der Liebe dieſer Frau nahm er den Dolch, drückte ihre Hand und ſagte erſt, nachdem er ſich auf einen Augenblick geſammelt:

— Dank, tauſend Dank, meine theure Freundin!

Und weil ihn der Schmerz dann von Neuem übermannte und weil er eine Thräne, die aus ſeinem Auge brach, vor ihr verbergen wollte, drückte er noch einmal haſtig ihre Hand und eilte fort.

XX.

Im Januar des Jahres 1794, als dieſer David zum Präſidenten der Nationalverſammlung erwählt worden war, — eine Auszeichnung, nach welcher ſein Ehrgeiz im Stillen lange ſchon geſeufzt hatte, — ſchenkte er in einer Anwandlung jener großmüthigen Laune, die ihn ſehr häufig beſchlich, Albertinen's Dolch ſeinem Freunde Fréron, der, kurz vorher von ſeiner Miſſion aus dem ſüdlichen Frankreich heimgekehrt, ſeinen ganzen Einfluß bei den Jacobinern aufgeboten hatte, um ſeinen Jugendfreund David auf den Präſidenten-Stuhl zu erheben.

Louis Stanislas Fréron, Sohn jenes Journaliſten Fréron, welcher der größte Gegner Voltaire's geweſen war, hatte ſeinerſeits von Jugend auf für den von ſeinem Vater unabläſſig verfolgten Dichter ſo große Vorliebe und ſo hohe Bewunderung gezeigt, daß Fréron's Vater ſich dadurch mehr als durch die Rache Voltaire's, der ihn unter der Maske eines Dr. Waſp auf die Bühne *) gebracht, gereizt und gekränkt fühlte und ſeinen Sohn,

---

*) In einem fünfaktigen Luſtſpiele „le Café ou l'Ecossaise“.

blos wegen ſeiner Liebe für einen Mann, der ihm verhaßt war, mitzuhaſſen begann. Im Jahre 1776, nach dem Tode ſeines Vaters, war der junge Fréron als Mitarbeiter des von Jenem gegründeten Journals »L'année littéraire« und erſt dreizehn Jahre ſpäter als Herausgeber des »Orateur du peuple« aufgetreten, worin er ſich als der heftigſte Gegner ſeines verſtorbenen Vaters und als der glühendſte Verehrer Voltaire's bemerkbar gemacht hatte. Staniſlas — Pathe des Königs von Polen und Schützling der Madame Adelaide von Frankreich — war bald der eifrigſte Freund der Jacobiner und der treueſte Freund Marat's geworden und hatte beim Aufſtande des 10. Auguſt eine ſo wichtige Rolle geſpielt, daß auch er von ſeiner Vaterſtadt Paris zu einem ihrer Vertreter im Convente erwählt worden war. Als ſolcher hatte auch er für den Tod des Königs geſtimmt und war dann mit Barras nach dem mittägigen Frankreich, nach Marſeille und Toulon, geſchickt worden, um in beiden Städten durch die Schrecken der Guillotine und der »fusillades en masse« die gegenrevolutionären Aufſtände zu unterdrücken. Fréron hatte ſich der blutigen Sendung, die ihm anvertraut worden war, vollkommen würdig gezeigt. Am 26. December 1793 ſchrieb er aus Toulon ſeinem Freunde Moyſe Boyle:

> »Die Füſilladen ſind hier an der Tagesordnung. Die Sterblichkeit unter den Anhängern Ludwigs XVI. iſt ſo groß, daß die Bevölkerung dieſer »commune sans nom« bald decimirt ſein wird.«

Und fünf Tage darauf aus derſelben Stadt:

> »Wir haben 12,000 Maurer requirirt, um die Feſtungswerke der Stadt zu raſiren. Seit unſerm Einzuge laſſen wir tag-

täglich ein paar hundert Köpfe abſchlagen; außerdem haben wir auch ſchon 600 füſilliren laſſen.«

Als der Inhalt dieſes Briefes bekannt geworden war, hatte der Spötter Mercier dem »Orateur du Peuple«, der jene Stadt raſirte, den Beinamen »Barbier von Toulon« beigelegt.

Gleich darauf nach Paris zurückgekehrt, hatte er ſeinen Freund David, der ihm Albertinen's Andenken gezeigt, ſo lange um dieſen verhängnißvollen Dolch gequält, bis dieſer ihm als Geſchenk anheimgefallen war.

Auch in Fréron's Händen blieb er nur kurze Zeit.

Der würdige »Barbier von Toulon« hatte ſchon ſeit Jahren, ganz im Stillen, für die junge ſchöne Frau eines ſeiner Freunde geglüht. Sie hieß Louiſe Laridon-Dupleſſis, war eine natürliche Tochter des Abbé Joſeph Marie Terray, des ehemaligen Finanzminiſters Ludwig's XV., und ſeit einigen Jahren mit Camille Desmoulins vermählt, dem ſie außer ihrer Schönheit auch eine Mitgift von 6000 Francs Renten mitgebracht hatte.

Trotz dem, daß Louiſe Dupleſſis ihrem Gatten treu ergeben war, ließ ſie ſich dennoch, wie jede ſchöne Frau, die platoniſche Huldigung Anderer und vor Allen die ſeines Jugendfreundes Fréron gefallen.

Eines Abends zeigte er ihr David's Geſchenk, und Madame Camille Desmoulins, die dieſen Dolch mit ganz beſonderm Wohlgefallen betrachtete, rief, als ſie die beiden Buchſtaben auf dem Griffe gewahrte, freudig überraſcht:

— Fréron, bewundern Sie dieſen ſonderbaren Zufall! Hier ſtehen ein L. und ein C. Wiſſen Sie, was dieſe beiden Buchſtaben zu bedeuten haben?

— Nein, ſchöner Engel, ſagte Stanislas.

— Ich will es Ihnen ſagen, Fréron. Dieſes L. iſt der Anfangsbuchſtabe meines Vornamens Louiſe und dieſes C. der Anfangsbuchſtabe des Taufnamens meines Gatten Camille. Eh bien, Stanislas, fügte ſie mit reizendem Lächeln hinzu, wie gefällt Ihnen dieſe Auslegung?

— So gut, meine angebetete Freundin, daß ich Willens bin, Ihnen . . .

— Dieſen Dolch zu ſchenken? fragte Louiſe.

— Ah, Sie errathen jeden meiner Gedanken!

— Wohlan, Stanislas, wenn's Ihr Ernſt iſt, mir damit ein Geſchenk zu machen, ſo nehm' ich's dankbar an, ſagte Madame Camille, ihrem ſtillen Anbeter die Hand reichend.

— Sie machen mir damit eine große Freude, betheuerte Fréron, ergriff haſtig ihre Hand und pflanzte auf den blendendweißen Sammet ihrer Haut einen ganzen Roſenkranz heißer Liebesküſſe.

Louiſe, in den Anblick des Dolches verſunken, überließ ihre Hand ungeſtört ſeiner glühenden Huldigung.

— Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ſagte ſie dann, werde ich Ihr Geſchenk noch heute meinem Gatten zeigen und ihn bitten, dieſen Dolch behalten zu dürfen als ein Andenken an Ihre Freundſchaft . . .

— O warum ſagen Sie nicht Liebe?

— Still, ſtill, davon mag ich nichts hören! Sie ſind der Freund meines Gatten und werden das Vertrauen, das er Ihnen ſchenkt, nie mißbrauchen, ſagte ſie, ihm jetzt erſt ihre Hand entziehend.

— Louiſe, ſchenken Sie Mitleiden einem Armen, der ſeit Jahren Ihr holdes Bild in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens trägt ...

— Citoyen Fréron, passons-la dessus, ſagte Madame Camille und legte ihre Hand auf ſeinen Mund, damit er ſchweige.

Gleich darauf trat ihr Gatte ein.

XXI.

Benoit Camille Desmoulins, Mitſchüler und Freund Robespierre's, mit dem er das Collège de Louis-le-Grand beſucht hatte, war ein junger Advocat, der ſchon in früher Jugend den Geiſt des franzöſiſchen Philoſophen Helvétius eingeſogen und ſich nach deſſen berühmtem Werke »de l'esprit« ausgebildet, gleich zu Anfang der Revolution ſich als ein eben ſo kecker, als geiſtreicher Pamphetiſt eben ſo geliebt als gefürchtet gemacht und in ſeinen aufrühreriſchen Schriften aus eigener Machtvollkommenheit den Titel »General-Procurator der Laterne« beigelegt hatte, und bald darauf als Herausgeber des Journals »le vieux Cordelier« und als der treueſte Bundesgenoſſe Danton's aufgetreten war. Anfangs einer der glühendſten Demagogen, einer der eifrigſten Apoſtel Robespierre's, hatte er, bald nach ſeiner Vermählung mit der ſchönen Dupleſſis und in Folge ſeiner überaus glücklichen Ehe, mildere Grundſätze angenommen und einen Ton angeſchlagen, durch den endlich auch er in den Augen Robespierre's und deſſen Anhangs verdächtig geworden war. Als dieſe Blutmenſchen jene Blätter des alten »Cordeliers«, in welchen Camille das zur Zeit der Schreckensherrſchaft ſo verpönte Wort: »Gnade! Gnade!« ausgeſprochen hatte, verbrennen ließen, hatte er zu ſeiner Rechtfertigung jene vier eben ſo wahren als niederſchmetternden Worte drucken laſſen:

— Brûler n'est pas répondre! (Verbrennen heißt nicht antworten.)

Als Camille bei ſeiner ſchönen Frau ſeinen Schulfreund Stanislas antraf, drückte er ihm mit aller Herzlichkeit die Hand und fragte:

— Wann biſt Du aus Toulon zurückgekehrt?

— Vor acht Tagen.

— Und erſt heute beſuchſt Du Deinen alten Schulkameraden, der für Dich mehr als ein Penſum ausgearbeitet? Fréron, iſt das recht von Dir?

— Dringende Geſchäfte, Freund Camille, haben mich abgehalten, Dir ſchon früher meinen Beſuch abzuſtatten.

— Sei herzlich gegrüßt in meinem Hauſe! Betrachte es von heute ganz wie das Deine. Dein Beſuch wird mir und meiner Frau — nicht wahr, Louiſe? — ſtets willkommen ſein.

Sie ſchlug den Blick zu Boden und ſchwieg.

— Ich nehme Deine Einladung mit vielem Danke an, ſagte Fréron, und werde ihr Folge leiſten ...

— Sieh, Camille, was Freund Fréron mir kurz vor Deinem Eintritt geſchenkt hat, ſagte Louiſe und zeigte ihrem Gemahle den Dolch, den ſie bis dahin im Aermel ihres Kleides verborgen hatte.

— Einen Dolch? fragte Desmoulins unangenehm überraſcht.

— Es iſt jener Dolch, mit dem Charlotte Corday unſern gemeinſchaftlichen Freund Marat ermordet hat.

— O zeige ihn mir, liebe Freundin! bat Desmoulins, der in der Tiefe ſeines Herzens Charlotten's That gebilligt hatte. Und wie kam dieſer Dolch in Deine Hände?

— Legendre ſchenkte ihn der Freundin Marat's, dieſe verſchenkte ihn an David und David ſchenkte ihn mir.

— Und Du, Fréron, Du, Du?

— Ich ſchenkte ihn, wie Du gehört, Deiner Frau, weil er ſo glücklich war, in ihren Augen Gefallen zu finden.

— Und warum, Louiſe, gefiel er Dir?

— Weil auf dem Griffe zufällig die Anfangsbuchſtaben unſerer beiden Vornamen eingegraben ſind.

— Ja wahrhaftig, ſagte Camille, der, feſt von der Liebe und Treue ſeiner Frau überzeugt, nicht den leiſeſten Argwohn hegte.

— Darf ich ihn behalten? fragte Louiſe.

— Wenn er Dir Freude macht, warum denn nicht? Meinſt Du etwa, ich ſei eiferſüchtig?

— Camille, wohin denkſt Du? fragte Fréron.

— Ich ſcherze ja nur, mein Freund! Louiſe — ich ſage es mit gerechtem Stolze — iſt eine Perle, die mir noch niemals den kleinſten Anlaß zum geringſten Zweifel an ihrer Treue gegeben. Und ohnedies, ſetzte er, halb im Scherze und halb im Ernſte hinzu, denke ich in dieſem Punkte ganz wie jener Philipp von

Spanien: »Wenn ich zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört.« Verſtehſt Du mich, mein theurer Freund?

— Vollkommen! erwiderte Stanislas, nicht wenig beſtürzt.

— Doch nun von etwas Anderm! ſagte Camille, um dem peinlichen Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Was bringſt Du Neues aus Toulon?

— Unſere Sache ſteht dort à merveille! Der Schrecken iſt dort an der Tagesordnung und das Revolutionsgericht in voller Thätigkeit ... täglich fallen dort neue Opfer ... meine Fuſilladen haben blaue Wunder gewirkt ... der Convent iſt mit mir zufrieden ...

— Aber ich bin es nicht, Stanislas! Dieſe Blutwirthſchaft — ich geſtehe es frei und unumwunden — behagt mir nicht.

— Iſt das Dein Ernſt? fragte Fréron.

— Mein heiliger Ernſt! erwiderte Camille, in deſſen Betheuerung ein bitterer Vorwurf lag. Die Ströme Bluts, die wir im Namen der Freiheit vergießen, fallen wie verheerendes Feuer auf unſer Haupt herab. Es dünkt mir hohe Zeit, dieſem Blutvergießen, dieſen Niedermetzelungen en gros, dieſen Fuſilladen en masse, endlich Einhalt zu thun. Unſere junge Republik watet bis an den Knieen im Blute ihrer Bürger. Es iſt hohe Zeit, die tauſend Wunden, welche das nimmerſatte Beil Eurer Guillotine ſchlägt, endlich vernarben zu laſſen.

— Camille ſpricht wie ein Reactionär, ſagte Fréron mit bitterm Lächeln.

— Nenne mich, Fréron, wie Du willſt, aber muthe mir nicht zu, dieſe Heldenthaten gut zu heißen oder wohl gar zu bewundern.

Mein Herz ſträubt ſich gegen dieſe Gräuel, und wenn dieſe Blutwirthſchaft nicht bald ein Ende nimmt, ſo bleibt zuletzt Keiner von uns Allen, die wir dieſes Unheil über Frankreich heraufbeſchworen haben, am Leben mehr.

— Wie Recht hat Camille! begann Louiſe. Sein edles Herz, das ſich im Namen der Menſchlichkeit aufgefordert fühlt, dieſem Morden ein Ziel zu ſetzen, blutet aus tauſend Wunden, weil es dieſen Zuſtand der Anarchie nur bejammern, aber nicht mehr aufhalten kann. Ein Tiger, der ſeinem Käfig entſprungen, iſt eben ſo wenig mehr zu bändigen, wie ein Volk, das die Kerkergitter der Despotie, die Feſſeln der Sklaverei zerbrechend, für Jahrhundert lange Tyrannei engherziger Geſetze einen freudigen Erſatz im Umſturz aller Geſetze ſucht ...

— Wenn Robespierre Euch hörte! warnte Fréron.

— Er würde auch uns aufs Blutgerüſt ſchicken, ſetzte Louiſe in prophetiſchem Geiſte hinzu.

— Dieſe bleiche Furcht vor der Blutgier des Dictators, erwiderte Camille, ſoll mich nicht abhalten, Dir und ihm und Jedem, der es hören will, mit dem ganzen Muthe empörten Menſchlichkeitsgefühls zuzudonnern: Des Bürgerblutes iſt zu viel gefloſſen! Packt Eure heilige Guillotine ein und baut an deren Stelle auf dem Grèveplatz ein groſes Tollhaus für Jene, deren Blutdurſt nicht zu ſtillen iſt. Prägt ſtatt der Aſſignaten Millionen Ablaßzettel für Eure Sünden und Verbrechen, befehlt den Furien der Guillotine, den Tricoteuſen Eures großen Dalailama, ihren Strickſtrumpf bei Seite zu werfen und ihre Hemden, wenn ſie anders noch welche auf dem Leibe haben, zu zerreißen und daraus Charpie zu zupfen für das aus hunderttauſend Wunden blutende Vaterland!

— Du biſt heut übler Laune, Camille, ſagte Fréron und griff beleidigt nach ſeinem Hute.

— Geh', Fréron, geh' und komme dann erſt wieder, wenn Dein Herz, das auf Abwege gerathen iſt, ſich gebeſſert hat.

Fréron aber kam ſeitdem nicht wieder.

XXII.

Ganz wie Camille dachte auch Danton.

Die Zukunft hatte auch ihn geändert. George Jacques Danton, Sohn eines Landbeſitzers in der Umgegend von Arcis-ſur-Aube, hatte er ſeine Studien zu Troyes, der Hauptſtadt der Champagne, vollendet und war dann nach Paris geeilt, um ſich hier dem Advocatenſtande zu widmen. Seine Mitſchüler, die ihn ſcherzweiſe den »Catilina« genannt, weil er in den Stunden des Müſſiggangs mit ihnen Aufruhr und Empörung geſpielt, hatten damals wohl keine Ahnung gehabt, daß er jene Rolle, die er in der Schule geſpielt, ſpäter auch im Leben auf dem Schauplatze der Politik durchzuführen entſchloſſen war. Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ein eben ſo ehrgeiziger als lebensluſtiger, ein eben ſo unbekannter, als armer Advocat am Châtelet, der zehnmal mehr Gläubiger als Clienten beſaß, hatte er, ein eifriger Beſucher der Clubbs und Kaffeehäuſer, nach und nach Bekanntſchaft mit Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Marat und Robespierre gemacht, ſich mit all dieſen Leuten in den Strudel der Revolution hineingeſtürzt und ſich von ihm bis zu dem Grade hinreißen laſſen, daß er, wie er ſpäter ſelbſt bekannt hatte, einer der Haupturheber des 10ten Auguſts und des 2ten Septembers und, zur Belohnung ſeines Eifers, Juſtizminiſter geworden war. Kurz vorher hatte er die Tochter eines unbemittelten Kaffeehausbeſitzers auf dem Quai d'Ecole, Namens Charpentier, geheirathet. Bald darauf hatte er ſein Miniſter-Portefeuille an Garat abgetreten, war das Haupt der Cordeliers-Partei im Convente geworden und hatte als ſolches mit Marat jenes Blutgericht, das unter dem Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes eben ſo bekannt als gefürchtet war, ins Leben gerufen. — Nach dem Tode ſeiner erſten Frau, die ihm zwei Söhne geſchenkt hatte, war er, von ſeiner Miſſion aus Belgien, wo er mit Dumouriez die Beute des ſiegreichen Heeres getheilt hatte, als reicher Mann mit einem Vermögen von mehr als vier Millionen Livres nach Paris zurückgekehrt und hatte ſich zum zweiten Male mit Lucilie Gély, der Tochter eines ehemaligen Huiſſiers am Parlamente, eines der ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen von ganz Frankreich, vermählt. Er wohnte im Cour du Commerce, machte ein großes Haus, hielt ſich zahlreiche Dienerſchaft und lebte, von keiner andern Feſſel, als den Roſenbanden der Liebe gedrückt, wie ein indiſcher Nabob im Schooße des üppigſten Luxus und der ausgeſuchteſten Verſchwendung, vernachläſſigte die Clubbs, deren Einfluß ihn emporgehoben hatte, beſuchte nur ſelten noch den Convent, ließ die Revolution, die ihn zu langweilen anfing, ihren blutigen Gang ziehen und wäre ihr ganz aus dem Wege gegangen, hätte nicht ſein Ehrgeiz, — der Funke, der unter der Aſche im Stillen fortglimmte — ihn davon zurückgehalten. Feinſchmecker erſten Ranges, kannte er jetzt keinen höhern Genuß, als zwei, drei Stunden an einer wohlbeſetzten Tafel, an der Seite ſeiner angebeteten Lucilie, im Kreiſe gleichgeſinnter froher Freunde zuzubringen. Und ſo geſchah's, daß George faſt täglich ein halbes Dutzend ſeiner politiſchen Anhänger — lauter Cordeliers — an ſeiner Tafel ſah, Leute, die ſich von der Schönheit ſeiner blühendjungen, reizendſchönen Frau, von der Liebenswürdigkeit ſeiner Speiſen und von dem einnehmenden Weſen ſeiner Weine — er ſelber trank nichts lieber als Champagner — zur ungeheucheltſten Bewunderung, zur treueſten Anhänglichkeit für ihn und ſein gaſtfreies Haus hingeriſſen fühlten.

Zu dieſen Freunden, die theils ſeiner Frau, mehr aber noch ſeiner Tafel den Hof machten, gehörte auch jener Philipp Fabre d'Eglantine, der Anfangs Schauſpieler bei einem herumziehenden Theſpiskarren, dann Theaterdichter *), ſpäter, nach Ausbruch der Revolution, ein kühner Pamphletiſt und nach dem 10. Auguſt, zu dem auch er »redlich das Seine« beigetragen hatte, von der guten Stadt Paris gleichzeitig mit Marat, Danton, Fréron, David ꝛc. als Abgeordneter zum Nationalconvent erwählt worden war. Den Beinamen »Eglantine« hatte er ſelbſt ſich von jener wilden Roſe beigelegt, die ihm in ſeiner Jugend als Preis eines ſeiner Gedichte von der Academie der Blumenſpiele in Toulouſe zu Theil geworden war und worauf er — eitel wie jeder Dichter — nicht wenig

---

*) Die bekannteſten Stücke dieſes Dichters ſind „le Philinte de Molière, ou la suite du Misanthrope, le Présomptueux ou l'heureux imaginaire und l'intrigue épistolaire“, drei 5actige Luſtſpiele, von welchen das zweite unter dem Titel „der Hofmeiſter“ von Chriſtiane von Kotzebue ins Deutſche überſetzt (Leipzig 1801) erſchienen iſt.

ſtolz zu ſein ſchien. Natürlich hatte auch er für den Tod des »Tyrannen« geſtimmt und in ſeiner Begeiſterung für den Wohlfahrtsausſchuß, welcher eine Schöpfung ſeines großen Gönners Danton war, dieſem Blutgerichte, das Vergniaud eine »neue Inquiſition« genannt, den weit ſchönern Namen »sainte ligue de salut public« beigelegt. Dieſer Fabre war's, der im Vereine mit Gilbert Romme an die Stelle des alten Kalenders den neuen Kalender der Republik erfunden und eingeführt hatte *). Im Uebrigen war auch er, wie Freund Danton, Sybarit und Gourmand und — etwas Blutdurſt abgerechnet — ein höchſt angenehmer Geſellſchafter, der — vertraut mit der Chronique ſcandaleuſe von ganz Frankreich — eine Unzahl heiterer Anekdoten aus dem Aermel ſchüttelte, die, mitunter etwas ſchlüfrig, nicht wenig zur Erſchütterung des Zwerchfells und zur Beförderung der etwas trägen Verdauung Dantons beitrugen.

— Wenn Fabre Anekdoten erzählt, ſagte Danton zu ſeiner Lucilie, verdaue ich noch einmal ſo ſchnell als gewöhnlich, und — bei Lichte betrachtet — geht doch nichts über ein ſchönes Weib, eine gute Tafel und eine wohlorgarniſirte . . .

— Republik? fragte ſeine wahrhaft reizende Ehehälfte.

---

*) Der republikaniſche Kalender, deſſen Neujahr mit der Tag- und Nachtgleiche am 22. September 1792 begann, beſtand aus den 12 Monaten: **Vendémiaire** (Weinmonat), **Brumaire** (Nebelmonat), **Frimaire** (Reifmonat), **Nivôse** (Schneemonat), **Ventôse** (Windmonat), **Pluviôse** (Regenmonat), **Germinal** (Keimmonat), **Floréal** (Blüthenmonat), **Prairial** (Wieſenmonat), **Messidor** (Erndtemonat), **Thermidor** (Hitzmonat) und **Fructidor** (Früchtemonat). Jeder dieſer Monate umfaßte 30 Tage, von denen je zehn, ſtatt der ſiebentägigen Woche, eine Decade bildeten. Der zehnte Tag, Decadi genannt, war der Sonntag. Dieſe Zeitrechnung wurde erſt am 9. September 1805 durch Staatsdecret wieder aufgehoben.

— Holde Spötterin, ich meine eine wohlorganiſirte Verdauung, denn jeder Menſch, welcher ſchlecht verdaut, iſt mehr oder minder tyranniſch, und darum glaube ich noch immer, daß unſer würdiger Robeſpierre weit weniger am Kopfe, als am Magen leidet. Verdaute er Manches ſo gut, als ich, dann würde er den Blutgeſchmack verlieren und ſeinen Appetit einer minder gefährlichen Koſt, als der, die ihm die Guillotine bereitet, zuwenden. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ganz anders verhielt ſich's mit Robeſpierre. Er, wenn auch nicht dem Namen, doch ſeiner Stellung und ſeinem Einfluſſe nach Dictator von ganz Frankreich, er, der über alle Kaſſen des Landes, er, der über Leben und Eigenthum aller Bürger verfügen konnte, bewohnte ein paar kleine, faſt manſardenähnliche Zimmer eines Hofraums und lebte dort, im Schooße jener bürgerlichen Familie, wie ein armer Einſiedler, wie ein Trappiſt, der ſich freiwillig jede Art von Entbehrung auferlegt hatte, ein abgeſagter Feind der Verſchwendung, von der Natur ausgerüſtet mit einem unverſöhnlichen Haß gegen Alles, was auch nur die entfernteſte Spur von Ariſtokratismus an ſich trug. Kein Wunder alſo, daß Danton ihm ein Dorn im Auge war. Robeſpierre haßte ihn nicht blos darum, weil er in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler erblickt hatte, ſondern mehr noch aus innerem Triebe, aus jener Art von Inſtinct, aus dem ein karger, tugendhafter Menſch einen argen, leichtſinnigen Verſchwender zu haſſen pflegt.

— Dieſer Danton, ſagte Robeſpierre zu dem Beſten ſeiner Freunde, iſt ein im Schlamme ſinnlicher Vergnügungen aufgeſchwollener Wollüſtling, ein leichtſinniger Patron, dem nichts heilig iſt, als ſein Gaumen, ein habſüchtiger Verſchwender, ein beſtochener Januskopf, der — wie ſchon Marat bemerkt haben wollte — mit dem einen Geſichte nach dem Mecca der beſtehenden Republik, mit dem andern nach dem Medina der umgeſtürzten Monarchie ſchaut, ein zweizüngiger Menſch, dem der elende Mammon — Gold genannt — ein Götze iſt, dem er jedes andere, höhere Gefühl leichtſinnig zum Opfer bringt, ohne ſich den geringſten Vorwurf zu machen. Nur Proletarier, wie wir, die nicht den Werth des Geldes achten, ſind echte wahre Republikaner. Danton iſt, wie jener Mirabeau, nichts Anderes als eine ariſtokratiſche Raupe in demokratiſcher Verpuppung. Sollte Frankreich jemals ſo unglücklich ſein, die untergegangene Sonne des Königthums noch einmal aufgehen zu ſehen, dann wird dieſer Danton ſeine Larve abwerfen und als royaliſtiſcher Schmetterling Frankreichs Lilien umkreiſen. Ich haſſe ihn, wie die Sünde der Felonie, wie das Laſter der Beſtechlichkeit, wie den Hang zum Wohlleben, wie jede Schwäche, wodurch die Ariſtokratie bis in die tiefſte Tiefe meiner Seele mir verhaßt iſt. — Auch werde ich's ihm nie verzeihen, daß in jener blutigen Bartholomäusnacht der jungen, ausgearteten Freiheit, in der Nacht vom zweiten zum dritten September, wo die trunkene Wuth des Volkes in allen Gefängniſſen von Paris kannibaliſche Orgien gefeiert, in jener Nacht, wo wir Beide, tief empört über jene Scenen unauslöſchlichen Gräuels, kein Auge geſchloſſen, dieſer Danton an der Seite ſeines Weibes ruhig ſchlafen konnte!

— Und doch, erwiderte Léon de Saint-Juſt, der treueſte Apoſtel des republikaniſchen Heilands Maximilian, iſt noch nicht die Zeit gekommen, wo wir uns ſeiner entledigen dürfen. Wohl theile ich Deine Ueberzeugung, daß auch er geſtürzt werden muß, denn ſtürzen wir nicht ihn, dann ſtürzt er uns. Noch aber iſt ſein Haupt nicht reif zur Guillotine; noch bedürfen wir ſeiner Beredtſamkeit und ſeines Einfluſſes auf den Clubb der Cordeliers, deren Kopf, deren Seele, deren leitender Gedanke er noch immer iſt. Alles, was dort nicht der Macht ſeiner Ueberredungsgabe gelingt, das gelingt der Macht ſeines Goldes, das er mit immer vollen Händen um ſich ausſtreut. Er giebt tagtäglich ſardanapaliſche Feſte: er ſieht die einflußreichſten Cordeliers bei ſich und kann ſie wie Seide um ſeine Finger wickeln, denn was er nicht vermag, das ſetzt ſeine Frau durch, eine Sirene, die ſchon mehr als einen Argonauten, der nach dem goldenen Vließe der Freiheit ausgezogen war, in den lockenden Strudel des Royalismus hinabgezogen hat. Wir kämpfen offen gegen die Feinde der Republik, wir laſſen ihnen vor Aller Augen die Köpfe abhauen; unſere Feinde aber bekämpfen uns mit ihrem Golde und ſchlagen heimlich und verkappt unſere Häupter durch das Schwert der Verläumdung ab. Eine einzige böſe Weiberzunge köpft aber in Einer Stunde mehr, als ein Dutzend Guillotinen auf dem Grèveplatz.

— Die Weiber, die Weiber! rief Robespierre. Ihr Einfluß iſt der mächtigſte auf Erden. Ihre Netze ſind die gefährlichſten, weil die Fäden derſelben faſt unſichtbar ſind. Danton war ein Republikaner, doch an dem Tage, wo er, bethört von der Schönheit ſeiner zweiten Frau, ſich mit ihr vermählte, ſtrich ich ihn aus unſerer Liſte und gab ihn auf. Ein echter Republikaner darf nie heirathen; die Ehe iſt eine monarchiſche Inſtitution; nur ſo lange ſind wir ehrgeizig und großer Entſchlüſſe fähig, als wir uns noch an kein Weib gebunden; einmal vermählt, wird des Weibes Wille bald auch der unſere; unſere Flügel ſind gelähmt, unſere

Schritte ſind gehemmt, unſer Ehrgeiz iſt gebrochen. Ich, Leon, ich werde niemals heirathen.

— Auch ich, Maximilian, bin feſt entſchloſſen, frei und ledig zu bleiben. Doch zurück zu Danton. Ihr ſeid geſpannt. Die Klugheit verlangt eine augenblickliche Annäherung. Ich habe Dir ſchon oft gerathen und rathe es Dir noch einmal, Dich, wenn auch zum Scheine nur, mit Danton auszuſöhnen. Du weißt es beſſer, als ich, wie ſehr wir ihn und ſeinen großen Anhang gebrauchen können. Ihr müßt zuſammenkommen!

— Verlangſt Du, daß ich zu ihm gehe?

— Dies eben ſo wenig, als daß er zu Dir komme. Jeder von Euch iſt zu ſtolz und ich kann es keinem von Euch verdenken. Ihr müßt Euch — wie durch Zufall — an einem dritten Orte treffen.

— Wo aber, wo?

— Bei irgend einem unſerer Reſtaurants. Menſchen, wie Danton, ſind zu keiner Zeit und nirgends mehr zur Verſöhnung bereit, als bei Tiſche, bei dampfender Schüſſel, bei einem Becher guten Weins ...

— Du kennſt ihn ...

— Beſſer als mich ſelbſt! Und darum laſſe mich gewähren.

Und noch an demſelben Tage ſprach Saint-Juſt mit Fabre d'Eglantine.

— Es liegt in unſerm beiderſeitigen Intereſſe, ſagte Jener, daß Danton und Robespierre — ſeit einiger Zeit geſpannt — wieder Freunde werden. Beide vereint beherrſchen den ganzen Convent und ſpotten der Ohnmacht aller Parteien. Getrennt ſchwächt die Macht des Einen die des Andern und zuletzt erliegen Beide.

— Auch ich ſehe dies ein und habe Danton oft genug ermahnt, ſich mit Robeſpierre zu verſtändigen.

— Das hab' auch ich gethan, und glaubſt Du, daß Dein Freund nicht abgeneigt wäre?

— Wenn Dein Freund dazu geneigt ſchiene ...

— Er iſt's! betheuerte Saint-Juſt.

— Auch Danton iſt's, erklärte Fabre d'Eglantine.

— Gut, dann komme heute Abend zwiſchen Zehn und Eilf in's Café Corazzi und bringe Danton mit; ich bringe Robeſpierre. Wir geben uns die Miene, als hätte uns der Zufall dort zuſammengeführt ... wir Beide leiten das Geſpräch ein ... beſtellen für uns ein Extrazimmer ... ein pikantes Abendbrot ...

— Es ſind friſche Hummern angekommen ... ſie ſind die Lieblinge Danton's ... und auch ich verachte ſie nicht ...

— Deſto beſſer, wir eſſen und trinken zuſammen ...

— Clos Vougeot, Romanée.

— Alles, was Du willſt!

— Allenfalls auch ein Paar Flaſchen Rheinwein ... aber nur ein Paar, hörſt Du, denn mehr kann ich von dieſem verteufelt deutſchen Weine nicht vertragen.

— Alſo kommt! Das Uebrige findet ſich.

— Abgemacht! ſagte die wilde Roſe.

Saint-Juſt begab ſich bald darauf zu Robeſpierre, Fabre d'Eglantine zu Danton, und auf beiden Seiten kam man überein, ſich heute Nacht zur feſtgeſetzten Stunde im Café Corazzi zu treffen.

Und das geſchah denn auch wirklich.

Zuerſt kamen Robespierre und ſein Apoſtel und ein Paar Augenblicke ſpäter traten Danton und ſein Luſtigmacher ein. Die vier Herren des Convents begrüßten ſich Anfangs etwas kalt, aber doch wie es Männern von Bildung, ſelbſt wenn ſie ſich feindlich gegenüber ſtehen, ſtets geziemt, ſehr höflich. Man ſprach erſt vom Wetter, dann vom Theater und dann von andern Dingen, die ihnen ſo gleichgiltig als Jenes waren.

— Wenn's Euch gefällt, begann Saint-Juſt, ſo wollen wir ein Extrazimmer beſtellen, dort ungeſtört ein kleines Abendbrot zu uns nehmen und ein Stündchen — wie ich hoffe — angenehm verplaudern.

— Mir recht, ſagte Danton.

— Mir auch, erklärte Robespierre, zur Abwechslung an ſeinen Nägeln kauend.

— Mir noch mehr, fügte Fabre hinzu, denn bei der wilden Roſe, die ich anno 1782 für das beſte Gedicht von der Academie der Blumenſpiele zu Toulouſe erhielt, kann ich Euch verſichern, daß ich einen vandaliſchen Hunger und einen oſtrogothiſchen Durſt verſpüre.

— Meine wilde Roſe hat ewig Durſt, bemerkte Danton.

Robespierre konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. Saint-Juſt beſtellte Zimmer und Abendbrot und gleich darauf verfügten ſich die vier Herren in das ihnen angewieſene Cabinet.

Bald nachher ſtellten ſich Auſtern und Hummern als plänkelnder Vortrab des Soupers ein. Saint-Juſt und Fabre d'Eglantine entkorkten ein Paar Flaſchen Burgunder. Der Erſtere ſchenkte ſeinem Gegner Danton, der Andere ſeinem Gegner Robespierre ein. Alle Vier ergriffen die Gläſer, ſtießen unwillkürlich mit einander an und riefen wie aus Einem Munde:

— Vive la république!

— Ein Mißverſtändniß, Bürger Danton, begann Robespierre, hatte zwiſchen Euch und mir eine Scheidewand gezogen. Ich liebe die Wahrheit: nehmt es nicht übel, wenn ich Euch frei und unumwunden geſtehe, daß ich Euch ſeit einiger Zeit für einen Abtrünnigen der Republik, für einen Anhänger der Monarchie hielt.

— Ihr thatet mir Unrecht, Bürger Robespierre. Ich haſſe die Royaliſten, wie Ihr ſie haßt, und finde es gerecht, daß man ſie überall verfolge und erdrücke. Doch — erlaubt mir, eben ſo frei und unumwunden zu ſein — müſſen wir uns hüten, daß wir in unſerer Freiheitsliebe nicht zu weit gehen und nicht den Unſchuldigen mit dem Strafbaren verwechſeln, etwas wodurch wir der jungen Republik mehr ſchaden, als nützen würden.

— Ihr ſprecht von Unſchuldigen, Bürger Danton. Was mich betrifft, ſo weiß ich ſie ſehr wohl von Jenen, welche ſtrafbar ſind, zu unterſcheiden. Doch vergeßt nicht, daß von allen Wölfen gerade jene die gefährlichſten ſind, die in harmloſem Lammfell umherſchleichen, die arme Heerde und ſelbſt das wachſame Auge des treuen Hüters bethören und dann ihres ſchmachvollen Sieges deſto ſicherer ſind.

— Ich verſtehe Euch, erwiderte Danton und zog aus ſeiner Weſtentaſche einen Zahnſtocher hervor, den er mit der gleichgiltigſten Miene, als ob ihn jener Stich durchaus nicht verwundet hätte, zum Munde führte. Doch mögt Ihr auch bedenken, Bürger Robespierre, daß manche Republik der Heerde gleicht, bei der ein böſer Hund, als Wächter hingeſtellt, ſelbſt in dem unſchuldigſten Lamm einen maskirten Wolf erblickt, blos darum, um einen Vorwand zu haben, es ungeſtraft zerreißen zu dürfen. Erlaubt mir darum, Euch nochmals zu wiederholen, daß es wohl gerathen ſei, den Strafbaren von dem Schuldigen vorſichtiger, als bisher, zu ſondern und blos die Wölfe und nicht auch die armen unſchuldigen Lämmer zu erwürgen.

— Wer ſagt Euch, Bürger Danton, daß die Republik jemals ein unſchuldiges Lamm getödtet hat?

— Die Republik trägt keine Schuld ... ich, Bürger Robespierre, dachte dabei einzig und allein an Euren Wohlfahrtsausſchuß.

— Meinen Wohlfahrtsausſchuß? Vergeßt Ihr, daß er hauptſächlich Eure Schöpfung iſt.

— Ihr habt vollkommen Recht! Doch ſchenkte ich jetzt zehn Jahre meines Lebens hin, hätt' ich jene Schöpfung nicht geſchaffen. Und wißt Ihr auch warum? Wenn ich jedes Lamm, das unſer Comité de ſalut public als Quaſiwolf unter das Beil der Guillotine gejagt, zu neuem Leben erwecken könnte, dann würdet Ihr erſchrecken über die Größe dieſer unſchuldig hingeſchlachteten Heerde, erwiderte die Donnerſtimme Danton's, der ſeinen Zahnſtocher wegwarf und wie immer, wenn er in Wuth gerieth, heftig zu geſticuliren begann.

— Und dennoch, Bürger Danton, glaube ich mit Beſtimmtheit behaupten zu dürfen, daß es der räudigen Lämmer unter uns immer noch zu viele giebt!

— Und daß das Blutvergießen noch immer kein Ende nehmen ſoll? rief Danton mit ſolcher Kraft, daß die Fenſterſcheiben bebten und die Gläſer klirrten. Bürger Robespierre, ſprach er, heftig aufſpringend, ſchlachtet fort und fort, laßt Ströme neuen Blutes fließen, was kümmert's mich? Ihr, Ihr habt's zu verantworten bei Eurem Gewiſſen, bei Frankreich, bei dem ewigen Gott! Baut friſche Guillotinen, wenn die Meſſer der alten ſchon zu ſtumpf geworden ſind, köpft ſo viel als Euch beliebt, Ihr Herren, aber muthet mir nicht zu, mit Vampyren an einem und demſelben Tiſch zu eſſen. Gute Nacht, Ihr überaus tugendhaften Bürger; ich paſſe nicht mehr in Euren Kreis. Komm', Fabre, komm'!

Die wilde Roſe leerte raſch ihr Glas, murmelte kurzweg »Gute Nacht, gute Nacht, Bürger« und folgte ihrem Freunde Danton, der draußen im großen Saale für ſich und Jene die ganze Zeche bezahlte.

— Wozu dieſe unnöthige Verſchwendung? fragte Fabre.

— Ich mag mich von jenen Henkern nicht freihalten laſſen, erwiderte Danton und zog ſeinen Freund mit ſich fort, der gern noch etwas länger geblieben wäre, weil Saint-Juſt erſt kurz vorher eine Flaſche Rheinwein beſtellt hatte.

Robespierre und ſein Freund waren über dieſen Auftritt aufs Höchſte beſtürzt.

Es trat eine kurze, unheimliche Pauſe ein ... Einer betrachtete den Andern ... Jeder ſchüttelte den Kopf ... Beide dachten ſich ihren Theil.

Aber plötzlich erblickte Saint-Juſt auf dem Tiſche, an dem Platze, an welchem Danton geſeſſen hatte, einen kleinen, an und für ſich unbedeutenden Gegenſtand, deſſen Anblick ihn jedoch ſo freudig überraſchte, daß jede ſeiner Mienen Frohlocken verrieth.

— Ah, Teufel, was ſeh' ich da?

— Träumer, was ſiehſt Du? fragte Robespierre mit kalter Gelaſſenheit.

— Danton's Zahnſtocher!

— Und ſonſt Nichts? lächelte der Dictator mit bitterm Hohne.

— Dieſer Zahnſtocher, Maximilian, muß das Werkzeug ſeines Unterganges werden.

— Du faſelſt, Leon!

— Sieh' her! Auf dieſem Zahnſtocher iſt eine Krone und unter dieſer Krone ein L. eingeſchnitten.

— Und was ſoll dies L. bedeuten?

— Du kannſt noch fragen, Robespierre? Kann's etwas Anderes bedeuten, als Louis Capet?

— Du haſt Recht, mein vielgeliebter Freund. Dieſer Buchſtabe bringt ihm den Tod. Gieb her das elende Ding! Es iſt nicht das erſte Mal, daß ein großes Ereigniß die Folge einer unbedeutenden Urſache geweſen iſt. Ein Glas Waſſer, das die Herzogin Sarah von Marlborough der Königin Anna von England auf eine neue Robe gegoſſen hatte, ſtürzte, wie Voltaire erzählt, die Herrſchaft der Marlboroughs und führte den Frieden von Utrecht herbei. Danton, rief Robespierre mit freudiger Extaſe, Dein Zahnſtocher ſoll Dein Ankläger werden ... Dein Haupt iſt endlich reif! Du ſtirbſt! Komm', komm', Saint-Juſt!

Sie erhoben ſich und gingen fort.

Im Salon fragte Robespierre die Dame du Comptoir, was er ſchuldig ſei?

— Der Bürger Danton hat Alles bezahlt.

— Glaubt der Stolze, ſagte Robespierre zu ſeinem Freunde, wir ließen uns von ihm freihalten?

— Bürgerin, wie viel beträgt unſere Zeche? fragte Leon.

— Vierundſiebzig Francs, mein Herr, Bürger wollte ich ſagen.

— Hier ſind achtzig, meine ſchmucke Bürgerin, ſagte Robespierre.

— Und was ſoll ich damit?

— Schenke ſie den Armen ... behalte ſie für Dich ... mache damit was Dir gefällt ... aber quittire mir den Betrag unſerer Zeche, denn nicht um Alles in der Welt — ſagte er zu Leon — möchte ich jenem Menſchen den kleinſten Dank ſchuldig ſein.

Die ſchmucke Bürgerin quittirte und faßte in Gedanken den großmüthigen Entſchluß, das Geld für die nächſte Arme — für ſich ſelbſt — zu behalten.

Die beiden Freunde, die ſich bald in ein ernſtes Geſpräch vertieft hatten, ſchritten durch die leer gewordenen Straßen nach der Rue Saint-Honoré. Robespierre, bei ſeiner Wohnung angelangt, drückte ſeinem Begleiter die Hand und rief:

— Dieu protège la France!

— Vive la république, erwiderte Saint-Juſt. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf ſeinem Zimmer angekommen, entwarf Robespierre, als Mitglied der »Sainte ligue de salut public« die Grundzüge zur Anklage ſeines Gegners Danton.

XXIII.

Es war am Abende des 15. Germinal des zweiten Jahres der »einen und untheilbaren Republik« (4. April 1794).

In Danton's glänzend erleuchtetem, feenhaft ausgeſchmücktem Salon fand eines jener Soupers dinatoires Statt, die in der Regel erſt nach dem Theater ihren Anfang nahmen und nicht ſelten bis zum Anbruch des Morgens währten. An jenem Abende ſah Danton die Koriphäen ſeiner Partei: Camille Desmoulins und ſeine liebenswürdige Frau — Louiſe Laridon-Dupleſſis — den Ex-Capuciner Chabot und deſſen naive Ehehälfte — die Oeſterreicherin Leopoldine Frey — Hérault de Séchelles, Phélipeaux, Lacroix, Delaunay d'Angers, Bazire und ſeinen treuen Vaſallen Fabre d'Eglantine bei ſich. Außer dieſen Mitgliedern des Convents befanden ſich auch die beiden Schwäger Chabots, Junius und Emmanuel Frey (zwei mähriſche Edelleute aus Brünn) und General Weſtermann unter der Zahl ſeiner Gäſte. Alle zuſammen bildeten eine heitere Tafelrunde, an welcher König Artus-Danton den Vorſitz führte. Der Champagner, der in Strömen floß, rief eine ungebundene Heiterkeit hervor. Die wilde Roſe beutete, wie gewöhnlich, das fruchtbare Feld der Chronique ſcandaleuſe aus; der Ex-Capuciner warf dann und wann eine halbverhüllte Zote hin; Camille Desmoulins, der zwiſchen den Damen Danton und Chabot ſaß, gefiel ſich darin, ſeinen Nachbarinnen luſtige Räthſel aufzugeben; Bazire, der »Kaffeeſchwamm«, leerte, weil ſein gekitzeltes Gehirn ſchon die Wirkung des Champagners verſpürte, bereits die neunte Taſſe ſchwarzen Mocca's; Danton, welcher die Gewohnheit hatte, Brotkügelchen zu kneten, bombardirte damit ſeine Lucilie, die ſich ihren Kopf zerbrach, um die Räthſel des ci-devant »Generalprocurators der Laterne« aufzulöſen; Lacroix trällerte die neueſten Gaſſenhauer; Phélipeaux zeigte ſeine Kraft im Zerſchlagen der Korkſtöpſel; Delaunay d'Angers zerſchlug Nüſſe für die Damen; die Brüder Frey wetteiferten im Trinken, und Weſtermann war ſo froh und ſelig, daß er Jeden von ihnen umarmen wollte. Nur Hérault de Séchelles war düſter und in ſich gekehrt und ſeine Niedergeſchlagenheit ſtach von der Fröhlichkeit der Andern wie ein Bußpſalm von einem jener luſtigen Couplets ab, welche Lacroix vortrug.

— Alles um Dich her, begann Danton, iſt heiter, nur Du allein fängſt Grillen. Sprich, tiefſinniger Marie Jean, woran denkſt Du?

— Ich denke an unſern gemeinſchaftlichen Feind, an den Tiger in Menſchengeſtalt, an Robespierre. Während Ihr Euch hier im Taumel bacchantiſcher Luſt den Genüſſen des Augenblicks hingebt, brütet er daheim, in ſeiner finſtern Dachſtube, mit Saint-Juſt, Billaud-Varennes, Barrère und den übrigen Mitgliedern des ſogenannten Wohlfahrtsausſchuſſes Plane aus, wie er uns Alle ſtürzen kann. Vor zehn Minuten warf Chabot das Salzfaß um ... das bedeutet Unglück, ſag' ich Euch!

— Abergläubiger Thor! Armſeliger Trübſalbläſer, ſpottete Danton, ſchämſt Du Dich nicht, an derlei Ammenmärchen zu glauben?

— Das iſt's nicht allein, was mich beunruhigt. In vergangener Nacht träumte ich einen Traum, einen böſen Traum. Ich ſah uns Alle, die wir hier beiſammen ſitzen, in der Conciergerie . . .

— Uns in der Conciergerie? Ha, ha, das iſt zum Lachen, ſagte Fabre d'Eglantine, aber das Lachen wollte ihm nicht ſo recht vom Herzen gehen.

— Noch mehr, meine Freunde . . . ich ſah Danton und uns alle auf der Guillotine!

— Unglücksrabe, halte Dein Maul, rief ihm Danton mit ſeiner Donnerſtimme zu. Verpeſte nicht unſere Heiterkeit! Den möchte ich ſehen, der den Muth beſäße, mich, Georges Jacques Danton, dem Henker zu überliefern.

— Kennſt Du die Hyäne, der nichts an Frankreich heilig iſt. Kennſt Du den Moloch, der täglich neue Menſchenopfer verlangt? Kennſt Du den großen, »unbeſtechlichen« Robespierre?

— Nieder mit dem Dictator! Tod dem Tyrannen! A bas Robespierre! riefen die Männer wild durcheinander.

— Schreit und tobt, ſo viel Ihr wollt, erwiderte Hérault de Séchelles, ich ſage Euch, es iſt zu ſpät! Wir Alle ſind rettungslos verloren!

— Ich glaube gar, Du biſt betrunken! ſchrie Bazire, der es bereits ſelber war.

— Gehen Sie hübſch zu Bette, Bürger Hérault, ſchlafen Sie Ihren düſtern Rauſch aus und ſtören Sie nicht unſere frohe Laune, ſagte die leichtſinnige Oeſterreicherin. Mir, guter Freund, träumten ganz andere Dinge: ich ſah Robespierre und ſeinen ganzen Schweif auf dem Blutgerüſt!

— Erſt wir, dann er! rief Hérault de Séchelles im Tone eines Sehers.

— Dieſer Prophet hat Recht! ſtammelte Bazire. Ja, Einer unter uns muß ſterben!

— Warum? fragte Danton.

— Weil wir, wie ich eben bemerke, dreizehn bei Tiſche ſind.

Die Tafelrunde brach in Gelächter aus.

— Auch unſer »Kaffeeſchwamm« hat zu tief in's Glas geſchaut … wir ſind, ſprach der Wirth, die Zahl ſeiner Gäſte überblickend, unſerer Fünfzehn!

— Der gute Bazire, erklärte die wilde Roſe, hat ſich und mich nicht mitgezählt!

— Schweigen wir davon! unterbrach ihn Danton. Sag' mir, meine angebetete Lucilie, weißt Du nicht, wo mein Zahnſtocher iſt? fragte er, um dem unheimlichen Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Ich ſuche ihn ſeit geſtern in allen Taſchen, kann ihn aber nicht finden!

— Und ſeit wann fehlt er Dir? fragte ſeine Frau.

— Seit jenem unglücklichen Abende, an welchem Fabre mich mit dem Schlächter Robespierre im Café Corazzi zuſammengeführt.

— Nun erinnere ich mich Deines Zahnſtochers, ſagte Fabre. Du ließeſt ihn auf Deinem Teller liegen.

— Das thut mir leid, ſehr leid! Es war das erſte Andenken von meiner theuern Lucilie. Ein L. — der Anfangsbuchſtabe ihres holden Namens — war darauf eingegraben.

— Ich ſelbſt erhielt ihn von meinem Pathen, einem guten, alten Legitimiſten, der ſelbſt auf das kleinſte Stück, das er beſaß, aus Anhänglichkeit für ſeinen König, Frankreichs Krone einſchneiden ließ.

— Ein Zahnſtocher mit einem L. und Frankreichs Krone! rief Hérault de Séchelles mit allen Anzeichen der Beſtürzung. Er bringt uns Unglück! Mein Traum, ſage ich Euch, geht in Erfüllung!

— Laß Dir zur Ader, guter Freund, ſprach Chabot, Du haſt das Fieber und fantaſirſt!

Hérault de Séchelles ſtützte ſeinen Kopf in beide Hände, heftete ſeine ſtarren Augen auf ſeinen leeren Teller und verſank in tiefes Hinbrüten.

— Laßt ihn, laßt ihn! bat Danton. Der gute Seher iſt ſchwer betrunken. Noch lebt Danton . . . darum verzagt nicht! So lange ich eine Zunge zu meiner Vertheidigung habe, droht mir und Euch keine Gefahr. Lacroix, ſing' uns ein Lied, damit die Heiterkeit, die dieſer Unglücksrabe aus unſerm Kreiſe verſcheucht hat, auf's Neue bei uns einkehre.

— Ich ſoll ſingen, verlangſt Du? Das kann ich nicht . . . mir iſt's, als hätte der Henker mir die Kehle zugeſchnürt!

— Alſo auch Du biſt ein Haſenherz, eine Memme, die an die Ahnungen eines alten Weibes, wie Hérault de Séchelles, glaubt? Pfui, pfui! ſchämt Euch, ihr Feiglinge! Da iſt Danton doch ein anderer Mann! Der fürchtet ſich ſelbſt vor Gott und Teufel nicht! rief er mit einer Stimme, die wie das Grollen des Donners, wie der Ruf der Sturmglocke klang. Hört auf zu zittern, ihr Memmen! gebot er, ſein Haar ſchüttelnd, das der Mähne eines Löwen glich. Füllt Eure Gläſer, meine Freunde, ſtoßt an und ruft mit mir »Vive la république!«

— Tod dem Tyrannen! Nieder mit Robeſpierre! riefen die Andern.

Gleich darauf öffneten ſich die Flügelthüren. Ein Officier, begleitet von zwölf Nationalgardiſten, trat in den Speiſeſaal.

— Im Namen der Republik und im Auftrage des Wohlfahrtsausſchuſſes erkläre ich die hier verſammelten Bürger (er entfaltete ein Blatt Papier und las mit ſtarker Stimme die darauf bezeichneten Namen ab), George Jacques Danton, Benoit Camille Desmoulins, Jean François Lacroix, Pierre Phélipeaux, Marie Jean Hérault de Séchelles, Philippe François Nazaire Fabre d'Eglantine, François Chabot, Joſeph Delaunay und Claude Bazire, Mitglieder des Convents, den General François Joſeph Weſtermann und die Bürger Junius und Emmanuel Frey, angeklagt des Verbrechens, die Republik ſtürzen und das Königthum wiederherſtellen zu wollen, als meine Gefangene!

Paniſcher Schreck bemächtigte ſich der ganzen Tafelrunde. Lucille ſank, als ſie den Namen ihres Mannes ausſprechen hörte, mit einem Schrei des Entſetzens ohnmächtig von ihrem Stuhle auf den Fußteppich nieder. Keiner von allen Gäſten Danton's vermochte einen Laut über ſeine Lippen zu bringen. Nur er allein, der rieſige Athlet, mit ſeinen zwei kleinen Augen, glühend wie feurige Granaten, behielt ſeine ganze Kraft, ſeinen ganzen Muth, ſeine ganze Geiſtesgegenwart.

— Bürger Officier, fragte Danton und betrachtete den Angeredeten mit durchbohrenden Blicken, ſeid Ihr gekommen, uns ein Märchen zu erzählen? Nicht wahr, Ihr ſpaßt doch nur?

— Hier, Bürger Danton, iſt der Verhaftsbefehl, ausgefertigt von René François Dumas, Bürger Präſidenten des Revolutionstribunals, vor deſſen Schranken Ihr morgen in aller Frühe Euch vertheidigen ſollt.

— Erlaubt mir, Bürger Officier, zu lachen!

— Die freie Republik verwehrt dies Keinem. Und darum mögt Ihr lachen, ſo viel es Euch gefällt; doch muß ich Euch und Eure Gäſte, deren Namen ich genannt, erſuchen, mir zu folgen ohne Zwang!

— O recht gern, mein guter Freund; doch mög' es Euch gefallen, zuvor ein Glas auf Frankreichs Wohl zu leeren!

— Ich kenne keinen Grund, Euch dieſe Bitte abzuſchlagen.

— Trinkt, guter Freund!

— Vive le France! rief der Officier und leerte das Stengelglas. Nun aber folgt uns, meine Herren!

— Folgt mir, meine Brüder, folgt mir! rief Danton ſo fröhlich gelaunt, als ging's zu einem Feſte. Heitern Muthes ſang er ſein Lieblingslied:

„Marlbrough s'en va-t-en guerre
Mironton, Mironton, Mirontaine,
Marlbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra." *)

ergriff die Tiſchglocke, ſchellte und verlangte vom hereinſtürzenden Diener Hut und Mantel. Dann näherte er ſich ſeiner immer noch bewußtloſen Frau und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn.

---

*) Nach Chateaubriand's Meinung ſoll die uralte Melodie dieſes Volksliedes dieſelbe ſein, welche die Kreuzfahrer Gottfried's von Bouillon vor den Mauern Jeruſalems geſungen hatten, um ihren Muth zur Befreiung der heiligen Stadt und des Grabes Chriſti anzufeuern. Der Text dazu wurde von den Franzoſen auf den Sieger von Blenheim, John Churchill Herzog von Marlborough, gedichtet.

— Angebetetes Kind, fuhr er fort, wie kannſt Du meinetwegen ſo ſehr beſorgt ſein? Bin ich denn nicht mehr Danton? Schlaf' wohl, theure Lucilie, ſchlaf' wohl! Bald ruhe ich wieder in Deinen Armen. Ich bitte Euch, Bürgerinnen Chabot und Desmoulins, bringt meine Frau zu Bette und bittet ſie, ſich zu beruhigen. Lebt wohl, meine Damen! Bald, bald ſehen wir uns wieder!

— Ich werde ſie zu tröſten wiſſen, erwiderte die faſt gar nicht beſtürzte Oeſterreicherin. Gute Nacht, Chabot, ſagte ſie zu ihrem Gatten, laß Dir ohne mich die Zeit nicht lange werden. Und Ihr, meine Brüder, ſchlaft wohl und träumt von wem es Euch gefällt!

— Und Du, meine theure Louiſe? fragte Desmoulins mit liebeſchmelzendem Tone.

— Wie kannſt Du erſt fragen, Camille! Ich folge Dir in den Tod! ſagte ſie und flog weinend in ſeine Arme.

Desmoulins drückte ſie an ſein Herz und rief:

— Der Himmel iſt gnädig, nur die Menſchen ſind infam!

Danton hüllte ſich in ſeinen vielkragigen Mantel und ſtülpte nachläſſig ſeinen Hut auf.

— Ich verſpüre wahrhaftig noch etwas Hunger, ſagte er und ſchob ein großes Stück Brot in ſeine Taſche. Nun aber kommt, meine lieben Freunde! Mitternacht iſt längſt vorüber ... wir müſſen uns zur Ruhe begeben.

Die Dantoniſten folgten der Nationalgarde, welche die Gefangenen nach dem Luxembourg brachte. Faſt Alle waren ſtill und ſtumm; nur Danton, Rettung auf die Macht ſeiner Beredſamkeit bauend, erkünſtelte große Heiterkeit und wiederholte das Marlborough-Lied.

— Ich bin ſehr müde! gähnte Bazire, den der Schreck urplötzlich ganz nüchtern gemacht hatte.

— Ich hoffe heute ruhiger als jemals zu ſchlafen, verſicherte Lacroix.

— Was wird heute Nacht mein braves Weib ohne mich anfangen? murmelte Chabot leiſe vor ſich hin.

— Ich dichte heute noch ein Trinklied! prahlte Fabre d'Eglantine.

— Schade, daß wir nicht ein Spiel Karten zu uns geſteckt, ſagte Weſtermann zu den Brüdern Frey. Zu aufgeregt, um gleich einzuſchlafen, hätten wir noch ein Paar Partien Ecarté riskiren können!

— Beruhige Dich, Weſtermann, ſagte Junius Frey. Aus Vorſicht trage ich das, was wir brauchen, immer bei mir.

— Das iſt brav! jubelte Bruder Emmanuel.

Hérault de Séchelles, beſtändig über ſeinen Traum nachdenkend, ſagte zu Delaunay:

— Haſt Du Luſt, mit mir zu wetten, daß die Schurken uns verurtheilen werden?

— Ich wette zehn Flaſchen Rheinwein, daß die Jury uns freiſpricht!

— Abgemacht! ſagte Hérault.

Die Letzten dieſes Zuges waren Camille und Louiſe. Schweigend gingen ſie Arm in Arm.

XXIV.

Am andern Morgen wurde Danton aus dem Luxembourg nach der Conciergerie gebracht und hier vor das Revolutions-Gericht geſtellt. Doch glaubte er ſo wenig an die Möglichkeit ſeiner Verurtheilung, daß er ſelbſt noch jetzt, an der Schwelle des Todes, überaus froher Laune war. Vor Beginn des Verhör's fand er in ſeiner Rocktaſche jenes Stück Brot, das er im Augenblicke ſeiner Verhaftung zu ſich geſteckt hatte. Nach alter Gewohnheit knetete er aus der Krume große Kugeln, welche er, mit dem Zeigefinger vom Daumen abſchnellend, bald den Geſchworenen und bald den Richtern in's Geſicht warf und unbändig zu lachen anfing, als eine dieſer harmloſen Bomben die dicke, weingeröthete Naſe des Präſidenten Dumas traf, welcher, vor Schreck zurückprallend, über die bodenloſe Frechheit des Angeklagten im höchſten Grade empört war.

Und gleich darauf begann die Verhandlung.

Vom Präſidenten nach ſeinem Namen befragt, antwortete er mit der ganzen Kraft ſeiner Stentorſtimme:

— Ich bin Danton, in der Revolution hinlänglich bekannt. Das Nichts wird bald meine Wohnung ſein, mein Name aber wird fortleben im Panthéon der Geſchichte!

Dann ſprach er kein Wort mehr zu ſeiner Vertheidigung und beantwortete alle an ihn gerichteten Fragen mit mitleidigem Achſelzucken; doch als man ihm ſeinen Zahnſtocher als einen Beweis ſeiner Schuld vorhielt, lachte er ihnen in's Geſicht und ſagte:

— Laßt Euren Geſundheitszuſtand unterſuchen, denn ich glaube, Ihr ſeid verrückt!

Dann kam die Reihe an Hérault.

— Ich nenne mich Marie Jean, zwei Namen, die ſelbſt in den Reihen der Heiligen nicht ganz unverdächtig ſind!

Nach ihm wurde Camille Desmoulins verhört.

Auf die Frage des Präſidenten, wie alt er ſei, erwiderte er mit Stolz:

— Dreiunddreißig Jahre, alſo gerade ſo alt, wie jener Sansculotte Jeſus Chriſtus, als die Phariſäer ihn an's Kreuz geſchlagen hatten.

Nach kurzer Berathung wurde Danton wie ſein ganzer Anhang, »einer Verſchwörung gegen die Republik zu Gunſten der Wiederherſtellung der Monarchie« überwieſen, einſtimmig zum Tode verurtheilt, und ſein auf unrechtlichem Wege erworbenes Vermögen confiſcirt.

— Die Schöpfung, rief Danton, zerſtört ihren Schöpfer.

Und noch an demſelben Tage (5. April) beſtiegen er und ſeine Freunde den Henkerskarren.

Danton war von Allen der Entſchloſſenſte. Nur dann, wenn er an ſeine »ſüße, theure, angebetete Lucilie« zurück dachte, bemeiſterte ſich ſeiner kühnen Seele ein namenloſes Weh und dann rief er:

— O mein Weib, mein zärtlich geliebtes Weib, ſoll ich Dich nie mehr wiederſehen? Die ganze Ewigkeit vertauſchte ich nicht für einen Kuß Deines ſchönen Mundes! Freudetrunken wollte ich mein Haupt auf's Schaffot tragen, wäre mir die Seligkeit vergönnt, Dich noch einmal an mein Herz zu drücken und Dir zu ſagen: wie groß und unendlich meine Liebe zu Dir iſt. O Lucilie, erſt durch Dich und Deine Herzensgüte habe ich die Welt und die Menſchen lieben gelernt. Du warſt der holde Engel, der mich »Milde und Barmherzigkeit« gelehrt!

Weit kleinlauter war Camille Desmoulins. Auf dem Wege zum Richtplatze beſchlich ihn zum erſten Male in ſeiner Ehe ein empörender Zweifel an der Treue ſeiner Frau, die, noch nicht verhört, im Kerker zurückgeblieben war. Er erinnerte ſich jener Scene mit Fréron und ſeines Dolches, der ſeit jenem Augenblick nicht mehr von ihrem Herzen kam, und der Gedanke, daß ſie nach ſeiner Hinrichtung freigeſprochen und ihm untreu werden könnte, brachte ihn außer ſich. Beim Anblick des Blutgerüſtes rief er tief empört:

— Das alſo, undankbares Volk, iſt die Belohnung, die Du dem erſten Apoſtel Deiner Freiheit zuerkannt haſt! O Volk, wie wenig biſt Du der Freiheit werth, wenn Du ſo blutigen Gebrauch von ihr machſt! Aber noch giebt es eine Nemeſis! Jene Ungeheuer, die mich verurtheilt haben, werden meinen Tod nicht lange überleben!

— Ich habe meine Wette verloren, ſagte Delaunay zu Hérault, und bedauere nur, daß uns nicht mehr Zeit bleibt, jene zehn Flaſchen auszuſtechen!

— Wir leeren ſie jenſeits, guter Freund!

— Auf das Wohl Frankreichs! ergänzte Delaunay.

Chabot ſtocherte ſich gleichgiltig die Zähne und murmelte gefaßt vor ſich hin:

— Heute mir ... morgen Dir ... ob einen Tag früher oder ſpäter ... was liegt daran?

Fabre d'Eglantine dachte auf dem ganzen Wege über den letzten Akt ſeines neuen Luſtſpiels nach und war untröſtlich, weil man ihm nicht einmal ſo viel Zeit gelaſſen, es vollenden zu können. Wohl zehn Mal ſagte er zu Lacroix, dem er ausführlich den ganzen Plan erzählte:

— Es wäre mein beſtes Stück geworden!

— Tröſte Dich, erwiderte Lacroix, es giebt der ſchlechten Luſtſpiele ſchon ſo viele in der Welt, daß ſie das Deine leicht verſchmerzen wird.

Die Brüder Frey unterhielten ſich von ihrer geſtrigen Ecarté-Partie und waren wüthend auf Weſtermann, der ihnen ihre ganze Baarſchaft abgenommen hatte.

Am unruhigſten ſchien Bazire zu ſein: er wünſchte ſich vor ſeinem Ende, um die abgeſpannten Lebensgeiſter aufzuregen, weiter nichts als fünf oder ſechs Taſſen ſchwarzen Kaffee's; es ſchmerzte ihn, nüchtern guillotinirt zu werden.

Chabot, dem es Vergnügen gewährte, die Verzweiflung ſeines Todesgefährten zu erhöhen, erwiderte:

— Schade, denn jenſeits giebt's keine Reſtauration!

Mit der Faſſung eines Helden beſtieg Danton die Stufen des Blutgerüſtes. Oben angekommen, rief er noch ein Mal:

— O meine Lucilie! Meine theure Lucilie!

Dann aber ermannte er ſich wieder und ſprach ſich ſelber neuen Muth zu:

— Pfui, pfui, Danton, zeige keine Schwäche! Meiſter Sanſon, ſagte er dann zum Henker gewandt, Du wirſt meinen Kopf dem Volke zeigen; es lohnt ſich wohl der Mühe, ihn anzuſehen, und wenn es dann noch einen Funken von Schamgefühl hat, ſo wird es, erröthend, ſich geſtehen müſſen: die Republik ſchlachtet uns zuletzt Alle! Danton's Haupt hat etwas Beſſeres verdient, ſchloß er und beugte ſeinen Nacken unter das Fallbeil.

Einen Augenblick ſpäter war das Nichts ſeine Wohnung, »ſein Name aber lebt im Panthéon der Geſchichte fort.*)

XXV.

Anne Philippe Louiſe Laridon-Dupleſſis, die dreiundzwanzigjährige Wittwe Camille Desmoulins, die ihrem Gatten freiwillig in's Gefängniß gefolgt war, erhielt zwei Stunden nach ſeiner Hinrichtung, durch ihren Kerkermeiſter, der ſie »bei den Wunden des Heilands« beſchwor, ihn nicht zu verrathen, einen Brief folgenden Inhalts:

---

*) Danton — ſagt Lamartine — war der Koloß der Revolution: ſein Kopf war von Gold, ſeine Bruſt von Fleiſch und Blut, ſein Rumpf von Erz und ſein Piedeſtal von Koth. Nach ſeinem Fall erſchien der Gipfel des Convents geringer hoch. Danton war deſſen Wolke, deſſen Blitz, deſſen Donnerkeil. Als der Berg ihn verlor, verlor er ſeine höchſte Spitze.

Louiſe.

Jetzt endlich iſt der längſt erſehnte Augenblick gekommen, in dem ich, ohne Ihre Tugend zu beleidigen, das Geſtändniß wagen darf, daß Sie ſeit drei Jahren der geheime Gegenſtand meiner glühenden Anbetung, der Gedanke meiner Gedanken, die Wonne meiner Träume, das Idol meiner Seele, der Cultus meines Herzens ſind. Jetzt erſt, nachdem das Beil des Henkers das Bündniß Ihrer durch Prieſterhand geweihten Ehe gelöſt und die Unverletzlichkeit Ihrer Schwüre aufgehoben hat, habe ich den Muth, Sie für meine jahrelangen ſtillen Leiden um den Troſt und Balſam Ihrer Gegenliebe anzuflehen. Sie ſtehen an der Schwelle des Todes. Erhören Sie mich, dann will ich Sie retten und all' meinen Einfluß bei Robeſpierre und Saint-Juſt aufbieten, um Ihre Freilaſſung zu erwirken. Beide ſind einſt die Zeugen Ihrer durch den Segen des unbeeidigten Prieſters Berardier geweihten Hochzeit geweſen; Beide werden ſich, in Erinnerung an jene Stunde, aus Rückſicht für Sie und mich erweichen laſſen, Ihnen Freiheit und Leben wiederzugeben. Sollten ſie ſich weigern, ſo werde ich bei den Geſchworenen und Richtern, die mir perſönlich befreundet und verpflichtet ſind, Alles wagen, um Ihre Freiſprechung durchzuſetzen. Sollte auch dieſe Hoffnung fehl ſchlagen, dann bleibt mir die letzte, aber auch ſicherſte. David, der dem treueſten ſeiner Freunde nie eine Bitte abzuſchlagen gewagt, wird als Oberaufſeher der Gefängniſſe ſich bewegen laſſen, Ihnen die Flucht aus Ihrem Kerker zu erleichtern. Erhörung alſo und Ihr junges, ſchönes Leben iſt gerettet! Ich erwarte noch im Laufe des heutigen Tages, um frühzeitig genug alle Maßregeln und

Anſtalten zu Ihrer Befreiung zu treffen, durch den Kerkermeiſter, der für mich und den Plan Ihrer Flucht gewonnen iſt, Ihre Antwort, was Sie über ſich und mich beſchloſſen haben. Ich küſſe den Saum Ihres Kleides und kann den Augenblick nicht erwarten, in dem mir das heißerſehnte Glück vergönnt ſein wird, Sie liebeglühend an mein Herz zu drücken, um Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich ſei

Ihr treuer Anbeter
Stanislas Fréron.

Nach einem Augenblick der Ueberlegung bat ſie den Gefangenwärter um Schreibmaterialien.

— Hier iſt Alles, was Ihr braucht! ſagte der Beſtochene und zog aus ſeiner Felpelweſte ein Blatt Papier und aus ſeiner Taſche ein Schreibzeug hervor.

Ihre Antwort lautete:

Bürger Fréron.

Die Zumuthung, in dem Augenblick, wo ich mit meinem Leben abgeſchloſſen habe, Eure Liebe zu mir zu erhören, gereicht Eurem Herzen, das ich für edler gehalten hatte, nicht zur Ehre. Wenn Ihr wirklich glauben könnt, daß die Frau, welche Camille Desmoulins' Namen trägt, ſich ſo weit vergeſſen könnte, ihr Leben durch einen Act der Schande zu erkaufen, ſo habt Ihr ſie und ihren Charakter falſch beurtheilt. Fragt Euch ſelbſt: hieße es nicht die Manen meines unſchuldig hingerichteten Gatten, den ich noch immer anbete, kränken und entehren, wenn ich — ſo wenig eingedenk meiner Schwüre — fähig wäre, Eure Liebe zu erwiedern? Ich war ihm freiwillig in's

Gefängniß gefolgt und zittere keinen Moment für mein Leben, denn iſt's nicht ſüßer, mit dem Gegenſtande, den wir lieben, gleichzeitig zu ſterben, als leben ohne ihn? Jeder Tag, den ich noch zu athmen habe, iſt ein Jahr der Qual für mich. Ich will Euch noch im Augenblicke meiner Hinrichtung ſegnen, Bürger Fréron, wenn Ihr Euern mächtigen Einfluß geltend macht, um mein trauriges Daſein abzukürzen und mich je eher je lieber dem Meſſer der Guillotine zu überliefern. Zwar habe ich noch immer Euern Dolch und könnte meinem Leben, das mir ſeit Camille's Tode eine unerträgliche Laſt geworden iſt, ein Ziel ſetzen. Da dieſer Selbſtmord aber weit eher einer Feigheit als einer Heldenthat ähnlich ſehen würde, ſo wünſche ich lieber durch die Hand des Henkers als durch ein Andenken Eurer Freundſchaft zu fallen. — Lebt wohl, Bürger Fréron. Wollt Ihr mir beweiſen, daß Ihr mich wirklich liebt, ſo beleidigt die letzten Stunden, die ich noch zu leben habe, nicht durch ſchimpfliche Anträge. Eure Freundin, die treu ihren Schwüren zu leben gewußt, wird eingedenk dieſer Schwüre auch treu zu ſterben wiſſen. Beweiſt mir Eure Liebe dadurch, daß Ihr mir nicht mehr ſchreibt.

Louiſe Desmoulins.

Dann ſiegelte ſie das Billet und gab's dem Kerkermeiſter; gleich darauf zerriß ſie Fréron's Liebeserklärung in hundert kleine Stücke und reichte ſie dem Alten mit den Worten:

— Uebergebt dieſe Ueberreſte den Flammen, denn ein Wort dieſes Briefes könnte Euch und dem Schreiber dieſer Zeilen das Leben koſten.

Fréron aber mußte ſie wirklich lieben: denn er wagte nicht mehr, ihr zu ſchreiben. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sechs Tage darauf vor das Revolutionsgericht geſtellt, wurde die junge, blendendſchöne Witwe Desmoulins, des Einverſtändniſſes jener Verſchwörung überwieſen, die von Danton und ihrem Gatten ausgegangen ſein ſollte, nach kurzem Verhöre einſtimmig zum Tode verurtheilt.

Sie vernahm das Urtheil mit dem ganzen Muthe eines heldenmüthigen Charakters, für den der Tod und das Bewußtſein, ſich bald »in einem ſchönern Stern mit ihrem Gatten vereint zu ſehen«, etwas Beruhigendes hat.

Im Augenblick, als man ſie nach ihrem Kerker zurückführte, ſagte ſie zu ihren Richtern:

— Lebt wohl, »tugendhafte Bürger unſerer Republik!« Bald werdet Ihr alle Qualen der Gewiſſensbiſſe, die das Verbrechen nach ſich ſchleppt, bis zu dem Augenblick empfinden, wo ein entehrender Tod Eurem von Freveln aller Art befleckten Leben ein Ende machen wird.

In ihrem Gefängniſſe angelangt, ſagte ſie zum Kerkermeiſter:

— Alter Mann, Du ließeſt Dich von Fréron für meine Flucht gewinnen; empfange für Deinen guten Willen, mich zu retten, meinen Dank und das Letzte, was mir geblieben iſt.

Bei dieſen Worten zog ſie aus einer geheimen Taſche ihres Kleides Fréron's Dolch und ſchenkte ihn, um nicht in Verſuchung zu gerathen, ſich durch ihn mit der Sünde des Selbſtmordes zu beflecken, dem Kerkermeiſter, der das Geſchenk gerührt annahm.

Am folgenden Morgen (am 13. April) beſtieg auch ſie —

ſchön geſchmückt wie eine Himmelsbraut — weiße Roſen im Haar und ein Veilchenbouquet an der Bruſt — in der Begleitung Pierre Gaſpard Chaumette's, Procureurs der Gemeinde von Paris*), Jean Baptiſt Gobels, des ehemaligen Biſchofs von Lydda**), des Generals Arthur Dillon, der Dame Goupile, Wittwe des hingerichteten »Père Duchêsne«***) und dreizehn anderer Individuen, zu welchen auch das Convents-Mitglied Simon gehörte, die Stufen des Blutgerüſts.

Wenige Wochen nach der Hinrichtung der jungen Wittwe Desmoulins ſtarb die Wittwe Dantons, die den Tod ihres Gatten nicht überleben konnte, an den Folgen unheilbaren Grames, an gebrochenem Herzen, ein Engel von kaum achtzehn Jahren. Der

---

*) Dieſer Chaumette, der mit Hébert die Göttin der Vernunft eingeſetzt und deren Cultus organiſirt hatte, war ſo verrückt geweſen, ſich aus eigener Machtvollkommenheit heilig zu ſprechen und nach jenem Philoſophen, der wegen ſeiner republikaniſchen Grundſätze gehenkt worden war, den Namen Saint Anaxagoras beizulegen. Vor die Schranken des Revolutionsgerichts geſtellt, ſagte er zum Präſidenten: Erhabener Blutrichter, wozu ſoll ich mich vertheidigen? Laut Deiner unſterblichen Unterſuchung iſt unſer Loos ja bereits entſchieden, denn, ſagte er, auf ſeine Mitangeklagten hinweiſend: Ich bin verdächtig, Du biſt verdächtig, er iſt verdächtig, wir ſind verdächtig, Ihr ſeid verdächtig, ſie ſind verdächtig. Denn wer iſt jetzt nicht verdächtig???

**) Dieſer würdige Biſchof war der Erſte, der, begleitet von ſeinen Großvicaren, an den Schranken der Aſſemblée erſchienen war, um den katholiſchen Glauben abzuſchwören, und bei einem jener Feſte der Vernunftgöttin freiwillig erklärte, daß jeder Prieſter ein Betrüger und er ſelbſt ein Charlatan geweſen ſei, der den katholiſchen Cultus, welchen er im Stillen verachtet, nur aus Heuchelei beibehalten habe.

***) Zwanzig Tage vor Chaumette war ſein Mitarbeiter Hébert guillotinirt worden. Marie Marguerite Françoiſe Goupile, die würdige Frau des würdigen „Père Duchêsne“, war eine dem Kloſter „Conception“ entlaufene, eben nicht ſehr ſchöne, aber durch ihre Ausſchweifungen berüchtigte Nonne, welche einer ihrer Zeitgenoſſen — Prudhomme — eine „große magere widerwärtige Spinne“ genannt hat.

Salluſt der Girondiſten nennt die Erſtere das ſchönſte Blatt in der Lebensgeſchichte des »alten Cordelier«; Lucilie, mehr als dies, war die rührendſte Apotheoſe Dantons.

XXVI.

Der Mann, der nach Dantons Sturze den Gemeinderath als ſeine Drahtpuppe, den Wohlfahrtsausſchuß als ſeinen Sklaven und den Convent als ſeine Decretirmaſchine betrachtete und ganz Paris, ganz Frankreich mit unumſchränkter Macht beherrſchte, war François Maximilien Joſeph Iſidore Robespierre. Geboren 1759 zu Arras, älteſter Sohn eines liederlichen Advocaten, welcher Schulden halber erſt nach England und von dort nach Amerika hatte fliehen müſſen, war er erſt neun Jahre alt, als der Tod ihm ſeine eben ſo gütige als tugendhafte Mutter (ſie hieß Marie Joſephe Carreaux und war die Tochter eines Bierbrauers in Arras) entriſſen hatte. Der Biſchof von Arras, der fromme Herr v. Conzié, der ſich des jungen Chorknaben angenommen, hatte ihn nach Paris geſchickt und ihm dort eine Freiſtelle im Collège de Louis-le-Grand ausgewirkt, wo Camille Desmoulins, Stanislas Fréron und David ſeine Schulkameraden geworden waren. Schon in der Schule hatte Maximilien, ernſt und verſchloſſen, einen ſo großen Hang zur Unabhängigkeit offenbart, daß er von einem ſeiner Lehrer, Hérivaux, einem blinden Bewunderer der Alten, »der Römer« und wegen ſeines hervorſtechenden Ehrgeizes, ſeine Mitſchüler zu überflügeln, der kleine »Sylla« getauft worden war. Nach Beendigung ſeiner Studien hatte er ſich dem Stande ſeines Vaters gewidmet und ſich Anfangs, aus Mangel an Clienten, auch mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Im Jahre 1785 waren (anonym) ſein »Éloge de Gresset« und kurz vor Ausbruch der Revolution ſein »Éloge de M. Dupaty« erſchienen, zwei Lobreden, in welchen er, auffallend genug, als warmer Vertheidiger der Kirche und des Thrones ſich gezeigt hatte. In ſeinem dreißigſten Jahre von ſeiner Vaterſtadt zum Abgeordneten der Conſtituante erwählt, war er einer der Erſten geweſen, die, im Vereine mit Siéyès, auf Einführung der Preßfreiheit und auf Abſchaffung der Todesſtrafe gedrungen hatten. Dieſer Mann, der die Freiheit der Preſſe damals die Schutzgöttin genannt, die, während Alles ringsum ſie ſchläft, mit Argusaugen die Rechte des Volkes bewacht; dieſer Mann, der die Todesſtrafe einen Ueberreſt der Tyrannei, eine fluchwürdige Erfindung der Tyrannen genannt, dieſer Mann war derſelbe, der, drei Jahre ſpäter, die Freiheit der Preſſe und das Leben der Bürger tyranniſirte und das Blut derſelben auf dem Grèveplatz in vollen Strömen vergießen ließ. — Zur Zeit der Generalſtaaten hatte er ſich an Mirabeau angeſchloſſen und ihm Weihrauch geſtreut, weil er der Abgott des Volkes geweſen war. Seine Anhänglichkeit für dieſen Mann war ſo groß und ſo auffallend geweſen, daß ſie ihm den Spottnamen »singe de Mirabeau« zugezogen hatte. Bis zum Juli 1792 hatte Robespierre als Journaliſt und Herausgeber des »Défenseur de la Constitution« *)

---

*) Von dieſer Zeitſchrift erſchienen vom April bis Ende Auguſt 1792 nicht mehr als zwölf Nummern, die im Volke wenig Anklang fanden, weil ſeine Anſichten und Grundſätze damals noch conſtitutionell-monarchiſch und ſehr gemäßigt waren.

kein anderes Ziel, als conſtitutionelle Monarchie auf breiteſter Grundlage der Demokratie vor Augen gehabt; erſt nach dem 10. Auguſt, der dem Königsthume den Todesſtoß verſetzt hatte, war er Anfangs noch verſteckt, bald darauf aber ganz offen als Anhänger der Republik hervorgetreten und, zum Mitglied des Convents erwählt, einer der Gipfel des Berges und zwei Jahre ſpäter das Haupt der Schreckensherrſchaft, der Jupiter tonans der Terroriſten geworden.

Dieſer Mann, der jetzt unumſchränkter Dictator und der Schrecken von ganz Frankreich war, wohnte in der Rue Saint-Honoré (Nummer 396) im Hauſe des Schreiners Duplay und lebte in dieſer Bürgerfamilie ein Leben, in welchem jede Seite patriarchaliſche Einfachheit und idylliſchen Frieden offenbarte.

Robespierre, der Abgott der Familie Duplay, liebte die erſtgeborene Tochter des Hauſes: ſie hieß Eleonore und hatte das Geheimniß entdeckt, dieſen Mann, dem bis dahin noch kein weibliches Weſen etwas mehr als ein flüchtiges Intereſſe eingeflößt, ſo ganz und gar für ſich einzunehmen, daß ihr nach und nach ſeine ganze Zuneigung zu Theil geworden war. Das, was ihn täglich mehr und mehr angezogen hatte, war die Ueberzeugung, daß Eleonore ſich mehr zu ſeinem Geiſte als zu ſeiner Perſönlichkeit hingezogen fühlte. Ihr ganzes Weſen trug nicht das Gepräge jener jugendlich ungeſtümen Liebe, die, eine Frucht der Sinnlichkeit, in dieſer Wiege bald auch ihr Grab findet; Eleonorens Liebe trug mehr den Charakter jener kindlichen Verehrung, die ſich im frommen Anſtaunen der Tugenden ſeines Herzens, in der naiven Bewunderung der Vorzüge ſeines Geiſtes gefiel, was für ſeine Eigenliebe ſchmeichelhafter als jede andere Huldigung ihres reinen

Herzens war. Sie betete in ihm weniger den ſterblichen Menſchen, als den unſterblichen Schutzgeiſt Frankreichs, den guten Engel der Republik an, dem ſie mit allen Kräften ihrer jugendlichen Begeiſterung zugethan war. Ein Zeitgenoſſe Robespierre's, eingeweiht in die Myſterien ſeines Haſſes gegen Danton, datirt dieſen unverſöhnlichen Haß von jenem Tage, an dem der Athlet Danton ihn einſt impotent genannt haben ſoll. Leicht möglich, daß Robespierre ihm dieſe Beſchimpfung nicht verzeihen konnte, weil er vielleicht bei ſich gefühlt, daß in dieſer Verläumdung etwas Wahres lag. — Die Zuneigung, die der »gute Geiſt der Republik« für ſeine junge Anbeterin empfand, war vielleicht um ſo ausdauernder, je mehr ſie ſich von den Schlacken der Sinnlichkeit entfernt gehalten hatte: das Verhältniß Beider blieb rein platoniſch: er liebte in ihr die gelehrige Schülerin ſeiner republikaniſchen Principien; ſie verehrte in ihm den großen Meiſter weiſer Lehren, in deren Strahlen ſie ihre junge Seele wie eine Lotosblume in den Küſſen des keuſchen Mondes erglühen ließ.

Weit weniger rein und unbefleckt war die Liebe, die ſich gleichzeitig zwiſchen ſeinem Freunde Baudoin Lebas und Eleonorens jüngerer Schweſter, Eliſabeth Duplay, entſponnen hatte. Auch Lebas war Mitglied des Convents, Mitglied des Sicherheits-Ausſchuſſes und, fanatiſcher Anhänger der Robespierre'ſchen Grundſätze, einer der eifrigſten Propagandiſten des Schreckenſyſtems *).

Für Henriette Lebas, Schweſter jenes Mannes und Freundin der Töchter Duplay's, ſchwärmte Robespierre's treueſter Apoſtel,

---

*) Als Proconſul nach Straßburg geſchickt, hatte er dort viele Verdächtige und unter dieſen auch Eulogius Schneider auf die Guillotine geſchickt.

Léon de Saint-Juſt, jener edle Schwärmer, in deſſen jugendlichem Hirne die ſchönen Träume einer platoniſchen Republik mit dem ganzen Schwarme ihrer menſchenbeglückenden Theorieen ſich ein Neſt gebaut hatten, in dem ſie ihre goldenen Windeier ausbrüteten. Dieſer neue Plato, der vom Convente einſt die Schleifung jedes Hauſes, in welchem ein Wucherer wohne, begehrte, hatte von der Liebe, wie von der Freiheit, ganz andere Begriffe als ſein Freund Baudoin. In ſeiner eigenthümlichen Weltanſchauung dachte er ſich das Gefühl der Liebe nur ſo lange ſchön und erhaben, als es noch nicht am Borne der Erhörung geſchwelgt. Einmal erhört, hielt er es für profanirt, und darum ſtand es feſt bei ihm, Henriette Lebas, wie wahr und innig er ſie auch liebte, nie zu heirathen, aus Furcht, dieſelbe Frau, in welcher er noch am Tage der Hochzeit einen Engel aus lichten Höhen erblicken würde, am Morgen nach der Hochzeit zu einem alltäglichen Geſchöpfe herabſinken zu ſehen, dem der Fluch der Wirklichkeit die Schmetterlingsflügel der Poeſie abgeriſſen und die tauſend Farben derſelben auf immer weggewiſcht hätte.

Zu dieſen drei Liebespaaren geſellte ſich im beſcheidenen Salon des Tiſchlers Duplay dann und wann noch ein viertes Pärchen: Marie Marguerite Charlotte Robespierre, die zwei Jahre jüngere Schweſter des Dictators, die bei ihrem jüngern Bruder Auguſtin wohnte, welchen Maximilian lakoniſch »bête« (Dummkopf) zu nennen pflegte, und ein junger italieniſcher Flüchtling, ein florentiniſcher Marquis und Nachkomme des berühmten Michel Angelo, welcher Philipp Buonarotti hieß und ſchon als Knabe von zwölf Jahren vom Großherzog Leopold, dem nachmaligen Kaiſer von Deutſchland, den Stephansorden und erſt neun Jahre ſpäter von der Univerſität zu Piſa, nach Beendigung ſeiner juriſtiſchen Studien, das Doctordiplom erhalten hatte. Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution war er, wegen eines freiſinnigen Journals, das er in Florenz herausgegeben hatte, aus Toscana verbannt, nach Corſica geflüchtet, um auch dort Propaganda für die neuen weltumwälzenden Ideen zu machen. Vier Jahre ſpäter nach Paris gekommen, hatte ihm ein Decret des Nationalconvents — auf Antrag ſeines Freundes Robespierre — das franzöſiſche Bürgerrecht ertheilt und dem Flüchtlinge eine neue Heimath eingeräumt.

Außer Lebas, Saint-Juſt und Buonarotti gehörten auch Fouché von Nantes, Merlin von Thionville, der Maler David, ein gewiſſer Nicolas, Drucker des Journals und der Reden Robespierre's, und ein alter, drolliger Schloſſermeiſter, Namens Didier, zu den Hausfreunden der Familie Duplay. Das Oberhaupt derſelben, der alte, ehrliche Schreiner, der in ſeinem Hausgenoſſen den Meſſias Frankreichs verehrte, war von ihm zum Vorſteher der Geſchworenen und der junge Neffe deſſelben, Simon Duplay, zu Robespierre's Secretär erhoben worden. Die alte Madame Duplay, die ſich im Stillen mit der Hoffnung trug, daß der erſte Mann Frankreichs ihre Tochter heirathen würde und daß ihr Kind einſt Präſidentin und vielleicht gar Königin von Frankreich werden könnte, war in ihren zukünftigen Schwiegerſohn dergeſtalt vernarrt, daß ſie ihn auf Händen trug und mit jener Gattung von Ehrfurcht anbetete, mit der einſt das auserwählte Volk Gottes das goldene Kalb oder die alten Hindou's den weißen Elephanten vergöttert haben.

In dieſem Kreiſe bewegte ſich der Mann des Schreckens, dem hier von allen Seiten dicker Weihrauch geſtreut wurde, mit einer

Harmloſigkeit, von der die ganze Bevölkerung von Paris, die ſein Name erzittern machte, keine Ahnung haben konnte. Hier lebte er ein Daſein, welches mit ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit ſo wenig übereinſtimmte, daß man verſucht werden konnte zu glauben, er ſei ein mit zwei verſchiedenen Naturen begabtes Doppelweſen, von denen die eine ganz Sanftmuth und Milde, die andere ganz Herrſchſucht und Tyrannei zu ſein ſchien.

Seine beiden Lieblingsſchriftſteller waren Racine und Rouſſeau. In demſelben Grade, in dem Vergniaud, der Girondiſt, für Corneille und deſſen »Cinna« geſchwärmt, ſchwärmte Robespierre, der Terroriſt, für Racine und deſſen »Mithridate«, ein Trauerſpiel, von dem er ganze Scenen auswendig herzuſagen wußte. Rouſſeau's »Contrat social«, aus dem er ſeine politiſchen Ueberzeugungen geſchöpft hatte, lag immer aufgeſchlagen auf ſeinem Pulte. Sehr häufig, wenn ſein Blick auf das achte Capitel des dritten Buches fiel, beſchlich ihn bei der Stelle: »Die Freiheit iſt eine Pflanze, die nicht unter jedem Himmelsſtriche gedeiht, alſo auch nicht für alle Völker paßt«, ein banger Zweifel, ob Frankreich zu jenen Ländern gehöre, in welchen ſie gedeihen könne; dann ſchlug er, um ſeinen Zweifel zu beſeitigen, einige Blätter zurück und ſchöpfte im vierten Capitel neuen Troſt, neue Begeiſterung aus den Worten des edlen Woywoden Leſcinsky, der auf dem polniſchen Reichstage ausgerufen hatte: Lieber gefahrvolle Freiheit, als ruhige Knechtſchaft! Doch wenn er gleich darauf an die Stelle kam: »Gäbe es ein Volk von Göttern, ſo würde es ſich demokratiſch regieren; für Menſchen aber paßt eine ſo vollkommene Regierung nicht«, dann begann er von Neuem zu zweifeln und fragte ſich, was für Frankreichs Zukunft heilbringender ſei: demokratiſche Republik oder conſtitutionelle Monarchie? —

In ſeinen Augen gab es nur drei große Männer in Frankreich: Racine, Rouſſeau und ... Robespierre. Außer dieſen Dreien und Eleonore Duplay, die er, wegen ihrer republikaniſchen Tugenden, ſeine »Cornelia« hieß, war er keinem Menſchen auf dem ganzen Erdenrunde ſo ſehr zugethan, als ſeiner newfoundländiſchen Dogge, die, im ganzen Stadtviertel unter dem Namen Meiſter Brount bekannt und wegen ihrer Biſſigkeit gefürchtet, der unzertrennliche Begleiter, der vierbeinige Schutzgeiſt, die doppelnäſige Ehrenwache ihres Herrn, deſſen Schwelle ſie allnächtlich mit jener Miene bewachte, in welcher nur allzudeutlich die Warnung zu leſen war: »Nur über meine Leiche führt der Weg zum Schlafgemache meines Herrn, der mich liebt, wie ich ihn liebe«. Bei Tage pflegte der große Hund, ſo lange Robespierre zu Hauſe war, zu deſſen Füßen zu ruhen und deſſen Blicke zu beobachten, um auf den leiſeſten Augenwink jeden Feind, der ihm zu nahen wagte, in hundert Stücke zu zerreißen. Wie der Herr, ſo ſein Hund! Auch Meiſter Brount war ein Nero.

Betrachten wir das Aeußere ſeines Herrn, ſo finden wir nichts, was auch nur im Entfernteſten einem tyranniſchen Dictator ähnlich ſieht. Robespierre's ſorgfältig gepflegte Toilette verrieth weit eher den Stutzer, als den republikaniſchen Heiland. Sein weißgepudertes, nach den Schläfen zu in Locken gekräuſeltes Haar, ſein veilchenblauer Frack, ſeine weiße Piquéweſte, deren weit geöffnete Klappen ein blendendweißes Hemde ſehen ließen, ſeine enganliegenden, bis zum Knie reichenden Nankinghoſen, ſeine weiß-

ſeidenen Strümpfe, ſeine ſpiegelhellen Schuhe mit ſilbernen Schnallen zeigten nur allzuklar, daß er das geheimnißvolle Bedürfniß fühlte, einem weiblichen Weſen, ſeiner Eleonore, Gefallen einzuflößen. — Seine Lieblingsblume war das Immergrün ſeines großen Vorbildes Rouſſeau; außerdem liebte er nichts ſo ſehr als die Veilchen, und der Geruch eines friſchen Veilchenbüſchels konnte ihn dergeſtalt betäuben und weich ſtimmen, daß er in ſolchen Augenblicken, eine Beute ſeiner Empfindſamkeit, ſelbſt ſeinem ſchlimmſten Feinde nichts abzuſchlagen vermochte. — So und nicht anders war das phyſiſche und geiſtige Bild jenes Mannes beſchaffen, in deſſen Alles entſcheidender Hand die Zügel von ganz Frankreich lagen, jenes Dictators, der durch Einen Blick ſeines Auges jedes Leben zum Tode verurtheilen und Alles vernichten konnte, was ihm feindlich gegenübertrat. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

XXVII.

An einem heitern Mai-Abende finden wir nach zehn Uhr im einfachen Speiſeſaale des Papa Duplay den Kreis jener Bekannten wieder, deren Leben wir ſoeben in flüchtigen Umriſſen ſilhouettirt haben.

— Wie ſpricht der Hund? fragte Robespierre, der in der

Mitte des Salons auf einem abgeſchabten Lehnſtuhle ſaß, ſeine treue Dogge, die ihre breiten Vordertatzen auf ſeine Kniee geſtemmt hatte.

Meiſter Brount fing zu bellen an.

— Ich bin mit Dir zufrieden, ſagte der Dictator und legte ein großes Stück Zucker auf deſſen Doppelnaſe.

Der ernſte Newfoundländer, der ſich ſeinem Herrn zu Liebe zu läppiſchen Pudelkunſtſtückchen erniedrigte, ließ den Leckerbiſſen unberührt auf ſeiner breiten Schnauze liegen und wedelte mit ſeinem grauſam abgekürzten Schweife ſo lange, bis er den Conſens erhielt, die ſüße Belohnung durch einen gewandten Ruck ſeines Kopfes in den Rachen hineinſpazieren zu laſſen.

— Frißt Dein Hund denn auch Zucker?

— Meiſter Brount, guter Lebas, frißt Alles!

— Auch unſere Aſſignaten? fragte David, dem Schooßhunde ſeines Schulfreundes einen Zehnfrankenſchein dicht vor das Maul haltend.

Nachdem der Hund das Staatspapier einen Augenblick lang beſchnuppert hatte, wandte er ſich entrüſtet davon ab.

— Er iſt kein Freund von Papiergeld.

— Es geht ihm wie Dir, Fouché. Auch Dir iſt ein Zwanzigfrankenſtück in klingendem Gold lieber als ein Aſſignat von tauſend Francs.

— Ich habe dieſe Schwäche von Dir gelernt, guter Merlin!

— Iſt es wahr, daß Meiſter Brount einen ſo feinen Geruch hat, daß er einen Anhänger der Republik ſogleich von einem ſtillen Anbeter der zu Grabe getragenen Monarchie unterſcheiden kann?

— Wenn das wahr wäre, Meiſter David, ſo würde ich meinen Hund ſofort an Fouquier-Tinville's Stelle als öffentlichen Ankläger anſtellen laſſen und der Republik viel Geld erſparen, denn mein treuer Brount koſtet das ganze Jahr nicht den zehnten Theil von dem, was der Trunkenbold Tinville, auf Koſten des Staats, in Einem Monat durch ſeine ewig durſtige Kehle jagt.

— Sagen Sie uns, fragte Henriette Lebas, iſt es wirklich wahr, was Freund Saint-Juſt uns Damen ſoeben erzählt?

— Und was erzählt Ihnen dieſer Windbeutel?

— Sie beſchäftigten ſich in Ihren Mußeſtunden mit einem Trauerſpiele, das Sie ſchon ſeit Jahren unter der Feder haben?

— Und findet Henriette dies ſo unglaublich? fragte Robeſpierre, die Ohren ſeines Hundes krauend.

— Das eben nicht; doch zweifelte ich daran, weil man ſich ſtandhaft geweigert hat, uns den Titel zu nennen.

— Der Titel ſoll ein Geheimniß bleiben.

— Uns aber dürfen Sie es anvertrauen!

— Wer kann einem Engel, wie Eleonoren, etwas abſchlagen? Nun denn, ſo vernehmen Sie, mein liebes Kind, daß meine Tragödie, dem neuen Teſtamente entlehnt, der »Tod des Heilands« heißt.

— Welch ein ſchöner und erhabener Stoff!

— Gefällt er Ihnen? Sie, reizende Eliſabeth, haben mir als Magdalena und Ihre ſchöne, anbetenswürdige Schweſter als Maria, als Mutter Gottes, vorgeſchwebt.

— Freund Robeſpierre, betheuerte Madame Duplay, die ſich durch dieſe Artigkeit bis in die Fußſpitzen ihres Mutterſtolzes geſchmeichelt fühlen mußte, iſt nicht nur der erſte Bürger Frankreichs, er iſt auch Poet, und welch ein Poet!

— Und wiſſen Sie, erſter Bürger Frankreichs, worauf ich am meiſten geſpannt bin?

— Worauf, Bürger Fouché?

— Auf die Art und Weiſe, wie Sie den Charakter des Heiden Pontius Pilatus, der den Heiland an's Kreuz ſchlagen ließ, aufgefaßt haben?

— Hätte ich die Rollen meines Stückes zu vertheilen, ich würde die des Heiden keinem Andern, als Ihnen, beſter Fouché, anvertrauen.

— Bravo! Bravo! Bravo!

— Wiſſen Sie aber auch, Freund Merlin, der mir ſo vielen Beifall zollt, welche Rolle ich Ihnen zutheilen würde?

— Vielleicht die Rolle des frommen Joſeph's?

— Sie denken allzubeſcheiden von Ihrem Talente! Sie hatte ich mir als Judas Iſcharioth gedacht.

— Bravo! Bravo! ſchrie Pontius Pilatus-Fouché.

— Willſt Du nicht ſo freundlich ſein, uns einige Scenen Deines Stückes vorzuleſen?

— Ein ander Mal, Schweſter Charlotte. Heute wollen wir uns von etwas Luſtigerm unterhalten. Wiſſen Sie denn, meine Damen, daß auch Freund Léon als Dichter ſich verſucht hat?

— Was ſagen Sie da?

— Die Wahrheit, meine liebe Henriette! Saint-Juſt hat ein Gedicht geſchrieben ...

— Wie, Maximilian, Du verräthſt mein Geheimniß?

— Haſt Du nicht auch das meinige verrathen? — Es heißt »Organt« und iſt allerliebſt . . .

— Und mir, mir haben Sie, Böſewicht, noch nichts davon geſagt?

— O zürnen Sie mir nicht, Henriette! Ich habe jenes Gedicht ſchon vor fünf Jahren gemacht.

— Und Sie haben es Ihrer Freundin noch nicht vorgeleſen?

— Weil ich Gründe habe, mich deſſen zu ſchämen. Und aus dieſer Urſache hatte ich's ohne meinen Namen erſcheinen laſſen. *)

— Ich will, ich muß es leſen!

— Schon morgen, Henriette, ſollen Sie's haben.

— Will Freund Lebas nicht auch einmal ſein Glück als Poet verſuchen?

— Ach, Eliſabeth, ich habe kein Talent dazu!

— Wo kommen wir her, Enkel des großen Michelangelo, fragte Robespierre den toskaneſiſchen Flüchtling, der in dieſem Augenblick mit einem Bouquet gelber Roſen eingetreten war.

— Ich komme eben aus dem Theater.

— Was haben die guten Leute aufgeführt?

— Ihr Lieblingsſtück, Bürger Robespierre, Racine's »Mithridate«.

— Ach hätte ich dies früher gewußt! Ich ſelbſt wäre hineingegangen und hätte Papa Duplay erſucht, mir die Huld zu ge-

---

*) „Organt", ein ziemlich ſchlüpfriges Gedicht in zwanzig Geſängen, war 1789 anonym unter dem fingirten Druckort „Au Vatican" zu Paris in zwei Bänden erſchienen.

währen, daß ſeine brave Frau und ihre beiden Töchter mich begleiten dürften.

— Wer, Gottmenſch Robespierre, hätte ſich dadurch wohl mehr geſchmeichelt gefühlt, als Euer aufrichtigſter Verehrer? Ein Mann, wie Ihr, mit meinen beiden Töchtern im Theater! Ganz Frankreich würde mich armen Tiſchler um dieſe Auszeichnung beneidet haben!

— Ihr ſeid ſo gut, Papa Duplay, ſagte Robespierre, ſeine Hand auf deſſen Schulter legend.

— Ich bin keine Freundin dieſes Racine!

— Ich, Schweſter Eliſabeth, ich vergöttere ihn!

— Und warum, meine ſchöne Eleonore?

— Weil unſer Freund Maximilian ihn vergöttert.

Robespierre, der dies gehört hatte, war entzückt von dieſer Antwort.

— Auch ich liebe unſern göttlichen Racine! bemerkte Simon Duplay.

— Beweis, daß Du Geſchmack haſt, Meiſter Stelzbein!*)

— Bürgerin Robespierre, ſagte der äußerſt ſchüchterne Florentiner zu ſeines Gönners Schweſter, die er im Stillen liebte, ohne den Muth zu haben, es ihr zu geſtehen, ich weiß, daß Sie die gelben Roſen lieben. Geſtatten Sie mir, Ihnen dies Bouquet zu überreichen, als ein Zeichen, daß ich auch im Theater an Sie gedacht habe.

---

*) Der Neffe Duplay's, der als Freiwilliger in ein Artillerieregiment eingetreten war, hatte in der Schlacht bei Valmy durch einen Kanonenſchuß den linken Fuß eingebüßt und trug ſeitdem ein hölzernes Bein.

— Marquis Philippe, Bürger Buonarotti verbeſſerte ſie raſch, ich danke Ihnen für dieſe zarte Aufmerkſamkeit, ſagte Charlotte Robespierre und nahm die gelben Roſen, deren ſüßen Duft ſie gierig einſog.

— Gefällt Ihnen dieſer Strauß? fragte Fouché, der, ihr gleichfalls den Hof machend, den jungen ſchönen Italiener mit eiferſüchtigem Blick beobachtet hatte.

— Außerordentlich! ſagte ſie und kehrte dem Manne, der ihr und ihrem Bruder ſtets zuwider war, den Rücken zu.

— Eh bien, Freund Buonarotti, wie hat Euch unſer »Mithridate« gefallen? fragte Robespierre.

— Ich bin noch ganz entzückt davon.

— Dies Entzücken gereicht Euch zur Ehre, denn es beweiſt, daß Ihr den Geiſt unſeres größten Dichters zu würdigen verſteht. Ich weiß ganze Scenen dieſes Stückes auswendig und eben fallen mir aus der dritten Scene des erſten Actes die Worte des Xiphares ein:

„Toutefois en ces lieux je ne connais personne,
Qui ne doive imiter l'exemple que je donne."

— Gerechter Himmel, rief David, wenn wir Alle hier Dein Beiſpiel befolgen und den alten »Mithridate« ſollten auswendig lernen, ſo bekäme mancher unter uns — ich wenigſtens ganz beſtimmt — vor Langeweile den Gähnkrampf.

— Meiſter David ſpricht wie ein Blinder von der Farbe.

Der Künſtler, den dies Urtheil zu verdrießen ſchien, wollte beweiſen, daß auch ihm einzelne Stellen jenes Trauerſpiels bekannt waren, und darum citirte er den gleich darauf folgenden Vers des Pharnaces:

„Vous pourriez à Colchos vous expliquer ainsi!“

Robeſpierre, der ihm eine Antwort darauf nicht ſchuldig bleiben wollte, declamirte mit dem Pathos und einem Mienenſpiel, die ganz zu der Rolle des Xiphares paßten, den folgenden Vers:

„Je le puis à Colchos et je le puis ici!“

— Himmliſch! Himmliſch! rief der gutmüthige Papa Duplay und applaudirte, als ob ſein hochverehrter Hausgenoſſe ihn dafür bezahlt hätte, mit Händen und Füßen.

In demſelben Augenblick trat Legendre ein.

Meiſter Brount ſtürzte auf den Eintretenden los, gleichſam als ob er geahnt hätte, daß er einen Fleiſcher vor ſich habe, der noch nach Jahren nach dem Blute ſeines Handwerks roch.

— Sollte Legendre ein Anhänger der Monarchie ſein? fragte Lebas halblaut den Maler David.

— Dem Fleiſcherknechte traue ich Alles zu! meinte David, der eine Idioſynkraſie gegen ihn beſaß.

— Was bringſt Du Neues? fragte Robeſpierre.

— Danton's Hinrichtung ...

— O laß die Todten ruhen! Wir wollen hier nichts von Politik hören, ermahnte ihn der Dictator.

— Eh bien, parlons philosophie. Habt Ihr, meine Kinder, ſchon das neue Witzwort unſerer reizenden Sophie Arnould gehört?

— Erzähle, großer Philoſoph! bat ihn Lebas.

— Einer ihrer unzählig vielen Liebhaber zeigte ihr eine Doſe mit den Bildniſſen Sully's und Choiſeul's. Voilà la recette et la dépense, le surplus et le déficit, rief die ſchöne Spötterin.

Und der ganze Kreis zollte Beifall.

— Verkehrſt Du noch immer mit den Damen vom Theater?

— Ich liebe die Kunſt, Robespierre, und pouſſire jetzt ein ſchönes Talent: Roſe Lacombe.

— Die Präſidentin des Frauenclubbs?

— Kennt auch Ihr ſie, Bürger Fouché?

— Habe nicht die Ehre!

— Das iſt mir lieb, ſagte Legendre, der auf ſeine Eroberung etwas eiferſüchtig war.

— Auch Du, Freund Legendre, ſollteſt zum Theater gehen ...

— Und welches Fach ſollte ich ſpielen?

— Zärtliche Väter, komiſche Alte, meinte Robespierre.

— Oder Intrigants und eingefleiſchte Taugenichtſe ...

— Dieſe Fächer überlaſſe ich Euch, Fouché, entgegnete der Fleiſcher und wollte berſten vor Lachen über dieſen boshaften Witz.

— Wenn ich unſern gemeinſchaftlichen Freund Fouché einmal ſo recht nach Herzensluſt auspfeifen könnte, dann würde es mir auf eine Handvoll Aſſignaten nicht ankommen.

— Gebt ihm das Geld, Merlin, und Fouché pfeift ſich ſelber aus.

Und Alle belachten den Witz Robespierre's. Nur der, den dieſer Pfeil getroffen hatte, war darüber empfindlich und dachte bei ſich:

— Der elende Tyrann! Ich werde ihm dieſen boshaften Witz nie verzeihen!

— Meiſter Brount, zeige den Herren, daß Du beſſer als mancher Pudel apportiren kannſt, ſagte der Mann des Schreckens zu ſeiner Dogge und warf einen ſeiner Handſchuhe in die Ecke des Salons.

Der Hund ſtürzte ihm nach und hob ihn auf.

— Apportiren iſt keine Kunſt, das kann Legendre auch!

— Großer Raphael, unübertrefflicher David, male Dich ſelbſt und hänge Dich in den Schornſtein auf.

— Sehe ich wie ein Schinken aus?

— O nein, denn dazu fehlt's Dir an Salz! erwiderte der Fleiſcher und wollte ſich krank lachen.

— Sing' uns ein Lied, Freund Legendre.

— Wollt Ihr Souriguère's »Reveil du peuple«*) oder Rouget Delisle's »Marseillaise« hören?

— Verſchone unſer Ohr mit politiſchen Liedern! Singe uns einen luſtigen Gaſſenhauer, verlangte der Dictator.

— Woblan, ſo hört! ſagte der Fleiſcher und ſang, nachdem er ſich geräuſpert hatte, mit dem ganzen Aufwande ſeiner brüllenden Baßſtimme:

„Zu Nero dem Tyrannen
Schlich einſt Herr Seneca,
Er reichte ihm die Doſe
Und frug: Plait-il, papa?

Und Nero ſprach höchſt gnädig:
„Mon cher, ich ſchnupfe nicht“
Und ſchlug dem Philoſophen
Den Tabak in's Geſicht.

---

*) Dieſes royaliſtiſche Lied, eben ſo berühmt als die weltbekannte Marſeillaiſe, wurde 1794 von Pierre Gaveaux in Muſik geſetzt.

Doch der fing an zu nieſen
Und ſchrie, o weh', o weh'!
Dies, Freund, iſt die Geſchichte
Von unſrer Liberté!

— Und von wem ſind dieſe Verſe?

— Von mir, großer Robespierre, bekannte Legendre.

— Und die reizende Melodie dazu?

— Von meiner jungen Freundin, Roſe Lacombe.

— Bürger Legendre, ſagte Robespierre, grüße Deine Freundin und rathe ihr in meinem Namen, ihr muſikaliſches Talent zukünftig für Texte beſſerer Art aufzuſparen, denn dränge dieſes Lied ſie zu den Ohren Meiſter Fouquiers, ſo könnte es leicht geſchehen, daß der Dichter den ſchlechten Text und die Componiſtin die hübſche Melodie mit ihren Köpfen bezahlen müßten.

Der übermüthige Fleiſcher wurde ſehr kleinlaut. Die Andern aber ſcherzten und lachten und trennten ſich erſt lange nach Mitternacht.

XXVIII.

Der alte Kerkermeiſter, der kurze Zeit darauf, der Beſtechung verdächtig, auf Befehl des allmächtigen Dictators abgeſetzt worden war, hatte dem »Unbeſtechlichen« ſeit jenem Augenblick unverſöhnlichen Haß und blutige Rache geſchworen. Er ſchenkte den Dolch, welcher ihm von der hingerichteten Witwe Desmoulins, deren Jugend und Schönheit ihn gedauert hatte, als Andenken anheimgefallen war, ſeiner jungen Pathe. Sie hieß Cécile Renault und war die Tochter eines alten Lumpenhändlers, dem die Republik nicht zu behagen ſchien, vielleicht ſchon darum, weil die Lumpen ſeitdem im Preiſe ſehr geſtiegen waren. Der alte Pathe hatte das junge, kaum neunzehnjährige Mädchen aufgeſtachelt, ſich wie Charlotte Corday unſterblich zu machen durch eine That, mit welcher ſie ſich den Dank des Vaterlandes und die Bewunderung der ganzen Welt erringen werde. Das ehrgeizige Kind hatte ſich dadurch bethören laſſen, auf den Plan des alten Fanatikers einzugehen.

Am 23. Mai 1794 ſtellte ſich Cécile Renault mit einem Körbchen am Arme, in welchem ſie unter harmloſen Blumen das Werkzeug ihrer Rache verborgen hatte, im Vorzimmer des Tyrannen ein und verlangte ihn zu ſprechen.

— Er hat keine Zeit Dich zu empfangen, erklärte Simon Duplay, der argwöhniſche Secretär des Dictators.

— Bürger Robespierre iſt ein öffentlicher Diener der Republik und als ſolcher verpflichtet, Jedem Gehör zu geben, der ihm etwas zu ſagen hat.

— Was haſt Du ihm zu ſagen?

— Etwas, Bürger, was Euch nichts angeht!

— Du biſt ſehr patzig, junge Bürgerin!

— Daſſelbe, Bürger, denke ich von Euch, denn was berechtigt Euch, mir den Eintritt zu ihm zu verwehren?

— Du ſcheinſt mir verdächtig, gutes Kind. Sprich, ſchmucke Kleine, was trägſt Du da in Deinem Körbchen?

— Eine Bittſchrift, erwiderte das Mädchen ſchnell gefaßt.

— Wohlan, Kind, ſo gieb ſie mir

— Ich ſelber will ſie überreichen.

— Das geht nicht, kleiner Eigenſinn, denn Bürger Robespierre, eben ſehr beſchäftigt, hat jetzt keine Zeit, Dich anzunehmen.

— Dann will ich gehen und wiederkommen.

— O bleib' noch einen kleinen Augenblick! Siehſt Du, liebe Kleine, Simon Duplay, der ſehr neugierig iſt, wünſcht mit Deiner gütigen Erlaubniß ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Du in Deinem Körbchen weiter nichts als jene Bittſchrift bei Dir trägſt.

Das arme Mädchen entfärbte ſich auffallend.

— Du wirſt ſo blaß, mein Kind! Was hat dies zu bedeuten? fragte der Stelzfuß, riß haſtig die Blumen aus dem Korbe und erblickte den Dolch. Eine Schlange im Graſe . . . einen Dolch unter Blumen!

— Ich bin verloren! rief Cécile Renault.

— Das biſt Du wirklich, gutes Kind, ſagte Simon und nahm ihr den Dolch ab.

— Gerechter Gott, was wollt Ihr thun?

— Du kannſt noch fragen, liebe Kleine? Ich werde Dich Deinem Richter überliefern, ſagte Meiſter Stelzfuß und riß an einem Klingelzuge.

Und ſogleich traten zwei Gemeindediener ein.

— Bringt dieſe Kleine nach der Conciergerie! befahl der Secretär.

Und Cécile Renault wurde augenblicklich abgeführt. Simon aber verfügte ſich ſofort zu Robespierre.

Meiſter Brount, der unter dem Arbeitstiſche zu den Füßen ſeines Herrn gelegen hatte, ſprang bellend ihm entgegen; doch als er ihn erkannte, wedelte er freundlich mit dem kurzen Schweife.

— Was bringſt Du, Simon? fragte Robespierre.

— Einen Dolch, den ich ſoeben im Körbchen einer blutjungen Dirne fand, welche Zutritt zu Euch begehrte.

— Eine neue Charlotte Corday, erkauft durch das Gold meiner Feinde, um mich zu tödten. Was haſt Du mit ihr angefangen?

— Ich habe ſie augenblicklich feſtnehmen laſſen.

— Das war brav von Dir, ſagte Robespierre und drückte ſeinem treuen Freunde die Hand.

Simon Duplay fühlte ſich dadurch geſchmeichelt.

— Gieb mir den Dolch, mein Freund.

Meiſter Stelzfuß gehorchte.

— Himmel, was ſeh ich? Auf dem Griffe dieſes Dolches ſteht ein L. und C. und darunter eine Lilie. Meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht. Dieſe Mörderin war für mich von einem Anhänger der geſtürzten Monarchie gedungen. Dieſe Lilie iſt das Wappen unſerer cidevant Könige von Gottes Gnaden und dies L und C heißt Louis Capet. Dank, tauſend Dank, guter Simon, daß Deine Vorſicht mich gerettet hat; ohne ſie, wäre ich, wie Marat, als ein neues Opfer des heimlich fortwuchernden Royalismus gefallen. Ich ſelber, Simon, werde dieſen Dolch als ein Zeichen ihrer monarchiſchen Geſinnung dem Sicherheitsausſchuß übergeben und der ſtrafenden Gerechtigkeit — einzig und allein zum Wohle der Republik — ungehindert ihren Lauf laſſen —

Und das geſchah denn auch wirklich.

Cécile Renault, vor die »heilige Ligue« der öffentlichen Wohlfahrt geſtellt, wurde von Saint-Juſt verhört.

— Kennſt Du den Bürger Maximilien Robespierre?

— Ich habe ihn niemals geſehen!

— Und was ſuchteſt Du bei ihm?

— Ich wollte wiſſen, wie ein Tyrann ausſieht.

— Cécile Renault, kennſt Du dieſen Dolch?

— Ja!

— Und wer gab ihn Dir?

— Niemand!

— Wo haſt Du ihn gekauft?

— Ich habe ihn gefunden.

— Wann und wo?

— Geſtern auf der Straße.

— Was wollteſt Du mit dem Dolche?

— Die Welt von einem Ungeheuer befreien.

— Und ahnſt Du, unglückſeliges Geſchöpf, wohin Dich dieſe Antwort führt?

— In den Kerker und von dort auf die Guillotine.

— Bürgerin, bereueſt Du Deine nichtswürdige That?

— Ich bereue ſie nicht.

— Du biſt wahnſinnig!

— Ich bin es nicht!

— Du biſt eine Anhängerin des geſtürzten Thrones?

— Ich bin's!

— Du biſt eine Feindin der Republik?

— Ich bin's!

— Und warum?

— Weil ich lieber einen König als fünfhundert Tyrannen Eures Gleichen will.

— Und iſt dies Alles, was Du zu Deiner Vertheidigung anzuführen weißt?

— Das iſt Alles!

— Führt die Wahnſinnige ins Gefängniß zurück, befahl Saint-Juſt und ſchloß das Protocoll.

Robespierre, der, ein Bein über das andere gelegt, den Kopf auf die Hand geſtützt, dem ganzen Verhöre ſtillſchweigend, nägelkauend zugehört hatte, nahm den Dolch und begab ſich mit ſeinem Freunde von hier geraden Weges in die Nationalverſammlung.

— Was denkſt Du von dieſem Mordverſuche? fragte der Dictator den treueſten ſeiner Freunde.

— Ich betrachte ihn als eine neue Apotheoſe Deines wachſenden Ruhmes. Das Volk wird erkennen, daß Deine Feinde auch die ſeinen ſind, und aus dieſem Grunde wird es ſeine Treue und Anhänglichkeit, ſeine Liebe und Dankbarkeit zu Dir verzehnfachen, um Dich für den Haß und die Verfolgungen Deiner und ſeiner Feinde reichlich zu entſchädigen.

— Saint-Juſt, hoffſt Du dies wirklich?

— Ich bin meiner Sache gewiß! Erinnere Dich der Attentate auf das Leben Olivier Cromwells. Mehr als alle ſeine Anhänger haben ihm in den Augen des Volkes ſeine Gegner Stapeley, Mordaunt, Hewett und Slingsby genützt, die ſich gegen ſein Leben verſchworen hatten.

— Und was that der Lord Protector?

— Dieſer Hewett, ſagte Cromwell, iſt eine brennende Fackel in einer Korngarbe. Da meine Nachſicht die Royaliſten nicht gewinnen kann, ſo mag denn Blut fließen.

— Und was geſchah?

— Am 8. Juni 1658 wurden Doctor Hewett und Henry Slingsby enthauptet.

— Gut, dann muß auch ihr Haupt fallen. —

»Ein misglückter Mordverſuch — bemerkt der Salluſt der Girondiſten — iſt für Ehrgeizige zu allen Zeiten das glücklichſte Ereigniß geweſen. Sie erſcheinen dadurch als Opfer und Schild des Volkes, die das Schwert der Feinde erſt durchbohren muß, um bis zum Herzen des Vaterlandes zu bringen. Charlotten's Dolch hatte Marat zum Gott erhoben, Cécilien's Dolch hatte Robespierre zum Märtyrer gemacht.«

Und dem blinden Zufall, der ſo häufig im Leben die Looſe des Schickſals durcheinandermiſcht, gefiel es, daß derſelbe Stahl, der das Herz des vergötterten »Volksfreundes« durchbohrt hatte, dreizehn Monate ſpäter auch gegen das Leben des »Unbeſtechlichen« gezückt worden war.

Im Convente angelangt, ſchwang ſich Robespierre auf die Tribune und ſprach mit aller Salbung, die ihm zu Gebote ſtand.

— Männer Frankreichs, auch mein Leben ſtand — wie Ihr bereits vernommen habt — auf der Spitze eines Dolches. Auch mich hatte der Haß der Feinde unſerer großmüthigen Republik zum Opfer auserkoren. Die Vorſehung hat mich zum Wohle unſerer jungen Freiheit, die mir mehr als mein Leben am Herzen liegt, in ihren Schutz genommen und gerettet. Mögen die Vertheidiger der Freiheit immerhin das Ziel der Dolche der Tyrannen ſein; wir dürfen darum nicht zurückbeben! Wohl iſt es bequemer, uns zu ermorden, als unſere Grundſätze zu beſiegen. Ich, meine Freunde, habe mir oft geſagt: je unſicherer das Leben der Volksvertheidiger iſt, um ſo mehr müſſen wir uns beeilen, unſere letzten Tage dem Cultus der Freiheit als Opfer darzubringen. Die Verbrechen der Tyrannen und der Dolch jener Meuchelmörderin haben mich freier und den Feinden des Volkes gegenüber furchtbarer gemacht. Mein Leben ruht in der Hand des Volkes ... mit ihm will ich ſiegen oder ſterben!

— Vive Robespierre! Vive l'incorruptible! ſchrie die ganze Verſammlung und Robespierre, geſchmückt mit dem Aureole eines Märtyrers, flog, nachdem er die Rednerbühne verlaſſen hatte, aus einer Umarmung in die andere. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am 29. Prairial im zweiten Jahre der Republik (17. Juni 1794) wurde Cécile Renault als Vatermörderin, im rothen Armenſünderhemd, zum Schaffot abgeführt und mehr als ſechzig Andere, eines Einverſtändniſſes mit ihr verdächtig und in die Gefängniſſe geworfen, wurden gleichfalls hingerichtet, darunter auch ihr alter, zweiundſechzigjähriger Vater und ihr Pathe, der Kerkermeiſter.

— A bas la république! rief der Kerkermeiſter.

— Vive la monarchie! ſchrie der Lumpenſammler.

Auch Céciliens beide Brüder, die bei der Rheinarmee ihr Blut für die Siege der Republik vergoſſen hatten, ließ der Wohlfahrtsausſchuß gefangen nehmen und in Ketten werfen, um ſie nach Paris zu ſchleppen und vor die unerbittliche Inquiſition zu ſtellen. Aber ihre Kriegskameraden, gerührt vom Schickſale ihrer jungen Schweſter und ihres greiſen Vaters, ließen ihnen Zeit und

Wege zur Flucht nach Deutſchland. Und Beide flohen nach dem Schwarzwald.

— Am 8. Juni 1658, ſagte Robespierre zu Saint-Juſt, ließ der Lord Protector von England, wie Du mir geſagt, Henry Slingsby und den Doctor Hewett enthaupten. Heute am 14. Juni 1794 ließ ich eine Tochter und ihren Vater guillotiniren. Da unſere Nachſicht die Royaliſten nicht gewinnen kann, ſo mag jetzt ihr Blut fließen in Gottes und der Freiheit Namen!

XXIX.

Robespierre ſchenkte den Dolch der hingerichteten Feindin ſeinem Secretäre, deſſen Vorſicht ihn gerettet hatte. Simon Duplay ließ ſich bald darauf dies Andenken von ſeiner Couſine Eliſabeth abſchwatzen; Eliſabeth aber verſchenkte ihn an Lebas, der ſie kurz vorher geheirathet hatte.

— Dieſer Dolch, Baudoin, ſagte die junge Frau zu ihrem Gatten, wird Dir Glück bringen.

— Aus welchem Grunde glaubſt Du das?

— Dieſer Stahl, der dazu auserſehen war, das tugendhafte Herz unſeres groſen Freundes Maximilien zu durchbohren, war mir vor einigen Nächten im Traume erſchienen. Die beiden geheimnißvollen Buchſtaben L. und C., die auf dem Griffe prangen und einige Tage lang meine Phantaſie beſchäftigt haben, ſind für mich kein Räthſel mehr, denn mein Traum hat mir die Deutung dieſer Buchſtaben verrathen. Sie heißen nicht Louis Capet ... ſie heißen Lis und Croix.

— Und was bedeuten dieſe beiden Hieroglyphen?

— Auch das hat mir mein ſchöner Traum offenbart. Lilie und Kreuz ſind Symbole der Unſchuld ... ich bin eine Lilie, Du, Baudoin, biſt mein Kreuz!

— Für mich iſt dies nicht ſchmeichelhaft!

— Das Kreuz iſt das Zeichen der Erlöſung ... Du haſt mich erlöſt ... Du biſt mein Heiland!

— Am Ende ſchlagen ſie auch mich an's Kreuz!

— Dieſer Dolch, ſagte mir mein Traum, wird Dich beſchützen, und darum mußte Simon ihn mir geben.

— Ich danke Dir, meine gute Eliſabeth! Gäbe der Himmel, daß Dein Traum Dir die Wahrheit gezeigt; aber ein dunkles Vorgefühl ſagt mir, daß bald auch meine Stunde ſchlagen wird.

— Was ſagſt Du? fragte Eliſabeth erſchreckt.

— Ich will's nicht länger Dir verhehlen, was mich ſeit Kurzem beunruhigt. Von Tag zu Tage wächſt die Zahl der Feinde Robespierre's. Sie erblicken in ihm einen Heuchler, der alle Gewalt an ſich reißen und ſich zum Dictator Frankreichs erheben will. Andere wieder ſehen in ihm einen Verräther, der die Republik durch die Schrecken der Guillotine in den Augen des Volkes verhaßt machen will, um ſie deſto leichter ſtürzen zu können und an deren Stelle die alte Monarchie mit einem neuen König einzuführen.

— Und Du, was glaubſt denn Du?

— Ich glaube dies und jenes nicht; doch fange ich für ihn und mich zu zittern an... fällt er, dann fall' auch ich!

— Weh mir! rief Eliſabeth und begann zu ſchaudern.

— Wir haben viel unnützes Blut vergoſſen. Das Blut der Gemordeten ſteigt als Opfer empor zum Throne des ewigen Richters und ruft auf unſer Haupt blutige Rache herab. Wer Blut ſäet, Eliſabeth, ärntet Blut!

— O Gott, dann ſeid Ihr verloren!

— Sei auf's Schlimmſte gefaßt, meine Freundin! Meine innere Stimme, die mich noch nie getäuſcht, ſagt mir, daß ich mit einem Fuße im Kerker, mit dem Andern an der Schwelle des Schaffots ſtehe. Meine Stunden ſind gezählt, ich gehe den Weg, den die Andern gegangen ſind!

— Baudoin! rief die junge Frau, auf ihre Kniee niederſtürzend. Deine Freunde haben den alten Gott abgeſchafft und an deſſen Stelle Momoro's Weib, Madame Aubry, Mademoiſelle Candeille und einige andere liederliche Dirnen vom Theater als »Göttinnen der Vernunft« eingeſetzt; in meinem Herzen aber lebt der alte Gott und zu ihm will ich flehen, Dich zu ſchützen!

Eliſabeth faltete die Hände zum Gebet. Lebas ſtand neben ihr wie vernichtet. Seine Seele kannte nicht den Troſt, der im Gebete liegt. Denn auch er war ein Atheiſt.

— — — — — — — — — — — — — — —

XXX.

Die Schreckensherrſchaft hatte ihren Brennpunkt erreicht. Der Donnerkeil der Montagnards, der Blitzſtrahl der Jacobiner, der Tyrann des Convents war Robeſpierre und ſein eifrigſter Gehilfe war jener unermüdliche »exécuteur des jugements criminels«, der Henker Henri Sanſon, der Sohn jenes Charles Henri, welcher Ludwig XVI. enthauptet hatte und ſechs Monate nach der Hinrichtung des Königs — man ſagt, aus Gram darüber — geſtorben war und in ſeinem Teſtamente die Anordnung getroffen hatte, daß alljährlich, am 21. Januar, auf ſeine Koſten vom Pfarrer der St. Laurentiuskirche eine Verſöhnungsmeſſe für die Manen Ludwig's und für den Frieden der Seele ſeines Henkers abgehalten werde. *) Der Sohn aber, weniger fromm und gefühlvoll als der Vater, hatte ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, mit

---

*) Sanſon ſtammte aus einer italieniſchen Familie Sanſoni, die ſich im Jahre 1600 mit Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin Heinrich's IV., aus Florenz nach Paris überſiedelt hatte, eine Familie, in welcher das Gewerbe des Henkers ſchon ſeit zweihundert Jahren ſich von Vater auf Sohn fortgeerbt hatte. Schon zur Zeit Ludwig's XIII. und ſeines Groß-Richters der Juſtiz, des Herzogs de Lorges finden wir in der Geſchichte Frankreichs einen Henker Sanſon, der die meiſten Opfer der blutigen Politik des Cardinals von Richelieu vom Leben zum Tode gebracht hat.

gleicher Ruhe und Theilnahmsloſigkeit die Königin (am 16. October 1793), die Prinzeſſin Eliſabeth, die jüngſte Schweſter des Königs (am 9. Mai deſſelben Jahres), den Herzog Philipp Egalité von Orleans, den älteſten Bruder Ludwig's, (am 6. November 1793), Madame Roland, Charlotte Corday, Vergniaud und jene zwanzig Girondiſten, Malesherbes, den alten dreiundſiebzigjährigen Vertheidiger des unglücklichen Königs (am 22. April 1794) und in einem Zeitraume von zwei Jahren mehr als fünftauſend »Feinde der Republik« guillotinirt. *)

Um all' dieſe Opfer genau zu controliren, war noch vor Danton's Hinrichtung ein »Journal de la Guillotine« erſchienen, das nichts Anderes, als die vollſtändige Aufzählung der Namen aller Hingerichteten, mit Angabe ihres Alters, Wohnorts und Standes und mit Hinzufügung des Tages und der Stunde ihrer Hinrichtung enthielt. **)

Robespierre, der immer mehr und mehr alle Gewalt an ſich geriſſen hatte, terroriſirte ſelbſt den Convent mit unumſchränkter Gewalt. »Es iſt nothwendig«, »man muß«, »ich will«, das waren die dictatoriſchen Befehle, durch welche er den Convent zur »Machine à décrets«, zur Marionette ſeines Willens, herabgedrückt hatte.

---

*) Der Sohn ſtarb im Auguſt 1840. Die unter ſeinem Namen erſchienenen „Mémoires“ (Par. 1830. 2 vol. 8) ſind untergeſchobene Machwerke eines Herrn L. F. L'Héritier. Eine deutſche Ueberſetzung davon iſt in Leipzig herausgekommen.

**) Von dieſem Journale, das zu den größten Seltenheiten der republikaniſchen Preſſe gehört, waren 12 Nummern herausgekommen. Ein vollſtändiges Exemplar davon befand ſich in der Sammlung des Advocaten Deschiens in Verſailles.

Im Schooße des Convents war in Folge dieser unerträglichen Tyrannei langſam und ganz im Stillen eine Verſchwörung gegen ihn herangereift. An der Spitze derſelben ſtanden François Louis Bourdon de l'Oiſe, Joſeph Cambon und Jean Lambert Tallien. Die andern Verſchworenen waren Billaud-Varennes, Barrère, Badier, Panis, Bentabolle, Amard, Thirion, Bréard, Barras, Fouché; ſelbſt ſeine beiden treuen Freunde, Fréron und Legendre, waren von ihm abgefallen und hatten ſich mit ſeinen Feinden verbunden, durch welche Collot d'Herbois — jetzt gleichfalls ein Gegner Robespierre's — zum Präſidenten des Convents erwählt worden war.

Zu den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, gehörten ſein Bruder, »das Vieh Auguſtin«, Saint-Juſt, Lebas, Couthon und jener große Maler David, der ihm noch kurz vorher betheuert hatte:

— Trinkſt Du den Schierlingsbecher, dann werde auch ich ihn trinken!

Am 7. Thermidor war Robespierre mit Eleonore Duplay und ihrem Vetter Simon, begleitet von Meiſter Brount, nach Montmorency gegangen, um dort in der Eremitage Jean Jacques Rouſſeau's, im ſmaragdenen Schatten erquickender Waldeinſamkeit, an der Seite jener »Cornelia«, die in ihm einen Heiligen verehrte und den ſie mehr als ſich ſelber liebte, an der Seite ſeiner treuen Freundin Ruhe und Frieden zu finden. Während Cornelia für den Abgott ihres Herzens Veilchen ſuchte, die ſich in ihrer Blüthe verſpätet hatten, und während Meiſter Stelzfuß ſich vertraulich mit Meiſter Brount unterhielt, der wie der letzte der Pudel Alles apportirte, was Simon auf den Wieſenplan, der am Rande des Waldes lag, hinausgeſchleudert hatte, ſaß der »Mann des Schreckens« unter dem friedlichen Schatten eines Kaſtanienbaumes, vertieft in die »Geneſis der Demokratie«, in Rouſſeau's »Contrat ſocial«, den er mitgenommen hatte, um aus dieſem Borne neuen Troſt, neue Beruhigung zu ſchöpfen gegen die gewitterſchwangeren Wolken, die ſich über ſeinem Haupte zuſammengezogen hatten, und gegen die drohenden Gefahren, die, in ungewiſſes Halbdunkel eingehüllt, ihn maſſenhaft umſchwärmten.

Und wieder fiel ſein Blick auf jene Stelle:

»Gäbe es ein Volk von Göttern, ſo würde es ſich demokratiſch regieren; für Menſchen aber paßt eine ſo vollkommene Regierung nicht.«

Und ſein Geiſt verſank in Nachdenken.

— Sollte dieſer Ausſpruch gegründet ſein? Sollte die Republik nur für eine Welt von Engeln und nicht auch für eine Welt von Menſchen geeignet ſein, dann wäre mein ganzes Streben ein verfehltes; dann wäre alles Blut, das in Strömen fließt, unnütz vergoſſen, und die Republik ein Fantom, ein Hirngeſpinnſt, unhaltbar wie ein Traum im Hirne eines Weiſen. O großer Rouſſeau, wenn Du wahr geſprochen, dann wird auch Frankreich als Republik, die wir mit Blut gedüngt haben, ſich nicht halten können; dann wird aus der Aſche des verbrannten Thrones das Königthum als ein verjüngter Phönix mit neuem Glanze ſich erheben und Alles, was ich geſäet, ausrotten und vernichten. Gerechter Gott, ich, der ich die Altäre der Göttin der Vernunft geſtürzt und Dich in Deine alten Rechte und in Deine heiligen Tempel wieder eingeſetzt, ich flehe zu Dir mit der ganzen Inbrunſt einer ſchwer geängſtigten Seele: haſt Du in Deinem weiſen Rathſchluß den Untergang der Republik, das Wiederaufblühen der Monarchie beſchloſſen, ſo laſſe mich den Tag des Jammers, an dem ich jene fallen ſehe, nicht erleben!

Dann ſchloß er die Bibel ſeiner Politik und legte ſie neben ſich auf die Raſenbank.

In demſelben Augenblick näherte ſich Eleonore.

— Hier bringe ich Ihnen friſche Veilchen, ſagte ſie, ihm ein Bouquet reichend; ich habe mich halb blind geſucht, um dieſe letzten Blüthen Ihrer Lieblingsblume zu erhaſchen. Suche, ſagt der Herr, und Du wirſt finden; ich habe geſucht, ich habe gefunden und bin in dieſem Augenblick ſo glücklich, daß ich die ganze Welt an mein Herz drücken und ihr ſagen möchte, wie groß die Seligkeit für mich iſt, Ihnen mit dieſen Blumen eine kleine Freude zu machen. Riechen Sie dieſen Duft, mein Freund!

Robespierre, der den Duft der friſchen Blüthen mit vollen Zügen einſog, wurde dadurch ſo weich geſtimmt, daß eine Thräne, die erſte, die er ſeit Jahren geweint hatte, ſich aus ſeinem Auge ſtahl; tiefgerührten Herzens ſchlang er ſeine Hand um ihre Hüfte, hauchte einen Kuß — den erſten Kuß — auf ihre Stirn und ſprach:

— Wie ſchön, wie gut biſt Du!

— Du, Du, ſagen Sie zu mir! O Gott, wer darf jetzt ſtolzer ſein als ich!

Der zauberhaufte Wohlgeruch der letzten Veilchen hatte ihm die erſte Thräne, den erſten Kuß, das erſte Du zu der Geliebten ſeines Herzens, drei Wonnen auf einmal entlockt, und dieſe Wonnen hatten ſo mächtig auf ihn eingeſtürmt, daß er Cornelien, an ſein Herz drückend, mit beiden Händen feſt umſchlungen hielt.

Und Meiſter Brount und Meiſter Simon, die beiden Zeugen der erſten zärtlichen Vertraulichkeit zweier gleichgeſinnten Seelen, ſchienen deren Seligkeit zu theilen. Der Hund wedelte mit ſeinem Schweife und ſchlug ein fröhliches Gebell an, der Stelzfuß aber ließ ſein Auge wonnig auf der von blendenden Sonnenſtrahlen angehauchten Gruppe ruhen und wiſchte ſich verſtohlen eine große Thräne ab, die von den Wimpern auf den Schnurrbart herabgerollt war.

— Nun aber habe ich eine Bitte an Sie, hauchte Eleonore!

— Sprich, meine Seele, was begehrſt Du?

— Sie müſſen mir Etwas verſprechen …

— Ich verſpreche Dir Alles!

— Sie müſſen ſich aus dem blutigen Getümmel der Republik, aus dem Gewühle der Stadt in die Ruhe und Einſamkeit des Landlebens zurückziehen, um dort im Kreiſe treuer Freunde auszuruhen von den Mühen und Aufopferungen, von den Kämpfen und Siegen, die Ihre Stellung mit ſich bringt …

— Cornelia, Du haſt meine tiefinnerſten Gedanken errathen. Ich bin müde dieſer ewigen Aufregung, mein Ehrgeiz iſt befriedigt, überſättigt … ich mag nichts mehr erſtreben … das Treiben der Parteien ekelt mich an … mir wächſt die Politik zum Halſe heraus … ich ſehne mich nach Ruhe … ich will abtreten vom Schauplatze meines Wirkens, will Andern den Platz räumen und das große Glück gönnen, für Alles, was ich für die Freiheit des Volkes ertrotzt, erkämpft und errungen habe, verdächtigt, verkannt und verfolgt zu werden.

— Nichts iſt undankbarer als das Volk!

— Du ſprichſt mir aus der Seele. Bald, ſehr bald will ich dieſem undankbaren Volke den Rücken kehren und mich aus dem Strudel der Revolution auf das kleine Landgut meiner frommen, ſeligen Mutter zurückziehen und dort vergeſſen, daß es einſt in meiner Hand gelegen, der erſte Bürger der Republik oder König von Frankreich zu ſein.

— In meinen Augen ſind Sie mehr noch als dies: in meinen Augen, ſagte ſie an ſeinen Hals fliegend, biſt Du der edelſte Menſch der ganzen Welt.

— O wie glücklich macht mich das Geſtändniß Deiner Liebe! Nun aber mußt auch Du mir ein Verſprechen geben ...

— Sprich, was ſoll ich Dir verſprechen?

— Mir nicht zu zürnen, Cornelia, wenn ich heute noch beim Vater um Deine Hand anhalte.

— Mein Herz ſchlägt längſt für Dich! ſagte Eleonore und barg ihr Geſicht an ſeinem Halſe.

Und gleich darauf trat Robespierre, das Veilchenbouquet im Knopfloch, Arm in Arm mit ihr den Rückzug nach Paris an. In beſcheidener Entfernung folgten Simon und Brount. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages zeigten ſich in der Sitzung des Convents die erſten Symptome der Verſchwörung.

Robespierre beſtieg die Tribune und hielt eine ſehr lange, künſtlich ausgearbeitete Rede, in der er ſeine Tugenden und ſeine Verdienſte pries und ſich von dem Verdachte, alle Gewalt an ſich zu reißen oder Frankreich an den Herzog von York und William Pitt zu verrathen, mit mehr nüchterner Beredſamkeit als hinreißender Wahrheit zu reinigen ſuchte.

— Wer bin ich, fragte er, ich, den man anklagt? Ein Sklave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, eben ſo ſehr das Opfer als der Feind des Verbrechens. Handlungen, die, von Andern begangen, die allerunſchuldigſten, allerrechtmäßigſten ſein würden, werden mir, nur mir, als Verbrechen angerechnet. Es braucht mich Jemand blos zu kennen, um ſchon verleumdet zu werden. Andern verzeiht man ihre Schandthaten und aus meinem Eifer macht man ein Verbrechen. Nehmt mir mein Bewußtſein und ich bin der unglücklichſte Menſch in ganz Frankreich.

Gegen Ende ſeiner Rede ſagte er:

— Franzoſen! Duldet nicht, daß Eure Feinde durch ihre troſtloſen Lehren Eure Seele in den Staub ziehen und Eure Tugenden erſchlaffen. Nein, Chaumette, nein, der Tod iſt kein ewiger Schlaf! Bürger, tilgt von den Gräbern dieſen, von gottesläſternden Händen eingegrabenen Grundſatz, der einen ſchwarzen Flor über die ganze Schöpfung wirft, die unterdrückte Unſchuld entmuthigt und den Tod verhöhnt. Grabt vielmehr auf ihnen ein: Der Tod iſt der Anfang der Unſterblichkeit!*)

Lecointre verlangt den Druck der Rede. Bourdon wagt dagegen offen zu proteſtiren. Couthon begehrt die Verſendung derſelben an alle Gemeinden der Republik. Schon ſchwankt der Convent, ſchon will er den Druck beſchließen. Dagegen treten Vadier, Cambon, Panis, Amar, Barrère und Bréard auf... man ſchreitet zur Abſtimmung ... eine ungeheure Majorität verbietet den Druck. Und Robespierre's Macht iſt gebrochen ... ſein Stolz iſt gedemüthigt.

---

*) Die ganze Rede ſteht im „Moniteur“ und nur theilweiſe im 60. Buch von Lamartine's „Geſchichte der Girondiſten“. Hier füllt ſie dreizehn ganze Seiten.

Am folgenden Tage beſteigt Saint-Juſt die Rednerbühne, um die Vertheidigung ſeines Freundes zu übernehmen.

— Es iſt zu ſpät! ſchreien ihm die Verſchworenen zu und laſſen ihn nicht zu Worte kommen.

Darauf ſtürzt Robeſpierre auf die Tribune.

— Nieder mit dem Tyrannen, ruft Tallien.

— Nieder mit ihm! ſchallts vom Berge.

— A bas Robespierre! wiederholt der Sumpf.

Robeſpierre will ſich vertheidigen. Collot d'Herbois entzieht ihm das Wort. Der Angeklagte klammert ſich krampfhaft an die Tribune und will reden. Das Geſchrei des Sumpfes, der Lärm des Berges übertäuben ihn. Er will Alle überſchreien ... ſeine Stimme verſagt ihm den Dienſt ... er wird heiſer und krächzt nur noch.

— Das Blut Dantons erſtickt Deine Stimme, ſchreit ihm Garnier de l'Aube, ein Freund Danton's, zu.

Da urplötzlich erhebt ſich eine unbekannte Stimme und ruft:

— Ich verlange ein Verhaftsdecret gegen Robeſpierre!

Und dieſe Stimme, die wie ein Donnerſchlag durch die Stürme dringt und von Louchet ausgegangen iſt, führt die Entſcheidung der noch Unentſchloſſenen herbei.

— Abſtimmung! Abſtimmung! brüllt der ganze Convent.

Und einſtimmig wird Robeſpierre's Verhaftung beſchloſſen. Alle Mitglieder erheben ſich und rufen:

— Nieder mit Robeſpierre! Es lebe die Republik!

— Die Republik? Sie iſt verloren, denn die Banditen der Freiheit triumphiren! kreiſcht der geſtürzte Dictator.

Und gleich darauf erhebt ſich Lebas.

— Ich mag die Schmach dieſes Decretes nicht theilen ... auch ich will verhaftet ſein!

— Auch wir wollen Robespierre's Loos theilen, verlangen Saint-Juſt und Couthon.

— Auch ich mag nicht länger leben! ruft der Bruder des Dictators.

Fréron, der es ſeinem ehemaligen Freunde nicht vergeben konnte, daß er Desmoulins Wittwe, für deren Freiſprechung er ein gutes Wort eingelegt, unbarmherzig hatte hinrichten laſſen, erſtürmt die Tribune und ruft:

— Bürger, der Augenblick iſt gekommen, wo Vaterland und Freiheit aus ihren Trümmern wieder auferſtehen müſſen. Man wollte ein Triumvirat bilden, welches an die Proſcriptionen Sulla's erinnert haben würde. Dieſe Triumvirn, Robespierre, Saint-Juſt und Couthon, wollten aus unſern Leichnamen eben ſo viele Stufen machen, um zum Throne empor zu ſteigen.

Robespierre und ſein Anhang wird abgeführt.

Collot d'Herbois erhebt ſich von ſeinem Bürgerſtuhle und ſagt:

— Bürger, das Vaterland war in Gefahr! Ihr habt das Vaterland gerettet. — — — — — — — — — —

In der Nacht vom 9ten zum 10ten Thermidor kam Baudoin Lebas, der mit den andern Gefangenen nach dem Hôtel de Ville abgeführt worden war, ſeiner Hinrichtung durch Selbſtmord zuvor: er tödtete ſich mit dem Dolche, den ihm kurz vorher ſeine Frau geſchenkt hatte.

XXXI.

Am folgenden Morgen wurden Robeſpierre, Saint-Juſt und Couthon, alle drei Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes, der jüngere Robeſpierre, Henriot, der Commandant der bewaffneten Macht, Leſcot-Fleuriot, der Maire von Paris, der Nationalagent Payan, Dumas, der Präſident des Revolutionsgerichts, Vivier, der Präſident des Jacobinerclubbs, und dreizehn andere Individuen guillotinirt *).

Tags darauf verbreitete ſich das Gerücht, Madame Duplay, die mit ihrem Manne und ihren Söhnen gleich am Tage der Verurtheilung Robeſpierre's verhaftet worden war, habe ſich in einem Anfalle von Verzweiflung das Leben genommen. Ein herzloſer Spötter machte dieſe Neuigkeit in den Zeitungen mit folgenden Worten bekannt:

»Bürger, ich habe die Ehre, Euch anzuzeigen, daß Madame Duplay, die verwittwete Königin-Mutter Robeſpierre's, geruht hat, ſich in ihrem Gefängniß allerhuldreichſt aufzuhängen. Weint, Franzoſen, denn wir haben keine Prinzeſſin mehr!«

---

*) Zwei Tage vor der Hinrichtung Robeſpierre's waren, während ſeiner Vertheidigungsrede, 62 Köpfe gefallen, darunter zwei Dichter: Jean Antoine Roucher, Verfaſſer der „Mois“, eines reizenden Gedichts in zwölf Geſängen, und André Chénier, die ſchönſte Hoffnung der franzöſiſchen Poeſie. — Der deutſche Graf Schlabrendorff, verurtheilt, Tags darauf hingerichtet zu werden, wurde nur dadurch gerettet, daß er im Augenblick, wo der Karren des Henkers ihn aus dem Gefängniß abholen wollte, einen ſeiner Stiefel nicht finden konnte. Der Sturz Robeſpierre's gab ihm die Freiheit zurück.

XXXII.

Wir müſſen noch einen Augenblick bei dem Ende des Dictators verweilen, um den Contraſt zu zeigen, der zwiſchen der Apotheoſe des ermordeten Marat und der großartigen Verhöhnung und Verwünſchung lag, die ſich auf das Haupt des zum Tode verurtheilten Robeſpierre entluden. — Von dem Augenblick, in welchem Paris die wie ein Lauffeuer ſich verbreitende Kunde von deſſen Verhaftung vernommen hatte, brach es in Jubel und Entzücken aus. Wildfremde Menſchen umarmten ſich auf der Straße und riefen jetzt mit leichterm Herzen: Vive la liberté, vive la république! denn der Stein, der ſie Alle zerſchmettern konnte, war nun ſelbſt zerſchmettert. Am Abende ſeiner Verurtheilung ſchmückten ſich Hunderttauſende von Fenſtern mit blendendem Kerzenglanze und hinter den blumenbekränzten Scheiben wagten eben ſo viel ſchwer geängſtigte Seelen von Neuem aufzuathmen. Seit zweiundzwanzig Monaten blutiger Schreckensherrſchaft war es die erſte Nacht, in der die Bewohner der Hauptſtadt ihr Haupt ruhig niederlegen und ohne Furcht, vom Klopfen der Schergen des Wohlfahrtsausſchuſſes geweckt und aus den Betten in den Kerker geſchleppt zu werden, ſich dem Schlafe überlaſſen durften. — Am Tage ſeines Endes war die halbe Bevölkerung von Paris auf ihren achtmalhunderttauſend Beinen, um der Hinrichtung des verhaßten Henkers beizuwohnen. In allen Straßen, durch welche der unabſehbare Zug kam, hingen auf den Dächern und an den Fenſtern, auf den Läden und Vorſprüngen, an den Brunnen und Laternenpfählen wimmelnde Zuſchauermaſſen, deren Jubelſchrei die Luft erfüllte. Die ausgelaſſenen Furien der Guillotine, die von ihm beſoldeten »tricoteuses« und »juppons gras«, die Strickweiber und ſchmutzigen Unterröcke, die ihre freche Stirn mit Blumenkränzen aufgeputzt hatten, tanzten wie betrunkene Mänaden dicht vor dem Karren und riefen mit höhnendem Jubel:

— Platz für den Herrn Unbeſtechlichen! Platz für den tugendhaften Bürger Robeſpierre!

Und dieſer ſaß auf dem mit Koth beſpritzten Henkerskarren zwiſchen Couthon und Henriot, ſtarr und ſtumpf wie eine zertrümmerte Bildſäule mit verbundenem Kinn, denn in dem Augenblick, als er aus dem Stadthauſe entfliehen gewollt, hatte ein Gensd'arm, Namens Charles Alexandre Meda, ſein Piſtol auf ihn abgefeuert und deſſen Unterkiefer zerſchmettert.

— Du ſtinkſt wie die Peſt, ſagte Couthon zu Henriot.

— Kein Wunder, meinte der Ex-Commandant, denn um mich zu retten, war ich im Stadthauſe in den Kleidern, die ich trage, in den Abtritt geſprungen.

— Ein Königreich für einen Tropfen wohlriechenden Waſſers! ſagte Couthon und hielt ſich Mund und Naſe zu.

Robeſpierre aber hörte und ſah und roch nicht mehr. Der Schmerz der zerſchmetterten Kinnlade hatte all' ſeine Sinne betäubt. Er war mehr todt als lebendig. Und dies war ein Glück für ihn, denn er hörte nicht mehr den Hagel der Flüche und Verwünſchungen, die von allen Dächern auf ſein Haupt niederſanken.

Die Reiter, die den Karren eſcortirten, zeigten mit der Spitze ihrer blitzenden Säbel auf den Gegenſtand der allgemeinen Verwünſchung hin.

Als der Zug in der Rue St. Honoré vor der Wohnung des Verurtheilten angelangt war, mußte Jener auf Befehl des Volkes Halt machen. Die Weiber umtanzten wie die Hexen Macbeths den Henkerskarren, und eine unter ihnen, wie die wahnſinnige Ophelia mit einem Strohkranze geſchmückt, rief ihm zu:

— Deine Hinrichtung berauſcht mich mit Freude. Steige, beladen mit den Flüchen aller Mütter, aller Gattinnen, aller Bräute, in den finſtern Schooß der Hölle hinab. Auch mir haſt Du, Henker der Henker, den Vater, die Brüder und den Bräutigam geraubt, und dieſer Bräutigam, höre es, Elender, war André Chénier, der Dichter, der die Hymne auf die Freiheit geſungen.

Und in demſelben Momente ſtimmten Tauſende von Kehlen dieſe Freiheitshymne an, und der Zug bewegte ſich unter den feierlichen Klängen dieſes Liedes, deſſen Worte wie glühende Oeltropfen in die Ohren der Verurtheilten drangen, langſam zum Richtplatze fort.

Dort angekommen, ſchlug Meiſter Sanſon, die kalte, unerſchütterliche Nemeſis der Revolution, dem Dictator den Kopf vom Rumpfe, riß ihm die Binde vom Kinn ab und zeigte das ſchrecklich verzerrte Geſicht dem Volke, das einſtimmig in den Jubelruf ausbrach:

— Vive la liberté, vive la république!

Abends wurde faſt jedes öffentliche Gebäude beleuchtet und im allen Theatern Chéniers »Hymne auf die Freiheit« angeſtimmt. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

In den vom Convente mit Beſchlag belegten Papieren des Hingerichteten fand man wirklich die erſten Acte ſeines Trauerſpiels, »la mort de Jesus Christ«, und ein Ausgabebuch, aus dem ſich ergab, daß der Mann, der über alle Caſſen Frankreichs gebieten konnte, fünfunddreißig Francs baaren Geldes und viertauſend Francs Schulden hinterließ, ein Factum, das zu ſeinem Ruhme gereicht, weil es beweiſt, daß ihm der Name des »Unbeſtechlichen« mit vollem Rechte gebührt.

Bald nach ſeiner Hinrichtung wurde die junge liebenswürdige Gattin eines ſeiner Todfeinde, Madame Jeanne Marie Thereſe Tallien, geborene Cabarrus, von einem Mädchen entbunden, das in der Taufe, zur Erinnerung an den Verurtheilungstag Robespierre's, den ſeltſamen Namen »IX Thermidor« erhielt.

XXXIII.

Unter dreißig Millionen Seelen athmete nur Eine, die den Sturz jenes Mannes tief beweinte. Und dieſe Eine war Eleonore Duplay. Ihr Schmerz, groß und edel wie ihre Seele, entſchädigte die Manen des Gerichteten für alle Verwünſchungen der Andern und ihre heißen Thränen wogen alle kalten Flüche auf, die, wie Geiſter der Rache, ihm vom Kerker bis zum Schaffot gefolgt waren

In ihrem großen unermeßlichen Leide blieb ihr nur Ein Troſt, ein kleiner Troſt, der, ſtill und ſtumm wie ſie ſelbſt, zu ihren Füßen lag und ihren tiefen Kummer zu begreifen und zu theilen ſchien. Nachdem ſie aber auch die Gefangennehmung ihrer beiden Brüder, die Einkerkerung ihres alten Vaters, den Selbſtmord ihrer armen Mutter vernommen hatte, brach ihr ſchönes Herz und der Strom ihrer Thränen verſiegte. Noch einmal betrat ſie, in tiefe Trauer gehüllt, das Zimmer ihres Freundes, fand dort in einem Glaſe die ſchon halb verwelkten Veilchen, welche ſie fünf Tage zuvor in Montmorency für ihn gepflückt hatte, drückte ſie küſſend an ihren Mund und ſteckte ſie an ihren Buſen. Und gleich darauf begab ſie ſich, tiefverſchleiert, begleitet von ihrem treuen Brount, nach dem Grèveplatz, dort, wo der Geliebte ihrer Seele unter tauſend Schmerzen ſeinen letzten Seufzer unter dem kalten, mitleidloſen Beile der Guillotine ausgeröchelt und die unglückſeligen Verirrungen ſeines Ehrgeizes abgebüßt hatte. — Als ihr Begleiter auf dieſem Platze angelangt war, begann er zu winſeln und zu heulen, gleich als ob er aus der Unmaſſe vergoſſenen Blutes, welches die Pflaſterſteine dieſes Platzes befleckte, das ſeines Herrn herausröche. Er ſenkte Kopf und Schweif und folgte, niedergeſchlagen, dem armen Mädchen, das von hier den Weg nach der Nôtre-Dame-Kirche einſchlug und, dort angelangt, ſich in das Innere des Tempels begab, um im Zwielichte der Abenddämmerung, an den Stufen des Altars ihr Herz und deſſen unermeßlichen Gram, die erſte und letzte ihrer Sünden, auszuſchütten und für ſie Vergebung vom Herrn der ewigen Gnade und Barmherzigkeit zu erflehen. Meiſter Brount blieb ruhig vor dem Eingange der Kirche, gleich als ob er gefühlt hätte, daß er nur bis hieher und nicht weiter folgen dürfe. Nachdem Eleonore ihr Gebet vollendet hatte, verließ ſie das Gotteshaus, und der treue Hund folgte ihr ſo tiefbetrübt, wie ſie es ſelber war. Als es zu dunkeln begann, verlor ſich die ſchwarzſeidene Geſtalt im dichten Schatten der hohen Häuſerreihen der einſam gewordenen Cité-Straßen. —

Erſt vier Tage ſpäter ſpülte die Seine in der Nähe der St. Louis-Inſel zwei Todte — ein Mädchen und einen Hund — an's Ufer. Es war Cornelia und Meiſter Brount.

XXXIV.

Der Dolch, mit welchem Joſeph Lebas ſich in der Nacht vor der Hinrichtung ſeines Freundes das Leben genommen hatte, gerieth in die Hände jenes Gensd'armen Meda, durch deſſen Hand Robespierre verwundet worden war*). Meda ſchenkte ihn ſeinem Freunde Legendre.

Dieſer gute Fleiſcher, der nach Cécile Renault's Attentate auf das Leben Robespierre's im Convente den Antrag geſtellt, den

---

*) Ein Augenzeuge der Scenen auf dem Stadthauſe und der letzten Stunden Robespierre's, ſchrieb er ein „Précis historique des événements qui se sont passés dans la soirée du IX. thermidor“, das, mit einer Lebensſkizze dieſes Gensd'armen vermehrt, im Jahre 1825 im Druck erſchien.

Mitgliedern der Nationalverſammlung und denen des Wohlfahrtsausſchuſſes eine Schutzwache zu geben, hatte ſich ſeit jenem Augenblick, in welchem dieſer Antrag verworfen worden war, nicht mehr ſicher geglaubt und in der Furcht, daß auch ſein Leben bedroht ſei, das Beiſpiel Cromwells befolgt, doch ſtatt des unbequemen Panzers ein bequemeres Gummi-Wamms angelegt, um ſich vor den Dolchen der »überall organiſirten Banden der Freiheitsmörder« zu ſchützen. Dieſe Furcht, die ſich faſt bei allen Tyrannen findet, iſt eine Zwillingsſchweſter der Grauſamkeit, der Schatten, der die Despotie verfolgt und ihr, wie jenem Lord-Protector, nirgends Ruhe gönnt.

Dieſer Affe Cromwells, der in jeder Rocktaſche ein Paar Piſtolen trug, führte zu größerer Sicherheit nun auch beſtändig Meda's Dolch bei ſich. — So gepanzert und bewaffnet bis zu den Zähnen begab ſich unſer kühner Held eines Abends zu ſeiner fleiſchlichen Flamme, zu jener Roſe Lacombe, die wir ſeit den Auguſttagen des Jahres 1792 aus den Augen verloren hatten.

— Guten Abend, ſüßer Hammel, ſagte Legendre, der unter ſeiner Gummi-Jacke gewaltig zu ſchwitzen ſchien.

— Was bringſt Du mir, guter Freund? fragte die Ex-Schauſpielerin, die es nicht gern zu ſehen ſchien, wenn ihr Anbeter mit leeren Händen kam.

— Was ich Dir bringe? Ich bringe Dir, wie Du hörſt, einen guten Abend!

— Und ſonſt Nichts, mein würdiger Milo?

— Milo? Warum nennſt Du mich Milo? Sehe ich aus wie ein Hund?

— Das eben nicht; doch erinnerſt Du mich, heute mehr als ſe, an jenen Milo von Kroton, der, ein ſehr ehrenwerther Schüler des großen Pythagoras, Fleiſcher und Athlet, eine ſo rieſenmäßige Stärke beſaß, daß er bei den olympiſchen Spielen in der Ringbahn einen Ochſen auf ſeinen Schultern herumtrug.

— Roſe, ſoll auch ich Dich herumtragen?

— Ich bin kein Ochſe, guter Freund!

— Vielleicht bin ich's, mein ſüßer Schatz! ſtöhnte der Fleiſcher, der ſich in ſeinem Gummi-Wamms etwas unbehaglich fühlte.

— Beſagter Milo war ein großer Vielfraß und beſaß einen ſo beneidenswerthen Appetit, daß er in Einer Mahlzeit oft einen ganzen Hammel verſpeiſen konnte.

— Mein Hammelchen, das kann auch ich!

— Und aus eben dieſem Grunde, weiſer Schüler des Pythagoras, hatte ich mir erlaubt, Dich meinen Milo zu nennen.

— Schatz, nenne mich, wie Du willſt, aber erlaube mir, den Rock auszuziehen, denn ich ſchwitze wie ein Kalbsbraten, der am Spieße ſteckt.

— Trägſt Du noch immer Deine Gummi-Vorhemdchen?

— Vorhemdchen? O ſage lieber Panzer oder Harniſch! Mein armer Leichnam ſteckt darin wie ein Degen in der Scheide. Was aber bleibt mir Anderes übrig?

— Du wirſt Dich erkälten, guter Milo!

— Bei 28 Graden unerträglicher Auguſthitze mich erkälten? Ich fürchte im Gegentheil, wie ein Stück Butter, das man in eine heiße Ofenröhre ſchiebt, vor Deinen Augen zu zerſchmelzen!

— Es wäre doch Schade um Dich! Lüfte Deinen Panzer, mein wackerer Cid!

Legendre holte aus jeder Rocktaſche ein Paar Piſtolen und legte ſie auf den Tiſch; dann zog er ſeinen Rock aus.

— Mache Dir's bequem, mein tapfrer Held!

Legendre warf auch die Weſte ab und legte den Dolch, den er darin verſteckt hatte, zwiſchen die vier Piſtolen, die auf dem Tiſche lagen.

— Wie, auch gar noch einen Dolch?

— Und was für einen Dolch, Roſe! Einen Dolch, mit dem ſich mein ehemaliger Freund Lebas noch vor Thoresſchluß aus der Welt geſchafft, um dem erhabenen Schauſpiele ſeiner Hinrichtung zu entgehen.

— O welche Helden ſind dieſe Männer! ſagte die Schauſpielerin, den Dolch betrachtend. Doch wie kamſt Du zu dieſem Dolche?

— Er iſt ein Geſchenk des Gensd'armen Meda, dem ich dafür etwas Anderes geſchenkt ...

— Und was haſt Du ihm geſchenkt?

— Meine Freundſchaft, erwiderte der ſtolze Milo.

— Und ſonſt nichts? fragte die Spötterin.

— Rechneſt Du meine Freundſchaft für nichts?

— Ich halte ſie für einen Schatz. Doch kann man von dieſem Schatze ...

— Nicht fett werden, meinſt Du? Gutes Kind, ich fange zu glauben an, daß Du etwas eigennützig biſt.

— Ich mache nie ein Geheimniß daraus. Dieſer Dolch, zum Beiſpiel, gefällt mir. Und ſoll ich Dir ſagen warum? Weil auf dem Griffe die beiden Buchſtaben L. und C. eingegraben ſind.

— Und was ſollen ſie wohl bedeuten?

— Das L. iſt der Anfangsbuchſtabe Deines Namens und des meinigen ...

— Und das C., meine ſüße Roſe?

— Das C. iſt eben nur ein C.; doch könnte es auch Conſtance bedeuten, und Conſtance heißt ſo viel als Beſtändigkeit, und Beſtändigkeit, guter Milo, iſt eine Tugend, die in meinen Augen höher als jede andere ſteht.

— Schatz, biſt Du wirklich ſo beſtändig?

— Ich glaube, es Dir ſeit zwei Jahren bewieſen zu haben ... Wie Viele warben während dieſer Zeit um meine Gunſt! Fouché, begann ſie an den Fingern herzuzählen, Merlin, der jüngere Robespierre, Fréron und David, der mich um jeden Preis als Göttin der Freiheit malen wollte, hätte ich mich herabgelaſſen, ihm als Modell zu ſtehen.

— Der Heuchler! Der Schurke! Der Taugenichts! Darum alſo haßt mich dieſer David! Darum macht er ſo ſchlechte Witze und ſo elende Caricaturen auf mich, ſeinen begünſtigten Nebenbuhler! Warte, falſcher Pinſel, dies will ich Dir gedenken!

— Mache mit ihm, was Du willſt, mir aber ſchenke dieſen hübſchen Dolch.

— Ich brauche ihn zu meinem Schutze!

— Du haſt ja vier Piſtolen und einen Gummi-Latz!

— In Tagen politiſcher Aufregung kann ein Vertreter des Volks nicht vorſichtig genug ſein ... ich bin ernſtlich geſonnen, mir außerdem noch ein Paar Meſſer zuzulegen ...

— Kann ich vielleicht mit Gabeln dienen?

— Dein Spott, lieber Schatz, verwundet mich!

— Ich will Deine Wunden heilen, wenn Du mir Deinen hübſchen Dolch ſchenkſt.

— Ich kann ihn durchaus nicht entbehren!

— Dann werde ich David rufen laſſen und ihn bitten, mich …

— Als Göttin der Freiheit zu malen?

— Und warum nicht, mein geiziger Freund? Iſt es nicht ſchön, ſeine Züge durch die Hand eines großen Meiſters verewigt zu ſehen?

— Gut, Du kannſt den Dolch behalten, doch mußt Du auf die Klinge dieſes Griffes ſchwören …

— Was, edler Eid? fragte Roſe Lacombe.

— Ihm nie als Modell zu ſtehen!

— Ich ſchwöre! betheuerte ſie mit feierlichem Ernſte.

— Abgemacht! ſagte Legendre, ſich den Schweiß vom Kinn abwiſchend. Nun aber von etwas Anderm! Ich bin froh, daß Robeſpierre's Schreckensherrſchaft — unter uns geſagt — endlich ihr Ende erreicht hat, denn zuletzt war kein Mitglied des Convents mehr ſeines Lebens ſicher, und bald hätte auch ich in den Sack des Henkers nieſen müſſen. Als ich ihm vor einigen Wochen — ich glaube, es war im Mai — unſer gemeinſchaftliches Lied: »Zu Nero dem Tyrannen ſchlich einſt Herr Seneca«, vorſang, beſtellte er einen Gruß an Dich, der mir durchaus nicht gefallen wollte und mir drei volle Tage allen Appetit verdarb. Dank den Göttern, daß unſere Beredtſamkeit auch ihn zu Tode decretirt hat, denn nun können auch wir wieder freier athmen. Meine Finanzen, ſüße Roſe, haben ſich in jüngſter Zeit etwas gebeſſert, und auch ich ſehne mich, wie ganz Frankreich, nach Ruhe. Es kommt bei dem vielen Blutvergießen am Ende doch nichts Geſcheidtes heraus. Die Welt bleibt, gleichviel, ob man ſie in Monarchien oder Republiken zerhackt, doch immer und ewig ein großer Viehmarkt und die Menſchen — gleichviel, ob ſie aus Königen und Unterthanen, oder aus Tyrannen und Sklaven beſtehen — bleiben doch immer einfältige Thiere und ...

— Schlächter, willſt Du ſagen?

— Ja, Kind, Schlächter, die, in Ermangelung andern Viehſtandes, ſich endlich gegenſeitig abſchlachten. Hätte ich eine Million Francs in baarem Golde, dann legte ich mein Mandat nieder und würde ...

— Wieder gar ein Fleiſcher, guter Milo?

— Und warum nicht? Am Ende macht's Einem doch mehr Spaß, Ochſen als Bürger hinzuſchlachten!

— Und im Grunde haſt Du Recht. Ochſen tödten iſt ein Bedürfniß, aber Bürgerblut vergießen ...

— Iſt Luxus, aus dem man ſich zuletzt Gewiſſensbiſſe macht.

— Auch Dich haben die Zeiten geändert!

— Ich erſticke, lieber Schatz! Die Hitze iſt unerträglich! Erlaube mir, auch das Gummi-Wamms abzulegen.

Und Roſe Lacombe erlaubte es ihm.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

XXXV.

Bald darauf ereignete ſich im Convente ein drolliges Intermezzo.

Legendre, der, auf David eiferſüchtig, ihm nicht verzeihen konnte, daß er einſt ſeiner Eroberung den Antrag gemacht, ihm als Modell zu ſtehen, hatte auf die Verhaftung ſeines Nebenbuhlers angetragen, weil er einer der eifrigſten Anhänger Marat's und Robeſpierre's geweſen war.

David beſtieg die Tribune und vertheidigte ſich.

— Bürger Legendre lechzt nach meinem Blute. Doch wenn er mich tödten ſoll, ſo müßt Ihr zuvor ein Decret erlaſſen ...

— Was für ein Decret? fragte Legendre.

— Ein Decret, daß ich ein Ochſe bin, ſagte der Maler und verließ die Rednerbühne.

Ein ſchallender Bravoruf ertönte von Berg und Ebene des Saales. Ein ſchlagender Witz hatte ihn freigeſprochen.*)

---

*) Erſt neun Monate ſpäter, am 28. Mai 1795, wurde David, von Neuem angeklagt, im Luxemburg eingekerkert und erſt nach vier Monaten wieder auf freien Fuß geſetzt. Seit jener Zeit widmete er ſich ausſchließlich ſeiner Kunſt.

XXXVI.

Wir kehren zur Nationalverſammlung zurück.

Nach dem 10. Thermidor hatte ſie ſich in zwei Parteien geſpalten, in die gemäßigte Partei der Thermidoriſten, an deren Spitze Tallien und Barras ſtanden, und in die entgegengeſetzte Partei der Terroriſten, in deren vorderſten Reihen wir Collot d'Herbois, Barrère und Billaud-Varennes wiederfinden; aber zum Glück für Frankreich unterliegt dieſe Partei, weil ſie ſich jetzt in der Minorität befindet.

Am 26. Auguſt 1794 wird die durch ein Decret des Wohlfahrtsausſchuſſes ſuspendirte Preßfreiheit wieder hergeſtellt und mit dieſem Tage beginnt die Rückkehr aus dem Zuſtande der Anarchie zur geſetzlichen Ordnung.

Am 12. November decretirt der Convent die Schließung des Jacobiner-Clubbs und aller übrigen Vereine, einſehend, daß es unmöglich ſei, ſie noch länger zu dulden, ohne das Vaterland in neue Gefahr zu ſtürzen.

Am 16. December büßt Jean Baptiſte Carrier, der blutbefleckte Proconſul von Nantes, der Erfinder der Noyades oder republikaniſchen Hochzeiten, ſeine Frevel unter dem Meſſer der Guillotine.

Am 29. December wird die Freiheit des Gottesdienſtes wiederhergeſtellt.

Am 2. April 1795 werden die drei Schreckensmänner, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Barrère auf Lecointre's Antrag nach Cayenne deportirt.

Einen Tag darauf werden Siéyès, der ſeitdem wieder in den Vordergrund getreten war, Cambacérès und einige andere Mitglieder der gemäßigten Partei zur Entwerfung einer neuen Verfaſſung gewählt.

Am 27. Mai wird der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville guillotinirt.

Am 5. October folgt ihm Joſeph Lebon, der Proconſul von Arras, auf's Blutgerüſt.

Am 26. October wird der Convent aufgelöſt.

Am 4. November beginnt die Herrſchaft des Directoriums, beſtehend aus Rewbel, Larévellière-Lépaux, Letourneur de la Manche, Barras und Carnot. Letzterer, Mitglied des aufgelöſten Wohlfahrtsausſchuſſes, wird erſt dann gewählt, nachdem Siéyès ſeine Erwählung abgelehnt hat.

Die Herrſchaft des Convents hatte 3 Jahre, 4 Monate und 4 Tage gewährt. Ueberſchauen wir deſſen ganze Wirkſamkeit, ſo ſehen wir, daß er während dieſer kurzen Zeit, mitten unter den Stürmen der Schreckensherrſchaft und während an den Grenzen feindliche Armeen und im Innern des Landes die ſchrecklichſten Gräuel der Anarchie gewüthet, nicht weniger als 11,220 Geſetze in Berathung gezogen und in Vollzug geſetzt hatte, Geſetze, deren heilſame Kraft noch jetzt fortwirkt und manches Decret, das, damals durch Furcht oder Parteihaß hervorgerufen, ſeitdem aber im Strome der Zeiten untergegangen iſt, vergeſſen macht *).

Von den 76 Männern, die zu der Ehre auserwählt waren, den Präſidentenſtuhl einzunehmen, ſind nur 15 von den Geſchicken, die ſie den Andern bereitet hatten, verſchont geblieben. Das Schickſal der Uebrigen ſtellt folgendes traurige Reſultat heraus: 18 Convents-Präſidenten wurden hingerichtet, 3 fielen als Selbſtmörder (Roland, Condorcet, Clavière), 18 wurden deportirt, 6 eingekerkert und erſt ſpäter in Freiheit geſetzt (darunter David), 4 wurden, des Wahnſinns überwieſen, eingeſperrt und 22 hors de la loi, d. h. für vogelfrei erklärt.

Ueberblicken wir das Alter der Heroen jener Zeit, ſo ſehen wir, daß die Sichel der Guillotine die Meiſten in der Blüthe ihres Lebens hinweggemäht hat. Vergniaud, Guadet, Genſonné, Phélipeaux, Chabot, Danton und Robespierre waren, als ſie hingerichtet wurden, 35; Camille Desmoulins und Hérault de Séchelles 33, Chaumette 31, Bazire 29 und Saint-Juſt erſt 27 Jahre.

Madame Roland zählte 39, Charlotte Corday 25 und Cécile Rénault kaum 19 Jahre.

Marat hatte, als der Dolch der »Judith von Caen« ſeinen Freveln ein Ziel geſetzt, noch nicht ſein 40ſtes Jahr erreicht.

In gleich jungen Jahren fielen die Opfer dieſer Männer:

Ludwig XVI. wurde in ſeinem 39ſten, Marie Antoinette in

---

*) Der Buchhändler Rondonneau hat eine vollſtändige Sammlung aller Geſetze der verſchiedenen Legislaturen von 1789 bis zum Ende des vierten Jahres der Republik in 6 ſtarken Quartbänden herausgegeben. Die Aſſemblée nationale oder conſtituante hatte 2557, die Aſſemblée législative 1712, der Nationalconvent 11,220 und der Rath der Alten 5193 Geſetze decretirt.

ihrem noch nicht vollendeten 38ſten, der Herzog von Orleans im 36ſten und Prinzeſſin Eliſabeth, die fromme Schweſter des laſterbefleckten Bruders, im 29ſten Jahre den Armen des Henkers überliefert.

XXXVII.

Roſe Lacombe, die troß ihrer Beſtändigkeit ihrem guten, aber geizigen »Milo« nicht lange treu geblieben war, hatte im Sommer 1796 die Bekanntſchaft eines neuen Helden der Revolution gemacht. Er hieß Babeuf und hatte ſich, ſtatt der ſpießbürgerlichen Namen François Noel, die ihm in der Taufe zu Theil geworden waren, den ſeines römiſchen Vorbildes Gracchus beigelegt. — Gracchus Babeuf hatte im Jahre 1777 ſeine Vaterſtadt Saint-Quentin verlaſſen und — faute de mieux — ſich herabgewürdigt, einen Portier-Poſten im Schloſſe bei Roye anzunehmen. Beim Ausbruch der Revolution hatte er dieſe Stellung verlaſſen und ſich nach dem großen, jacobiniſch aufgewühlten Seine-Babel begeben, um dort, wie ſo viele andere Taugenichtſe, ſein Heil zu verſuchen. Nachdem er ſich einige Zeit als Abſchreiber durchgeſchlagen, debütirte auch er als Sansculotte *), Demagoge, Volks-

---

*) Dieſer Ausdruck rührt vom ehemaligen Abbé und ſpätern Cardinal Jean Siffrein Maury her, welcher, als Frau v. Brienne und Frau v. Coigny eine ſeiner Reden in der geſetzgebenden Verſammlung laut und bitter zu tadeln gewagt hatten, dem Präſidenten zugerufen haben ſoll: Monsieur le Président, faites taire ces deux sansculottes (ohne Hoſen).

beglücker, war zuerſt als Ankläger der von Carrier in Nantes verübten Greuel und ſpäter als Herausgeber des »Tribun du peuple« aufgetreten, einer Zeitſchritft, in welcher er ſeine ſchlecht verdauten Studien über gleichmäßige Ackervertheilung und Gütergemeinſchaft zu Markte trug und den Communismus, jene Krankheit, in die Mode brachte, die ein neuerer Schriftſteller, mehr geiſtreich als bezeichnend, den »unverſtandenen Gedanken von der Zukunft des Volkes« nennt. Schon damals hatte dieſe unſinnige Lehre viele Anhänger gefunden. Das Ideal derſelben, ſchön, erhabend und verlockend, hat nur den einen großen Fehler, daß es ſich nie und nirgends verwirklichen läßt. »Bis jetzt, ſagt Lamartine, hat die Schwierigkeit darin beſtanden, mit der Gleichheit der Güter die Ungleichheit der Tugenden, der Fähigkeiten und der Luſt zur Arbeit in Uebereinſtimmung zu bringen. Zwiſchen dem thätigen und dem trägen Menſchen wird die Gleichheit der Güter zur Ungerechtigkeit, denn der Eine ſchafft und der Andere verzehrt. Wenn dieſe Gütergemeinſchaft gerecht ſein ſoll, muß man bei allen Menſchen die nämliche Gewiſſenhaftigkeit, den nämlichen Fleiß, die nämliche Tugend vorausſetzen. Solche Vorausſetzung aber iſt ein Hirngeſpinſt.« —

Außer dieſer utopiſtiſchen Chimäre ſpukte in ſeinem Hirne die eben ſo lächerliche Idee von der Emancipation der Frauen, von der Aufhebung der Ehe und von der Einſetzung des »freien Weibes«.

Das Ideal einer ſolchen »freien Frau« hatte Gracchus Babeuf in Roſe Lacombe gefunden und ſich aus dieſem Grunde über Hals und Kopf in ſie verliebt.

— Du biſt das Weſen, das mir in meinen Träumen vorgeſchwebt, geſtand er ihr. Du verlangſt von dem Manne, der Deiner Schönheit huldigt, nicht die bodenloſe Thorheit, daß er Dich deshalb heirathen ſolle; Du begnügſt Dich mit dem Bewußtſein, daß er Dich liebe und Dir ſo lange treu bleibe, bis er aufgehört, Dich zu lieben. Daſſelbe Recht, das mir zuſteht, räume ich auch Dir ein. Fange ich an, Dir gleichgültig zu werden, ſo ſagſt Du Dich los von mir und ſuchſt Dir einen Andern, der Dir mehr gefällt. Freie ungebundene Liebe iſt ein Paradies, der Zwang, den die Ehe auferlegt, iſt eine Hölle.

— Und ſo denke auch ich, Gracchus. Die Liebe iſt in meinen Augen eine Centifolie, ein bunter Schmetterling, die Ehe ein brennender Dornbuſch, der feurige Ofen, in welchem die Roſe ihre Blätter, der Schmetterling ſeine Flügel verſengt.

— Du biſt das Weib, das ich lange geſucht und, Dank der Bekanntſchaft Legendre's, endlich gefunden habe.

— Mein guter Milo iſt ein Filz. Darum habe ich ihm den Laufpaß gegeben und die Sonne meiner Neigung Dir zugewendet.

— Ich werde mich dieſer Sonne würdig zeigen und ihr mit Wolluſt Alles opfern, was in meinen Kräften liegt.

— Ich brauche einen Shawl . . . .

— Du ſollſt ihn haben.

— Ich wünſche einen neuen Schmuck . . .

— Er ſoll Dir werden!

— Du biſt ein Engel, mein Gracchus.

— Du biſt mein Paradies, keuſche Lucrezia.

Und Beide umarmten ſich mit Wonne.

Seit jenem Augenblick wohnten ſie zuſammen, wie Mann und Frau, und führten ſechs Monate ein idylliſches Leben wie »Paul und Virginie«. Lucrezia fütterte junge Meerſchweinchen auf, Gracchus legte eine Kanarienvogelhecke an *) und vergaß ganz und gar, daß er in Noye ſeine Frau zurückgelaſſen hatte, die er verhungern ließ, während er mit »Lucrezia« ſein Geld verpraßte.

Dann und wann beſuchte ihn ſein Sohn. Er hieß Emil, nannte ſich Tiberius und folgte den Fußtapfen ſeines würdigen Vaters, mit dem er auf höchſt vertraulichem Fuße ſtand.

— Was macht Deine Hecke? fragte Tiberius.

— Sie dankt für Deine gütige Nachfrage.

— Und wie ſteht's mit unſerer Verſchwörung?

— Auch ſie, Tibère, iſt im Werden!

— Höre, cher papa, ſeitdem Du in unſere gemeinſchaftliche Freundin vernarrt biſt, ſcheinſt Du das Wohl des Volkes an den Nagel gehängt zu haben und nichts als Allotria zu treiben. Urheber meines Daſeins, dies mißfällt mir!

— Alles hat ſeine Zeit, Freund Emil! Heute füttert man Meerſchweinchen auf, morgen zettelt man neue Verſchwörungen an...

— Die unſerige iſt ſo weit gediehen, daß ſie bald zum Durchbruch kommen muß.

— Und was ſagt Drouet?

---

*) Es iſt ein auffallender Widerſpruch, daß die Hauptſchlächter der Schreckensherrſchaft idylliſchen Neigungen gefröhnt hatten. George Duval erzählt in ſeinen „Souvenirs de la Terreur“ Wunderdinge von dem Zartgefühle jener Blutmenſchen. Couthon trug Tag und Nacht auf ſeiner Bruſt ein kleines Wachtelhündchen, das er ſelbſt im Convente als Ableitungsmittel ſeiner überſchwenglichen Empfindſamkeit an ſein Herz zu drücken pflegte. — Chaumette widmete die Stunden ſeiner harmloſen Muße einer Vogelhecke. Der mordluſtige Fouquier-Tinville trug, ſelbſt im Verhöre, auf ſeinen Schultern ein an ſilberner Kette befeſtigtes Eichhörnchen. Panis wandte den Ueberfluß ſeiner zärtlichen Gefühle zwei Goldfaſanen zu und Marat, unerſättlich in den Forderungen neuer Menſchenopfer, zog junge Tauben auf.

— Er iſt mit unſern Maasregeln einverſtanden.

— Und Darthé?

— Auch er iſt bereit, uns zu folgen ...

— Dann, würdiger Sohn, iſt kein Augenblick Zeit mehr zu verlieren.

— So denke auch ich und darum komme ich, um Dich aus Deinem trägen Schlaraffenleben aufzurütteln. Die Zeit des Handelns iſt gekommen ... die Stunde der Entſcheidung hat geſchlagen ... die Herrſchaft der feigen Thermidoriſten muß geſtürzt und der Schrecken wiederhergeſtellt werden! Dieſe republikaniſchen Zwitter, die zwiſchen Despotie und Freiheit unentſchloſſen hin- und herſchwanken, dieſe Fünfmännerwirthſchaft, welche die Souveränetät des Volkes, das erſte und heiligſte Geſetz der Republik, zu beſchränken wagt, müſſen mit Einem Schlage vernichtet werden. Iſt der Schrecken wieder an der Tagesordnung, dann erſt wird es uns möglich werden, mit Hilfe der Guillotine Deiner communiſtiſchen Lehre den Eingang zu ertrotzen ...

— Und dann erſt, wenn der egoiſtiſche Unterſchied zwiſchen Mein und Dein gefallen ſein wird, dann erſt, wenn vollſtändige Güter- und Weiber-Gemeinſchaft eingeführt iſt, dann erſt, mein Sohn, beginnt das goldene Zeitalter der Republik.

— Und um dies ſchöne und erhabene Ziel zu erreichen, um Deine Ideen zu verwirklichen, darfſt Du nicht länger Deine Hände maulaffend in den Schooß legen, nicht länger mit Lucrezia, ihren Meerſchweinchen und Deiner Vogelhecke die koſtbare Zeit vertrödeln!

— Du haſt Recht, mein erhabener Sohn! Die Zeit zum Losſchlagen rückt heran! — — — — — — — — — —

Und nach dem Rechte der Gütergemeinſchaft legte er ſich außer einigen Piſtolen zu ſeiner perſönlichen Vertheidigung, auch den Dolch ſeiner vielgeliebten Lucrezia zu.

Aber ehe noch die von ihm und ſeinem Sohne angezettelte Verſchwörung zum Ausbruch kam, wurde ſie den Mitgliedern des Directoriums verrathen und Gracchus Babeuf mit allen Mitverſchworenen vor Gericht geſtellt.

Als ihn beim erſten Verhöre eine leiſe Ohnmacht angewandelt hatte, rief er einem der Richter zu:

— Sklave, gieb mir ein Glas Waſſer!

Und von hier wurde er (am 21. Mai) nach dem Temple abgeführt. Acht Tage ſpäter ſchrieb er aus ſeinem Kerker an's Directorium einen langen übermüthigen Brief, der mit den Worten begann:

»Wollt Ihr endlich einſehen, Bürger Directoren, daß ich hoch über Euch ſtehe? Wollt Ihr mit mir wie eine Macht mit der andern unterhandeln? Nachdem Ihr Euch überzeugt habt, daß ich der Mittelpunct eines unbegrenzten Vertrauens, der mächtigſte Volkstribun bin? Ihr werdet begreifen, daß mein Anhang ſtark genug iſt, mit dem Eurigen in die Schranken zu treten. Ich bin überzeugt, daß mein Einfluß auf das Volk Euch zittern macht. Aber was auch mein Schickſal ſei, die Nachwelt wird meinen Namen neben die der Barneveldt's und Sidney's ſtellen, und mögt Ihr mich auch in die Verbannung oder gar auf das Schaffot ſchicken, immer werde ich ſicher ſein, den Ruhm der Unſterblichkeit zu erringen.«

Man ſieht, daß Gracchus Babeuf mit weit größeren Anlagen zum Bicêtre, als zum Panthéon der Geſchichte ausgerüſtet war.

Bald darauf wurde er von Paris nach Vendôme gebracht, dort vor die Schranken des oberſten Gerichtshofes geſtellt und von dieſem zum Tode verurtheilt.

Als der würdige Römer Gracchus ſein Todesurtheil vernahm, wurde er ohnmächtig nach ſeinem Kerker zurückgeſchleppt. Nachdem er dort wieder zu ſich gekommen war, wollte er, in einer Anwandlung von Muth, der aber mehr der Feigheit glich, der ſchimpflichen Hinrichtung durch einen Akt des Selbſtmords entgehen. Er zog Lucrezia's Dolch, den er bis dahin in einem ſeiner Stiefelſchäfte verborgen hatte, und ſtieß ihn in die Bruſt, aber nur ſo ſchwach und zaghaft, daß er ſich damit nur ſehr leicht verwundete. Als er aus der Wunde etwas Blut herausfließen ſah, entſank der Stahl ſeiner zitternden Hand. Er ſchrie um Hilfe und verſank von Neuem in blaſſe Ohnmacht.

Tags darauf (am 25. Mai 1797) wurde er hingerichtet. Am nächſten Morgen folgte ihm ſein Mitſchuldiger Auguſtin Alexandre Darthé, der, wie Gracchus, einen ähnlichen Selbſtmord-Verſuch gemacht , aber ihn eben ſo feig, wie dieſer, ausgeführt hatte.

Emil Babeuf wurde, wegen Mangel an triftigen Beweiſen, freigeſprochen. Drouet*) aber entfloh aus dem Gefängniſſe der Abtei nach der Schweiz.

---

*) Dieſer Drouet, Poſtmeiſter von Saint Menehould, hatte am 21. Auguſt 1791 den König auf der Flucht in Varennes feſtgenommen und ihn im Triumphe nach

XXXVIII.

Sechs Monate nach der Hinrichtung des großen Gracchus ſtarb (am 13. December 1797) der nicht minder große Fleiſcher und Volkstribun Louis Legendre; ob an gebrochenem Herzen über die Untreue Roſe Lacombe's, oder an den Folgen eines heillos verdorbenen Magens, iſt leider nicht entſchieden; doch ſcheint uns Letzteres viel wahrſcheinlicher. Acht Tage vor ſeinem von Niemand betrauerten Ende hatte er auf die Rückſeite eines großartigen Speiſezettels ſeinen letzten Willen aufgeſetzt und darin — »um auch nach dem Tode der Menſchheit nützlich zu ſein« — ſeinen im Leben mit rührender Sorgfalt gepflegten Leichnam der chirurgiſchen Schule vermacht, die ihn aus Rückſicht für ſeine Verdienſte um das Vaterland nicht zurückwies.

Als ſein Gegner David Kunde von dieſem Paragraphen jener

Paris zurückgeführt, ein Heldenſtück, für das ihm von der geſetzgebenden Verſammlung am 18. Auguſt deſſelben Jahres eine Nationalbelohnung von 30,000 Francs zuerkannt worden war. Vom Departement der Marne zum Mitglied des Convents ernannt, hatte natürlich auch der gute Poſtmeiſter für den Tod Louis Capet's geſtimmt. — Erſt zwei Jahre nach ſeiner Flucht war er aus der Schweiz nach Frankreich zurückgekehrt und 1807 von Napoleon zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden mit den Worten: „Monsieur Drouet, c'est vous qui a changé la face du monde.“ Drouet ſtarb erſt im April 1824.

teſtamentariſchen Verfügung erhielt, ſagte er zu einem Lieblingsſchüler Girodet:

— Dies Vermächtniß iſt die nützlichſte That ſeines ganzen Lebens!

Welches Ende Legendre's Gummi-Panzer genommen, darüber ſchweigt die Geſchichte; doch hieß es, ein halb übergeſchnappter Engländer, der aus der Nachlaſſenſchaft aller Heroen der Revolution für ſchweres Geld mindeſtens ein Stück käuflich an ſich gebracht, habe dieſen welthiſtoriſchen Harniſch für zwölftauſend Francs erſtanden, um ſich daraus — hört! hört! — ein Paar Gummi-Ueberſchuhe anfertigen zu laſſen.

Sic transit gloria mundi et reipublicae!

XXXIX.

Emil Babeuf, der würdige Sohn, der den Dolch ſeines würdigen Vaters als einen Theil ſeiner Erbſchaft requirirt, aber erſt nach Jahr und Tag zurückerhalten hatte, ſetzte die communiſtiſchen Träumereien »ſeines Alten« fort und trug dadurch nicht wenig zur Verbreitung jener verlockenden Irrlehre bei, die, fünfzig Jahre ſpäter, ſo traurige Früchte zu tragen begann. Der Communismus war das Geſchwür, das im Geheimen krebsartig immer weiter um ſich fraß, vorzugsweiſe in den Schichten der arbeitenden Klaſſen Wiederhall fand, doch erſt nach der Februar-Revolution, die rein ſocialiſtiſch war, zum blutigen Aus- und Durchbruch kam. Die ſogenannte rothe Republik — eine Frucht jener Lehre — iſt weniger ein Kampf der Arbeit gegen das Capital, als ein Krieg des Proletariats gegen die beſitzenden Klaſſen. *) —

XL.

Gegen Ende des Jahres 1799 machte der junge Babeuf die Bekanntſchaft einer hübſchen Frau, die ſeiner Freiheit ein gefahrdrohendes Schach bot. Sie hieß Joe, war eine Nichte des

---

*) Ein neuer Schöngeiſt beantwortet die Frage, was unter „Communismus“ zu verſtehen ſei, ſehr treffend:

Wenn Keiner dem Andern aus dem Wege geht,
Keiner den Hut vom Kopfe zückt,
Keiner dem Andern vom Platze rückt
Und Keiner erſt fraget, was ſich ſchickt,
Wenn Jeder in Deinem Keller ſich ſchanzt,
Jeder auf Dein Sopha ſich pflanzt
Und Jeder mit Deiner Geliebten tanzt.
Wenn Jeder Dir auf das Zimmer rückt,
Jeder mit Deinem Rocke ſich ſchmückt
Und Jeder ſich Deine Roſen pflückt.
Wenn Jeder ſchneidet, und Keiner ſäet,
Wenn Jeder zerreißet und Keiner näht,
Wenn Keiner was iſt und Jeder ſich bläht,

bekannten Schriftgießers Fournier und ſeit fünf Jahren die Wittwe des Buchdruckers Antoine François Momoro, der, noch ſehr jung von Beſançon nach Paris gekommen, ſich Anfangs dem Clubb der Cordeliers angeſchloſſen und ſpäter mit Hébert und Chaumette verbunden hatte, um dem lieben Gott und der chriſtlichen Religion — dieſer lächerlichen Farce, wie man ſie hieß, — den Krieg zu erklären und an deren Stelle den Cultus der ſogenannten »Déesse de la Raison« einzuſetzen, was dieſem Triumvirate denn auch bald gelungen war. Zur Belohnung ſeines Eiſers für die Enthronung des »alten Herrn« hatte man Joë Momoro, das junge, ſchmucke Weib des »erſten Buchdruckers der Freiheit« — denn ſo hieß ſich ihr Gemahl — zu der ſchmeichelhaften Ehre auserkoren, als eine der »Göttinnen der Vernunft« in der ehemaligen Kirche Saint-André-des-Arcs feierlich inſtallirt und als Götzenbild des neuen Gottesdienſtes von halb Paris beweihräuchert, angeſungen und vergöttert zu werden, eine Rolle, die der Eitelkeit dieſer gefallſüchtigen Frau ſo ſehr willkommen war, daß ſie ſich dieſe Huldigung en masse, die das Gute hatte, daß ihr guter Mann, den dann und wann leiſe Anwandlung von Mißtrauen beſchli-

---

Wenn Jeder jaget und Keiner hegt,
Wenn Keiner forſtet und Jeder ſchlägt,
Wenn Jeder ſudelt und Keiner fegt,
Wenn Jeder trinkt und Keiner braut,
Wenn Jeder zerſtört und Keiner baut,
Wenn Jeder zupfet und Keiner kraut,
Wenn Alle ſchreien und Keiner hört,
Wenn Keiner was weiß und Jeder lehrt,
Wenn Keiner was hat und Jeder verzehret u. ſ. w. u. ſ. w.

chen, darauf nicht eiferſüchtig ſein durfte, überaus gern gefallen ließ. Aber nicht blos ſie, auch ihr Gemahl war einfältig genug, auf die Anbetung, die man ihr an jedem Decadi zu Theil werden ließ, nicht minder ſtolz zu ſein, als die Jungfrau Maria auf den von ihr gebornen Heiland. — Göttin Zoë, hoch und ſchlank wie ein Binſenrohr, hatte große, bewegliche Augen, deren helles Schwarz von dem matten Weiß ihrer Hautfarbe wie tiefdunkele Nacht vom lichten Tage abſtach. Ihr kohlſchwarzes Haar ſank in langen Locken auf ihren marmorweißen Nacken herab. Das frivole Lächeln ihres reizenden Mundes zeigte einen dichten Phalanx kleiner, blendendweißer Perlenzähne, die ſich nur ungern hinter den Corallen ihres friſchen Lippenpaares verbargen. Nacken, Schultern und Buſen, die ſich gern ohne Schleier zeigten, waren ſo ſchön geformt, daß ſie ſelbſt einen Phidias angefeuert hätten, ſeinen Meißel in die Hand zu nehmen, um eine Copie dieſer ſchwellenden Formen der ewigen Dauer des unter ſeinen Händen gefügigen Alabaſters zu überliefern.

Der »premier imprimeur de la liberté« hatte die Schönheit ſeiner blutjungen Frau aber nur kurze Zeit genießen können, denn ſchon wenige Monate nach deren Erhebung zur Göttin der Vernunft war er am 4. Germinal des zweiten Jahres der Republik (24. März 1794), im Alter von achtunddreißig Jahren, mit Anacharſis Clootz, dem deutſchen Baron und »Sprecher des Menſchengeſchlechts«, mit Charles Philippe Ronſin, François Nicolas Vincent und vierzehn andern gleichgeſtimmten Individuen dem Haupte ſeiner Partei, dem ehrwürdigen »Père Duchèsne«, auf die Guillotine gefolgt. Die Göttin der Vernunft, welche, gleich nach ſeinem Tode ohne Penſion in Ruheſtand verſetzt, weniger über deſſen Hinrichtung als über ihre Abſetzung betrübt geweſen war, hatte mit Hilfe ihrer pikanten Reize nach und nach einen großen Cyclus von Bekanntſchaften und darunter endlich auch die des jungen Communiſten Emil Babeuf gemacht.

— Zoë, warum ſo verſtimmt? fragte Tiberius, als er eines Abends ſie beſuchte.

— Ich denke an meine glänzende Vergangenheit. Du kannſt es nicht wiſſen und vermagſt es kaum zu ahnen, wie traurig es iſt, ſich von der Höhe einer Gottheit zu einer gewöhnlichen Frau herabgeſetzt zu ſehen. Vor ſechs Jahren huldigte mir ganz Paris und jetzt ...

— Jetzt huldige ich Dir, mein Idol! Oder glaubſt Du, daß die Anbetung eines Sohnes des großen Gracchus Babeuf, deſſen Name mit unauslöſchlichen Zügen in den ehernen Tafeln der Geſchichte eingegraben ſteht, nicht auch etwas werth ſei?

— Sohn des unſterblichen Babeuf, lachte die boshafte Göttin der Vernunft, Du biſt ein eingebildeter Thor. Der Name Deines Alten wird nicht länger leben als der meines ſeligen Gemahls. Beide waren ein Paar koſtbare Narren! Beide litten an einer und derſelben Idee, Beide ſchwärmten für Güter-Gemeinſchaft. Ich kannte Deinen Papa, denn er beſuchte meinen Seligen, der einige Nummern ſeines Journals gedruckt hatte, und pflegte bei ihm häufig kleine Anleihen zu machen, die er — zu ſeinem Nachruhme ſei's geſagt — nie zurückbezahlte.

— Der große Mann! Dies war ſo eine ſeiner kleinen Eigenthümlichkeiten! Er liebte die »Poeſie des Diebſtahls« und die »Romantik des Betrugs« faſt mehr als ſich ſelbſt.

— Ein eben ſo ausgemachter Thor war mein Herr Gemahl.

In ſeinen Mußeſtunden — und er machte ſich deren ſehr viele — beſchäftigte er ſich mit der Auffindung einer mathematiſchen Formel, um mit Hilfe derſelben alle Spielbanken Frankreichs zu ſprengen; aber trotz all' ſeiner Berechnungen ſprengte er, ſtatt dieſer Banken, nur ſeinen eigenen Geldbeutel und verlor Alles, was er mühſam mit ſeiner kleinen Druckerei verdiente hatte, am Pharotiſch.

— Du kannteſt auch den Père Duchêsne?

— So genau wie Dich! Hébert war ein Schwein, welcher die Königin Marie Antoinette beſchuldigte, Unzucht mit ihrem eigenen Sohne getrieben zu haben. Er war ein abgeſagter Feind des »alten Herrn«, denn ſo und nicht anders hieß er den lieben Gott, der ihm und ſeiner Frau, einer häßlichen, dem Kloſter entlaufenen Nonne, ein Dorn im Auge war. Gott, ſagte er einſt zu Momoro, iſt eine Fabel, von Pfaffen erfunden, um Kinder und alte Weiber damit in Angſt zu jagen. Gott, ſagte er zu mir, bin ich; Gott biſt Du; Gott iſt jede gelbe Rübe; Gott iſt die ganze Natur. Du haſt Recht, ſagte Dupont, es giebt keinen Gott. Und wenn es einen gäbe, erklärte Couthon, ſo thut er Recht, ſich zu verbergen, ſonſt erklären wir ihn für verdächtigt und ſtellen ihn vor unſer Revolutionstribunal. Der »alte Herr« mit ſeinen zehn Geboten, die den weiſen Inſtitutionen unſerer Republik ſchnurſtracks zuwider laufen, iſt in meinen Augen der allergefährlichſte Reactionär, behauptete Chaumette. Und darum muß er abgeſchafft werden, verlangte Père Duchêsne.

— Und Anacharſis Clootz?

— Er war ein harmloſer deutſcher Schwätzer aus Cleve, ein Neffe des holländiſchen Gelehrten Cornelius Paw. Er hatte viel Geld, aber blutwenig Verſtand, ſchenkte dem Convente 12,000 Francs und wurde zum Danke dafür in deſſen Schooß aufgenommen. Den König von Preußen hieß er den »Sardanapal des Nordens«, Katharine von Rußland eine neue Meſſaline, den Schweden Ankarſtröm, der auf einem Maskenballe König Guſtav III. ermordet hatte, einen neuen Brutus, der den Dank aller Nationen verdient. Sich ſelbſt nannte er einen perſönlichen Feind des ſogenannten Heilandes und erklärte in einem ſeiner Werke »la république universelle«, es gebe nur Einen Gott und dieſer Eine und wahre Gott ſei der »Peuple-Dieu«. Als ich ihn eines Tages fragte, welcher Nation er angehöre, ſagte er mit dem Stolze eines Don Quixote: »Mon corps est allemand, mon coeur est français et mon âme est sansculotte!«

— Ich beneide Dich um dieſe Bekanntſchaften.

— Eines Abends machte mir der »Orateur du genre humain«, wie er ſich hieß, Anträge zu einer Entführung . . .

— Und Du?

— Ich war ſo ehrlich, es meinem Manne zu ſagen, der ihn, als er wieder kam, eigenhändig die Treppe hinabwarf.

— Zoë, das war grauſam von Dir.

— Ich liebe nicht dieſe deutſchen Barone!

— Er hatte viel Geld, ſagteſt Du.

— Aber kann denn Geld allein uns glücklich machen?

— Ich wenigſtens glaube es, denn ein Mann ohne Geld iſt ein König ohne Veto, ein Tyrann ohne Heer, ein Heiliger ohne Nimbus. Ich brauche Geld. Kann Göttin Zoë mir etwas leihen?

— Ich habe keinen Sou!

— O ſo ſprichſt Du ſtets. Und dennoch weiß ich, daß Du welches haſt.

— Doch nicht für Dich, mein Kind.

— Ich will Dir einen Vorſchlag machen. Du quälſt mich ſeit vier Wochen um dieſen Dolch! ſagte Babeuf, die Reliquie ſeines Vaters aus der Taſche ziehend. Dieſe Waffe gefällt Dir, ſagteſt Du. Leihe mir hundert Francs und ich ſchenke ſie Dir.

— Hundert Francs? Sie iſt kaum die Hälfte werth!

— Du kennſt die Geſchichte dieſes Dolchs. Ein polniſcher Jude hat mir darauf dreihundert geboten.

— Und Du?

— Ich liebe nicht dieſe polniſchen Juden!

— Hier, guter Freund, ſind fünfzig Francs.

— Lege noch zehn hinzu, dann iſt der Handel abgemacht.

— Hier iſt das Geld! ſagte Zoe.

— Und hier der Dolch! Zwar trenne ich mich nur ungern von dieſem Kleinod, denn es iſt ein Vermächtniß meines großen unſterblichen Vaters, aber da ich einmal Geld brauche und Göttin Zoë ſo grauſam iſt, mir nichts mehr vorzuſchießen ohne Unterpfand, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich davon loszuſagen.

— So machte es Dein großer Vater! Wenn mein Gemahl ihm nichts mehr leihen wollte, zog er ein altes Buch aus der Taſche und rief: Dieſes Buch iſt eine große Seltenheit. Ein Jude bot mir fünfzig Francs. Wie viel, Momoro, zahlſt Du mir dafür? — Zehn, ſagte mein Gemahl, der ein großer Büchernarr war. Her damit! rief Gracchus Baboeuf und verſchwand.

— Daran erkenne ich meinen großen Vater!

— Du ſuchſt ihm darin nachzueifern.

— Und dies eben iſt mein Stolz!

— Doch hatte Dein Vater auch noch eine andere Tugend. Feind jedes rechtmäßig erworbenen Eigenthums, das in ſeinen Augen ein unverantwortlicher Diebſtahl war, gefiel er ſich darin, ſelbſt die beſten ſeiner Freunde zu hintergehen. In Folge einer dieſer zarten Veruntreuungen wurde Gracchus Babeuf, wie mein Gemahl mir erzählt hatte, zu zwölfjähriger Galeerenſtrafe verurtheilt. . . .

— O ſchweigen wir davon! Auch große Männer haben kleine Schwächen!

— Doch lache ich noch heute über einen guten Einfall Deines unſterblichen Papa's. Als Eure Verſchwörung, vierundzwanzig Stunden vor ihrem Ausbruche, durch den Polizeiminiſter Cochon entdeckt worden war, rief er im Augenblick ſeiner Verhaftung mit altrömiſchem Pathos: Voilà une vraie Cochonnerie!

— Der Elende! Er hat ſich mit fremden Federn geſchmückt! Dieſer klaſſiſche Witz iſt von mir!

— Von Dir? O dann habe ich Dich jetzt noch einmal ſo lieb, ſagte die abgeſetzte Göttin der Vernunft und umarmte ihren Freund mit dem ganzen Aufwande ihrer Zärtlichkeit.

Ein Witz bewirkt oft blaue Wunder.

XLI.

Wir führen dafür ein Beiſpiel an:

Um jene Zeit hatte ein ſchlauer Journaliſt — irren wir nicht, ſo war es Cesmenard in der »Quotidienne« geweſen — die koſtbare Entdeckung gemacht, man habe bei einem Käſekrämer zu Gruyère eine Sammlung von Briefen aufgefunden, in welchen der noch immer hochgefeierte »Volksfreund« Marat ſich einem Genfer Freunde gegenüber offen und unumwunden über die Zuſtände Frankreichs, über Volk und Regierung, ausgeſprochen habe.

In einem dieſer Briefe, datirt vom 24. Juni 1790, hieß es unter Anderm:

»Die Franzoſen ſind ein halb übergeſchnapptes Volk: ſie wiſſen ſelber nicht, was ſie wollen. Der größere Theil derſelben ſehnt ſich nach Republik und begreift nicht, daß eine demokratiſche Verfaſſung für ihn ein großes, unberechenbares Unglück wäre. Republiken paſſen nur für ſo kleine Staatshaushaltungen, wie Euere Cantone in der Schweiz. Für ein ſo großes Land wie dieſes Frankreich eignet ſich — mögen Narren und Ehrgeizige auch immer das Gegentheil behaupten — nur Eine Regierungsform und dieſe Eine Form iſt und bleibt: conſtitutionelle Monarchie!«

Als dieſer Puff bekannt wurde, ſchlug die Vergötterung Marats in allgemeine Verhöhnung um. Das Volk, das noch geſtern in ihm den unvergeßlichen »ami du peuple« angebetet hatte, ſchrie heute aus hunderttauſend Kehlen:

Marat war ein Heuchler, Marat war ein Schurke, Marat war ein erbärmlicher Charlatan. Nieder mit dieſem Marat, denn er war noch mehr als dies Alles: er war ein elender verkappter Royaliſt!

Und dieſer Schrei, der für die Einen eine Ueberzeugung, für die Andern ein bloßer Vorwand war, durchrauſchte ganz Frankreich und Marats Apotheoſe verwandelte ſich in coloſſale Beſchimpfung. Seine Büſte, die man an allen öffentlichen Orten und in allen Schauſpielhäuſern fand, wurde geohrfeigt, angeſpieen und zertrümmert. Alle, welche ſie in ihren Zimmern aufgeſtellt hatten, warfen ſie durch die Fenſter auf die offene Straße hinaus. Jener Vater, der ſeiner Tochter den Namen »13 juillet« gegeben hatte, ließ ſie umtaufen und ihr, zu Ehren der »Judith von Caen«, den Namen Charlotte beilegen. Die Pariſer Straßenjungen putzten Puppen und Gliedermänner aus, ſchrieben »Marat« darauf und hingen den Volksfreund in effigie an den Laternen auf. Andere verbrannten ihn im Hofe des Jacobinerkloſters unter dem ſchallenden Gelächter und johlenden Beifall der zahlloſen Zuſchauer. Die Aſche dieſer verbrannten Hanswürſte ſammelte man in Nachttöpfen und ſchüttete ſie in Rinnſteine. Der Convent wurde gezwungen, das von David gezeichnete Bild Marats aus dem Sitzungsſaale und deſſen ſterbliche Ueberreſte aus dem Panthéon zu entfernen. Das Erſtere wurde vom Volke in tauſend Stücke zerfetzt, die Letztern warf es aus dem Tempel des Nachruhms in eine Cloake der Rue Montmartre, und nach acht Tagen blieb von dem einſtmals vergötterten »Volksfreunde« blos Eine Erinnerung übrig, die, daß er ein elender Bluthund geweſen ſei.

So iſt das Volk und ſo wird es immer ſein! Leicht bethört wird es oft dem Unglaublichſten Glauben ſchenken und Manchem vielleicht ſchon morgen fluchen, den es heute noch geſegnet hat.

XLII

Aus den Händen der ſchönen Wittwe Memoro, deren Haus einige Zeit lang der Taubenſchlag war, bei dem viele einflußreiche Männer der Directorial-Regierung ein- und ausflogen, gelangte der Dolch Babeuf's in die Hände ihres geheimen Beſchützers, welcher um dieſe Zeit eine wichtige Rolle zu ſpielen begann. Wir meinen den Bürger Joſeph Fouché, der ſich durch Ehrgeiz, Talent und Intriguen mancher Art von ſeiner Schulmeiſterſtelle in Nantes zum Poſten eines Polizei-Miniſters emporgeſchwungen und in ſeiner letztern Eigenſchaft die damals noch ganz neue Politik befolgt hatte, alle Schönheiten galanten Rufes in ſein Intereſſe zu ziehen und ſich auf dieſe Weiſe ein ganzes Heer weiblicher Spione zu bilden, die dieſem Oberprieſter der argusäugigen Sicherheitsbehörde Alles, was ihm nöthig war, brühheiß zutragen mußten. Zu der Zahl dieſer weiblichen Agenten der geheimen Polizei gehörte — man ſieht, wie tief auch Götter ſinken können! — die cidevant Déesse de la Raison, welche Freund Fouché wegen ihres Witzes, ihrer Laune und Gewandtheit, ſich raſch in allen Verhältniſſen zurechtzufinden, ſein »roſenfarbenes Teufelchen« zu nennen und beſſer als alle Andere ihres Gleichen zu honoriren geruhte, denn geizig in jeder andern Beziehung war er in dieſem Puncte ziemlich verſchwenderiſch, natürlich auf Koſten der Republik, die man ſchon damals als die billigſte Staatsform pries.

Eines Nachts, als das »roſenfarbene Teufelchen« ſich beim Polizei-Miniſter etwas länger als gewöhnlich verſpätet hatte, war die Rede unter Anderm auch auf einen ihrer Freunde, auf den Nachkommen des großen Gracchus, gefallen. Fouché, der den Communiſten fortwährend im Auge behielt, um alle Fäden ſeines Anhangs zu verfolgen und jeden ſeiner Schritte zu beobachten, hatte ſich von ihr Auskunft über ihn erbeten.

— Was hältſt Du von dieſem Burſchen?

— Ich halte ihn für einen Narren, der mir in keiner Beziehung gefährlich ſcheint. Er iſt ein leichtſinniger Patron, der für fünfhundert Francs den beſten ſeiner Freunde und, als Zugabe, auch noch die Aſche ſeines »großen unſterblichen Vaters« verkauft, den er, bei Lebzeiten verhöhnend, jetzt nach dem Tode Gott weiß wie ſehr zu bewundern ſcheint, was aber auch nur Maske iſt.

— Du glaubſt alſo, daß er zu kaufen iſt?

— Leichter als hundert Andere!

— Du erzählteſt mir neulich von einem Dolche, den Du ihm für ſechszig Francs abgekauft haſt. Du verſprachſt, ihn mir zu zeigen.

— Ich habe ihn heute mitgebracht ... hier iſt er, ſagte ſie, den Dolch, der in einer Maroquinſcheide ſtak, aus ihrer Taſche ziehend.

Fouché betrachtete ihn von allen Seiten.

— Dieſer Dolch, erzählteſt Du mir neulich, habe unter Anderm auch meinem guten Freunde David gehört.

— Er hatte ihn einſt, wie Babeuf mir erzählt, von Marat's Concubine zum Geſchenk erhalten.

— Willſt Du mir einen Gefallen erweiſen?

— Recht gern, ſagte das roſenfarbene Teufelchen.

— Wohlan, ſo verkaufe mir dieſen Dolch ...

— Und darf ich fragen warum?

— Wer weiß, wozu ich ihn einmal gebrauchen kann! Du zahlteſt ihm ſechzig Francs ... ich bezahle Dir dafür das Doppelte ...

— Behalten Sie ihn, ſagte Zoë Momoro, die viel zu gefällig war, um ihrem mächtigen Beſchützer irgend Etwas abzuſchlagen.

Und ſeit jener Nacht war der Dolch der Madame Roland das Eigenthum des Polizei-Miniſters Fouché geworden.

In den Händen dieſes Mannes blieb er vierzehn Jahre.

XLIII.

Während dieſer Zeit hatte ſich in Frankreich Vieles geändert. An die Stelle der Fünfmänner-Gewalt, deren Macht vom 4. November 1795 bis zum 10. November (18. Brumaire) 1799 gewährt hatte, war die Herrſchaft der drei Conſuln getreten, Napoleon Bonaparte zum erſten, Cambacérès zum zweiten und Lebrun zum dritten Conſul eingeſetzt worden. Dieſes Triumvirat, urſprünglich nur auf zehn Jahre gewählt, hatte ſich bald, da die beiden Letztern blos Schattenbilder des Erſtern geweſen waren, in der Macht eines einzigen lebenslänglichen Conſuls aufgelöſt, zu welchem am (4. Auguſt 1802) Napoleon Bonaparte, der Sieger von Arcole, Lodi und Marengo, auserkoren worden war, mit dem Rechte, ſich ſeinen Nachfolger ſelbſt zu wählen. Dieſe Würde hatte Bonaparte bis zum 28. Floreal des zwölften Jahres der Republik (18. Mai 1804) bekleidet, an welchem Tage er durch Senats-Beſchluß zum erblichen Kaiſer der Franzoſen erhoben worden war. Nach einer glanz- und ſieggekrönten Herrſchaft von zehn Jahren hatte Napoleon der Große, der »vom Conſul zum Kaiſer herabgeſtiegen war«, durch die Gewalt weltbekannter Ereigniſſe ſich gezwungen geſehen, am 11. April 1814 im Schloß zu Fontainebleau dem »uſurpirten Throne« zu entſagen, ſeine Abdication zu unterzeichnen und ſich, neun Tage ſpäter, von Fréjus (aus demſelben Hafen, in welchem er vierzehn Jahre früher gelandet war, um das Directorium zu ſtürzen) nach der Inſel Elba, ſeinem neuen Reiche in Sedezformat, einzuſchiffen. Doch ſchon am 26. Februar des folgenden Jahres mit eilfhundert Getreuen ſeiner alten Garde die armſelige Parodie ſeines ehemals großen Kaiſerreichs verlaſſend, war er fünf Tage darauf im Hafen zu Cannes gelandet, hatte dort »durch einen coup de canne« ſich ſeinen großen Anhang im Heere zurückerobert und war ohne Schwertſtreich am 20. März 1815 in ſeiner Hauptſtadt angelangt, welche Ludwig XVIII. erſt wenige Tage zuvor verlaſſen hatte. — Nach einer kurzen Herrſchaft von hundert Tagen war er gezwungen worden, am 22. Juni, zu Gunſten ſeines Sohnes zu entſagen und von Malmaiſon nach Rochefort zu fliehen, um ſich dort nach Amerika einzuſchiffen. Am 15. Juli war er dem Capitän Maitland in die Hände gefallen, der ihn »als Staatsgefangenen der europäiſchen Großmächte« am Bord des Bellerophon nach Sanct Helena abgeführt und dort der Aufſicht des Sir Hudſon Lowe überliefert hatte.

Ludwig XVIII., durch die ſiegreichen Waffen der verbündeten Heere auf den Thron ſeiner Väter zurückgeführt, hatte von Saint-Denis aus ein neues Miniſterium und Fouché, der bei Napoleon in Ungnade gefallen und durch den Herzog von Rovigo remplacirt worden war, aufs Neue zum Polizeiminiſter ernannt. Aber kurze Zeit darauf war er auch bei Ludwig in Ungnade gefallen, durch den Herzog von Decazes erſetzt und durch das Geſetz von 6. Januar 1816 wie jedes Mitglied des Convents, das für den Tod Ludwigs XVI. mitgeſtimmt hatte, als »Königsmörder« aus Frankreich verbannt worden.

XLIV.

Um dieſe Zeit ſtarb jene Frau, von der man nach der Hinrichtung Barbarour's nichts mehr gehört hatte, in den troſtloſen Mauern der Salpetrière als Opfer eines traurigen Wahnſinns, der ihren Geiſt ſeit unendlich langer Zeit ſchwer gefoltert hatte. Théroigne's de Méricourt Leben, das, von der Flucht aus dem Hauſe ihres Vaters bis zu ihrem traurigen Ende, den dankbarſten Stoff zu einem der abenteuerlichſten Romane bietet, erſcheint ſo reich an Wechſelfällen, daß es uns nur möglich iſt, den Hauptfaden zu verfolgen. Nachdem ſie, bald nach ihrer Flucht, in London kurze Zeit eine der vielen Maitreſſen des Prinzen von Wales (des nachmaligen Königs Georg IV.) geweſen war, hatten ihre Pariſer Freunde ſie zu Anfang des Jahres 1791 mit geheimen Aufträgen nach Belgien geſandt, um dort unter den jungen Vaterlandsfreunden Sympathien für die Principien der franzöſiſchen Revolution zu entzünden und Propaganda zu machen. Bald darauf war ſie von den geheimen Agenten der belgiſchen Polizei und Kaiſer Leopolds II. nach Wien und von dort auf den Spielberg nach Olmütz gebracht worden, wo man ſie gegen ein Jahr lang gefangen gehalten und ihr dann erſt die Freiheit wiedergegeben hatte, nachdem der Kaiſer, der, angelockt vom Rufe ihrer Schönheit, ſie zu ſehen gewünſcht und ſich aus Neugier herabgelaſſen, ſeine Staatsgefangene im Kerker zu beſuchen, ſo überaus gnädig geweſen war, die Riegel ihres Kerkers zu öffnen und ſie, nach einer geheimnißvollen Unterredung unter vier Augen, allerhuldreichſt nach Frankreich zurückzuſchicken. Dort hatten wir ſie als die verſchmähte Geliebte Barbaroux's, als einen der Hauptfactoren des zehnten Auguſts und als die Mörderin Suleaus kennen gelernt. Bald nach jener Zeit war es dem Einfluſſe Roſe Lacombe's und deren Freundes Legendre nach und nach gelungen, die »Amazone«, welche Suleau's Ermordung faſt noch inniger als die Hinrichtung Barbaroux's zu betrauern ſchien, in den Augen des weiblichen Pöbels als eine Feindin der Republik, als eine verkappte Anhängerin der Ariſtokratie zu verdächtigen. In Folge dieſes Verdachtes hatte ein Rudel alter Weiber, die ſie ihrer Schönheit wegen im Stillen beneideten, ihr einſt bei helllichtem Tage, im Garten der Tuilerien, auf der Terraſſe der Feuillants, faſt auf derſelben Stelle, wo Suleau von ihr ermordet worden war, aufgelauert und ſie, vor den Augen des jubelnden Pöbels, entblößt und hohnlachend ausgepeitſcht. Dieſe öffentliche Beſchimpfung hatte ſie nicht ertragen können: entehrt und beſchimpft, gedemüthigt und zerſtört, war ſie bald darauf in eine Heilanſtalt der Vorſtadt Saint Marceau eingeſperrt worden. Von dort aus hatte ſie, am 26. Juli 1794, in einem lichten Augenblicke, einen Brief an Saint-Juſt geſchrieben, in welchem ſie ihn, Robespierre und die andern Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes mit tauſend Flüchen und Verwünſchungen überhäufend, ihrem tiefen Grolle gegen das Treiben dieſer Blutmenſchen Luft machte und ihre Strafepiſtel mit den Worten ſchloß:

— Fürchtet die Rache eines tiefempörten Weibes!

Das war hinreichend geweſen, um ſie vollends zu verderben.

— Dieſes Weib iſt wahnſinnig, hatte Robespierre erklärt und ſie bald darauf aus jener Heilanſtalt nach der Salpetrière bringen laſſen.

Nachdem ſie dort eine lange Reihe von Jahren unter Irren zugebracht, war ſie nach und nach ſelber wahnſinnig geworden. Die zwei fixen Ideen, die ihr krankes Gehirn zermarterten und auf tauſend Foltern ſpannten, waren ihre ungeſtillte Liebe zu Barbaroux und ihre ewig wache Reue über die Ermordung Suleau's. Tag und Nacht ſah ſie vor ihren ſchlafloſen Augen den hingerichteten Geliebten, den von ihrer Hand gemordeten Feind vor ſich. Sie knirſchte die Zähne, ballte die Fäuſte, zerraufte ihr Haar, zerriß ihre Kleider, zerſchlug ſich ihre Bruſt, zerkratzte mit den Nägeln die wundgewordene Haut, verfluchte die Freiheit, die ſie ſo grenzenlos elend gemacht, ſchluchzte, weinte und betete knieend, händeringend, ganze Stunden, ganze Tage, ganze Nächte lang für die Vergebung ihrer Sünden und vor

Allem für den blutigen Mord, den ſie an ihrem Feinde verübt hatte. Ihre ganze Erſcheinung, welk und ſiech, bot den Anblick grenzenloſen Jammers, herzzerreißenden Wahnſinns dar, ſo daß ſelbſt den kalten, gefühlloſen Wärtern, die ſie mit Gewalt beruhigen ſollten, eine Thräne der Theilnahme in die Augen trat, die ſie vergeſſen ließen, daß es ihre Pflicht ſei, ihr die Zwangsjacke anzulegen und ſie mit Händen und Füßen an das Lager feſtzuſchnallen. — Hat jemals eine Perſon jener blutbefleckten Zeit ihre Sünden auf dieſer Erde ſchwer abgebüßt, ſo war es dieſe neue Magdalena, dieſe Théroigne de Méricourt, für die endlich, nach zweiundzwanzigjährigem Wahnſinn, die Stunde der Erlöſung ſchlug.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie ſtarb im Jahre 1817, an demſelben Tage, an dem ſie, vor fünfundzwanzig Jahren, ihren vermeintlichen Feind, den königlich-geſinnten Journaliſten Suleau, zu ihren Füßen niedergeſtreckt hatte.

Uns aber fällt bei dieſem Feinde Théroigne's eine der ſchönſten Wahrheiten Lamartine's ein:

»Der Pöbel haßte dieſen Suleau, wie jede Tyrannei ihren Tacitus haßt.«

Friede ſeiner Aſche! Friede der Aſche ſeiner bereuenden Mörderin!

— — — — — — — — — — — — — —

XLV.

Nicht lange darauf folgte jener »Aſpaſia des Rinnſteins« die Wittwe des »erſten Buchdruckers der Freiheit«, die entthronte Göttin der Vernunft, die geheime Agentin des Ex-Miniſters Fouché, die, von Stufe zu Stufe herabgeſunken, endlich eines jener bedauernswürdigen Geſchöpfe geworden war, welchen die Verfaſſerin der »Lélia« den Namen »saintes filles« beizulegen den Muth gehabt hat. Zoë Momoro ſtarb, 39 Jahre alt, im Hôtel Dieu an jener Krankheit, die einen alten italieniſchen Arzt, Geronimo Fracaſtori, zu einem der ſchönſten lateiniſchen Gedichte begeiſtert hat.

XLVI.

Vier Jahre nach Fouché's Verbannung befindet ſich Zoë's Dolch — wir wiſſen nicht, welcher Zufall ihn in dieſe Hände geſpielt — in der Taſche eines Mannes, deſſen Name, wie jener Clement's, Chatel's, Felton's, Ravaillac's und Damiens, eine ſo traurige Berühmtheit errungen hat. Wir meinen jenen Pierre

Louis Louvel, der bald nach ſeiner Geburt von ſeinem Vater, einem armen Trödler, in's Findelhaus gebracht, mit ſeinem zwölften Jahre daraus entlaſſen worden war, um das Sattlerhandwerk zu erlernen. Zu jener Zeit, in welcher es in Frankreich — wie ein Geſchichtsſchreiber jener Tage bemerkt — nur drei Kategorien von Franzoſen: Volksaufwiegler, Gottesleugner und Meuchelmörder gab, hatte der junge Sattlerburſche aus dem Borne der von Robespierre entworfenen »Droits de l'homme« und aus der Conſtitution des Jahres 1793 eine Moral geſchöpft, die er, fünfundzwanzig Jahre ſpäter, ſo blutig in Ausübung brachte. Ein leidenſchaftlicher Bewunderer des großen Kaiſers, war er dieſem nach Sanct Elba gefolgt und hatte dort einen Dienſt bei Napoleon's Hofſattler gefunden. Von Elba war er nach Chambéry, dem damaligen Stelldichein der Agenten des verbannten Kaiſers, gegangen, von dort nach Paris zurückgekehrt und, wie man ſagt, auch mit Fouché bekannt geworden, der ihm eine Anſtellung bei der geheimen Polizei zugeſagt hatte, ſein Verſprechen aber nicht erfüllen konnte, weil er bald darauf abgeſetzt und aus Frankreich verwieſen worden war. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am 13. Februar 1820, Nachts 11 Uhr, als dieſer Sattler, am Ausgange der komiſchen Oper in der Feydeauſtraße, mit jenem Dolche bewaffnet, das Opfer ſeines Haſſes erwartete.

Dieſes Opfer war der zweiundzwanzigjährige Carl Ferdinand Herzog von Berry, der zweite Sohn des Grafen von Artois, der ſich, vier Jahre zuvor, mit der Prinzeſſin Marie Caroline von Sicilien vermählt hatte.

In dem Augenblick, als dieſer ſeine junge Gemahlin an den

Wagen begleitet und wieder in's Theater zurückkehren will, drängt ſich Louvel an ihn, bohrt ihm mit ſtarker Hand den Dolch in die Bruſt und iſt eben im Begriff, durch die dichte Volksmaſſe zu entfliehen, als er von einem Gehilfen des Limonadiers der Oper feſtgehalten wird.

— Ich bin verwundet! ruft der Herzog.

Die Herzogin ſpringt aus dem Wagen und reißt ihre Schärpe ab, um damit das Blut ſeiner Wunde zu ſtillen.

— Es iſt zu ſpät! ruft der Herzog, wird ohnmächtig in den Wagen ſeiner Frau hineingetragen und nach ſeiner Wohnung gebracht.

Zwei Stunden ſpäter wird Louvel vom Herzog von Decazes verhört. Er geſteht ſein Verbrechen.

Befragt, wie er zu dem Dolche, der in der Bruſt ſeines Opfers ſtecken geblieben war, gekommen ſei, erwiderte er mit kalter Ueberlegung:

— Vor ſechs Jahren hatte ich ihn in Chambéry in einer Kirche gefunden und ſeit jenem Tage als einen Fingerzeig der Vorſehung betrachtet, ihn als ein Werkzeug der Rache zu benutzen.

— Und was bedeuten dieſe beiden Buchſtaben?

— Das L. heißt in meinen Augen Liberté, das C. heißt Conſtitution.

— Und welche Bedeutung haben dieſe Worte?

— Sie ſollten mich beſtändig daran erinnern, daß die von ganz Frankreich verabſcheute Race der Bourbons, die Dynaſtie der wiederaufgeblühten Lilie, die unter dieſen Buchſtaben eingegraben iſt, die Freiheit und Conſtitution unſerer glorreichen Republik gemordet hat.

— Und warum habt Ihr dieſen Dolch gerade gegen das Leben des Herzogs von Berry gezückt?

— Weil Ludwig XVIII. ſchon mit Einem Fuße im Grabe ſteht und weil ich gehört habe, daß der Graf von Artois, der muthmaßliche Thronerbe, nach dem Tode ſeines Bruders zu Gunſten ſeines zweiten Sohnes, des Herzogs von Berry, entſagen wolle.

— Und warum wolltet Ihr den Herzog tödten?

— Um in ihm die Race der Bourbons auszurotten.

— Dies wird Euch nicht gelingen, denn wißt, die Herzogin von Berry trägt unter ihrem Herzen ein Pfand der Liebe ihres Gemahls!

— Ha, Teufel, hätte ich das gewußt!

— Was würdet Ihr gethan haben?

— Ich würde auch die Herzogin ermordet haben, um mit Einem Schlage zwei dem Ruhme Frankreichs gefährliche Leben zu vernichten.

— Ihr ſeid wahnſinnig!

— Meine That, die ich keinen Augenblick bereue, beweiſt, daß ich es nicht bin.

— Fürchtet Ihr nicht die Strafe Gottes?

— »Dieu n'est qu'un mot!«

— Ihr ſeid ein ſehr verſtockter Sünder, ſagte Herr von Decazes und ließ ihn in den Kerker ſchleppen.

Mit Anbruch des Morgens kämpfte der Herzog in den Armen ſeiner untröſtlichen Gemahlin mit den Vorboten des Todes. Noch wenige Augenblicke vor ſeinem Ende verſuchte er, der Unglücklichen Troſt zuzuſprechen, indem er ſie an das Pfand erinnerte, das ſie unter ihrem Herzen trug.

— Ménagez-vous pour l'enfant que vous portez dans votre sein.

Die junge Herzogin zerfloß in Thränen.

Bald darauf beichtete er ſeine Sünden und empfing das Abendmahl.

— Gott ſchütze Frankreich! ſtöhnte er und hauchte zehn Minuten vor ſechs Uhr Morgens ſeinen letzten Seufzer aus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Mörder, am 5. Juni vor die Schranken des Pairshofes geſtellt, erklärte, daß er dieſen Plan ſchon vor ſechs Jahren gefaßt und keine Mitſchuldigen habe.

Vom Präſidenten des Gerichtshofes nach ſeiner Religion befragt, erwiderte er, daß er, nach den Umſtänden, bald Katholik, bald Proteſtant und bald Theophilanthrop geweſen ſei. *)

Nachdem ſeine Advocaten ihn vertheidigt hatten, verlangte auch er gehört zu werden. Er zog aus ſeiner Taſche eine Schrift, die er mit feſter Stimme ablas, eine Vertheidigung, die, ein Denkmal ſeines Wahnſinns, alle Doctrinen des Königsmords entwickelte, welche er im Kothe des ſcheußlichſten Jacobinismus aufgeſammelt hatte. Er berief ſich auf Brutus, der den Tyrannen Cäſar, auf Jacques Clement, welcher Heinrich III., auf François Ravaillac, welcher Heinrich IV., auf John Felton, der den Herzog von Buckingham ermordet, auf Robert Damiens, der für einen

---

*) Eine Religionsſecte, die von einem der fünf Directoren, Larévellière-Lepaux, in's Leben gerufen worden war. Die Prieſter dieſer Secte trugen weiße Druidengewänder mit dreifarbigen Gürteln.

gleich ruhmwürdigen Mordverſuch auf das Leben Ludwigs XV. von vier Pferden zerriſſen worden war, und ſagte unter Anderm:

— Man klagt mich an, einen Prinzen der königlichen Familie ermordet zu haben ... ja, ich bin ſtrafbar, aber nur ich allein, denn ich habe keine Mitſchuldigen ... ich unternahm dieſen Mord, weil ich — mein Leben dem Ruhme Frankreichs weihend — die Feinde des Vaterlands habe vernichten wollen. — Die Männer Eurer Regierung aber ſind ſtrafbarer als ich: ſie haben Verbrechen für Tugenden und Tugenden für Verbrechen erklärt. Als die fremden Tyrannenhorden den geheiligten Boden Frankreichs befleckten, hätten alle Franzoſen ſich gegen dieſe Fremdherrſchaft erheben und ſie vernichten ſollen. Nach meiner Anſicht iſt ein aus ſeinem Vaterlande verbannter Menſch ſehr zu beklagen; aber wenn ein Franzoſe, gezwungen, ſeine Heimath zu verlaſſen, ſich damit beſchäftigt, das Ausland gegen uns aufzuwiegeln und fremde Waffen gegen ſein Vaterland zu Hilfe zu rufen, dann iſt er kein Franzoſe mehr, dann wird er ein ſtrafbarer Verräther, deſſen Tod mir als eine Wohlthat erſcheint. — Nach meiner Ueberzeugung iſt der Tod Ludwigs XVI. eine Nothwendigkeit geweſen, denn ganz Frankreich hatte es gewollt. Nach meiner Meinung aber iſt ſein Nachfolger eben ſo ſtrafbar, denn auch er hatte Frankreich verrathen ... die Nation iſt entehrt ... ich bin es nicht ... Und nun ſchickt mich zum Tode!

Aus der langen Vorunterſuchung, in der über zwölfhundert Zeugen verhört worden waren, hatte ſich nicht der geringſte Verdacht einer Mitſchuld herausgeſtellt, und er ſelbſt leugnete hartnäckig, daß er zu dieſer That aufgereizt worden ſei.

Zwei Tage nach ſeiner Vertheidigung (am 7. Juni 1820) wurde Pierre Louis Louvel, obgleich ſein Opfer noch wenige Stunden vor ſeinem Ende um die Begnadigung des Mörders gebeten hatte, auf dem Grève-Platze enthauptet *). Das Theater aber, an deſſen Ausgange dieſer Mord geſchehen war, wurde bald darauf niedergeriſſen, um einem großartigen Denkmale Platz zu machen, das ſich auf dieſer Stelle zur Sühnung jener That erheben ſollte. Das Monument aber ſteht noch heute nicht. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sieben Monate nach der Ermordung des Herzogs von Berry wurde ſeine trauernde Wittwe (am 29. September 1820) von einem Sohne entbunden, der in der Taufe den Namen Heinrich Herzog von Bordeaux erhielt.

XLVII.

Zehn Jahre ſpäter (Ludwig XVIII. war unterdeſſen geſtorben, und ſein Nachfolger Carl X. in Folge der geſetzmörderiſchen Ordonnanzen vom 25. Juli 1830 vom Throne geſtürzt und der Herzog von Orleans einſtweilen zum General-Statthalter des Königreichs ausgerufen worden) finden wir auf einem beſcheideren

---

*) Die vollſtändigſte Darſtellung dieſes Prozeſſes findet man in Maurice Méjean's Histoire du procès de Louvel, Par. 1820. 2 vol. 8.

Landſitze, zehn Stunden von Paris, einen alten, ſiebenzigjährigen, eisgrauen Krieger, den Frankreich im blutigen Getümmel zweier Revolutionen ganz und gar vergeſſen hatte, obgleich er es geweſen war, der durch eine That ſeines Lebens, durch die Macht eines Liedes, ſo unendlich viel zu den ruhmgeſchmückten Siegen, aber, geſtehen wir es auch ebenſo offen, zu den unauslöſchlichen Gräuelſcenen der erſten Revolution beigetragen hat. Unſere Leſer werden es längſt errathen haben, daß wir keinen Andern als den »Tyrtäus des franzöſiſchen Waffenruhms«, den unſterblichen Sänger der »Marſeillaiſe«, Joſeph Rouget de Lisle, meinen. Geboren am 10. Mai 1760 zu Lons-le-Saulnier, im Schooße der rauhen Jura-Gebirge, hatte er ſich, nach Beendigung ſeiner Studien zu Beſançon, dem Soldatenſtande gewidmet und ſich frühzeitig als einen der tüchtigſten Ingenieur-Offiziere bekannt gemacht, ſo daß er wenige Jahre nach Ausbruch der Revolution Capitän geworden war. Als ſolcher hatte er, im Winter des Jahres 1792, in der Meiſengaſſe zu Strasburg im Hauſe des Maire Dietrich, angeregt von deſſen liebenswürdiger Tochter, in einer Stunde der höchſten Begeiſterung für den Ruhm und die Freiheit ſeines heißgeliebten Vaterlandes, jene großartig-ſchöne Hymne gedichtet, ſie in derſelben Nacht in Muſik geſetzt, ihr den Namen »chant de guerre« beigelegt und ſie am folgenden Morgen am Claviere dem jungen Mädchen vorgeſungen, das, entzückt von dieſem Liede, ihn mit dem ganzen Enthuſiasmus ihrer liebe- und freiheitberauſchten Seele umarmt und ihm geweiſſagt hatte, dieſes Lied werde ſeinen Namen unſterblich machen, eine Prophezeihung, die ſich auch wirklich erfüllt hat. Die begeiſternden Verſe, getragen von den Schwingen einer wunderbar ſchönen, magiſch zündenden Melodie, waren bald darauf von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz geflogen und hatten überall ein tauſendſtimmiges Echo gefunden, den größten Anklang aber in Marſeille geweckt, in dem Augenblick, als die von Barbaroux geführten Volkshaufen unter den Klängen dieſes Liedes nach der Hauptſtadt gezogen waren, um dort die jacobiniſchen Revolutionsfunken zu der helllodernden Flamme offenen Aufruhrs anzufachen. Seit dem Tage, an dem die Marſeiller in Paris eingerückt waren, hatte jene Hymne, wie klingendes Pelotonfeuer, wie eine in Muſik geſetzte Kriegserklärung vorauseilend, den Namen »Marseillaise« erhalten.

An einem blauſeidenen Auguſtmorgen des Jahres 1830 ſaß der ergraute, halb verwitterte Tyrtäus unter dem ſmaragdenen Schatten eines Catalpa-Baumes an der Seite einer nicht mehr jungen, aber noch immer ſchönen Freundin, Madame Eliſe Voiart, deren Gatte ihrem alten Freunde ein kleines Obdach in dieſem Landſitze aufgenöthigt hatte, denn Rouge de Lisle war ein ſtolzer Greis, der in ſeinen alten Tagen ſelbſt dem wärmſten ſeiner Verehrer nicht zur Laſt fallen wollte.

Madame Voiart, mit dem Flechten eines Kranzes beſchäftigt, hatte ſehr oft das Geſpräch auf jenes Lied hingewendet, an das er, trotzdem, daß es ſeinem Namen eine weltberühmte Bedeutung verſchafft hatte, nicht gern erinnert zu werden ſchien. An dieſem Tage aber gab er den Bitten der liebenswürdigen Freundin nach und begann mit ſchwerem Seufzer:

— Ich denke nur ungern an jenes Lied zurück, weil es mich an meine Jugend, an meine erſte und letzte Liebe, welche an den Klippen jener fanatiſch aufgeregten Zeit Schiffbruch gelitten, und vor Allem an den Ausſpruch eines großen deutſchen Dichters erinnert, deſſen Bekanntſchaft ich ein Paar Jahre ſpäter in Hamburg gemacht hatte. Er hieß Klopſtock, und dieſer hochgefeierte Name wird auch Ihnen, ſchöne Frau, nicht unbekannt ſein, wenn ich Sie daran erinnere, daß eben dieſer Name die ſchönſte Glorie des großen und erhabenen Dichters der »Meſſiade« iſt.

— Ich bin ſtolz darauf, Ihnen ſagen zu können, daß dieſes Gedicht mir ſehr wohl bekannt iſt, indem ichs erſt unlängſt in einer neu erſchienenen Ueberſetzung von Horrer geleſen *).

— Es gereicht Ihnen zur Ehre, Madame, daß Ihr Geiſt, der ſich ſo vielſeitig mit Literatur und Poeſie beſchäftigt, auch dieſem Dichter, in welchem Deutſchland den Oberprieſter ſeiner Dichtkunſt verehrt, ſeine Gunſt zugewendet hat. Mit einer großen Thräne im ehrlichen Auge drückte der alte ruhmgekrönte Meſſiasſänger meine junge, dieſer Ehre unwürdige Hand und ſprach in einem Tone, den ich nie vergeſſen werde: »Ich achte in Ihnen einen großen Dichter, ob ich gleich Ihr Lied nicht lieben kann, nicht lieben darf, weil es dreißigtauſend wackern Deutſchen im blutigen Schlachtgewühl das Leben gekoſtet hat.« Ich ſchwieg einen Augenblick tief gerührt, dann aber ermannte ich mich und ſagte nicht ohne Schamgefühl: Und wie viele meiner Landsleute ſind als Opfer dieſes Liedes gefallen? Hätte ich damals die grauenvolle Wirkung meiner Worte, denen der niegeſtillte Rachedurſt des Vol-

---

*) Von Klopſtock's Meſſiade giebt es fünf franzöſiſche Ueberſetzungen: die erſten 10 Geſänge ſind von Anthélmy, Junker u. A. Paris 1769. 2 vol. 12. Die zweite vollſtändige Ueberſetzung iſt von Frédéric Petit-Pierre, Neufchatel 2795. 4 vol. 12. Die dritte von Thereſe von Kurzrock, Aarau und Paris, 1801. 3 vol. 8. Die vierte von J. d'Horrer, Paris 1826. 3 vol. 8. Die fünfte von Ernſt Freiherrn v. Liebhaber, Par. 1828. 2 vol. 8.

les oft einen ganz andern Sinn, eine andere Bedeutung untergeſchoben hat, vorausſehen können, ich würde ſie niemals gedichtet oder im Entſtehen vernichtet haben, denn nie war es meine Abſicht geweſen, daß rohe Pöbelhaufen meine Melodie als einen Aufruf zur Beraubung und Ermordung unſchuldiger Bürger mißbrauchen ſollten. Ich wollte damit nichts Anderes als den Muth unſerer Soldaten anfeuern, gegen die Feinde der Republik, gegen die wirklichen Unterdrücker geſetzlicher Freiheit, mit frohem Muthe in den Kampf zu ziehen, um zu ſterben oder ſiegend daraus hervorzugehen. Aus dieſer Hymne aber iſt, ganz gegen meinen Willen, ein Fluch geworden, welcher Tauſende von Menſchen, ja endlich auch mich verfolgt und in die Kerker der Schreckensherrſchaft geworfen hatte.

— Was muß ich hören! rief Madame Volart.

— O glauben Sie es mir, meine Freundin, auch mir wäre es wie ſo vielen Tauſenden ergangen; auch ich wäre des Royalismus verdächtig und als Contrerevolutionär auf die Guillotine gejagt worden, hätte nicht der Tod Robespierre's, der — Gott weiß warum? — mich ſtets gehaßt, die Riegel meines Gefängniſſes geſprengt und mich der Freiheit, die mir über Alles theuer iſt, zurückgegeben. — Es gab Augenblicke, Madame, wo ich dieſes Lied verfluchte, weil es meinen reinen, unbefleckten Namen zu einem Gegenſtande vielfacher Verwünſchungen erniedrigt hat, und eben dies, meine theure Freundin, ſchmerzt mich noch heute, wo jene blutige Zeit, jene traurige Erinnerung längſt verklungen und mein Lied, mein armes Lied, nicht blos in aller Herren Länder, ſondern auch in Frankreich ſo verpönt iſt, daß es Niemand ſingen darf, ohne in Gefahr zu gerathen, als Aufrührer verhaftet zu werden.

In demſelben Augenblick ertönte aus ziemlich weiter Ferne die erſte Strophe jenes Liedes:

Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé;
Contre nous de la tyrannie,
L'étendard sanglant est levé,
L'étendard sanglant est levé,
Entendez vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Égorger vos fils, vos compagnes.
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchez! marchons!
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

— Was hör' ich! rief der Dichter dieſer Hymne. Man ſingt mein verbotenes Lied. Iſt der alte Haß von Neuem auferwacht? Iſt Paris der Herd einer neuen Revolution geworden? Gott ſchütze Frankreich! rief der alte Krieger und faltete ſeine Hände wie zum Gebete.

Doch immer näher kam das Lied. Er horchte den Verſen der zweiten Strophe:

Que veut cette horde d'esclaves,
De traîtres, de rois conjurés?
Pourquoi ces ignobles entraves,
Ces fers dès longtemps préparés?
Ces fers dès longtemps préparés?
Français, pour nous, ah, quel outrage!
Quels transports il doit exciter!
C'est nous qu'on est méditer
De rendre à l'antique esclavage!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons,
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

— Hören Sie, Madame? Das iſt jenes Lied, von dem wir ſoeben geſprochen haben. Wiſſen Sie, was dieſer Geſang, der meinem alten Ohre fremd geworden iſt, zu bedeuten hat?

— Nein, mein Freund, ſtammelte Madame Boiart, erröthend über dieſe kleine unſchuldige Lüge, denn ſie wußte wohl, was ſeit zehn Tagen in der Hauptſtadt vorgefallen war.

Der Trupp, deſſen Schritte man ſchon viel deutlicher zu hören begann, ſtimmte die dritte Strophe an:

Quoi! des cohortes étrangères
Feraient la loi dans nos foyers!
Quoi! ces phalanges mercenaires,
Terrasseraient nos fiers guerriers,
Terrasseraient nos fiers guerriers!
Grand Dieu! par des mains enchainées,
Nos fronts sous le joug se plieraient!
De vils despotes deviendraient
Les maitres de nos destinées!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons,
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

— Madame, ich fange zu zittern an.

— Und warum? mein lieber, theurer Freund.

— Ich denke an den edlen Meſſiasſänger! »Dieſer Vers hat dreißigtauſend Deutſchen das Leben gekoſtet!«

Und näher und näher kam das Lied.

Tremblez, tyrans, et vous, perfides,
L'opprobre de tous les partis!
Tremblez! vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix!
Vont enfin recevoir leur prix!
Tout est soldat pour vous combattre;

S'ils tombent, nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux
Contre vous tous prêts à se battre!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons,
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

— Dieſer Vers, Madame, macht mich ſchaudern, denn wie viel Unheil hat er ſelbſt in Frankreich angeſtiftet! Kommt man, um mich dafür von Neuem in den Kerker zu werfen?

— Beruhigen Sie ſich, mein alter Freund! Dieſe Leute, die uns nahen, erſcheinen — mein Herz ſagt's mir — gewiß nicht in böſer Abſicht.

Und als dieſer Trupp nun ſo nah' gekommen war, daß man ihn ſehen konnte, ſtimmte er mit ſolchem Enthuſiasmus den folgenden Vers an, daß Rouget de Lisle, unwillkürlich davon hingeriſſen, ſein graues Haupt entblößte und mit dem Feuer eines jugendlichen Kriegers und mit dem ganzen Stolze eines Franzoſen, der ſich ſagen durfte, daß er der Schöpfer dieſes Liedes ſei, jetzt ſelber mitſang:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs;
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs,
Combats avec tes défenseurs:
Sous nos drapeaux, que la victoire
Accoure à tes mâles accents;
Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons,
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Und als der letzte Vers dieſer Strophe verklungen war, drang ein kleiner Haufe von Leuten, deren Hut mit grünen Reiſern und deren Knopfloch mit blauweißrothen, weithinflatternden Bändern geſchmückt war, in den Garten und ein Ordonnanz-Offizier, deſſen linker Arm mit der dreifarbigen Binde und deſſen Bruſt mit dem Orden der Ehrenlegion geſchmückt war, trat aus der Mitte hervor, legte die Hand ehrerbietig an ſeinen Hut und ſagte zum Dichter jenes Liedes:

— Sie ſind Herr Rouget de Lisle?

— Ich bins! ſagte der Dichter mit rührender Beſcheidenheit.

— Mir iſt der beglückende Auftrag geworden, Ihnen dieſes Schreiben einzuhändigen.

Rouget de Lisle öffnete den Brief. Der Inhalt lautete wörtlich, wie folgt:

Paris, Hôtel de Ville, am 5. Auguſt 1830.

In Erwägung des wunderbaren Einfluſſes, den die von Ihnen verfaßte Freiheitshymne während der drei glorreichen Julitage von Neuem auf das franzöſiſche Volk ausgeübt hat, in Erwägung, daß das Vaterland Ihnen dafür ſeit achtunddreißig Jahren ſeinen Dank ſchuldet, in Erwägung, daß Sie, wie mir durch die Generale Lafayette und Lamarque, ſo wie durch die Deputirten Odilon-Barrot, Salverte und Lafitte angezeigt worden iſt, niemals eine Unterſtützung von der Regierung bezogen haben, ernenne ich Sie hiermit zum Offizier der Ehrenlegion und bewillige Ihnen von dieſem Tage angefangen eine jährliche Penſion von 6000 Francs.

(gez.) Louis Philipp, Herzog von Orleans,
General-Statthalter von Frankreich.

Rouget de Lisle, der von dem Ausbruch der Juli-Revolution, die in drei Tagen drei Dynaſtien geſtürzt, bis zu dieſer Stunde nichts vernommen hatte, glaubte zu träumen mit offenen Augen. In demſelben Augenblick trat Madame Boiart auf ihn zu und drückte auf ſein noch immer entblößtes und in Gedanken verſunkenes Haupt den kurz vorher fertig gewordenen Immortellenkranz und aus dem Hintergrunde der Gruppe trat Herr Boiart, der Gemahl der Dame, Rougets Freund, welcher Abends zuvor von Allem unterrichtet worden war und den ganzen Trupp hieher geleitet hatte, zu dem von Louis Philippe decorirten und von einer der lieblichſten Muſen der franzöſiſchen Poeſie gekrönten Dichter heran, heftete mit freudig bewegter Hand das Offizierkreuz der Ehrenlegion auf deſſen Bruſt und rief aus voller Seele:

— Vive la Marseillaise et son auteur!

— Träume ich denn? fragte der Greis.

— O nein, Sie träumen nicht, ſagte Herr Boiart. Carl X. iſt geſtürzt und an deſſen Stelle der Herzog von Orleans zum Generalſtatthalter des Königreichs ausgerufen worden.

— Und der Sohn Philipp Egalité's hat ſich eines armen Soldaten erinnert, deſſen ganzer Ruhm in einem einzigen Gedichte beſteht?

— Dies Gedicht, ſagte Madame Boiart, iſt das hohe Lied unſerer zwei Revolutionen und es wird fortleben im Munde des Volks, ſo lange es ein freies Frankreich giebt.

— Vive la France! rief der Ueberreicher der Depeſche, neigte ſein Haupt vor dem Dichter und entfernte ſich.

— Vive Louis Philippe! rief Rouget de Lisle.

— Vive Rouget de Lisle et sa Marseillaise! rief die Menge und zerſtreute ſich, den letzten Vers anſtimmend:

Nous entrerons dans la carrière
Quand nos aînés n'y seront plus;
Nous y trouverons la poussière
Et la trace de leurs vertus!
Et la trace de leurs vertus!
Bien moins jaloux de leur survivre
Que de partager leur cercueil,
Nous aurons le sublime orgueil
De les venger ou de les suivre!
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons, qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Herr und Madame Boiart führten den von dieſer Scene tief ergriffenen Greis langſam in den Gartenſaal, wo er, erſchöpft durch die Aufregung dieſer freudigen Ueberraſchung, faſt bewußtlos auf die Kiſſen des Sophas niederſank.

Sie gönnten ihm dieſe wohlthätige Ruhe.

XLVIII.

Wenige Tage nach dieſer wohlverdienten Apotheoſe wurde (am 9. Auguſt) der Generalſtatthalter, Herzog von Orleans, zum König von Frankreich proclamirt.

Vive Louis Philippe! jubelte ganz Paris.

Und dieſer Jubel fand in allen 86 Departements des neugeborenen Königreichs einen millionenſtimmigen Wiederhall.

XLIX.

Sechs Jahre nach der Thronbeſteigung Louis Philipp's finden wir den greiſen Sänger der »Marſeillaiſe« in Choiſi-le-Roi bei ſeiner treuen Freundin wieder. Er iſt ſeitdem krank und elend geworden und nur noch das Schattenbild deſſen, der er damals geweſen war, als er hier die erſte Kunde von der Juli-Revolution und mit ihr die Nachricht von ſeiner Erhebung zum Offizier der Ehrenlegion erhalten hatte. In ſeiner abgemagerten Hand blitzt ein Dolch, in welchem wir auf den erſten Blick denjenigen wiedererkennen, der den verhängnißvollen Mittelpunct unſerer Erzählung bildet.

Recapituliren wir die Geſchichte dieſes Dolches, ſo erinnern wir uns, daß Madame Roland ihn ihrem Antinous Barbaroux geſchenkt, und daß er aus den Händen Barbaroux's in jene der Théroigne de Méricourt übergegangen war, die mit dieſem Dolche ihren Feind Suleau ermordet hatte. Théroigne ſchickte ihn der Mademoiſelle Contat und dieſe verſchenkte ihn an Mademoiſelle Candeille. Mademoiſelle Candeille überließ ihn ihrem Freunde Vergniaud, der mit Hilfe dieſer Waffe den von Marat gedungenen

Mörder zu Boden ſtreckte. Durch dieſen Schurken, der dem Präſidenten den Dolch entriſſen hatte, gelangte dieſer in die Hände eines Trödlers. Von dieſem Trödler kam er in den Beſitz Duperret's und dieſer ſchenkte ihn der Charlotte Corday, die mit dieſem Stahle, den Durſt ihrer Rache ſtillend, Marat erdolchte. Die Concubine des »Volksfreundes« überließ dies theure Andenken ihrem Freunde David, der es an Fréron abtrat. Durch Fréron fiel der Dolch an Madame Camille Desmoulins und durch dieſe an ihren Kerkermeiſter. Dieſer bewaffnete damit den Arm Cécile Rénault's, die ihren Mordverſuch auf das Leben Robespierre's mit dem Tode büßen mußte. So gelangte der Dolch in die Hände Robespierre's, der damit die Vorſicht und treue Anhänglichkeit ſeines Freundes, Simon Duplay, belohnte. Dieſer mußte ihn ſeiner ſchönen Couſine Eliſabeth ſchenken, durch welche er das Eigenthum ihres Gatten Lebas wurde, der ſich damit das Leben nahm. Der Dolch gerieth darauf in die Hände des Gensd'armen Meda, der ihn an Legendre abtrat. Dieſer ließ ſich ihn von ſeiner Freundin Roſe Lacombe abſchwatzen, aus deren Inventar er nach dem Rechte der Gütergemeinſchaft Eigenthum des großen Communiſten Gracchus Babeuf wurde. Vom Vater ging er als Erbtheil auf den Sohn und von dieſem auf ſeine Freundin Momoro über, die ihn an Fouché verhandelte *). Aus Fouché's Händen gerieth er —

---

*) Nach einer andern Verſion ſoll er von Zoë Momoro einem ihrer jungen Freunde, dem corſikaniſchen Bildhauer Joſeph Ceracchi, der ihre Muſterformen in einer Statue als Venus Aphrodite verewigt hatte, als Belohnung ſeiner Arbeit anheimgefallen ſein. Dieſer Ceracchi, der im Jahre 1799 von Mailand, wo er Napoleon's Büſte angefertigt, nach Paris gekommen war, zettelte hier nach dem 18ten Brumaire mit dem Marſeiller Maler Topino-Lebrun, Diana und Demerville eine

wir wiſſen nicht, durch welchen Zufall und durch welche Mittelperſon — in die Hände Louvel's, der damit den Herzog von Berry ermordete.

Ueberſchauen wir die Wanderungen dieſes Dolches, ſo ſehen wir durch ihn den Ausſpruch eines großen deutſchen Dichters bewahrheitet, welcher in einem ſeiner Werke ſagt:

„Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären.“

Jetzt, nach vierundvierzig Jahren, befand er ſich in den Händen Rouget de Lisle's.

— Ich ſoll Ihnen, ſagte er zu Madame Voiart, die Geſchichte dieſes Dolches erzählen. Das iſt nicht ſo leicht, Madame. Könnte er ſelbſt, wie Jouy's »Shawl« oder der »Louisd'or« der Madame Guizot, Ihnen alle ſeine galanten Abenteuer beichten, Ihre gewandte Feder, welche jeden Stoff ſo glücklich auszuſchmücken verſteht, würde damit ganz bequem ein paar Bände füllen; ich aber will mich kurz faſſen und Ihnen nur die Hauptmomente ſeiner Wanderungen berichten. Mit dieſem Dolche, meine liebenswürdige Freundin, hatte der fanatiſche Sattler Louvel den Vater des Herzogs von Bordeaux ermordet. Aus der Hand des Herrn v. Decazes, von dem die Voruntersuchung jenes Proceſſes geleitet worden war,

---

Verſchwörung gegen das Leben des erſten Conſuls an. Alle Vier, mit Dolchen bewaffnet, begaben ſich am 10. October 1801 in die große Oper, um dort dem Leben des ehrgeizigen Napoleon ein Ziel zu ſetzen. Dieſe Verſchwörung wurde einen Augenblick vor der Ausführung durch Fouché's Spione vereitelt und Ceracchi und ſeine drei Mitverſchworenen wurden am 30. Januar 1802 auf dem Grève-Platze hingerichtet. — Nach dieſer Verſion ſoll Ceracchi's Dolch in die Hände des erſten Conſuls und erſt von dieſem in den Beſitz Fouché's, deſſen Eifer und Wachſamkeit Jener damit belohnen wollte, gelangt ſein.

gelangte dieſer Dolch, bald nach der Hinrichtung des Mörders, in den Beſitz einer Hofdame, deren Namen ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß verſchweigen will, weil ſie noch lebt und ich ſie um keinen Preis compromittiren möchte. Herr v. Decazes, der ihr ſeit Jahren ſeine Huldigung dargebracht hatte, ohne ſeine Seufzer erhört zu ſehen, begann an dem glücklichen Erfolge ſeiner Bewerbung ſchon zu verzweifeln, als ein Zufall ihn urplötzlich an's Ziel ſeiner Wünſche brachte. Jene Dame nämlich, eben ſo ſchön als eigenſinnig, hatte ſich die Caprice in den Kopf geſetzt, dieſen Dolch, womit der Herzog von Berry ermordet worden war, um jeden Preis zu erhalten. Als Grund dieſes ſonderbaren Eigenſinns wird erzählt, der Herzog habe dieſe Dame einmal ſo ſchwer gekränkt, daß ſie ſeit jenem Augenblick ſeine geſchworene Todtfeindin geweſen ſei. Herr v. Decazes, der nicht allzuſchöne Mann von vierzig Jahren, welcher trotz der größten Opfer immer kalt zurückgewieſen worden war, ſah ſeine langgenährte Hoffnung erſt dann erfüllt, nachdem er ihr dieſen Dolch als Preis ſeines Gehorſams huldigend zu Füßen gelegt hatte.

— Es giebt ſonderbare Frauen, bemerkte Madame Boiart. Heute überhören ſie oft die Seufzer eines jungen Adonis, um ſich morgen an den Hals eines alten Therſytes zu werfen; heute verſchmähen ſie die größten Schätze, um morgen ihre Schönheit, ihre Ehre einer Kleinigkeit, die ſich ihr Eigenſinn in den Kopf geſetzt hat, aufzuopfern.

— Aus dem Beſitze dieſer ſchönen Eigenſinnigen kam der nichtige Preis, den ſie auf ihre Tugend geſetzt hatte, in die Hände eines ihrer ſtillen Anbeter, jenes gefeierten Talma, der als Künſtler ſo unerreichbar groß daſtand, daß ſelbſt der große Kaiſer ſich nichts zu vergeben glaubte, wenn er Jenen ſeinen »Freund« hieß. — Der Freund des Kaiſers ſchenkte den Dolch ſeiner Freundin, dem Diamanten des Théâtre français, der Königin des Luſtſpiels, der Mademoiſelle Mars, und dieſe ſchenkte ihn einem ihrer größten Verehrer, dem geiſtreichen, aber ſehr boshaften Kritiker Geoffroy. Dieſer trat ihn für ein brillantes Frühſtück ſeinem Freunde Grimod de la Reynière, dem berühmteſten Leckermaule Frankreichs, ab, und Grimod verhandelte ihn gegen eines der ſchönſten Trinklieder an einen Mann, von dem ich (bei dieſen Worten entblößte er ſein ſchneeweißes Haupt) mit gerechtem Stolze ſagen darf, daß er mein Freund geweſen war.

— Und ſein Name? fragte Madame Voiart.

— Paul Emil Debraux.

— Wie? Sie kannten unſern jungen Anacreon?

— Eben ſo genau, wie unſere Sappho, erwiderte der galante Greis, einen ſchmeichelhaften Blick auf ſeine Freundin richtend.

— Und was wiſſen Sie aus ſeinem Leben?

— In ſeinem neunzehnten Jahre als Cuſtos bei der Bibliothek der mediciniſchen Schule angeſtellt, ließ er damals ſeine erſten Lieder »la Colonne«, »le Prince Eugène«, »le Mont Saint Jean« in die Welt hinausflattern, Lieder, die, den Ruhm des verbannten Kaiſers preiſend, ganz Frankreich mit offenen Armen, Ohren und Herzen aufnahm, Lieder, die bald in Aller Munde waren und ſeinen jungen Namen ſo volksthümlich machten, wie es damals vielleicht kein zweiter war. Ah, hätte mein guter Emil auch gar nichts Anderes als das eine ſchöne Lied: »Dis-moi, soldat, dis-moi, t'en souviens-tu« geſungen, dies Lied allein wäre hinreichend, ſeinen Namen, ſo lange es noch Franzoſen giebt, welche die glorreichen Erinnerungen ihrer Geſchichte in Liedern feiern, niemals in undankbare Vergeſſenheit gerathen zu laſſen. — Keiner, Madame, hat den Sänger des »Fanfan la Tulipe« beſſer zu würdigen gewußt, als der Erbe ſeines Ruhmes, der Herausgeber ſeiner Lieder, unſer großer Béranger. Ich erinnere Sie an jene Verſe:

„Debraux dix ans regna sur la goguette,
Mit l'orgue en train et les choeurs des faubourgs,
Et roulant roi de guinguette à guinguette
Du pauvre peuple il chanta ses amours."

— Und das Ende dieſes liebenswürdigen Sängers?

— So traurig, wie das der meiſten Andern! Wegen ſeiner politiſchen Meinung und ſeiner treuen Liebe und Anhänglichkeit zu ſeinem auf Sanct Helena geſtorbenen Kaiſer zu einer langen Freiheitsſtrafe verurtheilt, büßte er ſie in den finſtern ungeſunden Mauern von Sainte Pélagie ab und holte ſich dort den Keim zu jener Krankheit, die ihn in der Blüthe ſeines Lebens, in einem Alter von zweiunddreißig Jahren, in's Grab warf. Wie ſchön ſingt unſer Béranger:

„Bien jeune, helas, il descend dans la fosse . . .
Je l'ai conduit ou vieux j'irai demain."

— Möge die Erde ihm leicht ſein, ſagte Madame Boiaxl, in deren gefühlvollem Auge eine Thräne wie eine blitzende Thauperle am Blüthenſaume eines Vergißmeinnicht hing.

— Kurz vor ſeinem Tode riefen mich zwei Zeilen ſeiner lieben Hand an's Krankenlager. Ich eilte hin zu ihm und fand ihn nicht weniger heiter als ſonſt. Mein junger Freund, deſſen Gewiſſen ſo rein wie ſein Ruf war, ſah dem finſtern Senſenmanne mit der Ruhe eines Weiſen in's fleiſchloſe Angeſicht und zitterte nicht. Er reichte mir ſeine fieberkranke Hand und ſprach: »Ich habe Sie gebeten, mich zu beſuchen, um mir den Troſt zu verſchaffen, Sie vor meinem nahen Ende noch ein Mal zu ſehen und Ihnen die heilige Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen. Das Wenige, was ich bin,« ſagte der beſcheidene Poet, »bin ich einzig und allein durch Sie geworden, denn Ihre Hymne, die im Herzen und Munde jedes Franzoſen lebt, welcher den Ruhm und die Freiheit liebt, hatte, wie ſo viele andere junge Leute, auch mich begeiſtert, die Triumphe meines ſchönen Vaterlandes, die Siege unſeres großen Kaiſers, die Tugenden ſeines gewiß nicht minder großen Volkes, in ſchmuckloſen Weiſen zu beſingen. Geſtatten Sie mir, — fuhr er mit großer Anſtrengung fort — Ihnen dieſe Sammlung meiner neueſten Lieder, mein Bild und dieſen Dolch zu ſchenken. Letzterer wird vielleicht einigen Werth für Sie haben, wenn Sie erfahren, daß er — wie ich erſt unlängſt durch Zufall in Erfahrung gebracht — vor mehr als vierzig Jahren von einer Dame, die gewiß auch Sie eben ſo innig verehren, als aufrichtig beklagen werden, von Madame Roland, einem ihrer Lieblinge, dem Marſeiller Barbaroux, als das erſte und letzte Andenken ihrer keuſchen Neigung anheimgefallen war. An dieſer Waffe — ſetzte er hinzu — ſpinnt ſich der rothe Faden unſerer ganzen Revolutionsgeſchichte ab, und wäre mein Geiſt nicht ſchon zu ſchwach und gelähmt, ſo würde ich ſie zum Gegenſtande einer Meſſénienne gemacht haben, in deren Strophen ſich alle großen Tugenden und Verbrechen Frankreichs abgeſpiegelt hätten. Jetzt aber iſt es zu ſpät: ich fühle, daß es mit meinem jungen Leben raſch zur Neige geht, und darum lege ich meinen Geiſt, mein Bild und das Liebſte, was ich beſitze — dieſen Dolch — in Ihre Hände, mit der Bitte, dieſe kleinen Gaben eines Sterbenden nicht zurückzuweiſen und ihm auch nach ſeinem Tode eine freundliche Stelle in Ihrem Herzen einzuräumen.« — Ich war ſo tief bewegt, daß ich ihm nur durch einen Druck meiner Hand und eine Thräne im Auge meinen ſtummen Dank zu erkennen gab. — Vierundzwanzig Stunden ſpäter, am 12. Februar 1831, ſchwang ſich ſeine ſchöne Seele zum Throne des Ewigen empor, und drei Tage ſpäter trug der große Kreis ſeiner Freunde und in dieſem auch ich alter Mann, der ich gern für ihn geſtorben wäre, ſeine irdiſche Hülle auf den Gottesacker hinaus.

Hierauf trat eine lange Pauſe ein. Madame Voiart trocknete eine große Thräne.

— Madame, begann dann der ehrwürdige Greis, auch ich fühle, daß es mit meinem alten ſechsundſiebzigjährigen Leben raſch zur Neige geht, und dies giebt mir den Muth, vor Thoresſchluß noch eine kleine Bitte an Sie zu richten, eine Bitte, die Ihr menſchenfreundliches Herz, das mir ſeit ſieben Jahren ſo vielfache Beweiſe erhabener Freundſchaft gegeben hat, gern erfüllen wird. Ich wiederhole die Worte meines hingeſchiedenen Freundes Debraux und bitte Sie: dieſe kleine Gabe eines Sterbenden nicht zurückzuweiſen und auch ihm nach dem Tode eine freundliche Erinnerung zu bewahren.

Rouget de Lisle legte den Dolch in die Hände ſeiner Freundin, die ihn gerührten Herzens und ſtummen Dankes annahm.

— — — — — — — — — — — — — — —

L.

Und einen Tag darauf (am 30. Juni 1836) ſtarb auch er. Und drei Tage ſpäter legte man auch ihn zu den Todten. Sein Name aber wird ewig fortleben*). Und jene Verſe, die Béranger auf Debraux gedichtet hat, paſſen auch auf dieſen Todten:

„C'étaient ses chants que disait leur ivresse,
Chants que leurs fils sauront bien rajeunir;
De son passage est-il un roi, qui laisse
Au pauvre peuple un si cher souvenir?“

LI.

Zu den verſchämten Armen, denen das wohlwollende Herz der Madame Boiart regelmäßig eine monatliche Unterſtützung in

---

*) Außer der Marſeillaiſe hat Rouget de Liſle noch einen „Chant des vengeances“, einen „Chant de combat“ und eine „Hymne à l'Espérance“ gedichtet. Außer dieſen Liedern ſchrieb er auch eine lyriſche Tragödie in drei Acten „Macbeth“, in Muſik geſetzt von Hippolyte Chélard (gegenwärtig Kapellmeiſter in Weimar). Als Componiſt machte ſich Rouget de Liſle durch eine Sammlung von fünfzig Liedern bekannt, die, von ihm in Muſik geſetzt, im Jahre 1826 in ſeinem eigenen Verlage herausgekommen ſind. — Eine zweite Apotheoſe wurde ihm bald nach der Februar-Revolution zu Theil. Durch Beſchluß der Straßburger Stadtbehörde erhielt die Meiſengaſſe (im „Pariſer Hofe“ dieſer Straße hatte Rouget de Liſle ſein unſterbliches Freiheitslied gedichtet) den Namen „Rue Marseillaise“.

Paris angedeihen ließ, gehörte unter vielen Andern auch eine ſchon ziemlich hochbejahrte Mademoiſelle Delaroche, die ſich vor einiger Zeit in der weit abgelegenen, einſam ſtillen Rue de la Fontaine Saint Marcel bei einer nur dürftig bemittelten, aber höchſt achtbaren Bürgerfamilie eingemiethet hatte. Ueber der Vergangenheit dieſer Dame lag ein dichter, undurchdringlicher Schleier, den Niemand in dieſer Familie zu lüften vermochte, denn Mademoiſelle Delaroche beharrte bei ihrem geheimnißvollen Schweigen. Keiner wußte, wann und woher ſie nach Paris gekommen war, Keiner kannte ihre Abkunft, Keiner wußte ihren wahren Namen. Die Einzige, der ſie ſich bald nach ihrer Rückkehr in die Hauptſtadt offenbart hatte, war Madame Boiart, die ſie ſeit jenem Tage unter die Flügel ihres Schutzes genommen und jener Familie empfohlen hatte, in der ſich die Unbekannte bald ſo heimiſch als im Kreiſe ihrer Verwandten fühlte. Das ganze Haus behandelte die alte Dame mit großer Rückſicht und Theilnahme, und Alles bemühte ſich, ſie durch liebevolle Pflege vergeſſen zu machen, daß ſie im Schooße dieſer Familie eine Fremde ſei. Die blühendjungen, reizendhübſchen Kinder nannten ſie ihre »Tante« und thaten Alles, was ſie ihr an den Augen abſehen konnten.

Eines Abends ſah man in jener einſamen Straße vor der Wohnung der Mademoiſelle Delaroche einen Miethswagen halten, aus dem eine Dame herausſprang. Es war Madame Boiart, welche ihrer Empfohlenen einen Beſuch abſtattete. Sie fand ihre alte Freundin in einem traulichen Stübchen, mit dem Ordnen vieler Papiere beſchäftigt.

— Kennen Sie dieſen Dolch? fragte Madame Boiart.

— O ja, erwiderte Jene tief bewegt.

— Ich hatte dies voraus gewußt ...

— Und wodurch?

— Kannten Sie Herrn Rouget de Lisle?

— Leider, nur dem Namen nach.

— Dieſer Mann, der erſt vor einigen Tagen in meinen Armen geſtorben iſt, hatte mir kurz vor ſeinem Hinſcheiden dieſen Dolch geſchenkt und mir geſagt, daß er von Madame Roland herſtamme. Nach ſeinem Tode fand ich unter ſeinen Papieren, die er eine Stunde vor ſeinem Ende in meine Hand gelegt, die ausführliche Geſchichte dieſes Dolches, die er ſelbſt unter den Liedern ſeines Freundes Debraux vorgefunden hatte. Jetzt erſt, Mademoiſelle, fing ich zu begreifen an, welch' hohen Werth mein verſtorbener Freund auf das geſchichtliche Kleinod gelegt; jetzt erſt erfuhr ich die vollſtändige Geſchichte dieſes Erbſtücks, und da ich auch Ihren Namen oder vielmehr den Ihres Bruders darin verflochten fand, ſo meinte ich, es würde für Sie von großem Intereſſe ſein, dieſen Dolch, der durch ſo viele Hände gegangen iſt, jetzt in den meinigen wiederzufinden.

— Dieſer Dolch, Madame, erweckt in mir tauſend ſchmerzliche Erinnerungen ...

— Niemand, Mademoiſelle, begreift dies beſſer als ich ...

— Doch bei dem Allen haben dieſe ſchmerzlichen Erinnerungen auch einen Tropfen Süßigkeit für mich, denn ſie verſetzen mich in die Tage meiner Jugend zurück, in welchen ich wohl mehr aus Rückſicht für meinen Namen, als für meine Perſon, der Gegenſtand vieler Huldigungen geweſen war. In Nizza, wohin ich meinem Bruder, der ſich vom Convent zum Commiſſär der italieniſchen Armee ernannt ſah, gefolgt war, hatte ſelbſt General Napoleon Bonaparte ſich herabgelaſſen, der Schweſter ſeines Feindes den Hof zu machen, wahrſcheinlich wohl nur deßhalb, um ſich bei Jenem in Gunſt zu ſetzen. Dieſe ſchönen Zeiten, Madame, ſind längſt vorüber; jetzt bin ich eine arme alte, von aller Welt verlaſſene Frau, die ihren wirklichen Namen, der einmal der geachtetſte in ganz Frankreich geweſen war, mit einem fremden zu vertauſchen ſich gezwungen ſah, um dadurch dem Haß und der Verwünſchung meiner Zeitgenoſſen zu entgehen. Sie allein kennen mein ganzes Geheimniß, Sie ſind die Einzige, die mir Mitleid und großmüthige Unterſtützung zu Theil werden läßt. Ohne Sie, Madame, wäre ich, die unglückliche Schweſter jenes Mannes, deſſen Name nur Ihnen bekannt iſt, vielleicht ſchon längſt verhungert.

— Mademoiſelle, ich glaube ganz im Sinne meines verſtorbenen Freundes zu handeln, wenn ich ſein Andenken in Ihre Hand lege.

— Wie, Madame, Sie wollen mir dieſen Dolch ſchenken?

— Um Sie an die glücklichen Zeiten Ihrer Vergangenheit und an Ihren Bruder zu erinnern, dem Sie noch heute, wie damals, mit ganzem Herzen und ganzer Seele ergeben ſind.

— Mag auch alle Welt ihm fluchen; ich, Madame, ich ſegne ſein Andenken!

— Und mag auch alle Welt ihn verketzern und verleumden, ich, Mademoiſelle, ſage Ihnen, daß Sie, mehr als hundert Andere, ein wohlbegründetes Recht haben, auf jenen Bruder ſtolz zu ſein.

— O, Madame, Ihre Worte träufeln Balſam in meine von bittern Zweifeln zerriſſene Seele. Sie geben mir den Muth zurück, ſeinen Namen, wenn auch im Geheimen nur, als das einzige Erbtheil ſeines Ruhmes fortzuführen und mich an ihm feſtzuklammern, wie ein Schiffbrüchiger am letzten Wrack ſeiner geſtrandeten Hoffnungen.

— Mademoiſelle Delaroche, indem ich dieſen Dolch, auf deſſen Spitze einſt auch ſein Leben ſtand, in Ihre Hände lege, wage ich die eigennützige Bitte auszuſprechen, es möchte Ihnen gefallen, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben Ihres Bruders zu ſammeln und nicht länger anzuſtehen, ſie als eine Rechtfertigung ſeines edlen Charakters recht bald an's Licht treten zu laſſen.

— Sie finden mich mit dem Ordnen meiner Papiere beſchäftigt, um ſie in die Hände eines ſeiner Verehrer zu legen, der ſie unter meiner Aufſicht dem Druck übergeben will..

— Und der Name dieſes Mannes?

— Laponneraye!

— Ich kenne dieſen jungen Mann und weiß, daß er einer unſerer glühendſten Republikaner iſt. Ihm dürfen Sie Ihr Vermächtniß anvertrauen. Und wann werden Sie mir die Freude Ihres Beſuches ſchenken, um mir einige Capitel aus Ihren Memoiren mitzutheilen?

— Sobald es meine Geſundheit erlaubt.

— Sie werden mir jederzeit willkommen ſein, ſagte Madame Beiart, umarmte ihre Freundin und verließ das trauliche Zimmer, um ſich auf einen Augenblick zu dem weiblichen Oberhaupte jener Familie zu verfügen.

— Erlauben Sie mir, Madame, ſagte Sie zu ihr, Ihnen wieder eine Kleinigkeit zum Unterhalte unſerer gemeinſchaftlichen

Freundin einzuhändigen und Sie dringend zu bitten, Mademoiſelle Delaroche, wie bisher, mit treuer Liebe zu pflegen. Der Himmel wird es Ihnen vergelten!

— Sie ſind ein treuer Schutzgeiſt ihres Lebens.

— O ſagen Sie lieber, ihre Freundin.

Sie drückte die Hand der guten Frau und eilte fort; die älteſte Tochter des Hauſes begleitete ſie zum Wagen zurück.

Und Madame Voiart war mit ſich zufrieden, denn ihr Herz hatte wieder etwas Gutes gethan.

Die Krone der Tugenden iſt — Mitleid.

LII.

Wenige Tage nach jenem Beſuche finden wir im ſtillen Kreiſe dieſer armen und dennoch zufriedenen Familie einen alten, fünfundſiebzigjährigen Greis, hinter deſſen düſterer, ſorgengetrübter Gegenwart eine glänzende, vielbewegte, abenteuerliche Vergangenheit lag. Auch er gehörte zu jenen Wenigen, welche die Revolution, die durch ſie erzeugt und genährt worden war, wohl überlebt, aber aus dem Schiffbruche jener blutigen Tage nichts als die Erinnerung an jene Zeit gerettet hatten. Auch dieſer Mann war bald nach dem Sturze Robespierre's, als Anhänger und Vertrauter deſſelben, am 15. Ventöſe des dritten Jahres der Republik eingekerkert und erſt am 13. Vendémiaire des folgenden Jahres wieder in Freiheit geſetzt worden. Aber gleich darauf hatte er, von ungebändigtem Ehrgeiz aufgeſtachelt, den Clubb der Panthéoniſten, einen Verein von Jacobinern, gegründet, deren Streben es geweſen war, durch alle Mittel geſetzlicher Agitation, in die ſich ab und zu auch einige ungeſetzliche geltend zu machen verſuchten, dahin zu wirken, an die Stelle der neu eingeführten Directorial-Verfaſſung die abgeſchaffte Conſtitution des Jahres 1793 wieder ein- und mit ihr alle Stürme der Schreckensherrſchaft zurückzuführen. Die Clubbiſten hatten dieſen kühnen Abenteurer zum Präſidenten erhoben und ihm dadurch großen Einfluß verſchafft, bis zu jenem Augenblick, in welchem dieſer Verein mit ſeinen gefährlichen Tendenzen auf Befehl des Directoriums aufgelöſt worden war. Nicht lange nachher, in Folge der von Gracchus Babeuf geleiteten Verſchwörung, bei welcher auch der ehemalige Präſident der Panthéoniſten ſich weſentlich betheiligt hatte, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, war er durch die Gunſt des erſten Conſuls nach einer kleinen Stadt des öſtlichen Frankreichs verbannt und dort, von Fouché's Spürhunden bewacht, unter polizeiliche Aufſicht geſtellt worden. Nach Napoleon's Abdankung hatte er ſich von dort nach der Schweiz geflüchtet und mehrere Jahre in Genf durch Unterricht in der Muſik kümmerlich durchgebracht. Aber auch von hier wegen ſeines angeborenen Triebes zu Aufwühlereien und Verſchwörungen gegen die Herrſchaft der nach Frankreich zurückgekehrten Bourbons aus ſeinem Genfer Aſyle verjagt, war er nach Brüſſel gegangen, hatte dort von ſeiner Feder als Mitarbeiter einiger politiſcher Zeitungen gelebt und ſich als ein Panegyriker des in der Verbannung geſtorbenen Kaiſers bemerkbar gemacht. *) Im Jahre 1828 war er auch als Vertheidiger der communiſtiſchen Lehre aufgetreten und hatte eine ausführliche Geſchichte der Verſchwörung Babeuf's erſcheinen laſſen, ein Werk, in welchem die neuen Jacobiner das »Evangelium der Demokratie« und in dem Autor den Heiland der zu Grabe getragenen Republik verehren. — Gleich nach Ausbruch der Juli-Revolution nach Paris zurückgekehrt, lebte er hier, um den Nachforſchungen der Polizei zu entgehen, unter dem angenommenen Namen Rémond und friſtete ſein Leben als Muſik- und Geſanglehrer.

In dieſer Eigenſchaft hatte der alte Jacobiner, vor dem nun eine kurze, aber ſehr traurige Zukunft lag, auch Zutritt bei jener Familie, deren älteſter Tochter er Unterricht im Claviere gab.

---

*) Von dieſem Manne rührt, wenn wir nicht irren, jene nicht unintereſſante Bemerkung her, daß in Napoleons Leben der Buchſtabe M. eine große, wichtige Rolle ſpielt. Die Namen von ſechs ſeiner Marſchälle (Murat, Moncey, Maſſena, Mortier, Macdonald, Marmont) und die von ſechsundzwanzig ſeiner Diviſionsgenerale (Miollis, Montbrun, Morlent, Merle, Mermet, Mesnier, Mathieu, Marchand, Milhaud, Maiſon, Mouton, Merlin, Morand I. und II., Menou, Margaron, Maiher, Molitor, Meunier, Marbot, Mériage, Morin, Marulez, Marcouſin, Menard und Mionnet) fingen mit M. an. Seine erſte Schlacht ſchlug er bei Montenotte, ſeine letzte bei Mont-Saint-Jean; außerdem gewann er die Schlachten bei Milleſimo, Mondovi, Marengo an der Moskwa, bei Montmirail und Montereau. Mailand war die erſte, Moskau die letzte feindliche Hauptſtadt, die er als Sieger betrat; auch in Madrid zog er triumphirend ein, aber Madrid und Moskau brachen ſeine Macht. Seine zweite Frau, die ihn ſo treulos in Stich ließ, hieß Marie Louiſe. Drei ſeiner Miniſter hießen Maret, Montalivet und Molé; ſein erſter Kammerherr war Montesquieu. Egypten ging ihm durch Menou verloren. Zuerſt fiel ſein Schwager Murat von ihm ab. Moreau war eine Zeitlang ſein Nebenbuhler und zettelte gegen ihn eine Verſchwörung an. Malmaiſon war ſein letzter Aufenthaltsort in Frankreich. Der Capitän Maitland brachte ihn nach Sanct-Helena. Unter ſeinen Begleitern befand ſich General Montholon und ſein erſter Kammerdiener Marchand. Er ſtarb am 5. des Maimonats.

Aber auch außer der Stunde war Herr Rémond ein immer gern geſehener Freund des Hauſes, in welchem er, ſeitdem Mademoiſelle Delaroche hier eingezogen war, — er wußte es ſelbſt nicht warum — ſich heimiſcher und wohler als früher zu fühlen begann, denn nicht nur ſeine junge, talentvolle Schülerin, auch die alte, ehrwürdige »Tante« hatte ihn bald ſo lieb gewonnen, daß er ihnen, wenn er einen Tag ausblieb, ſehr zu fehlen ſchien.

— Herr Rémond, ſagte das junge Mädchen zu Mademoiſelle Delaroche, muß am Ende gar krank geworden ſein, weil er ſchon ſeit drei Tagen ſich bei uns nicht ſehen läßt.

— Auch ich, ſchönes Kind, vermiſſe Deinen alten Lehrer nur ſehr ungern.

— Ich liebe ihn, weil er uns ſo viel Schönes zu erzählen weiß aus jenen Tagen, wo Frankreich noch ein freier Staat und der tugendhafte Robespierre der erſte Bürger der Republik geweſen war. Kannten auch Sie, gute Tante, dieſen großen, tugendhaften Mann?

— Nur dem Namen nach, liebe Mélanie.

— Und wo lebten Sie damals, als die Feinde des Vaterlands den großen »Unbeſtechlichen«, wie ihn Herr Rémond nennt, auf die Schlachtbank jagten?

— Ich hielt mich damals, meiner angegriffenen Geſundheit wegen, in Nizza auf.

— Sind Sie eine Franzöſin, liebe Tante?

— Eine Franzöſin mit Leib und Seele.

— Herr Rémond aber ſcheint mir, ſeiner Ausſprache nach, kein geborener Franzoſe zu ſein. Was glauben denn Sie, liebes Tantchen?

— Ich halte ihn für einen Italiener.

— Nun, mag Herr Rémond Italiener oder Franzoſe ſein, ich habe ihn lieb, weil er mit ſo großem Enthuſiasmus, mit ſo jugendlichem Feuer noch immer für die Republik ſchwärmt!

— Kind, ſchwärmſt Du denn auch dafür?

— Mit allen Kräften meiner Seele!

In demſelben Augenblick kam Herr Rémond.

— Ihre junge Schülerin, ſagte Mademoiſelle Delaroche, hatte kurz vorher von Ihnen geſprochen.

— Hoffentlich doch nur Gutes?

— Wer kann wohl etwas Böſes von Ihnen ſagen, Sie lieber alter Herr, erwiderte die Kleine, ihren Lehrer zärtlich umarmend.

— Auch ich habe während der drei Tage meines Unwohlſeins fleißig an Sie gedacht, und meinen erſten Ausgang benutzt, um zu einem meiner Freunde, einem alten Kunſtgärtner, zu eilen und ihn um ein Paar Bouquets zu bitten, ſagte der alte Mann und holte aus ſeinem Hute, den er in der Hand hielt, zwei Sträußchen reizend-ſchöner gelber Roſen hervor, von denen er das eine der Mademoiſelle Delaroche, das andere ſeiner fleißigen Schülerin überreichte.

Beide Damen dankten für dieſe Aufmerkſamkeit.

— Lieben Sie die gelben Roſen? fragte Mélanie, die, wie faſt jedes junge Mädchen, in hohem Grade neugierig war und gern Alles wiſſen wollte.

— Ich liebe ſie mehr als alle andern Blumen.

— Und warum? fragte das wißbegierige Kind.

— Das erzähle ich Ihnen ein ander Mal, erklärte Herr Rémond, der ſich unterdeſſen geſetzt hatte.

— Dies Bouquet, begann die alte Dame, verſetzt mich wie durch Zauber in die goldene Zeit meiner glücklichen Jugend zurück, und ſein friſcher Duft weckt in meinem alten Herzen eine wehmüthige und dennoch ſüße Erinnerung, denn auch ich, Herr Rémond, liebe dieſe Blumen über Alles!

— Und weßhalb? forſchte der alte Herr.

— Ich erzähle Ihnen dies ein ander Mal.

— Aber warum, mein guter Lehrer, wollen Sie uns nicht ſchon heute ſagen, weßhalb Sie die gelben Roſen allen andern Blumen vorziehen?

— Weil ſich daran ein Geheimniß meines Herzens knüpft.

— Uns, Herr Rémond, bat Mademoiſelle Delaroche, dürfen Sie dies Geheimniß wohl anvertrauen, denn ſtumm wie ein Grab, verbürge ich mich auch für die Verſchwiegenheit meiner jungen Freundin . . .

— Ein ſo galanter Herr, wie mein lieber Lehrer, wird uns dieſe kleine Gefälligkeit gewiß nicht abſchlagen, wenn er ſieht, daß die gute Tante und ſeine gehorſame Schülerin vor Neugier ſchier verbrennen, dies allerliebſte Geheimniß je eher je lieber zu erfahren.

— Wohlan, meine Damen, ſo hören Sie! Vor länger als vierzig Jahren betete ich ganz in der Stille meines Herzens eine Dame von eben ſo blendender Schönheit, als bezauberndem Seelenadel an. Ich liebte ſie mit der ganzen Gluth der erſten Liebe, doch hatte ich nicht den Muth, es ihr zu geſtehen . . .

— Und warum denn nicht? fragte Mélanie.

— Weil ich damals viel zu ſchüchtern und die Königin meines Herzens von ſo vielen Huldigungen umringt war, daß ich befürchten mußte, ſie werde die meinigen aus mehr als einem Grunde zurückweiſen, denn ich war ein unbedeutender Menſch, der nichts als glühende Liebe zur Freiheit und nebenbei etwas Ehrgeiz beſaß. Ich begnügte mich mit dem Anſchauen ihrer jugendlichen Reize und war ſelig, ſo oft ich ihr nahen und mich in den Strahlen ihrer Augen ſonnen durfte. Wohl mehr als einmal hatte ich den feſten Vorſatz gefaßt, ihr mein Herz zu öffnen; immer aber erſtarb das Wort auf meinen Lippen, immer trat ich, eingeſchüchtert durch den jungfräulichen Stolz ihres Herzens, von meinem Vorſatz zurück und verſchloß meine Liebe zu ihr in der tiefſten Tiefe meiner Seele.

— Ich begreife nicht, mein guter Lehrer, wie ein Mann ſo ſchüchtern ſein kann!

— Jetzt begreife auch ich's nicht mehr. Doch damals war es anders. Eines Tages aber faßte ich ein Herz und ſchrieb ihr einen Brief . . .

— Einen Brief? wiederholten beide Damen zugleich.

— Einen Brief, in welchem ich der Königin meines Herzens in zaghaft-ſchüchternen Worten meine Liebe geſtand . . .

— Und ſind Sie überzeugt, fragte Mademoiſelle Delaroche, deren Antheil an dieſem Geheimniſſe immer mehr und mehr zu wachſen ſchien, daß der Gegenſtand Ihrer ſtillen Anbetung jenen Brief auch empfangen hat?

— Das unterliegt wohl keinem Zweifel, denn ich ſelbſt hatte jene Zeilen in ihre Hand gelegt. Aus Vorſicht, daß nur ſie und keines von allen Augen, die uns beobachteten, jene Zeilen ſehe, hatte ich ſie in ein Bouquet gelber Roſen verſteckt, weil ich wußte, daß ſie eine leidenſchaftliche Freundin dieſer Blumen war.

— Und was enthielt dieſer Brief?

— Die flehentliche Bitte, mir ein Zeichen ihrer Gegenliebe zu ſchenken.

— Und dieſes Zeichen, worin ſollte es beſtehen?

— Ich bat ſie, ſich am folgenden Abende ſtatt der Antwort mit einer meiner gelben Roſen zu ſchmücken.

— Und geſchah dies? fragte Mademoiſelle Delaroche.

— Nein, erwiderte Rémond mit ſchwerem Seufzer.

— Armer Freund, und daraus ſchloſſen Sie ...

— Daß die Stolze mein Herz verſchmähte ...

— Und was thaten Sie? fragte Mélanie.

— Ich ſchwieg und grämte mich. Meine Freunde aber ſuchten mich zu zerſtreuen und mir zu beweiſen, daß die Königin meines Herzens, ſtolz und gefühllos, mich nie geliebt habe.

— Ihre Freunde, Herr Rémond, haben jener Dame ein großes Unrecht zugefügt, erklärte Mademoiſelle Delaroche.

— Wie, rief der alte Muſiklehrer hoch erſtaunt, Sie kannten jene Dame?

— So gut wie mich ſelbſt, ſagte ſie und holte aus einer ihrer Schubladen ein Acajoukäſtchen hervor. Sie öffnete den Deckel, nahm ein verwelktes Bouquet gelber Roſen heraus und fragte mit Thränen in den Augen: Kennen Sie dieſe Blumen?

— Himmel! rief Rémond, meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht: Mademoiſelle Delaroche iſt Fräulein Charlotte Robespierre.

— Und Herr Rémond iſt Philipp Buonarotti!

Und die beiden alten Leute flogen ſich in die Arme und umhalſten ſich mit unbeſchreiblicher Freude.

— Großer Gott, welch rührende Erkennungsſcene! rief das junge Mädchen, das vom Scheitel bis zur Schuhſohle durch und durch Erſtaunen war. Ah, fürwahr, nichts in der Welt geht über ein intereſſantes Geheimniß! Ich eile, um es mit Ihrer gütigen Erlaubniß der lieben Mutter und dem guten Vater zu erzählen. Die werden die Augen aufreißen, die werden erſtaunen, wenn ſie erfahren, daß unſere liebenswürdige Tante die Schweſter des großen Bürgers Robespierre und die Geliebte des Herrn Rémond iſt, ſchrie Mélanie und rannte zur Thür hinaus.

Die Liebenden waren nun ohne Zeugen.

— Oeffnen Sie jenes Bouquet, meine angebetete Freundin, um ſich von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen, bat der alte Mann.

In dem Augenblick, als ſie das dünne Bändchen, das die verwelkten Blumen zuſammenhielt, aufband, fiel ein vergilbtes Blatt heraus, das ſeit zweiundvierzig Jahren ungeleſen in dieſem Schooße verſenkt geweſen war. Charlotte öffnete nun auch das Blatt, durchflog mit unbeſchreiblicher Rührung den ganzen Inhalt und las den Schluß: »Wenn Sie ſich herablaſſen, meine Liebe zu erhören, ſo ſchmücken Sie morgen mit einer dieſer Blumen Ihren Buſen; dann werde ich Muth faſſen und bei Ihrem Bruder, der mir zugethan iſt, ſogleich um Ihre Hand anhalten.«

Der Brief entſank ihrer zitternden Hand.

— C'est trop tard! rief ſie aus.

— Oui, mon amie, c'est trop tard! wiederholte ihr alter Anbeter.

Und Beide ſahen beſtürzt zu Boden.

LIII.

Charlotte Robespierre ſchenkte wenige Tage vor ihrem Ende den Dolch als ein Vermächtniß ihrer Liebe ihrem alten Anbeter und treuen Freunde Philipp Buonarotti, der ihr die lebensmüden Augen zudrücken und jene gelben Roſen, die ſie ſeit dem Jahre 1794 als ein Andenken ſeiner ſtillen Anbetung aufbewahrt hatte, als letzten Troſt mit ins Grab geben mußte.

LIV.

Buonarotti überlebte ſie nur kurze Zeit. Er ſtarb am 13. September 1837 und vermachte in ſeinem Teſtamente Charlottens Andenken dem liebſten ſeiner Freunde, dem Dr. Ulyſſe Trélat, der, als ſein Arzt, ihn während ſeiner kurzen Krankheit mit aufopfernder Freundſchaft und treuer Bruderliebe gepflegt hatte. Ein unabſehbarer Zug von Arbeitern begleitete die irdiſche Hülle des alten Republikaners nach dem Kirchhofe Montmartre, wo der Erbe jenes Dolches, Herr Trélat, ein Mitarbeiter des gleichgeſinnten »National«, eine hochbegeiſterte Grabrede hielt *).

LV.

Zehn Jahre nach dem Tode des Geliebten der Schweſter Robespierre's brach in Paris, am 24. Februar 1848, die dritte Revolution Frankreichs aus. Louis Philippe und ſeine unwürdige Politik wurde geſtürzt und die Republik ausgerufen. Als der fliehende Sohn Philipp Egalité's die Proclamation der Republik und die Einſetzung der proviſoriſchen Regierung erfuhr, ſagte er in dem Augenblick, als er den heimathlichen Boden verließ:

— Ich trage die franzöſiſche Monarchie mit mir fort: mit mir geht das Königthum zu Grabe.

Der alte Königsſitz wurde auf Wunſch des ſiegenden Volkes in ein »Aſyl für die Invaliden der Arbeit« umgewandelt und das 52ſte Linienregiment, das mit den Siegern zuerſt fraterniſirt hatte,

---

*) Sie erſchien bald nach deſſen Beerdigung unter dem Titel: **Notice biographique sur Buonarotti, Epinal 1838. 8.**

erhielt bei Zurückgabe ſeiner Waffen den Namen »premier régiment de la république.«

— — — — — — — — — — — — — — —

An dem Tage, an dem Herr Trélat zum Miniſter der öffentlichen Arbeiten ernannt wurde, kam der Dolch der Madame Roland als Geſchenk in den Beſitz Ledru-Rollin's, damaligen Mitglieds der proviſoriſchen Regierung.

In dieſen Händen befindet er ſich bis zu dieſer Stunde.

LVI.

Ueberſchauen wir die drei großen Revolutionen, welche Frankreich von 1789 bis 1848 durchgemacht hat, ſo drängt ſich uns die traurige Ueberzeugung auf, daß die Februar-Umwälzung leider nicht die letzte ſein wird. Fragt man, was uns zu dieſer Anſicht berechtigt, ſo antworten wir: die Erfahrung, die wir aus der Geſchichte Frankreichs geſchöpft haben.

Ein eifriger Leſer des »Moniteur« hat aus ſämmtlichen Jahrgängen dieſer Zeitung eine chronologiſch-geordnete Reihenfolge der ſogenannten »Cris de France«, eine Sammlung der bedeutendſten Schlagwörter der franzöſiſchen Geſchichte zuſammengeſtellt, um durch ſie die Wandelbarkeit der Geſinnungen des franzöſiſchen Volkes ins rechte Licht zu ſtellen. Dieſe Zuſammenſtellung lautet wie folgt:

1788. Es lebe der König! Es leben die Notabeln!

Mai 1789. Nieder mit den Feudalrechten! Nieder mit den Notabeln! Nieder mit der Baſtille! Es leben die Generalſtaaten und der dritte Stand!

1790. Nieder mit den Generalſtaaten! Es leben Necker und Mirabeau! Es lebe der Herzog von Orleans! Es leben die Patrioten! Es lebe die Geiſtlichkeit! Es lebe die Aſſemblée conſtituante!

1791. Nieder mit Necker! Nieder mit dem Adel! Nieder mit der Geiſtlichkeit! Es lebe Bailly, der Maire von Paris! Es lebe Lafayette, der Commandant der Nationalgarde! Es lebe der conſtitutionelle König! Es lebe die Conſtitution!

September 1792. Nieder mit dem königlichen Veto! Nieder mit Lafayette! Nieder mit Bailly! Nieder mit der Conſtitution von 1791! Es lebe die Aſſemblée législative! Es lebe Santerre, Commandant der Nationalgarde! Es lebe Péthion, Maire von Paris! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Laterne!

Auguſt 1793. Nieder mit dem König Louis Capet! Nieder mit dem Throne! Nieder mit der Conſtitution von 1792! Nieder mit Briſſot! Nieder mit Dumouriez! Es lebe die franzöſiſche Republik! Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft! Es lebe die Gironde! Es lebe Vergniaud!

September 1793. Tod dem König! Nieder mit dem Adel! Nieder mit den Ariſtokraten! Nieder mit den Reichen! Nieder mit den Prieſtern! Es leben die Jacobiner! Es lebe Marat, der Volksfreund! Es lebe der Schrecken!

21. Mai 1794. Nieder mit den Girondiſten! Nieder mit

Vergniaud! Nieder mit Condorcet! Nieder mit den Gemäßigten! Es lebe der Wohlfahrtsausſchuß! Es lebe Barrère! Es lebe Couthon! Es leben die Noyaden! Es leben die Fuſilladen! Es lebe die Guillotine! Es lebe der Scharfrichter (Henri Sanſon)! Es lebe der Tod!

1794 bis 1795. Nieder mit dem Berge! Nieder mit den Terroriſten! Nieder mit den Bluthunden! Nieder mit den Sectionen! Nieder mit dem Wohlfahrtsausſchuß! Nieder mit Robespierre! Es leben die Urheber des zehnten Thermidor! Es lebe Tallien! Es leben die Gemäßigten!

1795 bis 1799. Es lebe das Directorium! Es lebe der dreizehnte Vendémiaire! Es lebe Barras! Es lebe der General Bonaparte! Es lebe der Rath der Fünfhundert!

10. November 1799. Nieder mit den Directorium! Es lebe der achtzehnte Brumaire! Es leben die drei Conſuln! Es lebe Siéyes! Es lebe Roger Ducos! Es lebe Bonaparte!

29. Juli 1803. Es lebe der lebenslängliche Conſul Bonaparte!

1804. Nieder mit der Republik! Nieder mit dem Tribunat! Nieder mit dem Frieden! Es lebe der Kaiſer Napoleon! Es lebe die Kaiſerin Joſephine, der »Glücksſtern« Napoleons!

1804 bis 1808. Es lebe der Krieg! Es lebe die Armee! Es lebe die Conſcription! Es lebe die Ehrenlegion!

1809 bis 1813. Nieder mit dem Papſte! Nieder mit Spanien! Nieder mit Holland! Nieder mit dem Glücksſtern Napoleons! Es lebe Marie Louiſe! Es lebe der König von Rom!

1814. Nieder mit dem Corſen! Nieder mit dem Uſurpator!

Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Senat! Nieder mit der Conſcription! Nieder mit dem kaiſerlichen Adler! Es lebe der legitime König! Es lebe Ludwig XVIII.! Es leben die Bourbons! Es leben die Lilien! Es leben die Alliirten! Es lebe die Charte! Es lebe der Friede!

März 1815. Nieder mit den Alliirten! Nieder mit den heimgekehrten Emigranten! Nieder mit den Legitimiſten! Es lebe der Kaiſer! Es lebe ſeine alte Garde! Es leben die Grognards! Es leben die alten Schnurrbärte! Es leben die Braven von Elba! Es leben die Deputirten! Es lebe Benjamin Conſtant! Es lebe das Maifeld!

Juni 1815. Nieder mit dem geächteten Corſen! Nieder mit der Armee! Nieder mit den Verräthern Ney und Lavalette! Nieder mit dem Helden der hundert Tage! Es lebe Ludwig der Erſehnte! Es leben die Emigranten von Gent! Es lebe die Reſtauration! Es lebe die Religion! Es lebe der Friede!

1816 bis 1826. Es lebe die Chambre introuvable! Nieder mit den Ultras! Es lebe Decazes!

1826 bis 1830. Nieder mit Decazes! Es lebe Villèle! Es lebe Karl X.! Es lebe der Sieger von Trocadero! Es lebe der Herzog von Angoulème! Es lebe die Herzogin von Berry!

28. Juli 1830. Nieder mit Polignac! Nieder mit ſeinen geſetzmörderiſchen Ordonnanzen! Nieder mit Karl X.! Nieder mit dem Sieger von Trocadero! Nieder mit der Legitimität! Nieder mit den Bourbons! Es leben die 221!

9. Auguſt 1830. Es lebe Louis Philipp! Es lebe der Bürgerkönig! Es lebe die Charte, »die von jetzt an eine Wahrheit

ſein wird“! Es lebe die Souveränetät des Volks! Es lebe Odilon-Barrot! Es lebe Lafitte! Es lebe Mauguin!

7. November 1831. Nieder mit der Herzogin von Berry! Nieder mit dem Herzog von Bordeaux!

30. Mai 1837. Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe die Herzogin von Orleans!

25. Auguſt 1838. Es lebe der Graf von Paris! Es lebe Herr Thiers! Nieder mit Thiers! Es lebe Guizot!

24. Februar 1848. Nieder mit Louis Philipp! Nieder mit Guizot! Nieder mit Odilon-Barrot! Nieder mit der Juli-Dynaſtie! Nieder mit der Herzogin von Orleans! Nieder mit dem Grafen von Paris! Nieder mit dem Herzog von Nemours! Nieder mit dem Prinzen von Joinville! Es lebe die Reform! Es leben die Barricaden! Es lebe der vierte Stand! Es leben die Arbeiter! Es leben die Blouſenmänner! Nieder mit dem Königthum! Es lebe die Republik! Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft!

März 1848. Es lebe die proviſoriſche Regierung! Es lebe Lamartine! Es lebe Ledru-Rollin! Es lebe Louis Blanc!

24. Juni 1848. Nieder mit den Communiſten! Nieder mit Louis Blanc! Nieder mit Ferdinand Flocon! Nieder mit Albert! Es lebe die geſetzliche Freiheit! Es lebe Lamartine! Nieder mit der rothen Republik! Es lebe General Cavaignac!

Wer ſagt uns, was das Volk von Paris in einigen Tagen rufen wird?

Wird es Louis Napoleon, Cavaignac, Lamartine oder Ledru-Rollin als Präſidenten der Republik leben laſſen???

Die nächſten Tage werden es entſcheiden.

LVII.

Der Biſchof von Blois, Henri Grégoire, hat die »Geſchichte der Könige das Märtyrerthum der Völker« genannt. Wohl hatte er ein Recht dazu! — Clio aber, die nicht nur die Verbrechen der Könige, ſondern auch die Fehler der Völker mit unparteiiſchem Auge richtet, kann dieſen Satz umkehren und mit demſelben Rechte behaupten: »Die Fehler der Völker ſind die Rechtfertigung der Könige.«

Wir wünſchen, daß Frankreich Republik bleibe. Aber mag auch Lamartine oder Ledru-Rollin, mag auch Louis Napoleon oder Cavaignac den Sieg davontragen und die Vorſehung Frankreichs werden, wir erinnern dieſe Männer, in deren Hand dann die Zukunft der neuen Republik liegt, an Vergniaud's Ausſpruch:

La révolution est le Saturne dévorant successivement ses enfants.

Die Revolution gleicht dem Saturne, der nach und nach ſeine eigenen Kinder verſchlingt.

Gott ſchütze Frankreich und — die Freiheit!

Historiſche Parallelen.

Vergniaud = Lamartine.
Danton = Ledru-Rollin.
Cavaignac = Napoleon Bonaparte.

Marat = Raſpail.
Robespierre = Blanqui.
Babeuf = Proudhon.

Madame Roland = George Sand-Dudevant.

Steckbrief.

Jedem der ſechs frühern Jahrgänge des »Narren-Almanachs« hatte ich eine kurze Vorrede vorangeſchickt; dem ſiebenten ſende ich — weil ich in Allem Abwechſelung liebe — eine Nachrede, einen kritiſchen Steckbrief nach, in welchem ich mir ein Paar Worte über die beiden Novellen, die den diesjährigen Inhalt bilden, erlauben will.

Die erſte dieſer Novellen, »Ein Buch«, iſt die gänzliche Umarbeitung einer Skizze, die ich ſchon vor fünfzehn Jahren entworfen hatte. Damals füllte ſie kaum zwei Bogen; jetzt, wo ich ſie ausgeführt habe, iſt ſie ſechs Bogen ſtark geworden. Sie iſt eine jener leichten Novellen, wie ich deren ſeit zwanzig Jahren ein Paar Hundert geſchrieben, und macht keinen andern Anſpruch, als den einer flüchtigen Unterhaltung.

Die zweite Novelle »Ein Dolch« — ich habe ſie in drei Wochen geſchrieben — iſt eine Stück Geſchichte, aus dem Jeder, der die Kunſt begreift, das, was zwiſchen den Linien ſteht, zu leſen, manch nützliche Lehre für die Jetztzeit, die mit der damaligen ſo große Aehnlichkeit hat, ziehen kann.

Den erſten Anſtoß zu dieſer Novelle hat mir Lamartine's »Geſchichte der Girondiſten« gegeben. Welch ein Buch! Ich habe es fünf-, ich habe es zehn Mal mit derſelben Bewunderung und — ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen — mit tiefſinnigſtem Neide geleſen, denn jede Seite ſeiner Geſchichte iſt ein unvergängliches Denkmal ſeines Geiſtes, jede Zeile eine Statue ſeines literariſchen Ruhmes, der den ſeiner politiſchen Größe zehnfach überdauern wird. — Ich bin ein Lebemann und liebe die »ſüße Gewohnheit des Daſeins« über Alles; aber gern opferte ich zehn Jahre meines Lebens, hätte ich auch nur Eines von den einundſechzig Büchern jenes Geſchichtswerks geſchrieben! *)

Den zweiten Anſtoß zu meiner Novelle gab mir ein Titel, den ich in Quérard's »France littéraire« (Vol. II. Pag. 603) gefunden. Er lautet genau:

(J. B. Dubois) Histoire d'un poignard français, anecdote de la révolution française, Paris, Capelle, an XI. (1803) 2 vol. 12.

Das Buch ſelbſt habe ich nie geſehen, mich auch nicht bemüht, es zu bekommen, um den Stoff, den dieſer Titel in mir geweckt, ganz nach meinem eigenen Geſchmack auszubilden.

Ich führe jenes Buch hauptſächlich darum an, damit Jeder, dem der Zufall es einmal in die Hände ſpielt, es mit dem meinigen vergleichen kann.

Außerdem habe ich nur noch hinzuzufügen, daß faſt alle darin aufgeführten Thatſachen *hiſtoriſch* und *chronologiſch* richtig ſind, bis auf den Tod der Schweſter Robespierre's, welche ſchon am 1. Auguſt 1834, alſo zwei Jahre vor Rouget de Lisle, geſtorben iſt. Dies iſt die einzige politiſche Licenz, die ich mir erlaubt habe.

Die letzte Scene mit den gelben Roſen iſt einer Anekdote entlehnt, welche Alphonſe Karr in ſeinen »Weſpen« erzählt.

Alles Uebrige aber iſt mein Eigenthum.

E. M. O.

---

*) Die beſte und trefflichſte deutſche Ueberſetzung iſt diejenige, welche bei Brockhaus und Avenarius erſchienen und, irren wir nicht, von Herrn Avenarius ſelbſt beſorgt worden iſt.

Bay
Staatsbibliothek
München

Dr.

Eduard Maria Oettinger,

auch

ein Zeitgenoſſe.

Von

Einem ſeiner Freunde.

2

Heft I.

1 KD IV I 89

Motto:

Foul is fair, and fair is foul.
Shakespeare, Macbeth.

541
559

Hamburg, 1837.

Gedruckt
bei Hammerich & Lesser
in Altona.

Es war zu allen Zeiten und in allen Zonen das Loos großer Männer, von ihren Contemporanen verkannt — ja verketzert zu werden. Lykurg entfernte ſich aus ſeinem Vaterlande, ahnend, daß für das Herrliche, was er geſtiftet, Haß und Verfolgung ihn treffen würden. Sokrates mußte den Giftbecher nehmen; Miltiades, Themiſtokles, Ariſtides, Perikles, Alcibiades, Coriolan, Scipio, Taſſo, Galilei, Huß, Kaiſer Joſeph u. ſ. w., alle dieſe großen Männer ſeufzten unter der Undankbarkeit Derer, denen ſie Gutes in verſchiedener Beziehung erwieſen hatten; erſt die Nachwelt erkannte, ach, zu ſpät!! ihre Verdienſte an. Ich halte es daher für meine Pflicht, meine Zeitgenoſſen, meine Landsleute auf eine Ungerechtigkeit der oben erwähnten Gattung aufmerkſam zu machen, und ſie zu ermahnen, dieſelbe auf das Glänzendſte zu repariren.

Ja, meine deutſchen Brüder, unter Euch lebt jetzt einer der ausgezeichneteſten Dichter, Journaliſten und Kritiker — Herr Eduard Maria Oettinger! Undankbare, er ſchreibt und denkt für Euch Alle zuſammen, und wie behandelt Ihr ihn? wie einen Vagabunden! wie einen literariſch nichtsnutzigen, großmäuligen, frechen, dummdreiſten, albernen Jungen, einen Krebsſchaden der Journaliſtik! O pfui! Ich bin auch ein Deutſcher, und erröthe für Euch, da Ihr es nicht thut. Herr Eduard Maria Oettinger hat die Gebrechen unſerer Zeit mit juvenaliſcher Frivolität, mit der moraliſchen Indignation des Perſius, mit dem Witze eines Horaz gegeißelt, was um ſo verdienſtlicher iſt, da er nie etwas von dieſen Schriftſtellern geleſen, ja vielleicht nicht einmal gehört hat. Herr Eduard Maria Oettinger hat in der Kritik Leſſing bei weitem übertroffen; er hat keinem Schauſpieler eine Krone aufgeſetzt, ſondern ihnen die „goldpapierne Flitterkrone vom ſtolzen Haupte geriſſen", ja er hat in ſeinen Recenſionen Unglaubliches geleiſtet — daher ihm auch kein Menſch glauben wollte. Seine dramatiſchen Arbeiten, wie herrlich, wie gediegen und doch einfach, wie gar nicht auf Effect berechnet! freilich kann man ſie noch nicht würdigen, da faſt keine Bühne ſie zur Aufführung gebracht hat, aber wenn dies erſt geſchehen iſt, dann wird man ſeine Verdienſte gebührend anerkennen; ja, kurzſichtiges Vaterland, wenn Shakeſpeare, Calderon, Göthe, Schiller von den Brettern verſchwunden ſeyn werden, dann wird Eduard Maria Oettinger am Bühnenhimmel, als Sonne, glänzen. Und nun als Journaliſt, wie unerreichbar ſteht er da, wie herrlich ſind nicht ſeine, aus dem Franzöſiſchen übertragenen, Originalaufſätze, wie glänzend ſeine, von anderen, früheren Schriftſtellern verfaßte, Aphorismen u. ſ. w. Iſt es nicht ſchwieriger, Originalaufſätze, die dem Franzöſiſchen entlehnt ſind, zu ſchreiben, als eigene zu verfaſſen; in philologiſcher Hinſicht gewiß; denn dies zeigt doch von dem Kennen zweier Sprachen, und dies iſt verdienſtlicher, als das einer einzigen! Iſt es nicht gleich verdienſtvoll, Gedanken und ganze Aufſätze anderer Autoren unter ſeinem Namen dem Publikum vorzuführen? wie leicht konnten dieſe Autoren nicht unbekannt oder unbeliebt ſeyn? und ſo breitete Herr Eduard Maria Oettinger die Aegide ſeines beliebten Namens ſchützend über ſie aus; Und verpflichtete ſo ſie und das Publikum.

Wie lächerlich iſt nicht die Behauptung: Herr Oettinger ſey, als Junge, der Schule entlaufen, und habe nie eine klaſſiſche Bildung genoſſen; Herr Oettinger gibt ſelbſt öfters eine leiſe Andeutung in ſeinen Schriften, z. B. in den Marabouts, daß er die Univerſität beſucht habe. Böswillige meinen nun zwar, er habe nicht angegeben: welche? kein Menſch habe ihn auch auf irgend einer Univerſität geſehen; allein was thut das? daß ihn kein ſterblich Auge dort erblickt, zeugt nur für ſeinen häuslichen Fleiß, für ſeine Verachtung aller Commerce, Duelle u. ſ. w., von dem Genie, das ſich ſtets vom großen Haufen abgeſondert hat; ſo hält es ja Herr Eduard Maria auch noch — lediglich um in der Einſamkeit zu meditiren und nicht, wie neulich ein malitiöſer Menſch ſagte, aus Furcht vor — Prügeln! Wehe! Wehe! dreimal Wehe! über dich, Hamburg, wenn in deinen Mauern der Genius Ohrfeigen, der große Geiſt einen blauen Rücken bekäme! — Ich weiß gewiß, daß die oben angeführte Behauptung, Herr Oettinger habe keine klaſſiſche Schulbildung erhalten, eine durchaus grundloſe ſey, Herr Oettinger hat ſchon den Cornelius Nepos geleſen, auch — natürlich mit Hülfe des Scheller'ſchen Lexikons — überſetzt, ja ſogar Einiges analyſirt, im Griechiſchen τύπτω: ich ſchlage conjugiren gelernt, und zwar bis zum Paſſiv: τύπτομαι ich werde geſchlagen, ich bekomme Schläge! Nicht minder ungerecht und lieblos iſt die Inſinuation: Herr Eduard Maria Oettinger habe nie in einer Stadt lange bleiben dürfen und ein Journal redigiren können. Erſtens iſt Herr Oettinger Kosmopolit; die Welt nennt er ſein Vaterhaus. Zweitens mußte er doch wol als Journaliſt überall die Verſchiedenheit der Sitten, des Nationalcharakters in allen Nüancen ſtudiren, und wenn er, wie Einige ſeiner Feinde ſagen, ſich in Streitigkeiten eingelaſſen, in verſchiedenen Städten verſchiedene Arten fühlbarer, körperlicher

Züchtigungen erduldet, und ſich ſo die allgemeine Verachtung zugezogen hat, ſo geſchah dies nur — wenn dieſe Begebenheiten auch Wahrheiten ſind — zu literariſchen Zwecken, um die Welt durch witzige Seitenhiebe über dieſe Rücken- oder andere Hiebe aufzuklären; er iſt alſo ein Martyr, und die Hanswurſtjacke, die Schellenkappe der Verachtung werden ihm zum ſtrahlendſten Gewande, zur ſchönſten Krone uneigennütziger Selbſtaufopferung für die moraliſche Amelioriation ſeines Landes, und ewig denkwürdig werden auch aus ſeinem Munde die Worte ſeyn: „Schlagt, aber hört!“ —

Es iſt möglich, daß meine Stimme nicht ungehört in der Wüſte verhalle, wenn ich ihn gegen die allgemeine Verachtung in Schutz nehme, obgleich er gewiß in ſeinem Inneren weiß, daß er meiner Protection nicht bedarf; aber ich fühle mich dazu vom Geiſte getrieben. Ich werde ihn nicht lobhudeln; ſchnell fertig iſt die Jugend mit dem Worte, ich aber zähle mich zu der älteren Generation, und werde mich daher mit der, meinem Alter zukommenden Ruhe über das Treiben des Herrn Oettinger, des literariſchen Paria, (und zum Beweis der allgemeinen Ungerechtigkeit, über einige ſeiner Werke,) auslaſſen.

Eduard Maria Oettinger, als dramatiſcher Dichter.

Schon oben bemerkte ich, daß Herr Oettinger eines der erſten Geſtirne, ein wahrer Hund, ein großer Bär am dramatiſchen Sternenhimmel ſey, und ich will dies durch Anführung einiger ſeiner Arbeiten in dieſem Fache bekräftigen.

Der Regenſchirm.

Schwank in 1 Akt.

Der Inhalt iſt kurz folgender: Die Frau eines Herrn von Springer hat einem Herrn von Bock ein Rendezvous gegeben, dagegen, o rächende Nemeſis! hat die Frau von Bock dem Herrn von Springer auch ein Rendezvous gegeben; aber nun hat Herr von Springer einen neuen Regenſchirm gekauft und — ein großer Gedanke — ſeinen Namen darauf graviren laſſen; dieſen leiht er dem Bock zu ſeinem galanten Abenteuer, dieſer leiht ihn, weil es beim Stelldichein zu regnen anfängt, der Frau von Springer; dieſe kommt zu Hauſe, ihr Mann wird wüthend, da er ihn erkennt und eilt fort — und wohin? — zur Frau von Springer; dieſe borgt, da es noch immer regnet, den Regenſchirm von ihm, und da ſie zu Hauſe kommt, wird ihr Mann auch wüthend; — dann klärt ſich alles auf, — ſogar der Himmel — und ſchließt mit einer Generalverſöhnung. — Die gewöhnliche Kritik, die nie bis auf den Kern dringt, würde ſagen: die Damen Springer und Bock ſeyen ein Paar gemeine Weibsbilder, die man nicht dem Publikum vorführen dürfe, die Herren Bock und Springer ſeyen ein Paar unintereſſante Narren, und das Ganze ſey ein Unſinn, indem es unwahrſcheinlich iſt, daß zwei ſo intime Freunde, wie Springer und Bock, nicht gegenſeitig jeder die Frau des Anderen kennen ſollten. Allein tief moraliſch gefühlt iſt dies Verhältniß der Männer zu ihren reſp. Frauen. Wie man in Sparta, um die Mäßigkeit zu befördern, den Jünglingen betrunkene Sklaven vorführte, um ihnen zu zeigen, wie ſie nicht ſeyn ſollten, ſo präſentirt uns Herr D. zwei Frauen, die einem jeden der Häuſer, die die Schicklichkeit zu nennen verbietet, zur Zierde gereichen würden, nur um die deutſche Frauenwelt vor dergleichen unmoraliſchen Handlungen zu warnen. —

Was das Unwahrſcheinliche betrifft, ſo weiſen wir nur auf das gewöhnliche Leben hin, wo ſo viele Unwahrſcheinlichkeiten ſich ereignen, daß man nur, wie die Türken thuen, verwundert ausrufen kann: Gott iſt groß! — auch iſt die Idee ganz und gar nicht alt — (was vielleicht die Meiſten behaupten möchten) denn — „was ſich nie und nirgends hat (oder auch: kann) begeben, das allein veraltet nie.“ — Welche Abwechslung bietet der Regenſchirm dar; in dem kleinen Schwank kommen 7, ſage ſieben, Verwandlungen vor! 11, ſage eilf, allerliebſte kleine Monologe von circa 30 Linien jeder (alſo 330 Linien zuſammen) gewähren eine angenehme Erholung von den Dialogen; pikante überraſchende Wortſpiele, z. B. mit Schirm und beſchirmen — mit Bock und Bockshorn, einen Bock ſchießen, den Bock zum Gärtner ſetzen, zwingen (im sensu bono) dem Leſer oder Hörer ein ſtilles Lächeln ab, die Dialoge ſind nur der Verſtändlichkeit wegen etwas breit und platt getreten; allerliebſt iſt es, daß an mehreren Stellen, z. B. gleich am Anfange, (wo Hr. S. alles aufzählt, was er für 30 Gulden hätte haben können, welches dem Saphir'ſchen Aufſatz: „Paganini, 2 Thaler und ich“ entlehnt iſt) Herr Oettinger fremde Witze für die ſeinigen ausgibt; es iſt dies kein literariſcher Diebſtahl oder belletriſtiſche Spitzbüberei, wie mancher glauben wird — nein! bewahre der Himmel, es iſt dies nur ein Scherz mit dem Publikum, ein Schwank im Schwanke. Herr Oettinger hat nicht nöthig, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, das nützt ihm ja, bei ſeinem Rufe, nichts. Aber auch Poeſie — ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll: hohe oder tiefe Poeſie finden wir, z. B. (Scene 6) „ich bin durch meine zarten Complimente um wenigſtens 20 Grad in der Gunſt des Liebesthermometers geſtiegen;“ es iſt dies eine kühne poetiſche Wendung. (Scene 11) „dieſer Kuß mundet mir beſſer als eine Auſter,“ (o Sie Gourmand!) oder „dieſer Kuß ſchmeckt ſüßer als Porter! (wir erſehen hieraus, daß Herr O. nicht das Bittere Wahre liebt). Wie erhaben, aus dem Leben gegriffen und in das praktiſche Leben eingreifend iſt die (gewiß nicht eigener Erfahrung entlehnte) Sentenz: „ein Schirm ſchützt uns vor Gläubigern, wenn wir unſer Geſicht dahinter verſtecken, denn Mahngeſichter ſind oft gefährlichere Subjecte, als Heuwagen, tolle Hunde und Trunkenbolde!“ Wie naiv ſind nicht die Worte des Hrn. von Bock: „Sie jammern mir!“ und des Hrn. v. Springer: „Karnikel hat angefangen,“ wie ganz dem niederen Volksleben entnommen, und zwar dem berliner, während die Handlung in Wien vor ſich geht; man nenne dies ja nicht abgeſchmackt oder einfältig, das hat einen tieferen Grund, wie Till ſagt: Herr Oettinger will durch Verpflanzungen der Berlinismen nach Wien dazu beitragen, die Deutſchen zu einem Volk — zu Deutſchen zu machen, denn wem iſt es nicht bekannt, daß wir nur Berliner, Hamburger, Wiener, Dresdener, Breslauer u. ſ. w. ſind? wer wird es ihm alſo verargen, wenn er volksthümlich — von unten auf — mit Redensarten des Pöbels, ſeine Carriere beginnt? Ehre und Heil dem Wiederherſteller Germaniens! Schlüßlich bemerke ich noch, um ihn gegen kleinliche Anfeindungen zu vertheidigen, daß die 12 oder 13 orthographiſche und Sprachfehler, die ich in dem Stücke bei flüchtigem Durchleſen gefunden habe, nicht etwa wirkliche Sprach- und Rechtſchreibungsfehler, ſondern entweder barocke, philoſophiſche Anſichten der Grammatik oder Druckfehler ſind; beſonders mache ich das Publikum auf die — gewiß abſichtliche Verwechſelung der Wörter: borgen und leihen aufmerkſam; es iſt dies eine ſehr feine Ironie auf gewiſſe Unannehmlichkeiten.

Der Journaliſt.

Original-Luſtſpiel in 1 Act.

Ein allerliebſtes, wirklich aus dem Leben gegriffenes Bild mit einigen Sonderbarkeiten. Ein junger Journaliſt, der (ein ſeltener Vogel) aus gutem Hauſe und reich iſt, liebt eine

Schauſpielerinn, die nichts von ihm wiſſen will; was hat er zu thun? er reißt ſie herunter; das findet Herr Oettinger, und gewiß jeder gebildete, die Kunſt liebende, rechtliche Mann mit ihm, natürlich. Dieſe Schauſpielerinn iſt mit der Tante des Journaliſten befreundet; ſie macht ihr eine Viſite, um zu ſehen, wie dieſe ſich befinde. Das iſt recht hübſch und gefühlvoll von der Schauſpielerinn. Die Tante ſucht dem Neffen den Kopf für ſeine malitiöſen Recenſionen zu waſchen. Mademoiſelle Amelie (die Actrice) hat inzwiſchen einen Wechſel auf Victor (den Journaliſten) gekauft, und dieſer, o Herzeleid, hat kein Geld. Er geht darauf weg; Amelie erzählt der Tante, daß Victor in ſie verliebt ſey. Die Tante wundert ſich und Amelie wundert ſich, daß die Tante ſich wundert; kurz, es iſt eine wundervolle Scene (die 10te). Dann erzählt ſie, daß ſie ſich ſelbſt angeſungen und zwar unter dem Namen eines Chevalier Fleury, daß Victor das Gedicht nicht aufgenommen habe, und daß ſie ſich als Chevalier verkleiden, grob werden und Victor (natürlich pro forma) fordern wolle. Die Tante iſt natürlich ſehr zufrieden, nur ſolle Amelie ihrem Victor ja nichts thun, ſonſt würde ſie „zur racheſchnaubenden Megäre.“ Amelie ſagt nichts darauf, obgleich es hier ſehr naiv und paſſend geweſen wäre, wenn ſie der Tante geantwortet hätte: Bange machen jilt nicht, oder Neffchandeller mach mir nich jraulich, denn das Stück ſpielt in Paris. Jetzt kommt Victor wieder und — man ſollte es nicht glauben, aber es iſt doch wahr — trinkt Champagner. Amelie kommt als Chevalier; Victor benimmt ſich ein wenig flegelhaft, geſteht dabei ſeine Liebe; der Skandal bricht los, ſie ziehen die Degen; die Tante kommt herein, jagt den Chevalier fort, erfährt die Liebe ihres Neffen zu Amelie, wundert ſich nochmals, und Victor wundert ſich, wie vorher Amelie, darüber, daß ſich die Tante wundert, und will nach dem bois de Boulogne, um ſich mit dem Pſeudo-Chevalier zu ſchlagen. Da tritt das Schickſal, oder richtiger Amelie, als Gerichtsdiener verkleidet ein, und will Victor des fälligen Wechſels wegen arretiren, zeigt ſich unbeſtechlich, wird grob, die Tante rückt auch nichts heraus; da fällt es mit einem Male, ohne daß man es vorher, das ganze Stück hindurch geahnet hätte, der Dlle. Amelie ein, daß ſie eigentlich Victor liebe; ſie ſagt ſogar: „o ſüße Wonne,“ läßt gerührt den Stock fallen und fragt ihn mit ſchmelzender Stimme: „Victor, lieben Sie mich wirklich?“ Darauf wundert er ſich und richtet an ſie die unſchuldige Frage: „Darf ich meinen Augen trauen?“ Sie ſagt ja; er traut auch wirklich ſeinen Augen, bittet um Verzeihung, bekommt einen Kuß, den ſie ihm offerirt, die Tante verabreicht eine Portion Segen, und das Blatt, worin Amelie geriſſen wird, erſcheint nicht. — Man wäre beinahe verſucht zu glauben, Oettinger habe ſich in dem Journaliſten Victor ſchildern gewollt, denn Alles trifft zu; die gute Extraction, der Reichthum, die noble Lebensart, die Courage, die er gegen den Huſarenoffizier entfaltet, ferner die Aeußerung (S. 1): daß ganz Paris ſeine (Victors) Bonmots belacht, eben ſo belacht ganz Deutſchland Herrn Oettinger. Das Einzige, was nicht zutrifft, iſt: daß Victor Schulden hat und eine Schauſpielerinn herunterreißt, weil ſie ihm nicht die Cour macht. Eine gewiſſe Schwermuth, eine poetiſche Melancholie ſpricht aus den Stellen, wo von Wechſeln, Schulden, Arreſt u. ſ. w. die Rede iſt; ſie ſind ſchön, was um ſo mehr zu loben iſt, da Hr. Oettinger gewiß nie in ſolchen Lagen war. Die Sprache im Stück iſt erhaben, edel-chevaleresk, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Z. B. „Seine Stimme glich einem ungeſchmierten Frachtwagen“ „Die Feder meines Neffen iſt die Antipode ſeines Herzens“ „Junge Flügelkiele haben Blut“ „Schweig, Katze,“ „ein Glücklicher, der vom Ganymed der Liebe berauſcht iſt," „die Tante iſt rappelköpfiſch" „das wäre ausländiſches Pech," „er iſt ſo brummig," „mein Rathgeber zur Zeit der Schwulität" u. ſ. w. Was die ſogenannten Sprachfehler, oder richtiger Spracheigenthümlichkeiten betrifft, ſo finden ſich 9 Stück derſelben in dieſem originellen Luſtſpiele. Ein Fehler in dieſem Luſtſpiele iſt, daß bei dem Duelle zwiſchen Victor und Amelie, das durch die Tante geſtört wird, die Geliebte nicht ihren Liebhaber aus Verſehen todt ſticht, ſich dann mit ſeinen malitiöſen Recenſionen, die ſie anzündet, erſtickt und die Tante, die zu ſpät kommt, vom Schlag getroffen wird; ich glaube dies wäre, unter unſers genialen Oettingers gewandter Feder, ein weit wirkſameres Luſtſpiel geworden.

Die Getäuſchten.

Originalluſtſpiel in 1 Akt.

Dies Originalluſtſpiel iſt inſofern Original, als es originell iſt, ein Stück ein Original zu nennen, das von Anderen bereits aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt. Wenn unſere Leſer vielleicht den Inhalt dieſes Originalluſtſpiels des Herrn Eduard Maria wiſſen wollen, ſo erſuchen wir ſie „Maske für Maske" und „Trau, ſchau, wem" zu leſen und ſie haben die Getäuſchten geleſen. Eine ſehr feine Ironie liegt in dem Verfahren des Hrn. Oettinger; denn wenn die Leute das Originalluſtſpiel des Hrn. O. geleſen haben und ſehen, daß es eigentlich nicht es ſelbſt, ſondern ein anderes iſt und erheben ein Geſchrei, ſo gibt der Breslauer Rabener alias Eduard Maria Oettinger alias Bedienter Heinrich lachend zur Antwort: Ihr ſeyd ja die **Getäuſchten**, wenn Ihr dies Stück leſet und es für ein **Originalluſtſpiel** haltet. Aber ſelbſt wenn Herr Oettinger nicht originell in Ideen iſt, ſo iſt er es doch in Wendungen und Ausdrücken, z. B. in der erſten Scene: „es wird mir ſchwer, geheilte Wunden wieder aufzuſchlagen," „Leichtſinn iſt ein moraliſcher Katarrh“ u. ſ. w., dies wird nämlich von Damen ausgeſprochen. Spracheigenthümlichkeiten (die ſeine Feinde grobe Sprachſchnitzer nennen) fand ich in dieſem Luſtſpiele ſieben; bei dieſer Gelegenheit bemerke ich, daß ich nächſtens, natürlich wenn ich erſt durch tieferes Studium dazu befugt bin, die öttingerſchen Sprachidiome, oder richtiger Idiotismen (vulgo Sprachfehler) aus dem philoſophiſch-philologiſchen Standpunkte darſtellen und ihre Richtigkeit gegen alle Grammatiker beweiſen werde.

Eduard Maria Oettinger, als Proſaiker.

Als Proſaiker, Humoriſt und Satyriker eben ſowol, wie als Dichter und Journaliſt, iſt Herr Oettinger ein Hund (ich meine wie oben, er gleicht dem Hundsſterne in Hinſicht auf die Größe) am Schriftſtellerhimmel. Wir ahmen nicht den unverſchämten Lobhudlern des Herrn Oettinger nach, von denen er ſelbſt der erſte iſt, Andere kenne ich nicht; (er hat übrigens Recht ſich ſelbſt zu loben, denn Beſcheidenheit iſt, nach Napoleons Dafürhalten, das Emblem der Mittelmäßigkeit). Dieſe — nämlich er und die großen Unbekannten, oder (um mit Oettinger zu reden) die unbekannten Größen, loben ihn über alle Grenzen der Wahrſcheinlichkeit hinausſchweifend, daß Keiner dem Lobe trauen mag. Und doch verdient er es; das will ich, und zwar dadurch, daß ich auch in dieſem Felde einzelne ſeiner Werke zergliedere, beweiſen, und ſo ſeine zahlreichen Feinde, die da behaupten, man könne nichts zergliedern, wo weder Kopf noch Kragen, weder Hand noch Fuß, weder Körper noch Geiſt vorhanden ſey, aus dem Felde ſchlagen.

Faſhionable Dummheiten.

Humoriſtiſch-ſatyriſche Skizzen aus der Beaumonde.

Alſo zuvörderſt der Kopf! Dummheiten und zwar faſhionable! was heißt das? „Erkläret mir Graf Oettingur!“ *) Ein Bekannter — ein Literat (kein Handlungsbefliſſener) — meinte, der Ton läge hauptſächlich auf dem letzten Worte — faſhionable Dummheiten, allein wer merkte hier nicht die perſönliche Feindſeligkeit gegen Herrn Oettinger, weil dieſer neulich erklärt hat, er wolle ſich nur mit Literaten abgeben? es ſind faſhionable Dummheiten, und damit baſta! Daß Herr Oettinger, der doch das Franzöſiſche kennt, wie aus ſeinen Originalaufſätzen klar und deutlich hervorgeht, dem alten Schlendrian folgt und: „die Beaumonde“ ſtatt: „der Beaumonde“ ſchreibt, iſt unrecht. Daß dieſe Dummheiten nur Skizzen und von Herrn Oettinger bei weitem vollſtändiger und treffender, natürlicher hätten ausgeführt werden können, leuchtet Jedermann ein, auch hat er es ſelbſt ſchon dadurch angedeutet, daß er ſie in 10 Skizzen abgetheilt hat. Er nennt ſie humoriſtiſch-ſatyriſch. Der größte Theil des Publikums, die Literaten nicht ausgenommen, hat behauptet, es wäre weder Humor noch Satyre in dieſen öttingerſchen Dummheiten zu finden; allein ſelbſt wenn dies wahr wäre, liegt nicht ſchon darin ein gewiſſer bitterer, ſelbſtverwundender Humor, eine der treffendſten, beißendſten Satyre, — eine Satyre auf ſich ſelbſt, ein Buch humoriſtiſch-ſatyriſch zu nennen, das es doch durchaus nicht iſt. Ich frage weiter, iſt es nicht Humor und Satyre, ſein Werk Dummheiten zu nennen, ehe ein Anderer es geleſen hat? Doch dies könnte man am Ende nur Sophiſterei nennen, ich

---

*) Dieß iſt ein Witz und aus dem Figaro, ſchwarzen Geſpenſt, Argus und aus anderen öttingerſchen Werken entlehnt.

will alſo nur Einiges aus dem Buche ſelbſt nehmen, um Oettinger's Feinde zu widerlegen. „Lord Gilbert, ein junger Peer von England, der ungeheuer viel Geld und blutwenig Verſtand hat“ iſt die Hauptperſon; ſein Factotum iſt der Kammerdiener Jerome, Maccabäus, ein äußerſt feiner und gewandter Kerl, der (um ſeinen Herrn zu täuſchen) ſich bisweilen ſehr dumm ſtellt. — Ich habe gleich Herrn Oettinger ſelbſt in dieſer Figur erkannt; doch übertrifft der Dichter ſein Product bei weitem an Witz, indem jener Maccabäus nur ſeinen Herrn, einen abgeſchmackten Menſchen, Herr Maccabäus-Oettinger aber die ganze Welt täuſcht; jener ſich nur bisweilen, Herr Eduard Maria Oettinger aber fortwährend dumm ſtellt. Aeußerſt witzig iſt es, daß der Lord ſeinen Diener mit Thiernamen belegt und dieſe immer durch Gähnen unterbricht, z. B. „mein Hai — (gähnt) — pferd“ (nicht etwa Heupferd, ſondern Haipferd, denn es gibt ſolche Thiere, obgleich man ſie jetzt noch nicht kennt; und genau genommen, da es See-Pferde und See-Fiſche, Wall-Roſſe und Wall-Fiſche, Nil-Pferde und Nil-Fiſche gibt, warum ſollten nicht wie Hai-Fiſche ſo auch Hai-Pferde exiſtiren können? der liebe Gott läßt ja keine Lücken in ſeiner Natur, es gibt Uebergänge vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze zum Thiere, und von den Affen zum Menſchen; nicht wahr Herr Oettinger?) Wall- (gähnt) Roß, Rhin- (gähnt) oceros (dieſe Trennung ſtatt Rhino-ceros iſt eine neue philologiſche Theſis des Herrn Oettinger) Kroko- (gähnt) dil, Dro- (gähnt) medar, Scha (gähnt) kal, See (gähnt) hund, Hai (gähnt) fiſch, Ich (gähnt) neumon. Shakspeare würde vor Neid platzen, wenn er jetzt lebte; zu ſeinem Glücke aber ſchlummert er ſanft in ſeinem Grabe; wohl ihm! Aeußerſt faſhionable iſt der Ausdruck (S. 24) bougrement gracieux! nicht minder faſhionable und maleriſch iſt der Ausdruck S. 29: „M. ißt wie ein

Vielfraß und trinkt wie ein Bürſtenbinder“, oder S. 46: „er reicht ihr den Arm, ſie *häckelt* (eine neue Orthographie für *häkelt*, ebenſo wie *Eckel* ſtatt *Ekel*) ſich ein!“ oder S. 111: „ſie ſieht wie ein wahnſinniger Wiedehopf aus“ und gleich darauf: „das iſt ein Endchen von einem portugieſiſchen Legationsattaché“ (dieſer Fiſchweiberberlinismus im Munde eines engliſchen Oberſten an Lady Gilbert gerichtet, iſt beſonders naiv.). Nicht minder faſhionable iſt die 9te Skizze, wo der Lord einer Tänzerinn das Kleid aufhäkelt, die Schuhe und Strümpfe auszieht und dem Fuß einen Kuß giebt; wie reizend, wie zart, einen Kuß dem Fuße einer Tänzerinn, die den ganzen Abend getanzt hat! Wir können das Buch mit gutem Gewiſſen einem Jeden, der ein Freund von Dummheiten iſt, empfehlen. Ueber ſeine anderen proſaiſchen und lyriſchen Werke im nächſten Hefte ein Mehreres.

Eduard Maria Oettinger, als Journaliſt und Kritiker.

Hier glänzt er am hellſten. Wir wollen ſeinen Argus betrachten, und den Figaro, das ſchwarze Geſpenſt u. a. m. übergehen, denn „Alles wiederholt ſich nur im Leben;“ deshalb findet man in dieſen Blättern beinahe immer daſſelbe. Wir machen, ehe wir die einzelnen Blätter durchgehen, ſchon im Voraus auf ſeine Unparteilichkeit aufmerkſam, denn er hat von *allen* Schriftſtellern Sachen unter ſeinem Namen gegeben; und das hat ihm der Neid als literariſche Gaunerei ausgelegt, wie kleinlich!

In Nr. 4 des Argus erzählt uns Herr O. ſehr wahr, daß Hamburg Hunde, aber keine Hundeſteuer, Thor- aber keine Maulſperre (auch keine Thorenſperre) habe; das iſt wahr, und Herr Oettinger könnte es für eine Perſönlichkeit anſehen, wenn man ihm dies nicht glaubte. Hamburg hat, ſagt er, reizende Umgebungen: Schellfiſche, Theater, Rumpfſteak, Harmonien, Auſtern und Journale; dieſer Witz, wenn er ſprechen könnte, würde ſagen: wäre ich nicht ein heiniſcher, ich möchte ein öttingerſcher Witz ſeyn. In demſelben Blatte ſagt er: ein ſchwarzer Neger wäre ein Pleonasmus; ich hätte dies Tautologie genannt, aber Oettinger ſagt's, und Oettinger-Brutum esse „an honourable man“ nemo nescit *). Eben daſelbſt ſagt er, man vermiſſe ungern die muſikaliſchen Referate des Herrn E. Lehmann in Töpfers Thalia. „Rapp, Rapp! ich witt're Morgenluft!“ oder um mich dem öttingerſchen Volksthümlichkeitenverſchmelzungsidiom anzuſchließen: „Lude, der Schildwachtkanonier riecht Lunte!“ Am Ende dieſes Aufſatzes ſagt Herr O.: es gebe noch ein halbes Dutzend Wochenblätter, die man nur dann anfaſſen kann, wenn man ſich 6 Paar Handſchuhe angezogen und mit Eau de Cologne beſprengt hat; dies aber iſt für den Redacteur eines beginnenden Blattes, der eben erſt von Berlin kommt, zu koſtſpielig, deshalb faßt er ſie gar nicht an. In Nr. 4 theilt er uns etwas aus ſeinem nächſtens erſcheinenden Buche „Panachée“ mit und zwar: fünf Eſel gegen einen Journaliſten, der Kampf iſt freilich ungleich, Fünfe gegen Einen, aber dieſer Eine, bedenke man, übertrifft ſie Alle; unter dieſen fünf Eſeln (ich meine unter dem ſogenannten Aufſatze) befindet ſich Oettinger. Der Aufſatz iſt mit einigen Umänderungen dem Herrn Saphir entlehnt, aber was ſchadet das? In Nr. 5 ſind auch zwei Gedichte: Scherze, von denen das eine ſchlecht, das andere alt

---

*) Daß Oettinger = „Brutus ein ehrenwerther Mann ſey“ (Shakſpeare's Julius Caeſar), weiß Jeder. — Ich bemerke, daß Brutum hier der Accuſativ von Brutus und nicht von brutum (ein Rindvieh) ſey, um Irrthümer zu vermeiden.

iſt, wie man meinen könnte; allein man bedenke, daß Scherze die Ueberſchrift iſt. In Nr. 8 iſt ein Originalaufſatz, allerliebſt nach dem Franzöſ. bearbeitet. Eben ſo gewandt iſt in Nr. 10 der Aufſatz: Naturgeſchichte der Philiſter, von einem Chevalier de Lelly; wahrſcheinlich hat Herr de Lelly (dem Namen nach ein Franzoſe) es aus dem Deutſchen des Börne ins Franzöſiſche und Herr Oettinger wieder in's Deutſche überſetzt, und ſo kann er dieſe Abhandlung mit Recht ein deutſches Original nennen. In Nr. 11. 12 repetirt Herr Oettinger einen Aufſatz aus dem Figaro. Einer der witzigſten Aufſätze befindet ſich in Nr. 15. „Stimmen über Argus, Poſſenſpiel in 9 Acten." Warum aber nennt Herr Oettinger das ein Poſſenſpiel? es ſind doch wahrhaftig keine Poſſen, ob man den Argus kennt, oder nicht kennt, lobt oder tadelt, hält oder nicht hält! Dieſe Beſcheidenheit geht zu weit. Der erſte Act ſpielt in Gaden's Kaféhaus: der Inhalt hat zwar keinen Sinn, aber einer Expoſition hält man das ſchon zu Gute. Der 2te (im Alſterpavillon) iſt ſchon witziger, obgleich er an Unwahrſcheinlichkeiten leidet; ein Gaſt verlangt nämlich den Argus und zwei Baiſers — die Pointe iſt, daß der Argus nicht im Lokale gehalten wird; ſicherlich geht das Lokal bald ein. Der 3te Act, in einer dunklen Tabagie ſpielend, handelt von Kneller, Fuſel, Schafskopf und Argus. Ein Menſch, der erfährt, daß Argus ein Mann mit hundert Augen war, meldet, daß ihm Neunaugen lieber ſeyen. Wie dumm iſt der Mann! er könnte ja Beides verbinden und Neunaugen in den Argus wickeln. Im 4ten Act erzählt ein Schriftſteller (gewiß Herr O. ſelbſt, nicht wahr! ich hab's gerathen) einem Makler, daß der Argus den Erzähler nicht angreifen wird; dieſer Act ſchließt mit einem Knalleffekt, der Schriftſteller ſagt: Wer Pech angreift, be — na, Sie verſtehen mich wohl! Der 5te Act enthält ein Theater im Theater, die Handlung geht nämlich im zweiten Theater vor ſich; ein Commis meldet einem Muſiklehrer, er habe eine Novelle dem Argus zugeſendet und retour erhalten, und der Muſiklehrer erklärt zum Schluß, daß Hrn. O. Briefe Stoff zum Fidibus lieferten — malitiöſe Leute ſagten: es wäre der einzige Stoff, den er richtig bearbeiten könnte. — Im 6ten Act (im Foyer des Theaters) iſt von einer Naſen-Verſchwörung zwiſchen einem Bauchredner und einem Naſenjodler die Rede, die Herrn Oettinger Arme und Beine brechen wollen. Thun Sie es doch, meine Herren, ſchlagen Sie ihm Arme und Beine und alle Knochen im Leibe entzwei, glauben Sie, daß er ſich daraus etwas macht? Dieſe ſterblichen Gebeine ſind nicht Oettinger, aber ſeinen Geiſt können Sie ihm doch nicht nehmen — und zwar aus verſchiedenen Urſachen. Im 7ten Act lobt eine Dame im Boudoir den Argus, ein Geck tadelt ihn; ich ſtimme der Dame bei, in ſtillen, zurückgezogenen Gemächern iſt nichts ſo nützlich und angenehm, wie der Argus. Im 8ten Act lieſt ein Kaltblütiger den Argus, ein Schwärmer findet das, was Oettinger über Dem. Enghaus geſagt hat, infam und benieſt es, worauf der Kaltblütige: zur Geneſung, ſagt. Der 9te Act, iſt ein commercieller, und meldet uns, daß der Argus nur 20 pCt., die anderen Journale 33 pCt. Buchhändlerrabatt geben, ein Fremder aber pränumerirt doch darauf. Wir gratuliren. — In Nr. 16 „liebäugelt“ Argus mit dem Berliner Geſellſchafter des rühmlichſt bekannten Herrn Gubitz (d. h. er reißt ihn herunter). In dieſem Aufſatze nennt Argus einen p. p. Guſto den literariſchen Lohnlakai des Herrn Gubitz; es iſt dieſes aber nicht der einzige Mitarbeiter des Herrn G.; kennt Herr Oettinger nicht die Hauptmatadore: z. B. Herrn Adami (Redacteur des Berliner Figaro, und wirkl. geh. Recenſent am Geſellſchafter, Correſpondent des Argus, königl. preuß. Ex-Gymnaſiaſt) und (wenn ich nicht irre) Herrn Rudolph Gernlein (Referent der Lügenzeitung, oder Lügenreferent der Zeitung Eremit und des Argus,) von dem neulich in einer gelehrten muſikaliſchen Zeitung behauptet wurde, er könne keinen Walzer richtig komponiren; doch ſcheint dies Letztere Verläumdung zu ſeyn, denn Herr Eduard Maria Oettinger ſagt von ihm, in Nr. 63 des Argus: „Herr Rudolph Gernlein, Berlins melodienreichſter Lieder- und Tanzkomponiſt; dies ſagt Herr O. und Oettinger Brutum esse u. ſ. w. wer's nicht glaubt, den reißen Oettinger, Adami, Gernlein ſelbſt und das ganze berliner junge Deutſchland herunter. In Nr. 19 befindet ſich ein geiſtreicher Aufſatz (der Eſel und die Literatur,) an deſſen Schluß der Vf. den Eſel bittet, ihm ſein Ohr zu leihen; wenn man den Aufſatz geleſen hat, ſo wird man bemerken, daß der Eſel ihm nicht nur ein Ohr geliehen, ſondern ſogar beide geſchenkt, und, was noch mehr iſt, daß Herr Oettinger ihm auch ſein Blatt gegönnt hat. Der Aufſatz (Nr. 19 und 20) die „Maske“ iſt eine gelungene Originalcopie, ebenſo der Aufſatz (Nr. 25) die Badebekanntſchaft; ſehr poetiſch nennt Herr O. den Julihimmel darin einen blauſeidenen; wäre er bewölkt geweſen, hätte er ihn gewiß „einen geſtreiften Ginghamhimmel genannt. In Nr. 28 u. a. m. reißt Herr Oettinger Herrn Dr. Töpfer, in Nr. 30 u. a. m. einen hieſigen geachteten Künſtler herunter und zwar, wie Befangene glauben möchten, in den hämiſchſten, pöbelhafteſten Ausdrücken; allein dieſe Menſchen verſtehen den Sinn jener Quasi-Gemeinheiten nicht; Herr. O. ſpricht ſeine Achtung für Hrn. T. und den Künſtler unumwunden darin aus, indem er Lügenzeitung als Titel darüber geſetzt hat, und dadurch alles Geſagte aufhebt. Das Sylveſtermännchen (Nr. 20) iſt recht artig; beſonders ſchön iſt die Stelle: „er lief voll gläubigem Vertrauen (Dativ ſtatt Genitivs, eine Spracheigenthümlichkeit, deren Richtigkeit ich gleichfalls beweiſen werde) in den Wald;“ er ſah viele Eichen im Wald, aber nicht die

Rechte. Gewöhnliche Leſer könnten vielleicht glauben, Hr. O. meinte die rechte, nämlich „Eiche; Gott bewahre, Herr O. will entweder ſagen: er ſah viele Eichen, aber nicht die Rechte (jus, juris), denn dieſe hatte er (o bittere Ironie!) im Walde geſucht, weil er ſie bei den Gerichten in der Stadt nicht fand — oder er meinte die Rechte (die rechte Hand), weil gerade ein Bettler daſtand, dem er mit der Rechten ein Almoſen gab, er ſah nicht danach, weil die Linke nicht wiſſen ſoll, was die Rechte thut. — Man muß nur in O's Geiſt eingedrungen ſeyn, um Sinn in dem zu finden, was die ganze Welt für Unſinn hält. Herr O. verpflanzt auch ſeine philoſophiſchen, neuen Sprachanſichten auf ſeine Mitarbeiter, z. B. (Nr. 29) S. 114. „ein Spitz, der ihm ins Genick packte, ein myſantropiſcher Kleffer“ (während wir, Ungebildete, miſanthropiſcher Kläffer ſchreiben würden) ꝛc. In Nr. 30 (S. 117) „Laſſen Sie der Miß P. ſechs Arien ſingen“ und Nr. 36 S. 142. Peripathetiker ſtatt Peripatetiker; in Nr. 37 (S. 145) ſinonym ſtatt ſynonym, Himmelaja ſtatt Himalaja; Nr. 41 (S. 166) es erbarmt mir Jemand (nach der Redensart: du jammerſt mir gebildet). Seine anderen philoſophiſchen Anſichten ſind nicht minder überraſchend, z. B. in Nr. 31 „die 32 Zähne des Menſchen,“ er gibt jedem Zahne, ſowohl im Ober- als Unterkiefer, den Namen eines Laſters, einer Leidenſchaft; er erklärt zwar nicht, warum er den einen Zahn mit dem Haß, den andern mit der Eiferſucht, den dritten mit der Wolluſt, den vierten mit dem Eigenſinn u. ſ. w. vergleicht, ja man dürfte meinen, er könne eben ſo die Finger, Zähne, Haare, Tiſche, Bänke, kurz Alles, was immer es auch ſey, mit dem Namen der Leidenſchaften belegen und der ganze Aufſatz ſey im Charenton oder Bedlam geſchrieben; allein das verſtehen die Kurzſichtigen nicht. Herr O. hat gewiß ſeine triftigen Beweiſe, allein er kann ſie nicht einem Jeden nach Göthe's Ausſpruch: „das Beſte was Ihr wißt, dürft Ihr den Jungen doch nicht ſagen“ auf die Naſe, oder an den Zahn, der Neugier bedeutet, binden. In der ganzen Größe ſeines ſchrecklichen, literäriſchen Zornes ſehen wir ihn in Nr. 34, wo er Herrn Laube angreift. Die Frechheit des Herrn Laube, unſerm Oettinger „ein artiges Talent für kleine Frühſtücksblätter zuzugeſtehen,“ iſt empörend. Frühſtücksblätter ſind ſolche, die man entweder während des Frühſtücks lieſt, oder in die man das Frühſtück einwickelt; in dieſem letzteren Sinne ſcheint es auch unſer Maria Oettinger genommen zu haben; und wie ſchleudert er Heinrich Laube — den andere Menſchen für einen wenn auch ſehr frivolen, aber ſehr geiſtreichen, bedeutenden Schriftſteller halten — in das Nichts zurück, er läßt ihm einen Don Ranudo de Colibrados, einen unbedeutenden Menſchen (4 oder 5mal in einem Athem), einen ſeichten Kopf, einen mittelmäßigen Narren (die Mittelmäßigkeit haßt Herr Oettinger) und dergleichen literäriſche Abfertigungen mehr zukommen. Unberufene möchten nun glauben, daß durch dieſes Produkt des Aergers Herr O. dem Herrn H. Laube weniger als ſich ſelbſt geſchadet habe; allein wenn der Welt erſt die Augen geöffnet ſeyn werden, und ſie den moraliſchen und literäriſchen Werth Oettingers ganz eingeſehen haben wird, dann wird man ihn anbeten, blind verehren, vergöttern, bis dahin muß er ſich's, ein Märtyrer der Wahrheit, gefallen laſſen, wenn man ihn, nach ſolchen Aufſätzen wie der oben citirte, für einen literäriſchen Gaſſenbuben hält. Der Glückswechſel (in Nr. 50) iſt eine alte Uebung zum Ueberſetzen aus dem Grüning oder Meidinger. In Nr. 50 wundert ſich Herr Oettinger, daß Jemand ein Gedicht ihm nachgeſchrieben habe, uns nimmt es gleichfalls Wunder; obgleich Herr O. bedenken ſollte: daß ja urſprünglich das Gedicht ein Heiniſches ſey. Herr Oettinger verſteht auch Türkiſch; in Nr. 75 erzählt er uns, daß die Türken von Zeit zu Zeit Ins Hallah! (wenn Gott will) und Hallah kerim (Gott iſt groß) rufen. Ein gewöhnlicher Philolog würde ſagen, das ſey falſch und es heiße: insch Allah! (Gott gebe es), Allah kierim! (Gott iſt gnädig); allein wie wollen ſolche Leute es wagen mit Oettinger zu ſtreiten, vergebens werden ſie alle Türken auffordern, ihre Ausſage zu bewahrheiten — Oettinger ſagt es allen Türken in den Bart: es heiße einmal ins Hallah und Oettinger Brutum esse u. ſ. w.

Ich könnte noch mehrere ſeiner unſterblichen Werke, und auch der einzelnen Aufſätze durchgehen, um zu zeigen, welch eine Perle, welch einen Diamant, welch einen Saphir wir an ihm haben; allein ich glaube, Jeder wird jetzt zur Genüge überzeugt ſeyn, daß O. ein Ideal aller Schriftſteller ſey; wehe denen, die nicht davon überzeugt ſind, ſie werden von Herrn Oettinger geriſſen werden, und zwar ſo ſchrecklich, daß ſie lieber das Schimpfwörterlexikon der Fiſchweiber von Anfang bis zu Ende mit anhören möchten. Doch werde ich vielleicht noch im 2ten Hefte dieſes Bändchens eine fernere Beleuchtung der Verdienſte Oettingers und ſeiner Schriften geben. Nur einige Worte noch über das Feuilleton der Neuigkeiten und ſeine Recenſionen im Argus erlaube man mir.

Zuvörderſt bemerke ich, daß — nicht aus Niederträchtigkeit von Seiten Oettingers, ſondern aus Nachläſſigkeit des Druckers ſich in ſein Feuilleton der Neuigkeiten Mittheilungen eingeſchlichen haben, die eigentlich unter den Artikel Lügenzeitung gehören. Ich werde daher zu O.'s Rechtfertigung (er wird es mir gewiß Dank wiſſen) einige dieſer Irrthums-Lügen berichtigen. In Nr. 5 Artikel: Berlin, „auf der Königſtädter Bühne iſt Ludwigs XI. letzte Lebenstage ziemlich beifällig aufgenommen worden“ — iſt eine Lüge, gefiel gar nicht. Ibid. „Die große Mad. Crelinger hat Toujours und une chaumière et son coeur überſetzt, beide Bagatellen haben wenig oder gar nicht angeſprochen“ dies iſt eine Lüge — haben gefallen. Nr. 9. Berlin. „Mad. Pompadour, Primadonna des Schreyerſchen Hunde- und Affentheaters, iſt auf 3 Jahre engagirt, ſie erhält jährlich 15 Schinken, 30 Braunſchweiger Würſte, 3 Monate Urlaub und 1 Saucißchen Spielhonorar“ — dies iſt eine Lüge und ſcheint mir nur Kabale oder vielleicht unerwiderte Liebe der Mittheilung zu Grunde zu liegen. Braunſchweig. „Die Mitternachtszeitung hat durch die Redaction des Herrn Hornayer gewonnen“ — dies iſt eine Lüge! Nr. 15. Berlin. „Auf der Hofbühne hat ein neues Converſationsſtück, die Iſolirten von Weißhaupt, kein Glück gemacht“ — dies iſt eine Lüge; es iſt ein außerordentlich geiſtreiches Stück, freilich mit O.’s Regenſchirm und Journaliſt kann es nicht verglichen werden. Ibid. „Die Mönche von Tenelli haben auf der Königſtadt ziemlich angeſprochen“ — dies iſt eine Lüge, haben ſehr angeſprochen. Nr.18. Berlin. „Die beiden Pagen, von Gempt, gefiel auf der Königſtadt — ein Irrthum im Ausdruck — mißfiel nicht. Nr. 20. Berlin, bei der Vorſtellung der weißen Dame — „Herr Erll und die Geſchwiſter Hölzel brachten unſere Kritik in Verlegenheit“ — dies iſt eine große Lüge, Herr Erl beſonders iſt ſehr brav als Georg Brown. Hamburg. „Auf dem Stadttheater kommt Bauernfeldts literariſcher Salon, ein Machwerk zur Aufführung (ein elegantes Deutſch, das: zur Aufführung zwiſchen die Rede zu ſchieben) das in Wien und Berlin, wie bekannt, durchgefallen iſt,“ — dies iſt eine Lüge, in Berlin hat es ziemlich gut, in Wien ſehr gut gefallen; in letzterer Stadt wurde es abſeiten der Polizei, lokaler Urſachen wegen, verboten. Nr. 29. „Die Venetianer von Rellſtab iſt ein Unſinn und die perſonificirte Langweiligkeit, und gefiel nicht“ — dies iſt eine Lüge, das Drama hat Eigenthümlichkeiten, aber iſt das verdammlich? hat doch auch Oettingers Originalluſtſpiel: die Getäuſchten, ſeine Eigenthümlichkeiten: daß es weder Original noch Luſtſpiel iſt. Ibid. „Fräulein v. Faßmann iſt ein junges, blödſinniges Dämchen, die ſtets falſch ſingt“ — dies iſt eine Lüge. Nr. 31. Berlin. „Der Landſturm von Ziegler hat fiasco gemacht“ — dies iſt eine Lüge. Nr. 33. Berlin. „Hr. Hölzel Vater wurde in: Ich irre mich nie, ausgeziſcht“ — dies iſt eine Lüge. Ibid. „Agnes Bernauerinn, in Scene geſetzt von A. Boſard, iſt mit Eclat durchgefallen“ — dies iſt eine Lüge. Nr. 34. Berlin. „Das Tagebuch von Bauernfeld gefiel ſo ziemlich“ — dies iſt eine Lüge, es gefiel ſehr. Dresden. „Halm's Adept hat auf der Hofbühne gar nicht angeſprochen“ — dies iſt eine Lüge, es gefiel. Nr. 36. Wien. „Die Tempelritter in Akkon von Ch. Birch-Pfeiffer, reich an Situationen und lebendiger Handlung, gefiel“ — dies iſt eine Lüge, es iſt ein ſehr ſchlechtes Stück. Nr. 37. Berlin. „die Poſſe: Schön und häßlich, gefiel nur halb und halb“ — dies iſt eine Lüge, es gefiel ſehr wohl. Nr. 39. Dem. Grünbaum wird die Bühne verlaſſen; ein Verluſt, der leicht zu verſchmerzen iſt“ — dies iſt eine Lüge, Dem. G. verläßt die Hofbühne nicht. Nr. 41. Hamburg. „Der dramaturgiſche Verein iſt unter günſtigen Auſpicien in's Leben getreten; von allen Gegenden Deutſchlands melden ſich Theilnehmer“ — dies iſt eine Lüge, noch iſt auf keinem Theater ein Stück vom dram. Verein bearbeitet, gegeben worden. Nr. 44. Berlin. „Raupachs Hohenſtaufen-Tragödien werden 7 Abende hinter einander aufgeführt werden“ — dies iſt eine Lüge, man ſehe nur das Repertoir. Nr. 52. Paris. „Heine's Reiſebilder haben das Glück der Verlagsbuchhandlung gegründet“ — dies iſt eine Lüge; ich brauchen ur den Namen der Handlung zu nennen: — Hoffmann und Campe in Hamburg und Jeder wird mir Recht geben. Nr. 54. Hamburg. „die neue Theaterallianz der HH. Schmidt u. Mühling hat unter ungünſtigen Auſpicien begonnen“ (dazu rechnet Oettinger den Abgang des Hrn. Baiſon und beſonders den der Mad. Piehl) — dies iſt eine Lüge. Nr. 55. Berlin. „die HH. Rodt, Koch, Amerlang und Mad. Pollert werden Unbekannte, Ignoranten ꝛc. genannt“ — dies iſt eine Lüge, ſie haben alle außerordentlich gefallen und ſich als brave Künſtler erwieſen. Nr. 58. „Aus Nacht in Licht, Orig.-Schauſp. von Dr. Wollheim, iſt durchgefallen“ — dies iſt eine Lüge; das Stück gefiel, Alle wurden gerufen. (Dr. W. iſt ſo thöricht geweſen, dieſe Nachricht O.'s zu widerrufen; Herr O. vertheidigt ſich dagegen in Nr. 72, indem er eine Correſpondenz des Eremiten, und in Nr. 73, indem er eine Recenſion des Freimüthigen anführt; dies entſchuldigt ihn, denn Hr. Oettinger weiß gar nicht, daß ſeine Referenten Adami, R. Gernlein und Gentzel auch Referenten für den Eremiten, den Geſellſchafter und Freimüthigen ſind. Wie ſollte er, der die Rechtlichkeit und Ehre ſelbſt iſt, (wenn auch die ganze Welt dagegen ſtreiten ſollte) dies wiſſen? Nr. 61. Berlin. „Hr. Stieglitz, eine unſerer poetiſchen Nullen ꝛc.“ — dies iſt eine Lüge. Hr. Dr. St. iſt ein anerkannt guter Gelehrter, Philolog (freilich nicht in dem Grade, wie Oettinger) und Dichter, ich erinnere nur an ſeine Bilder aus dem Orient und ſein Dionyſosfeſt *). Nr. 63. „Herr R. Gernlein iſt Berlins melodienreichſter Lieder- und Tanzcomponiſt“ — dies iſt eine Lüge, man riskire nur einmal 2 Groſchen und kaufe ein Lied von ihm. Nr. 75. Wien finden wir Halm als Verf. des „Naturmenſchen,“ wenige Blätter vorher die HH. Horn und Gerle als Verfaſſer aufgeführt. Nr. 72. „Raupach's Hohenſtaufen ſind langweilig“ ich ſchäme mich erſt hinzuſchreiben: dies iſt eine Lüge; es iſt eben ſo, als ſagte ich: blau iſt nicht roth; ſo kurzweilig, wie O.'s ernſthafte Arbeiten, können nicht alle

---

*) Feſt zu Ehren des Bacchus (Gott des Weines). Anmerk. nicht für Herrn Oettinger, der Alles weiß.

anderen ſeyn, dafür iſt Oettinger Oettinger und Raupach iſt nur Raupach. Hamburg. „Die Direction ſieht ein, daß es klüger geweſen wäre, Mad. Piehl zu behalten“ — dies iſt eine Lüge. Ibid. Peſth. Mad. Piehl wurde 8mal gerufen; „iſt es Wahrheit, iſt es Lüge, was aus ſolchem Wahnſinn ſpricht?“

Dieſe Artikel könnten zuſammen einige recht niedliche Vierteljahrgänge einer Lügenzeitung abgeben. Ich wiederhole, daß aus allem Dieſem hervorgeht, daß Herr O. und ſeine Correſpondenzenſchreiber und Zeitungsblätter-Copiſten durchaus keine literariſchen Lügner, Verläumder und Falſchmünzer belletriſtiſchen Courants ſeyn, ſondern daß O. entweder dieſe Lügen alle in die Rubrik: Lügenzeitung, ſetzen wollte, und daß der Drucker ſie vielleicht verſetzt hat; oder daß ſich Eduard Maria einen kleinen Jocus gemacht hat, um Zeitungen, die ſeinem Argus etwa nachdrucken möchten, mit falſchen Gerüchten, wie er ſchon früher gethan, aufſitzen zu laſſen und ſie ſo zu blamiren; denn Herr „Oettinger Brutum esse u. ſ. w.“ — Wir gehen nun zum Schluß dieſes erſten Heftes, zu ſeinen unparteiiſchen, geiſt- und kenntnißvollen Theater-Recenſionen, über. In Nr. 3. recenſirt O. Herrn Dr. Töpfer, und nennt ihn „den beſten Luſtſpieldichter Deutſchlands, kecke „Situationen, lachende Charactere, reizende Dialoge, gewürzt „durch ſchäumende Laune und roſenfarbene Gentileſſe, weiſen „ſeinen Stücken, wenn ſie gleich über franzöſiſche Schablonen „(dies Wort iſt ein fremdes, in dem ſich Herr O. gefällt) geſchnitten ſind, dennoch einen der erſten Plätze im deutſchen „Luſtſpiel-Repertoir an.“ Dies ſchrieb Herr O. am 5. Januar 1837. Von dieſem Tage an wurden Herrn Dr. Töpfers Stücke (obgleich er kein neues geſchrieben hatte) in Hrn. O.’s Meinung immer ſchlechter, und jetzt ſind ſie ſo weit herunter, daß Herr O. in einem ſeiner letzten Blätter behauptet, Al. Cosmar (einer der kleinſten Ueberſetzer aus d. Franz., deſſen Produkte ſich nie über die Mittelmäßigkeit erhoben haben) habe in einem Finger mehr Verſtand, als Töpfer in ſeiner ganzen Hand. Armer Töpfer, den Oettinger ſo unglücklich macht, (ärmerer Cosmar, den O. ſo ſehr gelobt hat, werden manche — mit Unrecht — ausrufen) trinke den Kelch aus, ſeufze, aber glaube, denn Argus ſagt's und Oettinger Brutum esse u. ſ. w. Er tadelt ferner, daß Töpfer Correſpondenzen aufnehme, in denen ſeines Par. Taugenichtſes lobend erwähnt werde; das geſchieht nicht aus Neid, wie man glauben möchte, daß noch ein Anderer außer O. gelobt wird, ſondern um T. aufmerkſam darauf zu machen, daß man ſich ſelbſt, und zwar ganz gehörig, loben müſſe, wie er zum Beiſpiel es thut in Nr. 22 (2mal) 31. 34. 37 (2mal) 41. 42. 47. 50. 53 u. ſ. w. u. ſ. w.

In Nr. 8. (Rec. über die Jüdinn) nachdem er uns einen intereſſanten Waſchweiberbericht, d. h. einen Bericht über Halevy's Wäſche, Manſchetten, Cravatten (ob Herr H. Unterhoſen und Strümpfe oder Socken — und von welcher Farbe, welchem Stoffe trage, hat er nicht mitgetheilt) gegeben; ſagt er ſeinen etwaigen Leſern, ſie ſollen keinen ausführlichen, gründlichen, muſikaliſchen Bericht erwarten; dieſe Aufforderung iſt nun unnütz, denn es erwartet ſie Keiner, da man allgemein Herrn O. das richtigſte Urtheil in der Muſik zutraut, obgleich — oder vielmehr weil er keine einzige Note (ich rede nur von muſikaliſchen, nicht von kaufmänniſchen, Schneider- oder ſonſtigen Noten) kennt; denn ein Muſikkenner iſt gewöhnlich befangen und hat einſeitige Anſichten, die man bei Eduard Maria gewiß nicht findet, und doch, wie gründlich muſikaliſch ſind nicht die Urtheile: — „H.'s Muſik iſt ein Bouquet Weberſcher Magnolien, Auberſcher Roſen und Belliniſcher Nachtviolen“; zum Schluſſe ſagt Herr O., Herr Woltereck habe eine Naſenſtimme, und ſein (Oettinger's) Ohr könne ſich mit W.'s Naſe nicht befreunden! das iſt Schade, womit ſoll Herr Woltereck denn ſingen, daß ſich O.'s Ohr damit befreunde, am Ende gar mit der Hand!

In Nr. 13 (S. 51) ſteht etwas über Byron'swatter, wir machen Herrn O. darauf aufmerkſam, daß die Engländer bis jetzt noch Waſſer: water nennen. — In Nr. 14 ſagt Herr O. in einer Rec. über „die Läſterſchule“: „die Koketterie der Mad. Lenz trat in Holzſchuhen auf“, und ebendaſelbſt „die rohe Kraft der Mad. Walker verblüfft unſer Ohr.“ — Aeußerſt zart! und immer ſpricht Herr O. von ſeinen Ohren, man ſollte glauben, er thue dies aus Eitelkeit, weil ſie die Hauptzierde ſeines Kopfes (nicht etwa die partie honteuse deſſelben, wie ſeine Feinde ſagen würden) ſind. — In Nr. 17

reißt er auch die Prinzeſſinn von Sachſen wegen ihrer Luſtſpiele herunter; aber, Herr Oettinger, ſeyn Sie doch etwas galant! doch vielleicht urtheilt er bald anders über ſie — die Umſtände können ſich ja ändern. — In Nr. 21 nennt er Neſtroy einen „weltgefeyerten Hanswurſt“. Seyn Sie ruhig, Herr Oettinger, auch Sie ſind es, Jeder in ſeiner Art. — In Nr. 23, in einem Bericht aus Mantua, (Herr O. hat Correſpondenten bis Canton) wird die Oper Capuleti et Montechi gelobt; bis jetzt ſchreiben die Italiäner noch e und vor Vocalen ed. — In Nr. 28 kündigt Herr O. ein Buch „dictionnaire *du* cuisine“ an — bis jetzt brauchen die Franzoſen noch cuisine als Femininum; auch würden ſie ſchreiben dict. *de* cuisine. — In Nr. 35, in einer Rec. über „das Weib als Braut, Gattinn und Mutter,“ ſchreibt Herr O.: „Marie liebt ihn wieder.“ — Dies iſt kein Fehler, wie man glauben ſollte, — wenn man ſich nur erſt überzeugt hat, daß wiederlieben nicht Wider- — Gegenliebe fühlen, ſondern nochmals lieben heißt, was freilich die jetzigen Gelehrten noch immer nicht glauben, ungeachtet Herr Oettinger es ſagt. Nicht minder elegant iſt die Wendung: „er haucht dem Character ſeiner Rolle eine weiche Wärme ein.“ Gleich darauf wirft Herr Oettinger dem Herrn Fehringer vor: er habe ſich wieder einige Sprachfehler zu Schulden kommen laſſen. Sollte dieſer oft ausgeſprochene Vorwurf wirklich ein wahrer ſeyn, ſo macht ihn Herr Oettinger nur aus Gelehrtenneid; aber ein ſo großer Mann, wie Herr O., ſollte ſich ſchämen, dem Herrn Fehringer vorzuhalten, daß er gleichfalls ſeine Spracheigenthümlichkeiten und philoſophiſchen Neuerungen der Grammatik kenne und anwende. — In Nr. 38 (Bericht aus Danzig) leſen wir, daß ein Clavier nebſt ein Paquet Noten verkauft wurde, — daß nebſt nicht mehr den Dativ regiert, iſt eine neue Sracheigenthümlichkeit, eigentlich hat nebſt lange genug den Dativ regiert, ſo kann es auch einmal den Accuſativ regieren. In demſelben Blatte (Bericht aus Darmſtadt) leſen wir, daß der rheiniſche Kunſtverein vom 1. April an allmonatlich in den Städten Mannheim, Carlsruhe, Straßburg und Mainz wechſeln werde, — der Gebrauch des in ſtatt zwiſchen iſt neu, und werden wir ihn gleichfalls vertheidigen. Die Recenſion über den Schultheiß von Brügge (Nr. 43) iſt ſtellenweiſe von einer Recenſion in den Originalien (über Maria Petenbeck) wörtlich abgeſchrieben; — ebendaſelbſt ſchreibt Herr O. rüdicül ſtatt ridicül. Dies iſt kein Fehler, ſondern ein Witz, indem er das Wort nicht von ridere lachen, ſondern von rude pöbelhaft, grob, roh, aus ſich heraus herleitet. — In Nr. 44 nennt Herr O. ein portugieſiſches Blatt diario di

Governo, bis jetzt ſchreiben die Portugieſen nur diario *do* Governo, indem ſie das Wort *di* noch nicht kennen, wenn aber der Argus erſt in Portugal ſo anerkannt und verbreitet ſeyn wird, wie Oettingers Kenntniſſe der portugieſiſchen Sprache und Literatur es verdienen, ſo wird man auch di in die portugieſiſche Sprache einführen. Zu Nr. 50 (Rec. über Lear) wirft Herr O. wieder dem Herrn Fehringer vor, daß er geſagt habe: „ich hülle mich in den Lumpen;“ das hat Herr Oettinger am Ende für eine Perſönlichkeit angenommen! Auch unſerer lieblichen, talentvollen Enghaus wirft Herr O. den Handſchuh hin, indem er ſagt, ſie werde vom Publikum überſchätzt. Freilich weiß das Publikum noch nichts von Oettingers „ſchillernder Moſaik der Sprache,“ „Damaskusroſe der Mimik,“ „tändelnder Naivetät der Tragik,“ u. ſ. w. — In Nr. 51 nennt er Dem. Tomaſelli ein Rothkehlchen, Mad. Piehl eine Nachtigall; das würde Mancher nicht glauben, aber Oettinger ſagt's, und Oettinger Brutum esse u. ſ. w. Aeußerſt zart iſt in Nr. 51 (S. 208) die Aeußerung: *Wie viel Stück Rindvieh bedarf es, um ein Publikum zu bilden?* und um den Dank gegen Hamburg, das ihn gaſtfrei aufgenommen, noch deutlicher auszuſprechen, ſchreibt er dieſe Phraſe auf franzöſiſch. — Man könnte meinen, es ſey eigentlich eine grobe Flegelei, ein Dummer-Jungen-Witz, der Stockſchläge verdiene, weil er die *Hamburger „Rindvieh“* nennt, oder eine Rache, weil man auf ſein Blatt nicht hinreichend ſubſcribire; aber wer ſolche Leſer wie Oettinger findet, braucht nicht zu ſchimpfen. Nur Leute, die ſo hoch ſtehen, daß die öffentliche Meinung ihnen gleichgültig ſeyn kann, oder Menſchen, die ſo tief im Moraſt der Gemeinheit ſtecken, daß ſie die allgemeine Verachtung nicht kümmert, dürfen einen ſolchen Ausſpruch über das Publikum thuen; in welche Kategorie unſer gefeyerter Oettinger hingehöre, wird wol Niemand mehr fragen. In Nr. 54 lobt Herr Oettinger Mad. Birch-Pfeiffer bedeutend; hier erkennt man wiederum ſeine Unparteilichkeit. Früher, als Mad. Birch einmal in Berlin war, riß ſie Herr O. fürchterlich herunter, zwei Tage darauf erhob er ſie bis in den Himmel; nun glaubten einige unedel denkende Menſchen, Mad. Birch habe dem Herrn Oettinger Geld- oder anderweitige Geſchenke gemacht; allein das war Verläumdung, Mad. Birch hatte ſich in den zwei Tagen ſo ſehr gebeſſert, daß Herr O. dies nothwendig anerkennen mußte. Dieſe Beſſerung geſchah freilich etwas ſchnell, aber es iſt ja in der Natur nichts unmöglich. — In Nr. 55 annoncirt Herr O. aus Mayland eine neue Oper, il guiramento (der Schwur); bis jetzt ſchreiben die Italiäner noch: il giuramento. In Nr. 56 ärgert ſich

Herr O., daß ein Journaliſt Prügel bekommen habe, — und da ſagt man nun noch, Herr O. habe Brodneid. — In Nr. 64 ſpricht Herr Oettinger dem Hrn. Rellſtab den Titel Publiciſt ab; die Herren Rellſtab, Wilibald Alexis (Dr. Häring), Albini (Prof. Meddlhammer), Dr. Töpfer, Dr. Wollheim, Hofrath Dr. Raupach, Em. Scävola, Prof. Deinhardſtein u. a. m. ſollen ſich, einem on dit zufolge, vorgenommen haben, ſich reſp. aus Verzweiflung über die Angriffe des Herrn Oettinger, todt zu ſchießen. In Nr. 66 ſagt Herr Oettinger in einer Rec. über Mad. Schröder-Devrient als Romeo Folgendes (Deutſchland, merke auf): „Mad. Schröder-Devrient iſt ſeit Jahren eine meiner Idioſyncraſieen. (Sie wird ſich gleichfalls, wie man ſagt, deshalb erſchießen.) Nichts iſt mir unangenehmer, als eine Künſtlerinn, die ohne Erröthen vor das Publikum tritt. (Man merke, er redet von einer Künſtlerinn, Künſtlern, wie z. B. ihm ſelbſt, iſt es erlaubt.) Spiel und Geſang ſind unzart, unſchön, unedel. (Wir glaubten bisher das Gegentheil, allein Oettinger ſagt's, und Oettinger Brutum esse u. ſ. w.) Ihr Romeo iſt eine Carrikatur, der zum Seiltänzer nur die Balancirſtange fehlt, (und das dumme Publikum nennt ſie eine herrliche Erſcheinung, wie zurück ſind alle Nationen Europa's doch gegen Oettinger,) ein ſinnloſeres Couliſſenreißen iſt mir — (und zwar mit einem Eide) pardieu! noch nicht vorgekommen.“ — Er ſagt auch, ſie agire wie ein Herkules in einer Bretterbude. Dies Bild iſt ſehr zart und ſinnig, trotz dem, daß man es, oberflächlich nehmend, für eine pöbelhafte Grobheit halten möchte. Weiterhin ſagt er, ſie ſinge nicht — ſie ſchreie unſchön, wie Mad. Walker; — das gewöhnliche Publikum möchte dies für eine Lüge halten, allein Herr Oettinger legt einen größeren Maßſtab an Geſangsleiſtungen. Was iſt ihm die Schröder-Devrient? was die Walker? ihm ſchweben noch die Töne des Vorſängers der Breslauer Synagoge vor ſeinen bedeutenden Ohren. Am Schluß ſagt er, Dem. Tomaſelli eigne ſich zu Soubretten; Muſikkenner meinen zwar das Gegentheil, aber, wie geſagt, dieſe haben einſeitige Anſichten, und Oettinger urtheilt nur nach ſeinem Gefühl. In derſelben Nummer hält ſich O. auch über das Repertoir der Hamburgiſchen Bühne auf. Da hat er vollkommenes Recht, man gibt da weder Oettingers Regenſchirm, noch Oettingers Journaliſten, noch Oettingers Getäuſchte; und was wiſſen die Herren Mühling und Schmidt vom Theaterweſen; es iſt eine Täuſchung, wenn ganz Deutſchland dieſe beiden Männer für tüchtige Künſtler, für kluge Theaterdirectoren hält, Oettinger muß es beſſer wiſſen. In Nr. 70 nennt Herr Oettinger Mad. Schr.-Devrient einen Mond im letzten Viertel, eine Ruine, und erlaubt, daß man ihn einen Mops nenne.

(Nun, Ihr Feinde Oettingers, zerſchmettert Euch nicht dieſe Großmuth:, werdet Ihr ihm noch den Namen Mops oder den eines ordinairen Hundes beilegen?) Man glaube nach allem Dieſem nicht, daß dies Bosheit, Gemeinheit, Dummheit ſey; Gott behüte! den Ausfällen gegen Mad. Schröder liegt eine wahrhaft philanthropiſche Abſicht zu Grunde; Deutſchland iſt ſtolz auf dieſe Sängerinn, Stolz aber zeugt von Beſchränktheit, und da es Oettingers Streben iſt, die Deutſchen geiſtig zu bilden, ſo können wir es ihm nicht verübeln, wenn er die freilich harte Kur gebraucht: dieſe gefeyerte Künſtlerinn, die zugleich eine der liebenswürdigſten, genialſten Frauen iſt, zu verunglimpfen; — und im Grunde genommen, meine Mitdeutſchen, wozu brauchen wir auf die Schröder ſtolz zu ſeyn, haben wir nicht unſern Eduard Maria Oettinger? und haben wir nicht genug an ihm?

Mit dieſem erhebenden Bewußtſeyn wollen wir dies erſte Heftchen ſchließen, und verſprechen, daß wir von Zeit zu Zeit eine Würdigung unſers Oettinger geben werden, um die zahlloſen Läſterzungen, die ſich gegen ihn erheben, zum Schweigen zu bringen, wenn dies möglich iſt.

Und du, Eduard Maria Oettinger, großer, aber verkannter Mann, blicke huldreich auf dieſen ſchwachen Verſuch, deine Verdienſte ins wahre Licht zu ſtellen; ſey verſichert, daß ich keine Mühe ſcheuen werde, deine Sachen von nun an genau durchzuleſen und zu vertheidigen; und — da du die Schriften deiner Feinde in deinem nach Verdienſt geleſenen Argus annoncirt haſt, ſo gönne auch der Ankündigung dieſer Schrift eines Freundes einige empfehlende Zeilen.

Eduard Maria Oettinger,

auch

ein Zeitgenoſſe.

Von

Dr. A. E. Wollheim.

Heft II.

Motto:

Fair is foul, and foul is fair.

Shakspeare.

London, 1837.
Auf Koſten des Verfaſſers.

Ed. Maria Oettinger auch ein Zeitgenoſſe.

Heft 2.

Das erſte Heft der Brochüre war ſo unglücklich geweſen, den Zorn unſeres großen Maria Oettinger in dem Maße zu erregen, daß er ſtatt des gebührenden Dankes (den wir erwarteten) ſtatt der liebreichen Empfehlung in ſeinen Blättern, unſere Brochüre ein ſchamloſes Pasquill titulirte, (O heu!) *) und ſich unter die ſchützenden Flügel der Polizey begab. Bon! **) Dieſe harmloſe, liebevolle, Dich nach Deinem wahren Verdienſt beurtheilende, bei dem Publikum allgemein Anklang findende Brochüre nennſt Du ein Pasquill, mein Eduard Maria? O Spiegelberger ***) So wie die Welt Dich verkannte, ſich undankbar gegen Dich bewies, ſo verkannteſt Du mich, lohnteſt mir mit Undank, aber ich will Dir beweiſen, daß ich ein guter Menſch bin; Dich und den unausſprechlichen Werth Deiner Werke ferner ins rechte Licht ſetzen, und Dich eben ſo wie im 1ſten Hefte vertheidigen werde, ſo lange Du in unſern Mauern weilſt. Ich habe Dich einen Hund (Sirius) genannt und Du haſt es übel genommen, Du wollteſt Mops heißen; bon! warum ſollte ich die ſtillen, beſcheidenen Wünſche eines ſich ſelbſt erkennenden Jünglings nicht erfüllen? ich nannte Dich einen Bären (ursa major) Du nahmſt es krumm, Du biſt ein Feind von Bären, ich weiß es, darum bindeſt Du ſie immer an, wo Du ſie findeſt; aber Du haſt Dich ja ſelbſt Petz genannt, und als eine ganze Geſellſchaft Dich in einem Kaféhauſe mit dieſem naturhiſtoriſchen Namen genannte, ſchritteſt Du da nicht mit freundlicher Würde zur Thüre hinaus! Alſo, pardieu! ****) ich werde dich nicht mehr Hund und Bär, ſondern Mops und Petz nennen, und zwar Maria-Mops, Maria-Petz; gibt es nicht ein Maria-zell Maria-ſchein, Maria-hilf? warum ſollte es nicht alſo auch Maria-Mops, Maria-Petz geben? — Wir wollen ohne Weiteres zur Beleuchtung einiger ſeiner Werke ſchreiten.

Oettinger als Proſaiker. (Fortſetzung.)

Das weiße Geſpenſt.

Das iſt ein allerliebſtes Buch; es wäre aber noch ſchöner geweſen, wenn die Blätter des Buchs eben ſo weiß geblieben wären, als das Geſpenſt iſt. Huſſein Paſcha, Exdey von Algier, iſt der Glückliche, dem es dedicirt iſt; nicht etwa darum glücklich, weil er kein Deutſch verſteht, und das weiße Geſpenſt nie zu ſehen bekommt, ſondern weil er einer von den Wenigen iſt, denen O. außer ſich, ergeben iſt. Das Motto iſt herrlich, man verſteht es zwar nicht, aber man erinnere ſich, daß das Buch nicht für Deutſche, ſondern für einen Afrikaner geſchrieben iſt, und daß wir es daher dumm finden können, ohne darum doch den Werth deſſelben zu ſchmälern. Das Motto lautet: "Des Lebens Mey blüht einmal und nicht wieder." Man will wiſſen, daß Schiller ſeinen Vers: "Des Lebens May blüht einmal und nicht wieder" erſt nach obigem Motto gedichtet habe; allein das ſcheint ein Anachronismus und von den Verehrern Oettingers erſonnen zu ſeyn, um Schillers Credit zu ſchmälern. Wohlausgeſonnen. Pater Lamormain *) Welch einen hohen Begriff Maria-Petz von der Bildung des Erdeys, der einmal blüht, hat, geht daraus hervor, daß er ihn ſich gleichſtellt, und ihm etwas zutraut, was ſonſt kein anderer Menſch weiß, nämlich: daß Maria-Mops die erſte Sammlung (das ſchwarze Geſpenſt) ſeiner in Journälen zerſtreuten Aufſätze dem Cerberus gewidmet habe. Er erzählt uns ferner als Novität, daß er ein ordentlicher Menſch ſey, und keine Orden haben wolle! Dieſer Witzedelſtein ſpielt ins Saphirblaue. Herr O. war ſtets ein Freund geſetzlicher Ordnung, er liebt die Polizei, er kennt ſie in allen geographiſchen Nüancen; auch die bayeriſche kennt er, denn den größten Theil des weißen Geſpenſtes hat er im Münchener Polizeihauſe verfaßt, wie er uns ſelbſt meldet. Philiſtröſe Menſchen könnten meinen, dies würfe einen Makel, einen Schatten, auf ſeinen reinen Lebenswandel, aber dem iſt nicht ſo, es war dies ein Opfer, welches er der Menſchheit brachte, er wollte nur zum Wohle ſeiner leidenden Mitbrüder, das Weſen der Gefängniſſe exploriren! Großmüthiger Hund — Mops wollt ich ſagen. Auch von einer hoffnungsloſen Liebe meldet uns Maria-Mops etwas: Unglücklicher Jüngling! Sollte vielleicht die Pompadour der Gegenſtand deiner unerwiderten Neigung geweſen ſeyn? Ich meine nicht die Pompadour des Schreierſchen Hunde- und Affen-Theaters, denn dies wäre eine ſtarke Injurie, wie ich bei Gelegenheit der Confiscirung des erſten Heftes leider erfahren habe; ich meine eine Dame, die an Coketterie der ſeeligen Marquiſe von Pompadour gleich kommt.

---

*) Oettingers geſ. Werke. Bd. 1. u. ſ. w.

**) Oettingers geſ. Werke Bd. 1. u. ſ. w.

***) Oettingers geſ. Werke. Bd. 1. u. ſ. w.

****) Oettingers geſ. Werke Bd. 1. u. ſ. w.

Der 1ſte Aufſatz. Fragment aus der Lebensgeſchichte eines wiener Regenſchirms, von ihm ſelbſt erzählt, enthält die Geſchichte des traurigen Luſtſpiels: der Regenſchirm. (1ſtes Heft.) Es ſind höchſt merkwürdige Sachen in dieſem Aufſatz enthalten, ſo ſpricht Herr Eduard Oettinger unter Anderem von $\frac{3}{8}$ Genius, $\frac{4}{8}$ Talenten, ſiebzehner Originalität, Duodezideechen u. ſ. w. Dies iſt, obgleich man es auf den erſten Blick hin, für ſchrecklich dumm zu halten verſucht wäre, oder gar glauben könnte es verriethe Arroganz ſtets von ſich ſelbſt zu reden — dennoch ſehr witzig und geiſtreich; ich weiß zwar nicht recht wie ſo? aber Oettinger weiß es gewiß, und das genügt hoffentlich; als ganz beſonders gelungen in dieſer Art lobe ich den Ausdruck: Schlackwurſtoriginalität; herrlich! äußerſt zart! originell und doch dabei ſchlackwürſtig; Und enthält die Schlackwurſt nicht Originalität? nämlich die, keine Leberwurſt

---

*) Oettingers Werke (Argus No. 1837) und daraus abgeſchrieben von Herrn v. Schiller.

zu ſeyn. Man ſieht, daß unſer großer Bekannter, nicht nur ein originelles Kerlchen iſt, ſondern auch Idee'n von der Koch- und Knochenhauerkunſt (von letzterer vielleicht nur in ihren paſſiven Branchen) hat. Wer wird es ihm verargen, wenn in dem Schickſals-Drama: der Regenſchirm dieſelben Witze, z. B. beſchirmen, den Bock zum Gärtner ſetzen u. ſ. w. (vgl. Heft 1) ſich vorfinden; kann das Publikum ſo überraſchende Geiſtesfunken und Witzſchmetterlinge *) oft genug leſen, hören und bewundern? in der Novelle koſtet der Regenſchirm ſogar eben ſo viel als im Drama, nämlich 30 fl. nun ſage man noch, Oettinger ſey inconſequent. Ganz ätheriſch, zartgefühlt und lieblich — durchaus gar nicht pöbelhaft und gemein — wie es allerdings den Anſchein haben möchte — ſind folgende Sachen: S. 6. “Ich will mich baden in — den Reitzen einer Dame“ — S. 11. u. ſ. w. erzählt er uns, daß die Mad. Springer in's Badezimmer geht, ſich entkleidet, wozu er uns 10 Minuten ſchenkt, um uns das Tableau auszumalen, und die Thür nicht verſchließt. Bock mußte dies gerochen haben, ſagt Eduard Maria. Gerochen! allerliebſt! iste nutschek. **) (beim wahrhaftigen Gott!) zart und zoologiſch richtig! großer Schriftſteller, der du dies geſchrieben haſt, every inch nicht nur ein König, — nein! ein Mops, ein Petz! vivat Maria Mops, vivat Maria Petz, der ſeine Dame im Bade riecht! — Auch bei dieſer anrüchigen Scene gönnt uns Herr O. 10 Minuten Zeit. Seite 18 wird eine Liebesſcene zwiſchen Herrn Springer und Mad. Beck geſchildert und von Finſterniß, Stöhnen, Aechzen, leiſem Gemurmel u. ſ. w. geſprochen. Ich führe die Stelle nicht an — nicht etwa, weil ſie lüderlich, frech oder ſchamlos wäre, das iſt nicht möglich, da Herr O. wie er ſelbſt ſagt, das Leidenſchaftliche im Spiel einer jungen talentvollen Schauſpielerin (Dem. Enghaus) indecent fand, und erröthete, O heu — ſondern weil ich wünſche, daß beſonders der weibliche Theil des Publikums dieſe, im Grunde ſittlichreinen Ausbrüche öttingeriſcher Pietät leſe und bewundere. Eigenthümlich iſt der Ausdruck (S. 19) Jemanden in Fata einweihen; und (S. 26) ſie weinten Thränen von der Größe einer Waſſermelone, wie genial! wie ſinnvoll! — In No. 3. (Heiraths-Antrag) ſagt Herr O. “es gibt im Menſchenleben “Augenblicke, wo man dem Tollhaus näher ſteht als ſonſt; ein “ſolcher wars, als (neugermaniſch; ſtatt: an dem) ich den heroiſchen “Entſchluß faßte — mich zu vermählen“ — ich glaubte erſt, er wollte ſagen: “als ich den Entſchluß faßte, Schriftſteller zu werden,“ aber ſchon der Gedanke an eine ſolche Injurie verdient 25 Rthlr. Strafe oder 14 Tage Arreſt. S. 31. ſagt Herr O.: er haſſe Eigenlob und ſage nur, daß er wirklich gar nicht übel ſey; dieſe letzte Aeßerung iſt eine Selbſtinjurie dem Publikum gegenüber; weil dies in ſeiner Verblendung ſtets das Gegentheil von dem glaubt, was Eduard Maria ſagt. Seite 35 erzählt er, er habe Zeugniſſe über ſeine

---

*) Oettingers geſ. Werke Bd. 1. u. ſ. w.

**) Oettingers geſ. Werke Bd. 1. u. ſ. w.

Treue und Ehrlichkeit. Das iſt wahr, und ſie ſind gewiß ſo ſchön, daß ſie im Raritäten-Kabinet des Münchener Polizeihauſes liegen; auch über ſeine Nüchternheit hat er Zeugniſſe; deren bedürfen wir, die wir ſeine Schriften geleſen haben, durchaus nicht. In No. 6. kommen allerliebſte Wortwitze vor, z. B. “der Rock hatte Löcher, die er Pores nannte, weil der Rock capores war.“ oder “da er gern berühmt ſeyn wollte, hatte er auch ſeine Hoſen beriemt, d. h. mit Riemen verſehn.“ oder „ſeine Halsbinde war groß und ſteif, er fühlte ſich deshalb gebunden“ oder „er hatte keinen Hut, darum nannten ihn viele unbehutſam“ u. ſ. w. u. ſ. w.

Das klinget ſo herrlich, das klinget ſo ſchön! —

In No. 7. zieht er auf eine herzzerſchneidende Art gegen gelehrte Frauen zu Felde; er ärgert ſich, daß ſie mit Ovid, Homer, Putarch, Cicero, Horaz und Pindar kokettiren, das iſt auch Unrecht, da er es nicht einmal thut. Er fordert die Frauen auf, gute Köchinnen zu werden; das iſt ſchön von Dir, daß Du Dich um häusliche Angelegenheiten kümmerſt; gleich darauf ſagt er: die Frauen ſollten ſuchen ein gutes Stück Rindfleiſch hervorzubringen, das iſt nun wahrſcheinlich nichts als eine verzeihliche Eitelkeit auf ſeine Mutter. Er erinnert ſich S. 53. ferner (o raritas, raritatum raritas*) — daß er 30 fl. ſchulde, wie gewöhnlich nicht bei Cassa ſey, und ſeinen Carbonari verſetzen wolle. Einzelne Ausdrücke und Vergleiche in dieſem Aufſatze ſind ſo geiſtreich, und merkwürdig, daß ich ſie hier anführen will, z. B. „O Wahnſinn und Makuba! O Unſinn und Seifenſpiritus! Potz Schoppen und Haner!“ Unverſtändlich, ja faſt wahnſinnig, — aber doch ſchön und herrlich! S. 49: Frauen haben ſich eben ſo wenig um griech. und lat. Klaſſiker zu bekümmern als — (hört! hört!) Auſtern um Kants Kritik der reinen Vernunft, als Pflaumenkuchen um Preßfreiheit, als Zwiebeln um die Emancipation der Juden! — (S. 50.) Schriftſtellerei paßt für Frauen eben ſo wenig, als — Courierſtiefeln für Forellen, als Pfundſporen für Maikäfer, als Patrontaſchen für Regenwürmer. — (S. 51.) Eine Frau eignet ſich eben ſo wenig zu einem Journaliſten als eine Wachtel zu einem Tambour-major, als eine Schnecke zu einem Poſtillon, als ein Meerſchaumpfeifenkopf zu einer Hauslaterne (S. 52) “Frauen haben zum Kritiſiren eben ſo wenig Beruf, als Macaroninudeln zum Pfeifenreinigen, als gebratene Rebhühner zum Flötenblaſen, als ausgeſtopfte Löffelgänſe zum Violinſpielen.“ Welche treffende, ſchlagende Vergleiche! nicht wahr? Einige Literaten erdreiſten ſich nun freilich zu behaupten: dieſe öttingerſchen Witze ſeyen das albernſte, verrückteſte Gewäſch, das je niedergeſchrieben, der fürchterlichſte Unſinn, der je gedruckt ſey. Was ſoll man dazu ſagen? Entweder Oettinger iſt verrückt, oder die Leute, die Obiges behanpten, ſind es! — Die ſchönen witzigen Grabſchriften, S. 98. u. ſ. w. ſind zwar abgeſchrieben, aber das ſchadet nichts; denn ſie exiſtirten zwar auf der Erde, aber für den Mond (der Aufſatz heißt: der Kirchhof im Monde) ſind ſie neu. Sehr bezeichnend iſt S. 111. der Ausdruck, der Berliner verträgt ſchon einen Puff mehr. In No. 23. lehrt er eine neue Sprache, von der er ſagt: ſelbſt der Dümmſte capirt ſie; das iſt nun kein Wunder, und es iſt Unrecht, wenn H. O. ſich Etwas darauf zu Gute thut. S. 120. erzählt uns Herr Oettinger, er hätte keinen Bart gehabt; dies beweiſe, daß ihm keiner gewachſen wäre; dieſer Witz iſt nicht übel; ich kenne ihn ſchon aus dem Eulenſpiegel, ja ſchon aus Saphirs Schnellpoſt oder Courier und man kann alſo, wie beim Wein, von dem Alter auf die Güte ſchließen. — Aeußerſt ſchön ſind folgende Sentenzen: Ein Menſch kann dumm, öchſendumm, ein Lump, ein Erznarr, ein Grobian, ein feiler Schuft ſeyn, nur muß er in allen dieſen Branchen das Höchſte leiſten: dann wird er berühmt oder berüchtigt; (was nach Herrn O's Ausſpruch identiſch iſt) dieſe Anleitung zum Ruhm iſt gewiß gut, denn Oettinger verbindet ſtets Theorie und Praxis. S. 155. meldet O. daß ein adeliches (neugermaniſch ſtatt adeliges) Fräulein wahnſinnig geworden (ſey; die Copula läßt Herr Oettinger immer aus, er ſcheint kein Freund von Copuliren zu ſeyn) und jetzt beſtändig von Pinſeln fantaſire! Welche Eitelkeit von Seiten Oettingers! S. 158. verräth Herr O. außerordentlich ſeine Lebensart und Galanterie, wenn er zu den Damen ſagt:“ ſeyd tugendhaft d. h. ſeyd nicht ſo, wie ihr jetzt gewöhnlich ſeyd.“ S. 176 ſchimpft Herr O auf die Nachdrucker: das iſt doch kein Brotneid; oder fürchtet er für ſeine Werke? da kann er ſich nur beruhigen! alſo ſtill Eduard! —

---

*) Oettingers geſ. Werke Bd. 1. u. ſ. w.

Was die im erſten Hefte erwähnten (von gewöhnlichen Gelehrten grobe Sprachſchnitzer genannten) öttingerſchen Spracheigenthümlichkeiten betrifft, ſo wollen wir nur einige der barockſten anführen, weil ſonſt das Heft zum Buche heranwachſen würde.

S. 2. salti del Angelo; bis jetzt ſchreiben die Italiäner zwar noch vor Wörtern, die mit Vocalen anfangen, dell' ſtatt dello oder della; allein wenn ſie erſt Oettingers Buchſtabenerſparungsſyſtem kennen gelernt haben werden, werden ſie auch del'angelo ſchreiben. S. 3. ein Wallfiſch wird mit Harpunen an die Meeresküſte herbei gezerrt! — gleich darauf: Lümmelchen (es ſoll kein Monolog ſeyn) wenn dir nichts Originelles einfällt, ſo laß es lieber ſeyn; man weiß nun zwar nicht, was das es iſt, was das Lümmelchen ſeyn laſſen ſoll; allein das iſt eine neue Ellipſe, die in die deutſche Sprache eingeführt werden müßte, ſchon weil ſie eine Zeile Druckerlohn ſpart. S. 8. Das hat morgen Zeit! auch eine neue Schönheitsform, die bisher in der deutſchen Sprache unbekannt war; (indem man zu ſagen pflegte: das hat bis morgen Zeit; oder: dazu iſt morgen Zeit. — “S. 10. ſie hatte ihren Hut an den Aſt eines Baumes aufgeknüpft, „ bei aufgeknüpft drängt ſich dem ſtillen Beobachter die natürliche Frage auf: wo aufgeknüpft? nun hat man aber im Allgemeinen angenommen, daß auf die Frage wo der Dativ ſtehe; allein man bedenke, daß Herr Oettinger, wenn er auch wo war, ſtets gefragt hat: wohin?; und auf die Frage wohin ſteht ja doch der Accuſativ. — S. 14 ſagt Herr O. hat es dir bekommen? gewöhnlich conſtruirt man bekommen, wenn es ſoviel heißt wie Nutzen bringen, mit dem Hülfszeitwort ſeyn; denn mit haben bedeutet es erhalten, allein H. O. hält es mit dem bekommen, welches mit haben conjugirt wird. S. 15. "ich bin zum Verräther ſeiner Frau geworden," — nun würde man zwar gewöhnlich ſagen: ich bin zum Verräther an ſeiner Frau geworden; weil der Genitiv einen Doppelſinn zuläßt: allein Herr Oettingers Schriften haben nie einen Doppelſinn — ja Viele (natürlich Feinde ſeines Genius) behaupten, nicht einmal einen einfachen Sinn gehabt. Gleich darauf ſagt er: er ſtürzte zornfunkelnd zur Treppe hinab. Das zur wie majeſtätiſch, und dann: ein zornfunkelnder Mann! ein kühner Gedanke, ein Menſch der vor Zorn funkelt! o Gott! der hat ſich gewiß mit Phosphorus beſtrichen; ich möchte auch einmal einen funkelnden Mann ſehen, der muß ſich ausnehmen wie 100,000 Glühwürmer oder 10000 ſurinamiſche Laternenkäfer; — Gott iſt groß in ſeinen Werken, er läßt ſogar Menſchen funkeln! — S. 17. ſie küſſen ſich. S. 25. ſie fallen ſich um den Hals; man könnte glauben, dies ſey falſch, es wäre ein Unſinn und müßte ſtatt ſich — einander ſtehen, da man ſich nicht ſelbſt küſſen und um den Hals fallen kann; allein Herr O iſt ein Miſanthrop, er traut den Menſchen nichts Gutes zu, und glaubt, daß jeder Kuß, jede Umarmung nur aus Egoismus geſchehe, darum ſetzt er: ſich. S. 19. hat er eine philologiſche Entdeckung gemacht, daß corpus nicht ſächlichen Geſchlechts, wie die Philologen bisher glaubten, ſondern masculini generis ſey; er ſagt: Herr S. gibt den verrätheriſchen corpus delicti u. ſ. w. Warum Herr O. der doch auch ein großer Orientaliſt iſt Kaſchemir ſtatt Kaſchmir und Shawl (nach der engliſchen Ausſprache) ſtatt Schâl ſchreibt, da er doch weiß, daß es auf Perſiſch Keschmir und auf Sanſkrit Kas'mira und schâl (auf perſiſch) heißt, begreife ich nicht. Eben ſo nimmt es mich Wunder, daß der, auch als Helleniſt große Maria Oettinger Brod ſtatt Brot ſchreibt, da er doch weiß, daß dies Wort vom Adjectivô Verbali des Zeitworts bibrôskô (ſpeiſen) abgeleitet wird. S. 43. ſagt Herr O. wenn man ihn zu einem Thee oder Soirée einlud. Nach den Regeln der gewöhnlichen deutſchen Grammatik müßte es heißen zu einem Thee oder einer Soirée, weil Thee männlich, Soirée weiblich iſt und ein männlicher Artikel nicht auf ein weibliches Subſtantiv bezogen werden kann; allein Herr O. iſt wahrſcheinlich immer zu Männerſoirée'n geweſen, darum gebraucht er Soirée männlich. Sehr überraſchend ſagt er S. 49: daß Sie in der Kunſt eingeweiht werden, ſtatt in die Kunſt; das hat einen ſehr tiefen Grund, er liegt aber ſo tief, daß ich ihn bisjetzt noch nicht entdeckt habe. S. 30 ſchreibt er Situationen mahlen ſtatt malen; das iſt kein Fehler, ſondern ein Witz; weil die Situationen oft ſo grob gemalt werden, als wären ſie in einer Mühle für Korn gemahlen. S. 52 ſchreibt er Beafſteeks ſtatt Beefſtakes. Die Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe hat die Schreibart bereits mit einem Extra-Dampfſchiffe nach Oxford geſchickt. S. 87. ſagt Oettinger: das ohne Hoſen Gehen ſey eine Ruine für Schamgefühl und Sittlichkeit! die Ruine für: der Ruin, das Erwirkte für die Urſache zu ſetzen, iſt eine neue herrliche Form, für die, leider! die Rhetorik noch keinen Namen hat; Schade, daß Quintilian nicht mehr lebt; es iſt ungefähr ſo, als ſagte ich: dieſer Mord hat Jemanden mit dem Meſſer erſtochen, oder dieſer Diebſtahl iſt arretirt worden; oder dieſe Schriften ſind literariſche Gauner! — Eine andere, gleichfalls neue rhetoriſche Form findet ſich S. 111 “ der Wiener läßt ſich von der durch ſeine individuelle Meinung irre geleiteten Bahn zurückführen.“ Eine Bahn die irre geleitet wird; ſtatt eine Bahn, die den Wandrer irre führt; am Ende meint Herr O. eine Eiſenbahn, die an einem falſchen Orte angelegt wird; ſonſt wüßte ich nicht wie eine Bahn irre geleitet ſeyn kann. S. 136. ſagt Herr O. der Miniſter iſt bei der Ceſſion; dies iſt kein Unſinn und ſoll auch nicht heißen in der Seſſion; wie man glauben könnte; nein, es iſt eine kannibaliſche Malice *) O. hat: Ceſſion weil die Seſſion (von sedere) nichts Anderes iſt, als eine Zuſammenkunft der Deputirten um dem Miniſter eine Ceſſion (von cedere) zu machen. S. 138. ſchreibt er “ ich laſſe ihm meine Obermacht fühlen, ſtatt ihn; aber das ſchadet nichts; wenn der Mann nur fühlt, ob er mit dem Dativ oder Accuſativ fühlt; darauf kommt es nicht an. S. 141. ſagt O.: der Franzoſe giebt ſeine Narren ein poisson d'Avril; das iſt kein deutſcher Sprachfehler (ſtatt ſeinen, Accuſativ ſtatt Dativ) ſondern ein harmloſer Scherz, weil er gerade von Franzoſen ſpricht; und da dieſe wie bekannt, gewöhnlich falſch und gebrochen das Deutſche reden, ſo ſchreibt er es auch falſch. S. 148. „ der Beruf, zu dem uns die Natur eingeſetzt hat: Man halte dies ja nicht für Unſinn, es iſt ein tranſcendentaler, philoſophiſcher Begriff des Fürſichſeyns. — Die Beurtheilung dieſes Geſpenſtes genüge für dieſes Heft; wenn Herrn Oettingers Beſcheidenheit es wünſcht, ſo werde ich im dritten Hefte ein anderes ſeiner proſaiſchen Werke vornehmen, und deſſen Genialität darthun; jetzt aber wollen wir auch den Lyriker Oettinger bewundern.

Oettinger als Dichter.

Buch der Liebe.

Wir wollen dieſes unſterbliche Werk und einige in ſeinen Werken zerſtreute Gedichte durchgehen; wenn man ſein Buch der Liebe geleſen hat, ſo überzeugt man ſich immer

---

*) Oettingers geſ. Werke Bd. 1. u. ſ. w.

mehr von der Wahrheit der Erfahrung, daß Liebe eine gefähr-
liche Leidenſchaft ſey, die zu den widerſinnigſten, fürchterlichſten
Dingen Anleitung gibt; Liebe war die zarte Blüthe, die
aufgeſproßt in Maria Mopſens Gemüthe, ihn veranlaßte
dieſen Band Gedichte zu ſchreiben. Daß Minette der Gegen-
ſtand ſeiner Geſänge iſt, hat uns befremdet, da wir ſie für
die Pompadour gedichtet hielten, das iſt Unrecht und wider-
natürlich. Im erſten Lied erzählt er ſeiner Geliebten, daß er
"ein ſchwarzer Böſewicht" ſey, und ihr ein Bouquet Liebeslieder
reichen wollte; vielleicht wäre es ihr, als Minette, lieber
geweſen, wenn er ihr einige Mäuſe gefangen und apportirt
hätte. Er ſagt ferner: "laß dein Auge weilen, auf ſeiner
Verſe Ringeltanz." Dieſer Vers iſt ſehr bezeichnend, ſeine
Poeſien ſind ſo eingerichtet, daß dem Leſer Alles vor den
Augen umhertanzt; Beſcheidenheit ſpricht aus dem Vers
"der Lieder ſchmuckentblößte Schaar" d. h. ſinnentblößte
Schaar. Wie gefällt dir lieber Leſer der Vers: du wirfſt ein
Aug' auf ihn hernieder! wenn nur das Auge keinen Schaden
durch den Fall leidet. Im 2ten Lied iſt ein Vers, der ganz
vollkommen iſt, nur eine Kleinigkeit mangelt ihm; er hat
Hand und Fuß, aber der Sinn fehlt ihm. Wie ſchön iſt
nicht (Lied 31) der Vers:

Denn dieſer Stern iſt eines Engels Auge,
In dem erblühet meiner Liebe May,
Aus dem ich Wonn und Tod und Leben ſauge,
Und den ich liebe bis zur Raſerei.

Wie herrlich, nicht proſaiſch oder des Reimes wegen iſt die-
ſer raſende Vers da; auch an Wahrheit fehlt es ihm nicht.
Im ſechsten Lied fängt die Trauerweide im December an
zu blühen und warum? vor ausgelaſſener Freude; ich
geſtehe, daß ich wol einmal eine Trauerweide, die aus-
gelaſſen freudig iſt, ſehen möchte. Herr O. ſieht curioſe
Sachen: funkelnde Menſchen, ausgelaſſene Bäume u. ſ. w.
Wie elegant iſt nicht der Ausdruck: "Nachtigallen, die im
Neſt gehockt" — hingelockt iſt der Reim dazu; nun iſt die
große Frage: iſt hingelockt wegen gehockt, oder gehockt
wegen hingelockt da? wir treten beſcheiden zurück und er-
warten, daß der Dichter dies in einem fünfaktigen Trauer-
ſpiele oder einem Romane darthue. Zuletzt ſagt O., daß Minna's
Name Alles, ſelbſt was unmöglich iſt, möglich machen könne; wenn
das wahr wäre, ſo könnte er ſich ja von der Geliebten recht
viel Gutes, z. B. Reichthum, Verſtand, Bildung, Talent
u. ſ. w. ausbitten. Im 7ten Lied fleht er die Geiſter gro-
ßer Maler um eines Pinſels Kraft an; die Geiſter haben
ſich ihm gnädig gezeigt; er will uns eine Fee malen von
der Locke bis zur Zeh — wahrſcheinlich à la Mad. Springer
oder Bock, und ſchlüßlich nennt er ihre Schönheit eine Per-
lenſchnur — das iſt wieder ein kühnes, wenn auch
ſchiefes Bild. Das 8te Lied iſt reizend, er ſagt:

Aus deiner Wimpern Seidenſaum
Bricht eines Aetnas Lavaſchaum.

Wer ſieht nicht hier das oestrum, wie es Juvenal nennt, den
holden Wahnſinn, lieblich um ſeinen entfeſſelten Buſen

ſpielend, denn was ſoll das heißen: Lavaſchaum bricht aus den Augenwimpern? Vielleicht hat die Geliebte eine Augenentzündung gehabt und Oettinger verſteht unter Lavaſchaum, die Krankheitsmaterie. Eben ſo wahnſinnig ſchön ſind die Verſe:

Auf deines Halſes Schwanenkleid
Sich Lilie an Lilie reiht;
In deines Nackens Silberfluth;
Ein blendendweißer Marmor ruht.

Sie iſt wahrſcheinlich bucklig, dieſe wellenförmige Erhöhung nennt er — ſehr zart — eine Silberfluth; auch ſcheint ſie ſich erkältet und ein ſteifes Genick zu haben, das verſteht er unter dem Marmor, der in der Fluth des Nackens ſteht.

Auf deiner Finger Roſenſtiel!

das müſſen ſchon der Seltenheit wegen ſchöne Finger ſeyn — die wie ein Roſenſtiel grün ſind; von einem grünen Eſel, von einem ſchwarzen Mops haben wir ſchon gehört, aber von grünen Fingern noch nie. Das 8te Lied iſt gleichfalls ein Product des poetiſchen Wahnſinnes, z. B. das Blümchen “hat zwei Himmel aufgebaut.“ oder Lilie

“ Laß ihm (dem Blümchen) das holde Unſchuldskleid
Es leiht ihm heil'ge Majeſtät
Wenn Schaam den Purpur darauf ſtreut (!)
Die ſie den Roſen abgemäht.

d. h. die weiße Farbe iſt recht hübſch, wenn ſie roth iſt; nicht ſo übel, wie man wohl glaubt. Und am Schluß:

Und wenn es gar zu pflücken ging

es geht zu pflücken! welch eine ſchöne, gar nicht proſaiſche Wendung. Im 11. Liede nennt er die Erde einen Menſchenheerd. Man könnte wähnen, dies ſey ein Unſinn; allein es iſt eine Anſpielung auf die Autos da Fe oder die Barbareien der Indianer, weil die Menſchen auf der Erde da gleichſam wie auf einem Heerde gekocht und gebraten werden. Das 14. Lied iſt ein Meiſterſtück, es hat gar keinen Zuſammenhang, bildet auch keinen Satz, ſondern beſteht aus lauter Subſtantiven — z. B.

Engeldivan, Amorbettchen,
Himmelsmuſchel, Paradies,
Lieberzünder, Herzenskettchen,
Schönheitskronen, golden Vließ.

ſo geht es das ganze Gedicht hindurch, ich biete hier dem Leſer einige Hauptwörter: die eben denſelben Sinn bieten wie Oettingers Gedicht: —

Cherubslehnſtuhl, Liebesklettchen,
Kieler Muſchel, Paar=Radies,
Sehnſuchtsflinte, Omelettchen,
Wahnſinnsmütze, Stern=Anis. u. ſ. w.

Wir werden ſpäterhin dem Leſer noch zwei ähnliche Meiſterwerke vorführen. Im 21ſten Liede ſagt er: Liebchens Küſſe ſind:

Würzig wie der Nelke Blut.

Ich habe noch nie etwas von Nelkenblut gehört, oder meint

Herr Oettinger vielleicht Gewürz-Nelken? Wie ſchön iſt im 25ſten Liede nicht der Satz.

Gegen Buſens Alabaſter
War der Schnee ein armer Mohr!

Der Schnee ein Mohr! und noch dazu ein armer! wäre es noch ein reicher geweſen, ſo hätte man den Mohr können paſſiren laſſen; aber ein armer Mohr! Pfui; und dabei wurde die Schnee-Flocke noch roth; wie dumm von der Flocke. Schwarzer Schnee! Rother Schnee! wieder ein Wunder, von denen die O. nur kennt. Eben ſo zart iſt das folgende Gedicht, da fällt ein Roſenblatt auf Liebchens Wange, und wird nachher "vor Aerger ganz ſchneeweiß" und dann "vor Wuth ganz purpurroth" und zum Schluß wird es "getödtet" und nachdem es todt iſt, "wird vor Neid es gelb und grün." Das iſt wieder ein Kunſtſtück, ein O'ſches Naturwunder. Sind dieſe Gedanken nicht ſo ſchön, daß man ganz darüber vergißt, daß es Verſe ſind? Der Schluß dieſer Lieder iſt überraſchend, und ſo hoch, daß ich ihn nicht verſtehe.

Lieb' hat d'rauf ein Lied geſungen,
Ihren Freund in Schlaf gewiegt;
Roſenblatt hat ausgerungen,
Und mein Liebchen hat geſiegt.

Das 28ſte Lied iſt gleichfalls höchſt zart und poetiſch. Er ſagt: ſeines Liebchens Finger ſind Roſen, die Nägel Dornen, damit kratzt ſie.

Wenn der Weſpe Stachel
An ihren Blüthen nagt.

Zuletzt ſagt er:

Verſagſt du mir dies Händchen
Verlier ich den Verſtand.

Wenn man nun O's Werke lieſt, ſo ſieht man, daß ſeine Schöne höchſt grauſam geweſen ſeyn muß. Ganz bezaubernd iſt im 46ſten Liede der Vers:

Liebend würd ich dann umgaukeln
Ihres Buſens üpp'ge Form,
Mich auf ihrem Nacken ſchaukeln
Und ſie küſſen — ganz enorm!

Man glaube nicht daß enorm gewählt, iſt um als Reim auf Form zu dienen. Dies enorm zeigt die Höhe ſeines poetiſchen Wahnſinns. Im 56ſten Liede reimt ſich nur die zweite Linie mit der vierten, aber nicht die erſte mit der dritten, das iſt recht ſchade; er ſagt im dritten Verſe, er wäre ein Stengel, ich hätte einen ſchönen Reim dazu gewußt; Im 70ſten Liede ſagt er zur Philomele "Abſcheuliches Thier," ich glaube das iſt ein Plagiat, aus Schiller oder Kleiſt; denn das iſt zu zart — ſogar für Oettinger; er verſpricht der Philomele auch "Mehlwürmer" zu ſchenken, wenn ſie ſeine Geliebte nicht weckt. Das iſt zugleich poetiſch, naturhiſtoriſch und gutmüthig von ihm. Im 76ſten Liede heißt es:

Im Hirne tobt heißes Verlangen,
Im Herzen iſts öde und leer".

das iſt zwar hübſch, allein ich glaube, es wäre ſchöner geweſen, wenn O. geſetzt hätte:

Im Herzen tobt heißes Verlangen,
Im Hirne iſt's öde und leer.

Im 85ſten Liede meldet er uns, daß er jetzt auf dem Ohre liegt; wir wünſchen ihm “ ſanfte Ruhe auf weitem Lager.“ Im 87ſten ſagt er

Denn ſie iſt die Palette
Der Pinſel der bin ich!

Ich kann weiter nichts hinzuſetzen. Im 88ſten Liede ſagt er dagegen

Babett iſt eine Hebe
Ihr Mann ein Dromedar.

Iſt dieſe Antitheſe nicht ſchön? Das 90ſte und 91ſte Lied ſind ihm aus der Seele geſchrieben, und wir freuen uns ſagen zu können, daß das Schickſal nicht ſtets ungerecht iſt und die Wünſche großer Dichter erfüllt. In No. 90 wünſcht er ein Papagoy in No. 91 ein Hund zu ſeyn. Ich hebe hier als Meiſterſtück der Poeſie Folgendes heraus:

Dich den Mops den kleinen, glatten,
Liebet Dido ja fürwahr
Zärtlicher als ihren Gatten,
Dem ſie noch kein Kind gebar;
Er darf ſich das nicht erlauben
Was dem Hund geſtattet iſt —
Mops du kannſt es gar nicht glauben,
Wie beneidenswerth Du biſt.

Wer hier nicht aus der Haut fährt, hat keinen Sinn für Poeſie; ich behaupte Oettinger iſt der erſte Privet-Schriftſteller unſerer Zeit. Auch der Schluß dieſes fatumbegünſtigten Gedichts wollen wir unſeren Leſern nicht vorenthalten:

Weißt du was? wir wollen tauſchen
Unſ're Chargen aber gleich,
Kann ich Dido ſtets belauſchen
Dünk ich ſelbſt als Hund mich reich.
Ach! ſie wird es wohl erlauben,
Fido, werde Journaliſt
Mops du kannſt ꝛc.

Welcher Art übrigens ſeine Geliebten ſind', kann man aus dem 99 Lied erſehn, wo er ſagt:

Warum ich traurig bin?
Ich will dir Kunde geben,
Mir thut das Herz ſo weh;
Drum einen Kuß mein Leben,
Dann ſchnell Kamillenthee.'

Wir ſehen daß die Küſſe der O'ſchen Madonna als Vomitiv wirken; wenn ſeine Babette dies lieſ't würde ſie antworten:

Warum ich traurig bin.
So lange Zeit geweſen?
Mir that mein Magen weh;
Laß Dein Gedicht mich leſen,
Dann ſchnell Kamillenthee.

Auch das 114. Lied iſt nicht übel: z. B.

Deiner Lippen Cochenille
Deiner Küſſe Pecco = Thee.

Pekkothee der Küſſe! ich habe gehört die Theehändler wollen eine Klage gegen die Mad. Babette einreichen. Ferner

Für der Augen braune Tuſche
Für der Wangen Pergament.

Des Auges Tuſche; C'est touchant! Sehr zart iſt ferner: Pergament der Wange; Oettinger hat wahrſcheinlich Pergament ſtatt Haut. Iſt es Selbſterkenntniß, wenn er im 132ſten ſagt, daß er ſich gern erſchoſſen hätte, wenn es ihm nicht ums Pulver leid geweſen wäre? Auch im weißen Geſpenſt ſind noch einige herrliche Poemata. Z. B. No 8. an den Kaschemir Shawl, das gleichfalls aus lauter Subſtantiven beſteht, z. B. Ohnmachttheiler, Friedensdünger oder Schnupfenbänd'ger Eibiſchthee! Brückenbauer, Schwerenöther, Lilienknicker, Rendezvous! — beſonders ſchön ſind die Verſe:

Eldorado, Rieſenwonne,
Gallahäuptling, golden Vließ,
Putzverſchönrer, Demantſonne,
Frauenkrone, Paradies.

Sehnſuchtſtiller, Krampfbezwinger,
Thränentrockner, Aeſculap,
Ohnmachttheiler, Friedensdünger,
Wunderdoctor, Zauberſtab.

Augenblender, Wunſcherfüller,
Zweckerreicher, Feenkuß,
Allverehrter, Sonntagtriller,
Optimus et Maximus.

Kaſſenleerer, Pflichtverletzer,
Schuldenmacher, Teufelsbrück,
Geldabzapfer, Ringverſetzer,
Schuldthurmfüller, Galgenſtrick.

Dieſe Verſe paſſen eben ſo auf den "Shawl" wie folgende, von mir nach obigem auf einen Kaſchemir Schâl gedichtete:

Alderman und Rieſentonne,
Gallierhäuptling, Burgverließ.
Petzverſchön'rer, Pulverſonne
Sauerkraut mit blankem Kies.
Zebraknochen, Punſchestrichter,
Stiefelzwecken, Donaufluß.
Elias, Mirjam, Oechslein, Dichter,
Infimus et Pessimus.
Geldentblößter, Allverſetzer,
Schuldenmacher, Eſelsbrück,
Arguslefer, Ehrzerſetzer
Mitarbeiter, Galgenſtrick! u. ſ. w.

Mit einigem Nachdenken wird man in dieſe Verſe eben den Zuſammenhang bringen wie in die Oettingeriſchen, obgleich ich natürlich in der Hinſicht mich mit ihm nicht meſſen kann. Im Trinklied No. 10. ſagt er:

Laura Du gleichſt dem Champagner fürwahr
Süßlockend, doch leicht nur und flüchtig

Und wird er gekitzelt, mouſſirt er ſogar. —
Und ſiedet und brauſet ganz tüchtig —

Hierhinter braucht man keine Zoten zu ſuchen; die folgenden Verſe ſind ſo ſtark und ſinnvoll, daß ich dem Leſer empfehle, ſie in ſeinem Buche ſelbſt nachzuſehen.

Ich denke der Leſer hat genug an dieſen Proben der Oettinger'ſchen Muſenproducte; vielleicht im nächſten Hefte, ein Mehreres. Jetzt wollen wir nur noch kurz einige Sprach-eigenthümlichkeiten und metriſche Seltſamkeiten bewundern. Im Buch der Liebe, Lied 1. ſchreibt er erwiedern ſtatt erwidern, eigenthümlich iſt der Vers, "in deinem Aug' Genad gefunden;" ein Anderer hätte geſagt: in deinem Auge Gnad! u. ſ. w. aber Oettinger ſagt Genade; alſo genade uns
⏑ – ⏑
Gott! Im 2ten Lied ſkandirt Herr O. Briareus, während
⏑⏑⏑ –
die Philologen und auch griechiſche Dichter Briareôs ſkandiren. S. 11 zeichnet Herr O. auf die Wand ſtatt an die Wand. In metriſcher Hinſicht ausgezeichnet iſt das 7te Lied; das Versmaaß iſt:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Raphael, Correggio
Rent, Titian, Angelo u. ſ. w.

Im 2ten Vers aber ſkandirt er:
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Petrarca und Boccaccio
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑⏑

während man gewöhnlich ſkandirt Petrarca, Boccaccio. Das 9te Lied beſteht durchgehends aus vierfüßigen Jamben; nur im letzten Vers heißt es einmal:

Drum iſt's das liebſte Kindlein der Natur.

Wahrſcheinlich hat Herr O. hier fünf Füße genommen, weil es gegen das Ende hin geht und er logiſch richtig denkt: fünf Füße gehen ſchneller als vier, das iſt aber Unrecht, denn er iſt mit den vier Füßen überall ſchnell genug weggekommen. Im 10ten Lied gebraucht er voll mit dem Dativ ſtatt mit dem Genitiv, eben ſo S. 85. Im 12ten Lied ſagt er; was iſt der Mai gen deiner Augen Nacht; gewöhnlich braucht man gen nur dann ſtatt gegen, wenn es eine Richtung bedeutet, z. B. gen Norden, gen Oſten u. ſ. w. aber nicht, wenn gegen antithetiſch gebraucht wird; aber große Geiſter dulden keinen Zwang, am wenigſten den der Grammatik; dieſes gen
⏑ –
kommt oft in O's Gedichten vor. S. 27 ſkandirt O. anbetens-
– ⏑
werth ſtatt des gewöhnlichen: anbetenswerth. Im 19ten Liede weilt O's Blick auf ihren Purpurmund; das thut er aus Caprice und Männerſtolz, damit die Geliebte nicht ſagen könne, ſein Blick weilt auf meinem Mund. Im 24. Lied hat die dritte Verslinie durchgehend folgendes Metrum:
⏑ – ⏑ – ⏑ –
alſo dreifüßige Jamben; im 5ten Vers aber heißts
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
wozu Vergleiche, da mein Lieb'

alſo vierfüßig, auch um ſchneller fortzukommen und das cauſale: da lang gebraucht, obgleich kein Nachſatz folgt. Wie rein ſind die Reime S. 18. reiht und Neid; (S. 20) Kleid und ſtreut. S. 87. Fantaſieen und fliehen u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. Doch ich halte hier beim 43ſten Liede an; mir vergeht die Luſt weiter zu leſen; denn auch das Schönſte und Beſte im Uebermaaße genoſſen, ekelt uns an. Indem ich das Buch zuſchlage fällt mir im 131ſten Liede folgender ſchöner Reim auf:

Ich ſinne, ſinne, ſinne,
Daß mir die Tyranninne u. ſ. w.

Im weißen Geſpenſt finde ich in den Dichtungen noch beim flüchtigen Ueberblicke folgende Eigenthümlichkeiten (S. 62.)

Die rothen, die müſſen Brunetten wohl ſeyn,
Und weißen (ſtatt: weiße) Blondinen ich heiße.
Ich will Euch Männern (ſtatt: Männer) lehren
Die Spröden zu bekehren

S. 90. Ihr müßt euch auch bewerben
Des Zöſchens Gunſt zu erben.

S. 91. Laßt alle Mienen ſpringen.

Man glaube nicht, daß dies ein Fehler ſey; wenn O. Mienen ſtatt Minen ſchreibt; er meint: man ſolle die Mienen des Geſichts ſpringen laſſen, d. h. Fratzen ſchneiden um die Gunſt der Geliebten zu erringen; vielleicht iſt ihm dies neue Mittel bei der Pompadour nützlich geweſen.

S. 95. ſkandirt er $\overset{-}{\text{als}}\overset{\smile}{\text{dann}}$ ſtatt $\overset{\smile}{\text{als}}\overset{-}{\text{dann}}$. "Mich ſchützt der Stürme Lauf;" ich habe noch nie die Stürme laufen geſehen; indeß muß Oettinger mit dem Wind beſſer Beſcheid wiſſen, als Andere. S. 116. ſieht man, daß les beaux esprits se rencontrent Oettinger ſagt, von Einem, der von der Geliebten träumt.

Und das Bett iſt ganz feucht,
Doch ums Herz iſt ihm leicht.
Geſtillt iſt das heiße Verlangen.!

Horaz ſagt: (Sermon I. 5. 83 — 85)

Ad mediam noctem exspecto somnus tamen aufert
Intentum Veneri. Tum immundo somnia visu
Nocturnam vestem maculant, ventremque supinum.

und Horaz wußte ſo wenig von Oettinger, wie Oettinger von Horaz; alſo ein großes Verdienſt von beiden Seiten. S. 178 ſagt Herr O. "warſt des Grames Dholagir;" dieſer Vergleich iſt zwar äußerſt hoch und erhaben; aber daß Herr O. Dholagir ſchreibt, da er doch weiß, daß dies eine Corruption von Dhavalagiri (weißer Berg) iſt, nehme ich ihm ſehr übel. — Wir wollen jetzt zum Schlüß nochmals Herrn Oettinger als Journaliſt betrachten.

Oetttinger als Journaliſt.

Argus. (Fortſetzung.)

No. 77. bis No. 92.

In No. 77. nennt O. den Ahasver: ein geachtetes, vielverbreitetes Blatt, und mit Recht! ich habe zwar noch nie ein Blatt deſſelben zu Geſichte bekommen; (obgleich ich alle Journalſchriftſteller, die ſo geiſtreich, gebildet und bildend, ſo wahrhaft richtig und unparteyiſch, ſo nützlich für das Publikum und ſo belehrend für andere Schriftſteller und Künſtler wie Herr Oettinger ſchreiben, leſe, um dem Publikum die Augen über die Verdienſte dieſer Leute zu öffnen) allein ein Blatt, das Oettinger, einen, als Schriftſteller ruhmvoll bekannten Mann nennt, muß nothwendiger Weiſe gut ſeyn. Eine Hand wäſcht ja die andere. Ich habe hierbei dem Ahasver, wie dem Argus einen freundlichen Vorſchlag zu machen; es iſt bekannt, daß Argus, deſſen Augen nie ganz geſchloſſen ſind, äußerſt matt vnd müde, und daß dem ewigen Juden Ahasver ſehr flau iſt, indem er gerne ſterben möchte und doch nicht kann: wie wäre es, wenn der Argus dem Ahasver. ſein Lob und der Ahasver dem Argus das ſeinige vorläſe, Ahasver würde ſogleich ſterben und Argus, der ein Auge ſelbſt und dem man 98 mit Gewalt zugedrückt hat, wird dann auch das letzte ſchließen und ausruhen "von dem thränenvollen Streit." — In demſelben Blatte wirft O. dem Herrn Ludolph Schleyer vor, daß er ein Handelsbefliſſener ſey; man könnte freilich meinen, daß es eine große Dummheit ſey, ſich über den Handelsſtand, (und gerade in Hamburg) der achtbare, nicht dem Gymnaſium entlaufene, ihre Mutterſprache und fremde Zungen richtig redende und ſchreibende, nicht polizeiliche Studien in der Einſamkeit getrieben habende, nicht Parforcereiſen gemacht habende, nirgends hinaus geworfen ſeyende, niemals durchgeprügelt geweſene Mitglieder zählt, luſtig zu machen; allein Herr O. ſteht ſo hoch durch Bildung und Kenntniſſe (beſonders in der deutſchen Sprache) über den Kaufleuten, daß er ſich ſo etwas ſchon ungeſtraft erlauben darf. In eben denſelben Nummern ſtellt Eduard Maria wieder eine neue, überraſchende Behauptung auf nämlich: "Herr Cosmar hat im kleinen Finger mehr Geiſt, als Herr Töpfer in der ganzen Hand." Man glaube nicht daß dies eine alberne Lüge ſey, die Herr O. nur darum aufſtellt, weil Herr Doctor Töpfer auch ein Blatt in Hamburg redigirt oder weil Herr Cosmar O's Freund iſt, mit dem er correſpondirt. — Gott bewahre, — es iſt dies eine reine Ueberzeugung von Seiten O's. Gleich darauf ſtellt Herr Oettinger Mad. Clauer weit höher als Demoiſelle Enghaus; nicht weil die Erſtere perſönlich mit ihm befreundet iſt und die zweite ſein Blatt gekündigt hat, es geſchieht nur aus Unparteilichkeit. In No. 79 fragt Herr O. ſehr naiv: warum ein Araberfürſt Herrn Lamartine einen Ehrenſäbel geſchenkt habe?" man verüble es ihm nicht, daß er Lamartines geiſtreiche Reiſen nach dem Orient nicht kennt; er hat wichtigere Sachen zu thun, als ſich um die Literatur zu kümmern, er muß ja den Argus ſchreiben, der nützlicher für die Welt iſt, als alle Reiſen zuſammengenommen. Sehr unparteyiſch iſt der Bericht in No. 82, in dem er Herrn Werſing und Uetz ſeine perſönliche Bekannten (als Jacob und Simeon im mehulſchen Joſeph in Aegypten) lobt — "die Andern verdienen keine Erwähnung" ſagt er. Viele meinten nun dies ſey eine boshafte Lüge, indem Herr Schäfer und Mad.

Chriſtiany ſehr gefielen und hervorgerufen wurden, allein wer wird ihm das verargen, daß er nur ſeine Freunde lobt? iſt nicht Freundſchaftsgefühl nächſt der Liebe das Schönſte und Edelſte im Leben? darum druckt er auch des Freimüthigen (redigirt von Genzel, Correſpondenten des Argus) ſchöne Witze ab. In No. 84 erzählt uns O. in einem Bericht aus Marſeille, daß ein Geiger Herrn Paganini als Schüler und Bedienter begleite; da hat aber Herr Oettinger doch noch ein größeres Kunſtſtück gemacht, er begleitet ſich ſelbſt als Schüler und Bedienter Heinrich. In No. 85 befindet ſich ein herrliches Gedicht: Champagnerlied, ein würdiges Seitenſtück zum Caſchmir und zum namenloſen Gedichte im Buch der Liebe. Es hat ebenfalls keinen Zuſammenhang, und erfüllt die höchſten Anſprüche; man muß glauben, daß der Dichter ſelbſt betrunken geweſen ſey, als er es niederſchrieb — ob nun gerade im Champagner oder künſtlichen Getränken — das wiſſen die Götter. Ich will es verſuchen eine ſchwache Nachahmung meinen Leſern zu geben.

Champagnerlied.

Original von Oettinger.	Nachahmung.
Sorgentödter, Freudenſpender, Qualabzapfer, Menſchenfreund, Himmelſchöpfer, Wonneſender, Gramableiter, Grillenfeind.	Maulwurfshügel, Mondestrichter Selbſtanzapfer, Serge de Brie, Entenſchnabel, Waſſerdichter, Aetherbogen, großes Vieh.
Sorgenſcheucher, Glückerzeuger, Weltverſchönrer, Frohſinnsborn, Luſterwecker, Schickſalsbeuger, Segensbote, Geiſtesſporn.	Untertaſſe, Sommerſproſſe, Bruſtbeklemmer, Hammelkopf, Fingergenius, Zeitgenoſſe, Eau d'Cologne, Wiedehopf.
Mutheinhaucher, Treuzerſetzer, Herzensdietrich, Troubadour, Näſchendreher, Hornaufſetzer, Tugendbrandbrief, Sonnenuhr.	Tabacksraucher, Kniezerſetzer, Zähnedietrich, Orgelſpiel. Gemſenhorn und Sehnſuchtskrätzer, Tugendjodler, Mondesziel.
Freundſchaftſchließer, Feindſchaftslähmer, Zwietrachtlöſcher, Talisman, Streitausgleicher, Haßbezähmer Zornverſöhner, Liebskumpan.	Stubenſchlüſſel, Feindſchaftswonne, Nachtlichtſcheere, Naſenkahn, Alpenſchiffchen, Ribbenſonne, Zornkalender, Diebscumpan.
Grollerſticker, Wuthbekehrer, Freudenbeet und Sorgenſarg, Kettenſprenger, Freiheitslehrer, Spleenzerſtörer, Weinmonarch.	Wollekrämpler, Hutumkehrer, Argus, bête und Jubelſarg, Kettenbrücke, Deutſchbelehrer, Spleenesſprößling, Lachmonarch.
Scherzeinbläſer, Liſtverkünder, Rauſchverſcheucher, Weiſenſtein, Nachtvergülder, Sonnanzünder, Feengarten, Muſenhain,	Trommelbläſer, Spracherfinder, Roſenhaar'ger, ſchwarzer Stein, Schiffskanone, Lamp'anzünder, Kafékanne, Muſenbein.

Steinerweicher, Augenkleiſter,
Hulderob'rer, Blitz-Trabant,
Zauberkünſtler, Hexenmeiſter,
Amtsbeſtecher, Preis-Courant.

Mitleidbohrer, Themisblender,
Coderdreher, Sauſewind,
Federlenker, Grundſatzwender,
Pfropfenſchleud'rer, Frankenkind.

Witzeinimpfer, Stolzbezwinger,
Mädchenköder, Frauenlieb,
Gunſterſtürmer, Kußerringer,
Sinneinluller, Herzensdieb.

Leidenströſter, Friedensrichter,
Frühlingsſpiegel, Göttertraum,
Thränenſtiller, Liebesdichter,
Wunderbalſam, Lebensbaum.
Weltdurchwand'rer, Tafelwürzer,
Wirthbereich'rer, ſchöner Gaſt,
Wettenkröner, Zeitverkürzer,
Börſenſchinder, Trinkermaſt.

Cröſusſtempler, Glückverbreiter,
Erdenſchmuck und Himmelsperl,
Wehzertrümm'rer, Luſtbereiter,
Engelsbote, Teufelskerl.

Gaumenkitzler, Zungenbinder,
Naſerquicker, Waſſerfeind.
Wangenröther, Aug'entzünder,
Eßluſtmehrer, Buſenfreund.

Froſtbekämpfer, Gluthentzünder,
Frauenliebling, Rebenkern,
Blüthenzeuger, Blumenwinder,
Morgentraum und Abendſtern.

Rieſenzwerglein, Naſenkleiſter,
Tintenſchwitzer, Zuckerland.
Sauerampfer, Wilhelm-Meiſter,
Kupferſtecher, grob Courant.

Nadelbohrer, Mauerblender,
Tretmühlrößlein, Samumwind,
Pferdelenker, Bratenwender,
Pfropfenzieher, H . . . . kind.

Blatternimpfer, Holzbehauer,
Straßenköter, Frauenfeind,
Kunſtbeſudler, Gaſſenhauer,
Galgenſchwengel, Waſſerfreund.

Leid'ger Tröſter, Friedensſtörer,
Spiegelrahmen, Meeresſchaum,
Haifiſchbuſen, Selbſtbethörer,
Leichdornpflaſter, Upasbaum.
Städtewand'rer Speichellecker,
Wirtheſchuldner, ſaub'rer Gaſt,
Kopfgekrönter, Weltendecker,
Beutelſchneider, großer Maſt.

Falſcher Stempel, Ellenreiter,
Erdengottheit, ſchott'ſche Perl,
Augenlehnſtuhl, Kunſtbereiter,
Säbelkoppel, ſchöner Kerl!!

Federpoſe, Beſenbinder,
Naſenkitzler, Waſſerglas,
Wallfiſchblüthe, Armerſünder,
Saphir-Bläue, Saſſafras.

Eckenſteher, Hausdachziegel,
Gänſeleber, Apfelkern,
Beilzertreter, Saffranſiegel
Gertenfühler, Nebelſtern.

Jch bin überzeugt, daß ein Unbefangener, faſt eben dieſelbe Richtigkeit der Appoſitionen zum Champagner findet, wie in dem öttingerſchen Liede. — Jn demſelben Blatt haben ſich wieder einige Lügen durch Verſehen des Setzers in das Feuilleton der Neuigkeiten eingeſchlichen. z. B. Die Lüge No. 1. Amalie Siddons hat nur theilweiſe gefallen — es gefiel ſehr; Lüge No. 2. Mad. Schubert geb. Schneider hat in Hamburg als Giulietta ohne großen Beifall gaſtirt; ſie wurde mit großem Beifall aufgenommen. Lüge No. 3. Des Tenoriſten Schrader (in Petersburg) Stimme iſt ſchwach und gebrechlich, ſein Spiel flach und geiſtlos; — er gefiel ſehr in Petersburg. Jn No. 86. erklärt H. O. den anonymen Verf. der gegen ihn erſchienenen Broſchüre: „Herr E. M. Oettinger auch ein Zeitgenoſſe Heft 1.“ ſo lange für einen Verläumder, bis ſich derſelbe genannt haben wird. Jch wollte meinen Namen nicht hergeben, weil man im Stillen Gutes thun, und nicht um Dank zu empfangen, mit dem was man zu Jemandes Wohl gethan hat, prunken ſoll; allein da mich mein Maria-Petz verkannte, ſo nannte ich meinen Namen alſogleich öffentlich; und ich ſtand gereinigt in ſeinen Augen da, denn er erklärte den Verf. der Broſchüre nur für einen Verläumder, bis dieſer ſich nennen würde.

In Nr. 87. iſt eine ſchöne Fabel enthalten, dieſelbe iſt ganz unverſtändlich, ja Manche haben ſie für dumm gehalten, aber was verſtehen ſolche Leute von myſtiſcher Allegorie? Die Dichtung hat mich dermaßen ergriffen, daß ich gleichfalls einen ſchwachen Verſuch in dieſem Felde der Dichtkunſt wagte. Hier iſt er.

Auch eine Fabel.

Auch unſ're arge Zeit der Wunder nicht entbehrt,
Wie euch die Fabel itzt vom ſchwarzen Mopſe lehrt. —
Ein Recenſent, der Welt durch Schmähen längſt zur Laſt,
Von jedem Ehrenmann, verachtet und gehaßt
Schrieb einſt ein ſchlechtes Blatt in ſeinem Vaterland,
Das, ausgenommen ihn, nicht einen Leſer fand.
Drum ſchimpft er voller Grimm und ſchrie zum Jupiter:
„O gieb mir Leſer doch, Du, des Olympos Herr!“
Der Gott des Donners ſchickt zur Erde den Merkur;
Daß er dem Armen ſuch' auch einen Leſer nur.
Der Götterbote fleht, befiehlt, verſpricht auch Lohn —
Umſonſt! mit Schaudern flieht ein jeder Erdenſohn.
Zeus fragt — juſt mild geſtimmt, weil er gut tranſpirirt: —
“Wie kommts, daß auf das Blatt kein Menſch ſich abonnirt?
“Laß mich es einmal ſehn, bring mir 'ne Nummer her,
“Apoll ſagt, es ſey Schund, doch Midas lobt es ſehr!“ —
Wie er's ſo flüchtig lieſ't, erheitert ſich ſein Blick,
Und freudig lächelnd gibt dem Hermes er's zurück,
Und ſpricht: “lieſ't auch das Blatt kein einzig Erdenkind,
“Ich halt es und Neptun, drum ſubſcribir geſchwind;
“Ich und des Waſſers Gott, wir ſind ihm wol genug,
“Denn leer liegt auf dem Tiſch das Subſcribentenbuch.
“Und weil ich von Moral, von chriſtlich frommem Sinn
“Die mir ſo ſehr verhaßt, nichts finden kann darin,
“So ſey das Erſte gleich, was er im Blatt begehrt,
“Auf Jupiters Parol! ihm alſobald gewährt.„
Da lieſ't er die Kritik von einer ſchönen Frau
Die lautet in dem Blatt, wie folget, ganz genau:
„Ich wüßte, was ich thät, könnt ich ein Hund jetzt ſein,
“Und Madame N. N. wär' in meiner Näh' als Stein“ —
Drauf ſpricht den weiſen Spruch, des Götterherren Mund:
Wolan! ſie werd' ein Stein, und er ein Mops zur Stund!
Und ſo geſchah's, die Naſ' ward ſtumpf und fürchterlich,
Der Kopf bedeckte gleich mit borſtgen Haaren ſich,
Die Hände wandeln ſich zu krummen Pfoten ſchnell,
Und ſtatt der Stimme tönt' ein heiſeres Gebell;
Zur ſchwarzen Schnauze ſchrumpft drauf ein ſein großer Mund. —

Und ſchnell ſtand fertig da, der Recenſent als Hund.
So wandelt er noch jetzt, als ſchwarzer Mops umher
Er wedelt, apportirt, macht Sprünge kreutz und quer
Stellt knurrend oft ſich auf die Hinterpfoten, und
Hat nichts vom Menſchen mehr, iſt ganz vollkommen Hund.
Kriecht ſchmeichelnd auf dem Bauch, wenn mit dem Stock man droht,
Und ſchnappt begierig ſtets, nach jedem Stückchen Brot;
Doch weil die Zähne er, einſt gar zu dumm verglich,
Nahm Zeus ihm das Gebiß, zur Pflanze wandelt's ſich.
Und fällt er voller Grimm, auch jeden Wandrer an
So bellt er nur zum Glück, weil er nicht beißen kann.

Ebendaſelbſt theilt uns O. mit: auf Blarneycaſtle liege ein Stein den ein gewiſſer ſchamloſer Pasquillant küſſen müßte! das iſt eine weite Reiſe um einen Kuß. Herr Oettinger hat es näher, wenn er küſſen will. Ebendaſelbſt ſagt er, die Bewohner von St. Gallen erfreuten ſich der Auszeichnung, nach Eßlairs und Seydelmanns Spiel die Mad. Birch-Pfeiffer auftreten zu ſehen! O hen. No. 88 iſt der Glanzpunkt des Argus; wer die nicht geleſen hat, hat nichts geleſen. Die Hamburger haben ſich darum geriſſen. Das Blatt wurde gratis ausgegeben und doch ſchrieen die Hamburger es wäre noch zu theuer! ja man druckte gleich mit der erſten ſchon die dritte Auflage und doch nannte das Publikum es dumm und lächerlich: ſich bei den Behörden, dem Senat, dem Hamburger Volk (daß er erſt kurz zuvor Rindvieh genannt hatte) einſchmeicheln und mit einemmale ängſtlich vor ihnen kriechen zu wollen: Undankbare Hamburger! Seine Entſchuldigungen ſind Bekenntniſſe einer ſchönen Seele; qui s'excuse, s'accuse. Er ſpricht unter Anderem von Herrn Fehringer, dem er 5 — 6 mal vorgeworfen habe die Leidenſchaft zu hegen Dativ und Accuſativ zu verwechſeln; (und nennt ihn, wahrſcheinlich deshalb Bürger Fehringer; wenn dies die Folge wäre, ſo müßte Herr O. dem ich gegen 100 Mal dieſelbe Leidenſchaft vorgeworfen und bewieſen habe, wenigſtens Großbürger ſeyn; welch ein Glück für unſer gutes Hamburg.) Uebrigens nennt er dieſe meine Abhandlung über ſeine Spracheigenthümlichkeiten, und Darſtellung ſeiner großen Gedanken: — ein Pasquill; während Sachen, wie über Mad. Schröder-Devrient, Dr. Töpfer u. A. m. (1 Heft) die nicht wirklich achtbar ſind (wie er ſich in dieſer Nummer ausdrückt,) — über Dem. Enghaus, (eine allgemein geachtete, unbeſcholtene junge Dame, von der er (No. 79) ſagt: ſie gerirte ſich wie "eine mannſüchtige Griſette, die in alle Myſterien der Liebe eingeweiht iſt. Faſt alle Scenen wurden ſo dargeſtellt ꝛc. daß Argus mehr als einmal Urſache zum Erröthen gehabt hat. Im Namen des Anſtandes und der Sittlichkeit muß ich — proteſtiren,) in ſeinen Augen nur eine "anſtändige Vertheidigung" ſind. Wir danken ihm daß er uns über den Irrthum, indem wir bisher dies verwechſelten, aufgeklärt hat. Ebendaſelbſt ſagt er zu dem *Publikum* das er *Rindvieh* genannt hatte — "wir alle ſind *Brüder*!„ alſo: et te Brutum video auch dich Brutus ſehe ich (Brutum ſtammt von Brutus und eben ſo wenig wie im 1. Heft von Brutum Rindvieh ab.) Merkwürdig iſt die Unterſchrift, ſie lautet: "*Oettinger*, keines Hofes *Rath*," (bei ſeiner allgemein anerkannten *Luſtigkeit* wundert uns dies) "keiner Armee Secondelieutenant, keines Ordens Ritter" (auch dies nimmt uns, bei ſeiner horrenden Tapferkeit Wunder) " keiner Facultät Docter, keiner gel. Geſellſchaft Mitglied " (auch wunderbar! ein Mann, der ſolche Werke geſchrieben hat, in denen nicht eine Seite ohne neue frappante Spracheigenthümlichkeiten ſich vorfindet, ingrata patria, ne ossa quidem sua habebis!) " keines Freibillets Inhaber " (doch mitunter! nicht wahr? wenn auch nicht von der Direction) "ſondern nichts als Menſch" (weiter nichts? man erlaube uns einen gelinden Zweifel,) und Zeitgenoſſe, (ja das iſt wahr, er iſt *auch einer*.)

In eben derſelben Nummer des Argus fängt Herr O. plötzlich an Mad. Chriſtiany anzugreifen; ein merkwürdiges Zuſammentreffen iſt es, daß ihm die Dame zwei Tage vor Erſcheinung dieſer Nummer gekündigt hatte! Seltſam! höchſt ſeltſam! wenn nicht Oettingers Redlichkeit und Gefühl für Ehre überall anerkannt wäre, ſo könnte man wunderbare Dinge glauben. In No. 89. führt Herr Oettinger eine Stelle aus der Thalia an, in der geſagt wird: daß er (nämlich Oettinger) ſich ſtets lachend *ſchlug*. *Schlug* das iſt möglich; jetzt *ſchlägt* er nicht mehr, und *lacht* nicht mehr, O heu! In demſelben Blatt ſagt O.: Herr Theodor Mundt, früher privatim docens an der Univerſität zu Berlin, Verfaſſer mehrerer rühmlichſt bekannten Schriften, auch Dr. phil. (welchem Titel Herr O. Feind zu ſeyn ſcheint, indem er ihn Allen, die ihn beſitzen nimmt, arme Doctores philosophiae!) habe in Paris gelernt daß der Eſel l'âne heißt, aber Herr Dr. Mundt kennt ja Herrn Oettinger gar nicht, und hat nie etwas mit ihm zu ſchaffen gehabt. In No. 92. meldet uns Herr O. er arbeite an einem humoriſtiſch-ſatyriſchen Roman: geheime Memoiren des Dr. Schinderhannes; Einige meinten, er wolle eine Autobiographie liefern, Andere widerſtritten dieſer Meinung, indem ſie ſagten, er könne wol genug Stoff zur Satyre über ſich ſelbſt, aber keinen zum Humor finden. Genug, es ſey wie es ſey, ich bin überzeugt, daß der geniale Verf. des weißen Geſpenſtes, des Regenſchirms u. ſ. w. u. ſ. w. auch noch andere als *faſhionable* Dummheiten ſchreiben könne. Ich mache das Publikum im Voraus auf das gewiß großartige Product unſers Satyrs aufmerkſam und verſpreche ihm es gegen Anfeindung in Schutz zu nehmen. Er kann darauf rechnen.

Was nun die orthographiſchen und Spracheigenthümlichkeiten in den citirten Nummern des Argus betrifft, ſo halte ich es für meine Pflicht, ehe ich zu denſelben übergehe, noch einige aus den frühern Nummern, die ich im erſten Heft vergeſſen habe, nachzutragen, z. B. in No. 22 ſagt er mémoires historiques de Mad. Duchesse de Berry; obgleich die Franzoſen noch immer mém, hist, de Mad. la Duch d, B, ſagen. In

No. 38. “ſie ſchmähen, ſie verachten, ſie begeifern ſich, ſtatt einander; No. 39. Ornäſtet, die Schweden ſagen Örnenäſtet. No. 41. apothiki kam ophelimo gnoseon; bis jetzt ſagen die Griechen apothiki tôn ophilemôn gnôseôn. No. 77. ſchreibt er mes derniers illusions; im gewöhnlichen Leben würde der Franzoſe ſagen: mes dernières illusions, weil illusion weibl. Geſchlechts iſt. In No. 78. ſchreibt er Dyniſtie, eine rein philologiſche Grille des großen Helleniſten O., ſtatt Dynaſtie. — Auch der Schluß, worin er die Könige große Diebe, die man laufen läßt, nennt, iſt effectreich. In No. 79. ermahnt Herr O. den Herrn Rottmayer, ordentlich deutſch, franzöſiſch, engliſch und italiäniſch ausſprechen zu lernen! Bravo! Herr R. nehmen Sie nur bei Eduard Maria Unterricht, dann werden Sie, alle dieſe Sprachen lernen, und zwar ſo, daß man alsdann das Deutſche für italiäniſch, das Italiäniſche für engliſch und das Engliſche für franzöſiſch halten wird. In No. 79. (in einer Rec. über Caſanova) ſchreibt Herr Oettinger liederlich, ſtatt lüderlich, wahrſcheinlich leitet er es von Lied ab. Ebendaſelbſt ſagt er: ein einziger Act Caſanova’s habe mehr Situationen, als ein Dutzend Raupach, ſcher Luſtſpiele, d. h. beim Caſanova kann Herr O. Vieles (d. h. Situationen à la Mad. Bock im Regenſchirm) bei Raupachſchen Stücken gar Nichts denken. Kein Wunder! Eben da ſagt er: der Rahmen eines roſenlaunigen Dialogs; er parfümirte die Rolle mit draſtiſcher Jokoſität er hat mehr als eine Rolle, er hat einen Typus geſchaffen. Man könnte wol glauben, in dieſen Redensarten berge ſich nicht für einen Heller geſunden Menſchenverſtandes; aber das iſt nicht wahr; wol birgt ſich Verſtand darin, und zwar ſo gut, daß man ihn nicht entdecken kann, was doch der Zweck des Verbergens iſt. In derſelben No. ſchreibt Oettinger Lytographie; er leitet es wahrſcheinlich von lytos (v. Verb. lyo löſen) ſtatt von lithos (Stein) her; und ſchreibt daher ſo ſtatt Lithographie. Wieder neue philologiſche Entdeckungen! In No. 80. ſagt O.: “Da Rs. Witz Alles übertrifft, was von dieſer Gattung anerkannt iſt,“ man ſollte denken, es müßte in dieſer Gattung heißen, weil: von einen Doppelſinn gäbe; allein das iſt Täuſchung! Eben da ſchreibt O. immer Achroſtichon ſtatt Akroſtichon; er leitet es vielleicht nicht, wie man gewöhnlich thut, von akron, und stichon ſondern vom ſemitiſchen achar, her. Wer kann ſeinem Geiſte Feſſeln anlegen? In No. 82. nennt er Dem. Taglioni eine Napoleonide des Tanzes! Was dieſes Patronymikon von Napoleon hier ſagen will, bleibt ein Geheimniß noch zur Stunde. In No 83. ſagt Oettinger O heu! Man glaubte erſt, es wäre ſchlechtes Latein; aber es iſt gar kein Latein, es iſt deutſch, ein Zeichen von Frömmigkeit, und weiter nichts, als in kurzen Worten Oettingers Bitte für ſein tägliches Brot. In No. 84. wünſcht Herr O. einen Mann etwas; das iſt ein Zeichen ſeines guten Herzens, wenn er’s auch nur mit dem Accuſativ wünſcht; mit dem Dativ wäre es auch zu viel. In No. 86. ſtirbt eine Dame im Narrenhauſe, dicht darunter iſt Oettinger. In No. 87. ſagt Herr O. “der Zeiger wies auf die rote

Stunde,“ gewöhnlich ſchreibt man *wieß* von weiſen, aber Oettinger hat ein neues Verb. irregul. *Weißen, Wieß, Gewißen*; doch mein Gewißen hat er nicht — *Gewoßen*. Ebendaſelbſt ſagt O.: die Anzapfung des Geſellſchafter contra Abendzeitung! Höchſt verſtändlich, richtig und ſchön, ſtatt: die Anzapfung der Abendzeitung abſeiten des Geſellſchafters. Eben daſelbſt ſagt er: “*unſer Freimüthige*,“ nie hat er größere Wahrheit geſprochen: alle dieſe Berliner, Leipziger und Hamburger Schriftſteller, wie Oettinger und Freunde, ſind ein Leib und *eine* Seele — ja *eine* Seele Alle zuſammen. Die Rec. des öttingerſchen Gentzel, oder des gentzelſchen Oettingers iſt in einem ſolchen pythiſchen Tone, daß kein Menſch ein Wort davon verſtehen kann. In No. 88. ſagt Herr Oettinger in Lund erſchienen 2 *wiſſentliche* Journale. *Wiſſentliche* (Bewußtſeyn habende) ſtatt *wiſſenſchaftliche*, iſt großartig. O heu! Im nochmaligen Durchleſen fallen mir einige Stellen in No. 89. auf, nämlich: wo Herr O. mit einer jungen Schauſpielerinn, die ihn verklagt hatte, ſpricht: “Ich hätte mich anders gerächt; ich hätte nicht die Polizey, ſondern mein Talent zu Hülfe gerufen, und mir Mühe gegeben, die Fehler, die man mir vorgeworfen (*hat*, iſt ausgelaſſen, wieder die Copulationsantipathie), künftig zu vermeiden.“ — Wie edel; er hat es anders gemacht; er ging nicht zur Polizey, als ich ſeine Spracheigenthümlichkeiten ins Deutſche überſetzte und ſeine geiſtigen Parad=oxen aufklärte; er widerlegte meine Behauptungen und erwarb ſich ſo die Achtung des Publikums! In No. 90. nennt Herr O. eine Oper le Disertore per amoro, die eigentlichen Italiäner kennen den Artikel le nur im plur. fem. und würden ſagen il disertore (oder noch beſſer il desertore). Ebendaſelbſt nennt er ein Stück: a peculair position; dies würde ſich recht nett machen, wenn die Engländer nicht die komiſche Gewohnheit hätten, peculiar zu ſagen. In derſelben Nummer macht ſich Maria-Petz über H. Heine luſtig! Garde à vous, Maria-Carlin! Sehr elegantes Deutſch iſt in der Form: (ebendaſelbſt, Bericht aus Prag) “Wir werden über die *in ein paar* Jahre erfolgten Darſtellung u. ſ. w.“

Ich ſchließe hier, mit dem Ausdruck hoher Bewunderung, die mir Oettingers Werke abzwingen; und wenn ich nicht mehr Schönheiten in jeder Hinſicht darin entdeckt habe, ſo iſt es nicht, weil es ſeinen Arbeiten daran mangelte; nein! aber es iſt ein drückendes Gefühl, ſo klein daſtehen zu müſſen, gegen einen ſolchen großen Hund an Geiſt. Herr O. hat ſich die Mühe gegeben, zu verbreiten, ich hätte das erſte Heft nicht allein geſchrieben, ſondern Helfershelfer gehabt; das that Herr O. nicht “aus niedrigem Sinne, um mich vor dem Publikum ſo zu “erniedrigen, daß es mich nicht einmal fähig halten ſollte, “einem Oettinger, dem es an Geiſt, Witz (nicht an geſtohlenen) an Schulkenntniſſen, (ſogar an den nöthigſten die den “Knaben ſchon eingeprägt werden z. B. Rechtſchreibung, “Regeln der Präpoſitionen, der Caſus, der Conjugationen, der “Syntax u. ſ. w.) fehlt, zu beurtheilen“ — wie ein Literat neulich in eine hieſige Zeitung ſetzen wollte, nein! dies geſchah, damit ich nur einen Theil der Strafe tragen ſollte. Beruhigen ſie ſich Herr O.! ich habe wirklich dieſe ſchwere Abhandlung über Ihre grammatikaliſchen Syſteme, über ihre ſonderbare Art Schriftſtellerei zu treiben, ganz allein, ohne Beihülfe eines Andern — dies betheure ich Ihnen vor dem Publikum, zu Stande gebracht, eben ſo wie dies 2te Heft, obgleich ich erſt im Gefühle meiner geringen Kenntniſſe in Verhältniß zu den Ihrigen 999 Mitarbeiter annehmen wollte, aber ich unterließ es. Leben ſie wohl! A tantôt, — Im dritten Heft.

Anhang.

Obgleich ich die Nummern des Argus von 93 an erſt ſpäterhin durchgehen wollte, ſo fiel mir während des Druckes dieſer Hefte, No. 93 des Argus in die Hände. Ich ſehe, daß E. M. Oettinger endlich der Bitte: meiner Brochüre einige empfehlende Zeilen zu gönnen, freundlichſt entgegen gekommen iſt. Er ſchreibt nämlich: “Der Unterzeichnete beeilt ſich, ſeinen “verehrten Leſern pflichtſchuldig anzuzeigen, daß im Laufe dieſer “Woche eine neue Brochüre gegen ihn erſcheinen wird, heraus“gegeben von dem nämlichen Verfaſſer, der durch ſein erſtes “Pamphlet ſo ſchöne Lorbeeren eingeärndtet hat. Im Voraus “erlaubt ſich der Unterzeichnete die unſchuldige Erklärung, daß “er ſich nie ſo tief erniedrigen wird, auf Libelle ſolcher Art ir“gend etwas zu erwidern. Es giebt Subjecte, die von uns “ſagen könnten, wir hätten Vater und Mutter umgebracht, bei “unſerm Nachbar eingebrochen, oder die Bank beſtohlen, wir “würden ſolchen und ähnlichen Beſchuldigungen nichts entgegen“ſetzen, als jene tiefe Verachtung, die ſich durch beharrliches “Stillſchweigen kund giebt. Der Redacteur des Argus, E. M. “Oettinger.“ Ich erkenne die feinſinnige Art mich dem Publikum gegenüber (das doch nun einmal, lächerlich genug, das Gegentheil von Allem dem, was er ſagt — wie er ſelbſt weiß — glaubt) zu loben. Auch verräth die Aeußerung, daß er auf dies zweite Heft nicht antworten werde, keineswegs eine anticipirende Furcht vor der kritiſchen Ruthe, keine gemeine Feigheit, (obgleich er ſelbſt alle Leute angegriffen hat) wie manche Leute meinen könnten, ſondern Liebenswürdigkeit; es giebt Leute die Oettinger wie ſie ſich ausdrücken zum Freſſen lieben; die müſſen wirklich alsdann einen Narren an ihm gefreſſen haben. Wie wahr iſt nicht die Aeußerung: (wieder ein Product der Selbſterkenntniß) es gebe Menſchen, die ſagen könnten man habe Vater und Mutter ermordet, geſtohlen u. ſ. w. Daß Herr O. übrigens ſagt: ich hätte Lorbeern eingeärndtet, zeugt nur von der größten Herzensgüte und Beſcheidenheit. Mein großer Oettinger; ich erkenne deine Vorzüge willig an. Ich trete dir die Lorbeeren ab; ſie gehören deinem Haupte an. Schön wirſt du beim Mahle glänzen, die Lorbeern auf dem Kopfe, und eine Citrone im Mund! Herrlich! Unvergleichlich!

Druckfehler.

[illegible] ſtatt Privatſchriftſteller, lies Privat[illegible]

[illegible]

550. G.